Berthold Auerbach's

geſammelte Schriften.

Erſte, neu durchgeſehene Geſammtausgabe.

Erſter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1857.

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung dieſer neu durchgeſehenen Geſammtausgabe vor.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Schwarzwälder Dorfgeſchichten.

Erſter Band.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

„Vorreden ſpart Nachreden

ſagt ein gutes deutſches Sprüchwort, und es ſollen daher den Dorfgeſchichten ein paar einleitende Worte vorausgehen. Fern von ihrem Schauplatze ſind dieſe Darſtellungen aufgenommen und ausgeführt worden; der Leſer möge beurtheilen, ob Standpunkt und Ton der richtige. Einerſeits nicht mitten aus dem Bauernleben heraus, andrerſeits nicht vom ſtädtiſchen Geſichtspunkte befangen dieſe Lebensbilder vor Augen zu ſtellen, war mein Beſtreben; ſo auch glaubte ich, ſollten ſowohl Städter als Landbürger ſich ihnen mit Intereſſe zuwenden können. Die Eigenthümlichkeiten des Dialekts und der Redeweiſen ſind daher nur in ſo weit beibehalten, als das weſentliche Gepräge derſelben damit dargethan wird. Ich habe mich faſt immer als mündlich erzählend gedacht; die Ereigniſſe ſtehen als geſchichtliche Thatſachen da. Daher mußte es kommen, daß hin und wieder manche Lebensregel und allgemeine Bemerkung eingeſtreut wurde.

Ich habe abſichtlich nicht in eine geſchichtliche Vergangenheit zurückgegriffen, obgleich eine ſolche freieren Spielraum zu phantaſtiſchen Gebilden und zur Anlehnung an große Ereigniſſe geboten hätte; alle Seiten des jetzigen Bauernlebens ſollten hier möglichſt Geſtalt gewinnen. Zunächſt verfolge ich damit nicht die Tendenz, in irgend einem Bereiche Mißbräuche, Irrthümer und dergleichen abzuſtellen; ergibt ſich eine ſolche Nothwendigkeit aus den vorliegenden Erzählungen, ſo wird mir das eine freudige Genugthuung ſein.. Daß Mißſtände des katholiſchen Clerus berührt wurden, liegt einzig in der Oertlichkeit. Ich verwahre mich ausdrücklich dagegen, als ob ſolche nur im katholiſchen Clerus ſtattfänden; in proteſtantiſchen Gegenden finden ſich andere in anderen Erſcheinungen. Das religiöſe Leben, hier zunächſt als kirchliches, bildet ein Grundelement im deutſchen Volksthume; es iſt das hiſtoriſche Bewußtſein des Unendlichen, in ſeiner Ganzheit feſtſtehend, den Charakter erfüllend. Macht ſich hier auch bereits das individuelle Bewußtſein geltend, erheben ſich Einzelne über die gegebenen Formen, ſo geben dieſe doch noch im Allgemeinen den Charakteren das weſentliche Gepräge. Frivol iſt es daher, im Bauernleben den religiöſen Grundzug zu ignoriren, und poetiſch unwahr obendrein.

In den Ländern der Centraliſation, der geſchichtlichen Einheit und Einerleiheit, kann der Dichter weit eher Nationaltypen aufſtellen. Engländer, Franzoſen, ſind unter denſelben Geſetzen, ähnlichen Lebensbedingungen und geſchichtlichen Eindrücken aufgewachſen; ihr Charakter hat nicht bloß in der Richtung auf das Allgemeine, ſondern auch in Einzelheiten, in Gewohnheiten, Anſichten ꝛc. etwas Gemeinſames. Wir aber, durch die Geſchichte getrennt, ſtellen weit mehr die Ausbildung des Provinciallebens dar. Die aus dem Volksthume genommene Poeſie wird ſich daher ähnlich der neueren Richtung geſchichtlicher Forſchung auf das Provinzielle, immer mehr lokaliſiren müſſen. Wie wir die Einzelheit politiſch auszubilden haben, ſo haben wir auch poetiſch dieſe Aufgabe; das Bewußtſein der Vereinigung und Einheit muß hindurchgehen, und ſo auch hier ein in ſich gegliedertes Leben ſich herausſtellen. Durch die Länderarrondirungen iſt das Provinziale freilich vielfach zerſchnitten, aber noch ſteht der Kern deſſelben feſt.

Ich habe ohne Scheu ein beſtimmtes Dorf, meinen Geburtsort, genannt. Nach Nachrichten von dort, iſt die früher veröffentlichte Erzählung: „die Kriegspfeife,“ in das Anzeigeblatt „der Schwarzwälder-Bote“ aufgenommen worden; die Bauern ſind nun über mich höchlichſt ergrimmt und ſagen: das ſei Alles erlogen, und ich hätte ſie lächerlich machen wollen. Man ſieht, daß man in höheren wie in niederen Kreiſen gern einen fingirten Schauplatz für Darſtellungen aus der Gegenwart verlangt. Ich halte es aber für Pflicht, daß wir, je mehr wir dem Leben nahe treten wollen, auch ohne Zagen ein Wirkliches zum Schauplatz der Darſtellungen wählen, und mit Namen nennen. Durch den hiſtoriſchen Roman ſuchte man den realen Boden zu gewinnen, und hier durfte der Dichter ohne Scheu einen beſtimmten Ort nennen. Dies Letztere iſt aber auch nicht minder bei Darſtellungen aus der Zeit anzuwenden; dadurch wird das Zeitbild zum hiſtoriſchen.

Die neuere Volksdichtung kann damit zugleich mit Bewußtſein aufgreifen und fortſetzen, was ehedem die Sage in rein naiver Weiſe that, indem ſie beſtimmte Orte mit ihren Gebilden umwob.

Ich habe es verſucht, ein ganzes Dorf gewiſſermaßen vom erſten bis zum letzten Hauſe zu ſchildern;

die vorkommenden Sitten und Gebräuche ſind dem wirklichen Leben entnommen, ſo wie auch die Lieder aus keiner gedruckten Sammlung, ſondern, ſo viel mir bekannt, bisher noch ungedruckt ſind.

Neunzehn Jahre ſind es, ſeitdem ich dich verlaſſen, du ſtiller Heimathsort, um Bahnen zu wandeln, die weit über deine umfriedete Gemarkung hinausführen; der ſtille Zug der kindlichen Liebe hat meinen Geiſt wieder zu dir zurückgelenkt und mit namenloſen Bewegungen hieß ich die faſt verklungenen Töne wieder erſtehen. Vor meinem Fenſter wallt der mächtige Rhein, dieſe Pulsader Deutſchlands; ein glänzender Lichtſtreif zieht ſich, wie ein ſilbernes Band, von jenſeits herüber, die Wellen zittern und glitzern im Mondlicht. Die Wellen des Neckars, die dort oben an meinem Heimathsort vorbeirauſchen — der große deutſche Strom hat ſie freudig aufgenommen und trägt ſie hinab in das Meer. — So mögen auch dieſe Gebilde, die ich hinaus ſende ins Vaterland, aufgehen in dem Strom deutſchen Lebens als eine beſcheidene Welle, den heimiſchen Bergen entſprungen.

Mainz, im Winter 1842."

Vorſtehende Bemerkungen, die ich hier unverändert hergeſetzt, habe ich keiner der bisher erſchienenen Ausgaben dieſer erſten zwei Bände als Vorwort beigegeben. Ich hatte ſie nur in der Zeitſchrift „Europa“ (1843) zur Verſtändigung über meinen künſtleriſchen und ethiſchen Standpunkt veröffentlicht. Jetzt nachdem ſo viele Andere ſich über dieſe Produktionen und deren Fortführung ausgeſprochen, ſcheint es mir angemeſſen, den theoretiſchen Geſichtspunkt, den ich von Anfang an erfaßte und im Weſentlichen noch immer feſthalte, auch meinerſeits an dieſer Stelle zu bezeichnen.

Dresden, 22. Auguſt 1857.

Berthold Auerbach.

Inhalt.

Seite

I. Der Tolpatſch 1

II. Die Kriegspfeife 43

III. Des Schloßbauers Vefele 67

IV. Tonele mit der gebiſſenen Wange 119

V. Befehlerles 151

VI. Die feindlichen Brüder 185

VII. Ivo, der Hajrle 205

I.

Der Tolpatſch.

Ich ſehe dich vor mir, guter Tolpatſch, in deiner leibhaftigen Geſtalt, mit deinen kurzgeſchorenen blonden Haaren, die nur im Nacken eine lange Schichte übrig hatten; du ſiehſt mich an mit deinem breiten Geſichte, mit deinen großen blauen Glotzaugen und dem allweg halboffenen Munde. Damals, als du mir in der Hohlgaſſe, wo jetzt die neuen Häuſer ſtehen, einen Lindenzweig abſchnittſt, um mir eine Pfeife daraus zu machen — damals dachten wir nicht daran, daß ich einſt der Welt etwas von dir vorpfeifen würde, wenn wir ſo weit weit auseinander ſein werden. Ich erinnere mich noch wohl deiner ganzen Kleidung: freilich iſt ſie leicht zu behalten, denn Hemd, rother Hoſenträger, und für alle Gefahren ſchwarzgefärbte leinene Hoſen war ja Alles. Am Sonntag, ja da war es anders, da hatteſt du deine Pudelkappe,[1] dein blaues Wamms mit den breiten Knöpfen, die ſcharlachrothe Weſte, die kurzen gelben Lederhoſen, die weißen Strümpfe und die klapfenden Schuhe ſo gut wie ein Anderer, ja ſogar meiſt noch eine friſch gepflückte Blutnelke hinterm Ohr ſtecken. Aber es war dir nie recht wohl in dieſer Pracht. Drum bleib' ich bei dir in deinem Alltagskleide. —

---

[1] Pelzverbrämte rothe Mütze ohne Schild, mit einer Troddel von Golddraht in der Mitte.

Jetzt aber, nimm mir's nicht übel, lieber Tolpatſch, und mach dich wieder fort. Ich kann dir deine Geſchichte nicht ſo in's Geſicht hinein erzählen; ſei ruhig, ich werde dir nichts Böſes nachſagen, wenn ich auch per „Er“ von dir ſpreche.

Der Tolpatſch trägt ein ganzes Geſchlechtsregiſter in ſeinem Namen, denn er heißt eigentlich „des Bartels Baſche's[1] Bua“ und ſein Taufname iſt Aloys. Wir thun ihm den Gefallen und bleiben bei ſeinem rechten Namen. Das freut ihn, da außer ſeiner Mutter Marei und uns wenigen Kindern ihn faſt Niemand ſo nannte; jeder hatte die Frechheit Tolpatſch zu ſagen. Darum ging auch unſer Aloys, obgleich er ſchon ſiebzehn Jahre alt war, am liebſten mit uns Kindern um. An verſteckten Orten ſpielte er Häuſchens mit uns, oder rannte mit uns im Felde umher, und wenn der Tolpatſch, oder beſſer, der Aloys bei uns war, waren wir geborgen gegen jeden Angriff der Kinder von der Leimgrube; denn die ganze Dorfjugend war faſt immer in zwei feindliche Parteien getheilt, die ſich auf allen Wegen und Stegen ſcharf befehdeten.

---

[1] Barthelomäus Sebaſtian.

Die Altersgenoſſen unſeres Aloys begannen aber ſchon eine Rolle im Dorfe zu ſpielen. Sie rotteten ſich allabendlich zuſammen und zogen, gleich den großen Burſchen, ſingend und pfeifend durch das Dorf, oder ſtanden ſchäkernd vor dem Wirthshauſe zum Adler an der großen Holzbeige, und neckten die vorübergehenden Mädchen. Das vornehmſte Kennzeichen eines großgewordenen Burſchen iſt aber die Tabakspfeife. Da ſtanden ſie dann mit ihren ſilberbeſchlagenen und mit ſilbernen Kettchen behangenen Ulmer Maſerköpfen, ſie hatten ſie kalt im Munde; manchmal aber wagte es einer, bei des Bäckers Magd in der Küche eine glühende Kohle zu holen, und dann machten ſie fröhliche Geſichter zu ihrem Rauchen, wenn ihnen auch noch ſo übel davon wurde.

Auch unſer Aloys hatte ſchon zu rauchen angefangen, aber nur ganz im Verborgenen. Eines Sonntags Abends wagte er es, die Pfeifenſpitze aus ſeiner Bruſttaſche herausgucken zu laſſen und ſich ſo zu ſeinen Altersgenoſſen zu geſellen. Einer von ihnen zog ihm mit Halloh die Pfeife aus der Taſche, Aloys forderte ſie zurück, ſie wanderte aber unter Jubel und Lachen von Hand zu Hand, und als ſie Aloys mit immer größerem Ungeſtüm forderte, da war ſie verſchwunden, keiner wollte ſie mehr haben. Aloys zerrte nun an Allen herum und forderte mit Weinen ſeine Pfeife, aber Alles lachte; da packte er die Mütze des erſten, der ihm die Pfeife genommen, und rannte damit davon in des Schmied Jakoben Haus. Der Mützenloſe brachte nun die Pfeife, die in der Holzbeige verſteckt war, zu Aloys hinauf.

Das Haus des Schmied Jakob Bomüller, das war der „Ausgang" des Aloys. Hier war er nämlich immer, wenn er nicht zu Haus war, und er blieb nie zu Haus, ſobald er ſeine Arbeit darin fertig hatte. Die Frau des Schmied Jakob war ſeine Baſe, und außer ſeiner Mutter und uns wenigen Kindern nannte ihn auch noch die Frau Aplon (Apollonia) und ihre älteſte Tochter Marannele bei ſeinem rechten Namen: Aloys. Des Morgens ſtand der Aloys früh auf, und wenn er ſeine zwei Kühe und ſeine Kalbe gefüttert und getränkt hatte, ging er nach des Jakoben Haus, klopfte, bis ihm das Marannele aufmachte, und nach einem einfachen „guten Tag" ging er durch den Stall in die Scheune. Die Thiere kannten ihn, ſie brummten jedesmal freundlich und wendeten die Köpfe nach ihm; er aber ließ ſich dadurch nicht lange aufhalten, ſondern ging in die Scheune und ſteckte den beiden Ochſen und den beiden Kühen (Futter) auf. Beſonders freundlich ſtand Aloys mit der Bleßkuh. Er hatte ſie vom Kalb an auferzogen, und wenn er ſo bei ihr ſtand und ihrem Freſſen mit Behagen zuſah, dann leckte ſie ihm oft die Hände, was ſeinem Morgenanputz zu gute kam.

Wenn er dann die Thüre des Stalles öffnete und die Sauberkeit darin wieder herſtellte, pflog er manches trauliche Wort mit den Thieren, indem er ſie bald rechts bald links ſtellte. Kein Dünger im ganzen Dorfe war ſo ſchön breit und ſo ſchön viereckig geſchichtet, wie der an des Schmied Jakoben Haus, denn das bildet eine Hauptzierde eines ächten Bauernhauſes. Dann wuſch und ſtriegelte Aloys die Ochſen und die Kühe, daß man ſich darin ſpiegeln konnte. Drauf lief er hinaus an den Brunnen vor dem Hauſe und pumpte den Trog voll; er ließ dann die Thiere hinausſpringen, und während ſie draußen ſoffen, machte er ihnen friſche Streue. Wenn nun das Marannele in den Stall kam, um die Kühe zu melken, war alles ſauber und aufgeräumt. Oft, wenn eine Kuh „ſtreitig“ war, d. h. ausſchlug und ſich nicht melken laſſen wollte, ſtellte ſich Aloys zu ihr und hielt ſeine Hand auf das Rückgrat der Kuh gelegt, damit das Marannele beſſer melken konnte; meiſt aber machte er ſich ſonſt noch etwas zu ſchaffen. Und wenn dann das Marannele ſagte: „Aloys, du biſcht e braver Bua,“ da ſchaute er nicht auf nach ihr, ſondern kehrte mit dem Stallbeſen ſo heftig, als wollte er die Pflaſterſteine aus dem Boden kehren. Drauf ſchnitt er in der Scheune Futter für den ganzen Tag, und wenn er die niedere Arbeit vollendet hatte, ſtieg er die

Treppe hinauf, holte Waſſer für die Küche, hackte Klein-Holz und ging endlich in die Stube. Das Marannele brachte die Suppenſchüſſel, ſtellte ſie auf den Tiſch, faltete die Hände, ein Jeder that desgleichen, und nun betete ſie vor. Nachdem man darauf das Zeichen des Kreuzes gemacht, ſetzte man ſich mit einem „G'ſegn' es Gott“ zu Tiſche. Alles aß aus Einer Schüſſel, und Aloys holte ſich oft einen Löffel voll von dem Platze, wo das Marannele ſich ſchöpfte. Still und ernſt, wie bei einer heiligen Handlung, ſaß man bei Tiſche; nur äußerſt ſelten wurde ein Wort geſprochen. Als abgegeſſen und abermals gebetet war, trollte ſich Aloys nach Hauſe.

So lebte unſer Aloys bis in ſein neunzehntes Jahr, und als ihm zum Neujahr das Marannele ein Hemd ſchenkte, zu dem es den Hanf ſelber gebrochen, das es ſelber geſponnen, gebleicht und genäht hatte, da war er ganz ſelig; es that ihm wehe, daß er nicht „hemdärmelig“ über die Straße gehen konnte, es hätte ihn trotz der grimmen Kälte gewiß nicht gefroren, aber die Leute hätten ihn ausgelacht, und Aloys wurde immer empfindlicher gegen den Spott der Leute.

Daran war beſonders des alten Schultheißen Knecht ſchuld, der ſeit der Ernte in das Dorf gekommen war. Es war ein ſchöner, ſchlanker Burſch, mit einem trotzigen Geſichte, das durch den röthlichen Schnurrbart noch eine beſondere Auszeichnung hatte. Jörgli, ſo hieß der Knecht, war Kavalleriſt, und trug faſt immer ſeine Soldatenmütze. Wenn er Sonntags in ſeiner geraden, keckent Haltung, die Füße auswärts ſetzend und die Sporen klingen laſſend, die Soldatenmütze auf dem Kopfe, mit den lederbeſetzten Reithoſen angethan, das Dorf hinaufging, da ſagte ſein ganzes Weſen: „ich weiß, daß ſich alle Mädle in mich vergucken“; oder wenn er ſeine Pferde zur Tränke an des Jakoben Brunnen ritt, da wollte dem guten Aloys faſt das Herz ſpringen, weil er ſah, wie das Marannele jedesmal zum Fenſter hinauslugte. Er wünſchte, daß es gar keine Milch und Butter auf der Welt gäbe, damit er auch Pferdsbauer wäre.

So unerfahren auch unſer Aloys war, ſo waren ihm doch die Unterſchiede der drei Stände wohl bekannt. Da ſtanden zu unterſt die Kühbauern, die von ihren Zugthieren auch noch Milch und Kälber ziehen müſſen; dann kamen die Ochſenbauern, deren Zugthiere man doch noch mäſten und ſchlachten kann, zuoberſt aber ſtanden die Pferdsbauern, deren Zugthiere weder Milch noch Fleiſch geben, und die doch das beſte Futter freſſen und oft am meiſten gelten.

Ich glaube nicht, daß Aloys hiebei an den Nähr-, Lehr- und Wehrſtand dachte.

Heute am Neujahrstag zeigte ſich ein Vorſprung, den der Jörgli als Pferdsbauer hatte. Er führte nach der Morgenkirche des Schultheißen Tochter und ihr „Geſpiel", das Marannele, im Schlitten nach Empfingen ſpazieren, und ſo ſehr auch unſerm Aloys darüber das Herz im Leibe zitterte, ſo folgte er doch dem Wunſche des Jörgli und half ihm die Pferde einſtweilen im Schlitten einprobiren. Er fuhr mit ihm im Dorfe umher und dachte nicht daran, welch eine ſchlechte Figur er neben dem ſtattlichen Soldaten ausmachte. Als die Mädchen eingeſtiegen waren, führte Aloys die Pferde noch einige Schritte, bis ſie recht angezogen hatten, rannte ſo neben den Pferden her, und ließ ſie dann los. Und als darauf der Jörgli unter Peitſchenknallen und Rollengeklingel und dem Zuſchauen der halben Gemeinde mit den beiden Mädchen dahin fuhr, da ſchaute ihnen Aloys noch lange nach, als man ſie längſt nicht mehr ſehen konnte; er ſchalt dann den dummen Schnee, der ihm das Waſſer aus den Augen trieb, und ging traurig nach Hauſe. Es war ihm, als ob das ganze Dorf ausgeſtorben wäre, da das Marannele den ganzen Tag darin nicht zu finden ſein ſollte.

Ueberhaupt war Aloys ſchon ſeit dem Beginne dieſes Winters oft ſehr betrübt. Im Hauſe ſeiner Mutter kamen die Mädchen oft in die Karz, oder wie man es hier nennt, „zu Licht." Die Mädchen wählen zu dieſen abendlichen Zuſammenkünften immer am liebſten eine jung verheirathete Geſpielin oder eine freundliche Wittwe; die älteren Hausherren ſtören das harmloſe Treiben doch zu ſehr. So kamen die Mädchen auch oft zur Mutter Marei, und die Bauernburſchen kamen wie immer uneingeladen dazu. Früher hatte ſich Aloys gar nicht daran gekehrt, wenn man ſich nicht um ihn kümmerte, er ſaß in einer Ecke und — that gar nichts; jetzt ſagte er ſich immer in Gedanken: „Aloys! beim Teufel, du biſt doch jetzt neunzehn Jahre vorbei, du mußt dich jetzt auch vornhin ſtellen,“ und dann ſagte er wieder: „wenn nur der Teufel den Jörgli lothweiſe holen thät’.“ Der Jörgli war das Endziel ſeines Unmuthes, denn er hatte bald, ohnerachtet er ein Knecht war (wie das überhaupt hier wenig Unterſchied macht), die Oberhand über alle Burſchen des ganzen Dorfes gewonnen, und ſie mußten alle nach ſeiner Pfeife tanzen; und wie prächtig konnte er ihnen pfeifen und ſingen und jodeln und Geſchichten erzählen wie ein Hexenmeiſter. Er lehrte die Burſchen und Mädchen neue Lieder, und beſonders das Reiterlied: „Morgenroth u. ſ. w.“

Als er zum erſtenmal den Vers ſang:

„Thuſt du ſtolz mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,“

da ſtand der Aloys plötzlich hoch auf, er ſchien größer wie ſonſt, er ballte die beiden Fäuſte und biß die Zähne vor innerer Freude knarrend auf einander. Es war, als ob er das Marannele mit ſeinen Blicken an ſich zöge, als ob er ſie erſt jetzt recht ſähe, denn gerade ſo wie es im Liede ſtand, ſah ſie ja aus.

Die Mädchen ſaßen im Kreiſe, ein jedes hatte ſeine Kunkel[1] mit dem goldſchaumbedeckten Knaufe vor ſich ſtehen, an der der Hanf mit einem farbigen Bande befeſtigt war; ſie netzten den Faden aus ihrem Munde und ſpannen mit der Spindel, die ſich luſtig auf dem Boden drehte. Es war dem Aloys immer wohl, wenn er „etwas zum Annetzen," eine Schüſſel voll Aepfel oder Birnen für die Mädchen auf den Tiſch ſtellen konnte, und er ſtellte die Schüſſel immer nahe zu Marannele, damit ſie auch tapfer zugreifen konnte.

Anfangs Winter that Aloys den erſten muthigen Schritt ſeiner Großjährigkeit. Das Marannele hatte eine neue mit Zinn eingelegte ſchöne Kunkel bekommen. Als es nun zum erſtenmale damit in die Spinnſtube kam und ſich zum Spinnen geſetzt hatte, trat Aloys vor, erfaßte die Kunkel oben und ſagte den alten Spruch:

„Jungferle, derf i eu' bitte:
Lent[2] mi euere Engerle[3] ſchüttle,

---

[1] Spinnrocken.

[2] Laſſet.

[3] D. i. die Holzfaſer aus dem Hanf.

Die kleine wie die große
Auf dere Jungfere Schooße.
Jungfer, warum ſeind ihr ſo ſtolz?
Eure Kunkel iſcht doch nau von Holz,
Wenn ſie wär' mit Silber b'ſchlage
No wett'[1] i eu' was andres ſage."

Mit einer ungewohnten Feſtigkeit, wenn auch mitunter mit Zittern, hatte Aloys den Spruch vorgebracht. Das Marannele ſchlug zuerſt die Blicke in den Schooß aus Scham und aus Angſt, der Aloys möchte in ſeiner Rede ſtecken bleiben; jetzt aber ſah es ihn mit glitzernden Augen an. Nach alter Sitte ließ es darauf Spindel und Wirtel auf den Boden fallen, der Aloys hob beide Gegenſtände auf und das Marannele mußte ihm für die Spindel ein Knöpfle[2] und für den Wirtel[3] ein Faſtnachtsküchle verſprechen. Das Beſte aber kam zuletzt. Aloys gab die Kunkel frei, und als Abloſung gab ihm das Marannele einen rechtſchaffenen Kuß. Der Aloys ſchmatzte ſo laut, daß man ihn in der ganzen Stube hörte, und die andern Burſchen ihn darum beneideten; er aber ſetzte ſich wieder in eine Ecke, rieb ſich die Hände und war mit ſich und der Welt zufrieden. Das dauerte aber nicht lange, denn der Jörgli war ſein Störefried.

---

[1] Nachher wollt.

[2] Schwäbiſche Mehlſpeiſe.

[3] Ein Ring von beinhartem Holz oder Stein, den man an das Ende der Spindel ſteckt, damit man ſie ſo beſchwert beſſer drehen kann.

Eines Abends bat der Jörgli das Marannele — das die erſte Vorſängerin in der Kirche war — das Lied vom „ſchwarzbraunen Mädichen“ zu ſingen. Es begann ohne langes Zaudern, und der Jörgli ſetzte die zweite Stimme mit ſo kräftigem Wohllaute ein, daß alle Anderen, die anfangs mitgeſungen hatten, nach einander ſtille wurden und den Beiden zuhörten, die ſo ſchön ſangen. Marannele, das ſich von den Gefährtinnen verlaſſen ſah, ſang anfangs mit zitternder Stimme und ſtieß die Anderen neben an, doch mit weiter zu ſingen; als ihm aber Niemand folgte, ſang es keck weiter, als könne es gar nicht aufhören, und es war, als ob die Stimme Jörgli's es frei und feſt emporhielte wie gewaltige Arme. Sie ſangen:

Es ſind zwei Sternlein am blauen Himmel,
Glänzen heller als der Mond!
Einer ſcheint auf's ſchwarzbrauns Mädichen,
Einer ſcheint auf grünen Grund.

Jetzt lad' ich meine zwei Piſtolen,
Thut vor Freuden einen Schuß,
Meinem Schätzelein zum Gefallen,
Weil es mich geliebet hat,
Vor allen meinen Feinden zum Verdruß.

Geh' ich 'naus auf fremde Straßen,
Schönſter Schatz vergiß nicht mein;
Und wann du trinkſt ein Gläslein Weine
Zur Geſundheit mein' und deine,
Weil ich von dir ſcheiden muß.

Morgens früh müſſen wir marſchiren
Wohl zum obern Thörle 'naus;
O du wunderſchöns ſchwarzbrauns Mädichen,
Wohl zum obern Thörle 'naus.

Kauf ich ein Bändelein an meinen Degen
Und ein Sträußelein auf meinen Hut,
Und ein Tüchelein in meine Taſchen,
Meine Aeugelein abzuwaſchen,
Weil ich von dir ſcheiden muß.

Gib ich meinem Pferd die Sporen,
Reit ich zu dem Thor hinaus,
Gib ich Acht auf's ſchwarzbrauns Mädichen,
Weil ich von ihm ſcheiden muß.

Als ein jedes der Mädchen ſeine vier bis fünf Spindeln voll geſponnen hätte, wurde der Tiſch in die Ecke gerückt und auf dem freien Raume von kaum drei bis vier Schritten, den man dadurch gewonnen, begann nun eines nach dem andern zu tanzen; die Sitzenden ſangen den Anderen dazu. Als der Jörgli mit dem Marannele tanzte, ſang er ſelber einen Ländler und tanzte dabei wie eine Spindel; ja er brauchte faſt nicht viel mehr wie eine Spindel, denn er behauptete: darin zeige ſich ein echter Tänzer, daß man ſich auf einem Teller gewandt und flink drehen könne. Als er nun endlich mit dem Marannele einhielt und es dabei nochmals ſo heftig ſchwenkte, daß der faltige Rock hoch aufwallte, da ließ ihn das Marannele ſchnell ſtehen, wie wenn es ſich vor ihm flüchtete, es ſprang in die Ecke, wo der Aloys trübſelig zuſchaute und ſeine Hand faſſend, ſagte es:

„Komm Aloys, du mußt auch tanzen."

„Laß mich, du weißt ja, daß ich nicht tanzen kann. Du willſt mich nur foppen."

„Du Tol — " ſagte Marannele, es wollte: du Tolpatſch ſagen, aber es hielt ſchnell inne, denn es ſah ſein Geſicht, auf dem die Wehmuth ausgegoſſen war, daß ihm das Weinen näher ſtand als das Lachen, es ſagte daher freundlicher: „nein, g'wiß nicht, ich will dich nicht foppen; komm, und wenn du auch nicht tanzen kannſt, ſo mußt du's lernen, und ich tanz' ſo gern mit dir als wie mit einem."

Sie tanzte nun mit ihm herum, aber Aloys ſchlenkerte ſeine Füße, wie wenn er Holzſchuhe anhätte, ſo daß die Anderen vor Lachen nicht mehr ſingen konnten.

„Ich lern' dir's ganz allein, Aloys," ſagte das Marannele, ihn beruhigend.

Die Mädchen zündeten nun ihre Laternen an und wanderten nach Haus. Aloys ließ es ſich nicht nehmen, ſie noch zu begleiten; er hätte um Alles in der Welt das Marannele nicht allein mit den Anderen gehen laſſen, wenn der Jörgli dabei war.

In der ſtillen, ſchneeweichen Nacht ſchallte das Schäkern und Spaßen der Mädchen und Burſchen weit hin durch das Dorf. Das Marannele aber war ſtill und wich dem Jörgli ſichtbar aus.

Als die Burſchen die Mädchen alle nach Hauſe begleitet hatten, ſagte der Jörgli zu Aloys: „Tolpatſch, du hätteſt heut' Nacht beim Marannele bleiben ſollen.“

„Hallunk,“ ſagte Aloys ſchnell und lief davon. Die Anderen aber lachten ihm nach. Der Jörgli jodelte noch allein durch die Gaſſen bis nach Hauſe, daß es einem jeden, außer den Schlafenden und Kranken, das Herz im Leibe erfreuen mußte.

Des andern Morgens, als Marannele die Kühe melkte, ſagte Aloys zu ihm:

„Guck, ich könnt' den Jörgli grad vergiften, und du mußt ihn auch in Grundsboden 'nein verfluchen, wenn du brav ſein willſt.“

Das Marannele gab ihm Recht, ſuchte ihn aber auch zu überzeugen, daß er ſich Mühe geben müſſe auch ſo ein flinker Burſch zu werden, wie der Jörgli. Da ſtieg in Aloys ein großer Gedanke auf, er lachte vor ſich hin, er warf den ſteifen alten Stallbeſen fort und ſteckte einen neuen biegſamen an den Stiel, dann ſagte er laut: „Ja, ja, du wirſt Maul und Augen aufſperren, gib nur Acht.“ Er mußte nun ſogar dem Marannele verſprechen, „gut Freund“ mit dem Jörgli zu bleiben, und er verſprach es endlich nach langem Widerſtreben, aber er mußte ja immer thun, was ſie wollte.

Darum hatte Aloys heute dem Jörgli mit dem Schlitten geholfen, darum trieb ihm der Schnee das Waſſer aus den Augen, als er den Wegrollenden nachſah.

Abends, ſo „zwiſchen Licht,“ trieb der Aloys ſeine Kühe zur Tränke an des Jakoben Brunnen. Ein Rädchen junger Burſche, darunter auch der Jörgli und ſein alter Freund, ein Jude, des langen Herzles Kobbel[1] genannt, der mit dem Jörgli im gleichen Regimente diente, hatte ſich dort zuſammengeſellt; das Marannele lugte zum Fenſter heraus. — Der Aloys machte den Gang des Jörgli nach. Er ging ganz ſteif, wie wenn er einen Ladſtock geſchluckt hätte, und hielt die Arme ſtrack am Leibe herunter, wie wenn ſie von Holz wären.

„Tolpatſch,“ ſagte der Kobbel, „was krieg' ich Schmusgeld,[2] wenn ich mach', daß dich das Marannele heirathet?“

---

[1] Jakob.

[2] Maklerlohn.

„Eine tüchtige Trachtel auf dein Maul,“ ſagte der Aloys und trieb ſeine Kühe heim. Das Marannele ſchob das Fenſter zu, und die Burſchen lachten aus vollem Halſe, die Stimme Jörgli's tönte aus allen vor.

Aloys wiſchte ſich mit dem Aermel den Schweiß von der Stirne, ſo viel Anſtrengung hatte ihn die Aeußerung ſeines Unmuthes gekoſtet. — Auf dem Futtertrog in ſeinem Stalle ſaß er dann noch lange, und ſein Plan reifte unwiderruflich in ihm. —

Aloys war in das zwanzigſte Jahr getreten und kam zur Rekrutirung. Am Tage, als er mit den anderen Burſchen nach der Oberamtsſtadt Horb gehen ſollte, kam er in ſeinem Sonntagsſtaate nochmals in Marannele's Haus und fragte, ob er nichts aus der Stadt mitbringen ſolle. Als er fortging, folgte ihm das Marannele nach, und auf der Hausflur wendete es ſich ein wenig ab, zog ein blaues Papierchen aus der Bruſt, wickelte einen Kreuzer heraus und gab dieſen dem Aloys. „Da, nimm ihn,“ ſagte es: „das iſt ein Glückskreuzer, ſieh, es ſind drei Kreuz' darauf; weißt du, wenn als Nachts ſo Sternfunken vom Himmel fallen, da fallt allemal ein ſilbern Schüſſele auf den Boden, und aus denen Schüſſelen hat man die Kreuzer gemacht, und wenn man ſo einen Kreuzer im Sack hat, hat man Glück; nimm ihn zu dir, und du ſpielſt dich frei.“

Aloys nahm den Kreuzer. Als er aber über die Neckarbrücke ging, langte er in ſeine Taſche, drückte die Augen zu und warf den Kreuzer hinab in den Neckar: „Ich will nicht frei ſein, ich will Soldat ſein; wart' nur Jörgli!" ſo ſagte er vor ſich hin; ſeine Fauſt ballte ſich und er warf ſich keck in die Bruſt.

Im Wirthshauſe zum Engel wartete der Schultheiß auf ſeine Ortskinder, und als ſie alle beiſammen waren, ging er mit ihnen nach dem Oberamt. Der Schultheiß war ein eben ſo dummer als anmaßender Bauer. Er war früher Unteroffizier geweſen, und bildete ſich große Stücke auf ſeine „Charge" ein; er behandelte gern alle Bauern, ältere und jüngere, wie Rekruten. Auf dem Wege ſagte er zu Aloys: „Tolpatſch, du ziehſt gewiß das größte Loos, und wenn du auch Numero 1 ziehſt, du brauchſt nicht bang ſein, dich kann man nicht zum Soldaten brauchen."

„Wer weiß," ſagte Aloys keck, „ich kann noch ſo gut Unteroffizier werden, wie Einer; ich kann ſo gut leſen und ſchreiben und rechnen, wie Einer, und die alten Unteroffiziere haben auch nicht allen Verſtand gefreſſen."

Der Schultheiß ſah ihn grimmig an.

Als Aloys vor das Rad hinging, war ſeine Haltung faſt herausfordernd keck. Mehrere Looſe kamen ihm in die Hand, als er in das Rad griff; er drückte die Augen feſt zu, gleich als wolle er nicht ſehen, was er nehme, und zog eines heraus; zitternd reichte er es hin, denn er fürchtete, daß es eine hohe Nummer ſein könne. Als er aber den Ausrufer „Numero 17“ rufen hörte, da johlte er ſo laut auf, daß man ihn zur Ruhe verweiſen mußte.

Die Burſchen kauften ſich nun Sträuße aus gemachten Blumen mit rothen Bändern daran, und nachdem ſie noch einen tüchtigen Trunk genommen, zogen ſie heimwärts. Unſer Aloys johlte und ſang am lauteſten.

Oben an der Steige harrten die Mütter und viele Mädchen der Ankömmlinge, auch Marannele war darunter. Aloys, mehr vom Lärmen als vom Weine trunken, ging etwas unſicher Arm in Arm mit den Anderen. Dieſe Zutraulichkeit war noch nie vorgekommen, aber heute waren ſie alle gleich. Als die Mutter die Nummer 17 an der Mütze ihres Aloys ſtecken ſah, da weinte ſie und rief einmal über das andermal: „daß Gott erbarm! daß Gott erbarm!“ Das Marannele fragte den Aloys bei Seite: „Wo haſt du denn meinen Kreuzer?“ — „Ich hab' ihn verloren,“ ſagte Aloys, aber trotz ſeiner halben Unbewußtheit ſchnitt ihm dieſe Lüge doch tief in die Seele.

Die Burſchen zogen nun ſingend in das Dorf, und die Mütter und Mädchen der muthmaßlich

„Gezogenen“ gingen weinend hinterdrein und trockneten ſich mit den Schürzen die Thränen. — —

Es waren noch ſechs Wochen bis zur Viſitation, und darauf kam ja eigentlich Alles an. Mutter Marei nahm einen großen Ballen Butter und einen Korb voll Eier und ging zu der Frau Doctorin; die Butter ſchmierte ſich trotz des kalten Winters doch recht gut, Mutter Marei erhielt die Verſicherung, daß ihr Aloys frei werden ſolle; „denn,“ ſagte der gewiſſenhafte Arzt: „der Aloys iſt ja ohnehin untauglich, er ſieht ja nicht gut in die Ferne, und darum iſt er ja manchmal ſo tappig.“

Der Aloys aber kümmerte ſich gar nicht um all dieſe Geſchichten, er war ganz verändert, ſchwenkte ſich und pfiff immer, wenn er das Dorf hinaufging.

Der Tag der Viſitation kam, die Burſchen gingen dießmal etwas ſtiller nach der Stadt.

Als Aloys in das Viſitationszimmer gerufen wurde und er ſich entkleiden mußte, da ſagte er keck: „Kusperet mich nur aus, ihr werdet kein Unthätele an mir finden; ich hab' keinen Fehler, ich kann Soldat ſein.“ Er mußte ſich unter das Maß ſtellen, und da er es vollauf hatte, wurde er als Soldat eingetragen; der Arzt vergaß Kurzſichtigkeit, Butter und Eier bei der kecken Rede des Aloys.

Jetzt, als es Ernſt geworden und er unwiderruflich Soldat war, jetzt wurde es dem Aloys ſo bang, daß er hätte weinen mögen. Als er aber vom Oberamte herabkam und ſeine Mutter ſich weinend von den ſteinernen Stufen erhob, da richtete ſich ſein Stolz wieder auf und er ſagte: „Mutter, das iſt nicht recht, ihr müſſet nicht greinen; bis in einem Jahr bin ich wieder da, und unſer Xaver kann ſchon dieweil das Sach' im Feld ſchaffen.“

Nach der erlangten Gewißheit ihres Soldatenſtandes brachten die Burſchen mit Trinken, Singen und Johlen ein, was ſie zuvor zu wenig gethan zu haben glaubten.

Als der Aloys heim kam, gab ihm das Marannele weinend einen Rosmarinſtrauß mit rothen Bändern daran und nähte ihm denſelben auf ſeine Mütze. Aloys aber zog ſeine Pfeife heraus, rauchte flott durch das ganze Dorf hinauf und zechte mit ſeinen Kameraden bis tief in die Nacht.

Noch ein dritter ſchmerzlicher Tag war zu überwinden, es war der Tag, wo die Rekruten nach Stuttgart einrücken mußten. Aloys ging früh in des Jakoben Haus, das Marannele war im Stall, es mußte jetzt ſelber alle Arbeit verrichten; Aloys ſagte: „Marannele, gib mir dein' Hand;“ ſie gab ſie ihm und er ſagte wieder: „verſprich mir, daß du nicht heirathſt, bis ich wieder komm'.“ — „Gewiß nicht,“ betheuerte ſie, und er ſagte: „So, jetzt bin ich fertig, aber halt — komm, gib mir auch einen

Kuß.“ Marannele küßte ihn, und die Kühe und Ochſen ſahen verwundert zu, als wüßten ſie, was vorging.

Aloys klopfte nun noch jeder Kuh und jedem Ochſen auf den Bug, und nahm ſo auch Abſchied von ihnen; ſie brummten vor ſich hin.

Der Jörgli hatte ſeine Pferde an den Wagen geſpannt, um die Rekruten einige Stunden weit zu führen, und ſo fuhren ſie nun ſingend durch das Dorf; des Bäckers Konrad, der die Klarinette blies, ſaß mit auf dem Leiterwagen und begleitete die Liederweiſen. Man fuhr im Schritt. Von allen Seiten drängten ſich noch die Freunde herbei und reichten eine Hand oder auch einen Abſchiedstrunk.

Das Marannele ſchaute zum Fenſter heraus und grüßte noch freundlich. Man näherte ſich dem Ende des Dorfes, und nun wurde nochmals „das Geſätz“ geſungen:

'Naus, 'naus, 'naus und 'naus,
Zum Nordſtetter Thörle 'naus ꝛc.

Als man aber das Dorf verlaſſen hatte, wurde der Aloys plötzlich mäuschenſtille. Er ſchaute mit naſſen Augen überall umher; hier neben auf der Haide, „Hochbux“ genannt, hatte das Marannele das Tuch gebleicht, von dem er das Hemd anhatte; es war ihm, als ob alle Fäden brennten, ſo heiß war es ihm. Er ſagte allen Bäumen an der Straße und allen Feldern wehmüthig Ade. Drüben im Schießmauernfeld, dort liegt ſein beſter Acker; er hat ihn ſo oft „umgezackert,“ daß er jedes Steinchen kennt. Dort neben hat er noch vorigen Sommer mit dem Marannele Gerſte geſchnitten, weiter unten im „Hennebühl“ liegt ſein Kleeacker, er hat ihn geſäet, er ſollte ihn nicht wachſen ſehen. So ſchaute Aloys lange umher, und als man die Steige hinabfuhr, blickte er vor ſich hin und ſprach kein Sterbenswörtchen. Als man über die Brücke fuhr, ſtarrte er hinab in den Fluß; wer weiß, ob er jetzt noch ſo keck ſeinen Glückskreuzer hinabgeworfen hätte? —

Durch die Stadt ging zwar das Singen und Johlen wieder von Neuem an, aber erſt als man jenſeits auf der Spitze der Bildechinger Steige angekommen war, da athmete Aloys wieder frei auf: vor ihm ſtand ja ſein liebes Nordſtetten, man meinte, man könnte hinüberrufen, ſo gleichauf lag es mit dem Berge, obgleich es faſt eine Stunde fern war. Er ſah das gelb angeſtrichene Haus des Schmieds Jörgli mit den grünen Läden, und zwei Häuſer davon wohnte das Marannele. Er ſchwenkte ſeine Mütze und begann nochmals:

'Naus, 'naus, 'naus und 'naus ꝛc.

Der Jörgli führte die Rekruten bis Herrenberg, von dort an gingen ſie zu Fuß. Beim Abſchied fragte Jörgli den Aloys; „Soll ich nichts ausrichten an's Marannele? —

Aloys ſchoß alles Blut in den Kopf. Der Jörgli war ihm gerade der unrechteſte Botenmann, und doch hatte er eben den Mund geöffnet, um einen Gruß zu ſagen. Unwillkürlich aber brach er in die Worte aus: „Du brauchſt gar nichts mit ihm zu ſchwätzen, es kann Dich auch für den Tod nicht ausſtehen."

Der Jörgli fuhr lachend davon.

Unterwegs hatten die Rekruten noch ein bemerkenswerthes Abenteuer: ſie zwangen nämlich im Böblinger Walde einen Holzbauern, ſie den zwei Stunden langen Wald zu fahren; Aloys war der Aergſte dabei; er hatte den Jörgli ſo oft von verwegenen Soldatenſtreichen erzählen hören, und er wollte auch ſo ſein. Es war aber auch der erſte, der am Ende des Waldes ſeinen ledernen Beutel öffnete und dem wieder umkehrenden Bauern Etwas gab.

Vor dem Tübinger Thore wurden die Ankömmlinge von einem Feldwebel in Empfang genommen. Mehrere Nordſtetter Soldaten waren ihren Landsleuten entgegen gegangen; der Aloys biß die Zähne über einander, als ſie alle: „Grüß Gott, Tolpatſch!" ſagten. Das Johlen und Singen hatte nun ein Ende, ſtill wie eine Heerde Schafe wurden die

Rekruten in die Legionskaſerne geführt. Aloys ſagte ſeinen Landsleuten, daß er als Freiwilliger zur Kavallerie gehen wolle, denn er wollte es dem Jörgli nachmachen. Als er aber hörte, daß er dann wieder nach Hauſe müſſe, da das Exerzieren der Kavallerie erſt im Herbſte beginne, da dachte er: „Nein, das geht nicht, ich muß als ein ganz anderer Kerl heimkommen, dann ſoll mir noch Einer Tolpatſch ſagen, ich will Euch ſchon tolpatſchen.“

Aloys wurde nun in das fünfte Infanterieregiment eingereiht, er war gegen alle Erwartung anſtellig und gelehrig. Leider hatte er auch hier ein Mißgeſchick, denn er bekam einen Zigeuner als ſeinen „Schlaf“.[1] Der Zigeuner hatte einen abſonderlichen Widerwillen vor dem Waſſer. Aloys mußte ihn auf Befehl des Rottenmeiſters jeden Morgen an den Brunnen hinabführen und ihn tüchtig waſchen. Anfangs machte das dem Aloys Spaß, nach und nach wurde es ihm aber ſehr zur Laſt; er hätte lieber ſechs Ochſen die Schwänze, als dem Zigeuner das Geſicht gewaſchen.

In der Kompagnie unſeres Aloys war auch ein verlorener Maler. Er ſpürte bei Aloys manchen Mutterpfennig, und nun begann er ihn zu malen, in ganzer Uniform mit Ober- und Untergewehr und der Fahne neben ihm. Das war aber auch Alles, was man erkennen konnte, denn das Geſicht war eben ein Geſicht und weiter nichts. Darunter ſtand jedoch mit ſchönen lateiniſchen Buchſtaben: Aloys Schorer, Soldat im fünften Infanterieregiment.

---

[1] Schlafkameraden, da ſtets zwei Soldaten auf einer Pritſche ſchlafen.

Aloys ließ das Bild unter Glas und Rahmen bringen und ſchickte es mit dem Boten ſeiner Mutter. In dem Briefe, der dabei war, ſchrieb er: „Mutter! hänget das Bild in der Stube auf, zeiget es auch dem Marannele, hänget es über dem Tiſch auf, aber nicht zu nah' am Turteltaubenkäfig, und wenn das Marannele das Bild haben will, ſo ſchenket es ihm, und mein Kamerad, der es gemacht hat, ſagt, Ihr ſolltet mir auch ein Bällele Butter und ein paar Ellen reiſten Tuch[1] für meinem Feldwebel ſeine Frau, wir heißen ſie nur die Feldwebelina, ſchicken. Ich hab' auch von meinem Kameraden tanzen gelernt, ich geh Sonntags zum erſtenmal nach Häslach zum Tanz. Brauchſt nicht maulen, Marannele, ich will mich nur probiren. Und das Marannele ſoll auch ſchreiben. Hat der Jakob ſeine Ochſen noch, und hat die Bleßkuh noch nicht gekalbt? Es iſt doch kein recht Geſchäft das Soldatenleben, man wird hundsrackermüd' und hat doch nichts geſchafft."

Die Butter kam, und dießmal half ſie beſſer; der Zigeuner wurde einem Andern zugewieſen. Bei der Butter aber war auch ein Brief, den der Schullehrer geſchrieben, darin hieß es:

---

[1] Hänfenes Linnen.

„Unſer Mathes hat aus Amerika fünfzig Gulden geſchickt. Er hat auch geſchrieben, wenn du nicht Soldat wärſt, könnteſt du jetzt zu ihm, er wollte dir dreißig Morgen Acker ſchenken. Halt' dich nur brav und laß dich nicht verführen, der Menſch iſt gar leicht verführt. Das Marannele trutzt ſo halb und halb mit mir, ich weiß nicht warum; als es dein Bild geſehen hat, hat es geſagt, das wärſt du gar nicht.“ — Bei dieſen Worten ſchmunzelte der Aloys, denn er dachte: „So iſt's recht, ja, ich bin auch jetzt ein ganz anderer Kerl; hab' ich dir's nicht geſagt, Marannele? gelt Du?“

Monate waren vorüber. Der Aloys wußte, daß nächſten Sonntag Kirchweih in Nordſtetten ſei; er erhielt durch ſeinen Feldwebel auf vier Tag Urlaub, er durfte in ganzer Uniform, mit Säbel und Tſchako nach Haus.

O du Glücklicher! wie ſelig warſt du, als du Samſtag Morgen dein Putzzeug in den Tſchako legteſt und mit einem „Bhüt's Gott“ bei deinem Feldwebel Abſchied nahmſt!

So ſelig aber auch unſer Aloys war, ſo ſprach er doch mit der Wache am Kaſernenthor und mit der Wache am Tübinger Thor; er mußte es Allen ſagen, daß er heim ging, ſie ſollten ſich mit ihm freuen, und ihn dauerten die Kameraden, die ſo mir nichts dir nichts auf einem kleinen Fleck zwei Stunden lang herumwandeln mußten, während er in dieſer Zeit ſchon ſeiner Heimath um Vieles, Vieles näher war.

Erſt vor Böblingen machte er Halt und trank auf der Waldburg einen Schoppen. Er konnte aber nicht ruhig auf dem Stuhle ſitzen, ſondern ging alsbald wieder fürbaß.

In Nufringen begegnete ihm der Kobbel wieder, der ihn einſt ſo geneckt hatte; ſie reichten ſich freundlich die Hand. Aloys hörte viel von der Heimath, aber kein Wort von Marannele, und er ſcheute ſich, danach zu fragen.

In Bohndorf endlich zwang er ſich zur Raſt; er hätte ſich ſonſt noch den „Herzbengel“ eingerennt, wenn er ſo fortgelaufen wäre. Er ſtreckte ſich auf eine Bank hin und überdachte, wie Alles aufgucken werde, wenn er heim komme; dann ſtellte er ſich wieder vor den Spiegel, ſetzte den Tſchako etwas nach dem linken Ohre, drehte die Locke auf der rechten Seite und nickte ſich Beifall zu.

Es war Abend geworden, als er wieder auf der Anhöhe vor Bildechingen ſtand, ihm gegenüber ſeine liebe Heimath; er johlte nicht mehr, er ſtand ruhig und feſt und machte ſeinem Geburtsorte den militäriſchen Gruß, indem er die Hand an den Tſchako legte.

Immer langſamer ging Aloys, er wollte abſichtlich bei Nacht nach Hauſe kommen, um dann des andern Morgens Alle zu überraſchen. Sein Haus war eines der erſten im Dorfe, es war Licht in der Stube, er klopfte an das Fenſter und ſagte: „Iſt der Aloys nicht da?“

„Jeſus Maria Joſeph, ein Schandarm!“ rief die Mutter.

„Nein, ich bin's, Mutter,“ ſagte Aloys, und nachdem er wegen der niedrigen Thüre den Tſchako abgenommen, ging er hinein und reichte der Mutter die Hand.

Bald nach den erſten Begrüßungen äußerte die Mutter ihre Bekümmerniß, daß nichts mehr zu eſſen da ſei, ſie ging aber hinaus in die Küche und ſchlug ihm ein Paar Eier ein. Aloys ſtand bei ihr am Heerde, und nun erzählte er Alles. Er fragte nach Marannele und warum ſein Bild noch draußen hänge. Die Mutter erwiederte: „Ich bitt' dich, ich bitt' dich, ſchlag' dir das Marannele aus dem Sinn, das iſt ein keinnütziges Ding.“

„Mutter, redet mir nimmer davon, ich weiß, was ich weiß,“ ſagte der Aloys; ſein vom Feuer auf dem Heerde roth überſchienenes Antlitz hatte einen gewaltigen trotzigen Ausdruck. Die Mutter ſchwieg, und in die Stube zurückgekehrt, ſah ſie mit Herzensfreude, was ihr Aloys für ein prächtiger

Burſch geworden war. Jeden Biſſen, den er ſchluckte, ſchmeckte ſie ihm in ihrem leeren Munde nach; den Tſchako aufhebend, jammerte ſie über ſeine grauſame Schwere.

Des andern Morgens ſtand der Aloys früh auf, fummelte ſeinen Tſchako, putzte das Behäng am Säbel und die Knöpfe, mehr als wenn er zur Ordonnanz gemußt hätte. Als es zum erſtenmale zur Kirche läutete, ſtand er fix und fertig da; als es zum zweitenmale zuſammen läutete, ging er das Dorf hinein.

Auf dem Wege hörte er zwei Buben mit einander reden.

„Iſt das nicht der Tolpatſch?“ ſagte der Eine.

„Nein, er iſt's nicht.“

„Ja er iſt's,“ ſagte der Erſte wieder.

Aloys ſchaute die Buben grimmig an, und ſie rannten mit ihren Geſangbüchern davon. Aloys ſchritt, von allen Kirchgängern freundlich begrüßt, der Kirche zu. Er kam vor dem Hauſe Marannele's vorbei, Niemand ſchaute heraus, er ging den Berg hinan, oft zurückſchauend, und trat, als es eben zum drittenmale läutete, in die Kirche. Er zog ſeine weißledernen Handſchuhe aus und beſprengte ſich mit Weihwaſſer. Er blickte überall in der Kirche umher, er ſah nirgends das Marannele, er blieb an der Thüre ſtehen, auch unter den Ankömmlingen war es nicht. Der Geſang begann, die Stimme Marannele's war nicht darunter; er hätte ſie ja aus tauſenden heraus erkannt. Was nützte ihn nun das Staunen Aller? Sie ſah ihn ja nicht, für ſie allein war er den weiten Weg gerannt und ſtand er da, ſo feſt und ſtramm wie gegoſſen. Als aber nach der Predigt der Pfarrer die Marianne Bomüller von hier und den Georg Melzer von Wieſenſtetten als Brautpaar verkündete, da ſtand der Aloys nicht mehr da wie gegoſſen, da zitterten ſeine Kniee und ſeine Zähne klapperten. Aloys war der Erſte aus der Kirche. Er rannte über Hals und Kopf nach Haus, warf Säbel und Tſchako auf den Stubenboden und verſteckte ſich im Heu und weinte. Einmal über das andere kam ihm der Gedanke, ſich zu erhängen, aber er konnte nicht aufſtehen vor Wehmuth und Weinen; alle ſeine Glieder waren ihm wie zerſchlagen, und dann dachte er auch wieder an ſeine Mutter, und dann weinte er wieder und ſchluchzte wieder.

Die Mutter kam endlich und fand ihn im Heu, ſie tröſtete ihn und weinte mit. Er erfuhr nun, daß der Jörgli das Marannele verführt hatte, und daß es hohe Zeit ſei, daß ſie zuſammen gegeben würden. Er weinte von Neuem, dann aber folgte er ſeiner Mutter wie ein Lamm in die Stube. Als er hier ſeines Bildes anſichtig wurde, riß er es von der Wand und ſchmetterte es auf den Boden. Lange ſaß Aloys dann hinter dem Tiſche und hielt ſich das Geſicht mit beiden Händen bedeckt, endlich ſtand er auf, pfiff ein luſtiges Lied und ließ ſich zu eſſen geben; er konnte aber nicht eſſen, er zog ſich an und ging in das Dorf. Die Nachmittagskirche war vorüber, aus dem Adler tönte die Muſik zu ihm herab. Die Augen niederſchlagend, gleich als müßte Er ſich ſchämen, ging er an des Jakoben Haus vorbei; als er aber vorüber war, hob er ſeinen Blick ſtolz empor. Nachdem er beim Schultheiß ſeinen Urlaubspaß abgegeben, ging er nach dem Tanzboden. Er ſchaute überall umher, ob Marannele nicht da ſei, und doch wäre ihm nichts unlieber geweſen als das. Der Jörgli aber war da; er trat auf Aloys zu, reichte ihm die Hand und ſagte: „Grüß Gott, Kamerad!“ Der Aloys ſah ihn an, als ob er ihn mit ſeinen Blicken vergiften wollte; dann drehte er ſich um, ohne ihm eine Hand oder Antwort zu geben. Er dachte jetzt, daß es eigentlich geſcheiter geweſen wäre, wenn er geſagt hätte: „Was Kamerad! der Teufel iſt dein Kamerad, aber ich nicht.“ Es war indeß zu ſpät zu dieſer Antwort.

Von den Tiſchen brachten es nun alle Buben und Mädchen unſerm Aloys zu, er mußte aus jedem Glas trinken, aber es ſchmeckte ihm Alles wie Galle ſo bitter. Er ſetzte ſich dann auch an den Tiſch und ließ ſich eine „Bouteille vom Beſten“ geben, und obgleich es ihm nicht ſchmeckte, trank er doch ein Glas nach dem andern. Die Mechtilde, die Tochter ſeines Vetters, des Mathes vom Berg, ſtand nicht weit von ihm; er brachte es ihr zu. Das Mädchen that ihm herzlich Beſcheid und blieb bei ihm ſtehen, denn es kümmerte ſich Niemand um ſie, ſie hatte keinen Schatz und darum heute noch keinen Reihen getanzt, da jeder faſt fort und fort mit ſeinem Schatze tanzte oder mit der Geſpielin des Schatzes und dem Schatz eines Andern wechſelte. Aloys fragte:

„Mechtilde, möchteſt du nicht auch tanzen?“

„Ja, komm', wir wollen einmal.“ Sie faßte Aloys bei der Hand, er ſtand auf, zog ſeine Handſchuhe an, ſchaute ſich nochmals um, als ſuche er Etwas und tanzte dann ſo flink, daß Alle ſtaunten. Aus Höflichkeit bot Aloys nach dem Tanze der Mechtilde Platz neben ſich an; er lud ſich damit eine Laſt auf, denn ſie blieb nun den ganzen Abend bei ihm ſitzen. Er kümmerte ſich indeß wenig um ihre Unterhaltung, er ſchob ihr nur bisweilen das Glas hin, daß ſie trinken ſolle. Die Zornesblicke des Aloys waren faſt immer auf den Jörgli geheftet, der ſich nicht weit von ihm geſetzt hatte. Als man denſelben fragte, wo das Marannele ſei, ſagte er, es ſei „unbaß,“ und lachte dabei. Aloys biß ſo mächtig auf ſeine Pfeiſe, daß ihm ein Gelenk der

Spitze im Munde blieb, er ſpie es mit Pfui! aus; der Jörgli ſah ihn wüthend an, denn er glaubte, das Pfui gelte ihm. Als aber Aloys ruhig blieb, zuckte Jörgli nur verächtlich mit den Achſeln und begann allerlei Schelmenlieder zu ſingen. Sie hatten meiſt einerlei Weiſung und faſt alle nur Ein Geſätz wie:

Und a luſtiger Bua
Verreißt allbot[1] e Paar Schua;
Und a trauriger Narr
Der bot lang am e Paar.

Es war ſchon bald nach Mitternacht, als Aloys wiederum ſeinen Säbel von der Wand nahm und nach Hauſe gehen wollte. Da ſang der Jörgli mit ſeinen Kameraden das Fopplied, ſie ſchlugen dabei mit den Fäuſten auf den Tiſch:

Hoan,[2] hoan, hoan gang i net,
Wer will ſchaun hoame gaun,[3]
Der muaß koan Geld mei haun;[4]
Hoan! hoan! hoan gang i net.

Aloys kehrte nochmals mit einigen ſeiner Kameraden um, und ließ ſich noch zwei Flaſchen Wein geben. Sie ſangen nun andere Lieder drein, während Jörgli mit ſeinen Kameraden ſang; Jörgli ſtand auf und rief: „Halt's Maul, Tolpatſch." Da ergriff dieſer eine volle Flaſche und warf ſie dem Jörgli in's Geſicht, drauf ſprang er über den Tiſch und packte ihn an der Gurgel, die Tiſche fielen um, die Gläſer klirrten auf dem Boden, die Muſik hielt ein, eine Weile war Alles ſtill, es war, als wollten ſich die beiden Kämpfenden ſtill erwürgen; dann aber entſtand wieder allgemeines Halloh, Pfeifen, Schreien und Toben unter einander. Die Freunde wehrten ab, indeß nach einer alten Bauerntaktik hielten ſie beim Abwehren nur den Gegner ihres Freundes feſt, damit dieſer um ſo tüchtiger drauf klopfen konnte. Die Mechtilde aber riß den Jörgli ſo wacker am Kopf, daß ſie ihm ein ganz Büſchel Haare ausraufte. Stuhlbeine wurden nun abgeknickt, die Parteien, die ſich um die beiden Kämpfenden gebildet hatten, zerbläuten einander nach Herzensluſt. Aloys und Jörgli aber hielten ſich, wie wenn ſie ſich in einander verbiſſen hätten. Endlich nach langem Ringen hob ſich Aloys in die Höhe und warf den Jörgli auf den Boden, daß man meinte, er hätte das Genick gebrochen, dann kniete er auf ihn nieder, und es war, als ob er ihn erdroſſeln wollte. Der Dorfſchütz trat ein und machte dem Lärmen ein Ende. Die Muſik mußte nun für heute aufhören, die beiden Hauptkämpfer mußten in das Gefängniß des Rathhauſes wandern. —

---

[1] Oftmals.
[2] Heim. [3] Gehen. [4] Mehr haben.

Mit einem zerrauſten, blaumäligen Geſichte, bleich und abgehärmt, verließ Aloys des andern Tages das Dorf. Sein Urlaub war erſt morgen zu Ende, aber was ſollte er noch zu Hauſe? Er ging ſo gern wieder fort in's Soldatenleben, er wäre am liebſten in den Krieg gezogen. Der Schultheiß hatte ihm die Rauferei in den Paß geſchrieben, Aloys ging einer harten Strafe entgegen. Er ſchaute ſich nicht mehr um, er ging fort, ohne es zu wiſſen, und wünſchte nie mehr wiederzukehren. Als er in Horb den Wegweiſer nach Freudenſtadt ſah, von wo aus man nach Straßburg geht, hielt er eine Weile ſtill, er gedachte nach Frankreich zu deſertiren. Da grüßte ihn unverſehens Mechtilde und fragte: „Ei Aloys, gehſt du ſchon wieder nach Stuttgart?“

„Ja,“ antwortete dieſer, und ſchlug den Weg dahin ein. Die Mechtilde war wie ein Wegweiſer vom Himmel erſchienen. Mit einem freundlichen „B'hüt Gott“ ſchied er von ihr.

Auf dem Wege ſummte ihm immer das Lied im Kopfe, das der Jörgli einſt zuerſt geſungen hatte; jetzt konnte es der Aloys auch ſingen und jetzt paßte es erſt ganz auf das Marannele. Er ſummte immer, ohne daß er es wußte, vor ſich hin:

Ach wie bald, ach wie bald
Schwindet Schönheit und Geſtalt.

Thuſt du ſtolz mit Deinen Wangen,
Die wie Milch und Purur prangen,
Ach, die Roſen welken all'.

In Stuttgart angelangt, ſprach er nicht mehr mit der Wache am Tübinger Thor und der an der Kaſerne, er ſchaute wie ein Verbrecher kaum auf. Acht Tage mußte er im „dritten Grad,“ in einem finſtern Gefängniſſe, ſeine Rauferei abbüßen. Oft war er ſo ungeduldig und wild, daß er ſich an der Wand den Kopf entzwei rennen wollte, dann aber lag er wieder faſt Tag und Nacht im halben Schlaf.

Als er aus dem Gefängniſſe kam und auf ſechs Wochen in die Strafklaſſe eingereiht wurde, die ſich keine Stunde von der Kaſerne entfernen darf, ſondern immer zum Appell bereit ſein muß, da verfluchte er ſeinen Vorſatz, daß er zum Militär gegangen war und ſich ſo noch auf ſechs Jahre an die Heimath gebunden hatte. Er wäre gern fort, fort, ſo weit als es ging.

Da kam eines Tags Mutter Marei mit einem Briefe von ihrem Mathes aus Amerika. Er hatte vierhundert Gulden geſchickt, damit ſich der Aloys einen Acker kaufe, oder wenn er zu ihm wolle, ſich mit dem Gelde vom Militär losmache.

Der Aloys, der Mathes vom Berg mit ſeiner Frau und ſeinen acht Kindern, darunter auch die

Mechtilde, wanderten noch dieſen Herbſt gemeinſchaftlich nach Amerika aus.

Als Aloys auf der See war, da ſummte er oft die Strophe des allbekannten Liedes vor ſich hin, er verſtand ſie erſt jetzt recht:

„Das, das, das und das,
Das Schifflein hat den Lauf;
Der, der, der und der,
Der Schiffmann ſteht ſchon d'rauf,
Spür' ich einen rechten Sturmwind weh'n
Als wollt' das Schiff zu Grunde geh'n,
Da ſtehen meine Gedanken
Zu wanken."

In ſeinem letzten Briefe, vom Ohio, ſchreibt der Aloys an ſeine Mutter:

„.... Es druckt mir oft ſchier das Herz ab, daß ich all' das viele Gut ſo allein genießen ſoll. Ich wünſch' mir oft ganz Nordſtetten herbei: den alten Zahn, das blinde Konradle, das Schackerle von der Steingrub, den Soges, den Sauerbrunnenbaſche und das Maurizele vom Hungerbrunnen, die ſollten ſich alle bei mir ſatt eſſen, bis ſie nimmer weiter können. Was hab' ich davon, wenn ich ſo allein da bin? Da könntet ihr dann auch ſehen, wie der Tolpatſch jetzt ſeine vier Roſſ' im Stall und zehn Fohlen im Felde hat. Wenn's dem Marannele nicht gut geht, ſchreibet mir's auch, ich will ihm was ſchicken; es darf aber nichts davon erfahren, von wem es iſt, es dauert mich in's Herz hinein. Der Mathes vom Berg wohnt eine Stund' von mir. Die Mechtilde iſt eine tüchtige Schafferin, aber ſie iſt doch kein Marannele. Wenn es ihm nur auch gut geht. Hat es ſchon Kinder? Auf der Ueberfahrt iſt auch ein geſtudirter Landsmann, der Doctor Stäberle von Ulm, bei uns geweſen, der hat mir an einer Weltkugel gezeigt, daß, wenn in Amerika Tag, es in Nordſtetten Nacht iſt, und ſo umgekehrt; ich hab nicht mehr daran gedacht, aber jetzt, wenn ich als im Feld bin und ſo denk: was machen ſie denn jetzt in Nordſtetten? da fällt mir's ein: Potz Blitz, die ſchlafen ja jetzt, und des Schackerle's Hannes, der Nachtwächter, ruft ſein: „B'hüt' uns Gott und Maria.“ Am Sonntag iſt mir's am ärgſten, daß in Nordſtetten jetzt Samſtag zu Nacht iſt. Das ſollt' nicht ſein, es ſollt' Alles *einen* Tag haben. Am letzten Sonntag haben wir aber doch beim Mathes auf dem Berg getanzt, da war ja Kirchweih in Nordſtetten. Ich vergeſſ' das nie, und wenn ich hundert Jahr alt werde. Ich möcht' nur auch einmal wieder eine Stund' in Nordſtetten ſein, da wollt' ich auch dem Schultheiß zeigen, was ein freier Bürger von Amerika iſt.“ —

II.

Die Kriegspfeiſe.

Das iſt eine ganz abſonderliche Geſchichte, die aber doch mit der neuern Weltgeſchichte, oder was faſt einerlei iſt, mit der Geſchichte Napoleons, ganz genau zuſammenhängt. Damals war eine außerordentliche Zeit. Jeder Bauer konnte aus der Königsloge ſeines eigenen Hauſes die ganze Weltgeſchichte vorbei defiliren und agiren ſehen, Könige und Kaiſer ſpielten darin mit, und erſchienen bald ſo, bald ſo angezogen; und dieſes ganze großartige Schauſpiel koſtete oft den Bauer weiter nichts als Haus und Hof und etwa noch ſein Leben. So arg ging's aber meinem Nachbar Hansjörg nicht; doch — ich will die Geſchichte von vorn erzählen.

Es war im Jahr 1796. Wir in unſerer mäuschenſtillen Zeit, wir Kinder des unbefriedigten Friedens, können uns kaum einen Begriff von der damaligen Unruhe machen; es war als ob die Leute gar nirgends mehr feſt zu Hauſe wären, als ob das ganze Menſchengeſchlecht ſich auf die Beine gemacht hätte, um Einer den Andern da und dorthin zu treiben. Ueber den Schwarzwald zogen bald die Oeſterreicher mit ihren weißen Wämmſern, bald die Franzoſen mit ihren luſtigen Geſichtern, dann wieder die Ruſſen mit ihren langen Bärten, und zwiſchen drein ſteckten die Baiern, Würtemberger, Heſſen, in allerlei Geſtalt. Der Schwarzwald war das allzeit offene Thor für die Franzoſen, und jetzt eben iſt man endlich daran, einen Riegel vorzuſchieben.

Es war alſo oftmals ein Marſchiren, Retiriren und Vordringen, ein Schießen und Donnern, daß man nicht wußte, wo einem der Kopf ſtand; wirklich blieb er manchmal auch nicht ſtehen, ſondern purzelte unverſehens um. Nicht weit von Baiſingen iſt mitten auf dem ebenen Felde eine Anhöhe ſo hoch wie ein Haus, und drunter ſollen lauter todte Soldaten liegen, Franzoſen und Deutſche bei einander.

Mein Nachbar Hansjörg war aber davor behütet, Soldat werden zu müſſen, obſchon er eben in das neunzehnte Jahr trat und ein ſchmucker und handfeſter Burſch war, der ſich überall ſehen laſſen durfte. Das kam nämlich davon. Am Tage vor des Maurers Wendel Hochzeit, der eine Frau von Empfingen hat, ritt der Hansjörg mit den Anderen hinter dem Wagen drein, auf dem die Braut mit dem Hausrath auf dem blau angeſtrichenen Kaſten neben der Kunkel und der nagelneuen Wiege ſaß. Der Hansjörg ſchoß immer am teufelmäßigſten, er that immer eine doppelte Ladung in die Piſtole. Als nun der Zug bei der Leimengrube ankam, wo rechts der Weiher und links die Ziegelhütte iſt, aus der das Kätherle herausſah, da ſchoß der Hansjörg wieder, aber faſt noch ehe man den Knall hörte, hörte man den Hansjörg gottserbärmlich ſchreien. Die Piſtole entfiel ſeiner Hand, er ſelbſt wäre vom Pferde gefallen, wenn ihn ſein Kamerad, der Fideli, nicht gehalten hätte. Jetzt ſah man, was geſchehen war: der Hansjörg hatte ſich am mittleren Gelenk den Zeigefinger der rechten Hand abgeſchoſſen; er wurde nun vom Pferde herunter gehoben. Alles ſprang mitleidig herzu, und auch das Kätherle aus der Ziegelhütte kam herbei und wurde faſt ohnmächtig, als es ſah, wie der Finger des Hansjörg nur noch an der Haut hing; der Hansjörg aber biß vor Schmerz die Zähne über einander und blickte ſtarr auf das Kätherle. Er wurde nun in das Haus des Zieglers gebracht. Der alte Jockel vom Scheubuß, der das Blut ſtillen konnte, wurde ſchnell herbeigerufen; ein Anderer lief nach der Stadt zu dem Erath, einem vielgeliebten Wundarzt. — Als der alte Jockel ins Zimmer trat, war Alles plötzlich ſtill und wich vor ihm zurück, ſo daß alle Anweſenden zu beiden Seiten eine Gaſſe bildeten, durch welche er zu dem Verwundeten ſchritt, der hinter dem Tiſche auf der Bank lag. Nur das Kätherle trat vor und rief: „Um Gotteswillen Jockel, helfet dem Hansjörg.“ Dieſer ſchlug die Augen auf und wendete den Kopf nach der Redenden, und als nun der Jockel vor ihm ſtand und leiſe murmelnd die Hand berührte, da hörte das Blut ſchon auf zu rinnen.

Das war aber diesmal nicht durch die Sympathie Jockels geſchehen, ſondern durch eine andere Sympathie, nämlich durch die zwiſchen dem Kätherle und dem Hansjörg. Denn als dieſer die Worte Kätherle's hörte, fühlte er, wie ihm alles Blut nach dem Herzen drang, und dadurch hörte das Bluten des Fingers auf.

Der Erath kam, und dem Hansjörg wurde nun der Finger abgenommen. Er hielt ſich bei dem grauſamen Schmerze wie ein Held. Als er ſchon einige Stunden darauf im Wundfieber lag, war es ihm, als ob ein Engel zu ihm heranſchwebte und ihm Kühlung zuwehte. Er wußte es nicht, daß das Kätherle ihm die Fliegen abwehrte und dabei oft ganz nahe an ſeinem Geſichte auf- und abfuhr; es kann eine ſolche Nähe — wenn auch nicht eigentliche Berührung — einer liebenden Hand eine magiſche Wirkung in dem Andern hervorrufen und dieſe kann ſich wohl in unſerm Hansjörg als eine ſolche Traumgeſtalt gebildet haben. Dann erſchien dem Hansjörg im Traume wieder eine ganz verhüllte Geſtalt; er konnte ſich nachher nicht mehr recht erinnern, wie ſie ausſah, und — ſo ſonderbar ſind die Träume — die Geſtalt hatte einen loſen Finger im Munde und ſchmauchte damit Tabak, als ob es eine Pfeife wäre, ſo daß die blauen Wölkchen ſich aus duftigen Ringen ausbreiteten.

Kätherle bemerkte, daß die geſchloſſenen Lippen Hansjörgs ſich im Schlafe mehrfach auf und nieder bewegten. Als er erwachte, war das erſte, was er verlangte: ſeine Pfeife. Hansjörg hatte die ſchönſte Pfeife im ganzen Dorfe, und wir müſſen ſie näher betrachten, denn ſie iſt ein Hauptſtück in unſerer Geſchichte. Es war ein Ulmer Maſerkopf, deſſen braune Marmorirungen die wunderlichſten Figuren bildeten, ſo daß man ſich allerlei hineindenken konnte. Der ſilberne Deckel war wie ein Helm geformt, und ſo blank, daß man ſich drein ſpiegeln konnte und noch den Vortheil hatte, daß man ſein Geſicht doppelt und zwar zu unterſt und zu oberſt darin ſah. Auch an der untern Kante, ſo wie am Stiefel war der Pfeifenkopf mit Silber beſchlagen. Ein doppeltes ſilbernes Kettchen mit einem Sprungringe diente ſtatt der Schnur und hielt das kurze Rohr mit der langen vielgelenken, krummen Mundſpitze.

War dieſe Pfeife nicht ſchön und hatte Hansjörg nicht recht, daß er ſie liebte, wie ein Held des Alterthums ſeinen Schild?

Das erſte, was Hansjörg bei dem Verluſte ſeines Fingers ärgerte, war das, daß er ſich nun ſchwer mehr werde eine Pfeife ſtopfen können. Das Kätherle lachte und ſchalt ihn aus über ſeine Liebhaberei, aber es ſtopfte ihm doch eine Pfeife, holte eine Kohle und that ſogar ſelbſt ein paar Züge; es ſchüttelte ſich aber und machte ein Geſicht, als ob es ſich furchtbar davor ekle. Dem Hansjörg hatte aber noch nie eine Pfeife ſo gut geſchmeckt als die, welche das Kätherle vorher im Munde gehabt hatte.

Trotzdem es heißer Sommer war, durfte der Hansjörg mit ſeiner Wunde nicht nach Hauſe gebracht werden; er mußte alſo bei dem Ziegler bleiben. Das war unſerm Patienten ſehr recht. Obwohl ſeine Eltern kamen, um ihn zu verpflegen, wußte er doch, daß ſchon Zeiten kommen würden, wo er mit dem Kätherle allein ſein werde.

Andern Tages war des Maurer Wendels Hochzeit, und als es zur Kirche läutete, pfiff der Hansjörg den unabänderlich wiederkehrenden Hochzeitsmarſch, der jetzt drinnen im Dorfe geſpielt wurde, auf ſeinem Bette nach.

Nach der Kirche zog die Muſik im Dorfe umher und ſpielte vor den Häuſern, in denen die ſchönſten Mädchen waren, oder ſolche, die Schätze hatten. Die Burſchen und Mädchen ſchloſſen ſich dann dem Zuge an, der, je weiter er kam, ſich immer mehr vergrößerte; ſie kamen auch vor des Zieglers Haus. Der Fideli kam, als „Geſpiele“ Hansjörgs, mit ſeinem Schatz herauf, um ſtatt des Verwundeten das Kätherle mit zum Tanze zu nehmen; dieſes aber dankte, ſchützte Arbeit vor und blieb daheim. Der Hansjörg war hierüber hoch erfreut, und als ſie allein waren, ſagte er:

„Kätherle, gräm' dich nicht, es gibt bald wieder eine Hochzeit, und da wollen wir Zwei rechtſchaffen mit einander tanzen.“

„Eine Hochzeit?“ fragte das Kätherle betrübt, „ich wüßt' nicht von wem.“

„Komm 'mal her,“ ſagte Hansjörg lächelnd; das Kätherle trat näher, und er fuhr fort: „Ich will dir's nur geſtehen, ich hab' mir den Finger mit Fleiß abgeſchoſſen, damit ich kein Soldat zu werden brauch'.“

Das Kätherle fuhr zurück, ſchrie laut auf und bedeckte ſich mit der Schürze das Angeſicht.

„Warum ſchreiſt du?“ fragte Hansjörg, „iſt dir's denn nicht recht? Es muß dir recht ſein, denn du biſt daran ſchuld.“

„Jeſus Maria Joſeph! nein, gewiß nicht, ich bin daran unſchuldig. O, du lieber Heiland, was haſt du für eine Sünd' gethan, Hansjörg! Du hätteſt dich ja auch todt ſchießen können; nein, du biſt ein wilder Menſch, mit dir möcht' ich nicht hauſen, ich hab' Angſt vor dir.“

Kätherle wollte ihm entfliehen, aber Hansjörg hielt es noch mit der linken Hand feſt. Es ſtand da, riß unwillig, wendete ihm den Rücken zu und kaute an einem Ende der Schürze; der Hansjörg hätte Alles in der Welt drum gegeben, wenn es ihn nur einmal angeſehen hätte, aber all' ſein Bitten und Flehen war umſonſt. Er ließ nun los und wartete eine Weile, ob es ſich nicht umkehre; als es aber immer ſtumm und abgekehrt blieb, da ſagte er mit zitternder Stimme: „Willſt du nicht ſo gut ſein und meinen Vater holen? Ich will heim."

„Nein, das darfſt du nicht, du könnteſt ja den Hundskrampf kriegen, hat der Erath geſagt!" erwiederte das Kätherle, noch immer abgekehrt.

„Wenn du Niemand holſt, ſo geh' ich allein," ſagte Hansjörg.

Das Kätherle drehte ſich um und ſah ihn an mit thränenden Augen, aus denen alle Bitten und alle Mächte der liebenden Beſorgniß hell leuchteten. Hansjörg faßte Kätherle's Hand, ſie war fieberheiß, und er ſchaute lange in das Antlitz ſeines Mädchens. Es war nicht ſo was man eigentlich ſchön nennt, es war derb und kräftig; das Antlitz, ſo wie der ganze Kopf hatte eine faſt kugelrunde Bildung, die Stirn war hochgewölbt, beinahe wie ein Halbkreis, die Augen lagen tief in der Biegung, die kleine Stumpfnaſe, die etwas Neckiſches und Uebermüthiges ausſprach, die runden vollen Wangen, Alles verrieth geſundes, friſches Leben. Hansjörg betrachtete die Hocherglühende, wie wenn ſie die Allerſchönſte geweſen wäre.

So hielten ſie ſich lange und ſprachen kein Wort; endlich ſagte Kätherle: „Soll ich dir ein' Pfeif' ſtopfen?“

„Ja,“ ſagte Hansjörg, und ließ ſie los.

In dem Anerbieten Kätherle's lag der beſte Ausſpruch der Verſöhnung; das fühlten Beide, ſie redeten darum kein Wort mehr von ihrem Streit.

Gegen Abend kamen viele Burſchen und Mädchen mit hochglühenden Wangen und freudeſtrahlenden Augen, um das Kätherle zum Tanz abzuholen; das aber wollte durchaus nicht mitgehen. Der Hansjörg lächelte vor ſich hin. Als er aber das Kätherle bat, ihm doch den Gefallen zu thun und mitzugehen, hüpfte es freudig fort und kam bald darauf ſchön geputzt wieder.

Nun war aber ein neuer Uebelſtand. Trotz aller Gutmüthigkeit wollte doch Keines vom Tanze weg und beim Hansjörg bleiben; da kam zu gutem Glück der alte Jockel, und für einen guten Schoppen, den man ihm vom Wirthshauſe ſchicken wollte, verſprach er, wenn's nöthig wäre, die ganze Nacht da zu bleiben.

Der Hansjörg hatte ſich von dem Erath ſeinen Finger in einem mit Spiritus gefüllten Glaſe aufbewahren laſſen, er wollte dieß dem Kätherle ſchenken; aber trotz ſeiner ſonſtigen Derbheit fürchtete ſich das Mädchen davor, wie vor einem Geſpenſte, es wagte kaum das Glas anzurühren. Als nun der Hansjörg zum erſtenmale das Haus verlaſſen durfte, gingen ſie mit einander in den Garten vor dem Hauſe und begruben den Finger. Hansjörg ſtand ſinnend dabei, als das Kätherle das Loch wieder zuſchaufelte. Die Sünde gegen das Vaterland, die er durch ſeine Selbſtverſtümmelung begangen hatte, kam ihm nicht in den Sinn; dagegen erwachte in ihm der Gedanke, daß hier ein Theil der ihm von Gott verliehenen Lebenskraft eingeſcharrt werde, für die er Rechenſchaft ablegen müſſe. Er ſtand ſo zu ſagen lebendigen Leibes bei ſeinem eigenen Begräbniß, und der Vorſatz ſtieg in ihm auf, alle ihm noch gebliebenen Kräfte nach Pflicht und Gewiſſen treulich zu üben und anzuwenden. Ein Todesgedanke überſchauerte ihn, und mit Wehmuth und Freude ſchaute er auf, ſah ſich lebend und neben ſich ſein geliebtes Mädchen. Solche Gedanken bewegten ſich halb klar in ſeiner Seele, und er ſagte: „Kätherle, ich ſeh's wohl ein, ich hab' mich ſchwer verſündigt und ich muß beichten; ich muß es bald vom Herzen haben, ich will gern jede Buße thun."

Kätherle umarmte und küßte ihn, und er genoß im Voraus die ſeligſte Abſolution, wie ſie eigentlich das wahrhaft reuige Gemüth, mit feſtem Vorſatze ausgerüſtet, ſchon allein für ſich empfinden muß.

Sonntags darauf ging Hansjörg zur Beichte. Man hat nie erfahren, welche Buße ihm auferlegt wurde.

Man ſollte meinen, ein Menſch müſſe einen beſondern, geheimen Zug nach der Stelle hin haben, wo ein Stück ſeines lebendigen Daſeins ruht. Wie uns das Vaterland doppelt heilig iſt, weil die Gebeine unſerer Lieben darin ruhen; wie uns die ganze Erde erſt recht heilig wird, wenn wir bedenken, wie ſich die Körper unſerer Freunde und Mitmenſchen mit ihrem Staube vermiſchen; ſo muß ein Menſch, von deſſen eigenem unzertrennlichem Körper ein lebendiger Theil ſchon Erde geworden, ſich von der unendlichen Macht der irdiſchen Heiligkeit angezogen fühlen und ſich oft nach einem Theil ſeiner Ruheſtätte hinwenden.

Solche Gedanken, wenn auch eine dunkle Ahnung davon in unſerm Freunde aufſtieg, konnten jedoch wie natürlich bei einem Menſchen wie unſer Hansjörg war, nicht lange haften. Er ging tagtäglich nach des Zieglers Haus, nicht weil ein Todtes, ſondern weil das Leben, d. h. die Liebe zu Kätherle, ihn hinzog. Manchmal aber ging er auch recht betrübt von dort weg, denn das Kätherle ſchien es darauf angelegt zu haben, ihn zu ärgern und zu meiſtern.

Das Erſte, was das Kätherle immer und immer von ihm verlangte, war: daß er das Rauchen aufgeben ſolle. Er durfte es nie küſſen, wenn er geraucht hatte, und ehe er zu ihm ging, mußte er faſt immer ſeine liebe Pfeife verſtecken; in des Zieglers Stube aber durfte er nie und nimmer rauchen, und ſo gern er auch dort war, machte er ſich doch immer nach einer Weile wieder fort. Kätherle hatte wol recht, wenn es ihn oft damit neckte.

Hansjörg ärgerte ſich gewaltig über den Eigenſinn Kätherle's, und er ſteifte ſich immer mehr auf ſeine Liebhaberei. Er meinte, es ſei unmännlich, ſich von einem Weibe etwas vorſchreiben zu laſſen; das Weib müſſe nachgeben, dachte er, und dann muß man auch bekennen: es war ihm rein unmöglich, ſeine Gewohnheit aufzugeben. Er probirte es einmal während der Heuernte zwei Tage lang, aber es war ihm immer, als ob er faſte, es fehlte ihm überall Etwas, und er holte ſich ſeine Pfeife wieder, und indem er ſie vergnüglich zwiſchen den Zähnen feſthielt und dabei Feuer ſchlug, ſagte er vor ſich hin: „Eh' mag das Kätherle und mit ihm alle Weibsleut' zum Teufel gehen, eh' ich das Rauchen aufgeb'!“ Er ſchlug ſich dabei auf die Finger, und die heftig ſchmerzende Hand ſchüttelnd, dachte er: das iſt Sündenſchuld, denn dein Schwur iſt eigentlich doch nicht wahr.

Endlich kam der Herbſt herbei, Hansjörg wurde richtig für untauglich zum Militärdienſt erklärt. Noch einige andere Bauernburſchen hatten ihm ſeine Liſt nachgeahmt, ſie hatten ſich nämlich die Schaufelzähne ausgeriſſen, damit ſie keine Patronen beißen konnten; aber die Militärcommiſſion ſah dieß als abſichtliche Verſtümmelung an, während die des Hansjörg, ihrer Gefährlichkeit wegen, als Unglück betrachtet wurde. Die Zahnlückigen wurden zum Fuhrweſen genommen und mußten nun doch mit in den Krieg ziehen. Mit einer verſtümmelten Zahnreihe mußten ſie die oft mageren Biſſen der Kriegskoſt beißen, und am Ende mußten ſie gar in's Gras beißen, wozu ſie eigentlich gar keine Zähne mehr brauchten.

In den erſten Tagen des Octobers hielt der franzöſiſche General Moreau ſeinen berühmten Rückzug über den Schwarzwald. Eine Abtheilung des Zuges kam auch durch Nordſtetten. Man hörte mehrere Tage vorher davon. Es war eine Furcht und Angſt im Dorfe, daß man ſich nicht zu helfen und zu rathen wußte. In allen Kellern wurde gegraben und geſchaufelt, und Alles, was man von Geld und Koſtbarkeiten hatte, hineingelegt. Die Mädchen brachten ihre Granatenſchnüre mit der daranhängenden ſilbernen Münze (dem ſogenannten Anhenker), ſie zogen ihre ſilbernen Ringe vom Finger und legten ſie in die Grube. Alles ging ſchmucklos umher wie bei einer großen Trauer. Das Vieh wurde bei Egelsthal in eine unwegſame Schlucht getrieben. Die Mädchen und Burſchen ſahen ſich betrübt an, wenn man von dem herannahenden Feinde ſprach; mancher Burſch faßte dann nach ſeinem Meſſergriffe, der aus der Hoſentaſche hervorſah.

Am übelſten waren aber die Juden dran. Wenn man dem Bauer auch Alles nimmt, ſeinen Acker und ſeinen Pflug kann man ihm doch nicht forttragen; die Juden aber hatten all' ihr Vermögen in beweglicher Habe, in Geld und Waaren; ſie zitterten daher doppelt und dreifach. Der jüdiſche Kirchenvorſteher, ein geſcheiter und gewandter Mann, fand einen pfiffigen Ausweg. Er ließ ein großes Faß mit rothem Wein, der tüchtig mit Branntwein vergeiſtigt war, vor ſeinem Hauſe aufſtellen, und auf einen Tiſch gefüllte Flaſchen ſetzen, um damit die ungebetenen Gäſte zu bewirthen und abzuhalten. Die Liſt gelang, weil die Franzoſen ohnedieß Eile hatten, weiter zu kommen.

Der Tag des Durchmarſches kam und ging beſſer vorüber, als man je gehofft hatte. Die Leute im Dorfe ſtanden haufenweiſe bei einander und betrachteten die Vorüberziehenden. Zuerſt kam die Reiterei, dann kam ein gewaltiger Trupp Infanterie.

Hansjörg war mit ſeinen Kameraden Fideli und

Xaver hinausgegangen nach der Ziegelhütte; er wollte für alle Fälle dort ſein, damit dem Kätherle Nichts geſchehe. Er ging mit ſeinen Kameraden in den Garten vor dem Hauſe, und über den Zaun gelehnt, ſchmauchte er behaglich ſeine Pfeife. Das Kätherle ſchaute zum Fenſter heraus und ſagte: „Wenn du nicht rauchen willſt, Hansjörg, kannſt du mit deinen Kameraden 'raufkommen."

„Wir ſind ſchon gut da," erwiederte der Hansjörg, drei Qualme ſchnell nach einander aufſtoßend und die Pfeife feſter faſſend.

Nun kam die Reiterei. Alle ritten ungeordnet einher, ſie ſchienen kaum zuſammen zu gehören, ein Jeder kümmerte ſich faſt nur um ſich, und doch ſah man's wieder, daß ſie zuſammenhielten. Einige warfen keck lachend und winkend dem Kätherle am Fenſter Kußhändchen zu, der Hansjörg fuhr raſch mit der Hand nach ſeinem Seitenmeſſer. Das Kätherle ſchob das Fenſter zu und ſchaute nur noch verſtohlen hinter den Scheiben hervor. Nach der Infanterie kamen Fouragewagen und die Wagen mit den Verwundeten. Das war ein erbärmlicher Anblick. Einer der Verwundeten ſtreckte eine Hand heraus, an der auch nur vier Finger waren; das fuhr dem Hansjörg durch Mark und Bein, es war ihm plötzlich, als ob er ſelber da droben läge. Der Verwundete hatte nichts als ein Tuch um den Kopf gebunden und es ſchien ihn zu frieren. Der Hansjörg ſprang ſchnell über den Zaun, nahm die Pudelkappe vom Kopfe und ſetzte ſie dem Armen auf; dann gab er ihm noch ſein Geld mit ſammt dem ledernen Beutel. Der Verwundete machte mehrere Zeichen mit dem Munde und deutete damit an, daß er gern rauchen möchte: er ſah dabei den Hansjörg bittend und bettelnd an und deutete immer auf ſeine Pfeife, der Hansjörg aber ſchüttelte Nein. Das Kätherle brachte Brod und Hemden herbei und legte ſie auf den Wagen der Verwundeten. Die kranken Krieger ſahen vergnügt auf das friſche Mädchen und Einige machten ein militäriſches Begrüßungszeichen und welſchten unter einander. Sie fuhren dann, immer freundlich winkend, davon. Da dachte Niemand mehr, ob dieß Feinde oder Freunde wären; es waren unglückliche, hülfsbedürftige Menſchen, und Jeder mußte ihnen helfen.

Ein großer Trupp Reiter beſchloß den Zug. Das Kätherle ſtand wieder am Fenſter, Hansjörg mit ſeinen Kameraden, wieder auf ihrem Poſten; da ſagte der Fidell: „Guck, da kommen Marodörs.“

Zwei zerlumpte Kerle in halber Uniform, ohne Sattel und Bügel ſprengten heran. Eine Strecke, ehe ſie bei Hansjörg waren, hielten ſie ein und ſprachen etwas mit einander; man hörte den Einen lachen. Sie ritten dann langſam und der Eine ganz nahe an dem Zaune hin, und ratſch! riß er dem

Hansjörg die Pfeife aus dem Munde, und dann im geſtreckten Galopp auf und davon. Der Marodör ſteckte ſich die noch brennende Pfeife in den Mund und dampfte luſtig wie zum Hohne.

Der Hansjörg hielt ſich den Mund, es war ihm als ob ihm alle Zähne aus dem Kiefer herausgeriſſen wären; das Kätherle aber lachte aus vollem Halſe und rief: „So, jetzt hol' dir dein' Pfeif.“

„Ja, ich hol' ſie,“ ſagte Hansjörg und knackte vor Wuth eine Latte am Zaun zuſammen, „kommet, Fideli, Xaver, wir thun unſere Gäul' 'raus und reiten nach, und wenn wir darüber zu Grund gehen, den Hallunken laß ich mein' Pfeif' nicht.“

Die beiden Kameraden gingen davon und holten ſchnell die Pferde aus dem Stall; das Kätherle aber kam herabgeſprungen, rief den Hansjörg in den Hausgang, unwillig ging er zu ihm, denn er war bös, daß es ihn ſo ausgelacht hatte; das Kätherle aber faßte zitternd ſeine Hand und ſagte: „Um Gotteswillen, Hansjörg, laß die Pfeif. Guck, ich will dir auch Alles zu Gefallen thun, folg' mir nur jetzt. Willſt du dich denn wegen ſo eines nichtsnutzigen Dinges umbringen laſſen? Ich bitt' dich, bleib' da.“

„Ich mag nicht. Mir iſt's recht, wenn mir einer eine Kugel durch den Kopf ſchießt. Was ſoll ich da thun? Du kannſt doch nur nichts als foppen.“

„Nein, nein!“ rief das Kätherle, und fiel ihm um den Hals, „ich laß dich nicht gehen, du mußt da bleiben.“

Den Hansjörg durchzuckte es wunderbar, aber er fragte keck: „willſt du denn mein Weib ſein?“

„Ja, ja, ich will ja!“

Die Beiden umarmten ſich ſelig, dann rief Hansjörg: „Mein Lebtag kommt mir kein' Pfeif' mehr in den Mund. Guck, mich ſoll ein Heiligkreuz —“

„Nein, ſchwör' nicht, du mußt's auch ſo halten können, das iſt viel beſſer. Gelt, du bleibſt jetzt aber auch da? Laß die Pfeif' beim Franzos und beim Teufel.“

Unterdeſſen kamen die Kameraden zu Pferd, ſie hatten ſich mit Heugabeln bewaffnet und riefen: „Tapfer, Hansjörg, komm!“

„Ich geh' nicht mit,“ ſagte der Hansjörg, das Kätherle im Arm haltend.

„Was kriegen wir denn, wenn wir dein' Pfeif' wiederbringen?“ fragte Fideli.

„Sie iſt Euer.“

Die Beiden ritten wie im Sturme davon den Weg nach Empfingen, Hansjörg und Kätherle ſchauten ihnen nach. Dort, an der kleinen Anhöhe, wo die Lehmgrube für die Ziegelhütte iſt, hatten ſie die Marodörs faſt eingeholt; als dieſe ſich aber verfolgt ſahen, machten ſie keck kehrtum, ſchwenkten ihre

Säbel und der eine zielte noch mit einer Piſtole. Als der Fideli und der Xaver das ſahen, machten ſie ebenfalls hurtig kehrtum und waren ſchneller wieder da, als ſie dort geweſen waren. —

Von dieſem Tage an that der Hansjörg keinen Zug mehr aus einer Pfeife. Vier Wochen ſpäter wurde er von der Kanzel herab mit dem Kätherle verkündet. —

Eines Tages ging Hansjörg nach der Ziegelhütte; er war hinter dem Hauſe hergekommen, Niemand hatte ihn geſehen; da hörte er drinnen das Kätherle mit Jemand ſprechen: „Alſo du kennſt ſie ganz genau?“ fragte das Kätherle.

„Warum ſoll ich ſie nicht kennen?“ erwiederte der Angeredete. Hansjörg erkannte an der Stimme das rothe Maierle, einen Handelsjuden. „Ich hab' ihn ja oft genug mit ihr geſehen. Er hat ſie ſo gern gehabt, wie er dich hat, und wenn es gegangen wär', ich glaub', er hätt' ſie geheirathet.“

„Weißt du,“ ſagte Kätherle, „ich will nur ſehen, wie er die Augen ſperrangelweit aufreißen wird, wenn er ſie an ſeiner Hochzeit wiederſieht. Ich kann mich alſo ganz gewiß darauf verlaſſen?“

„So gewiß ſoll ich hunderttauſend Gulden reich werden, ſie muß da ſein.“

„Aber der Hansjörg darf nichts von ihr erfahren.“

„Stumm wie ein Fiſch!" erwiederte das rothe Maierle und ging davon.

Hansjörg kam ſchüchtern zu Kätherle, er ſchämte ſich zu geſtehen, daß er gehorcht habe; als ſie aber traulich bei einander ſaßen, ſagte er: „Ich will dir's nur ſagen, laß dir nichts vorſchwätzen, es iſt nicht wahr. Man hat mir einmal nachgeſagt, ich hätt' Bekanntſchaft mit der Adlerwirthsmagd, die jetzt in Rottweil dient: glaub' du mir, es iſt nicht wahr, ich bin ja damals noch in die Chriſtenlehr' gegangen, es war nichts als Kinderei."

Das Kätherle that, als ob es ein gar großes Gewicht auf dieſen Umſtand lege, und der Hansjörg hatte viel zu thun, ſich zu rechtfertigen. Er gab ſich noch am Abend alle Mühe, das rothe Maierle auszuhorchen, aber das war „ſtumm wie ein Fiſch."

Hansjörg hatte noch viele Rügen auszuſtehen und gewiſſermaßen durch das ganze Dorf Spießruthen zu laufen. Das war nämlich ſo. Am Sonntage vor der Hochzeit gingen nach alter Sitte der Hansjörg und ſein „Geſpiel", der Fideli, Jeder mit einem rothen Bande um den Arm und einer rothen Schleife an dem dreieckigen Hute, von Haus zu Haus im ganzen Dorfe, und der „Hochzeiter" ſagte folgenden Spruch: „Ihr ſollet höflich eing'lade ſein zur Hauzich am Zinſtig (Hochzeit am Dienſtag) im Adler. Wemmers (wenn wir's) wieder verdäue (vergelten) könnet, welle mer's au thoan (wollen wir's auch thun). Kommet au g'wiß. Vergeſſet's et. Kommet au g'wiß." Darauf öffnete in jedem Hauſe die Frau die Schublade am Tiſch, that Brod und Meſſer heraus und reichte es mit den Worten: „Schneidet au Brod." Der Hochzeiter mußte nun ein Schnitzel Brod abſchneiden und daſſelbe mitnehmen. Hansjörg machte das Brodſchneiden mit ſeinen vier Fingern etwas ungeſchickt, und es that ihm wehe, wenn man in vielen Häuſern mit gutmüthigem Spott zu ihm ſagte: „Du dürfteſt eigentlich nicht heirathen, Hansjörg, denn du kannſt mit deinem Stumpffinger doch nicht gut Brod ſchneiden."

Der Hansjörg war hochfroh, als dieſe Einladungen vorüber waren.

Mit Singen und Jubeln wurde die Hochzeit gefeiert, nur durfte dabei nicht geſchoſſen werden, denn ſeit dem Unglücke oder dem Muthwillen Hansjörgs war das ſtrenge verboten.

Am Hochzeitstiſche ging Alles luſtig her. Gleich nach Tiſch ging Kätherle hinaus in die Küche, es kam aber ſchnell wieder und hatte die uns wohlbekannte Pfeife im Munde — man konnte wirklich nicht unterſcheiden, ob es die alte oder eine auf's Pünktchen hin ähnliche ſei — das Kätherle that nun mit verzerrten Mienen wieder einige Züge aus der Pfeife und reichte ſie dann dem Hansjörg mit den Worten:

„Da, nimm, du haſt dich wacker gehalten, du kannſt dir ſchon was verſagen; meinetwegen magſt du wohl rauchen, ich hab' kein bisle dagegen."

Hansjörg wurde feuerroth, er ſchüttelte aber Nein und ſagte: „Was ich einmal geſagt hab', da beißt kein' Maus keinen Faden davon; mein Lebtag thu' ich keinen Zug mehr." Er ſtand auf und ſagte wieder: „Gelt, Kätherle, aber dich darf ich doch küſſen, wenn du geraucht haſt?"

Die beiden Glücklichen lagen ſich ſelig in den Armen. Darauf geſtand Hansjörg, daß er gehorcht, als ſich das Kätherle mit dem rothen Maierle beſprach, und daß er gemeint habe, es ſei von der Adlerwirthsmagd die Rede.

Man lachte herzlich über den Spaß.

Die Pfeife wurde als ewiges Andenken über dem Himmelbette des jungen Ehepaares aufgehängt, und Hansjörg deutet oft darauf hin, wenn er beweiſen will, daß man ſich mit feſtem Vorſatz und aus Liebe Alles abgewöhnen könne.

Zwei Worte rücken uns plötzlich weit hinaus: Hansjörg und Kätherle ſind betagte Großeltern, im Kreiſe der Ihrigen glücklich, friſch und munter. Die Pfeife gilt als ein ehrwürdiges Familienſtück bei den fünf Söhnen Hansjörgs; keiner von ihnen und von ihren Kindern hat ſich bis heute das Rauchen angewöhnt.

III.

Des Schloßbauers Veſele.

Wenige werden errathen, wie der obenſtehende Name eigentlich im Kalender heißt, und doch iſt er allgemein bekannt, und erinnert das Schickſal deren, die ihn trug, leider nur zu ſehr an das ihrer Patronin Genovefa.

Das vornehmſte Haus des ganzen Dorfes, das eine ſo breite Fronte nach der Straße zu macht, daß alle Handwerksburſchen, die durch das Dorf wandern, hineingehen und um einen Zehrpfennig bitten, das gehörte einſt dem Vater des Vefele; die beiden rechts und links ſtehenden Häuſer, das waren ſeine Scheunen. Der Vater iſt todt, die Mutter iſt todt, die Kinder ſind todt. In dem großen Hauſe iſt eine Leinweberei. Die Scheunen ſind zu Häuſern verbaut, und das Vefele iſt ſpurlos verſchwunden.

Nur das Eine ſteht noch feſt, und wird es wohl immer bleiben, im ganzen Dorfe heißt das große Haus noch immer „des Schloßbauern Haus;“ denn der alte Zahn, der Vater Vefele's, wurde der Schloßbauer genannt. Er war nicht aus dem Dorfe gebürtig, ſondern aus dem zwei Stunden entfernten

Baiſingen herübergezogen. Baiſingen gehört zu dem kornreichen ſogenannten „Strohgäu,“ und die Baiſinger werden ſpottweiſe „die Strohgänger“ genannt, weil im ganzen Dorfe faſt alle Gaſſen mit Stroh beſtreut ſind. Dieß dient ſowohl dazu, um der Mühe der Straßenreinigung überhoben zu ſein, als auch, um auf dieſe Weiſe mit dem zertretenen Stroh neuen Dünger zu gewinnen; denn die Baiſinger haben ſo viele Aecker, daß ſie deſſen nicht genug habhaft werden können. Dreißig Jahre wohnte der Schloßbauer im Dorfe, aber ſo oft er einen Streit hatte, wurde er der Baiſinger Strohgänger und ſeine Frau die krumme Baiſingerin geſchimpft. Die Frau Zahn war aber keineswegs krumm, ſie war noch in ihrem Alter eine ſchöne, ſchlanke Frau mit grader Haltung; nur war ihr linker Fuß etwas zu kurz, und daher kam's, daß ſie beim Gehen hinkte. Dieſer Körperfehler war aber auch mit die Urſache ihres ungewöhnlichen Reichthums. Ihr Vater, Staufer mit Namen, ſagte einmal öffentlich im Wirthshauſe, daß der kurze Fuß ſeiner Tochter nichts ſchade, er ſtelle als Heirathsgut ein geſtrichenes Simri Kronenthaler darunter und da wolle er ſehen, ob das nicht grade mache.

Der alte Staufer hielt Wort, und als der Zahn deſſen Tochter heirathete, ließ er ihn ein Simri mit Kronenthaler füllen und ſo viel hineinthun, als hineinging; drauf ſtrich er mit dem Streichbengel darüber und ſagte: „So, was drin iſt, iſt dein!" Seine Tochter mußte zum Spaß ihren linken Fuß darauf ſtellen, und das mit dem Gelde gefüllte Kornmaß prangte als ſchöne Schüſſel auf dem Hochzeitstiſche.

Der Zahn kaufte ſich bald darauf mit dem Gelde das gräflich Schleitheimiſche Schloßgut, baute das ſchöne große Haus, und darum hieß er der Schloßbauer. Von neun Kindern, die ihm geboren wurden, blieben fünf am Leben, drei Söhne und zwei Töchter. Das jüngſte Kind war Veſele. Es war ſo ſchön und zart gebaut, daß man es, halb ſpöttiſch, halb anerkennend, das „Fräle" hieß. Halb aus Mitleid, halb aus Schadenfreude bemerkte faſt Jeder, wenn von ihm die Rede war, es ſei eben doch eine „Gezeichnete," denn es hatte den kurzen Fuß von der Mutter geerbt. Mit dem Ausdruck „Gezeichnet" verbindet ſich ein ſchlimmer Nebenbegriff; man nennt die Rothen, Buckligen, Einäugigen, Hinkenden ſo, und will damit ſagen, daß Gott ſie damit gezeichnet habe, weil ſie gewöhnlich gefährliche und ungutmüthige Menſchen ſeien. Weil man nun ſolche Unglückliche ſpöttiſch und argwöhniſch behandelt, werden ſie meiſt ſchalkhaft, bitter und hinterliſtig; das anfänglich ungerechte Vorurtheil ruft die Folgen hervor, die man dann als Beſtätigung für das Vorurtheil annimmt.

Das Veſele that zwar Niemand etwas zu Leide, ja es war gut und freundlich gegen alle Menſchen; aber der Haß des ganzen Dorfes gegen den Schloßbauer wurde auch auf alle ſeine Kinder ausgedehnt.

Der Schloßbauer prozeßte ſchon ſeit achtzehn Jahren mit der ganzen Gemeinde. Er machte auf die patronatsherrlichen Rechte Anſpruch, er bezog den Rauchhafer, Hühnerhafer, Weghafer, und wie alle die grundherrlichen Abgaben heißen; auch hatte er fünfzig Stimmen bei der Schultheißenwahl. Nur mit dem tiefſten Aerger, mit Schelten und Schimpfen entrichteten die Bauern dieſe ihre gewohnten Abgaben.

So ſind die Menſchen! Einem Grafen, Baron oder Freiherrn hätten ſie ohne Widerrede Alles entrichtet; aber jetzt verfluchten ſie jedes Körnchen, das ſie an einen Ihresgleichen abgeben mußten. Sie wußten ſich nicht anders zu rächen, als daß ſie dem Schloßbauer Nachts ſeine Kornfelder niedermähten, wenn das Korn noch grün war. Das gereichte ihnen aber doppelt zum Nachtheil, denn der Schloßbauer brachte es durch Klagen beim Syndikatsamte dahin, daß der zugefügte Schaden — da die Thäter nicht entdeckt wurden — auf den Gemeindeſchaden geſtellt, und ihm aus der Gemeindekaſſe vergütet wurde; auch hielt er ſich fortan einen eigenen Flurſchützen, den das Dorf zur Hälfte beſolden mußte.

Die Reibereien zwiſchen den Dorfbauern und dem Schloßbauer dauerten aber noch immer fort.

Da ließ ſich ein neuer Advokat in dem Städtchen Sulz nieder, und nun begann der Prozeß der Gemeinde mit dem Schloßbauer, bei dem ſo viel Papier verſchrieben wurde, daß man einen ganzen Morgen Acker damit zudecken konnte.

Das Dorf gehörte damals noch, wie ein großer Theil des Schwarzwaldes, zu Vorderöſterreich, der Landvogt hatte ſeinen Sitz in Rottenburg, das Appellationsgericht in Freiburg im Breisgau; ein größerer Prozeß konnte aber noch weiter getrieben werden. Bei der entfernten und verwickelten obern Gerichtsbarkeit war es daher ein Leichtes, den Prozeß bis zum jüngſten Gericht in gehöriger Verwirrung zu erhalten.

Der Streit zwiſchen dem Schloßbauer und ſeinen Ortsbewohnern geſtaltete ſich mit der Zeit zur Feindſeligkeit zwiſchen den Baiſingern und Nordſtettern. Die Baiſinger foppten und neckten die Nordſtetter auf Märkten oder in der Stadt, wo ſie mit denſelben zuſammen kamen; nannten ſie ſpottweiſe ihre Unterthanen und Grundholden, weil ein Baiſinger Bauer über ſie herrſchte. Die Nordſtetter, unter dem Namen der Spitzmäuligen oder der Spöttler bekannt, blieben keine Antwort ſchuldig. Ein Wort gab das andere, man lachte, man ſcherzte, immer noch als „gut Freund,“ aber die Anzüglichkeiten wurden immer derber, und ehe man ſich's verſah, war der Krieg auf irgend einer Seite ausgebrochen und es ſetzte die ergiebigſten Prügel. Das war zum erſten Male auf dem Ergenzinger Markt, als dieß geſchah, und nun konnten Nordſtetter und Baiſinger nie mehr beiſammen ſein, ohne ſich zu prügeln. Stundenweit gingen namentlich die jungen Burſchen beider Orte zu einem Tanze oder zu einer Hochzeit, tranken und tanzten zuerſt ruhig mit einander, und am Ende brach das Hauptfeſt, eine tüchtige Prügelei, los.

Der Schloßbauer lebte aber mitten im Dorfe wie auf einer Einöde. Kein Menſch bot ihm die Zeit, kein Menſch beſuchte ihn. Wenn er ins Wirthshaus kam, war Alles plötzlich ſtill. Es war ihm immer, als ob ſie gerade von ihm geſprochen hätten. Er legte ſeinen mit gutem Tabak gefüllten Beutel neben ſich auf den Tiſch, aber eher hätte einer ſeinen Mund auf einen Stein aufgeſchlagen, ehe er den Schloßbauer um eine Pfeife Tabak gebeten hätte. Anfangs gab er ſich Mühe, um die wie verabredete Feindſeligkeit Aller durch Freundlichkeit und Güte zu zerſtreuen, denn er war von Natur ein guter und nur etwas ſtrenger Mann; als er aber ſah, daß es nichts fruchtete, verachtete er Alle insgeſammt, ſcherte ſich wenig mehr um ſie, und ſetzte nun erſt recht ſeinen Kopf darauf, ſein Recht zu behaupten. Er ſchloß ſich nun ſelber von Allen ab, nahm Taglöhner aus Ahldorf zu ſeinen Feldarbeiten, und um auch nicht einmal Gott mit ſeinen Dorfgenoſſen zu dienen, ging er Sonntag Morgens jedesmal nach Horb in die Kirche. Er ſah ſtattlich aus, wenn er ſo dahin ſchritt. Er ſchien kleiner, als er war, denn er war gedrungen und breitſchulterig; er hatte ſeinen dreieckigen Hut etwas muthig nach der linken Seite zu geſetzt und den breiten Theil nach vorn gekehrt. Durch den Schatten, der dadurch auf ſein Antlitz fiel, ward dieſes noch finſterer und ernſter, als es eigentlich war. Wenn er dann ſo feſt einherſchritt, klingelten die breiten, ganz nahe an einander gereihten ſilbernen Knöpfe an ſeinem blauen Rocke ohne Kragen und die runden, ſilbernen Knöpfe an ſeiner rothen Weſte hell wie ein Glockenſpiel auf einander.

Die Mutter und ihre Kinder, namentlich aber ihre beiden Töchter Agathle und Vefele, litten am meiſten bei dieſer Trennung von der Gemeinde. Sie ſaßen oft bei einander und klagten über ihr Loos und weinten, während der Vater in der Stadt mit ſeinem Advokaten beim Schoppen ſaß und erſt ſpät heimkehrte. So weit war der Haß gegangen, daß ſelbſt die Armen, aus Furcht vor den Anderen, keine Gabe aus des Schloßbauern Hauſe nehmen durften. In doppelter Heimlichkeit, ſowohl vor dem Vater als vor den anderen Dorfbewohnern, übten die Mutter und ihre Töchter ihre fromme Wohlthätigkeit; gleich als ob es Diebſtahl wäre, trugen ſie Kartoffel, Korn und Mehl in den Schloßgarten, wo die Armen ihrer warteten.

Die Mutter hielt Alles das nicht mehr aus, ſie ging zu ihrem Vater und klagte ihm ihre Noth. Der alte Staufer war ein beſonnener, ruhiger Mann und wollte ſichern Weges gehen. Er ſchickte daher zuerſt ſeinen Hofjuden Marem nach Nordſtetten, damit er insgeheim auskundſchafte, wer denn eigentlich die Rädelsführer bei dem Prozeſſe ſeien, und ob ſich nicht ein Vergleich machen ließe. Der Marem war aber geſcheiter als der alte Staufer, trotzdem dieſer ſchon fünfzehn Jahre Schultheiß war. Er ließ durch einen Bekannten in Nordſtetten das Gerücht ausſprengen, der Schloßbauer habe es dahin gebracht, daß eine kaiſerliche Commiſſion auf Unrechts Koſten nach Nordſtetten kommen, die Sache unterſuchen und dort bleiben werde, bis ſie entſchieden ſei. Dann kam er ſelber und ging unmittelbar zu den Hauptleuten, ſagte ihnen, daß er gegen eine beſtimmte Vergütung einen Vergleich zu Stande bringen wolle, obgleich es ſehr hart halten werde; er ſicherte ſich ſo auf beiden Seiten einen Vortheil.

Was helfen aber alle noch ſo feinen Finten bei Menſchen, die bärenmäßig drein ſchlagen und alle Berechnungen und Kunſtſtücke zu Schanden machen?

Der alte Stauſer kam, mit ihm Marem. Sie gingen in Begleitung des Schloßbauern nach dem Wirthshauſe, wo ſich die Wortführer verſammelt hatten.

„Guten Tag, Herr Schultheiß,“ ſagten die Verſammelten zu dem Ankommenden; ſie thaten, als ob ſonſt Niemand als der Gegrüßte eingetreten wäre. Der alte Stauſer fuhr zuſammen, ließ aber doch alsbald zwei Flaſchen Wein bringen, ſchenkte ein und ſein Glas ergreifend ſtieß er an die anderen Gläſer an und trank den Verſammelten zu. Da ſagte der Schloſſer Ludwig: „Wir nehmen's für genoſſen an, wir trinken aber nicht. Allen Reſpekt vor Euch, Herr Schultheiß, aber bei uns iſt der Brauch, daß man erſt nach dem Handel den Weinkauf trinkt. Wie's die reichen Herrenbauern in Baiſingen machen, das wiſſen wir nicht.“

Der Schultheiß ſetzte, ohne zu trinken, ſein Glas wieder ab und ſeufzte tief. Er begann darauf mit ziemlicher Ruhe die Verhandlung und ſetzte aus einander, daß man ſein ſauer erworbenes Gut nicht an „die Blutſauger, die Advokaten,“ wegwerfen ſolle, daß jeder Prozeß mit aus der Schüſſel eſſe und das Fett oben 'runter ſchöpfe, und ſchloß damit, daß ein Schritt hüben und ein Schritt drüben zum Frieden führe.

Es wurde nun von beiden Seiten eine weit aus einander liegende Vergleichsſumme angeſetzt. Der Marem gab ſich alle Mühe, ſie einander näher zu bringen. Er nahm bald dieſen bald jenen bei Seite, flüſterte ihm etwas in's Ohr; er nahm endlich ſogar, trotz beiderſeitiger Einrede, eine Vergleichsſumme auf ſeine eigene Verantwortung; er zerrte an Allen umher und ſuchte die Hände der beiden Parteien mit Gewalt in einander zu legen.

Da ſagte endlich der Schloßbauer: „Nein, eh' ich ſo einen Bettel nehm', ſchenk ich's euch lieber ganz, ihr Hungerleider.“

„Was Du!“ ſagte darauf der Schloſſer Ludwig, „mit dir ſchwätzt man ja gar nicht, du Strohgänger.“

„Gebt nur Acht,“ erwiederte der Schloßbauer, „Ihr werdet keine Strohgänger. Ich will euch ſchon betten, daß ihr kein Stroh mehr unter'm Kopf habt zum Draufliegen. Und wenn ich und Weib und Kind drüber zu Grund gehen ſoll, und wenn mir kein Handbreit Ackers übrig bleibt, keinen rothen Heller laſſ' ich euch jetzt mehr nach; ich muß mein Recht haben, und wenn ich an den Kaiſer ſelber gehen muß. Wartet nur!“ er ſtand zähneknirſchend auf; der Vergleich war durch keinerlei Bemühungen mehr zu Stande zu bringen. Der Schloßbauer fing ſogar zuletzt noch mit ſeinem Schwäher Händel an und ging fort, indem er die Thüre laut hinter ſich zuſchlug.

Zu Hauſe weinte die Mutter mit ihren Töchtern ſo laut, als ob Jemand geſtorben wäre, ſo daß alle Vorübergehenden eine Weile vor dem Hauſe ſteben blieben; aber alle Bitten der Mutter und der Kinder halfen nichts, der Schloßbauer blieb bei ſeinem Vorſatze. Der alte Staufer reiſte wieder nach Hauſe, ohne nochmals zu ſeiner Tochter zu kommen, er ließ ihr nur durch den Marem Ade ſagen.

Der alte Zuſtand dauerte fort, der Schloßbauer und ſeine Frau lebten oft in Unfrieden, aber das Befele wußte immer Alles gut zu machen. Der Vater hatte eine gewiſſe heilige Ehrfurcht vor dem Kinde, denn „das Kind“ hieß Befele im ganzen Hauſe. Es hatte ein ſo engelmildes Antlitz und eine ſo bezaubernde Stimme, es durfte nur des Vaters Hand nehmen, ihn mit den treuen, blauen Augen anſchauen und ſagen: „Aber lieber Aetti,“ und er war ſtill und gut; der ſtarke, trotzige Mann ließ ſich von ſeinem Kinde beſänftigen, wie wenn es ein höheres Weſen wäre, nie redete er ein hartes Wort, wenn das Befele zugegen war, er that ihm Alles, was es wollte, zu Gefallen, nur nicht die Verſöhnung mit ſeinen Feinden.

In dieſer letztern Beziehung war der Schloßbauer, trotzdem er nach außen ſo feſt und beſtimmt auftrat, doch innerlich in einem gewaltigen Zwieſpalte. Er hätte gern ſeinen Feinden gutwillig die Hand gereicht, aber er ſchämte ſich, ſo ſchwach zu ſein, wie er es nannte, und er glaubte auch, er habe es ſchon zu weit kommen laſſen, ſeine Ehre hänge davon ab, es durchzuſetzen. Dann, wenn er an die Ehre dachte, erhob ſich wieder ſein Stolz und er hielt ſich für etwas Beſſeres als alle die anderen Bauern. In dieſem Gedanken beſtärkten ihn die ſchmarotzenden Schreiber in dem nahen Städtchen und der Kronenwirth; ſie redeten ihm viel vor von ſeinem ungewöhnlichen Verſtande und von ſeinem Boronenvermögen; er glaubte es zwar nicht, es that ihm aber doch wohl, es zu hören. Nach und nach, als er merkte, daß die Stadtleute wirklich nicht geſcheiter waren als er, hielt er ſich in der That für beſſer als alle anderen Bauern. Es war ihm zwar nie recht wohl in der Geſellſchaft dieſer Leute, die ſich gern einen guten Schoppen von ihm bezahlen ließen; aber, dachte er wieder, man muß doch Geſellſchaft haben, und es iſt doch beſſer als Bauerngeſchwätz. Ohne daß er ſich's recht geſtand, ging er gern in dieſe Geſellſchaft, weil ſie auf alle Art ſeiner Eitelkeit ſchmeichelte.

So geht's. Der Schloßbauer lebte in Unfrieden mit ſich, mit ſeinem Weibe, mit ſeinen Mitbürgern, mit Allen, bloß weil er ſich nicht demüthigen wollte, weil er nichts von den alten Herrenrechten, oder beſſer Unrechten, nachlaſſen wollte, während er doch ſonſt noch vollauf zu leben hatte; ſein Herz und ſeine Gedanken kamen immer mehr in Verwirrung, und er richtete ſich und die Seinigen zu Grunde, während es ihnen doch hätte ſo wohl ſein können.

Nach und nach kamen in den Winterabenden einige alte Bauern, die zu Hauſe keinen warmen Ofen hatten, oder die ihren ſcheltenden Weibern davon gegangen waren, zu dem Schloßbauer; er aber war mürriſch und barſch gegen ſie, es verdroß ihn, daß nur dieſe und nicht auch die Angeſeheneren kamen. Die Beſuchenden blieben wieder weg.

Die Mutter war mit beiden Töchtern oft mehrere Tage bei ihrem Vater in Baiſingen, der Schloßbauer aber ſchmollte mit ſeinem Schwäher. Er ſah ihn nicht mehr, bis er auf der Bahre lag.

Das Leben im Dorfe ward immer unangenehmer. Es iſt ein traurig Ding, wenn man in's Feld geht, und Niemand bietet Einem die Zeit. Der Schloßbauer unterhielt ſich dann immer mit ſeinem großen Hunde, dem Sultan; das iſt und bleibt doch immer eine traurige Unterhaltung für einen Menſchen.

Die ſchweren Zeiten, die durch Napoleon über Europa kamen, verſchonten auch nicht das einſamſte Bauernhaus im Schwarzwald. Straßburg war nicht weit, und Leute, die beſonders gute Ohren hatten, wollten auf der Hochbux die in Straßburg abgefeuerten Siegesſchüſſe gehört haben; das ſollte kommende große Noth anzeigen. Freilich war damals leicht prophezeien, daß Alles drunter und drüber gehen werde.

Zum Feldzug nach Rußland wurde mit aller Macht gerüſtet. Auch der Philipp und der Caſpar, die beiden älteſten Söhne des Schloßbauern, mußten mit in den Krieg; ihr Vater wäre lieber ſelber mitgezogen, denn ihm war Alles verleidet, er ſah ſeine beiden Söhne mit einem Stumpfſinn und einer Gleichgiltigkeit ſcheiden, wie wenn Einer ſagt: Mir iſt alles eins, komm' was da wolle.

Der Philipp und der Caſpar ſind wahrſcheinlich im ruſſiſchen Schnee begraben, man hat nie mehr etwas von ihnen gehört; nur das Eine hat der General Hügel oft erzählt: Auf dem Rückzuge von Moskau aus ſah er einen Soldaten, der etwas abſeits ging und dem die Kälte oder die Noth und das Heimweh, oder vielleicht Alles zuſammen, die Thränen ſtromweiſe über die Backen herunterrinnen machte. Der General ritt auf ihn zu und fragte ihn freundlich: „Woher?“

„I bin des Schloßbauern Bua vom Schwarzwald do obe ra!“ erwiederte der Soldat, nach der Seite zudeutend, als ob ſeines Vaters Haus nur einen Büchſenſchuß weit dort um die Ecke läge. Der General mußte über die Antwort des Soldaten, der in Gedanken ſo nahe zu Hauſe war, ſo herzlich lachen, daß auch ihm Thränen über die Backen ließen, die aber in ſeinem langen Schnurrbarte als Eistropfen hängen blieben.

Das iſt Alles, was die Geſchichte über das Leben und Ende der beiden Söhne des Schloßbauern berichtet.

Unterdeſſen war zu Hauſe Freud und Leid gemiſcht. Wenn ein Unglück oder ein trauriger Zuſtand lange dauert, richtet man ſich zwiſchen Thür und Angel wohnlich ein; ein Menſch, wenn er geſund iſt, kann nicht lange dem Schmerze nachhängen, die alte Luſt des Lebens ſteigt bald wieder in ihm auf. So wurden zu Hauſe Kirchweihen und Hochzeiten gefeiert, während draußen in fernen Landen Hunderte der nächſten Angehörigen vom Tode in ſein kaltes Bett gelegt wurden.

Agathle, die älteſte Tochter des Schloßbauern, war die Braut des Rößlewirths in Eutingen geworden; der Schloßbauer, der mit dem ganzen Dorfe verfeindet war, mußte ſeine Kinder außerhalb des Orts verheirathen.

Veſele ſah am Hochzeitstage der Schweſter gar prächtig aus. Die Schweſtern hatten im Dorfe keinen weitern Umgang, und ſo war Veſele die einzige „Geſpiele“ der Braut und ganz ſo wie ſie gekleidet. Es hatte die „Schappel“ — eine Krone von flimmernden Silberflittern — auf dem Haupte, in die beiden den Rücken hinabhängenden Zöpfe waren handbreite, ziegelrothe Seidenbänder eingeflochten, die faſt bis auf den Boden hinabreichten; das iſt die beſondere Zierde einer Jungfrau, denn nur eine ſolche darf rothe Bänder im Haare tragen, ein Mädchen, „das ſich verfehlt hat," muß weiße leinene Bänder tragen. Um den Hals hatte Vefele die vielreihige Granatenſchnur, deren dunkle Farbe die auffallende Zartheit der Haut noch mehr hervorhob; über dem weißen Spitzen-Goller ragte ein friſcher Blumenſtrauß aus dem ſcharlachrothen Mieder hervor, das zu beiden Seiten von ſilbernen Agraffen, durch die ſich Silberkettchen ſchlangen, gehalten war; der um und um weitfaltige blaue „Wieſlingrock," der bis an die Kniee reichte, war zur Hälfte von der weißen Schürze bedeckt; überall, an den Schultern wie an den Enden der kurzen Hemdärmel flatterten rothe Bänder. Die „Stöckleſchuhe" mit den hohen hölzernen Abſätzen in der Mitte, gaben dem ohnedieß ſchwankenden Gange Vefele's noch etwas Unſicheres. Dennoch, als es unter dem Klange der Muſik und dem Abfeuern der Piſtolen neben ſeiner Schweſter zur Kirche ging, erſchien Vefele ſo liebreizend, daß Jeder es gerne als die Braut angeſehen hätte. —

Wer weiß, wo die beiden Söhne des Schloßbauern waren, während dieſer mit den Seinen fröhlich beim Hochzeitsſchmauſe ſaß! Niemand gedachte ihrer. Nur Beſele ſchaute einmal lange unverrückt drein; es war, als ob ſie nichts von alle dem ſehe, was um ſie her vorging; als ob ihr Blick durch die Wände dringe und ſuchend hinausſchweife ins Unendliche — ſie gedachte ihrer fernen Brüder.

Kaum zwei Monate ſpäter feierte auch Melchior, der dritte Sohn des Schloßbauern, ſeine Hochzeit. Er hatte auf des Agathle's Hochzeit ſeine Braut, die einzige Tochter des Engelwirths von Ergenzingen, kennen gelernt und ſich mit ihr verſprochen. Obgleich Melchior noch ſehr jung und kaum ein Jahr älter war als Beſele, beſchleunigte man doch die Hochzeit, denn man fürchtete, er müſſe ſonſt auch mit in den Krieg. Melchior zog nun auch fort aus dem Dorfe, und Beſele blieb allein im Hauſe. Die Mutter kränkelte, ein ſtiller Gram zehrte an ihrem Leben. Sie wollte ihren Mann immer dazu bringen, daß er Alles verkaufe und aus dem Dorfe weg zu einem ſeiner Kinder zöge; der Schloßbauer aber gab ihr ſo heftige Antworten, daß ſie nicht mehr davon reden durfte. Da hatte das Beſele traurige Zeiten, denn es hatte immer zu vertuſchen und zu begütigen. Die Kränklichkeit machte die Mutter noch immer gereizter und unnachgiebiger, und ſie ſagte oft: wenn ihr Vater noch lebte, würde ſie ihrem Manne auf und davon gehen. — Dieſe Leute ſahen doch ſchon bald das zweite Geſchlecht aus ihrer Ehe hervorgehen, und noch konnten ſie ſich nicht in einander finden; ja, je älter ſie wurden, um ſo mehr ſchien ſich eine Uebelnehmerei, eine heftige Bitterkeit zwiſchen ihnen kund zu geben. Das Veſele wußte zwar immer wieder den Frieden herzuſtellen; es war dann vergnügt und munter, aber im Stillen weinte es oft bitterlich über das traurige Schickſal ſeiner Eltern und über ſein eigenes, und dann gelobte es ſich heilig, nie zu heirathen. Es kannte ja ohnedieß Niemand, dem es ſein Leben hätte widmen mögen, und dann ſah es wohl ein, wie nöthig es im elterlichen Hauſe ſei, wenn nicht das Feuer zum Dache herausſchlagen ſolle. Geſchrieben ſteht: Gott ahndet die Sünde der Väter an den Kindern; das gilt am meiſten von einer böſen Ehe. In dem Herzen ohne Kindesliebe nimmt gar leicht Trübſeligkeit oder Verirrung anderer Art Platz.

Der Tod brachte die Mutter Veſele's bald zu ihrem Vater, und jetzt, nachdem ſeine Frau todt war, fühlte der Schloßbauer erſt, wie viel ihm fehlte, wie lieb er doch im Grunde ſeines Herzens ſeine Frau gehabt hatte. Er grämte ſich, daß er ſie nicht nachgiebiger behandelt, und daß er ihre Kränklichkeit ſo oft für Verſtellung angeſehen hatte; jedes harte Wort, das er ihr gegeben, ſchnitt ihm tief durch die Seele; er hätte gern ſein Leben drum gegeben, wenn er es wieder hätte zurückrufen können. So geht's. Statt im Leben freundlich und friedfertig einander zu tragen und zu erfreuen, grämen ſich die meiſten Menſchen, wenn es zu ſpät iſt, wenn der Tod die traulichen Lebensgefährten von der Seite geriſſen hat; darum ſoll man ſich lieben, ſo lange man noch lebt, denn jede Stunde, die man im Unliebe verbringt, hat man ſich und dem Andern unwiederbringlich vom Leben geraubt.

Der Schloßbauer ging des Sonntags nicht mehr nach der Stadt, ſondern in die Kirche des Dorfes, denn neben der Kirche lag ja ſeine Frau begraben; er machte jedesmal den Umweg und ging über den Gottesacker. Es war, als ob er das Grab ſeiner Frau durch dieſen ſonntäglichen Beſuch verſöhnen wollte.

Im Hauſe war Alles ſtill, man hörte kein lautes Wort mehr, und das Befele waltete ſanft wie ein Friedensengel. Der Friede war da, aber die Freude fehlte doch; es war immer im Hauſe, wie wenn man Jemand ſchmerzlich vermißte oder erwartete.

Nach und nach fühlte ſich der Schloßbauer durch das freundliche Walten Befele's ſo wohl, daß er wieder neu auflebte; er that gar nichts ohne die Zuſtimmung „des Kindes,“ er ließ es ſogar meiſt allein über Alles verfügen, und wenn Jemand Etwas von ihm haben wollte, ſagte er immer ruhig: „Da müſſet Ihr eben mein Befele fragen.“

So lebten ſie viele Jahre; Veſele hatte die erſte Hälfte der zwanziger Jahre überſchritten. Viele Freier ſtellten ſich ein und hielten um ſeine Hand an, aber es ſagte immer, daß es nicht heirathen wollte; der Vater gab ihm recht. Dann ſagte er wieder: „Veſele, du biſt zu fein für einen Bauersmann, und wenn ich meinen Prozeß gewinn', ziehen wir in die Stadt und ich geb' dir auch ein Simri voll Kronenthaler zum Heirathsgut, und dann kannſt du unter den Herren-Leuten wählen.“ Das Veſele lachte zwar, aber innerlich gab es ſeinem Vater doch darin Recht, daß, wenn es auch heirathe, es doch nie und nimmer einen Bauern heirathen wolle. Es hatte ihre Leidenſchaftlichkeit und Unverſöhnlichkeit zu lange mit erduldet und hatte nun ein tiefes Vorurtheil gegen ſie; es wähnte, in der Stadt, wo die Leute geſitteter und feiner wären, müßten ſie auch beſſer und braver ſein. Die vielen Kränkungen hatte es nur dadurch ertragen, daß es die Leute für zu roh und ſich ſelber für etwas Beſſeres hielt, und indem es ſo immer mehr über das Bauernleben nachdachte, hielt es ſich ſelber nicht nur für beſſer als die Anderen, ſondern auch für höher ſtehend und vornehmer. Das war ſein großes Unglück.

2.

Man irrt ſich gar gewaltig, wenn man glaubt, auf dem Lande da könne man ganz ungeſtört allein für ſich leben. Das kann man nur in einer großen Stadt, wo die Menſchen ſich nicht um einander kümmern, wo Einer an dem Andern täglich vorübergeht, ohne zu wiſſen, wer er iſt, was er thut und treibt, wo man ohne Gruß, ja faſt ohne Blick vor einem Menſchen vorbeirennt, als ob er ein Stein und nicht als ob er ein Menſch wäre. Auf dem Lande, in einem Dorfe aber, wo die kleine Anzahl der Einwohner ſich kennt, muß man gewiſſermaßen von ſeinem Thun und Treiben einem Jeden Rechenſchaft geben, man kann ſich nicht ſelbſtgenügſam abſchließen. — Im Schwarzwalde ändert ſich der Gruß je nach dem öffentlichen Thun: gehſt du den Berg hinab, ſo ſagt dir der Begegnende: „Weant (wollt) Ihr au do 'na?“ Den Berg hinauf: „Weant Ihr au do 'nuf?“ Ladeſt du Etwas auf den Wagen, ſo heißt es: „Ueberladet et;“ oder: „Ueberſchaffet Eu et.“ Sitzeſt du ausruhend vor deinem Hauſe oder auf einem Feldraine: „Weant Ihr au g'ruawe (ruhen)?“ oder: „Hent (habt) Ihr Feierobed?“ Plauderſt du mit Anderen, ſo ſagt der Vorübergehende: „Hent Ihr guate Noth?“ u. ſ. w.

In dieſer ausgeſprochenen Theilnahme an dem Thun und Laſſen des Andern liegt eine gewiſſe ſinnige

Gemeinſchaft des Lebens, die ſich über Alles ausbreitet; aber auch hier fehlen die Schattenſeiten nicht. Will Einer aus beſonderen Gründen ſein Leben ſo einrichten, daß es gegen die allgemeinen Sitten und Gewohnheiten verſtößt, ſo iſt er dem Widerſtreben und dem Spotte Aller ausgeſetzt; namentlich iſt ein alter Junggeſelle oder eine alte Jungfer die Zielſcheibe des Straßenwitzes, gleichviel, ob ſie aus Armuth oder aus irgend einem andern Grunde im ledigen Stande verharren.

Je mehr ſich nun Beſele der trübſeligen Altjungferzeit näherte, um ſo mehr erlaubte man ſich, das „Schloßfräle“ zu necken und zu verhöhnen. Einmal, an einem Sonntage, ging Beſele durch das Dorf. Vor dem Rathhauſe ſtand ein „Rädchen“ junger Burſche, der Tralle, ein halbſtummer Dorftölpel, ſtand nicht weit davon. Als ſie nun das Beſele bemerkten, da rief Einer: „Tralle, da kommt dein' Hochzeiterin!“ Der Tralle grinſte fröhlich. Sie ermuthigten, hetzten und ſtießen ihn nun, er ſolle ſeine Braut am Arme nehmen; das Beſele hörte es und glaubte, es müſſe vor Scham und Aerger in den Boden ſinken. Schon ſtolperte der Tralle zu ihm her und faßte es mit grinſenden, verzerrten Mienen am Arme; Beſele erhob ſeinen Blick ſo jammernd und vorwurfsvoll nach den Burſchen, daß wirklich einer derſelben verſucht war, ihm beizuſtehen. Man hörte nicht, was er ſprach, denn die

Burſchen lachten überlaut. Da kam dem Befele unverſehens Hülfe. Der Hund, das Mohrle, der ihm gefolgt war, ſprang plötzlich auf den Rücken des Tralle, faßte ihn am Kragen und riß ihn zu Boden. Befele hatte nur zu thun, den Hund wieder von ſeiner Beute loszumachen, dann ging es ſchnell ſeines Weges fort. Das Mohrle war fortan eine gefürchtete Macht im Dorfe. Dieſer Vorfall betrübte das Befele ſehr, und die Abneigung gegen das Bauernweſen beſtärkte ſich immer mehr in ihm.

Befele war auf einige Wochen zum Beſuche bei Melchior in Ergenzingen; auch hier war es oft betrübt, denn der Melchior hatte eine hartherzige, geizige Frau, bei der er kaum ſatt zu eſſen bekam.

Der Schultheiß von Ergenzingen, ein Wittwer mit drei Kindern, kam oft zum Melchior, und eines Tages freite er um Befele. Befele war faſt entſchloſſen, dem Antrag zu willfahren; es hatte zwar keine Neigung zu dem Schultheißen, aber das einſame Leben war ihm verleidet, und dann erfreute es ſich an dem Gedanken, den mutterloſen Kindern eine freundlich liebende Mutter zu ſein. Da kam der Schloßbauer und ſtellte ſeinem Kinde vor, daß der Schultheiß ein Grobian ſei, der ſeine erſte Frau hart gehalten habe, und dann ſagte er wieder, daß für Befele nur ein feiner Mann paſſe. Der Schultheiß erhielt eine abſchlägige Antwort. Sein Antrag war aber im Flecken bekannt geworden; die jungen Burſchen, die dem ſtrengen Mann gern einen Streich ſpielten, ſtreuten ihm des Nachts Spreu von ſeinem Hauſe bis zu dem Hauſe Melchior's. Der Schultheiß faßte fortan einen beſondern Haß gegen Melchior und Veſele, dieſes aber zog mit ſeinem Vater wieder nach Haus in die Einſamkeit.

Hätte nur Veſele ſeiner eigenen Eingebung gefolgt und den Schultheißen geheirathet! Aber es war beſtimmt, es ſollte ſein trauriges Schickſal erfüllen.

Das Leben des Schloßbauern ſchien früher enden zu wollen als ſein Prozeß. Der einſt ſo ſtarke Mann kränkelte und ſiechte; der lange verhaltene Gram und Aerger hatten wie ein Wurm ſeinen Lebenskern angefreſſen. Oft halbe Tage ſaß er in ſeinem großen Lehnſtuhle und redete kein Wort, nur bisweilen murmelte er ein paar unverſtändliche Laute mit ſeinem Hunde Mohrle, der, den Kopf auf ſeines Herrn Schooß gelegt, mit treuen Augen nach ihm aufſchaute.

Veſele konnte nicht immer um den Vater ſein, und jetzt in ſeiner Krankheit fühlte er doppelt und dreifach, wie vereinſamt und abgeſchnitten er von aller Welt war. Gerade wie es vielen Menſchen ergeht, die, ſo lange ſie geſund und glücklich ſind, oft von Gott verlaſſen ſo in den Tag hineinleben, wenn aber Krankheit und Unglück über ſie kommen, um ſo ſchmerzlicher nach Gott, ja ſogar oft nach dem falſchen Gott des Aberglaubens ringen: ſo erging es in anderer Weiſe dem Schloßbauer. Er hatte, ſo lange er geſund war, von den Menſchen verlaſſen gelebt und ſich wenig darum bekümmert; jetzt wäre es ihm überaus lieb geweſen, wenn irgend einer, wer es auch ſei, mit ihm ſeine warme Stube getheilt hätte, und wenn ſie ſich gegenſeitig nur hätten eine Priſe Tabak bieten können. Der Schloßbauer legte ſich in das Fenſter und ſchaute hinaus, er huſtete, wenn Einer vorüberging; aber Niemand grüßte, Niemand kam. Er machte dann immer wieder mißmuthig das Fenſter zu.

Es war zwei Tage vor Neujahr, Beſele war mit der Magd am Rathhausbrunnen, um Waſſer zu holen; es zwang ſich abſichtlich zu dieſer groben Arbeit, weil es gehört hatte, daß die Leute im Dorfe ſagten, es ſchäme ſich einer ſolchen. Eben hatte es ſeinen Kübel voll gepumpt, da ſagte die Magd: „Guck', der do mit den doppelten Augen, des iſt g'wiß der neue Feldſcherer." Ein modiſch gekleideter Herr kam das Dorf herab, er trug eine Brille auf der Naſe. Juſt als er an den beiden Mädchen vorüberging, nahm Beſele das Waſſer auf den Kopf, aber durch einen unglücklichen Tritt glitt es auf dem Glatteiſe aus, fiel auf den Boden und ward ganz durchnäßt. Als Beſele ſich wieder aufrichtete, ſtand der fremde Herr bei ihm, er reichte ihm die Hand und hob es auf, dann fragte er theilnehmend, ob es ſich keinen Schaden gethan, es wäre gar gefährlich gefallen. Es lag ſo was Gutes in dem Ton ſeiner Worte, daß dem Veſele plötzlich gar wunderlich zu Muthe wurde; es dankte herzlich und ſagte, daß es ſich nichts gethan; es ging weiter, der Fremde ging neben ihm. „Ei, Sie hinken ja!“ ſagte der Fremde wieder, „haben Sie ſich den Fuß verrenkt?“

„Nein, ich hab' einen kurzen Fuß,“ ſagte Veſele und trotz dem, daß es an allen Gliedern fror, ſchoß ihm doch das Blut ſiedendheiß ins Geſicht. Es bedeckte ſich mit der Schürze das Geſicht und that als ob es ſich abtrocknen wollte, und doch war die Schürze ganz durchnäßt. Der Fremde bemerkte nun, daß es kaum merklich hinke; Veſele lächelte halb ungläubig, halb geſchmeichelt darüber. Es war Veſele ganz eigen zu Muthe, daß der Fremde immer ſo neben ihm herging durch das ganze Dorf bis zu ſeinem Hauſe; aber auch dort trat er mit einigen Entſchuldigungsworten ein, ohne eine Antwort darauf abzuwarten. Das Mohrle aber ſprang plötzlich auf den Fremden los und hätte ihn gewiß niedergeriſſen, wenn nicht der herbeigekommene Schloßbauer und das Veſele mit aller Macht abgewehrt hätten. Der Fremde verordnete nun für Veſele mancherlei Vorkehrungen gegen Erkältung, es mußte ſich in's Bett legen und Thee trinken.

Mittlerweile ſaß nun der Fremde, oder wie er eigentlich hieß, Eduard Brönner, bei dem Schloßbauer und plauderte behaglich mit ihm; kaum eine Stunde war vorüber, so hatte er die ganze Geſchichte des Schloßbauern erfahren. Dieſer gewann den Herrn Chirurgus Brönner ſchnell lieb, ſprach aber ſo viel von der Brille, und fragte mehrmals, ob er dieſe immer nöthig habe, daß Brönner wohl merkte, dieſes Gelehrteninſtrument war ihm unangenehm. Er nahm daher die Brille ab, und der Schloßbauer nickte ihm dafür freundlich zu, indem er ſogleich bemerkte, daß er viel offener mit Einem ſprechen könne, der ſein Augenlicht nicht in einer Laterne ſtecken habe. Nun klagte er auch ſein körperliches Leid, Brönner machte eine gar wichtige Miene und ſagte: er wäre bis jetzt durchaus falſch behandelt worden, und verſchrieb ein unfehlbares Mittel.

Brönner kam von dieſer Zeit an faſt jeden Tag in des Schloßbauern Haus. Jedes freute ſich, wenn er kam, nur das Mohrle behielt ſeine Abneigung, es gab keinen Worten mehr Gehör, ſondern mußte jedesmal angebunden werden, wenn Brönner da war. Eines Tages als Brönner wegging, warf er unverſehens dem Hund ein Stück Brod hin, aber der Hund ließ das Brod liegen und ſprang nach dem Geber, als ob er ihn zerreißen wollte, und das Sprüchwort: „kein Hund nimmt ein Stück Brod von ihm“, bewährte ſich an Brönner buchſtäblich.

Beſele aber nahm um ſo mehr die Schmeicheleien und ſchönen Reden Brönners an. Es zankte gar gewaltig mit der Magd, welche behauptete, der Brönner habe nur Einen Rock, denn er käme Sonntags und Werktags in demſelben; es ſchalt das Mädchen dumm und erklärte, daß das bei den Herren-Leuten ſo wäre. Beſele ſaß oft dabei, wenn Brönner mit dem Vater über allerlei ſprach, und es freute ſich jedesmal, wenn dem Vater die Anſichten Brönners gefielen und er ſie geſcheit nannte, wie wenn es ſelber das geſagt hätte. Der Schloßbauer fühlte ſich auf das von Brönner verordnete Mittel zufällig etwas beſſer, und nun ſprach dieſer oft davon, daß er eigentlich ein beſſerer Doctor ſei, als der Phyſikus, daß aber das Geſetz ihm die Ausübung verbiete. Er ſchalt dann auf die Herren, die da meinen, nur einer, der viel Bücher im Kopfe habe, wäre geſcheit; die „Praxi“ (wie er es nannte) mache den Meiſter; ein Bauer, der die Welt kennt, verſtände oft mehr von der Regierung, als alle Miniſter und Landvögte, und ſo ſei es auch meiſtens bei der Medizin, die „Praxi“ mache den Meiſter. Indem er nun ſo, zufällig oder abſichtlich, Wahres und Falſches unter einander miſchte, gewann er die Neigung des Schloßbauern, der ſich in ſeinen Lieblingsanſichten immer mehr beſtärkt ſah. — Auch des Prozeſſes nahm ſich Brönner an; er bekräftigte den Schloßbauer in ſeinem Vorſatze, nun endlich auch wie ſeine Gegenpartei zur Beſtechung ſeine Zuflucht zu nehmen. Brönner hatte den geſcheiten Gedanken, daß man ſeine Gegenpartei übertreffen und Gold geben ſolle.

Damals in der „guten alten Zeit“ konnte kein Rechtshandel ohne „Schmierale“ fertig werden, und die Beamten nahmen dieß ohne Scheu an.

Als Brönner eines Abends aus des Schloßbauern Haus wegging, gab ihm Vefele das Geleite bis unter die Thür; da ſtanden ſie noch eine Weile bei einander. Brönner faßte die Hand Vefele's und ſagte: „Parole d'honneur, Vefele, Sie ſind ein liebes Mädchen und gar nicht wie ein Bauernmädchen, Sie ſind auch viel zu fein für ein Bauernmädchen, parole d'honneur, und haben ſo viel Verſtand, wie irgend eine in der Stadt.“

Vefele ſagte zwar, er wolle es nur foppen, aber innerlich gab es ihm doch Recht. Er küßte dann die Hand Vefele's und nahm Abſchied, indem er höflich ſeinen Hut vor ihm abzog. Vefele ſtand noch lange unter der Thür und blickte gedankenvoll drein, ein heiteres Lächeln ſchwebte auf ſeinem Antlitze; die höfliche und doch ſo gutherzige Art Brönners hatte ihm gar wohl gefallen. Dann ging es ſingend die Treppe hinauf, und als es die große Suppenſchüſſel fallen ließ, lachte es überlaut. Es kam ihm heute Abend Alles ſo luſtig vor, daß es keine trübe Miene machen konnte, es ging noch ſpät in den Keller und holte den Knechten heimlich eine Flaſche Obſtwein; ſie ſollten auch einmal mitten in der Woche vergnügt ſein.

Das Verhältniß zwiſchen Brönner und Veſele ging nun in Rieſenſchritten vorwärts.

Ein neues, durch das lange Harren faſt unerwartetes Ereigniß, brachte friſche Luſt und Freude in des Schloßbauern Haus; die Nachricht war angekommen: er hatte endlich ſeinen Proceß gewonnen. Die Gegenpartei war in Rottenburg geweſen, und der Landvogt hatte ihnen offen und doch verblümt geſagt: „Des Schloßbauers Füchsle haben eure Schimmele überritten.“ Trotzdem der Schloßbauer nicht ausgehen konnte, zog er doch ſein Sonntagskleid an und ſaß vergnügt in ſeinem Stuhle und ſchüttete dem Mohrle einen ganzen Hafen Milch in ſeine Morgenſuppe. Er ſchickte ſogleich Boten nach Melchior und Agathle, ſie ſollten kommen und ſich mit ihm freuen; man ſagte ihm nicht, daß Agathle todtkrank darniederliege. Auch nach Brönner wurde geſchickt, und dieſer war der Einzige, der zum Schmauſe kam. Der Schloßbauer ſaß bis tief in die Nacht hinein und trank und lachte und ſcherzte, manchmal wurde er auch trüb; er wünſchte ſich nur, daß ſeine „Alte“ das auch noch mit erlebt hätte, und er trank ein volles Glas zu ihrem Andenken. Man mußte den Ueberfröhlichen, der ſchon auf dem Stuhle halb eingeſchlafen war, endlich zu Bette bringen.

Es war ſchon ſpät, als auch Brönner ſich zum Fortgehen anſchickte; Vefele leuchtete ihm hinab, ſie waren beide hoch erregt und küßten ſich heftig. Auf ſein Bitten und Betteln ſagte nun Vefele ganz laut: „gut Nacht;“ Brönner that desgleichen, er nahm den Hausſchlüſſel, ſchloß die Thür auf, ſchlug ſie heftig zu und verſchloß wieder. Aber er war nicht hinausgegangen, ſondern er ſchlich ſich hinauf in das Kämmerlein Vefele's. Niemand im Hauſe merkte etwas davon, nur das Mohrle, das im Hofe angebunden war, bellte unaufhörlich die ganze Nacht, wie wenn ein Dieb in's Haus gedrungen wäre.

In derſelben Nacht theilte ſich der Engel des Lebens und der Engel des Todes in die Herrſchaft des einen Hauſes; am andern Morgen fand man den Schloßbauer, vom Schlage gerührt, todt in ſeinem Bette.

Niemand ahnte, warum das Vefele bei der Leiche des Vaters wie wahnſinnig raste und ſich gar nicht wollte beruhigen laſſen; es war ſonſt immer ſo verſtändig und beſonnen, und jetzt wollte es gar keine Vernunft annehmen.

Das Schloßgut wurde nun wieder von einem Baron angekauft, und die Bauern bezahlten nach wie vor ohne Widerrede die alten Herrenabgaben.

3.

Beſele zog nun zu ſeinem Bruder Melchior nach Ergenzingen; nichts war ihm aus dem Dorfe gefolgt, als das Mohrle. Die Schweſter Agathle ſtarb bald nach dem Tode des Vaters, und die Leute munkelten, Beſele werde nun ihren Schwager heirathen; das konnte aber nie und nimmer geſchehen. Brönner kam jede Woche mehrmals nach Ergenzingen; er mußte irgendwo Geld aufgetrieben haben, denn er war überaus prächtig gekleidet, auch benahm er ſich gegen Beſele und die Anderen ganz ſicher, ja faſt vornehm. Er gab zu verſtehen, daß man ihn künftighin „Herr Doctor“ heißen ſolle. Beſele wußte nicht recht, was das ſein ſollte, es ließ ſich aber Alles gefallen, denn es hatte ihm ſeinen Stand eröffnet. —

Im Hauſe Melchiors war ein Knecht, Wendel mit Namen, ein baumſtarker und arbeitſamer Burſch, der theilte gleiche Freundſchaft und Feindſchaft mit dem Mohrle; er liebte den Hund, weil er gleich ihm den Brönner haßte, und er liebte ihn doppelt, weil er ebenfalls dem Beſele ſo gut war. Brönner hatte einmal per „Er“ mit dem Wendel geſprochen, und dieſer, der ſchon lang gern einen Grund gehabt hätte, um Brönner zu haſſen, faßte von da an eine Todfeindſchaft auf den „Bartkratzer.“ Dennoch aber ließ er ſich mehr als zwanzigmal und oft ſpät in der Nacht zu ihm nach der Stadt ſchicken, wenn Vefele ſagte: „Wendel, willſt Du nicht ſo gut ſein?“ Da wanderte er dann hin, und das Mohrle ſprang mit, und ſie brachten einen Brief von Vefele an den „Doctor.“ Oft auch wenn der Wendel den ganzen Tag geackert hatte und müder war als ſeine Gäule, brauchte das Vefele nur ein gut Wort zu ſagen, und er ſpannte nochmals ein und führte den Brönner durch Nacht und Wetter heim.

Eines Samſtags Abends ſagte Vefele im Hofe zum Wendel: „Morgen früh mußt du ſo gut ſein und ganz früh nach Horb fahren und den Brönner holen.“

„Iſt's denn wahr?“ fragte Wendel, „daß Ihr Euch mit einander verſprechen wollt?“

„Ja.“

„Wenn ich Euch rathen ſoll, ſo thut's nicht, es gibt noch rechtſchaffene Bauersleut' genug.“

Vefele erwiederte: „Du kannſt's eben dem Brönner nicht vergeſſen, daß er einmal Er zu dir geſagt hat.“ Es wollte noch mehr hinzuſetzen, aber es bedachte ſich, denn es wollte den Wendel nicht beleidigen. Innerlich aber ſagte es ſich: „es iſt doch gräßlich, wie dumm und hartnäckig ſo ein Bauer iſt,“ und es freute ſich, darüber hinausgekommen zu ſein. —

Trotz ſeiner Widerrede war Wendel doch ſchon lange ehe es tagte mit dem Wägelchen auf der Straße, um den Brönner abzuholen.

Vefele und Brönner verlobten ſich nun öffentlich mit einander, und die Leute ſprachen allerlei davon, ja ſie ſagten ſogar heimlich, Brönner habe dem Schloßbauer, weil er die Heirath mit ſeiner Tochter nicht habe zugeben wollen, einen Trank gegeben, woran er geſtorben ſei. So ſchießen die Leute in ihren überklugen Vermuthungen meiſt über das Ziel hinaus.

Die erſte Veränderung, der ſich nun Vefele unterwerfen mußte, war eine ſehr traurige. Der Brönner ſchickte ihm eines Tages eine Näherin aus der Stadt und ließ ihm Kleider anmeſſen. Vefele kam ſich vor wie ein Rekrut, der nicht mehr Herr über ſich iſt und ſich in jede beliebige Uniform ſtecken laſſen muß, weil ihn das Loos ſo getroffen; es ließ Alles ohne Widerrede aus ſich machen. Als es nun am Sonntage darauf die neuen Kleider anziehen mußte, ſtand es weinend bei der Näherin in der Kammer, es nahm von jedem einzelnen Stückchen wehmüthig Abſchied, es war ihm, als ob es ſeinem ganzen bisherigen Leben damit entſagte. Mit beſonderer Wehmuth betrachtete es den feinen Wiflingrock; ſeine Mutter hatte ihn ihm gegeben, als es gefirmt wurde, es war darin zum erſten Male zur

Beichte und zu Gottes Tiſch gegangen, und die Mutter hatte ihm geſagt, es ſolle einſt damit zum Traualtare gehen. Auch das iſt eine Unannehmlichkeit der Stadtkleider und bezeichnet ſchon das Herrenweſen, daß man ſie nicht allein anziehen kann und Jemand zum Zuhafteln braucht. Beſele ſchauderte immer zuſammen, wenn die Näherin ſo an ihm herum boſſelte. Die Haare waren in einen Zopf geflochten und mit einem Kamme aufgeſteckt, und als nun das Beſele endlich fix und fertig da ſtand und ſich im Spiegel betrachtete, mußte es über ſich lachen, und es verbeugte ſich höflich vor ſich ſelber.

Brönner war hocherfreut, als das Beſele ſchüchtern in die Stube trat; er bemerkte, daß es zehnmal hübſcher ausſehe. Als aber Beſele ſagte: daß die Stadtkleider doch nichts ſeien, und daß ein einziges Bauernkleid mehr werth ſei und auch mehr koſte als ſechs ſolcher Stadtfahnen, da machte der Brönner ein böſes Geſicht und ſagte, das wäre „dummes Bauerngeſchwätz.“ Das Beſele preßte die Lippen zuſammen und die Thränen ſtanden ihm in den Augen, es ging hinaus und weinte.

Das Beſele ging faſt gar nicht aus dem Hauſe, denn es ſchämte ſich, ſo „vermaskirt“ zu ſein; es meinte, Jedermann müſſe es drum anſehen. Nur ein einziges Mädchen im Dorfe, das bei der alten Urſula aufgezogen ward, hatte auch Stadtkleider an, und man wußte nicht recht, woher es war. Das Beſele hatte ſchwere Zeiten in dem Hauſe Melchiors, deſſen Frau ein böſer Drache war und immer todte Kinder gebar, ſo daß die Leute ſagten, ihr Gift tödte die Kinder im Leibe. — Oft ſaßen Melchior und Beſele in der Scheune, und ſie thaten, als ob ſie ſich zum Spaß Rüben ſchälten; in der That aber aßen ſie ſie mit gutem Appetit. Beſele gab ſich alle Mühe, den Bruder zu ſteter Nachgiebigkeit zu ermahnen. Es hatte erfahren, was Unfriede in einem Hauſe war, und es drang nun darauf, daß bei allen Entbehrungen Friede ſein ſollte; der gute Melchior willigte gern in Alles.

Doppelt und dreifach drang aber Beſele bei Brönner auf baldige Verheirathung. Da trat dieſer mit einem neuen Plane hervor; er wolle nach Amerika auswandern, er könne ſo gut doctern wie der Amtsphyſikus, hier zu Lande aber dürfe er das nicht und darum wolle und müſſe er fort. Das Beſele rang die Hände, warf ſich auf die Kniee und bat, daß er von dieſem Plane abſtehe, ſie hätten ja Vermögen genug, um auch ohne Doctorei zu leben. Der Brönner aber blieb unerſchütterlich und nannte das Beſele ein „dummes Dorfkind, das nicht wiſſe, daß hinterm Berge auch noch Leute wohnen.“ Da ſank das Beſele in ſich zuſammen, es lag mit dem Geſichte auf dem Boden, und ein furchtbarer Gedanke ging ihm durch die Seele, der Gedanke, daß es mißachtet und auf ewig unglücklich ſein werde. Brönner mochte das ahnen, er kam zu ihm, hob es freundlich auf, küßte es und redete gar fein und höflich, ſo daß das Vefele Alles vergaß und in Alles willigte: es wollte mit ihm nach Amerika auswandern, es wäre ihm in die Hölle gefolgt, ſo hatte er ſein Herz und ſeine Sinne beſtrickt.

Brönner hatte ſchon Alles vorbereitet, das Vermögen Vefele's wurde zu Geld gemacht, und um zur Reiſe bequemer zu ſein, in lauter Gold eingewechſelt. Vefele hob es bei ſeiner Ausſteuer auf.

Vefele und Brönner ſollten in der Kirche verkündet werden; aber die Papiere Brönners, der aus dem Hohenlohiſchen gebürtig war, blieben immer aus. Da kam dieſer eines Tages — Vefele ſtand in der Küche am Waſchzuber — und er ſagte: „Vefele weißt du was, ich muß heim und die Papiere ſelber holen, unten iſt ein guter Freund mit einer Chaiſe, ich habe gerade Gelegenheit nach Tübingen zu fahren; dann laſſ' ich auch für uns den Paß von dem Geſandten unterſchreiben und dann gehen wir noch den Herbſt fort.“

„Lieber heut als morgen,“ ſagte das Vefele.

„Apropos,“ ſagte Brönner wieder, „ich habe jetzt gerade kein Geld, kannſt du mir nicht was geben?“

„Da haſt den Schlüſſel,“ ſagte Vefele, „hol' dir droben; du weißt ja wo's liegt, links bei den neuen

Hemden, die mit dem blauen Bändele zuſammengebunden ſind.“

Brönner ging hinauf und kam nach einer Weile wieder, Beſele trocknete an der Schürze die Hand und reichte ihm dieſelbe, Brönners Hand zitterte. Beſele wollte ihm ein Stück Weges „ausfolgen“; er bat es, da zu bleiben, und er rannte ſchnell die Treppe hinab. Es war Beſele traurig zu Muthe, daß Brönner ſich nicht einmal bis unter die Hausthür begleiten ließ, es glaubte, er ſchäme ſich ſeiner vor ſeinem Freunde; es dachte darüber nach, wie das einſt werden ſolle, und bittere Thränen tröpfelten in den Waſchzuber. Dennoch ging es hinauf in ſeine Dachkammer und ſchaute zum Fenſter hinaus, um die Kutſche noch mit den Blicken begleiten zu können. Wie erſtaunte es aber, als es ſah, daß die Kutſche nicht nach Tübingen, ſondern den Weg nach Herrenberg fuhr. Es hatte ſchon den Mund geöffnet, es war ihm, als müßte oder könnte es ihnen zurufen, ſie ſeien auf falſchem Weg; da beſann es ſich, daß es ſich wol verhört, oder der Brönner ſich verſprochen haben möge.

Acht, vierzehn Tage waren vorüber, weder Brönner noch Nachricht von ihm kam. Beſele war oft betrübt in dem Gedanken, daß es ſein ganzes Leben lang einem Manne hingegeben ſein ſolle, der keinen rechten Reſpekt vor ihm hatte; es war nicht ſtolz, aber es dachte doch daran, wie Jeder, und ſogar der Schultheiß im Orte, ſich hochgeehrt gefühlt hätte durch ſeine Hand. Oft aber dachte es wieder mit dem innigſten Entzücken an Brönner, und es bat ihn in Gedanken um Verzeihung für alle die herben Vorwürfe, die es ihm in ſeiner Seele gemacht hatte. Es ſtellte ſich ihn ganz vor, wie er war, und da erſchien er ſo herrlich und lieb, und es ſah gar keinen Fehler mehr an ihm; denn ſo iſt es immer: wenn wir von Menſchen entfernt ſind, die wir gern haben, ſehen wir gar keinen Fehler und nur Tugenden an ihnen. — Hätte der Brönner nur eine Tugend gehabt!

Melchior fragte Veſele über das lange Ausbleiben Brönners, und es that, als wüßte es den Grund und wäre darüber beruhigt.

Eines Tages ſaß Veſele in trüben Gedanken in ſeiner Kammer; es hatte lange zum Dachfenſter hinausgeſchaut, ob Brönner nicht komme, aber es ſah nichts. Es wollte ſich eine Freude machen und öffnete den Schrank, um die ſchöne Ausſteuer zu betrachten, aber, o Himmel! da war Alles ſo zerzaust, als ob Hexen darüber geweſen wären; es griff unwillkürlich nach dem Gelde, aber — das war fort. Es ſchrie laut auf, und plötzlich, wie feurige Pfeile ſo ſchnell, flogen ihm die Gedanken durch die Seele: der falſche Weg, den Brönner gefahren .. das

Zittern ſeiner Hand .. daß es ihm nicht ausfolgen durfte .. ſein langes Ausbleiben — — Mit raſchen Schritten ſprang Vefele an das Dachfenſter und wollte ſich hinausſtürzen; da faßte es eine Hand von hinten, es war Melchior, der auf den Schmerzensſchrei herbeigeeilt war. Vefele warf ſich auf die Kniee und erzählte händeringend ſeinem Bruder Alles. Melchior raſ'te und wüthete; er wollte fort, alle Gerichte zu Hülfe rufen. Da fiel Vefele auf das Angeſicht und erzählte ihm ſeine Schande; Melchior ſank zu ihm nieder auf den Boden und weinte mit. Lange ſaßen die beiden Geſchwiſter ſo auf dem Boden hart an einander gelehnt, laut ſchluchzend, ohne ein Wort zu reden, ja beide ſcheuten ſich faſt, einander anzuſehen. —

Wer die Menſchen kennt und die Eigenthümlichkeiten der Bauern insbeſondre, der wird es wohl zu ſchätzen wiſſen, daß Melchior ſeiner Schweſter Vefele nie den geringſten Vorwurf über ihren Fall machte; ja, er ſuchte, ſo viel er konnte, ihren niedergedrückten Lebensgeiſt wieder aufzurichten. Die meiſten Menſchen machen ſich für ihre Theilnahme bei einem Mißgeſchick oder einem Fehltritt gleich dadurch bezahlt, daß ſie ihrem freundſchaftlichen Aerger und ihren weiſen Ermahnungen Luft machen. Das mag bei Kindern oder überhaupt bei ſolchen Menſchen am Platze ſein, die nicht wiſſen, was ihnen geſchehen oder was ſie gethan; bei Menſchen aber, die den Pfeil wohl fühlen, der in ihre Bruſt gedrungen, iſt es unvernünftig, wenn nicht grauſam, den Pfeil noch um und um zu wühlen, ſtatt ihn ſogleich behutſam und zart herauszuziehen.

Melchior berathſchlagte nun mit Beſele, was zu thun ſei, und ſie kamen überein, daß man vorerſt keinen Lärm machen und Alles im Geheimen zu Ende führen müſſe. Mit einer Entſchiedenheit, als wäre er ein ganz anderer Menſch geworden, forderte Melchior ſeiner Frau Geld ab, und wenige Stunden darauf reiſ'te er in ſeinem Wägelchen dem Brönner nach. Beſele wollte mit, es wollte faſt verzweifeln, daß es zu Hauſe bleiben und nichts thun ſolle, als harren und weinen, aber Melchior redete ihm die Mitreiſe auf's Liebevollſte aus.

Tage und Wochen ſchmerzlichen Hinbrütens vergingen. Wer das Beſele früher gekannt hatte, wäre jetzt furchtbar erſchrocken über die Veränderung ſeines ganzen Weſens. Es ließ ſich aber vor Niemand ſehen, es lebte ein Leben ohne Willen, das kein eigentliches Leben war, es aß und trank, ſchlief und ſtand auf, aber es wußte und wollte von alle dem nichts, es blickte immer drein wie eine Wahnſinnige. Auch weinen konnte es nicht mehr. All ſein Denken, ſeine tiefſte Seele war wie ſcheintodt, wie lebendig begraben; es hörte die Welt draußen hanthieren, es verſtand ſie wohl, aber ſich ſelber konnte es nicht verſtändigen.

Als Melchior zurückkam, ohne eine Spur von Brönner entdeckt zu haben, hörte Befele Alles mit einem herzzerreißenden Stumpfſinn an, es ſchien auf Alles gefaßt. Still, faſt ohne ein Wort zu reden, lebte es dahin. Nur als es vernahm, daß Brönner mit Steckbriefen verfolgt wurde, jammerte es laut auf; es war ihm, als ob Millionen Zungen durch die Welt hin ſeinen Schmerz und ſeine Schande verkündeten, und doch — ſo weit geht die Liebe — weinte es faſt mehr um Brönner, als um ſich ſelber.

Bei alle dem hatte das traurige Schickſal Befele's noch nicht ſeine höchſte Höhe erreicht. Als ſeine Schwägerin ſeinen Stand inne ward, ſteigerte ſich ihre Hartherzigkeit zum empörendſten Grade, ſie verfolgte und mißhandelte Befele auf jede Weiſe. Das aber duldete ſtill, es ſah ſich auserkoren, das größte Kreuz über ſich zu nehmen, und es gehorchte ohne Murren; das Doppelleben in ihm ſchien es mit einer geiſtigen und körperlichen Kraft auszurüſten, die über jedes Ungemach unverſehrt hinwegſchritt. Als aber Befele hörte, wie die Schwägerin dem Melchior Vorwürfe machte, und wie ſie den Tag verwünſchte, an dem ſie in eine Familie eingetreten war, die einen ſolchen Schandfleck habe, da blutete das Herz der Unglücklichen tief. Sie, die Engelsmilde, ſollte die

Schande ihrer Familie ſein! Alles ertrug ſie, nur das, daß ſie an dem Unglück und der Schande ihres Bruders ſchuld ſein ſolle, das war zu viel!

Es iſt jammervoll, daß faſt lauter böſe, in die Tracht ſchwarzer Leidenſchaften gehüllte Menſchen am Lebenswege Veſele's ſich wie eine feſtgeſchloſſene Reihe aufgeſtellt hatten. Das verhinderte es auch, die guten in den Lichtglanz des Edelſinns gehüllten Menſchen zu erkennen, die ſich nicht ſo leicht hindurchdrängen, weil es ihre ſtille Tugend ſo mit ſich bringt, und weil ſie auch erwarten dürfen, daß man ſie doch herausfinde.

Veſele ſaß eines Tages weinend in der Küche auf dem Herde, da trat der Wendel ein und ſagte:

„Müſſet nicht greinen, ich hab's Euch ja damals geſagt, es gibt noch rechtſchaffene Bauersleut' genug, wenn ſie auch keinen Katzenbuckel machen können.“

Veſele ſah mit thränenden Augen auf, über dieſe Rede befremdet; es antwortete aber nichts, und Wendel fuhr nach einer Weile fort:

„Ja, gucket mich nur an; was ich ſag' iſt ſo wahr, wie wenn's der Pfarrer von der Kanzel ſagt.“ Er näherte ſich Veſele und faßte deſſen Hand, indem er weiter ſagte: „Drum kurz und gut, ich weiß, wie's mit Euch ſteht, aber Ihr ſeid doch bräver als hundert Andere, und wenn Ihr Ja ſaget, iſt über vierzehn Tag' unſere Hochzeit und Euer Kind iſt mein Kind.“

Befele entzog ihm raſch die Hand und bedeckte ſich damit die Augen, dann ſtand es auf und ſagte glühenden Antlitzes: „Weißt du denn auch, daß ich bettelarm bin? Gelt, das haſt du nicht gewußt?“

Wendel ſtand eine Weile ſtill, Zorn und Mitleid kämpften in ſeinem Herzen wie auf ſeinem Angeſichte, er ſchämte ſich für das Befele und für ſich ſelber über dieſe Rede; endlich ſagte er: „Ja, ich weiß Alles; wenn du noch reich wärſt, hätt' ich mein Lebtag nichts geſagt; meine Mutter hat ein klein's Gütle und ich hab' mir auch ein Geldle geſpart, und wir können ja ſchaffen und uns in Ehren durchbringen.“

Befele faltete die Hände, hob die Blicke himmelwärts und ſagte dann: „Verzeih' mir's Wendel, aber ich hab's nicht ſo ſchlecht gemeint, ich bin nicht ſo ſchlecht, aber die ganze Welt kommt mir ſo vor; verzeih' mir's Wendel.“

„Nun ſagſt du Ja?“ fragte dieſer.

Befele ſchüttelte den Kopf verneinend, und Wendel ſtampfte mit dem Fuße auf den Boden: „Warum denn nicht?“ fragte er.

„Ich kann nicht viel reden,“ ſagte Befele ſchwer athmend, „aber verzeih' mir's, ich kann nicht; Gott wird dir dein Herz gewiß noch belohnen, aber gelt, jetzt reden wir weiter kein Wort mehr davon?“

Der Wendel ging weg und ſagte noch in derſelben Stunde dem Melchior auf Martini den Dienſt auf.

Endlich kam das äußerſte Unglück über Vefele. Der Schultheiß des Ortes hatte ihren Stand erfahren, und der hartherzige Mann ließ nun ſeinen alten verhaltenen Grimm aus; er ließ Vefele durch den Dorfſchützen ſagen, es müſſe das Dorf verlaſſen und nach ſeinem Geburtsort zurückkehren, da ſonſt das Kind, wenn es hier geboren würde, Heimathsrechte anſprechen könnte.

Vefele duldete es nicht, daß man Schritte gegen dieſe Grauſamkeit that, und in einer ſtürmiſchen Herbſtnacht beſtieg es mit Wendel das Wägelchen und fuhr nach Seedorf. Wendel ſuchte es auf dem Wege zu tröſten, ſo gut er konnte; er ſagte, daß er ſich jeden Tag darüber gräme, daß er nicht, wie er oft vorgehabt habe, den Brönner einmal die Bildechinger Steige hinabgeworfen habe, damit er Hals und Bein breche. Vefele ſchien faſt froh, als es in Seedorf kein Unterkommen fand. Wendel bat und beſchwor es, mit ihm zu ſeiner Mutter nach Bondorf zu gehen; aber es gab auf alle ſeine Bitten kein Gehör, ſchickte ihn des andern Morgens nach Hauſe und wanderte zu Fuß fort, wie es ſagte nach Tübingen. Das Mohrle war auch mit geweſen, es wollte ſich von Vefele nicht trennen laſſen, und der Wendel mußte den Hund mit einem Seile unter dem Wägelchen anbinden.

Der Wind jagte den Regen, der Boden war ſo ſchlüpfrig, daß man bei jedem Schritte ausglitt, als Veſele den Weg nach Rottenburg einſchlug. Es war ſtädtiſch gekleidet, und hatte ein hellrothes Halstuch um, unter dem Arme trug es ein kleines Bündel. Ein altes Lied, das es faſt ganz vergeſſen hatte, tauchte plötzlich in ſeiner Erinnerung auf; es war das Lied von der betrogenen Grafentochter. Ohne den Mund zu öffnen, wiederholte es oft innerlich den Vers:

Weinſt du um dein Vatergut,
Oder weinſt du um dein' ſtolzen Muth?
Oder weinſt du um dein junges Blut?
Oder weinſt um deine Ehr'?
Ja Ehr'?
Die find'ſt du nimmermehr.

Kaum einige hundert Schritte war Veſele von Seedorf entfernt, als plötzlich etwas an ihm heraufſprang. Es fuhr erſchreckt zuſammen, aber ſein Antlitz war ſchnell wieder freundlich, es war Mohrle; der Hund trug einen Seilſtumpf, den er abgebiſſen hatte, am Halſe, er geberdete ſich ganz wie ſelig und wollte ſich gar nicht beruhigen laſſen.

Der Sturm war ſo heftig, daß es war, wie wenn man ganz hart an dem Ohre zwei Steine auf einander ſchlüge, und als ob um und um unfaßbare rauſchende Gewänder Einen umſtrickten und zu erſticken ſuchten. Veſele ging mühſam weiter und plötzlich — ohne daß es wußte warum oder wie — kam ihm der Gedanke, daß Brönner jetzt auf dem Meere ſei. Es hatte in ſeinem Leben nur Einmal eine bildliche Darſtellung des Sturmes im Evangelium geſehen, aber jetzt ſah es ihn leibhaftig vor ſich, es ſelbſt war mitten drin; es ſah die häuſerhohen dunkeln Wellen, ſah das Schiff, wie es auf und nieder geſchnellt wurde, und oben ſtand der Brönner und ſtreckte jammernd die Arme empor. Da! wehe! Veſele ſtreckte ebenfalls die Arme empor, ſein Mund öffnete ſich, aber der Schrei erſtarb ihm auf der Zunge, es ſah den Brönner hinabſtürzen in das Meer und eine Welle begrub ihn. Veſele ließ die Arme ſinken, ſein Haupt neigte ſich, ſeine Hände falteten ſich und es betete für die arme Seele des Verlorenen. So ſtand es eine Weile, in ſeinem Innerſten ſah es: Brönner war in dieſer Minute geſtorben. Dann richtete es ſeufzend das Haupt wieder empor, es hob das Bündel auf, das ihm entfallen war, und ſchritt durch Sturm und Regen wieder fürbaß.

Auf der Anhöhe, wo der Weg umbiegt und das Städtchen Rottenburg vor den Blicken liegt, ſteht eine Kapelle. Veſele trat hinein und betete lange inbrünſtig vor der Mutter Gottes. Als es wieder aus der Kapelle trat, ſah es die weite Ebene vor ſich faſt wie einen See; der Neckar war übergetreten.

Veſele ging außen an der Stadt herum, Hirſchau zu. Hier traf es plötzlich einen alten Bekannten, den auch uns noch wohl erinnerlichen Marem; er trug einen Querſack auf dem Rücken und führte eine Kuh am Seile, er ging ebenfalls nach Hirſchau. Wer ſollte es glauben, daß Marem ein Mitgefühl mit dem Schickſale Veſele's hatte, das ihm Thränen auspreßte? Und doch war es ſo. Nehmt einen Dorfjuden und einen Bauern von gleicher Bildungsſtufe, ihr werdet jenen verſchmitzter, auf ſeinen Vortheil bedachter und ſcheinbar kälter finden; aber bei jedem rein menſchlichen Elend werdet ihr meiſt eine Wärme und Zartheit des Mitgefühls in ihm entdecken, die ihn weit über ſein ſonſtiges Sein hinaushebt. Sein Schickſal hat ihn für manche andere Weltbeziehung abgeſtumpft, aber ihn auch zum theilnehmenden Bruder jedes rein menſchlichen Schmerzes gemacht.

Marem bot Alles auf, um Veſele von ſeinem Wege zurückzubringen, er bot ihm ſein eigenes Haus als Unterkommen an, ja er wollte ihm ſogar Geld aufdringen. Veſele lehnte Alles ab. In Hirſchau kehrten die Beiden ein. Marem ließ dem Veſele eine gute Suppe kochen, aber es ſtand gleich, nachdem es den erſten Löffel voll genommen, wieder auf, um weiter zu gehen. Marem wollte den Hund bei ſich behalten, aber Veſele ließ das treue Thier nicht, es ſchied mit einem: „Vergelt's Euch Gott!“ —

Eine Stunde ſpäter ging Marem, nachdem er ſeine Kuh verkauft hatte, ebenfalls nach Tübingen. Nicht weit von Hirſchau ſprang ihm das Mohrle entgegen, es trug ein rothes Halstuch im Maul. Marem wurde blaß vor Schrecken, das Mohrle ſprang ihm nun voraus und er nach. Sie kamen an eine Stelle, wo das Waſſer über die Straße getreten war; der Hund ſprang hinein, er ſchwamm immer weiter, immer weiter, bis er endlich aus den Augen verſchwand. — —

* * *

Das vornehmſte Haus des ganzen Dorfes, das gehörte einſt dem Vater des Veſele; der Vater iſt todt, die Mutter iſt todt, die fünf Kinder ſind todt, und das Veſele iſt ſpurlos verſchwunden.

IV.

Tonele mit der gebiſſenen Wange.

Auf dem Feldraine, da, wo der Weg ſich ſcheidet und der eine nach Mühringen, der andere nach Ahldorf führt, im ſogenannten „Kirſchenbuſch", dort ſaßen an einem Sonntag Nachmittage drei Mädchen unter einem blühenden Kirſchenbaume. Rings umher war Alles ſtille, kein Pflug regte ſich, kein Wagen raſſelte. So weit das Auge ſchauen konnte, überall ſonntägige Ruhe. Von der Anhöhe gegenüber, vom Daberwaſen, wo noch die Kirche eines alten Kloſters ſteht, tönte die Glocke, die wie mit lautem Gruße die Betenden heim geleitete. In dem kleinen Thälchen, „im Grunde" genannt, blühte der gelbe Reps zwiſchen den grünen Kornfeldern, und rechts auf der Anhöhe ſah man von dem jüdiſchen Gottesacker nur die vier Trauerweiden, die an den vier Ecken des großen Hügels ſtehen, unter welchem die Großmutter, die Mutter und ihre fünf Kinder ruhen, die alle in Einem Hauſe verbrannt ſind. — Weiter unten ſtand mitten unter den blühenden Bäumen ein hohes, ziegelroth und weiß angeſtrichenes, hölzernes Crucifix. Sonſt war rings umher lauter ſtill treibendes Leben.

Der einzige Laubwald in der ganzen Gegend, das ſogenannte „Buchwäldle“, ſtand in voller Blätterpracht, und auf der andern Seite des Weges zog ſich der Fichtenwald mit ſeinen ſtolzen und geraden Stämmen in lichter unbewegter Ruhe dahin. Kein Lüftchen wehte. Hoch zu den Wolken hinan ſchmetterte die Lerche ihren Geſang und tief in den Furchen verſteckt ſchlug die Wachtel. Es war, als ob die Aecker nur für ſich ſelber blühten; denn nirgends war ein Menſch zu ſehen, der mit Hacke und Schaufel andeutete, daß die Erde ihm unterthan ſei. Hie und da kam ein Bauer quer über's Feld, bisweilen einer, bisweilen aber auch mehrere, die ſich unter traulichem Geſpräche nach dem Gedeihen ihrer Saat umſchauten; in ihrem Sonntagsſtaate kamen ſie und ſahen vergnügt das ſtille Walten und Wirken in der Natur in ihrer Sonntagspracht.

Die drei Mädchen ſaßen ruhig da, die Hände auf ihre weißen Schürzen gelegt, und ſtimmten ihre Lieder an. Bärbele ſang die erſte Stimme, das Tonele (Antonie) und das Brigittle begleiteten es mit natürlichem Takte. Andächtig und wehmüthig ſchallten die langgezogenen Töne über die Flur dahin, und ſo oft die Mädchen ſangen, pfiff ein Diſtelfink, der in den Zweigen des Kirſchbaumes ſaß, mit doppelter Luſt, und ſo oft die Mädchen nach Beendigung einer Strophe innehielten oder leiſe mit einander plauderten, verſtummte der Diſtelfink faſt plötzlich. Die Mädchen ſangen.

„Schön's Schätzle, um was i di bitte thur,
Bleib nur noch e Jährle bei mir.
Und Alles, was du verzehre thuſt,
Das will ich bezahle vor dir."

„Und wenn du gleich Alles bezahle thuſt,
Geſchieden muß es jetzt ſein.
Wir reiſen in fremdeſte Länder hinein,
Schön's Schätzle, vergiß du nit mein."

Und als ich in fremde Land hinein kam,
Schön's Schätzle ſteht unter der Thür,
Es thät mich ſo freundlich nit grüßen:
„Schön's Schätzle, was machſt du allhier?"

Es iſt kein Apfel am Baum ſo roth,
Schwarz Kerne ſind es darin.
Es iſt kein Mä[illegible]e im ganz Oeſtreich
So führt es ein falſchen Sinn.

Paff! fiel ein Schuß, die Mädchen ſchreckten zuſammen, der Diſtelfink flog vom Kirſchbaum fort. Da ſahen die Mädchen den Jäger von Mühringen in ein Repsfeld ſpringen, ſein Hund ihm voraus. Der Jäger hob eine Gabelweihe in die Höhe, rauſte eine Feder aus, ſteckte ſie auf den Hut, ſchob den Vogel in die Jagdtaſche und hing ſich ſeine Flinte wieder um; es war ein ſchöner Mann, wie er ſo aus dem grünen Felde daher kam.

Das Tonele ſagte: „er hätt' doch das Thier am Sonntag leben laſſen können."

„Ja," ſagte Bärbele, „die Jäger ſind alle keine rechten Chriſtenmenſchen: ſie können nichts als die armen Bauern wegen Holzfrevel in den Thurm und die unſchuldigen Thiere um's Leben bringen. Der grün' Teufelsknecht hat noch vergangen[1] des Bläſi's Käther auf vier Wochen in's Spinnhaus gebracht. Ich möcht' keinen Jäger heiren[2], und wenn er mir weiß nicht was verſprechen thät'."

„Die alt Urſel hat mir einmal erzählt," ſagte Brigittle, die jüngſte von den dreien, „daß ein Jäger jeden Tag ein lebiges Weſen todt machen muß."

„Das kann er genug haben," lachte Bärbele, und wies ihn an das Ungeziefer.

Unterdeſſen kam der Jäger näher. Wie auf eine Verabredung begannen alle drei Mädchen zu ſingen; ſie wollten thun, als ob ſie den Jäger nicht bemerkten, und doch ſangen ſie in ihrer Befangenheit nur mit halber Stimme und ſummten nur ſo vor ſich hin den letzten Vers des Liedes:

Ein falſchen Sinn, ein hohen Muth,
Drei Federn trag' ich auf meinem Hut;

---

[1] Vor Kurzem.

[2] Heirathen.

Und weil ich mein Schätzle verloren hab',
So reiſ' ich gleich wiederum ab.

„Guten Tag, ihr Jungfern, warum ſo leis?“ fragte der Jäger ſtehen bleibend.

Die drei Mädchen fingen an zu kichern und hielten ſich ihre Schürzen vor den Mund; Bärbele aber gewann am ſchnellſten das Wort wieder und ſagte: „Schön Dank, Herr Jäger, wir ſingen halt nur für uns, und wir hören's ſchon, wenn wir auch noch ſo leis ſingen, wir ſingen nicht für Andere.“

„Brr!“ ſagte der Jäger, „das Mäule ſchneid't ja wie geſchliffen.“

„Geſchliffen oder ungeſchliffen, das iſt gehupft wie geſprungen; wem's nicht gefällt, der kann's ja beſſer machen, wenn er's kann,“ erwiederte das Bärbele; das Tonele ſtieß ſie an und ſagte halblaut: „Du biſt aber auch grob wie Bohnenſtroh.“

„Ich kann ſchon einen Spaß vertragen,“ ſagte der Jäger, zu dem böſen Spiele gute Miene machend.

Die Mädchen waren bei alle dem doch verlegen, und ſie wählten wohl gerade das unrechteſte Mittel, der Verlegenheit auszuweichen; ſie ſtanden auf und faßten einander unter dem Arme, um nach Hauſe zu gehen.

„Darf ich den Jungfern Geſellſchaft leiſten?“ ſagte der Jäger wieder.

„Das iſt Landſtraße und die Straß' iſt breit," ſagte Bärbele.

Der Jäger dachte daran, ſich von dem groben Mädchen fortzumachen, aber er beſann ſich ſchnell, wie lächerlich es wäre, ſich verblüffen zu laſſen. Er fühlte es wohl, er ſollte auch in dem gleichen Tone antworten, aber er konnte nicht: das Tonele, an deſſen Seite er ging, hatte ihm ſo in die Augen geſtochen, daß er gar keinen tüchtigen Spaß machen konnte, und er war doch ſonſt gar nicht ſo blöde; er ließ daher dem Mädchen ſeine Freude und ging mit, ohne ein Wort zu reden.

Um doch Einiges wieder gut zu machen, fragte das Tonele: „Wohin wollet ihr denn am Sonntag?"

„Ge' Horb," ſagte der Jäger, „und wenn mich die Jungfern begleiten thäten, es käm' mir auf den beſten Schoppen nicht an."

„Wir bleiben daheim," ſagte das Tonele und wurde über und über roth.

„Wir löſchen lieber den Durſt mit Gänswein, den kriegen wir auch geſchenkt," ſagte das Bärbele.

Man war dem Dorfe näher gekommen, da ſagte das Bärbele abermals, auf einen Fußweg deutend: „Herr Jäger, da könntet ihr hinten 'rum kommen, da geht der nächſte Weg nach Horb."

Dem Jäger wurde es endlich zu viel, und er hatte ein höchſt derbes Wortſpiel im Munde; aber er unterdrückte es und ſagte nur: „Ich ſeh' gern ehrlichen Leuten und einem ehrlichen Dorf in's Geſicht." Er konnte ſich aber nicht enthalten, dem Bärbele dabei den Rücken zuzukehren.

So geht's. Weil der Jäger keinen Spaß machen konnte, wurde er grob, und ſo geht's oft.

Als die Vier in das Dorf hineingingen, fragte der Jäger das Tonele, wie es heiße: aber noch ehe es antworten konnte, ſagte Bärbele: „Wie man's getauft hat."

Und als nun der Jäger zum Bärbele ſagte: „Ihr ſeid ja wundergeſcheit, wie alt ſeid Ihr denn?" erhielt er die gewöhnliche Antwort: „So alt wie mein kleiner Finger."

Das Tonele aber ſagte halb leiſe: „Ich heiß' Tonele. Warum fraget ihr denn?"

„Weil mir's lieb iſt, es zu wiſſen."

Man ging den Berg hinan, an dem ſich die beiden Häuſereihen hinaufziehen; oben an des Sauerbrunnenbaſche's Haus ſteckten die drei Mädchen ſtillſtehend die Köpfe zuſammen, und huſch! ſtoben ſie wie verſcheuchte Tauben aus einander und ließen den Jäger allein ſtehen; dieſer pfiff ſeinem Hunde, der den Mädchen nachgeſprungen war, ſteckte die linke Hand in den Gewehrriemen und ging ebenfalls davon.

An der Steingrube erholten und ſammelten ſich die Mädchen wieder.

„Du biſt aber auch gar zu grob," ſagte Tonele zu Bärbele.

„Jo weger,"[1] betheuerte Brigittle.

„Er hat dir ja nichts than," fuhr Tonele fort, „und du biſt auf ihn losgefahren wie ein Kettenhund."

„Ich hab' ihm auch nichts than," ſagte Bärbele, „ich hab ihn nur gefoppt, warum hat der Tralle mir nicht 'rausgeben? Und wahr bleibt wahr, ich mag ihn nicht; wie kommt der Grünrock dazu? Meint er, weil er beim Baron Mühringen Jäger ſei, dürft' er nur ſo mit uns laufen durch das ganze Dorf durch, daß alle Leute meinen, wir wollen 'was von ihm? Und was müßt' der Sepper[2] und der Kaſper davon denken? Nein, nein, ich bin kein ſo Tättele[3] wie du, ich laß mir nichts gefallen, von keinem Grafen und von keinem Baronen."

Das Geſpräch wurde unterbrochen, denn der Sepper und der Kaſper kamen; ſie hatten ihre Schätze im Kirſchenbuſch geſucht und nicht gefunden. Bärbele erzählte nun die ganze Geſchichte, es konnte Niemand außer ihm zu Worte kommen, und da ihm noch viel ſpitzere Redensarten einfielen, nahm es das nicht ſo genau und erzählte auch dieſe. Denn das findet ſich überall und bei gar vielen Menſchen, daß, wenn ſie etwas von ſich erzählen, ſie es noch ſchöner herausputzen: ſie berichten dann, daß ſie dieß und das geſagt und gethan, wo ſie zur Zeit den Muth nicht gehabt hatten, oder was ihnen erſt ſpäter einfiel.

---

[1] Wahrlich.

[2] Joſeph.

[3] Schüchternes Mädchen.

Der Sepper gab dem Bärbele vollkommen recht und ſagte: „das Herrenpack muß man gleich von vorn herein abdachteln!“

Der Jäger, der doch nichts weniger als ein „Herr“ war, wurde immer mehr zu einem ſolchen geſtempelt, damit man deſto beſſer auf ihn losziehen konnte.

Sepper nahm ſeinen Schatz, das Tonele, an den einen Arm, an den andern hing ſich das Brigittle; der Kaſper und das Bärbele gingen neben ihnen, und ſo wanderten ſie durch die Hohlgaſſe nach der Hochbux ſpaziren.

Der Sepper und das Tonele waren ein herrliches Paar, beide faſt gleich groß und ſchlank, und beide doppelt ſchön, wenn ſie mit einander gingen; jedes für ſich allein war ſchon ſchön, aber bei einander waren ſie es erſt recht, unter tauſenden heraus hätte man ſagen müſſen: dieſe zwei gehören zuſammen. Der Sepper ging halb bäueriſch, halb ſoldatiſch gekleidet; das kurze ſchlotterige Bauernwamms hob das ſchöne Ebenmaß der Glieder unter den eng zugeſchnallten Beinkleidern noch ſchärfer hervor. Der

Sepper ſah aus wie ein Offizier, der ſich's „kommod gemacht“ hat, ſo ſchlank und ſtraff und doch wieder ſo frei und ungezwungen war ſein ganzes Weſen.

Auf der Hochbux angelangt, ſahen ſie nicht weit davon den Jäger beim Nordſtetter Waldſchützen ſtehen. Der Sepper bemerkte ſogar, daß der Jäger nach ihnen hindeutete, und er räuſperte ſich, als ob er dem „Herrn“ ſogleich eine tüchtige Antwort zu geben hätte, obgleich ſie noch mehr als zweihundert Schritt von einander entfernt waren. Dann faßte er das Tonele um den Hals und gab ihm einen herzhaften Kuß, gleichſam auch als weit hin erkennbare Sprache. Darauf ſchritt er luſtig pfeifend dahin und ſchwenkte ſich gar keck und muthig.

Hätte er gehört, was der Jäger mit dem Waldſchützen ſprach, er wäre noch ſchärfer aufgetreten, denn der Jäger ſagte: „Gucket, da kommt es grad'. Es iſt ein Mädle wie von Wachs, grad' wie die Mutter Gottes in der Kirche; ſo lang ich mir denken mag, hab' ich noch keines ſo geſehen.“

„Ja, ja, wie ich unbeſehen geſagt hab',“ erwiederte der Waldſchütz, „das iſt des Pudelkopfs Tonele; man heißt ihren Vater den Pudelkopf, weil er ein Haar hat wie ein Schaf, das Tonele hat auch ſo weißes gerölltes Haar; man heißt's auch im ganzen Dorf das Borsdorfer Aepfele, weil es ſo rothe Bäckle hat. Der alte Pfarrer, der war nicht verſteckt,[1] der hat's zur Köchin haben wollen; aber proſt Mahlzeit, der Pudelkopf hat mit einem ſchönen Dank das Maul gewiſcht. Das Tonele kriegt einmal ſeine fünf Jauchert Ackers in einer Zelg[2] und das kleckt noch nicht.“

Der Jäger gab dem Waldſchützen die Hand, und noch ehe ihn die Spazierenden erreichen konnten, ging er raſch die Steige hinab.

Auf einem Feldraine ſitzend verbrachten unſere Bekannten unter Singen und Küſſen den Nachmittag. Am übelſten war das Brigittle dran, ſein Schatz war in Heilbronn bei den Soldaten; wer weiß, wo er jetzt war, während ſein Mädchen glühenden Antlitzes abſeits von den Anderen, mit einer Blume ſpielend ſeiner gedachte? Als es Abend zu werden begann, machte Brigittle die anderen Mädchen wieder zurecht; ſeine eigene Halskrauſe war in der beſten Ordnung geblieben, während die Haare und Halskrauſen der Anderen „verſtrobelt und verzobelt“ waren, wie es gutmüthig ſcheltend ſagte.

Man ging wiederum auf der Straße ſpaziren. Alle Mädchen und Burſchen ſammelten ſich dort, und nun ſchieden ſich die Geſchlechter.

---

[1] Dumm.

[2] Fünf Morgen Ackers in jeder Gemarkung gilt als der Beſitzſtand eines wohlhabenden Bauern.

Im Weſten, wie man bei uns ſagt, „über dem Rheine“, ging die Sonne blutigroth unter und prophezeite für morgen einen guten Tag.

Die Burſchen gingen in langen Reihen, aber ein Jeder für ſich, ſingend oder im Chore vierſtimmig pfeifend das Dorf hinein. Etwa dreißig Schritte hinter ihnen gingen die Mädchen Arm in Arm, ebenfalls in langen Reihen, die die ganze Breite der Straße einnahmen. Sie ſangen unaufhörlich. Immer wieder fing ein Mädchen ein neues Lied an, und die Anderen ſtimmten ohne langes Beſinnen und Hin- und Herreden ein.

Das Tonele ging an der linken Flanke und an ſeinem rechten Arme hing des Blätſchle's Marann', die Flambomarann' genannt. Das war ein unglückliches Mädchen, denn die ganze linke Hälfte ſeines Geſichts, von der Stirn bis zum Kinn, war blau, wie von geronnenem Blute unterlaufen. Bei dem großen Brande vor achtzehn Jahren wobei die ſieben Menſchen verbrannten, war die Mutter Marann's, die damals ſchwanger war, ſchnell herzugeeilt, und da ſie die Flamme ſah, fuhr ſie ſich erſchreckt mit der Hand über das Geſicht. Als nun das Kind zur Welt kam, hatte es auf der einen Seite ein blitzblaues Geſicht. Das Tonele hatte immer einen unüberwindlichen „Grauſel“ vor der Marann', aber es hatte nicht Muth genug, vor ihr zurückzuweichen, als ſie ſeinen Arm faßte. So ging es nun neben ihr, innerlich zitternd, aber es ſang um ſo lauter, um dadurch gerade über ſich Meiſter zu werden.

Bei des Schloßbauern Haus holte der Jäger, von Horb kommend, die Mädchen ein. Als er des Tonele anſichtig wurde, ward er feuerroth, er hob ſein Gewehr etwas von der Schulter, hing es aber ſogleich wieder über und ſagte zu Tonele gewendet: „Guten Abend, ihr Jungfern.“

„Schön Dank,“ erwiederten Einige, und der Jäger fuhr leiſer zu Tonele fort:

„Iſt's jetzt eher erlaubt, daß man mitgeht?“

„Nein, das ſchickt ſich nicht, daß Ihr mit uns durch das Dorf gehet, thut mir den Gefallen und gehet voraus zu den Buben,“ erwiederte das Tonele ebenfalls ganz leiſe.

Der Jäger war hierüber hoch erfreut und ging höflich grüßend voraus.

Beim Adler machte Alles Halt. Die Abendglocke läutete, die Burſchen zogen ihre Mützen ab und ſprachen ein leiſes Vaterunſer; auch die Mädchen ſprachen daſſelbe leiſe, darauf machte ein Jedes das Zeichen des Kreuzes.

Kaum war aber dieß vorbei, ſo ging das Scherzen und Schäkern wieder los. Der Jäger ſagte: „Gute Nacht beiſammen,“ und ging ſeines Weges.

Die Mädchen foppten das Tonele mit dem Jäger, und daß es etwas leiſe mit ihm gemunkelt habe. Der Sepper, der das hörte, ſtand plötzlich ſtarr und hielt die Pfeife, die er eben zum Munde führen wollte, krampfhaft vor ſich hin, ſeine linke Fauſt ballte ſich, er ſprach kein Wort, aber aus ſeinem Auge, das ſtier auf Tonele gerichtet war, blitzten furchtbare Gedanken. Dann aber wiegte er ſich wieder ſtolz auf ſeinen Knieen und warf nur einmal den Kopf rückwärts.

Als ſich Alles zerſtreute, begleitete der Sepper das Tonele. Er ging eine Weile ſtill neben ihm her, dann ſagte er:

„Was haſt du mit dem Jäger?“

„Nichts.“

„Was haſt du mit ihm gered't?“

„Was man eben ſo red't.“

„Ich will aber, du ſollſt kein Wörtle zu ihm ſagen.“

„Und ich laſſ' mir von dir nicht befehlen, mit wem ich reden ſoll.“

„Du biſt eben ein hoffährtiges, falſches Ding.“

„Wenn du's glaubſt, iſt mir's auch recht.“

Die Beiden gingen noch eine Strecke mit einander und redeten kein Wort. Sie kamen vor dem Hauſe Tonele's an, es ſagte gute Nacht, aber der Sepper gab ihm keine Antwort und das Tonele ging in's Haus. Den ganzen Abend blieb noch der Sepper vor dem Hauſe ſtehen, er pfiff und ſang allerlei Weiſen, er glaubte, das Tonele müſſe noch zu ihm herauskommen; aber es kam nicht, und er ging in heftigem Zorne davon.

Während der ganzen Woche ſprach der Sepper kein Wort mit dem Tonele, ja er wich ihm ſogar aus, wo er ihm begegnete.

Am Samſtag Nachmittag holte der Sepper mit ſeinen Gäulen im Würmlesthäle Klee für den Sonntag. Auf der Heimfahrt ſah er das Bärbele mit einem ſchweren Kleebündel auf dem Kopfe aus dem Veigelesthäle kommen; er hielt an, rief dem Bärbele, es mußte ſeinen Klee auf den Wagen legen und ſich dann zu ihm hinauf ſetzen. Hier oben kam es nun zu einer grundmäßigen Erklärung. Das Bärbele machte dem Sepper wegen ſeiner dummen Eiferſucht ſo tüchtig den Marſch, daß er noch an demſelben Abend beim Rathhausbrunnen wartete, bis das Tonele kam, um Waſſer zu holen; er ſprang ſchnell herzu, hob ihm den Kübel auf den Kopf, dann ging er neben ihm her und ſagte:

„Wie haſt du denn die Woch' gelebt? Ich hab' ſündlich viel zu ſchaffen.“

„Und machſt dir noch mehr zu ſchaffen, für nichts und wieder nichts. Du biſt ein recht unbändiger Menſch. Siehſt du jetzt ein, daß du unrecht gehabt haſt?“

„Mit dem Jäger darfſt du halt kein Wort mehr reden."

„So oft ich will, red' ich," ſagte Tonele. „Ich bin kein Kind, ich weiß ſchon, was ich zu thun hab'."

„Aber wenn du doch nicht mußt, brauchſt du doch nicht mit ihm zu reden?"

„Nein, das brauch' ich nicht, aber ich laſſ' mich nicht ſo kurz am Leitſeil halten."

Der Friede war wieder hergeſtellt, keine Störung trat ein, denn auch der Jäger kam lange nicht mehr nach Nordſtetten.

Tonele ſaß am Sonntage oft mit den Geſpielinnen oder auch mit dem Sepper im Kirſchenbuſch und ſang und ſcherzte. Die Waldkirſchen (denn andre gibt es bei uns nicht) waren längſt reif, der Reps wurde eingeheimſt, Roggen und Gerſte geſchnitten, in dem ſtillen, friedlichen Leben unſerer Bekannten war Alles beim Alten geblieben; die Liebe Tonele's und Seppers hatte, wenn es möglich war, noch an Heftigkeit zugenommen. Nur noch dieſen Herbſt hatte der Sepper das letzte Manöver beim Militär mitzumachen, dann bekam er ſeinen Abſchied und dann — gab es Hochzeit.

Seit jenem Sonntag im Frühjahr hatte das Tonele den Jäger mit keinem Auge mehr geſehen. Erſt als es mit dem Sepper gemeinſchaftlich in der

Molde[1] Hafer ſchnitt, ging der Jäger vorüber und ſagte: „ſchneidet's gut?" Das Tonele ſchreckte unwillkürlich zuſammen, es antwortete nicht, ſondern bückte ſich und ſchnitt emſig, der Sepper aber ſagte: „Großen Dank" und auf eine Garbe knieend, drehte er dieſelbe recht feſt zu, als ob er dem Jäger damit den Hals zudrehe. Der Jäger ging fürbaß.

Es war gut, daß der Sepper erſt drei Tage nach des Bärbele's Hochzeit mit dem Kaſpar zum Manöver einrücken mußte. Er nahm ſich deßhalb vor, ſich dabei noch recht wohl ſein zu laſſen, und er hielt getreulich Wort.

Faſt in allen Häuſern, wo der Sepper mit dem Kaſpar die Einladungen zur Hochzeit machte, ſagten die Leute: „Nun Sepper, jetzt kommt's bald an dich," und er ſchmunzelte bejahend.

Am Hochzeitstage war es dem Sepper ſo wohl wie einem Vogel im Hanfſamen. Er genoß die Vorfreude ſeines künftigen baldigen Glückes. Als es zum Tanze ging, ſtieg er zu den Muſikanten auf die Erhöhung und beſtellte ſie, ſammt noch zwei Trompetern mehr, zu ſeiner Hochzeit; er wollte als Gardiſt recht viel Trompeten haben.

Abends machte aber eine neue Erſcheinung dem Sepper einen Strich durch die Rechnung; der Jäger kam nämlich auch zum Tanze, und die erſte, die er „engagirte,“ war Tonele.

---

[1] Name einer Gemarkung.

„Iſt ſchon angeſchirrt,“ antwortete Sepper ſtatt des Tonele.

„Die Jungfer wird wohl ſelber reden können,“ erwiederte der Jäger.

„Den nächſten Hopſer wollen wir mit einander tanzen,“ ſagte das Tonele und nahm den Sepper bei der Hand. Es wendete ſich aber nochmals nach dem Jäger um, ehe es zu tanzen begann. Als nun das Tonele mit dem Jäger den Hopſer tanzte, ſetzte ſich der Sepper an den Tiſch und nahm ſich vor, heute Abend keinen Fuß mehr zu rühren, und daß das Tonele auch nicht mehr tanzen dürfe. Da kam Bärbele, von ſeiner „Geſpiele“ geſchickt und forderte den Mürriſchen auf. Der Hochzeiterin darf nie Jemand einen Tanz ausſchlagen, und ſo folgte der Sepper dem ihn nachziehenden Bärbele, das ihm alsdann beim Aushalten tüchtig die Leviten las: „Ich weiß gar nicht,“ ſagte es, „du kommſt mir ganz närriſch vor mit dem Jäger. Du biſt dran ſchuld, wenn ihn das Tonele gern kriegt. Es thät ſchon lange mit keinem Gedanken mehr nach ihm umgucken; wenn du es aber ſo fort und fort mit ihm quälſt, da muß es ja immer wieder an ihn denken, und da denkt es darüber nach, ob es wirklich wahr iſt, daß der Jäger es gern hat, und da kann es ihn eben auch gern kriegen, denn guck, er kann doch noch beſſer tanzen, als du, ſo links 'rum kannſt du doch nicht hopſen.“

Der Sepper lachte, aber innerlich mußte er dem ſchalkhaft geſcheiten Weibchen recht geben, und als er dann mit ſeinem Schatze am Tiſche ſaß, brachte er es dem Jäger zu (ihm Beſcheid zu thun), er winkte dabei dem Tonele und ſagte: „ſtoß mit ihm an.“ Der Jäger trank, eine höfliche Verbeugung machend, auf die Geſundheit Tonele's, dem Sepper nickte er kaum zu. Dieſer aber nahm ſich vor, heute nicht mehr böſe zu ſein, er freute ſich vielmehr über ſein kluges Benehmen gegen den Jäger, und hielt dann das Tonele ſelig im Arme. Da wurde er zu dem Hauptſpaße einer Hochzeit abgerufen.

Die geſammte ledige Mannſchaft hatte nämlich nach alter Sitte die Hochzeiterin geſtohlen. Sie hielten das Bärbele in einen großen Kreis geſchloſſen, und Kaſpar, der Hochzeiter, mußte es nun unter vielen poſſirlichen Hin- und Herreden von den Unholden loskaufen. Sechs Flaſchen Wein befreiten die Gefangene, und die Beiden, die ſich wieder gefunden, marſchirten nach Hauſe. Die Muſikanten ſtiegen von der Anhöhe an die offenen Fenſter und ſpielten ihnen den üblichen Marſch auf und manches Hoch! ſchallte noch hinterdrein.

Das Tonele ſtand träumeriſch am Fenſter, als das Bärbele ſchon längſt fort war und Alles wieder tanzte.

Es war ſchon ſpät in der Nacht, oder eigentlich früh am Morgen, als der Sepper das Tonele nach Hauſe begleitete. Sie waren noch lange allein und das Tonele ſchmiegte ſich mit wilder Gluth an ſeine Wangen und faßte ihn mit gewaltigen Armen feſt. Auch der Sepper war hoch erregt, aber er konnte es doch nicht unterdrücken, noch einmal von dem Jäger zu ſprechen. Das Tonele ſagte: „Laß jetzt den Jäger, guck, es gibt jetzt gar nichts auf der Welt als du.“ — Der Sepper hob das Tonele hoch in die Lüfte, dann umfaßte er es wieder und den Mund auf ſeine Wangen preſſend ſagte er: „guck, ich möcht' dir g'rad 'neinbeißen.“

„Beiß,“ ſagte Tonele.

Wehe! der Sepper hatte wirklich gebiſſen; das Blut rann Tonele von der Wange und floß hinab bis an den Hals. Erſchreckt fuhr es mit der Hand nach ſeiner Wange, es fühlte die offenen Spuren der Zähne, da ſtieß es den Sepper von ſich, daß er rücklings hinſtürzte, dann ſchrie und heulte es laut auf, daß Alles im Hauſe erwachte. Der Sepper richtete ſich auf, um es zu tröſten, aber jämmerlich wehklagend ſtieß es ihn abermals von ſich. Da man Geräuſch im Hauſe vernahm, ſchlich ſich der Sepper fort, denn er dachte: die Sache iſt nicht ſo arg;

auch wollte er ſich und Tonele jede Verlegenheit erſparen, und er hoffte, es würde ſchnell eine Ausrede vorbringen, wenn die Leute herbeikämen.

Der Vater und die Mutter kamen mit Licht und ſchlugen die Hände zuſammen, als ſie ihr bluttriefendes Kind ſahen. Schnell wurde die alte Urſel, die viel Hausmittelchen kannte, herbeigeholt. Die alte Frau ſagte ganz offen: „das kann den Krebs geben, oder der das gethan hat, muß die Wunde mit ſeiner Zunge reinigen.“ — Das Tonele ſchwur hoch und heilig, lieber zu ſterben, als daß der Sepper es nur noch einmal berühren dürfte.

Es wurden nun allerlei Heilmittel angewendet und das Tonele ſtöhnte wie eine Sterbende.

Andern Tages war die Geſchichte im ganzen Dorfe bekannt und man ſagte, der Sepper habe dem Tonele ein ganzes Stück Fleiſch aus dem Backen herausgebiſſen. Alles kam, um das Tonele zu tröſten, aber auch um ſeine Neugierde zu befriedigen. Auch der Sepper kam, aber das Tonele ſchrie wie eine Beſeſſene, er ſolle augenblicklich aus dem Hauſe und nie mehr kommen. Kein Bitten, kein Klagen, nichts half; das Tonele that wie wahnſinnig und der Sepper mußte fort. Er ging zum Bärbele und bat es, doch für ihn ein gutes Wort einzulegen. Das Bärbele war gerade damit beſchäftigt, die Hochzeitsgeſchenke zu ordnen; Küchengeſchirr und allerlei Hausrath lag zerſtreut um ſie her. Es ſchimpfte nun zwar den Sepper tüchtig aus, ließ aber doch augenblicklich Alles ſtehen und liegen und ging zum Tonele. Dieſes ſchrie laut auf am Halſe ſeiner Geſpielin: „Ich bin verſchänd't für mein Lebtag.“ Auf vieles Zureden ſtand es endlich doch auf aus dem Bette, und als es nun zum erſten Male vor den Spiegel trat und die gräßliche Verwüſtung ſah, rief es: „Jeſus Maria Joſeph! Ich bin ja gerad' wie die Flambomarann'. Lieber Gott, ich hab' mich g'wiß an ihr verſündigt; ich bin geſtraft genug.“

Unter keiner Bedingung wollte das Tonele mehr den Sepper ſehen, und dieſer ging endlich zwei Tage darauf, ein kleines weißleinenes Ränzchen auf dem Rücken, nach Stuttgart.

Erſt nach vierzehn Tagen ging Tonele aus dem Hauſe, aber immer mit verbundenem Geſichte. Merkwürdig! faſt der Erſte, der ihm begegnete, als es mit der Hacke auf der Schulter zum Kartoffelgraben in's Feld ging, war der Jäger.

„Wie geht's, ſchönes Tonele?“ fragte er gutmüthig die Verbundene.

Das Tonele wollte vor Scham in den Boden ſinken, es war ihm ſo eigen, daß er es bei ſeinem Namen nannte und noch dazu „ſchönes“ ſagte; es fühlte jetzt doppelt, wie gräßlich entſtellt es war.

Als es daher ſchweigend ſeufzte, ſagte der Jäger: „Ich hab' ſchon gehört, was Euch geſchehen iſt, darf man's nicht ſehen?“ — Das Tonele ſchob ſchüchtern das Tuch weg und der Jäger ſchlug unwillkürlich die Hände zuſammen, dann aber ſagte er: „Das iſt unverzeihlich, unmenſchlich, ſo mit einem herrlichen Mädchen umzugehen, wie Ihr ſeid. Das iſt einmal wieder eine rechte Bauernrohheit, verzeihet mir's, ich mein' Euch gewiß nicht mit, aber die Menſchen ſind oft halb Vieh. Laſſet's Euch aber nicht zu ſehr grämen.“

Das Tonele hörte aus allem dieſem nur die Theilnahme des Jägers heraus und ſagte: „Nicht wahr, ich bin recht verſchänd't?“

„Bei mir thät' das nichts,“ ſagte der Jäger, „und wenn Ihr nur Einen Backen hättet, Ihr thätet mir doch beſſer gefallen, als alle Mädle von Nordſtetten bis Paris.“

„Das iſt nicht recht, einen ſo zu foppen,“ ſagte das Tonele wehmüthig lächelnd.

„Nein, ich fopp' nicht,“ ſagte der Jäger, die Hand des Mädchens faſſend und fuhr fort: „gucket, ich thät' euch gleich heirathen, ſo wahr mir Gott das Leben gibt.“

„Das iſt ſündhaft geſprochen,“ ſagte Tonele.

„Ich ſeh' keine Sünd' dran, wenn wir uns heirathen thäten,“ ſagte der Jäger.

„Wenn wir gut Freund bleiben wollen, ſo redet davon kein Wörtle mehr,“ ſagte Tonele und ging quer über's Feld.

Der Jäger war ſchon zufrieden, daß er „gut Freund“ mit dem Tonele ſein durfte, und er machte ſich das wohl zu nutze; denn er kam jetzt faſt jede Woche ein paarmal nach Nordſtetten. Er unterhandelte zuerſt mit dem Pudelkopf, Tonele's Vater, wegen der Holzfuhren, die es jetzt im Herbſte gab; dadurch bekam er immer mehr Gelegenheit, mit dem Tonele zu ſprechen. Er ſagte nichts mehr vom Heirathen, aber man hätte ein Narr ſein müſſen, wenn man's nicht gemerkt hätte, daß er darauf herum redete.

Einen ſchweren Stand hatte der Jäger bei dem Bärbele, ohne das beim Tonele nichts auszurichten war. Zuerſt verſuchte er es mit Güte und Spaß, aber das Bärbele verſtand gar keinen Spaß mehr; es redete immer und immer vom Sepper, ſo oft der Jäger da war.

Da begab ſich für den Jäger ein Ereigniß, wie er ſich's nicht beſſer wünſchen konnte. Das Tonele hatte eine reiche Baſe in Mühringen, deren Hochzeit in wenigen Tagen ſein ſollte, und das Tonele kam für den drei Tage lang dauernden Tanz nach Mühringen. Die Schweſter des Jägers ſchloß ſchnell Freundſchaft mit Tonele, und die beiden Mädchen ſpazirten mit einander über Wieſ' und Feld und hielten ſich beim Tanze zuſammen. Das Tonele erſchien hier zum erſten Male mit unverbundenem Geſichte, und man kann faſt ſagen, es war ſchöner ſeit dem Biſſe.

Manche wilde und abergläubiſche Völker verſtümmeln etwas vollkommen Schönes, damit der böſe Blick keine Macht über daſſelbe habe und der Teufel, der nichts Vollkommenes duldet, darüber beruhigt ſei. Der Biß in der Wange Tonele's war nur ſo viel, daß der Neidteufel, der nie etwas ganz und durchaus loben mag, ſein Aber dabei anbringen konnte.

Der Jäger hielt ſich beim Tanze immer zum Tonele und am Abend machte er ihm noch eine Freude, wie ſie noch kein Bauernmädchen von ganz Nordſtetten gehabt hatte.

Der alte Baron, ein wohllebig dicker Mann, ſo geizig er auch war, und ſo ſtreng er auch einem Bauer, der ein Bündel dürres Holz im Walde holte, nachjagte, war doch ſehr ſplendid für ein kleines Theater, das er ſich auf dem Schloſſe hielt, und wozu er die Honoratioren der Gegend einlud. Der Jäger erhielt die Erlaubniß, das Tonele mit ins Theater zu bringen.

Das Tonele zitterte, daß ihm die Zähne klapperten, als es mit dem Jäger den Berg hinanging, auf dem das Schloß in alterthümlicher Weiſe mit Zugbrücke, Wall und Graben ſteht. Still, ganz in ſich zuſammengeſchauert, auf den Zehen gehend, trat es in den Saal, wo die Herrſchaften ſchon waren; es erhielt einen Platz nicht weit hinter der Muſik. Die Obervogtin richtete ihre Lorgnette lange nach ihm, und das Tonele ſaß da, ſchlug die Augen nieder und wagte kaum zu athmen; die Narbe an der Wange brannte, es war, als ob der Blick der Obervogtin die Wunde wieder aufgeriſſen hätte. Da rauſchte nach der Muſik der Vorhang auf, Tonele hörte mit angehaltenem Athem zu. Es weinte bittere Thränen über das Schickſal des armen, herzensguten Lorenz Kindlein (dieſes Stück wurde geſpielt), es hätte gewiß nicht ſo lange gewartet, wenn es die Tochter geweſen wäre, und erſt als der Vorhang wieder fiel, entlud ſich ein gewaltiger Seufzer ſeiner Bruſt.

Auf dem Rückwege faßte der Jäger das Tonele um den Hals und es ſchmiegte ſich traulich an ihn, es war ganz aufgelöſt von der mächtigen Aufregung; es war ihm, als ob der Jäger ihm alles Das geſchenkt hätte, als ob er das Alles ſelber gemacht hätte, und doch wäre es wieder gar zu gerne noch einmal zu dem guten, alten Manne und ſeiner lieben Tochter gegangen, die jetzt ſo glückſelig bei einander waren.

Aber auch der Jäger war glückſelig, denn er erhielt das Verſprechen, daß das Tonele am Sonntage nach der Mittagskirche im Buchwäldle mit ihm zuſammenkommen wolle.

Und ſo war der Jäger bei ſeinem Manöver viel glücklicher, als der Sepper zu Roſſe bei dem Manöver auf der Ebene von Ludwigsburg, und noch ehe er den Abſchied vom Militär erhielt, hatte ihm das Tonele den Abſchied gegeben.

Bei ſeiner Heimkunſt war der erſte Ausgang des Seppers zu dem Tonele. Er traf es an der Kunkel in der Stube bei ſeinen Eltern, aber es redete kein Wort mit ihm und blickte ihn nur manchmal ſtier an. Er zeigte ſeinen ehrenvollen Abſchied und breitete ihn, nachdem er alle Stäubchen weggeblaſen, auf dem Tiſche aus; aber das Tonele kam nicht einmal her, um hineinzublicken. Er wickelte den Abſchied wieder in doppeltes Papier und ging, das Dokument behutſam in der Hand haltend, fort zu dem Bärbele. Hier hörte er nun Alles und daß die beiden Geſpielen ſich wegen des Jägers verfeindet hätten. Der Sepper zerknitterte den Abſchied mit beiden Händen zu einem Ballen zuſammen und ging dann fort.

Es war in der Dämmerung, da ſaß der Sepper unter demſelben Baume im Kirſchenbuſch, wo wir das Tonele zuerſt geſehen haben. Der Baum war entblättert, der Wind pfiff über die Stoppelfelder und der Fichtenwald rauſchte und brauste wie ein Strom; vom Daberwaſen her tönte das Nachtglöcklein, und ein verſpäteter Rabe flog krächzend dem Walde zu. Der Sepper aber ſah und hörte nichts. Er ſaß da, die Ellbogen auf die Knie geſtemmt und hielt ſich mit den Händen die Augen zu. So ſaß er lange. Da hörte er das Bellen eines Hundes und herannahende Schritte, er ſprang raſch auf. Der Jäger kam aus dem Dorfe. Sepper ſah das Glitzern des Gewehres, er ſah auch eine weiße Schürze und vermuthete mit Recht, daß das Tonele den Jäger begleitet hatte. Sie blieben eine Weile ſtehen, dann kehrte das Tonele um.

Als ihm der Jäger nahe war, ſagte der Sepper in trotzigem Tone: „Guten Abend!“

„Schön Dank,“ erwiderte der Jäger.

„Ich hab' mit Euch ein Hühnle zu rupfen,“ ſagte der Erſte wieder.

„Ah, der Sepper,“ ſagte der Jäger, „ſeit wann ſeid Ihr wieder da?“

„Für dich zu früh, Du — Wir wollen nicht lange machen, da, wir wollen Hälmle ziehen, wer von uns beiden vom Tonele laſſen muß; und wenn ich's verlier', ſo muß ich das Gewehr für mich haben.“

„Ich zieh' kein Hälmle.“

„Dann zieh' ich dir dein' Seel' aus deinem Leib, du grüner Spitzbub',“ ſchrie der Sepper, das

Gewehr des Jägers mit der einen Hand, mit der andern ſeine Gurgel packend.

„Waldmann faß!“ ſchrie der Jäger noch mit halber Stimme, der Sepper gab dem Hunde einen tüchtigen Tritt, dadurch wurde indeß der Jäger etwas freier. Mit aller Macht riſſen ſich nun die beiden um das Gewehr und hielten ſich an der Gurgel, da — plötzlich ging das Gewehr los und der Jäger ſtürzte rücklings in den Graben. Er ſtöhnte nur noch einmal, und der Sepper beugte ſich über ihn, um zu hören, ob er noch athme.

Das Tonele kam herbeigeſprungen, der Schuß in finſterer Nacht hatte es herbeigelockt, es ahnte nichts Gutes.

„Da! da!“ rief der Sepper, „da liegt dein Jäger, jetzt heirath' ihn.“

Das Tonele ſtand erſtarrt und konnte ſich nicht regen, endlich ſagte es: „Sepper, Sepper, du haſt dich und mich unglücklich gemacht.“

„Was geh' ich dich an? Ich will von der ganzen Welt nichts mehr,“ rief der Sepper und floh nach dem Fichtenwalde zu. — Man hat nie mehr etwas von ihm gehört.

Auf dem Wege nach Mühringen im Kirſchenbuſch ſteht an dem Feldraine ein ſteinernes Kreuz zu ewigem Andenken, daß hier der Jäger von Mühringen erſchlagen wurde.

Das Tonele iſt aber erſt nach vielen Jahren einſamen Kummers vom Leben erlöst worden.

V.

Befehlerles.

Am erſten Maimorgen prangte an des Wagner Michel's Haus ein ſtattlicher Maibaum; es war eine ſchöne ſchlanke Tanne, welcher man die Aeſte abgehauen und nur die Krone gelaſſen hatte. Weit über alle Häuſer hin ragte ſie, und ſtände der Kirchthurm nicht auf dem Berge, die Tanne hätte darüber hinausgeſchaut. Sonſt war kein Maibaum im ganzen Dorfe, und alle Mädchen beneideten das Aivle,[1] des Wagner Michel's älteſte Tochter, weil es allein einen Maien hatte.

Die Kinder kamen das Dorf herauf; in ihrer Mitte bewegte ſich eine grüne Hütte. Eine zuckerhutförmige, aus Reiſen gebundene und mit Laub bedeckte Hütte war über einen Knaben geſtülpt, der ſich nun von Hausthür zu Hausthür bewegte und eine Weile dort Halt machte; neben ihm gingen zwei andere Knaben, einen mit Spreu und Eiern gefüllten Korb an den Henkeln tragend; ein großer Schwarm von Knaben, grüne Zweige in den Händen haltend, zog hinterdrein. Sie ſangen vor jedem Hauſe:

---

[1] Eva.

Ho! ho! ho!
Der Maiemann iſcht do,
Geant auns ſchnell d'Eier 'raus,
Suſt kommt der Marder in's Heanerhaus.
Geant aus Eier, wie mer's wella,
Suſt ſtreue mer Spreuer auf dia Schwelle,
Ho! ho! ho! u. ſ. w.

Wo ſie nun keine Eier erhielten, vollführten ſie ihre Drohung und ſtreuten mit Jubel und Lachen eine Handvoll Spreu auf die Schwelle. Faſt überall aber wurde ihnen willfahrt, und ſie gingen von Haus zu Haus; nur an des Schloßbauern Haus gingen ſie ohne anzuhalten vorbei. Die Aufmerkſamkeit des Dorfes war aber dießmal nicht auf den Maiemann gerichtet, denn Alles ſtand vor des Wagner Michels Haus und betrachtete den Maibaum. Zur Herbeiſchaffung eines ſolchen mußten wenigſtens ſechs Mann und zwei Pferde geholfen haben. Es war faſt wunderbar, wie das ſo „hehlings" geſchehen konnte; denn das Maiſetzen war ſtreng verboten und wurde als großer Waldfrevel mit drei Monaten Ludwigsburg, d. i. Arbeitshaus beſtraft. Darum hatte es keiner der Burſchen gewagt, nach alter Sitte ſeinem Schatz dieſen gewaltigen Strauß vor's Haus zu ſtecken; nur des Wendels Matthes, der „zu dem Aivle geht," hatte dieß trotz des Verbotes ausgeführt. Man konnte nicht herausbringen, wer ihm dabei geholfen hatte; man ſagte, daß ihm Burſchen aus dem eine Viertelſtunde entfernten Dettenſee, das zum „ſigmaringer Ländle" gehört, beigeſtanden hätten.

Viele Bauern, die mit Egge und Pflug ins Feld gehen wollten, andere mit der Hacke auf der Schulter, machten Halt und betrachteten eine Zeit lang den Maibaum. Auch des Wendels Matthes war unter den Verſammelten, und er lachte immer in ſich hinein und winkte dem Aivle, das vergnügt zum Fenſter herausſah, mit den Augen zu; dieſe Augen ſagten gar viel. Auf die oft ſchelmiſch wiederholte Frage, wer wol den Maibaum geſetzt, antwortete das Aivle ſtets nur mit einem ſchelmiſchen Achſelzucken.

Eben waren die Maikinder am Hauſe des Wagners Michel angelangt und begannen ihren Spruch, als der Dorfſchütz mit dem Bannert[1] herzutrat und laut rief: „Seid ſtill, Ihr Krotten!" Die Kinder ſchwiegen plötzlich; darauf ging der Geſtrenge gerade auf den Matthes zu, faßte ihn am Arme und ſagte: „Komm mit zum Schultes!"

Der Matthes ſchleuderte die breite Hand der Polizei von ſich weg und fragte: „Warum?"

„Das wirſt du ſchon erfahren; jetzt komm mit, oder es geht dir ſchlecht."

Der Mathes ſchaute ſich rechts und links um, als wiſſe er nicht, was er thun ſolle, oder als müſſe ihm von irgend einer Seite her Hülfe und Rath werden. Da bewegte ſich plötzlich die Maihütte gerade auf den Schütz zu und ſtieß ihm in's Geſicht. Der Bub verließ ſich wol darauf, daß er als Mai eine geheiligte Perſon und unverletzlich ſei; der Schütz aber kannte keine andere unverletzliche Perſon als ſich ſelber und zerfetzte mit Einem Riſſe dem Knaben ſein ganzes Laubhaus. Der Chriſtle, der jüngſte Bruder des Mathes, ſprang daraus hervor, und der Maienmann hatte nun ein Ende.

---

[1] Bannwart, Waldſchütz.

Unterdeſſen war das Aivle vom Hauſe herabgekommen, es erfaßte den Mathes beim Arme, als wollte es ihn retten. Dieſer aber rückte auch ſeine Hand eben ſo barſch von ſich ab, und der Dorfſchütz ſagte zum Aivle: „Du wirſt noch warten können, bis man dich holt.“

„Ich geh' ſchon mit,“ ſagte Mathes, dem Aivle einen vielſagenden Blick zuwerfend. Dieſes aber ſah nichts mehr, denn die hellen Thränen ſtanden ihm im Auge, und die Schürze vor das Geſicht haltend, ging es ſchnell zurück in's Haus.

Die Bauern gingen nun auf's Feld, der Mathes mit den beiden Schützen hinein in das Dorf, die Kinder mit Halloh hinterdrein. Als der Schütz den Nachruf nicht mehr hören konnte, riefen einige verwegene Knaben: „Soges! Soges!“ Dieß war der Schimpfname des Schützen und brachte ihn jedesmal gewaltig auf. Er hatte nämlich noch in den letzten Jahren der öſterreichiſchen Herrſchaft ſein jetziges Amt verſehen; in ſeiner Dienſtbefliſſenheit glaubte er auch den öſterreichiſchen Dialekt ſprechen zu müſſen und ſagte einmal: „i ſog es“. Seitdem ſchimpfte man ihn den „Soges“.

Hinter der geheimnißvollen braunen Hausthüre des Schultheißen verſchwanden Soges, Mathes und Bannert. Der Schultheiß ſchalt den Angeklagten wegen ſeines Verbrechens ſogleich tüchtig aus.

Mathes ſtand ruhig da, er ſpielte nur leiſe mit dem Fuße nach einer Melodie, die er innerlich ſang; endlich ſagte er: „Seid Ihr bald fertig, Herr Schultheiß? Das geht mich Alles nichts an, ich habe keinen Maien geſetzt; jetzt machet nur weiter, ich kann ſchon noch eine Weil' zuhören“. Der Schultheiß fuhr auf; er wollte gerade auf Mathes los, aber der Soges ſagte ihm etwas ganz leiſe, und ſeine geballte Fauſt ſenkte ſich. Er befahl nun dem Soges, den Verbrecher wegen groben Läugnens 24 Stunden einzuſperren.

„Ich bin ein Kind aus dem Ort, man weiß, wo ich zu finden bin, ich verlauf' wegen ſo einem Bettel nicht; man kann mich nicht einſtecken,“ ſagte Mathes mit Recht.

„Man kann nicht?“ rief der Schultheiß zornglühend, „das wollen wir doch ſehen, du —“

„Oha! es iſt genug geſchimpft, ich geh' ſchon,“ ſagte Mathes, „aber mit einem Bürgerſohn ſollt' man nicht ſo verfahren. Wenn mein Vetter, der Buchmaier, daheim wär', dürft' das nicht geſchehen.“

Noch auf dem Wege zum Gefängniſſe begegnete Mathes dem Aivle, aber er verſuchte es nicht einmal mit ihm zu ſprechen. Aivle konnte ſich das nicht erklären, es ſchaute Mathes lange nach, und von der Schande und dem Kummer niedergedrückt, ging es geſenkten Blickes in des Schultheißen Haus. Die Frau Schultheißin war die Firmgode Aivle's, dieſes wollte nun nicht eher vom Platze gehen, bis der Mathes frei wäre. Aber dießmal half die ſo einflußreiche Verwendung nichts; der Schultheiß hatte mit Nächſtem das Ruggericht zu erwarten, und er wollte ſich durch unnachſichtige Strenge beim Oberamtmann beliebt machen.

Im Verein mit dem Soges, ſeinem getreuen und weiſen Miniſter, ſetzte der Schultheiß einen Bericht auf, und am andern Morgen in aller Frühe ward Mathes nach Horb transportirt. Es war gut, daß der Weg nach der andern Seite des Dorfes zuging und das Aivle den Mathes nicht ſah, denn es war ein erbärmlicher Anblick, wie der ſonſt ſo muthige und ſäuberliche Burſche jetzt ſo geknickt und verwahrlost erſchien; eine einzige Nacht im Gefängniſſe hatte ihn ſo zugerichtet. Von allen Hecken, an denen

Mathes vorüberkam, riß er ſich im Zorne einen Zweig ab, warf ihn aber bald wieder weg, nur als er durch den Tannenwald auf der Steige geführt wurde, riß er ſich ein Tannenreis ab und hielt es zwiſchen den Zähnen feſt. Auf dem ganzen Wege ſprach er kein Wort; es war, als ob dieſes Tannenreis ihm das ſichtbare Sinnbild ſeines Schweigens über den Maibaum wäre, als ob dieſes Reislein ſeine Zunge wie mit einem Zauber feſtbinden ſollte. Vor dem Oberamte nahm er ſchnell das Tannenreis heraus, und faſt ohne es zu wiſſen, ſteckte er das Sinnbild ſeiner Anklage in die Taſche.

Wer nie in den Händen des Gerichts war, weiß nicht, welch' ein ſchreckliches Loos es iſt, ſo auf einmal nicht mehr Herr über ſich zu ſein; es iſt, als ob einem der eigene Körper genommen wäre. Von Hand zu Hand geſchubt, muß man freiwillig ſeine Füße aufheben, um doch nur dahin zu gehen, wohin Andere wollen. Das fühlte Mathes, denn er war in ſeinem ganzen Leben jetzt zum erſtenmale vor Gericht. Es war ihm ſo ſchwer und ſo bang zu Muthe, als ob er ein recht großer Verbrecher wäre, als ob er einen Menſchen um's Leben gebracht hätte; er meinte, die Kniee müßten ihm zuſammenbrechen, als er die vielen Treppen den Berg hinaufgeführt wurde. Er ward nun in den Thurm geſperrt, der ſo zudringlich hoch auf dem Berge ſteht, wie eine

Zwingburg, wie ein großer ſteinerner Zeigefinger, der der ganzen Umgegend zuwinkt: „Hütet Euch!“

Die Zeit wurde dem Mathes ſterbenslang. Er war, ſo lange er denken konnte, nie eine Stunde allein ohne Arbeit geweſen; was ſollt' er nun thun? Er lugte eine Weile durch das doppelt vergitterte Fenſter in der ſechs Schuh dicken Mauer hinaus, aber er ſah nichts als ein Stückchen blauen Himmel. Auf der Pritſche liegend, ſpielte er lange mit dem Tannenreis, das er in ſeiner Taſche fand, das war noch ein Ueberreſt aus der grünenden Welt draußen. Er ſteckte es zwiſchen eine Bretſpalte und dachte es ſich als den großen Maibaum, der an des Aivle's Haus ſtand; es kam ihm vor, als ob es ſchon hundert Jahre wäre, ſeit er dieſen geſehen hatte. Seufzend fuhr er auf, er ſchaute wirr umher und ſtampfte mit den Füßen; er fing nun an, pfeifend die Nadeln an dem Tannenreis zu zählen. Mitten drin aber hörte er auf, und betrachtete das Reis genauer; er ſah jetzt zum erſten Male, wie ſchön ſo ein Reis iſt; unten waren die Nadeln dunkelgrün und hart, nach der Spitze zu aber waren ſie noch ſo ſanft und hellfarbig, ſo weich wie der Flaum eines Vogels, der noch nicht flügge iſt, und ganz oben war der kleine Keim mit ſeinen zierlich über einander gelegten Schuppen — das ſollte ein Tannzapfen werden. Beſſer als Lavendel und Rosmarin roch der friſche

Harzduft des Zweiges. Mathes fuhr ſich mit demſelben leiſe und ſanft über das ganze Geſicht und über die geſchloſſenen Augen; den Zweig in der Hand haltend, ſchlief er endlich ein. Im Traume war es ihm, als ob er auf einer ſchwankenden Tanne feſtgebannt wäre, ſo daß er kein Glied rühren könnte; er hörte die Stimme Aivle's, das den böſen Geiſt bat, daß es zu ihm hinauf dürfe, um ihn zu erlöſen. Er erwachte und hörte wirklich die Stimme Aivle's und die ſeines Bruders Chriſtle. Sie hatten ihm das Mittageſſen gebracht und baten den Gefängnißwärter, ihn in ſeinem Beiſein beſuchen zu dürfen, aber es wurde nicht geſtattet.

Erſt gegen Abend wurde Mathes in das Verhör gebracht. Der Oberamtmann redete ihn ſogleich mit Du an und ſchimpfte ihn auf Hochdeutſch eben ſo, wie geſtern der Schultheiß auf Bauerndeutſch. So lange die Gerichtsverhandlungen nicht öffentlich ſind, wie ſie es zu alten Zeiten in Deutſchland überall waren, ſo lange wird ein Beamter immer mit einem Angeklagten machen können, was er will; darf er ihn auch nicht mehr auf die Folter ſpannen oder prügeln laſſen, es gibt noch viele andere, oft härtere Mißhandlungen.

Sporenklirrend im Zimmer auf- und niederſchreitend, ein kleines Papierchen ſtets raſch zwiſchen den Fingern drehend, ſtellte der Oberamtmann ſeine Fragen:

„Wo haſt du den Baum geſtohlen?“

„Ich weiß von nichts, Herr Oberamtmann.“

„Vermaledeiter Spitzbub, du lügſt,“ ſagte der Amtmann raſch, indem er auf Mathes zutrat und den Zipfel ſeines „Bruſttuches“[1] faßte.

Mathes zuckte rückwärts zuſammen, ſeine Hand ballte ſich unwillkürlich.

„Ich bin kein Spitzbub,“ ſagte er endlich, „und Ihr müſſet das, was Ihr da geſagt habt, in's Protokoll 'neinſchreiben; ich will ſehen, ob ich ein Spitzbub bin. Mein Vetter, der Buchmaier, kommt ſchon wieder heim.“

Auf dieſe Rede kehrte ſich der Amtmann um und kniff die Lippen über einander.

Wäre die Sache des Mathes nur eine beſſere geweſen, es hätte dem Amtmann ſchlecht ergehen können; wohlweislich aber ließ dieſer ſeine Rede nicht in's Protokoll ſetzen. Er klingelte und ließ den Soges hereinkommen.

„Was habt Ihr für Beweiſe, daß der da den Maien geſetzt hat?“

„Jed' Kind im Dorf, die Ziegel auf dem Dach wiſſen's, daß der Mathes zu dem Aivle geht; nichts für ungut, aber ich mein', das Kürzeſte wär', man läßt das Aivle kommen, da wird er's nimmer läugnen, er kann keinen auf die Gabel[1] nehmen, daß es nicht wahr iſt."

---

[1] Bruſttuch, ſo viel als Jacke.

Als der Mathes das hörte, ſperrte er die Augen weit auf und ſeine Lippen zuckten, aber er ſchwieg. Der Amtmann war eine Zeit lang ſtutzig, er erkannte das Ungehörige eines ſolchen Beweismittels wohl; aber er wollte „ein Exempel ſtatuiren," wie er ſich in der Gerichtsſprache ausdrückte.

Nachdem Mathes, der Soges, und die herkömmlichen zwei Gerichtsſchöppen — oder wie man ſie bei uns heißt, Gerichtsbeiſchläfer — das Protokoll unterſchrieben hatten, war das Verhör geſchloſſen. Mathes hatte den Muth nicht, ſeine frühere Forderung in Betreff der Schimpfreden des Oberamtmanns zu wiederholen, er wurde abermals in das Gefängniß abgeführt.

Es war ſchon ſpät gegen Abend, da ſaß Aivle oben an der Steige und ſchaute hinüber nach dem Thurme auf dem Berge jenſeits; es meinte, der Mathes müſſe doch endlich kommen. Es ſaß hinter einer Hecke, um von den Leuten nicht geſehen und befragt zu werden. Da ſah es den Soges die Bergwieſe heraufkommen; es ging nach der Straße, der Soges winkte ihm zu, es ſprang ihm ſchnell entgegen.

---

[1] Einen auf die Gabel nehmen, ſo viel als einen Eid ſchwören: von dem Bilde der erhobenen drei Finger genommen.

„Thur ſtet[1], Aivle," rief der Soges, „ich hab' dir nur ſagen wollen, du ſparſt mir einen Gang, du mußt morgen früh um acht Uhr vor Oberamt."

Das Aivle ſtand leichenblaß da und ſchaute wie verwirrt drein, dann rannte es ſchnell den Berg hinab und hielt erſt unten am Neckar inne; es blickte ſich verwundert um, es war ihm geweſen, als würde es jetzt gleich eingeſperrt und als müſſe es auf und davon laufen. Still weinend und geſenkten Hauptes kehrte es heim.

Faſt die ganze Nacht that Aivle kein Auge zu, denn morgen ſollte es ja zum erſtenmale vor Gericht; allerlei Schreckbilder von ſchwarzbehangenen Gemächern ſtanden vor ſeiner Seele, und hätte ſich nicht ſein Geſpiel, des Schneiderles Agath, erboten, bei ihm zu ſchlafen, es wäre geſtorben vor Angſt.

Als kaum der Morgen graute, ging Aivle nach dem Schranke, holte ſein Sonntagshäs,[2] und die Agath mußte es ankleiden; es konnte vor Zittern kein Bändel knüpfen. Wehmüthig betrachtete es ſich in ſeinem zerbrochenen Spiegel; es war ihm, als müßte es in ſeinen Sonntagskleidern zu einem Leichenbegängniſſe.

Der Wagner Michel begleitete ſeine Tochter, er konnte das Kind ja nicht allein gehen laſſen. Jn der Oberamtei zog er ſeinen Hut ab, ſtrich ſich die kurzgeſchorenen Haare glatt und machte ſchon jetzt ein demüthig freundliches Geſicht, als er mit den Füßen ſcharrend vor der Stubenthür ſtand. Er ſtellte ſeinen Schlehdornſtock an die Wand und den dreieckigen Hut mit der linken Hand vor die Bruſt haltend, den Kopf demüthig vorgebeugt, klopfte er an. Die Thür öffnete ſich. „Was will Er?“ fragte eine rauhe Stimme.

---

[1] Geh langſam.

[2] Häs, Kleider.

„Ich bin der Wagner Michel und das da iſt mein' Tochter, das Aivle, und das fürcht' ſich ſo, da hab' ich fragen wollen, ob ich nicht mit 'nein darf vor Gericht.“

„Nein,“ war die rauhe Antwort und die Thür wurde ihm vor der Naſe zugeſchlagen, daß der Wagner Michel zurücktaumelte. Er konnte ſeine weitere Begründung, daß eigentlich er und nicht ſeine Tochter vor Gericht gehöre, da der Maien vor ſeinem Hauſe ſtand, nicht mehr anbringen.

Die beiden Hände auf den Schlehdorn gelegt und das Kinn auf die Hände geſtemmt, ſo ſaß der Wagner Michel neben ſeiner Tochter auf der Hausflur und heftete ſeinen Blick auf die Steine des Fußbodens, die ſo kalt und theilnahmlos waren, wie das Antlitz des Beamten. Dann brummte er vor ſich hin: „Wenn der Buchmaier da wär', müßt' er andere Saiten aufziehen.“ Das Aivle konnte kein Wort reden, es hatte die Hände gefaltet und huſtete nur manchmal ganz leiſe in ſein ſchön gebügeltes Sacktuch hinein.

Endlich wurde es in die Gerichtsſtube gerufen; es ſtand raſch auf, Vater und Tochter ſahen ſich ſtumm an, und das Aivle verſchwand hinter der Thüre. Es blieb an der Thüre ſtehen; der Oberamtmann war nicht da, aber dort ſaß der Schreiber und ſpielte mit der Feder in der Hand, neben ihm die beiden Gerichtsſchöppen, ſie piſperten leiſe miteinander. Aivle zitterte und bebte an allen Gliedern; die Stille dauerte faſt zehn Minuten, für Aivle eine halbe Ewigkeit. Endlich hörte man Sporenklingen, der Oberamtmann kam. Aivle ſchien ihm ſehr zu gefallen, denn er faßte es am Kinn, ſtreichelte ihm die heißen, rothen Wangen und ſagte dann: „Setz' dich nur.“ Aivle gehorchte, ſich zaghaft auf den Rand des Seſſels niederlaſſend.

Nachdem es mit niedergeſchlagenen Augen auf die Fragen: Name, Stand, Alter u. ſ. w. angegeben, fragte der Oberamtmann: „Nun, wer hat dir den Maibaum geſetzt?“

„J kahn's et wiſſe, Herr Oberamtmann.“

„Haſt du nicht das Seil zum Anbinden an dem Dachfenſter hergegeben?“

„Noan, Herr Oberamtmann.“

„Weißt du auch nicht, wer dein Schatz iſt?“

Aivle fing laut an zu weinen. Es war ihm ſchrecklich, daß es hier läugnen ſollte, und doch konnte es auch nicht eingeſtehen. Der Amtmann half ihm, denn er ſagte:

„Nun, was iſt denn da zu läugnen? Der Mathes iſt dein Schatz, ihr wollt euch ja bald heirathen.“

Aivle dachte daran, daß ſie über vier Wochen ſich beim Amte die Heirathserlaubniß holen wollten; es glaubte, wenn es jetzt läugne, bekäme es die „Papiere“ und die „Annahme“ nicht; auch durfte es nicht nein ſagen, das war gegen ſein Gewiſſen. Sein Herz klopfte raſch, ein gewiſſes Gefühl des Stolzes erhob ſich in ihm, ein Bewußtſein, das über alle Gefahren hinausragte, belebte ſein ganzes Weſen, es dachte plötzlich nicht mehr an die Papiere, nicht mehr an den Oberamtmann, nicht mehr, wo es war, es dachte nur an den Mathes; die letzte Thräne fiel von ſeinen Wimpern, ſein Auge leuchtete hell, es erhob ſich raſch, ſchaute wie ſiegverklärt umher und ſagte: „Jo, koan andre uf der Welt nähm i.“

„Der Mathes hat Dir alſo den Maien geſetzt?“

„'s kann wol ſein, aber me derf jo et dabei ſein, und i bin dieſell Nacht —“ es konnte wiederum vor Weinen nicht weiter reden.

Es war gut, daß Aivle die Augen zuhielt und das Lächeln der Gerichtsmänner nicht ſah.

„Geſteh's nur, kein Andrer hat dir den Maien geſetzt?"

„Was kahn i wiſſe?"

Durch allerlei Querfragen und durch die freundliche Verſicherung, daß die Strafe nur gering ſei, brachte der Oberamtmann endlich das Geſtändniß Aivle's heraus. Nun wurde ihm das Protokoll vorgeleſen, worin die Ausſagen in hochdeutſche Sprache überſetzt und in zuſammenhängende Rede gebracht waren; von all dem Weinen und den Qualen des Mädchens ſtand kein Wort darin. Aivle erſtaunte über alles das, was es da geſagt hatte; aber es unterſchrieb doch und war ſeelenfroh, als es wieder fort durfte. Als die Thüre hinter ihm wieder zu war und die Klinke ins Schloß fiel, ſtand es plötzlich wie feſtgebannt da und faltete die Hände; ein ſchwerer Seufzer entlud ſich ſeiner Bruſt, es meinte der Boden müſſe unter ihm zuſammenſinken, denn es überdachte jetzt erſt recht, was es ſeinem Mathes gethan haben konnte. Sich an das Treppengeländer haltend, ging es furchtſam die ſteinernen Stufen hinab und ſuchte ſeinen Vater, der im Lamm einen Schoppen zur Herzſtärkung trank; ohne ein Wort zu reden und ohne einen Tropfen über die Lippen zu bringen, ſaß Aivle neben ihm.

Unterdeß kam auch der Mathes abermals zum Verhör, und als er das Geſtändniß Aivle's hörte, ſtampfte er mit dem Fuß auf den Boden und knirſchte die Zähne. Dieſe Aeußerungen wurden ſogleich als Grundlagen des Geſtändniſſes genommen, und müde gehetzt gab ſich Mathes gefangen; aber er geberdete ſich noch wie ein Wild, das im Netze ſteckt, ſich nach allen Seiten hin und her windet, um ſich loszumachen, aber immer tiefer ſich hineinwirrt.

Auf die Frage, wo er den Baum geholt, ſagte Mathes zuerſt, daß er ihn aus dem Dettenſeer Walde (aus dem Sigmaringiſchen) genommen. Als man hierauf eine neue Unterſuchung einleiten und an das Amt Haigerloch berichten wollte, geſtand er endlich, daß er den Baum aus ſeinem eigenen Walde, im „Weiherle“ gelegen, genommen, und daß es ein ſolcher ſei, der nächſter Tage von dem Förſter ausgezeichnet worden wäre.

In Betracht dieſer mildernden Umſtände wurde Mathes um zehn Reichsthaler geſtraft, weil er vor der Auszeichnung einen Baum aus ſeinem eigenen Walde geholt hatte.

Oben an der Steige, dort wo der Mathes Tages zuvor einen Zweig abgeriſſen, traf er mit dem Aivle und ihrem Vater zuſammen, die den Wieſenweg heraufkamen. Mathes wollte ohne Gruß weiter gehen. Da ſprang das Aivle auf ihn zu, faßte ſeine Hand und rief ſchwer athmend: „Mathes, trutz et, guck, do hoſcht du mein Anhenker und au meine Granate, wenn Du Strof zahle muſcht. Dank aunſern Heiland, daß du nimmeh eing'ſperrt biſcht."

Nach einigem Hin- und Herreden gab Mathes nach, Hand in Hand ging er dann mit ſeinem Aivle das Dorf hinein und wurde von Allen freundlich bewillkommt.

Das iſt die Geſchichte von dem Maibaum an des Wagner Michel's Haus; am Hochzeitstage der beiden Liebenden ward er mit rothen Bändern geſchmückt. Der Himmel ſchien mehr Wohlgefallen an dem Baum zu haben als die löbliche Polizei, denn auf eine faſt wunderbare Weiſe grünte der Baum und ſchlug neue Wurzeln; noch heutigen Tages prangt er als ewiges Liebeszeichen an dem Hauſe der Glücklichen.

2.

Mit dieſer Geſchichte hängt aber noch eine andere von allgemeiner Bedeutung zuſammen. — Das Maienſetzen, ſo wie noch andere nach dieſer Zeit vorgekommene Waldfrevel veranlaßten den Oberamtmann, eine Verordnung zu erlaſſen, die ihm ſchon lange in der Feder ſchwebte. — Seit alten Zeiten iſt es nämlich ein Recht und eine Sitte der Schwarzwälder Bauern, bei einem Gange über Feld, d. h. von einem Orte zum andern, eine kleine Handaxt am linken Arme zu tragen; nur die „Mannen," d. h.

die verheiratheten Männer, tragen dieſes Wahrzeichen, die „Buben," die ledigen Burſche, aber nicht. Es mag wohl ſein, daß dies, wie die Sage geht, noch ein Ueberreſt von der allgemeinen Wehrhaftigkeit iſt.

Am erſten Pfingſttage war in allen Dörfern des Oberamtes am ſchwarzen Brette des Rathhauſes folgende Verordnung zu leſen:

„Da man in Erfahrung gebracht, daß viele Waldfrevel von dem unbefugten Tragen der Aexte herrühren, ſo wird anmit zur öffentlichen Kunde gebracht: Von heute an ſoll Jeder, der ſich auf der Straße oder im Walde mit einer Axt umhertreibt, dem ihm betreffenden Landjäger, Flur- oder Waldſchützen genaue Auskunft geben, wozu und warum er die Axt bei ſich hat; ſofern er hierüber nicht genügenden Ausweis geben kann, verfällt er beim erſtmaligen Betreffen in die Strafe von 1 Reichsthaler, bei Wiederholung in die von 3 Reichsthalern und beim abermaligen Zuwiderhandeln in eine Gefängnißſtrafe von acht Tagen bis vier Wochen.

Der Oberamtmann
Rellings."

Viele Bauern ſtanden nach der Nachmittagskirche am Rathhauſe; der Mathes, der nun auch zu den Mannen gehörte, las die Verordnung laut vor. Alle ſchüttelten die Köpfe und murmelten Verwünſchungen und Flüche vor ſich hin; der alte Schultheiß aber ſagte laut: „Des wär' vor Alters et g'ſchea, des ſind aunſere G'rechtſame.“

Da ſah man den Buchmaier mit der Axt am Arme vom obern Dorfe herabkommen; Alles ſchaute nach ihm hin, wie er ſo daher ſchritt. Es war ein behäbiger, kräftiger Mann in ſeinen beſten Jahren, nicht groß, aber breitſchulterig und dick. Aus den kurzen ledernen Beinkleidern hatte ſich das Hemd etwas aufgeſtaucht; aus der offenen rothen Weſte ſah das breite Querband der an Neſteln[1] aufgehakten Hoſenträger hervor, das buntgewoben und in der Ferne wie ein Piſtolengurt ausſah; der dreieckige Hut ſaß auf einem faſt unverhältnißmäßig kleinen Kopfe, deſſen milde Geſichtszüge beſonders um Mund und Kinn etwas weiblich Zartes ausdrückten; die weitgeſchlitzten, hellglänzenden blauen Augen mit den emporſtehenden dunkeln Augenbrauen verkündeten Klarheit und männlichen Trotz.

Mathes ſprang dem Buchmaier entgegen, meldete ihm die Verordnung und ſagte: „Vetter, ihr ſeid Alle keine rechten Gemeinderäthe, wenn ihr euch das gefallen laſſet.“

Der Buchmaier wandelte in ſeinem gemeſſenen Gange fort, ohne auch nur einen Schritt zu beſchleunigen; er ging geradeswegs auf das Brett zu. Alles wich zurück, damit er bequem leſen könne, er rückte ſeinen Hut etwas in die Höhe, erwartungsvolle Stille herrſchte ringsum. Als der Buchmaier leiſe zu Ende geleſen hatte, ſchlug er ſich mit der flachen Hand auf die Rundung ſeines Hutes, ihn feſter ſetzend; das deutete etwas Unternehmendes an. Darauf nahm er ruhig ſeine Axt vom linken Arm und mit einem „Da!“ hieb er ſie in das ſchwarze Brett mitten durch die Verordnung; dann wendete er ſich zu den Umſtehenden und ſagte: „Wir ſind Bürger und Gemeinderäthe; ohne Amtsverſammlung, ohne Beiſtimmung von allen Gemeinderäthen kann man keine ſolche Verordnung erlaſſen; ich will einmal ſehen, ob die Schreiber Alles ſind, und ob wir denn gar nichts mehr gelten, und wenn es bis an den König geht, wir dürfen das nicht leiden. Wer mit mir einig iſt, der nehme meine Axt da heraus und hau' ſie noch einmal in's Brett.“

---

[1] Wegen dieſer Neſteln ſtatt de. Knöpfe gehören die Schwarzwälder zu den Neſtelſchwaben.

Der Mathes war der Erſte, der zugriff; der Buchmaier aber hielt ihm den Arm und ſagte: „Laß die älteren Leute zuerſt d'ran.“

Dieſes Wort wirkte auf die Verzagten und Zweifelnden, die über die Handlungsweiſe des Buchmaiers betroffen waren und nicht wußten, was ſie thun ſollten. Der alte Schultheiß führte zuerſt ſeinen Hieb mit zitternder Hand, dann griffen Alle tapfer zu; von allen Umſtehenden ſchloß ſich Keiner aus, und beſonders der Name des Oberamtmanns wurde kreuz und quer zerhackt. — Nach und nach kam das ganze Dorf herbei; Alle wurden zu gleich ſinnbildlicher Handlung ermuntert und unter Lachen und Jubeln that Jeder ſeinen Hieb.

Der Schultheiß, von dem was geſchehen war, benachrichtigt, wollte Landjäger von Horb kommen laſſen; ſein weiſer Miniſter aber rieth ihm von dieſem Aufgebote ab, da das doch nichts helfe; auch dachte der kluge Soges bei ſich: „Gut, laß ſie nur Alle freveln, das gibt eine ganze Ernte Vorladungen, und für jede Vorladung einen Batzen; hauet nur wacker zu, es geht euch in's Fleiſch und das iſt mein Batzenfleiſch.“ Mit fröhlicher Miene berechnete Soges bei einem Schoppen im Adler ſeinen Gewinn aus den Dorfhändeln.

So blieb endlich außer dem Soges und dem Schultheißen Keiner im ganzen Dorf an dem Exceſſe unſchuldig.

Am Dienſtage gingen auf Veranlaſſung des alten Schultheißen die Gemeinderäthe ſelber vor Amt und machten die Anzeige von dem, was ſie gethan hatten. Der Oberamtmann wüthete und fluchte in der Stube umher. Er hieß nicht umſonſt Rellings, er ſah wirklich aus wie ein geſchorner Kater,[1] dem man eine Brille aufſetzt und Sporen an die Füße heftet. Er wollte die Verbrecher ſogleich einſtecken laſſen; der Buchmaier aber trat ſcharf vor ihn und ſagte: „Iſt das eure ganze Kunſt? Einſperren? Da hat's noch gute Weil'. Wir ſind da, um Gegenſprach' einzulegen, wir bekennen frei, was wir gethan haben, und da kann von keinem vorläufigen Einſperren die Rede ſein; ich bin kein Landläufer, ihr wiſſet, wo ich wohn', ich bin der Buchmaier, das da iſt der Bäck, das da der Schmiedhannes, und das da des Michel's Baſche, wir ſind auf unſerm eigenen Grund und Boden zu finden. Ohne Urtel kann man uns nicht einſperren, und dann gibt's noch einen Ausweg weiter 'naus, Reutlingen zu oder Stuttgart, wenn's ſein muß.“

---

[1] Man nennt im Schwarzwalde den Kater Relling.

Der Oberamtmann lenkte wieder ein und lud die Männer auf morgen um neun Uhr zum Verhöre vor.

Dieſes Letzte war wenigſtens inſofern gut, daß der Soges dadurch um ſeine wohlgezählten Batzen geprellt wurde. — So betrügen ſich oft die großen und kleinen Herren in ihren Berechnungen.

Es ſah faſt kriegeriſch aus, als des andern Tages mehr als hundert Bauern, die Handäxte am Arme, durch das Dorf hinauswanderten. Sie hielten oft vor einem Hauſe und riefen einen Verſpäteten an, der ſich in der Eile noch auf der Straße ſeinen Rock anzog, manche Scherze und Witzreden wurden nicht weiter geſponnen, wenn man den Buchmaier anſah, der die Augenbrauen tief hereinzog. Kein Tropfen wurde getrunken, ehe man vor Amt ging: „Erſt Rothes und nachher Brotes,“ [1] war der Wahlſpruch der Bauern.

Der Oberamtmann ſah im Schlafrock mit der langen Pfeife im Munde zum Fenſter heraus. Als er nun den bewaffneten Zug ſo daher kommen ſah, machte er ſchnell das Fenſter zu und ſprang nach der Klingel, weil er aber ſtets Sporen an den Stiefeln hatte, verfing er ſich in dem Vorhange und ſtürzte der ganzen Körperlänge nach auf den Boden; die lange Pfeife lag wie ſeine Waffe neben ihm. Er erhob ſich indeß ſchnell wieder, klingelte nach dem Amtsdiener, ſchickte ihn zum Stationscommandanten, zum Wachtmeiſter der Landjäger, und befahl, daß ſie alle mit ſcharfgeladenen Gewehren herkommen ſollten. Leider aber waren nur noch vier Mann im Orte. Er befahl nun, daß ſie ſich unten in der Amtsdienerſtube halten und jeden Augenblick bereit ſein ſollten. In der Amtsſtube befahl er ſodann, daß von den Bauern Einer nach dem Andern hereinkommen und daß ſogleich immer wieder geſchloſſen werden ſolle.

Als nun der Buchmaier zuerſt herein gerufen wurde, ſagte er, die Thür in der Hand haltend: „Guten Morgen, Herr Oberamtmann,“ und ſich ſogleich umkehrend, ſagte er zu den Draußenſtehenden: „Kommet 'rein, ihr Mannen, wir haben gemeinſchaftliche Sach', ich red' nicht für mich allein." Ehe ſich's der Oberamtmann verſah, war die ganze Stube mit den Bauern gefüllt, die ihre Aexte im linken Arme trugen. Der Buchmaier trat vor, auf den Schreiber zu, und ſeine Hand ausſtreckend, ſagte er: „Schreibet's auf, Wort für Wort, was ich ſag'; ſie ſollen's bei der Kreisregierung auch wiſſen." Er fuhr ſich ſodann zweimal mit der rechten Hand durch den Hemdkragen, ſtemmte ſeine Fauſt auf den grünen Tiſch und begann:

---

[1] Erſt Rathen, nachher Braten.

„Allen Reſpekt vor Euch, Herr Oberamtmann, der König hat Euch geſchickt und wir müſſen Euch gehorchen, wie das Geſetz will; der König iſt ein braver, rechtſchaffener Mann, er will gewiß nicht, daß man die Bauern wie das Vieh hudeln oder wie die Kinder mit Döble[1] einſchulen ſoll. Die kleinen Herrle, die von oben bis 'runter ſtehen, die haben Freud' an dem Befehlerles-Spielen; zuletzt ſchreiben ſie's noch nach Noten vor, wie die Henn' gackern muß, wenn ſie ein Ei legt. Ich will euch einmal das Deckele vom Häfele[2] thun, ich will euch den klaren Wein einſchenken. Ich weiß wohl, es nützt jetzt nichts; geſagt muß es aber ſein, ich muß den

---

[1] Tatzen, Schläge auf die Hand.

[2] Topf.

Putzen einmal 'rausthun, es würgt mich ſchon lang. Die Gemeind' ſoll jetzt gar nichts mehr gelten, Alles ſoll in den Beamtenſtuben abgethan werden. Ei ſo pflüget und ſäet und erntet auch in den Beamtenſtuben. So ein verzwängtes Schreiberle cujonirt ein ganzes Rathhaus voll Bauern, und eh' man ſich's verlugt, wird ein Schreiberſchultheiß nach dem andern auf das Dorf geſetzt; da iſt hernach Alles in der beſten Schreiberordnung. Wahr iſt wahr, Ordnung muß ſein, aber zuerſt muß man ſehen, ob's nicht ohne Schreiber beſſer geht; und dann, wir ſind grad' auch nicht auf den Kopf gefallen, und iſt's auch nicht im Amtsſtyl, wir können's doch auch. Es muß g'ſtudirte Leut' geben, die über Alles eine Aufſicht haben; aber zuerſt müſſen die Bürger ſelber ihr Sach' in Ordnung bringen."

„Zur Sache, zur Sache!" drängte der Amtmann.

„Das gehört zur Sach'. Mit eurem Schreiberweſen wiſſet ihr nichts mehr zu befehlen und ihr kommet an's Verhüten, Vorſorgen und Verhindern, ja Verhindern, ich hätt' ſchier geſagt — Zuletzt ſtellet ihr noch an jeden Baum einen Polizeidiener, damit er keine Händel kriegt mit dem Wind und nicht zu viel trinkt, wenn's regnet. Wenn das mit dem Befehlerles ſo fort geht, möcht' man ja auf der Kuh fortreiten[1]. Alles, Alles wollt ihr uns nehmen;

---

[1] Sprüchwörtlich, ſo viel als: das äußerſte Fluchtmittel ergreifen.

jetzt iſt eins da, um das laſſen wir uns nicht bringen.“ Er hob die Axt hoch auf und fuhr dabei zähneknirſchend fort: „Und wenn ich mit der Axt da die Thüren bis zum König aufbrechen muß, ich geb' ſie nicht aus der Hand. Von alten Zeiten her iſt es unſer Recht, daß wir Aexte tragen, und wenn man ſie uns nehmen will, ſo muß es die Amtsverſammlung oder der Landtag thun, und da haben wir auch ein Wort mit zu reden. Aber warum wollet ihr ſie uns nehmen? Damit kein Waldfrevel geſchieht? Dafür ſind Waldſchützen und Strafen und Geſetze da, und die gelten gleich für Edelmann und Bettelmann. Wie viel Zähn' braucht ein armer Bauer um Grundbirnen[1] zu eſſen? Reißt ihm die andern 'raus, damit er nicht in Verſuchung kommt, Fleiſch zu ſtehlen. Und warum laſſet ihr denn die Hund' 'rumlaufen mit ihren Fangzähnen? Wenn ein Bub' acht, neun Jahre alt iſt, hat er ſein Meſſer im Sack, und wenn er ſich in den Finger ſchneid't, iſt er eben ſelber daran ſchuld; thut er einem Andern 'was damit, klopft man ihm auf die Finger. Wer ſagt denn euch, daß wir noch ärger als kleine Kinder ſind, und ihr unſere Lehrer und Vormünder? Ihr Herren thut grad', als wäret Ihr d'ran ſchuld, daß ich jetzt nicht zum Fenſter 'nausſpring'; in der Hauptſach' vom Leben muß ja doch Jeder für ſich und jede Gemeinde für ſich ſorgen und nicht ihr Herren. Was ſag' ich da? Herren! Unſere Diener ſeid ihr, und wir ſind die Herren. Ihr meinet immer, wir ſind euretwegen da, damit ihr was zu befehlen habt; wir bezahlen euch, damit Ordnung im Land iſt, und nicht, um uns cujoniren zu laſſen. Staatsdiener ſeid ihr, und der Staat, das ſind wir, die Bürger. Wenn uns kein Recht wird, ſo geben wir nicht zum Brünnele, ſondern zum Brunnen, und eh' leg' ich meinen Kopf auf den Block und laß mir ihn mit der Axt da vom Henker abhauen, eh' ich mir ſie von einem Beamten ohne meinen Willen nehmen laſſ'. So iſt's, ich bin fertig."

---

[1] Kartoffeln.

Andächtige Stille herrſchte ringsum, ein Jeder ſah den Andern an, blinzelte mit den Augen, die gleichſam ſagten: „Der hat ſein Sach', jetzt kann er's ſieden oder braten." Der Baſche aber ſagte ganz leiſe zum Bäck: „Da paßt das Sprüchwort recht: dem iſt's gut von der Haue gefallen." — „Ja, der hat das Maul nicht in der Taſch'!" erwiederte der Bäck.

Der Oberamtmann ließ den Eindruck dieſer Rede nicht lange andauern; ein Papierchen zwiſchen den Fingern drehend, begann er mit ruhigem Tone die Schwere des geſchehenen Verbrechens darzuſtellen. Mancher ſcharfe Seitenhieb auf den Buchmaier fiel; dieſer aber ſchüttelte immer nur leiſe den Kopf, als ob er Fliegen abwehre. Zuletzt ſprach der Oberamtmann von Proceßkrämern und Aufrührern, von eingebildeten Herrenbauern, die einmal mit einem Advokaten einen Schoppen getrunken, die läuten hörten und nicht wüßten wo? Von dieſer allgemeinen Abſchweifung ging er ſodann wieder auf das Vorliegende über; er nannte einzelne Anweſende bei Namen, lobte ſie als ruhige, verſtändige Bürger, die zu einer ſolchen That unfähig ſeien. Er ſprach ſeine tiefe Ueberzeugung aus, daß ſie ſich von dem Buchmaier hatten verleiten laſſen; er beſchwor ſie bei ihrem Gewiſſen, bei ihrem Gehorſam gegen König und Geſetz, bei ihrer Liebe zu Frau und Kindern, die ſchwere Schuld nicht auf ſich zu laden, offen und frei die Verführung zu bekennen, und ihre Strafe werde mild ſein.

Wiederum herrſchte Stille; Einige ſahen einander an und blickten dann verlegen zur Erde. Der Buchmaier erhob ſein Antlitz hoch und kühn, er ſchaute Allen frei in's Angeſicht, ſeine Bruſt hob ſich, erwartungsvoll hielt er den Athem an. Der Mathes hatte ſchon den Mund geöffnet, um zu ſprechen; da hielt ihm der Schmiedhannes den Mund zu, denn eben erhob ſich der alte Schultheiß, der von allen Anweſenden allein auf einem Stuhle geſeſſen hatte. Mit ſchweren Tritten, die Füße kaum erhebend, ging er vor an den grünen Tiſch, Anfangs keuchend und oft Athem holend, dann aber in fließender Rede ſagte er: „Groß Dank für die gute Nachred', die Ihr mir und Anderen gehalten habt, Herr Oberamtmann, aber was der Buchmaier geſagt hat, unterſchreib ich auf's Tüpſele[1] hin. Wenn's noch einen Beweis bräucht', daß uns die Herren wie kleine Kinder, wie Unmündige anſehen, ſo hättet Ihr ihn geliefert, Herr Oberamtmann; nein, ich bin 76 Jahre alt und bin zwanzig Jahre Schultheiß geweſen. Wir ſind keine Kinder, die ſich zu ſo etwas wie zu einem Bubenſtreich verführen laſſen; die Axt bleibt bei mir, bis man mir ſechs Bretter mitgibt. Wer als ein Kind da ſteht, der ſoll's nur bekennen: Ich bin ein Mann, der weiß, was er thut; wenn's zur Straf kommt, bin ich auch dabei.“

„Wir auch!“ riefen alle Bauern wie aus Einem Mund; die Stimme des Mathes tönte vor.

Das Antlitz des Buchmaiers war wie mit Licht übergoſſen; er faßte noch mit der rechten Hand ſeine Axt und drückte ſie innig an's Herz.

Nachdem die herkömmlichen Förmlichkeiten beendet, das Protokoll unterſchrieben und der Buchmaier ſich eine Abſchrift davon erbeten hatte, verließen die Bauern ſtill die Oberamtei.

Noch mehrere andere Gemeinden thaten Einſprache gegen die neue Verordnung; die Sache kam bis vor die Kreisregierung. Diejenigen, welche auf eine ſo ungebührliche Weiſe mit den Aexten ſelber Einſprache gethan hatten, wurden um eine namhafte Summe beſtraft. Indeß wurde nach einiger Zeit der Oberamtmann Rellings verſetzt, die Verordnung aber nicht mehr erneuert.

---

[1] Pünktchen.

Nach wie vor tragen die Mannen ihre Axt am linken Arme.

Ich erzähle wohl ein andermal noch Weiteres vom Buchmaier.

VI.

Die feindlichen Brüder.

In der ſpärlich bewohnten kalten Gaſſe, „der Kniebis“ genannt, ſteht ein kleines Häuschen, das außer einem Stall und einem Schuppen nur drei zum Theil mit Papier zugeklebte Fenſter hat; oben am Dachfenſter hängt ein Laden nur an einer Angel und droht jeden Augenblick herunter zu fallen. Neben dem Hauſe iſt ein kleines Gärtchen, das noch durch einen der Länge nach hindurchlaufenden Zaun von dürren Dornen in zwei Hälften geſchieden iſt. In dem Hauſe wohnten zwei Brüder ſchon ſeit vierzehn Jahren in unabänderlicher Feindſchaft. Wie im Garten, ſo war auch im Hauſe Alles getheilt, von der Dachkammer bis hinab in den kleinen Keller; die Fallthüre war offen, aber drunten hatte jeder ſeinen durch Latten abgetheilten verſchloſſenen Raum. Auch ſonſt waren an allen Thüren noch Hängeſchlöſſer befeſtigt, als ob man ſtündlich den Ueberfall von Dieben fürchtete; der Stall gehörte dem einen, der Schuppen dem andern Bruder. Kein Wort wurde im Hauſe vernommen, wenn nicht einer bisweilen laut vor ſich hin fluchte.

Michel und Koanradle, ſo hießen die beiden Brüder, waren beide ſchon ſehr bei Jahren und beide unbeweibt. Dem Koanradle war ſeine Frau ſchon früh geſtorben, und er lebte nun ſo für ſich allein; der Michel war nie verheirathet geweſen.

Eine blau angeſtrichene, lange, ſogenannte Bankkiſte war die erſte Urſache des Bruderhaſſes.

Nach dem Tode der Mutter ſollte Alles getheilt werden; die im Dorfe verheirathete Schweſter hatte ſchon ihr Pflichttheil bekommen. Der Koanradle behauptete, er habe die Kiſte aus ſeinem eigenen Gelde gekauft, das er ſich als Wegknecht durch Steinſchlagen auf der Straße verdient, er habe ſie nur der Mutter geliehen und ſie ſei ſein eigen; der Michel aber behauptete, der Koanradle habe der Mutter Brod gegeſſen und habe ſomit kein eigenes Vermögen. Nach einem perſönlich heftigen Streite kam die Sache vor den Schultheiß und ſodann vor das Gericht; es wurde entſchieden, daß, da die Brüder nicht übereinkommen können, Alles im Hauſe ſammt der Kiſte verkauft und der Erlös getheilt werden ſolle. Ja, das Haus ſelber wurde verſteigert; da ſich aber kein Käufer dafür fand, mußten es in Gottes Namen die Brüder behalten.

Die Brüder mußten nun ihre eigenen Sachen, ihr Bett und Anderes öffentlich wieder kaufen. Das machte dem Koanradle manchen Kummer, denn er hatte etwas mehr Empfindung als gewöhnlich. — Es gibt in jedem Hauſe mancherlei Dinge, die keinem Fremden für Geld zu haben ſind; ſie ſind viel mehr werth, als man eigentlich dafür bezahlen kann, denn es haften Gedanken und Lebenserinnerungen daran, die für keinen Andern in der Welt Werth haben.

Solche Sachen müſſen ſich ſtill von Geſchlecht zu Geſchlecht forterben; dadurch bleibt ihr ſteter innerer Werth unangetaſtet. Muß man ſie aber erſt wieder aus den Händen Anderer reißen und um Geld mit Fremden darum ringen, ſo iſt ein großer Theil ihrer urſprünglichen Weihe dahin; ſie ſind in ihrem Geldeswerthe errungen und nicht ſtill, man möchte ſagen wie ein Heiligthum, ererbt. Solcherlei Gedanken waren es, worüber der Koanradle oft den Kopf ſchüttelte, wenn ihm ein altes Hausgeräthe zugeſchlagen wurde; und als das in ſchwarzen Sammt eingebundene Geſangbuch der Mutter mit den ſilbernen Spangen und den ſilbernen Buckeln zum Verkaufe kam, und ein Trödler das Silber in der Hand wog, um das Gewicht zu ſchätzen, ſchoß ihm alles Blut in den Kopf. Er ſteigerte das Geſangbuch um hohen Preis.

Endlich kam die Kiſte an die Reihe. Der Michel räuſperte ſich laut und betrachtete mit einem herausfordernden Blicke ſeinen Bruder; er ſetzte ſogleich eine namhafte Summe darauf. Der Koanradle bot ſchnell einen Gulden mehr, ohne dabei aufzuſchauen, und zählte die Knöpfe an ſeinem Wamms. Der Michel aber bot, ſich keck umſchauend, höher: kein Fremder ſteigerte mit, und von den Brüdern wollte zum Hohne keiner dem andern die Streitſache laſſen. Ein jeder dachte auch bei ſich: du brauchſt ja nur die Hälfte zu bezahlen, und ſo gingen ſie immer höher und höher, und endlich wurde die Kiſte für mehr als das Fünffache ihres Werthes, für acht und zwanzig Gulden, dem Koanradle zugeſchlagen.

Jetzt erſt ſchaute er auf und ſein Geſicht war ganz verändert; Hohn und Spott ſprachen aus den aufgeriſſenen Augen, dem offenen Munde und dem ganzen vorgebeugten Antlitze. „Wenn du ſtirbſt, ſo ſchenk' ich dir die Kiſt', daß man dich drein n'einlegt,“ ſagte er zitternd vor Wuth zum Michel, und das waren die letzten Worte, die er ſeit vierzehn Jahren zu ihm geſprochen hat.

Im ganzen Dorfe wurde die Kiſtengeſchichte zu allerlei Spaß und Luſtbarkeit benutzt, und wo einer den Koanradle ſah, bemerkte er, wie ſchändlich der Michel gehandelt habe, und der Koanradle redete ſich immer mehr in Wuth gegen ſeinen Bruder hinein.

Auch ſonſt waren die beiden Brüder ganz verſchiedener Sinnesart und gingen auch ihre verſchiedenen Wege.

Der Koanradle hielt ſich eine Kuh, die er mit der Kuh ſeines Nachbarn Chriſtian zur Feldarbeit zuſammenſpannte. Jn der übrigen Zeit ſchlug er für fünfzehn Kreuzer des Tages Steine auf der Straße. Auch war der Koanradle ſehr beiſichtig; er trat unſicher auf, und wenn er ſich Feuer ſchlug, brachte er den Zunder immer nahe zur Naſe, um dadurch gewiß zu ſein, daß er brenne. Er hieß im ganzen Dorfe der „blind' Koanradle“; das le wurde ihm gegeben, weil er eine kurze, unterſetzte Geſtalt hatte.

Der Michel hingegen war gerade das Gegenſpiel. Er war lang und hager und ſchritt ganz ſicher einher; er trug ſich vollkommen bäuriſch, nicht weil er ein beſonderer Bauer war, denn er war eigentlich gar keiner, ſondern weil ihm das zu ſeinem Handel ſehr förderlich war. Er handelte nämlich mit alten Pferden, und die Leute haben weit mehr Zutrauen zu einem Pferde, das ſie von einem bäuriſch gekleideten Manne kaufen. Der Michel war ein verdorbener Hufſchmied; er verpachtete und verkaufte zum Theil ſeine Aecker, legte ſich ganz auf den Pferdehandel und führte dabei ein Herrenleben. Er war eine wichtige Perſon in der ganzen Gegend. Er kannte auf ſechs, acht Stunden im Umkreis, im Württembergiſchen, im ganzen Sigmaringer und Hechinger „Ländle“ und bis in's Badiſche hinein den Zuſtand und das Contingent der Ställe ſo gut wie ein großer Staatsmann die ſtatiſtiſchen Berichte fremder Staaten und die Stellung der Kabinette; und wie dieſer in den Zeitungen, ſo ſondirte Michel die Stimmung des Volkes in den Wirthshäuſern. Er hatte auch in jedem Orte einen Thunichtgut als Reſidenten, mit denen er manche geheime Conferenzen hielt, und die im Nothfalle eine Eſtafette zum Michel ſandten, nämlich ſich ſelber, für die ſie weiter nichts verlangten, als ein gutes Trinkgeld im buchſtäblichen Sinne des Wortes. Dann aber hatte auch Michel geheime Agenten, die die Leute zu Revolutionen in ihren Ställen verleiteten, und ſo kam es, daß in ſeinem Schuppen, der als Stall diente, faſt immer ein Marode-Gaul war, den er für einen neuen Feldzug, für die Oeffentlichkeit, d. h. für den Verkauf auf dem Markt zuſtutzte. Er färbte die Haare über den Augen, er feilte die Zähne, und wenn das arme Thier auch nichts mehr als Kleien freſſen konnte und bei anderm Futter verhungern mußte, ihn kümmerte das wenig, denn er ſchlug es auf dem nächſten Markte unfehlbar wieder los.

Dabei hatte er ſeine beſonderen Kunſtſtückchen: er ſtellte z. B. einen Helfershelfer auf, der zum Scheine einen Tauſch mit ihm machen wollte; ſie lärmten dabei ganz ungeheuer, dann rief aber der Michel ganz laut: „Ich kann nicht tauſchen, ich hab' kein Futter und keinen Platz, und wenn ich den Gaul für eine Karolin weggeben muß, fort muß er!" Oder er machte es noch geſcheiter: er ſtellte für ein paar Kreuzer ein dummes Bäuerchen hin, gab ihm den Gaul, ließ ſich ihn vorreiten und ſagte: „wenn ein rechter Bauer das Thier hätt', da könnt' man einen ſchönen Gaul hinfüttern; das Geſtell iſt überaus, die Knochen ſind engliſch, dem fehlt nichts als Fleiſch und da iſt er ſeine zwanzig Karolin werth." Dann brachte er einen Käufer, bedingte ſich noch ein Unterhändlergeld und erhielt beim Verkaufe ſeines eigenen Pferdes noch einen Nebenverdienſt. Am meiſten war der Michel den gerichtlichen Urkunden feind, in denen man gegen die Hauptfehler gewährleiſten mußte; er ließ, wenn es drauf und dran kam, lieber noch ein paar Gulden nach, ehe er ſolche Verbindlichkeiten einging. Dabei hatte er aber doch manchen Prozeß, der den Gaul ſammt dem Profit auffraß; aber es liegt in dieſer Art Leben, von freiem, arbeitsloſem Herumſtreifen etwas ſo Verführeriſches, und der Michel rechnete immer auch wieder eins in's andere, daß er vom Pferdehandel nicht laſſen konnte. Sein Grundſatz war: „ich geh nicht vom Markt, gepatſcht muß ſein." Damit meinte er, ein Handel muß abgeſchloſſen ſein, wobei man die Hände ſchallend zuſammenſchlägt. Die Handelsjuden auf den Märkten waren ihm auch vielfach behülflich, und er ſpielte wieder mit ihnen unter Einer Decke.

Wenn der Michel ſo zu Markte ritt, oder vom Markte heimfuhr und der Koanradle an der Straße Stein ſchlug, da ſah er ſeinen Bruder halb mitleidig, halb höhniſch an, denn er dachte: „O du armer Schelm! Schlägſt Stein von Morgens bis Abends um fünfzehn Kreuzer, und ich verdiene, wenn's nur ein bisle gut geht, fünfzehn Gulden.“

Der Koanradle, der das mit ſeinen blöden Augen doch bemerkte, ſchlug dann auf die Steine, daß die Splitter weit umherſpritzten.

Wir wollen aber ſehen, wer es weiter bringt, der Michel oder der Koanradle.

Der Michel war einer der beliebteſten Unterhaltungsmenſchen im ganzen Dorfe, denn er konnte Tag und Nacht immerfort erzählen, ſo viel Schliche und Streiche wußte er, und er kannte auch Gott und die Welt. Freilich Gott kannte er wenig, obgleich er manchmal in die Kirche ging, denn davon kann ſich auf dem Lande Keiner ganz ausſchließen; aber er ging eben in die Kirche, wie gar Viele, ohne etwas dabei zu denken und ſein Leben darnach einzurichten.

Der Koanradle hatte auch ſeine Untugenden, und dazu gehörte beſonders ſein Haß gegen ſeinen Bruder und die Art, wie er denſelben äußerte. Wenn man ihn fragte: „Wie geht's deinem Michel?“ antwortete er immer: „dem geht's noch ſo;“ dabei machte er unter dem Kinn mit beiden Händen, als ob er einen Knoten ſchlinge, dann fuhr er nach beiden Seiten aus und ſtreckte die Zunge heraus. Er wollte, wie leicht erkenntlich, damit ſagen: der wird noch gehenkt.

Natürlich ſparten die Leute dieſe Frage nicht ſehr, und es war immer ein beſonderes Halloh, wenn man den Koanradle zu ſeiner feſtſtehenden Antwort brachte.

Auch ſonſt ſchürten die Leute den Haß der Brüder, nicht gerade immer aus Bosheit, ſondern weil es ihnen Spaß machte. Der Michel aber zuckte nur verächtlich die Achſeln, wenn man von dem „armen Schelm" ſprach.

Nie blieben die Brüder in Einer Stube; wenn ſie ſich in dem Wirthshauſe oder bei ihrer Schweſter trafen, ging immer einer von ihnen fort.

Niemand dachte mehr daran, ſie zu verſöhnen, und wenn zwei Leute in Feindſchaft mit einander waren, hieß es ſprüchwörtlich: „Die leben wie der Michel und der Koanradle."

Zu Hauſe redeten die Beiden kein Wort, wenn ſie ſich begegneten, ja ſie ſahen ſich nicht einmal an. Dennoch, wenn Einer merkte, daß der Andere unwohl im Bette lag, ging er den weiten Weg zu der Schweſter, die in der Froſchgaſſe wohnte und ſagte: „Gang 'nuf, i glaub es iſcht ihm et reacht"; und dann arbeitete ein jeder von den Brüdern gewiß leiſe und ohne Geräuſch, um den andern nicht zu ſtören.

Außer dem Hauſe aber und unter den Leuten lebten ſie in gleichmäßiger Feindſchaft und Niemand dachte daran, daß noch ein Funke Liebe in ihnen ſei.

Das dauerte nun in das vierzehnte Jahr. Dem Michel war unter dem vielen Hin- und Herhandeln das Geld von ſeinen verkauften zwei Aeckern durch die Finger gefallen, er wußte nicht wie; der Koanradle aber hatte ſich von einem Auswanderer noch einen neuen Acker gekauft und faſt ganz bezahlt. Der Michel gab ſich nun meiſt damit ab, anderen Leuten beim Handel behülflich zu ſein, und er dachte daran, durch den Verkauf eines neuen Ackers ſich wieder flott und ſelbſthandelnd zu machen.

„Und es kam ein neuer König in Aegypten,“ dieſen Vers im zweiten Buch Moſes, Kap. 1, V. 8, konnten die Leute im Dorf auf eine eigene Weiſe auf ſich anwenden. Der alte Pfarrer war geſtorben; er war ein guter Mann, aber er ließ alles gehen, wie es ging. Der neue Pfarrer, der in das Dorf gekommen war, war ein eifriger junger Man ; er wollte Alles in Ordnung bringen, und er brachte auch Vieles zu Stande, bis er endlich in ein offenbares Verhältniß zu dem Schäpflewirths Lisle kam, worauf er ſich eben auch nicht mehr in die Privatangelegenheiten der Leute miſchte, denn man konnte ſagen: kehr' du vor deiner Thür! Jetzt aber war noch alles im friſchen Schwunge.

Es war an einem Sonntage nach der Mittagskirche, da ſaßen die Leute bei einander auf dem Bauholz für das neue Feuerſpritzenhaus neben dem Rathhausbrunnen; auch der Michel war darunter, er ſaß gebückt da und kaute ſpielend an einem Strohhalm. Da ging der Peter, der fünfjährige Bub des Schackerle's Hannes vorbei. Einer rief das Kind herbei und ſagte in die Taſche greifend: „Guck, Peter, du kriegſt ein Häufle[1] Nuß, wenn du dem Koanradle nachmachſt; wie macht der Koanradle?“ Der Bub ſchüttelte nein und wollte gehen, denn er war geſcheit und fürchtete den anweſenden Michel, aber er wurde feſtgehalten und faſt gezwungen, und endlich machte er das Knotenſchlingen, das Ausziehen und das Zungenausſtrecken; es war ein Gelächter, daß man's durch das halbe Dorf hörte. Als nun der Bub die Nüſſe wollte, zeigte ſich's, daß der Verſprecher keine hatte, und neues Gelächter entſtand, als der Knabe mit den Füßen nach dem Betrüger ausſchlug.

Der neue Pfarrer war indeß den kleinen Hügel am Rathhauſe herabgekommen; er war ſtehen geblieben und hatte dem ganzen Handel zugeſehen. Als nun der Knabe für ſeine dringende Forderung noch geprügelt werden ſollte, da trat der Pfarrer ſchnell herzu und riß das Kind weg; alle Bauern ſtanden ſchnell auf und riſſen die Mützen vom Kopfe. Der Pfarrer nahm den Heiligenpfleger, der mit darunter geweſen war, mit durch das Dorf und ließ ſich Alles von ihm erzählen. Er erfuhr nun die Feindſchaft der Brüder und alles was wir bisher erfahren.

---

[1] Vier.

Am Samſtag darauf wurde der Koanradle, als er mitten im Dorf Steine ſchlug, auf morgen früh nach der Kirche zum Pfarrer vorgeladen. Er glotzte verwundert drein, die Pfeiſe ging ihm aus, und faſt zwei Sekunden lang blieb der Stein unter ſeinem mit einem Brette beſohlten Fuße unzerſpalten, er konnte ſich gar nicht denken, was es im Pfarrhauſe gebe; er wäre lieber gern gleich hingegangen.

Den Michel traf die Vorladung, als er gerade einem alten Gaul „ſeine Sonntagsſtiefel ſchmierte," ſo hieß er nämlich das Aufputzen der Hufe; er pfiff dann die Melodie eines unzüchtigen Liedes, hörte aber doch mitten drin auf, denn er wußte wohl, was es morgen geben würde. Er war froh, daß er ſich auch noch auf eine tüchtig geſalzene Gegenpredigt vorbereiten konnte; ein paar Brocken davon murmelte er ſchon jetzt leiſe vor ſich hin.

Am Sonntag Morgen hielt der Pfarrer eine Predigt über den Text Pſalm 133 Vers 1: „Siehe, wie gut und wie lieblich iſt's, wenn Brüder beiſammen ſitzen.“ Er zeigte, wie alles Glück und alle Freude auf Erden nur halb oder gar nichtig iſt, wenn wir es nicht mit denen genießen und theilen, die unter demſelben Mutterherzen wie wir geruht; er zeigte, wie die Eltern dieſſeits nicht glücklich und jenſeits nicht ſelig werden können, deren Kinder Haß, Neid und Bosheit trennt; er wies auf das Beiſpiel von Kain und Abel hin und zeigte wie der Brudermord die erſte giftige Frucht des Sündenfalls war. Alles dieß und noch viel mehr ſprach der Pfarrer mit klangvoller, donnernder Stimme, ſo daß die Bauern von ihr ſagten: „ſie druckt die Wänd' aus einander.“ Aber freilich iſt es oft faſt noch leichter, die Wände aus einander zu drücken, als die verhärtete, verſchloſſene Bruſt der Menſchen zu öffnen. Die Bärbel weinte bittere Thränen über die Hartherzigkeit ihrer Brüder, und obgleich der Pfarrer zehnmal wiederholte, er meine nicht dieſen oder jenen, ſondern jeder möge die Hand auf's Herz legen und fragen, ob er die echte Liebe gegen die Seinigen hege, ſo dachte doch eben jeder nur: „das geht auf den Michel und den Koanradle, das iſt bloß auf die gemünzt.“

Dieſe Beiden ſtanden nicht weit von einander, der Michel kaute an ſeiner Mütze, die er zwiſchen den Zähnen hielt, der Koanradle aber hörte mit offenem Munde zu, und als ſich einmal die Blicke Beider begegneten, fiel dem Michel die Mütze aus der Hand und er bückte ſich ſchnell.

Das Lied machte einen ſanften, beruhigenden Schluß; aber noch ehe die letzten Töne verklungen waren, war der Michel aus der Kirche und ſtand vor der Thüre des Pfarrhauſes. Sie war noch geſchloſſen; er ging in den Garten. Lange ſtand er hier an den Bienenſtöcken und ſah dem emſigen Treiben der Thierchen zu:

„Die wiſſen's nit, daß Sunntig iſch,"

und er dachte: „Du haſt auch keinen Sonntag bei deinem Handel, denn du haſt auch keinen rechten Werktag," und er dachte wieder: wie viel hundert Geſchwiſter in ſo einem Bienenſtock bei einander wohnen, und alle arbeiten, wie die Alten; aber er blieb nicht lange bei derlei Gedanken, ſondern nahm ſich vor, ſich von dem Pfarrer keine Trenſe aufſetzen zu laſſen, und als er nach dem Gottesacker drüben ſah, dachte er an die letzten Worte Koanradle's und ſeine Fäuſte ballten ſich.

Im Pfarrhauſe traf der Michel den Pfarrer und den Koanradle ſchon in eifrigem Geſpräche beiſammen; der Pfarrer ſtand auf; er ſchien den Ankömmling nicht mehr erwartet zu haben. Er bot Michel einen Stuhl an; auf ſeinen Bruder deutend, erwiederte aber Michel:

„Herr Pfarrer, allen Reſpekt vor Euch, aber ich ſetz' mich nicht nieder, wo der da iſt; Herr Pfarrer, Ihr ſeid erſt kurz im Dorf, Ihr wiſſet nicht, was der für ein Lugenbeutel iſt, das iſt ein ſcheinheiliger Duckmäuſer, der hat's aber fauſtdick hinter den Ohren. Alle Kinder machen ihm nach,“ fuhr er zähneknirſchend fort, „wie geht's deinem Michel?“ er machte nun ebenfalls die uns ſattſam bekannten Manieren, dann ſagte er wieder zitternd vor Wuth: „Herr Pfarrer, der da iſt an meinem Unglück ſchuldig, er hat mir den Frieden im Haus verſcheucht, und ich hab' mich dem Teufel mit ſeinem Roßhandel ergeben. Du haſt mir's prophezeit, du,“ ſagte er, auf ſeinen Bruder losfahrend: „ich häng' mich noch an einem Roßhalfter auf, aber zuerſt mußt du d'ran.“

Der Pfarrer ließ die beiden Brüder austoben; er gebrauchte ſeine Würde nur in ſo weit, um von Thätlichkeiten zurückzuhalten. Er wußte wohl, daß, wenn der lang verhaltene Ingrimm ausgeſchüttet, auch die Liebe zum Vorſchein kommen müſſe, aber er täuſchte ſich noch halb.

Endlich ſaßen die beiden Brüder wortlos und nur noch laut athmend da, Keiner regte ſich. Da ſprach der Pfarrer zuerſt mit ſanften Worten, er öffnete alle verborgenen Falten des Herzens, es half nichts; die Beiden ſahen zur Erde. — Der Pfarrer ſchilderte ihnen die Qualen ihrer Eltern im Jenſeits, der Koanradle ſeufzte, aber er ſah nicht auf; da faßte der Pfarrer alle ſeine Kraft zuſammen, ſeine Stimme dröhnte wie die eines ſtrafenden Propheten, er ſchilderte ihnen, wie ſie nach ihrem Tode vor den Richterſtuhl des Herrn kommen, und der Herr ruft: „Wehe! Wehe! Wehe! ihr habt verſtockten Herzens in Haß gelebt, ihr habt die Bruderhand einander entzogen, gehet hin an einander geſchmiedet, verſchmachtet ewig in der Hölle.“

Alles war ſtille, der Koanradle wiſchte ſich mit ſeinem Aermel die Thränen ab, dann ſtand er auf und ſagte: „Michel!“

Der Angeredete hatte ſeit ſo vielen Jahren dieſen Ton nicht gehört, daß er plötzlich aufſchaute, und der Koanradle trat näher und ſagte: „Michel, verzeih!“ — Die Hände der Brüder lagen feſt in einander, die Hand des Pfarrers wie ſegnend darauf.

Alles im Dorfe ſchaute auf und freute ſich, als man den Michel und den Koanradle Hand in Hand den kleinen Hügel am Rathhauſe herunterkommen ſah.

Bis nach Hauſe ließen ſie ihre Hand nicht los, es war, als ob ſie die lange Entbehrung einbringen müßten. Zu Hauſe aber riſſen ſie ſchnell die Hängeſchlöſſer ab; dann gingen ſie in den Garten und ſtürzten den Zaun um; ſo viel Kohl auch dabei zu

Grunde ging, dieß Zeichen der Zwietracht mußte fort.

Dann gingen ſie zu ihrer Schweſter und aßen an Einem Tiſch neben einander.

Nachmittags ſaßen die beiden Brüder in der Kirche und ein jeder hielt eine Seite von dem Geſangbuche der Mutter in der Hand.

Ihr ganzes Leben ward fortan wiederum ein einiges.

VII.

Ivo, der Hajrle.

1.

Die Primiz.

An einem Samſtag Nachmittage wurde auf der Hochbux emſig gezimmert und gehämmert. Der Zimmermeiſter Valentin ſchlug mit ſeinen beiden Söhnen ein Gerüſte auf, das nichts weniger war, als ein Altar und eine Kanzel. Des Schneider Chriſtle's Gregor ſollte hier morgen ſeine Primiz[1] halten, ſo nennt man nämlich die Feier des erſten Meßopfers und die erſte Predigt eines neugeweihten Geiſtlichen.

Ivo, der kleinſte Sohn Valentins, ein blonder Knabe von ſechs Jahren, half ſeinem Vater mit wichtiger Miene bei der Arbeit. Barhaupt und barfuß kletterte er behend wie ein Eichhorn auf dem Gebälke umher, bei jeder Hebung eines Balkens ſchrie er gleichfalls: Holz her! ſtemmte ſich an und ſchnaufte, als ob er das Meiſte dazu vollbringe. Valentin gab dem kleinen Ivo auch ſonſt immer „etwas zu ſchaffen;“ er mußte den Bindfaden auf die Spule wickeln, das

---

[1] Primitiae, latein. Anfang.

(Handwerks-) „Geſchirr“ zuſammentragen, oder die Späne auf einen Haufen ſammeln. Mit einem Ernſt und mit emſigen Geberden, als ob er das größte Werk vollführe, befolgte Ivo ſeinen Auftrag, und als er einmal als Beſchwerungslaſt auf die Spitze eines ſchwanken Balkens ſitzen mußte, zitterten ihm die Bewegungen der Säge ſo durch alle Glieder, daß er beſtändig laut auflachen mußte und faſt herunterfiel; er hielt ſich aber feſt und bemühte ſich, ſein gewichtiges Amt ſtill zu vollziehen.

Das Gerüſte war endlich fertig. Der Sattler Ludwig war bereit, die Teppiche anzunageln. Ivo wollte ihm gleichfalls dabei helfen, aber der barſche Mann jagte ihn fort, und Ivo ſetzte ſich ſtill auf die zuſammengeleſenen Späne und ſchaute hinaus nach den jenſeitigen Bergen, über denen die Sonne glühendroth unterging. Da hörte er den Pfiff ſeines Vaters, er ſprang auf und eilte zu ihm.

„Vater“, ſagte Ivo, „wenn ich nur einmal in Hochdorf wär'.“

„Warum?“

„Gucket, das iſt ganz nah beim Himmel, und da möcht' ich einmal 'naufſteigen.“

„Du dummes Kind, das iſt nur ſo, wie wenn dort der Himmel aufſtehen thät; hinter Hochdorf iſt noch weit bis Stuttgart, und von da iſt es auch noch weit bis in den Himmel.“

„Wie weit?“

„Man kann eben nicht hinkommen, bis man todt iſt.“

Seinen kleinen Sohn an der rechten Hand führend und am linken Arm das Handwerkszeug tragend, ging Valentin durch das Dorf. Ueberall wurde geſcheuert und gewaſchen, die Stühle und Tiſche ſtanden vor den Häuſern; denn jedes erwartete zu der heiligen Handlung auf morgen einen Beſuch aus einem nahen oder entfernten Dorfe.

Als Valentin an des Schneider Chriſtle's Haus vorüber ging, langte er an ſeine Mütze, bereit ſie abzuziehen, wenn Jemand herausſähe; aber es ſah Niemand heraus, das ganze Haus war ſo ſtill wie ein Kloſter. Einige Bauernweiber gingen mit Schüſſeln unter den Schürzen in das Haus, andere kamen mit leeren Schüſſeln unterm Arme heraus; ſie begrüßten ſich ſtill; ſie hatten die Hochzeitsgeſchenke für den jungen Pfarrer in's Haus gebracht, der ja morgen öffentlich getraut wurde mit ſeiner heiligen Braut, der Kirche.

Die Abendglocke läutete, Valentin ließ die Hand ſeines Sohnes los, der ſchnell ſeine Händchen faltete; auch Valentin legte über dem ſchweren Handwerkszeuge die Hände über einander und betete ein Ave. — —

Andern Morgens ſchaute ein heller Tag auf das

Dorf herab. Ivo wurde ſchon früh von ſeiner Mutter ſchön angekleidet mit einem neuen Janker von geſtreiftem Mancheſter und, wie ihm ſchien, ſilbernen Knöpfen und friſch gewaſchenen, kurzen ledernen Beinkleidern; er ſollte das Crucifix tragen. Gretle, die älteſte Schweſter Ivo's, nahm dieſen bei der Hand und führte ihn auf die Gaſſe, damit es „Platz im Hauſe gebe.“ Sie ſchärfte ihm ein, daß er ja nicht mehr zurückkehren ſolle; dann eilte ſie geſchäftig in's Haus zurück. Ivo ging das Dorf hinein, überall ſtanden die Männer und Burſchen in Rädchen auf der Straße; ſie waren nur in halbem Putze, ohne Jacke oder Rock, die weißen Hemdärmel zur Schau tragend. Hier und dort ſprangen Frauen und Mädchen, ebenfalls ohne Mieder, mit halb aufgelösten Haaren und das flatternde rothe Wickelband in der Hand tragend, von einem Hauſe in's andere. Es erſchien Ivo als eine grauſame Tyrannei ſeiner Schweſter, daß er ſo aus dem Hauſe verſtoßen war. Er wäre auch gar zu gerne wie die großen Leute zuerſt im Halbſtaate, und dann unter dem Geläute der Glocken in voller Pracht erſchienen; aber er wagte es nicht, wieder zurückzukehren, noch irgendwo ſich niederzulaſſen, aus Furcht, ſeine Kleider zu verderben. Behutſam ging er ſo durch das Dorf. Wagen an Wagen brachte fremde Bauern und Bäuerinnen, aus den Häuſern wurden ihnen

Stüble zum Abſteigen entgegengetragen und ſie freundlich bewillkommt. Alle Leute ſahen heute ſo in ſich vergnügt, ſo erhaben aus, wie eine Einwohnerſchaft, die einen ſieggekrönten Helden aus ihrer Mitte im Triumphe empfängt. Von der Kirche bis zur Hochbux war die Straße mit Gras und Blumen beſtreut, die einen würzigen Duft emporſteigen ließen. Der Schultheiß kam aus des Schneider Chriſtle's Haus und ſetzte erſt auf der Straße ſeinen Hut wieder auf. Der Soges hatte ein friſch lackirtes Bandelier an ſeinem Säbel.

Bald darauf kam auch die Frau Schultheißin, ihr ſechsjähriges Töchterchen, Bäbele, an der Hand führend. Bäbele war geſchmückt, juſt wie eine Braut, Es hatte die Schappel ſammt dem Kränzchen auf dem Kopfe und war überaus prächtig gekleidet; in der That ſtellte Bäbele, als reine Jungfrau, die Braut des jungen Geiſtlichen vor.

Es läutete zum erſtenmale, und wie durch einen Zauberruf zerſtreuten ſich plötzlich die Gruppen der hemdärmeligen Leute, ſie gingen in die Häuſer, um ſich würdig anzukleiden, Ivo ging nach der Kirche.

Unter dem Geläute aller Glocken bewegte ſich endlich der Zug aus der Kirche hervor. Die Fahnen flatterten, die Stadtmuſik, die von Horb herbeigekommen war, ſchallte drein und dazwiſchen hörte man wieder die Gebete der Männer und Frauen.

Ivo ging voraus neben dem Lehrer mit dem Crucifix. Auf der Hochbux war der Altar ſchön geſchmückt, die Kelche und Lampen, die Flitterkleider der Heiligen glitzerten im Sonnenlichte, und unabſehbar über die ganze Haide und über die Felder war die Menge der Andächtigen ausgebreitet. Ivo wagte es kaum, den Hajrle[1] anzuſchauen, der in golddurchwirktem Gewande, entblößten, nur mit dem goldenen Kranze geſchmückten Hauptes und bleichen, frommen Antlitzes, unter dem Schalle der Muſik ſich ſtets tief verbeugend, die kleinen weißen Hände auf der Bruſt über einander legend, die Stufen des Altars hinaufſtieg. Ihm voraus war des Schultheißen Bäbele gegangen, das als ſeine Braut eine mit Rosmarin umwundene, brennende Kerze in der Hand trug. Es ſtellte ſich zur Seite des Altars auf. Das Hochamt begann, und als die Klingel läutete, ſtürzte Alles auf das Antlitz nieder, kein Laut war weit umher vernehmbar; nur ein Flug Tauben flog gerade über den Altar weg und man hörte das Flattern und Zwitſchern dieſer Thiere, das man ſtets bei ihrem Fluge vernimmt. Um Alles in der Welt hätte Ivo nicht aufgeſchaut, denn er wußte wohl, daß jetzt der heilige Geiſt herniederſteigt, um die geheimnißvolle Wandlung des Weines in Blut und des Brodes in Fleiſch vorzunehmen, und daß kein ſterbliches Auge ſich zu ihm erheben darf, ohne zu erblinden.

---

[1] Herrlein, Pfarrer.

Der Kaplan von Horb beſtieg nun die Kanzel und redete den Primizianden feierlich an.

Hierauf beſtieg der Hajrle die Kanzel. Ivo ſaß nicht weit davon auf einem Schemel; den rechten Arm auf das Knie geſtemmt und das Kinn auf die Hand gelehnt, horchte er eifrig zu. Er verſtand wenig von Allem, aber ſein Blick hing an den Lippen und den Mienen des Predigers, die ſo treuherzig ſprachen und ſein Sinn war kindlich und liebend bei Gott und dem guten Hajrle.

Als darauf unter abermaligem Geläute der Glocken und den Siegestönen der rauſchenden Muſik der Zug ſich wieder heim nach der Kirche bewegte, da faßte Ivo das Crucifix mit beiden Händen feſt; es war als ob er mit erneuter Kraft ſeinen Herrgott vor ſich hertragen wollte.

Unter der Menge, die ſich nun zerſtreute, ſprach Alles mit Entzücken von dem Hajrle, und wie glücklich die Eltern eines ſolchen Sohnes zu preiſen wären. Der Schneider Chriſtle und ſeine Frau gingen, von ſeliger Luſt getragen, die überdachte Treppe an dem Kirchberg herab. Man achtete doch ſonſt wenig auf dieſe Leute, heute aber drängte ſich Alles mit ausnehmender Verehrung zu ihnen, um ihnen Glück zu wünſchen. Die Mutter des jungen Pfarrers dankte mit thränenverklärten Blicken, ſie konnte vor ſeligem Weinen nicht reden. — Ivo hörte von ſeiner Baſe aus Rexingen, die zu der heiligen Handlung herübergekommen war, daß die Eltern Gregors dieſen nun mit Sie anreden müßten.

„Iſt das wahr, Mutter?“ fragte er.

„G'wiß, der iſt jetzt mehr als alle andere Menſchen,“ lautete die Antwort.

Bei allem Entzücken blieb auch der wirkliche Vortheil des Schneider Chriſtle's nicht unbeſprochen. Man ſagte, der habe nun ausgeſorgt für ſein ganzes Leben; das Cordele, des Gregors Schweſter, werde „Hauſere“ [1] und der Gregor ſei ein Glück für die ganze Familie und eine Ehre für das ganze Dorf.

Zwiſchen ſeinen Eltern, von beiden an der Hand geführt, ging Ivo nach Haus.

„Vater,“ ſagte er, „der Gregor ſollt' hier Pfarrer ſein.“

„Das geht nicht, man macht nie einen zum Pfarrer, wo er geboren iſt.“

„Warum?“

„Mit deinem ewigen dummen Warum! Weil's eben ſo iſt,“ entgegnete Valentin. Die Mutter aber ſagte: „er hätt' ſonſt zu viel Anhang im Dorf und wär' nicht unparteiiſch.“

Entweder wußte ſie es nicht oder konnte ſie dem

---

[1] Hauſerin, Haushälterin.

Kinde nicht erklären, daß bei einem Ortsangehörigen die Heiligkeit des Amtes und die Ehrfurcht vor der Perſon des Prieſters beeinträchtigt würde, da man ſeinen menſchlichen Urſprung und ſein Wachsthum kennt.

Valentin aber ſagte nach einer Weile:

„Das beſt' Leben hat doch ſo ein Pfarrer. Er kriegt keine Schwiele in die Hand vom Pflügen und kein Rückenweh vom Schneiden, und die Pfarrſcheuer iſt doch voll Frucht; er legt ſich auf's Kanapee hin und denkt ſich ſein' Predigt aus, und macht ſeine ganze Familie glücklich. Ivo, wenn du brav biſt, kannſt du auch Hajrle werden. Möchteſt du gern?“

„Ja,“ ſagte Ivo mit voller Stimme und ſchaute mit weit aufgeriſſenen Augen nach ſeinem Vater auf, „aber ihr dürfet nicht Sie zu mir ſagen,“ ſetzte er dann hinzu.

„Das hat noch gute Weil',“ erwiederte Valentin lächelnd.

Nach dem Mittageſſen ſtellte ſich Ivo hinter dem Tiſch auf die Bank, dort in die Ecke unter dem Crucifix, wo der Vater geſeſſen. Zuerſt bewegten ſich ſeine Lippen leiſe, dann hielt er mit lauter Stimme eine Predigt. Mit der ernſteſten Miene ſprach er das kunterbunteſte Zeug, er wollte gar nicht aufhören, bis ihm Valentin freundlich mit der Hand über den Kopf fuhr und ſagte: „So, jetzt iſt's genug.“

Die Mutter aber nahm den Ivo herab auf ihren Schooß, herzte und küßte ihn und ſagte faſt weinend: „O liebe Mutter Gottes! ich möcht' nicht länger leben, als daß mich unſer Herrgott den Tag ſehen ließ', an dem du dein' Primiz hältſt;“ dann ſetzte ſie kopfſchüttelnd und leiſe hinzu: „Verzeih mir Gott meine Sünden, ich denk' ſchon wieder zu viel an mich.“ Sie ſtellte ihren Sohn nieder und hielt ihre Hand auf ſeinem Kopfe.

„Gelt,“ ſagte Ivo, „und unſer Gretle wird mein' Hauſerin und ich laß ihm auch Stadtkleider machen, wie die Pfarrköchin hat?“

Die gute Baſe Magdalena von Rexingen ſchenkte dem Ivo einen Kreuzer für ſeine Predigt. Schnell ſprang er dann zu dem Knechte, der vor dem Hauſe unter dem Nußbaum ſaß und erzählte ihm, daß er Hairle werde. Nazi ſchüttelte nur mit dem Kopfe und drückte den überquellenden, brennenden Tabak in ſeiner Pfeife nieder.

Die Mittagskirche war nicht ſo feierlich und ſo beſucht wie ſonſt, die Andacht hatte ſich heute Morgen erſchöpft.

Gegen Abend ging der junge Pfarrer mit dem Kaplan von Horb und mehreren anderen Geiſtlichen durch das Dorf. Alle Leute, die vor den Häuſern ſaßen, ſtanden auf und grüßten freundlich; die älteren Frauen lächelten dem jungen Pfarrer zu, wie wenn ſie ſagen wollten: „wir kennen dich und haben dich gern; denkt dir's noch, wie ich dir eine Birn' geſchenkt hab'? Und ich hab's ja ſchon lang geſagt, der Gregor wird ein großer Mann.“ Die jungen Burſchen zogen die Pfeifen aus dem Munde und die Mützen ab, und die Mädchen flüchteten ſich unter ein Haus und ſtießen einander und blickten verſtohlen heraus. Die Kinder aber kamen herbei, gaben dem Gregor die Hand und küßten die ſeinige.

Auch Ivo kam herbei. Der junge Geiſtliche mochte vielleicht das Zittern des Knaben und ſeinen andächtig frommen Kuß herausfühlen, er hielt ſeine Hand noch länger, ſtrich ihm mit der andern Hand über die Wange und ſagte:

„Wie heißt du, liebes Kind?“

„Ivo.“

„Und dein Vater?“

„Der Zimmermann Valentin.“

„Sag einen ſchönen Gruß von mir an deinen Vater und deine Mutter, und ſei recht fromm und brav.“

Ivo ſtand noch lange wie feſtgezaubert da, als die Männer ſchon längſt fort waren, es war ihm, als ob ihm ein Heiliger erſchienen wäre und mit ihm geredet hätte. Er blickte lange ſtaunend zur Erde, dann eilte er in großen Sätzen jubelnd nach Hauſe und erzählte Alles.

Die ganze Familie ſaß auf dem Bauholze unter dem Nußbaume, der Nazi nicht weit davon auf einem Steine an der Hausthür. Ivo ging zu ihm und berichtete auch ihm ſeine Begegnung, der Knecht aber war heute mürriſch, und Ivo ſetzte ſich zu Füßen ſeines Vaters nieder.

Es war Nacht geworden, man ſprach wenig, nur der Schreiner Koch ſagte noch:

„Ich will ſehen, wo Ihr Geld krieget unter fünf Prozent.“ Niemand antwortete.

Ivo blickte einmal zu ſeinem Vater auf, aus ſeinem Auge leuchtete eine ſtille Verklärung, Niemand konnte ahnen, was die junge Seele bewegte.

„Vater,“ ſagte Ivo, „ſchlaft denn des Schneider Chriſtle's Hajrle auch wie andere Menſchen?“

„Ja, aber nicht ſo lang wie du; wenn man Hajrle werden will, muß man früh aufſtehen und beten und lernen. Gang jetzt, marſch in's Bett.“

Die Mutter begleitete Ivo in's Haus, und in ſein Nachtgebet, das er ihr vorſagte, ſchloß er freiwillig neben den namhaft gemachten Verwandten auch den Hajrle ein.

Die Primiz hatte die unmittelbarſten Folgen. Gleich andern Tages ging der Hansjörg, den wir noch von der Kriegspfeiſe her kennen, mit ſeinem Sohne, Peter, nach Horb zum Kaplan; auch der reiche Johannesle von der Bruck, der den Beinamen der Schmutzige hatte, brachte ſeinen Conſtantin, einen aufgeweckten, geſcheiten Buben, zum Kaplan. Die beiden Knaben ſollten fortan die lateiniſche Schule beſuchen, Ivo war hiefür noch zu jung. —

Wir treffen die beiden andern Knaben wohl ſpäter wieder, jetzt bleiben wir beim Ivo und wollen ſein ganzes Jugendleben möglichſt genau beobachten.

2.

Der Lehrer.

Der Lehrer im Dorfe war ein heller Kopf, dabei aber heftig; ſeine Neigung und ſein Haupttalent war die Muſik. Er hatte wenig Einfluß auf Ivo, wie dieß ein einzelner Mann bei hundertzwanzig Kindern auch ſonſt nicht wol haben konnte. Der beſte Lehrer Ivo's, wer ſollte es denken! war der Nazi, der nicht ſchreiben und kaum leſen konnte.

Man nennt bei uns die Dienſtboten „Ehhalten,“ was ihre Bedeutung gar ſchön bezeichnet, und wie man ſie ſchon in der Stadt das Unterſchickſal des Familienlebens nennen kann, ſo ſind ſie das noch weit mehr im Dorfe, wo das ganze Leben des Hauſes ein in Arbeit und Genuß gemeinſames iſt. Weil nun in einer guten Haushaltung die Eltern und das Geſinde friedlich zuſammen leben, kann man um ſo gefahrloſer die Kinder den Einflüſſen des Geſindes überlaſſen, da man ſie genau kennt.

Bei dem Nazi aber war gewiß nichts zu gefährden. Auf der Krippe und im Heuſchober errichtete Nazi ſeinen Lehrſtuhl, antwortete auf die eifrigen Fragen ſeines Zöglings oder erzählte ihm wunderbare Geſchichten.

Nazi war am liebſten mit den Thieren zuſammen, und wenn er auch mit ihnen reden konnte, und wenn beſonders das Falb Menſchenverſtand hatte, man konnte doch keine rechte Antwort bekommen, ſo viel man auch redete; der Ivo aber konnte doch wenigſtens einmal die Hände zuſammenſchlagen und „Ei Herr Jerem“ rufen. So hatte Nazi den Knaben gern bei ſich. Wie ein Füllen neben dem im Wagen eingeſpannten Pferde los und ledig einherrennt und allerlei Sprünge macht, ſo ſprang Ivo immer neben dem Nazi einher, wo er auch hingehen mochte.

Wenn dann wieder die Beiden auf dem Stroh ſaßen und Nazi die Geſchichte vom Mockle-[1] Peter, vom Wachholdermännchen, oder von dem verwunſchenen Fräulein von Iſenburg erzählte, da bildeten die dumpfen Töne der freſſenden Thiere eine ſchauerliche Begleitung zu der Rede Nazi's. Beſonders die Geſchichte vom Mockle-Peter, der den jungen Tannen, die noch bluteten, muthwillig die Kronen abriß, und der als Baummörder in der Egelsthaler Halde geiſtet,[2] ſo wie die Geſchichte vom Wachholdermännchen, das ein graues und ein ſchwarzes Aug' hat, die jedes Jahr mit ihrer Farbe abwechſeln, dieſe Geſchichten mußte Nazi oft erzählen; denn die Kinder ſind noch nicht ſo verwöhnt, daß ſie immer was Neues haben wollen.

---

[1] Tannzapfen.

[2] Als Geiſt umgeht.

Bei dieſen Wiederholungen hatte indeß Nazi einen ſchweren Stand, denn ſobald er etwas nicht mehr genau wußte oder anders erzählen wollte, fiel Ivo ein: „ei das iſt ja nicht ſo.“ Dann hob ihn Nazi auf den Schooß und ſagte: „du haſt recht, ich kann mich nicht mehr ſo recht darauf beſinnen. Narrle, es gehen mir noch viele andere Sachen im Kopf herum,“ und dann erzählte Ivo mit großem Eifer den weitern Verlauf, ſo daß Nazi von der Gelehrigkeit ſeines Zöglings entzückt war.

Oft aber ſprachen auch die Beiden über allerlei Lebensverhältniſſe, von denen die Stadtkinder erſt ſpät Einſicht und Kunde erhalten: von Reichthum und Armuth, Treue und Falſchheit, Handel u. dgl.; denn das Leben im Dorfe iſt ſtets ein offenkundiges, das Innere des Hauſes iſt Allen bekannt, Groß und Klein.

Einſt ging Ivo mit ſeinem Vater vom Zimmerplatze nach Hauſe.

„Vater,“ ſagte er, „warum hat denn unſer Heiland die Bäum' nicht viereckig gemacht, da bräucht' man's ja auch nicht zu behauen?“

„Warum? dummer Jung', da bräucht' man ja auch keine Zimmerleut' und hätt' auch keine Spän'.“

Ivo war ſtill und der Vater dachte darüber nach, daß der Bub doch eigentlich gar „gut gekopft“ ſei, und daß es unrecht ſei, ihn ſo barſch anzufahren; er ſagte daher nach einer Weile:

„Ivo, ſo Sachen fragt man in der Schul' den Lehrer oder den Herrn Pfarrer. Merk' dir das.“

Das war brav von Valentin. Nur wenige Eltern ſind ſo gewiſſenhaft und ſo klug, dieſen allein richtigen Ausweg aus ihrer etwaigen Unwiſſenheit zu ergreifen.

Ivo fragte aber nicht den Schullehrer und nicht den Pfarrer, er ging zu Nazi und ſagte: „Weißt du auch ſchon, warum unſer Heiland die Bäum' nicht viereckig, gerade recht zum Bauholz gemacht hat?“

„Weil man die Bäum' zu noch viel mehr Sachen als zum Bauen braucht.“

Ivo ſtand verwundert da, das war noch eine andere Antwort.

Dadurch, daß Ivo ſich ſo innig an Nazi anſchloß, hatte er unter ſeinen Altersgenoſſen keinen Kameraden; dafür betrachtete ihn aber auch Nazi wie ſeinen Vertrauten und wenn er ihn liebkoſte, ſagte er: „du gute alte Seele!“ In beſonders gemüthlichen Stunden erzählte er ihm dann auch viel von ſeinem Hellauf, dem Hunde, den er früher als

Schäfer gehabt hatte, und der „geſcheiter war als zehn Doctor.“ „Ich ſag' dir's,“ betheuerte Nazi, „der Hellauf hat meine verborgenſten Gedanken errathen; wenn er mich nume angeſehen hat, hat er gleich gewußt, was ich will. Haſt du ſchon einmal ſo einen Hund genau betrachtet? Die haben oft ein Geſicht, auf dem der Kummer ausgeſchüttet liegt, grad' wie wenn es ſagen thät: ich möcht' flennen, weil ich nicht mit dir ſchwätzen kann. Wenn ich meinen Hellauf ſo angeſehen hab', da hat er gebellt und geheult, und hat dabei die Augen zugedrückt, daß es mir durch die Seel' gangen iſt. Wenn ich ihm nume ein bös Wörtle geben hab', hat er den ganzen Tag keinen Biſſen gefreſſen, es war ein Thier, es war zu gut für dieſe Welt.“

„Kommen die Hund' auch in Himmel?“ fragte Ivo.

„Ich weiß nicht, es ſteht nichts davon geſchrieben,“ erwiederte Nazi. —

Beſondere Freude machte es dann Nazi, daß auch Ivo eine ſo innige Liebe zu den Thieren hatte; denn ganz alte einſame Leute oder Kinder, die beide mit ihrer Liebe nicht recht wiſſen wohin, wenden ihre Neigung den Thieren zu. Dieſe machen keine Anſprüche, man hat wenig Pflichten für ſie, und beſonders erfährt man von ihnen nie Widerſpruch, welchen ſowohl die alten als auch die jungen Kinder nicht leiden mögen.

„So eine Sau iſt doch ein arm's Thierle," ſagte Ivo einmal, „die iſt doch nur auf der Welt, um gemetzget zu werden; die andern Thiere kann man doch auch noch lebig gebrauchen." Nazi nickte vergnügt mit dem Kopfe. Nach einer Weile ſagte er: „Es kann wol ſein, daß deſſenthalben auch ſo eine Sau am ärgſten ſchreit und heult, wenn man's metzget."

Durch mancherlei Fragen, Bemerkungen und Reden galt Ivo im ganzen Dorf als ein „unterhaltſamer, aufgeweckter Bub," Niemand ahnte ſeinen Wecker. Der Schullehrer aber war unzufrieden mit ihm, weil er nie, wie es die Schulordnung verlangt, ruhig nach Hauſe ging, ſondern ſtets tollte und ſchrie wie beſeſſen. Die armen Kinder! ſie müſſen Stunden lang in ſich zuſammengepreßt ſitzen; wenn es dann endlich fortgeht, können ſie nicht anders, ſie müſſen ſich aufrütteln und frei in die Luft hinein jubeln. Darum iſt es oft um eilf Uhr, als ob das wilde Heer käme.

Niemand zweifelte, daß der Ivo einſt ein tüchtiger Pfarrer würde, er war ſonſt fromm und geſittet. Der Valentin berühmte ſich einſt im Adler, ſein Ivo werde des Hansjörg's Peter und des Johannesle's Conſtantin noch weit überholen.

Dazu hatte es indeß noch Zeit.

3.

Kinderliebe.

Neben Valentin wohnte des Schackerle's Michel, ein armer Mann, der blos an Kindern reich war, von denen das jüngſte Emmerenz hieß; die Zimmermännin war deſſen Pathin, und die Emmerenz war nun faſt den ganzen Tag bei ihr im Hauſe, ſie aß und trank dort und ſchlief nur bei ihren Eltern. Emmerenz war faſt gerade ſo alt als Ivo, und die beiden Kinder waren unzertrennlich. Obgleich Ivo deßhalb von ſeinen ungalanten Schulkameraden „Mädleſchmecker“ geſchimpft wurde, ließ er doch nicht von der Emmerenz. Sie hatten ſogar gemeinſchaftlich einen Maunkel; ſo nennt man nämlich einen Schatz geſammelten Obſtes, den man unter dem größten Geheimniß im Heu verſteckt und der dem Speicher eines Kornhamſters nicht unähnlich ſieht. Da ſaßen denn die Kinder mit heimlich ſtillem Entzücken bei ihrem Schatze. Ivo zeigte ſich ſchon darin als Mann, daß er bis hundert zählen konnte. Er zählte die Aepfel, Birnen und Zwetſchen. Emmerenz hörte ihm andächtig zu und ſprach leiſe die Zahlen nach. Die anbrüchigen Stücke und die von ungerader Zahl wurden zu gleichen Theilen verzehrt. Oft aber gab es auch Händel und das Vereinsgut wurde dann alsbald getheilt.

Dieſe Trennung dauerte aber nie länger als einen Tag, denn die Beiden hätten ja ſonſt nicht mehr mit einander von ihrem Reichthum ſprechen können.

Große Veränderungen aber gingen bald mit den beiden Kindern vor; Ivo bekam vom Nazi eine Peitſche und Emmerenz lernte ſtricken.

In der Stadt bekommen die Kinder eine Trommel oder einen kleinen Kaufladen, ſie ſpielen dann Soldaterles oder Handelns bis es ernſt mit dem Leben wird; auf dem Dorfe beginnt mit der Peitſche das Bauernſpiel.

Ivo ſtand nun oft auf dem leeren Wagen vor dem Hauſe, knallte nach der leeren Deichſel hinab und ſchrie: Hio! Hiſt und Hott. Sobald er aus der Schule kam, wurden Schiefertafel und Lineal auf den Tritt hinter den Ofen geſtellt und mit knallender Peitſche die Hühner und Gänſe auf der Straße herumgejagt. So tollte er eines Mittags umher, da ſah er die Emmerenz, die mit ihrem Strickzeuge unter dem Nußbaume ſaß. Nicht weit davon lag ihr kleines ſchwarzes Kätzchen, Miezchen genannt, in der Sonne und puſtete und putzte ſich emſig. Das runde blondhaarige Mädchen knüpfte mit einem Eifer die Maſchen, daß es nicht aufzuſchauen wagte; ein ſo ungewöhnlicher Ernſt ſchwebte um die zuſammengepreßten Lippen, als gälte es, dem bergeshohen Schneemann, dem Winter, eine wollene Jacke zu ſtricken.

Ivo ſtand eine Weile ruhig neben Emmerenz und ſchaute ihr zu, dann ſagte er: „ſtrickſt du Strümpf' für dein' Katz?“ Emmerenz gab keine Antwort und ſtrickte ohne Unterlaß fort. Da kitzelte Ivo der Muthwille, er zog raſch die Nadeln aus dem Strickzeug und ſprang davon.

Emmerenz ſtand ſchnell auf und warf ihm einen Stein nach; da ſie ihn aber, nach Art der Mädchen, nicht über die Schulter erhob, ſondern nur grade vor ſich hin ſchleuderte, fiel er kaum drei Schritte vor ihr nieder. Nachdem ſie die Nadeln zuſammengeleſen, ging ſie weinend nach Haus.

Nachmittags machte Ivo ſeine Grauſamkeit ſchnell vergeſſen, er brachte der Emmerenz ein Stück blaues Glas von einer zerbrochenen Flaſche. Eines nach dem andern betrachtete nun die Sonne durch das Glas und rief: „Ujadele wie ſchön!“ Ivo wickelte das Kleinod in ein Papierchen und ſchenkte es der Emmerenz.

Einſt kam ein Mann in das Dorf, der, wie weiland der kühne Rattenfänger, alle Kinder hinter ſich dreinzog; das war nämlich der „Holgen-[1] Mann,“ der für zerbrochenes Glaswerk den Kindern gemalte Bilder verhandelte. Ivo lief im ganzen Hauſe umher, bis er ſich die blinkende Münze erobert, und dann brachte er den Preis der Emmerenz.

---

[1] Heiligenbild.

Aber nicht nur beim Sonnenſchein, auch beim Regen treffen wir die Kinder bei einander.

Der alte Valentin ſah ſtill vergnügt zum Fenſter hinaus, denn man kann gar leicht, ohne etwas Beſtimmtes zu denken und zu haben, doch ſtillvergnügt einem Regen zuſehen; da wird Körper und Seele wie mit einem erquicklich leichten, feinen Nebel angehaucht, und wie man träumeriſch dem Wellenſpiele eines Stromes zuſieht, ſo ſieht man nun von den Dächern überall die Tropfen rinnen; Alles was uns umgibt, die ſtill fließende Luft ſelber, hat Stimme und Geſtalt gewonnen.

Ivo und Emmerenz hatten ſich unter die offene Scheune geflüchtet, auch der kleine Jakobele, des Schultheißen dreijähriger Knabe, war dabei. Die Hühner hatten auch gleiche Zuflucht geſucht, ſie ſtanden neben den Kindern, ließen ihre Schwänze hängen und ſchüttelten ſich oft. Das ſchwarze Kätzchen kam gleichfalls ganz hart am Hauſe hergeſchlichen, es ging ſo leiſe und trat ſo behutſam auf und ſchüttelte nach jedem Auftreten die Pfote, daß man ſein Herbeikommen gar nicht merkte, bis die Hühner aufgackerten; es verſchwand aber ſchnell in dem offenen Stallfenſterchen.

Anfangs rieſelte es ſo zart, daß man nur an der Dunkelheit des offenen Dachfenſters gegenüber merkte, daß Tropfen herunter fielen; bald aber plätſcherte es gewaltig, und Ivo ſagte: „Ah! das thut meinen Nägele[1] im Garten gut.“ „Garten gut,“ wiederholte der kleine Jakobele. Dann ſagte Ivo wieder: „Ah, das gibt einen großen Bach.“ „Großen Bach,“ wiederholte Jakobele abermals. Ivo ſah ihn grimmig an, dann ſang er, auf Emmerenz ſchlagend:

Es regnet regnet Tropfe,
Die Mädle muß mer klopfe,
Die Bube muß mer Kutſche fahre,
Die Mädle muß mer in Neckar trage.

Emmerenz machte ſich los und ſang, auf Ivo ſchlagend:

Es regnet regnet Tropfe,
Die Bube muß mer klopfe,
Die Mädle legt mer in ein golden Bett,
Die Bube in ein' Dornenheck.

Bauern fuhren mit leeren Säcken auf dem Kopfe ſchreiend vorbei, um dem ſchweren Wetter zu entfliehen; die Kinder lachten ſie aus und ſchrieen ebenfalls Hio! Emmerenz ſtand da, den Kopf auf die linke Seite geneigt und die Händchen unter der Schürze über einander gehalten; als es aber gerade am ärgſten regnete, ſtieß Ivo ſie hinaus unter die Dachtrauſe. Der Jakobele ſprang von ſelbſt hinaus, gleichſam den Regen herausfordernd; er duckte aber doch blinzelnd ſeinen Kopf unter, als wollte er nicht zu ſchwer von dem Regen getroffen werden. Mit der Schürze über dem Kopfe gab ſich nun Emmerenz alle Mühe wieder unter Dach zu kommen, aber Ivo hielt ſtrenge Wacht, und erſt als ſie weinte, ließ er ſie herein.

---

[1] Nelken.

Der Regen hörte endlich auf, die Sonne ſchien hell, und mit unnennbarer Luſt ſprangen die Kinder umher; es war als ob die erfriſchte Luſt auch dieſe jungen Menſchenpflänzchen neu belebte. Braune Ströme hatten ſich neben der Straße gebildet, die Kinder ließen Späne als Flöße darauf ſchwimmen und wateten mit Luſt in dem Waſſer, nach Eiſen darin ſuchend. Ivo, der immer weitere Pläne hatte, wollte ein Mühlrad bauen, aber lange ehe das Rad fertig war, war das Waſſer verfloſſen.

Wie oft geht das ſo, daß wir Gewerke herrichten für den Strom unſerer Lebenstage, und ehe das Gewerk nur halb fertig, iſt Alles verſiegt und trocken.

So neckiſch auch Ivo manchmal gegen Emmerenz war, ſo ließ er ihr doch von Niemand ein Leid anthun. Einſt ging er aus der Schule nach Haus, da ſah er, wie die Emmerenz von zwei Unholden, zwei alten grauen Gänſen, verfolgt wurde. Schreiend und wehklagend floh das Mädchen mit rückwärts gekehrtem Kopfe. Schon hatte eins der Unholde ihr Kleid erfaßt und zerrte daran, da ſprang Ivo, gerüſtet wie er war, mit ſeinem Schilde, der Schiefertafel, und ſeinem Schwerte, dem Lineal, auf die Verfolger los und trieb ſie nach ſchwerem aber muthigem Kampfe in die Flucht. Mit heldenmüthigem Selbſtgefühl hob er dann Emmerenz, die auf den Boden gefallen war, auf, und ſchritt triumphirend in ſeinem Waffenſchmucke neben ihr her.

Nazi hatte ihm von Rittern erzählt, die wehrloſe Fräulein von Drachen erretteten; er erſchien ſich jetzt als ein ſolcher Ritter und war gar zufrieden und vergnügt.

4.

Muckele und Wuſele.

Das Haus Valentins wurde um ein Glied vermehrt, auf das die Blicke Aller gerichtet waren; Valentin brachte nämlich vom Oberndorfer Markt eine ſchöne Kuhkalbin mit. Ehe das Thier in's Haus gebracht wurde, muſterten und ſchätzten es die Nachbarn und alle Vorübergehenden. Die Mutter, Ivo und Nazi gingen dem Ankömmling bis vor die Thüre entgegen. Hier erhielt Ivo ein hölzernes Pferd, dann übergab Valentin, vergnügt um ſich ſchauend, das Seil an Nazi, herausfordernd betrachtete er die Nachbarn und wiederum das „ausbundige“ Thier, das er mit einem Schlage in den Stall entließ. Das Thier war ſchön und ſtattlich, mit einem Worte, ſo was man eine „rechtſchaffene, ſtolze Kuh“ nennt.

Als die offene Stelle im Stalle wieder beſetzt war, eilte Ivo, ſein hölzernes Pferd auf der Bruſt tragend, mit Nazi in den Schuppen; ſie brachten „kurz Futter“ für die Fremde, aber das Thier öffnete den Mund nicht und brummte nur ſo vor ſich hin. Ivo ſtrich ihm ſanft mit der Hand über die zarten Haare, es wendete den Kopf nach dem Knaben und ſchaute ihn lange an.

Ivo tummelte dann ſein hölzernes Pferd, das that gar nicht fremd, es war überall zu Hauſe und trug den Kopf mit der Hahnenfeder immer ſtolz.

Nachts erwachte Ivo plötzlich von ſeinem Schlafe; er hörte ein Jammern, das ihm durch die Seele ſchütterte. Die Klagen der Allgäuer Kalbin erſchollen immer tiefer und tiefer aus dem Innerſten heraus, und es war, als ob ſie ihr ganzes Leben damit ausklagen müßte.

Ivo hörte lange zu, wie das Schreien durch die Stille der Nacht ſo wehvoll und ſchauerlich klang. So oft das Thier eine Pauſe machte, horchte er mit angehaltenem Athem; er glaubte, jetzt und jetzt müſſe doch das Klagen aufhören, aber es kam immer wieder. Ivo weckte endlich ſeinen Vater.

„Was gibt's?“

„Die fremd' Kalbin ſchreit.“

„Laß ſie ſchreien, ſchlaf du dummer Bub, die Kalbin hat eben Jammer[1] und da iſt's nicht anders.“

Ivo verdeckte ſich die Ohren mit dem Kiſſen und ſchlief wieder ein.

Faſt drei Tage lang fraß die Kalbin keinen Biſſen, endlich aber gewöhnte ſie ſich an das andere Vieh im Stalle und war ſtill und fraß wie die anderen. Zu neuem Jammer gingen ihr aber die Klauen an den Vorderfüßen ab; ſie war nur gewohnt auf weicher Weide, nicht aber einen ſo weiten Weg auf harter Straße zu gehen.

Ivo half nun oft dem Nazi der Kalbin die Füße verbinden, ſeine Demuth und ſein Mitleid, das er der Fremden bezeigte, war gar groß; ſie erwiderte aber auch, ſo weit ſie vermochte, ſeine Theilnahme, und Nazi, der ſich gar wohl auf die Thiere verſtand, ſagte: „Der Hirtenbub von der Allgäuerin hat dir ähnlich geſehen, Ivo, das merk' ich wohl.“

So viel Freude nun Ivo an der Allgäuerin gewonnen, eben ſo viel Schmerz erlebte er an ſeinem hölzernen Pferde. Dieſes war durch den Lauf der

---

[1] Heimweh.

Zeit unſauber geworden. Ganz in aller Stille lief er daher eines Morgens nach der Schwemme, wuſch und putzte es tüchtig, aber laut wehklagend kehrte er heim, denn alle Farben waren abgelaufen.

So erfuhr Ivo ſchon frühe, wie wenig dem gemachten Spielzeuge zu trauen iſt. Das Schickſal gab ihm aber reichlichen Erſatz für ſeinen Verluſt.

Es war wiederum einmal ſpät in der Nacht, da war alles im Hauſe wegen der Kalbin auf den Beinen; ſie gebar ein Junges.

Ivo durfte nicht in den Stall, er hörte von ferne ein jämmerlich dumpfes Wehklagen, denn auch die Hausthiere hat der Fluch getroffen, daß ſie „mit Schmerzen gebären."

Als es kaum Tag war, eilte Ivo in den Stall. Er ſah das ſchöne Kälbchen zu den Füßen der Mutter, es war ein Stromel,[1] die Mutter küßte und leckte es mit ihrer Zunge; Niemand durfte ſich ihm nahen, denn die Kuh war dann wie wüthend, nur als Ivo hinzu kam und das Kälbchen ſchüchtern berührte, war die Algäuerin ruhig; ihr Erſtgeborenes war ein Sohn, und Ivo ließ bei ſeinem Vater nicht nach, bis er ihm das Verſprechen gab, daß man das Kälbchen „anbinden," das heißt großziehen wolle.

Von nun an war Ivo jedesmal in der Küche dabei, wenn der Wöchnerin warme Tränke bereitet wurde, und Niemand als er durfte ihr den Kübel hinhalten.

---

[1] Schwarzgeſtriemt.

Faſt nie bleibt eine Freude ungeſtört, das erfuhr auch Ivo.

Eines Tages kehrte er aus der Schule heim, da ſah er einen großen Hund auf der Hausſchwelle ſtehen. Sorgſam ging er an ihm vorbei nach dem Stalle. Dort erblickte er einen Mann mit einem blauen Ueberhemde, ein roth und gelb gewürfeltes Halstuch hing loſe geknüpft an ſeinem Halſe und in der Hand hielt er den von Meſſingdraht umwundenen Griff eines Schlehdornſtockes.

Ivo ſah wohl, daß das ein Metzger war. Der Vater ſtand bei ihm und ſagte:

„Um acht Gulden geb ich's, es iſt aber ſchad, wenn es gemetzget wird, es hat ſo mächtige Stotzen.[1]

„Sieben Gulden geb' ich!“

Der Vater ſchüttelte den Kopf.

„Nun meinetwegen noch ein Kopfſtück.“[2]

Ivo hatte dieß kaum vernommen, da wurde ihm alles klar. Er ſtellte ſein Schulzeug ſchnell an die Wand, ſprang in den Stall, fiel dem Kälbchen um den Hals und es mit ſeinen Armen feſt umklammernd, rief er: „Nein, gut's Muckele, ſie dürfen dir nicht in deinen lieben Hals 'nein ſtechen,“ er weinte laut und konnte kaum noch die Worte hervorbringen: „Vater, Vater! ihr habt mir's ja verſprochen.“

---

[1] Füße.

[2] 15 Kreuzer.

Das Kälbchen ſchrie laut, gleich als ahnte es, was vorging, und die Kuh wendete den Kopf und brummte, ohne das Maul zu öffnen.

Valentin nahm in Verlegenheit ſeine Mütze ab, ſchaute hinein und ſetzte ſie wieder auf. Mit einem lächelnden Blicke auf Ivo ſagte er endlich: „Nun, es ſoll ſo bleiben, ich mag's dem Kinde nicht zu leid thun. Ivo, du kannſt es aufziehen, aber du mußt ihm auch Futter ſchaffen.“ Der Metzger ging fort, ſein Hund bellte ihm voraus, gleich als wollte er den innern Zorn ſeines Herrn laut werden laſſen. Er fuhr dann unter die Hühner und Gänſe Valentins und jagte ſie auseinander, grade wie ein Bedienter an den Untergebenen von ſeines Herrn Feinden ſeinen Muthwillen ausläßt.

Ivo war nun glücklich mit dem Kälbchen, er hatte es vom Tode gerettet; aber es ſchnitt ihm doch tief durch die junge Seele, daß ſein Vater ihm ſein Verſprechen hatte brechen wollen. Er vergaß dieß indeß bald wieder, und mit großer Freude führte er in ſeinen Freiſtunden das Muckele hinaus an einen Rain und ließ es weiden.

Eines Nachmittags ſtand Ivo neben ſeinem Muckele an dem Wieſenrain in der Hohlgaſſe, er hielt das Seil und ließ das Kälbchen freſſen. Mit heller

Stimme ſang er ein Lied, das ihn der Nazi gelehrt. Die Töne klangen wie von Sehnſucht und Heimweh durchzittert. Er ſang:

Dort oben, dort oben
An der himmliſchen Thür,
Und da ſteht eine arme Seele,
Schaut traurig herfür.

Arme Seele mein, arme Seele mein,
Komm zu mir herein;
Und da werden deine Kleider
Ja alle ſo rein.

So rein und ſo weiß
So weiß als wie der Schnee,
Und ſo wollen wir mit einander
In das Himmelreich eingehn.

In das Himmelreich, in das Himmelreich,
In das himmliſche Paradies,
Wo Gott Vater, wo Gott Sohne,
Wo Gott heiliger Geiſt iſt.

Kaum hatte das Lied geendet, da ſah er die Emmerenz von der Leimengrube herkommen. Sie trieb mit einem dürren Tannenzweige junge Entchen vor ſich her, bei Ivo hielt ſie an und ließ die Entchen ſich im Graben tummeln.

„Ich komm' von der Leimengrub,“ erzählte ſie, „ich hab' viel Praſt gehabt, bis ich meine ſechs

Wuſele,[1] guck da, vier graue und zwei weiße, aus dem Waſſer 'rausgelockt hab'. Jetzt ſind ſie acht Tag' alt. Denk' einmal, mein' Mutter hat die Eier einer Henn' untergelegt, und jetzt will ſie die Henn' nicht annehmen, ſie läßt ſie laufen und kümmert ſich gar nicht um ſie."

„Das ſind jetzt Waiſenkinder, und da mußt du ihr' Mutter ſein," ſagte Ivo.

„Ach und wie barmherzig können die einen anſehen, weißt du, nur ſo von der Seite." Emmerenz ahmte die Thierchen nach; den Kopf auf die Seite legend und von unten aufſchauend, blickte ſie Ivo gar lieblich an, der wiederum ſagte:

„Guck, die Thierle können doch kein Augenblick ruhig ſein, das pfludert und pfladert in einem fort; ich thät' den Schwindel kriegen, wenn ich ſo wär'."

„Ich komm nicht draus," ſagte Emmerenz mit ſinnendem Blicke, „woher denn die Geitle wiſſen, daß ſie in's Waſſer können; wenn ſie noch ein' Geit ausgebrütet hätt', die thät's ihnen weiſen, aber die Henn' hat ſie ja laufen laſſen, und wie ſie nur haben fortkratteln können, patſchen ſie wick wack, von einem Fuß auf den andern, 'naus in die Leimengrub."

---

[1] Eigentlich nennt man blos junge Gänſe ſo, junge Entchen aber heißen Geitle, Emmerenz gebrauchte aber abwechſelnd beide Ausdrücke.

Hier ſtanden die Gedanken zweier jungen Seelen vor der geheimen Thüre der Natur. Eine Weile herrſchte Stille, dann aber ſagte Ivo:

„Die Geitle halten alle zuſammen und geben nicht von einander; mein' Mutter hat geſagt, ſo müſſen's auch die Menſchen machen, Geſchwiſter gehören zuſammen, und wenn die Gluck ruft, kommen alle Bibbele[1] geſprungen.“

„Ja, die garſtigen Bibbele, die großen Dinger ſchämen ſich nicht und freſſen meinen Geitle alles weg, wenn ich ihnen was bring'. Wenn's nur auch einmal wieder rechtſchaffen regnen thät, daß meine Geitle auch wachſen thäten. Nachts, da thu ich ſie allemal in einen Kratten,[2] man darf ſie nicht recht anrühren, ſo weich ſind ſie und da buſchen ſie in ihrem Bettle zuſammen, wie ich zu meiner Ahne;[3] und mein' Ahne hat geſagt, wenn ſie einmal groß ſind, da rupft ſie ſie, und macht mir ein Kiſſen daraus.“

So plauderte Emmerenz. Ivo fing aber plötzlich an zu ſingen:

Da droben aufm Bergle,
Do ſteht e weißer Schimmel,
Und die brave Büeble
Kommet alle in Himmel.

---

[1] Hühner.

[2] Korb.

[3] Großmutter.

Emmerenz ſang dagegen:

Und die brave Büeble
Kommet et allein drein,
Und die brave Mädle
Müſſet au dabei ſein.

Ivo ſang wieder:

Da droben auf'm Bergle
Do ſteht e ſchwarzer Mann,
Er hot mi wolle freſſe,
Hot's Maul aufgethan.

Bald begann nun eines, bald das andere der Kinder und ſie ſangen:

Schätzle, ſchau ſchau!
Jetzt kommt der Wauwau,
Het e Ränzle auf'm Buckel
Und e Pfeifle im Maul.

* * *

Hörſt et wie's Vögele ſingt,
Hörſt et wie's pfeift?
In dem Wald, aus dem Wald:
Schätzle, wo bleibſt?

* * *

Fahr mer et über mein Aeckerle,
Fahr mer et über mein Wieſ,
Oder i prügel di wägerle[1]
Oder i prügel di g'wiß.

* * *

[1] Wahrlich.

O Appele von Kappele
Was machen deine Gäns'?
Sie pfluderet, ſie pfladeret
Mit ihre kurze Schwänz'.

So ſangen die Kinder noch mancherlei, eines ſchien das andere an Liederreichthum überbieten zu wollen. Endlich ſagte Ivo: „Treib' du jetzt deine Geitle heim, i gang au bald.“ Ein gewiſſes Schamgefühl hielt ihn ab, mit Emmerenz zugleich durch das Dorf heimzukehren; er war ſich bloß der Scheu vor ſeinen neckenden Kameraden bewußt.

Nachdem Emmerenz eine Weile fort war, machte ſich Ivo mit ſeinem Muckele auf den Heimweg.

Ivo, der mit einer beſonders feinen Empfindung begabt, auf alles ſein Gefühl übertrug, ſah mit Schmerz, daß die Allgäuerin, ſeitdem ihr Junges abgewöhnt war, ſich gar nicht mehr um daſſelbe bekümmerte. Er hatte noch nicht gewußt, daß die Thiere nur ſo lange mit liebender Sorgfalt an ihren Jungen hängen, als dieſe in unmittelbarer Abhängigkeit und in natürlichem Zuſammenhange mit ihnen ſtehen. Nur ſo lange die jungen Vögel noch nicht recht fliegen und ihre Nahrung holen können, nur ſo lange ein Junges an der Mutter ſaugt, dauert das elterliche Verhältniß. Aus dem natürlichen Zuſammenhange herausgeriſſen, oder ihm entwachſen, kennen die Eltern, und beſonders die Hausthiere, die Jungen nicht mehr. Der Menſch allein, der zu ſeinem Kinde nicht bloß in leiblichem, ſondern auch in geiſtigem Zuſammenhange ſteht, nur der Menſch allein erhält ewig Liebe für ſeine Sprößlinge.

5.

Feldleben.

Nicht nur zu Hauſe bei Menſch und Vieh, ſondern auch draußen bei der ſtillwachſenden Saat und unter den rauſchenden Bäumen, hatte Ivo ein reich angeregtes Leben; die ganze Welt mit ihren Herrlichkeiten und ſtillen Freuden zog in die offenen Paradiesespforten dieſer jungen Seele ein.

Wenn wir durch das ganze Leben ſo fortfahren könnten an Wachsthum und Fülle zuzunehmen wie in der Kindheit, ein himmliſch geſegnetes Daſein wäre unſer Loos; aber das All dringt plötzlich in uns ein und wir haben unſer ganzes Leben lang nur damit zu thun, es zu zerlegen, zu enträthſeln und zu erklären.

Während der großen Vacanz, zur Zeit der Ernte und der Heberet[1], war Ivo faſt immer mit Nazi im Felde. Da draußen lebte er erſt recht und doppelt auf, und wenn er den Blick aufwärts richtete, ſo war das Blau ſeiner Augen wie ein Tropfen aus der Himmelsbläue droben, die ſich ſo ſtill und klar über die Erde und die emſigen Menſchen ausbreitete, und es war, als ob dieſes leibhaftige Stückchen in einen Menſchen verſenkten Himmels, wieder aufſtrebe zu ſeinem unendlichen Urquell.

---

[1] Des Pflügens.

So etwas wenigſtens dachte einſt Nazi, als er den aufſchauenden Ivo am Kinn faßte und ihn inbrünſtig auf die Augen küßte. Gleich darauf aber ſchämte er ſich dieſer Zärtlichkeit, und neckte und ſchlug im Scherze den Ivo.

Wenn die Kühe angeſpannt wurden, war Ivo immer zur Hand, er legte der Allgäuerin, die nun auch zum Felddienſte angehalten wurde, das Polſter zwiſchen die Hörner; es freute ihn, daß das hölzerne Joch doch nicht gerade ſo hart auf dem Kopf der Thiere liege. Dann ſtand er im Felde bei den Thieren und wehrte ihnen mit einem Baumzweige die Bremſen ab. Zu dieſer Sorgfalt für die wehrlos Angejochten hielt ihn Nazi mit weiſen Ermahnungen an.

Ivo und Emmerenz ſtellten ſich auch oft ſchon lange ehe die Kühe oder der Falb angeſpannt wurde, auf den Wagen und tanzten auf dem Brette; dann fuhren ſie ſelig hinaus in's Feld, tummelten ſich auf der Wieſe, ſammelten das Heu auf Schochen[1] und ſtießen einander muthwillig hinein.

[1] Haufen, nur beim Heu gebräuchlich.

So oft der Nazi in's Feld fuhr, ſtand Ivo bei ihm auf dem Wagen oder er ſaß auch allein oben, die Hände in den Schooß gelegt; und wie ſein Leib erzitterte von dem Rütteln des Wagens, ſo hüpfte ihm das Herz im Leibe. Er ſah träumeriſch hinaus in die Gefilde. Wer mag ermeſſen, welches lautloſe Naturleben die Bruſt eines ſolchen Kindes bewegt?

Auch fromme Wohlthätigkeit übte Ivo ſchon frühe.

Emmerenz mußte als Kind armer Eltern die abgefallenen Aehren auf dem Felde zuſammenleſen. Ivo ließ ſich nun von ſeiner Mutter ein Säckchen nähen, hing es an einem Bändel um den Hals und ſammelte für Emmerenz die Aehren. Die Mutter warnte ihn nur, während ſie ihm das Säckchen umhing, er ſolle acht geben, daß der Vater ihn nicht ſehe, denn er würde zanken, da es ſich für ein Kind vermögender Eltern nicht ſchicke, Aehren zu leſen. Ivo ſah verwundert nach ſeiner Mutter, eine tiefe Betrübniß blickte aus ſeinem Antlitze, aber ſie haftete nicht lange.

Mit himmliſcher Freude, wie er ſie faſt noch nie empfunden, ging er barfuß über die ſcharfen Stoppeln, und ſammelte für Emmerenz einen ganzen Sack voll Gerſte. Er war dann dabei als Emmerenz mit einem Theile davon die jungen Entchen fütterte, er ahmte die Thierchen nach, wie ſie ſo haſtig hin und herſpringend die Körner aufſchnabelten.

Einſt ging Ivo mit Nazi in's Feld. Der Falb, ein wohlbeleibtes Pferd mit tief eingeſchnittenem Kreuze und weißer Mähne, die bis auf die Bruſt hinabreichte, war an die Egge geſpannt. An des Schloßbauern Haus trieb der Wirbelwind eine Staubſäule in die Höhe.

„Meine Mutter hat geſagt,“ erzählte Ivo, „daß in ſo einem Wirbelwind böſe Geiſter einander würgen, und wenn man dazwiſchen kommt, erwürgen ſie einen.“

„Wir kriegen heute noch bös Wetter,“ erwiderte Nazi, „bleib du daheim.“

„Nein, laß mich mit,“ erwiederte Ivo, die rauhe Hand Nazi's faſſend.

Nazi hatte recht prophezeit. Sie waren kaum eine Stunde im Felde, als ſie von einem furchtbaren Hagelwetter überfallen wurden. Schnell wurde das Pferd von der Egge geſpannt, Nazi ſchwang ſich mit Ivo hinauf, und im Galopp ging es der Heimath zu. Es war ſo dunkel geworden, als ob die Nacht hereinbreche. Ivo ſchmiegte ſich furchtſam an Nazi: „Gelt,“ ſagte er, „das Wetter haben die böſen Geiſter vom Wirbelwind gebracht?“

„Es gibt keine böſe Geiſter, es gibt nur böſe Menſchen,“ erwiederte Nazi.

Sonderbar! Ivo fing vor Furcht an laut zu lachen, ſo daß es dem Nazi angſt und bange wurde.

Schrecken und Freude ſind ſo nahe verwandt, daß Ivo in dem Zittern ſeiner Seele ſo zu ſagen ein kitzelndes Wohlgefühl empfand.

Leichenblaß und zähneklappernd kam Ivo nach Haus, ſeine Mutter brachte ihn ſchnell in's Bette, beſonders auch um ihn vor dem Vater zu verbergen, der es ſchon lange nicht leiden wollte, daß das zarte, zum Pfarrer beſtimmte Kind mit in's Feld ging.

Ivo war kaum einige Minuten im Bette, da kam der Nazi mit einem Apothekerglas, gab ihm einige Tropfen daraus zu trinken, worauf er in einen ſanften Schlaf verfiel, und ſchon nach einer Stunde ſo geſund war wie zuvor. — —

Die unvergleichlichſte Freude genoß einſt Ivo, als er einen ganzen Tag lang, ohne zwiſchendrein nach Hauſe zukommen, mit in's Feld durfte. Morgens in aller Frühe, ſchon vor der Frühmeſſe, ging er mit Nazi und dem Falben, der an den Pflug geſpannt war, hinaus in's Feld, nach dem größten und entfernteſten Acker Valentins, der an der Iſenburger Gemarkung im Würmlesthäle liegt.

Es war ein ſchöner heller Auguſtmorgen, es hatte in der Nacht gewittert, ein friſcher Lebensathem wehte von den Bäumen und Feldern. Die Kleeblumen, das einzig Bluhende im Felde, ſchauten wie mit glitzernden Augen auf zur Sonne, die man noch nicht ſehen konnte, obgleich es längſt heller Tag war; ſie war jenſeits hinter dem Hohenzollern aufgegangen.

Der Pflug griff wacker ein, ein erquickender Brodem ſtieg aus der braunen regengeſättigten Erde auf. Der Falb ſchien ſich faſt gar nicht anzuſtrengen, und Nazi lenkte den Pflug ſo leicht wie ein Fährmann das Ruder eines mit dem Strome ſchwimmenden Kahnes. Weit ringsum war Alles ſo hell, und bald da bald dort ſah man Menſchen und Vieh fröhlich arbeiten.

Als es in Horb zur Frühmeſſe läutete, hielt Ivo an. Das Pferd ſtand ſtill, der Pflug ruhte in der Furche, Ivo und Nazi falteten die Hände; es war faſt als ob der Falb auch mit bete, denn er ſchwenkte den Kopf mehrmals auf und nieder. Darauf zogen ſie noch die Furche bis an's Ende, ſetzten ſich an den Rain und verzehrten ein Stück Brod.

„Wenn wir nun heut einen Schatz finden thäten,“ ſagte Ivo, „weißt du, wie ſelber Bauer, von dem der Emmerenz ihr Mutter erzählt hat, dem ein ganzer Hafen voll goldener Karlin beim Pflügen unter'm Fuß gelegen iſt; da thät ich der Emmerenz ein neu Kleid kaufen und ihrem Vater die Schuld von ſeinem Häusle bezahlen, und was thätſt du?“

„Nichts,“ ſagte Nazi, „ich brauch' kein Geld.“

Nun ging es wieder tapfer zur Arbeit, die heute ſo leicht war, daß Nazi zu ſingen begann, aber nichts vom Pflügen und nichts vom Säen, und überhaupt nichts von der Feldarbeit. Er ſang:

Wir ſind der Geſchwiſter drei,
Die Liſe, die Käthi, die Mei,
Die jüngſte, die ließ den Knaben herein.

Sie ſtellt' ihn wol hinter die Thür,
Bis Vater und Mutter im Bette war —
Da zog ſie ihn wieder herfür.

Sie führt' ihn wol oben in's Haus,
Sie führt' ihn wol in ein Zimmer hinein
Und warf ihn zum Fenſter hinaus.

Er fiel wol auf einen Stein,
Er brach ſich das Herz im Leibe entzwei,
Dazu auch ein Achſelbein.

Er raffte ſich wiederum heim;
Ach Mutter! ich bin es gefallen
Auf einen harten Stein.

Mein Sohne und das geſchieht dir recht,
Wärſt du es bei Tage nach Hauſe,
Wie ein anderer Bauernknecht.

Er legt ſich wol oben auf's Bett,
Und als das Glöcklein zwölfe ſchlägt,
Da hat ihn der Tod geſtreckt.

Jetzt ſchlug Nazi ein Schnippchen, ſetzte den Hut feſter und ſang, wol in Erinnerung an die Vergangenheit:

Ei liedricher Knecht!
Und zum Saufen biſt recht,
Und zum Tanzen biſt g'macht,
Und kein Geld haſt im Sack.

Wenn i au kein Geld han
Was geht's andere Leut an?
D' Frau Wirthin ſchenkt ein
Wenn i austrunken han.

Und wenn i's net zahl,
So ſchreibt ſe's an d' Thür,
Daß e Jeder kann ſehen,
Daß i liederich bin.

Jo liederich bin i,
Kein Menſch und der mag mi,
Han kein Haus und kein Feld
Und kein Theil an der Welt.

Plötzlich hielt Nazi inne und ſchrie dem Pferde zu: „Hio!" Man konnte nicht wiſſen, ob er vergeſſen, daß Ivo bei ihm war, oder ob er ſeiner nicht achtete. So viel aber iſt gewiß, daß derartige Lieder auf ein Dorfkind nicht, wie man glauben ſollte, einen verderblichen Einfluß ausüben.

In früheſter Jugend hörte Ivo beſonders in Liedern allerlei Dinge bei ihren unverhüllten Benennungen, aber die Reinheit ſeines Gemüths ward dadurch keineswegs befleckt, vielmehr machte gerade das Offene und Unverhüllte derſelben ſie ſpurlos abgleiten. In Nazi ſchienen heute allerlei Erinnerungen aufzuſteigen, und nach einer längeren Pauſe ſang er halb laut:

Ich leb ſchon vierzig Jahre,
Hab auch ſchon graue Haare,
Und wenn ich halt kein Weib bekomm,
Iſt Feuer auf dem Dach;
Und wenn ich halt kein Weib bekomm,
Da ſpring ich in den Bach.

Gleich darauf ſang er wieder:

Ach Schatz, wo fehlt es dir?
Daß du nicht red'ſt mit mir?
Haſt du einen anderweiten,
Der dir thut die Zeit vertreiben,
Der dir ja lieber iſt?

Und wenn er dir ja lieber iſt,
So reiſ' ich weg von dir,
Reiſ' ich auf fremde Straßen,
Thu mein' Schatz einem Andern laſſen
Und ſchreib ihm einen Brief;

Loß dich grüßen,
Du mußt wiſſen,
Daß ich ein Reiter bin.
Thu ich reiſen fremde Straßen,
Thu mein'n Schatz ein'm Andern laſſen,
O wie hart iſt das,

O wie leicht iſt das
Wenn man kein'n Schatz nicht hat,
Kann man ſchlafen ohne Sorgen
Von dem Abend bis zum Morgen.
O wie leicht iſt das.

Es hätt' auch wol ſchöne Städt',
Die ich gewandret hätt',
In dem ſpaniſchen Niederland,
Und wo ich auch wandern thät
Ich niemals mein Schätzichen fand.

Wer hat das Liedlein gemacht und erdacht?
Es hat's gemacht, es hat's erdacht
Ein ſchöner junger Knab',
Seiner Herzlieben zu guter Nacht.

Wie Sehnſuchtsblicke, die in endloſer Ferne ſchweifen, ſo zogen die Töne dahin, weit über das Feld, und ſie verklangen, und wer weiß, wem ſie gegolten.

Sollte der alte Knecht noch eine ſo tiefe Liebe in der Seele nähren?

Es läutete eilf Uhr und nun wurde wiederum angehalten und gebetet; das Pferd wurde vom Pfluge geſpannt und ihm ein Bündel Klee vorgeworfen. Ivo und Nazi ſetzten ſich auf den Rain neben dem Kleeacker, und harrten auf Gretle, die das Eſſen bringen ſollte; es ließ auch nicht lange auf ſich warten. Aus Einer Schüſſel aßen nun die Beiden und es ſchmeckte ihnen wohl, denn ſie hatten tüchtig gearbeitet; ſie aßen ſo rein aus, daß das Gretle ſagte:

„Es gibt morgen gut Wetter, ihr machet ſauber G'ſchirr."

„Ja", ſagte Nazi, die Schüſſel umkehrend, „da verſauft kein' Wanz mehr drin."

Nach dem Eſſen legten ſich die Beiden ein wenig nieder, denn:

Es iſt kein'm Thierle zu vergeſſen,
Es ruht ein Stündle nach dem Eſſen.

Ivo lag an dem Raine ausgeſtreckt und auf das tauſendſtimmige Zirpen im Kleeacker hinhorchend, ſagte er, indem er die Augen ſchloß:

„Es iſt juſt, wie wenn der ganz' Kleeacker leben und die Blumen ſingen thäten . . . und droben die Lerch' . . . und die Grasmück" — er beendete ſeine Rede nicht, denn er war eingeſchlafen. Nazi betrachtete ihn lange mit Wohlgefallen, dann holte er einige Stäbe herbei, ſteckte ſie behutſam in den Boden und breitete das Grastuch, in welches der Klee eingebunden war, darüber aus, ſo daß der Knabe im Schatten ſchlief; leiſe ſtand er dann auf, ſpannte das Pferd wieder an und fuhr lautlos in ſeiner Arbeit fort.

Man wußte nicht, ob er die Lieder von ſeinem Munde zurückdrängte oder ob ein tiefer Ernſt ihn ſo ſtille machte. Der Falb war ſehr folgſam, er zog von ſelbſt die Furchen ganz ſchnurgrade und es bedurfte nur eines leiſen Rucks am Zügel und keines lauten Worts, um ihn ſtets in gleichmäßiger Richtung zu erhalten.

Die Sonne war ſchon im Hinabſteigen, als Ivo erwachte. Er riß das über ihm aufgebaute Zelt ſchnell ein und ſah ſich verwundert um, er wußte eine Zeit lang nicht, wo er war; als er den Nazi erblickte, ſprang er mit Freudenjubel auf ihn zu. Er half nun die Arbeit vollenden und es that ihm faſt wehe, daß der Nazi auch ohne ihn hatte pflügen können, denn er that ſich was darauf zu gut, bei der Arbeit helfen zu müſſen.

Es war Abend geworden, als man den Pflug abſpannte, um mit dem ledigen Pferde heimzukehren. Nazi hob den Ivo auf das Pferd und folgte hinterdrein den Berg hinan; plötzlich erinnerte er ſich, daß er ſein Meſſer beim Pfluge hatte liegen laſſen, er kehrte um und nun ſtand er unten und ſchaute hinauf nach der ſcheidenden Sonne, die zwiſchen den zwei von ſchwarzen Tannen bekränzten Bergen unterging. Wie ein aus lauter Licht und fließendem Gold erbauter Chor einer Kirche ſah Himmel und Erde aus, es war, als ob die ganze Ewigkeit ihre Heiligthümer aufgeſchloſſen hätte; lange Glutſtreifen flatterten ringsum vom brennendſten Flammenpurpur bis zum weichſten kaum gehauchten Roth, die kleinen Wölkchen glichen lichten Engelsköpfen und mitten drin ſtand eine große Wolke in feierlicher Stille, gleich einem großen Altar; das Fußgeſtell war blau, und drüber brannte eine Flammendecke; es war, als müßte man ſich plötzlich da hinaufſchwingen und verzehren, verglühen, und es war wiederum, als müßte jetzt plötzlich dieſe Wolke ſich zertheilen, und heraustreten der Herr in ſeiner Glorie und verkünden das tauſendjährige Reich des Heils und des Friedens.

Droben am Bergesrande ritt Ivo auf dem Pferde, und es war, als ob das Thier, das, an die Erde gebannt heute ihre Furchen aufwühlte, jetzt plötzlich hinweggehoben von der Scholle in der Luft ſchwebe und mit dem Kinde hinaufgezogen werde in den Himmel; man ſah die Füße nur ſich ſanft in der Luft heben, Ivo ſtreckte die Arme aus, als winke ihm ein Engel. Zwei Tauben flogen hoch in den Lüften der Heimath zu, ſie flogen hoch, ſie flogen weit — was iſt hier weit und was iſt hoch? — ihre Flügel regten ſich nicht, ſie ſchwebten dahin wie von einer unendlichen Macht gezogen und verſchwanden in den Gluthen.

Wer verkündet all die Himmelspracht, wo das Herz, durchglüht vom heiligen Geiſte des Alls, ſich ausdehnt bis dahin, wo keine Schranke mehr, wo man aufgegangen, in's Unendliche, doch beſeligt, befriedigt, in ſich, in Gott, die klopfende Bruſt hält.

So ſtand Nazi da, alle Erdenpein und alle Begierde war von ihm genommen. In die Seele dieſes armen einfältigen Knechtes fiel ein Strahl aus der unerſchöpflichen Glorie Gottes, und er ſtand höher als alle die Großen auf den Thronen des Geiſtes und der Macht — die Majeſtät Gottes hatte ſich auf ihn herniedergeſenkt.

Unvergeßlich blieb dieſer Tag für Nazi und Ivo.

6.

Die lateiniſche Schule.

Eine Lebensveränderung trennte Ivo bald von ſeinem Jugendfreunde.

Die Zeit war gekommen, in der Ivo ſeinen erſten Schritt aus dem elterlichen Hauſe und zu ſeinem Berufe thun mußte. Auch äußerlich ging zu dieſem Zwecke eine Aenderung mit ihm vor; ſtatt der kurzen Jacke hatte man ihm einen langen blauen Rock machen laſſen, und da man wohl vorausſehen konnte, daß er ihn verwachſen würde, war er nach allen Richtungen überflüſſig weit.

Als nun Ivo ſo ſtandesmäßig gekleidet mit ſeiner Mutter nach Horb ging, ſchlotterte der ſonſt ſo behende Knabe in den großen Stiefeln mühſelig einher; er hob ſtets ſeine Hände empor, um auch ſeinen abſtehenden Rock mitzunehmen.

Valentin nahm ſich wenig mehr um die Beſtimmung ſeines Sohnes an. Er hatte den Pfarrersgedanken genugſam ausgekoſtet, es war ihm jetzt faſt gleich, ob ſein Sohn Pfarrer oder Bauer würde; überhaupt war ihm, wo es drauf und dran kam, etwas Außergewöhnliches zu thun, jede Mühe zu viel.

Die Mutter Chriſtine aber war eine fromme und entſchloſſene Frau, ſie ließ einen einmal erfaßten Gedanken nicht mehr ſo leicht wieder los.

Der Kaplan wohnte neben der Stadtkirche. Mutter und Sohn gingen nun zuerſt in die Kirche, knieten vor dem Altare nieder und beteten inbrünſtig drei Vater-Unſer. Mit ähnlichen Gefühlen, wie einſt Hannah ihren Sohn Samuel dem Hohenprieſter im Tempel zu Jeruſalem brachte, war die Seele der

Mutter Chriſtine erfüllt. Sie hatte zwar das alte Teſtament nie geleſen und kannte die Geſchichte von Hannah und Samuel nicht, aber in ihrem Geiſte lebten jene alten Empfindungen rein und neu wieder auf. Mit einem von Wehmuth und Liebe ſtrahlenden Blicke ſchaute ſie auf zur heiligen Mutter Gottes, die ſo hochbegnadigt war, Den unter dem Herzen zu tragen, der da iſt das Heil der Welt, und ſie bat ſie, ihren Sohn zu beſchützen und ihn anzunehmen als Diener der heiligen Kirche. Die Hände feſt auf ihren Buſen drückend, betrachtete Chriſtine ihren Sohn, als ſie mit ihm die Kirche verließ.

In der Kaplanei ſtellte ſie ihr Körbchen in die Küche und gab der Köchin Eier und Butter; darauf wurde ſie gemeldet, und mit kleinen Schritten, nach jedem Tritte ſich verbeugend, ging ſie in die geöffnete Stube des Kaplans. Dieſer war ein gutmüthiger Mann, der, ſeine fleiſchigen Hände ſtets in und aus einander wickelnd, mit ſalbungsvollen Reden und Geberden die Ankömmlinge traktirte. Die Mutter horchte ſo aufmerkſam zu wie bei einer Predigt, und als nun Ivo ermahnt wurde, recht fleißig zu ſein, weinte er laut auf, er wußte nicht warum, aber ſein Herz war ſo voll, er konnte nicht anders; der gute Mann tröſtete und ſtreichelte ihn und ſtill beruhigt verließen die Beiden das Haus.

Nun ging es zu einer alten Wittfrau, die neben dem Staffelnbäck wohnte; im Vorbeigehen hatte Jvo eine Faſtenbrezel erhalten, und am Ofen ſitzend, den Leckerbiſſen verzehrend, hörte Jvo die Unterhandlung mit der Frau Hanklerin. Benannte Frau war eine Butter- und Eierhändlerin, die in alter Geſchäftsverbindung mit der Frau Chriſtine ſtand. Es wurde nun ausgemacht, daß ſich Jvo künftig hier im Hauſe über Mittag aufhalten, daß ihm die Frau Hanklerin etwas kochen, und dafür ein Gewiſſes an Eiern, Butter und Mehl erhalten ſolle.

Zu Hauſe angekommen, warf Jvo ſchnell den weiten Rock ab, ſchlenkerte die Stiefel von den Füßen und eilte in den Stall zum Nazi; dieſer fuhr ſich mit der Hand über die Augen, als er hörte, daß Jvo nun Student ſei.

Andern Tages war es unſerm jungen Freunde ſchwer zu Muthe, als er zum erſtenmale in die lateiniſche Schule ſollte. Er wurde früh aufgeweckt, mußte ſich ſchön anziehen, und damit ihm der Abſchied nicht zu ſchwer ſei, begleitete ihn die Mutter bis vor das Dorf auf die Hochbur. Dort gab ſie ihm noch ein Stückchen in Papier gewickeltes gebraten Fleiſch und ſagte ihm, das ſolle er heute Mittag verzehren; dann gab ſie ihm noch zwei Kreuzer, für alle Gefahren, damit er ſich etwas kaufen könne.

Die Leſer kennen längſt den Weg nach Horb, da ſie ihn ſchon oft gegangen; aber neben dem kaum halbſtündigen Schlangenweg, der ſich am ſteilen Berge hinanzieht, gibt es noch einen näheren Fußſteig von der Hochbur aus links durch den Wald; dieſen ſchlug Ivo ein, und in wenigen Minuten ſprang er — denn man kann hier nicht gehen, ſondern bloß ſpringen — bis hinab zur Horber Ziegelhütte. Sein Herz pochte ſchnell und ſeine Thränen floßen reichlich, denn er empfand es wohl, daß er ein neues Leben beginne.

An der Ziegelhütte machte er Halt, trocknete ſeine Thränen und ſchaute nach dem Braten; er roch daran und genoß einen angenehmen Duft. Er wickelte das Papier aus einander, das Fleiſch lachte ihn an, es war zum Küſſen, er ſpielte Verſucherles, und kurz — nach einer Weile hatte er nichts mehr als das leere Papier. Geſtärkt und ganz wohlgemuth ging er nach der lateiniſchen Schule.

Hier muſterten die Knaben den neuen Ankömmling ganz unverhohlen; ſie machten ſich beſonders über ſeine weiten Kleider luſtig.

„Wie heißt du?“ fragte einer.

„Ivo Bock.“

„Das iſt der Ivo Bock
Mit dem Familienrock,“

ſagte ein Knabe mit einem ſchön geſtickten Hemdkragen. In Ivo's Antlitz verrieth ſich jenes Zucken, das dem Weinen vorausgeht. Als nun aber mehrere auf ihn zuſamen und ihn zerren wollten, ſchlug er in wüthender Kraft mit beiden Fäuſten um ſich. Der Reimſchmied aber mit dem geſtickten Kragen kam auf ihn zu und ſagte: „ſei zufrieden, es darf dir Niemand 'was thun, ich helf' dir.“

„Iſt das dein Ernſt, oder willſt du mich noch mehr foppen?“ fragte Ivo mit bewegter Stimme, indem er noch immer ſeine Fäuſte ballte.

„Mein voller Ernſt, da haſt du meine Hand drauf.“

„Meinetwegen,“ ſagte Ivo, und ſeine Fauſt löſte ſich zu friedlichem Händedruck auf.

Es iſt wol möglich, daß das Stadtkind unſern Ivo Anfangs noch weiter zu necken oder ihn mit hoher Gönnerſchaft zu ſchützen gedachte; die ſichere Haltung Ivo's mochte aber allem dieſem eine andere Wendung geben.

Die Ankunft des Kaplans brachte plötzlich Stille unter die Verſammelten. Der Unterricht war der gewöhnliche, wenn man mensa zu decliniren beginnt. Als die Schule zu Ende war, begleitete der Knabe mit dem geſtickten Kragen nebſt ſeinem jüngern Bruder unſern Ivo bis zur Frau Hanklerin; es waren des Oberamtmanns Söhne, deren Geſellſchaft er hatte. Wir können nun ſchon beruhigter ſeinem Schickſale in der Stadt entgegen ſehen.

Bei der Frau Hanklerin waren alle Thüren verſchloſſen. Ivo ſetzte ſich auf die Hausſchwelle, ihrer harrend. Trübe Gedanken ſtiegen in ſeiner Seele auf, ſie waren zunächſt nur alltäglichen Urſprungs, ihn hungerte. Er gedachte, wie ſie jetzt zu Hauſe ſich alle um den Tiſch ſetzen und er allein hier hungernd und verlaſſen draußen in der Welt ſtehe, kein Menſch ſich um ihn kümmere: da liefen die Leute alle ſo raſch vorbei und keiner ſchaute nach ihm um, alle gingen zu dampfenden Schüſſeln, die ihrer harrten, nur er ſaß da, als ob er vom Himmel gefallen wäre und keine Heimath hätte.

„Jedem Stückle Vieh,“ ſagte er, „ſteckt man zur Zeit ſein Futter auf, nur um mich bekümmert ſich Niemand; zwar hab' ich zwei Kreuzer im Sack, aber ich darf das Geld doch nicht jetzt ſchon angreifen.“

Immer ſchrecklicher ward es ihm, ſo da draußen in der fremden Welt zu ſein, ein unnennbares Heimweh preßte ſeine Bruſt; raſch richtete er ſich auf, und in großen Sätzen ſprang er auf und davon, der Heimath zu. Als er um die Ecke bog, begegnete ihm die Frau Hanklerin. Sie entſchuldigte ſich viel tauſendmal, ſie habe ihn vergeſſen und ſei aufgehalten worden. „Komm mit,“ war der tröſtliche Schluß ihrer Rede, „ich koch' dir ein Rübelesſüpple und ſchmelz' dir's recht gut, deiner Mutter zulieb; dein' Mutter iſt eine brave Frau, und wenn du einmal

Hajrle biſt und ich geſtorben bin, mußt du auch eine Meſſ' für mich leſen, gelt, das thuſt du?“

Ivo war ganz glückſelig, daß Jemand von ſeiner Mutter ſprach; es war ihm, als wäre er tauſend Stunden weit und ſchon zehn Jahre von Haus weg: das Latein, der Braten, der Familienrock, die Händel, der neue Kamerad, die Flucht — er hatte heut' ſchon ſo viel erlebt, mehr als ſonſt in einem halben Jahre. Er ließ ſich nun das Eſſen gut ſchmecken, aber es war ihm doch nicht wohl bei der fremden Frau; ein ſtilles Gefühl dämmerte in ihm, daß er dem Boden ſeines Daſeins, dem elterlichen Hauſe, entrückt war. Ein junger Waldbaum, der ſchützenden Genoſſenſchaft, dem ſtill ruhenden feſten Erdreiche entzogen, auf raſſelndem Wagen dahingerollt, um auf ferner Anhöhe einſam einzuwurzeln — wenn er reden könnte, er müßte herzdurchbohrende Jammertöne ausſtoßen. Ivo fühlte ein ſchweres Drücken auf ſeiner Herzgrube.

Der Nachmittagsunterricht ging leichter, da kam Deutſch vor, da konnte Ivo auch ein Wort mitſprechen. Auf dem Heimwege geſellte er ſich zu ſeinen zwei Ortskindern, zu des Johannesle's Conſtantin und zu des Hansjörgs Peter; Conſtantin ſagte, der jüngſte der Studenten müſſe den älteren immer die Bücher tragen, und Ivo ließ ſich die ſchwere Bürde ohne Widerrede aufladen.

Oben an der Steige aber ſahen ſie die Mutter Chriſtine, die ihrem Sohne entgegen gegangen war; die Bücher wurden ihm abgenommen. Jvo ſprang jubelnd ſeiner Mutter entgegen, aber mitten drin hielt er ein, er ſchämte ſich vor den großen Burſchen, ſeiner Mutter um den Hals zu fallen, und duldete ſelbſt ihre Liebkoſungen nur ungern.

Die Mützen auf die Seite gerückt, mit ihren Büchern unterm Arme ſtolzirend, gingen die beiden größeren Studenten durch das Dorf.

Jvo hatte nun ſeiner Mutter und zu Hauſe dem Nazi gar viel zu erzählen, als ob er über dem Meere geweſen wäre. Er kam ſich auch als was Rechtes vor, da man für ihn beſonders gekocht hatte und ihm beſonders auftrug. Selbſt das Gretle, das ihm faſt nie ein gutes Wort gab, war jetzt freundlicher gegen ihn; er kam ja aus der Fremde.

So wanderte nun Jvo von Tag zu Tag in die lateiniſche Schule.

Um dieſelbe Zeit war auch mit dem Muckele eine große Veränderung vorgegangen, es ſtand nicht mehr ſo fröhlich im Stalle, denn es war zum Zugthiere gezähmt worden. Jvo glaubte, das Thier leide durch ſeine Entfernung vom Hauſe und er war ſehr betrübt.

In der lateiniſchen Schule aber ging Alles vortrefflich.

Wie Ivo ſchnell in den zu weit angemeſſenen Rock hineinwuchs, ſo erfüllte er auch bald alle ſeine neuen Verhältniſſe und fühlte ſich behaglich darin.

Die innige Beziehung zu Nazi litt ſehr, denn ſie konnten nicht mehr ſo Alles mit einander theilen; die genauen Berichte hörten auch nach und nach auf, es gab immer ſeltener etwas Wichtiges zu erzählen, und Ivo ſetzte ſich, wenn er nach Hauſe kam, meiſt ſtill hinter ſeine Bücher. Dagegen trat die Frau Hanklerin in ein freundſchaftliches Verhältniß. Sie ſagte immer: „man könne ſich mit Ivo ausſchwatzen wie mit einem Alten.“ Sie erzählte ihm viel von ihrem verſtorbenen Mann, und Ivo half ihr ſorgen und rathen, wenn der vierteljährige Hauszins zu bezahlen war.

Mit des Oberamtmanns Kindern ſtand Ivo in beneideter Freundſchaft.

Und Emmerenz? Sie war jetzt neun Jahr alt, ging in die Schule und diente in den Freiſtunden als Kindsmagd bei dem Schullehrer.

In einem Lebensalter, in welchem ſonſt die Kinder nur mit der Puppe ſpielen, hatte Emmerenz eine lebendige anſpruchsvolle Puppe zu verſorgen; aber ſie that es meiſt mit kindlicher Luſt und Spielerei. Nur wenn Valentin nicht zu Hauſe war, durfte ſie mit ihrem Kind bei ihm „auſe laufen,“ d. h. Beſuchmachen, ſonſt war ſie „unwerth.“[1] Der

---

[1] Unwillkommen.

Zimmermann konnte das Kindergeſchrei nicht leiden. Er ward überhaupt immer krittlicher und unzufriedener. Ivo ſah nun zwar die Emmerenz hin und wieder, aber die beiden Kinder hatten eine gewiſſe Scheu vor einander, beſonders Ivo bedachte ernſtlich, daß es ſich für ihn, als künftigen Geiſtlichen nicht ſchicke, ſo vertraut mit einem Mädchen zu ſein. Er ging oft mit ſeinen Büchern an Emmerenz vorbei, ohne ſie zu grüßen.

Auch ſonſt ſah ſich Ivo vielfach von ſeinen alten Lieblingsſachen hinweg gedrängt. Wenn er zu Hauſe war und nach alter Gewohnheit in den Stall gi[illegible], um dem Nazi zu helfen, den Stier, die Algäuerin und den Falb zu füttern, da jagte ihn oft ſein Vater hinaus mit den Worten: „Fort, du haſt nichts im Stall zu ſchaffen, gang du zu deinen Büchern und lern' was Rechts, du mußt Hajrle werden. Meinſt du, man gibt das Heidengeld umſonſt aus? Marſchir' dich.“

Mit ſchwerem Herzen ſah Ivo, wie die anderen Knaben die Pferde zur Schwemme ritten, oder ſtolz auf dem Sattelgaul an einem garbenvollen Wagen ſaßen. Mancher ſchwere Seufzer entſtieg ſeiner Bruſt, während er die Heldenthaten des Miltiades überſetzte; ihm wäre es draußen im Schießmauernfeld beim „Zakkern“ viel wohler geweſen, als hier auf dem Schlachtfeld bei Marathon. Er ſprang oft vom Stuhle auf und ſchlug um ſich, gleich als erfüllte er damit ſein innerſtes Streben.

Auch das entfremdete Ivo vom elterlichen Hauſe, daß er hier mitten unter den Seinigen ſeinen Geiſt mit Dingen erfüllte, um die ſich ſonſt Niemand bekümmerte; er konnte mit Keinem davon ſprechen, auch mit dem Nazi nicht. So war er mitten in ſeinem Hauſe ein fremder Menſch, mit ganz anderen Gedanken als die übrigen.

Der Nazi aber dachte darüber nach, wie er dem oft ſo betrübten Knaben eine rechte Freude machen könne. Ivo hatte ihm oft mit Entzücken erzählt, welch' einen ſchönen Taabenſchlag des Oberamtmanns Buben hätten, und nun zimmerte Nazi in ſeinen Freiſtunden den verfallenen Taubenſchlag zurecht, kaufte für ſein eigen Geld fünf Paar Tauben und Wicken zum Futter. Ivo fiel dem Knechte um den Hals, als er ihn eines Morgens, ohne ein Wort zu reden, auf die „Bühne“[1] führte und ihm alles Vorbereitete ſchenkte.

Man mußte nun Ivo ſehen, wie er des Sonntag-Morgens hemdärmelig unter dem Nußbaume ſtand, die Arme auf der Bruſt über einander geſchlagen, mit ſeliger Spannung hinausſchauend nach den lieben Thierchen auf dem Dache, die ihre Morgengeſpräche hielten, ihre Verbeugungen machten, und endlich luſtig aufflatterten hinaus in's Feld. Von den Beſitzthümern, die er faſſen konnte, die mit ihm auf der Erde wandelten, war er nun an ſolche gekommen, die er nur noch mit liebenden Blicken begleiten durfte; nur durch den unſichtbaren Gedanken beſaß er ſie, faſſen und liebkoſen durfte er ſie nicht, ſie flatterten dahin frei in die Luft, und nur mit den Banden des ſeligſten Vertrauens hielt er ſie feſt.

---

[1] Speicher.

Kann man dieß nicht als ein Sinnbild der Lebenswendung anſehen, die das Schickſal Ivo's genommen?

Da ſtand er dann in dem ſonnenhellen Morgen unter dem Nußbaume, den Blick liebend nach oben gewandt. Er pfiff den Thierchen auf dem Dache, ſie kamen zu ihm hernieder, tänzelten vor ſeinen Füßen und pickten das Futter auf, das er ihnen hinwarf; aber er durfte ſich nicht rühren um ſeine Freude auszudrücken, ſtill mußte er ſie in ſeiner Seele hegen, wenn er nicht Alle plötzlich aufſcheuchen wollte, und ſo ſummte er an den Baum gelehnt oft das Lied, das ihm Nazi gelehrt:

Alles, was auf Erden ſchwebet
Gleichet keiner Taube nicht.
Tauben das ſind ſchöne Thier,
Tauben die gefallen mir,
Tauben die gefallen mir.

Morgens früh um halber achte
Steig ich vor mein Bett heraus,
Schau was meine Tauben machen
Ob ſie ſchlafen oder wachen,
Ob ſie noch bei Leben ſein.

Morgens früh um halber neune,
Fliegen ſie nach Nahrung aus,
Da wird mir's ganz angſt und wehe,
Weil ich keine Tauben ſehe,
Keine in dem Schlag mehr ſeh.

Abends ſpat dann kommen ſie wieder,
Fremde haben ſie mitgebracht;
Sperr ich ſie fein ſauber ein,
Daß ſie möchten ſicher ſein
Vor dem Marder in der Nacht.

Wenn Ivo dann in die Kirche kam, war ſeine Seele ſo voll Liebe und kindlichen Zutrauens, daß er faſt immer: „guten Morgen, Gott!“ ſagte. Mit einem heimiſchen Wohlgefühle ging er dann in die Sakriſtei, kleidete ſich als Miniſtrant an, und verrichtete beim Hochamte ſeine Obliegenheiten.

Eine tiefſinnige Gottesfurcht, getragen von einer glutvollen Liebe zur Mutter Gottes, und beſonders zu dem lieben herzigen Chriſtkindchen, wohnte in der Seele Ivo's. Mit beſonderer Freude dachte er daran, daß auch der Heiland eines Zimmermanns Sohn geweſen und ſich auf den Balken ſeines Vaters ſonnte.

Von allen heiligen Tagen war Ivo der Palmſonntag der liebſte; er machte faſt noch mehr Eindruck auf ihn als der Charfreitag. Schon Wochen vorher ſtellte man Weiden, Pappeln und andere Zweige ins Waſſer, damit ſie grünen; mit den in Büſchel gebundenen frühgrünen Reiſern umſtanden dann die Kinder den Altar zum Andenken an den palmenbegrüßten Einzug Chriſti in Jeruſalem. Die Sträuße wurden mit Weihwaſſer beſprengt und dann im Stalle aufgehängt, damit den Thieren kein Schaden geſchehen konnte. Zu Hauſe war den ganzen Tag alles ſo ernſt und feierlich, man hörte kein lautes Wort, ſelbſt vom Vater nicht; ein Jedes behandelte das Andere freundlich und liebreich, ſo daß Ivo ganz glückſelig war.

Schon frühe machte ſich indeß auch in religiöſen Dingen ein gewiſſer Geiſt des Nachdenkens bei ihm geltend. Der Kaplan erklärte einſt, daß der heilige Petrus deßhalb den Schlüſſel trage, weil er den Seligen die Himmelsthüre öffne.

„Ei wie denn?“ fragte Ivo, „wo ſitzt denn der?“

„Am Himmelsthor.“

„Ei, da kommt ja der gar nicht in den Himmel, wenn der da ſitzen muß, um den Anderen aufzumachen?“

Der Kaplan ſah Ivo betroffen an und ſchwieg eine Weile, dann aber ſagte er mit vergnüglichem Lächeln: „Der findet eben ſeine himmliſche Seligkeit darin, Anderen die Thore des ewigen Heils aufzumachen. Das iſt die höchſte Tugend, ſich an der Glückſeligkeit Anderer zu freuen und für ſie zu arbeiten; das iſt der hohe Beruf des heiligen Vaters zu Rom, der den Schlüſſel Petri auf Erden hat, ſowie aller derer, die von ihm und ſeinen Biſchöfen geweiht ſind.“

Ivo war das ſchon recht, doch begriff er es nicht ganz und es that ihm bei alledem leid, daß der gute Petrus ſo immer an der Thüre ſitzen muß.

Eine ſchwere Sorge lud der Kaplan dem Ivo auf, als er einſt den Kindern einſchärfte, man müſſe ſich jeden Tag fragen: was haſt du heute gelernt oder Gutes gethan?

Ivo nahm das buchſtäblich genau und war oft ſehr übel daran, wenn er nichts Rechtes auffinden konnte. Er wälzte ſich dann verzweiflungsvoll in ſeinem Bette umher.

Es geht mit dem Wachsthum des Geiſtes, wie mit jedem natürlichen Wachsthume: ein Thier, eine Pflanze wächst, ohne daß man es eigentlich im wahren Sinn des Wortes ſieht. Man ſieht ſtets nur das Gewachſene, nie das Wachſen.

Wir werden ſehen, daß Ivo an Geiſt zunahm, obgleich er ſich keine genaue Rechenſchaft davon geben konnte.

Dagegen hatte der Kaplan eine weiſe und nachahmungswerthe Einrichtung in ſeiner Schule. Er ſetzte die Knaben nicht nach ihrer Fähigkeit und Geſchicklichkeit, ſondern nach ihrem Fleiße und ihrer Pünktlichkeit; erſt nach dieſen ſollten jene den Ausſchlag geben, „denn," ſagte er, „Fleiß und Ordnung kann ſich jeder angewöhnen; das Angeeignete iſt die höhere Tugend, Fähigkeit und Geſchick aber ſind nur überkommene Naturgaben." So zwang er die Befähigten zur Emſigkeit, und verlieh den Minderbegabten Muth und Zuverſicht.

Ivo, der mit entſchiedener Begabung eine große Gewiſſenhaftigkeit vereinigte, war bald einer der erſten, und der Oberamtmann ſah es gern, daß ſeine Knaben ihn in's Haus zogen.

Wir kennen den Oberamtmann Rellings noch von dem Beſeblerles her. Ivo hatte zu Hauſe auch oft von ſeiner Härte erzählen gehört; wie erſtaunte er nun, daß er einen freundlichen, gütigen Mann in ihm fand, der mit ſeinen Kindern ſpielte und ihnen allerlei Freude bereitete.

So iſt es eben. Man wird Hunderte von Menſchen treffen, die in Bezug auf das Allgemeine die freiſinnigſten Anſichten verfolgen, daß alle Menſchen gleich ſeien u. ſ. w.; zu Hauſe aber quälen ſie ihr Geſinde, ja ſogar Frau und Kinder, wie echte eigenwillige Tyrannen; dagegen wird man Andere, beſonders Beamte finden, die jeden Menſchen, der kein

Beamter iſt, wie einen Sclaven und Landläufer anſehen und darnach behandeln; in ihren vier Wänden ſind ſie aber die beſten Hausväter.

So wohl ſich nun Ivo in der Stadt fühlte, ſo empfand er doch jeden Sonntag Abend, wenn es zu Nacht läutete, einen ſtillen Schmerz; dieſe Töne verkündeten ihm: morgen iſt's Montag, und da geht's wieder fort aus dem elterlichen Hauſe, von der Mutter, vom Razi und den Tauben. Nach und nach lernte er auch aus ſeinem täglichen Gange die darin liegenden Freuden ziehen. Er ging ſtets allein, denn er wich gern dem Conſtantin aus, der ihn auf alle Weiſe neckte.

Im Sommer ging er ſtets ſingend ſeinen Weg; im Herbſte hatte er immer die beſondere Freude, daß ſeine Mutter und Schweſter einige Tage in des Staffelnbäcks Mühle mahlten; er ging dann Mittags nicht zur Frau Hanklerin, ſondern aß mit den Seinigen in der dröhnenden Mühlſtube zu Mittag. Der Winter bot ihm die meiſten Freuden. Razi, der allerlei Handwerk verſtand, hatte mit einem alten eiſernen Reifen den Bergſchlitten beſchlagen. Auf der Hochbur ſetzte ſich dann Ivo auf ſein leichtes Fahrzeug, und wie ein Pfeil fuhr er die Straße hinab bis vor die Neckarbrücke. Zähneklappernd ſagte er oft im Fahren ſeinen Spruch oder ſeine Regel aus der Syntax vor ſich hin. Freilich mußte dann Ivo auch des Abends ſeinen Schlitten wieder an einem Seile den Berg hinaufziehen, aber er that das gern, und meiſt fand ſich auch ein Wagen, an den er ſein kleines Fuhrwerk anhängen durfte; nur äußerſt ſelten widerſtand ein zäher Fuhrmann ſeinem freundlichen Bitten.

Ivo verſah auch Botendienſte für das halbe Dorf: für den Einen trug er Garn in die Farbe, für den Andern einen Brief auf die Poſt, für einen Dritten fragte er nach, ob kein Brief für ihn da ſei. Beim Nachhauſegehen hatte er oft einige Stränge Seide, Bruſtthee, Blutegel in einem Glaſe, auch Hoffmannstropfen und allerlei, was ihm die Leute aufgetragen, in ſeinem Schulranzen. Daher war er im ganzen Dorfe ſehr beliebt, während Peter und Conſtantin ſolche Botendienſte ſtolz abwieſen.

Großes Aufſehen erregte es im ganzen Dorfe, als des Sonntags Nachmittags im Herbſte die beiden Söhne des Oberamtmanns mit ihren rothen Mützen den Ivo beſuchten.

Die Mutter Chriſtine ſah zum Fenſter hinaus und hörte wie die Knaben den blinden Koanradle nach Ivo's Haus fragten; und obgleich alles im Zimmer wohl aufgeräumt war, gerieth ſie doch in große Angſt. In ihrer Haſt legte ſie den Schemel auf das Bett, und ſtellte ein paar Stiefel, die im Winkel ſtanden, gerade vorn unter den Tiſch. Sie hörte den Beſuch die Treppe heraufpoltern und machte gar verlegen, aber doch mit ſichtbarer Freude den „jungen Herren“ die Thüre auf und hieß ſie willkommen; dann rief ſie der Emmerenz zum Fenſter hinaus, ſie ſolle den Ivo aufſuchen und auch den Vater, ſie ſollten ſchnell heimkommen, es ſei Beſuch da.

Abermals wiſchte ſie mit ihrer weißen Sonntagsſchürze beide Stühle ab, und nöthigte die Knaben zum Sitzen. Sie entſchuldigte ſich, daß alles ſo unordentlich ausſehe; „ſo iſt es halt bei Bauersleuten,“ ſchloß ſie und heftete beſchämt den Blick auf den Boden, der doch ſo rein gewaſchen war, daß die Rippen aus den Brettern herausſahen.

Der blinde Koanradle machte eben die Thüre auf, um zu ſehen was es gäbe, und dafür, daß er den Knaben das Haus gezeigt, an der Aufwartung, etwa an einem guten „Schäle“ Kaffee Theil zu nehmen; die Mutter Chriſtine ſchob ihn aber, ohne viele Umſtände zu machen, wieder zur Thüre hinaus und ſagte: „komm ein andermal.“

Gute Frau! Du warſt ſonſt ſo groß in deiner religiöſen Kraft, und vor dieſen Setzlingen der Herren der Erde biſt du ſo klein und demüthig. Freilich biſt du in der Furcht des Herrn und faſt noch mehr in der Furcht der „Herren“ auferzogen und alt geworden.

Der älteſte der Oberamtmanns-Söhne hatte ſich unterdeſſen mit vieler Zuverſicht in der Stube umgeſehen; auf die Stubenthüre deutend fragte er nun: „Warum iſt denn das Hufeiſen da angenagelt?“

Ernſt die Hände zuſammenlegend und den Kopf niederbeugend ſagte die Mutter: „Das wiſſet ihr nicht? das iſt von deßwegen: Wenn man Mittags zwiſchen elf und zwölf ein Hufeiſen findet, es unbeſchrieen einſteckt und an die Thür nagelt, kann kein böſer Geiſt, kein Teufel und kein' Hex herein.“ —

Die Knaben ſchauten verwundert drein.

Ivo kam und bald nach ihm der Vater, er zog die Mütze ab und hieß die „jungen Herren“ willkommen; dann ſagte er, ſich die Hände reibend: „Wie? Weib, haſt denn gar nichts im Haus? hol' auch 'was zum Aufwarten.“

Die Mutter hatte nur darauf geharrt, bis ſie abkommen konnte; ſie ging nun, das Schönſte und Beſte zuſammen zu ſuchen. Die Emmerenz war ſo geſcheit geweſen und hatte ſich in der Küche eingeſtellt, da man vielleicht noch ihrer bedürfe, denn das Gretle war mit ſeinem Schatze ſpaziren; auch hatte wol Emmerenz noch den geheimen Grund, die vornehmen Kameraden des Ivo noch einmal zu ſehen, denn auch ihr that es wohl, daß er ſo hoch in Ehren ſtand.

Noch viele Nachbarfrauen hatten ſich, von dem

Beſuche angelockt, in der Küche eingefunden, die Mutter verließ ſie mit freundlichen Entſchuldigungen, und trug eine große Schüſſel voll rothbackiger Aepfel, „Breitlinge“ genannt, in die Stube. Die Emmerenz trug auf einem blanken Zinnteller zwei Gläschen voll Kirſchenwaſſer.

Die Knaben mußten eſſen und ſogar von dem Branntwein trinken, dann ſtopfte ihnen die Mutter noch alle Taſchen voll Obſt. Zuletzt gab ſie dem Kleinen noch beſonders einen ſchönen Apfel zum „Gruß an die Frau Mutter, und ſie ſolle ihn auf den Kommod ſtellen.“

Die Knaben gingen endlich fort. Valentin nickte freundlich, als ſie ihn baten, daß der Ivo mit dürfe; die Mutter rückte ihm noch den Hemdkragen zurecht und putzte ihm noch alle Fiſerchen von ſeinem blauen Rocke weg. Ivo hörte zu ſeiner Freude, daß er bald einen neuen bekäme.

Mit den Frauen, die hinter der halb vorgezogenen Küchenthüre gewartet hatten, ging nun Chriſtine auf die Straße und ſah vergnügt den Dreien nach, die Valentin noch bis zum Adler begleitete. Die Schultheißin ſah zum Fenſter heraus und Chriſtine rief ihr hinauf: „Das ſind des Oberamtmanns Buben. Sie holen meinen Ivo 'naus zu ihrem Vater in das Schäffle.[1]

---

[1] Name eines Wirthshauſes. Schaff nennt man ein Gefäß, mit dem man Waſſer ſchöpft.

er ſieht's gern, daß ſie Kameradſchaft mit ihm haben, er iſt gar geſcheit und beliebt.“

Es darf auch nicht verſchwiegen werden, daß ſogar Ivo mit einem gewiſſen Stolze Hand in Hand mit den Knaben durch das Dorf ging. Er freute ſich, daß alle Leute zu den Fenſtern herausſahen, und er ſagte allen mit großer Selbſtzufriedenheit: „Guten Tag.“

Wer wird ihm das verdenken in einem Lande, wo des Kindes Vorſtellung ſchon von der Allmacht der Beamten fabelt, wo ihr Daſein und ihre Wirkſamkeit in ein majeſtätiſches Dunkel gehüllt iſt, wo Groß und Klein jeden Landreiter und Schreiber demüthig grüßt, weil man weiß, wie man in ihre Hand gegeben iſt, wenn die Thüre des geheimen Gerichtes hinter einem in die Klinke fällt?

Der Schäpfleswirth grüßte Ivo ebenfalls ſehr freundlich und rieb dabei nach ſeiner Gewohnheit die Hände, als ob es ihn friere. Ivo durfte nun in das „Herrenſtüble“ an den durch einen Bretterverſchlag abgeſonderten Tiſch, wo der Cameralverwalter und der Oberamtmann ſaßen.

Zwei Kaufleute aus Horb ſtanden etwas zaghaft unter dem Eingange in die Herrenkammer. Endlich ſagte der Eine: „Nun, Herr Stadtrath, was wollen wir denn trinken?“

„Was Sie wollen, Herr Stadtrath,“ erwiderte der Angeredete.

Jetzt war's heraus, die beiden Männer waren geſtern zu dieſer Würde gewählt worden; ſie gehörten nun auch an den Herrentiſch und nahmen mit tiefen Bücklingen Platz. Der Oberamtmann ſah ſeinen Collegen an und lächelte höhniſch.

Ivo war ſeelenvergnügt in dieſer Geſellſchaft, aber er ſollte bald eine Züchtigung für ſeine Eitelkeit erfahren. Die Kinder erzählten, was ſie von Ivo's Mutter über die Wirkſamkeit des Hufeiſens gehört hatten. Der Oberamtmann, der ſich gern in religiöſen Dingen als freidenkend zeigte, weil das nicht gegen ein ausdrückliches Verbot im Geſetze war, ſondern ſogar zur Bildung gehörte, ſagte: „Was dummes Zeug! Das iſt ein hirnloſer Aberglaube. Laßt euch von einem einfältigen Bauernweib nichts aufbinden; ich hab's euch ſchon oft geſagt, es gibt keinen Teufel und keine Heiligen, oder Heilige, die will ich noch hingehen laſſen.“

Ivo zitterte auf ſeinem Stuhle. Es ſchnitt ihm tief durch die Seele, wie man hier von ſeiner Mutter ſprach, und noch dazu ſo gottlos. Er wünſchte ſich, daß nie ſolche Kameraden zu ihm gekommen wären. Gegen den Oberamtmann aber faßte er einen gründlichen Haß, er ſah ihn grimmig an. Dieſer ſchien nichts davon zu verſpüren, er war ſehr herablaſſend und freundlich gegen die zwei neuen

Stadträthe, welche, ganz entzückt von ſo viel Güte, den Mund nicht zubringen konnten.

Unſerm Ivo ward es aber erſt wieder leicht, als alle die „Herrenleute" weggingen; und ſo bös war er, daß er ſich damit freute, dem Oberamtmann keine gute Nacht gewünſcht zu haben.

7.

Das Kloſter.

Jahre gingen vorüber, man merkte es kaum. Conſtantin und Peter hatten im Herbſte ihre Prüfung beſtanden und waren nun beſtimmt, in das Kloſter zu Rottweil einzutreten; ein Ereigniß aber, von dem man noch lange redete, hielt den Peter im Dorfe feſt.

Das zweite Gras war im Schloßgarten abgemäht, die Zeitloſe, bei uns Dirnenblume genannt, weil ſie ſo ſchamlos ohne alle Blätterverhüllung erſcheint, ſtand einſam unter dem bereiften Graſe; die Kühe weideten jetzt hier frei, und die Kinder tummelten ſich überall und machten auf vereinzelte, an den Bäumen hängen gebliebene Aepfel und Birnen Jagd, gegen die ſie mit Stöcken und Steinen auszogen.

Peter ſaß auf dem Wadelbirnenbaum an der Schloßmauer, nicht weit von dem Eckthurme; eine goldgelbe Birne war das Ziel ſeines hohen Strebens, der muthwillige Conſtantin aber wollte ihm die Beute wegſchnappen, und warf mit einem Steine danach. Da ſchrie Peter: „mein Aug, mein Aug!“ und ſtürzte ſammt dem Aſte, auf dem er geſeſſen, vom Baume; das Blut quoll ihm aus dem Auge, Conſtantin ſtand neben ihm, weinte und ſchrie aus vollem Halſe um Hülfe.

Das Mauritzele, das die Kühe hütete, kam herbei. Es ſah den blutenden Knaben, nahm ihn ſchnell auf die Schulter und trug ihn nach Haus; Conſtantin ging hintendrein, alle anderen Kinder geſellten ſich dazu. Der Zug vergrößerte ſich ſtets, bis man vor Hansjörgs Haus kam; dieſer richtete eben einen Wagen her, und als er ſein Kind ſo blutend fand und ohnmächtig ſah, ſchlug er die Hände über dem Kopfe zuſammen. Peter ſchlug das eine Auge auf, das andere aber blutete immer ſtärker.

„Wer hat dir das gethan?“ fragte Hansjörg mit geballter Fauſt, bald ſein jammerndes Kind, bald den zitternden Conſtantin betrachtend.

„Ich bin vom Baum gefallen,“ ſagte Peter auch das geſunde Auge zudrückend, „ach Gott, ach Gott, mein Aug' lauft aus.“

Kaum hatte Conſtantin das gehört, ſprang er ſchnell fort nach Horb zu dem jungen Erath, der jetzt das Amt ſeines verſtorbenen Vaters bekleidete.

Mit namenloſer Angſt lief Conſtantin vor dem Hauſe des Wundarztes hin und her, der über Feld gegangen war; er hielt ſich immer mit der Hand ein Auge zu, um ſich das Unglück Peters recht zu vergegenwärtigen. Weinend und ſtöhnend biß er ſich die Lippen blutig, er wollte als ein Miſſethäter in die weite Welt entfliehen, und doch wollte er ausharren, um zu retten was zu retten war; ſchnell entlehnte er ein geſatteltes Pferd, und endlich kam der Erſehnte, er ritt raſch davon, aber Conſtantin lief noch ſchneller ohne auszuſchnaufen den Berg hinan. Der Wundarzt erklärte das Auge für unrettbar verloren. Conſtantin ſchloß ſeine beiden Augen; es war ihm, als ob plötzlich Nacht und Blindheit über ihn hereinbreche; Hansjörg aber ſah mit thränenſchweren Blicken vor ſich hin und hielt krampfhaft den Stumpffinger an ſeiner rechten Hand. Er ſah es als eine ſchwere Strafe Gottes an, der dafür, weil er einſt muthwillig ſich ſelber verletzt, jetzt ſeinem Kinde das Auge nahm. Mild und liebreich behandelte er den unſchuldigen Peter, der für ihn ſo Hartes erdulden mußte. Die Mutter aber, das uns wohlbekannte Kätherle, war nicht ſo demuthvoll, ſie ſagte ganz offen, daß das gewiß der vermaledeite Conſtantin gethan habe; ſie jagte ihn aus dem Hauſe und ſchwur, daß ſie ihm das Genick breche, wenn er noch einmal über die Schwelle käme.

Peter beharrte bei ſeiner Ausſage, und Conſtantin verlebte die qualvollſten Tage; er rannte immer im Feld umher, wie von einem böſen Geiſte getrieben, und wo er einen Stein ſah, da erzitterte ſein Herz. „Kain! Kain!“ rief er oft und wünſchte, daß er auch in die Wüſte entfliehen könnte, aber er kehrte immer wieder nach Hauſe zurück.

Nach drei Tagen endlich wagte er es, ſeinen Kameraden zu beſuchen. Er duckte ſich und war bereit, die härteſten Schläge auszuhalten; aber der Zorn der Mutter hatte ſich gelegt, es geſchah ihm nichts.

Ivo ſaß am Bette des Kranken, deſſen Hand haltend. Conſtantin ſchob den Ivo bei Seite und faßte die Hand Peters ohne ein Wort zu reden, ſein Athem zitterte, endlich ſagte er:

„Geh du fort, Ivo, ich bleib' da, wir haben mit einander zu reden.“

„Nein, laß ihn da, der Ivo darf alles wiſſen,“ ſagte der Halbgeblendete.

„Peter,“ ſagte Conſtantin, „in der unterſten Höll' kann man nicht mehr ausſtehen, als ich ausgeſtanden hab'. Ich hab' unſern Herrgott oft darum gebeten, er ſoll mir mein Aug nehmen und das deinige erhalten; ich hab' mir, wo ich allein geweſen bin, immer ein Aug zugehalten, ich will nicht mehr haben als du; gelt, lieber, guter, herziger Peter, du verzeihſt mir?“

Conſtantin weinte bitterlich, und der Kranke beſchwor ihn, doch ja ſtille zu ſein, ſonſt würden es ſeine Eltern merken; auch Ivo tröſtete den Unglücklichen; ſchnell aber erhob ſich in dieſem ſeine alte Natur und er ſagte:

„Ich wollt' es thät mir einer ein Aug' ausſtechen, dann bräucht' ich auch kein Pfarrer zu werden, hinter die Bücher hocken und ein Katzengeſicht machen, wenn die anderen Leute fröhlich ſind; ſei froh, daß du nur Ein Aug' haſt, du brauchſt nicht Pfarrer zu werden. Aber wart nur, der letzt' hat noch nicht gepfiffen."

Ivo faltete die Hände und ſah den wilden Knaben kummervoll an.

In der That konnte nun auch Peter nicht mehr Geiſtlicher werden, denn geſchrieben ſteht 3 B. M. C. 22, V. 20: „Wenn du dem Herrn ein Ganzopfer darbringſt, ſo ſoll es vollſtändig ſein, es darf keinen Fehler haben."

Ein Geiſtlicher darf keinen Leibesfehler haben.

Noch in der letzten Stunde, als ſchon der Wagen vor dem Hauſe ſtand, und Conſtantin von Peter Abſchied nahm, ſagte er: „Ich wollt', daß der Wagen umſtürzen und ich einen Fuß brechen thät. B'hüt dich Gott, Peter, und gräm' dich nicht zu arg über dein verlorenes Aug."

Auf Ivo hatten die Worte Conſtantins, die ſein innerſtes Widerſtreben gegen den geiſtlichen Stand bekundeten, einen tiefen Eindruck gemacht. Oft, wenn er ſo einſam ſeines Weges nach der Schule ging, ſagte er leiſe vor ſich hin: „ſei froh, daß du nur Ein Aug' haſt, du brauchſt nicht Pfarrer zu werden,“ und er hielt wechſelsweiſe ein Auge zu, um ſich zu verſichern, daß er nicht in dem Fall ſei; den Conſtantin konnte er gar nicht begreifen, und doch betete er eine Zeit lang für ihn in der Kirche.

Indeß war auch die Zeit herangenaht, da Ivo nach erſtandener Prüfung in das Kloſter zu Ehingen abreiſen ſollte.

Im elterlichen Hauſe wurde die Ausſteuer herbeigeſchafft, als ob er verheirathet würde. Eine Weile freute ſich Ivo mit den neuen Kleidern, aber bald überwog das Gefühl des Abſchiedes, und eine zitternde Bangigkeit breitete ſich über ſein ganzes Weſen aus; doch war er froh, daß ſeine Mutter mit Nazi und dem Falben ihn noch begleiten wollten. Nachdem er von dem Kaplan, von den Kameraden in Horb und von der Frau Hanklerin Abſchied genommen, begann er ſchon drei Tage vor der Abreiſe ſeinen Rundgang durch das Dorf. Alles wünſchte ihm von Herzen Glück, denn jedes wollte ihm wohl und pries die Eltern eines ſo ſchönen und trefflichen Knaben glücklich. Hier und dort erhielt er auch ein Geſchenk, ein Sacktuch, ein paar Hoſenträger, einen Beutel und ſogar etwas Geld; letzteres ſcheute ſich zwar Ivo anzunehmen, denn als Kind reicher Eltern ſchien es ihm faſt beleidigend, aber er dachte wieder: die Geiſtlichen müſſen Geſchenke annehmen, und freute ſich kindiſch mit den neuen Sechskreuzer-Stücken. Der Rundgang durch das Dorf war ſchneller beendigt als Ivo gedacht hatte. Er ließ ſich nun vor den Häuſern, in denen er bereits Abſchied genommen, nicht mehr ſehen; denn es liegt eine unangenehme Empfindung darin, Leuten, denen man bereits feierlich und auf lange Lebewohl geſagt, wieder ſo bald als derſelbe unter die Augen zu treten, es iſt als ob ein tiefes Gefühl dadurch verwiſcht würde, und als ob man eine übernommene Schuld noch nicht getilgt habe. Ivo blieb daher faſt wie ein Gefangener zu Hauſe, verweilte bei ſeinen Tauben, nahm von ihnen und all den ſtillen Plätzchen feierlichen Abſchied.

Am Abende vor der Abreiſe ging er in das Haus der Emmerenz, um Ade zu ſagen. Emmerenz brachte ihm Etwas in ein Papier gewickelt und ſagte: „Da, nimm's, es iſt eins von meinen Geitle.“ Obgleich Ivo keinen Widerſpruch machte, ſagte ſie doch: „Nein, du mußt's nehmen. Weißt du noch wie ich's von der Hohlgaſſe 'reingetrieben hab'? da ſind ſie klein und wunzig geweſen, und du haſt ja auch Futter für's geſammelt; nein, nimm's nur, das könnet ihr morgen auf dem Weg verzehren.“

In der einen Hand hielt Ivo die gebratene Ente, die andere reichte er Emmerenz und ihren Eltern zum Abſchiede. Mit ſchwerem Herzen ging er dann nach Hauſe. Hier war alles in großer Geſchäftigkeit, man wollte heut' Nacht um ein Uhr fort, damit man noch „zeitlich" nach Ebingen käme. Auf der Ofenbank ſaß ein Waiſenknabe aus Ahldorf, der ebenfalls in das Kloſter eintreten ſollte; neben ihm lag in einem blauen Kiſſenüberzuge ſein Bündel. Ivo vergaß ſeinen eigenen Schmerz über dem Mitleid mit dem Waiſenknaben, den Niemand begleitete, der, allein und verlaſſen, auf gute Leute bauen mußte. Da er keinen andern Troſt bei der Hand hatte, hielt er ihm die Ente unter die Naſe und ſagte: „Guck, das eſſen wir morgen mit einander. Gelt, du ißt doch auch gerne ein gut's Schlegele oder ein Stückle von der Bruſt?" Er ſah hiebei ganz fröhlich aus, und um dem Fremden die volle Gewißheit ſeines Antheils zu geben, ſagte er: „Da haſt's, kannſt's in deinen Bündel thun." Die Mutter wehrte dieß ab, weil ſonſt die Kleider beſchmutzt würden.

Man ging früh ins Bette. Der Waiſenknabe, Bartholomä genannt, ſchlief in Nazi's Bett, da dieſer aufbleiben mußte, um den Gaul zu futtern und dafür zu ſorgen, daß man nicht verſchlafe.

Als Ivo ſchon zu Bette lag, kam die Mutter nochmals, leiſen Schrittes. Sie hielt die Hand vor das Licht an der Oellampe, die ſie trug, um den etwa Schlafenden nicht zu ſtören; Ivo aber wachte noch, und die Mutter ſagte, indem ſie behutſam die Decke unter ſeinem Kinn feſtlegte, und dann mit der Hand über ſeinen Kopf fuhr: „Bet' auch recht, dann ſchlafſt du gut. Gut Nacht.“

Ivo weinte bitterlich als ſeine Mutter fort war. Wie eine Lichtgeſtalt war ſie verſchwunden, und er lag wieder in dichter Finſterniß. Es war ihm, als wäre er ſchon fern in ödem, fremdem Haus; dann dachte er wieder, daß morgen ſeine Mutter nicht mehr zu ihm käme, und er ſchluchzte in die Kiſſen hinein. Er dachte an Emmerenz und an alle Leute im Dorfe, er hatte ſie alle ſo lieb, er konnte ſich gar nicht vorſtellen, wie ſie es denn machen würden, wenn er nicht zu Hauſe wäre, ob denn noch Alles grade ſo fortginge wie geſtern; er meinte, alle Leute müßten ihn ſo entbehren, wie er ſich nach ihnen ſehnte, in das Leben Aller müßte ſein Weggehen ſo tief eingreifen, wie in das ſeinige, er weinte um ſich und um die anderen, und ſeine Thränen floſſen unaufhaltſam. Endlich raffte er ſich auf, faltete die Hände und betete laut, mit einer Inbrunſt, als ob er Gott und alle Heiligen leibhaftig an ſein Herz drücke; dann ſchlief er ſanft ein.

Blinzelnd ſchlug Ivo um ſich, als Nazi mit dem

Lichte kam, er wollte nichts vom Aufſtehen wiſſen, Nazi aber ſagte mit betrübter Miene: „Ich kann dir nicht helfen, ſteh' auf, du mußt jetzt lernen aufſtehen, wie's die Leut' befehlen."

Noch in der Stube taumelte Ivo wie ſchlaftrunken umher. Erſt der erweckende Kaffee brachte ihn zur vollen Beſinnung.

Alles im Hauſe war auf den Beinen, Ivo nahm von ſeinen Geſchwiſtern weinend Abſchied. Der Bartel ſaß bei Nazi auf dem vordern, mit dem Haferſack gepolſterten Brette, die Mutter war ſchon auf den Wagen geſtiegen, Joſeph, der älteſte Bruder, hielt den Falben am Zügel. Da hob Valentin ſeinen Sohn in die Höhe und küßte ihn, es war das erſtemal in ſeinem Leben, daß er ihm dieſes Liebeszeichen gab, Ivo umſchlang ihn laut wehklagend, Valentin war ſichtbar gerührt, aber er war noch Mann genug, und hob Ivo auf das Wägelchen, reichte ihm die Hand und ſagte mit ſtockender Stimme: „B'hüt di Gott Ivo, ſei brav."

Die Mutter hüllte Ivo zu ſich in den Mantel ihres Mannes, der Falb zog an, und fort ging es durch das Dorf, das ſtill und dunkel war; nur hier und dort brannte ein traurig Licht bei einem Kranken, und ſchwebten trübe Schatten der Wartenden an den Fenſtern vorüber. Kein Lebewohl ſagten die trauten Menſchen, die hinter all den ſtillen Mauern wohnten; nur der Nachtwächter hielt an der Leimengrube mitten in ſeinem Rufe inne und ſagte: „Glück auf den Weg.“

Faſt eine Stunde lang fuhren die Vier ſo fort, man hörte nichts als den Hufſchlag des Pferdes und das Raſſeln des Wagens. Ivo lag an dem Herzen ſeiner Mutter und hielt ſie feſt umſchlungen.

Jetzt wickelte er ſich plötzlich aus der warmen Verhüllung und ſagte: „Bartel, haſt du auch einen Mantel?“

„Ja, der Nazi hat mir die Roßdeck' geben.“

Ivo legte ſich wieder ſtill an das warme Herz ſeiner Mutter, und von Trauer und Müdigkeit überwältigt, ſchlief er ein.

Seliges Loos der Kindheit, deren Wehe noch die ſtille Nacht des Schlummers in Vergeſſenheit einwiegt!

Der Weg ging faſt immer durch den Wald, zuerſt bis Mühringen, dann durch das liebliche Eiachthälchen und den Badeort Imnau. Ivo ſah von alle dem nichts. Erſt als man die Haigerlocher Steige hinanfuhr, erwachte er und ſchreckte zuſammen, als er da unten die Stadt von den ſenkrecht ſteilen Bergen umdrängt ſah; es kam ihm alles wie ein Wunder vor.

Es tagte, und die Kälte wurde eine Weile empfindlicher; denn es iſt, wie wenn beim Aufgang der Sonne die kalte Nacht ſich von der Erde erhöbe und mit verſtärkter letzter Kraft die irdiſchen Geſchöpfe anhauche. In Hechingen im Rößle kehrte man ein. Ein junges Mädchen ſtand unter der Thüre des Wirthshauſes.

Ivo mochte an Emmerenz denken, denn er ſagte: „Mutter, eſſen wir jetzt das Geitle?“

„Nein, in Gamertingen machen wir Mittag und da laſſen wir uns auch ein Süpple dazu kochen.“

Der ſonnenhelle Tag im ſchönen Killerthale, die wechſelnden Gegenſtände, das fremde Leben der rauhen Alb heiterten Ivo auf und als er eine große Rinderheerde auf der Weide ſah, ſagte er zu Nazi: „Verſorg' nur auch meinen Stromel gut!“

„Da iſt nicht mehr viel zu verſorgen, dein Vater hat ihn an den Buchmaier verkauft, der wird ihn dieſer Tage holen und in's Joch eingewöhnen.“

Ivo kannte den Fortgang im Schickſale der Thiere zu gut, um hierüber eine Betrübniß zu empfinden; er ſagte daher nur: „Beim Buchmaier hat er's gut, der iſt rechtſchaffen gegen Menſch und Vieh, der wird ihm nicht zu viel zumuthen. Er ſpannt ja auch die Ochſen nicht in's Doppeljoch, da hat jeder ſein beſonderes, das plagt ſie nicht ſo arg, da können ſie ſich doch regen.“

Die Sonne neigte ſich ſchon zum Untergehen, als man in das Donauthal kam. Nazi ſchien beſonders aufgeräumt. Er erzählte mit zurückgewendetem Kopfe allerlei drollige Streiche von dem nahe gelegenen Munderkingen, dem man das Gleiche nacherzählt, was man ſonſt den Schildburgern aufbürdet; Ivo lachte aus voller Seele und ſagte einmal: „Ich wollt', wir könnten ein ganz Jahr lang ſo mit einander in der Welt herumfahren.“

Das hatte aber jetzt ein Ende, denn man war vor Ehingen angelangt.

Ivo fuhr zuſammen und faßte die Hand ſeiner Mutter feſt.

Man ſtellte in der Traube, nicht weit von dem Kloſter, ein.

Kaum hatten ſich unſere Reiſenden an einen Tiſch geſetzt, als es zur Veſper läutete; die Mutter ſtand auf, winkte den beiden Knaben und ging mit ihnen zur Kirche.

Es liegt eine tiefe Macht in der allverbreiteten Sichtbarkeit der katholiſchen Kirche: wohin du wanderſt und wo du dich niederläſſeſt, überall ſtehen hohe Tempel offen für deinen Glauben, deine Hoffnung, deinen Gott, überall kniet die Gemeinde, andächtig nach denſelben Heiligthümern aufſchauend, dieſelben Worte im Munde, dieſelben Zeichen führend, überall biſt du unter Brüdern und Kindern des einen heiligen, ſichtbaren Vaters zu Rom.

Der katholiſche Glaube in ſeiner ſtrengen ungetheilten Einheit und Allverbreitung zeigt dir überall

Säulen und Hallen, getragen vom Namen deines Herrn, und im Hauſe deines Gottes findeſt du überall dein Heimathhaus und den gleichen Eingang zu deiner ewigen Urſtänd.

So lag die Mutter Chriſtine mit den beiden Knaben im andächtigen Gebete vor dem Altar. Sie wußten nicht mehr, daß ihre Heimath weit weg ſei, die Hand des Herrn hatte den von fern her Kommenden eine ſelige Heimath auferbaut.

Feſt und innig, gottvertrauend nahm die Mutter ihren Sohn an die eine, den Waiſenknaben an die andere Hand, und ging mit ihnen zum Kloſter.

Hier war überall ein buntes Hin- und Herrennen, Trachten aus allen katholiſchen Gegenden des Landes waren hier zu ſchauen.

Nachdem der Famulus am Eingange des Kloſters die Zeugniſſe eingeſehen und wieder zurückgegeben, wurden die Drei zum Direktor geführt. Dieſer war ein alter, grämlich ausſehender Mann, er ſagte auf alle Reden der Mutter Chriſtine nur: „gut, gut, ſchon recht.“ Er hatte heute ſchon gar viel anhören müſſen, daß man es ihm nicht verübeln konnte, wenn er wortkarg war.

Ivo zupfte ſeine Mutter am Rocke und ſie bat nun, daß der „Herr Hochwürden“ erlauben möchten, daß ihr Sohn noch heute Nacht mit ihr im Wirthshauſe ſchlafe.

Nach einer Weile ſagte der Mann: „Meinetwegen, aber morgen früh vor der Kirche muß er da ſein.“

Bartel nahm einen ſehr wortreichen Abſchied von der Frau Chriſtine. Der arme Knabe war es gewohnt, oft guten Leuten zu danken, und er konnte es ſo meiſtermäßig wie eine Litanei. Er folgte willig dem Famulus in ſein Zimmer.

Ivo ſprang und hüpfte fröhlich, da er nun noch bei ſeiner Mutter bleiben durfte, und er plauderte mit ihr noch lange in die Nacht hinein.

Ein klarer Sonntag im eigentlichen Sinne des Wortes leuchtete des andern Morgens. Schon eine Stunde vor der Kirche ging Ivo an der Hand ſeiner Mutter nach dem Kloſter, der Nazi ging hinterdrein mit dem Gepäcke und dem Bündel für Bartholomä.

Die Mutter half Ivo nun ſeine Sachen in den bereit ſtehenden Schrank einräumen und zählte ihm alles vor; oft blickte ſie aber traurig umher, da ſie ſah, daß zwölf Knaben hier in einer Stube hauſen mußten.

Es läutete auf der Kloſterkirche. Mutter und Sohn trennten ſich, denn dieſer mußte ſich zu ſeinen Kameraden geſellen.

Nach der Kirche ging die Mutter zur Frau Speiſemeiſterin, das war noch eine Frau, mit der konnte man doch eher reden. Sie bat ſie, ihrem Ivo doch mitunter etwas zwiſchen der Zeit zu geben, der Bub vergeſſe ſonſt daran, ſie wolle ja gern Alles doppelt vergelten.

Ivo durfte noch eine Weile vor dem Eſſen zu ſeiner Mutter in's Wirthshaus. Auch der Frau Traubenwirthin legte die ſorgſame Mutter ihren Sohn an's Herz, ſie ſolle ihm immer geben, was er wolle, Alles pünktlich aufſchreiben, und es werde richtig bezahlt werden. Die geſchäftige Wirthin verſprach alles, obgleich ſie wohl wußte, daß ſie nichts für ihn thun konnte.

Bei Tiſche aß Ivo mit gutem Appetit, er wußte ja, daß ſeine Mutter bei ihm war; nach dem Eſſen aber ging er betrübt zur Traube zurück, denn jetzt kam der ſchwerſte Abſchied. Er ging in den Stall zu Nazi, der eben den Falb aufſchirrte.

„Gelt, Nazi,“ ſagte er, „du bleibſt mir auch ein guter Freund?“

„Kannſt darauf ſchwören, wie auf's Evangelium,“ erwiderte dieſer, dem Pferde das Kummet über den Kopf ſchiebend; er kehrte ſich nicht um, denn er wollte ſeine Rührung verbergen.

„Und du grüßeſt mir auch alle Leut' die nach mir fragen?“

„Ja, ja, g'wiß, gräm' dich nur nicht ſo, daß du jetzt nimmer daheim biſt; das iſt noch ein fröhlich

Abſchiednehmen, wenn man ſo zurückdenken kann, daß daheim Leut' ſind, die einen von Herzen gern haben und denen man nichts Leids gethan hat." — Die Stimme Nazi's ſtockte, die Kehle war ihm wie vertrocknet und es drückte ihn im Halſe; Ivo merkte von alle dem nichts, denn er fragte:

„Und die Tauben, gelt, die gibſt nicht weg, bis ich wieder komm'?"

„Kein Federle kommt weg. Geh' jetzt aber 'nein zu deiner Mutter, wir müſſen fort, ſonſt iſt morgen der Tag auch hin. Sei nur fröhlich und laß dich's nicht zu arg keien,[1] das Ehingen iſt ja auch nicht aus der Welt. Huuf Falb." Er führte das Pferd an das Wägelchen und Ivo ging zu ſeiner Mutter.

Als er ſie ſo jämmerlich weinen ſah, unterdrückte er ſeinen Schmerz und ſagte:

„Müſſet nicht ſo jammern, das Ehingen iſt ja nicht aus der Welt, und bis Oſtern komm' ich wieder, da wollen wir aber luſtig ſein, hui!"

Schmerzlich preßte die Mutter ihre Lippen zwiſchen die Zähne, dann beugte ſie ſich zu Ivo nieder, umfaßte ihn und küßte ihn und „bleib fromm und gut," das waren die letzten Worte, die ſie hervorſchluchzte; dann ſtieg ſie auf den Wagen, der Falb zog an, das Thier ſchaute ſich nochmals um, als wollte es auch von Ivo Abſchied nehmen, der Nazi winkte noch einmal mit dem Kopfe, und fort raſſelten ſie.

---

[1] Keien, ſo viel als verdrießen.

Ivo ſtand da, die Hände in einander gelegt, geſenkten Hauptes. Als er den thränenſchweren Blick emporrichtete und nichts von ſeinen Lieben mehr ſah, da trieb es ihn mit zauberiſcher Gewalt, er rannte dem Wägelchen nach vor die Stadt, und da ſah er es von ferne auf der weißen Straße dahin eilen. Er blieb ſtehen und kehrte dann in die Stadt zurück: da waren alle Menſchen ſo froh und zu Hauſe, nur er war fremd und traurig. Draußen aber auf dem Wägelchen nahm die Mutter ihr „Nuſter“ [1] in die Hand und betete: „Liebe heilige Mutter Gottes! Du weißt, was Mutterliebe iſt, du haſt es in Schmerzen und Freuden empfunden. Beſchütze mein Kind, es iſt mein Herzblättchen. Und wenn ich eine Sünde damit thue, daß ich ihn ſo lieb hab', laß die Schuld mich entgelten und nicht ihn!“

Als Ivo in das Kloſter zurückkam, mußte er ſogleich wieder in die Mittagskirche; aber er konnte diesmal keine Andacht finden, er war zu abgemattet, ſein Herz zitterte zu ſehr. Er war zum erſtenmale in der Kirche ohne zu wiſſen, daß er darinnen ſei; gedankenlos ſang, gedankenlos hörte er.

Schon in dieſem einzigen Umſtande liegt ein Ergebniß der nunmehr eintretenden Lebensweiſe; die eigene Willensbeſtimmung trat zurück, Befehl und Geſetz herrſchte.

---

[1] Von Pater noster, ſo viel als Roſenkranz.

So ward nun das Leben unſeres Ivo ein geſetzmäßiges ſtrenges Einerlei, und wenn wir den Verlauf eines Tages kennen, kennen wir die anderen alle.

Die Knaben ſchliefen in großen Sälen unter Aufſicht eines Repetenten.

Morgens halb ſechs Uhr wurde geläutet; der Famulus kam, zündete die an der Decke hängende Laterne an, und nun mußte Alles in die Kirche zum Gebet; dann ging es zum gemeinſamen Frühſtück, worauf die Privatarbeit begann, bis um acht Uhr, da der Unterricht ſeinen Anfang nahm; von dieſem ging es zum gemeinſamen Tiſche, nach welchem man eine Stunde „Recreation“ hatte, d. h. unter Aufſicht ſpaziren ging. Nach dem hierauf mehrſtündig fortgeſetzten Unterrichte durften die Knaben eine Weile im Hofe ſpielen, aber auch hier fehlte das offene Auge des Aufſehers nicht. Wie ſchon der beſchränkte Raum die Unfreiheit anzeigte, ſo war dieſe auch inmitten des „freien“ Spiels; nirgends eine ſelbſtgeſchaffene, ungebundene Freude, und vor allem nie ein ſtill in ſich gehegtes Alleinſein.

Zu Hauſe war Ivo wie das Kleinod der Familie gehalten worden: wenn er in der Stube bei ſeinen Büchern ſaß, ſorgte die Mutter behutſam, daß ſich kein Lärm und kein Geräuſch in ſeiner Nähe finde, faſt Niemand durfte die Stube betreten, und es war, als ob drinnen ein Heiliger geheimnißvolle Wunder vollführe; hier aber, wenn es nach dem Nachteſſen nochmals zur Privatarbeit ging, regte ſich bald da bald dort Einer und piſperte, wenn auch nur leiſe; Ivo konnte ſich nicht enthalten, darauf hinzuhorchen, und er arbeitete läſſig.

Wer es weiß, welch' eine unergründliche Macht oft die Seele durchdringt, die einſam mit ſich in ihren eigenen Gedanken ſich ſpiegelt, oder fremde Gedanken in ſich aufnimmt; wer jenen lautloſen Geiſtesverkehr kennt, der ſich ſtill ausbreitet, wie die Blume ſich geräuſchlos entfaltet, der wird den Schmerz Ivo's mit empfinden, daß er nun gar nicht mehr allein war. Er gehörte nicht mehr ſich ſelber, er gehörte unaufhörlich einer Genoſſenſchaft an.

Um neun Uhr läutete es wieder zum allgemeinen Gebet, worauf alles ſich zur Ruhe begeben mußte.

Erſt jetzt wurde Ivo ſich ſelber wieder gegeben, und er flüchtete ſich in Gedanken zu den Seinigen, bis der Schlaf Alles zudeckte.

So kam ſich Ivo in den erſten Tagen wie verkauft vor, denn nirgends war mehr freier Wille, Alles Verordnung und Gebot; eine grauſame Erfahrung ſtand vor ſeiner Seele: die Unerbittlichkeit des Geſetzes.

Es iſt eine folgerechte Anordnung jeglichen äußerlich feſt beſtimmten Kirchenthums, daß es ſchon frühe ſeinen Zöglingen die Fruchtbarkeit des freien Willens ausſchneidet und all ihr Thun und Denken in die unbeugſamen Geſetze einjocht.

Die höchſte Aufgabe der Bildung iſt aber die Erziehung zur Pflicht, zur Erfüllung des Geſetzes, das wir in der Erkenntniß finden.

Voll Trübſal ging Ivo umher, und es bedurfte nur eines harten Wortes, um die Thränen aus ſeinen Augen hervorzulocken. Das merkten ſich einige loſe Kameraden und ſie neckten ihn auf allerlei Weiſe. Es waren mitunter rohe, häßliche Geſellen, die, aus einem niedrigen Hausweſen gekommen, ſich bei der guten Koſt und der Fürſorge für Alles behaglich fühlten. Sie merkten, daß Ivo ekel ſei und ſprachen bei Tiſche allerlei ekelerregende Dinge, ſo daß Ivo oft ohne einen Biſſen zu eſſen aufſtand.

Die Vorſorge der Mutter bei der Speiſemeiſterin kam ihm jetzt ſehr zu ſtatten.

Das Vielregieren erzeugt überall ein Umgehen des Geſetzes, das die Wächter ohne ſtrenge Ahndung geſchehen laſſen müſſen, und ſo hatten mehrere Knaben außerdem, was ſich wie durch eine geheime Ueberlieferung forterbte, bald allerlei Schliche und Winkelzüge zu größerer Freiheit erſonnen; Ivo aber nahm keinen Theil daran, ebenſo wenig wie an den geheimen

Poſſen, die man mitunter den Lehrern und Aufſehern ſpielte — er war ſtill und allein.

Der erſte Brief an ſeine Eltern mag uns ſeine Lage zeigen; er lautet:

„Liebe Eltern und Geſchwiſter!

„Ich wollte nicht eher ſchreiben, als bis ich mich hier eingewöhnt hatte. Ach! ich habe in dieſen drei Wochen ſo viel erlebt, daß ich wähnte, ich würde ſterben. Wahrlich! wenn ich mich nicht geſchämt hätte, wäre ich wahrhaftig wieder heimgelaufen. Ich dachte oft daran: es ging mir, wie unſerer Allgäuerin, die fraß auch nichts, bis ſie ſich an das andere Vieh gewöhnt hatte. Wir haben hier gutes Eſſen, jeden Tag außer Freitag Fleiſch, und am Sonntag auch Wein. Die Frau Speiſemeiſterin that mir viel Gutes; zu der Taubenwirthin darf ich nicht hingehen, da der Beſuch von Wirthshäuſern uns unerlaubt iſt. Ach! wir ſind überhaupt ſehr ſtreng gehalten — — Wir dürfen nicht einmal allein ſpaziren gehen, Mittags eine halbe Stunde. O! wenn ich nur auch als Flügel hätte, daß ich zu euch hinfliegen könnte. Am liebſten iſt mir's, wenn wir auf den Weg ſpaziren gehen, wo wir herein gefahren ſind, da denke ich an die grüne Zukunft — — wo ich auch dieſen Weg in die Vacanz gehe. Es iſt hier auch[1] ſehr kalt. Schicke mir doch ein wollenes

---

[1] Hier war „frigor ad“ durchſtrichen.

Unterwamms, liebe Mutter, vorn auf der Bruſt grün ausgeſchlagen. Es friert mich hier viel mehr, als da ich nach Horb ging; da konnte ich machen, was ich wollte, hier bin ich gar nicht mein eigen. Ach! mir iſt der Kopf oft ſo ſchwer vom Weinen, daß ich wähne, ich würde krank werden. Liebe Mutter, betrübe dich aber nicht zu ſehr, es wird ſchon beſſer gehen, und ich befinde mich auch ſonſt recht wohl; ich muß aber doch mein Herz vor dir ausſchütten. Ich will gewiß recht fleißig ſein, da wird mit Gottes Hülfe Alles gut gehen; ich vertraue auf ihn, auf unſern Heiland, auf die heilige Mutter Gottes und auf alle Heiligen, es hielten es ja auch ſchon andere vor mir aus. Seid alſo recht vergnügt, habt einander recht lieb! Denn wenn man fort iſt, da fühlt man's, wie lieb man ſich haben ſoll, während man bei einander iſt; ich wäre jetzt gewiß nie ſtreitig oder unzufrieden, und das liebe Gretle würde mich nicht mehr zanken. Lebet wohl, grüßet mir alle gute Freunde, ich bin euer lieber Sohn

Ivo Bock.

Postscriptum. Liebe Mutter! Es kam auch ein neuer Repetent an, nämlich des Schneider Chriſtle's Gregor, er hat aber nicht ſeine Schweſter, ſondern eine fremde Perſon bei ſich. Macht, daß der Schneider Chriſtle an ihn ſchreibe, er ſolle ſich um mich annehmen.

Lieber Nazi, ich grüße dich von Herzen, ich denke auch recht oft an dich. Man ſieht hier faſt lauter blaues Allgäuer Vieh, und wenn ich einen Bauer auf dem Feld arbeiten ſehe, möchte ich immer grade hin ſpringen und ihm helfen. Der Speiſemeiſter hat auch Tauben, aber er thut ſie alle ab auf den Winter! — Der Bartel wohnt nicht mit mir auf einer Stube, er iſt ſehr zufrieden, er hat es nie beſſer gehabt; er hat auch keine ſo liebe, gute Mutter und auch keinen ſo Vater, wie ich. Wenn ich nur einen rechtſchaffenen Kameraden hier hätte —

Man darf hier auch Beſuche Abends in Familien machen, es gehen Viele dahin, aber ich kenne Niemand hier. Ach Gott! wenn ich in Nordſtetten wäre — —

Verzeihet mein ſchlechtes Schreiben. Ach Gott! wenn ich bei euch wäre! Es liegt mir noch Vieles auf dem Herzen, ich will aber jetzt ſchließen, es läutet zum Schlafengehen. Denket auch recht oft an mich!“

Dieſer Brief machte einen gewaltigen Eindruck im elterlichen Hauſe, die Mutter ſteckte ihn in ihre Taſche und las ihn ſo oft, bis er in Stücke zerfiel; immer aber, wenn ſie an Worte kam, wie: „ich dachte, ich that, ich konnte,“ ſchaute ſie ein wenig vom Blatte auf, ihr Kind war ihr hierin ſo fremd, dann aber beſann ſie ſich wieder, daß der Brief eben von einem „G'ſtudirten" ſei, und daß der Pfarrer in der Predigt ja auch ſo ſpreche. Ein beſonderes Kreuz waren dann noch die vielen Gedankenſtriche, die konnten ſo gar Vieles enthalten.

Der Nazi erbot ſich alsbald, eine ganze Nacht hindurch nach Ehingen zu laufen, um dem Ivo die gewünſchten Sachen und Nachricht zu bringen.

Das Walpurgle, die ſchöne Näherin, wurde nun in's Haus genommen, die Mutter gab ihr das Beſte zu eſſen und zu trinken; es war ihr, als ob das dem Wämmschen zu gute käme, und dann ſagte ſie oft: „ſpar' nur nichts, es iſt für meinen Ivo."

Weihnachten war nicht fern, und ſo wurde für Ivo Hutzelbrod gebacken, das mit Kirſchwaſſer geknetet und mit Hutzeln[1] und Nüſſen angefüllt war; dieſes, nebſt vielem Obſt, einigem Geld und anderen Sachen wurde in einen Sack gepackt, und ſpät am Abend ging Nazi damit durch das Dorf hinaus.

Ivo wollte ſeinen Augen kaum trauen, als er auf dem Mittagsſpazirgange den Nazi mit einem Zwerchſacke daher kommen ſah; als aber Nazi winkte, ſprang er ihm entgegen und fiel ihm um den Hals. Viele Knaben kamen herbei und ſtanden verwundert umher.

„Bock," fragte einer, „iſt das dein Bruder?"

Ivo nickte, er wollte nicht ſagen, daß der Nazi nur Knecht ſei.

[1] Gedörrte Birnen und Aepfelſchnitten.

„Da muß dein Vater ein ſteinalter Bock ſein,“ ſagte ein anderer Knabe. Alle lachten. Der Clemens Bauer aber, ein Knabe aus dem Hohenlohiſchen, ſagte: „Pfui, ſchämt euch, ihr Neidhämmel; ihr ſolltet euch mit freuen, daß er ſo eine Freud' hat.“ Er lief nun ſchnell zu dem Repetenten, der als Aufſeher mit ging, und Ivo erhielt durch ihn die Erlaubniß, allein mit Nazi heimzukehren.

Ein ſeliges Entzücken leuchtete aus dem Antlitze unſeres Ivo, das war ein rechtſchaffener Bub; der Gedanke dämmerte durch ſeine Seele, daß er durch ſeinen Nazi auch zu einem Freunde kommen werde.

An der Hand des alten Freundes ging er nun zurück, ſeines Redens und ſeiner Freude war kein Ende. Als nun gar noch die Sachen ausgepackt wurden, jauchzte er hoch auf. Er legte ſogleich etwas zurück für den guten Clemens, aber auch einem jeden ſeiner Stubenkameraden theilte er bei ihrer Rückkehr etwas mit.

Nazi hatte auch einen Brief an des Schneider Chriſtle's Gregor mitgebracht, Ivo trug ihn ſogleich hin, und Gregor bat ihn, öfter zu kommen und ihm alle ſeine Anliegen mitzutheilen.

Abends durfte Ivo zu Nazi in's Wirthshaus, ſie konnten gar nicht fertig werden mit Reden und Fragen. Als es zum Gebet läutete, ging Nazi noch mit bis an das Kloſter.

Wie von einer freundlichen Hand getragen, faſt ſchwebend ging Ivo die Kloſtertreppe hinauf, er fühlte ſich jetzt weit mehr hier zu Hauſe, da ſein ganzes Nordſtetten zu ihm hergekommen war, indem es ihm ſeinen liebſten Geſandten geſchickt hatte; auch hatte er jetzt einen Gönner und einen Freund, alles das durch den lieben, guten Nazi.

Von nun an war das Leben unſers Ivo durch Fleiß, Heiterkeit und Freundſchaft gehoben. Seine Mutter ließ, wie man ſagt, keinen Vogel vorbeifliegen, ohne ihm etwas an ihren Sohn mitzugeben. Und wie es dieſem in ſeinem Schranke faſt nie an etwas Beſonderem fehlte, ſo hatte er auch ſtets in ſeinem Herzensſchreine irgend eine heimliche Freude. Alles um ihn her gewann ein ſchöneres Leben, wozu vornehmlich auch die Ermunterung des Clemens beitrug. Dennoch ſchloſſen ſich die beiden nicht ſo raſch an einander an, wie man hätte vermuthen ſollen; es bedurfte hiezu eines außerordentlichen Ereigniſſes. Die anderen Knaben aber, da ſie ſahen, daß Ivo bei dem Repetenten Haible, ſo hieß Gregor, viel galt, ließen ihn fortan ungekränkt und bewarben ſich ſogar um ſeine Gunſt.

Eine beſondere Freude gewann auch Ivo durch Erlernung der Muſik.

Man richtete ein möglichſt vollſtändiges Orcheſter für die Kirchenfeierlichkeiten ein, Ivo wählte das

Waldhorn und gelangte bald zu einer ziemlichen Fertigkeit.

Der Direktor wollte einſt den Knaben, die ein bloßes Kaſernenleben führten, wieder etwas Familienhäuslichkeit zu koſten geben. Er lud daher in der Religionsſtunde die zwölf Erſten, zu denen auch Ivo gehörte, auf einen Abend zu ſich ein. Dieſe Eröffnung wurde als Befehl angeſehen, und nach der Reihenfolge ihrer Plätze in der Klaſſe traten die Knaben, ein jeder ſich vielmal verbeugend, Abends ein.

Der Direktor lebte mit ſeiner alten Schweſter zuſammen. Es wurde nun Thee bereitet und die Scholaren griffen ſchüchtern zu.

Dem guten alten Manne ſelber war das Familienleben ſchon längſt abhanden gekommen. Statt daher die Knaben nach ihrer Heimath und dergleichen zu fragen, ſprach er mit ihnen von den Büchern und dem Studium. Nur einmal, als er einen luſtigen Spaß aus ſeiner Jugend erzählte: wie nämlich zwei Blätter in ſeiner Bibel zuſammengeklebt waren, und er ſich nicht zu helfen wußte, lief ein halblautes Kichern durch die Reihe der Knaben. Der Direktor aber knüpfte ſogleich die Lehre daran, daß, wenn man etwas in der Bibel nicht recht verſtehe, Einem noch irgendwo ein Blatt zugeklebt ſei.

Als es neun Uhr läutete, ſagte er: „So, jetzt zum Nachtgebet.“ Alles ſtand auf und betete, dann ſagte er: „Gute Nacht," und die Knaben trollten ſich fort. Sie hatten wenig Familienleben bei dem Direktor gehabt.

So verging für Ivo der Winter. Oft war er auch ſehr betrübt, wenn er die Knaben aus der Stadt Schlitten fahren oder Schneeballen werfen ſah. Als aber draußen der Schnee ſchmolz und die erſten Triebe ſich in der Natur regten, da zitterte ſein Herz mit den Pulſen, die draußen die Erde belebten; es drängte auch ihn hinaus in die freie, ſonnige Heimath.

8.

Die Vacanz.

Schon mehrere Wochen vor der Oſtervacanz hatte kein Knabe mehr ſeine Gedanken recht bei dem Lernen; Alles hüpfte und ſprang, wenn es an's Nachhauſegehen dachte.

Ivo und Clemens gingen auf Spazirgängen oft Hand in Hand, und erzählten einander viel von der Heimath.

Clemens war der Sohn eines Schreibers. Er hatte keine heimiſche Kindheit gehabt, da ſein Vater ſchon zum drittenmal in eine fremde Stadt verſetzt worden war.

Am Abend vor der Vacanz war großes Packen auf allen Stuben, wie vor einem Manöver; am Morgen aber mußten noch alle Knaben in die Kirche, und ſo laut ſie auch ſangen, ſo war ihr Denken und ihre Sehnſucht doch mehr nach ihrer irdiſchen Heimath gerichtet, als nach ihrer himmliſchen.

Ivo nahm herzlichen Abſchied von Clemens, und nach der Fuhrmannsregel hielt er zuerſt kurzen Schritt, obgleich es ihn zur höchſten Eile drängte. Bartel begleitete ihn, er ging zu einer Baſe. Er war ein läſtiger Gefährte, denn wo unſer Herrgott einen Arm herausſtreckte, wollte er einkehren. Ivo willfahrte ihm erſt in Untermarchthal, wo ſich ihr Weg ſchied. Glücklicherweiſe traf hier Ivo jüdiſche Pferdehändler aus Nordſtetten. Sie hatten eine große Freude mit ihm, die er von ganzem Herzen erwiderte, ſie waren eben zur Abreiſe bereit und Ivo konnte mehrere Stunden mit ihnen fahren. Er fragte nun nach Allem, was im Dorfe vorgegangen war, und er hörte von Geburt, Heirath und Tod. Ivo dachte, daß dieſe drei die Parzen des Lebens ſeien, und citirte ſtill vor ſich hin den Schulvers: Clotho colum retinet Lachesis net, et Atropos occat.[1]

Als es bergan ging, zogen die reiſenden Handelsleute ihre Gebetriemen aus einem Beutelchen und legten ſie um Stirn und Arm; aus kleinen Büchern ſprachen ſie ſodann ihr langes Morgengebet. Ivo verglich die Athemwolken, die ihrem ſchnell bewegten Munde entſtrömten, mit dem Rauchopfer in der Bibel, denn er achtete jedes Glaubensbekenntniß, und beſonders das jüdiſche als das uralt ehrwürdige. Er blickte auch in das offene Gebetbuch ſeines Nebenmannes und freute ſich, daß er auch ebräiſch leſen konnte. Der Betende nickte ihm ſtill aber freundlich zu.

---

[1] Clotho hält den Rocken, Lacheſis ſpinnt und Atropos ſchneidet ab.

Ivo bewunderte die Fertigkeit, mit der dieſe Leute das Ebräiſche ſo ſchnell weglaſen, ſchneller als der Direktor ſelber.

Als Ivo herzlich dankend vom Wägelchen abſtieg, um ſeinen Weg zu Fuße weiter zu gehen, mußte er ſeinen Landsleuten verſprechen, heute nicht mehr ganz nach Hauſe zu gehen, damit er nicht krank werde. Still ſeine Schritte fördernd, lobte Ivo innerlich ſein liebes Nordſtetten, in dem alle Menſchen ſo gut waren, Chriſt und Jud, Alles gleich.

So ſehr auch die Gedanken Ivo's immer zu Hauſe waren, ſo merkte er doch auf Alles, und machte ſogar manche allgemeine Betrachtung. Mehrmals, als er von ferne die Thurmſpitze eines Dorfes erblickte, dachte er: „Es iſt doch ſchön, daß man von jedem Dorfe die Kirche zuerſt ſieht; da weiß man gleich, da ſind Chriſtenmenſchen bei einander, und ihr ſchönſtes und beſtes Haus gehört Gott.“

Ein andermal bemerkte er: „Wie prächtig iſt's, daß die Obſtbäume ſo rings um jedes Dorf ſtehen; ſie ſind die beſten Freunde von den Menſchen. Zuerſt kommt der Menſch, dann das Vieh, dann die Obſtbäume; die brauchen den Menſchen auch noch, er muß ſie äugeln, pfropfen und raupen. Es iſt doch wunderbar! Da rings herum iſt alles Gras und klein Gewächs, und da auf einmal geht ein großer Stamm weit in die Luft hinein, und da hangt Alles voll Blueſt.[1]

O wunderſchön iſt Gottes Erde,
Und werth darauf vergnügt zu ſein;
Drum will ich, bis ich Aſche werde,
Mich dieſer ſchönen Erde freu'n."

Ivo ſtand ſtill, die heilige Offenbarung von der Größe und Allmacht Gottes hatte ſich vor ihm aufgethan.

Wenn nun auch die Seele unſers Ivo ſo in ſich begnügt war, ſo ſchloß er ſich doch manchem Reiſenden an, der mit ihm des Weges ging; die Leute gewannen alle ſchnell Zutrauen zu ihm, ſein freundliches Gemüth lag auf ſeinem Antlitze, und er war ganz glückſelig, daß überall lauter gute, freundliche Menſchen waren.

Es war Nacht, als unſer Reiſender in Hechingen anlangte, und ſo nur noch fünf Stunden von Hauſe entfernt war. Er fühlte ſich zwar nicht ſehr müde, ja er hätte noch die ganze Nacht durchlaufen können, aber er dachte an ſein Verſprechen; ſodann wollte er auch bei hellem Tage nach Hauſe kommen. „Dunkel war's, als ich wegging," ſagte er, als er in der Herberge hinter dem Tiſche ſaß, „hell iſt's, wenn ich wieder komme." Er war ſogar ſo eitel, daß er wünſchte, ſein elterliches Haus läge am andern Ende des Dorfes, damit er mit ſeinem grünen Studentenränzchen durch das ganze Dorf gehen und Aufſehen erregen könnte.

---

[1] Blüthen.

Die Sonne leuchtete längſt in vollem Glanze, als Ivo erwachte. Das war ein fröhlicheres Erwachen, als bei der Kloſterlaterne. Es war ein ſchöner Tag, ein ächter Jubeltag für die Vögel in der Luft und die Blüthen auf den Bäumen.

Ivo wünſchte ſich nur auch Flügel zu haben, und er ließ wenigſtens ſeine Kappe in die Luft fliegen. Raſch ſchritt er des Weges dahin, plötzlich aber hielt er inne, ſetzte ſich an einen Rain, und die Worte aus 2. Buch Moſes C. 3, V. 5 ſprechend: „Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, auf dem du ſteheſt, iſt heiliger Boden," entkleidete er ſeine Füße. Hurtig, wie ein unbeſchlagenes Füllen, ſprang er dahin, es ging ja erſt recht der Heimath zu; bald aber merkte er, daß er im Kloſter das Barfußgehen verlernt hatte. Die Lippen vor Schmerz zuſammenpreſſend und ſeine Füße wieder bekleidend, dachte er an den ſchönen Vers 12 im

Pſalm 91: „Der Herr wird ſeine Engel vor dir herſenden, damit dein Fuß an keinen Stein ſtoße.“

In Haigerloch kaufte Ivo zwei röſche[1] Faſtenbretzeln, die eine für ſeine Mutter, die andere für — Emmerenz. „Sie hat dir ja auch das Geitle geſchenkt,“ entſchuldigte er ſich bei ſeinem geiſtlichen Gewiſſen. Er machte gern den Umweg und ging der Landſtraße nach, denn er fürchtete in ſeiner Herzensfreude zu verirren, er wollte ganz ſicher ſein; auch hatte er ſo eine größere Strecke durch das Dorf zu gehen, als wenn er von Mühringen kam.

Je näher es nun der Heimath zuging, um ſo lichter wurde es für Ivo, um ſo mehr hob er im ſtillen Jubel die Arme empor. Manchmal aber fürchtete er auch, es wäre gar nicht möglich, daß er heim käme, die Freude wäre zu groß, er müſſe vor irgend einem Unglück oder dem Uebermaße des Entzückens auf dem Wege erliegen; dann ſetzte er ſich oft nieder, um neue Kraft zu ſammeln.

Die Leute hatten Unrecht, daß ſie von Haigerloch aus nur zwei Stunden rechneten, „den Weg hat der Fuchs gemeſſen, und hat den Schwanz dazu gegegeben; das ſind ja mehr als acht Stunden,“ dachte Ivo.

O Heimath! du heiliger, trauter Ort! Da klopfen die Pulſe, da zittert das Herz; da iſt der Boden, da ſind die Wurzeln des Daſeins, zauberiſcher Athem haucht ringsum, durch die Gaſſen hin zieht die entſchwundene Kindheit, und Augen, längſt geſchloſſen, ſchauen freundlich zu dir nieder. Sei geſegnet, ſei geſegnet, du ſtille Heimath!

---

[1] Röſch, ſo viel als hartgebacken.

Nicht weit vom Buchhofe ſah Ivo ſeinen Stromel an einem Pfluge ackern. Er ſprang ſchnell hinzu, fragte den Knecht, ob der Stromel gut ſei, und freute ſich ſeines Lobes; das Thier aber ſchien ihn nicht mehr zu kennen, es beugte ſeinen Kopf unter dem Joch erdenwärts. Gern hätte ihm Ivo etwas gegeben, und er war nahe daran, ihm eine Bretzel vor das Maul zu halten, aber er ſchämte ſich und ging fürbaß.

An der Ziegelhütte begegnete ihm des Hansjörgs Peter, der Einäugige, der reichte ihm traurig die Hand und ſagte: „Der Conſtantin iſt ſchon geſtern kommen.“

Von allen Leuten bewillkommt, ging Ivo weiter. Alles heimelte ihn an, was da lebte und was in ſtiller Ruhe ſtand, jeder Zaun, jede Holzbeuge ſchaute ihn traulich an und erzählte ihm vergangene Geſchichten; als er ſeines elterlichen Hauſes anſichtig wurde, zitterte es vor ihm, denn die Freudenthränen ſtanden ihm im Auge.

Die Emmerenz ſaß mit des Schullehrers Kind unter dem Nußbaume. Als ſie den Kommenden erblickte, ging ſie ihm nicht entgegen, ſondern ſprang in das Haus und rief laut: „der Ivo kommt, der Ivo kommt!“

Die Mutter ſtand am Waſchzuber, ſie eilte ſchnell die Treppe hinab, trocknete ihre Hände an der Schürze und umarmte ihren lieben Sohn. Auch der Vater, das Gretle, die Brüder, Alle kamen fröhlich herbei, und die Mutter hielt ihren Arm um den Nacken ihres Sohnes und trug ihn faſt in's Haus.

Nun kam auch die Emmerenz herbei und ſagte: „Ich hab's gewußt, daß du heut' kommſt, der Conſtantin iſt ja ſchon geſtern kommen; geltet Bas, ich hab' ihn doch zuerſt geſehen?“ ſetzte ſie vergnügt, zu der Mutter gewandt, hinzu.

Nun kam auch endlich der Nazi, und nach herzlichem „Grüß Gott“ zog er Ivo die Schuhe aus und brachte ihm ein Paar Pantoffeln.

Unſerm Fremden kam die elterliche Stube ſo nieder vor, er war an die hohen Kloſterzimmer gewöhnt; ſich gewaltig reckend, wollte er mit ſeinen Armen nach der Decke hinaufgreifen, das war doch noch zu viel, obgleich er erſtaunlich gewachſen war.

Die Mutter bereitete nun ſchnell für Ivo eine Suppe und einen Pfarrersbraten; ſo nennt man nämlich einen Pfannkuchen, weil dieß die gewöhnliche Koſt iſt, die man den Gäſten in den Pfarrhäuſern ſchnell vorſetzt.

Ivo gab ſeiner Mutter die Bretzel und ging dann zu Nazi in den Stall. Die Thiere erkannten ihn wieder, beſonders die Allgäuerin drehte ihm die Stirne zu, und ließ ſich gar gern von ihm zwiſchen den Hörnern krauen.

„Haſt mir denn gar nichts krohmt?“[1] fragte Nazi lächelnd. Ivo langte in die Taſche und gab ihm ſtill die noch übrige Bretzel. Er ward hierdurch auch von dem Zweifel befreit, ob er nicht Unrecht thäte, wenn er der Emmerenz etwas mitbringe; als er aber wieder in die Küche zurückkam, hörte er, wie die Emmerenz ſagte:

„Nu, Bas, was krieg i denn für e Bäckebrod?“[2]

„Nimm die Bretzel, die er mitbracht hat, du wirſt nichts dagegen haben, Ivo, ich nehm's für genoſſen an, aber ich kann's nimmer gut beißen.“

Gern willigte Ivo ein, die Emmerenz hatte nun doch was von ihm; es verdroß ihn aber ſehr, daß ſie alsbald dem ſchreienden Kinde die Hälfte davon abgeben mußte. Ueberhaupt nahm er viel Aergerniß an dem Kinde, das ſchon ſo groß war, und das Emmerenz noch immer herumſchleppen mußte, ſo daß es oft ausſah, als müßte ſie das Uebergewicht erhalten und umſtürzen. Er ſagte daher mit bedeutungsvollem Ernſt:

„Du thuſt eine Sünd', Emmerenz, an dir und an dem Kleinen, wenn du's auf den Arm nimmſt;

---

[1] Ein Mitbring von der Reiſe heißt „Krohm,“ Kram.

[2] Botenlohn für Verkündigung einer guten Botſchaft.

das Kind hat ſtarſte Füß', es kann laufen und muß es lernen, und du ſchleppſt dich krumm."

Emmerenz ſetzte ſogleich das Kind nieder und nahm es, trotz des Schreiens, nicht mehr auf den Arm; der Ivo war ja jetzt ein junger Pfarrer, und er hatte ja geſagt, es ſei eine Sünd'.

Dieſe Zurechtweiſung im Dienſtverhältniß war faſt die einzige Theilnahme, die Ivo während der ganzen Vacanz an Emmerenz bezeigte; er glaubte, ſie vor ſeinem Gewiſſen wohl verantworten zu können, mehr aber nicht. Das Mädchen ſah ihn oft fragend an, wenn er ſich ſo gar nicht um ſie kümmerte. Nur einmal in einer guten Stunde fragte er noch:

„Wo haſt denn dein' Katz?"

„Denk nur, der Pfannenflicker, der Hunskaspar, der hat ſie geſtohlen, hat ihr die ſchöne ſchwarze Haut abgezogen, und das gut Miezchen gefreſſen."

Nachmittags genoß Ivo die volle Ehre des Willkommens bei einem großen Theile im Dorfe. Er hielt ſich bei allen Leuten gern auf, es that ihm wohl, daß er nun ein ſo weit gereiſter Menſch war, daß Alle auf ihn zukamen, ihm die Hand gaben und ſein gutes Ausſehen bewunderten. Aber nicht bloß Eitelkeit verklärte ſein Antlitz, noch ein höheres Gefühl ſtrahlte darauf: er empfand den höchſten Genuß darin, daß die Leute alle ſo eine recht innige Freude mit ihm hatten. Das innerſte Streben ſeines Herzens fand eine wohlige Befriedigung.

Wie „heimelich“ war es dem Ivo Abends wieder, als er zu Hauſe im Bette lag, als ſeine Mutter zu ihm kam und ihn ſorgfältig zudeckte.

Weiße Weihnachten, grüne Oſtern; das war dieſes Jahr eingetroffen. Andern Tages war Oſterſonntag, Alles ſchien doppelt hell und grün. Ivo ſtand wieder wie vordem unter dem Nußbaume, an dem die bräunlich zarten Blätter noch ſcheu in ſich zuſammengehüllt waren; er betrachtete wieder mit alter Luſt ſeine Tauben, aber er ſang nicht mehr, das ſchickte ſich nicht für ihn.

Nach der Mittagskirche machte ſich Ivo auf den Weg, um nach Horb zu gehen. Draußen im Scheubuß, an des Paule's Garten, ſaßen mehrere Frauen auf dem Brückenmäuerchen bei der Trauerweide, deren Aeſte in allerlei Bogen verwachſen ſind. Sie ſtanden alle ehrerbietig auf, als Ivo freundlich grüßte, eine aber trat auf ihn zu, und nachdem ſie ihre Hand mehrmals an der Schürze abgerieben hatte, reichte ſie ihm dieſelbe; wir kennen ſie noch wohl, obgleich ſie ſehr gealtert hat: es iſt die Mutter Marei.

„Grüß Gott, Ivo,“ ſagte ſie, „du biſt recht gewachſen; ich ihrze dich nicht, bis du einmal im Seminar zu Rottenburg biſt.“

„Ihr dürfet allfort du ſagen, Bas.“

„Nein, nein, das geht nicht."

Die andern Frauen kamen auch herbei und betrachteten den jungen Hajrle, aber keine redete ein Wort, ſo ſcheu waren ſie vor ihm.

„Wie geht's dem Mathes und dem Aloys in Amerika?" fragte Ivo.

„Guck, das iſt brav, daß du an ſie denkſt. Mein Aloys hat mir erſt wieder geſchrieben. Du weißt, er iſt ſchon lang geheirath't mit der Mechtild', du kennſt ſie wohl, da des Matheſen vom Berg; ſie haben auch ſchon zwei Kinder, ich möcht' ſie nur ein gotzig's[1] mal ſehen. Man iſt doch wie halb geſtorben, wenn man ſo verdammt weit von einander iſt. Ich muß meinem Mathes und meinem Aloys ſeine Kinder ſehen, und die Söhnerin,[2] die Amerikanerin, die kenn' ich ja noch gar nicht. Meine Buben ſchreiben mir allfort, ich ſoll kommen und kommen; ja wenn's nur nicht ſo grauſam weit wär' nach dem Amerika; ſie wollen mich in Havre de grace abholen, und wenn's Gotts Wille iſt, geh' ich nach Pfingſten mit Auswanderern von Rexingen fort. Wenn mich unſer Herrgott zu ſich nehmen will, weiß er mich ſchon zu finden, wo ich bin. Gelt, hab' ich recht?"

Ivo nickte bejahend, und Marei, ein ſorgfältig eingewickeltes Papier aus der Taſche holend, ſagte:

---

[1] Einziges, von Gott, dem Einzigen.

[2] Schwiegertochter.

„Guck, das iſt der neu' Brief, du thätſt einen Gotteslohn, komm mit 'rein, lies mir ihn noch einmal vor; ich kann nicht Geſchriebenes leſen. Unſer Schullehrer, dem iſt's überleid, und der Judenſchullehrer hat mir ihn auch ſchon dreimal vorgeleſen: es iſt aber ein Wort darin, das können ſie all' Beide nicht 'rausbuchſtabiren, du biſt g'ſtudirt, du kannſt's gewiß."

Ivo ging mit Marei in ihr Haus, die anderen Frauen folgten erſt ſchüchtern, dann aber herzhaft nach, und ſetzten ſich ſtill horchend.

Ivo las, und es wird wol manchem alten Freunde des Tolpatſch lieb ſein, mit zuzuhören:

„Nordſtetten in Amerika am Ohiofluſſe,
den 18. Oktober 18—

Liebe Mutter. Da ihr nicht wiſſet, wie mir's geht, ſo will ich's euch ſchreiben. Ich hab's euch von Anfang als gar nicht geſchrieben, wie hart mir's gegangen iſt; das iſt jetzund mit Gottes Hulf vorbei. Ich hab' als gedenkt, was braucht ſich dein Mütterle auch noch zu grämen, ſie kann dir doch nicht helfen? und da hab' ich alles in mich 'nein verſchluckt, und hab' gepfiffen und dabei recht geſchafft."

Hier hielt Ivo einen Augenblick inne, er ſchien ſich das zur Lehre zu nehmen; dann fuhr er fort:

„Nun, jetzt iſt alles im Stand, es iſt kein'

Kleinigkeit, wenn man ſich ſo ein Haus bauen und alle Aecker zum erſtenmale umzackern muß, und neane[1] kein Hulf und kein Rath von keinem Menſchen; jetzt ſieht's aber bei mir aus, ſchöner als beim Buchmaier. Es hat Armſchmalz gekoſtet, wir ſind aber doch geſund, und das iſt das Beſt'. Viele von unſeren Landsleuten ſind hier und haben's ärger als drüben, und müſſen an der Straß' ſchanzen. Es gibt hier gar viele Verführer, wenn man an's Land kommt, die einem, weiß nicht was, vorſchwätzen, bis man keinen rothen Heller mehr im Sack hat, und darnach: haſt mich geſehen, fort ſind ſie. Es gibt recht ſcheinheilige Menſchen, hüben und drüben; die Ueberfahrt putzt nur den Magen aus, aber die Seel' nicht. Wir haben aber von dem Dampfſchiffmann in Mainz ein' gute Anweiſung gehabt an eine Geſellſchaft von braven Männern, von lauter Deutſchen, die einem umſonſt Weg und Steg zeigen, und Alles auf's Beſt' rathen; von uns iſt Keiner verunglückt. Saget das doch allen denen, wo noch 'rüber wollen, ſie ſollen Keinem trauen, als dem Mann und der Anweiſung. Von Anfang, wie ich als ein bisle von meinem Führer weggangen bin, allein in Neuyork 'rum, bis der Mathes kommen iſt, da iſt mir's oft g'rad geweſen, wie wenn ich unter lauter Vieh wär. Verzeih mir's Gott, das waren ja auch Menſchen, ſie haben aber ſo mit einander gewelſcht, wie der Franzoſenſimpel, der Sepple von der Froſchgaſſ', der ſchwätzt auch Holderdipolderle. Es iſt aber engliſch geweſen, was ſie mit einander ſchwätzen; ich kann jetzt auch ein bisle, es iſt oft gerad wie deutſch, man muß nur ein Maul dazu machen, wie wenn man an einem unzeitigen Apfel die Zähn' verſchlagen hätt'. Es ſind noch viel mit uns geweſen, aber der Ein' iſt da-, der Ander' dorthin. Das iſt nichts, wir Deutſchen ſollten auch ſo zuſammenhalten. Ich hab' ſonſt immer als nur die Württemberger für meine Landsleut' gehalten, aber hier heißt man uns Alle Deutſche, und wenn jetzt Einer aus dem Sachſenland kommt, da iſt es mir grad', wie wenn er vom Unterland wär'. Geltet, ich ſchreib' da Sachen, die ihr nicht möget? aber mir gehen die Gedanken ſo oft im Kopf 'rum, daß ſie, eh ich mich verguck', 'rausplotzen.

---

[1] Nirgend.

Nun muß ich euch was anders ſagen. Habt ihr nicht ſchon aufgemerkt, daß ich da oben Nordſtetten hingeſchrieben hab'? Ja, ſo iſt's und ſo bleibt's. Ich hab' einen Stock nicht weit von meinem Haus hingeſteckt, mit einer Tafel, und darauf hab' ich mit großen Buchſtaben hingeſchrieben: Nordſtetten. Es wird ſchon kommen, daß noch mehr Leut' ſich hier anbauen, und da bleibt der Nam'; dann bauen wir ein' Kirch, grad wie die daheim, ich hab' ſchon das

Bergle dazu da, grad 'rüber von meiner Scheuer, wir heißen's ſchon jetzt das Kirchbergle. Da laſſen wir hernach einen Pfarrer von drüben kommen, und meine Aecker, die haben alle Namen von daheim. Ich und mein' Mechtild wir ſchwätzen oft Abends davon, wie das einmal ausſehen wird. Wenn wir's auch nicht mehr verleben, nachher verleben's unſere Kinder und Kindeskinder, und ich bin nachher halt doch die Urſach davon. Wenn nur einer von denen Nordſtetter G'ſtudenten dann 'rüber käm' als Pfarrer, er hätt's hier gut, aber im Feld ſchaffen müßt' er auch. Wir wählen uns hier ſelber den Pfarrer, wir nehmen den, der uns am beſten gefällt, wir laſſen uns keinen vom Conſiſtore aufbinden. Da ſpielen die Pfarrer auch nicht die Herren gegen uns, hier iſt Alles gleich, ſie ſind halt grad wie wir auch, nur daß ſie eben g'ſtudirt haben und geweiht ſind; wir haben drei Stund' von hier einen, der iſt von Rangendingen gebürtigt. An meinem Haus haben ſich auch gleich Schwalben angebaut, ich hab' vergangenen Herbſt einer ein Zettele angehängt, und hab' darauf geſchrieben: „Grüß Gott an Alle drüben," und meinen Namen darunter. Ich dummer Kerl hab' gemeint, ſie käm' nach Nordſtetten, und da iſt ſie wieder kommen, da iſt auf einem Zettel geſtanden *Χαιρε*, ich hab' noch Niemand fragen können, was das heißt, es iſt grad wie wenn's Kaibe [1] hieß', das wär' doch ſchändlich.“ —

„Weißt du vielleicht, Ivo, wie's heißt?“ fragte Marei.

„Ja wohl: Chaire, es iſt griechiſch, und bedeutet: ſei gegrüßt.“

Die Frauen ſchlugen die Hände zuſammen vor Erſtaunen über die große Gelehrſamkeit Ivo's.

„Wo hat denn die Schwalb' überwintert?“ fragte Marei wieder.

„Wahrſcheinlich bei den Feuerländern,“ erwiderte Ivo, und las nach einer Pauſe weiter:

„Ich hab' daheim gar nicht gewußt, daß die Lerchen ſo ſchön ſingen. Denket nur einmal, hier zu Land giebt's gar keine, und auch keine Nachtigallen; aber viel andere ſchöne Vögel, auch hat's ſchöne Fichten und Eichbäum' und noch andere prächtige Bäum', die geben ein Staatsholz.

Liebe Mutter! Ich hab' das ſchon vor acht Tag geſchrieben, und wie ich's ſo überlug, ſag' ich: ei du ſchreibſt Larifari! Aber mir iſt's alleweil, als wie wenn ich bei euch ſitzen thät vor des Schmied Jakoben Haus am Brunnen: und da gehen die Leut vorbei und ſagen: „hent ihr gute Roth?“ und da iſt mir das Herz ſo voll, und ich weiß nicht, was ich zuerſt ſagen ſoll. Wir ſind gottlob alle recht geſund, das Eſſen und Trinken ſchmeckt uns wohl und ſchlägt gut an. Wir haben alle unſere Kleider weiter machen müſſen. Es iſt gut, daß die Mechthild das Nähen gelernt hat.

---

[1] Kaib, ſo viel als Lump, Schuft.

Wenn ich als einen guten Biſſen eſſ', denk ich: wenn nur auch dein Mütterle da wär, da thät ich das Beſt' neben 'nauslegen und thät ſagen: da Mütterle, da müſſet ihr 'reinlangen, da liegt ein herzig's Bröckele, und es thät euch gewiß weidlich bei mir ſchmecken.

Unſer Baſche der gerathet prächtig, es hat ihm noch kein Bröſele gefehlt. Ach Gott! wenn das kleine Mareile noch leben thät, das wär' bis nächſte Michaeli ein Jahr alt, das iſt ein gar lieb Engele geweſen; es war doch erſt drei Wochen alt, aber wenn man's gerufen hat, da hat's einen ſo geſcheit angeſehen, und hat einem nach den Augen gegriffen. Auf Allerſeelen laſſen wir ihm ein eiſern Kreuz ſetzen. Ach du lieber Heiland! Das Kind iſt jetzt im Himmel, und der Himmel iſt doch erſt das recht' Amerika.

Ich muß euch noch mehr von meinem Hausweſen ſchreiben, ich darf nicht ſo viel an das Kind denken, es geht mir ſo zu Herzen; ich ſag, wie der Pfarrer geſagt hat: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gelobt.

Wenn uns nur Gott jetzt Alles geſund bei einander erhält. Unſer Herrgott hat mich auch noch immer mit dem Vieh glücklich erhalten, es iſt uns noch keines gefallen, Alles kerngeſund, und das iſt mir eine beſondere Freud', daß das Vieh hier alleweil genug zu freſſen hat. Ich werd's mein Lebtag nicht vergeſſen, was die Futterklemme ein Kreuz und ein Elend geweſen iſt; grad ſelben Sommer, eh' ich zum Militär gekommen bin, wo's faſt kein Hälmle Futter gegeben hat. Wiſſet ihr noch, wie's einem da um's Herz geweſen iſt, wenn man Morgens aufgeſtanden iſt, und hat dem Vieh nur viertelsſatt zu freſſen geben können, und hat zuſehen können wie ihm das Fleiſch abgefallen iſt? Ich hätt' oft vor Waitag[1] verlaufen mögen. So ein Thierle iſt anbunden und kann nicht ſchwätzen und deuten, und muß ſich Alles gefallen laſſen. Hier geht das Vieh faſt des ganze Jahr auf die Weid und hat alleweil vollauf, und es iſt mir noch nicht vorkommen, daß ich hab eines ſtechen müſſen, weil es zu viel gefreſſen hat. Drüben, weil ſie das ganze Jahr im Stall ſtehen, freſſen ſie, bis ihnen der Bauch aufſpringt, wenn ſie einmal an einen Kleeacker kommen; und wie's beim Vieh geht, ſo geht's auch bei den Menſchen: die müſſen drüben auch im Stall ſtehen, vom Schultheiß und dene Amtleut' anbunden, bis ſie ellenlange Klauen kriegen, daß ſie nimmer laufen können, und wenn ſie einmal ausreißen oder man's 'nausläßt, werden ſie toll und voll. Das hat Einer in der Volksverſammlung ganz ſchön ſo ausgelegt. Mutter! das iſt was Schön's, ſo ein' Volksverſammlung, das iſt grad, wie wenn man in der Kirche wär'; aber nein, es iſt doch nicht ſo, denn da red't ein Jeder, wer nur kann und mag, da gilt Alles gleich. Gucket, ich will's euch verzählen, wie das iſt, aber ich kann's doch nicht recht. Ich muß euch nur noch ſagen, daß unſer Mathes ein Hauptſprecher iſt, dem geht's vom Maul weg wie dem beſten Pfarrer; ſie haben ihn auch ſchon in die Abtheilung gewählt, er gilt viel, und der Nam' Mathias Schorer, das iſt ein Wort, vor dem Alle Reſpekt haben. Ich hab' aber auch ſchon einmal vor alle Leut geſprochen. Ich weiß gar nicht, von Anfang hat mir ein bisle das Herz puppert, nachher iſt mir's aber grad geweſen, wie wenn ich zu euch reden thät, ſo frank von der Leber weg. Sie haben ſich da drum geſtritten, es iſt ein Deutſcher, ein Württemberger, oder wie man's hier heißt, ein Schwab ankommen, er iſt Offizier geweſen, und der König hat ihn begnadigt, er hat ein' Verſchwörung angeſtiftet gehabt unterm Militär, und hat nachher alle ſeine Kameraden verrathen, hier hat er ſich für einen Freiheitsmann ausgegeben, da iſt aber ein Brief von drüben 'rüber kommen, daß er dem Teufel vom Karren gefallen und für den Galgen zu ſchlecht ſei. Da haben ſie lang geſtritten, ob er bei uns hier Offizier werden kann, da hab ich endlich geſagt: Zu der Haue kann man einen Stiel finden. Er ſoll einen Brief beibringen von ſeinen Kameraden, daß er den Braven an ihnen gemacht hat; ich kann's nicht glauben, daß ein Württemberger ſo ſchlecht iſt, daß er zuerſt den König und nachher noch einmal ſeine Kameraden verrath't. Und das iſt auch beſchloſſen worden, wie ich's geſagt hab. Wie ich aber den Mann mit ſeinem Geſicht wieder angeſehen hab, da hab ich denkt: das Letzt' hätt'ſt können bleiben laſſen, der ſieht ja aus wie wenn er die Gais geſtohlen hätt'.

---

[1] Wehe.

Ich bin auch Offizier bei der Nazenalmiliz, ſo was man bei uns Leutenant heißt; weil ich beim Militär geweſen bin und die Sach' gut verſteh', haben ſie mich dazu gewählt. Wir wählen uns hier ſelber die Offizier', hier iſt alles frei. Der Schultheiß von Nordſtetten iſt doch nur Feldwebel geweſen. Wenn ich heim kommen thät, nein, ich thät mich doch nicht als Offizier anziehen; ich bin ein freier Bürger, und das iſt mehr als Offizier und General, ich tauſch' mit keinem König. Mutter, es iſt ein prächtig Land das Amerika; ſchaffen muß man, und das recht tüchtig, aber darnach weiß man auch warum, die Zehnten und Steuern nehmen nicht den Rahm oben 'runter. Ich leb' hier auf meinem Hof, da hat mir kein Kaiſer und kein König was zu befehlen, und vom Preſſer weiß man hier gar nichts. Du lieber Gott! wenn ich dran denk', wie der mit einem langen Zettel in der Hand, mit ſammt dem Schütz durchs Dorf gegangen iſt, und die Leut' in den Häuſern haben geheult und geſchrieen und die Thüren zugeſchlagen, und da hat der Preſſer einen zinnernen Teller, einen Kupferhafen, eine Pfann' und eine Schabeslamp von einem armen Juden zum Schultheiß tragen. Es iſt ein Kreuz, daß das Elend bei uns ſo iſt; ich mein', das könnt' und müßt' anders ſein. Ich möcht' aber doch keinen dazu aufſtiften, 'rüber zu kommen. Es iſt kein' Kleinigkeit, ſo weit weg von daheim zu ſein, wenn man's auch noch ſo gut hat. Allbot überkommt mich ein Jammer, daß ich mich vor mir ſelber ſchäm', da möcht' ich grad Alles aufpacken und fort nach Deutſchland. Einmal muß ich's noch ſehen, ſo lang mir ein Aug' offen ſteht. Ich kann's nicht ſagen, wie mir's iſt, aber ich verzwazel[1] oft ſchier, und möcht oft grad heulen wie ein Schloßhund. Ich weiß wol, das ſchickt ſich nicht für einen Mann, aber ich kann nicht anders, und vor euch brauch' ich mich ja nichts ſchämen. Ich glaub' als, es iſt eigentlich nur der Jammer nach euch. Schon mehr als tauſendmal hab ich ſo vor mich hin geſagt:

---

[1] Verzwazeln, ſo viel als verzweifeln, ſpöttiſch gebraucht.

wenn nur auch mein Mütterle da wär, mein gut, gut Mütterle! wenn ſie nur einmal dort auf der Bank geſeſſen hätt'; da thätet ihr euch freuen mit denen großen Milchhäfen, und o du lieber Heiland! mit meinem Baſche, und mit dem, wo jetzt auf dem Weg iſt. Wenn ich euch was leid's than hab, verzeihet mir's, es hat euch g'wiß kein Menſch auf der Welt lieber als ich.

Ich hab' ein bisle ausſchnaufen müſſen, und ſchreib' jetzt weiter. Es iſt doch ein' ſchöne Sach, daß wir ordentlich ſchreiben und leſen gelernt haben, ich dank's euch tauſendmal, daß ihr uns recht dazu angehalten. Ihr müſſet aber nicht denken, daß ich traurig bin. Freilich bin ich nimmer allweil ſo luſtig wie vor Zeiten, ich bin halt auch älter und hab viel erfahren; aber manchmal bin ich doch ſo froh, und hab' Alles ſo gern auf der ganzen Welt, daß ich pfeifen, ſingen und tanzen kann. Manchmal thut mir's als noch ein bisle weh, wenn ich an etwas denk', aber ich mach Brr! und ſchüttel' mich wie ein Gaul, und fort muß es. Ich und mein' Mechtild wir leben wie zwei Kinder, und unſer Baſche, der hat Knochen, ſo feſt und ſtark wie ein jung's Kalb, und Fleiſch wie ein Nußkern.

Am Sonntag, wenn wir zur Kirch' fahren, da nehmen wir uns Salz mit heim und was man ſonſt noch braucht, und mein' Mechtild hat geſagt, wir holen uns auch himmliſch Salz, aus der Meſſ' und der Predigt, und damit ſalzen wir unſer' Seel. Die Mechtild macht oft gar ſchöne Räthſel und Gſpäß. Wir haben uns auch ein Ritterbuch kauft, von dem Rinaldo Rinaldini, das iſt ein' gar grauſelige Räubergeſchicht', und die haben wir ſchon mehr als zehnmal geleſen, und wie ich vorlängſt verſchlafen bin, iſt die Mechtild kommen, und hat das Lied geſungen, und hat mich geweckt. Weil ich grad von Lieder red', hätt' ich eine Bitt', ihr müſſet mich aber nicht auslachen.

Gucket, wenn man ſo in der weiten Welt draußen iſt und allein für ſich ſingen ſoll, da merkt man erſt, wie man von ſo viel Lieder blos den Anfang kennt und das Andere hat man eben blos ſo denen Anderen im Tralatel nachg'ſungen, und da möcht' man ſich ſchier den Kopf 'runterreißen, weil einem das Ding nicht einfallen will, aber man kriegt's halt nicht 'raus. Es geht einem mit vielen Dingen ſo, man meint, man kenn's, bis es einmal heißt: jetzt Alterle, jetzt mach's allein.

Nun hätt' ich die Bitt', aber dürfet mich nicht auslachen: laſſet euch alle Nordſtetter Lieder vom alten Schullehrer aufſchreiben, ich will's ihm gern gut bezahlen. Geltet, ihr vergeſſet's aber nicht und ſchicket mir's oder bringet's mit, wenn ihr kommet.

Ich muß euch auch noch was erzählen. Denket nur einmal, Mutter! Ich ſitz' am Dienſtag vor drei Wochen an meinem Wagen und mach' die Deichſel zurecht — man kann hier nicht all' Ritt zum Wagner ſpringen, da muß man Alles ſelber machen — wie ich nun ſo da ſitz', da hör' ich auf einmal: „Biſt fleißig, Aloys?“ Ich guck' auf, wer ſteht da? des langen Herzle's Kobbel[1], der bei der Gard' geweſen iſt. Wir ſind ſonſt nicht die beſten Freund' geweſen, aber ich hab' nicht daran denkt und bin ihm um den Hals gefallen und hab' ihn ſchier verdruckt. Ich glaub', wenn der Jörgli käm', ich thät ihm auch die Hand geben; er käm' ja von Nordſtetten.

Ich hab' Alles im Haus zuſammengerufen und hab' einem welſchen Hahn den Kragen abgeſchnitten. Der Kobbel hat mit mir geſſen, wie ein anderer Menſch auch. Die Geſetz' von denen Eſſensſpeiſen, die ſind für die alt Welt und nicht mehr für die neu.

Der Kobbel iſt acht Tag' bei mir blieben und hat mir helfen ſchaffen im Feld, er kann's ſo gut wie ein Chriſt; das hat mir rechtſchaffen gefallen, daß er einſieht: für einen Soldaten, der Ehr' im Leib hat, ſchickt ſich's nicht mehr, mit dem Zwerchſack 'rumzulaufen; er will ſich hier herum Aecker kaufen, ich bin ihm dazu behülflich, ich muß auch meine lieben Juden von Nordſtetten hier haben, ſonſt iſt es gar kein rechts Nordſtetten. Darnach wird er auch zur Nazenalmiliz gehen. Er kann mit der Zeit auch Offizier werden. Hier fragt man Keinen nach ſeinem Glauben; wenn der Menſch nur brav und geſund iſt. Abends ſind wir als zuſammen geſeſſen, ich, mein' Mechtild, mein Schwäher und mein' Schwieger und ihre Buben und Mädle und der Kobbel, und da haben wir Lieder von daheim geſungen, es iſt mir g'rad g'weſen, wie damals, wo das Marannele mit ſeiner neuen Kunkel kommen iſt. Ihr müſſet aber nicht meinen, daß ich oft an das Marannele denk'. Ich hab' mein' Mechtild rechtſchaffen gern und ſie mich auch. Ich wünſch' daß alle Leut' einander ſo gern hätten und ſo gut hauſen thäten.

---

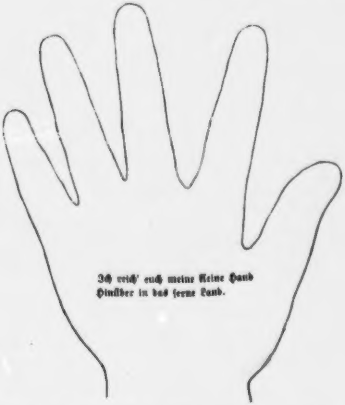
[1] Jakob.

Nun von wegen eurem Kommen. Ich mag nicht zu arg bitten, der Mathes wird euch alles da drüber ſchreiben: aber wenn's möglich wär' — nein, ich will ja nicht bitten. Der Kobbel ſagt mir, daß unſer Xaver zu des Zimmermann Valentin's Gretle geht; das wird ſich auch nicht vor der Ueberfahrt fürchten und wird mit ihm gehen. Es iſt jetzt eins, Nordſtetten hüben oder Nordſtetten drüben.

Schreibet auch bald Antwort. Schicket den Brief nur wieder an den Mathes, der kommt öfter nach der Stadt.

Nun wünſch' ich von Herzen wohl zu leben. Denket auch als einmal an mich. Mein' Mechtild und mein Baſche und meine Schwiegereltern grüßen euch von Herzen. Mein' Schwieger hat meinen Baſche gelernt, wenn man ihn fragt: wo iſt denn deine andere Ahne? hernach ſagt er: drüben auf dem Schwarzwald. Ich verbleibe Euer getreuer Sohn

Aloys Schorer.


Ich reich' euch meine kleine Hand
Hinüber in das ferne Land.

Das iſt die Hand von meinem Baſche, ich hab' ſie abzeichnet, liebe Mutter, grad wie er ſie auf's Papier gelegt hat, weil noch Platz da geweſen iſt.“

Jvo ſollte nun auch noch den Brief vom Mathes leſen, aber er verſprach dieß auf ein andermal, und von der dankenden Mutter, die ihre Thränen trocknete, bis an die Thüre geleitet, machte er ſich auf ſeinen Weg.

Draußen vor dem Dorfe ſah er ſeine Schweſter Gretle mit dem Xaver nach der Wieſe gehen. Er wußte jetzt, warum ſeine Schweſter immer ſo ſtreitſüchtig und mißmuthig war: der Vater wollte ihre Bekanntſchaft mit dem „Amerikaner,“ wie er Xaver betitelte, nicht dulden.

Mit einem Hops hoch in die Luft ſpringend, ſchüttelte Jvo die ganze Laſt der Standeswürde von ſich ab. Er ſprang und ſang wie ehedem, immer über die Steinhaufen am Rande der Straße hinweg hüpfend.

Der Brief des Aloys hatte einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht. Er ſah hier ein durch tüchtige Arbeit und Selbſtändigkeit beglücktes, ein rechtſchaffenes Leben in der eigentlichen Bedeutung des Wortes; zum erſtenmal wurde es ihm recht klar: wie bei dem Studiren die Körperkraft ſo brach liegt und darum ſo oft eine prickelnde Unruhe in allen Gliedern ſitzt, wie die Müdigkeit da kein ſo angenehmes Gefühl bietet, als nach körperlicher Anſtrengung. Er dachte daran, daß er Pfarrer und zugleich Bauer in Amerika ſein wolle, und er dachte weiter, wie er ſeine Schweſter beſuche, von Hof zu Hof wandere, die Kinder lehre und in allen Häuſern ein gottſeliges Aufſchauen nach oben erwecke.

So kam er unter mancherlei Gedanken nach Horb. Die Stadt erſchien ihm bei weitem nicht mehr ſo ſchön als früher, die Häuſer nicht mehr ſo groß; er hatte jetzt ſchönere geſehen.

Der Kaplan war hocherfreut über ſeinen Zögling, und die Frau Hanklerin, die krank im Bette lag, ſagte: „das macht mich wieder ganz geſund, daß du wieder da biſt.“ Die Oberamtmannsſöhne waren nicht mehr in der Stadt, denn wir erinnern uns, daß ihr Vater von der Aextegeſchichte her verſetzt worden iſt.

Es war ſchon Nacht geworden als Ivo von Horb heimkehrte. Im Dorfe traf er den Conſtantin, der, den einäugigen Peter an der Hand führend, mit den halbgewachſenen Burſchen ſingend durch die Straße zog; er lehrte ſie neue Lieder, und erzählte unter großem Gelächter allerlei Schliche und Schabernack, die er ſeinen Lehrern im Kloſter angethan hatte. Ivo ging eine Weile ſtill mit, vor ſeinem Hauſe aber ſagte er: „gute Nacht“ und ging hinein.

Während der ganzen Vacanz war Ivo viel allein. Er ſpazirte entweder einſam durch das Feld, oder übte ſich zu Hauſe auf dem Waldhorn, das er ſich von des Bäcken Konrad entlehnt hatte. Die Mutter

Chriſtine aber drängte ihn immer, er ſolle auch aus dem Haus gehen und nicht ſo immer daheim hinhocken. Bisweilen ging er nun auch mit dem neuen Schullehrer über Feld. An Conſtantin ſchloß er ſich nur dann an, wenn er ihm nicht ausweichen konnte.

Ein großer Schmerz durchwühlte das junge Herz unſers Ivo, er ſah die nur halb verdeckte Zwietracht zwiſchen ſeinen Eltern; früher hatte er nichts davon bemerkt, er war ſtets inmitten aller dieſer Verhältniſſe aufgewachſen, er kannte ihre Mängel nicht, im Kloſter hatte er ſich ſodann das Leben zu Hauſe als ein paradieſiſches, im ewigen Frieden hinfließendes vor die Seele gezaubert, alles Herbe und Schroffe, wenn je etwas davon in ſeiner Seele gehaftet hatte, war vergeſſen. So, mit neuem Bewußtſein, mit einem gewiſſen Bilde der Vollkommenheit in ſein elterliches Haus zurückgekehrt, erſchien ihm vieles darin verzerrt und zerriſſen, vielleicht ärger als es war. Er kam aus einem Hauſe, wo ſich Alles nach ſteten äußerlich feſtgeſtellten Geſetzen bewegt: da ging Alles ohne Ueberlegung und Widerrede nach der Regel wie ein Uhrwerk, und wenn ihn auch der Kloſterzwang ſehr drückte, ſo verſtand er es doch nicht, wie in einem freien Familienverbande, wo Jedes nach eigener Beſtimmung für das Ganze handelt, manches Disputiren und manche laute Zurechtſetzung ſtattfinden muß. War ihm daher das ganze laute Treiben des Hauſes, ja ſogar das ſtark betonte Sprechen fremd, und ſah er die Leute verwundert an, ſo ſchüttelte er über die Art und Weiſe ſeines Vaters oft den Kopf. Wenn die Mutter zu den Planen Valentin's von neuen Häuſerbauten „auf den Verkauf“ ſchwieg, ſchrie er: „da haben wir's wieder, du gibſt halt nie etwas auf das, was ich ſag; ob ein Hund bellt, oder ob ich ſchwätz', das iſt dir all' eins.“ Widerſprach ſie ihm, dann ſagte er ſchmerzlich: „Das iſt der alt' Tanz, was ich halt vorhab', iſt bei dir nicht recht.“ Behandelte ihn dann die Mutter ſanft, wie einen Gemüthskranken und er merkte das, ſo fluchte er. War ſie dagegen ſtandhaft und feſt und ließ ſich nichts von ihm gefallen, ſo ſagte er: „Das iſt Gott bekannt, du lebſt eben nicht für mich, du lebſt für deine Kinder; gelt, es wär' dir recht, wenn ich ſterben thät?“ und dann ſetzte er ſich hin, aß nicht und trank nicht und redete kein Wort, oder er ging in's Wirthshaus; er ließ ſich aber dort nichts zu eſſen geben, denn er wußte, daß das ſeine Frau kränke, weil die Leute darüber reden würden, er ging dann lieber hungrig zu Bette.

Mit unbeſchreiblichem Schmerze blickte Chriſtine bei derlei Vorkommniſſen auf ihren Jvo. Sie ſah alle die Qualen, die ihre Marterzüge auf ſeinem Antlitze ausbreiteten und ſie gab ſich noch mehr Mühe, Alles zu verhehlen und zu vertuſchen; die anderen Kinder waren ſolche Vorfälle mehr gewöhnt, es ging ihnen nicht mehr nahe.

Chriſtine ſah wohl ein, daß ſie ſich mit ihrem jüngſten Sohn beſprechen müſſe; ſie ſetzte ſich daher eines Abends vor ſein Bett und ſagte: „Guck, dein Vater iſt der rechtſchaffenſte Mann, den man finden kann, aber er hat eine unglückliche Natur, er iſt mit ſich ſelber unzufrieden, weil er halt manches verunſchickt[1] und nicht Alles nach ſeinem Kopf geht; und da möcht' er dann grad, daß Andere allſort mit ihm zufrieden ſein ſollten. Wenn er ſieht, daß das nicht iſt, und das kann ja nicht ſein, da regt ſich ſein guter Geiſt noch mehr in ihm, und ich bin's doch meinen Kindern ſchuldig, ich darf's nicht zugeben, daß Alles hinter ſich geht. Ich für mein Theil wollt' gern mein Leben lang trocken Brod eſſen, aber für meine Kinder darf ich's nicht zugeben, daß wir in fünf Jahren an den Bettelſtab kommen, und ſie unter fremden Leuten herumgeſtoßen werden. Guck, er hat keinen Menſchen auf der Welt lieber als mich, er gäb' gleich den letzten Tropfen Blut für mich hin, ich für ihn auch; aber er will eine Hypothek auf's Haus und die Güter aufnehmen und will mit dem Schreiner Koch Häuſer auf den Verkauf bauen, und ich ſoll mit unterſchreiben, und das thu' ich nicht, da bringen mich keine zehn Gäul' dazu, das iſt meinen Kindern ihr Sach', ich muß als Mutter an ihnen handeln. Wir ſind ſchon die reichen Leute nimmer, und die Armen dürfen ja auch nicht drunter leiden, daß es nimmer ſo bei uns iſt, die müſſen ihr Schenkaſche haben, und wenn ich mir's am Maul abſparen muß. Ja, lieber Ivo, laß dir das von deiner Mutter geſagt ſein: wie dir's auch geht, vergiß nur nie der Armen; das Korn auf der Bühne wächſt noch, wenn man davon hergibt, und unſer Herrgott geſegnet das Brod in der Schublade, daß es beſſer ſättigt. Gelt, guter Ivo, du haſt deinen Vater auch recht gern? Er iſt der beſt' Menſch von der Welt. Gelt, du hältſt ihn in Ehren? du biſt ſein Stolz, wenn er dir's auch nicht ſagt, er kann das nicht. Wenn er vom Adler heim kommt, wo dich alle Leut' ſo überaus loben, weil des Schneider Chriſtle's Gregor ſo gut von dir ſchreibt, da kann man ihn um einen Finger wickeln. Nimm dir's nur recht vor, daß du dich gar nicht irr machen laſſen willſt, und ſei nicht betrübt. Was man ſich recht vornimmt, das kann man auch, glaub' mir's.“

---

[1] Vernachläſſigt, falſch macht.

Ivo nickte bejahend und küßte die Hand ſeiner Mutter, aber eine tiefe Schwermuth belaſtete ſeine Seele: das Paradies ſeines elterlichen Hauſes war vor ihm eingeſunken, nur ſeine Mutter ſchwebte noch wie ein Lichtengel darüber, und einmal ſagte er ſich ganz leiſe: „ſie heißt nicht umſonſt Chriſtine, ſie iſt grad wie der Heiland, ſie nimmt mit Lächeln das ſchwerſte Kreuz auf ſich, will gar nichts für ſich und Alles für Andere.“

So kam es, daß Ivo dem Ende der Vacanz mit weniger Schmerz entgegen ſah, als er bei der Heimkunft gedacht hatte.

9.

Die Freunde.

In der erſten Zeit, als Ivo in's Kloſter zurückgekehrt war, überfiel ihn wieder das alte Heimweh. Er machte ſich Vorwürfe, daß er die Vacanz nicht recht genoſſen habe, daß er ſich von Dingen verſtimmen laſſen, die nicht einmal ſo arg waren, wie ſie ſchienen; aber er hatte ſich vorgenommen, es dem Aloys nachzuthun und ſeine Mutter mit kläglichen Briefen nicht noch mehr zu betrüben.

Dadurch, daß Ivo früher in Gedanken immer zu Haus war, hatte er ſich gar nicht in ſeine neuen Verhältniſſe und in das Zuſammenſein mit den Kameraden eingelebt, das ſollte jetzt anders werden.

„Man kann Alles, wenn man nur recht will, hat meine Mutter geſagt; das ſoll mein Wahlſpruch ſein.“

Ivo und Clemens hatten ſich herzlich bewillkommt, die anderen Kameraden waren dabei, ein Jeder hatte viel zu erzählen. Mittags auf dem Spazirgange blieben Ivo und Clemens wie auf eine geheime Verabredung zurück, und hinter einer blühenden Schlehdornhecke, wo es Niemand ſah, fielen ſie, ohne ein Wort zu reden, ſich um den Hals und küßten und herzten ſich inniglich. Die Lerchen jubelten hoch in den Lüften und die Schlehblüthen regten ſich von einem ſanften Winde. Freudeverklärten Antlitzes, ein Jeder ſeinen Arm um den Nacken des Andern geſchlungen, ſo kehrten ſie wieder auf die Straße zu den vorausgegangenen Kameraden zurück. Ivo ſagte nur, aus einer langen innerlichen Rede heraus, laut die Worte: „ſtill und heilig!“ und ſchaute dabei in das hellleuchtende Auge ſeines Clemens, ſie reichten ſich ſchweigend die Rechte und hielten ſie feſt, dann ſchlug Clemens den Ivo und ſprang von ihm fort zu den Anderen. Ivo verſtand wohl, daß ſie ihren geheimen Liebesbund ja recht ſicher vor den Anderen verbergen ſollten. Sie gingen dann mit den Anderen, aber bald faßten ſie ſich wieder und ſchlugen ſich neckend, nun ſuchte der Eine dem Andern zu entrinnen, dieſer ihn wieder einzuholen, ſo waren ſie abermals eine Weile allein und in ſcheinbarem Ringen drückten ſie einander innig an’s Herz und „lieber Ivo,“ „lieber Clemens,“ hieß es immer.

So erfinderiſch war ſchon dieſe junge, plötzlich wie eine Knoſpe aufgebrochene Freundſchaft.

In den Herzen der beiden Knaben war von nun an ein neues, wonneſeliges Leben. Ivo hatte noch nie einen „Herzbruder“ aus ſeinem Alter gehabt, Clemens hatte ſich bei den vielen Wanderungen ſeiner Familie nur an ſeine ältere Schweſter angeſchloſſen.

Jetzt, wenn Ivo erwachte, ſchaute er freudig um ſich und ſagte: „Guten Morgen Clemens,“ obgleich dieſer in einem andern Zimmer lag. Er war in der Fremde nicht mehr fremd, das Kloſter war kein Ort des Zwanges und des unerbittlichen Geſetzes mehr, er that Alles willig, denn ſein Clemens war ja bei ihm. Nun brauchte er ſich nicht mehr vorzunehmen, fröhliche Briefe nach Hauſe zu ſchreiben, ſein ganzes Leben war nur noch ein hochgeſtimmter Freudenklang und die Mutter Chriſtine ſchüttelte oft den Kopf, wenn ſie ſeine hohen Redensarten las. Clemens, der zu Hauſe eine große Menge Ritterbücher und Mährchen geleſen hatte, eröffnete unſerm Freunde einen ganzen Zaubergarten voll Wunder; er machte ſich und Ivo zu zwei verwünſchten Prinzen, den Direktor zu dem Rieſen Goggolo, und eine Zeit lang redeten ſich die beiden Freunde immer in den gegebenen Rollen an.

Die Welt der Wunder und der Mährchen, die das Räthſel des Daſeins durch neue, ſelbſtgeſchaffene Abenteuerlichkeiten zu überbieten, und ſo gewiſſermaßen die alltägliche Welt zu erklären ſtrebt, der ganze ſelbſtvergeſſene Taumel einer kindlich ſpielenden Phantaſie, war Ivo bisher fern geblieben; das, was ihm Nazi erzählt hatte, lehnte ſich noch zu ſehr an das rohe Feld- und Waldleben, wußte nichts von unterirdiſchen Schlöſſern aus lauter Gold und Edelſteinen; die Wundergeſchichten der Religion hatte Ivo mit kindlich gläubigem Gemüthe hingenommen, ſie waren ſchlicht und ernſt — nun aber eröffnete ihm ſein Freund die goldenen Thore der Phantaſie, und ſie luſtwandelten behaglich in den Zaubergärten und in den Palläſten unter dem Meere.

Die Schlehdornhecke ward von unſeren Freunden als der heilige Freundſchaftsbaum betrachtet, nie gingen ſie vorüber, ohne einander anzuſehen und dann nach der Hecke zu ſchauen. Ivo, den wir ſchon als bibelfeſt kennen, ſagte einmal: „Uns iſt es grad gegangen wie dem Moſes, dem iſt Jehovah im Dornbuſch erſchienen, der hat gebrannt und iſt doch nicht verbrannt. Jehovah, weißt du auch noch, was Jehovah heißt? Ich bin, der ich ſein werde, das iſt das Futurum von Hava. Gelt! auch im Futurum werden wir Freunde ſein, wie wir ſind?“

„Ich will dir einmal was erzählen,“ erwiderte Clemens. „Es iſt einmal eine Prinzeſſin auf einer Inſel geweſen, die hat aber nicht, wie die alt' Bas in der Bibel, Lea geheißen, ſondern Schleha, die hat auch keine rothen Augen gehabt wie jene, ſondern ganz ſchöne dunkel dunkelblaue; die hat aber gar keinen Dorn leiden können, das kleinſt' Dörnle war ihr ein Dorn im Auge, und wenn ſie ein's geſehen hat, da hat ſie gleich gottsjämmerlich geſchrieen: „O weh, das ſticht mich, ich ſpür's ſchon in meinen ſchönen dunkel dunkelblauen Augen"; und da hat man auf der ganzen Inſel alles was Dornen gehabt hat, plutt abſchneiden und bis auf's kleinſte Würzele 'naus ausgraben müſſen, und wie die Prinzeſſin geſtorben iſt, da hat man ſie begraben und zur Straf', weil ſie hat keine Dornen leiden können, ſind aus ihren zwei Augen 'raus zwei Dornhecken gewachſen, die tragen aber auch ganz ſchöne dunkel dunkelblaue Augen, wie die Prinzeſſin gehabt hat, und man heißt's auch Schleha."

So beendigte Clemens mit triumphirendem Lächeln ſeine Erzählung.

Ivo betrachtete ihn mit heiterer Miene. Ach, es war gar zu ſchön, was Clemens erzählte. Wie eine glänzende Perlſchnur reihten ſich ſeine lieben Worte an einander; Alles, was doch der Clemens that und ſagte, war ſo ſchön, wie ſonſt gar nichts auf der weiten Welt.

Auf Veranlaſſung Ivo's hatten ſich's die Freunde gelobt, recht große Männer zu werden, und ſie eiferten ſich nun gegenſeitig zu dem ausdauerndſten

Fleiße an. Alles wurde ihnen leicht, da ein Jedes dem Andern zu lieb handelte. Ivo ward ſogar von dieſer Zeit an über ein Jahr lang Primus, mit Clemens aber ging oft ſeine Phantaſie durch. Alles, was er ſah, regte ihn an, er vergaß dann das Nächſte; von den Lehrern gefragt, erwachte er oft wie aus einem Traume und gab zerſtreute Antworten.

Der geheime Bund konnte indeß den anderen Mitſchülern nicht lange verborgen bleiben; denn wie Liebende ſich oft lange für unbemerkt halten, während ſie ſich die offenkundigſten Zeichen der Zuneigung geben, ſo erging es auch unſeren Freunden. Die hohe Stellung Ivo's machte, daß die hieraus entſtehenden Spöttereien und Neckereien nicht lange dauerten, ja es drängten ſich alsbald noch mehrere in den Freundſchaftsbund; aber die Pforten waren ſtreng geſchloſſen, beſonders Clemens wachte ſorgſam, und die Fremden zogen ſich bald zurück. Nur als Bartel ſich mit großer Unterthänigkeit zu den Beiden geſellte und offen um ihre Freundſchaft bat, da nahm ihn Ivo auf. Er durfte ſich nun auf den Spazirgängen zu ihnen halten, auch in Hof und Garten bei ihnen ſein. Der Bartel war, wenn er vollauf gegeſſen hatte, ein gar eifriger und wißbegieriger Knabe, er that gern alles, um nur auch recht geſchickt zu werden und auch obenan zu ſitzen;

ſo lieb er daher Ivo und Clemens hatte, ſo war ihre hohe Stellung doch auch mit ein Grund ſeiner Annäherung; in das innerſte Heiligthum ihrer Freundſchaft, das hatte ſich Clemens vorausbedungen, wurde jedoch Bartel nicht zugelaſſen.

Von ihren phantaſtiſchen Spielereien gelangten unſere Freunde auf ein anderes Gebiet, das ſich mehr der Wirklichkeit näherte; in dem hohen Schwunge ihres Strebens ſuchten ſie ſich nämlich erhabene Vorbilder, Ideale.

Man hatte einſt einen größern Spazirgang Blaubeuren zu unternommen; dort, auf einem hohen Berge, auf einem Felſenvorſprung, wo man das liebliche Thal der Blau überſchaut und fernher das Ulmer Münſter und die Donau erblickt, dort, hatte Clemens angeordnet, ſollten ſie ſich ihren Fund offenbaren.

Auf dem Vorſprunge des Berges ſaßen nun die drei Knaben und ſchauten hinaus in die endloſe Ferne.

„Wer iſt dein Ideal, Ivo?“ fragte Clemens.

„Sixtus. Meine gute Mutter, die ſagt immer: man kann Alles erreichen, wenn man rechtſchaffen will, das hat Sixtus auch gezeigt.“

„Du willſt alſo auch Papſt werden?“

„Wenn's geht, warum nicht? Ich will jetzt einmal.“

„Und ich", ſagte Clemens, „ich habe mir einen viel Unheiligern gewählt, mein Ideal iſt Alexander der Große." Er erklärte nicht, in wiefern er ihm nacheifern wolle, denn Bartel fragte in weinerlichem Tone:

„Wen ſoll ich mir denn zum Ideal nehmen?"

„Frag' den Direktor," erwiderte Clemens ernſthaft, Ivo Schweigen zuwinkend.

Bartel merkte ſich die Rede des Clemens und als man heimgekehrt war, ging er zum Direktor, klopfte an und auf das „Herein" trat er in die Stube und ſagte zitternd und ſtockend:

„Herr Direktor, verzeihen Euer Hochwürden, ich hab' Sie bitten wollen, ich möcht' mir gern ein Ideal wählen, ich weiß nicht, wen ſoll ich mir denn nehmen?"

Der Direktor ſtand eine Weile ſtill, dann ſagte er, den Finger nach oben erhebend: „Gott."

„Ich dank' vielmal, Herr Direktor," ſagte Bartel, ſich verbeugend und die Stube verlaſſend. Er ſprang ſchnell zu ſeinen Freunden und rief frohlockend: „ich hab' eins, ich hab jetzt auch ein Ideal."

„Wen denn?"

„Gott," ſagte Bartel, ebenfalls den Finger nach oben erhebend.

„Wer hat dir denn das verrathen?" fragte Clemens neckiſch und zupfte dabei den Ivo.

„Der Direktor.“

Jvo kehrte ſich aber nicht an die ſtille Ermahnung ſeines Freundes, ſondern ſetzte dem Bartel auseinander, wie man ſich nur figürlich Gott zum Jdeal nehmen könne, da man ja nie allmächtig oder allwiſſend werde; freilich bleibe Gott das höchſte Endziel, aber dazwiſchen ſeien die Heiligen da, die ſtünden uns näher, bei denen könnten wir leichter mit unſerm Gebet ankommen, und wenn's geht, könnten wir auch werden wie ſie.

„Heiliger Jvo, ich will nichts von dir,“ ſagte Clemens und ging zornig davon; ihn ärgerte, daß Jvo jeden Spaß verdarb, und er redete den ganzen Abend und den andern Morgen kein Wort mit ihm.

Auch ſonſt war der Bartel vielfach Veranlaſſung zu Zerwürfniſſen zwiſchen den Freunden. Clemens hatte ſich in den Kopf geſetzt, die ganze volle Freundſchaft ſeines Jvo ſei ihm durch den Eindringling geſchmälert. Er nahm nun allerlei Gelegenheiten wahr, um ſeiner Eiferſucht Nahrung zu geben. Einſt ſprach er deßhalb mit Jvo acht Tage lang kein Wort, nur ſeine Blicke verfolgten ihn überall, wie mit einer wahnſinnigen Leidenſchaft; am letzten Abende warf er Jvo ein Zettelchen auf ſein Buch, worauf die Worte ſtanden: „Heute Nacht, Schlag zwölf Uhr, kommſt du auf den Kirchthurm oder wir ſind auf ewig geſchieden.“

Von den grauſamſten Qualen gemartert, wälzte ſich Ivo auf dem Lager, er fürchtete die Friſt zu verſchlafen und zählte jede langſame Viertelſtunde. Als der erſte Schlag von Zwölf ertönte, huſchte er aus ſeinem Zimmer; aus dem andern, worin Clemens war, kam dieſer ebenfalls. Schweigend gingen ſie mit einander den Thurm hinan, der letzte Ton hatte ausgeklungen, da begann Clemens:

„Gib mir deine Hand darauf, daß du von dem Bartel ganz laſſen willſt, wo nicht, ſo ſtürz' ich mich da grad hinab.“

Ivo ſtand ſchaudernd und faßte die Hand ſeines Freundes.

„Kein Wort! Ja oder Nein!“ knirſchte Clemens.

„Nun ja, ja! Der arme Kerl dauert mich, aber du biſt ganz verwildert in den acht Tagen.“

Clemens umarmte und küßte Ivo, dann ſtieg er ſchweigend die Treppe hinab und verſchwand in ſeinem Zimmer.

Andern Tages war Clemens wie zuvor, heiter und innig. Ivo durfte beim Tageslicht nie von jenem nächtlichen Begebniß ſprechen, der Bartel tröſtete ſich auch bald über ſeine Verabſchiedung.

Während der unruhige Geiſt des Clemens in allerlei Seltſamkeiten abenteuerte, fühlte Ivo eine andere Unruhe. Das Wachsthum ſeines Körpers war faſt noch raſcher vorgeſchritten als das ſeines

Geiſtes, er war lang und breitſchulterig; aber wenn er ſo an dem Pulte vor den Büchern ſaß; da raſte alles Blut wild in ihm und er ſtand oft auf, ſich gewaltſam bäumend und reckend. Er hätte gern irgend eine gewaltige Laſt frei in die Höhe gehoben, aber es bot ſich ihm nichts als eine ſchwere Periode irgend eines klaſſiſchen Autors. An dem Turnen, das nur ſehr mangelhaft betrieben wurde, hatte Ivo keine rechte Freude; er wollte etwas thun, eine wirkliche Arbeit vollbringen. Wenn er dann mit ſeinem Freunde draußen ſpaziren ging, klagte er oft, daß er nicht pflügen und nicht ſchneiden dürfe. Er war von Kindheit auf an Körperthätigkeit gewöhnt, ſpäter hatte der Gang nach der lateiniſchen Schule die Bewegung in der Arbeit erſetzt; nun aber war es ihm wie einem Rieſen, dem man ſtatt der Keule eine Nähnadel in die Hand gegeben.

„Einſt ſagte er zu Clemens: „Guck, das iſt mir ſo arg, daß ich mit der Bibel nicht recht einig bin; da iſt die höchſte Straf' für die Erbſünd': „daß der Menſch im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brod eſſen ſoll.“ Daß man recht ſchaffen muß, das iſt ja grad das größt' Vergnügen.“

„O du!“ erwiederte Clemens, „was geht dich das alte Teſtament an? das iſt für die Juden, und für die paßt's, denen iſt Schaffen das ärgſte Kreuz.“

Es iſt wunderbar, wie Clemens dieſen bekannten

Kniff der Theologen, wenn ſie ſich mit dem alten Teſtament nicht mehr helfen können, aus ſich ſelber fand. Clemens blieb aber nicht bei derlei Erörterungen, er vertraute vielmehr auch ſeinerſeits ſeinem Freunde, wie es ihn dränge, mit Gefahren zu kämpfen, fremde Länder und Gebiete zu durchſtreifen. Die beiden Freunde redeten ſogar viel von einer Flucht aus dem Kloſter. Sie malten ſich's gar ſchön aus, wie ſie auf einer unbewohnten Inſel ankämen, wo ſie mit wilden Thieren kämpften und den Boden zum erſtenmal umpflügten. Es blieb indeß bei dieſer Gedankenflucht; die Geſetze des Kloſters und die Familienbande hielten ſie in der Heimath feſt.

Die Innigkeit der beiden Freunde nahm faſt mit jedem Tage zu, und ſo verſchieden auch ihre Charaktere waren, ſie fanden ſich doch einig in der Liebe.

Ivo ließ es ohne Trübſal geſchehen, daß er ſeinen erſten Platz verlor, und ſogar ſo weit hinunterrückte, daß der Bartel über ihn kam; dieſe äußerliche Hintanſetzung freute ihn faſt, ſie bekundete ſeine Unluſt an dem Studium. Das Bewußtſein, daß er mehr war als es ſchien, that ihm wohl, es gab ihm eine gewiſſe Selbſtändigkeit, eine gewiſſe Abgeſchloſſenheit der Außenwelt gegenüber. Mit den unterſten Dienern des Kloſters, mit den Holzhakkern, ſchloß Ivo einen geheimen Bund. Mit einem

Eifer, als gälte es die ganze Erdkugel zu zerſpalten, führte er im Geheimen die Axt, bis endlich ein Profeſſor dieſe Ausſchweifungen gewahr wurde und Ivo dafür im Carzer büßen mußte.

So war Ivo, von dem erſten und fleißigſten der Schüler, zu einem der letzten und widerſpenſtigſten herabgeſunken.

Wenn die Vacanz kam, trennten ſich die beiden Freunde mit fieberhafter Wehmuth; ſie tröſteten ſich mit dem Wiederſehen, und wünſchten doch nie mehr in das Kloſter zurückzukehren. Auf dem Wege erſchien dann Ivo die Welt nicht mehr ſo ſchön, die Leute nicht mehr ſo gut; denn die Welt in ihm hatte eine andere Geſtalt angenommen.

Zu Hauſe zog ſich Ivo nicht mehr ſo ſtreng von Conſtantin zurück, das Leben in ſeinem elterlichen Hauſe erſchien ihm nicht mehr ſo gedrückt; er ſah, daß faſt kein Menſch auf Erden, für ſich allein betrachtet, ganz glücklich iſt, daß alſo eine Gemeinſchaft des Lebens, in der Ehe, in der Familie, auch manches Unvollkommene und Unglückliche haben muß.

Die Welt der Ideale war ihm eingeſunken. Nur manchmal erhob er ſich noch in innigem Gebete über alle Mißlichkeiten und Herbheiten des Daſeins, aber auch ſelbſt in die himmliſchen Heiligthümer verfolgte ihn bisweilen der Gedanke der Unvollkommenheit und Mangelhaftigkeit. Er war ſehr unglücklich.

Die Leute hielten ſein verſtörtes Ausſehen für eine Folge des Studiums. Es ſchnitt ihm tief durch die Seele, wenn ihn ſeine Mutter bat, ſich nicht ſo übermäßig beim Studiren anzuſtrengen; er konnte der guten Frau nicht klar machen, was ihn bedrückte, war es ja ihm ſelber nicht klar.

So, in der Fülle der Lebenskraft ſtehend, fühlte er ſich doch lebensmatt und kampfesmüde; er hatte das Räthſel des Daſeins noch nicht überwunden, und glaubte, daß nur der Tod es löſe.

In der vorletzten Vacanz, vor dem Abgange nach Tübingen, erfuhr Ivo einen herben Verluſt; er traf ſeinen Nazi nicht mehr im Hauſe. Das Gretle hatte ſich mit Xaver verheirathet, der Widerſpruch des Vaters war endlich beſiegt worden, und ſie war mit nach Amerika gezogen; jetzt fehlte es an weiblicher Hülfe im Hauſe, die Söhne Valentins konnten das Feldgeſchäft ſchon allein beſorgen, und ſo wurde der Nazi verabſchiedet; er war fortgegangen, ohne zu ſagen wohin. Der Taubenſchlag war leer, und die Thiere im Stalle ſchienen mit Ivo um den fernen Freund zu trauern.

Freilich war Emmerenz dafür als Magd in's Haus gekommen. Sie war ein ſtarkes, munteres Mädchen geworden, etwas kurz und unterſetzt, ſo was man „mockig“ nennt, man konnte ſie wol zu den Hübſcheren im Dorfe zählen; aber Ivo widmete ihr längſt keine Aufmerkſamkeit mehr, die Liebe zu ſeinem Clemens hatte ſein ganzes Herz erfüllt. Es waren Vacanzen vorübergegangen, in denen er Emmerenz nicht einmal angeſprochen. Jetzt betrachtete er ſie bisweilen verſtohlen, ſchnell aber wendete er dann, wenn er deſſen inne wurde, den Blick. Nur einmal, als er ſie im Stalle ſo freundlich walten ſah, ſagte er: „das iſt brav, Emmerenz, daß du das Vieh gut verſorgſt; gib nur auf den Falb und die Allgäuerin recht Acht.“

„Ich weiß wohl,“ erwiderte die Angeredete, „das ſind deine alten Lieblinge; guck, das gefällt mir jetzt, daß du die ſo gern haſt,“ und gleichſam um einen alten Klang aus ſeiner Kindheit in ihm zu wecken, ſang ſie, während ſie der Allgäuerin Futter aufſteckte:

Da droben auf'm Bergle,
Da ſteht e weißer Schimmel,
Und die brave Büeble,
Kommet alle in Himmel.

Und die brave Büebele
Kommet et allein drein,
Und die brave Mädle,
Müſſet au dabei ſein.

Ivo ging ſtill davon, hinaus in das Veigelesthäle, wo er einſt einen ganzen Tag mit dem Nazi

„gezackert" hatte; er meinte faſt, er müſſe hier eine Kunde von ihm finden. Er beneidete ſeine Brüder, die hier arbeiteten, die am elterlichen Tiſche mit den Ihrigen Freud' und Leid theilten, die Niemand als ihren natürlichen Obern zu gehorſamen hatten.

Mit erneuter Innigkeit ſchloß ſich Ivo nach der Rückkehr in's Kloſter an ſeinen Clemens an; er mußte ihm jetzt auch den verlorenen Nazi erſetzen.

Der letzte Sommer, der nun in Ehingen zu verleben war, brachte auch mannigfache Abwechſelung. Clemens war aus einer großentheils proteſtantiſchen Stadt; er kannte daher mehrere von den Klöſterlingen in Blaubeuren, die etwas mehr Freiheit hatten; ſie kamen nun bisweilen nach Ehingen, gingen zum Direktor, Einer ſagte, daß er ein Landsmann von Clemens, der Andere, daß er deßgleichen von Ivo ſei, und ſo Andere von Anderen. Die Landsleute erhielten nun einen Mittag frei, und im nahen Dorfe, unter fröhlichen Liedern, das volle Glas in der Hand, trank Ivo manches Smollis mit den proteſtantiſchen Klöſterlingen. Sie waren beiderſeits nicht frei, wenn auch die Blaubeurer einzelne Freiheiten mehr hatten.

Die Studentenzeit ſtand wie ein lichtglänzender, von Süßigkeiten behangener Weihnachtsbaum vor der Seele aller dieſer Jünglinge, und ſie rüttelten gewaltſam an den Pforten vor der künftigen Beſcheerung;

ſie genoſſen im Voraus die Freude des Burſchenlebens, die ihnen doch nicht vollauf werden ſollte.

So kam endlich der Herbſt. Am Abend vor dem Abſchiede gingen Ivo und Clemens nach der Freundſchaftshecke, ein Jeder brach ſich einen Zweig und ſteckte ihn auf die Mütze, dann reichten ſie ſich die die Hände und ſchwuren ſich nochmals ewige Freundſchaft. Ivo verſprach noch, ſeinen Clemens während der Vacanz in Crailsheim zu beſuchen.

Das Verlaſſen eines Ortes, ſo wenig glücklich man auch in demſelben gelebt hat, erregt doch ſtets eine Wehmuth; das Vergangene wird zu einer abgeworfenen Hülle, man kehrt nie mehr als derſelbe zu ihr zurück: dieſe Häuſer, dieſe Gärten und Straßen ſind die Geburtsſtätten eines ganzen Schickſals. Hier hatten ſich die Freunde gefunden, hier hatte ſich ihr Geiſt zu ungeahnter Höhe entfaltet, und mit tiefem Schmerze trennten ſich die Freunde von dem Kloſter und der Stadt. Sie gelobten, einſt, in altersgrauen Tagen, wieder mit einander dahin zu wallfahrten, um die ſtillen Spielplätze ihrer jugendlichen Gedanken als Männer aufzuſuchen.

10.

Neues Zuſammentreffen.

Nachdem Ivo nur wenige Tage zu Hauſe geblieben war, machte er ſich auf den Weg zu ſeinem

Freunde, deſſen Wohnort am andern Ende Württembergs, nach Franken hin, lag. Als er nun zum erſtenmale auf der jenſeitigen Anhöhe ſtand, gedachte er jenes Abends vor der Primiz Gregor's, da er geglaubt hatte, hier könne man in den Himmel hineinſteigen. Jetzt wußte er, daß es keine irdiſche Stelle gibt, von wannen ſich der Eingang in den Himmel öffnet; ja dieſer ſelbſt ſtand ihm nicht mehr vor dem Auge, und er fragte nach dem Wo? Er ſuchte das Himmelreich auf Erden und wußte es nicht zu faſſen.

Mit ſtillen Betrachtungen durchwanderte er die Städte und Dörfer, mit fragendem Blicke betrachtete er das Treiben der Menſchen; das Räthſel des Daſeins verwirrte ſich ſtets mehr vor ſeinen Augen. Der traubenreiche Herbſt jubelte durch das Unterland, Lieder ſchallten, Piſtolen knallten von den Geländen, aber Ivo fragte: ſammelt ihr den Wein, der ſich in Blut verwandelt?

Es war am dritten Abend, Ivo wanderte der guten Stadt Schwäbiſch Hall zu, die Sonne ging feierlich unter, es war wie an jenem Abende, da er mit Nazi im Veigelesthäle geweſen. Er ſtand ſtill und gedachte mit Wehmuth des armen Freundes, den er auf immer verloren; da ſah er einen Schäfer, der mit dem Rücken gegen die Straße gewendet, auf ſeinen Stab gelehnt, hinein ſchaute in die Abendgluthen; er ſang das Lied:

Da dro[illegible], da droben
An der himmliſchen Thür,
Und da ſteht eine arme Seele,
Schaut traurig herfür.

Ivo durchzuckte es wie eine Ahnung, er ſprang ſchnell feldein, er wollte den Schäfer fragen, wie weit er noch nach Hall habe; da bellte der Hund, der Schäfer rief, ſich umwendend: „Still, Bleß!“ und mit dem Rufe: „Biſt Du's?“ lag Ivo ſeinem Nazi am Halſe.

Nun war des Fragens kein Ende. Die Nacht war hereingebrochen, und Ivo ſagte:

„Ach Gott, ich muß jetzt ſchon fort; ich muß ſehen, daß ich eine Herberge krieg'.“

„Warum?“ erwiederte Nazi, auf die rothe Schäferhütte deutend, „gefällt dir der Gaſthof zum rothen Haus nicht? Bleib' du nur bei mir, ich duck' mich in ein' Eck', du ſollſt gut ſchlafen; oder ich mach' mir nichts daraus und bleib' ganz auf, heut Nacht um zwei Uhr kommt ein Hauptſtern.“

Ivo willigte gern ein, mit Nazi in der Hütte zu ſchlafen.

„Haſt Hunger?“ fragte Nazi. „Da unter'm Dach iſt mein Keller.“ Er holte Brod und Milch herbei, machte ein kleines Feuer und wärmte für Ivo die Milch; dann hob er die hölzerne Gabel weg, auf der der Hintertheil der Hütte während des Tages aufgerichtet war, und ſagte: „Sodele,[1] da können wir gut ſchlafen, das Geſicht muß gegen Sonnenaufgang liegen.“

Wie das ſo oft geſchieht, daß, wenn man ſo viel zu ſagen hat, man gerade das Unbedeutendſte zuerſt vorbringt, ſo fragte auch Jvo: „Was bedeuten denn die wunderlichen Figuren von Meſſingnägeln auf dem Riemen da?“

„Das ſind die drei Hauptbimmelszeichen, die ſchützen das Vieh gegen böſe Geiſter; weiter kann ich dir nichts ſagen.“

Wieder wie in den Tagen ſeiner Kindheit ſaß Jvo neben Nazi auf dem Feldraine und verzehrte ein einfaches Mahl; aber es war Nacht, ſie waren in fremder Gegend, und Vieles hatten ſie ſeitdem erlebt.

„Was macht denn die Emmerenz?“ fragte Nazi.

„Die iſt jetzt Magd bei uns.“

„Wenn du nicht Pfarrer würdeſt, bigott,[2] die hätteſt du heirathen müſſen.“

„Das hätt' ich auch,“ ſagte Jvo mit feſter Stimme; die Nacht verdeckte die Röthe, die in ſeinem Antlitze aufſtieg.

Nun fragte Jvo nach den Lebensſchickſalen Nazi's, und dieſer begann:

„Du biſt jetzt in dem Alter, daß ich dir alles erzählen kann; wer weiß, ob wir uns je wieder ſehen, und du ſollſt Alles von mir wiſſen, du biſt mein Herzbruder. Ich bin nicht aus deiner Gegend gebürtig, ich bin von der andern Seite vom Schwarzwald, gegen den Rhein zu. Wenn man von Freiburg aus durch's Himmelreich und das Höllenthal geht und die Höllſteig oben iſt, da ſieht man rechts ein Thal, wo die Treiſam fließt und viel viel Hammerwerke, Sägmühlen und Mahlmühlen ſind, und wenn man auf der andern Seite den Berg 'naufgeht, man heißt's das Windeck, da ſieht man ein groß „Buurehus," das iſt des Beßtebuuren, und das war mein Vater. Du kannſt dir denken, was das für ein Gut iſt: es hält ſeine ſechzig auch ſiebzig Stückle Vieh und man braucht kein Hämpfele[1] Heu kaufen. Dort iſt es nicht wie da hier 'rum und bei euch, da wohnt ein jeder Buur für ſich, mitten auf ſeinem Grund und Boden. Das Haus iſt ganz von Holz, nur die Grundmauern ſind von Stein, die Fenſter ſind alle hart neben einander gegen die Morgenſeite hin, um's ganze Haus herum geht eine Altane, und das Dach geht weit vor und iſt von Stroh, das vor Alter grau geworden iſt, da iſt's wärmer wie im ſchönſten Schloß. Ach Gott, wenn du einmal kannſt, mußt du einmal hingehen, wo dein Nazi aufg'wachſen iſt; thu's mir zu lieb. Unſere Aecker, die gehen weit auf den Feldberg 'nauf, und 'nab bis zur Treiſam, und zweihundert Morgen Waldung, man kann ganz leicht für zehntauſend Gulden Holz ſchlagen. Es iſt ein' Pracht. Wo man hinguckt iſt Alles eigen und Alles in gutem Stand.

---

[1] Verkleinerungsform von „ſo.“

[2] Bei Gott.

---

[1] Hampfel — handvoll.

Wir waren drei Kinder, wie das gewöhnlich iſt, ich war der Aelteſte, und nach mir noch ein Bruder und eine Schweſter, und das muß ich dir noch ſagen, daß beim Abſterben vom Vater, oder wenn er ſein Sach abgibt, der Hof nicht getheilt wird; der älteſte Sohn kriegt Alles, und der Vater macht den Anſchlag, was er ſeinen Geſchwiſtern an Geld 'rausbezahlen muß. Wenn aber ein's von den Kindern klagt, nachher theilt die Regierung den Hof. Das iſt aber nur ein Paarmal vorkommen und iſt nie gut ausgangen. Nun hat vierhundert Schritt von uns, auf einem ganz kleinen Schnipfele Feld, eine Wittfrau ihr einzecht ſtehend Häusle gehabt, und darin hat ſie gelebt mit ihrer einzechten Tochter. Sie waren im dritten Glied Nachkommen von einem jüngern Kind und waren blutarm, aber lieb und gut wie die Engel, ſo ſind ſie mir wenigſtens vorkommen. Die Mutter, weißt du, das war eine von den langen Weibern, die immer ſo freundlich thun können; das Lisle, nein, in dem war keine falſche Ader, das muß ich noch heut ſagen. Die Mutter und Tochter haben ſich davon ernährt, daß ſie Strohhüt' genäht haben, denn drüben über'm Berg, im Glotterthal und weiter hinein, da tragen die Weibsleut' runde, hellgelbe Strohhüt', grad ſo wie in der Stadt die Herren, und die Mannen tragen ſchwarze Strohhüt'. Ein Hut vom Windecker Lisle hat immer drei Groſchen[1] mehr gegolten; und wenn eine noch ſo Wüſte[2] einen Hut von ihm aufgehabt hat, war ſie ſchön. Das Lisle hat Händ' gehabt, ſo zart und ſo weiß wie eine Heilige; es hätt' aber doch auch recht im Feld ſchaffen können. Wenn es ſo am Fenſter geſeſſen iſt und hat genäht, bin ich oft draußen hingeſtanden und hab' ihm zuguckt; wenn es ſich einmal in den Finger geſtochen hat, iſt mir's durch Mark und Bein gangen. Mein Vater hat's bald gemerkt, wie's mit mir und dem Lisle ſteht, und er hat's nicht leiden wollen, aber ich hätt' eher vom Leben gelaſſen als von ihm; und da hat mich mein Vater vom Hof weg auf die Sägmühle gethan, die gehört eigentlich nicht zu unſerm Erblehen, die hat mein Vater nur ſo angekauft, und da hab' ich die ganze Woch' keinen Menſchen geſehen, als das Kind, das mir das Eſſen gebracht, und die Leut', die die Stämme her- und die Bretter fortgeführt haben. Nachts bin ich aber als auf und davon, um nume[3] noch ein Wörtle mit dem Lisle zu reden. Da iſt plötzlich mein Vater geſtorben und hat das Gut meinem Bruder vermacht, und für mich zehntauſend Gulden und auch ſo viel für meine Schweſter; das iſt ein Bettel, das iſt das Holz von einem Jahr. Meine Schweſter hat ſich nach der Neuſtadt an einen Uhrmacher verheirathet, ich war ganz rabiat und hab' geſagt, ich geh' nicht aus dem Haus, ich laſſ' es auf einen Proceß ankommen. Da geh' ich einmal Abends 'nüber zum Lisle, und wie ich zum Fenſter 'neinguck', wer meinſt, daß darin ſitzt und das Lisle küßt und herzt? Mein Bruder, und die alt' Hex' ſteht dabei und lacht, daß ihr Geſicht doppelt ſo lang geweſen iſt. Ich 'nein in's Haus, das Meſſer ziehen, meinem Bruder in den Leib ſtechen — das war all eins.“

---

[1] Man zählt im obern Schwarzwald noch nach Groſchen.

[2] Wüſt, häßlich.

[3] Nume, ſo viel als nur, im obern Schwarzwald, gegen den Rheinabhang hin gebräuchlich.

Hier ſeufzte Nazi tief, ſchwieg eine geraume Zeit, dann fuhr er fort: „Mein Bruder iſt auf dem Boden gelegen und hat ſich nicht geregt, das Lisle iſt ſeiner Mutter um den Hals gefallen und hat geſchrieen: „Mutter! an dem Tod ſeid Ihr ſchuld. Geh' fort, Nazi, ich kann dich nicht mehr ſehen.“

Ich bin davon, wie wenn mich der Teufel am Bändel hätt' und hinten nachſchleifen thät, und einmal über's andere bin ich wieder ſtehen blieben und hab' mich an einen Baum aufhängen wollen.

Da trifft mich der Schmiedjörg, und ich geh' mit ihm und verſteck' mich bei ihm bis den andern Tag. Tauſendmal hab' ich gebetet, daß Gott mein Leben von mir nehmen und mir die ſchwere Schuld des Brudermords nicht aufladen ſoll. Ich hab' die Hand auf's Herz gelegt und hab' heilig geſchworen, von da an ein bußfertiges Leben zu führen, und unſer Herrgott hat mich erhört. Am andern Morgen, ganz früh, kommt der Schmiedjörg zu mir in die Scheuer, wo ich im Heu gelegen hab', und hat geſagt: „Dein Bruder lebt und er kann davon kommen.“

Da bin ich fort über Berg und Thal, hab' meinem Bruder Alles gelaſſen und hab' mich zum Buchmaier als Schäfer verdingt; ich hab' nimmer unter Menſchen ſein mögen, ich war froh, ſo allein auf dem Feld. Mein Hellauf, der war mein einziger Freund; du erinnerſt dich wohl, ich hab' dir ja oft von ihm erzählt — ich bin ſchändlich drum gekommen.“

Hier hielt Nazi wiederum ein, ſein neuer Hund ſchmiegte ſich an ihn und ſah traurig zu ihm auf, gleich als gräme es ihn, den alten Verluſt nicht erſetzen zu können.

„Wie ich ſo allein auf dem Feld geweſen bin,“ fuhr Nazi fort, „hab' ich mir viel Kräuter gemerkt, hab' ſie geſammelt und Tränke daraus gemacht. Einmal im Winter kriegt ein Nebenknecht von mir das Fieber, daß es ihn ſchier zum Bett herausgeworfen hat; ich helf' ihm ſchnell, und von der Zeit an ſind alle Leut' aus der Umgegend zu mir kommen, wenn Einem Etwas gefehlt hat, und ich hab' ihnen ſo ein Tränkle geben müſſen. Weißt du noch, wie du einmal ſo krank vom Feld heimkommen biſt? da hab' ich dir auch geholfen, das war ſeitdem das erſtemal, daß ich Jemand was gegeben. Damals hat das der Doktor erfahren und hat mich bei Amt angezeigt. Es iſt mir bei hoher Straf' das Quackſalbern verboten worden. Ich hab' nun keinem Bitten und keinem Betteln mehr nachgegeben.

Da iſt ein' Geſchicht' paſſirt, du kannſt dich nicht erinnern, du warſt noch zu klein: Der Dick, draußen in den Hinterhäuſern, hat zwei Söhn' gehabt, der eine war ein Menſch wie ein Graf, er war bei der Gard' in Stuttgart und war auf Urlaub; ſein beſter Freund war ſein kleiner Bruder, ſo ein halbgewachſener wilder Bub, der hat Jochem geheißen. Der Gardiſt iſt zu dem ſchönen Walpurgle, zu der Näherin, gegangen, du kennſt ſie wohl, die mit dem feinen Geſicht, die allfort ſo in Pantöffele 'rumlauft; die hat aber auch noch einen andern Liebhaber gehabt von Betra. Des Dicken Buben, die beiden Brüder, die haben dem einmal aufgepaßt um ihn tüchtig durchzukarbatſchen, der Betramer wehrt ſich aber tapfer; da zieht der kleine Jochem das Meſſer und ſticht nach ihm und ſticht ſeinen Bruder gerad' in den Leib.

Ich lieg' in meinem Schäferhäuschen, und hör' auf einmal ſchreien und rufen und heulen, ich ſteh' auf und da ſind viel Männer und auch der Jochem, und ſie erzählen mir alles und bitten mich, ich ſoll dem Erſtochenen 'was geben; da iſt mir ſelbe Nacht von daheim in den Sinn kommen, das Walpurgle und das Lisle ſind auch einander gleich geweſen, kurzum, ich hab' meine Schaf' dem Schackerle übergeben und bin mit. Wie der Gardiſt faſt ganz todt da gelegen iſt, und ich hab' ihn angeſehen, hat mir's als einen Herzſchütterer nach dem anderen geben. Ich hab' geweint wie ein Kind und die Leut' haben mein Mitleid gelobt; ſie haben nicht gewußt, wie mir's iſt, und ich hab's ihnen nicht ſagen können. Ich hab' dem Gardiſt ein Tränkle eingegoſſen, daß er den Brand nicht kriegen ſoll, und da ſind hernach die Doktor gekommen und er iſt doch geſtorben. Kurz und gut, ſie haben mich in's Gefängniß geſperrt und ein Jahr in's Zuchthaus. Der Jochem iſt auch in's Zuchthaus gekommen; der war ſchlecht, er hat lang alles geläugnet und die Schuld auf den Betramer geſchoben, bis ſich's bewieſen hat, daß er's gethan hat. Bruderherz!" ſagte Nazi, die Hand Ivo's faſſend, „was ich im Zuchthaus ausgeſtanden hab', das iſt nicht zu vermelden; in der Höll' kann man bei keinem ſchlechteren Geſindel ſein, ich hab' aber Alles gern ertragen und hab's als Sündenſchuld für mein vergangen Leben angeſehen.

Einmal hab' ich auch dem Pfarrer gebeichtet und hab' ihm Alles erzählt. Er hat geſagt: ich hätt' neues Unrecht gethan, ich hätt' mein Vermögen der Kirch' vermachen müſſen; ſeitdem ließ' ich mich eher verreißen, eh' ich an einen Beichtſtuhl geh! Wie ich 'nauskommen bin, war mein Erſtes, daß ich den Hellauf wieder aufgeſucht hab', der Dick hat ihn zu ſich genommen; aber ſie haben geſagt, der Hund ſei, wie ich fort geweſen bin, toll geworden, und da haben ſie ihm auf den Kopf geſchlagen. Des Dicken hätten mich gern bei ſich behalten, aber ihr Haus war ganz verruinirt: die Mutter iſt ein Jahr lang nicht an's Tageslicht gegangen, nur Nachts nimmt ſie ein Laternle und geht auf das Grab von ihrem Hannesle und betet dort. Du wirſt dich noch wol erinnern, ſie geht ihr Lebtag ſchwarz gekleidet. Wie ich nun ſo das Dorf hinausgeh', allein und nicht einmal mein Hund mehr bei mir, da verkommt[1] mir dein' Mutter; ſie hat wohl gewußt, daß ich nicht ſchlecht bin, wenn ich auch ein Sträfling war, und da bin ich halt zu deinem Vater in den Dienſt kommen. Ich hab' nimmer mögen Schäfer ſein, ich hab' wieder unter Menſchen leben müſſen. Wie mir's nachher gegangen iſt, weißt du. Ich hab' jetzt wieder einen guten Dienſt da auf dem Deurershof; aber es iſt mir doch als, als müßt' ich zu meinem Bruder, und wär' mein' Demuth erſt die recht', wenn ich bei ihm dien'."

---

[1] Begegnet.

Nazi hielt inne und drückte ſich mit der Hand die Augen zu, da ſagte Ivo: „Du hätteſt eigentlich ſollen in ein Kloſter gehen und Mönch werden, das paßt für dich."

„Pfaff?" ſagte Nazi mit ungewöhnlich ſcharfem Tone, „da ließ' ich mir lieber die Händ' abhacken; vom Frommſein leben das iſt nichts nutz. Nimm mir's nicht übel, verzeih' mein einfältig Geſchwätz, ich bin ein dummer Kerl; du wirſt Pfarrer und du thuſt recht daran, du haſt ein rein Gemüth, aber komm," ſagte er dann, nach den Sternen aufſchauend, „es iſt ſchon bald elf Uhr, wir wollen ſchlafen."

Mit tief bewegter Seele ſchlüpfte Ivo mit Nazi in den Karren.

„Sag mir einmal, du biſt doch g'ſtudirt," begann Nazi, „wie kommt's, daß die Lieb' das meiſte Unglück über die Menſchen bringt? wär's nicht beſſer, ſie wär' gar nicht da?"

Ivo war verlegen, er hatte darüber noch nicht nachgedacht, mit ſchläfriger Stimme antwortete er indeß: „Das kommt vom Sündenfall, von der

Erbſünde . . . ich will aber darüber nachdenken. Gute Nacht.“

Die müde Seele und der ermattete Körper Ivo's wurden von den weichen Armen des Schlafes empfangen. Als er andern Morgens erwachte, war ihm Alles wie ein Traum, er fand den Nazi nicht mehr an ſeiner Seite, und als er den Kopf zum Häuschen herausſtreckte, ſtand der Schäfer ſchon pfeifend bei ſeinen Thieren.

Nach einem einfachen Morgenimbiß trennten ſich die beiden Freunde, und noch als Ivo fort war, rief ihm Nazi abermals nach: „Wenn du einmal nach Freiburg gehſt, komm' zum Beßtebuur, da bin ich.“ — —

Mit Clemens verlebte Ivo fröhliche Tage, nur einmal ſchüttelte er den Kopf über ſeinen Jugendgenoſſen; er erzählte ihm nämlich ſein Zuſammentreffen mit Nazi und deſſen Geſchichte, da ſagte Clemens: „Donner und Doria! das iſt ein prächtiges Abenteuer, du biſt ein Glückskind, ich beneide dich faſt darum; die Geſchichte von dem Knecht iſt ganz ſchön ſchauerlich, nur fehlt noch ein Geiſt oder ein Geſpenſt darin.“

Ivo verſtand den Clemens nicht, er begriff es nicht, wie man die herben Schickſale des Menſchen als Phantaſiegebilde eines müßigen Weltgeiſtes betrachten könne.

11.

Das Convict.

Allein, ohne Geleite von Familienangehörigen, zog Ivo nach ſeinem neuen Beſtimmungsort; er war den Familienbeziehungen entwachſen, und ſelbſtändig ging er nun ſeinen Weg. Freundlich und hell lachte ihn die gute Stadt Tübingen an. Er träumte von den Wonnen, die ſich ihm hier aufthun ſollten, obſchon er wol wußte, daß noch immer Kloſterzwang, wenn gleich ein etwas milderer, ſeiner harrte.

Das Leben der freien Wiſſenſchaft war nun unſerm Ivo erſchloſſen. Er beſuchte mehrere philoſophiſche Vorleſungen außerhalb des Kloſters; im tiefſten Grunde ſeiner Seele aber hatte Alles eine theologiſche oder eigentlich eine katholiſche Beziehung. Die ſchläfrigen Vorträge alter Lehrer — die dürre Begriffsformeln aufpflanzten, an denen nirgends friſches Leben grünte — waren nicht geeignet, Ivo auf die Höhe der freien Wiſſenſchaft zu heben, von wo aus die Theologie in ihrer abgeſchiedenen und begrenzten Stellung ſich erweiſt.

Feſt ſchloß ſich Ivo an ſeinen Clemens an, mit dem er nun doch eine Stunde im Freien ohne Aufſicht ſich ergehen durfte. Auch andere Bekannte traf er hier; vorerſt die Söhne des Oberamtmanns. Sie thaten jetzt ſehr vornehm, ihr Vater war zum Regierungsrath befördert und hatte den Verdienſtorden erhalten, er ſchrieb ſich jetzt „von Rellings“; obgleich nun die Söhne dadurch noch nicht geadelt waren, hielten ſie ſich doch an den Adel und beſonders an den anweſenden Sohn eines mediatiſirten Fürſten.

Ivo begegnete ihnen eines Tages, als ſie mit ihrer vornehmen Geſellſchaft ausritten, er ſprang auf ſie zu und reichte ihnen die Hand; ſie hatten aber Peitſche und Zügel zu halten und er erhielt nur einen Finger. Mit herablaſſendem Zunicken ſagte der Aelteſte:

„Ah, jetzt auch hier? das iſt ſchön,“ und ihren Pferden die Sporen gebend, ritten ſie davon.

Ivo gedachte jenes Tages, da er einſt ſtolzirend mit ihnen durch das Dorf gegangen war, er ſah dieſe Behandlung als gerechte Strafe für ſeinen damaligen Hochmuth an. Die Rellingſe hatten jetzt Höhere gefunden und ſie thaten in deren Begleitung eben ſo herablaſſend gegen ihn, wie er einſt in ihrem Geleite den grüßenden Bauern gedankt hatte.

So erlebte Ivo das ſeltene Unglück, daß Standesunterſchiede der Eltern auch in das Zwiſchenreich des Studentenlebens hineinragten; denn dieſes iſt grade ſonſt noch der einzige Punkt, auf welchem die gewöhnlichen Lebenstrennungen nicht vorhanden ſind, wo die jungen Geiſter ſich auf dem ungeſpaltenen Boden der Gleichheit bewegen.

Ein anderer Bekannter, den Ivo im Kloſter traf, ſchloß ſich mit beſonderer Vorliebe an ihn an; dieß war Conſtantin. Er wußte alle Schliche und Auswege, wie man die Stunden ſchwänzen und dafür im Wirthhaus ſitzen, wie man ſich Abends frei machen und einem flotten Burſchencommers beiwohnen konnte; er gab ſich viele Mühe, den „craſſen Fuchs,“ ſeinen Landsmann Ivo, ebenfalls zu einem „forſchen Studio“ herzurichten. So wenig ihm dieß indeß bei Ivo gelang, um ſo gelehriger war Clemens; ſein abenteuerlicher Sinn fand in dem Studentenleben eine entſprechende Nahrung. Nachts, an zuſammengeknüpften Tüchern aus dem Convicte entfliehen, in den Kneipen ſingen und jubiliren, dann durch die Straßen randaliren und wieder mit doppelter Gefahr in das Kloſter zurückkehren, das war eine Freude nach ſeinem Herzen. Die Luſt des brauſenden Jugendmuthes reizte Clemens faſt noch mehr, als die Freude, das Geſetz verhöhnen zu können.

Obgleich nun Ivo wiederholt ſeinen Clemens ermahnte, mehr an die Zukunft zu denken, ließ er ſich doch ſelber einſt dazu verleiten, in dunkler Nacht dem Kloſtergefängniß zu entrinnen. Sie waren nach Conſtantin's Ausdrucke „kreuzfidel,“ ſetzten in der

Kneipe bunte Mützen auf und Ivo war der Luſtigſte von Allen; aber grade dießmal wurden ſie bei der Heimkehr ertappt und Ivo mußte mehrere Tage im Carzer ſein Vergehen abbüßen.

Conſtantin war hocherfreut, daß ſein Landsmann nun die Studentenweihe erhalten habe, er ſagte oft: „ich werde kein Pfarrer, die Scheer' wird nicht geſchliffen, die mir die Haare abſchneidet; ich muß nur vorher 'was abwarten.“ — Dann ſagte er ein andermal: „wenn ein recht Leben unter euch wär', thäten wir uns alle verbinden, daß wir ſammt und ſonders aus dem Kloſter austreten, nachher ſoll einmal unſer Herrgott allein die Welt regieren; er ſoll ſehen, wie er fertig wird.“

„Was möchteſt du denn werden?“ fragte Ivo, dem dieſe gottloſen Reden das Blut in die Wangen trieben.

„Ein Nordſtetter Bauer und weiter nichts.“

„Aufrichtig geſtanden, das möcht' ich auch, aber das iſt einmal meine Beſtimmung nicht.“

„Ich will mich noch beſtimmen, gib nur Acht,“ ſagte Conſtantin.

Viele Convictoren bekamen auch von ihren Eltern Beſuch, es waren meiſt Bauern, in ihre übliche Landestracht oft ärmlich gekleidet. Es that Ivo ſehr wehe, daß die „Herren Studenten“ ſich ihrer Eltern ſchämten und ungern mit ihnen ausgingen;

als ihn daher einſt ſeine Mutter beſuchte, ging er ſtets Hand in Hand mit ihr durch die Stadt und verließ ſie den ganzen Tag nicht.

Es war im Februar, da kam Conſtantin zu Ivo auf die Stube, die den altherkömmlichen Beinamen „Zion“ hatte: er zog einen Strauß von gemachten Blumen mit rothen Bändern daran aus der Taſche, und ſagte: „Guck, das hat mir das Hannele von der Hauſſei geſchickt, ich bin Rekrut, ich bin dieß Jahr beim Zug und hab' mich frei geſpielt; juchhe! jetzt komm' ich aus dem Kloſter.“

„Wie ſo?“

„O du Böcklein weiß wie Schnee, ging einſtens auf die Weide! Ich will dir ſagen, wie das geht, aber auf dein Cerevis, daß du's bei dir behältſt. Wenn ich freiwillig aus dem Kloſter treten thät, müßt' ich den Genuß, den ich darin gehabt, 'rausbezahlen und müßt' Soldat werden; vom letztern bin ich jetzt frei, und wenn ich mach', daß ſie mich aus der Wallachei da 'nausmaßregeln, nachher brauch ich nichts zu bezahlen; dem Direktor, dem ſpendir' ich noch ein beſonderes Trinkgeld.“

Conſtantin ſteckte den rothbebänderten Strauß auf ſeine Mütze und ging damit keck über den Kloſterhof; er kam den ganzen Tag nicht mehr zurück und zog mit den anderen Studenten, die ebenfalls dieſes Jahr im Zuge und daher Rekruten waren, Arm in Arm über den Markt, und durch die ganze Stadt ſang und trank und randalirte er. Erſt ſpät Abends kehrte er heim und wurde ſogleich auf den ſogenannten „Herrentritt“ zum Direktor beſchieden.

Der Direktor war allein, Conſtantin blieb an der Thüre, ſich mit beiden Händen rückwärts an derſelben feſthaltend; da trat der Direktor mit grimmiger Rede auf ihn zu, Conſtantin lachte, ſtolperte vorwärts und trat dem Direktor ſo hart auf die Füße, daß er laut aufſchrie und noch härtere Reden vorbrachte; aber Conſtantin rückte abermals vor und machte den Herrentritt zur buchſtäblichen Wahrheit. Der arme Direktor nahm den einzigen Stuhl, der im Zimmer war und hielt ihn vor ſich, aber Conſtantin drang ſtets ſchärfer auf ihn, jagte ihn von einer Seite zur andern und ſchrie, wie die engliſchen Reiter, wenn ſie ein Pferd im Kreiſe treiben, ha! hupp! und ſchnalzte mit der Zunge. Endlich gelang es dem grauſam Verfolgten, die Klingel zu erreichen; der Famulus kam und Conſtantin wurde in das finſterſte Carzer geſperrt.

Vier Wochen lang mußte er hier ſeinen ſchnöden Muthwillen abbüßen, und als ihn Ivo einmal beſuchte, gab er ihm Recht, daß es ſündhaft war, den Unmuth gegen das Geſetz an dem unſchuldigen Vollſtrecker deſſelben auszulaſſen. Ivo ſetzte hinzu:

„Es iſt doppelt ſündlich. Die Alten ſind freilich die Kerkermeiſter, die uns bewachen, aber ſie müſſen ja auch grad wie wir im Gefängniß wohnen und haben's nicht viel beſſer; der Schlüſſel, der ihnen ſelber aufſchließen könnt', iſt gar nicht einmal hier."

„Ja," lachte Conſtantin, „weißt, wie es als im Abzählen beim Spielen geheißen hat?

Das Engelland iſt zugeſchloſſen
Und der Schlüſſel abgebrochen . . .

Da hab' ich halt eine Riegelwand eingeſtoßen."

Conſtantin wurde mit Schimpf aus dem Kloſter entlaſſen.

Als Ivo in der Oſtervacanz nach Hauſe kam, reichte ihm Conſtantin ſeine Hand, an der drei Finger verbunden waren; er hatte ſich nämlich bei einer Rauferei zwiſchen den Nordſtettern und Baiſingern, von der Schloßbauernfeindſchaft her, gewaltig ausgezeichnet, wobei ihm eine Flaſche auf der Hand in Splitter zerſchlagen wurde. Ueberhaupt gehörte bereits der Studentle — ſo hieß fortan Conſtantin — zu den meiſterloſeſten[1] Burſchen im Dorfe. Er hatte ſich bäueriſch gekleidet und gefiel ſich darin, recht toll zu ſein und jedes höhere Bildungselement, das noch an ihm haftete, abzuſtreifen. Mit ſeinen beiden Kameraden, des Hansjörgs Peter und des Metzgerle's Florian, dem Sohne eines verkommenen Schlächters, führte er allerlei loſe Streiche aus; die Drei hielten feſt zuſammen und ließen keinen Andern in ihre Kameradſchaft. Höchſt eigenthümlich war das Verhältniß Conſtantin's zu Peter: liebender wacht ein Mutterauge nicht über das Wohl ihres kranken Kindes, nachgiebiger iſt ein ſanftes Weib nicht gegen ihren verſtörten Gatten, als Conſtantin gegen Peter war; ja, er unterdrückte ſogar die Neigung zu des Jörg's Magdalene, weil er merkte, daß Peter ſich um ihre Liebe bewarb, er verhalf ihm hierzu ſo viel er konnte. Wenn Conſtantin ganz wild war, ſo daß kein Menſch mit ihm auskommen konnte und er alles kurz und klein ſchlagen wollte, durfte Peter nur ſagen: „thu's mir zulieb Conſtantin, und gieb Frieden," und er war zahm und folgſam wie ein Lamm.

---

[1] Meiſterlos, ſo viel als unbändig, den Niemand bemeiſtern kann.

Ivo hatte viel Mühe, ſich von Conſtantin los zu machen, aber es gelang ihm doch. Er war ſtill und ernſt, ſelbſt bei den luſtigſten Reden und Späßen Conſtantin's verzog er keine Miene, und dieſer ließ den „Betbruder" endlich gewähren.

Als Ivo wieder in das Kloſter zurückgekehrt war, traf er ſeinen Freund Clemens in einer großen Umwandlung.

Clemens war als junger, lebenskecker Student in nähere Beziehung zu der Tochter ſeines Amtmanns gekommen, ſein ganzes Weſen loderte nun in Einer Flamme für ſie. Er wollte aus dem Kloſter austreten und die Rechte ſtudiren, er verhöhnte das geiſtliche Amt mit den bitterſten Reden, er verhöhnte ſich ſelber und ſein Geſchick, das ihn arm und hülflos an einen verhaßten Beruf gekettet; mit dem ganzen Ungeſtüm ſeines Geiſtes rüttelte er ſtets an den Feſſeln, die ihn einzwängten. Er ſah überall nichts als Sklaverei; bleichen Antlitzes und oft zähneknirſchend ging er einher. Ivo bot die ganze Macht ſeiner Liebe auf, um ſeinen Freund zu retten; aber bald erkannte er, daß hier eine höhere Macht walte, und er trauerte mit ſeinem armen Freunde, obgleich er ſeinen wilden Ungeſtüm nicht recht faſſen konnte.

Clemens ſaß in den Hörſälen, und während die Anderen mit eifriger Haſt die flüchtigen Worte des Lehrers nachſchrieben, malte er nur bisweilen den Namen Cornelie und verkritzelte ihn dann wieder zur Unkenntlichkeit.

Der Funke der Unzufriedenheit, der in Ivo geruht hatte, drohte zur Flamme zu werden, aber noch hielten ihn die feſten Mauern des Gehorſams, die gewohnte Unterordnung unter das Schickſal, in ſtiller Gluth.

Eine Verſchiedenheit im Weſen der beiden Freunde zeigte ſich auch darin, daß Clemens in ſeinem

Mißmuthe ſtets durch Zerſtreuungen, lärmende Geſellſchaften und dergleichen, Selbſtvergeſſenheit ſuchte, während Ivo in ſeinen Verſtimmungen ſich immer mehr in ſich verſenkte, gehalten und leiſe ſeinen Schmerz aufzuklären und in Selbſterkenntniß zu löſen trachtete.

Dieß gelang ihm aber nur ſchwer, und eine tiefe Verſtimmung bedrückte ſeine Seele; auch er liebte das Leben weniger als ſonſt, es war ihm eine Bürde, er ſagte oft, daß er gerne ſterben oder ewig ſchlafen möchte.

„Das beſte auf der Welt,“ ſagte er einmal Nachts zu ſeinem neben ihm liegenden Clemens, „iſt doch ein Bett. Ein Vogel im Käfig, der iſt übel d'ran, wenn er auch ſchläft, er ruht dabei doch nicht recht aus; er ſitzt auf dem Stängele und muß ſich noch immer mit ſeinen Krallen feſthalten; das iſt noch immer eine Thätigkeit, das iſt keine vollkommene Ruhe. So auch der Menſch wenn er ſitzt, ruht nicht recht aus, er muß ſich dabei noch immer halten; erſt wenn man ſich niederlegt, alle Glieder ſich auflöſen läßt und gar keine Muskel mehr anſpannt, erſt das iſt die wahre Ruhe. Darum iſt es dem Vogel im Neſt und dem Menſchen im Bett ſo wohl. Plato hat den Menſchen einen federloſen Zweifüßler geheißen. Was ſchadet's? er ſteckt ſich in fremde Federn. Der Nazi hat mir einmal geſagt: wenn man einen

Raubvogel zahm machen will, hängt man ihn in eine Mühle, damit er nicht ſchlafen kann, und da wird er ſo geſchlacht wie eine Taube; das iſt gerade wie von dem Tyrannen, wo wir einmal in Ehingen geleſen haben, der ſeine Gefangenen alle Stund hat wecken laſſen. Wenn's an's Plagen geht, da ſind die Menſchen gar erfinderiſch; mit dem Erfreuen ſind ſie nicht ſo bei der Hand. Das größte Wunder ſind mir immer noch die Säulenheiligen, die allfort geſtanden haben. Das iſt die größte Selbſtüberwindung. Denk' nur einmal, wenn man ſo ſein Lebenlang immer daſtehen müßt', daß einem die Füße ganz pelzig werden! Ahdele![1] ich dank' unſerm Herrgott für das Bett; ein gut's Rüh'le geht über ein gut's Brüh'le, ſagt man bei uns daheim."

So philoſophirte Ivo, Clemens aber gab ihm keine Antwort und ſeufzte nur einmal leiſe „Cornelie." Ivo ſchlief ruhig ein.

Der Weltgeiſt, der Geiſt der Natur, wenn er allnächtlich auf die Klöſter herabſah, verhüllte klagend ſein Antlitz.

Clemens hielt ſich gewaltſam wach, und als es eilf Uhr geſchlagen, ſchlich er leiſe in den Kloſterhof. Es war eine linde Sommernacht, es hatte gewittert, zerriſſene Wolken ließen das Licht des Vollmondes bald hell erglänzen, bald überdeckten ſie es mit ihrem

---

[1] Verkleinerungsform von Ah.

Schatten, Clemens kniete nieder, und die Hände ringend rief er zitternd: „Teufel! Beelzebub! du Herrſcher der Hölle, erſcheine mir, gib mir von deinen Schätzen, und meine Seele ſei dein, erſcheine, erſcheine!“

Clemens horchte mit angehaltenem Athem, Alles war ſtill, Nichts regte ſich, nur von ferne vernahm man das Bellen eines Hundes. In ſich zuſammengekauert lag Clemens lange ſo, und als noch immer Nichts erſchien, kehrte er fröſtelnd in ſein Bett zurück.

Andern Tages ſaß Clemens blaß und abgehärmt an ſeinem Pulte, das Buch war vor ihm aufgeſchlagen, aber er las nicht. Wie Schlangenwindungen krochen die ſchwarzen Zeichen vor ſeinem Auge in einander; da brachte ihm der Briefträger einen Brief. Er hatte ihn kaum überleſen, als er ohnmächtig vom Stuhl herabſank, ſeiner krampfhaft geballten Hand entfiel ein lithographirtes Billet, darauf ſtand: „Cornelie Müller und Herrmann Adam, Verlobte.“ Alles eilte ſchnell herbei, Clemens wurde zu Bette gebracht. Ivo harrte zitternd und weinend, bis der Athem ſeines Freundes wieder zurückkehrte; nun aber verfiel Clemens in ein heftiges Fieber, ſeine Zähne klapperten und er zuckte ſtets zuſammen, daß man ihn halten mußte. Drei Tage lang lag der Unglückliche im Delirium, er ſprach bisweilen von dem Teufel und bellte wie ein Hund; nur einmal ſagte er, ſanft die Augen zulegend: „Gute Nacht Cornelie.“ Ivo durchlas den an Clemens gerichteten Brief, er hatte dieſes Recht ſtets gehabt, und nun fand er einigermaßen den Zuſammenhang. Der Brief enthielt die Nachricht, daß ein reicher Oheim von Clemens' Mutter geſtorben ſei und ſie zur Geſammterbin eingeſetzt habe; die freudigſten Hoffnungen für die Zukunft waren hieran geknüpft. Ivo wich nicht von dem Bette ſeines Freundes, und wenn er fort mußte, löste ihn meiſt Bartel ab.

Das Krankenlager des Clemens war ein tief ſchmerzliches. Meiſt düſterte er ſo hin mit offenen Augen, aber wie es ſchien, ohne etwas zu ſehen. Ivo mußte die Hand auf ſeine brennend heiße Stirne legen, und dann ſagte er manchmal, die Augen ſchließend: Ah! Es war wie wenn bei der Berührung der geweihten Freundeshand böſe Martergeiſter aus der engen Behauſung des Gehirnes auszögen. Hin und wieder brauste auch Clemens in gewaltigem Ingrimm auf und verfluchte die ganze Welt und ihre Liebloſigkeit; wenn ihn dann Ivo zu begütigen ſuchte, kehrte ſich der Zorn des Gereizten gerade gegen ihn, mit krampfhaft zitternden Händen um ſich ſchlagend rief er: „O du herzloſer Wicht, gelt, mich kannſt du quälen?“

Mit frommer Duldung, Thränen in den Augen, nahm Ivo dieſe rauhe Behandlung hin; ja er empfand bisweilen ſogar eine gewiſſe innere Freude und Genugthuung darin, für ſeinen Freund auch dieſes über ſich nehmen zu dürfen.

Als Clemens am vierten Tage erwachte, war es ihm, als ob ſich vor ihm in der Unendlichkeit, aber doch wieder ganz nahe, ſo daß er es greifen konnte, in der blauen Luft eine Niſche aufthäte, die von lauter Licht erfüllt war; um ihn und aus ihm rief es „Clemens!“ Er hatte ſich wieder gefunden. Noch oft erzählte er, daß es ihm in dieſem Augenblicke war, als ob Gott in ſeiner Strahlenglorie ihn erhellte und ihn zurückführte, zu ihm und zu ſich ſelber. Als er nun endlich wieder zu ruhiger Beſinnung gelangt war, ſagte er, die Hände hoch erhebend: „Mich hungert nach Gottes Tiſch.“ Er verlangte nach dem Beichtiger und ſagte dieſem Alles: daß er den Teufel beſchworen, daß dieſer ihm geholfen und ihn zu Grunde gerichtet habe. Er bat zerknirſcht um eine ſchwere Buße und Abſolution. Der Beichtiger auferlegte ihm eine leichte Buße und bedeutete ihn eindringlich, daß ihm das Vergangene dazu dienen müſſe, alle weltlichen Gelüſte von ſich abzulöſen, wie Gott ihn wunderbar gerettet, und wie er fortan nur ihm angehören müſſe.

Wer in das Antlitz des Clemens hätte ſchauen können, als er mit gläubig geſchloſſenen Augen da lag, und der Beichtiger, den Segen über ihn ausſprechend, als Sinnbild der Verſöhnung das Zeichen des Kreuzes auf dem Angeſichte des Kranken vollführte, wer die Spannung der Muskeln und das Pulſiren der Wangen hätte beobachten können, der hätte es Clemens nachfühlen mögen, welch' eine heilige Wandlung mit ihm vorging; es war ihm wirklich und wahrhaft, als ob die Hand Gottes ihn berührte, leicht und lind all' die Schwere aus ihm hervorleitete und neuer Lebenshauch ihn durchſtrömte.

Der wiedererſtandene Clemens war ein ganz anderer. Er ſchlich leiſe umher, ſich oft umſchauend, als fürchte er Etwas, dann ſtand er wieder plötzlich ſtille. Ivo vermochte es nicht, ihn aufzurichten, denn ſelbſt ihm hatte Clemens den ganzen Verlauf ſeiner Sündhaftigkeit nicht zu bekennen gewagt. —

Wiederum nach der Vacanz war Clemens ganz verwandelt. Er ſah wol blühend aus wie zuvor, aber aus ſeinem Auge leuchteten geheimnißvolle Flammen.

Einſt zog er im Burgholz, in dem nahen Walde, ſeinen Freund an die Bruſt und ſagte: „Ivo, danke Gott mit mir, er hat mir die Gnade wieder gegeben. Unſere Schuld iſt's, wenn der Herr nicht Wunder an uns thut, weil wir uns nicht reinigen zu Gefäßen ſeines unerforſchlichen Willens. Ich habe gelobt, Miſſionär zu werden und den Wilden das

Heil der Welt zu verkünden. Ich habe ſie wieder geſehen, die meine Seele dem Herrn geſtohlen hatte, aber mitten in ihrem Anblicke verſchwand die Welt vor meinen Augen, der Allbarmherzige legte ſeine Hand auf mich und rettete mich. Es zog mich hinauf auf den Berg. Dort ſaß ich bis die Sonne verglühte und die Nacht hereinbrach. Alles umher war ſtill und todt. Da hör' ich plötzlich jenſeits im Walde die Stimme eines Singenden; das waren nicht irdiſche Töne:

„Wol nach dem heißen Afrika."

Ich kniete nieder und der Herr vernahm mein Gelöbniß. Das Herz war mir aus dem Leibe genommen, ich hielt es in der Hand. Ich küßte den Fels unter mir und den Baum neben mir, und ich habe den Geiſt Gottes aus ihnen in mich eingeſogen; ich hörte die Bäume ſchauern und die Felſen in verhaltenem Harme klagen, ſie weinen und trauern und harren des Tages, da das Kreuz geworden iſt der Lebensbaum, aufgerichtet zwiſchen Himmel und Erde, da der HERR, HERR wieder erſcheint und die Welt erlöst iſt, da werden die Felſen freudig hüpfen und die Ströme freudig jauchzen."

Clemens kniete nieder und fuhr dann fort: „Herr! Herr! begnade mich! lege deine Worte auf meine Zunge, würdige mich der ſeraphiſchen Liebe, gieße deine Gnade aus über meinen Herzbruder, zerbrich ihn, daß er mitfühle die Schwerter, die durch deine Bruſt gegangen und die das Herz der Welt zerſchneiden. Ich danke dir, o Herr! daß du mich mit der heiligen Armuth vermählt; ja, ich will mich ganz weihen der glückſeligen Thorheit und will mich ſchmähen und martern laſſen, bis die Hütte meines Leibes wieder abgebrochen wird, bis ich die Verweſung dieſes Lebens vollendet habe. Herr! Du haſt mich reich gemacht, damit ich werde der Armen Einer. Selig ſind die Armen, ſelig ſind die Kranken!"

Clemens küßte die Füße ſeines Freundes, lag dann noch eine Weile, das Haupt auf den Boden gedrückt, dann ſtand er auf und die Beiden gingen ſtill heimwärts.

In der Seele Ivo's bebte namenloſe Furcht; wol fühlte er die Macht des Opfermuthes, die über Clemens gekommen war, aber er ſah auch ihre ſchrecklichen Verirrungen — er fühlte ein Schwert durch ſein Herz fahren.

Willig folgte er ſeinem Freunde in die Nachtgebiete menſchlichen Lebens und Wiſſens, es war ihm, als müſſe er ihn ſtets begleiten, um zur Hülfe bereit zu ſein.

Das Leben der Heiligen war es, was ſie vor Allem durchforſchten. Ivo ſagte einmal: „Ich freue mich der Erkenntniß, daß die Offenbarung fort und fort durch die Menſchheit geht; Heilige erſtehen, denen ſich der Herr geoffenbart und ihnen die Wunderkraft verliehen, und wer ſich recht heiligt, dem kann es durch die Gnade werden. Jetzt hat wiederum jede Stadt und jedes Land ſeinen wahren Heiligen, wie einſt die Griechen die falſchen Götter. Gott iſt überall leibhaftig nahe.“

Clemens küßte, ohne zu antworten, die Stirn Ivo's. Nach einer Weile aber ſprach er mit feuriger Zunge von den Helden, die mit leerer Hand die Welt erobert und bewältigt.

Das Leben des heiligen Franz von Aſſiſi nahmen ſie mit beſonderer Innigkeit in ſich auf, ſeine Bekehrung vom brauſenden Weltleben und die Art, wie er zuerſt einen Ausſätzigen durch ſeinen Kuß geheilt, zog Clemens beſonders an. Ivo aber erquickte ſich an der kindlichen Einheit des Heiligen mit der Natur und ſeiner Wundermacht über ſie: wie er einſt den Vögeln gepredigt, daß ſie das Lob Gottes ſingen ſollen, wie ſie ſtille horchten, bis er das Zeichen des Kreuzes über ſie gemacht und ſie geſegnet, und ſie dann ein ſchmetternd Lied erſchallen ließen; wie er mit einer Nachtigall einen Wett- und Wechſelgeſang zum Lobe Gottes bis zum Abende fortſang, wie er dann ermüdet war, ſo daß der Vogel auf ſeine Hand geflogen kam, damit er ihn ſegne. Bei der Erzählung von dem Lamme, das der Heilige von der

Schlachtbank gerettet und das jedesmal im Chore beim Geſange niederkniete, dachte Ivo mit Freude an ſein Muckele.

Als ſie laſen, daß der Heilige ſo hochbegnadigt war, die Wundenmale Chriſti, die durchſtochenen Hände und Füße und die Lanzenwunde im Herzen an ſeinem eigenen Leibe auf wunderbare Weiſe zu empfangen, fing Clemens laut zu weinen an.

Er wiederholte ſeinen Vorſatz, Franziskaner-Mönch zu werden, und forderte auch Ivo zu gleichem auf, damit ſie nach der Ordensregel zu Zwei durch alle Welt wandeln, Qualen aufſuchen, arm und hülflos nur von Almoſen leben.

Mit unerſättlicher Gier verſenkte ſich dann auch Clemens in die Tiefen der Myſtik und riß ſeinen Freund mit ſich fort.

12.

Der Studentle.

In der Vacanz wurde Ivo wiederum mächtig in das Leben hineingezogen. Da konnte man das Treiben und Wirken der Außenwelt nicht ſo leicht von ſich weiſen und ſich in eine Welt willkürlicher Gedanken verſenken. Solche Ueberhebungen ſind meiſt nur möglich, ſo lange man außerhalb der Familie, alſo außerhalb des wirklichen Lebens ſteht; ſo wie er ins Dorf zurückgekehrt war, ſchlangen ſich wiederum die Familienbande um ihn und die vielfach in einander verwebten Lebensgeſchicke der Dorfbewohner drangen auf ihn ein. Er kannte ja das innere Gebaren in all dieſen Häuſern, hinter all dieſen Mauern; er fand ſich wie nach einem Erwachen wieder.

Eines Abends traf Ivo den Conſtantin vor ſeinem Hauſe, er kaute an einem Strohhalm und ſah verdrießlich drein.

„Wo fehlt's?“ fragte Ivo.

„Was? du kannſt mir doch nicht helfen.“

„Nun, ſo ſag's doch.“

„Du haſt keinen Sinn für die Welt, du kannſt dir nicht denken, was das iſt: jetzt iſt bald Pfingſten, und da iſt der Hammeltanz und — ich hab' keinen Schatz; ich könnte einen haben, aber ich hab' mich zu patzig benommen, und doch mag ich halt keinen andern, und es thät mich gottſträflich verzürnen, wenn ſie mit einem Andern ging'. Das gibt einen Hammeltanz, daß Gott erbarm'.“

„Wer iſt denn die Stolze?“

„Du kennſt's wohl, die Emmerenz.“

Ivo erſchrack unwillkürlich, er fragte aber doch ſchnell:

„Haſt du ſchon lang Bekanntſchaft mit ihr?“

„Sie will ja nichts von mir, das iſt eben die Sach', die thut ſo heilig und zimperlich, wie die keuſche Diana.“

„Meinſt du's denn auch ehrlich mit ihr und willſt du ſie heirathen?“

„Was? ehrlich? g'wiß, was denn anders? aber vom Heirathen iſt jetzt noch keine Red'; kennſt du noch das alte Burſchenlied:

Lieben, lieben will ich dich,
Ich will dich lieben,
Aber heirathen nicht.“

„Da muß ich der Emmerenz Recht geben.“

„Was? sans touche, das capirſt du nicht recht; ſo ein Mädle muß content ſein, wenn es einen Schatz kriegt wie ich bin. Des Schulzen-Bäbele thät mit allen zehn Fingern nach mir langen, wenn ich nur bſt! machen thät; aber die könnt' jetzt auch nicht mehr die keuſche Kirche vorſtellen, wie bei des Gregors Primiz; ich mag ſie nicht.“

Während Ivo und Conſtantin ſo mit einander ſprachen, kamen auch der Peter und der Florian hinzu.

„Ah!“ ſagte der Letztere, „läßt ſich der Herr Student auch einmal ſehen? Ich hab' gemeint, unſereins wär' ihm zu gering, daß er ihm nur ein Wörtle gunnen thät.“

„Ja,“ ergänzte Peter, „alle Buben im Ort ſagen: ſo wär' noch Keiner geweſen wie du, Ivo; du thuſt ja als ob du von Stuttgart wärſt und nicht von Nordſtetten.“

„Um Gotteswillen," ſagte der von allen Seiten angegriffene Ivo, „es iſt mir nie eingefallen, ſtolz zu ſein; kommet, wir gehen mit einander ins Wirthshaus."

„Das iſt recht," ſagte Florian, „wir feiern heut' Abend meinen Abſchied, morgen geh' ich in die Fremd'."

Die Leute im Dorfe wunderten ſich, als ſie den Ivo mit dem Kleeblatt dahingehen ſahen; das war ein ſeltener vierblättriger Klee.

„Haben wir auch einmal die Ehr'?" ſagte die Adlerwirthin, als Ivo mit den Anderen in die Wirthsſtube trat. „Ich will gleich ein Licht ins Verſchlägle ſtellen. Mit was kann man aufwarten? Soll ich ein Schöpple guten Ueberrheiner bringen?"

„Wir bleiben für jetzt noch bei Würtemberg," ſagte Conſtantin, „und der Ivo trinkt mit uns, er iſt ein Nordſtetter Bub, grad wie wir auch."

„Wie du nicht, das wär' Schad," entgegnete die Wirthin.

„Ich will dir einmal was aufzurathen geben, du Schneppepperle: worin ſind die Weiber und die Gänſ' einander ganz gleich?" ſagte Conſtantin.

„Daß ſo Ganstreiber wie du ſie regieren wollen," erwiderte die Wirthin.

„Bärbele, ſei froh: wenn man am Dummſein ſchwer tragen thät, du könnteſt ſchon lang nimmer laufen. Ich will dir's ſagen, worin ſie gleich ſind: an den Gänſ' und an den Weibern iſt Alles gut bis auf den Schnabel. Jetzt gang' und hol' ein Maas Sechſer."

„Du biſt kein' Batzen werth," ſagte Bärbele lächelnd, indem es fortging, um das Befohlene zu bringen.

Wir haben es wohl wieder erkannt, es iſt das Bärbele, deſſen wir uns noch vom Jäger von Mühringen her erinnern. Der Kaſpar hatte den Adler gekauft und Bärbele war eine tüchtige Wirthin; es konnte Jedermann gut unterhalten, und blieb, wie wohl bekannt, Niemand eine Antwort ſchuldig, ſo daß ſogar die Horber „Herren" nicht mehr bloß in das Schäpfle gingen, ſondern auch den Adler mit ihrem Beſuche beehrten.

Nachdem eingeſchenkt und angeſtoßen war, begann Florian das Lied: „Es geht ein Pudelmann[1] um unſern Tiſch herum, 'rum, 'rum." Dann wurde „Saſa geſchmauſet" geſungen, und die Worte „edite bibite" waren in „hebet ſie, leget ſie," übertragen; dieſe Einbringung fremder Cultur war das Werk Conſtantins. Die Burſchen thaten ſich nicht wenig zu gut auf ihre neuen Lieder. Ivo ſang mit lächelnder Miene mit, denn er wollte nicht herriſch erſcheinen.

[1] Burſchcomment.

Die drei Kameraden waren trefflich eingeübt. Peter ſang die erſte Stimme, und obgleich er einen klangvollen Tenor hatte, überbot er ihn doch durch übermäßiges Schreien, denn die ſingenden Bauern und die predigenden Pfarrer halten meiſt die ins Unnatürliche getriebene Stimme für ſchöner und weihevoller. Conſtantin bewegte ſich beim Singen auf und nieder, er ballte die beiden Fäuſte und ſchlug damit in kurzen Sätzen in die Luft; Florian aber lag ruhig mit beiden Armen auf den Tiſch geſtemmt und drückte wie zu innerer Andacht die Augen zu.

Die Maas war bald getrunken, da rief der Studentle: „Bärbele, noch einmal ſo, auf Einem Fuß lauft man nicht“, und dann ſang er:

Wein her! Wein her!
Oder i fall' um und um.
Umfallen thur i net
Lutheriſch wur i net
Wein her! Wein her!
Oder i fall um.

Gleich darauf aber ſang er wieder:

Und die ni gar et mag,
Die ſieh ni alle Tag
Und die ni gerne hätt',
Die iſt ſo weit aweg;

Kein' Schöne krieg i net,
Kein' Wüſte mag i net.
Und ledig bleib' i net:
Was fang i an?

„Iſt's wahr Conſtantin?" fragte Bärbele, „kannſt du ſo gut polniſch betteln gehen? Hat dich die Emmerenz mit einem Helf dir Gott[1] um ein Haus weiter geſchickt?"

„Ich parir' drei Maas vom Beſten, ſie geht mit mir zum Hammeltanz und mit keinem Andern."

Florian ſang:

„Wegen ein'm Schätzle trauern,
Das wär mir e Schand,
Und i kehr mi glei um,
Geb er Andre die Hand.

Peter erwiderte:

Wenn i ſchaun kein Schatz haun,
I leb ohne Sorge;
Es wurd alle Tag Obed
Und wieder morge.

Conſtantin ſang:

Wenn's ſchneit, ſo ſchneit's weiß,
Und wenn's g'friert, ſo g'friert's Eis;
Und was die Leut' keit,
Des thur i mit Fleiß.

---

[1] Abweiſung eines Bettlers.

Florian dagegen:

Heut iſt es grad acht Tag',
Hot mir mein Schatz aufg'ſagt:
Es hat ſo bitter g'weint,
Und i haun g'lacht.

Und:

Drei Wochen vor Oſtern,
Do goht der Schnee weg,
Do heiret mein Schätzle,
No haun i en Dreck.

„Nicht ſo, man muß den Stiel umkehren; ſo muß es heißen,“ ſagte Conſtantin und ſang:

Drei Wochen vor Oſtern,
Da geht a weg Schnee,
Da heiret mein' Wüſte,
No haun i e ſchön'.

Ein ſchallendes Gelächter und allſeitiger Lobpreis aus allen Ecken der Stube lohnte das neue Geſätz.

Der Peter ſang:

Schätzle du närrt's,
Du liegſt mir im Herz
Und du kommſt mir et draus,
Bis das Leben iſt aus.

Und:

Wenn i nu wüßt',
Wo mein Schätzele wär,
Und da wär' mein Herz
Nit halb a ſo ſchwer.

Florian ſang wieder:

Und wenn man will recht fröhlich ſein
Und leben ohne Kummer,
Muß mer heiren wie die Vögelein:
Nur auf ein einzigen Sommer.

Conſtantin ſang:

Zu dir bin i gange,
Zu dir hat's mi g'freut.
Zu dir gang i nimmeh,
Der Weg iſt mir z'weit.

Es wär mir et z'weit,
Und er wär' mir ſchon recht
Und du kannſt dir's wohl denken,
Du biſt mir viel z'ſchlecht.

Ivo ſaß mit unruhigem Sinnen hinter dem Tiſche. Er dachte darüber nach, wie oft er um dieſe Stunde bei der einſamen Lampe die Geheimniſſe der Weltſchöpfung und Erlöſung zu enträthſeln trachtete, wie da all das Treiben der Menſchen, all die Wünſche des Einzellebens fernab von ihm lagen, und nun ſtellte er all dieſem das Leben ſeiner Altersgenoſſen entgegen. Der Mittelpunkt ihres Denkens und Treibens war die Liebe, in derbem Spott wie in zarten Sehnſuchtshauchen klang das einzige Gefühl doch überall durch — das ganze Daſein fiel ihm wiederum wie von ſcharfem Stahl zerſchnitten in zwei Hälften aus einander, in Geiſtlich und Weltlich. Bärbele hatte ihn genau beobachtet, es hatte das mißbehagliche Zucken in ſeinem Antlitze wohl entdeckt, es ging daher auf die Singenden zu und ſagte:

„Ei wie? ſchämet ihr euch nicht? könnet ihr denn nicht auch ein ordentlich Lied ſingen?

Conſtantin erwiderte:

Ei g'fällt's Euch halt et?
So gefällt es halt mir;
Ei könnet Ihr's beſſer,
So ſinget jetzt Ihr.

„Ja, wir wollen, wenn du mitſingſt," ſagte Florian.

„Meinetwegen."

„Nun, was denn?" fragte Peter.

„Ehrlich und fromm."

„Iſt mein Reichthum — nein, das mag ich nicht," ſagte Conſtantin.

„Nun, das: Morgens fruh beim kühlen Thauen."

„Ja.“

Bärbele begann herzhaft und die Anderen ſangen mit.

Morgens fruh beim kühlen Thauen,
Wann das Gras am längſten iſt,
Werd' ich mein ſchön Schäzlein ſchauen,
Eh' und bevor es Niemand ſieht.

Fuchs und Haſen ſoll man ſchießen,
Eh' ſie laufen in den Wald;
Junge Mädchen ſoll man lieben,
Eh' und bevor ſie werden alt.

Bis daß der Mühlſtein trägt die Reben,
Und herausfließt rother Wein;
So lang der Tod mir ſchenkt das Leben,
So lang ſollſt du mein eigen ſein.

Ivo dankte dem Bärbele herzlich für das ſchöne Lied, Conſtantin aber ſetzte ſogleich drauf:

Aus iſt's mit mir
Und mein Haus hat kein' Thür,
Und mein' Thür hat kein Schloß,
Und vom Schatz bin i los.

Aus iſt's mit mir
In dem ganzen Revier,
Und wann die Donau austrocknet,
No heirathen wir.

Und ſie trocknet net aus
Und iſt alleweil naß,
Jetzt muß ich gehn ſchauen
Um ein anderen Schatz.

„Wollen wir jetzt das: Es ging ein Knab' ſpaziren?“ fragte Bärbele.

„Laß du ihn nur daheim,“ entgegnete Conſtantin.

„O du! wärſt du daheim blieben, hätt' man dich nicht heimgeſchickt wie das Hundle von Bretten.“

„Fang' eins an,“ ſagte Florian, und ſie ſangen nun:

Froh will ich ſein!
Wann's nur dir wohl geht,
Wann ſchon mein jung friſch Leben
In Trauerheit ſteht.

Alle Wäſſerlein auf Erden,
Die haben ihren Lauf,
Kein Menſch iſt ſchier auf Erden,
Der mir mein Herz macht auf.

Die Sonne und der Mond,
Das ganze Firmament,
Soll Alles für mich trauern,
Bis an mein ſelig End.

Ivo ſaß unruhig auf ſeinem Stuhle, in dieſem Liede war ſein Schickſal ausgeſprochen.

„Bleib nur da,“ ſagte Conſtantin, der die Unruhe Jvo's bemerkte.

„Bärbele, bei dir geht's nicht wie bei dem Wirth zu Emmaus, du gibſt zuerſt den guten und dann den ſchlechten, du haſt da lutheriſch und katholiſch unter einander gebracht, der Wein iſt eine gemiſchte Ehe.“

Wenn die Mäuſ' ſatt ſind, nachher ſchmeckt das Mehl bitter,“ erwiderte die Wirthin.

„Wiſſet ihr was?“ rief Conſtantin, „jetzt trinken wir warmen Wein.“

„Du haſt g'nug für heut,“ ſagte Bärbele.

„Was wir nicht trinken, ſchütten wir in die Schuh'. Heut wollen wir einmal einen Commers halten, du biſt doch auch dabei, und du, und du?“

Alles nickte bejahend und Florian ſang:

Bruder trink' einmal,
Wir ſeind ja noch jung,
Im Alter iſt es immer
Für Sorgen Zeit genung.
Denn der gute Weine
Iſt für gute Leute,
Bruder laß uns heute
Froh und fröhlich ſein.

Als der warme Wein kam, ſang Conſtantin, mit den Füßen ſtampfend und mit den Fäuſten auf den Tiſch ſchlagend:

J und mein altes Weib
Können ſchön tanzen!
Sie nimmt den Bettelſack,
J nehm' den Ranzen.
Schenk mir einmal bairiſch ein,
Bairiſch wollen wir luſtig ſein:
Bairiſch, bairiſch, bairiſch wollen wir ſein.

Sie ging wol in die Stadt,
J bleib da draußen;
Was ſie erbettelt hat,
Thur ich verſaufen.
Schenk mir einmal bairiſch ein u. ſ. w.

Es war ſchon ſpät, ein Knabe hatte Jvo den Hausſchlüſſel gebracht, der Schütz war gekommen, um „abzubieten,“ aber Conſtantin beſchwichtigte ihn durch ein Glas Wein; Gleiches gelang auch bei dem bald eintreffenden Nachtwächter. Conſtantin begann die Profeſſoren nachzuahmen und von ſeinen Studentenſtreichen zu erzählen. Sich entſchuldigend ſtand Jvo auf, um nach Hauſe zu gehen, die Anderen wollten ihn halten, Conſtantin aber machte ihm Platz; beſonders weil er ſich ſcheute, im Beiſein Jvo's fremde Heldenthaten ſich ſelber anzueignen, er ſagte daher nur noch:

„Trink' aus, du könnteſt ſonſt über den Stumpen fallen.“

Ivo leerte noch das Glas glühenden Weines und ſagte gute Nacht.

„Nimm die Stubenthür zu dir in's Bett,“ rief ihm noch Conſtantin nach; Ivo hörte es nicht mehr.

Eine linde Vollmondsnacht legte ſich über die Erde, es war, als ab das ſanfte Licht überall hin Stille und Ruhe ausbreitete. Ivo hielt oft an und legte die Hand auf die hochklopfende Bruſt, er zog die Mütze ab, um ſein Haupt um und um von den ſanften Lüften anfächeln zu laſſen. Als er ſich zu Hauſe entkleiden wollte, fühlte er doppelt, wie all ſein Blut in ihm wogte, wie die ſchnellen Takte ſeiner Pulſe ſich jagten; er verließ daher nochmals das Haus, um draußen in dem Frieden der Nacht Ruhe zu finden. Auf der Landſtraße und durch die Felder ſchritt er hin, er war ſo froh und ſelig, er fragte nicht warum, er hätte ewig ſo fortwandeln mögen, ſo mit freudig hüpfender Bruſt: der Geiſt des Lebens war wiederum in ihm auferſtanden und trug ihn ſchwebend auf der ſchönen, friedlichen Erde. Als er endlich wieder heimgekehrt war, ſah er die Thüre an der Ehren-[1] Kammer halb offen. Ohne daß er es wußte oder wollte, ging er hinein und ſtand wie feſtgezaubert: da lag Emmerenz. Der Mond beſchien ihr Antlitz, ihr Haupt lag unter ihrem rechten Arme, und die linke Hand ruhte an dem Gelände. Die Bruſt Ivo's hob ſich, ſein ganzes Weſen erzitterte, er wußte nicht wie ihm geſchah, aber er beugte ſich über Emmerenz und küßte ſie ſo leiſe und zart wie der Mondſtrahl auf ihre Wangen; Emmerenz ſchien es doch zu fühlen, denn, ſich auf die andere Seite legend, ſagte ſie nur halblaut: „ein Katz, Katz, Katz.“ Ivo ſtand noch eine Weile ſtill mit emporgeſtreckten Armen lauſchend, ob ſie nicht erwacht ſei; als ſie aber ungeſtört fortſchlief, ward Ivo von der Heiligkeit dieſer Ruhe bewältigt, er ſchlug ſich zähneknirſchend mit geballter Fauſt vor die Stirne und verließ das Gemach. In ſeinem Zimmer warf er ſich dann auf den Boden und ſeine Seele im tiefſten Grunde marternd rief er: „Herr Gott! vergib, laß mich ſterben, denn ich habe geſündigt. Ich bin ein Verworfener, Nichtswürdiger. Herr, Gott! ſtrecke deine Hand aus und zermalme mich. — —“

---

[1] Ehren — Hausflur.

Von Kälte geſchüttelt erwachte Ivo, es war Tag, er legte ſich zu Bett. Die Mutter brachte ihm den Kaffee vor das Bett, ſie fand ihn ſehr übel ausſehend, ſie wollte es nicht zugeben, daß er aufſtehe; Ivo aber ließ ſich nicht davon abhalten, denn er wollte und mußte zur Kirche gehen.

Als Ivo vor dem Stalle vorüberging, hörte er die Emmerenz drin ſingen:

I haun koan Haus
Und haun koan Hof,
I haun koan Feld
Und haun koan Geld,
Und ſo e Mädle
Wie ni bin
Ho koan Freud auf der Welt.

„Warum ſo traurig?“ konnte ſich Ivo nicht enthalten zu fragen, „haſt du ſchlecht geſchlafen?“

„Vom ſchlecht Schlafen weiß ich nichts, ich bin müd wenn ich in's Bett komm', und da fallen mir die Augen zu; das Lied iſt mir halt grad ſo eingefallen.“

„Brauchſt nichts zu verhehlen, gelt, du hätteſt eben doch gern den Conſtantin zum Schatz?“

„Den? lieber den Franzoſenſimpel oder den blinden Koanradle; ich hab' kein Geluſt, das halb Dutzend bei ihm voll zu machen. Ich brauch kein' Schatz, ich bleib' ledig.“

„So ſprechen alle Mädchen.“

„Du wirſt ſchon ſehen, daß mir's ernſt iſt.“

„Wenn du einen braven Mann kriegen kannſt, mußt du nicht zu heikel ſein.“

„Was könnt' ich kriegen? ſo einen alten Wittwer, der ſchon ein paar Weiber unter die Erd' geliefert hat. Nein, wenn ich einmal nimmer bei euch bleiben kann, bin ich kurz reſolvirt; ich hab' dem Gretle verſprochen, ich komm zu ihm nach Amerika. Es macht mir aber rechtſchaffen Freud', daß du dich auch noch um mich kümmerſt; ſo iſt's ja nicht, daß, wenn man Geiſtlich wird, man gar nicht nach ſeinen alten Freunden umgucken darf?"

„Ich wünſche von Herzen, daß ich dir zu deinem Glücke verhelfen könnte."

Emmerenz ſah ihn freudeſtrahlend an, dann ſagte ſie: „Das hab' ich mir immer denkt, du biſt allfort gut geweſen, ich hab's nie glaubt, daß du ſtolz ſeiſt. Frag' nur dein' Mutter, wir reden oft von dir. Spürſt als nichts in deinem rechten Ohr?"

Die Beiden plauderten noch eine Weile ſo mit einander. Emmerenz erzählte, daß ſie der Mutter die Briefe vorleſe und daß ſie ſie faſt ganz auswendig wiſſe. Ivo hielt es für ſeine Pflicht, ſie darauf aufmerkſam zu machen, daß er auch ihrer nicht vergeſſen habe und daß ſie nur ſtets recht brav ſein ſolle; er ſagte dieß Alles mit großer Selbſtbeherrſchung, denn das treuherzige Weſen des Mädchens hatte einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht.

Es läutete, und an einigen mit ihren Gebetbüchern heimkehrenden, alten Frauen merkte Ivo, daß er die Frühmeſſe verſäumt hatte.

„Wo ſchaffſt du denn heute im Feld?" fragte er noch.

„Draußen im Weiherle."

Mit einem „B'hüt di Gott“ ging Ivo auch hinaus in's Feld, aber gerade nach der entgegengeſetzten Seite; es zog ihn oft dahin, wo er wußte, daß Emmerenz war, dann ging er aber um ſo ſchneller, um der Verſuchung ſeines Herzens Trotz zu bieten. Endlich kehrte er nach Haus und nahm ein Buch vor, um zu ſtudiren; aber er konnte ſeine Gedanken nicht zuſammenbringen. Er nahm Papier und begann einen Brief an ſeinen Clemens, er wollte ihm ſein ganzes Inneres aufdecken, bald aber zerriß er den angefangenen Brief wieder und tröſtete ſich damit, daß er ſeinen Freund ja bald wieder ſehe.

Gegen alle frühere Gewohnheit war nun Ivo ſelten zu Hauſe. Er brachte oft halbe Tage in des Jakoben Schmiede zu. Die Schmieden ſind Aufenthaltsplätze für allerlei Nichtsthuer, für alte Leute und Faullenzer: da kommen fremde Fuhrleute, da kommen Einheimiſche, die die Pferde beſchlagen laſſen, oder ſchadhaftes Feldgeräthe bringen; wie der Blasbalg immer neu das Feuer anſchürt, ſo ſtrömt auch ſtets neue Unterhaltung herzu. Ivo dachte viel darüber nach, wie es geworden wäre, wenn der Wunſch ſeiner Kindheit in Erfüllung gegangen und er das Schmiedehandwerk erlernt hätte. Er nahm ſich vor, einſt, wenn er Pfarrer ſei, dieſe Orte oft zu beſuchen und hier gelegentlich manches gute Wort anzubringen. Und wenn er daran dachte, daß er vielleicht nie zum geiſtlichen Amte gelange, ſagte er ſich innerlich: „Immerhin, aber nur nicht ſo werden wie der Studentle.“

13.

Der Zwieſpalt.

Als Ivo wieder in das Kloſter zurückgekehrt war, ließ er mehrere Tage vorübergehen, ehe er die Bewegung ſeines Innern ſeinem bleich gewordenen Freunde Clemens mittheilte; er ſchauderte mit Recht vor dieſer Eröffnung.

Als ſie wiederum im Burgholz waren, faßte Clemens die Hand Ivo's und ſagte: „Ich habe es im Traume geſehen, wie Satan ſein Netz über dich ausſpannte.“

Ivo geſtand ſeine Liebe zu Emmerenz.

„Wehe!“ rief Clemens, „Wehe! auch über dich iſt der Verſucher gekommen! Aergert dich dein Auge, ſo reiß' es aus, du mußt dieſe Höllenflamme in dir zertreten und ſterbe auch dein Leben mit.“

Ivo mußte nun alsbald zur Beichte gehen. Auch von ihm erfuhr man nie, welche Buße ihm auferlegt wurde, nur willigte er gern in den Vorſchlag des Clemens, daß ſie fortan auf der Erde ſchliefen und ſich auch ſonſt auf allerlei Weiſe kaſteiten.

Clemens ſchlief faſt immer auf der Erde, ſitzend mit ausgebreiteten Armen, in der Form des Kreuzes.

Mit aller Macht ſeines Willens wendete Ivo ſeine Seele von den Weltgedanken ab und es gelang ihm wiederum ſich ganz in die Gottesgelahrtheit zu verſenken. Bald aber verfolgte ihn auch in dieſe heiligen Gebiete ein fremder Dämon. Er wagte es nicht, dieß Clemens mitzutheilen; denn dieſer hätte von Neuem kläglich Zeter gerufen.

So war der Zerfall der beiden Freunde ſchon vorbereitet, der endlich ganz unerwartet zum Durchbruche kam.

Clemens ſprach einſt von der Gottheit Chriſti, der den martervollen Kreuzestod über ſich genommen und wie ihn Das erſt als Gott und Heiland der Welt offenbare.

„Ich ſehe an dem Kreuzestod nichts ſo übermenſchliches,“ ſagte Ivo ganz ruhig. „Es iſt heilig, aber nicht übermenſchlich, als Unſchuldiger für ein erhabenes Streben zu ſterben. Nicht der gekreuzigte Chriſtus, ſondern der lebende und lehrende, der ſo allliebend war, wie noch Keiner vor ihm, der iſt mein Heiland; er wäre mir derſelbe, wenn er die Treue ſeiner göttlichen Sendung auch nicht mit dem Martertode beſiegelt, wenn die verblendeten Juden ihn anerkannt und ihn leben gelaſſen hätten. Nicht der gekreuzigte, ſondern der lebendige Chriſtus, ſein göttliches Leben und ſeine göttliche Lehre iſt mein Heiland, mein Erlöſer.“

Clemens ſtand da und zitterte am ganzen Körper, ſeine Lippen quollen auf, ſein Auge rollte wild, und mit gewaltiger Fauſt ſchlug er Ivo in's Geſicht, daß dieſem die Funken aus den Augen ſprühten und die Wange brannte.

Ivo ſtand ruhig da, Clemens aber fiel vor ihm nieder, faßte ſeine Hand und ſchrie:

„Wirf dich mit mir in den Staub, Elender! Wahrlich, die ſchwerſte Züchtigung, die für deine Gottloſigkeit dir werden konnte, hat der Herr durch meine Hand an dir vollführt; ich wollte es nicht, aber der Herr hat meinen Arm gegen dich geſchleudert. Du biſt mein Herzbruder und durch mich mußteſt du gezüchtigt werden, daß du es fühleſt, wie zweiſchneidige Schwerter durch dein Gebein fahren. — Wirſt du mich von dir ſtoßen, ſo iſt das die härteſte Strafe, die der Herr über dich verhängte; er will dir deinen beſten Freund nehmen. Thue wie dir dein Geiſt befiehlt, verſtoße mich, dann biſt du zwiefach elend. In tiefe Nacht muß dich der Herr tauchen, damit du zum Licht kommſt, mit Wermuth muß er dich tränken, mit Galle dich ſättigen, bis der Lügengeiſt aus dir ausfahre und der Sündenſchlamm von dir abfällt. Herr! laß dir dieß Opfer wohlgefallen, ich opfere dir ein Stück meines Herzens, meinen Freund. Du biſt mein Freund, o Herr! Vergib mir, daß meine Seele noch an ihm hing, der da iſt ein Fraß der Würmer. Begnadige mich, o Herr! reiche mir den vollen Becher des Schmerzes, führ' mich den Dornenweg, zu dir, zu dir!"

Wehmüthig ſtand Ivo da und blickte auf ſeinen Freund, deſſen überquellende Heftigkeit er wohl kannte; er wollte ihn aufrichten, Clemens aber wehrte es ab und Ivo erkannte bald den vollen Gedankenlauf dieſer Verzückung. Mit unbeſchreiblichem Schmerze ſah er dann hier in ſeinem lebendigen Freunde deſſen Leiche vor ſich, und wiederum war es ihm, als ſtünde ſein eigener Geiſt vor dem eigenen entſeelten Körper und ſähe ihn zum letztenmale zuſammenzucken; ihm ſchwindelte. Er verſuchte es nochmals Clemens aufzuheben, dieſer aber richtete ſich ſtraff auf und fragte Ivo gebieteriſch:

„Willſt du Buße thun? Willſt du mit den Thränen der Reue den Roſt deiner Seele abwaſchen?"

„Nein."

„So fahre zur Hölle!" rief Clemens, Ivo abermals packend; dieſer aber wehrte kräftig ab, und der Wilde ſagte bittend: „ſchlage mich, tritt mich, ich will Alles gern über mich nehmen, aber retten muß ich dich, das will der Herr."

Ivo kehrte ſich ab und verließ lautlos ſeinen Freund.

Still und gedankenvoll ging Ivo lange Tage umher: die volltönendſte Saite ſeiner Seele war in ſchrillem Mißklange zerriſſen, er hatte eine ſchöne Liebe begraben, ſeine Trauer war tief und namenlos. — Jetzt auch, da er ein Extrem der Glaubensſchwärmerei vor ſich geſehen hatte, regten ſich viele halbſchlummernde Zweifel und Bedenken lebhafter, er war „zwiefach elend,“ wie Clemens verheißen, aber er konnte ſich nicht retten.

Der Horber Kaplan war als Profeſſor nach Tübingen gekommen, er hatte noch immer eine gewiſſe Vorliebe für Ivo; dieſer ſchloß ſich ihm inniger an und eröffnete ihm die Marter ſeiner Seele.

Sonderbar! gerade über die Jungfrau Maria wagte Ivo die meiſten Bedenken. Er fragte zuerſt, ob ſie „eine Heilige, auch allgegenwärtig ſei,“ da man doch überall zu ihr bete. Der Profeſſor ſah ihn etwas betroffen an, dann ſagte er: „Der Begriff der Gegenwart iſt ein bloß menſchlicher, den körperlichen Dingen entnommen, eigentlich nur für ſie geltend; indem wir das Wörtchen „all“ zu „gegenwärtig“ hinzuſetzen, wollen wir nun die Geſammtheit des Daſeins zuſammenfaſſen, wir glauben nun dadurch einen neuen Begriff zu gewinnen, in der That aber haben wir keinen. Wie wir überhaupt nichts Ueberirdiſches als ſolches in Begriffe faſſen können, iſt alſo das Daſein eines Geiſtes durch den Begriff der Gegenwart gar nicht meßbar. Wir faſſen überhaupt alles Ueberirdiſche nicht durch den Begriff, ſondern durch den Glauben.“

Ivo befriedigte ſich vollkommen mit dieſer Antwort; ſchüchtern wagte er noch die Frage, wie man von der Jungfrau Maria ſprechen könne, da doch in der Bibel Brüder Chriſti erwähnt würden.

Der Profeſſor erwiderte: „Das griechiſche Wort ἀδελφός[1] iſt nicht wörtlich zu nehmen, das iſt ein orientaliſcher Ausdruck, aus dem Ebräiſchen genommen, und heißt ſo viel als: Verwandter, Freund.“

„So wäre alſo der Ausdruck υἱὸς θεοῦ[2] auch nicht wörtlich zu nehmen, und wäre auch blos orientaliſcher Ausdruck?“

„Keineswegs, hierfür ſprechen ausdrücklich die meſſianiſchen Stellen des alten Teſtaments, die Evangelien und die Satzungen der Kirche, und dann,“ ſetzte er hinzu, indem er die Mienen Ivo's ſcharf beobachtete, „iſt die ganze Menſchwerdung Gottes nur dazu, um dem menſchlichen Begriff einen Halt zu geben, da, wie ich vorhin geſagt, wir das Ueberirdiſche nicht begreifen können. Das Weſen derſelben iſt und bleibt eben ein Myſterium, das wir nur glauben können, und der Glaube wird in dir wohnen, wofern du dich nur recht befleißeſt, deine Seele rein und kindlich zu erhalten.“

---

[1] Bruder.

[2] Gottesſohn.

„Ja, das iſt nicht ſo leicht,“ ſagte Ivo zaghaft.

„Ich will dir einen bewährten Rath geben,“ ſagte der Profeſſor, die Hand auf die Schulter Ivo's legend: „ſo oft ein Gedanke in dir aufſteigt, der dich vom Glauben entfernt, ſuch' ihn augenblicklich zu bannen durch Gebet und Studium, laß ihn nie länger in dir walten. Es geht uns mit unſerm Gotte, wie mit einem Freunde; haben wir uns länger innerlich von ihm entfernt, ſo finden wir leicht den rechten Weg zu ſeinem Herzen nicht mehr.“

Dieſe Lehre und dieſes Gleichniß trafen Ivo gewaltig, aber es war zu ſpät.

Man ſollte vermuthen, ſolcherlei Forſchungen hätten Ivo über die Kirche hinaus bis an die äußerſten Grenzen des Denkens treiben müſſen, aber er war und blieb ein gläubiges Gemüth; er war vom Vorhandenſein der Wunder lebendig überzeugt, und nur eine Seele, die noch auf dem Zauberboden der Wunder ſteht, weilt noch auf dem Gebiete des wahrhaften Kirchenglaubens: der Glaube iſt die Hingabe an ein Unerklärbares oder Unerklärtes, an ein Wunder.

Das Widerſtreben Ivo's gegen das geiſtliche Studium hatte noch ganz andere Grundlagen, die ihm jetzt immer deutlicher wurden; die alte Luſt nach einem thätigen Leben regte ſich in ihm.

Eine frühere Gedankenreihe, die ſchon im Kloſter zu Ehingen begonnen aber wieder abgebrochen ward, ſetzte ſich in Ivo fort. „Nicht die ſchweißvolle Arbeit der Hände,“ ſagte er zu ſich, „iſt die Strafe für die erſte Sünde, ſondern, weil die Menſchen vom Baume der Erkenntniß einmal gegeſſen, müſſen ſie nun ewig darnach ſtreben, ohne ſich ganz daran erſättigen zu können; im Schweiße ihres Angeſichts ſuchen ſie das Brod ihres Geiſtes, die flatternden dürren Papiere ſind die Blätter am Baume der Erkenntniß, zwiſchen welchen die Frucht verſteckt ſein ſoll. Glückſelig, wem der heilige Chriſtbaum mit ſeinen von höherer Hand angezündeten Lichtern, der volle Baum der Erkenntniß geworden. Arbeit! Arbeit! Nur das Thier lebt und arbeitet nicht, es gehet aus, um ſeine Nahrung zu ſuchen und bereitet ſie nicht; der Menſch aber greift ein in die ewig ſchaffende Kraft der Erde, frei mitwirkend in der Thätigkeit des Alls, erringt er den Segen der That, kommt Ruhe und Friede über ihn. Ihr verblendeten Römer! Euer Wahlſpruch war: Leben heißt Krieg führen, und ihr ginget hin, eure Brüder zu unterjochen, um im ſtolzen Triumphe in die Roma einzuziehen. Nein! Leben heißt arbeiten. Wohl iſt das auch ein Kampf mit den ſtillen Mächten der Natur, aber ein Kampf des freien Lebens, der Liebe, der die Welt umgeſtaltet: des Steines Härte weicht des Meißels Kraft und füget ſich zum ſchönen Gebäude; und vor Allem ſei du mir geprieſen Ackerbau! In der Erde Furchenwunden ſtreueſt du ſiebenfältig Leben. Da hebt ſich das Herz, da wächſt der Geiſt. Und wie wir die Erde bebauen, ſie uns unterthan machen, ſo lernen wir auch unſere Erdennatur, die wir mit uns herumtragen, beherrſchen und lenken; und wie wir des Regens und des Sonnenſcheins von oben harren, der unſer Werk aufgehen und reifen macht, ſo iſt es dein Wille, o Herr! die Gnade über uns auszugießen, damit die Saat unſeres Geiſtes gedeihe und unſern Leib heilige. Gib mir, o Herr! einen kleinen Fleck Erde, und ich will ihn ſiebenfältig umarbeiten, auf daß die verborgenen Säfte aufſchießen in Halme, die ſich vor dem Hauch deines Mundes anbetend neigen. Ich will meine ſchwieligen Hände lobpreiſend zu dir erheben, bis du mich hinaufziehſt in das Reich deiner Glorie."

„Ich möcht' wohl Pfarrer ſein," ſagte er ein Andermal vor ſich hin, „aber nur des Sonntags: ſo die ganz' Woch' mit nichts als mit unſerm Herrgott und von Dem leben, was man von ihm weiß, in der Kirche ſo daheim ſein wie in ſeiner Stub', da hat man gar keine Kirche und keinen Sonntag mehr. Ach, lieber Himmel! wie ſchön war mir's, wenn ich des Morgens in die Kirche gekommen bin und hab' „guten Morgen Gott" geſagt; die Sonne hat ganz anders geſchienen, die Häuſer haben anders ausgeſehen, und die Welt war ganz anders wie an einem Werktag.“ Ivo mochte an Emmerenz gedacht haben, denn er ſagte weiter: „das lutheriſch Pfarrleben gefällt mir auch nicht. Vom Predigen eine Frau und einen Haufen Kinder ernähren, nein! nein!“ Dann kamen wieder leiſe die theologiſchen Bedenken, und er ſagte einmal: „Die Theologie verdirbt die Religion. Was braucht's da viel? Liebe Gott, und liebe deinen Nächſten. Punktum.“

So erzitterte und erbebte das ganze Weſen Ivo's. Der Gedanke an Emmerenz jagte ihm oft Fiebergluthen in das Antlitz, und dann überrieſelte ihn wieder Eiſeskälte, wenn er an ſein Schickſal dachte.

Ivo dachte nun viel darüber nach, wie er den Eltern ſeinen unabänderlichen Entſchluß, aus dem Kloſter zu treten, mittheilen wolle; es war ſchwer, ihnen klar zu machen, daß er keinen rechten Beruf zum Geiſtlichen und auch den vollen Glauben nicht in ſich fühle. Da kam plötzlich ein Bote aus Nordſtetten mit einem Briefe vom Schultheiß an den Direktor, der den Wunſch enthielt, Ivo einige Tage nach Hauſe zu entlaſſen, da ſeine Mutter eine ſchwere chirurgiſche Operation nur in ſeinem Beiſein beſtehen wolle.

Von Angſt gejagt, eilte Ivo mit dem Boten nach Hauſe. Er erfuhr, daß ſeine Mutter ſchon vor längerer Zeit beim Fallen von der Treppe einen Arm gebrochen, daß ſie aber nicht darauf geachtet, und nun, als es ſchlimmer geworden ſei, der Arm noch einmal gebrochen und wieder eingerichtet werden müſſe, ſonſt müſſe ſie ſterben; nur ihrer Kinder wegen, für die ſie ſich erhalten müſſe, wolle ſie ſich der ſchmerzlichen Operation unterziehen.

Es durchſchnitt Ivo die Seele, daß der Bote immer von ſeiner Mutter ſprach, wie wenn ſie ſchon geſtorben wäre, oder ſicherlich „nicht mehr davon käme.“ „Sie war die rechtſchaffenſte Frau ſo weit man kocht,“ war der ſtete Schluß ſeiner Reden.

Das Wiederſehen von Mutter und Sohn war herzergreifend und die Mutter ſagte: „So, jetzt kann ich Alles beſſer aushalten, wenn du da biſt.“

Andern Tages kam der Chirurgus, er wollte, daß man der Frau die Augen verbinde, ſie aber ſagte: „Nein, rücket das Bett in die Mitte des Zimmers, ſo daß ich den Heiland ſehen kann, und ihr werdet's erfahren, ich werd' nicht zucken und keinen Laut geben.“ — Nach vielem Einreden und Widerſtreben wurde ihr willfahrt. In der einen Hand, an ihrem kranken Arme, hielt ſie den Roſenkranz, mit der andern hielt ſie die Hand ihres Sohnes feſt, ihr Auge war ſtarr nach dem Crucifix gerichtet, und ſie ſagte: „Lieber Heiland! Du haſt die höchſten Schmerzen mit göttlichem Lächeln ertragen, lieber Heiland gib mir Kraft, halte mich feſt, wenn ich zittern will, und wenn die Schwerter mir durch die Seele fahren, will ich dein gedenken, o heilige Mutter Gottes! und ſtille dulden. Bete mit mir, lieber Ivo.“

Ohne einen Laut von ſich zu geben, ließ ſie die Operation vollziehen, und als der Knochen unter gewaltigem Drucke knackte, als Alles ringsum weinte und ſtöhnte, als der Vater halb ohnmächtig in die Kammer geführt und hinter der verſchloſſenen Thüre ſein halb unterdrücktes Schluchzen laut wurde, da war die Mutter Chriſtine ſtill und regungslos, nur ihre Lippen bewegten ſich, ihr Auge war feſt auf den Heiland gerichtet, und ein heiliger Glanz leuchtete daraus hervor.

Als nun Alles vollbracht war, und ſelbſt der Chirurgus nicht umhin konnte, die Heldenkraft der Kranken zu preiſen, da ſank Chriſtine in die Kiſſen zurück, ihr Auge ſchloß ſich, aber eine lichte Glorie ſchwebte auf ihrem Antlitze. Alle Anweſenden ſtanden in ſtummer Bewunderung. Der Vater war wieder eingetreten. Er beugte ſich über ſeine Frau; als er ihren Athem fühlte, blickte er mit einem ſchweren Seufzer und dem Rufe: „Gelobt ſei Gott!“ nach oben. Ivo kniete an dem Bette nieder, er blickte zu ſeiner Mutter auf und betete die Verklärte an. Alles faltete ſtill die Hände, Niemand wagte einen Laut, und es war, wie wenn der lebendige Geiſt Gottes durch alle Herzen zöge.

Als die Mutter Chriſtine erwachte und „Valentin!“ rief, eilte dieſer auf ſie zu, faßte ihre Hand, drückte ſie an ſein Herz und weinte.

„Gelt,“ ſagte er endlich, „du verzeihſt mir? du ſollſt g'wiß kein unſchön Wörtle mehr von mir kriegen. Ich bin dich nicht werth, das ſeh' ich erſt jetzt doppelt ein; und wenn unſer Herrgott dich mir genommen hätt', ich wär' toll geworden.“

„Sei nur ruhig, Valentin, ich hab' dir nichts zu verzeihen; ich weiß wohl, du biſt gut, wenn du auch manchmal nicht ſo biſt, wie du biſt. Gräm' dich nur jetzt nicht, Valentin, es geht wieder Alles gut. Unſer Herrgott hat uns nur verſuchen wollen.“ — —

Die Mutter Chriſtine genas wunderbar ſchnell. Valentin hielt getreulich Wort. Er wachte um ſeine Frau wie um ein höheres Leben, der leiſeſte Wink ihres Auges war ihm ein fröhliches Gebot; man mußte ihn zwingen, ſich nur etwas Nachtruhe zu gönnen.

Emmerenz und Ivo wechſelten ab, um bei der Mutter zu wachen, und dieſe ſagte manchmal: „Ihr ſeid liebe, brave Kinder, unſer Herrgott wird's euch g'wiß gut gehen laſſen.“

Oft auch, wenn die Mutter ſchlief und das Eine kam, um das Andere abzulöſen, redeten ſie noch lange mit einander. Ivo offenbarte der Emmerenz den tiefſten Wunſch ſeiner Seele nach einer anſtrengenden Arbeit, und ſie ſagte: „Ja, ich kann mir's denken, ich könnt' nicht leben, wenn ich nicht recht tüchtig zu ſchaffen hätt'; ich will mich nichts berühmen, aber im Schaffen nehm' ich's mit einer Jeden im Dorf auf."

„Und wenn du erſt ein eigen Hausweſen hätteſt, gelt, da thäteſt du erſt rechtſchaffen arbeiten?"

„Ja," ſagte Emmerenz und ſtreifte ihre kurzen Hemdärmel noch beſſer hinauf und ſtraffte ihre kräftigen Arme, gleich als müſſe ſie jetzt augenblicklich zugreifen. „Ja," wenn das wär'! aber es iſt mir auch ſo kein' Arbeit zu viel."

„Nun," ſagte Ivo, „denkſt du denn auch als etwas bei der Arbeit?"

„Ja, g'wiß."

„Was denn?"

„Was einem eben ſo in den Sinn kommt, ich hab' mich noch nie darum beſonnen."

„Nun ſag' mir's zum Beiſpiel."

„Ja, da weiß ich nichts."

Das ſonſt ſo zuverſichtliche Mädchen wußte ſich vor Verlegenheit gar nicht zu helfen.

„Schämſt du dich, mir's zu ſagen?"

„Kein Bröſele, aber ich weiß halt nichts."

„Nun, was haſt du heut' Morgen beim Dinkel-[1]

[1] Dinkel, Roggen.

ſchneiden gedacht? was für Gedanken ſind dir durch den Kopf gegangen?“

„Ja, da muß ich mich beſinnen, du darfſt mich aber nicht auslachen.“

„Nein.“

„Zuerſt hab' ich, glaub' ich, an gar nichts gedenkt. Du könnteſt mich d'rauf rädern, es fällt mir nichts ein. Ja doch, ich hab' dacht, wie lang wir da zu ſchneiden haben. Hernach bin ich auf ein Wachtelneſt geſtoßen, da ſind ganz junge Vögele d'rin geweſen; jetzt hab' ich's auf die Seite than, daß es die Buben nicht kriegen. Jetzt hätt' ich gar zu gern die Alten geſehen, wie die ſich wundern, wenn auf einmal ihr Haus an einem andern Fleck ſteht. Jetzt iſt mir das Lied vom Nazi eingefallen, du kannſt's ja auch ſo ſchön ſingen, das von der armen Seel'. Jetzt hab' ich ſo dacht: wo mag auch der Nazi ſein? Jetzt, ja, jetzt hab' ich dacht: es iſt gut, daß bald Mittag iſt, denn ich hab' einen wetterlichen Hunger gehabt. So, das iſt Alles. Gelt, das iſt nicht viel?“ Scheu zupfte das Mädchen an ſeinen Kleidern und wollte den Blick gar nicht erheben. Ivo fragte nun wieder:

„Denkſt du denn nicht auch als daran, wie wunderbar es iſt, daß Gott das Samenkorn, das der Menſch ſäet, ſiebenfältig aufſchießen läßt, daß die Saat unter dem Schnee ſchläft, bis die Frühlingsſonne ſie weckt? wie viel Millionen Menſchen ſich ſchon von dem Safte der Erde genährt und ihn doch nie erſchöpfen?“

„Ja wohl, das hab' ich auch ſchon denkt, aber von ihm ſelber wär' ich nicht d'rauf kommen; der Pfarrer hat das auch oft in der Predigt und in der Chriſtenlehr' geſagt. Guck, wenn man ſelbſt ſo viel mit dem Sach' zu ſchaffen hat, da kommt man auf keine ſolche Gedanken, da denkt man halt: iſt's bald zeitig und gibt's viel aus? Die Pfarrer, die nicht im Felde ſchaffen, die keinen Dung 'nausführen und nicht dreſchen, die kommen eher auf ſolche Gedanken.“

„Du mußt ſie auch öfter aufſuchen, dann findeſt du ſie von ſelber, thu das Emmerenz.“

„Ja wohl, das will ich, du haſt recht, es iſt immer gut, wenn man einen ermahnt. Wenn du mich wieder fragſt, wirſt ſehen, kann ich dir mehr ſagen; ich bin nicht ſo dumm.“

„Und recht lieb,“ ſagte Ivo. Er wollte ihre Hand faſſen, hielt aber ſchnell wieder an ſich; deſſen aber konnte er ſich nicht erwehren, daß er das kernhafte Weſen des Mädchens immer mehr liebte. — —

Mit tief erſchütterter Seele kehrte Ivo wieder in das Kloſter zurück. Er bewunderte die Heldenkraft ſeiner Mutter und gelobte ſich, ihr nachzuſtreben; aber noch Anderes bewegte ſeine Bruſt: das Paradies ſeines elterlichen Hauſes war aus Schmerz und Qual vor ſeinen Augen wieder erſtanden. Er erkannte, welch' eine unverſiegbare Seligkeit es iſt, wenn zwei liebende Herzen feſt an einander halten und im ewigen Wechſel des Lebens ſich traut an einander ſchmiegen. Der mächtig zurückgehaltene ewige Schmerz trat hervor. Er dachte an Emmerenz — und im dunkeln Tannenwalde ſaß er und weinte. Drunten im Thale ſchrillten die grellen Töne einer Sägmühle; Ivo wünſchte, daß dieß die Bretter zu ſeinem Sarge ſein möchten, die man dort bereite. — —

In der nächſten Vacanz war Ivo wiederum faſt immer zu Hauſe; hier war jetzt ein ſeliges Leben, Valentin war wie ausgewechſelt, kein lautes Wort wurde vernommen, ein Jedes behandelte das Andere liebreich und zart, es war wie ein ſteter Palmſonntag aus der Kinderzeit. Aber all' dieſe Ruhe erregte auch in Ivo eine Unruhe, all' dieſe Freude erweckte ihm auch Schmerz und Unfrieden; er erkannte deutlich ſeine einſam verkümmerte Zukunft, ihm war kein ſo ſeliges Leben beſchieden.

Zwei gewichtige Ereigniſſe erhöhten noch das Leben dieſer Vacanz; der Johannesle hatte für ſeinen Conſtantin ein Haus bauen laſſen, Valentin hatte es mit ſeinen Söhnen aufgerichtet, und Joſeph, der in dieſen Tagen Meiſter wurde, hielt den Bauſpruch.

Das ganze Dorf war vor dem Hauſe verſammelt, Meiſter und Geſellen ſtanden hoch oben und ſteckten die junge Tanne, mit Bändern aller Art geſchmückt, auf die Spitze des Giebels. Alles war geſpannt auf den erſten Spruch Joſeph's. Nach einem einfachen Gruße ſagte er:

Allhier bin ich aufgeſtiegen und geſchritten,
Hätt' ich ein Pferd gehabt, ſo wär' ich heraufgeritten;
Weil ich aber hab' kein Pferd,
So iſt es nicht viel ſagenswerth.
Das höchſte Haupt, der Kaiſer gut,
Den Gott erhalt' in ſeiner Hut,
Ja alle Fürſten, Grafen und Herren
Das ehrbar' Zimmerhandwerk nicht können entbehren.
Ein Zimmergeſelle bin ich genannt,
Ich reiſe Fürſten und Herren durch's Land,
Daſſelbe mit Fleiß zu beſehen,
Daß ich einmal möchte beſtehen.
Wann ich hätte aller Jungfrauen Gunſt,
Und aller Meiſter ihre Kunſt,
Und aller Künſtler ihren Witz,
So wollt' ich ein Haus bauen auf eine Nadelſpitz';
Weil ich aber daſſelbe nicht thun kann,
So muß ich bauen nach einem guten Plan.
Wer da will bauen auf Gaſſen und Straßen,
Der muß einen Jeden können reden laſſen.
Ich lieb' was fein iſt,
Wann's gleich nicht mein iſt;

Wann mir's gleich nicht werden kann,
Hab' ich doch Luſt und Freud' daran.
D'rauf trinket ein Gläſelein Wein
Kamerad! ſchenk' mir drauf eins ein.
Bauherr! ich bring's euch aus Lieb' und Freud',
Nicht aus Haß oder großem Neid,
Sondern aus Lieb' und Freundlichkeit.
Auf unſers Kaiſers ſeine Tapferkeit!
Auf ſeines Feindes Verderblichkeit,
Auf hieſiger Herren Geſundheit
Und aller guten Freunde insgemein,
Die hier unten verſammelt ſein.
Jetzt trink ich über euch Allen,
Gebt acht! das Glück wird hinunterfallen,
Hinunter iſt gar gefährlich
Und euch herauf beſchwerlich.
Ich will mich jetzt eins bedenken
Und das Glas hinunterſchwenken.

Joſeph trank, das Glas fiel hinab und ein hundertſtimmiges Hoch erſchallte. Dann ſprach er wieder:

Durch Gottes Hülfe und ſeine Macht
Haben wir dieſen Bau zu Stande bracht,
Drum thun wir dem lieben Gott danken,
Daß er Keinen hat laſſen wanken;
Daß Keiner iſt ein Unglück kommen,
Und daß Keiner kein' Schaden genommen,
Auch thun wir den lieben Gott noch bitten:
Er wolle uns ferner in Gnaden behüten;

Nun befehl' ich dieſen Bau in Gottes Hand,
Dazu auch das ganze Vaterland.
Auch wünſch' ich daneben unſerm Bauherrn im neuen Haus
Gut Nahrung von denen, die gehen ein und aus;
Und ſo wünſch' ich Allen insgeſammt
Glück, Segen und Heil zu allem Stand.
Ich hätt' mich bald hoch vermeſſen,
Und der viel ehr- und tugendſamen Jungfrauen vergeſſen,
Die uns dieſen Kranz haben formirt
Und mit ſchöner Lieberei geziert;
Ich dank' für alle dieſe Liebereien gut,
Die werden uns hübſch ſtehen auf'm Hut.

Mit dem Rosmarinſtrauße auf dem Hut und dem unverſchnittenen Felle angethan, kam Joſeph herab und wurde von Allen beglückwünſcht und geprieſen, ſelig aber faßte ſeine Braut, des Hansjörgs Mareile, ſeine beiden Hände, ſah ihm freudeverklärt in das Antlitz und blickte dann ſiegesfroh nach den Umſtehenden.

Ivo ſtand daneben, und Joſeph ſagte: „Gelt, Ivo, ich kann auch predigen, wenn's ſein muß? Das iſt mein' Primiz."

Ivo ſeufzte tief, da er an die Primiz erinnert wurde.

Als Alles ſich entfernte, ein Theil heimwärts, ein anderer zum Schmauſe ging, ließ ſich Ivo durch kein Zureden Conſtantins zu letzterem bewegen; er ſtand noch eine Weile allein vor dem luftigen Gebälke und dachte darüber nach, wie glücklich der Conſtantin bald ſein werde, der nun ſchon ein Haus ſein eigen nannte. „So ein Pfarrhaus,“ ſagte er dann vor ſich hin, „iſt wie ein Schilderhaus, das gehört Niemand, Keiner hinterläßt eine ächte Spur ſeines Daſeins, da zieht eine andere einſame Wache auf, bis wieder eine kommt und ablöst; doch ich will nicht ſelbſtiſch ſein, wird mir auch das Glück des Familienlebens nicht, ich will für Andere arbeiten und an den Spruch denken:

Ich lieb' was fein iſt,
Wann's gleich nicht mein iſt;
Wann mir's gleich nicht werden kann,
Hab' ich doch Luſt und Freud' daran.

Acht Tage ſpäter war nun auch die Hochzeit Joſephs. Da ging es luſtig her, die Mutter Chriſtine ſaß obenan neben ihrem Sohne Ivo, dieſer war und blieb der Stolz der Familie. Ivo tanzte dann einmal mit ſeiner Schwägerin, hierauf aber auch mit Emmerenz; ſie war ganz ſelig und ſagte: „So, jetzt haben wir doch auch einmal mit einander getanzt; wer weiß, ob wir noch im Leben dazu kommen.“

Nun brachte der zweitälteſte Bruder Ivo's ihm ſeinen Schatz und ſagte: „Tanzet mit einander.“

Ivo willfahrte gern. Als er geendet, kam die Mutter Chriſtine auf ihn zu und ſagte: „du tanzſt ja prächtig, wo haſt's denn gelernt?“

„Das kann ich noch von meiner Jugend her; wiſſet ihr, die Spinnerin hat mich's als zwiſchen Licht gelehrt.“

„Wollen wir's auch einmal probiren?“

„Ja Mutter.“

Alles hielt aus, während Ivo mit ſeiner Mutter tanzte.

Jetzt erhob ſich Valentin, ſchnalzte mit den Fingern und rief:

„Spielleut'! einen Vortanz für mich, es gibt eine Bouteill'. Komm Alte.“ Er nahm ſeine Frau am Arm, hüpfte und ſprang, dann tanzte er den alten Nationaltanz: er ſchnalzte mit der Zunge, ſchlug ſich auf Bruſt und Schenkel, wiegte ſich bald auf den Zehen, bald auf den Ferſen und führte allerlei Figuren auf; bald faßte er ſeine Tänzerin, bald ließ er ſie wieder los und trippelte mit geneigtem Kopfe und ausgeſtreckten Armen ganz verliebt um ſie herum. Chriſtine ſah mit züchtiger Andacht, aber doch freudevoll zur Erde, drehte ſich oft und oft, faſt ohne ſich von der Stelle zu bewegen. Sie hielt ein Ende ihrer Schürze anmuthig in der Hand und ſchlüpfte bald unter dem rechten, bald unter dem linken Arm ihres Mannes durch, bald drehten und wendeten ſich Beide unter den erhobenen Armen hinweg. Mit einem Hops, von dem der ganze Boden zitterte, beſchloß Valentin den Tanz.

So war dieſe Vacanz voll Freude im Hauſe und außer demſelben.

14.

Der Zerfall.

Von allen dieſen Freuden weg mußte Ivo aber- und abermals in das Kloſter. Er traf Clemens nicht mehr. Dieſer hatte die Erlaubniß erhalten ein Jahr früher auszutreten, um ſich in ein königlich bayeriſches Kloſter zu begeben.

Einen neuen Schmerz erfuhr Ivo in dem Schickſal Bartels, den wir mit ihm ſeit einiger Zeit aus den Augen verloren haben. Der gutmüthige Jüngling hatte ſich ſeit lange im Voraus einem geheimen Laſter ergeben, das ſeine ganze Körperkraft unterwühlte; er kaute immer an den Nägeln und dann rieb er ſich wieder die Hände, als ob es ihn friere, ſein Gang war ſchwankend und unſtet, die Farbe ſeines Geſichts war weißlichgrün, eingefallene Wangen, eine rothe Naſe und der ſtets weit aufgeriſſene Mund machten den lang aufgeſchoſſenen, lendenſchwachen Jüngling zu einer Schreckgeſtalt. Er war dem Blödſinn nahe und wurde nun im Lazareth untergebracht.

Man wollte noch den Verſuch zu ſeiner Herſtellung machen und ihn andernfalls aus dem Kloſter entlaſſen. Ivo ſchauderte, als er ihn beſuchte, denn die einzelnen kräftigen Erhebungen Bartels waren nur dazu, um ſein eigenes Thun mit den heftigſten Gewiſſensbiſſen anzuklagen.

Immer mächtiger drängte Alles auf Ivo herein, die Luft um ihn her ſchien ihm verpeſtet. Er ſchrieb endlich einen Brief an ſeine Eltern, worin er ihnen ſeinen unabänderlichen Entſchluß eröffnete, aus dem Kloſter auszutreten, denn er könne nicht Geiſtlicher werden; weiter ließ er ſich auf keine Erörterung der Gründe ein, denn er wußte wohl, daß dieſe doch nichts verſchlagen würden, auch hätte man ihn gottlos geſcholten, wenn er ſie darlegte, und das hätte doppelten Schmerz gebracht. Mit feſter Hand ſchrieb er den Brief, mit zitternder aber warf er ihn im Abenddunkel in die Brieflade. Als er das Papier den Schieber hinabgleiten hörte, war es ihm, als ob ſein vergangenes Leben damit in's Grab hinabſinke, und jedes Leben, ſei es auch noch ſo ſchmerzlich und verloren, krümmt ſich im Tode; entſchloſſen richtete er ſich dann wieder auf, der Zukunft entgegen ſchauend.

Einige Tage ſpäter erhielt Ivo Beſuch von ſeinen Eltern. Sie nahmen ihn mit in das Wirthshaus zum Lamm. Dort ließ ſich Valentin ein Zimmer anweiſen und als ſie Alle darin waren, verriegelte er die Thüre.

„Was geht mit dir vor?“ fragte er Ivo ſtreng.

„Ich kann nicht Geiſtlich werden, lieber Vater; ſehet mich nicht ſo grimmig an, ihr ſeid doch auch einmal jung geweſen.“

„So? da ſteckt der Putzen? Du vermaledeiter Bub, warum haſt du denn das nicht vor acht Jahren geſagt?“

„Ich hab's damals nicht ſo verſtanden und hätt' auch die Kuraſche nicht gehabt.“

„Wart, ich will dich kuraſchen. Mit dir mach' ich kurzen Handel, du wirſt Pfarrer und damit Baſta!“

„Eh' ſpring' ich in's Waſſer.“

„Iſt nicht nöthig, du kommſt nicht lebendig aus der Stub', wenn du mir nicht in die Hand hinein verſprichſt, Geiſtlich zu werden.“

„Das thu ich nicht.“

„Was? das thuſt du nicht?“ ſchrie Valentin Ivo an der Gurgel packend.

„Vater!“ ſchrie Ivo, „um Gotteswillen Vater! laſſet mich los, machet nicht, daß ich mich wehren muß, ich bin kein Kind mehr.“

Chriſtine hing ſich an ihren Mann: „Valentin!“ klagte ſie, „ich ſchrei' Feuerjo zum Fenſter 'naus, wenn du nicht gleich los läßſt.“ Valentin ließ ab, und Chriſtine fuhr fort: „Iſt das die Sanftmuth, die du mir verſprochen haſt? Ivo verzeih' ihm, er iſt nicht ſo bös, er iſt ja dein Vater, Gott hat ihm die Macht über dich gegeben. Valentin, wenn du noch ein laut Wörtle redſt, haſt du mich geſehen, ich lauf' auf und davon. Ivo, thu's mir zu lieb und gib ihm die Hand."

Ivo ſtand da und preßte die Lippen zuſammen und weinte große Tropfen. „Vater," ſchluchzte er, „ich hab' mich ja nicht ſelber zum Geiſtlichen beſtimmt, und Ihr ſeid auch unſchuldig, Ihr habt nicht wiſſen können, daß ich nicht dazu taug'; wir wollen einander keine Vorwürf' machen."

Er ging auf Valentin zu und wollte ſeine Hand faſſen, dieſer aber ſagte: „Schon recht. Was will denn der hoffärtig Herr werden?"

„Laſſet mich noch ein halb Jahr die Thierarzneiſchul' beſuchen, und dann will ich mich als Thierarzt und Bauer ſchon irgendwo niederlaſſen."

„Haſt's gut vor, und ich ſoll dem Kloſter 'rausbezahlen? für jed' Jahr 200 fl.? Da kann man mir mein Haus ausſchellen. Das wird ſchön klingen, und da wird's heißen: ja der Ivo wird ein Katzendoktor, da kann man das Häusle ſchon dafür ſpringen laſſen; und von was willſt du denn ſtudiren? Willſt du auf den alten Kaiſer 'nein leben, oder meinſt gar, ich geb' dir Geld? Du kannſt einen Proceß mit mir anfangen, kannſt dein Mütterliches verlangen; ich will dir aber hernach ſchon eine Rechnung machen, was du mich koſteſt.“

„Ich werde es beim Miniſterium dahin bringen, daß man die Vergütung an das Kloſter auf mein einſtiges Vermögen überträgt.“ —

„Wir haben mit einander ausgeredet, brauchſt mir nichts mehr zu ſagen,“ unterbrach ihn Valentin. „Wenn du nicht folgſt, denk' nur nicht, daß du noch einen Vater auf der Welt haſt. Du biſt mein Stolz geweſen, jetzt darf ich keinem Menſchen mehr unter die Augen treten; ich muß froh ſein, wenn die Leut' ſo gut ſind und nicht von dir reden.“ Dem harten Manne quollen Thränen aus den Augen; das Geſicht in beide Hände drückend, fuhr er fort: „wenn mich nur ein ſiedig Donnerwetter in Boden 'nein verſchlagen hätt', eh' ich den Tag erlebt,“ — er legte den Kopf auf das Fenſtergeſims, ſtampfte gewaltig gegen die Wand und kehrte ſich nicht mehr um.

Da ſieht man's wieder, wie's die Menſchen machen: ſeinen Haß und ſeinen Zorn ganz offen an ſeinem Sohne auszulaſſen, trug Valentin keine Scheu; ſeine Liebe und Zufriedenheit aber zu offenbaren ſchämte er ſich ſtets und verſchloß ſie in ſich. Machen's nicht die meiſten gebildeten und ungebildeten Menſchen ſo?

Die Mutter Chriſtine hatte bis jetzt nur immer mit beiden erhobenen Händen Stille und Beruhigung herabbeſchworen, nun ſagte ſie mit feſterer Stimme, als man ihrem Antlitze nach hätte vermuthen ſollen: „Ivo, lieber Ivo, du biſt doch allfort brav und gottesfürchtig geweſen, es iſt ja kein bös Aederle in dir. Ich will nichts davon ſagen, daß ich mir denkt hab', wie mir das eine Staffel im Himmel iſt, wenn du Geiſtlich wirſt, davon iſt jetzt kein' Red', es iſt mir um deinetwegen; um Jeſu Chriſti Blut willen geh' in dich, ſei gut, bet' rechtſchaffen, und unſer Herrgott wird dir helfen und dein Herz von Allem, was nicht 'nein gehört, reinigen. Ach! du haſt ja immer einen frommen Sinn gehabt. Guck, ich kann nicht viel reden, es ſtoßt mir ſchier das Herz ab; ſei wieder ſo fromm und gut, wie du geweſen biſt, ſei wieder der lieb' Ivo," — ſie fiel an ſeinen Hals und weinte. Ivo umarmte ſie und ſagte:

„Mutter lieb, Mutter lieb, ich kann nicht Geiſtlich werden; glaubet Ihr denn, ich hätt' Euch den Kummer gemacht, wenn ich anders könnt'? Ich kann nicht."

„Sag nicht: ich kann nicht. Das iſt nicht fromm; will du nur recht, nimm dich recht feſt zuſammen und ſchüttel' all das böſe Gelüſt von dir, es muß gehen. Der Allbarmherzige wird dir helfen und du biſt wieder unſer Glanz und unſer' Freud' und biſt ein fromm Kind vor Gott und den Menſchen."

„Ich bin nicht ſchlecht, liebe Mutter, aber ich kann nicht Geiſtlich werden. Zerreißet mir das Herz nicht ſo. Ach! ich möcht' Euch ja ſo gern folgen, aber ich kann nicht."

„Laß ihn zum Teufel gehen, den Hallunk!" ſagte der Vater, Chriſtinen von ihrem Sohne wegreißend, „kannſt du denn dein' Mutter ſo bitten und betteln ſehen?"

„Zerreißet mich!" rief Ivo, „aber Geiſtlich kann ich nicht werden."

„'naus, fort, 'naus oder ich vergreif' mich an deinem Leben!" rief Valentin, der Schaum ſtand ihm vor dem Munde, er riegelte die Thüre auf und ſchob Ivo hinaus. —

„Es iſt vorbei," ſagte Ivo tief aufathmend, und ſchwankte die Treppe hinab. Von droben vernahm man ein Poltern, die Thüre wurde aufgeriſſen und die Mutter kam herab; Hand in Hand ging ſie mit ihrem Sohne bis vor das Kloſter, ſie redete kein Wort; nur als ſie jetzt Abſchied nahm, ſagte ſie:

„Gib mir dein' Hand drauf, daß du's noch überlegen willſt, und daß du dir kein Leid an deinem Leben anthuſt."

Ivo verſprach's und ging ſtill in ſeine Klauſe, der Boden wankte unter ihm, aber in dem tiefſten Kern ſeiner Seele ſtand der Gedanke feſt und aufrecht, ſich durch keinerlei kindliche Bewegungen zu einem Lebensberufe hindrängen zu laſſen. „Ich habe Pflichten gegen mich ſelber und muß ſelber für mich einſtehen," ſagte er zu ſich. „In den Tod könnte ich gehen, um meiner Mutter zu willfahren, aber ein Leben, zu dem der innerſte Beruf allein berechtigt, kann und darf ich ohne dieſen nicht über mich nehmen."

In der Nacht aber erwachte Ivo plötzlich, es war ihm, als ob er durch einen Schrei ſeiner Mutter aufgeweckt worden wäre; er richtete ſich in ſeinem Bette auf, und jetzt gedachte er, welch' einen hohen, heiligen Beruf er zu verlaſſen gedenke, die ganze Herrlichkeit des geiſtlichen Amtes ſtand vor ſeiner Seele: ein liebender, tröſtender, hülfreicher Freund der Armen und Bedrängten, ein Vater der Waiſen und Verlaſſenen, ein Spender des Lichts und des Heils in allen Seelen. Er ſah über all die theologiſchen Satzungen weg, ja er gedachte mitzukämpfen den heiligen Kampf der Befreiung von Aberwitz und Menſchenſatzung und den kommenden Geſchlechtern das reine Licht des Himmels zu ſichern; er kämpfte alle Erdenluſt und alle Selbſtſucht in ſich nieder, er wollte leben für Andere und für die andere Welt — kein Tag ſollte vorübergehen, an dem er nicht eine Seele erquickt, ein Herz erfreut.

„Wo ein armes Erdenkind in ſchwerem Harme weint, da will ich ſein Wehe in mein Herz aufnehmen und es darin auskämpfen laſſen. Ich will die Thränen der Trauernden trocknen, und du, o Herr! trockne die Thränen von meinem Antlitze, wenn mein Geiſt erlahmt und ich nächtlich weine über mein armes verlaſſenes Leben!“

So ſprach Ivo vor ſich hin, und ihm war ſo leicht und frei; es war ihm, als ob er, aller irdiſchen Schwere entbunden, ſich jetzt hinaufſchwingen müſſe zum Urquell der Seligkeit. Und dann fühlte er ſich wieder ſo ſiegesmuthig, ſo kraftdurchſtrömt, als müſſe er ſich plötzlich in das heißeſte Gewühl der Schlachten ſtürzen; entzückt dachte er an den Jubel, den ſeine Rückkehr zu ſeinem Berufe im elterlichen Hauſe erwecke — aus ſeligem Entzücken wurde er wieder hinüber getragen in das Reich des Traumes.

Andern Morgens ſchrieb Ivo einen Brief nach Hauſe, worin er mit tiefem Ernſte und ſiegesfroher Zerknirſchung die Rückkehr zu ſeinem Berufe verkündete und die Hoheit ſeines Wirkens pries. Was er aus Nachgiebigkeit gegen ſeine Eltern nicht thun konnte, das hatte er jetzt aus freier Selbſtbeſtimmung vollführt. Als er wiederum an dem Briefſchalter ſtand und das Schreiben durch den Schieber hinabglitt, da deuchte ihm dieß wie der ſcharfe Schnitt eines Richtſchwertes, er hatte ſich ſelbſt das Urtheil geſchrieben und vollzogen; kopfſchüttelnd ging er nach dem Kloſter zurück, die Kraft ſeines Weſens war gebrochen und klaffte im Zwieſpalt aus einander. Mit allem Aufgebot ſeiner Willenskraft gab er ſich nun wiederum dem Studium hin, es gelang ihm für einige Zeit Friede und Beruhigung darin zu finden.

Zu Hauſe erregte der Brief das höchſte Entzücken. Kaum aber war die erſte Freude der Botſchaft vorüber, da lächelte die Mutter oft ſchmerzlich vor ſich hin; ſie ging gedankenvoll im Hauſe umher und redete wenig. Oft ließ ſie ſich Abends, wenn ihr die Augen übergingen, den Brief von Emmerenz vorleſen, und wenn ſie an die Stelle kam: „Ich will mein Leben Gott opfern, der mir es gegeben, ich will Euch, meine liebe Mutter, die höchſte Freude Eures Lebens gewähren," da ſeufzte Chriſtine ſchwer.

Einſt am Samſtag Abend ſaßen Chriſtine und Emmerenz bei einander und ſchälten Kartoffeln auf morgen, Emmerenz hatte den Brief wieder vorgeleſen und ſie ſagte nun:

„Bas, es iſt mir immer, als ob Ihr Euch nicht grundmäßig freuen könntet, daß der Ivo Geiſtlich wird; ſaget's nur frei von der Leber weg, ich merk's wohl, vor mir brauchet Ihr ja kein Hehling haben."

„Du haſt Recht, guck, ich will dir's nur ſagen, vor Ihm“ (ſie meinte hiermit ihren Mann) dürft' ich davon nicht ſchnaufen, da wär' gleich Feuer und Flamm' auf dem Dach. Guck', mir iſt es halt immer, wie wenn ich eine ſchwere Sünd' begangen hätt'; guck, ich hab' ihm ſein Herz ſo ſchwer gemacht, und er iſt gar ein gut Kind, es iſt kein bös Blutströpfle in ihm und da wird er mir zu lieb Geiſtlich und ſein Herz hängt doch an der Welt, und das iſt eine ſchwere Sünd'.“

„Das iſt ja ganz erſchrecklich, da hätt' ich kein' ruhige Stund', da müßt' mir geholfen ſein.“

„Ja, aber wie? Guck, ich möcht' ihm das gern zu wiſſen thun, und hinter Ihm“ (ſie meinte hiermit wieder ihren Mann) „mag ich mich doch dem Schullehrer nicht anvertrauen, und ich kann doch ſelber nicht mehr ſchreiben.“

„Da iſt leicht geholfen, da ſchreib' halt ich, ich kann's ganz gut, und Ihr ſaget mir Alles vor.“

„Ja, das iſt ja wahr, daran hab' ich gar nicht dacht. Du biſt ein lieb Kind, komm, wir wollen gleich.“

Nun war aber großer Jammer, denn nirgends war eine geſchnittene Feder zu finden; ſo geringfügig dieß auch erſcheinen mag, ſo war es doch ein großer Mangel. Emmerenz wollte zum Schullehrer gehen und ſich eine ſchneiden laſſen, ſie wollte der fragenden Frau Schulmeiſterin ſchon was vorlügen, aber Chriſtine duldete es nicht. „Wir dürfen nicht mit einer Sünd' anfangen," ſagte ſie. Die gleiche Antwort gab ſie auch, als Emmerenz ſagte, ſie wiſſe, wo der Schullehrer ſeine Federn liegen habe, ſie wolle eine ſtehlen und dafür ein Dutzend ungeſchnittene Eckfedern hinlegen. Endlich rief Emmerenz, ſich erhebend: „Ich kriege eine. Meiner Schweſter ihr Bub, der Karle, geht ja in die Schul', der muß mir eine geben." Sie ſprang fort und kehrte jubelnd, eine Feder in der Hand, zurück.

Nun ſetzte ſie ſich an den Tiſch, zog mit einer Kluf[1] den Docht an der Lampe beſſer heraus, legte Alles zurecht und ſagte:

„So, jetzt machet mir die Diktate."

Die Mutter ſaß hinter dem Tiſch in der Ecke unter dem Kruzifix und verſuchte es noch eine Kartoffel zu ſchälen, ſie ſagte:

„Schreib': „„Lieber Ivo."" Haſt das?"

„Ja."

„„Ich denk' alleweil an dich; es vergeht kein' Stund im Tag, und Nachts, wenn ich im Bett lieg' und wach' ſind meine Gedanken bei dir herzlieber Ivo.""

„Nicht ſo ſchnell, ſonſt komm' ich nicht nach," jammerte Emmerenz; ſie hob ihr hocherröthend Antlitz, blickte in das Licht und kaute eine Weile an der Feder; gerade ſo hätte ſie ja auch für ſich ſelber an den Ivo geſchrieben; ihr Angeſicht faſt ganz auf das Papier legend, ſchrieb ſie dann und ſagte endlich: „herzlieber Ivo — weiter.“

---

[1] Kluf — Stecknadel.

„Nein, lies mir zuerſt vor, was du geſchrieben haſt.“

Emmerenz las.

„So iſt's recht, jetzt ſchreib weiter: „„Es iſt mir nicht recht wohl dabei, daß du dich wieder ſo ſchnell anders reſolvirt haſt.““ — Halt, das ſchreib' noch nicht . . . ſo darf man nicht anfangen.“

Emmerenz ſtützte das Kinn auf die Hand und blickte harrend drein; die Mutter aber ſagte:

„Du haſt jetzt ſchon gehört, wie mir's ums Herz iſt, ſchreib' du jetzt Alles, ſo macht's der Schullehrer auch.“

„Ich will Euch was ſagen,“ begann Emmerenz, ſich erhebend, „ſo ein Brief kann in unrechte Händ' kommen, er kann verloren gehen, und wir können's ja doch nicht ſo recht aufſetzen; das Beſt' wird ſein, ich geh' zum Ivo und ſag' ihm Alles. Morgen iſt Sonntag, da verſäum' ich nichts, Kurzfutter hab' ich geſchnitten, ich will dem Vieh noch ſchnell über Nacht geben und den einzigen Tag kann's mein' Schweſter ſchon verſorgen; die Grundbirnen ſind geſchält, ich richt's hin, daß Ihr bloß das Fleiſch an's Feuer zu ſtellen braucht. Dem Thal nach ſind es ja nur ſieben Stund' bis Tübingen, und ich will laufen wie ein Feuerreiter; ſo ein Sonntag iſt lang und morgen Abend bin ich wieder zeitlich da."

„So ganz allein willſt fort? und in der Nacht?"

„Allein? unſer Herrgott iſt überall, und der hält ſeine Hand über ein armes Mädchen." Faſt unwillig ſetzte Emmerenz hinzu: „in der Nacht muß ich ja fort, ſonſt käm' ich ja morgen nicht wieder heim und Er thät balgen."[1]

„Ich kann nicht nein ſagen, es iſt mir, als müßt' das ſo ſein; geh' in Gottes Namen. Da, nimm mein Nuſter mit, da iſt ein Stückle Zedernholz vom Berg Libanon drin, das ſtammt von meiner Urahne, das wird dich beſchützen." Sie nahm den Roſenkranz, der an der Pfoſte der Stubenthüre über dem Weihkeſſelchen hing, reichte ihn Emmerenz und fuhr fort:

„Ueberlauf' dich nicht; wenn du müd biſt, komm erſt übermorgen, es iſt noch Zeit. Ich hab' auch noch einen Sechsbätzner, den will ich dir geben, und da nimm das Brod mit, Brod aus der Schublade bringt Segen. Aber was ſag' ich denn den Leuten, wenn ſie nach dir fragen? Ich darf doch nicht lügen?"

„Ihr ſaget halt, ich hätt' was Nothwendiges zu ſchaffen; die Leut' brauchen ja nicht Alles zu wiſſen.

---

[1] Balgen, ſo viel als ſcharf zanken.

Ich will nur machen, daß ich fort bin, eh' Er heimkommt."

Mit wunderbarer Behendigkeit ſprang Emmerenz treppauf und treppab und beſorgte Alles wie ſie geſagt, dann ging ſie in ihre Kammer, um ſich ſonntagsmäßig anzukleiden. Die Mutter half ihr, und als das Mädchen ſein ſchönſtes Koller aus der Kiſte hervorzog, fiel Etwas, das in ein Papier gewickelt war, klingend auf den Boden.

„Was iſt das?" fragte die Mutter.

„Das iſt ein Stückle Glas, das hat mir der Ivo einmal geſchenkt, wie wir noch ganz kleine Kinder geweſen ſind," ſagte das Mädchen, mit Haſt das Kleinod wieder verbergend.

Als Emmerenz endlich angekleidet war, ſagte die Mutter, ihr Schürzenband auf- und wieder zuknüpfend: „Ich weiß nicht, du ſollteſt eben doch da bleiben."

„Da bleiben? Mich halten keine zehn Gäul' mehr. Bosget nur nicht, Ihr habt mir's einmal verſprochen, daß ich gehen ſoll; das wär' das erſtemal, daß Ihr Euer Wort nicht halten thätet."

Nachdem Emmerenz nochmals in die Stube gegangen und ſich aus dem Weihkeſſelchen an der Thüre im Zeichen des Kreuzes beſprengt hatte, machte ſie ſich auf den Weg.

Noch unter der Hausthüre ſuchte Chriſtine die

Emmerenz zurückzuhalten, dieſe aber ſchritt ſchnell mit einem „B'hüt Euch Gott" davon. Chriſtine ſah ihr mit frommen Segenswünſchen nach, wie ſie durch den Garten in das Feld ging.

Emmerenz wählte dieſen Weg, damit Niemand im Dorfe ihr begegnete. Als ſie nun durch das Schießmauernfeld ſo dahin ſchritt, war der Mond von einer großen Wolke bedeckt; ſie betrat den dunklen Bergwald, um nach dem Neckar hinabzugehen, ihr ſchauderte ein wenig, ringsum war Alles ſo ſtill und ſo „finſter wie in einer Kuh." Sie ſchaute ſich um, es war ihr, als ſchritte etwas hinter ihr drein, aber es war nur ihr eigener Schritt, den ſie vernommen; muthig hüpfte ſie, ohne zu ſtraucheln, über die Wurzeln weg, die ſich über den ſchmalen Waldweg ſchlängeln. Emmerenz war gut geſchult, ſie glaubte nicht mehr an Geiſter und Geſpenſter, aber an den Mocklepeter gaubte ſie ſteif und feſt, hatten ihn ja ſchon ſo viele Leute hockeln müſſen. Sie hob oft ihre Schultern, um ſich zu vergewiſſern, daß der Geiſt nicht auf ihr ſitze. Auch an das Nickesle glaubte ſie, das ſich oft den Leuten wie eine wilde Katze oder wie ein Holzblock vor die Füße rollt, ſo daß, wenn man ſich darauf ſetzen will, man in feuchten Schlamm verſinkt. Sie hielt den Roſenkranz feſt um ihre Hand gewunden.

An der Lichtung des Waldes, wo die ſchöne Buche ſteht, an deren glattem Stamm ein Muttergottesbild befeſtigt iſt, dort kniete Emmerenz nieder, faßte den Roſenkranz zwiſchen ihre gefalteten Hände und betete inbrünſtig. Der Mond trat, wie man ſagt, mit vollen Backen aus den Wolken hervor und überglänzte wie mit Wohlgefallen die Betende, die ſich dann geſtärkt erhob und ihres Weges fortſchritt.

Längs des Neckars zog ſich nun die Straße hin, zu beiden Seiten ſtanden die ſchwarzen Tannenwälder bis zum Bergesgipfel hinan, das Thal war meiſt ſo eng, daß es nur für ſchmale Wieſen, für den Fluß und die Straße Raum bot. Alles lag in ſtiller Ruhe, nur bisweilen zirpte ein Vogel wie aus dem Schlafe, als wollte er ſagen: „ahdele, da iſt's recht gut im Neſt." Die Hunde ſchlugen an, wenn Emmerenz an den einſamen Gehöften vorüber ſchritt; immer wiederkehrende Mühlen klapperten und pochten emſig, aber das Herz des Mädchens pochte noch viel ſchneller.

Emmerenz war noch nie weiter als zwei Stunden von ihrem Geburtsorte fortgekommen, viele Gedanken bewegten nun ihre Seele. Zuerſt lobte ſie ihre liebe Heimath, „da iſt's doch anders, das liegt auf dem Berg und hat Felder mit Boden wie Speck." Emmerenz wünſchte nur, daß der Neckar über den Berg fließen möchte, damit der Waſſermangel nicht ſo groß ſei.

Die Sterne glitzerten hell, Emmerenz blickte hinauf und ſagte: „Es iſt doch goldig, wie viel Millionen Stern' da oben ſind, das iſt grad, wie wenn an einer rußigen Pfann' ſo viel tauſend Lichtle fünkeln, aber viel vielmal ſchöner und heiliger und da droben ſitzt unſer Herrgott und hält Wacht. Man verſchlaft doch das ganze Jahr recht viel Schönes, und wenn man nicht recht um ſich guckt, merkt man's auch nicht, wenn man die Augen offen hat. Er hat Recht gehabt, ich merk' jetzt viel beſſer auf Alles auf, und es macht mir auch viel Freud'.“ Da fiel eine Sternſchnuppe, Emmerenz hob die Hände empor und rief: „Ivo!“ Sie ſtand ſtill und blickte ſchamhaft zur Erde, ſie hatte den tiefſten Wunſch ihres Herzens offenbart, denn es iſt wohlbekannt: was man beim Fallen einer Sternſchnuppe wünſcht, geht in Erfüllung.

Raſch ihres Weges fortgehend dachte Emmerenz wieder: „Ach Gott! Wenn ich nur ſo eine Mühl' hätt', da wollt' ich ſchaffen wie ein Gaul. Ach lieber Heiland! es muß doch prächtig ſein, wann man ſo ein Gütle anguckt und ſagen kann: das iſt mein. Ich möcht' nur wiſſen, wen er heirathen thät, wenn er kein Geiſtlich wird? Unſer Herrgott iſt mein Zeug', ich lauf grad ſo gern für ihn, wenn er auch eine Andere nähm'; grad ſo gern? nein, das doch nicht, aber doch rechtſchaffen gern. Er hat recht, daß er kein Geiſtlich wird: ſo Niemand auf der Welt haben und Niemandes ſein, das iſt doch ein ſchwer Kreuz. Wenn unſer Herrgott gewollt hätt', daß man kein Weib nehmen ſollt', hätt' er lauter Mannsleut' gemacht und ließ er die Menſchen auf den Bäumen wachſen. Ei das ſind doch recht gottloſe Gedanken" — ſchloß Emmerenz ihr Selbſtgeſpräch und lief ſchneller, als wollte ſie ihren eigenen Gedanken entfliehen. Sie richtete mit Gewalt ihr Sinnen auf die Außenwelt und, auf das Rauſchen des Fluſſes horchend, gleich ihm unaufhaltſam fortſchreitend, dachte ſie: „Es iſt doch gar ein wunderiges Ding ſo ein Wäſſerle, das lauft und lauft immer fort. Gelt, du möchtſt nur ſo für paſſletahn dein's Wegs fort und nichts ſchaffen? Aber Mulle blas Gerſte, das geht nicht, guck, du mußt halt auch die Floß tragen und da mußt du die Mühlen treiben: ſchaffen muß Alles auf der Welt und das iſt auch recht. Das iſt ja auch Sein (ſie meinte Joc)- Kreuz, er möcht' auch ſchaffen und nicht bloß predigen und Meß verrichten und in denen Büchern leſen, da hat man ja noch nichts geſchafft. Ich will ihm ſchon Alles ſagen, aber von mir darf er nichts merken."

Es tagte, und nun erſt wurde es Emmerenz recht leicht. Sie ſtrich ſich ihre Kleider glatt, ging hinab an den Fluß, wuſch ſich die Augen hell und glättete ihr Haar; träumeriſch ſtand ſie eine Weile da und ſchaute nach ihrem Bilde, das der Fluß widerſpiegelte, ihre Augen waren ſtarr auf die Wellen gerichtet, aber ſie ſah nichts, ſie hatte, was man ſo ſagt, „den Glotzer;“ da iſt es, als ob ein Gedanke den leiblichen Blick von der nächſten Umgebung entführt, um ihn auf einen Gegenſtand zu lenken, der vor der Seele ſchwebt, damit man ihn lebendiger erſchaue. Weiter ſchreitend ſchaute ſich Emmerenz oft verwundert in der Gegend um, es war ihr ganz eigen zu Muthe, ſo allein beim erſten Sonnenſtrahl auf fremdem Boden zu ſtehen, wo Niemand ſie kennt, Niemand etwas von ihr weiß; trotzdem ſie den Gang wohl ſpürte, war es ihr doch, wie wenn ſie urplötzlich daher gezaubert wäre.

Es war ein ſchöner, heller Auguſtmorgen, die Lerchen jubelten froh in den Lüften, im Walde zwitſcherten die Amſeln; alles das machte keinen Eindruck auf Emmerenz, ſie war das gewohnt, und im Weitergehen ſang ſie:

Die hohen hohen Berge,
Das tiefe tiefe Thal!
Jetzt ſeh ich mein ſchön Schätzele
Zum allerletztenmal.

In Rottenburg machte ſie eine Weile Raſt, dann ging ſie wieder neu geſtärkt weiter. Erſt als ſie

Tübingen ſah, fiel es ihr ſchwer auf's Herz, wie ſie es anfangen ſollte, den Ivo im Kloſter zu ſehen. Sie erinnerte ſich indeß, daß des Chriſtians Lisbeth beim Prokurator dient; die Magd eines Prokurators dachte ſie, wird ſchon leicht Rath wiſſen, lauft ja Alles zu ihrem Herrn, wenn es nicht mehr weiß, wo aus noch ein. Nach vielem Umherfragen fand Emmerenz die Lisbeth, dieſe wußte aber keinen Rath und trug den ſchwierigen Fall dem Knechte vor. Der Knecht, ſchnell überrechnend, daß ein Mädchen, das einen katholiſchen Geiſtlichen heimlich ſprechen wolle, nicht heikel ſein möge, ſagte: „komm' ſie mit, ich will's ihr zeigen.“ Er verſuchte es, ſeinen Arm um den Hals der Emmerenz zu ſchlingen, Emmerenz ſchlug ihm aber auf die Bruſt, daß es laut dröhnte. Etwas von „holzigen Schwarzwäldern“ brummend ging der Knecht von dannen.

„Weißt du was?“ ſagte nun Lisbeth, die geſcheite Advokatenmagd, „bleib' ein' Stund da, bis es zuſammenläutet und man in die Kirch' geht, in der Kirch' ſetzſt du dich links vorn hin und da ſiehſt du den Ivo oben auf dem Empor, dann gibſt ihm ein Zeichen, daß er nach der Kirch' zu dir 'rauskommen ſoll.“

„In der Kirch?“ ſagte Emmerenz, laut die Hände zuſammenſchlagend, „Jeſus Maria Joſeph! Du biſt aber recht verdorben in der Stadt. Lieber thät' ich unverrichteter Sach' wieder heimgehen.“

„Nu ſo hilf dir anders, du Scheinheilige.“

„Das will ich auch,“ ſagte Emmerenz fortgehend. Sie begab ſich nun geradeswegs in das Kloſter, ließ ſich beim Direktor melden und ſagte aufrichtig, ſie habe was mit dem Ivo zu ſprechen.

„Biſt du ſeine Schweſter?“ fragte der Direktor.

„Nein ich bin nur die Magd im Haus.“

Der Direktor ſah Emmerenz ſtarr in das Geſicht, ſie blickte ihn treuherzig an, keine Miene zuckte; der Direktor befahl dem Famulus, ſie zu Ivo zu führen.

In einer Fenſter~~vertiefung~~ auf der langen gewölbten Hausflur wartete Emmerenz, bis Ivo herauskam; er ſchreckte erſichtlich zuſammen, als er ſie erblickte.

„Grüß Gott Emmerenz, was machſt Du hier? es iſt doch alles wohl daheim?“ fragte Ivo nichts Gutes ahnend.

„Alles wohlauf, ich bin von der Mutter geſchickt, viel tauſend herzliche Grüß' und ich ſoll ſagen, der Ivo braucht nicht Geiſtlich zu werden, wenn er's nicht von Herzen gern thut. Die Mutter kann nicht ruhen und raſten, ſie meint, ſie häb' ihm das Gemüth zu ſchwer gemacht und er thät's ihr zu lieb, und das bräucht' er nicht, und er wär' doch ihr lieber Sohn, wenn er auch nicht Geiſtlich wird und . . . ja das iſt alles.“

„Sei nur nicht ſo erſchrocken, ſprich herzhaft mit mir, gib mir deine Hand," ſagte Ivo, als eben einer ſeiner neugierigen Kameraden vorbeigehuſcht war, „ich bin dir ja nicht ſo fremd, wir ſind ja alte gute Freund', gelt?"

Nun erzählte Emmerenz mit wunderbarer Geläufigkeit, wie ſie den Brief habe ſchreiben wollen und wie ſie die Nacht durch zu ihm hergewandert ſei; ſie blickte manchmal zur Erde und drehte den Kopf, als ſuche ſie etwas. Die Augen Ivo's ruhten mit tiefer Innigkeit auf ihr, und wenn ihre Blicke ſich begegneten, erglühten die Wangen Beider, aber ein Jedes ſcheute ſich vor dem Andern, ſie ſagten ſich nichts von Dem, was ihre Seele bewegte. Als Emmerenz ihre Erzählung geendet, ſagte Ivo: „Ich dank' dir von Grund des Herzens, es kann wol einmal die Zeit kommen, wo ich dir deine Gutthat vergelten kann."

„Das iſt ja nicht der Red' werth. Wenn's zu deinem Beſten wär' und du thätſt ſagen: lauf' jetzt für mich nach Stuttgart zum König, ich thät mich nicht lang beſinnen und ging' eben grad, es iſt mir jetzt ſo . . . ſo wie . . ."

„Nun, wie denn?" fragte Ivo das ſtockende Mädchen.

„Wie . . . wie wenn mir jetzt grad halt Alles gut ausgehen müßt'."

Ohne ein Wort zu reden, ſtanden die Beiden eine Weile einander gegenüber, im Innerſten aber wechſelten ſie die traulichſten Reden; endlich ſagte Ivo, ſich mit einem ſchweren Seufzer erhebend:

„Sag' meiner Mutter, ich müſſ' mir das Alles noch überlegen, ſie ſoll ruhig ſein, ſchlecht werde ich nicht; ſorg' recht für ſie und laß ſie mit ihrem kranken Arm nicht zu viel ſchaffen. Nächſt meiner Mutter biſt du ... und der Nazi mir die liebſten Menſchen auf der Welt.“ Sowohl Ivo als Emmerenz blickten zur Erde bei dieſen Worten, jener aber fuhr fort: „haſt nichts vom Nazi gehört?“

„Nein.“

Ohne daß es die Beiden merkten, war die ihnen zugemeſſene Zeit vorübergegangen, es läutete. „Du gehſt doch auch in die Kirch'?“ fragte Ivo.

„Ja, aber hernach muß ich tapfer machen, daß ich wieder heim komm'.“

„Wenn ich's machen kann, ſeh' ich dich noch einmal nach der Kirch', drunten in der Neckarhalde, wo man nach Hirſchau geht, wenn's aber nicht ſein kann, ſo ſag' ich dir Ade. B'hüt dich Gott, lauf' nicht zu arg und ... und ... bleib' rechtſchaffen.“

Sie trennten ſich. Trotzdem Emmerenz vor einer Stunde ſo ſcharf über die Lisbeth losgezogen hatte, ſetzte ſie ſich in der Kirche doch links und freute ſich, daß ihr der Ivo ſo mit den Augen zuwinkte.

Faſt eine Stunde wartete Emmerenz nach der Kirche in der Neckarhalde, aber Niemand kam. Sie ging nun ihres Weges, indem ſie noch oft zurückſchaute; endlich gelobte ſie ſich dieß nicht mehr zu thun. „Es iſt beſſer ſo," ſagte ſie, „ich mein' zwar immer, ich hätt' ihm die Sach' nicht recht geſagt, aber es iſt doch beſſer ſo." Sie ſchaute ſich nicht mehr um, ſetzte ſich aber, ihr Brod verzehrend, auf eine Anhöhe, von wo ſie den ganzen Weg bis zur Stadt überſehen konnte. Die Broſamen von ihrem Kleide abſchüttelnd, ſtand ſie endlich raſch auf und verfolgte ihren Weg.

Wir können ſie nicht begleiten und können nur ſo viel berichten, daß ſie wohlbehalten und munter nach Hauſe gelangte. Wir bleiben beim Ivo, der in ſchweren Gedanken umherwandelte. Er hatte ſich wieder in ſeinem angewieſenen Berufe zurecht gefunden, nun aber hatten die Ermahnungen der Mutter den feſten Grund ſeines Willens wieder ganz aufgelockert und ihn an ſich ſelber unſicher gemacht. Die Erſcheinung des Mädchens, dem ſich ſein Herz zuwendete, hatte einen ſchweren Kampf in ihm erregt. Er hätte wohl noch nach der Kirche in die Neckarhalde kommen können, aber er fürchtete ſich vor ſich ſelber, vor Anderen, und blieb weg.

Der reine, friſche Willensbeſchluß, den Ivo früher gegen ſeine Eltern durchgeführt hatte, war durch ſeine nachmalige freie Umkehr jetzt anbrüchig und morſch; er hatte kein rechtes Vertrauen zu ſeiner eigenſten Kraft mehr. — Es iſt immer ſchwer, wenn man ſich etwas feſt vorgeſetzt und wieder davon abgelaſſen, abermals dazu zurückzukehren; es fehlt dann das friſche Mark, die rechte Erquickung, es iſt wie das Nachgras, das wird wohl feiner und zarter, gibt aber keine feſte Nahrung mehr.

15.

Erlöſung.

Ein ſchauervolles Ereigniß ließ Ivo aus Schmerz und Qual wieder neu erſtehen.

Bartel war an ſeinem Namenstage, am Tage des heiligen Bartholomäus, den Wächtern im Lazarethe entronnen; von Gewiſſensbiſſen gefoltert, ſtürzte er ſich zum Fenſter hinaus und zerſchmetterte ſich das Hirn. Um zum Frommen des Kloſters dieſe That zu verhehlen, ſo wie auch aus Rückſicht auf die Geiſteskrankheit Bartels, ließ man ihm ein ehrliches Begräbniß angedeihen. Die Klöſterlinge zogen nun alle mit Floren behangen unter der klagenden Trauermuſik hinter der Leiche drein. Ivo blies das Horn, ſeine Töne flatterten wie jach zerriſſene Bänder in den Lüften. Auf dem Kirchhof trat Ivo vor und hielt ſeinem verlorenen Kameraden eine herzergreifende

Denkrede. Anfangs ſtockte er ein wenig, alle ſeine Pulſe zitterten; zum erſtenmale hatte ihm der wirkliche Tod eine Leiche vor die Füße gerollt und ihm zugerufen: „lerne das Leben begreifen und den Tod!“ Wie er einſt Clemens vor ſeinen Füßen als todt erblickt hatte, ſo lag jetzt in Wahrheit die entſeelte Hülle eines Jugendgenoſſen vor ihm, mit dem er ſo lange gelebt. Er pries zuerſt das Leben, das freie, ſelige Athmen, und wollte den Tod weit weg bannen aus der Mitte der Menſchen, dann aber ward ſeine Rede feuriger, wie ein lebendiger Springquell ſtrömten die Worte dahin, mit ſchmerzloſer Innigkeit pries er das Loos des Entſchlummerten, der, ein verlorenes Waiſenkind, endlich heimgekehrt ſei zu ſeinem Vater im Himmel. Die Weihe kam über Ivo, noch bevor ihn die Hand eines Prieſters berührt. Er ſchwang ſich hinauf zum Thron des Allvaters, kniete nieder und bat um Gnade für ſeinen Freund; in kurzen abgeſtoßenen Sätzen bat er dann um Gnade für ſich, um ſein eigenes ſeliges Ende, um das aller Menſchen und ſprach endlich das Amen.

Mit jubelndem Marſche zogen die Klöſterlinge wiederum heim; ſie, das ſtehende Heer des Himmels, ſollten gleich dem ſtehenden Heer der Erde auch nie lange dem Schmerze ſich hingeben, ſondern alsbald wieder lebensmuthig die Schritte fördern, obgleich die Todesbetrachtung zu ihren vornehmſten Exerzitien gehörte. Auch Ivo fühlte wieder neue Lebensluſt in ſich auferſtehen; die Beiden, die ihm am nächſten geſtanden, hatte das Geſchick von ihm geriſſen, den Einen durch geiſtigen, den Andern durch leiblichen Selbſtmord — er fühlte ſich allein und ſtark.

Als nun die anderen Kameraden, die das Leben, ihr Geſchick und den Tod leichter nahmen, alleſammt in ein Wirthshaus gingen, um nach altem Brauch dem Verſtorbenen hundert und einen Schoppen Bieres, jeden Schoppen in einem Zug, in's Grab zu trinken, da ging Ivo einſam, ſein Waldhorn unter dem Arm, hinaus über die Brücke, immer weiter. Die Sonne begann zu ſinken, noch zitterten ihre letzten hellen Strahlen auf der Erde, aber ſchon ſtand der Mond hoch oben am wolkenloſen Himmel, als wollte er den Erdenkindern ſagen: zaget nicht, ich wache über euch und leuchte euren nächtlich ſtillen Bahnen, bis eine neue Sonne glänzend heraufſteigt. Ivo ſagte ſich innerlich: „So zagen und jammern die Menſchen, wenn eine neue Lehre untergeht oder eine Lebensleuchte verſinkt; nicht immer iſt alsbald ein neues Licht in ihnen aufgeſtiegen und doch naht es ihnen unvermerkt, ſie aber fürchten die ewige Nacht, weil ſie es noch nicht erblicken, weil ſie nicht vertrauen dem ewigen Licht.“ Es wurde Nacht, Ivo ſtand ſtill, aber mit dem Rufe: „fort, fort, nie mehr zurück!“ ging er ſtets raſcher. Er ſchlug nun einen andern Weg ein, er wollte ſeine Heimath vermeiden. Wohl dachte er des Schmerzes ſeiner Mutter, aber er wollte ihr von Straßburg aus ſchreiben, dorthin wendete er ſich. Er gedachte ſich einſtweilen mit der Muſik zu ernähren, oder als Bauernknecht zu dienen, bis er ſo viel Geld habe, um nach Amerika auszuwandern. Es war ihm, als ob er nie hinter den Büchern geſeſſen, er wußte nichts mehr von all' den theologiſchen Satzungen und Syſtemen, er kam ſich wie neugeboren vor, und nichts als die Erinnerungen ſeiner frühesten Jugend ſpielten vor ſeiner Seele. So lief er die ganze Nacht durch, ohne zu raſten, und als er ſich beim erſten Morgenſtrahl in einem fremden Thale fand, da ſtand er ſtille und betete inbrünſtig zu Gott um Hülfe. Er kniete nicht nieder, aber ſeine Seele lag anbetend vor dem Herrn. Im Weitergehen ſummte er ein Lied vor ſich hin, das er in ſeiner Kindheit oft gehört:

Nun ade, herzlieber Vater,
Nun ade, jetzt lebet wohl!
Wollt ihr mich noch einmal ſehen,
Steigt hinauf auf Bergeshöhen,
Schaut hinab in's tiefe Thal,
Seht ihr mich zum letztenmal.

Nun ade, herzliebe Mutter,
Nun ade, jetzt lebet wohl!

Habt ihr mich in Schmerz geboren
„Für die Kirche[1] auferzogen,
Seht ihr mich zum letztenmal,
Nun ade, jetzt lebet wohl.

Auf einem Steine ſitzend überlegte dann Ivo ſein Schickſal. Er war doch unbeſonnen fortgegangen, er hatte nichts Klingendes bei ſich, als die Klänge ſeines Waldhorns; er gedachte, wie er nun gute Leute anſprechen müſſe, um fortzukommen. Auch bei dem reinſten Herzen iſt es doch immer etwas tief Einſchneidendes, betteln zu müſſen; Ivo erröthete im Voraus bei dem Gedanken. Wir dürfen auch nicht vergeſſen, daß er als wohlhabender Leute Kind an die Fülle zu Hauſe dachte, und aus ſeiner tiefſten Seele löſte ſich der abgeriſſene Klang eines alten Liedes; mit ſchmerzlichem Lächeln ſang er:

Han kein Haus und han kein Geld,
Und kein Theil an der Welt.

Da ſah er eine Schaar Ochſen des Weges daher kommen, voraus ging ein Paar Stromel. Ivo geſellte ſich zu den Ochſentreibern und fragte, wohin ſie wollten; er erfuhr, daß ſie die fetten Thiere einem Metzger in Straßburg brächten, auch erfuhr er, daß ſie gerade auf dem Wege nach Freiburg ſeien. Ivo war um viele Stunden umgegangen, war aber doch noch auf dem rechten Wege. Er bat nun die Männer, ſie begleiten zu dürfen, er wolle ihnen helfen und ſie ſollten die Zehrung für ihn bezahlen; die Männer ſahen den ſonderbaren Menſchen in den ſchwarzen Kleidern mit dem Horn unterm Arm von oben herunter an, ſie munkelten etwas mit einander.

---

[1] Ivo ſetzte hier willkürlich für die Kirche, ſtatt für den Kaiſer.

„In der Fremdenlegion, mit dem nach Algier gehen, iſt's nichts,“ ſagte der Eine.

„Es iſt beſſer,“ ſagte der Andere, „man ſitzt ſeine paar Jahr' Straf daheim ab, es koſtet den Kopf nicht.“ Er lächelte ſo zuverſichtlich, daß Ivo wohl merkte, er habe dieſe Erfahrung ſelbſt gemacht. Ivo erkannte nun, daß er für einen Verbrecher gehalten wurde, er wagte indeß nicht, dieſe Meinung zu entfernen, er wollte das Mitleid der Leute für ſich wach erhalten; ſie ſagten ihm aber, ſie könnten ihm nichts verſprechen, in Neuſtadt träfen ſie ihren Herrn, er ſolle mit dem reden.

Still ging nun Ivo hinter den Thieren drein, der Zuchthauserfahrene trat ihm gnädig ſein Szepter ab und Ivo regierte mild und ſicher mit demſelben die Unterthanen.

„Woher iſt das Paar Stromel?“ fragte Ivo.

„Nicht wahr?“ ſagte der Algierfeind, „denen ſieht man's an, daß ſie aus einem guten Stall kommen? die ſind auf dem Schramberger Markt vom Buchmaier gekauft worden.“

Ivo ſprang zu den Thieren und erkannte ſeinen Stromel alsbald an den aufgeſträubten Haaren mitten auf der Stirne, es war ihm, als habe er gleiches Schickſal mit dem Thiere und ginge er gleich ihm dem Tode entgegen, aber er konnte und wollte nicht mehr zurück.

Wie erſtaunte aber Ivo, als zu Neuſtadt angelangt die Treiber ihren Herrn begrüßten, der zum Fenſter des Wirthshauſes herausſchaute, und Ivo den Florian in ihm erkannte. Er wollte ſeinen Augen kaum trauen, bis Florian auf ihn zukam und mit unbändigem Gelächter den ſonderbaren Ochſentreiber bewillkommte.

Ivo erzählte nun Alles, und Florian ſchrie, auf den Tiſch ſchlagend: „Noch eine Bouteill'! Brav, das iſt recht, ich helf' dir durch, du haſt meine Parole. Narr, ohne Paß kommſt du nicht auf Straßburg, da,“ er ſchlüpfte behend aus ſeinem blauen Ueberhemde, „zieh das an, da wird dich jeder für einen Straßburger Metzger halten, und,“ ſetzte der Schelm hinzu, ſeine ſchwere Geldkatze aufhebend, „die tragſt du auf der Achſel, die macht dich ferm zu Einem von uns.“

Ivo ließ ſich Alles gern gefallen und zog, nachdem er ſich ſattſam geſtärkt hatte, wohlgemuth mit

Florian weiter. Florian war ſeinerſeits froh, viel von ſeinem angeſehenen Leben erzählen und den Nordſtettern einen Schabernack ſpielen zu können; dabei half er aber auch dem Ivo von Herzen gern.

Es war ein heißer Tag, oben an der Höllſteig wurde Mittag gemacht. Florian ſetzte dem Ivo mit Trinken ſehr zu, ſo daß dieſer ſich eine Weile von ihm loszumachen ſuchte. Er ging in die Schmiede neben dem Wirthshauſe und unterhielt ſich mit dem Meiſter, es heimelte ihn hier wiederum ſo an, wie ehedem zu Hauſe. Plötzlich gedachte Ivo, daß hier der Ort und dieß der Mann ſei, bei dem ſich einſt Nazi verborgen; eben wollte er nach ihm fragen, als der Schmied zu ſeinem Jungen ſagte:

„Da, trag die zwei Pflugeiſen 'nüber zum Beßtebuur."

„Wie weit iſt das?" fragte Ivo.

„Eine gute Viertelſtund'."

„Ich geh' mit," ſagte Ivo, ſprang in das Wirthshaus, ſagte Florian, daß er bald wiederkäme und er würde ihn ſchon wieder einholen; dann legte er das Ueberhemd ab und nahm ſein Waldhorn unter den Arm.

In Begleitung des Jungen ging er nun über die Wieſe den Waldſteig hinab. Drunten rauſchte der Bach und klapperten die Mühlen; Ivo war's als müßte hinter jedem Baum ſein Nazi hervortreten, er fragte den Jungen:

„Iſt der Beßtebuur ein braver Mann?“

„Ja, bräver weder ſein Bruder wo geſtorben iſt.“

„Wie heißt denn der jetzige Beßtebuur mit ſeinem Taufnamen?“

„Das weiß ich nicht, er heißt halt der Beßtebuur; er iſt in vielen Ländern geweſen als Knecht und als Doktor.“

Ivo jauchzte hoch auf, hierher hatte ihn der Finger Gottes geführt.

„Seit wann iſt denn der Beßtebuur da?“ fragte er wieder.

„Seit zwei Jahren. Er hat ein Jahr lang als Knecht bei ſeinem Bruder gedient, und da iſt der geſtorben, man ſagt, er häb's ihm anthun, er iſt ein halber Hexenmeiſter; er hat ihn auch ſchon vor vielen Jahren einmal umbringen wollen, und weil keine Kinder dageweſen ſind, iſt der Hof an ihn gefallen; er iſt aber ſonſt ein braver Mann.“

Mit tiefer Trauer erfuhr Ivo, daß nun ſein guter Nazi doch als Brudermörder gelten ſollte, weil er einſt die Sünde zu begehen getrachtet hatte, aber Ivo tröſtete ſich bald wieder mit Recht, daß dieß nur ein Geſchwätz neidiſcher und boshafter Leute ſein könne.

Sie kamen an der Sägmühle vorbei, in welcher Nazi einen großen Theil ſeiner Jugend verlebt. Ivo freute ſich beſonders, daß auch hier, von der Berg=

wand geſchützt, ein ſchöner Nußbaum ſtand, gerade wie zu Hauſe vor der Wohnung ſeiner Eltern.

Nun ging es raſch den andern Berg hinan. Ivo wußte zwar wohl, was eine nachbarliche Bauernviertelſtunde zu bedeuten habe, aber daß es mehr als eine Stunde ſei, hatte er doch nicht gedacht. Da er ſehr eilte, nahm er dem Jungen die ſchweren Eiſen ab, damit er gleichen Schritt mit ihm halte. Der Harzgeruch der ſonnenbeſchienenen Tannen erweckte in Ivo die Jugenderinnerungen immer lebendiger: er ſah ſich auf der Krippe neben ſeinem Nazi ſitzen, er war draußen im Veigelesthäle — ſingend und jubelnd tanzten und ſprangen alle die Bilder der Kindheit vor ihm her. Auf der Windeck angelangt, ſah Ivo das ihm wohlbekannte kleine Haus, ein bleiches Frauenbild ſah aus dem Fenſter, es war das Windecker Lisle, das hier wieder einſam wohnte.

Ivo dachte darüber nach, wie auffallend es ſei, daß die Kirche es wagte, ein ausdrückliches Gebot der Bibel in ein Verbot umzuwandeln. Nach dem alten Teſtamente mußte der Bruder die kinderloſe Wittwe ſeines Bruders heirathen, das kanoniſche Recht aber verbot dieß geradezu, Nazi und Lisle durften ſich nie ehelichen. Ivo fuhr ſich mit der Hand über die Stirne, als wollte er die letzte theologiſche Erinnerung aus ſeinem Kopfe verbannen.

Man näherte ſich dem Hofe des Beßtebuuren, die Wege waren gut und ſauber. Endlich wurde man des ſtattlichen Hauſes anſichtig, als man faſt vor ihm ſtand. Ivo ſah den Nazi, der Heu rechte, mehrere Mägde und Knechte um ihn her; aber Ivo eilte nicht auf ihn zu, ſondern ſetzte das Horn an den Mund und blies die Weiſe des Liedes:

Da droben, da droben
An der himmliſchen Thür,
Und da ſteht eine arme Seele,
Schaut traurig herfür.

Dann rief er: Nazi! und die Beiden, ſich erkennend, lagen einander ſelig in den Armen.

⁂

Wie nach banger, pfadloſer Irre können wir jetzt auf gebahntem Wege dem Ende unſerer Erzählung zueilen. Ivo blieb bei Nazi, der ihn wie einen Bruder behandelte. Als einer der reichſten Bauern konnte er in Allem für ihn ſorgen. Er reiſte für ihn als Brautwerber in die Heimath und holte die Emmerenz, die ſich vor Freude gar nicht zu faſſen wußte.

Alle Leute im Dorfe und ſogar die Eltern ſöhnten ſich mit der Lebenswendung Ivo's aus, denn wenn es einem Menſchen gut ergeht, beruhigen ſich die Leute gern bei einer Aenderung, die ihnen ſonſt verdammlich erſchiene.

Nazi ſchenkte dem Ivo die Sägmühle; mit freudiger Luſt arbeitet er nun dort unverdroſſen im Verein mit ſeiner Emmerenz. Oft ſitzt er Abends unter ſeinem Nußbaum und bläst auf ſeinem Waldhorn, daß es fernhin erſchallt. Weit umher vor den einzelnen Gehöften ſtehen in ſtillen Mondnächten die Burſchen und Mädchen und lauſchen den fernen Klängen. Emmerenz ſagte das einſt Ivo und dieſer erwiderte: „Guck, an der Muſik haben wir ein Gleichniß vom rechten Menſchenleben. Ich mach' jetzt die Muſik doch eigentlich nur für uns; aber wenn ich weiß, daß die Töne weit hinausfliegen und noch anderer Menſchen Herz erfreuen, da iſt mir's noch viel lieber, ich bin noch viel fröhlicher und beſſer. Wenn nur Jeder für ſich ſelber ſein' Sach' recht macht, ſo hilft er auch Anderen und macht ihnen Freud'. Ich bin nicht uneigennützig genug geweſen, bloß für andere Leut' Muſik zu machen; ich tanz' auch gern ſelber mit."

„Ja," ſagte Emmerenz, „du biſt doch ſtudirt und ich verſteh' dich doch. Wenn als die Buben beim Mocklesammeln in der Neckarhalde ſo luſtig geſungen und gejodelt haben, da hab' ich als denkt: guck', die ſingen für ſich und mich freut's doch auch und einen Jeden, der die Ohren bei ihm hat, und die Vögel ſingen auch für ſich und es gefällt den Menſchen doch wohl, und wenn ein Jedes in der

Kirch' recht für ſich allein ſingt, nachher paßt Alles gut zuſammen und iſt Alles ſchön." Ivo umarmte innig ſeine Emmerenz.

„Wenn's nur nie Winter werden thät; es iſt doch gar einödig da," ſagte Emmerenz.

„Da wohnet ihr eben bei mir," ſprach eine Stimme. Es war die des guten Nazi.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Berthold Auerbach's

geſammelte Schriften.

Erſte, neu durchgeſehene Geſammtausgabe.

Zweiter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1857.

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung dieſer neu durchgeſehenen Geſammtausgabe vor.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Schwarzwälder Dorfgeſchichten.

Zweiter Band.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Seite

I. Florian und Creszenz 1

II. Der Lauterbacher 103

I.

Florian und Creszenz.

1.

Mädchen am Brunnen.

Am Samſtag Abend hörte man im Hauſe des rothen Schneiderle von Stube zu Stube ſingen und trällern, Thüren wurden auf- und zugeſchlagen, Fenſter aufgeſperrt, Stühle und Bänke gerückt, man hörte den Kehrbeſen walten; aber aus Allem hervor tönte der Geſang einer klangvollen Mädchenſtimme, Trepp auf und Trepp ab. Kaum war ein Lied geendigt, begann ein anderes, luſtig und traurig, Alles durch einander. Endlich kam die Sängerin zum Vorſchein: es war ein ſtämmiges, aber im ſchönſten Ebenmaß gebautes Mädchen. Das grauwollene geſtrickte Wämschen ließ enganliegend die runden, vollen Formen, die ſanften Wölbungen des Buſens beſtimmt und zart hervortreten, die Schürze war halb zurückgeſteckt und bildete einen ſpitzen Winkel. Mit dem Melkkübel in der Hand ging es in den Stall. Jetzt konnte man eines der Lieder genau vernehmen, es lautete:

Steig i auf de Kirſchebaum,
De Kirſche z'wege net,
Haun g'moant i wott mein Schätzle ſeh'n,
I gſieh 'nes aber et.

's iſch no nit lang daß's geregnet hat,
Die Bäume tröpflet no,
I haun emol e Schätzle g'hätt,
I wott i hätt es no.

Jetzt iſt es aber g'wandret,
Dem Unterländle zua,
Jetzt haun i wieder en andre —
's iſt au e braver Bua.

Den Waſſerkübel unter dem Arme kam das Mädchen wieder zum Vorſchein, es verſchloß das Haus und legte den Schlüſſel unter die daneben ſtehende Reisbeige. Der Rathhausbrunnen war ausgeſchöpft und verſchloſſen, auch der obere Brunnen war verſchloſſen und wurde nur vom Soges Morgens und Abends geöffnet, um daraus je nach der Kopfzahl der Familien das Waſſer zu vertheilen. Dieſer Waſſermangel iſt ein großer Uebelſtand, beſonders im hohen Sommer.

Unterwegs rief des Anſchels Beßle:

„Creszenz, wart', ich geh mit."

„Komm, mach tapfer. Bis wann kommt denn dein Chuſen [1] wieder? entgegnete Creszenz.

[1] Ebräiſch — Bräutigam.

„Bis auf unſere Pfingſten, heut über vierzehn Tag'."

„Bis wann machet ihr denn Chasne?"[1]

„Bis nach Sückes;[2] du mußt bei meinem Leben auch den ganzen Tag beim Tanz ſein, da wollen wir uns auch noch einmal recht luſtig machen, wir ſind doch immer gut Freund geweſen."

„Beßle, du hätteſt ſollen hier bleiben, du hätteſt ſollen den Seligmann heirathen, was man daheim hat, weiß man; ſo weit in's Elſaß hinein — wie weiter wie g'heiter, ſagt man als, wer weiß wie es dort iſt."

„Wie kannſt du nur ſo reden?" erwiderte Beßle, „hab' ich denn mit meinen 400 Gulden das Ausleſen? und drüben ſind das faſt 1000 Frank, das iſt ſchon eher ein Wort. Und du? bleibſt denn du im Dorf? Wenn dein Geometer einmal eine Anſtellung kriegt, mußt du nicht auch fort? Ei hab' ich dir denn auch ſchon geſagt, mein Chuſen iſt vorlängſt von Straßburg aus mit dem Florian auf den Schramberger Markt gegangen. Der Florian hat, was weiß ich wie viel? gewiß dreihundert Karlin in ſeinem Beigürtel gehabt, um Ochſen einzukaufen. Er führt ſich wie ein Prinz, und ſein Herr vertraut ihm ſein ganz Vermögen an; man ſagt, er gibt ihm ſeine Tochter."

[1] Hochzeit.

[2] Laubhüttenfeſt.

„Ich wünſch' ihm Glück und Segen dazu."

„Nu, nu, ſtell' dich nur nicht ſo, du haſt doch den kleinen Finger vom Florian lieber gehabt, als den ganzen Geometer."

„Und wenn auch, er hat nichts und ich hab' nichts, und zweimal nichts gibt gar nichts, ſagt der alt' Schmiedjörgli."

Die beiden Mädchen waren zum Brunnen gelangt, viele ſtanden ſchon hier und harrten der hohen Obrigkeit.

„Weißt auch ſchon, Creszenz?" rief des Chriſtians Dorle, „vor einer Stund' iſt der Florian wieder kommen; jetzt haſt's gut, jetzt kannſt zweiſpännig fahren."

„Du haſt's nöthig aufzubegehren," erwiderte Creszenz, „du brenndürrer Bohnenſtecken du; du darfſt dein Kammerlädle noch ſo weit aufſperren, es kommt doch Keiner."

„So iſt's recht," ſagte eine keck ausſehende Perſon, die Leichkäther genannt, weil ſie alle Todten im Dorfe einkleidet; ſie fuhr ſich vergnügt mit der Hand über den Mund und ſagte dann weiter: „wechſelt's ihr nur, Creszenz, man weiß wohl, in eurem Haus wird alles gleich baar ausbezahlt." Sie machte eine leicht verſtändliche Handbewegung.

„Gelt, dir pfupfert's, weil man dir nichts borgt?" erwiderte die Bedrängte; „du haſt's gut angefangen, Dorle, der da die Zung' zu heben."

„Was brauchſt denn aber auch gleich mit dem Dorle ſo zu balgen?“ ſagte des Melchiors Lenorle, „es hat's ja nicht ſo bös gemeint, man darf ja auch einen Spaß machen.“

Iſt denn der Florian im Ernſt kommen?“ fragte Creszenz leiſe.

„G'wiß!“ rief die Leichkäther laut; „gib nur Acht, du Hanfkrott, du wirſt deinen Kopf nimmer ſo hoch tragen wie ein Schlittengaul; der Florian wird deinem Geometer ſchon das Land vermeſſen.“

Der Soges erſchien, ein zweiter Moſes, der den Töchtern Jethro's den Brunnen öffnete; er ſchien aber um keine zu freien, denn er war nicht beſonders freundlich.

„Gib der Creszenz den Rahm vom Waſſer, die muß heut' noch ihrem Geometer ſeinen ſteifen Kragen waſchen,“ ſchrie die Käther.

„Laß ſie ſchwätzen,“ ſagte das Lenorle, „man kann ihr nicht weher thun als wenn man ſie allein belfern läßt; ſie macht's grad wie die Hund', die bellen Einen an, und wenn man ſeines Weges fortgeht und nichts mit ihnen macht, kehren ſie wieder heim und bellen einen Andern an, der vorbei geht. Narr, die möcht' gern ein jedes ſo ſchlecht machen, wie ſie iſt; aber vor dem Florian mußt dich jetzt in Acht nehmen, ſonſt gibt's böſe Sachen.“

„Ja,“ ſagte ein anderes Mädchen, „er hat viel

Geld heimbracht und hat ſeinem Vater gleich eine goldene Karlin geben. Das Geld wird ſich umguckt haben, wie es da in der Stube geweſen iſt. Der Alt' iſt ja ſo arm, daß die Mäuſ' von ihm verlaufen ſind."

„Der Florian kann ſich fünfmal aus- und ankleiden, ſo viel ſchöne Kleider hat er bei ſich," ſagte ein drittes Mädchen.

„Und er ſpricht faſt lauter franzöſiſch."

„Und er hat eine Uhr mit einem Behäng, wo ſein ganz Handwerkzeug von Silber dran iſt."

„Und ein ſchwarz Schnauzbärtle hat er zum Küſſen."

Ein Lärm unterbrach die ſchnellen Berichte.

„Was ſtoßſt mich ſo?" ſagte Käther zu des Kilians Annele, „Narr, ich bin kein reicher Burſch."

„Sei ſtill du, du biſt ja ſchon zweimal im Spinnhaus geweſen und das drittemal ſteht dir ſchon auf der Stirn."

„Wart, ich will dir's auf die Stirn ſchreiben," ſchrie die Käther, und ſtieß mit ihrem Kübel nach dem Annele; dieſes aber hatte den Schlag abgewehrt und gab dafür einen andern zurück. Nun ging's an ein gewaltiges Ringen, die Kübel wurden auf die Erde geworfen, die beiden Kämpfenden faßten ſich mit den Händen. Eine Weile ſahen die Anderen müßig zu, dann aber wehrte Alles ab, und beſonders der Soges ſchlug hüben und drüben drein. Wie zwei Streithähne, die von einander gejagt wurden, blickten ſich die Feinde noch grimmig an, indem ſie ihre Kübel zur Hand nahmen. Das Annele ſtrich ſich weinend die Haare aus dem Geſicht, es klagte, daß niemand vor der Käther Ruhe habe und daß die ganze Bürgerſchaft dafür ſorgen ſollte, daß ſie auf ewig in's Spinnhaus käme.

Die Reihe war endlich an Creszenz gekommen. Sie trug nun den ſchweren Kübel auf dem Kopfe, aber noch ſchwerer war's ihr im Herzen. Große Thränen kugelten über ihre Wangen, aber ſie that als ob der Kübel tropfe, und fuhr immer mit der rechten Hand und mit der Schürze über deſſen untern Rand; ſie ahnte wohl, welche Verwirrung die nächſten Tage bringen konnten: hatte ja dieſe ſchon in ihrem Herzen begonnen.

Zu Hauſe vollzog ſie die Arbeit, ohne mehr einen Ton zu ſingen.

Man wird ſich vielleicht wundern, daß auf einmal ein ſo vornehmer Mann und eine ſo betitelte Perſon, wie ein Geometer iſt, im Dorfe eine ſo entſchiedene Rolle ſpielt; man erinnere ſich aber, daß dieſe Geſchichte zur Zeit der Landesvermeſſung vor ſich geht: wie dadurch das ganze Land endlich genau abgezirkelt zu Papier gebracht und auch nicht das verborgenſte Winkelchen in Wald und Feld vergeſſen wurde, ſo ward auch aller Orten in das Leben des Volks ein neues Element geworfen.

Da kamen auf eine Zeit lang Städter in das Dorf; ſie waren nicht Schullehrer und nicht Pfarrer, es waren meiſt lebensluſtige junge Leute, und welche Bedeutung ſie in der Mädchenwelt gewonnen, haben wir bereits erſehen.

Die Vollzieher des in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht gewiß ſehr zweckmäßigen Unternehmens hießen Geometer. Auf dem Dorfe hießen die Feldmeſſer eben Feldmeſſer, zur Erhöhung der Amtswürde ſowohl als auch zur Verbreitung griechiſcher Bildung unter den Bauern hießen die neuen Herren: Geometer. Die Geſpielin der Creszenz hatte einen Obergeometer (oder wie er eigentlich folgerecht heißen ſollte, Hypergeometer) geheirathet und wohnte in Biberach. Dadurch hatte Creszenz Bekanntſchaft mit dem Collegen bekommen und die Eltern förderten ſie auf alle Weiſe, denn das war eine herrliche Verſorgung. Der rothe Schneiderle ſah ſchon im Geiſte ſeine Tochter als Frau Obergeometerin.

2.

Dreiviertel auf Mordjo.

Es war Nacht geworden, Creszenz ſtand in der Küche am Feuer, da kam der Studentle laut daher geſchritten und ſagte:

„Guten Abend Creszenz. Ich will mir ein Päckle Sternentubak holen; habt ihr noch davon?“

„Ja, geh’ ’nein, mein’ Mutter wird dir geben.“

„Ich verhex’ dir dein’ Supp’ nicht, wenn ich ein bisle bei dir bleib’,“ ſagte er laut, ganz leiſe aber ſetzte er hinzu: „der Florian iſt da, komm’ nachher ein bisle ’naus, du wirſt uns ſchon hören.“

Ohne die Antwort abzuwarten ging er hinein in die Stube; als er wieder herauskam, war Creszenz nicht mehr in der Küche.

Später hörte man vor dem Hauſe des rothen Schneiderle ſingen und pfeifen und lachen; es waren die Kameraden, deren ſeit drei Jahren fehlende Hauptſtimme, nämlich die des Florian, jetzt um ſo eindringlicher erſcholl; ſie blieben lange, es wollte aber nichts fruchten, da ſchrie der Peter zum Fenſter hinauf:

„Creszenz, da lauft ein’ Gans ’rum, iſt die nicht dein?“

Der Studentle ſtand hinter der Reisbeige und quackte wie eine Gans.

Das Fenſter öffnete ſich, aber nicht Creszenz, ſondern die Schneiderin ſah heraus und ſagte:

„Treibet eure Späß’ vor einem andern Haus.“

Mit ſchallendem Gelächter ging der Studentle wieder auf die Straße.

Drinnen in dem Hauſe aber ſaß die Creszenz bei dem Geometer und gab auf alle ſeine freundlichen Reden nur halbe Antworten; endlich ſagte ſie, ſie ſei unwohl und ging zu Bett.

Als die Burſchen auf der Straße lange vergebens geharrt hatten, gingen ſie nach dem Wirthshauſe. Auf dem Wege begegnete ihnen Sepple der Franzoſenſimpel. Der Studentle faßte ihn an der Bruſt und rief:

„Qui vive? la bourse ou la vie!“

Der Angegriffene antwortete unerſchrocken:

„Paridadoin mullien,“ was in der Sprache des Sepple ſo viel hieß als: „was willſt du?“

„Das gibt einen Hauptſpaß,“ jubelte der Studentle, „wir nehmen den Sepple mit, der muß den Geometer ſpielen. Komm, wir zahlen dir eine Halbe (Maas) Bier.“

„Moin paroula goin,“ antwortete der Sepple, was ſo viel hieß als: ich will's thun; was für Laute er zuſammenfügte, war überhaupt nur das Zufällige, er antwortete dabei auf Alles mit Winken oder auch mit grinſendem Lachen.

Der Sepple war eigentlich kein ganzer Simpel, ſondern nur ein halber, aber dieſes Halbe wurde von allen luſtigen Leuten im Dorfe zum Ganzen ausgebildet.

Wenn Einer auf dem Dorfe ein Häkchen hat, ſo kann man ſicher ſein, daß es zum Sparren ausgeſchmiedet wird; ſo ging's auch beim Sepple. Er ließ ſich das gern gefallen, denn es warf immer einen guten Trunk ab.

Man wußte nicht recht, woher beim Sepple der Gedanke gekommen war, daß er alle lebenden Sprachen verſtünde. Einige behaupteten: weil er ſo lange Kindsmagd geweſen und mit den kleinen Kindern in der Allerweltſprache geplaudert habe, habe er etwas davon übrig behalten; die Wahrheit zu geſtehen, kümmerte ſich Niemand um den Grund dieſer Sonderbarkeit, genug, man mochte den Sepple anreden wie man wollte, in einer wirklichen oder gemachten Sprache, er gab immer friſchweg Antwort. Dabei verrichtete er aber das Feldgeſchäft ſo gut wie ein Anderer; verſtand er auch nicht die Sprache der Thiere, ſo verſtanden die Thiere ſeine Sprache und folgten ihm willig. In der Kirche war Sepple der Einzige, der zu den lateiniſchen Worten der Meſſe nickte, als ob ihm das Alles ganz ſonnenklar wäre.

Dieſes vierte Mitglied hatte unſere ſonſt ſo ſtreng geſchloſſene Dreibubengeſellſchaft für heute Abend aufgenommen.

„Bon soir," ſagte Florian, als er mit den Anderen in die Wirthsſtube trat, Alles grüßte ihn freundlich, beſchaute ihn um und um und Einer nickte dem Andern zu mit einem Blicke, der vollauf ſagte: „es iſt doch ein Staatsmenſch, der Florian; ja, wer nicht 'naus kommt, kommt nicht heim."

Einer, der auf der Ofenbank ſaß, ſagte zu ſeinem Nachbar: „ja das iſt ein ander Heimkommen, als wie der Schlunkel, der iſt jetzt ſchon zweimal eingeſtanden — im Zuchthaus und heut' Abend iſt er heimkommen; wenn wir ihn nur ſchon wieder los wären.“

Florian ließ nun eine gute Flaſche Wein für ſich und ſeine Kameraden bringen; dem Sepple, der ſich an einen andern Tiſch geſetzt hatte, ließ er eine Halbe Bier geben.

Als Bärbele das Getränk brachte, ſagte er etwas leiſe, aber doch ſo, daß es Alle hören konnten: „comme elle est jolie, bien jolie.“

„Oui,“ erwiderte der Studentle. Alle Leute in der Stube ſtießen einander an und piſperten, wie die Zwei ſo gut franzöſiſch parliren konnten.

Florian brachte es nun allen Leuten zu, denn dieſe ſaßen meiſt trocken im Wirthshauſe; der gute Trunk that ihnen wohl, und dieſe freundliche Empfindung ging auch auf den Florian über. Er ſchien ſein Franzöſiſch ziemlich ausgeſpielt zu haben, denn: „putz das chandelle“ iſt doch nur halb.

Der Spaß war den luſtigen Kameraden verdorben, der Geometer, der im Adler wohnte, war nicht zu Hauſe.

„Bleibſt du wieder bei uns, Florian?“ fragte Bärbel.

„Nous verrons, wir wollen ſehen.“

„Verzähl' uns auch 'was,“ ſagte Kaſpar, der als Wirth auch ſeine Gäſte zu unterhalten ſuchte. „Biſt du denn auch z'Paris g'weſen?“

„Freilich,“ erwiederte Florian in einem Tone, aus dem ein ſcharfer Aufmerker wohl die Unwahrheit heraushören konnte, „aber es hat mir nicht gefallen. Am ſchönſten iſt's in Nanzig, da ſind Wirthshäuſer, die ſind ringsum mit Spiegeln ausgetäfelt, die Tiſch' ſind alle von Marmelſtein und man ißt und trinkt aus lauter Silber; da ſollteſt du einmal ſein, du thäteſt Maul und Augen aufreißen.“

Dieſe Zeichen der höchſten Aufmerkſamkeit waren jetzt an Florian, denn der Geometer trat mit ſeinen beiden Kollegen in die Stube. Sie gingen nach dem Verſchlägle, wo der Tiſch für ſie gedeckt war.

Florian ergriff ſein Glas, ſtieß mit ſeinen beiden Freunden an und ſagte: „à votre santé!“

Der Kaſpar, der ſo aufmerkſam zugehört hatte, war ſchnell den Eintretenden entgegen gegangen und trug ihnen nun ein Licht voraus. Florian zwirbelte ſeinen Schnurbart und fragte dabei den Conſtantin leiſe:

„Welcher iſt's?“

„Der ſchäg, mit denen langen Haar', wo zuerſt 'reinkommen iſt.“

Eine Weile herrſchte Stille in der ganzen Stube, man hörte nichts als das Klappern der Meſſer und Gabeln hinter dem Verſchlägle.

Conſtantin begann aber alsbald zu ſingen:

Der Herr Geometer
Der hat krumme Bein!
Sie ſind halt net gräder,
Gezirkelt muß ſein.

Ein ſchallendes Gelächter erfüllte plötzlich die Stube, dann aber trat wieder eine Stille ein, auch drinnen im Verſchlägle hörte man keinen Laut.

Florian ſtand auf und ſagte zum Sepple: „comment vous portez vous, monsieur le géomètre?“

„Quadutta loing,“ erwiderte der Sepple, der unter erneuertem Gelächter in Einem fort kauderwelſchte.

„Ich gratulir' zu deinem neuen Amt,“ ſagte Conſtantin, indem er den Pinſel vom Schwenkkübel herbeibrachte, „da vermiß mir einmal den Tiſch; man braucht keinen Verſtand dazu, ſonſt könnten's gewiſſe Leute nicht.“

Unter immer erneutem Gelächter vollzog der Sepple die Tiſchvermeſſung, das Bärbele aber kam herbei und ſagte:

„Laſſet die Poſſen, machet eure Späſſ' an einem andern Ort; ſei ruhig Sepple oder marſchir' dich.“

Der Sepple ſchlug auf den Tiſch und welſchte ganz grimmig. Unter der Thüre des Verſchlages erſchien der Steinhäuſer, der zu der Creszenz ging, ſeine zwei Kameraden hielten ihn, denn er wollte gerade auf den Burſchen los; auch Kaſpar ſuchte ihn zu beruhigen, und als es ihm einigermaßen gelungen war, trat er auf die Drei zu und ſagte mit größerer Entſchloſſenheit, als man vermuthen mochte:

„Ich will euch 'was ſagen: in meinem Haus dürfen ſo Sachen nicht ausgeführt werden, trinket ruhig, was ihr habt, oder ich weiſ' euch, daß vor der Thür' Draußen iſt. Ich laſſ' keine Gäſt' beleidigen, jetzt habt ihr's gehört, in meinen vier Wänden bin Ich Meiſter. Es iſt mir Jeder lieb und werth, aber Ordnung muß ſein."

„Juste, ſchon recht," ſagte Florian, „ich werd' die Leut' ſchon an einem andern Ort treffen. Hörſt du's da drüben, du krummer Bub, wenn du noch einen Tritt zur Creszenz thuſt, ſchlag ich dir deine krummen Spazirhölzer lahm, nachher kannſt dein' Meßſtang' als Krück' nehmen.

„Er elender Geſell!" ſchimpfte Steinhäuſer, vor den ſich Kaſpar als Schild geſtellt hatte; Florian wollte auf ihn los und fluchte: „Kotzblueſtkreuzmalefiz foudre de Dieu!" Der Kaſpar ſchleuderte ihn zurück; Conſtantin war klug genug und wehrte ab.

So verließen nun die Drei das Haus, der Sepple folgte ihnen bald nach.

Auf der Straße ſchwuren die drei Kameraden, nie mehr in den Adler zu gehen. Der Florian wollte alsbald noch einmal hinein, er ſei dem Adlerwirth noch 'was ſchuldig geblieben, er müſſe ihm 'raus bezahlen.

„Kreuz Sack am Bändel,[1] da bleibſt," ſagte Conſtantin, „bei dir iſt noch allfort gleich Dreiviertel auf Mordjo. Gib jetzt Frieden, wir wollen den Geometer ſchon hinlegen, daß er nimmer an die Auferſtehung der Beine glauben ſoll.

Man beruhigte ſich, und zum Spaße, da heute nichts mehr anzufangen war, bellte der Studentle noch wie ein geſchlagener Hund durch das ganze Dorf und machte dadurch, wie er es nannte, alle Hunde in den Häuſern rebelliſch.

3.

Ein Alltagsleben am Sonntag.

Andern Tages kleidete ſich Creszenz nicht ſonntäglich an, um nach der Kirche zu gehen, ſie klagte über Unwohlſein und blieb zu Hauſe.

Als der Schneiderle aus der Kirche zurück kam und den Aufzug ſeiner Tochter ſah, ſagte er:

---

[1] Beſchönigender Ausruf für Sakrament.

„Was iſt das? Still ſag' ich, einmal und millionenmal," fuhr er fort, ehe noch Creszenz antworten wollte. „Gelt, dir iſt nicht recht juſt, weil der Florian wieder da iſt, und da willſt du nicht auf die Straß'? Ich hab' ſchon gehört, was er Nächt[1] mit dem Geometer gehabt hat; jetzt mußt du heut zum Trotz mit dem Geometer in's Horber Bad. Das ſag' ich, Ein Wort wie Tauſend."

„Ich bin krank."

„Nutzt nichts, geh' 'nauf und zieh' dich an, oder ich meſſ' dir mit der Ell' da die Kleider an."

„Laß ihn ſchwätzen," ſagte die Schneiderin, die unterdeſſen eingetreten war, „das iſt grad den Mäuſ' pfiffen, was er ſagt. Creszenz, wenn dir nicht gut iſt, bleib du daheim. Von dem, was er erhauſet, hättet ihr kein Fädle auf dem Leib; der Freßſack kann nichts als alle Tag' dreimal die Füß unter'n Tiſch' ſtellen und ſich füttern laſſen wie eine Einquartirung."

Der Schneiderle wollte auf Creszenz los, ſeine Frau aber ſtellte ſich vor ihn hin, ballte die Fäuſte, und der geſtrenge Mann kroch ſcheu in eine Ecke.

Dieſe Leute kamen eben aus der Kirche, wo ſie die Worte: Liebe, Friede und Seligkeit geſungen und gebetet hatten; noch hatten ſie das Geſangbuch nicht aus der Hand gelegt und ſchon war die häßlichſte Zwietracht zwiſchen ihnen entbrannt.

---

[1] Geſtern Abend.

Ueberhaupt ſind wir da in ein ſonderbares Haus eingetreten. Die Mutter war früher Pfarrköchin geweſen und hatte den Schneiderle etwas ſchnell geheirathet, Creszenz war ihr älteſtes Kind; außerdem hatte ſie noch einen Sohn und eine Tochter. Die Schneiderin ging noch immer ſtädtiſch gekleidet und trug bloß die ſchwarze Bauernhaube; denn bei allem Verſchwinden der Bauerntrachten wird es doch ſchwer dahin kommen, daß die koſtſpielige Florhaube in Aufnahme kommt.

In der erſten Zeit, als die beiden Leute mit einander verheirathet waren, lebten ſie gut; denn wo Alles vollauf im Hauſe iſt, müſſen es gar unverträgliche Menſchen ſein, wenn ſie mit einander keifen ſollten.

Das nennt man dann, in gebildeten wie in ungebildeten Ständen, die glücklichen, die friedlichen Ehen.

Der Schneider arbeitete in ſeinem Handwerke und die Frau errichtete ein Kramlädchen, worin Spezereien und andere Waaren verkauft wurden.

Was iſt aber der Mode mehr unterworfen, als die Herrſcher der Mode, die Schneider? Der Balthes arbeitete nur für die Herren und für die Juden, die ſich auch ſtädtiſch tragen; Bauernkleider zu machen, war ihm ein Gräuel, denn er war „in Berlin drein geweſt.“

Neue, junge Concurrenten hatten ſich in dem Dorfe und der Umgegend niedergelaſſen; Balthes konnte nun oft ganze Tage umherlaufen, ohne Arbeit zu finden.

Da verfiel er auf einen ſpekulativen Gedanken, in deſſen zeitweiliger Ausführung wir ihn noch begriffen finden. Im Verein mit dem Anſchel Meier, dem Vater des Beßle, reiſte er nach Stuttgart, kaufte dort alte Kleider und richtete ſie neu her. Beſonders aber war er auf die abgetragenen rothen Frackröcke der Hofbedienten aus, wozu ihm Anſchel verhalf, der aus den Lieferantenzeiten her hohe Bekanntſchaften hatte. Die Livreeröcke wurden dann zerſchnitten und rothe Bauernweſten daraus gefertigt, die im Schwarzwalde noch überall getragen werden. Auch Uniformen der Officiere wurden gekauft, und aus dem rothen Unterfutter des Wehrſtandes Kleider für den Nährſtand gemacht.

Man ſagt aber, der Anſchel habe faſt allen Profit an ſich zu ziehen und ſich noch ein Nebenverdienſtchen bei den hohen Verkäufern zu machen gewußt.

Von der Zeit an, als Balthes aus der Mode gekommen und Ebbe im Hauſe eingetreten war, gaben ſich die beiden Eheleute kein gutes Wort mehr Dem

Balthes ward, wie man ſagt, der Löffel aus der Hand genommen, ehe er genug gegeſſen hatte. Er war über nichts mehr Meiſter, er durfte am Sonntag nicht einmal ein Stück Speck zerſchneiden und hieß doch der Schneidermeiſter. Wo er ſtand oder ſaß, war er ſeiner Frau zu viel, ſie hatte vollkommen das Heft in Händen, denn ſie verreiste jeden Herbſt, und nach ihrer Zurückkunft war immer wieder Alles flott im Hauſe.

Die Kinder hielten natürlich zur Mutter, denn Balthes war auch mehr in fremden Häuſern, als in dem ſeinigen. Er kam faſt nur zum Eſſen und Schlafen. Jenes ward ihm mit tüchtigen Reden gut geſalzen, und dieſes durch einen wohlgeſetzten Abendſegen verſüßt.

Creszenz blickte nun ihren Vater verächtlich an. Da trat der Geometer ein, Vater und Mutter machten freundliche Geſichter und thaten, als ob ſie die Liebe ſelber wären; nur Creszenz ſah betrübt aus, ihre Lippen zitterten.

„Gang, mach', Creszenz, zieh dich hurtig an,“ ſagte die Mutter. „Herr Geometer, wollen Sie's heut Mittag mit uns halten? das thät mich recht freuen. Es iſt eben ein gewöhnlich Eſſen: Sauerkraut, Knöpfle und ein Speck, es wird Ihnen aber doch ſchmecken, die Creszenz hat gekocht.“ Ein ſchätterndes Kichern begleitete faſt jedes ihrer Worte, wobei ſie ſich immer ein Bischen an der Naſenſpitze zupfte.

Mit aller Kraft ſeiner Rede, faſt mit Zwang beſtimmte Balthes den Geometer zur Einwilligung. Er nahm ihm den Hut ab und gab ihm ſolchen nicht mehr, denn er wußte wohl, daß, wenn der Geometer da war, es nicht nur bei Tiſch ohne Zank abging, ſondern auch wahrſcheinlich eine Halbe Bier geholt würde. In der That wurde auch Cordele, die kleine Tochter, in den Adler geſchickt und kam mit einer Flaſche unter der Schürze zurück; denn auf dem Lande, wo Alles offenkundig iſt und man den Leuten ſo zu ſagen in den Mund guckt, ſucht man auch Alles zu verbergen.

Creszenz trug ſchön geputzt aber mit verweinten Augen das Eſſen auf, ſie klagte über den Rauch in der Küche. So war Alles Lüge bei Tiſche. Kaum hatte der Geometer halb aufgegeſſen, legte ihm die Mutter ſchnell wieder ein gutes Stück auf den Teller. Er dankte ſehr für dieſe Freundlichkeit, denn er merkte nicht, daß die Frau, den verlangenden Augen ihres Mannes folgend, demſelben ſchnell den erſehnten Biſſen vor der Naſe wegraubte; auch ſchenkte ſie dem Geometer oft ein, weil ſie mit Recht fürchtete, ihr Mann würde ſonſt nicht blöde zugreifen. Nur die Frau und der Geometer führten das Wort bei Tiſche. Als dieſer von der Händelſüchtigkeit des Florian erzählte, erröthete Creszenz, ſie holte aber ſchnell den Katzenteller unter der Ofenbank vor.

Als abgegeſſen war, ſagte Balthes: „Nun, Frau, mach' auch einen Kaffee.“

„Ich für meine Perſon muß danken,“ ſagte der Geometer.

Die Schneiderin nahm das gern an, denn ſie gönnte ihrem Manne keinen Antheil an dem Leckerbiſſen; ſie küchelte dann ſpäter einen für ſich allein und bröſelte etwas dazu.

Nach der Mittagskirche ging nun Creszenz mit dem Geometer ſpaziren; ſie wußte es zu veranſtalten, daß ſie nicht durch das Dorf, ſondern durch die Gärten gingen. Als ſie gegen des Jörgli's Kegelbahn kamen, ſchreckte Creszenz plötzlich zuſammen, denn ſie ſah Florian, wie er hemdärmelig mit dem Rücken nach dem Wege gekehrt dort ſtand. Sie hörte, wie er, ein Stück Geld auf den Boden werfend rief: „Es gilt ſechs Batzen, ich treff' fünf.“ Unter dem Vorwande, daß ſie etwas vergeſſen habe, kehrte Creszenz ſchnell um, der Geometer folgte ihr kopfſchüttelnd. Zu Hauſe überraſchten ſie die Mutter unangenehm beim Kaffee. Sie gingen nun durch das Dorf.

Florian begnügte ſich für dieſen Sonntag damit, Aufſehen im Dorfe zu erregen; das gelang ihm in vollem Maße. Alle Leute redeten nur von ihm, von ſeiner ſchwarzen Sammtjacke mit den ſilbernen Knöpfen, von ſeiner roth- und ſchwarzgeſtreiften Freiſchützenweſte und von allen Herrlichkeiten der Art, denn die Leute im Dorfe wie in der Stadt haben meiſtens nichts zu ſprechen und ſind froh, wenn ſich ihnen ein Gegenſtand darbietet.

Der alte Metzgerle, der Vater des Florian, ſammelte den Ruhm ſeines Sohnes von Mund zu Mund und that das Seine, ihn noch zu ſteigern.

Er konnte immer noch als ein ſchöner Mann gelten, wie er daher ſchritt, groß mit geröthetem Antlitze und luſtigen grauen Augen. Er ging hemdärmelig und hatte das Sacktuch in das Armloch der Weſte geſteckt, was ihm etwas Eigenthümliches gab. So oft er nun Jemand begegnete, zog er ſeine Doſe heraus und ließ eine Priſe ächten Doppelmops nehmen, indem er ſtets dabei bemerkte: „Den hat mir mein Florian bracht, gelt es iſt ein Staatskerle? So iſt Keiner auf zwanzig Stund Wegs. Sein Meiſter thät ihm auch gleich ſeine einzige Tochter geben, der Heidenbub' mag aber nicht. Sein Meiſter löſt mehr für Klauen, als drei Horber Metzger für Fleiſch, er metzget alle Tage ſeine acht Kälber und auch zwei oder drei Ochſen. Was meinſt?“ ſetzte er dann gewöhnlich hinzu, indem er ſeine Blätſchle's-[1] Kappe dabei abnahm und wieder aufſetzte, „wie wär's, wenn ich nach Straßburg ging' und das Mädle heirathen thät? Wenn es einmal partu einen Groſ'mann will, iſt's eins, der jung' oder der alt', ich nehm's noch mit Jedem auf."

---

[1] Ein rundes ledernes Käppchen, ohne Schild, wie ein Krautblatt geformt, daher Blätſchle, ſo viel als Blättchen.

Bei dem alten Schmiedjörgli, einem kinderloſen Greiſe von mehr als achtzig Jahren, der immer vor ſeinem Hauſe an der Straße ſaß und ſich von den Leuten Alles erzählen ließ, hielt ſich der alte Metzgerle beſonders lange auf. Der alte Schmiedjörgli und die alte Maurita auf der Bruck, das waren die zwei Leute, durch die man etwas im ganzen Dorfe bekannt machen konnte. Der Schmiedjörgli erzählte Gutes und Schlimmes weiter, um Andere damit zu necken und um zu zeigen, daß er Alles wiſſe, die Maurita aber erzählte das Freudige, damit ſich Andere mit freuen, und das Traurige, damit Andere mit trauern. Der Schmiedjörgli war der beſte Abnehmer für die Prahlereien des Metzgerle.

So ging der Sonntag vorüber, und als Creszenz — es war ſchon längſt Nacht geworden — mit dem Geometer heimkehrte, dankte ſie Gott, daß die gefürchteten Händel nicht eingetroffen waren.

4.

Wie Florian und Creszenz ſich zum erſten= und zum andernmal wieder ſehen.

Schon eine Stunde vor Tag ſtand Creszenz andern Morgens auf, fütterte ihr Vieh und verrichtete ſtill die Hausarbeit. Sie blickte einmal ſchmerzlich auf, als ſie inne ward, daß ſie nicht mehr ſang; ſie ging hinaus in's Feld.

Mit einem Bündel Frühklee auf dem Kopfe kam Creszenz von der Halde herauf, ſie ſah herrlich aus, die geſchmeidigen Formen ihres Körpers hoben ſich ſtraff hervor. Mit der rechten Hand hielt ſie den Kleebündel, mit der linken den Rechen, der, über die Schulter gelegt, auch als Stütze der Laſt diente. Sie ging ſtill und ruhig; die rothen Blumen ſchauten in ihr rothes Antlitz. Nicht weit von des Jakoben Kreuz hörte ſie plötzlich die Stimme Florians, der „Grüß Gott Creszenz“ ſagte; ſie ſtand wie feſtgebannt.

„Komm'!“ fuhr Florian fort, „ich will dir ablupfen.“

„Ich bitt' dich, Florian, ich darf mich jetzt da nicht aufhalten, da ſehen uns alle Leut'. Guck, du ſiehſt, ich kann mich jetzt nicht wehren, ich kann dir nicht davon ſpingen: aber wenn du nicht willſt, daß ich mein Lebtag kein Sterbenswörtle mehr mit dir red', ſo geh' jetzt fort. Heut Abend nach dem Nachtläuten komm' zu des Melchiors Lenorle, da will ich dir Alles ſagen."

„Gib mir nur auch eine Hand."

Creszenz ſchlug den Arm über den Rechen und reichte die linke Hand, indem ſie tief athmend ſagte:

„B'hüt di Gott bis heut Abend."

Jetzt erſt im Weitergehen empfand Creszenz, wie ſchwer die Laſt auf ihrem Kopfe war; ſie ſtöhnte im Weitergehen als ob ſich der Mocklepeter am hellen Tage als erdrückender Geiſt an ſie geklammert hätte. An dem Kreuze legte ſie die Laſt auf die hohe Bank, die zum Auf- und Abladen ſchwerer Traglaſten hier aufgerichtet iſt.

Bei dem Sinnbilde des Glaubens ſteht dieſer ſtumme Diener allzeit hülfreich bereit. Zu Füßen deſſen, der die ſchwerſte Laſt auf ſich genommen — die Menſchen frei und liebend zu machen — legen die Menſchen eine Weile ihre Tagesbürde nieder, um dann ausgeruht weiter zu ſchreiten.

Creszenz blickte lange nach dem Crucifix, ſie wußte aber nicht, daß ſie es that, denn in ihr bebte nur die Furcht vor dem Florian, nach dem ſie ſich nicht umſchauen wollte; endlich aber that ſie es doch, und ihr Antlitz erheiterte ſich ſichtbar, als ſie den flinken Burſchen ſo durch das Feld dahinwandeln ſah.

Den ganzen Tag über war Creszenz ernſt und wortkarg. Noch ehe es Nacht war, nahm ſie ein Koller, um es, wie ſie ſagte, dem Walpurgle zum Waſchen zu bringen; ſie ging aber nicht zu dem Walpurgle, ſondern zu dem Lenorle; dieſes kam ihr entgegen und ſagte:

„Geh' nur durch die Scheuer, hinten im Garten iſt er.“

„Geh' mit,“ bat Creszenz.

„Ich komm' ſchon, geh' nur derweil.“

Als Creszenz unhörbar durch die Scheune in den Garten trat, ſah ſie den Florian, wie er auf einem Blocke gebückt da ſaß und mit einem ſtiletartigen Meſſer etwas in das Holz grub; ſeine langen, ſchön geſcheitelten braunen Haare hingen weit über ſeine Stirn.

„Florian, was treibſt?“ fragte Creszenz.

Der Angeredete warf das Meſſer weg, ſchüttelte ſich die Haare zurecht und faßte Creszenz, küßte und herzte ſie; ſie widerſtand nicht. Endlich aber ſagte ſie:

„Nun, jetzt iſt genug; du biſt halt grad noch wie du geweſen biſt.“

„Ja, aber du nicht.“

„Kein Bröſele anders. Gelt, du bosgeſt, weil ich mit dem Geometer geh'? Wir hätten uns ja doch nie heirathen können. In Dienſt laſſen mich meine

Leut' nicht, und bei ihnen bleiben mag ich auch nicht, bis ich graue Haar krieg'."

„Wenn das ſo iſt, wenn du den Geometer magſt, hab' ich nichts mehr mit dir zu reden; das hätteſt du mir heut' Morgen ſagen können. Ich weiß eine Zeit, da hätt' der König kommen können, dem das ganze Land gehört und der's nicht blos vermeſſen hilft, und du hätteſt geſagt: Groß Dank, mein Florian iſt mir lieber, und wenn er nichts hat, als was er auf dem Leib trägt."

Ei, wie ſchwätzſt du jetzt? was nutzt das? wir können uns ja nicht heirathen."

„Ja, ja, da hört man's, das iſt das erzig[1] roth' Schneiderle. Wenn ich dich nur mein Lebtag mit keinem Aug' mehr geſehen hätt', wenn ich nur all' beid' Füß brochen hätt', eh ich wieder heim kommen wär!"

„Ei, mach' jetzt keine ſo Sachen, gelt, du lugſt mich doch auch als noch freundlich an und lachſt ein bisle mit mir, wenn du mir verkommſt?"[2]

Mit einem Blicke voll heiterer Liebesluſt ſah Creszenz Florian an, ſie lächelte, aber das Weinen ſtand ihr näher als das Lachen. Florian hob ſein Meſſer auf, ſteckte es ein und wollte fortgehen; da faßte Creszenz ſeine Hand und ſagte:

---

[1] Erzig, ſo viel als urſprünglich, durchaus gleich damit.

[2] Verkommen, ſo viel als begegnen.

„Trutz mir nicht, Florian, gang, mach', red' auch. Lug' ich hab' ja doch den Geometer noch nicht geheirathet, aber laufen laſſen kann ich ihn jetzt nicht; meine Leut' thäten mich im Schlaf erwürgen, wenn ich von ihm ließ'. Es dauert aber noch wenigſtens zwei, drei Jahr', bis was draus wird, wer weiß wie's noch geht, kann ſein ich ſterb' vorher — das wär' mir das Liebſt'."

Die Stimme der Creszenz ſtockte.

Plötzlich erwachte in Florian ein ganz anderes Leben, die unerklärbare Schlaffheit verſchwand; er ſtand da wie neu erwacht, und freudetrunken blickten ſich die Beiden an.

„Lug," ſagte er, „wie ich da geſeſſen bin und auf dich gewartet hab', iſt mir's grad geweſen, wie wenn mir einer alle Glieder zerſchlagen hätt'. Ich hab' ſo darüber nachdenkt, wie elend wir daran ſind, und einmal über's andere iſt mir's geweſen, wie wenn ich mir mein Meſſer in's Herz ſtoßen müßt. Wenn mir Einer unter die Hand kommen wär', ich weiß nicht — und fort mag ich auch nicht, und hier bleiben muß ich, und dich muß ich haben."

„Ja, das wär' ſchon recht, wir können doch aber nicht auf den alten Kaiſer 'nein leben; ich wüßt' wohl Einen, der uns helfen könnt', er müßt' es mir thun.

„Red' mir nichts von ihm, er darf dich nichts angehen, ich will's nicht, und er geht dich nichts an; du biſt deines Vaters Kind und wer anders ſagt, den ſtech' ich wie ein achttägig Kalb. Guck, mein Vater hat mich ſchon halb ausgebeutelt, ich hab' aber wohl noch ein Geld; ich bleib' jetzt vor der Hand hier und arbeit' auf meines Vaters Meiſterrecht. Ich will einmal denen Nordſtettern zeigen, was der Florian kann, ſie ſollen Reſpekt vor mir haben."

„Du biſt ein Schöner," ſagte Creszenz, „haſt mir denn gar nichts mitbracht?"

„Ja doch, da."

Florian langte in die Taſche und gab Creszenz einen breiten ſilbernen Ring und ein gemaltes flammendes Herz, darin ein Spruch ſtand.

Nach dem erſten Jubel des Entzückens wollte Creszenz den Reim leſen, Florian aber ſagte: „das kannſt du, wenn ich auch nicht dabei bin, jetzt wollen wir ſchwätzen."

„Ja, erzähl' mir einmal. Iſt es wahr, haſt du Bekanntſchaft mit deines Meiſters Tochter in Straßburg?"

„Kein Gedanke, ich thät ja ſonſt nicht hier bleiben, und hier bleib' ich. Alle Nordſtetter müſſen ſagen: der Florian iſt ein Kerle, wie's Keinen mehr gibt."

Noch lange blieben die Beiden zuſammen. Als Creszenz wieder nach Hauſe kam, traf ſie den

Geometer und mußte freundlich und liebreich gegen ihn ſein. Mit ſchwerem Herzen las ſie noch ſpät in ihrem Kämmerlein den Spruch auf dem gemalten Herzen:

Beſſer Stein zur Mauer graben,
Als lieben und doch nicht haben.

Weinend legte ſie das Blättchen in ihr Geſangbuch.

Da haben wir nun eines jener Verhältniſſe, wie ſie zu Tauſenden in Stadt und Land ſich finden, vielleicht nicht ſo grell, die Farben ſind mehr in einander vertuſcht. Creszenz hatte den Florian gern und wollte doch die Verſorgung durch den Geometer nicht drangeben; dort hielt ſie die Liebe, hier der Verſtand. Es müßte ſonderbar zugehen, wenn daraus nicht ſchweres Unglück entſtünde.

5.

Was Florian im Dorfe treibt und wie er Haare laſſen muß.

Florian blieb nun im Dorfe und ſchlachtete, von dem Meiſterrechte ſeines Vaters Gebrauch machend, ein Rind und bald wieder eines. So gut es auch in der erſten Zeit zu geben ſchien, ſo hatte doch die Herrlichkeit bald ein Ende. Der alte Metzgerle ging mit dem liegen gebliebenen Fleiſche hauſiren, er verthat aber oft nicht nur den Profit, ſondern auch das Kapital. Die Concurrenz der bereits anſäßigen jüdiſchen Metzger war trotz der Geſchicklichkeit Florians nicht zu beſiegen, denn die Juden verkaufen das Fleiſch von den Hintertheilen billiger, da ſie nach einer Anordnung der Bibel nur das Fleiſch der Vordertheile eſſen dürfen.

Ueberhaupt aber iſt es auf dem Dorfe faſt nicht möglich, von einem Handwerke allein ohne Ackerbau zu leben. Zum Ackerbau hatte Florian keine Gelegenheit und noch viel weniger Luſt. Er ſchlachtete nun eine Zeit lang in Gemeinſchaft mit einem jüdiſchen Metzger, aber auch dieß hörte bald auf.

Nun half Florian den Straßburger Metzgern Ochſen einkaufen. Er verdiente dabei manch ſchön Stück Geld und machte auch ſeinen Vater zu einem ganz glückſeligen Menſchen. Der alte Metzgerle konnte wieder Ochſen ausgreifen und ſchätzen wie in alten Zeiten, er verjüngte ſich wieder. Florian war einer der erſten Burſchen im Dorfe.

Ungeſchickterweiſe verdarb er es aber mit dem Schultheißen. Dieſer ließ, als die fremden Händler da waren, den Florian zu ſich kommen und wollte ſeine Ochſen verkaufen. „Sie wiegen gut vierzehn Centner,“ betheuerte der Schultheiß. „Was ſie mehr als eilf wiegen, will ich roh freſſen,“ erwiderte Florian, und das war dumm; denn von dieſem Augenblick an war ihm der Schultheiß ſpinnefeind.

Deß kümmerte ſich aber Florian wenig, er ſpielte jeden Sonntag den Baron, kegelte immer am höchſten, und ließ wie man ſagt, das Garn auf den Boden laufen.

Es iſt ein eigen Ding um die Fremdenehre, ſie iſt gar bald aufgezehrt. Ein Anſehen, das man ſich errungen hat, weil man eine ungewöhnliche Erſcheinung war, hört auf, ſobald die Leute an die Erſcheinung gewöhnt ſind; ſagt man ja, wenn der Regenbogen lang ſtünde, würde man ſich nicht mehr nach ihm umſehen.

So erregte auch Florian kein Aufſehen im Dorfe mehr. Erſt ein unerwartetes Ereigniß zog wieder die Blicke Aller auf ihn.

Eines Abends ſtand er mit ſeinen Kameraden nicht weit vom Adler, der Schultheiß ſaß mit dem Geometer auf der Bank vor dem Hauſe. Florian bemerkte, wie ſie nach ihm hinſchielten, wie der Schultheiß mehrmals mit der Hand über die Oberlippe fuhr, der Geometer unbändig lachte und dabei das Wort Samſon ausſprach. Florian wußte nicht, was das zu bedeuten habe, es ſollte ihm aber bald klar werden.

Andern Tages wurde er vor den Schultheiß geladen, von dem wir uns erinnern, daß er einſt

Unterofficier geweſen war; er befahl nun dem Florian, ohne Widerrede ſeinen „Schnurrwichs“ herunter zu machen, da er nie Soldat geweſen und es nur den Soldaten erlaubt ſei, Schnurrbärte zu tragen. Florian lachte den Schultheiß aus, worauf dieſer gewaltig ſchimpfte, es kam zur Gegenrede, für die Florian in das Gefängniß wandern mußte.

Es iſt ein gefährlich Ding, einen Menſchen, der eigentlich unſchuldig iſt, in's Gefängniß zu ſperren; das ſtumpft ſein Gefühl und ſeine Scheu ab für Zeiten, wo er vielleicht ſchuldig iſt.

Als Florian herauskam, mußte er dem geſtrengen Befehle Folge leiſten. Mit einer Wehmuth ohne Gleichen ſtand er vor dem Spiegel und preßte ſeine der Haarzier beraubten Lippen zuſammen, ſeine Zähne knarrten und ein harter Schwur ſetzte ſich in ſeiner Seele feſt.

Im ganzen Dorfe ſprach man von nichts, als von dem abgemähten Schnurrbarte Florians, und jetzt, ſeitdem er nicht mehr war, lobte ein Jeglicher deſſen Vorzüge.

Dem Florian war es, als ob ſeine Haut geſchält wäre und als er durch das Dorf ging, beredete ihn ein Jeder über ſein verändertes Ausſehen.

So weit war es aber ſchon mit Florian, daß er ſich ſogar über dieſes Aufſehen freute. Wenn nur die Leute etwas Beſonderes an ihm zu bemerken hatten, das war ihm ſchon genug.

Vor dem Hauſe der Creszenz ließ er ſich am Tage nicht ſehen, und als er Abends mit ihr zuſammenkam und ſie ihn auslachte, ſchwur er, daß der Geometer ihm jedes Haar bezahlen ſolle. Creszenz ſuchte ihn zu begütigen, er ſchwieg.

Wenige Tage darauf wurde der Geometer auf dem Heimwege von Horb des Nachts von drei Burſchen überfallen. Sie ſchleppten ihn in den Wald und mit dem Rufe: „Auf ihn, er iſt von Ulm,“ prügelten ſie ihn ſo durch, daß er kaum mehr heimgehen konnte. Einer rief ihm zum Schluſſe zu: „dießmal war's glimpflich, wenn du binnen acht Tagen nicht aus dem Dorf biſt, wird dir das Nachteſſen noch einmal gewärmt.“ Der Geometer glaubte die Stimme Florians zu erkennen. Er ſuchte nun eine Klage anhängig zu machen, aber die Wahlbewegungen im Dorfe ließen dieſe zu keinem richtigen Fortgange kommen.

Es wurde ein neuer Schultheiß gewählt, die Bartſcheerung Florians war die letzte Amtshandlung des unteroffizierlichen Schultheißen. Der Buchmaier, der die Leute ungeſchoren ließ, und unter deſſen Regierung auch der Schnurrbart Florians wieder zu erneuter Herrlichkeit aufwachſen durfte, wurde faſt einſtimmig „gekurt.“

Der Geometer verließ mit ſeinen Kameraden das Dorf und ſiedelte ſich in Mühl an, der rothe Schneiderle und der Adlerwirth boten Alles gegen dieſe Auswanderung auf, aber vergebens.

Mit Florian war indeſſen auch eine große Veränderung vorgegangen. Er ſchien ſich mit den Straßburgern überworfen zu haben, denn er war nicht mehr ihr Unterhändler. Auch der alte Metzgerle blieb faſt immer zu Hauſe, er hatte eine neue Erwerbsquelle gefunden, die reichlich floß. Auf ſeinen Reiſen als Ochſentreiber hatte er mit den Schmugglern im Badiſchen Bekanntſchaft gemacht; denn Baden gehörte damals noch nicht zum Zollvereine. Er verkaufte nun die eingeſchmuggelten Sachen, beſonders Zucker und Kaffee, und ſtand ſich gut dabei. Der rothe Schneiderle ſah ſeinen Kramladen durch den geheimen Zwiſchenhandel vernichtet, und doch war ihrer Kinder wegen Feindſchaft und Continentalſperre zwiſchen ihm und dem Metzgerle. Die Frau aber fand einen glücklichen Ausweg: das Haus der Leichkäther ward der neutrale Boden, auf dem man unterhandelte. Die Leichkäther mußte die fremden Waaren von dem Feinde für ſie aufkaufen.

So war auch zwiſchen den Großmächten ein geheimes Spiel angezettelt.

Faſt jeden Sonntag wurde Creszenz durch arge Mißhandlungen gezwungen, ihrem Vater zu folgen und in Mühl oder halbwegs, in Egelsthal, mit dem Geometer zuſammen zu kommen. Sie war dann wider ihren Willen munter und luſtig, und wenn ſie lange genug geheuchelt hatte, wurde ſie beim Weine wirklich aufgeheitert, ſo daß der Geometer glaubte, ſie hänge noch immer an ihm.

Abends aber ging ſie immer wieder heimlich mit dem Florian, und wenn ſie nach Hauſe kam, warteten ihrer neue Mißhandlungen.

So lebte Creszenz ein qualvolles Leben, deſſen innern Widerſpruch ſie aber zu ihrem Glücke nicht erkannte; ſie hatte ihr Lebenlang nichts als Unwahrheit und Halbheit vor ſich geſehen.

6.

Florian in Floribus.

Florian ſuchte im Ort etwas zu verdienen, es gelang ihm aber ſelten. Er wollte nämlich bloß auf ſeinem Handwerke oder ſonſt in einem angeſehenen Geſchäft arbeiten, die Feldarbeit hielt er unter ſeiner Würde; lieber wäre er Hungers geſtorben, ehe er, wie andere vermögensloſe Menſchen, Steine auf der Straße geſchlagen hätte.

Florian wollte nur das thun, was er gerne that, und das können doch die wenigſten Menſchen durchführen.

Es ergab ſich indeß bald eine Gelegenheit, wobei Florian Geld und nach ſeiner Art hohe Ehre gewann.

Der Hammeltanz war nahe, große Vorbereitungen wurden dafür getroffen. Der Adlerwirth hatte ſich mit Florian und ſeinen Kameraden wieder ausgeſöhnt, denn als Wirth war er Diplomat genug, um den einmal erlittenen Verluſt durch den Auszug der Geometer nicht noch durch Ortsfeindſchaft zu verdoppeln.

Florian ſchlachtete nun für Kaſpar ein Rind und ein Schwein; letzteres auf der Straße, ſo daß alle Leute bei ihm ſtehen blieben und dem flinken Burſchen zuſahen, der in ſeiner Handwerksthätigkeit allerdings ganz herrlich anzuſchauen war. Die Muskeln an ſeinen bloßen Armen waren ſo ſtraff und ſchön, daß man ſagen konnte, die Herrſchaft über das Leben der Thiere ſtrotzte darin. Er wetzte das Meſſer mit drei Strichen auf dem Stahl ſo ſcharf, daß er ein flatterndes Haar damit durchſchneiden konnte. Beſonders aber als es an das Würſtehäckeln ging, ſtand immer ein großer Kreis von Gaffern um ihn her. Florian häckelte mit zwei Beilen, die er ſo leicht handhabte wie ein Trommler ſeine Schlägel; auch pfiff er dabei die ſchönſten Ländler und ſchlug den Takt dazu. Manchmal machte er ſich noch einen beſonderen Spaß. Er warf eines der Beile hoch in die Luft, häckelte mit dem andern ununterbrochen fort, ſchnalzte mit der leeren Hand, fing das Beil am Stiele wieder auf und häckelte dann im Takte weiter. Alles ſchlug die Hände vor Verwunderung zuſammen.

Der alte Metzgerle ſammelte ſich den Ruhm ſeines Sohnes als Nachtiſch zu dem Keſſelfleiſch, das er genoſſen; bei dem Schmiedjörgli hielt er ſich wieder beſonders lang auf: „Ich bin doch ein geſchlagener Mann,“ ſagte dieſer, „daß meine Unterthanen mir nicht mehr folgen, da muß ich jetzt hocken und muß ſehen, wie Alles zu dem Florian hinaufrennt und ihm zuguckt. Ich gäb' einen Dreibätzner drum, wenn er da neben mir ſchlachten thät.“

„Ja,“ ergänzte der alte Metzgerle und rieb ſich die Hände, „der Hofmetzger in Stuttgart kann's nicht wie mein Florian. Er hat einmal in Straßburg mit ſeinen Kameraden gewettet, er woll' vier Kälber und zwei Säu ganz herrichten ohne das kleinſte Mösle[1] an ſeine Kleider zu bringen — und richtig, er hat's fertig bracht, und ſein Schurz und ſein Hemd waren noch grad wie der gefallene Schnee.“

Florian hatte nun bei allen Leuten ſo viel zu thun, daß er Tag und Nacht nicht zur Ruhe kam und am Sonntag des Hammeltanzes die Morgenkirche verſchlief.

---

[1] Mos, ſo viel als Flecken.

Creszenz hatte dem Geometer eine Zuſammenkunft in Egelsthal verſprochen, es gelang aber Florian leicht, ſie davon abwendig zu machen.

Nach der Mittagskirche war Jubel im ganzen Dorfe. Auf dem Schloßhofe waren Pfähle in einem Kreiſe aufgeſteckt, um die ein Seil gebunden war. In der Mitte des Kreiſes ſtand ein ſchöner Hammel mit einem rothen Bande geziert, auf dem Tiſche daneben ſtand eine blinkende zinnerne Schüſſel. Die Muſik ging voraus; ein jeder der Burſchen, ſein Mädchen an der Hand, hinterdrein.

An dem Schloßthor war eine Schlaguhr angebracht, und zwar ſo, daß man ſie nicht ſehen konnte. Punkt zwei begann der „Freitanz.“ Die Muſik ſpielte einen Marſch, die Paare gingen in ſtrenger Ordnung rings um das Seil. Ein alterthümlicher Säbel war in einen Pfoſten gehackt, einer der Burſchen nach dem andern zog ihn heraus und hackte ihn den nächſtfolgenden Pfoſten. Als Florian mit Creszenz an den Säbel gelangte, ſtellte er die Waffe aufrecht auf ſeine unteren Zähne und ſchritt ſo lange ohne zu wanken bis zur nächſten Station. Ein allgemeines „Gucket au!“ lohnte dieſe Keckheit. Die Leichkäther prophezeite, daß Florian den Hammel gewinne. So wandelte nun Alles im Kreiſe, jubelnd und lachend. Als Florian den Säbel wieder in der Hand hielt, ſchlug es plötzlich drei. Ein allgemeines

„Hoch!“ erſcholl. Das Seil wurde eingeriſſen und dem Florian der Hammel, das Band und die Schlüſſel gebracht. Die Mädchen kamen herbei, glückwünſchten der Creszenz und flochten ihr das neue Band in das Haar. „Jetzt iſt es g'wiß, ihr krieget euch dieß Jahr,“ ſagte des Melchiors Lenorle. Creszenz aber ſah ihren Vater, der mit geballter Fauſt vor ihr ſtand; ſie weinte.

Mit Muſik zog man nun in das Wirthshaus, Florian begann mit Creszenz den erſten Tanz.

Der Buchmaier hatte als Schultheiß eine alte Sitte wieder erneuert. Er beorderte weder den Schützen noch einen Landjäger als Ordnungshalter zum Tanze. Am Vorabende hatte er alle Burſchen, die das achtzehnte Jahr zurückgelegt hatten, zuſammenkommen und ſie zwei ſogenannte „Tanzburſchen“ wählen laſſen. Conſtantin und des Zimmermann Valentins Xaver erhielten die meiſten „Kuren,“ [1] der dritte ſollte der ſein, der den Hammel gewänne; der Schultheiß hatte ſich nur vorbehalten, falls einer der Gewählten der Glückliche wäre, noch einen aus eigener Machtvollkommenheit zu ernennen. Nun war Florian der dritte Tanzburſche, der, wie die anderen, ein weißes Band um den linken Arm erhielt. Die Drei mußten für die Aufrechthaltung der Ordnung bürgen, jede Störung fiel ihnen zur Laſt; es kam aber keine

[1] Kuren, ſo viel als Wahlſtimmen, noch immer gebräuchlich.

vor, denn die Leute laſſen ſich am liebſten von denen aus ihrer Mitte regieren.

Creszenz war ganz glückſelig, ſie vergaß den Geometer vollends. So ſchön als Florian konnte Keiner tanzen, ſelbſt der Jörgli nicht; er ſchlug immer im Takte die Füße zuſammen, ſo daß Aller Blicke auf ſeine ſchöngewichsten Stöckelſtiefel gerichtet waren. Dann rief er manchmal mitten aus dem Tanze heraus: Hellauf! Sein ganzes Weſen hob und bewegte ſich nach dem Tone der Muſik; er war ein ganzer Tänzer. Er wollte keine Minute ruhen, und als die Muſik eine Weile aushielt, trat er zu dem Klarinettiſten und ſagte: „Laß' dein dürr Holz rappeln,“ worauf der Muſikant erwiderte: „Laß was einſchenken, daß es quillt.“ Florian warf einen Sechsbätzner auf den Tiſch.

Spät in der Nacht wurde der „Balbiererstanz“ ausgeführt, bei dem Florian in ſeinem vollen Glanze erſchien. Es wurde nämlich ein Menſch hereingebracht, der ſchneeweiß ausſah, vorn und hinten einen Höcker hatte und überall mit weißen Tüchern verbunden war; man konnte den Studentle gar nicht mehr erkennen. Die Muſik ſpielte die Weiſe zu dem Lied:

Hol' mir den Balbierersknecht,
's iſt mir jo gar et reacht.

Ein Stuhl wurde in die Mitte des Saales

geſtellt und der Kranke darauf geſetzt. Der erſehnte Arzt kam herbei, um und um mit Meſſern behangen, eine große Klammerbrille auf der Naſe und eine Perrücke von Werg auf dem Kopfe. Ein ſchallendes Gelächter begrüßte den Eintretenden, es war Florian.

Mit poſſirlichen Sprüngen tanzte er um den Kranken herum, fühlte ihm den Puls, öffnete den Verband am Arme, ließ zur Ader und ſteckte endlich ein Meſſer in den Höcker und ließ es darin. Der Kranke fiel todt zu Boden, die Muſik ertönte in dumpfen Klagen. Der Arzt ſprang verzweifelnd in der Stube umher, raufte ſich ganze Ballen ſeiner Perrücke aus und warf ſie den Leuten ins Geſicht; die Muſik verſtummte. Endlich, die Hand an die Stirne legend, beſann ſich der Gequälte und rief: „Muſik!“ Wiederum Klagetöne. Er kniete zu dem Kranken nieder, riß ihm den Mund auf und zog unaufhörlich weiße Bändel heraus; aber immer noch lag der Kranke leblos. Jetzt nahm der Arzt ein großes Schoppenglas, füllte es bis an den Rand mit Wein, ſtellte es auf ſeine Stirne und legte ſich nach dem Takte der Muſik neben den Kranken rücklings auf den Boden. Alles hielt den Athem an ob dieſes ſchweren Kunſtſtückes, aber es gelang. Nun wurde dem Patienten das volle Glas bis auf die Neige eingegoſſen, er ſchlug um ſich, warf die Vermummung ab, Florian that desgleichen, die Muſik ſpielte wieder einen Hopſer, des alten Schultheißen Bäbele kam herbeigeſprungen und tanzte mit Conſtantin, Creszenz mit Florian; Alles war wieder munter und wohlauf.

Man hatte mitten in der Luſt mit dem Uebel und der Trauer geſpielt, in erneutem Freudejauchzen lebte man wieder auf.

Als man ſich eine Weile zu Tiſche ſetzte, trank und ſang, gab Florian ein neues Lied zum Beſten, das er aus der Fremde mitgebracht hatte; es lautete:

Zu Straßburg auf der Schanze,
Hatte mich ein Mädchen lieb,
Es bracht' mir alle Morgen
Einen Kaffee und einen Brief.

Den Brief hab' ich erhalten,
Den Kaffee aber nicht,
Darinnen ſtand geſchrieben:
Der Winter iſt vor der Thür.

Der Winter und der iſt kommen,
Die Meiſter werden ſtolz,
Sie ſprechen zu den Geſellen:
Geh' 'naus und ſpalt mir's Holz.

Spalt es mir nicht zu grobe,
Spalt es mir nicht zu fein,
So kannſt du dieſen Winter
Mein treu' Geſelle ſein.

Der Winter und der iſt ume,
Die Geſellen werden's friſch,
Sie nehmen Stock und Degen
Und treten vor Meiſters Tiſch.

„Ach Meiſter, wir wollen's rechnen,
Es iſt die ſchönſte Zeit,
Du haſt uns dieſen Winter,
Mit Sauerkraut geſpeiſt.“

„Iſt dir das Brod zu ſchwarze,
Ich laß es backen weiß,
Iſt dir dein Bett zu harte —“

Hier kamen Verſe, über die leider weder Creszenz noch ſonſt eines der Mädchen erröthete, vielmehr jubelte Alles von Neuem.

Wer mag nun zweifeln, daß Florian der erſte Burſch' im Dorfe war?

Als aber Creszenz nach Hauſe kam, mußte ſie ſchwer dafür büßen, daß ſie heute die erſte Rolle geſpielt hatte; die Mutter war krank und der Vater beſaß nun alle Macht im Hauſe. Creszenz duldete ohne Murren, ſie wußte jetzt ſicher, daß ſie mit Florian vereinigt würde; hatten ſie ja gemeinſam den Preis gewonnen.

7.

Es geht ſcharf bergab.

Als die Zeit der Luſtbarkeiten vorüber war, hatte auch die Herrlichkeit des Florian ein Ende, er wurde in die Ecke geſtellt wie eine gebrauchte Baßgeige; Alles ging wieder ruhig an ſein Geſchäft und ſah ſich wenig mehr nach den Spaßmachern um. Nur Florian hatte kein rechtes Geſchäft und wollte auch keines haben, er lotterte in den Wirthshäuſern umher und war auch da bald unwerth.

Auf dem Lande, wo Jedes die häuslichen Verhältniſſe des Andern kennt, iſt es nicht leicht, eine große Rolle zu ſpielen, wenn man es nicht aufzuwenden hat. Baden war jetzt dem Zollvereine beigetreten und ſo war auch zu Hauſe Schmalhans Koch. Bei alle dem ging aber Florian noch immer aufrechten Ganges, ſtolz und ſchön geputzt, wie in ſeinen beſten Tagen. Nie ging er unſauber einher, und ſelbſt als ſeine Stiefel faſt keine Sohlen mehr hatten, waren ſie doch noch immer ſchön gewichst.

„Man ſieht einem auf den Leib aber nicht in den Magen,“ war ſein Wahlſpruch, und oft ſang er das Lied:

Jetzt hab' ich noch drei Kreuzer,
Iſt all' mein baares Geld,

Dafür laß ich mir waſchen,
Meine Hoſen und Gamaſchen,
Kauf mir Wichſ' dazu,
Kauf mir Wichſ' dazu,
Für mein' Stiefel und Schuh.

Die Uhr mit dem ſilbernen Behäng hatte Florian nur noch am Sonntag, das hatte er ſich ausbedungen, als er ſie bei der alten Gudel verſetzte.

Der Horber Markt kam, und nun gab es wieder ein Feſt für das halbe Dorf.

Der alte Metzgerle ſtand ſchon ſeit dem frühen Morgen an des Jakoben Brunnen, alle Bauern, die ihre Ochſen zu Markt trieben, ließen ſie von ihm ſchätzen, und mit großem Wohlbehagen verrichtete er dieß Geſchäft; es war ihm wieder als könne er das Alles kaufen, auch hoffte er, es würde ihn ein Bauer mitgehen heißen, aber Keiner that es. Der arme Mann hatte heute ſchon ſo viel geſundes Fleiſch unter Händen gehabt, aber ſeit vierzehn Tagen keinen Biſſen Fleiſch über den Mund gebracht. Als nun alle ſeine Mühe vergebens war, wiſchte er ſich ſeufzend den Schweiß von der Stirn, ging nach Haus, nahm ſeinen alten Knotenſtock und ging auf gut Glück zu Markte, um dort als Unterhändler ein paar Kreuzer zu verdienen.

Florian lief im Dorfe umher und war ganz außer ſich, er begegnete der Creszenz, die mit ihrem

Vater ebenfalls zu Markte ging, aber er lief ſchnell an ihnen vorüber; er hatte keinen Heller Geld in der Taſche. Wo er einen Burſchen ſah, gedachte er ihn um ein Darlehn anzuſprechen, aber bald ſagte er ſich wieder: „der gibt mir doch nichts und der hat ſelber nicht viel, und dann haſt du nichts als die Schand'.“ So ließ er einen nach dem Andern von ſeinen Bekannten an ſich vorüber gehen. Er dachte: „ei du brauchſt ja nicht zu Markte zu gehen, du haſt ja nichts dort verloren; es gehen ja noch viel Leut' nicht. Ja, aber die wollen nicht, und ich kann nicht.“ Nun ward es ihm, als verliere er eine unerſetzliche Freude, wenn er zu Hauſe bliebe; es ward ihm, als müßte er gehen, als ſtünde Alles dabei auf dem Spiel. Mit glühenden Wangen und forſchenden Blickes ging er durch das Dorf, immer im Selbſtgeſpräch: „Da wohnt der Schmied Jakob, dem haſt du's beim Hammeltanz oft zugebracht, ja, aber er gibt dir doch nichts. Dort wohnt der Schreiner Koch, er war auch in der Fremd', zu dem gehſt du; es iſt eigentlich zum erſtenmal, daß du ſo vertraut mit ihm biſt, aber du mußt es doch thun.“

Der Schreiner Koch band eben ein Rind von der Krippe los, über Geldmangel klagend, Florian ſchwieg mit ſeinem Verlangen. Der Studentle war nicht mehr zu Hauſe; Florian war ſchnell entſchloſſen, er ging zum Adlerwirth, ſagte: der Studentle ſchicke ihn, er ſolle demſelben ſechs Kronenthaler leihen; Florian wollte nicht um ein Bagatell bitten. Der Adlerwirth erwiderte: „Ich borg' nichts, das macht die beſte Freund' zu Feind'." „Du haſt recht, ich hab's auch geſagt," erwiderte Florian grimmig lachend und ging davon.

Mit einem ſchrecklichen Gefühle der Verlaſſenheit wandelte er umher und dachte: „Wenn man kein Geld hat, iſt man doch auch daheim nicht recht daheim." Schweißtriefend lief er durch alle Gaſſen, es war ihm, als ob jede Minute, die er verſäume, Unwiederbringliches an ihm vorübergehen laſſe. Er gedachte nun, wie die großen Herren, Geld von einem Juden zu leihen; auch ihn störten ihre Blicke nicht bei ſeinen Verſchwendungen oder Großthuereien. „Judenſchulden ſind kein' Schand'," ſagte er ſich und ſprach des Mendle's Meierle, das mit einer vollen Geldgurte zu Markte ging, offen um ein Darleihen von einigen Karolin auf hohe Zinſen an; er erhielt eine abſchlägige Antwort.

Endlich kam er auf den geſcheidten Gedanken, nur geradeswegs nach Horb zu gehen und dort zu thun als ob er ſein Geld vergeſſen oder verloren habe; er ärgerte ſich jetzt, daß er den Gedanken nicht früher gehabt und ging fürbaß. Als er an dem Hauſe des Schmiedjörgli vorüberging, ſaß dieſer wie gewohnt auf der Bank; er war heute beſonders gut aufgelegt, da er durch die Marktgänger Unterhaltung in Fülle hatte.

„Wohin ſo ſchnell, Florian? Du ſiehſt ja aus, wie wenn dir die ganz' Welt feil wär!“

Florian ſtutzte und blieb ſtehen. Er vergaß, daß es eine beſondere Freude des Schmiedjörgli war, Leute, die eine ſchwere Laſt, einen Sack voll Korn oder einen Kleebündel trugen, eine Weile durch Fragen zu ſtellen; Manche gingen in die Falle und der Alte freute ſich dann doppelt, daß er ſo los und ledig daſaß, während die Anderen keuchten. Auch wenn Jemand eine ſchwere Schmerzenslaſt im Herzen trug, ſuchte ihn der Schmiedjörgli bei ſich aufzuhalten; das war ja die beſte Zeit, um etwas zu erfahren. Florian dachte an alles Das nicht mehr, denn er fragte:

„Wie könnet Ihr denn das wiſſen?“

„Man ſieht's dem Strumpf an, wenn das Bein ab iſt. Ich weiß wohl, gelt, grad iſt die Creszenz mit ihrer Mutter-Mann da vorbei, er bringt ſie auch zu Markt.“

„Ich hab' kein' Sorgen.“

„Ich weiß wohl, man ſagt, du ſeiſt tüchtig mit ihr verbandelt.“

Florian ſchmunzelte und ging weiter, es war ihm lieb, daß man das Rechte nicht ahnte.

An der Hohlgaſſ' ſah Florian den Schlunkel, den „verwogenen“ Kerl, der ſchon zweimal im Zuchthauſe geweſen war, am Raine ſitzen und Geld zählen, ſonſt hätte er ſich nicht herabgelaſſen dieſen Menſchen nur zu grüßen, jetzt ſagte er zuerſt halb ſpaßhaft: „ſoll ich dir helfen zählen?“ Der Angeredete ſah auf und antwortete nicht.

Florian ſetzte ſich zu ihm und bat ihn endlich um einen Gulden. Der Schlunkel grinzte ihn an, ſchnürte ſeinen Lederbeutel feſt zu, fuhr ſich mit dem Zeigefinger über den Mund und pfiff dabei; Florian aber hielt ſeinen Arm krampfhaft feſt.

„Du wirſt doch mir das Geld nicht nehmen wollen?“ fragte Schlunkel, „zu was brauchſt denn ſo viel Geld?“

„Ich muß mir was kaufen.“

„Meinetwegen, komm, ich geh’ mit nach Horb.“

Florian zitterte, lieber wäre er in die Hölle gegangen, als am helllichten Tag mit dem Schlunkel nur zehn Schritte; er ſagte daher:

„Gib mir nur einen Sechsbätzner, in einer Stund treff’ ich dich im Ritter, da haſt’s wieder.“

Der Schlunkel gab das Geld und Florian jagte wie der Blitz davon. Unterwegs aber langte er nochmals in ſeine Taſche, er wußte gar wohl, wie viel er darin hatte, aber er wollte ſich deſſen nochmals vergewiſſern. Er drückte die vier Sechſer einen nach dem andern durch die Finger, als wollte er mit aller Gewalt aus jedem noch einen zweiten herausdrücken.

Pfeifend ging dann Florian über den Viehmarkt hinweg nach dem Krämermarkt in der obern Stadt.

8.

Florian verſpielt ſich und gewinnt die Crescenz.

Plötzlich blieb Florian ſtehen, ein Tiſch mit Würfeln ſtand vor ihm, er ging vorbei und betrachtete ſich die Pfeifen an der nächſten Bude; bald aber kehrte er wieder um und ſtellte ſich an den Tiſch, mit dem Vorſatze, nur den Anderen zuzuſehen, wie ſie ſpielten. Einer war beſonders glücklich auf Nro. 8. Florian langte in die Taſche und ſetzte auf die gleiche Nummer drei Kreuzer, er verlor. Schnell ſetzte er abermals, er verlor wieder. Er kneiſte ſich auf die Lippen, daß ihm das Blut in den Mund rann: ſchnell aber ſah er ſich lächelnd um, damit Niemand es merke. Er ſetzte abermals und verlor bis auf ſechs Kreuzer. Er ſpürte es in den Knieen wie alle Kraft daraus wich, ſeine Eingeweide kochten; mit zitternder, fieberheißer Hand warf er ſeinen letzten Sechſer hin und ſchaute nach der andern Seite, er gewann ſein ganzes Geld wieder. Schnell raffte er es ein und dachte innerlich: „ſo jetzt haſt du mich geſehen, hab' ich doch mein Sach' wieder;“ dennoch blieb er ſtehen, es war, als ob er feſtgebannt wäre, auch wollte er den Schein vermeiden, ſo ſchnell mit ſeinem Wiedererworbenen davon zu gehen.

Wiederum dachte er: „Ich muß doch dem Schlunkel das Geld wieder geben und woher nehmen? Einen Sechſer will ich wagen, das andere Geld thu' ich in die recht' Taſch', da herein greif' ich gar nicht.“

Er ſetzte, und nach einer Weile griff er doch in die rechte Taſche und wankte endlich ganz ausgebeutelt vom Tiſche fort.

Mit einer Wehmuth und Selbſtanklage ohne Gleichen lief er nun auf dem Markt umher; da waren tauſenderlei Sachen ausgeſtellt, die für Geld zu haben waren, er aber konnte nach keiner ſeine Hand ausſtrecken.

Ein furchtbarer Fluch gegen die Welt trat zuerſt über ſeine Lippen, er wünſchte ſich, daß er Alles zu unterſt zu oberſt kehren könnte.

Wenn man ſo darüber nachdenkt, möchte man fragen: ei warum wettert und flucht denn ſo ein Menſch wie der Florian? Die Welt hat ihm nichts gethan, er iſt ſelber ſchuld an ſeinem Unglück.

Aber die meiſten Menſchen denken eben nichts, ſowohl die Leichtfertigen, welche Handſchuhe anhaben, als die, welche keine anhaben; wenn's ihnen ſchlecht geht, ſind ſie eben grimmig.

Nur ein Troſt blieb Florian: er gelobte ſich, in ſeinem Leben keinen Würfel mehr anzurühren.

„Freilich," ſagt er ſich wieder, „du haſt jetzt gut ſchwören; wenn die Kuh draußen iſt, macht man den Stall zu." Dennoch fand er einen Troſt in dieſem Vorſatze.

Da begegnete ihm ſein Vater, er ſah fröhlich aus; Florian eilte auf ihn zu und ſagte: „Vater, habt ihr kein Geld?"

„Ich hab' da drei Sechsbätzner bei einem Ochſenhandel verdient, guck."

„Gebt mir zwei davon."

Noch ehe der alte Metzgerle ja oder nein ſagen konnte, war Florian mit dem Gelde im Gedränge verſchwunden.

Wohlgemuth ging er nun zwiſchen den Buden einher, er war von dem ſichern Bewußtſein des Beſitzes getragen und plauderte bald mit dieſem, bald mit jenem. Die Spieltiſche würdigte er kaum mehr eines Blickes.

Bald aber dachte er wieder: „du haſt dein' Sach' blitzdumm angefangen, biſt 'rumtappt von einer Nummer auf die andere; da hat's nicht fehlen können, du haſt dein Geld verlieren müſſen. Soll ich's denn dem Krattenmachergeſindel laſſen? Ja, du haſt ja geſchworen, keinen Würfel mehr anzurühren. Ich halt meinen Schwur, ich geh' dort an den Tiſch, wo der Spielhalter den Würfel durch die Schlang' rollen läßt, da rühr' ich's nicht an.

Er ging abermals an einen Tiſch und ſpielte zuerſt wie die Andern um Kreuzer. Er ſpielte erſt überlegt und wich nicht von ſeinem Plane, behielt die Nummern im Auge, die oft herausgekommen waren und ſetzte auf die anderen. So ſpielte er eine Weile, ohne etwas zu gewinnen oder zu verlieren. Nun ward ihm dieß langweilig, er ſetzte höher und auf mehrere Nummern und gewann; er winkte noch andere Bekannte herbei, ſie ſollten mitthun.

Bald aber wendete ſich das Glück und Florian verlor. Jetzt taumelte er auf dem Brette umher, fuhr unſchlüſſig mit dem Gelde über alle Zahlen und ſetzte endlich, rückte aber noch ehe der Wurf geſchah, oft wieder weg. Wenn es ſich dann ereignete, daß gerade die verlaſſene Nummer gewann, lachte er laut auf. Das Glück ward ihm immer ungünſtiger; er blieb nun wieder wie von Anfang auf beſtimmten Nummern. Endlich hatte er wieder den letzten Groſchen in der Hand und ſetzte ihn mit ſolchem Nachdrucke auf den Tiſch, daß Alles wankte — abermals verloren.

Florian ſah ſtill drein, er athmete kaum hörbar, aber in ſeinem Innern ſtürmte und tobte es gewaltig; er blieb noch eine Zeit lang am Tiſche ſtehen, um ſeinen Bekannten nicht zu verrathen, daß er kein Geld mehr habe, und ſchlich ſich endlich leiſe fort. Jetzt fluchte und gelobte er nicht mehr, kein guter und kein böſer Vorſatz ſtieg in ihm mehr auf: er ging umher, wie ein Körper ohne Seele, ohne Gedanken und Willen, dumpf, ausgebrannt und hohl.

Die Muſik, die jetzt zum Ohre Florians drang, erweckte ihn erſt wieder zum Leben, er ſtand vor dem Wirthshaus zur Roſe. Unter der Hausthüre ſtand der Franzoſenſimpel, der auf einen Freihalter wartete. „Drenta marioin,“ rief er Florian entgegen, das Zeichen des Trinkens machend, Florian aber ſchob ihn bei Seite und ging hinauf zum Tanze.

Von allen Seiten wurde es ihm zugebracht, er nippte nur am Glaſe und wollte es wieder hinſtellen. „Es iſt in guter Hand,“ rief man ihm zu, was ſo viel hieß als: du mußt austrinken. „Hinten hoch! ſagen ſie drunten am Rhein,“ erwiderte dann Florian, auf einen Zug das Glas über dem Kopfe leerend.

Durch dieſe oft wiederholte Ladung fühlte er wieder neues Leben in ſich, die verſchiedenen Weine regten ihn auf und er wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn. Endlich ſah er den Peter, der auf ihn zukommend ſagte: „Haſt du die Creszenz geſehen? drüben im Ritter ſitzt ſie bei dem Geometer.“

Florian leerte ſchnell noch das Glas ſeines Freundes und eilte fort. Er freute ſich, nun doch etwas zu haben, an dem er ſeinen Grimm auslaſſen konnte; er wollte ein Verbrecher ſein, ſich und Alles zu Grunde richten.

Auf Nebenwegen, an der alten Apotheke vorbei, wo kein Marktgedränge war, eilte Florian zum Ritter; er rannte die Staffeln hinan und nahm immer drei auf einmal.

Wenn nur die Menſchen zum Guten auch ſo rennten, wie zum Böſen! Wie oft gehen ſie durch Wind und Wetter, über Stock und Stein ihren niederen Gelüſten nach; gilt es aber die Pflicht oder ſonſt etwas Gutes zu thun, iſt ihnen jedes Windchen zu rauh und jedes Steinchen eine unüberſteigliche Mauer.

Tief athmend kam Florian im Ritter an.

Als Creszenz ihn ſah, eilte ſie freudeſtrahlend auf ihn zu, faßte mit beiden Händen ſeine zitternde Rechte und ſagte:

„Gott Lob und Dank, daß ich dich wieder hab', jetzt bin ich wieder ganz dein, grad hab' ich dem Geometer ein für allemal aufgeſagt. Es hat ſchon lang in mir kocht, jetzt iſt's übergelaufen. Guck, ich bin froh, ich weiß mir gar nicht zu helfen, jetzt weiß ich doch wieder, wem ich bin, und dein bin ich, mag daraus werden, was will. Warum machſt du denn ſo ein Geſicht? Biſt du denn nicht auch froh, daß das Lugenleben ein End' hat?"

Sie rückte ihm das Kappenſchild, das ihm in der Aufregung auf die Seite gekommen war, wieder zurecht in die Mitte der Stirne. Florian ließ Alles an ſich hinreden und mit ſich geſchehen, es war ihm zu Muthe wie einem, der von Laſtern und blutigen Gräueln geträumt und ſich nun plötzlich an der Seite der Liebe und des ſeligen Friedens erwacht ſieht. Er ſchreckte faſt zuſammen vor dieſer innigen Liebe, die ihn mitten in ſeiner Verworfenheit begrüßte. Nichts nannte er jetzt mehr ſein, als ſein armes Leben, das er gern von ſich geſchleudert hätte; nun ward es ihm wieder etwas werth, da ein anderes Leben es ſo warm umfing. Er lächelte ſchmerzlich froh und ſagte endlich:

„Komm', Creszenz, wir wollen fort."

Creszenz willfahrte ihm gern, ſie ſchaute aber nochmals lächelnd und fragend auf, als eben ein friſcher Walzer geſpielt wurde; ſie hätte trotz ihrer innigen Freudigkeit doch auch noch gern getanzt, ſie wollte es aber nicht ausſprechen, nicht ſowohl aus Furcht vor Mißverſtändniß, als weil ſie eigentlich froh war, ganz nach dem Willen Florians leben zu können.

Nicht weit von der Thüre ſaß der Schlunkel einſam bei ſeinem Schoppen, er hatte keinen Kameraden; er brachte es nun dem Florian vertraulich zu, der zu der betroffenen Crescenz ſagte:

„Geh' einſtweilen voraus, ich komm' gleich nach."

Betrübt ging Crescenz weiter und harrte auf der Treppe, drinnen aber ſagte der Schlunkel:

„Nun, gib mir jetzt mein Geld.“

„Ich kann nicht, ich kann mir's ja nicht aus den Rippen ſchneiden.“

„So gib mir das Meſſer, das du da ſtecken haſt, zum Pfand.“

„Ich bitt' dich, wart' nur noch bis morgen Abend; wenn du's da nicht haſt, bezahl' ich dir's doppelt.“

„Du haſt gut doppelt verſprechen, aber wer gibt mir's?“

„Ich.“

„Willſt du morgen Abend zu mir kommen?“

„Ja.“

„Nun ſo meinetwegen.“

Florian ging ſchnell weg, als ihn aber Crescenz fragte: „Was haſt du mit dem ſchlechten Menſchen?“ ward er ſo roth wie ein Feuerdieb und erwiederte:

„Nichts, er hat mir mein Meſſer abhandeln wollen.“

„Haſt recht, daß du's ihm nicht geben haſt, der hätt' einen Mord mit begangen.“

Florian ſchauderte zuſammen, es that ihm tief wehe, daß Creszenz ihm ſo treuherzig glaubte.

9.

Wie ein Thunichtgut und wie ein liebendes Mädchen werden kann.

Der zehnte Menſch weiß nicht, wie der eilfte lebt. So konnten ſich die Leute auch gar nicht denken, wovon der Florian zu eſſen und zu trinken hatte, er hatte aber auch in der That wenig und ging nun den Studentle um ein Darleihen an.

„Ja," ſagte dieſer, „Florian, du ſollteſt eben anders leben; das iſt kein' Art, ſo kann das nicht gehen, du mußt dich ändern."

„Das iſt jetzt nicht am Ort," erwiderte Florian, „ſag' mir das ein andermal, wenn ich nicht in Noth bin, da geht's eher an; jetzt hilf mir und mach' mir keine Vorwürf."

Die zur Unzeit gemachten Ermahnungen prallten ab und verurſachten gerade die entgegengeſetzte Wirkung, Florian erſchien ſich dadurch mehr bemitleidens- als ſcheltenswerth, mehr unglücklich als ſchlecht. Mit einem gewiſſen Stolze des Verzeihens wiederholte er ſeine Bitte, worauf das Studentle erwiderte:

„Das geht nicht. Wenn man ſich bald verheirathet, iſt's aus mit dem Geldverzetteln; du mußt halt allein ſehen wie du's machſt."

Der Studentle war nämlich mit des alten Schultheißen Bäbele Bräutigam geworden, obgleich wir uns noch aus der Geſchichte des Ivo her erinnern, daß er nicht gar hoch vom Bäbele dachte.

Er hatte um des Buchmaiers Agnes gefreit und, wie vorauszuſehen war, einen Korb bekommen; er erzählte nun dies offenkundig, „denn“ berechnete er, „du mußt bei den Leuten ja als ein Hauptkerl gelten, weil du die Kuraſche gehabt haſt um das erſte Mädle anzuhalten; drum ſollen ſie's Alle wiſſen, da werden die reichſten geſprungen kommen.“ Sie kamen aber nicht und er begnügte ſich mit dem Bäbele.

Bei dem Studentle ging es nun wie bei gar vielen verſchwenderiſchen Menſchen: wenn ſie auf eigene Strümpfe kommen, werden ſie geizig und hart.

Es war für Florian allerdings ein Unglück, daß gerade der Studentle ſein Hauptkamerad war; er ſagte ſich nun oft: „der iſt doch kein Bisle beſſer als du, und warum geht's ihm beſſer?“ Er grollte dann immer mehr mit dem Schickſal, ward unglücklich und ſchlaff.

Creszenz aber war indeſſen ganz glückſelig; ſo ſehr ſie auch ihr Vater mißhandelte, weil ſie den Geometer aufgegeben, war ſie doch durch letzteres eben gerade recht glücklich; ihr Weſen war nicht mehr getheilt, ſie gehörte ganz dem an, den ſie ſtets im Herzen getragen. Die traurige Lage Florians blieb

Crescenz nicht verborgen, ſie ſah kein Verbrechen darin, ihm auf allerlei Weiſe Hülfe zu verſchaffen. Sie entwendete Tabak und andere Sachen aus dem Laden und drang es heimlich dem Florian auf. Anfangs ſchämte er ſich zwar es anzunehmen, nach und nach aber lehrte er ſie, wie ſie ihm immer mehr verſchaffen ſollte, denn er hatte durch den Schlunkel Abſatzwege gefunden. Creszenz gehorchte ihm in Allem, es war ihr oft als hätte ihr Florian über die ganze Welt und Alles was darauf und darin ſei zu gebieten, als müßte ihm ein Jedes unterthan ſein; es war ihr, als ginge er nur einſtweilen ſo machtentblößt einher; als würde er bald Allen zeigen, was er zu bedeuten habe. Sie hoffte, daß der Augenblick bald kommen werde, da er in ſeinem vollen Glanze daſtehe; ſie hoffte das ſo zuverſichtlich und vertrauensvoll wie den morgenden Tag, und doch wußte ſie nicht auf was ſie hoffte. — Bald aber wurde ſie wieder aus ihren Träumen geweckt. Der Schneiderle kam hinter die Entwendung ſeiner Tochter und in einer ſtürmiſchen Nacht, als der Wind den Regen jagte, verſtieß er ſie aus dem Hauſe, und drohte ihr, ſie den Gerichten zu übergeben, wenn ſie wieder käme. Die Mutter lag todtkrank darnieder und konnte nicht abwehren.

Creszenz wußte ſich nicht zu helfen. Sie eilte zum Florian, er war nicht zu Hauſe. Sie weinte laut, als ſie hörte, mit welchem nächtlichen Kameraden er weggegangen war.

Sie zog vor dem platzenden Regen den obern Rock über den Kopf, ſie hätte ſich gerne in ſich ſelbſt verkrochen; und nachdem ſie lange umhergelaufen ohne es zu wagen in ein Haus zu gehen, ſuchte und fand ſie endlich bei des Melchiors Lenorle Unterkunft.

Alle Verſuche, wieder nach Hauſe zurückkehren zu dürfen, waren vergebens. Creszenz ſtrickte und taglöhnerte nun für fremde Leute, auch Florian brachte ihr hin und wieder etwas, er wär wieder bei Geld. Der Creszenz aber ſchauderte es vor jeder Münze, die er ihr gab, als ob Blut daran hinge; ſie meinte, aus jedem Geſichte der geprägten Herrſcher ſähe der Schlunkel heraus.

Das Lenorle erlauſchte immer die Zeit wann der Schneiderle mit ſeinem Zwerchſack nach Horb ging, dann durfte Creszens nach Hauſe ſchleichen und ſich mit Allerlei verſehen.

Auch Florian war oft auf der Lauer, um zu erſchauen wann Niemand in der Nähe war, ſo daß er, ſeiner Ehre unbeſchadet, zu dem Schlunkel ſchleichen konnte. Ein unvermutheter Widerſtand zerriß aber bald dieſe trübſelige Kameradſchaft.

Der Schlunkel hatte dem Papierer von Egelsthal zwei Hämmel geſtohlen. Als nun Florian eines

Tages bei ihm war, verlangte er von ihm, daß er die Thiere ſchlachten und herrichten ſolle. Sein Stolz, ſeine Krone war für Florian bisher ſein Handwerk geweſen; dieſe Zumuthung beleidigte ihn im tiefſten, er ſagte daher:

„Eher ſchneid' ich dir und mir die Gurgel ab, ehe ich geſtohlene Hämmel im Geheimen ſchlacht'.“

„O du Trallewatſch,“ ſagte Schlunkel, mit einem gewandten Griffe dem Florian ſein Meſſer aus der Taſche ziehend, „du kommſt nicht lebendig aus der Stube, wenn du nicht die Hämmel metzgeſt oder mir meine zwei Kronenthaler bezahlſt.“

„Wart, ich will dir!“ knirſchte Florian den Schlunkel umfaſſend und ſuchte ihm das Meſſer zu entreißen. Beide rangen aus aller Macht mit einander, aber Keiner wollte unterliegen; da hörte man Geräuſch, Florian ließ los und ſprang ſchnell zum Fenſter hinaus.

Betrübt kam er zu Creszenz und geſtand ihr Alles.

Ohne ein Wort zu reden nahm ſie ihre Granatenſchnur ſammt dem Anhenker vom Halſe, zog ihren ſilbernen Ring von der Hand und reichte es hin.

„Was ſoll ich damit?“ fragte Florian.

„Du ſollſt's verſetzen oder verkaufen und den ſchlechten Menſchen bezahlen.“

Florian umarmte und küßte ſie und ſagte dann:

„Thu' du's und bezahl' ihn dann, verſetz' es nur, kannſt dich darauf verlaſſen ich ſchaff' dir's wieder.“

Creszenz that wie ihr befohlen und brachte das Meſſer wieder. Florian unterſuchte es genau und fand, daß kein Blut daran geweſen; er freute ſich innerlich, daß ſein Ehrenſchmuck nicht mißbraucht worden war.

10.

Florian ſucht Hülfe und nimmt die nicht, die er findet.

„Hör' mal,“ ſagte Florian eines Tages zu Creszenz, „das Ding' muß ein End' nehmen; in die Fremd' gehen kann ich nimmer, deinetwegen nicht und auch meine Ehr' ſteht darauf, ich muß es 'nausführen; wie meinſt, wenn ich zu dem Pfarrer ging'? Er muß uns ein paar hundert Gulden geben, nachher können wir uns heirathen.“

„Du haſt ja ſonſt nichts von ihm wiſſen wollen.“

„Noth frißt Hobelſpän',“ erwiederte Florian. Willſt du mir ein Briefle an ihn mitgeben und es auch von deiner Mutter unterſchreiben laſſen?“

„Wie du willſt, du mußt am beſten wiſſen, was zu thun iſt; ich thu' was du ſagſt.“

Andern Tages war Florian auf dem Wege zu dem Pfarrer. Trübe Gedanken gingen ihm durch den Kopf, wenn er ſich beſann, wohin er wandere;

die Friſche der Bewegung erhellte aber ſeinen Sinn bald wieder. Er war nun ſeit vielen Wochen faſt nicht mehr aus dem Dorfe gekommen, die trübſeligen, engen Verhältniſſe und der Kampf mit ihnen hatten ihn ſtets umſchlungen; jetzt durchzog ihn wieder die freie Wanderluſt, er fand wieder einen größern Maßſtab des Lebens und ſagte ſich: „Man kann auch anderswo leben, es muß nicht gerade daheim im Dorfe ſein. Ich kann mit meiner Creszenz glücklich ſein, wenn auch der Schmiedjörgli und der Adlerwirth nichts davon wiſſen; aber Reſpekt müſſen ſie vor mir haben, nachher geh' ich. Von dem Gang da darf aber keine Sterbensſeel' was erfahren.“

Es war gegen Abend als Florian an ſeinem Ziele anlangte. Er ging alsbald nach dem Pfarrhauſe, traf aber niemanden als die Haushälterin, eine wohlgenährte, ſtolze Perſon; ſie ſuchte ihn auf allerlei Weiſe auszufragen, er aber ſagte immer: er müſſe mit dem Pfarrer ſelber reden. Endlich kam dieſer, ſeine zwei halbgeſchornen Spitzhunde mit Gebell voraus; ſie wollten ſich nun an Florian machen, er aber blickte ſie nur an und ſie krochen in eine Ecke. Nicht umſonſt ſagten die Leute, daß Florian die Hunde bannen könnte; die wildeſten, wenn er ſie nur ſcharf anſah, wurden zahm und ſcheu.

Jetzt aber ſchlug Florian die Augen nieder, da er den Pfarrer geſehen. Es war ein unterſetzter, kräftiger Mann, der eine weiße und eine ſchwarze Halsbinde trug; ſelbſt bis auf die Sommerflecken glich ihm Creszenz. Dem Pfarrer kam der ſcheue Blick Florians verdächtig vor, er fragte daher nach ſeinem Begehr.

„Ich muß allein mit euch reden,“ erwiderte Florian.

Der Pfarrer hieß ihn in ſeine Studirſtube folgen.

Florian übergab den Brief, der Pfarrer las. Florian verfolgte mit ſcharfem Blicke ſeine Züge.

„Von wem iſt der Brief?“ fragte der Pfarrer, „ich kenne die Perſon nicht.“

„Ihr kennet doch die roth' Schneiderin? da hat ſie drunter geſchrieben und das obere iſt von ihrer älteſten Tochter. Die roth' Schneiderin liegt auf dem Todtenbett, ſie wird nimmer aufkommen.“

„Thut mir leid. Sagt den Leuten einen ſchönen Gruß, und wenn ich was für ſie thun kann wird's ſchon geſchehen.“

„Und für die Creszenz wollt ihr jetzt nicht ein Beſonderes thun?“

„Ich ſehe nicht ein, warum?“

„Aber ich ſeh's ein, Herr Pfarrer. Es ſoll kein Menſch was davon erfahren, ich will einen Eid ſchwören und das Abendmahl drauf nehmen, aber helfen müſſet ihr uns, ihr müſſet, oder ich weiß nicht, was aus uns Beiden werden ſoll.“

Der Pfarrer ſuchte in der Taſche nach ſeinen Schlüſſeln, er hatte den rechten gefunden, in der Hand damit ſpielend ſagte er:

„Ich helfe armen Leuten gerne, aber ich kann jetzt nur wenig thun.“

„So gebet mir für's Andere ein Schriftliches.“

Bei dieſen Worten ſchaute der Pfarrer verwirrt um ſich, es war ihm als hätte er ſich verrathen, da man eine ſolche Zumuthung an ihn zu ſtellen wagte; er ſagte daher mit ſichtbar erzwungener Härte:

„Einmal für allemal, die Leut' gehen mich nichts an und da habt ihr was für eure Zehrung.“

Er wollte Florian etwas Geld geben, dieſer aber warf es ihm vor die Füße und rief:

„Ich frag' zum letztenmal: wollt ihr euch um euer Kind, das euch aus dem Geſicht geſchnitten iſt, annehmen oder nicht? Ja oder Nein? Ihr ſeid der Vater von meiner Creszenz. Ich darf euch nichts thun, ich will euch nichts thun, aber Herr Gott! ich weiß nicht, was ich thu.“ Er langte mit der einen Hand nach dem Meſſer in der Seitentaſche, ſchnappte mit der andern ſchnell das Schloß an der Thüre ab und fuhr dann fort: „Ich hab' noch kein unrechtes Stückle Vieh mit dem Meſſer abthan, aber“ — er ſchäumte und zitterte vor Wuth.

„Unverſchämter Menſch!“ ſchrie der Pfarrer ſich nach dem Fenſter flüchtend und es aufreißend.

Da ging plötzlich die Wand auseinander, durch die Tapetenthüre trat die Haushälterin ein und ſagte:

„Die Gemeinderäthe und der Schultheiß ſind drüben, ihr ſollet gleich 'nüber kommen, Herr Pfarrer.“

Florian entſank faſt das Meſſer, der Pfarrer hatte ſich hinter die offene Tapetenthür geflüchtet.

„Was iſt euer letztes Wort?“ fragte Florian nochmals.

„Fort aus meinem Haus, oder ich laſſ' ihn einſtecken, wenn er nicht gleich gutwillig geht.“

Florian öffnete ſtill die Thüre und ging zaudernd und ſchwankenden Schrittes davon, der letzte Aſt am Baume ſeiner Hoffnung war gebrochen.

Einſam wandelte er dahin durch die Nacht, aber ſchreckliche Gedanken begleiteten ihn. Zu den Sternen aufſchauend ſagte er einmal:

„Herr Gott im Himmel, haſt du denn das gewollt, daß es Menſchen geben ſoll, die ihre Kinder verleugnen müſſen, damit ſie in's Elend kommen? ... Es geſchieht mir aber recht, warum bin ich nicht bei meinem erſten Gedanken geblieben; er hätt' uns nichts angehen dürfen ...“

Traurig und verwirrt war Florian erſt am dritten Tage wieder in's Dorf zurückgekehrt. Es war ihm auf dem Wege ſo bange zu Muthe als ginge er einer ſchweren Strafe entgegen, als müſſe er dort für etwas büßen, und doch war er ſich keines Vergehens bewußt.

Als ihm aber zu Hauſe einige Zwiſchenträger berichteten, daß man während ſeiner Abweſenheit geſagt hatte, er ſei entflohen: da kochte alles in ihm vor Wuth. Er hatte Alles daran geſetzt, um ſeine Ehre im Dorfe zu erhalten, und nun ſah er ſeinen ganzen Ruf ſo wenig ſtichhaltig, daß man ihn deſſen beſchuldigen konnte.

Eine tiefe Verachtung gegen die Menſchen begann in ſeiner Seele Wurzel zu ſchlagen.

Am Sonntage, als Florian mit mehreren Anderen vor dem Adler ſtand, kam der Buchmaier das Dorf herauf und ſagte:

„Florian! auf ein Wort, geh' ein Bisle mit mir, ich hab' dich um einen Rath zu fragen.“

„Mit allem Willen, was denn?“ fragte Florian mitgehend.

„Ich hab' nur vor den Leuten ſo geſagt; ich thät gern einmal mit dir reden, aber offenherzig. Wo biſt du vergangene Woch' geweſen?“

„Das kann ich nicht ſagen.“

„Nun, wie du willſt. Hör' 'mal Florian, du biſt ein geſcheiter Kerl, du biſt ein geſchickter Kerl, verſtehſt dein Handwerk aus dem ff.“

„Nun, dahinter muß was ſtecken, ſaget's nur frei heraus.“

„Ich möcht' halt, daß du's auch zu was Rechtem bringen thätſt.“

„Es wird ſchon kommen.“

„Hör' mich jetzt ruhig an, ich red' jetzt nicht als Schultheiß mit dir, ich red' mit dir, weil ich's gut mit dir mein'. Wenn du ſo fort hier bleibſt, gehſt du zu Grund. Auf was warteſt du denn hier?“

Florian ſchwieg betroffen, der Buchmaier fuhr nach einer ziemlichen Pauſe fort:

„Ich weiß wohl wie es iſt, es iſt grad wie wenn man aus dem Bett aufſtehen ſoll, wenn man auch noch ſo hart liegt, man thut's halt nicht gern; wenn man aber nachher auf den Beinen iſt, freut man ſich doch. Drum folg' mir, geh' wieder fort. Guck, wenn Krieg wär', thät ich ſagen: Florian, laß dir zweierlei Tuch anmeſſen, du bringſt's zu was; du kannſt's aber auch ſo zu was bringen, du brauchſt nicht Menſchenmetzger zu werden; aber hier iſt deines Bleibens nicht. Fort mußt du.“

„Ich kann aber nicht und will aber nicht, ich will ſehen, wer mich fortbringt.“

„Davon iſt kein' Red'. Du brauchſt gegen mich nicht ſtolz thun und nicht aufbegehren. Ich weiß wohl, du haſt Bekanntſchaft mit der Crescenz. Such' dir dein Glück, wenn dir's gut geht, kannſt ſie ja holen. Hier aber lebſt du in Unehr'.“

„Wer ſagt das? Wenn ihr's nicht wäret, Schultheiß, wenn mir das ein Anderer ſagen thät, ich wollt' ihm weiſen; wer kann mir was an meiner Ehr' anhaben?"

„Kein Menſch, drum mach', daß du fortkommſt."

„Ich kann aber nicht und will nicht."

„Wenn du kein Geld haſt, ich will machen, daß man dir aus der Gemeindekaſſe Reiſegeld gibt."

„Gucket, lieber befehl' ich den Heiligen; lieber leg' ich meine Hand da auf den Block und hack' mir ſie ſelber ab, eh' ich einen Bettel aus der Gemeindekaſſ' in die Hand nähm'."

„Du ſteckſt ſchon arg darin, du willſt zehn Kegel ſchieben und ſind doch nur neun aufgeſetzt. Florian, Florian, bedenk', es gibt nicht nur ein Hiſt und Hott, es gibt auch einen Weg grad aus. Wenn du nicht viel verlangſt, will ich dir das Reiſegeld geben; ich ſchenk' dir's nicht, ich leih' dir's nur. An einem jungen Lumpen iſt nur die Hälft' verloren, ſagt man als, nimm mir's nicht übel."

Florian knirſchte die Zähne über einander und ſagte dann: „Ich hab' Euch um nichts angeſprochen und ich thu' jetzt was ich will, es hat mich Keiner zu ſchimpfen."

„Meinetwegen, ich bin fertig, ich hab' dir nichts mehr zu ſagen; wenn dich's aber gereut, darfſt morgen noch einmal zu mir kommen. B'hüt dich Gott."

Er ging weg und ließ Florian ſtehen, der ſich in ſeinem Tiefinnerſten angegriffen fühlte. Ein luſtig Lied pfeifend ging er dann hinab durch das Dorf, einem Jeden in's Antlitz ſchauend, als wollte er ihn fragen, ob er nicht allen Reſpekt vor ihm habe.

Creszenz erfuhr nie etwas von der Unterredung mit dem Buchmaier, Florian ſelber ſuchte ſich die Erinnerung aus dem Sinne zu ſchlagen.

11.

Florian hilft ſich ſelber.

Der Herbſt war gekommen, das jüdiſche Laubhüttenfeſt war vorüber, die Hochzeit des Beßle brachte wieder Muſik und Luſtigkeit in das Dorf.

Auf offener Straße, vor dem Schloſſe, unter einem ausgeſpannten Baldachin wurde die jüdiſche Trauung vollzogen. Die Bauern, die ſich gern eine müßige Weile gönnten, ſtanden gaffend umher, auch Florian und der Schlunkel waren zu ſehen. Der Letztere zupfte ſeinen ehemaligen Kameraden am Wamms, ihm zuraunend, er habe ihm etwas Wichtiges zu ſagen; und als die Trauung vorüber war, ſchlich er hinter das Schloß in die offene, dunkle Brunnenſtube. Nach einer Weile folgte ihm Florian, er wußte ſelber nicht warum.

Der Schlunkel eilte auf ihn zu, reichte ihm die Hand hin und ſagte:

„Schlag ein, heute werden wir reiche Leut.“ Florian reichte willenlos die Hand und fragte:

„Wie ſo?“

„Grad ſo,“ erwiederte der Schlunkel, einen Hops machend. „Heut Morgen iſt des Mendle's Meierle vom Vaihinger Markt heimkommen, wo er alle ſeine Gäul' verkauft hat; er muß wenigſtens ſieben bis achthundert Gulden heimbracht haben, ich hab' die Leibgurt geſehen, die war ſo voll wie eine Leberwurſt. Du weißt doch mit Würſten umzugehen? Heut Abend wollen wir die verſchnabeliren. — Vor acht Tagen iſt dem Meierle vom Feuergericht ſein Backofen weggeſprochen worden, weil er da im Winkel ſteht; es hat ihn abreißen und das Loch mit Backſteinen zumauern laſſen. Ich hab' ſelber dabei geholfen und hab' einen Backſtein ſo gelegt, daß man ihn leicht herausnehmen kann. Huidä! heut Abend, wenn Alles bei der Chasne iſt, ſchlüpfen wir 'nein und holen uns die Judenwurſt.“

„Ich nicht,“ erwiderte Florian.

„Mir auch recht, du kannſt dir vom Gemeinderath Geld geben laſſen, ſie haben dir's ja anbieten laſſen; du kannſt ſchon ſehen, wie weit du mit ſpringſt.“

„Woher weißt du das?“

„Ich hab' ein Vögele, das erzählt mir Alles; Narr, die Spatzen auf dem Dach ſchwätzen ja davon.“

Florian ſtampfte auf den Boden und biß auf ſeinen Schnurrbart. Wenn er das ganze Dorf hätte anzünden können, er hätte es in dieſem Augenblicke gethan. Er ſah ſich von Allen verhöhnt, verlacht, bemitleidet, ſein höchſtes Strebeziel, vor Allen in Anſehen dazuſtehen, war ſchmählich in den Staub geſunken. Nun da er dieß verloren, war er zu Allem fähig. Er gedachte nicht im Entfernteſten an die Schwere des Verbrechens, in das er ſich einlaſſen wollte, er wollte beutebeladen fortziehen, da er der Ehre beraubt war; wie erwachend ſagte er:

„Ich bin dabei, bis wann?“

„So gegen acht, denk' ich.“

Florian reichte dem Schlunkel die Hand und ging ſchnell davon.

Als er aus der dunkeln Brunnenſtube wieder in das helle Tageslicht kam, taumelte er wie ein Betrunkener; er mußte ſich eine Weile an der Wand halten.

Singend und pfeifend ging er den ganzen Tag durch das Dorf, er wagte es aber nicht zur Creszenz zu gehen, er fürchtete ſich vor ihr.

Oft war es ihm auch, als ob er ſchon geſtohlen hätte. Er ſah alle Leute darum an, ob ſie ihm ſein Verbrechen anſähen; dann dachte er wieder: es iſt eins, ſie halten doch nichts auf dich. — Dennoch freute er ſich, wenn er ſich wieder beſann, daß die That noch nicht geſchehen ſei. Einmal, als er den Buchmaier ſah, war es ihm, als müßte er entfliehen; er ſchämte ſich aber ſeiner Feigheit, wie er es nannte, und ſchwur, die That zu vollbringen.

Als es Feierabend geworden war, kamen die Bauernburſchen und Mädchen auch auf den Tanz und Einzelne brachten Hochzeitsgeſchenke; nach dem gegenſeitigen Herkommen erhielten ſie drei Vortänze.

Auch Florian war unter den Angekommenen. Die Braut eilte auf ihn zu und ſagte:

„Biſt du auch da? Wo iſt denn dein' Creszenz? Ich kann mir's denken, daß es ihr nicht recht tänzerig iſt; mach' nur den Ehrlichen an ihr, Florian. Komm', wir wollen zu guter Letzt noch einmal mit einander tanzen.“

Florian, der gefeiertſte Tänzer, mußte bald wieder inne halten; ſeine Kniee ſchlotterten; mit ſolchen Gedanken im Herzen, wie er hatte, und mit zerriſſenen Sohlen an den Füßen, tanzt es ſich nicht gut.

„Was iſt dir? du haſt doch ſonſt getanzt wie ein Trenderle?“[1] ſagte die Braut, „nun, wir wollen's ſein laſſen. Es thut mir wahrhaftig in der Seel' leid, daß ich die Creszenz nicht mehr ſehen kann, wir ſind immer gut Freund geweſen; wir fahren aber ſchon morgen ganz früh ab. Komm' jetzt mit, ich will dir ein Stück Hochzeitkuchen für ſie geben, bring's ihr und ſag' ihr Ade von mir.“

---

[1] Kreiſel.

Florian folgte ihr in die innere Stube, er erhielt dort den Kuchen und ein Glas warmen Wein, das er auf einen Zug leerte; er fühlte wieder neue Kraft durch ſeine Adern ſtrömen. Sobald er konnte, ſchlich er ſich fort, kehrte bald wieder und ging dann nochmals weg.

Der Schlunkel harrte ſchon mit einer kleinen Leiter hinter dem Hauſe Meierle's, es war kein Licht darin, Alles war auf der Hochzeit.

Schnell war die Riegelwand eingebrochen und die Beiden ſchlüpften hinein. Sie erbrachen die Küchen- und Stubenthüre und den Schrank, fanden das Geld, mehrere ſilberne Löffel und Becher, und ſteckten es ſchnell zu ſich.

Florian war der erſte, der wieder im Hofe war, der Schlunkel zerrte noch an einem Bettſtücke, das durch die kleine Oeffnung nicht heraus wollte. Da kam der Hausherr die Treppe herauf, er ſah die Stuben- und Küchenthüre offen; in die Küche tretend, ſah er das ſich bewegende Bett, er zerrte nun innen an demſelben und ſchrie um Hülfe. Der Schlunkel ließ ſchnell los, ſtürzte auf den Boden und brach ein Bein. Florian ſuchte ihn zu retten, aber er hörte Leute, er flüſterte ihm nur noch ſchnell zu: „verrath' mich nicht, du kriegſt die Hälft'," und entſprang ſchnell.

Der gefänglich eingezogene Schlunkel beharrte bei ſeiner Ausſage, daß er keinen Mithelfer gehabt. Man hatte in dem Hofe ein Stück von dem Hochzeitkuchen gefunden, die Ausſagen des Gefangenen widerſprachen ſich, indem er anfangs nichts davon wiſſen wollte, ſpäter aber ſich beſann, daß der Kuchen bei den geſtohlenen Sachen gelegen habe.

Niemand wagte zu ahnen, daß Florian bei der Sache betheiligt ſein könnte, auch war er um dieſelbe Zeit beim Tanze geſehen worden.

12.

Neue Stiefel, die gewaltig drücken.

Florian gedachte mit dem Gelde zu entfliehen und Creszenz nachkommen zu laſſen, aber ſeine Stiefel hielten keine Reiſe mehr aus. Er ging daher nach der Stadt und kaufte ſich ein Paar neue.

Wie wohl war es nun Florian, nachdem er lange in zerriſſenen Stiefeln umher gegangen, mit niedergekehrtem Blicke jeder kleinen Pfütze ausgewichen war, jetzt wieder einmal aufrecht und trocknen Fußes die ſchlüpfrigſten Straßen zu wandeln; ein unnennbares behagliches Wohlgefühl durchwärmte ihn, als er ſcharf auftretend heimkehrte.

Nicht lange aber ſollte er ſo ſicher auf freiem Fuße einherwandeln. Er hatte zufälligerweiſe einen durchlöcherten Kronenthaler bei dem Kaufe ausgegeben; ein ſolcher war von dem Beſtohlenen als entwendet bezeichnet worden, und gegen Abend kam der Schultheiß mit dem Schützen und einem Landreiter, um Florian zu verhaften.

Der Buchmaier willfahrte ihm, daß man ihn hinten durch die Gärten führte.

Auf dem Wege beklagte er ſich über ſein Unglück und betheuerte ſeine Unſchuld.

Die meiſten Verhafteten, Schuldige wie Unſchuldige, klagen den Polizeiverordneten ihr Leid und betheuern ihre Schuldloſigkeit. Es iſt ſo natürlich, das Menſchengefühl derer anzurufen, die wie wandelnde Mauern den Gefangenen umſchließen, bis er ſich zwiſchen den feſtſtehenden Mauern von Stein eingeſchloſſen ſieht. Wenn dann der Bedrängte ausgewinſelt hat, lautet gewöhnlich die Antwort: das wird ſich Alles zeigen, das geht uns nichts an.

Mit Schmerz ſieht der Unglückliche, daß er den von fremder Kraft bewegten Stein gefragt: warum ſchlägſt du mich? daß er das Netz gebeten: hab' Erbarmen und laß mich los.

Florian hatte zuerſt im reinen Naturdrange geſprochen, nach und nach ward er darauf aufmerkſam, daß er das Gleiche auch vor dem Richter vorbringen wolle. Er redete daher ſehr ausführlich, denn eine Lüge, die man einmal ausgeſprochen, bringt man zum zweitenmale um ſo fertiger und ſicherer vor.

Man hatte bei Florian bloß ohngefähr fünfzig Gulden an Geld gefunden, er wollte dieß auf dem Horber Markt im Spiele gewonnen haben.

Nächſt dem verausgabten durchlöcherten Thaler bildete das im Hofe des Beſtohlenen gefundene Stück Hochzeitkuchen die Grundlage der Anſchuldigung Florians; mehrere Mädchen hatten zugeſehen, als die Braut ihm den Leckerbiſſen gab.

Florian läugnete Alles, denn: „Läugnen gilt bei Württemberg,“ in dieſem allbekannten Satze beſtand ſeine ganze Rechtskunde.

Viele Leute im Dorfe, die früher nicht gewagt hätten, etwas Böſes von Florian zu denken, berühmten ſich jetzt, es ſchon vor zehn Jahren geſagt zu haben, daß er ein Nichtsnutz ſei, und wärmten allerlei Jugendſtreiche auf.

Florian dachte indeß im Gefängniſſe auf ſeine Flucht. In einer Nacht brach er den Ofen ab und ſchlüpfte durch das Ofenloch hinaus.

Auf dieſelbe Weiſe, wie er das Verbrechen begangen, ſollte er gerettet werden.

Jetzt ſtand er auf dem Gange, er war verſchloſſen und es war lebensgefährlich, ſo hoch aus dem Fenſter zu ſpringen. Er gewahrte einen Beſen, der an der Wand ſtand. Schnell entſchloſſen öffnete er das Fenſter, drückte den Beſen in die Ecke, wo der Thurm mit dem Nebenhauſe zuſammengebaut war, ſchwang ſich auf den Stiel und rutſchte ſo hinab.

Der Nachtwächter hatte es wohl bemerkt, aber er bekreuzte ſich dreimal und flüchtete die Staffeln hinauf, denn er hatte den leibhaftigen Teufel auf einem Beſen durch die Luft reiten ſehen.

Florian war nun frei. Er rannte die Straße hinauf, kroch in ein Gewölbe, das zum Abfluſſe des jenſeitigen Bergwaſſers dient, grub mit den Händen den Boden auf, fand das Geld und eilte damit durch den Wald.

Während der Gefangenſchaft Florians war die Mutter der Creszenz geſtorben. Alle Leute beſtürmten nun den Schneiderle, bis er ſeine Tochter wieder in's Haus aufnahm.

In derſelben Nacht, als Florian aus dem Gefängniſſe entflohen, erwachte Creszenz in plötzlicher Angſt aus dem Schlafe; ſie hatte geträumt, Florian rufe ſie zum Tanze und ſie konnte doch ihren Strumpf nicht anziehen, ſo ſehr ſie ſich auch abmühte.

Weinend ſaß ſie nun in ihrem Bette und ſprach das Gebet für die armen Seelen im Fegfeuer. Es ſchlug vier Uhr, ſie ſtand auf und verrichtete alle Hausgeſchäfte. Als es kaum tagte, ging ſie hinaus in den Wald, um Holz zu ſammeln. Seit ihrem Unglück war ihre Thätigkeit übermäßig, es war, als wollte ſie das müßiggängeriſche Leben Florians einbringen. Sie hatte für alle ihre Arbeiten keinen Dank, und doch war faſt kein leeres Plätzchen mehr im Hauſe, ſo fleißig hatte ſie Holz und Tannzapfen geſammelt.

Als ſie nun zum Walde kam, fand ſie am Saum deſſelben einen weißen Knopf, ſie erkannte ihn, daß er von dem Wammſe Florians war, ſie verbarg ihn ſtill in ihrem Buſen; hinausſchauend über die Berge und das Thal, ſagte ſie ſo vor ſich hin: „Mein Kreuz iſt groß, und wenn ich auf den höchſten Berg ſteig', ich kann's nicht überſehen.“

Ohne Holz geſammelt zu haben kehrte ſie wieder heim. Sie weinte und freute ſich als ſie Florians Flucht vernahm; ſie weinte, denn ſie wußte nun, daß er ein Verbrecher war, und ſie freute ſich, daß er jetzt doch gerettet ſei.

13.

Die ärgſten Spießruthen und die Linderung.

Florian war indeſſen immer weiter geeilt, und als es Nacht wurde, machte er ſich aus den Zehentgarben auf dem Felde eine Hütte und ſchlief darunter.

In einer Schenke hatte er ein Meſſer geſtohlen, dafür aber heimlich zwölf Kreuzer in das Salzfäßchen auf dem Tiſch verſteckt; mit dieſer Waffe machte er ſich nun in einer Schlucht ſeinen Schnurrbart herunter.

Nichts deſto weniger wurde er aber, als er die badiſche Grenze betreten wollte, verhaftet. Jetzt klagte er dem Landjäger ſein Unglück nicht mehr, er wehrte ſich mit aller Macht und ſuchte ſich frei zu machen; er ward aber niedergeworfen und gefeſſelt.

Die Steckbriefe waren angekommen, und nun wurde er von Amt zu Amt den bewaffneten Landjägern übergeben. Stille, ohne ein Wort zu reden ſchritt er dahin, ſeine rechte Hand und ſein rechter Fuß waren zuſammengefeſſelt; er kam ſich ſelber vor wie ein Thier, das zur Schlachtbank getrieben wird.

Als er aber von Sulz kommend aus dem Empfinger Wäldle trat, ſein Heimathsort vor ihm ſtand und er nun merkte, daß er in Feſſeln mitten durch dasſelbe geführt werden ſollte, da warf er ſich vor dem Landjäger auf die Knie und bat ihn weinend, er möchte ihn doch um Gotteswillen hinten am Dorfe vorbei nach der Stadt führen.

Der Landjäger aber ſagte: „Nein!“ und Florian ſchlug ſich mit der linken Hand auf die Augen als ob er ſich dieſelben ausſchlagen wollte, damit er ſeine Schmach nicht ſehe; ſeine Rechte klirrte machtlos mit der Kette. Florian, der einſt ſo Vielbewunderte, der ſich freute, daß die Blicke Aller auf ihn gerichtet waren, ſollte nun in ſo traurigem Geleite, mit ſo ſchmählichem Schmucke durch das Dorf wandeln. Jetzt wünſchte er, daß kein Menſch ein Auge für ihn haben möchte. Als er an des rothen Schneiderle's Haus vorbeikam, ſtand Creszenz an der Reisbeige und hackte Holz. Das Beil entfiel ihrer Hand, eine Minute ſtand ſie erſtarrt, dann flog ſie mit ausgebreiteten Armen auf Florian zu und lag an ſeinem Halſe; der Landjäger machte ſie ſanft los. „Ich geh' neben dir durch das Dorf," ſagte Creszenz ohne zu weinen; „du ſollſt dich nicht allein ſchämen. Thut dir das Eiſen weh? Gräm' dich nur nicht zu arg."

Florian konnte nicht reden, er winkte nur mit der linken Hand der Creszenz, ſie ſolle umkehren; ſie aber ging nebenher als wär' ſie mit unſichtbarer Kette an Florian gebunden. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Nachricht durch das Dorf. Am Adler ſtanden Kaſpar und Bärbele vor dem Hauſe, jener hielt eine Halbe Bier in der Hand und brachte es dem Florian zum Trinken. Der Landjäger duldete das nicht. Florian bat nur, man ſolle die Creszenz zurückhalten und Bärbele ließ nicht nach, bis ſie bei ihm blieb. Alles weinte.

Weiter ging es nun durch die wohlbekannten Gaſſen.

Der Schmiedjörgli, der des kalten Wetters wegen nicht mehr vor ſeinem Hauſe ſaß, ſah zum Fenſter heraus und lupfte vor Verlegenheit ſeine Zipfelkappe. An des Schloßbauern Haus ſtand der Franzoſenſimpel und ſagte auf ſeine Oberlippe deutend: „Mus à loin ringo.“ Unwillkürlich zuckte ein ſchmerzliches Lächeln in den Mienen Florians.

Als nun endlich das letzte Haus hinter ihm war, gelobte er ſich, nie mehr in ſeinen Heimathsort zurückzukehren. —

Die Gefangenſchaft Florians war nun ſchwerer, er ſaß wohl wieder auf demſelben Thurme am Neckarthore, aber in der beſtvermauerten Zelle.

Oft lugte er durch das Gitter hinaus; wenn er aber einen Nordſtetter bemerkte, prallte er wie von einer Kugel getroffen zurück.

Nach und nach ließ der Schmerz über ſein Loos in Florian nach und er ſuchte ſich nun allerlei Kurzweil zu machen. Er ſtellte ſich einen Strohhalm auf die Stirne und ging eine Weile umher, dann legte er nach und nach mehrere Halme darauf, bis er eine vollſtändige Hütte aufbauen und wieder abbrechen konnte. Er lernte mit vieler Mühe ſich an den

Eiſenſtäben wagrecht in die Luft halten, er lernte ſogar ſeine beiden Kniee über den Nacken legen.

Eines Tages, als Florian durch das Gitter hinausſah, bemerkte er Creszenz, die nach der Stadt ging; heiße Thränen fielen auf die Eiſenſtäbe, er konnte ſie nicht ſprechen, ihr kaum ein Zeichen geben.

Als es Nacht geworden war, hörte er mehrmals vor dem Fenſter huſten, er erkannte Creszenz und antwortete mit gleichen Zeichen.

Creszenz flocht das rothe Band, das ſie am Hammeltanze mit ihm gewonnen, aus ihren Haaren, knüpfte ein Steinchen und einen Brief hinein und warf das flatternde Band zu Florian hinauf, der es geſchickt faßte; dann ging ſie eilig davon. Aus der Ferne aber vernahm Florian den Endreim des Liedes:

Das Feuer kann man löſchen,
Die Liebe nicht vergeſſen,
Das Feuer brennt ſo ſehr,
Die Liebe noch viel mehr.

Die ganze Nacht konnte Florian kein Auge zuthun, er hatte Nachricht von ſeiner Creszenz in der Hand und konnte ſie doch nicht leſen.

Beim erſten Morgenſtrahle ſtand er am Gitter und las:

„Ich weiß nicht, ob der Brief in deine Hand kommt und unterſchreib' mich deßwegen nicht. Ich bin in der Stadt geweſen und hab' mir meinen Heimathſchein geholt, das Beßle hat mir im Elſaß einen Dienſt verſchafft; ich geh' übermorgen fort. Ich hab' mir auch ein langes Kleid machen laſſen. Mein' Mutter iſt geſtorben und mein Vater heirathet das Näher Walpurgle. Ich brauch' dir nicht zu ſagen, daß ich nie von dir laſſ' und wenn du auch weiß nicht was gethan hättſt. Wenn du auch einmal ſchlecht geweſen biſt, du biſt doch nicht ſchlecht, das weiß ich. Sei nur fromm und geduldig und trag' dein Schickſal, unſer Herrgott iſt mein Zeug', ich thät dir's gern abnehmen. Ich hab' mir auch von deinem Vater dein Meſſer geben laſſen, das du immer ſo gern gehabt haſt, ich hoff', will's Gott, dich noch einmal in Ehren mit ſchaffen zu ſehen; gib nur du auch die Hoffnung nicht auf, denn ſonſt iſt man ganz verloren. Mach' dir keine unnöthige Vorwürf' über das, was du gethan haſt, das nutzt jetzt nichts mehr, und ſei brav. Von dem erſten Lohn, den ich krieg', löſ' ich mir wieder deinen Ring und meinen Anhenker aus. O! ich hätte dir noch ſo viel zu ſagen, zehn Schreiber könnten's nicht ſchreiben. Ich will ſchließen und verbleibe deine Getreue bis in den Tod.“

Florian fühlte ein nie gekanntes Entzücken, er konnte ſelig weinen, er ſah erſt jetzt recht, was er an der Creszenz beſaß, und in allem freute er ſich auch wieder, daß ihm ſein Meſſer erhalten war.

14.

Ein elendes und ein luſtiges Leben.

Auf ſechs Jahre kam Florian in das Zuchthaus. Er war faſt froh als man ihm die Sammtjacke auszog und die graue Sträflingsjacke dafür gab, dadurch wurde doch auch ſein Lieblingsgewand geſchont; er wollte einſt wiederum in demſelben vor Creszenz erſcheinen.

Ueberhaupt kam es Florian vor, als ob er nur acht Tage hier zu bleiben habe. Sein Herz war ſo voll froher zuverſichtlicher Hoffnung, ſo daß er über die Jahre wie über eine kurze Spanne Zeit wegſah.

Man mag ſagen was man will, es iſt und bleibt doch wahr: in Dingen, die weder die Minderung der Steuern noch die der Beamtenmacht betreffen, ſind ſehr viele Regierungen in der That auf das Wohl ihrer Unterthanen bedacht; darum ſind auch die Zuchthäuſer in unſeren Tagen meiſt ganz gut beſtellt; darum, wer nur einmal eine Zeit lang in's Zuchthaus gekommen iſt, kann ganz ruhig ſein, für ihn iſt geſorgt.

Schade, daß nicht alle Staatsangehörigen, die

Beamten ausgenommen, Sträflinge ſind, wie mild und vorſorglich erſchienen da viele jetzige Regierungen!

Dennoch fühlte Florian bald die Länge der Zeit. Er lernte das Bürſtenbinderhandwerk, und nachdem endlich und endlich ſeine Strafzeit um war, eilte er zu Creszenz. Er wurde mit offenen Armen empfangen. Creszenz hatte ſich etwas Geld erſpart, und nun zogen die Beiden als Bürſtenverkäufer im Land umher. Bald aber ward Florian dieſes Lebens überdrüſſig. Sein Lebenswandel zog wiederum das Aufſehen Aller an ſich, denn er beſuchte als Seiltänzer und Kunſtſtückmacher Meſſen, Märkte und Kirchweihen. Beſonders geſchickt war er in dem Säbelſpiel, da er drei Säbel im Kreiſe um ſich herwarf und ſie immer wieder am Griffe auffing, er hatte ja dieß ſchon frühe beim Wurſthäckeln geübt. — Creszenz hielt ſtets getreulich an ihm, und als er einſt vom Seile fiel und ein Bein brach, wartete ſie ihn mit der liebendſten Sorgfalt.

Nun zog Florian mit einem Würfeltiſche auf den Märkten und Kirchweihen benachbarter deutſcher Länder umher, denn in ſein Heimathland mochte er nicht; auch war dort das öffentliche Würfelſpiel verboten worden.

Deutſchland hat das beſondere Glück, daß was in dem einen Lande verboten, in dem andern erlaubt iſt; das iſt ja das glückliche Ergebniß der vielerlei Regierungen, daß ſie auch vielerlei anordnen können. Was wollte Florian anfangen, wenn Deutſchland nicht dieſes hohen Vorzugs genöſſe?

Das, womit ſein Unglück begonnen hatte, war nun ſein Gewerbe. Wenn ihn ein ſolcher Gedanke überfiel, rief er lauter und ſchärfer, als wollte er ſich ſelbſt zum Spiele auffordern; ſein bischen Franzöſiſch kam ihm dabei ſehr zu ſtatten, denn das hat immer etwas Lockenderes und Vornehmeres für viele Leute.

Dann rief er:

„Messieurs faites votre jeu, immer 'ran! immer 'ran! ſpielen Sie hier meine Herren Messieurs. Acht Kreuzer für einen Kreuzer, ein Kreuzer hat acht Junge. La fortune, la fortune, la fortune. Ein Kreuzer iſt gar kein Geld, aus nichts hat Gott die Welt erſchaffen, aus gar kein Geld wird Geld. Immer 'ran! Messieurs faites votre jeu.“

Oft, wenn Florian an den Kirchweihen Abends beim Tanze allerlei Kunſtſtücke machte und er dann die Burſchen ſo fröhlich tanzen und jubeln ſah, fuhr es ihm wie zweiſchneidige Schwerter durch die Seele: ſo war er einſt geweſen, er ſelber war der flotteſte Burſche und jetzt nichts als ein verachteter Spaßmacher für Andere. Wenn er auf ſolche Gedanken kam, machte er immer um ſo tollere Späße und überredete ſich eine Zeit lang, er mache ſie zu ſeinem eigenen Vergnügen.

Von vier Kindern, die Creszenz geboren, waren nur zwei am Leben geblieben, der älteſte Knabe und ein kleines Töchterchen; nie duldete Florian, daß eines derſelben ſeine Späße oder ſein Gewerbe mit anſah. Sie mußten immer den Tag über bei den Habſeligkeiten in einer Scheune oder in einer Bauernſtube bleiben.

Creszenz wagte einſt den Vorſchlag zu machen, daß ſie um der Kinder willen nach Hauſe zurückkehren und ſich dort als Taglöhner ernähren wollten.

„Red' mir nicht da davon,“ erwiderte Florian zähneknirſchend, „keine zehn Gäul' bringen mich die Horber Steig 'nauf. Ich hab' daheim meine Ehr' verloren und nie — nie ſeh' ich mehr den Nordſtetter Kirchthurm.“

15.

Ein verlorenes Kind und ein wiedergefundener Vater.

Zu Braunsbach am Kocher, gerade gegenüber von des Märzle's Haus, ſteht eine Linde, dorthin ſah man an einem Sommernachmittage eine wandernde Familie ziehen. Der Vater, ein kräftiger Mann mit einem blauen Ueberhemde und einem vielfach eingedrückten grauen Hute, zog an einem Karren, auf dem eine Scheerenſchleiferbank und einiges Hausgeräthe lagen. Ein brauner magerer Hund von mittlerer Größe war neben ihm angeſpannt. Die Frau half ebenfalls den Karren den Berg hinaufſchieben. Die zwei Kinder folgten hinterdrein und trugen zuſammengeleſenes Holz in ihren Armen. Als man endlich unter der Linde angelangt war, zog der Mann die um ſeinen Oberleib geſchlungene Gurte ab, warf den Hut auf den Boden, fuhr ſich mit der Hand über die ſchweißtriefende Stirne und ſetzte ſich mit dem Rücken gegen die Linde gelehnt, auf den Boden. Wir erkennen ihn, trotzdem er ſich gewaltig verändert hat: es iſt Florian mit ſeiner Familie.

Der Hund hatte ſich neben ihm niedergelaſſen, den Kopf auf beide Vorderfüße gelegt, der Knabe ſtreichelte ihn.

„Laßt jetzt den Schlunkel, Friederle,“ ſagte Florian, „mach', hilf deiner Mutter.“

Der Knabe ging ſchnell zu ſeiner Mutter, er wußte, der Vater war böſe, da er den Hund Schlunkel nannte; denn Floran kam immer, wenn er übler Laune war, zu dieſer Selbſtpeinigung, daß er den neben ihm im Joche eingeſpannten mit dem Namen deſſen benannte, der ihn in's Unglück geſtürzt hatte.

Die Mutter hatte indeß den Dreifuß und den Keſſel vom Wagen genommen, mit dem mitgebrachten Holze Feuer angemacht und Waſſer übergeſtellt.

„Gang, ſieh daß du Grundbirnen kriegſt,“ ſagte ſie zu Friederle. Dieſer nahm einen Topf und ging auf das weiter oben ſtehende Haus mit dem roth angeſtrichenen Gebälke zu.

Ein bejahrter Mann ſah gähnend zum Fenſter heraus.

„Wollet ihr nicht ſo gut ſein,“ bat Friederle, „und uns Grundbirnen ſchenken? dur[1] Gott's Wille.“

„Woher biſt?“ fragte der Mann, der ziemlich ſatt ſchien.

„Mein Vater ſagt allemal, von dem Land, wo die Leut' auch hungrig ſind.“

„Iſt der da drunten dein Vater?“

„Ja, machet aber nicht ſo lang, wenn ihr mir was geben wollet; unſer Holz verbrennt ſonſt.“

Der Mann kam herab und öffnete die Thüre; die Nachbarn wunderten ſich gar ſehr, daß der Petermichel einem Bettelkinde ſein Haus öffnete.

Friederle kam aber alsbald wieder heraus mit dem Topf voll Kartoffeln und etwas Butterſchmalz in einem Schüſſelchen.

Nun wurde ſtatt bloßer Kartoffeln ein Brei gemacht, und nachdem Alles gegeſſen hatte, bekam der Hund das Geſchirr, um das Uebriggelaſſene aufzulecken.

---

[1] Durch.

Florian erhob ſich und ging durch das Dorf mit dem ſteten Rufe: „Scherrrre ſchleife aus Parrrrris!“ Friederle aber ging von Haus zu Haus um Arbeit zu holen, er verſprach den beſten Pariſer Schliff. In der That war auch Florian ein Meiſter in ſeinem neuen Geſchäfte.

Den ganzen Nachmittag ſtand der Petermichel bei der Scheerenſchleiferſamilie. Er ſah dem gewandten Manne, der ſo ſchöne Stückchen pfiff, gerne zu, und unterhielt ſich auch mit der Frau und den Kindern. Als es Abend wurde, bot er ihnen ſogar an, daß ſie in ſeiner Scheune übernachten könnten. Im ganzen Dorfe ſagte man: „das jüngſte Gericht kommt, der geizig' Petermichel iſt brav geworden.“ Und doch wußten die Leute noch nicht Alles. Petermichel ſetzte ſich nämlich zu den Fremden in die Scheune und ſagte: „Gebet mir euren Buben da, er ſoll's gut bei mir haben. Wie meinet ihr?“ Die Eltern ſahen einander an und antworteten nicht, er aber fuhr fort: „Schlafet einmal drüber, ihr könnet euch bis morgen drauf beſinnen.“

Florian und Creszenz ſprachen viel hin und her in der Nacht und kamen doch zu keinem rechten Entſchluſſe. Die Mutter wollte, ſo wehe es ihr auch that, doch das Kind weggeben, damit es was Rechtes vor ſich ſehe, ordentlich in die Schule gehen und was lernen könne.

Florian antwortete wenig und betrachtete ſein Kind, das vom Monde überſchienen ſorglos ſchlief und gar lieblich anzuſehen war.

„Der wird ein Hauptkerl," ſagte er zuletzt, legte ſich auf die andere Seite und ſchlief ebenfalls.

Es mag vielleicht wunderbar erſcheinen, daß Petermichel, der für ſo geizig gilt, auf einmal ſo gut wird, daß er ein Landſtreicher-Kind annehmen will; es war indeß nicht Alles pure Güte an dem Petermichel. Er war allein und kinderlos, hatte ſeine Aecker verpachtet und lebte von ſeinem Gelde. Nun hatten ihn aber die Kinder ſeines Bruders, ſeine einzigen Erben, beleidigt, und er wollte ihnen durch die Annahme eines fremden Kindes eine Brille auf die Naſe ſetzen; außerdem hatte er allerdings eine unerklärliche Zuneigung zu dem muntern Knaben mit den friſchen blauen Augen bekommen.

Kaum war der Tag angebrochen, da ſtand Petermichel oben auf der Scheune und ſchaute hinab, ob die Fremden wach ſeien. Er rief dann:

„Höret Mann, kommet mit eurem Weib ein Bisle 'rauf in mein' Stube, wir wollen jetzt mit einander reden."

Florian und Creszenz kamen.

„Nun wie iſt's? Habt Ihr euch entſchloſſen?" fragte Michel.

„Ja," ſagte Florian, „ich will's deutſch herausſagen, wir thäten den Buben gern weggeben, heißt das, weil er bei euch gut aufgehoben wär' und auch was lernen könnt', aber es geht nicht — gelt Creszenz es geht nicht?“

„Ja warum denn?“

„Weil uns der Bub in unſerm Geſchäft ſo nützlich iſt, und wir müſſen doch auch leben und unſer Mädle auch.“

„Hört einmal,“ ſagte Petermichel, „ich will euch zeigen, daß ichs gut mein', ich geb' euch hundert Gulden, es iſt nicht für den Buben, es iſt damit ihr ein anderes Geſchäft anfangen könnet, einen Geſchirrhandel oder ſo was; hundert Gulden iſt ein Wort. Nun wie iſt's?“

Die beiden Eltern ſahen einander betrübt an.

„Schwätz du, ich ſag' gar nichts; was du thuſt, Creszenz, iſt mir recht,“ ſagte Florian.

„Ja, der Bub wird halt nicht wollen, er iſt ſo an uns gewöhnt. Ihr meinet's gut, das iſt kein' Frag', aber der Bub kann doch vor Jammer und Heimweh ſterben.“

„Ich frag' ihn,“ ſagte Petermichel, ließ die verblüfften Eltern ſtehen und ging eilends hinab zu dem Kinde.

Ohne ein Wort zu reden blieben Florian und Creszenz bei einander, ſie bangten vor jeder Antwort.

Da kam Petermichel mit dem Knaben an der Hand, er winkte den Eltern mit den Augen zu und Friederle rief:

„Ja, ich bleib' da bei unſerm Vetter, er gibt mir ein' Geißel und ein Hottogäule.“

Creszenz weinte, Florian aber ſagte:

„Nun ſo wollen wir fort, was einmal ſein muß, muß ſchnell ſein.“

Er ging hinab, packte die Sachen zuſammen und ſpannte den Hund an. Der Petermichel brachte ihm das Geld.

Als Alles zur Abreiſe bereit war, küßte Creszenz nochmals weinend ihren Sohn und ſagte: „ſei brav und folg' dem Vetter, geh' fleißig in die Schul'; kann ſein bis den Winter kommen wir wieder.“

Florian kehrte ſich ab, als ſein Sohn ſeine Hand nahm und zog ſcharf an, Friederle aber umhalste noch einmal den Hund und nahm zuletzt noch von ihm Abſchied.

Bis nach Kocherſteinsfeld waren die beiden Eltern mit einander gegangen ohne ein Wort zu reden, ein Jedes machte ſich und dem andern Vorwürfe, daß es nicht mehr abgeredet und das Kind ſo leicht weggegeben habe. Hier wurde nun Halt gemacht und Florian ließ ſich zur Aufheiterung einen Schoppen Wein bringen. Nachdem er getrunken, ſchob er Creszenz das Glas hin und ſagte: „trink auch.“

Sie ſetzte das Glas an den Mund, ſtellte es aber laut aufweinend nieder und ſagte: „Ich kann nicht trinken, es iſt mir grad wie wenn ich das Blut von meinem Friederle trinken müßt'!"

„Laß jetzt das Weibergeheul, hätt'ſt das früher geſagt. Wir wollen einmal drüber ſchlafen, bis morgen wird's anders ſein."

Gleich als wollten ſie ſich ſchnell recht weit von Friederle entfernen, eilten ſie nun ohne anzuhalten bis Künzelsau. Unterwegs wurde ausgemacht, was man mit dem Gelde anfangen wollte, der Rath Petermichels ward zum Beſchluß erhoben.

Andern Tags zog man weiter gen Oehringen; plötzlich aber hielt Florian an und ſagte:

„Was meinſt Creszenz, wenn wir wieder umkehren thäten und den Friederle holen?"

„Ja, ja, ja, komm."

Schnell war der Karren gewendet und der Hund ſprang an Florian hinauf, als wüßte er, wohin es wieder ginge. Nun aber ſagte Creszenz:

„Ach Jeſus im ſiebenten Himmel. Er wird ihn uns nimmer geben, es fehlt ein ganzer Gulden an dem Geld; das Nachtlager — und ich hab' dem Lisbethle ein Kleidle gekauft."

„Weiber! Weiber mit eurem Putz!" knirſchte Florian, „nun, wir wollen's einmal probiren, fort, zurück, ich hol' meinen Friederle."

Der Hund bellte vor Freude.

Wieder war Mittag als unſere Karawane bei der Linde anlangte.

Friederle ſprang ihnen entgegen und rief: „Iſt ſchon Winter?“

Die Mutter ging hinauf zu Petermichel, legte das Geld auf den Tiſch, bat um Verzeihung, daß ein Gulden fehle und verlangte ihr Kind wieder.

Der Pfarrer ſaß eben bei Petermichel und hatte es faſt dahin gebracht, daß er ſich mit ſeinen Bruderskindern ausſöhnen und dem angenommenen Kinde nur einen kleinen Theil ſeiner Habe verſchreiben wollte.

Als er nun die Frau anſichtig wurde, ſtand er plötzlich auf und ſtreckte beide Hände empor, er wußte nicht wie ihm war, aber ihm war ganz fremd zu Muthe. Er ſuchte die Frau zu bereden, ihr Kind doch hier zu laſſen, und als er nun auf ihre Stimme aufmerkte, war es ihm als ob er einen Klang aus alter Zeit vernehme.

Petermichel hatte unterdeſſen den Florian heraufgerufen. Als dieſer eintrat und den Pfarrer erblickte, eilte er auf ihn zu, packte ihn an der Gurgel und rief: „Kerl! ich bin froh, daß ich dich wieder hab’.“ Creszenz und Petermichel wehrten ab, der Pfarrer bat mit ſtockender Stimme den letztern, daß er weggehe, er habe mit den Leuten was zu reden. Petermichel ging.

„Heißt du Creszenz?“ fragte der Pfarrer die Frau.

„Ja.“

„Mein Kind, mein Kind!“ ſprach der Pfarrer mit erſtickter Stimme und warf ſich an ihren Hals.

Eine Zeit lang war Stille in der Stube, die Männer und die Frau weinten. Der Pfarrer fuhr Creszenz immer mit der Hand über das Geſicht, dann ließ er die Beiden ſchwören, daß ſie nie ſagen wollten, in welchen Verhältniſſen ſie zu ihm ſtünden; er wollte für ſie ſorgen, ihnen ein Hausweſen einrichten. Creszenz ſollte nur ſeiner Schweſter Kind ſein. —

So blieben nun die Landſtreicher im Dorfe. Florian handhabte mit großem Fleiß ſein ihm treugebliebenes Meſſer als Metzger.

Die Frau des evangeliſchen Pfarrers, eine tugendſtolze Pietiſtin, will zwar herausgebracht haben, Creszenz ſei die Tochter und nicht das Schweſterkind des Pfarrers, die Leute aber wollen's nicht glauben.

Der Hund, ein guter Metzgerhund, heißt nicht mehr Schlunkel, ſondern führt ſeinen ehrlichen Namen Bleß. Alle trüben Erinnerungen an die Vergangenheit ſind ausgelöſcht.

II.

Der Lautenbacher.

Die Glocke läutete hell, ihre Töne zerfloſſen ſanft in dem lichten Mittag; die Menſchen kehrten von ihrer Arbeit heim. Die Männer gingen mit der Mütze in der Hand von den Feldern auf die Straße, die Stimme Gottes hatte ſie gerufen, das harte Feldgeräthe aus der Hand zu legen, heimzukehren und ſich zu ſtärken am Gebete und an irdiſcher Speiſe. Ein junger, ſchlank gewachſener Mann war die Straße von der Stadt heraufgekommen. Er war ſtädtiſch gekleidet und hatte einen braun marmorirten Ziegenhainer Stock, in den viele Namen eingeſchnitten waren, in der Hand. Als er nun das Dorf ſo vor ſich ausgebreitet ſah, blieb er ſtehen, horchte hin nach dem Geläute und ſchaute umher in den Wald der blühenden Obſtbäume, die das Dorf umdrängten. Er grüßte die Leute, die vom Felde herüber kamen, mit einer beſondern Freundlichkeit, ja, als ob er ſie kenne. Die Leute dankten herzlich und ſchauten ſich Alle nochmals nach ihm um, ſie meinten, das müſſe Einer aus dem Dorfe ſein, der aus der Fremde heimkehre; er hatte ſie ja ſo durchdringend angeſchaut, und doch kannten ſie ihn nicht.

Als die letzten Töne der Glocke verklungen waren, als Alles auf dem Felde ſtille, kein Menſch mehr zu ſehen war und nur die Lerchen hoch in der Luft jubelten, da ſetzte ſich der Fremdling an den Wegrain, ſchaute noch lange hinüber nach dem Dorfe, zog endlich eine Brieftaſche heraus und oft wieder um ſich blickend ſchrieb er hinein:

„Griechen und Römer! Wie hoch ſchallten eure Triumphe, wie ſchmetterten eure Kriegstrompeten, aber nur das Chriſtenthum grub das Erz aus den dunkeln Schachten der Erde, ließ es hoch in den Lüften ſchweben und weithin ſeinen Klang ausgießen, zur Anbetung, zur Freude und zur Trauer. Wie herrlich mögen die Harfen und Pauken im Tempel zu Jeruſalem geklungen haben; aber nicht mehr Ein Tempel ſteht auf der Erde, tauſende hieß das Chriſtenthum erſtehen aller Orten . . . Mir war's vorhin, als ob die Glocken erſchallten zum Einzuge in meinen neuen Beſtimmungsort, als ob die Stimme Gottes mir Willkommen zuriefe. Wohl ſaht ihr euch verwundert nach mir um, ihr guten Menſchen, ihr wußtet nicht, was wir einander werden ſollen. O könnt' ich die Seelen dieſer Menſchen ganz in meine Gewalt bekommen, ich wollte ſie frei machen von ihrem trägen Aberwitze und ſie koſten laſſen die reinen Freuden des Geiſtes. — Da wandeln ſie aber hin, und gleich dem Thiere, das vor ihnen hergeht, ſehnen ſie ſich nach nichts als nach dem Futter für ihren Mund ... Das alſo iſt der Ort, wo mein erneutes Leben beginnt: dieſe Schluchten und Ackerflächen, mit welchen Gedanken wird mein Auge auf ihnen weilen! O die Erde iſt überall ſchön und freudeſpendend, wo es Blumen gibt. Und wenn die Menſchen mich nicht verſtehen, verſtehſt du mich doch, o ewige Natur, und lächelſt mir freundlich zu, wenn ich deinen ſtillen Offenbarungen lauſche .... Da ſtehen die Bäume in ihrer Blüthenpracht und drinnen im Dorfe hör' ich das Jauchzen der Kinder, in deren Herzen ich den Lichtſtrahl der Bildung werfen ſoll ....“

Der Schreibende hielt inne; ſeinen Stock betrachtend, ſagte er leiſe vor ſich hin: „Nach allen Gauen hin ſeid ihr zerſtreut ihr Genoſſen meiner Jugend, nichts als eure Namen hier ſind mir geblieben, und mit ihnen betrete ich die Schwelle meines neuen Lebens, ihr Alle begleitet mich im Geiſte. Ich ſende euch einen Herzensgruß hinaus in den Frühling, möge er euch wiedertönen aus dem Munde der Vögel in den Lüften und eure Seele erquicken!“

Raſch ſtand er auf und ſchritt durch das Dorf.

Wir wiſſen nun, daß wir den neuen Schullehrer in dem jungen Mann kennen gelernt. Er fragte nach dem Schultheiß, man wies ihn in das Haus des Buchmaiers.

Der Buchmaier ſaß mit ſeinem zahlreichen Hausgeſinde bei Tiſche, als der Fremde eintrat. Nach herzlichem Willkomm wurde er eingeladen ſich zu Tiſche zu ſetzen; der Lehrer dankte.

„Ei was?“ ſagte der Buchmaier, der ſich alsbald wieder geſetzt hatte, da er ſich beim Eſſen durchaus nicht ſtören ließ, „rucket ein Bisle zuſammen, ihr da. Hurtig, Agnes, hol' einen Teller. Da ſetzet Euch her, Herr Lehrer. Bei uns geht's nicht wie bei den Horbern, die ſagen immer: wäret Ihr bälder kommen; wer bei uns zur Eſſenszeit kommt, muß mithalten. Wo Ihr jetzt hinkommt, kriegt Ihr doch nichts mehr, und da iſt gekocht; Ihr müſſet halt fürlieb nehmen mit dem, was da iſt. Ihr kommet grad' zu einem rechten Schwarzwäldereſſen: gerührte Knöpfle und Hutzeln.“

Agnes hatte einen Teller gebracht, und der Lehrer um nicht grob zu erſcheinen, ſich zu Tiſche geſetzt.

„Da, mein' Agnes,“ ſagte der Buchmaier, nachdem er einen gehauften Teller voll herausgeſchöpft, „die kriegt Ihr in die Sonntagsſchul'.“

„O, Sie werden wenig mehr zu lernen haben,“

ſagte der Lehrer, um doch etwas vorzubringen. Das Mädchen heftete den Blick ſcheu auf den Teller.

„Wie! Agnes, red' auch, du haſt ja ſonſt dein Maul bei dir, ſag', kannſt du Alles?“

„Jo, mit deam Leaſe do käm' ich ſchaun no furt, herrentgege mit em Schreiba, do will's halt nimmei reacht gaun, d'Fingere weant oam härt, wemmer d'gahnz Woch ſo ſchaffe muaß.“

All' die Schönheit des Mädchens verſchwand plötzlich vor den Augen des Lehrers, da er dieſe harte, in groben Lauten vorgebrachte Rede hörte.

Nachdem abgeſpeist und gebetet war, ſtellte ſich einer der Knechte, der bei Tiſche nicht weit vom Buchmaier geſeſſen hatte, vor ſeinen Herrn hin, und indem er ſein Meſſer einſteckte, ſagte er:

„I will gaun mit de Gäul' naun alloan naus?“

„Ja, ich komm' bald nach. Nimm einen Buben mit, der dir den Fuchs führt, der will ſich nicht recht eingewöhnen.“

„Schätz' wol, i krieg ihn ſchaun z'reacht,“ ſagte der Knecht und ging mit ſchweren Schritten von dannen. Der Lehrer ſchüttelte den Kopf.

Agnes deckte ſchnell ab, denn ſie eilte, um in der Küche ihre Bemerkungen über den Ankömmling mit den Mägden auszutauſchen.

„Ein nett's Bürſchle,“ ſagte die Legat, die älteſte Magd und Vertraute der Agnes, „er hat dich anguckt, ich hab' nicht recht gewußt, will er dir ein Tätzle oder ein Schmützle geben. Was meinſt, wär' das nicht ein Mann für dich? Er iſt noch ledig."

„Lieber möcht' ich ledig bleiben, bis die Kuh einen Batzen gilt, eh' ich den nähm'."

„Haſt Recht," ſagte eine andere Magd, „der thät dich auch mit zwei Händ' in's Maul ſtecken; haſt nicht geſehen, der hat ja das Meſſer in die recht' und die Gabel in die link' Hand genommen und mit zwei Händ' geſſen, das hat man ſein Lebtag von keinem ehrlichen Menſchen geſehen."

„Ja," ſagte eine dritte, „der iſt auch noch nicht über ſeines Vaters Miſte 'nauskommen, der hat ja die Knöpfle mit dem Meſſer verſchnitten, ſtatt daß man's verreißt; da ſind ſie ganz talkig worden. O du Talk! geſchieht dir recht, daß du haſt ſo dran würgen müſſen."

Während draußen beim Spülen die Mädchen den Lehrer auch nicht ungewaſchen ließen, nicht ſowohl aus Bosheit als weil man einmal ſo begonnen hatte, war drinnen in der Stube die Unterredung des Buchmaiers auch keine ſehr erfreuliche.

„Der Sprach' nach," begann er, ſcheinet Ihr aus dem Unterland gebürtig."

„Eigentlich nicht, ich bin aus dem Taubergrund."

„Nu, wir nehmen das nicht ſo genau, was halt unter Böblingen iſt, heißen wir das Unterland; wie heißt denn der Ort?“

Der Lehrer ſtockte ein wenig, legte beide Hände auf die Bruſt und ſagte endlich ſich verbeugend: „Lauterbach.“

Der Buchmaier ſtieß ein ſchallendes Gelächter aus, der Lehrer ſah ernſt drein; endlich ſagte Erſterer:

„Nichts für ungut, Lauterbach weiß ja jed' Kind, das iſt ja in dem Lied. Warum habt Ihr denn nicht recht mit 'raus wollen? Das iſt ja kein' Schand. Nu Ihr könnet mir jetzt g'wiß die Wahrheit ſagen, warum iſt jetzt grad' Lauterbach in dem Lied?“

„Wer kann das wiſſen? es hat wahrſcheinlich gar keinen Grund, ſolche dumme Lieder werden von einfältigen Menſchen gemacht, die dieſen und jenen Ort nehmen, weil er ihnen gerade in das Metrum, ich wollte ſagen, in das Versmaß paßt.“

„Ei, das Lied iſt gar nicht ſo dumm und es hat ein' recht luſtige Weiſung, ich hör's rechtſchaffen gern ſingen.“

„Sie erlauben, daß ich entgegengeſetzter Anſicht bin.“

„Was iſt da viel zu erlauben? wenn ich's auch nicht erlauben thät, wäret Ihr's doch, nur frei heraus und ſaget mir einmal: warum?“

„Ich meine: welcher Gedanke, ja nur welcher Sinn liegt in dem Lied:

Zu Lauterbach hab' ich mein' Strumpf verloren,
Ohne Strumpf geh' ich nicht heim,
Jetzt geh' ich halt wieder gen Lauterbach,
Kauf mir ein' Strumpf zu mein eim.

„Das iſt nichts als barer Unſinn, und das nennen Sie luſtig? Wie kann ein Lied luſtig ſein, wenn gar kein Gedanke darin iſt? Iſt die Gedankenloſigkeit Luſtigkeit?"

„Ja, es mag jetzt ſein, wie es will, luſtig iſt es doch; es paßt halt ſo grad, wenn man" — der Buchmaier konnte ſich hier nicht mehr recht ausdrücken, er ſchnalzte nur mit den beiden Händen, dann fuhr er fort: „ich will ſagen, wenn man ſo recht darüber 'naus iſt. Wir haben hier Einen, den Jörgli, von dem müſſet Ihr's einmal hören, dann ſaget Ihr auch: es gibt nichts luſtigeres. Ein Spaßvogel hat mir einmal berichtet, es müſſ' nicht „Strumpf," es müſſ' „Schuh" heißen, und deßwegen ſei von Lauterbach die Red', weil dort auf allen Gaſſen Schlappen 'rumliegen. Aber was geht uns jetzt das Lied an? Wir wollen was Andres reden. Habt Ihr hier herum auch Bekannte?"

„Keinen Menſchen."

„Nun Ihr werdet ſchon gute Freund' bei uns finden, die Leut' ſind zwar hier herum ein Bisle grob; es iſt nicht ſo, aber es ſieht ſo aus. Ein Bisle ſpöttiſch, das iſt wahr, das ſind ſie, es iſt aber nicht bös gemeint, man muß nur tüchtig heimzahlen; und wenn man mit ihnen umzugehen weiß, kann man's um einen Finger wickeln."

„Ich werde gewiß allen Menſchen mit Liebe entgegenkommen."

„Ja, was ich hab' ſagen wollen, nun müſſet Ihr auch die Gemeinderäthe und den Bürgerausſchuß begrüßen, Ihr müſſet ſie beſuchen; und noch Eins, gehet auch zum alten Schullehrer, der jetzt ſchon 25 Jahr in Ruhſtand verſetzt iſt, er iſt ein braver Mann, und es thut ihm wohl. Er iſt noch von der alten Welt, aber auch grundgut. Ich bin auch noch bei ihm in die Schul' gangen, freilich weiß ich auch wenig genug. Der letzte Schullehrer hat's mit ihm verdorben, weil er ihn nicht beſucht hat; und wenn Ihr ihm einen beſondern Gefallen thun wollet, laſſet ihn als einmal am Sonntags Orgel ſpielen. Jetzt will ich Euch Euer' Wohnung zeigen, Eure Sachen ſind ſchon geſtern ankommen."

Mißvergnügten Antlitzes ging der Lehrer neben dem Buchmaier durch das Dorf. Er war mit ſo hohen, überſchwänglichen Gedanken hier angekommen, und war auf eine ſo rauhe, harte Wirklichkeit geſtoßen. Oft hörte er hinter ſich ſagen: das iſt g'wiß der neu' Schullehrer. Bei der Krone begegnete den Beiden der uns wohlbekannte Mathes, er war nun im Bürgerausſchuß. Der Buchmaier ſtellte ihm den neuen Lehrer vor. Einige hatten dies gehört und nun verbreitete ſich die Nachricht wie ein Lauffeuer. Mathes ſchloß ſich den Beiden an.

So groß war die hinneigende Liebe der Kinder, in deren Herzen der Lehrer einzudringen gedachte, daß ſie davon liefen, als ſie ihn von ferne ſahen. Hie und da blieb aber auch einer der beherzten Knaben ſtehen und nickte freundlich, ohne die Kappe abzuziehen, aus dem einfachen Grunde, weil er keine auf hatte.

Nicht weit von dem Schulhauſe ſtand ein hübſcher Knabe von ſechs bis ſieben Jahren. „Komm' her, Hannesle,“ rief Mathes, „gucket, Herr Lehrer, der iſt mein. Nehmet ihn nur recht dazwiſchen, er kann lernen, aber er mag oft nicht. Gib dem Herrn eine Hand, der iſt jetzt dein Herr Lehrer, den mußt du gern haben. Wie ſagt man zu einem Fremden?“

„Grüß' Gott,“ ſagte der Knabe, herzhaft die Hand reichend.

Das Antlitz des Lehrers war wie verklärt, dieſer Gruß aus Kindes Munde that ihm gar wohl. Er war jetzt wieder in ſeinem Paradieſe, das unſchuldvolle Gemüth eines Kindes wendete ſich ihm zu. Er beugte ſich zu dem Knaben nieder und küßte ihn.

„Willſt du mich lieb haben?“ fragte er dann. Hannesle ſah ſeinen Vater an.

„Willſt du den Herrn Lehrer gern haben?“ fragte der Mathes.

Der Knabe nickte bejahend mit dem Kopf, er konnte nicht mehr reden, denn die Thränen ſtanden ihm in den Augen.

Die drei Männer gingen fort, der Knabe ſprang eilends, ohne ſich umzuſehen, nach Hauſe.

Der Buchmaier und Mathes zeigten nun dem Lehrer ſeine Wohnung.

„Da gehört bald ein Weib 'rein,“ ſagte Mathes, „ein Schullehrer muß eine Frau haben. Wir haben jetzt zum erſtenmal einen Ledigen; nun wir haben hier Staatsmädle, Ihr müſſet euch einmal umgucken. Das Beſt' iſt, ihr nehmet eine aus dem Ort; wenn man nicht aus dem Ort iſt und nicht 'rein heirathet, bleibt man halt wildfremd. Hab' ich Recht oder nicht, Vetter?“

„Vielleicht hat der Herr Lehrer ſchon eine ausgeſucht,“ entgegnete der Buchmaier, „und ſie mag her ſein, wo ſie will, ſie ſoll bei uns gut aufgehoben ſein.“

„Ja, wir halten ihr einen Gegenritt,“ ſagte Mathes, indem er dachte: der Buchmaier iſt doch geſcheiter als du. Der Lehrer aber ſagte:

„Ich bin noch durchaus ledig, ich kann ſchon noch eine geraume Zeit zuſehen.“ Innerlich dachte er: lieber eine Aeffin, als ſo eine vierſchrötige Bäuerin zur Frau.

„Jetzt müſſet Ihr mich verexkuſiren,“ ſagte der Buchmaier, „ich muß in's Feld; ich hab' da einen Gaul im Handel und muß ſehen, wie der im Zug iſt. Nuri, wir ſehen uns ja heut Abend. B'hüt's Gott dieweil. Gehſt mit, Mathes?“

„Ja, b'hüts Gott, Herr Lehrer, und wenn Euch die Zeit zu lang wird, ſo nehmet's doppelt.“

Der Lehrer verſtand dieſe nicht ſehr geſchickte Redensart des Mathes, die von dem Bilde eines zu langen Fadens genommen iſt, nicht ganz.

Nachdem hinter den Fortgegangenen die Thüre ſchon zu war, drückte der Lehrer nochmals an derſelben, gleichſam um ſich zu vergewiſſern, daß er jetzt allein ſei. Er fühlte ſich ſehr beklommen und konnte ſich doch nicht recht ſagen warum. Endlich fiel ihm die Lauterbacher Geſchichte wieder ein. Er ſah darin eine grobe und rohe Begegnung, alle ihm ſonſt erwieſene Freundlichkeit haftete nicht an ihm.

So ſind die Menſchen! Wenn ſie ſich in gereizter Stimmung befinden, behalten ſie immer nur das Eine im Sinne, was ſie verletzte, und überſehen alles andere noch ſo Liebreiche.

Erſt ſaß der Lehrer lange ſtill, dann erhob er ſich, ſeine Sachen auszupacken. Es heimelte ihn wiederum an, da die gewohnten Gegenſtände um ihn her lagen. Bald verſank er indeß abermals in ſtilles Brüten, und er dachte bei ſich: da biſt du nun wie in eine Wildniß verſetzt; was dich erfreut und betrübt, iſt für dieſe Menſchen gar nicht vorhanden; dein Schultheiß iſt eben nichts als ein Bauernſchulz, noch ſtolz auf ſeine Rohheit. Wohl mag der Geiſt auch in dieſen Menſchen ſchlummern, aber er iſt verſchüttet. Ich will alle meine Kraft zuſammenhalten, um mich gegen das Verbauern zu wahren. Tagtäglich will ich mein ganzes Sein aufwühlen, ich will frei bleiben von dem Einfluſſe meiner Umgebung. Ich habe Lehrer geſehen, die mit dem freien Geiſte der Zeit erfüllt in ihr Amt traten, und nach einigen Jahren verſanken ſie ganz in den Schlendrian, ſie waren zu Bauern geworden, ſelbſt ihr Aeußeres war nachläſſig und ſchlapp. — Er ſchrieb auf ein Zettelchen: Memento! und ſteckte es an den Spiegel.

Endlich raffte er ſich auf und ging hinaus auf das Feld, den Weg, den er herein gekommen war. Die Bauern, die hier auf den Aeckern an der Straße arbeiteten, ſagten: „Nun, wie geht's, Herr Lehrer? ſchon eingewöhnt?“ Der Lehrer gab kurze, aber freundliche Antworten; dieſe Zuthulichkeit kam ihm fremd vor und beleidigte ihn faſt. Er wußte nicht, daß die Leute ein Anrecht zu derſelben zu haben glaubten, weil ſie ihn zuerſt geſehen hatten, zuerſt von ihm begrüßt worden waren.

Nach langem Umherſchweifen in den Feldern fand er „im Grunde“ einen einſam ſtehenden Holzbirnenbaum von ſchönem Schlage. Er umwandelte ihn von allen Seiten, bis er den rechten Punkt gefunden hatte. Nun ſetzte er ſich auf einen breiten Markſtein und zeichnete.

Viele Bauern kamen neugierig herbei und ſchauten zu. Schnell verbreitete ſich von Mund zu Mund das Gerücht: der neu' Lehrer ſchreibt die Bäum' ab.

Der Lehrer zeichnete noch den Hügel gegenüber mit dem Haſelbuſch und der Brombeerhecke, die ſich über einen Felſen wand, auch das Feldhäuschen, in dem man das Feldgeſchirr aufbewahrt oder bei Unwetter Schutz ſucht; zuletzt zeichnete er einen Bauern mit Pferd und Pflug als Staffage.

Es neigte ſich gegen Abend. Mit beruhigter Seele kehrte der Lehrer heimwärts. Unterwegs ſchloſſen ſich ihm mehrere Bauern an; ohne viel Umſtände zu machen, hielten ſie gleichen Schritt mit ihm und hatten gar viel zu fragen. So unbequem dieß dem Fremdling war, ſo ließ er ſich's doch gefallen. Sehr ungeſchickt aber war es, daß er auf die Frage: nicht wahr, es iſt eine ſchöne Gegend hier herum? die Antwort gab: „So, ſo, es geht an.“ Er dachte, daß ſich hier nicht viel Maleriſches zu finden ſcheine, und konnte das doch nicht ſagen. Da ihm die Plumpheit der Kirchthurmſpitze aufgefallen war, fragte er: „Wer hat die Kirche gebaut?“

Die Leute ſahen ihn mit großen Augen an, ſie konnten ſich gar nicht denken, daß es einmal anders geweſen, daß es eine Zeit gegeben haben könne, da die Kirche noch nicht da war.

Zu Hauſe harrte der Lehrer auf den Buchmaier, der ihn ſeiner Erwartung nach abholen würde. Es dämmerte, auf der Straße regte ſich lebendiges Treiben; nur der Lehrer ſaß ſtill am offenen Fenſter. Er gedachte jetzt lebhafter als je, wie nothwendig ihm eine Lebensgefährtin ſei, die ihn verſtünde, damit er nicht mehr „unter Larven die einzig fühlende Bruſt“ ſei.

Es war Freitag Abend; die jungen jüdiſchen Burſchen zogen nach ihrer Gewohnheit ſingend durch das Dorf. Einſt war eine Stimme darunter, die jetzt nicht mehr ſo hell klingt. Man ſang mehr Lieder aus den Büchern. Als man an der Wohnung des Lehrers vorüber kam, wurde eben das ſchöne Lied begonnen:

Herz mein Herz, warum ſo traurig?
Und was ſoll' das Ach und Weh?
's iſt ja ſo ſchön in fremden Landen!
Herz mein Herz, was fehlt dir denn?

Nach und nach verklang das Lied nach dem obern Dorfe zu. Der Lehrer fühlte ſich in tiefſter Seele bewegt. Er griff nach ſeiner Geige und ſpielte den

Sehnſuchtswalzer; das waren im Dorfe nie gehörte Klänge. Bald vernahm er, daß ſich viele Menſchen vor dem Hauſe geſammelt hatten; ſich ſelbſt und die Anderen zur Luſt aufrufend, ſpielte er dann noch einen neuen muntern Walzer. Jauchzen und Lachen auf der Straße lohnte ihm.

Endlich ward es dem Lehrer doch zu lange, er verließ das Haus und fragte den ihm begegnenden Mathes nach dem Buchmaier.

„Kommet mit,“ ſagte Mathes, „im Adler iſt er und am Freitag Abend beſonders gern.“

Der Lehrer fand es zwar nicht recht, daß der Schultheiß ſo bei den Anderen im Wirthshaus ſaß, er ging indeß doch mit.

Im Adler traf er große Geſellſchaft und eifriges Geſpräch. Die Juden, die großen Theils die ganze Woche nicht zu Hauſe ſind, ſaßen hier unter ihren chriſtlichen Mitbürgern und tranken; nur mit dem einzigen Unterſchiede, daß ſie, weil Sabbath war, nicht dabei rauchten.

Eine Weile herrſchte Stille, als der Lehrer in die Stube trat; aber bald nach dem Willkomm und nachdem der Buchmaier neben ſich Platz gemacht, fuhr dieſer fort:

„Wie geſagt, der Thiers hat mit einem fetten Stück Deutſchland Frankreich ſchmälzen wollen; proſt Alter, dir hat man die Supp' verſalzen, du wirſt nimmer ſo ſchleckig ſein. Was meinet Ihr, Herr Lehrer?“

„Sie haben ganz Recht, nur ſollten wir auch das Elſaß wieder haben.“

„Ja, mornemorgen,[1] aber die Elſäßer wollen nicht. Wie ich das letztemal in Straßburg geweſen bin, hab' ich mich in die Seel' 'nein geſchämt, wie ſie mich gefoppt haben, ob wir nicht wieder bald falſch Geld haben, das kein' Heimath hat? Ein rechtſchaffener Mann hat mir geſagt: die Beamten von drüben, die wären lieber deutſch, bei uns ſind ſie am beſten bezahlt, ſind verſorgt auf Kinder und Kindeskinder und haben Ruh', aber drüben iſt das anders; die Beamten machen das nicht aus. Und wenn's deutſch würd', wer ſollts kriegen? Ein Sohn von dem falſchen Sechſer? Es iſt glaub' ich, noch Einer da? Oder ein verlegtes hannöveriſch Zehnguldenſtück? Man thät's aber nicht Einem geben, man thäts verſchnipfeln; ſie haben ja den Ueberrhein in drei Theil' verſchnitzelt, damit man's auch recht weiß, daß er deutſch iſt.“

Der Lehrer ſaß in ſtummem Erſtaunen nach dieſer Rede des Buchmaier; da begann ein ſtarker, wohlbeleibter Mann, deſſen ſtädtiſche Kleidung und eigenthümliche Redeweiſe den Juden nicht verkennen ließ:

---

[1] Morgenfrüh, morn heißt immer ſo viel als am andern Tag.

„Ja, und die vielen Juden im Elſaß ließen ſich eher maſſakriren, ehe ſie deutſch werden thäten; drüben ſind ſie vollkommen gleich mit den chriſtlichen Bürgern; wir, wir bezahlen alle Steuern gleich, werden Soldaten wie die Chriſten und haben doch nur die halben Rechte."

„Haſt Recht, Mendle, kriegſt aber nicht Recht," erwiderte der Buchmaier.

Eine Pauſe entſtand, nach welcher der Buchmaier wiederum begann:

„Herr Lehrer, was haltet Ihr von den Thierquälervereinen? Kann man mir befehlen, wie ich mit meinem Eigenthume umzugehen hab'? Darf man mich dafür ſtrafen?"

Der Lehrer ſah hierin wiederum nichts als die Rohheit dieſer Menſchen; mit großem Eifer vertheidigte er daher die Polizeimaßregeln wegen Mißhandlung der Thiere; der Buchmaier aber entgegnete:

„In der Stadt, da kann's meinetwegen nöthig ſein, daß man die Leut' ermahnt, das Vieh zu ſchonen, aber ſtrafen kann man's nicht. So ein Kutſcher oder Kutſchersknecht, oder ſo ein Livreebeamter, ich will ſagen Livreebedienter, der hat kein' rechte Lieb' zum Vieh, es iſt oft gar nicht einmal ſein eigen, und davon, daß er's aufgezogen hat, iſt gar nicht zu reden. Bei uns aber, ich hab' ſchon geſehen, daß die Leut' mehr heulen, wenn ihnen ein Rind draufgeht, als wenn ihnen ein Kind ſtirbt."

„Die Herren ſollten zuerſt die Bauern beſſer behandeln," ſagte Mathes. „Der alt' Amtmann, der hat ſeinem Hund die beſten Wörtle geben und die Bauern nur ſo angeſchnauzt; ſie ſollten zuerſt einen Verein ſtiften, daß Keiner mehr Er zu einem Bauern ſagt."

„Ja," ſagte der Buchmaier, „die Hauptſach' iſt, die Amtleut' wollen jetzt gern auch über das Vieh regieren. Ihr werdet ſehen, wenn's ſo fort geht, wird man über zehn Jahr' Einem befehlen, was er auf ſeinem Acker ſäen darf und wann er ihn brach legen muß; man kann ja auch ſeine Aecker quälen und kann ihnen zu viel zumuthen."

„Wenn die Menſchen nicht ſo vernünftig ſind," ſagte der Lehrer, „das gehörige Maaß in allen Dingen zu halten, ſo iſt der Staat verpflichtet, das Gute durch Strafen einzuführen."

„Nein und neun und neunzigmal nein!" rief der Buchmaier, hielt aber plötzlich inne; ſei es, daß er ſeiner Heftigkeit den Zügel halten wollte, oder daß er in der That nichts vorzubringen wußte. Er trank in langſamen Zügen, während deſſen ein Mann mit gerollten, weißen und ſchwarzen Haaren, ſo was man Kümmel und Salz nennt, auf hochdeutſch ſagte:

„Man kann die Menſchen dafür ſtrafen, wenn ſie ſchlecht handeln, aber man kann ſie nicht zwingen, gut zu ſein; eine durch's Geſetz erzwungene Güte iſt auch keine Güte mehr."

„Hat Recht," ſagte der Buchmaier auf die Worte des Mannes, deſſen Rede trotz des Hochdeutſchen in dem ſingenden Tone des jüdiſchen Dialekts geſprochen war. Der Lehrer aber ging nicht darauf ein. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß er, wie die gelehrten Herren pflegen, auf die Gegenrede eines Juden that, als ob ſie gar nicht vorgebracht worden wäre; vielmehr betrachtete er nur den Buchmaier als ſeinen Gegner, er fragte dieſen:

„Glauben Sie, daß der Staat ein Recht hat, die Leute durch Strafen zu zwingen, ihre Kinder in die Schule zu ſchicken?"

„Freilich, freilich."

„Ja warum denn?"

„Weil das in der Ordnung iſt."

„Ja man hat doch aber kein Recht die Leute zu zwingen, daß ſie gut ſeien."

„Man kann's aber ſtrafen, wenn ſie ſchlecht ſind, und wer ſein Kind nicht in die Schul' ſchickt, der handelt ſchlecht. Iſt's nicht ſo?" ſchloß der Buchmaier zu dem gewendet, der vorhin das Wort für ihn ergriffen hatte.

„Gewiß," erwiederte dieſer. „Der Staat iſt der Vormund derer, die nicht ſelber für ſich ſorgen und ſich nicht wehren können. Wie er die Pflicht hat, ſich um ein Kind anzunehmen, wenn ihm die Eltern ſterben, und ſo durch den Tod nicht mehr für dasſelbe ſorgen können, ſo muß er auch ſolche, die durch Dummheit oder Schlechtigkeit ihre Kinder vernachläſſigen, durch Strafen zu ihrer Pflicht zwingen.“

„Hat Recht, hat rechtſchaffen Recht,“ ſagte der Buchmaier triumphirend.

Ohne ſich an den, wie ihm ſchien, unberufenen Redner zu wenden, doch auch ohne ihn zu vermeiden, ſagte der Lehrer:

„Wenn der Staat der Vormund der Unmündigen iſt, derer, die ſich nicht ſelber helfen und wehren können, ſo hat er auch die Herrſchaft über das Vieh, das in gleichem Falle iſt wie die Kinder.“

„Aepfelſtiel und Birenſchnitz, wie kommen die Rüben in den Sack? Das iſt gar kein Vergleich,“ ſagte der Buchmaier lachend. „Herr Lehrer, nichts für ungut, aber da habt Ihr euch vergaloppirt. Ich hab' zu Haus ein Waiſenrind, das arme Thierle hat kein Vater und kein' Mutter mehr, ich muß bigott morgen den Gemeinderath zuſammenkommen laſſen, man ſoll ihm einen Vormund ſetzen.“

Ein ſchallendes Gelächter erdröhnte in der ganzen Stube. Der Lehrer gab ſich alle Mühe, ſeine Anſicht näher zu begründen, aber er konnte nicht mehr zu einer ordentlichen Auseinanderſetzung kommen.

Die ganze Verſammlung war ſeelenfroh, daß das zu ernſte Geſpräch endlich eine luſtige Wendung genommen hatte. Nur ſo viel vermochte er darzulegen, daß er weit entfernt ſei, die Kinder und das Vieh in eine Reihe zu ſtellen.

„Davon iſt keine Red',“ ſagte der Buchmaier, „Ihr habt ja des Matheſen Hannesle einen Kuß geben, das thut man keinem Vieh. Aber jetzt iſt mir's, wie wenn ich eine dreifache Verſicherung hätt', daß das mit den Thierquälervereinen nichts iſt als den Hühnern die Schwänz 'naufbinden, ſie tragen's ſchon allein oben.“

Die Heiterkeit ſteigerte ſich nun immer mehr, überall öffneten ſich die Schleußen eines nicht immer ſehr wähleriſchen Witzes. Der Lehrer war nicht dazu aufgelegt, ſich davon fortreißen zu laſſen, vielmehr ward er im Tiefinnerſten verſtimmt.

Mit jenem quälenden Gefühle, vor Mehreren ſeine Anſicht ausgeſprochen zu haben, ohne ſie ganz dargelegt zu haben und ohne ganz gehört worden zu ſein, verließ der Lehrer nun bald das Wirthshaus. Er ſah es wohl ein, wie ſchwer es iſt, eine Verſammlung von Erwachſenen in der gründlichen Erforſchung eines Gedankens zu leiten und ihn durchzukatechiſiren; bald aber verließ er dieſe Betrachtung wieder und ward überzeugt, daß er hier die Rohheit getroffen, die nicht in der eckigen und derben Natür=

lichkeit, ſondern in der ſelbſtgefälligen Mißachtung der Bildung und der verfeinerten Anſichten beſteht. Er war ſehr betrübt. Der Vorſatz: ſich nur der bildſamen Kindheit und der reinen Natur hinzugeben, befeſtigte ſich ſtets mehr in ihm.

Andern Tages, es war Samſtag, machte der Lehrer die Beſuche bei den Gemeinderäthen, er traf aber keinen zu Hauſe. Er ging nun zuletzt zu dem alten Schullehrer, man wies ihn nach einem Garten am Wege. Hier waren die Beete nach der Schnur ſchön geordnet und mit Bux eingefaßt; der üppige Buchenzaun, der das Ganze einhegte, war ſchön geſchoren und nach genau abgemeſſenen Zwiſchenräumen erhob ein Stämmchen nach dem andern ſeine gerundeten Zweige über den Haag. In der Mitte war ein Rondell, um welches ein mehrere Schuh hoher Bux einen natürlichen Kübel bildete, Blumen aller Art knoſpeten und blühten. Man vernahm hinten am Garten, in der Nähe der Laube, ein Geſpräch. Der Lehrer trat auf die beiden Männer zu und ſeinen Hut abziehend ſagte er:

„Kann ich den Herrn Schullehrer ſprechen?“

„Wir ſind zwei für Einen, he, he,“ ſagte der alte Mann, der hemdärmelig die Hacke in der Hand hielt.

„Ich meine den alten Herrn Lehrer.“

„Das bin ich, und das da iſt der Judenlehrer he he," erwiderte der Mann mit der Hacke, auf ſeinen ſabbathlich geputzten Nebenmann deutend.

„Das iſt mir lieb, daß ich Sie auch hier treffe. Haben wir uns nicht geſtern geſprochen?"

„Als Sie mit dem Schultheißen ſprachen."

Der alte Mann warf die Hacke weg, that die Pfeiſe aus dem Munde, griff ſchnell nach ſeinem Rocke und wollte ihn anziehen; unſer Freund aber verhinderte dieß.

„Wir brauchen vor einander keine Umſtände zu machen," ſagte er, „wir ſind ja Collegen, ich bin der neue Lehrer. Gehört der Garten Ihnen eigen?"

„He he, wem denn? Ja," erwiderte der Alte; alle ſeine Reden waren mit einem aus tiefer Bruſt geholten Lachen begleitet. „Grüß Gott in Nordſtetten," ſetzte er hinzu und reichte dem Angekommenen die Hand; dieſem war es, als ob er die eiſerne Hand Berlichingens faſſe, ſo hart war ſie anzufühlen.

Der jüdiſche Lehrer ſtand in Verlegenheit da, ſeine gefalteten Hände auf einander reibend. Er wußte nicht, ſollte er dem Angekommenen die Hand reichen oder nicht. Er fürchtete zudringlich zu erſcheinen, da man ihn nicht aufgeſucht hatte; ſodann fühlte er ſich auch durch dieſe Nichtbeachtung beleidigt, er glaubte ſich durch Zuvorkommenheit etwas zu vergeben.

Dieſe beiden Gefühle — Furcht vor Zudringlichkeit und Mißachtung auf der einen, und vor zu weit getriebener Empfindlichkeit auf der andern Seite — das ſind die beiden Schächer, zwiſchen denen der Jude im geſellſchaftlichen Leben gekreuzigt iſt; ſie bleiben es ſo lange, als ſeine Stellung in der menſchlichen Geſellſchaft keine geſicherte und vor Mißdeutungen geſchützte iſt.

Wie alle gebildeten Juden aus der älteren Generation hatte der jüdiſche Lehrer die Sätze der Schrift genau inne, er gedachte der Bibelſtelle: „Liebet den Fremden, denn ihr waret ſelbſt Fremde im Lande Aegypten“ und „betrübe den Fremden nicht, denn du weißt wie es ihm zu Muthe iſt.“ Er gedachte der Freude, die ihm vor Jahren ein freundliches Entgegenkommen bereitet hatte. So ſtand er nun da, ſeine Lippen bewegten ſich ſtill, alle ſeine Geſichtsmuskeln zuckten. Er trat endlich auf den Angekommenen zu, reichte ihm die Hand und hieß ihn mit beſonderer Herzlichkeit willkommen. Der Fremde ſagte:

„Sie können mir gewiß viel Anleitung geben, meine Herren, über mein Verhalten dahier; ich bin hier ſo ganz fremd.“

„Ich kann mir das noch recht gut denken,“ nahm der jüdiſche Lehrer das Wort, „ich war auch bloß auf Verfügung des Conſiſtoriums hieher gekommen und kannte keinen Menſchen. Ich wünſchte mir oft, ich hätte eine Zeit lang incognito da bleiben können, um die Charaktere der Eltern genau zu beobachten, und ohne die Eltern wiſſen Sie wohl, iſt auch bei den Kindern nichts auszuführen. Bei mir war noch der beſondere Umſtand, daß ich vor fünf und zwanzig Jahren zum erſtenmale eine geordnete Schule einzurichten hatte, was die Juden damals noch gar nicht kannten. Ich kam mir in der erſten Zeit vor, als wär' ich in eine fremde Welt verzaubert."

„Nun, du haſt dich bald verzaubern laſſen und haſt das ſchönſt' Mädle aus dem Ort geheirathet, he he, und das war auch recht," erwiderte der alte Mann. Zu unſerm Freunde gewendet fuhr er fort: „Ihr müſſet halt auch ein Mädle aus dem Ort heirathen."

Unſer Freund fuhr ſo beſtürzt zurück, daß er in ein wohlgeglättetes Beet trat; es war ihm, als hätte ſich Alles gegen ihn verſchworen, um ihn zu verkuppeln. Nachdem er ſich über die angerichtete Zerſtörung entſchuldigt, ſagte er:

„Ich meine nur über mein Verhältniß zu den Eltern und den Kindern."

„Nur recht ſtreng," ſagte der Alte, die zertretene Stelle wieder aufhäckelnd. „Von dem neuen Schulweſen verſteh' ich nichts, da fragt man die Kinder: wer hat den Stuhl gemacht? als wenn man das nicht ſchon von ſelber wüßt'; da lautiren ſie b. k. l. m. wie die Stummen, es gibt gar kein ABC mehr."

„Sie meinen alſo recht ſtreng?“ erwiderte ablenkend unſer Freund.

„Ja. Wie die Mannen im Dorf 'rumlaufen, iſt keiner da, der es nicht aus dem Salz von mir kriegt hat, und ſag' du, ob ſie nicht noch heutigen Tags allen Reſpekt vor mir haben?“

„Ganz gewiß,“ ſagte der jüdiſche Lehrer lächelnd. Der Alte fuhr fort:

„Und wenn eine Luſtbarkeit im Dorf iſt, da darf man nicht den vornehmen Herrn ſpielen, der ſich's eine Weile ſo anguckt, wie das dumme Volk auch luſtig ſein kann; nein, da muß man auch mitthun. Kreuz Himmel! Ich hab' die tollſten Streich' mitgemacht, den Balbiererstanz, den haben ſie von mir gelernt, und den Siebenſprung den hab' ich mit meiner Gret immer vorgetanzt; es juckt mir noch in den Beinen, wenn ich daran denk'.“

„Sie waren aus der Gegend, Sie konnten ſchon eher ſo etwas mitmachen.“

„Ich bin nicht aus der Gegend. Anno fünf iſt hier erſt Württembergiſch geworden, damals war Alles vorderöſterreichiſch. Ich bin bei Freiburg daheim.“

„Sie haben wohl viel erlebt?“

„Das will ich meinen. Die Leut', die jetzt dreißig Jahr alt ſind, die wiſſen gar nichts von der Welt, da geht Alles glattweg, wie auf der Kegelbahn. So ein Lehrer, ich mein' euch nicht mit, aber was weiß denn jetzt ſo einer? Wo iſt er in der Welt geweſen? In den Büchern iſt er geſteckt. Da geht jetzt Alles ſeinen geweiſ'ten Weg, eins zwei drei, Schüler Seminariſt Lehrer. Ich war Soldat, ich war Muſikant, ich war Schreiber auf dem Amt in vielerlei Herren Länder. Ich hab' Ruſſen und Franzoſen und Sachſen und alles Teufelszeug mit durchgemacht. Ich hab' hier im Ort ein Buch angefangen gehabt und mit der ſchönſten Fraktur, und denket nur einmal, grad wie ich beim F bin, kommen die Teufelsfranzoſen; da war's aus, die haben Fraktur mit Einem geſprochen."

Nun erzählte der Alte, auf die Haue geſtützt, ſeine zwei Hauptgeſchichten; wie er nämlich einen Topf mit zweihundert Gulden im Keller vergraben hatte, den die Franzoſen doch fanden, wie er im grimmkalten Winter den Pfarrer nach Egelsthal begleitete, um einer alten Frau die letzte Oelung zu geben, unterwegs ihnen ein Koſake begegnete und dem Lehrer die fuchspelzenen Handſchuhe auszog. Er war eben an einer ausführlichen Beſchreibung der Handſchuhe, als es eilf Uhr läutete: man verließ den Garten.

Unſer Freund ging noch im Geleite ſeines jüdiſchen Amtsgenoſſen bis zum Adler, dort hatte er ſich zur Koſt eingedungen.

Am andern Morgen erwarb ſich der Lehrer viel

Lob durch ſein Orgelſpiel. Aus einzelnen Gruppen, die ſich nach der Kirche gebildet hatten, hörte er mehrmals den Ausſpruch: „er kann's faſt gar wie der alt' Lehrer." Er ging nun zu dieſem und bot ihm das Orgelſpiel für die Mittagskirche an.

Der alte Mann lachte ganz überſelig und ſagte endlich, wie immer in ſchnell abgeſtoßenen Sätzen ſprechend: „Ja, ſie können was lernen die jungen Leut', wenn ſie wollen. Ich war dritthalb Jahr Unterorganiſt im Münſter in Freiburg, he he. Ja, der früher' hochmüthig' Profeſſor hat mich aus der Kirch' vertrieben, ich bin ein ganz Jahr nicht 'neingegangen, ich hab' dem ſein Gequicks nicht hören können, und ſpäter bin ich nur zum Amt und zur Predigt: beim Singen hab' ich davonlaufen müſſen."

Der alte Lehrer ſpielte nun Mittags die Orgel, aber er machte mit dem heiligen Inſtrumente ſo luſtige Sprünge, daß der junge Mann oft den Kopf ſchüttelte; auf dem Antlitze aller anderen Anweſenden aber leuchtete zufriedene Heiterkeit.

Die Freundlichkeit gegen den alten Lehrer erregte dem neuen vieles Lob; darüber aber, daß er die Gemeinderäthe am Werktage beſucht hatte, da ſie doch nicht zu Hauſe waren, ward ihm eben ſo vieler Tadel. Von Beidem kam ihm nichts zu Ohren.

Montags begann die Schule. Der Pfarrer, ein freundlicher und edeldenkender Mann, führte den neuen Lehrer mit einer gehaltvollen Rede, im Beiſein des ganzen Gemeinderaths und Bürgerausſchuſſes, in ſeinen Wirkungskreis ein.

Von dem Tage an, da die Schule begonnen hatte, aß der Lehrer nicht mehr im Wirthshauſe; das laute Leben und die Geſpräche dort ſtörten ihn, er wollte, nachdem er die Schaar der Kinder entlaſſen, ganz allein ſein. Ueberhaupt zog er ſich ganz in ſich zurück, er verrichtete ſein Amt gewiſſenhaft, pflog aber mit Niemand Umgang; nur bisweilen ging er mit dem jüdiſchen Lehrer oder mit dem alten ſpazieren. Ueber den Charakter des letzteren war er bald einig, der Geiſtesrichtung des erſteren aber, in der die ſtaatlichen und ſittlichen Angelegenheiten ſeiner Glaubensverwandten im Vordergrunde ſtanden, konnte er keine entſprechende Theilnahme widmen. Mit den übrigen Leuten im Orte, ſelbſt mit dem Buchmaier, ſtand der Lehrer noch ſo fremd wie am Tage ſeiner Ankunft. Er ging nie in's Wirthshaus und geſellte ſich nie zu den abendlichen Kreiſen, die ſich vor den Häuſern bildeten. Waren die Schulſtunden zu Ende, ſchweifte er einſam durch Wald und Feld, zeichnete oder ſchrieb in ſein Taſchenbuch, und wenn es Nacht war, muſizirte oder las er.

Da wir die Zeichnungen nicht vorlegen und die

Muſik nicht wieder aufſpielen können, ſo mögen hier die Taſchenbuchbemerkungen eine Stelle finden, unter dem Titel, den ihnen der Lehrer ſelbſt gab:

Feldweisheit

von

Adolph Lederer.

(Im Graſe liegend.) Bei allen Wiederbelebungen, in allem neuen Daſein ſind Rückſtändigkeiten mitten darunter gemiſcht. Wenn man das Wieſengrün des Frühlings genau betrachtet, liegt viel verdorrtes überjähriges Gras zwiſchen und unter dem grünenden; es muß verfaulen und zum Dünger für das neue Leben werden. Da ſchreien dann die Thoren: es iſt kein Frühling, es kann auch keiner kommen, ſeht hier die dürren Halme! Iſt es nicht auch im ganzen Leben des Geiſtes ſo? . . . iſt der alte Schullehrer nicht auch ſo ein Stück dürres Gras? . . .

Mir iſt die ganze Natur ein Sinnbild des Geiſtes; ich meine immer, ſie ſei nur die Larve, hinter der das Geiſtesantlitz ſteckt. Die armen Bauern! ſie leben mitten in der freieſten Natur wie in einem todten Hauſe, ſie ſehen in all den Feldern und Wäldern nur den Ertrag, die Zahl der Garben, die Säcke Kartoffeln, die Klafter Holz; ich aber ſchlürfe den Geiſtesduft der Schönheit, der darüber ſchwebt. Ich will hinwegſehen über die Menſchen, die da mitten unter dieſem glanzvollen Leben lichtlos einherwandeln, ich will mich erheben über all das niedere klägliche Treiben, und wie die Biene hier aus der unanfaßbaren Diſtel Honig ſaugt, die dem Eſel bloß zum derben Futter wird, ſo will ich den Honigſeim des Geiſtes aus Allem ziehen. Steh' mir bei, du ewiger Geiſt und laß mich nicht denen gleich werden, die an der Scholle haften, bis die Scholle über ihren Sarg rollt; und ihr! ihr großen Geiſter meiner Nation, deren Werke mich hieher begleitet, ſtärket mich und laßt mich ſtets zu euren Füßen ſitzen.

Jeder Acker hat ſeine Geſchichte. Wüßte man die Wandlungen, die ihn aus der einen Hand in die andere gebracht, die Schickſale und Gefühle derer, die ihn bearbeitet, es wäre die Geſchichte des Menſchengeſchlechts: ſowie ſeine geologiſche Bildung, tief hinab bis zum Mittelpunkt der Erde aufgedeckt, die Geſchichte des Erdballs aufzeigte.

Alles auf der Welt wird zur Nahrung oder zum ſonſtigen Verbrauch und Genuß für ein Anderes; nur der Menſch eignet ſich alles an, er ſelber aber ſteht frei über der Erde, bis ſie ihren Mund aufthut und ſeinen Leichnam verſchlingt. Ich bin da auf eigene Weiſe zu dem trivialen Gedanken gelangt, daß der Menſch der Herr der Erde iſt; aber nur das iſt Wahrheit, eigene Erkenntniß, was wir auf eigenthümliche Weiſe wiederfinden.

Ich habe einmal gehört und geleſen, daß nur da, wo die Anzahl der nützlichen Hausthiere die der Menſchen überſteige, ein behaglicher und glücklicher Zuſtand des allgemeinen Beſitzthums ſei.

Iſt das wohl eine geiſtige Lehre, daß die Zahl der Unvernünftigen die der Vernünftigen überſteigen müſſe?

Es wäre ſchrecklich, wenn es ſo wäre, und doch . . .

Es iſt entſchieden, daß die Bildung der Menſchheit erſt mit dem Ackerbau und durch denſelben begonnen hat. So lange die Menſchen ihre Nahrung nur ſuchten, ſei es durch Jagen, Fiſchen und dergleichen, ſtanden ſie noch faſt den Thieren gleich. Erſt als ſie begannen, ſich die Nahrung vorzubereiten, indem ſie das natürliche Wachsthum beobachteten und lenkten, indem ſie pflanzten und pflegten, hielten ſie an einem beſtimmten Boden feſt, mußten ſie die Geſetze der Natur erforſchen und entdecken, Einfluß auf das Leben der Außenwelt und ihrer Innenwelt gewinnen.

Der Ackerbau iſt die Wurzel aller Bildung in der Welt, aber die Ackerbauer ſelber haben die wenigſte Frucht davon. Muß das ſo ſein?

Auf der ſchwankenden Blume, die vom Winde geſchüttelt wird, klammert ſich die Biene feſt und ſaugt emſig den Honig: ſo auch genießet der Menſch das ſchwankende Erdenleben, und der Boden zittert unter ihm.

(Am Buchſee.) Ein Himmelstropfen, der in ein ſtehendes Waſſer fällt, bildet eine Weile ein Bläschen, dann zerplatzt er, und vermengt ſich mit dem Sumpfe; in den lebenden Strom gefallen, wird er ſelbſt ein Theil der lebendigen Welle. Iſt mein Daſein ein ſolcher Tropfen? Ich will, daß ich in einen lebendigen Strom aufgehe, es muß ſo ſein...

Alle Vögel fliehen den Regen, nur die Schwalben flattern luſtig darin.

Es erregt mir oft ein ſonderbares Gefühl, daß wenn ich hinausgehe in das Feld, um mir körperlich erquickliche Ermüdung zu holen, die Leute von der Arbeit ermüdet heimkehren; es iſt mir da oft, als müßt' ich mich ſchämen, daß ich jetzt ſpaziren gehe.

Nur am Abend und am Morgen bemerkt man den ſchnellen Wechſel des Lichts; dieſer iſt aber den ganzen Tag aufſteigend bis zum Mittag und von da abſteigend ebenſo.

Iſt nicht bei der Entwickelung des Menſchengeiſtes das Gleiche der Fall?

So oft ich auch ſchon den Sonnenuntergang betrachtet, nie war er gleich; das iſt die unendliche Mannigfaltigkeit der Natur, darum iſt ſie auch ewig ſchön und neu.

Beim Sonnenuntergang glaubt man immer, von der Stelle, wo man ſteht, bis nach Weſten hin reicht das Abendroth, da iſt noch Licht, rückwärts gekehrt erſcheint Alles dunkel; diejenigen aber, die weiter hinten ſtehen, glauben, es reiche nur noch bis zu ihnen. So bemißt Jeder den Horizont nach ſeinem Standpunkte, und wer das untergehende Licht betrachtet, glaubt, es reiche nur noch bis zu ihm.

Warum iſt ein Sonnenuntergang für die meiſten Menſchen anſprechender als ein Sonnenaufgang?

Iſt es, weil dieſen die Wenigſten oft ſehen, oder weil das Verſchwindende, das Sterbende näher zu uns ſpricht? Ich glaube nicht. Beim Sonnenuntergang erhält das Schauſpiel einen zart geheimnißvollen Abſchluß in der Nacht und der darauf folgenden Ruhe; der Sonnenaufgang aber hat keinen Abſchluß, ihm folgt das helle Licht, die Unruhe und das lärmende Gewühl des Tages. Schön iſt das Sterben! o ich ſehne mich . . . .

(Hinter'm Schloßhag.) Wenn man einen Pfoſten in die Erde rammt, muß man die einzugrabende Spitze brennen, damit ſie nicht faule; wen die Flamme des Geiſtes berührt, der kann nicht ſterben.

Aus der Haut des einen Thieres ſchneidet man das Riemenwerk für Zaum und Zügel und die Einjochung des andern. Die Anwendung iſt leicht.

Wenn man Jemand einen Weg zu kurz angibt, ermüdet er doppelt; dieß kommt wohl von der ſtets geſpannten Erwartung am Ziele zu ſein.

Ich habe mir den Weg zu meinem Lebensziele auch zu kurz gedacht.

Beim Mähen darf man nur kleine Schritte machen und gradaus. Je dünner der Klee ſteht, um ſo müder wird man beim Mähen; da fährt man mit der Senſe auf dem harten Boden herum und in die Luft hinaus und hat am Ende nichts erſchafft. Wie vieldeutig iſt das!!

Vom Futter und Allem, was man grün' heimthut, entrichtet man keinen Zehnten.

Beim Kornſchneiden muß man die abgeſchnittene Frucht ſtets hinter ſich legen, da iſt Raum dafür, vorwärts ſtehen die neuen Halme, die zu ſchneiden ſind; ſo muß es auch mit unſeren fertigen Thaten ſein, wir müſſen ſie aus unſerm Geſichtskreiſe legen und das vor uns ſtehende Neue in Angriff nehmen.

Wenn ich von ferne die bald ſich erhebenden, bald ſich niederbeugenden Schnitter anſehe, iſt es mir oft, als ob ſie ein ceremoniöſes Gebet verrichteten.

Da wird der neue Zaun am Schloßgarten mit grüner Oelfarbe angeſtrichen. Dürres Holz fault in Wind und Wetter, wenn man es nicht mit Farbe bekleidet. Die Natur hat über alle ihre Geſchöpfe eine ſchützende Oberhaut ausgebreitet; die Menſchen aber reißen die natürlichen Rinden und Glaſuren ab, dann müſſen ſie eine künſtliche auftragen.

Iſt die Bildung vielleicht nichts als eine Oelfarbe, die den natürlichen Schmelz erſetzt? Nein, ſie iſt erhöhte, ſie iſt die wahre Natur; dieſe Menſchen, wie ſie hier ſind . . . .

Der alte Zimmermann Valentin iſt ſo vergeßlich, er geht mit der Peitſche über der Schulter ſeinen

Weg und ſagt immer vor ſich hin: Hio! ohne zu merken, daß ſeine Kühe ſchon dreißig Schritte hinter ihm einen andern Weg gegangen ſind. Ergeht es nicht auch manchen Herrſchern gerade ſo?

In einem Garten an der Straße ſteht eine Trauerweide, deren Aeſte in allerlei Ellipſen, Zirkel, ſchiefe und rechte Winkel zuſammengebunden wurden und nun ſo in einander verwachſen ſind.

Ja, die Aeſte des Trauerbaumes, die Zweige des Schmerzens ſind am leichteſten zu biegen, da laſſen ſich die Menſchen gar wunderlich verſchnörkeln; aber die zähe Naturkraft macht die herben Krümmungen von Neuem ausſchlagen. Warum nur die Bauern die verſchnörkelte Natur ſo lieben? warum ſie die Trauerweide, den ſchönſten aller Bäume, ſo mißhandeln? Vielleicht liegt es tief in der menſchlichen Natur, mit dem, was das ganze Jahr die ernſteſte Beſchäftigung darbeut, auch einmal zu ſpielen . . .

(Am Kreuz im Schießmauernfeld.) Ich habe früher nie über Juden nachgedacht, obgleich in meinem Geburtsorte auch Juden wohnten; ich erinnere mich nur, daß ich als kleines Kind auch die Judenknaben meines Alters verhöhnte und, wenn ich konnte ſchlug.

Es kömmt uns nicht ein, über unſer Verhältniß zu den Juden nachzudenken, ſo wenig wir über unſer Verhältniß zu den Pferden nachdenken. Im Gegentheil, durch die Bibel bekömmt jedes Chriſtenkind die Empfindung, daß ihm jeder einzelne Jude etwas Böſes gethan. Ein geheimnißvoller Abſcheu ſetzt ſich dann in der Seele des Kindes feſt; ich dachte mir immer alle Juden räudig; ein Kind kann ein Thier liebkoſen, nie aber einen Juden.

Hier habe ich Gelegenheit, oft mit Juden zu verkehren. Der jüdiſche Lehrer iſt ein vorurtheilsfreier Mann von Bildung, wie ich noch ſelten einen getroffen. Er weiß mehr von der Theologie als von den Naturwiſſenſchaften. Iſt das bei allen Juden ſo? In ſeinem Unterrichte iſt mehr Geiſtreiches, weniger Methode und Stetigkeit; das iſt für minder begabte Kinder nicht gut. Als ich zum erſtenmale die Synagoge beſuchte, war es mir ganz eigen zu Muthe: hier, in die ſchwarzen deutſchen Tannenwälder haben ſich dieſe ebräiſchen Worte vom Libanon verloren, und doch, iſt nicht auch unſere Religion von dort her? Noch mehr, das alte Rom konnte die Deutſchen nicht beſiegen, ſie nicht römiſch reden lehren, das neue vollbrachte es; hier auf den fernen Bergen ertönt allſonntäglich in der Kirche die römiſche Sprache.

Meinem Hauſe gegenüber iſt der ſogenannte Brandplatz: dort ſtand das Haus, in dem eine ganze jüdiſche Familie, Großmutter, Schwiegertochter und fünf Enkel verbrannt ſind; jetzt ſpielen die Kinder am liebſten auf dieſer Stätte, eine ſolche Ruine bietet ſonſt ſeltene Verſtecke. An den ſchwarzen Wänden klettern die rothwangigen Buben umher und tollen und jubeln. So baut ſich überall ſchnell neues Leben auf; wo die Flammen einſt gewüthet, tummelt ſich ſorglos das junge Geſchlecht. Es iſt auch in der Weltgeſchichte ſo.

Drinnen im Dorfe haben ſie heute den Hammeltanz aufgeführt.

Solche Dinge paſſen nicht mehr in unſere Zeit, ſie gehören in das Mittelalter. Da ſah wohl der Gutsherr vom Schloßerker herab der Fröhlichkeit ſeiner Leibeigenen zu; er hatte ihnen den Hammel und die Schnur geſchenkt und ſteuerte wohl auch das gewinnende Paar mit einem kleinen Lehen aus. Jetzt hat das Alles keine Bedeutung mehr, man ſollte es abſchaffen.

Manchmal verliert ſich von der Tanzmuſik drinnen im Dorfe ein Klang zu mir heraus in das Feld; nur die ſchmetternden Töne der großen Trompete ſind es, die ich abgeriſſen vernehme. So auch ſtehen dieſe Bauern fern von der großen Harmonie der Geiſteswelt; nur wenn die große Trompete erſchallt, oder die große Trommel gerührt wird, dringt ein abgeriſſener Klang zu ihnen und ſie ſchreiten eine Weile im Marſchtakte der Zeit. Von dem lieblichen Adagio, von dem friedlichen Zuſammenklingen wiſſen und hören ſie nichts.

Es iſt gut, daß immer noch Plätzchen auf der Welt ſind, die Niemand gehören, wo die Armen ihr Gras ſammeln können; das ſind die Raine, Anwände oder wie man ſie nennen mag. Wo aber der Fuß des Menſchen kaum mehr einen Halt findet, da klettert noch die Ziege, die Genoſſin der Armen, umher, um ſich ein friſches Kraut oder ein ſchmackhaftes Läublein zu holen.

An den Holztagen dürfen die Armen von den grünenden Bäumen ſich die dürren Aeſte aneignen. Ich habe einmal die ſchöne Deutung geleſen, daß die gütige Natur dieſes Gewohnheitsrecht aufſtellte und von ihrem reichen Tiſche den Armen abgibt. Die Armen und das dürre Holz — —

Auch das Unkraut in den Kornfeldern gehört Niemand, das jäten die Armen aus und es iſt nahrhaftes Futter; fragſt du nun noch: wozu das Unkraut? Vielleicht iſt es auch mit vielem andern ſo ...

Dieſe Blätter ſind die Ausbeute von dreien Monaten, während welchen der Lehrer in den Feldern umherſchweifte. Sie hatten ihm manche üble Nachreden zugezogen, denn die Leute konnten gar nicht begreifen, was er immer einzubuchen habe, und ſie erſchöpften ſich in allerlei Vermuthungen. Man wird bemerkt haben, daß er auch manche Erkundigung über Gewöhnliches einzog, das ihm noch neu war; die Leute ſahen ihn groß an und ſchüttelten die Köpfe, ſie konnten gar nicht begreifen, wie man ſo etwas nicht wiſſen könne.

Es iſt gewiß ſchon Vielen begegnet, daß, wenn ſie einen Bauern um den Weg nach dem nächſten Orte befragten, der Angeredete ſtutzte, weil er glaubte, man necke ihn, dann aber eine Erklärung gab, die auf der Vorausſetzung beruhte, daß man die Oertlichkeiten kenne. Es geht aber auch vielen Gebildeten ſo: weil ihnen ihr gewohnter Geſichts- und Ideenkreis klar iſt, meinen ſie, das begriffe Jeder und ſie verſtändigen ſich nur halb.

Der Lehrer war im Dorfe noch ſo unbekannt, daß Niemand ſeinen Namen wußte. Eines aber hatte Jeder erfahren, nämlich, daß der Lehrer aus Lauterbach ſei; hieran heftete ſich nun die Spottſucht, man wollte es ihn entgelten laſſen, daß er ſo ſtolz und zurückgezogen war. Abends, wenn die Burſchen wußten, daß der Lehrer zu Hauſe war, rotteten ſie ſich vor ſeinen Fenſtern zuſammen und ſangen unaufhörlich den Lauterbacher. Weil man auch wußte, daß er ein ſtrenger Vertheidiger des Vereins gegen Thierquälerei war, wurde ein gewöhnliches Lied zum Drauſſetzen oft geſungen, es lautete:

Jetzt liſcht das Liadle aus,
Jetzt ſpeir i do e Maus:
Such i 'rum und find ſe,
Nehm i e Meſſer und ſchind ſe,
Stich ihr d'Augen aus —
No haun i e blinde Maus.

Dieſe „Gemeinheit“ ärgerte den Lehrer. Er wußte aber noch immer nicht, was alles das zu bedeuten habe, bis ſich endlich der Studentle zu den Burſchen geſellte; obgleich er verheirathet war, ſtand er doch bei jedem muthwilligen Streiche obenan. Er brachte nun einen neuen Vers, der oft wiederholt wurde:

Z' Lauterbach bin ich ſo ſtolz gebor'n,
Stolz das iſt meine Manier;
Ei wär' ich doch wieder in Lauterbach,
Da wär' ich in meinem Revier.

Jetzt merkte der Lehrer, was dieſe Zuſammenrottungen zu bedeuten hatten; in ſeiner tiefſten Seele trauerte er, daß dieſe Menſchen, denen er doch nur wohlwollte, ihn ſo mißhandelten. Drinnen trauerte der Lehrer, draußen aber wurde das Gejubel immer lauter. Da raffte er ſich auf, er wollte an das

Fenſter treten und ein Wort der Verſtändigung ſprechen; glücklicher Weiſe fiel aber ſein Blick auf die Geige, er nahm ſie von der Wand und ſpielte friſchweg die Melodie des ihn verfolgenden Liedes. Drunten horchte man ſtill auf, nur verhaltenes Kichern ließ ſich vernehmen; aber der Geſang begann bald wieder und der Lehrer begleitete ihn mit der Geige, ſo oft man auch wieder anfing.

Endlich trat er an das Fenſter und ſagte hinaus:

„So, hab' ich's recht gemacht?“

„Ja,“ erſcholl die allgemeine Antwort, und von dieſem Abende an blieb der Lehrer von dem Liede verſchont, denn man wußte, daß es ihn nicht mehr ärgere.

Von dieſer Zeit an nahm ſich indeß der Lehrer vor, freundlicher und geſprächſamer gegen die Leute zu ſein; er erkannte, daß er nicht nur in der Schule, ſondern auch außer derſelben Pflichten gegen die Menſchen habe, mit denen er gemeinſam lebte.

Die Ausführung dieſes Vorſatzes wurde ihm bald treulich belohnt.

Eines Sonntags nach der Mittagskirche ging er durch die am Hügel gelegene Straße „Bruck“ genannt. Da ſah er eine alte Frau vor einem Hauſe ſitzen, ſie hatte die Hände ineinander gelegt und ihr Kopf wackelte; er ſagte freundlich:

„Guten Tag! Nicht wahr, der Sonnenſchein thut Ihnen gut?“

„Dank ſchön, lieber Menſch,“ erwiderte die Alte, oft mit dem Kopf nickend.

Der Lehrer blieb ſtehen.

„Sie haben ſchon manchen Sommer erlebt,“ ſagte er.

„Acht und ſiebenzig, es iſt ein' ſchöne Zeit, ſiebzig Jahr ein Menſchenleben heißt es in der Schrift. Es iſt mir oft, wie wenn mich der Tod vergeſſen hätt'; nun unſer lieber Herrgott wird mich ſchon holen, wenn's Zeit iſt, er weiß wohl, ich verlauf' ihm nicht.“

„Sie können aber doch noch immer gut fort?“

„Nimmer recht — der Krampf — aber das thut gut,“ ſie zeigte auf die grauen Fädchen, die ſie um die beiden Arme gebunden hatte, an denen die Venen geſchwollen waren.

„Was iſt denn das?“

„Ei, das hat eine reine Jungfrau geſponnen, des Morgens nüchtern mit ihrem Munde und hat drei Vaterunſer dabei gebetet. Wenn man das unbeſchrieen um den Arm thut und dabei neunmal das Gebet in unſers Herrgotts heilige drei Nägel ſagt, ſo ſtillt's den Krampf, ich muß ſo viel huſten,“ ſagte ſie wie zur Entſchuldigung ihrer oft unterbrochenen Rede auf ihre Bruſt deutend.

„Wer hat denn die Fäden geſponnen?“ fragte der Lehrer.

„Ei mein' Hedwig, mein Enkele, kennet Ihr denn die nicht? Wer ſind Ihr denn?“

„Ich bin der neue Lehrer.“

„Und da kennet Ihr mein' Hedwig nicht? Sie iſt ja eine von den Kirchenſängerinnen. Sag' mir nur auch ein Menſch, was das für eine Welt iſt, da kennt der Lehrer die Kirchenſängerinnen nicht mehr. Ich bin auch Kirchenſängerin geweſen, man hört mir's jetzt nimmer an mit meinem Huſten; ich bin ein ſauber's Mädle geweſen, ja, ich hab' mich dürfen ſehen laſſen, und alle Jahre war das Jahreſſen, da war der Pfarrer und der Schulmeiſter dabei; o! wie ſind da g'ſpäſſige Lieder geſungen worden, der bayriſche Himmel und ſo Sachen, das iſt jetzt auch nimmer, ja die alt' Welt iſt eben aus und vorbei.“

„Sie haben wohl Ihr Enkelchen ſehr lieb?“

„Es iſt ja das jüngſt'. O! mein Hedwig die iſt noch eine von der alten Welt, die hebt mich und legt mich und da iſt kein unſchön Wörtle; ich wollt's ihr gunnen, daß ich bald ſterben thät, ſie muß ſo viel daheim bleiben wegen meiner, und wenn ich geſtorben bin, will ich auch recht für ſie beten im Himmel.“

„Sie beten wohl recht viel?“

„Ja, was kann ich Beſſeres thun? Mit dem

Schaffen iſt es aus. Ich kann auch ein Gebet, das die Seelen vom Mond gerad in den Himmel bringt und daß die Seelen gar nicht in's Fegfeuer brauchen. Die heilig Mutter Gottes hat einmal zu Gott Vater geſagt: Lieber Mann, ich kann das nimmer hören, wie die armen Seelen im Fegfeuer ſchreien und heulen, es geht mir durch Mark und Bein, und da hat er geſagt: Nu meinetwegen, du darfſt ihnen helfen. Und da iſt in dem Tyrol einem Mann, der acht Kinder gehabt hat, ſein' Frau geſtorben, und da hat er eben ganz ſchrecklich gejammert wie man ſie auf den Kirchhof tragen hat, und da iſt alle Morgen die Mutter Gottes kommen, hat die Kinder geſtrehlt und gewäſchen und die Betten gemacht, und da hat der Mann lang nicht recht gemerkt, wer das thut, und da iſt er endlich zum Pfarrer gangen, und da iſt der ganz früh mit dem Heilig kommen, und da hat der geſehen wie die Mutter Gottes zum Fenſter n'aus iſt, ſchneeweiß, und da iſt das Gebet auf der Simſe gelegen, und da hat man da ein' Kirch' hingebaut.“

„Dieſes Gebet kennen Sie?“ fragte der Lehrer, ſich neben der Alten auf die Bank ſetzend.

„Ihr müſſet nicht ſo Sie ſagen,“ begann die Alte vertraulicher werdend, „das iſt nicht der Brauch.“

„Habt Ihr noch mehr Enkel?“ fragte der Lehrer.

„Noch fünf und auch vierzehn Urenkel, und von meinem Conſtantin krieg' ich auch bald eins. Kennet Ihr meinen Conſtantin nicht? Der hat auch geſtudirt, er iſt ein Wilder, aber ich hab' nichts über ihn zu klagen, gegen mich iſt er alleweil gut."

Plötzlich kam hinter dem Hauſe hervor ein Mädchen, dem ein ſchneeweißes Huhn auf dem Fuße folgte. „Hent ihr guate Noath Ahne?" fragte das Mädchen im Vorübergehen, es ſchaute kaum eine Weile auf. Der Lehrer war ſo betroffen, daß er unwillkürlich aufſtand und nach der Mütze griff.

„Iſt dieß euer Enkelchen?" fragte er endlich.

„Freilich."

„Das iſt ja prächtig," ſagte der Lehrer.

„Nicht wahr, es iſt ein ſauber's Mädle? Der alt' Schmiedjörgli ſagt ihm immer, wenn es das Dorf hineinkommt, es wär' grad wie ſein' Ahne. Der Schmiedjörgli iſt noch der einzig von denen jungen Burſch, mit denen ich getanzt hab'; jetzt iſt es grad wie wenn wir hundert Stund' von einander wären, er ſitzt drinnen im Dorf und kann nicht zu mir kommen und ich nicht zu ihm; wir müſſen halt warten, bis wir halbwegs auf dem Kirchhof zuſammenkommen, und da treff' ich die ganz' alt' Welt, und im Himmel da geht's erſt recht an. Mein guter Hansadam muß lange warten bis ich zu ihm komm', die Zeit wird ihm lang werden."

„Euch haben gewiß alle Leut' im Dorfe gern," ſagte der Lehrer.

„Wie's in den Wald 'neinhallt, hallt's raus. Wenn man jung iſt, möcht' man gern alle Leut' auffreſſen, die einen aus Lieb' und die anderen aus Aerger; wenn man alt iſt, da läßt man einem Jeden ſein Sach'. Ihr glaubet's gar nicht, was die Leut' hier ſo gut ſind; Ihr werdet's auch noch erfahren. Seid Ihr denn auch ſchon viel in der Welt 'rumkommen?"

„Faſt gar nicht. Mein Vater war auch Schullehrer, er ſtarb, als ich kaum ſechs Jahr alt war, bald darauf ſtarb auch meine Mutter; ich wurde nun in das Waiſenhaus gebracht, blieb dort, zuerſt als Zögling, dann als Incipient und Hülfslehrer, bis ich dieſen Frühling hierher verſetzt wurde. Ja, liebe gute Frau, es iſt ein hartes Loos, wenn man ſich kaum mehr erinnert, daß einen die Hand der Mutter berührt hat."

Die Hand der alten Frau ſtreifte ihm plötzlich über das Geſicht, es war dem Lehrer in der That als ob ihn eine höhere Macht berührte, er ſaß da mit geſchloſſenen Augen und die Augäpfel zitterten und bebten, die Wangen glühten; wie erwachend faßte er die Hand der Alten und ſagte:

„Nicht wahr, ich darf euch auch Großmutter heißen?"

„Rechtſchaffen gern, du guter, lieber Menſch, es kommt mir auf ein Enkele mehr oder weniger nicht an, und ich will's probiren und will dir deine Strümpf ſtricken, bring' mir auch die zerriſſenen.“

Mit einem erhabenen Wohlgefühl ſaß nun der Lehrer bei der alten Frau, er wollte gar nicht weggehen. Die Vorübergehenden ſtaunten, daß der ſtolze Menſch ſich ſo vertraulich mit der alten Maurita unterhielt.

Endlich kam ein Mann aus dem Hauſe, die Augen reibend, ſich reckend und ſtreckend.

„Haſt ausg'ſchlafen Johannesle?“ fragte die Alte.

„Ja, aber mein Kreuz thut mir noch ſträflich weh von dem Schneiden.“

„Es wird ſchon wieder gut, unſer Herrgott läßt Einem vom Schaffen keinen Schaden zukommen,“ erwiderte die Mutter.

Der Lehrer dachte daran, wie ihm das Bücken der Leute als ein ceremoniöſes Gebet vorgekommen war. Nach gegenſeitigen Begrüßungen begleitete er nun den Johannesle hinaus in das Feld.

Johannesle liebte eine Unterhaltung, bei der man nichts zu trinken brauchte und die auf dieſe Weiſe nichts koſtete; er war daher entzückt von der Liebenswürdigkeit und Geſcheitheit des Lehrers, denn dieſer hörte ihm aufmerkſam zu: die Darlegung ſeines Hausweſens, die Geſchichte des Conſtantin und noch vieles Andere.

Am Abend erzählte Johannesle allen Leuten, der Lehrer ſei gar nicht ſo ohne, er könne nur nicht recht mit der Sprache heraus, er könne den Rank[1] nicht kriegen.

Der Lehrer aber ſchrieb, als er nach Hauſe kam, in ſein Taſchenbuch: „Die Frömmigkeit allein erhält den Menſchen auch noch im Alter liebenswürdig, ja ſie macht heilig und anbetungswerth, die Frömmigkeit iſt die Kindheit der Seele; wenn faſt wieder das Kindiſchwerden hervortritt, verbreitet ſie eine anmuthige glorienhafte Milde über das ganze Weſen. Wie hart, herb und häßlich ſind genußſüchtige, ſelbſtſüchtige Menſchen im Alter, wie erhaben war dieſe Frau ſelbſt in ihrem Aberglauben!“

Noch etwas Anderes ſchrieb der Lehrer in ſein Taſchenbuch, aber er ſtrich es alsbald wieder aus. In herber Selbſtanklage ſaß er lange einſam, endlich ging er hinaus auf die Straße, ſein Herz war ſo voll, er mußte unter Menſchen ſein; der Geſang der Burſchen, der weithin ſchallte, durchzitterte ſeine Bruſt und er ſagte: „Wohl mir, es iſt gekommen, daß der Geſang der Menſchen mich noch tiefer faßt, als der Geſang der Vögel; ich höre den brüderlichen Ruf. O Gott! ich liebe euch Alle!“

So wandelte er noch lange durch das Dorf, im

---

[1] Mit einem Fuhrwerk geſchickt um eine Ecke biegen, nennt man den Rank kriegen.

Herzen traulich zu Allen ſprechend, aber kein Wort kam über ſeine Lippen. Ohne zu wiſſen, wie es gekommen war, ſtand er plötzlich vor dem Hauſe Johannesle's in der Bruck: Alles ſtill ringsum, nur aus der untern Stube, wo die Leibgeding-Wohnung der Großmutter war, vernahm man eintöniges Murmeln von Gebeten.

Erſt ſpät in der Nacht kehrte der Lehrer heim, Alles war ſtill, nur hier und dort vernahm man das leiſe Wiſpern zweier Liebenden. Als er endlich in ſeine Stube eintrat, wo Niemand war, der ihm auf ſeine Reden eine Antwort gab, der nach ihm aufſchaute und ihm gleichſam ſagte: freue dich, du lebſt und ich lebe mit dir — da betete er laut zu Gott: „Herr! laß mich das Herz finden, das mein Herz verſteht.“

Am andern Tage wußten die Kinder gar nicht, warum der Lehrer heute ſo überaus fröhlich dreinſah. In der Zwiſchenſtunde ſchickte er des Matheſen Hannesle in den Adler und ließ ſagen, man brauche ihm das Eſſen nicht zu ſchicken, er wolle ſelbſt hinkommen.

Es war mißlich, daß der Lehrer ſich mit ſo hochfliegenden Gedanken dem Leben um ihn her näherte; er konnte ſich wohl zurückhalten, ſeine eigenen Empfindungen den Andern mitzutheilen, dem aber konnte er nicht ſteuern, daß ihm manches Häßliche und Widrige vor die Augen gerückt wurde.

Jn der Wirthsſtube traf er das Bärbele, das in der Schenke ſtand, in eifrigem Geſpräch mit einer andern Frau.

„Gelt,“ ſagte Bärbele, „ſie haben dir geſtern Abend den Deinen wüſt heimbracht, er hat ſtark auf ein' Seite geladen gehabt; wenn ich's geſehen hätt', daß ſie ihm Branntwein in's Bier ſchütten, ich hätt' ſcharf ausgefegt.“

„Ja,“ ſagte die Frau, „er war ganz erbärmlich zugerichtet, er war grad wie ein voller Sack.“

„Ja und du ſollſt dich noch ſo ſchön bedankt haben, was haſt denn geſagt? Sie haben ſo gelacht, es hat gar kein End' nehmen wollen.“

„Jch hab' halt geſagt, ſag' ich: Jch dank' ſchön ihr Mannen, vergelt's Gott. Da haben ſie mich gefragt: für was denn? Da hab' ich geſagt, ſag' ich: Bedankt man ſich ja wenn man einem ein' Wurſt bringt, warum wird man ſich nicht für ein' ganze Sau bedanken?“

Der Lehrer legte die Gabel weg, als er dieſe Rohheit vernahm; bald aber aß er wieder weiter, indem er lächelnd darüber nachdachte, wie das Unglück und die Leidenſchaft ſo oft witzig mache.

Bei allen Gefühlsverletzungen, die der Lehrer durch die Art und Weiſe der Bauern empfand, wendete er ſich aber nicht mehr an die Mutter Natur, ſondern an die Großmutter Maurita, die ihm über die Art, wie die Menſchen hier lebten, manchen Aufſchluß gab. Viele Leute ſagten daher, die alte Frau habe den Lehrer behext. Dem war aber nicht ſo. So gerne er ſich auch an ihrem liebevollen Herzen erlabte, konnte man doch eher ſagen, die Hedwig hätte es ihm angethan, obgleich er ſie nur einmal geſehen und noch kein Wort mit ihr geſprochen hatte. „Hent ihr guate Roath, Ahne?“ Dieſe Worte wiederholte er ſich oft, ſie klangen ihm ſo innig, ſo melodiſch, trotzdem ſie in dem derben Dialekte geſprochen waren, ja dieſer ſelber hatte eine gewiſſe Milderung und Anmuth dadurch erhalten.

Mit aller Macht ſeiner früheren Vorſätze ſtemmte ſich unſer Freund gegen die Hinneigung zu einem Bauernmädchen, aber wie es immer geht, die Liebe findet Auswege genug; ſo ſagte ſich auch der Lehrer: „Gewiß iſt ſie das wiedergeborene Ebenbild der guten Großmutter, nur friſcher, von der Sonne der neuern Zeit durchleuchtet. Hent ihr guate Roath, Ahne?“

Eines Abends ſaß der Lehrer wiederum bei der Alten, da kam das Mädchen hochgerötheten Antlitzes mit der Sichel in der Hand vom Felde heim, ſeine Schürze hielt es behutſam aufgeſchlagen: es trat nun zur Großmutter und reichte ihr aus der Schürze die in Haſelblätter eingehüllten Brombeeren.

„Du weißt doch, was der Brauch iſt Hedwig, zuerſt wartet man den Fremden auf," ſagte die Großmutter.

„Langet naun zua, Herr Lehrer," ſagte das Mädchen frei aufſchauend; der Lehrer nahm erröthend eine Brombeere.

„Iß auch mit," ſagte die Großmutter.

„I dank, eſſet's naun Ihr mit einander, 's ſoll Euch wohl bekommen."

„Wo haſt's denn brochen?" fragte die Großmutter.

„Neabe aunſerm Acker im Grund, Ihr kennet jo die Heck," ſagte das Mädchen und ging in das Haus.

Es war dem Lehrer ganz eigen zu Muthe, daß von der Hecke, die er am erſten Mittage ſeines Hierſeins gezeichnet, ihm Hedwig jetzt die reife Frucht brachte.

Hedwig kam bald wieder aus dem Hauſe, die weiße Henne folgte ihr auf dem Fuße.

„Wohin ſo ſchnell wieder, Jungfer Hedwig?" fragte der Lehrer, „wollt Ihr euch nicht ein wenig zu uns ſetzen?"

„Ich dank ſchön, ich will noch bis zum Nachteſſen ein bisle 'nüber zum alten Lehrer."[1]

„Wenn's erlaubt iſt, begleit' ich Euch," ſagte unſer Freund und ohne eine Antwort abzuwarten ging er mit.

---

[1] Hedwig ſprach zwar immer ganz im Dialekt, zum beſſern Verſtändniß geben wir es aber möglichſt hochdeutſch wieder.

„Kommet Ihr oft zum alten Lehrer?"

„Freilich, er iſt ja mein Vetter, ſein Weib iſt die Schweſter von meiner Ahne geweſen."

„So, das freut mich herzlich."

„Warum? Habt ihr mein Baſ' gekannt?"

„Nein, ich mein' nur ſo."

Man war an dem Garten des alten Lehrers angelangt, Hedwig ſchloß ſchnell die Gartenthüre hinter ſich und ließ die Henne draußen, die wie eine Schildwache hier harrte.

„Wie kommt's," fragte der Lehrer, „daß Euch das Huhn ſo nachläuft? Das iſt ja etwas ganz Seltenes."

Hedwig ſtand verlegen da und zupfte an ihren Kleidern.

„Dürfet Ihr mir's nicht ſagen?" fragte der Lehrer wieder.

„Ja, ich darf, ich kann, aber — Ihr dürfet mich nicht auslachen und müſſet mir verſprechen, daß Ihr's nicht weiter ſaget; ſie thäten mich ſonſt foppen."

Der Lehrer faßte ſchnell die Hand des Mädchens und ſagte: „Ich verſprech's Euch hoch und heilig." Er ließ die Hand nicht mehr los, und verlegen zur Erde ſchauend, ſagte das Mädchen:

„Ich, ich hab', ich hab' das Hühnle an meiner Bruſt ausgebrütet; die Gluckhenn' iſt verſcheucht worden und da hat ſie die Eier liegen laſſen und wie ich das einzig Ei'le gegen das Licht gehalten hab', hab' ich geſehen, daß ſchon ein Köpfle drin iſt, und da hab' ich's halt zu mir genommen. . . . Ihr müſſet mich nicht auslachen, aber wie das Hühnle 'rauskommen iſt, da hab' ich mich vor Freud' gar nicht zu halten gewußt; ich hab' ihm ein Federbettle gemacht, hab' ihm Brod gekaut und hab's geäzt, und es iſt ſchon am andern Tag auf dem Tiſch 'rumgelaufen. Es weiß Niemand was davon als mein' Ahne. Da iſt mir jetzt das Hühnle ſo treu, wenn ich in's Feld' geh', muß ich's einſperren, daß es mir nicht nachlauft. Geltet, ihr lachet mich nicht aus?"

„Gewiß nicht," ſagte der Lehrer, und ging noch eine Strecke Hand in Hand mit Hedwig, dann aber verwünſchte er die Ordnungsliebe und Sparſamkeit des alten Lehrers, der den fernern Weg ſo eng gemacht hatte, daß nicht zwei neben einander gehen konnten.

Unſer Freund war ſehr erzürnt, als der alte Schullehrer mit ungewöhnlich ſchnellem Lachen den beiden Ankommenden zurief:

„Kennet Ihr ſchon einander? Hab' ich dir's nicht ſchon lang geſagt, Hedwig, du mußt einen Schullehrer kriegen?"

Dieſes unzeitige Anfaſſen einer kaum knoſpenden Blüthe that unſerm Freunde in tiefſter Seele weh, doch er bemeiſterte ſeine Empfindlichkeit und ſchwieg;

er ſtaunte aber, daß Hedwig, als ob nichts geſagt worden wäre, begann:

„Vetter, Ihr müſſet morgen Eure Sommergerſte in den Holzſchlägeläckern ſchneiden, ſie iſt überzeitig und fällt ſonſt ganz um.“

Es wurde wenig geſprochen, Hedwig ſchien ſehr müde, ſie ſetzte ſich auf die Bank vor einem Baume. Die beiden Lehrer ſprachen nun mit einander, aber unſer junger Freund ſah das Mädchen dabei immer ſo durchdringend an, daß es ſich mehrmals mit der Schürze über das Geſicht fuhr: es meinte, es müſſe in der Küche, als es die Kartoffeln an's Feuer geſtellt hatte, ſich rußig gemacht haben. Unſer Freund hatte aber ganz andere Dinge zu bemerken. Es fiel ihm jetzt zum erſtenmale auf, daß Hedwig mit dem linken Auge ein wenig ſchielte; dieß war aber keineswegs unangenehm, vielmehr gab es dem Ausdrucke etwas Weiches und Scheues, was zu der übrigen Bildung des Geſichtes wohl paßte: die feine ſchlanke Naſe, der überaus kleine Mund mit den kirſchrothen Lippen, die runden, zartrothen Wangen — die Blicke des jungen Mannes ruhten mit Wohlgefallen darauf. Endlich, da er ſeinem Collegen mehrere verkehrte Antworten gegeben hatte, merkte er daß es Zeit zum Gehen ſei; er verabſchiedete ſich, und Hedwig ſagte:

„Gut' Nacht, Herr Lehrer.“

„Erhalte ich nicht auch noch eine Gutnachthand?“

Hedwig verſteckte ſchnell beide Hände hinter dem Rücken.

„Bei uns fragt man nicht, bei uns nimmt man ſich die Hand, he, he," ſagte der alte Lehrer.

Unſer Freund ließ ſich dieſe Weiſung nicht zweimal geben, er ſprang hinter den Baum, um die Hand Hedwigs zu faſſen, dieſe aber wendete ihre Hände ſchnell nach vornen.

Der Lehrer getraute ſich nicht, mit ihr zu ringen und ſo ſprang er noch mehrmals vor- und rückwärts, bis er zuletzt ſtolperte und vor Hedwig niederfiel; ſein Haupt lag in ihrem Schooße auf ihrer Hand, ſchnell beſonnen drückte er einen heißen Kuß auf dieſe Hand und nannte ſie im Geiſte ſein. So blieb er eine Weile, ohne ſich zu erheben, bis endlich Hedwig mit beiden Händen ſeine Wangen bedeckend ihn emporhob; verworren um ſich ſchauend ſagte ſie:

„Stehet auf, Ihr habt Euch doch nichts gethan? Gucket, das kommt von denen Späß'; Ihr müſſet Euch nur von meinem Vetter da nichts anlernen laſſen."

Der Lehrer ſtand auf und Hedwig bückte ſich ſchnell nieder, um ihm mit der innern Seite ihrer Schürze die beſchmutzten Knie zu reinigen; der Lehrer aber duldete das nicht, ſein Herz pochte ſchnell, da er dieſe demuthvolle Beſcheidenheit ſah. Bald ſtand er wieder geſäubert da und ſagte Hedwig abermals gute Nacht; ſie blickte zur Erde, weigerte ihm aber ihre Hand nicht mehr.

Schwebenden Ganges ging der Lehrer dahin, es war als ob er den Boden kaum berührte, als ob eine höhere Macht ihn trüge; ein unnennbares Kraftgefühl durchſtrömte ſein innerſtes Mark, ihm war ſo leicht und frei, alle Leute ſchauten ihn verwundert an, denn er lächelte ihnen ganz offen zu. —

So ſchnellem Wechſel iſt aber ein Menſchengemüth hingegeben, daß bald nach dem erſten Jubel der Lehrer in trüber Selbſtanklage zu Hauſe ſaß: „Du haſt dich von einer Leidenſchaft zu ſchnell hinreißen laſſen,“ ſagte er ſich. „Iſt das die Feſtigkeit? An ein ungebildetes Bauermädchen haſt du dich hingegeben, weggeworfen. — Nein, nein, aus dieſem Antlitze ſpricht die Majeſtät einer zarten, ſanften Seele.“ Noch mancherlei Gedanken ſtiegen in ihm auf, er kannte jetzt das Bauerleben, und noch ſpät ſchrieb er in ſein Taſchenbuch: „Das ſilberne Kreuz auf ihrem Buſen iſt mir ein ſchönes Sinnbild der Heiligkeit, Unnahbarkeit und Unberührtheit.“

Hedwig aber hatte zu Hauſe keinen Biſſen zu Nacht gegeſſen, ihre Leute zankten, ſie habe zu viel geſchafft, ſie habe gewiß noch dem Lehrer in der Gartenarbeit geholfen; ſie verneinte und machte ſich bald zu ihrer Großmutter, mit der ſie in einem Zimmer ſchlief.

Noch lange nach dem Nachtgebet ſagte ſie, als ſie die Großmutter huſten hörte und nun wußte, daß ſie auch noch wach ſei:

„Ahne, was hat denn das zu bedeuten, ein Kuß auf die Hand?“

„Daß man die Hand gern hat.“

„Weiter nichts?“

„Nein.“

Wieder nach einer Weile ſagte Hedwig: „Ahne.“

„Wasele?“ [1]

„Ich hab' was fragen wollen, ich weiß aber nimmer.“

„Nun, ſo ſchlaf jetzt, du biſt müd, wenn's was Gut's iſt, wird's morgen früh auch nicht zu ſpät ſein; es wird dir ſchon einfallen.“

Hedwig wälzte ſich aber ſchlaflos im Bett umher. Sie überredete ſich, daß ſie nicht ſchlafen könne, weil ſie den Hunger übergangen habe; ſie wirkte nun mit aller Gewalt ein Stück Brod hinab, das ſie für alle Gefahren bereit gehalten hatte.

Der Lehrer war indeß auch mit ſich in's Reine gekommen. Anfangs hatte er ſich vorgenommen, ſich ſelber und ſeine Neigung zu prüfen, eine Zeit lang Hedwig gar nicht mehr zu ſehen; endlich aber gelangte er doch zu dem weiſeren und erfreulicheren Entſchluſſe, Hedwig im Gegentheil recht oft zu ſehen und ihre Geiſtesbildung auf allerlei Weiſe zu prüfen.

---

[1] Verkleinerungsform von „was.“

Andern Tages ging er nun zu ſeinem alten Collegen und forderte ihn zum Spazirgange auf; er ſah es wohl, ſchon um Hedwigs willen mußte er hier in ein näheres Verhältniß treten. Der alte Mann ging eigentlich nie ſpaziren, die Gartenarbeit verſchaffte ihm Bewegung genug; die Einladung unſeres Freundes erſchien ihm jedoch als Ehrenbezeigung und er ging mit.

Es war auffallend, wie wenig Geſprächsſtoffe bei dem alten Manne Feuer fingen; ſie waren immer wieder eben ſo ſchnell aus als ſeine Pfeife, für die er aller fünf Minuten Feuer ſchlug. Von Hedwig wollte der junge Mann nicht unmittelbar ſprechen, aus den Beſtrebungen des Alten ſelber wollte er ſchon Manches ſchließen.

„Leſet Ihr auch bisweilen noch Etwas?“ fragte er daher.

„Nein, faſt gar nichts, es kommt mir auch doch nichts dabei heraus; wenn ich auch alle Bücher auswendig könnte, was hätt' ich davon? Ich bin penſionirt.“

„Ja,“ erwiderte der junge Mann, „man vervollkommnet ſeinen Geiſt doch nicht bloß um des äußern Nutzens willen, den man daraus ziehen mag, ſondern um ein erhöhtes, inneres Leben zu gewinnen, um immer tiefer und klarer zu ſchauen. Alles auf Erden und zumal das höhere Geiſtesleben muß zuerſt Zweck für ſich —“

Der Alte ſchlug ſich mit großer Gemüthsruhe Feuer, unſer Freund hielt mitten in einer Auseinanderſetzung inne, die ihm erſt ſeit Kurzem aufgegangen war. Eine Weile ſchritten die Beiden wortlos neben einander, dann fragte der Jüngere wieder:

„Nicht wahr, aber Muſik macht Ihr immer gern?“

„Das will ich meinen, da ſitz' ich oft halbe Nächt' und feile, da brauch' ich kein Licht, verderb' mir die Augen nicht, hab' Unterhaltung und brauch' keinen Menſchen dazu.“

„Und Ihr vervollkommnet Euch darin, ſo weit Ihr könnt?“

„Warum nicht? Gewiß.“

„Ihr habt doch aber auch keinen Nutzen davon,“ ſagte der junge Mann. Der Alte ſchaute ihn verwundert an; jener aber fuhr fort: „Wie Euch die Muſik und Eure Ausbildung darin Freude bereitet, ohne daß Ihr einen Nutzen davon wollt, ſo könnte und ſollte es wohl auch mit dem Leſen und der Geiſtesbildung ſein; aber es geht hiemit oft gerade ſo wie vielen Leuten, die ſich nicht mehr mit der gehörigen Sorgfalt kleiden, weil ſie Niemanden haben, auf deſſen Gefallen ſie ein beſonderes Gewicht legen. Ich hörte vorgeſtern, wie ein junger Burſche einer jungen Frau über ihren nachläſſigen Anzug Vorwürfe machte. „Ei,“ ſagte ſie, „was liegt jetzt da dran? Ich bin jetzt ſchon verkauft, der Mein' muß mich halt haben, wie ich bin.“ Als ob man ſich eines äußern Zweckes, nur Anderer wegen ſorgfältig kleide, und nicht weil es die eigene Natur, die Selbſtachtung verlangt. „So geht es auch Vielen mit der Geiſtesbildung; weil ſie ſolche bloß des äußern Zweckes wegen betrieben, laſſen ſie davon ab, ſobald der nächſte Zweck erreicht oder nicht mehr da iſt. Wer aber ſeine geiſtige Natur, ſeinen geiſtigen Leib, wenn ich ſo ſagen kann, achtet und ſchätzt, wird ihn immer ſchön und rein erhalten und ihm ſtets mehr Kraft zu geben ſuchen.“

Der junge Mann erkannte erſt jetzt, daß er eigentlich ein lautes Selbſtgeſpräch gehalten hatte; er fürchtete indeß nicht, den Alten beleidigt zu haben, denn er ſah deſſen vollkommene Gleichgültigkeit. Mit ſchwerem Herzen erkannte er von Neuem, wie mühevoll es ſei, die höheren allgemeinen Gedanken und Anſchauungen an Mann für Mann zu verzapfen. „Wenn der alte Lehrer ſo harthäutig iſt, wie wird es dir erſt bei den Bauern gehen,“ dachte er. So ſchritten ſie eine ſtille Weile dahin, bis der Jüngere wieder begann:

„Meinet Ihr nicht auch, daß man in unſerer Zeit viel frommer, oder wenigſtens grad ſo fromm iſt, als in der alten Zeit?“

„Frommer? In's Teufels Namen, man war in der alten Zeit auch nicht letz,[1] aber man hat nicht ſo viel Aufhebens, ſo viel Geſchmus[2] davon gemacht; z'litzel und z'viel verdirbt alle Spiel', he he.“

Wieder war Stille.

Endlich fand der junge Mann den rechten Gegenſtand, indem er fragte:

„Wie war's denn in früheren Zeiten mit der Muſik?“

Da lebte der Alte ganz auf, er hielt Zunder und Stahl in der Hand, ohne ſich Feuer zu ſchlagen, denn er ſagte:

„Das iſt heutigen Tages nur noch ein Gedudel. Ich war dritthalb Jahr' Unterorganiſt im Münſter zu Freiburg, Herr! Das iſt eine Orgel, ich hab' den Abt Vogler drauf gehört, im Himmel kann's nicht ſchöner ſein als der geſpielt hat. Hernach hab' ich auch auf mancher Kirchweih aufgeſpielt. Früher hat man meiſt Geigen gehabt, auch eine Harf' und ein Hackbrett, jetzt haben ſie nichts als Blasinſtrumente: große Trompeten, kleine Trompeten, Klappentrompeten, Alles nichts als Wind und viel Geſchrei. Und was verdient jetzt ſo ein Muſikant bei einer Kirchweih? Vor Zeiten waren drei Mann vollauf, jetzt müſſen's ſechs, ſieben ſein; ſonſt waren kleine Stuben, kleiner Baß und groß Geld, jetzt — große Stuben, großer Baß und klein Geld. Ich bin einmal mit zwei Kameraden im Schappacherthal 'rumzogen, da ſind uns die Federnthaler von allen Seiten zugeflogen. Einmal haben ſich zwei Orte ſchier todtgeſchlagen, weil mich ein jedes hat zur Kirchweih haben wollen."

---

[1] Verkehrt.

[2] Geſchmus, von den Juden entlehnter Ausdruck, ſo viel als unnöthige Redensart.

Nun erzählte der Alte eine ſeiner Hauptgeſchichten, wie ihn nämlich ein Ort wegen ſeines guten Geigenſpiels als Lehrer angenommen, die Regierung aber einen Andern mit Dragonern einſetzen wollte, wie das ganze Dorf revoltirte, ſo daß es am Ende doch bei ſeiner Beſtallung blieb.

„Hat denn Euer Anſehen als Lehrer nicht darunter gelitten, wenn Ihr auf den Kirchweihen ſpieltet?" fragte der junge Mann.

„Im Gegentheil, ich hab' hier im Ort mehr als fünfzigmal geſpielt und Ihr werdet Keinen ſehen, der nicht die Kapp' vor mir lupft."

Der Redefluß des Alten war in ununterbrochenem Gange, bis man wieder in den Garten zurückgekehrt war; unſer Freund harrte aber umſonſt auf die Ankunft Hedwigs, ſie kam nicht. So ward doch der anfängliche Vorſatz erfüllt, er ſah Hedwig eine lange, lange Zeit nicht, nämlich einen ganzen Tag.

Andern Tages ging unſer Freund wieder allein in das Feld, er ſah den Buchmaier auf einem großen, breiten Acker mit einem Pferde, das vor eine Art Walze geſpannt war, arbeiten.

„Fleißig, Herr Schultheiß?“ ſagte der Lehrer; er hatte ſich nun ſchon die bräuchlichen Anreden gemerkt.

„So ein Bisle,“ erwiderte der Buchmaier und trieb ſeinen Gaul noch bis an's Ende des Feldes nach dem Wege zu, dann hielt er an.

„Iſt das der Fuchs,“ fragte der Lehrer, den Ihr ſelben Tag, als ich angekommen bin, eingewöhnt habt?“

„Ja, der iſt's, das freut mich, daß Ihr auch daran denket; ich hab' gemeint, Ihr denket allfort bloß an eure Geſchriften. Gucket, mit dem Gaul iſt mir's ganz beſonders gangen. Ich hab' meinem Oberknecht ſeinen Willen gelaſſen und hab' ihn gleich anfangs zweiſpännig eingewöhnen wollen, aber es iſt nicht gangen. So ein Füllen, das ſein Lebtag noch kein Geſchirr auf dem Leib geſpürt hat, das ſchafft ſich ab und zieht und thut und bringt doch nichts Rechts zuweg; wenn es ſcharf anzieht und mit den Sträng' ein Bisle vor iſt, ſo macht es den Nebengaul nur irr, daß er gar nichts mehr thut und nur ſo neben her lottert; wenn man's allein hat, ſo lernt es ſtet thun und zappelt ſich nicht ſo für nichts ab. Wenn ein Gaul einmal allein gut iſt, nachher geht er auch ſelbander gut, und man kann ſchon eher 'rauskriegen, wie ſtark der Nebengaul ſein muß."

Aus mancherlei Anwendungen, die der Lehrer von dieſer Rede machte, ſagte er nur dieſe laut:

„Es geht auch bei den Menſchen ſo: zuerſt muß man für ſich allein etwas geweſen ſein, ehe man in Gemeinſchaft gut arbeitet und tüchtig iſt."

„Daran hab' ich noch nicht dacht, aber es iſt wahr."

„Iſt das die neue Säemaſchine, die Ihr da habt? was ſäet Ihr denn?"

„Reps."

„Findet Ihr es nun mit der Maſchine nützlicher, als mit der früheren Art zu ſäen?

„Wohl, es wird gleicher, iſt aber nur für große Aecker; Bauern, die nur ein klein Schnipfele haben, das man wohl mit einer Handvoll überlangen kann, die ſäen beſſer mit der Hand."

„Ich muß geſtehen, für mich hat das Säen mit der Hand etwas Anſprechendes; es liegt eine ſinnige Deutung darin, daß das Samenkorn zuerſt unmittelbar in der Hand des Menſchen ruht, dann hingeſchleudert eine Weile frei in der Luft ſchwebt, bis es von der Erde angezogen in den Boden fällt, um zu verweſen und neu aufzugehen. Findet Ihr das nicht auch?"

„Es kann ſein, ich merk' aber eben erſt, daß man den Säeſpruch nicht mehr gut ſagen kann mit der Maſchine; nun, man kann's doch dabei denken.“

„Welchen Säeſpruch?“

„Früher hat man bei jeder Handvoll, die man ausgeſtreut hat, geſagt:

Ich ſäe dieſen Samen,
Hier in Gottes Namen,
Für mich und die Armen.“

„Dieſer Spruch ſollte nicht aufhören.“

„Ja, wie geſagt, man kann's ja auch ſo denken, oder auch ſagen; es iſt eben nützlicher mit der Maſchine.“

„Finden ſolche neue Erfindungen hier leicht Eingang?“

„Nein. Wie ich zum erſtenmal meine Ochſen jeden in ein beſonder' Joch geſpannt hab', iſt das ganze Dorf nachgelaufen; wie ich nun gar das Ding da vom landwirthſchaftlichen Feſt heimbracht hab' und zum erſtenmal mit 'naus bin, da haben mich die Leute für närriſch gehalten.“

„Es iſt doch traurig, daß die Verbeſſerungen ſo ſchwer bei dem gewöhnlichen Volke Eingang finden.“

„Oh Fuchs, Oha!“ ſchrie der Buchmaier ſeinem unruhig ſcharrenden Pferde zu; dann es feſter haltend fuhr er fort: „Das iſt gar nicht traurig, Herr

Lehrer, im Gegentheil, das iſt recht gut. Glaubet mir, wenn die Bauersleut' nicht ſo halsſtarrig wären und jedes Jahr das Verſucherles machen thäten, das die ſtudirten Herren aushecken, wir hätten ſchon manches Jahr hungern müſſen. Oha Fuchs! Ihr müſſet Euch in der Landwirthſchaft ein Bisle umſehen, ich will Euch ein paar Bücher geben."

„Ich will zu Euch kommen, ich ſehe, das Pferd will nicht mehr ſtillhalten; ich wünſch' geſegnete Arbeit."

„B'hüts Gott," ſagte der Buchmaier, über den letzten Gruß lächelnd.

Der Lehrer ging ſeines Weges, der Buchmaier fuhr in ſeiner Arbeit fort. Kaum war aber Jener einige Schritte entfernt, als er den Buchmaier den Lauterbacher pfeifen hörte, er ſchreckte ein wenig zuſammen, denn er war noch nicht frei von Empfindlichkeit und war geneigt, dieß für Spott zu halten; bald aber ſagte er ſich wieder: der Mann denkt gewiß nichts Arges dabei — und darin hatte er Recht, denn der Buchmaier dachte nicht nur nichts Arges, ſondern gar nichts dabei, die luſtige Weiſe war ihm eben ſo in den Mund gekommen.

In einer Feldſchlucht, wo er ſich zuerſt umgeſehen, ob ihn Niemand bemerke, ſchrieb der Lehrer in ſein Taſchenbuch:

„Die ſtetige und faſt unbewegliche Macht des Volksthums, des Volksgeiſtes, iſt eine heilige Naturmacht;

ſie bildet den Schwerpunkt des Erdenlebens, und ich möchte wiederum ſagen, die vis inertiae im Leben der Menſchheit.

Welchen unglückſeligen Schwankungen wäre die Menſchheit hingegeben, wenn alsbald jede ſittliche, religiöſe und wirthſchaftliche Bewegung die der Geſammtheit würde! Erſt was die Schwankung verloren, erſt was Stetigkeit, ich will ſagen was ruhige Bewegung geworden, kann hier einmünden; hier iſt das große Weltmeer, das ſich in ſich bewegt . . . .

Ich will das Leben und die Denkweiſen dieſer Menſchen heilig achten, aber ich will es verſuchen . . ."

Was der Lehrer verſuchen wollte, war hier nicht ausgedrückt, aber er hatte auf glückliche Weiſe an manchen Enden des Dorflebens angeknüpft.

Hedwig ſprach er mehrere Tage nicht, er ſah ſie wohl einigemal als er bei der Großmutter war, aber ſie ſchien ſehr beſchäftigt und huſchte nur immer mit kurzen Reden vorbei, ja, ſie ſchien ihm faſt auszuweichen; er wartete in Geduld eine Zeit der Ruhe ab.

Wohl bewegte die Liebe zu dem Mädchen mächtig ſein Herz, aber auch die ganze Welt des Volksthums, die ſich ihm aufſchloß, ſchwellte ihm die Bruſt. Er ging oft wie traumwandelnd umher, und doch hatte er noch nie ſo ſicher und feſt im Leben geſtanden als eben jetzt.

Manche Trübſal und Störung erfuhr auch der

Lehrer durch den Studentle. Dieſer war begierig zu erfahren, was der Lehrer mit ſeiner Großmutter zu „baſen" habe; er geſellte ſich daher mehrmals zu den Beiden. Wenn ein tieferer Gemüthston angeſchlagen wurde, fuhr er mit luſtigen Spöttereien drein.

Als der Lehrer fragte: „Großmutter, gehet Ihr gar nie in die Kirche?" erwiderte der Studentle ſchnell: „Ja, Großmutter, Euch gedenkt's vielleicht noch, wer die Kirch' gebaut hat; der Herr Lehrer möcht's gern wiſſen, er will aber doch die Kirch' im Dorf laſſen."

„Sei ſtill du," entgegnete die Großmutter, „wenn du was nutz wärſt, wärſt du jetzt Meiſter in der Kirch' und wärſt Pfarrer." Zu dem Lehrer gewendet fuhr ſie fort: „Schon ſeit fünf Jahren bin ich nicht in der Kirch' geweſen, aber am Sonntag merk' ich ſchon daheim am Läuten, wenn das Heilig gezeigt wird und wann die Wandlung iſt; da ſag' ich dann die Litanei allein. Alle Jahr zweimal kommt der Pfarrer und gibt mir das Abendmahl; er iſt gar ein herziger Mann, unſer Pfarrer, er kommt auch ſonſt zu mir."

„Meinet Ihr nicht Herr Lehrer," begann der Studentle, „daß meine Großmutter eine Aebtiſſin comme il faut wäre?"

Die Großmutter ſchaute den Beiden verwundert in's Geſicht, da ſie ſo fremde Worte über ſich hörte, ſie wußte nicht, was das zu bedeuten habe.

„Allerdings,“ ſagte der Lehrer, „aber ich glaube, daß ſie auch eben ſo fromm ſein und eben ſo ſelig werden kann.“

„Gucket Ihr's, Ahne,“ ſagte der Studentle frohlockend, „der Herr Lehrer ſagt's auch, daß die Pfarrer kein Bröſele mehr ſind als andere Menſchen.“

„Iſt das wahr?“ fragte die Alte betrübt.

„Ich meine ſo,“ begann der Lehrer, „es können ja alle Menſchen ſelig werden, aber ein echter Geiſtlicher, der fromm und gut iſt und eifrig für das Seelenheil ſeiner Nebenmenſchen ſorgt, der hat eine höhere Stufe.“

„Das mein' ich auch,“ ſagte die Alte. Dem Lehrer ſtand der Angſtſchweiß auf der Stirne, der Studentle aber fragte wieder:

Sind Ihr nicht auch der Meinung, Herr Lehrer, daß die Geiſtlichen heirathen ſollten?“

„Es iſt Kirchengeſetz, daß ſie nicht heirathen dürfen, und wer bei vollem Bewußtſein Geiſtlicher geworden iſt, muß ſein Geſetz halten.“

„Das mein' ich auch,“ ſagte die Alte mit großer Heftigkeit, „die wo heirathen wollen, das ſind Fleiſchteufel, und man heißt's Geiſtlich und nicht Fleiſchlich. Ich will Euch 'was ſagen, gebet dem da kein' Antwort mehr, laſſet Euch Euer gut Gemüth nicht verderben, der hat heut' wieder ſeinen gottloſen Tag, er iſt aber nicht ſo ſchlecht, wie er ſich ſtellt.“

Der Studentle ſah, daß bei ſeiner Großmutter nichts auszurichten war, und ging mißmuthig davon, auch der Lehrer entfernte ſich bald; wieder war ihm ein ſchönes zartes Verhältniß hart angefaßt worden. Erſt zu Hauſe gelangte er zur Ruhe und ſtählte ſich gegen die unvermeidlichen Eingriffe von außen.

Am Sonntag gelang es unſerm Freunde endlich wieder, Hedwig in Ruhe zu ſprechen; er traf ſie bei dem alten Lehrer im Garten, ſie ſaß mit ihm auf der Bank, die Beiden ſchienen nichts geſprochen zu haben.

Nach einigen gewöhnlichen Redeweiſen begann der Lehrer: „Es iſt doch eine hohe erhabene Sache, daß der ſiebente Tag durch die Religion geheiligt und aller Arbeit ledig iſt; wenn wir uns vorſtellen, daß das nicht ſo wäre, die Leute würden vor übermäßiger Anſtrengung ſterben. Wenn man in dieſer hohen Erntezeit z. B. Tag für Tag ohne Unterlaß arbeiten würde, bis Alles vollbracht wäre, Niemand könnte es aushalten.“

Hedwig und der alte Mann ſahen zuerſt über dieſe Rede verwundert drein, dann aber ſagte Hedwig:

„Ihr ſind wohl ſchon hier geweſen, wie's der Pfarrer in der Heuet erlaubt hat, daß man am Sonntag das Heu wenden darf, weil es ſo lange geregnet hat und Alles erſtickt wär'. Ich bin auch mit 'naus in's Feld, aber es iſt mir geweſen, wie wenn jede Gabel voll Heu doppelt ſo ſchwer ſei; es iſt mir gerad' geweſen, wie wenn mich Einer am Arm halten thät', und den andern Tag und die ganz' Woch' war mir's, wie wenn die ganz Welt verkehrt wär' und ſchon ein Jahr lang kein Sonntag mehr geweſen ſey."

Freudeſtrahlend blickte der Lehrer Hedwig an, ja das war die Großmutter; zu dem alten Manne gewendet ſagte er aber:

„Ihr müſſet Euch noch der Zeit erinnern, als man in Frankreich die Dekaden einführte."

„Dukaten? die kommen ja aus Italien."

„Ich meine Dekaden. Man verordnete nämlich, daß nur alle zehn Tage ein Ruhetag ſein ſolle, da wurden ebenfalls alle Menſchen krank. Die Zahl Sieben wiederholt ſich auf eine geheimnißvolle Weiſe in der ganzen Natur und darf nicht verrückt werden."

„Das war ja verrückt, alle zehn Tage einen Sonntag, he, he," ſagte der alte Mann.

„Wiſſet ihr auch die Geſchicht' von dem Herrn, wo in der hieſig' Kirch' in Stein gehauen iſt, mit dem Hund?" fragte Hedwig.

„Nein, erzählet ſie."

„Das war auch ſo Einer, der den Sonntag nicht heilig gehalten hat. Es war ein Herr —"

„Der Herr von Iſenburg und Nordſtetten,“ ergänzte der Alte.

„Ja,“ fuhr Hedwig fort, „man ſieht in Iſenburg nur noch ein paar Mauern von ſeinem Schloß; der hat nun auch nichts auf keinen Sonntag und keinen Feiertag gehalten, und hat nichts auf der Welt lieb gehabt als ſeinen Hund, der war ſo groß und bös wie ein Wolf. Am Sonntag und Feiertag hat er die Leut' zwungen, daß ſie haben Alles ſchaffen müſſen, und wenn ſie nicht gutwillig gangen ſind, iſt der Hund von ihm ſelber auf ſie geſprungen und hat ſie ſchier verriſſen, und da hat er, der Herr, gelacht und hat dem Hund den Namen Sonntag geben. Er iſt nie in die Kirch' gangen als ein einzigmal, wie man ſein' einzig' Tochter copulirt hat; er hat den Hund, wo Sonntag geheißen hat, mit in die Kirch' nehmen wollen, der iſt aber nicht dazu zu bringen geweſen, und hat ſich vor der Kirch' auf die Schwell hingelegt bis ſein Herr wieder 'rauskommen iſt. Wie nun der 'rausgeht, ſtolpert er über den Hund, fällt hin und iſt maustodt, und da iſt auch ſein' Tochter geſtorben, und die ſind jetzt beide mit ſammt dem Hund in der Kirch' in Stein gehauen. Man ſagt, der Hund ſei der Teufel geweſen, und ſein Herr hab' ſich ihm verſchrieben gehabt.“

Der Lehrer ſuchte zu beweiſen, daß dieſe Sage ſich erſt durch das Vorhandenſein des Denkmals gebildet habe, daß die Adeligen ſich gerne mit Wappenthieren abbilden laſſen u. ſ. w.; er fand aber wenig Anklang und ſchwieg.

Niemand war geneigt das Geſpräch fortzuſetzen. Hedwig machte mit ihrem Fuße ein Grübchen in den Sand, der Lehrer nahm hier zum erſtenmale Gelegenheit, die Kleinheit ihres Fußes zu bemerken.

„Leſet Ihr nicht auch mitunter am Sonntag?“ begann er ſo vor ſich hin; Niemand antwortete: er blickte Hedwig beſtimmt an, worauf ſie erwiderte:

„Nein, wir machen uns ſo Kurzweil.“

„Ja womit denn?“

„Ei, wie Ihr nur ſo fragen könnet; wir ſchwätzen, wir ſingen und hernach gehen wir ſpaziren.“

„Nun, was ſprechet Ihr denn?“

Das Mädchen lachte laut und ſagte dann: „Das hätt' ich mein Lebtag nicht denkt, das man mich das fragt. Geltet Vetter, wir beſinnen uns nicht lang drauf? Jetzt wird bald mein Geſpiel', des Buchmaiers Agnes, kommen, da werdet Ihr nimmer fragen, was man ſchwätzt, die weiß eine Kuhhaut voll.“

„Habt Ihr denn noch gar keine Bücher geleſen?“

„Ja freilich, das G'ſangbuch und die bibliſch' G'ſchicht'.“

„Sonſt nichts?“

Und das Blumenkörble und die Roſa von Tannenburg.“

„Und noch?“

„Und den Rinaldo Rinaldini. Jetzt wiſſet Ihr Alles,“ ſagte das Mädchen, mit beiden Händen über die Schürze ſtreifend, als hätte es ſein geſammtes Wiſſen jetzt vor dem Lehrer ausgeſchüttet; dieſer aber fragte wieder:

„Was hat Euch denn am beſten gefallen?“

„Der Rinaldo Rinaldini, 's iſt jammerſchad, daß das ein Räuber geweſen iſt.“

„Ich will Euch auch Bücher bringen, da ſind viel ſchönere Geſchichten darin.“

„Erzählet uns lieber eine, aber auch ſo eine recht grauſelige; oder wartet lieber, bis die Agnes auch da iſt, die hört's für ihr Leben gern.“

Da kam ein Knabe und ſagte dem alten Lehrer, er ſolle ſogleich zum Bäck kommen und ſeine Geige mitbringen, des Bäcken Konrad habe einen neuen Walzer bekommen; ſchnell erhob ſich der Alte, ſagte: „Wünſch' gute Unterhaltung,“ und ging von dannen.

Als nun der Lehrer mit Hedwig allein war, erzitterte ſein Herz; er wagte es nicht, aufzuſchauen. Endlich ſagte er ſo vor ſich hin:

„Es iſt doch ein recht guter alter Mann.“

„Ja,“ ſagte Hedwig, „und Ihr müſſet ihn erſt recht kennen. Ihr müſſet es ihm nicht übel nehmen, er iſt gegen alle Lehrer ein bisle bös und brummig; er kann's noch nicht verſchmerzen, daß er abgeſetzt worden iſt, und da meint er, ein Jeder, der jetzt als Lehrer hieher kommt, der ſei jetzt grad dran ſchuld, und der kann doch nichts dafür, das Conſiſtore ſchickt ihn ja. Es iſt eben ein alter Mann, man muß Geduld mit den alten Leuten haben."

Der Lehrer faßte die Hand des Mädchens und blickte es innig an: dieſes liebende Verſtändniß fremden Schickſals belebte ſeine ganze Seele. Plötzlich fiel ein todter Vogel vor den Beiden nieder, ſie ſchreckten zuſammen; Hedwig bückte ſich aber alsbald und hob den Vogel auf.

„Er iſt noch ganz warm," ſagte ſie, „du armes Thierle, biſt krank geweſen und hat dir Niemand helfen können; es iſt nur eine Lerch', aber es iſt doch ein lebigs Weſen."

„Man möchte ſich gerne denken," ſagte der Lehrer, „ein ſolcher Vogel, der ſingend himmelan ſteigt, müßte beim Sterben gleich in den Himmel fallen; er ſchwebt ſo frei über der Erde, und nun berührt ihn der Tod, und von der Schwerkraft der Erde angezogen, fällt Alles.

immer wieder
zur Erd' hernieder."

Hedwig ſah ihn groß an, dieſe Worte gefielen ihr, obgleich ſie dieſelben nicht recht begriff; ſie ſagte nach einer Pauſe:

„'s iſt doch arg, daß ſich ſeine Verwandten, ſeine Frau oder Kinder gar nichts um ihn kümmern und ihn nur ſo 'rabfallen und liegen laſſen; es kann aber auch ſein, ſie wiſſen noch gar nicht, daß er geſtorben iſt.“

„Die Thiere,“ ſagte der Lehrer, „wie die Kinder verſtehen den Tod nicht, weil ſie nicht über das Leben nachdenken; ſie leben bloß und wiſſen nichts davon.“

„Iſt das auch g'wiß ſo?“ fragte Hedwig.

„Ich meine,“ erwiderte der Lehrer. Hedwig erörterte die Sache nicht weiter, wie ſie überhaupt nicht gewohnt war, anhaltend etwas zu ergründen; der Lehrer aber dachte: hier ſind die Elemente einer großen Bildungsfähigkeit, hier iſt ſchon der Stamm eines ſelbſtändigen Geiſtes. Den Vogel aus des Mädchens Hand nehmend, ſagte er dann:

„Ich möchte dieſen Bewohner der freien Lüfte nicht in die dunkle Erde verſenken, hier an dieſen Baum möchte ich ihn heften, damit er im Tode in einzelne Stücke verfliege.“

„Nein, das gefällt mir nicht; an des Buchmaiers Scheuer iſt eine Eul' angenagelt, und ich möcht's allemal, wenn ich vorbeigeh' 'runter nehmen.“

Stille begruben nun die Beiden den Vogel. Der

Lehrer, der heute ſo glücklich in ſeinen Entdeckungen war, ging ſchnell einen Schritt weiter; er wollte erproben, wie weit ſich Hedwig einer feinern Bildung fügen würde.

„Ihr ſagt ſo geſcheite Sachen," begann er, „daß es jammerſchade iſt, daß Ihr das holperige Bauerndeutſch ſprecht, Ihr könnet es ſicherlich auch anders, und das würde Euch viel beſſer anſtehen."

„Ich thät mich in die Seel' 'nein ſchämen, wenn ich anders reden thät, und es verſteht mich ja auch ein Jedes."

„Allerdings, aber gut iſt gut, und beſſer iſt beſſer. In welcher Sprache betet ihr denn?"

„Ei, wie's geſchrieben ſteht, das iſt ganz' was anders."

Keineswegs, wie man mit Gott redet, ſollte man auch mit den Menſchen reden."

„Das kann ich halt nicht und das will ich auch nicht. Gucket, Herr Lehrer, ich wüßt' ja gar nichts mehr zu ſchwätzen, wenn ich mich allemal beſinnen müßt', wie ich ſchwätzen ſoll; ich thät mich vor mir ſelber ſchämen. Nein, Herr Lehrer, euer Wort auf ein ſeiden Kiſſen gelegt, aber das iſt nichts."

„Saget doch nicht immer Herr Lehrer, ſaget auch meinen Namen."

„Das kann wieder nicht ſein, das geht nicht."

„Ja warum denn?"

„Es geht halt nicht."

„Es muß doch einen Grund haben, warum?"

„Ei, ich weiß ja euern Namen nicht."

„So? Ich heiße Adolph Lederer."

„Alſo Herr Lederer, das iſt faſt gleich, Herr Lederer oder Herr Lehrer."

„Nein, heißet mich Adolph."

„Ach, machet jetzt keine ſo Sachen; was thäten denn die Leut' ſagen?"

„Daß wir uns gern haben," ſagte der Lehrer, die Hand des Mädchens an ſein Herz drückend, „habt Ihr mich denn nicht auch lieb?"

Hedwig bückte ſich und brach eine Nelke. Da öffnete ſich die Gartenthüre.

„Gott ſei's getrommelt und gepfiffen, daß ich erlöst bin," rief des Buchmaiers Agnes. „Guten Tag, Herr Lehrer! Hedwig ſei froh, daß du nimmer in die Chriſtenlehr' brauchſt. Herr Lehrer, das ſolltet Ihr machen, daß ſo große Mädle nimmer drein müſſen; freilich mich nutzt's wenig mehr, ich komm' ſchon nächſten Herbſt draus."

„Schenkt mir doch die Nelke," ſagte der Lehrer mit zart bittendem Tone zu Hedwig; ſie gab ihm mit erröthendem Antlitze die Blume, und er drückte ſie als Zeichen der Erwiderung ſeiner Liebe inbrünſtig an ſeine Lippen.

„Du würdeſt ſchön ankommen," ſagte Agnes, „wenn der alte He he ſehen thät, daß du eine Blum' abbrochen haſt; 's iſt gut; drinnen ſitzt er beim Bäck und ſpielt den neuen Walzer. Den wollen wir aber auch rechtſchaffen tanzen an der Kirchweih'. Ihr tanzet doch auch, Herr Lehrer?"

„Ein Wenig, aber ich hab' mich ſchon lange nicht geübt."

„Probiren geht über Studiren lalalalala," trällerte Agnes im Garten umherhüpfend, „was machſt du für ein Geſicht, Hedwig? Komm!" Sie riß Hedwig, die ihrer Gewalt nicht widerſtehen konnte, ebenfalls mit ſich fort; ſie waren aber ſo ungeſchickt, daß ſie in ein Beet traten. Agnes lockerte ſingend den Boden wieder auf und ſagte dann:

„Jetzt komm', mach' fort, wir wollen aus dem Garten 'naus, wo man ſich nicht regen kann; die andern Mädle ſind alle ſchon draußen im Kirſchenbuſch und Er wartet gewiß ſchon lang auf uns."

„Wer?" fragte der Lehrer.

„Ei er," erwiderte Agnes, „wenn Ihr mit wollet, könnet Ihr ihn umſonſt ſehen; wir werden Euch doch nicht zu gering ſein, daß Ihr mit uns gehet?"

Der Lehrer faßte die Hand der Agnes und ſie feſthaltend, gleich als hielte er die der Hedwig, ging er mit den Beiden in das Feld.

„Draußen, wo der Weg nach dem Daberwaſen geht, an der Hanfdarre ſaß ein kräftiger, wie eine Tanne grad und ſchlank gewachſener Mann; der

Lehrer erkannte in ihm den Oberknecht des Buchmaiers, der, als er die drei ſo daher kommen ſah, aufſprang und wie feſtgebannt ſtehen blieb; Trotz und Wehmuth ſprach aus ſeinem ganzen Weſen; ſein Antlitz erheiterte, ſeine Fauſt entballte ſich aber, als Agnes fröhlich auf ihn zuſchritt. Der Lehrer grüßte den Thaddä, ſo hieß der Oberknecht mit beſonderer Freundlichkeit. So ſchritten nun die beiden Paare vergnügt neben einander.

Um dem Thaddä ſeine Vertraulichkeit zu bezeigen, ſprach der Lehrer viel von dem Fuchſen, und wie er ſich in den Zug eingewöhne.

So war nun gekommen, was der Lehrer nie vermuthen mochte: er hatte ein Bauernmädchen zur Geliebten und einen Bauernknecht zum Kameraden.

Bald ging Thaddä mit Agnes voraus und der Lehrer mit Hedwig Hand in Hand hintendrein.

Unter traulichen Geſprächen ſchritt man des Weges dahin. Tief erfuhr es nun der Lehrer, daß man wohl viel mit einander ſprechen kann, ohne grade Bücher geleſen zu haben.

Nicht weit von dem Katzenbrunnen, aus dem der Sage nach die Hebammen die Kinder holen, ſetzte man ſich an einen Rain, und nun wurde geſungen. Der Lehrer erfreute ſich inniglich an der ſchönen Altſtimme Hedwigs, Thaddä begleitete den Geſang trefflich, und der Lehrer empfand es zu ſeiner großen

Betrübniß, daß er ſo wenig von den Volksliedern kannte; bei ſeiner muſikaliſchen Bildung faßte er indeß die einfachen Weiſen ſchnell und begleitete ſie in tiefem Baß. Mit ſtrahlendem Antlitze nickte ihm Hedwig Beifall zu. Oft aber mußte er auch bei einer unerwarteten Wendung der Melodie, die dazu diente, den ſchroffen Gedankenſprung oder die Ungleichheit des Silbenmaßes auszugleichen, innehalten; dann ermunterte ihn Hedwig mit ihren Blicken, die ſo viel ſagten als: ſing' nur mit, wenn's auch nicht ganz gut geht. So vereinte der Lehrer ſeine Stimme mit denen der dörflichen Sänger.

Jetzt war es ſo weit gekommen, daß er nur den Ton und die Bauern das Wort und den Gedanken hatten.

Man ſang:

Bald graſ' ich am Neckar,
Bald graſ' ich am Rhein,
Bald hab' ich ein Schätzle,
Bald bin ich allein.

Was hilft mich das Graſen,
Wenn d' Sichel nicht ſchneid't?
Was hilft mich ein Schätzle
Wenn's nicht bei mir bleibt?

Und ſoll ich denn graſen
Am Neckar, am Rhein,
So werf' ich mein ſchönes
Goldringlein hinein.

Es fließet im Neckar,
Und fließet im Rhein;
Soll ſchwimmen hinunter
In's tiefe Meer 'nein.

Und ſchwimmt das Goldringlein
So frißt es ein Fiſch,
Das Fiſchlein ſoll kommen
Auf Königs ſein Tiſch.

Der König thut fragen,
Wem's Ringlein ſoll ſein;
Da thut mein Schatz ſagen:
Das Ringlein g'hört mein.

Mein Schätzlein thut ſpringen
Bergauf und bergein,
Thut wieder mir bringen
Mein Goldringelein.

Kannſt graſen am Neckar,
Kanſt graſen am Rhein,
Wirf du mir nur immer
Das Ringlein hinein.

Nach einer Weile drückte Thaddä Agnes näher an ſich und ſie ſangen:

Märle ruck, ruck ruck
An meine rechte Seite,
I hab' dich gar zu gern,
I kann di leide.

Wann die Leut' et' wär'n,
No müſchtſt mein Schätzle wär'n,
Wär'n die Leut' et g'weſt,
No wärſt mein Weible jetzt
Mädle ruck u. ſ. w.

Mädle guck, guck, guck
In meine ſchwarze Auge,
Du kannſt dein lieble
Bildle drin erſchaue;
Ja, guck du nur 'nein
Du muſcht drinne ſein,
Du muſcht bei mir bleibe,
Muſcht mir d' Zeit vertreibe.
Mädle guck u. ſ. w.

Mädle du, du, du
Muſcht mir den Trauring gebe,
Suſt liegt mir wahrlich
Nix mehr an mei'm Lebe.
Wann i di net krieg,
No zieh ni fort in Krieg;
Wann i di net hab'
No wurd mir d' Welt zum Grab.
Mädle du u. ſ. w.

Noch gar viel andere meiſt traurige Lieder wurden geſungen, obgleich die Sänger heiter und frohen Muthes waren. Wie der Brunnen zu ihren Füßen fortquoll und leiſe durch die Felder dahin rieſelte, ſo ſchien auch der Liederquell unerſchöpflich.

Der Lehrer war wie in eine neue Welt verſetzt. Wohl hatte er ſchon früher die kindlich zarte Empfindungs- und Denkweiſe des Volksliedes kennen gelernt, aber er hatte ſie nur gekoſtet, wie man an reich beſetzten Tafeln die Walderdbeeren ihres eigenthümlichen Duftes wegen den künſtlich gehegten und gepfropften vorzieht, ſie aber doch mit Zucker und Wein verzehrt; hier aber war er ſelbſt in den Erdbeerenſchlag gekommen, und nicht in Haufen genoſſen, ſondern einzeln friſch vom Strauche gepflückt, ſchmeckte die Frucht noch ganz anders.

Die tiefe Urkraft des Volksliedes erſchloß ſich unſerm Freunde in ihrer ganzen Herrlichkeit, er ſah ſich liebend umfangen von der edlen, majeſtätiſchen Herrlichkeit des deutſchen Volksgemüths, und die liebliche Vertreterin deſſelben ſaß in trauter Zuneigung an ſeiner Seite. Er gelobte ſich, ein Prieſter dieſes heiligen Volksgeiſtes zu werden.

Als er Abends mit Hedwig heimkehrte und ſie vor der Großmutter ſtanden, faßte er ihre Hand, drückte ſie an ſein Herz und ſagte:

„Nicht zu mühſeliger Arbeit ſollt Ihr für mich Eure Hände erheben, ſondern für das was ihnen gebührt, zum Segnen.“

Mehr konnte er nicht ſprechen, und er ging raſch von dannen.

Im ganzen Dorfe ſprach man am Abend von

nichts als davon, daß der Lehrer mit des Johannesle's Hedwig Bekanntſchaft habe.

Unſer Freund, der früher immer ſo gern und faſt ausſchließlich allein geweſen war, konnte jetzt, wenn er ſeine Schulſtunden beendet hatte, faſt keine Viertelſtunde mehr allein ausdauern, in ſeinem Hauſe oder außer demſelben. Von all den Büchern, die er bei ſich hatte, paßte ihm keines zu ſeiner Stimmung, und wollte er etwas in ſein Taſchenbuch ſchreiben, erſchien es ihm ſo nackt und nichtig, daß er es alsbald wieder durchſtrich.

Im Felde konnte er es zu keinem Gedanken und zu keiner Zeichnung mehr bringen, er ſprach mit Jedem, der ihm begegnete oder am Wege arbeitete; die Leute waren freundlich gegen ihn, denn ſeine offene Seele war auf ſein Antlitz herausgetreten. Oft aber ſtand er auch bei den Leuten und ſah träumeriſch lächelnd vor ſich hin, ohne ein Wort weiter zu ſprechen; es war, als könne er nicht weggehen, als fürchte er ſich, wieder in ſeine trübe Verlaſſenheit und Vereinſamung hinausgeſtoßen zu werden, als müſſe er ſich an Jeden, wer er auch ſei, feſt anklammern.

Einſt ſah er Hedwig auf dem Felde ſchneiden, er eilte zu ihr, machte ſich aber alsbald wieder fort; es war ihm eine unüberwindlich mißliche Empfindung, ſo allein arbeitslos unter den Emſigen dazuſtehen, und doch verſtand er nichts von der Feldarbeit, und wußte, wie ungeſchickt er ſich dabei anſtellen würde. Die Hoheit Hedwigs erſchien ihm nicht erniedrigt, vielmehr erhöhter durch ihre Arbeit. Im Weggehen ſagte er vor ſich hin: „Nur Hoſtien, nur Himmelsbrod ſollte man aus der Frucht bereiten, deren Halme ſie geſchnitten.“

Bei der Großmutter ſaß er oft in Zerſtreuung, und nur wenn ſie von ihren Eltern und Großeltern erzählte, gewann ſie ſeine volle Aufmerkſamkeit; es that ihm ſo wohl, an dieſem Familienbaume hinaufzuklettern in die Geſchichte der Vorzeit. Der Großvater der Alten hatte den Türkenkrieg unter Prinz Eugen mitgefochten, und ſie wußte noch gar viel von ihm zu erzählen. Manchmal auch ſagte die Alte, jedoch ohne Klage, ſie ſpüre es wohl, ſie würde dieſen Winter alle ihre Vorfahren wiederſehen. Er ſuchte ihr ſolche Gedanken auszureden, was ihm nicht ſchwer fiel; er ſuchte ſie dahin zu bringen, daß ſie von der Kindheit Hedwigs erzählte: wie ſie in einem Glückshäutchen geboren ward, ihre Mutter aber bald darauf ſtarb, wie Hedwig ſich ſchon als kleines Kind grämte, daß ihre Puppe mit offenen Augen ſchlafen mußte und ſie daher Nachts ihr mit Papierchen die Augen zuklebte. Wenn ſie ſo ſprach, da leuchtete das Auge des jungen Mannes und das der Alten von derſelben Glorie, wie zwei nachbarliche Wellen, von demſelben Mondſtrahle durchglitzert.

Ueber Hedwig finden wir nichts im Taſchenbuche, aber durch die Erinnerungen der Alten und andere Erfahrungen angeregt ſind wohl folgende Worte:

„Man denkt ſich wohl gerne, man könnte mit einem Katechismus der geſunden Vernunft hinaustreten unter das Volk und es alsbald bekehren; hier aber iſt überall heiliger Boden der Geſchichte, wir müſſen die Fußſtapfen der Vergangenheit aufſuchen. Traurig, daß unſere Geſchichte zerriſſen und zerſtückt iſt ... wo anknüpfen? ...“

Bei dem Buchmaier war der Lehrer von nun an auch oft, er ſtudirte eifrig die Landwirthſchaft und erfreute ſich an den kernigen Gedanken des Buchmaiers, trotz ihrer Derbheit; je heimiſcher er aber im Hauſe des Buchmaiers wurde, um ſo fremder ſchien er in dem Hauſe Johannesle's zu werden, er ſelber war noch wie zuvor, aber Hedwig wich ihm ſichtbar aus und grüßte ihn im Vorbeigehen immer ſcheu und zaghaft.

Eines Abends kam Hedwig weinend zu Agnes und ſagte:

„Denk' nur, mein Wilder will's nicht leiden.“

„Was denn?“

„Nun, daß der Lehrer zu mir geht. Mein Conſtantin hat geſagt, wenn ich mich noch einmal mit dem Lauterbacher ſehen ließ', nachher ſchlag' er mich und ihn krumm und lahm; du weißt ja, er bosget, weil er mit deinem Vater ſo gut iſt.“

„Das iſt ein Kreuz. Was iſt denn jetzt da zu machen?“

„Sag' dem Lehrer, wenn er kommt, er ſoll nicht bös ſein und ſoll doch weniger in unſer Haus kommen, ich könnt' nicht anders, ich darf nicht mit ihm reden. Ich thät mir nicht viel daraus machen, wenn mein Bruder auch grob wär', aber wenn er ihn beleidigen thät, und er iſt's wohl im Stand, daß er ihm vor allen Leuten einen Disreſpekt anthut, ich thät mich in den Tod 'nein grämen.“

„Laß jetzt das Trauern,“ erwiderte Agnes, „ich ſag' ihm doch von all dem kein Wörtle.“

„Warum?“

„Darum, o! du verliebte Dock! Meinſt, ich bericht' ihm das, daß er nachher meint, man dürf' den Nordſtetter Mädle nur ſo pfeifen, nachher kommen ſie Einem nur ſo nachgeſprungen?“

„Das glaubt er gewiß nicht.“

„Ich laß es aber nicht darauf ankommen, jetzt ich bleib' dabei, ich ſag' ihm gar nichts von dir; er muß mit mir davon anfangen. Laß mich nur machen, ich krieg' ihn ſchon dran. Huidibä juh! Und wenn's dann ſo recht bei ihm pfupfert, will ich ſagen: es kann ſein, es läßt ſich vielleicht möglich machen, ich will die Hedwig dazu überreden, daß ihr vielleicht am Sonntag bei mir zuſammen kommet; ich will dann ſchon ſehen, ob man die Biren ſchütteln kann und wie man mit ihm dran iſt.“

„Ja, du kannſt's machen, wie du willſt, ich kann dich nicht zwingen, aber das bitt' ich mir aus, plagen darfſt ihn nicht; Narr, er iſt einer von denen Menſchen, die ſich über Alles ſo viel Gedanken machen, ich hab' das ſchon gemerkt, und da könnt' er betrübt ſein und könnt' nicht ſchlafen.“

„Das weißt du ſchon Alles? Woher denn?“

„Woher?“ ſagte Hedwig, „ich denk' halt ſo, er macht ſich ſo allerlei Gedanken, es geht mir auch oft ſo.“

„O du guter Hammel. Sei nur ruhig, ich thu ihm nichts an Leib und Leben; ſo ein Lehrer hält ſo viel Prüfungen ſein ganz Leben, jetzt will ich auch einmal eine mit ihm halten, ich will ſehen, ob er geſcheit iſt.“

„Das iſt er.“

„Wenn er gut beſteht, darf ich ihm einen Kuß geben?“

„Meinetwegen.“

„Mach' jetzt kein' ſo Geſicht, ein' fröhliche Lieb' muß man haben und keine maunderige. Denk' nur, am Sonntag hat der Pfarrer gefragt: wie muß man Gott lieben? und da hab' ich friſchweg geſagt: luſtig, und da hat er geſchmunzelt und hat ein' Priſ' genommen und hat geſagt: das iſt recht — du weißt ja, wie er's macht, er ſagt zu Allem, wenn's nicht ganz blitzdumm iſt: das iſt recht, aber nachher erklärt er's einem, und da kommt was ganz anders 'raus — da hat er eben geſagt: man muß Gott wie ſeinen Vater lieben, mit Ehrfurcht, und da hab' ich geſagt: man kann ſeinen Vater ja auch luſtig lieben, da hat er wetterlich gelacht und hat ſein' Doſ' verkehrt aufgemacht, daß aller Tabak auf den Boden gefallen iſt, und da haben wir alle zuſammengelacht;

Alleweil e Bisle luſtig
Und alleweil e Bisle froh."

ſo ſchloß Agnes ſingend und zog Hedwig hinaus in den Garten, wo ſie die ausgebreiteten Linnen in große Falten zuſammenzog, um ſie ins Haus zu tragen, indem ſie dabei erklärte, daß das zu ihrer Ausſteuer ſei.

Am andern Abend, um die Zeit, da der Lehrer gewöhnlich kam, harrte Agnes vor dem Hauſe; aber alle ihre Plane von luſtigen Neckereien verflogen, als ſie bei der Erwähnung Hedwigs das ſchmerzliche Zucken in dem Antlitze des Lehrers ſah und er ihr ſeinen Kummer dann treuherzig erzählte. Sie erklärte ihm nun die Parteiungen in der Gemeinde: der Studentle, als Schwiegerſohn des ehemaligen unteroffizierlichen Schultheißen, gehörte natürlich zu deſſen Partei, die jeden mit dem Buchmaier Vertrauten als offenen Feind anſah; dazu kam, daß der Studentle voll Gift und Galle war, weil auf Betreiben des Buchmaiers der Mathes ſtatt ſeiner in den Bürgerausſchuß gekommen war.

„Es iſt ein Kreuz,“ ſchloß Agnes die Auseinanderſetzung der Dorfpolitik, „ich hab' mir's ſo ſchön ausdenkt, daß wir bei der Kirchweih mit einander auf den Tanz gehen. Wartet aber nur, der Studentle iſt mir nicht ſtudirt genug, und der Thaddä muß auch mit helfen und rathen.“

Der Lehrer verbat ſich dieß, Agnes ſah ihn groß an, verſprach ihm aber doch, er ſolle Sonntags Hedwig bei ihr ſehen; ſie wolle ſich krank ſtellen und ihnen zu Gefallen beim ſchönſten Wetter nicht ausgehen.

In ſein Taſchenbuch ſchrieb der Lehrer noch ſpät am Abend: „Wie leicht iſt es, ſich rein im Gebiete des Geiſtes zu halten, ſich da eine Welt und einen Himmel aufzubauen: kaum aber nähert man ſich dem wirklichen Leben, wird man hineingeriſſen in den Strudel der Tageszwiſte, der grollenden widerſtrebenden Strömungen. Ich wollte mich hineinbegeben in das einige Leben dieſes Dorfes, nun ſtehe ich mitten in der Parteiung, meine tiefſten Herzensneigungen werden mit hinein verſchlungen.“ —

Agnes hielt Wort. Die geheime Zuſammenkunft der beiden Liebenden erſchloß ihre Herzen um ſo ſchneller und rückhaltsloſer. Da war an kein Widerſtreben mehr zu denken, man hatte ſich ja verborgen geſucht und gefunden.

Nach dem erſten Austauſch der beiderſeitigen Betrübniß erwachte in Hedwig der friſche Lebensmuth wieder ſchneller als in dem Lehrer.

„Iſt es denn wahr,“ fragte ſie, „daß Ihr von Lauterbach ſeid?“

„Allerdings.“

„Ja warum habt Ihr's denn verläugnen wollen? Das iſt ja kein' Schand!“

„Ich hab' es nie verläugnet.“

„Es iſt doch grauſam, wie die Leut' lügen können. Da haben ſie hier ausgeſprengt, Ihr wäret deßwegen ſo allein wie ein verſcheucht' Hühnle 'rumgelaufen, weil Ihr gemeint hättet, man foppt Euch, weil Ihr von Lauterbach ſeid. Und wenn Ihr auch von Tripstrill wäret, Ihr wäret doch —“

„Nun? was wäre ich?“

„Ein lieber Menſch,“ ſagte Hedwig, ihm die Augen zuhaltend, er aber umfaßte, küßte und herzte ſie und ſagte dann endlich:

„Sei nur ruhig, du Liebe, Gute, es wird ſchon Alles noch gut geben.“

Ohne ſich aus ſeinen Armen zu erheben, ſagte Hedwig doch:

„Ihr müſſet nicht ſo ſein.“

Der Lehrer aber küßte und herzte ſie von Neuem und ſie ſagte wieder:

„Nun, jetzt ſchwätzet auch, erzählet mir 'was; wie iſt's Euch denn gangen? Ihr ſchwätzet ja gar nichts.“

Der Lehrer nahm ihre Hand und drückte ſie an ſeinen Mund; gleich als wollte er jedes Wort darin verſiegeln, Hedwig deutete es wenigſtens ſo, denn ſie begann abermals:

„Nein, Ihr müſſet ſchwätzen, ich hör' Euch ſo gern zu, und mein' Ahne ſagt's auch als, er hat ſo herzige Worte; mein' Ahne hat Euch rechtſchaffen gern.“

„Sag' doch du!“ das waren die einzigen Worte, die der Lehrer hervorſtammeln konnte.

„Du, du, du, du, du,“ ſagte Hedwig ſich niederbeugend und den Kopf ſchüttelnd, als ob ſie mit einem Kinde ſpielte; der Lehrer blickte ſie mit Freudenthränen an, und als ſie das bemerkte, ſagte ſie:

„Warum greinen? Es iſt noch nichts verloren, und mein Conſtantin ſoll nur aufpaſſen, ja, was meint der? Ich will ſchon ſehen, wer Meiſter wird, ich bin kein Kind mehr.“ —

Ungeachtet ſie ſo ſehr gegen das Weinen geſprochen hatte, floſſen doch auch ihr die Thränen aus den Augen, ſie trocknete ſie aber ſchnell und fuhr fort:

„Komm', jetzt wollen wir alles vergeſſen und was iſt denn auch? Wenn's Gott's Willen iſt kriegen wir einander doch. Es iſt mir immer, wie wenn Alles zu ſchön g'weſen wär', wenn alles ſo den geraden Lauf gehabt hätt'. Ich weiß nicht, wie's kommen iſt, aber wie ich ſelben Sonntag, wo man bei meiner Ahne geſeſſen iſt, um's Hauseck 'rumkommen bin, da iſt mir's grad' g'weſen, wie wenn mir Einer mit einer feurigen Hand in's Geſicht langen thät; nein, noch ganz anders, ich kann's gar nicht ſagen wie."

„Ja, von jenem Augenblicke an liebte ich dich."

„Nichts davon ſchwätzen," ſagte Hedwig mit ſtrahlendem Auge in's Antlitz ihres Geliebten ſchauend, es war als ſcheute ſie jedes Wort, da ſie nach Art der Bauermädchen um ſo weniger das Wort Liebe ausſprach, je mehr ſie liebte; „von was Anderm," ergänzte ſie, ſie war es aber auch zufrieden, als ſie ſo ſchweigend neben einander ſaßen und kein Laut in der Stube vernommen wurde, als das Girren der Turteltauben im Käfig und der eintönige Pendelſchlag der Schwarzwälder Uhr.

Endlich trat Agnes, die wohlweislich weggegangen war, wieder ein. Hedwig ſagte aufſtehend:

„Mach' du, daß er red't, da ſitzt er und guckt mich nur an."

Als im Vorgeigehen ihr Blick in den Spiegel ſtreifte, wendete ſie ſich ſchnell ab, ſie kam ſich ganz wie eine andere Perſon vor, ſo fremd war ihr Ausſehen.

Der Lehrer ſaß unbewegt da, wie wenn er mit offenen Augen träumte.

Agnes ſang, in der Stube umherhüpfend und mit den Fingern ſchnalzend:

Und i woaß et wie's kommen thut,
Wann's Schätzle i ſeh,
Und da möcht' i gern ſchwätze
Und 's will halt et gehn.
Noan, noan und — jo jo —
Und — i moan, und — i muaß
Iſt oft unſer ganzer verliebter Discurs.

Auf den Lehrer zutretend und ihn am Arme ſchüttelnd, ſagte ſie:

„Wie? Was? Holz her! aufg'richt't. Z' Lauterbach hab' ich mein'n Strumpf verlor'n.“ Tanzend zog ſie ihn nun in der Stube umher.

Nun war wieder Alles Leben und Freude, Thaddä kam dazu. Im großen Rathe wurde der ſtaatskluge Beſchluß gefaßt: daß, wenn bis zur Kirchweih die Conſtantiniſchen Wirren noch nicht ausgeglichen wären, Thaddä mit Hedwig und der Lehrer mit Agnes zum Tanze gehen ſollte.

Noch lange ſaß man traulich beiſammen, die

Vorfreuden der Zukunft koſtend. Endlich forderte Agnes den Lehrer auf, ihr zum Lohne eine Geſchichte zu erzählen; die Bitten Aller vereinigten ſich mit der ihrigen. Dem Lehrer aber ſtand der Kopf nicht dazu, er wollte nach Hauſe gehen und ein Buch holen; das wurde aber nicht geduldet, er ſollte nnr von ſelber friſchweg erzählen.

Gewaltſam ſeine Gedanken ſammelnd, begann er endlich die Geſchichte der ſchönen Magellone. Anfangs ſprach er die Worte tonlos, faſt ohne zu wiſſen, daß er ſie ſprach; er hielt die Hand Hedwigs in der ſeinen. Nach und nach ſchloß er die Augen wieder und redete ſich ganz in das Zauberland hinein, die Zuhörer hingen mit ſtrahlendem Blicke an ſeinem Munde und Hedwig jauchzte innerlich.

Als der Lehrer geendet, faßte ihn Agnes mit beiden Händen am Kopfe, ſchüttelte ihn und ſagte:

„Es iſt doch ein ganzer Burſch,“ ſich umwendend fragte ſie dann: „darf ich ihm jetzt den Kuß geben, Hedwig?“

„Rechtſchaffen.“

Agnes machte ſchnell Gebrauch von der Erlaubniß, und der Lehrer ſagte dann:

„Wir wollen Freunde ſein,“ und reichte dem Thaddä die Hand.

Als er fortging, begleitete ihn Thaddä und ſagte auf der Treppe:

„Herr Lehrer, ich hab' ein' Bitt', ich will Euch auch einen Gefallen thun; ich kann gut leſen, wolltet Ihr mir nicht auch ſo ein Geſchichtenbuch leihen?"

„Recht gern," ſagte der Lehrer, die Hand ſeines Freundes zum Abſchiede drückend. —

Nächſt der Umwandlung ſeines Herzens, oder vielmehr der glücklichen Entfaltung deſſelben, hatte die Liebe Hedwigs noch einen beſondern Einfluß auf den Lehrerberuf unſeres Freundes; denn Alles in ihm rang ſtets nach Einheit.

Er hatte die ſüßen Worte Hedwigs ſo freudig aufgenommen, daß er ſogar die Form derſelben liebgewann. Er gedachte nun den Dialekt zu ſtudiren und ihn beim Unterrichte als Grundlage der Denk- und Sprechweiſe zu benützen. Er wendete ſich deshalb an den alten Lehrer, um Schriften im oberſchwäbiſchen Dialekte, dieſer holte ihm ſein Lieblingsbuch, ja faſt ſein einziges, und band es ihm auf die Seele, es waren die Dichtungen Sebaſtian Sailers.

Jetzt erſt lernte der Lehrer manche Beſonderheit des hieländiſchen Bauernlebens recht verſtehen, er erkannte die Derbheit und die Begierde, ſich ſogar mit dem Heiligſten und Unnahbaren luſtig zu machen.

Die Rolle eines vierſchrötigen Dorfſchultheißen, die hier ein geiſtlicher Dichter Gott Vater ſpielen ließ, befremdete ihn ſehr; der alte Lehrer aber erklärte ihm, daß das der Heiligkeit der Religion nichts geſchadet habe: „Früher,“ ſagte er, „wo man noch fromm geweſen iſt und nicht bloß maulfromm, da hat man ſich ſchon eher einen Spaß mit Gott erlauben dürfen; jetzt aber verträgt's kein Schnauferle mehr, ſonſt geht ihnen gleich das Licht aus, drum müſſen ſie jetzt ſo heilig thun. Ich hab' als in der Kirch' die luſtigſte Muſik gemacht, wie mir's nur eingefallen iſt.“

Unſer Freund war indeß doch der Anſicht, daß ſich auch Religionsſpötterei aus dem vorigen Jahrhundert in dieſe Dichtungen gemiſcht habe, er behielt das aber für ſich und ließ ſich von dem Alten erklären, wie dieſe Stücke früher zur Faſtnacht aufgeführt wurden. Beſonders ausführlich mußte er ſich von dem Alten den Anzug beſchreiben laſſen, den er einſt als Lucifer getragen hatte.

„Die neue Bildung hat dem Volke viel, unendlich viel genommen, was hat ſie ihm von wirklichen Freuden dafür gegeben? — — Kann ihm ein Erſatz werden? und wie? . . . .“

Dieſe Worte finden ſich aus der eben genannten Zeit in dem Taſchenbuche unſeres Freundes. Eine mächtige Bewegung hatte ſein ganzes Weſen ergriffen.

Eines Tages kam der Buchmaier zu ihm und forderte ihn auf, bald Ortsbürger zu werden, indem ihm dann die Stelle des verſtorbenen Gemeindeſchreibers ſicher ſei. Der Lehrer faßte freudig die breite Hand des Buchmaiers:

„Jetzt,“ ſagte er, „jetzt könnet Ihr im ganzen Dorf Frieden ſtiften, ihr müſſet meinem Schwa — ich will ſagen dem Studentle zu dieſer Stelle verhelfen, er kann ſie vollkommen verſehen.“

Der Buchmaier lächelte, wollte aber doch nicht darauf eingehen; auf die eindringlichen Reden des Lehrers verſprach er endlich, ſich aller Einwirkung bei der Wahl zu enthalten.

Der Lehrer eilte, den Stand der Dinge dem Studentle bekannt zu machen; dieſer aber that ſtolz und ſagte: er wiſſe noch nicht, ob er eine ſolche Stelle annehme, indeß dankte er dem Lehrer für ſeine Freundlichkeit, und ſo waren gewiſſermaßen die Vorbedingungen eines Friedens zwiſchen den Beiden feſtgeſtellt.

Die Kirchweihe war gekommen, die beiden Liebespaare gingen verabredetermaßen zum Tanze.

Jetzt ſtand der Lehrer nicht mehr draußen im Felde, während drinnen im Dorfe Alles jubelte und tanzte, er ſelber war mitten unter dem tollen Lärm; noch aber war er nicht ganz dabei.

Die beiden Tage der Kirchweihe war er faſt immer auf dem „Tanzboden,“ nur manchmal ging er mit Hedwig und Agnes hinaus in's Feld, um dann neugeſtärkt wieder zurückzukehren. Oft durchzuckte ihn auch ein tiefer Schmerz, wenn er eines der unreinen Lieder vernehmen mußte; er hätte dann gerne ſich und Hedwig die Ohren verſtopft. Der Gedanke befeſtigte ſich in ihm, auf die Lieder vor Allem ſeine Wirkſamkeit und ſeinen Einfluß zu üben; er hatte ſich die Gunſt der jungen Burſche durch die Theilnahme an ihrer Luſtbarkeit gewonnen, hieran wollte er nun anknüpfen.

Bis zum Kehraus hatte er zwei Nächte lang ausgehalten, am dritten Tage aber, als die Kirchweih feierlich begraben wurde, konnte er ſich nicht dazu bringen, auch dieß mitzumachen; er ſtand vor ſeinem Hauſe und ſah wie die Burſchen dahinzogen, die Muſik mit einem Trauermarſche voraus, dazwiſchen ſang man halb weinerlich:

O Kirwe bleib au no mai do,
O Kirwe laß nimmermai no,
Drunten im Flecke,
Will d' Kirwe verrecke:
O Kirwe bleib au no mai do,
O Kirwe laß nimmermai no.

Ein Schragen, auf dem zerbrochene Flaſchen, Gläſer, Stuhlbeine lagen, wurde feierlich geleitet und draußen auf der Hochbux wurden dieſe Zeichen der Vergnüglichkeit in ein Grab geſcharrt, Wein in daſſelbe geſchüttet und Trauerreden dabei gehalten. —

Trauer und Freude wechſelten bald nach der Kirchweihe im Hauſe Johannesle's. Conſtantin war zum Gemeindeſchreiber erwählt worden, der Lehrer hatte offen um Stimmen für ihn geworben. Nun war der Friede zwiſchen den Parteien hergeſtellt, und der Studentle näherte ſich dem Lehrer mit Freundſchaft; dieſer ging in ſeiner Herzensfreude ſo weit, daß er dem Studentle das „Du“ anbot. Der neu ernannte Gemeindeſchreiber ließ nicht nach, man mußte ſogleich in's Wirthshaus und nach echter Studentenweiſe, das Glas in der Hand und die Arme verſchlungen „Smollis“ trinken.

Der Studentle war es aber dann auch, der im Familienrathe das Wort für den Lehrer nahm und ſeine Bewerbung um Hedwig nachdrücklich unterſtützte.

Der „Verſpruch“ der beiden Liebenden wurde nun gefeiert: vor den Augen des Vaters und des Bruders, des alten Schultheißen und des Buchmaiers, den der Lehrer von ſeiner Seite geladen, reichten ſie ſich die Hand.

Hedwig ging bald mit ihrem Bräutigam aus der Stube, auf der Hausflur umarmte ſie ihn und nun zum erſtenmal ſagte ſie:

„Ich hab' dich rechtſchaffen lieb.“

Dann gingen ſie hinab zur Großmutter, die krank im Bette lag; ſie knieten an ihrem Bette nieder.

„Er iſt jetzt auf ewig mein,“ ſagte Hedwig, mehr konnte ſie nicht vorbringen. Die Großmutter breitete ihre Hände über die beiden Liebenden aus und murmelte leiſe ein Gebet, dann ſagte ſie:

„Stehet auf, das iſt nichts, ſo knien; man darf vor Niemand knien, als vor Gott. Ich ſag's ja, ich bin der Bot', der im Himmel anzeigen muß, daß ihr euch habt. Lehrer, wie heißt denn dein' Mutter? Ich will gleich zu ihr, wenn ich 'naufkomm', und auch zu deinem Vater, und da nehm' ich meinen Hansadam, meine Geſchwiſter und meine Eltern mit und auch meine drei Enkele, wo geſtorben ſind, und da ſetzen wir uns zuſammen hin und ſchwätzen von euch und beten für euch, und da muß es euch gut gehen. Hedwig, ich vermach' dir meinen Anhenker drinnen im Schränkle wirſt ihn finden, und da iſt auch noch mein Kränzle von meiner Hochzeit dabei, heb's auf, es wird dir Segen bringen und laß deine Kinder nach der Tauf' dran riechen. Und wenn ihr auch bald nach meinem Tod Hochzeit machet, da müſſet Ihr doch Muſik haben. Höret ihr's? Ihr ſollet nicht ſo lang um mich trauern und den Siebenſprung, den tanzet ihr für mich; ich will auf euch 'runterguđen mit Freuden, und droben feiert die ganz' Familie auch die Hochzeit."

Die Brautleute ſuchten ihr die Todesnähe auszureden, ſie aber erwiderte:

„Es iſt mir allfort wie wenn mich ebber[1] am Arm zupfen und ſagen thät: jetzt komm, es iſt Zeit; es iſt aber noch nicht ſtark genug, es muß noch ſtärker kommen. Müſſet nicht greinen, das iſt nichts; warum denn? ich bin gut aufgehoben. Ich dank' unſerem Heiland, daß er mich's hat erleben laſſen, daß mein' Hedwig einen braven Mann kriegt. Haltet euch nur in Ehren. Hedwig, er iſt ein G'ſtudirter, die haben oft Mucken im Kopf, ich weiß das von meiner Schweſter her, du mußt Geduld mit ihm haben; denen G'ſtudirten gehen oft ganz andere Sachen im Kopf 'rum und da laſſen ſie's am Unrechten 'naus. Lehrer und du mußt mein' Hedwig, mein' lieb' Hedwig —" Sie konnte nicht weiter reden, das Mädchen lag weinend an ihrem Halſe.

Die Großmutter hatte ganz geläufig geſprochen, ihr Huſten war vollkommen verſchwunden, jetzt aber ſank ſie ermattet in die Kiſſen zurück; die Brautleute ſtanden traurigen Antlitzes vor ihr. Endlich erhob ſie ſich wieder und ſagte:

„Hedwig, hol' mir des Valentins Chriſtine, ſie ſoll bei mir bleiben; ich ſterb' heut' noch nicht. Du darfſt heut' den ganzen Tag nicht mehr zu mir kommen, gehet mit einander und ſeid recht luſtig, verſprechet mir's, daß ihr recht luſtig ſein wollet."

---

[1] Ebber, ſo viel als Jemand.

Der Lehrer ließ Hedwig zurück und holte die uns wohlbekannte Chriſtine. Nun mußten ſich die Beiden entfernen; aber ihr Herz erzitterte noch immer in Wehmuth, bis ſie bei des Buchmaiers Agnes geweſen waren, die durch allerlei Munterkeiten ihre Seele erheiterte.

Dann gingen ſie hinaus in das Feld, das weiße Huhn folgte ihren Fußſtapfen, es war jetzt Herbſt, man brauchte es nicht mehr einzuſperren. Vom friſchen belebenden Hauche der Natur angeweht, erwachte in den Beiden eine hohe, himmliſche Freude, um ſie her pflückte der Herbſt die gelben Blätter, in ihnen aber lebte ein neuer, nie geſchauter Frühling.

Andern Tages verlangte die Großmutter nach der letzten Oelung. Der Lehrer nahm dem Meßner den Dienſt ab und ging mit der Laterne in der Hand dem Pfarrer voraus; ein großer Theil der Gemeinde blieb an der Thüre ſtehen und betete, während drinnen Maurita „verſehen" wurde. Der einzige Gedanke, der den Lehrer bei dieſer Handlung beherrſchte, war: möchten doch die Freidenkenden eben ſo zuverſichtlich hinübergehen in den Tod. — Mit offenen, glänzenden Augen empfing Maurita das Abendmahl, dann kehrte ſie ſich nach der Wand zu, ſie ſprach nicht mehr; und als man nach einer Weile nach ihr umſchaute, war ſie todt.

Mit ſtiller, andächtiger Wehmuth, ohne lautes Weinen und Wehklagen wurde Maurita begraben. Alles im Dorfe trauerte. Selbſt der alte Schmiedjörgli ſagte mit ungewohntem Ernſte: „Es thut mir von Herzen weh, daß ſie todt iſt; nun, jetzt kommt's an mich."

Als der Lehrer von dem Begräbniſſe nach Hauſe, d. h. zu Hedwig kam, umfaßte ihn dieſe weinend und ſagte: „Jetzt biſt du mir doppelt nöthig, ich hab' kein' Ahne nicht mehr."

Dem Lehrer ward das Dorf von nun an noch einmal ſo werth und eigen, er hatte ein neues Leben darin gefunden und einen lieben Todten darin begraben.

So hätten wir denn die gute Maurita bis zum andern Leben und den Lehrer bis zu einem neuen Leben begleitet. Wir können der guten Großmutter nicht in den Himmel nachfolgen und wollen noch eine Weile zuſehen, welch ein Leben der Lehrer auf Erden führt.

Im ganzen Dorfe hatte ſeine Verlobung Jubel und Freude erregt; ſelbſt unter den Kindern, die auf dem Brandplatze ſpielten, gab es lebhafte Verhandlung, da das eine und das andere ſeine Verwandtſchaft mit Hedwig und hierdurch mit dem Lehrer darthun wollte. Der Johannesle hatte ſonſt wenig Freunde im Dorfe, aber über das neue Ereigniß freute ſich Alles. Jeder kam dem Lehrer entgegen, gab ihm die Hand und ſagte: Ich wünſch' Glück und Segen; Jeder wußte etwas Liebes und Gutes von Hedwig zu erzählen. Männer und Frauen, die ſonſt vielleicht im Leben nicht dazu gekommen wären, ſo zutraulich mit dem Lehrer zu ſprechen, ſtanden jetzt bei ihm wie alte Bekannte. Der Mathes kam zu ihm ins Haus, ſchüttelte ihm wacker die Hand und ſagte:

„Ich war halt doch der wo's prophezeit hat, daß es ſo gehen wird; wiſſet Ihr noch? Ihr hättet mir weiß nicht was ſchenken mögen, ihr hättet mir kein' größere Freud' machen können. Wenn der alt' Lehrer ſtirbt, krieget Ihr auch die zwei Aecker, die er in Nutznießung hat; es ſind gute Aecker und Ihr dürfet mir's nur ſagen, ich ſchaff' Euch gern ein paar Tag d'rauf."

Dem Lehrer that dieſe Zuthunlichkeit der Leute doppelt wohl, er erkannte ihr gutes Herz daraus und fühlte auch, wie er jetzt weit ſicherern Boden gewonnen habe, um in das Leben aller dieſer Menſchen einzugreifen.

Die Menſchen ſind es nicht mehr gewohnt, daß man aus allgemeiner Liebe ſich ihnen naht, ihnen frei und froh ins Auge ſchaut, ſie zu erquicken, zu erfreuen, zu erheben trachtet. Sie wurden ſchon oft betrogen und getäuſcht und meinen nun immer: man müſſe etwas Beſonderes dabei haben, dahinter müſſe Etwas ſtecken; ja, ſie erlauben Einem, nur ſie ohne Scheu zu lieben, wenn man mit ihnen blutsverwandt oder verſchwägert iſt.

Der Winter kam mit ſtarken Schritten in das Dorf, die Menſchen blieben zu Hauſe und genoſſen die Früchte ihres Fleißes, die ſie bei ſich eingeſammelt hatten; Dreſchen und bisweilen Dünger hinausführen war noch das einzige Geſchäft. Als abgedroſchen war, herrſchte Stille im ganzen Dorfe. Nur hie und da hörte man einen fremden Hauſirer durch die Gaſſen rufen: „Spindla, Weiber Spindla!“ Der Schnee wirbelte, Niemand verließ gern die warme Stube. Da ſchlich am hellen Tage ein böſer Geiſt auf leiſen Sohlen durch das Dorf, es war: die Langeweile. Und wen der Geiſt anſah, der mußte gähnen oder zanken und Händel ſuchen. Die Zeit der Ruhe war keine Zeit der Erholung, denn die Leute wußten nicht, wie ſie das läſtige Ungeheuer, die Zeit, todtſchlagen ſollten. Junge Männer und ledige Burſchen ſaßen oft ganze Tage im Wirthshauſe und kartelten; man ſchien aber doch an der überlangen Zeit noch nicht genug zu haben, denn man harrte bis zur letzten Minute der Polizeiſtunde aus.

Andere gingen frühe zu Bette und verſchliefen ihr Leben, wieder Andere wandelten ſchlechte Wege.

Man ſagt: Müßiggang iſt aller Laſter Anfang, das Erſte, was daraus hervorgeht, iſt Langeweile, da weiß man nicht, wo man ſich hinthun ſoll. Nur arbeitſame Menſchen ſind aus ſich heraus fröhlich, friedfertig und gut, Müßiggänger aber werden zur Trunk- und Spielſucht verleitet, werden ärgerlich, zänkiſch, ränkeſüchtig und ſchlecht. Darum hauſen in vielen vornehmen Ständen Laſter aller Art.

Während nun der größte Theil der Leute im Dorfe nur ein halbes Leben führte, war dem Lehrer ein doppeltes Daſein aufgegangen.

Man hat ſchon oft geſehen, daß ein Menſch aus einem heftigen Fieber auch körperlich um einige Zoll größer aufſtand, ſo war in unſerm Freunde, während er mit fliegenden Pulſen das Leben Hedwigs in ſich aufnahm, auch die Erkenntniß des Volksthums ſchnell, ja faſt wunderbar gereift. Wie er einſt den „Geiſtesduft der Schönheit ſchlürfte,“ der über die äußere Natur ausgeſtrömt iſt, und die rohe Benützung den Anderen überließ, ſo erkannte er jetzt in einem Jeden ein höheres Daſein, er war ihm ein Vertreter des heiligen und ewigen Volksgeiſtes. Edler als er ſich ſelbſt erſchien, erſchaute er nun jeden Einzelnen, denn er ſuchte, erkannte und liebte die reinere Kraft und Weihe in ihm. Er ſtellte einen Jeden höher, als er ſich ſelbſt achtete, denn er achtete das höhere Selbſt in ihm.

Er ſtand da als ein Mann, der das innerſte Weſen Aller um ſich her erkannte. Mit muthigem Entſchluſſe ging er nun daran, ſie die „Freuden des Geiſtes koſten zu laſſen;“ er war jetzt gereift genug, durch die äußerliche Schale hindurchzudringen.

So ſaß er nun oft Abends im Wirthshauſe und las die Zeitung vor; er hatte viel zu berichtigen, denn der Studentle, an den man ſich früher gewendet hatte, liebte es, den Leuten die verkehrteſten Dinge aufzubinden.

Ein kleiner Kreis hatte ſich um den Lehrer geſammelt, Andere ſaßen an den Tiſchen und ſpielten, oft aber horchten ſie auch hin nach dem, was der Lehrer vortrug und mancher Rams ging dabei verloren, Mancher legte die Kreide nicht an den bezeichneten Ort und erhielt einen Strich.

Die Männer gewannen nach und nach Zutrauen zu dem Lehrer und ſprachen ſich unverhohlener aus.

Trotz ſeiner innigen Liebe ward es unſerm Freunde doch ſchwer, ſich ganz in die Weiſe dieſer Menſchen zu verſetzen.

Es iſt leicht geſagt: ich liebe das Volk! Aber jederzeit perſönlich bereit ſein, auf allerlei Seltſamkeiten einzugehen, ohne ſich an oft häßlichen Angewohnheiten und verhärteten Sitten zu ſtoßen, bald als Freund in beliebige Abſchweifungen eingehen, bald als liebende Mutter ſich ſelber keine Ruhe gönnen und mit Wonnelächeln jedem neuen Worte lauſchen — dazu gehört eine Selbſtentäußerung, ein Hinausgeben der eigenen Perſönlichkeit, die nur der ächten Liebe möglich iſt. Dank der geſunden Erkenntniß, ſie war in unſerem Freunde.

Eines Abends begann Mathes: „Herr Lehrer, ich muß jetzt dumm fragen, aber warum heißt denn auch die Zeitung: Schwäbiſcher Merkur und nicht Schwäbiſcher Merker, ſo ſoll's doch heißen, weil er auf alles aufmerkt, oder heißt's auf Hochdeutſch Merkur?

„Du haſt den Alten auf dem Neſt gefangen," ſagte der Studentle, „du haſt ganz recht, Mathes, die in Stuttgart verſtehen nichts. Narr, ich thät an deiner Stelle 'nabgehen und thät's ihnen ſagen, du kriegſt gewiß das Präme."

Der Lehrer aber erklärte, daß Merkur der Götterbote und der Gott des Handels im alten Griechenland geweſen ſei.

„Ja, wie kommt denn der aber jetzt dazu, ſchwäbiſch zu heißen?" fragte Mathes wieder.

„Das hat man eben ſo gemacht," erwiderte der Lehrer; er hatte ſelber noch nie darüber nachgedacht.

„Ich muß jetzt auch noch was fragen," begann Hansjörg. „Haben denn die Griechenländer an mehr als an einen Gott geglaubt?"

„Freilich,“ erwiderte der Studentle, „der Ein' hat gemiſtet und der Ander' geſät, der Ein' hat geregnet und der Ander' donnert; für ein' jed' Sach' einen beſondern Gott oder eine Göttin. Die Griechen haben ſogar ihren Göttern erlaubt, daß ſie heirathen.“

„Es werden halt Heilige oder Engel geweſen ſein,“ ſagte der Maurer Wendel, „oder ſo Schutzpatronen; ſie müſſen doch einen Oberherrn gehabt haben, ſonſt wär's ja eine Gaukelfuhre zum Kranklachen ſo dumm.“

„Du haſt den Thurm von Babylon auch nicht mitgebaut, Maurer,“ bemerkte der Studentle, „freilich haben ſie einen Oberherrn gehabt, einen Staatskerl, er hat nur ein eiferſüchtig Weib gehabt, die hat ihm viel zu ſchaffen gemacht. Jetzt ſag' du, Lehrer, ob's wahr iſt oder nicht, ſie glauben mir ſonſt wieder nichts.“

Der Lehrer ſah zu ſeinem großen Leidweſen, daß er durch das Du ſeinem Schwager eine Stellung ſich gegenüber eingeräumt hatte, die manches Nachtheilige brachte; er faßte ſich indeß ſchnell wieder und gab den Bauern eine Ueberſicht der griechiſchen Götterlehre. Er erzählte dabei einige Wundergeſchichten, die viel Aufmerkſamkeit erregten. Es kam ihm ſelber ſonderbar vor, daß er hier in einer von Tabaksrauch erfüllten Schwarzwälder Dorfſchenke die griechiſche

Götterſchaar herbeizog. Alles das hatte der Schwäbiſche Merkur gethan.

Viele Mühe koſtete es, den Bauern auszureden, daß die Griechen doch „blitzdumm“ geweſen ſeien. Er erzählte ihnen von dem frommen und weiſen Sokrates und ſeinem Martertode.

„Dem iſt's ja grad gangen wie unſerm Heiland,“ ſagte Kilian von der Froſchgaſſe.

„Allerdings,“ erwiderte der Lehrer. „Wer eine neue, heilbringende Wahrheit gradaus an Mann bringen will, der muß dafür ein Kreuz auf ſich nehmen.“ Der Lehrer ſeufzte hierbei, er hatte dieſe Worte nicht ohne Nebenbeziehung geſagt, denn er fühlte wohl, wie ſchwer ihm die Aufgabe würde, die er ſich geſtellt.

Als die Männer weggingen, ſagte Einer zum Andern: „Das war doch einmal ein ſchöner Abend, da lernt man doch was dabei und die Zeit geht 'rum, man weiß nicht wie.“

Der Lehrer hatte ſich vorgenommen, den Bauern etwas aus der griechiſchen Göttergeſchichte vorzuleſen; glücklicherweiſe kam ihm aber am folgenden Abend ein ganz anderes Buch, nämlich eine deutſche Sprüchwörterſammlung in die Hand. Als er nun in die Wirthsſtube trat, zog er das Buch aus der Taſche und ſagte: „Da will ich euch einmal 'was vorleſen.“ Die Leute machten unwillige Geſichter, ſie hatten einen tiefen Widerwillen gegen Bücher. Der Mathes gewann am erſten das Wort und ſagte:

„Erzählet uns lieber, Herr Lehrer.“

„Ja, ja, erzählen, nicht leſen,“ hieß es allgemein.

„Höret nur einmal ein wenig zu,“ ſagte der Lehrer, „wenn's nicht gefällt, könnt ihr ohne Scheu ſagen: ich ſoll aufhören.“

Immer Pauſen machend, begann nun der Lehrer die Sprüchwörter zu leſen.

„Ei, das ſagt ja der Schmiedjörgli — und das iſt ja des Brunnenbaſche's Red' — das hat die alt' Maurita immer geſagt — und das iſt dein Wort, Andres, Michel Kaſpar,“ ſo hieß es von allen Seiten. Die Spieler hatten ihre Karten weggelegt und ſich den Zuhörern beigeſellt, denn manchmal erſcholl auch ein lautes Gelächter, wenn ein derber Kernſpruch vorkam.

Der Lehrer konnte ſich den Triumph nicht verſagen, die Frage zu ſtellen:

„Soll ich weiter leſen?“

„Ja, bis mornemorgen,“ hieß es von allen Seiten und der Kilian von der Froſchgaß ſagte:

„Das muß ein grundgeſcheiter Mann geweſen ſein, der das Buch gemacht hat, der hat Alles gewußt, das war gewiß einer von den alten Weiſen.“

„Ja, das ſind deine Leut', Kilian,“ hieß es aus einer Ecke.

„Seid jetzt ſtill," hieß es von andern Seiten. „Herr Lehrer, leſet weiter."

So geſchah. Manchmal kamen auch Berichtigungen und Zuſätze vor, und es that dem Lehrer leid, daß er ſie nicht aufſchreiben durfte; er ſcheute dieß, denn er fürchtete mit Recht dadurch die Offenherzigkeit der Leute befangen zu machen. Ein wucheriges Leben war unter allen, eine nie empfundene Freude, hier ihre ganze Weisheit auf einem Haufen wieder zu finden. Auch Streit über die richtige Deutung und die Wahrheit des einen und andern Sprüchworts entſpann ſich unter Einzelnen, in welchen ſich der Lehrer wohlweislich nicht miſchte. Einige bedrängten dann die Streitenden, ſie ſollten jetzt nur aufhören, Andere den Lehrer, er ſolle nur weiter leſen. So waren alle voll Feuer, und unſer Freund fand eine wohlige Genugthuung darin, es entzündet zu haben.

Als er am andern Abend wieder kam, waren mehr Bauern als gewöhnlich verſammelt; ſie fürchteten ſich nicht mehr vor einem Buche, ſondern umdrängten ihn Alle und fragten:

„Habt Ihr wieder ſo was Schön's wie geſtern?"

„Ja," ſagte der Lehrer und zog ein Buch heraus; aber dießmal ging es nicht ſo leicht ab, es war Unkraut unter dem Weizen, der Studentle hatte ihn geſäet, denn er hatte einen Widerwillen gegen allen aufkommenden Ernſt. Mit einigen jungen Burſchen, die er gewonnen, ſaß er an einem Tiſche und ſie begannen laut zu ſingen; der Lehrer wußte ſich nicht zu helfen. Da ſagte der Mathes:

„Hör' einmal, Conſtantin, ſchämſt du dich nicht, du biſt jetzt Gemeindeſchreiber, daß du ſo Sachen machſt?“

„Ich bin für mein Geld da und thu' was ich will,“ erwiderte der Studentle, „und Vorleſen gehört nicht in's Wirthshaus.“

Ein Murren entſtand.

„Still,“ rief Mathes, „keine Händel, da iſt leicht geholfen. Adlerwirth, ich ſpring' ſchnell heim und hol' Holz, und da machen wir Feuer in die obere Stub'. Wer zuhören will, der geht mit 'rauf, und wer nicht will, kann da bleiben.“

„Ich hol' ſchon,“ ſagte Thaddä, der dieſen Abend auch gekommen war, und machte ſich raſch auf den Weg.

In der obern Stube glühte der Ofen bald, denn Thaddä wollte durch Nachſchüren um kein Wort kommen; der Mathes ſetzte ſich neben den Lehrer und putzte ihm das Licht. Der Lehrer las das Goldmacherdorf von Zſchokke.

Trotz ſeines edlen Gehaltes hatte das Buch doch nicht die Wirkung, die der Lehrer wohl mit Recht erwartet hatte; es griff ſo unmittelbar an das Bauernleben, daß ein Jeder ſeinen Maßſtab ohne Scheu an die getroffenen Einrichtungen anlegte.

Es würde zu weit führen, wenn hier alle ausgeſprochenen Urtheile wiederholt werden ſollten. Allemal, wenn der Ausdruck vorkam: „Oswald öffnete ſeinen Mund und ſprach,“ lächelte der Buchmaier, denn dieſer Bibelton mißfiel ihm ſehr. Manche Rede ging ſpurlos vorüber, manche traf aber auch den Nagel auf den Kopf, ſo daß die Leute einander anſahen und nickten.

Sonderbar! als zu Ende geleſen war, ſtellte ſich heraus, daß die meiſten Leute für das Dorf gegen den Oswald Partei ergriffen hatten. Der Mathes traf zuerſt den Grund dieſes Widerſpruchs, indem er ſagte:

„Mir gefällt's nicht, daß der Oswald ſo allein Alles gut machen will und muß.“

„Und ich möcht' ſagen,“ begann Thaddä, „ich möcht' ihm ſeinen Federbuſch und ſeinen Stern 'runterreißen; er iſt ein braver Kerl, er braucht das nicht.“

„Haſt Recht,“ ſagte der Buchmaier, „er ſpielt überhaupt zu viel den Herrn, und ſein Erbprinz da, zu was braucht man den? Aber ich bin dir grad in die Red' gefallen, Andres, du haſt was ſagen wollen; 'raus mit den wilden Katzen.“

„Ich mein', der Oswald wär' ein Häfelesgucker; daß er ſo viel vom Kochen verſteht, hat mir nicht gefallen.“

„Und ich mein'," ſagte Kilian, „die Bauersleut' ſeien viel zu dumm hingeſtellt; ſo arg iſt's nicht."

„Ja du biſt doch auch ein Schriftgelehrter," ſagte Hansjörg. Alles lachte.

„Jetzt mein' Meinung iſt," ſagte der Maurer Wendel, „das Dorf iſt zuerſt viel zu ſchlecht und nachher viel zu gut; ich kann's nicht recht glauben, daß es an einem Orte ſo iſt."

„Mich verdrießt am meiſten," ſagte der Buchmaier, „daß zuletzt auch noch ausgemacht wird, was man für Kleider tragen darf. Das iſt grad wie mit dem Thierquäler-Verein, das muß man einem Jeden ſelber überlaſſen. Und einmal hab' ich das Lachen kaum mehr verhalten können, wie der Oswald in ſeiner Uniform und mit dem Federhut all' die zwei und dreißig Mann einen nach dem andern umarmt; potz Blitz, das iſt ein Geſchäft!"

Der Lehrer zeigte nun, daß das Buch ſchon vor vielen Jahren geſchrieben ſei und alte Zuſtände behandle, daß es ein edles Buch ſei, das viele beherzigenswerthe Lehren enthalte. Er bewies, wie ſehr nöthig noch oft das äußere Anſehen, Geld, Uniform u. dgl. ſei, um guten Abſichten Eingang zu verſchaffen, und ſchloß, daß man Unrecht thue, wegen einzelner Kleinigkeiten ſo hart über das Ganze herzufahren.

„Davon iſt kein' Red'," ſagte der Buchmaier.

„Wenn ich den Mann, der das Buch geſchrieben hat, einmal ſehen thät, ich thät den Hut vor ihm ab, lieber als vor dem größten Herrn, und ich thät ſagen: Du biſt ein rechtſchaffener Herzmenſch, du meinſt's recht gut mit uns, ſo iſt's."

Als man ſich endlich zum Fortgehen anſchickte, ſtieß Thaddä den Mathes an und ſagte leiſe:

„Sag's nur jetzt, ſonſt lauft wieder Alles aus einander."

„Wie meinet ihr, ihr Mannen," begann Mathes, „wie wär's, wenn der Herr Lehrer ſo gut ſein wollt' und uns jed' Woch' ein paar Abend ſo vorleſen thät?"

„Ja, das wär' prächtig," riefen Alle.

„Ich bin gern bereit," ſagte der Lehrer, „wir wollen morgen Mittag zuſammenkommen, etwa im Schulzimmer; unterdeſſen kann ſich jeder über den Verein beſinnen und Vorſchläge machen."

„Ja, ſo iſt's recht," hieß es allgemein, und man trennte ſich mit großem Behagen.

Andern Tages wurde die Verſammlung gehalten, ſie war ſtürmiſch. Der Lehrer hatte mit dem Buchmaier einen Entwurf der Vereinsordnung aufgeſetzt. Ein Punkt nach dem andern wurde verleſen und jedesmal eine Weile innegehalten. Da entſtand dann allgemeines Zwiegeſpräch, man meinte, die Leute hätten Alle etwas zu bemerken, aber aufgefordert, ihre Anſichten mitzutheilen, ſchwiegen ſie; nur Mathes, Hansjörg, Kilian und Wendel ergriffen laut das Wort. Ein allgemeiner, furchtbarer Sturm entſtand aber, als verleſen wurde:

„So lange die Leſeabende dauern, darf während derſelben nicht geraucht werden.“

Das allgemeine Murren wollte gar nicht aufhören, bis endlich der Buchmaier das Wort ergriff, indem er dem Lehrer dabei zuwinkte, wie wenn er ſagen wollte: „Hab' ich dir's nicht prophezeiht? Ich kenn' meine Leut'.“ Er begann laut:

„Ich mein', man ſtreicht das Geſetz vom Rauchen ganz weg.“

„Ja, ja,“ erſcholl es allgemein, wie aus Einem Munde. Der Buchmaier aber fuhr fort:

„Wer alſo das Rauchen nicht laſſen kann, der ſoll in Gott's Namen rauchen; es wird aber dem Lehrer ſchwer werden, in dem Dampf zu leſen, und wenn er eben aufhören muß, ſo hört er auf, es kann's ihm Keiner verübeln. Aber das wollen wir doch feſtſtellen: wer zu rauchen angefangen hat und die Pfeif' geht ihm aus, der darf ſie nimmer anzünden, bis das Leſen aus iſt, er kann dieweil ſchlafen, wenn er die Augen nicht aufhalten kann, aber ſchnarchen darf Keiner.“

Ein ſchallendes Gelächter entſtand, nach welchem der Buchmaier fortfuhr:

„Vom Rauchen thun wir alſo gar kein Wörtle in's Geſetz, und auch das wollen wir nur ſo mündlich ausmachen: wenn das Leſen vorbei iſt, ſoll einem Jeden ein beſonder Licht aufgehen, er ſoll ſich mit einem Papierle ſein' Pfeif' anſtecken. Iſt's ſo recht oder nicht?

„Ja, ſo iſt's recht.“

„Und wer ſchwätzen will, muß die Pfeif' 'rausthun,“ rief eine Stimme, man wußte nicht, von wem ſie kam; der beſcheidene Redner hat ſich bis heute nicht entdeckt.

Eine fernere Beſchlußnahme machte noch viel Hin- und Herreden, nämlich über den Ort der Zuſammenkunft. Da faſt ſämmtliche Gemeinderäthe anweſend waren, wurde das große Vorzimmer im Rathhauſe dazu beſtimmt, denn der Lehrer hatte aus richtigem Takte gegen die Erwählung des Schulzimmers Einſprache gethan.

Auf den Vorſchlag Hansjörgs wurde feſtgeſetzt: daß Jeder, der wolle, ſeinen Schoppen Bier vor ſich haben dürfe, aber nicht mehr. Dieſer Vorſchlag gewann dem Hansjörg ſo viel Gunſt, daß er nebſt Kilian und Mathes in den Ausſchuß des Leſevereins gewählt wurde.

Noch gar viele Schwierigkeiten waren zu überwinden, bis der Verein im regelmäßigen Gange war, aber eine Schaar Begeiſterter hatte ſich um den Lehrer gebildet, die ihm in Allem beiſtand, wozu beſonders Mathes und Thaddä gehörten. Es war dem Thaddä nur leid, daß er nicht eine recht ſchwere Arbeit für den Lehrer thun konnte, er wäre gern für ihn in's Feuer gelaufen. — Dagegen hatte der Verein auch zwei heftige Feinde an dem Adlerwirth und dem Studentle. Jener ſah ſeine Wirthſchaft beeinträchtigt und ſchimpfte ſehr auf den Lehrer, der, ſeitdem er Bräutigam geworden, auch nicht mehr bei ihm, ſondern bei ſeinem Schwiegervater in Koſt war; der Studentle aber witterte in Allem Frömmelei, er ſagte offen: ſein Schwager ſei ein Betbruder, er wolle die Leute nur kirren, man werde ſchon ſehen, wo das hinausgehe.

Gleichwie oft eine Staatsregierung die Demagogen zu Beamten macht und ſo für ſich gewinnt, ſo machte der Lehrer den Studentle zum abwechſelnden Vorleſer. Nun, da er eine Rolle ſpielte, die ſeinem Stolze ſchmeichelte, ward er zum eifrigſten Anhänger des Vereins.

So lernte der Lehrer nach und nach die Menſchen verſtehen und lenken.

Den alten Lehrer und den jüdiſchen Lehrer ſuchte unſer Freund ebenfalls für den Verein zu gewinnen, Erſterer aber war nicht dazu geneigt, um ſo eifriger und ſelbſtthätiger aber der Letztere.

Auch mehrere Juden, die als Ackerbauern und Handwerker ſtets zu Hauſe waren, nahmen lebhaften Antheil.

Die Auswahl der Bücher war ſchwierig. Unſer Freund merkte bald, daß das Belehrende oder unmittelbar ſittliche Zwecke verfolgende nicht ausſchließlich vorherrſchen dürfe. Ohne daher die Sache zur bloßen Unterhaltung zu erniedrigen, wurden Abſchnitte aus der Limpurger Chronik, Gedichte von Gleim, das Leben Schubarts, Moſers, Franklins ꝛc. vorgeleſen. Beſonders viel Freude machte auch die Geſchichte von Paul und Virginie und Wallenſteins Lager, dem einige Abſchnitte aus dem Simpliziſſimus beigefügt wurden. Am meiſten aber horchte Alles auf, als der Lehrer, der Studentle und der jüdiſche Lehrer „Hedwig, die Banditenbraut, von Körner“ laſen; das Abenteuerliche, Salbungsvolle griff tief ein. Als das Stück zu Ende geleſen war, fragte Mathes: „Wie iſt es denn mit den Räubern im Keller gegangen? Sind ſie verbrannt oder hat man ſie gerichtet?“

Der Lehrer mußte über dieſe theilnehmende Frage lachen, er wußte aber keine Antwort; vielleicht iſt einer der Leſer ſo gut und läßt ihm eine zukommen.

Mitunter wurden auch die alten Volksbücher geleſen, und beſonders die Schildburger erregten großen Jubel.

Allgemeine Bemerkungen in ſein Taſchenbuch einzutragen, dazu hatte der Lehrer nur ſelten Zeit und Stimmung; was er dachte, gab er ſogleich den Männern preis, und was er dachte und fühlte, offenbarte er Hedwig und es war ihm genug, es ſo ausgeſprochen zu haben. Dennoch finden wir einige Bemerkungen in den früher angezogenen Blättern:

„Wenn ich dieſe Blätter anſehe, iſt es mir oft, als war ich früher ein ſonderbarer Egoiſt; ich habe die Welt nur in mich aufzunehmen, nicht mich an ſie hinauszugeben getrachtet. Was iſt all' die eigenſüchtige Verfeinerung der Gefühle gegen einen einzigen Gedankenfunken, in eine fremde Seele geworfen? Das iſt tauſendmal mehr werth als alle noch ſo ſinnreich ſchwelgeriſchen Betrachtungen. Es iſt gut und war wohl nöthig, daß ich dieſe hinter mir habe ....“

Wie gar leicht iſt es, groß, vornehm und gelehrt zu erſcheinen, wenn man ſich vom Volke zurückzieht, ſich einen beſondern Palaſt des Wiſſens und Denkens auferbaut, eine Burg auf hoher Bergesſpitze, fern von den Thalbewohnern. Steigt man aber herab zu den Menſchen in den Niederungen, lebt man mit ihnen und für ſie, da erfährt man's oft, wie man bisweilen die einfachſten Dinge nicht weiß, die beſten Gedanken nicht ahnt. Ich habe einmal geleſen, daß es Fürſten gibt, die ſich dem Volke nie oder nur ſelten zeigen; da iſt es freilich leicht, ſich mit Majeſtät zu umhüllen.“

„Es iſt tief bezeichnend und wohl ſinnbildlich, daß die Schriftſprache Wort und Begriff Bauer noch nicht beſtimmt zu dekliniren weiß: der Bauer, des Bauern und — des Bauers.“

„Wie der Athem der Erde und des Meeres aus den höheren Regionen wieder als erfriſchender und befruchtender Regen herniederträufelt, ſo kann und muß auch der Volksgeiſt, ſein Denken und Fühlen aus der höheren Region des Schriftenthums wieder herabgelenkt werden in ſeinen Urſprung, das Volksgemüth.“

„Gewiß war mancher der berühmten griechiſchen Helden nicht gebildeter, ſo was man eigentlich gebildet nennt, als mein Hansjörg, Kilian, Mathes, Thaddä, Wendel u. v. a., von dem Buchmaier gar nicht zu reden; aber durch die öffentlichen Staats- und Rechtsverhältniſſe, durch das öffentliche Kunſtleben, durch den Gottesdienſt, der aus dem innerſten Kern des Volkslebens hervorgegangen, war eine Maſſe von Gedanken, Gefühlen, Anſchauungen und zarten Regungen in der Luft. Die Leute lernten und hörten nicht wie wir bloß bibliſche Geſchichten, Erzählungen von Menſchen, die in ganz anderen Verhältniſſen gelebt und keinen unmittelbaren

Vergleich zulaſſen. Sie hörten von Vorfahren, die ähnlich gelebt, wie ſie ſelber, ſo und ſo gehandelt, ſo und ſo gedacht, einzelne Ausſprüche und Anekdoten erbten ſich fort von Geſchlecht zu Geſchlecht; alles das ging ihnen nahe, und wo es drauf und dran kam, waren die Nachkommen Helden und großſinnige Menſchen wie ihre Vorfahren. Uns aber iſt die Geſchichte eines fremden verlorenen Volkes, des jüdiſchen, die heilige geworden, nicht die Geſchichte unſerer Nation .... Die Griechen kannten ihren Homer auswendig, er gab ihnen Sprüche und Bilder, die auf ihr Leben paßten: wir Deutſchen haben noch keinen, der uns ganz das wäre; Schiller iſt nicht für die ganze Nation in allen Bildungsſchichten. Wir haben aber eine Nationalweisheit in den Sprüchwörtern, die ſich unabhängig vom alten und neuen Teſtament gebildet hat. Wir haben das Nationalgemüth in ſchönſter Faſſung im Volksliede; das hatten die Griechen nicht.“

Bald nach der Stiftung des Leſevereins hatte der Lehrer auch einen Geſangverein aufgebracht; außer einigen jungen Männern hatten ſich faſt alle ledigen Burſchen hiezu verſammelt. Der Adlerwirth ward hierdurch verſöhnt, denn der Geſangverein wurde in ſeine obere Stube verlegt. Obgleich unſer Freund das Ganze im Stillen leitete, überließ er doch die ſichtbare Regierung dem alten Lehrer, der zu dieſem Zwecke trefflich zu verwenden war. Klugerweiſe wurden hauptſächlich Volkslieder eingeübt. Die Leute freuten ſich gar ſehr, ihr Eigenthum hier verſchönert in ſeiner Vollſtändigkeit wieder zu erlangen, denn faſt Niemand im Dorfe kannte mehr von einem Liede alle „Geſätze.“ Nach und nach wurden auch einige neue Lieder gelernt, ſehr behutſam, aber nichts deſto minder nachdrücklich Ton- und Taktübungen gehalten, und ſogar die Noten einſtudirt. Wie bei dem Leſeverein der Gegenkampf des Studentle, ſo war hier die Anmaßung des Jörgli zu überwinden, denn dieſer wollte als berühmter Sänger ſich geltend machen und die Hauptperſon ſpielen; dabei aber verhöhnte er jede taktmäßige Einübung. Es gelang nicht, den Jörgli ganz zu gewinnen, er ſchied aus und der Verein drohte zu zerfallen. Die guten Folgen deſſelben hatten ſich ſchon offenbar kund gegeben; viele gemeine, unzüchtige Lieder wurden von den beſſeren verdrängt, wenn auch vorerſt nicht weil dieſe beſſer, ſondern weil ſie neu waren. So gewannen doch Worte und Klänge aus reineren Regionen Raum und weckten manchen zarteren Widerhall in den Gemüthern.

Nun aber ſprengte der Jörgli überall aus, der Lehrer wollte den großen Leuten Kinderlieder einlernen, es ſei eine Schande für einen erwachſenen Menſchen ſolche zu ſingen; er gewann bald ziemlichen

Anhang, und wenn auch noch einige dem Vereine treu blieben, ſo waren das doch nur Wenige. Der Thaddä wollte den Jörgli tüchtig durchprügeln, der Buchmaier aber fand ein gelinderes Mittel zur Aufrechthaltung des Vereins. Er lud nämlich den Pfarrer und alle bisherigen Mitglieder des Vereins mit Ausnahme des Jörgli zum Nachteſſen am Sylveſterabend bei ſich ein, dadurch gewann Alles wieder neues Leben.

Der Pfarrer hatte den Lehrer in ſeinen Beſtrebungen ganz gewähren laſſen, denn er war keiner von Jenen, die Alles in ihrer Hand haben und von ſich ausgehen laſſen wollen.

Am Sylveſterabend war nun großer Jubel beim Buchmaier, man trank, ſang und ſcherzte.

„Herr Lehrer,“ ſagte der Buchmaier einmal, „wenn Ihr geheirathet habt, müſſet Ihr auch einen Mädchengeſangverein ſtiften.“

„Junge Weiber dürfen aber auch dabei ſein,“ rief Agnes.

„Ja, die müſſet Ihr aber in einem Trumm fort ſingen laſſen, ſonſt ſchwätzen ſie dem Teufel ein Ohr weg.“

Manches Hoch wurde ausgebracht. Sonſt ganz blöde Burſchen wagten es hier vor Pfarrer, Lehrer und Schultheiß ein öffentliches Wort zu ſprechen.

Zuletzt ergriff Thaddä das Glas und rief:

„Unſer Herr Lehrer ſoll leben,
Und ſein' Hedwig daneben!"

Hoch! und abermals Hoch ertönte, es wollte faſt gar nicht enden.

Mit Hedwig lebte der Lehrer im innigſten Verſtändniſſe; ſie leiſtete ſeinen Bildungsbeſtrebungen willig Folge, da er es nicht mehr darauf abgeſehen hatte, ihre Natur umzumodeln, ſondern nur ſie frei zu entwickeln. Anfangs erging es dem Lehrer bei Hedwig ſonderbar. Wenn er ihre Seele auf allgemeine Gedanken und Anſichten hinlenken wollte, machte er bei Allem große Vorreden und Einleitungen; er ſagte: ſo und ſo meine er es und ſie ſolle ihn recht verſtehen. Da ſagte einſt Hedwig: „Hör' mal', wenn du mir was zu denken gibſt oder ſonſt 'was anbringen willſt, ſag's doch grad' 'raus, mach' kein ſo Schmierale drum 'rum, ich will dir nachher ſchon ſagen, ob ich's verſteh' oder ob ich's nicht mag." Der Lehrer that dieſes letzte Bruchſtück ſeines vereinſamten, bloß innerlichen Lebens ab und lebte froh und gemeinſam mit Hedwig.

Selbſt auf die Schule verbreitete ſich bald der neu erwachte Geiſt des Lehrers. Er knüpfte ſeine Erzählungen und Beiſpiele geſchickt an die nächſte Umgebung an; emſig ſammelte er an einer Geſchichte des Dorfes, um ſie künftig zum Anknüpfungspunkt und zur Veranſchaulichung der Geſchichte des Vaterlandes zu benutzen.

Manche kluge Leute wollen zwar behaupten, der Eifer des Lehrers werde bald erlahmen, wir aber dürfen vertrauensvoll das Beſte hoffen.

Der Frühling nahte, die Glocken wanderten nach Rom um dort die Geſchichte des Dorfes zu berichten, es iſt gewiß, daß ſie von dem vergangenen Winter weniger Sünden zu berichten hatten.

Oſtern war vorüber und nun war der Tag der Hochzeit da, er war auf den Jahrestag feſtgeſetzt, an welchem der Lehrer zuerſt in das Dorf gekommen war. Am Vorabende ging Hedwig zu dem alten Lehrer und bat ihn, morgen auch ein recht ſchönes Vorſpiel zu machen, da er die Orgel in der Kirche zu ſpielen hatte. Der alte Mann lachte in ſich hinein und ſagte:

„Ja, du wirſt dich freuen.“

Am andern Tage ging es mit Muſik zur Kirche. Hedwig gleichgeſchmückt mit ihrer Geſpiele, der Agnes, der Lehrer ebenſo mit einem Strauße geziert, wie ſein Geſpiele der Thaddä; der Buchmaier, der Johannesle und der jüdiſche Lehrer hinter ihnen. — Als Alles verſammelt war, begann der alte Lehrer das Vorſpiel. Auf dem Antlitze eines Jeden ſchwebte ein Lächeln, denn der alte Spaßmacher hatte den Lauterbacher Hopſer ſehr geſchickt in das

Vorſpiel verwebt. Gleich darauf begann der Geſangverein in würdiger Haltung das ſchöne Lied:

„Heilig iſt der Herr ꝛc.“

Mit freudigem Ernſte wurde das Ehebündniß geſchloſſen. — Es ſei geſegnet.

Berthold Auerbach's

geſammelte Schriften.

Erſte, neu durchgeſehene Geſammtausgabe.

Dritter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1857.

/50 = F.

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung dieſer neu durchgeſehenen Geſammtausgabe vor.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Schwarzwälder Dorfgeſchichten.

Dritter Band.

Inhalt.

Seite

Sträflinge (1845) 1
Die Frau Profeſſorin (1846) 101

I.

Sträflinge.

Ein Sonntagmorgen.

Wir ſind im Dorfe. Alles iſt ſtill auf der Straße, die Häuſer ſind verſchloſſen, da und dort iſt ein Fenſter offen, es ſchaut aber Niemand heraus. Die Schwalben fliegen nah am Boden und haben Niemand auszuweichen. Auf dem Brunnentroge am Rathhauſe ſitzen andere Schwalben, trinken und ſchauen ſich klug an und zwitſchern miteinander und halten Rath, als ob das Dorf nur ihnen allein gehöre. Vornehme Bachſtelzen trippeln herzu und ſchwänzeln davon und ſchweigen ſtill, als wollten ſie damit kundgeben, ſie wüßten ſchon Alles und noch viel beſſer. Nur eine Schaar Hühner hat ſich um die Schwalben verſammelt und lauſcht begierig ihren Reden. Sie hören wol von freiem Wiegen in den Lüften, von Ziehen über's Meer und nach fernen Landen; denn ſie heben und dehnen oft ihre Flügel und laſſen ſie wieder ſinken und ſchauen trauernd auf, gleich als wüßten ſie nun wieder auf's Neue, daß ſie ſtets am Boden haften und fremden Schutz bei Menſchen ſuchen müſſen. Beſonders eine kohlſchwarze Henne mit rothem Kamme hebt und ſenkt ihre Flügel oft und oft. Eine Gluckhenne wandelt das Dorf hinauf, ſich ſtolz pruſtend im Kreiſe ihrer Söhne und Töchter, die ſie durch ſtete Ermahnungen um ſich verſammelt hält und mit ihrem Funde äzt. Sie will nichts von freiem Wiegen in den Lüften, von der Sehnſucht nach der Ferne.

Eine wunderſame Stille liegt auf dem ganzen Dorfe.

Die Menſchen haben die getrennten Wohnungen verlaſſen und ſich in dem einen Hauſe Deſſen eingefunden, der ſie alleſammt eint. Die zerſtreut ſchweifenden Blicke, die nur das Eigene ſuchen, heben ſich jetzt vereint zu dem Unſichtbaren, der Alles ſieht und dem Alles eigen iſt.

Da ſteht die Kirche auf dem Berge, der einſt befeſtigt war und um deſſen Mauern jetzt blühende Reben ranken. Die Kirche war einſt die Burg für alle Noth des Lebens. Kann und wird die frei ſtehende, äußerlich unbefeſtigte Kirche der freie Hort alles neuen Menſchendaſeins werden?

Eben verhallt der letzte Ton der Orgel, treten wir ein in die Kirche. Der Geiſtliche beſteigt die Kanzel. Huſten und Zurechtſetzen in der ganzen Gemeinde, denn Niemand will den Verkünder des höheren Geiſtes im Fluſſe ſeiner Rede ſtören.

Der Geiſtliche iſt kein alter Mann, er ſteht in den beſten Jahren. Nicht blos um graue Locken ſchwebt die Glorie der innern Befreiung von Eigenſucht; die Milde mögt ihr da wol öfter finden, aber oft nicht mehr jenen lebendigen Feuereifer für die Menſchheit. Der Glaube an den Himmel hat oft den Glauben an die Erde verdrängt.

Nachdem der Geiſtliche ſtill, in ſich zuſammengeſchauert, verhüllten Antlitzes das leiſe Gebet geſprochen, erhob er freudig ſein Haupt und ſprach den Text: „Die Geſunden bedürfen des Arztes nicht, ſondern die Kranken.“ Lucas 5, 31.

Er zeigte zuerſt, wie die geiſtige Geſundheit das wahre Leben, wie ſie eins iſt mit Tugend und Rechtſchaffenheit; Sünde und Krankheit dagegen das Leben verunſtaltet. Gleichwie in der Krankheit die natürlichen Kräfte des Menſchen einen falſchen Weg genommen, ſo auch in der Sünde. Denn Sünde iſt Verirrung. Mit beſonderem Nachdruck hob er dieſes Letztere wiederholt hervor und ermahnte zur milden Betrachtung des Sünders, zur Pflege für ſeine Heilung. Er zeigte, wie leicht die Sünde einen Schlupfwinkel findet im verſchlungenen Geäder des menſchlichen Herzens, um bald als Leidenſchaft, bald als liſtige Bethörung Alles aus dem Wege des Rechten zu verdrängen. Denn es iſt kein Menſch, der nur Gutes thäte und nicht ſündigte. Er zeigte, wie erquickend es iſt, uns das tröſtliche Bild des reinen Menſchen ohne alle Sünd' und Fehle zu vergegenwärtigen, der uns vorſchwebt, um alle Schuld zu tilgen, indem er uns anleitet, ihm nachzufolgen. Er zeigte, wie darum Jeder, der in irgend einer Weiſe ſich von Sünde rein fühle, in dieſer theilweiſen Reinheit die Verpflichtung habe, der Erlöſer des Andern, des in Sünde Verſunkenen zu werden. Er muß deſſen Fehl auf ſich nehmen und zu ſühnen trachten.

„Ihr Alle,“ ſprach er dann, „ihr Alle, die ihr in

Freiheit wandelt, die ihr an euerm Tiſche ſitzt und ungehindert hinausſchreitet unter Gottes freien Himmel — gedenket einen Augenblick des armen Eingekerkerten, auf deſſen Antlitz ſeit Jahren kein Blick der Liebe geruht. Da ſitzt er und ſein Auge ſtarrt hin nach den ſteinernen Mauern, ſeine Worte prallen ungehört zurück. Und wenn er hinausgeführt wird unter ſeine Genoſſen, welch eine traurige Geſellſchaft!

Die große menſchliche Geſellſchaft hat ihn einſam ſeiner Noth, ſeiner Verzweiflung, ſeinem Irrthum überlaſſen; keine hülfreiche Hand bot ſich ihm dar, kein liebreiches Wort beſchwichtigte ſeine Seele. Er ſtand vielleicht allein, allein mit ſeinem verworrenen Herzen. Erſt als er der offenkundigen Sünde verfiel, erſt da merkte er's, daß er nicht allein ſei; die menſchliche Geſellſchaft faßte ihn mit gewaltigen Armen und hielt ihn zur Sühne feſt.

Und wenn er nun wieder zurückkehrt unter die freien Menſchen, was iſt ſein Loos? Die früher keinen Blick auf ihn richteten, ſehen jetzt mit Verachtung, mit Mißtrauen oder unthätigem Mitleid auf ihn herab und verfolgen ihn auf Schritt und Tritt. Was ſoll aus ihm werden?

Du, der du hier in Freiheit ſitzeſt, frage dich: wie oft du nahe daran warſt, ein Verbrecher zu werden, wie nur die höhere Macht, die in dich gepflanzt iſt und über dich herrſcht, dir die Werkzeuge des Verderbens entzog und aus der Hand nahm. Darum hab' Mitleid mit dem Sünder, leide mit ihm, opfere dich für ihn, und es wird dir vergeben."

Dies und noch vieles Andere ſprach der Pfarrer mit tiefer Erſchütterung. Er wagte einen gefährlichen, aber zur lebendigen Eindringlichkeit doch oft nothwendigen Verſuch und ſtellte ſich ſelbſt mitten in die Betrachtung, indem er erzählte:

„Ich wurde als armer Schüler eines Mittags im Hauſe eines Reichen geſpeist. Sonſt litt ich die bitterſte Noth. Da ſtand ich nun allein im Speiſezimmer und wartete bis zur Eſſenszeit. Um mich her glitzerte und ſchimmerte das Silbergeräth, es flimmerte mir vor den Augen, wie wenn ich berauſcht wäre. Plötzlich blitzt mir der Gedanke durch die Seele: nur einige ſolcher Stücke können deiner Noth auf lange abhelfen und — Niemand ſieht dich. Ein unwiderſtehlicher Reiz zog mich zum Korbe hin, wo das Silber aufgeſchichtet lag; ich griff hinein, wie wenn Jemand meine Hand hineinſtieße. Da war mir's aber plötzlich, als könnte ich meine Hand nicht bewegen, ich konnte nicht laſſen und nicht nehmen. Der Angſtſchweiß rann mir von der Stirn und ich ſchrie laut: Hülfe! Hülfe! Ich wollte Menſchen herbeirufen, um durch ſie von der Sünde abgezogen zu werden. Ein alter Diener eilte herzu und ich erzählte ihm weinend Alles. Er tröſtete mich in meiner unbeſchreiblichen Pein und hat in der Folge ſelbſt und durch Andere dafür geſorgt, daß ich keine Noth mehr litt."

Die Bemerkungen, die der Pfarrer hieran knüpfte, und die Aufforderung, daß Jeder in gleicher Weiſe die Verſuchungen ſeines Lebens ſich vergegenwärtige, gingen unmittelbar an's Herz. Bei der längern Pauſe, die er jetzt machte, ſah er manche gefaltete Hände zittern, Manchen hinter dem vorgehaltenen Hute ſein Antlitz bergen, manche Hand eine Thräne aus den Augen wiſchen, die dann wieder leichter aufſchauten. Keiner aber blickte auf den Andern, Jeder hatte genug mit ſich zu thun.

Nach dem Schlußgebet erzählte der Pfarrer in ſchlichtem Tone: „Es hat ſich in der Hauptſtadt ein Verein von wohldenkenden Männern gebildet, der ſich die Aufgabe ſtellt, für das Fortkommen und die Beſſerung Derer zu ſorgen, die aus den Straf- und Arbeitshäuſern entlaſſen werden. Das iſt ein heiliges und gottgefälliges Werk. Wer beitreten und mitwirken will, kann nach der Mittagskirche zu mir kommen und das Nähere erfahren. Beſonders aber möchte ich euch bitten, daß Einer oder der Andere von Euch ſolch einen Entlaſſenen als Knecht oder Magd zu ſich in's Haus nehme. Ich brauche euch nicht zu ermahnen, daß ihr die Gefallenen nicht gar zu zärtlich und weichherzig behandeln ſollt. Wir kennen einander. Ich fürchte nicht, daß ihr allzugroße Sanftmuth habt.“

Ein Lächeln zuckte auf den Angeſichtern der Verſammelten, das aber die Andacht nicht niederdrückte, ſondern eher hob. Der Pfarrer fuhr nach kurzem Innehalten fort:

„Ihr müßt euch aber genau prüfen, ob ihr die Kraft in euch fühlt, dieſe Gefallenen liebevoll zu behandeln; denn ein Unglücklicher bedarf doppelter Liebe, und zwiefach geſegnet iſt, der ſie zu geben vermag. Der Herr erleuchte und erhebe euern Sinn und begnadige uns Alle, daß wir uns nicht in Sünde verirren. Amen."

Als die Kirche zu Ende war, drängte ſich Alles mit ungewohnter Haſt heraus. Viele reckten und ſtreckten ſich, als ſie die Thüre hinter ſich hatten; die Predigt hatte ſie ſo gepackt, daß ſie ſich in allen Gliedern wie zerſchlagen fühlten; es war ihnen ſchwül geworden und ſie holten jetzt wieder frei Athem.

Allerlei Gruppen bildeten ſich. Da und dort ſprach man alsbald von verſchiedenen Dingen, die Meiſten von der Predigt und dem rechtſchaffenen Pfarrer. Der Webermichel aber behauptete, er predige nicht genug aus Gottes Wort, und der Bäck, der, wenn ſeine Frau nicht dabei war, auch gern etwas drein redete, bemerkte gar pfiffig, er habe bald gemerkt, zu welchem Loch der Pfarrer hinaus wolle. Ein muthwilliger Burſche raubte einem Mädchen den Strauß von Gelbveigelein und Rosmarin vom Buſen, ſchrie dabei: „Hülfe! Hülfe!" und rannte mit der Beute davon.

Sonſt aber hallten in den meiſten Gemüthern noch die vernommenen Worte nach.

Konrad der Adlerwirth ging ſtill dahin und redete kein Wort; er hielt auf dem ganzen Wege den Hut in der Hand, als wäre er noch in der Kirche. Bärbele war ihrem Manne vorausgeeilt, um den Mittagstiſch herzurichten. An einem andern Sonntage wäre es nicht ohne Halloh abgegangen, wenn wie heute das Eſſen nicht gleich nach der Kirche fertig geweſen. Jetzt aber legte Bärbele, ohne ein Wort zu ſagen, Geſangbuch und Roſenkranz auf den Fenſterſims (denn man braucht beides heute Mittag nochmals) zieht ſeinen Mutzen (Jacke) aus und hilft der Magd ohne ein „Schelterle“ das Eſſen fertig machen.

Man ſaß endlich wohlgemuth bei Tiſche und es ſchmeckte Allen wohl, denn wenn ein reiner Gedanke durch die Seele gezogen, iſt es, als ob der ganze Menſch wie mit friſchem Leben durchſtrömt wäre; jede Speiſe, die er zum Munde führt, iſt wie geſegnet, man iſt mit Allem froh und zufrieden. Wo ein guter Geiſt mit zu Tiſche ſitzt und in den Menſchen lebt, da wandelt er das Waſſer des Alltagslebens in duftenden Feſtwein.

In wie viel tauſend Kirchen wird allſonntäglich mit hochgezwängter Stimme gepredigt, aber wie ſelten ertönt ein reinerer Klang, der, aus der Tiefe kommend, in den Tiefen der Herzen nachhallt!

Es iſt aber auch bekannt, wie oft die Menſchen, wenn ſie geſättigt ſind, eine ganz andere Sinnesart haben, als da ſie noch hungrig waren.

Und da es auch gut iſt, daß man nach Tiſche eine Weile ruht, ſo wollen wir die Folgen der Frühpredigt erſt nach einer Pauſe weiter betrachten.

Nachwirkungen der Frühpredigt.

So lind und friſch es auch in den Mittagsſtunden draußen in Wald und Feld iſt, ſo wandeln doch nur wenig „Mannen“ hinaus, und auch dieſe kehren bald zurück, bis endlich Alles in der raucherfüllten niedern Stube zum Adler beiſammen iſt.

Es mag auffallend erſcheinen, daß auf dem Lande freie Trinkplätze ſo ſelten ſind, wo man im Schatten der Bäume unter freiem Himmel ſeinen Schoppen in Frieden genießt. Aber erſtlich fühlen ſich die, welche die ganze Woche draußen ſind, behaglicher unter Dach und Fach, und ſodann vereinzelt das Zuſammentreffen im Freien: der Raum iſt unbeſchränkt, man rückt nicht ſo nahe zuſammen, das Wort des Einzelnen verhallt leicht, weil es nicht, von den Wänden eingeſchloſſen, zu Allen dringt.

Wir müſſen uns alſo ſchon dazu bequemen, in die Wirthsſtube einzutreten.

Um den runden Tiſch in der Ecke ſitzen Viele. Conſtantin, Mathes und der Buchmaier leſen die Zeitung, von der heute drei Blätter auf einmal angekommen ſind. Sie theilen mit, was ihnen von Belang ſcheint und worüber ſie Etwas zu ſagen haben. Es ſind oft Bemerkungen, die den Nagel auf den Kopf treffen, oft aber auch Schläge in die Luft. Denn heutigen Tages, wo man es meiſt darauf anlegen muß, den leitenden Grundgedanken zwiſchen den Zeilen herausleſen zu laſſen, iſt es für den Uneingeweihten faſt unmöglich, das Rechte zu finden.

Das Geſpräch verlor ſich nach allen Seiten hin; es möchte lehrreich ſein, ſolches weiteren Kreiſen mitzutheilen, wir müſſen uns aber an das nahe gerückte Intereſſe des Tages halten. Der Adlerwirth iſt auch dieſer Anſicht; man ſieht ihm an, daß er etwas auf dem Herzen hat; er ſagt daher als einmal Stille eintrat:

„In der Zeitung ſteht auch die Geſchicht' von dem Sträflingsverein.“

„Lies vor!“ hieß es von allen Seiten.

„Lies du!“ ſagte Conſtantin und gab ſeine Zeitung dem Mathes. „Ich will nichts davon. Gegen ganz ſchlechte Menſchen da thun ſie jetzt gar liebreich: da iſt's wohlfeil gut ſein. Dabei kann man den Kamm noch recht hoch tragen. Die Heiligenfreſſer und Beamtenſtübler haben da neben einander feil, und wiſſet ihr was? Gnadenpülverle auf Stempelbogen.“

„Oha, Brüderle, du haſt einen Pudel geſchoben,“[1] erwiderte der Buchmaier; „da iſt der Doctor Heiſter auch mit unterſchrieben, und wo der iſt, da darf man mit all' beiden Händen zulangen. Und wenn auch noch Hochmuthsnarren dabei ſind, der Verein iſt gut. Mag Einer ſonſt thun was er will, wenn er was Rechtſchaffenes thut, ſo iſt das halt rechtſchaffen.“

„Das mein' ich auch,“ ſagte Konrad der Adlerwirth und las vor.

„Da iſt kein Salz und kein Schmalz in der Anzeig',“ bemerkte Mathes; „die ſollten unſern Pfarrer haben, der hätt's anders geben, daß das Ding Händ' und Füß' hätt'. Wenn ich einen Knecht bräucht, ich thät gleich Einen nehmen.“

„Ich auch,“ riefen Viele.

„Und ich nehm' Einen,“ ſagte Konrad.

„Wenn du das nicht geſagt hätt'ſt, wär's geſcheiter geweſen,“ entgegnete der Buchmaier, „da hätt's

---

[1] So nennt man's, wenn man beim Kegelſpiel keinen Kegel trifft.

Niemand gewußt und jetzt ſieht ihn ein Jedes drauf an."

Konrad kratzte ſich ärgerlich hinter dem Ohre.

Der Schullehrer trat ein und der Buchmaier ſagte zu ihm: „Du kommſt wie gerufen. Kannſt du uns nicht ſagen, was das mit dem penſylvaniſchen Schweigſtumm iſt oder wie man's heißt? Ich bin ganz dumm von dem, was da die Zeitung drüber ſagt."

„Es gibt zweierlei Strafſyſteme oder Strafarten," ſagte der Schulmeiſter; „Auburn —"

„Nicht ſo!" unterbrach ihn der Buchmaier, der heute etwas ärgerlich ſchien; „mach' jetzt all' deine Bücher zu und ſag's gradaus."

Jener erklärte nun die Zellengefängniſſe mit ihrer Sprachloſigkeit. Alles eiferte mit großer Heftigkeit gegen das Schweigſtumm, wie ſie es nannten, und der Buchmaier wurde ſo grimmig, daß er ſagte: „Wenn ich Herrgott wäre, dem Mann, der das einſam ſtumme Gefängniß erfunden hat, dem ließ' ich nur all' Woch' zweimal die Sonn' ſcheinen."

Der Lehrer wollte die Heftigkeit mildern, indem er berichtete, daß viele edle und gelehrte Männer für dieſe Strafart geſtimmt hätten. Er fand aber kein Gehör.

Endlich traten mehrere Schreiber in die Wirthsſtube. Das Geſpräch erhielt eine andere Wendung und leiſe Fortſetzung. Man ging bald auseinander.

Der Armenadvokat und ſein Freund.

In einer Gartenlaube der Reſidenz ſaßen am ſelben Nachmittage zwei Männer von gleichem Alter, der eine aber trug einen Orden im Knopfloch.

Eine Magd brachte Kaffee und Cigarren.

„Wo haſt du denn das ſchöne Dienſtmädchen hingebracht, daß vor zwei Jahren in deinem Hauſe diente?“ fragte der Ordensmann ſeinen Gaſtfreund, den Doctor Heiſter; „das war ein friſches Naturkind, immer fröhlich, mit Geſang die Treppe auf und ab. Es kam mir wie ein heller, reiner Thautropfen vor; iſt eau de mille fleurs daraus geworden? Wie hieß es doch?“

„Magdalene. Das iſt eine unglückliche Geſchichte. Ich kann's noch kaum glauben, daß das brave Kind geſtohlen hat, und doch iſt es ſo. Während ich in Angelegenheiten eines Mündels in Berlin war, haben ſie ſie hier in's Zuchthaus gebracht.“

„Alſo du lieferſt auch Rekruten zu deinem Verein? Ich werde nun auch wieder eine ſolche Unſchuld zu Geſicht bekommen, die ich unter den Händen hatte, als ich noch Bezirksrichter war. Es war ein Poſtillon; er hat einen Ehemann, der ihm im Wege ſtand, in den Graben geworfen und ſo traktirt, daß er nach vierzehn Tagen für die Ewigkeit genug daran hatte. Das iſt ein durchtriebener Schlingel. Ich habe ihn aber hinter gebunden, und habe ihm auf hohe Verordnung einige Doſen Contumazialprügel wegen frechen Leugnens applicireu laſſen. Das hat ihn mürbe gemacht. Es iſt nicht anders fertig zu werden mit dem Geſindel. Ich will nur ſehen, was der Verein mit ihm anfangen wird; er hat ſich auch gemeldet."

„Es freut mich innig," erwiderte der Doctor, „daß du die Sache des Vereins ſo nachdrücklich gefördert haſt durch das Rundſchreiben an die Bezirksgerichte und die Pfarrämter."

Der Regierungsrath, denn ein ſolcher war der Ordensmann, ſah geſchmeichelt mit dem Kopfe nickend auf ſeine ſchönen Sommerſtiefeletten und ſagte: „Der Verein ſoll auch die Vortheile unſerer geregelten Staatsordnung genießen. Während wir hier ſitzen," fuhr er fort, ſich auf dem Stuhle ſchaukelnd, „iſt oder wird von allen Kanzeln des ganzen Landes das Evangelium der armen Sünder verkündet. Hu! wie werden die Thränenbeutel ausgepumpt werden. Das wird den Leuten wohlthun in dieſen warmen Tagen, es iſt auch eine Cur. Aber das mußt du doch geſtehen, daß unſer Staatsleben ineinander greift wie ein Uhrwerk. Wenn ich hier einen Druck an der Staatsmaſchine anbringe, bewegt ſich eine Feder im entlegenſten Dorfe."

„Ob das ein Glück iſt?"

„Du biſt und bleibſt der ewige Opponent. Ihr Leute wollt das Gute nicht ſehen. Was hättet ihr denn gehabt ohne den Amtsweg? Einen Winkel im Zwiſchenreich der Landeszeitung —"

„Laſſen wir das. Du kannſt dich nicht belehren, ſonſt müßteſt du mit deinem Schickſal unzufrieden ſein und einen großen Theil deiner mühevollen Arbeit für nichtig achten. Drum laſſen wir das. Du verdienſt allen Dank, daß du den Verein ſo raſch zu Stande gebracht. Du mußt ihn gut bevorwortet haben."

„Gut bevorwortet?" lachte der Regierungsrath und hielt das eben entbrannte Zündhölzchen ſo lange in der Hand, bis er es an den Fingern ſpürte und wegwarf; „gut bevorwortet? Da ſieht man wieder euch unpraktiſche Weltverbeſſerer. Ihr glaubt, mit Ideen führt man die Sachen durch. Diplomatie, Freund, Diplomatie iſts, die euch fehlt; ohne dieſe kommt ihr nie zu Etwas. Ich für meine Perſon geſtehe, daß ich gar keinen Penchant für euern Verein habe. Es iſt jetzt ein weichmüthiger Humanitätsrappel über die Welt gekommen, der das Leben horribel ennuyant macht. Ich habe nun einmal kein Spitalherz und will auch keines haben. Als die Vereinsſache im Collegium vorkam, ich war Referent, zuckte ich mitleidig die Achſeln. Der Präſident iſt gar kein böſer Mann, nur iſt ihm angſt und bang vor allem Neuen; es iſt ihm unheimlich. Es war aber auch gefehlt von euch, daß lauter prononcirte Liberale ſich an die Spitze ſtellten."

„Warum? Die Sache hat ja nichts mit Politik zu ſchaffen?"

„Allerdings. Glaubt ihr, man wird euch Gelegenheit geben, euch als Wohlthäter der Menſchheit hinzuſtellen und unter den Proletariern Partei zu gewinnen!"

„Nun? Wie ging die Sache denn doch durch?"

„Wie geſagt, ich zuckte die Achſeln und das Finale meines Referats war: Wie werden ſich die Herren die Finger verbrennen! Wie werden ſie einſehen lernen, daß ſich die Welt nicht nach ihren Utopien conſtituiren läßt. Das gäbe eine gute Schule für ſie. Der Präſident lächelte. Nun war die Sache gewonnen. Ich erklärte noch, daß, falls der Verein die Genehmigung erhalte, ich bereit ſei, als Regierungsbevollmächtigter demſelben zu präſidiren und ihn zu überwachen. So wurde euch die Sache gewährt, um euch einen Poſſen damit zu ſpielen.“

„Welchen Grund hatteſt du aber, eine ſo feine Intrigue anzulegen für eine Sache, die dich nicht intereſſirt?“

Der Regierungsrath faßte die Hand des Advokaten und ſagte: „Du biſt und bleibſt eine ehrliche Haut, aber auch dir gegenüber mußte ich intriguiren. Seitdem ich von der Kreisregierung hieher verſetzt wurde, thut es mir immer leid, daß unſere beiderſeitige öffentliche Stellung eine vertrautere Socialität faſt nicht zuläßt; die Parteiungen haben Alles zerriſſen. Lache nicht! In der Verbrechercolonie finden wir einen Indifferenzpunkt, wo wir uns an einander anſchließen, ohne daß Einer ſich bei ſeiner Partei zu compromittiren braucht. Wir haben in Heidelberg den Freundſchaftsbund geſchloſſen, er ſoll aufrecht erhalten werden. Nicht wahr, alter Cherusker, wir bleiben die Alten?“

Die beiden Jugendfreunde drückten ſich die Hände. Dem Advokaten kam dieſe Miſchung von Treuherzigkeit und Schlauheit, die er eben vernommen, doch ſonderbar vor; er wendete ſich indeß immer gern nach der idealen, ſonnenbeſchienenen Seite an der Frucht des Lebensbaumes und erwiderte:

„Wir haben noch ſo viele Berührungspunkte, noch ſo viel gemeinſames Streben, daran wollen wir uns halten, das Andere bei Seite liegen laſſen.“

„Ja, das wollen wir.“

„Du biſt auch beſſer als du dich gibſt,“ bemerkte Heiſter.

„Was beſſer? Alle Menſchen ſind Egoiſten. Alles Uneigennützige geſchieht aus Eitelkeit, Langeweile oder Gewohnheit. Freilich, du biſt eine exceptio idealis, darum verzeihe ich dir deine Demagogie.“

„Nein, ich will kein Privilegium. Ich glaube, daß noch zu keiner Zeit ſo viel Menſchen waren, deren ausdauerndes Streben dem Gemeinweſen gilt, deren Leid und Freud' vornehmlich aus den Zuſtänden des Vaterlandes ſeine Nahrung empfängt. Ein ſeltener Opfermuth bewegt die heutige Welt; leider findet er kaum eine Gelegenheit, ſich anders als im Hoffen und Dulden zu bewähren —“

„Gelegenheit macht Diebe. Wir kommen da an einen Punkt, über den wir uns nie vereinigen werden — transeat.“

Eine Weile herrſchte Stille; beide Männer ſchienen innerlich nach den Einheitspunkten zu forſchen, die ſie ſo bereitwillig vorausſetzten. Es war eine peinliche Pauſe.

So erquickend es für die Seele iſt, wenn zwei Freunde lautlos bei einander ſitzen, ſich und den Andern ſtill in der Seele hegen, nach fernen Gedankenwelten ſchweifend doch bei einander ſind, jeder in dem andern ein ſichtbares Jenſeits erkennt; eben ſo ſchmerzlich iſt das innere Suchen und Stöbern, einander friedlich zu begegnen.

Der Regierungsrath nahm zuerſt wieder das Wort, indem er ſagte: „Auch die Poeſie iſt uns heutigen Tages geraubt. Der ſchöne Gott Apollo iſt zum kranken Lazarus voll Wunden und Beulen geworden. Die Poeten führen uns heute immer in die ſchlechteſte Geſellſchaft. Freigeiſter und Pietiſten blaſen aus Einem Loch und proclamiren dieſe heitere, ſonnige Welt als ein Jammerthal. Du warſt doch auch einmal ein Stück Poet, was ſagſt du dazu?“

„Die Poeſie der modernen Welt iſt ein Kind des Schmerzes, ſelbſt die harmloſeſte iſt das freie Aufathmen der vorher gedrückten Bruſt. Ich ſehe einen großen Fortſchritt darin, daß ſelbſt die Poeſie jene falſche Idealität aufgegeben hat, welche die wirkliche Welt ignorirte oder nicht in ſie einzugreifen wagt. Eine Idee muß Wirklichkeit werden können, oder ſie iſt eine eitle Seifenblaſe. Nun betrachte die Armen und Elenden —“

„Gut, daß Sie kommen!“ rief der Regierungsrath, einer ſtattlichen, ſchönen Frau entgegengehend; „Ihr guter Mann hätte mich ſonſt noch zum Deſſert durch alle Höhlen der Armuth gejagt.“

Das Geſpräch nahm nun eine heitere, ſpielende Wendung, denn der Regierungsrath liebte es, die Frauen durch zierliche Redeblumen zu ergötzen; den Ernſt des Lebens entfernte er gern aus ihren Augen. Darin beſtand ſeine Frauenachtung.

Er ſprach ſodann von ſeinem Roccoco-Ameublement, das ihm mit Frau und Kind bald nach der Stadt folgen würde, und bemerkte mit ausführlicher

Sachkenntniß, wie das echte Alte alles neu Fabricirte weit hinter ſich laſſe, da die Arbeiter Geduld und Kunſtfertigkeit zu dieſen feinen Schnitzeleien nicht mehr haben. Er hatte Schränke, Stühle und Krüge aus alten Ritterburgen und von den Speichern der Bauernhäuſer um einen Spottpreis zuſammengekauft, und wußte manche luſtige Geſchichte davon zu erzählen.

Der Advokat ſah bisweilen ſchmerzlich drein, denn er fühlte es tief, daß der Riß zwiſchen ihm und ſeinem Jugendfreunde nur nothdürftig überkleiſtert war.

Man trennte ſich bald. Der Advokat machte ſich noch daran, die Papiere eines Clienten zu ordnen, für den er andern Tages eine Reiſe antreten wollte. Selbſt bei der Arbeit konnte er den Gedanken an ſeinen verlorenen Jugendgenoſſen nicht los werden: dabei erkannte er wieder aufs Neue, daß ſelbſt die rein humanen Beſtrebungen keine Einigung zulaſſen, wenn der ſittlich-politiſche Hintergrund ein anderer iſt.

Der Verein und ſeine Zöglinge.

Wenige Tage darauf ſaßen in der Hauptſtadt fünf Männer um einen Tiſch, Actenbündel und mit Siegel verſehene Zeugniſſe vor ihnen.

„Es zeigt ſich noch wenig Eifer für unſer Wirken," begann der Vorſitzende. „Auf unſern Aufruf haben ſich nur zwei zur Annahme von Sträflingen erboten, der eine unſer würdiges anweſendes Mitglied, Herr Fabrikant Hahn, der andere ein ſchlichter Wirth vom Walde; wir haben ihn herbeſchieden."

Er klingelte und der Diener trat mit Konrad ein.

Die Zeugniſſe der aus der Strafanſtalt Entlaſſenen lauteten in Betracht der Umſtände ziemlich günſtig. Wie war ihnen nun aber fortzuhelfen? Beſonders mit einem Schreiber, der wiederholte Namensfälſchungen verbüßt hatte, wußte man nichts anzufangen. Unter den fünf Sträflingen, die dem Vereine ihre Zukunft anvertraut hatten, wurde auch ein ehemaliger Poſtillon genannt.

„Den will ich nehmen,“ ſagte Konrad.

Während man nun ſeine Obliegenheiten auseinanderſetzt, verfügen wir uns in das andere Zimmer zu denen, die hier harren, was drüben über ſie verfügt wird.

Zwei, in bereits vorgerücktem Alter, mit verſchmitzten Geſichtern, gehen in lebhaftem Geſpräch auf und ab. Ein hagerer Menſch in vertragenem ſchwarzem Frack ſteht am Fenſter, haucht die Scheiben an, macht mit dem rechten Zeigfinger ſehr künſtlich verſchlungene Namenszüge mit allerlei Schnörkeln und verwiſcht ſie immer ſchnell wieder. Ein vierter ſitzt in der Ecke und betet wie es ſcheint ſehr eifrig aus einem friſch eingebundenen Gebetbuche. Nicht weit davon ſitzt der fünfte, ein ſchlanker und kräftiger junger Mann, und hält das Geſicht mit beiden Händen bedeckt.

„Was willſt du machen, Frieder?“ fragte mit dicker Stimme einer der Wandelnden ſeinen Kameraden.

Dieſer blieb ſtehen, hielt eine Flocke ſeines grauen Bartes, der das ganze Geſicht einrahmte in der Hand; in ſeinem zerwühlten, faſerigen, wie aus Tannenholz gehauenen Antlitze hoben ſich die Muskeln in raſchen Zuckungen. Er zwinkerte mit den klugen grauen Augen und erwiderte:

„Ich hab' mein' Reſolution und da beißt kein' Maus keinen Faden davon: eine Anſtellung will ich und auf lebenslänglich und mit Penſion; krieg' ich das nicht, ſchmeiß' ich ihnen den Bettel vor die Thür. Guck, ich wünſch mir kein Capital und keine Güter, weiter nichts als eine Anſtellung. Wenn ſo ein Vierteljährle 'rum iſt, kommt der Amtsdiener und legt das Geld auf den Tiſch, lauter blanke harte Thaler. Sei's Sommer oder Winter, Hungerjahr oder wie's will, wenn's Vierteljährle 'rum iſt, hat mein ſein Gewiſſes. Man hat ſich nicht zu quälen und nicht zu ſorgen, man geht ſo den Trumm fort, und wenn's Vierteljährle 'rum iſt, brauchſt du nicht einmal zu pfeifen, da iſt ein Säckle voll Geld da. Der Staat muß für mich ſorgen und das iſt das beſte. — Aber das will ich dir noch ſagen, ich dreh' dir den Kragen 'rum, wenn du das vorbringſt, was ich dir jetzt ſag'. Ich will allein. Und du verſtehſt's ja auch gar nicht —"

„Brauchſt nicht ſorgen," unterbrach ihn der Andere und verzog ſein knolliges Geſicht zum Lachen; „ich will weiter nichts, als daß ſie mir genug zu eſſen geben und auch das Trinken nicht mankirt. Dann will ich meinetwegen ehrlich ſein. Narr, aus Uebermuth ſtiehlt man nicht."

Frieder trat auf den Betenden zu und ſagte:

„Bitt' mir eine Anſtellung aus, du Heiliger. Ich will einen Handel mit dir machen: laß mir's hüben für dich gut gehen, drüben kannſt du mein Theil auch noch haben."

Der Betende legte ſein Buch nieder und begann mit ſalbungsvoller Stimme:

„Du wirſt von Stufe zu Stufe ſinken und fallen, Frieder, weil du nicht einſiehſt, wie ſehr der Herr uns begnadigte, da er uns ſinken ließ, damit wir uns um ſo höher erheben."

„Dank für dein' Gnad, ich will ja nicht hoch, ich will ja nur feſt angeſtellt ſein. Richt't euch," fuhr er fort, auf den jungen Mann mit verdecktem Angeſicht losgehend und ihn ſchüttelnd; „ſei nicht ſo traurig, du. Da haſt mein' Hand drauf, wenn ich Oberpoſtgaul werde, ich will ſagen Oberpoſt .... oder ſo was, das Geheime ſchenk ich ihnen, da wirſt du mein Leibkutſcher."

Der Ermunterte regte ſich nicht und antwortete nicht und Frieder bemerkte wieder: „An dem da haben ſie ein Meiſterſtück gemacht. Mir hat einmal die Hebamm' das Züngle gelöſt, ich kann's nimmer binden. Es iſt doch aber ein' ſchöne Sach' um ein Zuchthaus, da iſt Alles gleich, und wenn einer auch ein noch ſo hochnaſiger Schreiber iſt," ſchloß er mit einem Seitenblick.

Der Schreiber kehrte ſich um; auf ſeinen eingefallenen Wangen glühte Zorn und Verachtung.

Der Diener berief die Harrenden vor den Vorſtand.

Der Betende nahm ſein Buch unter den Arm und fixirte ſich die lammfromme Miene im Geſichte, um ſie beizubehalten. Der Schreiber verlöſchte noch ſchnell einige Namenszüge und knöpfte den Rock zu. Der Verdeckte erhob ſich mit ſchwerem Tritte, er ſah bei aller jugendlichen Spannkraft wie geknickt aus und hatte die Unterlippe zwiſchen den Zähnen eingekniffen.

Unter der Thüre verbeugte ſich noch Frieder vor dem Schreiber und ſagte:

„Sie haben den Vortritt, ſpazieren Sie voran, Herr von Federkiel, Graf von Papierhauſen, Fürſt von Dintenheim, König von —“

Der Schreiber ſchritt ſtolz an Frieder vorüber, der aber mit ſeinen Standeserhöhungen nicht eher endete als bis ſie an der Thüre des Sitzungszimmers waren.

Vor dem Vereinsausſchuſſe drängte ſich indeß Frieder vor und offenbarte, noch ehe man ihn fragte, ſein Begehr, ohne aber wie vor wenigen Minuten die Motive ſo bündig vorbringen zu können. Es ging ihm dabei wie manchen Rednern, die nach ausführlicher Vorbereitung und privater Darlegung, wenn's drauf und dran kommt, ungeſchickt auf's Ziel lostappen, ohne den Weg zu demſelben nochmals feſt zu durchſchreiten. Er kam dadurch in den Nachtheil, daß er bloß als anmaßend erſchien. Als man ſeinem Begehr nicht willfahrte, verließ er trotzig die Verſammlung.

Die Vorſtandsmitglieder ſahen ſich nach dieſer erſten Begegnung verwundert an, der Regierungsrath lächelte hinüber zu ſeinem Freunde dem Doctor Heiſter.

Konrad unterbrach zuerſt die eingetretene Stille, indem er auf den Schlanken losging, den er ſogleich als den Poſtillon erkannt hatte, und ſagte:

„Willſt du mit mir gehen? das Vieh verſorgen, im Feld ſchaffen und den Fuhrleuten vorſpannen?“

Der Angeredete hielt die Lippen noch immer zuſammengekniffen und ſah Konrad ſtier an. Erſt als man die Frage zum Drittenmal wiederholte, antwortete er:

„Ja, wenn ſonſt Keiner von den Kameraden da ins Dorf kommt; allein.“

Schnell ſchlüpfte ſeine Unterlippe wieder zwiſchen die Zähne.

Man ging wie natürlich leicht auf die geſtellte Bedingung ein und war froh, vorerſt Einen untergebracht zu haben.

Der Schreiber und der aus Hunger Stehlende traten nach vielem Widerſtreben bis auf Weiteres in Hahn's Fabrik ein. Der Fromme wollte Pfründner in einem Verſorgungshauſe werden, um ganz ſeiner Seele zu leben. Da man ihm dieß nicht gewähren konnte, verließ er mit einem Segenswunſche die Verſammelten.

Konrad verließ mit ſeinem Knechte das Haus. Auf der Straße begann er folgendermaßen:

„Wie heißt du?“

„Jakob.“

„Brauchſt mir dein' Geſchicht' nicht erzählen, ſei nur jetzt brav. Du haſt geſehen, wo der krumme Weg hinführt.“

Jakob antwortete nicht.

„Haſt du ſchon was geſſen?“ fragte Konrad wieder.

„Ja,“ lautete die Antwort aus faſt verſchloſſenem Munde.

Im Wirthshauſe ging Jakob ſchnell in den Stall zu den Pferden. Er ſtreichelte und klatſchte ſie in Einem fort. Es that ihm gar wohl, wieder mit Thieren zuſammen zu ſein. Seit drei Jahren war er einſam oder unter Menſchen, die ſeine Vorgeſetzten waren und bei aller Güte doch ſtets vor Allem den Verbrecher in ihm ſahen. Jetzt war es ihm gar eigen zu Muthe, daß er nun doch wieder bei Thieren war; etwas von der Unſchuld der Welt ſprach ihn daraus an. Das verlangte auch keine Rede und keine Antwort. Jakob wünſchte, daß er mit gar keinem Menſchen und nur mit den Thieren zu leben hätte.

Wie leuchtete ſein Angeſicht, als er mit ſeinem Herrn raſch dahinfuhr; er, der ſeit Jahren in einen kleinen Raum eingefangen war, rollte jetzt wie im Fluge an Bäumen und Feldern und durch Dörfer dahin.

Auch jetzt noch ſprach Jakob wenig, und nur als ihn Konrad bedeutete, daß der Gelbbraune nicht Fuchs, ſondern Brauner heiße, antwortete er: „Schon recht.“

Als man unterwegs einkehrte und Jakob ſein Eſſen erhielt, nahm er ſich dieß mit in den Stall und verzehrte es bei den Thieren.

Jakob im Dorfe.

Es iſt eine ſeltſame Empfindung, wenn man in einen Ort kommt, wo man keinen Menſchen kennt, wo man aber ſelber bereits von Allen gekannt iſt, und zwar wie Jakob nicht von der vortheilhafteſten Seite. Berühmte Männer können ſich vom Gegentheil aus eine Vorſtellung davon machen.

Still und emſig vollführte Jakob die ihm obliegenden Arbeiten, faſt immer noch mit eingekniffener Unterlippe. Nie ſah man ihn lachen, nie nahm er zuerſt das Wort. Wenn er ins Feld ging, bot er Niemand die Zeit, und wenn die Leute ihn grüßten, dankte er kaum hörbar. Nach und nach verbreitete ſich das Gerücht, es ſei im Oberſtüble bei Jakob nicht recht geheuer; doch hatte noch Niemand etwas Närriſches an ihm geſehen, er verrichtete die Feldarbeit und verſorgte das Vieh pünktlich, ließ kein Löckle Heu und kein Körnle Hafer verloren gehen. Nie geſellte er ſich Abends zu den ſingenden und ſcherzenden Burſchen. Selbſt wenn er allein war, hörte man ihn nicht ſingen und nicht pfeifen, was doch Jeder thut, der nicht einen Kummer im Herzen oder ſchwere Gedanken im Kopfe hat.

Die Frühlingsſonne hatte den im Kerker Gebleichten bald wieder geröthet. Die Mädchen bemerkten im Stillen unter ſich, daß des Adlerwirths Knecht fünf rothe Bäckle habe, zu den gewöhnlichen noch eines auf dem Kinn und zwei an den Stirnbuckeln.

Bei alledem blieb ſich Jakob in ſeiner ſonſtigen Art gleich.

Der Buchmaier, dem das verſchloſſene Weſen des Unglücklichen ſehr zu Herzen ging, geſellte ſich mehrmals zu ihm und ſuchte ihn auf allerlei Weiſe redſelig zu machen. Jakob aber gab nur knappe Antworten und blickte dabei immer wie verſtohlen und zuſammengeſchreckt auf den Buchmaier. Auch der Pfarrer konnte mit ſeinen liebreichen und eindringlichen Ermahnungen nicht viel aus Jakob herauskriegen. Auf eine lange Rede von Vergebung und Gnade, die der Pfarrer einſt auf ſeiner Stube an ihn gehalten, erwiderte Jakob nichts, ſondern ging an den Tiſch, nahm die Bibel, blätterte darin und hielt endlich den Finger ſtarr auf einer Stelle. Der Pfarrer las, es waren die erſten Worte im Evangelium Johannis: „Im Anfang war das Wort.“

Jakob ſchlug ſich auf den Mund und ſah den Pfarrer fragend an, dieſer verſtand: man hatte dem Armen das Wort entzogen, jenes edle Band, das die Menſchen mit einander und mit Gott vereinigt. Jede freie Rede ſeiner Lippen erſchien ihm wie ein Hohn gegen den Armen, und er gedachte zum Erſtenmale recht lebendig jener empörenden Tyrannei, da man das öffentliche Wort bindet und feſſelt.

Jakob wendete ſich ab und that als ob er ſich mit ſeinem Tuche den Schweiß abtrockne, in der That aber wiſchte er ſich die Thränen ab, die er zu verbergen trachtete. Der Pfarrer ſtand vor ihm und betrachtete ihn mit thränenerfüllten Augen; er faßte ſeine Hand und ſprach ihm Muth und Troſt zu.

Jakob geſtand zum Erſtenmale in Worten, wie beklommen ſeine Seele ſei. Das erleichterte ihn. Er ging befreiter von dannen und grüßte den Schullehrer, der ihm auf der Treppe begegnete, aus freien Stücken.

Im Adler war Jakob auch oft Gegenſtand des Geſprächs und der Buchmaier bemerkte:

„Man mag mir ſagen, was man will, man hat kein Recht dazu, einem Menſchen und wenn er auch das Aergſte gethan hat, das Sprechen zu verbieten. Weiß wohl, die Leute meinen's gut, ſie wollen die Menſchen beſſern, aber das heißt man zu Tod kuriren."

„Herr Gott!" rief Mathes, „wenn ich dran denk', daß mir's ſo gehen könnt', ich thät an Jedem der mir unter die Händ' käm' einen Mord begehen, daß man mir den Hals abſchneiden thät; nachher wär's ja ohnedem aus mit dem Schwätzen."

Noch viel andere derartige Reden fielen und Jakob war lange der Gegenſtand des Geſprächs, bis man ſich an ihn gewöhnte und nicht mehr an ihn dachte.

Deſto mehr aber dachte Jakob für ſich, ſo wenig das auch früher ſeine Gewohnheit war. In der erſten Zeit nach ſeiner Befreiung war er ſich wie betäubt vorgekommen; er griff ſich oft nach der Stirn, es war ihm, wie wenn man ihn mit einem ſchweren Hammer auf den Kopf geſchlagen hätte. Er träumte wie halb ſchlafend in die Welt hinein.

Jahre lang in einſamer Zelle ſitzen, ohne eine Menſchenſeele, der man die flüchtigen und unſcheinbaren wie tieferen Regungen der Seele mittheilt — das iſt eine Erfindung, würdig einer lendenlahmen Zeit, der das Verbrechen über den Kopf wächſt und die es zu ausgemergelter Frömmelei zu verwandeln trachtet. Drängt die quellende Thatkraft zurück, ſperrt die ſcheußlichen Dämonen ein in die Bruſt eines Menſchen, daß ſie ſich in einander krallen, ſich zerren und raufen; gebt Acht, daß ja Keiner entkommt und in eure mit Latten umfriedete Welt eindringt, — ſchickt dann euern Pfaffen, ſein Opfer iſt bereit, wenn ihm nicht der gütige Dämon des Wahnſinns zuvoreilt.

Jakob war ein Menſch leichten Sinnes geweſen, ſein Kopf war nie zu eng für ſeine Gedanken, er wußte kaum, daß er ſolche hatte; er ſprach ſie bald aus oder zerſtreute ſie. Jetzt aber hatte er Jahre lang ſtill in einſamer Zelle geſeſſen, und Geiſter kamen, von denen er nie gewußt, und grüßten ihn wie alte Bekannte und tanzten einen tollen, ſinnverwirrenden Reigen. Was nützte es ihn, daß er ſorgfältig die Borſten zählte, die er bei ſeinem neuen Handwerke verarbeitete, daß er die Zahlen laut herſagte, daß er betete, daß er mit dem Hammer aufſchlug? Die flüchtigen Dämonen wichen nicht und waren nirgends zu faſſen. Sie lugten in der Dämmerung fratzenhaft unter dem Stuhle hervor; kollerten auf dem Bette, kletterten an den Wänden hin und ſpielten mit dem Gepeinigten und nährten ſich mit dem Angſtſchweiß auf ſeiner Stirne.

Die geſunde Natur Jakobs hatte den Verderbern Stand gehalten. Als Jakob aus dem einſamen Gefängniſſe zuerſt wieder in die Geſellſchaft ſeiner Schickſalsgenoſſen gebracht wurde, war er traurig und blöde. Die lebendigen Menſchen erſchienen ihm lange wie Geiſter mit erlogener Lebensgeſtalt. Und als er zu den freien Menſchen zurückkehrte, war ihm die Welt wie aufgelöſt, wie chaotiſch in einander zerfloſſen; er konnte ſich nicht drein finden und lebte einſtweilen ſo in den Tag hinein und arbeitete ohne Unterlaß. Er kam ſich wie ein längſt Verſtorbener vor, der unverſehens wieder in die Mitte der Lebenden verſetzt wird, der ſich die Augen reibt und nicht faſſen kann, wozu die Menſchen rennen und jagen, was ſie zuſammenhält, daß ſie nicht feindſelig auseinanderſtieben. Er hatte ehedem nach Neigung und Luſt und von den Pflichten des Tages gehalten, im Zuſammenhange der Welt gelebt; er war durch ein Verbrechen ſchmerzhaft ausgejätet worden, er konnte nirgends mehr recht einwurzeln. Das Räthſel des Weltzuſammenhanges ſtand hier vor der Seele eines Menſchen, der nie etwas davon geahnt.

Mehrmals kam Jakob der Gedanke des Selbſtmords, der plötzlich aus all dem Wirrwarr lostrennt; aber ſo oft ihm der Gedanke kam, ballte er beide Fäuſte, knirſchte vor ſich hin und ſagte: „Nein!“

Wohl hatte ihm der Pfarrer den weltbezwingenden Spruch ins Herz gelegt und gedeutet: Gott iſt die Liebe! Er iſt jener geheimnißvolle Punkt, der jedes Weſen zwingt, in ſich feſt zu ſtehen und zu leben, der alle Creaturen in ſich und mit einander zuſammenhält, der mitten in Kampf und Noth die ewige Harmonie zeigt, in die wir einſt Alle aufgehen. — Jakob hörte die ausführliche Deutung beruhigt an, ſie that ihm wohl, aber er konnte ſie nicht auf ſich anwenden, nicht die Welt um ſich her damit beherrſchen und verklären. Wo zeigte ſich ihm dieſe Liebe in den Thaten der Menſchen?

Jakob hatte einſt in ſeiner Kindheit gehört, wie wilde Männer in Bärenhäute gehüllt zuerſt in dieſe Gegend gekommen und ſie angebaut hatten. Wenn er jetzt ins Feld ging, war es ihm ſonderbarer Weiſe oft als ſähe er einen jener erſten Wilden mit der Bärenhaut und der unförmlichen Axt in den Wald ſchreiten und die Bäume fällen; er ſah ihn bei hellem lichtem Tage und in ſeinen Träumen. Welch ein tauſendfältiges Leben bewegte ſich jetzt auf dem kleinen Raume, den einſt nur die Thiere des Waldes beherrſcht hatten! Er ſah, wie nach und nach die Söhne und Töchter ſich anſiedelten, Fremde herzukamen; ſie nahmen Steine und ſetzten ſie als Markzeichen zwiſchen ihre Felder, ſie bauten ein großes Haus und ſtellten einen Mann hinein, der mit lauten Worten ihr Gewiſſen wach erhalte, ſie ſetzten einen Andern hin zum Richter über ihren Streit, und dieſe Beiden behielten fortan allein das Wort, — aus dem Ofenloch, in das man das unartige Kind ſperrte, ward ein großes Gefängniß . . .

Jakob war auf einem Umwege in die wirkliche Welt zurückgekehrt; ſie wird ihn bald wieder faſſen und feſthalten.

Wer mag es aber den Leuten verdenken, daß ſie den Kopf über einen Menſchen ſchütteln, von dem ſie kaum ahnten, wie er in Gedanken weit weg von ihnen Allen war?

Zwei Genoſſen.

Der Adlerwirth und ſeine Leute ſaßen eines Mittags in der Erntezeit bei Tiſch. Es wurde faſt gar nicht geſprochen, denn die Eſſenszeit dient zugleich als Ruhepunkt, und in dieſen Kreiſen iſt das Sprechen eine Arbeit; man wird nicht finden, daß es nur als etwas Beiläufiges einem andern Thun ſich zugeſellt, die Seele wendet ſich ihm ganz zu und die faſt immer begleitenden Bewegungen ziehen den Körper nach.

Bärbele, die Adlerwirthin ſagte, als man eben abräumte:

„Der Bäck hat heut eine neue Magd kriegt, ſie iſt im Zuchthaus geweſen und iſt ihm von dem Verein übergeben worden. Die dauert mich im Grund des Herzens, die kommt vom Prügele an den Prügel, ich mein' —“

Konrad ſtieß ſeine Frau an, ſie ſolle ſtill ſein, und winkte mit den Augen nach Jakob. Durch das plötzliche Abbrechen und die eintretende Stille gewannen die Worte Bärbele's erhöhte Bedeutſamkeit; Jedes ſprach ſie gewiſſermaßen im Stillen nach. Jakob ſchien indeß wenig davon berührt, er ſchnitt ſich einen tüchtigen „Ranken“ Brod, ſteckte ihn zu ſich, klappte ſein Taſchenmeſſer zu und verließ ſchon bei den letzten Worten des Schlußgebets das Zimmer. Die Rückſichtsnahme durch das plötzliche Verſtummen ärgerte ihn mehr als die vernommenen Worte: er wollte, daß man von ſeinen Schickſalsgenoſſen in ſeinem Beiſein ohne Rückhalt ſpreche. Dieſes Verſtummen bewies ihm, daß man ihn noch nicht für gereinigt hielt; er zürnte.

So verletzlich und anſpruchsvoll iſt ein gedrücktes Gemüth.

Kaum war Jakob eine Weile fort, als ſich die Thür wieder öffnete; ein fremder Mann, der einen Querſack über der Schulter trug, zerrte Jakob am Bruſttuche nach.

„Komm mit,“ rief er, „du mußt ein Bufferle[1] mittrinken. Sind wir nicht alte Bekannte? Haben wir nicht drei geſchlagene Jahr' mit einander im Gaſthof zum wilden Mann loſchirt?“

---

[1] Ein Viertelſchoppen.

Jakob ſetzte ſich endlich verdroſſen auf die Bank.

Der Fremde iſt uns gleichfalls bekannt, es iſt der wohlgemuthe Frieder. Jakob war auch jetzt noch ſchweigſam, ſein Kamerad erſetzte ſeine Stelle vollauf.

„Biſt noch immer der alte Hm! Hm!“ ſagte er; „hältſt das Maul wie ein **ſcher Landſtand? Guck, ich hab heut ſchon mehr geſchwätzt als ſieben Weiber und drei Profeſſor. Ich bin aber auch jetzt bei denen, die das große Wort führen. Was meinſt was ich da drin hab? Lauter Purvel“ (Pulver). Er öffnete ſeinen Sack und warf eine große Maſſe von — Lumpen heraus: „Lug, da draus macht man Papier, und da drauf exerziren ganze Regimenter von ſchwarzen Jägern. Ich muß das Lumpenvolk da zuſammentreiben, ſonſt können meine Herren keinen Krieg führen und Krieg muß ſein, Alles muß unter einander. Es geſchieht ihnen Recht. Warum haben ſie mir kein' Anſtellung geben.“

„Was brauchſt aber ſo viel ſchwätzen bei deinem Lumpenſammeln?“ fragte Bärbele.

„Das iſt das allerſchwerſte Geſchäft,“ erwiderte Frieder; „du glaubſt nicht, wie die Leut' an ihren Lumpen hangen. Wenn Alles noch ſo kreuzweis zerriſſen und zerſetzt iſt, wollen ſie's doch nicht hergeben; ſie meinen immer: es wär' noch ein brav's Lümple dabei, das man noch zu was brauchen kann, zum Ausflicken oder Scharpie daraus zu zupfen. Her damit, ſag' ich, wenn auch noch ein gut Lümple dabei iſt, ſchad't nichts, eingeſtampft muß werden. Lumpenbrei. Jetzt hol' noch ein Buſſerle und denk derweil drüber nach, daß du das Taufen vergißſt.“

Frieder leerte ſchnell noch auf einen Zug den Reſt; Jakob wollte aber nicht mehr trinken als die zweite Ladung kam.

„Was?“ rief Frieder, „du willſt keinen Schnaps trinken? Ja, du haſt Recht, ich ſag's auch: das Beſt' auf der Welt iſt Waſſer und — Geld genug und — Geſundheit. Freilich, das Schnapstrinken iſt eine Sünd', aber ich muß es thun. Guck, jeder Menſch muß ein' Portion Sünden und ein' Portion Schnaps trinken, ſo viel eben auf ſein Theil kommt. Ich trink' jetzt aus Frömmigkeit für meine Mitmenſchen. Ich bin mit meinem Theil fertig, und jetzt trink' ich für Andere. Es ſoll dir wohl bekommen, Jakob, das iſt dein Theil!“ ſchloß Frieder und nahm einen tüchtigen Zug.

Jakob ſprach noch immer nicht, und jetzt endlich ſagte er aufſtehend, daß er ins Feld müſſe. Frieder machte ſich ſchnell auf, um ihn zu begleiten.

Frieder war im ganzen Dorfe bekannt, wie bös Geld; er ſprach Jedermann an und hielt Jakob dabei an der Hand. Dieſem war es gar erſchrecklich zu Muthe, daß er mit einem ſo allbekannten Gauner vor den Leuten erſcheinen mußte; er ſagte ſich aber wieder: du biſt ja ſelber ein Gezüchtigter und wie würde dir's gefallen, wenn man dich meidet? Er duldete daher die Vertraulichkeit Frieders.

Der Studentle begegnete ihnen und fragte: „Lebſt auch noch alter Sünder?“

„O du!“ entgegnete Frieder, „mit deinen Knochen werf' ich noch Aepfel vom Baum 'runter.“

Conſtantin lachte und fragte wiederum: „Was treibſt denn jetzt?“

„Lumpenſammeln.“

„Geht’s gut dabei?“

„’s ging’ ſchon, aber die verdammten Juden verderben den Handel. Wenn die Regierung was nutz wär’, müßt ſie den Juden das Lumpenſammeln verbieten.“

Jakob war während dieſes Geſprächs fortgegangen und Frieder rannte ihm nach. An dem Bäckenhaus lehnte ſich ein Mädchen aus der Halbthüre, es ward „ritzeroth,“ als es die Beiden ſah. Jakob blickte das Mädchen ſcharf an, ſah aber gleich darauf zur Erde. Frieder pfiff unbekümmert ein Lied vor ſich hin.

Erſt am letzten „einzecht“ ſtehenden Hauſe des Dorfes wurde Jakob ſeinen Gefährten los, der zu dem hier wohnenden Hennenfangerle ging. Die alte Frau, die dieſen Beinamen hatte, war als Hexe verſchrien, obgleich Niemand mehr recht daran glaubt; ſo viel war gewiß: geſtohlenes Gut, das in ihre Hände kam, war wie weggehext. Jener Name rührt allerdings von etwas Dämoniſchem her, das der Frau innewohnte; ſie konnte mit ihrem Blicke die Hühner bannen, daß ſie ſich wie vor einem Habicht zuſammenduckten und greifen ließen. Gerupfte Hühner kennt kein Menſch mehr und zu Aſche verbrannte Federn zeigen keine beſonderen Farben. Dieſer Geruch verbrannter Federn mochte auch immer die Hühner erſchrecken, wenn das Hennenfangerle ſich ihnen näherte, ſo daß ſie laut aufgackerten.

Die Leute ließen die alte Frau in Ruhe, denn ſie war ihnen unheimlich, man ſagte, ſie werde deßhalb ſo alt, weil ſie ſich nur von Hühnerſuppe nähre. Man traf Vorſorge, verfolgte ſie aber nicht weiter, wenn ſie ſich unverſehens ihren Tribut holte.

Die Luft beengt den Athem hier im Hauſe; laſſen wir Frieder allein bei ſeiner Vertrauten.

Draußen im Felde, wo Jakob den Klee mit ſeinen verdorrten Blumen mäht, da iſt's freier. Wie ſtattlich ſieht Jakob aus bei dieſer Arbeit, wie ſchön ſind ſeine Bewegungen. Von allen Feldarbeiten iſt das Mähen die ſchönſte und am meiſten kräftigende. Da bückt man ſich nicht zu Boden, da ſteht man ſtolz und frei und im weiten Umkreis fallen die Halme nieder. Wir können aber Jakob nichts helfen, denn das Mähen will wohl gelernt und geübt ſein und die Schichten müſſen liegen bleiben, wo ſie gefallen ſind, bis ſie ganz verdorren. Könnten wir ihm nur in ſeinen Gedanken helfen! Die Senſe ſcheint heute nicht recht ſcharf und Jakob etwas mißmuthig. Das Zuſammentreffen mit Frieder peinigt ihn, aber noch etwas Anderes, er weiß nicht recht was. So oft er den Wetzſtein nimmt und die Senſe ſchärft — und das geſchieht oft — denkt er an das Mädchen, wie es zur Halbthüre herauslehnte und wie es erröthete; er hat herzliches Mitleid mit ihm. Jakob war kein Neuling in der Welt, er wußte wie Unglück und Verbrechen kein Alter und kein Geſchlecht verſchont, aber jetzt war es ihm, als ob er's hier zum erſten Mal erführe. Ein Mädchen mit dem Stempel des Verbrechens auf der Stirn iſt doppelt und ewig unglücklich; was ſoll aus ihm werden? — Jakob mähte, um ſeine Gedanken los zu werden ſo emſig fort, daß er unvermerkt einen ſcharfen Schnitt in den Stamm eines Bäumchens machte, das mitten im Klee ſtand.

Nun hatte er Grund genug zum Wetzen.

Die luſtige Magd.

Am Sonntag Nachmittag ſaß Jakob bei einem Fuhrmann in der Stube; ſie hatten einen Schoppen Unterländer Wein vor ſich ſtehen. Konrad ſah zum Fenſter hinaus und ſagte jetzt:

„Bäckenmagd, komm 'rein mit deinen Mitſchele.“

Das Mädchen trat ein, es trug einen Korb voll „mürben“ Brodes auf dem Kopfe. Wie es jetzt den Korb abnahm und frei vor ſich hinhielt, erſchien es in ſeiner gedrungenen Geſtalt gar anmuthig. Das kugelrunde ruhige Geſicht ſah aus wie die Zufriedenheit ſelber, ſeltſam nahmen ſich dabei die weit offenen hellblauen Augen mit den dunkeln Wimpern aus; es ſchien eine Doppelnatur in dieſem Geſichte zu hauſen. Ein kleines unbändiges Löckchen, das ſenkrecht mitten auf die Stirne herablief, ſuchte das Mädchen in das braune Haargeflecht zu ſchieben, aber es gelang nicht. Man ſah es wohl, das wilde Löckchen, das ſich nicht einfügen ließ, war ſorgfältig gekräuſelt und zur Zierde geſtaltet; es gab dem ganzen Anblicke des Geſichts etwas muthwilliges. So erſchien es wenigſtens Jakob, als das Mädchen auch zu ihm kam und ihm Brod zum Verkaufe anbot, und er fuhr wie erſchreckt zuſammen. Er griff nach dem

Glaſe, als wollte er es dem Mädchen reichen, ſchüttelte aber zornig ſchnell mit dem Kopfe und — trank ſelber.

Der alte Metzgerle, der auf der Ofenbank ſaß und auf einen Freitrunk harrte, ſuchte ſich einſtweilen die „Langzeit“ zu vertreiben, indem er das Mädchen neckte. Er ſagte, auf die Locke deutend:

„Du haſt einen abgeriſſenen Glockenſtrang im Geſicht, es muß einmal tüchtig Sturm geläutet haben bei dir.“

Das Mädchen ſchwieg und er fragte wieder: „Sind deine Mitſchele auch friſch?“

„Ja, nicht ſo altbacken wie Ihr,“ lautete die Antwort.

Alles lachte, und der Metzgerle begann wieder:

„Wenn du noch dreißig Jahre ſo bleibſt, gibſt du ein ſchön alt Mädchen.“

Raſch erfolgte die Gegenrede: „Und wenn Ihr eine Frau krieget, nachher bekommt der Teufel eine Denkmünz’, daß er das Meiſterſtück fertig bracht hat.“

Schallendes Gelächter von allen Seiten unterbrach eine Zeit lang das Reden, und als der Metzgerle wieder zu Wort kommen konnte, ſagte er:

„Man merkt’s wohl, du biſt anders als auf’s Maul gefallen.“

„Und Euch wär’s gut, wenn Euch was in’s Maul fallen thät, nachher ließet Ihr auch Eure unnützen Reden. Wie? Will Niemand mehr was kaufen? Ich muß um ein Haus weiter.“

Mit dieſen Worten verließ das Mädchen die Wirthsſtube. Jakob ſchaute ihm halb zornig, halb mitleidsvoll nach. Er machte ſich jetzt Vorwürfe, daß er von allen Anweſenden die Magd am unwirſcheſten behandelt habe; er hatte kein Sterbenswörtlein mit ihr geſprochen. Dann ſagte er ſich wieder: „Aber ſie geht dich ja nichts an, du haſt ja nichts mit ihr zu theilen, nichts, gar nichts.“

Man ſprach nun viel von der Magd und daß ſie ſo luſtig ſei, als ob ſie ihr Lebtag über kein Strohhälmle geſtrandelt wäre.

Der Metzgerle bemerkte: „Die hat große blaue Glasaugen wie ein mondſüchtiger Gaul, die ſieht im Finſtern.“

In Jakob regte ſich eine Theilnahme für das Mädchen, die er ſich nicht erklären konnte. Er überlegte, ob es wirklich ſo grundverderbt ſei, oder nur ſo leichtfertig thue; der Schluß ſeines Nachdenkens hieß aber immer wieder: „Sie geht dich ja nichts an, nichts, gar nichts.“

So oft nun Jakob der Magdalena — ſo hieß das Mädchen — auf der Straße oder im Felde begegnete, wendete er ſeinen Blick nach der andern Seite.

Der Hammeltanz wurde im Dorf gefeiert, im Adler ging es hoch her. Jakob verſah die Dienſte eines Kellners, auch Magdalena half bei der Bedienung. Da man nur in den Pauſen beſchäftigt war, ſo hätte Jakob wohl einen Tanz mit Magdalena machen können; er forderte ſie aber nie auf und ſie ſchien dieſe Unhöflichkeit kaum zu bemerken. Wenn er nicht umhin konnte etwas mit ihr zu ſprechen, lautete Ton und Wort immer ſo als ob er ſich geſtern mit ihr gezankt, als ob ſie ihm ſchon einmal etwas zu leid gethan hätte.

Magdalena blieb dabei immer gleichmäßig froh und guter Dinge.

Aufhelfen.

Eines Tages ging Jakob in's Feld, da ſah er Magdalene vor einem Kleebündel ſtehen; ſie hielt die Hand vor die Stirn geſtemmt und ſchaute ſich weit um nach Jemand, der ihr aufhelfe. Jakob war es jetzt plötzlich, als ob ſie einem Menſchen ähnlich ſehe, den er gern aus ſeiner Erinnerung verbannt hätte; er ſchüttelte den Kopf wie verneinend und ging vorbei; kaum war er aber einige Schritte gegangen, als er ſich wieder umkehrte und fragte:

„Soll ich aufhelfen?"

„Ja, wenn's ſein kann."

Jakob hob Magdalenen die ſchwere Laſt auf den Kopf, dann reichte er ihr die Senſe. Magdalene dankte nicht, aber ſie blieb wie feſtgebannt ſtehen.

„Du haſt ein' ſchwere Traget, das hättſt du nicht allein aufladen können," ſagte Jakob.

„Drum hab' ich auch gewartet, bis Einer kommt. Dazu iſt es ja, daß mehr als Ein Menſch auf der Welt iſt, daß Einer dem Andern aufhilft. Man kann doppelt ſo viel tragen, wenn man ſich nicht ſelber aufladen muß."

„Du biſt geſcheit. Warum biſt denn allfort ſo luſtig und machſt vor den Leuten Poſſen?" fragte Jakob.

„Narr, das iſt Pfui-Kuraſche," erwiderte Magdalene. „Es kann's kein Menſch auf der Welt ſchlechter haben als ich: die halb' Nacht am Backofen ſtehen und verbrennen, den Tag über kein' ruhige Minut' und nichts als Zank und Schelten, und wenn ich was nicht recht thu', da heißt's gleich: Du Zuchthäuslerin, du... Da iſt kein Wort zu ſchlecht, das man nicht hören muß. Es iſt kein' Kleinigkeit, ſo einen Korb voll Brod zum Verkauf herumtragen, und oft kein' Biſſen im Magen haben. Wenn dein' gut' Meiſterin die Adlerwirthin nicht wär', die mir allbot was zuſchuſtert, die Kleider thäten mir vom Leib abefallen. Ich weiß nicht, ich hab das noch keiner Menſchenſeel ſo geſagt; aber ich mein' als, dir dürft' ich's ſagen, du mußt's wiſſen wie's Einem ums Herz iſt. Ich bin nicht ſo aus dem Häusle, wie ich mich oft ſtell'. Fortlaufen darf ich nicht, ſonſt heißt's gleich, die iſt nichts nutz, und zu todt grämen mag ich mein jung Leben auch nicht, und ... da bin ich halt luſtig. Es gibt Einem doch Niemand was dazu, wenn man ſich das Herz abdruckt; es laßt ein Jedes das Andere waten, wie's durchkommen mag. Ich weiß gewiß, es muß mir noch beſſer gehen. Ich bin vom Fegfeuer in die Höll' kommen, es kann nicht ewig währen, ich muß einmal erlöſt werden. Ich weiß nicht, warum mich unſer Herrgott ſo hart ſtraft; was ich than hab', kann dem rechtſchaffenſten Mädle paſſiren. Ich mein' als, ich muß für mein' Mutter büßen, weil ſie meinen Vater genommen hat." — So ſchloß Magdalene lächelnd und trocknete ſich große Thränen ab.

Jakob ſagte: „Genug für jetzt. Du haſt ſchwer auf dem Kopf, mach' daß du heim kommſt. Vielleicht ſehen wir uns ein Andermal wieder, oder . . . heut Abend, oder . . . morgen.“

Jakob ging raſch davon, als hätte er etwas Schlimmes begangen. Auch fürchtete er in der That auf freiem Felde mit Magdalenen geſehen zu werden; er kannte die Blicke und Worte der Menſchen in ihrem Tugendſtolze.

Jakob kehrte ſich bald um und ſah Magdalenen nach, bis ſie zwiſchen den Gärten verſchwand und man nur noch den Kleebündel zwiſchen den Hecken ſich fortbewegen ſah.

Bei der Arbeit beunruhigte ihn immer der Gedanke, welch ein Verbrechen wol Magdalene begangen habe; er hätte ſie gern ganz unſchuldig gewußt, nicht um ſeinetwillen, gewiß nicht; nur um ihretwillen, damit ſie ſo harmlos leben könne wie es für ſie paßte.

Jakob hatte ſich vorgeſetzt, fortan allein und getrennt von aller Welt ſein Leben fortzuführen; er hatte nicht Freunde und nicht Verwandte auf dieſer Welt. Er hatte einſt gewaltſam eingegriffen in die gewohnte Ordnung oder Unordnung der Geſellſchaft, und die Geſellſchaft trennte ihn aus ihrer Mitte und gab ihn der Einſamkeit preis. So ſchmerzhaft auch dieſe Vereinſamung war, ſie ward ihm jetzt faſt eine liebe Gewohnheit. Zurückgekehrt in die Genoſſenſchaft der Menſchen, blieb er aus freien Stücken allein und frei, ließ ſich von keinem Bande der Neigung und Vereinigung mehr feſſeln. Jetzt ſchien es unverhofft über ihn zu kommen; er wehrte ſich mit aller Macht dagegen. Er war nicht leichten Sinnes genug, um ſich ſorglos einem Verhältniſſe hinzugeben; er gedachte alsbald des Endes. Das Leben hatte ihn gewitzigt.

Wie ſtürmten jetzt dieſe Gedanken, bald klarer bald verworrener durch die Seele Jakobs. Das aber iſt der Segen der ſchweren Leibesarbeit, daß ſie die marternden Gedanken alsbald niederkämpft; das iſt aber auch ihr uralter Fluch, daß ſie nicht frei aufſteigen läßt in die Klarheit, um dort den Sieg zu holen. Wie viel tauſend Gedanken ruhen gedrückt und verkrüppelt hinter der Stirn, die jetzt die ſchwielige Hand bedeckt; wie viel peinigende fliehen aber auch, wenn dieſe Hand ſich regt. Jakob empfand Beides.

Anfangs wollte Jakob den Entſchluß faſſen, nie mehr irgend ein Wort mit Magdalene zu reden. Mit ſeiner früheren Bannformel „ſie geht dich nichts an“ wollte er das Wogen ſeines Innern beſchwichtigen; aber dieſe Formel war ſchon längſt nicht mehr wahr, ſchon damals nicht, als er noch kein Wort mit Magdalene geſprochen hatte. Wendete er den Blick auch ab, wenn er an ihr vorbeiging; im Innern hegte er doch eine tiefe Theilnahme für ſie.

Wie klug iſt aber die ſtille Neigung, die ſich vor ſich ſelbſt verhüllt! Jakob kam endlich mit ſich überein, daß Magdalena ſeiner als Stütze bedürfe; er konnte ſich ihr nicht entziehen. Sie hat ja ſelbſt geſagt: man trägt leicht eine doppelte Laſt, wenn ein Anderer aufhilft.

Jakob gehörte der Welt wieder an. Er ließ ſich freiwillig einfügen, freiwillig und doch von einer höheren Macht getrieben. Er fühlte ſich friſch und kräftig bei dieſem Entſchluſſe, denn er trat durch denſelben wieder in den Einklang mit ſich und der Welt. Das jedoch gelobte er ſich hoch und heilig, daß er auf der Hut ſein wolle; vor acht Tagen, mindeſtens aber vor Sonntag, das heißt vor übermorgen, wollte er Magdalene nicht ſprechen.

Wie leicht aber wirft ein Mann den Liebesfunken in die Seele eines Mädchens und geht dann ſorglos hin, ſein ſelbſt und des Andern vergeſſend, während es dort weiter glimmt und zur Flamme auflodert.

Magdalene war nach Hauſe gegangen und ihr Angeſicht lächelte. Sie hatte gar keinen Gedanken, es war ihr nur wohl; ſie wußte nichts von der Laſt auf ihrem Kopfe. In der Scheune ſtand ſie noch eine Weile ſo ſtill, gleich als wollte ſie die Stimmung noch feſthalten, die jetzt in dieſer Lage in ihr lebendig war; dann aber warf ſie den Kleebündel weit vor ſich hin, ſtrich ſich die Haare zurecht und ging an die Küchenarbeit. Das Belfern der Bäckenfrau fand heute gar keinen Widerpart, Magdalene war geduldig wie ein Lamm. Träumeriſch ſah ſie in das lodernde Feuer und dachte an Alles und an Nichts. Einmal ſprang ſie plötzlich auf, wie wenn ſie gerufen worden wäre, rannte die Treppe hinauf in ihre Schlafkammer, betrachtete mit Wohlgefallen ihre neue Haube mit dem hohen von ſchwarzem Felbel überzogenen Draht, auch das ſchöne weiße Goller mit den Hohlfalten probirte ſie an, legte Alles ſchnell wieder in die Truhe, ſchaute eine Minute in ſich vergnügt zum Dachfenſter hinaus nach dem blauen Himmel und eilte wieder, eben ſo ſchnell als ſie gekommen war, zurück an den Herd.

Wie ſtaunte ſie aber, als Jakob am Abend und am andern Tage ohne Gruß an ihr vorüberging.

Mit Thränen in den Augen zog ſie am Sonntag Nachmittag das ſchöne Goller an und ſetzte die neue Haube auf; ſie wiſchte haſtig den halbblinden kleinen Spiegel ab, der allein die Schuld tragen ſollte, daß man nicht recht ſehen konnte.

Des Kindes Sühne.

Lange ſaß Magdalene angekleidet auf der Truhe die all' ihre Habſeligkeiten verſchloß, dann aber ging ſie hinab; die Treppe knarrte unter ihren ſchweren Tritten. Sie ſetzte ſich auf die Staffel vor dem Hauſe und ließ ihre Gedanken ſpaziren gehen, ſie ſelber wollte ruhen.

Nicht lange dauerte dieſe Ruhe. Jakob kam das Dorf herab, er grüßte ſie und — ging vorüber. Jetzt ließ ſie ihre Gedanken nicht mehr allein ſpaziren gehen, ihr ganzes Weſen folgte ihnen nach und ſie gingen mit Jakob. Dabei ſaß ſie ruhig auf der Staffel. Kaum hörbar und ohne es ſelbſt zu wiſſen ſang ſie das Lied:

Was hab ich denn meinem Feinsliebchen gethan?
Es geht ja vorüber und ſchaut mich nicht an?
Es ſchlägt ſeine Aeugelein wol unter ſich,
Und hat einen Andern viel lieber als mich.

Es paßte wol nicht; wer aber weiß, wie die Regungen und Erinnerungen der Seele ſich in einander verſchlingen? Wie oft läuft ein fremder Gedanke neben her, während das Herz ganz erfüllt iſt von dem Ereigniß des Augenblicks!

Beſſer aber paßte ein anderer Vers, der nun auch folgte:

Die ſtillen, ſtillen Waſſer,
Sie haben keinen Grund;
Laß ab von deiner Liebe,
Sie iſt dir nicht geſund.

Der alte Metzgerle kam nun ebenfalls das Dorf herab. Magdalena fürchtete ſich gerade jetzt vor ſeinen Späßen; ſie ging ſchnell in das Haus und nahm ihren früheren Sitz erſt wieder ein als der Spaßvogel vorüber war.

Was läßt ſich da nicht Alles träumen an einem ſonntäglichen Sommernachmittage!

Viel tauſend Jünglinge und Jungfrauen treten zu einander und ihr Schickſal beginnt erſt von dem Augenblicke, da ſich die Strahlen ihrer Augen in einander ſchlingen; ſie haben ſich nichts zu berichten, als harmloſe, halbverſchleierte Kindererinnerungen. Ihr Leben beginnt erſt jetzt, es beginnt als ein gemeinſames, und ſelig! wenn es ſo endet.

Wie ganz anders dieſe Beiden hier! Ein herbes Geſchick laſtet auf ihnen und ſie tragen ſeine unauslöſchlichen Brandmale. Darum zittern und zagen ſie und ſchleichen bang umher. Die Wunden müſſen noch einmal aufgeriſſen werden vor den Augen des Andern; ſie quälen ſich jetzt zwiefach, da ſie vorahnen wollen was den Andern bedrückt, und doch kein Ziel finden.

Da kommt Jakob wieder denſelben Weg, er muß um das ganze Dorf gegangen ſein. Magdalena ſchaute nieder in den Schoos, aber ſie ſah doch Jakob immer näher kommen, und jetzt ging er langſamer, und jetzt ſagte er halb vor ſich hin:

„Heut Abend nach dem Nachtläuten hinter'm Schloßhag.“

Magdalena antwortete nicht; als ſie aufſchaute war Jakob fort.

Wie glänzte jetzt ihr Angeſicht voll Freude; ſie wußte, daß er ſie auch lieb habe. Bald aber ging das Trauern wieder an. „Was muß er nur von dir denken,“ ſprach ſie zu ſich, „daß er dir ſo gradaus befiehlt, wie wenn's ſo ſein müßt'. Nein, ich laß mir nicht befehlen, und ich bin kein ſo Mädle, das Einem nachlauft. Nein, er ſoll rechtſchaffen von mir denken. Du kannſt lang warten, bis ich komm'. Und noch dazu auf dem finſtern Platz, wo's Einem gruſelt. Und was ſoll ich für eine Ausred' nehmen? Ich bin noch nie nach dem Nachtläuten fort. Und er hätt' wol ein' Weil dableiben können, daß man's beſſer ausgemacht hätt'. Nein, ich will nicht. Zehn Gäul' bringen mich nicht an den Schloßhag.“

„So iſt's recht,“ unterbrach jetzt der Metzgerle das nur in einzelnen Lauten vernehmbare Selbſtgeſpräch, „ſo iſt's recht, dein Räſſele muß immer gehen; wenn Niemand da iſt, ſchwätzſt du mit dir ſelber, da haſt du ſchöne Geſellſchaft.“

Bei dieſen Worten ſetzte er ſich hart neben Magdalena, ſie aber gab ihm einen gewaltigen Stoß, daß er faſt von der Staffel fiel. Sie zog den Schlüſſel an der Hausthüre ab und ging auch fort. Sie war heute gar nicht zum Scherzen aufgelegt.

Als es Abend zu werden begann, ward es Magdalena wieder bang zu Muthe; es that ihr doch weh, daß ſie ſo feſt beſchloſſen hatte, nicht nach dem Schloßhag zu gehen. „Er wird gewiß bös ſein, und er hat Recht; aber ich bin unſchuldig, warum iſt er ſo ungeſchickt und . . .“ So dachte ſie wieder und ſtellte ſich an die Hausthüre; ſie hatte keine Ruhe mehr zum Sitzen. Als die Abendglocke läutete, ging ſie hinein und ſchaute nach den Hühnern, ob ſie alle da wären. Richtig, die ſchöne ſchwarze Henne, die jeden Tag den Gott gibt ein Ei legt, die fehlt. Es iſt jammerſchad, nein, die muß geſucht werden, die muß wieder herbei. Alle Nachbarn werden gefragt, Niemand weiß Auskunft; aber das Hennenfangerle haben Viele heut hier vorbei gehen ſehen. Sonſt verſteckten ſich die Leute, die ihr Eigenthum wieder haben wollten bei ſolchen Gelegenheiten in der Nähe vom Hauſe des Hennenfangerle, warteten auf ſeine Heimkunft und nahmen ihm die Beute wieder ab. Magdalena weiß aber auf andern Plätzen zu ſuchen: beim Rathhauſe oder auf dem Schloßplatze — ja, auf dem Schloßplatze da iſt ſie gewiß. — Nichts kommt auf den Lockruf herbei. Dort unten iſt der Schloßhag und wie im Fluge iſt Magdalena dort. Zehn Gäul' bringen ſie nicht an den Schloßhag, und jetzt war ſie der verlorenen Spur einer Henne dahin gefolgt!

Niemand iſt da. Magdalene ſteht ruhig am Zaune, ſie hört das Summen und Schwirren in der Luft, das Zirpen des Heimchens in der Schloßmauer und wie es in der Brunnenſtube quillt und quallt. Hinter des Schloßbauern Haus bellt der Hund, in der Ferne ſingen die Burſchen und ein Juchhe ſteigt wie eine Rakete in die Luft. Der Hollunder duftet ſtark, Johanniswürmchen fliegen umher wie verſpätete Sonnenfunken. Jenſeits auf dem Hochdorfer Berge ſteht eine langgeſtreckte dunkle Wolke, Blitze zucken daraus hervor; das Wetter kann ſich hier heraufziehen. Endlich — der Zaun geht auseinander, dort wo er mit dürren Dornen ausgeflickt iſt; Jakob kommt hervor.

„Warteſt ſchon lang?“ fragte er.

„Nein . . . ich . . . ich hab' mein' ſchwarze Henn' geſucht.“

Und nun erklärte Magdalene, wie ſie eigentlich nicht habe kommen wollen, Alles, was ſie ſeit Mittag gedacht hatte, oder doch die Hauptſache wie ſie meinte. Jakob gab ihr Recht und berichtete gleichfalls, wie ihm die Beſtellung faſt unwillkürlich aus dem Munde gekommen ſei; er habe etwas ſagen wollen und da ſei's ſo geworden.

Magdalene rollte ihre Schürze mit beiden Händen zuſammen und ſagte nach einer Weile:

Drum wird's auch am geſcheitſten ſein, wir gehen jetzt gleich wieder. Und es iſt auch wegen den Leuten.

„Das wär' eins,“ erwiderte Jakob, „die Leut' denken doch nichts Gutes, von dir nicht und von mir nicht. Jetzt ſind wir einmal da, jetzt wollen wir auch ein bisle bei einander bleiben.“

Nun wurde beiderſeits erzählt, wie man ſeit vorgeſtern gelebt. — Endlich fragte Jakob, indem er einen Zweig vom Zaune abriß, nach dem Schickſale Magdalenens.

Magdalene fuhr ſich mit der Hand über das Geſicht, ſtützte dann die Wange auf die Hand und erzählte:

„Von meinen Eltern kann ich dir nicht viel berichten, ſie ſollen früher ein ſchönes Vermögen gehabt haben, von meiner Mutter her; ſie ſind aber zu viel von einem Ort in den andern zogen und auch durch ſonſt Sachen — ſeitdem ich halt denken mag, ſind ſie arm geweſen. Mein' Mutter war früher an einen Vetter von meinem Vater verheirathet, und ſie iſt bald geſtorben und ich bin in's Waiſenhaus kommen, weil mein Vater ſich gar nichts um mich kümmert hat. Ich bin zu dem Schullehrer in Hallfeld than worden. Ich kann's nicht anders ſagen, ich hab's gut gehabt; er iſt ein grundguter Mann, ſie iſt ein bisle ſcharf, aber das war mir geſund, ich bin ein Wildfang geweſen. Mein Vater iſt auch all Jahr ein paarmal kommen und der Schullehrer hat ihm zu eſſen geben und hat ihn geehrt, wie wenn's ein Anverwandter wär'. Der Lehrer hat mich allfort ermahnt, ich ſoll meinen Vater ja nicht vergeſſen und ſoll ihm gut ſein; und auf Neujahr hab' ich ihm allemal einen ſchönen Brief ſchreiben müſſen und hab' ihm als ein paar Strümpf geſchickt. Der Lehrer hat die Woll' dazu aus ſeinem Sack bezahlt. Wie ich vierzehn Jahr alt worden bin, hab' ich einen guten Dienſt kriegt in der Stadt als Kindsmädchen; da war ich drei Jahr. Ich hätt' ein ſchön Geld verdient, wenn nicht all paar Wochen mein Vater dageweſen wär', und da hab' ich ihm Alles geben müſſen was ich gehabt hab'. Wenn ich nicht Kleider geſchenkt bekommen hätt', ich hätte mir keine anſchaffen können. Da ſind die zwei jüngſten Kinder an der Ruhr geſtorben und ich war überzählig im Haus. Die Leut' haben mich aber gern gehabt und haben mich das Kochen lernen laſſen, und da hab' ich einen prächtigen Dienſt bekommen bei dem Doctor Heiſter. Ich bin doch mein Lebtag unter fremden Leuten geweſen und es iſt mir nichts zu ſchwer, aber da war ich wie im Himmel. Wenn man ſo in ein fremd Haus kommt in Dienſt: man kennt die Leut' nicht, man ſchafft ſich ab und weiß nicht ob man's recht macht, und wenn man der Herrſchaft was Beſonderes thun will, kann man grad einen Unſchick machen. Bei dem Heiſter aber da war Alles gut. Es iſt mir oft geweſen, wie wenn ich das Haus ſo eingerichtet hätt' und Alles war ſo hell und ſo ſchön wie geblaſen, und mein' Küch' wie eine Kapelle. Der Doctor und ſeine Frau waren zwei einzige Leut' und keine Kinder, und da war noch ein Bedienter neben mir und alle Samstag eine Putzerin und wir haben außer'm Haus gewaſchen.“

„Mach's ein bisle kürzer, zu was brauch' ich das Alles wiſſen?“ drängte Jakob.

„Ja, das gehört Alles dazu, paß nur auf. Nun iſt mein Vater auch alle paar Wochen wiederkommen, und jetzt hab' ich ihm ſelber können zu eſſen geben bis genug, und mein' Herrſchaft hat ihm als ein Glas Wein 'rausgeſchickt. Der Herr Doctor hat aber bald gemerkt was mein Vater will und wie's mit ihm ſteht, und da hat er mir's einmal vorgehalten und hat geſagt, daß er die Sach' ändern will, und da hab' ich geſagt: wie's der Herr Doctor machen, wird's gut ſein. Von dem an hab' ich keinen Lohn mehr bekommen und die Trinkgelder hab' ich auch abliefern müſſen, und das iſt Alles auf die Sparkaſſe tragen worden und ich hab' das Büchle bekommen, da ſteht alles drin. Nun iſt der Herr Doctor verreist, weit bis nach Rußland zu, für ein Waiſenkind, das ſie um ſein Vermögen betrügen wollen. Er iſt ein Vater der Wittwen und Waiſen. Nun, das hab' ich vergeſſen: der Bediente, der neben mir war, das war ein wüſter Menſch; der hätt' mich ſchon lang gern fortgedrückt, weil ich nichts von ihm gewollt hab'. Er hat gewiß auch die Geldroll' geſtohlen, die von des Herrn Tiſch wegkommen iſt, mit fünfundſiebzig Gulden drin. Nun, wie der Herr fort war, da iſt gleich den andern Tag mein Vater da, wie wenn's ihm ein Vöglein pfiffen hätt'. Selben Tag haben wir Fremde gehabt, den Bruder von der Frau und noch andere Gäſte. Ich ſteh' nun grad' am Spülſtein und waſch' das Silber, da kommt mein Vater her und ſagt: gib mir Geld. Ich ſag', ich kann nicht, und da ſeh' ich wie er zwei Löffel nimmt und will ſie einſtecken; ich halt' ihm ſein' Hand und ring' mit ihm, er iſt ſtärker als ich. Der Bediente kommt eben und bringt das Kaffeegeſchirr, ich will keinen Lärm machen und fort iſt mein Vater. Ich renn' ihm nach bis an die Eck', ich ſeh' ihn noch, und jetzt verſchwindet er; ich kann in dem Aufzug, wie ich geh', nicht durch die Straßen, und daheim iſt alles offen und das Silber ſteht in der Küch'. Ich renn' heim und ſtoß' das Blech am Gußſtein 'naus und ſag': da ſind mir zwei

Löffel 'nunter und ich will ſie mir am Lohn abziehen laſſen. Der Bediente läßt den Abguß aufbrechen, man findet aber keine Löffel. Ich ſag' ich weiß nicht wo ſie hinkommen ſind, und da, da hat mein Unglück angefangen. Der Bediente hat's ſchnell auf der Polizei anzeigt, er hat ſich rein machen wollen wegen der Geldroll', und nach zwei Tagen ſind die Löffel wiederkommen und der Silberarbeiter hat genau angeben, daß er ſie von meinem Vater kauft hat. Wenn man einmal in's Lügen 'neinkommt, da iſt's grad wie wenn man einen Berg 'runterſpringt; man kann ſich nicht mehr halten. Der Bediente hat Alles angezettelt gehabt. Die gut' Frau Doctorin hätt' die Sach' gern vertuſcht, aber es iſt nicht mehr angangen; die Sach' hat einmal den Lauf bei den Gerichten. Ich ſteh' in der Küch' und da kommen zwei Polizeidiener, ich muß mit ihnen 'nauf in mein' Kammer und muß mein' Kiſt aufmachen und kruſten ſie drin 'rum und reißen alles 'raus und thun, wie wenn's lauter Lumpen wären, und jetzt muß ich mit ihnen in's Criminal. Ich weiß bis auf dieſe Stunde nicht, warum ich nicht geſtorben bin vor Kummer und Schand'. Geſtern hab' ich wegen meinem Küchenkleid meinem Vater nicht nachſpringen wollen; hätt' ich's nur than, ſo bräucht ich mich jetzt nicht ſo da führen laſſen. Du lieber Gott, wie iſt mir's da geweſen! Ich hab' gemeint, alle Leut', die mich anſehen, hängen ſich an meine Kleider, und es war mir ſo ſchwer und doch bin ich fortkommen, und ich hab' mir das Geſicht zugehalten und doch hab' ich geſehen, wie alle Leute ſtehen bleiben und nach mir umſchauen und dann wieder ruhig fortgehen, und Der und Jener hat gefragt: was hat ſie than? — So hab' ich die Menſchen zum Letztenmal geſehen, die frei 'rumlaufen dürfen. Was geht ſie ein armes Mädchen an, das von Polizeidienern geführt wird? Was ſoll ich dir viel von meinem Gefängniß erzählen? Sie haben von mir wiſſen wollen, wo die fünfundſiebzig Guldenroll' iſt; ich hab' hoch und heilig geſchworen, daß ich nichts davon weiß, aber ſie haben mir nichts glaubt. Die Löffel hab' ich eingeſtanden. Hätt' ich ſollen meinen Vater in's Unglück bringen? Ich hab' ihm ja jed' Neujahr geſchrieben, daß ich ihm mein Leben verdank' und daß ich's ihm auch opfern will, wenn's nöthig iſt. Und ich hab' mir auch Vorwürf' gemacht, daß ich mein Geld auf Zinſen gelegt hab' und mein Vater hat derweil Noth gelitten. Kurzum, ich bin in's Spinnhaus kommen."

So hatte Magdalene erzählt und die Beiden waren lange ſtill, bis Jakob fragte:

„Wo iſt denn jetzt dein Vater?"

„Ich weiß es nicht."

Jakob faßte ihre Hand, ein doppelzackiger Blitz leuchtete von jenſeits und Jakob ſagte:

„Du haſt's gut, du biſt unſchuldig, aber ich — mein' Geſchicht' iſt ganz anders."

„Das ſchad't nichts," erwiderte Magdalene, „du haſt dafür büßt, und ich ſeh' dir's an den Augen ab, du haſt doch ein gut Gemüth."

Wiederum leuchtete es hell von jenſeits und hell aus den Augen der Beiden. Das war ein grelles, ſeltſames Licht, mit dem der Blitz über die Angeſichter der Beiden ſtreifte; ſie ſchauten ſich an und ſtanden wie in glührothen Flammen; und doch war es im ſelben Augenblicke wieder fahl und grünlichweiß, todtenartig. Sie drückten die Augen zu. Jakob umarmte Magdalene und preßte ſie feſt an ſich.

„Du biſt ein prächtig Mädle, wenn ich nur ein anderer Burſch wär'!“ ſtöhnte Jakob.

„Es iſt ſchon ſpät und ich muß gehen,“ ſagte Magdalene, „und ich hab' mein' Henn' doch nicht gefunden.“

„Ja,“ ſagte Jakob, „ſchlaf wohl, und wir ſehen uns ſchon mehr und ... hab' Geduld mit mir. Gut' Nacht.“

Er ſchlüpfte jetzt nicht mehr mühſelig durch die Lücke des Zauns, er ſprang behend über den ganzen weg. Magdalene ging ſtill ſinnend heimwärts; ſie vergaß, ihrer Henne zu locken.

Am andern Morgen fand ſich die ſchwarze Henne bei den Kühen im Stall eingeſperrt. Es iſt nicht bekannt, wie ſie dahin gekommen und ob Jemand davon gewußt.

Eine erſte Liebe und eine zweite.

Wonnig ſchaute Magdalene andern Morgens zum Fenſter hinaus, der Himmel war ſo ſchön blau, ſie hätte hineinfliegen mögen, ſo leicht war's ihr. Die Luft war friſch und klar, auf dem Nußbaum in des

Jakoben Garten glitzerten die Tropfen; es hatte heute Nacht ſtark gewittert. Magdalene hatte den Sturm und das Gewitter verſchlafen. Träumeriſch hörte ſie dem Buchfinken auf der Dachfirſte gegenüber zu, der auch ſchon ſo früh auf war und ſchon was zu ſingen hatte; ſie wollte ihn nachahmen und necken, verſtand es aber nicht. Sie ging an die Arbeit und ſang beim Holzhereintragen, im Stall und in der Küche, bis die Bäckenfrau durch das Schiebfenſterchen rief, ſie ſolle ſtill ſein, man könne ja nicht ſchlafen. Sie war ſtill, aber innerlich war ſie den ganzen Tag voll Jubel und Seligkeit; es kam ihr immer vor, als ob heut nochmals Sonntag ſein müßte. Auf dem Speicher und in der Küche faltete ſie oft die Hände und drückte ſie feſt aufeinander; ſie ſprach kein Wort, aber ihre ganze Seele war ein Gebet voll Dank und Liebe. Jetzt eilt ſie hinauf in ihre Kammer, aber ſie ſieht nicht mehr nach der ſchönen Haube und dem weißen Goller, ſondern nach ihrem Sparbüchlein, das ihr Doctor Heiſter frei gemacht hatte. Sie drückt das Büchlein an's Herz und lieſt darin: ſie hat mehr als hundert Gulden ausſtehen und das ſchon bald vier Jahre. Sie kann gut kopfrechnen, kann aber doch die Zinſen nicht vollſtändig herausbringen, weil noch etwas am Jahr fehlt und das Geld auch nach und nach eingelegt wurde. Es iſt zwar eine Zinſenberechnung beigedruckt, aber da kann man jetzt nicht draus klug werden. Sie überlegt, ob es nicht beſſer ſei, wenn ſie das Büchlein Jakob zur Aufbewahrung gebe; ein Mann kann eher darauf Acht haben. Es wird ihr auf Einmal angſt und bang, das

Büchlein könne abhanden kommen; ſie legt es zu unterſt der Truhe und verſchließt ſie ſorgfältig. Sie überlegt, was man mit dem Gelde anfange. Ein Aeckerchen zu kaufen, dafür langt's nicht und trägt's nicht genug; ja, das iſt's: ein gutes Pferd und ein Wägelchen, das kriegt man dafür. Jakob kann gut mit dem Fuhrwerk umgehen, er fährt all' Woch' zweimal als Bote nach der Hauptſtadt und hat einen ſchönen Verdienſt. Freilich, das iſt dumm, daß er ſo viel von Haus weg iſt, aber es geht nicht anders, und er kommt ja wieder und die Freud' iſt um ſo größer.

Mit einem Wort, es war Magdalenen „wieſeleswohl."

Jakob war auch ſchon früh auf, er ſpannte einem Frachtfuhrmann vor. Er war heute auf dem Wege wieder ſehr wortkarg, ging immer neben ſeinem Pferde und wehrte ihm die Bremſen ab. Da lächelte er einmal halb ſchmerzlich vor ſich hin, denn er dachte: „Ich bin auch ſo ein Gaul, der im heißen Sommer den Frachtwagen ziehen muß und an den ſich noch obendrein die Bremſen hängen, ihn ſtechen und plagen und ihm das Blut ausſaugen." — Während er ſo dachte, hatte er vergeſſen auf das Thier zu achten, das nun von den fliegenden Quälern wie überſät war.

Oben an der Steige im Walde wurde Halt gemacht. Jakob ſpannte ſein Pferd ab. Der nächtige Sturm hatte hier tapfer geraſt. Drinnen bei den Menſchenkindern in ihren feſtgezimmerten Behauſungen da weiß er nichts zu faſſen und er packt nur im Muthwillen einen loſen Fenſterladen und klopft an, die Schläfer gemahnend, daß er wache. Draußen aber, da iſt ſein Reich. Er läßt das Korn aufwogen, eilt raſch fort nach dem Walde, weckt die ſchlafenden Bäume, daß ſie rauſchen und brauſen wie das ewige Meer, von dannen er kommt, daß die ſangfertigen Kehlen der Bewohner der Lüfte verſtummen und denen gleich ſeien, die in der Tiefe der Wellen hauſen; denn ein einziger vom Unſichtbaren ausgehender Odem beherrſcht Alles.

Das muß ein luſtig Leben hier geweſen ſein! Und wie dann der Sturm entflohen war und die ſegenbringende Wolke alles Leben erquickte! Darum jubiliren auch die Vögel ſo luſtig in den Zweigen und die Lerche ſteigt, auf ſich ſelbſt ruhend, hoch auf, gleich einem Gebete.

Dem alten Eichbaum am Wege, deſſen Wurzeln gleich einer mächtig ausgebreiteten Rieſentatze ſich in die Erde graben, iſt ein ſchöner junger Aſt abgeknackt worden. Solch junger Nachwuchs taugt nicht mehr für den knorrigen Alten, das hat ihn der Sturm gelehrt. Auf dem Stumpfe des geknickten ſchlanken Aſtes ſitzt ein Buchfink und ſingt fröhlich in den Morgen hinein; er lockt wohl ſeinen Gefährten. Iſt es vielleicht der drinnen im Dorf auf der Dachfirſte?

Jakob war ſchon ſehr müde, ſitzlings kehrte er auf ſeinem Pferde heimwärts. Im Vorbeireiten riß er ſich ein Birkenblatt vom Baume, legte es zwiſchen die Lippen und nun merkte man erſt, wie vielerlei Weiſen, luſtige und traurige, Jakob im Kopfe hatte. Der Ton, den er durch das „Blätteln“ hervorbrachte, glich dem eines ſchrillen Inſtrumentes, nur entfernt mit einem hochgezwängten Clarinettenton zu vergleichen; dabei war er aber der leiſeſten und zarteſten Biegungen fähig. Beſonders künſtlich war, wie Jakob den Klang des Poſthorns mit ſeinem eigenthümlichen Zittern nachahmte.

Seitdem Jakob in das Dorf gekommen, war dies zum Erſtenmal, daß er etwas von ſeinem Melodienſchatze preisgab. Im Innern war es ihm aber gar nicht „ſingerig“ zu Muth. Er machte ſich grauſame Vorwürfe über ſein geſtriges Benehmen, er iſt weiter gegangen als er wollte; er hat ein fremdes Leben an ſich geſchloſſen und doch iſt ihm ſein eigenes zur Laſt. Er ſieht Qual und Kummer von neuem über ſich kommen. Er gedenkt einer Vergangenheit — das Blatt entfällt ſeinem Munde, er fängt es aber noch glücklich mit der Hand auf und blättelt weiter. Er kam ſich jetzt doppelt verächtlich vor, da er ſo hülflos und verlaſſen ein ſo herrliches Mädchen mit Gewalt von ſich ſtoßen mußte. Und doch muß es ſo ſein — das war der Schluß ſeiner Ueberlegungen.

Als er heimkam, bemerkte er, daß er das „Zielſcheit“ verloren hatte. Er rannte nun nochmals den Weg hin und zurück, für den er vorhin zum einmaligen Gehen zu müde war; aber vergebens, er fand das Verlorne nicht wieder. Alles, was er heute unternahm, ging ihm „hinterfür,“ und ſelbſt die Thiere waren wie verhext. Er trat den Braunen mit den Füßen, weil er ſich nicht alsbald ſchirrgerecht an die Deichſel geſtellt hatte; heute zum Erſtenmal wurde er von Konrad tüchtig ausgezankt. Jakob ließ ſich's aber nicht gefallen, ſondern erwiderte ſcharf und beſtimmt: der Adlerwirth könne ihn ja auf Michaeli fortſchicken, oder morgen oder gleich heut, es ſei ihm Alles eins. Konrad ſchwieg, denn ſo arg hatte er's nicht gemeint.

So ſind aber die Menſchen, ſowohl die, welche man Herren heißt, als auch die, welche wirklich Knechte genannt werden. Wenn ihnen etwas quer gegangen iſt und ſie in Verſtimmung bringt, da zerren und reißen ſie an allen Banden, die ſie mit Anderen verknüpfen; ſie wollen noch unglücklicher, ſie wollen losgetrennt und allein ſein, damit Niemand die Befugniß habe, ſie in's Klare zu bringen, weil ſie nur im Unklaren zu ihrer Verſtimmung berechtigt ſind.

Jakob wäre es noch beſonders lieb geweſen, wenn ihn ſein Herr beim Worte genommen hätte; er ſelber wollte nichts dazu thun, aber eine fremde Gewalt ſollte ihn fortdrängen aus allen ſeinen jetzigen Verhältniſſen, aus all' dem Wirrwarr, den er hereinbrechen ſah.

Jakob war ſehr unglücklich. Ein Schauer überkam ihn, voll ſüßer Wehmuth, wenn er an Magdalene dachte; ſie konnte ihm ſein Leben wieder aufhellen, und doch war auch ſie gebrandmarkt, vor den Augen der Welt wenigſtens. Sie waren Beide arm — was ſollte daraus werden? Er überlegte nun, daß er eigentlich noch gar keine Verpflichtung gegen Magdalene habe, Alles war noch zu trennen; um dieſes vollends zu bewirken, wollte er ihr berichten wer er ſei.

Mit dieſem Vorſatze ging er den andern Abend zu Magdalene in die Scheune, wo ſie kurz Futter ſchnitt. Sie ſetzten ſich auf einen Kleebündel und Jakob erzählte:

„Ich hab' kein' Jugend gehabt, ich kann dir nichts davon erzählen. Noth und Elend macht vor der Zeit alt. Ich bin ein vaterloſes Kind. Weißt du, was man da auszuſtehen hat? Von den Alten und von den Jungen? Der Schullehrer hat einen Seinesgleichen aus mir machen wollen, ich will aber nicht. Eine Viertelſtund von meinem Ort da iſt die Poſt, da war ich immer und hab' geholfen. Ich hab' zu eſſen bekommen und die Reiſenden haben mir auch oft was geben; ich hab' aber nie Einen angeſprochen. Ich närriſcher Bub hab gemeint, es kommt einmal ein König mit einer goldenen Kron auf, und der nimmt mich mit und macht mich glücklich. Ich hab' allerlei dumme Geſchichten im Kopfe gehabt und hab' auch gemeint, Der müſſ' kommen von dem mein' Mutter nicht gern ſpricht und hab' allen Menſchen in die Augen geſehen. — Fort, es iſt jetzt alles vorbei ... Wie ich vierzehn Jahre alt war, hab' ich das Poſtkärrele bekommen und was meinſt, wie wohl mir's war, wie ich den gelben Rock hab' anziehen dürfen und den Glanzhut aufſetzen? Das war die glücklichſte Zeit, die ich in meinem Leben gehabt hab'. Hurrah! Wie bin ich dahin gefahren auf meinem zweirädrigen Kärrele, ich war allein und hab' ſelber kutſchirt, jetzt war Ich König. Mein Herr hat mich einmal geſchlagen, weil der Gaul gefallen iſt und hat ſich beide Vorderfüß' aufgeſchürft. Am nächſten Ziel bin ich fort und bin Kutſcher in der Stadt geworden.

Nach zwei Jahren bin ich fort. Warum? das gehört nicht daher. Ich bin nun Poſtillon in N. geworden. Jetzt war mir's erſt wieder wohl. Mein Poſthörnle, das war mein' Freud. Ich hab' manches Trinkgeld über die Taxe von den Reiſenden bekommen, weil's ihnen gar wohl gefallen hat. Wenn ich Nachts durch den Wald heimgeritten bin, da war mir's wie wenn die Bäum' ſagen thäten: fang' jetzt einmal an, ſpiel' einmal eins auf, wir warten ſchon lang. Und da hab' ich viel' beſſer geblaſen, als ich's eigentlich kann, und die Bäum' haben ſich ſelber vor Freude geſchüttelt im Mondlicht, und der Wald hat ſelber zu blaſen angefangen, und ich hab' nicht mehr aufhören können, und eins hat das andere nicht ruhen laſſen, und es war mir, wie wenn ich mein Leben lang, hundert Jahr ſo fortreiten ſollt', und mein' Gäul' ſind ſo ſtill und fromm dahin gangen, und ich ſelber war fromm und luſtig und Alles war prächtig.“

Jakob hielt eine Weile inne, biß ſcharf auf die Lippen, dann fuhr er fort:

„Ich bin jetzt nur noch der halb Kerle, der ich war. Ich darf's jetzt ſchon ſagen, ich bin's ja nicht mehr, ich war ein ganzer Burſch. Die ganz' Welt hat mich lieb gehabt und ich hab' ſie wieder lieb gehabt; ich hab' nicht gewußt, was Kummer iſt und Alles hat mir freundlich gelacht, wenn ich's angeſehen hab. Es iſt vorbei ... Mein Unglück hat in dem Haus ſchräg gegenüber von der Poſt gewohnt und das war die Frau von dem Kupferſchmied, und die allein hat nicht gelacht und hat die Augen niedergeſchlagen, wenn ſie mich geſehen hat. Was iſt da viel zu ſagen? Wir haben einander gern bekommen. Jetzt war ich im Fegfeuer und ich hab' Tag und Nacht kein' Ruh mehr gehabt. Guck, wenn unſer Herrgott einen mit der ſiebenten Höll' ſtrafen will, da ſoll er ihn nur in eine Ehefrau verliebt machen. Iſt man brav, da möcht' man verbrennen; iſt man nicht brav, da hat Einen der Teufel und ſein' Großmutter am Bändel und läßt Einen nicht ruhen und nicht raſten und gunnt Einem kein' fröhliche Minut. Wenn ein Burſch eine Ehefrau gern hat, ſollt' er ſich nur gleich einen Stein um den Hals hängen und ſich ins Waſſer ſchmeißen, wo's am tiefſten iſt. Oder ein guter Freund ſollt's ihm thun, wenn er ſelber nicht will. Es gibt kein ander Rettungsmittel. Die Kupferſchmiedin war ſiebzehn Jahr alt wie ſie geheirathet hat. Sie hat damals noch nicht gewußt, was das zu bedeuten hat; ſie hat's zu ſpät erfahren. Der Kupferſchmied war ein ſchlechter Geſell und hat ſein' Freud' dran gehabt, ſie zu peinigen. Er iſt faſt den ganzen Tag bei uns in der Wirthsſtub' geſeſſen und hat da gelumpt. Einmal hör' ich, wie er zum Doctor ſagt: „Doctor, könnet Ihr mir nicht helfen? Mein' Frau liegt mir nicht recht und ſteht mir nicht recht.“ „Warum? wo fehlts?“ fragt der Doctor, und der Schmied ſagt: „Sie ſollt' halt auf dem Kirchhof liegen und im Kirchenbuch ſtehen.“ Alles hat gelacht, ich wär' gern hin und hätt' ihm den Kragen 'rumgedreht. Er muß mir ſo was angeſehen haben und nimmt einen harten Thaler aus der Taſch', wirft ihn auf den Tiſch und ſagt: „Jakob, den kriegſt du zum Trinkgeld, wenn du mir mein Weib abnimmſt.“ Ich hab' Angſt vor mir ſelber bekommen, ich hab' nichts ſagen können und bin 'naus in den Stall und hab' mir gewünſcht, wenn ich nur ein Gaul wär' oder geſtorben. Ich hab' mir heilig vorgenommen, gar nicht mehr nach der Kupferſchmiedin umzuſchauen; aber es iſt nicht gangen. Am Sonntag drauf kommt gegen Abend eine Extrapoſt, ich ſpann' an und fahr' mit fort. Es waren zwei prächtige Leutle drin, ein junges Ehepaar, und die haben ſich ſo gern gehabt und ſie hat immer gewollt, er ſoll rauchen, und er hat geſagt, es ſei ihm ſo feierlich zu Muth, er könn' jetzt nicht; und da haben ſie die Handſchuh' auszogen und haben ſich die Hand geben, und er hat ihre Hand an den Backen gehalten und ſie ſind ſtill geweſen. — Ich hab' ſchon ſeit vielen Tagen nichts weiter als das Signal blaſen, und jetzt war mir's, wie wenn mir Einer das Poſthorn an den Mund legt' und ich hab' aufgeſpielt, daß es eine Art gehabt hat, und wie ich abſetz', haben die beiden Eheleut' in die Händ' klaſcht und haben ſich nachher küßt. Wie wir den Berg oben ſind und die Sonn' iſt drüben ſo ſchön untergangen, da ſagt er wieder: ich ſoll noch ein Stückle blaſen, und ich hab's gethan, und hab' nicht mehr aufgehört, bis wir auf der Station waren, und da hab' ich einen harten Kronenthaler Trinkgeld bekommen. Ich füttre nun und mach' mich auf den Heimweg, die beiden Leutle grüßen noch zum Fenſter heraus und Sie iſt noch ſchöner ohne Hut. Ich bin faſt immer die Steig' hinauf neben meinen Gäul gangen, aber heut waren mir die Stiefel wie Centnerſtein' an den Füßen. Es war mir, wie wenn ich im tiefen Waſſer ging'; ich hab' mich nicht regen können. Mein Sattelgaul guckt mich verwundert an, wie ich jetzt ſchon aufſteig'. In Steinsfeld iſt Kirchweih. Ich bind' meine Gäul am Haus an und geh auch 'nauf zum Tanz. Der Kupferſchmied iſt auch da und thut wie ein lediger

Burſch; ich hab' mich aber nicht viel um ihn bekümmert und hab' mich in eine andere Stub' geſetzt. Heut zum Erſtenmal hab' ichs geſpürt, daß ich viel geblaſen hab', ein Schoppen langt nicht; ich trink' mehr, ich hab ja auch mehr als dreifaches Trinkgeld. Jetzt bin ich grauſam traurig geworden. Da ſind die Burſchen alle und Jeder hat ſeinen Schatz und Jeder darf ihn zeigen, und ich — ich hätt' mir gern in's Geſicht geſchlagen. Ich hab' mein Schickſal verflucht und hab mir vorgenommen, die Sach' zu ändern und wenn ich meinen Dienſt aufgeben muß. Es iſt ſchon gegen zwölfe wie ich heim reit', und die Bäum' am Weg haben tanzt und die Stern' haben mich wie zum Spott anblinzelt und ich hab' an die beiden Eheleute dacht und an daheim und an Alles, und der Kopf hat mir geturmelt und mein Horn hat auch den Teufel im Leib und will nimmer. Wie ich in den Wald komm', da geht der Kupferſchmied am Weg; ich nehm' mein' Peitſch und thu' ein Fitzerle nach ihm, nur zum Spaß, er aber ſchimpft was er vermag und geht auf mich los. Ich 'runter, ihn tüchtig durchklopfen und in den Graben ſchmeißen: das war Alles eins.

Meine Gäul', die ſonſt ruhig ſtehen bleiben wie die Lämmer, waren davongegangen, ich muß ihnen ſchnell nach und hol' ſie richtig ein, dort wo's wieder den „Stich“ hinaufgeht. Tags darauf hör' ich, daß der Kupferſchmied krank im Bett liegt, er ſei auf einen Stein gefallen und ſei die ganze Nacht mit den Füßen im Waſſer gelegen. Jetzt iſt mir's doch bang worden und ich hab' dacht, das wär' nun die beſt' Zeit, um auf und davon zu geben; aber der Teufel hat mich am Narrenſeil gehabt und hat mir allerlei vorgemacht. Der Schmied hat ſcheint's die Sach' von Anfang nicht bekennen wollen. Samſtag Morgens hat mich der Schütz und ein Landjäger aus dem Bett geholt und ſie haben mich auf den Thurm geſperrt. Ich ſag' nichts davon, wie mir's da geweſen iſt. Der Thorwart hat mir geſagt, der Schmied läg' am Sterben. Wie ich nun ſo jeden Tag gehört hab' wie's geht, einmal ſchlimmer, einmal beſſer — du kannſt dir nicht vorſtellen, wie mir's da um's Herz war. Im Gefängniß hab' ich geweint wie ein Kind und vor dem Richter war ich ſtolz und hab' Alles geläugnet. Er war gar ſcharf. Ich hab' in der Nacht kein Aug' zuthun können und wenn ich ja hab' ſchlafen wollen, da bin ich wieder aufgewacht; um zwei Uhr da kommt der Poſtwagen grad durch das Thor, wo ich drauf ſitz, den hab ich geführt, und jetzt war mirs allemal, wie wenn mir der Wagen über den Leib wegging', ſo hat mich's geſchnitten, und der weiße Spitzhund hinten auf dem Packkaſten hat bellt und hat mich ausgelacht. Nach vier Wochen iſt der Schmied geſtorben, wie ſie ſagen an der ſchleichenden Hirnentzündung. Jetzt hätte ich's gern eingeſtanden, ich kann aber nicht mehr, ich bin ſonſt verloren, und der Richter war fuchsteufelswild. Jetzt kommt das Aergſte —“ ſagte Jakob und ballte beide Fäuſte — „ich hab' Prügel bekommen. Was ich da dacht hab', wie ich dagelegen bin und die ganz' Welt hat auf mich losgeſchlagen — unſer Herrgott wird mir's verzeihen, aber die Welt wenn ich hätt' anzünden können, ich hätt's than. Und wenn ſie mir das Paradies ſchenken, ich kann nicht mehr froh ſein, ſo lang ich unter Menſchen bin.“ —

Jakob war ſtill, ſein Athem ging raſch; Magdalene ſtrich ihm mit der Hand über die Stirn und er fuhr fort:

„Ich hab' Alles eingeſtanden, mehr als ich than hab', ich hab' wollen köpſt ſein; nur fort, nur ſchnell. Kurzum, weil ich trunken gehabt hab' und auch ſonſt noch, ich weiß nicht warum, hab' ich nur fünf Jahr' Zuchthaus kriegt. Ich bin da Jahre lang allein geſeſſen. Was meinſt, was einem da in Kopf kommt, wenn man keinen Menſchen ſieht und hört und ſpricht? Ich muß einen feſten Hirnkaſten haben, daß er nicht verſprungen iſt.

Siehſt du, ſo bin ich. Ich hab' einen Menſchen aus dem Leben geſchafft, hab' kein' Freud mehr an der Welt, hab' Niemand mehr gern, mag nicht mehr. Ich bitt' dich,“ fuhr er fort, die Hand Magdalenens faſſend, „ich bitt' dich, laß du mich auch; wer mich anrührt, hat Unglück.“

Magdalene ſaß lange ſtill, endlich fragte ſie: „Wie geht's denn der Schmiedin? weißt nicht?“

„Freilich. Sie hat ſchon lang wieder geheirathet, den Bachmüller; ſie war eine Scheinheilige, ich hab' böſe Sachen erfahren.“

„Es iſt dir doch recht ſchlecht gangen,“ begann Magdalene wieder, „aber du biſt doch gut, und es wird dir gewiß auch noch gut gehn.“ Sie konnte vor Weinen nicht weiter reden.

Plötzlich ſtand Jakob ſtraff auf. Es war ihm zu Muthe, als ob er eine große Laſt abgelegt hätte; er fühlte ſich ſo leicht und frei.

„Und wenn mir's gut geht, ſo mußt du auch dabei ſein," ſagte er mit einer ganz andern Stimme als bisher. Er hob Magdalene in ſeinen Armen empor und trug ſie wie ein Kind umher; endlich gab er ihren Bitten nach und ließ ſie herunter.

Als ſie auf dem Boden ſtand, ſagte ſie: „Nein, ich möcht' dich auf den Händen tragen, damit du Alles vergiſſeſt; gib nur Acht, es wird ſchon."

Jetzt erſt waren die Beiden ſelig.

Von nun an ſcheute ſich auch Jakob nicht mehr, vor Aller Augen mit Magdalene zu ſprechen und ſie zu beſuchen.

Beſonders oft ſtanden ſie hinter dem Hauſe beim Backofen. Das Verhältniß der beiden Sträflinge reizte aber die Spottluſt im Dorfe. Als ſie eines Abends ſo beiſammen ſtanden, hörten ſie die Burſchen nicht weit davon ſingen:

Und des Hudelmanns Tochter
Und des Bettelbuben Jung',
Die tanzen miteinander
Im Holdergäßle 'rum.

Der Hudelmann ſteht daneben
Und lacht überlaut:
Der Herr ſei gelobet,
Meine Tochter iſt Braut.

Das erſte Gefühl Jakobs, als er dieſen Sang hörte, war nicht Zorn, ſondern Trauer über die Menſchen; ſo ſehr hatte er ſich geändert.

Nach wenigen Tagen hatte auch die Spottluſt ihr

Genüge; und man ließ die beiden Liebenden ungekränkt.

Jakob hätte nun gern etwas Großes, etwas Gewaltiges gethan, um ſeine Wiedergeburt, ſeine Rechtſchaffenheit zu bethätigen und das Glück zu erringen. Aber wo war ein Raum für ihn? Er arbeitete für zwei Mann, aber was nützte das? Er konnte Jahre lang arbeiten, pünktlich und gewiſſenhaft ſein; ein einziger Fehler zerſtörte wieder Alles, friſchte das Brandmal wieder auf, das durch eine einzige That ſeinem Leben aufgedrückt und nie zu tilgen war, weder aus ſeinem Gedächtniſſe, noch aus dem der Menſchen.

Er ſtand wieder einmal oben auf dem Berge und ſah den abgeknickten Aſt an der Eiche, der jetzt verdorrt war. Im Innern Jakobs ſprach es: „Wie viel Jahre braucht ſo ein Aſt, um zu wachſen, und ein einziger Sturmwind, ein einziger Axthieb knackt ihn in einem Augenblick ab .... Was thut's? Wenn nur der Stamm geſund bleibt, der Saft ſtrömt der Krone zu.“

Eine unwandelbare Zuverſicht lebte in Jakob. Er trauerte wol noch oft, es waren die Nachſchauer eines langen Gewitters; die Sonne ſtand ſchon hoch und hell am Himmel.

Einen Schmerz aber konnte Jakob nicht verwinden, ohne ihn Magdalene mitzutheilen. Er fragte ſie nach ihrem Vater, ſie wußte nichts von ihm.

„Guck,“ ſagte er dann, „es iſt jetzt kein' Red' mehr davon, daß wir von einander laſſen; aber tief thut mir's weh, daß wir ſo allein ſtehen, gar keine Familie haben. Ich hab' mir früher als dacht, wenn ich einmal heirath', da möcht' ich in eine große Familie hinein. So ein alter Schwiegervater und eine dicke Schwiegermutter, und recht viel Schwäger und Schwägerinnen, und Vaters Brüder und Schweſtern, und ſo Alles, das muß prächtig ſein. Und wenn's auch arme Leut' ſind, die Einem nicht aufhelfen können und Einem auf dem Hals liegen, man hat doch recht viel' Menſchen, die Einem angehören und Einem doch beiſtehen können in allen Sachen. So ohne Familie iſt man wie ein Baum auf einem Berg, der ſteht allein und verlaſſen; wenn ein Wind kommt, packt er ihn von allen Seiten und läßt ihm lang' keine Ruh. In einer Familie aber iſt man wie in einem Wald; kommt auch ein Sturm, ſo hält man's mit einander aus und man hält zuſammen. Was meinſt du dazu? Hab' ich Recht?"

„Freilich," ſeufzte Magdalene, „aber alle Menſchen ſind ja verwandt mit einander, wenn man's auch nicht ſo heißt, und . . . und . . . ich weiß nicht, wie ich's ſagen ſoll: die rechte Lieb' iſt doch, die man zu Leut' hat, die nicht verwandt heißen; das iſt viel mehr. Und glaub' mir, ich hab' mein Lebtag die Gutthaten der Menſchen genoſſen; es gibt Viele, die noch Alle gern haben, mehr als Verwandte; denk' nur an den Schullehrer und an den Doktor Heiſter und an Alle, die ſo ſind, und das iſt unſer' Familie, und die iſt groß."

Eine Nacht im Freien.

Es geht ein tiefes Wehe durch das Herz der Menſchheit, daß es erzittert in namenloſen Schauern. Es iſt kein Menſch auf Erden, der das Heiligthum ſeines Weſens rein und frei und ganz hinwegtrüge über dieſe kurze Spanne Zeit. Abfall und Schmerz iſt ſein Loos und aus ihnen ſteigt er auf, ringt nach Wiedervereinigung, nach ſeligem Leben. Das Menſchenthum wird aus Schmerzen geboren. Muß das ſein? Sollen wir nicht auf den lichten Höhen der Freude und des Einklangs eingehen in die Ewigkeit, als ganze, volle reine Menſchen? Die Flammen der Liebe und der Begeiſterung! Sie haben Genien gezeugt und Ungeheuer. Wir Alle, die wir hier ſind und waren, wir ſind ſchon hinabgeſtiegen zur Hölle in der Tiefe unſerer Bruſt, und wohl uns, wenn wir wieder erſtanden ſind zum freien, heitern Licht; aber mitten im Anſchauen des Lichts hüpfen noch oft ſchwarze, nächtige Schlangen vor unſerem Auge — wir können nicht faſſen das volle Licht.

Da ſitzt ein einfältiger Knecht und auf ihn hat ſich die ganze Schwere des Menſchenthums gelagert.

Der Himmelsbogen ſpannt ſich ſo glänzend über die weite, reiche Erde, ihr Saft nährt von Geſchlecht zu Geſchlecht, und da und dort in allen Winkeln ſitzen die Menſchen und trauern, und ihre Bruſt hebt ungeſtillte Sehnſucht.

Sehen wir, wie es Jakob ergeht.

Er ſitzt auf dem Stein vor dem Stalle. Er, der ſonſt ſo Ruheloſe, kann jetzt oft Stunden lang hinſitzen und nichts thun und nichts reden; aber es iſt nicht mehr die alte Schwermuth, die träg und eintönig ſeine Seele erfüllte: Alles hüpft in ihm vor Freude und er ſitzt ſtill, wie magnetiſch feſtgebannt und läßt es in ſich walten wie eine ſtille Muſik. Er iſt glücklich. Er hat ſich ſelber wieder, indem er ein anderes Herz gefunden, er lebt in ſich vergnügt, denn er lebt für ein Anderes.

Es iſt Samſtag Abend. Der Sommer iſt heiß, das iſt ein Jahr in dem die Schlehen reif werden. Auf dem ganzen Dorfe liegt's wie der heiße Athem eines Ermüdeten. Die Sonne ſtieg purpurn hinab und ſchaute noch einmal in die glührothen Angeſichter der Menſchen; es war als ob auch ſie, müde nach ſechs Tagewerken, ſich des kommenden Tages freue, da ſie allein draußen über Feld und Wald ſtehen und keine undankbaren Klagen von Menſchenſtimmen hören ſolle. Durch die Gaſſen jauchzen und jubeln die Kinder und ſind unbändig. Wenn die Sonne hinabſinkt, verſpürt das junge Erdenkind eine wunderſame Erregung, als ob es mit fühlte den Schauer, der über die Erde zittert, wenn ſie den letzten Sonnenſtrahl in ſich ſaugt. Männer und Frauen ſitzen vor den Thüren und laſſen die arbeitsſchweren Hände raſten; um ſo behender aber regen ſich die Zungen zu allerlei Gerede, gutem und böſem. Aus den Ställen vernimmt man abgeriſſenes Brummen der Thiere, das iſt ihr Abendgeſpräch.

Neben Jakob ſtreckt der Rappe den Kopf zum Stallfenſter heraus, horcht ſtill hinein in die Nacht und bläst die Nüſtern weit auf. Aus dem obern Dorfe herab hört man das Singen der Burſchen. Sie gehen noch gemeinſam und laſſen noch gemeinſame Worte erſchallen, aber bald zerſtreuen ſie ſich, denn es iſt heute Samſtag Abend und an manches Fenſterlein wird geklopft und da findet ſchon jedes die Worte, die ihm allein taugen.

Still und immer ſtiller wird es auf den Gaſſen, die Menſchen ſind ſchlafen gegangen. Droben wölbt ſich der ſternglitzernde Himmel und ſtill fließt das Mondlicht von der Blechkuppel des Kirchthurmes. Drunten aber ſitzt ein Menſch und ſein Herz pocht einſam und um ihn wehen Gedanken, die nicht die ſeinen, ſie kommen von fern und weben um ihn, wie der Mond in ſein Antlitz ſtrahlt, ſtill erglänzt auf Stirn und Wangen und wieder abgleitet.

Droben funkeln die Sterne, frei hinausgeſtellt von Gottes Hand, und ſie wandeln unhörbar ihre gemeſſene Bahn. Millionen Augen, längſt geſchloſſen, ſchauten hier hinauf; Millionen werden aufſchauen und keines dringt in den Grund. Die Erde lebt, die Sterne leben, ihre Worte ſind glitzernde Strahlen, Lichtboten rauſchen durch die Welten. Willſt du ſie faſſen, du lallendes Kind an der Mutterbruſt? Willſt du verſtehen den Blick des Vaters und ſeine ſtrahlenumwundenen Gedanken? — Laß ab, o Erdenkind, dein Zagen und Bangen; über eine Weile öffnet dir der Tod die Pforten des Wunders.

Jakob ſeufzt tief auf, er geht in den Stall, gibt den Pferden über Nacht und jetzt ſteht er an die Thürpfoſte gelehnt, er findet keine Ruhe.

Leichtbeſchwingter Geiſt! Flieg' auf und wiege dich frei über Berg und Thal, über Wald und Bach, ſchwimme hin in die Wellen des Mondlichts und ſchau in die Wipfel der Bäume, wo die Vögel wohlig ruhen, und in den Spiegel des See's, drin die Sterne ſich beſchauen. Sei ſelig und frei!

O! wie ſchwer haftet die Sohle am Boden!

Mitternacht iſt nahe, Jakob geht durch das Dorf; wohin? er weiß es ſelber nicht, nur ſoviel iſt gewiß, daß er ſich nach Nichts ſehnt; er iſt nicht mehr er ſelber, er iſt wie aufgelöſt in das All.

Der Mond zieht allewege mit, immer voller, immer tiefer. Wie lautlos ringsum, wie eine Pauſe in dem endloſen Rauſchen der Weltaccorde, drin das Herz aufathmet und ſich ſammelt. Träume ſteigen unhörbar aus und ein über den Hütten. Dort ſtöhnt eine Bruſt von Qual und dort lächelt ein Antlitz von Wonne. Bald ſtöhnt deine Bruſt, bald lächelt dein Antlitz nicht mehr — es kommt der ewige Schlaf.

Jakob ging immer weiter und weiter. Er ſchaute ſich nicht um, er gedachte der Nächte, die er im Kerker verbracht, in denen er eingeſargt, abgeſtorben war in der großen weiten Welt; er ſtreckte die Arme weit aus, als wollte er taſten ob nirgend eine Wand wäre; er wandelte jetzt frei umher, und doch zog es ihn faſt willenlos fort. Als fühle er's, daß er jetzt am letzten Hauſe ſei, ſchaute er auf. Oben zur Dachkammer in des Hennenfangerle's Haus grinſte ein teufliſches Angeſicht in die Nacht hinein. War das nicht Frieder? Jakob eilte, wie von Dämonen gegeißelt weiter.

Dort an dem Weiher ſteht die einſame Pappel, ihr Stamm iſt gebeugt als wollte ſie ſich niederlegen zur Erde. Welch' ſeltſame Zeichen dort im Schatten? Wird ein Geiſt heraustreten und alle Lohe des Herzens löſchen oder hellauf lodern machen? Wo ſeid ihr, wunderſame Geſtalten, die ihr den nächtlichen Reigen tanzet?

Weiter ſchreitet Jakob durch die Wieſen ins Feld. Der Sturm hat das Korn niedergetreten und es dorrt demüthig geduldig, bis der Herr der Erde, der Menſch, die Sichel anlegt und es einheimst.

Ein röthlicher Schimmer liegt auf den Kornhalmen, gleich als funkelten die eingeſogenen Sonnenſtrahlen fort und fort. Wie nächtig ragen die dunkeln Bäume hinein in den blaugeſchliffenen, glitzernden Kryſtall des Himmels. Die Wolken, vom Monde durchſtrömt, ruhen angeglüht zwiſchen Sonnenaufgang und Niedergang. Wo iſt die Nacht? . . . Dort im dunkeln Walde, dort hat ſie ſich niedergeſenkt und ruht.

Wie ſchlüpfen die Mondſtrahlen durch das Gezweige und ruhen auf den Blättern und gleiten hinab auf den Boden und ſchlummern auf weichem Mooſe. Tief unten aber gräbt der Baum ſeine Wurzeln hinab und ſaugt den Saft und ſchickt ihn hinauf in die Blätter, drauf die Strahlen ruhen, daß ſie mit einander koſen in lautloſer Verſchwiegenheit, was im Dunkeln geſchlummert und was im Lichte herniederſtieg; und jedes Blatt iſt ein Hochzeitsbette.

Jakob legte ſich unter die Buche an der Halde. Er will die Augen ſchließen und es iſt ihm, als läge er tief unten im Meeresgrunde und über ihm rauſchten die Wellen und ſchwämmen Geſchöpfe ohne Zahl.

Welch ein Klingen in den Lüften, Himmel und Erde liegen in ſtiller Umarmung; welch' flüſternde Lebensſtille im Aether. — Eine Blume verwelkt, eine andere ſpringt auf, ein Menſch iſt geboren, ein Menſch iſt vergangen.

Jakob richtet ſich auf, rückt raſch ſeine Mütze zurecht: er gedenkt, den Kopf wieder auf die Hand niedergeſenkt, wie einſam er iſt. Er will fort; was zögert er? Die Augen gehen auf und zu, die Arme heben ſich und ſinken nieder. . . .

Am Fenſter Magdalenens pocht es leiſe.

„Wer iſt da?“

„St! Jakob.“

„Um Gottes willen, was willſt du?“

Er antwortete nicht und ſtieg durch das geöffnete Fenſter, er hatte die Mütze tief in die Stirn gedrückt; er gab Magdalene keinen Kuß und ſchlich leiſe durch die Kammer die Treppe hinab. Nach geraumer Weile kam er wieder und verließ lautlos die Kammer auf dem Wege, wo er gekommen war.

Magdalene ſchaute hinaus in die Nacht. Ein Wimmern und Wehklagen zog durch die Luft und nach einer Weile ſchlich eine ſchwarze Katze oder ein Marder über die Dachfirſte am Hauſe gegenüber. . . .

Die Lerche hatte ſchon längſt den erſten Sonnenſtrahl gegrüßt und ſich ihm entgegengeſchwungen, die Vögel jubilirten ſchon lange in den Zweigen, die Käfer ſummten, die Bienen und Schmetterlinge flogen umher — endlich erwachte Jakob. Er rieb ſich verwundert die Augen, er konnte ſich nicht entſinnen, wo er war, wie er daher gekommen. Nach und nach wurde es ihm klar und ſein Auge glänzte ſo hell wie die Thautropfen auf Blatt und Halm. Jeder Nerv in ihm ſpannte ſich in

Frohmuth, etwas von der allbelebenden, geheimnißvollen Kraft der Mutter Erde durchſtrömte ihn. Er war wie neugeboren und ſprang muthig hinein in den jungen Tag.

Wenn man nach einer ſolchen Nacht und einem ſolchen Morgen nur etwas Außerordentliches vollbringen könnte, eine That für die Ewigkeit. Wie klein und zerſtückelt iſt da all das gewöhnliche Thun und Treiben!

Jakob eilte mit Herzklopfen nach Hauſe, er wußte nicht, welche Stunde am Tag es war. Erſt als er ſich dem Dorfe näherte und die Ziffer an der Thurmuhr erkennen konnte, ging er langſam, ſtill und fromm.

Am erſten Hauſe des Dorfs ſchreckte er zuſammen.

„Guten Morgen, Jakob, woher ſchon ſo früh?“ rief eine gellende Stimme, es war die des Hennenfangerle, das zum Fenſter herausſchaute. Jakob antwortete nicht und ging raſch. Die Hexe hatte ihn zuerſt gegrüßt, das gab einen böſen Tag.

Zu Hauſe traf Jakob große Verwirrung. Ein Fuhrmann wartete ſchon ſeit einer Stunde auf Vorſpann; der Adlerwirth, aus ſeinem Schlafe geſtört, ſchalt mit allem Nachdrucke. Der Rappe hatte ſich über Nacht im Stalle losgeriſſen und hatte den Braunen geſchlagen, neben dem er ſonſt friedlich an der Deichſel ging, hatte den Futterkaſten zertrümmert und allerlei Untereinander angerichtet.

Das war ein ſchöner Morgen nach einer ſolchen Nacht.

Eben als Jakob vorſpannen wollte, kamen der Schultheiß und der Schütz und verhafteten ihn. Dem Bäck wären heut Nacht achtzig Gulden aus dem Eckſchrank geſtohlen worden. Der Nachtwächter hatte Jemand zu Magdalene hineinſteigen ſehen, das Bett Jakobs war unberührt — er war der Dieb.

Anfangs lachte Jakob aus vollem Halſe. Man hatte ihn noch nie lachen gehört, und das klang jetzt wie der teufliſchſte Spott. Bald aber lachte er nicht mehr, ſondern ſchlug mit Rieſenkraft um ſich, als man ihn packen wollte; er hatte die Kraft eines Raſenden. Er faßte den Schütz und den herbeigekommenen Kilian am Halstuch und würgte ſie, daß ſie kirſchbraun ausſahen; er hätte ſie erdroſſelt, wenn nicht neue Hülfe gekommen wäre. Nur mit Mühe gelang es fünf Mann, ihn niederzuwerfen und zu binden.

Jetzt war er im Stall eingeſperrt und gebunden.

Magdalene wußte nichts von alle dem. Sie war betrübt aufgeſtanden und wollte eben die Hühner herauslaſſen; keines kam hervor, der Marder hatte ſie alleſammt erwürgt. Sie konnte nicht in's Haus eilen und die Unglücksbotſchaft verkünden, denn auch zu ihr kamen der Schultheiß und der Schütz und verhafteten ſie. Sie folgte ſtill der Weiſung.

Das ganze Dorf war in Allarm, Alles ſchimpfte und fluchte über das fremde Geſindel, das nur ein Ableger einer großen Bande ſein ſollte; wo etwas fehlte, ſollten es die Beiden entwendet haben.

Jakob und Magdalene wurden von den herbeigeholten Landjägern zur Stadt geführt. Sie waren zehn Schritte von einander getrennt. Jedes hatte ſeinen beſondern Begleiter. Drinnen im Dorfe läuteten die

Glocken zum Erſtenmale zur Kirche, ſie klangen ſo hell als ginge es zum Traualtare — das ſind böſe Brautführer zur Seite.

Der rechte Mann.

Magdalene war bald wieder aus dem Gefängniſſe entlaſſen worden; ſie konnte weder für noch gegen Jakob zeugen, ſie hatte den Eingeſtiegenen nicht erkannt; ihre eigne Schuldloſigkeit aber war offenbar. Wie traurig kehrte ſie in das Dorf zurück. Der Bäck wollte ſie nur noch bis zum „Ziele“ behalten, der Pfarrer machte ihr herbe Vorwürfe und ſagte: er müſſe die Sache an den Verein berichten, deſſen Stelle er hier vertrete.

Arm und verlaſſen war Magdalene und doch fand ſie einen Troſt darin, Jakob ihr Sparkaſſenbüchlein gegeben zu haben; man mußte das bei ihm gefunden haben und ſie glaubte, er würde eher frei, wenn er das Entwendete damit zurückerſtatte. Sie ſagte das dem Bäck und bat ihn, ein gutes Wort einzulegen, der aber bedeutete ſie:

„Die Sache hat ihren Lauf, da iſt nichts mehr zu machen. Du biſt jedenfalls um dein Geld, das freſſen die Proceßkoſten. Geſchieht dir recht.“

Eine Hoffnung erhob Magdalenen wieder. Bärbele, die Adlerwirthin, verſprach ihr, ſie in Dienſt zu nehmen. Nun hatte ſie doch wieder einen „Unterſchlupf“ für den Winter, aber ſie mußte im Dorf bleiben und wie gern wäre ſie fort.

Die Ihr Euer Leben lang behütet und umſchirmt im Familienkreiſe aufgewachſen, denen eine liebende Hand Alles verſorgte und ſchmückte, vom erſten Kinderhemdchen an bis zur hochſchwellenden, erwartungsreichen Ausſteuer, die ihr nie allein und frierend draußen geſtanden in der weiten Welt, und nirgend ein Herz, das bangend und verlangend nach euch ausſchaut — Ihr könnt es kaum ermeſſen, was ſich in der Seele eines Mädchens aufthut, dem ſeit dem erſten Gedanken zugerufen ward: dein Schickſal iſt in deine Hand gegeben, du gehörſt und haſt Niemand, du biſt allein; alle Liebe und allen Lebensunterhalt mußt du erobern, du kannſt jede Minute ausgeſtoßen werden und biſt fremd; kein unauflösliches Familienband umſchlingt dich über alle Irrungen und Wechſel des Lebens hinweg.

So ohne Anhang und ohne Abhängigkeit zu leben iſt wol auch eine Freiheit, aber dem jugendlichen Herzen, zumal dem eines Mädchens, thut es wohl zu gehorchen, einem fremden Willen die Verantwortlichkeit für die Lebenswendungen anheim zu ſtellen. Darum hatte Magdalene ſich von ihrem Vater ausbeuten laſſen, darum gehorchte ſie dann ſo freudig der Fürſorge Heiſters und wollte ſie Jakob dienen, ſeine Schwermuth und ſeine Launen ertragen als eine demüthige Magd; hatte ſie doch einen lieben Menſchen, der ihr und dem ſie angehörte.

Jetzt war ſie wieder ganz allein. Sie wendete ſich zum Vater aller Menſchen, ſie wollte mit aller Macht ſeine Hand faſſen, er ſollte ſie führen, ſie wollte ein Zeichen, einen beſtimmten Befehl was ſie thun ſolle;

ſie hatte ja rechtſchaffen gelebt. Sollte ſie alle Gedanken von Jakob ablöſen? Sie konnte nicht. Die ſie ſo zerknirſcht in der Kirche liegen ſahen, hatten Mitleid mit ihrer Reumüthigkeit; aber Niemand half ihr, ſelbſt der Pfarrer nicht, der ihr zürnte, weil ſie ihre Unſchuld betheuerte.

Magdalene ging abgeharmt umher; ſie hoffte bald durch den Tod erlöst zu werden.

Der Herbſtwind ſpielte mit den abfallenden Blättern und ließ ſie erſt im Tode fühlen, wie frei es ſich wiegt in den Lüften. Im Schickſal Jakobs war noch immer nichts entſchieden, nur quälte ihn neben dem Unterſuchungsrichter auch noch der Thorwart mit ſeiner zudringlichen Frömmigkeit. Der Gute! wir kennen ihn noch von der Scene im Vorzimmer des Vereins. Er hatte mit Ruhe und einzig durch ſalbungsvolle Reden ſein Ziel erreicht. Die ſehr mächtige Partei der Frommen hatte ihm dieſen Poſten verſchafft und er wirkte in ihrem Geiſte, predigte von Entſagung und einziger Hoffnung auf Jenſeits und befand ſich dabei recht wohl und reichlich genährt von ſeiner Beſoldung hienieden.

Jakob konnte um ſo leichter ſeinen Anmahnungen widerſtehen, da er ſich vollkommen ſchuldlos fühlte, und doch kam bisweilen auch über ihn das trübe Herbſtgefühl von draußen. Er wollte Erquickung in den aufgedrängten Traktätchen ſuchen, aber dieſe Blätter waren gleichfalls herbſtlich welk und prieſen den Winter, den Tod aller Natur, als das einzig wahre Leben.

Eines Mittags ging Magdalene vor das Dorf hinaus nach der Hanfbreche.

Der Nebel hatte ſich geſenkt und glitzerte auf Gras und Stoppeln, eine erfriſchend feuchte Luft wehte; die wilden Buben hatten da und dort eine Lücke in den Zaun geriſſen, um ſchneller einen vergeſſenen Apfel vom Baume zu werfen; von allen Seiten hörte man Schellengeläute der weidenden Kühe und Peitſchenknallen der Hüter; oben an der Halde ſtand ein Knabe mit der Peitſche neben einem Feuer und ſang luſtig in die Welt hinein, von fern her hörte man das Knattern der Hanfbrechen; im Buchwäldle knallte ein Schuß, und angſtvoll zwitſchernd flog hier aus der Hecke ein Schwarm feiger Spatzen, die doch Niemand eines Schuſſes werth erachtete.

Bunt ſchwärmte es noch überall draußen, als müßte man ſich tummeln, ehe der geſtrenge Herr, der Winter, hier ſeine weiße Decke auflegt und Niemand zu Gaſte kommen darf als ſeine Hauspfaffen, die Raben, die jetzt ſchon in großer Schaar dort auf dem Kirſchbaume ſitzen, ſtill über die Zukunft des Reiches Rath halten und den Krähen in ihrer Lakaienlivree und den leichtfertigen Spatzen ihre Gunſt und das Gnadenbrod verheißen. Die klugen und ſicheren Raben! Sie laſſen ſich nicht ſchrecken, ſie wittern die Tragweite eurer Waffen, ſie laſſen euch nahe herankommen und weichen erſt dann ruhig aus, und kaum habt ihr den Rücken gewendet, ſind ſie wieder da. Die klugen und edelſinnigen Raben! Sie ſtehlen was blinkt und gleißt und das Menſchenauge erfreut, und tragen es fort in ihre dunkeln

Neſter; nicht daß ſie ſich ſelber deſſen erfreuen, ſondern nur daß es die Menſchen entbehren. Die klugen und freien Raben! Sie kennen nicht Vater- und nicht Muttergefühl.

Das wäre nun ſo recht ein Tag zu ſtillen, endloſen Träumereien, Magdalene iſt aber nicht dazu aufgelegt; ſie dachte nur eine Weile darüber nach, warum man von Rabenvater und Rabenmutter ſpricht, und ſchritt dann raſch zur Hanfbreche.

Beim Hanfbrechen hilft immer eine große Anzahl dem, der grade heute an der Reihe iſt. Der Hanf wird über dem in den Rain gegrabenen Heerd, die Darre, noch ſchnell gedörrt und dann zwiſchen der einfachen Walke aus ſcharfſchneidigem Holze zu Werg verarbeitet. Je toller das Geklapper der vielen Brechen iſt, um ſo mehr fühlt man ſich ermuthigt, ſeine Stimme laut zu erheben, zu allerlei Geſpräch. Da wird denn auch manches Verhältniß und mancher Charakter tüchtig zu Werg verarbeitet, daß die Häckſel davon fliegen.

Magdalene hatte ſich mit ihrer Hanfbreche an das äußerſte Ende geſtellt und man ließ ſie in Ruhe, ſie war zu unglücklich für den Spott; auch war des Kilians Lenorle, für die man heute arbeitete, ihre Beſchützerin. Bald aber wurde ſie aus ihrer Ruhe herausgeriſſen. Es iſt ein altes Herkommen der Hanfbrecherinnen, daß Jeder, der des Weges daher kommt, ihnen ein Trinkgeld geben muß. Sie gehen dem Ankommenden entgegen, „fangen ihn im Hanf“ und ſtreuen ihm Häckerling vor die Füße, und wenn er Nichts geben will, ſo wünſchen ſie ihm, daß er nie ruhig im Bette liegen könne, ſondern immer Häckerlinge ſpüre; die

Anderen kommen dann herbei und überſtreuen ihn von allen Seiten mit Häckerling.

Eben ſah man einen Mann des Weges kommen, Alles lachte, es war Frieder. Magdalene, die zuletzt gekommen war, mußte ihm „ſtreuen,“ wie man's nennt, ſie wollte nicht; nur als das heftige Schelten Aller ausbrach, verſtand ſie ſich dazu. Sie ging Frieder weit entgegen, weiter als Sitte war, und ſagte, mit niedergeſchlagenen Augen den Häckerling wegwerfend:

„Vater, gebt mir was, daß ich Ruh' hab'.“

Frieder griff in die Taſche und gab ihr einen ganzen Sechsbätzner. Das war nun ein Halloh als das Geld kam. Man ließ es auf einen Stein fallen, es klang wirklich echt; alsbald wurde ein Knabe fortgeſchickt, um Wein zu holen.

Frieder hatte ſich wieder davon gemacht und Magdalene arbeitete ſtill fort.

War Frieder wirklich ihr Vater? Leider war er's. Jakob hatte Recht, da er damals, als er Magdalene neben dem Kleebündel im Felde ſtehen ſah, eine Aehnlichkeit zwiſchen ihr und Frieder bemerkte. Seitdem Frieder jene Löffel genommen und Magdalene mit ihm gerungen hatte, ſeitdem hatte ſie kein Wort mit ihm geſprochen. Sie hatte ihn zum Erſtenmale wiedergeſehen, als er damals mit Jakob ging; ſie war im Tiefſten erſchrocken und wie durch ein geheimes Einverſtändniß thaten nun die Beiden als ob ſie ſich nicht kennten. Einmal am Brunnen hatte er mit den andern Mädchen geſcherzt und redete auch Magdalene an, ſie aber antwortete nicht und ging davon.

Um nun das Maß alles Unglücks voll zu machen, war jetzt auch Frieder wieder in das Dorf gekommen; Magdalene hatte mit ihm geſprochen, ſie konnte ſich ihm nicht mehr entziehen.

Jetzt hatte ſie wiederum Jemand, der ihr für alle Zeiten angehörte. Magdalene war tief traurig.

Als ſie am Abend Reiſig hackte hinter dem Hauſe, kam Frieder freundlich auf ſie zu und ſagte: „Guten Abend Magdalene.“ Sie ſtand wie feſtgebannt, das Küchenbeil ward ihr plötzlich ſo ſchwer, daß ſie es nicht mehr aufheben konnte. Sie ließ Frieder reden was er wollte; ſie hörte ihn nicht und ſtierte ihn grauſenhaft an. Regungslos ſtand ſie da. Plötzlich fuhr es ihr wie eine wilde Ahnung durch die Seele; ſie hob das Beil empor und ſtand wie ein Racheengel da und rief:

„Gebt das Geld her! Ihr habt es dem Bäck geſtohlen.“

Sie riß mit der linken Hand dem Frieder die Mütze vom Kopfe; an dieſer hatte ſie ihn wieder erkannt, er hatte ſie jenen Abend tief in die Stirne gedrückt. Furchtbar drohend ſtand ſie da und ihre Lippen bebten.

Frieder grinste ſie höhniſch an und ſagte: „Probir's nur, hau' zu, hack' mir das Beil in den Kopf, da, mach' ſchnell; du biſt ja in erſter Ehe zur Welt kommen, im Kirchenbuche bin ich ja doch dein Vater nicht.“

Magdalene ließ die Arme ſinken. Sie raffte ſchnell das kleingehackte Reiſig zuſammen und ging in's Haus. Frieder hob die weggeworfene Mütze auf, ballte ſie wie fluchend in der Hand zuſammen und ging gleichfalls davon.

Neue Ueberraſchung! Iſt der innerſte Wunſch Magdalenens Wirklichkeit geworden? Dort kommt der Doktor Heiſter mit dem Buchmaier das Dorf herab; an ihn hatte Magdalene juſt gedacht, er konnte all die Wirrniß löſen, und — jetzt floh ſie vor ſeinem Anblicke in das Haus und ſtand in der Küche und hatte keinen Athem, das Feuer anzublaſen; die Thränen brannten in ihren Augen und wollten ſich doch nicht löſen. Sie ſtand da und hielt ſich die Stirn, Alles war ihr wie ein Traum: daß ſie mit ihrem Vater geſprochen, daß Heiſter da war. — Eines aber ſtand feſt: Frieder hatte ſie von Neuem in's Unglück gebracht. Das erkannte ſie mit innerſter Zuverſicht. Die Schnalle an der Mütze war ihr ſchon damals in der Nacht aufgefallen. Für ſich ſelber durfte ſie ein fremdes Verbrechen büßen, aber Jakob durfte ſie nicht dulden laſſen.

Was aber anfangen? — Dort der Vater, hier der Geliebte. Kalter Schauer und fliegende Hitze machten ſie erbeben. Sie blies ſo heftig in das Feuer, daß ſie das wilde Löckchen verſengte.

Nach dem Abendeſſen machte ſie ſich eine Ausrede und ging in den Adler in die Küche. Sie mußte Gewißheit haben, ob Heiſter hier ſei; ſie traute ſich nicht recht. Sie ſchaute durch das Schiebfenſterchen in die Stube und — neues Wunder! Sie ſah den Regierungsrath, den freundlich ſtolzen Mann, der früher ſo oft bei Heiſters geweſen war. Bärbele die Adlerwirthin beſtätigte aber auch, daß Heiſter da ſei und ſo eben Pfannkuchen beſtellt habe. Magdalene freute ſich angeben zu können, daß er ſie gern recht dünn und „röſch“

gebacken eſſe; ſie half ſchnell mit und rührte den Teig noch recht tüchtig durch einander, damit das Gebäck auch „luck" ſei, und ſie ließ nicht nach bis man noch zwei Eier dazu that. Als endlich aufgetragen wurde, ſagte ſie Bärbele, es ſolle „dem Herrn" berichten, daß ſie da ſei und nothwendig mit ihm zu reden habe. Kaum hatte ſie dieß vorgebracht, wollte ſie es widerrufen, es war aber zu ſpät; Bärbele ſtand bereits unter der offenen Thür, durch welche jetzt der Regierungsrath in die Küche kam und um ein Reiſig bat, ſeine Pfeife auszuräumen, obgleich das eigens hierzu dienende Inſtrument, die ſogenannte Amtspflege, drinnen in der Stube ſtand. Er ſtutzte als er Magalene ſah, und ſie am Kinne faſſend ſagte er:

„Du ſiehſt ja recht übel aus. Nicht wahr, in der Stadt iſt's doch beſſer?"

Magdalene wollte vor Furcht und Scheu in den Boden ſinken, aber Arbeit hilft aus allen Verlegenheiten. Sie nahm ſchnell der Magd die Gabel ab und wendete den Pfannkuchen in dem brodelnden Schmalze, indem ſie dabei ſagte:

„Man muß ſich an Alles gewöhnen, Herr Oberamtsrichter."

Der Regierungsrath, deſſen Beförderung noch nicht bis zu Magdalene bekannt geworden war, entfernte ſich bald und ſagte noch zum Abſchiede:

„Ich will dem Doktor Heiner ſagen, daß du da biſt, ich will ihn herausſchicken; oder willſt du hereinkommen?"

„Ach nein, nein."

Das machte ſich nun allerdings gut, denn Bärbele hatte den Muth nicht, den Auftrag auszurichten; auch fand ſie es unſchicklich.

Nun aber ward es Magalene plötzlich höllenangſt. Sie hatte ſich ſo ſehr darauf gefreut den edlen Mann wieder zu ſehen, Troſt und Hülfe bei ihm zu ſuchen, und jetzt ergriff ſie namenloſe Furcht. Sie eilte raſch aus der Küche fort, die Treppe hinab und nach Hauſe. Sie hätte allerdings auch vergebens gewartet; denn drinnen in dem Verſchlägle — der Honoratiorenſtube, die durch eine Bretterwand von der großen Wirthsſtube getrennt war — ſagte der Regierungsrath:

„Ich habe ſo eben die luſtige Magd geſehen, die vor einigen Jahren bei dir diente. Es iſt jämmerlich wie ſie ausſieht. Draußen in der Küche ſteht ſie. Sie hat ihrem Herzallerliebſten, dem ſchmucken Poſtillon, zu einem Diebſtahle verholfen. Es gibt allerlei Connexionen in der Welt. Erinnerſt du dich noch des Burſchen? Der wollte, daß kein anderer Sträfling außer ihm in's Dorf komme, der traute den wilden Katzen nicht. Unſer Land wäre aber zu klein, wenn man jeden wilden Schößling in ein beſonderes Terrain verſetzen wollte; wir müßten die Prairien von Südamerika haben.“

„Das wäre nicht nöthig,“ erwiederte Heiſter. „Bis auf die Verbrecher erſtreckt ſich das Uebel, das aus der Zerſtückelung Deutſchlands kommt. In einem großen einheitlichen Lande iſt es einem Menſchen, der einen Fehltritt begangen hat, leichter möglich, fern von dem Schauplatze ſeines Falles und doch innerhalb des Vaterlandes, bewacht und doch ungekannt ein neues Leben zu beginnen."

„Deliciös!" - rief der Regierungsrath, „du kannſt Aufſehen damit machen, du kannſt ein Patent darauf löſen, dieſen teleologiſchen Beweis von dem nothwendigen Daſein der deutſchen Einheit gefunden zu haben."

Eine längere Pauſe trat ein. Man merkte es, die beiden Freunde — ſo nannten ſie ſich noch immer — waren verſtimmt, ſich hier gefunden zu haben. Sie verhehlten einander den Zweck ihrer Reiſe, und doch wußte Jeder den des Andern.

„Meine Herbſtfahrt liefert mir prächtige Ausbeute," begann der Regierungsrath wieder. „Ich habe ganz magnifique Cabinetsſtücke aus der Roccocozeit gefunden und für einen Spottpreis gekauft. Ich kann jetzt noch ein viertes Zimmer nach dem Geſchmack der Renaiſſance meubliren."

Heiſter lächelte innerlich über die Verſchlagenheit ſeines Freundes, aber er fühlte heute auch die Luſt, diplomatiſch mit ihm zu ſpielen wie die Katze mit der Maus. Er fühlte ſich ſo ſicher in ſeiner wirklichen Sendung und ſchob eine andere in den Vordergrund, indem er vorgab, als Ausſchußmitglied des Vereins für entlaſſene Sträflinge die Gegend zu bereiſen, um nach den Pflegebefohlenen zu ſehen. So ſpielten die beiden Freunde Verſteckens miteinander, daß der Buchmaier, der dabei ſaß, verwundert drein ſah.

„Ah," nahm der Regierungsrath wieder das Wort, „bald hätte ich vergeſſen dir zu gratuliren, Herr Direktor; du biſt ja in das Direktorium der Eiſenbahn gewählt worden. Da ſieht man eben doch wo ihr Liberale hinauswollt. Darum habt ihr's dahin gebracht, daß die Eiſenbahn nicht Staatseigenthum wird, damit ihr auch Aemter zu vergeben habt und auch Titel. Nicht wahr, ſo ein Titel ſchmeckt doch gut?"

„Allerdings," erwiderte Heiſter, zwar lächelnd aber doch etwas gereizt, „wir haben es auf den Ruin der Titel abgeſehen; der Nimbus fällt. Und dann: euer allmächtiger Staat ſoll nicht noch neue Macht aufhäufen, um wieder von oben bis herunter durch Aemtchen und Verſorgungen einen ganzen Troß kirre zu machen."

„Da ſieht man wieder euch Kurzſichtige, die ihr euch Liberale nennt," entgegnete der Regierungsrath. „Mag der Staat nicht ſo ſein wie er ſollte — was ich gern in manchen Beziehungen zugebe — ſo verkennt ihr doch alle Principien des Staatslebens, wenn ihr darauf ausgeht, die Staatsmacht zu ſchmälern und zu ſpalten. Bekommt ihr einmal einen Staat wie ihr ihn wollt, ſo habt ihr mit dieſen Grundſätzen ein hölzernes Schwert, das nicht hauen und nicht ſtechen kann. Man kann freiſinniger ſein als ihr, wenn man auch nicht mit euch übereinſtimmt, ja man muß das; die Staatsmacht iſt das Höchſte."

„Sagen Sie Beamtenmacht," ſchaltete der Buchmaier halb laut ein. Der Regierungsrath ſchien ſich auf keine weiteren Erörterungen einlaſſen zu wollen; er ſtand wie unabſichtlich auf und machte wieder ſeinen Rundgang durch die große Wirthsſtube und die Küche.

Heiſter und der Buchmaier ſaßen mißvergnügt bei einander und der Letztere ſagte:

„Der Regierungsrath iſt auch kommen, um ſich von unſerm Bezirk zum Landſtand wählen zu laſſen.“

„Weiß wohl“, entgegnete Heiſter, „aber weil er vor mir hinter'm Berg hält, ſag' ich auch nichts.“

„Der Oberamtmann hat auch ſchon viel Stimmen für den Regierungsrath im Sack,“ berichtete der Buchmaier; „es ſind diesmal zu viel Schultheißen Wahlmänner geworden. Der Oberamtman hat die Schultheißen immer in der Hand, die laufen ihm nicht davon; er kann ſie ſchon drücken wenn er will. Und dann heißt es auch, wir bekommen eine Seitenbahn wenn wir den Regierungsrath wählen.“

„Lariſari.“

„Er ſcheint gar nicht dumm,“ bemerkte der Buchmaier wieder; „was er da vorhin geſagt hat, iſt doch gar nicht ſo uneben, wenn ich auch wohl weiß zu welchem Loch er 'naus will.“

„Zu welchem Loch? Durch das leere Knopfloch zu einem neuen Orden,“ ergänzte Heiſter lachend. „Das arme Knopfloch! ſperrt das Maul auf und iſt ſo hungrig, und es will doch nichts hereinfliegen. Ein Bändelesfutter wär' ihm zu gunnen.“

Dieſer Ton ſchlug beim Buchmaier an, er lächelte vergnügt und Heiſter fuhr fort:

„Laßt euch doch von ein paar feingedrehten Redensarten nicht am Narrenſeil herumführen. Der Mann hat ſeinen hochrothen Orden aus dem Knopfloch und die hochrothen Redensarten aus dem Munde gethan und thut ganz ſchlicht gegen euch. Ihr habt's ja ſelber geſagt: er ſpricht von Staatsmacht und meint Beamtenmacht. Wir wollen auch, daß der Staat ſtark ſei; aber er ſoll's nur dadurch ſein, daß er die Aufſicht über die Macht führt, die in Händen der Bürger liegt.“

Heiſter ſetzte nun noch weitläufig auseinander, welche Kraft einem gegliederten Staate inne wohne, der aus ſelbſtändigen Genoſſenſchaften und Vereinen erwachſe.

Wir ſehen, welche Bewegungen im Dorfe vorgehen. Wer wird mitten in den Wahlkämpfen noch des unglücklichen Mädchens und des eingekerkerten Knechtes gedenken? Und doch — ſo wunderbar verſchlingen ſich die Fäden des Lebens — ſollte dadurch die traurige Geſchichte ihr Ende finden.

Der Regierungsrath kam plötzlich wieder in die Herrenſtube und ſagte: „Da draußen geht's wild her. Der Stellenjäger, der Frieder, führt das große Wort. Ich müßte alle criminaliſtiſche Witterung verloren haben, wenn der nicht friſch geſtohlenes Gut in der Taſche hat.“

Die Drei waren ſtill und horchten hin wie Frieder draußen rief: „Adlerwirth, bring' mir einen Ueberrheiner, der Wein da ſchmeckt ja nach nichts, der ſchmeckt juſt wie wenn man die Zung' zum Fenſter 'naus ſtreckt.“

Als der beſſere Schoppen kam und ſchnell auf einen Zug geleert ward, rief Frieder abermals: „Adlerwirth, haſt kein'n Hund da?“

„Warum?“ fragte Konrad.

„Narr,“ ſchrie Frieder hell auflachend: „Ich hab' ſo viel Kronenthaler, ich möcht' ſie gerad einem Hund zu freſſen geben. Mehlwürmer! Mehlwürmer!“ kreiſchte er taumelnd: „Ich hab' ſie dem Bäck aus der Naſ' zogen.“

Er ſchlug das Glas auf den Tiſch, daß ihm die Scherben in die Hand ſchnitten, er ſtampfte gewaltig auf den Boden, fuhr ſich mit beiden Händen in die Haare und zerrte ſich zähneknirſchend und ſchrie, obgleich ihn Niemand faſſen wollte: „Weg da, weg da! Rühr' mich Keiner an oder ich ſchneid' ihm die Gurgel ab. Himmel heilig, weg! drei Schritt vom Leib ſag' ich!“

Er ſtarrte ſtier drein, dann ließ er die Hände fallen, der Kopf ſank immer tiefer, er legte ihn auf den Tiſch, als wollte er einſchlafen; ſeine Schultern ſchüttelte er noch immer abwehrend als faſſe ihn Jemand.

Der Buchmaier, der Regierungsrath und Heiſter waren in die große Wirthsſtube getreten. Heiſter wurde ſchnell Alles klar. Er kannte Frieder als den Vater Magdalenens. Niemand als dieſer hatte das Geld geſtohlen.

In ſeinem Rauſche wurde Frieder fortgebracht. Er hatte ſich nur gegen die Angreifer in ſeinen Gedanken gewehrt; gegen die wirklichen war er ganz willig, ſo weit in ſeinem Zuſtande von Willen die Rede ſein konnte.

Andern Tages wurde Frieder nach der Stadt geführt. Er verlangte vorher noch einmal zu Magdalene gebracht zu werden, er habe ihr Vieles zu ſagen. Magdalene hörte und ſah ihn aber nicht, ſie lag in Fieberphantaſien und rief nur bisweilen aus dem Traume:

„Das Beil weg, das Beil weg . . . Hauet dem Marder in den Kopf . . . der Rab' hat die Löffel . . .“

Heiſter ſtand mit Thränen in den Augen an ihrem Lager. Frieder bekannte ihm auch ſein früheres Verbrechen und daß Magdalene vollkommen ſchuldlos.

Jakob wurde nun frei, Frieder kam an ſeine Stelle.

Wie ein ſiegreicher Held wurde Jakob im Dorfe empfangen. Alles drängte ſich zu ihm heran, Alles faßte ſeine Hand; man nannte ihn einen braven, wackern Menſchen und war überaus liebreich. Man lobte ihn faſt noch mehr als man berechtigt war, denn Niemand kannte genau die Tiefe ſeines Weſens; aber Jedes hatte ihm etwas abzubitten und kam ihm nun mit doppelter Liebe entgegen.

Heiſter nahm ſich Jakobs an wie ein Bruder, und dieſer ſah jetzt ſelber ein, wie Recht Magdalene gehabt hatte da ſie immer behauptete: es gibt eine Einigung des Menſchen über die Familie hinaus — die freie, rein menſchliche Liebe.

Magdalene erkannte Jakob und Heiſter nur Einmal einen Augenblick, dann verfiel ſie wieder in ihre Fieberphantaſien und träumte vom Marder mit der Mütze, vom Kopfſpalten und vom Beil.

In der ganzen Gegend gewann es Heiſter alle Herzen, daß er die Unſchuld ſo an's Tageslicht gebracht hatte. Er war Allen bereits als freigeſinnter Mann bekannt, jetzt war er ihnen durch ſein menſchenfreundliches Weſen in den beſchränkteren Lebensverhältniſſen näher getreten. Die politiſche Freiſinnigkeit zeigte ſich

Allen in ihrem urſprünglichen Kern: der Humanität. Die Sage verbreitete noch zum Ueberfluſſe, daß Heiſter hauptſächlich zur Befreiung der Unſchuldigen in das Dorf gekommen ſei, da er das Rechte ſchon lang geahnt habe. Mit großer Stimmenmehrheit wurde Heiſter zum Abgeordneten gewählt und er vertritt die Rechte des Volkes mit nachdrücklichem Freimuthe.

Und Frieder? Wir müſſen zu ihm in's Gefängniß dringen, werden aber wenig erkunden; er, der Feind alles Schweigens, regt jetzt kaum die Lippen zu einem Worte. Es muß noch ein ſchweres Verbrechen auf ihm laſten, denn bisweilen knirſcht er doch vor ſich hin:

„Pfui, alter Schindersknecht, haſt dir ſelber den Strick um den Hals dreht; haſt's gelernt, thu's recht. Weinheber, pfui!“

Am zweiten Tage nach der Einkerkerung Frieder's fuhr in aller Frühe ein zweirädriger Karren, dran ein mageres Pferd geſpannt war, durch das Thal der Univerſitätsſtadt zu. Auf dem Karren lag eine lange Kiſte und drinnen war die Leiche Frieders. Er hatte ſich im Gefängniß erhängt. Schwere, geheimnißvolle Verbrechen hat er mit hinübergenommen.

Bald hoch in den Lüften, bald nahe geleiteten Raben den Karren. Ihr Krächzen war der einzige Klagelaut, den man vernahm. Das Fuhrwerk ging ihnen zu träge und ſie flogen voraus und ſetzten ſich auf einen hervorragenden Tannenaſt, ließen das Gefährt einen Vorſprung gewinnen und folgten dann immer mit Krächzen wieder nach. Oder waren es Kameraden, die ſie anrufen mußten und die ablösten? Der Fuhrmann wenigſtens glaubte ſteif und feſt, es wären dieſelben, die ihm bis zum Thore der Stadt folgten.

Frieder hatte geheimnißvolle Verbrechen mit ſich erdroſſelt. Die Gelehrten durchforſchten jede Ader ſeines Körpers, das Geheimniß ſeines Lebens fanden ſie aber nirgends.

Ein freundlicher Genius hatte Magdalene in Fieberphantaſien verſenkt; ſie verſchlief Leid und Freud der letzten Tage. Als ſie nach mehreren Wochen genas, nahm Heiſter ſie wieder zu ſich in die Stadt. Sie ward wieder das ſelige, frohe Kind von ehedem und lebt in der Meinung: Frieder ſei eines natürlichen Todes geſtorben.

Magdalene hatte keine Ruhe, bis Heiſter Jakob eröffnete, in welcher Beziehung ſie zu Frieder geſtanden. Er zuckte ſchmerzlich zuſammen über dieſes letzte grauſame Geſchick, überwand es aber mit ſeltenem Gleichmuthe, zu deſſen Gewinnung ihm noch eine neue Ueberraſchung verhalf.

Als Frau Heiſter in die Küche trat, erkannte er augenblicklich in ihr jene junge Frau wieder, die er an jenem Schickſalsabende mit ſeinen Stücklein ſo erfreut hatte; ſie war ihm im Gedächtniß geblieben, Heiſter hatte er nicht erkannt.

Ein freundliches Erinnerungsband wurde nach gegenſeitiger Mittheilung dadurch wieder feſter geknüpft.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das Idyll an der Eiſenbahn.

Wie klein und eng iſt oft das Endziel nach großer und weiter Lebensbahn voll harter Kämpfe. So im hochfliegenden, dem Allgemeinen zugewendeten Streben, ſo im niedern, beſchränkten Daſein. Und am Ende — zwei Schritt Erde, ein vergeſſener Hügel, der bald wieder der Fläche gleich wird.

Wie friedlich müßten die Menſchen ſich Raum gönnen, wenn ſie des Endes gedächten.

Das aber iſt der Segen den wir aus dem Irren und Drängen ins Weite empfangen, daß wir im winzigſten Raume die Unendlichkeit erfaſſen lernen; über der engſten Spanne Erde wölbt ſich das Himmelszelt, und im kleinſten Thun ſtehen wir mitten inne in der Thätigkeit des All's. Wir lernen ſchon hienieden eingehen in das All, in das wir einſt aufgehen.

Am Saume des Eichenwaldes, dort wo der Blick über die weite Wieſenebene hinausſchweift bis jenſeits zu den waldgekrönten Bergen, von denen eine Burgruine niederſchaut: dort ſteht ein kleines Haus, deſſen Gebälk noch in friſcher hellbrauner Farbe glänzt; es iſt mit dem Giebel dem Thale zugekehrt, das Dach ragt weit vor, drei Eichenſtämme tragen den Söller mit hölzerner Brüſtung, drauf Nelken und Gelbveigelein blühen.

Das iſt das Haus eines Bahnwärters, denn hier nebenan ziehen ſich die Schienen in kühngeſchweiften Bogen durch das Thal. Die nüchterne Gewinnſucht hat es Verſchwendung geſcholten, daß man dieſe Häuſer ſo zierlich errichtet, aber der uneigennützige Schönheitsſinn hat geſiegt. Dieſe Häuſer ſind Muſterbilder ländlicher Wohnungen geworden, ſie ſtehen im Einklang mit der Landſchaft als Zierde derſelben. Schon finden ſie hier und da Nachahmung in den Dörfern und drängen ſich mitten unter die charakterloſen Wohnungen mit den ſtarren kahlen Wänden ohne Handhabe, die aus der Stadt ſich herüberſiedelten.

Die Einwohner der ſchönen Wärterhäuschen ſcheinen dieſelben auch in Ehren zu halten, denn nirgends fehlt ein kleiner Blumengarten mit Blüthen aller Art, der dem abſeits ſich hinziehenden Kartoffelfelde abgekargt wird.

Wenn ihr von der Hauptſtadt aus auf der Eiſenbahn dahinrollt, an den Feldern vorbei, die ſich vor dem ſchnellen Blicke wie ein Fächer ausbreiten und zuſammenlegen; wenn ihr ſehet, wie die Pferde auf dem Felde ſich bäumen, ungewiß, ob ſie jauchzen oder zürnen ihrem Nebenbuhler, dem ſchnaubenden Dampfroß; wenn ihr ſehet wie der Ackersmann eine Weile die Hacke ruhen läßt, euch nachſchaut und dann wieder emſig die Scholle wendet, die ihn feſthält; wenn ihr dann immer raſcher dahinbrauſet und das Dampfroß ſchrillend jauchzt, dann wendet ſchnell einen Blick nach jenem Wärterhäuschen am Saume des Waldes. Dort ſteht ein Mann kerzengrade und hält die zuſammengewickelte Fahne; unter dem Hauſe ſteht eine Frau und hat ein kleines Kind auf dem Arm, das die Hände hinausſtreckt ins Weite. — Grüßt ſie! Es iſt Jakob und Magdalene, die ihren erſtgeborenen Sohn, den Pathen Heiſters, auf dem Arm trägt.

Wenn dann die rollenden Wagen vorbeigeſaust ſind und man hört ſie nur noch in der Ferne, die haſtig keuchende Welt iſt dahin und endlich Stille ringsum, da ſteckt Jakob die Fahne auf den Pfoſten, grüßt ſein Weib und lacht mit dem Kinde und arbeitet dann fleißig auf dem Felde.

Das ſelig ſtille Glück ſtirbt nicht aus, es ſiedelt ſich hart neben den unbeugſam eiſernen Gleiſen der neuen Zeit an.

II.

Die Frau Profeſſorin.

Es kamen zwei fremde Geſellen.

Da ſitzt der Wadeleswirth am Gartenfeſter im Stüble, er hat den Ellbogen auf den Sims geſtemmt und den Kopf in die Hand geſtützt; nach ſeiner Gewohnheit hat er die Füße hinter die vordern Stuhlbeine geſchlagen, als wollte er da feſtwurzeln; denn wo er einmal ſitzt, da braucht's faſt eine Wagenwinde, um ihn wieder in die Höhe zu ſchroten.

Freilich ſitzt er nicht mehr da, es thut ihm ſchon lang kein Finger mehr weh, ſeiner Zeit aber haben ſeine Finger Manchem weh gethan; die Rede ging, wo der Wadeleswirth Einen an den Kopf trifft, da wächſt kein Haar mehr nach, darum verſetzte er auch aus Barmherzigkeit ſeine Schläge in's Genick, da gibt's auch kein Blut und thut doch wacker weh. — War der Wadeleswirth ſo ein Raufbold? Ihr werdet ihn ſchon kennen lernen, daß er ein Menſch war, ſo lammfromm und gutmüthig wie nur Einer; das hindert aber nicht, daß man zu guter Stunde Einem, der's begehrt, geſalzene Fauſtknöpfle austheilt: kurzum, der Wadeleswirth war, wie man's nimmt, ein abſonderlicher Menſch oder auch nicht. Eigentlich hieß er nicht Wadeleswirth, ſondern Lindenwirth, wozu er durch die Linde vor dem Hauſe und auf dem Schilde das klarſte Recht hatte. Jener Name aber — ja das iſt eine ſchlimme Sache, man redet nicht gern davon, es ſchickt ſich nicht, und doch iſt das, worauf es ſich ſtützt, nichts Geheimes, man macht dort wo der Mann her iſt gar kein Hehl daraus, alſo: vom innern Kniegelenke bis gegen die Knöchel — rund heraus, die Wade war beim Lindenwirth tapfer beſtellt und darum wurde er ſo genannt.

Jetzt können wir uns ſchon ruhiger beim Wadeleswirth niederlaſſen, wir müſſen aber damit eilen, denn es gibt bald großen Halloh im Hauſe und im ganzen Dorfe und Alles durch einen einzigen Menſchen oder zwei.

Der Wadeleswirth ſitzt alſo ſtill da und läßt ſeine Gedanken um ſich her ſchwirren wie die Fliegen, die ſummend die Stube durchſchwärmen. Freilich hat man nicht viel Gedanken, wenn man ſo müde iſt und wie der Wadeleswirth eben vom Feld heimkommt, wo man einen Wagen Heu aufgeladen; da thut's wohl, geruhig zu verſchnaufen und die Gedanken, wenn man deren hat, machen zu laſſen was ſie wollen. Der Katze, die auf dem äußern Fenſterſims hockte und gar viel mit ſich zu thun hatte, nickte er einmal zu, dann kehrte er ſich um und rief:

„Lorle!“ Aus der Kammer antwortete eine Stimme: „Was?“

„Ich mein', du machſt's auch wie die Katz; die putzt ſich, wie wenn wir Fremde bekämen.“

„Mir iſt's auch ſo,“ antwortete es von innen.

„Mach' dich nur fertig, und wenn du verkühlt biſt, hol' mir einen Trunk (Moſt) aus dem Keller; ich verdurſt' ſchier.“

„Gleich, gleich,“ antwortete es wieder aus der Kammer. Man hörte eine Kiſte zuſchlagen, dann Jemand die Treppe hinablaufen und bald wieder heraufkommen, die Thür öffnete ſich, da . . . da fiel hart am Fenſter ein Schuß, ein gellender Schrei entfuhr dem Mund des Mädchens, das Glas mit dem Moſt lag auf dem Boden und die Katze ſprang in die Stube ganz nahe vorbei an dem Geſichte des Wadeleswirths. Dieſer ſtand auf und fluchte und das Mädchen war in der halbgeöffneten Thür verſchwunden.

Wir aber müſſen dem ſeltſamen Ereigniß nachgehen . . .

Zwei junge Männer ſchreiten durch den Bergwald; der eine in grauer Tyrolerjuppe mit grünen Schnüren, groß und breitbruſtig, mit braunrothem unverſchorenem Bart, einen grauen Spitzhut, breitkrämpig und vielfach zerdrückt auf dem Kopfe; der andere mit beſcheidener Mütze, unter der ein feingeſchnittenes Geſicht mit wohlgezogenem Backenbart ſichtbar wird, ſeine kleine Geſtalt etwas nach vorn gebeugt mit einem zertragenen ſchwarzen Ueberrock bekleidet. Die Beiden wandern wortlos dahin. Ein alter Bauer trägt ihnen zwei Ränzchen, eine Zither, einen Malerſtuhl und eine Flinte nach. Jetzt treten ſie aus dem Walde und im Thale vor ihnen zieht ſich ein langes Dorf hin, wie man ſagt: nur auf einer Seite gebacken, denn die Häuſer ſtehen längs des Baches, der murrend und wildrauſchend über und zwiſchen Felſen wegrollt; ein Steg führt über den Bach, wo jenſeits auf einſamem Hügel die Kirche ſteht.

„Da haſt du's, das iſt Weißenbach,“ ſagte der Große mit klangvoller Bruſtſtimme.

„Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet,“ ſagte der Kleine, in deſſen ſchwarzem Gewande wir mit Recht einen abgetragenen Schulrock vermuthet haben.

„Laß deinen Horaz,“ erwiderte der Große, dem wir ohne Scheu den Malerſtuhl zuerkennen dürfen.

„Gern,“ verſetzte der Kleine und ſich umſchauend fuhr er lächelnd fort: „Ite, missa est, ihr Bücher ſollt mir nicht zwiſchen die Beine laufen in der freien Natur, ſtill! Bruder, das ſollteſt du malen, oder ich will ein Märchen ſchreiben, wie das Steckenpferd des Autors, das in jedem Buche aufgezäumt an die Krippe gebunden iſt, lebendig wird und mit dem Buch davonjagt; es müßte herrlich ſein, wenn ſo ein Rudel Bücher, ſo eine ganze Bibliothek da den Berg hinunterritte, huſſa! huſſa! Ich will das Märchen ſchreiben.“ —

„Du thuſt's doch nicht, du ſpeiſt dir immer in die Hände und greifſt nie zu.“

„Leider haſt du Recht, aber hier will ich friſches Leben holen. Sieh, wie das Dorf hier ſo friedlich im Mittagsſchlummer daliegt als wär's ein großes Waſſerungeheuer, das ſich am Ufer ſonnt; die Strohdächer ſind wie große Schuppen. Sieh dort die Kirche! Ich liebe die Kirchen auf den Bergen, ſie gehören nicht mitten in den Häuſertrödel. Auf dieſen Felſen will ich meine Kirche erbauen — das iſt ſchön! Auch leiblich ſollen die Menſchen aufſteigen, ſich erheben zur geiſtigen Erhebung. Wie dieſe Kirche hier jenſeits des Steges, auf dem Berge ſteht, iſt ſie die wahrhaft transcendente, ſupranaturaliſtiſche.“

Nach einer Pauſe fuhr er fort: „Hörſt du die Hunde bellen und die capitoliniſchen Wächter ſchnattern? Hörſt du die Kinder dort jauchzen? Die guten Kinder! Sie ahnen nicht, daß du kommſt, ihre Jugend im Bilde zu verewigen. Schon Virgil ſagt ſehr ſchön: O fortunatos nimium, sua si bona norint, agricolas. Das Volk iſt doch wie die ſtille Natur, es weiß nichts von der Schönheit ſeines Lebens, es iſt vegetabiliſches Daſein und wir kommen, die Geiſtesfürſten, und verwenden ihre gebundene Welt zu freien Gedanken und Bildern.“

„Und wer weiß,“ erwiderte der Große endlich, „wie der Weltgeiſt uns verwendet, zu welchen Gedanken und Bildern wir ihm dienen.“

„Du biſt frommer als du glaubſt, das iſt ein großer Gedanke,“ entgegnete der Gelehrte und der Maler fuhr auf:

„Numero A 1. Gib doch nicht gleich Allem was man ſagt ein Schulzeugniß.“

Die Beiden ſchwiegen. Der Maler, der ſeinen Kameraden doch zu hart angelaſſen zu haben glaubte, faßte ſeine Hand und ſagte: „Hier bleiben wir nun, ſchüttle allen Schulſtaub von dir, wie du dir's vorgenommen, denk nichts und will nichts und du wirſt Alles haben.“

Der Kleine erwiderte den Händedruck mit einem unendlich ſanften Blicke und der Maler fuhr fort: „Ich muß dir den Mann ſchildern, bei dem wir bleiben.“

„Nein, thu's nicht, laß mich ihn ſelber finden,“ unterbrach ihn der Kleine.

„Auch gut.“

Als ſie ſich jetzt dem Dorfe näherten, ſchlug der Maler den Fußweg ein, der hinter den Häuſern herläuft; der Kleine bemerkte: „Es liegt ein tiefes Geſetz darin, daß die Naturſtraßen nirgends gradlinig ſind; der Bach hat einen undulirenden, einen wellenförmigen Weg, und die Straßen von Dorf zu Dorf ziehen ſich ſelbſt durch die Ebene in Schwingungen dahin. Die Philoſophie der Geſchichte kann davon lernen, daß Natur und Menſchheit ſich nicht nach der logiſchen Linie bewegen.“

„Bei den Straßen hat das einen einfachen Grund,“ bemerkte der Maler, „ein Gefährt geht viel leichter, wenn es durch eine Biegung wieder einen Schwung bekommt; bei einem ſchnurgeraden Wege liegt auch das Pferd zu gleichmäßig und ermüdend im Geſchirr. Das iſt Fuhrmannsphiloſophie.“

Mit dieſen Worten waren die Beiden in einen Baumgarten getreten; der Maler nahm dem Bauer die Flinte ab und ſchoß damit in die Luft, daß es weithin widerhallte, dann ſchrie er Juhu! ſprang die Treppe hinauf und hinein in die Stube . . .

Da ſind wir alſo wieder beim Wadeleswirth, in dem Augenblick, da die Katze ihm am Geſicht vorbeigeſprungen und das Glas Moſt auf den Boden gefallen war. Der Wirth ſteht da, hat beide Fäuſte geballt und flucht:

„Kreuzmillionenheideguguk, was iſt denn das? Was gibt's in's —"

„Ich bin's," rief der Maler, die Hand zum Willkomm ausſtreckend.

Die Fauſt des Wirthes entballte ſich und er rief: „Wa ... Was? Ja, bigott, er iſt's; ei Herr Reinhard, ſind Ihr auch wieder aufe gelaufen?[1] Das iſt ein fremder Beſuch, da ſollt' man ja den Ofen einſchlagen."[2]

„Weil's Sommer iſt, alter Kaſtenverwalter," erwiderte der Begrüßte, indem er derb die Hand des Wadeleswirths ſchüttelte, der jetzt fragte:

„Seid Ihr's geweſen, der im Garten geſchoſſen hat?"

„Nein, nicht ich, da mein Weib," ſagte der Maler, die Flinte aufhebend, „kann das Maul nicht halten."

„Ihr ſeid noch allfort der Alte, aber der Mann muß für's Weib bezahlen; es koſtet Straf', wenn man ſchießt."

„Weiß wohl, ich bezahl's gern."

Reinhard ſtellte nun ſeinen Freund, den Bibliothekscollaborator Reihenmaier vor.

„Reihenmaier," ſagte der Wadeleswirth, „ſo haben wir hier auch ein Geſchlecht."

Der Collaborator erwiderte lächelnd:

[1] Zum Beſuch gekommen, ſonſt nur von ganz nahen Nachbarn gebräuchlich.

[2] Eine gewöhnliche Redensart, wenn ein unerwarteter Freund kömmt.

„Es können weitläufige Verwandte von mir ſein, ich ſtamme auch von Bauern ab."

„Wir ſtammen alle von Bauern ab," ſagte der Wadeleswirth, „der Erzvater Adam iſt ſeines Zeichens ein Bauer geweſen."

„Wo iſt denn Eure Eva, alter Adam?" frug Reinhard.

„Sie kommt gleich mit dem Heuwagen, ich bin dieweil voraus. Lorle! Lorle! Wo biſt?"

„Da," antwortete eine Stimme von unten.

„Mach hurtig die Scheuer auf, daß ſie mit dem Wagen gleich 'rein können, es wird einen Regen geben, und komm hernach 'rauf."

„Die Grundel? Ich bin begierig die Grundel[1] wieder zu ſehen," ſagte Reinhard; der Wadeleswirth erwiderte ſchelmiſch lächelnd und mit dem Finger drohend:

„Oha, Mannle! Das iſt kein Grundel mehr, das kann ſich ſehen laſſen, es iſt ein lebfriſches Mädle; bigott aber Ihr könnet Euch nicht ſehen laſſen, man meint Ihr wäret ein alter hauenſteiner Salpeterer, Ihr habt ja einen ganzen Wald im Geſicht, Rothtannen und Blutbuchen, was koſtet das Klafter? Saget einmal, laſſen denn die Keſſelflicker und Scheerenſchleifer in den Kanzleien ſo einen Bart ungerupft und ungeſchoren? Machen ſie's ihm nicht auch wie den Büchern und den Zeitungen —"

„Mann! Um Gottes willen, Mann!" unterbrach ihn Reinhard, „kommt Ihr jetzt auch mit dieſen

---

[1] Grundel, Gründling, kleiner Fiſch.

Geſchichten an? Hat man denn nirgends mehr Ruhe vor der verdammten Politik?"

„Ja gucket, das geht einmal nimmer anders, wir dummen Bauern ſind jetzt halt auch einmal ſo dumm und fragen darnach, wo unſere Steuern hinkommen, für was unſere Buben ſo lang Soldaten ſein müſſen und —"

„Weiß ſchon, weiß ſchon alles," betheuerte Reinhard.

Der Collaborator aber faßte die Hand des Wirths, klopfte ihm auf die Schulter und ſagte:

„Ihr ſeid ein ganzer Mann, ein Bürger der Zukunft."

Der Wadeleswirth ſchüttelte ſich, hob beide Achſeln, ſchaute den Collaborator mit gerunzelter Stirne an und ſagte dann, indem er lächelnd nickte:

„Einen ſchönen Gruß und ich ließ' mich ſchön bedanken."

Der Collaborator wußte nicht, was das bedeuten ſoll. Es gab aber nicht lange Bedenkzeit, man vernahm Peitſchenknallen auf der Straße, der Wadeleswirth ging nach der „Laube," dem bedeckten Söller, der das Haus, mit Ausnahme der Gartenſeite, umſchloß; die beiden Fremden folgten.

„Fahr' beſſer hiſt," rief der Wirth dem jungen Manne zu, der auf dem Sattelgaule vor dem Heuwagen ſaß; „noch ſchärfer hiſt, ſonſt kommſt du nicht herein, du lernſt's dein Lebtag nicht; ſo, ſo, jetzt friſchweg, fahr' zu!"

Der Wagen war glücklich herein; freier athmend ging man wieder nach der Stube.

Der Collaborator fragte beſcheiden:

„Warum laſſet Ihr denn das Scheunenthor nicht weiter machen, da es doch ſo mühſam iſt hereinzufahren?“

Der Wadeleswirth, der zum Fenſter hinausgeſehen hatte, kehrte ſich um, dann ſchaute er wieder in's Freie und ſprach hinaus:

„Das junge Volk braucht's nicht beſſer haben als wir, es ſoll eben auch lernen, die Augen bei ſich haben und geſchickt ſein und wiſſen was hinter ihm drein kommt. Ich bin mehr als dreißig Jahr da hereingefahren und bin nie ſtecken blieben.“ Jetzt wendete er ſich nach der Stube und fuhr fort: „Was iſt denn eigentlich Euer Geſchäft, Herr Kohlebrater?“

„Ich bin Bücherverwalter.“

Nun kam die Frau, der Sohn, der Knecht und die Magd in die Stube. Alle bewillkommten Reinhard und die Frau bemerkte, auf den Bart deutend:

„Ihr ſeid recht verwildert in den zwei Jahren, wo wir Euch nicht geſehen haben.“

„Unſer Tamburmajor,“ ſagte Stephan der Sohn, „hat auch ſo einen gottsjämmerlichen Bart gehabt, er hat ihn aber alle Morgen ſchwarz gewichst.“

„Wenn ich jung wäre, mich dürftet Ihr mit dem Bart nicht küſſen,“ ſagte Bärbel, eine bejahrte, ſtarkknochige Perſon, die als Magd im Hauſe diente; Martin, der Knecht, der hinter ihr ſtand, war ihr Sohn. Dieſer hatte ſeine beſondere Meinung, die er nun auch preisgab:

„Und ich ſag', der Bart paßt ihm ſtaatsmäßig, er ſieht aus wie der heilig' Joſeph in der Kirch!“

„Und du wie der Mohrenprinz,“ endete der Wadeleswirth; „aber wo ſteckt denn das Lorle? Alte, hol' mir einen Trunk aus dem Keller und gib mir ein Mümpfele[1] Käs' und dann richteſt du dem Herrn Reinhard ſein altes Zimmer her und der andere fremde Herr kann auf dem Tanzboden ſchlafen.“

Der Wadeleswirth bekam nun doch endlich ſeinen Trunk; er ging lieber eine Stunde im brennenden Durſt umher, ehe er die zwei Treppen hinab- und wieder hinaufſtieg. Der Collaborator ſetzte ſich zu ihm.

Reinhard machte einen Gang durch das Dorf; alle Kinder liefen ihm nach und einige muthvolle riefen ſogar aus ſicherm Verſteck:

Rother Fuchs dein Bart brennt an,
Schütt' ein bisle Waſſer dran.

Reinhard ging in das Haus wo der Bader wohnte, die Kinder warteten vor der Thür bis er wieder geſchält herauskäme; als er aber mit vollem Bartſchmucke wieder erſchien, lachten und jubelten ſie aufs Neue.

Im Hauſe des Baders wohnte noch Jemand, dem Reinhard einen Auftrag gegeben hatte, es war der Dorfſchütz, der jetzt mit der Schelle herauskam. Er klingelte an allen Ecken und ſprach dann laut und deutlich: „Der Maler Reinhard iſt wieder ankommen mit einem großmächtigen rothen Bart. Wer ihn ſehen will, ſoll in die Linde kommen, allda iſt der Schauplatz. Eintrittspreis iſt, daß Jeder ein groß Maul machen und ſeine Zähne weiſen muß, wenn er hat.

---

[1] Mümpfele — mundvoll.

Um halb neun Uhr geht die Fütterung an. Kinder ſind frei.“

Ein unaufhörliches Gelächter zog durch das ganze Dorf, die Kinder folgten jubelnd und johlend dem Schütz auf dem Fuße, ſie waren kaum ſo lang zum Schweigen zu bringen, daß man die Verkündigung hören konnte.

Als es bereits Nacht geworden und der Himmel mit ſchweren Regenwolken überzogen war, ſaß Reinhard auf der Steinbank unter der Linde vor dem Wirthshauſe; er lachte vor ſich hin, der urplötzlichen Heiterkeit gedenkend, mit der er unverſehens die Seelen aller Einwohner erfüllt hatte. Da hörte er ein verhaltenes Schluchzen in der Nähe, er ſtand auf und ſah ein Mädchen das nach der Scheune ging.

„Lorle?“ ſagte er in fragendem Tone.

„Grüß Gott,“ antwortete das Mädchen, die dargebotene Hand faſſend, ohne aufzuſchauen und ohne die Schürze vom Geſicht zu nehmen.

„Du haſt . . . Ihr habt ja geweint, warum denn?“

„Ich, ich . . . hab' nicht geweint,“ erwiderte das Mädchen und konnte vor ſchnellem Schluchzen kaum reden.

„Warum gunnet Ihr mir denn keinen Blick und ſehet mich nicht an? hab' ich Euch was Leids than?“

„Mir? mir, nein.“

„Wem denn?“

„Euch.“

„Ja wie ſo?“

„Es gefällt mir nicht, daß Ihr Euch ſo zum G'ſpött vom ganzen Dorf machet, das iſt nichts und uns habt

Ihr doch auch zum Narren; das hätten wir nicht von Euch denkt."

„Ihr ſeid recht groß und ſtark geworden, Lorle; kommet 'rein in die Stub', daß ich Euch auch ſehen kann."

„Brauchet nicht jetzt noch mit mir Euern beſondern Poſſen haben," endete das Mädchen, raffte ſich ſchnell zuſammen und ſprang davon durch das Hofthor nach der Straße.

Reinhard ſaß mit zuſammengekniffenen Lippen vor ſich niederſchauend wieder auf der Bank. Was ihm vor einem Augenblicke noch wie ein übermüthiger aber harmloſer Scherz vorgekommen war, das hatte jetzt eine ganz andere Geſtalt. Von ſich ſah er bald ab und dachte: Das Kind hat Recht, es iſt ein Stück Ariſtokratie in dieſem Scherze: wir wiſſen nicht wie viel von ſchmählichem Hochmuth in Jedem von uns ſteckt. Ich habe das ganze Dorf zu meinem Spaß verwendet.

Der Collaborator kam jetzt auch herab und ſagte: „Ein ſonderbarer Mann unſer Wirth! Ich bin doch ſchon durch alle Examina geſiebt worden, aber der hört gar nicht auf mit Fragen und dabei hat er ſo 'was Mißtrauiſches."

„Das iſt's nicht," ſagte Reinhard, „die Bauern haben eine alte Regel: wenn man mit einem fremden Löffel eſſen will, ſoll man vorher dreimal hineinhauchen, verſtehſt Du?"

„Ja wohl, das iſt ein tiefſinniger Gedanke."

„Einen ſchönen Gruß und ich ließ' mich ſchön bedanken, Herr Kohlebrater," entgegnete Reinhard lachend.

Viele Männer und Burſchen aus dem Dorfe ſammelten ſich, von Allen ward Reinhard herzlich bewillkommt; die heitere Weiſe, die ſie herbeigelockt, erhielt eine entſprechende Fortſetzung. Man ging nach der Stube und Reinhard wußte den ganzen Abend allerhand ſchnurrige Geſchichten von ſeinen Fahrten in Oberitalien und Tyrol zu erzählen, das Gelächter wollte kein Ende nehmen. Reinhard gab ſich ſelbſt mehr zum Beſten als es eigentlich ſeine Art war; er wollte indeß ein Uebriges thun, weil er ſie Alle zum Beſten gehabt hatte, wie er in geſteigerter Selbſtanklage ſich vorwarf. Nach und nach gerieth er aber aus innerer Luſtigkeit auf allerlei tolle Seltſamkeiten, denn er konnte ſich, namentlich in zahlreicher Geſellſchaft, wahrhaft in eine Aufregung hineinarbeiten.

Reinhard war ſo voll Luſtigkeit unter den Menſchen geweſen und allein auf ſeinem Zimmer ward er verſtimmt und düſter; die Welt erſchien ihm doch gar zu nüchtern, wenn er nicht ſelber ſie etwas aufrüttelte.

Lorle war den ganzen Abend nicht in die Stube gekommen.

Tief in der Nacht „ſchlurkte“ noch Jemand in Klapp-Pantoffeln durch das ganze Haus und drückte an allen Thüren; es war der Wadeleswirth, der nie zu Bett ging, bevor er Alles von oben bis unten durchgemuſtert hatte.

Das war ein Sonntagsleben.

Am andern Morgen ſtand der Collaborator ganz früh vor dem Bette Reinhard's und ſang mit wohlgebildeter, kräftiger Stimme, die man ihm nicht zugemuthet hätte, das Lied aus Precioſa: „Die Sonn' erwacht“ mit Weber's thaufriſcher Melodie. Reinhard ſchlug murrend um ſich.

„Ein Mann wie du,“ ſang der Collaborator recitando, „der das herrliche Bild Sonntagsfrühe abconterfeit, darf einen Morgen nicht verſchlafen, wie der heut, bum, bum.“

Reinhard war ſtill und der Collaborator fuhr ſprechend fort: „Was fangen wir heut' an? Es iſt Sonntagmorgen, es hat heut' Nacht geregnet, als ob wir's beſtellt hätten; Alles glitzert und flimmert draußen. Was treiben wir nun? Giebt's keine Kirchweihe in der Nähe? Kein Volksfeſt?“

„Brat' dir ein Volksfeſt,“ entgegnete Reinhard, „trommle dir die Maſſen zuſammen, die du brauchſt, und ſattle dein Geſicht mit einem Operngucker; wirf Geld unter die Kinder, daß ſie ſich raufen und übereinander purzeln, dann haſt du ein Volksfeſt mit ipse fecit.“

„Du warſt geſtern Abend ſo luſtig und biſt heute ſo mürriſch.“

„Ich war nicht luſtig und bin nicht mürriſch; ich bin nur ein Kerl, der eigentlich allein ſein ſollte und verdammterweiſe doch keinen Tag allein ſein kann. Paß auf, wie ich's meine. Es iſt mir lieb, wenn du bei mir biſt; ein Freund wie du, der's ſo treu meint, iſt wie wenn man Geld im Schrank hat; braucht man's auch nicht, es unterſtützt doch, weil man weiß, man kann's holen, wenn Noth an Mann geht. Alſo bleib' die noch übrigen Tage deiner Ferien da, aber laß mich auch ein bischen mir.“

„Ich begreife dich wohl. Hier empfängſt du den Kuß der Muſe und da darf kein fremdes, betrachtendes Auge dabei ſein. Ich will dich gewiß ganz dir überlaſſen, ſtets zurücktreten, wo ſich dir irgend ein Motiv zu einem Bilde bieten könnte; da darf man nicht mit Fingern hindeuten, nicht einmal profanen Auges hinſchauen. Die Wurzel, die ſchaffende Triebkraft alles Lebens, ruht im Dunkel, wo kein Sonnenblick, wo kein Auge hindringt.“

„Das auch,“ ſagte Reinhard, „und für dich ſelber merke dir: will nicht von jedem Augenblicke etwas, ein Reſultat, einen Gedanken und dergleichen; lebe und du haſt Alles. Wir ſtecken in der Gedankenhetzjagd, die uns gar nicht mehr in Ruhe das Leben genießen läßt, du vor Allen, aber ich kann auch ſagen wie jener Pfarrer in ſeiner Strafpredigt: Meine lieben Zuhörer, ich predige nicht nur für Euch, ich predige auch für mich. — Laß uns leben! leben! Der Hollunder blüht, er blüht und nicht blos damit Ihr Euch einen Thee daraus abbrüht, wenn Ihr Euch erkältet habt.“

„Entſchuldige, wenn ich dir ſage,“ bemerkte der Collaborator in zaghaft rückſichtsvollem Tone, „es ſteckt mehr Romantik in dir als du glaubſt, das war ja auch die blaue Blume der Romantiker: ohne alle Reflexion zu ſein, im Vollgenuß des Nichtwiſſens.“

„Bin nicht ganz einverſtanden, aber meinetwegen heiß' es Romantik, wenn das Kind einen Namen haben muß.“

Reinhard ſtand halb angekleidet am Fenſter und ſog die Morgenluft in vollen Zügen ein; plötzlich prallte er zurück, der Collaborator ſprang ſchnell an das leere Fenſter und ſah hinaus. Das Wirthstöchterlein ging über den Hof, luſtig gekleidet, ohne Jacke und barfuß. Eine Schaar junger Enten umdrängte ſie ſchnatternd.

„Ihr Freſſerle,“ ſchalt ſie und verzog damit trotzig den Mund, „könnet's nicht verwarten bis eure Kröpfle vollgeſtopft ſind? Euch ſollt' man alle Viertelſtund' anrichten, nicht wahr? Nur ſtet, ich hol's ja, nur Geduld, ihr müſſet halt auch Geduld lernen; aus dem Weg! ich tret' euch ja.“

Die jungen Entchen hielten an, als ob ſie die Worte verſtänden, das Mädchen ging nach der Scheune und kam mit Gerſte in der Schürze wieder. „Da,“ ſagte ſie, eine Handvoll ausſtreuend, „g'ſegn' euch's Gott! Gunnet's euch doch, ihr Neidteufel und purzelt nicht über einander weg, ſcht!“ ſcheuchte ſie und warf eine Handvoll Gerſte weiter abſeits, „ihr Hühner, bleibt da drüben.“ Der Hahn ſtand auf der Leiter an der Scheune und krähte in die Welt hinein. „Kannſt's noch, accurat wie geſtern,“ ſagte das Mädchen ſich verbeugend, „komm' jetzt nur 'runter; biſt halt grad wie die Mannsleut', die laſſen immer auf ſich warten, wenn das Eſſen auf dem Tiſch ſteht.“

Der Hahn kam auch herabgeflogen und ließ ſich's wohl ſchmecken, plauderte aber viel dabei; wahrſcheinlich hatte er eben etwas Geiſtreiches oder Poſſiges geſagt, denn eine gelbe Henne, die gerade ein Korn aufgepickt hatte, ſchüttelte den Kopf und verlor das Korn. Der

Galante ſprang behende herzu, holte das Verlorene und brachte es mit einem Kratzfuße, einige verbindliche Worte murmelnd.

„Guten Morgen Jungferle,“ rief jetzt der Collaborator in den Hof hinab; das Mädchen antwortete nicht, ſondern ſprang wie ein Wieſel davon und ins Haus; die jungen Enten und die Hühner ſchauten bedeutſam nach dem Fenſter hinauf, ſie mochten wol ahnen, daß von dorther die Störung gekommen war, die ihnen die fernere Nahrung entzog.

„Das iſt ein Mädchen! ach, das iſt ein Mädchen!“ rief der Collaborator in die Stube gewendet und ballte beide Fäuſte zum Himmel; er durchmaß hierauf zweimal ohne zu reden die Stube, ſtellte ſich dann vor Reinhard und begann wieder:

„Da haſt du's, ich kann weiter nichts ſagen als: das iſt ein Mädchen. Kein Epitheton genügt mir, keines. Hier haben wir ein Geſetz der Volkspoeſie, ſie gibt den vollſten Ausdruck, macht die tiefſte Wirkung oft blos durch das einfache Subſtantiv, ohne Epitheton; meiner Sprache ſteht jetzt in ſolcher Entzückung nicht mehr zu Gebote, als der eines Bauernburſchen.“

„Was hältſt du davon, wenn wir uns mit dem Epitheton „göttlich“ begnügten?“

„Spotte jetzt nicht, das Mädchen mußt du malen, wie es da ſtand, eins mit der Natur, zu ihr redend und von ihr begriffen, die vollendete Harmonie.“

„Es wäre allerdings etwas nie Dageweſenes: ein Mädchen im Hühnerhofe.“

„Nun, wenn auch nicht ſo, das Mädchen mußt du malen, hier iſt dir ein ſüßes Naturgeheimniß nahegeſtellt, du" —

„In's Teufels Namen, ſo ſchweig doch ſtill, wenn es ein Geheimniß iſt. Du ſchwatzeſt ſchon am frühen Morgen, daß man nicht mehr weiß, wo Einem der Kopf ſteht."

Die beiden Freunde ſaßen eine Weile lautlos bei einander; endlich ſagte der Collaborator aufſtehend:

„Du haſt Recht, der Morgen iſt wie die ſtille Jugendzeit, da muß man den Menſchen allein laſſen, für ſich, bis er nach und nach aus ſich erwacht; man ſoll ihn nicht aufrütteln. Ich gehe in den Wald, du gehſt doch nicht mit?"

„Nein."

Der Collaborator ging und Reinhard ſaß lange ſtill, das viele Reden und Rütteln des Collaborators hinterließ ihm die Empfindung, als ob er von einer geräuſchvollen Reiſe käme; die ruhige Spiegelglätte des Morgenlebens war ihm zu haſtigen Wellen aufgehetzt. Reinhard war verſtimmt und nervengereizt, er legte ſich nochmals auf das Bett und verfiel in leiſen Schlummer. Die Glocken des Kirchthurms weckten ihn, es läutete zum Erſtenmal zur Kirche. Reinhard ging hinab in die Küche; die Bärbel, ſeine alte Gönnerin, die ſonſt ſo freundlich mit ihm geplaudert hatte, war unwirſch, ſie ſagte, er ſolle nur in die Stube gehen, ſie hielte ihm ſchon ſeit drei Stunden den Kaffee bereit und man könne ja das Feuer nicht ausgehen laſſen von ſeinetwegen. Reinhard war eben im Begriffe ihr eine barſche Antwort zu geben, er hatte es genug, ſich über den geſtrigen Scherz hart behandeln zu laſſen, da hörte er die Stimme Lorle's von der Laube:

„Bärbel, komm auſe, guck ob's ſo recht iſt.“

„Komm' du 'rein, iſt grad ſo weit; mach nur fort, es wird ſchon recht ſein.“

Ohne eine Antwort gegeben zu haben, verließ Reinhard die Küche, er ging aber nicht in die Stube, ſondern faſt unhörbar nach der Laube. Ungeſehen von dem Mädchen konnte er daſſelbe eine Weile beobachten; er ſtand betroffen beim erſten Anblick. Das war ein Antlitz voll ſeligen, ungetrübten Friedens, eine ſüße Ruhe war auf den runden Wangen ausgebreitet; dieſe Züge hatte noch nie eine Leidenſchaft durchtobt oder ein wilder Schmerz, ein Reuegefühl verzerrt, dieſer feine Mund konnte nichts Heftiges, nichts Niedriges ausſprechen, eine faſt gleichmäßige zarte Röthe durchhauchte Wange, Stirn und Kinn, und wie das Mädchen jetzt mit niedergeſchlagenen Augen das Bügeleiſen ſtill auf der Halskrauſe hielt, war's wie der Anblick eines ſchlafenden Kindes; als es jetzt die Krauſe emporhob, die großen blauen Augen aufſchlug und den Mund ſpitzte, trat Reinhard unwillkürlich mit Geräuſch einen Schritt vor.

„Guten Morgen, oder bald Mittag,“ nickte ihm Lorle zu.

„Schön Dank, ſeid Ihr wieder gut?“

„Ich bin nicht bös geweſen, ich wüßt' nicht warum. Habt Ihr gut geſchlafen?“

„Nicht ſo völlig.“

„Warum? Habt Ihr was träumt? Ihr wiſſet ja, was man in der erſten Nacht in einem fremden Bett träumt, das trifft ein."

„Aber mein Traum nicht."

„Nun, was iſt's denn geweſen? Dürfet Ihr's nicht ſagen?"

„Ganz wohl, und Euch beſonders, ich hab' von Euch träumt."

„Ach, von mir, das kann nicht ſein. Gucket, machet mir keine Flatuſen; es hat mich verdroſſen, wenn Ihr mich früher Grundel geheißen habt, aber es wär' mir noch lieber, wenn Ihr ſo ſaget, als wenn Ihr mir ſo was Gaukliches vormachet."

„Ich kann ja auch was träumt haben, das gar kein' Flatuſe iſt. Machet aber nur kein Geſicht, es iſt nichts Böſes, es iſt blos dumm. Mir hat's träumt, ich ſei mit Euch auf dem Bernerwägele geſeſſen und Euer Rapp war angeſpannt, und hat eine großmächtige Schelle um den Hals gehabt, die hat geläutet wie die Kirchenglock', und der Rapp iſt nur ſo durch die Luft dahingeflogen, ſeine Mähne iſt hoch aufgeſtanden und man hat kein Rad gehört und wir ſind doch immer fort und fort. Ich hab' den Rapp halten wollen, er hat mir aber ſchier die Arme aus dem Leib geriſſen und Ihr ſeid immer ganz ohne Angſt neben mir geſeſſen und ſo immer fort; plötzlich legt ſich der Wagen ganz ſanft um und wir ſind auf dem Boden gelegen, da iſt mein Kamerad kommen und hat mich geweckt."

„Das iſt ein wunderlicher Traum, aber in den nächſten vier Wochen fahr' ich nicht mit Euch. Was ich hab' ſagen wollen, Euer Kamerad iſt ein wunderlicher Heiliger, mein Vater ſagt, er ſei ſtolz und hochmüthig, ich mein' eher, er ſei zimpfer und ungeſchickt."

„Ihr habt ihm doch ſeine Störung verziehen?"

„Ja. Seid Ihr auch ſchon auf geweſen?"

„Nicht ganz. Mit meinem Kameraden habt Ihr Recht, er iſt nicht ſtolz, im Gegentheil ſcheuch und furchtſam."

„Ja, das hab' ich auch denkt, und grad weil er ſcheuch und furchtſam iſt, da geht er ſo auf die Leut' 'nein und thut wie wenn er ſie zu Boden ſchwätzen wollt'. Wie ich vorlängſt bei der Vroni auf der Hohlmühle geweſen bin, Ihr wiſſet ja, ſie iſt mit meinem Stephan verſprochen, ſie heirathen bis zum Herbſt und er übernimmt die Mühle; Ihr ſeid doch auch noch da zur Hochzeit?"

„Kann ſein, aber Ihr habt mir was erzählen wollen?"

„Ja, das iſt Recht, daß Ihr Einen beim Wort behaltet, ich ſchwätz' ſonſt in den Tag 'nein. Nun wie ich drunten in der Hohlmühle bin, da wird's Nacht und da haben ſie mir das Geleit geben wollen, ich hab's aber nicht zugeben und es wär' mir doch recht geweſen. Ich bin halt jetzt allein fort, im Wald da iſt mir's aber katzhimmelmäuslesangſt worden, und weil ich mich ſo gefürcht't hab', da hab' ich allfort pfiffen, wie wenn ich mir aus der ganzen Welt nichts machen thät. Ja, wie komm ich denn aber jetzt da drauf, daß ich Euch das erzähl'?" ſchloß Lorle, die Lippen zuſammenpreſſend und die Augen nachdentlich einziehend.

„Wir haben von meinem Kameraden geſprochen und“ —

„Ja, Ihr bringet mich wieder drauf; der pfeift auch ſo luſtig, weil er Angſt hat, nicht wahr?“

„Vollkommen getroffen. Ihr müßt nun aber recht freundlich gegen ihn ſein, er iſt ein herzguter Menſch, der's verdient, und es wird ihn ganz glücklich machen.“

„Was ich thun kann, das ſoll geſchehen. Iſt er noch ledig?“

„Er iſt noch zu haben, wenn er Euch gefällt.“

„Wenn Ihr noch einmal ſo was ſaget,“ unterbrach Lorle, das Bügeleiſen aufhebend, „ſo brenn' ich Euch da den Bart ab. Ja, daß ich's nicht vergeſſ', laſſet Euch Euern Bart nicht abſchwätzen, er ſteht Euch ganz gut.“

„Wenn er Euch gefällt, wird er ſich um die ganze Welt nichts ſcheeren.“

„Was gefällt? Was iſt da von gefallen die Red'?“ ertönte eine kräftige Weiberſtimme, es war die der Bärbel.

„Das Lorle iſt in meinen Kameraden verſchoſſen,“ ſagte Reinhard.

„Glaub' ihm nichts, er iſt ein Spottvogel,“ rief das Mädchen und Bärbel entgegnete:

„Herr Reinhard, ganget 'nein und trinket Euern Kaffee; Ich g'wärm ihn Euch nimmer.“

„Geht Euer Goller da in die Kirch?“ wendete ſich Reinhard an Lorle und erhielt die Antwort:

„Nein, das gehört der Bärbel, die geht, ich bleib' daheim; Ihr geht doch auch?“

„Ja," ſchloß Reinhard und trat in die Stube. Er hatte eigentlich nicht die Abſicht gehabt, in die Kirche zu gehen, aber er mußte und wollte jetzt; er mußte, weil er's verſprochen, und wollte, weil Lorle allein zu Hauſe blieb. Und wie wir unſeren Handlungen gern einen allgemeinen Charakter geben, ſo redete er ſich auch ein, er gewinne durch die Theilnahme an dem Kirchengange auf's Neue die Grundlage zur Gemeinſamkeit des Dorflebens und ein Recht darauf.

Während Reinhard in der Stube dies überdachte, ſagte Lorle draußen auf der Laube: „Denk nur, Bärbel, er hat heut Nacht von mir träumt."

„Wer denn?"

„Nu, der Herr Reinhard." Lorle verfehlte nie, auch wenn ſie von dem Abweſenden ſprach, das Wort „Herr" zu ſeinem Namen zu ſetzen.

„Laß dir von dem Fuchsbart nichts aufbinden," entgegnete Bärbel.

„Und der Bart iſt gar nicht fuchſig," ſagte Lorle voll Zorn, „er iſt ganz ſchön käſtenbraun und der Herr Reinhard iſt noch grad ſo herzig wie er geweſen iſt, und du haſt doch früher, wie er nicht dageweſen iſt, immer ſo gut von ihm gered't und du haſt Unrecht, daß du jetzund ſo über ihn losziehſt. Wenn er auch den Spaß mit dem Ausſchellen gemacht hat, er iſt doch nicht ſtolz, er red't ſo gemein und ſo getreu." —

„Ich kann nichts ſagen als: nimm dich vor ihm in Acht, und du biſt kein Kind mehr."

„Ja das mein' ich auch, ich weiß doch auch wie Einer iſt, ich . . ."

„Gib mir mein Goller, du zerdrückſt's ja wieder," ſagte Bärbel und ging davon.

Reinhard wandelte ſonntäglich gekleidet mit Stephan und Martin nach der Kirche. Alles nickte ihm freundlich zu, Manche lachten noch über die ſeltſame Bartzier, aber der Träger derſelben war ihnen doch heimiſch; ſie fühlten es dunkel, daß er zu ihnen gehörte, da er nach demſelben Heiligthume, zu derſelben Geiſtesnahrung mit ihnen wallfahrtete.

Auf dem Wege fragte Martin: „Nun was ſaget Ihr aber zu unſerm Lorle? nicht wahr, das iſt ein Mädle?"

„Ja," entgegnete Reinhard, „das Lorle iſt gerad wie ein feingoldiger Kanarienvogel unter grauen Spatzen."

„Es iſt ein verfluchter Kerle, aber Recht hat er," ſagte Martin zu Stephan.

Reinhard ſaß bei dem Schulmeiſter auf der Orgel, der brauſende Orgelklang that ihm wunderſam wohl, er durchzitterte ſein ganzes Weſen wie ein friſcher Strom. Die Bärbel, die ihn jetzt von unten ſah, dachte in ſich hinein: Er iſt doch brav! Wie ſeine Augen ſo fromm leuchten! Reinhard hörte nur den Anfang der Predigt. An den Text: „Laſſet euer Brod über das Meer fahren," wurde eine donnernde Strafrede angeknüpft, weil das ganze Dorf ſich verbunden hatte, nichts für das zu errichtende Kloſter der barmherzigen Schweſtern beizuſteuern. Reinhard verlor ſich bei dem eintönigen und nur oft urplötzlich angeſchwellten Vortrage in allerlei fremde Träumereien. Drunten aber lag die Bärbel auf den Knien, preßte ihre ſtarken Hände inbrünſtig zuſammen und betete für Lorle; ſie konnte nun einmal den Gedanken nicht los werden, daß dem Kinde Gefahr drohe, und ſie betete immer heftiger und heftiger; endlich ſtand ſie auf, fuhr ſich mit der Hand bekreuzend über das Geſicht und wiſchte alle Schmerzenszüge daraus weg.

Der Orgelklang erweckte Reinhard wieder, er verließ mit der Gemeinde die Kirche. Nicht weit von der Kirchenthüre ſtand die Bärbel ſeiner harrend; indem ſie ihr Geſangbuch hart an die Bruſt drückte, ſagte ſie zu Reinhard: „Grüß Gott!“ Er dankte verwundert, er wußte nicht, daß ſie ihn erſt jetzt willkommen hieß.

Als Reinhard nun noch einen Gang vor das Dorf unternahm, begegnete ihm der Collaborator mit einem geſpießten Schmetterling auf dem Mützenrande.

„Was haſt du da?“ fragte Reinhard.

„Das iſt ein Prachtexemplar von einem papilio Machaon, auch Schwalbenſchwanz genannt; er hat mir viel Mühe gemacht, aber ich mußte ihn haben, mein Oberbibliothekar hat noch keinen in ſeiner Privatſammlung; es waren zwei, die immer in der Luft mit einander kosten, immer zu einander flatterten und wieder davon; ſind glückſelige Dinger, die Schmetterlinge! Ich hätte ſie gern beide gehabt oder bei einander gelaſſen, habe aber nur einen bekommen, und ſchau wie ich ausſehe; in dem Moment wie ich ihn haſchte, bin ich in einen Sumpf gefallen.“

„Und Stecknadeln haſt du immer bei dir?“

„Immer; ſieh hier mein Arſenal,“ er öffnete die innere Seite ſeines Rockes, dort war ein R aus Stecknadelköpfen geſetzt.

„Aber daß ich's nicht vergeſſe," fuhr er fort, „ich habe das Wort gefunden."

„Welches Wort?"

„Das Epitheton für das Mädchen: wonneſam! Es iſt ein Vorzug unſerer Sprache, daß dieſes Wort transitiv und intransitiv iſt, ſie iſt voll Wonne und ſtrahlt Jedem Wonne in die Seele. Aber halt! Eben jetzt, indem ich rede, finde ich das Urwort, das iſt's: Marienhaft! Was die Menſchheit je Anbetungswürdiges und Wonniges in der Erſcheinung der Jungfrau erkannte, das drängte ſie in dem Wort Maria zuſammen. Das kann keine andere Sprache, ſolch ein nomen proprium allgemein objektiviſch bilden. Marienhaft! das iſt's."

Reinhard ward ſtill; nach einer Weile erſt frug er:

„Warſt du die ganze Zeit im Walde?"

„Gewiß, o! es war himmliſch, ich habe einen tiefen Zug Waldeinſamkeit getrunken. Sonſt wenn ich den Wald betrat, war mir's immer, als ob er ſchnell ſein Geheimniß vor mir zuſchließe, als ob ich nicht würdig ſei, durch dieſe heiligen Säulenreihen zu ſchreiten und den ſtillen Chor der ewigen Natur zu vernehmen; mir war's immer, als ob beim letzten Schritte den ich aus dem Walde thue, jetzt erſt hinter mir das ſüße geheimnißvolle Rauſchen beginne und unerfaßbare Melodien erklingen. Heute aber habe ich den Wald bezwungen. Ich bin emporgedrungen durch Geſtrüpp und über Felſen bis zum Quellſprung des Baches, wo er zwiſchen großen Baſaltblöcken hervorquillt und ein breites, rundes Becken ihn ſogleich aufnimmt, als dürfte er da zu

Hauſe bleiben. Du warſt gewiß noch nicht dort, ſonſt müßteſt du's gemalt haben; das muß nun dein erſtes Bild ſein. Die Bäume hangen ſo ſehnſüchtig nieder als wollten ſie das Heiligthum zudecken, daß kein ſterbliches Auge es ſehe, in jedem Blatt ruht der Friede; der rothe und weiße Fingerhut läßt ſeine Blüthenkette zwiſchen jeder Spalte aufſteigen, es iſt eine Giftpflanze, aber ſie iſt entzückend ſchön! Die ſanfte Erika verſteckt ſich lauſchend hinter dem Felſen und wagt ſich nicht hervor an das rauſchende Treiben. Dort lag ich eine Stunde und habe Unendlichkeiten gelebt. Das iſt ein Plätzchen, um ſich in's All zu verſenken. Morgenglocken tönten von da und dort, mir war's wie das Summen der Bienen, die ſich heute bei der Sicherheit des ſchönen Wetters weit weg vom Hauſe wagten. Ich war emporgeklommen, hoch hinauf auf Bergeshöhen, die die Kirchthürme weit überragen, ich ſtand über Zion auf den Spitzen des unendlichen Geiſtes; da fühlte ich's wie noch nie, daß ich nicht ſterben kann, daß ich ewig lebe; ich faßte die Erde, die mich einſt decken wird, und mein Geiſt ſchwebte hoch über allen Welten. Mag ich freudlos über die Erde ziehen, klanglos in die Grube fahren, ich habe ewig gelebt und lebe ewig." ....

Reinhard ſetzte ſich auf den Wegrain unter einen Apfelbaum, er zog auch den Freund zu ſich nieder. „Sprich weiter," ſagte er dann; der Angeredete blickte ſchmerzlich auf ihn, dann ſchaute er vor ſich nieder und fuhr fort:

„Ich lag lange ſo in ſelig traurigem Entzücken, ich ſah dem unaufhörlich ſich ergießenden Quell zu. Wie ätherklar ſpringt er hervor aus nächtiger Verborgenheit; wie rein und hell ſchlängelt er ſich in die Schlucht hinab, bald aber noch bevor er den ruhigen Thalweg erreicht, wird er eingefangen; was ficht's ihn an? Er ſpringt keck über das Mühlrad und eilt zu den Blumen am Ufer. In der Stadt aber dämmen ſie ihn ein, da muß er färben, gerben und verderben; er kennt ſich nicht mehr. Es kann auch einem reinen klaren Naturkinde ſo ergehen. Was thut's? Du einzler Quell vom Felſenſprung! ſtröme zu bis hin in das unergründliche, unbezwungene Meer, dort iſt neue, dort iſt ewige Klarheit und unendliches Leben, ein Ruhen und ein Bewegen in ſich .... Bei dem Erſten was ich dachte war mir's nicht eingefallen es feſtzuhalten, jetzt aber wollte ich Alles in melodiſche Worte faſſen; ich quälte mich in allen Versarten, hin war meine Ruhe. Da fielſt du mir wieder ein: wozu ein Reſultat? Ich hab's gelebt, was braucht es mehr?" ....

„Ich kenne dein Waldheiligthum ſchon lange," ſagte Reinhard auf dem Heimwege, „ich habe auch genug dort geträumt, aber mit dem Pinſel konnte ich ihm nicht beikommen; ließen ſich deine Gedanken malen, ja dann wär's anders. Ich habe mich von der Landſchaft entfernt, und doch ſo oft ich hieher komme, iſt mir's als ob hier eine tiefere Offenbarung noch meiner harre, beſonders jetzt; vielleicht iſt's dein Waldheiligthum, vielleicht auch nicht."

„Wo warſt denn du während meines Waldganges?"

„Ich war in der Kirche; du hätteſt eigentlich auch dort ſein ſollen; das einigt mit dem Bauernleben."

„Ja, ja, du haſt Recht, ei, das thut mir leid; nun, ich gehe heut Mittag.“ —

Im Wirthshauſe war eine große Veränderung.

Als der Collaborator neu beſchuht herunterkam, rief ihm Lorle freundlich zu: „Das iſt ſchön, Herr Kohlebrater, daß Ihr nicht auf Euch warten laſſet. Wo ſeid Ihr denn geweſen?“

„Im Walde droben. Saget aber nicht Kohlebrater, ich heiße mit meinem ehrlichen Namen Adalbert Reihenmaier.“

„Iſt auch viel ſchöner. Nun erzählet mir auch 'was, Herr Reihenmaier.“

„Ich kann nicht viel erzählen.“

„Ja, wir wollen warten bis Mittag, Ihr gehet doch auch mit auf die Hohlmühle? und Ihr könnet ja ſo ſchön ſingen.“

„Ich bin bei Allem, abſonderlich wo Ihr ſeid; ich hab' im Walde an Euch gedacht.“

„Müſſet mich nicht ſo zum Poſſen haben, ich bin zu gut dazu und Ihr auch; es ſchickt ſich nicht für ſo einen Herrn wie Ihr ſeid. Hübſch ordelich ſein, das iſt recht. Ihr müſſet aber auch Euren Sonntagsrock anziehen. Habt Ihr denn keinen?“

„Mehr als einen, aber nicht hier.“

„Ja, Ihr habt's doch gewußt, daß Ihr am Sonntag bei uns ſeid? Nun — ſchad't jetzt nichts. Ich will Euch den Martin ſchicken, er ſoll Euch ein bisle aufputzen.“

Jubelnd ſprang der Collaborator die Treppe hinauf und holte eine Sammlung Volkslieder — (die er zu etwaigen Ergänzungen und Varianten mitgenommen hatte — aus ſeinem Ränzchen; er warf das Buch an die Zimmerdecke in die Höhe und fing es wieder auf. „Hier,“ rief er, das Buch hätſchelnd, als wäre es etwas Lebendiges, „hier ſeid ihr zu Hauſe, nicht in der Bibliothek eingepfercht; heut' ſollt ihr wieder lebendig werden.“

Beim Eſſen herrſchte die alte Gewohnheit nicht mehr, für Reinhard und ſeinen Freund war in dem Verſchlag beſonders gedeckt. Reinhard ſagte dem Wirth, daß er wie ehedem am Familientiſch eſſen wolle. Der Alte aber ſchüttelte den Kopf ohne ein Wort zu erwidern, nahm die weiße Zipfelmütze ab und hielt ſie zwiſchen den gefalteten Händen auf der Bruſt, damit das Gebet beginne.

„Bärbel, traget nur die zwei Gedecke heraus, wir eſſen nicht allein,“ rief Reinhard. Der Wadeleswirth ſetzte ſchnell die Mütze wieder auf, ſchaute, ohne eine Miene zu verziehen, rechts und links und ſagte:

„Nur ſtet.“[1] Er machte dann eine ziemliche Pauſe, wie jedesmal, wenn er dieſes Wort ſagte, das als Mahnung galt, daß Keiner muckſen dürfe bis er weiter redete; endlich und endlich ſetzte er hinzu:

„Drin bleibt's. Es iſt kein Platz da für zwei.“ Er hob die Arme bedachtſam auf, ſtrich die Hände wagrecht über die Luft, wie den Streichbengel über ein Kornmaß, was ſo viel hieß als: abgemacht.

Die Freunde ſetzten ſich in den Verſchlag, Lorle trug ihnen auf.

---

[1] Langſam, ruhig.

„Kann denn das die Bärbel nicht?“ fragte Reinhard, und der Collaborator ergänzte: „Ihr ſolltet uns nicht bedienen.“

„O du liebs Herrgöttle,“ beſchwichtigte Lorle, „was machen die für ein Geſcheuch von dem Auftragen. Ich thu's ja gern, und wenn Ihr einmal eine liebe Frau habt, Herr Reihenmaier, und ich komm' zu Euch und ihr gunnet mir ein warm Süpple, da ſoll mich Euer Weible auch bedienen.“

„Woher wiſſet Ihr denn, daß ich heirathen möcht'?“

„Da kann man mit der Pelzkappe darnach werfen, ſo groß ſteht's Euch auf der Stirn geſchrieben: ich glaub', daß eine Frau mit Euch rechtſchaffen glücklich wird.“

„Woher wiſſet Ihr denn das?“

„Ihr ſeid ſo ordelich mit der Handzwehle[1] umgangen.“

Alles lachte, und draußen am Tiſche ſagte der Vater: „Es iſt ein Blitzmädle, und es hat ſonſt in einem Jahr nicht ſo viel geſchwätzt, wie jetzt ſeit geſtern.“

„Ja,“ ſagte die Mutter, nachdem ſie mit beſonderer Zufriedenheit einen Löffel Suppe verſchluckt, jetzt mit dem Löffel auf den ihres Mannes klopfend, „du wirſt's noch einſehen, was das für ein Mädle iſt; das iſt ſo geſcheit wie der Tag.“

„Das hat es von dir und von unſerm Vorroß, von der Bärbel da,“ ſchloß der Wadeleswirth, den Schlag zurückgebend.

Die beiden Freunde unterhielten ſich vortrefflich mit

---

[1] Handtuch.

Lorle, das immer ein Auge auf jegliches Erforderniß hatte, ſeltſamerweiſe aber Alles mit der linken Hand anfaßte; der Collaborator ſah ſie mehrmals ſcharf darob an und Lorle ſagte:

„Nicht wahr, es iſt nicht in der Ordnung, daß ich ſo links bin? Ich hab' mir's ſchon abgewöhnen wollen, aber ich vergeſſ' es immer.“

Schnell nahm Reinhard das Wort: „Das ſchadet nichts!“ Leiſer, daß man es in der Stube draußen nicht hören konnte, ſetzte er hinzu: „Ihr machet Alles prächtig. Wer kann's beweiſen, daß die rechte Hand die geſchicktere iſt? Eure Linke iſt flinker als manche Rechte, und mir gefällt's ſo ganz wohl.“

Bei dieſen Worten richtete ſich Lorle grad auf, eine eigenthümliche Majeſtät lag in ihrem Blicke.

„Sind keine Muſikanten im Dorf?“ fragte der Collaborator.

„Freilich, ſie ſind alle bei einander.“

„Die ſollten uns heut' Abend einige Tänze ſpielen, ich bezahle gern ein Billiges.“

„Ja, das geht nicht, der Schultheiß iſt heut verreiſt und es iſt vom Amt ſtreng verboten, ohne polizeiliche Erlaubniß Muſik zu halten; in Eurer Stub' droben hängt die Verordnung.“

„O Romantik! Wo biſt du?“ ſagte der Collaborator und Lorle erwiderte: „Das haben wir hier nicht, aber ein Clavier ſteht droben, das darf man —“

Die beiden Freunde brachen in ſchallendes Gelächter aus, ſo daß ſie ſich kaum auf ihren Sitzen halten konnten. Reinhard faßte ſich zuerſt wieder, denn er ſah, wie es plötzlich durch das ſo friedliche Antlitz des Mädchens zuckte und zitterte, Pulſe klopften ſichtbar in den Augenlidern und ein tiefſchmerzlich fragendes Lächeln lag auf den Lippen. Lorle ſtand da mit zitterndem Athem; ſie wand das feſtangezogene Schürzenband um einen Finger, daß es tief einſchnitt; dieſer körperliche Schmerz that ihr wohl, er verdrängte einen Augenblick den ſeeliſchen. Reinhard gebot in barſchem Tone ſeinem Freunde, mit dem „einfältigen Lachen“ endlich aufzuhören. So ſehr ſich nun auch der Collaborator entſchuldigte und ſich Mühe gab, Lorle zu erklären was er gemeint habe, das Mädchen räumte ſchnell ab und blieb verſtimmt, ſo verſtimmt wie das Klavier, das der Collaborator alsdann in ſeiner Stube probirte.

Das war eine grauſam zerſtörte Harmonie, faſt keine Saite hatte mehr den entſprechenden Klang, da mußten viele Menſchen darauf losgetrommelt haben. „Ja,“ dachte der Collaborator, „wenn ein Weſen einmal zur Mißſtimmung gebracht iſt, dann arbeitet Jedes zum Scherze oder muthwillig darauf los, es noch mehr und vollends zu verſtimmen, und haben ſie's vollbracht, dann laſſen ſie es vergeſſen im Winkel ſtehen.“ Der Collaborator ſah darin nur ein Bild ſeines Lebens, er dachte nur an ſich. — Von den vielen Wanderungen und Empfindungen ermüdet, verſchlief er dann richtig die Mittagskirche, zu ſeinem und vielleicht auch zu unſerm Frommen. Wer weiß, ob das Waldheiligthum vom Morgen ungeſtört geblieben wäre.

Als Lorle aus der Mittagskirche kam, ging ſie mit ihrem Bruder raſch nach der Hohlmühle. Der Vater, das wußte ſie, war nicht ſo bald loszueiſen, er verſprach mit der Mutter nachzukommen. Freilich hatte ſich's Lorle heute Morgen ſchön ausgedacht, wenn auch die Fremden mitgingen. Es lief auch ein Bischen Stolz mit unter. Das war aber nun Alles vorbei. Nach vielem Drängen folgte das alte Ehepaar mit den Freunden zwei Stunden ſpäter. Der Collaborator war wieder ganz aufgeräumt.

„Ihre Uhren hier gehen falſch," bemerkte er dem Wirthe, „ich habe die meinige nach dem Meridian auf der Bibliothek geſtellt. Sie könnten ſich hier auch eine Sonnenuhr einrichten, etwa an der neuen Kirche, die jetzt gebaut wird; à propos, warum bauen Sie die neue Kirche nicht mehr drüben auf dem Hügel, das war ja ſo ſchön, daß man ſich erhebt, wenn man zur Kirche geht?"

„Ja, wir wollen jetzt die Kirch' bei der Hand haben, zu allen Gelegenheiten wo man's braucht."

„Da habt ihr auch Recht, die Religion und die Kirche ſollen nicht mehr oberhalb, fern von dem Leben ſtehen, ſondern mitten unter demſelben. Ach, da blüht ſchon vorzeitig die Genziana cruciata," unterbrach ſich der Collaborator und ſprang über den Weggraben nach der Blume.

Der Wadeleswirth ſchaute ihm lächelnd nach und ſagte zu Reinhard: „Das iſt ein ſonderbarer Menſch! Hat man nicht gemeint, er will mit aller Gewalt die Kirch' wieder auf den Berg ſetzen, und wenn man's ihm anders auslegt, gleich iſt es ihm auch Recht; bei dem iſt's wie bei dem Verwalter auf der Saline drunten, der hat einen Schlafrock, den man auf all beiden Seiten anziehen kann. Grauſam gelehrt muß er aber ſein; was hat er denn eigentlich g'ſtudirt?"

„Zuerſt geiſtlich und dann viele Sprachen; jetzt iſt er auf dem Bücherkaſten angeſtellt und da hat er von Allem was wegkriegt. Er hat im Ganzen wohl feſte Meinungen und grundbrav iſt er, das könnet Ihr mir glauben."

„Ja, ja, glaub's ſchon."

Der Collaborator war wieder herbeigekommen. Er konnte ſich nicht enthalten, auf jedem Schritte Reinhard auf die Schönheiten des Weges aufmerkſam zu machen; da war eine Baumgruppe, eine Durchſicht, ein knorriger Aſt, Alles rief er an „und ſieh," ſagte er wieder, „wie das Sonnenlicht ſo herrlich in Tropfen durch die Zweige und von den Blättern rinnt!"

„Laß doch dein ewiges Erklären!" fuhr Reinhard auf; der Collaborator ging ſtill, um ſich wieder eine Blume zu holen und zerſchnitt ſie mit dem Federmeſſer.

„Ihr müſſet ihn nicht ſo anfahren," ſagte der Wadeleswirth, „das iſt ja ein glücklicher Menſch; wo ein Anderes gar nichts mehr hat, hat der noch überall Freude genug, an der Sonn', an einer Blum', an einem Käfer, an Allem." —

Man war endlich am Mühlgrunde angekommen: dort wandelten zwei Mädchen durch die Thalwieſe Hand in Hand und ſangen. „Lorle!" rief die Mutter, das Echo hallte es wieder, Vroni blieb ſtehen und Lorle ſprang den Kommenden entgegen. Der Wadeleswirth ſtand da, weitſpurig und die Hände in die Seiten geſtemmt, er nickte nur einmal ſcharf mit dem Kopfe und hier ſprach ſich ſein ganzer Vaterſtolz aus: Zeiget mir noch ſo ein Mädle landaus und landein, ſagten ſeine Mienen.

Reinhard ward auf der Mühle herzlich bewillkommt, auch ſein Freund wurde traulich begrüßt, denn hier, wo Alles in der Sippſchaft lebt, werden die Freunde wie Familiengenoſſen angeſehen. Um den Tiſch unter dem Nußbaum ſaß die Geſellſchaft, der alte Müller zeigte Reinhard, wie ſein Name, den er vor Jahren in die Rinde geſchnitten, groß geworden war.

Der Collaborator wendete keinen Blick von dem alten Manne, für deſſen Antlitz er ſpäter die eigene Bezeichnung erfand, indem er es ein „geſchmerztes Geſicht“ nannte; es war eines jener edlen, länglichen Geſichter, hohlwangig, mit breiten Backen= und Stirnknochen und großen blauen Augen, voll Demuth und langen Harmes, darauf die Leidensgeſchichte des deutſchen Volkes geſchrieben iſt.

„Ja,“ ſagte der Alte, Reinhard mit dem Finger drohend, „der Schelm ſoll mich ja, wie ſie ſagen, in einem beſondern Bild gemalt haben. Iſt das auch ehrlich und recht?“

„Das macht der Katz' keinen Buckel,“ lachte der Wadeleswirth, „mich dürft' er meinetwegen malen wie er wollt', ich behielt' mich doch.“

„Eingeſchlagen, bleibt dabei,“ rief Reinhard, die Hand hinſtreckend; als er aber keine Hand erhielt, ſetzte er lachend hinzu: „Es war nur Spaß, es giebt gar keine ſo dicken Farben wie Ihr ſeid.“

Unter dem allgemeinen Gelächter ſagte dann der Müller: „Jetzt ſaget's frei, was habt Ihr denn aus mir gemacht?“

„Nichts Unrechtes. Wie ich damals die Mühle abgezeichnet hab', da geh' ich einmal Abends weg, die Sonne iſt grad' im Hinabſinken, da geht Euer Fenſter auf, Ihr gucket 'raus, ziehet die Kapp' vom Kopf, haltet ſie zwiſchen den Händen und betet laut in die untergehende Sonne hinein. Da hat mich's heilig angerührt und ich hab' Euch ſo gemalt, nur mit der Aenderung, daß Ihr unter der Halbthür ſtatt am Fenſter ſtehet.“

„Das iſt nichts Unrechtes, das kann man ſich ſchon gefallen laſſen,“ ſagte die Wirthin.

Man ſaß ruhig und wohlgemuth beiſammen und Reinhard vertraute unter dem Gelöbniß der Verſchwiegenheit, daß er in die neue Kirche ein Altarbild ſtiften wolle. Der Wadeleswirth bot ihm freie Zehrung in ſeinem Hauſe an, ſo lang er hieran arbeite, und der Müller wollte auch etwas thun, er wußte nur noch nicht was.

Eine Weile herrſchte Stille in dem ganzen Kreiſe, Niemand fand, nachdem man ſo gute und fromme Dinge beſprochen, etwas Anderes. Der Collaborator verhalf zu einer andern Stimmung. Die Mädchen waren ab- und zugegangen und hatten Eſſen aufgetragen, die Gläſer waren eingeſchenkt, aber Niemand griff zu, weil die Gedanken Aller in der Kirche waren. Lorle hatte den Collaborator offenbar vermieden. Dieſer fragte nun Vroni:

„Hat man keine Sagen von dem Mühlbache? Baden ſich keine Nixen droben im Quell?“

„Ja, nix badet ſich drin,“ erwiderte Broni; Alles kicherte in ſich hinein.

Der Collaborator ließ aber nicht ab und wendete ſich an den Alten: „Erzählt man ſich denn gar nichts von dem Bache?“

„Ach was! Das ſind Sachen für Kinder, das iſt nichts für Euch.“

„Ich bitte, erzählet doch, Ihr thut mir einen Gefallen damit.“

„Nun, man berichtet allerlei, ſo von dem Waſſerweible, und ſo.“

„Ja, davon erzählet, ich bitte.“

„So hat im Schwedenkrieg ein Schwed hier der Tochter vom Haus Gewalt anthun wollen und da iſt ſie auf den Fruchtboden entlaufen und hat die Leiter nachzogen und da hat der Schwed' die Mühle geſtellt und iſt am Rad' 'naufgeſtiegen und wie er halb droben iſt, da iſt das Waſſerweible kommen, hat die Mühle in Gang bracht, und patſch! iſt mein Schwed' unten gelegen und iſt verſoffen.“

„Das iſt eine herrliche Sage.“

„Ja, Aberglaube iſt's,“ eiferte der Müller, „der Schwed' hat die Mühl nicht recht ſtellen können und da iſt ſie halt wieder von ſelber in Gang kommen.“

Der Nachmittag ging unter mancherlei Geſprächen vorüber, man wußte nicht wie. Die beiden Mädchen machten ſich über den Collaborator auf alle Weiſe luſtig, ſie hielten ihn für abergläubiſch und erzählten ihm Spuk- und Geiſtergeſchichten; beſonders Lorle war froh, ihm ſeinen gelehrten Hochmuth heimzahlen zu können und machte ihn ſo „gruſeln,“ daß er gewiß in der Nacht nicht ſchlafen könne; ſie ſtellte ſich, als ob ſie an Alles glaube, um ihm rechte Furcht einzujagen. Der Collaborator war ganz glückſelig über dieſe reiche Fundgrube und merkte Nichts von der verſteckten Schelmerei.

Auf dem Heimwege ſagte der Wadeleswirth ein gar weiſes Wort zu Reinhard: „Euer Kamerad iſt doch grad wie ein Kind und er iſt doch ſo gelehrt.“

Stephan war auf der Mühle geblieben, Lorle ging neben der Mutter, der Collaborator begleitete ſie und ſagte einmal: „Da kann man nun Vergangenheit und Zukunft ſehen, ſo wie das Lorle müſſet Ihr einmal ausgeſehen haben, Frau Wirthin, und das Lorle wird auch einmal ſo eine nette alte Frau, wie Ihr.“

Die Wirthin ſchmunzelte, es war ihr aber doch unbehaglich, ſo von ſich ſprechen zu hören; denn wenn die Bauern auch noch ſo gern ein Langes und Breites ſelber von ſich reden, iſt es ihnen doch unlieb, wenn ein Anderer ſie in ihrem Beiſein ſchildert oder gar kritiſirt.

Unſer gelehrter Freund aber begann wieder: „Saget doch, woher kommt's, daß man ſo ſelten ſchöne ältere Leute auf dem Dorfe ſieht, beſonders wenig ſchöne ältere Frauen?“

„Ja gucket, die meiſten Leut' haben ein kleines Hausweſen und können keinen Dienſtboten halten und da muß oft ſo eine Frau ſchon am vierten, fünften Tag, nachdem ſie geboren hat, an den Waſchzuber ſtehen oder auf's Feld. Wenn man ſich nicht pflegen und warten kann, wird man vor der Zeit alt.“

„Ihr ſolltet einen Verein zur Wartung der Wöchnerinnen ſtiften.“

„Ja wie denn?“

Der Collaborator erklärte nun die Einrichtung eines ſolchen Vereins, die Wirthin aber machte viele Einwendungen, beſonders, daß manche Frauen ſich ungern von Nichtverwandten in ihre unordentliche Haushaltung hineinſehen laſſen; endlich aber ſtimmte ſie doch bei und ſagte: „Ihr ſeid ein recht liebreicher Menſch,“ und Lorle bemerkte: „Aber die Mädle können auch bei dem Verein ſein?“

„Gewiß, der Verein verpflichtet ſich, jede Wöchnerin mindeſtens vierzehn Tage zu pflegen.“

Es war Dämmerung als man im Dorfe anlangte, Reinhard ſchloß ſich einem Trupp Burſchen an und zog mit ihnen ſingend durch das Dorf. Als es längſt Nacht geworden war, kam er heim, ſprang ſchnell die Treppe hinauf und wieder hinab. Der Collaborator ſaß auf ſeiner Stube und notirte ſich einige der heute vernommenen Sagen; als er aber von der Straße herauf Zitherklang hörte, ging er hinab.

Unter der Linde ſaß Reinhard, die Zither auf dem Schooße, die ganze Männerſchaft des Dorfes war um ihn verſammelt. Er ſpielte nun zuerſt eine ſanfte Weiſung, er wußte das liebliche Inſtrument ſo zart zu behandeln, daß es, bald ſchmelzend, bald jubelnd, alle Gemüthsregungen verkündete. Die Zuhörer ſtanden ſtill und lauſchend, es gefiel ihnen gar wohl und doch, als er jetzt geendet, fürchteten ſie, er möchte immer blos ſpielen. Martin ſprach daher das allgemeine Verlangen aus, indem er rief: „Ihr könnet doch auch ſingen, gebt was los.“

„Ja, ja,“ ſtimmten Alle ein, „ſinget, ſinget.“

Reinhard gab nun viele kurze Lieder preis, die er auf ſeinen Wanderungen aufgehaſcht hatte; hell klang ſeine Stimme hinein in die ſtille Nacht und die Jodeltöne ſprangen wie Leuchtkugeln hinauf zum Sternenhimmel und ſtürzten ſich wieder herab.

Lorle, die ſich eben hatte zu Bett legen wollen, ſchaute zum Fenſter heraus und horchte hinab; die Worte mit den Lippen ſprechend, aber nicht der Luft anvertrauend, ſagte ſie:

„Es iſt doch ein prächtiger Menſch, ſo gibt's doch gewiß Keinen mehr auf der ganzen Welt.“

Nun ſang Reinhard das Lied:

Und wann's emol ſchön aber [1] wird,
Und auf der Alm ſchön grüen,
Die Böckle mit de Geisle führt,
Die Sendrin mit de Küebn;
Die Wälder werden grün von Laub,
Die Wieſen grün von Gras,
Und wann i an mein' Sendrin denk,
No g'freut mi halt der G'ſpaß.

Der Collaborator kannte das Lied und begleitete es im Grundbaß, Lorle oben machte aber bei den nachfolgenden Verſen das Fenſterchen zu und legte ſich ſtill zu Bett. Gegen das Ende des äußerſt naiven Stelldichein, welches im Liede beſungen wurde, konnten ſchon faſt alle Burſchen mitſingen; der eilfte und letzte Vers wurde unter hellem Lachen noch einmal wiederholt:

---

[1] Aber = frühlingshell, ſonnig.

Der Bue der ſait, heut kann's nit ſein,
Heut hab i goar koan Freud,
Wann i das nächſtmal wieder kumm,
Heut hab i goar koan Schneid.
Er thut en friſchen Juchzer drauf,
Das hallt im ganzen Wald;
Die Sendrin hat ihm nachig'weint,
So lang ſie hört den Schall.

„Und das Lied hat eine Sennerin gemacht!“ ſchrie der Collaborator in vollem Entzücken.

„Ihrem Herzliebſten zur guten Nacht, gut Nacht,“ ſchloß Reinhard und ging in das Haus. Die Burſchen ſangen das neue Lied noch weit hinein durch das Dorf und lachten unbändig.

„Das war ein genußvoller Tag,“ ſagte der Collaborator auf der Stube zu ſeinem Freunde. „Wie ſchön iſt Muſik in der Nacht! Das Licht iſt ein Nebenbuhler des Geſangs, es liebt ihn nicht, die dunkle Nacht aber wiegt ihn ſanft auf ihren weichen Armen. Du verſtehſt's mit dem Volke umzugehen, man ſollte ihm die neuen Offenbarungen im Geſange mittheilen, da iſt Alles wieder eins, die erſte und letzte Bildungsſtufe iſt im Geſange wieder geeint.“

Da Reinhard nicht antwortete, fuhr der Redner fort: „Du haſt mir dieſen Abend ein Geſetz von der Völkerwanderung der Lieder, ich wollte ſagen, von der Wanderung der Volkslieder concret erklärt. Man hat ſo oft Volkslieder von ganz localer Färbung an fremden Orten gefunden. Wie! Menſchen wie du ſind ~~die~~ Schmetterlinge, die den befruchtenden Blumenſtaub von der einen Blume zur andern bringen. Wir hatten heute Alles: Ein Müllerstöchterlein, ein Wirthstöchterlein, ein Maler und Muſikant, es fehlte nur noch ein Jäger, dann hätten wir die vollſtändige Romantik."

„Laß die Romantik, du biſt heut ſchon übel damit gefahren."

„Du ſollteſt unſere heutige Verſammlung unter dem Nußbaum malen."

„Du haſt mir verſprochen, mich nicht aufmerkſam zu machen."

„Ja, verzeih', gut Nacht."

Reinhard richtete noch bis ſpät in der Nacht ſeine Werkſtätte ein, er hatte etwas im Sinne und wollte am andern Morgen friſch an die Arbeit.

Bergaus und bergein.

Nachdem der Collaborator am andern Morgen die unterbrochene Aufzeichnung der Sagen vollendet hatte, ſuchte er ſeinen Freund auf und fand denſelben vor einer faſt fertigen Farbenſkizze: ein Tyroler, der oberſchwäbiſchen Burſchen und Mädchen ein neues Lied vorſingt.

„Da haſt du ja mein Geſetz verbildlicht," bemerkte der Collaborator, „das Bild gewinnt eine tiefe Tendenz."

„Bleib' mir vom Hals mit deiner Tendenz," entgegnete der Maler, „die Menſchen haben den Teufel zur Welt hinausgejagt, aber den Schwanz haben ſie ihm ausgeriſſen und der heißt Tendenz. Wie in dem Märchen von Mörike legen ſie ihn als Merkzeichen in's Buch, in Alles. Ich möchte einmal Etwas machen, bei dem ſie gar keine Tendenz herausquälen könnten, wo ſie blos ſagen müßten: das Ding iſt ſchön."

„Du haſt Recht, das Symboliſche und Typiſche, was jedes Kunſtwerk in ſich hat, muß ſich auf naturwüchſige Weiſe geſtalten."

„Naturwüchſig? Ein ſchönes Wort; warum ſagſt du nicht naturwuchſig oder naturwachſig?"

„Spotte nur, meine Behauptung ſteht doch feſt: in jedem Kunſtwerke iſt Symboliſches und Typiſches; die Situation, das Ereigniß iſt für ſich da, bedarf keiner äußern Ideenſtütze, iſt ſelbſtändig; in der tieferen Betrachtung aber muß ſich ein ſinnbildlicher oder vorbildlicher Gedanke darin offenbaren, das Concrete wird an ſich ein Allgemeines. Das iſt nicht Tendenz, wo man in die magere Milch Butter gießt, um glauben zu machen, die Kuh gebe von ſelbſt Milch mit ſolchen Fettaugen, das Gedankliche iſt vielmehr als Saft und Kraft in jedes Atom vertrieben. Dein Bild hier kann ganz vortrefflich werden, nur iſt die Frage, ob das Muſikaliſche, das punctum saliens gegenſtändlich werden kann für die Malerei. Du mußt Leſſing's Laokoon ſtudiren, dort ſind die Grenzen der Kunſt haarſcharf gezogen. Ich ſehe wohl, daß der Tyroler mit der Zither auf dem Schooße, wie er mit der einen Hand die Finger ſchnalzt, wie er den Mund öffnet, ein luſtiges Lied ſingt; du haſt in der Gruppe zwiſchen dem Burſchen und dem Mädchen, die ſich hinter dem Rücken des Alten zuwinken und hier zwiſchen den Hand in Hand ſtehenden, ſtaunenden beiden Mädchen gezeigt, daß eine Liebesſtrophe geſungen wird, ob aber —"

„Du wollteſt ja heute das Clavier ſtimmen," unterbrach ihn Reinhard.

„Das will ich. Hier an dem Clavier habe ich auch wieder ein Symbol des deutſchen Volksgemüthes: alle Saiten ſind noch da, keine braucht friſch aufgezogen zu werden, aber faſt alle ſind von rohen, ungeſchickten Händen verſtimmt, nur einige tiefe Töne ſind noch rein. Auch das iſt bezeichnend, daß ich mir jetzt vom Schulmeiſter den Stimmhammer holen muß. Ich gehe nun."

„Grüß' mir den Schulmeiſter," ſchloß Reinhard und ſchaute eine Weile nach der Thür, die er hinter dem Störenfried verſchloſſen hatte. Zur Staffelei gewendet, verſank er in Gedanken; er hatte ſo rüſtig und zuverſichtlich begonnen und jetzt war's ihm doch, als ob das Muſikaliſche nicht wohl zu malen ſei. Er erinnerte ſich nun, daß er ein Bild für die neue Kirche verſprochen, und ging nach dem neuen Bau, um ſich Räumlichkeit und Größe zu betrachten; einmal aus der Werkſtatt, ging er nicht wieder zurück, ſondern wanderte ins Feld. Als er hier die arbeitenden Bauern betrachtete, zog der Gedanke durch ſeine Seele: Wie glücklich ſind dieſe Menſchen in der Stetigkeit ihrer Arbeit. Sie wiſſen nichts von Stimmungen und Zwieſpältigkeiten des Berufs, ihre Arbeit iſt ſo feſt und unausgeſetzt, wie das ewige Schaffen der Natur, der ſie dienen. Wär' ich ein Bauer, ich wäre glücklich. — Nun fiel ihm auch eine Bäuerin ein, er ſaß im freien Felde am hellen Mittag auf dem Pfluge, ein Weib kam den Rain herauf, ſie trug das einfache Eſſen im tuchumwickelten Topfe, ihr Antlitz leuchtete, als ſie ihren Mann ſah, der, die ſchirmende Hand an die braune Stirn gelegt, nach ihr ausſchaute; ſie lächelte und ihr Mund ſchwellte ſich wieder zum Kuſſe. — Wir ſind genußſüchtige Menſchen, dachte Reinhard, aus ſeinen Träumen aufſeufzend; wie glücklich könnte ich leben, vermöchte ich's, mich in die Beſchränkung einzufrieden.

Aber — ſo ſonderbar iſt der Menſch in ſeiner Doppelnatur geartet — Reinhard konnte wenige Minuten darauf ſein Traumbild in flüchtigen Umriſſen in ſein Skizzenbuch zeichnen. Wohl that er's nur zur Erinnerung, aber es war doch noch mehr, und daß er überhaupt ſo bald eine Träumerei in eine Skizze verwandeln konnte, mußte ihm zeigen, wie weit ab er davon war, ſeinen Künſtlerberuf hinter ſich zu werfen. — Die Züge des Weibes hatten unverkennbare Aehnlichkeit mit einem nicht gar fernen Mädchen. Reinhard wollte ſich ſelbſt entfliehen, indem er mit voller Kraft den Bergwald hinaufrannte: er ſchweifte lange umher, da ſah er in einer Schlucht die zur Trift abgeholzt war, einen Hirtenknaben, der auf ſeinen Stock gelehnt über die weidenden Kühe hinweg nach dem Thal ſchaute. Reinhard ſchlich leiſe an ihn heran, nahm ihm den breiten, ſchwarzen Hut vom Kopfe und machte eine tiefe Verbeugung; der Knabe lachte und dankte vornehm nickend, ein friſches Antlitz von feuerrothen Lockenkrauſen umwallt, ſchaute zu Reinhard auf.

„Nun? iſt das Alles?“ fragte der Knabe keck; „her mit dem Hut!“

„Nein, ich will dich abzeichnen, willſt du ſtill halten?“

„Ja, wenn Ihr mir einen Groſchen gebt.“

Reinhard ward handelseins, der Knabe aber wollte nichts vom Stillehalten wiſſen, bis er den Groſchen in der Taſche habe. Reinhard mußte willfahren. Während der Arbeit erfuhr er nun, daß der Knabe beim Lindenwirth diente und hier deſſen Kühe hütete.

„Wen haſt du denn am liebſten im Hauſe?“

„Da ſitzt er und hat's Hüetle auf,“ antwortete der Knabe ſchelmiſch, was ſo viel hieß als: man wird dir's nur ſchnell ſagen, ja, wart' ein Weilchen.

„Alſo die Bärbel?“ fragte Reinhard.

„Nein, die gewiß nicht; ich kann's Euch meinetwegen auch ſagen, aber wenn Ihr's verrathet, werdet Ihr geſtraft um ſechzehn Ellen Buttermilch.“

„Alſo wer iſt's?“

„Verſteht ſich das Lorle. Du lieber Himmel! Wenn ich nur nicht erſt dreizehn Jahr' alt wär', das Lorle müßte mein Weible ſein; ich hab' aber nur fünf Gulden Lohn im Sommer und ein paar Nägelſchuh' und ein paar Hoſen und zwei Hemden, das gibt kein Heirathgut. Aber das Lorle, das iſt ein Mädle, potz Heidekukuk! Es kommt immer daher, wie wenn es aus dem Glasſchränkle käm' und es ſchafft doch ſellig, und da guckt es ſo drein, daß man nicht weiß, darf man mit ihm reden oder nicht; es hat ſo getreue Augen, daß man ſatt davon wird wenn man's anſieht, und es ſagt nichts und es iſt Einem doch wie wenn es über alle Menſchen zu befehlen hätt', und wenn es was ſagt, muß man ihm durch's Feuer ſpringen, da kann man nimmer anders."

Reinhard ſah den Knaben ſo verwirrt an, daß dieſer die Hand an die Seite ſtemmte und herausfordernd fragte: „Was gibt's denn? Was wollet Ihr?"

„Nichts, nichts, red' nur weiter."

„Ja was weiter? Da habt Ihr Euern Groſchen wieder, wenn Ihr mich zum Narren habt, und ich red' jetzt gar nicht, juſt nicht, gar nicht."

Reinhard beruhigte den Knaben, der ſich in Zorn hineinarbeiten wollte, er ſchenkte ihm noch einen Groſchen; das that gute Wirkung. —

Als die Zeichnung vollendet und Reinhard weggegangen war, jauchzte der Knabe laut auf, daß die Kühe, das abgegraste Futter im Maul haltend, nach ihm umſchauten. Der Knabe ſetzte ſich ſchnell auf den Boden und betrachtete mit unendlicher Befriedigung Wappen und Schrift an den beiden Groſchen, dann zog er das in ein Knopfloch gebundene Lederbeutelchen vor, darin noch anderthalb Kreuzer waren, legte ſchmunzelnd das neue Geld hinein und ſagte, den Beutel zudrehend: „So, vertraget euch gut und machet Junge."

Während ſich dies im Walde zutrug, hatte der Collaborator im Dorfe ganz andere Begegniſſe. Er beſuchte den Schullehrer und traf in ihm einen abgehärmten Mann, der ſchwere Klage führte, wie ſein Beruf ſo viel Friſche und Spannkraft erheiſche und wie der bitterſte Mangel ihn niederdrücke, ſo daß er ſich ſelber ſagen müſſe, er genüge ſeinem Amte nicht. Der Collaborator gab ihm zwei Gulden, die er nach Gutdünken verwenden ſolle, den Schulkindern eine Freude damit zu machen, ausdrücklich aber verbot er, ein Buch dafür zu kaufen. — Der neuen Kirche gegenüber auf den Bauſteinen ſaß ein hochbetagter Greis, der jetzt den Collaborator um eine Gabe bat. Auf die Frage nach ſeinen Verhältniſſen erzählte der Alte, daß ihn eigentlich die Gemeinde ernähren müſſe und daß ſie ihm auch Eſſen in's Haus geſchickt habe; er habe es aber nur zweimal angenommen, er könne nicht zuſehen wie ſeine ſieben Enkel um ihn her hungern, während er ſich ſättige. Die umſtehenden Maurer beſtätigten die Wahrheit dieſer Ausſagen. Der Collaborator begleitete den alten Mann nach Hauſe und das Elend, das er hier ſah, preßte ihm die Seele ſo zuſammen, daß er zu erſticken glaubte; er gab hin was er noch hatte, er hätte gern ſein Leben hingegeben, um den Armen zu helfen. Lange ſaß er dann zu Hauſe und war zum Tode betrübt, endlich machte er ſich an die Arbeit, das Clavier zu ſtimmen.

Mittag war längſt vorüber, da kam Lorle zu ihm; ſie hatte ſich zwar geſtern vorgenommen mit dem „Ueberg'ſtudirten" zu trutzen, aber es ging nicht. Für ein gutes Gemüth giebt es keine ſchwerere Laſt, als erfahrene Unbill oder Kränkung in der Seele nachzutragen. Lorle hatte alles Recht dazu, wieder freundlich zu ſein.

„Da ſehet Ihr's jetzt, wie der Herr Reinhard iſt," ſagte ſie, „wenn er einmal vom Haus fort iſt, muß man ihm das Mittageſſen oft bis um viere warm halten. Das muß man ſagen, ſchleckig iſt er nicht, er iſt mit Allem zufrieden; aber es thut Einem doch leid, wenn das gut Sach' ſo einkocht und verdorrt, und man kann's doch nicht vom Feuer wegthun. Und, Herr Reihenmaier, ich hab' auch viel an Euch denkt; Ihr habt geſtern ſo eine gute Sach' geſagt und ſo ſchön ausgelegt, jetzt laſſet's aber nicht blos geſagt ſein, Ihr müſſet's auch eingeſchirren und in's Werk richten."

„Was denn?"

„Das mit dem Verein für die Kindbetterinnen; gehet zum Pfarrer, daß der die Sach' in Ordnung bringt."

„Gut, ich gehe."

„Ja," ſagte Lorle, „jetzt nach Tiſch iſt grad die beſt' Zeit beim Pfarrer, und Euch wird Euer Eſſen noch viel mehr ſchmecken, wenn Ihr ſo was Gutes in Stand bracht habt."

Der Collaborator traf den Pfarrer im Lehnſtuhl, zur Taſſe Kaffee eine Pfeife rauchend. Nach den herkömmlichen Begrüßungen wurde das Anliegen vorgetragen, der Pfarrer ſchlürfte ruhig die Taſſe aus und ſetzte dann dem Fremden auseinander, daß der Plan „unpraktiſch" ſei, die Leute hülfen einander ſchon von ſelbſt. Der Collaborator entgegnete, wie das keineswegs der Fall ſei, daß man deshalb die Wohlthätigkeit organiſiren müſſe, um zugleich friſchen Trieb in die Menſchen zu bringen. Der Pfarrer ſtand auf und ſagte mit einer kurzen Handbewegung: man bedürfe hier der Schwärmereien von Unberufenen nicht. Jetzt gedachte der Collaborator der Armuth und Noth, die er erſt vor wenigen Stunden geſehen; immer heftiger werdend rief er:

„Ich kann nicht begreifen, wie Sie die Kanzel beſteigen und predigen können, indem Sie wiſſen, daß

Menſchen aus der Kirche gehen die hungern werden, während Sie ſich an wohlbeſetzter Tafel niederlaſſen.“

Der Pfarrer kehrte ſich verächtlich um und ſagte: er würdige ſolche demagogiſche Reden — er war noch aus der alten Schule und hatte den Ketzerſtempel communiſtiſch noch nicht — kaum der Verachtung. Er machte eine Abſchiedsverbeugung und rief noch: „Sagen Sie Ihrem Freunde, er möge ſeine Liederpropaganda unterlaſſen, ſonſt giebt's eine Polizei. Adieu.“

Der Collaborator kam leichenblaß zu Reinhard in das Wirthshaus und aß keinen Biſſen. Als ihn Lorle nach dem Erfolge ſeines Ganges fragte, erwiderte er wie zankend: „Ich bin ein Narr!“ dann preßte er wieder die zuckenden Lippen zuſammen und war ſtill.

Reinhard hielt Lorle ſein Skizzenbuch hin und fragte: „Wer iſt das?“

„Ei der Wendelin. Laſſet mir's, ich will's der Bärbel zeigen.“

„Nein, das Buch gebe ich nicht aus der Hand.“

„Warum? Iſt Jemand darin abgezeichnet, das ich nicht ſehen darf?“

„Kann ſein.“

Lorle zog ihre Hand von dem Skizzenbuche zurück.

Auf dem Spazirgange, den die Freunde nun gemeinſam machten, ſchüttete der Collaborator ſein ganzes Herz aus; Reinhard verwies ihm ſein Verfahren und er erwiderte:

„Du biſt zu viel Künſtler, um dir die Noth und das Elend vor Augen halten zu können; du ſuchſt und hältſt nur das Schöne.“

„Und will's auch ſo halten, bis ich einmal durch ein Wunder auserſehen werde, die kranke Menſchheit zu operiren."

„Ich kann's oft nicht faſſen," fuhr der Collaborator wieder auf, „wie ich nur eine Stunde heiter und glücklich ſein kann, da ich weiß, daß in dieſer Stunde Zahlloſe, berechtigt zum Genuſſe des Daſeins wie ich, ihr Leben verfluchen und bejammern, weil ſie am Erbärmlichſten, an Speiſe und Trank Noth leiden."

Die Beiden gingen geraume Zeit ſtill den Bergwald hinan; ein alter Mann, der ein Bündel dürres Holz auf dem Rücken trug, begegnete ihnen, der Collaborator ſtand ſtill und ſah ihm nach, dann ſagte er: „Der Inſtinct, was wir mit dem Untermenſchlichen gemein haben, das hilft uns noch am meiſten. Wir müßten ohnedies vergehen im Kampf gegen die Welt, wohlweislich aber iſt's von Gott in alle Weſen und in den Menſchen beſonders geſetzt. Haſt du beobachtet, wie der Alte vorgebeugt ſeine Laſt trug? Er kennt die Organiſation ſeines Körpers nicht, weiß nichts von Schwerpunkt und Schwerlinie, und doch trägt er ſeine Laſt ganz vollkommen mit den Geſetzen der Phyſik übereinſtimmend — vielleicht trägt auch die Menſchheit ihre Laſt auf naturtriebliche Weiſe, die wir noch nicht als Geſetz erkennen."

Auf dieſe Nothbank des Vielleicht ſuchte der Collaborator ſeine quälende Sorge abzuſetzen; es gelang ihm nicht, aber er konnte doch verſchnaufen, doch ſo viel freien Athem ſchöpfen, um neuen Eindrücken offen zu ſein. Reinhard traf das rechte Mittel, um den Freund zu erlöſen, er ſtimmte jetzt mitten im Walde das Weber'ſche „Riraro! der Sommer der iſt do" an, der Collaborator begleitete ihn ſchnell im kräftigen Baß; ſie wiederholten die Strophen mehrmals, und ſo ein Lied thut Wunder auf eine betrübte Seele, die ſich nach Freiheit ſehnt, es leiht dem Geiſte Schwingen, daß er mit den Tönen frei über die Welt hinſchwebt.

„Es giebt doch keinen feſteren Halt, keine ſicherere Freude als die Natur;" ſagte der Collaborator wiederum, „ſelbſt die Liebe, glaube ich, kann der namenloſen Wonneſeligkeit nicht gleichen, die wir in der Natur empfinden. Der Natur Dank, daß ſie ſtumm und gemeſſen fortlebt, uns nur ſieht und nur zu uns ſpricht, wenn der Geiſt Natur geworden. Denke dir, wir könnten die ganze Natur hineinreißen in den grauſen Wirrwarr unſerer Philoſopheme, Theorien und Zwieſpälte, ſie unterbräche durch dieſelben auch ihr Daſein, experimentirte mit in unſeren Ideen — wie unglücklich müßten wir werden! Nein, die Natur iſt ſtumm und von ewigen Geſetzen gebunden. Es mag eine tiefe Deutung darin gefunden werden, daß nach der Bibelurkunde Gott die ganze Welt durch das Wort, aber ohne ausgeſprochenen Willen ſchuf: erſt als er den Menſchen formte, ſprach er: wir wollen einen Menſchen ſchaffen. Die Natur ſpricht nicht und will nicht, wir aber ſprechen und wollen, wir werden uns ſelbſt zu Gegenſatz und Kampf."

„Luſtig! Und wenn der Bettelſack an der Wand verzweifelt," rief Reinhard endlich dazwiſchen, ſchnalzte mit den Fingern und begann zu ſingen:

„Jetzt kauf i mir fünf Leitern
Bind's an einander auf,
Und wann's mich unt' nimer g'freut
Steig i oben hinauf.
Huididäh u. ſ. w.

Bin kein Unterländer,
Bin kein Oberländer,
Bin ein lebfriſcher Bue
Wo's mi freut, kehr i zue.

Drei 'rüber, drei 'nüber,
Drei Federn auf'm Huet;
Sind unſer drei Brüder,
Thut keiner kein guet.

Sind unſer drei Brüder
Und i bin der klenſt,
Hat e Jeder ein Mädle
Und i han die ſchönſt.

E ſchön's Häusle, e ſchön's Häusle,
E ſchön's, e ſchön's Bett,
Und e ſchön's, e ſchön's Bürſchle
Suſt heirath i net.

Wenn i nunz ein Haus han
Han i doch e ſchöne Ma'n,
Dreih ihn 'rum und dreih ihn 'num.
Schau ihn alleweil an.

Mein Schatz, der heißt Peter,
Iſt e luſtiger Bue
Und i bin ſein Schätzle,
Bin au luſti gnue.

Mit ſolchen „G'ſätzle," die Reinhard ſchockweiſe kannte, überſchüttete er ſeinen Freund; ſo oft dieſer zu grübeln beginnen wollte, ſang er ein neues und der Collaborator konnte nicht umhin, die zweite Stimme zu übernehmen. Wohlgemuth kamen ſie zu Hauſe an und merkten nicht, daß die Leute die Köpfe zuſammenſteckten und allerlei munkelten.

Am andern Morgen ſtand Reinhard vor dem Bett des Collaborators und ſagte: „Friſchauf! du gehſt mit, wir wandern ein paar Tage in's Gebirge; das wird dir das Blut auffriſchen und ich kann doch nichts arbeiten, es gefällt mir nichts."

Der Aufgeforderte war ohne viel Zögern bereit, er hatte ſich's zwar vorgeſetzt, ſo viel als möglich ſich in das Kleinleben des Dorfes zu verſenken; nun ſollte ſich's ändern.

Erkräftigende, ſonnige Wandertage verlebten die beiden Freunde; wie der Himmel in ungetrübter Bläue über ihnen ſtand, ſo breitete ſich auch eine gleiche einige Seelenſtimmung über ſie. Was der Eine that und vorſchlug, war dem Andern lieb und erwünſcht; nie wurde hin und her erörtert, und ſo hatte jeder Trunk und jeder Biſſen den man genoß eine neue Würze, jedes Ruheplätzchen doppelte Erquickung. Freilich war der Collaborator noch immer der Nachgiebige, aber er war's nicht aus rückſichtsvoller Behandlung, ſondern unmittelbar in freudiger Liebe. Da er es ſelten unterließ, einen gegenwärtigen Zuſtand mit einer allgemeinen Betrachtung zu begleiten, ſagte er einmal: „Wie herrlich iſt's, daß wir vom Morgen bis zum Abend beiſammen ſind. Ich bin oft gern allein der ſtillen Natur gegenüber, iſt aber ein Freund zur Seite, ſo iſt's eine höhere Wonne, unbewußt durchzieht mich die Empfindung, daß ich nicht nur mit der Natur, ſondern auch mit den Menſchen einig und in Frieden bin, ſein möchte." —

Reinhard gab auf dieſe Rede ſeinem Freund einen derben Schlag auf die Schulter, er hätte ihn gern an's Herz gedrückt, aber dieſe Form ſeines Liebesausdruckes war ihm genehmer und dünkte ihn männlicher. —

Sie kamen nun in eine geologiſch höchſt merkwürdige Gegend. Der Collaborator vergaß eine Weile all das menſchliche Elend was ihn bedrückte, denn er machte in den Steinbrüchen manchen glücklichen Fund; er fand in einem Kalkbruch nicht nur einen Koprolith von ſeltener Vollkommenheit, ſondern auch noch manche andere Seltenheit. Als er mehrere ſehr ſchöne verſteinerte Fiſchzähne gefunden, äußerte er ſeine eigenthümliche Empfindung, hier Ueberbleibſel einer alten Welt zu haben, die viele tauſend Jahre älter iſt als unſere Erde. Reinhard hörte ſolche Auseinanderſetzungen gern an, denn ihm ward jetzt auf den Wegen die Entſtehungsgeſchichte unſerer Erde eröffnet. Der Collaborator liebte es in komiſchen Darlegungen auseinanderzuſetzen, wie dieſer unſer Erdball mehrmals durch's Examen gefallen, bis er den Doktor, den Menſchen, gemacht. Er wiederholte oft, daß die Geologie die einzige Wiſſenſchaft ſei, der er ſich mit voller Luſt widmen möchte, er liebte ſie auch beſonders, weil, wie er ſagte: die Aſtronomie der Altgläubigkeit das Dach über'm

Kopfe abgehoben und die Geologie ihr den Boden unter den Füßen weggezogen habe.

Die Taſchen des Collaborators füllten ſich übermäßig, er mußte manche ſchöne Verſteinerung, deren Fund ihn ganz glücklich gemacht hatte, zurücklaſſen, er entſchädigte ſich aber dafür, indem er ſolche an ungewöhnlichen Orten verſteckte; mit kindiſcher Freude malte er dann aus, wie nachkommende Stümper tiefe Abhandlungen über dieſe ſeltſamen Erſcheinungen ſchreiben würden. Als ihm Reinhard bemerkte, daß er ja hierdurch die Wiſſenſchaft verwirre, ſtand er ſtutzig da und half ſich dann mit einem leichten Scherze darüber weg. Dennoch ließ er jede Verſteinerung, die er nicht mitnehmen konnte, fortan an ihrem Orte liegen. Bei den naturgeſchichtlichen Auseinanderſetzungen hörte Reinhard willig zu; wenn es aber wieder an die Fragen vom Weltübel ging, begann er zu ſingen:

„Collaborator! Collaborator! Ihr Bäume, Vögel, Steine, der Collaborator iſt da und will euch eine Predigt halten. Sieh, ich lehre die Vögel im Walde deinen Titel, wenn du nicht einpackſt.“

Ueber eine Sache jedoch hörte Reinhard mit beſonderm Wohlgefallen zu. Sie ruhten einſt unter einem Nußbaume mitten im Walde, da bemerkte der Collaborator: „Der Volksmund berichtet, einem Raben ſei an ſolcher Stelle die Frucht, die er im Schnabel trug, entfallen und ſie ſei zum Baume aufgewachſen. So ſteht auch oft mitten unter Menſchen mit rauhen Sitten und Seelen ein zartes, hohes Gemüth.“

„Aber ein ſchöner Leib muß auch dabei ſein,“ bemerkte der Maler.

„Gewiß, wie glücklich iſt ein ſchönes Menſchenantlitz; freundlich lacht ihm die Welt entgegen, alle Blicke, die ſich ihm zuwenden, erheitern ſich, ein Widerſtrahl des Wohlgefallens kehrt aus Allen zu ihm zurück.“

Sie nannten Lorle nicht und doch dachten Beide an ſie.

Sie ſprachen einmal von Liebe und Reinhard bemerkte: „Mir iſt's oft, als wäre all das Singen und Sagen von der Liebe eitel Tradition; ich kann mir jenen ſüßen Wahnſinn, da der ganze Menſch in Liebe aufbrennt, nicht denken.“ —

Reinhard ſagte dies ſelber nur als Tradition aus einer vereinſamten Vergangenheit, es hatte keine Wahrheit mehr für ihn und doch wiederholte er's wie aus Gewohnheit; ſein Freund mochte das fühlen, er ſah ihn bedeutſam und traurig an, indem er dann erwiderte: „Solch ein Mädchen iſt wie ein Lied, das ein ferner Dichter geſchaffen und zu dem ein Anderer die Melodie findet, die Alles und hundertfältig mehr daraus offenbart.“

Als Antwort ſtimmte Reinhard das Lied an: „Schön Schätzichen wach auf!“

Der Collaborator fand eine reife Erdbeere am Felſen, er hielt ſie vor ſich hin und ſagte: „Wie duftig und voll würziger Kühle iſt dieſe Beere, wie lange bedurfte das Pflänzchen, bis es Blüthe und Frucht reifte, und nun ſteht es da zu unſerer Erquickung.

War ſein ganzes Daſein nur ein ſtilles Harren auf mich? Hat der Schöpfer es bereit gehalten, bis er mich herführte?“

Reinhard betrachtete ſeinen Freund mit glänzenden Augen und ſagte dann: „Wenn ich dich einſt male, faſſe ich dich ſo: die friſche Frucht zum Genuſſe in der Hand und du ſie betrachtend.“

In den Dörfern wo man übernachtete, brachte der Collaborator eine ſeltſame Bewegung unter die Bewohner; er ließ ſich in der Nacht vom Küſter die Kirche öffnen und berauſchte ſich im Orgelſpiel, das er meiſterhaft verſtand. Noch viele Tage redete man in den Dörfern von dem wunderlichen, nächtigen Orgelſpieler und der Collaborator ſelber ſagte auf dem Heimwege: „Es iſt tief bedeutſam, wie in jedem Dorf ein großes, heiliges Inſtrument aufgerichtet iſt, deſſen harrend, der einſt die freien Klänge daraus erwecke. Auch das: ich bin nicht der rechte Mann des Volkes, ich verſtehe nur das höchſte Inſtrument des Dorfes, die Orgel zu ſpielen, und zwar weſentlich zu meiner eigenen Erholung.“ — —

Die Wandertage hatten die Freunde auf’s Neue an einander geſchloſſen; ſie kehrten Freitag ſpät in der Nacht heim, am andern Mittag mußte der Collaborator nach der Stadt in ſein Amt zurück.

In aller Frühe ſtimmte er noch vollends das Clavier und ſagte mit ſchmerzlichem Lächeln zu dem eintretenden Reinhard: „Unter der Hand wird mir Alles zum Sinnbilde. Ich habe nun das Clavier geſtimmt, werde aber morgen keine luſtigen Tänze darauf ſpielen.

Après nous la danse. Nach uns geht der Tanz der Weltgeſchichte an. Dieſe Steine und die paar Schmetterlinge, das iſt Alles was ich aus dem Dorf mitnehme."

Er eilte nochmals zu der armen Familie, um zu ſehen wie es ihr erginge; die Leute waren unwirſch und er glaubte, ſie wüßten, daß er ihnen nichts mehr geben könne.

Von allen Hausgenoſſen war es Lorle allein, die innigen Abſchied vom Collaborator nahm. Als er fort war, ſagte ſie zu Reinhard: „Ich kann's nicht glauben, aber die Pfarrköchin hat's im Dorf ausgeſprengt, der Herr Reihenmaier ſei ein gottloſer Heid', er häb beim Pfarrer auf das Predigen geſchimpft und den neuen Kirchenbau verflucht. Er kann aber nicht ſchlecht ſein, nicht wahr? Er hat doch ſo ein gut Herz."

Reinhard ſah dankend auf Lorle. Der Abſchied vom Freunde that auch ihm wehe, und doch dünkte er ſich jetzt erſt recht friſch und frei; er glaubte jetzt alle ſtörſame Reflexion los zu ſein, da ſie von ſeiner Seite gewichen war . . . .

In einem geheimen Buche der Reſidenz wurde mehrere Tage darauf ein neues Conto für einen Kunden eröffnet. Darin hieß es „Miniſterium des Cultus. Der Collaborator Adalbert Reihenmaier, nach Denunciation des Pfarrers M . . . zu Weißenbach laut Bericht des Amtes zu G., atheiſtiſch geſinnt, Verſuch zur Aufreizung des Volkes. Reg. VII. b. act. fasc. 14263.

Hoch zum Himmel hinan!

So wohl ſich Reinhard jetzt fühlte, ſchaute er am andern Morgen doch oft nach der Thür, als müſſe der Freund eintreten.

Mit friſcher Luſt wurde nun die Ausführung der Farbenſkizze fortgeſetzt, es wurde noch ein Plätzchen für Wendelin erübrigt, der mit dem Hirtenſtocke in der Hand ſtehen blieb; während die Kühe ſich im Hintergrunde verloren; hiedurch bekam das Abendliche, das über dem Ganzen liegen ſollte, noch ein weiteres Motiv. Einigen Zuhörern im Hintergrunde gab Reinhard Laſten auf den Kopf, ſie kehrten eben vom Felde heim und blieben ſtehen; der Collaborator würde ſagen, dachte Reinhard lächelnd: das zeigt ſymboliſch oder typiſch, daß das Volk durch das Lied die bedrückenden ſchweren Laſten vergißt! . . . Nun ward auch noch der Collaborator in eine Ecke geſtellt, es war offenbar, daß er das neue Lied aufſchrieb.

Reinhard aß fortan wieder am Familientiſch; er war doch erſt jetzt wieder in ſeinen alten Verhältniſſen. Mit Lorle ſprach er oft und viel von dem fernen Freunde und daß ſie allein im ganzen Dorf einen Menſchen lieb hatten, den die Anderen vergaßen oder ſchmähten, das gab ihrem Verhältniß noch eine geheime Beſonderheit. Es ergab ſich nun, daß der Collaborator allerdings in ſeinem tiefen Aufruhr ſich zu heftigen Aeußerungen eigenthümlicher Art hatte hinreißen laſſen; er hatte im Hauſe des alten Klaus ausgerufen: „man möchte an Gott verzweifeln, daß er die Sonne ſcheinen und die Bäume wachſen läßt, daß er's duldet, daß man ihm eine Kirche erbaut, während die Menſchen ſolches Elend ihrer Brüder ruhig mit anſehen.“ Lorle entſchuldigte ihn immer bis auf's Aeußerſte und beklagte, daß die Leute, denen er doch nur Gutes gethan, ihn dafür jetzt beim Pfarrer verläumdet und angegeben hätten. Sie gönnte ſich jetzt auch faſt keine Ruhe und keinen Genuß mehr, ſie wollte überall im ganzen Dorfe wo es deſſen bedurfte beiſpringen und helfen.

Reinhard war überaus fleißig und, wie das immer Urſache und Wirkung des ſchöpferiſchen Fleißes, auch überaus luſtig; er war zu Scherz und Schelmerei aller Art aufgelegt, es ſchien als ob das ganze Haus nur ihm gehörte. Man konnte nicht recht ſagen was er trieb; in den Stunden, in denen er nicht arbeitete, war's eben als ob ein Kobold umherrenne und Alles lachen und ſpringen mache.

Der Wadeleswirth ſagte oft gar bedächtig: „Nur ſtet, laſſet mir nur das Haus über'm Kopf ſtehen;“ zwei Minuten darauf mußte er aber ſelbſt ganz ungewöhnliche Sprünge machen. Reinhard verſtand nämlich zweierlei Künſte beſonders: zuerſt die Bauchrednerei; er brachte einſt den Wadeleswirth ſo in Gang, wie ſich deſſen Beine ſeit Jahren nicht erinnern konnten, denn er ahmte die Stimme Lorle's nach, die vom Speicher nach Hülfe rief. Ueber ein anderes Kunſtſtück Reinhard's rief Bärbel einmal alle Hausbewohner zuſammen. Die jungen Schweinchen, die man erſt vor Kurzem eingethan, grunzten plötzlich auf dem oberſten Speicher, und als man hinaufkam, hatte Reinhard blos die Stimmen der beſcheidenen Geſchöpfe nachgeahmt. Man konnte dem übermüthigen Geſellen nicht gram ſein und Lorle ſagte einmal:

„In unſerm Haus dürfet Ihr die Späß' machen, aber nur nicht vor andern Leuten, die haben ſonſt keinen Reſpect vor Euch.“

Reinhard war von dieſem Augenblicke an ruhiger und nur wenn die Gelegenheit gar zu lockend war, vollführte er noch einen Schabernack.

Lorle war viel im Dorf, aber nicht zu Hauſe, ſondern bei der Mutter Wendelins, die mit dem ſechsten Kinde, einem Knaben, niedergekommen war. Reinhard hatte ſein Bild raſch untermalt und wollte ſich nun, ſo lange die Farben trockneten, Ruhe, das heißt freies Umherſchweifen in Wald und Feld gönnen. Er putzte ſeine Büchſe, um auf die Jagd zu gehen, aber er kam nicht dazu, denn ſchnell drängte ſich ein anderes Bild auf die Staffelei und mit friſchem Eifer vollendete er die Farbenſkizze zu demſelben, es war das verſprochene Altarbild. Reinhard hatte die Hochzeit zu Canä dazu gewählt und malte mit faſt immer lächelndem Antlitz, denn er hatte die Figuren aus dem Dorf genommen, die er gar nicht mit langen Bärten und Talaren verkleiden wollte; es war eine einfache deutſche Bauernhochzeit, unter die der Heiland trat: Stephan war der Bräutigam, die Braut aber ſah nicht Vroni ähnlich, der Wadeleswirth und der Hohlmüller nahmen ſich als Schwiegerväter ſtattlich aus. Reinhard pfiff allerlei luſtige Volkslieder während er malte, und als er einmal das Ineinandertönen der Farben aus der Ferne betrachtete, dachte er vor ſich hin: „Wie würde ſich der Collaborator freuen, wenn er ſähe, wie ich unſer Bauernleben dem altjüdiſchen als Kukuksei ins Neſt practizire. Was könnte er da für culturgeſchichtliche Bemerkungen machen! Wie würde er mir beweiſen, daß auch Shakſpeare dadurch Leben gewonnen, daß er die Römer zu Engländern gemacht.“

Nach Vollendung der Farbenſkizze kam dennoch ein Mißmuth über Reinhard; ihm bangte wie ſo oft vor der Ausführung, er hatte die Freude des Schaffens vollauf bei dem Entwurfe genoſſen.

Es liegt eine tiefe Erfriſchung in dem drängenden Treiben, das die Künſtlerſeele tagtäglich zu neuen Gebilden erweckt; die wahre, nachhaltige Erquickung liegt aber nur in der Treue, in der unabläſſigen, ſorgſamen Vollendung deſſen, was man in der Stunde der Weihe empfangen und begonnen. In dieſer Treue erſteht die Schaffensfreude, wiedergeboren durch den Willen, erhöht und verklärt.

Reinhard gelobte ſich Treue in ſeinem Berufe und doch ging er ſtets mit bewegtem Herzen als ſuche er Etwas, als müſſe er ein Ungeahntes finden, als ſtehe er auf der Schwelle einer Offenbarung, deren Pforten ſich plötzlich aufthun und Wunder ſchauen laſſen. Er wandelte auf dem Boden der gewohnten Welt wie auf knoſpenden Geheimniſſen, und doch war ihm wiederum ſo wohl in Wald und Flur; Baum und Strauch und Gras, Alles ſtand ihm ſo nah wie noch nie, er lebte ihr Leben mit, er hatte nicht Auge genug für dieſe unendlich reiche Welt, die ſich aufthat als ginge er mit ihr eben aus der Hand des Schöpfers hervor; Alles war ihm wie neu, als ſehe er's zum Erſtenmale. Er ſtand einſt vor einer Schlehdornhecke und verſank in ihrem Anſchauen in tiefe Betrachtung: Wie das hier aus dem Boden ſteigt, Aeſte treibt, Frucht und Blatt anſetzt, wie ſchön gezackt und glänzend, und der Winter kommt, es ſtirbt und fällt und grünt wieder — Alles, das einfachſte Naturleben war Reinhard ein neues Heiligthum geworden. „Was ſoll aus mir werden?“ ſagte er dann, indem er zu ſich zurückkehrte. „Heilige Natur! Mache aus mir was du willſt, laß mich nur kein verpfuſchtes Weſen ſein, irr in ſich — Ich will dir gehorchen.“

So ſchwellte namenloſes Sehnen die Bruſt Reinhards und ſelbſt im Hauſe ſaß er oft ſtundenlang wie mit offenen Augen träumend. Die Leute ſchüttelten den Kopf über ihn, ſie kannten ihn gar nicht mehr; aber Jedes in der Welt hat zu viel für ſich zu thun, um den Gedanken eines Andern nachgehen zu können, zumal wenn dieſe eben der Art ſind, daß ſie ſich nicht faſſen laſſen. Reinhard machte den Verſuch, ſich aus ſeinen Träumereien herauszureißen, er ging auf die Jagd; das erheiſchte ein zuſammengehaltenes, geſchloſſenes Weſen und feſten Blick nach außen. Eines Mittags kehrte Reinhard mit der Büchſe auf der Schulter und zwei Birkhühnern in der Taſche nach Hauſe, da ſah er Lorle unter der Linde ſitzen mit den zwei jüngeren Geſchwiſtern Wendelin's. Das kaum einjährige Kind ſtand auf dem Schoße des Mädchens aufrecht und Lorle ſchnalzte mit den Fingern und lachte und koſte, um das Kind zu erheitern; der Knabe der ihr zu Füßen ſtand, ſchaute aber trotzig drein. Lorle nickte dem herzutretenden Reinhard freundlich zu und fuhr dann fort mit dem Kinde zu ſpielen, indem ſie ſang:

Ninele, Nanele,
Wägele, Stroh,
's Kätzle iſt g'ſtorbe,
's Mäusle iſt froh.

Reinhard ſetzte ſich auf einen Baumſtamm Lorle gegenüber und ſtarrte drein, ſie ließ ihn gewähren, ſie war's gewohnt, daß er ſie oft anſtierte, ſie fragte nur:

„Wird denn der Herr Reihenmaier nicht ſchreiben?“

„Nein,“ ſagte Reinhard.

Das war doch nur ein einfaches Nein, aber in dem Tone der Stimme lag ein Ausdruck, den die liebevollſten Worte nicht erſetzen mochten. Plötzlich fing der Knabe zu Füßen Lorle's an zu weinen und ſchrie: „Ich will heim.“

„Bleib',“ beſchwichtigte Lorle, „dein' Mutter ſchlaft und du kannſt nicht heim.“ Auf ein Rothkehlchen deutend, das vor ihnen umherhüpfte, ſagte ſie: „Guck einmal, was der Vogel ein weißes Unterwämmschen anhat, paß auf, wenn er auffliegt; ſcht!“ Der Vogel flog auf und man ſah die weißen Federn unter ſeinem Flügel. „Haſt's geſehen?“ fragte Lorle, der Knabe ließ ſich aber dadurch nicht zerſtreuen, und erſt als er das Verſprechen erhielt, daß ihm Lorle eine Geſchichte erzähle, ſchluchzte er ſtill. Lorle trocknete ihm das thränennaſſe Geſicht und erzählte nun eine jener eigentlich inhaltloſen Geſchichten, bei denen aber Ton und Geberde eine ganze Seele voll Liebe ausſpricht und erweckt. Es wurde weiter nichts berichtet, als daß ein Knabe eine ſchöne Kirſche hatte, die ihm ein Vogel wegnehmen wollte, die Mutter aber den Vogel verſcheuchte.

Lorle und ihr Zuhörer lachten darüber laut auf, es waren eben Kinder, die ſich über ſich ſelbſt und mit einander freuten. Der Knabe wollte aber immer wiſſen, wie es weiter ging, und fragte immer: „Und dann?“ Bis Lorle ſagte: „Und dann? dann laſſen wir die Hödel und die Gizle heraus.“ Und ſo geſchah es auch. Die Geis und die Zieglein wurden aus dem Stall geholt, Lorle freute ſich wol eben ſo ſehr an den Sprüngen derſelben als die Kinder, die ſie hütete.

Zu Hauſe lehnte Reinhard alle ſeine Bilder und Entwürfe mit dem Geſicht gegen die Wand; er wollte nichts ſehen als ein Bild, das er im Geiſte vor ſich erſchaute.

Am Abend hatte er im Stüble eine lange Unterhandlung mit dem Wadeleswirth, und beſonders durch die Erinnerung an das großmüthig zurückgegebene Verſprechen auf der Hohlmühle ward Reinhard willfahrt. Der Vater rief endlich ſeine Tochter herein und ſagte:

„Lorle, da der Herr Reinhard braucht dich zum Abmalen für das Kirchenbild; willſt du?“

„Für die Kirch'?“ fragte Lorle, ſie ſchaute um und auf, als grüßte ſie ein fremdes Weſen hinter ihr und über ihr.

„Was guckſt du ſo?“ fragte der Vater.

„Nichts, ich hab' gemeint, es wär' Jemand hinter mir, ich weiß nicht.“

Der Vater begann wieder: „Die Mutter bleibt von morgen an die ganz' Woch' zu Haus, wir bekommen Dreſcher und da kann ſie drauf Acht geben und auch bei euch ſein. Willſt du?“

„Ja,“ ſagte Lorle mit feſter Stimme; auf ihrer Kammer aber weinte und betete ſie die ganze Nacht; ſie wußte nicht recht warum, es war ihr ſo wohl und ſo weh zu Herzen.

Auch Reinhard war die ganze Nacht voll Unruhe, und als er mit dem erſten Sonnenſtrahl erwachte, ſagte er laut vor ſich hin: „Marienhaft! er hat Recht.“ — Still verließ er dann das Haus, er ſchwang den Hut, um das Haupt in der Morgenluft zu kühlen, und ſtand noch einen Augenblick ſo da, als grüßte er die heilige Frühe. Am Kirchberge begegnete er dem Küſter, der eben hinanging, um zur Frühmette zu läuten; er begleitete ihn und ſtieg den Thurm hinan, ſaß in der Glockenſtube und ſchaute zur Lucke hinaus in's Weite. Drunten im Thale kämpften noch Sonne und Nebel, die Sonne aber ward bald Meiſter. In der Kirche begann die Orgel zu brauſen und zu dröhnen, Reinhard ſaß hoch oben und dachte Unendliches.

Als die Kirche zu Ende war, kam der Küſter und bat Reinhard hinabzuſteigen, da er ſchließen müſſe. Still ging Reinhard dahin, da begegnete ihm Lorle, die aus der Kirche kam.

„Ihr ſeid auch in der Kirch' geweſen?" ſagte ſie halb fragend.

„Ja, oben."

Die Beiden konnten nicht reden, ſie waren tief erſchüttert, wie von einer überirdiſchen Macht erregt, und doch war es auch ihr eigener Wille.

Lorle ſah blaß aus, die Mutter fürchtete, ſie ſei krank, da ſie auch nichts über die Lippen brachte; Lorle konnte aber kaum eine Antwort geben, es war ihr als ſollte ſie gar nichts reden.

Nun endlich ſaß ſie bei der Staffelei und Reinhard ſagte: „Wir wollen luſtig ſein, warum denn traurig? Juhu!"

Er ſagte: „wir wollen," und konnte doch nicht, auch ihn ergriff es, wie wenn Jemand ſeine tiefſte Seele gepackt hätte und feſthielte.

„Meinet Ihr nicht auch, daß es eine Sünd' iſt?" fragte Lorle, verſchämt die Augen niederſchlagend.

„Nein," antwortete Reinhard wieder mit jenem herzinnigen Tone, und Lorle ſah heiter auf; dieſe einfache Betheuerung genügte ihr vollkommen.

Die Mutter ging ab und zu, während Lorle ruhig da ſaß. Anfangs war Lorle ſtets in der peinlichſten Verlegenheit, und wenn Reinhard gefliſſentlich Scherze machte, fragte ſie: „Darf ich denn auch lachen? Darf ich denn auch ſchwätzen? Saget's nur, ich will Euch nicht aufhalten."

Reinhard verſicherte, daß ſie ſich nur ganz natürlich benehmen ſolle, Eines aber bat er, ſie möge ſich nicht ſo viel mit der Hand in's Geſicht langen, worauf

Lorle bemerkte: „Ihr habt Recht, ich merk's, ich hab' die üble Gewohnheit, ich will mir's gewiß abgewöhnen; aber es iſt mir als wenn ich's im Geſicht ſpüren thät, daß Ihr mich jetzt da malet und jetzt da. Ich bin dumm, nicht wahr? Ihr dürfet's frei 'raus ſagen, ich nehm' Euch nichts übel.“

Reinhard mußte an ſich halten, Lorle nicht um den Hals zu fallen; die Mutter kam, ſtand von fern und hielt die Hände hart am Leibe, damit ſie ja nicht vor Erſtaunen das naſſe Bild anrühre; ſie konnte ſich aber nicht genug verwundern, wie man Lorle ſchon ganz gut erkenne. — Es wurde ausgemacht, daß Niemand im Dorf etwas von der Sache erfahren ſolle bis zur Einweihung der Kirche.

Wie ſtill und friedſam floſſen nun die Stunden hin, in denen die Beiden bei einander waren. Von fern aus der Scheune hinter dem Hauſe vernahm man die Taktſchläge der Dreſcher und von der Straße hörte man bisweilen ein Kind ſchreien, einen Wagen rollen; und wieder war Alles ſtill und lautlos.

Lorle ſagte einmal: „Ich mein' ich wär' gar nicht mehr im Dorf oder ich ſchlaf', und hör' das Alles nur ſo, ich weiß nicht wie. Ich weiß nicht, für keinen andern Menſchen auf der Welt thät ich ſo da ſitzen.“

„Gutes Lorle,“ erwiderte Reinhard, „ich weiß, Ihr habt Niemand auf der Welt ſo lieb als mich. Zittere nicht,“ fuhr er fort, ihre Hand faſſend, „ich kenne dein ganzes Leben; du haſt, während ich in der Ferne umherſchweifte, ſtill meiner gedacht, du haſt dich gegrämt, daß ich dich ſo oft geneckt und haſt mich doch lieb gehabt; und als ich wiederkam, haſt du an jenem Abend geweint, weil Jemand auf mich ſchimpfte.“

„Um Gottes willen hat das die Bärbel verrathen?“

„Alſo war's die Bärbel! nein, es hat mir Niemand was geſagt. Mir zu lieb warſt du ſo freundlich gegen den Collaborator und in jener Nacht, als ich unter der Linde das luſtige Lied ſang, haſt du ſtill getrauert in deinem Kämmerlein, weil ich mich ſo heruntergäbe.“

„Heiliger Gott! woher könnet Ihr das alles wiſſen?“

„Weil ich dich lieb hab', weiß ich Alles. Haſt du mich auch recht lieb?“

„Ja, tauſend tauſendmal.“

In einem ſeligen Kuſſe umſchlangen ſich die Beiden.

„Jetzt, jetzt,“ rief endlich Reinhard, „jetzt möcht' ich ſterben und du auch.“

„Nein,“ rief Lorle ſich aufrichtend und Reinhard mit ſtarken Armen faſſend, „nein, erſt recht leben, lang, lang leben.“ In ihrem Blicke lag eine Heldenkraft, eine ſtolze Spannung, als könne ſie jeden Tod beſiegen.

„Du willſt alſo ewig mein ſein?“ fragte Reinhard.

„Ja, ja, in Gottes Namen, Alles, Alles.“

Bei dieſem Zuſatze: in Gottes Namen — zuckte es fremd in den Mienen Reinhard's; er glaubte, Lorle umfaſſe ihn nicht mit ganzer Seele, nicht mit freudigem Jubel; er bedachte nicht, daß auch Lorle mit ſich gekämpft hatte und daß ſie ſich dieſer Liebe demüthig fügte, als einem Gebote Gottes.

„Was iſt? Hab ich was nicht recht gemacht?“ fragte ſie.

„Nein, nichts.“

„Darf ich jetzt gehen und es meiner Mutter ſagen?“

„Nein, bleib', wir wollen das Geheimniß noch ſtill bewahren; glaub' mir, es iſt beſſer ſo.“

„Ja, ja,“ ſagte Lorle zaghaft, „ich thu' gern Alles; befiehl mir nur recht und immer was ich thun ſoll, du guter Reinhard.“

„Heiß' mich nicht mehr Reinhard, nenne mich bei meinem Vornamen Woldemar.“

Lorle lachte laut auf und auf die verwunderte Frage Reinhard's, was es gebe, ſagte ſie: „Verzeih', Woldemar! das iſt ſo lächerig, Woldemar, das iſt, wie wenn man die Treppe herunterfällt, Poldera, ſo macht's grad. Nein, darf ich nicht mehr allfort Reinhard ſagen? Ich hab' dich ſo lieb bekommen, ich bin dich ſo gewohnt, laß mich ſo dabei.“

„Auch gut,“ ſagte Reinhard, halb verdrießlich lächelnd.

Es iſt eine Kleinigkeit, aber doch hat faſt Jeder eine gewiſſe Liebe für ſeinen Vornamen, als wäre er nicht etwas Verliehenes, ſondern ein Stück des eigenſten Weſens; man verträgt's nicht leicht, daß man ihn unſchön findet. Iſt's ja auch dieſer Klang, der uns vor Allem mit den Menſchen verbindet, uns ihnen kenntlich macht; liegen darin ja auch die ſüßeſten Zauber der Kindeserinnerung.

„Du mußt recht gut gegen mich ſein,“ ſagte Lorle, die Hand auf die Schulter Reinhard's legend, „ſonſt vergeh' ich vor Angſt; ich bin dich ja doch nicht werth, ich bin viel zu gering. Ja, und was ich noch hab' ſagen wollen, du mußt im Dorf nichts von mir reden, gar nichts; du haſt zum Martin geſagt, ich ſei ein Kanarienvögele und jetzt heißen ſie mich im ganzen Dorf ſo; mir liegt nichts dran, wenn ſie mich ausſpotten, aber es iſt mir von wegen deiner, es weiß doch kein's als ich —"

„Was denn?"

„Was du für ein lieber Kerle biſt," ſagte Lorle, die Zähne zuſammenbeißend und Reinhard am Barte zauſend.

Wer kann all das ſüße Koſen und Plaudern wiedergeben, das von dieſem Tage an die ſonſt ſo ſtille Werkſtatt Reinhard's in ſich ſchloß? In Demuth entfaltete Lorle eine Fülle des Liebesreichthums, daß Reinhard ſtaunend und anbetend vor ihr ſtand. Der Schluß ihrer Rede war aber faſt immer: „Ach Gott! ich bin dich nicht werth."

„Nein," rief Reinhard, „du biſt millionenmal beſſer als ich, als alle Männer, als alle Menſchen. Ich möchte ſiebenmal ſieben Jahre um dich dienen."

„Da könnteſt du alt werden," ſagte Lorle ſtill lächelnd, und Reinhard fuhr fort: „Sieh, ich habe ſchon oft die ganze Welt und mich verloren gehabt, im Taumel hineingelebt, mitten in der Reue ein Sünder — doch, du kannſt nicht begreifen, wie weit ich untergegangen war."

„Ich kann Alles begreifen, ſag' du mir's nur ordelich."

„O du herzige Liebe! Nimm dich in Acht mit mir, ich habe noch nie einen Herzfreund gehabt, den ich nicht quälte; der Collaborator iſt der Einzige, der mir treu ausharrte. Ich bereite den Menſchen oft Schmerzen, denen ich nur Gutes und Glückliches zufügen möchte. Erſt ſeitdem ich dich ſehe, ſeitdem ich dein bin, ſehe ich auf den alten Woldemar, und das iſt ein gar wüſter Geſelle, nicht werth, daß er den Saum deines Kleides berühre. Ich kann dich glücklich machen, wie noch kein Weib auf Erden war, und — unendlich unglücklich.“

Lorle weinte große Thränen, aber ſie trocknete ſie bald und ſagte: „Hab' dich nur lieb, von da ſiehſt du viel beſſer aus.“ Sie deutete dabei auf ihre Augen und ſetzte nun ſchmollend hinzu: „Und ich leid's nicht, daß Jemand auf den Reinhard ſchimpft, und du darfſt auch nicht. Und jetzt mach' mich nur nicht ſtolz; komm her, wir wollen mit einander gut und brav ſein, Gott wird ſchon helfen.“

„Ja, du machſt mich wieder ganz fromm,“ ſagte Reinhard und ſtand mit gefalteten Händen vor ihr. —

Das Bild wurde rüſtig gefördert, Lorle ermahnte immer zur Arbeit und Reinhard trug ihr noch auf, ihn nicht läſſig werden zu laſſen. Niemand im Hauſe ahnte etwas von der neuen Wendung der Dinge, nur Vroni ward ins Vertrauen gezogen; man ging nun öfters nach der Mühle. Wie die Kinder jubelten die beiden Liebenden, wenn ſie ſich im Walde haſchten und verſteckten.

„O Welt voll Seligkeit!“ rief einſt Reinhard, als er ſo vor Lorle ſtand, „das hat ſich der Weltgeiſt allein vorbehalten, die Liebe, ſie kommt aus ihm; das läßt ſich nicht machen und nicht bilden. Da ſteht ein

Weſen und hält mich zauberiſch gefangen; ſchön iſt Alles, Alles, was du biſt. Und hätte ein Weſen Seraphsflügel und iſt die Liebe nicht, ſpurlos zieht es dahin. Dank dir, ewiger Weltgeiſt, du haſt mir gegeben was ich nicht ſuchte."

„Ich verſtehe dich nicht recht," ſagte Lorle.

„Ich verſtehe mich ja ſelber nicht. Was braucht's? Komm, ſieh mich an, laß mich ſchauen, ſtumm, welch ein gutes Leben in mir iſt."

Das Bild reifte ſeiner Vollendung entgegen, die beiden Liebenden ſprachen von Allem, nur nicht von der Zukunft; Beiden bangte innerlich davor, Reinhard weil er nicht wußte, wie ſie ſich geſtalten ſolle, und Lorle weil ſie fühlte, wie ſchmerzlich ſie aus dem elterlichen Hauſe geriſſen würde.

Nun ergab ſich aber auch eine Mißhelligkeit zwiſchen den Liebenden. Lorle, die zu einer Madonna geſeſſen hatte, ſollte jetzt das Kind mit dem ſie unter der Linde geſpielt hatte, wieder auf den Schoß nehmen; unter keiner Bedingung wollte ſie das thun: „Es iſt eine Sünd', es iſt eine gräßliche Sünd'!" betheuerte ſie immer, aber Reinhard war unbeugſam und ſie willfahrte endlich, indem ſie ſeufzend ſagte: „Ich muß in Gottes Namen Alles thun, was du willſt." Sie zitterte aber am ganzen Leibe; ſo daß das Kind laut ſchrie, bis Reinhard endlich Beide beſchwichtigte, das Kind mit Süßigkeiten und Lorle mit liebreichen Worten.

Die Gewänder waren nur flüchtig untermalt, und nun ſollte dem Kopf die letzte Zuſammenſtimmung der Farbentöne gegeben werden; das ſagte Reinhard eines

Tages und bat Lorle, daß ſie Beide noch dieſe wenigen Stunden ſich recht ſtill verhalten wollten. Lorle nickte ſtill, ſie wagte ſchon jetzt nicht mehr zu reden. Ihr Kopf war nach dem Wunſche Reinhard's aufgerichtet und ſie ſah hinauf nach dem blauen Himmel: weiße Wolkenflocken zogen leicht dahin, ſtill und friedlich war's im weiten Raume, kein Laut vernehmbar; da fließt eine Wolke ſanft hin, ſie nimmt eine kleine mit und verſinkt mit ihr unter den Geſichtskreis, eine andere ſtreckt ſchon ihr Haupt empor, wer weiß wie lang ſie iſt, wie dunkel ihr Grund, wie bald ſie abbricht; nur wer am Himmelsbogen ſteht, kann ſie ermeſſen. Da drunten liegt die Welt, weitab, Alles, Alles zieht vorbei, vorbei, die Erde iſt untergeſunken: ein Geiſt ſchwebt über den Wolken . . .

So hatte Lorle ſich in den Himmel hineingedrängt. Reinhard hatte ſie eine Weile ſtarr betrachtet und dann emſig gemalt.

Stille war's lange; die Beiden wagten kaum zu athmen.

„Was haſt du ſo eben gedacht? Dein Antlitz war verklärt?" fragte Reinhard.

„Ich bin geſtorben geweſen und allein," ſagte Lorle mit geiſterhaftem Blicke, ihre Arme hoben ſich und fielen wie leblos wiederum nieder. Reinhard faßte ihre Hand, er konnte aber nicht reden, er ſchaute ſie an wie eine überirdiſche Erſcheinung.

„Jetzt möcht' ich auch ſterben," ſagte Lorle endlich und Reinhard erwiderte: „Ich ſag', wie du: nein, erſt recht leben, lang, lang leben."

„Bin ich jetzt fertig?“ fragte Lorle aufſtehend.

„Ja.“

„So will ich gehen, es wird jetzt ſchon wieder fröhlicher werden.“

Reinhard wollte ſie zum Abſchied küſſen, ſie aber wehrte ſtreng ab und ſagte: „Jetzt nicht, nein, mir zulieb.“ —

Reinhard gönnte ſich nun auch wieder einige Erholung. Auch ihm war ganz eigen zu Muthe, da er ſeit vielen Tagen in einer ſteten Spannung und Aufregung gelebt hatte. Als er das Lorle erklärte, ſagte ſie: „Mir iſt auch ſo, wie wenn ich aus der Fremde käm’, wie wenn ich gar nicht daheim geweſen wär’.“ —

Auf ſeinen Wanderungen begegnete Reinhard wiederum Wendelin, der trübſelig ausſah. Reinhard fragte: „Was haſt? Warum biſt ſo traurig? Weil du ein neues Brüderle bekommen haſt?“

„O nein, von deswegen nicht, mein Vater hat geſagt, wo Fünfe halb hungern, kann ein Sechſtes auch mitthun.“

„Nun was haſt du denn?“

„Ja gucket, mein Scheck da (er wies auf eine ſtattliche Kuh), der iſt vorgeſtern verkauft worden für 53 Gulden; der Metzger Heuberer von G. (er nannte die Amtsſtadt) hat ihn kauft und läßt ihn noch ſechs Wochen laufen, nachher holt er ihn. Ich krieg’ einen Sechsbätzner Trinkgeld, aber es macht mir kein’ Freud; der Scheck iſt mir doch der liebſt’ von allen und jetzt thut mir’s ſo weh um den Scheck, der frißt jetzt da fort wie wenn er ewig leben ſollt', und da kommt der Metzger und ſchlägt ihm auf Einmal auf den Kopf und da liegt er, todt iſt er."

Der Knabe ſah Reinhard gedankenvoll an, dann fuhr er fort: „Mich freut's nur, daß der Metzger betrogen iſt."

„Wie ſo denn?"

„Ja gucket, er hat den Scheck viel zu theuer 'kauft, aber er möcht' gern dem Meiſter (Dienſtherrn) das Maul ſüß machen, weil er ſein Lorle heirathen möcht', und da iſt er doch angeführt."

„Warum? Denkſt du nicht mehr ſo gut vom Lorle?"

„O Ihr!" ſagte der Knabe zornig, „wie er mich anguckt, wie ein geſtochener Bock mit ſeinem langen Bart; ja gucket nur zu, ich fürcht' mich nicht, ich bin nicht in Euch vernarrt wie das Lorle."

„Woher weißt du das?"

„Ja, ich bin nicht ſo dumm. Wie vergangenen Sonntag der Martin nach der Stadt iſt, hab' ich für ihn Eure Stiefel 'putzt, und da iſt das Lorle kommen und hat geſagt, ich ſoll's gut machen und hat die Stiefel anguckt, mit ein paar Augen, das waren Augen! Und da hab' ich's gleich gemerkt was es geläutet hat. Und geſtern Nacht, wie ich in der Kammer lieg', da hör' ich wie mein' Mutter dem Vater erzählt, daß das Lorle in Euch verſchoſſen iſt. Und wenn das Lorle fort iſt und mein Scheck iſt fort, und da geh' ich halt auch fort."

Reinhard ſuchte den Knaben zu tröſten, es bedurfte deſſen kaum, denn er ſang und jodelte hinter Reinhard luſtig in die Welt hinein.

Reinhard ſah nun, daß ihr Verhältniß doch ſchon dorfkundig war; er ging nachdenklich das Thal entlang. Es wurde Abend, die Mäher waren emſig, das thaunaſſe Oehmdgras zu mähen, die ſterbenden Gräſer hauchten noch würzigen Duft aus, Reinhard breitete oft die Arme aus, als wollte er tauſend Leben an ſeine Bruſt drücken. Jetzt befiel ihn aber ein Trübſinn: raſch, in voller Blüthe ihrer friſchen Liebe, wollte er Lorle Sein nennen, und doch war ſeine Zukunft ſo unſicher; er warf die Sorge von ſich, er wollte den Tag genießen, die fliehende Minute, und was gelingt nicht einem friſchen Herzen im freien Wandern? Reinhard ſah eine Weile ſein ſelbſt vergeſſend den Abendbremſen zu; die zogen erſt jetzt auf Nahrung aus und ſchwebten oft ganz ruhig, unbewegt auf einem Fleck in der Luft, wie an einem Abendſtrahl aufgehangen; ihre Flügel drehten ſich wie leichte Wolkenrädchen zur Seite, bis ſie wie angeſtoßen auffuhren; ſie hatten eine kaum ſichtbare Beute erhaſcht und hielten ſich nun wieder ruhig auf ihrer neuen Stelle. Der geräuſchvolle Tag verſtummte immer mehr, ein ſanftes, nächtiges Flüſtern hauchte durch Zweig und Gras, Reinhard ſchweifte immer weiter, es zog ein Lied durch ſeinen Sinn, er wußte nicht was, ihm war traurigfroh zu Muthe; da hörte er einen einſamen Burſchen jenſeits des Baches ſingen:

Ihr Sternle am Himmel,
Ihr Tröpfle im Bach,
Verzählet mei'm Schätzle
Mein Weh und mein' Ach.

O die Liebe kann nicht genug Boten finden, ihre unnennbare Seligkeit und ihr tiefes Leid zu verkünden. Und der Burſche ſang weiter:

Die Sternle in's Waſſer,
Die Fiſchle in 'n See,
Die Lieb geht tief abe,
Geht niemals in d' Höh'.

Und jetzt ward noch mit anderer Weiſung der luſtige Schluß angehängt:

Ganget weg, ihr Burgersmädle,
Ganget weg, ihr Patſchele,
Da nehm' i mir e Bauernmädle,
Das ſind recht wackere.

Als Reinhard ſpät Abends nach Hauſe kam, fand er einen Brief aus der Stadt vor; er war vom Collaborator und lautete:

„Kleinreſidenzlingen, an einem der Hundstage.

Oft habe ich im Wald einem Vogel zugehorcht, der mir ſeine Melodie hundertmal vorſang, als müßte ich ſie verſtehen, und wenn ich mich endlich zum Fortgehen anſchickte, war mir's als ſinge der luſtige Kauz jetzt erſt recht aus voller Seele, als riefe er mir nach: Du verſtehſt doch nicht was ich ſinge, und Millionen werden nach dir kommen und werden's auch nicht verſtehen. So geht mir's jetzt auch mit dem Volksgeiſte. Mir iſt's als ob jetzt, da ich fort bin, es erſt recht zu ſingen und zu klingen begänne. — Dieſe romantiſche Sehnſucht der modernen Menſchheit nach dem was hinter ihr iſt, verdreht ihr den Kopf; ich habe auch einen krummen Hals.

Es iſt nicht gut, daß dieſer Menſch auf ſich ſtehe, drum will ich ihm eine Anſtellung ſchaffen. So ſprach Gott der Herr, als er den deutſchen Menſchen gemacht hatte. Die Eichen im Walde werden nächſtens auch angeſtellt und erhalten das allerhöchſte Decret, das ſie zu einſtweiligen Symbolen und Hütern der deutſchen Kraft und deutſchen Freiheit ernennt; es gibt dann Referendars-, Aſſeſſors-, geheime und wirkliche geheime Eichen mit eigenem Laub. Wir Deutſchen ſind die ſolideſte Nation der Welt, es iſt die ſchändlichſte Verläumdung, daß man uns Gemeinſinn abſpricht; wer nur irgend ein gemachter Mann ſein will, ſetzt ſich auf den Beſoldungsſtuhl und ſpeiſt aus der Communſchüſſel. Fichte hat das Weſen des deutſchen Gelehrten zu ſehr aus ſeinem ſubjectiven Idealismus erfaßt, ich mache mir jetzt Excerpte, um in biographiſchen Umriſſen nachzuweiſen, welchen Einfluß die Staatsanſtellungen auf die Geſtaltung des deutſchen Geiſtes gehabt haben.

Ich habe für die vornehme Species der Menſchen einen eigenen Namen gefunden, ſie heißen: die eisfreſſenden Thiere. Heute Morgen war ein Prachtexemplar bei mir, dein Gönner, der dicke rothe Tabled'hotenkopf, der hochwohlduftende Comte de Foulard, er hat ſich ſehr nach dir erkundigt; der Prinz iſt aus Italien zurück, hat dort viel Bilder gekauft, hat in Rom dein Lob gehört, iſt entzückt von deiner Waldmühle, kurz man will eine Gallerie errichten, will dich feſſeln, das heißt anſtellen. Da haſt du's alſo. Wenn du kommſt, iſt die

Sache abgemacht. Ich weiß nicht wie du darüber denkſt, ich habe um meine Stelle auch ſupplicirt in der geheimen Hoffnung, daß nichts daraus wird, und nun weide ich ſchon bald ſieben Jahre die geduldige Bücherheerde und ſcheere nur das eine und das andere um ein Excerpt, ſo was im Zaun hängen bleibt. Lieb wär' mir's wenn du einen Schleiftrog am Bein hätteſt, daß wir dich hier behielten. Mach' aber was du willſt, ich rathe nichts; haſt du Luſt, ſo komm baldigſt.

Ich habe mit meiner Schweſter eine neue Wohnung bezogen, ſie hat endlich ihr Putzgeſchäft aufgegeben und pflegt nun mein Alter. Ich eſſe Mittags und Abends Suppe und kann hundert Jahr alt werden, wenn ich's erlebe.

Grüße mir die Alpenroſe, Gott ſende ihr Thau und Sonnenſchein genug und laſſe ſie gedeihen.

Ich ſchreibe dir dieſen Brief auf dem neuen Katalog den ich anzufertigen habe; ich bin ganz allein, mein Oberwallfiſch waſcht ſich im Seebad.

Dein

Kohlebrater.

Beiwagen: Die ſieben Gulden, die du mir zur Heimreiſe geliehen, kann ich dir erſt zum Quartal, den 1. Oktober, wenn ich meine Löhnung faſſe, erſtatten. Brauchſt du's früher, will ich's anderweitig entlehnen.

Unſer Schulkamerad R., das ſogenannte durchlöcherte Princip, hat eine Vocation in's Departement des Jenſeits bekommen, er iſt Aſſiſtent beim Weltgericht geworden.

Das Erdbeben, das wir vorgeſtern hatten, hat mich unendlich ergötzt; ach! wie haben ſie hier Alle gezittert! So muß einem Floh zu Muthe ſein, der auf einem fieberkranken Pudel hauſt.“

Nachdem Reinhard dieſen Brief geleſen, verkündete er, daß er am Morgen nach der Hauptſtadt abreiſe und bald wiederkomme. Lorle ſchlief die ganze Nacht nicht, ſie machte ſich allerlei Gedanken über die ſo ſchnelle Abreiſe; Reinhard hätte ſie durch ein einziges Wort beruhigen können und er dachte nicht daran. Am Morgen ſah er Lorle noch einen Augenblick allein und ſagte ihr ſchnell: „Wenn ich ein Glück bekomme, theilſt du's mit mir?“

„Wenn ich nur Dich ganz krieg',“ war die Antwort, vom Theilen ſagte ſie nichts.

Im Hauſe des Wadeleswirths war's nun wieder ſo ſtill und friedſam wie ehedem. Hatte Reinhard in der letzten Zeit auch weniger tolle Streiche losgelaſſen, ſo machte er doch noch immer Lärm genug im Hauſe; jetzt ging Alles wieder ſeinen alten Weg, kaum daß Einer mehr des Fernen gedachte. Wie ſchnell ſchließt ſich der Strom des Lebens hinter einem Menſchen, der aus einem Kreiſe tritt! Nur Lorle hegte das Andenken Reinhard's tief im Herzen, Tag und Nacht. War ſie früher ſtets liebreich und gut gegen die Eltern und Alle im Hauſe geweſen, ſo war ſie's jetzt doppelt; ſie wollte immer Alles thun und bereiten für Jedes. Niemand wußte woher das kam, und man kümmerte ſich auch nicht viel darum; Lorle aber that dadurch im Innerſten Abbitte, daß ſie die Ihrigen in Gedanken ſchon verlaſſen hatte und bald ganz von ihnen ſcheiden werde, ſie wollte ihnen noch Gutes erzeigen, ſo viel ſie vermochte.

In der Stadt betrieb Reinhard ſeine Anſtellung mit allem Eifer. Als der Collaborator ſeine Verwunderung darüber äußerte, erwiderte er: „Ich will dir's nur geſtehen, ich bin mit Lorle verlobt.“

„Was?“ rief der Collaborator gedehnt, Staunen und Kummer ſprach aus ſeinem Antlitze; „wenn ſie Einer heirathen und aus ihrem Boden reißen dürfte, ſo wär' das nur ich, ich allein; ja lache nur, ich verſtehe ſie allein; du biſt viel zu wild, du darfſt eigentlich gar nicht heirathen. Hat dir denn der Vater das Mädchen gegeben?“

„Nein.“

„O, ſo iſt noch Hoffnung, daß ſie Keiner von uns Beiden bekommt,“ ſchloß der Collaborator ſchelmiſch.

Reinhard ging nicht vom Fleck, bis er ſein Ernennungsdecret erhalten hatte. Am Morgen nachdem ſolches ausgefertigt war, ſagte er beim Erwachen zu ſich ſelber: „Guten Morgen Herr Inſpector, mit dem Titel Profeſſor; haben Sie wohl geruht? Haſt dir nun auch ein Hundsband umbinden laſſen und war dir doch ſo wohl, als du frei umhergelaufen biſt.“ Als er vor dem Spiegel ſtand, verbeugte er ſich ganz höflich und ſagte: „Ihr Diener, Herr Profeſſor! Gehorſamer Diener ſiebente Rangklaſſe.“

Dennoch freute ſich Reinhard in dem Gedanken, wie ganz anders er nun vor den Wadeleswirth hintreten und um deſſen Tochter freien könne, und wie glücklich auch Lorle ſein werde.

Schnell packte er ſeine Gliederpuppe und einiges alte Seidenzeug zuſammen, das er zur Gewandung gekauft hatte, und bald rollte er wieder dem Dorfe zu, wo ſeine Liebe wohnte.

Nur ſtet.

Auf dieſer Fahrt machte ein Gedanke die Wangen Reinhard's von einer fremden Glut entbrennen. Er kam ſo eben aus den Kreiſen der teppichunterbreiteten Exiſtenzen, alsbald überkam ihn ein beſonderes Behagen an dieſer verfeinerten Welt, an dieſer Anmuth heiterer Geiſtesſpiele, voll tändelnder Muſik und ſprühender Witzfunken, fernab von der rauhen Wirklichkeit, ausſchreitend aus der engbürgerlichen Umzäunung; er hatte das Gelüſte raſch niedergekämpft, jetzt kam es in veränderter Geſtalt wieder und zeigte ihm, wie Lorle dieſe Freiheit des Lebens nie verſtehen werde, wie ſie doch ſeinem ganzen künſtleriſchen Denkkreiſe fern ſtehe — er war in ſeinem eigenen Hauſe mit ſeinem tiefſten Wollen ein Fremder.

Das war ein böſer Blutstropfen in Reinhard und er machte ihm die Wangen glühen.

Den Gedanken: Lorle nach und nach heranzubilden, warf er bald von ſich und er rief faſt laut: „Nein, ſie ſoll das friſche Naturkind bleiben mitten im Trödel der Stadt; ſie bedarf keiner andern Welt, ich bin ihre ganze Welt.“ — Er bat ſie in Gedanken um Verzeihung, daß ſein Sinn nur einen Augenblick ſich von ihr entfernen konnte.

Für ein erregbares Gemüth haben weite Strecken, die von einer Lebenswendung bis zur andern zu durchmeſſen ſind, ihr Gutes und ihr Schlimmes; ſie dämmen oft die berauſchende Seligkeit des Gefühls, beſchwichtigen aber auch die leicht ſich eröffnenden Zwieſpältigkeiten.

Sorglos, als wäre das nicht der entſcheidendſte Lebensgang, fuhr Reinhard dahin; ſelbſt ſeine Sehnſucht war eine abgeklärte, friedſame. In der Amtsſtadt ließ er ſein Gepäck zurück und eilte auf dem Waldwege dem Dorfe zu. Je näher er kam, deſto heftiger loderten die Flammen der Liebe wieder in ihm auf; mit zitternden Pulſen rannte er dem Hauſe zu. Die Bärbel ſtand unter der Thür und reichte ihm die ſchwielige Hand: „Ihr kommet bald wieder, ich hätt's nicht glaubt,“ ſagte ſie; Reinhard konnte nicht antworten, zu Lorle wollte er ſein erſtes Wort ſprechen; er eilte die Treppe hinan, Niemand war im Hauſe. Lorle war, wie Bärbel erzählte, mit den Eltern nach der Stadt gefahren, von wo Reinhard eben herkam.

Mit der Botſchaft der Lebenserfüllung auf den Lippen ſtundenlang harren zu müſſen, das war eine ſchwere Aufgabe.

Reinhard machte ſich bald wieder auf, den Ankommenden entgegen zu gehen, aber als er ſchon eine Stunde den Waldweg gegangen war, beſann er ſich erſt, daß er ſo in Gedanken dahingeſchritten ſei, während doch das Wägelchen mit den Heimkehrenden bereits den Fuhrweg dahingerollt ſein konnte; er kehrte ſtill wieder um, traf jedoch auch die Erwarteten noch jetzt nicht zu Hauſe. Mit namenloſer Angſt quälte ihn der Gedanke, daß ihm Lorle mit Gewalt entzogen ſein konnte, die Eltern waren ja mit ihr in der Stadt und er mußte ſich ſagen, daß er durch ſeine Zweifel ſolches verſchuldet haben konnte; aber die ganze Treue Lorle's ſtand wieder vor ihm, und als es Nacht wurde, war es ihm als ob das Bild auf der Staffelei hell leuchte; er zündete Licht an und betrachtete jetzt nach längerer Abweſenheit das Bild wieder; er ſtaunte faſt vor ſich ſelbſt, hier war ihm Etwas gelungen, was ein Anderer, ein Mächtigerer geſchaffen hatte.

Reinhard nahm die Zither und wollte ſpielen und ſingen, aber er hörte bald wieder auf, er legte ſich endlich angekleidet auf das Bett, er wollte heute noch die Seinigen ſprechen, keine Stunde ſeines Glückes verſäumen; er verſchlief aber doch die Ankunft der Hausbewohner, die ſpät in der Nacht erfolgte.

Die Mutter war zu Bett gegangen, der Vater ſaß im Stüble und las die mitgebrachten Zeitungen, Lorle machte ſich aber, trotz aller Ermahnungen, noch immer Etwas in der Stube zu ſchaffen; endlich kam ſie zaghaft zum Vater in's Stüble und ſagte:

„Aetti, ich hab' ein' Bitt'. Machet das Licht aus und bleibet da.“

„Nur ſtet, warum denn?“

„Ich bitt', ich hab' Euch was zu ſagen und ich kann's nicht ſo.“

„Närriſches Kind, meinetwegen. Nun jetzt iſt das Licht aus, nun jetzt red'.“

Lorle legte die Hand auf die Schulter des Vaters und ſagte ihm mit zitternder Stimme in's Ohr: „Der Herr Reinhard hat mich gern und ich ihn auch, und er will mich und ich will ihn und keinen Andern auf der ganzen Welt.“

„So? Und das habt ihr unter euch ausgemacht?“

„Ja.“

„Nur ſtet, gang jetzt ſchlafen, morgen iſt auch ein Tag; wir reden ein Andermal davon.“

Kein Bitten und kein Betteln Lorle's half, ſie erhielt keinen andern Beſcheid.

Als der Wadeleswirth nun noch gewohntermaßen das ganze Haus durchmuſterte, fand er die Thüre Reinhard's halb offen, er drehte von außen den Schlüſſel um; Reinhard war eingeſchloſſen.

Am Morgen ward Lorle vom Vater „zeitlich“ geweckt. Als ſie herabgekommen war, ſagte er: „Du gehſt gleich auf die Hohlmühle und bleibſt da bis ich komm'.“

Lorle mußte gehorchen, ſie wußte wohl, da half keine Widerrede; ſie durfte nicht mehr die Treppe hinauf, ſondern mußte ſich ſchnurſtracks aufmachen.

Der Wadeleswirth ging umher und zankte mit Stephan und mit Allen, weil ſie eben keine ſo ſchlafloſe Nacht gehabt hatten wie er; endlich ſaß er im Stüble und las die Fruchtpreiſe auf den verſchiedenen Schrannen, aber trotz der hohen Sätze hatte er die Lippen zuſammengekniffen und trommelte unwillig mit dem Fuße auf dem Boden. Von oben vernahm man jetzt mächtiges Pochen an eine Thüre, da erinnerte ſich der Wirth, daß er Reinhard eingeſchloſſen habe, und befahl der Bärbel, ihm aufzuſchließen; dadurch erſparte er ſich's auch, dem Maler alsbald friſchweg die Meinung zu ſagen. Reinhard kam zum Wirth und ſtreckte ihm beide Arme entgegen, dieſer aber ſaß ruhig, hielt mit beiden Händen die Blätter und ſo darüber wegſchauend, ſagte er: „Auch wieder hieſig?"

„Und ich hoffe zu Hauſe," ſagte Reinhard.

„Nur ſtet. Ich ſag's Euch grad heraus, packet Eure Sachen zuſammen und b'hüt Euch Gott."

„Und das Lorle?" fragte Reinhard zitternd.

„Das will ich ſchon wieder zurecht bringen, das iſt mein' Sach', da hat Niemand nichts drein zu reden."

„Und ich geh' nicht aus dem Haus, bis mir das Lorle ſelbſt geſagt hat, daß ich gehen ſoll."

„So? Iſt das der Brauch bei Euch Herren aus der Stadt? Ich kann auch anders ausgeſchirren. Verſtanden?" ſagte der Wadeleswirth aufſtehend.

„Ich hätte den Bauernſtolz nicht bei Euch vermuthet," ſagte Reinhard.

Der Wadeleswirth ſchnaubte grimmig und ballte beide Fäuſte; er ſchaute Reinhard von oben bis unten ſtumm an, wie wenn er ſagen wollte: was glaubſt? bin ich der Mann, mit dem man ſo redet?

Reinhard ſchüttelte den Kopf und ſagte endlich: „Ihr ſeid doch ſonſt ein geſcheiter Mann, warum ſeid Ihr jetzt ſo wild. Was hab' ich Euch leid's than?"

Dieſe ſanft geſprochenen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht und der Wadeleswirth ſagte mit ſtockender Stimme: „So? Und mein Kind, mein' einzige Tochter wegſtehlen?"

„Lorle ſoll reden. Wo iſt ſie?" fragte Reinhard.

„In der Haut bis über die Ohren, wenn ſie nicht da iſt, iſt ſie verloren. Das Lorle iſt nicht da, ſo lang Ihr da ſeid.“

Nach einer Weile, in der er das ſchmerzdurchwühlte Antlitz Reinhards betrachtet hatte, fuhr der Wirth fort:

„Ich kann's Euch ſchon ſagen, wo das Mädle iſt: auf der Hohlmühle.“

„Ich verſpreche Euch, ſagte Reinhard ſchnell, „kein Wort ohne Euer Wiſſen mit ihr zu reden.“

„Glaub's, Ihr ſeid ſonſt allfort ein rechtſchaffener Menſch geweſen, und jetzt muß ich auf's Feld,“ ſagte der Wadeleswirth ruhiger.

Er ging fort und Reinhard auf ſein Zimmer. Wie glücklich war dieſer jetzt, daß er nach der Gliederpuppe die Gewänder malen konnte; er war unausgeſetzt fleißig und ließ ſich ſogar das Mittageſſen auf ſein Zimmer bringen.

Die Bärbel, die Alles wußte, tröſtete Reinhard und ſagte, er ſolle nur die Hoffnung nicht fahren laſſen, der Alte ſei zäh', er müſſe ein gut Weilchen am Feuer ſtehen bis er weich werde. Auch die Mutter kam leiſe herauf geſchlichen, ſie redete nichts von der Hauptſache, aber an der Sorglichkeit, die ſie für alle Bedürfniſſe Reinhards hatte, konnte er wohl merken, daß ſie auf ſeiner Seite war.

Am Abend erzählte Reinhard dem Vater, wie er blos Lorle zulieb ſich eine Anſtellung geholt habe und wie er ſie ewig glücklich machen wolle. Der Wadeleswirth war ſtill und ſchaute über das Glas weg, das er eben zum Munde führen wollte, Reinhard bedeutſam an.

Als die Bärbel am andern Morgen Reinhard den Kaffee brachte, ſagte ſie:

„Glück und Segen!“

„Wozu?“

„Ihr ſeid ja Profeſſor geworden, der Alte hat geſtern Nacht ſeiner Frau noch viel davon vorgeſchwatzt, es gefallt ihm doch wohl, das Waſſer fangt ſchon zu ſieden an.“

Der Alte ging immer brummig im Hauſe umher und hatte ſogar, was ſonſt nie geſchah, kleine Häkeleien mit ſeiner Frau; er hätte gar zu gern gehabt, ſie möchte ihm weidlich mit Reden und Bitten zuſetzen, daß er die Sache doch in's Reine bringen möge; ſie aber that, wie man ſagt, „kein Schnauſerle,“ ſie wollte die Verantwortung für ſpätere Tage nicht haben. Und dann war's ihr doch auch wind und wehe, ihr Kind ſo weit weg unter ganz fremde Verhältniſſe zu geben; ſie war von dem Sorgen und Nachdenken ſo müde, daß ſie bald da bald dort, wo nur ein Plätzchen war, ſich niederſetzte und ausruhte.

Am dritten Tage kam der Wadeleswirth zu Reinhard auf ſein Zimmer, ſetzte ſich und redete lange nichts; endlich begann er:

„Ich hab' mich reſolvirt. Es geht mir ein Stück aus dem Herzen, wenn ich das Kind ſo weit weg geb'; aber was iſt da zu machen? Ich thu' Euch alſo den Vorſchlag, ich will mein Lorle noch auf ein Jahr zu den Kloſterfräulein thun, da ſoll's lernen, was man in der Stadt braucht, und ſeid ihr Beide dann noch ſo gewillt wie jetzt, nun, ſo in Gottes Namen.“

Reinhard widerſprach und betheuerte, daß Lorle nichts zu lernen habe, gerade ſo wie ſie jetzt ſei, mache ſie ihn glücklich; der Alte lächelte und ging davon.

Drei Tage und drei Nächte hatte Lorle in ſchweren Gedanken auf der Mühle zugebracht; kein Bote kam, Stephan wußte nichts, und oft war's in Wahrheit als ob ſie in eine andere Welt verſetzt wäre. Am vierten Morgen kam der Wadeleswirth und holte ſeine Tochter, er hatte ein unwirſches Anſehen und Lorle folgte ihm ſtill wie ein Opferlamm. Der Vater zürnte nicht auf das Kind, er zürnte nur mit ſich ſelber, weil er nun doch nachgeben müſſe.

„Haſt du den Reinhard noch gern?“ fragte er einmal, als ſie ſchon eine gute Strecke mit einander gegangen waren.

„Ja, ſo lang ich leb',“ erwiderte Lorle. Und nun gingen ſie wieder ſtill dahin, Keines redete ein Wort. Der Wadeleswirth war durchaus der Mann nicht, der ſorgfältig Ueberraſchungen zu bereiten ſtrebte; das Kind mußte nur ſchweigen, ſo lang er nicht zu reden begann, und er wollte nicht reden, weil's ihm nicht darum war; auch war's ihm zu viel, das was er zu ſagen hatte zweimal vorzubringen.

Reinhard hatte indeß von der Bärbel die Mittheilung erhalten, daß Lorle mit dem Vater käme; er eilte den Beiden entgegen und als ſie ſich jetzt zum Erſtenmale wieder ſahen, flammte ihre ganze Liebe auf und Reinhard rief: „Vater, gebt mir das Lorle jetzt, hier.“

„Nur ſtet, das iſt nichts ſo, wie Bettelleut' hinter der Heck; wartet bis wir heim kommen.“

In dieſem Schlußſatz lagen vielverheißende Worte. Hand in Hand ſchritten die Liebenden dahin, ſie bedurften keines Austauſches der Worte. Als man gegen das Dorf kam, machte ſich Lorle Etwas an ihrem Schurzbändel zu ſchaffen, ſie ließ dadurch die Hand Reinhards los und faßte ſie nicht wieder.

Im Stüble war endlich die ganze Familie beiſammen; Alles ſtand, nur der Vater ſaß und nach einer ſattſamen Pauſe begann er:

„Alte, was meinſt? ſollen wir ſie einander geben?"

„Wie du's machſt, iſt's Recht," ſagte die Frau.

„Guck, Lorle, ſo muß eine Frau ſein, merk' dir das, bis du einmal eine biſt," ſagte der Vater und Lorle ward glühendroth, da ſie ihre Zukunft ſich vorhalten hörte. Der Vater ſagte nun aufſtehend: „Ich mein' wir machen jetzt die Handreichung und wenn die Ernt' vorbei iſt, halten wir Verſpruch, und über's Jahr könnet ihr in Gottes Namen heirathen. Hat mein Bauernſtolz Recht?" fragte er, Reinhard derb auf die Schulter klopfend.

„Guter Vater!" war Alles, was dieſer hervorſtottern konnte.

„Nun, Ihr ſeid auch ein guter Menſch, ich will das nicht läugnen. Jetzt fertig."

Alles reichte ſich nun die Hand und Reinhard küßte noch die Mutter innig, den Vater konnte er nicht küſſen, dieſer ſchüttelte ihm nur ſtarr die Hand.

Als die halb unterdrückte Rührungsſcene noch nicht vorüber war, ſtellte ſich der Wadeleswirth wieder breitſpurig vor Reinhard und ſagte:

„Jetzt hab' ich noch ein Wörtle mit Ihm zu reden, du Lump, du liedricher! Und was ich dem Mädle geb', darnach fragt Er gar nicht und thut wie wenn Er ein Bettelmädle bekäm'? Und unſer gut Sach', was wir erhauſet haben, das iſt Ihm ein Pfifferling, das iſt Ihm gar nichts werth? Potz Heidekukuk, das iſt ein' Lumpenwirthſchaft. Ja, es iſt mir ernſt, es iſt da nichts zum Lachen, Himmelheide —"

„Um Gottes willen ſei doch ſtill," rief die Mutter, „wenn's ja Ein's hört, ſo meint es, du thäteſt zanken und wir hätten Händel."

„Lorle," erwiderte der Vater, „merk' dir das jetzt auch, das mußt du nicht thun; wenn der Mann red't, muß das Weib ſtill ſein. Jetzt genug, jetzt ganget an's Geſchäft."

Alles entfernte ſich, Lorle wollte mit Reinhard Hand in Hand weggehen, der Vater aber winkte ihr und ſagte: „Bleib du noch ein bisle da." Lorle war allein mit dem Vater im Stüble und dieſer ſagte: „Jetzt biſt doch zufrieden? brauchſt nicht heulen, darfſt luſtig ſein; jetzt paß auf ... ja, was ich doch ſagen will, ja ... mach', daß du dein Kränzle am Hochzeitstag mit Ehr' und Gewiſſen tragen kannſt."

Lorle fiel dem Vater nicht um den Hals, ſie verbarg ihr Antlitz nicht, frei und ſtolz ſchaute ſie drein und ſagte feſt: „Aetti, Ihr wiſſet gar nicht, wie brav er iſt."

„Glaub's, iſt mir ſchon Recht wenn er brav iſt, verlaß dich aber auf kein' andere Bravheit als auf die deinige; jetzt gang."

Das waren nun glückſelige Tage, die den Verlobten aufgingen. In Reinhard hatte das Offenkundige ihres Verhältniſſes gar nichts geändert, Lorle dagegen fühlte ſich jetzt viel freier; ſie war ſtets voll Entzücken, wenn Eines nach dem Andern aus dem Dorf kam und ihr Glück wünſchte. Faſt Jedes hatte etwas Beſonderes an Reinhard zu loben und man bedauerte nur, daß Lorle ſo weit weg käme; ſie nahm aber Jedem das Verſprechen ab, daß es ſie beſuchen, bei ihr wohnen und eſſen müſſe, wenn es nach der Hauptſtadt käme.

Einige Beſonderheiten Lorle's zeigten ſich ſchon jetzt. Faſt nie ließ ſie ſich von Reinhard am Arme durch das Dorf führen, draußen aber faßte ſie ihn von ſelbſt, hüpfte und ſang voll Freude. Nie war ſie zu bewegen an einem Werktage Mittags mit Reinhard ſpaziren zu gehen, wenn aber der Feierabend kam, dann war ſie bereit; das war der Dorfſitte gemäß, unter deren Herrſchaft ſie ſtand.

Ein Umſtand veranlaßte viele Erörterungen zwiſchen dem Schwiegervater und Reinhard. Dieſer wollte nämlich ſchon zum Frühherbſt heirathen, er konnte nicht lange Bräutigam ſein, ſich nicht Monate und Jahre mit der Sehnſucht nähren; der Schwiegervater wollte aber durchaus nicht, daß man die Sache ſo über's Knie abbreche. Das Weibervolk im Hauſe wußte indeß, daß er ſchon nachgeben werde, und die Mutter ließ bei allen Webern in der Umgegend tuchen und bei allen Näherinnen ſchneidern, während die Schweſter des Collaborators nach einem genauen Maß die Stadtkleider für Lorle fertigte.

Lorle wollte durch ihre Brautſchaft keinerlei Arbeit und Verbindlichkeit im Hauſe entledigt ſein, ja ſie war emſiger als je; ſie wollte noch Alles in Stand bringen und in Ordnung verlaſſen, es war ihr wie einem ehrenhaften Dienſtboten, der, bevor er den Dienſt verläßt, freiwillig das ganze Haus von oben bis unten ſcheuert und ſäubert. Reinhard mußte ſie gewähren laſſen, dafür war ſie aber auch auf den Abendſpazirgängen voll friſchen Lebens.

„Mir iſt allfort,“ ſagte ſie einmal, „wie wenn heut Samstag wär’ und morgen iſt Sonntag, und da kommt wieder ein Tag und da kommt mir’s wieder wie Samstag vor und ſo fort. Ich bin ſo froh, ſo froh, ich möcht’ nur, ich weiß gar nicht was ich möcht’.“

Ein Andermal, als ſie durch den Wald gingen, flogen Lorle gar viele Nachtfalter in’s Geſicht, ſie ärgerte ſich darüber und Reinhard bemerkte: „Dein Geſicht iſt ſo lauter Licht, daß ſich die Nachtfalter drin verbrennen wollen; ich bin auch ſo.“

Lorle faßte einen Baumzweig, ſchüttelte Reinhard den Nachtthau in’s Geſicht und ſagte? „So, da iſt gelöſcht.“

Ueber Zittergras und blaue Glockenblumen weinte Lorle die erſten Brautthränen.

Die Verlobten gingen mit einander über die Wieſe; da raufte Reinhard jene Pflanzen aus und zeigte Lorle den wunderſam zierlichen Bau des Zittergraſes und die feinen Verhältniſſe der Glockenblume; „das gehört zu dem Schönſten was man ſehen kann,“ ſchloß er ſeine lange Erklärung.

„Das iſt eben Gras,“ erwiderte Lorle und Reinhard ſchrie ſie an: „Wie du nur ſo was Dummes ſagen kannſt, nachdem ich ſchon eine Viertelſtund' in dich hineinrede.“

Große Thränen quollen aus den Augen Lorle's hervor, Reinhard ſuchte ſie zu beruhigen, aber innerlich war er doch voll Aerger, denn er vergaß, daß nur wer die Seltenheit und Pracht der Zierpflanzen lange erſchaut hat, wieder an den einfach ſchönen Formen des Graſes ſich ergötzen mag.

Dieſer Abend bebte wehmüthig in der Seele Lorle's nach, ſie gab Reinhard keine Schuld, ſondern ward nur faſt irr an ſich; ſie kam ſich nun wirklich grauſam dumm vor und oft, wenn er ſie um Etwas fragte, ſchreckte ſie zuſammen, aber lügen konnte ſie nicht, keine Theilnahme und kein Verſtändniß heucheln. Die Liebe aber überwindet Alles. Lorle nahm ſich vor, recht aufzumerken, wenn Reinhard Etwas ſagte, denn er war ja viel geſcheidter. So verlor ſich nach und nach ihre Zaghaftigkeit wieder und ſie war das harmloſe Kind von ehedem.

Auch ein Schreckbild ward Reinhard einmal für Lorle. Einſt ſaß er Abends mit dem Vater überaus luſtig beim Glaſe, Lorle ſchnitt Brod ein zur Suppe und war ganz glückſelig, daß die Beiden ſich ſo lieb hatten, ſie ſah immer von Einem auf den Andern und legte zuletzt die Hände feſt zuſammen, als wären es die Hände der beiden treuen Menſchen, die ſo traut bei einander ſaßen. Reinhard war wieder zu allerlei Schalkhaftigkeiten aufgelegt, er taumelte nun in der

Stube umher, ſprach mit lallender Zunge unverſtändliche Worte, ganz wie ein Betrunkener. Lorle wußte doch, daß er nur ſcherze, aber ſie rang die Hände über dem Kopf und rief aus allen Kräften: „Um Gottes willen, Reinhard, Reinhard! Laß das bleiben! So darfſt du nicht ausſehen.“

Reinhard hörte ſogleich auf, aber Lorle zitterte noch lange über dieſen Scherz; ſie war keineswegs ſo empfindſam, ſie kannte das Leben und ſeine Verunſtaltungen und hatte ſchon manchem Bruder Saufaus tüchtig den Marſch gemacht, aber Reinhard kam ihr durch ſolche Nachahmung ganz verzerrt und entwürdigt vor; ſein hohes Weſen, zu dem ſie ſo demüthig aufſchaute, durfte auch nicht im Scherze ſo erniedrigt werden. Faſt die ganze Nacht konnte ſie das häßliche Bild nicht vergeſſen, und erſt, als Reinhard ihr am andern Morgen verſprach, nie mehr ſolchen Scherz zu treiben, verſchwand es aus ihrer Seele.

Dieſe beiden Zwiſchenfälle waren die einzigen Störungen in dem Liebesleben; ſonſt ging ſtets Freude vor ihnen her und Entzücken grüßte ſie von jedem Baumblatt und aus jedem Gräschen.

Wer kann erfaſſen, wie eine Seele in ſich jauchzt und jubelt, wenn ſie ſtumm aufgeht in ihr Jenſeits? Warum klingt uns allüberall in tauſendfältigen Klängen die Kunde von den Schmerzen und Zwieſpältigkeiten des Lebens entgegen? Iſt's der Schmerz allein, der zum Bewußtſein ruft und drin haftet? Die Freude und das Entzücken ſind das wahre Daſein, da iſt das Einzelbewußtſein untergeſunken, in Liebe aufgelöſt, in ihr geſtorben und lebt doch das wahre, das ſelig ewige Leben ....

Die Madonna war vollendet und zur Ausſtellung nach der Stadt geſchickt. Zu ſeiner Betrübniß erhielt Reinhard die Nachricht, daß der Collaborator unvorſichtigerweiſe verrathen hatte, wer zur Madonna Modell geſeſſen. Ein in Rom katholiſch gewordener Engländer, der ſich eben in der Reſidenz aufhielt, bot eine namhafte Summe für das Bild; Reinhard gab es hin, ſowohl weil er ſeine Frau nicht nach der Stadt bringen wollte, wo das Bild war, als auch aus einem andern Grunde. Die materielle Kehrſeite fehlt keinem Verhältniſſe. Reinhard bedurfte Geld zu ſeiner häuslichen Einrichtung, und ſah er auch mit Wehmuth das, was er aus tiefſter Seele geſchaffen, in eine verlaſſene Kapelle nach England wandern, um es nie wieder zu ſchauen; er ließ es ziehen.

Der Collaborator miethete für Reinhard eine Wohnung und ſeine Schweſter richtete ſie ein. Mit dieſer Nachricht wurde nun der Wadeleswirth beſtürmt, die baldige Hochzeit zu geſtatten.

So voll Selbſtgefühl und freigeſinnt auch der Wadeleswirth war, ſo that es ihm doch beſonders wohl, wenn er bei den Leuten im Dorfe: „Mein Tochtermann, der Profeſſor,“ ſagen konnte; auch hatte er Reinhard in der That von Herzen lieb gewonnen. Als nun die Frauen ſich mit den Bitten Reinhard's vereinten, ſagte er:

„Ich ſeh' ſchon, Ihr habt die Sach' mit einander gebeſtelt, ich weiß wohl, ich gelt' nichts im Hauſe; nun meinetwegen.“

Reinhard lief ſogleich zum Pfarrer und bat ihn, Sonntag das erſte Aufgebot zu halten. An dem verſprochenen Kirchenbilde arbeitete er nun mit erſtaunlichem Fleiß, er warf es in derben Zügen für die Ferne hin und nur einzelnen Köpfen widmete er eine ſorgfältige Ausführung. Auf den Sonntag vor der Einweihung der neuen Kirche war der Hochzeitstag beſtimmt. Lorle bat, daß ſie doch noch über die Feſtlichkeit bleiben möchten, aber Reinhard hatte keine Luſt mehr, dieſen Jubel mit zu feiern: er ſehnte ſich fort aus dem Dorf.

Sie ziehen in die weite Welt.

Vroni war von der Mühle hereingekommen und blieb die ganze letzte Woche, ſie ſchlief mit Lorle in einem Bette und die Mädchen verplauderten oft die halben Nächte. Lorle konnte der Vroni nicht genug an's Herz legen, wie ſie die Eltern pflegen ſolle, wenn ſie nicht mehr da ſei.

Am Vorabend der Hochzeit ſtand Lorle bei der Bärbel und weinte bitterlich, daß ſie nun auch dieſe getreue Pflegerin verlaſſen ſolle; ſie klagte, wie ſie ſich in der Stadt werde gar nicht zu helfen wiſſen, da ſagte die Bärbel:

„Ich kann's nicht mehr, ich hab' ihm verſprochen, daß ich nichts ſagen will, aber es geht nicht. Sei ruhig, der Reinhard hat ſo lange an mir bittet und zerrt, daß ich jetzt zu euch nach der Stadt geh'. Sei heiter, ich bleib' bei dir, ſo lang du mich behältſt.“ —

Lorle eilte zu Reinhard und umhalſte ihn mit maßloſer Innigkeit; ſie verſcheuchte ihm dadurch auch den Mißmuth, den er ſo eben durch einen Brief des Collaborators empfunden hatte; er hatte ihn als ſeinen einzigen Freund zur Hochzeit eingeladen; die abſchlägige Antwort, die verweigerten Urlaub als Grund angab, war voll grämlicher Bitterkeit auch gegen Reinhard.

Am Hochzeitmorgen ſah Reinhard Lorle nur einen Augenblick und er ſagte: „Mir iſt ſo ſtolz und hoch zu Muth, wie einem König an ſeinem Krönungstage.“

„Nicht ſo, fromm ſein,“ erwiderte Lorle, das waren die einzigen Worte, die ſie vor der Trauung mit ihm redete.

Lorle ließ ſich noch in ihrer Dorftracht trauen. Als ſie aus der Kirche kam, ging ſie auf ihr Kämmerlein, um die Stadtkleider anzuziehen. Lange lag ſie hier auf den Knieen und betete weinend: „Heiliger, guter Gott, ich will gern ſterben, wann du willſt, du haſt mir bisher geholfen, ich will Alles auf mich nehmen, ich hab' das erlebt, du biſt gut und haſt mich das erleben laſſen, hilf mir gut ſein, hilf!“

Sie richtete ſich auf und rief Broni, daß ſie ſie ankleide; ſie zog keines der weit ausgeſchnittenen ſeidenen Kleider an, ſondern ein einfaches weißes, das bis an den Hals geſchloſſen war.

Ein Jedes ſah voll Freude auf Lorle, als ſie ſo herabkam, ihr Gang, jede Bewegung ihrer Hand, Alles war ſo feierlich wie ein heiliger Choral.

Bei Tiſche ging's luſtig her, der Wadeleswirth war überaus aufgeräumt und machte allerlei Späße. Lorle war's, als wäre ſie verantwortlich für alle Reden ihres Vaters und ſie fand Manches nicht am Platze; ſie gäbelte nur immer ſo auf dem Teller herum, aß aber Nichts, trotz aller Zureden. „Ich bin ſatt, ganz ſatt," war ihre ſtete Entgegnung, die die vollſte Wahrheit enthielt.

„Laſſet's in Fried'," rief endlich der Wadeleswirth, „wenn das Lorle auch nichts ißt, meine Kinder ſind g'fräſſig und g'ſüffig, es ſchmeckt ihnen Alles, ſie kommen aus einem rauhen Stall; von deßwegen, Profeſſor, könnet Ihr mit meinem Lorle bis Paris reiſen, es iſt nicht ſchleckig."

Nach dieſer Rede ſchaute er rundum allen Leuten in's Geſicht, ſich den Beifall zu holen, weil er ſo etwas gar Geſcheites geſagt hatte; als aber Niemand Lob zunickte, rief er, vom Wein erregt: „Zur Geſundheit, Herr Pfarrer, auf die neu' Kirch' und daß ſie auch von innen ... ja ich hab' was, aber es wird nicht geſagt, von meinem Tochtermann, aber es wird vorher nichts geſagt."

Die Tafelmuſik ſpielte manche luſtige Weiſe und die Fröhlichkeit hatte noch lange nicht ihren Gipfelpunkt erreicht, als man jetzt in einer Pauſe Peitſchenknallen vor der Thür vernahm: Reinhard und Lorle ſtanden auf, Alles folgte ihnen. Vor dem Hauſe ſtand das Wägelchen, das Gepäck war ſorgſam feſtgebunden, der Rapp war angeſpannt und Martin ſtand da und hielt das Leitſeil.

Lorle ſah immer auf den Boden als ſie über den

Hof ging, als wäre überall Etwas, das ſie aufhielte, über das ſie wegſteigen müſſe. Die Hochzeitsgäſte ſtanden alle rings um das Wägelchen, da kam der Wendelin und übergab Lorle ſchluchzend eine Amſel, die er gefangen, in einem ſelbſtverfertigten Käfig, Lorle ſolle ſie mitnehmen; man verſprach ihm, daß die Bärbel ſie mit nach der Stadt bringen werde, da ſie nicht für die Reiſe tauge. Der Knabe ging ſtill mit ſeinem Vogel davon. Der Wadeleswirth hatte die Peitſche vom Wägelchen genommen und hieb dem Rappen eins auf, daß dieſer ſich hoch aufbäumte und ihn Martin kaum halten konnte.

„Paß auf,“ ſagte jetzt der Wadeleswirth zu Reinhard, „wenn man von Haus wegfährt, muß man dem Gaul ein Fitzerle geben, daß er's auch weiß, daß man die Peitſch' bei ſich hat; hernach braucht man ſie oft den ganzen Weg nicht mehr. So iſt's auch mit dem Weib. Man muß ſie gleich von Anfang merken laſſen, wer Meiſter iſt, nachher iſt's gut und man kann die Peitſche ruhig neben ſich hinſtecken, aber das Leitſeil muß man feſthalten, rr! hu! Rapp! o oha.“

Der Wadeleswirth ſah ſchmunzelnd auf ob ſeiner klugen Rede; er hatte heute Unglück, er konnte noch ſo Geſcheites vorbringen, man hörte nicht recht darauf. Lorle ſtand an die Mutter gelehnt und weinte; es war als wollte ſie zuſammenbrechen vor Schmerz. Die Mutter ſagte: „Alter, du könnteſt auch was Beſſeres reden zum Abſchied wenn ein Kind fortgeht, kann ſein auf ewig.“ — Sie preßte die Lippen zuſammen, ſie konnte nicht weiter ſprechen.

[illegible]

Dem Wirth war's plötzlich wie wenn man ihm einen Kübel Waſſer über den Kopf ſchüttete; er legte die Peitſche auf das Wägelchen und ſagte:

„Nu, nu, nu, nur ſtet. Lorle, ich will dir was ſagen, heul' nicht; wenn du Geld brauchſt, was dir fehlt, was es iſt, du weißt du haſt einen Vater, und wenn's einen Buben giebt weißt wo du die Gevattersleut' holſt, verſtanden? Jetzt heul' nicht, ich kann das Heulen nicht leiden; heul' nicht, oder ich laſſ dich bigott nicht vom Fleck.“ — Er ſchlug ſich den Hut tiefer in den Kopf, ballte beide Fäuſte und fuhr fort: „Du biſt mir nicht feil, nicht für ein' Million. Profeſſor, komm her; wenn du noch Reu' haſt, komm her, kannſt mir mein Lorle da laſſen, bleib' daheim Lorle.“

Die junge Frau ſchlug lächelnd die Augen auf und reichte dem Vater die Hand, dieſer fuhr fort: „Profeſſor, jetzt hör' noch Eins, ich will dir was ſagen, bleib' da mit ſammt dem Lorle; wirf denen in der Stadt den Bettel vor die Thür, du brauchſt's nicht, du biſt mein Tochtermann und übernimmſt die Wirthſchaft, du kannſt Lindenwirth ſein, ich übergeb' dir Alles, wir ziehen in's Unterſtuble; laß abpacken, bleibet da.“

„Und meine Kunſt und mein Geſchäft?“ fragte Reinhard.

„Ja freilich, davon verſteh' ich nichts,“ antwortete der Vater, er hielt Lorle's Hand in der ſeinen und ſchärfte ſich die Lippen mit den Zähnen; das ſollte die Bewegung, die ſich ſeines Antlitzes bemächtigte, zurückdämmen.

Die Mutter nahm Reinhard bei Seite und ſagte:

„Habt nur immer ein getreu Aug' auf mein Lorle, ſo giebt's kein Kind mehr, ſo weit der Himmel blau iſt; es hat ein gar lindes Herz und wenn es einen Kummer hat, verdruckt es ihn in ſich hinein, wenn's ihm auch ſchier das Herz abſtoßt und . . . ſorget dafür, daß es ſich in den Stadtkleidern nicht verkältet, es iſt nicht dran gewohnt, und laſſet ihm ein Fleiſchſüpple kochen, wo Ihr über Nacht bleibet, es muß ſie eſſen, es muß, es hat heut noch keinen Biſſen über's Herz bracht und . . . . und denket auch oft an Eure Mutter im Himmel . . . und b'hüt Euch Gott."

Mit Lorle ſelbſt ſprach die Mutter faſt gar nichts mehr, ſie ſtreichelte nur immer den ſchönen Mantel, den ſie über hatte, und fragte: „Haſt auch warm? Nimm dich nur in Acht, es wird kühl gegen Abend, beſonders im Fahren."

Lorle nickte bejahend, ſie konnte nichts mehr reden.

Jetzt rief der Wadeleswirth: „Stephan! bring' noch ein' Butell Altweiberwein auf den Gaul. Ich bring' dir's Profeſſor, trink, und Lorle trink auch, du mußt."

„Ja," ſagte die Mutter, „trink, es g'wärmt."

Lorle mußte zuletzt noch trinken, eine Thräne fiel in das Glas.

Nun wurde ſie in das Wägelchen gehoben und als Reinhard eben auch hinaufwollte, gab ihm der Wadeleswirth noch einen derben Schlag und ſagte:

„Mach', daß du fortkommſt, du Lump, du ſchlechter Kerle, du Heidenbub, nimmſt mir mein Mädle mit fort."

Das waren lauter Liebkoſungen und Lorle mußte unter Thränen lachen.

„Jetzt hü! in Gottes Namen, fahr' zu!" rief der Wadeleswirth.

Die Muſikanten, die bisher ſtill zugeſchaut hatten, ſpielten einen luſtigen Marſch und fort rollte das Wägelchen . . .

Wer je dabei ſtand, wie ihm ein Liebes entführt wurde und die ganze Seele drängt ſich den Entfernenden nach, der mag mitfühlen wie es den Eltern zu Muthe war als ihr Kind dahinzog. Die Mutter ſtand da und ihr war's als wanke der Boden unter ihr, als werde ſie ebenfalls fortgezogen und nichts ſtehe mehr feſt; ihr Kind, das ſie unter dem Herzen getragen, über das ihr Auge wachte, ſo manches Jahr, in ſtillen Nächten wie im Lärm des Tages, dahin, dahin — und doch hielt ſie die Hand feſt geſchloſſen, als faſſe ſie ihr fernhinziehendes Kind an einem Geiſtesbande. Endlich ſchrie ſie laut auf und fiel ihrem Mann um den Hals. Alles ſah gerührt auf die Beiden. Der Pfarrer bemühte ſich, die Trauernden durch Troſtesworte aufzurichten; die Mutter wendete ihm ihr thränennaſſes Antlitz zu und ſchüttelte den Kopf verneinend, der Wadeleswirth aber ſagte: „Das iſt jetzt Alles gut, ja, ja, aber da könnet ihr nicht mitreden, Herr Pfarrer, das könnet Ihr nicht wiſſen, was das heißt, ein Kind, ſein Kind weggeben."

Der Pfarrer ſchwieg.

„Komm 'rein Alte," ſagte der Wadeleswirth nun, ſeine Frau unter'm Arm faſſend, was er faſt nie that, „komm, jetzt müſſen wir uns halt wieder allein gern haben. Von Anfang wie wir gehaust haben, haben wir keine Kinder gehabt und jetzt haben wir bald wieder keine daheim, komm, wir wollen noch ein Tänzle machen. Spielleut', hellauf!"

Jn der Wirthsſtube war der Wadeleswirth froh, ſeinen Gram in Zorn verwandeln zu können; er ſchimpfte auf die neue Mode, daß man alsbald nach dem Hochzeitstiſch wegfahre und den Tanz allein laſſe: „das iſt ja wie ein Kindbett ohne Kind," ſagte er immer.

Lorle war indeß mit Reinhard raſch dahingefahren ohne ſich umzuſchauen, ſie hielt ſich feſt am Wagenſitz, es war ihr als ob ſie jetzt zum Erſtenmal in ihrem Leben auf einem Wägelchen ſitze: da ſteigt man auf ein hohes Geſtell und läßt ſich fortrollen und bewegt ſich nicht ſelber. „Wir fahren fort" — ſagte ſie zu Reinhard, er wußte nicht was das zu bedeuten habe.

Vor dem Dorfe ſaß Wendelin mit ſeinem Käfig am Wegraine. Als die Hochzeitsleute ihm nahe kamen, nahm er den Vogel heraus und hielt ihn hoch hinauf den Fahrenden hin. War's freiwillig oder von ungefähr? Der Vogel entwiſchte der Hand und flog davon, Wendelin kehrte mit dem leeren Käfig heim.

Wortlos fuhr das junge Ehepaar dahin, Lorle hatte ſo viele Gedanken, daß ſie eigentlich keinen beſtimmten hatte. Als man jetzt an der Steige hielt, wo geſperrt wurde, ſagte ſie: „Fahr' nur ſtet, Martin. Warum haſt du denn den Rappen eingeſpannt, der geht ja nicht gern in der Lanne? Komm Reinhard, wir wollen auch abſteigen."

„Wollen wir nicht lieber ſitzen bleiben? Doch, wie du willſt."

Reinhard ſprang vom Wägelchen, er half nun auch Lorle und hielt ſie eine Weile auf beiden Händen frei in der Luft, bis ſie rief: „So laß mich doch auf den Boden.“

Im Weitergehen ſagte Reinhard: „Wie ich dich frei in der Luft gehalten, ſo habe ich dich hinweggehoben von deinem Boden; ich allein halte dich, du biſt mein, von allen Menſchen der Welt, vor Allen.“

Lorle wußte nicht recht, was er damit ſagen wollte, ſie meinte nur, er habe geſagt, daß er viel ſtärker als ſie und ihr Herr ſei; ſie ließ ſich das gern gefallen.

„Denkſt du noch was du träumt haſt?“ fragte ſie jetzt.

Reinhard hatte den Traum von der erſten Nacht im Dorf völlig vergeſſen, Lorle betheuerte aber bei der Wiedererzählung, daß ſie ſich deshalb nicht im Mindeſten fürchte. „Ich glaub' nicht an Träum',“ verſicherte ſie, „ich hab' ſchon mehr als zehnmal träumt, mein Vater ſei geſtorben und ich hinter der Leich' drein gangen, und er iſt doch mit Gottes Hülf' noch friſch und geſund; aber es macht mir doch bang, daß er ſo dick wird und nimmer gern laufen mag. Wenn ich nur wüßt', wie es ihm jetzt geht. Es iſt mir wie wenn ich ihn ſchon ewig lang nicht geſehen hätt', aber nein, jetzt ſind ſie daheim am Geſchirraufſpülen; da werden ſie vor zehn in der Nacht nicht fertig und des Wendelins Mutter die hilft, die iſt ſo ungeſchickt und läßt Alles aus der Hand fallen.“

„Laß jetzt die Bärbel am Spülſtein und ſei bei mir,“ entgegnete Reinhard.

„Ja, ja, jetzt ſchwätz' aber auch du, ich bring ſonſt lauter dumm Zeug vor.“

„Wir brauchen gar nicht reden, wenn ich dich nur hab'.“

„Iſt mir auch recht.“

Man war in G., der nächſten Stadt, angekommen; Reinhard und Lorle aßen allein auf ihrem Zimmer, er gab ihr die erſten Löffel Suppe zu eſſen wie einem Kinde, ſie ließ ſich's gefallen, dann aber griff ſie ſelber tapfer zu. Als abgegeſſen war, ſtellte Lorle die Teller aufeinander, ſchüttelte das Tiſchtuch zum Fenſter hinaus ab und legte es in die kenntlichen Falten.

„Da ſieht man die Wirthstochter,“ ſagte Reinhard lachend, „das brauchſt du nicht thun, das kann der Kellner.“

„Laß mich nur,“ entgegnete Lorle, „ich kann's nicht leiden, wenn abgegeſſen iſt und das Geſchirr ſteht noch auf dem Tiſch.“

Er ließ ſie gewähren und nannte ſie ſein Hausmütterchen, das ihm jede fremde Wohnung zur Heimath mache. Sie ſaßen nun ruhig an einander gelehnt beiſammen, aber plötzlich fiel Reinhard vor ihr nieder, umfaßte ihre Knie und rief ſchluchzend und weinend:

„Ich bin dich nicht werth, du Reine, Holde.“

Lorle hob ihn auf und tröſtete ihn, dann aber ſagte ſie: „Jetzt hab' ich auch eine Bitt', wir wollen weiter fahren, es iſt ja ſo ſchön mondhell; thu's mir zu lieb, lieber Reinhard.“

Die Beiden fuhren weiter durch die mondbeglänzte Nacht in ſtillem Entzücken.

Lorle gedachte aber auch oft nach Hauſe, ſie hätte gar zu gern gewußt, ob ſie jetzt wol ſchon ſchlafen gehen oder ob ſie noch tanzen. Einmal ſagte ſie zu Reinhard: „Kennſt du noch den ſchönen Dreher, den ſie aufgeſpielt haben, wie wir daheim fortgefahren ſind? Mir iſt's allfort, wie wenn ich Muſik hör'.“

Zur ſelben Zeit war zu Hauſe die Mutter hinaufgegangen in Lorle's Kämmerchen, und als ſie hier das Bett des Kindes ſah, konnte ſie ſich erſt recht ausweinen; ſie blickte lange hinein in den Mond und ging dann endlich ſtill hinab.

Der Tanz hatte bald geendet, denn man mußte ſich aufſparen für den nächſten Sonntag, da die Einweihung der Kirche ſtattfinden ſollte.

Martin fuhr das junge Ehepaar noch drei Tage und Lorle war's immer als ob das nur eine Spazirfahrt wäre, von der ſie morgen wieder nach Hauſe kehrten und Alles bliebe im alten Gange.

Hatte die Verlobung auf Lorle einen ſo tiefen Eindruck gemacht, während ſie Reinhard nur wenig berührte, ſo war dies jetzt mit der Trauung umgekehrt. Durch die Verlobung ſah ſich Lorle dem ganzen Dorf gegenüber als eine ganz neue Perſon an und für ſie war ſchon damals der Bund unauflöslich geſchloſſen; Reinhard dagegen, der der weiten Welt angehörte, kam ſich jetzt in ihr wie ein ganz anderer Menſch vor; durch ein unauflösliches Band mit einem Weſen außer ihm verbunden, er, der ſonſt ſo ganz allein war — ihm war's als ob die Bäume und Berge ihn neu anſchauten, als hätte Alles ein anderes Leben gewonnen, weil er ſelber ein anderes begann.

Eine Eigenheit Lorle's, die wol zum Theil noch vom ſtrengen Regiment ihres Vaters herrührte, weſentlich aber auch aus ihrem Mitgefühl für Menſch und Vieh ſtammte, war die, daß ſie in fieberiſcher Unruhe war, ſobald das Wägelchen vor dem Hauſe angeſpannt ſtand. „Es iſt mir, wie wenn ich ſelber angeſpannt wär'," ſagte ſie auf die Zurechtweiſung Reinhards. Um ihr ſolche Haſt und Unruhe abzugewöhnen, zögerte Reinhard nun noch viel bequemer und behaglicher als ſonſt bei der Abfahrt, und Lorle entſchuldigte ſich jedesmal bei Martin, daß ſie ihn ſo lang warten ließen.

Am dritten Abend, vom Dreikönig in Baſel aus, machte ſich Martin auf den Heimweg. Tief im Herzen weh that Lorle dieſe letzte Trennung von ihrem eigenen Wägelchen, vom Rapp und beſonders vom Martin und ſie ſagte: „Viel tauſend Grüß' an Alle daheim, ſo viel Grüß' als nur auf den Wagen gehen und der Rapp ziehen kann."

Während Lorle dem Wegfahrenden nachtrauerte, ſagte Reinhard, ſie tröſtend: „Sei fröhlich, laß die ganze Welt hinter dir verſinken; ich habe dich herausgetragen aus dem Strom des gewohnten Lebens, wir ſind allein, ganz allein. Denk jetzt nicht mehr heim." —

Heute zum erſten Male ſpeisten ſie auch an der öffentlichen Wirthstafel. Reinhard wollte Lorle zerſtreuen und doch ward er übellaunig als ihm dies gelang. Lorle's Tiſchnachbar, ein luſtig ausſehender junger Mann, ſagte zu ihr: „Sie ſind gewiß eine fertige Clavierſpielerin, gnädige Frau?"

„Ei warum?"

„Die Clavierſpielerinnen gebrauchen die linke Hand wie die rechte, ſie reichen ſie oft beim Gruße."

„Nein, ich kann nicht Clavier ſpielen, wir haben aber daheim ein eigen Clavier; mein Vater hat gewollt, ich ſoll's lernen, ich hab' aber kein' Geduld gehabt und hab' mich auch geſchämt, ſo nichts zu thun. Das iſt blos eine üble Angewohnheit von mir mit der linken Hand."

Der junge Mann war äußerſt verbindlich und verwickelte Lorle bei jedem friſchen Gerichte in ein neues Geſpräch, ſo ſehr ſich auch Reinhard Mühe gab, ſelber das Wort zu ergreifen und Lorle an ſich zu ziehen; der Fremde hatte alsbald wieder Lorle zum Reden gebracht und machte ſie oft laut lachen. Reinhard war feſt überzeugt, daß der Fremde ſich über ſie luſtig mache, obgleich er eigentlich keinen Grund dafür angeben konnte, er war voll Zorn und fand doch keine Gelegenheit ihn auszulaſſen. — Auf dem Zimmer bedeutete er dann Lorle, daß es ſich für eine Frau nicht ſchicke, an einer öffentlichen Tafel ſo laut zu lachen, und daß es überhaupt nicht paſſe, mit jedem Nachbar zu reden. Gegen letzteres wehrte ſich Lorle, ſie behauptete, wenn man mit Jemanden von Einer Schüſſel eſſe, müſſe man auch mit ihm reden, ſie habe im Gegentheil die Anderen bemitleidet, die für ſich gegeſſen hätten, wie ein Krankes auf ſeinem einſamen Bette. Daß ſie ſich das Linkiſche abgewöhnen ſolle, gab ſie zu, obgleich Reinhard das früher ſo ſchön gefunden habe.

„Biſt du mir nun bös?“ fragte er zuletzt.

„Ach Gott im Himmel, warum denn? Du biſt ja ſo gut.“

„Du mußt auch Manches an mir ändern, mußt mir nicht nachgeben; wir wollen uns vornehmen, einander zu beſſern.“

„Nichts ſo vornehmen, gradaus ſein,“ entgegnete Lorle. Sie konnte ſich nicht leicht eine Norm und Richtſchnur machen, ſie lebte und handelte aus der Sicherheit ihres Naturells; während Reinhard, von den beſten Anflügen erfaßt, ſich das Edelſte vorſetzte, dabei aber doch meiſt, wenn's drauf und dran kam, aus der augenblicklichen Stimmung handelte.

Nun ging's hinein in die Pracht der Alpenwelt.

Beim Alpenglühen rief Lorle einmal aus: „Reinhard, ſag', iſt's denn im Himmel ſchöner?“

„Gutes, herziges Kind, das kann ich auch nicht wiſſen.“

„Nicht Kind ſagen,“ bemerkte Lorle.

„Nun denn, Engel, ja du biſt's; ich weiß nun wie's im Himmel iſt, ich bin bei dir.“

Die untergehende Sonne überglühte zwei ſelig Umſchlungene.

Reinhard hatte eine willige Zuhörerin, indem er nun auf den Wanderungen die Schönheiten der Natur und die maleriſchen Geſichtspunkte erklärte; Lorle hörte ihn immer gern ſprechen, auch wenn ſie ihn nicht ganz begriff. Bisweilen machte ſie auch eine Abſchweifung, indem ſie ihn auf den Stand der Kartoffeln aufmerkſam machte und wie die Ochſen ganz anders eingeſpannt ſeien als daheim. Schnitten ſolche Anmerkungen auch oft eine begeiſterte Auseinanderſetzung entzwei, ſo nahm Reinhard ſie in Geduld wieder auf. Eine Eigenthümlichkeit offenbarte ſich bei dieſen Auseinanderſetzungen: Reinhard hatte bis jetzt durchaus im Dialekt mit Lorle geſprochen, zwar ohne Vorſatz, denn es ergab ſich von ſelbſt, auch war ihm wohl und heimiſch dabei; nun aber war's ihm oft, als hätte er mit ſeiner Seele eine Faſtnachtsmummerei vorgenommen, es war ihm ein fremdes Kleid für den Werktag, er fühlte, daß die ganze Welt der Reflexion, der Allgemein-Gedanken, keine rechte Heimath im Dialekte hatte; alles Perſönliche konnte er darin kundgeben, aber nichts was darüber hinausging. Er bat daher auch Lorle, ſich nach und nach mehr an das Hochdeutſche zu gewöhnen und ſie verſprach's willfährig; ſie ſah immer ſtaunend an ihm hinauf, wenn er ſo Herrliches redete, und ſie ſagte einmal:

„Du hätteſt doch eine Geſcheitere oder gar nicht heirathen ſollen, aber nein, es hat dich doch Niemand ſo lieb wie ich, du herziger Menſch.“

Er bat ſie nun, immer recht Theil zu nehmen an dem was er denke und erſtrebe, ſie war voll Demuth zu Allem bereit; ſie wiederholte ſich oft manche Worte, die er geſagt hatte und die gar ſchön geklungen hatten, mehrmals leiſe, um ſie ſicher zu behalten.

Seitdem Lorle den Modehut aufhatte, plagte ſie die Sonne weit mehr als früher da ſie noch barhaupt ging, und doch vergaß ſie beim Ausgehen faſt jedesmal ihren Sonnenſchirm, man mußte ihn oft nachholen, und war er nicht aufgeſpannt, ſo ließ ſie ihn beiſpiellos oft fallen; es that ihr wehe, wenn Reinhard galanter Weiſe ihn aufhob, und ſie band ſich ihn daher feſt um die Hand. — Mit dem großen Uebertuche konnte ſie ſich gar nicht bewegen, eben ſo wenig mit der Echarpe; ſie knüpfte erſteres, ſobald ſie aus der Stadt war, auf dem Rücken zuſammen und letztere band ſie wie eine Ritterſchärpe an der Seite. Nie durfte ihr Reinhard Etwas abnehmen, ja ſie wollte ihm bei Wanderungen ſeinen Rock tragen, wie die Bauernmädchen in der Regel die Jacke ihrer Burſchen am Arm hängen haben. So lange ſie Handſchuhe an hatte, kam ſie ſich ganz fremd vor, ſie konnte nicht ſo gut reden als ſonſt; ſobald ſie nur konnte wurden daher die Handſchuhe abgeſtreift. Dieſe Kleinigkeiten gaben zu vielen heiteren Neckereien Anlaß.

Auf dem Züricherſee weinte Lorle die erſten Frauenthränen, und zwar über die neue Kirche zu Weißenbach.

Schon bei der Abfahrt ſprach Lorle von nichts Anderem, als daß jetzt, an dieſem hellen Sonntag, zu Hauſe die Kirche eingeweiht werde; ſie ſah nichts von all der Herrlichkeit rings umher und Reinhard hörte ihr eine Weile ruhig zu, dann bat er ſie, doch auch umzuſchauen nach dem was ſie hier umgebe; ſie ward ſtill, Reinhard ſetzte ſich auf ein einſames Plätzchen auf dem Schiffe. Als nun die Kirchenglocken von nah und fern erklangen, ging er zu Lorle und ſagte: „Horch wie ſchön!“

„Ja,“ ſagte ſie, „jetzt gehen ſie daheim in die Kirch', und die Vroni hat ihre neue Haub' auf und der Wendelin hat die neu' Jack' an, die ich der Bärbel für ihn geben hab'.“

Reinhard ſagte zornig: „Du kannſt doch ewig nicht über dein Dorf hinaus denken, das iſt einfältig!“

Heiße Thränen rollten über die Wangen Lorle's und Reinhard ließ ſie eine Stunde allein ſitzen.

Am Abend ward indeß Lorle ganz glücklich durch die Mittheilung Reinhard's, daß ſie ſich nun auf den Heimweg machen wollten. Reinhard hatte dies beſchloſſen, weil er die Ueberzeugung hatte, daß Lorle erſt im eigenen Haushalt ſich vollkommen wohl fühlen werde und er ſelbſt ſehnte ſich auch nach ſtiller Häuslichkeit. Seit vielen Jahren hatte er ohne Familie frei ſich in der Welt umhergetummelt, er mochte kaum ahnen, mit welchen zarten und doch ſtarken Wurzeln das Leben ſolch eines Mädchens mit dem Heimatboden verwachſen war; jetzt ſollten ſie Beide gemeinſam auf neuem Grunde wachſen.

Vorher aber mußte Reinhard noch dafür zugeſtutzt werden. Auf der letzten Station wo man Halt machte, nahm er ſich ſeinen ſchönen Bart ab, denn der Oberhofmeiſter hatte ihm bemerkt, daß ſich dieſer mit Reinhard's Titulatur und Hofſtellung nicht vertrage. Scherzend, aber doch mit einer gewiſſen Wehmuth, gab ſich Reinhard die etikettemäßige Glätte. Lorle jammerte gar ſehr, indem ſie ſagte: „Du biſt gar nimmer ſo ſchön wie früher, heißt das: mir iſt's gleich, aber es iſt doch ſchad.“ Sie ſtrich ihm mit der Hand über das kahle Geſicht und beklagte, daß er nun ſo rauh ſei.

„Wenn das dein Vater ſähe würde er lachen; er hat's prophezeit," ſagte Reinhard. —

Lorle ahnte dunkel, welchen kleinlichen, engbrüſtigen Verhältniſſen ſie entgegen gingen; ſie ſuchte aber ſich und Reinhard zu erheitern und es gelang ihr.

Zwiſchen hohen Mauern.

Wie war Lorle voll Freude, als ſie in ihrer Wohnung die Bärbel ſchon fand. Man war in der Nacht angekommen und Lorle durchmuſterte ſofort Alles, das war ja nun ihre neue Welt. Mit einer immer ſich ſteigernden Seligkeit ordnete ſie noch am Abend faſt ihre ganze Ausſteuer in die Schränke ein. Wie viel Unerwartetes hatte die Mutter hinzugeſellt, die gute Mutter! Der Vater hatte ſich's nicht nehmen laſſen, nach altem Brauch eine Wiege zu ſchicken, und Lorle ward feuerroth als ſie dieſe gewahrte; dann war ſie aber voll Freude über die vollen Mehlſchränke, über die umfangreichen Schmalztöpfe und alle Bedürfniſſe einer vollen Haushaltung, die Bärbel mitgebracht hatte; jeden Topf in der Küche wollte ſie beſchauen als ihr nunmehriges Eigenthum. Reinhard wollte Anfangs Einhalt thun, dann aber ging er ſelber mit durch Küche und Kammer und freute ſich an dem Glücke ſeines „lieben Hausmütterchens."

Bis ſpät in die Nacht ſaßen dann die Beiden noch beiſammen auf dem Sopha und Reinhard erzählte, wie er, das einzige Kind ſeiner Eltern, dieſe ſchon früh verloren, wie er in einem Inſtitut erzogen, ſpäter im Widerſpruch mit ſeinem Vormunde die Studien aufgegeben und ſich der Kunſt gewidmet, wie er, aller Bande los und ledig, frei in der Welt umhergeſchweift. „Nie,“ ſchloß er, „hab' ich's empfunden, was ein Heimathherd iſt; meine tiefe Sehnſucht iſt nun erfüllt, freilich mit einem ſchweren Opfer, ich habe mich in Dienſt begeben, aber freudig gebe ich einen Theil meines freien Künſtlerthums hin, um eine Heimath, ein Neſt zu haben.“

Lorle umhalste ihn und ſagte: „Du ſollſt gewiß immer gut und gern daheim ſein, du armer Menſch, den ſie ſo in die Welt hinausgeſtoßen haben.“

Am andern Morgen kam der Collaborator mit ſeiner Schweſter zur Bewillkommnung; er hatte gleich am Tage nach der Hochzeit alle Thüren der neuen Wohnung mit Kränzen geſchmückt; als aber die Ankunft der Erwarteten ſich verzögerte und die Kränze welk wurden, nahm er ſie ſtill wieder ab.

„Es wird mir auch mit der Zeitgeſchichte ſo ergehen,“ ſagte er, „ich winde meine Kränze zu früh für den Einzug des neuen Lebens; die harrenden Blumen verdorren und am Ende zieht die neue Welt durch ungeſchmückte Thore. Sei's, wenn ſie nur kommt.“

Leopoldine, die Schweſter des Collaborators, ein von Natur liebreiches aber durch Jahre und Schickſale herb gemachtes Gemüth, hatte mit wahrhaft ſchweſterlicher Sorgfalt allem vorgeſorgt; traf ſolches Anordnen und Einrichten auch mit ihrer Neigung zuſammen, ſo war doch nicht minder wirkliche Güte dabei thätig. Unter dem wiederholten Danke des jungen Ehepaares führte ſie nun Lorle in der Wohnung umher und zeigte ihr den Gebrauch jedes Schränkchens und wie man es in Ordnung halten müſſe, wie man die Schlüſſel umdrehe, die Schublade ausziehe, Alles. Lorle war eine willfährige Schülerin, zu Manchem aber bemerkte ſie doch: „Das brauchet Ihr mir nicht ſagen.“ Sie ſprach das in reiner Ehrlichkeit, ſie kannte die Geſellſchaftslüge noch nicht, der zufolge man ſich unwiſſend ſtellen muß, um dem Andern in ſeiner Weisheit angenehm zu erſcheinen; ſie wollte der „guten Perſon“ nur die unnöthige Mühe erſparen. Leopoldine ſah aber hierin einen bäuriſchen Stolz, der ſich nicht gern zurechtweiſen ließe; ſie war indeß zu erhaben, um ſich von dem Dorfkinde beleidigen zu laſſen, ſie widmete ihr fortwährend mitleidvolle Gönnerſchaft, zumal ſie wirkliches Bedauern fühlte, daß ſich „das Kind“ mit einem ſo wilden Naturell wie das Reinhard's war, auf ewig verbunden hatte.

Der Collaborator war in ſeltſamer Stimmung, er ging ſcherzend und ſingend durch alle Zimmer und verſuchte allerlei Schabernak; es hatte den Anſchein, als wollte er eine frühere Weiſe Reinhard's ſich aneignen; er nöthigte Reinhard ſchon am frühen Morgen, eine Flaſche Wein mit ihm auszuſtechen, obgleich die Schweſter bemerkte, daß ihm das nie gut bekäme. Als ihr Bruder aber dennoch nicht nachgab, verzerrten ſich ihre Züge auf eine höchſt unangenehme Weiſe; mit Schrecken bemerkte dies Lorle, Leopoldine aber redete kein Wort mehr.

Nachdem „die beiden Junggeſellen,“ wie ſie Reinhard nannte, ſich verabſchiedet hatten, kam es Lorle vor als wäre ein fremdes Leben durch ihre Zimmer geſchritten, als ob die Möbel anders ſtünden als früher; erſt nach und nach heimelte ſie's wieder an in ihrer Behauſung.

„Nun, was ſagſt du zu Leopoldine?“ fragte Reinhard. —

„Die iſt Weineſſig, iſt einmal Wein geweſen,“ erwiderte Lorle.

Reinhard bemühte ſich, ihr eine beſſere Anſchauung beizubringen, und hier zum Erſtenmale erfuhr er eine ihm unerklärliche Schärfe des Urtheils bei Lorle, die er der Zartheit ihres liebevollen Gemüthes nie zugetraut hätte. Er bedachte nicht, daß es eine Menſchenliebe gibt, die ſtreng und rückſichtslos urtheilt, die aber, trotzdem daß ſie die Mängel erkennt, in ungeſchwächtem Wohlwollen verharrt; daß ferner ein unverbogenes Naturell ohne Rückhalt und unbarmherzig die augenblickliche Empfindung als Urtheil ausſpricht.

Mit Bärbel hatte Lorle an dieſem erſten Morgen auch ſchon einen Kampf, denn die gute Alte deckte den Tiſch nur für zwei Perſonen; keine Ermahnung und keine Bitte, daß ſie doch mit am Tiſch eſſen ſolle, fruchtete; denn ſie behauptete, es ſchicke ſich nicht, ja ſie verbot Lorle, ihren Mann irgend damit zu behelligen, da er ſie ſonſt für gar zu einfältig halten müſſe.

Die Suppe ſtand endlich auf dem Tiſch, Lorle betete ſtill, Reinhard betete nicht und ſie wiederholte das Gebet noch einmal anſtatt ihres Mannes.

Als ſie nun beiſammen ſaßen, fragte Reinhard: „Lorle, ſind die Teller unſer eigen?“

„Ja freilich, wem denn?“

„Juhu! Wenn ich jetzt einen Teller zerbrech', brauch' ich dem Wirth nicht zahlen; das iſt mein, Alles mein eigen." — Er nahm einen Teller und warf ihn jubelnd auf den Boden.

„Er iſt von einem ganzen Dutzend," ſagte Lorle.

„Mein Dutzend hat nur zehn," rief Reinhard und warf noch einen entzwei, dann tanzte er ſingend mit Lorle um den Tiſch herum.

„Du biſt ein wilder Kerle," ſagte ſie, die Scherben zuſammenleſend, „ich will andere Teller holen."

„Nein, wir eſſen miteinander aus der Schüſſel."

„Mir auch recht."

Die Bärbel kam, da ſie das Zerſchmettern vernommen hatte, Lorle aber ſagte: „Brauchſt heut' keine Suppenteller mehr bringen, wir eſſen aus der Schüſſel, da haben wir's g'rad wie daheim." —

Reinhard ſtellte ſeine Frau Niemand vor, ſie bedurfte ja Niemand außer ihm, er war ihr Alles; er machte ſeine Antrittsbeſuche bei Vorgeſetzten, Gönnern und Bekannten, und wo man ihm zu ſeiner Verheirathung glückwünſchte, dankte er einfach und lenkte das Geſpräch bald ab.

Die Gallerieangelegenheit war noch keineswegs erledigt, wenn auch ſchon ein Beamter dafür angeſtellt war; in dieſem Winter ſollte ein außerordentlicher Landtag, und zwar wie man ſolche am meiſten liebt, ein bloßer Finanzlandtag einberufen werden, um wegen der in Ausſicht ſtehenden Verheirathung die Gelder zum Baue eines Schloſſes für den Thronerben zu bewilligen; auch über die Koſten zum Baue des Galleriegebäudes ſollte dann mit den Ständen eine Vereinbarung getroffen werden; eine Geſetzesvorlage über Wieſenberieſelung ſollte den Schein des Gemeinnützigen hergeben.

Während Reinhard ſich durch ſeine Beſuche eine umfaſſende Kenntniß des Staatskalenders verſchaffte, konnte Lorle zu Hauſe ſich noch gar nicht in das Stadtleben finden. Wenn Alles ſo ſehr geſäubert und in Ordnung war, daß ſich nun durchaus nichts mehr aufbringen ließ, vermochte es Lorle über die Bärbel, daß ſie ſich zu ihr in die Stube ſetzte; es bedurfte hierzu vieler Ueberredung, denn die Bärbel, die nun ſchon ſeit mehr als dreißig Jahren diente, hatte ihre feſten Anſichten, man möchte ſagen ihre Handwerksregeln für das Leben, von denen ſie nicht gern abging; ſie ſagte immer zu Lorle: „Herrſchaft iſt Herrſchaft und Dienſt iſt Dienſt.“ Erſt wenn Alles verſchloſſen war, gab ſie nach und ſetzte ſich zu ihrer „Madam“ in die Stube, aber weit ab vom Fenſter, daß man ſie aus den Häuſern gegenüber nicht ſehen konnte. Kam dann Reinhard, der den Schlüſſel zur Hausflurthür hatte, ſo wollte ſie ſich raſch auf ihren Poſten zurückziehen; ſie mußte jedesmal dringend erſucht werden, doch ungeſtört zu bleiben. Man durfte ihr hundertmal etwas zugeſtehen, was außerhalb ihres Kreiſes lag, ſie ſah es dadurch nie als ihr Recht an, ſtets mußte ſie auf's Neue dazu gebracht werden; ſie ſetzte einen gewiſſen Stolz darein, nicht in den vertraulichen Ton einzugehen, ihr Grundſatz war: geb' ich dir dein' Ehr', mußt du mir mein' Ehr' geben, kannſt mich nicht das Einemal an den Tiſch ſetzen und das Anderemal hinter die Thür ſtellen. — Reinhard aber ſah in dieſer fortgeſetzten Haltung eine bäuriſche Umſtandsmacherei, er verlor wenig Worte mehr mit der Bärbel. In ſeiner Abweſenheit ſaß ſie nun bei Lorle, emſig plaudernd. Die Wohnung war, obgleich in einem ganz neuen Stadtviertel, dennoch im dritten Stock, da unſere weitgreifende Zeit gleich von vornherein hoch baut.

„Ach Gott!“ klagte Lorle einmal, „es iſt ſo hoch oben, wenn einmal Feuer ausgeht; und du dauerſt mich auch, man muß das Waſſer ſo weit herauf holen. Es iſt ſo unheimelich. Da guck einmal 'nab, es ſchwindelt Einem und man ſieht den Menſchen nur auf den Hutdeckel. Die Stadtleut' ſind aber doch pfiffig, ſie bauen in die Luft hinein, da koſtet's keinen Platz, da ſpart man das Feld dabei. Ich laſſ' aber nicht nach am Reinhard, bis er ein eigen Haus kauft, wo wir allein ſind und nicht ſo in einer Kaſern'. Da guck, blos da links können wir noch in's Freie ſehen, aber da legen ſie ſchon wieder mächtige Grundmauern, über's Jahr haben wir nichts als Stein vor uns.“

Bärbel, die früher, lange bevor Lorle geboren wurde, ein Halbjahr in der Stadt gedient hatte, konnte die Ausſtellungen ihrer „Madam“ in Manchem berichtigen. — Lorle hätte gar zu gern gewußt, wer denn die Leute ſeien die mit ihr unter demſelben Dach wohnen, wie ihre Haushaltung iſt, wovon ſie leben und was ſie treiben. Bärbel belehrte ſie, daß das einmal in der Stadt ſo ſei; da habe Jedes ſeinen abgeſchloſſenen Hausgang und kümmere ſich nichts um das Andere. Lorle konnte ſich aber dabei nicht beruhigen und ſie klagte: „Ich möcht' jetzt nur wiſſen, wovon der Seiler da drüben lebt; ich hab' nicht geſehen, daß er ſeit geſtern Morgen was verkauft hat. Und wenn ich über die Straß' geh und da ſitzen die Leut' in ſo einem kleinen Lädle und es kauft ihnen Niemand was ab und da möcht' ich wiſſen, wovon die jetzt heut zu Mittag eſſen und noch ſo viel' Menſchen, die ſo herumlaufen und man weiß gar nicht was ſie thun.“

„Gut's Närrle, das kann man nicht wiſſen; daheim da kann man Jedem in ſeine Schüſſel gucken, aber hier geht das nicht und du ſiehſt ja, daß die Leut' doch leben, ſo laß ſie machen.“ So tröſtete Bärbel.

Vom Hauſe gegenüber hörte man ein Mädchen faſt den ganzen Tag Clavier ſpielen und ſingen, nur bisweilen wurde dieſes Thun unterbrochen, indem ein Lockenkopf am Fenſter erſchien, ſtraßauf und ſtraßab ſchaute. „Das muß eine ſchöne Hausfrau geben,“ bemerkte Lorle einmal, „und die kann ja Sonntags an der Muſik gar kein' Freud' haben, wenn ſie's ſo die ganz' Woch' hat, und horch' nur, wie ſie ſich gar nicht ſchämt und bei offenen Fenſtern ſingt, daß man's die ganze Straß' hinab hört; wie das nur die Eltern zugeben!“

Wenn Reinhard nach Hauſe kam, war er meiſt liebevoll und zärtlich. Je tiefer er in das Getriebe der Staatsmaſchine und des Staatsdienerlebens hineinſchaute, je mehr er die Beengungen erkannte, die es ihm auferlegte, daß ihm der Kopf brauſte, um ſo mehr erfaßte er den ſtillen Frieden, der in der Luft ſeiner Häuslichkeit ſchwebte; er ſog ihn in vollen Zügen ein und wollte ſich ihn ſtets erhalten; für ihn hatte er ja die Freiheit ſeines Seins geopfert. Wenn er bisweilen gedankenvoll und betrübt drein ſah und Lorle ihn um die Urſache fragte, antwortete er: „Gutes Kind, du ſollſt und wirſt nie erfahren, wie wirr und kraus es in der Welt hergeht. Du mußt mich nicht immer fragen, wenn ich ſo in Gedanken bin; es geht mir vielerlei im Kopf herum. Sei jetzt nur heiter, ſei froh, daß du Vieles nicht weißt.“

„Was du meinſt, daß ich nicht wiſſen ſoll, das will ich nimmer fragen,“ entgegnete Lorle.

Auf den Gängen durch die Stadt und vor den Thoren begleitete der Collaborator faſt immer das junge Ehepaar. Lorle taſtete noch immer an der ihr fremden Welt herum und konnte die rechten Handhaben nicht finden.

„Ich weiß nicht,“ ſagte ſie einmal, „mir kommen die Leut’ in der Stadt gar nicht ſo luſtig vor wie daheim; wenn’s nicht einmal ein Schuſterjung’ iſt, ſonſt pfeifen und ſingen die Leut’ gar nicht wenn ſie über die Straß’ gehen, es iſt Alles ſo ſtill als wenn ſie ſtumm wären.“

Der Collaborator gab ihr vollkommen Recht und ſagte: „Die Leute bilden ſich ein, ſie hätten Gedanken ſtatt Geſang, es iſt aber nicht wahr.“ Reinhard dagegen ſuchte Lorle klar zu machen, daß ſolche Ungezwungenheit in der Stadt nicht möglich ſei; er knüpfte hieran eine weit abgehende Auseinanderſetzung, daß das wahre geſunde Weſen in ſolcher Beſchränkung nicht zu Grunde gehe, ſondern ſich in ſich erkräftige. Der Collaborator durchkreuzte ſolche Darlegungen durch ſchneidende Entgegnungen und hier zeigte ſich ein oft wiederkehrendes Zerwürfniß zwiſchen den beiden Freunden, unter dem zunächſt Lorle leiden mußte. Wollte Reinhard ſeiner Frau Achtung vor der Bildung einflößen, ſie zur Bewunderung und Nacheiferung ſolcher Zuſtände anleiten, von denen ſie bisher keine Ahnung gehabt hatte, ſo ſuchte der Collaborator Alles in die Luft zu ſprengen; denn es entwickelte ſich bei ihm immer mehr die Anſicht, die er in ſeinem Unmuthe auch bisweilen geradezu ausſprach: „Wir haben uns mit unſerer ganzen Civiliſation in eine Sackgaſſe verrannt.“

Lorle, die zwiſchen den Streitenden ging, gewann wenig Frucht aus dieſen Erörterungen.

Einſt bemerkte ſie: „Ich mein' die Hunde bellen in der Stadt viel weniger als bei uns im Dorf; es iſt wol, weil ſie mehr an die Menſchen gewöhnt ſind.“ Da lachte der Collaborator und ſagte: „Deine Frau hat die tiefſte Symbolik.“ — Lorle, die nun ſchon Muth hatte und ſich durch ein fremdes Wort nicht mehr verblüffen ließ wie damals zu Hauſe, ſagte jetzt: „Ihr müſſet nicht ſo g'ſtudirt reden, wenn es mich angeht.“ Der Collaborator erklärte nun, wie deutungsreich ihr Ausſpruch war und ſuchte ſeine ganze Verachtung dieſes Lebens nachdrücklich geltend zu machen. Lorle erwiderte nur, ſie hätte nicht geglaubt, daß er ſo grimmig bös ſein könne. —

Als ſie einſt klagte, daß durch die neue Kanzlei ihrem Hauſe gegenüber die Ausſicht in's Freie verbaut würde, wußte der Collaborator auch dies ſinnbildlich zu deuten. Lorle verſtand den Collaborator beſſer als er glaubte, aber ſie war doch ärgerlich, daß er ihr alle Worte im Munde verdrehe und immer etwas Anderes daraus mache als ſie gewollt hatte. Einmal nach mehrtägigem, anhaltendem Regen gingen ſie durch die Promenade; da ſagte Lorle: „Es iſt doch viel ſchöner in der Stadt, da braucht man die Wege nicht erſt durch die Hecken treten, da ſind überall Wege ausgehauen und werden ſchnell wieder gangbar.“ —

Der Collaborator behielt diesmal ſeine ſymboliſche Deutungsluſt für ſich. War ſie ihm etwa nicht genehm? . . .

Reinhard empfand nun erſt recht die Wonne der Häuslichkeit, indem er wieder rüſtig zu arbeiten begann. Arbeit macht ſelbſt einſame fremde Räume zu heimiſch trauten, und wie nun gar die gemeinſam bewohnte eigene Heimath! In dem kleinen Stübchen gegen Norden, das er ſich zur einſtweiligen Werkſtatt eingerichtet hatte, ging er an die Vollendung des Bildes: „Das neue Lied,“ das er ſchon im Dorfe begonnen hatte.

Lorle war oft bei ihm, denn er hatte ihr geſagt: „Ich bitte dich, komm oft zu mir, wenn ich arbeite; ich thue Alles beſſer und lieber, wenn du da biſt. Wenn ich auch nichts mit dir rede, wenn ich auch deiner ſcheinbar nicht bedarf, du biſt mir wie angenehme Muſik im Zimmer; es thut ſich Alles beſſer dabei.“

Als er nach vollbrachter Tagesarbeit bei ihr in der Stube ſaß, ſagte er einmal: „Stricke und nähe nicht, arbeite nicht, gar nichts, wenn du bei mir biſt; es iſt mir als wäreſt du nicht allein, nicht ausſchließlich bei mir, als wäre noch ein Drittes bei uns Zweien, als wäreſt du nur halb bei mir.“

„Hab' dich ſchon verſtanden, brauchſt's nicht ſo um und um wenden,“ entgegnete Lorle und legte das Strickzeug weg, „aber die Händ' da, die wollen was zu thun haben, und da muß ich dich halt beim Buſch nehmen und zauſen.“ Sie vollführte dies auch, ſchüttelte ihm den Kopf mit beiden Händen und gab ihm dann einen herzhaften Kuß.

Das war ein liebewarmes häusliches Winterleben.

Auch an kleinen Neckereien fehlte es nicht. Lorle hatte die Scheuerſucht der Frauen in ungewöhnlichem Grade; die Stubenböden waren jetzt ihre Aecker, ſie konnten nicht umgepflügt, aber doch ſattſam aufgewaſchen werden. Reinhard mahnte oft und oft zur Mäßigung, aber vergebens. Als er einmal unverſehens nach Hauſe kam und richtig in kein trockenes Zimmer konnte, faßte er Lorle am Arm und tanzte mit ihr in der Stube herum, indem er ſang:

„In Schnitzelputzhäuſel, da geht es gar toll
Da trinken ſich Tiſch' und Bänke voll,
Pantoffel unter dem Bette.“

Auch außer dem Hauſe wollte Reinhard ſeiner Frau das neue Leben eröffnen, er führte ſie in's Conzert. Der Collaborator unterhielt ſie hier ſehr eifrig, ſie kannte ſonſt Niemand. Nach einer Beethoven'ſchen Symphonie fragte er einmal: „Nun ſagen Sie mir ehrlich, wäre Ihnen ein ſchöner Walzer nicht lieber?“

Lorle antwortete: „Aufrichtig geſtanden, ja.“

Der Collaborator kam freudeſtrahlend zu Reinhard und ſagte: „Du haſt eine herrliche, einzige Frau, ſie hat noch den Muth, offen zu geſtehen, daß ſie ſich bei Beethoven langweilt.“

Reinhard kniff die Lippen zuſammen, zu Hauſe aber ſagte er ruhig zu Lorle: „Du mußt dich vom Collaborator nicht irre machen laſſen, der hat ſich an den Büchern übergeſſen. Du mußt nie über Etwas lachen oder aburtheilen, wenn du's noch nicht ganz begreifſt. Es giebt nicht nur eine Muſik, nach der ſich unſere Körper bewegen, es giebt auch eine ſolche, wo wir unſere Seele in Trauer und Luſt emporſteigen und ſinken und ſich wiegen laſſen, über Alles erhoben — die Seele ganz frei und allein. Ich kann dir's nicht erklären, du wirſt es ſchon finden; aber Reſpect muß man vor Sachen haben, an welche ſo viele große Männer ihr ganzes Leben geſetzt. Hab' du nur die Achtung und du wirſt die Sache auch ſchon bekommen.“

Lorle verſprach, ſich recht zuſammen zu nehmen.

Im letzten Winterconzerte, als der Collaborator nach einem Muſikſtücke fragte, was ſie jetzt gedacht habe, ſagte ſie: „An Alles und ich weiß doch nicht. Wenn ſo die Flöten und Trompeten und Geigen mit einander reden und einander anrufen und nachher Alle zuſammen ſprechen, da iſt's doch, wie wenn Andere als Menſchen reden und da thut's Einem ſo wohl, an Alles zu denken, ſo geruhig; es iſt wie wenn die Gedanken auf lauter Muſik ſpaziren gingen, hin und her.“

Der Collaborator murrte in ſich hinein: „O weh! die wird nun auch gebildet.“

Am Theater, wohin Reinhard ſie in der erſten Zeit einige Mal führte, fand Lorle keine nachhaltige Freude; die luſtigen Stücke kamen ihr gar zu närriſch vor, und bei den kreuzweis geköperten Intriguenſtücken war's ihr zu Muthe wie in einem Wirbelwind, der von allen Seiten reißt und zerrt, ſo daß man ſich gewaltig zuſammennehmen muß. Von zwei Stücken redete ſie aber noch lange. Das eine war die Stumme von Portici. Es kam ihr grauſam vor, daß die Hauptperſon ſtumm iſt und die andern Alle ſingen; auch meinte ſie, es ſei ſchon hart genug, wenn ein Mädchen betrogen wird, es brauche keine Stumme zu ſein. Daß die Fiſcher, nachdem ſie einige Soldaten niedergemacht, unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution niederknieten und beteten, kam ihr recht brav vor, aber ſie hatte gräßliche Angſt, es kommen jetzt andere Soldaten und ſchießen ſie Alle nieder. An Schiller's Tell hatte ſie volle Freude. In der verſteckten Loge, wohin Reinhard ſie immer führte, gab ſie ihm während der ganzen Vorſtellung kaum eine Antwort; ſie ſah ihn oft ſtill an, mit der Hand begütigend, als dürfe man Etwas nicht wecken. Auf dem Heimwege ſagte ſie: „So wie der Tell, ſo wär' mein Vater in ſeinen jungen Jahren gewiß auch geweſen.“

Reinhard nahm ihr das Verſprechen ab, über derartige Dinge mit niemand Anderm als mit ihm zu reden.

Lorle nahm die ganze Welt um ſich her keineswegs als eine gegebene hin; gerade weil ihr die Ueberlieferungen mangelten, worauf ſich ſo Vieles ſtützt, erſchien ihr Alles als ob es erſt heute und für ſie erſtünde; ſie ſchmälzte und ſalzte nach ihrer eigenen Zunge.

Reinhard unterließ es jedoch bald, Lorle in die Bildungs- und Kunſtſphären einzuführen, und ſie hatte auch nie Sehnſucht darnach; war's ihr nicht vor die Augen gerückt, war's für ſie nicht da. Reinhard ſah ſich nun ſelbſt mitten im Strudel einer ihm weſentlich neuen Welt, er trat in die ſich vorzugsweiſe ſo nennende „Geſellſchaft,“ in der Alles, was nicht dazu gehört, als zuſammengelaufenes, höchſtens erbarmungswürdiges Volk gilt. Bei der eigenen Unfruchtbarkeit der Geſellſchaft an erfriſchenden Elementen ward Reinhard ihr Adoptivkind. In der erſten Zeit betrachtete er das Frequentiren der Salons — eine Phraſe mit welcher die kleine Reſidenz aufputzte — als einen Theil ſeiner Amtspflichten; es kam ihm nicht in den Sinn, wie traurig es ſei, daß Lorle ſo allein zu Hauſe ſitze; da waren ja noch ſo viele Andere, die ſich mit einer Bürgerlichen und nicht wie er, nun gar mit einem Bauernmädchen „mesalliirt“ hatten und ſie mußten ſich's Alle gefallen laſſen, hier als ledige Burſchen zu gelten.

Anfänglich war es Reinhard oft, wie wenn man aus freiem Felde in ein dumpfes Gemach tritt; die darinnen waren, wiſſen nichts von der gepreßten Luft, aber dem Eintretenden beengt ſie die Bruſt. Bald jedoch bewegte er ſich in dieſem Treiben wie in ſeiner eigenen Welt. Zwei Umſtände förderten dies mit beſonderer Raſchheit. Der außerordentliche Landtag war einberufen. Der Prinz hatte mit Reinhard oft den Plan durchſprochen, daß man in dem neuen Palais die Bel-Etage des Mittelbaues mit den ſchönſten Gegenden des Landes zieren müſſe, die Reinhard al fresco malen ſollte; in dem Fries ſollten die eigenthümlichen Volksſitten durch Figuren in den verſchiedenen Volkstrachten dargeſtellt werden. Reinhard war voll Seligkeit, ein ſolches Werk ausführen zu können, das als Erfüllung eines Lebens gelten durfte; er ſtellte das Bild „das neue Lied“ zur Seite und machte allerlei Entwürfe. Die Vorlegung derſelben gab reichen Unterhaltungsſtoff und Reinhard ward dadurch vielfach Mittelpunkt der Geſellſchaft. Nun aber ergab ſich, daß die Landſtände mit großer Mehrheit nicht nur die Gelder zum Bau des neuen Palais, ſondern auch für die Gallerie verweigerten, weil die Noth des Landes ſo groß ſei, daß ſie keine derartigen Ausgaben geſtatte. Mit einer Mehrheit von blos zwei Stimmen wurde hierauf die angeſetzte Summe zur Einrichtung der Zimmer über dem Marſtall für die Gallerie und der Gehalt Reinhard's bewilligt. Dagegen nahm die Regierung Rache und verweigerte eine Aufbeſſerung der Volksſchullehrergehalte, die auf dem vorigen Landtage ſchon beantragt war.

Ein tiefer Mißmuth ſetzte ſich in Folge der erſten Behinderungen in Reinhard feſt, zu dem er noch die Ueberzeugung geſellte, daß das ſtändiſche Weſen alle Kunſt vernichte, dieſe daher nur in dem monarchiſchen Prinzip einen Halt habe. Reinhard hatte bisher ohne politiſche Anſicht gelebt, nun war ſie ihm geworden.

Aus dieſen Gründen fühlte er ſich heimiſcher in der „Geſellſchaft“; aber noch ein bedeutſames Motiv kam dazu.

Die junge Gräfin Mathilde von Felſeneck, eine reizende und vielbeſprochene neue Erſcheinung, ſchloß ſich an Reinhard auf beſonders zuvorkommende Weiſe an; ſie trat jetzt zum Erſtenmal in „die Welt,“ ſie war einſam auf dem väterlichen Schloſſe aufgewachſen; denn ihr Vater, der die Tochter ſeines Rentamtmanns geheirathet hatte, lebte ſeit zwanzig Jahren fern vom Hofe und von ſeinen Standesgenoſſen. Erſt jetzt, ſeit dem Tode der Mutter ward ihm Verſöhnung; das Kind wurde willig aufgenommen, zumal es eine blühende reiche Erbin war, von der man mit Zuverſicht erwartete, daß ſie den Fehler ihrer Abſtammung durch eine ſtandesgemäße Ehe ausgleichen werde. Gräfin Mathilde, die das Schickſal ihrer Mutter im Herzen trug, betrachtete ſich in dieſem Kreiſe nur als Geduldete, als Bürgerliche; ſie fühlte ſich zu Reinhard hingezogen, wie man im fernen Lande unter Fremden einen Heimatgenoſſen begrüßt; dazu ward ſie mächtig angeſprochen von dem freien und doch ſo ſichern Benehmen Reinhard's, der keine der Geſellſchaftsformen verletzte, ſie aber doch, nur dem aufmerkſamen Blicke ſichtbar, mit einem gewiſſen leichten Uebermuthe behandelte; namentlich bemerkte ſie dies dem Comte de Foulard gegenüber, der die Etikette mit einer gewiſſen prieſterlichen Andacht wie ein hochheiliges Myſterium verwaltete. In der That zwang dieſes ausgeprägte und feſtſtehende Formenleben Reinhard nur eine kurze Weile eine gewiſſe Achtung ab, dann überließ er ſich der freien Gebarung ſeines Weſens.

Eines Abends, als man ſich eben an verſchiedenen kleinen Tiſchen niederließ und die Bedientenſchaar mit märchenhafter Schnelle Alles ordnete und auftrug, ſagte der Comte de Foulard zu Reinhard: „Die Gräfin von Felſeneck hat ſich ſehr geiſtreich über Ihre heute vorgelegten Zeichnungen ausgeſprochen; ſie bemerkte: die Künſtler haben nicht nur in ihrer Schöpferkraft etwas Gottähnliches, indem ſie den vorhandenen Reichthum der Welt vermehren, ſie müſſen auch etwas von der göttlichen Geduld haben, ruhig über ihre Werke Kluges und Unkluges auskramen laſſen.“ Reinhard wendete ſich unwillkürlich nach dem Mädchen um, das an einem andern Tiſche ſaß.

„Wenn Sie meiner Couſine vorgeſtellt ſein wollen, bin ich bereit,“ ſagte ein ſchmucker Gardeoffizier, der neben Reinhard ſaß. Das Erbieten wurde mit Dank angenommen.

Von dieſem Abend an geſtaltete ſich ein eigenthümliches Verhältniß zwiſchen Reinhard und Mathilde. Wenn ſie ſich bei Hofe oder in den Salons trafen, kam eine gewiſſe ruhige Sicherheit über ſie; ſo förmlich auch ihr beiderſeitiger Gruß war, es lag etwas Zutrauliches darin, als hätten ſie ſich ohne Verabredung hier ein Stelldichein gegeben. Sie hatten Beide die Empfindung, als ob das Eine mit ſchützender und vorſorgender Hand dem Andern dieſe Stunden zu genußreichen bereiten müſſe; Jedes hegte gewiſſermaßen die Verantwortlichkeit für einen Mißgriff oder ein Mißgeſchick des

Andern in ſich. . Wenn Reinhard von ſeinem Gönner, dem Comte de Feulard, mit einem Kunſtgeſpräche in einer Niſche feſtgenagelt wurde, empfand Mathilde die höchſte Langweile für ihn und merkte kaum auf die Artigkeiten und Aufmerkſamkeiten, die ſie umgaben; wenn dann die Gräfin Mathilde ſingen mußte, bebte Reinhard für ſie; war die Reihenfolge ihrer Lieder eine unpaſſende, ſo machte er ſich ſelbſt Vorwürfe. Bald waren ſie dann oft, in der gemeſſenſten Haltung einander gegenüberſtehend, in die launigſten Geſpräche verwickelt. Nie lobte Reinhard den ſo ſeelenvollen Geſang Mathildens, er ſprach nur bisweilen über die Schönheiten der Dichtung und Compoſition; ſie mochte daraus erkennen, wie ſehr ſie ihm zu Herzen geſungen hatte.

Der Vetter Arthur hatte verrathen, daß Mathilde „waldfriſche Volkslieder“ ſingen könne, und nun mußte ſie, da der Prinz perſönlich darum bat, eines derſelben vortragen. Sie ſtand eine Weile an dem Piano und hielt ſich krampfhaft an demſelben, um Ruhe zu gewinnen; dann ſtimmte ſie in kecken Tönen ein Jodellied aus den Bergen an, ſo hell und froh wie die Lerche, die mit thaufeuchter Schwinge hineinjauchzt in das Morgenroth. Heute zum Erſtenmale lobte Reinhard ihren Geſang, Mathilde aber war betrübt; ſie klagte, daß es ihr vorkäme, als ob ſie das heilige Geheimniß ihrer Heimathberge verrathen und profanirt habe; ſie glaube, daß ihr dieſes Lied entweiht ſei, weil ſie es hier unter Kerzenſchimmer und ausgebälgten Uniformen als Curioſität preisgegeben. Reinhard widerſprach ihr und erklärte, daß das wahrhaft Heilige, was wir in der Tiefe der Seele hegen, unberührt und unverletzt durch die ganze Welt ſchreite; daß das, was geſtört oder gar zerſtört werden kann, in ſich und für uns keine rechte Wahrheit hatte. Mathilde war beruhigter.

Oft wollte ſie auch, daß Reinhard ihr viel von ſeiner Frau erzählte; ſie hegte offenbar den Wunſch, Lorle kennen zu lernen, aber Reinhard war in ſeinen Mittheilungen kurz und lehnte jenes nicht ausgeſprochene Anſinnen, ohne es entſchieden zu bezeichnen, mit Beſtimmtheit ab; er ſah darin doch mehr eine bloße Neugier und fürchtete zugleich, daß ſich Lorle nicht wie er wünſchte benehmen möchte.

Der Graf lud Reinhard auf Veranlaſſung ſeiner Tochter zu ſich ins Haus und Mathilde, die in Geſellſchaft immer etwas Schmerzliches, Empfindſames hatte, war hier das heiterſte Kind, voll ſprudelnder Jugendluſt; ſie ſang und ſpielte mit Fertigkeit und Geiſt und ihre Zeichnungen verriethen ein ungewöhnliches Talent. Alle Blüthen der edelſten Bildung ſtanden hier in ſchöner Entfaltung und wenn Reinhard etwas derartiges bemerkte, ſah Mathilde mit andächtiger Hoheit auf und ſagte: „Sie hätten meine ſelige Mutter kennen ſollen.“ — Bisweilen ſangen ſie auch gemeinſam ſcherzhafte und ſchwermüthige Volkslieder; von ſolchen wohlgebildeten Stimmen vorgetragen, hatten dieſe Töne noch eine ganz beſondere Macht.

Wenn nun Reinhard aus der Geſellſchaft nach Hauſe kam, regte ſich oft der alte böſe Blutstropfen in ihm; ſeine Häuslichkeit kam ihm ſo eng, ſo kleinbürgerlich vor. Drückte dann Lorle mit kindlichem Stottern ihre Gedanken und Empfindungen aus, ſo hörte er ſelten darauf und gab ſich noch ſeltener die Mühe, ſie zu ergänzen und zu berichtigen; er war es müde, das ABC der Bildung vorzubuchſtabiren. Auch fiel ihm jetzt eine eigenthümliche Ungrazie Lorle's auf: die Haſtigkeit und Kräftigkeit ihres Gebarens war nun unſchön; ſie faßte ein Glas, das Leichteſte was ſie zu nehmen hatte, nicht mit den Fingern ſondern mit der ganzen Hand, ihre Bewegungen hatten in den Stadtkleidern eine auffallende Derbheit, ſie trat immer ſtark mit den Ferſen auf und er bat ſie einmal, den ſchwebenden und ſich wiegenden Gang auf den Zehen anzunehmen.

Lorle entgegnete: „Juſt Alles brauch' ich nicht erſt zu lernen, ich hab' ſchon laufen können, wie ich noch kein Jahr alt geweſen bin."

Zu den übrigen Reſidenzbewohnern hatte Reinhard keine Beziehung und er erfuhr erſt ſpät, daß ihn viele den „Civilcavalier" nannten und ſich damit erhaben dünkten, während ſie doch ſelber die fürſtliche Gnadenprobe vielleicht nicht beſſer beſtanden hätten. Zu den wenigen Künſtlern der Stadt war Reinhard in eine ſchiefe Stellung gerathen; er war ſo ohne alle Vorbereitung zu ſeinem Amte gelangt; die Einen glaubten in der That, daß ihm dieß nur durch Winkelzüge gelungen ſei, die Anderen verleitete Neid und Bitterkeit zu ungerechter Beurtheilung Reinhard's und ſeiner Leiſtungen.

So hatte er außer der Hofgeſellſchaft nur den Collaborator, aber auch dieſer zürnte ihm; er ſprach offen ſeinen Grundſatz aus: „Kein Ehrenmann darf von der innerlich angefaulten Societät mit ſich eine Ausnahme machen laſſen, ſo lange ſich dort nur noch eine Spur von Excluſivem findet."

Der Collaborator zürnte mit Reinhard doppelt, weil dieſer mit Lorle, dem friſchen Naturkinde, kunſtgärtnere. Das that ihm wehe, aus perſönlichen wie aus allgemeinen Gründen. Er erkannte leicht im Kleinen und Vereinzelten ein allgemeines, ja ein weltgeſchichtliches Geſetz. Lorle war ihm ein Typus des Urmenſchlichen, des urſprünglich Vollkommenen, an ſich Vollendeten, unberührt von den Zwieſpältigkeiten der Geſchichte und der Bildung; es däuchte ihn eine Verſündigung, ſie durch alle die Labyrinthe zu quälen, ohne ſicher zu ſein, daß ſie den jenſeitigen Ausgang finde, der wiederum zur freien Natur führt — ſie ſtand ja von ſelber darin, Anfang und Ende ſind hier eins. Er behauptete, daß die Menſchen zu allen Zeiten das urſprünglich Vollkommene, was ihnen in einem Menſchen nahe tritt, martern und kreuzigen und zu Tode quälen, weil das Daſein des abſolut Vollkommenen, des Urmenſchen, der nichts will und nichts hat von dem ganzen Trödel, den die Menſchheit nachſchleppt, dieſer ein Gräuel ſein muß. Und doch muß die Geſchichte von Zeit zu Zeit wiederum erfriſcht und begonnen werden von ſolchen erſten Menſchen, die aus dem Urquell des Lebens vollendet erſtehen.

[illegible]

Der Collaborator wußte wohl, daß Lorle ſolchem höchſten Ideale nicht entſpreche, aber er hatte eine faſt abgöttiſche Verehrung für die Urthümlichkeit ihres Weſens, gegenüber dem Unfertigen, Ringenden und Halben der Civiliſation; ihm hatte der vielverbrauchte Ausdruck, daß ſie *ein Kind der Natur* ſei, eine tiefere Bedeutung: er erfand dieſe Bezeichnung wiederum für ſie.

Reinhard beſtrebte ſich, Lorle und Leopoldine mit einander zu befreunden, er brachte ſie oft zu dieſer; Lorle war's aber immer unheimlich. Leopoldine hatte die überfließende Redefertigkeit einer Ladenfrau, ſie konnte Alles, was ſie im Sinn hatte ohne Scheu aufzeigen, wie ehedem ihre Haubenmuſter; dabei hatte die Vielgeprüfte etwas Entſchloſſenes, das ſie namentlich ihrem Bruder gegenüber in einer Weiſe geltend machte, daß es Lorle in der nunmehrigen Zaghaftigkeit ihres Gemüthes wie Schärfe und Härte erſchien.

Ueber eine Bemerkung Lorle's freute ſich Reinhard einſt übermäßig; ſie gingen von Leopoldine weg und Lorle ſagte: „Ach was ſchöne Blumen hat die, und ſo im Winter.“

„Du ſollſt auch ſolche haben.“

„Nein, ich mag nicht, ich mein' ich könnt' und ich dürft' mich nicht ſo freuen, wenn's wieder Frühjahr wird, weil ich ſo gezwungene Blumen vorher in der Stub' gehabt hab', eh' ſie draußen ſind. Laß mich lieber warten.“

Reinhard war von dieſer Aeußerung ſo entzückt, daß er wieder einen ganzen Tag der Liebevolle von ehedem war.

An den vielen kleinen Sächelchen auf dem Nipptiſch Leopoldinens freute ſich einſt Lorle wie ein Kind; als ihr Reinhard verſprach, auch ſolche Sachen zu kaufen, ſagte ſie: „Nein, ich möcht' lieber was Lebiges haben; wenn wir einen Stall hätten, möcht' ich eine Geis oder ein paar Schweinchen haben, oder in meiner Stub' Turteltauben oder einen Vogel.“

Am andern Tage nahm Reinhard die Bärbel mit als er ausging und brachte einen Kanarienvogel in ſchönem Käfig und Goldfiſchchen in einem Glaſe. Lorle war voll Freude und Reinhard erkannte auf's Neue, wie leicht dieſes anſpruchsloſe Weſen zu beglücken war.

Eines Abends, als Reinhard zum Maskenball beim Miniſter der Auswärtigen geladen war, ging Lorle in die Theeviſite zu Leopoldinen. Auf dem Wege ſagte ſie zur begleitenden Bärbel: „Ich wollt', ich könnt' bei dir daheim bleiben: ich komm' mir oft vor wie ein Waiſenkind, das unter fremden Leuten herumgeſchubt wird.“ —

Die Bärbel tröſtete ſo gut ſie konnte.

Lorle trat zitternd in die Stube. Die Frau Profeſſorin Reinhard, die Kammerſängerin Büſching, Frau Oberreviſorin Müller, Frau Handſchuhfabrikantin Frank; ſo ſtellte Leopoldine die Anweſenden vor. Die Frau Oberreviſorin warf ſtolz den Kopf zurück, ihr gebührte es, vor der penſionirten Kammerſängerin vorgeſtellt zu werden. Die alte Sängerin unterhielt ſich ſchnell mit Lorle und bald war ſie auf ihrem Lieblingskapitel, indem ſie von ihren ehemaligen Triumphen erzählte und daß ſie die erſte hier in der Stadt war, die die Emmeline in der Schweizerfamilie geſungen. Ihre Bemerkung gegen Lorle, daß ſie auch Volkslieder ſehr liebe, wurde ſchnell verdeckt, denn nun öffneten ſich die

Schleußen der Unterhaltung und Alles auf einmal ſprach vom Theater, d. h. von dem Haushalt der Schauſpieler und Sänger und ihren Liebesbeziehungen. Unverſehens lenkte ſich das Geſpräch auf den heutigen Maskenball. Die Frau Handſchuhfabrikantin (deren ganzes Perſonal, aus dem Ehepaar und einem Lehrling beſtehend, Leopoldine zur Fabrik erhoben hatte) konnte die intimſten Nachrichten davon preisgeben; ſie klagte nur, daß wenn die Fremden, die Engländer, nicht wären, man wenig Handſchuhe mehr verkaufte; ſonſt habe „ein nobler Herr“ zwei bis drei Paar an einem Abende verbraucht, jetzt zögen ſelbſt die Gardeoffiziere, die doch von Adel ſind, nur bei den erſten Touren friſche Handſchuhe an und erſetzten ſie dann unverſehens durch alte.

Die Frau Oberreviſorin ſagte: „Ich würde mich ſchämen, mich um ſolche Dinge zu bekümmern.“

Nun brach der Zorn der Handſchuhfabrikantin los und ſie bemerkte, es gebe viele Handwerksleute, die mehr verdienten als die Angeſtellten; man wiſſe wohl, da ſei's oft außen fix und innen nix. Leopoldine, die den unverzeihlichen Mißgriff gemacht hatte, eine ſolche gemiſchte Geſellſchaft zu laden, brachte die Sache ſchneller als ſie hoffen konnte, wieder in's Geleiſe durch die einfache Frage: Ob wohl die Herrſchaft bei dem heutigen Ball ſein werde.

„Was iſt das, die Herrſchaft?“ fragte Lorle. Alles ſah ſie erbarmungsreich an.

„Das iſt der Hof, das iſt die Herrſchaft,“ erklärte man von allen Seiten.

Lorle aber entgegnete: „Warum denn Herrſchaft?

Mein' Herrſchaft iſt's nicht, ich bin kein Dienſtbote, ich hab' meine eigne Haushaltung und ihr ja auch.“

Kichernd und lachend erhob ſich Jedes himmelhoch über dieſe furchtbare Einfältigkeit; ſelbſt die Frau Oberreviſorin konnte nicht umhin, der ihr vorgezogenen Kammerſängerin Etwas in's Ohr zu ziſcheln. Lorle athmete erſt wieder frei auf als der Collaborator aus dem Bierhauſe kam und allerlei Scherze losließ.

„Mein' Lebtag geh' ich nimmer in ſo eine Geſellſchaft,“ ſagte Lorle auf dem Heimwege zur Bärbel.

Sie fühlte wohl die Erbärmlichkeit eines ſolchen Lebens, wo man, ſtatt an eigener geſunder Koſt ſich zu erfreuen, nach den Broſamen und dem Abhub der vornehmen Welt haſcht.

Während dieſes Abends mußte Reinhard viele ergötzliche Neckereien beſtehen; er wurde ſtets von zwei Masken gehänſelt, die ganz in derſelben Bauerntracht gingen wie einſt Lorle. Anfangs war er erſchrocken, denn beide Masken ſprachen vollkommen den Dialekt; erſt beim Entlarven konnte er in der einen die Gräfin Mathilde und in der andern ihre Geſellſchafterin, ein armes adeliges Fräulein erkennen.

Als Lorle ihm am andern Morgen die Ereigniſſe des geſtrigen Abends erzählte, hörte er ihr kaum zu; ſeine Gedanken tanzten noch auf dem Balle.

Dennoch blieb das Verhältniß zur Gräfin Mathilde ohne Fortſchritt, faſt auf demſelben Punkte auf dem es begonnen hatte; zumal da ſie jetzt, nach Schluß der Saiſon, wieder mit ihrem Vater auf ſeine Güter zurückkehrte.

Fürnehmes Leben, fürſtliches Brod.

Lorle hatte ein vereinſamtes Leben, denn Reinhard war die meiſten Abende außer dem Haus, und trieb ſich oft Tage lang auf den Hofjagden umher. Jetzt richtete er ſich noch ſeine Werkſtatt in den obern Zimmern des Marſtalls ein. Lorle war noch nie dort geweſen.

Der Prinz hatte Reinhard beauftragt, eine Erinnerung an die letzte Fuchsjagd zu malen; auf die Entgegnung Reinhard's, daß er ſich nicht auf Jagdſtücke verſtehe, erhielt er die Antwort: „Malen Sie nur ganz nach Ihrer Eingebung, ich laſſe der Kunſt gern die vollſte Freiheit.“

In unglaublich kurzer Zeit vollführte nun Reinhard ein Werk, das er für ſein Beſtes hielt; es war eine tiefe Waldeinſamkeit, nur ein Fuchs ſaß ruhig auf ſeinem Baue unter den alten knorrigen Stämmen und ſchaute ſich klug um; es war der Verſtand des Waldes. Triumphirend ließ Reinhard das Bild auf das Schloß tragen: es mißfiel allgemein. „Das iſt ja bloß eine Landſchaft,“ hieß es, man hatte mindeſtens die Abbilder der Hauptjäger und ihrer Hunde erwartet.

Das war alſo die „vollſte Freiheit“ der Kunſt, und doch ſollte nach Reinhard's Anſicht das monarchiſche Princip ihre einzige Stütze ſein. Verſtört und ingrimmig ging er umher.

Zu Hauſe war auch des Elendes genug und gerade in ſeinem Berufe hatte er die Erlöſung geſucht. Er hatte ein gut Theil jener Unabhängigkeit verloren, die in dem eigenen Bewußtſein ſich erhebt; ſeine geſellſchaftliche Stellung verlangte nothwendig die Anerkennung als Künſtler.

Die Bärbel kränkelte und Lorle jammerte viel, daß ſich die Dienſteifrige keine Ruhe gönne. Reinhard bemerkte einmal, die Bärbel ſolle wieder heimkehren; da weinte Lorle ſo bitterlich, daß er ſie nur mit vieler Mühe beruhigen konnte. Er ließ Lorle immer mehr für ſich gewähren und wenn er dann oft plötzlich an ihr ſchulte, ſetzte ſie ihm eine ſtörrige Unnachgiebigkeit entgegen. Sie war ihm demüthig ergeben, ſo lang er ſich ihr vollauf widmete, ihr ganzes Tagewerk war oft nur ein Warten auf ihn, manche Arbeit kam ihr nur wie einſtweilige Unterhaltung bis zu ſeinem Wiederkommen vor; nun aber, weil er ſonſt wortkarg und mürriſch war und faſt nur ſprach, wenn er Etwas zu tadeln und zu lehren hatte, hörte ſie ſeine Auseinanderſetzungen an ohne ein Wort zu erwidern. Reinhard fühlte ſich dadurch oft im Tiefſten unglücklich.

Die Bärbel erkannte mit ſchwerer Bekümmerniß, wie ſo bald das einige Leben der Eheleute ſich ſchied; ſie ſuchte Lorle auf allerlei Weiſe zu beruhigen und ihr Haupttroſt war: „Es wird ſchon Alles beſſer gehen, wenn du einmal ein Kind haſt.“

Da warf ſich Lorle weinend an ihre Bruſt und ſagte:

„Ich fürcht’, ich fürcht’, das wird nie geſchehen; ich hab’ mich verſündigt, ich hab’ ein Kind, das den Heiland vorſtellt auf den Schoos nehmen müſſen, wie er mich damals abgemalt hat. Ich hab’s nicht thun wollen, er hat's aber gewollt; Gott wird doch barmherzig ſein und mir mein' Sünd' vergeben." —

Die Bärbel ſuchte ihr die ſchweren Gedanken auszureden, glaubte aber ſelbſt mehr daran als die Unglückliche ſelber.

Als Reinhard einmal wieder auf einen ganzen Tag zur Jagd gegangen war, machte ſich Lorle die heimliche Freude und half der Bärbel bei der Wäſche; beim Auswinden derſelben drehte Lorle zuerſt einen Ring und die Bärbel verſäumte nicht, den alten Waſchweiberglauben anzubringen, daß Lorle ſich eine Wiege drehe; Lorle ſpritzte nun der Bärbel einige Tropfen in's Geſicht und ging in die Stube.

Eine allerhöchſte Laune brachte Lorle unverſehens in Berührung mit dem Geſellſchaftskreiſe Reinhards. Ungewöhnlich früh kam dieſer eines Abends nach Hauſe und verkündete, daß der Prinz Lorle zu ſprechen wünſche und daß ſie daher andern Tages mit ihm auf die Gallerie gehen müſſe; daß man begierig war, das Urbild der Madonna zu ſehen, verſchwieg er wohlweislich.

„Ich mag aber nicht, ich hab' nichts beim Prinzen zu ſuchen," entgegnete Lorle.

„Ja Kind, das geht nicht, einem fürſtlichen Wunſche muß man gehorchen, ſonſt beleidigt man; da wird man nicht vorher gefragt und ich hab's nun auch einmal verſprochen."

„Wenn er noch eine Frau hätt', aber ſo zu einem ledigen Burſch', weil er's g'rad will!"

„Wie einfältig! Es iſt vollkommen ſchicklich, ich geh' ja mit," ſagte Reinhard heftig; Lorle ſah auf und ſchwere Thränen hingen in ihren Wimpern. Reinhard faßte ihre Hand und ſagte: „Sei nicht bös, ſei gut, glaub' mir du verſtehſt das nicht, darum folge mir, du kannſt's immer.“

„Ja, ja, ich will's ja thun, aber ich darf doch auch was ſagen. Wenn das ſo fortgeht, weiß ich gar nicht mehr, ob ich nicht närriſch bin, ich . . . ich weiß gar nicht mehr, bin ich denn noch und was ſoll ich denn?“

Als ihr Reinhard Troſt einſprach, entgegnete ſie: „Gieb jetzt du nur Fried', es iſt Alles gut, ja, ich bin zufrieden, ſei du's nur auch; aber ich wollt', die ganz Welt ließ' mich in Ruh, ich will ja auch nichts von ihr.“

„Du biſt mir doch nicht mehr bös?“

„Nein und zehnmal nein, ich thu' ja was du willſt, aber laß mich nur auch reden.“

Reinhard ging nun in das Haus des Collaborators und bat Leopoldine, am andern Morgen zu ihm zu kommen und Lorle für die Audienz vorzubereiten; dann ſchloß er ſich dem Collaborator an und ging mit ihm nach ſeinem ſtändigen Bierhauſe, wo in einem kleinen Stübchen mehrere jüngere Advocaten, Aerzte, Kaufleute und Techniker wohlgemuth beiſammen ſaßen, rauchten, tranken und plauderten. Anfangs war ein ſtummes Erſtaunen, den „Civilcavalier“ in der Kneipe zu ſehen; dann aber nahm das Geſpräch ſeinen ungehinderten Verlauf. Die tiefſten Fragen von Welt und Zeit wurden hier mit einer Schärfe und Eindringlichkeit, mit einem Feuer verhandelt, daß Reinhard im Stillen bemerken mußte, wie hier die friſcheſte

Lebendigkeit herrſchte, weil Jeder bot, was ihn bewegte, weil man überhaupt nicht auf Unterhaltung ausging; es kam ihm vor, daß im glänzendſten Salon in einem Monat nicht ſo viel urſprünglicher Geiſt laut werde, als jetzt hier in dem kleinen, ſpärlich erleuchteten Stübchen. Das Laute und die Derbheit mancher Formen war ihm wieder neu und fremd, denn er kam aus den Kreiſen, wo man flüſtert und lächelt und nicht ſtreitet und lacht. An einem monarchiſchen Mittelpunkte fehlte es indeß auch hier nicht, und ſeltſam genug war dies der Collaborator; ſeine machtvolle Stimme und ſein ausgebreitetes Wiſſen ſicherten ihm dieſe Würde ohne alle Etikette. Reinhard blieb länger als er gewollt hatte, er war wie in einer fremden Stadt: dort war ein Menſchenkreis voll wirklicher und eingebildeter Intereſſen, der nie aus ſich heraustrat und ſich geberdete, als ob er allein die Welt ſei und ſo dem Geringfügigſten, einem Anreden oder Ueberſehen, einem halben oder einem ganzen Lächeln eine Bedeutung beilegte. Und hier — hundert Schritte davon lebten Menſchen aus einem andern Jahrhundert, die ſich im Kampfe erhitzten, als ob ſie vom Forum, aus der Volksverſammlung kämen oder ſich darauf vorbereiteten.

Wenn er an Lorle dachte, befiel ihn eine unerklärliche Angſt; er meinte, es geſchehe zu Hauſe ein großes Unglück, das Haus brenne ab und jeden Augenblick müſſe man die Sturmglocke hören; dennoch ſaß er wie feſtgebannt. Ahnte er vielleicht, in welchen ſchweren Gedanken Lorle in Schlaf geſunken war? Als er endlich nach Hauſe kam, athmete er leichter auf; da ſtand wie immer das Oellämpchen auf der Treppe; er ging leiſe in die Kammer. Lorle ſchlief ruhig, er betrachtete ſie lange, ſie ſah ſo heilig aus in ihrem Schlafe, faſt wie damals als er ſie zum Erſtenmal auf der Laube wiedergeſehen, nur lag jetzt ein Zug des Schmerzes auf ihrem Antlitz und ihre Lippen zuckten öfters.

Ein Außerordentliches geſchah. Reinhard war am andern Morgen früher auf als Lorle, er hatte die Schlüſſel gefunden und legte nun die Kleider zurecht, die ſie anziehen ſollte. Als er ſo über Kiſten und Kaſten kam, lobte er im Stillen die Ordnungsmäßigkeit ſeiner Frau; er freute ſich auf ihren Dank für ſeine Vorſorglichkeit und ging immer auf den Zehen umher; es war ihm ſo leicht als würde er getragen.

Als Lorle erwachte und die Kleider ſah, rief ſie: „Was haſt du gemacht? Ich bitt' dich um der tauſend Gotts willen, überlaß mir Alles ganz allein. Denk' nur nicht immer, daß ich gar nichts verſteh'. Du haſt mir gewiß Alles untereinander gekruſtet. Ich bitt' dich, laß mich Alles allein in Richtigkeit bringen." —

In Reinhard wogte und brauſte es, er hielt aber an ſich und ging in die Stube; dort ſtand er eine Weile, die Stirn an die Fenſterſcheibe gedrückt, in tiefem, namenloſen Schmerz. Schnell nahm er dann Hut und Stock und ging davon. Es war ein friſcher Morgen, im Schloßgarten blühten die Blumen ſo ſchön und die Vögel ſangen ſo luſtig, unbekümmert in weſſen Garten ſie ſich ſo laut machten, und ob die Bäume, in deren Zweigen ſie ſaßen, einen Titel angehängt hatten oder nicht. Reinhard ſah und hörte nichts; es kam ihm vor, als ob Jemand leibhaftig ihm das Wort aus Hebels Karfunkel in's Ohr geraunt hätte: „Los, du duurſch mi . . . mittem Wibe heſch's nit troffe";[1] er ſuchte das Wort wegzubannen, aber es kam immer wieder und ſprach ſich von ſelbſt.

Als er heimgekehrt war, ſagte er zu Lorle: „Wir wollen gut ſein."

„Ich bin ja nicht bös," entgegnete ſie.

„Nun, es iſt jetzt eins, ich bin gewiß viel Schuld, aber laß Friede ſein."

Dieſer war nun auch bis Leopoldine kam. Sie half Lorle ankleiden, lehrte ſie einen Knicks machen und wie man den Kronprinzen anreden müſſe. Lorle ſchien zu Allem willig; als aber Leopoldine ſich entfernt hatte, riß ſie Haube und Chemiſette herunter und ſagte: „Ich geh' nicht, ich geh' nicht, ich bin kein Staarmatz, und du läß'ſt auch einen Narren aus mir machen und ich merk's wohl: wenn man mich dumm macht und da werd' ich immer ſchlechter, und ich bin ſo jähzornig und ſo ungeduldig . . . Guter Gott! Was ſoll denn aus mir werden?"

Sie weinte laut auf. Reinhard ſagte mit thränengepreßter Stimme: „Nichts, du ſollſt nichts Anderes werden, bleib du das gute Kind."

„Ich bin kein Kind, das hab' ich dir ſchon hundertmal geſagt. Jetzt will ich mich aber ordelich anziehen, und du wirſt ſehen, ich mach' keinen Unſchick."

---

[1] Hör', du dauerſt mich, mit dem Heirathen haſt du's nicht getroffen.

Endlich gingen ſie miteinander zur Gallerie. Reinhard wagte es kaum mehr, Lorle eine Verhaltungsregel zu geben. Als ſie nun hier zum Erſtenmal die Werkſtatt Reinhards ſah, erſchrack ſie über die grauſige Unordnung; ſie wollte ſcheuern und kehren, mußte aber der dringenden Bitte nachgeben, ſich doch ruhig zu verhalten, und ihre glänzenden weißen Handſchuhe zu ſchonen. Vor Unruhe konnte ſie keine Minute ſtill ſitzen, eine fieberiſche Aufregung durchwogte ſie, ſie wollte ſich nicht verblüffen laſſen, ſondern dem Prinzen zeigen, daß ſie auch nicht auf den Kopf gefallen ſei, und zugleich Reinhard beweiſen, wie ſie mit Jedem reden könne, ſei er wer er wolle. Mit Bangigkeit bemerkte Reinhard dieſe Erregung, er ahnte die gewaltſame Haſt und Unruhe in Lorle und daß ſie dieſem Ereigniſſe gegenüber die Unbefangenheit und Harmloſigkeit ihres Weſens aufgegeben; aber er hatte die Zügel verloren, um dieſes Naturell zu halten, er konnte nichts thun als um Ruhe bitten. Endlich wurde der Prinz gemeldet und man ging nach dem großen Salon. Man mußte hier noch eine Weile warten, und dieſes Kommenlaſſen, Warten, Melden und Wiederwarten machte Lorle doch etwas bang; ſie meinte, es müſſe jetzt etwas ganz Beſonderes vorgehen.

Der Prinz trat in Militärkleidung raſch ein und auf die ſich verbeugende Lorle zu. In leutſeligem Ton ſagte er: „Seien Sie willkommen, Frau Profeſſorin.“

„Schön' Dank, Herr Prinz, Königliche Hoheit.“

„Nun, wie gefällt es Ihnen bei uns in der Stadt?“

Lorle hatte, trotz der ſcharfen Blicke Reinhards, ſchnell ihre Handſchuhe abgeſtreift; ſie wußte, daß ſie ſo beſſer reden konnte, und ſie ſagte: „Wo man verheirathet iſt, da muß es Einem gefallen; es iſt auch recht ſchön und ſauber hier, aber ſo himmelhohe Häuſer.“

„Ich habe ſchon oft gedacht,“ begann der Prinz wieder, „die Bauern ſind doch die glücklichſten Menſchen auf der Welt.“

„Da hat der Herr Prinz Hoheit Unrecht, das iſt nicht wahr; man muß ſchaffen wie ein Taglöhner und Steuern zahlen mehr als ein Baron, ſagt mein Vater.“

Reinhard ſtand wie auf Kohlen; das war unerhört, daß man einem Prinzen ſagt: das iſt nicht wahr.

Der Prinz fixirte Lorle lächelnd, dann lenkte er ab und ſagte, auf die Madonna anſpielend: „Ich habe Sie ſchon früher geſehen, Frau Profeſſorin.“

„Freilich, erinnert ſich der Königliche Hoheit noch, wie wir klein geweſen ſind? Er iſt g'rad acht Wochen älter als ich, ich weiß ſeinen Geburtstag wohl, wir haben allemal an ſelbem Tag eine Bretzel in der Schul' kriegt. Weiß er noch, wie er durch unſer Dorf kommen iſt? Er hat dazumal lange blonde Locken gehabt und einen geſtickten Kragen in Hohlfalten gelegt; damals haben wir uns daheim geſehen. Ach Gott! wir haben drei Wochen vorher von nichts Anderem gered't und träumt als: der Prinz kommt durch's Dorf! Den Nachmittag vorher war kein' Schul' und an dem Tag erſt recht nicht, und wie wir jetzt Alle da geſtanden ſind mit Sträuß', und der Martin iſt oben auf dem

Thurm, und wie der Prinz auf unſer' Gemarkung kommt, da haben alle Glocken geläut't und da hat man mit Bellern geſchoſſen, und wir Kinder ſind alle auf dem Platz in die Höh' geſprungen, und der Lehrer hat gerufen: ſtill! ruhig! Und jetzt hat man bald gehört, wie die Kutſch' kommt, und da hab' ich aufpaſſen wollen, daß ich Alles ſeh', da geht mir grad' mein Schurzbändel auf; ich werd' aber noch fertig, und da kommt er und hält grad' neben uns, und des Luzian's Bäbi hat ein Gedicht an ihn hingeſagt, und da haben wir Kinder alle: Vivat hoch! gerufen, und rrr! fort iſt der Prinz und hat noch ſein Käpple mit der Troddel d'ran gelüpft, und da haben wir ihm unſere Sträuß' nachgeworfen, und da ſind die Hofwagen kommen und ſind über unſere Sträuß' weggefahren."

Der Prinz ſagte mit ſichtbarer Rührung: „Hätte ich damals gewußt, daß Sie da ſind, ich wäre ausgeſtiegen; ich wollte, Sie wären dort meine Jugendgeſpielin geweſen."

„Ja, das wär' ſchon angangen. Ich hab' rechtſchaffen Mitleid mit ihm gehabt, er hat doch auch ein arm's Leben gehabt, gar kein' Minut' für ſich, 'naus in Wald oder in's Dorf. Wie er da auf der Saline blieben iſt, da haben ſich immer lauter große alte Leut' an ihn gehängt und er iſt kein' Minut' allein geweſen. Weiß der Hoheit denn auch, wie ein Baum im Wald ausſieht, wo kein Kammerdiener dabei iſt?"

Der Prinz drückte Lorle die Hand und ſagte: „Sie ſind ein vortreffliches Weſen. Ja, gute Frau, es iſt eine ſchwere Jugend, die eines Fürſten."

„Nun, ſo arg iſt's g'rad nicht, es muß ſich doch ertragen laſſen, man ſieht ihm juſt nichts an, daß es ihm ſo übel gangen iſt; aber ich hab' auch wegen dem Herr Prinz Hoheit Ohrfeigen kriegt und es iſt mir Alles im Angedenken blieben."

„Wie ſo das?"

„Wie der Hoheit auf der Saline blieben iſt, da bin ich mit meiner Bärbel auch 'nunter, und wir ſind draußen am Gitter geſtanden, und er iſt drinnen im Garten ſpaziren gangen, und da iſt ihm ſein Schnupftuch auf den Boden gefallen, und da iſt ein ſteinalter Mann mit weißen Haaren, von denen bei ihm, hingeſprungen und hat ihm's aufgehoben; und da hat die Bärbel geſagt: der wird auch in Grundsboden 'nein verdorben, und da hab' ich geſagt: wenn ich ein Prinz wär', ich thät den ganzen Tag alles wegſchmeißen, daß mir's die alte Leut' mit denen Stern' auf der Bruſt aufheben müßten — und da hat mir die Bärbel ein paar tüchtige Ohrfeigen geben. Nun, mir hat's nichts g'ſchad't und dem Herr Prinz Königliche Hoheit ſagt man auch viel Gutes nach."

„Sie machen mich glücklich, da Sie mir ſagen, daß meine Unterthanen gut von mir denken."

„Ich hätt's doch mein Lebtag nicht glaubt, daß ich ſo mit dem Prinz Hoheit reden könnt', und jetzt möcht' ich ihm doch auch noch was ſagen."

„Reden Sie nur frei und offen."

„Ja guter himmliſcher Gott! Wenn ich's jetzt nur auch ſo recht ſagen könnt'. Der Prinz Hoheit ſollt's nur ſelber ſehen, wie ſchrecklich viel Noth und Armuth im Land iſt, und da mein' ich, da könnt' er helfen und da müßt' er auch.“

„Wie meinen nun Sie, daß geholfen werden ſoll?“

„Ja wie? das weiß ich nicht ſo, dafür iſt der Hoheit da und ſeine g'ſtudirten Herren; die müſſen's wiſſen und eingeſchirren.“

„Sie ſind eine kluge und brave Frau, es wäre zu wünſchen, daß Alle in Ihrer Heimath Ihnen gleichen.“

„Mein Vater ſagt: wenn man Hirnſteuer bezahlen müßt', da kämen wir auch nicht leer davon. Jetzt mach' der Hoheit nur, daß er auch bald eine ordeliche Frau kriegt; iſt's denn wahr, daß er bald heirathet?“

In der Pauſe, die nun eintrat, wechſelte Verlegenheit und heiteres Lächeln ſchnell im Antlitz Reinhard's. Daß Lorle den Prinzen mit Er anredete, erkannte er als beirrende Folge der ihr eingeübten Titulaturen; das Letzte aber war nicht nur der ärgſte Verſtoß, daß man einen Fürſten irgend Etwas fragt, da er vielleicht nicht antworten kann oder will, ſondern Lorle ſprach hier geradezu Etwas aus, was man ſelbſt in den höchſten Kreiſen nur mit den vorſichtigſten diplomatiſchen Umſchweifen zu berühren wagte, weil ein Korb in der Schwebe hing.

Der Prinz aber erwiderte: „Es kann wohl ſein; wenn ich eine ſo nette, liebe Frau bekommen könnte, wie Sie ſind.“

„Das iſt Nichts,“ entgegnete Lorle, „das ſchickt ſich nicht; mit einer verheiratheten Frau darf man keine ſo Späß machen. Ich weiß aber wohl, die großen Herren machen gern Spaß und Flattuſen.“

Schließlich beging nun Lorle den ärgſten Verſtoß, denn ſie verabſchiedete ſich, indem ſie ſagte: „Jetzt b'hüt' Gott den Herr Prinz Hoheit, und er wird auch zu ſchaffen haben."

Eben als ſie die Hand zum Abſchied reichte, kam der Adjutant mit der Meldung, daß die Revue beginne; der Prinz und Reinhard geleiteten Lorle bis an die Thür.

„Herr Profeſſor!" rief Erſterer noch. Reinhard kehrte um und ſtand wie elektriſirt, als müßte jeder Nerv zuhören; der Prinz fuhr fort: „Kennen Sie den köſtlichſten Kunſtſchatz, den wir auf der Gallerie haben?"

„Welchen meinen Königliche Hoheit?"

„Ihr Naturſchatz iſt der größte."

Dieſes hohe Witzwort verbreitete ſich durch den Mund des Adjutanten in „den höchſten Kreiſen," Lorle ward hierdurch einige Tage Gegenſtand allgemeiner Beſprechung.

Die Audienz vollendete aber auf eigenthümliche Weiſe den innern Bruch zwiſchen Reinhard und dem Hofe; es kränkte ihn, daß man nach der Hofweiſe dieſen Beſuch zu einer abgemeſſenen Zwiſchenſtunde der Unterhaltung angeſetzt, während er für ihn und ſeine Frau die innerſten Lebensfragen aufgeregt hatte. Dies geſtand er ſich offen, keineswegs aber das, wie er nicht die Kraft gehabt, ſein häusliches Heiligthum dem Hofe zu entziehen.

Bei Tiſche ſagte Lorle: „Der Prinz iſt doch lang' nicht ſo ſtolz wie unſer Amtmann."

„Woher weißt du das? Du haſt ihn ja gar nicht zu Wort kommen laſſen."

„Es iſt wahr, ich bin ſo in's Schwätzen 'neinkommen, ich hab' mich nachher auch darüber geärgert, aber es ſchad't doch nichts."

„Du mußt dich überhaupt mehr mäßigen."

„Ja, was ſoll ich denn machen?"

„Nicht überall gleich den Sack umkehren, mit Kraut und Rüben."

Lorle war ſtill, ſie glaubte ihren Fehl genugſam eingeſtanden zu haben, den letzten Tadel meinte ſie nicht zu verdienen, da ſie mit dieſer Allgemeinheit überhaupt nichts anzufangen wußte.

Reinhard dagegen war voll Trauer, daß Lorle dieſes Sichgehenlaſſen ſelbſt fremden Menſchen gegenüber nicht eindämmen konnte; es kam ihm jetzt vor, daß ſie weit mehr geplaudert habe als eigentlich der Fall war; es ärgerte ihn, daß Jeder mit herablaſſendem Wohlwollen dieſe Naivität beſchauen und vielleicht beſpötteln könne. Er ahnte, daß dieſes offene, rückhaltslos zutrauliche Weſen nothwendig der Dorfumgebung bedurfte, in der faſt Niemand mit dem man in Berührung tritt ein Fremder iſt, wo die Thüren überall unverſchloſſen, wo man bei Nachbarn und im ganzen Dorfe aus- und eingehen mag wie zu Hauſe, wo man ſich kennt, und zwar von Jugend auf mit all' den Eigenthümlichkeiten von Naturell und Schickſal. —

So leicht verblendet einmal eingeriſſenes Mißverſtändniß, daß Reinhard, ſtatt aus dem letzten Ereigniſſe Hochachtung vor der unzerſtörbaren Naturkraft ſeiner Frau zu gewinnen, darin eine ſpröde, alle Bildungselemente abſtoßende Halsſtarrigkeit beklagte.

Lorle ſelber fühlte auch immer mehr, ohne ſich's zur Klarheit bringen zu können, daß ſie in einer fremden Welt war. Das ganze Leben einer ſolchen anhangslos aus der Fremde in die Stadt verſetzten Frau iſt durchaus auf ihre Häuslichkeit beſchränkt, die ganze Welt um ſie her geht ſie nichts an; nur eine allgemeine Bildung mag auch hier beſtimmte Anknüpfungen finden laſſen, denn ſie verbindet mit Menſchen, die auf fernen Bahnen wandelnd doch dieſelben allgemeinen Lebenseindrücke, dieſelben Intereſſen in ſich hegen. Lorle dünkte ſich ſelber oft erſchreckend verſtandesarm, ihr Scharfblick und ihre Klugheit konnten ſich nur offenbaren, wenn ſie von Bekannten, von Menſchen ſprechen konnte; daheim war ſie viel klüger geweſen. Nothwendig und natürlich kam ſie daher in Ermangelung der gemeinſamen Bekannten oder der Allgemeinheiten dazu, daß ſie leicht von ſich ſprach oder ihre ganze Eigenthümlichkeit offenbarte; ſie konnte nicht anders, ſie mußte auch in der neuen Umgrenzung ſich frei walten laſſen. —

Eine Lerche, gewohnt und geſchaffen hinanſtrebend im weiten Raum ihren Geſang erſchallen zu laſſen, lernt auch im engen Käfig ſingen wie in der Freiheit, aber am Gitter ſtehend bewegt ſie ihre Flügel in leiſem Zittern während ſie ſingt, und nie wird ſie zahm, jeder betrachtende und forſchende Blick macht, daß ſie in wildem Aufruhr ſich gegen die Umgitterung wirſt und ſtemmt; ſie verſtummt und will entfliehen.

So hatte das lezte Ereigniß nach zwei Seiten hin vielleicht tödtliche Keime angeſezt oder längſt vorhandene dem Bewußtſein mehr geöffnet.

Nun aber war noch über ein ſichtbar erſchüttertes Leben zu wachen. Die Bärbel konnte endlich doch das Bett nicht verlaſſen, Lorle wußte und kannte von nun an nichts mehr, als die Pflege der Getreuen; ſie hatte auch die Freude, ſie bald wieder geneſen zu ſehen. Der Arzt erklärte, daß es der Bärbel vielleicht an ermüdender Arbeit in freier Luft fehle, und Reinhard drang nun darauf, daß ſie heimkehre; aber zur Freude Lorle's erklärte die Bärbel, daß ſie lieber ſterben wolle als Lorle verlaſſen. Bei der anderweit erregten Verſtimmung ward nun für Reinhard ſeine Häuslichkeit immer weniger erquickend, er war es überdrüſſig ein Hausweſen zu haben, in dem alle Sorgfalt ſich weſentlich auf die Dienſtmagd bezog; Lorle durfte er nichts davon mittheilen, denn er war feſt überzeugt, ſie könne ſeine Stimmung nicht begreifen, ſie werde ihn nothwendig mißverſtehen.

Die Bärbel ſollte nun ärztlicher Verordnung gemäß oft ſpaziren gehen, Lorle begleitete ſie bisweilen, nöthigte ſie aber auch, ſich allein aufzumachen; in dieſem Falle aber kam ſie bald wieder zurück und ſagte: „Ich kann nicht ſo herumlaufen, ja, wenn ich ein Kind zu tragen hätt' da ging's noch, aber ſo? Ich lauf' die Allee hinauf wie wenn ich wunder was ſchnell holen müßt', und da kehr' ich doch wieder leer um und da ſchäm' ich mich." —

Als im Herbſt die Blätter von den Bäumen fielen, ſank die Bärbel wieder auf das Krankenlager und nach wenig Tagen war ſie todt.

Der Jammer und der Kummer Lorle's war unbeſchreiblich. Reinhard theilte ihren Schmerz, aber es ward ihm doch zu viel, daß die Klagen über die Verſtorbene immer und immer wiederkehrten und kein Ende nehmen wollten; auch ſollte er nun mithelfen und ſorgen bei Mißhelligkeiten mit den neuen Dienſtboten.

Ein trüber Winter kam heran. Reinhard wurde weniger in die „Geſellſchaft“ gezogen, er war keine neue Erſcheinung mehr und noch dazu offenbar mißgeſtimmt. Was kümmert ſich die Geſellſchaft um ein betrübtes Daſein? Sie will nur die Heiterkeit und ſei ſie auch eine erlogene. Und nun gar die vornehme Welt! Sie kennt die Menſchen nur, da ſie in Glück und Glanz ſtehen. Anfänglich verdroß Reinhard dieſe Zurückſetzung, dann aber war's ihm erwünſcht, ſo vielfacher Störung los zu ſein; er blieb indeß nicht zu Hauſe, ſondern ſchloß ſich dem Collaborator und deſſen Kreis öfter an. Die beiden Freunde durchſprachen oft den Plan zu einem ſatyriſchen Bilderwerk. Reinhard entwarf treffliche Zeichnungen zu demſelben, aber der Collaborator kam nie dazu, den Text zu ſchreiben. Wenn Reinhard nicht umhin konnte, dennoch eine der früheren Geſellſchaften zu beſuchen, ſo machte er ſich bald wieder davon und kam im Ballanzuge in das raucherfüllte Bierſtübchen, wo er bis ſpät in die Nacht ſitzen blieb und dann oft noch ſtundenlang mit dem Collaborator durch die menſchenleeren Straßen wandelte.

Mit dem Prinzen ſtand Reinhard noch im alten Verhältniſſe, er fehlte nie in den kleinen Cirkeln, die der junge Fürſt um ſich verſammelte; aber auch hier fand er Mißbehagen genug.

„Es iſt erbärmlich,“ klagte er häufig dem Collaborator auf ihren nächtlichen Gängen: „ich kann mich oft vor Ingrimm nicht halten, wenn ich ſehe, welche Bedientenhaftigkeit gegen Ausländer an unſeren Höfen herrſcht. Wir Eingebornen, wir Deutſchen, müſſen Adelige oder ausnahmsweiſe Bürgerliche von einer Auszeichnung des Talents ſein, um bei Hof Eingang zu finden; jeder engliſche Stiefelputzer aber iſt hoffähig, weil er eine weiße Halsbinde trägt und engliſch ſpricht. Man muß froh ſein, wenn nicht dem Fremden zulieb Alles den ganzen Abend Engliſch quatſcht. Dieſe Travellers haben Recht, wenn ſie ganz Deutſchland wie einen einzigen Lohnbedienten anſehen; beginnen ja die Höfe mit Schändung der Nationalehre.“

Der Collaborator erwiderte: „Laß doch die da drüben auf ihrem drapirten, wurmſtichigen Gerüſte treiben was ſie wollen, die Weltgeſchichte kümmert, ſich nicht mehr darum; ſie legt neue Bahnen und die beſuchteſten Straßen werden leer ſtehen. Ich bin kein Freund der Engländer, ich halte ſie für die gottloſeſte Nation auf Erden, trotz und in Folge ihres ſteifen Kirchenthums. Jeder Engländer hat aber das Recht, ſich bei uns als Adeliger zu gebärden, die Geſchichte ſeiner Nation iſt die Geſchichte ſeiner Ahnen, die Größe ſeiner Nation iſt die Größe jedes Einzelnen, und wir, wir ſind Privatmenſchen, mit und ohne Familienwappen.“

In ſolchen Geſprächen wandelten die Freunde oft bis tief in die Nacht hinein; die Nachtwächter ſahen ſtaunend die ſonderbaren Schwärmer.

Immer vereinſamter ward Lorle; eine unnennbare

Sehnſucht, ein Heimweh regte ſich in ihr, aber ſie kämpfte, es nicht aufkommen zu laſſen. Oft gedachte ſie jener Stunde nach der Hochzeit, wo ſie Gott gelobet hatte, Alles freudig über ſich zu nehmen, da ſie ſo unendlich beglückt war. Jetzt fühlte ſie, wie ſchwer es iſt, um eine ſelige Stunde ein langes banges Leben hinzukümmern; es gebrach ihr an Kraft zu ſolchem Opfer, weil ſie fürchtete, daß ſie den Andern, dem ſie es brachte, vielleicht nicht damit beglücke. Sie geizte nach einem freundlichen Worte Reinhard's, ein kleines Lob von ihm erhob und erkräftigte ſie wiederum; ſie bedurfte einer Anerkennung, ſeiner vor Allen. Wie Reinhard die Sicherheit des Selbſtbewußtſeins in ſeinem künſtleriſchen Lebensberuf, ſo ſchien ſie ſolche in ihrem Charakter verlieren zu wollen; ſie horchte hin nach anerkennendem Zuruf von außen. Die Verſtörtheit Reinhard's ſteigerte noch ihr Wehe, er ſtand ihr ſo hoch, ſo erhaben über allen Menſchen, daß ſie der ganzen Welt zürnte, die ihm ſo viel zu ſchaffen machte und ihn quälte. In ihrer Fürſorge für ihn bekundete ſich eine ſolche Unterthänigkeit, ſolch' ein krankenwärteriſches Nachgeben, daß er ſie oft mit ſtiller Wehmuth betrachtete.

Warum konnte er nicht glücklich ſein?

Wie oft müht und peinigt man ſich im kleinen und vereinzelten Leben und ſucht ein Nothwendiges mit quälender Angſt, und am Ende liegt es bei ruhigem Blicke vor uns offen und frei; es iſt als ob ein Dämon uns früher geblendet und verwirrt hätte. Geht's wohl auch im großen, ganzen Leben ſo?

Reinhard verſuchte es, Leopoldine und ſeine Frau einander zu nähern, aber dieſe verſicherte, daß ſie gern allein, daß es ihr ſo am wohlſten ſei. Tage und Wochen lang ſaß Lorle am Fenſter bei dem Vogelbauer und ſtrickte Strümpfe, deren Arbeitserlös ſie den Ortsarmen in der Heimath ſchickte.

Zur Faſtnachtszeit gewann ſie eine neue, ſchwere, für ſie aber doch erhebungsvolle Thätigkeit. Die Magd erzählte, daß in dem Stockwerk unter ihnen die Frau des Kanzleiregiſtrators, eine Mutter von fünf Kindern, an der Auszehrung darniederliege und daß Jammer und Noth in der Familie herrſche. Lorle kannte die Leute nicht, ſie ſtand nur einen Augenblick ſtill am Fenſter, mit einem Entſchluß kämpfend; dann ging ſie hinab, klingelte und ſagte, ſie müſſe zur Frau Regiſtrator; dieſer bot ſie nun Hülfe und Beiſtand an. Die Kranke hob die durchſcheinigen Hände auf und faltete ſie mit innigem Dank. Lorle verweilte nicht lange beim Reden, ſondern ging alsbald durch Küche und Kammer und ordnete Alles. Von nun an war ſie ihre ganze freie Zeit, und das war der größte Theil des Tages, bei der Kranken und ihren Kindern, die mit Liebe an ihr hingen; ſie waltete überall als wäre ſie die Schweſter der Mutter. Die Kranke war eine Frau voll ruhigen, ſchönen Verſtändniſſes für das Weſen Lorle's, da ſie dieſelbe nicht zuerſt durch Reden und Unterhalten, ſondern friſchweg durch die That kennen lernte; ohne Ahnung ihrer baldigen Auflöſung ſagte ſie immer, wie glücklich ſie ſei eine ſolche Freundin gefunden zu haben und wie ſchön ſie nach ihrer

Geneſung mit einander leben wollten. Lorle entnahm hieraus einen ganz beſondern Troſt: eine Stadtfrau hatte ſie doch auch verſtanden und ihr ſolche Liebe zugewendet.

Unterdeß gewann die Stimmung Reinhard's eine immer trübere Färbung. Er hatte ſeit den Univerſitätsjahren nie ſo lange mit dem Collaborator gelebt als jetzt; der ätzende Geiſt des Gelehrten, der immer ſchärfer wurde, übte einen ſtörenden und verwirrenden Einfluß auf das künſtleriſche Dichten und Trachten Reinhard's. Im Glück und in der Freiheit wäre er ſtark genug geweſen, alle Störung von ſich abzuſchütteln, nun aber bemächtigte ſich ſeiner oft eine nie dageweſene Grämlichkeit und Weichheit, ſo daß er waffenlos erſchien. Wollte er Etwas beginnen oder ausführen, ſah er eitel Mangel und Halbheit darin.

Der Troſt des Collaborators war ein trauriger, denn er beſtand darin, daß in unſeren Tagen Alles was geſundes Leben in ſich hat, nur negativ ſein könne, daß es darum keine Kunſt geben könne, bis eine neue poſitive Weltordnung erobert ſei; was ſich heute noch zur Kunſt geſtalten könne, beſtände nur noch in Reminiscenzen der vergangenen und noch nicht völlig aufgezehrten poſitiven Welt. Dieſe Anſichten verfocht er mit unläugbarem Scharfſinn, und ſo ſehr ſich auch Reinhard dagegen ſtemmte, ſie kamen ihm doch in die Quere bei mancherlei neuen Entwürfen; er wendete ſich daher wieder ganz der Landſchaft zu — das Naturleben blieb doch ſtetig und feſt — innerlich aber trauerte er dennoch um das verlaſſene Menſchenleben. Dazu kam, daß eben dieſes ihn von anderer Seite vielfach in Anſpruch nahm, und zwar auf die unerfreulichſte Weiſe; er mußte bald bei Hofe, bald in den anſchließenden Kreiſen lebende Bilder ſtellen, Maskenzüge ordnen, und all' dies Treiben ekelte ihn an. Konnte er Lorle von den Kämpfen um das innerſte Weſen ſeines Lebensberufes Etwas mittheilen?

Sonſt, wenn ihm die Mißlichkeiten des Lebens zu nahe rückten, flatterte er davon, ließ all' das kunterbunte Treiben hinter ſich und vergrub ſich ſtill in den Bergen; jetzt war er feſtgebunden. . .

Der Frühling nahte, die Frau des Regiſtrators fühlte ſich immer freier, und doch war ſie nur noch ein Schatten. Lorle hatte manchen Aerger am Krankenbette, beſonders über das ſingende Mädchen gegenüber; das ſang und klimperte fort, mochte daneben ein Menſch ſterben und verderben. Lorle konnte ſich noch immer nicht in die Welt finden, wo Jubel und Todesſchmerz Wandnachbarn ſind und doch geſchieden wie ferne Welten. —

Bis zum letzten Athemzuge der Kranken harrte Lorle bei ihr aus und drückte ihr die Augen zu. Nun hatte ſie wieder eine Befreundete zur Erde beſtattet, die Sorge für die Kinder blieb ihre unausgeſetzte Pflicht. Im ganzen Haus und in der Nachbarſchaft hatte man vernommen, wie aufopfernd und edel Lorle gegen die Verſtorbene und deren Familie gehandelt; ſie gewann ſich dadurch eine ſtille Achtung und Liebe. An manchem Gruß von ehedem ſtummen Lippen, an manchem ehrerbietigen Ausweichen auf Treppe und Hausflur merkte dieß Lorle, und es erquickte ſie im tiefſten Herzen. Oft dachte ſie: „die Menſchen ſind doch überall gleich, nur kennen ſie in der Stadt einander nicht. Vielleicht iſt da eine brave Nachbarin, der es lieb wäre wenn ich zu ihr käme, aber wir wiſſen nichts von einander.“

Wer ſollte es aber glauben, daß Lorle ein geheimes und dauerndes Verhältniß zu einem fremden Manne hatte?

Die Kanzlei, dem Hauſe gegenüber, war vollendet und bezogen. Wenn nun Lorle des Morgens ihren Vogel vor das Fenſter hing, öffnete ſich gerade gegenüber in der Kanzlei ein Fenſter; ein Mann mit wenigen ſchneeweißen Haaren erſchien und begoß ſeine Blumen, die auf dem äußerſten Fenſterſims ſtanden. Er ſah dann ſtarr nach Lorle, bis ihr Blick ihn traf, er nickte freundlich, ſie antwortete mit demſelben Gruß und zog ſich ſchnell in ihre Stube zurück; ſie konnte nicht unwirſch gegen den guten alten Mann ſein, er ſtellte ihr ſo ſchöne Blumen gegenüber und ſie ſchickte ihm dafür luſtigen Vogelſang in die actenſtille Stube. Eines Morgens räumte der alte Mann ſeine Blumen weg und ſtand, die linke Hand unter die Batte ſeines Rockes geſtemmt, mit glänzendem Geſicht da, nach Lorle hinüberſchauend, etwas Farbiges prangte auf ſeinem Rocke; als ihn Lorle endlich erſchaute, nickte er zweimal. Von dieſem Tage an ward er nicht mehr geſehen, Lorle wußte nicht was aus ihm geworden war; hätte ſie das Regierungsblatt geleſen, ſo hätte ſie erfahren, daß der Oberreviſor Körner einen Orden erhalten hatte und zum Kanzleirath ernannt war; er ward dadurch auf die Sonnenſeite des Staatsgebäudes in das erſte Stockwerk verſetzt.

Die Flügel ausgebreitet!

Eine tiefe, entſagungsvolle Schwermuth lag wie ein Bann auf Lorle. Sie ſang einmal vor ſich hin und plötzlich ſchaute ſie auf, als hörte ſie die Stimme eines Andern; ſie erinnerte ſich jetzt, daß ſie ſeit Wochen und Monden kein Lied geſungen hatte, weder luſtig noch traurig.

Die Tage des Lebens, ſie vergehen, ob wir ſie einſam oder in Gemeinſchaft mit den Zugehörigen, ob wir ſie in Trauer oder Luſt verleben; ſie ziehen dahin wie flüchtige Schatten und kehren nimmer wieder.

Lorle war überzeugt, daß die Schuld des getrennten Daſeins nicht blos in dem Mangel an Kinderſegen beruhe; dieſer hätte wohl den Zerfall verhüllt oder ausgeglichen, aber die unzerſtörbare Kraft der Liebe kann ſich oft gerade da am mächtigſten bewähren, wo zwei Menſchen ſich allein Alles ſein müſſen. Die Eltern zu Hauſe hatten auch lange in kinderloſer Ehe gelebt und die Bärbel erzählte oft, daß ſie ſelber mit einander geweſen wie zwei Kinder, ſo ſelig vergnügt.

Oft ſiecht ein Leben ſeine ganze Dauer hin und oft rafft es ſich empor zu neuer, ſelbſtbeſtimmter Wiedergeburt; es iſt ein höherer Wille, der dazu erkräftigt, und zugleich die in ſich gehaltene Charakterkraft. Sonne und Regen nähren und erſchließen leiſe und allmälig die Knospe, die der Entfaltung entgegenreift; Sturm und Gewitter können ſie urplötzlich ſprengen.

Da ſind drei Menſchen, ſie gehen ruhig ihren Lebensweg, und doch verdoppeln ſich oft die Pulsſchläge ihres Herzens, als müßte jetzt unverſehens eine Wendung des Geſchicks eintreten.

Lorle lebte ſtill dahin, ſie war den Kindern der Verſtorbenen eine ſorgſame Mutter und freute ſich in dieſem erweiterten Kreiſe ihrer Pflichten. Da Reinhard faſt nie mehr mit ihr ſpaziren ging, war ſie auch froh, nun eines der Kinder zur Begleitung zu haben.

Reinhard war vielfach betrübt: er redete ſich ein, daß ihm kein Bild mehr gelinge, auch hatte er viel Unruhe bei der ihm obliegenden Ordnung einer im Unverſtand zuſammengetrödelten Kupferſtichſammlung. Dazu wurde trotz ſeines Widerſpruches manches geſchmackloſe Bild angekauft, ja man nahm ſeinen Rath oft erſt in Anſpruch wenn der Kauf bereits abgeſchloſſen war; ſeine Mahnung, einheimiſche Künſtler zu beſchäftigen verhallte ſpurlos, denn man wollte fremde und glänzende Namen im Katalog haben.

Der Collaborator hatte ſeit geraumer Zeit etwas Geheimnißvolles und Verſchloſſenes. Niemand ahnte, daß er nun in der That endlich in der Ausführung eines Werkes war, das wiſſenſchaftlich und praktiſch zugleich ſein ſollte, denn es auf nahm Geſetzesvorlagen in einem großen Staate Bezug, den man, nachdem die allgemeine Mißliebigkeit der Maßregel ihm zugefallen war, um ſo unbehinderter nachzuahmen ſtrebte. Dort ſollte nämlich unter der Herrſchaft des Ritters von der Phraſe der engliſirte Sabbath und ein ſtraffes Kirchenregiment eingeführt werden.

Der Collaborator verrieth Niemand ſein Vorhaben, er hatte ſchon ſo oft geſagt, daß er dieſes und jenes vollführen wolle, was doch unterblieben war; nun wollte er plötzlich auftreten. Er wußte, daß ſtark erſcheinen oft weſentlich darin beſteht: die Vorſätze und Schwankungen zu verbergen und dann mit fertigen Thaten zu überraſchen. Der Weg nach der Hölle der Selbſtanklage und der Verdammung durch Andere iſt mit guten Vorſätzen gepflaſtert. -- Mit einem Gluteifer, den er bisher noch gar nicht an ſich gekannt hatte, arbeitete der Collaborator an ſeinem Werke und fand darin eine Erhebung, die kein noch ſo tiefes Denken und Fühlen in ſich zu gewähren vermag. In der Hingebung, daß er die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit ſagen wollte, erquickte ihn auch noch oft der Gedanke an die öffentliche Wirkſamkeit, und ſo empfing er im Stillen den Segen der Geiſtesthat, der unbelauſchten Ausbreitung des eigenſten Seins und Erkennens für Alle, ein Segen, dem nichts auf Erden gleichkommt; das ganze Einzelleben will ſich aufzehren, ein Opfer in den Flammen des Gedankens, und ſchwebt wiederum unverſehrt, geläutert daraus empor.

Oft ward dem einſamen Forſcher auch bange, er hatte ſo viel auf dem Herzen, das er doch nicht auf Einmal offenbaren konnte.

In Geſellſchaft der Freunde war er ſchweigſamer als je; weil er ein Geheimniß mit ſich trug. Es war ihm, als ob er ſich auch über andere Dinge nicht vollkommen unumwunden ausſprechen könne. Bei manchen Geſprächsgegenſtänden hatte er bisweilen Luſt auszurufen: „Wartet nur bis mein Buch kommt, dort habe ich alles dies erörtert und an's Licht geſetzt." Weil er dies nicht ſagen durfte und mochte, ſchwieg er. Dagegen konnte er nicht umhin, unter dem unmittelbaren Einfluß der Geſpräche in ſeine bereits niedergeſchriebenen Darſtellungen manchen Zwiſchenſatz einzuſchalten, manches „Epitheton" einzukeilen, um dieſen oder jenen Mißverſtändniſſen und ſchiefen Anſichten zu begegnen. —

Eines Mittags ging Lorle mit dem jüngſten Knaben des Regiſtrators nach dem Schloßplatz zur Parade; ſie wollte Reinhard dort erwarten, von deſſen Werkſtatt man gerade nach der Schloßwache ſehen konnte. Als ſie hier vorüberging, trat ein Tambour auf ſie zu mit den Worten:

„Grüß Gott! Ei kennſt mich nimmer? Sieh mich einmal recht an."

„Herr Je! der Wendelin, du biſt ja mehr als um einen Kopf gewachſen."

„Und dir geht auch nichts ab, du biſt recht ſtark worden, Lorle, oder Frau Profeſſorin; nicht wahr, ſo heißt man dich doch?"

Sie reichten ſich die Hände und nach mancherlei Fragen erzählte Wendelin: „Wie du halt fortgeweſen biſt, bin ich das Frühjahr drauf auch fort und hab' mich zum Grafen Felſeneck als Schäfer verdingt, und da hat einmal unſer Fräulein, die Gräfin Mathilde, gehört, daß ich von Weißenbach ſei und da hab' ich zu ihr 'nauf müſſen und da hat ſie mich Alles ausgefragt von dir und vom Herrn Reinhard. Es iſt ein brav' Mädle unſer gnädig Fräulein, und da hat ſie mir ein Guldenſtückle geſchenkt, und von dem Tag an hab's ich's immer beſſer gehabt auf dem Hof und wenn ſie ſo durch's Feld geritten iſt, ſie reitet prächtig, da iſt ſie auf mich zukommen und hat mit mir geſchwätzt. Und wie der Herr Graf die Schäferei aufgegeben hat, da hat mich der Vetter, der iſt Oberſtlieutenant in unſerm Regiment, mit hierher genommen und jetzt bin ich Tambour; ich bleib's aber nicht, ich lern' das Horn blaſen und über's Jahr komm' ich zur Regimentsmuſik und da hab' ich für mein Lebtag ausgeſorgt. Ich bin ſchon vierzehn Wochen hier, ich hab' dich aber noch nicht geſehen."

„Warum biſt du nicht zu mir kommen?"

„Ja, wenn ich's gewußt hätt', daß ich ſo dürft' und daß du noch allfort ſo gut biſt, ich hätt' dich ſchon ausgefunden. Ich hab' aber auch ſündlich viel zu lernen gehabt, meine Arme ſind mir oft wie abgebrochen geweſen und heut' bin ich zum Erſtenmal auf der Wacht; es iſt mir ein gut Zeichen, daß ich dich grad' ſeh!"

Während die Beiden ſo mit einander plauderten, war der Adjutant des Prinzen bei Reinhard, um mit ihm die Transparente zu beſprechen, die zur bevorſtehenden Vermählung des Prinzen anzufertigen waren; er trat jetzt an's Fenſter und rief: „Da unten ſteht Ihre Frau Gemahlin bei einem Soldaten."

Reinhard eilte hinab, Lorle ſah ihn nicht kommen, bis er ganz nahe war und in heftigem Tone rief: „Was ſtehſt du da? Komm mit fort."

In den bitterſten Aeußerungen ergoß ſich Reinhard über dieſe ſchmachvolle Unſchicklichkeit; Lorle konnte nicht zu Wort kommen. Die Parade zog auf und ſpielte einen luſtigen Marſch, Lorle war's, als müßte ſie in den Boden verſinken, da ſie hier vor aller Welt ihre Thränen nicht zurückhalten konnte; glücklicherweiſe aber bemerkte Niemand ihr zur Erde gewendetes Antlitz. Endlich konnte ſie die Worte hervorbringen:

„'s iſt ja der Wendelin, du kennſt ihn doch auch.“

Reinhard ſah wohl ein, daß es zu hart und heftig geweſen war, aber die Unſchicklichkeit war doch zu groß als daß er Abbitte that.

Bei den unerquicklichen Arbeiten, die Reinhard nun auszuführen hatte, ward er zu Hauſe immer düſterer und gereizter. Als er ſich einſt wieder zu einer Heftigkeit gegen Lorle hinreißen ließ, ſagte ſie: „Schmeiß' nur Alles zuſammen wie die Teller, die du auch zerbrochen haſt.“

Reinhard ward ſtill, ſeine Frau kam ihm unendlich kleinlich vor, da ſie jenen vor Jahren vollführten Uebermuth nicht vergeſſen konnte. Lorle aber konnte nicht mehr ausführlich mit ihm reden, ſie wollte ihm ſagen daß er auch ſie zerbreche weil ſie ſein eigen geworden ſei; aber ſie konnte jetzt ihm gegenüber nur halbe Worte finden, ein Bann lag auf ihrer Seele, den ſie nicht zu löſen vermochte.

Sie ging mit Reinhard durch die Straße, da begegnete ihnen ein Wagen mit friſchem Heu; Lorle riß eine Handvoll aus und ſagte: „Jetzt heuet man,“ und

Reinhard entgegnete: „Das iſt etwas ganz Neues, eine merkwürdige Entdeckung!“

Lorle ſchwieg, ſie konnte wiederum nicht ſagen, wie ſchmerzlich es ſie errege, erſt zufällig durch einen Heuwagen zu merken was an der Zeit ſei, da ſie ſich ſo weit vom Feldleben entfernt hatte.

Ein überraſchender Beſuch verſcheuchte auf einige Tage das ſtille Einerlei der einſamen Häuslichkeit. Der Wadeleswirth hatte ſchon oft ſeine Tochter heimſuchen wollen, aber wie das ſo geht, er kam ſchwer vom Fleck; bald ſollte dieſes bald jenes Feldgeſchäft noch gethan ſein bevor er reiste, und dann redete er ſich wieder ein, er wolle die Gevatterſchaft abwarten und ſo verſtrich die Zeit. In den Briefen, die Lorle nach Hauſe geſchrieben hatte, ſprach ſich oft in einzelnen Worten ein ſehnſuchtsvolles Heimweh aus. Es hätte ſich wohl daraus entnehmen laſſen, daß ihr jetziges Leben ihr noch ein fremdes war; die Eltern ahnten wohl dergleichen, aber ſie wollten ſich's nicht glauben, ſie rechneten Alles der übermäßigen Kindesliebe zu. Seit geraumer Zeit entſchuldigte Lorle in ihren Briefen jedesmal ihren Mann, daß er nicht ſelber ſchreibe weil er gar viel zu thun habe.

Sei es nun durch eine Mittheilung Wendelin's oder durch andere Berichte, im Dorfe ging die Sage, Lorle ſei unglücklich und werde in der Stadt wie eine Gefangene gehalten. Nun hatte alles Zaudern und Zögern ein Ende, der Wadeleswirth lief herum, ſchnaubte und ballte die Fäuſte; es that ihm nur leid, daß er den Reinhard nicht gleich packen und tüchtig durchwalken konnte. Den ganzen Tag und die Nacht hindurch fuhr er und kam am frühen Morgen in der Stadt an; er beſann ſich jetzt aber eines Beſſern, er wollte Lorle zuerſt allein ſprechen und wartete daher bis Reinhard in der Werkſtatt war. Als er die drei Treppen hinanſtieg, ſtand er mehrmals ſtill und verſchnaufte, ſein Blut war in mächtiger Wallung und er meinte die Knie müßten ihm brechen; das war ein harter Gang.

Erſchütternd war das Wiederſehen von Vater und Kind, Lorle wollte ſogleich nach Reinhard ſchicken, aber der Vater ſagte: „Nur ſtet, ich hab' zuerſt ein Wörtle mit dir allein zu reden.“

Lorle mußte nun ihre Lebensweiſe berichten. Der Vater runzelte die Stirn und preßte die Lippen aufeinander, als er merkte, daß Reinhard nur zum Mittageſſen und Schlafen heim käme; er geſtand offen, daß das anders werden müſſe und daß er dem „Profeſſor was aufzurathen“ geben wolle. Lorle bat und beſchwor, ja keine Heftigkeit anzufachen, da das doch zu nichts führe; Eheleute müßten ſich ſelber verſtändigen, da könne ſelbſt der Vater Nichts thun, ſie ſei nicht unglücklich und ihre ganze Anſchauung des Mißverhältniſſes drängte ſich in den Worten zuſammen: „Gucket, das iſt halt in der Stadt anders, das Elend iſt eben, daß die Frau dem Mann in ſeinem Geſchäft gar Nichts helfen und beiſpringen kann, und da muß ein Jedes allein ſein; daheim, da geht die Frau mit dem Mann auf's Feld und hilft überall.“ —

Dann erklärte ſie, wie ſehr Reinhard zu bedauern ſei, er werde ſo viel vom Hof in Anſpruch genommen und habe doch keine Freude daran.

Eine gemiſchte Empfindung beruhigte die Aufregung des Wadeleswirths, er bewunderte die Klugheit ſeiner Tochter und betrachtete ſie mit erneutem Stolz; dann freute er ſich, daß der Reinhard nichts vom Hofe wolle.

Lorle hatte Reinhard nun doch rufen laſſen und dieſer kam in Gemeinſchaft mit dem Collaborator. Das Wiederſehen von Schwiegervater und Sohn hatte hierdurch eine vielleicht erwünſchte fremde Haltung, denn noch war der Zorn des Erſteren nicht ganz verraucht. Reinhard war ganz der Alte, auch äußerlich; denn er hatte ſich ſeinen Bart wieder wachſen laſſen, da die Engländer in allen möglichen Bartformen bei Hofe erſchienen: man kann faſt ſagen, daß damit wiederum ſein unbändiges Weſen aufwuchs. Reinhard ſchlug die alte übermüthig luſtige Weiſe gegen ſeinen Schwiegervater an. Lorle freute ſich darüber. Sie wußte nicht, daß er ſich innerlich Vorwürfe machte, daß er jetzt mit Abſicht und Willen eine Form annahm, die ehedem unwillkürlich zu ſeinem Weſen gehörte; aber ihm ſtand keine andere Vermittlungsart mit ſeinem Schwiegervater zu Gebote. Der Collaborator war überaus zuvorkommend und freundlich gegen den Wadeleswirth; Lorle neckte ihn, weil er ſich ſonſt ſo wenig ſehen ließ; ſie konnte nicht ahnen, daß er ſich von ihr zurückzog, aus Furcht ſein Mitleid und ſeine Verehrung für ſie könne ihm einen böſen Streich ſpielen.

So hatte die erſte Stunde des Zuſammenſeins einen überaus heitern Anſtrich und hätte man ſpäter auch Luſt oder Veranlaſſung gehabt, eine andere Farbe zum Vorſchein kommen zu laſſen, ſo wäre dies nicht mehr möglich geweſen, wenigſtens nicht in der ganzen Schärfe und Beſtimmtheit; denn die erſte Stunde des Wiederſehens iſt der Accord, der die Tonart für den ganzen Verlauf des Beiſammenſeins angiebt. Außerdem war Reinhard mit Arbeiten überhäuft, wie er mindeſtens behauptete, er überließ daher ſeinen Schwiegervater ganz der Leitung und Fürſorge des Collaborators.

Sei es zufällig oder abſichtlich, Reinhard ging nie mit dem Wirth, der natürlich in ſeiner Bauerntracht erſchienen war, bei Tage über die Straße. Lorle glaubte, er ahne und fürchte eine unangenehme Auseinanderſetzung und wolle dieſelbe vermeiden, ſie hatte nichts dagegen einzuwenden; daß er ſich des Bauern ſchämen könnte, kam ihr nicht entfernt in den Sinn.

Der Collaborator war ganz glückſelig den Wadeleswirth überall geleiten zu können, er erfreute ſich nicht nur an dem körnigen naturkräftigen Sinne des Mannes, ſondern er wollte auch vor ſich und vor Andern beweiſen, wie ſehr er ſich dem Volke nahe fühle; er verſuchte ſogar Arm in Arm mit dem Wirth zu gehen, was dieſer aber als unbequem ablehnte. Der Wirth fand den Gelehrten in der Stadt auch viel ſchlichter und natürlicher als damals im Dorfe, er war daher auch ganz harmlos gegen ihn und ſagte einmal: „Es iſt mir doch allemal, wenn ich nach der Stadt da komm', wie wenn ich umfallen müßt'; es iſt Alles ſo eben (flach), es ſind keine Berg' da, wo ich mich d'ran halten kann.“ —

Der Collaborator erfreute ſich an dieſer eigenthümlichen Empfindungsweiſe des Bergbewohners, aber er hatte gelernt, nicht alsbald auf Alles eine Gegenbemerkung zu machen, wodurch der lautere Erguß gehemmt oder in eine andere Richtung gelenkt wurde.

Der Landtag ward gerade wiederum verſammelt, der Collaborator brachte ſeinen Schützling in die Geſellſchaft der freiſinnigen Abgeordneten. In der ganzen Stadt und zumal „höheren Orts“ wurde es übel vermerkt, daß der Collaborator als Staatsdiener, der noch dazu jeden Tag ſeine endliche Ernennung zum Bibliothekar mit Gehaltserhöhung erwarten durfte, ſich offen der ſtändiſchen Oppoſition anſchloß; er kümmerte ſich aber wenig um die ihm hierüber zugehenden Andeutungen. War nur irgend ein Bedenken berechtigt über den Anſchluß an Männer, die auf dem Boden der Verfaſſung ſtehend gegen Regierungsmaßregeln kämpften und Normen für die Zukunft feſtſtellten? War er ein Diener der Miniſter oder des Staates? — Der Wadeleswirth, aus deſſen Bezirk ein Regierungsmann gewählt war, wurde dennoch von dem angeſehenen Haupt der Oppoſition mit beſonderer Auszeichnung behandelt, weil er nicht nur als freiſinniger Wahlmann bekannt war, ſondern in ihm auch eine Bürgſchaft für die zukünftige Beſſerung des verlorenen Wahlbezirks liegen konnte. In dem rührigen, ernſten und heitern Leben, das in dieſer Geſellſchaft den Wadeleswirth umgab und wo er andächtig zuhörte, vergaß er faſt ganz, warum er eigentlich nach der Stadt gekommen war; überdieß ſah er jetzt wohl ein, daß hier nichts von ſeiner Seite geändert werden könne, und ſo war er froh, doch in der Betheiligung an den allgemeinen Landesangelegenheiten eine Erhebung zu finden. Der Collaborator ſprach mit ſeinem Schützling viel über Staatsverhältniſſe, aber voll von dem Gegenſtande, den er eben jetzt in ſeiner Schrift behandelte, konnte es auch nicht fehlen, daß er oft darauf zurückkam, man müſſe zunächſt und vor allem die wahre Religion wieder herſtellen und „dem Pfaffenthum den Treff geben.“

„Ich hätt's nicht glaubt,“ entgegnete der Wadeleswirth, „daß Ihr ſo fromm ſeid; aber laſſet doch in Gottes Namen die Pfaffen in Ruh, da iſt nicht gut anrühren und die gelten eigentlich doch nur bei den Weibsleuten. Jetzt müſſen wir weniger Steuern, müſſen Schwurgerichte und Landwehr haben, das iſt jetzt die Hauptſach'.“

Trotz aller Bitten Lorle's hatte ſich der Vater nicht bewegen laſſen bei ihr zu wohnen, er blieb bei einem alten Bekannten, einem Bäcker, der ihn bisweilen beim Fruchteinkaufe beſuchte und der zugleich eine Wirthſchaft hielt; Lorle mußte oft mit ihm dahin gehen, und ſie ſaßen dann nicht in der Wirthsſtube, ſondern im Backſtüble bei der Familie. Lorle war voll Freude, hier Menſchen zu finden, einfach und offen wie daheim, voll rüſtiger Thätigkeit im Haus und im Feld. Der Wadeleswirth empfahl noch ſeinem Gaſtfreund, er ſolle Lorle beiſtehen und ihr geben was ſie verlange, und ſie verſprach öfters zum Beſuche bei der Bäckerfamilie zu kommen.

Die Stunde der Abreiſe nahte. Lorle konnte den

Gedanken nicht los werden, daß ſie auf lange Abſchied nehme und ihren Vater vielleicht nimmer wiederſehe; ſie ſagte daher bei der letzten Handreichung: „Pfleget Euch nur auch recht gut, daß Ihr geſund bleibet und machet Euch wegen meiner keinen Kummer.“

„Närrle,“ erwiderte der Vater; „ich ſterb' noch nicht, und wenn ich ſterb', du kannſt ruhig ſein, du haſt mir mit Willen dein Lebtag keinen traurigen Augenblick gemacht.“

Lorle weinte.

„B'hüt dich Gott!“ ſagte der Vater in einem gewaltſam ſtarken Ton, „und komm' auch bald auf Beſuch.“

Er ſtieg auf das Wägelchen des Bäckers, mit dem er halbwegs fuhr, wo ihn dann der Martin abholte.

Lorle lebte nun wieder in ihrer alten, ruhig ſtillen Weiſe. Die beiden Freunde aber waren in großer Aufregung.

Eine ſo eben erſchienene Zwanzigbogenſchrift brachte die ganze Stadt in Aufruhr. Sie hieß: „Die Sonntagsteufel mit den weißen Bäffchen, oder ein Schuß in's Schwarze, von Adalbert Reihenmaier.“ Die Vorrede lautete: „Leſer, auf zwei Worte! Ich will die Religionsheuchelei an's Meſſer der Oeffentlichkeit liefern. Ich will die Verſteinerungen im Moraliencabinet ordnen. Komm mit.“

Der Collaborator, der ehedem die Anſicht gehegt hatte, man müſſe die ganze heutige Welt radical in ſich verfaulen laſſen, hatte nun doch an das Beſtehende angeknüpft, da er zur Einſicht gelangt war, daß jene

Erhabenthuerei blos eine Maske der Trägheit und Selbſtgefälligkeit iſt.

Die Tiefe und Selbſtändigkeit der philoſophiſchen und geſchichtlichen Forſchung war in der Schrift unverkennbar, Manches aber nahm ſich ſeltſam aus; denn es waren nackt hingeſtellte Ergebniſſe langer Beſprechungen oder weitläufiger innerlicher Denkprozeſſe, nur für denjenigen vollkommen klar, der den Collaborator kannte. Daneben waren dann wieder Sätze wie Dolche aus zuſammengeſchweißtem und gehämmertem Stahldraht. Ein Kapitel: „Adam Kadmon, oder die Urmenſchen an der Spitze der Geſchichtsepochen,“ in dem der Verfaſſer ſeine Anſichten von der Erlöſung darlegte, wurde von Oberflächlichen als myſtiſch bezeichnet, weil darin die Wiedergeburt der Menſchheit durch die reine Natur erklärt werden ſollte. Wir kennen einige Grundlinien dieſer beſondern Anſchauung aus der Art, wie der Collaborator das Weſen Lorle's gegenüber den Culturbeſtrebungen anſah. So weit ab in die Tiefen des Geiſtes und der Geſchichte ſich dieſe Erörterung verlief, kann ſie doch wohl durch jene Betrachtung angeregt worden ſein; denn wer weiß, aus welchen ſcheinbar fernliegenden Anregungen der ſchöpferiſche Geiſt ſeine Gebilde ſchafft und ſeine Erkenntniſſe den Anfang nehmen.

Wo ſich die Schrift dem unmittelbaren Leben zuwendete, gelangte ſie zu einem Schwunge, der ſich mit dem prophetiſchen vergleichen ließ; hier loderte der Eifer gegen die Verunſtaltung und die Blindheit, die aus dem Beſeligendſten und Befreiendſten eine Jammerſchule und eine Sklavenkette macht. Eben dies erregte den heftigſten Zelotismus gegen den Verfaſſer. Von den Kanzeln herab wurde gegen den ruchloſen Gottesläugner gepredigt und zugleich alsbald eine Unterſuchung gegen ihn eingeleitet. Jetzt lebte jene alte Notiz in dem geheimen Buch und das Aktenfascikel 14,263 wieder auf; die Schrift und jene Thatſache wurde zur Fangſchnur gedreht: der Collaborator ward wegen Atheismus angeklagt.

Die rechtsgelehrten Freunde erboten ſich, ihn juriſtiſch zu vertreten, er lehnte es ab, und die Vertheidigungsſchrift, die er einreichte, ward zur neuen Anklage. Dennoch ging er ſo frei und froh umher, wie noch nie. Was kümmerten ihn die ſcheelen Blicke und das Fingerdeuten auf den vordem Unbekannten, Unangefochtenen? Er glaubte erſt jetzt ſich ſelber achten zu dürfen. Nur der unbeſchreibliche Jammer ſeiner Schweſter Leopoldine that ihm weh. Vor der Schwelle einer geſicherten Zukunft hatte der Bruder ſich ſelber den Weg abgegraben, das konnte die treue Gefährtin nicht verſchmerzen. Sie hatte Gönnerinnen genug und lief von Haus zu Haus mit Bitten und Klagen, bis ſie erfuhr, daß es ſich zugleich auch darum handle, den eben von der Univerſität zurückgekehrten Sohn des Conſiſtorial-Directors in die zu erledigende Stelle einzuſchieben. Von dieſem Augenblicke an hörte man kein Klagewort mehr von ihr. Mit einer bewundernswerthen Stärke und Seelenruhe ließ ſie nun Alles kommen und war freundlich gegen den Bruder, in dem ſie ein Opfer der Familienränke ſah.

Lorle ſuchte jetzt Leopoldine wieder auf und ſah mit tiefer Reue, wie unrecht ſie gegen dieſe gehandelt hatte, die jetzt in Schmerz und Noth ihre Hochherzigkeit und ihren liebevollen Geiſt offenbarte. Auch Leopoldine erkannte nunmehr das geſunde Herz und die Zartheit Lorle's. Dieſe ſagte einmal: „Ich glaub's nicht, aber wenn's auch wahr iſt, daß der Herr Reihenmaier was Sündliches geſchrieben hat, da wird ihn unſer Herrgott ſchon ſtrafen und beſſer machen; was geht das das Conſiſtore an? Da kann kein König und kein Kaiſer was machen, das muß Gott ſelber wieder in Einem zurecht bringen. Aber der Bruder iſt ja ſo gut, er beleidigt ja kein Kind.“

Die Oberbehörden hatten andere Grundſätze, der Collaborator wurde durch ein beiſpiellos raſches Erkenntniß als Gottesläſterer zu ſechs Monaten Gefängniß verurtheilt und demzufolge ſeines Amtes entſetzt. Er recurrirte an das Geſammtminiſterium.

Reinhard war eines Abends „en petit cercle“ beim Prinzen, die Eingeladenen ſtanden in einer Gruppe im Empfangſaale und harrten nach der Hofweiſe des Einladenden.

Unverſehens kam die Rede auf das Buch des Collaborators; ein junger Engländer bemerkte: „Solche Frechheiten darf man nie und nirgends dulden, das ſchamloſe fade Buch ſollte an den Galgen genagelt werden.“

Reinhard hielt an ſich und ſagte nur mit ironiſchem Lächeln: „Sie zürnen, weil der Verfaſſer die Engländer das gottloſeſte Volk der Erde nennt, Sonntagschriſten, die allſabathlich ihrem Lordsgott langbeinige Reverenzen machen, während ſie in der Woche lieblos gegen die eigenen niederen Stände und egoiſtiſch gegen alle Welt ſind.“

„Ich bewundere Ihre glückliche Gabe, es giebt Menſchen mit einer beſondern Anziehungskraft für Paradoxen und Trivialitäten," entgegnete der Engländer.

Reinhard biß die Lippen auf einander und faßte krampfhaft ſeinen Rockſchoß, als packte er den kecken Schwätzer, der jetzt fortfuhr: „Der aberwitzige Verfaſſer verſteht kein Wort von Philoſophie."

„So?" fuhr Reinhard fort, „alſo auch darüber wagt Ihr abzuurtheilen? Wo ſich der deutſche Geiſt irgend in ſeiner Kraft äußert, da wagt Ihr's, ihn zu beſpötteln. Mag die ganze vornehme Welt vor Euch krummbuckeln und der Affe Eurer Gentlemans-Rohheit ſein, es giebt noch etwas Höheres" —

„Seine königliche Hoheit!" hieß es plötzlich als eben der Comte de Foulard beſchwichtigend ſich einmengen wollte; die Gruppe zertheilte ſich ſchnell und bildete zu beiten Seiten Fronte, durch die der Prinz begrüßend ſchritt.

Wie war jetzt Alles plötzlich gedämmt! Die Gräfin Mathilde hatte wahr geſprochen, als ſie einſt gegen Reinhard bemerkte, daß die Etikette und die geſellſchaftliche Form überhaupt den individuellen Tact oft erſetzen müſſe.

In mancherlei abliegenden Geſprächen ſuchten die Engländer, die ſogleich gemeinſchaftliche Sache machten, Reinhard zu reizen, ohne daß er in Gegenwart des Prinzen ihnen erwidern konnte; Reinhard fand indeß einen unerwarteten Beiſtand in dem Oberleutnant und Kammerjunker Arthur von Belgern, dem Vetter der Gräfin Mathilde.

Als man die Geſellſchaft verließ, ſagte Belgern zu Reinhard: „Sie haben zwar dem ganzen Hofkreiſe den Handſchuh hingeworfen, indeß erbiete ich mich gern zu Ihrem Secundanten. Es empört mich und Viele mit mir ſchon lange, welche Anmaßungen den Fremden bei Hofe geſtattet werden; durch einige Mäßigung hätten Sie ſich, ich darf wohl ſagen, den beſten Theil der Geſellſchaft zu Dank verpflichtet.“

Reinhard war es aber durchaus nicht darum zu thun geweſen, eine Partei zu gewinnen oder ſich eine Coterie zu verpflichten; er hatte ſeinem Ingrimm Luft gemacht, und es that ihm nur leid, daß es nicht noch kräftiger geſchehen war. Mochte ſeine Beziehung zum Hofe ſich dadurch löſen, es war ihm erwünſcht.

Als die Ausforderung nun andern Morgens eintraf, nahm er ſie mit Freuden an, ließ ſich aber nicht von Belgern, ſondern von einem jungen Rechtsgelehrten ſecundiren und ſchoß ſeine erſte Kugel dem Gegner durch das rechte Schulterblatt.

Das Duell erregte gewaltiges Aufſehen in der ganzen Stadt; es wurde indeß vertuſcht, aus Rückſicht für den Ort wo es angeſponnen, und weil man überhaupt gern Aufſehen vermied und Ignoriren in dieſen wie in höheren Beziehungen als höchſte Staatsklugheit geprieſen wird.

Lorle erfuhr die ganze Sache erſt mehrere Tage ſpäter zufällig von Leopoldinen; ſie ſchauderte vor dem was geſchehen war und daß Reinhard ihr es verhehlen konnte. Sie begriff dieſe Welt nun gar nicht mehr: dort ein braver Menſch der Gottesläugnerei angeklagt; hier ihr eigener Mann, der ſein Leben auf's Spiel ſetzte, wie einen Rechenpfennig. Sie ging mehrere Tage umher und ſah allen Leuten verwundert in's Geſicht, als wollte ſie ſie fragen, ob denn die Welt bald untergehe?

In Reinhards Gegenwart war ſie oft zerſtreut und dann ſah ſie ihn wieder mit einem flehenden Blick an, der dringend bat: erzähl' mir doch Alles, ich kann nicht begreifen wie du dein Leben, das doch mir gehört, vor die Mündung einer Piſtole ſetzen konnteſt, ohne mir Etwas davon zu ſagen; und auch jetzt noch, da du der Gefahr entronnen, höre ich kein Wort. Bin ich denn gar nicht mehr da?

So ſah ſie ihn oft ſtarr an und Keines redete eine Silbe.

Lorle half Leopoldinen ſo viel ſie konnte, aber die Wackere und Starkmuthige war ſelten zu Hauſe; ſie ahnte was kommen konnte, und um gegen jede Fährlichkeit geſichert zu ſein, begann ſie nun wieder ihr Putzgeſchäft einzurichten.

In dem Hauſe des Bäckers, wohin Lorle ihrem Verſprechen gemäß jetzt bisweilen ging, fand ſie meiſt Erholung; hier war ein Leben voll Arbeit und Heiterkeit, man wußte hier ſo wenig von dem Wirrwarr, der da drüben in den anderen Kreiſen herrſchte, als läge dieſe Welt fern über'm Meere. —

Lorle, die ſonſt immer zu Hauſe geblieben und in ſich ſelber Ruhe geſucht hatte, ging jetzt öfter aus, ſie wollte ſich vergeſſen, eine gewaltige Unruhe ſtörte ſie auf; ſie war wie ein Vogel, der den Baum zur Erde gefällt ſieht, auf dem er ſein Neſt gebaut hatte. —

Das Geſammtminiſterium beſtätigte die Amtsentſetzung des Collaborators, jedoch ward ihm die Gefängnißſtrafe erlaſſen. In dem kleinen Bierſtübchen wurde „der Geburtstag des Privatmenſchen Reihenmaier" würdig gefeiert. Der Neugeborne hielt ſich ſelber die Rede, in welcher die bemerkenswerthe Stelle vorkam: „Sie irren ſich, die Herren, ſie wollen uns zu Lumpen machen, um dann ausrufen zu können: Seht Ihr's. Nur die Taugenichtſe ſind unzufrieden! Wir wollen's ihnen zeigen."

Von dieſer Zeit an ſtudirte er emſiger als je. Viele glaubten, daß er mit einer neuen, noch nachdrücklicheren Schrift hervortreten werde; aber er behauptete, nicht zum Schriftſteller zu taugen. Er gab ſich nun ganz ſeiner Lieblingswiſſenſchaft, der Geologie hin. Scherzend ſagte er einſt zu Reinhard: „Ich bin ein Stück Prometheus, auf den Felſen verwieſen weil ich einen Funken Licht vom Himmel auf die Erde gebracht; aber ich bin nicht gefeſſelt und ich laſſe mir das Herz nicht aushacken."

Reinhard war nicht nur bei Hofe, ſondern auch, wie ihm die Freunde erzählten, faſt in der ganzen Stadt in Ungnade gefallen. In der Reſidenz, die weſentlich aus Beamten und Militär beſtand, und wo es an natürlichen Erwerbsquellen mangelte, hatte ſich bereits jenes Verderbniß der Badeorte eingeniſtet, daß Viele faullenzend von der Vermiethung ihrer Wohnungen an Fremde lebten, und wie ſie ſich vor denſelben in kleine Stübchen zurückzogen, ſo ihnen auch ſonſt in Allem Unterthänigkeit bewieſen. Die Engländer hatten in Mißmuth faſt ſämmtlich die Reſidenz verlaſſen und Reinhard ward nun in den Augen Vieler ein Aergerniß. So wenig ihn alles dieß berührte, empfand er doch eine prickelnde Unbehaglichkeit in allen ſeinen Verhältniſſen. Lorle litt dabei am meiſten, denn er ſagte oft im Unmuth: „Ich gehe zu Grunde, wenn ich hier bleibe, ich kann nicht hier bleiben und will und muß doch.“ —

Lorle wußte gar nicht was ſie beginnen ſollte, ſie bat, daß ſie nach einer andern Stadt ziehen möchten; aber das wollte Reinhard wieder nicht.

Mitten in dieſem Wirrwarr traf Lorle eine ſchwere Nachricht: ihr Vater war plötzlich am Schlage geſtorben. Nachdem ſie ſich ſattſam ausgeweint hatte, war ſie wunderbar gefaßt; ſie ging tagtäglich nach der Kirche, um für den Verſtorbenen zu beten. Leopoldine ſtand ihr getreulich bei in ihrem Kummer. Als ſie ihr einſt durch Erinnerung an eigenes Mißgeſchick Troſt zuſprechen wollte, ſagte Lorle: „Er iſt jetzt todt, aber mir iſt's, wie wenn er nur weiter weg wär', wo man eben nicht hinkommen kann bis Gott Einen ruft, ich denk' jetzt g'rad an ihn wie wenn er noch da wär', für mich iſt's eins; ob man ſo weit oder ſo weit von einander iſt, das iſt gleich. Es thut mir nur leid, daß er nichts mehr von dieſer Welt hat, er hat aber die andere dafür; mich dauert nur mein' Mutter, mein' gute gute Mutter.“

Reinhard kam immer ſeltener und immer flüchtiger nach Hauſe, er vollführte ohne Unterlaß ſeine Aufträge für den Hof; er ſetzte einen Stolz darein, zu zeigen daß ihm die Ungnade nicht nahe gehe und er Großmuth zu üben wiſſe. — In den Feierabenden begann er ſich auf traurige Weiſe zu betäuben.

Lorle fühlte ein faſt unbezwingbares Heimweh, und doch wollte ſie nicht auf einige Tage zur Mutter; ſie fürchtete das Wiederſehen, den Abſchied und die Rückkehr. Oft war's ihr wie einem Vogel, der die Flügel regt, aber ſich nicht aufſchwingen kann. Im Traume kam es ihr vor, als hätte der Bach ihres heimatlichen Dorfes eine Geſtalt gewonnen und zöge und zerrte an ihr, daß ſie heimkehre.

Eines Abends im Herbſte ſaß ſie am Fenſter und ſah den Schwalben zu, die jetzt haſtiger durch die Luft ſchoſſen, im Fluge zwitſcherten und ſich grüßten; Lorle breitete unwillkürlich die Arme aus, ſie wünſchte ſich Flügel, ſie wollte fort, ſie wußte nicht wohin. Die Dämmerung brach herein, die Abendglocke läutete, Lorle konnte nicht beten, ſie ſaß im Dunkel und träumte: ſie läge tief in der Erde eingeſchloſſen und nimmer tagt's. Da erwachte ſie und hörte eine Stimme auf der Straße, die in ſchwerem, langem Klageton rief: Sand! Sand! Sand!

„Ach Gott!“ dachte Lorle, „der Mann will noch nicht heim, er kann ſeinen Kindern kein Brod bringen für den Sand, den er feil bietet.“ Sie ging hinab und kaufte dem Manne ſeinen ganzen Wagen voll Sand ab, ſo daß für Jahr und Tag vorgeſorgt war. Der abgehärmte heiſere Sandverkäufer dankte ihr mit Thränen in den Blicken. Sie ging nun wieder in die Stube und malte ſich das Glück der Familie aus, wenn der Vater heimkam und Brod und Geld mitbrachte. Zu ſich ſelber ſprach ſie dann: „Du biſt doch undankbar, du haſt's ſo gut, haſt dein täglich Brod und dein Mann läßt dich über Alles Meiſter ſein. Ach, er iſt ja ſo gut. Wenn ich ihm nur helfen könnt'."

Sie nahm ihr Gebetbuch und betete; ſie mußte herzſtärkende Worte geleſen haben, denn ſie küßte die Blätter des Buches und legte es zu.

Wie viele inbrünſtige Küſſe lagen ſchon in dieſem Buch eingeſchloſſen!

Lorle faßte den Entſchluß, heute zu warten bis Reinhard heimkäme; ſie mußte ihm wieder einmal ihr ganzes liebendes Herz offenbaren. — Stunde auf Stunde verrann, er kam nicht; ſie hatte wieder das Gebetbuch ergriffen und Gebete und Geſänge für alle möglichen Lebensfälle geſprochen und leiſe geſungen; ſie rieb ſich oft die Augen, aber ſie blieb wach.

Welch ein eigenthümlicher Weltzuſammenhang offenbarte ſich ihr jetzt. Die Gedanken der Menſchen in den verſchiedenſten Lebensverhältniſſen waren jetzt durch ihre Seele gezogen und alle und überall ſeufzten ſie auf und ſtreckten die Hände empor. Könnt ihr euch nicht retten und emporſchwingen?

In dieſem Gedanken ſaß Lorle da und ſtarrte hinein in das Licht.

Mitternacht war längſt vorüber, als ſie Reinhard die Treppe heraufkommen hörte; ſie wollte ihm entgegengehen, aber doch hielt ſie's für beſſer, ihn in der Stube zu erwarten. Jetzt öffnete ſich die Thür. Verhülle dich

Auge! Ein Schreckbild, das einſt im Scherz dich ſo gepeinigt — es wird zur Wahrheit.

„Lieber Reinhard, was iſt dir?“ rief Lorle entſetzt.

„Laß mich, laß mich,“ antwortete Reinhard mit ſchwerer, lallender Zunge; er that einen Schritt vor und taumelnd ſtürzte er auf den Boden.

Lorle ſchrie nicht um Hülfe, ſie hatte ſeinen Zuſtand erkannt und warf ſich neben ihm auf den Boden, ſie ſchaute dann mit gläſernem Blick umher und konnte nicht weinen. Eine Göttererſcheinung, zu der ſie anbetend aufgeſchaut hatte, war in den Staub geſunken. „Wer hat das verſchuldet? Er, ich oder die Welt? . . .“

Endlich ſtand ſie auf, holte ein Kiſſen und legte es Reinhard unter den Kopf; er hob einen Arm und ließ ihn matt wiederum ſinken.

In dunkler Kammer hatte ſich Lorle über das Bett geworfen, kein Schlaf berührte ihre Augenlider, ihre Gedanken wurden wie von nächtigen Geiſtern wirr durcheinander gejagt und Bilder, die kein Wachen ſchauen kann, umgaukelten ſie. Der Tag graute. Als fühlte ſie das Nahen des Morgens, ſtand ſie auf, Reinhard lag noch in ruhigem Schlafe. Sie kleidete ſich ſorgfältig an, nahm ihr Gebetbuch, öffnete es aber nicht, ſondern ſteckte es zu ſich; was ſie jetzt vorhatte, kam zunächſt aus der Entſchiedenheit ihres Charakters, aus ihrem ſelbſtändigen Entſchluß. Vom Abend her lag noch eine geklärte Ruhe auf ihrer Seele und eine Zuverſicht die aus der Tiefe des eigenſten Lebens kam, ſpannte ihr ganzes Weſen; ſie ſchwankte keinen Augenblick in ihrem Beginnen. Eine Weile ſtand ſie mit gefalteten Händen vor Reinhard, dann verließ ſie die Stube und ging die Treppe hinab. An der Flurthüre des Regiſtrators lauſchte ſie, Alles war ſtill. „B'hüt euch Gott ihr lieben Kinder," hauchte ſie an die Scheibe und verließ raſch das Haus.

Der Bäcker war höchlich erſtaunt, als Lorle ihn bat augenblicklich einſpannen zu laſſen, um ſie nach Hauſe zu fahren; er willfahrte indeß ohne Zögern und da kein Knecht zu Hauſe war, übernahm er ſelbſt den Fuhrmannsdienſt. Lorle nahm nicht nur kein Frühſtück, ſondern duldete nicht einmal, daß der Bäcker auf deſſen Bereitung wartete.

Als ſie an der Kaſerne vorbeifuhren, ſtand ein Tambour dort und ſchlug die Tagwacht; es war Wendelin, er ahnte nicht, wer im Morgenduft an ihm vorüberzog.

Wenige Stunden darauf erhielt Reinhard durch einen Boten folgenden Brief:

„Ich ſage dir Lebewohl, lieber Reinhard, ich gehe wieder heim zu meiner Mutter, ich hab's wohl bedacht, aber ich geh'. Ich danke Dir viele tauſendmal für all' das Liebe und Gute auf dieſer Welt, was ich durch Dich gehabt hab'. Ich bin ein' ſchöne Zeit glücklich geweſen. Gott iſt mein Zeug', wenn ich's heut' nochmals zu thun hätte und ich wüßt', daß ich ſo lang in Schmerzen verleben muß, ich thät's doch wieder und ging' mit Dir. Es iſt doch ein' ſchöne Zeit geweſen.

Laß es bleiben, daß Du mich zu dir zurückbringen willſt, das geſchieht nimmer und nimmermehr; es iſt gut ſo für Dich und mit Gottes Hülfe auch für mich.

Wenn Du mir mein Bett und die zwei blauen Ueberzüge ſchicken willſt, von Allem andern will ich nichts mehr ſehen.

Du mußt wieder in die weite Welt und ich geh' heim. Du wirſt Deinen Kummer ſchon wieder vergeſſen, vergiß meiner aber doch nicht ganz. Lebe wohl und ewig wohl. Bis in den Tod Deine getreue

Lore Reinhard.

Laß der Bärbel noch ein ſteinern Kreuz ſetzen, wie Du verſprochen haſt. Lebe wohl und ewig wohl. Deine Getreue.

Verzeihe, das Papier iſt naß geworden, ich habe darauf geweint. Lebe wohl und lebe ewig wohl.“

Und dann?

Der Collaborator iſt als Theilhaber einer Mineralienhandlung auf Reiſen. Wer weiß, in welchem Bergwerk er jetzt hämmert und gräbt. Wir dürfen ihm Glückauf zurufen und ſicher ſein, daß er wieder den Weg an's Licht findet.

In Rom fragte die Frau des Kammerherrn Arthur von Belgern, geborene Gräfin Mathilde von Felſeneck, angelegentlich nach dem Maler Reinhard, der ſeine Stellung in der *ſchen Reſidenz aufgegeben und ſich hieher gewendet hatte; ſie hörte nur, daß er ſelten nach der Stadt käme, ſich meiſt in der Campagna umhertreibe und dort il Tedesco furioso heiße.

Durch das Dorf geht eine Frau in ſtädtiſcher Kleidung, von Jedermann herzlich begrüßt, und fragt ihr, wer ſie ſei, ſo wird euch Jeder mit dankendem Blicke ſagen, daß ſie der Schutzengel der Hülfsbedürftigen iſt. Und ihr Name? Man nennt ſie die Frau Profeſſorin.

BIBLIOTHECA
REGIA
[illegible]

Berthold Auerbach's

geſammelte Schriften.

Erſte, neu durchgeſehene Geſammtausgabe.

Vierter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1857.

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung dieſer neu durchgeſehenen Geſammtausgabe vor.

NSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Schwarzwälder Dorfgeſchichten.

Vierter Band.

Lucifer.

(1847.)

In die wogende Saat.

Die Morgenglocken tönen und klingen und wollen nicht enden, durch die ſtillwogende Saat wallt in langer Reihe eine fromme Schaar, die Kirchenfahnen blau und roth flattern und knattern im ſanften Windhauch, laut ausgerufene Worte werden nachgemurmelt in der endloſen Reihe, Geſänge ſchallen hin über Wieſe und Feld und der rauſchende Wald verſchlingt ſie. Hoch oben im Blau verborgen ſchmettert die Lerche ihr Lied und badet im lichten Aether; erfriſchender Duft athmet von den Höhen und aus den Gründen, und die Weihrauchwölkchen aus den geſchwungenen Keſſeln zertheilen ſich raſch. Dort ſenkt ſich der Zug den Feldweg hinab, die Fahnen ſind verſunken und die Menſchen mit ihnen, dort aber ſteigen ſie ſchon wieder die Höhe jenſeits hinan; weit voraus ſind die Erſten und noch bewegt ſich das Ende des Zuges zwiſchen den Hecken der Gärten am Dorfe. Die Menſchen ziehen hin durch die Flur und danken dem Gotte, der ſo reiche Saat emporſproſſen ließ, ſie flehen um ferneren Schutz und ſegnen die Frucht ihrer Arbeit. Es iſt der Bittgang durch das Feld.

Dieſe Wege zogen ſie oft einſam, belaſtet und müde, heute ſind ſie alle vereint, frei und in ihren Feierkleidern; nur Worte, andächtige Grüße ſchicken ſie hin über die Häupter der ſchwankenden Aehren, die ſich ſtill zu einander neigen, als verſtünden ſie den Gruß und flüſterten Unhörbares ſich zu.

Den Zug ſchloß eine uralte wohlgekleidete Frau, ſie ging etwas gebückt und führte einen rothwangigen Knaben von etwa neun Jahren, der ſtets tänzelte und hüpfte. Als man an der Thalſchlucht anlangte, ſagte die Alte: „Victor, halt ein bisle ſtill, wir wollen da abſitzen, meine Läufer wollen nimmer mit; komm', wir wollen noch beten und dann heimezu gehen.“

Sie ſetzten ſich auf den Rain und der Knabe las aus dem Gebetbuche vor. Dann ſprach die Alte mit tiefer Rührung von der Güte Gottes, der nun die armen Menſchen wieder ſo reich geſegnet habe.

Endlich richtete ſie ſich auf und ſtreichelte den Knaben über Stirn und Wangen, und nun machten ſie ſich ſtill auf den Weg.

Im Dorfe war Alles wie ausgeflogen, die Glocke ſchien gleich einer Mutterſtimme die Fernhingezogenen zu rufen, daß ſie der Heimath nicht vergäßen. Deß hatte es keine Noth, denn bald füllten ſich die Straßen wieder und Alles eilte mit doppelter Haſt zur harrenden Speiſe. Eben bebte der letzte Ton des Geläutes aus und ſchon ſchlug es zwölf Uhr.

Der Mittag iſt glühheiß, die Sonne ſticht ſo ſpitz. Nach der Mittagskirche iſt es wiederum leer auf der Straße. Die Pappel beſchaut ſich weithin im glatten Spiegel des Weihers und kein Lüftchen bewegt ihre langſtieligen Blätter; die Enten liegen am Ufer, und da ſie nichts zu reden und nichts zu eſſen haben, ſtecken ſie die Schnäbel unter die Flügel und — gut Nacht Mittag! Eine Schaar Hühner hat unter einem leerſtehenden Wagen Schatten geſucht und nur eine unruhige aus ihrer Mitte gräbt ſich tief ein in den Sand.

Das ganze Dorf iſt wie ſchlafen gangen. Am Rathhauſe aber hört man gewaltigen Lärm, beſonders tönt eine mächtige Stimme hervor. Alle Mannen ſind dort verſammelt, denn der Schultheiß bringt einen neuen Vorſchlag an die Gemeindeverſammlung. Zweierlei Mißlichkeiten hatten bisher beim Einzuge des Zehnten ſtattgefunden. Vor Allem die Scherereien durch die Zehntknechte, da war man nicht Herr ſeines Eigenthums, bis die Herren Zehntknechte ihren Theil geholt hatten; pachteten Ortsangehörige den Zehnten, ſo blieb dieſer Mißſtand derſelbe und führte noch zu allerlei Feindſchaften bei der Steigerung u. ſ. w. Darum hatte der Gemeinderath für dieſes Jahr ſowohl den „Herrenzehnten“ als den „Pfarrzehnten“ gepachtet, und verlangte dafür die Beſtätigung der Gemeinde. Der Vorſchlag war ſachgemäß und billig, Alles ſchien einverſtanden.

Da erhob ſich der Sägmüller Luzian Hillebrand, der zugleich auch Obmann des Bürgerausſchuſſes war, und rief: „Wie? will Keiner das Maul aufthun bei der Hitz'? Fürchtet er ſich die Zung' zu verbrennen?“

Alles lachte und man hörte eine Stimme ſagen: „Was hat der jetzt wieder?“

Luzian fuhr fort: „Was hat der jetzt wieder? hör' ich da rufen. Sollſt's gleich hören und ihr Alle mit.

Ich muß mich jetzt ſchon an den Laden legen. Alſo wie es den Anſchein hat, ſoll die Sach' jetzt gleich beſchloſſen werden, butſchgeres fertig, wie der alte Geigerlez als geſagt hat. Aber warum hören Wir vom Ausſchuß erſt jetzt davon? Da ſehet ihr's, ihr Mannen, wie die Herren Gemeinderäth' für die Ewigkeit, ich mein' die lebenslangen, regieren, da könnet ihr's nun wieder abmerken, daß ihr nie mehr Einen wählet, der nicht unterſchreibt, daß er nach fünf Jahren austreten will."

„Was haſt denn gegen die heutige Sach'?" fragte der Schultheiß, „was ſollen die griffigen Reden?"

„Kommt ſchon," entgegnete Luzian, „es iſt auf die Lebenslangen kein Schlag verloren, als der wo neben 'naus geht. Alſo nach dem Flurbuch wollet ihr den Zehnten umlegen? Nicht wahr Schultheiß und du Heiligenpfleger, du haſt deine Aecker meiſt im Speckfeld, der Kübelfritz da het aber ſeine paar Aeckerle drunten beim Heubudel und im Neſſelfang; was meinſt, muß der vom Morgen ſo viel Zehnten geben, wie du und ich von meinen beſten Aeckern, wo der Boden fett und mürb iſt und wo wir die doppelten Neuning[1] machen? Saget nur Alle Ja."

„Nein," ſchrie es von allen Seiten und „hat Recht, hat beim Blitz Recht," hinkte noch der Eine und Andere mit ſeiner Rede nach, als bereits wiederum Stille eintrat und Luzian dann fortfuhr:

„So? Alſo nein; warum ſtehet ihr denn aber da wie Gott verlaß mich nicht und red't kein's und deut't nicht und macht nicht und bericht't nicht? Warum laſſet ihr mich immer am ſchweren Ort anfaſſen? Nun meinetwegen, es geht auf die alt' Zech'. Jetzt ich mein' ſo: wenn der Vorſchlag angenommen wird, und ich will mich nicht dagegen ſtäupern (widerſetzen), dann macht man den Anhang dazu: man wählt noch einen Ausſchuß, der den Zehnten zelgweiſe, wie's Kauf und Lauf iſt, umlegt. Aber ihr ſchreibet Alle nicht gern Zettel und da du," er ſtieß lächelnd ſeinen Nachbar an, „du fürchteſt mit den Anderen, das Bier im Rößle wird dir warm. Alſo der Gemeinderath und drei Mannen vom Bürgerausſchuß, die nehmen noch ein paar von den Halbfuhrigen[1] dazu und die vertheilen's gleichling."

---

[1] Neuning, ein Haufen von neun Garben.

Dieſes wurde nun auch einſtimmig beſchloſſen.

Es war ſo erſtickend heiß in der Gemeindeſtube, daß Viele ſchon innerlich grollten, weil die Verhandlung ſo lange dauerte, obgleich es ja ihr nächſtes Wohl betraf. Andere ſchlichen ſich, da die Thür offen gelaſſen werden mußte, ſtill davon und dachten, die Zurückbleibenden würden ſchon ausmachen was gut ſei; ſie ſtimmten gar nicht mit, und gewiß waren dieſe Ausreißer nicht minder vorn dran, wenn es galt, die Ueberlaſten aller Art zu beklagen. Die Ueberwitzigen beſchönigen dann wohl gar ihre Faulheit mit der klugen Rede, daß der Bettelſack doch ein Loch habe und da nicht zu helfen ſei, es müſſe Alles anders kommen. Denn nicht blos hinter Brillen hervor dringen ſolche kluge Blicke, die über Alles hinaus ſind und alles Thun eitel finden; die urthümliche Lungerei iſt grad ſo weit.

---

[1] Die nur eine einzelne Kuh zum Anſpannen haben.

Endlich ward die Gemeindeverſammlung aufgehoben, die Straßen belebten ſich. Viele Männer zogen ihre Röcke aus und ſchickten ſie ſammt den Hüten durch herbeigerufene Knaben nach Hauſe; der kleine Umweg von da in's Wirthshaus war ihnen zu viel.

Allerlei Gruppen bildeten ſich, wir bleiben bei der um Luzian. Er erhielt allgemeines Lob und man ſagte ihm, es ſei einmal ſo, wenn Er in der Verſammlung ſei, ſo warte eben alles, bis er dem Gemeinderathe die Streu ſchüttle.

Es muß hiebei bemerkt werden, daß Gemeinderath und Ausſchuß, beſonders wo jener lebenslang gewählt iſt, ſich oft verhalten, wie Regierung und Stände, ſo weit dieſe aus unabhängigen Männern beſtehen. Schon geraume Zeit kämpfen alle Einſichtigen gegen die Lebenslänglichkeit des Gemeinderaths, aber das Staatsgeſetz verharrt unbeugſam, und ſo hat man zu jenem Verfahren genöthigt, das Luzian oben angab; man hat damit den Einklang mit dem Geſetze tiefinnerlichſt untergraben.

Luzian hatte noch einen beſonderen Grund, warum er, wie man ſagt, gerne dem Gemeinderath eine hölzerne Wurſt auf's Kraut legte. Wir werden das ſchon noch ſattſam erfahren.

„Es macht doch gottſträflich heiß,“ bemerkte jetzt der Schmied Urban.

„Thut Nichts,“ entgegnete Luzian, „ich weiß nicht, ich kann die Hitz' viel eher vertragen als die Kält', und ich ſchwitz' auch ſchon gern ein bisle, wenn's nur ein gut Weinjahr giebt; es iſt denen Wingerter zu gunnen.

Soll das Gewächs auskochen, ſo muß der Menſch auch ſein Theil Hitz mitnehmen.“

„Der Luzian ſchwitzt gern für die Welt, er iſt ja auch ſo ein Stück Erlöſer,“ ſagte der Brunnenbaſche, ein wohlhäbiger, bejahrter Mann, der die Rolle des Schalksnarren im Dorfe ſpielte.

Luzian gab ihm keine Antwort und ging voraus.

Man ging nach dem Wirthshauſe. Luzian las die Zeitung, deren verſchiedene Blätter in einem kleinen Kreis vertheilt waren, Andere „kartelten,“ da der Pfarrer das Kegeln am Sonntag verboten hatte. Bald aber legten die Spieler die Karten weg, die Zeitungsleſer rieben ſich die Augen und die Buchſtaben flimmerten vor ihnen, es war plötzlich ſtockdunkel.

„Heiliger Gott! was iſt das?“ rief der Erſte, der zum Fenſter hinausſah.

„Was giebt's?“

„Da gucket einmal den Himmel an.“

Es gab nicht genug Fenſter für die Drängenden, man rannte hinaus in's Freie. Schreckensbleich wurde jedes Antlitz, das aufſchaute. Schwere, ſchuppenartig geſtaltete Wolken ſchoben ſich im ganzen Geſichtskreiſe träg in einander; mit jedem Augenblicke wurde es düſterer und nächtiger. Die die Wirthsſtube verlaſſen hatten, kehrten nicht mehr dahin zurück, ſondern eilten heimwärts, immer wieder aufſchauend und die Hände von ſich abſtreckend, als müßten ſie den Einfall des Himmels von ſich abwehren. Die in der Wirthsſtube verblieben waren und ihre noch in der Hand gehaltenen Karten an ſich drückten, um den Nachbar nicht einſchauen zu laſſen, warfen das Spiel mit allen Trümpfen weg und nahmen ſich nicht einmal Zeit, den Reſt ihres Trunkes zu leeren; auch ſie eilten „heimezu.“

Jedes wollte zu den Seinen ſtehen, als wäre das Unglück abzuwenden, wenn man ſich ihm mit vereinter Kraft entgegenſtemmte; jedenfalls war es leichter zu tragen.

Der Wirth war bald allein, und indem er die Reſte zuſammenſchüttete, ſagte er vor ſich hin: „Und jetzt haben wir heut' erſt den Zehnten abgelöſt.“ Der Vorder- ſo wie der Nachſatz dieſes Gedankens kam nicht zu Worte, denn er wagte es nicht, vor ſich ſelbſt die Furcht auszuſprechen, die ihn erzittern machte.

Luzian ging ſtill das Dorf hinab, manchmal zwinkerte er mit den Augen, wenn er aufſchaute, und preßte die ſcharfgeſchnittenen Lippen zuſammen. Am Schulhauſe begegnete er dem Lehrer, der die Kirchenſchlüſſel trug und als Küſter eben zum Wetterläuten gehen wollte.

„Ihr ſolltet das ſein laſſen, Herr Lehrer,“ ſagte Luzian, „wenn's da droben aufſpielt, da nützt das Bimbam nichts. Ich hab' erſt vorlängſt noch geleſen, daß das Wetterläuten ein alter nichtsnutziger und gefährlicher Brauch iſt. Wer nicht von ihm ſelber betet, der thut's auch nicht auf das Gebimbel hin. Es iſt ja auch abkommen geweſen.“

„Ja, aber unſer neuer Pfarrer hält ſtreng auf die alten Bräuche, ich bekomme beim Unterlaſſen einen ſtrengen Verweis.“

„So? Auch auf das hält er? Hätt's eigentlich wiſſen können. Nun, behüt' uns Gott!“

Im Weitergehen ſchnalzte Luzian mit beiden Händen und ſpie oft aus. Faſt vergaß er über ſeinem Aerger was am Himmel vorging, er mußte ſich jetzt zuſammennehmen, daß ihm der Hut nicht vom Kopfe geriſſen wurde; der Sturmwind wirbelte graue Staubwolken vor ihm her zuſammen, ſchon fielen jetzt einzelne breite Tropfen, und als er die Klinke ſeiner Hausthür erfaſſen wollte, zuckte ein gelber Blitz, ſo daß Luzian geblendet nach dem Griffe taſtete.

„Gott ſei Lob, daß du da biſt!“ begrüßte ihn ſeine Frau, „was ſagſt du zu dem Wetter? Es wird doch, will's Gott, mit Gutem vorübergehen! So, jetzt biſt doch da. Mir iſt viel leichter, wenn dein Rock am Nagel hängt. Komm, gieb her.“

„Laß mir ihn noch an, man weiß nicht, wie man 'naus muß. Iſt das Kind da?“

„Ja. Siehſt ihn denn nicht? Da ſitzt er und liest. Das giebt auch ſo einen Bücherguckcr, wie du. Victor, gieb dem Aehni (Großvater) die Hand, du haſt jetzt genug geleſen, und es iſt ja ſtichedunkel.“

„Wo iſt das Bäbi?“ fragte Luzian.

„Draußen in der Küch', der Paule iſt auch da.“

„Gang und mach' das Feuer aus und ſie ſollen 'rein kommen. Halt, das iſt ein Schlag, der hat kracht und jetzt läutet der Schulmeiſter auch noch.“

Während die Frau hinausging, trat Luzian in die Nebenſtube, er fand dort eine Schlafende, die wol durch das drückende Wetter jetzt ſchon eingeſchlafen war. Es iſt dieſelbe Frau, bei der wir heute beim Bittgang verblieben ſind, als wir, gleich ihr die Andern weiter ziehen ließen. Auf leiſen Sohlen kehrte Luzian wieder in die Stube zurück, er lehnte die Thür nur an, ohne ſie in's Schloß fallen zu laſſen.

Die Bäbi und der Paule traten mit glühenden Wangen in die Stube. Die Mutter hatte draußen wol ein großes Feuer zu löſchen gehabt. Bäbi ſtellte ſich ſogleich zu Victor an das Fenſter, es gelang ihr dadurch, ihr flammendes Antlitz zu verbergen, das ſie dem Vater nicht zeigen wollte.

„Guten Tag, Schwäher," ſagte Paule und ſteckte aus Ehrerbietung die in der Hand gehaltene Pfeife in die Bruſttaſche.

„Guten Tag. Biſt allein hier?"

„Ja."

„Guter Gott!" begann Bäbi, „wenn das Wetter nur keinen Schaden thut, das könnt' alle Luſtbarkeit auf unſerer Hochzeit —"

„Du denkſt jetzt nur an dich," unterbrach ſie Luzian; „Paule wie iſt's? Hat dein Vater ſich in die Hagelverſicherung einſchreiben laſſen?"

„Mein Vater? Nein. Gucket Schwäher, Euch kann ich's ja ſagen; mein Vater, der iſt gar wunderlich, der träppelt ſo 'rum und drückſt und will halt nicht an die Sach, und geht man ihm ſcharf auf den Leib, ſo ſagt er, daß er nur nichts zu thun braucht: man muß Gott machen laſſen, wenn er Einen ſtrafen will. Und gegen mich iſt er jetzt gar, es will ihm nicht recht in den Sinn, daß ich nimmer Vorroß ſein ſoll, daß ich jetzt halt auch an die Deichſel komm'. Deßwegen bin ich halt hehlings in die Stadt und hab' mich einſchreiben laſſen, es iſt ja bald mein eigen Sach. Mein Vater darf aber nichts davon erfahren, der iſt —"

„Schäm' dich in's blutige Herz hinein," unterbrach die Frau den Redenden, „das iſt nichts, ſo über deinen Vater oder über einen Menſchen zu reden, wer er ſei, und noch dazu, wenn ſo ein Wetter am Himmel iſt; man verſündigt ſich ja."

„Drum hab' ich's immer geſagt," begann Luzian, „der Landſtand muß eine allgemeine Hagelverſicherung für's ganze Land einführen, da kann Keiner mehr neben 'naus und da iſt's auch wohlfeiler; freilich iſt's traurig, daß man die Leut' zu ihrem eigenen Nutzen zwingen ſoll; aber man zwingt's ja zu anderen Sachen, die gar nicht ſo nöthig ſind. Drum iſt der Landſtand —"

„Luzian, was haſt denn?" rief die Frau in Angſt und Pein, „zuerſt wird über die nächſten Anverwandten losgezogen und jetzt über den Landſtand, und bei ſo einem Wetter."

„Wenn man's ehrlich meint, darf man reden, mag's gewittern oder die Sonn' ſcheinen. Meinſt du, unſer Herrgott iſt jetzt näher bei der Hand als an einem hellen Tag?"

„Mich gehen deine Bücher nichts an, und jetzt muß man einmal beten. Ich will jetzt auch nichts mehr reden, es darf keinen Zank geben, das iſt ärger als Feuer auf dem Herd."

Luzian ſchwieg, die Frau breitete ein Tiſchtuch auf dem Tiſche aus, legte das Geſangbuch und die Bibel aufgeſchlagen an der Stelle: „Im Anfang ſchuf Gott

Himmel und Erde“ mitten auf den Tiſch und ſtreute Salz auf deſſen vier Ecken.

„Aehni, es gitzebohnelet“ (ſchloßt) rief Victor am Fenſter.

Die Mutter nahm ihn ſtill an der Hand, führte ihn an den Tiſch und betete dort laut mit ihm.

Luzian lächelte vor ſich hin, als der Knabe las: „Guter Chriſt, du wirſt es ja nicht deinem Pfarrer oder Seelſorger zur Schuld rechnen, wenn Hagel oder Ungewitter Schaden anrichten. Wer kann dem heiligſten Willen des Allmächtigen widerſtehen? Oder was für ein Prieſter hat eine größere Macht als Gott ſelbſt?[1]

Natürlich: des Prieſters Macht reicht hinab in die tiefſte Hölle und hinauf in den höchſten Himmel, warum ſollte er dem Wetter nicht Einhalt thun können?

Rührend klang dann das alte Lied, in dem es heißt:

„Das Wildfeu'r fern hin von uns jag',
In wild's Geröhr und Hage,
Darin es Niemand ſchaden mag
Bei'r Nacht und auch bei'm Tage.

O reicher Gott! laß mildiglich
All' Frucht kecklich entſprießen,
Daß Arm', Elende die redlich
Durch Gab' ſein Wohl genießen.

---

[1] Wörtlich aus: Guter Samen auf ein gutes Erdreich. Ein Lehr- und Gebetbuch ſammt einem Haus- und Krankenbüchlein für gutgeſinnte Chriſten, beſonders für's liebe Landvolk, von Aegidius Jais, S. 203.

Den armen Seelen in Fegfeur's Pein
Thu' bitters Leiden ſchmälen,
Und ſie durch das Almoſen rein
Den Seligen zuzählen."

Wie mit ſcharfen Schroten ſchlug es nun gegen die Fenſter, eine Scheibe ſprang und aus der Ferne hörte man andere klirren, Fenſterladen abknacken und Klageſchreie verhallen.

„Das giebt ein gräßliches Unglück, ein gräßliches Unglück!" jammerte Luzian und rang die Hände vor ſich hin.

Victor hatte ſchon lange neben ausgeſchielt, jetzt ſprang er auf und holte eine durch die geöffnete Scheibe eingedrungene Schloße; ſie war faſt ſo groß wie ein Taubenei.

„O wie ſchön!" rief Victor, und Alles antwortete wie aus Einem Munde: „Daß Gott erbarm!"

Immer dichter und dichter kam der Hagelſchlag.

„Hauſengenug, iſt nimmer nöthig, es iſt ſchon Alles hin," ſagte Luzian, nach Außen winkend, trauervoll in Ton und Miene.

Luzian und Paule ſchloſſen ſchnell die Fenſterladen, um die Scheiben zu wahren; Licht wurde angezündet.

„Jetzt ſind wir in der Arche Noah, und du Aehni biſt der Noah, wenn unſer Haus fortſchwimmt," plauderte Victor.

„Still!" gebot Luzian mit ſcharfem Tone, dann ſetzte er flüſternd hinzu: „Es iſt mir nur lieb, daß die Ahne (Großmutter) in der Kammer das Wetter verſchlaft; ſo alte Leut' ſind doch wie die kleinen Kinder, die ſpüren die ſchwere Luſt und ſinken um. Sie iſt heut' auch ein bisle zu weit mit dem Bittgang in's Feld."

Keines redete mehr ein Wort, ſelbſt Victor ging auf den Zehen und betrachtete das Zerfließen der Schloße auf ſeiner warmen Hand; nur manchmal hob er ſie auf und verſuchte beim Lichte durchzuſchauen; Tropfen fielen auf das Geſangbuch und vermiſchten ſich dort mit den Thränen, welche die Frau geweint hatte.

Man horchte ſtill hinaus ob das Wetter noch nicht nachlaſſe, das wüthete aber immer toller; wie aus rieſigen Wurfeln ſchüttelte es immer wieder und jeder letzte „Schütter" ſchien der gewaltigſte.

„Das kann bei uns daheim auch ſein," ſagte Paule. Niemand antwortete.

Endlich fielen nur noch einſame Tropfen an die Fenſterladen. Menſchenſtimmen wurden auf der Straße hörbar. Man öffnete und ſchaute wirklich wie aus der Arche Noah hinaus. Welch ein Fluthen und Wogen überall! Das gurgelte und murmelte luſtig, aber die Menſchen waren nicht von der Erde verſchwunden, ſie waren geblieben zu Jammer und Noth.

Alles rannte durcheinander hin und her und hinaus auf's Feld, Jedes wollte ſeine zerſchlagene Hoffnung ſehen; Einige kehrten ſchon heim und brachten eine Handvoll ausgeraufter Aehren mit, ſie zeigten ſie mit thränenſchweren Blicken. Heulen und Wehklagen der Frauen erfüllte die Straßen und die Häuſer; ſtumm, geſenkten Hauptes wandelten die Männer dahin, innerlich fröſtelnd ballten ſie die Fäuſte, ſie hatten ſo wacker gearbeitet und die Arbeit war hin und die Hoffnung.

In allen Gärten waren die Stützen der Bäume zu Boden geſtreckt und neben ihnen lag das unreife Obſt, faſt kein Baum, dem nicht ein Aſt abgeknackt war, viele waren ganz niedergeworfen.

An dieſem Abende reichten die Eltern kummervoll den Kindern ihr Eſſen, ſie ſelber aber hungerten und ſchwere Sorge nagte an ihren Herzen die bange ſchlafloſe Nacht.

Heute hielt ſich von ſelbſt das ſtrenge „pfarramtliche“ Gebot, daß nicht mehr auf den Straßen geſungen werden durfte.

Draußen iſt's ſo würzig, wie eine balſamiſche Glätte zieht es durch die Luft; in den Häuſern und in den Herzen aber iſt es trüb und dumpf.

Ein Blick in's Haus und in die Rathsſtube.

Das war ein traurig Erwachen am Montag. Die Senſen und Sicheln waren gedengelt, die Menſchen fühlten ihre Sehnen geſpannt und ſtraff zu friſcher Arbeit, jetzt ließen ſie die Hände ſinken und ſchauten ſtill drein. Dennoch ruhte auf manchem Auge, das ſich ausgeweint hatte, auf manchem Antlitze ein Abglanz ſtiller Verklärung, man möchte ſagen wie auf der Natur rings umher, die ſich auch ausgeweint zu haben ſchien.

Ein Ungemach, das hereingebrochen, ſieht ſich am andern Morgen ganz anders an; am Tage ſeiner Entſtehung willſt du es nicht dulden, kannſt du es nicht faſſen, es ſoll ſich nicht einniſten in deiner Seele als Wahrheit; wie wäre es möglich? Du ſelbſt lebſt und deine Gedanken ſind wach. Wie kann dir etwas entriſſen werden, das dir angehört, das du mit deinen Gedanken feſthältſt? Sinkt die Nacht, verſenkt dich in Schlummer und macht dich dein ſelbſt vergeſſen, ſo faßt dich am Morgen das, was dich geſtern betroffen, noch immer mit ſtaunendem Schmerze, aber ſchon iſt es zur Vergangenheit geworden, die mit unwandelbarer Gewißheit feſtſteht, du kannſt nicht mehr daran rütteln und mußt dich darein ergeben, mit ſtillem Schmerz dein zerſtücktes oder überbürdetes Leben der heilenden Zukunft entgegenführen.

Auf Feld und Flur funkelte und flimmerte der Morgenthau, der trieft hernieder, ob die Halme ſich auf ihren Stengeln neigen oder geknickt zur Erde geworfen ſind. Die Sonne ſtand am Himmel in voller Pracht, ſie bleibt nicht aus am Himmelsbogen, nur manchmal lagern ſich Wolken, Wetter und Nebel zwiſchen ſie und die Erde und das Erdenkind vermag nicht durchzuſchauen, das Licht genügt ihm nicht, es will ſeinen Urquell erfaſſen. Das Licht aber haftet im Auge wie in der weiten Welt draußen, und das Auge vermag es nur zu ſchauen, weil das Licht in ihm iſt. Du ſuchſt den Urquell und er iſt in dir wie in der Welt.

Das Korn am Halme, das zur Erde niedergeworfen iſt, geht in Verweſung über und ſetzt nur zu ſeinem eigenen fruchtloſen Untergange neue Keime an. Der Menſch aber gleicht nicht dem Halme, er kann ſich aufrichten durch die Kraft ſeines Willens.

Friſch auf! du mußt dich durch die Welt ſchlagen, ja hindurchſchlagen, das iſt's. Der Tag iſt verloren, ausgebrochen aus der Kette deines Lebens, den du in Trübſinn und thatenloſer Verzweiflung hinſtarrteſt.

Aus ſolcherlei Gedanken heraus, die er nach ſeiner Art hundertfältig herüber und hinüber und auf die beſonderen Verhältniſſe der Einzelnen anwendete, ging Luzian am andern Morgen von Haus zu Haus. Er nöthigte auf manches kummerſtarre Antlitz das Zucken eines Lächelns durch ſeinen Haupttext: „Dem Weibervolk iſt's nicht zu verdenken, das muß klagen und jammern wenn ein Hafen (Topf) in Scherben zerbricht; das iſt ja grad das brävſt Häfele geweſen, nein, ſo wird keins mehr gemacht; der Mann aber ſagt: hin iſt hin und jetzt wirthſchaften wir mit dem, was noch blieben iſt. O! die leichtſinnigen Männer, denen iſt an Allem nichts gelegen, klagen dann noch die Weiber, und am Ende müſſen ſie uns doch Recht geben."

Luzian brachte es zu Wege, daß mancher Mann, der Alles ſtehen und liegen und in ſich verfaulen laſſen wollte, ſich nun doch aufmachte, um wenigſtens das Obſt zur Schweinemaſtung einzuheimſen.

Es war ſchon viel gewonnen, daß man ſich wieder zur Thätigkeit aufraffte. Freilich fing man zuerſt mit dem Kleinſten an, aber das trifft ſich meiſt, daß man nach erlittenem Ungemache zuvörderſt das Nebenſächliche, oft Unbedeutendſte in Angriff nimmt, man getraut ſich noch nicht an das Hauptſtück; die Hand gewinnt jedoch hiemit wiederum Stärke und Feſtigkeit, das Blut ſtrömt wieder lebendiger zum Herzen und erfriſcht es mit neuem Muth.

Müde und lechzend kam Luzian zu Mittag nach Hauſe und ſein erſtes Wort war: „Weib, wir müſſen doppelt ſparen und hauſen, wir bekommen den Winter wieder große Ueberlaſt."

„Ich ſeh' ſchon, wie du wieder überall ſorgen und helfen willſt," entgegnete die Frau, „und du kriegſt doch nur Schimpf und Undank."

„Laß du meinen Luzian nur machen, was mein Luzian macht das iſt gut," ſagte die Ahne, die im großen Lehnſtuhl ſaß.

„Ich weiß wohl, ihr Zwei haltet zuſammen wie gezwirnt," ſchloß die Frau lächelnd, indem ſie das Tiſchtuch von der Suppe zurückſchlug; denn es iſt hier Sitte, beſonders im Sommer, daß man geraume Weile vor der Eſſenszeit die Suppe auf das ausgebreitete Tiſchtuch ſtellt und dann das Tuch wieder über die Schüſſel ſchlägt, um die Suppe in ſich verdampfen und abkühlen zu laſſen. Man liebt das heiße Eſſen und das langwierige Blaſen nicht.

Wir ſind geſtern unter ſo ſeltſamen Umſtänden vor dem Wetter hier in das Haus geflüchtet, daß wir kaum Zeit hatten uns die Leute näher zu betrachten. Wir müſſen uns damit ſputen, bevor vielleicht eine unverſehene Erſchütterung Alles ſo von der Stelle rückt, daß wir den vormaligen ſtillen Wandel der Menſchen und Verhältniſſe kaum mehr herausfinden mögen.

Der ruhende Mittel- und Schwerpunkt des Hauſes war die Ahne, die uns bereits geſtern im hellen Sonnenſchein an der Hand Victors begegnete. Die Geſtalt iſt groß und hager, mit runzlichem faſt klein gewordenem Antlitze, das dunkelbraune Auge ſcheint kaum gealtert zu haben, das blühweiße Tuch, das ſie faſt immer um den Kopf gebunden trägt und deſſen Eckzipfel hinten weit hinabfallen, rahmt das Geſicht auf eigenthümliche Weiſe ein und gibt ihm einen nonnenhaften Anblick; ſie iſt aller ihrer Sinne mächtig, im ganzen Behaben äußerſt ſäuberlich, faſt zierlich. Nur zum ſonntäglichen Kirchgange entfernt ſie ſich vom Hauſe. Schon geraume Weile vor dem erſten Einläuten macht ſie ſich auf den Weg, erwartet ſodann im Winter in der Stube des Schullehrers, im Sommer auf der Bank vor dem Rathhauſe den Beginn des Gottesdienſtes. Mancher, der die alte Cordula ſo dahin wandeln ſieht, eilt, um ſich noch mit ihr auf der Rathhausbank zu beſprechen;

ſie hat ein offenes Herz für Leid und Luſt, und oft findet hier auf dem Vorhofe eine heiligere Erhebung ſtatt als im Innern des Tempels. Manche ſuchten aber auch in neckiſcher Weiſe die Ahne auf ihren Hauptſpruch zu bringen, ſie wollte es aber nie glauben, daß man ihrer ſpotte. Dieſer Hauptſpruch der Ahne war nämlich: „Ja, wenn der Kaiſer Joſeph nicht vergiftet wäre, dann wäre das und das gewiß beſſer.“ Sie verehrte den Kaiſer, von dem ihr Vater oft und oft geſprochen hatte, faſt wie einen Heiligen; ſein Andenken war mit dem an ihren Vater unauflöslich verknüpft, als wären ſie Geſchwiſter geweſen. Sie hegte den vielverbreiteten Glauben, daß der Kaiſer, weil er's ſo gut mit allen Menſchen gemeint habe, von ſcheinheiligen Pfaffen um ſein junges Leben gebracht worden ſei. In ſolch gegenſtändlicher Weiſe faßt der Volksglaube die Untergrabung der edeln Plane des hochherzigen Kaiſers. Einſt las Luzian der Mutter eine Lebensgeſchichte des Kaiſers vor und ſie behauptete, das ſei juſt ſo wie ihr Vater erzählt habe, nur anders geſetzt. Das Dorf hatte bis in die neueſte Zeit zu Vorderöſterreich gehört und ein Oheim der Mutter war kaiſerlicher Rath in Wien geweſen, ſie hatte ihn noch gekannt, da er einſt im Dorfe zum Beſuche war; ſie bewahrte noch eine Granatſchnur, die er ihr damals ſchenkte. Der einzige Streit, den ſie bisweilen mit Luzian hatte, war darüber, weil er nicht ihrem Verlangen willfahrte und nach Wien an die Nachkommen des kaiſerlichen Rathes ſchrieb; ſie behauptete immer, es ſei unmenſchlich wenn Blutsverwandte ſo gar nichts von einander wiſſen. Eine beſondere Vorliebe hatte die Mutter für den Victor, ihr Urenkelchen, ſie ſagte oft: „Der wird juſt wie der kaiſerliche Rath. Wenn der Kaiſer noch leben thät, der thät ihn nach Wien verſchreiben, das ſag' Ich."

Man hätte faſt glauben ſollen, Luzian ſei der leibliche Sohn der Ahne, die er auch faſt immer Mutter nannte, während er in der That nur ihr Schwiegerſohn war. Seine Frau neckte ihn oft und ſtellte ſich eiferſüchtig wegen der Liebſchaft der Beiden zu einander; denn Luzian ging die Sorgfalt für die Mutter über Alles, und er hätte ihr gern, wie man ſagt, das Blaue vom Himmel geholt, um ſie zu erfreuen.

Luzian war ein Mann im Anfang der fünfziger Jahre, ſtämmig, ein Sägkloß, wie er von ſeinen Freunden manchmal genannt wurde, weil er zum Spalten zu dick war und ſich nicht ſplittern ließ; ſein Geſicht war voll und geſpannt und verrieth entſchiedenes Selbſtbewußtſein, der ſtarke Stiernacken bekundete Unbeugſamkeit. Noch gegen Ende des Befreiungskrieges war er zum Soldatendienſte ausgehoben worden, kam aber zu keiner Schlacht. Die Sägmühle hatte er ſeinem Sohne Egidi übergeben und bauerte nun auf dem Gute im Dorfe. Victor, Egidi's älteſten Sohn, hatte er ſich und der „Guckahne" (Urgroßmutter) zulieb in's Haus genommen, angeblich indeß, damit der Knabe der Schule näher ſei.

Margret, Luzians Frau, ähnelte der Mutter unverkennbar; war auch ihr ganzes Dichten und Trachten dem Haushalte zugewendet, ſo war doch Luzian nicht minder ihr Stolz, nur ließ ſie es nie merken wie die

Mutter, wenigſtens nie in Worten. Sie bildete ſich mehr darauf ein als Luzian ſelber, daß dieſer ſchon zweimal zum Abgeordneten vorgeſchlagen war. Spöttelte ſie auch manchmal über ſein vieles Leſen, ſo war es ihr doch nicht unlieb, da er dadurch faſt immer im Hauſe war und Alles in beſter Ordnung hielt; auch glaubte ſie, daß er eben viel geſcheidter ſei als alle in der ganzen Gegend. Klagte ſie auch wiederholt über die Gemeindeämter und vielen Pflegſchaften, die ſich Luzian aufbürden ließ, ſo dachte ſie doch wieder im Stillen bei ſich: „Ja, es verſteht's eben doch Keiner ſo gut wie er.“

Bäbi, das hochgewachſene Mädchen mit auffallend dunkeln Augen und ſtarken Brauen, gehört eigentlich gar nicht mehr recht in's Haus. Sie hatte noch geſtern zu Paule, ihrem Bräutigam, geſagt: „Seitdem der Pfarrer uns miteinander verkündet hat und über vierzehn Tage unſere Hochzeit ſein ſoll, da iſt mir's jetzt allſort, wie wenn ich nur auf Beſuch daheim wär!“

Die Bekanntſchaft Egidi's mit ſeiner Frau und den Kindern müſſen wir abwarten, bis ſie ſich uns ſelbſt vorſtellen.

So wären wir alſo hier im Hauſe mit Allen bekannt und können ſie ungeſtört mit den beiden Knechten und der Magd zu Mittag eſſen laſſen. Man kennt aber namentlich einen Bauern nicht recht, wenn man ſeinen Beſitzſtand nicht weiß; an ihm äußert ſich nicht nur die ganze Sinnesweiſe und der Charakter, ſondern dieſer ſtützt ſich auch meiſt darauf. In andern Stellungen bilden ſich Lebenskreis, Haltung und Geltung vornehmlich aus der Perſönlichkeit heraus, hier aber wird das Meßbare und im Werthe zu ſchätzende vor Allem Stützpunkt des Charakters in ſich und ſeiner Bedeutung nach Außen. Du wirſt daher oft finden, daß ein Bauer, der Vertrauen zu dir faßt, dir alsbald all' ſeine Habe aufzählt, oft bis auf das Kälbchen, das er anbindet. Er will dir auch damit zu verſtehen geben, was er daheim bedeutet. Da ſitzen ſechzig Morgen Ackers und ſo und ſo viel Wald und Matten, beſagt oft die Art wie ſich ein Bauer im fremden Wirthshaus niederſetzt. Gehörte Luzian auch keineswegs zu letzterem Schlage und ſtellte ſich ſeine Ehre und Schätzung noch auf etwas anderes, ſo müſſen wir doch noch ſchnell ſagen, daß er vier Pferde, zwei Paar Ochſen, ſechs Kühe und ein Rind im Stalle hatte; darnach meſſet. Die Pferden werden allerdings nicht blos zum Feldbau, ſondern auch zu Holz- und Bretterfuhren gebraucht, da Luzian dieſen Handel eifrig betreibt, der ihm manchen ſchönen Gewinnſt abwirft.

Nach Tiſche wurde Luzian auf's Rathhaus gerufen. Er fand dort außer dem Schultheiß und den Gemeinderäthen auch den Pfarrer. Luzian maß dieſen mit ſcharfen Blicken, denn er ſollte ihm zum Erſtenmale ſo nahe ſitzen. Der Pfarrer war ein junger Mann, der die erſte Hälfte der zwanziger Jahre noch nicht überſchritten hatte, groß und breitſchulterig, mit derben Händen, das Geſicht voll und rund, aber blutleer und in's Grünliche ſpielend, die zuſammengepreßten Lippen bekundeten Entſchiedenheit und Trotz; ein eigenthümliches Werfen des Kopfes, das in beſtimmten Abſätzen von Zeit zu

Zeit folgte, ließ noch Anderes vermuthen. Ueber und über war der Pfarrer in ſchwarzen Laſting gekleidet, der lange, weit über die Kniee hinabreichende Rock, die Beinkleider und die geſchloſſene Weſte waren vom ſelben Stoffe; er wollte die leichte Sommerkleidung nicht entbehren und doch keine profane Farbe ſich auf den Leib kommen laſſen. Der ſpiegelnde Firniß des rauhen Zeuges gab der Erſcheinung Etwas das ans Schmierige erinnerte, während der junge Mann ſonſt in Ton und Haltung eine gewiſſe vornehm ſtolze Zuverſicht kund gab. Dieß ſprach ſich ſogar in der Art aus wie er jetzt, während die Blicke Luzians ihn muſterten, mit einem kleinen Lineal in kurzen Sätzen in die Luft ſchlug.

„Ich habe dich rufen laſſen, Luzian," ſagte der Schultheiß, „wir wollen da wegen dem Hagelſchlag eine Eingab' an die Regierung machen und eine Bitt' in die Zeitung ſchreiben, du ſellſt als Obmann auch mit unterſchreiben."

„Wie iſt's denn, Herr Pfarrer?" fragte Luzian das Papier in Handen, „wie iſt's denn? Schenket Ihr der Gemeind' den Pfarrzehnten, oder was laſſet Ihr nach?"

„Von wem ſind Sie beauftragt, mich darüber zu ermahnen?" warf der Pfarrer entgegen, „was ich thun werde, iſt mein eigener guter Wille; ich laſſe mir meine Gutthat dadurch nicht verringern, daß mich Unberufene daran gemahnen."

„Berufen hin oder her," ſagte Luzian, „eine Ermahnung kann einer Gutthat nichts abzwacken; wenn das ja wär', ſo wären die Gutthaten auch minderer, die auf Eure Ermahnungen in der Predigt von den Leuten geſchehen.“

„Sie ſcheinen darum die Kirche zu meiden, um nicht zu etwas Gutem verführt zu werden,“ ſchloß der Pfarrer und warf das Lineal auf den Tiſch.

„Ich will Ihnen was ſagen,“ entgegnete Luzian mit großer Ruhe, da er noch nicht enden wollte, „Sie haben Beicht- und Communion-Zettel auch für die großen (erwachſenen) Leute eingeführt; wir laſſen uns das nicht gefallen, das war beim alten Pfarrer niemals.“

„Was geht mich Ihr alter Pfarrer an? Das neue Kirchenregiment hält ſeine Befugniſſe ſtreng zum Heile“ —

„Schultheiß, haſt kein'n Kalender da?“ unterbrach Luzian.

„Warum? heute iſt der ſiebzehnte,“ berichtete der Gefragte.

„Nein,“ ſagte Luzian, „ich hab' nur dem Herrn Pfarrer zeigen wollen, daß wir 1847 ſchreiben.“

Der Pfarrer ſtand auf, preßte die Lippen und ſagte dann mit wegwerfendem Blick: „Ihre Weisheit ſcheint allerdings erſt von heute. Ich hätte eigentlich Luſt mich zu entfernen und wäre dazu verpflichtet nach ſolchen ungebührlichen Reden. Sie alle ſind Zeugen, meine Herren, daß ich hier, ich will kein anderes Wort gebrauchen, ſchnöde angefallen wurde. Ich will aber bleiben, ich will ein gutes Werk nicht ſtören und laſſe mich gern ſchmähen.“

Solche geſchickte Wendung konnte Luzian doch nicht auffangen, er ſtand betroffen, Alles ſchrie über ihn hinein und er ſagte endlich:

„Ich will's gewiß auch nicht hindern, gebt her, ich unterſchreib', und nichts für ungut Herr Pfarrer, ich bin Keiner von denen Leuten, die ſich an einem Polizeidiener vergreifen, weil ſie mit der Regierung unzufrieden ſind. B'hüt's Gott bei einander.“

Niemand dankte.

Aergerlich über ſich ſelbſt verließ Luzian die Rathsſtube, er hatte das Heu vor der unrechten Thür abgeladen. Der Anhang, den er ſelbſt unter dem Gemeinderath hatte, ſchüttelte jetzt den Kopf über ihn.

Wir müſſen um einige Monate zurückſchreiten, um die Stimmung Luzians zu ergründen.

Die Regungen des tiefgreifendſten Kampfes zuckten eben erſt in der Gemeinde aus. Der alte Pfarrer, der ſo eins war mit dem ganzen Dorfe, war plötzlich nach dem Biſchofsſitze berufen worden, er kehrte nicht mehr zurück, ſtatt ſeiner verwalteten die Pfarrer aus der Nachbarſchaft wechſelsweiſe die Ortskirche. Kurz vor Oſtern verkündete das Regierungsblatt die Ernennung und fürſtliche Beſtätigung eines neuen Pfarrers. Dieß war das Signal für Luzian, der den ganzen innern Verlauf kannte, daß ſich die ganze Gemeinde wie Ein Mann erhob. Der Gemeinderath mit ſämmtlichen Ortsbürgern reichte einen Proteſt gegen die neue Beſtallung ein, der zu gleicher Zeit an die Regierung und an den Biſchof geſchickt wurde. Sie verlangten ihren alten Pfarrer wieder oder falls dieß nicht gewährt würde, das freie Wahlrecht; ſie wollten keinen von den jungen Geiſtlichen, gegen deren Anmaßungen ſogar ſchon beim Landſtand Klage erhoben worden war. Das war die lebendigſte

Zeit, in der Luzian ſeine ganze Kraft entwickelte und die Gemeinde ſtand ihm einhellig zur Seite. Noch ehe indeß ein Beſcheid auf den Proteſt einging, wenige Tage vor der Faſtenzeit, bezog der neue Pfarrer ſeine Stelle. Sonſt iſt es bräuchlich, daß das ganze Dorf ſeinem neuen Geiſtlichen bis zur Grenze der Gemarkung entgegengeht, dießmal aber war er nur von dem Dekan und einigen Amtsbrüdern geleitet. In den meiſten Häuſern ſah man nur durch die Scheiben dem Einziehenden entgegen, man öffnete das Fenſter erſt, wenn er vorüber war, da man nicht grüßen wollte. Der Gemeinderath und Ausſchuß war auf dem Rathhauſe verſammelt, die ganze Körperſchaft ging in das Pfarrhaus und überreichte abermals den Proteſt. Der Dekan ſprach beruhigende Worte und händigte zuletzt dem Schultheiß die abſchlägige Antwort des Biſchofs ein. Still kehrte man in das Rathhaus zurück und dort wurde beſchloſſen, in fortgeſetztem Widerſtande zu beharren.

Am Sonntag, das Wetter war hell und friſch, verſammelte ſich das ganze Dorf zu einer Pilgerfahrt; in großem Wallfahrtszuge ging's nach Althengſtfeld, dem Geburtsort Paule's. Viele wollten ſogleich aus dem Auszuge einen Scherz machen, und ſchon zog Lachen und Lärmen durch manche Gruppen. Der Brunnenbaſche vor Allen ging von Einem zum Andern und hetzte und ſtiftete, daß das Ding auch ein Geſicht bekäme; den Mädchen erzählte er, daß ſeine Frau bald ausgepfiffen habe, und er fragte dieſe und jene, ob ſie ihn, einen Wittwer ohne Kinder heirathen wolle, aber ohne Pfaff, ſo wie die Zigeuner. Da und dort fuhr ein gellender Schrei und ein Gelächter auf; der ſo andächtig begonnene Auszug ſchien zum Faſtnachtsſcherze zu werden. Man war's gewohnt, daß der Brunnenbaſche, wie man ſagt, über Gott und die Welt ſchimpfte und ſich erluſtigte, man ließ ihn gewähren; nun aber ging's doch böſe aus. Luzian, der mit einigen Anderen Ordnung herzuſtellen ſuchte, kam und zog das Halstuch des Brunnenbaſche ſo feſt zu, daß er ganz „kelſchblau“ wurde. Alles fluchte nun über den Störenfried, den Brunnenbaſche, und dieſer war kaum losgelaſſen, als er mit luſtiger Miene rief: „Fluchet meine Säu auch, dann werden ſie auch fett davon.“

Jener erſte Faſtenſonntag war der kummervollſte, den Luzian bis dahin noch erlebt hatte, ihm war's ſo herrlich erſchienen, wenn man feierlich in geſchloſſenem Zuge dahin wallte, und jetzt ſchien alles aus Rand und Band zu gehen, aller Zuſammenhalt ſchien zerriſſen. Hier zum Erſtenmale erfuhr er, was es heißt, die gewohnte Ordnung aufzulöſen, wenn nicht Jeder den Gleichſchritt an ſeinem Herzſchlage abzunehmen vermag. Müſſen wir denn gefeſſelt ſein durch äußere Amtsmacht? flog's ihm einmal durch den Kopf. Er konnte den verzweiflungsvollen Gedanken nicht ausdenken, denn es galt den Augenblick zu faſſen, koſte es was es wolle; darum rannte er, in allen Adern glühend, hin und her, ſchlichtete und ermahnte, und darum ließ er ſich von der Heftigkeit zu ſolcher Behandlung des Brunnenbaſche fortreißen. Es gelang ihm endlich mit Hülfe des Steinmetzen Wendel und des Schmieds Urban, Ruhe und Ernſt wiederum zu erwecken, und als der

Zug ſich nun von dem Rathhauſe aufmachte, begann der Schloſſerkarle mit ſeiner ſchönen Stimme ein Lied, bald geſellten ſich ſeine Kameraden zu ihm; der Pfarrer ſchaute verwundert zum Fenſter heraus, als die Wallfahrer ſingend vorüberzogen.

Der Brunnenbaſche war von Jedem, an den er ſich anſchließen wollte, fortgeſtoßen worden; jetzt lief er hinterdrein und murmelte vor ſich hin: „Laufen die Schaf' eine Stund weit, um ſich mit ein paar Worten abſpeiſen zu laſſen. Der Luzian iſt der Leithammel. Könnt' denn das Vieh nicht einmal einen Sonntag ohne Kirch' ſein? Ich will aber doch mit und ſehen was es giebt."

Als man in der Waldſchlucht anlangte, war Luzian vorausgeeilt, von einem Felſen hoch am Wege rief er plötzlich: „Halt!" Die ganze Schaar ſtand ſtill und Luzian ſprach weiter: „Liebe Brüder und Schweſtern! Ich will euch nicht predigen, ich kann's nicht und es iſt hier der Ort nicht, und doch ſind oft die beſten Chriſten in den Wald gezogen und haben von dort ſich ihre Religion wieder geholt. Ich hab' jetzt nur Eins zu ſagen, ein paar Worte. Wir ſind von daheim fort, von der Kirch', die unſere Voreltern gebaut haben; hier wollen wir ſchwören, daß wir zuſammenhalten und nicht nachgeben bis wir unſere Kirch' wieder haben und einen Mann hineinſtellen, wie wir ihn haben wollen, wir. Das ſchwören wir." Luzian hielt inne, er erwartete etwas, aber die Meiſten wußten nicht, daß ſie etwas zu ſagen hatten, nur einige Stimmen riefen: „Wir ſchwören." Luzian aber fuhr fort: „Nein, nicht mit

Worten, im Herzen muß ein Jeder den Schwur thun. Noch eins, wir kommen jetzt in ein fremdes Dorf, wir wollen zeigen, daß wir eine heilige Sache haben.“ Luzian ſchien nicht weiter reden zu können, er kniete auf dem Felſen nieder und ſprach laut und mit herzerſchütterndem Tone das Vaterunſer.

Mit Geſang zogen die Wallfahrer in das Nachbardorf ein, als es eben dort einläutete. Nach der Kirche gab es manche harmloſe Neckereien zwiſchen den Althengſtfeldern und ihren neuen „Filialiſten.“ Während deſſen waren der Gemeinderath und Luzian beim Pfarrer, ſie baten ihn, einſtweilen Taufen, Begräbniſſe u. ſ. w. in ihrem Orte zu übernehmen, da ſie entſchloſſen ſeien mit ihrem neuen Pfarrer in gar keine Verbindung zu treten und auf ihrem Proteſt zu beharren. Ihrer Bitte wurde aber nicht willfahrt, da dieß nicht anginge, Ermahnungen zum Frieden waren das Einzige was ihnen geboten wurde.

Zu Hauſe erfuhr man, daß der Pfarrer nur mit wenigen Kindern und alten Frauen den Gottesdienſt gehalten; dennoch aber geſchah, was zu vermuthen war. Schon am nächſten Sonntage war der Auszug klein und vereinzelt, es traten dann Fälle ein, wo man den Ortspfarrer nicht umgehen konnte, und Keiner aus der Nachbarſchaft wollte taufen und die letzte Oelung geben; der Gemeinderath ſelber gab endlich nach und trat mit dem Pfarrer in amtlichen Verkehr. So ſchlief die Geſchichte ein, wie tauſend andere. Nur in wenigen Männern war der Widerſpruch noch wach, und zu dieſen gehörte beſonders Luzian; er ging dem Pfarrer nie in die Kirche, heute zum Erſtenmale hatte er mit ihm am ſelben Tiſche geſeſſen und mit ihm geredet. Noch lag der Proteſt in letzter Inſtanz beim Fürſten, und Luzian wollte die Hoffnung nicht aufgeben; heute aber, er wußte nicht wie ihm war, war er ſich untreu geworden, hatte ſich zu perſönlichem Hader hinreißen laſſen; er grollte mit ſich ſelber.

Ein alter Volksglaube ſagt: wiegt man eine Wiege, in der kein Kind iſt, ſo nimmt man dem Kinde, das man ſpäter hineinlegt, die geſunde Ruhe. Ja, unnützes Wiegen iſt ſchädlich, und das gilt noch mehr von dem Schaukeln und Hin- und Herbewegen der Gedanken, in denen kein Leben ruht.

„Was da, Kreuz iſt nimmer Trumpf, da gehen der Katz die Haar' aus," mit dieſen faſt laut geſprochenen Worten riß ſich jetzt Luzian aus dem qualvollen Zerren und Wirren ſeiner Gedanken. Er ging hinaus auf's Feld, um die Verheerung näher zu betrachten. Allerdings war Luzian mit dem Ertrage aller ſeiner Felder verſichert; man würde indeß ſehr irren, wenn man glaubte, daß ihm die Verwüſtung nicht tief zu Herzen ginge, ja man kann wohl ſagen, ſein Schmerz war um ſo inniger, weil er ein uneigennütziger war; ihm war's als wäre ihm ein lieber Angehöriger entriſſen worden, da er dieſe niedergeworfenen Halme ſah.

Der Künſtler liebt das Werk, das er geſchaffen, es iſt aus ihm; die Stimmung dazu, die urplötzliche und die ſtetig wiederkehrende, die hat er ſich nicht gegeben, er verdankt ſie demſelben Weltgeſetze, das Sonnenſchein und Thau auf die Saaten ſchickt. Auch der denkende

Landmann hat daſſelbe Mitgefühl für das Werk ſeiner Arbeit, und wehe dem Menſchengeſchlechte, wenn man ihm dieſe oft geſchmähte „Weichherzigkeit" austreiben könnte, ſo daß man in der Arbeit nichts weiter ſähe, als den Preis und den Lohn, der ſich dafür bietet.

Wenn der Boden überall in weiten Riſſen klafft und die Pflanzen ſchmachten, da wird euch ſchwül und eng, und wenn der Regen niederrauſcht, ruft ihr befreit: wie erfriſcht iſt die Natur! Noch ganz anders der Bauer; er lebt mit ſeinen Halmen draußen und kümmert für ſie; trieft der ſegnende Regen hernieder, ſo trinkt er ſo zu ſagen mit jedem Halme und tauſend Leben werden in ihm erquickt.

Wie zu einem niedergefallenen Menſchen beugte ſich jetzt Luzian und hob einige Aehren auf, ſein Antlitz erheiterte ſich, die Körner waren nothreif, ſie waren feſter und in ihrer Hülſe lockerer als man glaubte; noch war nicht Alles verloren, wenn auch der Schaden groß war.

Durch alle Gewannen ſchweifte Luzian und fand ſeine Vermuthung beſtätigt. Die Sonne arbeitete mit aller Macht und ſuchte wie mit Strahlenbanden die Halme aufzurichten, aber ihre Häupter waren zu ſchwer und in den Staub gedrückt; hier mußte die Menſchenhand aufhelfen.

Als Luzian, eben aus dem Neſſelfang kommend, in die Gärten einbog, wurde er mit den Worten begrüßt: „Ah, guten Tag, Herr Hillebrand."

„Guten Tag, Herr Oberamtmann," erwiderte Luzian, und nach einer kurzen Pauſe ſetzte er gegen den begleitenden Pfarrer und Schultheiß hinzu: „Guten Tag, ihr Herren.“

Der Pfarrer nickte dankend.

„Ich habe mir den Schaden angeſehen,“ berichtete der Oberamtmann, „der Ihren Ort betroffen hat; das hätten wir auf der letzten landwirthſchaftlichen Verſammlung nicht gedacht, daß wir ſo bald die Probe davon haben ſollen, was ſich bei ſolchen Gelegenheiten retten laſſe. Wie ich höre, ſind Sie der Einzige, der in der Hagelverſicherung iſt.“

„Ja, ich und mein Egidi.“

Luzian hatte doch gewiß das tiefſte Kümmerniß über die Fahrläſſigkeit der anderen, aber er konnte in dieſem Augenblicke nichts davon laut geben; ſo leutſelig auch der Beamte war, ſo blieb er doch immer der Oberamtmann, dem man auf ſeine Fragen antworten mußte und vor dem kein Gefühl auszukramen iſt, wenn man auch das Herz dazu hätte. Außerdem hatte Luzian, ſobald er einem Beamten nahe kam, etwas von der militäriſch knappen Weiſe aus ſeiner Jugendzeit her. In dieſem Augenblicke war es Luzian, der unter ſich ſah, als fühlte er den ſtechenden Blick des Pfarrers; er ſchaute auf, die Blicke Beider begegneten ſich und ſuchten bald wieder ein anderes Ziel.

Man war am Hauſe Luzians angelangt. Er wollte ſich höflich verabſchieden, aber der Oberamtmann nöthigte ihn mit in das Wirthshaus, da man dort noch allerlei zu beſprechen habe. Luzian willfahrte und am Pfarrhauſe empfahl ſich der Pfarrer. Der Abend neigte ſich herein, die Dorfbewohner ſtanden am Wege und grüßten den Amtmann ehrerbietig, es ſchien ihnen Allen leichter zu ſein, da jetzt ihre Zuſtände bei Amt bekannt waren, als ſei nun die Hülfe bereits da.

Es wird vielleicht ſchon manchem Leſer aufgefallen ſein, daß der Beamte einen einfachen Bauersmann mit Herr anredete. Schon um dieſes einzigen Umſtandes willen verdiente der Oberamtmann eine nähere Betrachtung, wenn wir auch nicht noch mehr mit ihm zu thun bekämen.

Die ſchlanke feingegliederte Geſtalt, dem Anſehen nach im Anfange der dreißiger Jahre ſtehend, bekundete in der ganzen Haltung etwas ſorglich aber ohne Aengſtlichkeit Geordnetes. Es lag darin jene ſchlichte Wohlanſtändigkeit, die uns bei einer Begegnung auf der Straße oder im Felde darauf ſchwören ließe, daß der Mann in einem wohlgeſtalteten Heimweſen zu Hauſe ſei. Die blauen Augen unſeres Amtmannes waren leider durch eine Brille verdeckt, der braune Bart war unverſchoren; nur gab es dem Geſichte etwas ſeltſam Getrenntes, daß die Bartzier auf der Oberlippe allein fehlte; denn es wird noch immer als eine Ungehörigkeit für einen Mann in Amt und Würden betrachtet, den vollen Bart zu haben. Dieſe neue Etikette rechtfertigte ſich noch perſönlich bei unſerem Amtmann, der nebſt der Gewohnheit des Rauchens auch die des Tabakſchnupfens hatte. Die Doſe diente ihm zugleich auch als Annäherung an viele Perſonen, denn es bildet eine gute Einleitung und verſetzt in eigenthümliches Behagen, wenn man eine Priſe anbietet und empfängt. Unſer Amtmann beſtrebte ſich auf alle Weiſe, ſein Wohlwollen gegen Jedermann zu bekunden.

Er ſtammte aus einer der älteſten Patrizierfamilien des Landes, in welcher, dem Sprüchworte nach, alle Söhne geborene Geheimeräthe waren. Nach vollendeten Studien hatte er mehrere Jahre in Frankreich, England und Italien zugebracht, und gegen alle Familiengewohnheit hatte er, nachdem er Aſſeſſor bei der Kreisregierung geworden war, dieſe gerade Carriere aufgegeben und ſich um ſeine jetzige Stelle beworben. Er wollte mit den Menſchen perſönlich verkehren und ihnen nahe ſein, nicht blos immer ihr Thun und Laſſen aus den Akten herausleſen. In dem Städtchen gab es manches Geſpötte darüber, daß er jeden Mann im Bauernkittel mit Herr anredete, die Honoratioren fühlten ſich dadurch beleidigt; er kehrte ſich aber nicht daran, ſondern war emſig darauf bedacht, Jedem ſeine Ehre zu geben und ſeine Liebe zu gewinnen. Seine Natur neigte zu einer gewiſſen Vornehmigkeit, deſſen war er ſich wohl bewußt, und trotz ſeines eifrigſten Bemühens war es ihm lange Zeit nicht möglich geworden, ungezwungen ſein innerſtes Wohlwollen zu bekunden. Es fehlten die Handhaben, er bewegte ſich mehr in Abſtractionen als in bildlicher Anſchauung und Ausdrucksweiſe; er konnte ſich aber hierin nicht zwingen, die Menſchen mußten ſeine Art nehmen wie ſie war. Oft beneidete er das Gebaren ſeines Univerſitäts-Bekannten, des Doktors Pfeffer, der ſo friſchweg mit den Leuten umſprang; aber er konnte ſich dieſes nicht aneignen.

Durch den landwirthſchaftlichen Verein, der vor ihm blos eine Spielerei oder ein Nebenbau der Bureaukratie geweſen war, gewann unſer Amtmann ein natürliches, perſönliches Verhältniß zu den Angeſehenſten ſeines Bezirkes. Auch mit unſerm Luzian war er dort auf heitere Weiſe vertraut geworden.

Auf dem Wege nach dem Wirthshauſe begegnete den Beiden der Wendel, und der Oberamtmann fragte: „Soll ich nichts ausrichten an unſer' Amrei?“

„Dank ſchön, Herr Oberamtmann, nichts als einen ſchönen Gruß.“

Im Weitergehen erzählte der Beamte wie glücklich er und ſeine Frau ſeien, daß ſie die wohlerzogene Tochter Wendels als Dienſtmädchen im Hauſe hätten.

Im Wirthshauſe war Luzian viel geſprächſamer, indem er ſeine Anſicht entwickelte, daß man das beſchädigte Korn raſch ſchneiden, jede Garbe in zwei Wieden binden und ſo aufrecht auf dem Felde dorren und zeitigen laſſen müſſe. Der Oberamtmann ſtimmte ihm vollkommen bei. Es bedurfte aber vieler Arbeit, um ſolches zu bewerkſtelligen; die hellen Mondnächte mußten dazu genommen werden. Der Oberamtmann verſprach ein ſchleuniges Ausſchreiben an den ganzen Bezirk um Beihülfe, und Luzian ſagte endlich: „Ich will heut' noch nach Althengſtfeld reiten, die müſſen uns helfen.“

„Ich mache den Umweg und reite mit,“ ſagte der Amtmann.

Aus allen Häuſern ſchauten ſie auf, als man Luzian neben dem Oberamtmann durch das Dorf reiten ſah.

In dieſer Woche wurde faſt übermenſchlich gearbeitet, aber auch Hülfe von allen Seiten kam. Nacht und Tag wurde unabläſſig geſchnitten und gebunden; nur am heißen Mittag gönnte man ſich einige Stunden Schlaf.

Am Samſtag Abend lag Alles zu Bette, bevor die Betglocke läutete.

Es donnert und blitzt abermals.

Der Sonntag war wieder da. An dieſem hellen Morgen wurde im Hauſe Luzians bitterlich geweint. Bäbi ſtand bei der Mutter in der Küche und betheuerte unter immer erneuten Thränen, ſie nehme ſich eher das Leben, ehe ſie allein zur Kirche gehe. „Der Vater muß mit, der Vater muß mit!“ jammerte ſie immer. Auf weitere Gründe ließ ſie ſich nicht ein, als daß der Vater ja doch am nächſten Sonntag in die Kirche müſſe. Auf die Entgegnung, daß die Trauung ja in Althengſtfeld ſei, wiederholte ſie ſtets nur ihren Jammerruf. Sie wollte heute communiciren und ſie durfte nicht ſagen, daß ſie auf die Frage in der Beichte die Gottloſigkeit ihres eigenen Vaters bekannt und darauf das Gelöbniß abgelegt hatte, Alles aufzubieten, um ihren Vater zur Reue und zum Kirchenbeſuche zu bringen; nur unter dieſer Bedingung hatte ſie die Abſolution erhalten.

„Geh' nein, die Mutter ſoll's ihm ſagen,“ tröſtete endlich die Frau.

„Sie will nicht,“ entgegnete Bäbi.

„Probir's noch einmal.“

Bäbi ging hinein, die Alte blieb aber bei ihrem Spruche: „Was mein Luzian thut iſt brav, und was er nicht thut da weiß er warum.“

„Man muß keinen Hund tragen zum Jagen,“ ergänzte Luzian.

Da warf ſich Bäbi vor die Ahne auf die Kniee und geberdete ſich wie raſend in Jammer und Klage; ſie ſchwur, ſich ein Leids anzuthun, ſie wiſſe nicht was ſie thäte, wenn der Vater nicht mit in die Kirche gehe. So hatte man das Mädchen noch nicht geſehen und die Ahne ſagte endlich: „Ja, thu's doch Luzian, thu's dem Kind.“

„Mutter, iſt's Euer Ernſt, daß ich dem neuen Pfarrer in die Kirch' gehen ſoll?“

„Ja, thu's in Gottes Namen, thu's mir zulieb.“

„Mutter, das iſt der höchſte Trumpf den Ihr ausſpielen könnet, Ihr wiſſet wohl wenn Ihr ſaget: „„thu's mir zulieb,““ da muß ich.“

„Ja, es muß Alles einmal ein End' haben, du haſt dich lang genug gewehrt; ich wart' auf dich und geh' mit.“

„Bäbi! Hol' mir den Rock und das Gebetbuch,“ ſchloß Luzian. Das Verlangte war ſchnell bei der Hand.

Heute ging die Ahne ſeit langer Zeit wieder mit der geſammten Familie, ſie führte ſich an Luzian. Egidi mit der Frau und den beiden jüngeren Kindern war von der Mühle heraufgekommen und ſchloß ſich auch dem Zuge an. Alle ſtrahlten voll Freude, als brächten ſie ein hehres Opfer. Wer weiß was ſie opfern?

Luzian ging ſtill dahin; es ließ ſich nicht erkennen, ob ſein zögernder Schritt aus einem Mißmuthe kam, oder ob er blos der Mutter zulieb ſo bedächtig einherging. Er dankte Allen, die ihn grüßten, mit ernſter Miene. In der That war es ihm faſt lieb, daß er durch ſo heftiges Bitten zum Kirchgange gezwungen wurde, er kam dadurch aus dem vereinſamten Kampfe, in dem er nach verlorener Schlacht faſt noch allein auf dem Wahlfelde verblieben war. Er nahm ſich vor, keinerlei Groll zu hegen und unangefochten die Welt ihres Weges ziehen zu laſſen.

Luzian mußte bekennen, daß der junge Pfarrer mit ſchöner klangvoller Stimme und in edler Haltung Meſſe und Amt verrichtete.

Jetzt beſtieg der Pfarrer die Kanzel, Luzian ſtand ihm gerade gegenüber an eine Säule gelehnt, er ließ den Platz neben ſich leer und blieb ſtehen. Der Pfarrer ſprach:

„Geſchrieben ſtehet: wer da viel ſäet, wird viel ernten, und wer wenig ſäet, wird wenig ernten. So ſteht geſchrieben. Ach, Gott und Herr im ſiebenten Himmel! höre ich euch Alle im Herzen rufen, ach Gott! iſt denn der Spruch auch wahr? . . . . Mit dieſer Frage ſeid ihr Alle fort, hinaus aus der Kirche, ihr ſeid draußen auf dem Felde, wo euer Korn und euer Hanf niedergeworfen iſt und die Bäume von unſichtbarer Hand gepflückt. Dort ſeid ihr nun und fragt: haben wir nicht geſäet mit voller Hand? Haben wir nicht gearbeitet am Morgen früh und am Abend ſpät, und nun? . . . . . Ihr murret und hadert ob der Hand des Herrn und ihr fluchet ſchier. Und nun? fragt ihr. Ich aber antworte euch: wer da viel geſäet, wird viel ernten, und wer da wenig geſäet, wird wenig ernten. In euch liegt ein Feld, das liegt brach, öde und verſteint, Schlangen und Gewürm hauſen darin. Habt ihr es umgepflügt mit dem ſcharfen Pfluge der Buße und euern feſten Willen vorgeſpannt und am Seile gehalten? Habt ihr es gedüngt mit der Reue und den Samen des ewigen Wortes drein geſtreut zur Tugend und heiligen That? Habt ihr? Ich frage euch. Wohl, ihr ſaget: ich fühle mich rein von ſchwerer Schuld, wer kann mir was Schlechtes nachſagen? So ruft jeder Verbrecher, ſelbſt der Mörder, wenn er von den Händen der Gerechtigkeit gefaßt wird. Und wenn ihr in den Beichtſtuhl kommt, ei freilich, da wißt ihr kaum, daß ihr einmal geflucht oder eine böſe Rede geführt, und doch habt ihr Alle Alle die ſieben Todſünden ſchon ſiebenmal ſiebzigmal begangen. Aber das ficht euch nicht an. Es iſt Mancher unter euch, der jetzt unter ſich ſchaut und ſeinen Hut zuſammenkrempelt, er denkt: was! das iſt altes Gepolter! das ewige Lämplein in der Kirche brennt nur noch matt und kommt ein guter Luftzug, aus iſt's; aber die Aufklärung, das Licht, das ich in meinem Kopfe ſtecken habe, das allein gilt. — Schau, ſchau, da hätten wir alſo Einen, der den Aufkläricht verkoſtet hat, den die fürnehmen, hochgelahrten Herren in der Stadt euch gar mildiglich bereiten. Wenn du nach der Stadt kommſt, ſiehſt du vielleicht ein armes Bauernweiblein, das in einem ſchmutzigen Kübel, in einer ſchwimmenden Brühe allerlei Abgängiges heim trägt zur Maſtung für ihre lieben Schweine. Siehſt du, das iſt der Aufkläricht, den dir die vornehmen, hochgelehrten Herren wollen zukommen laſſen. Juden und Lutheriſche und Katholiken, die in der Staatsmaſtung ſtehen, werfen dir Etwas zu, wenn ſie ſich toll und voll gefreſſen haben und nicht mehr mögen.

Du freuſt dich damit und vergiſſeſt darob den Tiſch, zu dem der Herr alle Gäſte geladen, wo Alle gleich, hoch und nieder, wo es keine Gelehrten und keine Vornehmen gibt, denn der Glaube allein gilt. — In dem Aufkläricht iſt ein wurmäſiger Apfel von dem alten Baume, daran die Schlange war, der mundet dir, da ſchmatzgeſt du, daß dir die Brühe von allen beiden Mundwinkeln herunterlauft, wenn die Schlange ſpricht: es giebt keine Erbſünde, das iſt eitel Pfaffentrug aus finſteren Zeiten, wo man noch nichts wußte vom Licht und noch nicht ſchmeckte den Aufkläricht. Ich aber ſage euch: eine ganze Brut von Schlangeneiern und einen Wurmſtock von Teufeln bringſt du mit auf die Welt, und ſo du das nicht alle Wege vor Augen haſt und mit Zerknirſchung erkenneſt, wie verworfen und nichtswürdig du biſt, ſo biſt du ewig verloren; deine Seele ſteckt noch zu tief im Fleiſch und wehe, wenn du warteſt, bis die Todesſenſe ſie herausſchabt. Thut's wehe? Schneidet's? Brennt's und nagt's? Warte nur, es kommt noch beſſer. Wer nach dem Aufkläricht ſchnappt, wird eine runzliche Naſe und ein krummes Maul über ſolche Worte machen, und um den Widerwart los zu ſein, wird er mir gar zurufen: du gehſt zu weit ab vom Text. Ja Brüderlein! Du biſt noch viel weiter ab vom Text, ich aber bleib' dabei: wer da viel geſäet, wird viel ernten, und wer da wenig geſäet, wird wenig ernten."

„Ich hole noch ein Früchtlein aus dem Aufkläricht, es ſchwimmt oben auf. Mancher von euch denkt wohl: Ja, hätt ich nur dem guten Rathe gefolgt und mich in die Hagelverſicherung aufnehmen laſſen; da könnt' ich dem Hagel was pfeifen. Komm her, du verſicherter Mann, laß dich ein bisle heraufholen. Seht ihr, da hab' ich ihn; der Neid muß ihm's laſſen, es geht ihm gut und er ſieht reputirlich aus. Mag's brennen und ſengen und hageln und Seuchen wüthen, da ſteht er feſt der verſicherte Mann. Da ſteht ſein Haus, es iſt in der Feuerkaſſe — verſichert, am Laden klebt ein Täfelein, ſieht faſt aus wie ein Ordensſchmuck, das zeigt an: Tiſch und Bett und Stuhl, Kiſten und Kaſten, der ganze Hausrath iſt — verſichert; das Vieh im Stall — verſichert, die Aecker im Feld — verſichert, die Kinder — verſichert, ſie ſind auf der Rentenanſtalt eingetragen, und wenn eines zwanzig Jahr' alt iſt, bekommt es ſo und ſo viel Zinſen bis in die grasgrüne Ewigkeit hinein; ſein eigen Leib und Leben — verſichert, doppelt verſichert, in Paris und in Frankfurt. „Jetzt komm Herrgöttle und thu' mir einmal was an!" So ſchlägt ſich der verſicherte Mann herausfordernd auf die hirſchledernen Hoſen. Ja beim Teufel! Den muß unſer Herrgott laufen laſſen, den kann er nimmer am Grips kriegen. Aber wie? du feuerfeſter, hageldichter, verſicherter Mann, laß dich noch eine Weile beſchauen. Wo haſt du denn dein ewiges Heil verſichert? Gelt, daran haſt du noch nicht gedacht, das brauchſt du nicht? Vielleicht glaubſt du gar nicht an ein ewiges Leben, das gehört ſo zum Aufkläricht. Aber wart', es kommt die Stunde und du liegſt auf dem Schragen und röchelſt ſchauerlich und ſchnappſt nach Luft, der kalte Schweiß ſteht dir auf der Stirn. Kennſt du das Gerippe? Es ſtreckt die dürre Hand nach dir aus, o! wie ſchwer, wie centnerſchwer liegt's auf dir; du willſt mit todesſchweißiger Hand abwehren, du faſſeſt die leere Luft. Ja, krümm' dich nur wie ein Wurm, bäum' dich wie ein Pferd, fort, fort, von hinnen mußt du, deine ganze verſicherte Welt bleibt dahinten. Noch rollen die Schollen nicht auf deinem Leichenaas und du ſtehſt vor dem oberſten Halsrichter, da geht's auch öffentlich und mündlich her, wie du ſo oft deinen Zeitungsheiligen nachgeſchrieen haſt, da iſt der letzte Zahltag: wo haſt denn deine Papiere, deine Verſicherungen? Guck, da iſt ein ander Sparkaſſenbüchlein, da iſt Alles verzeichnet, die Rechnung ſtimmt, faſt zum Verwundern. Jetzt haſt's verſpielt, du kommſt in's Regiment, links vom Gottesgericht, und da ziehen ſie dir eine feurige Uniform an, die ſitzt dir wie angegoſſen eine Schlange ſchnallt ſich dir als Leibgurt um, Pech und Schwefel ſengen dich und brennen dich und verzehren dich nicht. In die Hölle! in die Hölle zur ewigen Verdammniß fährſt du, und drunten in deinem verſicherten Hauſe iſt's oft alleinig in ſtiller Nacht wie das Winſeln von einer Seele, die drüben die ewige Ruhe nicht finden kann. Das Gebet deiner Kinder könnte dich erlöſen und die Ewigkeit deiner Qualen kürzen. Haſt du ſie beten gelehrt? du haſt ſie — verſichert.“

Mancher Blick hatte ſich ſchon beim Beginn dieſer Schilderung nach der Säule gewendet, wo ein Mann feſtſtand wie der Stein hinter ihm, aber die Blicke glitten wieder ab und jetzt fuhr der Pfarrer fort:

„Geliebte in dem Herren! Ich ſage euch laut und deutlich, ich habe Niemand gemeint, ich kenne Niemand, der ſolchen Herzens iſt, aber Jeder frage ſich, ob er nicht ſchon im Geiſte den Weg betreten, ſo zu werden. Fern ſei es auch von mir, euch davon abzuhalten, euer zeitlich Gut zu wahren, aber alles iſt Tand und Staub und Moder. Und gäbet ihr mit eurem zeitlichen Gut Wohlthaten und Geſchenke wie Sand am Meere, verflogen iſt's, fehlt euch der Glaube. Wahret euer Gut, ſo viel ihr könnet, aber die einzige Verſicherung iſt dem, der da bauet auf dem Fels, der da iſt der Glaube, der ſchüttert nicht und ſplittert nicht und ſtehet feſt ohne Wanken. Und wenn rings umher deine Saaten das Wetter knickt, der Glaube richtet dich auf; du ſteheſt feſt wie ein Fels. und Lobgeſänge ſchallen aus deinem Munde. — Aber ſei nur kein windelweicher, auszehriger, naßkalter Tropf, eher noch ein grundmäßiger Heide, wie der verſicherte Mann, den mag der Herr noch in ſeine Zange faſſen, ſchmieden und ſchweißen. Laß es nicht von dir heißen: du biſt nicht kalt und nicht warm, du biſt lau, darum werde ich dich ausſpeien aus meinem Munde. — Eure Saaten ſind geknickt, Noth und Jammer ſteht euch bevor. Warum? Warum frage ich euch, hat der Herr ſeinen Wettern befohlen, daß ſie herniederfahren und euch züchtigen? Ihr habt ſein vergeſſen in eurem Taumel, gottverlaſſen ruht auf Jedem von euch tauſendfältige Todesſchuld. Darum ....“

„Das iſt ſchandmäßiger Lug und Trug!“ erſcholl plötzlich eine Stimme aus der Gemeinde.

Hat die Säule dort geſprochen? Dringen Worte aus dem ſtarren Stein?

Es wäre nicht wunderbarer, als daß eine Stimme aus der Gemeinde es wagte, ſich hier zum Widerſpruche zu erheben.

Die Blicke Aller richteten ſich nach der Säule dort, wo Luzian ſtand, ein Lichtſtrahl fiel grade auf ſein Antlitz, auf dem ein wunderſamer Glanz ſchimmerte: er blickte in die Sonne und ſeine Wimper zuckte nicht, dann ſchweifte ſein Auge über die Verſammlung hin, als wäre ſie untergeſunken, als ſuche und finde ſein Blick Etwas, das über den Häuptern der Menſchen um ihn her ſchwebte. Eine Weile herrſchte Todtenſtille, man hörte das Picken der Thurmuhr, es war wie der laute Herzſchlag der ganzen Kirche.

„Jetzt rief der Pfarrer: „Wer hat es gewagt, das Wort des Herrn hier zu ſchänden?"

„Ich!" rief Luzian, und legte die zitternden Hände feſt auf das Herz, das ihm zu ſpringen drohte.

„Sind eure Hände lahm? vom Satan gebunden?" rief der Pfarrer, „daß ſie ſich nicht erheben, um das Heiligthum von dem gottesleugneriſchen Aaſe zu ſäubern?"

Ein Tumult entſtand in der Gemeinde; es ließ ſich nicht ahnen und beſtimmen, was daraus werden ſollte.

„Kommt her!" rief Luzian, und ſtreckte ſeine Arme weit aus, aber ſeine Hände waren nicht zum Segnen ausgebreitet, ſeine Fäuſte ballten ſich, „kommt her! Glaubt nicht, daß ich mich binden laſſe, wie ein geduldig Lamm. Gott iſt in mir, ich zerbreche die Hand, die ſich nach mir ausſtreckt."

„Soll der Gottesläſterer noch länger das Heiligthum entweihen?“ ſchrie der Pfarrer ſchäumend vor Wuth.

Die Gemeinde war wie erſtarrt, und Luzian ſprach mit ruhiger, weithin vernehmlicher Stimme:

„Ja, ich muß reden, und wenn man mich jetzt auf den Scheiterhaufen legt, ich muß. Du Geſalbter da oben, du ſchmäheſt Gott und die Menſchen, ich will nicht Theil haben an deiner Sünde. Hört auf mich, Brüder und Schweſtern! Ich bin kein Weiſer, aber ich weiß: Gott iſt die Liebe, Gott lebt in uns, und ſchickt er Wetter und Unheil, ſo thun wir uns zuſammen und theilen mit einander, und Keiner hat ſich zu ſchämen, die Gaben zu empfangen, und Keiner darf hart ſein, ſie zu weigern. Du da oben, du willſt wiſſen, warum Gott durch das Wetter unſere Felder verhagelt hat! Weil wir ſchlecht ſind? Sind wir ſchlechter als alle unſere Nachbardörfer? Gott iſt die Liebe, Gott iſt in mir und die Liebe iſt in mir, für euch, und ich will jetzt ſterben. Die Hölle iſt nur in dir da oben und in Allen wie du ....“

„Du biſt verdammt und verflucht in Ewigkeit!“ ſchrie der Pfarrer und ſtieg die Kanzel herab.

Der Gottesdienſt war zu Ende, die ganze Gemeinde ſchwirrte durcheinander. Luzian ging feſten Schrittes der Thüre zu, Alles wich vor ihm zurück, aber wie mit wunderbarer Kraft erhob ſich die Ahne, faßte ſeine Hand und ſchritt ſo kräftig neben ihm her wie ſeit Jahren nicht. Sie gingen ſtill heimwärts und dort ſah ſie den Luzian zum Erſtenmale in ſeinem Leben weinen und laut ſchluchzen wie ein Kind.

Die Ahne wußte gar nicht was ſie beginnen ſollte, ſie lief kopfſchüttelnd im Zimmer umher, drückte an allen Fenſtern ob ſie auch feſt zu ſeien, und jagte zuletzt die Katze, die hinter'm Ofen ſaß, zur Thür hinaus; auch ſie ſollte nicht hören, daß der ſtarke Mann weinte.

Luzian ſaß da, er hatte die Hand auf den Tiſch gelegt und das Antlitz darauf verborgen.

„Meinſt du nicht auch?“ tröſtete die Ahne, „wenn der Kaiſer Joſeph nicht vergiftet wär' und er hätt' das Leben noch, der thät' den jungen Pfarrer da in's Zuchthaus ſchicken? Nicht wahr?

Freilich,“ ſagte Luzian, und ſchaute lächelnd auf.

Das Nachſpiel und ein kalter Schlag.

Dem Schulmeiſter war indeß das Nachſpiel in der Orgel ſtecken geblieben, es ſollte aber doch noch ausgeführt werden. In grauſigem Wirrwarr drängte ſich die Gemeinde aus der Kirche. Der Pfarrer hatte ſich raſch in die Sakriſtei zurückgezogen, die Miniſtranten folgten ihm in ihren flatternden Hemden mit eiligen Schritten, als ginge es zu einem Sterbenden. Nicht ſo behende gelang es der Verſammlung. Da ging Einer und heftete den Blick auf den Boden als ſuche er Etwas, als wäre ihm der letzte Biſſen von einer ſcharf gewürzten Speiſe, den er ſich zur Letzung und zum Nachſchmacke bis zum Ende aufbewahrte, plötzlich durch den ungeſchickten Stoß eines Nachbars auf den Boden geworfen worden. Fromme Mütterchen konnten kaum ihr Gebetbuch zuſammenlegen, das ſchien ſo ſchwer als zerrten die Geiſter der unerlöſten Worte daran, die noch geſprochen werden mußten. Alle ſahen ſich ſtaunend um, und ihre Blicke fragten, ob denn das noch die Kirche, das noch die Menſchen ſeien, ob denn nicht plötzlich ein gewaltig Zeichen erſcheinen und der Himmelsbogen krachend einſtürzen müßte!

Die äußere Würde iſt ein fein geſchliffener, behutſam anzufaſſender Schmuck, überlieferſt du herablaſſend oder niedergebeugt das Diadem fremden Händen, du kannſt die Grenze nicht mehr ziehen, wie weit ſie dir's verſchleppen, wie ſie damit ſpielen und es gar zerſchmettern. So bei der äußern Würde von Perſonen, ſo von Heiligthümern und dergleichen.

Unverſehens entſtand in der Gemeinde ein Johlen und Gröhlen, ein Toben und Toſen, als ob das wilde Heer gefangen wäre. Man wußte nicht woher der Lärm kam, wo er entſtanden, er ſchien aus den Wänden gedrungen. Durch Ziſchen und Rufen ſuchte man das Stimmengewirre zu beſchwichtigen, aber das war wie ein ohnmächtiger Waſſerſtrahl, den man in die helle Lohe leitet; ziſchend ſteigt der Dampf auf und mächtiger drängt ſich ihm die Flamme nach.

Losgelaſſen waren die Stimmen in allen Tonarten, die ſonſt hier ſtill verharrten oder in gebundenen Sängen und Reſponſorien laut wurden.

Alles drängte dem Ausgang zu. Den Brunnenbaſche hatte eine muthwillige Schaar mitten in den Weihkeſſel geſetzt und er arbeitete ſich triefend daraus hervor. Jeder, der das Freie erreicht hatte, athmete leichter auf und fühlte ſich erlöst von erdrückender Laſt. Niemand außer dem Brunnenbaſche eilte nach Hauſe; man konnte ſich nicht trennen ohne ein Wort der Verſtändigung, ohne einen gemeinſamen Halt; Jedem war's, als müßte der Andere ihm helfen, als dürfe man ſich jetzt nicht verlaſſen und trennen.

Den frevleriſchen Spott, der mit dem Brunnenbaſche begangen worden, hatten nur Wenige bemerkt.

Großen Verſammlungen theilt ſich leicht wie elektriſch eine gewiſſe gemeinſame Stimmung, ſo zu ſagen eine gemeinſame Wärme mit, ſo daß Niemand kaltes Blut und Ueberlegung genug hat, um, über das

Gemeingefühl ſich erhebend, unbefangen das Vorliegende zu deuten und zu klären.

Jetzt im Freien fühlte ſich Jeder wiederum ſelbſtſtändiger, heller. Es ſcheint mit den Nervenſträngen oftmals ſich zu verhalten wie bei den Saiten eines Inſtrumentes, die ihre Stimmung und Spannung ändern, wenn ſie in eine andere Temperatur gebracht werden. Dennoch konnte Einer den Andern nicht laſſen, ein Gefühl der Geſammtverantwortlichkeit durchbebte ſie.

Der Steinmetz Wendel, der jahraus jahrein Mühlſteine meißelte, Mitglied des Bürgerausſchuſſes war, und zugleich in einer geheimnißvollen Achtung ſtand, weil er Vorſteher der Steinmetzen war, die unter allerlei undurchdringlichen Ceremonien alljährlich ihr Innungsfeſt feierten, dieſer, ein ſchmächtiger Mann, viel gewandert und von anerkannter Klugheit, hatte eine große Gruppe Männer um ſich verſammelt und ſelbſt der Schultheiß hörte ihm zu, zumal Zuhören unverfänglicher war, als ſelbſt reden.

Endlich erſchien der Pfarrer in bürgerlicher Kleidung, er hielt die ſchwarzeingebundene Bibel und das Meßbuch mit der linken Hand auf die Bruſt gedrückt; geſenkten Blickes, ohne aufzuſchauen, ſchritt er durch die Verſammelten, die ſich vor ihm zertheilten; plötzlich ſchien ein Entſchluß ſeinen Schritt zu hemmen, er warf ſeiner Gewohnheit nach den Kopf nach hinten, richtete das Antlitz aufwärts und ſchloß die Augen. Von allen Seiten wurde Stille gerufen und der Pfarrer ſprach:

„Meine lieben Chriſten!“ die Stimme ſchien ihm zu ſtocken, man ſah, er arbeitete mit aller Macht um Athem, nur zu den nächſten Umſtehenden ſagte er: „Ich bitte um Geduld, ich werde mich gleich faſſen.“ Man hörte es indeß allerwärts, und nach einer Weile fuhr er laut fort, die Hand hoch emporſtreckend:

„Auf! und wenn das Gefäß meiner Seele zerbricht! — Meine lieben Chriſten! Ein Wetter, gräßlicher denn das eure Saaten niederſchmetterte, iſt aus einer Seele voll Nacht und Dunkel niedergeſtürzt, um das Pflänzchen des Glaubens in euch zu begraben. Fluchet nicht dem, von wannen ſolches ausging, er iſt arm genug, und wenn er alle Güter der Erde ſein eigen nennte. Gehet hin, und Jeder bete ſtill um ſein Heil und ſeine Erlöſung durch die Gnade, wie ich es thun werde im ſtillen Kämmerlein auf meinen Knien, mit meinen Thränen. Er iſt mein Bruder, ich laſſ' ihn nicht, und Niemand darf ihn laſſen. Ich ſpreche nicht von der Schmähung, die mir angethan worden. Was bin ich? Ein unwürdiger Knecht deſſen, dem wir alle dienen. Und ſo ihr alſo betet für ihn, wird der Herr euch Macht verleihen und euch begnaden, auf daß der böſe Feind, der umgeht, eure Herzen nicht in ſeine Fallſtricke reiße. Noch eins. Ich ermahne euch zum Frieden. Thuet wohl denen, die euch Böſes thun. Laſſet den gerechten Groll, daß das Heiligthum geſchändet wurde, nicht Ihn entgelten. Will Luzian ein Luzifer werden, beweinet ihn, aber Niemand wage es, der Gerechtigkeit des Herrn der Heerſchaaren vorzugreifen. Ein Jeder muß ſeine Haut ſelber zu Markte tragen, ſagt das Sprüchwort; Niemand wage es, ſie ihm freventlich voraus zu gerben. Vielleicht will Luzian lutheriſch werden, oder will er gar die neue preußiſche Religion, das Gemächt von dem Bruder Schleſinger. Wir können mit Gebet und frommen Ermahnungen um die Abwehr flehen, aber Niemand wage es, ſeine Hand —"

„Was da?" unterbrach plötzlich eine Stimme. Heute ſchien alles aus Rand und Band zu gehen. Der Steinmetz Wendel fuhr fort: „Mit Verlaub, Herr Pfarrer, ich red' wegen der Schwachen im Geiſt, die könnten ſchier gar meinen, Ihr wolltet aufhetzen, ſtatt abwehren. Nicht wahr, ihr Mannen, es iſt kein ehrlicher Mann im Ort und in der ganzen Gegend, der dem Luzian das Schwarze unter dem Nagel beleidigen möcht'? Hab' ich Recht oder nicht?"

„Hat Recht. Wer will dem Luzian was thun?" ſcholl es aus der Verſammlung, und Wendel ſagte ſchmunzelnd:

„Nun noch ein Wort. Was ihr da wegen der preußiſchen Religion ſaget, iſt auch fehlgeſchoſſen. Wir laſſen uns mit dem Worte preußiſch keinen Pelzmärte mehr vormachen, das iſt vorbei; der Preuß' will ja auch die Religion gar nicht, er klemmt ſie ja wo er kann, der Hauptpreuß', der König, iſt eher euer . . . ."

„Genug," unterbrach ihn der Pfarrer, „ich wußte es in tief betrübtem Herzen, daß der Verblendete nicht allein ſteht, daß der Zeitungsglaube noch mehr Apoſtel hat. Ich rede nur noch zu euch, die ihr Chriſten ſeid; ein Jeder bete ſtill für den Andern und ſuche ſein eigen Herz zu reinigen. Gott mit euch."

Schnellen Schrittes ging der Pfarrer ſeiner Wohnung zu, und nun ſtob Alles in wilder Haſt auseinander.

Wer geht mit zum Luzian?“ rief Wendel noch. Dieſer Ruf ſchien zu ſpät zu kommen, denn die Meiſten hatten ſich bereits zum Heimgang gewendet, ſie ſchienen vorerſt des Kirchenſtreites ſatt und verſpürten einen andern Hunger. Wendel ging blos von Egidi geleitet zu Luzian.

An dieſem Mittage herrſchte in allen Häuſern eine ſonntagswidrige Ungeduld. Die Männer ſetzten ſich kaum ruhig zum Eſſen nieder und ſtanden bald wieder auf, um ſich mit Nachbarn und Freunden über das Vorgefallene auszuſprechen. Es war nichts Neues zu holen, aber Jeder mußte doch ſagen, wie es ihm zu Muthe war, und Jeder wollte das Ereigniß auf ganz beſondere Weiſe erlebt haben; da waren Umſtände, Vorahnungen und Wahrzeichen, die Niemand außer ihm kannte. Es war wie die Löſchmannſchaft nach einem plötzlich ausgebrochenen Brande, die ſich nun in der Wirthsſtube zuſammen findet; man kann noch nicht in ſein Heimweſen zurück, und Jeder muß berichten, wie und wo er überraſcht ward, und was er als Einzelner im Geſammten vollbrachte.

Was nun zu thun ſei, davon war nirgends die Rede. Sollte die müßige Selbſtbeſpiegelung, dieſe Grundfäulniß im Charakter unſerer Tage, ſich auch hier ſchon eingefreſſen haben?

Es muß ſich bald zeigen.

Ein Herz iſt aufgegangen.

Schließen wir uns an Wendel und Egidi an. Wir treffen Luzian hemdärmelig hinter dem Tiſche ſitzen heitern Blickes dreinſchauend. Die Angehörigen aber ſtanden in der Stube und auf der Hausflur, ſo in ſtarrem Schmerz in ſich gebannt als läge in der Kammer nebenan eine geliebte Leiche, deren ewiger Schlaf wie zu leiſem Auftreten gemahnte. Die Schwiegertochter, die hochſchwangere Frau Egidi's, hielt die Kinder behutſam zum Schweigen an; ſie wußten nicht was all der ſtille Kummer bedeute und ließen ſich's gefallen, daß ſie gegen alle Hausregel kurz vor dem Mittagseſſen ein Butterbrod bekamen. Das Feuer auf dem Herde war ausgegangen und ſchickte ſeine Rauchwolken in die Hausflur und in die Stube ſobald ſich dieſe öffnete; Niemand blies das Feuer an. Die Knechte und Mägde trieben ſich draußen umher, alle Ordnung ſchien aufgelöſt.

„Willſt's mithalten, Wendel?“ fragte Luzian den Eintretenden, „von den Meinigen will keins an den Tiſch; ſie meinen, das ſei mein Henkermahl, jetzt gleich nach dem Eſſen werde ich geköpft. Und ich ſag' dir, ich habe einen weltsmäßigen Hunger, ſo hab' ich mein Lebtag keinen geſpürt, grad wie wenn ich über's Hungerskraut gangen wär'. Ich möcht' nur wiſſen, ob die Hauptketzer, die den Pfaffen in's Zeug gefahren ſind, auch allemal ſo einen Hunger gehabt haben, ſo einen grundrührigen. Weißt nicht?“

„Ich hab' noch nichts davon gehört, was der Doktor Luther zu Mittag geſſen hat wie er vom Reichstag in Worms in ſeine Herberge heimkehrt iſt," entgegnete Wendel, Luzian die Hand ſchüttelnd und dieſer begann wieder: „Alſo du mußt mir doch auch Recht geben?"

„Freilich, es iſt genug Heu unten geweſen."

„Du biſt halt der Wendel, du weißt, daß man die Birnen ſchütteln kann," ſagte Luzian aufſtehend. Er ging die Stube auf und ab, in ſeinem Blicke, in ſeiner Haltung lag etwas Hoheitliches, wie wenn er plötzlich zum Feldherrn ausgerufen worden wäre und draußen harrten ſeiner die geſchaarten Völker. Er ſchlug ſich ruhig mit beiden Händen mehrmals auf die Bruſt, als wollte er die ſich bäumende Kraft darin beſchwichtigen. „Alſo wie Ein Mann muß die Gemeinde zu mir ſtehen," ſagte er endlich ſtillhaltend.

„O Luzian!" ſagte Wendel und ſchaute mitleidsvoll zu dem Abgewandten auf.

„Was iſt?" rief Luzian in halber Wendung ſich umkehrend ſprühenden Auges, „was iſt? wollen ſie nicht?" fuhr er in ſcharfem Tone fort, indem er Wendel mächtig ſchüttelte, als wäre dieſer der Unterbefehlshaber der aufrühreriſch gewordenen Truppen.

„O Luzian!" ſagte Wendel kopfſchüttelnd, „lehr' mich die Menſchen nicht kennen. Ich bin nur um ein Jahr älter als du, aber ich bin weit in der Welt herumkommen. Guck, da zerren und bellen ſie das ganze Jahr und wenn Einer heraustritt und er packt die Niedertracht bei der Gurgel und er kommt dafür in die Patſch, hui! da iſt das Kätzle auf der Mauer, da will Keiner was dabei haben, da duckt ſich ein Jedes und ſagt: ja warum hat er's auch ſo dumm angefangen? warum hat er ſich ſo weit eingelaſſen? Er dauert mich — das iſt noch das Höchſte. Und wenn ſie ja zuſammenhalten thäten, wär' ihnen geholfen, aber da denkt Keiner dran, da —"

„Alſo du glaubſt —" fuhr Luzian auf und ſeine Hand faßte krampfhaft den Sprecher.

„Daß du allein ſchaffſt," fuhr Wendel fort. „Du biſt ein reicher Mann, du kennſt's nicht aus Erfahrung, weißt aber doch: das ſchwerſte Geſchäft iſt — allein dreſchen. Wenn's mehr bei einander ſind, thut ſich's noch ſo ring, es iſt wie wenn der Gleichſchlag den Flegel von ſelber heben thät. Lieber allein tanzen als allein dreſchen. So iſt's recht, lach' nur. Es geſchieht dir auch nicht ſo viel. Der Pfarrer hat in der Predigt auf dich angeſpielt, das darf —"

„Nichts da, davon will ich nichts," entgegnete Luzian. „Er oder Ich. Aber du biſt immer ſo ein Schneeſieber geweſen. Laß du nur mich machen. Egidi! hol jetzt das Bäbi, es ſoll das Eſſen 'rein thun, ich muß bald fort."

Egidi kam nach einer Weile wieder und ſagte, Bäbi ſei in ihrer Kammer eingeſchloſſen, ſie weine, gebe keine Antwort und mache nicht auf.

„Es wird gleich da ſein," ſagte Luzian, die Lippen ſchärfend. Die Frau hielt ihn unter der Thüre feſt und rief: „Um Gotteswillen gieb doch Fried', ich will das Eſſen bringen."

„Nein, das Bäbi muß her."

Er machte ſich los und ging die Treppe hinauf. Droben rief er: „Bäbi! mach auf!“

Keine Antwort.

„Bäbi, ich, dein Vater ruft.“

Man hörte Jemand ſchwer ſich vom Boden aufrichten; ein Riegel wurde zurückgeſchoben.

Luzian ſtand ſelbſt eine Weile erſchüttert beim Anblick des Mädchens.

„Was haſt? was iſt? komm abi,“ ſagte Luzian ſanft.

„Vater, ſchlaget mich todt, aber ich kann mich vor keinem Menſchen mehr ſehen laſſen,“ rief Bäbi ſchluchzend und warf ſich auf das Bett.

„Warum? warum? Gieb Antwort, red', red', ſag' ich.“

„Wenn ich nur todt wäre und der Paule auch,“ ſtöhnte Bäbi endlich.

„Bäbi!“ fuhr Luzian auf, die Haare ſtanden ihm zu Berge, es überrieſelte ihn eiskalt, „Bäbi, ich will nicht hoffen, daß es Eil' hat mit deiner Hochzeit; Bäbi, ich erwürg' dich jetzt da gleich,“ fuhr er zitternd fort, „wenn's an dem iſt. Soll der Pfaff ſagen: ſo geht's bei dem Gottloſen her und ſo ſind ſeine Kinder? Bäbi, red' oder ich weiß nicht was ich thu'.“

„Vater! Ich mach' Euch kein' Schand,“ erwiderte Bäbi.

Unwillkürlich hatte ſie das Wort Ich ſo ſcharf betont, daß es Luzian durchzuckte; er hielt an ſich und plötzlich kam eine ſeltſame Wandlung über ihn. Blitzſchnell kam ihm der Gedanke, daß er ſeinem Kinde Unrecht thue, weil er ſelber in Wallung war. Er ſchalt ſich, daß er ſeinen Zorn an dem unſchuldigen

Kinde auslaſſe und er ſagte: „Verzeih mir Bäbi, ich hab' dir Unrecht than — ich will keinem Menſchen Unrecht thun, ſonſt bin ich verloren," ſprach er wie zu ſich ſelber und fuhr dann fort: „Bäbi, dein Vater macht dir auch kein' Schand."

Dieſe letzten Worte ſprach er wie mit ſtockender Stimme, ſo daß Bäbi allen Kummer aus dem Antlitz wiſchte und wie erhoben zu ihm aufſchaute.

Wie raſch ſchoſſen hier die Empfindungen hin und wieder. Bäbi wäre gern niedergekniet vor dem Vater, der ſich ſo vor ihr demüthigte.

Man muß ſich die machtvollkommene, über Widerſpruch und Einrede erhabene Stellung des Vaters im Bauernhauſe vergegenwärtigen, um zu ermeſſen, was es heißt, daß Luzian ſich ſeinem Kinde wie ein Büßender gegenüberſtellte. Iſt es ſchon in anderen Kreiſen für einen abgeſchloſſenen in ſich ruhenden Charakter ſchwer, ſich zu beugen, Irrthum, Fehl und Uebereilung offen zu bekennen, umgeht man gern das Geſtändniß in Worten und will ſolches ſtillſchweigend aus der nachfolgenden That erkennen laſſen — wie unſäglich mehr war ſolche raſche Reumüthigkeit für den Vater hier. Das empfand Bäbi und es that ihr tief wehe, daß ſie den Vater ſo niedergedrückt hatte.

Heiſcht man auch im augenblicklichen Unmuthe oft ein merkliches Reubekenntniß, ſo wird doch ein edles Gemüth die Beugung raſch aufheben und möchte lieber ſich ſelbſt niederwerfen und um Verzeihung flehen, daß man es ſo weit getrieben.

Wie vieler an Ton und Zeichen gebundener Worte bedarf es, um dem unendlich raſchen Fluge der Empfindung ſchwerfällig nachzugehen.

Vater und Tochter ſtanden hier einander gegenüber und in ihrer Haltung ſchien nichts erkennbar von der Weichmüthigkeit, dem ſanften Faſſen und Heben in ihrem Geiſte.

Der Blüthenkelch eines Menſchengemüthes öffnete ſich, das, wer weiß wie lange noch, verſchloſſen in ſich geruht hätte.

Bäbi erkannte nur einfach, daß ſie ihrem Vater helfen und beiſtehen müſſe, ſtatt ihn zu härmen; und ſchwingt ſich ein Herz über das eigene Leid hinaus und ſucht fremdes zu heilen, ſo iſt die Erlöſung gefunden.

Zum erſtenmale in ihrem Leben wagte es Bäbi, die Hand ihres Vaters zu faſſen; dann ſagte ſie: „Kommet, ich will das Eſſen auftragen.“

Victor ward herbeigerufen und ſprach das Tiſchgebet. Luzian hörte zu, als vernehme er's zum Erſtenmale, er ſchien jedes einzelne Wort in ſeinen Gedanken zu prüfen.

Wie er verkündet, ſo war's. Luzian hatte in der That einen weltsmäßigen Hunger, wie er's genannt hatte; er war dabei überaus heiter und wohlgemuth. „Mich freut das Eſſen und ich thue ihm ſeine Ehr' und Reſpect an, ich mein' das wär' der beſte Dank gegen Gott,“ ſagte er einmal. Niemand antwortete. Die Frau ſchöpfte ſich auch heraus, aber ſie aß nicht. Egidi war eben ſo lautlos.

Bäbi betrachtete den Vater immer mit freudeſtrahlendem Antlitze, als hätte er ihr eben erſt das

Köſtlichſte und Herrlichſte geſchenkt. Niemand ahnte was in dem Mädchen vorging und ſelbſt Luzian wußte nicht, welch eine Wunderblume neben ihm aufgeſproſſen war. Bäbi, die es ſonſt nie gewagt hatte, bei Tiſche im Beiſein des Vaters ungefragt ein Wort zu reden, ſagte jetzt, lange nachdem der Vater geſprochen hatte: „Ja Vater, laſſet Euch nur nichts zu Herzen gehen."

Sei ohne Sorg', es geſchieht mir nichts an Leib und Leben," erwiderte Luzian ſtaunend, „aber jetzt halt' der Ahne das Eſſen warm und paß auf, daß es nicht anbrenzelt."

Die Ahne war nämlich bald nach der Morgenkirche in der Kammer eingeſchlafen. Luzian ſchöpfte ihr bei Tiſche zuerſt und das Beſte heraus.

Bäbi ging immer ab und zu, ſie verkoſtete keinen Biſſen, es kam ihr faſt ſonderbar vor, daß die Menſchen durch Speiſe und Trank ihr Leben auffriſchen, ſie betrachtete die Speiſen wie Etwas das ſie gar nichts anginge; ſie war ſo ſatt, ſo tiefgetränkt, daß ſie glaubte, hundert Jahre ſo fortleben zu können.

In dem Hauſe wo ſie geboren und erzogen war, das ſie noch nie verlaſſen hatte, ſchaute ſich jetzt Bäbi um, als käme ſie eben aus der Luft herabgeflogen und hätte ſich nur hier niedergelaſſen; fragend ſchien ſie zu forſchen, wer denn gekocht habe, wer das Haus gebaut und eingerichtet, wie der Menſch ſo vielerlei nöthig habe — ſie wollte doch von Allem nichts; ſie ſchien fragen zu müſſen, ob denn früher ſchon eine Welt da war, während ihr eigen Leben jetzt erſt aufging. Ein neugeboren Kind, das reden könnte, müßte ſo die Welt erfaſſen.

Bäbi ſtand oft ſtill, ſchloß die Augen und ſchaute in ſich. Sie konnte es nicht in Worte und feſte Gedanken ſetzen, aber ſie fühlte es, in dieſer Stunde war ſie zum Bewußtſein ihrer ſelbſt erwacht, wieder geboren. Wie hatte heute am Morgen namenloſer Schmerz ihr ganzes Weſen aufzehren wollen, die ſüßeſte, zuverſichtliche Hoffnung war in unabſehbare Ferne gerückt. Jetzt war's ihr, als ob ein fremder Menſch in all den Klagen gerungen habe, ſie ſelber war ja ſo froh, wie abgelöſt aus einer fremden Hülſe. Sie mußte ſich faſt gewaltſam die Erinnerung zurückrufen, daß ſie Braut ſei, daß ſie auf der Schwelle ſtehe, ein eigen Heimweſen zu gründen. Das war ein Kind das ſolches erlebt hatte, wo iſt es hin? Sie wäre gern zu allen Menſchen hingeeilt und hätte ihnen geſagt, daß ſie ihren Vater über Alles liebe, daß er mehr ſei als die ganze Welt. Und Paule? Der war ja eins mit ihr, der mußte ja Alles mit erfahren und gedacht haben wie ſie — oder war's nicht ſo?

Ein Mädchen, das den Vater verlaſſen, beſinnt ſich jetzt erſt in der Entfernung der ſtillen Verehrung, die es für den Würdigen gehegt, ſehnſuchtsvoll öffnet ſich das innerſte Heiligthum des Herzens und hell ſtrahlt das erhabene Bild aller Kraft und alles Edelſinns. Wie ganz anders tritt dann wieder die Tochter dem Vater entgegen.

Bäbi hatte ſich von ihrem Vater mehr als räumlich entfernt und ſie erſchaute ihn jetzt wie einen Heiligen, der ihr geraubt war. Nicht durch äußere Lehre, aus dem innerſten Zuſammenhang der Familie ſollte Bäbi zum höchſten Leben erweckt werden.

Wir werden vielleicht das geheimnißvoll dunkle Walten in der Seele des Mädchens noch näher kennen lernen, wenn es nicht die ſcharfe Wirklichkeit in ſich bricht.

„Was iſt das für ein Lärm?“ rief plötzlich Alles in der Stube. Man ſprang an's Fenſter. Des Schützen Chriſtoph drehte vor dem Hauſe die große „Rätſch,“ das iſt der Kaſten aus geſpannten Brettern, die ein Kammrad in Bewegung ſetzt. Die Rätſch dient ſtatt der Kirchenglocken, wenn dieſe zur Faſtenzeit nach Rom zur Beichte wallfahren. Was ſollte das aber jetzt mitten im Sommer? Ein Theil der Tiſchgenoſſen rannte auf die Straße, um Erkundigungen einzuziehen, die Uebrigen eilten in die Kammer, wo die Ahne von dem plötzlichen Knattern der Rätſch aufgewacht war und laut ſchrie: das Haus ſtürze ein.

Bald erfuhr man was vorging. Der Pfarrer hatte verordnet, daß, weil die Kirche entweiht ſei, keine Glocken geläutet werden dürfen; er wußte wohl, daß die Kirche das Herz der Gemeinde, zumal am Sonntage, und dieſes Herz kehrte er um und um; er ließ den Altar, die Gefäße u. ſ. w. aus der Kirche bringen und im Freien aufſtellen, um dort den Mittagsgottesdienſt zu halten.

„Kannſt du das leſen?“ fragte Luzian den Wendel, als ſie in der Kammer waren und deutete auf die innere Seite der Thüre.

„Ja,“ entgegnete Wendel und las das mit Kreide hingeſchriebene Wort: Thomaſius!

„Komm heraus ich muß dir was erzählen,“ ſagte

Luzian und fuhr dann in der Stube fort: „Guck, wenn ich den Namen wieder ſeh' und hör', da weiß ich's ganz deutlich, wie es bei mir angefangen hat, daß ich den Pfaffen ſo auf den Haken ſitze; die Hexen ſind daran ſchuld und die Ahne drin."

„Wie ſo? Hältſt du denn die Ahne für eine Hex'?"

„Umgekehrt iſt auch gefahren. Ich hab' mir ſo denkt, wenn die Ahne in alten Zeiten gelebt hätt', wer weiß ob ſie nicht verbrannt wär', ſie hat oft ſo gewundrige Sachen an ſich. Und da, da iſt mir's ſiedig heiß eingefallen, wie doch vor Alters die Welt ſo grauſam verdammt dran geweſen iſt. Ich hab' den alten Pfarrer darüber befragt, warum denn die Geiſtlichkeit das ſo lang zugeben hat, und da hat er mir beſtanden, daß man wirklich und wahrhaft an Hexen glaubt hat. Wie ein Blitz iſt mir's da in's Herz geſchlagen: alſo ſo? Euer Sach' iſt auch nicht unfehlbar? Ihr könnet auch den letzen (falſchen) Weg gehen und die Weihe und der heilig' Geiſt hilft nicht? ... Und da hab' ich dem Pfarrer geſagt, warum denn die Lüge von den Hexen und der Zauberei in der Bibel ſteht. Da hat er die Achſeln zuckt und mir ein Priſ' anboten, weißt, wie er oft than hat, wenn er nimmer hat reden dürfen. Er hat hernach wieder ſein' alt' Sach vorbracht, ich ſoll das Bibelleſen ſein laſſen, das paſſ' nicht für einen katholiſchen Chriſten, da kuſpern die Lutheriſchen immer drin 'rum. Wie ich fortgeh', giebt er mir ein Buch mit zum Leſen. Da ſteht Alles drin. Der Hexenglaube iſt ein Beſtandvieh, das der alt' Moſes aus Aegyptenland bei uns eingeſtellt hat und wir müſſen Kälber davon ziehen, oder aber es mäſten mit dem beſten Futter von unſeren Matten. Die Lügengeſchicht' von den Hexen iſt uns von den Juden und aus der Heidenzeit verblieben. Der Doktor Luther hat dem Teufel auch nicht den Genickfang geben, er hat ihm nur das Tintenfaß an den Kopf geſchmiſſen und er iſt ſchon vorher ſchwarz. Guck, und weil ich jetzt gewußt hab', daß es keine Hexen und keinen Teufel giebt, da iſt Alles bei mir zuſammengepoltert, grad wie wenn man bei einem alten Haus auf der einen Seite eine Wand einreißt und auf der andern fällt's von ſelber ein."

„Was haſt du denn aber mit dem Thomaſius?"

„Ja, der Mann hat dem Faß den Boden ausgeſchlagen. Jetzt horch. Von all den tauſend und aber tauſend Geiſtlichen iſt Keiner dem Lügenweſen vom Teufel und Hexen auf den Leib gangen, Narr, es ſteht ja in der Bibel und ſie brauchen's zum Pelzmärte, der Thomaſius allein hat die Sach am rechten Zipfel gefaßt. Die Geiſtlichen ſind immer mit gangen, wenn man ſo eine arme alte Frau verbrannt hat und haben noch betet aus ihrer Bibel und aus Anderem. Ich hab' dem alten Pfarrer offen beſtanden, daß Vieles bei mir nichts mehr gilt, da hat er nur ſo geſchmunzelt und hat geſagt: das ſei ſchon lang und wird immer ſo ſein, daß die Geſcheiten auf Vieles nichts mehr halten, aber der große Hauſe, das Volk kann nicht davon laſſen. Was meinſt, wie mich das grimmt hat? Jetzt wenn ich nicht von ſelber drauf kommen wär', ſo ſtecket ich auch noch im großen Hauſen? Eure verdammte Pflicht und Schuldigkeit iſt's, ihr Geiſtlichen, daß Keiner in der Geſchichte ſtecken bleibt und an Teufel und Hexen glaubt, die es gar nicht giebt. Da predigen und lehren ſie das ganze Jahr Sachen, von denen ſie ſo wenig wiſſen wie wir, da ſtopfen ſie die Kinder voll mit Zeugs — ich möcht' oft die Wänd' 'nauf, wenn ich hör', was mein Victor Tag für Tag auswendig lernen muß — und wenn ſich das hernach in den Gedanken verhärtet und verbuttet, da ſchreien ſie: man darf dem Volk nicht an ſeinem alten Glauben anrühren. Ja wer hat ihn denn hineingepflanzt? . . . . Das Volk! das Volk! Weißt denn, wer das Volk iſt? Wenn ich das Wort hör', geht mir allemal die Gall' über. Wer halt nicht mit regiert, geiſtlich oder weltlich, der iſt Volk.

Der neue Pfarrer iſt doch gewiß mein Mann nicht, aber das hat er Recht: was die Herren nimmer mögen, das ſollen wir, das ſoll das Volk auffreſſen. Aber es iſt grad das Gegentheil von dem was er geſagt hat: die Aufklärung iſt's nicht, hingegen aber der Lutſchebrei.

Aber die Bibel? das Wort Gottes? Es ſteht die Geſchicht' von den Hexen und dem Teufel und der Zauberei drin — ich will nichts von der Bibel. Guck, noch jetzt wenn ich das ſag, iſt mir's, wie wenn ich einen Stich mitten durch den Leib bekäm', aber es geht nicht anders. Dazumal bin ich dir Tage und Wochen herumgelaufen, wie wenn mir Einer das Hirn aus dem Kopf genommen hätt'! Es nützt aber Alles nichts, in die Bibel hinein kriegt man mich nimmer."

„Ja, Luzian," ſchaltete Wendel ein, „ich ſeh's wohl, du biſt weit ab vom Fahrweg."

„Freilich, aber ich hab' doch ganz allein den Weg zu unſerem Herrgott gefunden, ganz allein, ohne Pfaff. Ich werd' die Nacht nie vergeſſen, es iſt mir wie wenns heut wär'! Ich bin im Spätjahr in G. und mach' mit dem R. einen Bretterhandel ab, du kennſt ihn ja, er iſt ein geſcheiter Mann, er kämmt ſich ſeinen borſtigen Backenbart allfort mit einem Weiberkämmle und macht viel Späß', er iſt auch beim Landtag. Wie wir nun beim Weinkauf ſitzen, geht mir das Herz auf und ich klag' ihm mein' Noth; da lacht er, daß er ſich am Tiſch heben muß und die Butellen mit wackeln. Ich mag's nimmer ſagen, was er vorbracht hat, und wie er ſieht, daß es mir bitterer Ernſt iſt, klopft er mir auf die Achſel und ſagt: „Luzian, folget mir und ſchlaget Euch die Sachen aus dem Kopf, das Sprüchwort ſagt: es iſt kein Strick ſo lang, man findet ſein End; das iſt aber beim Pfaffenſtrick nicht wahr. Darum muß man in der Religion die Leut' für ſich machen laſſen, was man denkt bei ſich behalten, mögen Andere glauben was ſie wollen. Luzian, ſagt er, Ihr wiſſet ſo gut als ich, man muß das Brett bohren, wo es dünn iſt, aber da ſitzt eine Aſtwurzel, da bricht der ſchärfſte Bohrer. Laſſet Euch ja von Euren Gedanken daheim nichts merken, vor keiner Menſchenſeel'. Wir haben auf Euch gerechnet, Ihr müſſet bei der nächſten Landtagswahl Abgeordneter werden, der Alte, der, wie Ihr wohl wiſſet, das ganze Land im Sack hat, hilft Euch auch, aber von Religion darf dabei nicht die Rede ſein. Es kann Euch nicht fehlen; aber wenn das gemeine Volk merkt, daß Ihr ihm an ſeinen

Glauben wollt, da iſt's aus und Amen ....“ So redete der R. Was meinſt Wendel? Wenn mir Eins in's Geſicht geſchlagen hätt', es hätt' mir nicht weher than. Ich hab' ſtill austrunken und bin heim. — So? Alſo auch die Leut', die thun, wie wenn ihnen der Teufel aus der Hand freſſen müßt', die wollen in dem Stück von der Religion nicht 'raus mit der Farb', man fürchtet ſich? Guck Wendel, ich hab' zu gar nichts mehr auf der Welt Zutrauen gehabt. Ich hab' austrunken und bin fort, heime zu, und es iſt mir doch grad wie wenn ich auf der ganzen Welt nirgends mehr daheim wär', es geht mich Niemand mehr was an; ich geh aber die Straß' hin, wie wenn mich Eins fortſchuben thät. Brennend heiß iſt's über mich kommen: ja, ja, es hilft Einem kein Menſch auf der Welt, du mußt dir ſelbſt helfen. Wenn ich nur wüßt' wo ich's anpack'. Jetzt iſt mir's geweſen, wie wenn ich geſtorben wär', die Leut laufen 'rum und wollen mich begraben und ich kann ihnen nicht zurufen, daß ich leb'. Jetzt hab' ich ausdenken wollen, wie's ſein wird wenn ich geſtorben bin, was meine Leut' machen und die Anderen, wie's im Dorf ausſieht, was ſie reden und treiben. Ich bin aber nicht weit kommen, da kann ich nimmer fort mit meinen Gedanken. Alles iſt mit mir gringel'rum gangen, wie dazumal wie ich auf den Straßburger Münſter 'naufgeſtiegen bin und ich gemeint hab', jetzt müſſ' ich mich 'nunterſtürzen; ich hab' laut aufgeſchrien und ich hab' gemeint, ich werd' närriſch. Mein Lebtag hab' ich doch kein' Angſt gehabt und jetzt iſt mir's wie wenn aus jedem Buſch Einer käm' und ſchießt mich todt, da liegſt du. Jeder Steinhaufen am Weg kommt mir wie ein Unthier vor, das da liegt und nur wartet, bis ich dort bin und dann aufſchnappt. Ich hab' beten wollen und hab' nicht können ....“

„Ja, Luzian, das ſind die Geburtswehen, dazumal iſt der alte Luzian geſtorben und der neu' auf die Welt kommen,“ ſchaltete Wendel ein.

„Horch, paß auf,“ fuhr Luzian fort: „Wenn mich jetzt der Tod ſtreckt, hat mir's doch eine Menſchenſeele abgenommen. Es iſt lang Nacht, kein Stern am Himmel und auf allen Zinken und Ecken flimmert ein Licht aus den einzechten Häuſern und wo ich an einem Haus an der Straß vorbeikomm', da hör' ich beten. Ich ſteh manchmal ſtill, und es friert mich und iſt doch gar nicht kalt. Die Hunde bellen und geben kein' Ruh, die Leut' gucken zum Fenſter 'raus und beten weiter und ſchauen was es giebt; fort, fort bin ich wie ein Galgendieb, es war mir wie wenn ich den Leuten was aus ihrem Gebet geſtohlen hätt'. Jetzt fängt es ſachte an zu regnen, es ſäuſelt nur ſo herab, der Kopf hat mir brennt und das hat mich ein bisle abkühlt. Ich bin ſo meines Weges fort und es hat ſich mir ein Lied durch die Seel' geſprochen, das die Mutter ſingt:

Alte Welt, Gott geſegne dich,
Ich fahr' dahin gen Himmelrich.

Ich hab' nun gar nichts Anderes im Sinn gehabt als die paar Worte, die haben ſich immer allein geſungen und es iſt mir geweſen wie wenn mich Eines nach der Weiſung von dem Lied am Leitſeil halten thät, und da iſt mir's wieder ſterbensangſt worden und ich hab' laut aufgeſchrieen und bin ſelber erſchrocken wie's im Wald widerhallt. Der Regen iſt ſtärker kommen und es hat nur ſo pflatſcht und ich hab' dir kaum einen Fuß heben können, meine Kniee ſind wie abbrochen; ich ſchlepp' mich noch fort bis zu dem Steinbruch, wo du das ganze Jahr ſchaffſt; unter deinem Strohdach dort hab' ich mich auf die Steine hingelegt. Ich hab' kein' Müdigkeit mehr geſpürt, wie ich ſo da lieg', aber doch iſt mir's wie wenn ich von der ganzen Welt ausgeſtoßen wär', ich hab' keine Frau und keine Kinder und kein Haus, nichts, nichts — und unſer Herrgott droben verläßt mich auch. Da hab' ich unſern Herrgott bittet, er ſoll mir ein Zeichen geben, ein Zeichen, was es ſei, daß ich weiß, ich bin nicht auf dem unrechten Weg. Still hab' ich hingehorcht, ob nichts kommt; es läßt ſich aber nichts hören, als der Regen, wie er durch die Bäume rieſelt und rauſcht, wie wenn Blatt und Zweig zu einander ſagen thäten: es ſchmeckt gut und friſch, laß dir's wohl bekommen, ich hab' auch mein Theil. Jetzt ſpricht ſich wieder das alte Lied:

Alte Welt! Gott geſegne dich
Ich fahr' dahin gen Himmelrich.

Wie ein Blitz iſt mir's jetzt aufgangen: das iſt noch alter Aberglaube von dir, daß du ein Zeichen willſt; es iſt erlogen, daß je Einer eins bekommen hat, ſonſt müßt's jetzt auch ſein und da hätt' unſer Herrgott viel zu thun. Was Engel! Giebt's keine Teufel, ſo giebt's auch keine Engel. Sind einmal Wunder geſchehen, ſo müßten ſie auch jetzt vorkommen, weil aber jetzt keine geſchehen, ſo ſind auch nie keine geſchehen. Sag du, Bibel, was du magſt. Und jetzt wird mir's auf einmal, wie wenn ich in lauter Seligkeit ſchwimmen thät: du willſt rechtſchaffen ſein! hab' ich laut vor mich hingeſagt und Alles hat mir in Freuden gelacht wie lauter liebe Menſchengeſichter, die ich ſeh' und die ich doch mit keinem Aug' erblickt hab', und jetzt hab' ich's ganz deutlich geſpürt: ja ich bin auf dem rechten Weg . . . . Ich kann dir nicht ſagen, wie mir's war, aber ſo wie wenn mich unſer Herrgott ſelber geküßt hätt', und ich bin aufgeſprungen und hätt' gern jetzt die ganze Welt glücklich gemacht. Ich hab' gewußt und weiß es, ich bin nicht ſchlecht und will nicht ſchlecht ſein. Was will ich denn? Könnt' ich nicht in Fried' und Ehren leben, wenn ich den Aberglauben ſein ließ'? Aber ich darf nicht und will nicht. Ich hab' mich wieder umgelegt, ich mag nicht heim, mir iſt ſo wohl da draußen wie wenn ich vom Tod auferſtanden wär'; ſo glücklich bin ich noch nie geweſen wie da in der Stund."

„Du biſt ja dagelegen wie der Erzvater Jakob auf dem Stein, wo er geſehen hat wie die Engel auf einer Leiter auf und nieder ſteigen vom Himmel," bemerkte Wendel ſchalkhaft; Luzian aber erwiderte ernſt:

„Was! auf und nieder ſteigen von dem Himmel! das iſt ja auch alter Aberglaube, daß auf dem blauen Deckel da oben unſer Herrgott ſitzt. Nein, mir iſt's anders geweſen, rings 'rum um die ganze Welt giebt es Menſchen, freie, gute, die ſind mir lieber als die Engel die auf und abſteigen. Ich bin gleich fertig, ich muß dir auserzählen. Erſt gegen Morgen bin ich heimkommen und meine Leut' haben nicht gemerkt, warum ich von da an ſo heiter geweſen bin, der Ahne hab' ich's ſo halb und halb berichtet. Ich will mich nichts berühmen, es könnt' ein Jedes bräver ſein, wenn es ſich ehrlich fragt; aber von dem Tag an hab' ich mit Wiſſen und Willen gewiß keinem Menſchen was Leids than und hab' geholfen wo ich kann. Drum bin ich jetzt ſo heiter. Guck, die Pfaffen die plagen Einen immer mit unſerer Sündenſchuld, ja freilich es hat ein Jedes ſein Bündele, aber man kriegt' mehr Kraft, wenn man Einem ſagen thät: freu dich an dem Rechtſchaffenen was du than haſt. Wenn man's betrachtet, will's eigentlich nicht ſo viel heißen und man thut weiter. Guck, das Blut könnt' ich theilen mit meinen Nebenmenſchen und ich ſchäm' mich, wenn ſie ſich für einen guten Dienſt bei mir bedanken, und da ſoll ich mir von dem Pfaff ſagen laſſen: das ſei Alles für die Katz, wenn man den rechten Glauben nicht hat? Nein, und neunzigmal nein. Wenn ich nicht vor mir ſelber ſagen kann, du willſt rechtſchaffen ſein, da bin ich verloren. Erſt heut hab' ich meiner Bäbi Unrecht than und . . .“

In dieſem Augenblick hörte man ein Geräuſch in der Küche. Das Schubfenſterchen, das nach der Stube führte, ging ganz auf, eine Pfanne fiel lärmend auf den Steinboden. Luzian ſetzte nur noch hinzu: „Aber das iſt jetzt vorbei.“

„Du guter Kerle,“ ſchloß Wendel, „du haſt dich hart angriffen und plagt, biſt 'rum gelaufen wie ein verſcheuchter Dieb und iſt doch gar nicht nöthig geweſen. Narr, was man nicht verheben kann, das läßt man liegen. Ich hab's viel kürzer gemacht. Wie ich zu Verſtand kommen bin und es hat Vieles nimmer 'nein wollen, da hab' ich's halt draußen gelaſſen mit aller Ruh. Mag die Bibel und Alles was da davon herſtammt, ſehen, wo es ein Unterkommen findet, bei mir iſt kein Platz. Ich laſſ' aber die andern Leut' auch treiben, was ſie wollen; ich dürft' nichts anfangen, wenn ich auch wollt'. Ich muß von meinem Handwerk leben und gelte drum nicht viel; du, du darfſt dich ſchon eher an den Laden legen, du biſt der reichſte Mann im Ort."

„O Wendel!" ſagte Luzian mit weicher Stimme, „du kannſt dir nicht denken, wie tief es bei mir geſeſſen iſt; drum darf ich meine Nebenmenſchen nicht laufen laſſen, ich muß ihnen helfen. Und da ſiehſt du's jetzt an dir ſelber wie es in der Welt ſteht, daß man reich oder g'ſtudirt ſein muß, wenn das Wort von Einem was bedeuten ſoll. Wo iſt da die Religion?"

„Ja Luzian, du ſollteſt halt auch auf einem andern Platz ſtehen."

„Nein, ich möcht' gar nichts Anderes ſein. Ich hab' mich auch lang mit dem Gedanken plagt, aber es iſt am Beſten ſo. Guck, was Anders ſein wollen, was man einmal nicht ſein kann, das iſt grad wie wenn man ſich mit dem zukünftigen Leben nach dem Tod abquält. Heut iſt Trumpf, ſagt der Geigerler, jetzt bin ich da und was ich bin, will ich recht ſein. Von Tag zu Tag iſt mir's heller und klarer worden: es iſt vorbei, daß man mit alten Säcken neue flickt. Bruderherz! Jetzt geht's los und ich freu' mich drauf, daß das Gebittſchriftel ein End' hat; jetzt Vogel friß oder ſtirb."

„Ich fürcht'," ſagte Wendel kopfſchüttelnd, „ich fürcht', du wirfſt das Beil zu weit 'naus. Du biſt gegen die Franzoſen in's Feld, und dein' Flint' iſt nicht warm worden, es kann dir noch einmal ſo gehen und der Feind jetzt iſt viel ſchwerer zu finden als der Franzos. Glaub' mir, wenn auch die Leut' ihre ſieben Gedanken zuſammenraſpeln könnten, es iſt jetzt grad die unrechteſte Zeit, wo an allen Ecken der Bettelſack 'naus hangt. Ich will aber doch jetzt umſchauen, wie's im Dorf ſteht."

Wendel ging davon und Luzian zur Ahne in die Kammer.

Die Wände haben Ohren. Durch das Schubfenſterchen hörte Bäbi Alles was der Vater geſprochen, ihr ganzes Weſen bebte in ſtiller Freude; ſie ſaß dann lang in Gedanken auf dem Herd und vergaß das Geſchirr zu ſpülen. Als endlich Paule kam, trat ſie ihm mit den Worten entgegen: „Mein Vater iſt der heiligſte Menſch von der ganzen Welt."

Das Haus wankt.

Das war an dieſem Mittag ein Piſpern und Flüſtern im ganzen Hauſe, wo Zwei beiſammen waren: es war, als ob der Holzwurm im Gebälke nage und knappere. Die Knechte und Mägde ſtanden bei einander im Hofe, keines ging aus, trotz des Sonntagmittags. Wie wohl war es ihnen ſonſt, um dieſe Zeit mit Befreundeten nach Luſt und Laune umherzuſchlendern. Das Vieh iſt verſorgt und muß nun warten bis zum Abend, im Hauſe iſt nichts mehr zu thun. Die Mittagskirche iſt vorbei, man iſt nun mit ſeinem Gotte fertig und kann ſich ſelber leben. Wer den abgeſonderten Gottesdienſt nicht mehr kennt, wer ihn in einen Lebensdienſt verwandelt, alle Zeit und aller Orten derſelbe, ohne beſtimmte, an einen Moment gebundene beſondere Anſprüche, der mag ſich kaum mehr das Wohlgefühl des Kirchgängers vergegenwärtigen, der unter Glockengeläute heimkehrt, das Gebetbuch an ſeine ruhige Stelle legt und dann dem Leben und ſeinen hunderterlei Beziehungen ſich hingiebt.

Wie wohlgemuth ſchritten ſonſt die Belaſteten, die die ganze Woche fremdem Willen unterthan waren, um dieſe Zeit dahin: ſie gingen langſamen zögernden Schrittes, ſie wollten ſich auch von der Freude nicht zu Haſt und Unruhe drängen laſſen; die Freude mußte ihnen gehorchen. Heute hielt ſie eine gewiſſe Angſt zu Hauſe. Sie wußten nicht wie es draußen über den

Meiſter herging, ſie konnten zu etwaigen böſen Reden nicht ſtill ſchweigen und wußten auch nichts darauf zu ſagen.

Um den Kindern Egidi's eine beſondere Freude zu machen, ließ der Oberknecht das noch nicht dreiwöchige Schimmelfüllen heraus, die ſchwarzen und weißen Seidenhaſen huſchten von ſelbſt nach, duckten ſich an ſchattigen Plätzen nieder, blinzelten auf und ſchoſſen bald wieder hinein in den ſchützenden Stall; ſie wurden noch dazu von Victor gejagt, weil ſie ſeine Tauben aufgeſcheucht hatten, die von ihrem Schlage auf dem Baumſtamm inmitten des Hofes herabgekommen waren. Victor wollte ſeinen Geſchwiſtern und den andern Kindern zeigen, was für ſchöne Tauben er habe, und erhielt die Erlaubniß, daß man ihm ſchon jetzt Futter für dieſelben gebe. Als alle Körnlein aufgepickt waren, ſchickte Egidi ſeine Frau mit den Kindern heim nach der Mühle, er ſelbſt blieb bei der Mutter auf dem überdachten Treppenaltan; er hatte Viel auf dem Herzen.

„Mutter, warum redet Ihr denn auch kein Sterbeswörtle?" begann Egidi.

„Ich bin ganz wirbelſinnig worden und ſo krottenmüd, ich mein', es trag' mich kein Fuß mehr. Was haſt denn?"

„Mutter, der Vater iſt gewiß der bravſte Mann unter'm weiten Himmel, aber zu Euch darf ich ja mein Herz ausſchütten, es wird ja nicht verfremdet. Mutter, das thut kein gut, das kann kein gut thun. Der Vater will der Peterling (Peterſilie) auf allen Suppen ſein und da wird man verſchnipfelt, daß zuletzt gar nichts mehr an Einem iſt. Er möcht' gern Alles rump und ſtump auf Einen Wagen thun, aber man muß nicht über die Leitern laden, ſonſt keit (wirft) man um. Er hat den neuen Pfarrer zum Ort 'naus haben wollen, ich hab' auch mit unterſchrieben, wie nachgar alle im Ort; aber jetzt geht's einmal nicht, die Regierung iſt Meiſter, und jetzt muß man dem Waſſer den Lauf laſſen. Freilich, es hat mich auch gottvergeſſen geſchnellt, wie der Pfarrer auf den Vater angeſpielt hat, daß man's hat mit Pelzhandſchuhen greifen können wen er meint, aber in der Kirch', da iſt doch der Platz nicht, wo man ſo einen Randal verführt."

Die Mutter nickte immer raſch mit dem Kopfe und preßte die Lippen zuſammen, die keine Gegenrede laut werden ließen.

Egidi fuhr fort: „Und was ſoll denn aus den Kindern werden, wenn ſie ſehen, daß man ſo den Pfarrer anſchnurrt und nur noch fehlt, daß man ihm eins in's G'fräß giebt? Da iſt kein' Heiligkeit und kein Glaube und kein Gehorſam mehr. Der Vater iſt mein Vater, aber unſer Herrgott iſt vor ihm mein Vater. Er hat jetzt lauter große Kinder, ich hab' aber vier kleine, ich muß es wiſſen; man kann keine Kinder gut aufziehen ohne Gottesfurcht. Unſer alter heiliger Glaube muß feſt eingepflanzt ſein, es kommt eh' man's verſieht, ſo ſchon Manches davon, wie's nicht ſein ſollt'. Ich ſag's ja, es iſt die Zeit vom Antichriſt, der Sohn muß gegen den Vater ſein. Mutter, jetzt ſo mein' Ich, wie müſſen nun erſt die Anderen denken? Ich ſag' das nur zu Euch. Wir müſſen jetzt zuſammenhalten, Mutter, ſonſt geht bei ſo ſchweren Zeiten Alles hinterling. Man weiß ja ohnedem nicht, wie man ungeſchlagen über den Berg 'naus kommen ſoll. Drum mein' ich, der Vater muß nachgeben und muß von den unnöthigen Sachen laſſen; er verrechnet ſich, wenn er glaubt, daß die Gemeinde zu ihm ſteht; ich möcht' Alles verwetten, er bleibt allein und Ein Vogel macht keinen Flug. Wir ſtehen in Ehren da, und wir brauchen uns keine Unehre holen wegen anderer Leut'. Wenn nur alle Bücher verbrannt wären, eh' eins über's Vaters Schwelle kommen iſt. Jetzt wie, Mutter? Warum redet Ihr denn nicht?"

„O du!" rief die Mutter, und ſtieß dem Sohn die geballte Fauſt auf die Bruſt, daß er zwei Schritte von ihr wegflog, „o du lummeliger Trallewatſch, du, du ſchwätzſt ja 'raus, wie ein Mann ohne Kopf. Wo biſt denn du her? Du hättſt ja ohne deinen Vater nicht den Löffel in der Tiſchlade verdient. Du willſt über deinen Vater 'raus langen? Er iſt zu gut gegen dich geweſen, er hätt' dir ſollen die Raufe höher henken, dann wärſt ihm nicht ſo vonderhändig. Du willſt den Frommen ſpielen und deinen Vater zum Nichtsnutz machen? Wer kann ihm was nachſagen? Dein Vater iſt kein ſo pulveriger Hitzeblitz wie du meinſt, du frühbieriger Katzenmelker du. Er weiß was er thut. Da mußt du ſiebenmal drum 'rum gehen, eh' du den Verſtand davon kriegſt; das darf man nicht ſo leicht weg über's Haus 'naus werfen. O du lieber Herr und Heiland im dritten Himmel droben 'rab, was ſind das für Zeiten! Es giebt keine Kinder mehr. Blut wird nicht zu Waſſer, ſagt man ſonſt, das iſt auch nimmer wahr; von den eigenen Kindern wird man verſchimpfirt und hat kein Hülf'. Da möcht' man ja Blut greinen; gang mir aus dem Weg du." Sie weinte und ſchluchzte in ihre Schürze hinein.

Egidi ſuchte ſich zu vertheidigen, es half aber nichts, ſie ſagte immer: „Gang mir aus dem Weg. Was thuſt du da? du gehörſt nicht daher."

Da Egidi Männertritte von der Stube her vernahm, ging er davon; er konnte doch jetzt ſeinem Vater nicht vor Augen treten.

Während dies auf dem Treppenaltan ſich zutrug, hatte Bäbi in der Küche eine ganz andere Unterredung mit Paule. Dieſer hatte ſchon unterwegs noch im Hengſtfelder Walde die Angelegenheit des Tages erfahren, da ihm Einer aus dem Orte begegnete, der ihn mit den ſchonenden Worten ſtellte: „Weißt auch ſchon von deinem Schwäher?" Zum Tode erſchrocken vernahm Paule das Ereigniß, und eilte dann ſo raſch über den zur Zeit verbotenen Wieſenweg, daß ſich kaum das Gras unter ſeinen Füßen bog. Er ſtellte ſich die Sache und ihre Folgen noch viel ſchlimmer vor; er wußte nicht wie, und war nun beruhigter, Alles in gewohntem Gleiſe zu finden; daß aber durch das unterlaſſene Aufgebot die Hochzeit heut über acht Tage nicht ſtattfinden konnte, machte ihn ganz wild. Er wollte ſogleich zum Pfarrer und ihn bitten, noch am Mittag das Fehlende nachzuholen, Bäbi aber hielt ihn zurück, indem ſie ſagte:

„Bleib', er thut's doch nicht und du kriegſt nur auch noch Händel, und ich möcht' auch um die Welt nicht ſchon jetzt fort und meinen Vater verlaſſen. Ich könnt' mir alle Adern ſchlagen laſſen für ihn, er iſt jetzt mein Einziges."

„Und ich? ich gelt' gar nichts?" fragte Paule.

„Paule, du bekommſt jetzt ein ganz ander Weib. Ich kann dir's nicht ſo ſagen. Könnt' ich nur mein Herz aufmachen und dich 'nein ſehen laſſen, aber ich weiß wohl, das ſind Gedanken, die kann man nicht ſehen. Du wirſt's aber ſchon erfahren. Ich möcht' jetzt ein' ganz andere Sprach' haben, ganz andere Wort', ich weiß nicht wie, ich kann gar nichts reden. Guck, bis heut Nachmittag bin ich ein Kind geweſen, und da bin ich auf einmal aufgewacht, wie wenn ich mein' Lebtag geſchlafen hätt'! Du mußt nicht lachen, ich kann halt nicht reden; und wenn's auch hinterfür 'raus kommt, es iſt doch nicht ſo. Die alt' Bäbi, die findeſt du nirgends mehr, aber du machſt doch einen guten Tauſch."

„Laß dich beſchauen," entgegnete Paule, die zur Erde Blickende am Kinn faſſend, „du biſt doch noch die Bäbi, die uralt'; wenn mir recht iſt, ich mein' ich hätt' dich ſchon einmal geſehen, geht dir's nicht auch ſo? Ich weiß nur nicht, wo ich dich hinthun ſoll. Aber du ſiehſt ja heut ſo glanzig aus, wie geſchmälzt, ich will's einmal verkoſten."

Er küßte ſie gewaltſam, aber Bäbi ſchüttelte ſich, als ob ſie's grauſele, dann rief ſie: „Um Gotteswillen Paule, mach' jetzt keine Späß!"

„Hu, man wird dich doch anrühren dürfen," entgegnete Paule, „du thuſt ja, wie wenn dir ein Froſch in's Geſicht geſprungen wär', du verwunſchene Prinzeſſin.

Wenn du mich nicht magſt, kannſt mich noch laufen laſſen. Ich will dir nicht überläſtig ſein.“

„Paule, verſündig' dich nicht. Ich kann jetzt halt gar nichts mehr denken als meinen Vater, der iſt jetzt mein Einziges.“

„So heirath' deinen Vater,“ entgegnete der Zornige und wendete ſich ab.

„Paule,“ bat Bäbi wieder, „wenn ich dich beleidigt hab', verzeih mir's, ich will ja keinen Menſchen kränken, und dich gewiß nicht, bittet ja ein Vater ſein Kind … Paule, guck um, ſieh mich an; es iſt ſündlich wenn man nur eine Minut' einander weh thut, verzeih mir, da haſt meine Hand.“

Paule hatte wahrſcheinlich noch Weiteres erwartet, daß Bäbi auf ihn zukomme und ihn umhalſe; als ſie das nicht that, verließ er, trotzig mit den Füßen ſchleifend, die Küche, und begann ein Lied zu ſummen. Weil ihn Bäbi um Verzeihung gebeten hatte, glaubte er, ſie habe ihm ſchwer Unrecht gethan, und er wußte doch nicht recht was. Er wollte gleich wieder heim, im Hofe aber beſann er ſich eines beſſern, muſterte den Stall und unterhielt ſich mit den Knechten.

So war auf zwei Seiten im Hauſe Mißhelligkeit ausgebrochen, Luzian allein ſaß ruhig bei der Ahne.

„Du mußt jetzt das Herz in all' beide Hände nehmen,“ ſagte ſie, „ſchick du mir nur die Leut' her zu mir, ich will's ihnen ſchon ausreden, was man mit ſe einem Pfarrer anfangt. Wenn nur mein Vater noch leben thät, der wär' der Mann für dich, aber mein Vater iſt todt und der Kaiſer Joſeph iſt vergiftet.“

Luzian wollte hier das Ende der Mittagskirche abwarten, aber er war ſo voll Jaſt, daß er nicht ruhig auf dem Stuhle ſitzen konnte; er ging daher fort. Als er auf der Treppe ſeine Frau ſo betrübt ſah, ſagte er: „Sei ruhig, Margret, es iſt noch nicht Alles hin, das Bettelhäusle ſteht noch. Wo iſt der Egidi?“

„Laß ihn laufen, er iſt in's Dorf.“

In der Frau war eine ſeltſame Wandlung vorgegangen. Anfangs war ſie böſe auf ihren Mann und gar nicht gewillt, ihm beizuſtimmen: wer Haus und Kinder hat, hat Sorgen genug, was braucht der ſich Anderes aufzuladen. So dachte ſie. Als aber Egidi ſich ſo viel herausnahm, durfte ſie das von dem Kinde nicht dulden. Was anfangs Widerſpruch gegen das Kind war, das ſchien nach und nach ſich als ihre Meinung feſtzuſetzen. Wenn die Welt gegen ihren Mann ſein ſollte, dann war ſie gewiß auf ſeiner Seite.

Ob dieſer Stand wohl aushalten wird?

Luzian ging durch Scheune und Stall und ſah Allem nach. Als er hier Paule traf, ſagte er: „Wo haſt denn das Bäbi?“

„Es ... Es will ſich anders anziehen,“ entgegnete Paule ſtotternd.

„Laß dich's nicht verdrießen,“ ſagte Luzian, „daß deine Hochzeit 'nausgeſchoben wird; von deßwegen ſind wir doch luſtig und es iſt ohnedem beſſer, daß wir jetzt bis nach der Ernte warten.“

„Mir preſſirt's nicht,“ erwiderte Paule.

Luzian ging durch die Scheuern nach dem Bienenhaus. Dort war ſein Lieblingsplätzchen.

Es regt ſich im Dorfe.

Die Stimmen der Gemeinde, die heute Morgen noch zu verflattern ſchienen, ſammelten ſich jetzt in Chören, in denen Einzelne ſelbſt den Akkord angaben.

Wir können die Gruppe nicht übergehen, aus der Lachen und Johlen herausſchallt; der über Alles hinauſige Brunnenbaſche führt das große Wort; hört nur, wie er ſchreit:

„Katzenhirn habt ihr gefreſſen, wenn ihr noch was mit den Schwarzkitteln zu thun haben wollt; nichts, gar nichts, mit gar keinem, da trifft man den rechten gewiß. Das kann man ja an ſeinen ſieben Simpeln abnehmen, daß man's nicht braucht; es iſt doch Alles verlogen. Drum muß man's machen wie ſelber Bauer, dem ſagt Einer: Euer Hund iſt mager — Er frißt nicht, giebt er zur Antwort — warum? — Ich geb' ihm nichts — Warum? — Ich hab' nichts — So muß man —“

Allgemeines Gelächter übertoste die Moral, die hieran geknüpft wurde. Ein junger Burſche, der eine Soldatenmütze trug, fragte den Brunnenbaſche: „Warum habt denn Ihr den Pfarrer nicht auf's Korn genommen?“

Der Brunnenbaſche trat zwei Schritte zurück, drückte die Augen zu als ob er zielte und ſagte dann: „Weil ich mein Pulver nicht an Spatzen verſchieß'. Comprenez-vous, Monsieur? ſagt der Franzos.“

Wenn der Baſche zu wälſchen anfing, dann ging's erſt recht los, da kamen dann die Dinge vor, trotz deren Gemeinkundigkeit die geiſtliche Gewalt noch ungeſchmälert fortbeſteht. Die Zuhörerſchaft wurde heute ſelbſt von den ſaftigſten Geſchichten nicht gefeſſelt, und wir wollen uns auch weiter umſchauen.

Wendel war im obern Dorfe dem Schmied Urban begegnet, ſie reichten ſich unwillkürlich die Hand wie zum Willkomm. Wenn ein folgenſchweres Ereigniß eingetreten iſt, ſo wird die Trennung einer Stunde zu einem langen Zeitraum; man trifft ſich wieder wie nach großer Abweſenheit, ſchließt ſich auf's Neue an einander an, und der Händedruck ſagt, daß man zuſammenhalte.

„Was macht der Luzian?“ fragte Urban.

„Er iſt daheim und wird bald kommen, wir müſſen vor ſchauen, wie's ſteht.“

Sie gingen mit einander nach dem Rößle. Vor dem Wirthshauſe ſtanden die angeſehenſten Mannen im Schatten des Brauhauſes. Natürlich war Luzian und ſeine That Mittelpunkt des Geſprächs. Wendel und Urban horchten ſtill hin, nur allgemeine Redensarten wurden laut, wie: das iſt ein ſchlimmer Handel u. dgl. Wurde die Sache eingänglicher betrachtet, ſo bezeichnete man ſie nur als eine Sonderangelegenheit Luzians. Manche bedauerten in der That aufrichtig, daß er ſich eine ſo böſe Geſchichte auf den Hals geladen.

„Drum müſſen wir ihm helfen tragen,“ ſagte der Schmied Urban, und hob die breiten Achſeln als wollte er ſich bereit machen, ein gut Theil aufzunehmen.

„Freilich,“ hieß es drauf, „der Luzian hat ſich der Bürgerſchaft immer am meiſten angenommen.“

Und nun ging es zur Hin- und Widerrede:

„Wir kriegen den Pfarrer nicht weg, das geht einmal nicht."

„Was iſt denn da zu machen? die Zeit verzetteln und auf's Oberamt für nichts und wieder nichts."

„Der Luzian bringt allfort das Dorf in Ungelegenheit, er möcht' gern den Herrn über Alle ſpielen."

„Das iſt verlogen. Sei's was man braucht, der Luzian hilft Einem aus, aber wer Einmal ſein Wort nicht gehalten hat, von dem will er nichts mehr. So iſt's."

„Wie kann die Geſchichte nur ausgehen?"

„Wie wir ſie 'naus führen."

„Der Pfarrer muß fort, das freie Wahlrecht muß her."

„Das kriegen wir nicht."

„Wenn nur der Pfarrer ſelber abdanken thät', da wären wir am beſten erlöſt; wir ließen ihn über das Samenfeld 'neinfahren, nur fort."

„Ja, kauf du der Katz den Schmer (Speck) ab."

„Wir haben an dem Hagelwetter genug zu leiden, wir können keine neue Händel brauchen."

„Es ſollen ſich jetzt auch einmal andere Gemeinden um das freie Wahlrecht annehmen; wir haben unſer Schuldigkeit than."

„Jetzt, wenn die Sach' nochmal vor Gericht kommt, da will ich nichts davon; ich hab' kein' übrige Zeit."

„Ich auch nicht."

„Und ich auch nicht."

„Ich bin kein reicher Bauer, ich hab' keine Knecht', die für mich ſchaffen."

„Vor's Oberamt geh' ich auch nicht."

„Ja, man iſt froh, wenn man nicht dran denken braucht wo die Oberamtei ſteht."

In dieſem Widerwillen gegen die amtlichen Scherereien und Verzettelungen ſchien zuletzt ſogar bei den Beſten ſich die Stimmung feſtzuſetzen. Eher wären Alle für die Sache ihres Mitbürgers und im dunkeln Drang nach Freiheit und Selbſtändigkeit in einen blutigen Kampf auf Leben und Tod gezogen, aber oft vor Gericht zu gehen, nein, das iſt zu viel.

Wendel ſchien es an der Zeit, mit ſeinem Hauptgrunde hervorzutreten. Lächelnd rief er:

„Jetzt giebt's jeden Sonntag eine ſtaatsmäßige Metzelſuppe."

„Wie ſo?"

„Ich verſäum' gewiß kein' Kirch' mehr. Für heut iſt der Luzian geſtochen, aber nicht hergerichtet und geſchmälzt worden, der iſt nicht mager, nahezu drei Finger hoch Speck. Das hat gut protzelt im eigenen Schmalz, ein paar Stückle hat man eingeſalzen und das ander' hängt man in Rauch. Der Pfarrer verſteht's, das Metzgen und das Haushalten. Nächſten Sonntag kommſt du dran, Lukas, du biſt auch ſpickfett, dir rutſcht's gut auf die Rippen. Und du laßſt mir doch auch ein rechtſchaffenes Würſtle zukommen, wenn er dich an's Meſſer kriegt? Ho! Und wenn's erſt an den Schultheiß geht, da ſchlecken alle die Finger darnach bis an den Ellenbogen. Ich komm' auch dran, aus mir macht er ein G'ſelchts, wie ſie im Bairiſchen ſagen. Den Säukübel hat uns der Hochwürden ſchon unter die Naſe gehoben. Jetzt werden wir nach und nach ſo Alle in die Kirche geſchlachtet, wir laufen nur einſtweilen ſo ungemetzget 'rum. Und wenn das Ochſenfleiſch ausgeht, kommen die Weiber dran. Kuhfleiſch gilt auch einen Batzen. Das ſind jetzt Zeiten, wo ein Jedes mehr ſchaffen muß. Sonſt iſt der Hochwürden Hirte von ſanften Lämmlein geweſen oder gar Seelenhirt; unſer Herr Pfarrer, es iſt ein Erbarmen, der gut' Mann muß Sauhirt und Metzger und weiß noch was Alles ſein. Wenn ich hexen könnt', ich thät' unſerm Pfarrer einen Sauſtall auf den Buckel hexen."

Niemand lachte, der Zorn ballte die Fäuſte Aller.

„Das darf man nicht leiden."

„Der Pfarrer muß 'naus, wir wollen doch einmal ſehen, wer Meiſter wird."

„Diesmal hat er ſich die Finger verklemmt."

„Wir wollen ihn gleich fortjagen."

„Nein, wir wollen warten bis heut Abend."

„Nichts da, keine Gewaltthätigkeit."

So ſchrie wieder Alles durcheinander. Als es Ruhe gab, ſagte der Lukas von über'm Steg: „Der Pfarrer hat ja deutlich verkündet, daß er niemand Beſondern mit meint."

„Du machſt kein' Katz', wenn man dir auch die Haar' dazu giebt," erwiederte Urban, „merkſt denn nicht? Das iſt ja grad der Pfiff; das hat er than, daß man ihm nicht bei können ſoll. Wir können aber Alle beſchwören, daß er den Luzian gemeint hat. Nicht wahr?"

„Ja, ja."

Durch das ganze Dorf toste und brauste ein allgemeiner Unmuth. Die Stimmung ſchien für Luzian und ſeine Sache günſtig, obgleich eine Spannung von außen ſie hervorgebracht.

„Jetzt gehen wir zum Luzian.“

„Zum Luzian, ja,“ riefen Viele, und ein großer Trupp bewegte ſich nach deſſen Hauſe.

Ein Kämpfer in ſeinen Gedanken allein.

Luzian weilte indeß einſam im Garten. Wie das Blut durch das Zuſtrömen der eingeathmeten Luft neu belebt zurückfließt in's Herz, ſo auch erſtarken die Gedanken, wenn ſie ausgeſprochen wieder einkehren in die Seele.

Luzian fühlte ſich befreit, „hopfenleicht,“ als er in den Grasgarten hinter der Scheune trat.

Wie war hier Alles ſo friedſam. Baum und Gras wußten nichts von den Kämpfen des Menſchen; das wuchs ſtill fort im brütenden Sonnenſchein. Die kleinen und großen Heuſchrecken ſprangen ſo luſtig wie ſelbſtbewegte Grasgelenke, in den Bäumen zwitſcherten und ſangen die Vögel ſo hell und die Bienen ſummten ſo emſig von Blume zu Blume. Halm und Blatt und Blüthenkelch mag den ſchwerfälligen Thieren zum Futter verbleiben, die Biene holt ſich vorab ihren ſüßen Saft. Wer weiß wie manches Blumenherz in ſich verkäme, wenn nicht die Bienenlippen es berührten. Wer weiß was es zur Entwicklung der Blume beiträgt, daß die Biene den Honig aus ihr aufſaugt, wie manche Triebkraft dadurch gelöst wird; und der Blüthenkelch des Menſchengemüthes, wer kann beſtimmen, welche bisher gebundenen Mächte frei aufſchießen, wenn ihm die Welt den ſtill bereiteten Honigſeim innerer Selbſtvergeſſenheit entzieht.

Durch den Garten hin wandelt gackernd eine weiße

Henne; ſie wirft den Kopf mit dem rothen Kamm oft hin und her, ſie geht den Weg nach ihrem heimlichen Neſte dort im Zaune bei den Brombeeren, wo die Grille ſo laut ſchrillt. Die undankbare Henne! Sie läßt ſich füttern im Hauſe und verſchleppt die Eier.

Luzian verfolgte ihren Weg mit feſtem Auge, er wollte ſeine Frau mit dem Fund überraſchen und wartete nur, um den warmen Brütling von heute gleich mitzubringen.

Nun iſt Luzian doch wieder in der kleinen, ſichern Welt. Er weiß es ſelbſt kaum mehr, daß er derſelbe, der heute vor wenigen Stunden einer uralten Macht ſich entgegenwarf, und deſſen ganzes Weſen die höchſte Erſchütterung erfaßt und gehoben hatte. Als er ſich jetzt nach dem Bienenhauſe wandte, bemerkte er dort einen ſeltſamen Schmuck. Es iſt ein alter Glaube, daß wie nur in einer friedlichen Familie die Bienen gedeihen, man dieſe auch von Allem, was im Hauſe vorgeht, benachrichtigen muß. Stirbt Jemand im Hauſe, ſo müſſen die Stöcke von ihrer Stelle gerückt werden, und ſchwarzer Flor wird über die Luke geheftet; iſt Freude, ein Hochzeitfeſt im Hauſe: hier ſehen wir die Zeichen, hochrothe Läppchen über die Luken geſteckt.

Lächelnd dachte Luzian: „Das Bäbi hat's nicht vergeſſen wollen, den Bienen zu ſagen, daß Hochzeit im Haus iſt; aber die Bienen verſtehen dich nicht, armer Menſch, und du verſtehſt auch nicht, was unter dir iſt. Um eine Biene, ein Schaf zu verſtehen und von ihnen verſtanden zu werden, wie ihnen und dir zu Muthe iſt, müßteſt du dich in ſolch ein Thierlein verwandeln . . .

Und Gott, der nur Geiſt iſt, und der Menſch, der nicht blos Geiſt iſt, ſie können einander auch nicht verſtehen, wenn Jedes bleibt, was es iſt. Darum iſt Gott Menſch geworden . . . Aber die Mutter Maria, die Wunder und der Teufelsglaube —“

Schwer wiegte Luzian das Haupt, und hier war er nun wieder mitten in den Wirren des Tages. Sein Geiſt war ein lang ausgeruhter Boden. Wie ſoll er nun die ſchwellende, wogende Saat gewältigen?

Müde ſetzte er ſich auf das Bänkchen vor dem Bienenhauſe.

Die Bienen kennen ihren Herrn und umſchwärmen ihn ohne Beunruhigung. Nicht ſo der Schwarm von Gedanken, der umherſchwirrt.

„Dieſer Immenſtock! Es iſt, wie wenn die hundert und aber hundert Thierchen nur ein einzig Geſchöpf wären, ſo feſt gehören ſie zuſammen und können nicht auseinander. Je größer die Thiere werden, um ſo mehr hat ein Jedes ſeinen Willen und kann für ſich hinlaufen und machen, was es mag. Menſch, wo läufſt du hin? Du kannſt über's Meer ſchwimmen, aber Einmal mußt doch bleiben; da iſt dein Feld, das kannſt nicht mitnehmen, du haſt's nicht wie die Imme, die überall offene Blumen, nicht wie die Schwalbe, die überall Mücken und Waſſer findet; du haſt deinen Acker, du mußt ſäen und ernten . . . Aber der erſte Same iſt wild von ſich ſelbſt gewachſen . . . Du triffſt überall Menſchen. Halt' dich zum Nachbar. Ihm iſt die Liebe in's Herz gepflanzt, wie dir. Sie iſt auch einmal wild gewachſen, jetzt mußt du ſie ſäen und ernten, und da giebt's tauſendfach mehr aus ... Gewiß, gewiß, die heiligen Menſchen, die die Liebe gepredigt, haben Recht gehabt. Wenn die Liebe uns nicht zuſammenhält, ſind wir ja dümmer dran als ſo ein Immenſtock; der bleibt von ſelbſt bei einander. Wozu braucht man aber das Buch? Ja heilig und wahr iſt's: Gott iſt die Liebe! Das nehm' ich 'raus und das Andere verbrenn' ich; den Teufeln und den Hexen drin ſchadet ja das Feuer nichts ... Ich möcht' nur wiſſen, warum die Geiſtlichen den Menſchen die Wahrheit nicht ſagen. Was haben ſie denn davon? ... Herr Gott! Herr Gott! Was geht an ſo einem Sonntag vor in deiner Welt... Jetzt läuten ſie drüben in Hengſtfeld und droben in Eibingen aus der Kirch'. Was habt ihr denn kriegt?... Freilich wohl, es giebt viele Geiſtliche, die ſelber den alten Glauben für gewiß und wahr halten und treulich dran hangen, und iſt ihnen auch Manches nicht eben, meinen ſie doch, das Volk kann nicht ohne das ſein. Aber die vielen Tauſend Andere? O! der Herrſch- und Regierteufel, der iſt's. Mein Victor iſt ſchon ganz glücklich, wenn er ſeine Buben auf der Straße kommandiren kann ..."

Luzian gedachte jetzt des alten Pfarrers, der zuletzt an der Spitze der Gemeinde eine Eingabe an den Biſchof eingereicht hatte, daß eine Synode aus Geiſtlichen und Laien berufen werde zur Abſchaffung der Mißbräuche. Der gute alte Mann folgte der Aufforderung ſeines Obern, ſtellte ſich zur Verantwortung im Franziskanerkloſter ein, und das Gerücht ging, daß er dieſer Tage reumüthig geſtorben ſei. „Wär' es ihm nicht wohler geweſen als armer Taglöhner? Was hat er zu Stande gebracht?“ Das überdachte Luzian, und er ſaß in tiefer Trauer auf dem Bänkchen. Er hatte die Hände gefaltet zwiſchen die Knie gedrückt; in allen Fingern klopften Pulſe.

So trafen ihn die Männer aus dem Dorfe. Er richtete ſich auf, ſeine Lippen waren bleich und bebten.

„Luzian, iſt dir was?“ fragte Wendel.

„Nein, was giebt's?

„Wir ſind da,“ begann Urban, „wir halten zu dir, der Pfarrer muß aus dem Ort.“

„Und weiter?“

„Und das freie Wahlrecht müſſen wir haben.“

„Und weiter? Nein,“ ſprach Luzian ruhig, drückte eine Weile mit der Hand die Augen zu und fuhr dann fort: „Ich bin ein Erzſchelm, ein Lügner, verdammter als ein räudiger Hund, wenn ich nicht Alles ſag'. Ich, ich will gar nichts mehr von dem Pfarrer wiſſen, von dem nicht und von keinem andern, von keinem alten und von keinem neuen, von gar keinem. Ueber die Schrift hinaus, da gehet ihr doch nicht mit?“

„Was ſagſt? wie?“

Luzian hob die Arme mit geballten Fäuſten raſch empor und ſchleuderte ſie nieder, indem er rief: „Ich glaub' nicht an die heilig' Schrift, das Wort Gottes, wie ſie's heißen. Gott hat nie geſchrieben und geſprochen. Die Pfarrer ſind nur Bauchredner und machen, wie wenn die Stimm' von oben käm'. Ja, ja,“ lachte er krampfhaft, „Bauchredner, ſo iſt's; ſie reden, daß ſie nur was in den Magen kriegen. Nun? wie? haltet ihr noch zu mir?“

Die Blicke Aller ſenkten ſich. Urban raffte ſich zuerſt auf, er trat auf Luzian zu, legte ſeine Hand auf deſſen Schulter und ſagte: „Luzian, mußt jetzt keine Späß' machen, du biſt doch ſonſt nicht ſo. Wir haben's jetzt mit dem Pfarrerle da, da ſitzt der Putzen.“

Raſch ſchüttelte der Angeredete die aufgelegte Hand von der Schulter und rief: „Ich fürcht' dich nicht, Urban, und noch ſo zehn wie du; wer noch einmal ſagt, daß ich Späß' mach', den ſchlag' ich ungeſpitzt in den Boden.“

„Was haſt denn?“ fragte Wendel beſänftigend, „wenn man dir was ſagt, ſo iſt's grad', wie wenn man Schmalz in's Feuer ſchüttet.“

„Laſſet mich unkeit (unbehelligt) mit eurem Glauben, ganz weg muß er,“ ſchloß Luzian und ſtieß die beiden Ellbogen hinter ſich, als entferne er das ihm Störſame.

Still ſchlichen die Mannen davon, nur Wendel blieb und ſagte:

„O Luzian, du haſt viel verdorben, mehr als du in zehn Jahren wieder gut machſt. Wer Alles ſagt, was er weiß, dem wird das kalte Waſſer im Bach zu heiß. Jetzt nutzt dich all' dein Anſehen von früher nichts mehr. Die Mannen haben ſich Alle zuſammen 'than, wie ein Sack voll Nägel; er iſt ſchneller ausgeſchüttet, als wieder zuſammengeleſen. Was haſt denn nöthig gehabt, das Alles zu ſagen?“

„Weil ich's los ſein will, Alles los ſein will. Jetzt bin ich frei. Den Anderen kann ich doch nichts helfen, es iſt mit Lug und Trug und Hinterhalt doch nichts geholfen. Wenn ich jetzt Nachts in's Bett ſteig', legt ſich ein ehrlicher Kerl."

„Und was hilfſt du damit?"

„Jeder muß ſich ſelber helfen."

„Nein Luzian, du hätteſt viel 'naus führen können im Dorf und in der ganzen Gegend. Wer weiß wie's nach und nach gegangen wär', man muß nur abwarten. Jetzt haſt du die Flint' in's Korn geworfen mit Pulverhorn und Kugeltaſche. Was haſt denn ausgeführt?"

„Ich bin ehrlich und aufrichtig, ich kann mir alle Aederle aufſchneiden laſſen, es iſt nichts Verſtecktes mehr drin."

„Ich ſag' noch einmal Luzian: man muß kein unrein Waſſer ausſchütten, bis man reines hat."

„Das Glas muß leer ſein."

„Ich ſeh' wohl, es battet nichts. B'hüt dich Gott, Luzian. Ich muß nach und will ſorgen, daß die Mannen kein falſches, unnöthiges Geſchrei machen. B'hüt dich Gott! Ich wünſch', daß du nie Reu haben mögeſt, von wegen dem, was du than haſt."

Luzian ſchaute dem Weggehenden lange nach, er hatte die Arme auf der Bruſt über einander geſchlagen; er hielt nichts mehr als ſich ſelber.

Endlich riß er ſich aus allem Denken heraus, ging in den Stall, ſattelte den Braunen und ritt zum Dorf hinaus. Wohin? Nur fort, fort.

Wie endet der Sonntag!

Während Luzian auf ſchnaubendem Roſſe in's Weite ſtürmte, kehrte Egidi bedächtigen Schrittes in's väterliche Haus zurück. Die Scheltworte der Mutter gingen ihm wenig mehr zu Herzen, denn er gedachte des balſamreichen Spruches: „Es iſt ſo ernſt gemeint, wie ein Mutterfluch."

Die Stimmung Egidi's hatte ſich im Hinhorchen da und dort bereits verändert. Faſt das ganze Dorf iſt auf Seite des Vaters und gewiß mit Recht; es iſt ja ſonnenklar, daß der Pfarrer ihn beſchimpfen wollte. Egidi, der an Autoritäten hing, ließ die allgemeine Meinung des Dorfes als ſolche auf ſich wirken, ja er ſchien ſchon faſt geneigt, die Kraftäußerung des Vaters ſich zum Stolze anzurechnen. Zwar ſtieß ihn noch ein Etwas von der Theilhaftigkeit am Ruhme zurück, aber es geht damit leicht wie mit dem Gelde; wer es überkommt, fragt nicht leicht, wie es erworben worden. Egidi war in jeder Beziehung ein Erbe. Er trat oft nur ſcharf und beſtimmt auf, um ſeine Unſelbſtändigkeit vor ſich und Anderen zu verdecken; er wollte ein Mann ſein und ſich namentlich ſeinem Vater gegenüber als ſolcher hinſtellen, weil er deſſen Uebermacht zu ſchwer fühlte; er ſchloß manchen ungeſchickten Pferdehandel ab, ohne ſeinen Vater dabei zu Rathe zu ziehen, ſo gern er das auch innerlich ſich wünſchte; er wollte allein den Meiſter zeigen. In ſeinen Reden und Gedanken hielt ſich Egidi gern an Sprüchwörter u. dgl., das waren ja auch Erbſtücke von unwandelbarem Gepräg und Werth. Luzian ließ den Sohn ganz für ſich gewähren, als er dieſe gewaltſame Ermannung wahrnahm, beſonders hatte er bis jetzt jede Einwirkung in religiöſen Dingen unterlaſſen, da das wohl abzuwarten war, und Luzian ſelber geſtand ſich kein Recht zur Bekehrung Anderer zu, ſo lange er ſelbſt nicht ganz offen war.

Egidi hatte ein frommes, weiches Gemüth, überdies gehörte er zu jenen Menſchen, die als geborene Unterthanen erſcheinen; es war ihm wohl dabei, wenn man ihm die Laſt der Selbſtregierung vorweg abnahm, je wenn man ihn nie dazu kommen ließ. Unſichere Naturen lieben es, wenn ein Arzt bei Tiſche iſt und ihnen ſagt, daß dieſe und jene Speiſe ihrer Leibesbeſchaffenheit nicht unverträglich, ja ſogar förderlich ſei; mit der innerſten Luſt der Sorgloſigkeit geben ſie ſich dann dem Genuſſe hin, und tritt einmal eine Störung ein, der Heilkünſtler hat ja Mittelchen genug, er weiß zu helfen. In religiöſen Dingen iſt es für Viele noch anmuthender, ſich auf Lebenszeit eine Diät vorſchreiben und in außerordentlichen Fällen nachhelfen zu laſſen; die oft halsverdrehende Selbſtbeobachtung, die beſchwerliche Selbſtgeſetzgebung, mit ihrem Gefolge der eigenen Verantwortlichkeit, iſt dadurch beſeitigt.

Egidi ſagte ſich's nie deutlich, aber er war ganz froh und wohlgemuth, daß die Geiſtlichen für Alles vorgeſorgt hatten, daß es da beſtimmte Pflichten zu üben, beſtimmte Gebete zu ſprechen gab. Wenn er nun dennoch für freie Wahl der Geiſtlichen ſtimmte, ſo lag ihm ſo wenig, wie den Meiſten, die Folgerung davon offen, daß die Mitwirkung auf das Innere der Lehre ſich nothwendig daran anſchließen müßte. Vorerſt dachte er, wie die Anderen, nur an die freie Wahl der Perſon; warum ſollte der Geiſtliche nicht ebenſo aus freier Wahl hervorgehen, wie der Schultheiß?

Noch auf dem Wege nach dem elterlichen Hauſe hatte Egidi allerlei Bedenkliches über den Vater rumoren gehört, aber er glaubte nicht daran, es war nur Unverſtand und Böswilligkeit, die ſo Gottloſes ausſprengen konnten. Still ſetzte er ſich zur Mutter auf die Laube.

„Der Gaul, der zieht, auf den ſchlägt man; ſo geht's auch beim Vater," ſagte er endlich.

„Warum? was haſt wieder?"

„Nichts Schlimmes. Der Vater muß halt am Meiſten ziehen von den Gemeindeangelegenheiten, die Anderen, die lottern mit all' ihrem Reden doch nur ſo neben her und ziehen keinen Strang an. Der Vater hätt' ſollen ſtudirt haben, das wär' ſein Platz, ihm käm' Keiner gleich."

Die Mutter nickte lächelnd, ſie ſah in den verſöhnlichen Worten Egidi's nur die Folgen ihrer ſcharfen Zurechtweiſung, und freute ſich dieſer Bekehrung. Schnell vergaß ſie Alles, was vorgegangen war; ihr Mutterherz hatte es ja nie geglaubt, daß der Sohn mißtreu gegen den Vater werde. Sie ließ ſich gern von Egidi erzählen, wie Alles im Dorfe vom Lobe

Luzians überſtröme, und ſie ſagte einmal ganz ſelig: „O redet nur, es kennt ihn doch Keines ſo wie ich. Wenn man jetzt bald dreißig Jahr' mit einander haust, da iſt man wie Ein Menſch; ich, ich kann ihn nicht loben, es wär' mir wie Eigenlob."

Es war ihr ſo wohl zu Muth, daß ſie nach einer Weile begann: „Und jetzt ſpür' ich's erſt, daß ich zu Mittag keinen Biſſen über's Herz bracht hab'. Wart' ein bisle, ich lang' einen Moſt 'rauf, wir wollen ein bisle veſpern. Du iß't doch auch gern ein Mükele kalten Speck? Ja ich bring'."

Die Ahne war auch herzugekommen, ſie jammerte, daß Luzian auf und davon ſei, ohne Jemand was geſagt zu haben; man wiſſe jetzt gar nicht, wohin man ihm in Gedanken nachgehen ſollte.

„Es iſt auch nicht gut," ſagte ſie, „wenn man außer dem Hauſe mit ſich in's Reine kommen will; was man daheim nicht findet, iſt draußen verloren. Aber mein Luzian iſt brav, das iſt das Beſte."

Egidi wollte die Rückkunft des Vaters abwarten; es wurde indeß Nacht, Frau und Kinder harrten ſeiner, er ging heim zur Mühle. Als er vor dem Dorfe war, läutete die Betglocke, er zog die Mütze ab und wandelte betend durch das Feld.

Unterdeſſen hatte Bäbi den Paule aufgeſucht. Sie war keineswegs frei von mädchenhafter Selbſtherrlichkeit, die in jedem Falle unbewegt zuwartet; aber ſie wußte und wollte heute nichts davon. Sie fand Paule im Stall und bat ihn flehentlich, den Fuchſen zu ſatteln und dem Vater nachzureiten. „Du biſt ihm lieber als der Egidi,“ ſagte ſie, und ſprach damit deutlich genug aus, wie er ſo unzertrennlich zum Hauſe gehöre. Eine trübe Ahnung hatte ſich in der Fürſorge um den Vater ihrer bemächtigt, ſie war daher froh, als Paule ſagte, der Vater werde nach der Stadt geritten ſein, um den Pfarrer dort bei Gericht anzuzeigen. Nun hatte ſie doch einen Halt in ihrer unſteten Angſt.

„Ihr Männer ſeid doch immer geſcheiter,“ ſagte ſie. Das begütigende Wort that keine Wirkung.

Paule blieb mürriſch, und Bäbi war zu bräutlichem Koſen nicht aufgelegt. Sie war Paule gegenüber ſeltſam befangen; ſie lobte ihn nur, weil ſie ſich in Gedanken ſtolz und überhebend dünkte, ihr war's als ſei ſie mit hundert Lebenserfahrungen und Veränderungen von einer großen Reiſe zurückgekehrt, und müßte ſich erſt an die bekannten Menſchen und ihr Gebaren wieder gewöhnen. Darum war das Zuſammenſein heute verfremdet und der Abſchied froſtig. Paule wollte, daß ſie ihn, wie ſonſt immer, ein Stück Weges heim geleite, Bäbi aber wollte heute das Haus nicht verlaſſen, nicht unter fremde Menſchen gehen; ſie fürchtete den alleinigen Rückweg und das Geſchwätz der Begegnenden.

„Du könnteſt wohl jetzt auch einmal unter der Woche kommen,“ rief Bäbi dem Weggehenden nach.

„Wenn's ſein kann,“ erwiderte Paule und trollte ſich grollend fort.

Zu ſcharfem Trab war Luzian von Hauſe weggeritten, er wußte ſelbſt kaum wohin; erſt auf dem Wege faßte er die Stadt als Ziel in's Auge, er wollte ſogleich zum Oberamtmann. Unweit der Stadt überholte er eine Kutſche, darin ſaß der Pfarrer. Luzian hielt an, ſtellte außerhalb der Stadt in der Krone ein und kehrte, ohne Jemand geſprochen zu haben, wieder nach Hauſe.

Schlafenszeit war ſchon lange da, aber auch die Ahne blieb auf, um ihren Luzian zu erwarten. Endlich kam er, der Gaul ging im Schritt und kaum hörbar, als ob er Socken an den Hufen hätte und kein Eiſen. In der That hatte er auch eines verloren, aber Luzian trug es in der Taſche, denn trotz alles Sinnens und Denkens hatte ſein ſcharfes Ohr bald gemerkt, daß der Gleichlaut des Schrittes unterbrochen war; er kehrte daher nochmals um, und ſein ſpähendes Auge fand in dunkler Nacht das verlorene Hufeiſen.

Luzian übergab das Pferd dem Oberknecht mit der Weiſung, daß es morgen beſchlagen werden müſſe. Als er eben dem Hauſe zuſchritt, hörte er, wie der Oberknecht zum zweiten Knecht ſagte: „Das iſt einmal kein Sonntag geweſen.“

„Wo kein Glaube iſt, iſt auch kein Sonntag,“ lautete die Antwort. Luzian wollte eben umkehren, um den Beiden beſſere Anſichten beizubringen, da rief die Frau von der Laube:

„Biſt du da? komm.“

„Man muß nicht nach allen Mücken ſchlagen,“ dachte Luzian, und ging die Treppe hinan.

Mit unſäglicher Freude wurde er bewillkommt, Jedem war er wie neu gewonnen, ein Jedes wollte ihm etwas abnehmen, ihm zur Erleichterung und ſich zur freudigen Gewißheit, daß er da ſei. Bäbi brachte die Pantoffeln, kniete nieder und wollte dem Vater die ſchweren Stiefeln ausziehen, Luzian wehrte ab, indem er ſagte:

„Seit wann brauch' ich denn einen Bedienten?“

Luzian drang darauf, daß Alles bald zur Ruhe komme, er ſelber aber lag noch lange unter dem offenen Fenſter und ſchaute hinein in den funkelnden Sternenhimmel; er hatte keinen feſten Gedanken, ihm war's ſo leicht und flügge, als ſchwebte er mit den Sternen dort im unendlichen Raum. Unwillkürlich faltete er die Hände und betete das einzige herrliche Gebet, das ihm geblieben war: Vater unſer, der du biſt im Himmel — aber ſchon hielt er inne. „Gott im Himmel?“ ſprach er, „das iſt ein Wort, im Himmel; Gott iſt überall.“ ... Er hörte auf zu beten, und doch konnte er die Hände nicht auseinander falten. Wo die eigene Kraft dich verläßt und zur Neige iſt, wo du nicht mehr faſſen, wirken und ſchaffen kannſt, da fügen ſich die Hände ſtill in einander, und dieſes Sinnbild ſpricht: ich kann nicht mehr, waltet ihr, ihr ewigen Mächte! So verharrte Luzian unbewegt, Nichts regte ſich in ihm, Alles lautlos, wie draußen in der ſtillen Nacht, und jetzt ſtieg das Wort des Knechtes zu ihm herauf: „Wo kein Glaube iſt, iſt kein Sonntag.“ Nein, nein, feiern wir denn darum den Sonntag, weil Gott in ſechs Tagen die Welt geſchaffen und am ſiebenten geruht? Braucht denn Gott Tage zum Schaffen und Tage zum Ruhen? Die Menſchen ſetzten ſich einen Tag, an dem ſie der Arbeit ledig ſein wollten. Wird aber dieſer inne gehalten werden ohne Religion? Er muß. Und was ſollen wir an ihm beginnen? Uns freuen und zu aller gegenſeitigen Hülfe beſtärken.

Es ſchlug zwölf. Fahr' hin alter Sonntag, es kommt ein neuer!

O Schlaf! Du ſchirreſt aus die ſtraffen Bande der ſchaumſchnaubenden, ſtaubſtampfenden Gedanken; du läſſeſt ſie flugbeſchwingt hinſegeln, hoch in ſanft kühlende Wolken; du führeſt ſie zu unſichtbaren Quellen und tränkeſt die Seele mit neuer Kraft, und badeſt ſie in ſüßem Vergeſſen. Wer könnte ſie tragen die unaufhörliche Laſt des Gedankens, erſchienſt du nicht, einziger Erlöſer!

Und in mondbeglänzter, geiſtdurchwebter Nacht ſprießt der Thau am Blüthenkelch, ſprudelt der Quell im Felſengrund, den Leib zu heilen, zu reinen; biſt du der ſtrahlende Bruder des Schlafes, du allbelebendes, reinendes Waſſer?

Sühneverſuch und neuer Zerfall.

Am Morgen hatte Luzian die zufällige Entdeckung von geſtern nicht vergeſſen; er machte ſeine Frau ganz glücklich, indem er ihr die fünfzehn Eier aus dem verborgenen Neſt brachte. Die undankbare weiße Henne wurde darauf von Bäbi im Hofe müde gejagt, ſie flog manchmal über den Kopf der Verfolgenden weg, ſank aber doch endlich ermattet nieder, wurde gefangen und blieb fortan eingeſperrt.

Luzian führte den Braunen zum Schmied Urban und ließ ihm dort das Eiſen wieder aufſchlagen. Er hielt den Huf empor, faſt die ganze Laſt des Thieres lag auf ihm; da kam der Schütz und ſagte: „Luzian, du ſollſt auf's Rathhaus kommen, vor den Kirchenkonvent.“

„Ich muß mir vorher ein Eiſen aufſchlagen laſſen, daß der Schinder auch was 'runter reißen kann, wenn er mich auf den Anger kriegt. Sag nur, ich komm' gleich.“

„Luzian, es iſt kein gut Zeichen, wenn man ſo wilde Späß' macht. Es wär' bös, wenn das die ganze Kunſt vom Unglauben wär',“ ſo ſagte der Schmied Urban. Der Angeredete ſchien betroffen, und erſt nach geraumer Weile erwiderte er lächelnd: „Wer ſich mauſig macht, den frißt die Katz. Nicht wahr?“

Luzian hatte des Kämpfens eigentlich ſchon übergenug, zumal da er das nächſte faßbare Ziel ſich ſelber entrückt hatte. Es war doch nur ein einziger Tag, ſeitdem er in offenem Kriege oder beſſer im Zweikampfe ſtand, aber es dünkte ihm ſchon eine unermeßlich lange Zeit, ſo viel hatte er durchgemacht.

Wenn nicht eine Schaar von Genoſſen den Kämpfer umgiebt und in ihrer eigenen Entflammung die Kampfesluſt immer neu vor Augen führt und im Urheber anfacht, wenn nicht ſichtbar von außen der Brand, den man geworfen, in Flammen fortlodert, ſo glaubt der Einzelne leicht, er könne Alles ändern, noch ſei es in ſeine Hand gegeben; es iſt vorbei, wenn er ſich ſelbſt zurückzieht. Er vergißt im Gefühl des Rechts und der Großmuth, daß er den Feind zur Gegenwehr gereizt, die ſich nicht mehr halten läßt.

In allerlei Geſtalt tritt die Verſuchung auf. Sie ſagt oft kaum nachdem der erſte Streich gefallen: laß ab, du haſt genug gethan, du haſt deiner Ueberzeugung willfahrt, du bringſt doch nicht durch.“

So war Luzian in ſeltſam friedfertiger Stimmung nach dem Rathhaus gegangen; er machte ſich keine Vorſtellung davon, wie denn wieder Alles in's alte Gleiſe kommen könne, genug, er war in ſich begütigt. In der kleinen Rathsſtube nickte er den Verſammelten, worunter auch der Pfarrer, unbefangen zu, und ſein „Guten Tag beinander“ tönte ſo feſt und hell, daß man nicht wußte, was darin lag.

Der Pfarrer winkte dem Schultheiß deutlich mit der Hand, er ſolle reden, und dieſer begann:

„Der Herr Pfarrer hat heute wieder Meſſ' in der Kirch' geleſen, von Entweihung iſt demnach kein' Red' mehr. Jetzt Luzian, ſei nicht vonderhändig, der Herr Pfarrer will's chriſtlich mit dir machen. Thu's wegen dem Ort, wenn du's nicht wegen deinem Seelenheil thuſt. Denk' nur, wie wir wieder im ganzen Land verbrüllt werden, wenn die Sach' auskommt. Der Herr Pfarrer will's jetzt im Stillen abmachen. Du haſt ja ſonſt immer ſo auf das ganze Ort und auf unſer Anſehen gehalten —"

„Ja wie? was ſoll ich denn machen? Was will man denn von mir?"

„Du wirſt ſchon merken. Nicht wahr Herr Pfarrer, es wird glimpflich ſein? du ſollſt dir halt eine Kirchenbuß' auflegen laſſen."

„Spei' aus und red' anders."

„Luzian, man weiß ja gar nicht mehr, was man dir ſagen ſoll; bigott, du biſt ein Fetzenkerl, und man ſollt' ja mit dir umgehen wie mit einem ſchaalloſen Ei, beim Blitz, und du biſt doch ſonſt ein ausgetragenes Kind."

„Genug, genug. Sag deinem Herr Pfarrer, er ſoll vor Gott verantworten, was er predigt und lehrt, und ich will auch verantworten, was ich than hab' und noch thu'. Ich brauch deinen Herr Pfarrer mit ſeiner Buß' nicht zum Schmußer[1] zwiſchen unſerm Herrgott und mir, wir finden ſchon allein einander und werden handelseins. So iſt's, aus und Amen."

„Sie ſehen, meine Herren," begann der Pfarrer mit ruhiger, faſt bittender Stimme, „Sie ſehen, ich habe keinen Verſuch zur Ausſöhnung unterlaſſen; ich

[1] Unterhändler, ein von den Juden entlehnter Ausdruck.

bitte das gehörig der Gemeinde zu verkünden, wenn die Sache nun wider meinen Willen den gerichtlichen Lauf geht.“

„Gut, beſſer als gut,“ erwiderte Luzian. „Es iſt kein Strick ſo lang, man findet ſein End'. Ich will nichts mehr reden, es wird jetzt Alles in eine andere Schüſſel eingebrockt. B'hüt's Gott.“

In feſtem, ſiegesfrohem Kraftgefühle verließ Luzian das Rathhaus; jetzt ging der Tanz erſt von Neuem an, er freute ſich deſſen. So wogte es hin und her im Gemüthe, bis der Kampf ein faßlich perſönlicher wurde.

Es klingt erhaben und rein, einen Kampf blos um der Idee, wie man's nennt, des Principes willen zu beginnen und auszufechten, ſich ſelbſt und den Gegner dabei aus dem Spiele zu laſſen; aber erſt dann gedeiht die lebendigere Entſcheidung, wenn du aus allgemeiner Ueberzeugung oder durch eine wirkliche Thatſache dich perſönlich angegriffen fühlſt durch den herrſchenden gegneriſchen Gedanken.

Luzian war jetzt erſt recht aufgelegt zum unnachgiebigen Kampfe, er fühlte ſich durch die Zumuthung der Buße gekränkt und angegriffen. Wir dürfen hoffen, daß er das Allgemeine darin nicht verkennt, aber jetzt erſt ging's Mann gegen Mann.

Wie emſig arbeitete er im Felde. Dort hatte er mit Händen Etwas zu faſſen. Leicht, als wäre das ein Kinderſpiel, ſchwang er die Garben auf den Wagen, band er den Wiesbaum feſt. Keiner der Knechte wagte Einhalt zu thun und zu bemerken, daß wohl überladen ſei. Beim Abfahren erwies ſich's nun doch, daß etwas hoch geladen war; Luzian ließ daher den Oberknecht auf den Sattelgaul ſitzen, er ſelber ſtemmte ſich ſammt dem zweiten Knechte mit der Gabel gegen die aufgethürmten Garben; bei mancher Biegung hatte er ſich ſcharf anzuſtrengen, damit er nicht von der reich geladenen Frucht überſtürzt würde. An einem abſchüſſigen Hügel machte das Schimmelfüllen, das los und ledig neben her ſprang, faſt die ganze Fuhre über den Haufen fallen; es ſprang unverſehens den Pferden vor die Füße, dieſe ſcheuten; ſchnell beſonnen fuhr der Knecht in einen Steinhaufen am Wege, der Wagen ſtand ſtill, wenn auch ſchwankend und überhängend. Ohne Unfall, wenn auch mit heißer Noth, gelangte man endlich nach Hauſe.

Als Luzian eben die Stubenthür öffnete, hörte er noch wie ſeine Frau dem Victor einſchärfte: „du darfſt dem Aehni nichts davon ſagen,“ ſie wuſch dem Knaben dabei eine große Stirnwunde aus, Schiefertafel und Lineal lagen zerbrochen neben dem heftig Schluchzenden.

„Was? was nicht ſagen?“ frug Luzian, „Victor, die Ahne hat's nicht ernſt gemeint. Du weißt, du kriegſt kein Schläpple von mir wenn du die Wahrheit berichteſt; frei heraus: was iſt geſchehen?“

„Ja ... ich ſag's, ich ſag's.“ Und nun erzählte Victor, immer von Schluchzen unterbrochen: „Der Herr Pfarrer hat halt die Religionsſtund heut ſelber geben und da hat er viel davon geſagt, daß der Teufel die Gottloſen holt und daß er ſie Nachts im Bett mit Gedanken verkratzt wie tauſend und tauſend Katzen, und da haben ſie in der Schul Alle nach mir umgeſchaut und des Hanneſen Chriſtoph, der neben mir ſitzt, hat nur ſo piſpert: das iſt dein Aehni! Und da hab' ich geheult und da hat der Pfarrer geſagt, ich ſoll ſtill ſein, es geſchieht Niemand nichts, der fromm iſt und zu den Heiligen betet. Nun müſſet Ihr noch wiſſen, daß in einer früheren Stunde einmal die Bank knackt hat und da hat der Pfarrer geſagt, das wär' der Teufel, der die Bank knackſen macht, damit wir nicht aufpaſſen auf die guten Lehren; der Teufel treibe allerlei Poſſen, damit man an andere Sachen denkt. Jetzt wie der Pfarrer gerade red't, macht des Wendels Maurizle, der vor mir ſitzt, die Bank knackſen und ſagt ſo leislich: der Teufel iſt wieder im Spiel. Der Pfarrer hat aber nichts davon gemerkt und hat uns befohlen, jeden Abend beim Einſchlafen und jeden Morgen beim Aufwachen ein Gebet für die armen Sünder zu beten und des Wendels Maurizle hat in der Bank vor mir geſagt: ich kann für keinen Andern beten, das muß er ſelber thun. Wenn ich für einen Andern bet', kann ich auch für ihn eſſen. Jetzt hat der Erſte das Gebet an die Tafel ſchreiben müſſen, wie's ihm der Pfarrer vorgeſagt hat und wir haben's Alle abgeſchrieben; da ſteht's auch auf meiner Tafel, es iſt aber faſt ganz ausgelöſcht."

Victor hob die Schiefertafel auf und zeigte ſie vor.

„Victor! Wie biſt denn zum Raufen kommen?" fragte Luzian.

„Jetzt wie die Schul' aus iſt, da ſchreien ſie Alle auf mich 'nein: morgen haſt du keinen Aehni mehr, den holt der Teufel und ſo. Des Wendels Maurizle hat mir aber geſagt: der Pfarrer weiß auch nicht Alles.

Geſtern Nacht hab' ich noch gehört, wie mein Vater zum Schmied ſagt: der Luzian iſt doch bräver als alle Pfarrer. Und jetzt ſind alle Buben auf mich 'nein und haben geſchimpft: Teufelsenkele! und da hab' ich des Hanneſen Chriſtoph einen Tritt geben, er muß ihn noch ſpüren, und da ſind ſie auf mich los, aber der Maurizle iſt mir beigeſtanden, und ſie haben doch auch ihr Theil kriegt, bis der Lehrer kommen iſt. Da, da hab' ich noch den Stein, den mir eines an den Kopf geworfen hat; den zeig' ich dem Pfarrer."

Victor zeigte das Genannte vor und Luzian ſagte: „Victor, ſchmeiß den Stein weg; von heut' an, hörſt du? gehſt du nicht mehr in die Schul'. Hörſt du? Und wenn dich Eins fragt warum? da ſagſt du, ich hab's geſagt." Am Fenſter ſtehend ſprach dann Luzian vor ſich hin: „Ich bin doch ein ſchlechter Kerle, daß ich nicht die Axt nehm' und dem Pfarrer das Hirn einſchlag'."

Kaum war dem Victor das weiße Tuch um den Kopf gebunden, als er behend auf die Straße ſprang und jubelnd ſeinen Kameraden verkündete, daß er nun gar nicht mehr in die Schule gehe.

Heute hatte Luzian keinen „weltsmäßigen Hunger," obgleich ihm die Frau aus dem aufgefundenen Schatze Rühreier gemacht hatte.

Die Pferde waren im Felde, Luzian ging zu Fuße nach der Stadt.

Als er ſich dem Pfarrhauſe näherte, ſah er wie die Fenſter aufgeriſſen wurden, mehrere Geiſtliche drängten ſich in denſelben und Luzian hörte hinter ſich rufen: „der iſt's."

Luzian geht ſo langſam, daß wir wohl einen Seitenſprung hier in das Pfarrhaus machen können. Wir wollen uns nur ſo lange aufhalten als man einem Vogel am Wege zuhört.

Fünf nachbarliche Amtsbrüder hatten ihren ſtreitenden Genoſſen heimgeſucht; ſie hatten ſich's wohl munden laſſen, das bezeugte die Zahl der Flaſchen auf dem Tiſch, die die Zahl der Köpfe überſtieg; der jüngſte Amtsbruder, der die Würde am wenigſten zu achten ſchien, war in Hemdärmeln, möglichſt aufgeknöpft waren Alle. Eine alte Magd brachte den Kaffee, der Ortspfarrer zündete ein Licht an und reichte Cigarren.

Wer je in einer Geſellſchaft abſchließlicher Leutenants war, wie ſie etwa in der Wachtſtube unter ſich über einen kecken Civiliſten losziehen, der da und dort ihre Standesehre und allſeitig nothwendige Uebermacht in Wort und That zu erſchüttern wagte — wir ſind hier bei anders Uniformirten in gleicher Geſellſchaft.

„Fridolin,“ ſagte der Jüngſte, Hemdärmelige zum Ortspfarrer, indem er ſich über den Tiſch bog und die Cigarre anbrannte, „Fridolin, ſei froh, daß du einen ſolchen Häretiker oder Apoſtaten unter der Gemeinde haſt. Du kannſt Kirchengeſchichte an ihm ſtudiren.“

„Laß ihn laufen,“ rief ein Anderer, „wie der Baron Felſeneck einen emballirten Hammel bei ſeiner Heerde laufen hat, damit er weiß, welche Schafe bocken wollen.“

Man lachte über dieſen Vergleich bis ein Gefährte mit hochblonden, rothen Löckchen begann: „Ich bleib' dabei, Fridolin, du verfehlſt es beſonders, weil du ein Ariſtokrat biſt, politiſch unfrei. Abgeſehen von der Zeit-

und Vernunftwidrigkeit deiner politiſchen Anſicht reizeſt du dadurch unnöthig gegen die Kirche. Schon aus Politik mußteſt du dich auf Seite der Freiheit ſtellen. Schau nur auf Belgien hin, auf Frankreich; und ſelbſt der heilige Vater iſt uns hier ein Vorbild. Der Zug der Zeit geht auf politiſche Freiheit.“

„Eine renovirte ſchwarz-roth-goldene Rede,“ unterbrach ihn ein vierſchrötiger Mann mit fettem Doppelkinn, der ſehr nach Kampher roch; „Rollenkopf, man merkt dir ſtets an, daß du bei der Tübinger Burſchenſchaft affiliirt warſt. Ich halte nun einmal dieſes Hätſcheln der politiſchen Freiheit qua talis für eine Verblendung, die uns traurige Früchtlein bringen kann. Man muß weiter ſehen. Selbſt das weltliche Regieren muß als Prieſterthum feſtgehalten werden. Nicht umſonſt iſt's, daß im heiligen römiſchen Reich der Kaiſer geſalbt wurde. Die Obrigkeit iſt von Gott eingeſetzt. Giebt man dem Volke zu, daß der Regent nicht mehr von Gottes Gnaden iſt, ſo muß man folgerecht auch den Schritt weiter; auch der Prieſter iſt dann nicht mehr von Gottes Gnaden, iſt Gleicher unter Gleichen. Das selfgovernment hat dann eben ſo viel Recht in kirchlichen und religiöſen wie in politiſchen Dingen. Das Volk, das ſich ſelber Geſetze giebt und ſeine Herrſcher einſetzt, bildet ſich dann auch ſeine Religion und ſeinen Gott. Die franzöſiſche Revolution war conſequent, wenn ſie Gott zu- und abdecretirte.“

„Als vereinigter preußiſcher Landſtand wäreſt du ſehr am Platze,“ entgegnete der Ortspfarrer Fridolin Schwander.

„Das Köſtlichſte von Allem," ſagte der Hemdärmelige wieder, „iſt was die Zeitungen bringen, daß der König von Preußen alle bisher von den Deutſchkatholiken geſchloſſenen Ehen für null und nichtig, für Concubinate erklärt. Jetzt ſind dieſe Sektirer von innen heraus geſprengt. Ich ſeh's, wie Mann und Frau von einander laufen wie's ihnen beliebt. Dadurch iſt nun die ſittliche Abfaulung eingeätzt, und dieſe Religions-Zigeuner ſind von innen heraus getödtet."

„Und ich muß bekennen," rief der Rollenkopf und ſchlug dabei auf den Tiſch, „daß dies ein potenzirtes, hundertfach empörendes Seitenſtück zum Koburger Gelde iſt; es iſt ganz ähnlich: eine Herabſetzung und Entwerthung deſſen, was man ſelbſt geprägt und anerkannt hat. Ein unauslöſchliches Brandmal wird die Geſchichte den Urhebern —"

„Hoho! du machſt dir's bequem, du hältſt das Sacrament der Ehe nur für ein ſtaatliches Gepräge wie bei der Münze," ſchaltete der Hemdärmelige ein und brach ſeine Cigarre mitten entzwei, weil ſie keinen rechten Zug hatte. Rollenkopf ſetzte die weitere Verhandlung in leiſem Zwiegeſpräch fort. Während deſſen zog der Kamphermann ein gedrucktes Blatt aus der Bruſttaſche und ſagte zu unſerm Ortspfarrer: „Hier in den Mainzer Sonntagsblättern iſt eine Recenſion über deine Schrift: Die Trennung von Kirche und Staat. Du biſt über das Bohnenlied hinaus gelobt."

„Ich werde gegen dich ſchreiben. Es iſt eine verkehrte Welt jetzt. Man verlangt Fürſorge des Staats für die materielle Arbeit und die geiſtige ſoll ganz ohne

Oberaufſicht ſein? Unſere Zeit ſchwankt zwiſchen Omnipotenz und Impotenz des Staats," ſo ſprach Rollenkopf, über die Achſel gewendet.

Unſer Ortspfarrer ſchaute nur lächelnd, ohne zu antworten, von dem Blatte auf, deſſen Inhalt ihm wohl zu thun ſchien. Jeder Kreis und jede Meinungsſchattirung hat ſeine öffentliche Krönung.

Ein kluges Wort kam jetzt aus einem Munde, der bisher noch nicht geſprochen.

„Hat's ein gutes Bier im Rößle?" fragte einer der Jüngeren.

Der Ortspfarrer bejahte, und man brach auf zu Kegelſpiel und Bier.

Suchen wir vorher die Thür zu erreichen; mit etwas raſchem Schritt holen wir Luzian ein, wir treffen ihn noch auf der Straße im Neuenſteiger Walde. Der Fußſteig über den Berg iſt näher, aber Luzian liebt das Bergſteigen nicht, zumal in der Mittagshitze, auch begegnen ihm auf der Straße mehr Menſchen. Er hat ſeinen Rock über die Schulter gehängt und ſchreitet leicht und feſt dahin; iſt ihm aber doch ſchwer und ſchwankend zu Muthe, denn in ihm ſpricht's: „Was haſt du gethan? Hätteſt du's nicht können bleiben laſſen? Haſt dir und all den Deinigen den Frieden verſcheucht und für was? Schau, da ziehen die Menſchen hin: der ſchafft ſein Holz aus dem Wald an die Straße, der führt am Horn ſeine rindernde Kuh zum Sprunge, der holt Bretter aus der Sägmühle und der führt ſein Korn heim. Ich möcht' hinrennen und ſie rufen: kommet mit, Alle mit, ich geh' für euch; ſieht's denn euch gar nichts an? Macht auf, faßt ein Herz und ſeid frei! Wenn ich nur auf einen einzigen Tag Allen die Augen aufmachen könnte. Freilich, der Wendel hat Recht, ich hab' das Beil zu weit 'naus geworfen. Ich hab' nicht anders können. So iſt's.“

Wie man berichtet, ſo wird gerichtet, ſagt ein inhaltreiches Sprüchwort; darum wollte Luzian heute kein Hinderniß anerkennen, er mußte nach der Stadt, um ſelber ſeine Sache vorzubringen.

In der Oberamtei mußte er lange warten ehe er den Amtmann ſprechen konnte. Er wurde freundlich begrüßt und gebeten, übermorgen wieder zu kommen.

„Ich hab' wollen“ — ſagte Luzian.

„Ich weiß ſchon Alles, der Steinmetz Wendel war heute in aller Frühe da und hat mir den ganzen Hergang erzählt; kommen Sie von übermorgen an wann Sie wollen, auch außer den Amtsſtunden.“

„Nur noch ein Wort,“ ſagte Luzian, „iſt mein' Sach criminaliſch?“

„Keineswegs. Sie brauchen auch keinen Advocaten, es iſt reine Polizeiſache. Entſchuldigen Sie —“ und fort wiſchte der Oberamtmann wieder.

„Es ſoll aber criminaliſch ſein!“ ſagte Luzian vor ſich hin, als der Amtmann ſchon längſt verſchwunden war. Dann verließ er, ſchwer den Kopf ſchüttelnd, die Oberamtei.

Wir werden wohl ſpäter erfahren, was Luzian mit ſeinem abſonderlichen Gelüſte wollte; jetzt war es ihm nur überläſtig, daß er wieder Tage warten und ſtill herumlaufen ſollte, ohne daß Etwas geſchah. Auf dem

Heimweg ſchlug er oft mit den Armen um ſich, aber wo war's? was ſollte er faſſen?

Auf das theilnehmende Herz und den hellen Geiſt des Oberamtmanns hatte Luzian viele Hoffnung geſetzt. Das geſtand er ſich jetzt erſt, als er ſo leer wie er gekommen war, davon ging. Warum hat er auch nicht ein ermunterndes, muthiges Wort geſprochen?

Ein Herz, das die Folgenſchwere eines Ereigniſſes oder einer freien That in ſich trägt, verlangt oft zu ſehr nach Handreichung, aber die Menſchen um dich her ſind Alle mit ſich und tauſend anderen Dingen beſchäftigt, ſie ſehen und verſtehen deinen bittenden Blick nicht. Erwarte keine Hülfe von außen, ſei ſtark in dir.

Luzian kehrte nicht mehr die Straße heimwärts, er ging den Waldweg; dort war es ſtill und feierlich, und ſeine Gedanken beteten inbrünſtig zu Gott, daß ihn die Kraft nicht verlaſſen möge, die ganze volle Wahrheit zu bekennen und ihr Alles zu opfern. Gern hätte er ein Gebet in Worten gehabt, aber er fand keines.

Tief im Waldgrunde ſang ein Burſch, der wohl neben einem beladenen Holzwagen herging, ein „einſames“ Lied. Luzian ſtand ſtill horchend:

O Bauernſohn, laß die Röslein ſteh'n,
Sie ſein nicht dein,
Du trägſt noch wohl von Neſſelkraut
Ein Kränzelein.

Das Neſſelkraut iſt bitter und ſau'r
Und brennet mich;
Verloren hab' ich mein ſchönes Lieb,
Das reuet mich.

Es reut mich ſehr und thut mir
In meinem Herzen weh,
Behüt' dich Gott, mein holder Schatz!
Ich ſeh dich nimmermehr.

Zwiſchen jeder Strophe knallte der Burſch mit der Peitſche, daß es weithin widerhallte. War das nicht die Stimme Paule's, der alſo ſang? Was hatte der zu klagen? Nein, der kann's wohl nicht ſein . . .

Im Weitergehen dachte Luzian: „Der Burſch hat das Lied auch nicht ſelber geſetzt, und es erleichtert ihm doch das Herz; ſo auch hat der eine Menſch Gebete für andere gemacht.“

Die zahlloſen Gebetbücher entſtanden und waren gerechtfertigt vor dem Geiſte Luzians.

Still und gedankenvoll ſchritt er dahin, es begegnete ihm Niemand.

Das Gewitter vom vorletzten Sonntag hatte ſich hieher verzogen und auch hier noch arg gehaust; da war ein Baum ganz entwurzelt, dort ein anderer mitten geſpalten wie zerfleiſcht, und dort hingen abgeknackte Aeſte, ſelbſt die jungen Schäleichen waren in zahlloſer Menge zu Boden gebeugt, der Fußſteig war oft unwegſam. Hinter Neuenſteig umging Luzian eine gewaltige Eiche, die quer über dem Weg lag; er gerieth dadurch in einen Sumpf, wo Erlen ſtanden und rettete ſich nur mit ſchwerer Mühe daraus.

Kaum war Luzian wieder hundert Schritte auf trockenem Wege, da begegnete ihm ein Mann; es war der uns bekannte, Rollenkopf genannte Pfarrer. Man begrüßte ſich beiderſeits mit einem „guten Tag“ und ging an einander vorüber. Luzian ſtand bald ſtill. Sollte er den Pfarrer nicht vor dem Sumpf warnen? Der Pfarrer überlegte gleichfalls bei ſich, ob er nicht den Häretiker, den er wohl wieder erkannt hatte, anſprechen und ein gutes Wort beibringen ſollte. Plötzlich rief Luzian: „Heda!“ Hinter dem Ruf tönte es wie ein Echo, und doch war's keines, denn der Pfarrer hatte im ſelben Augenblicke den gleichen Ruf gethan.

„Seid Ihr nicht der Luzian Hillebrand von Weißenbach?“ rief der Pfarrer aus dem Thale herauf, von den Bäumen verborgen.

„Ja freilich, aber ich hab' Euch doch was zu ſagen. Dort unten, wo die Eiche liegt, müſſet Ihr rechts ab, ſonſt kommet Ihr bei den Erlen in den Sumpf.“

„Wartet ich komm',“ tönte es wieder, und Luzian ging dem Rufenden entgegen, weil er ſich nicht verſtanden glaubte, er wollte es genauer bezeichnen oder ſelber mit zurückkehren. Der Pfarrer hatte ihn aber verſtanden und begann nun mit ihm über den Kirchenſtreit zu ſprechen. Anfangs war Luzian mißtrauiſch, ſelbſt die freien Worte Rollenkopfs ſah er nur wie einen Spionenkniff an, aber was lag ihm an allem Auskundſchaften! Er hörte darum mit einer gewiſſen Ueberlegung zu. „Du haſt Vieles zu verhehlen, Ich nicht,“ dachte er. Als aber Rollenkopf ſchloß: „Wie geſagt, es regt ſich ein freier Sinn in der Kirche, der ſiegen muß. Darum müſſen aber auch die freien Männer innerhalb der Kirche bleiben, ſich nicht davon trennen. Wenn die Freien ausſcheiden, was bleibt uns? Die träge, verſtandloſe Maſſe, der ewige faule Knecht.“

„Soll das auf mich geſagt ſein?“

„Gewiß. Ihr müßt in der Kirche bleiben und helfen, ſie rein und frei zu machen.“

„Ich glaub' aber nicht an Gottes Wort und brauch' kein' Kirch'.“

„Aber Eure Brüder bedürfen ihrer und Ihr ſeid verpflichtet, ſie nicht zu verlaſſen.“

„Ich hab' kein Amt und kein' Anſtellung in der Kirch.“

„Eure Menſchenpflicht iſt Euer Amt, und Euer Gewiſſen Eure Anſtellung.“

„Alles ſchön und gut, aber ich müßt' lügen und heucheln, und das kann einmal kein Menſch mehr von mir verlangen.“

Der Pfarrer ſuchte noch Späne abzuhauen, aber den eigentlichen Klotz konnte er nicht bewältigen. Man ſchied mit freundlicher Handreichung, und auf dem ſtillen Heimweg dachte Luzian: „Der iſt grad' wie der Amtmann; dem wär's auch lieber heut als morgen, wenn man die ganze Verfaſſung mitſammt dem König über den Haufen ſchmeißen thät, und doch bleibt er im Amt. Ich thät ja lieber ſchaffen was es wär', daß mir das Blut unter den Nägeln 'rauslauft; halb ſatt zu freſſen wär' beſſer als ſo ein Amt, das man eigentlich nicht haben darf.“

Stolz und groß erhob ſich Luzian in dieſem ſeinem Selbſtgefühle.

Ein Kind bleibt, und ein Kind geht.

Als Luzian nach Hauſe kam, trat ihm Bäbi entgegen mit den Worten: „Vater, Ihr ſollet gleich in's Rößle kommen, es iſt ſchon zweimal ein Bot' da geweſen, es ſei Jemand da, der nöthig mit Euch zu reden hat.“

„Wer denn?“

„Des Rößleswirths Bub' weiß es nicht, oder will's nicht ſagen.“

Luzian ging nach dem Wirthshauſe. Er traf hier den Vater Paule's von Althengſtfeld, der hinter dem Tiſche ſaß und ihm zuwinkte ohne aufzuſtehen und ohne die Hand zu reichen.

„So? biſt Du auch hier?“ fragte Luzian, „haſt Du mich rufen laſſen?“

„Ja. Rößleswirth! Iſt Niemand in deiner hintern Stube? Ich hab' da mit dem Luzian ein paar Worte zu reden. Können wir 'nein?“

„Ja.“

„Was haſt denn? Kannſt's nicht da ausmachen? Oder komm' mit mir heim,“ ſagte Luzian.

„Nein,“ entgegnete Metard, „es iſt gleich geſchehen.“

Die beiden Schwäher gingen nach der Hinterſtube; alle Anweſenden ſchauten ihnen nach.

„Was giebt's denn ſo Heimliches?“ fragte Luzian.

„Gar nichts Heimliches. Du weißt, ich bin frei 'raus, drum, Luzian, guck, du biſt jetzt im Kirchenbann und vielleicht noch mehr, du kommſt mit denen Sachen nicht ſo bald 'raus, wie mir unſer Pfarrer geſagt hat und die Pfarrer alle, die heut da geweſen ſind. Drum wird dir's auch recht ſein, wenn man jetzt ausſpannt.“

„Ja wie? was?“

„Ha, du verſtehſt mich ſchon. Mit deinem Mädle und mit meinem Paule da laſſen wir's jetzt halt aus ſein. Wir ſind von je gut Freund geweſen, Luzian, nicht wahr! Und das bleiben wir von deßwegen doch. Es iſt ja Chriſtenpflicht, daß man keinen Haſard auf einander hat und Alles in Gutem bleibt.“

„Ja, ja, freilich, ja,“ ſagte Luzian, die Hände reibend, „und was ich hab' ſagen wollen? . . . Ja, und dein Paule iſt auch mit einverſtanden? Du redeſt in ſeinem Namen?“

„Ha, ich bin ja der Vater. Ich laſſ' mich nicht ausziehen, ehe ich mich in's Bett leg', das Sach' iſt mein und ich geb' die Geißel noch nicht aus der Hand, du auch nicht. Was wahr iſt, iſt wahr; mein Paule hat dein Mädle gern gehabt, ja rechtſchaffen gern, es iſt ihm hart 'nangangen. Er hat dem Pfarrer aber beſtanden, dein Mädle ſei wie ausgewechſelt, es hab' ihm kein gut Wort mehr gunnt, und es hab' halt auch Deine Gedanken Luzian. Recht ſo, iſt ganz in der Ordnung; die Kinder müſſen zum Vater halten und mein Paule hält zu mir. Du haſt ja ſelber gewollt, daß wir keinen Neukauf ausbedingen, und Schriftliches haben wir auch nichts gemacht, da brauchen wir auch nichts verreißen. Mein Bub hat deinem Mädle einen ſilbernen Fingerring geben, er hat zwei Gulden und fünfzehn Kreuzer koſtet, kannſt nachfragen beim Silberſchmied Hübner neben der Oberamtei. Jetzt kannſt den Fingerring wieder 'rausgeben, oder es iſt beſſer du giebſt das Geld, hernach kann ihn dein Mädle behalten; kannſt das Geld dem Rößleswirth da geben, ich bin ihm noch was ſchuldig für Kleeſamen. Dein Mädle, das bringſt du ſchon noch an, brauchſt's nicht in Rauch aufhängen, und mein Bub der ſetzt den Hut auf die link' Seite und iſt der alt'. Es hat halt jetzt den Schick nimmer zwiſchen unſern Kindern, und es wär' gegen Gott geſündigt, wenn man da wieder was anbäſteln wollt'. Jetzt wie? was ſiehſt du ſo unleidig? Stehſt ja da wie ein Stock und machſt kein Gleich (Gelenk)? Hab' ich dich verzürnt?"

Luzian war in der That wie erſtarrt, er ließ den Metard an ſich hinreden und hörte Alles wie im Halbſchlaf; der Schweiß trat ihm vor ängſtlichen Gedanken auf die Stirn; er nickte endlich und ſagte: „Ja Metard, ich ſchick' dir den Fingerring gleich 'rauf, kannſt drauf warten."

„Preſſirt nicht ſo. Jetzt ſei mir nicht bös, bei dir iſt gleich dem Himmel der Boden aus. Wir bleiben doch die alten guten Freund', nicht wahr?"

„Das Kind iſt todt, die Gevatterſchaft hat ein End'."

Mit dieſen Worten verließ Luzian die Kammer und trat in die Wirthsſtube. Neugierig richteten ſich die

Blicke Aller auf ihn; er ſah verſtört aus. Mit ſeltſamem Lächeln ſagte Luzian: „Rößleswirth, weißt was Neues? Mein Bäbi iſt kein' Hochzeiterin mehr. Grad hat mir der Metard aufgeſagt.“

„Es wird doch das nicht ſein?“ tröſtete der Wirth.

„Frag' nur den Metard,“ endete Luzian, die Thür in der Hand, und fort war er.

Luzian hatte ſich eingebildet, er ſei auf Alles gefaßt und doch überraſchte ihn dieſer Zwiſchenfall ſo, daß er nicht wußte, wo aus noch ein. Offen geſtanden, dachte er im erſten Eindruck faſt gar nicht an ſeine Tochter, ſondern nur an ſich ſelbſt. Hatte er ſeine Ehre verloren? Wo war landauf und landab ein Bauersmann, der ſich's nicht zur Ehre angerechnet hätte, mit ihm verſchwägert zu ſein? — Darum hatte er noch die Aufſage ſelbſt verkündet, die Schande ſollte zurückfallen auf Metard, er warf ſie zurück mit dem ganzen Stolz ſeines Anſehens; aber galt dies auch noch? Kämpfte er nicht mit leerer Hand, während er die zweiſchneidige Waffe ſich in die Fauſt träumte?

Im wilden Ringen des Kampfes reißeſt du dir oft eine Wunde, du weißt es nicht, bis nach ausgetobtem Streite das Rinnen des Blutes und der Schmerz dich daran mahnt. Kein Pflaſter und keine Salbe ſtillt das Blut, wenn nicht das ausgetretene gerinnt und ſtockt, und ſo ſich ſelbſt die ſchützende Decke zur Wahrung des in dir ſtrömenden bildet. Es geht mit den Wunden deiner Seele ebenſo.

Müd und ſchwer, als ob ihm ein Schleiftrog an den Beinen läge, ging Luzian nach Hauſe.

„Iſt es wahr? iſt mein Schwäher im Rößle?" Mit dieſen Worten kam ihm Bäbi wiederum entgegen.

„Dein Schwäher? Nein, aber des Paule's Vater," entgegnete Luzian. „Komm her Bäbi, gieb mir dein' Hand, brauchſt nicht zittern, du ſollſt weiter nichts als den Fingerring abthun, du biſt kein' Hochzeiterin mehr; der Paule hat dir aufgeſagt. Meine Händel mit dem Pfarrer ſollen dran Schuld ſein, oder haſt du auch was mit dem Paule gehabt? Es iſt jetzt eins. Du biſt ſchon noch eine Weile bei uns gut aufgehoben. Zitter' nur nicht ſo."

„Ich zittere ja nicht," entgegnete Bäbi; es war ihr gar wunderſam zu Muthe, noch nie hatte ihr Vater ſo ihre Hand gefaßt und gehalten, „ich zittere nicht," wiederholte ſie, „laſſet nur los, ich will den Ring abethun."

„Thut dir's weh? Es iſt doch eigentlich meinetwegen."

„Nein, das iſt's nicht, und wenn's auch wär', mein' Hand könnte ich mir für Euch abnehmen laſſen, Vater, und nicht nur ſo einen Ring abethun. Wenn mich der Paule nimmer mag, hat er mich nie gemögt; ich bin ihm nicht bös. Und die Schand' wird auch noch zu ertragen ſein."

„Du kriegſt ſchon noch den Mann, der dir beſcheert iſt," ſagte Luzian, ohne durch irgend eine Liebkoſung oder ein freundliches Wort die gepreßte Rede Bäbi's zu erwidern. Dieſe aber ſchloß: „Mein lediger Leib iſt mir nicht feil. Da iſt der Ring."

„Der Knochen, der einem beſcheert iſt, den trägt kein' Katz' davon," bemerkt noch die Ahne.

„Wo iſt der Victor? Er ſoll den Ring gleich in's Rößle tragen," ſagte Luzian. Die drei Frauen ſahen einander verlegen an. Die Frau Margret nahm ſich zuerſt ein Herz, faßte den Rockärmel ihres Mannes, zog daran und ſagte: „Thu zuerſt den Rock aus, du laufſt ja den ganzen Tag 'rum wie ein Soldat auf dem Poſten. So, jetzt iſt dir's leichter, ſo, jetzt ſetz' dich auch, daß man auch ordentlich mit dir reden kann."

„Wo iſt der Victor? Ruf ihn," wiederholte Luzian.

Die Frau hing den Rock auf und ſagte dabei: „Er hört mich nicht, ich kann nicht ſo arg ſchreien; er iſt auf der Mühle."

„Der Egidi hat ihn geholt und der Victor hat geheult," ergänzte Bäbi.

„Jetzt ſeid Alle ſtill, ich will's erzählen," begann die Ahne, „da, rück' her Luzian, noch näher. Jetzt guck, du biſt noch kein' Büchſenſchuß weit vom Haus weg, da kommt der Egidi und fragt nach dir, aber mit einem Geſicht wie ein Bub', dem die Hühner ſein Butterbrod weggefreſſen haben; und da träppelt er 'rum und kann das Maul nicht finden. Endlich ſagt er, ob wir ſchon gehört haben, was die Leut' von dir reden; ich ſag', du kannſt den Leuten die Mäuler nicht verbinden."

„Was ſagen ſie denn über mich?" fragte Luzian.

„Du ſeiſt gottloſer als ein Heid und ein Jud, und du habeſt gar kein' Religion. Ich ſag' aber dem Egidi: deines Vaters ſeine Gutthaten ſind ſeine Religion und das iſt die beſt'! Da ſchreit er über mich 'nein wie ein Flözer; und ich ſei auch ſo, und ich ſtehe doch mit einem Fuß im Grab, und ich wiſſ' nicht, wann ich vor Gott ſtünd', und ich ſollt' dich Luzian eher zurückhalten als noch aufſtiften und drein hetzen. Wenn ich mich nicht vor mir ſelber geſchämt hätt', ich hätt' dem Egidi eins in's Geſicht geſchlagen, daß er nimmer gefragt hätt', wo ſind mehr. Ich ſag' weiter nichts als: junge Gänſ' haben große Mäuler. Wie wir ſo reden, kommt der Victor 'rein, ich ſchick' ihn fort, er ſoll nicht hören was ſein Vater für ein Latſchi iſt. Eine Weile drauf kommt der Schütz und bietet dem Egidi, er ſoll in's Pfarrhaus kommen. Ich ſag: du gehſt nicht zum Pfarrer, eher läß'ſt dir all' beid Bein abhacken. Da ſchlägt er auf den Tiſch und ſchreit: ich bin Meiſter über mich, und ich thu' was ich will. Wart Schütz, ich geh mit. Mein Vater iſt mein Vater, aber unſer Herrgott iſt vorher mein Vater, und ich laſſ' mir meinen Glauben nicht nehmen und ich laſſ' ihn mir nicht nehmen. — So rennt er fort."

„Ja der Victor, was iſt denn mit dem?" fragte Luzian abermals.

„Ich erzähl's ja, wart' nur. Vergeht kein' Stund, iſt mein Egidi wieder da, er hat den Victor an der Hand und heißt ihn ſein Schulſach zuſammenpacken, und da ſchreit er über das Kind 'nein, daß es nicht weiß, iſt es taub oder hat es ſonſt was than. Ich ſchick' den Victor fort, er ſoll mir für einen Kreuzer Kandelzucker holen, und wie er fort iſt, ſag' ich: Egidi, du verſündigſt dich. Ich weiß wohl, es geht Einem ſo, wenn man ſieht, daß Leut' ein Kind verziehen, ſo wird man auf das Kind bös und grimmzornig; es iſt aber nicht recht. Es iſt mir mit unſeren Nachbarsleuten, mit des Bäckers Chriſtle auch ſo gangen. Wenn du meinſt, daß wir deinen Victor verziehen, mußt deinen Zorn nicht an ihm auslaſſen, das iſt eine ſchwere Sünd'. Was Sünd'! ſchreit da der Egidi. Eine Sünd' gehört ſo wenig da 'rein wie eine Sau in's Judenhaus. Da ſind ja lauter Heilige. Ich bin nun halt ein ſündhafter Menſch und mein Victor iſt mein Kind und ſoll auch ſo werden, er muß wiſſen, daß man Buße thun muß. Ich komm' vom Schulconvent und da hab' ich gehört, daß der Vater meinem Victor die Schul' verboten hat, und jetzt geht er mit mir und kann ſich ein ſchlecht' Beiſpiel an mir nehmen. Ihr habt den Victor einmal euer Erzenkele geheißen, wir wollen dafür ſorgon, daß er kein Erzteufele wird. — Luzian, ich kann dir nicht ſagen wie ſchandgrob der Egidi geweſen iſt, und er hat das Kind mit fort, und das hat geweint. Und mir thut's ſo and (bang) nach dem Kind, ich möcht' auch ſchier greinen. Jetzt hab' ich aber ein' einzige Bitt' an dich, Luzian, du folgſt mir gewiß gern: verzeih dem Egidi ſeinen Unverſtand, ich vergeb's ihm auch, und man muß ihm zeigen, daß Gutheit Trumpf ſein muß, nachher ſei Religion was für woll'. Gelt Luzian, du verſprichſt mir's, glimpflich mit ihm umzugehen?"

Ein Kopfnicken antwortete. Es bedurfte dieſer letztern Ermahnung kaum, denn wie das ſo geht bei raſch auf einander folgenden Schickſalsſchlägen: das perſönliche Leid fühlt ſich kaum mehr, und man erhebt ſich in ihm zu Allgemeingedanken. Darum ſagte auch Luzian aufſtehend:

„Ihr habt mir ein gut Wort geſagt Ahne, man iſt oftmals auf ein Kind bös, weil ſeine Eltern es verziehen. Es geht Einem auch oft ſo mit ganzen Dörfern und Ländern; man darf den Menſchen nicht bös ſein, weil ihre Vormünder, die Pfarrer und Beamten, ſie verzogen haben und noch verziehen.“

Luzian ging nach der Kammer. Die Frauen ſahen verdutzt einander an, ſie hatten einen mächtigen Ausbruch der Leidenſchaft von Luzian erwartet, und jetzt redete er, daß man ihn kaum verſtand.

„Was hat er?“ fragte die Mutter ſo vor ſich hin. Niemand antwortete.

Mit dem Rocke bekleidet kam Luzian wieder heraus, nahm den Hut und ſagte mit einer ganz fremden Wehmuth im Antlitze:

„Ich mach' heut' auch meine Stationen, ſie ſind ein bisle weit und die Schritte nicht abgezählt, aber mein Kreuz iſt mir noch nicht zu ſchwer. Ich will nur zum Egidi, daß er mir das Kind nicht verdirbt. Könnet ohne Sorgen ſein, er iſt der Vater, ich werde ihm kein bös Wörtle geben.“

Wieder verließ Luzian das Haus.

Ueber ſich hinaus.

Zum zweitenmal nach mehrſtündiger Abweſenheit ging Luzian heute an Stall und Scheunen vorüber, ohne einzuſchauen; wie iſt das nur möglich? Das gedachte er jetzt, als er ſchon eine Strecke entfernt, ſich nach ſeinem Heimweſen umwendete.

„Es muß Alles verlumpen,“ dachte er, und eine ſeltſame Bitterkeit prägte ſich auf ſeinem Antlitz aus. „Sie haben Recht, die Herren von Staats- und Kirchengehalt, tauſendmal Recht: ſo ein unruhiger Kopf, ſo ein Schreier, der ſich um Sachen annimmt, die ihm nichts eintragen und die ihn, genau beſehen, eigentlich nichts angehen, nicht mehr als andere Leut' auch, das muß ein Lump ſein oder Einer werden. Am beſten, er iſt's von Haus aus. So ein Menſch, der Alles was er hat auf dem Leib trägt und dem kein Geldbeutel in der Hoſentaſch' zittert vor Angſt, nach dem Niemand fragt: wo biſt und wo bleibſt? der kann wie der Soldat im Feld leben oder wie die Bettelleut'.“

Ein altes Schelmenlied mit endloſen Strophen kam ihm hier in den Sinn, und im Weitergehen pfiff er die Weiſung vor ſich hin:

Bettelleut han's gut, han's gut,
Bettelleut han's gut,
Bricht ihnen kein' Ochs das Horn,
Frißt ihnen kein Maus das Korn u. ſ. w.

Der Mund, der ſich zum Pfeifen ſpitzt, kann ſich nicht mehr ſo leicht griesgrämlich verziehen, und doch verfinſterten ſich die Züge Luzians bald wieder. Er ging jetzt eben in's Feld, da die Menſchen von demſelben heimkehrten. Er ſah in dem Gruße der Begegnenden etwas Gepreßtes, Niemand blieb ſtehen und Niemand fragte, wie ſonſt bräuchlich, wohin noch ſo ſpät?

An der Halde, dort am Rand des Berges wo drunten im Thale der Waldbach rauſcht und die Mühle ſchrillt, nicht lauter vernehmbar als das Zirpen des Heimchens hier neben im Brombeerbuſche, dort ſaß Luzian auf dem Markſtein und ſtarrte hinein in die untergehende Sonne. Wie allmälig iſt ihr Aufgehen und wie raſch ihr Untergang! Dort ſteht der glührothe Ball noch über dem jenſeitigen Berge, und jetzt iſt er hinab und der ganze Himmelsbogen ſteht in gluthbrennenden Flammen. Der Aufgang und der Niedergang der Sonne macht die Welt ringsum in blutig grellen Flammen erglühen, nur wo das helle Licht herrſcht, ſchaut dich die Welt mannigfarbig an. Getroſt! der helle Tag kommt immer wieder.

Wie ſchwarze Schlangenbilder jetzt vor dem Auge Luzians vorüber huſchten, ſo ſtieg auch vor ſeiner Seele ein dunkles Leid auf, das ſich zum nächtigen Ungeheuer zu geſtalten drohte.

„Nichts nutz, Lumpenbagage iſt die ganze Welt, und vorweg gar dieſe da meine Grundbirnenbäuerle, nicht werth, daß man ſich einen Finger für ſie naß macht. Sie müſſen in alle Ewigkeit hinein Dreck freſſen, es ſchmeckt ihnen ja wie Zuckerbrod. Denen da die Wahrheit verkünden? Das iſt g'rad, wie wenn man einem blinden Gaul winkt. Sie ſind nichts beſſeres werth als was ſie ſind.

So dachte Luzian vor ſich hin, und ſprach es faſt laut aus. Die Grundſuppe, in der alle Niedertracht der Gegenwart zuſammenbrodelt, ſchien auch hier aufzukochen in dem Herzen eines Mannes, der mitten in den Reihen des Volkes ſtand. Denn was iſt es anderes das die Wahrheit hemmt, ſich über alle Welt zu ergießen? Es iſt mit einem Worte die Volksverachtung. Der Hexenkeſſel in dem dieſe gebraut wird, ſteht auf dem Dreifuß der Amtirungsſucht, dem dünkelhaften Hochmuth der Alleinweiſen, und auf der verletzlichen Zimperlichkeit der Wohlmeinenden. Sollte auch Luzian dem ſelbſtherrlichen Dünkel der Alleinweiſen verfallen?

Wer draußen ſteht, ſich allein dem Volke gegenüber ſtellt, dem mag es leicht werden, ſich dem Volke zu entziehen, indem er ihm nie die Kraft der vollen Wahrheit zutraut oder beim erſten Verſuche ſich verächtlich von ihm abwendet. Das Volk iſt ihm geſtaltloſe Maſſe. Anders iſt es bei Luzian. Er lernte die Menſchen nicht als Maſſe kennen, ſondern als Einzelne; ihm war es nicht gegeben, die mannigfaltigen Sinnesweiſen verſchiedener Menſchen mit einem einzigen in Maſchen verſchlungenen Begriff, mit einem einzigen Wort einzufangen.

Wenn man mehrerlei Waldvögel in Einen Käfig ſperrt, verlieren ſie ihren Waldſchlag, keiner von Allen ſingt mehr, und ſie zwitſchern nur noch faſt ſo ängſtlich und unbeſtimmt wie lallende Küchlein.

Luzian konnte nicht wie Andere vom Volke und dergleichen reden, er kannte die Einzelnen, und die waren meiſt gut und getreu. Wie im Fluge ſchweifte ſein Geiſt im eigenen Dorfe und in dem und jenem benachbarten von Haus zu Haus. Da und dort wohnt ein kernfeſter Ehrenmann; er kannte ihn von Jugend auf, und doch war er nicht auf dem Wege, den er jetzt ging.

„Nein,“ ſprach es in ihm, „ich bin nicht beſſer, als der und jener und dieſer da. Aber warum greifen ſie nicht mit an? Warum ziehen ſie ſich zurück von dir? Sie ſind eben jetzt noch da, wo du ſelber vor ein paar Jahren noch geweſen biſt. Das ſind lauter alte Luzians, die da 'rumlaufen, thu' ja Keinem nichts und halt' mir ihn in Ehren, du biſt's ſelber. Wie hätt' dir's gefallen, wenn dazumal Einer wie du jetzt dich mit grimmigen Augen von oben 'rab angeſehen hätt'? Nein, ihr ſeid Alle meine Brüder! ihr ſeid ſo geſcheit wie ich, es iſt nur noch nicht heraus. Herr! Wenn ich da Alle hätt', da auf dem Acker, und ich ſtünd' auf dem Markſtein und thät' ihnen das Herz aufſchließen und ſie mir, das wär's, das müßt's ſein. Warum dürfen wir nicht zuſammenkommen? Wer kann uns hindern? Die Soldaten? Das ſind unſere Buben und Brüder. Es muß ſein. Herr! Wie ſind wir an Hand und Fuß gebunden. Bricht's denn nicht einmal?“ Luzian richtete ſich raſch auf, und nächſt dem Gedanken an eine große Verſammlung, gegen den Willen des

Beamten und Pfarrers erquickte ihn noch innerlich das ſtille Bewußtſein eines Sieges über ſich ſelber, über Hochmuth und Empfindlichkeit. Er hatte die echte liebende Duldung gefunden. „Lauter alte Luzians,“ ſagte er im Weitergehen noch oft vor ſich hin, „mir wird das Gebot jetzt leicht: liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt, jetzt verſteh' ich's. Wenn du auf Einen grimmig biſt, denk', du wärſt der, der dich verzürnt, du könnteſt ja auch ſo ſein ... Es iſt doch viel Schönes in der Bibel, aber auch viel Anderes.“

Es war Nacht geworden. Luzian kannte jeden Baum und Strauch hier am Wege; wandelte er ja dieſen Pfad ſchon mehr als dreißig Jahre. Im raſchen Weitergehen, ſo im Vollgefühle der Kraft mit dem Schlehdornſtock in der Luft fuchtelnd, verſpürte er wieder eine alte Luſt, die ſich heute ſchon mehrfach regte, ſich aber nicht unverhüllt aufthat.

Im Menſchengemüth ebbt und fluthet es wunderſam. Luzian wollte dreinſchlagen, zuerſt den Pfarrer, dann den Metard, und dann ſeinen eigenen Sohn Egidi und ſo fort tüchtig mit ungebrannter Aſche einreiben, damit ſie ihre gebührende Strafe bekommen und endlich einſehen, daß Recht und Vernunft ihm zur Seite ſtehen.

Wie bald ſucht der Menſch die geiſtige Beweisführung zu verlaſſen und den leibhaften Nachdruck dafür einzuſetzen. Sich ſo mit der ganzen Schwere des Weſens auf den Gegner zu werfen und ihn zu zermalmen, darin liegt nicht blos rohe Gewaltthätigkeit, ſondern auch ein Beſtreben, damit thatſächlich darzuthun daß man bereit ſei, das ganze Daſein daran zu ſetzen und den Gegner anzurufen, daß er bewähre, ob die Macht des Gedankens in ihm ſo ſtark ſei, auch äußerlich die Gewalt zu erringen.

Darum greifen Völker und Parteien ſo gern zum Schwerte. Es gilt als letzte Beweisführung, die Lebenskraft einzuſetzen.

Mitten auf dem Wege, an der großen Buche wo die vielen Namen eingeſchnitten ſind, merkte Luzian plötzlich, daß drunten im Thale die Sägmühle geſtellt wurde. Der ſchrillende Ton war dahin, und das Waſſer rauſchte plätſchernd über die unbewegten Räder. Dieſes plötzliche Aufhören des weithin kreiſchenden Pfiffes machte Luzian verwundert aufſchauen. Was ging dort unten vor? Er ſchritt raſch der Mühle zu. Die Bäume über ihm rauſchten ſo wunderſam, das tönte und klang in nächtlicher Stille heller als am Tage; dieſes Säuſeln und Rauſchen in den Wipfeln floß immer weiter und weiter hinab, tief in den Wald, und ſtill war's eine Weile in der Nähe; jetzt erhob ſich wieder ein neuer Klang zu Häupten in den Zweigen, er ſchwoll immer mächtiger und mächtiger an, und brauste dahin. Wie wohlig lauſcht ſich's allvergeſſen in ſtiller Sommernacht dem ewigen Wogen des Waldes. Du kannſt nicht ſagen und deuten, was ſich da ſpricht im Flüſtern der Zweige, und doch erquickt dir's das Herz und durchſtrömt dich mit ſüßen Schauern.

Wie wenn die toſende Tagesarbeit ſchweigt, du ſtill hinhorchſt auf das Weben und Walten in deiner Bruſt, ſo war es hier als ob das Ohr, an den Mühlenton gewöhnt, nun bei deſſen Verſtummen ſchärfer und voller das raſtloſe Wogen der weiten Natur in ſich aufnähme.

Friedſam als ob nirgends in der Welt Kampf und Widerſtreit wäre, und ein Menſch dem andern die Luſt des Lebens gönnte wie ein Baum des Waldes dem andern, ſo ſchritt Luzian dahin.

Unweit der Mühle zieht ſich der Weg einen dachjähen Hügel hinab. Luzian ſtand hier plötzlich ſtill, denn er hörte wie vor dem Hauſe auf dem Sägbalken ſitzend, zwei Männer mit einander ſprachen, oder vielmehr der Eine redete.

„Wie ich Euch ſage, Egidi, es giebt nur zwei Wege: entweder fromm und ſtreng an unſere heilige Kirche halten, oder — an gar nichts glauben: nicht daß der Menſch eine Seele habe, nicht daß es einen Gott gebe, nicht daß wir der Erlöſung bedürfen. Wie geſagt, entweder gut katholiſch oder ein Gottesläugner, man kann nur zwiſchen dem Einen und dem Andern wählen; mitten drin ſtecken bleiben wie das Lutherthum, halb an die Bibel, halb an die Vernunft glauben, das iſt, wie mein alter Lehrer in Freiburg geſagt hat, nichts als Feſtungsfreiheit; man iſt in der Feſtung eingeſperrt, darf jedoch innerhalb der Ringmauer frei umhergehen. Nichts davon. Entweder muß man alle Gelüſte und Begierden ausgeſchirren und ſie im freien Felde rammeln laſſen wie die Haſen, oder man muß ſie feſthalten mit Zaum und Gebiß der ewigen Glaubensgeſetze. Ich weiß Egidi, Ihr ſeid von Grund aus ein fromm Gemüth, darum ſchließe ich Euch mein Herz auf. Von der Stund' an, da auf das ſchalloſe

Haupt des Neugebornen das heilige Waſſer herniederträufſt, bis zu dem ſchweren Augenblicke, da die lebensmüden Füße des Sterbenden geſalbt und geſegnet werden, die nun ihren Erdengang vollendet haben: unabläſſig hält die Kirche leitend, ſchirmend und ſegnend die Hand über ihre Angehörigen. Unglückſelig, wer ſich ihr entzieht und ſie von ſich ſtößt. Ihr könnt in Eurer Mühle Verbeſſerungen finden, neue Räder anwenden, die Waſſerkraft ſorgfältiger benützen; in göttlichen Dingen aber iſt Alles vom heiligen Geiſte offenbart, und erbt ſich unabänderlich fort von Geſchlecht zu Geſchlecht. Gäbe es hier eine neue Wahrheit, die nicht in dem Geoffenbarten läge, ſo wäre ja Gott der Allgütige ein Stiefvater gegen die vergangenen Geſchlechter geweſen, die ſolcher Heilslehre nicht theilhaftig waren. Der Heiland und ſeine Lehre war in ihm und mit ihm vom Anbeginn der Welt. Wehe dem Armen, der ſeinen Weg allein gehen will, du folgſt dem Irrlicht in den Sumpf.

„Glaubt mir, Egidi, es iſt ein ſchweres Amt, einzutreten in die heilige Schaar, die das Erlöſungswerk forterbt; ich bin nichts, nur die Gnade wirkt in mir, ich bin nichts für mich, ich kenne nicht Vater nicht Mutter ſo ſie nicht in dem Herrn wandeln, ich kenne nicht Weib nicht Kind, ich ziehe ſpurlos über die Erde, ein zerbrechlich Gefäß, das der Herr zerſchmettert am Ende ſeiner Tage. Aber weil ich dem Herrn diene, ſo fürchte ich die Menſchen nicht, ſie müſſen dem Herrn gehorſamen. Da bin ich für euch Alle zu jeder Stunde bereit zu rathen, zu helfen und zu erheben zum Herrn.“

Der Mond trat aus den Wolken, und Luzian ſah neben ſeinem Sohne den Pfarrer.

„Ich kann's aber nicht leugnen,“ entgegnete Egidi ſchüchtern, „mir thut es doch weh um meinen Vater, und es wird ihm arg weh thun, daß ich ihm den Victor weggenommen.“

„Aergert dich dein Auge ſo reiß' es aus,“ rief der Geiſtliche halb zornig, „Egidi, Ihr ſeid hochbegnadigt, daß Ihr zum Theil ein prieſterlich Opfer bringen könnt. Ihr müßt Euer Herz tödten dem Herrn, auf daß es in ihm auflebe. Oder wollt Ihr mit Eurem Vater zur Hölle fahren und Euer unſchuldig Kind mitreißen? Nicht ruhen und nicht raſten dürft Ihr, bis Ihr ſeinen ſtolzen Sinn demüthig macht. Das ſag' ich Euch,“ rief der Pfarrer aufſtehend und ſtreckte ſeine Hand aus wie ein ſtrafender Prophet, „die erſte Strafe, die der Herr über Euren gottloſen Vater verhängt, iſt die, daß ſich ſein eigen Kind wider ihn empören muß. Ihr ſeid das auserleſene Werkzeug des Herrn. Das wird ihm auf dem Herzen brennen, Ihr müßt ...“

Der Pfarrer konnte ſeine Rede nicht vollenden, denn eine gewaltige Fauſt drückte ihm die Gurgel zu.

Mit der Schnelle eines Habichts, der auf ſeine Beute ſchießt, war Luzian herbeigeſprungen und warf den Pfarrer über die Sägeklötze hin, daß es knackte.

„Ich will dich ... ich muß auch ... ich hab' auch den Arm des Herrn,“ unter dieſem Ausrufe ſchlug er auf den Geiſtlichen los, daß ihm das Blut aus Mund und Naſe rann.

Egidi ſuchte abzuwehren, aber es gelang ihm nicht, den rieſenſtarken Luzian loszubrechen. Der Pfarrer ſpie dieſem das Blut in's Geſicht, er biß ſich mit den Zähnen in ſeinen Arm ein, doch Luzian rief: „Spei' nur Gift, beiß' nur, ich will dir den Wolfszahn ausreißen.“

Egidi ſchrie um Hülfe, und riß endlich den Vater von ſeiner Beute los. Luzian wandte ſich um und ſchlug Egidi auf die Bruſt, daß er taumelnd zurückſtürzte.

Unterdeß richtete ſich der Pfarrer auf, er war kein Schwächling; er faßte Luzian im Nacken und warf ihn nieder, daß es dröhnte, faſt wie wenn man einen Baum fällt. Jetzt knieete der Pfarrer auf den Gefallenen und während er ihn heimlich mit Füßen trat und ihm die Augenwimpern ausraufte, rief er laut, daß es im Walde widerhallte und das Gebell der Hunde im Hofe übertönte: „Thue Buße, ich will dir vergeben; ich vergelte dir nicht, kein Schlag ſoll dich treffen.“

Die Frau Egidi's ſchrie Feuerjo zum Fenſter heraus, die Mühlknechte eilten herbei, ſie folgte ihnen. Ueberdieß hatte ſich Luzian wieder befreit, und ein gewaltiges Ringen zwiſchen ihm und dem Pfarrer hatte begonnen.

„Mein Egidi iſt todt!“ ſchrie plötzlich die Frau und ſank neben ihrem Mann nieder. Das war ein Schrei, der die Bäume im Wald erſchüttern konnte.

Luzian ließ ab vom Ringen, kniete neben ſeinem Sohn nieder und ſchrie: „Mein Kind! Mein Kind! Pfaff, da haſt dein Opfer.“

„Und du biſt der Mörder,“ entgegnete der Pfarrer.

Luzian ſchnellte wieder empor, zückte ſein Seitenmeſſer, faßte den Pfarrer und rief: „Wenn ich geköpft werden ſoll, will ich's wegen deiner, du . .“

Man riß ihn mit unſäglicher Mühe los.

Die Frau lag über ihren Mann hingebeugt, das ſtille Thal tönt wieder von ihrem Jammern und Klagen.

Egidi wurde in's Haus getragen, und als man ihm dort das Weihwaſſer das neben der Thürpfoſte hing über das Geſicht ſchüttete, ſchlug er die Augen auf. Kaum hatte Luzian dies geſehen, als er wiederum den Pfarrer ergriff und mit den Worten: „'naus mit dir!“ ihn aus der Stube drängte.

Das war eine traurige Nacht hier in der Waldmühle. Egidi gelangte bald wieder zu vollem Bewußtſein, und als er dann ruhig einſchlummerte, ließ Luzian nicht nach bis Alles ſchlafen ging, er ſelber aber wachte am Bett ſeines Kindes, deſſen Stirn und Hände er oft befühlte. So ſaß er und ſtarrte unverwandt hinein in das matt flackernde Licht, bis dieſes endlich verloſch. Er ſah dem Abſterben des Lichtes zu, obgleich das für todesgefährlich gilt.

Mit dem Verlöſchen des Lichtes erwachte Egidi plötzlich, und hier in ſtiller Nacht, wo der Mond ſein fahles Licht in die Stube warf, beſprachen ſich Vater und Sohn, daß Niemand mehr wußte, wer eigentlich den Andern beleidigt hatte. Egidi wollte mit aller Macht ſeinen Vater bekehren, aber es gelang nicht, und Luzian verſprach, nicht den leiſeſten Groll gegen ihn zu hegen, wenn er das thue was aus ihm ſelber käme, aber nicht was der Pfarrer ihm einimpfe.

Luzians einziger Wunſch war, daß er den Victor wieder bekäme; er und die Ahne könnten nicht ohne das Kind leben, er wollte es gerichtlich adoptiren. Egidi ſchien hingegen hartnäckig, jedoch nur ſo, daß er nicht ausdrücklich willfahrte; was etwa geſchehen werde, das konnte er nicht hindern.

Gegen Morgen kam eilig eine alte Magd des Hauſes und verkündete, die Frau ſei durch den nächtigen Schreck ſo, daß man bald der Wehmutter bedürfe. Egidi ſprang raſch aus dem Bett, er wollte nach dem Dorf, aber Luzian verſprach Alles zu beſorgen; er ſprang raſch hinauf in die Kammer, kleidete den ſchlaftrunkenen Victor an und trug ihn auf den Armen dem Morgenrothe entgegen, hinauf in's Dorf. Der Weg durch den Wald war hier und dort mit Blutſpuren bezeichnet.

Verlaſſen und verſtoßen.

Im Hauſe Luzians war dieſe Nacht nicht minder überwache Verſtörtheit. Bäbi ſaß allein in der Küche und befühlte ſtets mit dem Daumen die Stelle des Fingers, wo der Brautring geſeſſen; eine zart empfindliche Haut hatte ſich hier unter dem breiten ſilbernen Ringe gebildet, und Bäbi war's oft als ob ſie ein Stück von ihrer Hand verloren habe. Noch unbewußter hatte ſich unter dem anerkannten äußern Verhältniß ein geſchütztes Gedankengebiet in der Seele des Mädchens aufgethan, das war jetzt Alles dahin, der unbeſtimmten rauhen Wirklichkeit preisgegeben. Bäbi konnte nun ſtill in ſich hinein weinen. Sie glaubte jetzt erſt zu wiſſen wie ſehr ſie den Paule geliebt; iſt's denn möglich, daß er jetzt daheim umhergeht, ohne ihrer zu gedenken? Gewiß nicht. Sie wünſcht ſich Flügel, um ungeſehen ſchauen zu können, was er jetzt treibe, wo er jetzt ſei.

Ach Scheiden immer Scheiden,
Wer hat dich doch erdacht?
Haſt mir mein junges Herze
Aus Freud in Trauern bracht.
Ade zu guter Nacht.

So ſang ſie und ſann dann wieder ſtill hin und her, ob es denn möglich ſei, daß Paule ſie verlaſſen habe. „Wie wird er denn leben können? wird derſelbe

Mund einſtmalen zu einer Andern ſprechen können: du biſt mir das Liebſte auf der Welt, du einzig und allein? O! die Männer ſind falſch, aber der Paule doch nicht. Freilich, er muß bald heirathen, er hat keine Mutter, es muß bald eine Frau in's Haus. Er iſt Wittwer und ſein Vater auch, und ich bin auch eine Wittwe. Wenn man nur wüßte, wen er heimführt; es wär' doch Schad' um ſein gut Herz, wenn er ſich jetzt in der Eil' überrumpeln thät, ich möcht' ihm helfen eine Frau ſuchen. Nein, wir thäten keine paßliche finden, es gefiele mir doch keine. Und ich? Werd' ich denn einmal wieder einen Liebſten finden? Werd' ich denn einmal wieder Einen küſſen und umhalſen können wie den Paule, daß man ſchier vergehen möchte vor lauter Lieb' und Freudigkeit? Nein, es giebt nur Einen Paule und keinen mehr ſo ohne Falſch und ſo grundgetreu; das kommt nicht mehr wieder. Und ſoll ich einmal wieder einen andern Schatz kriegen, wo ſteckt denn der Kerle jetzt? Am beſten wär's er käm' jetzt gleich, jetzt könnt' ich ihn am nöthigſten brauchen, ich bin jetzt ſo traurig und ſo einödig, jetzt könnt' er mir über Zaun und Hecken helfen. Wenn ich einmal wieder von ſelber heiter und luſtig bin, da brauch' ich dich nimmer, da kann ich ſchon allein fort. Komm jetzt, gleich, wenn du einmal kommen thuſt. Und wenn er ſo wär' wie der Paule, wär' mir's nicht recht, ich thät mich vor ihm fürchten wie vor einem Geſpenſt, ich thät hundertmal Paule zu ihm ſagen und wenn er nicht ſo wär' wie der Paule, wär' mirs auch nicht recht . . . Ich mein', ich müßt' meinem Paule mein Herzeleid klagen, er iſt mir der Nächſte von all den Meinigen und er iſt's doch wieder, der von mir fort iſt und über ihn hab' ich zu klagen ...“

„Ich laſſ' den Strick auf den Boden laufen, ich heirath' gar nicht.“ Mit dieſen letzten, faſt laut geſprochenen Worten ſtand Bäbi auf und ſuchte die Gedanken zu verſcheuchen die unſtet hin und her flatterten. Gewaltſam heftete ſie wieder ihren Sinn auf die Hoheit ihres Vaters: „Ihn kränkt's von meinem Paule gewiß noch mehr, oder doch ſo viel als mich. Und was werden die Leute ſagen? Ich ſeh' ſchon wie ſie allerlei Bedauern mit mir haben, und hinterrücks iſt doch Manche ſchadenfroh, daß es mir ſo geht. Aber das leid' ich nicht, daß mir Eines in's Geſicht hinein auf meinen Paule ſchimpft; es geſchieht mir kein Gefallen damit, im Gegentheil.“

Faſt in demſelben Augenblicke als Luzian im Geiſte von Haus zu Haus wandelte, um zu erkunden wie man von ihm und ſeinem Kampf denke, ſchweifte auch der Sinn Bäbi's zu allen Freundinnen und Geſpielen; aber ſie hatte ihre Rundſchau noch lange nicht beendet, als die Ahne plötzlich rief. Bäbi eilte zu ihr und die Ahne klagte faſt zum Erſtenmal bitterlich, wie man ſie allein laſſe und Alles verkehrt und rückſichtslos verfahre. „Ich weiß nicht,“ ſagte ſie, „hundertmal geredt iſt wie keinmal, und du machſt auch kein' Thür zu und man iſt ja in dem Haus wie vor einem Blasbalg und nirgends kein' Ruh' und Alles iſt fort. Dein' Mutter heult mir auch den Kopf voll und du gunnſt mir auch das Maul nicht und red'ſt kein Sterbenswörtle. Wenn halt mein Luzian nicht da iſt, da hat der Himmel ein Loch.“

Die ſonſt ſo anſpruchsloſe Ahne, die nie Jemand gern zu ſchaffen machte, war heute krittelig, hatte allerlei zu befehlen und zu wünſchen, und doch war ihr nichts recht.

Bäbi ſchloß der Ahne bald ihr Herz auf, wie tief weh ihr zu Muthe ſei.

„Laß das Sinniren ſein,“ entgegnete die Ahne, „man bringt doch nicht 'raus wie's morgen ſein wird; jeder Tag ſorgt für ſich ſelber. Wenn man heut' ſchon wüßt' was morgen wird, braucht' man ja morgen nicht leben. Zeit macht Heu. Mir iſt's, wie wenn meinem Luzian ein ſchwer Unglück über den Hals käm'; wenn er ſich nur nicht an dem armen Schelm, am Egidi vergreift.“

„Ich will dem Vater nach in die Mühle.“

„Nein, will denn Alles fortlaufen? Da bleibſt.“

„Ich mein' ich hab' grad des Paule's Stimm' gehört,“ ſagte Bäbi wieder und wurde feuerroth.

„Kann mir's denken. Dir geht ſein' Stimm' im Kopf 'rum. Was könnt' er denn da bei uns ſuchen? Haſt du noch ein Geſchenk von ihm?“

„Nein, aber vielleicht hat er's mit ſeinem Vater in's Reine bracht oder ſo, und er iſt da und will —“

„Du kennſt den alten Metard nicht, dem iſt, mit Gutem ſprich, die Seel' in den Leib geroſtet. Dein' Mutter die ſchimpft auf den Paule und das leid' ich nicht. Wer geſtern brav geweſen iſt, der kann nicht — Plumpſack da bin ich — heut auf Einmal ein

Nichtsnutz ſein; wenn er auch einen Unſchick begangen hat, er iſt doch der Alt'. Wen man geſtern gern gehabt hat, den kann man nicht heut' über alle Häuſer 'nausſchmeißen wie einen alten Schlappen. So iſt's. Der Paule geht ſeinem Vater nicht von der Hand; er thut beſſer dran als der Egidi, der Latſchi, der thut ja ſo übergeſcheit als ob er auf ſeines Vaters Hochzeit geweſen wär'."

„Ja, bei ſeinem Vater bleiben muß man, mein Paule hat's grad ſo gemacht wie ich —"

„Gewöhn' dir die Red' ab; du kannſt nimmer ſagen: mein Paule" warf die Ahne ein; Bäbi ſchien es kaum zu hören, unverrückt in's Licht ſtarrend fuhr ſie begeiſtert fort: „Ich hab' heut' faſt die ganze Nacht nicht geſchlafen, vor lauter Gedanken. Sonſt iſt ſo ein Sonntag 'rum gangen wie ein Tanz ſo ſchnell, man weiß nicht wo er hinkommen iſt. Aber was haben wir geſtern nicht Alles verlebt! Ich hab' ſonſt nie gewußt, daß man vor Gedanken nicht ſchlafen kann, aber geſtern hab' ich's erfahren. Da hab' ich halt auch darüber gedenkt: wozu braucht man denn auch einen Pfarrer bei der Trauung? Wär's nicht viel ſchöner und heiliger, wenn in der Kirch', wo die ganze Gemeind' bei einander iſt, der Vater vom Burſch und der Vater vom Mädle da vor ihnen ſtünd' und Einer nach dem Andern thät das Paar einſegnen und trauen? Der Vater iſt doch eigentlich der Stellvertreter von Gott bei ſeinem Kind, und ſo eine Trauung vom Vater wär' doch erſt recht heilig. Und mein Vater könnt' beſſer ſegnen als alle Pfarrer auf der ganzen Welt, und ich mein' ein jeder Vater, wenn er da auf dem Platz ſtünd', müßt' ein gut Wort vorbringen können. So ein Pfarrer iſt doch ein fremder Menſch und mein Vater iſt mein und ich bin ſein bis zu der Stund.“

Die ganze erhobene Liebe Bäbi's zu ihrem Vater brach flammend auf. Die Ahne ſagte verwundert: „Bäbi, du redeſt ja, man kennt dich gar nicht mehr.“

„So pfeift mein . . . der Paule, ja, ja, das iſt das Lied vom Neſſelkranz,“ ſagte Bäbi plötzlich vor ſich hin, auf die Straße hinaushorchend, „aber ich warte bis er 'rauf kommt.“

Bäbi hatte in der That recht gehört, Paule war da und wollte vor Allem mit Luzian ſprechen, er ſtrich um's Haus umher, ob er nicht Bäbi doch zufällig treffe. Endlich ging er zum Wendel und wollte dort die Ankunft Luzians abwarten. Erſt ſpät in der Nacht kehrte er heim.

Lange beſprach ſich noch Bäbi mit der Ahne, bis dieſe endlich einſchlief; auch die Mutter ging zu Bett und ſtill war's ringsum. Bäbi holte ſich noch eine Näharbeit, die zur Vollendung ihrer Ausſteuer gehörte; hatte es mit dieſer nunmehr auch keine Eile, ſo hielt die Arbeit doch wach. Kaum eine Stunde aber hatte Bäbi emſig und ſtill bei der Oellampe geſeſſen, als ihr die Hände in den Schooß ſanken und ſie ermüdet einſchlummerte. Das erſte Pochen an der Thüre erweckte ſie, denn in dem wachbereiten Schlafe iſt das Ohr jedes Tones gewärtig.

Ohne daß man Jemand kommen hörte, öffnete ſich der Riegel, Bäbi ſah ihren Vater vor ſich ſtehen und blickte ſtaunend in ſein verwildertes Antlitz. Luzian aber ſagte raſch: „Gut, daß du auf biſt, lauf' hurtig zur Hebamm', ſie ſoll gleich zu des Egidi's Clor (Clara) kommen und dann ſag's ihrer Mutter. Lauf tapfer, ich will ſchon drin im Haus wecken.“

Luzian ging mit Victor in's Haus und Bäbi rannte in den Strümpfen ohne Schuhe pfeilſchnell das Dorf hinauf.

Frau Margret machte ſich raſch auf den Weg, und als Luzian nach einer Weile in den Hof ging, ſah er den Oberknecht, der die beiden Braunen an den Wagen ſpannte.

„Haſt Recht, daß dich früh aufmachſt,“ ſagte Luzian, „willſt Klee holen?“

„Nein, ich hab' noch genug für heut' von geſtern Abend. Ich hab' noch zwei Fuhren Dinkel im Speckfeld, die müſſen 'rein und hernach will ich zackern.“

Luzian nickte zufrieden und half eingeſchirren. Stillſtehend ſchaute er dann dem Wagen nach, der davon fuhr; das Schimmelfüllen ſprang neben her, ſich noch ledig tummelnd im friſchen Morgenhauch. Luzian dünkte es ſchon ein Jahr, daß er ſich nicht um ſein Sach' angenommen hatte. Dieſe unabläſſige Stetigkeit des Arbeitens trat ihm jetzt in ihrer ganzen Erquickung vor die Seele; ihm war die ganze Welt aus den Fugen gegangen, hier aber verlief Alles regelmäßig, das kannte keinen Wirrwarr und konnte keinen ertragen. Die Natur arbeitet in ſtiller Unabläſſigkeit und der Menſch, der in ihr wirkt, muß wie ſie raſtlos ſich rühren; das hat ſeine feſten Zeiten, die nicht verabſäumt werden dürfen, Sonne und Regen warten nicht bis du mit deinen anderweiten Anliegen fertig biſt. Du magſt den Hammer in der Schmiede, die Axt auf dem Zimmerplatz, den Hobel in der Schreinerwerkſtatt ruhen laſſen, eine Weile unausgeſetzt anderen Dingen, Gemeinzwecken nachgehen, du kannſt Alles leicht wieder aufnehmen, wie am Tage wo du es verlaſſen. Anders der Bauersmann. Die Sonntage, die über dem Felde ſeiner harrten, kann er nicht wieder heraufrufen. Darum eignet ſich der Bauersmann ſo ſelten zur Verfolgung von Anforderungen, die abſeits dem von Kreislauf ſeiner Thätigkeit liegen. Des Herrn Auge macht das Vieh fett; wie leicht verkommt Alles, wenn der Herr fehlt. Muß es Dienende geben, unabläſſig belaſtet mit der Hände Arbeit, während der Herr den höheren Anliegen der Menſchheit nachgeht, iſt kein Zuſtand möglich, in dem ſich Beides vereinigt?

„Wenn du wieder kommſt, geh' ich mit in's Feld,“ rief Luzian dem Knechte nach, und kehrte in's Haus zurück.

Die Ahne war ganz glückſelig, beim Erwachen ihn wieder zu ſehen.

„Mir hat heut' Nacht träumt,“ erzählte ſie, „du biſt Pfarrer worden. Ich hab' dich predigen ſehen, aber in einer ganz fremden Gegend, ich hab' alle deine Worte gehört, o! es war prächtig. Und du gäbeſt erſt noch einen guten Pfarrer. Mein Vater hat's mehr als hundertmal geſagt: wenn's mir nachging', dürft mir Keiner vor dem fünfzigſten Jahr Pfarrer werden. Ein Pfarrer braucht nicht ſtudirt haben und kein Examen machen, er muß ſich in der Welt umthan haben mit offenen Augen, und ſei er meinetwegen Holzhacker geweſen, er kann doch der beſt' ſein, beſſer als alle Bücherpfarrer. Woher wollen denn die aus dem Seminare mitreden und Einem Troſt und Hülf' geben? Sie haben ja ſelber nichts erfahren. Mein Vater, das war der geſcheiteſte Kopf auf dem je ein Hut geſeſſen iſt, der kaiſerliche Rath hat's auch oft geſagt."

„Heut' giebt's noch ein Urenkele," ſagte Luzian, „die Clor wird eines bringen."

„So? Ja von deßwegen biſt auch die Nacht nicht heimkommen. Wir haben lang' auf dich gewartet."

Luzian war ſtill, die Kehle war ihm wie zugeſchnürt. So oft die Ahne das Wort Pfarrer ausſprach, ging ihm ein Stich durch's Herz; er konnte ihr jetzt nicht ſagen, was vorgegangen war. Wird es ihr aber verborgen bleiben und iſt's nicht beſſer, ſelber Alles zu bekennen? Einſtweilen muß man abwarten und Ruhe ſuchen.

Still ſich vergrämend ſaß Luzian da. Von allen Qualen, die den Menſchen heimſuchen können, iſt die Selbſtverachtung die höchſte, freilich nur für ein ehrlich Gemüth, denn die zahlloſen anderen kommen nie dazu, ſich ſelbſt die volle Wahrheit zu geſtehen. Ueber den Aufrichtigen aber kommt die Pein doch nur vorübergehend, denn eben in der Aufrichtigkeit liegt ſchon die Gewähr, daß die Selbſtverachtung eine unberechtigte iſt.

Luzian erkannte ſchwer, wie durch ſeine letzte That ſein ganzes Streben verkehrt und verwüſtet war.

„Was haſt du jetzt? Raufhandel und weiter nichts. Und du biſt nicht mehr allein für dich . . ."

Mit dieſen Worten erkannte er jene bindende Allverantwortlichkeit, die in der ſelbſterweckten oder überkommenen Sendung für das Allgemeine liegt; das ganze Thun und Laſſen hört damit auf ein eigenes, beliebiges zu ſein.

„Mich dürfen ſie für einen Lumpen halten, da läg' mir nicht viel dran, aber jetzt heißt's: Alle, die nicht an die Pfaffen glauben, ſind Raufbuben, man ſieht's ja. Das thut mir in der Seele weh. Jetzt hat der Pfaff Oberwaſſer. Ja, ich paſſe nicht zu einer ſolchen Sach', nein.“

Hiemit betrat Luzian eine neue Stufe des Märtyrerthums: den Zweifel und die Verzweiflung an ſich ſelbſt. Tauſendmal iſt dieß nur Beſchönigung der Ruheſucht, feiges Abſchütteln einer unumgänglichen Aufgabe, aber hier war's die bitterſte innere Zerknirſchung. Luzian hielt ſich in der That ſeines hohen Vorhabens unwürdig, die letzte That zeigte dieß für ihn und Andere. Tiefe Sehnſucht ſtieg in ihm auf, daß doch ein gewaltiger erhabener Menſch erſtehe, der ſtark und heilig die Welt auf's Neue erlöſe; wie gern wollte er ihm dienen, ihm Alles opfern, jedem Wink ſeiner Augen gehorchen, wenn es ihm nur vergönnt wäre, in den Reihen ſeiner Kämpfer zu ſtreiten.

Ich bin kein biſle mehr als ein gemeiner Soldat und dazu noch ein recht wilder, unbändiger.

Darin ſprach ſich's aus, was er wünſchte. Das tiefe Verlangen und Sehnen des Jahrhunderts gab ſich auch hier kund. Wird ein gewaltiger Führer erſtehen, der das Zauberwort findet, um die zerſtreuten zahlloſen

Streitmuthigen in geſchloſſenen Reihen zu ordnen und ſie die große Bahn zu einem neuen Leben zu führen?...

Als Luzian durch das Dorf ging, grüßte er Niemand, er wartete den zuvorkommenden Gruß ab; man ſolle nicht glauben, er demüthige ſich oder ſuche jetzt einen beſondern Anhang. Menſchen, an deren Urtheil ihm ehedem ſo wenig lag, daß er gar nie daran dachte, dieſen ſah er jetzt ſcharf in's Geſicht; ſie ſollten und mußten ein Wort, einen Blick für ihn haben, er mußte ſicher ſein, was ſie von ihm denken. Manchmal wurde er in der That zuvorkommend gegrüßt, aber er fragte ſich wieder, ob das nicht durch die Nöthigung ſeines ſcharfen Anblickes geſchehen ſei. Wenige bemerkten ſeine Unruhe und die ſie bemerkten und darüber nachdachten, vermutheten einen entgegengeſetzten Beweggrund, ſie glaubten herausfordernden Stolz zu erkennen. Wo Zwei oder Mehre beiſammen ſtanden und Luzian ging vorüber, waren ſie plötzlich ſtill, gewiß hatten ſie von ihm geſprochen. Der Rößleswirth ſah zum Fenſter heraus und als er Luzian kommen ſah, zog er ſich zurück und machte das Fenſter raſch zu. Luzian war feſt überzeugt, daß Alles auf ihn gemünzt ſei, er, der ſonſt in ſich ſo Feſte, ſah ſich auf Einmal abhängig von den Mienen und dem Behaben eines Jeden. Dem Dieb brennt der Hut auf dem Kopf, ſagt das Sprüchwort, und ähnlich erſchien ſich Luzian wie ein offenkundiger Verbrecher, der ſich Wohlwollen und Anerkennung zuſammenbettelt, die er vordem ſelbſtverſtändlich inne hatte. Luzian wollte ſich Alles aus dem Sinn ſchlagen und es gelang ihm, aber dieſes Vergeſſen war doch nur wie der

Schlummer eines Krankenwärters, eines Harrenden; das leiſeſte Geräuſch weckt taumelnd auf.

In der Schmiede, wohin nun Luzian ging, ward auch Alles plötzlich ſtill, als er eintrat. Urban begann indeß: „Gelt, jetzt ſind die Karten anders gemiſchelt? jetzt ſchenkt der Pfarrer dir die Trümpf', die du früher gehabt haſt?“

„Wie ſo?“ fragte Luzian.

„Du wirſt doch nicht läugnen, du haſt vergangene Nacht bei deinem Egidi den Pfarrer todtſtechen wollen und haſt ihn blutig geſchlagen, aber der Pfarrer hat heilig geſchworen, daß er nichts davon bei Gericht angeben will; er verzeiht dir's. Jetzt frag' um im Dorf, laß ausſchellen: wer dir noch Recht gibt, ſoll ſich melden.“

„Du haſt Glück,“ ſagte der Brunnenbaſche, „du haſt Glück wie jener Mann, der hat einen Floh fangen wollen und hat eine Laus gefunden.“

„Mit dir red' ich gar nicht,“ erwiderte Luzian und verließ die Schmiede in ſchweren Gedanken.

Als er ſo in ſich gekehrt, den Blick zur Erde geheftet hinwandelte, fühlte er plötzlich einen mächtigen Fauſtſchlag auf dem Rücken. „Heilig Millionen,“ knirſchte er ſich umkehrend und nach dem Schläger faſſend, „Ah, du biſt's,“ ſagte er und ließ ab als er Wendel ſah, „du haſt mich grauſam erſchreckt, es iſt mir durch Mark und Bein gefahren.“

„Warum? ſeit wann biſt du ſo zimpfer?“

„Guck, ich weiß nicht, ich bin dir ſo ängſtlich im Herzen, es iſt eine Schande, ich mein', die ganze Welt iſt gegen mich, ich möcht' ſie Alle vergiften, und da kommſt du hehlings und giebſt mir einen Schlag wie vom Himmel 'runter."

„Biſt denn eine ſchwangere Frau? Schäm' dich. Wenn du auch Eins kriegt haſt, es iſt nur eine Abſchlagszahlung von nächt Abend."

„Weißt auch ſchon."

„Ja, und jetzt ſpielt der Pfarrer den Gutedel. Hab' ich dir's nicht geſagt, du wirfſt das Beil zu weit 'naus? Dein Sach' iſt bis daher eine reine, thauklare geweſen, und jetzt iſt geronnen Blut drin."

„Mach' mir keine Vorwürfe, ich weiß Alles, ich weiß ja; von dir hätt' ich am Erſten verlangt, daß du mir Troſt einredeſt, ſtatt daß du mich jetzt auch noch ſchändeſt."

„Ich ſchwätz' dir kein Loch in den Kopf, wer biſt denn? Kopf in die Höh! daß man den alten Luzian zu ſehen kriegt. Narr, du haſt nicht geſchlafen, ich ſeh dir's an, du biſt mauderig wie ein Vogel, der ſich mauſert. Jetzt laß dich nur nicht unterkriegen. Was du einmal than haſt, dabei mußt du bleiben."

„Ich hab's aber nicht gern than, ich bin in der Wildheit dazu kommen. Ich ließ' mir einen Finger abhacken, wenn ich den Pfarrer nicht geprügelt hätt'."

„Luzian, das hab' ich nicht gehört, das haſt du nicht geſagt, das darfſt du nicht ſagen, keinem Menſchen. Vor der Welt mußt hinſtehen, daß Alle die Augen unterſchlagen, wenn du ſie anguckſt. Möchteſt gerne Troſt haben? Was Troſt? Wer nichts nach der ganzen Welt fragt, nach dem fragt die Welt am meiſten. So biſt du und ſo mußt du ſein, und ſo biſt du morgen am Tag."

„Ich weiß wohl, ich bin nichts nutz, aber das thut mir weh, mein' Sach' iſt doch gut."

„Freilich, freilich, da dran halt' dich. Laß den Schlag ein paar Monat verſurren, da hat das Ding ein ander Geſicht. Wir wollen zu Michaeli davon reden, wenn die Sach' bis dahin nicht iſt wie der ferndige (vorjährige) Schnee.

Dieſer Zukunftstroſt verfing bei Luzian nicht, denn er entgegnete: „Führ' du im Frühjahr einen Hungrigen auf den Kornacker und ſag: da friß dich ſatt. Lug Wendel, ich mein' es iſt ein Jahr, aber es iſt erſt geſtern geweſen, daß ich den alten Luzian hab' vor mir herumlaufen ſehen, aber den Luzian von über'm zukünftigen Jahr, den kenne ich noch nicht, von dem weiß ich noch nichts und der hilft mir noch nichts. Sag du mir hundertmal: ich werde ein anderer muthfeſter Kerl ſein, jetzt bin ich's noch nicht und jetzt bräucht ich's. Ich hab' dir eine Angſt faſt zum Davonlaufen und weiß nicht wovor und weiß nicht wohin."

„Das Stündle bringt's Kindle, ſagen die Hebammen. Luzian horch auf, ich will dir was ſagen. Sei kein Narr; im Gegentheil, ſieh dir die Welt als ein Narrenſpiel an, mach dich luſtig darin ſo gut als es geht und ſo lang als es hält. Du biſt geſund, haſt Vermögen genug, laß dir dein Leben bekommen, es iſt bald genug aus, eh man ſich's verſieht; und es dankt dir's kein Teufel, wenn du jetzt deine beſten Jahre verkrimpelſt und verbuttelſt für nichts und wieder nichts, blos weil dir was einredeſt. Ich kann dir in ſieben Worten all' meine Weisheit ſagen: für was man die Welt anſieht, das iſt ſie Einem. Wenn ich du wär', ich wollt' mir ein ander Leben herrichten. Ich wünſch' dir nur meinen Leichtſinn, den geb' ich dir nicht für deinen beſten Acker. Jetzt muß ich heim, es wartet ein Staatsmittageſſen auf mich, ein Herreneſſen, der König hat nicht mehr, es kommt in Allem nur darauf an wie man's anſieht: ich hab Geſottenes und Gebratenes. Die untern Kartoffeln im Hafen (Topf) die ſind geſotten, und oben wo das Waſſer einkocht iſt, da ſind ſie braten."

Man war am Hauſe Wendels angelangt und dieſer ging hinein.

Ein neues Familienglied.

Als Luzian heimkam, hörte er ſchon vor der Hausthür, daß die Frau Egidi's ein Töchterchen geboren hatte.

Aus der Küche trat ihm die ſporenklirrende Fidelität entgegen.

„Guten Tag Herr Doctor," ſagte Luzian.

„Guten Tag Herr Schwiegerſohn," lautete die Antwort.

Faſt möchte man's bedauern, daß in den zehn Tagen, die wir jetzt ſchon in dem Hauſe verweilen, im Dorfe Alles körperlich wohlauf war, wir lernen dadurch das heitere Naturell erſt jetzt kennen. Es iſt aber noch immer Zeit.

Der Doctor Pfeffer von G., ein junger Mann mit geröthetem Antlitz, das die Kreuz und die Quer durchſäbelt war, kam nie in's Dorf, ohne das Haus Luzians oder vielmehr die Ahne zu beſuchen. So oft man das Reitpferd des Doctors am Wirthshaus angebunden ſah und er nicht dort zu treffen war, ſuchte man ihn bei der Ahne auf, wo er ſcherzend und lachend ſaß. Die Leutſeligkeit und frohe Laune des luſtigen Bruders hatte ihn auf allen umliegenden Dörfern beliebt gemacht. Auf der Univerſität war der forſche Studio als der große Baribal hoch berühmt und angeſehen, ein Meiſter auf der Menſur und in der Kneipe. Er behielt ſich auch dieſe Würde faſt über das doppelte Quadriennium hinaus. Endlich, als das ganze Vermögen verſtudirt war, ließ ſich der Menſurheld zum Examen einpauken, und halb aus wirklichem Glück, halb aus Rückſicht der Profeſſoren, die ihn endlich von der Univerſität los ſein wollten, beſtand er das Examen. Er ließ ſich nun in G. als praktiſcher Arzt nieder, erhielt bald darauf die Stelle eines Unteramtschirurgus und befleißigte ſich hauptſächlich der Dorfpraxis. Eine gewiſſe Geſchicklichkeit in der Operation, wozu ihn beſonders ſein Muth und eine handliche Fertigkeit befähigten, war ihm nicht abzuſprechen; er traute daher auch nur dem operativen Theile ſeines Berufes, von der neuen Errungenſchaft der innern Heilkunde beſaß er als weſentliches Ergebniß nur die Skepſis. Das praktiſche Leben faßte er oft wie die Fortſetzung einer ulkigen Studentenſuite. Reiten und Fahren, ſeine alte Liebhaberei, war jetzt ein Theil ſeines Berufes; das ging nun hin und her über Berg und Thal, und die Welt iſt ſo weiſe eingerichtet, daß es auch in dem kleinſten Dorfe, wo die Füchſe einander gut' Nacht ſagen, nicht an einem kühlen Trunk Wein fehlt, der ſpricht da mit demſelben Geiſte wie in der Geſellſchaft aller Weltweiſen. Wenn unſer Doctor noch ſo lange bei'm Glas geſeſſen, hielt er ſich doch immer feſt zu Pferde wie eine Katze, ja die Leute behaupteten, er ſei von Nachmittag an, das heißt, wenn er ſchon ein bischen angeriſſen war, noch weit geſcheiter und geſchickter als Arzt. Er trank unabänderlich nur halbe Schöppchen, damit der Wein allzeit friſch vom Faſſe komme. War das Fläſchchen leer, ſchlug er es mit einem Daktylus auf den Tiſch, und die Wirthe in der ganzen Umgegend kannten dieſes Zeichen zum Auffüllen. Im Sommer gab es da und dort topfebene Kegelbahnen, wo unſer Arzt hemdärmelig mit einigen Pfarrern und ſonſtigen Honoratioren der edeln Kegelkunſt oblag. Mit allen Menſchen jeglichen Standes war er im beſten Einvernehmen, und man nannte ihn allgemein einen braven Kerl, denn er war gleich liebreich und unverdroſſen gegen Hülfeſuchende, Arme wie Reiche. Er, der als Studio über alle Schranken der bürgerlichen Einpfählung ſich hinweggeſetzt, hatte ſich damit auch, wie man ſagt, ausgetobt; er vertrug ſich jetzt mit allem Beſtehenden und deſſen Vertretern. Stimmte er auch manchmal mit ein in ſcharfen Tadel über dieſe oder jene Staatseinrichtung, ſo galt ihm das mehr zur Uebung ſeines Witzes und zur Verwendung eines Kraftausdruckes aus Olims Zeiten. Er war mit allen Beamten in dem Städtchen ſmollis, und ſtand mit allen Pfarrern des Oberamts auf gutem Fuß. Viermal des Jahrs communicirte er, wie ſich gebührt, und verließ am Abend vorher ſchon Punkt zehn Uhr das Wirthshaus.

So fehlte dem Doctor zu einem gemachten Manne weiter nichts als eine Frau, und in der That ſuchte er auch eine ſolche, aber ſie mußte reich ſein, mindeſtens ſo reich, daß man fortan bequem zweiſpännig leben konnte.

Kluge Leute behaupteten, er habe es auf Luzians Bäbi abgeſehen, und dieſe Annahme war nicht ohne Grund. Er war weit davon entfernt, daß ihm die Bildungsſtufe Bäbi's als ein Hinderniß erſchien; er verlangte von einer Frau weiter nichts, als daß ſie eine geſunde Mutter, eine tüchtige Wirthſchafterin ſei, und ein erkleckliches Einbringen habe.

Luzian mit ſeinem heftigen Eifer für Umgeſtaltung des Lebens war ihm eine anziehende Erſcheinung, und dem Bauersmann gegenüber hatte er wiſſenſchaftliche Fettbrocken genug, um ſeinen einfachen Verſtand damit zu ſpicken und ſo ſich in Geltung zu ſetzen. Die Ahne, die er ſtets mit Heirathsanträgen neckte, war ihm von Herzen gut; ſo oft er kam, ſie hatte ihm ſtets etwas über ihr Befinden zu klagen und zu befragen, er hörte es geduldig an und half ab. Ganz glücklich machte er ſie einſt, als er ihr das Bildniß Kaiſer Joſephs unter Glas und Rahmen überbrachte.

Paule allein wußte es, daß der Doctor auf einen förmlichen Heirathsantrag eine abſchlägige Antwort von Bäbi erhalten hatte. Als ſie Braut geworden, unterließ er ſeine Beſuche dennoch nicht; vielleicht wollte er damit ſeine frühere regelmäßige Einkehr verdecken. Bäbi ging ihm ſtets aus dem Wege, ſie meinte, er müßte ihr böſe ſein, weil ſie ihn beleidigt habe; er wußte aber nichts von Groll. Das zeigte ſein heutiges Thun.

Unſer Doctor war Menſchenkenner genug, um zu wiſſen, wie weich und empfänglich ein verlaſſenes Mädchenherz iſt, wie halb Verzweiflung halb Sehnſucht leicht einen kühnen Freier aufnimmt; er erneuerte daher jetzt friſchweg ſeinen Antrag bei Bäbi, aber mit ſo viel Schonung, daß die abweiſende Antwort des Mädchens nur als zögernder Aufſchub erſcheinen konnte. Er hatte ſo eben, Bäbi's Hand faſſend, ihr verſprochen, nicht mehr von der Sache zu reden, bis ſie ſelbſt davon anfinge. Es war als ob er mitten im Brande des Hauſes das verlaſſene Mädchen ſich erobern würde, als eben Luzian hereinkam; vor ihm ſcheute er ſich jetzt mit ſeinem Anerbieten hervorzutreten, er ging mit ihm nach der Stube und ſetzte ſich mit einer gewiſſen heimiſchen Art, die Luzian dahin mißdeutete, als ob er zeigen wolle, er thue dem geächteten Hauſe durch ſeinen Beſuch eine Ehre an.

Die Ahne hatte verweinte Augen, auch aus der Küche vernahm man durch das Schiebfenſterchen bisweilen das Schluchzen Bäbi's. Luzian bemerkte wohl, daß ſeine Raufhändel hier bekannt worden waren, aber er dachte ſtill: „Ihr müßt euer Theil eben auch haben.“

Das war jetzt ein Hausweſen, ſo verſtört und aufgeſcheucht, als ob es nie eine Heimat ruhiger Menſchen geweſen wäre.

Nach einer Weile ſagte Luzian: „Herr Doctor, kommet mit zum Egidi, ſehet einmal nach der Kindbetterin.“

Der Doctor beſtieg ſein Pferd und Luzian ging neben ihm her den Waldweg nach der Mühle. Luzian fühlte ſchwer, wie einem Menſchen zu Muthe iſt, der immer hin und her getrieben von einem Orte zum andern, nirgends eine ſichere Ruheſtätte und häusliche Erquickung hat.

Als die beiden Männer fort waren, kam Bäbi in die Stube und ſagte: „Ahne, Ihr dürfet den Doctor nicht ſo oft wiederkommen heißen, Ihr müſſet ihn nicht ſo in's Haus zeiſeln (locken).“

„Warum?“

„Denket nur, er hat mir heut' wieder was davon vorgeſchwatzt, daß er mich heirathen will, und es ſind noch nicht drei Tag', daß ich nicht mehr Hochzeiterin bin."

„Laß ihn ſeine Späß' machen, er iſt ein guter Menſch, und wir dürfen jetzt nicht alle Leut' aus dem Haus verſcheuchen, es läßt ſich ja ohnedem Niemand mehr ſehen. Gelt Bäbi, der Pfarrer hat deinen Vater gewiß zu den Raufhändeln gezwungen? Ich bleib' dabei: was mein Luzian thut, das iſt brav."

Unterdeß eilte Luzian mit dem Arzt der Mühle zu.

An der Berghalde ſtieg dieſer ab und zog ſein Pferd am Zaume nach, um ſo gleichen Schrittes mit Luzian beſſer mit ihm reden zu können.

„Wie meinet Ihr Schwäher?" ſagte er, „wie wär's, weil ich doch die Ahne nicht heirathen kann, wenn Ihr mir das Bäbi zur Frau gäbet? Ich bleib' dann doch in der Familie und werde nicht verfremdet."

„Es iſt jetzt kein' Faſtnachtszeit."

„Was ich ſag', iſt ſo klar wie Klösbrüh und iſt mir grundbirnenernſt. Ohne Spaß, ich nehm' das Bäbi, wie es geht und ſteht und liegt. Der Paule giebt das Bäbi auf wegen der Pfaffengeſchichte, mir iſt das ganz Wurſt, im Gegentheil, die Tochter von einem Ketzer iſt mir noch was Beſonderes. Ich habe einen guten Freund von der Univerſität her, wir nennen ihn den Rollenkopf, der traut uns morgen, wenn Ihr einſtimmt."

„Weiß das Bäbi von Eurem Vorhaben?"

„Gewiß, ſie ziert ſich noch ein Wenig, aber ſie thät doch gern ſchnell Ja ſagen, wenn ſie ſich nicht vor der Welt ſcheute. Wenn Ihr ein Wort fallen laſſet, iſt die

Sache abgemacht. Nun? Stünde ich Euch nicht an als Schwiegerſohn?"

„Ja, ja, warum denn nicht?" entgegnete Luzian. Er war fortan äußerſt ſchweigſam, bis man am Beſtimmungsorte anlangte; deſto mehr redete der Doctor.

Auf der Mühle bekundete er die äußerſte Sorgfalt für die Wöchnerin und das Kind, und da man einmal zur Apotheke ſchickte, verſchrieb er auch noch eine ſchnellheilende Salbe für die Kopfbeule, die Egidi beim Falle erhalten hatte. Scherzend gratulirte er Egidi zu ſeinem neuen Schwager, als welchen er ſich ſelbſt vorſtellte.

Unſer Doctor hatte ſich in ein ſeltſames Verfahren verrannt, bei dem eben ſo viel augenblickliche Laune als Berechnung war; er, der die Weiſe des Volkes ſo gut kannte, glaubte ſeine Brautwerbung doch in ſcherzhaftem Tone halten zu müſſen; das ſchien ihm der derben Art ſeiner künftigen Schwägerſchaft angemeſſen, und ſollte ihn und ſie über alle etwaige Peinlichkeiten und Erörterungen hinwegheben. Aus dieſem Grunde verkündete er auch die Sache allen Frauen, die auf der Mühle anweſend waren; dieſe Offenkundigkeit mußte ſowohl die Bedenken bei Bäbi heben, als auch zugleich ſie feſſeln, da man nun doch einmal allgemein davon redete. Unſer Doctor irrte ſich aber gewaltig. Er überſchritt in ſeiner Burſchikoſität unbewußt die feine Grenzlinie, die zwiſchen Derbheit und Leichtfertigkeit gezogen iſt; auch der vierſchrötigſte Bauer kennt dieſe wohl, und es beleidigt ihn, wenn ſo Viele, wie hier unſer Doctor, um ſich der volksthümlichen Denkweiſe anzubequemen, eine gewiſſe Rohheit in Ausdruck und

Behandlung ernſter Verhältniſſe annehmen. Um nicht gekränkt zu ſein, mußte Luzian die Angelegenheit entſchieden und wiederholt als Scherz auslegen.

Zwiſchen Egidi und ſeiner Mutter war eine wortloſe Verſöhnung eingetreten. Hier galt es zu helfen, und da war von Streit nicht mehr die Rede. Die Mutter wirthſchaftete lebendig im ganzen Hauſe, und Egidi kam mehrmals zu ihr in die Küche und ſagte, ſie möge nur ſich ſelbſt nicht vergeſſen, ſie möge ſich etwas Gutes bereiten, ſie allein habe zu befehlen und nicht die Schwiegermutter „und“ ſetzte er in ſeltſamer Einfalt hinzu, „thuet nur, wie wenn Ihr in Eurem eigenen Hauſe wäret und nehmet Euch Alles ungefragt. Soll ich Euch klein Holz ſpalten? Ohne Antwort abzuwarten fing er an, und mußte fortgejagt werden, da die Wöchnerin nebenan jeden Schlag ſpürte und eben einſchlafen wollte.

Egidi ſprang und pfiff im Hauſe herum wie ein luſtiger Vogel auf dem Baume, der in die Welt hinein verkündet, daß jetzt eben ein junges Küchlein im Neſte die Augen aufſchlug.

Am andern Morgen ſtand Luzian nach faſt zwölfſtündigem Schlafe wohlgemuth auf. Die ganze Welt, die aus den Angeln ſchien, hielt ſich doch noch in ihrem Kreislaufe, und Luzian fühlte ſich wieder muthfeſt. Er pflügte den ganzen Morgen ohne Unterlaß draußen im Speckfelde, er empfand es ſtill, daß das doch eigentlich die Arbeit ſei, die er am beſten verſtehe.

Kaum iſt die Frucht vom Felde eingethan, ſo wird der Boden mit ſcharfem Pfluge wieder umgelegt, die abgeſtorbenen Stoppeln werden entwurzelt und verwandeln ſich in neue Triebkraft, der aufgelockerte Grund iſt bereit, ſich von Sonnenſchein und Regen durchdringen zu laſſen, bis er neue Saat empfängt. Das Wachsthum des Menſchengemüthes gleicht nicht dem vergänglichen Halme, eher dort dem Fruchtbaume, der bleibt beſtehen und harrt neuer Frucht am ſelben Stamme.

Luzian fühlte ſich jetzt ſo wohl und heimiſch in ſeiner Arbeit, daß es ihm am liebſten geweſen wäre, wenn der ganze Handel mit dem Pfarrer ein Traum war.

Es iſt ein ganz Anderes, mitten in den gewohnten Lebensverhältniſſen einen Charakter ſtill ausbilden, als dann zum Kampfe heraustreten und unabläſſig in demſelben ſtehen.

Tauſende wünſchen jetzt den Krieg und ſagen: nur das kann von der fieberiſchen Aufregung erlöſen. Wer weiß, wie bald ſie ſich aus dem Leben im Feldlager heimſehnen würden. Der neue Kampf muß den Muth erfriſchen.

Als Luzian mit dem Pflug heimkehrte, begegnete ihm Egidi, der betrübt vom Pfarrhauſe kam.

„Was haſt?" fragte Luzian.

„Vater," entgegnete Egidi, „Ihr müſſet aber nicht grimmig ſein, ich kann nichts dafür, ich hab' eben dem Pfarrer die Taufe von meinem Kinde angezeigt, ſie iſt nächſten Sonntag und es ſoll auch Kordula heißen wie die Ahne; und da hat mir der Pfarrer geſagt, daß nicht die Ahne und nicht Ihr und nicht die Mutter und nicht das Bäbi in die Kirch' kommen darf, ſei's als Gode oder als Taufzeuge; ihr ſeid Alle im Kirchbann."

„Gut, gut," ſagte Luzian, „du haſt ja dein' Schwiegermutter und deine zwei Schwägerinnen."

„Nicht wahr, Vater, Ihr ſeid mir nicht bös? ich kann ja nichts dafür, und ich muß doch mein Kind taufen laſſen."

„Freilich, freilich, aber ich muß jetzt eſſen, ich kann ſchier nicht mehr lallen," ſo ſchloß Luzian und ſprang den Pferden nach, die ihm voraus heimgeeilt waren.

Bei Tiſche fragte Luzian den Victor: „Biſt wieder gern in der Schul' und wie geht dir's?"

„Ihr hättet mich nicht 'rausthun ſollen, wenn ich wieder 'nein muß," entgegnete Victor, „der Pfarrer hört alle Kinder ab in der Religionsſtund', und mich übergeht er, wie wenn ich gar nicht da wär'."

Luzian legte den Löffel ab, er konnte nicht weiter eſſen; er fühlte tief den Vorwurf des Kindes, indem er eine raſche That begonnen und ſich doch zur Nachgiebigkeit bequemen mußte. Dabei empfand er, wie tief kränkend ſolches offenkundige Uebergehen für ein gut geartetes Kind ſein mußte. „Es iſt vielleicht gut für ihn," ſchloß er in Gedanken, „er muß ſchon früh erfahren, wie die Pfaffen überall blutig anhacken, damit er um ſo bälder ein eigener Menſch wird, eh' er ſo alt iſt wie ich."

Ein Kind im Walde und ein Ruf im Munde der Menſchen.

Am Sonntag Morgen war es im Thalgrunde voll friſchen Thauduftes. Die Tannen an der Sonnenhalde rauſchten ſo geruhig im ſanften Morgenwind, und die mächtig großen Jahresſchoſſe, die ſie in dieſem Sommer angeſetzt, glitzerten und flimmerten. Der Bach floß arbeitsledig dahin, ſtill murmelnd wie ein vergnügter Spazirgänger; über ihm flog ein Schwalbenſchwarm in kühnen Bogen auf und nieder, es waren die Alten, die die Jungen im Fluge übten zur weiten Fahrt über's Meer. Bald ſenkte ſich die eine um die andere raſch hernieder, haſchte einen friſchen Morgentrunk aus dem Bache und reihte ſich ſchnell wieder ein in den ſchwärmenden Kreis; unten aus dem Bache ſchoſſen die Fiſche nach der Oberfläche und haſchten nach ſchwärmenden Mücken. Eine Goldammer ſaß auf der äußerſten Spitze des Kirſchbaumwipfels, ſang unaufhörlich hinein in den blauen Himmel und wetzte ſich immer wieder den Schnabel an dem Zweige, auf dem ſie ſaß. Ruhe und ſanfte Kühlung quoll aus Berg und Thal. Jetzt öffnete ſich die Hausthür an der Waldmühle, und heraus trat eine Frau, die ein mit weißen Linnen bedecktes Kind in beiden Armen vor ſich trug. Drei Frauen, mit Kränzen von künſtlichen Blumen auf dem Haupte, folgten ihr, und bald auch kam Egidi in ſeinem langen blauen Rocke, den Hut in der Hand. Aus dem Stubenfenſter oben ſchaute ein Mädchen den Weggehenden nach; es war Bäbi, die bei der Wöchnerin zurückblieb. Die Frauen trugen das Kind durch den Wald hinan dem Dorf zu.

Da iſt ein Kind geboren auf der einſamen Waldmühle, fern von der großen Gemeinſchaft der Menſchen, und es wird hingebracht in die heilige Verſammlung, wo Alles ſich zuſammenfindet von den einſamen Gehöften, und ausgeſprochen wird, daß das Kind gehöre in den großen Bund der Menſchen, der es tragen und halten muß, damit es einſt ein lebendiges thatenreiches Glied deſſelben werde. Das Kind wird dann aus den Händen der Menſchheit wieder zurückgegeben in die Arme der Mutter, an deren Bruſt es gedeiht, bis es ſich ſelbſt ſeinen Weg ſucht und dann weiter ſchreitet in die Einigung der zerſtreut wohnenden Menſchen. Alle ſollen es wiſſen, daß ihnen ein Bruder, eine Schweſter geboren wurde, und die frommen Wünſche Aller ſollen es willkommen heißen, noch bevor es ſie hört und ſieht und verſteht. Was ſoll es nun aber heißen, den Teufel aus dem neugeborenen Kinde austreiben? O ſchmähliche Verirrung des Menſchenverſtandes!

Das waren die bald klaren, bald dunklen Gedanken, die an dieſem Morgen durch die Seele Luzians zogen. Er verließ das Dorf, das ihm die Kirche verſchloß, und ging dem Kind entgegen, hinab in den Wald. Als er dort die Frauen traf, zog er die Linnen weg von dem Antlitz des Kindes, und es ſchlug die großen blauen Augen nach ihm auf. Er legte ihm die Hand auf das

Haupt, in welchem er den Pulsſchlag fühlte. Er ſchüttelte den Thau von dem überhängenden Zweige einer Buche leiſe auf das Antlitz des Kindes und ſprach mit einer Stimme, die Aller Herzen erſchütterten: „Das iſt das ewige Weihwaſſer, mit dem ich dich begieße; werde rechtſchaffen und liebevoll, wie es deine Großmutter Kordula war, deren Namen du tragen ſollſt.“ Drauf ſchritt er raſch von dannen, und Niemand ſprach ein Wort, ja Niemand wollte es wagen ihm nachzuſchauen; nur die Schwiegermutter Egidi's hatte den Muth rückwärts zu ſehen, und ſie ſah wie Luzian vom Wege ab tief in den Wald hineinſprang . . .

Als man jetzt vom Dorf her Glockengeläute vernahm, ermahnte man ſich gegenſeitig zur Eile, damit man noch zur rechten Zeit komme. Als der Taufzug vor dem Hauſe Luzians vorüber kam, öffnete ſich kein Fenſter, Niemand kam zur Begleitung heraus.

Wir können dem Taufzug auch nicht in die Kirche folgen, wir müſſen nur ſo viel berichten, daß im ganzen Dorf an dieſem Sonntag über die traurige Taufe des Kindes geſprochen wurde, bei der die nächſten Anverwandten fehlten.

Wir müſſen Luzian in den Wald folgen.

Er hätte ſich gern in das dunkelſte Dickicht vergraben, in eine Höhle ſich verſenkt, nur um den Menſchen zu entfliehen; und doch zog es ihn wieder zu ihnen hin. Die Kirchenglocken tönten von allen Fernen und ließen das Rauſchen des Waldes nicht ſo vernehmlich werden wie in jener ſtillen Nacht. Vor dem Geiſte Luzians ſproßte ein neuer Wald auf. „Ich habe einmal in einem Buch geleſen," dachte er, „daß irgendwo die Eltern bei Geburt eines Kindes einen Baum pflanzen. Wie ſchön müßte ſo ein Menſchenwald ſein, wenn das Jeder thäte, und die Gemeinde giebt einen Platz dazu her, und wenn der Menſch geſtorben iſt, und wenn der Baum keine Frucht mehr giebt, wird er umgehauen und zu etwas Nützlichem verwendet. Wie närriſch ſind doch die Leute, daß ſie glauben, es wäre etwas Höheres, wenn man aus einem Baum eine Kanzel, als wenn man einen Leiterwagen daraus macht; es iſt ja Alles gut, wenn's recht iſt. Und was für freudige Verſammlungen könnten ſein, von den lebenden Menſchen im grünen Menſchenwald!"

Luzian war jetzt in der Stimmung, um ſich in allerlei Schwärmerei zu verlieren, aber die Bande der Familie und des alltäglichen Wirkens hielten ihn feſt.

Trotz der weihevollen Art, mit der er das Kind im Walde getauft, war heute ſchon ein häßlicher Zornesmuth durch ſeine Seele gezogen. Die Frau war voll Jammerns und Klagens, ſie ſagte: „Mir iſt ſo bang, ſo furchtſam, wie wenn in der nächſten Minut' ein großer Schrecken über mich kommen müßt', wie wenn eine Axt nach mir ausgeholt wäre und mir jetzt gleich das Hirn ſpaltete."

Auf dieſe Rede hatte Luzian mit bitterem Wort entgegnet. Jetzt fiel ihm all' das wieder ein und er dachte: „Es iſt unrecht, daß du von den Deinigen Hülfe verlangſt in der Noth, im Gegentheil, du mußt ihnen Hülfe bringen, denn du haſt ihnen die Noth gebracht."

Mit verſöhnlichem Herzen kehrte Luzian heim. Er fand ſeine Frau gleich bereit, denn die Ahne hatte ihre Tochter ſcharf vorgenommen und ihr in's Herz gepflanzt, daß es jetzt gelte, die gelobte Treue zu bewähren; darum ſagte Frau Margret nach Tiſche: „Luzian, mach' nur, daß die Sache bei den Gerichten bald ein Ende hat, und dann wollen wir fort aus dem Dorf, ich geh' mit dir, wohin es ſei, nur fort; ich wollte, ich könnte auch all' die Menſchen aus meinem Gedächtniſſe vergeſſen, die jetzt ſo gegen uns ſind."

„Ja," ſagte die Ahne, „wenn das die Religion iſt, daß man Einen verſchimpfirt und Einem Dinge nachſagt, woran ſein Lebtag Keins gedacht hat, da will ich lieber gar kein' Religion."

Die Frauen hatten nämlich erfahren, daß man Luzian die gräßlichſten Unthaten nachredete. Man wollte in der Vergangenheit Belege für ſein gegenwärtiges Handeln finden, und Nichts war zu heilig, das man nicht antaſtete.

Es giebt Gedanken und Ausſprüche, die, ohne unſere Seele zu treffen, ſie doch ſo widrig beleidigen, wie wenn man nahe vor dem offenen Auge mit einer Meſſerſpitze hin- und herfährt. Wir ſcheuen uns faſt, es zu ſagen, aber es gehört mit zur Geſchichte: ſelbſt das Verhältniß Luzians zur Ahne wurde mit dem niedrigſten Geifer beſudelt. Niemand konnte ſagen, woher dieſe Nachreden kamen, man konnte die Urquelle nicht entdecken, ſie ſprangen aus dem Boden, da und dort; während man die eine verfolgte, brach die andere los.

Frau Margret eiferte über ihre Mutter, ſie hätte

Luzian nichts von dem Geſchwätz ſagen ſollen; aber die Ahne ſagte:

„Ich kenn' meinen Luzian. Wenn er auch alles Schlechte von den Menſchen weiß, er wird doch keinen Haß auf ſie werfen. Die Menſchen ſind mehr dumm als bös; den Kaiſer Joſeph haben ſie vergiftet, und dir Luzian möchten ſie gern dein gut Gemüth mit böſen Nachreden vergiften. Das geht aber nicht, gelt ich kenn' dich? Ich frag' dein Herz in meinem Herzen.“

Luzian ließ ſich nun Alles erzählen: wie er ſchon lange im Geheimen lutheriſch ſei und verſprochen habe die katholiſche Kirche zu beſchimpfen, wie er die Waiſen betrogen, wie er dieſen und jenen zur Gant gebracht, um nachher deſſen Aecker aufzukaufen, und Hundertfältiges dieſer Art. Er hörte es mit Gleichmuth an. Ihm kam es vor, als ob man das von einem andern Menſchen ſagte; die Leute mußten ja ſelbſt wiſſen, daß Alles erlogen ſei, dennoch ſtellte ſich bei ihm ein Gefühl des Ekels und dabei eine ſtille, aber gründliche Verachtung ein. Er hatte es nie geglaubt, daß man es wagen könnte, ſeinen Namen mit derlei Dingen in Verbindung zu bringen. Auf der Straße faßte er Dieſen und Jenen an und ſagte: „Haſt auch ſchon gehört? ich bin ſchon lang ein geheimer Lutheriſcher? Ich habe die Waiſen betrogen, den und jenen in die Gant gebracht. — Die Verleumdung über das Verhältniß zur Ahne berührte er nicht, das war zu empörend. — Nun, was ſagſt du dazu?“ ſchloß er in der Regel ſeine Rede.

Natürlich ward ihm ſelten ein ſo heftiger Zornesausbruch darüber kundgegeben, als er erwarten mußte.

„Freilich, hab's auch gehört, es iſt ſchändlich, aber du kannſt die Leut' reden laſſen," ſo lautete in der Regel die Antwort.

Er rief manchmal zornig aus: „Du hätteſt dem in's Geſicht ſchlagen ſollen, der ſo was über mich geſagt, und der Geſchlagene wieder dem, der's ihm geſagt hat, und ſo wären wir zuletzt hinunter zu dem Maulwurf gekommen, der den Haufen aufwirft, und den hätt' man maustodt gemacht."

So erhaben ſich auch Luzian über all' die Nachreden fühlte, ſo hatte er doch eine peinliche Empfindung darüber; ihm war's als ob das innerſte Heiligthum ſeines Lebens von ungeweihten Händen berührt worden wäre. So muß es frommen Gläubigen zu Muthe ſein, die ihr wunderthätiges Heiligthum aus den Händen ungläubiger Räuber unverſehrt wieder erringen. Ein Gefühl der Trauer verläßt ſie nicht, daß man ſo freventlich damit umgegangen.

Wie die Speiſe, die ſich in unſer leibliches Leben verwandelt, ſo geht es auch leicht mit allen Erlebniſſen, die wir in einer Zeit gewinnen, in der wir von einem einzigen Gedanken beherrſcht ſind; ſie verwandeln ſich unverſehens in einen Theil dieſes Denklebens, ſo fremd und beziehungslos ſie auch anfangs erſcheinen mochten. Zum Erſtenmal ging jetzt Luzian das Gefühl der Ehre in ſeiner Hoheit auf. Wohl hat ſie ihre tiefſte Wurzel in der Selbſterhaltung, aber eben dieſer Urſprung tritt in ihr geläutert auf. Sich ſelbſt ehren und Alles ſo thun, daß man dies könne, das ſchließt die höchſte Tugend in ſich. Spricht aber die Religion nicht gerade aus, daß wir Alles zur Ehre Gottes thun müſſen? Wohl, Alles zur Ehre des unvertilgbaren Heiligthums, das in uns gepflanzt iſt. Warum lehrt die Religion immer und vorzugsweiſe, ſich ſelbſt gering achten? „Lernet euch ſelbſt ehren, möchte ich den Menſchen zurufen, du biſt König und Prieſter, ſo du das Heiligthum der Ehre in dir auferbaueſt und rein erhältſt.“

Luzian hatte wieder ſeine volle Kraft gewonnen, und ſiegesmuthig ſchritt er über die gewohnte Welt dahin. Aus dem Bewußtſein heraus lernte er die alte Welt auf's Neue gewinnen und beherrſchen.

Ich bin der ich bin.

Der Oberamtmann hatte durch ſeine Magd, die Tochter Wendels, Luzian auffordern laſſen, dieſer Tage einmal zum Verhör zu kommen. Er ließ ihn abſichtlich nicht durch den Schultheiß entbieten, und dieſe freundliche Schonung that Luzian im Innerſten wohl. Er ging daher andern Tages nach der Stadt. Der Amtmann nahm Luzian aus der Kanzlei mit hinauf in ſeine Privatwohnung. Dort ließ er Kaffee machen, ſchenkte Luzian ein und ſagte: „So, wenn Sie rauchen wollen, ſteht's Ihnen frei, wir wollen die Sache leicht abmachen; erzählen Sie mir den Hergang noch einmal und ich will das Protokoll aufſetzen."

Luzian war anfangs betroffen über dieſe ſeltſame Abweichung vom ſtrengen Amtston, er ließ ſich's aber auch gern gefallen. Er erzählte nun die Geſchichte von der Predigt und ſeiner Gegenrede.

„Das kommt mir jetzt ſchon vor, als ob es vor hundert Jahr' geſchehen wär'," ſchloß er.

„In vergangenen Zeiten," entgegnete der Oberamtmann, „war dies allerdings auch oft der Fall, die Geiſtlichen mußten ſich Widerſpruch und Einrede gefallen laſſen, aber jetzt freilich paßt das nicht in die Kirchenordnung. Es iſt ſchrecklich, wenn man bedenkt, daß wir unſer Lebenlang unſere beſte Kraft dazu aufwenden müſſen, das Unnatürliche, das unſerer Seele aufgekünſtelt wurde, herunterzukratzen und am Ende wird's doch nie mehr ſo rein, und da und dort haftet ein fremdartiger Fleck. Was für andere Menſchen müßten aus uns Allen werden, wenn man der Natur ihr freies Wachsthum gönnte. Wie alt ſind Sie jetzt, Luzian? Da ſteht's ja im Protokoll, 51 Jahre. Iſt's nicht himmelſchreiend, daß wir um ſo viel Lebensjahre betrogen werden.“

„Ja,“ ſagte Luzian, „man möcht' oft unſerm Herrgott böſe werden, daß er die Wirthſchaft da ſo mit anſieht.“

Der Oberamtmann ſah dem Redenden ſtaunend in's Geſicht, faßte ſeine Hand und ſagte: „Wie? glaubt Ihr denn noch wirklich an ihn?“

Luzian zuckte und zog unwillkürlich ſeine Hand zurück, indem er betroffen entgegnete: „Ich verſteh' Sie nicht, was meinen Sie? wie?“

Ernſt lächelnd entgegnete der Oberamtmann: „Ich meine Gott.“

Luzian ſah auf, ob nicht die Decke einfalle, und der Oberamtmann fuhr fort: „Dieſes Wort iſt nur ein Schall für Etwas, von dem wir Nichts wiſſen; weil wir ſo viel Elend, Ungleichheit und Ungerechtigkeit in der Welt ſehen, ſo denken wir uns ein unſichtbares Weſen, das Alles ſchlichtet und in's Gleichgewicht bringt; aber wenn ein Ruchloſer vom Blitz erſchlagen wird, ſo ſagen wir oder vielmehr die Pfaffen: das iſt der Finger Gottes. Wird ein Rechtſchaffener getroffen, ſo heißt es dagegen: die Wege des Herrn ſind unerforſchlich. Das Eine wie das Andere iſt nichts als Stümperei und Redensart. Weil wir ſo viel Verkehrtheit in der menſchlichen Geſellſchaft ſehen, ſo erdenken wir uns ein Jenſeits, in welchem das Böſe und das Gute vergolten werden ſoll, und das iſt doch weiter nichts, als daß wir uns die läſtigen Fragen vom Hals ſchaffen. Nein, wer zur Vernunft gekommen iſt, braucht keinen Gott und keine Unſterblichkeit."

Dieſe letzten Worte waren wie fragend ausgeſprochen, aber Luzian antwortete nicht; ſein ganzes Antlitz war in ſtarrer Spannung, und der Oberamtmann fuhr fort:

„Wer tiefer in die Welt hineinſieht, der erkennt, daß Alles Nothwendigkeit iſt, daß es keinen freien Willen giebt. Ich habe keinen freien Willen, ſondern wenn ich genau hinſehe, muß ich Alles thun, was ich zu wollen ſcheine, und das Weltall hat auch keinen freien Willen, der gegen die Geſetze in ihm herrſchen könnte, denn das wäre Gott. Freier Wille in uns und Wunder in der Natur iſt ganz daſſelbe. Was ich jetzt thue, daß ich jetzt ſo mit Euch rede, das iſt die nothwendige Folge einer endloſen Kette von Urſachen, von Ereigniſſen in mir und mit mir, denen ich gehorſamen muß; weil Alles in der Welt Nothwendigkeit iſt, darum liegt in dieſer ſchon was man Strafe und Lohn nennt, eingeſchloſſen. Der Eine fügt ſich in ſein Schickſal, weil er es als den unabänderlichen Willen Gottes, der Andere, weil er es als eine unabänderliche Nothwendigkeit erkennt; es kommt am Ende auf Eins heraus. Wir müſſen ſtill halten, Sonnenſchein und Hagelwetter über uns kommen laſſen, und am Ende wieder tüchtig die Hände rühren; denn das, was man Gott nennt, thut Nichts für uns, wir müſſen's ſelber thun. Nicht wahr, ich bin Euch noch nicht in Allem ganz deutlich?"

„Nein, aber nur eine Frage: warum ſind Sie denn rechtſchaffen, wenn's keinen Gott giebt und keine Vergeltung? Es iſt doch oft viel angenehmer, ein Bruder Lüderjan zu ſein?"

„Wie ich Euch ſchon ſagte, das, was uns wahre Freude macht, iſt auch das Gute, alles Andere iſt ein ſchneller Schnaps, bei dem das Brennen nachkommt. Ich thue meine Pflicht, nicht, weil ſie mir von Gott geboten iſt, ſondern weil ich ſie mir ſelber auferlege und ſie feſthalten muß zur Selbſtachtung. Wenn ich meine Pflicht vernachläſſige, verliere ich die Ehre vor mir ſelbſt, und wenn ich einem Menſchen, wie man's nennt, über meine Pflicht hinaus Gutes erzeige, ſo thue ich an mir ſelbſt faſt noch mehr Gutes, als an dem, der die Wohlthat empfängt. Daß ich weiß, den Armen erquickt mein Stück Brod, das thut mir oft wohler, als dem, der es kaut. Seitdem ich an keinen Gott mehr glaube, ſeitdem bin ich, wie man's nennen möchte, noch viel demüthiger geworden. Alles was ich bin, das iſt eine Nothwendigkeit, und Alles, was ich thue, iſt meine Schuldigkeit, ich habe nicht Ehre, nicht Lohn, nicht Dank von Jemand anzuſprechen. Luzian, ich könnte bis morgen nicht fertig werden, wenn ich Alles darlegen wollte. Ich rede ſo offen zu Euch, weil ich vor Euch Reſpect habe. Entweder hat ſich Gott einmal geoffenbart und thut es noch fort in ſeinen geſalbten Prieſtern, oder Gott hat ſich nie geoffenbart, und wir haben gar nichts nach alle dem zu fragen, was man bisher geglaubt hat. Drum ſage ich: entweder muß man ein guter Katholik ſein und Alles hinnehmen, wie man es überliefert bekömmt, oder friſch über Alles hinweg, jeder ſein eigener Prieſter und Heiland. Entweder katholiſch oder gottlos. Meint Ihr nicht auch?"

„Nein, das mein' ich nicht," rief Luzian laut, ſich erhebend, „das letzte Wort, das Ihr da geſagt habt, hat der Pfarrer auch geſagt, es iſt aber doch nicht wahr. Kann ſein, ich bin nicht ſtudirt genug, aber da gilt keine Gelehrſamkeit. Sehen Sie, Herr Oberamtmann, ich hab' mir in dieſen Tagen mein ganzes Leben zurückgedacht, da hab' ich geſehen, es iſt der Finger Gottes, eine väterliche Fürſehung darinnen. Hundert Sachen, die ich grad am ungernſten than hab', und die ich als mein größtes Unglück angeſehen hab', die ſind mir zum beſten geworden; unſer Herrgott hat gewußt was daraus wird, ich aber nicht. Das ewige Leben? ja, das kann ich mir nicht vorſtellen, weil ich an keine Hölle glaube und auch nicht weiß, wo der Himmel iſt. Jetzt lebe ich einmal ſo, daß wenn es kommt, ich auch nicht davon laufe. O lieber Mann, Sie ſind ein guter Mann! Wenn ich's nur machen könnt', daß Sie mit mir glauben, wie eine väterliche Hand, die wir nicht ſehen, uns führt. Das thäte Sie doch oft tröſten, wo Ihre geſcheiten Gedanken zu kurz ſind und nicht hinlangen. Guter Mann, ich habe einen Sohn von zweiundzwanzig Jahren und noch zwei kleine Kinder unter dem Boden liegen. Wenn man ſo ein Grab offen ſieht, unſer eigen Herz mit hineingelegt wird, da geht Einem eine neue Welt auf."

Die Stimme Luzians ſtockte, er konnte vor innerer Rührung nicht weiter reden. Eine Weile herrſchte Grabesſtille in der Stube. Ja den beiden Männern kam es ſelber vor, als wären ſie außerhalb dieſer Welt in ein Jenſeits verſetzt.

Der Oberamtmann verſuchte es nicht mehr, ſeinen eigenen Denkproceß in Luzian anzufachen, er empfand eine gewiſſe heilige Scheu, dieſe innige Gläubigkeit anzutaſten: „und“ ſetzte er ſtill für ſich hinzu, „nur dieſe vermochte es vielleicht, den Kampf mit dem Pfaffenthum aufzunehmen.“

Traut, wie zwei Freunde, die ſich mit ihrer Standes- und Familienſonderung außerhalb der Welt befinden, beſprachen die Beiden ſich noch mit einander, und als der Oberamtmann darauf kam, daß einzig in Amerika die wahre Religionsfreiheit herrſche, indem es dort geſtattet iſt, zu keiner Kirche zu gehören, oder ſich eine beliebige neue zu geſtalten, da wurde das Auge Luzians größer; wie von unfaßbarer Stimme wurden ihm jetzt die Worte ſeiner Frau zugerufen: „Wenn wir nur fort wären aus dem Ort“ — aber er konnte den Gedanken doch noch nicht faſſen.

Luzian öffnete ſein ganzes Herz und erzählte, welche namenloſe Pein er überſtanden habe, indem er ſich vom alten Herkommen frei machte.

„Ich möchte lieber ein ganzes Jahr Tag und Nacht im Zuchthaus ſitzen und Woll' ſpinnen, als das noch einmal durchmachen,“ ſchloß er.

„Allerdings hatte ich da ein viel glücklicheres Loos,“ erzählte der Oberamtmann, „mein Vater war ein vollkommen freiſinniger Mann, der ohne allen Zuſammenhang mit der Kirche lebte. Wenn eines von uns Kindern einen Fehltritt beging, faßte er es beinahe mit doppelter Liebe, und nahm es mit ſich auf ſeine Arbeitsſtube; dort ſuchte er uns zur Einſicht des Fehlers zu bringen, und wir mußten darauf eine Stunde ruhig bei ihm verweilen. Ich verließ die Stube nie ohne tiefe Erſchütterung. — Meine Mutter war katholiſch und ging regelmäßig nach der Kirche, ich hörte oft davon reden, war aber noch nie dort geweſen. Ich erinnere mich ganz deutlich des erſten Eindruckes, den ich davon erhielt, ich war damals ſechs Jahr alt. Eines Sommermorgens, wir wohnten in einem Garten vor dem Thor, lag ich mit meiner zwei Jahre älteren Schweſter im Graſe, und wir ſchauten Beide hinauf in den blauen Himmel, an dem auch nicht ein einzig Wölkchen war. Wir hatten gehört, daß die Sterne beſtändig am Himmel ſtehen, auch am Tag, wir wollten ſie nun ſehen. Ich wurde gerufen, ich durfte mit meiner Mutter zur Kirche gehen, ich war voll Seligkeit und brennenden Verlangens. In der Kirche aber befiel mich plötzlich ein unnennbares Heimweh, eine drückende Angſt, ein Bangen nach einem Stück meines blauen Himmels; dieſe dicken Mauern, dieſe Lichter am Tage, die Orgel, der Weihrauch, die ſteinerne Kühle, Alles machte mich faſt weinen, und ich war wie in der Gefangenſchaft zuſammengepreßt. Ich lebte erſt wieder auf, als ich im Freien war und meinen blauen Himmel ſah. Von jenen Kindestagen an hatte ich nie mehr ein Verlangen nach der Kirche; die väterliche

Erziehung und eigene Forſchung ſtellten mich ſo, daß ich kaum Etwas abzuſtreifen hatte."

Luzian horchte betroffen auf, er ſchaute hier in eine Lebensentfaltung, von der er keine Ahnung gehabt hatte, von der er nie gedacht, daß ſie in der Welt bereits vorkäme.

Mit der heimlich ſtillen Erquickung, die wir immer empfinden, wenn ein ganzes Herz ſich erſchloſſen, ſchieden die beiden Männer von einander. Luzian hatte dabei noch die Empfindung, daß er dem Oberamtmann, der doch ein ſo hochſtudirter und angeſehener Mann war, einen heiligen Funken in's Herz gelegt habe. Der Oberamtmann aber hielt an ſich. Wie er die Unbarmherzigkeit der reinen Conſequenz in ſich walten ließ, ſo machte er dieſe auch unbedingt gegen andere Menſchen geltend; dadurch erſchien er vielfach ſchroff und ſchonungslos. Er wußte das, und ſagte dagegen oft: „Nicht ich bin hart und unbeugſam, ſondern der Gedanke iſt es; alle die Gemüthlichkeiten und anmuthenden Gewöhnungen müſſen fallen, wenn ſie vor der Schärfe der abſoluten Erkenntniß nicht beſtehen können." Dennoch hielt er heute plötzlich an ſich. Vorerſt erſchien es ihm, als ob er unwillkürlich in ſeine unvolksthümliche Auffaſſungs- und Anſchauungsweiſe verfallen wäre, die Furcht vor ſeiner oft gerügten Vornehmigkeit kam dazu; und als jetzt Luzian die Erſchütterungen des ganzen Menſchen am Grabe aufrief, ſollte er den thränenſchweren Blick des Redenden auf Abſtractionen lenken? Darum erzählte der Amtmann hierauf einen Zug aus ſeiner Jugendgeſchichte, er wollte dadurch deutlicher werden; aber alles dieß erſchien im Erzählen und vor Luzian doch faſt wie eine entſchuldigende Erklärung ſeines jetzigen Standpunktes.

Heute zum Erſtenmal vergaß Luzian bei einer Anweſenheit in der Oberamtei, die Tochter Wendels, die hier als Magd diente, zu fragen, ob ſie nichts heimzubeſtellen habe. Er erinnerte ſich deſſen noch auf der Straße vor dem Hauſe, aber er kehrte doch nicht mehr zurück.

Mit vormals ungeahntem, gehobenem Gefühle ſchritt er heimwärts durch den Wald. Seine Wangen glühten, alles Leben regte ſich mit Macht in ihm. Es war nichts Beſtimmtes, was ihm ſo mit namenloſer Entzückung die Bruſt hob, es war ein Gefühl der Freudigkeit, daß es ihm oft war, er ſpränge dahin wie ein junges Reh, während er doch gemeſſenen Schrittes einherging. Er ſchaute einmal halbverworren auf, ob er denn nicht wirklich dort vor ſich herſpringe, wie ein unſchuldvolles, jauchzendes Kind.

Das war eine Stunde, in der ſich den Menſchen Geſichte aufthun, die ſie ſelber nicht faſſen können, wenn ſie wieder zur Ruhe gelangt ſind.

Jetzt trat Luzian aus dem dichten Walde in eine Wieſenlichtung, die ſogenannte Engelsmatte. Der Abend ſtand eben mit ſeinem goldenen Lichte über den Wipfeln der Bäume, die vielfarbigen Blumen und Gräſer ſogen ſtill den herniedertriefenden Thau ein, und die Heimchen zirpten, wie wenn die Blumen und Gräſer ſelber laut jauchzten über die friſche Erquickung. Am jenſeitigen Ende der Waldwieſe ſtand ein junges Reh vor einer weißen Birke, die ſich zu den dunkeln Tannen geſellt hatte; das Reh äſte und ſchaute oft auf. Luzian blickte an ſich hernieder, und in ihm ſprach's die wunderſamen Worte: „Du biſt ein Menſch! Du ſchweifeſt hin über dieſe Welt voll Blumen und Thiere, und du haſt Alles, und du haſt mehr, du haſt dich ſelbſt. Was iſt mir geworden aus all meinem Kampfe? Ich hab's errungen, ich bin der ich bin, kein fremdes Weſen mehr, das die Gedanken anderer Menſchen hat, frei, treu und wahr in mir. Jetzt kann ich getroſt hinziehen über dieſe Welt. Ich bin der ich bin."

Die nächtigen Schatten legten ſich über Wald und Wieſe, durch die ein Menſch hinſchritt, hellflammend und in ſich leuchtend . . .

Als Luzian nach Hauſe kam, ſagte er zu ſeiner Frau auf der Hausflur: „Heut' mach mir was Gutes zu eſſen und laß mir einen guten Schoppen Wein holen, mir iſt ſo wohl wie mir noch nie im Leben geweſen iſt."

Der „weltsmäßige Hunger," von jenem Sonntage nach der Predigt, hatte ſich dieſesmal noch geſteigert bei ihm eingeſtellt.

Die Frau gab keine Antwort, ſie ſchlug den thränenſchweren Blick auf und rang verzweiflungsvoll die Hände.

Das iſt das unerfaßliche, tauſendfältige Getriebe des Weltlebens, das macht uns oft den Ausblick in's Geſammte zu einem Wirrſal, daß während ein Menſch hier hoch hinanſteigt, dort ein anderer hinabſinkt, während die Pulsſchläge eines Herzens ſich hier verdoppeln, dort ein anderes ſtill ſteht. Der Menſch lebt nicht für ſich allein, und es iſt ihm nicht gegeben, rein aus ſeinem eigenen Kern ſich weiter zu entwickeln.

Dort am Waldesrande neben der weißen Birke wird das Reh nicht urplötzlicher vom heißen Blei des Jägers getroffen und bricht nicht zuckender zuſammen, als Luzian von dem erſchüttert wurde, was in der höchſten Freudigkeit ſeiner Seele ſich ihm aufthat.

„Die Mutter! die Mutter!“ klagte die Frau, und als er hineinging in die Kammer, wo viele Weiber verſammelt waren, ſah er bald, wie es um die Ahne ſtand. Sie hatte geſchlummert und erwachte jetzt. Sie hieß mit ſchwerer Stimme Luzian willkommen, und fragte ihn: ob er denn aus dem fernen Lande ſchon zurück ſei? Dann rief ſie ihre Tochter und ſagte: „Halt' feſt an meinem Luzian, halt' feſt wie ſeine rechte Hand. Du weißt, Margret, wie es mit Eheleuten ſteht, die nicht . . .“ ihre Stimme ſtockte, und nach einer Weile fuhr ſie fort: „Ich vergeb' dir, Chriſtian, du haſt's doch gut gemeint; jetzt kommt mein Vater und der kaiſerliche Rath.“

Die Frauen umdrängten Luzian und ſagten: man müſſe den Pfarrer holen. Luzian entgegnete, die Ahne habe ihm in geſunden Tagen ausdrücklich geſagt, ſie wolle keinen Pfarrer; endlich aber willfahrte er doch den Bitten und Thränen, zumal man ihm vorſtellte, es werde zu neuen Verleumdungen Anlaß geben; man werde die Ausſage der Ahne nicht glauben, und er habe nur ein Recht, mit ſeiner eigenen Seele zu machen, was er wolle, nicht mit der der Ahne. Luzian gab endlich nach.

Ein Gang in’s Pfarrhaus.

Wir haben Luzian auf Schritt und Tritt ſo unabläſſig begleitet, daß wir uns faſt ausſchließlich in ſeinem Hauſe einbürgerten. Jetzt wird es uns faſt ſo ſchwer wie dem Luzian ſelbſt, nach dem Pfarrhauſe zu gehen.

Das acht Fenſter breite Haus hat an der Straßenſeite keinen Eingang, wir müſſen über den eingefriedeten Raſenplatz an der Kirche und dort an der verſchloſſenen Thüre klingeln.

Wir ſchreiten über einen bedeckten Gang, ſtehen nochmals vor einer verſchloſſenen Thür, die ſich aber durch einen Zug von innen öffnet. Wie friedſam und ſtill iſt es hier; Treppe und Hausflur ſind ſo rein wie geblaſen, die Wände ſind ſchneeweiß getüncht; kein Ton ließe ſich hören, wenn nicht ein weißer Spitzhund bellte, den ein großes, ſtattliches Frauenzimmer, halb bäuriſch gekleidet, zu beruhigen ſucht. Das ganze Haus ſteht da wie eine ſtille Klauſe, mitten im lärmenden Getriebe der Menſchen. Es iſt ein Anbau an die Kirche und es ſcheint ſich darin zu wohnen, ſo andächtig ſtill, als wohnte man in der Kirche ſelbſt. Schüttle den Staub von den Füßen und wandle durch die Reihe der Zimmer, ſie ſind alle weiß getüncht, ſpärlich mit Hausrath verſehen, denn es hat keine familienhafte Gemeinſamkeit hier ihre Stätte. Nirgends liegt da oder dort eines jener hundertfältigen Werkzeuge des Haushaltes in anheimelnder Zerſtreutheit umher. Alles hat ſeinen gemeſſenen Ort und ſcheint feſt zu ſtehen, wie die großen braun lackirten Kachelöfen. Eine gewiſſe Oede liegt in der dünnen Luft. Die Schlöſſer an den Thüren geben hart. Ein Crucifix iſt die einzige Verzierung jeden Zimmers, nur in dem vorletzten, in das wir jetzt treten, wo das Bett mit drüber gebreiteter weißer Decke ſteht, hängen außerdem noch Steinzeichnungen der Evangeliſten, und zu Häupten des Bettes das Bildniß des Papſtes Pius IX. in ſchwarzem Rahmen. Jetzt endlich treten wir in die tabaksdampferfüllte Studirſtube. Wir treffen hier eine außerordentliche Anzahl von Büchern, denn unſer Pfarrer gehört zu denen, die neuerdings mit dem Proteſtantismus um die Palme der Wiſſenſchaft ringen. Nicht umſonſt hat er ſchon auf der Univerſität den theologiſchen Preis gewonnen durch eine Abhandlung über das Verhältniß der Neuplatoniker zu den Chriſten. Schon früh am Morgen treffen wir ihn vollſtändig angekleidet in ſeiner Studirſtube, denn er hat, wie ſich's gebührt, nüchtern die Meſſe geleſen und ſein Tagewerk wäre nun eigentlich vollendet, wenn er nicht ſelbſt ſich ein neues auferlegte. Er iſt von dem entſchiedenſten Eifer beſeelt, thätig an mehreren Zeitſchriften, und verfolgt mitten im Kleingewehrfeuer derſelben mit Eifer alle Erſcheinungen im Gebiete theologiſcher Literatur. Selten wird dieſe Morgenſtille von der Anmeldung einer Taufe oder ſonſtiger Amtshandlung unterbrochen. Nur manchmal macht ſich der Pfarrer plötzlich auf und überraſcht den Lehrer in der Schule mitten im Unterricht. Am Mittagstiſch ſitzt er ſtill bei ſeiner Schweſter, die ihm durch die Vermittelung der Magd das Leben in allen Häuslichkeiten zuträgt. Erſt gegen Abend geht der Pfarrer aus, und obwohl von ſtreng aſcetiſcher Richtung, weiß er doch nirgends anders hinzugehen als in's Wirthshaus. Dort ſitzt er im Geſpräche mit Gemeindegliedern, die ſich ihm nähern und mit zufällig eingetroffenen Bekannten, oder auch oft allein. So vergeht ein Tag um den andern. Er hat keine lebendige Verbindung mit den Dorfbewohnern, er iſt nur auf den Ruf der Vorgeſetzten hierher gefolgt und morgen bereit, an einem andern Orte die Lehre zu verkünden und die Weihe zu vollziehen.

Seit geraumer Zeit aber iſt der Pfarrer voll Unruhe. Die Landeszeitung lieferte allwöchentlich fortlaufende Aufſätze über die höhere und niedere Kirchenverwaltung. Dieſe Darſtellungen zeugten von genaueſter Kenntniß des ganzen Mechanismus und enthielten epigrammatiſche Spitzen, die offenbar beſtimmte Perſönlichkeiten und Vorkommniſſe treffen mußten. Nur eine geweihte Hand konnte hier die Feder geführt haben. Die Geſchichte Luzians bildete nicht unbedeutenden Anlaß zu den ſchärfſten Ausfällen. Trotzdem dieſe Aufſätze unter Cenſur erſchienen waren, erließ dennoch der Biſchof ein Umlaufſchreiben, in welchem er die ganze Kleriſei des Sprengels aufforderte, mit Bekräftigung des Prieſtereides in einem anliegenden Reverſe zu bezeugen, daß ſie weder mittelbare noch unmittelbare Urheber jener Aufſätze ſeien. Dieſes geheime Umlaufſchreiben, gleichfalls wenige Tage nach deſſen Erlaß in derſelben Zeitung als Beweisſtück der Kirchentyrannei veröffentlicht, erregte gewaltige Aufregung unter Prieſtern und Laien

Unſer Pfarrer war ſchon mehrere Tage mit ſich im Kampfe, was er zu thun habe. Er war weit entfernt von dem Widerſtreben Vieler, die dem Biſchof das Recht abſprachen, einen ſolchen Revers zu verlangen und ſich nun deſſen weigerten, trotzdem und weil ſie ſich ihrer Unſchuld bewußt waren; im Gegentheil, unſer Pfarrer war von ganz anderen Bedenken in Schwankung gebracht. Vorerſt zuerkannte er dem Biſchof das volle Recht ſeiner Maßnahme, ja er behauptete, daß Jeder, der um die ſkandalſüchtige Urheberſchaft wiſſe, verpflichtet ſei, frei aus ſich heraus ſolche anzuzeigen, und: du ſollſt den Namen Gottes deines Herrn nicht vergebens ausſprechen. Wer um eine Sache weiß und zugiebt, daß ein Anderer einen unnöthigen Eid ſchwört, macht ſich dieſes Vergehens ſchuldig. Unſer Pfarrer kannte den Urheber nach ſeiner zuverſichtlichen Ueberzeugung. Mußte er dieſen nicht kund geben und allen unnöthigen Eidſchwur und alle Aufregung niederſchlagen?

Daß der Urheber ſein Freund war, daß er ihn daran mit Beſtimmtheit erkannte, weil in den Aufſätzen Ausdrücke gebraucht waren, die der Freund mehrmals in vertraulicher Rede im Munde geführt, durfte ihn das abhalten, den beſchworenen Eid des Prieſtergehorſams zu brechen?

Nur Eines that unſerm Pfarrer aufrichtig leid und erfüllte ihn mit längerem Bedenken. Er hätte gewünſcht, daß ſeine eigene Angelegenheit im Dorf nicht in jene Aufſätze verflochten wäre, damit ihn Niemand niedriger Rachſucht oder ſonſtiger unlauterer Motive zeihen könnte.

Dies war der Punkt, wo ſeine ſonſt feſte Verfahrungsweiſe in Schwanken gerieth. Aber die ſo nahe liegende Furcht vor Mißdeutung erfüllte ihn bald mit neuem Kampfesmuth. „Wie?“ ſagte er, „ſoll ich unterlaſſen, was Eid und Gewiſſen mir befiehlt, weil ich dadurch in falſches Licht gerathen kann? Grade deßhalb muß ich's deſto zweifelloſer über mich nehmen. Was wäre die Erfüllung der Pflicht, wenn ſie kein Opfer koſtete?“

Mit fliegender Feder ſchrieb er die Denunciation an das biſchöfliche Amt nieder, und unmittelbar darauf einen Brief an Rollenkopf, worin er ihm offen ſein Verfahren geſtand, damit er niemand Anders als ſeinen Angeber im Verdacht halte. Rollenkopf ließ dieſen Brief ohne Erläuterung oder Bemerkung einfach in der Landeszeitung abdrucken. Wenige Tage darauf war er ſeines Amtes entſetzt.

Es gab wohl Manche, die den Heldenſinn unſeres Pfarrers und ſeine Großthat lobten, noch weit mehr aber fand man darin jene Starrheit und jenen Verrath an Allem, was die unbedingte Tyrannei erheiſcht. Ja ſelbſt die Frommen, die die That lobten, konnten doch nicht umhin, einen gewiſſen Abſcheu gegen den Thäter zu empfinden. So verwirrt und uneins iſt unſre Zeit, daß man auf allen Seiten Thaten wünſcht, die man ſelbſt nicht vollziehen möchte.

Unſer Pfarrer war nun Gegenſtand des öffentlichen Streites in allen Blättern, und dies war der Hauptgrund, warum er die Schlägerei Luzians nicht bei den Gerichten anhängig machte, ſondern auf alle Weiſe zu vertuſchen ſuchte. Es mußte ihm darum zu thun ſein, ſo gerecht und ſchwer gekränkt er auch dabei erſchien, doch nicht entfernt mit Thatſachen genannt zu werden, die einen Makel im Rufe laſſen, faſt in der Weiſe wie die blauen Mäler, die er noch auf den Armen und an der Stirne davon behalten hatte. Ein Geprügelter iſt immer in einer mißlichen Lage; ſo himmelſchreiend unrecht ihm auch geſchah, das gemeine Handgemenge ſchon zieht herab. Unſer Pfarrer mußte und wollte ſich auf ſeiner idealen Höhe erhalten.

Eben jetzt ſaß der Pfarrer nachdenkend in ſeiner Stube. Er hatte das Zeitungsblatt in der Hand, welches berichtete, daß Rollenkopf, weil er nicht genügende Subſiſtenzmittel nachweiſen konnte, aus der Hauptſtadt nach ſeinem Heimathsorte verwieſen ſei. Da klingelt es. Sonſt hätte wer da wolle Einlaß begehren können, unſer Pfarrer ließ ſich nie ſtören, er wartete ruhig die Meldung ab. Jetzt ſprang er unwillkürlich an's Fenſter. Er meinte Rollenkopf müſſe da ſein. Er ſchaute hinaus und erblickte zu ſeinem Erſtaunen den Luzian, der ſo ausſah, daß man nicht wiſſen konnte was er vorhatte. Der Pfarrer trat daher raſch auf die Hausflur und fragte: „Wer iſt da?"

„Ich bin's, der Luzian."

„Was giebt's?"

„Herr Pfarrer, ich komm' nicht, es kommen nur meine Worte; machet ſchnell, gleich, es iſt wegen der Leute, ſie bringen Neues gegen mich auf; kommet ſchnell, gleich, eilet; mein' Bäbi iſt ſchon zum Meßner gelaufen."

„Was denn?"

„Meine Schwiegermutter liegt im Sterben."

„Der Luzian darf nicht dabei ſein, wo die letzte Oelung ertheilt wird."

„Nicht? und wenn ſie während Dem ſtirbt?"

„Nicht. Der Luzian haßt unſern Glauben."

„Ich will ja fort von Haus bleiben, machet nur ſchnell; die Ahne will Euch auch nicht, die Weiber wollen's."

„So? und ich ſoll Spott treiben laſſen mit dem Heiligthum, weil ſich der Luzian vor dem Gerede der Menſchen fürchtet?"

„Reden wir nicht mehr lange," entgegnete Luzian außer ſich vor Angſt. „Die brave Frau kann allein ſterben, und braucht Euch nicht. Gott iſt unſer Prieſter. Ihr ſollt nur ſein Handlanger ſein, ſein Arm, der noch den Kelch des Lebens reicht den Lippen, die zum Letztenmal zucken."

„Was Kelch? ſo verrathet Ihr Euch; wer reicht den Kelch? Ihr wißt wohl wer?"

„Herr Pfarrer, ich weiß nicht was ich red'. Mit aufgehobenen Händen bitte ich Euch, es druckt mir das Herz ab; kommet, ich bitt' Euch tauſendmal um Verzeihung, wenn ich Euch was Leids than hab."

„Mir hat Luzian nichts Leids gethan; ſeine Teufel haben aus ihm geſprochen und ſeine Teufel haben ihm die Hände geführt."

„Herr Pfarrer, dazu iſt jetzt keine Zeit. Kommet mit! wer weiß —"

„Ich geh nicht mit dem Luzian, ich werde allein kommen."

Luzian eilte ſchnell heimwärts; es war ſtill auf der Flur und in der Stube. Er fand nur noch die todten Ueberreſte der Ahne.

Der Pfarrer hatte noch während des Ankleidens erfahren, daß es zu ſpät ſei; er kam nicht.

Die ganze Nacht war Luzian ſtill und redete faſt kein Wort. Am andern Morgen war er heiter und wohlgemuth, und die Leute erkannten immer mehr und mehr in ihm einen hartgeſottenen Gottesleugner.

Die Ahne wurde ohne Glockengeläute in ungeweihte Erde begraben.

Ein junger Mann weinte große Thränen an ihrem Grabe. Es war Paule, der von Althengſtfeld herübergekommen war, ſich ſtill dem Zuge anſchloß und ſtill, ohne mit Jemanden zu reden, heimkehrte.

Das Herz Bäbi's erzitterte, als ſie ihn ſah; aber ſie wandte alle Gedanken von ihm zurück und ſchickte ſie der Entſchlummerten nach.

Nicht mehr daheim.

Im Hauſe Luzians war's oft öde, als ob auf einmal alle Ruhe und Anſäſſigkeit daraus entflohen wäre. Wenn ſonſt Alles in's Feld gegangen war, ſo blieb doch die Ahne zu Hauſe und jeder Rückkehrende erhielt einen freundlichen Willkomm. Jetzt blieb ſowohl Bäbi als die Frau nur ungern allein daheim; ſie konnten da eine gewiſſe Bangigkeit nicht los werden, ſie glaubten die Stimme der Ahne in der Nebenſtube hören zu müſſen. Aus dem Dorfe fand ſich gar kein Beſuch mehr ein, das Haus Luzians war wie ausgeſchieden. Kam auch zum Feierabend bisweilen noch der Wendel, ſo hatte Luzian ſtets Heimliches mit ihm zu reden.

Dagegen kam der Doctor öfter, und ſeine Theilnahme war in der That eine innige. Bäbi war jetzt immer froh wenn er kam, denn er erheiterte Luzian und brachte ihn oft zum Lachen, während dieſer ſonſt immer ernſt und nachdenklich einherging. Bäbi wußte nicht was das zu bedeuten habe, daß der Vater mit einer gewiſſen Feierlichkeit faſt tagtäglich Haus und Stall und Scheune durchmuſterte, da und dort Alles neu in Stand ſetzte, während das Haus doch ſo wohlbehalten war, daß, wie Wendel einſt ſagte, man es dem Nagel an der Wand anmerke, daß er ſatt iſt. Auch ſprach der Vater oft davon, daß er doch die ſchönſten Aecker in der ganzen Gemarkung habe, und Bäbi wußte nicht, was er damit wolle; ſie und die

Mutter zerbrachen ſich oft den Kopf darüber, und wenn die letztere es wagte, ihren Mann offen zu fragen, erwiderte er: „Du haſt den erſten Gedanken gehabt. Du wirſt bald Alles erfahren. Man kann die Streu nicht ſchütteln, ſo lang man im Bett liegt.“

Wenn nun der Doctor öfter kam, verließ Bäbi die Stube nicht mehr, ſie blieb vielmehr da und freute ſich, wie herzlich der doch fremde Mann der Ahne gedachte, und wie harmlos er an Allem Theil nahm. Ja ſie wagte es öfter mit drein zu reden, und Luzian ſah ſie manchmal verſtohlen an, in Gedanken den Kopf wiegend, ob er wohl da ſeinen Schwiegerſohn vor ſich habe.

Der Herbſt kam raſch herbei, und Luzian ließ außergewöhnlich ſchnell abdreſchen. Er nahm die doppelte Anzahl Dreſcher von ſonſt, und half vom Morgen bis zum ſpäten Abend mit; dann ließ er ganz ungewohnter Weiſe alles Korn vermeſſen, ehe man es auf den Speicher brachte. Er wollte ſogar das Heu abwiegen laſſen, wenn das nicht zu viel Mühe gemacht hätte.

Wenn die ganze Familie beiſammen war, ſchwebte ſeit dem Tode der Ahne ein verſöhnter Geiſt unter ihnen.

Gleich Tags darauf hatte die Frau zu Luzian geſagt: „Seitdem die Mutter todt iſt, iſt es mir grad, wie wenn ich dir jetzt erſt von Neuem in ein fremd' Haus gefolgt und mit dir allein wäre. Lach' mich nicht aus, ich hab' ſo Heimweh wie ein Mädle nach der Hochzeit. Mein' Mutter iſt nicht da, ich hab' ſie ſonſt Alles fragen können und war allfort daheim.“

„Du biſt auch mein junges Weible, und jetzt geht erſt eine neue Hochzeit an,“ entgegnete Luzian.

„Ja,“ fuhr die Frau fort, „ich möcht' jetzt alle Stund' bei dir bleiben, mich an deinen Rock hängen wie ein Kind an die Mutter, ich möcht' dir überall nachlaufen.“

So hatte ſich ein neuer, inniger Anſchluß feſtgeſetzt zwiſchen beiden Eheleuten, die ſchon das zweite Geſchlecht aus ihrer Ehe aufwachſen ſahen.

Ein Scheidebrief durchſchnitt jetzt das neugeeinte Leben.

Am Mittag, gegen Ende Oktober, kam ein großes Schreiben mit einem großen Amtsſiegel aus der Stadt. Luzian wendete das Schreiben mehrmals hin und her, ohne es zu eröffnen, er ahnte wohl ſeinen Inhalt; dennoch durchfuhr ihn ein Schreck als er jetzt las. Er ſchaute rechts und links über ſeine Schulter, ob Niemand da ſei, der ihn faſſe. In der Zuſchrift ſtand, daß Luzian wegen freventlicher Störung des Gottesdienſtes zu ſechs Wochen bürgerlichem Gefängniß verurtheilt ſei. Da ſtand's in wenigen Worten; das war ſchnell geſagt, aber wie viel einſame trübe Stunden, Tage und Nächte waren darin eingeſchloſſen.

Luzian rief Bäbi und ſeine Frau in die Stube; er faßte die Hand der lezteren und ſagte: „Margret, es iſt jetzt alles im Haus im Stand, ich muß auf ſechs Wochen verreiſen, nein, offen will ich dir's ſagen, gelt, du biſt ruhig und geſcheit? Denk' an dein' Mutter! Alſo da ſieht's, ich muß wegen der Pfarrersgeſchichte auf ſechs Wochen in den Thurm.“

Bei dem letzten Worte ſchrie die Frau gellend auf, aber Luzian beruhigte ſie und Bäbi ſagte: „Ich geh' zum König und thu' einen Fußfall; das darf nicht ſein. Lieber Gott! darf man ſo einen Mann einſperren wie einen Nichtsnutz? Sie müſſen ſich ja ſchämen.“

„Jetzt ſei ruhig, Bäbi,“ entgegnete Luzian, „ich muß geduldig über mich nehmen, was da draus kommt, daß ich die Wahrheit geſagt hab'. Denk' nur, wie viele Menſchen den Tod haben darüber leiden müſſen.“

Bäbi faltete ſtill die Hände, und drückte ſie an ihre hochklopfende Bruſt.

Luzian wollte ſchnell ſeine Strafzeit vollführen.

„Man muß es machen wie die Ahne geſagt hat,“ bemerkte er, „man muß bei der Arznei, die man einmal ſchlucken muß, die Naſ' zuhalten und ſchnell hinunter mit.“

Er ordnete noch Alles raſch im Hauſe, und andern Tages ſchnürte er ſich ein kleines Bündel, ritt nach der Stadt und ſtellte ſich dem Oberamt zur Abbüßung. Der Oberamtmann rieth ihm, doch an das Kreisgericht zu appelliren; der Doctor, der zugegen war, ſagte: er wolle ihm ein Zeugniß geben, daß eine Gefängnißſtrafe ihm bei ſeiner Blutfülle und Korpulenz eine Krankheit zuziehe; Beide aber beſtanden darauf, daß er antrage, das Gefängniß möge in eine Geldſtrafe verwandelt werden. Luzian aber weigerte ſich deſſen und verlangte, nach ſeiner Zelle geführt zu werden.

„Ich hab' immer glaubt,“ ſagte Luzian, „mein' Sach' wird criminaliſch. Wenn mein' Sach', wie ich ſeh, nicht vor das öffentliche Schlußgericht kommt, ſo will ich meine Strafe, und jetzt, ich kann nicht mehr warten, bis nach einem halben Jahr eine andere Reſolution kommt. Ich ſteh' mit einem Fuß im Steigbügel, ich habe beim öffentlichen Verfahren noch einmal vor aller Welt ausſprechen wollen, was uns die Pfaffen anthun; damit ſie alle, gute und ſchlechte, aufgeknüpft werden, wenn auch ein paar brave dabei ſind? ſie verdienen's doch, weil ſie noch Geiſtliche bleiben; ich laß es jetzt ſein, ich bin der Mann nicht, der der Welt helfen kann. Zuerſt muß ich jetzt noch in's Loch und dann 'naus zum Loch."

Der Oberamtmann und der Doctor führten nun Luzian ſelber in ſein Gefängniß; ſie blieben nur eine Weile bei ihm, dann wurde die Thür geſchloſſen und er war allein.

Bald nachdem er einige Stunden im Gefängniſſe ſaß, kam ihm dieſes doch ganz anders vor, als er gedacht hatte. Eine ſeltſame Luſt hatte ihn raſch zur Abbüßung der Strafe greifen laſſen, er war ſein Lebenlang noch nie Tage und Wochen mit ſich allein geweſen; er glaubte, Alles müſſe in ihm beſſer geſchlichtet und geebnet werden, wenn er einmal ſo ungeſtört, von der ganzen Welt nichts wiſſend, in ſich ſelbſt hinabſtiege; denn da drinnen war es bei alledem noch wirr und kraus. Auch empfand er eine eigenthümliche Wolluſt darin, unverdiente Strafe abzubüßen; das gab ihm noch mehr Recht, ſein Lebenlang gegen die Pfafferei zu kämpfen.

Wenn der Luzian von heute auf den der vergangenen Monate hätte zurückſchauen und ihn lebendig in allem ſeinem Thun erblicken können, er hätte ſich gewundert über den, der jetzt zu ſolchen ganz ungewöhnlichen Gelüſten und Gebahen gekommen war.

Nachdem er eine Weile auf der Pritſche geruht, erhob er ſich plötzlich, und ſein Blick ſchweifte an den Wänden umher und — wie ſeltſame Verlangen ſteigen oft plötzlich in der Seele auf — er wollte in einen Spiegel ſchauen, um ſein Ausſehen zu betrachten. Lächelnd gewahrte er, daß dies Stück Hausrath nirgends an den kahlen Wänden ſich vorfand. Wozu ſollten auch die Gefangenen deſſen bedürfen? Sie erſcheinen vor Niemand, ſie können mit ſich machen was ſie wollen. „Ich möcht' nur einmal ein anderer Menſch ſein und mich von weitem daher kommen ſehen, wie ich da herumlaufe, und was für ein Burſch ich eigentlich bin, wie man mich anſieht, was man von mir hat, ob man mich gleich für einen ehrlichen Kerl hält, ſo bei den erſten paar Worten. Warum weiß ich jetzt, wie mein Margret ausſieht und der Wendel und der Doctor und der Pfarrer, und wenn ich malen könnt', könnt' ich ſie dahin malen; und mich ſelber hab' ich doch auch genug geſchaut und ich weiß doch nicht, wie ich ausſeh' . . . Mein Herz und meine Gedanken kenne ich auch nicht ſo, ich meine, ich kenne die von anderen Leuten viel beſſer, und doch kann und muß ich mich auf mich allein am beſten verlaſſen . . . Was Neue! Es iſt nichts nutz, wenn man uns allfort ſagt, das und das hätteſt du beſſer machen müſſen, oder wenn man ſich ſelber vorſchwatzt, ich möcht' um ſo und ſo viel Jahr jünger ſein; nichts da, an dem läßt ſich nichts mehr beſteln und machen, heut, heut iſt geſattelt. Wenn Gott ſagt: heute, ſagt der Teufel: morgen und der Pfaff ſagt: geſtern.“

Dieſe letzten Worte ſprach Luzian mit den Lippen, aber ohne Stimme; es ſchien faſt als bete er ein ſtilles Gebet.

Wie ſchwer ſteigt ſich's hinauf die Gedankenhöhen und hinab die Tiefen, wenn immer ein Gedanke ſich auf den andern thürmt und plötzlich kollernd wegrollt. Es bedarf da eines feſten Steigers und kecken Springers. Luzian ſchaute zu dem vergitterten Fenſter hinaus und horchte auf die verſchiedenen Sangesweiſen der über und unter ihm Eingekerkerten. Es kam ihm jetzt unfreundſchaftlich vor, daß der Doctor und der Amtmann ihn ſo bald verlaſſen und ſeit ſo langer Zeit nicht wieder beſucht hatten. Mußten ſie nicht immer draußen auf Schritt und Tritt dran denken, daß er hier einſam eingekerkert ſei? Konnten ſie das nur einen Augenblick vergeſſen?

Armer Menſch, der du glaubſt, dein Schickſal werde von einer andern Bruſt in der ganzen Ausbreitung ſeiner Folgen getragen.

Es wird Abend, die Thür knarrt, die Riegel werden heftig zugeſchlagen, der Gefängnißwärter tritt ein, ihm folgt Bäbi mit einem Hängekorb am Arm. Sie ſagte ihrem Vater einfach: „guten Abend“ und ließ keinerlei heftige Kundgebung merken; dann erzählte ſie, daß Egidi mit ſeiner Frau und den Kindern während des Vaters Abweſenheit bei der Mutter wohne, ſie ſelber bleibe nun beim Vater und habe durch den

Doctor die Erlaubniß vom Oberamtmann bekommen, ihrem Vater Geſellſchaft zu leiſten.

„Wer hat dich an den Doctor gewieſen?“ fragte Luzian.

„Niemand, ich bin von ſelber zu ihm gangen, die Ahne ſelig hat Recht gehabt, er iſt geſpäſſig, aber doch ein grundbraver Menſch, er iſt gleich mit mir zum Oberamtmann.“

Luzian fixirte ſeine Tochter ſcharf, und zog dabei die Brauen ein. Nach einer Weile ſagte er wieder:

„Ja, du kannſt doch aber nicht da ſchlafen?“

„O da iſt ſchon für geſorgt; ich ſchlaf' bei des Wendels Agat, die beim Oberamtmann dient, die Madam hat mir's ſchon erlaubt.“

Jetzt fühlte Luzian doch, daß es Herzen außer uns giebt, deren Pulsſchlag der unſere iſt.

Von nun an war Bäbi faſt den ganzen Tag beim Vater, ſie ſpann fleißig an der Kunkel, während Luzian in den Büchern las, die ihm der Amtmann und der Doctor gegeben hatten. Das Leſen ward ihm doch ſchwer; das war kein Geſchäft für ihn, Morgens beim Aufſtehen, Mittags wieder und Abends noch einmal. Er hielt es in Einem Zuge kaum länger als eine halbe Stunde aus, und wenn er dann wieder begann, las er das Alte noch einmal, weil es ihm vorkam, als ob er's nicht recht verſtanden habe.

„Es iſt etwas anderes, wenn das Leſen ein Schleck (Leckerbiſſen), als wie wenn es ein Geſchäft iſt. Guck, deßwegen habe ich mich auch im Stillen immer davor gefürchtet, einmal Landtagsabgeordneter zu werden. Ich bin nicht ſo dumm, ich red' auch gern mit drein, wie man den Staat und die Gemeinde und wie man die Geſetze einrichten ſoll; aber das kann ich nur, wenn ich den Tag über geſchafft hab'. Wenn ich ſo im Ständehaus, in dem großen Saal, bei den vielen Menſchen vier, fünf, ſechs Monate ſitzen und weiter Nichts thun ſollte als ein' Tag wie den andern von neuen Geſetzen, von den Finanzen und von all dem hören und da mitreden: mir ging der Trumm (Faden) aus."

So ſagte Luzian zu ſeiner Bäbi. Bäbi übernahm es nun oft, dem Vater vorzuleſen. Ein Buch beſonders war es, das Luzian mächtig anzog und über das er viel ſprach: es war das Leben Benjamin Franklins und deſſen kleinen Aufſätze.

„Ich geb' das Dutzend Evangeliſten und die großen und kleinen Propheten drein für den einzigen Mann," ſagte Luzian einmal.

Der Doctor und der Oberamtmann kamen bisweilen gemeinſam, und erſterer noch öfter allein. Da gab es dann manche gute herzſtärkende Geſpräche, bei denen Bäbi ſtill zuhorchte. Die Art des Doctors hatte etwas beſonders Wohlthuendes. Man ſah es wohl, auch der Oberamtmann bemühte ſich, ſeine innere Leutſeligkeit kund zu geben, aber er war und blieb doch etwas bockbeinig, wie es der Doctor einmal nannte. Dieſer dagegen war harmlos luſtig, er hatte ſich im Ton nicht erſt herunter zu ſpannen; ſein Benehmen gegen Bäbi war ein durchaus unbefangenes, als ob er nie Anſprüche auf ſie gemacht hätte, und nie Etwas zwiſchen ihnen vorgefallen wäre. In der That betrachtete er die Sache als längſt abgethan und erledigt, und eben dadurch gewann Bäbi eine gewiſſe verwandtſchaftliche Zutraulichkeit zu ihm, wie zu einem Vetter. Das geſtand ſie ihm einmal, und er nannte ſie ſeitdem nicht anders als „Jungfer Bäsle“.

Luzian betrachtete oft im Stillen ſeine Tochter und den Arzt. Sollte ſich da wirklich eine entſchiedene Neigung feſtſetzen? Das kam ihm bei ſeinem Vorhaben ſehr in die Quere und doch griff er nicht ein.

Die Hälfte der Strafzeit war noch nicht um, als Luzian alle Bücher ſatt hatte, und gar nichts Gedrucktes mehr leſen konnte. Er hatte zu viel Bücher auf Einmal bekommen, das war gegen alle Gewohnheit von ehedem, und als ihm das eine nicht mundete, verſuchte er es mit einem zweiten und ſo mit einem dritten; es gelang ihm dadurch nicht mehr, mit dem alten Appetit zu einem angebiſſenen zurückzukehren. Er blätterte darin, wollte da und dort einen Brocken holen, und legte endlich das Ganze weg.

Es war Bäbi auch lächerlich, wie vielleicht vielen Anderen, aber Luzian ließ ſich nicht davon abhalten: er ſetzte ſich zu ſeiner Tochter an die Kunkel und lernte mit ihr den Flachs ſpinnen. Das war eine kleine Arbeit und allerdings nicht geeignet für einen Mann von ſo kraftvollem Baue wie Luzian, aber es war doch eine Arbeit; man hatte dabei nicht mit dem Kopf zu thun wie immerfort beim Leſen. Bäbi ſagte oft, ſie thäte ſich die Augen ausſchämen, wenn ein Menſch ſähe und wüßte, daß ihr Vater an der Kunkel ſitzt und ſpinnt; aber Luzian gewann eine wirkliche Freude an dieſem Thun, das ihm die Tage und Abende verkürzte, und wenn er ſo bei ſeiner Tochter ſaß und mit ihr ſpann, wie er es bald meiſterlich verſtand, ſo konnte er auch viel beſſer reden, als wenn er ſo arbeitsledig war. In den Stunden, in welchen Vater und Tochter an Einem Rocken ſpannen, war es oft, als ob ſtrahlende Seelenfaden ſich aus Einem Urquell hervorzögen zu einem heiligen Gewebe.

Luzian ging ſo weit, daß er einmal zu Bäbi ſagte: „Ich hab's gar nicht gewußt, daß du . . . nicht ſo dumm biſt.“

„Ja, ich hätt' ſollen ein Bub werden, ich wollt' der Welt was aufzurathen geben,“ ſagte Bäbi keck.

Dieſe Tage des Gefängniſſes wurden ſo für Bäbi die ſeligſten.

Wenn Jemand die Treppe heraufkam, oder ſich irgend eine Thür im Gefängnißthurm bewegte, ließ Bäbi nicht ab, bis der Vater ſchnell von der Kunkel aufſtand. Sie riß dann den Faden ab, damit Niemand etwas von der gemeinſamen Arbeit merke. Nur die Mutter, die zum Beſuche ihres Mannes kam, erfuhr von Luzians heimlicher Thätigkeit.

Auch ein neuer Beſuch wiederholte ſich bald täglich.

Es geſchieht wohl oft, daß im Abſcheiden aus altgewohnten Verhältniſſen wir erſt jetzt Perſonen und Beziehungen entdecken, die nun erſt unſerer Erkenntniß oder unſerem Leben ſich nahe ſtellen. Eine neue Hand faßt dich, und eine ungewohnte hält dich mit ungeahntem innigem Drucke. Wir ſcheiden aus dem alten

Leben, das im letzten Momente ein unbekanntes neues geworden.

Der Pfarrer Rollenkopf, dem Luzian nur Einmal im Walde begegnet war, ſuchte dieſen jetzt im Gefängniß auf. Mit ihm vereint wollte er eine neue Gemeinde um ſich ſchaaren und dem alten Kirchenthum entgegentreten. Er fand ungeahnten Widerſtand. Er hielt Luzian vor, daß damit nichts gethan ſei, wenn er ſich ſelbſt von der Kirche losſage, das ſei kaum ein Splitter, der ſich von dem gewaltigen Baue losbröckele, der Bau ſelber ſpüre nichts davon, er ſtehe in ſich feſt; es gelte darum, den Baum von innen heraus zu ſprengen durch Bildung von Genoſſenſchaften. Luzian erwiderte:

„Das Menſchengeſchlecht hat's jetzt ſeit ſo und ſo viel tauſend Jahren probirt mit dem Zuſammenthun in Glaubensgemeinſchaften und Kirchen, und was iſt dabei herauskommen? Ihr wiſſet's beſſer als ich. Jetzt mein' ich, probirt man's einmal ſo lang ohne Kirchen und Gemeinden; ſchlimmer kann's in keinem Fall werden.“

Als der Pfarrer ihm ein andermal eindringlich vorſtellte, er möge doch der Hülfloſen, der Leidenden und Kranken gedenken, denen ein geläuterter Glaube und die ewige Wahrheit im Worte Gottes Troſt und Labung gewähre — entgegnete Luzian kurz:

„Arznei aus der Apotheke iſt keine Koſt für Geſunde.“

Nicht immer jedoch war Luzian gegen Rollenkopf ſo ſcharfſchneidig gekehrt, vielmehr fühlte er ſich meiſt angeglüht von dem edeln Feuereifer des jungen Mannes, dem noch dazu eine gewiſſe Schwermuth anhaftete, weil er ſich Vorwürfe darüber machte, daß er nicht früher und nicht freiwillig mit der Kirche gebrochen habe; er hätte dann ſeine Gemeinde, die ihm damals noch treulich anhing, mit ſich aus der Kirche geführt.

Aber nicht nur der Pfarrer, ſondern im Verein mit ihm bisweilen auch noch der Oberamtmann und der Doctor, ergingen ſich bei Luzian im Gefängniſſe in den tiefſten Erörterungen über Religion und Kirche. Der Amtmann ſagte einmal, es ließe ſich ein neuer Phädon daraus geſtalten, wenn man nur einen Schnellſchreiber zur Hand hätte. Sehr oft verliefen ſich die Geſpräche in ſolche geſchichtliche und philoſophiſche Erörterungen, daß Luzian ſtill zuhörend wenig thätigen Theil daran nahm. Bäbi hörte gleichfalls mit der größten Anſtrengung zu, eroberte aber nicht viel dabei.

Luzian gewann eine innige Liebe zu Rollenkopf, und ſprach mit ſeiner Bäbi oft davon. Dieſe aber war ſtill, denn mitten unter den religiöſen Debatten war dem excommunizirten Pfarrer ein neues Leben aufgegangen. Mit dem tiefſten Schreck bemerkte Bäbi an den Blicken Rollenkopfs und an einzelnen Worten, daß er ihr anders zugethan ſei als ein Beichtvater einem Beichtkinde, und trotzdem ſie Beide außerhalb der Kirche ſtanden, ſah ſie in Rollenkopf doch ſtets den geweihten Prieſter.

Einſt paßte Rollenkopf die Zeit ab, als Bäbi aus dem Thurm nach dem Amthauſe ging, und geſtand ihr offen, daß er ſie heirathen, und ſie zur neukatholiſchen Pfarrerin machen wolle. Bäbi glaubte in den

Boden zu ſinken, und antwortete raſch: „Ich heirath' gar nicht."

Sie eilte zu ihrer Freundin, der ſie aber nicht zu bekennen wagte, was ein Pfarrer ihr geſagt.

Wieder hatte Rollenkopf einmal den Heimgang Bäbi's in's Amthaus abgepaßt, aber auch der Doctor kam, und Beide begleiteten ſie nun. Bäbi kam's gar wunderſam vor, ſolche Herren zu Begleitern zu haben. Sie berichtete das des Wendels Agath', und dieſe ſagte: „Die Beiden wollen dich heirathen und dein reiches Gut dazu; du biſt auch eine recht anſtändige halbe Wittfrau. Der Doctor ſucht ſchon lange nach ſo Einer, weil ihn die Mädle nicht mögen und der Pfarrer braucht eine Ketzerin; aber ich hab' dir ſeit geſtern zu ſagen vergeſſen, daß des Paule's Vater geſtorben iſt."

„Das wird dem Paule doppelt weh thun, es muß Einem ſchrecklich ſein, wenn Eines wegſtirbt, mit dem man oft im Zank und Hader geweſen iſt."

„Es giebt Leut', die anders denken," ſagte Agath', „denen iſt's im Gegentheil gerade Recht, wenn ſie ſo einen Polterteufel los ſind. Jetzt iſt der Paule und ſein Haus noch einmal ſo viel werth. Was meinſt jetzt?"

„Ich heirath' gar nicht," erwiderte Bäbi.

Die kluge Tochter Wendels entgegnete: „Wenn das Wort eine Brück' ſein ſollt', da ging' ich auch nicht darüber, die bricht ein."

Bäbi ging in ihre Kammer, und was ſie längſt abgethan glaubte, erwachte auf's Neue, und preßte ihr ſtille Thränen aus.

Die Befreiung.

Endlich kam der Tag der Befreiung; und als Luzian zum Erſtenmal auf der Straße war, reckte er ſich und ſagte:

„Guten Tag Welt! bald b'hüt dich Gott.“

Alte Welt, Gott geſegne dich,
Ich fahr' dahin gen Himmelrich;

ſang es wieder in ihm.

Im Lamm war Egidi mit dem Fuhrwerk, aber noch Andere waren da, der Wendel und der Paule, der einen Flor um den Arm trug.

„Schwäher,“ ſagte Letzterer, „iſt's wahr, Ihr wollet nach Amerika?“

„Ja.“

„Nehmet Ihr mich mit, wenn mich das Bäbi wieder mag?“

Luzian ſchaute auf ſeine Tochter, die hoch erglühend die Augen niederſchlug.

„Wie?“ ſagte Luzian, „red' du Bäbi, ſag' Ja oder Nein.“

Bäbi ſchwieg.

„Wenn du nicht Nein ſagſt, ſo nehm' ich's für Ja.“

Bäbi preßte die Lippen heftig zuſammen, als fürchte ſie, daß ihr Mund Nein ſpräche.

Paule löste die Lippen bald zu ſeligem Kuſſe.

Auf der fröhlichen Heimfahrt erzählte nun Paule, wie ſein Vater von dem Pfarrer umgarnet war, und wie er auf deſſen Betrieb die Brautſchaft aufgekündigt hatte. Auch in ihm lebte der heftige Zorn gegen das Pfaffenthum, wenn er gleich noch lange nicht auf Luzians Standpunkt angelangt war.

Jetzt faßte Luzian die Hand ſeines Sohnes Egidi und ſagte: „Komm her, du kannſt mir eine große Wohlthat erzeigen, ich hab' eine Bitte an dich; willſt du?“

„Wenn's in meinen Kräften iſt, ja.“

„Nun gut, gieb mir den Victor mit, ich will ihn halten, wie wenn du es wärſt; ich will auch von dir was bei mir haben.“

Egidi nickte bejahend, er konnte nicht reden. —

Wer am Himmelsbogen ſäße und mit Einem Blick überſchauen könnte das gewaltige Drängen und Treiben aus der alten Welt heraus nach einem Daſein, in welchem die Menſchen frei ihr Leben geſtalten, dem böte ſich ein Anblick voll Jammer und voll Erhebung.

Den Ortspfarrer traf Luzian nicht mehr im Dorfe; er war wegen ſeiner beſonderen Talente und ſeines Eifers zum Rector eines neuerrichteten Knabenſeminars für Prieſter, der „geiſtlichen Cadettenanſtalt“ wie ſie in jenen Zeitungsberichten genannt war, berufen worden.

In der Zeitung ſtanden am ſelben Tage zwei große Bauerngüter mit Schiff und Geſchirr ausgeboten; es waren die Luzians und Paule's.

Mit tiefem Herzeleid ſah Luzian ſein ſorgſam gepflegtes Gut zerſchlagen in fremde Hände übergehen.

Als er Abſchied nehmend mit ſeinem Paſſe zum

Oberamtmann kam, übergab ihm dieſer ein Buch zum Andenken. Es war ein Wegweiſer für deutſche Auswanderer.

„Ich habe auch einige Worte hineingeſchrieben,“ ſagte der Oberamtmann.

Luzian las dieſelben, nickte mit dem Kopfe, reichte ihm die Hand und ſagte: „Das iſt ein ſchönes Gleichniß aus der Bibel; Gleichniſſe laſſ' ich mir gefallen, wenn auch die Geſchichte nicht wahr iſt.“

In dem Buche aber ſtand:

Man ſoll nicht auswandern wie der eigenſüchtige Rabe aus der Arche Noah, der draußen bleibt, wenn's nur ihm wohlergeht; man ſoll auswandern wie die ausgeſchickte Taube, die heimkehrt mit dem Oelzweig, verkündend: daß die Sündfluth ſich verlaufen hat.

Berthold Auerbach's

geſammelte Schriften.

Erſte, neu durchgeſehene Geſammtausgabe.

Fünfter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1858.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Schwarzwälder Dorfgeſchichten.

Fünfter Band.

Die Geſchichte

des

Diethelm von Buchenberg.

(1852.)

Erſtes Kapitel.

In dem freundlichen Städtchen G. war lebhaftes Marktgewühl und mitten durch das auf und abwogende Menſchengedränge bewegte ſich, von zwei fetten, tief eingekreuzten Rappen gezogen, ein Bernerwägelein, auf deſſen niedergelaſſener Halbkutſche ein breitſchulteriger Mann ſaß. Der breitkrempige ſchwarze Hut mit handhoher Silberſchnalle im Sammtbande, der kragenloſe einreihige ſchwarze Sammtrock mit den nahe zuſammengerückten flachen ſilbernen Knöpfen, die rothe Scharlachweſte mit den kugelförmig ſilbernen Knöpfen zeigten den reichen oberländiſchen Bauer. Er hielt mit beiden Händen die Pferde ſtraff im Zügel, die Peitſche ſtack neben ihm und er rief nur manchmal den zögernd Ausweichenden ein Aufg'ſchaut! oder einfach Hoho! zu. Die Pferde trugen die Köpfe mit dem meſſingbeſchlagenen Riemenzeug ſo ſtolz, als wüßten ſie, welch' ein Aufſehen ſie erregten. Neben dem Manne ſaß ein junges Mädchen, ebenfalls in oberländiſcher Tracht, die ſich aber mehr im Schnitt als im Stoff zeigte; denn der braune Spenzer und die ſchwarze Schürze waren von Seide, nur die Haube war noch in der landesüblichen Weiſe und aus den ſchwarzen am Kinn geknüpften

Bändern ſah ein blaſſes längliches Geſicht mit dunkeln Augen.

Die Leute im Gedränge gafften Alle nach dem Gefährte und deſſen überaus ſtattlichen Inſaſſen. Manche vergaßen darüber auszuweichen und mußten von Nachbarn angerufen werden, und bald da bald dort gab es ein heftigeres Gedränge, aber die Rappen ſtanden jedesmal auf einen Pfiff ihres Herrn ſtille. Oftmals auch grüßte dieſer einen Bekannten und rief ihm zu: „Weißt ſchon, im Hirſch.“ In dem Marktgewühl ſtachen beſonders die Schäfer hervor in ihren weißen rothausgeſchlagenen und mit rothen Einnähten verſehenen Zwillichröcken, auf denen noch, über die rechte Schulter gelegt, ſchärpenartig der lederne Gurt mit glänzenden Meſſingringen prangte; ihre Hunde liefen hart neben ihnen, denn ſie hatten ſie an die vielgelenkige Kette angekoppelt. Ueber das bartloſe runde Antlitz des Fahrenden zuckte oft ein Lächeln, denn er hörte die Staunenden am Wege fragen: „Wer iſt das?“ worauf die Antwortenden immer ihre Verwunderung ausdrückten, daß man den nicht kenne: „Das iſt ja der Diethelm von Buchenberg,“ hieß es dann, „der hat mehr Kronenthaler, als die zwei Gäul' ziehen können,“ und ein Anderer ſagte wieder: „Ich wollt', du und ich, wir hätten das mit einander im Vermögen, was der heut' für Woll' und Schafe einnimmt.“ „Wenn der Diethelm da iſt, geht der Markt erſt an,“ ſagte ein Dritter; „die Engelländer warten Alle auf ihn,“ rief ein Vierter. Ein Mann, der mit mehreren anderen eine gute Strecke neben dem Wagen herging, berichtete: „Ich bin von Letzweiler und der Diethelm iſt auch von da gebürtig. Er hat einen grauſam mächtigen Familienanhang. Vor zwanzig Jahren ſind das lauter Krattenmacher (Korbmacher) und Bettelleut' geweſen und der Diethelm hat ſie hingeſtellt, daß ſie capitalfeſt ſind. Ja, ja, ſo ein Mann in der Freundſchaft und ſie iſt glücklich."

Der Fahrende ſtieß manchmal die neben ihm Sitzende an, daß ſie auch hinhorche auf das, was man ſage; die üble Nachrede im eigentlichſten Sinn des Wortes ſchien der Fahrende nicht zu vernehmen, denn es gab auch Manche, die über die Ungebühr ſchimpften, mit Roß und Wagen mitten durch das Menſchengedräng zu fahren; Andere machten darob Witze und einige gehobene Heldenſeelen fluchten hinter dem Wagen drein und ſchalten auf die Polizei, die ſo etwas dulde. Ein Bretzelverkäufer, der ſeinen Kram auf einem langen Stock aufgereiht trug, ſagte geradezu: es ſei nichts ſchlimmer, als wenn der Bauer auf den Gaul käme, der mache es ärger als die Herren.

Der Vielberufene fuhr aber ſtrahlenden Antlitzes wie ein Triumphirender dahin, und endlich war man beim Wirthshaus zum Hirſch, das eine ganze Wagenburg umſtellte, angelangt. Eine mächtige Glocke erſchallte im Hausflur, die Frau Hirſchwirthin, oder wie ſie lieber genannt war, die Frau Poſtmeiſterin, erſchien ſelber, reichte Diethelm die Hand, hieß die „Jungfer Tochter," die als ſchlanke, biegſame Geſtalt auf dem Wagen ſtand, willkommen, half ihr abſteigen und nahm ihr eine bunt geſtickte Reiſetaſche ab. Der Hausknecht, der heute ſeinen großen Tag hatte, war doch bei der Hand, und während er die Aufhaltketten der Pferde löste, half ihm ein Schäfer dieſelben ausſträngen.

„Iſt Alles in Ordnung, Medard?“ fragte Diethelm den Schäfer, indem er ſich neben die Pferde ſtellte; der Schäfer bejahte, eilte dem Mädchen nach und raunte ihm ſchnell zu:

„Mein Munde (Raimund) iſt auf Urlaub auch hier.“

Das Mädchen erröthete und antwortete nichts, es band ſich die Haube feſter, indem es in das Wirthshaus trat.

Der Schäfer Medard eilte zu ſeinem Herrn zurück und ſagte, daß er ſchon beim Einfahren von einem Händler darum angehalten worden ſei, wie theuer er verkaufe.

„Wie ich dir geſagt habe,“ erwiderte Diethelm ruhig, „ſiebzehn Gulden das Paar und keinen rothen Heller weniger. Sag nur, dein Herr ſei der Diethelm und der laß nicht mit ſich handeln. Wir nehmen unſer Vieh wieder heim, es iſt mir ſo lieb wie baar Geld.“

Der Schäfer nickte, in ſeinem gerötheten Antlitze, das von einem langen zottigen Backenbarte eingefaßt war, zuckte es; er ging davon, wobei man ein Hinken am rechten Fuße bemerkte.

Diethelm ſtreichelte die Rappen und lobte ſie, daß ihnen trotz des ſcharfen Fahrens kein Haar krumm geworden ſei, er ließ ſie deßhalb nicht ſogleich nach dem Stall bringen, ſondern hielt ſie noch auf, bis ſich immer mehr Bekannte ſammelten, die ſein „Baronen-Fuhrwerk“ lobten und theils geradezu, theils auf Umwegen ſeinen Reichthum hervorhoben. Diethelm hielt die Hand auf den Sattelgaul gelegt, er war im Stehen kleiner als er auf dem Wagen erſchienen war, er maß kaum etwas mehr als ſechzehn Fauſt wie die Rappen, und war auch ſo wohlgenährt und breit wie ſie. Er vernahm nun, wie das immer geht, von ſchlechten Marktausſichten, das Ausgebot ſei groß und die Nachfrage gering, da Händler und Fabrikanten den Preis ſehr drückten und überhaupt baar Geld ſehr knapp ſei, weil Alles auf Zeit kaufen wolle.

„Dann verkauf' ich gar nicht und kauf' ſelber," erwiderte Diethelm und ſchlug ſich dabei auf den Bauch, um den er eine umfangreiche leere Geldgurt geſchnallt hatte. Mehrere boten ihm nun ſogleich Wolle und Schafe an, aber er lehnte für jetzt noch ab und als man ihn aufforderte mit in die Stube zu gehen, ſchien er ſich ſchwer von ſeinem Gefährte zu trennen und aus ſeinen Mienen ſprach nur halb der ihn bewegende Gedanke: „So wie man geht und ſteht herumlaufen, das hat kein Anſehen, da iſt man wie jeder Hergelaufene; ich wollt' ich könnt' mit meinen Rappen und meinem Kütſchle in den Stuben herum fahren, da zeigt ſich doch auch gleich wer man iſt." Es war ein ſeltſames Lächeln, mit dem endlich Diethelm die Rappen in den Stall ſchickte. Die ſtattliche Rotte, die ihn umgab, konnte er mit Fug als ſein Geleite betrachten und waren auch verkommene Leute darunter, ehemalige Schafhalter, die jetzt als Unterhändler dienten, Schmarotzer, deren ganzes Marktgeſchäft im Erhaſchen eines Freitrunkes beſtand: bah! große Männer haben immer auch ſolche in ihrem Geleite, und Diethelm ſchritt an der Spitze ſeines Troſſes breitſpurig einher.

Der Reppenberger, ein hagerer Bauer im zertragenen blauen Kittel, mit einem ſchmutzigen Wochenbarte auf dem liſtigen Geſichte, war ehemals ſelbſt wohlhabend geweſen, hatte ſich im Schafhandel „verſpekulirt" und war jetzt der gewandteſte Unterhändler. Dieſer wollte ſich an die Seite Diethelms drängen; er bot ihm eine Priſe aus ſeiner großen birkenrindenen Doſe und wollte ihm allerlei mittheilen, aber Diethelm vertröſtete ihn mit herriſcher Miene auf ſpäter und zog den Schultheiß von Rettinghauſen, einen mehr ebenbürtigen Genoſſen, an ſich, und ſo trat er in die Wirthsſtube, wo jetzt im halben Morgen ſchon voller Mittag gehalten wurde; denn an langer Tafel und an Seitentiſchen ſaßen Männer und Frauen und erlabten ſich an Sauerkraut und Speck und gedeihlichem Unterländer Wein, und was ſie nicht aufſpeisten, wickelten ſie in ein daneben gelegtes Papier und ſteckten es zu ſich. Da und dort war auch der Tiſch zu einer Rechentafel geworden und mit Kreide wurde der Erlös zuſammengerechnet, denn es war ſchon Mehreres verkauft. Mancher vollgeſtopfte Mund nickte Diethelm zu und manche Hand legte die Gabel weg und ſtreckte ſich ihm entgegen.

„Je ſpäter der Markt, je ſchöner die Leut'," rief ein Weißkopf Diethelm zu.

„Kommſt ſpät."

„Biſt alleine oder haſt die Frau bei dir?"

„Iſt das zimpfere Mädle dein' Fränz?" (Franziska.)

Solche und viele andere Anreden beſtürmten Diethelm von allen Seiten und manche Gabel deutete nach ihm und mancher Kopf drehte ſich um, denn die, die ihn kannten, zeigten ihn den Fremden und eine Weile war alle Aufmerkſamkeit nach ihm gerichtet. Erregte der Duft der Speiſen einen ungeahnten Hunger, ſo gab dieſes allgemeine Anſehen eine andere Sättigung. Eine Kellnerin fragte Diethelm nach altem Brauch, was er befehle; aber die Wirthin, die eben durch die Stube ging, ſchnitt ihr das Wort ab und ſagte:

„Der Herr Diethelm ſitzt in die Herrenſtube, der Advokat Rothmann ſind auch ſchon drüben und unterhalten ſich mit der Fränz.“

„Die Fränz ſoll da herein kommen,“ entgegnete Diethelm und ſo laut, daß es Alle hören konnten, „wenn der Advokat Rothmann was von mir will, kann er zu mir kommen; ich lauf' ihm nicht nach, ich hab' Gottlob nichts mit ihm. Ich bleib' da unter Meinesgleichen.“

Man ſprach davon, daß es einen harten Wahlkampf geben werde, wenn Diethelm gegen den Rothmann als Mitwerber um die Abgeordnetenſtelle auftrete; Diethelm lehnte mit halber Miene jede Bewerbung ab, und ſtimmte ſelber in das Lob Rothmanns ein, der als „fadengrader“ Ehrenmann geprieſen und oft bei ſeinem Beinamen „der Schweizertell“ genannt wurde, denn er hatte nicht nur zweimal auf dem eidgenöſſiſchen Freiſchießen den Preis gewonnen, ſondern ſtand überhaupt in vielfachem Verkehr mit dem benachbarten Freiſtaate und war ſelber ein Charakter als wäre er in der Republik aufgewachſen, ſchlicht, derb und unverbogen bei aller gelehrten Bildung.

Als er jetzt in die äußere Stube trat und ſeine hagere hohe Figur Alle überragte, ging ihm Diethelm zuerſt entgegen und reichte ihm die Hand, worauf faſt alle Anweſenden nacheinander ihm zutranken.

Der Reppenberger kam haſtig, klopfte Diethelm auf die Schulter und ſagte ihm in's Ohr: man rede ſchon überall davon, daß der Diethelm einkaufen wolle und juſt heute ließe ſich ein gutes Geſchäft machen. Der Krebsſteinbauer da hinten aus dem Lenninger Thal, der dort an der Ecke ſitze, den müſſe man zuerſt einfangen; er mache die Andern kopfſcheu und ſprenge aus, der Diethelm thäte nur ſo als wenn er einkaufen wolle, der habe gewiß ſchon verkauft und ſtecke mit den Händlern unter Einer Decke, und man könne überhaupt nicht wiſſen was der vorhabe; der Steinbauer werde aber ſchon einen geringeren Preis angeben als wofür man abgekauft habe, wenn er nur baar Geld kriege, dafür wolle er ſchon als Unterhändler ſorgen.

Diethelm ſah dem Reppenberger ſteif in's Geſicht, als müßte er herausgraben, was er von ihm denke; ſchnell ſagte er aber ganz laut:

„Es iſt nur Spaß, daß ich einkaufen will, das Futter iſt klemm und ich brauch' Geld, ich hab's nicht in Säcken ſtehen wie Ihr meint.“

Alles widerſprach und ſchalt zutraulich auf ihn, daß ſo ein Mann ſage, er brauche Geld; man wiſſe ja, daß er Capitale ausſtehen habe mehr als ſeinen Schuldnern lieb ſei.

Zweites Kapitel.

Diethelm ging lächelnd die Stube auf und ab, ſein Kleinthun hatte mehr genützt als alle Prahlerei; er blieb bei dem Steinbauer ſtehen, gab ihm einen derben Schlag auf den Buckel und ſagte:

„Wie, Steinbauer, kennſt mich noch?"

„Freilich, grüß Gott. Ich hab' nur warten wollen, bis ich geſſen hab."

„Ruck' ein bisle zuſammen, ich will mich zu dir ſetzen. Fränz, da komm' her."

„Iſt das die Tochter?" fragte der Steinbauer, etwas verwirrt an die Seite rückend; er erinnerte ſich nicht, daß er ſich mit Diethelm duzte.

„Wenn du nicht ſo altbacken wärſt, könnteſt ſie heirathen," entgegnete Diethelm. Der Krebsſteinbauer grinſte nun gar ſeltſam und ſchwieg, er war überhaupt kein Freund vom vielen Reden und vorab beim Eſſen. Nur Einmal wendete er ſich um und auf das Haupt Diethelms deutend, ſagte er: „Auch grau geworden ſeit dem letzten Jahr."

„Ja, der Eſel kommt heraus," ſagte Diethelm lachend, aber der Steinbauer ließ ſich nicht zu der doch rechtmäßig erwarteten höflichen Entgegnung herbei; er aß ruhig weiter als hätte er Nichts geſagt und Nichts gehört.

Diethelm kannte die hinterhältige und ſelbſt mit

Worten karge Weiſe dieſes Mannes wohl, und doch klammerte er ſich an ihn und that gar zutraulich. Der Steinbauer ließ ſich das gefallen aber mit einer Miene, in der der Ausdruck lag: mein Geldbeutel iſt feſt zu, mir ſchwäzt Keiner einen Kreuzer heraus, wenn ich nicht mag.

Als Diethelm ſich einen Schoppen Batzenwein beſtellte, ſchaute der Steinbauer nur flüchtig nach ihm um, aber er ſprach kein Wort der Verwunderung und des Lobes über die Sparſamkeit Diethelms und dieſem erſchien ſolch ein Benehmen noch ſaurer als der ungewohnte Halskratzer. Dieſe in ſich vermauerte Natur des Steinbauern, der über Thun und Laſſen Anderer kein Wort verlor und ſelber that was ihm gutdünkte, ohne umzuſchauen was man dazu denke oder ſage; dieſe verſchloſſene Sicherheit, die ihr Benehmen nicht änderte und von hundert Augen bemerkt dieſelbe blieb wie daheim auf dem einödigen Hofe, — Alles das erkannte Diethelm als Gegenſatz und es reizte nothwendig ſein herausforderndes Gebaren zum Kampfe. Er mochte aber den Steinbauern anzapfen wie er wollte, höchſtens ein Freilich, ein Jawohl oder ein kopfſchüttelndes Verneinen war aus ihm heraus zu bringen. Als Diethelm fragte, ob er auf des Steinbauern Stimme zählen könne, wenn er ſich um die Abgeordnetenſtelle bewerbe, ließ ſich der Steinbauer endlich zu den vielen Worten herbei: „Ich wüßt' nicht, warum nicht.“ Nun lachte Diethelm über das ausgeſprengte Gerücht, daß er Landſtand werden wolle; er denke nicht daran, bei dieſen ſchlechten Zeiten könne man ein großes Anweſen nicht verlaſſen, da müſſe man jede Stunde und jeden Kreuzer ſparen, wenn man der rechte Mann bleiben wolle, es mögen andere Leute den Staat regieren, das gehe ihn nichts an.

Der Steinbauer wickelte gelaſſen das übrig gebliebene Fleiſch in ein Papier und ſteckte es zu ſich, er hob und ſenkte nun mehrmals ſeine geſchloſſenen Lippen, ſei es zum Nachkoſten des Genoſſenen oder dem Gehörten beiſtimmend.

Diethelm ſetzte nun noch weiter auseinander, daß er ſich nichts um die öffentlichen Angelegenheiten kümmern möge, und das gilt jetzt wieder unter vielen Menſchen, beſonders aber bei den Bauern, als großer Ruhm. Als er aber darauf hinwies, daß er in ſeinem Hausweſen vielerlei zu ſorgen habe, ſagte der Schultheiß von Rettinghauſen: „Die Kläger haben kein' Noth und die Prahler kein Brod.“

Der Steinbauer erhielt ſich noch immer in ſeiner unerſchütterlichen Theilnahmloſigkeit, methodiſch und langſam ſtopfte er ſeine Pfeife, ſchlug Feuer, öffnete den Deckel und verſchloß den Zündſchwamm und wollte nun aufſtehen. Diethelm aber hielt ihn noch feſt und fragte zuerſt, ob er nicht ſeinen Hof verkaufen wolle, ſein Schwager, der Schäuflerdavid, ſuche ſo einen herrenmäßig gelegenen für einen Ausländer. Der Steinbauer ſagte, daß er zwar nicht verkaufen wolle, aber wenn er ein rechtes Anbot bekäme, ließe ſich davon reden. Nun hatte ihn Diethelm doch flüſſiger, und indem er noch mehrmals von ſeinem Schwager, dem Schäuflerdavid und ihren gemeinſamen Geſchäften ſprach, kam er endlich an's Ziel zu erklären, daß er allerdings Willens ſei, wenn die fremden Händler nicht höher hinaufgehen, ſelber einzukaufen. Der Steinbauer, dem es erſichtlich Mühe machte, ſein ſaures Dreinſehen aufzugeben, ward plötzlich freundlicher, nahm ohne Widerrede das Glas an, das ihm Diethelm einſchenkte, und erklärte nun mit erſtaunlicher Redſeligkeit, welch einen Ausbund von Wolle und Schafen er habe, wie die Alle ſo wolltreu ſeien, ein Haar dem andern gleiche und der Stapel vom beſten Fluß und gleich rund ſei, wie „viel Leib“ ſeine Schafe hätten, daß er aber doch um einen annehmbaren Preis Alles verkaufe, weil er kein Glück in der Schafhalterei habe. Er legte das Zeugniß ſeines Schultheißen vor, darin nach einem Formular beurkundet war, wo ſeine Schafe geweidet und daß keine Krankheit dort und auch keine kranken darunter waren, und ſchloß endlich:

„Neun und neunzig Schäfer hundert Betrüger ſagt man im Sprüchwort, und es iſt noch mehr als wahr. Drum will ich Nichts mehr davon.“

Die Umſitzenden ſtimmten auch in die Klagen über die Schäfer ein und Jeder hatte zu erzählen, wie man ſeit des Erzvaters Jakob Zeiten um ihrer ſicher zu ſein, ihnen einige Schafe als Eigenthum bei der Heerde halten muß, wie ſie dieſe aber zu gewöhnen wiſſen, daß ſie den anderen ſtets das beſte Futter wegfreſſen, wie ſie den Hund abrichten, daß er nie ein Schäferſchaf beißt, wie ſie immer die beſten und ſchönſten Lämmer haben und den Mutterſchafen ihre nichtsnutzigen unterſchieben; kommt dann der Herr dazu, ſo heißt es, wie das auch bei der natürlichen Mutter ſein kann: es will noch nicht recht annehmen. Allerlei Schelmenſtreiche von Schäfern wurden erzählt und das Geſpräch ſchien ſich faſt ganz hierin zu verlieren, bis es Diethelm wieder auf den Handel brachte, aber er zuckte zuſammen, als der Steinbauer, nachdem er das eingeſchenkte Glas ausgetrunken hatte, ruhig ſagte, er handle nur um baar Geld.

„Bin ich dir nicht gut?“ fragte Diethelm trotzig.

„Du biſt mir gut, und daß du mir's bleibſt, iſt baar Geld das beſte,“ ſagte der Steinbauer und ſchob ſeine Tabakspfeife in den linken Mundwinkel, während er aus dem rechten den Rauch blies. Er ſah dabei nochmal ſo liſtig aus.

„Iſt dir mein Schwager, der Schäuflerdavid auch nicht gut?“ fragte Diethelm.

„Der Schäuflerdavid? freilich, der iſt auch gut; wenn er ſich verbürgt, kann ich bis Faſtnacht mit dem Geld warten.“

Diethelm hob haſtig beide Achſeln, wie wenn er etwas abſchütteln müſſe, dann lachte er laut und ſagte:

„Komm' jetzt, wir wollen 'naus auf den Markt.“

Der Steinbauer zog einen ledernen Geldbeutel, der dreifach verknüpft war, bezahlte, nahm ſeinen hohen Schwarzdornſtock, der in der Ecke lehnte, und ging mit Diethelm.

Auf dem Schafmarkt ſtand in einer Doppelreihe Hurde an Hurde, darin die Schafe eng zuſammengedrängt, theils lagen, theils ſtanden und wiederkäuten, Alle aber waren lautlos und das allezeit blöde Dreinſehen der Schafe hatte faſt noch etwas Geſteigertes. Knaben mit flüſſigem Zinnober in offenen Schüſſeln liefen umher und geſellten ſich zu Gruppen, wo mit lautem Geſchrei und heftigen Geberden gehandelt wurde.

Händler ſtiegen in die Hurden, zogen den Schafen die Augenlider auf und ſchauten nach den Zähnen, Andere bezeichneten mit einer in Zinnober eingetauchten Schablone die eingekauften und zählten dabei; dort ſprang eine Heerde luſtig aus der geöffneten Hurde, ſich in der wiedergewonnenen Freiheit überſtürzend, überall war buntes lebendiges Treiben. Der Schäfer Medard kam Diethelm entgegen und ſagte, daß er noch nicht verkauft, aber ſichere Hoffnung habe. Nun einigte ſich Diethelm ſchnell mit dem Steinbauer, kaufte ihm ſeine Zeithämmel (jährige) ab und nahm auch die Bracken dazu.

Er eilte mit dem Steinbauer in das Kaufhaus, ihnen vorauf lief das Gerücht, daß Diethelm bereits Schafe eingekauft habe und auch für die Wolle die beſten Preiſe bezahle. Diethelm war aber noch nicht zum Wolleinkauf entſchloſſen, er hatte dieſen Gedanken nur ſo in leichtfertiger Prahlerei hingeworfen um zu verdecken, wie ſehr es ihm zum Verkaufen auf den Nägeln brenne; jetzt wurde ihm das Vorhaben immer genehmer und mit ſeltſamem Blicke betrachtete er ſeinen Genoſſen mit dem mehr als mannsgroßen Stocke, mit dem ſchlichten Anzuge und der ſelbſtzufriedenen Miene; der wünſchte wohl nicht, wie er, mit Wagen und Pferd in den Stuben umherzufahren; wie weit zurück lag ihm jetzt die Zeit, wo auch er ſo ſtolz ſein konnte, ſtatt daß er jetzt, um ſich nicht zu verrathen, ſtolz thun mußte.

„Haſt kein Fuhrwerk bei dir?“ fragte Diethelm, worauf der Steinbauer erwiderte:

„Nein, ich bin noch gut zuweg, mit dem Fahren hat's Zeit bis ich alt bin.“

Im Kaufhauſe ſah Diethelm, daß die verpflichteten Wollſetzer ſeine Schepper (Vließe) gut aufgeſetzt hatten, ſie ſtanden an guter Stelle, nicht zu hell und nicht zu dunkel; ſeine ſpaniſche und ſeine Baſtardwolle durfte ſich ſehen laſſen. Sein nächſter Nachbar war der Steinbauer, der ſich darüber beklagte, daß er einen ſchlechten Platz habe, gerade neben der Feuerſpritze und dem großen Waſſerfaſſe, die unter der Treppe ſtanden. Diethelm ſtand mit übereinandergeſchlagenen Armen ruhig neben ſeiner Lammwolle, als haſtigen Schrittes der Reppenberger kam. Alles Blut ſchoß Diethelm zu Kopfe, indem er dachte, daß er vielleicht auch einſt als Unterhändler hier ſich tummeln, ſich abweiſen und anfahren laſſen müſſe, während Alles jetzt ſeine Nähe ſuchte und um ſeine Freundſchaft buhlte. Diethelm war entſchloſſen, mindeſtens vom Steinbauern noch die Wolle einzukaufen. Zwar hatte er die Bürgſchaft des Schwagers zu leichtfertig verſprochen, aber der Steinbauer muß ihm vor der Hand glauben, und dann will er noch heute all das Mitgebrachte und das Erkaufte in der Stille verſilbern, es ſind dann drei Monate Zeit gewonnen, es gilt Luck auf und Luck zu zu machen, bis man den rechten Schick trifft, und der kann doch nicht ewig ausbleiben. Diethelm wurde auch hier ſchnell handelseins mit dem Steinbauer und als nun Andere ſahen, daß dieſer ihm das Seinige übergab, beſtürmten ſie ihn ebenfalls mit Anerbietungen. Er wehrte Anfangs ab; er wollte nicht weiter gehen. Aber vielleicht läßt ſich gerade jetzt der rechte Schick machen, man darf ihn nicht aus der Hand laſſen, mit ſo viel Waare läßt ſich was Großes verſuchen — die Hand Diethelms wurde brennend von dem öfteren Handſchlag, er wußte faſt gar nicht mehr wie viel er eingekauft hatte und der Reppenberger brachte neue und immer beſſere Gelegenheiten mit Zahlungsterminen auf Oſtern oder noch weiter hinaus. Wie berauſcht ging Diethelm von Stapel zu Stapel und wiederum hinaus auf den Schafmarkt von Hurde zu Hurde; ihm war's, als hätte alles Beſitzthum der Welt geſagt: ich will dein ſein, du mußt mich nehmen.

Das Lärmen und Rennen um ihn her, das ferne verworrene Brauſen des ſtädtiſchen Marktgewühls, aus dem bisweilen einzelne Accorde der Muſik, die jetzt zum Tanze aufſpielte, wie aus dem Stimmengedränge heraus ſchlüpften, Alles das machte einen ſinnverwirrenden Eindruck auf Diethelm; bald lächelte er Jedem und ſein Antlitz war hochgeröthet, bald wurde es ſchlaff und verdroſſen und alles Blut wich daraus zurück. Auf einem Wollſacke nicht weit von der großen Feuerſpritze, die im Hofe ſtand, ſaß er mit entblößtem Haupte und gekreuzten Beinen und ſein Auge ſchaute hinein in die rothe Schreibtafel, in die er ſich ſeine Einkäufe nach Sorte u. ſ. w. eingezeichnet hatte, um ihn her lagen in verſchiedenen Papieren Wollproben. Diethelm fuhr ſich mit der Hand über das Haupt und er meinte, er ſpüre es, wie ihm die Haare jetzt plötzlich grauer werden. Eben kam der Reppenberger wieder und brachte einen Mann, der eine überaus feine und haartreue Wolle habe, da ſei jedes Härchen von unten bis oben gleich und Alles im Vließ gewaſchen. Diethelm nebelte es vor den Augen und er erſuchte den Reppenberger, vor Allem einen guten Trunk Wein herbeizuſchaffen; er fühlte ſich ſo matt, daß er auf keinem Beine mehr ſtehen konnte, und beſonders in den Knieen ſpürte er eine unerhörte Müdigkeit. Er gab den Umſtehenden wenig Beſcheid und ſtarrte hinein in ſeine Schreibtafel und ſprach mit den Lippen lautlos die Zahlen vor ſich hin. Vom Hauptthurm der Stadtkirche blieſen eben die Stadtzinkeniſten den althergebrachten Mittagschoral; ſie ſtanden eben auf der Weſtſeite der Thurmgallerie und dieſe Poſaunen und Trompeten ſtrömten ihre langgezogenen Töne gerade zu Häupten Diethelms nieder. Er zuckte zuſammen und ſchaute auf, als hörte er die Poſaune des jüngſten Gerichtes vom Himmel herab; er fuhr ſich mit der breiten Hand langſam über das ganze Geſicht, dann ſchaute er hell auf, der Reppenberger rief ihm. Der herbeigebrachte Wein richtete ihn bald wieder auf und nun galt es, die begonnene Rolle muthig fortzuſetzen. Die Stadtzinkeniſten blieſen eben nach einer andern Himmelsgegend und die Klänge ſchwebten wie verloren über dem lauten Marktgewühle. Einmal ſprach er eifrig und ganz allein mit einem fremden Händler und es verbreitete ſich raſch die Sage, daß er im Auftrage dieſes, der noch gar nichts eingekauft hatte, die Händel abſchließe. Diethelm merkte bald, daß ſein Auftreten dem Markt eine ganz andere Wendung gegeben hatte; es kamen ſchon Unterhändler, die ſich im Auftrage Ungenannter nach dem Wiederverkaufe erkundigten. Eine Weile ſtockte er und gedachte mit mäßigem Gewinn darauf einzugehen, aber der

Reppenberger hatte Recht: jetzt im hohen Verkehr, wo Alles im Trab geht, kann man nicht hufen und rückwärts fahren; wenn Alles vorbei iſt, dann läßt ſich ein guter Treffer machen, dann hat man die ganze Geſchichte allein in der Hand, drum jetzt nur muthig vorwärts. Und immer neue Zahlen ſtellten ſich in die Schreibtafel Diethelms, er hatte ſchon dreimal die Schreibtafel in die Taſche geſteckt und die Hand darauf gelegt mit der Verſicherung, daß er ſie nicht mehr herausthue, und wenn er die Sachen halb geſchenkt bekäme, er gehe nicht weiter in's Waſſer, als er Boden habe; aber Alles ſchrie über ſeine Beſcheidenheit, ſo ein Mann wie er, könne dreimal den Markt auskaufen. Dieſer Ruhm ſtachelte ihn immer wieder auf's Neue, denn er ſah, wie ſeine prahleriſche Beſcheidenheit ihm immer mehr Vertrauen an den Hals warf. Der Gedanke, wie ſehr er dieſes Zutrauen täuſche und vielleicht ganz betrüge, zuckte ihm wieder durch die Seele, aber jetzt fand er eine raſche Aushülfe: da iſt der Steinbauer, der ſo heilig thut, wie ein friſch vom Himmel geflogener Engel, und ohne Widerrede gibt er einen geringern Preis an, als er bekommt und betrügt damit alle Anderen. Aller Handel und Wandel iſt auf Lug und Trug geſtellt, ein bischen mehr, ein bischen weniger; und es kann ja wohl ſein, es iſt ſo viel als ſicher, daß kein Menſch einen Heller verliert. — Die Leute zeigten einander, wie zuverſichtlich und froh der Diethelm dreinſah und beneideten ihn um den Haupttreffer, den er heute mache.

Drittes Kapitel.

Wieder kehrte Diethelm mit großem Geleite in das Wirthshaus zurück. Es waren nun wirklich ſeine Vaſallen, denn ihn umgaben alle Die, denen er abgekauft hatte.

Unter dem Thore begegnete er ſeiner Tochter, die mit einigen Mädchen dort ſeiner harrte; ſie fragte ihn, ob er nun mitgehe, ihr, wie er verſprochen, einen Marktkram zu kaufen. Diethelm ſagte, er habe keine Zeit und gab ihr zwei Kronenthaler, daß ſie ſich ſelber etwas kaufe.

Mit dem Steinbauer mußte nun vor Allem glatte Rechnung gemacht werden. Diethelm nahm ihn zuerſt allein vor, aber er mochte reden, was er wollte, der Steinbauer blieb bei ſeiner Ausſage, er verlangte ein Viertheil des Kaufpreiſes als Anzahlung und binnen acht Tagen die Unterſchrift des Schäuflerdavid als Bürgen. Diethelm ſuchte das Ungerechte dieſer Bedingungen, die gar nicht feſtgeſtellt waren, darzuthun; der Steinbauer verzog keine Miene und blieb dabei, ſelbſt als Diethelm laut lachte und die Sache in's Scherzhafte ziehen wollte, blieb ſein Widerpart ohne Theilnahme und war, was man ſo nennt, ein beſtandener Bauer, der ſich nicht ſo leicht aus ſeinem Schritt bringen ließ. Schnell in Zorn überſpringend, ſchalt ihn Diethelm einen Betrüger, da er einen geringeren

Kaufpreis angegeben habe, um die Anderen zu hintergehen. Der Steinbauer läugnete dieß und behauptete, er habe zur Angabe Diethelms nur geſchwiegen, er könne aber jetzt auch reden und vielleicht mehr als lieb ſei.

„Was meinſt? was?“ fragte Diethelm haſtig.

„Ich mein' gar nichts, ich will mein Geld und da bleibt ein Jeder wer er iſt.“

„Hältſt mich für ein Schuldenbäuerle?“ fragte Diethelm halbzornig.

„Nein, b'hüt Gott, ich könnt' mit dir tauſchen, wenn's drauf ankäm'; aber weißt: zahlen mit baar Geld, das zwingt die Welt. Du brauchſt ja nur pfeifen, da haſt's, und wenn ich mein Sach' wieder an mich zieh', und das thu' ich, wenn du mich nicht baar bezahlſt, ich ließ' es aber nicht dabei, ich müßt' vor's Amt damit, ſo hart es mich ankommt.“

Diethelm fühlte, was es heißt, ſich in ſchwankender oder gar in verzweifelter Lage zu befinden, da muß man ſich ſo zu ſagen über's Ohr hauen laſſen und thun, als ob nichts geſchehen wäre, nur um Aufſehen und genauere Nachforſchung zu vermeiden.

„In einer Stunde haſt all dein Geld,“ rief Diethelm den ihn ungerecht Bedrängenden überbietend.

„So recht,“ ſagte der Steinbauer, „wie viel Uhr iſt jetzt? Drei? Um viere bin ich wieder da. B'hüt' dich Gott und zürn' nicht.“

Die Uebrigen, die den zähen Steinbauer ſo zufrieden davon gehen ſahen, waren ſchnell befriedigt, und Diethelm drang ſelber drauf, daß ſie „wegen Leben und

Sterben“ eine Handſchrift von ihm nehmen mußten. Nun eilte er zu dem Advokat Rothmann und verlangte von ihm ein Darleihen für den Steinbauer; der Advokat beglückwünſchte Diethelm zu ſeinen guten Einkäufen und ſchloß eine eiſerne Geldkiſte, indem er ſagte: „Das ſind Pfleggelder, Ihr ſeid ja ſelber Waiſenpfleger und wißt, daß ich ſolches Geld nicht ohne gerichtliche Bürgſchaft verleihen darf.“ Diethelm ging um die Kiſte herum wie die Katze um einen Wurſthäckler und ſah mit Schmerzen das Alles verſchließen, ohne Miau zu machen; er blieb noch eine Weile harmlos plaudernd bei dem Advokaten und that, als ob er nie ein Anliegen gehabt hätte, mit dem er abgewieſen worden war. Er verſicherte Rothmann, daß er weit davon entfernt ſei, ihn aus der Abgeordnetenſtelle verdrängen zu wollen, der Advokat entgegnete, daß er Diethelm Glück wünſche, wenn er als Candidat der ſich ſo nennenden Conſervativ-Liberalen durchdringe, die Herren möchten dann einmal ihre ſogenannte Möglichkeitspolitik verſuchen, um zu erfahren, daß das Schlechte leichter möglich ſei als das einfach Rechte.

Diethelm zeigte ſich eifrig in Darlegung ſeiner Geſinnungen und doch dachte er jetzt an nichts weniger als an dieß.

Offen und verſteckt laufen überall und allzeit die verſchiedenſten Intereſſen durcheinander.

Als Diethelm das Haus verließ, traf er glücklich den Reppenberger vor demſelben; durch dieſen ließ er nun ein gut Theil des Eingekauften unter der Hand zu baar Geld machen, mit der Bedingung, daß nicht hier unter den Augen der Marktaufſeher, ſondern morgen auf dem eine Stunde entlegenen Dorfe oder noch beſſer in ſeiner eigenen Heimath abgeliefert werde. Bis dieſes Geſchäft abgemacht war, wollte ſich Diethelm verborgen halten und dazu gab es kein beſſeres Verſteck als der Tanzboden im Stern, wo eben die Muſik aufſpielte; dort würde ihn gewiß Niemand ſuchen und dorthin ſollte Reppenberger mit dem fremden Händler kommen.

Es war, als ob doch etwas von dem Wunſche Diethelms, mit ſeinen zwei Rappen in den Stuben herum zu kutſchiren, erfüllt wäre; denn kaum war er auf dem Tanzboden, wo ſich eben in lärmender Pauſe die erhitzten Paare verließen, als Alles ehrerbietig vor ihm auswich und da und dort hörte er ſeinen Namen piſpern. Einige ältere Leute, die ihm zutranken und ſtolz darauf ſchienen, daß er das Glas annahm, fragte er nach dem Reppenberger, den er zu ſuchen vorgab; ſogleich erboten ſich mehrere Trinkgelds-Bedürftige den Reppenberger aufzuſuchen. Diethelm hatte abzuwehren ſo gut er konnte, und glücklicherweiſe erlöſte ihn ein junger, modiſch gekleideter Mann, der mit vielen Bücklingen auf ihn zukam, ſich als älteſten Sohn des Sternwirths vorſtellte und Diethelm bat in die Herrenſtube zu kommen.

Die Welt duldete es gar nicht mehr, auch wenn er es ſelbſt gewollt hätte, daß er in niederem Bereiche verweilte. Diethelm betrachtete ſich ſelbſt, um zu erkunden, was denn an ihm ſei, daß ihm Jeder ungefragt eine höhere Stufe anwies. Er folgte dem jungen Manne, der äußerſt ehrerbietig war, die Treppe hinab und als er eben die Klinke zur Herrenſtube in der Hand hatte, hörte er einen Soldaten unter der Hausthüre ſagen: „komm nur.“ Diethelm drehte ſich um, die Stimme war ihm bekannt, und der Soldat fuhr fort:

„Tanz' du nur einmal, während der Zeit wird dein Vater um ein paar tauſend Gulden reicher und ich krieg' dich immer weniger.“

„Ich weiß nicht, ob's recht iſt,“ ſagte eine Mädchenſtimme und halb gezogen erſchien Fränz auf der Schwelle mit hochglühendem Antlitze.

„Soll ich euch aufſpielen?“ rief Diethelm, ſich umwendend. Der Soldat und Fränz ließen vor Schreck die Hände los.

Der Soldat faßte ſich ſchnell wieder und grüßte Diethelm, dieſer aber ſagte:

„Du biſt's? wie kommſt du daher, Munde?“

„Ich hab' Urlaub genommen und es freut mich, daß ich auch meinen alten Herrn ſeh'.“

„So? Willſt eine Halbe trinken?“

„Freilich.“

„Säh! da haſt Geld, trink' eine,“ und Diethelm reichte mit dieſen Worten dem über und über erröthenden Soldaten einen Sechsbätzner. Der Soldat, der nicht anders erwartet zu haben ſchien, als Diethelm würde ihn mit zum Wein nehmen, wußte nicht, ſollte er die Hand zum Fauſtſchlag ballen oder zum Empfang der Gabe darreichen. Beides ſchien gleich mißlich, offene Feindſeligkeit wie die beabſichtigte Demüthigung vor den Augen der Geliebten, es fand ſich aber noch ein Ausweg und lächelnd ſagte der Soldat:

„Dank' gehorſamſt, ich will warten, bis ich einmal ein' Halbe mit Euch trink; vor der Hand hab' ich ſchon noch, um von meinem Geld ein Glas auf Euer Wohlſein zu trinken."

Mit einem Gemiſch ſeltſamer Empfindungen reichte Diethelm dem Soldaten die Hand und ſtand von dem Vorhaben ab, dem Burſchen auf ſtrenge Weiſe zu zeigen, an welchen Platz er gehöre; dieſe geſchickte, höfliche Wendung und der Stolz, der darin lag, gefiel ihm. Das geſtand ſich Diethelm, aber nicht, daß er ſich in dieſem Augenblicke ſelber zu ſehr gedemüthigt fühlte, um die Unterwürfigkeit Anderer herauszufordern. Er ſagte daher nichts weiter, winkte dem Soldaten einen Abſchied zu und verſchwand mit Fränz hinter der Thür der Herrenſtube. Der Soldat ging im Hausflur auf und ab wie ein Wachtpoſten und ſeine Gedanken gingen mit ihm hin und her: ſollte er auch hinein in die Herrenſtube und ſich auftiſchen laſſen? Aber wer weiß, wozu das führt? Es ſind viele Fälle möglich. Der Schluß blieb jenes letzte Mittel, das Gelehrten und Ungelehrten gleich genehm iſt, nämlich: vor Allem und vor der Hand nichts thun — da macht man nichts gut und nichts böſe und kann getroſten Muthes und ruhigen Gewiſſens die kommenden Ereigniſſe abwarten.

Viertes Kapitel.

Der Soldat ging nach dem Schafmarkt. Viele Hurden waren bereits leer, die noch zurückgebliebenen Schäfer hatten ihre Mäntel bereits loſe zuſammengerollt auf der Schulter hängen. Das Marktgewühl brauſte und toſte in der Ferne, hier aber war Alles ſo ſtill wie auf einſamer Höhe, an deren Fuß ein wildrauſchender Bach über Felſen brauſt; nur bisweilen hörte man das klagende Blöcken eines Schafes, dem ein Metzger durch einen Schnitt in's Ohr das Kennzeichen ſeines Eigenthums gab. Die alſo bezeichneten Schafe duckten die Köpfe und ſahen traurig und dumpf nieder, als wüßten ſie, daß die Tage ihres Weidganges gezählt ſind. Von einer Heerde führte ein Metzger eben einen Hammel weg, und das ſonſt ſo geduldige Thier war ſtörrig und mußte mehr gezogen und geſchoben werden als daß es ging; es kümmerte ſich wenig um Bellen und Beißen des Hundes und blöckte nur kläglich. Der Soldat ſchaute dem Allem mit dumpfer Verwunderung zu; er war ſelber Schäfer geweſen und doch war ihm alles Das wieder neu und faſt ſeltſam. Er ſah die Hurde ſeines Bruders, des Schäfers Medard, den wir beim Ausſpannen geſehen haben, und ſchon von fern zerrte der falbe Hund an der Kette, die am Gurte ſeines Herrn befeſtigt war und weckte dieſen aus ſtillem Niederſchauen, ſo daß er aufblickend rief:

„Haſt ſie gefunden?“

Der Soldat nickte mit dem Kopfe und erſt als er bei ſeinem Bruder war und den Hund geſtreichelt hatte, erzählte er, wie er die Fränz allein auf dem Markte getroffen, wie ſie miteinander umhergeſchlendert und eben zum Tanze gehen wollten, als Diethelm dazwiſchen kam und ihn ſo ſonderbar davon ſchickte.

Der Schäfer dagegen berichtete, wie es ihm ſei, als ob die ganze Welt aus dem Leim ginge: daheim habe der Meiſter ſo nöthlich gethan, wie wenn Alles bei ihm auf Spitz und Knopf ſtehe und kaum auf den Markt gekommen, kaufe er wie beſeſſen ein und thue, wie wenn er fragen möchte, was koſtet das Schwabenländle da? Er habe die Hämmel verkauft und könne den Herrn nirgends finden, um ihm das Geld zu geben. Ueberhaupt erzählte er, ſei der Meiſter ſeit faſt einem Jahr zweierlei Menſchen: bald ſtreichle er Einen wie mit Sammtpfoten, bald ſei er ein borſtiger Igel, bald lobe er Alles, bald mache man ihm gar nichts recht. Die Brüder beſprachen ſich noch lange über das ſeltſame Weſen des Meiſters, denn auch der Soldat hatte ehemals bei Diethelm als Schäfer gedient.

Als der Schäfer äußerte, daß Diethelm vielleicht um ſo größer thue, je kleiner er geworden ſei und vielleicht noch einen tüchtigen Raps mache, ſo lang man ihm traue, fuhr der Soldat dagegen los, als ob er ſelber beleidigt wäre, und es war noch mehr als das:

denn da gilt ja gar nichts mehr, wenn man gegen ſolch' einen Mann nur ſo was denken darf; worauf der Andere lächelnd erwiderte:

„Büble, Büble, du wirſt dein Lebtag nicht geſcheit; du glaubſt den Leuten, was ſie dir vormachen. Laß ſehen, was du für Tubak haſt," ſchloß er und nahm dem Soldaten die Pfeife aus dem Mund und rauchte ſie weiter; der Soldat ſagte kein Wort dazu.

Es war ein ſeltſames Brüderpaar, das da bei einander ſaß. Medard hätte dem Alter nach der Vater Munde's ſein können, aber ähnlich ſahen ſich die Brüder nicht. Medard hatte ein langes dürres Geſicht, das durch den zottigen Backenbart und die aufgeſträubten röthlichen Augenbrauen Aehnlichkeit mit dem Schäferhunde hatte, während Munde kugelrund ausſah und Angeſicht und Hals von dunkelbrauner Farbe war; er hatte kohlſchwarzes Haar und kleine in fetten Augenlidern verſteckte braune Augen, aus denen ein ſtilles ſanftes Gemüth ſprach. Medard ſah aus, als könnte er nie lachen, und Munde ſah noch jetzt in ſeiner Betrübniß aus, als könnte Schmerz und Zorn keine Heimath in ſeinem Geſichtsausdruck finden.

Medard war gerade um fünf und zwanzig Jahre älter als ſein Bruder, und dieſe beiden und noch eine Schweſter, die dem alten Vater in Buchenberg Haus hielt, waren von neun Kindern am Leben geblieben. Als der kleine Munde ſo verſpätet und plötzlich geboren wurde, verließ Medard unter Verwünſchungen das väterliche Haus und betrat ſechs volle Jahre deſſen Schwelle nicht mehr. Es war nicht Aerger wegen des

Erbes — da war ja nichts zu theilen — aber Medard ſchämte und ärgerte ſich über den nachgebornen Bruder, daß er von ſeinen Eltern gar nichts mehr wiſſen wollte; er verdingte ſich weit weg und kam erſt nach ſechs Jahren wieder, als er aus dem Zuchthauſe entlaſſen wurde, wo er wegen einer Rauferei, in der er einen Nebenbuhler erſchlagen, fünf Jahre gebüßt hatte. Es war ihm nun doch nichts übrig geblieben, als in das elterliche Haus zurück zu kehren. Als er zum Erſtenmal wieder in des Vaters Stube trat — die Mutter war ſchon ſeit ſechs Jahren geſtorben, und wie der Vater ſagte, an den Folgen der Verheimlichung ihrer Schwangerſchaft, die ſie vor dem erwachſenen Sohne verbergen wollte — da war's, als ob der kleine Munde es dem Bruder wie mit Zauber angethan hätte; er umklammerte gleich beim Eintreten ſeine Füße und Medard ließ den ſchon ziemlich großen Bengel oft Stunden lang nicht vom Arm herunter und tollte mit ihm wie närriſch umher, die ganze verhaltene Bruderliebe ſchien auf Einmal ſich zu entfalten und eine Sühne für ſeine früher verübte Härte zu Tage zu fördern.

Diethelm that gerade um dieſe Zeit eine großartige Schäferei auf und auf die Bitten des alten Schäferle und die Zureden ſeiner Frau nahm er den Medard in Dienſt, der nun von Georgi bis Michaeli im freien Felde war und ſtets den Munde bei ſich hatte und ihn mit einer Sorgfalt ohne Grenzen wartete und pflegte. Der alte Schäferle überließ ihm gern das Kind; er war mit Allem zufrieden, wenn er nur hinlänglich

Tabak hatte, um ſeine Holzpfeife in beſtändigem Brand zu erhalten. Medard verſorgte ihn jetzt mit Tabak, während er ſonſt oft hatte dürre Nußblätter rauchen müſſen.

Wenn Medard manchmal dachte, daß ihm das Kind ſterben könnte, fühlte er alle Haare zu Berg ſtehen. Stundenlang konnte er in das braune Antlitz und in die dunkeln Augen des Knaben ſchauen und ſich nur ärgern, daß dieſer ihn gewiß nicht ſo lieb habe, wie er ihn, es wenigſtens nicht darthun konnte; dann konnte er aber auch ſtundenlang vor ſich hin lächeln über eine einfältige oder kluge Bemerkung des Munde. Auf den falben Schäferhund, den Paßauf, war Medard oft eiferſüchtig, denn der Knabe war mit dem Hund ſo zutraulich und verſchwendete an ihn ſo viel Liebe, die doch ihm gebührte. An Einer Sache hatte aber Medard ſtets ſeine ungetrübte Freude. Munde war nämlich äußerſt gelehrig in der Muſik. Vielleicht iſt es noch ein Ueberbleibſel aus den verklungenen Schalmeienzeiten, daß die Schäfer in der Regel kunſtfertige Pfeifer ſind, und Medard war hierin noch ein beſonderer Meiſter. Er verſtand nicht nur den nothwendigen Signalpfiff, der dem Paßauf als Commando galt, er konnte auch alle Vögel des Waldes nachahmen und hatte noch dazu eine unerſchöpfliche Quelle von Lieder- und Tanzweiſen, in denen er trillern konnte wie ein Kanarienvogel. Er lehrte nun den Munde dieſe Fertigkeit, und wenn der Knabe dann vor ihm ſtand und den Mund ſpitzte und hellauf pfiff, umfaßte Medard mit beiden Händen ſeine Schäferſchippe und bohrte ſie tief in den Boden vor

Freude. Im Herbſt lockte Medard andere Knaben zu ſich auf's Feld, damit ſie mit dem Munde ſpielen, denn dieſer kam ihm manchmal ſo traurig und nachſinnend vor, ſo verlaſſen wie ein Schäfchen, das von der Heerde genommen iſt, und das einſam in ſich hinein jammert. Da däuchte es dann Medard, als ob ſein Munde über Alle herrſche, ſie beugten ſich ihm ungeheißen, und alte Sagen kamen ihm in den Sinn, wie ein Schäferknabe plötzlich zu einem König geworden und eine ſchöne Prinzeſſin im diamantenen Palaſte zum Ehegemahl erhielt. Er lächelte wohl über dieſe Sagen, er wußte ja, daß daran kein wahres Wort ſei, aber Munde war gewiß zu etwas Großem geboren, wenn auch juſt nicht zu einem König; und dann wollte ſich Medard in ſeinen alten Tagen das Gnadenbrod bei ihm ausbitten und unter der Stallthür ſtehend glücklich ſein, wenn ſein Bruder in der Kutſche dahinfuhr oder auf einem ſchönen Apfelſchimmel daherritt. Was läßt ſich nicht Alles ausdenken draußen bei den ſtill weidenden Thieren! Medard erſchien ſich oft ganze Wochen wie verzaubert, Alles, was er that, kam ihm ſo vor, als wäre das nur für einſtweilen, nur noch jetzt, in einer Stunde wird's anders; da kommt auf einmal ein groß Glück. Und manchmal konnte er es gar nicht faſſen, daß der Munde noch ſo klein und jung ſei und noch ſo lange zu wachſen habe, bis er ein großer Mann, mindeſtens ein reicher Graf ſei. Natürlich fehlte es auch nicht an Zeiten, wo ſich Medard vor die Stirn ſchlug und ſich ſelber auslachte über all die Narretheien, die er im Kopfe herumtrage; er war dann froh, daß Niemand davon wußte und ſchlug ſich Alles aus dem Sinn; aber innerlich verborgen konnte er doch eine gewiſſe Hoffnung des Unerwarteten nicht ertödten, er wußte nicht was und wie, aber doch blieb's.

Als dem Dietbelm ſeine Fränz geboren war, hatte Medard dieſer ſchon einen Ehemann beſtimmt, lange bevor ſie ein Wort ſprechen konnte.

Munde war acht Jahre alt geworden. Es war im hohen Sommer, im Thale war abgeweidet und der Pferch begann noch nicht, Medard hatte ſeinen ſämmtlichen Schafen Schellen umgehängt, und es ging nun auf den Trieb in's hohe Waldgebirge. Das Schellengeläute währte unaufhörlich vom Morgen bis zum Abend, denn die Schafe auf der Weide freſſen beſtändig im Gehen und ſtehen meiſt kaum ſo lange ſtill, um das Gras abzuraufen; Medard war immer in wunderſamer Aufregung, und er dachte mit ſchweren Sinnen, daß dies der letzte Sommer ſei, in dem er den Munde bei ſich hatte; zu Oſtern mußte dieſer bei Strafe endlich in die Schule. „Es iſt vorher gegangen, es muß nachher auch gehen," tröſtete ſich Medard, wenn er überlegte, wie er dieſe Trennung ertragen werde. An einem Mittag, an dem die Nebel nicht von Berg und Thal wichen, ſaß Medard am Waldrande, an dem ein ſchmaler Holzweg ſich hinzog, und vor ihm, den jähen Berghang hinab, weideten die Schafe; Munde ſtand weiter unten, juſt in der Biegung des Weges in einer Brombeerhecke und erlabte ſich an der ſaftigen Frucht. Vom Walde oben vernahm man Hacken und Knacken der Holzhauer, und das Schellengeläute war ſo ſummend, daß Medard faſt in Schlaf verſinken wollte. Da hörte er über ſich etwas poltern, er ſchaute rückwärts — hat ſich ein Felſen aus ſeiner uralten Ruhe losgelöſt? Da kommt es den Weg herab, ein in Schuß gerathener lediger zweirädriger Karren, Medard iſt ganz erſtarrt, er ſchaut auf und ſchaut hinab und ruft ſchnell: Munde, geh' bei Seite, Munde, um Gottes Willen lug' auf! Aber das Kind hörte nicht, und der Wagen iſt ſchon ſo nahe; kommt er bei Munde an, ſtürzt er die Halde hinab und zerſchmettert das Kind, es iſt kein Stein am Wege, nichts, womit man einhalten kann. All' dies Schauen, Denken, Rufen, war das Werk eines Augenblickes, ſchon iſt das zermalmende Rad nahe, Medard kann ſich retten — aber das Kind! Schnell ſtreckt Medard halb träumend, halb wiſſend, was er thut, den rechten Fuß weit vor, es knackt, der Karren ſteht ſtill . . . Die Leute, denen der Karren entronnen war, kamen mit Geſchrei hinterdrein, ſie fanden Medard mit zerknicktem Fuße, leblos, ſie warfen ſchnell das Holz ab und luden Medard auf den Karren und führten ihn nach dem Dorf, wo er Monate lang eingeſchindelt lag. Um ſo luſtiger aber ſprang Munde um ihn her, und das erquickte den Leidenden mehr, als all' die guten Tränkchen, die der alte Schäfer bereitete, und mehr als die ſorgſame Abwartung der Meiſtersfrau. Medard war nicht ſo großmüthig, ſeinem Bruder nie zu ſagen, was für ein Opfer er ihm gebracht. Das Kind verſtand deſſen Bedeutung noch nicht, und als er in ſpätern Jahren es erkannte, war die That eine längſt gewohnte, wenig beherzigte, wenn gleich Munde dem älteren Bruder mit kindlicher Hingebung zugethan war, und es ihm nie in den Sinn kam, eine Einſprache dagegen zu erheben, daß ihn Medard ſtets „Büble“ hieß. Medard konnte, wenn auch mit einem lahmen Fuß, ſeinem Geſchäfte nachgehen; die Ruhe, die es mit ſich brachte, war ihm nun beſonders genehm. Munde war in der Schule und Medard blickte auf die Tage, da es ihm das Kind wie mit einem Zauber angethan hatte, mit verwundertem Lächeln zurück; und doch war etwas eingetroffen, und wer wußte, was noch daraus wird. Munde lebte im Hauſe Diethelms wie das eigene Kind, und es war nicht anders zu vermuthen, als Diethelm würde dem Munde gern ſeine Fränz zur Frau geben, denn Diethelm war wegen ſeiner Gutherzigkeit berühmt, die er allerdings zumeiſt nur auf ſeine Freundſchaft (Verwandtſchaft) anwendete. Munde war und blieb eben der Schäferprinz, wie ihn Medard oft im Stillen nannte. Bei all’ ſeiner Zärtlichkeit für das kleine Brüderchen und deſſen große Hoffnungen verſäumte indeſſen Medard doch ſeinen einſtweiligen Vortheil nicht, er wollte für alle Fälle geborgen ſein, er verſtand es, wie man hier erſt recht ſagen kann, ſein Schäfchen in’s Trockene zu bringen und zwar mit ſo verſchlagener Liſt, daß Diethelm das unbedingteſte Vertrauen in ihn ſetzte, obgleich er es ihm noch manchmal vorrückte, daß er ein Sträfling ſei. Medard machte ſich nicht im Entfernteſten ein Gewiſſen daraus, das Vertrauen Diethelms zu mißbrauchen; denn das iſt das Unergründliche in des Menſchen Bruſt, daß oft Betrügerei neben Treuherzigkeit, Verſtocktheit neben Zartſinn friedlich zu wohnen vermag. Als Munde confirmirt war, wurde er Schäfer, aber der ältere Bruder gab ſeine Hoffnung noch nicht auf: Munde mußte einſt die Fränz heirathen; und je mehr das Mädchen heranwuchs, um ſo größer wurde auch ſeine Liebe zu dem jungen Schäfer, immer hütete Medard den Bruder wie ſeinen Augapfel und diente ihm, als wäre er ſein angeborener Herr. Erſt als Munde Soldat werden mußte und der Diethelm ihn nicht loskaufte, faßte Medard einen tiefen Haß gegen ſeinen Meiſter; es genügte ihm nicht mehr an den gewohnten kleinen Veruntreuungen, er wünſchte ſich eine gewaltige That, um Zorn und Rache loszulaſſen; nur die Meiſterin that ihm leid dabei, und wenn ſie nicht wäre, ſagte er oft, hätte er den Meiſter ſchon im Stall erwürgt.

Als Medard jetzt den Bericht ſeines Bruders hörte, ſagte er nichts, ſondern ſtieß nur den Rauch der Pfeife immer raſcher heraus.

„Ich wollt',“ ſchloß der Soldat, „der Diethelm würde über Nacht ein armer Mann, nachher könnt' ich die Fränz heirathen ungefragt.“

„Büble, du biſt ein Narr,“ rief Medard, „du mußt ſie haben mitſammt ihrem Geld, und mag ſie noch ſo hoffärtig ſein, und ein Rückel iſt und bleibt ſie; aber freilich da drüber darf man mit dir nicht reden. Wenn ich nur wüßt', wie's mit dem Meiſter ſteht; ſauber iſt's nicht, das glaub' mir.“

Nun beſprachen die Brüder das Leben des Meiſters. Diethelm war ehedem ein wohlhäbiger, ſtill arbeitſamer

Bauer geweſen, er war als Knecht nach Buchenberg gekommen und hatte die reiche Wittwe, die Schweſter des Schäuflerdavids, gegen den Willen ihres Bruders und ihrer ganzen Familie geheirathet. Stolz war er von je, und ſelbſt ſeine vorherrſchende Tugend, die ihm einen großen Namen machte, ſchien davon nicht frei. Damals, als Diethelm die reiche Wittwe heirathete, lebten ſeine Eltern noch, aber ſie wie ihre anderen ſechs Kinder, die theils dienten, theils ſelber Familien gegründet hatten, lebten in äußerſter Dürftigkeit. Das nahm nun ſchnell ein Ende, denn mit reicher Hand ſetzte Diethelm alle ſeine Angehörigen in Wohlhabenheit und Alles was Diethelmiſch hieß, ſtand plötzlich in Ehre und Anſehen. Hatte Diethelm im Allgemeinen eine freigebige Hand, ſo war ſie es noch beſonders für einen auffälligen Zweck. Er kleidete nämlich gern die Armen und es war ſeine beſondere Luſt, daß Alles ſtattlich daher käme; und wurde er auch oft von Solchen mißbraucht, die fremder Gabe gar nicht bedurften, immer wieder fand ihn Jeder bereitwillig und hülfreich. Wenn unſer Meiſter nach Letzweiler kam, ſtand Alles ſtill, als erſchiene ein höheres Weſen und die Lippen bewegten ſich wie zu Segensſprüchen, denn ſolch einen Wohlthäter hatte man noch nie geſehen und Diethelm hatte nur abzuwehren, daß ihm nicht Kinder und Greiſe die Hände küßten. Seine hülfreiche Mildthätigkeit war aber auch ohne Grenzen und man fabelte allerlei über ſeine unermeßlichen Reichthümer: er habe ein großes Loos in einer fremden Lotterie gewonnen, er habe einen Schatz gefunden und dergleichen mehr, Diethelm gefiel ſich in dem Ruhm ſeines Reichthums und ſeiner Wohlthätigkeit. In den beſten, manneskräftigen Jahren, als er Schultheiß geworden war, fiel es ihm auf Einmal ein, daß er genug gearbeitet habe. Er verpachtete daher ſeine Aecker und lief müßig und mit eingebildeten Krankheiten im Dorf umher; aber auch dieß Leben verleidete ihm nach wenigen Jahren, zumal er mit den Pachtbeſtändern vielerlei Quengeleien hatte. Er wollte ändern, mochte aber nicht mehr zurück, verkaufte nun trotz heftigſten Widerſpruchs ſeiner Frau alle ſeine Aecker, nur die Wieſen behielt er und lebte von Zinſen. Bald aber fing er einen kleinen Kornhandel an, der nicht ohne Gewinn war, und nun ging er Tag und Nacht auf ſogenannte Spekulationen aus, die ihm auch meiſt glückten.

Dieſes Verwenden der ganzen Lebensarbeit ſeiner Dorfbewohner als bloßen Werthgegenſtandes hatte ſchon in ſich etwas Herausforderndes, Feindſeliges. Der ewige Kampf zwiſchen den Hervorbringenden und denen, die ſolches mühſame Händewerk mit Reden und Schreiben zu eigenem Vortheil verwenden, iſt auf dem Lande naturgemäß ein Widerſtreit gegen die Kornhändler, der ſich je nach den Zeitläuften zu ausgeſprochenem Haſſe entwickelt. Das Vorhalten des Gedankens von dem großen Weltverkehre und daß die Thätigkeitsergebniſſe der ganzen Menſchheit einander angehören, will bei dem, deſſen Auge auf der beſchränkten Stätte ſeiner Arbeit haften muß, nicht Eingang finden; in dieſer wie in mancher andern Beziehung arbeitet die Zeit noch überall an der Erhebung zum Gedanken der großen Weltgehörigkeit.

Auch Diethelm erfuhr in ſeinem Thun mancherlei Haß und ſtatt ihn zu verſöhnen, reizte er ihn noch, indem er oft laut ſagte: „Ihr arbeitet euch krumm und lahm und ich ſchau' zum Fenſter hinaus und hab' meine grünen Saffian-Pantöffele an, und verdien' dabei in einer Stunde mehr, als ihr in drei Monaten.“ Das war aber nicht immer der Fall und in demſelben Jahre, als Diethelm in ſeinem Handel eine große Schlappe erlitt, wurde er auch nicht mehr zum Schultheiß gewählt und er begann nun das Schafhalten und den Wollhandel. Die Umgegend von Buchenberg eignete ſich allerdings dazu, die Schafe ihre ſieben Monate auf dem Weidgang zu erhalten, aber auch Seuchen blieben nicht aus, die empfindliche Verluſte mit ſich führten.

Medard war gegen ſeinen Herrn voll Zorn und Haß, und wieder voll ergebener Abhängigkeit. Wenn er auch nun ſchon ſo viele Jahre bei ihm diente, ließ es ihn Diethelm gelegentlich doch noch immer fühlen, daß er ihn als Sträfling zu ſich genommen und behandelte ihn oft mit tyranniſcher Willkür, gegen die auch nicht der leiſeſte Widerſpruch ſich erheben durfte. In der Seele des Schäfers ſetzte ſich daher eine Bitterkeit feſt, die ihn wünſchen ließ, daß ſein Herr einmal zu Falle kommen oder in ſeine Hand gerathen möge.

Munde dagegen war voll aufrichtiger Liebe gegen Diethelm, der ihm dafür auch mit beſonderer Freundlichkeit zugethan blieb.

Fünftes Kapitel.

Während die Brüder draußen vor dem Thor ſich über das Leben ihres Meiſters beſprachen, ſaß dieſer drin beim Sternenwirth im hintern Stübchen vor einer Flaſche vom Beſten, die der Sternenwirth zu Ehren ſeines Gaſtes auftiſchte und dabei ſeine Familienverhältniſſe darlegte.

Halb klagend, halb ruhmredig erzählte er, wie ſich die Zeiten ändern: er ſelber ſei noch Metzger geweſen und habe dabei gewirthet, jetzt aber müſſe ein Wirth alle Sprachen kennen und ein Handwerk daneben zu treiben ſei gar nicht denkbar; ſein Wilhelm ſei aber auch in Genf und „auf der Univerſität von allen Kellnern, im Schwan in Frankfurt geweſen.“

Diethelm zeigte ſich dieſen Mittheilungen beſonders theilnehmend und aufmerkſam, denn es iſt dem bangenden Herzen oft nichts erwünſchter als durch Aufnahme fremden Schickſals ſein ſelbſt zu vergeſſen. Während der Sternenwirth erzählte, hatte ſich eine von deſſen Töchtern und der Sohn angelegentlich mit Fränz beſchäftigt und waren oft in lauten Scherz ausgebrochen. Der Sternenwirth rückte nun, von der Theilnahme ſeines Zuhörers ermuthigt, weiter heraus: wie glücklich ein vermögliches Mädchen mit ſeinem Wilhelm werden könne, er wolle den Engel in der obern Stadt kaufen und ausbauen und ſei ohne Rühmens der geſchickteſte Wirth. Diethelm nickte einverſtändlich und bemerkte nur, daß der Wilhelm noch jung ſei und wohl noch ein paar Jährchen warten müſſe, und der Wirth ſtieß eben mit ihm an, als der Reppenberger eintrat. Diethelm nahm ihn bei Seite und vernahm, daß nichts zu verkaufen ſei und höchſtens um's halbe Geld.

„Sag' nur, ich behalt' den Poſten auch noch,“ rief Diethelm plötzlich laut und ſagte dann, daß es Alle hören konnten, leichthin zu dem Wirth:

„Kannſt mir nicht auf eine Stunde fünfhundert Gulden geben?“

„Auf eine Stunde kann's ſchon ſein,“ erwiderte der Wirth, „es hat mir ein Händler tauſend Gulden aufzubewahren gegeben. Nicht wahr, du bringſt mir's gleich wieder? Von wegen, wenn's mein wär', könnteſt's behalten ſo lang du willſt, wär' mir ſicherer als im Kaſten. Es iſt halb Silber und halb Papier. Was willſt?“

„Die Thaler, der Steinbauer hört das Geld gern klappern, er traut ihm eher.“

Diethelm empfing ein graues Säckchen mit den Geldrollen, er übergab die kleine Laſt dem Reppenberger zum Tragen, befahl der Fränz ihn hier zu erwarten und ging mit ſeinem Geleite ſtolz durch das Marktgewühl. In der Poſt brach er alle Rollen auf und zählte und klimperte lange mit dem Gelde, das er dem Steinbauer einhändigte; das graue Säckchen betrachtete er dann eine Weile ſtill und ſteckte es endlich zu ſich, wobei er es an Spottreden auf den Steinbauer nicht fehlen ließ; dieſer zählte aber- und abermals die Häufchen ab und hörte auf Nichts.

Vor dem Hauſe athmete Diethelm tief auf und ſagte dem Reppenberger, daß er tauſend Gulden haben müſſe, und wenn er ſie aus dem Heiligenkaſten ſtehlen ſollte.

„In dem Neſt muß Geld ſein, hilf's holen,“ ermahnte er den Reppenberger. Dieſer wußte auch Rath: der Kaſtenverwalter hatte einen großen Poſten bereit, aber nur auf Hypothek oder Wechſel. Von erſterer konnte bei Diethelm keine Rede mehr ſein, er hatte nichts Unbewegliches als ſein Haus und die Wieſen, und das war die letzte Sicherheit der Frau; und hätte er auch dieſe, wie er wohl wußte, zu einer Unterſchrift bewegen können, er durfte es für ſich ſelbſt nicht thun, denn mit Aufnahme einer Hypothek wäre all' ſein Anſehen vernichtet; vor dem Wechſel aber hatte Diethelm eine Höllenſcheu, der Reppenberger mochte das einen albernen Bauernaberglauben ſchelten und darüber ſpötteln wie er wollte. Vor der Thüre des Kaſtenverwalters ſtand Diethelm mit Reppenberger wie angewurzelt; er lachte zwar, wenn Reppenberger das „Haus Diethelm“ aufforderte, zu verfahren wie ihm zukam, aber innerlich bebte ihm das Herz; endlich mußte doch ein Entſchluß gefaßt werden, und weil denn einmal das Unvermeidliche zu vollziehen war, entlehnte Diethelm gleich noch ein zweites Tauſend. Dennoch erhielt er nur mit großer Mühe ſechshundert Gulden baar, das Uebrige mußte er in fremden Staatspapieren zu hohen Tagespreiſen annehmen. Noch nie zitterte die

Hand Dietbelms ſo ſehr, als da er den Wechſel unterſchrieb. Auf der Straße war's ihm, als ſähe es ihm Jedermann an, daß er ſich dazu verpflichtet hatte, nach drei Monaten in ſchmähliche Gefangenſchaft zu gehen; aber die Leute waren ſo ehrerbietig wie je, im Stern fand man es nicht im Entfernteſten verwunderlich, daß Dietbelm auf die Minute ſein Wort hielt; und als dieſer dem Wirthe die Staatspapiere aufzubewahren gab, kam ein neuer Stolz über ihn: „Tauſende handeln ja nur mit Credit, warum ſoll ich es nicht auch? Ich kann auch mit einem Federſtrich Summen hin- und herſchieben.“

Die Furcht vor einer Wechſelſchuld erſchien ihm jetzt in der That nur als ein Aberglaube, und der Wein erfriſchte ihm das Herz wie noch nie. Auf die Bitten der Wirthsleute und der Fränz verſprach er, über Nacht zu bleiben und den Honoratioren-Ball zu beſuchen. „Das Haus Diethelm bleibt,“ ſagte er halb ſelbſtſpöttiſch; es wußte Niemand was er damit meinte. Er ging nun hinaus vor das Thor, um ſeinen Schäfern Beſcheid zu ſagen und der Mutter Nachricht zu geben.

So traf Diethelm die beiden Brüder mitten im Geſpräch über ihn; er war voll guter Laune, als ihm Medard das Geld für die verkauften ſiebzig Paar Hämmel übergab, händigte ihm ein namhaftes Trinkgeld ein und befahl ihm ein Fuhrwerk zu nehmen und raſch nach Buchenberg zu fahren, dort der Meiſterin Beſcheid zu bringen und Alles herzurichten zur Aufnahme der neuen Waaren und Schafe. Bald fuhr Medard mit ſeinem Bruder in die linde Nacht hinein, Buchenberg zu.

Sechſtes Kapitel.

Diethelm wollte nun ſogleich von dem Kaſtenverwalter den Wechſel auslöſen, aber er überlegte, daß er dann ohne baar Geld ſei und noch nie hatte er ſolche Freude an dieſem gehabt wie heute.

Das Marktgewühl verlief ſich allmälig: die großen Leiterwagen, mit luſtigen Bauern und Bäuerinnen voll beſetzt, konnten ſchon in ungehemmtem Schritte durch die Straßen heimwärts fahren, in den Krämerbuden wurde bereits eingepackt und gehämmert und die Pferde der Uebernachtenden wurden zur Abendtränke an den Marktbrunnen geführt. Es war Diethelm, der in Gedanken verloren Allem zuſchaute, als bliebe er zum Erſtenmal in ſeinem Leben in einem fremden Orte über Nacht und als ſei er fern in der weiten Welt und dieſe Stadt ihm nicht wohlbekannt und heimiſch. Er wartete noch bis auch ſeine Rappen zur Tränke geführt wurden, dann ging er abermals nach dem Kaufhauſe, um die Beförderung der eingekauften Vorräthe nach ſeinem Heimathsort anzuordnen. Als begänne das eben am Himmel aufflammende Abendroth zu tönen, ſo war's als jetzt die Stadtzinkeniſten den feierlichen Abendchoral vom Thurme erſchallen ließen. Diethelm achtete nicht lange darauf und die Oedigkeit und Kühle, die jetzt in dem vor Stunden ſo menſchenvollen Kaufhauſe herrſchte, machte ihn eine Weile fröſteln; aber er ließ es dennoch nicht an Umſicht fehlen und der Reppenberger verſah ſein Aufſeheramt meiſterlich. Fünf große Wagen fuhren nach Buchenberg, als Diethelm wieder in den Stern zu ſeiner Fränz zurückkehrte, und zu neuem Aufſehen eine weitere Summe zum Aufbewahren übergab. Das Innere des Hauſes hatte in wenigen Stunden ein ganz anderes Anſehen gewonnen und in der Stube lachte ein Mädchen Diethelm aus, weil er es lange anſtarrte und nicht erkennen wollte: es war Fränz, die in dem weißen Kleide der Wirthstochter mit veränderter Haartracht in der That ganz unkenntlich war. Diethelm ſchalt offen über dieſe Vermummung, denn theils regte ſich der Bauernſtolz in ihm, theils fühlte er auch wohl, wie ungemäß dieſe Erſcheinungsart für die Fränz war. Der Wirth ſuchte ihn zu beſchwichtigen, aber eine Stimme aus der Ecke rief:

„Der Herr Diethelm hat ganz Recht: die gewohnte Tracht ziert den Bauersmann am beſten, und iſt auch die nützlichſte, weil ſie nicht aus der Mode kommt.“

Zu ſeinem Schreck erkannte Diethelm den Kaſtenverwalter und doch that er raſch freundlich zu ihm und rühmte ſich beim Glaſe ſehr viel, wie ſtolz er darauf halte, ein ſchlichter echter Bauersmann zu ſein.

„Dreieckiger Hut, dreifache Verſicherung, hat ehemals bei uns gegolten,“ ſagte ein hagerer Stammgaſt mit langer Pfeife, der neben dem Kaſtenverwalter ſaß und ſich als Kaufmann Gäbler aus der Stadt zu erkennen gab. Und wo Drei im Vaterlande heutigen Tages beiſammen ſitzen, ſprechen ſie über die fortſchreitende

Noth und Verarmung des mittleren Bürger- und Bauernſtandes. So auch hier.

Leicht aber nehmen ſolche Geſpräche eine ſelbſtiſche Wendung, die mehr oder minder ausdrücklich darauf hinausläuft, ſich am eigenen Wohlgefühl zu erquicken. Diethelm verſtand es dabei meiſterlich, eine beſcheidene Großthuerei an den Tag zu legen; und als der Kaſtenverwalter die ſichern Hypotheken lobte, gab Diethelm zu verſtehen, daß er deren auch manche habe, daß er ſie aber für den Handel nicht angreife. „Das wäre ja," ſagte er, „wie wenn man einen Balken aus dem Hauſe nähme, um damit Feuer auf dem Herd zu machen." Der Kaſtenverwalter fand das klug und lobte das Haus Diethelm, und dieſer fand ein eigenes Wohlgefühl darin, mit Prahlereien um ſich zu werfen und ſie dünkten ihn bald nichts als reine Wahrheit; denn es iſt ja gleich was man beſitzen mag, wenn nur die Menſchen daran glauben: der Glaube macht ſelig und der Glaube macht reich. Endlich rückte der Kaufmann Gäbler mit ſeinem eigentlichen Vorſatze heraus, er war Agent einer Brandverſicherungs-Geſellſchaft und Diethelm ſollte die eingekaufte Waare und all ſeinem Hausrath verſichern. Mit überlautem Widerſpruch verneinte Diethelm dieſe Zumuthung und hatte dafür allerlei unhaltbare Gründe vorzubringen, die der Kaſtenverwalter mit Siegesſtolz widerlegte, wobei er mit beſonderem Nachdruck wiederholte: daß nicht der Bauer Diethelm, ſondern das Handlungshaus Diethelm verſichern müſſe. Als endlich auch der Sternenwirth beiſtimmte, gab Diethelm nach, aber unweigerlich beharrte er gegen den neuen Vorſchlag:

auch ſein Leben zu verſichern; ja es wäre vielleicht darob zu einem heftigen Streite mit dem Kaſtenverwalter gekommen, wenn nicht plötzlich ein Zwiſchenfall eingetreten wäre, der Diethelm im hellſten Glanze ſtrahlen machte. Ein junger Mann trat ein und fragte nach Diethelm; dieſer ging auf ihn zu und begrüßte ihn mit hoher Freude und zwang ihn mit an den Herrentiſch zu ſitzen. Nach vielem Widerſtreben willfahrte der junge Mann, der ein Zeugweber aus der Stadt war, und ſo viel auch Diethelm abwehrte, bald ſprach Alles am Tiſch nur Lob und Preis über ihn, denn der junge Handwerker, Kübler mit Namen, war Bräutigam mit der Bruderstochter Diethelms aus Letzweiler, und Diethelm allein war es, der das Mädchen ausſtattete, ſo daß zu Neujahr die Hochzeit ſein ſollte. Diethelm nickte bejahend als der Kaufmann Gäbler ſagte: „Wenn der Vetter Diethelm für Euch gut ſagt, Kübler, könnt' Ihr bei mir holen, was Ihr wollt." Immer auf's Neue erhob ſich das Lob Diethelms, der mit fürſtlicher Freigebigkeit ſeinen Verwandten aufhelfe und der Sternenwirth nannte ihn ſogar einen Napoleon. Anfangs war Diethelm dieſer Ruhm im Beiſein ſeines Gläubigers peinlich geweſen; als aber auch der Kaſtenverwalter einſtimmte, war es ihm, als wachſe er immer. Und als endlich der Beginn des Honoratioren-Balls in der Poſt angekündigt war, trat Diethelm ſo breit in den Saal, daß die beiden Flügelthüren nicht vergebens aufgemacht waren.

Diethelm fühlte ſich bei all ſeinem Stolz doch bald nicht recht wohl bei dieſer Luſtbarkeit. So genehm es ihm auch war, mit Beamten an Einem Tiſch zu ſitzen, er machte ſich doch bald zu dem alten Sternenwirth, der daheim in der untern Stube geblieben war, und hier ging ihm eine neue Hoffnung auf. Der Sternenwirth ſagte offen, daß er und Diethelm keine Unterhändler brauchten und erklärte geradezu, daß ſein Wilhelm und die Fränz wohl für einander paßten; er verbreitete ſich ſehr über die wirthliche Tüchtigkeit eines klugen Bauernmädchens und wie wohl angelegt hier eine reiche Mitgift ſei. Diethelm gab nur abgebrochene Antworten und hielt dabei immer der Art inne, daß der Sternenwirth etwas einſchieben mußte. Immer wohlgemuther und zutraulicher wurden die beiden Genoſſen, denn der Sternenwirth bewährte heute an ſich ſeine alte wirthliche Ermahnung: „Der Wein hängt an einander.“ Mit dieſem Worte brachte er immer wieder volle Flaſchen auf den Tiſch.

Spät in der Nacht, als die Gäſte ſich bereits entfernt hatten, ſaßen Diethelm und Fränz noch bei den Wirthsleuten und es war ihnen Allen ſo vertraut zu Muthe, daß man ſich gar nicht trennen mochte; und doch ſprach man nichts von der neuen Familieneinigung, aber dieſe ſchien Allen in der Seele zu leben.

Um dieſelbe Zeit ſaß in Buchenberg noch die Frau Diethelms harrend bei der einſamen Lampe. Es war eine Frau von großer hagerer Geſtalt und feinem faſt vogelartigem Geſichte, ſie war erſichtlich älter als Diethelm; und wie ſie jetzt tief Athem holend vom Spinnen aufſchaute und in die Lampe hinein ſtarrte, ſah man, daß ein ſchwerer Kummer ſich in dieſem

Antlitze heimiſch angeſiedelt hatte. Sie hatte heute alle heimkehrenden Marktgänger nach ihrem Mann ausgefragt: die Einen gaben nur halben Beſcheid, die Anderen verkündeten Dinge die unglaublich waren. Freilich hielt Diethelm ſtreng darauf, daß ſie keine volle Einſicht in ſeine Handelſchaft hatte, ſo viel aber wußte ſie doch, daß er jetzt baar Geld brauchte, er konnte alſo unmöglich eingekauft haben. Mit den heimkehrenden Marktgängern, ihren mitgebrachten Lederſpangen, Gewandſtoffen, Kinderpfeifen und Kindertrompeten, mit der Muſterung der eingekauften Pferde und Kühe, vor Allem aber mit der lärmenden Laune der Angetrunkenen war etwas von dem geräuſchvollen Marktgewühl in das ſtille Dorf gedrungen und die Heimgebliebenen ſahen dem verwunderlich zu; vor Allen aber betrachtete die Grobbäuerin — wie Martha Diethelm noch immer nach ihrem erſten Manne genannt wurde — das Alles als wäre es etwas Unerhörtes. Da zeigten die Einen die neuen Schuhe und Stiefel, die ſie in der Hand trugen und ließen um den Preis rathen, oder ſie übergaben den Kindern die für ſie eingekauften, die damit davon rannten; Andere ließen ihre neuen Hüte muſtern, die ſie auf dem Kopfe trugen, während ſie die alten in der Hand hielten, und mancher Spaßvogel ſtülpte den neuen Hut über den alten auf den Kopf. Der Schmied hatte ſeinen Weißdornſtock quer über den Rücken gelegt und die Arme als Haken darüber geſchlungen, Martha wußte nicht, war es die Weinlaune oder Ernſt als er ihr berichtete: der Diethelm käme zehnmal ſo reich wieder heim. Als es wieder ſtill im Dorfe wurde, in den Häuſern die Lichter erflammten und ein Jedes im Kreiſe der Seinen erzählte, was ihm am heutigen wichtigen Tage begegnet war, ſaß Martha noch immer im Dunkeln in ihrer Stube; ihr war ſo bang, ſie war wie feſtgezaubert, daß ſie der Magd nicht nach Licht rufen konnte; und als dieſe endlich von ſelbſt damit kam, heiterte ſie ſich wieder auf: es war ja nichts geſchehen, worüber ſie zu bangen ein Recht hatte, und ſie ließ ſich gern von der Magd berichten, welche neue Kleider u. dgl. in das Dorf gekommen waren. Als endlich Schlafenszeit und noch immer kein Diethelm und keine ausdrückliche Nachricht von ihm kommen wollte, ſchickte ſie die Magd zu Bett und ſetzte ſich an ihren Spinnrocken, um ſich wach zu halten. Die Wanduhr ſchlug neun, die an Ketten hängenden Gewichte raſſelten nieder und pochten an den Uhrenkaſten. Martha erhob ſich und zog die Uhr auf, ſie erinnerte ſich, wie in der erſten Zeit ihrer Ehe, als Diethelm noch „hauslich" war, er jeden Abend ſelbſt zur beſtimmten Stunde die Uhr aufgezogen; ſie betrachtete das Zifferblatt: da ſtand mit großer Schrift ihr Name und der Diethelms, ſo wie die Jahreszahl ihrer Hochzeit in einem Blumenkranze. Damals als die Uhr zum Erſtenmal hier hing, war große Freude, und wie viel ſchwere Stunden hat ſie ſeitdem geſchlagen und wie iſt ſie ſelbſt ein Erinnerungszeichen des Zerfalls geworden, denn dieſe einfache Uhr koſtete dreitauſend Gulden; Diethelm hatte für ſeinen Schwager, der ſich mit dem Uhrenhandel beſchäftigte, um dieſe Summe Bürgſchaft geleiſtet, der Schwager war in der

Fremde geblieben, und man konnte noch von Glück ſagen, daß er ſeine Familie nachkommen ließ, nachdem man ſie mehrere Jahre ernähren mußte.

Ach! An Alles knüpften ſich traurige Erinnerungen.

Es war ſtill ringsum, denn das Haus Diethelms lag weitab vom Dorf auf einer Anhöhe. Martha öffnete das Fenſter, horchte hinab und ſchaute hinein in die ſternglitzernde Nacht, dann ſetzte ſie ſich wieder zur wachhaltenden Arbeit und ihr ganzes Leben zog an ihrem Sinnen vorüber. Jung verheirathet an einen grämlichen, bis zum Hungerleiden geizigen Mann, der nicht umſonſt der Grobbauer hieß, hatte ſie ein ſchweres Loos; ſie gebar drei Kinder, von denen ſie zwei begrub und nur das älteſte, eine Tochter, war ihr geblieben als auch ihr Mann ſtarb. Sie verfeindete ſich mit ihrer ganzen Familie, beſonders aber mit ihrem Bruder, dem Schäuflerdavid, als ſie ihren überaus ſchmucken Knecht, den Diethelm heirathete. Die Leute ſagten, der Diethelm habe um die Tochter Martha's gefreit, die Mutter aber habe ihn für ſich behalten. Bald nachdem die Tochter auf den Kohlenhof, zwei Stunden von Buchenberg, verheirathet war, feierte Martha ihre Hochzeit mit Diethelm. Dieſer, obgleich zwölf Jahr jünger, ſchien überaus glücklich mit ſeiner rüſtigen wohlhäbigen Frau, er ehrte und erfreute ſie, wo er es nur immer vermochte und ſchien ſich noch immer faſt als Knecht zu betrachten, denn er verfügte über Nichts in Haus und Feld, ohne vorher die Frau darum zu befragen.

Buchenberg gehört noch zu jenen Dörfern, wo Alles mit einander verwandt iſt, weil die großen Bauern nur unter ſich heirathen. Um ſo glücklicher durfte ſich Diethelm ſchätzen, vom fremden Knechte zum reich angeſeſſenen Hofbauern erhoben zu ſein. Er ſchien das auch zu erkennen. Bald aber erhielt Martha die Kunde, wie er hinter ihrem Rücken über Großes verfügte und namhafte Summen ſeinen Verwandten ſchenkte. In ſeltſamer und doch ſo häufig vorkommender Verkehrtheit ging ſie Tage ja Wochen lang mit tiefem, immer ſich ſteigerndem Zorn in der Seele umher, und unverſehens, bei den geringſten Anläſſen, brach ſie in Verwünſchungen, in Schelten und Weinen aus, daß Alles zu Grunde gerichtet werde. Die Erwartung, daß Diethelm endlich ſelber ſeine geheime Schuld bekennen würde, konnte immer ſchwerer in Erfüllung gehen, denn Diethelm ſah nun auf Einmal in ſeiner Frau ein verändertes zänkiſches Weſen, ſah ſich für ſein ganzes Leben an's Unglück geſchmiedet und freute ſich im Stillen doppelt, daß er in der Aufhülfe ſeiner Familie doch noch eine Freude habe, während ihm ſonſt nur Leid bevorſtand. Er wußte doch jetzt, wofür er das zu erdulden habe. Dem allzeit keifenden Weſen ſeiner Frau ſetzte er unverbrüchliches Stillſchweigen gegenüber; und als er dies endlich brach, da die Frau ihn im Beiſein des Metzgers über den eigenmächtigen Verkauf eines Kälbchens hart anließ, erfuhr er endlich die lange verhaltene Urſache vom Zorn ſeiner Frau. Jetzt aber war der gerechte Grund ihres Unwillens längſt in ihm vernichtet und abgebüßt, und mit ſchneidendem Spott erklärte er ſeiner Frau, daß er nicht, wie ſie, kein Herz für die ihm angehörige Familie habe.

So verkehrt es auch war, daß Diethelm ſeiner Frau ein Verhältniß zum Vorwurf machte, das doch nur um ſeinetwillen eingetreten war, ſo wirkte dies doch ſo erbitternd auf Martha, daß ſie, ohne ein Wort zu ſagen, mit hervorgequollenen Augen, mit knirſchenden Zähnen und zitternd gekrallten Fingern auf Diethelm eindrang, als wollte ſie ihn in Stücke zerreißen. Diethelm ſtand ſtarr und regungslos bei dieſem Anblicke. So hatte er ſich nie gedacht, daß ſeine Frau werden könne. Als ſie nun ihm ganz nahe war, verzerrten ſich ihre Mienen zur grimmigſten Fratze; aber ſie legte nicht Hand an ihn, ſondern ſtieß nur einen unartikulirten Schrei höchſter Verachtung aus und verließ die Stube.

Von jenem Tage an und gerade aus dem Ausbruch von ſo mächtigen Zorn- und Haßgedanken war eine ſeltſame und doch wieder ſo leicht erklärliche Einkehr in den Gemüthern der beiden Ehegatten vorgegangen. Diethelm erkannte und ſprach es aus, daß er ſeiner Frau Unrecht gethan, da ſie vollberechtigt ſei, in der Verwendung ihres Beſitzthumes darein zu reden. Er erklärte ihr nun die Hülfloſigkeit ſeiner Angehörigen, und wie er ſich ſchämen müßte, ſelber im Ueberfluſſe zu leben, während ſeine Nächſten darbten. Auch Martha erkannte dies und daß ſie ungerecht gegen ihren Mann geweſen, aber ausdrücklich bekennen konnte ſie das nicht, obgleich ſie oftmals auf Diethelms Gutherzigkeit zu ſprechen kam und dabei das zum Verzweifeln karge Weſen ihres verſtorbenen Mannes erwähnte. Sie ſchickte nun ſelbſt, ſo oft ſich Gelegenheit gab, Allerlei nach Letzweiler, und Diethelm, nun vollkommen gedeckt, wollte allen ſeinen Angehörigen gründlich aufhelfen. Ein wirklich ungewöhnlich mächtiger Familienſinn, dabei aber auch die Luſt, frei und offen über ein großes Beſitzthum zu verfügen und vor Allem die Ehre und der Ruhm, der ihm dadurch ward, ließen ihn faſt keine Grenzen mehr kennen.

Das Haus des Grobbauern, das ehedem von den Bettlern gemieden war, zeigte ſich ſeit Diethelms Zeiten als die reichſte Quelle der Wohlthaten, und es wurde viel gerühmt, daß Martha nie einem Armen eine abgerahmte Milch gab.

Eine Eigenſchaft zeigte ſich bei Diethelm in Allem: es war eine unerſättliche Ehrbegierde; er hätte lieber das tiefſte häusliche Elend ertragen, ehe er davon etwas in der Welt verlauten und ſo ſeine Ehre bloßſtellen ließ. Als nun nach fünf Jahren kinderloſer Ehe die kleine Fränz geboren wurde, war er voll ſteten Jubels und an dem Kinde ſchien immerwährend ſein ganzes Leben zu hängen. Aus dem Geſpräche der beiden Schäfer iſt uns noch erinnerlich, welch' eine ſeltſame Lebenswendung Diethelm einſchlug und wie bald keine Spur mehr davon übrig war, daß er einſt das Beſitzthum ſeiner Frau wie ein Dienſtbote betrachtet hatte. Er ſchien fortan keine Ruhe mehr in ſeinem Hauſe und in ſeinem ganzen Leben zu haben; es kam hierüber zu heftigen Erörterungen, und Diethelm behauptete ein für allemal, er habe es verſäumt, ſeine jungen Jahre zu genießen und müſſe das jetzt nachholen. Von jener Zeit an ſah Martha, welch' ein Leben ihr geworden war, ſie ließ Alles ohne Widerrede geſchehen, den Güterverkauf, den Fruchthandel, die Schafhalterei; ſie hatte einen Mann, der ſie des Reichthums wegen geheirathet, und der nun, deſſen gewohnt, ihrer kaum mehr achtete und ſeine Freude außer dem Hauſe ſuchte. Das war aber nicht immer der Fall, denn Diethelm hatte Zeiten, da er voll Ehrerbietung gegen ſeine Frau war und ſie ſcherzweiſe Meiſterin nannte, und die Frau hatte bei all' ihrem vergrämten Weſen doch oft Mitleiden mit dem Mann, der vielleicht mit einer jungen minder begüterten Frau glücklicher geworden wäre. So lebten dieſe Leute ſchon zwei und zwanzig Jahre in der Ehe und hatten noch ihre Einigung nicht gefunden, und doch ſtrebte eigentlich im Innerſten ein Jedes dem Andern zu Gefallen zu leben und war auch viel Streit und Zank zwiſchen ihnen: war das Eine vom Andern entfernt, gedachten ſie mit inniger Sehnſucht einander und die Frau beſonders war dann beſtrebt, gegen Jedermann ihren Diethelm zu preiſen. An Fränz, wenn ſie zu Haus war und nicht nach ihrer Gewohnheit den Vater überall geleitete, hatte ſie keine Stütze; denn das Mädchen hatte das hoffärtige Weſen ihres Vaters geerbt: Großthun, die Welt in Neid von ſich reden machen, war ihr ewiges Dichten und Trachten, und ſie ſchalt wie Diethelm die Grämlichkeit und das Schwarzſehen der Mutter eine Alterskrankheit, die ſie höchſtens bemitleidete.

Martha ſaß jetzt allein, rückwärts ſchauend in die Vergangenheit und vorwärts nach ihrer einzigen Sehnſucht: dem Tod. Da hörte ſie einen Wagen die Straße daherfahren, eine Männerſtimme rufen, und mit der Freude eines Mädchens, das den Bräutigam erwartet, rief ſie zum Fenſter hinaus in die Nacht: willkommen

Diethelm! Es antwortete Niemand, ſie ſteckte ſchnell die Ampel in die Laterne, eilte hinab und als ſie die Ankommenden ſah, ſchrie ſie jammernd laut auf.

„Was habt Ihr, Meiſterin?“ fragte der Schäfer, dem ſein Bruder voraufgegangen war.

Was will der Landjäger?“ fragte die Frau.

„Das iſt kein Landjäger, das iſt ja mein Munde,“ antwortete der Schäfer, und Munde faßte die Hand der Frau, die zitternd und kalt war.

Als Medard in der Stube die Vorgänge in der Stadt erzählte, preßte die Frau die Lippen und ihre vogelartige Naſe wurde kreideweiß; ſie ſprach kein Wort und ſchüttelte nur mehrmals mit dem Kopf. Als ſie endlich in ihrer Kammer allein war, warf ſie ſich auf die Kiſſen und weinte hinein und ſchrie die Worte: „Ausborger! Vergantet! Letzweiler Lump.“ Dann richtete ſie ſich wieder ſchnell auf, riß die Kiſſen vom Bett und ſchrie wie raſend: „Das Alles wird verſteigert, Alles. Auf's Stroh, auf's Stroh bringſt du mich.“ Sie warf ſich auf das Stroh und weinte lange, bis ſie endlich einſchlief.

Siebentes Kapitel.

Von Trompeten- und Poſaunenſchall erweckt ſchlug Diethelm am Morgen die Augen auf; es ſchien ihm faſt, als ob es die Stadtzinkeniſten gerade auf ihn abgeſehen hätten und ihm war jetzt ſo ſchwer, als ob die ganze Laſt des Erkauften leibhaftig auf ihm läge: er überſchaute jetzt nochmals die Zahlen in ſeiner rothen Schreibtafel und erkannte, daß er mehr eingethan als in's Mäß will. Jetzt galt es aber muthig einzuſtehen. Fränz war ſehr mißlauniſch, ſie hatte ſich in den vornehmen Kleidern doch ausnehmend gefallen und kam ſich wie erniedrigt vor in der gewohnten Tracht. Sie mußte nun den Vater zu dem Kaufmann Gäbler begleiten, wo man feines blaues Tuch zu einem Mantel für die Mutter einkaufte, und von den Zureden Gäblers unterſtützt ließ ſie nicht ab, bis auch für ſie mehrere ſtädtiſche Kleider eingekauft wurden. Gäbler war überaus freundlich und ſagte, Diethelm habe mit Recht den Ruhm, daß gut mit ihm handeln ſei und er etwas an ſich verdienen laſſe. Als Diethelm die Waare bezahlen wollte, lehnte Gäbler dies mit dem höflichen Beiſatz ab, ſolche Kunden müſſe man feſthalten, denen ſtelle man Jahresrechnung und Diethelm lächelte in ſich hinein; ſo klein auch dieſe Summe war, es zeigte ſich doch wieder, wie die ganze Welt ihm ihr Beſitzthum aufdrang und Vertrauen in ihn hatte. Warum ſollte er das ſelbſt nicht haben?

Gäbler rief Diethelm noch auf der Straße nach, daß er in den nächſten Tagen mit dem Brandſchatzungs-Commiſſär nach Buchenberg käme, um Alles aufzunehmen und zu verſichern und er hoffe, daß das Beiſpiel ihm mehr Kunden im Oberlande verſchaffen ſolle. Diethelm hatte das eingekaufte Manteltuch im Arm, jetzt ließ er es plötzlich fallen und als er ſich darnach bückte, ſtürzte er nach der ganzen Körperlänge auf den Boden. Fränz und der herzugeeilte Gäbler hoben ihn raſch auf und Diethelm behauptete mit ſchmerzverbiſſenem Antlitze, daß er über einen Pflaſterſtein geſtrauchelt ſei.

Der Abſchied von den Wirthsleuten im Stern hatte etwas erzwungen Heiteres, der Sternenwirth ſagte noch bei der letzten Handreichung: „Es bleibt alſo wie wir abgeredet.“ Diethelm nickte bejahend. Mit einem beſondern Behagen legte er dann das Manteltuch in die Kutſchentruhe, er konnte ſeiner Frau damit doch beweiſen, wie er ihrer gedacht; und erſt als er ſchon fuhrfertig oben ſaß, kam Fränz mit hochglühenden Wangen und verweinten Augen. Die beiden Wegfahrenden ſprachen kein Wort mit einander, und Diethelm ſchaute immer rechts und links nach den Häuſern; ſein Blick haftete beſonders auf jenem Täfelchen, darauf im ſchwarzen Felde zwei rothe Hände in einander verſchlungen waren.

Erſt vor der Stadt nahm Diethelm die Peitſche auf und ſchlug fluchend und im heftigſten Zorn auf die beiden Rappen, daß ſie im wilden Trab dahin rannten. Es war ein ſchöner heller Auguſtmorgen, die Leute am Wege arbeiteten als wäre nicht geſtern Markttag geweſen und mancher ſchwere Garbenwagen, der langſam des Weges daherkam, hatte kaum Zeit dem pfeilſchnellen Gefährte auszuweichen, und Mancher im Felde drohte mit dem Garbenknebel, mancher Bauer fluchte mit geballter Fauſt hinter Diethelm drein, denn er war beim raſchen Ausweichen in einen aufgeſchichteten Steinhaufen am Wege oder gar in den Weggraben gefahren und konnte nun lange nicht mehr vom Fleck, während Diethelm raſch aus den Augen verſchwand. An der erſten Anhöhe begegnete Diethelm einem leeren Wagen; er hielt an, und erfuhr auf die Frage: woher? daß dieß der Knecht des Steinbauern war, der ihm Wolle zugeführt hatte.

„Haſt ein Trinkgeld bekommen?“ fragte Diethelm.

„Wüßt' nicht von wem. Die Frau hat ſich gar nicht ſehen laſſen, ein Schäfer und ein Soldat haben die Ballen abgenommen.

In einem Gemiſch von Demuth und Stolz ſagte Diethelm, in die Taſche greifend: „Ich bin der Diethelm, bin ſelber Knecht geweſen und weiß, was ein Trinkgeld iſt. Mein' Frau iſt krank. Säh,“ (da) und er warf buchſtäblich das Geld auf die Straße und fuhr davon.

Diethelm ſchimpfte gegen Fränz über die Mutter, die ihn gewiß wieder „mit ihrem Gruchzen in der ganzen Welt verbrüllt habe,“ und Fränz hatte darauf nichts zu erwidern, als daß das Verbleiben in der Stadt ja ſo ſchön geweſen ſei. Trotz der Erwähnung dieſes Säumniſſes dachte Keines von Beiden daran, wie es Pflicht geweſen wäre, alsbald ſelbſt heim zu eilen und die Uebernahme und Einräumung ſelbſt anzuordnen, ſtatt ſie der Mutter über den Hals zu ſchicken. Fränz und Diethelm waren wie zwei Menſchen, die, ohne es ſich offen zu geſtehen, daß ſie ein Unrecht begangen und doch deſſen bewußt, gegen den losfahren, deſſen Leiden ihnen den Spiegel ihres Thuns vorhält. Diethelm ſchwur, daß er nun der Mutter das Manteltuch gar nicht gebe, ſie habe es nicht verdient, und nur hierin beſchwichtigte Fränz und deutete auf die Kränklichkeit und daraus folgendes grämliches Weſen der Mutter hin. Nun waren ſie wieder Beide wohlgemuth, denn ſie konnten jeden kommenden Vorwurf mit mitleidigem Achſelzucken von ſich weiſen.

Am Waldrande in der Mitte des Weges erhob ſich eine Staubwolke und als die Fahrenden näher kamen, zeigte ſich eine große Heerde Schafe. Der Schäfer kannte Diethelm und ſagte, daß er am Abend in Buchenberg ſein werde und lobte überaus die eingekaufte Heerde. Diethelm empfahl ihm ruhigen Trieb zu halten und warf auch ihm ein Geldſtück zu.

„Das iſt Alles unſer,“ ſagte Diethelm dann mit triumphirender Miene zu Fränz und mit Stolz wies er weiter hinaus, wo wieder eine Heerde in einer Staubwolke ſich zeigte, und es war ihm, als ob nirgends Raum genug wäre und auf allen Wegen ſich ſein Reichthum ausbreitete, mit dem er Hohes, Unüberſehbares erobern wollte. Mit Behagen erzählte er zum hundertſtenmale der Fränz, wie er vor dreißig Jahren mit dem Stab in der Hand und neun Kreuzer in der Taſche nach Buchenberg gekommen ſei und wie er jetzt auftrete, und noch höher hinaus müſſe. „Und Alles nur für dich und für die Meinigen in Letzweiler,“ ſchloß er und redete nun Fränz in's Gewiſſen, daß ſie den Schäfer Munde, der jetzt daheim gewiß auf ſie warte, ein- für allemal aufgeben müſſe. Fränz erklärte ſich hiezu bereitwillig, ſie ſpottete über die Liebſchaft mit Munde als über ein Kinderſpiel, nannte ihn ein an Pfennigwirthſchaft gewöhntes Schäferle und ſagte geradezu, daß ſie nur noch in reichen Verhältniſſen leben und ſich nicht abplagen möge, wie eine Viehmagd.

An der ſogenannten kalten Herberge auf der Anhöhe ſtanden noch drei beladene Wollwagen. Diethelm ſtieg ab und hörte, daß dieſe Fuhren für ihn ſeien; er ließ nun den Fuhrleuten auftiſchen nach Herzensluſt, beſchenkte die Armen und Wanderburſchen, die ſich wie gerufen eingeſtellt hatten und geberdete ſich überhaupt, als ob er einen großen Schatz gefunden und Geld für ihn gar keinen Werth habe. Er freute ſich des dankenden Lobes von den Fuhrleuten und horchte aus dem Verſchlage hinaus nach der großen Stube, denn er wußte wohl, daß die Leute dort den Ruf im Lande machen. Es war aber nicht allein dieſer Ruhm, der ihn erfreute: er hatte ſeine Luſt an der Freigebigkeit ſelbſt; dieſes Aufleben der Beſchenkten durch die Gabe, dieſes Erleuchten des Antlitzes gleich dem glänzenden Aufſproſſen einer Pflanze nach erfriſchendem Regen, das that ihm im Innerſten wohl.

Sinnliche Naturen, das heißt ſolche, die mit mächtigen Trieben ausgeſtattet ſind, neigen auch leicht zu Freigebigkeit und Wohlthätigkeit: das Mitgefühl iſt raſch erregbar und jener dunkle Zuſammenhang mit der Außenwelt offenbart ſich in Leid und Luſt. Was man die Gutherzigkeit nennt und mit Recht hoch hält, wird durch ſolchen Urſprung nicht aufgelöst, die Sonne freier Erkenntniß färbt die Frucht, der aus dunklem Grunde der Saft zuſtrömt.

Diethelm empfand eine wahre Glückſeligkeit in der Anſchauung und in dem Gedanken, wie Viele er labte und erquickte.

Der Wein mundete vortrefflich, und da einmal aus Verſehen ausgeſpannt war und die Frau zu Hauſe gewiß kein Eſſen bereitet hatte, ließ es ſich Diethelm, trotzdem es noch ſo früh am Tag war, trefflich ſchmecken; zankte nun die Frau daheim, ſo hatte er doch vorgeſorgt und der Wein gab Muth zu Allem. Der Wirth äußerte in redſeliger Weiſe ſeine Freude über die Einkehr Diethelms und erzählte, wie es ihn ſchon lang verdroſſen habe, daß er immer ohne anzukehren vorübergefahren ſei. „Freilich,“ ſetzte er hinzu, „früher hat das Haus kein Anſehen gehabt, aber jetzt, ſeit ich neu gebaut habe, beſuchen mich die Herrſchaften aus der Stadt.“

„Haſt deswegen neugebaut?“

„Nein, ich hab' müſſen, ich bin ja abgebrannt.“

„So?“ ſagte Diethelm und ſtürzte ein volles Glas hinab. „Biſt verſichert geweſen?“

„Darüber könnt' ich nicht klagen, der Kaufmann Gäbler auf dem Markt hat mir den Schemel unterm Tiſch vergütet.“

Diethelm ſchwieg während der weitläufigen Erzählung von dem Brand und dem Neubau. Er hörte mißtrauiſch die ganze Darlegung von der Anklage auf Brandſtiftung und der vollkommenen Freiſprechung von derſelben, und ſo heiter er in das Wirthshaus eingetreten war, ebenſo mißmuthig verließ er daſſelbe: der Mann und alle ſeine Habe, alle die Tiſche, Stühle, Thüren erſchienen ihm ſo verbrecheriſch, das ganze Haus ſo unheimlich, als ſpräche aus jedem Stein und Balken das Verbrechen, das es gegründet haben ſollte.

Als flöhe er vor einer verzauberten Behauſung, die ihn feſtbannen wolle, machte ſich Diethelm davon und die Leute ſchauten ihm verwundert nach, als er in geſtrecktem Galopp über die Hochebene davon jagte.

Als es wieder bergab ging, hemmte Diethelm kein Rad und die Rappen ſtemmten ſich rechts und links und Diethelm fuhr immer hin und her, um dadurch eine Schlängelung des Wagens zu gewinnen; da krachte es plötzlich, der Sattelgaul ſtürzte und riß Diethelm mit ſich vom Wagen herab, daß Fränz laut aufſchrie. Herbeieilende Wegknechte halfen bald wieder auf, Diethelm hatte ſich nicht beſchädigt, nur hinkte er am linken Fuß. Die zerbrochene Deichſel wurde zuſammengebunden, und die wild gewordenen Pferde an der Hand führend, ging Diethelm mit der Fränz neben ihnen her. Eine gute Strecke gingen ſie lautlos dahin, jetzt hielt Diethelm an, nahm ſeufzend den Hut ab, ſeine Haare ſchienen in der That ſeit zwei Tagen ſehr gebleicht zu haben und an das ſtaubbedeckte Pferd gelehnt, ſagte er mit zitternder Stimme: „Fränz, ich thät ſterben, ich thät mir ſelber den Tod an, wenn ich auf meine alten

Tage in Noth käm'; wenn ich laufen müßt' und nicht mehr fahren könnt'. Guck, ich mein', ich geh knietief im Boden, ſo ſchwer wird mir's. Wenn ich ſo weit 'runterkäme — nein, es darf nicht ſein. Ich bin nicht allein, ein ganzes Dorf ſtürzt mit mir. Wenn ich Niemand mehr was ſchenken könnt' — lieber möcht' ich geſtorben ſein."

Fränz tröſtete ſo gut ſie konnte und nannte dieſe Schwermuth nur eine Folge des Schreckens. In Unterthailfingen, kaum noch eine Stunde von Buchenberg, war Diethelm eigentlich ſchon zu Hauſe, denn hier hatte er einen Weidgang für vierhundert Schafe gepachtet. An der Schmiede wurde nun die zerbrochene Deichſel wieder feſtgenietet und der Wein im Wirthshaus feſtigte faſt ebenſo das geknickte Gemüth Diethelms, ja er fühlte ſich ſo friſch geſtimmt, als ginge es zu einer beſondern Feſtlichkeit und in ſeltſamer Laune ſchickte er nach dem Bader und ließ ſich von ihm mitten in der Woche die Bartſtoppeln abnehmen.

Achtes Kapitel.

Mit aufſehenerregendem Wagengeraſſel fuhr Diethelm in Buchenberg ein; aber es ſchaute Niemand nach ihm, denn eben läutete die große Glocke, die ſogenannte alte Kathrin', die nur bei Sterbefällen und in Feuersgefahr allein angezogen wurde. Diethelm fühlte, wie dieſer Klang ihm den Athem ſtellte. Wär's möglich, daß ſeine Frau ſich ein Leid angethan? Er mußte die Leute auf der Straße für die arme Seele beten laſſen und konnte nicht fragen.

„Wer iſt geſtorben?" fragte er beim Wirthshauſe zum Waldhorn anhaltend und erhielt zur Antwort, daß man dem alten Küfermichel zum Verſcheiden läute. Diethelm knallte mit der Peitſche. Es war nicht der Mühe werth, um den alten Mann ſo viel Aufhebens zu machen.

Heitern Sinnes fuhr er das Dorf hinaus nach ſeinem Gehöfte. Im hellen Mittagsglanze lagen Haus und Scheuer und Ställe ſtattlich da. Das Haus, mit der Giebelſeite nach der Straße gekehrt, von den Grundmauern bis zum Dach um und um mit graugewordenen Schindeln vertäfelt, die als Wetterpanzer dienten, öffnete jetzt ſo zu ſagen ſeinen Mund und erhielt große Brocken; denn in dem Vorbaue am Dache ſtanden zwei Männer und zogen an der Radwinde die Wollballen herein, die von unten hinaufgeſchrotet wurden. Aus dem Schornſtein ſtieg kein mittäglicher Rauch auf und es war nun doppelt gut, daß in der kalten Herberge vorgeſorgt war. Während er den kleinen Hügel hinanfuhr, überlegte Diethelm, wie er dem keifenden Weſen der Frau begegnen ſolle und es blieb ſchließlich dabei, daß er zu Allem lächeln und geheimnißvoll thun müſſe, als ob er einen großen Gewinn in der Taſche und einen noch größern in Ausſicht habe. Als er anhielt und abſtieg, ließ ſich Niemand ſehen. Diethelm führte ſelbſt die Pferde in den Stall und ſchickte durch Fränz das Manteltuch der Mutter; dann ging er an der Stubenthür vorbei, drin er laut weinen hörte, hinauf auf den Speicher, und als er hier mit Medard zankte, weil er die verſchiedenen Sorten unter einander gelegt, erwiderte dieſer trotzig, das ganze Geſchäft ſei eigentlich nicht ſeine Sache, er ſei Schäfer und nicht Kaufmannsdiener. Zu jeder andern Zeit hätte Diethelm auf ſolche trotzige Art tapfer ausgeſchirrt, heute aber brummte er nur vor ſich hin „wart' nur krummer Spitzbub'" und ſprach kein lautes Wort. Er wollte es vor Allem vermeiden, vor den vielen ein- und ausgehenden Fremden im Hauſe irgend Zank laut werden zu laſſen; denn es konnte dabei Manches zu Tage kommen, was beſſer verborgen blieb, auch wußte er, wie große Stücke ſeine Frau auf den Schäfer und deſſen ganze Sippſchaft hielt. Als er wieder die Stiege herab kam, ſtand die Frau am Herd und zündete ein Feuer an. Er reichte ihr die Hand und fragte:

„Warum haſt denn bis jetzt kein Feuer angemacht?"

„Ich hab' warten wollen, bis du's ſelber anzündeſt," erwiderte die Frau in ſchmollendem Tone. Diethelm ſtand erſtarrt und biß auf die Lippen. Was meinte die Frau mit dieſen Worten? Wie konnte ſie ahnen, daß heute ſchon zum Zweitenmal ein ſolcher Gedanke ihm wie ein brennender Funke in die Seele fiel? Die Frau aber ſchien dieſe Worte nur unbedacht als ſcharfe Widerrede geſprochen zu haben; denn ohne weiter darauf einzugehen, ſchalt ſie die Fränz:

„Was laufſt ſo 'rum wie ein Schlittengaul? Zieh' deine Sonntagskleider aus. Es iſt ja Sünd' und Schad. Wirſt doch nicht ſo daheim 'rumlaufen wollen? Bei rechtſchaffenen Bauersleuten iſt's immer ſo geweſen: wenn man heimkommt, zieht man ſeine Werktagskleider an und legt die guten ordentlich in den Schrank. Aus dem Weg! Darfſt mir nichts anrühren. Fahr' in der Welt herum oder zum Teufel, wohin du magſt."

Der Zorn gegen den Vater ging wie ſchon ſo oft auch diesmal an dem Kind aus; denn einerſeits hatte Martha nicht den vollen Muth gegen ihren Mann, anderſeits wußte ſie, daß eine Kränkung der Fränz ihm doppelt weh thue. Fränz wollte laut aufweinen, aber Diethelm beſchwichtigte ſie und ſagte:

„Die Mutter hat Recht, ganz Recht hat ſie, aber heut iſt eine Ausnahme, heut kommen noch viele Leut' und da darf man nicht ſo verhudelt 'rumlaufen."

„Und ich? ich kann das Aſchenputtel ſein?" frug die Mutter.

„Du mußt dich auch beſſer anthun. Wie gefällt dir das Manteltuch? Frau, du wirſt dein' Freud' haben an dem Marktgang," ſagte Diethelm mit zutraulicher Stimme, während er klein Holz häckelte, eine Aufmerkſamkeit, die er ſeit den erſten Jahren der Ehe nicht mehr gehabt hatte.

Der Hausfriede war nun nothdürftig hergeſtellt, und Diethelm mußte bei Tiſche thun, als ob er noch nirgends geſpeiſt habe; er würgte jeden Biſſen mit Mühe hinab und ſein ganzes Heimweſen erſchien ihm auf Einmal ſo düſter: wie war's draußen in der Welt ſo hell und freundlich und Alles ſo zuvorkommend, und hier mußte er immer thun, als ob er das Gnadenbrod eſſe. Die freie Stimmung, die er aus der Ferne mitgebracht, war plötzlich gefängnißdumpf, und als er wieder hinabkam und ſeine Halbkutſche ſah, meinte er, er müſſe gleich wieder anſpannen und fort, immer weiter: auf der kalten Herberge, im Stern, in der Poſt, überall war's viel beſſer, ſonniger und luftiger.

Wogen an Wagen kamen angefahren, Heerden hielten unten am Wege und blökten ſo kläglich, und Diethelm war's wieder, als ob ihn all das neue Beſitzthum erdrücke; er hatte außer Medard noch zwei Schäfer in Dienſt genommen, und noch hatte Jeder mehr als die gewohnte Zahl Vierhundert zu hüten. Aber er that freundlich und wohlgemuth, er half ſelber die Ballen oben in der Lucke einziehen und einmal ſchrie Alles laut auf, denn Diethelm hatte ſich zu weit hinausgewagt, er hing frei in der Luft am Seil, es war ihm, als ſchwebte er über dem Abgrund: er wußte nicht, ſollte er feſthalten oder freiwillig hinabſtürzen, daß er zerſchmettere und Alles auf Einmal aus ſei; aber unwillkürlich hielt er feſt, und beſonders der Geiſtesgegenwart und dem entſchiedenen Commando des Schäferſoldaten Munde war es zu danken, daß vor lauter Staunen über den möglichen Unfall derſelbe nicht in der That eintraf. Die Männer unten ließen leiſe die Laſt wieder herabgleiten, und Diethelm ſtand ſchwankend auf dem Boden und fühlte, wie er aus Noth und Tod plötzlich wieder in's Leben geſtellt war. Die Gefahr, in der Diethelm geſchwebt, hatte plötzlich wieder all' die Liebe Martha's zu ihm geweckt, ſie umhalste ihn laut weinend und dankte Gott für ſeine Rettung. Vor einer Stunde noch voll Jähzorn und giftiger Verwünſchungen, verfiel ſie jetzt in die ganz entgegengeſetzte Stimmung, daß ſie ihren Diethelm „verkindelte," ſo daß dieſer einſt von ſolcher altmütterlichen Behandlungsart geſagt hatte: „es fehle weiter nichts, als daß ihm ſeine Frau noch Kindchensbrei koche." Martha duldete es nicht mehr, daß Diethelm irgend Hand anlege; ſie beſorgte ſelber die Empfangnahme alles Eingekauften, Diethelm mußte in der Stube ſitzen, und wie er draußen lärmen und rufen hörte, kam er ſich vor, als wäre er im Fieber gefangen und Alles ſtürmte auf ihn ein, und er konnte ſich nicht wehren und mußte ſtill Alles mit ſich geſchehen laſſen.

Endlich waren die leeren Wagen abgefahren, die Heerden in den weitläufigen an das Haus angebauten Ställen untergebracht, es war Abend und Diethelm fühlte ſich ſo wohl daheim, daß ihm die vergangenen Tage und das Hinausſehnen wie ein Traum erſchien. Hier allein war Friede und Glückſeligkeit. Er ließ den

Munde in die Stube rufen, dankte ihm für ſeine entſchiedene Hülfe und ſchenkte ihm einen Kronenthaler. Munde nahm zaghaft das dargebotene Geld, aber er nahm es doch, und faſt ſtolperte er über Fränz, die am Spinnrocken ſaß und verließ ohne ein Wort die Stube. Diethelm war ſo hingegeben, daß er faſt geneigt war, ſeiner Frau die ganze Lage ſeiner Verhältniſſe zu offenbaren; aber er hielt noch zeitig genug an ſich und erklärte ihr nur, daß er entſchloſſen ſei, nur noch diesmal die Handelſchaft zu treiben, dann wolle er wieder hier oder anderswo ſich Aecker kaufen und ruhig bauern, wie ehedem. Dieſe tröſtliche Ausſicht, die das Antlitz der Frau faſt verjüngte, erfüllte Diethelm ſelbſt mit einer heitern Gemüthsruhe, und in ihm ſprach's: es muß Alles wieder gut werden, Gott darf eine ſo ſchöne Zukunft nicht zu Schanden werden laſſen ... Eine andächtige Stille herrſchte in der Stube, und Diethelm zog die Uhr auf, das war das Zeichen, daß es Zeit zum Schlafengehen ſei.

Neuntes Kapitel.

Fränz allein war voll Unruhe und Widerſtreit. Es war ein ſeltſam geartetes Kind, wie es in einer Ehe, die ſo oft von Zwietracht zerſtört war, kaum anders erwachſen konnte. Als ſie noch Kind war, ſcheuten ſich die Eltern anfangs noch irgend einen Zerfall vor ihr laut werden zu laſſen; nach und nach aber verlor ſich dieſe Zurückhaltung, ja die häſſigen Reden des Einen und des Andern wurden immer an das Kind gerichtet, da hieß es oft: „Das Vermögen kommt Alles von deinem Vater her, darum darf er's verlumpen“ und anderſeits: „Dein' Mutter kann in ihren jungen Tagen nichts als gruchzen und flennen.“ Es fielen aber auch noch unumwundenere und viel derbere Reden, und das Kind ſtand dazwiſchen, wie wenn wilde Vögel ihm um's Haupt ſchwirrten und wußte nicht, wie ihm geſchah. Wenn der Zwieſpalt auf's Aeußerſte gediehen war, und doch wieder ein Jedes innerlich fühlte, wie ſehr es an das Andere gebunden war und nur den Weg zu dieſer Aeußerung nicht finden konnte, dann haſchte ein Jedes nach dem Kind und ſchwur auf ſein Haupt: „Wenn du nicht wärſt, dann wäre ich ſchon lang in's Waſſer geſprungen, oder ich hätte mich an einen Baum gehängt“ u. dgl. Bei dieſen Reden ſtand das Kind wie ein

Lamm da, und wie es die großen braunen Augen aufſchlug, ſprachen Worte und Gedanken daraus, die Niemand verſtehen konnte und wollte. Bisweilen wurde auch Fränz zum Friedensboten gemacht und von der Mutter nach dem Wirthshaus zum Waldhorn oder in den Stall geſchickt, dem Vater leiſe zu ſagen, wenn er Alles wolle aus ſein laſſen, möge er zum Eſſen kommen; oder auch umgekehrt: der Vater ſchickte Fränz nach der Mutter, die ſich in der Regel in das Haus des alten Schäferle, zum Vater von Medard und Munde flüchtete. Natürlich konnte hierbei von Kinderzucht gar keine Rede ſein, und es war nur dem guten Naturell des Mädchens zu danken, daß es nicht widerſpenſtig und höhniſch gegen die Eltern war. Die Kameradſchaft mit Munde, der ein aufgeweckter und äußerſt zartſinniger Knabe war, trug viel dazu bei, eine gewiſſe Milde in das herriſche und heftige Weſen des Mädchens zu bringen. Als Fränz zur Jungfrau zu reifen begann, war ſie oft unbegreiflich ſchwermüthig und ſtill. In jener Zeit begann aber der Fruchthandel und bald darauf die Schafhalterei Diethelms; er nahm nun das Kind ſo oft als möglich mit auf ſeine Fahrten, und von da an lernte Fränz das Leben außer dem Hauſe als das allein ſchöne anſehen und wurde Meiſterin einer weltläufigen Verſtellungskunſt; denn wenn man den Diethelm erinnerte, zu welcher Stellung er, der frühere Knecht, gekommen war, verfehlte er nicht, ſein häusliches Glück zu preiſen. Schon mit ihrem fünfzehnten Jahre merkte Fränz die bald offenen, bald verſteckteren Werbungen um ſie, und ſie verſtand es, dieſelben hinzuhalten, während ſie daheim den getreuen Munde am Bändel führte und ihn in der That von Herzen lieb hatte. Denn Fränz war bei alledem doch kein durchaus verdorbenes Weſen, ſie war gutherzig und arbeitſam, nach Laune oft bis zum Uebermaß, ſie hatte die Luſt zu ſchenken wie ihr Vater; nur erſchien ihr das, was man als Liebe pries, oft wie ein Poſſenſpiel, ſie ſah es ja ſo vor ſich bei ihren Eltern; ſie glaubte nicht an einen Frieden, und Alles war nur der Welt wegen, damit Die draußen nichts merken. Wenn Zank und Hader zwiſchen den Eltern war, erging es ihr faſt noch am beſten, da wurde ſie von Jedem gehätſchelt und durfte thun, was ſie wollte; und wenn dann eine Verſöhnung ſtattgefunden hatte, in der ſich Jedes beſtrebte, dem Andern beſonders liebreich zu ſein, hätte ſie gerne vor Verachtung die Zunge gegen Beide herausgeſtreckt: ſie wußte ja wohl, daß keine Friedſamkeit von Dauer war. Fränz war in der That, wie ſie ſchon Medard auf dem Markt genannt hatte, ein Rückel. Ein Oberdeutſcher weiß gleich, was es heißen will, und es wird ihm doch ſchwer, dies zu erklären; denn damit, daß es ein Weſen voll Tücken und Rücken bezeichnet, iſt noch nicht Alles erſchöpft, iſt ja damit noch nicht dargethan, daß man dem Rückel auch gut ſein muß, man mag wollen oder nicht. Der Rückel kann bis zu einem gewiſſen Grad aufrichtig treuherzig ſein, er kann es manchen Menſchen anthun, daß ſie ihm zu Willen leben müſſen, und wenn ſie ſich tauſendmal darüber ärgern, und dann hat der Rückel ſeine beſondere Freude mit den Menſchen zu ſpielen, ſie gegen einander zu hetzen, und wenn die Händel ausgebrochen ſind, daneben zu ſtehen, als ob er kein Wäſſerlein trüben könne. Das einzige Beſtreben der Fränz war nur, recht bald aus dem Haus und in recht ſchöne reiche Verhältniſſe hinein zu kommen. Von den ländlichen Bewerbern, die ſie ehedem kaum angeſehen hatte, zeigte ſich auffallenderweiſe ſeit einem Jahre keiner mehr und Fränz, die vielgewanderte, ſagte ſich auch, daß ſie keine Luſt habe, auf einem einſamen Bauernhof ihr Leben zu verbringen, wo man froh iſt, wenn eine Samenhändlerin kommt und Einem von der Welt berichtet. „Engelwirthin! das iſt das Rechte, aber nur bald, nur fort aus dem Haus,“ ſagte ſich Fränz, während ſie ſtill ſpann.

So verließ Fränz auch jetzt wieder die Stube und ohne ſich deutlich zu machen, was ſie wollte, ging ſie vor das Haus, um vielleicht noch Munde zu ſehen, der faſt über ſie geſtolpert war, als er den Kronenthaler empfing. Die Liebe des ſchönen jungen Burſchen, der ſie mit den Augen verſchlingen wollte, that ihr wohl; ſie zeigte doch, was ſie noch vermöge, und wie ſie, wenn ſie nur wollte, an jedem Finger Einen nach ſich ziehen könnte. Am Stall hörte ſie drin ſprechen, das war die Stimme Munde's, der in Verwünſchungen ſeinem Bruder klagte, daß er nicht den Muth gehabt habe, dem Meiſter das Geldgeſchenk vor die Füße zu werfen; er betrachte ihn noch immer als Meiſter und wolle es auch wegen der Fränz nicht mit ihm verderben. Medard tröſtete ſo gut er konnte und ſchalt über die Meiſtersleute, die zu Grund gehen müßten, und eben zog er über Fränz los und ſagte, daß in ihr keine getreue Ader ſei; da trat Fränz unter die Stallthür und als hätte ſie nichts gehört, rief ſie dem Munde zu, ſie wolle ihm noch „b'hüts Gott" ſagen, weil er wohl morgen früh abreiſe. Raſch trat Munde heraus und hielt zitternd die Hand der Fränz in ſeinen beiden Händen, er wollte eben ſprechen als man vom Hauſe her Schritte vernahm und halb widerwillig zog er die Fränz mit ſich fort in den Grasgarten hinter den Schafſtall. Richtig kam Diethelm nochmals und ſchärfte dem Medard ein, ja niemals bei Licht Heu vom Boden herabzuholen, es läge jetzt ein ganzes Vermögen auf dem erſten Speicher. Medard mußte ihm noch die Laternen zeigen, damit er wiſſe, daß keine beſchädigt ſei, und er befahl ihm, ſie morgenden Tages mit Drahtgitter überziehen zu laſſen; dann kehrte Diethelm wieder in's Haus zurück. Unterdeſſen war Munde in ſeliger Liebe bei Fränz, ſie neckte ihn damit, daß ſie wahrſcheinlich Engelwirthin in G. werde, aber Munde ſchalt ſie über dieſe Neckerei und glaubte nicht daran. Als ſie ihm ſagte, daß ſie ganz gewiß nach der Hauptſtadt käme, um dort das Kochen und Nähen zu lernen, war Munde voll Jubels und gab Fränz genau an, wo ſie ihm Nachricht geben könne und Fränz neckte ihn nicht mehr mit der Engelwirthin. Als ſie ihm endlich den letzten Kuß gab und verſchwand, rief ihr noch Munde nach „aber nur für heut."

Fränz kehrte wohlgemuth in's Haus zurück. Wenn alle Stränge reißen, bleibt ihr noch der Munde, deſſen war ſie gewiß.

Als Munde neben ſeinem Bruder in der Stallkammer lag, ſagte dieſer: „Und ich wette meinen Kopf, der Diethelm will das Haus anſtecken um wieder reich zu werden, drum iſt er ſo ein Laternenviſitator; aber mich betrügt er nicht.“

„Sei ſtill, das darfſt nicht reden, oder ich muß dir auf's Maul ſchlagen,“ rief Munde in größter Heftigkeit.

„Du mir? Büble, wer biſt denn du?“ rief Medard und paff! hatte der Bruder einen Schlag weg, aber er ſteckte ihn ruhig ein und ohne ein Wort zu ſagen, ſtand er auf und machte ſich mitten in der Nacht auf den Weg nach der Garniſon.

Zehntes Kapitel.

Eine feſte Friedſamkeit lag in dem Weſen Diethelms, als er am andern Morgen in ſeinen berühmten grünen Saffianpantoffeln im ſonnigen Hofraum umherſpazirte. Die Nacht, vor der es ihm ſo ſeltſam bange war, iſt glücklich vorüber und ſo wird auch alles Sorgen und Zagen ein heiteres Ende nehmen, es gilt nur ruhig Stillhalten und die günſtige Gelegenheit erfaſſen. Ein bedeutungsvolles Anzeichen kündigte ſich eben jetzt an. Der Metzger, mit dem Diethelm vorgeſtern nicht handelseins werden konnte, kam gerade den Hügel heran, hatte allerlei Ausreden, wie er zufällig daher komme und begann nochmals einen geringen Kaufpreis anzubieten, aber Diethelm war klug genug, die Kaufluſt des Metzgers zu erſehen und ſagte ſtolz und feſt: wenn nichts mehr geredet werde, halte er ſein Wort, und bleibe es bei dem auf dem Markte Beſprochenen, wo nicht, wenn er nicht bevor die Heerde den Berg hinab iſt in die Hand einſchlage, verlange er für jeden Hammel einen Gulden mehr. Der Metzger ſchlug ein und Diethelm hatte ſchon am frühen Morgen dreihundert Hämmel verkauft und dabei eine namhafte Summe gewonnen. Diethelm ging mit dem Metzger in's Feld und übergab ihm die geſondert gehaltene Heerde, die ſogleich nach der Hauptſtadt getrieben wurde, und eben als er noch im Wirthshaus ſaß und dort die baare Bezahlung empfing, kam ein Wagen angefahren und in die Stube trat bald darauf der Kaufmann Gäbler mit noch zwei Männern, die Diethelm als die Oberfeuerſchau vorgeſtellt wurden. Diethelm war ſichtlich betroffen, aber ſchnell ſagte er mit Entſchiedenheit: daß er es mit dem Verſichern nicht ſo ernſt gemeint habe, ſein Haus läge ſo einödig und er könne ſchon ſelber jede Feuersgefahr abwenden und ſei überhaupt entſchloſſen, die erworbenen Vorräthe bald wieder loszuſchlagen. Der Kaufmann Gäbler widerſprach heftig und die Feuerſchaumänner, der Metzger und ſelbſt der Waldhornwirth redeten Diethelm zu, er möge doch verſichern, da ſei man für alle Gefahren geborgen und der Zins ſei ſo gering. Gäbler faßte ſchnell den Waldhornwirth beim Wort und hatte ihn bald gewonnen. Während nun die Fahrniß im Wirthshaus aufgenommen wurde, eilte Diethelm heim um ſeine Frau gütlich vorzubereiten. Er übergab ihr zuerſt das eingenommene Geld für die Hämmel und zeigte ihr zum Erſtenmal in ſeiner rothen Schreibtafel den Einkaufspreis und ließ ſie den Gewinnſt ſelber ausrechnen. Die Frau nickte zufrieden und verſchloß eben das Geld in ihren Schrank, als Diethelm von der bald ankommenden Feuerſchau und der Fahrnißverſicherung ſprach. Wie gewaltſam gepackt kehrte ſich Martha um und ſah ihrem Manne, der am Fenſter ſtand, ſtarr in's Geſicht, dann ſetzte ſie ſich raſch auf einen Stuhl, legte die Hände gefaltet in den Schooß und jammerte vor ſich nieder: „Iſt's ſo weit?“

„Was meinſt? Was haſt?“ fragte Diethelm.

„Mußt du anzünden?“ fragte Martha ohne aufzuſchauen, und wild auffahrend erwiderte Diethelm:

„Weib, daß du mich für ſo ſchlecht hältſt, hätt' ich doch nie geglaubt. Guck, aber nein, du trauſt mir ja nicht auf's Wort. Guck, mich ſoll die Sonn', wie ſie jetzt am Himmel ſteht, nie mehr beſcheinen, nie mehr warm machen, wenn ich nur einen Gedanken an ſo was hab'.“

Und plötzlich fühlte Diethelm, wie es ihm froſtig den Rücken hinablief, als wären die Sonnenſtrahlen auf Einmal eiskalt, er ſchaute ſich um und verſchloß lächelnd das Fenſter, das er in der Heftigkeit aufgeſtoßen hatte, ſo daß durch die offen ſtehende Thür ein Luftzug ſtrömte.

„Verzeih' mir, was ich geſagt hab' und glaub' mir, ich hab's nie gedacht,“ ſagte die Frau aufſtehend, „ich will nur ein bisle Ordnung machen, daß nicht Alles ſo unters über ſich ausſieht, wenn die Herren kommen.“

Raſch veränderte ſich der leidmüthige Ausdruck ihres Geſichts und es war leicht zu erkennen, daß ſie mit Stolz daran dachte, welche Augen die fremden Herren machen würden, wenn ſie über Kiſten und Kaſten kämen. Feſten Schrittes verließ Martha die Stube.

Diethelm ſtand wie gebannt an das Fenſterſims gelehnt, er rieb ſich die plötzlich ſo trocken und kalt gewordenen Hände, und fühlte mit Behagen, wie die Sonne ihm den Rücken durchwärmte. Durch ſeinen Sinn zog die gräßliche Anmuthung, die ihn auf dem Marktplatze in G. zum Erſtenmale getroffen und niedergeworfen hatte, dann auf der kalten Herberge ſo verlockend und doch widerlich und jetzt daheim ſo vorwurfsvoll an ihn gekommen war. Wie kann nur ein Menſch daran denken und gar ihm ſolches zumuthen? Und doch — drängt ihn nicht Alles mit Gewalt dazu und iſt das nicht die letzte Rettung, wenn er ſich in ſeinen Ausſichten betrogen und die Waare ihm auf dem Halſe liegen bleibt?

Diethelm war's, als ob die Mauer, daran er ſich lehnte, plötzlich morſch würde und zurückwiche, und ein Schwindel erfaßte ihn wie geſtern, als er oben in freier Luft zwiſchen Himmel und Erde ſchwebte. Diethelm ſchob die Urſache hievon auf die brennenden Sonnenſtrahlen, die wie zu Zeugen angerufen ihm heiß auf Haupt und Rücken brannten. Wie mit traulichem Gruß an alle ſeine Habe ging er durch Stube und Kammern, durch Ställe und Scheunen; er gedachte der Zeiten, wie er als armer Burſch hieher gekommen war und nichts ſein genannt, als was er auf dem Leibe trug, und wie er ſo glücklich war, als das ganze Haus mit Allem was darin war, ſein Beſitzthum wurde; jedes Meſſer, jede Senſe, jedes Feldgeräth bewillkommte er damals mit freudigem Blick, das war jetzt Alles ſein eigen. Das iſt doch ein ander Leben, in der Welt zu Haus zu ſein, Theil zu haben an ihr. Es war ihm damals, als hätte er an dem Hauſe und dem, was es erfüllte, einen neuen Leib gewonnen. Wer darf daran denken, das Alles in Staub zu verwandeln? Iſt das nicht wie ein Selbſtmord? Freilich ſind das nur lebloſe Dinge, die man neu viel ſchöner und beſſer haben kann; aber es ſind doch nicht die alten, treu gewohnten ... Und wenn man ſich nicht anders helfen kann und Alles verbrennen muß, dann iſt's noch Zeit genug daran zu denken, dann drückt man die Augen zu und thut's — aber jetzt, jetzt darf man nicht daran denken …

So ging Diethelm in Gedanken hin und her und mußte gerufen werden, denn er hatte nichts davon gemerkt, daß die Feuerbeſchau ſchon in der Wohnſtube verſammelt war. Nochmals lehnte er die Verſicherung ab und ſagte: auch ſeine Frau wünſche ſie nicht; aber Martha widerſprach und nun ging's im Geleite nochmals treppauf und treppab und Alles wurde aufgezeichnet und gewerthet. Diethelm that oft Einſpruch, daß man ihn zu hoch einſchätze und ließ ſich nur von dem Waldhornwirth beſchwichtigen, der ihm die Nützlichkeit hiervon immer mehr darlegte; Diethelm ſah ſchnell, daß die Unbefangenheit, mit der er Einſprache erhoben, ihm für jetzt und ſpäter ſehr gut zu ſtatten käme, und als es nun endlich an die Wollvorräthe und die Zahl der Heerde kam, gab er ſelbſt einen hohen Werth an, der in Betracht ſeines früheren Widerſtrebens ohne Einſpruch angenommen wurde. Die Verſicherungsſumme belief ſich gegen zwanzigtauſend Gulden und Diethelm ſchmunzelte als die Feuerbeſchauer rühmend ſagten: man ſehe es einem beſcheidenen Bauernhauſe gar nicht an, was darin ſtecke, beſonders die Ausſteuer der Fränz dürfe ſich ſehen laſſen. Staunend gab man Diethelm verneinende Antwort, als er zuletzt einen großen Pack Papiere holte, mehrere davon vorzeigte und die prahleriſche Frage ſtellte, ob man auch Staatspapiere und Unterpfandsſcheine nach dem vollen Werth verſichere. Für ſo reich hatte den Diethelm doch Niemand gehalten.

Scherzhaft fragte er noch zuletzt: „Wie hoch habt ihr die Wanduhr dort angeſchlagen? die koſtet mich keinen Heller mehr und keinen weniger als achttauſend Gulden.“

Er erzählte nun unter Lachen wie ihn ſein Schwager betrogen, und da er die Summe faſt um das Dreifache zu hoch angegeben, vermied er es, dem Blicke ſeiner Frau zu begegnen, der, wie er zu ſpüren glaubte, zurechtweiſend auf ihm ruhte.

Endlich wurde das Täfelchen mit den zwei rothen Händen in Ermangelung eines Fenſterladens auf die Hausthür genagelt. Martha ſaß daneben auf der ſteinernen Hausbank. Diethelm ſtand bei ihr. Als der erſte Hammerſchlag geführt wurde, ſagte ſie leiſe vor ſich hin:

„Mir iſt's, wie wenn ich den Nagel in meinen Sarg ſchlagen hörte.“ Diethelm blickte ſie nur ſcharf an und ob dieſer Rede erzürnt, blieb er nicht zu Hauſe, ſondern ging mit den Männern hinab in das Waldhorn und blieb dort den ganzen Tag bis tief in die Nacht. Als die feinwolligen Schafe, die man nicht im Pferch übernachten ließ, am Abend heimkamen, ſchauten ſie, den Blicken ihres Führers folgend, verwundert nach dem hellfarbigen Täfelchen über der Hausthür. Heute kam Diethelm nicht zur Laternenviſitation und noch ſpät in der Nacht trug Medard ſeine geringe Habe zu ſeinem Vater in das Dorf und übergab ihm noch ein Päcklein Tabak und einen Theil des Trinkgeldes, das er auf dem Kirchheimer Wollmarkt erhalten hatte. Der alte Schäferle, ein ſchweigſames, dürres Männchen, nickte froh, er bedurfte zu ſeinem Lebensunterhalt faſt nichts als ein paar Kreuzer zu Tabak und ein Trinkgeld ließ er nicht gern altbacken werden. Vom Waldhorn herab tönte durch das ſtille Dorf Lachen und lautes Hin- und Herreden. Als der alte Schäferle in die Wirthsſtube trat, wurde er mit großem Halloh empfangen, und Diethelm ließ ihm ſogleich einen Schoppen einſchenken, denn Alles um ihn her ſollte luſtig ſein, wie er's ſelber war. Er hatte heute wieder ſeinen Hauptſpaß, er gab dem Lehrer und vielen Anderen ſchwere Rechenexempel auf, Räthſelrechnungen, die Niemand herausbrachte; und wenn Alles ringsum ihn lobte und ihm huldigte, rühmte er den alten Kopfrechner in Letzweiler, von dem er das gelernt, und die Bewunderung und die Schmeichelreden Aller gingen Diethelm mit dem Weine leicht ein. Als man ſpät in der Nacht, nicht eben ſicher auf den Beinen, aufſtand, machte ein Witzwort des alten Schäferle noch auf der Straße viel Gelächter, denn er hatte geſagt: „Diethelm, dir ſchadet ein Brand (Rauſch) nichts, du biſt ja in der Brandverſicherung.“

Diethelm lachte laut und wurde auf Einmal nüchtern, und auf dem ganzen Heimweg verließ ihn das Wort nicht.

Es war nun ſo hellgemuth daheim, daß Diethelm nur mit Schmerz daran dachte, auf Geſchäftsreiſen in der Ferne ſich tummeln zu müſſen. In der That kamen jetzt auch, von Reppenberger und Anderen angewieſen, mehrere Händler, beſahen die Vorräthe Diethelms, konnten aber nicht handelseins mit ihm werden; und die Mahnung, wie ſehr die Wolle durch langes Lagern an Ausſehen und Gewicht verliere, wies Diethelm leicht von ſich, es war ihm zur Gewißheit geworden, daß der gute Schick, auf den er harrte und hoffte, nicht ausbleibe; er glaubte an ihn wie an eine Verheißung und faſt noch mehr als an eine ſolche. Es fiel ihm dabei gar nicht ein, rückwärts dem Urgrund dieſer Zuverſicht nachzuſpüren und mit einem allgemeinen Troſt beſchwichtigte er das Grübeln, wenn er ſich ausdenken wollte, in welcher Weiſe denn ſein zukünftiges Glück eintreten ſolle. Diethelm war jetzt auffallend weichmüthig und gutherzig gegen Jedermann und faßte auch immer beſſere Vorſätze für kommende Tage; und ſolch ein Mann, ſagte er ſich dann oft, ſolch ein Mann darf nicht untergehen, wenn noch Gerechtigkeit bei Gott und im Himmel iſt. Ohne es auffällig zu machen, ging Diethelm öfters in die Kirche, und im Wirthshaus zum Waldhorn unterhielt er ſich viel mit dem Pfarrer, und dieſer ſagte oft zu den Wirthsleuten und zu Anderen: er habe den Diethelm gar nicht ſo gekannt, unter ſeinem ſtarkthueriſchen Gebaren ruhe ein demuthsvolles und gläubiges Gemüth, und dabei ſei er ein guter politiſcher Kopf. Diethelm war kein Liberaler, er war zu ſehr monarchiſcher Natur und dünkte ſich zu erhaben über Alle unter ſich, als daß er eine Gleichberechtigung anerkannt hätte; nur in Sachen der Wahlen wich er davon ab: die Ehre von ſo Vielen erwählt zu werden dünkte ihn faſt noch größer als von der hohen Regierung ernannt zu werden. Manche ſchalten jetzt ſogar auf Martha, die mit ihrem zänkiſchen und ſchwermüthigen

Weſen den braven Mann oft aus dem Hauſe treibe; es muß aber zur Ehre Diethelms geſagt werden, daß er immer entſchiedene Einſprache that, wenn er Derartiges merkte. Er hielt es für eine Verſündigung, durch Ungerechtigkeit gegen Andere erhoben zu werden; aber ſo ſehr war er bereits in innern Wirrwarr gerathen, daß er dieſe einfache Ehrlichkeit für ein beſonderes Opfer hielt, wofür ihm der Gotteslohn nicht ausbleiben dürfe. Diethelm hielt ſich überhaupt viel im Waldhorn auf und kartelte. Hier war gewiſſermaßen ſein zweites Heimweſen und ein noch viel willfährigeres als das eigentliche. Diethelm hatte eine Hypothek auf dem Wirthshauſe, und der ohnedieß geſchmeidige und ſchmeichleriſche Wirth war ſein Neffe, dem er zum Ankauf dieſes Hauſes verholfen hatte; natürlich alſo, daß Diethelm hier unbedingte Botmäßigkeit fand, wie ſonſt nirgends; und er ließ ſich dieſe gern gefallen. Im Waldhorn wartete er nun jedesmal den Poſtboten ab: die Quittung für eine drängende Schuld, die er mit der erworbenen baaren Summe getilgt hatte, blieb nicht aus, aber auch andere Briefe kamen, in die er nur kurze Blicke warf und die er auf dem Heimwege in kleinen Stückchen verzettelte, welche der Herbſtwind luſtig davon trug. Ganz buchſtäblich ſchlug er alle Sorgen in den Wind, und wenn die Frau, die wohl tiefer ſah, mit ihm Alles beſprechen wollte, hatte er hunderterlei Ausreden und verſicherte Martha, ſie ſolle nur auf ihre Sache ſehen, er werde die ſeinige ſchon auseinander haspeln. Martha war wie alle Frauen vornehmlich auf's Erhalten bedacht und dieſe durch die kleinlichen Handthierungen des Lebens bedingte Tugend erſchien Diethelm in ſeinen weit ausgreifenden erobernden Planen als engherzig. Martha war ſchon zufrieden, daß er ihrem Drängen nachgab, ſich nicht zum Abgeordneten wählen zu laſſen, was er eigentlich nie recht im Sinn gehabt; nur that er jetzt, als ob er damit ſeinen liebſten Wunſch opfere.

Fränz beſtürmte den Vater, ſie, wie er verſprochen, nach der Stadt zu bringen; die Mutter aber widerſetzte ſich unnachgiebig dieſem Vorhaben. Fränz ſchwieg und that, als ob ſie nicht mehr daran dächte; je mehr es aber Herbſt wurde, im Dorfe die Dreſchzeit begann und die Wege ſo grundlos wurden, daß man oft ganze Wochen kaum in's Dorf hinab kam, um ſo mächtiger wurde die Sehnſucht der Fränz nach dem Stadtleben; ſie war wie ein Wandervogel, der gewaltſam zurückgehalten wird vom Zuge. Trotz des Widerſpruchs der Mutter wußte ſie es dahin zu bringen, daß ſie den Vater auf einer Fahrt nach der Amtsſtadt begleiten durfte, und als Diethelm hier nicht, wie er gehofft hatte, Kaufluſtige für ſeine Vorräthe fand, ward es ihr nicht ſchwer, ihn zu beſtimmen, mit ihr nach der Hauptſtadt zu fahren. Wie ein Vogel, der angſtvoll von Zweig zu Zweig hüpft, bald ausſchaut, bald ruft: ſo wanderte hier Diethelm hin und her und verſtand ſich endlich zu dem ſchweren Entſchluß, ſelber Anerbietungen zu machen und durch Zwiſchenhändler verbreiten zu laſſen. Der Erfolg war aber ein geringer. Diethelm brachte nichts mit nach Hauſe als Ausſichten auf den Verkauf der Staatspapiere, die er zu einem ſehr niedrigen Tagespreis abgeben ſollte; Fränz aber brachte er nicht wieder, denn ſie blieb im Rautenkranz, in dem Wirthshauſe, wo Diethelm ſtets ſeine Einkehr hatte, um hier die Koch- und größere Wirthſchaftskunſt zu erlernen.

In Buchenberg ging es nun gar ſtill her, wenn nicht dann und wann Fuhren mit Heu ankamen, von dem immer neue Vorräthe zur Ueberwinterung der Schafe gekauft werden mußten. Diethelm hatte eine wahre Kaufwuth; wo nur irgend etwas zu haben war, eignete er ſich's an, bezahlte Anfangs baar, gerieth aber auch nach und nach in's Borgen und behaftete ſich mit einer Unzahl ſogenannter kleiner Klettenſchulden, ſo daß das einſame Haus von Drängern aller Art überlaufen wurde, die beſonders die bekümmerte Frau peinigten; denn Diethelm blieb jetzt mehr als je und ganz ohne Grund tagelang aus dem Hauſe, nur um der Anſchauung des auf ihn hereinbrechenden großen Unglücks und den kleinen Bedrängniſſen zu entgehen. Er ärgerte ſich jetzt über viele Menſchen und ſah erſt jetzt, wie er es hatte geſchehen laſſen, daß er von Jedem ausgeraubt wurde, der etwas an ihn zu fordern hatte. Menſchen, die ihm ſonſt brav und rechtſchaffen erſchienen waren, erkannte er nun in ihrer offenkundigen Schlechtigkeit und hatte vielerlei Streit und Gerichtsgänge. Noch böſer hatte es Martha daheim. Leute, die ſie ſonſt nicht lang bei ſich geduldet hätte, ſaßen jetzt oft tagelang auf der Ofenbank, denn ſie ließen ſich nicht damit abweiſen, daß Diethelm nicht zu Hauſe ſei; ſie wollten ſeine Rückkunft abwarten und

Martha, die vor Zorn und Kummer faſt vergehen wollte, mußte noch freundlich thun, mußte dieſen Leuten zu eſſen und zu trinken geben und ſich faſt entſchuldigen, wenn ſie etwas für ſich bereitete, denn ſie ſah nicht undeutlich die höhniſch frechen Blicke, als ob ſie vom Eigenthum fremder Menſchen lebte. Sie fürchtete ſich, die Stube zu verlaſſen, denn ſie wußte, wie hinter ihrem Rücken über den Verfall dieſes Hauſes geſprochen wurde und wie bald die Kunde hievon landauf und landab ſich ausbreiten würde. Oft war es Martha, als ſollte ſie das ganze Haus mit Allem was darin iſt verlaſſen und davon rennen; es war ja himmelſchreiend, wie ihr einziges Kind ſie ſo heimtückiſch verlaſſen hatte und wie ihr Mann ſie dem Elende und der Schande preisgab, während er luſtig lebte. Dennoch war ſie wie feſtgebannt an das Haus und endlich griff ſie ihren letzten Hort an: es war dieß eine nicht unbeträchtliche Summe, die ſie verborgen hatte und die man erſt nach ihrem Tode hatte finden ſollen. Mit dieſer erledigte ſie ſich nun der Klettenſchulden und Diethelm war bei ſeiner Heimkehr überaus wohlgemuth, als er ſolches vernahm. Als ſie ihm den Reſt übergab, ſagte ſie:

„Nur um Gotteswillen keine Schulden. Schau, wenn ſo Gläubiger über Einen kommen, iſt's grad wie beim Dreſchen. Anfangs, wenn die Dreſchflegel auf die volle Spreite fallen, da geht's langſam, und man hört's nur wenig, je leerer aber das Korn wird, da geht's immer lauter und ſchneller. Verſtehſt mich?"

„Wohl, du biſt geſcheit. Aber haſt nicht noch mehr ſo geheime Bündel?"

Martha verneinte, Dietholm aber glaubte es ihr nicht und war wieder voll Liebe gegen ſie, wie in der erſten Zeit ihrer Ehe, ſo daß ſie gar nicht dazu kam, gegen ihn den Gram und Zorn über ſeine Fahrläſſigkeit auszulaſſen. Er vertröſtete ſie auf den großen Schick, der unfehlbar nächſtens eintreffe und half nun ſelber für die laufenden Ausgaben Leinwandballen verkaufen, von denen Martha aus Zorn gegen Fränz ſchon mehrere verſilbert hatte.

Eines Tages kehrte Diethelm nach einer vergeblichen Umfahrt von mehreren Tagen wieder heimwärts, da ſah er am Wege im Wald an einem ausgehauenen Baumſtumpf eine große Schichte von Kienholz. Raſch, ohne ſich klar zu machen was er wollte, hielt er an, ſprang ab, raffte einen Arm voll auf, riß den Sitz ab, öffnete das Kutſchentruckle, verſchloß das Kienholz in daſſelbe und fuhr raſch davon; bald aber ſtieg er wieder ab und wuſch ſich die harzigen Hände im Schnee.

Seltſam! Als er heute heimkam, fragte ihn Martha:

„Haſt nichts im Kutſchentruckle?“

„Warum fragſt?“ erwiderte Diethelm erſchreckt.

„Ich weiß nicht warum, ich mein' nur ſo.“

„Es iſt nichts darin,“ ſchloß Diethelm feſt.

Spät in der Nacht, als Alles im Hauſe ſchlief, ſchlich Diethelm noch einmal hinab, lauſchte, ob Medard in ſeiner Stallkammer ſchlief, ging dann nach der Scheune, öffnete den Kutſchenſitz, nahm das Kienholz heraus, trug es die Leiter hinauf nach dem Heuboden und verſteckte es unter einem Dachſtuhlbalken. Aber kaum war er wieder die Hälfte der Leiter herab, als ihm gerade dieſes Verſteck beſonders gefährlich erſchien; er kehrte wieder um und fand am Ende nichts Beſſeres, als das Kienholz wieder in den Kutſchenſitz zu verſchließen, er faßte dabei den Vorſatz: bei der nächſten Ausfahrt dieſes willfährige Brennmaterial wieder auf die Straße zu ſchleudern. Er ſchauderte vor ſich ſelber, indem er dachte, was ihm durch den Sinn gegangen war und die Hand auf das Kienholz legend, ſchwur er vor ſich hin in ſtiller verborgener Nacht, jede Verſuchung von ſich abzuthun, und wie aus einem wüſten Traume erwacht, froh, daß es nur ein Traum war, ſchlief er ruhig und feſt.

Am andern Tag, es lag ein leichter Schnee auf dem Felde, fuhr Diethelm in Angelegenheit ſeines Waiſenpflegeramtes wieder nach der Stadt. Er wollte unterwegs das Kienholz wieder wegwerfen, und zweimal hielt er an und öffnete den Kutſchenſitz, als jedesmal Leute daherkamen, ſo daß er in ſeinem ſeltſamen Thun geſtört wurde und wieder davon fuhr. Es war ihm, als ob er auf lauter Feuer ſitze, aber bald lachte er über dieſe alberne Furcht und wollte ſich nun gerade zwingen ſie zu überwinden, und heiteren Blickes fuhr er in die Stadt ein. Am Stern wußte er nicht, ſollte er beſondere Achtſamkeit empfehlen, da er etwas im Kutſchenſitz habe; aber das konnte aufmerkſam machen, er müßte Red und Antwort darüber geben, darum war's beſſer er ſchwieg ganz und ſo blieb's dabei. Als er auf dem Waiſenamte war, fühlte er mitten in den Verhandlungen plötzlich einen jähen heißen Schreck; er glaubte, er habe den Kutſchenſitz nicht recht verſchloſſen, es war ihm faſt ſicher, daß er offen war: wenn nun Jemand darüber kam und den wunderlichen Schatz fand, was konnte das für Gerede geben, welche Ahnungen mußten in den Menſchen aufſteigen. Ohne nachzuſehen unterſchrieb Diethelm Alles was man ihm vorlegte und eilte nach dem Wirthshaus; ſeine Vermuthung hatte ihn betrogen, der Kutſchenſitz war wohl verſchloſſen, aber er wagte es nicht ihn jetzt zu öffnen und nach dem verrätheriſchen Inhalt zu ſchauen.

Als Diethelm hierauf an dem Kaufladen Gäblers vorüberkam, rief ihm dieſer zu und übergab ihm mit einigen halb höflichen Worten die Rechnung für die eigenen Einkäufe und für die des Zeugwebers Kübler. Diethelm verſprach zu Neujahr zu bezahlen und Gäbler ſagte, er verlaſſe ſich darauf. Ueberhaupt ſchien es Diethelm, als ob alle Menſchen ein verändertes Benehmen gegen ihn hätten, ſelbſt der Sternenwirth war wortkarg und ging ſeinem Geſchäfte nach, während er ſonſt unzertrennlich bei Diethelm ſaß und mit ihm über Allerlei aus Gegenwart und Zukunft plauderte. Was hatten denn die Menſchen, daß ſie auf Einmal ſo ganz anders waren? War denn Diethelm nicht noch immer derſelbe, der er von je geweſen? Damals am Markttag erglänzte ihm jedes Angeſicht und ſtreckte ſich ihm jede Hand entgegen. Was ging denn jetzt vor? Der Zeugweber Kübler, der „den Herrn Vetter und Familienfürſten" aufſuchte und ſich ihm zu Beſorgungen erbot, konnte nicht begreifen, warum Diethelm über die ganze Welt fluchte und immer ſagte, der ſei ein Narr, der nur eine Stunde einem Menſchen glaube. Woher es kam, das wußte Diethelm nicht, aber offenbar ſchien es ihm, daß man Schlimmes von ihm dachte und ſeine Ehre angegriffen ſei, daß etwas wie eine Verſchwörung aller Menſchen gegen ihn in der Luft ſchwebe. Das von Zweifel und Bangen gepeinigte Herz verlangt beſonders huldreiche Zuneigung der Welt, und gerade da bleibt ſie aus, und das düſter blickende Auge des Bedrängten ſah Unfreundlichkeit der Menſchen, wo ſonſt gar nichts geſehen wurde.

Diethelm beauftragte Kübler, eine geweihte Kerze, ein vierundzwanzig Stunden haltiges ſogenanntes Taglicht zu kaufen für den verſtorbenen Vater des Waiſenkindes, in deſſen Angelegenheiten er eben in der Stadt war. Kaum war Kübler weggegangen, als ein Briefchen vom Kaſtenverwalter kam, der Diethelm daran erinnerte, daß er das Geld, das in ſechs Wochen fällig war, bereits anderweit verſagt hätte. „Der hat auch was,“ knirſchte Diethelm, den Brief in die Taſche ſteckend, und hätte er in dieſem Augenblicke ein Verbrechen an der ganzen Welt begehen können — es wäre ihm eine Luſt geweſen. Er hielt noch die Hand auf dem Briefe des Kaſtenverwalters, als Kübler kam, aber er brachte ſtatt Einer Kerze ein Gebund, das vier ſolcher enthielt.

„Ich hab' nur Eine gewollt, aber es iſt ſo auch recht,“ ſagte Diethelm und hielt in zitternder Hand die Kerzen. Es war ihm, als müßte er damit ſengen und brennen.

Elftes Kapitel.

Der Schnee wirbelte um ihn her und Diethelm fuhr durch die Nacht dahin heimwärts, ſeine Wangen glühten und die Schneeflocken, die darauf fielen, konnten die Gluth nicht löſchen. Am erſten Berg hielt er an, öffnete den Kutſchenſitz, aber nicht um ſeinen Inhalt, verborgen vor jedem Späherauge, zu zerſtreuen; er legte drei der geweihten Kerzen noch zu dem Kienholz. Er fühlte einen Stich durch's Herz, und doch bewegte ihn ein freudiger erfindungsreicher Gedanke: dieſe Kerzen brennen eine volle Tag- und Nachtlänge, mit ihnen läßt ſich verdachtlos etwas bewirken.

Im Schritt den Berg hinanfahrend überdachte Diethelm ſein ganzes vergangenes Leben. Er ſpürte ein Jucken in den Augen, als er der unſäglich vielen Freuden gedachte, die er ſeinen Eltern und allen ſeinen Angehörigen bereitet hatte; und plötzlich ſtand es vor ihm, daß ſein Bruderskind in Elend verkomme, wenn er nicht dem Kübler zur Anſäſſigmachung verhelfe. Alles, was er thue, ſei ja zum Guten. Und jetzt war es, als ſähe er ſeine Fränz, wie ſie unter den Menſchen herumgeſtoßen würde, die kein Erbarmen haben und ſich ſelber ſah er ſterbenskrank und in Noth und verlaſſen. Es muß ſein . . .

Heute kehrte Diethelm freiwillig auf der kalten Herberge ein. Es war ihm hier nicht mehr wie in einem verzauberten Hauſe zu Muthe: Alles hatte einen freundlichen Anſchein und das behäbige und wohlgemuthe Weſen des Wirthes ſprach es deutlich aus, daß man nach einer ſolchen That wieder friſchauf leben kann. Diethelm ſuchte ſich immer mehr einzureden, daß der böſe Leumund die Wahrheit verkünde und dieſer Wirth ein Brandſtifter ſei. So ſaß Diethelm in ſich gekehrt und mit glänzenden Augen umſchauend, als ein alter Bekannter, der Reppenberger, eintrat und ſeinen Glücksſtern pries, daß er ihm einen Weg erſpare, den er eben zu Diethelm machen wollte. Er berichtete, wie er endlich einen willigen Käufer gefunden, der den geſammten Wollvorrath zu einem Preiſe übernehme, bei dem für Diethelm noch ein mäßiger Gewinn ſich ergab. Reppenberger hatte ein ſo lebendiges Mundſtück und wußte es durch Weinzufuhr immer neu zu beleben, daß er gar nicht merkte, wie zerſtreut und ſtotternd Diethelm ſtets antwortete, wenn er nicht lautlos darein ſtarrte, als hätte er gar nichts gehört. Denn Diethelm war es in der That, als treibe der Teufel ſein Spiel mit ihm. Kaum giebt er ihm die Kerzen in die Hand und erregt in ihm die erfindungsreichen Gedanken: da kommt die Verſuchung und will Alles zum leeren Poſſenſpiel und zu nichte machen. Iſt darum alles Bedenken und alles innere Zagen überwunden, damit Alles ein eitles Spiel um Nichts ſei? Das Herz, das Einmal den feſten Willen zur böſen That gefaßt, ſieht leicht dieſe ſchon als in ſich vollbracht an, und wie mit dämoniſcher Gewalt wird es immer wieder dazu gedrängt und alle Ablenkungen erſcheinen nicht als das was ſie ſind, ſondern als Hinderniſſe, die überſprungen und beſiegt werden müſſen. Denn das iſt das unergründliche Dunkel, daß das innere Sinnen, ſei es gut oder böſe, alle Vorkommniſſe wie eine leibliche Speiſe verwandelt und ſich gleich macht. Was vor Kurzem noch in Kämpfen und Bedenken als freier Entſchluß ſich darſtellte, verkehrt ſich in unabänderliche Nothwendigkeit und wie in einen Zauberkreis gebannt, aus dem nichts mehr zu wecken vermag, erfüllt ſich das Geſchick.

Darum muthete dieſe ſonſt frohe Kunde Diethelm jetzt mit Betrübniß an und er knirſchte innerlich vor Zorn, wie ihm die Rechtfertigung vor ſich genommen war, da ſonſt kein anderer Ausweg blieb. Wie zum Hohn öffnete ihm jetzt die ſchlechte Welt einen Ausweg, den er doch nicht mehr einſchlagen konnte. Einen großen Schick wollte er machen und was ſoll jetzt ein kleiner Gewinn? Der ſpielte ihm die Möglichkeit einer völligen Rettung aus der Hand und überließ ihn fort und fort den tauſend kleinen Plackereien, deren Ende gar nicht abzuſehen war. Darum muß geſchehen was beſchloſſen iſt . . .

Als erriethe er Diethelms Gedanken, ſagte der Reppenberger jetzt:

„Guck einmal den Wirth an. Sitzt er nicht da ſo unſchuldig und fromm wie der heilig Feierabend, und doch weiß er, was er gethan hat und hat ſein Haus angezündet und beim Brandlöſchen ſich einen naſſen

Finger gemacht und Alles abgewiſcht was angekreidet geweſen iſt. Jetzt hat er ein neues Haus und baar Geld ſtatt Schulden."

„Wer weiß, wie es ihm zu Muth iſt," ſagte Diethelm ſich mit der Hand hin und her durch das Halstuch ſtreifend, als wollten die Worte nicht heraus.

Der Reppenberger lachte laut und ſagte:

„Hab' ſchon gehört, daß du fromm geworden ſeiſt, aber glaub' mir, wenn alle Leute, die was Ungrades gethan haben, krumm gingen, da könnt' ſich ein Aufrechter um's Geld ſehen laſſen."

„Ich will nichts mehr davon hören," ſagte Diethelm ſtreng verweiſend und ſprach nun von dem Verkauf, zu dem er ſich willfährig zeigte. Er wußte nicht recht warum er das that, aber ſo viel war ihm klar, er mußte ſcheinbar darauf eingehen, um nicht Verdacht auf ſich zu lenken. Auf dieſe Rückſicht wollte er fortan alle Klugheit verwenden und er war im Innern ſtolz darauf, wie weit er es bereits in der Verſtellungskunſt gebracht hatte. Diethelm nahm den Reppenberger mit nach Buchenberg, und da der abgehauste Mann keinen Mantel hatte, gab er ihm eine Pferdedecke, in die ſich derſelbe behaglich wickelte. Diethelm aber fröſtelte es bei dem Gedanken, daß auch er einſt wie dieſer einer geliehenen Pferdedecke ſich freuen könne, und wie er Peitſche und Leitſeil in die Hand nahm, ſprach es in ihm: darum muß geholfen werden ſo lang ich das noch feſthalte.

Der Reppenberger entſchlief bald, aber Diethelm wurde von mühſamen Gedanken wach gehalten. Zum

Scheine verkaufen und vor den Leuten ſich höchlich darob freuen, aber vor der Ablieferung noch Alles in die Luft ſprengen, und mit der hohen Verſicherungsſumme ſich wieder friſch flott machen — das war die Beſtimmung, die endlich ſo feſt ſtand, als wäre ſie gar nicht die Geburt ſeines eigenen Entſchluſſes; und ſo ruhig ward er dabei, daß er die Peitſche neben ſich ſteckte und die des Weges gewohnten Pferde laufen ließ und in Schlaf verſank wie ein Kind nach dem Nachtgebet. Jn Unterthailfingen vor dem Wirthshaus hielten die Pferde an und Diethelm erwachte; taumelnd ſchaute er auf und mußte ſich beſinnen wo er war, und im erſten Augenblick erſchien die weißverhüllte Geſtalt neben ihm wie ein Geſpenſt. Jm Dorfe ſchlief Alles und Niemand bemerkte das Anhalten eines Fuhrwerks, nur Reppenberger erwachte, als Diethelm mit einem plötzlichen Ruck im geſtreckten Trab davonfuhr.

„Wenn ich nur ſo ein Kütſchle hätt' wie du," ſagte der Reppenberger, „wenn ich meine ſiebzig Jahre da hüben ſo 'rumfahren könnt', könnten ſie meinetwegen in der andern Welt mit mir machen was ſie wollen." Und wie nun Diethelm immer weiter ſein Glück preiſen hörte und wie der Reppenberger erzählte, welch ein elendes Leben er führe, empfand Diethelm immer mehr ein Wohlgefühl, daß er den Muth und den rechten Weg gefunden habe, ſich eine heitere ſorgenfreie Zukunft zu ſichern. Als der Reppenberger ſeine Pfeiſe geſtopft hatte und jetzt Feuer ſchlug, fiel Diethelm im Anſchauen der ſpringenden Funken der Traum ein, den er ſo eben gehabt: er ging über eine große weite Haide und es regnete Funken, ſie flogen ihm in's Geſicht und auf den blauen Mantel, aber ſie zündeten nicht und er ging darunter hinweg als wären es Schneeflocken, und weiter hinaus in der Ebene ſtanden Funkenſäulen und ſtrömten auf und nieder und plötzlich ſtand ſein Vater vor ihm und ſagte lächelnd: es regnet Gold — da hielten die Pferde an, dahin war das Traumgeſicht.

Träume gelten zwar nichts, ſagte ſich Diethelm, aber dieſer hat doch eine gute Vorbedeutung.

Am Waldhorn in Buchenberg ſtieg der Reppenberger ab und luſtig knallend fuhr Diethelm nach ſeinem Haus und erzählte der Frau, daß der gute Schick nun in dieſen Tagen eintrete und alle Wolle ſo viel als verkauft ſei.

„Gott Lob und Dank!“ rief die Frau, die Hände in einander ſchlagend, „ich hab' dir's nicht ſagen wollen, daß mir's immer geweſen iſt, wie wenn die Deck' und Alles was darauf iſt, mir auf dem Kopf liege.“

„Mir auch,“ ſagte Diethelm zutraulich und ſchnell dachte er jetzt in dieſer heitern, argloſen Stimmung Vorſorge zu treffen und er fuhr fort: „Ich hab' immer Bangen gehabt, es geht einmal ein Feuer aus und der Teufel hat doch ſein Spiel und wenn auch das Sach' verſichert iſt, was nutzt das wenn Eins von uns umkäm', und da hab' ich mir ſchon oft gedacht, da zu dem Fenſter 'nausſpringen thut man ſich keinen Schaden, weil der Dunghaufen da iſt.“

„Red' ſo was nicht; das heißt Gott verſuchen,“

wehrte die Frau ab und Diethelm erklärte, daß das nur ein vorübergehender Gedanke war; innerlich aber fühlte er ſich erleichtert, ſeiner Frau den Weg gezeigt zu haben, wenn er ſie nicht vorher aus dem Hauſe bringen konnte; denn durch ihn allein, von keiner andern Menſchenſeele gekannt, ſollte die That geſchehen.

Heute machte Diethelm keinen Verſuch mehr, den Inhalt des Kutſchenſitzes zu verſtreuen, er freute ſich des fallenden Schnees, der die Halbkutſche in der Scheune ließ und den Schlitten zur Verwendung brachte.

Am Morgen fühlte Diethelm noch einmal ein Bangen über ſeinen Vorſatz, und doch war's ihm, als hätte er Jemand das Verſprechen gegeben, ihn zu vollführen. Eben wollte er die geweihte Kerze in das Pfarrhaus ſchicken, als ſeine Bruderstochter aus Letzweiler ankam. Noch bevor ſie ein Wort reden konnte, weinte ſie laut und erklärte endlich, daß man in G. ſage, Diethelm werde ihr keine Ausſteuer geben, die Hochzeit nicht ſtattfinden und ſie im Elend bleiben. Man konnte nicht herausbringen woher das Gerücht gekommen war und das Mädchen, das immer auf der Bank ſitzen blieb und nicht aufſtand, ſchwur, daß ſie ſich ein Leid anthue, wenn das Gerücht wahr ſei. Diethelm ſtand lange ſtill vor dem Mädchen, betrachtete es ſcharf, ſo daß es die Augen niederſchlug, und ſich auf die Bruſt ſchlagend, daß es dröhnte, ſchwur Diethelm: „Guck, mir ſoll die Kerze da auf der Seele verbrennen, wenn du nicht Alles von mir bekommſt, wie ich's verſprochen habe.“

Er ging mehrmals mit ſchweren Schritten die Stube auf und ab und ſtand wieder vor dem Mädchen ſtill und ſagte:

„Warum haſt du denn ein ſo ſchlechtes Kleid an? Haſt keine beſſeren?“

„Freilich, ich hab' ja die zwei, die Ihr mir geſchenkt habt, aber ich will ſie ſparen.“

„Du weißt ja,“ fuhr Diethelm auf, „ich kann nicht leiden, wenn Eines von den Meinigen ſo verlumpt daher kommt. Mein' Frau muß dir von der Fränz ein anderes Kleid geben. So darfſt du nicht durch das Dorf. Ich will der Welt zeigen wer ich bin.“

Wuth gegen die Welt, die ſeinen Ehrennamen ſo grundlos angriff und ein freudiger Hohn, daß er es in der Gewalt habe, Rache zu nehmen, alle böſen Nachreden zu Schanden zu machen, kochten in ſeinem Herzen. Er ſtand gerechtfertigt vor ſich da, das Schlechteſte zu thun; traute man ihm ja das Schlechteſte zu, und Niemand hatte ein Recht oder einen Grund dafür. Das Mädchen, das ſich wohl auf einen ſcharfen Zank gefaßt gemacht hatte, ſchaute mit gefalteten Händen wie anbetend zu Diethelm auf, der ihm liebreich die Wangen ſtreichelte, denn ein freudiger Gedanke erhob ihn; ſichtbarlich zeigte es ſich ihm: er mußte die That thun, um die Stütze ſeiner Familie zu retten. Die ganze Macht ſeiner Familienliebe erwachte in ihm: nicht für ſich, für alle ſeine Angehörigen mußte er der bleiben, der er war, alles Verdammungswürdige in ſeiner That war nur verkannte Tugend.

Medard kam in die Stube und berichtete die Zahl der Lämmer, die in dieſen Tagen ſich zahlreich eingeſtellt hatten, indem er dabei bemerkte, der Meiſter möge doch auch wieder einmal in den Stall kommen und nachſchauen. Diethelm wies den Medard mit ſtrengem Blick ab und ſagte, er habe jetzt anderes zu thun; als er aber dem ſtechenden Blick Medards begegnete, fügte er hinzu: ich komme gleich. Er überdachte ſchnell, daß er nichts auf ſich kommen laſſen dürfe, was als Fahrläſſigkeit gegen ſein Eigenthum erſcheinen könne. Sonſt hatte er im Winter immer ſeine beſondere Freude an den Schafen gehabt; im Sommer ſind ſie auf der Weide, dem Auge entrückt, im Winter aber giebt es oft täglich Junge, und ſtundenlang hatte Diethelm im warmen Schafſtalle geſeſſen. Als er jetzt dahin kam, drängten ſich alle Schafe auf ihn zu, ſo daß ihm ganz ängſtlich zu Muth wurde, er zählte die Lämmer kaum und machte ſich wieder davon.

Zwölftes Kapitel.

Auch im Schickſal der Menſchen giebt es veränderliches Aprilwetter, wenn neue Keime aufgehen. Ein Brief des von Reppenberger beſtellten Käufers meldete einen Verſchub ſeiner Ankunft auf mehrere Wochen und erſuchte Diethelm, wenn er früher verkaufen wolle, mit Proben nach der Hauptſtadt zu kommen. Diethelm ließ ſich aber dadurch nicht abhalten, im Waldhorn prahleriſch ſeine günſtigen Ausſichten zu verkünden. Er lief dann hin und her und hatte für Alles die genaueſte Fürſorge, und doch war ihm jedes Thun nur wie ein Nebengeſchäft, wie ein gewaltſamer Zeitvertreib, bis es an die einzige wirkliche That ging. Als ihn der Waldhornwirth aufforderte, mit auf die Jagd zu gehen, ſchlug er es ab, und doch war ſein Antlitz froh geſpannt, denn er erinnerte ſich des bedeutenden Pulvervorrathes, den er im Hauſe hatte, und der ſich nun auch zu ſchicklicher Verwendung eignete. Als Diethelm beim Nachhauſegehen in der Nacht an der Kirche vorüberkam, erſchrack er plötzlich, da er hellen Schein durch die hohen Kirchenfenſter blinken ſah. Hat das eine Vorbedeutung, daß die Kirche brennt? Schon wollte Diethelm laut rufen, als es ihm einfiel, daß das ja die Weihekerze war, die er ſelbſt aus der Stadt mitgebracht; auf die Minute hin iſt berechnet, wie lang dieſes Licht brennt, und iſt es nieder und findet keine Nahrung ſeiner Flamme mehr, dann erliſcht es, findet es aber neue weithinziehende, dann . . . Als Diethelm ſich endlich von den Knieen aufrichtete, ſah er wie verwirrt an ſich herab, er konnte ſich nicht erinnern, wie er niedergekniet war, es mußte das gegen ſeinen Willen geſchehen ſein. Haſtig verſcharrte er die Spuren ſeiner Kniee im Schnee, und wie er weiter ſchritt, verſcharrte er jede Fußtapfe zur Unkenntlichkeit, und doch wagte er es nicht, geradenweges heimzugehen; bald ängſtigte ihn der Gedanke, daß er entdeckt und verrathen ſei, bald hatte er eine Angſt vor ſeinem eigenen Hauſe, als ob die todten Wände wüßten, daß er ſie in Aſche verwandeln wolle und vorzeitig zuſammenſtürzen und ihn unter ihrem Schutte begraben. Eine ruheloſe Gewalt trieb Diethelm immer weiter, als müßte er entfliehen und hinter ſich laſſen Alles was ihn kennt und nennt; die Verwandten werden ſich ſchon der Martha und der Fränz annehmen, wenn nur er nicht mehr da war, nur wehe that es ihm, daß er ihnen nicht Lebewohl geſagt, und Thränen traten ihm in die Augen über ſeinen eigenen ſo jähen Tod, den er doch ſuchen mußte.

In dieſer Nacht kämpfte zum Letztenmal der gute Geiſt Diethelms mit ſeinen ſchlimmen Vorſätzen in gewaltigem Ringen und eine überraſchende Wendung ſeines Denkens löſte auf Einmal allen Hader: dir bleibt nichts als dich ſelbſt umbringen, das iſt eine ſchwere Sünde — oder Brandſtiften, das iſt auch ein Verbrechen, aber minder, und du haſt ſchon genug gelitten für das, was du thun wollteſt, du haſt deine Strafe vorweg empfangen, jetzt mußt du's auch thun, und du retteſt dich und all die Deinen.

An der Gemarkung von Unterthailfingen kehrte Diethelm um und kam, man kann faſt ſagen, als hartgefrorner Miſſethäter heim.

Drei Tage ging Diethelm einſam und in ſich gekehrt umher; er verſtopfte jede Luke und jeden Spalt auf dem Speicher und ſagte ſich innerlich Wort für Wort Alles vor, was er zur gefahrloſen Vollbringung zu thun habe; denn er gewahrte, wie ſein Athem ſchneller ging bei dem Gedanken an die endliche Ausführung, er wollte ſich vor ſich ſelbſt ſicher ſtellen, um mit Umſicht und ohne Leidenſchaft und Haſt, die leicht das Wichtigſte überſieht, zu Werke zu gehen.

Am dritten Abend kam ein Bote vom Kohlenhof mit der Nachricht, daß die Kohlenhofbäuerin, die Tochter Martha's erſter Ehe, krank ſei und nach der Mutter verlange. Diethelm erfaßte dieß ſchnell als eine erwünſchte Wendung und drang in ſeine Frau, daß ſie ſogleich abreiſe; er wußte aber allerlei Ausreden, daß er ſie nicht ſelbſt führte, er wollte dem Medard den Schlitten mit den beiden Rappen übergeben, aber dieſer klagte über Schmerzen in ſeinem gebrochenen Bein und der Waldhornwirth war gern bereit, die Baſe zu führen. Diethelm empfahl ihm, bald zurückzukehren, da er morgen auch verreiſen müſſe.

Als das Fuhrwerk mit Schellengeklingel davonrollte, hob Diethelm die Arme hoch empor und reckte ſich wie zum Ausholen für eine ſchwere Arbeit.

Spät in der Nacht als Alles ſchlief, ging Diethelm ohne Licht hinab in die Scheune, öffnete den Kutſchenſitz, nahm die Kerzen ſorgfältig heraus, that das Kienholz in einen Sack, den er ſich über den Rücken band, und ſtieg auf der Scheunenleiter hinauf nach dem Speicher. In der Mitte der gradaufſtehenden Leiter, die er doch tauſendmal auf- und abgeſtiegen war, überkam ihn plötzlich ein Schwindel, daß er nicht vor- und nicht rückwärts konnte; er hing wieder wie über einem Abgrund zwiſchen Leben und Tod, und faſt ſchrie er laut auf nach Hülfe, aber noch hatte er Beſinnung genug zu überlegen, daß er ſich damit in's Elend ſtürze und mit letzter Kraft in ſich hinein fluchend ſtemmte er ſich an und kletterte behend von Sproſſe zu Sproſſe und ſtand endlich keuchend auf dem obern Boden. Er legte jetzt Alles nieder wo er ſtand, ja ſelbſt die Pulverſäckchen that er aus der Taſche. Er öffnete einen Laden, um das Mondlicht hereindringen zu laſſen und ſaß lange ausruhend auf einem Wollballen. Endlich vertheilte er das Kienholz in einzelne Schichten, die er zwiſchen die Ballen legte, dabei ſprach er faſt laut vor ſich hin: „Dorthin die eine, dort die andere Kerze und die dritte zwiſchen die aufgehobenen Bretter, daß kein Licht nach außen ſcheint. Ich muß ſie kürzen, ſie dürfen nur zwölf Stunden brennen.“ — Jetzt hatte er Kienholz zwiſchen zwei Ballen geworfen, aber es fiel ſo dumpf, er griff hinab und ein Schrei des Entſetzens ertönte, Diethelm hatte einen haarigen Kopf erfaßt; er zitterte, daß die Bretter unter ihm dröhnten, eine krallige Hand faßte nach ſeinem Munde: „Der Teufel!

der Teufel!" ſchrie Diethelm und ſank lautlos zu Boden.

„Meiſter, Meiſter, ich bin's," rief jetzt eine Stimme, und Diethelm ſetzte ſich auf. War das nicht die Stimme des Schäfers Medard? Wunderbar ſchnell war Diethelm gefaßt.

„Was thuſt du da? du haſt ſtehlen wollen, du Zuchthäusler?" rief Diethelm.

„Und wenn auch, was darnach?" erwiderte Medard ſpöttiſch, „die Brandkaſſe bezahlt's doch."

Raſch ſchnellte Diethelm empor, und mit den Worten: „Ich erwürge dich, du krummer Hallunk," warf er ſich auf Medard, ſchleuderte ihn nieder und kniete ihm auf die Bruſt.

„Ich will ja nichts ſagen, laſſet nur los," rief Medard mit halberſtickter Stimme und Diethelm gewahrte plötzlich, daß er zum Mörder hatte werden wollen und ließ ab. Wie anders war plötzlich Alles geworden, er hatte einen Mitwiſſer ſeiner That und war allezeit in der Hand eines Fremden.

„Guck," ſagte er, und ihn ſelber ſchauderte vor dem, was er ſagte, „ich bin einmal ſo weit, zurück kann ich nicht mehr, aber ich kann weiter gehen, ich muß es, wenn du mir nicht eine Sicherheit giebſt, daß du nie — nie was redeſt."

„Es giebt nur Eine Sicherheit, nur eine einzige," erwiderte Medard, „und die iſt feſter als tauſend Eide."

„Heraus, heraus! Was iſt's?" ſagte Diethelm, die Hände des am Boden Liegenden feſthaltend, und dieſer erwiderte:

„Der Munde heirathet Eure Fränz, und wenn mein Bruder all' das Sach kriegt, da iſt die beſte Sicherheit, daß ich nie was red'."

Diethelm preßte vor Zorn die Hände des Medard zuſammen, daß dieſer laut aufſchrie, aber allmälig ließ er doch lockerer, und er ſagte endlich:

„Meinetwegen, ja, ja, es ſoll ſo ſein, aber du mußt mitthun und du mußt anzünden, wenn ich nicht da bin."

„Das nicht," erwiderte Medard, „aber mit thu' ich und wir ſchaffen noch ein gut Theil fort eh' es losgeht."

„Haſt denn geſtohlen?"

„Was fraget Ihr jetzt darnach? das iſt jetzt Alles lauter Schwefelhölzle und ich weiß noch was, was Ihr vergeſſen habt; ich komm' morgen in's Spritzenhäusle, ich will helfen die Spritze vom Rädergeſtell auf den Schlitten bringen, und da will ich nur zwei Schrauben an der Spritze losmachen, dann mag man löſchen."

„Du biſt nicht dumm, du biſt geſcheit," ſagte Diethelm und mit dieſen Worten war der Friede zwiſchen den Beiden geſchloſſen. Diethelm führte den Knecht, den in der That ſein kranker Fuß von dem Falle ſehr ſchmerzte, ſorglich die Treppe hinab und gab ihm Branntwein zum Einreiben.

Medard ſprach viel davon, wie albern es wäre, wenn man nicht noch ſo viel als möglich bei Seite ſchaffe, aber Diethelm wehrte ſtreng ab, er hatte das Wort auf der Zunge, aber er ſchämte ſich es zu bekennen, daß er nicht auch noch zum gemeinen Dieb werden wolle, er fühlte voraus den höhniſchen Spott ſeines Genoſſen und wies nur auf die Gefahr hin, die ſolches Beiſeiteſchleppen, ohne daß man's ahne, mit ſich führt. Medard hatte wohl zu vertheidigende Einwände und Diethelm fühlte ſich geneigt ſtreng zu befehlen, daß Alles nach ſeiner wohlbedachten Anordnung ausgeführt werde, aber indem er den Befehl ausſprach, verwandelte er ihn in eine Bitte, und es klang faſt wehmüthig, wie er den Medard bat, um ſeiner Beruhigung willen Nichts hinterrücks zu thun und alle ſeine Anordnungen auszuführen.

Medard hatte ſich während deſſen gemächlich Knie und Wade eingerieben, und als jetzt Diethelm ſchloß:

„Wir ſind doch eigentlich ganz gleich, ich thu' Alles wegen meinen Verwandten und du thuſt Alles wegen deinem Bruder," da ſchaute Medard grinſend auf und ſagte:

„Aber mein Bruder iſt jetzt Euer einziger und nächſter Verwandter, Eure Letzweiler Krattenmacher haben ſchon genug gekriegt und für den Munde thun wir Alles und ihm muß Alles bleiben."

Diethelm biß ſich die Lippe blutig über dieſe freche Rede, die ihm in's innerſte Herz griff, aber er ſchwieg; er ſah, wie der kecke Burſche ihn jetzt ſchon zu meiſtern begann und ſchaute mit Grauen in die Zukunft. Er faßte einen tödtlichen Haß gegen den Geſellen und ſtampfte auf den Boden vor Zorn und Reue, daß er ihn nicht erdroſſelt hatte. Jetzt war das nicht mehr möglich, von der Stube aus hätten die Dienſtleute im Nebenbau den Hülferuf gehört. Welch ein ausgeſpitzter

Böſewicht war es, an den er zeitlebens gefeſſelt war, auch nicht einen Augenblick hatte der ſich beſonnen, die That zu vollführen, während er ſelbſt doch ſo gräßlich mit ſich gerungen hatte. Diethelm knirſchte in ſich hinein, da er die Unterthänigkeit gewahr wurde, in die ſein immer noch weichmüthiges Naturell gegenüber dieſem verſteiften, hartgeſottenen Böſewicht gerieth; äußerlich aber war er freundlich und zuthulich, und nickte zu dem Vorſchlage Medards, man müſſe vom obern und zweiten Boden Bretter ausheben, daß die Flamme raſch einen Durchzug fände, bevor ſie hinausſchlage.

Schwer iſt oft die Verzweiflung, die einen Menſchen heimſucht, der einſam den Weg des Verbrechens wandelt; aber einen Genoſſen haben iſt höhere Pein: man kann den eignen Mund hüten, daß er nicht rede, die eigenen Mienen, daß ſie nicht zucken, und es kann Tage geben, wo man Alles vergißt und ſich ausredet, was geſchehen iſt; in einem Genoſſen aber ſpricht bei jeder Begegnung die That ſich aus, ohne Wort, ohne Wink; und weilt er fern, wer behütet den Mund, wer wahrt die Mienen, daß ſie nicht den Ahnungsloſen in's Verderben reißen?

Das erkannte Diethelm, da er wieder allein war und es ihm vorkam, als kniſtere es ſchon in den Wänden. Als der Hahn krähte, erwachte Diethelm und ballte die Fäuſte; der Gedanke ſchnellte ihn empor, daß Nichts übrig bleibe als den verrätheriſchen Genoſſen aus dem Wege zu ſchaffen, der ihn gewiß ſchon ſeit Jahren betrogen und mit zu ſeinem Elend verholfen, aber er bezwang ſich und — ſo ſeltſam geartet iſt das Menſchenherz — daß Diethelm aus dieſer Selbſtbeherrſchung einen friedlichen Troſt ſchöpfte: die That, die er begehen wollte, erſchien unſchuldvoll, faſt ein Kinderſpiel, da er das ſchwere Verbrechen, den Mord von ſich wies.

Mit ruhigem Gewiſſen ſchlief Diethelm abermals ein.

Dreizehntes Kapitel.

Es läßt ſich kaum ſagen, was in dem beiderſeitigen Blicke lag, als ſich Diethelm und Medard am Morgen zum Erſtenmal im Tageslicht begegneten, nur mit Blitzesſchnelle ſtreiften ſich ihre Blicke, dann ſchaute Jeder vor ſich nieder. Medard aber war wieder ſchnell gefaßt, griff in die Taſche und ſagte, die Meſſingſchrauben zeigend, mit triumphirender Miene: „Da, die hab' ich heut' ſchon geholt.“

„Vergrab' ſie,“ ſagte Diethelm und winkte dem Medard nach dem Stalle und fuhr hier fort: „Du ſagſt doch deinem Vater nichts?“

„Nein, das iſt nichts für einen Sympathiedoctor. Der Ofen muß aber heut' geheizt werden, denn brennt's an einem andern Ort, da merken ſie, daß die Schrauben und Kloben fehlen. Das Flugfeuer kann nicht zünden, die Dächer ſind mit Schnee bedeckt. Aber Meiſter,“ fuhr Medard fort, das Wort ging ihm ſchwer heraus, „wie iſt's denn? wollen wir die Schaf' nicht an einen Ort thun? Ihr wiſſet ja wohl, die ſind blitzdumm und können das Fünkeln nicht leiden und laufen grad' drein 'nein!“

„Das geht nicht, das könnt' den Leuten verdächtig vorkommen, es muß Alles bleiben, wie es iſt. Ich ſag' dir's noch einmal, es muß Alles bleiben, wie es iſt.“

So ſchloß Diethelm und ging nach dem Hauſe. Hinter ihm drein aber ſtreckte Medard die Zunge heraus und fluchte vor ſich hin: „Du verdammter Scheinheiliger, wart' du Waiſenpflegerle, popple du nur die ganze Welt an und thu', wie wenn du kein Thierle beleidigen könnteſt, dich hab' ich; ich halt' dich am Strick um den Hals, du ſollſt mir's theuer bezahlen, daß du die unſchuldigen Schafe verbrennſt, du ſollſt mir nimmer Mäh machen und nicht muckſen, wenn ich dich anguck'.“ In der Seele dieſes Menſchen, bereit zum Verbrechen, empörte ſich noch das Mitgefühl für die Thiere, die er jahraus jahrein hütete, und dieſes Mitgefühl verwandelte ſich in neuen giftigen Haß gegen Diethelm, und dieſer war ihm ſo erlabend, daß er ſich auf die Vollführung der That wie auf eine Luſtbarkeit freute.

Diethelm aber, der nach dem Hauſe ging, lächelte vor ſich hin; die Meſſingſchrauben wurden zu ſicheren Handhaben gegen Medard. Die Zerſtörung der Feuerſpritze, das war eine That, mit der er Medard gefangen halten konnte, er ſelber konnte jede Betheiligung leugnen, er konnte mindeſtens damit drohen, und wenn die Sache herauskam, ſo wälzte dieſer Vorgang allen Verdacht auf Medard. Es galt nun behutſam in dem Mitwiſſen des Waldhornwirths und vielleicht bei einem andern feſtzuſtellen, daß und wie Medard beim Ueberheben der Spritze auf den Schlitten geholfen habe, und dann mußte Diethelm unter der Hand merken laſſen, daß er mit Medard unzufrieden ſei und ihn aus dem Haus thun wolle. Aber Alles nur fein behutſam.

„Du meinſt, du haſt mich, und ich hab' Dich im Sack," ſprach Diethelm in ſich hinein und freute ſich ſeiner klugen Benutzung der Umſtände. So hegten dieſe beiden Menſchen, die ſo einig ſchienen, im Innerſten den tiefſten Haß gegen einander, und während ſie noch gemeinſam die That zu vollbringen hatten und noch nicht der Beute habhaft waren, dachte ein Jeder ſchon daran, wie er dem Andern den Genuß verkümmere und ihn gefangen halte.

Unter der Thür traf Diethelm einen Boten vom Kohlenhof mit der Nachricht von Martha, daß ihr noch Mancherlei geſchickt werden ſolle, da ſie die Kranke noch mehrere Tage nicht verlaſſen könne. Der Bote ſah verwundert auf Diethelm, dem die Krankheit ſeiner Stieftochter gar nicht zu Herzen zu gehen ſchien, ja in ſeinem Geſichte drückte ſich ſogar eine Freude aus und der Bote, ein armer alter Häusler, dachte darüber nach, wie hart der Reichthum die Menſchen mache, denn die Freude in dem Geſichte Diethelms konnte gewiß nur von der Ausſicht auf die Erbſchaft herrühren. Diethelm aber dachte an nichts weniger als an die Erbſchaft, er war froh, daß ſeine Frau noch länger wegblieb; in der nächſten Nacht mußte die unterbrochene Vorbereitung vollführt und Alles raſch zu Ende gebracht werden. Er ließ daher ſeiner Frau ſagen, ſie möge nur ruhig bei ihrer Tochter bleiben, da er ohnedieß morgen verreiſe.

Im Waldhorn war heute Diethelm beſonders aufgeräumt, und als der Wirth ſein Geſchick lobte, das ihn immer mit unverhofftem und neuem Glück überhäuſe, nickte Diethelm ſtill. Er freute ſich, daß man an den großen Gewinn glaubte, den er aus dem Verkauf ſeiner Vorräthe mache. Das ließ gewiß nie einen Verdacht aufkommen, geſchehe was da wolle. Dennoch erzitterte Diethelm innerlich, als der Vetter Waldhornwirth erzählte: „Denk' nur, was heut' geſchehen iſt. Wie wir heute die Spritze abheben, iſt ein Rudel Schulbuben drum 'rum, der Schmied jagt ſie fort, aber die ſind wieder da wie Bienen auf einem blühenden Repsfeld. Und wie jetzt der Schmied eine Peitſche nimmt und unter die Buben einhauen will, da ruft der alt Schäferle: „Laß ſein, bei ſo etwas darf man ſich nicht verſündigen und die Kinder können Nichts dafür; ſie hören immer davon und ſehen das ganze Jahr die Spritze nicht, und da ſind ſie gewunderig froh, wenn ſie das einmal am hellen Tag und in der Ruhe ſehen.“ Könnet Euch denken Vetter, was auf die Red' für ein Geſchnatter und Getrappel iſt, und wo man hinguckt, hängt ſo ein junger Malefizbub, und mit Müh und Noth werden wir fertig, ohne ſo Einem die Finger abzutreten. Wie wir eben fortwollen und der Schmied das Thor in der Hand hat, um zuzuſchließen, da hören wir wie die Spritze von ſelber zweimal pumpt, grad', als ob man's hüben und drüben heben thät. Da ruft der alt Schäferle: „Höret ihr? Eh' drei Tage vergehen, brennt's im Ort.“ Der Schmied iſt ſo bös, daß er die Thür zuſchlägt und faſt den alten Schäferle dazwiſchen klemmt. Dein Knecht, des Schäferle's Medard hat ſich geſchämt, daß ſein alter Vater ſo dummes Zeug ſchwätzt und iſt davon, und die Schulbuben rennen durch's Dorf und ſchreien überall: „In drei Tagen brennt's.“ Dem alten Schäferle ſollte man ſeine dummen Prophezeiungen verbieten, aber hier fürchtet ſich Alles vor ihm und — ſollt' man's meinen, wo man hört, glauben die Leut' alle an die Prophezeiung, und da ſind die Leut' hier noch ſtolz auf ihren Ort. Bei uns daheim in Letzweiler fände man keine zwei alten Weiber, die ſo was glauben thäten, und der Ort liegt doch nicht an der Landſtraß' wie Buchenberg.“

Diethelm griff aus dieſer langen Mittheilung gern den letztangeregten Gegenſtand auf; der alte Wettkampf, der in Spott und Neckerei überall zwiſchen einem Dorf und dem andern rege iſt, hatte ihn ſchon viel erluſtigt, aber Keiner der anweſenden Buchenberger ging heute darauf ein und Diethelm ſchien es faſt, als ob er Mißtrauen errege, weil er von dem Schreckgeſpenſt gar nicht rede, er ſagte daher überlenkend:

„Der alt Schäferle hat nichts beſonderes prophezeit. Jedesmal, wenn man was an den Spritzen zu thun hat, hält man das für ein Wahrzeichen, daß eine Feuersbrunſt auskommt, und da iſt's am geſcheiteſten man macht den Aberglauben zu Schanden und giebt doppelt Acht, daß kein Unglück auskommt.“

Alles ſchwieg. Nur ein fremder Mann, der auf der Ofenbank ſaß, ſagte halblaut vor ſich hin:

„Abbrennen iſt nicht immer ein Unglück, im Gegentheil —“

„Wer iſt der Lump?“ fragte Diethelm ſeinen Vetter und dieſer erwiderte:

„Ein fremder Spindelnhändler. Ich hätt' gute Luſt und thät den Kerl die Stiege 'nabwerfen.“

„Thu's nicht,“ beſchwichtigte Diethelm, „das giebt ein unnöthiges Geſchrei in der Welt.“ Er beredete nun ſeinen Vetter, am morgenden Tage mit ihm nach der Hauptſtadt zu reiſen, wohin er mit Proben ſeiner Wollvorräthe gehen, und dann ſeine Fränz abholen wolle, die ihm geſchrieben habe, daß ſie nicht mehr in der Stadt bleibe. Gerade der Waldhornwirth war ihm ſtets der liebſte Genoſſe, er war halb Kamerad, halb abhängiger Untergebener, und draußen, wo man dieſes letzte Verhältniß nicht kannte, war Diethelm immer beſonders hoch angeſehen, wenn der ſtattliche Waldhornwirth ihn überall mit unterwürfiger Ehrerbietung behandelte und hinter ſeinem Rücken ſein Lob verkündete. Der Waldhornwirth war ſchlau genug, dieſe unausgeſprochene Vaſallenſchaft zu erkennen; er that oft, als ob er ſich davon losmachen wolle, um den Vetter zu allerlei Nachgiebigkeiten und Vortheilen zu bewegen. Dieß gelang ihm auch heute, denn Diethelm verſprach eine Entſchädigung für jegliche Verſäumniß.

In neuer verzweiflungsvoller Pein ging Diethelm wieder heimwärts. War es denn nicht, als ob plötzlich ſeine innerſten geheim gehaltenen Gedanken ſich von unſichtbarem Munde verbreitet hätten, ſo daß jetzt Alles im Dorfe von einer Feuersbrunſt ſprach, an die man ſonſt das ganze Jahr nicht dachte? Wäre es nicht das Beſte, Alles zu verſchieben und zu hintertreiben, bis die Prophezeiung vergeſſen iſt? Aber wer weiß, wann die Frau wieder aus dem Hauſe ſein wird?

Im Stall traf Diethelm den Medard, der ein großes Seil mit Karrenſalbe einſchmierte und auf ſeine verwunderte Frage erhielt er die Antwort, daß dieſes das Seil aus der Radwinde ſei, das mit Fett getränkt als Lunte dienen müſſe, um das Feuer blitzſchnell in den Nebenbau auf den Heuboden zu leiten. Diethelm konnte nicht umhin, auch dieſe erfinderiſche Klugheit zu loben; dennoch ſprach er davon, die Sache noch zu verſchieben, da man an die dumme Prophezeiung glaube; Medard aber erwiderte:

„Juſt deßwegen müſſen wir gleich losſchießen. Weil Alle davon ſchwätzen iſt Jeder vorſorglich und glaubt Niemand dran, und geſchieht jetzt was, da heißt's: das hat ſein müſſen, das hat kein Menſch gethan, es hat ſein müſſen, weil's prophezeit geweſen iſt.“

Wie doch Alles auch ſeine Kehrſeite hat, das erfuhr jetzt Diethelm; die Wendung, die Medard der Sache gab, war doch überaus ſinnreich und fein berechnet, und doch war Diethelm ſchwer beklommen, ſchwerer als je; ihm war's, als wäre die That nicht mehr ſein, ſie war in fremde Hand gegeben und mußte geſchehen, ſei er nun willfährig oder nicht.

Faſt die ganze Nacht hindurch war Diethelm mit Medard beſchäftigt Alles herzurichten. Die Mäuſe liefen ohne Scheu wie toll hin und her, als ahnten ſie den Untergang des Hauſes. Diethelm zitterten oft die Hände, aber Medard war voll heiterer Laune, und wenn es Diethelm verſäumte, lobte er ſich ſelbſt über hundert kleine Erfindungen, die er noch machte und kneifte ſich ſelbſt in die Wangen. Diethelm ſchauderte, als Medard über die geweihten Kerzen im Kirchentone einen wild närriſchen Feuerſegen ſprach.

Als der Morgen graute und ein luſtiger Wind pfiff, entzündeten ſie die Kerzen und verſchloſſen Alles ſorgfältig, daß kein Lichtſchein nach außen dringe. Diethelm ſagte nun, daß er verreiſe.

„Bis wann kommſt du wieder?“ fragte Medard. Betroffen ſah Diethelm drein, daß ihn ſein Knecht duzte, aber er hielt an ſich und erwiderte:

„Bis gegen Abend.“

„Drum,“ erwiderte Medard, „wenn du nicht auch da biſt, wenn es losgeht, zeig' ich dich an, ſo wahr die Lichter da brennen; oder nimm mich mit, ich will nicht allein da ſein, daß Alles auf mich kommt.“

Diethelm bebte vor Wuth, er ſah, in welche Hände er gegeben war, er griff ſich hin und her am Hals, denn er fühlte, wie es ihm die Kehle zuſchnürte; endlich brachte er unter Zähneklappern die Worte hervor:

„Kannſt dich drauf verlaſſen, daß ich Abends wieder da bin, da haſt mein' Hand drauf.“

Kaum hatte Diethelm die Hand Medards gefaßt, als er ihm einen Stoß vor die Bruſt gab, daß er niederfiel, und jetzt kniete er auf ihn und band ihm mit dem Halstuch die Hände zuſammen, aber Medard biß ihm in den Arm, ſchnell raufte Diethelm eine Hand voll Wolle aus einem daneben ſtehenden Sack, ſtopfte ſie Medard in den Mund, band ihm die Füße mit Stricken zuſammen, betrachtete ihn einen Augenblick mit gehobenem Fuß, als wollte er ihn zertreten und eilte hinab, Alles ſorgfältig hinter ſich verſchließend.

Vor dem Hauſe rief er abſichtlich laut nach Medard, aber die Magd kam und half ihm die Pferde eingeſchirren; und ſo ſchnell als der Wind, der den Schnee aufwirbelte, jagte Diethelm davon.

Vierzehntes Kapitel.

Im Rautenkranz in der Hauptſtadt lebte indeß Fränz auch nicht ſo vergnügt, wie ſie es gehofft hatte. Das Wirthshaus war faſt wie eine kleine Stadt für ſich; der gepflaſterte Hof war ſo groß wie der Marktplatz eines kleinen Städtchens, bequem konnten zwei Frachtfuhren darin wenden und in den Scheunen und Ställen war allzeit ein reges Leben; Frachtfuhren, Stellwagen, Botenwagen, Reiter und Fußgänger von allen Gegenden des Landes gingen hier ab und zu und Jeder wußte ſo vollkommen Beſcheid im Hauſe, daß das rührig bunte Treiben ſich doch wieder wie eine ſtille Regelmäßigkeit darſtellte. Wären nicht Gasröhren durch das Haus geleitet geweſen, man hätte in ihm nicht geglaubt, daß man ſich mitten in der Hauptſtadt befinde. Die weite, offen ſtehende Küche mit ihrem zahlreichen glänzenden Kupfergeſchirre an den Wänden und dem übermäßig breiten Herde in der Mitte, die ſteinernen Treppen mit ausgelaufenen Geleiſen zeigten, daß hier Alles von altem Beſtand war und gleicherweiſe zeigte ſich's in der weitläufigen Wirthsſtube, wo nicht weit von dem mächtigen Kachelofen an der großen, mit neubackenem Brod überſchütteten Anrichte die Herrin des Hauſes, eine ſtattliche Wittwe, ſaß, nähte und ſich von den Ankommenden erzählen ließ und ihnen Beſcheid gab, ohne ſich zu irgend Jemand zu drängen. Es gab vielleicht keinen zweiten Menſchen im Lande, der deſſen innerſte Verhältniſſe ſo genau kannte, als die Frau Rautenwirthin, ſie machte aber von ihrer Wiſſenſchaft keinen Gebrauch, außer in ſeltenen Fällen, wenn ſie von alten Hausfreunden um eine Nachricht angegangen wurde; ſie wendete vielmehr ihre ganze Macht auf die Regierung ihres Hauſes und dieſe gelang ihr vollkommen, denn ſie herrſchte unbedingt. Von ihren drei Töchtern hatte eine die Aufſicht in der Küche, während zwei die Gäſte bedienten, die beiden Söhne verſahen die Bäckerei und Metzgerei und Alle gehorchten der Mutter mit unbedingter Unterwürfigkeit; ja die Söhne bekamen Sonntags von der Mutter ein Taſchengeld ausbezahlt und fanden dieſe Abhängigkeit vollkommen in der Ordnung. Und wenn die Rautenwirthin zwei- dreimal des Tages durch das Haus ging, konnte man ſich darauf verlaſſen, daß Alles vom Morgen bis zum Abend in feſter Ordnung ſich hielt; denn die Knechte und Mägde, durch das Beiſpiel der Kinder belehrt, waren ebenfalls voll Gehorſam und Pflichterfüllung, und wer aus dem Rautenkranze ſich anders wohin verdingte, konnte bei gutem Lobe zehn Dienſte in einer Stunde haben. Nie hörte man einen Zank im Hauſe, willfährig geſchah die Handreichung von Einem zum Andern, der Pflichtenkreis eines Jeden war feſt abgemeſſen, es konnte Niemand aus ſeiner Bahn abirren; auch wenn noch ſo viel Gäſte da waren, bemerkte man nie eine Haſt, nie aber auch war Unthätigkeit.

Fränz hätte wohl kein beſſeres Haus finden können, um die Wirthſchaftlichkeit im größern Maßſtab zu erlernen, und ſo erſchien es ihr auch Anfangs; der gediegene Halt und die ſtetige Ordnung des Hauſes nöthigte ihr da eine hohe Achtung und willfährige Unterordnung ab; ja ſie griff um ſo freudiger zu, wenn ſie daran dachte, wie daheim bei den wenigen Menſchen Alles ſo kunterbunt durcheinander ging, daß man oft nicht wußte, wann Mittag und wann Abend iſt. Nach und nach fühlte ſich aber Fränz wiederum beängſtigt und gefeſſelt von dieſer Hausordnung; ſpät ſchlafen gehen und früh aufſtehen, den ganzen Tag arbeiten und nie eine Luſtbarkeit, ja kaum vor die Thüre kommen, dazu war ſie nicht nach der Stadt gegangen; ſie lebte ja hier faſt wie eine Magd. Sie verſuchte es, die Töchter und die Mägde zur Widerſpenſtigkeit aufzuhetzen, aber ſie fand kein Gehör und die Rautenwirthin hatte ein ſcharfes Auge auf ſie. Fränz hatte dem Sohne des Sternenwirths von G. bald zu wiſſen gethan, daß ſie hier ſei; er kam auch mehrmals in der Dämmerung, wenn im Erbprinzen abgeſpeiſt war, aber mit Schrecken und Ingrimm ſah Fränz, daß er faſt nur Augen für die älteſte Tochter der Rautenwirthin hatte, und ſich oft ſtundenlang zu der Mutter ſetzte, die großen Gefallen an ihm zu haben ſchien. Nun behandelte ihn Fränz mit auffälliger Mißachtung und ſie verſtand es bald mit dem älteſten Hausſohn, dem Metzger, einen kleinen Liebeshandel anzuzetteln. Das dauerte aber auch nicht lang und mit Einemmale war aller Verkehr abgebrochen und Fränz erfuhr von einer vertrauten Magd, die gelauſcht hatte, daß die Wirthin ihrem Sohn jede Hinneigung zu Fränz ernſtlich verboten, und dieſer faſt ohne Widerſpruch nachgegeben habe. Fränz ſah von da an in dem Hauſe nur noch ein Sklavenhaus und verwünſchte Alles was darin war, den Sohn, der ſich von dem Herrſchteufel, der Mutter, befehlen laſſe und vor Allem dieſe ſelbſt; wenn ſie ſie hätte vergiften können, es wäre ihr erwünſcht geweſen. Nun aber blieb ihr nichts, als wo ſie konnte Unordnung und Unfrieden im Hauſe ſtiften, und alle ihre Obliegenheiten zu vernachläſſigen. Als die Wirthin ſie über Letzteres zur Rede ſtellte, erklärte Fränz voll Heftigkeit: ſie ſei keine Magd und noch viel weniger ein Sklav, ſie thue was ſie wolle, dafür bezahle ihr Vater Koſtgeld. Ohne ein Wort zu erwidern, ordnete die Wirthin an, daß Fränz Nichts mehr im Hauſe zu thun habe, und daß ſie nur noch eine Koſtgängerin ſei, bis ihr Vater ſie abhole und das je eher, je lieber. Darum ſchrieb Fränz den Brief an ihren Vater und wollte nun nach Laune frei und ledig in der Stadt umherlaufen; die Wirthin aber erklärte, daß das nicht angehe, ſo lange ſie bei ihr im Hauſe ſei; ſei ihr Vater da, könne ſie machen, was ſie wolle.

Munde hatte, ohne daß es ihm Fränz zu wiſſen that, doch bald erfahren, wo ſie war; er kam nun auch oft in den Rautenkranz und blieb übermäßig lang bei ſeinem Schoppen ſitzen, meiſt ſchweigſam und wenig theilnehmend an den Geſprächen um ihn her, nur ſeine Blicke folgten Fränz, wenn ſie durch die Stube ging, und er trommelte mit den Fingern auf dem Tiſch, wenn ſie mit einem Gaſte freundlich that. Fränz aber lächelte ihm nur manchmal ſchelmiſch zu, und wenn er ſie heimlich auf einen ſogenannten „Ständerling“ vor dem Hauſe beſtellte oder gar mit ihr zum Tanze gehen wollte, wehrte ſie ſtrenge ab, da die Wirthin ſie bei dergleichen mit Schimpf und Schande aus dem Hauſe jagen würde. Während ſie auf Habhaftwerdung des Sternenwirthſohnes und dann des Hausſohnes ausging, verſtand ſie es, Munde doch ſo hinzuhalten, daß er treulich wiederkam und dieſe ausdauernde Liebe that ihr einerſeits wohl, andererſeits hoffte ſie dadurch beſonders bei dem Hausſohne eine Eiferſucht und eine raſchere Entſcheidung herbeizuführen. In der Küche und bei dem Wirthsſohne ſcherzte ſie oft über Munde und ſeine närriſche Verliebtheit, wobei ſie ihn ſtets ihren Knecht nannte.

Schon ſeit mehreren Tagen erwartete Fränz ihren Vater, und als ſie von allen ankommenden Fuhrleuten vernahm, welch eine unerhörte Kälte draußen ſei, beklagte ſie, daß ihr Vater dadurch abgehalten werden könne, ſie zu holen. Gegen Abend kam Munde mit noch einem Soldaten und deſſen Vater, einem Bauer aus Unterthailfingen, der ſeinen Sohn beſucht hatte. Fränz that heute beſonders freundlich gegen Munde, bat ihn um Aufträge an die Seinigen, da ſie bald die Stadt verlaſſe.

„Und du wirſt jetzt noch einmal ſo reich,“ ſagte Munde.

„Wie ſo? Haſt du was gehört? Hat mein Vater verkauft?“

„Das auch, aber dein' Stiefſchweſter, die Kohlenhofbäuerin, liegt im Sterben und da kriegſt du Alles.“

„Woher weißt das?“ fragte Fränz.

„Da der Peter von Unterthailfingen erzählt's, dein' Schweſter wird ſchon geſtorben ſein.“

Während Fränz ſich noch mit der Schürze die Augen abrieb, trat ein Poſtſchaffner vor Kälte heftig trappend ein. Es war ein ehemaliger Unteroffizier, den Munde kannte; er bot ihm nun das Glas zum Trinken an und der Schaffner ſagte, ſich den Bart wiſchend:

„Weißt auch ſchon, des Diethelms Haus in Buchenberg iſt abgebrannt?“

„Herr Gott, unſer Haus?“ ſchrie Fränz in lauter Wehklage, und ſtieß im Umſichſchlagen die Flaſche vom Tiſch, die klirrend auf den Boden fiel, ſo daß Alles im Zimmer ſich nach ihr wendete. Munde ſprang ſchnell auf und ſetzte die zitternde Fränz auf ſeinen Stuhl. Der Schaffner bedauerte ſeine Unvorſichtigkeit, da er nicht gewußt habe, daß das Diethelms Tochter ſei. Fränz aber, leichenblaß und mit ſtierem Blick, wollte Näheres wiſſen. Der Schaffner hatte dies nur von einem Andern gehört, der am Morgen durch Buchenberg gefahren war und wußte weiter Nichts, als daß kein Menſch dabei verunglückt ſei, nur einen Knecht, der das Haus angezündet habe, ſuche man noch vergebens. Alles verſammelte ſich nun um Fränz und tröſtete ſie; ja man wollte ihr ſogar die ganze Sache ausreden, es ſei vielleicht gar nicht wahr und dergleichen mehr. Fränz aber war raſch entſchloſſen, ſie wollte augenblicklich heim; ſie faßte beide Hände des Munde und bat ihn, ihr zu helfen, daß ſie fortkäme, ſie jammerte um ihren Vater und ihre Mutter und klagte ſich ſelber an, daß ſie von ihnen fortgegangen ſei, es ſeien gewiß Alle verbrannt, und man ſage es ihr nicht. Die Wirthin wollte ſie beruhigen und ihr ſolch wildes Raſen ausreden, aber Fränz ſtieß ſie heftig von ſich.

„Munde, du biſt dein Lebtag gut zu mir geweſen, ich bitt' dich Munde, guter Munde, hilf mir, daß ich fortkomm'," rief ſie immer laut weinend, und Munde ſelber weinte mit und verſprach Alles zu thun. Der Schaffner ſah auf ſeine Uhr und ſagte: durch Buchenberg gehe erſt Morgen wieder ein Eilwagen, in einer Stunde aber gehe ein anderer nach G. ab, und von dort aus könne Fränz leicht nach Buchenberg kommen. Fränz eilte ſchnell auf ihre Kammer, holte ihre Kleider, und troß aller Einrede, daß ſie doch den Abgang des Wagens im Haus abwarten möge, blieb ſie nicht und ging, von Munde allein begleitet, nach dem Poſthofe.

Wie träge ſchlug hier die Uhr, Fränz wollte faſt vergehen vor Haſt und Verzweiflung und Munde, der ſie gar nicht beruhigen konnte, ſagte faſt unwillkürlich:

„Wenn ich nur den böſen Gedanken aus dem Kopf bringen könnt'!"

„Was? Was haſt?" fragte Fränz, ihn am Arme faſſend. Munde ſagte, daß es Nichts ſei, und er könne es nicht ſagen, es ſei ſchlecht und ſie ſolle es ja nicht glauben, aber er ſag's ihr nicht.

Nun drang Fränz immer heftiger in ihn und ſchwur, ihr Leben lang ihn nicht mehr anzuſehen, wenn er nicht mittheile, was er im Sinne habe. Da ſagte Munde:

„Es iſt einfältig, es wäre beſſer geweſen, ich hätt' dir gar nicht geſagt, daß ich was weiß. Aber ich ſeh' ſchon, ich komm' ſo nicht mehr los. Schwörſt du mir, es nicht zu glauben und keinen Haß auf mich zu werfen und mich gern zu haben, wenn ich dir's ſag'? Nein, nein, ich kann auch ſo nicht, ich bring's nicht auf die Zung', nie.“

„Ich ſchwör' dir Alles, ich bitt' dich, lieber lieber Munde, ich hab' dich ſo lieb, ich bitt' dich, ſag mir's, was iſt? Was weißt?“

„Es iſt eigentlich dumm, und du könnteſt meinen, Wunder was es wär', drum will ich's ſagen, aber du darfſt's nicht glauben.“

„Nein; aber ſag's.“

„Mein Medard hat einmal im Rauſch geſagt, dein Vater woll' das Haus anzünden. Das iſt Alles. Nicht wahr, du glaubſt's nicht? Ich bitt' dich nur, gieb mir gleich Nachricht, wie es den Meinigen geht. Wenn ich Urlaub bekomm', komm' ich morgen nach. Was haſt? Warum redeſt denn nicht? Steh' doch auf.“

„Ja, ja,“ ſagte Fränz wie träumend und erhob ſich von der eisbedeckten Staffel, auf die ſie ſich geſetzt hatte. „So, jetzt kommen die Pferde, aber wie langſam die machen. Gott im Himmel! Ich ſterb', wenn das nicht ſchneller geht. Munde, was hab' ich ſagen wollen? Ich weiß nicht mehr. Ja, ſei mir nicht bös. Wenn nur meine Eltern noch leben, dann iſt Alles gut. Ich hätt's nie glaubt, daß ich ſo aus der Stadt weggeh', und da Munde, da haſt du auch noch Geld; das, was du geſagt haſt, iſt nicht geſagt und wird nie mehr geſagt. So, Gottlob, nun ade," ſchloß Fränz, als der Schaffner „Eingeſetzt" rief.

Der Poſtillon blies luſtig, der Wagen fuhr ab und Munde ſchlug ſich davongehend auf die Stirne; es kränkte ihn, daß er ſo unbeſonnen herausgeredet und den Schmerz des Mädchens noch grauſam vermehrt hatte, und jetzt merkte er erſt, wie er ſo unbewußt Geld angenommen. Er kehrte in den Rautenkranz zurück, um noch Einiges zu beſorgen, das Fränz in der Eile vergeſſen hatte.

Fünfzehntes Kapitel.

Unter klingendem Schlittenſchellen fuhr Diethelm nach dem Dorfe hinab, er athmete tief auf in der ſcharfen Morgenkälte und ſtarrte faſt bewußtlos vor ſich hin, beobachtend wie die Rappen ſo raſch und gleichmäßig die Füße hoben, und wie ſie ſo muthig die ſchellenumwundenen Köpfe warfen.

Während im Herzen ein jäher Schreck ausklingt oder wilder Schmerz rast, iſt oft der äußere Sinn verloren und gefangen in der Betrachtung eines Farbenſpiels, eines alltäglichen Ereigniſſes, und verfolgt ſeine Wandlungen mit einer Stetigkeit und geſammelten Kraft, als wäre ſonſt Nichts auf der Welt und als müßte gerade dieſer Vorgang in ſeinem innerſten Weſen erforſcht werden. Erwacht dann das innere Bewußtſein aus ſolcher träumeriſcher Verſenkung, ſo fährt der Gedanke an das erlittene Unheil wie mit tauſend ſchneidenden Waffen auf's Neue durch alle Lebensnerven, durchzuckt das ganze Weſen und ein lauter Aufſchrei ſpricht es aus, was über das ſelbſtvergeſſene Menſchenherz gekommen.

Diethelm fuhr ſo heftig auf, daß er mit dem Leitſeile die Rappen herumriß, ſo daß ſie ſich nur mühſam auf den Beinen hielten, während der Schlitten in den Graben abrutſchte. Diethelm ſprang heraus und es gelang ihm bald, das Fuhrwerk wieder flott zu machen; er ſtieg aber nicht mehr ein, ſondern ging heftig trappend neben den Pferden her bis zur Schmiede im Dorfe, wo er die Pferde friſch griffen ließ, während er nach dem Waldhorn ging. Der Waldhornwirth war noch nicht zuweg, und als er kam, war er überaus übellauniſch über die heutige Ausfahrt.

„Wir ſollten heut' lieber daheim bleiben," ſagte er, „alle Wege ſind verſchneit, der Wind treibt allen Schnee auf den Straßen zuſammen und es iſt heute ſo sträflich kalt, daß der Hungerbrunnen zugefroren iſt; das erinnern ſich die älteſten Leute nicht."

Diethelm ſah den Vetter ſtarr an, preßte die Lippen und ſagte endlich:

„Wir müſſen fort, da iſt Nichts mehr zu reden."

Der Waldhornwirth holte ſich eine große Schale Kaffee aus der Ofenröhre, und während er auf das Erkalten wartete, dem Diethelm mit ſchnaubender Ungeduld zuſah, ſagte er:

„Wenn heute das Unglück wollte, daß ein Feuer auskäme, man hätt' keinen Tropfen Waſſer zum Löſchen, das ganze Dorf wär' verloren."

Diethelm kam es vor, daß der Vetter ihn bei dieſen Worten ſo ſeltſam anſtierte und er verfiel plötzlich in ein grinſendes Lächeln; er überlegte raſch, ob er auf das Gehörte antworten ſollte, aber Schweigen konnte Mißtrauen erregen; darum ſagte er aufſtehend:

„Glaubſt du auch an die Prophezeiung?"

„Nein, aber möglich könnt' es doch ſein."

Das Zaudern und Trödeln des Waldhornwirths machte Diethelm alle Eingeweide kochen, er hielt es in der Stube nicht mehr aus, ſagte, er wolle nach der Schmiede gehen und bis er zurück käme, müſſe der Vetter reiſefertig ſein. Diethelm war entſchloſſen, wenn das Zögern noch länger dauerte, lieber allein abzureiſen, ohnehin war ja der Zweck erreicht, daß das ganze Dorf um ſeine Abreiſe wußte. Als er aber vor die Thür kam, wo ihm ein Wind ſo ſtark entgegen wehte, daß es ihm den Athem benahm und er ſich umwenden mußte, ſpürte er plötzlich einen heftigen Schmerz im Oberarm von dem Biſſe Medards, den er faſt ganz vergeſſen hatte. Mit Mühe arbeitete er ſich ſturmentgegen nach der Schmiede, und als er dort ankam, rief er dem Schmied zu:

„Nimm dich in Acht vor dem zuderhändigen Rappen, der beißt. Weißt kein Mittel gegen einen Pferdebiß?"

„Laß einmal ſehen," erwiderte der Schmied.

„Es iſt jetzt ſchon heil," beſchwichtigte Diethelm in Furcht ſich zu verrathen, „aber für's Zukünftige könnteſt du mir ein Mittel geben."

„Da wendeſt du dich am beſten an den alten Schäferle, der hilft dir, daß es in einer Stunde vorbei iſt."

Diethelm verſprach dieß vorkommenden Falles zu thun. Während er am Feuer ſtehend den Schmerz verbiß, kam ein Trupp Männer und Burſchen wild lärmend nach der Schmiede, ſo daß Diethelm erbebte.

„Komm Schmied," hieß es nun, „es iſt Befehl vom Amt da, daß wir mit dem Bahnſchlitten 'naus müſſen, der Poſtwagen kann nicht durch. Sollen wir gleich die Rappen da einſpannen?“

Diethelm wehrte ab und es gelang ihm, ſeine halb gegriſſten Pferde zu behalten. Der Trupp eilte nach dem Spritzenhäuschen, wo der Bahnſchlitten ſtand.

Im ganzen Dorfe war jetzt eine wunderliche Aufregung. Die Nachricht, daß man von aller Welt abgeſchnitten ſei, durchdrang alle Häuſer und die Menſchen, die ſonſt nie daran dachten, daß anderswo auch noch Leute wohnen, thaten auf Einmal, als ob ſie allſtündliche Verbindung nach außen hätten und gar nicht leben könnten ohne deren ungeſtörten Beſtand. Ueberall in den verſchneiten Gaſſen ſah man mit dem Winde kämpfende Menſchen hin- und herrennen, Weiber grillten, wie ſie unverſehens in eine tiefe Schneewehe traten, Kinder jauchzten, Männer ſchrieen: man lief nach den Nachbarhäuſern zu Vettern und Verwandten, als müßte man ſich vergewiſſern, daß der Weg dahin noch offen ſei und Vorſorgliche eilten zum Krämer, um ſich Salz zu holen; denn es hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß der Salzvorrath bald erſchöpft ſei und man lange keines von außen bekommen könne. Vor allen Häuſern wurde geſchaufelt und Eis gehackt und mancher Scherz dabei verübt und die Kinder thaten überall mit, denn in der allgemeinen Aufregung war ein glücklicher ſchulfreier Tag. In das verſchloſſene lautloſe Winterleben des Dorfes war plötzlich ein buntes lärmendes Straßentreiben gekommen, in dem das damit verbundene Ungemach faſt vergeſſen ſchien, der Wirrwarr hatte ſeinen eigenen Reiz und die Erwachſenen ſind auch oft wie die Kinder, denen nichts lieber iſt, als eine tummelfreie Umkehr der gewohnten Ordnung.

Das meiſte Leben war bei dem Bahnſchlitten. Dieſes noch aus dem Urzuſtande herſtammende Fahrzeug aus ſtarken in einen ſpitzen Winkel gefugten Borden beſtehend, einem in der Mitte zertheilten Schiffe gleichend, deſſen Kiel mit Eiſen beſchlagen, wurde mit ſechs Pferden beſpannt, und mindeſtens dreißig Mann ſtellten ſich als Beſchwerungslaſt auf denſelben, johlten und ſchrieen.

Diethelm ſah all dem Treiben mit unnennbarer Seelenangſt zu. Das Herz im Leibe drückte ihn wie ein Stein, bald ſchlug es ihm wie Flammen zum Geſicht heraus, bald überrieſelte es ihn eiskalt; den Schmerz am Arme ſpürte er kaum mehr. Am Bahnſchlitten hörte er mehrmals den Namen Medards nennen, der ſonſt immer bei dieſer Ausfuhr geweſen war und ſich heute nicht ſehen ließ. Diethelm ſagte, der Medard müſſe daheim bleiben, da er verreiſe. Endlich fuhr das ſchwere Gefährt das Dorf hinaus, und es trat eine Weile Stille ein. Diethelm kehrte in das Waldhorn zurück. Der Vetter war froh, daß ſich die Reiſe noch verzögerte, während Diethelm vor Verzweiflung faſt vergehen wollte. Er ſtellte die Rappen im Waldhorn ein und wollte bis zur Abreiſe nur die Rückkunft des Bahnſchlittens abwarten, einſtweilen ging er wieder — nach Hauſe. Es ſchauderte ihn innerlich, da er dieſes Wort ausſprach, er hatte ja kein Haus mehr, es ſollte nicht mehr ſein. Dennoch ging er den Weg dahin, aber an der Anhöhe hielt er an und konnte ſich nicht dazu bringen hinauf zu ſteigen. Es kam ihm der Gedanke, Medard zu befreien, und wie von einem Bann erlöſt, rannte er mehrere Schritt hinan; aber plötzlich hielt er wieder inne: wenn er nun Medard befreite, muß dieſer ihn nicht auf den Tod haſſen und in's Elend bringen? ... Diethelm kehrte raſch wieder um. Aber noch einmal und noch einmal ſtieg er faſt dieſelbe Höhe des Berges hinan, und wieder ſtand er ſtill und fuhr ſich mit todtenkalter Hand über die heiße Stirn, denn er dachte: Medard iſt ſchon erſtickt, er muß ſchon erſtickt ſein. Was willſt du dir noch den grauſenvollen Anblick machen, der dich nie verlaſſen wird, ſo lang dir ein Aug' offen ſteht? ... Der Wind im Rücken half Diethelm raſch den Berg hinabſpringen, und er kam eben in's Dorf, als der Eilwagen glücklich durchfuhr. Nun war die Bahn offen, es galt, keine Zeit mehr zu verſäumen. Mit erheitertem Antlitz kam Diethelm in's Waldhorn zurück, aber er mußte doch noch dem Vetter nachgeben, daß man daheim Mittag machte. Diethelm trank zwei Flaſchen von ſeinem Leibwein und war überaus wohlgemuth, als man über alle Hinderniſſe hinweg endlich davonfuhr. Der alte Schäferle mit ſeiner dampfenden Pfeife ſtand am Wege, nickte Diethelm und ſeinem Trompeter zu und winkte mit der Hand, zeigend, daß er nach Diethelms Haus zu ſeinem Medard gehen wolle. Diethelm wollte dies abwehren, aber die Pferde waren ſo raſch im Zuge, daß man unverſehens weit vom Schäferle weg war, und als Diethelm den Vetter zwang anzuhalten und ſich umwendete, war der Schäferle verſchwunden. Diethelm ließ ihm nun durch ein Kind am Wege ſagen, daß er den Medard über Feld geſchickt habe; er hatte nicht mehr Zeit, dies bereuend und eingedenk ſeiner widerſprechenden Ausſage beim Bahnſchlitten, zu widerrufen, denn der Vetter fuhr heute im tollen Trab. Dieſer Widerſpruch iſt auch gewiß ganz bedeutungslos, ſagte ſich Diethelm und nahm ſich vor, fortan recht genau auf Alles zu achten, was er ſage. Noch einmal wendete ſich Diethelm nach ſeinem Hauſe um, es tanzte ihm vor den Augen, als käme das Haus den Berg herab. Er nahm dem Vetter die Peitſche ab und hieb ſelber auf die Pferde ein, daß ſie in geſtrecktem Galopp davonrannten.

Man begegnete vor Unterthailfingen dem Bahnſchlitten und der darauf ſtehende Trupp, der ſich im Nachbardorfe erluſtigt hatte, brachte Diethelm in wildem Schreien ein Hoch aus. Dem Trompeter ſchien heute ſein Mundſtück eingefroren, er redete kein Wort; die Kälte war aber auch zu ſchneidend, wie ſcharfe Meſſer fuhr ſie in's Geſicht und ſchlupfte unter dicken Schafpelzen durch, auf alles Eiſenwerk am Schlitten und Geſchirr ſetzte ſich immer ein haarigkrauſer Schneereif. Die Sonne war heute gar nicht erſchienen. Schneewolken jagten ſich am Himmel, aber es war zu kalt, als daß ſie niederfielen. An der kalten Herberge öffnete endlich der Vetter ſeinen Mund und ſprach von Einkehr, auch die Pferde ſchienen mit dem Vetter einverſtanden und wendeten ſich ab des Weges; aber Diethelm peitſchte ſie ingrimmig durch und jagte vorbei, es war ihm unmöglich, jetzt in dieſes Haus einzu=

treten, ja ſchon deſſen Anblick ſträubte ihm die Haare empor. Der Vetter ward nun noch verſchloſſener und letzte ſich nur bisweilen an dem mitgenommenen Kirſchengeiſt. Es war ſchon lange Nacht geworden, als man ſteif und ſtarr in G. im Stern ankam. Mit gekrümmten Fingern griff ſich Diethelm in die Taſche, um nach ſeinen Papieren zu ſehen. Plötzlich ſchrie er laut auf und ſchlug ſich auf die Stirn, er hatte die Staatspapiere vergeſſen, die er in der Hauptſtadt zu Geld machen wollte. Der Vetter, ſeines Amtes eingedenk, tröſtete ihn in ſeiner unfaßlichen Verzweiflung.

„Die Staatspapiere verſchimmeln Euch ja nicht und Ihr habt ja noch Geld genug.“

Diethelm konnte es ſonſt nie leiden, daß der Trompeter ſolche Reden an ihn allein verſchwendete, ohne daß ſie ſonſt Jemand hörte; heute aber nickte er ihm ſchnell gefaßt zu, denn er überlegte raſch, daß das Aufgeben dieſer Werthpapiere, deren Beſitz er nachweiſen konnte, bei etwaiger Unterſuchung entſchieden zu ſeinen Gunſten ſprechen müſſe. Er rieb ſich gewaltig die Hände und ſetzte ſich behaglich an den Tiſch.

„Ihr habt's gut,“ ſagte der Vetter, deſſen Regiſter einmal aufgezogen war, „Euch fliegt der Reichthum nur zu, wo man gar nicht d'ran denkt.“

Diethelm beſtätigte den Gewinnſt, den er durch Verkauf der Wolle mache und erholte ſich immer mehr an dem Zutrauen, das ſeine Vorkehrungen einflößten.

„Das mein' ich ja gar nicht, Ihr machet ja die große Erbſchaft,“ entgegnete der Vetter.

„Red' nicht ſo. Von wem ſoll ich erben? Von den Unſrigen in Letzweiler?“

„Stellet Euch nur nicht ſo. Ihr wiſſet's wohl und ich weiß nicht, warum Ihr ſo thut als ob Ihr's nicht wüßtet, Eure Stieftochter auf dem Kohlenhof, die kommt nicht mehr auf, ſie ſagen ja, ſie ſei ſchon todt; Kinder hat ſie nicht und da fällt wieder Alles an die Mutter zurück.“

Gläſernen Blickes, mit offenem Munde und ausgeſpreizten Händen hörte Diethelm dieſe Worte.

„Dann iſt ja Alles umſonſt!“ ſchrie er laut auf und faßte den Vetter an der Bruſt und ſchüttelte ihn, als wollte er ihn erdroſſeln. Der Vetter wehrte ab und ſagte:

„Was habt Ihr denn? Ihr thut ja wie von Sinnen.“

„Ich bin's, komm', komm' da fort,“ ſtöhnte Diethelm, „nein, ich bin nicht närriſch, aber komm', einſpannen, ſchnell, heim, in mein Haus, mein Haus...“ Er richtete ſich auf, ſank aber wieder zurück auf den Stuhl und ſchlägelte mit den Händen, als hätte ihn der Schlag gerührt. Der Vetter ſchüttete ihm ſchnell Wein hinab und Diethelm erholte ſich bald wieder, dann bat er mit weinender Stimme, daß ſie ſchnell wieder heimkehren ſollten, er müſſe zu ſeiner Frau. Der Vetter war gerührt, daß Diethelm der Tod ſeiner Stieftochter ſo nahe ging, er verſprach Alles zu beſorgen und eilte hinaus. Diethelm faltete die Hände vor dem Mund und ſprach etwas wie ein Gebet, und ſo zutraulich auch heute wieder der Sternenwirth war, er gab ihm keine Antwort und eilte hinaus in den Stall und weinte dort ſo laut, daß man meinte, es müſſe ihm das Herz abſtoßen. Er hatte den Arm auf den Hals des Handpferdes gelegt und weinte ſo heftig auf die Mähne und ſprach unverſtändliche und doch flehend klingende Worte, als wollte er die Pferde bitten, ihn mit ſchnellſter Macht heim zu bringen.

Er hatte Verbrechen auf Verbrechen gehäuft um ſeine Ehre zu retten, und nun war Alles unnöthig, die Erbſchaft von ſeiner Stieftochter ſtellte ihn ja hin, glänzender als je. Er zitterte am ganzen Leibe und nur Ein Gedanke hielt ihn noch feſt, daß daheim die grauſe That noch gut zu machen ſei und er faßte die beſten Vorſätze, die ſollten das Schickſal zwingen, daß die böſe That ungeſchehen ſei. Gewaltſam ballte er die Fäuſte und preßte die Lippen, um ſich nicht zu verrathen, wenn es doch zu ſpät wäre, aber nein, das darf nicht ſein, das kann nicht ſein. —

Jede Minute, die mit Feſtſchnallen eines Riemens, mit Anlegen eines Stranges verging, däuchte Diethelm eine Ewigkeit; er wollte Vorſpann, er wollte friſche Pferde nehmen um mit Windesſchnelle heim zu eilen, aber er fürchtete wieder, daß ihn jedes Wort verrathe und wagte nicht einmal mehr die Einſpannenden zur Eile zu drängen. Als der Vetter vorſorglich eine Laterne mitnahm und ſogar nach einem zweiten Licht als Erſatz ſchickte, erſchrack Diethelm, aber er hatte gelernt zu ſchweigen. Er mußte vor dem Vetter Alles verbergen, er hatte ihn ja mitgenommen, um ihn zum Zeugen ſeiner Unſchuld zu gebrauchen.

Man fuhr wieder heimwärts und Diethelm mußte davon ſprechen, daß er ſeine Frau in dem Schmerz um den Tod ihres Kindes nicht allein laſſen wolle.

„Warum haſt mir denn nicht früher geſagt,“ fragte er, „daß es ſo mit der Kohlenhofbäuerin ſteht?“

„Ich hab' gemeint, Ihr wiſſet's und wollet nicht davon reden; ich hab' Euch ja oft darauf angeſpielt, daß Ihr wieder doppelt reich werdet.“

„Ja wohl, ja wohl, fahr' nur ſchärfer, noch ſchärfer, und wenn die Gäul' morgen auch hin ſind,“ drängte Diethelm.

In dem Bannkreis des Verbrechens, in den er eingeſchloſſen war, hatte er nichts gemerkt von dem, was vielleicht alle Leute wußten und einander ſagten; mit ihm ſprach Niemand davon, und mitten in der Qual, die ihm die Bruſt zuſammen preßte, dachte er immer wieder, wie ſchlecht die Menſchen ſind, ſie gönnten ihm ſein unverhofftes Glück nicht und redeten darum kein beſtimmtes Wort davon.

Der Wind hatte ſich gelegt, die Schneewolken entluden ſich und Diethelm ſah nach den halbverſchneiten Bäumen am Wege und ſtreckte den Arm aus nach Jedem, an dem man vorüber war, als ſchiebe er ihn damit zurück; war man ja der Heimath immer wieder um eine Strecke näher, aber es dauerte doch lang und ein tiefer Froſt ſchlich Diethelm durch Mark und Bein. Er glaubte, das Herz im Leibe gefriere ihm zu Eis, während der Vetter doch ſagte, die Kälte ſei gebrochen. Diethelm dachte ſich die Pein Medards aus, der gefeſſelt am Boden liegt, die Flamme immer näher kniſtern, die Schafe in der Ferne blöken hört, und wie die Flamme immer näher heranſchleicht, von allen Seiten nach ihm züngelt und ihn ſtill umfängt . . . wenn ſie zuerſt ſeine Bande verſengt — er hebt die gefeſſelten Hände den Flammen entgegen, er macht ſich frei . . .

„Du lebſt,“ ſchrie er einmal unwillkürlich laut auf, und der Vetter wunderte ſich wieder über die ſo innige Liebe Diethelms zu ſeiner Stieftochter; nicht umſonſt hieß er der Familienfürſt.

„Wir kriegen wieder kalt, der Mond geht heute roth auf,“ ſagte der Vetter, als man auf der kalten Herberge angekommen war, „ſeht, dort, Buchenberg zu.“

Diethelm ſpie das Blut aus, das er ſich aus den Lippen gebiſſen.

„Was iſt denn das?“ fuhr der Vetter nach einer Weile fort, „ich höre die alt' Kathrin' brummen, und es riecht in der Luft ſo gräulich.“

Diethelm erwiderte Nichts.

Als man Buchenberg nahe war, ſchrie der Vetter: „Herr im Himmel, Euer Haus brennt,“ aber Diethelm hörte es nicht und mit Mühe erweckte ihn der Vetter mit Schneereiben aus dem Schlage, der ihn getroffen zu haben ſchien.

Sechzehntes Kapitel.

Lautlos und regungslos, weiß überſchneit, ſtand die Menſchenmaſſe am Berge verſammelt, und wie ſie vom rothen Gluthſchein übergoſſen war, erſchien ſie wie von einem Zauber feſtgebannt. Keine Menſchenſtimme ward hörbar, nur vom Thurme dröhnte die Sturm- und Sterbeglocke, die ſogenannte alte Kathrin', und aus der Flamme, die breit und ſtill, von keinem Winde bewegt, hochauf ſchlug, tönte ein tauſendſtimmiges Wehklagen, ſo dumpf und tief und wiederum ſo gräßlich röchelnd, als hätten die auflodernden Flammenzungen markerſchütternde Stimmen gewonnen, und über der Flamme glitzerte der fallende Schnee und verdampfte in ſeltſame Luftgebilde.

„Zu Hülfe! Rettet! Rettet!" ſchrie Diethelm vom Schlitten ſpringend, „was ſteht ihr ſo müßig da? Rettet!"

Wie aus dem Zauberbann erlöst, wendeten ſich Alle plötzlich nach ihm und umringten ihn.

„Es iſt Nichts zu helfen," ſagte der Schmied, „dein Haus iſt an allen vier Ecken angegangen eh' man's gewußt hat, und kein Menſch als dein Medard hat die Kloben aus der Spritze da 'rausgenommen. Wir können Nichts machen."

„Wo iſt der Medard?" fragte Diethelm.

„Das weiß kein Menſch, er hat ſich heut vor Niemand ſehen laſſen, der hat gewiß angezündet und iſt vielleicht im Haus verbrannt; die wo zuerſt kommen ſind, ſagen, ſie hätten ihn ſchreien gehört."

„Rettet! Rettet!" ſchrie Diethelm und eilte nach dem Hauſe, aber von dorther kam eine Rachegeſtalt mit weißen Locken und zerfetzten Kleidern und warf ſich auf Diethelm und wollte ihn erdroſſeln.

„Mordbrenner! Mordbrenner!" kreiſchte der alte Schäferle mit ſchäumendem Munde, „wo haſt du mein Kind? Wo? Gieb mir mein Kind. Mordbrenner! Mein Kind! Mein gutes, braves Kind!"

Mit Gewalt wurde der raſende alte Mann von Diethelm losgeriſſen, er hatte mehr als jugendliche Manneskraft und hielt Diethelm wie mit eiſernen Banden umklammert, und Diethelm ächzte laut auf, denn der Schäferle hatte ihn gerade an der Armwunde gefaßt, und als fräßen ſich tauſend ſchneidende Spitzen durch Mark und Knochen ein, ſo ſchmerzte bei der Berührung der Vaterhand der vom Sohne eingepreßte Biß. Das Blut rann Diethelm von der Hand herab, als er losgemacht war, er taumelte halb beſinnungslos umher, aber der Vetter ſtand ihm getreulich bei. Jetzt hörte man deutlich, woher das Wehklagen kam: die Schafe im Stall, deſſen Eingangswand bereits in Flammen ſtand, blökten ſo ſchmerzvoll klagend, daß es das Herz im Leibe erſchütterte, es war nicht anzuhören. Diethelm brachte es mit dem Vetter und dem Schmiede dahin, daß ſie eine Feuerwand einbrachen um durch die Oeffnung die Schafe zu retten, und ſo viel auch die Umſtehenden abwehrten, Diethelm konnte es nicht ertragen, daß auf Einmal ſo viel Leben und ſei es auch nur das der Thiere, draufging. Er drang ſelber durch die eingeriſſene Wand ein: wie in einen Knollen zuſammengepreßt ſtanden die Thiere und von denen, die der Flamme nahe waren, ſprang bald eines, bald das andere wie aufgeſchnellt mitten in die Flamme hinein, that noch einen jämmerlichen Schrei und die Unverſehrten blökten vor ſich nieder. Mit Gewalt drängte ſich Diethelm in die Mitte der Thiere und ſuchte ſie hinauszutreiben, aber ſie preßten ſich immer wieder zuſammen und plötzlich fiel er nieder, und die Thiere ſtanden auf ihm und um ihn und mit halb erſticktem Schrei konnte er nur noch um Hülfe rufen. Es gelang dem Vetter ihn zu retten, und bewußtlos, aus unſichtbaren Wunden blutend, wurde Diethelm nach dem Dorfe in das Waldhorn getragen, während gerade das Haus zuſammenkrachte und der Dachſtuhl in die Umfaſſungsmauern ſtürzte. Ein unerträglicher Geruch benahm allen Menſchen faſt den Athem, ſo daß keiner ein Wort ſprach. Nur der alte Schäferle rief dem Davongetragenen nach: „Mordbrenner! du darfſt nicht ſterben. Du mußt noch am Galgen verfaulen.“

Er wurde erſt ruhiger, als eben Frau Martha kam....

Es war Tag, als Diethelm erwachte, und vor ihm ſtand ſeine Frau und hob die gefalteten Hände zum Himmel, als er die Augen aufſchlug.

„Du da?“ frug Diethelm, „iſt ſie todt?“

„Ach Gott, ja, und ſie hat noch im Sterben das Unglück geſehen.“

„Wer hat mir meinen Arm verbunden? Biſt du ſchon lang da? Hab' ich im Schlaf was geredet?" frug Diethelm wieder in faſt zornigem Tone.

„Der Doctor iſt mit mir herüber vom Kohlenhof, und der hat dir deinen Arm verbunden. Du biſt von einem Schaf gebiſſen, ich bin grad' kommen, wie ſie dich fortgetragen haben. Du haſt nichts im Schlaf geredet, als ein paarmal Medard gerufen."

„Weiß man nichts vom Medard?"

„Ach lieber Gott, nein, der iſt gewiß verbrannt."

Diethelm ſchloß noch einmal die Augen und ſchärfte ſtill die Lippen, dann begehrte er aufzuſtehen, er ſei wohl und müſſe nach dem Schutthaufen ſehen. Die Frau ſuchte ihm einzureden, daß er noch krank ſei, und als er dies ſtreng abwehrte, erklärte ſie ihm, daß er dann vielleicht verhaftet und nach der Stadt abgeführt würde.

„Iſt mir recht," ſagte Diethelm trotzig, „dann nimmt die Geſchichte bald ein Ende. Sie können mir nichts thun. Wer klagt mich an?"

„Der alt' Schäferle."

„Da hilft kein' Sympathie."

„Wie ich hör'," ſagte die Frau zögernd, „will auch die Brandverſicherung dich anklagen."

„Ho ho!" lachte Diethelm, „denen will ich's ſchon zeigen, die müſſen mir blechen. Ich ſteh' auf, ich bin hechtgeſund."

Trotz aller Widerrede vollführte Diethelm ſeinen Ausſpruch und zankte mit ſeiner Frau, daß ſie ſo eine herzbrechende Miene mache. Erſt als ſie mit halbunterdrücktem

Weinen ſagte, ſie habe ja auch geſtern ihr Kind verloren, erwiderte er:

„Ja ja, das iſt wahr. Zum Teufel, daß ich das auch immer vergeß. Ich will gleich einen Boten an die Fränz ſchicken, ſie muß heimkommen.“

Martha ſtand am Fenſter und weinte in den ſchneeigen Tag hinaus. Erſt als Diethelm leiſe vor ſich hinpfiff, wendete ſie ſich um und ſagte:

„Um Gotteswillen, Diethelm, was machſt? Wie kannſt du nur auch ſo ſein? Was müſſen die Menſchen von dir denken, wenn du nach ſo einem Fall jetzt gar noch luſtig thuſt?“

„Haſt Recht, haſt Recht, red' weiter nichts, haſt Recht,“ ſagte Diethelm haſtig. Er erkannte ſchnell, daß ſeine Frau ihn auf das Entſprechende hinwies; allzuviel Gleichmuth war wiederum verdächtig.

Eine gewaltige Veränderung war in Diethelm vorgegangen. Nun die That geſchehen war, mit all' ihrem Schrecken, galt es mit gefeſtetem Muthe ihr Stand zu halten. Er verbannte alle Weichherzigkeit und als er vor dem kleinen Spiegel ſtand und ſein flockſeidenes Halstuch umthat, hielt er die Zipfel desſelben eine Weile ruhig in der Hand und betrachtete die ſtolzſichere Miene, die er allen Vorkommniſſen gegenüber bewahren wollte.

In der Wirthsſtube, wo der junge Amtsverweſer mit ſeinem Actuar und zwei Landjägern und noch Viele aus dem Dorf ſich befanden, ſchaute Alles verwundert auf, als Diethelm freundlich grüßend und mit dem Ausſpruche eines ſchmerzlichen Bedauerns eintrat. Diethelm wollte dem Amtmann, mit dem er am

Markttag an Einem Tiſche geſeſſen, die Hand reichen, aber der Amtmann wußte gewandt ſeine Hände mit einem großen vor ihm liegenden Bogen zu beſchäftigen, und Diethelm zuckte mit den Achſeln, als er die dargebotene Hand leer wieder zurückziehen mußte.

„Ihr ſeid gekommen,“ nahm Diethelm das Wort, „um mein Unglück in gerichtlichen Augenſchein zu nehmen. Helfet nur auch unterſuchen, wie das Feuer ausgekommen. Es iſt leider nichts gerettet.“

Der Amtmann erklärte, daß Alles das ſpäteren Verhandlungen vorbehalten bleibe; er ſchickte einen Landjäger nach dem alten Schäferle und erſuchte die Anweſenden, außer dem Schultheißen, das Zimmer zu verlaſſen.

„Ich hätt' eine Bitt', die Ihr mir wohl willfahren könnet, wenn's nicht gegen das Recht iſt,“ ſagte Diethelm mit ruhiger und doch weicher Stimme, „ich möcht', daß meine Mitbürger mit anhören dürften, worauf ich angeklagt bin. Das öffentliche Gericht, das uns verſprochen worden, iſt noch nicht eingeſetzt; drum möcht' ich bitten, wenn's möglich wär', daß Alle da blieben.“

Der Amtmann willfahrte mit der Bemerkung, daß nur ein vorläufiges Protokoll aufgenommen werde. Ein Jeder ſuchte ſich nun einen guten Platz, und Mancher ſagte leiſe zu ſeinem Nachbar, wie der und jener ſich ärgern werde, daß er nicht auch dabei ſei und das mit anhören könne.

Der alte Schäferle trat ein, bleich, mit weißen Haaren und eingefallenen Wangen, eine bejammernswerthe Geſtalt. Alle Blicke waren auf Diethelm gerichtet, und dieſer wußte, daß dies geſchah; mit ruhigem

Auge betrachtete er den Mann, in der Wunde am Arme zuckten Pulſe, als ſpürten ſie die Nähe des Rächers; in dem Geſichte Diethelms wollte ſich's regen, aber er beherrſchte ſeine Züge, er ſah gewaltſam ſtarr drein und kein Nerv bebte.

„Sagt, was Ihr habt?“ ließ ſich Diethelm nach einer lautloſen Pauſe vernehmen, in der man nichts als das Winſeln von Medards Schäferhund vor der Thüre vernahm.

„Das iſt meine Sache,“ fiel der Amtmann ein, und oft von Weinen und Schluchzen unterbrochen erklärte der alte Schäferle, wie ſein Medard ihm ſchon im Herbſt geſagt habe, der Diethelm habe nur eingekauft und verſichert um anzuzünden, er habe ſichere Anzeichen davon; wie der alte Mann jetzt klagte, daß er nicht einmal die Leiche ſeines Sohnes habe, um ſie zu beſtatten, fuhr ſich Mancher mit der Hand über das Geſicht; auch Diethelm wiſchte ſich die Augen. Als aber der alte Schäferle ſchloß:

„Wenn der Hund da draußen reden könnte, der wüßte mehr was vorgegangen iſt,“ da ſpielte ein Lächeln auf dem Antlitze Diethelms. Wieder entſtand eine Pauſe, in der man nichts als das Federkritzeln des Protokollanten und das Winſeln des Hundes hörte.

„Soll ich was drauf antworten?“ fragte Diethelm in höflich ſtolzer Weiſe den Amtmann, und dieſer erklärte, daß er vorerſt gar nichts zu ſagen habe. Der Schäferle erwähnte nun noch, daß ihm Diethelm beim Wegfahren einen Knaben geſchickt habe, mit der Weiſung, er habe Medard über Feld geſchickt und der

Vater möge ihn nicht beſuchen, während Diethelm doch beim Bahnſchlitten geſagt habe, Medard müſſe zu Hauſe bleiben.

Alle Zuhörer in der Stube nickten einander zu, und deuteten ſich mit den Fingern, wie wichtig das ſei.

„Soll ich darauf auch nichts ſagen?“ fragte Diethelm, den Kopf zurückwerfend, „man ſoll den Buben holen laſſen, er ſoll ſagen, was ich ihm aufgetragen hab', und da mein Vetter war bei mir im Schlitten, der hat Alles gehört.“

„Ich hab' nichts gehört,“ platzte der Vetter heraus.

„Ruhe!“ gebot der Amtmann, „ich weiß ſchon ſelbſt, wen ich zu verhören habe.“

Er verkündete nun Diethelm, daß er verhaftet ſei und nach der Stadt abgeführt werde.

„Gut,“ ſagte Diethelm aufſtehend, „darf ich in meinem Fuhrwerk fahren? Ich hab' einen böſen Arm.“

Der Amtmann bewilligte dieſes und jetzt trat Martha vor, die Allem ſtill zugehört hatte und ſagte:

„Ich weiß von Allem ſo gut wie mein Mann, ich will mit in den Thurm, ich bleib' bei dir, Diethelm. Wir ſind von Gott zuſammen gegeben, kein Menſch kann dich von mir trennen.“

Jetzt erſt ſah Diethelm tief traurig drein wie ſeine Frau ſeine Hand faßte. Eine tiefe Bewegung bemächtigte ſich Aller, und der Amtmann erklärte, daß Martha nicht bei ihrem Manne bleiben, daß ſie aber mit ihm ſelbſt nachfahren könne, da man ihrer nur als Zeugin bedürfe.

Als Diethelm von dem Landjäger abgeführt wurde, legte er an der Thüre die Hand auf die Schulter des Schäferle, ſah ihn durchbohrend an und ſagte:

„Du biſt ein Vater, ich nehm' dir's nicht übel was du thuſt, aber du wirſt's bereuen, was du an mir gethan. Wenn ich mit meinem halben Leben deinen Medard wieder aufwecken könnte, ich thät's; und da ſchwör' ich's vor allen Leuten, ich laß dir's nicht entgelten, ich will dir helfen wo ich kann, du haſt ja deinen Sohn verloren und du könnteſt ja mein Vater ſein, ich will mich dünken laſſen, mein Vater lebt noch einmal.“

„Friedle, was haſt du an uns than?“ klagte die Frau, und der Schäferle weinte, man ſah es ihm an, wie weh es ihm that ob dem was er angerichtet, zumal um den Schmerz der Frau Martha.

Selbſt der Landjäger behandelte Diethelm mit Freundlichkeit und redete ihm Troſt zu, daß Alles bald wieder aus ſei.

Als Diethelm an dem Berg vorüberfuhr, auf dem nur noch ein Schutthaufen rauchte, ſtieß er einen Schmerzensſchrei aus; dann ſchloß er die Augen wie zum Schlafe, aber ſeine Lippen bewegten ſich ſtets, als ſpräche er: in der That ſtand er auch in Gedanken dem Unterſuchungsrichter Red' und Antwort und manchmal zuckte etwas wie ein Lächeln um ſeine Mundwinkel, wenn ihm eines der Beweismittel einfiel, das jeden Verdacht abwälzen mußte. Der Landjäger ſchaute oft verwundert in das Antlitz des Schlafenden, der nach ſo grauenvollen Ereigniſſen unter peinlicher Anklage ſo ruhig träumte. Als man der Stadt nahe war, ſchlug der Landjäger den Mantelkragen Diethelms höher hinauf, ſetzte ihm die Pelzmütze tiefer in's Geſicht und Diethelm dankte herzlich für die gutmüthige Vorſorge des gegen Mitleid abgehärteten Landjägers. Erſt am Gefängnißthore öffnete er die Augen, und jetzt erſt merkte er, daß der Paßauf, Medards Schäferhund, ihm gefolgt war; der Landjäger ſcheuchte den Hund zurück, der Diethelm in die Stube des Gefangenwärters folgen wollte.

Zwei Stunden nach ihm fuhr der Amtmann mit Martha im verſchloſſenen Wagen nach der Amtsſtadt.

Siebzehntes Kapitel.

Die Sage vom Löwen und der Maus ſchien ſich wieder zu erneuen; das erſte fremde Menſchenbild, das Diethelm ſah, war der Zeugmacher Kübler und jetzt erinnerte er ſich, daß dieſer ja der Sohn des Amtsdieners ſei. Mit welch hochmüthiger Gönnerſchaft hatte Diethelm immer dieſen armen Teufel betrachtet, und jetzt überdachte er ſchnell, daß er ihm Alles verdanken könnte, und wenn alle Mittel zu Schanden werden — die Flucht. Daran aber war noch lange nicht zu denken. Diethelm hob den Mantel von den Schultern in die Höhe, und wartete ruhig bis der dienſtbeſliſſene junge Kübler ihm denſelben ehrerbietig abnahm; er ſtreckte nun dem Amtsdiener die Hand entgegen und ſagte mit heller Stimme in herablaſſender Höflichkeit:

„Guten Morgen, lieber Amtsdiener. Wollt Ihr einen abgebrannten armen Verwandten nicht ein paar Tage bei Euch wohnen laſſen? Habt Ihr kein Zimmer frei? Ich nehme mit einem kleinen vorlieb.“

Diethelm glaubte zu bemerken, daß dieſe Anrede den verkehrten Eindruck machte; Alles was mit dem Criminalgericht zuſammenhängt, ſchien keinen Spaß zu verſtehen.

Wie ein gefangener Ritter empfahl nun Diethelm ſeine Roſſe der ſorgſamen Wartung. Waffen hatte er nicht abzuliefern, aber gewiß konnte Diethelm beſſer ſchreiben und leſen und war mindeſtens ſo verſchlagen und ehrgeizig als je ein Mann, der im Harniſch raſſelte; daß man aber in anderen Zeiten war, zeigte beſonders der Ofen, der war ſo winzig und windig und ein Ritter, wenn er von einem Raubzuge in eine Herberge kam, fand einen Baumſtamm im breiten Ofen praſſeln. Wäre nicht eine abgeſtumpfte Sandſteinkugel auf dem Ofen gelegen, Diethelm hätte ſich nicht einmal die Hände wärmen können, und doch fühlte er von innen heraus eine unbezwingliche Kälte, als ob nicht Blut, ſondern Eiswaſſer ihm durch die Adern rinne. Er bat nun mit einer gewiſſen Demuth, in der Stube bleiben zu dürfen, bis ſeine Zelle geheizt war. Der alte Gefangenwärter ging weg und ließ Diethelm mit dem Landjäger und ſeinem Sohn allein. Dieſem empfahl nun Diethelm nochmals ſeine Pferde und trug ihm auf, nach dem Waldhornwirth in Buchenberg zu ſchicken, damit er Roß und Schlitten abhole und gut im Stand halte.

„Soll ich den Hund hier behalten?“ fragte der junge Kübler den abgewendet Sprechenden.

Diethelm ſchüttelte den Kopf verneinend, dann wendete er ſich um und ſagte in heiterm Tone:

„Dein' Braut iſt vor ein paar Tagen noch bei mir geweſen, ihr könnt euch drauf verlaſſen, daß ich euch auf den Tag bin wie's verſprochen iſt Hochzeit mache, und Gevatter bin ich auch; dann wollen wir luſtig ſein, daß die Stern' am Himmel zittern; der Vergeltstag bleibt nicht lang aus.“

Der Landjäger verbot eben Diethelm jedes weitere Reden, als der Gefangenwärter eintrat, mit der Kunde, daß Alles bereit ſei. Diethelm erzitterte jetzt vor Wuth, als man ihm Alles aus den Taſchen nahm, als man ihm das Halstuch abnahm, und ſogar die Hoſenträger abneſtelte; dieſes letzte geſchah aus dem doppelten Grunde, damit der Gefangene nichts habe, um ſich daran zu erhängen und bei einem etwaigen Fluchtverſuch durch die Nöthigung, die Hoſen in der Hand aufzuhalten, gehindert ſei. Eine Minute lächelte Diethelm über dieſe Vorkehrungen, bald aber ward er des grauſamen Ernſtes bewußt und mühſam ſchleppte er ſich die Treppe hinan nach ſeiner Zelle; der junge Kübler trug ihm noch mitleidig ſeinen Mantel nach. Erſt als ihn der Landjäger verließ, ſagte er:

„Ihr kennt mich wohl nicht. Ich bin von Grubenau bei Letzweiler gebürtig. Meinen Vater hat man den Schreinerhannesle geheißen, er iſt ein guter Freund von Eurem Vater geweſen. Ich hab' viel von Euch und Euren Gutthaten gehört, wie ich noch klein geweſen bin. Nun b'hüt Gott. Ich wünſch' alles Gute."

Dieſe Mittheilung des Landjägers machte einen eigenen Eindruck auf Diethelm; daß der Menſch ſich gedrungen fühlte, ſich ihm zu erkennen zu geben, und daß er von ſeinem Ruhme ſprach, wie traf das jetzt das Herz des Gefangenen.

Diethelm war nun allein. Er hatte ſich vor Niemand mehr zu verſtellen. Auf dem Stuhl vor dem Ofen ſaß er, und es war ihm, als müßte ſein Körper in Stücke zerfallen. In dem Ofen brummte das Feuer, manchmal knallte ein Fichtenaſt und ziſchte langſam ein grünes Scheit. Diethelm fühlte, wie ihm alles Blut im Herzen zuſammen gerann, aber Wärme verſpürte er nicht, kalt, unendlich kalt war es ihm; er hüllte ſich in ſeinen Mantel und wickelte ſich in die wollene Decke, die auf der Pritſche lag, immer war es ihm, als ob er in der ſo wohl verſchloſſenen Zelle mitten in einem Luftzuge ſtehe und plötzlich fuhr er wie emporgeſchnellt auf, die Wände dröhnten und ſchmetterten, zitternder Drommetenklang umrauſchte ihn von allen Seiten. Erſt nach geraumer Weile beſann er ſich, daß die Stadtzinkeniſten den Abendchoral blieſen, die Trompeten und Poſaunen ſchienen gerade nach ſeiner Zelle gerichtet, ſo unmittelbar, ſo gradaus ſtrömten die Töne in dieſelbe, und vor Allem ſtand jener Tag wieder vor Diethelm, an dem er ſich zum unmäßigen Einkauf verleiten ließ.

Was war ſeitdem aus ihm geworden! Ein Mordbrenner! Diethelm hielt ſich die zitternde Hand vor den ſchnell athmenden Mund, daß er das Wort nicht laut ausrufe. Er warf ſich auf die Kniee und ein heftiger Thränenſtrom entlud ſich aus ſeinen Augen, er fühlte ſeine Wangen glühen und plötzlich wurde es ihm warm. Mit dem Antlitz auf dem Boden liegend, ſprach es in ihm, daß er Alles bekennen müſſe, und er ſtreckte ſich weit aus, bereit, den Todesſtreich zu empfangen, zu ſterben ... Er weinte auf's Neue um ſein verlorenes Leben; über ihm tönte der wehklagende Grabgeſang, ein ſchriller Drommetenton verwandelte ſich in die Klageſtimme ſeiner Martha und ein anderer in die ſeiner Fränz ... Und die ſind verloren auf ewig, und du wirſt nicht gleich getödtet, du mußt Wochen und Monate lang, ja vielleicht deine ganze Lebenszeit auf deinen ſchandvollen Tod warten. Mußt du das ertragen in Gefangenſchaft und Elend, warum kannſt du es nicht auch in Freiheit und Ehre? ... Diethelm richtete ſich auf, und als jetzt von einer andern Thurmſeite der Choral erſcholl, ſang er die Töne laut mit und ſeine Stimme tönte ſo voll, faſt wie Poſaunenſchall. Er ſang ſo laut am Fenſter, daß er nicht hörte, wie das Schloß hinter ihm knarrte, die Thüre ſich öffnete und der Gefangenwärter eintrat, ihn zum Verhör abzuholen.

Um dieſelbe Zeit war Martha in der Stadt angekommen; ſie ging mit feſt zuſammengepreßtem Munde und thränenloſem Auge umher, das Schickſal ihres Mannes, der Tod ihrer Tochter, der ſie nun nicht einmal eine eiſige Scholle auf die Bahre werfen konnte, der gräßliche Tod des treuen Knechtes, das Verbrennen des Hauſes, in dem ſie ſo viele Jahre Freud und Leid verlebt, Alles das beſtürmte ihr Herz und machte ſie dumpf und verwirrt. Ihrer Bitte, auch eingeſperrt zu werden, hatte man nicht willfahrt, und ſie lief wie ein verirrtes verſtoßenes Bettelkind in den Straßen umher, als müßte ſie Jemand finden, der ihr den Weg aus dem Wirrwarr heimwärts zeigte. Es dämmerte, in den Häuſern wurden da und dort Lichter entzündet. Ach! Da wohnen überall Menſchen, die daheim ſind und wiſſen Wen ſie haben. Martha fuhr vor Schreck zuſammen, denn es ſprang etwas an ihr herauf, ſie erkannte bald den vor Freude bellenden Paßauf.

„Ach, du biſt's,“ ſagte ſie, den Hund ſtreichelnd, „gelt armes Thierle, es geht dir auch wie mir, du weißt auch nimmer wo du hin gehörſt. Bleib nur bei mir, komm' mit, wir gehen zum Meiſter.“

Eben als Martha an der Poſt vorüberging, kam der Eilwagen unter hellen Poſthorntönen angefahren. Was hat nur der Hund, daß er eine ausſteigende verhüllte Geſtalt anſpringt und dann mit Freudenbellen zwiſchen der Geſtalt und Martha hin und wider rennt? Wäre dort vielleicht der todt geglaubte Medard, der von ſeiner Flucht zurückkehrt? Martha fühlte, wie ihr die Haare ſich emporſträubten und wie ihr die Kniee faſt brechen wollten. Mit wankenden Schritten ging ſie auf den Poſthof zu, ſie hörte den Schaffner ſagen: „Ich will Ihnen gleich ein Fuhrwerk nach Buchenberg verſchaffen.“ Sie näherte ſich der verhüllten Geſtalt.

„Mutter!“ rief es ihr entgegen.

„Du biſt's, Fränz?“

Und mit wehklagendem und doch freudigem Schmerzensausruf lagen Mutter und Tochter ſich in den Armen. Jetzt erſt konnte Martha weinen. Fränz erholte ſich raſch wieder, und wenn auch ſchmerzvollen Klanges, ſagte ſie doch mit feſter Stimme:

„Mutter! Gottlob, Gottlob und Dank, daß ich Euch hab'. Mutter, ich möcht Euch Abbitte thun für Alles; ich hab' erfahren, was fremde Menſchen ſind, und da ſchwör' ich's unter freiem Himmel, nie, nie, ſo lang Euch ein Aug offen ſteht, verlaſſ' ich Euch. Jetzt laſſemich nur Eure Hand küſſen. Ich kann Alles wieder gut machen an Euch und am Vater. Ach Gott, wie geht's ihm denn?'

Martha ſchwieg.

„Iſt er verbrannt?“ ſchrie Fränz ſo grell, daß ſelbſt ein losgeſpanntes Pferd, das an ihr vorbei wollte, rückwärts wich.

Martha ſchüttelte den Kopf, und erſt mit ſchwerem Athem konnte ſie die Worte hervorbringen:

„Er ſitzt im Criminal.“

Die Poſtmeiſterin, die Fränz noch vom Markte her kannte, zog dieſelbe in das Haus und hier erfuhr ſie nun Alles. Fränz küßte aber- und abermals die Hände der Mutter, dann legte ſie ihre heiße Wange an die eingefallene kalte Wange der Mutter und ſagte:

„Ach Gott, wenn ich nur mein warmes junges Blut da in Euch hinübergießen könnt'. Kommet nur jetzt gleich, wir müſſen ſehen, daß wir den Vater ſprechen können.“

Martha erklärte, daß ſie nicht mehr gehen könne, ihr ſeien die Beine wie abgehackt, vom Todtenbette des Kindes weg in ſolch ein Elend hinein, das ſei zu viel. Fränz befahl ſchnell einen warmen Wein für die Mutter, ſie lief in raſchen Schritten im Zimmer hin und her, das dauerte ihr viel zu lang, bis das Befohlene kam; ſie wollte ſelber hinab und das Angeordnete bereiten, ſie verſtünden das hier nicht; aber die Mutter bat, ſie nicht zu verlaſſen, ſie könne nicht mehr allein ſein. Plötzlich kniete Fränz vor der Mutter nieder und ſah nach, ob ſie warme Füße habe; ſie ſprang raſch auf, als ſie fühlte, wie dieſelben eisſtarr waren, ſie klingelte nach Branntwein, „aber raſch, raſch!“ befahl ſie, und es war ihr eine innige Buße, als ſie nun der Mutter die Füße wuſch und rieb. Die Mutter ließ Alles mit ſich geſchehen wie ein Kind; ſie ſchlürfte dann den warmen Wein, den ihr Fränz an den Mund hielt, und mit ſchmerzlichem Lächeln ſagte ſie nach jedem Schluck: „Ah, das thut gut. Verſuch's nur auch, Fränz.“ Fränz nippte, und die Mutter ſagte wie halb träumend:

„Du biſt ſo ſchön geworden, Fränz, und ſiehſt mich ſo getreu an, ſo ... ſo ... ſo hab' ich dich lieb. Wenn nur der Vater auch ſo was Gutes hätt', und wenn er dich nur auch ſehen könnt'. Sein Herz hängt an dir, ach, und du biſt jetzt auch mein einzig Kind. Komm, leg' deinen Backen wieder an meinen Backen. So. Jetzt ſag', wie kommſt denn du daher? Wie iſt dir's denn gangen?“

Fränz ſchluckte die Thränen hinab, da ſie die Mutter ſo beruhigt ſah und dieſelbe nicht wieder neu aufregen wollte. Sie erzählte mit möglichſter Umgehung alles Erſchütternden, wie ſie das Brandunglück erfahren und ſagte zuletzt:

„Den heutigen Tag, Mutter, den werde ich nie vergeſſen. Was ich da Alles gedenkt und erfahren hab'. O Mutter! und die Menſchen ſind ſo gut, wenn ſie Einen im Unglück ſehen; Alle, wo mit gefahren ſind und in allen Wirthshäuſern haben ſie mir beigeſtanden und haben mich getröſtet und hätten mir gern in Allem geholfen. Kommet, legt Euch ein bisle auf's Bett, ich will Euch erzählen.“

Fränz trug in ſtarken Armen die Mutter auf das Bett, dann ſetzte ſie ſich daneben und ihre Hand haltend, begann ſie zu erzählen; aber bald merkte ſie, daß die Mutter ſchlief. Sie hielt noch lange ſtill die Hand der Schlafenden und wagte es nicht, ſich zu bewegen; endlich legte ſie die Hand auf das Kiſſen und leiſe auf den Zehen ſchleichend, hatte ſie ſich der Thüre genähert, als die Mutter rief:

„Kind, wohin willſt?“

„Zum Vater.“

„Da muß ich auch mit, ich bin ganz wohlauf.“

Es half kein Abwehren, und nachdem Fränz die Mutter wohl eingemummt, verließ ſie mit ihr die Poſt.

Achtzehntes Kapitel.

Die Wintertage waren ſo kurz und der junge Amtsverweſer, der bald ſeinen Fehler erkannte, daß er die erſte Anklage gegen Diethelm in deſſen Beiſein vernommen, wollte ihm nicht Zeit laſſen, ſich ein Gewebe von Ausſagen zu knüpfen. Er nahm den Gefangenen daher noch am Abend in's Verhör und Diethelm war es allerdings ſchauerlich, als er durch matterleuchtete ſchallende Gänge nach der Verhörſtube geführt wurde. Hier war es noch leer. Diethelm erhielt vom Landjäger den Befehl, ſich auf einen Stuhl an der Wand zu ſetzen, wo gerade hüben und drüben Wandleuchter mit brennenden Kerzen ihren Lichtſchein ihm in's Geſicht warfen; er wollte wegrücken, erhielt aber die Weiſung, juſt hier ſitzen zu bleiben. In der Stube waren nur noch zwei Lichter, am Sitze des Actuars hinter dem Actengeſtelle, an dem langen grünen Tiſche, und der Schatten des Geſtelles breitete ſich weithin in die Stube. Diethelm wollte dem Landjäger neben ihm ſagen, daß er ſeinen Vater wohl gekannt habe, aber der Landjäger wendete ſich ab und winkte ihm mit der Hand, nichts zu reden. So ſaß denn der Angeklagte, die Hände gefaltet, ſtumm vor ſich niederſchauend. Endlich näherten ſich Schritte aus der Nebenſtube, der Amtsverweſer und der Actuar traten ein, ihnen folgten die beiden Gerichtsſchöppen und dieſe waren Niemand anders als der alte Sternenwirth und der penſionirte Kaſtenverwalter. Diethelm war aufgeſtanden und ſagte, mit dem Kopfe nickend: „Guten Abend.“ Er erhielt keine Antwort; krampfhaft faßte er die Stuhllehne und ſeine Zähne klapperten, aber er biß ſie aufeinander und als der Amtsverweſer ihm mit den Worten zuwinkte: „Setzt Euch,“ that er dieſes, räuſperte ſich und rieb ſich haſtig die Hände. Nun begann ein kluges Verhör von Kreuz- und Querfragen, und Diethelm war es, als umgäben ihn von allen Seiten ſcharfe Schwertſpitzen; aber er hielt ſich ruhig, er antwortete ohne Haſt, aber auch ohne Zögern, es war faſt als ob er dem ſchreibenden Actuar Zeit laſſen wolle, genau ſeine Worte aufzuzeichnen. Auf manche Fragen antwortete er ſogar mit ſpaßigem und herausforderndem Lächeln, und die Anweſenheit des Kaſtenverwalters gab ihm den glücklichſten unvorhergeſehenen Entlaſtungsbeweis an die Hand. Alles was er ſo klug vorher bedacht hatte, war minder durchſchlagend als das, was ihm eine unbedachte Vergeßlichkeit in die Hand ſpielte; der Kaſtenverwalter mußte bezeugen, daß er Diethelm für ſechshundert Gulden inländiſche Staatspapiere geliehen habe; dieſe nun nebſt einem Hypothekenſchein auf das Wirthshaus zum Waldhorn waren verbrannt.

„Ich weiß wohl,“ ſchloß Diethelm, „daß das Verbrennen der Hypotheke nichts ſchadet, ſie iſt im Hypothekenbuch eingetragen; aber die Staatspapiere ſind verloren und dieſe hätte ich doch gewiß leicht gerettet, wenn ich den ſchlechten Gedanken an Anzünden nur eine Minute gehabt hätte.“

Als der Amtsverweſer erklärte, daß man die Nummern der Staatspapiere, die der Kaſtenverwalter noch in ſeinem Buche verzeichnet hatte, in den Zeitungen bekannt machen und die etwaigen Beſitzer bei Vermeidung der Amortiſation auffordern werde, da ſagte Diethelm:

„Was das iſt, ich weiß es nicht, ich frag' auch nicht darnach, es wird ſich Alles zeigen; wie es ſcheint, glaubt man mir ja nicht mehr.“ Und das, daß man ihm das Wahrhafte an ſeinen Angaben bezweifelte, gab ihm immer mehr den Muth, mit kecker, herausfordernder Zuverſicht aufzutreten. Zuletzt faßte er ſeine Ausſagen dahin zuſammen, daß er mindeſtens zehn Stunden abweſend war, als der Brand ausbrach, daß er gerade jetzt in der beſten Lage war, da er nicht nur einen ſchicklichen Verkauf machen konnte, ſondern auch durch den Tod ſeiner Stieftochter ihm eine reiche Erbſchaft in's Haus kam, er habe daher nach der Hauptſtadt reiſen wollen, um den Handel abzuſchließen und ſeine Fränz heimzubringen, damit die Mutter in ihrem Schmerz doch auch ein Kind um ſich habe. Dem Vorhalt, daß er über den Aufenthalt Medards widerſprechende Ausſagen gemacht und wohl mit ihm im Einverſtande geweſen ſei, ſetzte Diethelm die Betheuerung entgegen, daß er im Gegentheil dem Knaben geſagt habe, der alt' Schäferle möge zu ſeinem Sohn hinaufgehen, da er daheim bleiben müſſe und an ſeinem Beinbruche leide. An dieſer letzten neuen Zuthat fand der Richter eine Handhabe, um Diethelm noch eine geraume Weile hin und her zu zerren, aber Diethelm riß ſich endlich gewaltſam los und ſagte aufſtehend mit mächtiger Zornesſtimme:

„Ein Ehrenmann wie ich, braucht ſich eigentlich gar nicht zu vertheidigen. Ich bin ſeit fünfzehn Jahren Waiſenpfleger und habe für die Waiſen geſorgt wie ein Vater und nie auf meinen Vortheil geſehen —“

Diethelm hielt plötzlich mit einem Schrei inne, denn von der Höhe ſenkte ſich eine Flamme und brannte ihm in's Geſicht.

„Was macht Ihr?“ ſchrie er plötzlich laut auf und fuhr weit zurück, ſank auf den Boden und ſtarrte drein als ſähe er ein Geſpenſt.

„Was macht Ihr?“ ſchrie er nochmals.

Der Richter ſprang ſchnell von ſeinem Stuhl auf, faßte Diethelm an der Schulter und fragte mit gebieteriſchem Tone:

„Habt Ihr mit ſolch' einer Kerze das Haus angezündet?“

„Ich weiß nicht, was Ihr wollt. Iſt das erlaubt? Ich will das zu Protokoll genommen. Darf man mich brennen?“ ſchrie Diethelm ſich aufrichtend.

Der Richter befahl dem Kanzleidiener die Kerze, die Diethelm beim raſchen Aufſtehen von dem Wandleuchter geſtoßen, wieder aufzuſtecken, und gebot Diethelm ruhig auf ſeinem Stuhl zu bleiben und ſein Handfuchteln zu laſſen.

Sich am Stuhle aufrichtend ſetzte ſich Diethelm auf denſelben und athmete laut.

„Warum ſeid Ihr wegen der Kerze ſo erſchrocken?“ fragte der Richter nochmals, raſch und nahe auf Diethelm zutretend und die Hand gegen ihn ausſtreckend.

„Nur gemach, nur gemach,“ wehrte Diethelm ab, „ſind Sie vielleicht feuerfeſt, Herr Amtsverweſer? Thut's Ihnen nicht weh, wenn Ihnen ein Licht in's Geſicht brennt und noch dazu den Tag nachdem ſo ein Unglück über Sie kommen iſt, und man jedem Licht bös iſt, weil es ſo was anrichten kann? Sie können, nein, beim Teufel, Sie müſſen mich frei ſprechen, Herr Amtsverweſer, aber die Schande, daß ich eingeſperrt geweſen bin, ich, der Diethelm von Buchenberg, und die Qualen, die man mir anthut, die könnet Ihr mir nicht wieder gut machen. Mich tröſtet nur Eins: ich bin zu ſtolz geweſen, ich hab' mir auf meinen Ehrennamen vielleicht zu viel eingebildet, ich hab' gedemüthigt werden müſſen; aber ſo viel weiß ich, ſo gut gegen die Menſchen bin ich nicht mehr, wie ich geweſen bin. Fraget in Letzweiler nach mir, fraget überall nach mir, und man wird Euch ſagen, wer der Diethelm iſt. Ich ſoll geholfen haben anzünden? Ja, das Beſte vergeſſ' ich ja. Der Kaſtenverwalter da, und der Sonnenwirth und der Kaufmann Gäbler, die können mir Alle bezeugen, daß ſie mich überredet haben zu verſichern, ich hab' nicht gewollt. Thut das ein Brandſtifter? Thut das ein Mordbrenner?“

„Sprecht nur leiſer,“ ermahnte der Richter und Diethelm fuhr fort:

„Sie haben Recht, ja, aber ich möcht' laut ſchreien, daß es die ganze Welt hört, was man an mir thut.

Jetzt will ich aber nicht mehr reden. Fragen Sie noch, was Sie zu fragen haben.“

Der Richter ſtellte faſt nur noch der Form wegen einige Nachforſchungen an, dann fragte er Diethelm zuletzt, ob er in Bezug auf ſeine Haft noch etwas zu wünſchen oder zu klagen habe. Diethelm erwiderte, daß er den Advokat Rothmann ſich zum Rechtsbeiſtande nehmen wolle. Als der Richter hierauf entgegnete, daß dieſer im Auftrage der Fahrnißverſicherung ſein Ankläger ſei, ſchloß Diethelm:

„Dann will ich gar keinen Advokaten. Ich hab' aber noch eine Bitt', ich ſchäm' mich faſt ſie zu ſagen; man hat mir die Hoſenträger genommen, damit ich mich nicht dran aufhänge, und ohne die Hoſenträger iſt mir's immer, als ob mir der Leib aus einander fallen thät.“

Der Richter klingelte dem Amtsdiener und befahl ihm, das Gewünſchte Diethelm wieder zurück zu geben. Der Amtsdiener meldete leiſe etwas und der Richter ſagte:

„Diethelm, Ihr könnt Eure Frau und Eure Tochter ſehen, wenn Ihr verſprecht, nichts von Eurer Anklage mit ihnen zu reden.“

Diethelm verſprach und blieb auf dem Stuhl ſitzen. Mit ſcheuen Bücklingen trat Martha ein, Fränz aber drang ihr vorauf und ſtreckte dem Vater beide Hände entgegen. Diethelm ſchüttelte ſie wacker und reichte dann die andere Hand ſeiner Frau, die er aber bald zurückzog, um ſich eine Thräne abzutrocknen. Fränz berichtete, daß ſie mit der Mutter in der Poſt wohne.

Der Richter befahl, daß Diethelm abgeführt werde. Er ſprach kein Wort mit den Seinigen und ging von dannen.

Der Richter ſagte nun Martha, daß er ſie auch gleich verhören wolle, da ſie nun da ſei; er bot ihr den Stuhl an, den Diethelm ſo eben verlaſſen, ſie ſetzte ſich und legte die Hände in einander. Sie bat, ob nicht ihre Fränz bei ihr bleiben dürfe, der Richter verneinte dies mit Bedauern, Fränz könne indeß im Vorzimmer warten.

Martha preßte die gefaltenen Hände wie zu einem Dankgebet zuſammen, als ihr der Amtmann die ſchönmenſchliche Geſetzesbeſtimmung erklärte, daß ein Angehöriger keinen Zeugeneid zu leiſten habe, und es überhaupt ſeinem Belieben anheimgeſtellt ſei, Zeugniß abzulegen oder zu verweigern. Martha erklärte ſich für Erſteres, theils in der Hoffnung, ihrem Manne zu nützen, theils auch, weil ſie den Muth nicht hatte, ohne Red und Antwort das beſtellte Gericht zu verlaſſen.

Martha war ſo offenbar ein Bild des aufrichtigen Jammers, daß der Richter ſie nicht mit verwickelten Fragen quälen wollte. Sie konnte mit Fug betheuern, daß ſie von der Handelſchaft ihres Mannes faſt gar keine Einſicht hatte, und als auf ihren Ehezwiſt wegen der Großthuerei und Verſchwendung Diethelms die Rede kam, glaubte ſie, daß Gott es ihr verzeihen müſſe, wenn ſie das nicht unter die Welt kommen laſſe; ſie beſtritt daher jeden ehelichen Zwiſt und lobte ihren Mann aus Herzensgrund. Der Richter ging bald hiervon ab und fragte:

„Iſt nie zwiſchen Euch und Eurem Manne davon die Rede geweſen, daß er brandſtiften will?“

Martha war's, als ſchlügen ihr Flammen in's Geſicht. Was ſollte ſie darauf antworten? Zwar hatte damals am Verſicherungstage Dietbelm die Sonne zum Zeugen angerufen, daß ſie ihn nie mehr erwärmen ſolle, wenn er einen ſolchen Gedanken habe, aber wenn ſie das bekannte, wer weiß, was daraus gemacht wird? Aber ſie hat doch verſprochen, die Wahrheit zu bekennen. Zweimal ließ ſich Martha die Frage wiederholen, und ſchon ſtand ihr das Bekenntniß auf der Zunge, aber ſie ſchluckte die Worte hinab, und matt die Hände in den Schooß ſinken laſſend, ſagte ſie:

„Nein, nie, niemals.“

Ueber Medard befragt, erklärte ſie, daß er ihrem Mann ſchon lange gram war, weil er ihm manchmal im Zorn das Zuchthaus vorgeworfen, und der Medard ſei ohnedieß auffätzig gegen den Meiſter geweſen, weil er ſeinen Bruder, den er lieb hatte wie ſein eigen Kind, nicht vom Militär losgekauft habe; gegen ſie aber ſei er immer gut geweſen, er habe zwar manchmal Veruntreuungen gemacht, aber die könnten einmal die Schäfer nicht laſſen. Martha unterſchrieb das Protokoll und wankte hinaus zu ihrer Tochter. Im Amthauſe ſprach ſie kein Wort mehr, auf der Straße aber ſagte ſie:

„Das ſind Seelenverderber, die Amtleute, da droben haben ſie mir das Herz ausgeſchnitten.“

Fränz ſuchte die ungemein erregte Mutter zu beruhigen, ſo gut ſie konnte, aber noch im Schlafe ſchrie

Martha oft wild auf und warf ſich im Bette hin und her. —

Diethelm war indeß mit triumphirendem Stolz in ſein Gefängniß zurückgekehrt. Von aller Unthat war keine Erinnerung in ihm; er gedachte nur ſeines Sieges, wie es ihm gelungen war, ſich ſo hinzuſtellen, daß der Richter ihm faſt Abbitte thun mußte. Seine Vertheidigung war nun feſtgegründet, dort ſtand ſie verzeichnet und konnte nicht mehr ausgelöſcht werden. Diethelm freute ſich über ſich ſelbſt, er hatte gar nicht gewußt und erſt jetzt erfahren, welch eine Macht ihm innewohnte. Du wärſt ein großer Mann geworden, ſagte er ſich, wenn du auf dem rechten Platz ſtündeſt, es haben Andere ſchon viel Aergeres gethan und ſind doch ruhmvoll durch die Welt gegangen. Jetzt fang' ich das Leben von vorn an. Ich will Ihnen zeigen, wer der Diethelm iſt.

Der Amtsdiener, der das Gewünſchte Diethelm übergab, freute ſich ob ſeines Frohmuthes und erklärte ſchlau:

„Ich hab' Euch nur wie einen gemeinen Verbrecher behandelt, damit man kein Mißtrauen in mich haben ſoll, weil wir ſo nah verwandt werden. Ich hab's wohl gewußt, daß Ihr ein unſchuldiger Ehrenmann ſeid, auf den wir ſtolz ſein können. Im Geſicht vom Amtsrichter iſt deutlich geſchrieben geſtanden: der iſt freigeſprochen. Es kann noch ein paar Tag dauern, aber gewiß iſt's, da verlaßt Euch drauf. Ich verſteh' das.“

Wie nach einer vollbrachten Großthat ſtreckte ſich

Dietbelm auf die Pritſche, er befahl noch tüchtig einzuheizen, denn es fror ihn noch immer ſo mörderlich; wollte ihm auch manchmal ein Gedanke deſſen kommen, was er gethan, er verſcheuchte ihn und ſchlief ruhig ein.

Tief in der Nacht aber wurde er aufgeweckt und im Scheine einer Blendlaterne ſtanden zwei Männer vor ihm.

Neunzehntes Kapitel.

Diethelm hatte dem jungen Kübler geſagt, er möge den Vetter Waldhornwirth nach der Stadt entbieten, damit er die Pferde hole. Das konnte offenbar nichts als ein verſteckter Auftrag ſein, der eigentlich hieß: mach', daß ich den Vetter ſo bald als möglich hier habe und ſpreche. Mit fröhlicher Eilfertigkeit — denn es liegt im Hülfebringen für einen Leidenden oft eine Fröhlichkeit — eilte der junge Kübler ſelbſt nach Buchenberg, und unterwegs lächelte er oft vor ſich hin, indem er überdachte, wie klug er doch ſei, daß er ſolche vermummte Gedanken erkenne, und wie ihn Diethelm darob loben müſſe. Natürlich vergaß er dabei auch nicht, wie vielen Dank ihm Diethelm dadurch ſchuldig werde, und das war ein Kapital, das gute Zinſen trägt. In Buchenberg war ſchon Alles zur Ruhe gegangen; nur bei der Brandſtätte, von der noch immer ein zum Erſticken übelriechender Rauch aufſtieg, wandelten einige Wachhaltende hin und her. Der Vetter Waldhornwirth mußte aus dem Schlaf geweckt werden, und unter Verwünſchungen machte er ſich endlich bereit, mit Kübler nach der Stadt zu fahren. Erſt draußen vor dem Dorfe hängten ſie dem Pferde das Rollengeſchirr um und fuhren dann mühſelig und verdroſſen nach der

Stadt, wo ſie erſt gegen Morgen ankamen. Der junge Kübler zog ſeinem Vater die Gefängnißſchlüſſel unter dem Kopfkiſſen weg, führte den Waldhornwirth die Treppe hinauf, öffnete die Zelle Diethelms, und jetzt ſtanden Beide vor dem grimmig Fluchenden, der ſie nicht alsbald erkannte. Als ſie ſich zu erkennen gaben, und Kübler triumphirend berichtete, daß er nach den Andeutungen Diethelms den Vetter geholt habe, rieb ſich Diethelm mehrmals die Stirn und fuhr dann zornig auf:

„Verfluchtes blitzdummes Gethue! Kübler, was habt Ihr gemacht? Ihr bringt mich nur in neue Ungelegenheit. Ich bin freigeſprochen, Alles liegt ſonnenklar am Tag und jetzt wenn's heraus kommt, und es kommt gewiß heraus, daß Ihr meinen Vetter zu mir gebracht habt, wird das wieder einen Verdacht auf mich werfen und es geht neu an's Protokolliren und ich kann noch Tage und Wochen da hocken müſſen und Euer Vater kann ſeinen Dienſt verlieren. Aber mich geht's nichts an und wenn's darauf ankommt, ich kann's nicht anders machen, ich kann's beſchwören und ich thu's, daß ich Euch das nicht angelernt und nichts davon gewollt hab'."

Der junge Kübler ſtand wie vom Blitz getroffen, er hatte mit Klugheit Dank und Lohn zu erwerben geglaubt und mußte ſich nun ausſchelten laſſen und faſt noch bitten, daß man ihn nicht verrathe.

Diethelm rieb ſich vergnügt die Hände, er war ſtolz auf ſich, mitten aus dem Schlaf geweckt hatte er ſeine Beſinnung behalten und gegen zwei Menſchen, deren er bedurfte, ſich ſo geſtellt, daß ſie ihm dienen mußten, ohne ihn dafür irgendwie in der Hand zu haben. Es durfte Niemand geben, der nicht an ſeine Unſchuld glaubte, oder gar Grund und Beweis gegen ihn habe; dürfte das ſein, ſo wäre ja Alles mit Medard umſonſt … Einlenkend reichte er nun dem Vetter die Hand und ſagte:

„Thut mir leid, daß du dir ſo viel unnöthigen Braſt machſt, und Ihr habt's auch gut gemeint, Kübler, das weiß ich wohl und bin auch erkenntlich dafür, wenn ich's auch nicht brauch'. Ich mein' Vetter, es wär' am beſten wir reden gar nichts, ich hab' dir ja nichts zu ſagen und du kannſt ruhig vor Gericht auslegen was du weißt.“

Der junge Kübler betheuerte wiederholt ſeine Wohlmeinenheit und der Vetter ſagte:

„Ja, ich kann mich mit Teufels Gewalt aber nicht mehr beſinnen, was Ihr zu dem Buben geſagt habt.“

„Kann mir's denken,“ lachte Diethelm, „wenn du von deinem Uhlbacher ferndigen trinkſt, vergißt du leicht, daß du Frau und Kinder daheim haſt, geſchweige was anders, und dann haſt noch Kirſchengeiſt darauf geſetzt, das thut nie gut. Laß mir aber von deinem Uhlbacher noch was übrig bis ich heimkomm, und da der Kübler muß in Buchenberg Hochzeit machen, ich zahl' Alles und da trinken wir das Faß voll aus. Ja, was hab' ich ſagen wollen? Ich hab's ganz vergeſſen.“

„Von wegen dem Buben,“ bedeutete der Vetter.

„Richtig,“ nahm Diethelm unbefangen auf, „beſinn' dich nur, du mußt noch wiſſen, daß ich dem Buben deutlich geſagt hab', der alt' Schäferle ſoll zu ſeinem

Medard 'naufgeben, er müſſ' daheim bleiben und leide an ſeinem Beinbruch."

„Vom Beinbruch, ja, das erinner' ich mich, das hab' ich deutlich gehört, guck, das fällt mir jetzt ein, das iſt das Wahrzeichen," frohlockte der Vetter und rieb ſich immer die linke Seite der Stirne als weckte er ein Organ der Erinnerung.

Diethelm lächelte in ſich hinein, daß der Vetter gerade deſſen ſich erinnerte, was er erſt vor Gericht zu ſeinem eigenen Schrecken noch hinzugeſetzt; er fuhr aber leichthin fort:

„Dann wirſt dich auch an alles Andere erinnern und daß ich mein' Fränz hab' holen wollen, damit mein' Frau nicht ſo allein iſt, wenn ihre Stieftochter ſtirbt; aber ich brauch' dir ja nichts ſagen, du weißt Alles allein und ſag' du's nur frei."

So fuhr Diethelm fort und wußte nach und nach in der harmloſeſten Weiſe dem Trompeter ſein Stücklein auf Noten zu ſetzen, daß es eine Art hatte.

Der junge Kübler drängte zur Trennung, da es Tag zu werden begann. Diethelm reichte Beiden wohlgemuth die Hand und der Vetter entſchuldigte ſich noch, daß er ſich nicht gleich auf Alles beſonnen habe; der Schrecken beim Brand habe ihm Alles weggeſcheucht, aber jetzt wiſſe er jedes Wort. Diethelm ſah dem Vetter ſcharf in's Geſicht, um zu erkunden, ob ihn der ausgefeimte Schelm nicht verhöhne, aber der Vetter ſah in der That mitleidig und treuherzig drein. Als die Beiden fort waren, ſtreckte Diethelm die Zunge hinter ihnen heraus und ſprach dann in ſich hinein: neun Zehntel der Menſchen ſind nichts als Hunde und

Papageien, ſie reden und thun wie man ſie's anlernt und ſchwören dann Stein und Bein, daß das aus ihnen ſelber käm'. Alle die oben dran ſind und über Andere herrſchen, verſtehen nur die Kunſt, die Menſchen glauben zu machen was ihnen gut dünkt, und je mehr das Einer vermag, um ſo größer iſt er und führt die Welt am Narrenſeil herum.

Mit einem erhabenen Heldengefühle legte ſich Diethelm abermals zum Morgenſchlafe nieder. Als die Stadtzinkeniſten wieder blieſen, ſuchte er ſich zu bereden, daß das eine Muſik zu ſeiner Unterhaltung ſei und pfiff unausgeſetzt ihre Melodien nach.

Diethelm glaubte ſchon am heutigen Tag freigelaſſen zu werden, aber vergebens. Er wurde Nachmittags noch einmal zum Verhör geführt, der Trompeter hatte richtig ſein Stücklein getreu abgeſpielt, aber es war doch ein Ton darin, der Diethelm noch viel zu ſchaffen machte, nämlich die Kunde von ſeinem heftigen Weinen bei der Nachricht vom Tode der Stieftochter und ſeine raſche, unmotivirte Umkehr. Diethelm hatte hieran wohl gedacht und hätte dem Vetter gern Weiſung gegeben, aber er wußte nicht wie er das verdachtlos bewerkſtelligen ſollte und hoffte auch, daß davon gar keine Rede ſein würde. Anfangs ſchwankend, dann aber immer ſicherer erklärte Diethelm, daß er den Tod ſeiner Stieftochter nicht ſo bald erwartet habe und nun heimgeeilt ſei, um ſeine Frau nicht ganz allein zu laſſen und die Fränz ſpäter holen zu laſſen. Befragt, warum er dann nicht nach dem Kohlenhof gefahren ſei, erklärte er zuerſt: er habe ſich das nicht ſo klar gemacht, er ſei vom Schreck zu ſehr ergriffen geweſen; dann aber ſetzte er hinzu, er habe erwartet, ſeine Frau ſei gleich nach dem Tode heimgekehrt und er habe ſie dort tröſten wollen. Weiter befragt, wie es komme, daß der Tod ſeiner Stieftochter ihn ſo furchtbar ergreife, ſah er eine Weile ſcheu vor ſich nieder, dann erhob er ſein Antlitz und ſagte:

Ich hätt' nicht geglaubt, daß man mich das fragen darf, aber ich ſeh' ſchon, wer einmal, und ſei er noch ſo unſchuldig, in Verdacht ſteht, muß auf Alles antworten. Nun denn ſo ſei's," er athmete tief auf und fuhr dann fort: „So wiſſet denn . . . ich hab' vor zweiundzwanzig Jahren mein' Stieftochter gern gehabt und hab' ſie heirathen wollen, aber mein' Frau hat's nicht zugeben und hat mich lieber ſelbſt genommen."

Eine Pauſe entſtand, der Actuar ſchrieb, und der Richter, betroffen von dem ſchmerzvollen Ton Diethelms, hielt eine Weile mit Fragen inne. Diethelm aber fühlte einen innern Schreck, als ob man ihm ein Stück aus dem Herzen reiße, es däuchte ihn als ſchände er ſeine Hausehre und alle Schamhaftigkeit, da er auch dieß dem Protokolle anvertraute; er hatte ſo ſorglich ſeine Hausehre gewahrt und jetzt hatte er ſie preisgegeben und noch dazu mit einer gräßlichen Lüge, denn die Kohlenbäuerin war ſchon ſeit Jahren nicht mehr für ihn auf der Welt. Diethelm fühlte jetzt zum Erſtenmal, wie das Verbrechen keinen reinen Fleck an dem Menſchen läßt, wie es Alles mit ſich hinabzerrt; er erhob den Blick lange nicht, es war ihm, als ſtände ſeine Frau vor ihm und er könnte ſie nicht anſchauen.

Hätte er erſt gewußt, daß er ſie auf demſelben Stuhle verrieth, auf dem ſie ihm zu Liebe ihr Gewiſſen geopfert!

„Das thut mir am weheſten, daß ich das hab' ſagen müſſen," rief er endlich mit tiefſchmerzlichem Tone. Der Richter beruhigte ihn, daß das Niemand erführe, er war aber Inquirent genug, die weiche Stimmung Diethelms zu benützen und mit veränderten Fragen noch einmal das ganze Verhör von vorn zu beginnen. Schlag auf Schlag gingen die Fragen. Der alte Schäferle war dieſen Vormittag auch wieder im Verhör geweſen und im Schmerz um den Tod ſeines Sohnes, den er rächen zu müſſen glaubte, hatte er ſich kein Gewiſſen daraus gemacht, ſeinen Ausſagen eine noch entſchiedenere Faſſung zu geben, und daß Medard geradezu die Woche bezeichnet, die Diethelm ausdrücklich zur Brandſtiftung feſtgeſetzt habe, wenn es ihm gelänge, ſeine Frau aus dem Hauſe zu bringen. Der alte Schäferle hoffte, daß es vielleicht gelingen werde, Diethelm zu einem Geſtändniß zu überrumpeln, wenn man ihm beſtimmte Thatſachen vorhielt, und Gleiches erwartete auch der Richter. Diethelm merkte bald was vorging und war wiederum ſchnell gewaffnet und berief ſich in den meiſten Antworten einfach auf ſeine geſtrigen Ausſagen.

Nicht mehr ſtolz, innerlich geknickt, ſaß Diethelm in ſeinem Gefängniß; er merkte wohl, daß ſich ein Punkt aufgethan, von dem er in den Grund geſtürzt werden konnte. Jetzt bat er den jungen Kübler, der in der Wartung der Gefangenen ſeinem Vater beiſtand, ihm noch eine Unterredung mit dem Waldhornwirth zu verſchaffen; aber der junge Kübler war deſſen eingedenk, wie Diethelm ihn mit Undank angefahren und ſogar gedroht hatte, ihn zu verrathen; er blieb trotz aller Schmeichelworte unerbittlich und Diethelm, deſſen Furcht vor einem Mitwiſſer noch größer war als die vor dem Gericht, fand ſich endlich drein, Alles geſchehen zu laſſen wie es ſich von ſelbſt machte, ja es gab Zeiten, in denen er ſo zerknirſcht war, daß er die Entdeckung wünſchte, nur um dieſer ſchwebenden Qual enthoben zu werden. So zerknirſcht er aber auch in der Einſamkeit des Gefängniſſes war, ſo kampfgerüſtet und feſt erſchien er jedesmal vor dem Richter; ſchon die Stimme desſelben erweckte ihn zu Muth und Trotz und bald zeigte ſich, daß die urſächlichen Verbindungen zwiſchen allem Geſchehenen nur ihm klar waren, den Anderen zerfiel Alles zuſammenhanglos.

Dieß ſtellte ſich beſonders heraus als der Amtsverweſer die Fortführung der Unterſuchung dem neu beſtallten Richter übergab. Man hatte geglaubt, daß ein neuer in Criminalſachen gewiegter Mann Diethelm verblüffen und verwirren würde; aber gerade das Gegentheil war eingetreten: dem fremden Manne gegenüber, der ihn nie weich geſehen hatte, fühlte ſich Diethelm doppelt ſtark, und bei manchen Fragen zeigte Diethelm ſein Uebergewicht, indem er ſagte: das hab' ich im Protokoll von dem und dem Datum ſchon angegeben; ſeine Gewandtheit im Kopfrechnen kam ihm jetzt in anderer Weiſe zu ſtatten. Diethelm dachte gar nichts mehr als ſein Verhör, er wendete es nach allen Seiten, und wenn er antwortete, ſprudelte er die Worte ſo ſicher hervor, als ſtünden ſie vor ihm geſchrieben.

Zwanzigſtes Kapitel.

In der Poſt lebte Fränz mit ihrer Mutter ſtill und einſam. Früh Morgens gingen ſie täglich nach der Kirche, wo die Mutter immer ſo zerknirſcht betete, dann ging es jedesmal hinaus nach dem Gefängniß, um von dem alten Kübler zu erfahren, wie ſich der Vater befinde; er gab in der Regel einförmig guten Beſcheid, nahm bisweilen auch Geſchenke an, ließ ſich aber nicht herbei, Diethelm irgend eine Nachricht zu bringen, und ſo waren Mutter und Tochter von ihm wie durch Meere geſchieden. Von dem einzigen Ausgange abgeſehen, lebten ſie ſelber wie in Gefangenſchaft, die Mutter ſaß in der Mitte der Stube und ſpann, obgleich ſie immer klagte, daß ihre Spinnfinger wie abgeſtorben ſeien. Sie hatte nicht Luſt, bei der Arbeit manchmal hinaus zu ſehen nach den Vorübergehenden, ſie kannte Niemand und wollte Niemand kennen, und oft wenn ſie eine volle Spindel abſtellte, klagte ſie über die ſchöne Ausſteuer der Fränz und über die tauſende von ſelbſtgeſponnenen Spindeln, die da mit verbrannt ſeien. Fränz ſaß am Fenſter und ſtickte für den Vater ſehr bunte Pantoffeln, ſie hatte das in der Hauptſtadt trefflich gelernt; oft ſchaute ſie aber auch hinaus auf die Straße und machte allerlei Bemerkungen über die

Vorübergehenden. Die Mutter verwies ihr das immer mit ſteter Wiederholung:

„Wir haben gar nichts zu ſpötteln über andere Menſchen, wir müſſen froh ſein, wenn man nicht mit Fingern auf uns weist.“. Nun verſchwieg Fränz meiſtens ihre Bemerkungen, ſie hatte, wie ſie glaubte, die unſäglichſte Geduld mit ihrer Mutter, die gar keine Zerſtreuung wollte und ſo gewiß als das Tiſchgebet jedesmal, wenn man ſich zum Eſſen ſetzte, ſagte:

„Ach Gott! jetzt muß der Vater allein eſſen, ich weiß, daß ihm kein Biſſen ſchmeckt, er hat nie was allein eſſen mögen ohne dabei zu reden, und wenn er heim kommen iſt und ich ihm Eſſen hingeſtellt hab', hab' ich mich immer zu ihm ſetzen müſſen und beim Tiſch hab' ich nie aufſtehen dürfen und wenn was gefehlt hat, er hat immer geſagt: lieber kein Salz auf dem Tiſch, als daß du mir fehlſt. Ach Gott! Wir haben doch ſo gut mit einander gelebt, und wenn's auch manchmal ein bisle uneben gangen iſt, es giebt doch kein' beſſere Ehe auf der Welt und alle Adern hätt' ſich Eins für's Andere aufſchneiden laſſen.“

Fränz hörte das immer geduldig an und ermahnte nur die Mutter, das Eſſen nicht kalt werden zu laſſen.

Fränz trauerte auch aufrichtig um das Schickſal des Vaters, aber ſie konnte dieſe immerwährende Trauer nicht aushalten und ſehnte ſich nach Zerſtreuung, ſie wollte von keinem Zweifel mehr wiſſen, daß dem Vater etwas geſchehen könne und ſprach oft davon, daß ſie gar nicht mehr in das Dorf zurückkehren wollten; wenn der Vater frei ſei, müſſe er mit ihnen in der Stadt bleiben. Martha wollte nichts davon hören und Fränz ſuchte ihr alle Schauer zu erregen, die man erleben müſſe, wenn man in einem Hauſe wohne, wo früher ein Menſch verbrannt ſei.

„Wo nur der Paßauf hin iſt?“ fragte Martha ablenkend und Fränz erwiderte:

„Ihr könnet Euch darauf verlaſſen, der iſt mit dem alten Schäferle, wie er zum Verhör in der Stadt geweſen iſt.“

„Haſt du den Munde in der Hauptſtadt nicht geſehen?“ fragte die Mutter wieder.

„Freilich,“ erzählte Fränz, „er iſt, wenn er nicht auf die Wacht gemußt hat, jeden Tag und jeden Tag in den Rautenkranz kommen, er thut noch immer ſo narret mit mir.“

Martha erzählte nun, daß der Vater ihr den Munde zum Mann beſtimmt habe, aber Fränz wehrte ſich dagegen, daß ſie das „Opferlamm“ ſein ſolle; wenn ſie einen Mann nehme, ſo nehme ſie ihn für ſich und für Niemand anders. Sie ließ ſich nicht dazu herbei, zu erklären, was ſie mit dem Opferlamm gemeint habe, ſie behauptete, das ſei nur Redensart, in ihr aber erwachte wieder der Gedanke, den ſie auf der ganzen Herreiſe gehabt, daß ihr Vater doch ſchuldig ſei und daß es nur gelte, ſich hinaus zu reden. An jenem letzten Tage in der Stadt hatte die Eröffnung Munde's, obgleich er ſie ſo klug zu verhüllen trachtete, einen gewaltigen Eindruck auf Fränz gemacht. Sie kannte durch ihre öftere Begleitung die Verhältniſſe des Vaters beſſer als irgend Jemand, ſie wußte, daß er tief in Verlegenheiten ſteckte, auch klagte ihr der Vater öfters; ſie gedachte während der Fahrt jenes Augenblickes, da der Vater auf dem Markte niedergefallen war als ihm der Kaufmann Gäbler ſagte, daß er mit der Feuerſchau käme, ſie hatte den Vater dann auf der kalten Herberge beobachtet, wie er mehrmals die Farbe wechſelte und dann wie beſeſſen davon jagte, und jetzt war es ihr deutlich warum der Vater ſo klagend davon ſprach, daß er Armuth nicht überleben würde, als die Deichſel gebrochen war; und als der Vater ſie zum Letztenmal in der Hauptſtadt beſucht, war er wieder voll Jammer und Klage geweſen. Darum glaubte Fränz ſchon auf dem Wege an die Schuld des Vaters und als ſie nachträglich erfuhr, daß er ihr den Munde zum Manne beſtimmt hatte, kam kein Zweifel mehr auf. An einen vom Vater begangenen Mord dachte ſie nicht, wohl aber, daß er mit Medard gemeinſam Feuer angelegt und daß Medard dabei verunglückt war.

Von allen Menſchen auf Erden hatte Diethelms einziges Kind allein eine gegründete Ueberzeugung von deſſen Schuld und erklärte ſich ihren Zuſammenhang, und Fränz allein war als durchaus unbetheiligt nie verhört worden.

Auf jener Nacht und Tag währenden Heimfahrt war eine große Wandlung mit Fränz vorgegangen, ſie ſah ſich ſchon verſtoßen und verhöhnt von aller Welt und war tief traurig und voll Demuth gegen Jedermann, und empfing darum überall eine Behandlung voll Theilnahme und Rückſicht, die ſie wieder mild ſtimmte. Als ſie die Mutter ſah, warf ſie ſich ihr mit

Inbrunſt entgegen, das war das einzige Herz auf der Welt, das ſie nicht von ſich ſtieß und die in Trotz und Rechthaberei verhüllte Kindesliebe brach gleichzeitig mit der demüthigen Milde gegen alle Menſchen auf, zwei Lilien gleich, in einer Wetternacht aufgebrochen.

Als ſie nun aber hörte, daß der Vater für unſchuldig galt und daß es nur darauf ankam, dieſe Geltung aufrecht zu erhalten, verwelkten die in Schmerz erblühten Blumenkelche wieder. Wer weiß, in Schmach und Noth wäre Fränz vielleicht eine Heldin an Duldung geworden; jetzt war ſie wieder in der Welt voll Lug und Trug, wo Alles darauf ankam, ſich in ſeiner Rolle zu behaupten, und Fränz wurde wieder die hoffährtige, alle Welt verhöhnende Tochter Diethelms; nur eine gewiſſe Umflorung, die aus dem Kummer um das noch nicht entſchiedene Schickſal des Vaters entſprang, dazu eine Nachwirkung von jener immer mehr verklingenden Trauerſtimmung, verhinderte, daß nicht mit Einem Wort der leibhafte Rückel wieder da war.

Fränz ertrug den Schmerz um die ſich in die Länge ziehende Gefangenſchaft des Vaters leichter als die Mutter, weil ſie ihn für ſchuldig hielt; von einem Morde an Medard ahnte ſie nichts, und für einen Brandſtifter gehalten worden zu ſein, dachte ſie, iſt am Ende keine Schande, wenn man nur freigeſprochen iſt.

Seit mehreren Tagen hatte Fränz jedesmal um Mittag geſagt: „Jetzt iſt halb eins“ und wenn die Mutter fragte: „Warum?“ antwortete ſie lächelnd: „Weil der Amtsverweſer da über den Markt herkommt, er iſt ein ſaubers Bürſchle, er ſpeist unten an der

Tafel.“ Die Mutter ermahnte ſie vom Fenſter wegzugehen, ſie müſſe ſich ja ſchämen, wenn er ſie ſähe; Fränz aber behauptete, daß das gar nicht der Fall ſei und bald bemerkte der Amtsverweſer, welche Augen nach ihm ausſchauten und es entſtand ein regelmäßiges und immer entſchiedeneres Grüßen herauf und herab am Mittag. Die Mutter ward auch bald neugierig, den Mann zu ſehen, den ſie ſeit jenem ſchrecklichen Abend nicht mehr erblickt hatte und von da an hatte Fränz gewonnen Spiel; ſie ließ nicht ab und hatte dabei willfährige Hülfe an der Frau Poſtmeiſterin, bis die Mutter ſich entſchloß mit ihr an der Tafel zu ſpeiſen. Martha gab endlich nach, beſonders als ihr Fränz immer eindringlicher vorhielt, wie gut das für den Vater wäre, wenn man mit dem Amtsverweſer bekannt ſei, und wie man auch geſprächlich Manches von ihm erfahren könne über den Stand der Unterſuchung. Das leuchtete ein. Anfangs ſtand Martha oft viele Tage mit trockenem Munde auf, ſie konnte keinen Biſſen hinabbringen, wenn ſie den „Herrn“ anſah, der ihr ſo ſchweres Herzeleid angethan und der ihren Mann auf Zeitlebens in's Zuchthaus bringen konnte. Es war ihr immer, als ſäße ſie mit einem Henker am Tiſch und ſie begriff gar nicht, wie er ſo ruhig Speiſe und Trank zum Mund führte, während er auf die Fragen ſeiner Tiſchnachbarn erzählte, daß heute Der und Jener eingebracht oder daß Dieſer oder Jener in's Zuchthaus abgeführt worden ſei. Martha ſah dann oft nach ſeinen Händen, ob die nicht vom Blute rauchten. Nach ſolchen Tagen hatte Fränz immer einen ſchweren Stand, denn die Mutter wollte durchaus nicht mehr an die öffentliche Tafel. Nun aber hieß es, das könnte dem Vater ſchaden, wenn man jetzt zeige, daß man ſich ſchäme, die Mutter verſtand ſich mit ſchwerem Herzen dazu und Fränz hatte oft aufrichtiges Mitleid mit ihr, wenn ihr der Gang zu Tiſch ſo peinvoll wurde; aber ſie beredete ſich, es ſei nöthig, daß ſich die Mutter wieder an die Menſchen gewöhne und ſie vermochte die Poſtmeiſterin, ſich mit an den Tiſch zu ſetzen und die Mutter beſtändig im Geſpräch zu erhalten. Der Amtsverweſer lehnte auch fortan jede bezügliche Frage ſeiner Nachbarn ab, und man war faſt heiter. Die Mutter lebte ſichtlich wieder auf. Fränz war in der Wohnſtube der Poſtmeiſterin bald mit dem Amtsverweſer bekannt geworden und dieſer theilte ihr freiwillig, aber unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, frohe Kunde über den Vater mit. Martha fand ihn nun gar nicht mehr henkergleich, ſondern grundmäßig gut, man ſähe es ihm ja an den Augen an; ſie ſegnete ihm jeden Biſſen und jeden Trunk, den er zum Mund führte. Von nun an kam der Amtsverweſer jeden Tag ſpäter als gewöhnlich in die Kanzlei, denn er trank ſeinen Kaffee und rauchte ſeine Zigarre in der Wohnſtube der Poſtmeiſterin und unterhielt ſich eifrig mit Fränz, die redegewandt und ſchelmiſch war und der die verhüllende Trauer noch einen beſondern Reiz verlieh. Dennoch kam es nicht weiter als zu einer gewiſſen gefallſamen Annäherung zwiſchen Fränz und dem Amtsverweſer, denn Beide hüteten ſich in Betracht der Umſtände vor jeder ausgeſprochenen Zuneigung. Was Wunder, daß unter ſolchen Verhältniſſen die Unterſuchung gegen Diethelm nur mangelhaft geführt wurde, zumal keine rechten Beweiſe vorlagen. Der Verweis, den der Amtsverweſer darob von dem neubeſtallten Richter erhielt, nützte nicht mehr viel und der Richter verſuchte nun ſelbſt den rechten Haken zu finden.

In der Wohnſtube der Poſtmeiſterin war große Trauer, als der Amtsverweſer ſeine Verſetzung nach einem vielbeſuchten Badeort ankündigte. Als er bald Abſchied nahm, reichte ihm Fränz mit einem vielſagenden Blick die Hand; der Amtsverweſer bot nun auch Martha die Abſchiedshand, ſie reichte ſie und ſpürte dabei mächtig ein Jucken in der Hand, über das ſie ſeit Wochen ſchon oft geklagt hatte.

Fränz war nun ſelbſt damit einverſtanden, daß man von der Gaſttafel wegblieb, ſie war ungewöhnlich viel ſtill und ſinnend; ſie ſang oft ſtill vor ſich hin, und unterbrach ſich dann plötzlich, wenn ſie dachte, in welcher Lage ſie war. Die Mutter ermahnte ſie nun ſelbſt oft, zur Wirthin hinabzugehen, während ſie einſam ſpann.

Eines Tages kam Fränz athemlos in das Zimmer geſtürzt.

„Mutter,“ ſchrie ſie, „Mutter, er iſt da!“

„Wer? Um Gotteswillen der Vater?“

„Ja, der Vater,“ keuchte Fränz und wollte ſich eben wieder umwenden, um dem Kommenden entgegen zu gehen, als die Mutter mit einem Schrei vom Stuhl auf den Boden fiel. Sie beugte ſich über ſie, als

Diethelm eintrat, und kaum hatte er mit ſeiner klangvollen Stimme die Worte geſprochen: „Was iſt der Mutter?“ als die Ohnmächtige die Augen aufſchlug und in ein krampfhaftes Weinen und Lachen ausbrach, daß Diethelm mit zitternden Händen daſtand und gar nicht wußte, was er thun ſollte; er fuhr ſeiner Frau mit der Hand über das Geſicht und ſie faßte ſeine Hand und hielt ſie feſt an den Mund und konnte noch immer nicht ſprechen.

„Martha, ich bin frei,“ ſagte Diethelm, ſie aufrichtend, „nimm dich zuſammen und ſei froh. Es iſt ja Alles wieder gut.“

Martha hielt immer noch ſeine Hand feſt und das erſte Wort, das ſie ſprach, war:

„Alles, was ich auf dem Leib trage, ſchenke ich einer armen Frau und meinen Mantel auch, und ich will Gutes thun an der ganzen Welt. Komm Diethelm, komm, weißt was wir thun wollen? Wir wollen jetzt gleich in die Kirch' gehen, komm Fränz, komm.“

„Du biſt jetzt ſo ſchwach, laß es auf ein Andermal.“

„Nein, nein, jetzt gleich, ich bin nicht ſchwach, es hat mich nur ſo angewandelt. Ich bitt' dich, folg' mir jetzt, ich will dir auch in Allem folgen, was du willſt.“

Diethelm mußte willfahren und mit ſeiner Frau in die Kirche gehen. Es ſchauerte ihn und durchfuhr ihn eiskalt, als er in die hohe Halle eintrat; er warf ſich mit ſeiner Frau vor dem Altar nieder und bat Gott, ihn auf dieſer Welt um ſeiner Frau und ſeines Kindes willen zu verſchonen.

Als ſie aus der Kirche traten, wo ſich viele Menſchen verſammelt hatten, ſchenkte Martha ſogleich einer armen alten Frau ihren Mantel und gab nicht nach, daß ſie den Mantel nur noch bis zur Poſt behalten möge. Dieſe Schenkung, ſowie der auffallende Kirchgang überhaupt, verbreitete ſich ſchnell, und Diethelm hörte ſchon auf ſeinem Heimweg davon reden; viele Menſchen, die er ſtarr anſah, zogen den Hut vor ihm ab, und er ſah, daß er neue Ehre gewonnen habe, er war entſchloſſen, ſie zu behaupten.

Als ſie aus der Kirche zurückgekehrt waren und die Glückwünſchenden ſich entfernt hatten, ſaß Diethelm lange am Tiſch, auf den er die Arme geſtemmt und den Kopf in die Hände gedrückt hatte, und als ihn Martha bei der Hand faßte, ſchaute er zu ihr auf und große Thränen rollten über ſeine Backen. Zum Erſtenmal in ihrem Leben ſah Martha ihren Diethelm weinen, ſie ſchrie laut auf, er aber beruhigte ſie, und es war die volle Wahrheit, als er ihr ſagte, daß dieſe Thränen ihn erfriſcht und ihm hellen Muth gegeben hätten.

Martha drängte, daß man noch heute heim nach Buchenberg zurückkehre; Diethelm ſah ſie traurig an, da ſie vom Heimkehren ſprach, wo waren ſie daheim? Er fragte nach ſeinen Rappen, und als er hörte, daß ſie in Buchenberg ſtünden, blieb er feſt dabei, erſt morgen abzureiſen; er ſchickte ſogleich einen Boten nach ſeinen Pferden, das war das Einzige, was ihm lebendig von ſeiner früheren Habe verblieben war und mit ihnen wollte er ſtolz in Buchenberg einziehen.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Nahezu zwei Monate hatte Diethelm im Gefängniſſe geſeſſen, es hatte mehrmals gethaut, aber auch immer wieder friſchen Schnee gelegt und heute war ein heller, mäßig kalter, echter Schlittentag. Diethelm hatte ſich gewundert, daß nicht der Vetter ſelber das Fuhrwerk gebracht, ſondern einen Knecht mit demſelben geſchickt hatte. Die Rappen ſchienen ihren Herrn nicht mehr zu kennen, ſie ſenkten die Köpfe, ſo ſehr auch Diethelm ſie klatſchte, mit ihnen ſprach und ihnen ſalzbeſtreutes Brod vorhielt, ſie hatten eben jenen gejagten Brandabend noch nicht vergeſſen und ſpürten ihn noch immer. Diethelm dachte, daß alle Welt verändert ſei und gewiß waren alle Häuſer verſchloſſen und Niemand drängte ſich zu ihm und reichte ihm die Hand, nicht einmal der Vetter war gekommen ihn abzuholen. Die Menſchen ſind Alle falſch wie Galgenholz, ſie klagen und krächzen um einen Todten, und wenn er plötzlich wiederkäme, ſie wären voll Zorn auf ihn, weil er ſie um ihr Mitleid betrogen. So dachte Diethelm, als er mit der Wolfsſchur angethan auf dem Vorderſitze ſaß und die Pferde lenkte, hinter ihm ſaßen die Mutter und Fränz. Diethelm nahm ſich vor, nur noch Einmal nach Buchenberg zurückzukehren, Allen ſeine Verachtung zu zeigen und ſie dadurch zu züchtigen, daß er den Ort auf ewig verließ, ſie waren es nicht werth einen Mitbürger zu haben wie er. Er überlegte plötzlich, daß eigentlich Niemand in Buchenberg ſei, bei dem es ihm der Mühe werth war, was er von ihm denke; ſie ſollten aber einſehen, wer er war, wenn er nicht mehr in ihrer Mitte ſei. Es that ihm nur leid, daß er nicht eine wirkliche Rache an ihnen nehmen könne, der Vetter vor Allem aber ſollte es büßen, ſeine Hypothek war gekündigt.

Während er aber noch den Rachegedanken nachhing, erhob ſich in ihm plötzlich der Zweifel, ob er ihnen Folge leiſten dürfe. Wohl war die ganze Welt ſein Feind, aber er durfte ihr nicht zeigen, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen ſei, und wenn Alles ſtechende Blicke auf ihn richtete, ſo war es doch klüger, zu thun, als ob man das nicht bemerke — falſch ſein gegen die falſchen Menſchen das iſt das Beſte; um unverſehens ihnen die Gurgel zuzudrücken, aber auch das muß vorſichtig und ſchlau geſchehen.

Hin und her warf es Diethelm in Gedanken, denn ſo argwöhniſch gegen ſich und gegen die Welt iſt ein Herz, das Arges in ſich verborgen hegt.

Eine Strecke ab von der kalten Herberge, Unterthailfingen zu, ſagte Fränz:

„Vater, ich hör' Muſik den Berg herauf, horchet, ſie kommt näher. Was iſt das?“

Auch Diethelm hörte es, das Leitſeil ſchwankte hin und her, ſo zitterten ſeine Hände, er faßte es ſtraff.

„Ich mein' immer,“ ſagte die Mutter mit verklärtem Antlitz, „es ſei Alles nur ein Traum geweſen.

O das wär' doch prächtig, wenn unſer Haus noch ſtünde und Alles wär' nicht wahr."

„Weibergeſchwätz, es iſt Alles wahr, ſtill!" ſagte Diethelm zornig; die Kälte, die er immer innerlich ſpürte, faſt wie einen gefrornen Punkt, ſo ſehr er ſich äußerlich erwärmte, rann ihm jetzt wieder durch Mark und Bein. Er hielt an und trank einen mächtigen Zug Heidelbeergeiſt. Die Muſik kam immer näher. Man ſah jetzt einen großen Trupp Reiter und Einer ritt im Galopp voraus nach Diethelm zu, kehrte aber bald wieder um und ordnete die Zurückgebliebenen hüben und drüben an der Straße zu Spalier.

Was ſollte das ſein? Sollte Diethelm wieder gefangen genommen werden? Aber wozu war dann die Muſik? Die Rappen, von den Klängen erweckt, hoben die Köpfe hoch und rannten wiehernd davon.

Fränz hatte das beſte weitſichtige Auge, ſie erkannte bald den Vetter Waldhornwirth, der nun ein wirklicher Trompeter war; auch andere Buchenberger erkannte ſie und Diethelm übergoß es wieder abwechſelnd flammend heiß und ſchauerlich kalt.

Dort, genau an der Stelle, wo im Sommer die Deichſel gebrochen war, dort ſcholl Diethelm ein Trompetentuſch und hundertſtimmiges Hoch entgegen. Alles was in Buchenberg beritten war und eine große Anzahl von Unterthailfingen, die ſich dazu geſellt hatten, hielt Diethelm einen feierlichen ſogenannten Gegenritt und holte ihn im Triumphe ein. Diethelm fand nicht Worte ſeiner Empfindung Luft zu machen; es bedurfte deſſen aber auch nicht, denn unter beſtändigem Hochrufen und

Trompetenblaſen und Peitſchenknallen ſetzte ſich der Zug alsbald in Bewegung. Die Mutter weinte und Fränz ſah mit frohlockenden Augen drein, während Diethelm mit beſonderer Sorgfalt die Rappen lenkte; es war ſein einziges Denken, daß in dem Wirrwarr kein Unglück geſchehe, das alle Freude in Leid verkehre.

Wie war Diethelm ſo plötzlich verändert; er, der noch vor wenigen Stunden bittern Groll und Haß gegen ſeine Mitbürger in ſich erweckt hatte.

In Unterthailfingen ſtanden alle Leute am Fenſter und auf den Straßen und grüßten. An der Gemarkung von Buchenberg hielt neben einem Schlitten der Gemeinderath und Bürgerausſchuß und begrüßte Diethelm.

„Wo iſt der Schultheiß?“ fragte Diethelm. Der Obmann des Bürgerausſchuſſes erwiderte, daß der Schultheiß ſchon vor vier Wochen geſtorben ſei.

Der Gemeinderathsſchlitten fuhr hinter dem Diethelms drein. An der Anhöhe, wo einſt Diethelms Haus geſtanden und jetzt nur noch verſchneite Trümmer ſich zeigten, bogen die Rappen plötzlich um und Diethelm wurde an den ſtraffen Zügeln faſt vom Schlitten geriſſen, aber der Vetter hatte dieß wohl vorausgeſehen; er war zur Seite der Rappen geritten und drängte ſie auf den Dorfweg.

Nun erſt im Dorfe ging das Hochrufen von Neuem an, die Kinder ſchrieen mit und die Weiber ſchlugen vor Freude weinend die Hände zuſammen. Am Hauſe des alten Schäferle wurde plötzlich der Schlitten Diethelms geſtellt, der Paßauf war wie wüthend an die

Köpfe der Pferde hinaufgeſprungen und ließ ſie nicht vom Platze, bis ihm ein Reiter mit der Peitſche Eines überhieb, daß er winſelnd davonjagte. Drinnen in der niedern Stube, die Stirne an die Fenſterſcheiben gedrückt, ſtand der alte Schäferle und aus ſeinem zerfallenen Antlitze ſprach Kummer und Klage, daß man einen Mann wie Diethelm wie einen Alles beglückenden Helden einholte. Diethelm ſah nur einen Augenblick unwillkürlich hinüber und Martha grüßte den ſo ſchwer betroffenen Trauernden, dieſer aber blieb ſtarr und bewegungslos. Weiter ging der Zug und ordnete ſich noch einmal unter Trompeten- und Jubelſchall.

Als Diethelm am Waldhorn abſteigen wollte, ſtellte ſich der Wirth neben ihn und hielt ihn auf dem Schlitten. Er hatte als dienſteifriger Marſchall dieſe Huldigungen angeordnet und verlangte nun auch deren richtigen Verlauf.

„Ihr müſſet ein paar Worte reden,“ liſpelte er Diethelm zu und rief dann laut: „Ruhe! Stille! der Herr Diethelm will reden.“

„Liebe Freunde und Mitbürger!“ begann Diethelm und nochmals wurde Ruhe geboten, worauf er wiederholte: „Liebe Freunde und Mitbürger! Ich danke euch von ganzem Herzen für die Ehre und Liebe, die ihr mir erweiſt, ich werde ſie euch nie vergeſſen, obzwar ich ſie nicht verdiene. Was hab' ich denn Großes gethan? Ich bin kein Brandſtifter, kein Mordbrenner, das iſt Alles. Mein Ehrenname ſteht wieder rein da. Ich will hoffen, daß ihr mich einſtmals eben ſo mit Ehren hinaustraget, wenn man mir ein eigen Haus anmißt. Haltet feſt.“

Dieſer Gedanke ſchien Diethelm ſo zu übermannen, daß ſeine Stimme zitterte, der Vetter aber neben ihm brummte: „Wie kommen die Rüben in den Sack?“ und Diethelm ſetzte noch hinzu:

„Ich dank' euch, ich dank' euch viel tauſendmal.“

Diethelm hielt inne, aber der Vetter drängte wieder:

„Noch was, ſo kann's nicht aus ſein, ſaget noch was,“ und Diethelm fuhr fort:

„Viele von euch haben gehört, was man mich angeklagt hat, aber meine Freiſprechung iſt hinter verſchloſſenen Thüren vor ſich gegangen. Freut euch, daß das bald ein Ende hat, wir bekommen das Schwurgericht, wo wir ſelber richten und Alles öffentlich.“

Diethelm hielt wieder inne und wollte abſteigen, aber der Vetter ließ ihn nicht vom Platze und drängte: „Das iſt nicht genug, ladet ſie wenigſtens zu einem Trunk ein.“ Diethelm fühlte, daß er jetzt keine Schmauſerei halten konnte, es war ſchon zu erdrückend viel an dem Geſchehenen, er ſchloß daher: „In vier Wochen halt' ich meiner Bruderstochter hier Hochzeit, ich lad' euch heute Alle dazu ein auf meine Koſten. Nochmals ſage ich euch meinen herzlichen Dank.“

Diethelm drängte den Vetter faſt zu Boden, als er abſtieg.

Unter den Reitern zeigte ſich aber eine offenbare Mißſtimmung. Es geht im Großen wie im Kleinen ſo, ein verſprochener Zukunftstrunk macht eher verdroſſen als luſtig, wer weiß, was dann iſt wenn die verſprochene Zeit kommt; man will eben trinken, wenn Gemüth und Zunge einmal dazu vorbereitet ſind, heute, eben jetzt, und da hilft eine noch ſo ſichere Vertröſtung auf kommende Tage nichts.

Der Vetter ſah ſchon, daß er etwas auf ſeine Kappe nehmen mußte, er war der nachträglichen Beſtätigung ſicher; er ſagte daher jedem Einzelnen, daß es bei der Hochzeitseinladung verbleibe, daß aber heute Jeder ein Halbmaas Wein auf Diethelms Koſten trinken könne, er habe das nur nicht laut ſagen wollen, weil er glaube, es ſchickt ſich nicht.

Nun war doch eine mäßige Beruhigung hergeſtellt und im Waldhorn ging's hoch her in Schmauſen und Unterredungen. Die eine Halbmaaß zog Kameraden nach und der Vetter hätte nichts dabei verloren, wenn er die Schenkung wirklich auf ſeine Kappe genommen hätte. Diethelm ſaß indeſſen in der obern Stube und hielt beide Hände vor's Geſicht, die Augen brannten ihm, aber weinen konnte er nicht. Mitten unter dem Ehrenjubel, der ihn neu in's Leben zurückführte, konnte er den Gedanken nicht los werden, daß das ein Leichenbegängniß wäre, ſein eigenes, er war ſcheintodt und er konnte nicht aufſchreien: ihr begrabt einen Mann der lebt, nein, ihr begrüßt unter den Lebenden einen Todten. Hirnverwirrend drang es auf ihn ein und er meinte, er ſei wahnſinnig, er hätte gerne geſprochen, um vor ſich ſelber ſicher zu werden, wie er ſei, aber der Lärm war ſo groß und Fahren und Reiten ſo wild. Darum freute er ſich Anfangs, als er ſeine eigene Rede vernahm, die ſo klug war, aber mitten in dieſelbe ſprang ihm unverſehens der Todesgedanke, und wie ein feſter Stern, der aus der Irre führt, erſchien plötzlich die Anrufung des Schwurgerichtes. Und doch war Diethelm eigentlich froh, daß dieß noch nicht eingerichtet war.

Jetzt zum Erſtenmal fühlte Diethelm ganz deutlich, wie ein Scheinleben gewiß nicht minder gräßlich iſt, als ein Scheintod, aber er war entſchloſſen, ihm mit ſtarkem Willensmuth zu trotzen.

Die ganze Gemeindevertretung trat bald bei ihm ein und der Obmann frug Diethelm geradezu, ob es wahr ſei, daß er, wie der Waldhornwirth geſagt, vom Dorfe wegziehen wolle.

Diethelm gab ausweichenden Beſcheid, denn er erkannte plötzlich, daß die Ehrenbezeigung nicht pure Huldigung war; man wollte ihn mit ſeinem Vermögen im Dorfe feſſeln. Der Obmann erklärte, daß man mit der Schultheißenwahl auf ihn gewartet habe, er werde einſtimmig gewählt, wenn er willfahre. Diethelm machte noch einige ſcheinbare Widerſprüche, daß er jetzt zu viel mit Ordnung ſeiner Angelegenheiten zu thun habe u. dgl.; auf vieles Zureden gab er indeß nach, er fühlte doch erſt im Dorfe und ſo zu ſagen in den niederen Stuben recht deutlich das Maß ſeiner Größe, und ihn erquickte der Gedanke, nun ein feſtes Ehrenamt zu bekleiden, bei deſſen jedesmaliger Benennung ihm ſtets klar vor Augen liegen mußte, in welchem Anſehen er ſtand und wie kein Makel an ihm hafte. Er bedurfte deſſen jetzt doppelt, denn ſeitdem er wieder in's Dorf zurückgekehrt war, fühlte er ſich ſo bang, als ob ein Geſpenſt ihm auf dem Nacken ſitze und ihn bei allen Ehrenbezeigungen auslache und heimlich zwicke und quäle. Und doch wollte er erſt wenn Alles vergeſſen war und ſeine Fränz ſich verheirathet hatte, das Dorf verlaſſen; vorher erſchien es ihm verdächtig.

Ein großer Haufe Geld, wie ihn baar das Dorf noch nie geſehen hatte, kam andern Tages an, es war die volle Verſicherungsſumme für die Fahrniß. Der überbringende Kaufmann Gäbler war voll Unterwürfigkeit gegen Diethelm und empfahl ſich ihm zu jeglicher Vermittelung. Nun ging es an ein Abwickeln der Schulden und zwiſchen hinein an Uebernahme der Erbſchaft vom Kohlenhof, und im Waldhorn war allzeit ein reges Leben. Das Haus ſelbſt, das in der Staats-Brandkaſſe verſichert war, wurde erſt zur Hälfte bei Beginn und zur andern Hälfte bei Vollendung des Wiederaufbaues bezahlt. Diethelm ließ ſchon im Winter Steine brechen und fahren, und verſchaffte dem Dorf und der ganzen Umgegend geſegneten Verdienſt in einer ſonſt kahlen Zeit; aber weder er ſelbſt, noch Martha beſuchten je die Brandſtätte, nur Fränz war mehrmals dort geweſen. Es ſchien Alles wohl zu gehen, nur Martha klagte viel über das Leiden in ihrer rechten Hand; die Mittel des oft herbeigerufenen Arztes verſchlugen nicht, der Daumen, Zeige- und Mittelfinger waren wie abgeſtorben, leichenhaften Anſehens. Der Arzt behauptete, dieſe Finger ſeien durch zu eifriges Spinnen mit der Spindel abgetödtet, und Diethelm beſtätigte, daß ihm ſeine Mutter oft erzählt habe, Spindeln ſeien giftig; aber ſeine Frau habe nie nachgegeben und am Rädchen ſpinnen lernen wollen. Er klagte nun auch, nachdem er Frau und Tochter fortgeſchickt, ſein eigen Leid, wie es ihm ſtets mitten im Körper ſo kalt ſei und es ihn innerlich ſtets friere, wenn er am Ofen ſitze und faſt verbrate. Der Arzt bedeutete, daß das vielleicht ein innerlicher Rheumatismus ſei, und daß es ſich gerade ſchicke, Frau Martha müſſe im nächſten Sommer nach einem warmen Bade und der Herr Diethelm auch.

Als Diethelm dieſe Botſchaft ſeiner Frau verkündete, ſagte ſie:

„Der Doctor verſteht mein Uebel nicht, aber ich verſteh's. Sei nur nicht bös, ich muß es aber doch zu einem Menſchen ſagen; guck, mir ſind juſt die drei Finger abgeſtorben, mit denen ich einen falſchen Eid geſchworen hätt', wenn ich hätt' ſchwören müſſen."

„Du? Wo denn?"

„Ich hätt' vor Gericht geſchworen, daß nie vom Anzünden zwiſchen uns die Rede geweſen iſt, ich hab' gemeint, ich bring' dich damit in Ungelegenheiten, wenn ich's ſag."

„Dummes Zeug, das hätt'ſt du wohl auch mit einem Eid ſagen können, ich hab' noch ganz andere Sachen zu Boden geſchlagen," polterte Diethelm; als er aber das ſchmerzzuckende Antlitz ſeiner Frau ſah, ſetzte er begütigend hinzu: „Red' dir nur nichts ein von einem falſchen Eid, du haſt ja gar nicht geſchworen, und hätteſt du auch, wär's auch nicht falſch geweſen, du haſt ja blos etwas verſchwiegen, und wenn alle Menſchen, die falſche Eide geſchworen haben, todte Finger bekämen, es gäb' wenige, die eine Priſe nehmen könnten."

Martha ſchwieg, ein ſchwerer Gedanke ſtieg in ihr auf, den ſie aber mit aller Macht bannte. Wie verwildert, wie jähzornig und bald wieder ſo viel alleinredend war ihr Mann!

Mehr als je ſtanden dieſe Menſchen in Reichthum und Ueberfluß, aber Kummer und Schmerz verließ ſie nie — Martha konnte Nichts mehr arbeiten und wurde immer trübſinniger, Tagelang ſaß ſie in ſich zuſammengekauert und betrachtete ſtieren Blickes die todten Finger an ihrer rechten Hand; nur Fränz war glücklich, zumal da ſie hörte, daß man im Sommer nach dem Bade reiste, und zwar gerade nach dem Orte, wohin der Amtsverweſer verſetzt war.

Martha hatte insgeheim und durch dritte Hand dem alten Schäferle manche Gabe zukommen laſſen, aber er wies Alles zurück; er war den ganzen Tag beim Abräumen des Schuttes und ſuchte nach den Gebeinen ſeines Sohnes, von denen er nichts fand, als den halbverbrannten Schädel und ein Stück des Oberarmes.

Martha wagte es eines Abends, den verlaſſenen Mann aufzuſuchen.

„Ich will nichts von Euch," rief der alte Schäferle der Eintretenden entgegen.

„Aber ich will was von dir," entgegnete Martha, „da ſieh, was ich für todte Finger hab'. Du mußt mir helfen."

Der alte Schäferle, deſſen geheime Kunſt aufgefordert war, die er ſeinem Vater an Freund und Feind zu üben verſprochen hatte, näherte ſich, wenn auch langſam, betrachtete die Hand lange, hauchte dreimal darauf und murmelte dabei unverſtändliche Worte.

Martha bewegte ſchon die Finger beſſer auf und zu, und der Schäferle ſagte:

„Der Hund da, der Paßauf, kann Euch helfen. Laſſet ihn nur bei Euch im Bett ſchlafen.“

Martha wehrte ſich gegen dieſes Mittel, gerade der Hund des verbrannten Medard war ihr ein Schrecken, und ſie dachte nicht, daß ein anderer kurzhaariger eben ſo dienlich geweſen wäre; ſie verſtand ſich eher zu den andern Mitteln, die darin beſtanden, Turteltauben im Zimmer zu halten und im Neumond drei Blutstropfen aus den drei Fingern auf Baumwolle aufzufangen und ſolche in eine junge ab dem Wege ſtehende Weide einzuſpunden.

In der That wurde Martha von nun an viel belebter und heiterer, und ſie rieth oft ihrem Manne, wegen ſeines Fröſtelns den alten Schäferle zu befragen, ja ſie befragte dieſen von ſelbſt über den Fall; aber der alte Schäferle, der wußte, wem es galt, behauptete, nicht helfen zu können, bevor der Mann ſelber zu ihm käme. Diethelm aber wollte ſich nicht dazu verſtehen, und wenn ihn ſeine Frau über ſeine unruhigen Nächte ausfragte, redete er ihr ein, das viele Geld im Hauſe mache ihm bange; er durfte ihr ja nicht ſagen, wie nicht die Sicherung ſeines Geldes, ſondern die Wahrung ſeines Geheimniſſes ihn oft in der Nacht aufſchreckte, und wie es ihm oft war, als hörte er Peitſchenknallen, Wagenraſſeln, und als kämen plötzlich die Häſcher, um ihn auf's Neue einzufangen. Jedesmal in der Nacht, wenn der Eilwagen durch das Dorf fuhr, erwachte er; er hoffte wieder Ruhe zu finden, wenn er aus dem lärmenden Dorfe weg ſei und wieder auf ſeinem ſtillen Berge wohnte.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

An der Hochzeit des jungen Kübler mit der Bruderstochter Diethelms, die dieſer reichlich ausſtattete, zeigte ſich was die berittene Mannſchaft zweier Dörfer verpraſſen kann, und noch dazu, wenn es auf fremde Koſten geht; dem Diethelm war nichts zu viel und er ermunterte noch Jeglichen zu Eſſen und Trinken. Das Faß Uhlbacher wurde richtig ausgetrunken und Diethelm, dem der Arzt ſeinen Leibwein verboten hatte, machte heute eine Ausnahme und half wacker mit, denn er verband mit dieſem Tage noch ein zweites Feſt.

Seit acht Tagen war Munde vom Militär heimgekehrt, er war frei und hatte nur noch drei Jahre die gewöhnlichen Herbſtübungen mit zu machen. Da Diethelm Schultheiß geworden war, mußte ihm Munde ſeinen Urlaubspaß übergeben; er wartete ab, bis Diethelm mit dem Gemeinderath auf dem Rathhaus war, übergab dort das Schriftliche ohne aufzuſchauen und nannte ihn ſtets „Herr Schultheiß.“ Diethelm hielt gerade ein Anſchreiben vom Amte in der Hand als Munde eintrat und ſprach. Von heftigem Schreck erfaßt, ſtarrte er eine Weile hinein in das Papier, auf dem die Buchſtaben ſeltſam in einander krochen. Der Klang der Bruderſtimme hatte Diethelm mächtig erſchüttert. Die Einbildungskraft kann ſich zu Leid und

Freud das ganze Weſen und Gebaben eines Verſtorbenen in die lebendige Erinnerung ſtellen, Eines aber vermag ſie nicht aus ſich zu erwecken: es iſt der Klang der Stimme des Abgeſchiedenen, nur ein Ton von außen ruft ihn wach. Und wie jetzt Diethelm die Bruderſtimme hörte, drang ſie ihm in's Herz, ſo daß plötzlich alles Verborgene und gewaltſam Zurückgedrängte vor ihm ſtand.

Diethelm faßte ſich und ſagte endlich, das Papier niederlegend und ſich zurücklehnend:

„Was willſt du jetzt anfangen, Munde?"

„Ich werd' ſchon ſehen," antwortete Munde und grüßte ſoldatenmäßig. Diethelm aber rief ihm noch nach:

„Komm zu mir in's Waldhorn, Munde, ich hab' dir was Gutes zu ſagen."

„Das Geſcheiteſte wär', du gäbſt ihm dein' Fränz," ſagte der Schmied hinter dem Weggegangenen, „ſie haben ſich von je gern gehabt und es ſchickt ſich g'rad für dich, Einem der nichts hat deine Tochter zu geben, und einen bräveren und ſchöneren Tochtermann kannſt du nicht kriegen."

Diethelm ſchwieg und nahm die Gemeindeverhandlungen wieder auf. Am Mittage erzählte er ſeiner Frau, daß er den Munde herbeſtellt habe und es ſei wohl möglich, daß er ſeinen Vorſatz ausführe und ihm die Fränz gebe. Martha war glückſelig mit dieſem Vorhaben und ſagte, daß dann gewiß wieder Alles gut werde und daß auch die Seele des verſtorbenen Medard Ruhe haben werde, wenn ſein liebſter Wunſch erfüllt ſei. Diethelm nickte zufrieden, aber drei Tage lang ließ ſich Munde nicht ſehen und Diethelm war voll Zorn gegen ihn und verbot Frau und Tochter ein Wort „mit dem Bettelbuben“ zu reden. In ſich aber überdachte er, daß es wohl klüger ſei, dem Munde die Fränz nicht zu geben, dieſe Großmuth konnte leicht verdächtig erſcheinen und als Gewiſſensangſt gedeutet werden; dennoch muthete ihn der Gedanke einer Sühne in Erfüllung des Verſprechens gegen den Todten tröſtlich an. „Dann iſt ja Nichts geſchehen — ſagte er ſich — als ein paar Jahre verkürzt und das hätte ſich der Medard gern gefallen laſſen für das was ſeinem Bruder zukommt, er hat ihn ja immer ſo gern gehabt.“ Ueberdem war es Diethelm unerträglich, daß noch irgend ein Menſch außer dem altersſchwachen Mann an ſeine Schuld glaubte. So lange noch ein ſolcher Menſch auf der Welt lebte, meinte er keine Ruhe zu finden.

Munde hatte ſeinem Vater erzählt, wie zutraulich Diethelm gegen ihn auf dem Rathhaus geweſen.

„Ich weiß was er vorhat,“ ſagte der alte Schäferle, „er will dir ſeine Fränz geben.“

„Vater, was machet Ihr?“ rief Munde hochentflammt.

„Kannſt dich drauf verlaſſen,“ fuhr der alte Schäferle gelaſſen fort, „er will ſich loskaufen.“

Munde mußte aber und abermals hören, wie unerſchüttert der Vater an die Schuld Diethelms glaubte, er wehrte ſich mit aller Macht dagegen, aber der Vater blieb ſtandhaft und ſagte:

„Ob er Blutſchuld auf ſich hat, weiß ich nicht gewiß, aber ſo gewiß als der Himmel über uns iſt und nichts auf der Welt verborgen bleibt, hat er mit angezündet. In alten Zeiten hat ein Bruder nicht geruht, bis er für das Blut ſeines Bruders Rache genommen hat. Kannſt du hingehen und die Tochter von Dem heirathen? Nein. Weißt was, komm her," ſagte der alte Schäferle aufſtehend und holte einen Rock aus dem Schranke, von jenen Kleidern, die ihm Medard zur Herbſtzeit in der erſten Furcht übergeben hatte, „da, komm her, zieh den Rock an und ſetz' den Hut auf und geh hin zum Diethelm und betracht' dir ihn genau was er macht. Du ſiehſt dem Medard gleich wie er vor Jahren ausgeſehen hat, geh, mach's."

Munde ließ ſich nicht dazu bewegen, er faßte den weißen rothausgeſchlagenen Rock des Bruders und weinte bittere Thränen darauf, indem er dem Vater erzählte, daß auch gegen ihn Medard den Verdacht ausgeſprochen und daß er mit einem Schlag in's Geſicht von ihm geſchieden ſei. Dieſes Letzte beſonders that ihm ſo weh, daß er ſo grimmzornig von ſeinem Bruder auf ewig geſchieden ſei. Munde hatte ſein weiches ſanftes Gemüth bewahrt und er ſtreichelte den Rock als deckte er noch den, der ihn einſt trug. Drei Tage kämpfte Munde einen ſchweren Kampf mit ſich und mit dem Vater. Der Gedanke, Fränz zu beſitzen, entflammte ihn! und wenn er wieder dachte, daß er ewig um den Mann ſein und ihn Vater nennen ſolle, der vielleicht am Tode ſeines Bruders ſchuld war — die Aſche des Bruders lag auf all dem großen Beſitzthum. Aber was kann Fränz dafür? Es iſt nur eine alte Dorfgewohnheit, daß das Kind die Schande erdulden muß, die auf dem

Vater ruht, und iſt nicht Diethelm freigeſprochen und hochgeehrt?

Am dritten Abend als Munde das Dorf hinaufging, begegnete er Fränz, ſie reichte ihm froh und innig die Willkommshand, aber es mochte ſeine ganze Gemüthsverfaſſung zeigen, daß das Erſte was Munde ſprach, dahin lautete: er müſſe ihr das Geld wieder geben, das er ohne zu wiſſen bei ihrer Abreiſe aus der Hauptſtadt von ihr genommen habe. Er überreichte ihr das Geld, das er in einem Papiere wohl verwahrt hatte, ſie empfing es mit den Worten: „Sonſt haſt du gar nichts zu ſagen?“

Die trotz aller Tändeleien und Anknüpfungen nie völlig erſtorbene Liebe zu Munde erwachte in ihr, dabei die Erinnerung an jenen Schreckensabend und Etwas von der Milde und Demuth, die damals in ihr aufgeſproßt war. Nach einer ſtummen Pauſe ſetzte ſie daher hinzu:

„Kannſt dir denken, wie hart es uns Allen zu Herzen geht, daß dein Medard dabei verunglückt iſt. Wir ſind ja Alle zu ihm geweſen als wenn er das Kind vom Haus wär' und dein Vater hat ſchweres Herzeleid über uns gebracht.“

„Mein Medard hat ihm das Gleiche geſagt, wie mir. Weißt wohl?“

„Und du denkſt noch daran?“ ſagte Fränz ſchaudernd. In ihrem Wiſſen um das Geſchehene fühlte ſie, daß noch nicht Alles geſühnt war und auch in ihrem Herzen kämpfte nun Liebe zu Munde und Furcht vor ihm; ſie ſetzte aber ſchnell hinzu:

„Mein Vater iſt freigeſprochen und es darf Niemand mehr ſo was reden und denken. Sag das deinem Vater. Es ſteht Zuchthaus drauf.“

„Auch auf's Denken?“ fragte Munde und Fränz erwiderte unwillig:

„Ich hab' Nichts mehr mit dir zu reden, wenn du ſo biſt. Ich glaub' an keinen Menſchen mehr, weil auch du ſchlechte Gedanken haſt. O Munde, ich könnt' mir die Augen ausweinen über dich. Ich hab' dich ſo gern gehabt. Jetzt darf ich's ſagen, es iſt ja vorbei.“

„Nein, es iſt nicht vorbei,“ rief Munde aufflammend, „ja du haſt Recht, es iſt ſchlecht, ſo was zu denken. Gieb mir dein' Hand, komm, wir gehen zu deinem Vater, er hat mich kommen heißen. Fränz, haſt mich denn wirklich noch ſo gern?“

„Es kommt drauf an, wie du biſt. Allem Anſchein nach haſt du dich verändert. Du haſt doch immer ſo ein gutes Gemüth gehabt.“

„Und ich hab's noch, wenn du mich lieb haſt, komm Fränz, komm.“

Hand in Hand gingen Beide in das Waldhorn zu Diethelm. Jede andere Empfindung wurde bei Fränz von dem Triumphe überragt, daß ſie den Munde hinter ſich drein ziehen könne, wohin ſie wolle.

„Haſt dich beſonnen?“ fragte Diethelm nach den erſten Begrüßungen.

„Auf was?“ erwiderte Munde ſtotternd, indem er ſchnell umherſchaute und vor ſich niederblickte. Diethelm ertrug jetzt ſeine Stimme ſchon gleichmüthiger und ſagte daher achſelzuckend:

„Das iſt dein' Sach. Ich will dir nur ſagen, daß dein . . . dein Medard noch vierzig Gulden Lohn bei mir ſtehen hat. Kannſt ſie jeden Tag holen, wenn du was damit anfangen willſt.“

„Damit kann ich nicht weit ſpringen. Der Herr Schultheiß hat mir ja aber auf dem Rathhaus geſagt, daß er mir was Gutes mitzutheilen hat.“

„Nun? Iſt denn vierzig Gulden Nichts? Und zwei Jahr Zins iſt auch dabei. Ich will dir's aber nur ſagen, ich hab' was anderes mit dir vorgehabt, aber du haſt dich drei Tage beſonnen, bis du zu mir kommen biſt, und derweil ſich der Geſcheite beſinnt, beſinnt ſich der Narr auch.“

Munde ſah wohl, daß ihn Diethelm ſchrauben wollte; daran daß er ihn tief zu demüthigen ſuchte, um ihn dann vielleicht großmüthig zu ſich zu erheben, dachte er nicht, er ſagte daher:

„Ihr wiſſet, was ich denk', Ihr kennet mich ja.“

„Ich kenn' dich nimmer. Du biſt zwei Jahre Soldat geweſen, da wird der Menſch ein anderer.“

„Wen ich damals gern gehabt, hab' ich noch gern.“

„Das iſt brav. Du haſt immer ein gut Herz gehabt. Jetzt muß ich aber da Schreibereien machen. Komm morgen wieder, Munde.“

Schon beim Eintritte Munde's hatte ſich Fränz entfernt, und als dieſer jetzt auch wegging, begleitete ihn die Mutter und ſagte ihm noch auf der Treppe:

„Munde, ſei nur heiter. Ich darf nichts ſagen, aber glaub' mir, er hat's gut mit dir vor. Komm nur morgen wieder. Es fällt kein Baum auf Einen

Schlag. Grüß' mir deinen Vater und ſag' ihm, es ging' mir viel beſſer, aber ſpinnen kann ich noch nicht. Und ſieh, daß du von deinem Vater ein Mittel kriegſt gegen böſe Träume und gegen das Frieren, darfſt aber nicht ſagen, für Wen es iſt."

„Für Wen iſt's denn?"

„Es iſt beſſer, wenn du's nicht weißt, dann brauchſt du es nicht zu ſagen."

Munde wußte es aber jetzt und die anfangs tröſtliche Zuſicherung der Frau Martha hatte einen bittern Nachgeſchmack. Diethelm hatte böſe Träume und fror, er war alſo doch ſchuldig; er durfte es aber jetzt nicht mehr ſein, gewiß nicht am Tode Medards. Munde hatte Luſt Jeden zu Boden zu ſchlagen, der ſo etwas dachte und protzte mit ſeinem Vater, der immer darauf zurück kam. Der alte Schäferle hatte bald heraus, wo ſein Munde trotz des Verbotes geweſen war und blieb dabei, daß Diethelm ihm die Fränz geben wolle, und ihn nur zappeln laſſe um jeden Anſchein von ſich zu entfernen. Als Munde wie zufällig um ein Mittel gegen böſe Träume und Froſt fragte, frohlockte der alte Schäferle:

„So? Hat er auch böſe Träume? So iſt er doch nicht los, wenn er auch freigeſprochen iſt." Der Stolz auf ſeine ſympathetiſche Heilkunſt verleitete ihn aber doch zu dem Zuſatze: „Gegen böſe Träume giebt es ein altes untrügliches Mittel: man muß auf einem Schaffell ſchlafen und vor Schlafengehen Thee von Brenneſſelwurzel trinken, und gegen Froſt giebt es nichts Beſſeres als Morgens vor Tag ſich in Waſſer waſchen, das man vom Menſchenblut abgenommen hat, dann drei Stunden vor die Sonne im Mittag ſteht und drei Stunden nachher ohne Ausſchnaufen Erlenholz ſägen, das man im Vollmond geſchlagen hat.“

Diethelm war andern Tages viel zuthätiger und herablaſſender gegen Munde, er ſaß in ſeine Wolfsſchur gehüllt am Ofen und fror heftiger als je. Er hatte mit Fränz geſprochen und in der Art wie ſie einwilligte, den Munde zu heirathen, und dabei das unerhörte Verlangen ſtellte, daß der Vater bei Lebzeiten ſein Beſitzthum ihr abtreten müſſe, erkannte er nicht undeutlich, daß ſie an ſeine Schuld glaubte. Er that als ob er das nicht merkte und doch fraß es ihm das Herz ab, daß ſein einziges Kind das Schlimmſte von ihm dachte. Beim Eintritte Munde's war er raſch aufgeſtanden und ſchritt ſtolz die Stube auf und ab, dann hieß er Munde ſich neben ihn ſetzen und fragte ihn, wie er ein großes Vermögen umwenden und zuſammen halten wollte. Munde gab fröhlichen und zufriedenſtellenden Beſcheid. Als Diethelm jetzt plötzlich wieder fror, gab er ihm das Mittel an, das er vom Vater erfahren; Diethelm aber fuhr ſtolz auf:

„Ich bin der Diethelm, ich hab' mein Bauerngeſchäft nicht aufgegeben, um Holzhacker zu werden. Ich brauch' kein Mittel.“

Munde beging den Unſchick, mindeſtens die Anwendung des Mittels gegen böſe Träume anzurathen, aber kaum hatte er das Wort Schaffell geſagt als Diethelm laut aufſchrie:

„Ein Hund und ein Fuchs iſt dein Vater, rathet der mir das, weil er weiß, daß mir ſo viel hundert Schafe jämmerlich verbrannt ſind. Aber wer hat dir geſagt, daß ich bös träume?“

„Niemand, ich hab' nur ſo davon geſprochen, weil das beim Frieren iſt.“

„Bei mir nicht. Ich ſchlaf' wie ein neugeborenes Kind. Aber Munde, ich will dir auch gut betten, ſag's frei was du willſt,“ wendete Diethelm, um alles Andere vergeſſen zu machen.

Munde brachte nun im glückſeligen Ueberſtrömen ſeine Bitte um Fränz vor. Diethelm ſolle freier Herr bleiben ſo lang er lebe, er wolle nur die Fränz. Diethelm nickte zufrieden, aber plötzlich ſagte er:

„Ich nehm' gar nichts an, du haſt nichts geſagt, es muß beim alten Brauch bleiben; dein Vater muß für dich freiwerben, eher geb' ich kein Jawort. Verlaß dich drauf.“

Das war nun aber ein ſchwer Stück Arbeit, den alten Schäferle zu dieſem Gange zu bewegen, er ließ ſich nicht erbitten, weder durch Munde noch als Frau Martha ihn ſelber darum anging; er wiederholte ſtets: Munde könne thun was er wolle, er ſelber aber bleibe davon, er thue dem zu lieb nicht die Pfeife aus dem Maul und gehe auch nicht mit zur Hochzeit.

So kam in betrübter Unentſchiedenheit die Hochzeit des jungen Kübler heran, aber mitten im Schmauſen und Lärmen faßte Diethelm einen andern Gedanken, er überrumpelte Fränz mit ihrem unkindlichen Verlangen nach Güterabtretung und Munde war ihm nicht nur eine Sühne für das Vergangene, ſondern auch der bequemſte willfährige Tochtermann, der ihn frei ſchalten ließ. Er verkündete daher plötzlich die Verlobung von Fränz und Munde und Alles war voll Jubel und Lobpreis über Diethelm. Darum half er heute trotz ärztlichen Verbotes den Uhlbacher ferndigen rein austrinken.

Als man davon ſprach, daß Munde noch drei Jahre Soldat ſein müſſe, beklagte Diethelm, daß er nicht Landtagsabgeordneter geworden ſei, er hätte nicht geruht, bis die verdammte allgemeine Wehrpflicht wieder aufgehoben und das Einſteherweſen hergeſtellt ſei. Wer nichts habe, ſolle Soldat ſein. Die fetten Bauern ſtimmten mit ein, ſchimpften und klagten, wie ſehr ſie ihre Söhne vermißten, und mitten unter Schmauſen und Zechen wurde eine Eingabe an die verſammelten Stände um Wiederherſtellung des Einſteherweſens aufgeſetzt und unterzeichnet.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Diethelm hatte auf den Abend die Stadtzinkeniſten zur Tanzmuſik beſtellt. Dieſe Menſchen mit ihren Trompeten und Poſaunen hatten ihn ſo oft erſchüttert und nun ſah er, daß es keine Engel vom Himmel, ſondern nur arme Schlucker mit langgeſtrecktem und gewundenem Meſſingblech waren. Wußte er das auch ſchon vordem, ſo that es ihm doch wohl, es ſo deutlich vor ſich zu haben und die Zinkeniſten nach ſeinem Geluſt aufſpielen zu laſſen was er ihnen angab und manchmal ſogar vorpfiff. Mitten zwiſchen den Tänzen mußten ſie ihm ſogar einmal einen Choral blaſen, worüber viele Leute den Kopf ſchüttelten und ſich entſetzten; Diethelm aber ließ an den Schlußton ſchnell einen Tanz heften und tanzte mit ſeiner Martha den Siebenſprung wie ein junger Burſch. Es war ſpät in der Nacht und Diethelm ließ allen Gäſten warmen Gewürzwein auftiſchen, er ſelber aber ſtand bald auf, es fehlte ihm noch Jemand und der mußte herbei; alle Welt ſollte ſeiner Ehre voll ſein, Keiner ausgenommen.

Es war mondhell. In ſeine Wolfsſchur gehüllt ging Diethelm das Dorf hinaus nach dem Hauſe des alten Schäferle. Vom Waldhorn herab, das glänzend in die Nacht hineinſchimmerte, klangen bisweilen noch verlorene Töne; hier war Alles einſam und dunkel.

Das Haus des alten Schäferle ſtand am Ende der ſogenannten Luftgaſſe, die heute mit doppeltem Recht ſo hieß, denn der Wirbelwind tanzte gar luſtig mit dem Schnee und machte ſich ſelbſt Muſik dazu. Die Hausthür war offen, Diethelm ſchritt durch den Hausflur, der zugleich Küche war, in die Stube, auch hier öffnete ſich die Thüre, aber Niemand regte ſich, nur der Paßauf kam ſtill herangeſchlichen und Diethelm fühlte erſchreckt die kalte Schnauze an ſeiner Hand.

„Iſt Niemand daheim?“ rief Diethelm jetzt laut.

„Ja freilich,“ ertönte eine dumpfe Stimme. Der alte Schäferle auf der Bank hinter dem Tiſche rauchte einſam und die Pfeife im Mund haltend fuhr er fort:

„Ich weiß, warum der Diethelm kommt, aber er kann unverrichteter Sache wieder fortgehen.“

Diethelm ſetzte ſich auf die Bank und redete dem alten Manne zu, ſeinen einfaltigen Haß fahren zu laſſen und glücklich zu ſein mit den Glücklichen.

Der alte Schäferle antwortete Nichts, legte die Pfeife auf den Tiſch, ging nach dem Schranke, brachte einen weiß eingebundenen Pack und legte ihn auf den Tiſch, auf den ein ſchräger Mondſtreif fiel.

„Wenn du das nimmſt, geh' ich mit,“ ſagte er.

„Was iſt's denn?“ fragte Diethelm.

„Mach's auf.“

Diethelm öffnete und ſchrie laut auf, daß der Hund bellte. Er hatte einen Schädel mit halbverbrannten Haaren gefaßt. Der alte Schäferle packte ihn am Arme und rief:

„Da, da leg' deine Hand drauf, das iſt mein

Medard, da leg' deine Hand drauf und ſchwör', daß du unſchuldig biſt an ſeinem Tode. Schwöre, ſchwöre, ſo wahr dir Gott in deiner letzten Stunde beiſtehen mag. Schwöre, und ich will dir Abbitte thun. Red'! Jede Minute, die du ſchweigſt, ſchreit, daß du doch ein Mordbrenner biſt. Medard, ſprich, ſprich du, da iſt dein Mund. Schwöre, Diethelm, ſchwöre!"

Diethelm war's, als ob alle Höllengeiſter ihn umzingelten, ſeine Hand war wie gelähmt, er konnte ſie nicht zurückziehen von dem Todtenſchädel des Ermordeten, aber plötzlich ſtieß er auf, daß der Schädel die Stube hinabkollerte.

„Du biſt ein liederlicher Lump. Mich verhexeſt du nicht," ſchrie er und ſeine ganze Kraft kehrte wieder.

„Woher haſt du dieſe Sachen? Die Ueberreſte Medards müſſen ehrlich begraben werden."

„Nimm ſie mit, nimm ſie mit, wenn du kannſt," knirſchte der alte Schäferle. Diethelm ſtand auf und ſagte mit feſter Stimme:

„Ich hab' dir ſchon einmal geſagt, ich verzeihe dir, du haſt deinen älteſten Sohn verloren, ich mache deinen jüngſten glücklich. Ich verzeihe dir. Morgen ordne ich an, daß Alles begraben wird; gieb Acht, daß ſich Alles wiederfindet, oder du ſollſt ſpüren, wer ich bin."

Stark auftretend ſchritt er hinaus auf die Straße, und als er ſich mit der Hand über das Geſicht fuhr, merkte er einen Modergeruch. Er wuſch ſich die Hände lange im Schnee.

Im Waldhorn wunderten ſich die Leute, wie blaß

Diethelm ausſah, und wie er große Gläſer warmen Weines hinabſtürzte, als wäre es kühles Quellwaſſer.

Freude und Trauer folgten ſich auf dem Fuße. Am andern Tage ließ Diethelm die Ueberreſte des Entſeelten, die der Vater willig hergab, feierlich begraben, und die Menſchen, die Diethelm immer als harten Mann gekannt hatten, lobten ihn ſehr, weil er bei dem Begräbniſſe ſo heftig weinte.

Die volle Kraft war wieder über Diethelm gekommen, er beſuchte die Brandſtätte und ordnete den Bau und fuhr oft mit ſeinen Rappen über Land. Draußen fühlte er ſich erſt recht wohl. Zwar blieb es eine Widrigkeit, daß er von jedem neu Begegnenden eine Beileidsbezeugung anhören und darauf mit einer ſchmerzvollen Miene oder auch mit einem Ausruf der Trauer dankend erwidern mußte; war aber dieß vorüber, hatte man hin und her den Heuchlerzoll bezahlt, dann überließ man ſich ohne Scheu der Freude und dem Glückwunſche. Dieſe immer wiederkehrende Wahrnehmung, wie lügneriſch die ganze Welt ſei, da man Mitleid darlegte wo man keines hatte und im Gegentheil faſt Neid empfand, da man Klagen auspreßte wo man Freude vermuthen mußte, dieſes ganze jämmerliche Poſſenſpiel war für Diethelm faſt ein Labſal. Es war ihm recht, daß die ganze Welt ſchlecht war und es keinen ehrlichen Menſchen giebt.

Die ganze Welt verachten, das iſt im Bauernrock wie in der Galla-Uniform das beſte Mittel, um nicht zur richtigen Schätzung ſeines eigenen Werthes zu gelangen.

Diethelm gewöhnte ſich an das Bewußtſein ſeines Verbrechens, wie man ſich an ein untilgbares körperliches Leiden gewöhnt; Anfangs will ſich die geſunde Kraft nicht drein fügen, immerdar eine Behinderung zu finden, nach und nach aber ſetzt ſie ſich damit zurecht. Wir ſind allzumal gebrechlich und ſündhaft, das lernt der Stolz der übermüthigen Kraft einſehen und es fragt ſich nur noch um das Maß des nothwendigen Mangels.

Während Diethelm ſich draußen tummelte, war Munde daheim viel beſchäftigt und viel bewegt. Er war gerade in entgegengeſetzter und doch nicht unähnlicher Lage wie Diethelm. Jedermann glückwünſchte ihm zu ſeiner ſo überaus günſtigen Lebenswendung und er wollte dieſe gutherzige Freude der Menſchen nicht dadurch ſtören, daß er ihnen ſagte, wie tief er den gräßlichen Tod ſeines Bruders betraure und daß ein ſo ſchwarzer Fleck auf ſeinem Andenken ruhe; er glaubte, das nicht ausſprechen zu dürfen, daß er, wie der Vater ihm täglich vorhielt, aus der Aſche ſeines Bruders ſich ſein Glück erbaue. Munde war ein ſeltſamer Bräutigam: es freute ihn, daß Diethelm wieder von Auswanderern ein ſtattliches Bauerngut zuſammen kaufte, aber wenn er Diethelm dann ſo im Gelde wühlen ſah, war es ihm oft als müſſe er aus einer Verzauberung über alle Berge entfliehen und ihm ſchauderte vor jedem Kreuzer, den er davon in die Hand nahm, als könnte er ſich plötzlich in brennende Kohle verwandeln. Er half den Bau leiten. Im Frühlingsthauen, das jetzt begann, wurden die Grundmauern gegraben und es ſchien in der That, daß Diethelm nicht prahlte, wenn er ſagte, daß er ein kleines Schloß baue.

Wenn Diethelm über Land fuhr, ſpannte ihm Munde ein, hielt ihm oft eine Stunde lang die Pferde vor dem Hauſe und benahm ſich überhaupt wie ein Knecht, nicht aber wie der Sohn des Hauſes. Darüber hatte er viel bei Fränz auszuſtehen, die überhaupt jetzt die ganze Schärfe ihres Weſens offenbarte; ſie verlangte, daß er ſich gegen den Vater ganz anders ſtelle, der müſſe unterducken und dürfe nicht mehr den Herrn ſpielen, das Sach' gehöre jetzt den jungen Leuten und nicht mehr den alten; wenn Munde nicht den Muth und das Geſchick habe, ſolch ein großes Anweſen in die Hand zu bekommen, hätte er davon bleiben ſollen. Es gab oft die ärgerlichſten Auftritte zwiſchen Munde und Fränz, und wenn dann Munde das Waſſer in den Augen ſtand, lachte ihn Fränz ſchelmiſch aus, faßte ihn am Kopfe, küßte ihn wacker ab und ſagte: „Munde, du hätteſt ſollen ein Kloſterfräulein werden, du biſt ſo windelweich; fluch' einmal recht wetterlich, ich glaub's gar nicht daß du's kannſt. Sei froh, daß du nicht in Krieg kommen biſt, du hätteſt Keinen erſchoſſen. Mach, fluch' einmal ſo recht mörderlich. Ich hab' dich nachher noch einmal ſo lieb. In ſolcher Weiſe zerrte Fränz ihren Munde hin und her und machte aus ihm was ſie wollte. Diethelm war oft jähzornig gegen ihn, weil er die Arbeitsleute beim Baue nicht ſcharf genug anhielt; nur die Mutter war ſtets liebreich und mild gegen ihn und erfreute ihn oft durch Vorzeigung der ſchönen Ausſteuer, die ſie für ihn und Fränz bereiten ließ.

Fränz hatte nicht nachgelaſſen, bis Munde einmal das Fuhrwerk für ſich nahm und mit ihr eine Luſtfahrt nach der Stadt machte.

Munde hatte ſich nie dazu verſtehen wollen. Jetzt aber ergab ſich eine beſondere Veranlaſſung; nicht Diethelm, ſondern das junge Brautpaar ſtand Gevatter bei dem Erſtgebornen des Zeugmachers Kübler in G.

Es war ein linder Morgen des erſten Frühlings, als Munde mit ſeiner Braut dahinfuhr, er hatte an die ſchwanke Spitze der Peitſche und die Meſſingroſen der Pferdezäume rothe Bänder geheftet als beſcheidene und doch kenntliche Fahnen ihres bräutlichen Glückes. An ſeinem väterlichen Hauſe wollte ihm der Paßauf folgen, aber der alte Schäferle pfiff ihm zornig und er kehrte zu ihm zurück. Munde wußte, daß ſein Vater Niemand mehr um ſich haben wollte als den Hund des verſtorbenen Medard, mit dem er oft ſtundenlang ſprach. Munde kümmerte ſich deß nicht mehr und fuhr wohlgemuth hinaus in den frühlingsjungen Tag. Die Sonne ſtand nicht am Himmel, nebelhaft verſchwommene Wolken umzogen ihn und ein leiſer Duft wob über den kaum ergrünenden Feldern, daraus ſich einzelne Lerchen noch zaghaft zwitſchernd emporhoben, um bald wieder nieder zu ſinken.

„Fränz, ich freu' mich doch, aber lach' mich nicht aus,“ ſagte Munde.

„Warum?“

„Guck, ich kann mir's gar nicht denken, daß das Fuhrwerk mein eigen ſein ſoll und daheim noch ſo viel, ich mein' immer, es ſei nur geliehen, ich bin bei euch zu Gaſt und ihr könnet mich morgen fortſchicken.“

„Du biſt ein ſchrecklich guter, aber auch zum Verzweifeln weichmüthiger Menſch. Du biſt ein gutes Schaf, aber du mußt anders werden. Wir Zwei haben unſern Alten am Bändel, er merkt wohl, was wir Zwei von ihm wiſſen.“

„Meinſt du, er hab's wirklich than?“

„Es iſt brav von dir, daß du mir's jetzt ausreden willſt,“ ſagte Fränz, „aber ich weiß es nicht von dir allein. Ich könnt' auftreten wenn ich wollt'. Das weiß er. Und ſo wirſt du doch nicht auf den Kopf gefallen ſein, daß du nicht merkſt, er hätt' uns nicht zuſammen geben, wenn ihm nicht das Gewiſſen ſchlagen thät? Wir Zwei ſind unſchuldig. Uns geht's nichts an. Drum mußt du dabei bleiben, daß er vor der Hochzeit alles Vermögen an uns abtreten muß. Es ſoll ihm nichts abgehen, er iſt ja der Vater, aber wir ſind die Meiſterleut', ſo muß es ſein. Kinder haben nichts darnach zu fragen, woher die Eltern das Sach haben, in zweiter Hand iſt es redlich Gut und es muß ihm auch recht ſein, daß er nichts mehr damit zu thun hat.“

Die Raben, die im erſten Frühling immer ſo laut krächzen, flogen über den Weg hin und her, und Munde war's plötzlich, als ſchrien ſie Rache und wäre die ganze Welt um ihn verkehrt. Er faßte ſich aber und ſagte endlich, nachdem er Fränz lange an ſich hatte hinreden laſſen:

„Du willſt mir nur die Zunge heben. Es kann nicht ſein, daß du das glaubſt.“

„Ich erkenn' deine Gutheit wohl," erwiderte Fränz, „aber wir Zwei brauchen uns nichts vor einander verhehlen. Es hat ſchon Mancher Aergeres gethan als mein Vater, und daß dein Medard verunglückt iſt, dafür kann er nicht. Aber dabei bleiben mußt, daß wir die Meiſterleut' ſind, er iſt mit ſeinem Großthun im Stand und ladet den Wagen noch einmal zu hoch, daß er umſchmeißen muß."

Munde hieb gewaltig auf die Pferde ein, als müßten ſie ihn ſchnell an dem Abgrunde vorüber führen, in den er plötzlich hinein ſah. So hatte der alte Schäferle Recht, und war vielleicht das Gräßlichſte wahr?

Hätten ſie nicht zu Gevatter ſtehen müſſen, Munde wäre vielleicht gleich umgekehrt. Aus allem dem nahm ſeine Gemüthsart eine unberechenbare Wendung.

Die Scheidekünſtler wiſſen zu beſtimmen, welche Wirkung ein Stoff auf den andern hervorbringt; welche Wirkung aber ein Wort in fremdem Gemüthe verurſacht, iſt nicht ſo leicht in ein Geſetz zu faſſen.

„Das freut mich, du biſt nicht ſo ſtolz wie ich glaubt hab'," ſagte Munde endlich.

„Warum? Wie meinſt?" fragte Fränz verwundert.

„Wenn du ſtolz wärſt, hätteſt du mir das nicht geſagt und hätteſt mich auf dem Glauben gelaſſen, daß mir eine beſondere Gnade damit geſchieht, des Diethelms Tochtermann zu werden. Aber jetzt iſt mir's faſt lieb, daß du mir's geſagt haſt. Ich ſeh', ich geh' dir über Vater und Mutter, und du haſt mich an mir ſelber gern und willſt nichts vor mir voraus."

Fränz rieb ſich Anfangs betroffen die Stirne. Sie hatte mit ihrem loſen Herausplaudern, ſtatt dem Vater einen Fallſtrick zu legen, ſich ſelber gefeſſelt. Sie hatte nicht den Muth, zu thun, als ob ſie Alles nur im Spaß geredet, und als ſie zuletzt hörte, wie gut der Munde ihre Rede auslegte, bewältigte ſie dieſe Macht der harmloſen Treuherzigkeit. Der Munde war doch ſo ohne Falſch und ſo ſeelengut, daß ſie ihn in dieſem Augenblicke mehr liebte als je, und ſie gab ihm von ſelber einen Kuß.

Munde war ein finſterer Gevatter von gar nicht bräutlicher Laune, und als ihn der Geiſtliche um den Namen des Täuflings fragte, gab er nicht, wie verabredet, den Diethelms an, ſondern rief zitternd: Medard! Er bebte in der Kirche, denn er dachte, daß einſt ſeine eigenen Kinder einen Großvater liebkoſen ſollten, der ſo Arges gethan. Beim Tauſſchmauſe ſchnitt es ihm Anfangs in die Seele, da man ihn als glücklichen Schwiegerſohn Diethelms laut pries und der junge Kübler ihm ein Hoch ausbrachte, daß er ebenfalls ein Familienfürſt werden möge, wie ſein Schwäher. Nach und nach — die Huldigung hat allezeit ihren verführeriſchen Reiz — beſchwichtigte Munde die Gewiſſensſchreie in ſeinem Innern, zumal er Fränz ſo überaus glücklich ſah. Fränz war es gewohnt, ſich in den Familien der von ihrem Vater Beglückten preiſen und erheben zu laſſen, und wie ſie Geſchenke ausbreitete und Alles voll Dank und Lob war, zeigte ſie wirklich eine hohe Freude und Gutherzigkeit; ſie ſuchte an ſich herum, ob ſie nichts mehr zum Verſchenken habe und löste ihre Korallenſchnur ab. Unter all dem verworrenen Geſtrüppe blühte doch in ihr die Blume wirklicher Milde und Freigebigkeit.

Im Nachhauſefahren umarmte Munde ſeine Fränz voll Glückſeligkeit, da ſie ſagte, wie gut ſie es doch hätten, da ſie ſo vielen Menſchen Gutes thun könnten. Das war jetzt auch für Munde ein Troſt, in dem er zu vergeſſen ſuchte, wie ſchreckenvoll Alles um ihn ſei.

Es ſollte ihm aber nicht ganz gelingen.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Die Landſtände hatten glücklich das alte Einſteherweſen wieder hergeſtellt. Zum großen Pferdemarkte, der alljährlich in der Hauptſtadt abgehalten wurde, ſchnallte ſich Diethelm eine vollgeſtopfte Geldgurte um, er wollte ſich ein neues Geſpann und einen modiſchen ſogenannten Charabank kaufen und dann ſeinen Schwiegerſohn vom Militär losmachen. Munde verließ nur ungern jetzt ſeinen Vater, der faſt nicht mehr vom Bette herunter kam und zuſehends abfiel; der alte Schäferle wollte aber nichts von ihm wiſſen und ſagte immer: „Laß du uns Beide — er meinte ſich und den Paßauf — nur allein, geh' du deiner Wege, ſei glücklich ſo gut du's kannſt. Du biſt jung, bei dir verlohnt ſich's noch, der Diebshehler zu ſein, ich bin ſchon zu alt, ich wär' ein Narr, wenn ich erſt ſo ſpät anfangen thät.“ Martha verſprach des kranken Mannes zu warten, Fränz ließ ſich nicht davon abbringen, mit nach der Hauptſtadt zu reiſen; was ſie einmal wollte, das mußte auch geſchehen.

Am Morgen als Munde kam, ſchickte ſie ihn noch einmal nach Hauſe, er mußte die neuen Kleider anziehen, die ſie nach ſtädtiſcher Tracht für ihn beſtellt hatte. Als er wieder kam, knüpfte ſie ihm das Halstuch nochmals anders und ſagte dann frohlockend, ſich vor ihn hinſtellend:

„So. Siehſt du? ſo, jetzt biſt ein Mann, der ſich ſehen laſſen darf.“

Schon beim Einſteigen gab es Streit. Fränz behauptete, ein Brautpaar gehöre zuſammen und der Vater ſolle auf den Vorderſitz und kutſchiren; aber Munde willfahrte ihr nicht und Fränz beruhigte ſich erſt, als ihr Munde ſagte, daß die Herren in der Stadt oft ſelbſt fahren. Draußen vor dem Dorfe gab es abermals Händel. Diethelm wollte, daß Munde die Geldgurte umſchnalle und ſetzte ſelbſtverrätheriſch hinzu: „In der Stadt kannſt mir ſie wieder geben.“

„Das leid' ich nicht,“ ſchrie Fränz, „entweder — oder, entweder behaltet Ihr die ganze Zeit die Geldgurte oder mein Munde behält ſie; er iſt nicht Euer Knecht, er iſt wenigſtens grad ſo viel wie Ihr. Ihr könnet ja das Geld in's Kutſchentruckle thun.“

Das wollte aber Diethelm nicht, ſei es, daß er das Kutſchentruckle noch ſcheute, oder daß er ſein Geld auch zeigen wollte.

Wo man einkehrte, hatte Fränz bei der Ankunft und bei der Abfahrt noch manchen Zank mit dem Vater und mit Munde. Sie wollte es nicht dulden, daß dieſer ſich als Knecht benahm, ja ſie weinte vor Zorn als Munde ihr nicht nachgab und ſprach oft Stunden lang kein Wort mit ihm.

Im Oberlande war es noch ziemlich rauh und kalt, je mehr man aber nach dem Unterlande kam, zeigte ſich der wonnige Frühling; man fuhr durch Buchenwälder, die in dem erſten ſo zarten knoſpenfeuchten Grün prangten, und bald fuhr man zwiſchen blühenden Obſtbäumen, die hüben und drüben am Wege ſtanden; aber in den Herzen der drei Menſchen, die da hinfuhren, war Widerſtreit und Trübſinn mancher Art. Dazu kam noch, daß es Diethelm nicht laſſen konnte, Munde über die Art, wie er die Pferde führte, zurecht zu weiſen, und es giebt vielleicht nichts, was leichter zu Zorn aufreizt, als ein Dreinſprechen beim Pferdelenken. Wenn es einen kleinen „Stich“ hinabging, rief Diethelm jedesmal: „Sperr die Mick[1] und fahr Trab, dreh' noch beſſer.“ Munde ließ es an heftiger Widerrede nicht fehlen, peitſchte oft gefliſſentlich die Pferde und fuhr im Zorne in der That ungeſchickt, beſonders beim Ausweichen, ſo daß es mehrmals ein Unglück gegeben hätte, wenn ihm Diethelm nicht in die Zügel gefahren wäre. Fränz wartete immer darauf, daß Munde einmal tapfer aufbegehren und die ganze Geſchichte hinwerfen werde; als es aber immer nicht geſchah, biß ſie ſich auf die Lippen und murmelte ſtill vor ſich hin Schimpfworte auf Munde, die ſie hinter ſeinem Rücken ſprach.

Man kehrte in der Hauptſtadt im Rautenkranz ein und Fränz war wenigſtens einigermaßen zufrieden geſtellt, als Munde beim Abſteigen ſagte:

---

[1] Mick nennt man den neuen Erſatz des Radſchuhs, wo man vermittelſt einer zugedrehten Walze die Räder hemmt. Es iſt erfreulich, daß das Volk die durch das Maſchinenweſen eingeſchleppten Benennungen ſich erfinderiſch mundgerecht macht. Das Wort Mick iſt eine Zuſammenziehung von Mechanique. Wäre es aus der Analogie von Bremſe entſtanden, müßte es im Oberdeutſchen wenigſtens Muck heißen.

„So, jetzt beim Heimfahren könnet Ihr kutſchiren, Schwäher, nicht um ein Königreich fahr' ich noch einmal ſo. Komm Fränz, wir Zwei wollen zuſammen halten. Weißt noch, wie oft ich da bei dir geweſen bin? Ich freu' mich, grad hier zu zeigen, daß wir doch noch ein Paar geworden ſind."

„Siehſt jetzt, daß ich Recht hab'?" entgegnete Fränz, als ſie mit ihrem Bräutigam allein war, „mit meinem Vater kommt kein Tochtermann aus, der ihm nicht den Meiſter zeigt."

Sie blieb ſtets bei dieſem Gedanken.

Im Rautenkranz war ſchon heute ein buntes Gedränge von Menſchen in Trachten aus allen Landesgegenden, und dazwiſchen ſah man Soldaten von allen Waffengattungen, die ſich hier bei Angehörigen und Bekannten gütlich thaten; aber mitten im Gewoge beharrte die ſtattliche Rautenwirthin an der Anrichte, wie ein Fels im Strome, und je lärmender und unruhiger es um ſie her wurde, um ſo bedachtſamer und gemeſſener ertheilte ſie ihre Befehle und zählte Alles genau nach, was aufgetragen wurde. Dazwiſchen fand ſie immer noch Zeit, auf Nachfragen der Gäſte bündigen Beſcheid zu geben. Als ſich Fränz mit Munde zu ihr hindurchgedrängt hatte, wurde Erſtere mit beſonderer Freundlichkeit bewillkommt. Die Rautenwirthin ſagte, daß der Schaffner, mit dem ſie damals gefahren ſei, Fränz nicht genug habe rühmen können, und wie man ihr überhaupt viel Gutes nachſage, daß ſie Vater und

Mutter ſo getreulich pflege. Fränz war ſtolz und hochfahrend, und doch war's ihr beim Lob der Frau Rautenwirthin, als ſetzte man ihr eine Krone auf. Dieſe Frau hatte es durch Schweigſamkeit und Zurückhaltung dahin gebracht, daß ſchon eine freie Anrede, um wie viel mehr ein Lob von ihr als Ehrenſchmuck galt, und ſammelte ſich hier gute Nachrede, ſo war man deren im ganzen Lande gewiß. Mit ſeltſamer Befangenheit ſagte nun Fränz, daß ſie mit Munde verlobt ſei. Die Rautenwirthin zog nur ein wenig die Brauen ein und ſagte: „Das iſt ſchnell gangen. Ich wünſch' Glück.“ Dann wendete ſie ſich um und gab anderen Gäſten Beſcheid.

Munde ſaß verdroſſen bei Fränz, die Eiferſucht hat einen raſchen Scharfblick, er behauptete Fränz ſchäme ſich ſeiner und durch dieſen offenen Ausſpruch wurde die noch halb ſchlummernde Empfindung der Fränz plötzlich geweckt.

„Und wenn's wär',“ ſagte ſie aufbegehrend, „wenn ich ein Mann wär', ich thät mir eher die Zung' abbeißen ehe ich einem Mädle ſagen thät, es kann ſich meiner ſchämen. Aber du, freilich, du biſt dageſtanden wie der Bub, der die Milch verſchüttet hat. Ich ſag' dir's noch einmal, du mußt ganz anders werden oder du bringſt's dahin, daß ich mich deiner ſchäm', ja, dahin bringſt's, ja, daß du's nur weißt.“

Munde behielt nur die erſten Worte der Fränz und er fühlte, daß ſie Recht habe. Die gereizte Seelenſtimmung hat aber etwas wahrhaft Anſteckendes. Munde war von Fränz gedemüthigt worden und nun mußte er ihr Gleiches entgelten; mit faſt ſchadenfroher Miene ſagte er: „Mir hat's für dich einen Stich in's Herz geben, wie die Rautenwirthin dich gelobt hat, daß du ſo ein gutes Kind gegen deinen Vater biſt. Wenn die Leute wüßten, wie's eigentlich iſt ...“

Fränz knirſchte die Zähne über einander und ſah Munde mit einem zermalmenden Blicke an; hätte ſie ihn damit in Stücke zerreißen können, ſie hätte es gethan. Sie wollte aufſtehen, aber Munde hielt ſie feſt und ſagte begütigend: „Die Fahrt mit dem ewigen Gezerr hat uns Alle mit einander dumm gemacht. Wir wollen gar nichts mehr reden. Ich geh' jetzt noch vor dem Appell ein bisle in die Kaſern' zu meinen Kameraden. Vergiß Alles und denk' gut an mich. Gieb mir ein' Hand. So, b'hüt dich Gott.“

Munde ging nach der Kaſerne. Er war jetzt ein ganz anderer Menſch als vor wenigen Monaten, da er dieſen Weg ſo oft abgeſchritten. Zuerſt als ihm der Vater das Erbe der Rache aufdrängen wollte und dann als er von Diethelm das Erbe des Verbrechens überkam, war in ſein träumeriſches ſtill umfriedetes Weſen eine gewaltige Gährung gekommen, er war zaghafter und kraftloſer als je. Er war überhaupt nicht geſchaffen, ſich mit feſter Hand ein Schickſal zu bereiten: von Kindheit auf war Medard ſein Führer und Rathgeber in Allem, als Hirte führte er ein faſt gedankenloſes Leben, pfeifend und rauchend, und als er Soldat wurde, brachte auch dieß keins bedeutſame Wandlung in ihm hervor; er war anſtellig und pünktlich, als ſtiller, allzeit wohlgemuther Burſch beliebt, aber ohne ſich irgend eine beſondere Geltung zu verſchaffen; nur mit ſeiner Kunſtfertigkeit im Pfeifen hatte er ſich bei der Compagnie beliebt gemacht und davon den Beinamen Pfifferling erhalten. Jetzt, ſo plötzlich in die Erfüllung ſeines einzigen und höchſten Wunſches eingeſetzt, ging er oft wie traumwandleriſch umher und nur der Gedanke an das geſchehene noch ſo dunkle Verbrechen ſchreckte ihn oft auf. Er freute ſich, daß er Fränz gewonnen und all' das große Gut dazu, er wäre aber am liebſten Hirte geweſen, träumend wie in alten Tagen bei ſeiner Heerde. Das viele Gut und die tauſend Thätigkeiten dafür, die er übernehmen ſollte, erdrückten ihn faſt. Darum konnte er dem Wunſch der Fränz nicht nachgeben, ihm war es ja lieb, wenn Diethelm ſo lang als möglich Alles unter ſeiner Obhut behielt.

Jetzt auf dem Wege nach der Kaſerne ſagte er ſich, daß Fränz doch Recht habe, er müſſe anders auftreten, ſecker und umſichtiger. Nicht nur ſeine Liebe zu Fränz ſtieg auf's Neue in ihm auf, er empfand auch eine große Hochachtung vor ihrem energiſchen Weſen, das allzeit geweckt, den Dingen ſcharf in's Auge ſah und ſie frei beherrſchte. So kam er zu den Kameraden und erzählte ihnen, daß er ſich andern Tages vom Militär loskaufe, und was aus ihm geworden ſei; er wußte ſeine künftige Thätigkeit bereits ſo lebendig als wirkliche darzuſtellen, daß Alle ſtaunten, wie ſich der Pfifferling, der ſtille Munde, dem man das gar nicht zugetraut, verändert hatte. Als er zuletzt ſagte, daß er morgen auf dem Markt vier Pferde einkaufe, beſchloſſen unter Jubel der Feldwebel und einige Kameraden, auch auf den Markt zu kommen, um zu ſehen, wie der Pfifferling das mache.

Stolz aufgerichtet mit geſpanntem Selbſtgefühle kehrte Munde in den Rautenkranz zurück, er wollte ſeiner Fränz Abbitte thun, daß er ſo bös gegen ſie geweſen ſei und ihr ſagen, wie er ſich nun wacker in's Geſchirr legen wolle, daß es ihm landauf landab Keiner voraus thun könne.

Als er in den Rautenkranz trat, hörte er in der Küche die Stimme der Fränz, ſie ſagte:

„Das iſt ja prächtig, daß Sie Kellner im Wildbad geworden ſind. Ich komme dieſen Sommer mit meinen Eltern auch dahin.“

„Aber Sie ſind Braut,“ ſagte eine Männerſtimme.

„Ja, mit mir,“ ſagte Munde eintretend, er ſah einen Mann — es war der älteſte Hausſohn aus dem Rautenkranz — der die Hand der Fränz hielt.

„Ich gratulire,“ ſagte der Nebenbuhler ſchnell die Hand loslaſſend, und Munde erwiderte:

„Dank' ſchön. Komm' mit Fränz in die Stube.“ Er faßte ſie nicht eben zart am Arm, und Fränz machte große Augen, als er ihr allein ſagte, daß das Scharmuziren ein Ende habe, und ob ſie mit den Eltern in's Wildbad gehe, darein habe er auch noch ein Wort zu reden. Fränz widerſprach heftig, und Munde erklärte, daß er von dieſer Stunde zu regieren anfange über Alles, was ihm gehört, und das ſei vor Allem ſeine Frau, es müſſe ja Fränz recht ſein, daß er ſich als Mann zeige.

„Zeig's zuerſt beim Vater. Bei mir brauchſt nicht anfangen,“ ſtachelte Fränz, der dieſe Wendung gar nicht lieb war. Munde ſprach wiederholt und in verſtärkter Weiſe ſeinen Herrſcherplan aus, und der Abend dieſes unruhvollen verhetzten Tages ſchien doch noch erwünſcht auszuklingen.

Schon am frühen Morgen jedoch hatte Munde einen gewaltigen Zank mit ſeinem Schwäher, er wollte ſich die Geldgurte umſchnallen, Diethelm aber lachte ihm in's Geſicht.

„Dann reiß' ich ſie Euch auf öffentlichem Markt vom Leib herunter, wenn Ihr mich ſo gehen laſſet, und ich Euch damit ſeh',“ drohte Munde und ging hinab in die Wirthsſtube.

Diethelm ſchaute hoch verwundert dem ſo plötzlich Veränderten nach und Fränz ſah mit Schrecken die böſe Saat aufgehen, die ſie geſäet; ſie wußte aber den Vater noch dahin zu beſchwichtigen, kein Geld mit auf den Markt zu nehmen, die Leute könnten es für Prahlerei anſehen und das müſſe man vermeiden nach ſo einem Unglück. In der Wirthsſtube übergab hierauf Diethelm der Rautenwirthin die Geldgurte zum Aufbewahren und Munde lächelte vergnügt zu ſeinem Siege. Diethelm traf hier viele Bekannte, unter denſelben auch den Reppenberger und den Steinbauer. Reppenberger war eben ſo zuthulich und redſelig, als der Steinbauer unachtſam und maulfaul; er erzählte, daß er einen umfangreichen Branntweinhandel betreibe, er habe den Vertrieb übernommen, und fahre mit ſeinem Einſpänner im Lande umher, während ſein Geſchäftsgenoſſe das Brennen aus dem Grunde verſtehe.

Munde trat auf Diethelm zu und wiederholte in entſchiedener Weiſe einen früher gemachten Vorſchlag, daß man die Rappen gegen gute Ackerpferde vertauſche, ſie brauchten ja keine Kutſchenpferde mehr.

Diethelm widerſprach heftig und der Steinbauer, der ſich ſonſt nicht in fremder Leute Sachen miſchte, ließ ſich doch zu den Worten herbei:

„Dein Tochtermann hat Recht, Gäule, die gewohnt ſind, in der Kutſch' zu laufen, gehen zu Grund, wenn ſie wieder Zacker fahren müſſen.“

Der Steinbauer ſagte das mit ſo ſchelmiſch zwinkernden Augen, daß eine Bezüglichkeit ſeiner Worte auf die Lebensweiſe Diethelms kaum zu verkennen war. Diethelm merkte das auch, aber er that, als ob er's nicht verſtände; ihm war das verſeſſene Weſen des Steinbauern in der Seele zuwider, aber er vermied doch jede offene Feindſchaft mit ihm. Er ſchüttelte lächelnd den Kopf und gab lang keine Antwort, bis er endlich zu Munde gewendet ſagte:

„Das iſt mein' Sach', Punktum.“

Der große Umzug der Marktpferde, der eben an dem Rautenkranz vorüberkam und alles an die Fenſter und auf die Straße lockte, unterbrach den Streit, Munde folgte ſeinem Schwäher auf den Markt. Mitten im Gewühle wurde er von ſeinem Feldwebel und mehreren Kameraden angehalten, die wie verſprochen gekommen waren, und nun auf's Neue ihr Verlangen ausſprachen, den Pfifferling einkaufen zu ſehen.

„Iſt der bärenmäßige Bauer dein Schwäher?“ fragte der Feldwebel.

„Ja, der iſt's." Aber Diethelm war verſchwunden. Munde ſuchte ihn mit ſeinem Geleite hin und her, ohne ihn finden zu können und mußte manchen Spott darüber hören, daß er ſich nicht getraue, einen Pferdeſchwanz allein einzukaufen.

Munde ließ ſich dieſe Neckereien gefallen und ſchwieg, er wollte nicht weiter gehen, als ihm eigentlich zuſtand; etwas von der alten Zaghaftigkeit ſeines Weſens kam wieder über ihn. Er verwünſchte es, daß er ſich im Uebermuth Wächter ſeiner Ehrenſtellung zugeſellt hatte und hoffte ſie in guter Weiſe wieder los zu werden. Der Feldwebel war ein Pferdeverſtändiger und that ſich was darauf zu gute, er ſuchte ein Viergeſpann gleichgezeichneter Braunen aus, Munde ließ ſie ſich hin und her vorführen, holte die Rappen aus dem Rautenkranz zum Vertauſchen und war eben daran unter Bedrängen des Feldwebels und der Kameraden in die dargebotene Hand einzuſchlagen, als Diethelm herzutrat. Munde hielt ein und rief ihm zu:

„Schwäher, ich hab' einen Handel gemacht."

„Du? Haſt ein' Geis gekauft?"

Munde ſchoß alles Blut zu Kopf und Diethelm fragte wieder:

„Wie kommen die Rappen daher?"

„Ich hab' unſere Rappen vertauſcht," berichtete Munde.

„Unſere?" lachte Diethelm. „Vor der Hand ſind ſie noch mein und iſt keine Red' von unſeren, was haſt du von unſeren zu ſagen?"

„Schwäher, was machet Ihr? Jeder Knecht ſagt zu ſeines Herrn Sach unſer, und ich bin kein Knecht.

Sehet nur das Viergeſpann an. Ich bin ſo viel als handelseins.“

„Du? Was nimmſt denn Du dir 'raus? Wenn man dich auf den Kopf ſtellt und es fällt dir ein Guldenſtückle 'raus, ſoll man mir die Augen mit ausſtechen. Und du willſt vier Roß kaufen?“

„Schwäher, das geht über den Spaß, redet nicht ſo. Ich hol' gleich unſere Geldgurt aus dem Rautenkranz. Beſehet Euch nur die vier Roß.“

„Daß ich ein Narr wär'. Wenn du allein Meiſter biſt, ſo bezahl's auch.“

„Schwäher, ich weiß nimmer was ich thu, wenn Ihr ſo fort machet.“

„Das glaub' ich. Du haſt keinen Groſchen zum Einkaufen. Ich will dir zeigen, wer die Geißel in der Hand hat.“

„Schwäher,“ kreiſchte Munde heißer vor Wuth und ballte beide Fäuſte, „Schwäher, redet anders oder ich ...“

„Weg da, führ' die Rappen in den Stall und red' kein Wort mehr.“

„Ich will nichts von deinem Brandgeld, nichts von deinen Sachen, du biſt unter'm Galgen weggelaufen, aber du bleibſt doch noch einmal dran hängen. Laſſet mich los,“ ſchrie Munde, den ſeine Kameraden feſthielten, daß er nicht auf Diethelm eindrang.

Eine große Menge Menſchen hatte ſich um die Streitenden verſammelt, Diethelm hatte ſich raſch entfernt, Munde riß ſich von ſeinen Kameraden los und mit geballten Fäuſten und ſchäumendem Munde eilte er nach dem Rautenkranz: Fränz mußte ihm Genugthuung verſchaffen für die unerhörte Schmach, die ihm der Vater angethan, und dann mußte ſie noch zur Strafe ihren Vater verlaſſen, Nichts von ſeinem Sündengute annehmen, er wollte Tag und Nacht arbeiten, um ſein Brod in Ehren zu verdienen. — Als er in die Wirthsſtube trat, ſah er Fränz, die Hand in Hand neben dem Rautenwirthsſohne am Tiſch ſaß. Sie heftig ſchüttelnd, fuhr er auf:

„Lumpenpack! Hundebagage ſeid ihr Alle. Da ſitzſt du bei einem Andern, derweil dein Vater mich vor aller Welt beſchimpft.“ Der Zorn gab ihm plötzlich hölliſche Gedanken ein und er fuhr fort: „Du haſt mich aufgeſtiftet, ich ſoll deinem Brandſtifter-Vater Widerpart thun und ihn haſt du aufgeſtiftet, daß er mich beſchimpfen ſoll, damit du mich los wirſt. Du haſt ſchon einen Andern. Jetzt ſeh' ich, du biſt das ſchlechteſte — ich kann's gar nicht ſagen was. Aber warte nur, du haſt mir ſelber geſagt, was du von deinem Vater weißt. Verflucht iſt dein ganzes Haus. Ich will nur ſo lang leben, bis du mit deinen Kindern vor meiner Thür um Brod bettelſt. Ich bin froh, daß ich nimmer ſo ſchlecht bin und von eurem Sündengut was mag. Freſſet's allein und erſticket dran.“

Fränz ſtieß den Munde weit von ſich und er ſtürmte fort die Stadt hinaus der Heimath zu. —

So unverhofft als die Verlobung geknüpft war, ebenſo ſollte ſie auch zerriſſen werden.

Mit dem Abſchied vom Militär hatte Munde heimkehren wollen, jetzt rannte er dahin wie aus der Welt verſtoßen, er wußte gar nicht, wohin er ſich wenden ſollte. Die blüthenduftigen Bäume ſtanden ſo ſtill ſelig im Sonnenſchein und ließen die Bienen in ihren Blüthenkelchen ſich erlaben, die Vögel ſangen ſo wonnig und Alles freute ſich des Daſeins, nur ſein Herz war zum Tode betrübt. Stundenlang war er unaufhaltſam gerannt, immer vor ſich hin fluchend und Alles verwünſchend; als er jetzt durch das Dorf Breitlingen ſchritt, ſtand er vor dem Wirthshaus ſtill, ſuchte in allen Taſchen nach Geld und fand in der That keinen Heller; mit einem ſelbſtverachtenden Lachen ſchritt er weiter und legte ſich draußen vor dem Dorf unter einen blühenden Birnbaum am Wegrain. Beim Niederlegen gedachte er der ſchönen Kleider, die er anhatte, und er ſchämte ſich derſelben, ſie waren von Diethelms Geld und Fränz hatte ſie ihm gegeben. Er wollte nur noch heim, den Brandſtiftern die Kleider mitſammt der Trau (Verlobungsgeſchenk) ſchicken und dann fort, weit fort.

Die Bienen ſummten und ſchwirrten im Baume und Munde ſpielte mit dem Brautring, den er vom Finger gezogen und ein abgeriſſener Klang aus dem alten Liede vom Teufel, der die untreue Braut holt, zog Munde durch den Sinn:

> So komm nur her, du ſchöne Braut,
> Du haſt deinen Himmel in die Hölle gebaut.
>
> Er nahm ſie bei der linken Hand
> Und führte ſie in den feurigen Tanz ...

Bald aber hörte Munde weder eine Stimme im Innern noch etwas um ſich her.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Die beiden Rappen waren zu großer Verwirrung los und ledig auf dem Markt umhergelaufen, der Schmied von Buchenberg, der ein Pferd eingekauft hatte und eben davon reiten wollte fing ſie ein und brachte ſie dem Diethelm, der darob ganz verwundert ſchien; er übergab dem Reppenberger die Pferde um ſie nachzubringen und eilte voraus durch Nebengäßchen und Durchhäuſer nach dem Rautenkranz. Als er hier von Fränz hörte, was geſchehen war, erſchrack er anfangs, ſo weit hatte er's mit Munde nicht treiben, er hatte ihm nur den Daumen auf's Auge halten wollen. Bald aber ſagte er: „Es hat ſein müſſen, drum iſt's beſſer heut als morgen.“ Fränz war nicht ſo leicht zu beruhigen, ſie nahm den Vater aus der Wirthsſtube fort nach dem ſtillen Zimmer und ſagte hier, daß man nicht wiſſen könne, was Munde vorhabe, er wiſſe Alles, Medard habe ihm das Gleiche geſagt wie dem alten Schäferle.

„Das iſt vorbei,“ beruhigte Diethelm, „davon bin ich freigeſprochen; was gemäht iſt, iſt gemäht. Red' mir heut nichts mehr von der Geſchichte.“

„Ja Vater, aber er wird mich deßwegen vor Gericht fordern.“

„Dich? Warum? Was haſt denn du dabei?“

„Ich hab' ihm Alles geſagt,“ erwiderte Fränz mit niedergeſchlagenem Blicke.

„Was? Was haſt ihm geſagt? Was weißt denn du? Ich verſteh' den blauen Teufel von all deinem Geſchwätz.“

„Vater, ich hab' gemeint, er ſei mein Mann und ihm darf ich Alles ſagen und da hab' ich ihm erzählt, wie Ihr damals auf der kalten Herberge die Farb' gewechſelt habt, wie der Wirth erzählt hat, und wie Ihr mir hier in dieſem Zimmer vier Wochen vor dem Brand geſagt habt, Ihr wiſſet nicht mehr wo aus noch ein. Vater, ich hab's ja nicht bös gemeint, ich hab' ja nie daran denken können, daß uns der Munde verrathen könnt'.“

Diethelm ſchnaubte wild vor Zorn und Schreck, er ballte die Fauſt als wollte er Fränz zu Boden ſchlagen: ſein eigen Kind wußte um ſeine Schuld und hatte ſie preisgegeben; aber ſchnell entballte er ſeine Fauſt wieder, ſpielte in der Luft mit den Fingern wie auf Claviertaſten und ſagte bitter lächelnd:

„So? Alſo du biſt ſo geſcheit und willſt deinem Vater was zuſammen zwirnen? Aber du biſt zu dumm, daß dich die Gänſ' beißen. Ich ſollt' eigentlich kein Wort mehr mit dir reden und dir die Peitſche anmeſſen. So denkſt du von deinem Vater? Du biſt's nicht werth, daß ich dir einen Groſchen hinterlaſſe. Geh' nur vor Gericht. Kannſt Alles ſagen, Alles. Aber gedenken will ich dir's was du gethan haſt. Jetzt weiß ich, warum der Lump ſo frech gegen mich geweſen iſt.

Mein eigen Kind, mein einzig Kind hat's ihm eingeben. Ich will hinaus und will die ganze Welt fragen ob das noch einmal vorkommt, ſo weit der Himmel über der Erde ſteht."

„Vater, verzeihet mir. Ich denk's ja gewiß nicht mehr," bat Fränz weinend.

„Schlecht genug, daß du's Einmal gedacht haſt. Wenn du von heut an, hör' zu was ich ſag' und guck' nicht unter ſich, ſieh mir in's Geſicht ſag' ich," knirſchte Diethelm ſeine Tochter ſchüttelnd, „wenn du von heut an nicht demüthig und gehorſam biſt, wie's einem Kind zukommt, nein, ich will dir nicht ſagen was ich thu', ich behalt's bei mir, aber vergeſſen werd' ich's nicht, verlaß dich drauf. Jetzt komm, hinter mir drein gehſt und machſt ein heiter Geſicht, das ſag' ich dir, und red' mir kein Wort mehr davon."

Diethelm war es gelungen, den ſchlimmen Sinn ſeiner Tochter zu bezwingen, ſie ging hinter ihm drein wie ein Lamm und erſchrack bei jedem ſeiner Blicke, wenn er ſich umwendete. Was war aber damit gewonnen? Handhaben für erneute Anklagen waren in fremde Gewalt gegeben und noch dazu in die eines auf's Aeußerſte Erbitterten. Soll denn die That nie ruhen? Brennt das Feuer immer wieder auf? Nur Eines tröſtete Diethelm, und dieß war der weichmüthige Charakter Munde's. Aber hatte er ſich nicht ſeit geſtern ſo auffallend verändert? Nein, er iſt noch derſelbe, ſonſt wäre er ja nicht davon gelaufen, ſtatt Diethelm und Fränz ſogleich den Gerichten zu überliefern. Dennoch ſchickte Diethelm ſogleich den Reppenberger nach Buchenberg, theilte ihm oberflächlich mit was geſchehen war und gab ihm den dringenden Auftrag, zu erforſchen, was Munde vorhabe und es ihm durch einen Eilboten nach der Stadt mitzutheilen. Der Reppenberger verſtand den Vorgang wenn auch nur halb und ſagte:

„Ich hab's bald gemerkt, das thut kein gut. Man kann ein Roß und ein Schaf nicht zuſammenſpannen.“ Diethelm lachte über dieſen Vergleich und gab dem Reppenberger ein gutes Zehrgeld mit auf den Weg. —

Beim Namen angerufen erwachte Munde unter dem Birnbaum bei Breitlingen, der Schmied von Buchenberg hielt mit ſeinem Pferd neben ihm und hieß ihn aufſitzen, wenn er müd ſei. Munde nahm das gern an. Der Schmied wußte nur von Händeln, die Munde mit ſeinem Schwäher gehabt, und Munde war nicht geneigt, viel zu ſprechen. Nur als der Schmied ſein Glück rühmte und ihm anrieth, klug zu ſein, die paar Jahre noch den Diethelm den Herrn ſpielen zu laſſen, ſagte er:

„Ich bin nicht klug und will nicht reich ſein.“

Die ganze Nacht hindurch raſtete man nicht, und bald ſaß der Eine, bald der Andere zu Pferde.

Es war bald Mittag, als man ſich Buchenberg näherte. Es hatte hier im Oberlande geregnet, und Blüthen und Blätter waren an den Bäumen hervorgebrochen, ſo plötzlich wie ein bereit gehaltenes Feuerwerk, das nur des zündenden Funkens wartet.

Munde war ganz ausgehungert, denn er hatte ſich geſchämt, dem Schmied zu bekennen, daß er keinen Heller Geld bei ſich habe.

Als er in die väterliche Stube eintrat, rief ihm der alte Schäferle, die Pfeife im Mund haltend, vom Bette herab zu:

„Grüß' Gott Munde, ich weiß wie's dir gangen iſt. Komm her, gieb mir die Hand.“

So zutraulich war der Vater ſeit lange nicht geweſen und die Hand reichend ſagte Munde:

„Was wiſſet Ihr? Von wem? Sind ſchon Marktleute vor uns angekommen?“

„Kein Menſch. Ich weiß es von mir. Du haſt mit dem Mordbrenner Händel gehabt. Ich weiß das ſo gewiß, als wenn ich dabei geweſen wär'.“

Munde ſtarrte drein vor dieſer prophetiſchen Sehergabe des Vaters und dieſer fuhr fort:

„Ich hab's ſchon lang kommen ſehen. Es iſt mir aber lieb, daß ich's noch erlebt hab'. Ich treib's nimmer lang. Von heut' in ſieben Tagen ſeh' ich meinen Medard, und der muß mir ſagen, wie er ſo ſchnell von der Welt kommen iſt, und wenn ich dir's berichten kann, thu ich's. Setz' dich zu mir auf's Bett. Jetzt biſt du wieder mein. Gelt, jetzt biſt wieder mein? Gehſt nicht mehr zu dem Mordbrenner? Ich kann dir auch was geben, daß du nicht mehr an die Fränz denkſt. Und ich ſag' dir all' meine Mittel. Ich hab' dem Medard ſchon viele geſagt gehabt, und ihm gehören ſie auch, aber du biſt jetzt mein Einziger.“

Munde weinte laut und erzählte dann Alles, wie es ihm ergangen. Der alte Schäferle richtete ſich auf, nahm die Pfeife in die linke Hand, hob die Rechte in die Höhe und rief:

„Ich ſchwöre, ſo wahr ich bald vor Gott komm', der Diethelm iſt nicht unſchuldig an dem Tod deines Bruders, wie, das weiß ich nicht, das weiß Gott allein. Munde, leg' deine Hand auf meine Herzgrube, dir vererb' ich's, daß du nicht ruhſt, bis der Diethelm ſeine Strafe hat. Willſt du mir ſchwören nicht zu ruhen und nicht zu raſten, bis der Tod deines Bruders gerächt iſt?“

„Ich kann's nicht, Vater, ich kann's nicht, ich thät Euch ja Alles ſo gern,“ rief Munde, dem plötzlich davor graute, dieſe ſchwere Laſt auf ſich zu nehmen, „aber das ſag' ich, ich will dem Diethelm ſo lang ich lebe zeigen, daß ich ihn für einen ſchlechten Menſchen halte.“

„Gut, das iſt mir genug, du haſt ein weiches Herz, du kannſt nicht mehr.“

Der alte Schäferle begann nun, Munde alle ſeine ſympathetiſchen Mittel zu ſagen, wie er ſie vom Vater ererbt; er wollte es Anfangs nicht dulden, daß Munde ſie aufſchrieb, das ſei gegen das Herkommen und tödte vielleicht ihre geheime Kraft, aber Munde behauptete, nicht Alles ſo ſchnell behalten zu können. Das Zaubermittel gegen angethane Liebe ſchrieb Munde nicht auf. Er ſaß nun bei ſeinem Vater wie in einem Zauberberg, umgeben von geheimnißvollen Mächten und wußte nichts mehr von der Welt, bis Martha mit dem Reppenberger kam.

Munde that es wehe, auch gegen die Meiſterin feindſelig zu ſein, der Reppenberger ſprach von einer Abſtandsſumme, die Diethelm dem Munde bezahlen wolle, wenn er ſich zur Auswanderung entſchließe, aber Munde wies alle Anerbietungen von ſich, und der alte Schäferle war glücklich, als er hörte, daß ſein Sohn die erledigte Stelle als Gemeindeſchäfer in Unterthailfingen annehmen wolle.

Auf den Tag hin, wie er es vorausgeſagt, ſtarb der alte Schäferle. Als ihm Munde noch am Morgen die geſtopfte Pfeife übergeben wollte, ſchüttelte er den Kopf verneinend und ſagte: „Es iſt vorbei.“

Munde überließ Alles ſeiner Schweſter und nahm ſich nur die Kleider des Medard.

Er ſaß am Weg und hütete die Schafe, als Dietbelm vierſpännig mit ſeiner neuen Kaleſche daherfuhr, er ſchaute auf, und blitzſchnell durchzuckte ihn der Gedanke, welch ein großes Leben er hätte führen können; aber er drückte den Hut in's Geſicht und pfiff dem Paſſauf, während Dietbelm und Fränz raſch vorbeirollten.

Nicht ohne Befriedigung hörte Dietbelm, daß der alte Schäferle geſtorben und begraben ſei, und daß der Geiſtliche an deſſen Grabe ſagte, Gott möge ihm vergeben, wie ihm der vergeben habe, dem er ſo ſchweres Leid angethan. Den Munde fürchtete Dietbelm nicht mehr, weil er nicht im erſten Zorn gehandelt hatte, in dieſem war er des Schlimmſten von ihm gewärtig, jetzt in Ruhe, dachte er, wird die Schafſeele es nie dazu bringen, als Ankläger aufzutreten. So fühlte ſich Dietbelm von dieſer Seite gedeckt, aber der Geiſt der Widerſpenſtigkeit und Aufſätzigkeit, den er in Fränz niedergerungen hatte, ſchien in Martha jetzt neu zu erwachen, wenn gleich gemildert von ihrem an Ergebung gewohnten Weſen. Mit Ruhe ertrug es Diethelm, daß ſie ihm heftige Vorwürfe machte, weil er mit Fränz in der Welt umherfuhr und ſeine Frau daheim vergaß, „wie ein im Stall angebundenes Stückle Vieh.“ Er verſprach, ſie nie mehr allein zu laſſen.

Eines Tages ging er mit ihr nach dem Bau, der ſtaunenswerth raſch vorrückte, die Sonne brannte ſtechend und gewitterverkündend nieder, und Diethelm ſagte:

„Ich weiß nicht wie mir's iſt, ſeitdem ich im Gefängniß geweſen, bring' ich eine Kellerkälte nicht aus mir heraus; es iſt mir, wie wenn ich einen Eisklumpen im Herzen hätt'. Ich hab' gemeint, im Sommer wird's beſſer, aber es iſt nicht. Du ſagſt jetzt, dir ſei heiß, und ich werde die Gänshaut nicht los.“

„Herr Gott! das ſind meine todten Schwurfinger,“ ſchrie Martha gellend und ſtreckte die leichenhaften Finger Diethelm in's Geſicht.

„Was haſt? Was machſt?“ fragte Diethelm erſchrocken und Martha erklärte, indem ſie ſich auf einen Steinhaufen am Wege ſetzte:

„Diethelm, was haſt du gemacht? Weißt du's denn nicht mehr? Du haſt ja geſchworen, die Sonne ſoll dich nicht mehr erwärmen, wenn du an's Brandſtiften denkſt, dort am Fenſterſims haſt's geſchworen und jetzt iſt's ja wahr geworden, die Sonne wärmt dich nicht und ich hab' einen falſchen Eid auf mich nehmen wollen und meine Finger ſterben mir ab. O gerechter Gott, was machſt du aus uns? Gerechter Gott, was ſoll aus uns werden?“

Diethelm ſuchte zu tröſten ſo viel er vermochte, er wollte jetzt leugnen, daß ihn friere und behauptete, die Wunde an ſeinem Arm ſei noch nicht völlig geheilt; da faßte ihn Martha gerade an der wunden Stelle, daß er laut aufſchrie, ſie aber ſagte:

„Geſteh' ehrlich, beichte, nur mir ſag's, nur mir, woher du das haſt. Der Doctor hat immer geſagt, das ſäh' aus wie ein Biß von einem Menſchen. Wer hat dich gebiſſen?“

Diethelm hatte Geiſtesgegenwart genug, ſeine Frau tapfer auszuzanken mit dem Zuſatz, daß wenn ſie noch ein einzigmal von todten Schwurfingern rede, er ſie auf immer verlaſſe, möge daraus werden was da wolle.

Martha ſchwieg, aber ihre ſchweigend trauervollen Mienen, ihr ſtilles ſtundenlanges Betrachten der abgeſterbenen Finger ſagte Diethelm was ſie für ſich ſinne und was ſie von ihm denken möge.

Als das Haus gerichtet war und der bänderverzierte Maien vom Giebel prangte, machte ſich Diethelm mit den Seinen auf nach dem Wildbad, die warme Quelle ſollte Diethelm von ſeinem Froſt und der Wunde heilen und ſollte die todte Hand Martha's neu beleben. Am hoffnungsreichſten aber war Fränz, ſie bedurfte der warmen Quelle nicht: ihrer harrte dort der Rautenkranzſohn und, nicht zu vergeſſen, auch der Amtsverweſer.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Der ſtattliche reiche Bauer von Buchenberg mit ſeiner Familie und ſeinem eigenen Gefährte war wochenlang eine der bemerkteſten Erſcheinungen im Wildbad. Schon der frappante Gegenſatz, den man ſich von ihm erzählte, daß er ſich beim Brande eine ſchwer zu heilende Erkältung zugezogen, machte ihn zum Gegenſtand des Geſpräches, dazu ſein gemeſſenes Benehmen, weder zudringlich noch ſchüchtern, machte ihn zu einem Urbild jenes ſtolzen ſelbſtbewußten Bauernthums, das man ſogar in der ſogenannten guten Geſellſchaft anziehend findet, ſo lange es in äſthetiſcher Buchſerne verharrt und der eigenen Ueberhebung nicht zu nahe trit.. Martha und Fränz waren weniger bemerkt. Martha hielt ſich vorzugsweiſe zu einigen alten Frauen, die im Armenbad eine Freiſtelle genoſſen und ließ ſich von ihnen ihre Leiden und ihre Schickſale erzählen, Fränz aber war ſeltſam verſcheucht und zurückgezogen. Wir werden bald erfahren warum. Wir müſſen nur noch erzählen, daß Diethelm die Spitze ſeines Ruhms erreichte, als eine regierende Fürſtin in der Allee durch den erſten Kammerherrn ihn ſich vorſtellen ließ. Diethelm war beſeligt durch dieſe Auszeichnung, er gab auf alle Fragen beſcheidene und wie es ſchien genehme Antworten; er widerſprach nicht als man ihn für einen großen Hofbeſitzer hielt und nahm ſich nur vor, dieſe Vorausſetzung zu einer Wahrheit zu machen; dabei ſchaute er oft wie verlegen um, er wollte ſehen, ob Niemand bemerke, welche Ehre ihm zu Theil wurde. Es gingen aber Menſchen vorüber, die ihn nicht kannten. Dennoch ſah er wohl, daß ſie in der Ferne ſtehen blieben. Als er entlaſſen wurde, ging er aufgerichtet durch die Alleen heimwärts, die Bäume waren noch einmal ſo grün, der Himmel noch einmal ſo blau und die Vögel ſangen ſo luſtig wie noch nie. Zum Erſtenmal ſpürte er die Wirkung des Bades, eine wohlthätige Wärme überſtrömte ſein ganzes Weſen und als er zu Frau und Tochter kam, war er glückſelig und wiederholte immer und immer, daß dieſer Tag ſein höchſtes Glück ſei. Er mußte ſich niederſetzen, ſo hatte ihm die Freude faſt wie ein Schreck die Kniee angegriffen, dieſe Ehre ſchien zu ſchwer für ihn und als jetzt ein erwünſchter Beſuch, der Vetter Waldhornwirth eintrat, blieb Diethelm auf ſeinem Stuhle ſitzen und ſagte mit verklärtem Lächeln:

„Wärſt du nur um eine Stunde früher gekommen, da hätteſt du ſehen können, wie die Fürſtin von ** mit mir geſprochen hat, grad ſo wie ich jetzt mit dir, ſo freundſchaftlich, ſo herztreu. Ich hätt' einen Finger von der Hand drum geben, wenn ich ganz Buchenberg hätt' daneben ſtellen können. Aber erzählen mußt's. Sie müſſen's Alle wiſſen.“

Der Vetter verſprach zu erzählen, andern Tages aber wurde er auch von der Wahrheit überführt, denn vor dem Kurhauſe, vor allen Leuten winkte die Fürſtin den Diethelm zu ſich und unterhielt ſich lange mit ihm. Sie fragte nach ſeiner Unterſuchungshaft und Diethelm, der Anfangs erſchrack, richtete ſich an einer alten Erinnerung auf und betheuerte, wie er ein treuer Unterthan ſei und nichts von den Grundrechten wolle, aber das Schwurgericht, das ſei doch gut, da werde man auch öffentlich freigeſprochen. Mit einem freundlichen Lächeln entließ ihn die Fürſtin und der Vetter Trompeter, der von Ferne zugeſehen, faßte ſeine Hand als er zu ihm trat und rief:

„Was meinet Ihr Vetter, wenn das Euer Vater geſehen hätt', der Krattenmacher von Letzweiler?“ Diethelm ſchien dieſe Erinnerung nicht genehm, denn er erwiderte:

„Was redeſt du wie ein Mann ohne Kopf?“ Der Vetter verſtand und fuhr fort:

„Ich hab's nicht allein geſehen, dort ſteht der Kaſtenverwalter von G. Gucket er kommt ſchon her und will Euch Glück wünſchen.“

In der That geſchah dieß auch, und nicht nur der abgeſtellte Kaſtenverwalter, viele andere hohe und niedere Beamte, ja ſogar Adelige behandelten Diethelm mit Auszeichnung und zum darauffolgenden Ball im Kurhauſe erhielt Diethelm mit ſeiner Familie eine Einladung. Martha ſagte ſogleich, daß ſie daheim bleibe, ſie ſei krank und nicht zum Tanzen da, Fränz aber hüpfte vor Freude als hörte ſie ſchon die luſtigen Tanzweiſen.

Fränz war, wie geſagt, während des Badeaufenthaltes noch nie zu rechter Freude gekommen, ſie fühlte ſich nicht recht heimiſch in dieſen Umgebungen, ſie hatte zwar die Bauernhaube abgelegt, die kaum zu bewältigenden Haarflechten aufgeneſtelt und ſich einen farbenſchillernden Sonnenſchirm angeſchafft, aber erſt durch einen Geiſtlichen erhielt ſie eine geſellſchaftliche Firmelung. Ein junger Miſſionär aus der Schweiz, der in einem zierlichen Rollwagen umhergeführt wurde, war bald der Schützling aller Frauen und Mädchen, auch Fränz wurde durch eine prieſterlich zuvorkommende Anſprache in ſeinen Kreis gezogen und verlor bald jede äußere Schüchternheit, indem ſie gleich den Uebrigen dem Kranken, der noch dazu ein geweihter Prieſter war, ſich dienſtgefällig erwies. Die Hülfloſigkeit des Kranken ließ jede Scheu verſchwinden, man durfte ihm die Hand reichen und gefällig ſein wie einem Kinde. Der junge Mann, ein wirklich eifervoller Prieſter mit ſeinem blaſſen Antlitze, das durch die beſtändige weiße Halsbinde noch gehoben wurde, war eine anziehende Erſcheinung und ſein brennendes Auge, das er wunderſam zu heben und zu ſenken verſtand, zeugte von innerem Feuer, das auch hervorbrach, wenn er an ſtillen ſchattigen Plätzen dem Frauenkreiſe vorlas. Er hatte eine wohltönende in's Herz dringende Stimme. Fränz hatte in der Stadt die Kunſt gelernt, Pantöffelein zu brodiren und ſie ſaß nun mit den anderen Frauen mit ihrer Arbeit um den heiligen Mann und hörte die ergreifenden Vorleſungen und eifervollen Vorträge; ſie verſtand es wie die Anderen mitunter aufzuſchauen, einen verſtändnißreichen Blick zu thun, bedeutſam mit dem Kopf zu nicken oder gar die Hände in einander zu legen und unverwandt auf den Redner zu ſchauen. Mitunter war ſie auch wirklich ergriffen und der Spruch: Rette deine Seele! ſchauerte ihr durch Mark und Bein. Sie erkannte mit Schrecken, wie ſie ihr Seelenheil bisher verwahrlost und war geneigt, dem Jungfrauenbunde, für den ſchließlich geworben wurde, beizutreten, aber ein äußerlicher Grund half ihr, ſich von den ſchweren Opfern zu befreien. Sie glaubte zu bemerken, daß einige, und zwar die Vornehmſten und Manierlichſten, von dem weihevollen Manne vorgezogen wurden, die Eitelkeit regte ſich, und gewohnt, daß Alles in der Welt nur zum Schein geſchehe, forſchte ſie auch hier den Täuſchungen nach und glaubte ſolche immer mehr zu finden. Dennoch war ſie bereits ſo ſehr im Bannkreiſe des jungen Prieſters, daß ſie ihm reuig und zerknirſcht dieſe ihre Sünde offen beichtete, aber die Mahnung ihre Eitelkeit zu beſiegen machte ſie ſtumm und im Innerſten widerſpenſtig, zumal dieſe Aufforderung gerade mit der Ehre zuſammen traf, die ihrem Vater durch die Fürſtin von ** geworden war.

Die Leichtigkeit, mit der ſich ein Verhältniß im Badeleben knüpft, zeigt ſich auch im Löſen desſelben. Fränz hatte immer mehr Abhaltungen, im Schatten der wilden Kaſtanien unter dem andächtigen Zuhörerkreiſe des Miſſionärs zu erſcheinen. Wenn ſie dorthin ging, hatte ſie den ſtillen beſcheidenen Gang und den niedergeſchlagenen Blick, wenn ſie aber bei den Muſiken im Freien erſchien, hatte ſie, man kann faſt ſagen etwas ſchäckernd Hüpfendes wobei ſie den Kopf in den Nacken warf.

Und dieſe letzte Haltung gewann die Oberhand als der Prieſter bald geheilt im blumenbekränzten Wagen abreiste.

Fränz wollte, rund heraus geſagt, ſich hier einen Mann erobern.

Den Munde bei ſeinen Schafen hatte ſie längſt vergeſſen, ja ſie ſah jetzt, daß er nie zu ihr gepaßt habe; aber hier that ihr die Wahl weh zwiſchen dem Rautenkranzſohn, der hier Kellner war, und dem Amtsverweſer. Der Kellner war eine gutartige und heitere Erſcheinung, aber es hatte doch etwas Abſtoßendes, daß er hier Jedermann bediente und gegen alle Welt freundlich und unterwürfig ſein mußte. Das behagte dem hoffährtigen Weſen der Fränz durchaus nicht. Wenn er ihr bei Tafel eine Schüſſel reichte und dabei einige freundliche Worte ſprach, ſchämte ſie ſich faſt ihm zu antworten; zwar erinnerte ſie ſich wieder, was er daheim zu bedeuten habe, und wie er mehr ſei, als Viele, die er hier bediente; aber eben dieſes Bedienen gefiel ihr nicht, und dann konnte der Kellner nie einen Spazirgang, viel weniger eine Ausfahrt mitmachen, er mußte froh ſein, wenn er eine Stunde von fünf bis ſechs Uhr Nachmittags erübrigte, um an den Hauspfoſten gelehnt eine Zigarre zu rauchen, die er ſchnell verbarg, wenn ein Gaſt kam. Dennoch hatte Fränz nicht recht den Muth, ſich von ihm abzuwenden, ja ſie dachte ſich aus, wie Alles ſchon anders würde, wenn ſie einmal ein eigenes Wirthshaus hätten. Der Amtsverweſer war äußerſt zurückhaltend, obgleich er mit an derſelben Tafel ſpeiste; er ſchien mehreren Damen den Hof zu machen, die er oft auf Spazirgängen begleitete. Glücklicherweiſe aber — man konnte nun nicht ſagen, daß die Anſprache der Fürſtin von ** daran ſchuld ſei — hatte der Amtsverweſer ſie und den Vater juſt den Tag vorher begleitet und viel mit Fränz gelacht; er ſetzte nun dieſe Annäherung mit großer Beſtändigkeit fort, überbrachte ſelbſt die Einladung zum Kurhausball und ſchickte am Abend desſelben den erleſenſten Blumenſtrauß, eine Aufmerkſamkeit mit der ihm jedoch der Rautenkranzſohn zuvorgekommen war. Es waren Beide wohl zu beachtende Bewerber. Der Rautenkranzſohn war jünger und farbiger, in ſeinem vollen wohlgekämmten braunen Haar ſah man ſtets die friſchen Furchen der Bürſte und den weißen Scheitel, der Amtsverweſer war blaſſer und mit einer avancirenden Glatze verſehen. Fränz hielt die beiden Sträuße der Bewerber in der Hand und betrachtete ſie lang, ſie überlegte, welchem Strauß und welchem Geber ſie den Vorzug gönnen ſolle, ihre Wangen glühten, ſie war nicht dem Zufall ergeben genug, um eine Blume mit „Liebt mich" und „Liebt mich nicht" zu zerzupfen, ſie bedachte, daß der Rautenkranzſohn allerdings ſeine Vorzüge hatte, er ſtand ihr näher, ſie kannte ſeinen Lebenskreis genau und konnte ſich frei darin bewegen, auch war er gut geartet und leicht zu beherrſchen, nicht ſo ſehr wie Munde, aber doch lenkſam genug, und ſie hatte ſich's ja einſt als ſchönſtes Ziel gedacht, Frau Rautenwirthin zu werden; aber Frau Amtmännin und in Zukunft Frau Regierungsräthin — das iſt doch ſchöner und ein Narr iſt, wer das Höhere erreichen kann und ſich mit Geringerem begnügt. Fränz war entſchloſſen, den Blumenſtrauß des Amtsverweſers zu nehmen; aber während des langen Beſinnens hatte ſie vergeſſen, ob der in der Rechten oder in der Linken von ihm kam, ſie waren ſo ähnlich. Jetzt erinnerte ſie ſich, daß der in der Rechten der gültige war, aber in der Verwirrung hatte ſie die Sträuße niedergelegt und dieſes Merkmal zerſtört. Wenn aber kein rechtes Kennzeichen war, ſo konnte ja der Amtsverweſer nichts merken? Wer weiß indeß, ob er nicht doch ein geheimes Kennzeichen hat. Fränz war ganz berauſcht von der blumenduftigen Werbung, ſie eilte die Treppe hinab und wollte den Kellner fragen, welcher Strauß von ihm ſei, aber nicht der Gedanke, welch eine tückiſche Härte hierin lag, hielt ſie plötzlich feſt, ſondern die Erinnerung, daß ſie ja dann eine offenbare Entſcheidung machen müſſe und einen Freier aus der Hand gebe, bevor ſie des andern gewiß ſei und jetzt that ſich ein neuer und glücklicher Ausweg auf, ſie wollte gar keine Blumen mitnehmen und dem Amtsverweſer ſagen, ſie habe deren ſo viele von unbekannten Verehrern bekommen, daß ſie Alle daheim gelaſſen. Das wird ihn kirren und raſch zugreifen machen, und dann iſt die Entſcheidung da.

Und ſo geſchah es auch.

Wieder unter rauſchender Muſik wurde Fränz zum Zweitenmal verlobt. Der Amtsverweſer hatte in unerklärlicher Zaghaftigkeit gewünſcht, daß die Verlobung noch einige Zeit geheim gehalten werde, mindeſtens bis er ſeine täglich erwartete Beſtallung als ſtellvertretender Staatsanwalt erhalten habe, aber Diethelm war nicht gewillt, nur einen Tag der Ehre verluſtig zu gehen, die ihm aus dieſer Verlobung ſeiner Tochter entſprang; er faßte den Einwand ſeines Schwiegerſohnes, daß er wegen des neu zu übernehmenden Amtes vor kommenden Frühling nicht heirathen könne, dahin feſt, daß Fränz während dieſer Zeit noch in ein Erziehungs-Inſtitut, eine „Schnellbleiche,“ wie er es ſpöttiſch bezeichnete, gethan werde, um ihrer neuen Stellung gerecht zu werden. Bis dahin wollte er auch ſein neues Anweſen in Buchenberg verkaufen, und wie er doch ſchon lang vorhatte, nach der Kreisſtadt ziehen.

Die warme Quelle hatte weder Diethelm von ſeinem Froſte, noch ſeine Frau von der Abgeſtorbenheit ihrer Finger befreit, man getröſtete ſich der Nachwirkung.

Nur Fränz hatte erreicht, was ſie wollte, und die Eltern erfreuten ſich bei der Heimfahrt im Sprechen über das Glück ihres Kindes und vergaßen darüber alle Körperleiden und alles Leid in der Seele.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Wie ein Menſch aus höheren Regionen, der ſich beſcheidentlich herabläßt, mit niederen Erdgeborenen zu verkehren, ſo ging Diethelm durch Buchenberg; er hatte mit fürſtlichen Perſonen, mit hohen Staatsmännern verkehrt und ein Staatsanwalt — denn das war er geworden — war ſein Schwiegerſohn! Es dünkte ihn wie ein Traum, daß er ſein einziges Kind einſt einem armen Schäfer hatte geben wollen. Wenn er ſeiner That gedachte, war ſie ihm wie längſt abgethan und die Gunſt der Großen, denen er ſo nahe geſtanden, erſchien ihm als Schild und Schirm, daß nie mehr auch der leiſeſte Verdacht ſich gegen ihn erheben dürfte. Wenn der Eilwagen durch das Dorf fuhr und bald darauf Briefe kamen, ſah Diethelm immer, ob keiner mit einem großen Siegel darunter ſei, der ihm einen Orden zubrächte oder irgend eine andere unverhoffte Auszeichnung. Es kamen aber meiſt Bettelbriefe von allen Orten, von den entfernteſten Verwandten, von Schulmeiſtern geſchrieben, die in hochtrabendem Tone den hochverehrten Herrn Vetter um Gaben und Darleihen baten. Diethelm glaubte genug gethan zu haben und ließ ſie unbeantwortet. Am erfreulichſten waren noch die Briefe von Franz; zwar waren ſie in ſteifer ungelenker Redeweiſe, aber dieſe erſchien Diethelm gerade recht ſchön und erbaulich, und von Brief zu Brief ward die Schrift zierlicher und geläufiger. Diethelm konnte nicht umhin, manche davon, beſonders aber auch die Briefe des Staatsanwalts, durch den Vetter im Waldhorn vorleſen zu laſſen.

Die Verehrung im Dorfe ſchien ihm indeß doch mindèr bedeutend, als die in der Stadt ſich darthat. Mit Martha, die er nun nicht mehr allein ließ, fuhr er oft dahin, um allerlei Hausrath zu kaufen. Er richtete ſich nur nothdürftig ein, da er ja bald wieder verkaufen wollte.

Alles ließ ſich zu größter Beruhigung an, nur Martha war nicht aus ihrer beſtändigen Trauer und Kümmerniß zu reißen, und wenn Diethelm ſie damit abwies, ſagte ſie klagend:

„Ich hab' ja ſonſt Niemand, dem ich mein Herz ausſchütten kann, und mir bangt vor dem neuen Haus, wo der Medard verbrannt iſt.“

Diethelm hörte ſie geduldig an, aber dieſes ewige Klagen machte ihn ſtumpf gegen die Vorherſagung der Frau, daß ſie den Einzug in's Haus nicht erleben werde.

„Nur nicht prophezeien,“ war ſeine beſtändige Rede, „das iſt das Schlechteſte was man thun kann. Ich hab' dir verſprochen, daß ich dich nie mehr allein laſſe, aber du treibſt mich aus dem Haus, wenn du ſo fort machſt.“

Martha hatte in der That falſch prophezeit: der Sommer ging zur Rüſte und im Herbſte zog ſie, abgeſehen von ihrem beſtändigen Leid, wohlbehalten in das wochenlang durchheizte neue Haus ein und nachdem das erſte Mißbehagen überwunden, ſchien ſie ſich deſſen zu freuen; zumal da Diethelm die junge Frau Kübler mit ihrem Kinde während der Abweſenheit der Fränz zu ſich in's Haus genommen hatte.

Nun erlaubte er ſich auch allmälig ſeinem Verſprechen untreu zu werden und buchſtäblich hielt er es doch, wenn er wieder Tage und Nächte über Land blieb: Martha war ja nicht allein, die junge Frau mit dem Kinde war bei ihr. Wenn Martha ihn dennoch an ſein Verſprechen gemahnte, war er ungehalten und voll Jähzorn über dieſe unerträgliche Sklaverei und über dieſes ewige Erinnern an ein Verſprechen, das er ſchon von ſelbſt halte und viel lieber, wenn er nicht daran gemahnt werde. Er blieb nun mehr als gewöhnlich zu Hauſe und jetzt erkannte er deutlich was er ſchon oft flüchtig wahrgenommen: wenn er im lebhaften Verkehr mit Menſchen, und zwar mit recht vielen war, wich das Fröſteln von ihm, in der Einſamkeit aber war es immer wieder da, unabwendbar. Diethelm knirſchte über die neue Gefangenſchaft, in der er ſich befand, und jetzt fiel ihm das Mittel des alten Schäferle ein. Er kaufte Erlenholz und ſägte Tage lang, als müßte er ſein Brod damit verdienen. Der ſtolze, in grünen Saffianpantoffeln ſtolzirende und alle ſchwere Arbeit verhöhnende Diethelm war in das Loos eines armen Taglöhners verfallen, aber er war dabei doch froh, denn er fühlte in der That eine lange nicht empfundene Wärme; das Holz, das haufenweiſe in den Ofen geſteckt, ihn nicht von ſeinem Fröſteln befreit hätte, erwärmte ihn jetzt bei deſſen Verarbeitung. Vom Morgen bis zum Abend arbeitete er im Schuppen und lauſchte dann oft ſelbſtvergeſſen den wunderlichen Tönen der Säge; wie das klingt und ſchrillt beim erſten Einſchnitt und dann zum Kern des Scheites gelangend ſo dumpf tönt und wieder in's Schrille, Kurzathmige übergeht beim Ende des Durchſchnittes. Mochte es aber klingen wie es wollte, wohlige Wärme durchſtrömte den Körper. Die Leute ſagten, der Diethelm ſei geizig geworden, ſeitdem ſein Reichthum geſtiegen ſei; er ließ ſich dieſe Nachrede, die ihm wieder zukam, gern gefallen, denn auch im Geiz liegt ein gewiſſer Ruhm, da ſeine unbezweifelte Vorausſetzung der Reichthum iſt.

Wenn er manchmal einen Tag in ſeiner mühſeligen Arbeit ausſetzen wollte, kam wiederum das Fröſteln über ihn, als wollte ſich alles Zurückgedrängte auf Einmal geltend machen; er mußte auf's Neue wider Willen an die unſcheinbare und doch ſo mühſelige Arbeit, als hätte ein Zauber ihn darin feſtgebannt. Es half nichts anderes.

Da kam ein neues Ereigniß, das ihn von dieſer Arbeit und ſeiner häuslichen Gefangenſchaft befreite, ohne daß Martha zu einer Einſprache berechtigt war.

Das Schwurgericht, das man in ſtürmiſchen Zeiten verheißen hatte, wurde jetzt nach Herſtellung der nöthigen Bauten in der That eingeſetzt. Der veränderten Zeitrechnung zufolge wurden aber die Geſchworenen nicht nach allgemeinem Wahlrechte frei gewählt, ſondern die Amtsverſammlung, beſtehend aus den meiſt gefügigen Schultheißen und einem Theil der Obmänner des

Gemeindeausſchuſſes wählte einen ſogenannten Siebenerausſchuß und dieſer ernannte die Geſchwornen aus der Zahl der Höchſtbeſteuerten und Nichtdemokraten. Eines Tages kam der Vetter Waldhornwirth haſtig mit der Landeszeitung in der Hand und ſagte zu Diethelm:

„Da kommet Ihr in der Zeitung, Vetter.“

„Ich? Wie?“ erwiderte Diethelm ſich verfärbend, und nahm mit Zittern das Blatt in die Hand. Er las die Liſte der Geſchworenen und als Dritter ſtand ſein Name. Lange ſtarrte er darauf hin und rieb ſich mehrmals die Stirn, er wollte den Schreck vergeſſen, den er gehabt hatte, und jetzt war es ihm doch eine Freude, ſich gedruckt zu leſen; er äußerte dieß aber nicht, ſondern ſagte nur, daß er um Diſpenſation bitten werde, da er in ſeinem Anweſen noch viel zu thun habe, und daß er auch ſeine Frau nicht verlaſſen dürfe. Martha entgegnete raſch:

„Meinetwegen kannſt du's ſchon annehmen, im Gegentheil, mir iſt's lieb, wenn du ein paar Wochen fortgehſt, lieber als wenn du ſo all Ritt verſchwindeſt, wie in den Boden geſunken.“

Der Vetter ſagte, daß Diethelm gar nicht ablehnen dürfe; man wiſſe nicht, was die Menſchen denken könnten, wenn er ſich davon losangle; das ginge ihn zwar nichts an, aber er dürfe es auch ohnedieß nicht, er habe das Schwurgericht zu allen Zeiten geprieſen, und jetzt müſſe er auch dabei ſein.

Diethelm ſchäumte innerlich vor Wuth. So hatte ſeine Freiſprechung, hatten alle die hohen Ehren, die er genoſſen, nichts genützt; die Menſchen, die ſo unterwürfig waren, hegten noch immer Verdacht gegen ihn, der allzeit bereit war loszubrechen. Der erſtickte Argwohn in den Gemüthern glich der Flamme in einem niedergebrannten Hauſe, die immer wieder aufſchlägt, ſobald man einen Balken weghebt. Diethelm verfluchte die ganze Welt und zankte mit dem Vetter, als dieſer entſchuldigend ſagte: er habe noch nichts gehört, von Niemand, er habe nur ſo gemeint.

„Was haſt du vorzudenken, was andere Leute denken können? oder biſt du ſchlecht genug und blaſeſt den Leuten ſelber ein, daß ſie mich verunehren?“

„Ihr wiſſet ja, wie ich zu Euch bin,“ ſagte der Vetter mit ſchelmiſch bedeutungsvollem Blick. Diethelm ſah das und wieder kam ihm die Vermuthung, daß der, den er ſich am Nächſten glaubte, ſchlimmen Verdacht gegen ihn hegte; aber das Klügſte war doch, immer zu thun, als ob er das nicht glaube; er ſagte daher:

„Wenn's nicht anders iſt, nehm' ich's an. Haſt Recht Vetter, es kann mir Eins ſein, was die Leut' denken, und ich freu' mich auch bei meinem Schwiegerſohn zu ſein. Weißt was, Frau? Geh mit.“

Martha verneinte und Diethelm wiederholte ſeinen Vorſchlag nicht. Denn wie Alles in der Welt ſeine vielfachen Gründe hat, ſo ging es auch hier. Diethelm wollte nicht nur zeigen, daß er keinen Gerichtshof ſcheue, er wurde auch von der Oede im Hauſe und den ewigen Klagen ſeiner Frau erlöst, wenn er ſich davon machte.

Diethelm hatte bei der bald darauf folgenden Amtsverſammlung die Genugthuung, vom Amtmann Niagara — der ſo genannt wurde, weil er im Geſpräche immer ein mächtig ſchätterndes Gelächter erhob — mit beſonderem Ruhme erwähnt zu werden, während den Anderen mit Recht vorgehalten wurde, daß ſie gern freie Staatseinrichtungen hätten, aber dafür keinen Tag aufwenden wollten, ſo daß ihnen ſchon jedes Wählen zu viel Mühe ſei.

Diethelm ſah ſtolz und ſelbſtbewußt drein und bei dem gemeinſamen Mahle, das nach der Amtsverſammlung gehalten wurde, erhielt Diethelm den Ehrenplatz neben dem Amtmann Niagara und half ihm tapfer lachen. Es gab beſonders viel Witzreden über Diejenigen, die da gehofft hatten, daß den Geſchworenen reiche Taggelder aus der Staatskaſſe ausgeſetzt würden; der Steinbauer vor Allem mußte ſich viele Neckereien gefallen laſſen, weil er auf ſein Diſpenſationsgeſuch einen abſchlägigen Beſcheid erhalten hatte. Der Angegriffene wagte es nicht, den Späſſen des freundlichen Amtmanns entſprechenden Widerſtand zu leiſten und ohne ſich auf eine nähere Erklärung einzulaſſen, behauptete er, daß er doch noch frei werde.

Noch nie kam Diethelm frohgemuther nach Hauſe, als von der heutigen Amtsverſammlung und er wünſchte ſich, daß die Gerichtsſitzungen nur bald beginnen möchten. Die Ehrenbezeigungen von den Beamten thaten ihm gar wohl.

Als der Tag der Abreiſe kam, wollte es Diethelm wiederum bange werden, es erſchien ihm als ein gefährliches Spiel, das er mit ſich treibe. Er nahm ſein

Gefährte nur bis G. mit, dort geſellten ſich im Eilwagen die anderen Geſchworenen zu ihm, der Sternwirth und der Steinbauer waren auch dabei.

Es war das erſte Schwurgerichtstagen ſeit undenklichen Zeiten und alle Mitwirkenden waren in feierlich gehobener Stimmung, der der Vorſitzende des Gerichtshofes und der Staatsanwalt wie der Altmeiſter der Rechtsanwälte beredte Worte gaben. Beſonders ein Wort des Vorſitzenden drang Diethelm in's Herz, denn er hatte geſagt: Ein Verbrechen, das ungeſühnt in der Seele ruht, gleicht dem Brand in einem Kohlenbergwerke; man ſtopft es zu und will das Feuer erſticken, aber es brennt weiter, unterirdiſch, ungeſehen, und eine Oeffnung, die ſich aufthut, läßt die Flamme emporſchlagen.

Diethelm fühlte bei dieſen Worten, wie es wirklich in ſeinen Eingeweiden brannte, er hätte laut aufſchreien mögen vor Schmerz, aber er bezwang ſich. Als jetzt die Rechtsgelehrten der verſchiedenen Stellungen geſprochen hatten, trat eine Pauſe ein. Man erwartete eine Anſprache aus der Mitte der Geſchworenen. Einer ſtieß den Andern an, er möge reden, und doch hätte Jeder gern ſelbſt geſprochen, die Pauſe dauerte peinlich lange, da erhob ſich Diethelm. Er glaubte gerade beſonders zeigen zu müſſen, wie ſehr er die Bedeutſamkeit der neuen Einrichtung erkenne, die Worte des Amtmanns bei der Wahlverſammlung kamen ihm wohl zu ſtatten, und hatte er ſich vordem nicht geſcheut, mit fremdem Geld und Gut groß zu thun, ſo hatte es mit einem fremden Gedanken gewiß viel weniger auf ſich. Anfangs bebend, dann aber mit feſter Stimme wiederholte er, in ſeine Weiſe übertragen, jene Worte; und Alle ſtanden auf, als er plötzlich ſtotternd abbrach und die Hände faltend mit gehaltenem Tone das Vaterunſer ſprach.

Bevor die Namen der Geſchworenen verleſen wurden, ließ der Vorſitzende durch den Gerichtsſchreiber ein ärztliches Zeugniß vortragen, das der Steinbauer beigebracht hatte und das ihn befreien ſollte. Nach kurzer leiſer Berathung erklärte der Schwurgerichtshof, daß die Befreiungsgründe nicht zureichend ſeien. Diethelm ſchaute mit triumphirendem Lächeln auf den Steinbauer, der aber keine Miene zuckte.

Nun ging es an das Verleſen der Namen. Der Vorſitzende nahm bald rechts bald links die Zettel auf, die ihm die beiden Schwurrichter reichten und warf ſie in die Urne. Dieſes Aufraffen, Ausrufen und Verſenken der Namen hatte für Diethelm etwas Eigenthümliches, bang Räthſelvolles, es war ihm, als wäre er wie ſein Name in fremde Gewalt gegeben.

Als jetzt die Namen aus der Urne gezogen wurden, ballte Diethelm bei Jedem, der ausgerufen wurde, die Fäuſte, um keinen Schreck zu zeigen, wenn er den Seinigen hörte, aber er kam nicht. Beim Namen des Steinbauern ſprachen Staatsanwalt und Vertheidiger zugleich: Abgelehnt! worüber ein Lächeln in der Verſammlung entſtand, und der Vertheidiger mit höflicher Handbewegung die Ablehnung dem Staatsanwalt überließ. Der Steinbauer ſchaute herausfordernd auf Diethelm, ſeine Mienen ſagten: ich hab's gewußt, daß ich frei werde.

Die zwölf Männer waren ernannt, Diethelm war nicht unter ihnen; er athmete frei auf. Nun aber erklärte der Vorſitzende, daß er noch zwei Erſatzgeſchworene auslooſe, und der erſte Name, der jetzt erſchien, war der Diethelms. Als er mit ſchweren Schritten nach der Geſchworenenbank an dem dichtgefüllten Zuhörerraume vorüberging, hörte er dort ſagen: ſchade, daß der nur Erſatzgeſchworener iſt, das wäre ein tüchtiger Obmann geworden. Diethelm ſchloß die Augen, als er in ſeinem Armſtuhl ſaß: der Ehrenzuruf aus den Zuhörern hatte ihm ſein faſt ſtillſtehendes Herz freudig bewegt. Durch ein Geräuſch wurde Diethelm aus ſeiner inneren Verſunkenheit erweckt, die Stühle rutſchten und brummten, die ganze ruhige Verſammlung kam plötzlich in Bewegung, dort auf der Erhöhung, wo das Gericht ſaß, war es dunkel geworden, denn die Mitglieder des Gerichtshofes, hinter deren Rücken die Fenſter waren, hatten ſich erhoben, und nun ſprach der Vorſitzende den Geſchworenen mit feierlicher Stimme ihren Eid vor, und Einer nach dem Andern erhob die Hand und ſprach: „Ich ſchwör' es, ſo wahr mir Gott helfe.“ Es waren ruhige überzeugungsfeſte Stimmen und Jeder, der es hörte, wie hier die innere Wahrhaftigkeit ſich laut betheuerte, mußte ergriffen und erſchüttert werden; es war eine rechtſprechende Gemeinde, darin ein Jeder aus Herzensgrund ſein Bekenntniß ausſprach, und über der ganzen Verſammlung ruhte eine ernſte Gehobenheit, denn die Heiligkeit des Beginnens, der Geiſt der Wahrhaftigkeit ſchwebte darüber.

Diethelm ſprach den Eid, und wie er die Hand emporhob, fühlte er's, wie wenn eine unſichtbare Macht ſeine Hand faßte, er ſenkte ſie nicht, bis er ſich niederſetzte und jetzt erſt eine Müdigkeit fühlte, als wären ihm die Kniee zerbrochen.

Auf der Anklagebank ſaßen zwei junge Männer, des Complott-Diebſtahls beſchuldigt. Der verleſenen Anklage gemäß erſchien dennoch der Eine mehr als Verführter. Der Staatsanwalt begründete in ſcharfſinniger Weiſe die Anklage, ſeine Stimme hatte etwas zitternd Melancholiſches und dieſes ſowohl wie ſeine Beweisführungen hatten ſo viel Beſtimmendes, daß der Nachbar Diethelms, der Schultheiß von Rettinghauſen, ihm zuraunte: Die ſind ſchuldig. Diethelm antwortete nicht. Mit eingekniffenen Lippen und weit aufgeſperrten Augen betrachtete er die Angeklagten: dieſe finſter blickenden Augen, die nur bisweilen zuckten, dieſe ſtarren Züge, dieſe in einander gelegten Hände, dieſe Geſtalten mit ihrem ganzen Leben ſind in fremde Gewalt gegeben. Dort hinter den Angeklagten ſitzt der Landjäger, das gezückte Schwert in Händen. Wie es ſo gierig blinkt! Das iſt das Schwert der Gerechtigkeit über den Angeklagten ſchwebend. Immer und immer mußte Diethelm denken, wie es dieſen Menſchen zu Muthe ſei, wie die Blicke der Anweſenden ſie treffen müſſen wie ſcharfe Schwerter; er konnte dieſe Gedanken nicht los werden, bis er endlich die Hände zuſammen preßte, ein Schauer durchrieſelte ihn und zum Erſtenmal betete er in innerſter Seele voll Reue über das Geſchehene. Vor ſeinen dreinſtarrenden Augen verſchwammen die Menſchengeſtalten, nur das blanke Schwert dort an der Wand blinkte und die Stimme des Staatsanwalts tönte. Da erklärte der Vorſitzende die Verhandlung für dieſen Morgen als geſchloſſen und beraumte eine zweite Sitzung auf Nachmittag.

Als jetzt Alles ſich erhob, rieb Diethelm ſich lange die Stirn und wie taumelnd verließ er den Saal und drängte ſich dann hinaus, als würde er feſtgehalten. Erſt in freier Luft fand er ſich ſelber wieder, er trat feſt auf und ſchaute zurück nach dem Gerichtsſaal, wie ein Angelandeter dem ſchwankenden Schiffe nachſchaut, das er eben verlaſſen.

Die Mehrzahl der Geſchworenen hatten ſich einen gemeinſamen Mittagstiſch in einem ihnen genehmen Wirthshauſe angeordnet und wie von ſelbſt war Diethelm hier der Vorſitzende, zumal da die wenigen „Herren“ unter den Geſchworenen ſich in einen vornehmeren Gaſthof begeben hatten. Diethelm fühlte ſich ganz wohlgemuth: er war feſt überzeugt, daß er heute alles Peinliche ſeiner Lage überwunden habe und daß nichts mehr über ihn kommen könne.

Es waren hier die gewichtigſten Bauern eines ganzen Kreiſes verſammelt, die ſich zum Theil noch nicht perſönlich kannten, ſie fanden aber ſchnell eine Einigung und ſogar ein allgemeines Geſpräch; denn nichts vereinigt die Menſchen ſo leicht als eine Anhänglichkeit oder ein Widerſpruch gegen eine Perſönlichkeit. Gegen den Steinbauern, der ſich bald nach ſeiner Erledigung heim gemacht hatte, brannte wie beim Scheibenſchießen ein Jeder ſeine Kugel los. Man erzählte ſich, daß der Steinbauer das Gerücht verbreitet habe, er werde Jeden unbedingt für ſchuldig erklären und darum werde er ſtets abgelehnt werden und könne daheim ausdreſchen. Diethelm fand in dem Schultheiß von Rettinghauſen und in einem jungen Manne zierlichen Angeſichtes, es war der Gemeindeſchreiber von Reindorf, fertige Beihülfe, die mit ihm die Gewiſſenloſigkeit und Niedrigkeit eines ſolchen Gebarens brandmarkten und ſchon jetzt zeigte ſich die unverwüſtliche Ehrenhaftigkeit des Volkscharakters, die nur der rechten Erweckung bedarf: ein Jeder betheuerte mit aufrichtigen Worten, daß er ſich nicht um Vieles von einer ſo ſchönen Ehrenſache losmachen möchte und wenn nur die Schwurgerichte beſonders zur Winterszeit wären, möchten ſie immer dabei ſein.

Das Geſpräch verlief ſich nach allen Seiten, und Diethelm ärgerte ſich, daß ſeiner Rede bei Eröffnung des Schwurgerichtes gar keine Erwähnung geſchah; er war nicht der Mann, der eine glorreich vollbrachte That gern unbeachtet ſah. Nach Tiſche hatte er indeß die Genugthuung, daß ſein Schwiegerſohn, der als Aſſeſſor bei dem Gerichtshof war, zu ihm kam, und ſich zu ihm ſetzte; bald drängte ſich eine große Menſchenmenge aus allen Gegenden zu ihm, theils alte Bekannte, theils neue, die ihn wegen ſeiner ergreifenden Rede kennen lernen wollten. Diethelm klagte indeß ſeinem Schwiegerſohn, daß ihn die Sache doch mehr angreife als er erwartet habe, beſonders das lange ruhige Sitzen werde ihm peinlich; der Aſſeſſor getröſtete ihn aus eigener Erfahrung, daß er ſich ſchon daran gewöhnen werde, und Diethelm lächelte, als er hörte, daß er als Erſatzgeſchworener nicht mit zu urtheilen habe.

„So bin ich nur Vorſpann für die Gefahr,“ ſagte Diethelm und dieſes Wort ſetzte ſich feſt und ſeit jener Zeit nennen die Geſchworenen die Erſatzgeſchworenen „den Vorſpann.“

Als man am Nachmittag wieder in den Gerichtsſaal kam, war die Weihe des erſten Eindruckes zwar verſchwunden, aber der Ernſt des Unternehmens blieb. Diethelm fühlte ſich noch beſonders beruhigt, da er nicht zu urtheilen hatte; er lehnte ſich bequem in ſeinem Stuhle zurück, er betrachtete ſich den Saal, der ſich in einem alten Deutſchmeiſterhauſe befand, aber aus den übereinanderpurzelnden Genien und halbnackten Kriegern an dem Deckengemälde, ſowie aus den Stuckarbeiten an den Wänden konnte man nicht klug werden. So oft ein neuer Zeuge beeidigt wurde; ſchreckte Diethelm zuſammen, dieſes plötzliche geräuſchvolle Sicherheben der ganzen Verſammlung machte immer von Neuem einen gewaltigen Eindruck. Ueber die Zeugen aber war Dietheim meiſt ſehr ungehalten; das war ein unbehülfliches Hinſtellen und ein Stottern, als ob ſie nicht drei Worte zuſammenhängend ſprechen könnten. Diethelm fühlte, daß er mit Recht eine bevorzugte Stellung in Anſpruch nahm. Hätte der Vorſitzende nicht mit Milde und Klugheit und unverwüſtlicher Geduld, ſowie beſonders durch Erfragen unverfänglicher Gegenſtände, die Zeugen zum Sprechen und zur Sicherheit des Sprechens gebracht, man hätte kaum etwas erfahren.

Dem Benehmen der Angeklagten widmete Diethelm dabei eine beſondere Aufmerkſamkeit; bald der Eine, bald der Andere vergaß ſich und ſchaute ſorglos und keck darein, bis er ſich oft plötzlich beſann und ſich faßte, und während des Zeugenverhörs ſchärfte ſich oft der Hauptangeklagte die Lippen, indem er mit der Zunge dazwiſchen hin und her fuhr; dann ſtemmte er die Hand in die Seite, raffte ſich zuſammen und richtete ſich auf.

Was geht in dieſen Menſchen vor?

Mitten durch's Herz fühlte Diethelm einen Stich, als er hörte wie die beiden Angeklagten, die doch Genoſſen bei der That geweſen, jetzt vor Gericht als die bitterſten Feinde einander gegenüber ſtanden und ſich wechſelſeitig anklagten.

So wären Diethelm und Medard einander gegenüber geſtanden. Diethelm zuckte zuſammen und fuhr ſich mit der Hand über das Geſicht. Er ſchaute frei umher und auf ſeine Mitgeſchworenen; er erinnerte ſich, wo er ſaß.

Drei volle Tage mit doppelten Sitzungen dauerte die erſte Verhandlung und bei aller ehrenhaften Anhänglichkeit an das Gerichtsverfahren klagten die Mitgeſchworenen doch auch manchmal über das fremde Leben in fremder Stadt. Sie fühlten ſich unbehaglich, beſtändig in Sonntagskleidern und der Handarbeit ledig umher zu gehen; dennoch betheuerte Jeder, daß er nicht davon ſein möchte und Diethelm hatte nur gegen die Behauptung Einſprache zu erheben, daß man die Sache zu weitläufig behandle. Der Schultheiß von Rettinghauſen, der gleich Anfangs ſich für ein Schuldig entſchieden hatte, erklärte jetzt, daß dieſes genaue Erörtern doch Einem erſt die Augen öffne, und jene ſeltſame Seelenſtimmung trat in Vielen zu Tage, wo man bald mit Beſtimmtheit ein Schuldig ausſprechen möchte, bald zweifelvoll iſt und wiederum ein Nichtſchuldig ſich herausſtellen will.

Der Schultheiß erwarb ſich das Lob eines gutherzigen Menſchen, da er darlegte, daß man ſich nicht, um zeitig zu ſeinem Mittageſſen oder zu ſeinem Schoppen zu kommen, verleiten laſſen dürfe, über das ganze Lebensſchickſal eines Menſchen raſch den Stab zu brechen.

Diethelm wurde ſtaunend angeſehen, als er ſagte, ihm gehe es jetzt, wie ihm der Doctor von G. einmal erzählt habe. Als dieſer zum Erſtenmal von der Anatomie kam, ſah er immer nichts als aufgeſchnittene Menſchen vor ſich, und ſo gehe es ihm jetzt auch.

Als endlich am dritten Abend die Verhandlung geſchloſſen wurde und die Geſchwornen ſich mit den Fragen zurückzogen, war Diethelm froh, daß er nur Vorſpann geweſen war und zurückbleiben durfte. Die Geſchwornen kamen bald zurück. Der Schultheiß von Rettinghauſen war Obmann, er erklärte die beiden Angeklagten für ſchuldig.

Als die Verbrecher abgeführt wurden, machte ſich Diethelm raſch davon; aber unverſehens war er an den unrechten Ausgang gekommen, und ſah plötzlich den Landjäger mit bloßem Schwerte hinter ſich. Glücklicherweiſe klopfte ihm ſein Schwiegerſohn auf die Schulter und nahm ihn mit durch die Gerichtsſtube.

Am andern Tage bei einer neuen Verhandlung blieb der Name Diethelm in der Urne und der Steinbauer wurde richtig wiederum abgelehnt.

Diethelm wußte zwar nicht, was er zu Hauſe beginnen ſollte, aber weil er auf mehrere Tage frei war, kehrte er doch heim. Verwundert ſah er auf dem Wege, wie das Leben der Menſchen draußen, die das nicht miterlebt haben, ſeinen geregelten Gang fortgeht; ſie Alle dachten nicht an die drohenden Gerichtsverhandlungen und wie jetzt zwei Männer auf Jahrzehnte aus der Mitte der Menſchen geriſſen waren.

Still und in ſich gekehrt weilte Diethelm daheim und nur Abends beim Spiel war er lebendig. Die Leute wunderten ſich, warum er ſo wenig vom Schwurgericht erzählte, er aber wollte es ſich aus dem Sinne ſchlagen, und kehrte mißmuthig wiederum am zweiten Dienſtag nach der Kreisſtadt zurück.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Der erſte Mann, der Diethelm begegnete, war der Steinbauer, er ſchien ihn nicht mehr zu kennen, und in der That hatte ſich die Erſcheinung Diethelms auffallend verändert. Er trug jetzt einen dunkelblauen Rock mit Kummetkragen, Batten und dunkeln ſeidenbeſponnenen Knöpfen, dazu eine ſchwarze, bis an den Hals geſchloſſene Atlasweſte und lange dunkelblaue Hoſen, nur der Hut war der alte geblieben. Theils um ſelber die kennzeichnende Bauerntracht los zu ſein, theils auch um, wie er hoffte, ſich ſeinem Schwiegerſohne genehmer darzuſtellen, hatte Diethelm ſeine Erſcheinung verändert; überhaupt aber wollte er in jeder Weiſe ein anderer Menſch ſein, er hatte ſich genugſam über die Weichmüthigkeit geärgert, die ihn an dem Schickſal der abgeurtheilten Diebe ſo beſondern Antheil nehmen ließ, daß er noch tagelang dachte, wie ſie auf den Schub gebracht, im Zuchthaus eingekleidet und in ein fremdes Daſein gebracht werden. Er ſuchte gewaltſam ſeinen alten Stolz wieder hervor und ſtellte ſich hoch über „das Lumpenpack, das nichts hat und nichts vermag.“

Als er zu ſeinem Schwiegerſohn kam, bedauerte dieſer, daß Diethelm ſeine ihm wohl anſtehende Tracht abgelegt habe. Er ging aber bald davon ab und berichtete mit dem freudigen Bangen, das ein Offizier vor der erſten Schlacht empfinden mag, daß er andern Tags ſtellvertretender Staatsanwalt ſein werde, und zwar in der Angelegenheit Reppenbergers, der erſt vor Kurzem eingebracht, aber noch in dieſer Gerichtsperiode abgeurtheilt werde, ſowohl um ihn nicht noch auf ein Vierteljahr im Salz liegen zu laſſen, als auch um raſch ein abſchreckendes Beiſpiel gegen das überhand nehmende Verbrechen zu geben.

„Ich kenn' den Reppenberger, was hat er denn? Ich hab' noch gar nichts davon gehört;“ ſagte Dielhelm.

„Die Sache war ſchlau angelegt,“ erwiderte der ſtellvertretende Staatsanwalt, „er hat eine Branntweinbrennerei, hat ſie hoch verſichert, angezündet und ſich davon gemacht; er hat aber nicht an den Zugwind gedacht und das Feuer iſt zu früh ausgebrochen, am hellen Tag, man hat gelöſcht und gefunden, daß die Fäſſer, in denen Branntwein ſein ſollte, nichts als Waſſer enthielten. Zwölf Jahre Zuchthaus ſind ihm gewiß. Es iſt Brandſtiftung und Betrug.“

„Das iſt ein ſchöner Spaß.“

„Wie ſo Spaß?“

„Ich hätt' nicht glaubt, daß Sie mit mir ſo einen Spaß machen. Das laſſen Sie ſich geſagt ſein, das iſt ein Punkt wo man mich nicht anfaſſen darf, da bin ich kitzlich und hau' um mich, ſei es wer es wolle, da verſteh' ich keinen Spaß.“

Der Schwiegerſohn betheuerte, daß er nur ernſte wirkliche Thatſachen berichtet habe und ſah Diethelm verwundert an; dieſer erkannte ſchnell, daß er ſich anders gebaren müſſe und ſeine geübte Verſtellungskunſt kam ihm zu ſtatten, er that als ob er den Vorgang mit Reppenberger ſchon längſt kenne und nur darüber geſcherzt habe, da der Schwiegerſohn vorausſetzen könne, daß er ſich von dieſer Sache dispenſiren laſſe; denn dieſe Verhandlungen griffen ihn überhaupt zu ſehr an und zumal die bevorſtehende gegen den Reppenberger, der ein alter Bekannter von ihm ſei. Der Schwiegerſohn bemerkte, daß es Aufſehen machen werde, wenn ſich Diethelm gerade hievon dispenſiren laſſe, er ſolle vielmehr ihm zu lieb dabei ſein.

„Warum Euch zu lieb? Habt Ihr auch noch was im Hinterling gegen mich?“ fragte Diethelm und ſeine Augen rollten.

„Ich meine mir zu lieb, weil ich gern möcht', daß mein Schwiegervater dabei wär', wenn ich zum Erſtenmal im Feuer ſtehe.“

„Ich kann ja auch als Zuhörer dabei ſein,“ ſchloß Diethelm, brach ab und plauderte mit ſeinem Schwiegerſohn über Allerlei voll heiterer Laune.

Am Abend machte ſich Diethelm auf zu dem Rechtsanwalt Rothmann, der der beſtellte Vertheidiger Reppenbergers war; dieſer mußte ihm den Gefallen thun und von ſeinem Rechte Gebrauch machen, die ihm nicht genehmen Geſchwornen abzulehnen und dafür aus der Ueberzahl einen andern zu nehmen. Erſt im Zimmer Rothmanns fiel ihm ein: daß ſolch eine Bitte gefährlich und nutzlos ſei. Gerade weil er ein alter Freund Reppenbergers war, mußte deſſen Vertheidiger ihn feſthalten. Er ſprach daher auch mit Rothmann Allerlei, aber nichts eigentlich über die Angelegenheit Reppenbergers. Nur beiläufig bemerkte er, daß die Geſchwornen bös geſtimmt werden, wenn man Sachen, die nicht daher gehören, anbringe. Er hoffte, daß ihn Rothmann verſtanden habe und von dem ihn betroffenen Fall nichts erwähnen werde. Rothmann nickte ſtill. Es kam Diethelm der Gedanke, zu dem Vorſitzenden zu gehen und ihm zu ſagen, daß er heim müſſe, ſeine Frau ſei todtkrank, aber er wagte es doch nicht, dies auszuführen. Er ging noch in das Wirthshaus, wo ſich in der Regel die Geſchwornen verſammelten, und hier kam es endlich zu heftigem Streit zwiſchen ihm und dem Steinbauer, deſſen ſicherer aber auch boshafter und verurtheilungsſüchtiger Charakter ihm ſtets zuwider geweſen war.

Mit beſonderm Behagen und liſtigem Augenzwinkern ſpielte der Steinbauer wiederholt darauf an, daß ſie morgen einen Schwarzkünſtler (ſo nannte er ſtets ſpöttiſch die Brandſtifter) einthun wollten, damit die Brandſteuer nicht immer wachſe.

Anfangs hörte Diethelm ruhig zu, bis er glaubte, daß Stillſchweigen ihm mißdeutet würde, und bald war er mit dem Steinbauer im heftigſten Streit. Der Steinbauer, der ſtets ſo kaltblütig und wortkarg war, zeigte ſich unbändig wild, wenn er in Zorn gebracht wurde. Er ließ es an gedeckten und doch bitter häſſigen Reden gegen Diethelm nicht fehlen, und nur dem Schultheiß von Rettinghauſen gelang es, Thätlichkeiten zu vermeiden.

Als trüge er noch all' das Lärmen und Schreien im Kopf, ſo wirr kam Diethelm endlich in ſeinem

Quartier an und faßte den feſten Vorſatz, noch das Letzte zu thun und ohne ein Zeichen der Betroffenheit den morgigen Verhandlungen beizuwohnen.

Mitten in der Nacht erwachte er, er war an einem Schrei aufgeſchreckt, den er noch wachend zu vernehmen glaubte. Er hatte im Traume ſeine Frau krank geſehen, und ſie rief ihm mit ſo jammervoller Stimme, daß ſein Herz noch laut pochte. Er machte ſich raſch auf, verließ das Haus und die Stadt und eilte heimwärts. Immer feſter glaubte er daran, daß ſeine Frau mit dem Tode ringe und nicht ſterben könne, bis er bei ihr ſei, und daß ſie noch im Tode ihn ſo ſehr liebe, daß ſie ihn wegrief von all' den Schrecken, die ſeiner harrten, und denen er vielleicht doch nicht Trotz bieten könne. Die nie ganz erloſchene Zuneigung zu ſeiner Frau flammte in ihm auf, und weinend wie ein Kind rannte er dahin. Am Herbſthimmel ſchoſſen Sternſchnuppen in weiten Bogen hin und her, mit vertrauender Innigkeit ſprach Diethelm beim Aufblicke den Wunſch aus, daß ſeine Frau leben bleiben und Alles mit ihnen gut ſein möge.

Kaum eine Stunde war Diethelm gegangen, als er vor einem Berge wie feſtgewurzelt ſtand. Wehe! Von der Bergesſpitze herunter kam wie aus dem Himmel heraus eine Heerde Schafe, die blöckten ſo jämmerlich, wie damals in den Flammen. Diethelm ſetzte ſich nieder und wuſch ſich die Augen mit dem Thau, der auf dem Graſe lag, er wollte gewiß ſein, daß er nicht träume. Er ſchlug die Augen auf, aber immer näher, immer näher kam es wie ein Hirt und eine

Heerde und aus der Bruſt Diethelms rang ſich der Schrei los:

„Was willſt du?“

Keine Antwort. Im Laub auf dem Wege raſchelten Schritte. Iſt das der Gang des Geiſtes? Es nahte ſich und jetzt ſtand es vor ihm.

„Seid Ihr's Diethelm?“ ſprach eine Stimme.

„Biſt du's Munde?“ rang Diethelm heraus.

„Ja. Wie kommt Ihr daher? Was habt Ihr? Aber das geht mich nichts an. Eure Frau ſchickt mich zu Euch, Ihr ſollet gleich heimkommen, ſie liegt ſchwer krank. Jetzt hab' ich's ausgerichtet, und nun red' ich kein Wort mehr mit dem Diethelm, ſo lang er lebt.“

„O Himmel! O Himmel! Ich hab's geahnt, daß meine Frau todtkrank iſt,“ ſchrie Diethelm. „Hilf mir auf Munde, ich kann ja nicht aufſtehen.“

„Meinetwegen. So,“ ſagte Munde, ihn aufrichtend, „Ihr ſeid mein Feind, aber ich will's doch thun.“

„Ich bin nicht dein Feind, gewiß nicht, gewiß nicht, Munde, glaub' mir. Meine Frau weiß das auch. Warum hat ſie juſt dich geſchickt?“

„Sie hat mich grad' in der Stunde, wo ich zum Manöver fortgewollt hab', rufen laſſen und hat mich noch gebeten, Euch gut Freund zu ſein. Ich hab's ihr aber nicht verſprechen können. Nie, nie werde ich Euch gut Freund, ſo gern ich auch Eurer Frau noch was Gutes gethan hätt'. Ich muß meinem Vater vor Allem Wort halten und lügen kann ich nicht, auch nicht zu Einem, das ſtirbt. Ich hab' Eurer Frau verſprochen, Euch gleich zu melden, daß Ihr heimkommen ſollet. Ich hab' mein Verſprechen gehalten und will nicht darnach forſchen, warum Ihr in einſamer Nacht da umherlauft. Daneben leg' ich Euch nichts in den Weg, vor mir kann der Diethelm ruhig ſein, wenn er's vor ſich auch kann."

Schnell eilte Munde davon und hörte nicht darauf, daß ihm Diethelm noch nachrief, er möge ihn begleiten.

Wie traumwandelnd ging Diethelm in die Stadt zurück. Im Umſchauen gewahrte er wieder die zerſtreuten weißen Punkte auf dem Berge und jetzt erinnerte er ſich, daß das ja nur Kreidefelſen waren, die hier zu Lande auf den Bergen liegen gelaſſen werden, um die Dammerde vor Abſchwemmungen zu wahren. Im Wirthshaus ſchrieb er einen Brief an den Vorſitzenden und ſchickte ihn doch nicht ab; er wartete mit Ungeduld auf den Morgen und eilte in aller Frühe zu dem Vorſitzenden, ihm ankündigend, welche Botſchaft ihm ein Soldat gebracht, den er genau bezeichnete. Der Vorſitzende entließ ihn und Diethelm hörte kaum, daß heute ohnedieß keine Sitzung ſei. Noch einen Augenblick ſah er ſeinen Schwiegerſohn und bat ihn, Fränz von dem Geſchehenen zu benachrichtigen, dann fuhr er mit Extrapoſt heimwärts, er fand aber ſeine Frau nicht mehr am Leben und hörte nur von der Frau Kübler wie innig ſie ſeiner gedacht und immer gerufen habe: „Du biſt unſchuldig. Du biſt mein braver Diethelm."

In ſeinem aufrichtigen Schmerze tröſtete ihn der Gedanke, daß ſie in dieſem Glauben geſtorben war. Er machte eine namhafte Stiftung zu ihrem Andenken und war überaus mild und freigebig.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Von Fränz war ein Brief aus der Kreisſtadt gekommen; ſie hielt ſich dort bei den Eltern ihres Bräutigams auf, hatte die Todesnachricht erfahren und fragte, ob ſie nun dennoch heimkommen ſolle und wenn dieß der Vater wünſche, möge er ihr Jemand zum Geleite ſchicken, da es nicht mehr für ſie paſſe allein zu reiſen. Dieſer Brief war für Diethelm voll Betrübniß, er ſah darin auf's Neue die Herzloſigkeit ſeines Kindes, das nicht über Alles hinweg zu ihm eilte, um ihn nicht allein ſeinem Schmerze zu überlaſſen und am Grabe der Mutter mit zu weinen. Ja, Diethelm fühlte, daß er in ſeiner Frau nicht nur eine treue Ehegenoſſin, ſondern auch eine mütterliche Sorgfalt verloren, die allezeit feſt und unbeirrt ihm ſich zuwendete. Er ging im Dorfe mitten unter den Menſchen umher wie ein in Waldesdunkel verirrtes Kind, ſo verlaſſen, ſo hülflos erſchien er ſich. Was nützte ihm all die Ehrerbietung und zuthuliche Theilnahme der Menſchen? Das waren doch nur Bettelpfennige, die man dem Hülfloſen am Wege zuwirft und ein Jedes ging ſchließlich doch ſeinem eigenen Lebenskreiſe und ſeiner Luſtbarkeit nach und ließ ihn mit ſich allein. Mit der jungen Frau Kübler zankte Diethelm ſtets, ſie machte ihm nichts recht, das war Alles anders geweſen zu Lebzeiten der Meiſterin.

Der Vetter Waldhornwirth hatte ihn gar noch gekränkt, denn als ihm Diethelm über das herzloſe Weſen der Fränz Klage führte, hatte er geſagt:

„Ich wüßt' was ich thät', das hoffährtige Mädchen bekäme mir eine junge Mutter. Ihr ſeid ein Mann in den beſten Jahren und ich will für Euch freiwerben, ich weiß, wo ich anklopfe wird mir aufgemacht, ein neues Haus und eine neue Frau.“

Diethelm ſchrieb der Fränz, ſie ſolle an einem beſtimmten Tag in der Kreisſtadt ſeiner warten und er bereitete nun Alles vor, um Buchenberg auf ewig zu verlaſſen; einſtweilen, bis er einen ſchicklichen Käufer gefunden, übergab er dem Vetter Waldhornwirth Alles zur Ueberwachung. Es gingen aber doch noch Tage darauf bevor er fortkam, da waren noch hunderterlei Sachen abzuwickeln und dieſe Tage wurden ihm zur höchſten Pein; der Geiſt, der aller gewohnten Umgebung bereits Ade geſagt und doch noch mitten in ihr ſteht, erſchien wie ein ruheloſes Geſpenſt, das noch umwandeln muß. Endlich am zehnten Tage nach ſeiner Rückkehr fuhr Diethelm allein mit ſeinen Rappen davon. Er drückte den Hut tief in die Stirn und ſchaute nicht rechts und nicht links und erſt als er die kalte Herberge hinter ſich hatte, athmete er frei auf.

Das Reiſen im friſchen Herbſttage, das Fahren im eigenen Gefährte belebte ihn wieder neu und am zweiten Mittage kam er wohl gekräftigt in der Kreisſtadt an. Fränz, die er bei den Schwiegereltern traf, klagte und weinte viel und doch ſchien es Diethelm, als ob ſie Manches nur erkünſtle, um vor den Schwiegereltern als gute Tochter zu erſcheinen; ſie ging ſo ſtraff und aufrecht umher, ihre Trauerkleidung war ſo wohlgeordnet, ſie erſchien darin ſchöner als je und trug gekräuſelte Scheitelhaare. Diethelm betrachtete ſie oft ſtill forſchend als wäre ſie gar nicht ſeine Tochter und in der That war Fränz eine zierlich ſchlanke Dame geworden; nur die breiten Hände, die ſich noch durch Flormanſchetten beſonders hervorhoben, zeigten die ehemalige Bäuerin. Als ſie einen Augenblick mit dem Vater allein war, ſagte ſie ſchnell:

„Der Munde iſt auch in der Stadt, er iſt beim Manöver, ich hab' ihn geſehen.“

„Was geht dich der Munde an?“ entgegnete Diethelm zornig und noch ehe etwas erwidert werden konnte, trat der Schwiegerſohn ein; er trug einen Flor um den Hut und ſprach aufrichtige Worte des Mitgefühls um den Tod der Schwiegermutter.

Diethelm ſchwieg und lange redete Keines der Anweſenden ein Wort. Der Staatsanwalt hielt ſtill die Hand der Fränz, die auf dem Tritt am Fenſter ſaß. Diethelm fragte endlich nach den Gerichtsverhandlungen, von denen er gar nichts mehr gehört und wie die Sache Reppenbergers ausgegangen ſei.

„Die iſt noch nicht aus,“ erhielt er zur Antwort, „ſie iſt die letzte Tagesordnung für Morgen. Der Schelm hat ſich krank gemacht, er hat den Kalk von ſeinen Gefängnißwänden abgefreſſen, ſo daß er ganz ſchwarz wurde; es iſt möglich, daß er ſich tödten wollte, es kann aber auch ſein, daß er nur ſeine Unterſuchungshaft noch um ein Vierteljahr hinauszuziehen hoffte; aber wir haben ihn ſo hergeſtellt, daß er morgen vor die Bank der Zwölf Männer kommt, und Sie müſſen dabei ſein, Schwäher, Sie müſſen."

Diethelm preßte die Lippen feſt zuſammen und träppelte mit den Füßen raſch auf den Boden. Hatte denn der Teufel ſein Spiel mit ihm, daß er ihm dieſe Geſchichte aufbewahrte und ſie ihm wie einen Fallſtrick abermals vor die Füße warf?

„Ich muß? Warum muß ich? Wer kann mich zwingen? Ich bin dispenſirt. Wer will mich zwingen?" ſagte er endlich und bebte in allen Gliedern.

Der Staatsanwalt erwiderte, es ſei gut, daß das niemand Anders gehört als er; er ließ die Hand der Fränz los und fuhr fort zu berichten, daß der Advokat Rothmann, der Vertheidiger Reppenbergers darauf beſtehen werde, Diethelm auf der Schwurbank zu ſehen; laſſe er es darauf ankommen, daß der Gerichtshof darüber entſcheide, ſo mache das großes Aufſehen und rühre Altes, Eingeſchlummertes wieder auf, das ohnehin ſich ſchon wieder geregt habe, drum ſei es am Beſten: Diethelm melde ſich freiwillig.

„Das thu' ich aber nicht," ſagte Diethelm aufſtehend, „ich nehm' meine Fränz mit und reiſe noch in dieſer Stunde nach Buchenberg. Was redet man von mir? Sagt's frei heraus."

Mit der größten Behutſamkeit erzählte der Staatsanwalt, daß ſchon als Diethelm ſo raſch abgereist war, ſich von Böswilligen ein verdächtiges Gerede über ihn kundgegeben habe, für deſſen erſten Urheber er den Steinbauer halte. Als ſich nun herausgeſtellt, daß die Schwiegermutter wirklich geſtorben ſei, habe Alles geſchwiegen. Wenn er aber jetzt abreiſe, gerade bevor man die Thüre zu dieſer Verhandlung öffne, werde ſich der Verdacht wieder regen und er ſei es ſich und ſeinen Kindern ſchuldig, gerade zu zeigen, daß er jeder Oeffentlichkeit ſich mit freier Stirn bloßſtellen könne. Diethelm weigerte ſich noch immer, und Fränz ſtellte ſich auf ſeine Seite, indem ſie zu ihrem Bräutigam ſagte:

„Guſtav, du biſt ſonſt ſo lieb und gut und biſt ein Herzenkenner, aber du kannſt nicht ermeſſen, wie ſchwer das Gerichthalten dem Vater ankommt. Du biſt es das ganze Jahr gewöhnt.“

„Ja, Ihr ſeid Menſchenmetzger und habt kein Mitleid mehr,“ fuhr Diethelm auf.

Der Staatsanwalt ſchluckte den Aerger über dieſen Vorwurf hinab, und ſagte, die Hand Diethelms faſſend:

„Jetzt ſag' ich wirklich, thun Sie es mir zulieb, ich kann es um Ihrer und meiner Ehre willen nicht dulden, daß nur ein Augenblinzeln meiner Collegen Den beleidige, den ich Vater nenne. Thun Sie es, ſo hart es Sie auch ankommt, um unſerer Ehre willen. Ich bitte dringend.

„Brauchet nicht ſo bitten,“ ſagte Diethelm mit gepreßter Stimme, denn es wollte ihn bedünken, daß ſein Schwiegerſohn auch nicht frei von Verdacht war, „brauchet nicht ſo bitten. Ich thu's, ich thu's.“

Der Staatsanwalt wollte ihn umarmen, aber Diethelm wehrte ab.

Alles war nun ſo heiter, als es die Trauerpflicht zuließ und ohne noch irgend ein Bedenken in ſich aufkommen zu laſſen, ging Diethelm zu dem Vorſitzenden und meldete ſich freiwillig. Es wird ja noch immer geloost und er kann frei werden, und iſt es nicht, ſo wollte er ſich als Mann zeigen, beſchwichtigte er ſich. Seine ganze trotzige Kraft war wieder in ihn zurückgekehrt.

Am Morgen, als die Gerichtsverhandlungen begannen, wurde Diethelm von ſeinen Schwurgenoſſen herzlich bewillkommt; nur der Steinbauer blickte vor ſich nieder und Diethelm heftete ſeinen Blick ſo lang auf ihn, bis er aufſchaute und dann wie getroffen das Haupt wieder ſenkte. Das war ein Triumph, der ſchon viele Beſchwerden aufwog. Auch der Rechtsanwalt Rothmann bewillkommte Diethelm herzlich und lobte ihn wegen ſeines Wiederkommens. Bei jedem Namen, der aus der Urne gezogen wurde, war Diethelm voll Spannung und er hatte wirklich die Freude, daß ſchon die Zahl elf voll und er noch nicht unter den Gezogenen war; aber nun machte Rothmann von ſeinem Ablehnungsrecht Gebrauch und verwarf ſechs der Ausgelooſten, bis Diethelm endlich als Letzter doch noch unter die Zahl der Geſchwornen kam. Er nickte ruhig und ſetzte ſich auf ſeinen Platz.

Im Gerichtsſaal war der Zuhörerraum, der nur durch ein Gitter abgeſchieden war, gedrängt voll und in der Loge der Schwurbank gegenüber ſaß ein Mädchen in Trauerkleidern: es war Fränz, die mit doppelt bangen Gefühlen Vater und Bräutigam in öffentlicher Wirkſamkeit ſah.

Sie hatte ſich kindiſch gefreut, als dieſer am Morgen bei ihr eingetreten war in der ſchönen Uniform, ſie hatte den blauen Militärfrack mit amaranthrothem Kragen, das Bandelier mit dem goldgefäßigen Degen und den Treſſenhut mit wahrem Jubel bewundert.

Die Anklageſchrift wurde verleſen und der Staatsanwalt ſchilderte mit hinreißender Beredtſamkeit die Verruchtheit eines Verbrechens, das immer mehr überhand zu nehmen drohe, Eigenthum, öffentliches Vertrauen und öffentliche Moral zerſtöre: und beſchwor die zwölf Männer aus dem Volke durch ihr Schuldig dieſer Alles verheerenden Ruchloſigkeit einen Damm zu ſetzen. Fränz beugte ſich weit heraus, die glänzende Rede ihres Bräutigams, ſowie ſeine Erſcheinung mußten ihr ſehr gefallen. Reppenberger benahm ſich klug und gewandt mitten in allem Kreuzverhör und wußte Alles auf die unſchuldigſte Weiſe zu erklären, ja er verſtand es ſogar mehrere Zeugen durch Fragen, die er an ſie ſtellte, zu verblüffen. Den Betrug ſchob er auf ſeinen Geſchäftsgenoſſen, der, vor Kurzem entflohen, ihn betrogen habe, und nun hätten ſchlechte Menſchen ihm Feuer angelegt. Gegen Diethelm und die Geſchwornen überhaupt ſchaute der Reppenberger kaum auf, er hielt den Blick faſt ausſchließlich auf die Richter gewendet, und nur manchmal beugte er ſich hinter die Brüſtung nieder und nahm eine Priſe aus ſeiner bekannten birkenrindenen Doſe. Eine große Zahl von Belaſtungs- und Entlaſtungszeugen wurde verhört und Diethelm ſtellte an dieſe ſogar ſelbſt einige ſachgemäße und entſcheidende Fragen.

Mittag war längſt vorüber, als das ſogenannte Plädover begann. Rothmann ſchilderte in ergreifender Rede das Loos des Angeklagten, der ſich redlich wieder emporgearbeitet habe, und nun, weil er einmal in Elend verſunken geweſen war, dem lauernden Verdacht und der boshaften Schadenfreude nicht entgehe. So eifrig auch Rothmann ſeinen Schützling vertheidigte, er ließ ſich doch nie zu jener heilloſen, alle Sittlichkeit verkehrenden Weiſe verleiten, wo es immer heißt: „Es iſt meine heiligſte innigſte Ueberzeugung,“ während dieß keineswegs immer der Fall iſt. Er verhielt ſich ganz gegenſtändlich und ſuchte nur die Möglichkeit eines andern als verbrecheriſchen Vorganges in's Licht zu ſetzen. Es war nicht minder klug als ehrenhaft, daß er die überhand nehmende allgemeine Entſittlichung durch die muthwilligen Brandlegungen ſchilderte: wie der erſte Gedanke beim Vernehmen der Sturmglocke nicht mehr Mitleid, ſondern im beſten Falle Zorn ſei, in der Regel aber ein teufliſches Frohlocken, daß es gelinge, den Staat zu Gunſten eines Schurken zu betrügen, wie da Alles müßig umherſtehe und oft die Zimmerleute noch in Hoffnung auf Verdienſt durch den Neubau und den Dank des Abgebrannten dem Feuer Luft machen.

Vom aufrichtigen Beklagen dieſer Entſittlichung ging er auf die Unſchuld ſeines Schützlings über, und jetzt wendete er ſich an die Schwurbank und rief: „den Ehrenmann“ dort, der ſelbſt einmal unter ſo nichtiger Anklage geſtanden, auf, bei ſeinen Mitgeſchwornen auf eine leidenſchaftsloſe Prüfung der vorliegenden Umſtände hinzuwirken.

Der Staatsanwalt unterbrach den Vertheidiger und verlangte von dem Gerichtshof, ſolche unangemeſſene Anrufung als unerlaubt zurückzuweiſen und dem Vertheidiger eine Rüge zu ertheilen. Rothmann widerſprach, und der Gerichtshof zog ſich zurück; es entſtand eine Pauſe, in der Diethelm ſtarr dreinſchaute, keine Miene zuckte. Der Gerichtshof trat bald wieder ein und erklärte, daß dem Vertheidiger für das Geſagte keine Rüge zukäme, daß er aber ſolche perſönliche Anrufung fortan unterlaſſen müſſe. Rothmann fuhr nun fort, mit großem Geſchick die Schuld von dem Angeklagten zurückzuweiſen. Der Staatsanwalt entgegnete mit geſteigertem Eifer, und beſonders eine Hinweiſung machte Diethelm den Kopf ſchütteln, da der Staatsanwalt ſagte: der Angeklagte hat gleichſam als Sühne für ſein Verbrechen an einer Menſchenwohnung ſich aus den Kerkerwänden den Tod geben wollen.

Der Vorſitzende faßte endlich Alles klar und überſichtlich zuſammen, worauf er die Fragen ſtellte. Rothmann griff die Faſſung derſelben an, und es begann bereits zu dämmern, als die zwölf Männer ſich in ihr Berathungszimmer zurückzogen. Einſtimmig und vom Steinbauer zuerſt vorgeſchlagen, wurde Diethelm zum Obmann gewählt. Er widerſprach und verlangte, daß ein Anderer für ihn einſtehe, da er ſelbſt in die Verhandlung gezogen ſei; aber der Steinbauer widerſprach mit lauernd frohlockendem Blick. Diethelm wollte den Gerichtshof entſcheiden laſſen, er wollte hinaus, er hatte vergeſſen, daß die Thüre hinter ihnen geſchloſſen blieb, bis ſie den Wahrſpruch gefällt hatten, wenn ſie nicht über die Frageſtellung ſich eine Erklärung holen wollten. Plötzlich war es ihm, als wäre er mit wilden Thieren eingeſperrt, die ihn zerfleiſchen wollten. Er verlangte nach einem Schluck Wein, nach einem Biſſen Brod, aber dieß war den Schwurrichtern verſagt, bevor ſie ihr Amt vollendet. Diethelm fühlte ſeine Wangen brennen, ein Hungerfieber machte ihn zittern. Sich aufrichtend und mit gewaltiger Stimme las er die aufliegenden Anweiſungen für die Geſchwornen vor und leitete die Verhandlung. Auf dem Tiſche lagen die Akten des Verweiſungserkenntniſſes. Der Steinbauer ſagte, man möge doch wenigſtens die Aktenſchnur aufmachen, damit es nicht den Anſchein habe, als ob man ſich gar nichts um die Akten gekümmert habe. Es war Diethelm gelegen, dieſe kindiſch heuchleriſche Anforderung zu züchtigen, er erklärte, daß man nur nach dem zu urtheilen habe, was man ſelbſt gehört. Die Verhandlung war bald geendet, und Diethelm ſammelte die Stimmen; er ſelber ſprach: Schuldig.

Nach einer gräßlichen halben Stunde trat er an der Spitze der Geſchwornen in den Gerichtsſaal. Er war erleuchtet und Alles ſah doppelt feierlich aus; ein Ziſcheln ging durch die Zuhörer, der Gerichtshof trat von der andern Seite ein und der Angeklagte wurde wieder vorgeführt; hinter ihm blitzte das blanke Schwert. Todtenſtille herrſchte, Diethelm ſtand, die rechte Hand auf das Herz gelegt und wollte eben den Wahrſpruch verleſen. Da drängte ſich ein Schäfer im weißen roth ausgeſchlagenen Zwillichrock an das Gitter der Zuhörer;

er erhob den Arm weit hinüber über das Gitter und auf Diethelm deutend hörte man ihn laut ſagen:

„Ich will ſehen, wie der Diethelm einen Brandſtifter verurtheilt.“

Mit einem Schrei des Entſetzens rief Diethelm: „Du da? Du da? Medard? Ja, ja, Ich;“ er ſchlug ſich auf die Bruſt, daß es dröhnte. „Ich, ich, ich bin ſchuldig, hab' dich verbrannt, Alles verbrannt. Ich, ich, ich bin ſchuldig.“

Er brach in die Kniee, die Schwurgenoſſen wichen von ihm zurück; von oben hörte man einen Hülfeſchrei, eine Frauengeſtalt in Trauerkleidern wurde ohnmächtig weggetragen.

Die Schwurbank wurde zur Bank der Angeklagten.

Der Vorſitzende erklärte die Verhandlung aufgelöſt, zwei Angeklagte wurden abgeführt, es waren der Reppenberger und Diethelm.

Dreißigſtes Kapitel.

Das Herbſtmanöver war zu Ende und Munde hatte ſeinen Schäferrock angezogen, ohne daran zu denken, daß ihm ſein Vater einſt befohlen in dieſen Kleidern des ermordeten Bruders vor Diethelm hinzutreten und ihm das Geſtändniß abzupreſſen. Er hatte gehört, daß eben die letzte Gerichtsverhandlung ſtattfinde und ſich zu derſelben gedrängt. Faſt unwillkürlich hatte ſich ſein lang verhaltenes feindliches Grollen in jenen Worten Luft gemacht, die Diethelm ſo plötzlich zum Geſtändniß ſeiner Schuld brachten. Er mußte nun in der Stadt bleiben, um bei der wieder aufgenommenen Unterſuchung gegen Diethelm als Zeuge zu dienen. Er machte nur die Angabe von dem, was ihm ſein verſtorbener Bruder geſagt, von den Mittheilungen der Fränz ſchwieg er; denn er hatte trotz des ſympathetiſchen Gegenmittels noch Liebe genug zu ihr, um nicht auch ſie in's Elend zu ſtürzen und ſie zu zwingen, gegen den Vater Zeugniß abzulegen.

Fränz erhielt noch am Abend einen Beſuch von ihrer Schwiegermutter, ihr Bräutigam ließ ihr auf die ſchonendſte Weiſe, die aber doch nicht minder ſchmerzte, Lebewohl ſagen. Der in Diethelm ertödtete Haß gegen die Welt ſetzte ſich nun in Fränz feſt.

Diethelm geſtand im erſten Verhör ſeine ganze That mit allen ihren wechſelnden Stimmungen bis in die Einzelumſtände hinein, aber manchmal ſprach er doch verworrene Worte, über die er jedoch bald wieder hinweg kam. Er klagte jämmerlich über die unvertilgbare Kellerkälte, die ihn ſo ſehr plage, und verlangte den rothausgeſchlagenen Rock Medards, der ihm allein warm machen könne und in dem er zum Richtplatze gehen wolle.

Die ſcheinbare Geiſtesverwirrung Diethelms löſte ſich wieder. Er verzichtete ausdrücklich auf die Verhandlung vor dem Schwurgericht, wurde aber, da dieſe Beſtimmung der Grundrechte noch galt, nicht zum Tode, ſondern zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt.

Im Zuchthauſe zu M. ſaß drei Jahre lang ein zuſammen geſchnurrtes Männchen, dürr und gebeugt, das immer fror und ſich die Hände rieb und mit den Zähnen klapperte; es war ſchwer in dieſem Männchen den einſt ſo ſtattlichen Diethelm wieder zu erkennen. Dumpf und lautlos verhielt ſich der Sträfling und nur manchmal bat er mit aufgehobenen Händen um die Gnade, Holz hacken zu dürfen, da dieſe Arbeit allein ihn vom Froſte erlöſe. Erſt nach drei Jahren des Wohlverhaltens wurde ihm dieſe Gnade gewährt und nachdem er die erſten Splitter von den zähen Baumſtümpfen gelöſt und die Keile eingetrieben hatte, fuhr er ſich mit der Hand über die Stirn und betrachtete frohlockend die Schweißtropfen, die er abgewiſcht hatte. Auf's Neue erhob er mit Macht die Axt und die zuſammengeſchrumpfte Geſtalt wurde bei jedem Schlage größer und gewaltiger. Das war wieder der Diethelm von Buchenberg. Plötzlich ſchrie er laut auf: „Heraus, heraus will ich!“ und zerſchmetterte ſich mit dem Beile das Hirn.

Eine Leiche ſank unter die Splitter der Baumſtümpfe.

Der anfängliche Wahnſinn Diethelms gab dem Advokaten der Fränz Gelegenheit, die Anſprüche der Feuerverſicherungsgeſellſchaft in Frage zu ſtellen und ein langwieriger Rechtshandel ſchien ſich daran zu knüpfen, den Fränz mit eiſerner Unbeugſamkeit und mit Dranſetzen eines großen Theils ihres Muttergutes fortführte.

Sie wohnte allein mit einer Magd in dem großen neuen Hauſe in Buchenberg, kleidete ſich wieder in Landestracht und that luſtig; ſie behielt die Rappen ihres Vaters und fuhr oft damit nach der Stadt zur Betreibung ihres Rechtshandels.

Rothmann brachte noch vor der Wiederherſtellung Diethelms einen Vergleich zu Stande, der Fränz noch immer zu einer der reichſten Erbinnen im Oberlande machte. Man ſagte, daß ſie doch noch den Munde heirathe. Dieß trat aber nicht ein.

Die Miſſionen kamen in das Oberland und wühlten alle Herzen auf. Ergreifend vor Allen wirkte jener Miſſionär, den Fränz im Wildbade kennen gelernt hatte. Fränz ward die Stifterin eines Jungfrauenbundes in Buchenberg und die erſte Schweſter deſſelben.

Auf den Bahnhof in Friedrichshafen am Bodenſee kam eines Tages ein großer Zug von jungen Burſchen und Mädchen, ſie weinten Alle beim Abſchiede von einer abgehärmten Mädchengeſtalt, die eine Nonne geleitete und ſchauten ihr noch lange traurig nach als ſie mit dem Dampfſchiff nach der Schweiz fuhr.

Das ſchöne Haus in Buchenberg gehört jetzt dem Kloſter Einſiedel in der Schweiz. Wer weiß, welche Beſtimmung es haben ſoll!

Berthold Auerbach's

geſammelte Schriften.

Erſte, neu durchgeſehene Geſammtausgabe.

Sechster Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1858.

[illegible]OTHECA
[illegible]A
[illegible]NSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Schwarzwälder-Dorfgeſchichten.

Sechster Band.

Inhalt.

Seite
1. Broſi und Moni (1852) 1
2. Der Viereckig oder die amerikaniſche Kiſte (1852) . . . 181

Broſi und Moni.

(1852.)

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Broſi und Moni.

Wie Geigen= und Klarinettenton klingt es in der ganzen Umgegend von Haldenbrunn wenn man dieſe Namen nennt, und allerorten heißt es: ſo giebt es keine Menſchen mehr, ſo luſtig und ſo gut und ſo glücklich.

Es iſt eine Freude, ſolche Menſchen gekannt zu haben und eine höhere Freude, ſie Andern bekannt zu machen und ihnen damit eine reine Erquickung zu ſchenken. Aber freilich, das geht ſchwer. Wer nicht ein Auge mitbringt, in dem die Menſchenliebe leuchtet, und wer nicht ſeine Luſt hat an unverwüſtlichem Lebensmuth — der wird am Ende weiter nichts ſehen als zwei alte knochendürre Geſtalten.

Wir gehen ab der Landſtraße einen ziemlich ſchroffen Berg hinan, der Weg iſt mehr mit Schlitten als mit Wagen befahren und hüben und drüben ſtehen dunkle Tannenwälder, drin der Kukuk ruft und die Holzaxt ſchallt. In Klaftern aufgeſchichtetes Brennholz verbreitet in der Mittagsſonne einen eigenthümlichen Harzduft, jetzt haben wir das Dorf erreicht und ſehen, daß wir nur einen Vorhügel erſtiegen, denn hinter ihm dehnen ſich faſt unüberſehbar weit hinaus hohe Waldberge. O wie erquicklich iſt es, wenn man im heißen Mittag über den Berg kommt und aus dem Wald heraustretend ein Dorf in grünen Obſtbäumen vor ſich ſieht; da lernt man verſtehen, was es heißt, ſich nach dem kühlen Wein ſehnen. Es iſt Niemand auf der Straße, den wir nach dem beſten Wirthshaus fragen können, iſt aber auch nicht nöthig; dort gegenüber dem Röhrbrunnen jenes helle Haus mit dem Ziegeldache hat ſeinen Wegweiſer, der blecherne Auerhahn mit ausgeſpreiztem Schweif, den es im Schilde trägt, ſchaut vergnüglich auf euch nieder. Er iſt Alleinherrſcher und kein Anderer neben ihm. Es iſt ganz am Platze, daß man dem einzigen Wirthshaus im Walddorfe den Auerhahn zum Schilde gegeben, der hier noch lebendig niſtet; und noch dazu gehört jetzt das Wirthshaus dem Revierförſter, der es erheirathet hat, ſeitdem die Beamtung aufgab und ſich dem einträglichern Holzhandel widmet. Wir treten in die geräumige getäfelte Stube, an deren oberem Ende ein Stück Brett in die Decke neu eingeſetzt iſt. Wir werden ſchon ſpäter erfahren, warum. Es iſt Niemand daheim als das wohl kaum fünfzehnjährige Wirthstöchterlein, das emſig aus einem Buche abſchreibt. Flink eilt es auf unſer Geheiß in den Keller.

Die Welt iſt doch ſchön eingerichtet für den, der Geld im Sack hat. Hier oben, wo kaum die Holzäpfel reif werden, beherbergen die guten Menſchen kräftigen Unterländer Wein, der nur auf den Ruf aus lechzender Kehle wartet.

Wollt ihr wiſſen, was das junge Wirthstöchterlein im heißen Mittag einſam ſchreibt? Lächelt nur, es ſind franzöſiſche Vokabeln. Der Herr Revierförſter (denn ein Titel ſtirbt nicht aus) laſſen jede Woche zweimal den geſchickten Lehrer von Endringen kommen, der muß das Töchterlein vorbereiten, bis er es nach dem nahen Straßburg auf ein Jahr in ein Penſionat thut.

Die geſchminkte Vornehmigkeit und der deutſche Bedientengeiſt finden ihren Weg in die entlegenſten Walddörfer.

Es hat aber damit doch noch keine Gefahr. Fragt den Mann, der jetzt mit ſeinem ſchindelnbeladenen Gefährte vor dem Wirthshaus hält und die Peitſche im Schooß einen Schoppen Moſt trinkt, fragt ihn nach dem Broſi, und er wird euch ſagen, „das war ein alter Deutſcher,“ und darunter verſteht man doch noch immer einen ſchlichten, gerechten Mann von Treu und Glauben.

Hier in der Wirthsſtube hat der Broſi viele ſchöne Stunden verbracht, die gerippten Gläſer, die dort auf dem Brette auf den Kopf geſtellt ſind, hingen gewiß alle ſchon an ſeinen Lippen.

Es iſt hier gerade der rechte Platz, ſeine Lebensgeſchichte zu erzählen.

Erſtes Kapitel.

Seht dort den weißen Kirchthurm mit geſtaffeltem Giebel, juſt ſo lang als der im Dorfe ſteht iſt der Broſi auch da; ſie ſtammen auch Beide aus Einem Ort, denn die großen Quader ſind in Endringen an's Tageslicht gebracht und der Broſi auch; und der Broſi hat geholfen dieſe Steine einfugen, und als man zum Erſtenmal vom Thurm läutete, ging der Broſi mit ſeiner Moni in die Kirche und wurde als Ambroſius Heller mit Monika Kreitter feierlich getraut.

Damals war der Broſi noch ein friſcher Burſch und hatte Backen faſt ſo roth als wie die Purpurnelken in ſeinem Hochzeitſtrauß; er that einen Schwur, ſo lange er ein Bein heben könne, auf jeder Hochzeit und jeder Kirchweih im Dorfe zu tanzen und er hat dieſen Schwur ein gutes halbes Jahrhundert treulich gehalten.

Der Broſi erzählte immer gern, wie er zu ſeiner Frau gekommen und ſagte dabei immer, er habe ſie ſich „ermauert.“

Endringen liegt eine gute Stunde entfernt an der jenſeitigen Abdachung des zweiten Vorberges. Von dorther kam der Broſi jeden Morgen ſobald der Tag graute, und wenn er über den Steg des Forlenbaches ging, der an Haldenbrunn vorbei thalwärts rollt, — es iſt ungewiß, ob der Bach ſeinen Namen von den Forellen in ſeinem Waſſer oder von den Forlen an ſeinen Ufern hat, — da ſchaute Broſi jedesmal nach einem kleinen ärmlichen Häuschen, das dort neben einem kleinen dicht mit Zwetſchgenbäumen beſetzten und mit fuchſig gewordenen Tannenzweigen umzäunten Grasgarten ſteht. In dem Häuschen war immer ſchon ſo früh am Tage Jemand wach, die offene Stallthür zeigte, daß das erſte Geſchäft des Tages, das Reinigen des Stalles, vorgenommen wurde; und ſei es, daß die Arbeit bereits ſo weit gediehen, oder daß das Auftreten des ſchlanken jungen Maurergeſellen auf dem dröhnenden Stege dazu gemahnte: in der Regel erſchien eine junge Mädchengeſtalt mit einem Beſen unter der Thüre, vom Steg aus wurde ein heller „Guten Morgen“ gerufen und von der Thür aus mit einem regelmäßigen „Schön Dank“ erwidert. „Auch ſchon fleißig?“ ſetzte dann der Maurergeſelle noch hinzu, „Ein bisle,“ lautete die Antwort. Der Maurergeſelle ging vorüber und ſchwenkte das bunte Tuch, das er in der Hand trug und in das er ſeinen Topf und ſein Brod gewickelt hatte, noch ſchneller hin und her.

Noch nach Jahrzehnten konnte Broſi ſeine Frau damit necken, daß er eben nicht ſehr zart ſagte: „Ich hab' dich zuerſt als Hexe mit dem Beſen und auf dem Miſt gefunden.“

Mit dem Morgengruß in der Seele ging Broſi an die Arbeit und war allzeit wohlgemuth, obgleich er ſich lange nichts dabei dachte; ja, als dies geſchah, redete er ſich's aus, denn er war ja eben ſo luſtig, wenn ihn aus dem Schiebfenſterchen zuerſt die alte Frau mit kahlem Scheitel begrüßte.

Endringen iſt nicht ſo weit von Haldenbrunn entfernt, daß der Broſi nicht die Verhältniſſe dieſes Hauſes genau kannte. Es waren gerade zwölf Jahre, Broſi war damals ſiebzehn Jahre alt, und vom Speisbuben zum Maurer emporgeſtiegen, als der Maurermichele von Haldenbrunn in Nellingen vom Dach ſtürzte und auf dem Platze todt blieb. Die Wittwe, Roſine mit ihrem Taufnamen, die ehedem in der Apotheke der drei Stunden entfernten Amtsſtadt als Magd gedient hatte und darum das Apothekerrösle genannt wurde, nährte ſich nun davon, daß ſie im Walde und auf den Wieſen allerlei Kräuter und Wurzeln für die Apotheke ſammelte. Daneben trieb ſie einen Butter- und Eierhandel und die Bauernfrauen gaben mit innerm Widerſtreben aber äußerlich freundlich ihr die verkäuflichen Vorräthe, weil ſie fürchten mußten, daß das Apothekerrösle ihnen die Kühe und Hühner verhexe; die Männer dagegen, die ſich auf ihre Aufklärung was zu gute thaten, behaupteten, das Apothekerrösle ſei deshalb allzeit ſo aufgeweckt und habe noch in alten Tagen ſo flimmerige Augen, weil es bei ſeinen Stadtgängen tief in's Glas gucke. Ausgemacht war aber jedenfalls, daß das Apothekerrösle eine ſcharfe aufgeweckte Frau war, die auf jedes Vorkommniß eine Auskunft bereit hatte, ſo ſicher als der Apotheker ſeine Mittel in Gläſern und Kolben geordnet und leicht zu finden hat. Die beiden älteren Töchter des Apothekerrösle dienten in der Schweiz, wohin ſchon damals des größeren Lohnes wegen der Zug der Dienſtboten ſich lenkte; die jüngſte Tochter war daheim und konnte jetzt nicht mehr in die Fremde, da die Mutter plötzlich lahm geworden war. Die Rede ging: in Kronweiler habe ein Bauer in der Nacht einer ſchwarzen Katze, die im Stalle einen Rappen ritt, daß er ſchäumte, den Fuß abgeſchlagen, und das ſei das Apothekerröſle geweſen. Wenn das Apothekerröſle mit ihrem von jahrelangem Korbtragen ganz kahl gewordenen Vorderkopf Jemanden zum Fenſter heraus grüßte, dankte man ſchnell mit einem frommen Gruß, damit man kein Leid erfahre.

Broſi war nicht frei vom Hexenglauben, ſo gern er ſich das auch ausredete; jetzt aber empfand er gar keinen Schreck, wenn ihn das Apothekerröſle am frühen Morgen grüßte, im Gegentheil, es muthete ihn heiter an, und er war oft verſucht, das der Alten zu ſagen, die gewiß um die üble Nachrede, die ſie verfolgte, bekümmert war; aber es war doch beſſer, ſich hier gar nicht einzulaſſen, denn Broſi fühlte, daß er nichts von der Mutter zu gefährden habe, vor der er doch noch eine Scheu hatte: die Tochter mit der hellen Stimme und dem argloſen und doch wiederum ſchelmiſchen Blicke konnte es ihm weit eher anthun. Broſi aber wollte noch höher hinaus. Zunächſt war er noch jung und gedachte über die Berge zu wandern und in der Fremde ſein Glück zu ſuchen; ließ er ſich aber von einem Geſchick daheim halten, ſo mußte es etwas Anderes ſein, als ein armes Mädchen mit der Dreingabe einer Hexenſchwieger. Broſi war ein ehrliches Gemüth, und eben darum hatte er eine Höllenangſt vor dem Verlieben; er war früh verwaist, und darum früh zum Ernſt und darauf hingewieſen, für ſich ſelbſt Bedacht zu nehmen. Er lebte in Endringen bei einer Baſe, die an einen Holzknecht verheirathet, mit einem Haufen Kinder in Armuth lebte und noch beſonders zänkiſch gegen Broſi war, weil er nicht ſeinen ſämmtlichen Erwerb in ihr Hausweſen einbrockte.

Broſi war ſchon lange damit umgegangen, ſich in der Gegend eine andere Unterkunft zu ſuchen, aber es wollte ſich nicht ſchicken, und jetzt ſtand ſein Vorhaben feſt, in die weite Welt zu ziehen.

So oft er aber am Hauſe des Apothekerrösle vorüberging, war es ihm, als zöge ihn etwas da hinein, und er hätte gewiß an einen Zauber geglaubt, wenn er nicht gewußt hätte, daß ein Anderes dabei waltete.

Schon drei-, viermal hatte er eine Hinneigung zu dem allzeit rüſtigen Mädchen in ſich aufkommen laſſen und wieder bekämpft, noch bevor er, wie man ſagt, ein übriges Wort mit dem Mädchen geſprochen hatte; ja den nöthigen Morgengruß auf dem Stege ſprach er oft verdroſſen und faſt zornig, immer aber wurde ihm mit gleicher Freundlichkeit erwidert.

Als der Bauer von der langen Furche, der nachmals ein ſo ſchweres Geſchick hatte, das wir ein andermal berichten müſſen, mit des Schmalzgrafen Tochter von Siebenhöfen Hochzeit hielt, und drei Tage lang das Tanzen und Praſſen nicht ausging, da machte ſich der Broſi auch einen arbeitsledigen Tag und war voll übermüthiger Luſtigkeit.

Er tanzte mit der Braut den Siebenſprung und mit der erſten Brautjungfer, der Schweſter des Furchenbauer, den Hoppetvogel (wobei man nach beſtimmter Weiſung wie ein Vogel hüpft und nach Futter ſcharrt) ſo meiſterlich, daß ſelbſt die Alten auf ihn zukamen und ihm als höchſtes Lob die Verſicherung gaben, daß ſie zu ihrer Zeit nicht beſſer hätten tanzen können. Und immer luſtiger ward der Broſi und jeder Burſche, der den Muſikanten ein Lied vorſang, daß ſie es als Tanzweiſe ſpielen ſollten und der damit nicht vom Fleck kam, fand im Broſi eine allzeit bereite Hülfe; er kannte alle Lieder und alle Weiſen und hatte eine helle, Alle übertönende nie heiſernde Stimme. Die Monika, die Tochter des Apothekerrösle von Haldenbrunn, war auch auf dem Tanz. Sie durfte ſich wohl ſehen laſſen, ſie war nett und ſauber gekleidet und trug einen Rosmarinſtrauß am Buſen: von Geſtalt unterſetzt mit einem apfelrunden Geſicht von wenigem Ausdruck, zeigte ſich doch um die feſtgeſchloſſenen feinen Lippen, zu welcher Lebendigkeit dieſes Mädchen gebracht werden könnte, wenn der Rechte ſich einfand. Broſi bedachte, daß die Monika gewiß nur ſeinetwegen gekommen ſei, aber er ſah ſich kaum nach ihr um und hatte noch im Stillen die Schadenfreude, ihr einen Plan zu Schanden zu machen; ſie hatte ihn gewiß ſeit Monaten allmorgendlich nur ſo freundlich gegrüßt, um einen ſichern Tänzer für den heutigen Tag zu haben; jetzt hatte ſie das Zuſehen. Broſi tanzte immer nur mit den fürnehmſten Bauerntöchtern, beſonders mit der Schweſter des Furchenbauern, die er ſich endlich juſt im Angeſicht der Monika auf den Schooß ſetzte und dabei ſang und trank, als ob die ganze Welt nur ihm gehörte, und im Tanzen hielt er's, als ob jeder Reigen der erſte wäre, aufſtampfend, ſingend, mit den Händen ſchnalzend that er, als könne er von Müdigkeit und Sättigung der Luſt gar nichts wiſſen.

Einmal ſaß er, die erſte Brautjungfer auf dem Schooß, in einer Pauſe am Tiſch, mit dem Geſicht nach dem Tanzraum gekehrt, da rief er:

„Heut' tanz' ich meinen Kehraus in der hieſigen Gegend. Wenn die Schwalben davon ziehen, gehe ich in die weite Welt. Wer mich haben will, muß es heut' ſagen und heut' noch Hochzeit machen."

Ein guter Schwarm Mädchen kam auf ihn zu und umringte ihn neckend und ſpottend und wiederum bittend, er möge doch ja nicht fortgehen. Als er aber immer darauf beſtand, rief die Brautjungfer: „Dann binden wir dich an. Kommet nur Alle."

Im Nu hatten ſich Alle nach dem Beiſpiele der erſten Brautjungfer ihre doppelten Zöpfe mit den fliegenden langen rothen Bändern auf die Bruſt gelegt und neſtelten nun die Bänder an Broſi feſt. Er ließ es geſchehen und mit einem ſchrillen Juchhe ſprang er auf, ſtampfte auf den Boden und ſang:

Spielleut ſpielet auf und auf
Und ſeid nicht ſo verzagt,
I han noch ein Vögeles-
Groſchen im Sack.

Die Muſikanten ließen die Weiſung ertönen und Broſi ſprang an die Decke mit jauchzendem Juchhe und machte allerlei Figuren während die Mädchen, mit den rothen Zopfbändern an ihn geheftet, ihn umtanzten. Plötzlich warf er ſich auf den Boden und ſang:

Weil Scheiden bitter iſt
Und s'lieben ſüß,
Jetzt leg i meim alten Schatz
D' Händ' unter d' Füß.

Die Bänder mußten losgemacht werden, die Brautjungfer mußte ſich auf ſeine Hände ſtellen und er tanzte eine Weile ſo mit ihr bis er ſie in den Armen auffing und ſingend mit ihr den Reigen beſchloß.

Von dieſer Zeit her ſtammt der Bändelestanz; man nennt ihn auch noch den Broſitanz und Niemand konnte ihn meiſterlicher ausführen als der Urheber.

„Mein Mann iſcht koaner!“[1] rief der Broſi oft und oft und von jenem Abend an hatte er dieſe Redensart und wendete ſie bei vielen Gelegenheiten an.

Die Monika wäre ohne einen Fuß zum Tanz geſetzt zu haben, nach Hauſe gegangen, wenn ſich nicht die Schneiderin von Haldenbrunn über ſie erbarmt und einmal mit ihr herumgetanzt hätte, wobei ſie viel geſtoßen und gedrückt wurde, denn die Burſchen haben es darauf abgeſehen, Mädchen die allein tanzen, anzurennen. Als Monika über den Bachſteg ihrem Hauſe zuging, nahm ſie den Rosmarinſtrauß von dem Buſen und warf ihn hinab in den Bach; es hatte kein Burſch darnach verlangt und der von dem ſie es gewünſcht hätte, war ſchlecht und ſtolz und gab ſich doch zum Hansnarren her.

[1] Iſt keiner. Mit mir kann ſich Niemand vergleichen.

Das dachte aber Broſi nicht, er hätte gern immer aufgeſchrien vor Luſt, aber ſeine ſonſt unangreifbare Kehle ſchien nicht mehr mitthun zu wollen, ſo ſehr er ihr auch mit kaltem und warmem Wein zuſprach; er ballte jetzt oft ſtill die Fauſt vor innerer Seligkeit.

Es war tief in der Nacht, da ſagte Broſi, daß er am Morgen wieder an die Arbeit gehe und ſich mit dem Hammer einen Hopſer und mit der Kelle einen Schleifer ſpiele; da trat der Hochzeiter auf ihn zu und ſagte:

„Was haſt denn Taglohn?“

„Zehn Kreuzer,“ erwiderte Broſi, denn ſo nieder ſtand zu ſelbigen Zeiten noch der Taglohn.

„Ich geb' dir das Doppelte,“ rief der Hochzeiter, „da nimm, du mußt da bleiben und die Luſtbarkeit erhalten. Da nimm.“

Die Mädchen kamen wieder und beſtimmten Broſi doch einzuwilligen, da ſprang er auf und rollte die Augen ſo wild, daß die Mädchen ſcheu vor ihm zurückwichen; er nahm einen ſauer verdienten Kronenthaler aus dem Beutel, warf ihn den Muſikanten zu und rief:

„Aufgeſpielt! Die Schmalzbauern meinen, ſie könnten die Luſtigkeit auch kaufen, ſie geben einen guten Taglohn für einen Luſtigmacher. Dreidutzend Juchhe um einen Groſchen,“ ſchrie Broſi mit plötzlich wieder hell gewordener Stimme. „Aufgeſpielt! hellauf! Weg da, Hochzeiter, weg, oder dein' Hochzeit iſt dein Tod.“

Und wieder begann er zu tanzen und zu ſingen und zu trinken, aber Alles in Ingrimm und um zu zeigen, daß er ſich um die angethane Schmach nichts kümmere.

Er zerſchlug nach einander drei Gläſer aus denen er getrunken und als es dem Morgen immer näher kam, die Muſikanten aufhören wollten und die Mädchen ſich nach einander fortſchlichen, ließ ſich Broſi noch allein aufſpielen und ohne ſein Senn[illegible]wand auszuziehen ging er im Morgengrauen nach Haldenbrunn an die Arbeit.

Zweites Kapitel.

Auf dem Stege ſchaute Broſi hin und her, aber Niemand grüßte ihn und hadernd mit ſich ſelber und übernächtig von der tollen Luſt that er ſeine Arbeit, voll Reue, daß er ſich dazu hatte verleiten laſſen, ſein mühſam Erworbenes im Trotze zu verſchleudern, worüber ihn die fetten Bauern gewiß noch hinterdrein auslachten.

Viele Tage ſah Broſi Nichts an dem Hauſe des Apothekerrösle und nur das war ihm erwünſcht, daß er an jenem Abende nichts mit Monika angebeſtelt hatte; er konnte nun um ſo freier in die Welt ziehen, aber ſparen mußte er mehr als je, denn die Hochzeit hatte den größten Theil des Reiſegeldes aufgezehrt.

Wenn Broſi gut aufgeräumt war, freuten ſich deß beſonders die Speisbuben, die den Mörtel auf das hohe Geſtelle zu tragen hatten, denn war Broſi's Kübel leer, ſo trommelte er immer ſo luſtig in die Höhlung, daß es gar nicht wie eine harte Mahnung klang und faſt tanzend kletterten die Speisbuben die hohen Leitern hinan und verwechſelten den leeren Kübel mit einem vollen. Seit mehreren Tagen aber klopfte der Broſi ſo wild und ſo melodielos in ſeinen Kübel und zankte noch mit den läſſigen Speisbuben.

Das Wetter hatte ſich gewendet und es goß beſtändig in Strömen herab, ſo daß die Arbeit noch überdieß eine wenig freudige war. Durchnäßt, frierend und huſtend (denn ſeit der Hochzeitnacht fühlte er ſtets einen ſtechenden Schmerz auf der Bruſt) ging Broſi am Morgen und am Abend ungegrüßt über den Steg. Der Forlenbach, der ſonſt in den hohen Sommermonaten oft ſo trocken war, daß eine Katz hinüberlaufen konnte, ſchwoll durch den anhaltenden Regen immer mehr an und wälzte ſeine braunen Wellen wildrauſchend über die Felſen. Broſi ſtand einſt auf dem ſchon ſchwankenden Steg ſtill und wünſchte ſich, daß die Wellen den Steg jetzt fortriſſen und ihn ſelbſt mit verſchlingen möchten. Es kamen Tage an denen der Regen nachließ, aber weiter im obern Gebirge mußte er noch anhaltend ſich ergießen, denn der Bach wurde immer höher und brachte ganze Baumſtämme mit, die von den Uferbewohnern mit Hakenſtangen, ſogenannten Geisfüßen, als gute Beute eingezogen wurden. Eines Morgens kam Broſi an den Steg und ſchaute verwundert um ſich; er kannte die Gegend kaum mehr, da war keine Spur des Steges und weit hinein in die Wieſen floß das Waſſer und ſchwemmte das in Schochen zuſammengerechte Grummet mit ſich fort. Während Broſi noch umſchauend da ſtand, ſah er am jenſeitigen Ufer im Grasgarten des Apothekerröſle die Monika. Er öffnete den Mund, aber noch ehe er ein Wort hervorbrachte, rief ihm die Monika ſo laut zu, daß er es trotz der rauſchenden Wellen hören konnte:

„Droben an der Bömle's-Sägmühle kann man noch 'rüber.

Betroffen von dieſem Zurufe und mit höchſter Anſtrengung rief der Broſi hinüber:

„Wir haben in Luſtbarkeit nicht zuſammen kommen ſollen, es ſcheint, daß es in Traurigkeit ſein ſoll.“

„Wir brauchen gar nicht zuſammen kommen, gar nicht,“ lautete die ſchnippiſche Antwort der Monika und ſie verſchwand.

Den ganzen Tag mußte Broſi bei der Arbeit darüber nachdenken, wie ſo eigen die Monika ihm doch zugerufen und ihn dann ſo barſch abgewieſen hatte. In der mittäglichen Feierſtunde ging er nach dem Hauſe des Apothekerrösle, er huſtete mehrmals und wagte es nicht hinein zu gehen. Endlich fand ſich eine ſchickliche Ausrede: ſich eine Kohle vom Herde holen, um die Pfeife anzuzünden, iſt eine unverfängliche Sache.

Broſi ging nach der Küche, Monika ſtand ſcheuernd in derſelben.

„Iſt's erlaubt, eine Pfeife anzuzünden?“ fragte Broſi und Monika erwiderte:

„Das kann man Niemand wehren.“

Broſi nahm die Kohle und war eben im Begriff zu gehen, als er mächtig huſten mußte; da klopfte es dreimal dumpf an die Küchenwand und die Mutter rief aus der Stube: wer draußen ſei, ſolle zu ihr herein kommen. Broſi trat in die Stube, und erſchrack heftig, da die Frau ihm aus dem Bett mit gellender Stimme entgegen rief:

„Gleich thuſt die Pfeif 'raus, gleich. Jeder Zug, den du draus thuſt, nimmt dir ein Stück Leben.“

Nun fing das Apothekerrösle an, ihn vor Allem tüchtig auszuzanken, daß er mit der Monika nicht getanzt habe; ſie habe gar nicht zum Tanz gehen wollen, und habe nur auf ihr Zureden nachgegeben, weil ihre Mütter ſo gut Freund geweſen ſeien. Hierauf ging es an ein Klagen, wie ſchlecht jetzt die Welt ſei, vor Zeiten hätten verlaſſene Menſchen zuſammengehalten und Keines einem Andern eine Unehre geſchehen laſſen, jetzt aber hofire Alles den Holzbauern, die groß damit thun, daß ſie das Geld von ihren Wäldern, die von ſelbſt wachſen, verpraſſen können. Die Pfeife in der Hand, mit offenem Munde mußte Broſi zuhören, wie er immer ſchärfer abgekanzelt wurde; und dazu hörte er oft kaum die Worte, denn er ſah jetzt das Apothekerrösle zum Erſtenmal ganz in der Nähe, ſie hatte ein Geſicht, das ſie mit nie geſehener Behendigkeit bewegte, als wäre gar kein Knochen darin. Den Unterkiefer bewegte ſie mit ſolcher Gelenkigkeit, daß man meinte, ſie könne ihn über die Naſe hinaufheben; dazu bildete bei beſonders höhniſchen Reden und wenn ſie lachen wollte, der linke Mundwinkel ein Pfännchen, mit dem ſie ſchlürfte als ob ſie eine Süßigkeit koſtete; die Augen waren allerdings noch flimmerig, aber ſchrecklich anzuſehen war der kahle Scheitel. Man konnte den Leuten nicht Unrecht geben, daß ſie hier eine Hexe zu ſehen glaubten.

Als das Apothekerrösle ſich ſattſam ausgelaſſen hatte, ſchloß es damit;

„Ich kann dir deinen Huſten heilen, der dich unter den Boden liefert, wenn du nicht dazu thuſt. Deine Mutter iſt auch ſchwach auf der Bruſt geweſen. O ſie war ein' gute Seel' und hätt's beſſer verdient. Steig' einmal hinauf und hol' mir den Sack vom Himmelbett herunter."

Broſi that, wie ihm befohlen, und das Apothekerröslе übergab ihm eine Handvoll Thee von ſeltſamer Miſchung, mit der genauen Anweiſung des Gebrauchs, und entwickelte dabei ſolch eine mütterliche Sorgfalt untermiſcht mit liebevollen Erinnerungen an die Verſtorbene, daß Broſi ein Brennen in den Augen verſpürte.

„Ich rauch' nicht mehr. Ich laſſ' mein' Pfeif' gleich da," — das war Alles, was er hervorbrachte, und mehr ſtolpernd als gehend verließ er die Stube und das Haus; aber ſchon am Abend kam er wieder und ſagte geradezu, wie er ſich's ausgedacht, daß er eigentlich in Endringen keine Heimath habe, er ſei dort bei ſeiner Mutterſchweſter und könne beſſer hier ſein und erſpare noch den Weg hin und her; wenn daher die Baſe (in der Gegend von Haldenbrunn nennt ſich Alles, was ſich kennt, Vetter und Baſe) Nichts dagegen habe, wolle er, ſo lang der Kirchenbau noch daure, in ihrem Hauſe bleiben, und für das Kochen einer warmen Suppe und die Unterkunft einen billigen Entgelt leiſten.

„Mein' Moni ſchlaft bei mir, und wir haben ſonſt kein Bett," entgegnete das Apothekerrösle, worauf Broſi als des Einverſtändniſſes ſicher auseinanderſetzte, daß er ein paar Tage auf dem Heu ſchlafe und ſobald man mit einem Karren von Endringen herüber könne, hole er ſein eigen Bett; es ſei ihm ohnedies lieb, dies einzige Erbſtück von ſeiner Mutter in guter Hand zu wiſſen, da er nicht ſicher ſei, daß ihm ſeine Hausleute nicht die Federn ſtehlen, während er auf Arbeit ſei.

Es war während dieſer Verhandlung Nacht geworden, und der Regen ſtrömte wieder mächtig herab. Ohne weitere Erörterung klopfte das Apothekerrösle wieder mit der Fauſt dreimal an die Wand und rief der Monika, ſie ſolle gleich Waſſer an's Feuer ſtellen und dem Broſi ſeinen Thee bereiten.

„Und ich will nicht,“ ſchrie Monika, daß es im ganzen Hauſe gellte.

„Geh' 'naus, ſie iſt noch bös,“ winkte die Mutter dem Broſi und zwinkerte dabei mit den Augen ſo einverſtändlich, daß es Broſi graute vor dem was er begonnen. Er gehorchte zögernd, aber kaum war er in der Küche als Monika ſie verließ, in die Stube eilte und lauten Zank erhob, daß die Mutter den Broſi in's Haus nehme und betheuerte, daß ſie in finſterer Nacht davon gehe, wenn es dabei bleibe. Eine Weile überſchrieen ſich beide Frauen ſo ſehr, daß man kaum die Stimme der einen von der der anderen abſcheiden konnte; dann trat eine Pauſe ein, in der man nur noch ein Weinen vernahm und jetzt ſagte die Mutter:

„Ich hab' den Broſi ſo feſt wie einen Finger an der Hand. Der geht nicht mehr aus dem Haus, und niemand Anders als du kriegt ihn, und du wirſt mir's noch danken, wenn ich ſchon lang verfault bin.“

„Und ich geh' davon, ſo weit mich meine Füß' tragen,“ rief Monika.

„Und kommſt doch wieder,“ entgegnete die Mutter ruhig, „ſei froh, daß du bös auf ihn geweſen biſt, eh' du ihn haſt, du erſparſt's für nachher.“

Das wollte dem unwillkürlich lauſchenden Broſi doch nicht zu Sinn, er kam ſich doch wieder wie verzaubert vor; und hätte er ſich nicht geſchämt, er wäre noch in der Nacht davon gelaufen. Wer weiß auch welch' ein Trank ihm bereitet wird. Eben hatte es aber die Mutter dahin gebracht, daß ihm Monika die gemiſchten Kräuter in die Küche trug. Durch ſolche Hand, deſſen war Broſi gewiß, geht kein Trank, der Einem Böſes anthut, und noch als er die ſchwankende Treppe hinaufſtieg, hörte er Monika klagen:

„Mutter, Ihr habt's verſchuldet, wenn ich von dieſer Nacht an einen böſen Namen hab', daß ich keinem Menſchen mehr frei in's Geſicht ſehen kann."

Wo ſolch' ein Sinn daheim iſt, hat keine Hexerei eine Gewalt — das war der Gedanke, mit dem ſich Broſi in das duftende Heu niederlegte.

Drittes Kapitel.

Der Speicher war von innen nicht verſchließbar, nur von außen befand ſich ein Holzriegel an der Treppenthür. Was war aber zu gefährden in ſolch' einem Hauſe? Broſi legte ſich behaglich in das Heu. Kaum aber lag er eine Weile, als er ſich wieder aufrichtete; die Treppenſtufen knarrten, es ſchlich etwas herauf wie eine Katze ſo leiſe, aber nur von einer Menſchenlaſt konnten die Treppen ſo knarren, es mußte Jemand ſein, der barfuß herauf kam.

„Wer iſt da?“ rief Broſi halb in Furcht halb in Zorn.

Niemand antwortete, das Heraufkommende ſtand offenbar ſtill auf ſeinem Platz, eine Weile horchte Broſi hinaus, man hörte nichts als das Rauſchen des Forlenbaches und das Zirpen der Grillen in der warmen, wieder regenloſen Sommernacht. Schon glaubte Broſi, daß er ſich getäuſcht habe und wollte ſich ruhig wieder ausſtrecken, da hörte er es mit den Händen taſtend noch einige Treppenſtufen heraufkommen und laut wurde der Holzriegel an der Treppenthür in den Kloben geſtoßen.

Jetzt war keine Täuſchung mehr möglich und „In's Teufels Namen was iſt das?“ rief Broſi auffahrend.

„St! Stille! Ich will dir was ſagen,“ erwiderte eine leiſe Stimme.

„Wer iſt denn da?“

„Ich bin's, die Monika. Komm' da her an die Thür, aber thu' leiſe, ich will dir was ſagen.“

„Mach' die Thür auf, dann kannſt beſſer reden und ich kann ſehen wer es iſt. Mach' die Thür auf oder ich ſtampf' ſie ein.“

„Ich bitt dich, thu leiſe,“ bat die Stimme draußen wieder, „ich mach' nicht auf. So kann ich beſſer mit dir reden, und wenn dir dein Leben lieb iſt, hör' mir ruhig zu und polter' nicht und pockel' nicht und ſei ganz ſtill.“

„Was willſt denn, wenn du die Monika biſt? Wenn du 'rein willſt, mach' auf. Was willſt denn vorher ausmachen?“

„Red' nicht ſo ſchlecht. Eben deswegen komm' ich ja. Was mein' Mutter vorhat, ich weiß nicht und will's nicht wiſſen. Es iſt mein' Mutter, ich darf nicht ſchlecht von ihr denken und thu du's auch nicht. Guck, ich lieg' da vor der Thür auf den Knieen und heb' meine Hände zu dir auf und bet' wie man zu Gott betet. Broſi, du biſt ein braver Menſch geweſen und ich auch ... und wenn dir deine eigene Ehre lieb iſt und die von einem armen Mädchen auch — Broſi, thu mir den einzigen Gefallen und bleib' nicht mehr im Haus, kein' Minut, kein' Stund mehr. Ich bitt' dich, nimm deine Stiefel in die Hand und geh' leiſe herunter, die Hausthür kannſt von innen aufmachen. Broſi, ſei barmherzig und geh.“

„Wo ſoll ich denn hin jetzt in ſo ſpäter Nacht und aus dem erſten Schlaf heraus? Ich bin ohnedem krank.“

„Geh' noch nach Endringen, oder wenn du nicht willſt, drüben beim Jörgtoni ſchlafen noch drei fremde Maurer, da kannſt du auch ſein.“

„Morgen will ich's thun. Heute geh ich nimmer fort.“

„Wenn du nicht heut gehſt, biſt du verloren auf ewig und ich auch. Broſi, ſei barmherzig. Du wirſt es ſonſt in deiner Todesſtunde bereuen, der Angſtſchweiß auf der Stirne wird dich gemahnen, wie du ein armes Mädchen —“

„Ho ho! Thu nicht ſo arg. Ich geh' ja, aber mach' nur auf und komm ein bisle 'rein.“

„Biſt du ſchlecht Broſi? Willſt du ſchlecht ſein?“

„Nein, ich hab' ja ſchlafen wollen. Ich will ja nichts. Morgen will ich gehen, oder meinetwegen heut, du Heilige. Mach' nur auf und gieb mir die Hand.“

„Schwörſt du, gleich zu gehen?“

„Ja, ich ſchwöre. Mach' nur auf und gieb mir die Hand.“

„Schwörſt du, ohne Bedingung zu gehen?“

„Ja, ſo wahr mir Gott helfe zu einem rechtſchaffenen Leben und zu einem leichten Tod.“ —

Broſi drückte an die Thür, ſie war offen, er hatte ſie nicht entriegeln gehört, er vernahm keinen Tritt die Treppe hinab, kein Oeffnen und Schließen der Stubenthüre. Alles war wie in die Luft verſchwunden, keine Menſchengeſtalt, keine Stimme, nur der Forlenbach rauſchte, die Heimchen zirpten noch und die einzige Kuh im Stall brummte wie verſchlafen.

Broſi nahm die Stiefel in die Hand und von Angſt gejagt als fliehe er aus einem brennenden Hauſe, ſtieg er die Treppe herab, öffnete das Haus und ſtand frei athmend draußen in der ſtillen Nacht. Er zog ſeine Stiefel an und eilte nach Endringen.

Den ganzen andern Morgen war Broſi bei der Arbeit immer ſelbſtvergeſſen und träumend, er hielt oft den Hammer unbewegt in der Hand und vergaß den Stein vor ſich zu meißeln und als er ihn einfugte und mit Mörtel befeſtigte, ſchöpfte er mehrmals aus dem leeren Kübel ohne es zu merken. Der Bauführer, der das läſſige Weſen Broſi's ſah, ließ ihn hart darob an und Broſi hörte ihn mit offenem Munde an, als gelte das gar nicht ihm. Am Mittag, als Broſi wieder auf dem Boden ſtand, war es ihm als ginge die ganze Welt mit ihm im Kreiſe herum. Er aß ohne Hunger und als er ſich eine Weile niederlegen wollte, konnte er keine Ruhe finden, denn er lag wie in ſchaukelnder Wiege. Er ſtand auf und ging zuerſt nach dem Hauſe des Jörgtoni und beſtellte ſich eine Schlafſtelle, und wie unwillkürlich ging er dann nach dem Hauſe des Apothekerröſle.

Mutter und Tochter thaten gleich verwundert über ſein nächtliches Entweichen; nur als Broſi bemerkte, daß er ſich beim Jörgtoni eingemiethet habe, glaubte er ein kaum merkliches Nicken der Monika zu beobachten.

Da ſich Broſi heute nicht arbeitsfähig fühlte, ſchenkte er ſich den noch halben Arbeitstag, holte ſein Bett in Endringen und war nun erſt ganz in Haldenbrunn daheim.

Das Apothekerrösle hatte ſeinen Namen nicht umſonſt; Broſi fühlte ſich bald wieder hergeſtellt von den Folgen jener tollen Tanznacht.

Broſi kam oft in das Haus des Apothekerrösle, Monika mußte es merken, daß er Etwas auf der Zunge hatte, was er ihr mittheilen wollte, aber Mädchen in Wiſlingröden wie in langen Kleidern verſtehen es, einen unkecken Burſchen nicht zu Wort kommen zu laſſen. Kam Broſi in die Stube, verließ Monika dieſelbe mit freundlichem Gruß; vertrat er ihr den Weg im Freien, wußte ſie immer Jemand anzurufen, der ſich zu ihnen geſellte, und dann hatte ſie immer ſo eilige Beſorgungen, daß ſie ſich keine Minute aufhalten konnte. Wenn Broſi meinte, jetzt halte er ſie feſt, war ſie ihm immer unverſehens entſchlüpft und ſo ging er in ſeltſamen Selbſtgeſprächen lange einher.

Die wilden Waſſer im Bache hatten ſich raſch wieder verlaufen, und nun zeigten ſich die traurigen Folgen der Ueberſchwemmung; ganze Wieſen waren zerriſſen und mit Sand bedeckt und nicht nur der Ertrag des gegenwärtigen Jahres war verloren, auch für lange Zeit hinaus war kein Erſatz zu hoffen; das war doppelt betrübend in der Gegend, die keinen andern Feldbau kennt als die Wieſennutzung. Im Hauſe des Apothekerrösle war auch Wehklagens genug, die wilden Waſſer hatten zwar den hochgelegenen Grasgarten nicht zu überſchwemmen vermocht, ſie hatten aber ein gut Stück davon mit fortgeriſſen und eine tiefe Höhlung gemacht, daß noch mehr nachſtürzen mußte und der Bach immer eigenſinniger ſich nach dem linken Ufer drängte, um den Garten der Wittwe zu verſchlingen. Ohne ein Wort von ſeinem Vorhaben zu ſagen, begann Broſi in den abendlichen Feierſtunden Steine aus dem Bett des Baches zu wälzen und zu meißeln, und bald zeigte ſich, was werden ſollte: eine durch vorgeſchobene Reiſigbündel geſicherte und in's Halbrund geſetzte Schutzmauer zog ſich längs des Gartens hin und ein ſogenannter Sporn, ein nur dem Kennerauge ſichtbarer Erdaufwurf im Bette des Baches drängte den Strom nach dem jenſeitigen Ufer hin. Broſi ärgerte ſich oft, daß ihm Monika noch immer kein beſonderes freundliches Wort gab; er wußte ja nicht, daß ſie feſt darauf hielt, man dürfe einen Menſchen, der ein gutes Werk thue, nicht dabei berufen. Einmal jedoch konnte ſie ſich nicht enthalten, bei ihm ſtehen zu bleiben und ſchnell rief Broſi ſie feſthaltend:

„Jetzt ſag, jetzt ſag einmal, hab' ich's nicht brav gemacht?“

„Ja, die Mauer iſt brav.“

„Du weißt wohl, daß ich das nicht mein'. Verdien' ich gar keinen Dank, daß ich ſo ſchön gefolgt hab' und bin aus eurem Nonnenklöſterle fort, wie du mich geheißen haſt?“

„Ich weiß nicht was du meinſt, ich verſteh' kein Wort,“ entgegnete Monika mit ſo treuherzig unwiſſender Miene, daß Broſi ſie anſtarrte, und ſie ſetzte hinzu: „red' deutſch, daß man dich auch verſtehen kann. In welchem Kloſter biſt denn geweſen?“

„O ihr Weibsleut!“ rief Broſi, „ich hab' mein Lebtag gehört, ihr könnt euch verſtellen ärger als der beſt'

Faſtnachtskanſel, aber ſo arg hätt' ich's doch nicht glaubt. Weißt denn nichts mehr vom Riegelzu und ich lieg auf den Knieen und bet zu dir wie zu unſerm Herrgott? Hab' ich darum den Rechtſchaffenen an dir gemacht und allen Reſpekt vor dir gehabt, daß du jetzt thuſt wie der Ich-bin-nicht-dabei-geweſen?"

„Ich verſteh von all' deinen Reden vom Simri kein Mäßle," beharrte Monika, und hohnlachend entgegnete Broſi:

„Gut, ſo will ich der Narr ſein und will dir Alles nochmals erzählen," und er berichtete genau von jenem Abend und allen Worten, die er gehört und geſprochen.

Monika hatte die Hände in die zuſammengerollte Schürze verſteckt und ſchaute den Sprechenden mit großen Augen an, endlich ſagte ſie:

„Ich glaub' dir, auf's Wort hin glaub' ich dir Alles, es iſt gewiß ſo. Aber Broſi, glaub' mir auch, du haſt Alles nur geträumt und es iſt einer von den rechten, von den braven Träumen geweſen. Guck, jeder Menſch hat ſeinen guten Engel, der ihm Alles thut; da iſt mein guter Engel zu dir kommen und hat dir Alles berichtet, wie ich dir's ſelber geſagt hätt'; aber ich, glaub mir, ich bin nicht aus der Stub' kommen. Wo hätt' ich auch ſo ſchnell hin verſchwinden ſollen? Da haſt das Wahrzeichen, daß ich's nicht geweſen bin und nur meine Schutzheilige, zu der ich dafür beten und der ich danken will. Und mit dem Riegel? Kannſt 'naufgehen und kannſt ſelber ſehen, an der Thüre iſt ſo, wie man's angreift, bald iſt ſie zu bald auf, es iſt nur ein Vortheil[1] dabei. Ich laſſ' es aber gelten, wie wenn ich's ſelber geweſen wär' und rechne dir's grad ſo an; aber geträumt haſt, das iſt einmal ausgemacht.“

Broſi ſtand eine Weile wie verſteinert, dann faßte er ſich ſchnell und machte allerlei Verſuche Monika zum Lachen zu bringen und ihr das Geſtändniß abzuzwingen, daß ſie ihn nur necke; aber keine Miene in ihrem Geſichte zuckte, ſie ſchaute ernſthaft drein und verließ ihn indem ſie ihm noch mehr ſolche gute Träume wünſchte.

Broſi ſchaute mit verdächtigem Blick auf das Haus des Apothekerrösle, das ganze Haus ſchien ihm nicht geheuer, da man darin ſo lebhafte und wunderliche Träume haben könne; und doch wollte er wieder nicht daran glauben, daß all das Erlebte nur ein Traum geweſen, und wiederum dünkte ihn das doch beſſer; denn wenn Monika jetzt ein falſches Spiel mit ihm triebe, war ſie ja falſch wie Galgenholz; drum muß es doch ein Traum geweſen ſein.

Am andern Tage machte Broſi einen Verſuch an der Treppenthür und fand die Ausſage der Monika richtig, es bedurfte nur eines geſchickten Griffs an die Thüre, um den Riegel auf oder zu zu machen. Bei dieſer Gelegenheit entdeckte aber auch Broſi den baufälligen Zuſtand des Hauſes; und als die Gartenmauer vollendet war, machte er ſich an Inſtandſetzung des Innern. Wo er anklopfte, ſtäubte es ihm entgegen. Die Umfaſſungsmauern beſtanden aus aufgeſchichteten Querbalken, die noch ziemlich Stand hielten, aber die

---

[1] Geſchickter Handgriff.

Riegelmauern zerbröckelten faſt bei ſtarker Berührung und beſonders die Feuerwand, die nach der Küche ging, und ſo oft von den drei Schlägen erdröhnte, hatte einen wunderſamen Beſtand, die drei Schläge mußten mit beſonderer Kunſt geführt werden, da die Wand nicht einſtürzte.

Das Apothekerrösle wußte es Broſi wenig Dank, daß er mit Aufopferung all ſeiner freien Zeit und da dieſe nur kurz gemeſſen war, ſehr langſam das Häuschen ſo herſtellte, daß es „behäb war wie ein Büchschen.“ Das Apothekerrösle hatte nur immer zu klagen, daß es dieſen Staub und dieſes Gehämmer noch erleben müſſe. Deſto dankbarer aber war Monika und als ſie ihm einſt ſagte:

„Broſi, du bauſt zwei Kirchen, dort die große und hier eine kleine, die dir Gott lohnen wird,“ da warf Broſi Hammer und Kelle weg und die lang verhaltene Liebe brach in die Worte aus:

„Und ich will dich von Gott zum Lohn und weiter nichts.“

„Ich hab' auch ſonſt nichts, denn das Häusle iſt verſchuldet, und unſere Kuh haben wir nur im Beſtand.“

Der Bund war geſchloſſen, und das Apothekerrösle ſagte: es freue ſich nur, daß es doch Recht behalte; es thue kein Menſch etwas aus Gutheit, der Broſi habe Haus und Garten nur hergerichtet, um Alles zu haben. Mit Nachdruck ſetzte es dann hinzu, wie gerichtlich feſtgeſtellt werden müſſe, daß die beiden älteren Töchter, die in der Schweiz dienten, ein Heimathsrecht im Hauſe hätten, das ihnen Niemand verkümmern dürfe. Ueberhaupt hob das Apothekerrösle mit ſchmatzendem Munde alle die Mißlichkeiten hervor, die dem neuen Hausſtande drohten, ſo daß Broſi oft zaghaft werden mußte, wenn er nicht bedacht hätte, daß ſeine Schwiegermutter ingrimmig ſei, weil ſie einen Tochtermann bekam, den ſie nicht eingeſtellt und in der Hand hatte. Moni lobte ihn über dieſe Auslegung als tiefen Menſchenkenner und beſtärkte ihn mit heiterm Sinn in froher Zuverſicht.

Als erſtes Geſchenk des nun geſchloſſenen Bundes wollte Broſi von ſeiner Moni wiſſen, ob er an jenem Abend wirklich geträumt habe; aber Moni wich ihm aus, und als er immer dringlicher ward, ſagte ſie ihm, am Hochzeitstage werde Jemand kommen, der ihm Alles erkläre, er dürfe aber nie mehr vorher darnach fragen.

Viertes Kapitel.

Es giebt ein Bekenntniß der Armuth, das ſich unter allen am ſchwerſten bekennen läßt: es iſt die Armuth an Freundſchaft. Nur ein in ungemeſſener Selbſtherrlichkeit ſich erhebendes Weſen vermag dieſes Geſtändniß mit einem gewiſſen heitern Gleichmuth zu thun, weil ſich darin wiederum die große Thatſache offenbart, daß Niemand ihm gleichkomme, ſei es an wirklichem Gehalt oder auch nur an Verſtändniß ſeiner unerfaßlichen Bedeutſamkeit. Untergeordnete, in ſich oder von der Welt ſich abhängig fühlende Naturen dagegen, erkennen in ihrem Mangel an Freundſchaft nicht nur eine Härte und ſchiefe Stellung des Geſchickes, die oft dabei mitwirkt, ſondern auch in der Aufrichtigkeit vor ſich ſelber einen Fehler in der eigenen Natur, die es nicht vermag, Liebe zu gewinnen und feſtzuhalten.

Mit demuthvoll niedergeſchlagenen Augen und zitternder Stimme ſagte eines Tages Moni zu ihrem Bräutigam:

„Horch Broſi, ich muß dir Etwas ſagen. Dann bin ich aber auch ganz fertig und kannſt mich aufſchneiden und findeſt keinen verborgenen Gedanken mehr in mir.“

„Was haſt? Sag's nur frei heraus.“

„Guck, mein' Mutter iſt gewiß viel daran ſchuld, du weißt ja ſelbſt am Beſten, wie ſie iſt; aber ich bin auch ſchuld, gewiß ich auch.“

„Was haſt denn? 'raus mit.“

„Guck, ich hab' auf der ganzen weiten Welt keinen Menſchen, den ich zur Hochzeit laden kann, und ich hab' keine Geſpiele, die an unſerm Ehrentag mit mir in die Kirche geht. Die Näherliſe, die in Endringen mit mir getanzt hat, wär' die einzige, aber die kann ja jetzt nicht. Ich hab' Niemand auf der Welt, ich bin wie aus dem Stein geſprungen; wenn ich mein' linke Hand in die rechte nehm', hab' ich all meine gute Freund' bei einander. Gelt, ich ſeh' dir's an, das thut dir auch weh', aber red' jetzt und ſag', wie wir's machen.“

Moni hatte recht geſehen. Ein gewiſſes bräutliches Bangen, das halb verſchleierte Bewußtſein, nun mit dem ganzen Leben abgeſchloſſen zu haben, hatte ſchon manchmal bei aller Zuverſicht das Herz Broſi's erzittern gemacht; jetzt bei dieſer Kundgebung kam es wieder. Er wollte ſchon losbrechen in der Darlegung ſeiner Bekümmerniß, als er noch zeitig genug an ſich hielt, denn jetzt zum Erſtenmal kam ihm der Gedanke, daß zwei Menſchen, die ſich zu einem vollen Gemeinleben verbinden, wohl in Ehrlichkeit und Offenheit zuſammen ſtehen müſſen, daß es aber die Pflicht des Einen ſei, dem Andern, das in Leid oder Leidenſchaft verſunken iſt, nicht durch eigene Zuthat ſolches noch zu vermehren, ſondern ihm heraus zu helfen.

Ueber das Antlitz Broſi's zog eine eigenthümliche ſonnige Klärung, er faßte die Hand Moni's und ſagte:

„Red' nicht ſo. Freilich iſt's hart. Sag' aber nicht, wenn deine rechte deine linke Hand faßt, habeſt du alle deine gute Freund'. Da haſt meine zwei Händ' und ich hab' viele Freunde, und die ſind alle dein, und ich hab' Niemand auf der Welt, der was gegen mich hat, auch der Furchenbauer nicht. Ich ſchaff' dir Geſpielen ſo viel du magſt und die fürnehmſten aus der ganzen Gegend. Wenn nur wir Zwei mit Gottes Hülfe gut Freund ſind, dann wird's die ganze Welt auch ſein."

Moni beugte ihr Haupt nieder und legte ihre brennende Wange auf die Hand Broſi's, dann richtete ſie ſich auf, ſchüttelte ſeine beiden Hände mit mächtiger Kraft und ſagte:

„Broſi, das vergeß ich dir nie, nie, wie du jetzt gegen mich geweſen biſt. Du wirſt ſehen, was du an mir haſt."

Die Verlobten hielten ihre beiden Hände feſt und ſahen einander tief in die Augen, und dieſer Blick ſprach mehr, als alle Worte auszudrücken vermögen. Ohne Kirche, ohne Prieſter und Zeugen kam die Segnung der ewigen Weihe über die beiden Verbundenen.

Moni war ſo aufgelöſt und hingegeben, daß ſie ſchon heute ihrem Verlobten das Räthſel jener Traumnacht löſen wollte, aber Broſi wollte nichts davon hören.

„Du mußt mich dazu anhalten, daß ich bei meinem Wort bleib', und ich will's auch ſo halten," erklärte er, worauf Moni dieſe feſte Männlichkeit hochpries. Broſi ſchmunzelte, dann aber ſagte er mit der Zunge ſchnalzend:

„Jetzt iſt's genug, ſonſt kommen wir ja in ein Geflenn, wie die Katzen auf dem Dach. Luſtig, und wenn der Sack ſieben Löcher hat.“

Zum Erſtenmal mußte Moni mit ihm in den Auerhahn zum Weine gehen, ſie ſträubte ſich lange dagegen und wollte es auf Sonntag verſchieben; aber Broſi behauptete, heut' ſei Sonntag und gab ſeiner Braut als Probe auf, das augenblicklich zu glauben. Lachend ſagte Moni:

„Haſt Recht, heut' iſt Sonntag, aber ich will deßwegen auch ſchnell meine Sonntagskleider anziehen. Ich bin gleich wieder da.“

Sie erfüllte dieſes Verſprechen mit überraſchender Schnelligkeit und noch nie ſchmeckte Broſi ein Schoppen ſo gut als den er mit ſeiner Moni austrank. Durch die Nacht heimwärts gehend, ſangen ſie in beweglicher Weiſung:

Es giebt kein' größre Freud
Auf dieſer Erden,
Als wenn zwei junge, junge Leut
Zwei Ehleut' werden.
Da giebt es keine Noth,
Kein Kreuz und kein Leiden,
Nichts als der bittre Tod
Der kann ſie ſcheiden.

Noch nie ging Broſi ſo wonneſelig von ſeiner Braut, als an dieſem Abend. Als er ihr am andern Morgen begegnete, ſagte ſie:

„Du haſt mich ganz narret gemacht, es will mir gar nicht aus dem Sinn, daß geſtern Sonntag geweſen iſt und die Leut' ſagen, heut' ſei Freitag."

„Dieſe Woch' hat halt zwei Sonntäg'," entgegnete Broſi lachend und ein Jedes ging an ſeine Arbeit. —

Am nächſten wirklichen Sonntag machte ſich der Broſi mit ſeinen beiden Hochzeitlädern auf, um in ſeiner Heimath die üblichen Einladungen zu machen; er trug einen Rosmarinſtrauß mit rothen und blauen Bändern auf dem Hut und im Knopfloch, und ebenſo die beiden Geſellen, die noch dazu Säbel an der Seite trugen. Moni ſchaute ihnen noch lange nach von dem wiederaufgerichteten Bachſtege, und von fernher ertönten ihr noch die hellen Juchhe, die die Berge widerhallten.

Es war für Broſi eine eigenthümliche Buße, daß das erſte Haus, in das er mit ſeinen Geſellen eintreten mußte, der Hof zur langen Furche war. Hier kam er gerade in große Feſtlichkeiten hinein, denn die Schweſter des Furchenbauern verlobte ſich mit dem Gipsmüller vom untern Thale; da ſtanden Fuhrwerke von ob und nid der Steige wie eine Wagenburg vor dem Hauſe, und drinnen in der Stube war Alles geſteckt voll von dicken Verwandten beider Seiten. Broſi überkam ein Bangen und ein ſeltſamer Schreck als er in die übervolle Stube trat. Wie viele Menſchen hatten ſich hier zuſammen gefunden, um den Handſchlag mit zu feiern, wie wirkte das Ereigniß hinaus über Berg und Thal und eine ganze Reihe von gewichtigen Menſchen trat einander nahe; wie armſelig dagegen war ſeine Verlobung geweſen und Moni hatte Recht, da ſie ſagte: „Ich bin wie aus dem Stein geſprungen." Der Furchenbauer, der es wohl bemerkte, wie Broſi ſo verloren um ſich ſchaute, hielt das für eine Verlegenheit von jenem trotzigen Aufbrauſen an ſeinem Hochzeitabende her; er trat daher auf Broſi zu, verſicherte ihn herablaſſend ſeiner Gunſt, und nun ſprachen die beiden Geſellen den üblichen Einladungsſpruch. Die neue Braut reichte dann nach gewohnter Sitte den Brodlaib, um eine Schnitte abzuſchneiden, brachte aber gleich darauf auch ein groß Stück Kuchen zum Gruß an Moni, äußerte die Freude, daß an ihrem Brautmorgen ein ſo fröhliches Ereigniß bei ihr einkehre und verſprach, ſicher zur Hochzeit zu kommen. Broſi brachte ſeinen Wunſch vor, daß ſie die Brautjungfer ſein möge, und nachdem ſie ihren Bräutigam geholt und dieſem das Verlangen vorgetragen hatte, willigte ſie gern ein. Trotz dieſer Zuſage verließ Broſi mit geſtörtem Gemüth das Haus; die Verlockungen des Reichthums und das Verlangen, einer großen hochgeltenden Familie anzugehören, waren in ſeine Seele gedrungen. Er hatte nie darnach getrachtet, ſolch ein Mädchen zu gewinnen, das war ja unmöglich, denn die Standesunterſchiede bei den Bauern ſtehen faſt unerſchütterlich feſt; jetzt aber fühlte er doch etwas wie Neid und Luſt nach geborgenem Vermögensſtande. Er dachte auf Einmal wie viel Hammerſchläge er thun müſſe, bis er ſich nur ein Geringes erobert haben werde; und nachmals hat er noch oft und oft davon erzählt, daß er damals auf der Schwelle des Furchenbauern erfahren, „wie der Teufel in jedem Menſchen wohne und Meiſter werde, wenn man ihn nicht gleich beim Grips faſſe und erwürge.“ Jetzt hatte Broſi nichts in der Hand als das große Stück Kuchen; das gab er ſeinen Geſellen und brachte keinen Biſſen davon über die Lippen, für ſich zum Zeichen, daß er von den böſen Gewalten nichts annehme.

Broſi hatte am vergangenen Donnerstag die volle Wahrheit geſprochen: überall wohin er kam, hatte er nichts als gute Freunde und Niemand, der ihm gram war. Ja, die Freundlichkeit ging ſogar ſo weit, daß man da und dort über ſeine Schwiegermutter ſpöttelte und ihn um dieſe Zuwage bedauerte, Andere machten ihm dabei noch freundſchaftliche Vorwürfe, daß er ſo früh heirathe und ſich einen ſo harten Anfang aufbürde; Alle aber verſprachen, ſicher zu kommen, zumal da man ja auch zugleich die Einweihung der Kirche mitmache. Es wurde ihm als ein kluger Streich ausgelegt, daß er ſeine Hochzeit auf dieſen Tag feſtgeſetzt, da es ihm ſo an Zuſpruch und reichlichen Hochzeitgeſchenken nicht fehlen könne. Von Moni ſprach faſt Niemand, es kannten ſie auch nur Wenige; deſto mehr aber ſprach Broſi in ſich: „Und ihr wiſſet Alle nicht, daß es mein klugſter Streich iſt, juſt die Moni zu heirathen.“

Als er am Abend auf dem Heimweg wieder an des Furchenbauern Haus vorüber kam und die Stelle ſah, wo ſo böſe Gedanken ihm in der Seele gewaltet hatten, eilte er ſeinen Geſellen voraus und wollte ſchnell heim zu Moni; nur auf das Zureden der Geſellen, wie es ſich nicht ſchicke, daß er allein heimkehre, hielt er gleichen Schritt mit ihnen.

Moni war hocherfreut als ſie vernahm, welch eine fürnehme Brautjungfer ſie haben werde; als aber Broſi in ſeiner Offenherzigkeit auch erzählte, welche böſe Gedanken ihm in der Seele aufgeſproßt ſeien, wie er ſie aber mit Stumpf und Stiel ausgerottet habe, da weinte Moni bitterlich und wollte ſich nicht beruhigen laſſen, ſo ſehr auch Broſi verſicherte, daß Alles wurzweg in ihm ausgejätet ſei. Erſt nach und nach gelang es ihm, ſie zu beruhigen, aber ſo heiter wie die vergangenen Tage war ſie doch nicht.

Auf dem Heimwege nach ſeiner Schlafſtelle fahd Broſi mitten in der Nacht eine ſehr dienliche Weisheit. „Man muß den Weibern nicht Alles berichten," ſagte er ſich, „abſonderlich aber nicht von Dingen, die aus und vorbei ſind; ſie glauben das doch nicht und meinen es ſei immer was übrig. Kannſt dich darauf verlaſſen, Moni, du kriegſt nichts mehr von dem, was ich einmal 'nunter gedruckt hab'."

Fünftes Kapitel.

Man redet ſo lang von der Kirchweih bis ſie endlich da iſt, das iſt eines der unbeſtreitbarſten Sprüchwörter und es bewährte ſich auch in Haldenbrunn.

Im dichten undurchdringlichen Morgennebel, den man nach dem Ausſpruche Vieler faſt mit Löffeln eſſen könnte, krachten die Böllerſchüſſe und ertönten zum Erſtenmal die Kirchenglocken von Haldenbrunn alleſammt und ſo hell wunderſam von unſichtbarer Höhe, daß Alles auf die Straße rannte und Eins dem Andern zurief, doch auch hinzuhorchen wie ſchön das klinge: ſolch ein Geläute habe keine Gemeinde landauf und landab; Eines beſtärkte das Andere in der zuverſichtlichen Hoffnung, daß der Nebel fallen und ein heller Tag darüber erſcheinen werde.

Broſi ging beim erſten Geläute nach dem Hauſe ſeiner Monika, er hatte unwillkürlich die Hände gefaltet und ſeine Lippen bewegten ſich, denn er ſprach vor ſich:

„Guter Gott, gieb, daß dieſe Glocken uns nur Stunden des Glücks und der Freude ankündigen.“

Als das Geſammtgeläute vorüber war, tönten noch drei einzelne Glockenſchläge nach, als ſprächen ſie dreimal Amen.

Moni war nicht in der Stube, ſie war in der Bühnenkammer, die Broſi wohnlich hergerichtet hatte; die Thüre war verſchloſſen und Broſi bat nicht um Einlaß, es wäre gegen allen Brauch geweſen, dieſes Gemach jetzt zu betreten.

„Haſt's auch ſo ſchön läuten gehört?" fragte Broſi und von innen antwortete es:

„O freilich! und ich hab' gewußt, daß du kommſt und ich hab' zu Gott gebetet, er ſoll uns alle Stunden, die uns die Glock' angiebt, in Zufriedenheit erleben laſſen und wenn es Leidmuth giebt, ſoll er helfen, daß wir bald wieder drüber 'naus kommen."

Das war ja ganz daſſelbe was in Broſi's Herzen aufgeſtiegen war, nur noch bedachtſamer auf Leid und Ungemach. Moni ließ ihn nicht lange hierüber nachdenken, denn ſie rief, indem ſie eine Kiſte zuſchlug:

„Wenn ſich nur das Wetter auch aufheitert. Geh' 'nunter, ich komm' ſogleich."

Das Apothekerrösle war auch heute noch voll grämlichen Klagens und ſagte immer, die ganze Welt ſei darauf zugeſpitzt um es zu ärgern: ſich zum Poſſen müſſe es den Tag noch erleben, wo Alles ſich draußen freut und es müſſe daheim liegen wie eine kranke Katz.

Broſi ſchauderte bei dieſer unzerſtörbaren Giftigkeit und der Erinnerung an die Katze; er bat indeß die Schwiegermutter, doch wenigſtens heute fröhlich zu ſein, er wolle ihr Wein und Braten und Kuchen nach Haus ſchicken oder ſelbſt bringen, ſie ſolle mindeſtens heute freundlich zu den ankommenden Gäſten ſein, ſie habe böſen Namen genug.

„So?“ rief das Apothekerrösle mit gellender Stimme, „ich weiß wohl, die Leut' halten mich für eine Hex, aber wenn ich machen könnt', daß mich die Leute für des Teufels Großmutter hielten, ich thät's. Lieber möcht' ich von einem tollen Hund gebiſſen ſein, als von den Menſchen gern gehabt. Wenn ſie ſo recht Furcht vor mir haben, das iſt mir recht. Wenn ſie nur ſo ſtark Furcht hätten daß ſie Alle die Gichter kriegten, wenn ich ſie anſeh!“

Moni unterbrach dieſe Herzensergießungen, die noch viel weiter gehen zu wollen ſchienen, ſie brachte ihrem Bräutigam das feine flächſene Hemd, das ſie ſelbſt geſponnen, gebleicht und genäht und das er heute den ganzen Tag tragen mußte. Das Apothekerrösle wollte die Geſchichte vom Rockertsweible erzählen; das ein Hemd aus Brenneſſeln geſponnen habe, aber Moni befahl ihr in ſcharfem Tone davon ſtill zu ſein und klagte über die Brautjungfer, die ſo lang auf ſich warten laſſe und die Mutter äußerte ſchadenfroh, daß ſie gewiß gar nicht kommen werde. Da ertönte das Schellengeläute eines Fuhrwerkes vor dem Hauſe, die Brautjungfer war angekommen, ihr vorauf lud man einen großen Sack ab, es war ein Malter Weißmehl, das als Hochzeitsgeſchenk in den Hausgang geſtellt wurde. Ehe die Brautjungfer in die Stube ging, ließ ſie den Sack umdrehen und da war auf demſelben deutlich „Ambroſius Heller 1799“ in einem Kranze zu leſen. Die Brautjungfer trug einen Roſenkranz um die Hand geſchlungen, offenbar zum Schutz gegen die Hexerei des Apothekerrösle; ſie ſchickte ſogleich den Broſi fort, da es gegen alles Herkommen war, daß er ſich jetzt im Hauſe befand.

Zum Zweitenmal knallten die Böllerſchüſſe, die Glocken läuteten und Alles jauchzte, da die Sonne hell hervorbrach. Moni war beſonders glücklich, da ſie juſt in dem Augenblicke ſo hell erglänzte als ihr die Brautjungfer die Flitterkrone, die ſogenannte Schappel aufſetzte. Die Sonne hatte aber in Haldenbrunn noch gar viel andere Herrlichkeiten zu beſcheinen: vom Thurme flatterten Fahnen und an den Häuſern hingen überall Kränze von grünen Tannenreiſern und Stechpalmen, aus denen in Ermanglung von Blumen aufgereihte Hagebutten und Zweige von Pfaffenhütchen und Vogelbeerbüſchel hervorſchauten. Der Auerhahnwirth hatte von ſeinem Hauſe nach dem gegenüberſtehenden Kirſchenbaume am Röhrbrunnen einen mit vielen Bändern verzierten Kranz gezogen, und auf den Straßen lagen überall Tannenreiſer, Ginſter und ſogenanntes Schafterheu; der Wald hatte ſeinen Gruß geſendet zum Danke dafür, daß ihn nun Glockenſchall durchhallte.

Die Burſchen von Endringen kamen alle insgeſammt unter Piſtolenknallen und mit bänderverzierten Rosmarinſträußen auf dem Hute, ſie holten Broſi ab, um ihm das Geleite nach der Kirche zu geben. Als es zum Drittenmal läutete, Böller- und Piſtolenſchüſſe knallten, ertönte die Muſik, die beiden Hochzeitläder gingen mit gezücktem Säbel vor und hinter der Braut; zum Erſtenmal ertönte zum feierlichen Gottesdienſte die Orgel in der Kirche und man ſah viele Leute vor Freude und Rührung weinen. Der Geiſtliche, ein Heimathgenoſſe Broſi's, aus Endringen gebürtig, verſtand es, die rechten Worte für die Weiheſtimmung zu treffen und als er die Anrede an Broſi hielt, wünſchte er ihm, daß ſein Glück ſo feſt und ohne Wanken ſein möge wie die Steine des Baues, die er zuſammenfügen geholfen.

Beim Ausgang war ein großes Gedränge, abermaliges Läuten, Böllerkrachen und Muſikſchall und jetzt, nachdem der nöthige Ernſt abgethan war, brach die Freude mit verdoppelter Macht hervor.

Die Brautführer geleiteten die Braut und deren Geſpiele bis in's Wirthshaus, ſtießen dort ihre Säbel in die Stubendecke, genau da, wo Braut und Bräutigam ſitzen müſſen und nun begann der Brauttanz. Es war eine Luſtbarkeit, wie ſie zwiſchen den dunkeln Wäldern noch ſelten gefunden war und Broſi nickte zufrieden als ihm einer der Burſchen mitten aus dem Tanze zurief: „Heut ſind wir Alle lauter Broſi's.“ Er ſelbſt fühlte ſich in ſeiner neuen Würde zu ernſtem Maßhalten geſtimmt, er hatte auch dafür zu ſorgen, daß er mit Jedem der Gäſte ein freundliches Wort ſprach und daß Jeder für ſein Geld gehörig bedient werde. Auch hatte Broſi Grund genug zu ernſtem Nachdenken. Er hatte ſeiner Schwiegermutter Wein und Eſſen nach Haus gebracht und ſie hatte vor ſeinen Augen den Wein in die Stube geſchüttet und dabei ſo hölliſch gelacht, als wäre ihr Wunſch vom Morgen in Erfüllung gegangen und ſie wirklich des Teufels Großmutter. Er ſuchte indeß den Gram darüber zu verwinden und in erſter Anwendung ſeines vor der Hochzeit angelobten Verfahrens unterließ er es, der Moni etwas davon zu ſagen. Dieſe ſtrahlte in harmloſer Seligkeit und brachte es eben dadurch auch zuwege, ihn zu erheitern und den Vorſatz in ihm zu befeſtigen, das Apothekerröſle wie einen Narren zu behandeln, mit Geduld und Gleichgültigkeit.

Als es Abend zu werden begann und manche Gäſte ſich zur Heimfahrt anſchickten, ſchrie Alles wie aus Einem Munde:

„Bändelestanz! Broſitanz!“ und Broſi mußte den auf der Hochzeit des Furchenbauern erfundenen Reigen abermals ausführen. Heute aber faßte er nur ſeine Moni und ſang dabei:

Weil Scheiden bitter iſt
Und 's Lieben ſüß,
Jetzt leg i meim rechten Schatz
D' Händ unter d'Füß'.

Trotzdem ſchon viele Pferde auf der Straße angeſpannt waren und hell wieherten, verſprachen doch alle Gäſte noch zu bleiben, wenn Broſi auch noch den Hoppetvogel und den Siebenſprung ausführe. Er ließ ſich dazu nicht lange bitten und man konnte nicht ſagen, wer Alles zierlicher und auf den Ton hin genauer ausführte, er oder Moni. Die volle Luſtigkeit brach wieder in Broſi hervor, er jauchzte und ſprang und ſang, daß Alles auf Tiſch und Bänke ſtieg um ihm genau zuzuſehen, und als er geendet hatte, rief er: „Eingehalten! Es kommt was.“ Er trat mit Moni vor die Brüſtung, hinter der die Muſikanten ſaßen, und ſagte: „Moni, das iſt auch ein Altar und jetzt kommt ein neues Verſprechen. Ich nehm' euch Alle zum Zeugen, da ſchwör' ich's: ſo lang mir der oberſte Muſikant da zu allerhöchſt oben Leben und Geſundheit ſchenkt, tanz' ich jede Kirchweih. Schwör' du das auch Moni, thu's, ich bitt dich drum."

„Ja, ja, ich ſchwör's auch," rief Moni und reichte ihm die Hand; die Muſikanten wirbelten einen Tuſch und hefteten gleich einen luſtigen Hopſer dran. Alle Gäſte, denen Broſi und Moni das Geleite geben mußten, um von ihnen das übliche Geldgeſchenk zu empfangen, betheuerten, noch nie eine ſo luſtige Hochzeit mitgemacht zu haben und der beſte Beweis, daß Alles glücklich und zufrieden war, lag darin, daß Moni im Geheim ihrem Mann in's Ohr ſagte, ſie hätten jetzt neben dem Sack Mehl und Anderem ſchon dreißig Gulden baar über die Hochzeitskoſten eingenommen.

„Haſt's gezählt?" fragte Broſi.

„Ja, ich hab' Alles ungeſehen abgezählt, eh ich's in Sack than hab'; da rechts hab' ich achtzehn und da hab' ich ſieben und zwanzig Gulden. Wir kaufen dem Beſtänder unſer Küh'le ab, es iſt gar ein brav Küh'le, das wird das beſte ſein."

„Ja, ja," ſagte Broſi, und rieb ſich vergnügt die Hände, er ſah ſchon jetzt wieder deutlich, was für eine „hausliche" Frau er hatte.

Nachdem die Braut geſtohlen und dann wieder ausgelöst worden war, ging die Luſtbarkeit von Neuem an. Broſi ſprach im Geheimen vom Heimgehen, aber Monika hatte noch manche Leute im Auge, die noch kein Geſchenk gegeben hatten, deren Weggang mußte abgewartet werden. Endlich nickte Moni ſtill als ihr Broſi wieder winkte, ſie ſchlich ſich fort und bald war

Broſi bei ihr auf der Straße; aber ſo verborgen ſie ſich auch glaubten, ſie waren doch entdeckt worden und Muſik und Geſang tönte ihnen von den Fenſtern heraus nach.

Nicht weit von ihrem Hauſe ſprang Moni davon, er ließ ſie gewähren, denn es gilt als Zeichen, daß der die Herrſchaft bekommt, der zuerſt in's Haus tritt und Broſi ſah ſchon, daß er gut dabei ſtand, wenn er ſeine Frau walten ließ. Er ſah ſie in das Haus treten und die Thüre hinter ſich offen laſſen, aber ſo ſehr er auch das Haus durchſuchte und ſie rief, er fand ſie nirgends, auch in der Bühnenkammer war ſie nicht und nicht auf dem Heuboden, nicht im Stall und Keller. Endlich rief er: „Soll ich an meinem Hochzeittag fluchen? Und das muß ich, wenn du nicht kommſt.“

„Such' das Geheimniß,“ rief eine Stimme wie aus der Ferne und auf die Bitten Broſi's rief es endlich deutlicher: „Da bin ich.“ Unter der Treppe war ein Laden, der in die Raufe nach dem Stalle ging und Moni erklärte, daß ſie hier hin verſchwunden ſei in jener Nacht als ſie ihn aus dem Hauſe bettelte.

Sechstes Kapitel.

Man hatte ſich bisher in Haldenbrunn mit einer zerfallenen Kapelle auf dem Gottesacker begnügen müſſen, und man muß es wiſſen, was es heißt, wenn ein Dorf zum Erſtenmal eine eigene Kirche hat. Es iſt als ob der heilige Geiſt ſich leibhaftig unter den Bewohnern anſäſſig gemacht hätte und wiederum als ob Alle gemeinſam ein ſchönes unzerſtörbares Sonntagsgewand bekommen hätten; der wahre heilige Geiſt, das Gefühl der Gemeinſamkeit und Allgehörigkeit, erhebt die Herzen, macht ſie froh in ſich und freundlich Eines dem Andern. Verſtünde es die Kirche, dieſe Weiheſtimmung, dieſes Gefühl der Brüderlichkeit und Gemeinſamkeit vor Allem in den Herzen wach zu halten, ſie wäre die Heilsanſtalt, deren Beruf ſie ſich zuſchreibt.

Faſt noch mehr aber als an der Kirche freute ſich Alles an den Kirchenglocken. Wie ſtill und ungezählt waren die Stunden des Lebens vorübergegangen, wie lief man in des Nachbarn Haus oder ſchaute nach dem Schatten, um die Tageszeit zu erkunden; jetzt tönt es allezeit vom Thurme und die Berge, ſolchen Klanges ungewohnt, ſprechen ihn nach, und im Walde legt der Holzhauer die Axt nieder und ſpricht: das iſt unſere Glocke, die elfe ſchlägt — und dieſes unſere thut ſo wohl und würzt das karge Mahl. Ein feierlicher Hauch webte noch tagelang über Haldenbrunn, und die Tannenreiſer, die zu feſtlichen Kränzen und Bogen verwendet waren, dufteten ſo würzig; aber der feſtliche Hauch vergeht, und die Tannenreiſer werden bald abgenommen, zu Reiſigbüſcheln für die Heizung zerhackt und gebunden.

Nur bei Broſi war die Feſttagsſonne noch nicht erloſchen. Zwar geſtattete er ſich nur noch Tags darauf im Sonntagsgewand einherzugehen, und wenn ihn die Leute grüßten, meinte er, Alle müßten es ihm anſehen, wie glücklich er ſei und ſeine feierliche Stimmung blieb noch lange Zeit. Er begriff oft gar nicht, daß die Leute ſo thaten als ob das gar nichts wäre, wenn er auf ihre Frage Wohin zur Antwort gab: „Ich gehe heim.“ Wußten denn die Leute nicht, daß er zum Erſtenmal in ſeinem Leben eine Heimath gefunden, und daß er jetzt ein doppelter Menſch war, daß er daheim eine wackere nette Frau ſein eigen nannte? Ueber ſeine frohe Stimmung und das volle Erquicken an derſelben vergaß er aber nicht, auf das Erſte und Nothwendigſte bedacht zu ſein, und das war: eine Winterarbeit, einen Verdienſt in der harten Zeit zu finden. Zwar begann man ſchon damals hier und dort Winterwerkſtätten für Steinmetzen herzurichten, und da Broſi Steinmetz und Maurer war, hätte er wohl ein Unterkommen finden können; aber gleich den erſten Winter aus der neu gegründeten Heimath fortzugehen, konnte er ſich nicht zumuthen. Es blieb alſo nur übrig, Arbeit im Orte zu finden, und da gab es nur eine einzige: Holz fällen in den umgrenzenden Wäldern, und wenn der Boden gefroren iſt und ſich eine Schneebahn darüber legt, das Gefällte auf Handſchlitten thalwärts führen. Der Revierförſter war nicht abgeneigt, gegen den damals üblichen Abzug von dem bedungenen Lohne zu ſeinen eigenen Gunſten Broſi Arbeit zu geben, und er durfte nicht lange zögern, denn ein junger Ehemann in ſeinen Vermögensverhältniſſen mußte der übelſten Nachrede gewärtig ſein, wenn er nur einen Tag müßig umherging. Die Waldarbeit wurde Broſi unſäglich ſchwer, er war von ſeinem Handwerk an ein ſtetiges und gleichmäßiges Arbeiten gewöhnt, aber dieſe oft plötzlichen Kraftanſtrengungen ermüdeten ihn mehr als man bei ſeinem ſtarkknochigen Körperbau vermuthen mochte.

Bald aber gelang es ihm, auch dieſem Thun die heitere Seite abzugewinnen. Er nannte den gefrorenen Wald ſeinen überzuckerten Weihnachtsgarten, und wenn er vor Kälte hüpfte und mit den Händen ſchlägelte, ſagte er immer, er führe jetzt den Friertanz auf. Er ſprach zu den Bäumen, die er fällte, ſo entſchuldigend freundliche Worte und bat ſie unter allerlei Verbeugungen, doch gnädigſt nicht ſo zäh zu ſein und ſich in ihr Schickſal zu finden, daß alle anderen Holzhauer ſich herzudrängten, um mit ihm gemeinſame Arbeit zu machen. Wenn der Baum ſchwankte und krachend niederfiel, ſtieß Broſi immer einen hellen Juchſchrei aus. Am glückſeligſten war er aber doch, wenn er in ſich hinein dachte, welch' ein „kugelig Weible," wie er es ſtets nannte, er daheim habe, und manchmal verzehrte er verſtohlen, um den Neckereien der Anderen zu entgehen, einen guten Biſſen, den ihm Moni „hehlings" in die Taſche geſteckt hatte. Wenn er dann Abends heim kam und die Axt in einen Küchenwinkel ſtellte, wiſchte er ſich behaglich Reif und Schnee aus dem Bart, ſtellte ſich breitſpurig, die Hände auf dem Rücken, vor ſeine Moni, die am Herde ſtand und ſchaute ſie ſo lang an, bis ſie lachte; dann ſprach er ganz leiſe mit ihr, damit es die Mutter in der Stube nicht höre, und dieſes Heimlichthun, das doch ſeine traurige Urſache hatte, erſchloß wieder ſeinen beſondern Reiz. Broſi und ſeine Frau waren immer wie zwei Liebende, die ſich vor einem keifenden Vormunde nur verſtohlen und heimlich nähern dürfen, denn das Apothekerrösle fluchte und ſchimpfte immer, wenn Broſi und Moni mit einander ſcherzten, und ſagte, ſie wollten es noch vergiften, um ihre Narretheien ungeſehen treiben zu können. Sprachen ſie einmal leiſe mit einander in der Stube, ſo heulte und wehklagte das Apothekerrösle, daß man es zehn Häuſer weit hören konnte, und die Eheleute ihr Alles verſprachen, wenn ſie nur ſtill ſei. Moni hatte der Mutter einen Theil des Bettes nehmen müſſen, und nun klagte dieſe ſtets über das hartherzige Kind, das ihr die Kiſſen unter dem Kopfe wegzöge, und das ſie gewiß bald aus der warmen Stube vertreibe; aber ſie gehe nicht fort und werde noch einen Menſchen finden, der für ſie den Vogt hole.

Broſi wollte der Mutter die entnommenen Bettſtücke wieder zurück geben, aber Moni duldete das nicht, man dürfe nicht nachgeben, ſonſt ſei man verloren. Moni ſuchte ihren Mann zu tröſten über die ſchwere Bürde, die er an ihrer Mutter habe, aber dieſer ſagte gleichmüthig:

„Wir wären zu glücklich, drum müſſen wir unſer Kreuz haben, das iſt einmal ſo in der Welt; und ſo ſchwer iſt es nicht, daß wir nicht noch luſtige Sprünge machen können."

Als ihm aber Moni ein beglückendes Geheimniß mittheilte, ſagte er doch:

„Lieber Gott, mir iſt nur arg, daß das unſchuldige Kind die Belſerei von deiner Mutter mit anhören muß."

Jetzt aber war Moni geſcheiter, denn ſie entgegnete:

„Das ſchadet nichts. Man wird juſt nicht giftig davon, das ſiehſt an mir, und in frühen Jahren zu wiſſen, daß nicht alle Menſchen Lämmer Gottes ſind, hat auch ſein Gutes."

Ganze Abende ſaß Broſi bei ſeiner Frau und ſang mit ihr, daß die Fenſter zitterten. Weil ſie in Gegenwart der Mutter nicht viel reden durften, begannen ſie in der Regel bald nach dem Nachteſſen, das die Hauptmahlzeit war, Liebeslieder und Schelmenlieder, wie ſie ihnen in den Sinn kamen, und wie geſagt, das häſſige Weſen der Mutter drängte die Eheleute gerade zu um ſo größerer Luſtigkeit, die freilich in ihnen Beiden ſteckte. Schien der Liedervorrath erſchöpft oder nicht mehr ergiebig genug, ſo ging es an die wortloſe Muſik. Hopſer und Walzer und beſonders der Siebenſprung wurden ohne Ende zweiſtimmig geſungen, bis der Uribaſche, der Nachwächter, neun Uhr anrief. Dabei waren aber beide Eheleute nie müßig mit den Händen. Moni hatte von dem Geld, das nach Ankauf der Kuh übrig geblieben war, Hanf gekauft und ſpann nun denſelben mit nie geſehener Schnelligkeit;

ſie war ja überhaupt allzeit lebhaft und fleißig, drehte ſich dreimal herum ehe ein Anderes nur aufſtand. Broſi hatte auch nie zu den Langſamen und Trägen gehört; er fand aber in den Winterabenden nichts anderes zu thun, als dieſelbe Handthierung, die in der ganzen Gegend heimiſch war: nämlich Schindeln zu machen. Damals war es noch nicht wie heute, wo die Holzhändler alles Stammholz aufkaufen und den Schindelmachern nichts übrig bleibt als die aſtvollen Spitzen, die nur im Kerne zu verarbeiten ſind; damals ging man noch hinaus in den Wald und bezeichnete ſich eine Schindeltanne, die man als Spaltholz zum Revierpreis und manchmal auch nur für einen Küchengruß erhielt; denn damals wurde noch nicht jeder Baum in ſieben Bücher eingeſchrieben und verrechnet, da hatte man zartes, das heißt, aſtloſes Holz genug, und wenn man den Stamm in kleine ſchuhlange Blöcke geſägt und in Würfel geſpalten hatte, durfte man nur das Meſſer oben einſetzen, um mit leichtem Handgriff die Schindel nach der Faſer zu ſchlitzen. Freilich waren ſie damals auch noch billiger, das heißt, das Geld war theurer; wenn man heutigen Tages für hundert Stück gern drei Kreuzer bekommt, war man damals froh ſie für einen los zu werden. Broſi machte noch am Abend ſpielend ſeine zwei- bis dreihundert fertig, und das gab doch immer etwas für Salz und Oel; denn auch dieſes brauchte man, da es die Mutter nicht leiden konnte, daß man Lichtſpäne in der Stube brannte. Oft ſtellte Moni mit ihrem Manne den Wettkampf an, daß ſie einen Faden abſpinne, bis er zwei Schindeln geſchlitzt habe, und ſie hielt es richtig inne.

So weit die dunkle Tanne die hohen Berge bedeckt, gab es gewiß kein arbeitſameres und fröhlicheres Haus als das von Broſi und Moni, und noch dazu ſtanden ſie am Vorabend eines glücklichen Ereigniſſes; denn das „brave Küh'le," wie es Moni ſtets nannte, mußte nun bald ein Kalb bringen, aus deſſen Verkauf man ein gut Stück Geld in die Hand bekam, und wenn dann die drei Hühner zu legen aufhören, hat man doch wieder Milch im Hauſe und eine volle reiche Haushaltung.

Bei jedem Begegnenden auf dem Waldgange und in den Geſprächen bei der Arbeit ſelbſt, forſchte Broſi ſtets nach einer andern Tagesbeſchäftigung; aber er konnte und mochte keinen Tag ausſetzen, um nach einer ſolchen umzuſchauen, und das beſonders ſeiner Frau wegen; ſie ſollte nicht merken, wie müheſelig ihm dieſe ungewohnte Arbeit war und erſt davon erfahren, wenn er eine andere ausfindig gemacht. Dieſe Rückſicht war aber nicht lauter Zartheit, ſondern vornehmlich auch Stolz. Ein Mann wie er, ſagte ſich Broſi, darf ſich von ſeiner Frau nicht darum anſehen laſſen, daß er ſo wenig Erwerbsquellen hat; wenn die Frau da mit berathen hilft, iſt aller Reſpect dahin und dieſen zu erhalten war Broſi allezeit ſehr eifrig bedacht.

Es begann nun die Zeit, wo das Scheitholz zwei Stunden weit nach dem Thal gebracht werden mußte, von wo es im Frühling verflözt oder auf der Achſe befördert wurde. Lange bevor der Tag anbrach, zog die Mannſchaft mit Fackeln hinaus in den Wald, ein Jeder trug ſeinen Schlitten mit den raſſelnden Anhebketten den Berg hinauf. Es war ein ſeltſamer Anblick, dieſe Schaar in den Wald ziehen zu ſehen: voraus gingen die Knaben, die nur beim Aufladen helfen mußten, ſie trugen abwechſelnd die Fackeln und drangen vor in die Finſterniß, als dränge man ſtets in eine tiefe Grube; dann kamen die Männer, auf den Schultern die Schlitten, deren Geleiſe nach vorn hornartig aufgebogen und geſpitzt emporſtanden, ſo daß die Männer wie ungeheuerliche Rieſen mit ſeltſamen Umzäunungen erſchienen; dazu das Raſſeln der Abhebeketten, das Knarren der Tritte im harten Schnee und manchmal ein ſchlaftrunkenes Taumeln auf dem abſchüſſigen Wege oder gar ein Hinſtürzen bei der Unachtſamkeit auf eine tückiſche Baumwurzel. Manchmal geſchah es auch, daß die Fackeln durch unvorſichtiges Halten oder vergeſſenes Schwingen ausgingen, wo alsdann Alle nach einander und oft mehrere gemeinſam die glühenden Kohlen zu heller Flamme anzublaſen ſuchten: und dabei nichts zuwege brachten als pausbackige glühende Geſichter, die während des Blaſens nur bisweilen ſich ſetzten um grimmig zu fluchen. Nachdem man mühſam ein Schwefelholz entzündet und nach einander alle, die man bei ſich hatte, an die Fackel gehalten, bis es auf die Nägel brannte, mußte man oft eine Stunde lang auf dem Fleck ſtehen bleiben, wo man eben war; man durfte es nicht wagen in Finſterniß und Schneewehen weiter zu gehen, bis der Morgen anbrach. Iſt ſchon das Warten in jeglicher Lage ein die innerſte Verſtimmung leicht aufreizendes, ſo war es hier noch weit mehr der Fall, man zankte und ſtritt ſich über das geſchehene Ungemach, und da man ſich bei dieſem Streite nicht ſah, gab es oft die luſtigſten Stimmenverwechslungen, und beſonders der Broſi machte oft den Spaß, mit ſich ſelber einen Streit anzufangen oder mitten im Gezänke die Stimme eines Unbetheiligten nachzuahmen und in ſeinem Namen tüchtig zu ſchimpfen. Man träppelte auf dem Platze hin und her, wo Eines einen Knaben unter die Hände kriegte, bekam er einen Knuff als muthmaßlicher Uebelthäter, und in das Zanken und Streiten miſchte ſich klägliches Weinen des Knaben und noch lauteres Schelten und Fluchen des betreffenden Vaters. Es war faſt immer ſo finſter, daß man einander in die Augen greifen konnte, und dabei ſtieß man ſich noch gegenſeitig mit den Schlitten auf die Köpfe, theils muthwillig, theils im Hader, wenn Einer ſeinen Schlitten abnehmen, und den Andern dadurch von ſeiner ſichern Stelle verdrängen wollte.

Broſi verhielt ſich in ſolchen Fährlichkeiten auch oft ganz ruhig, und wenn Alles durcheinander lärmte und ſchrie, ſchüttelte er ſich nur und machte das Rollenhafter, das er ſich umgehängt hatte, laut erklingen.

Es bedurfte ſeines ganzen unverwüſtlichen Frohſinns, um in dieſen Zänkereien und den darauf folgenden Mühen nicht bis zum Uebermaß verdroſſen zu werden.

Hatte man dann ſeinen Schlitten geladen und die Sperre, die nur aus niederhängenden Scheitern in der Kette beſtand, gehörig gerichtet, ſo galt es, weder der Erſte zu ſein, der den Anderen Bahn machte, noch auch einer der Letzten, der ſchon zu glatte Geleiſe vorfand. Es gelang Broſi nicht, weder mit Scherz noch mit nachdrücklichem Ernſte eine feſte Reihenfolge herzuſtellen, ja er wurde gehänſelt und mit ſeinen Neuerungen barſch abgewieſen, weil er von Endringen gebürtig, ein Eindringling und einer der jüngſt Eingetretenen war. Broſi war nun meiſt der Bahnmachende, er ſtellte ſich in die Gabel ſeines Schlittens und leitete ihn den Berg hinab, bald anziehend, bald ſperrend, je nachdem es der Weg mit ſich brachte. Oft war es ihm, als müßte das Treiben ihm die Arme ausrenken, und das Ziehen die Bruſt herausſtoßen und noch dazu das allezeit vorſichtige Umſchauen auf den Weg und das Aufmerken auf die Genoſſen, die ſo unverzeihlich hart hinter ihm dreinkamen; aber Broſi war jung und geſund, und er freute ſich deſſen doppelt. War er im Thal angekommen, wo er ſich zum Verſchnaufen ein wenig ausſpannte und ſich den Schweiß von der Stirn wiſchte, ſo reckte und bäumte er ſich mit Luſt und fühlte die Kraft durch alle Glieder ſtrömen; er ſagte dann oft ſcherzend: „Das Ding iſt doch gut, das macht Einem Gaulsknochen.“ Das Ziehen im Thale war dann nur noch ein Kinderſpiel, eine halbe Arbeit, und ſo oft er ausſchnaufte, pfiff er einen luſtigen Ländler dabei.

Die rechte Freude kam aber doch immer erſt, wenn er mit ſinkender Nacht heimkehrte und mit ſeiner Moni die gebackenen Schupfnudeln oder gebrägelten Kartoffeln aus der Pfanne aß, und ſeltſamer Weiſe wurde der Sack Mehl, den der Gipsmüller geſchenkt hatte, kaum merklich leer. Moni mußte einen Hausſegen haben, der ihr dazu verhalf; wenn ſie auch Schwarzmehl oder ſogar Kleie unter das geſchenkte Mehl ſchüttete — die Schupfnudeln waren offenbar dunkel — das Mehl erwies ſich doch wunderbar ausgiebig. Moni hatte während des Eſſens immer ſehr viel zu erzählen, und ließ ihren Mann faſt gar nicht zu Wort kommen. Dieſer merkte wohl, daß ſie darum ſo viel ſprach, um ihm Gelegenheit zu geben, den größeren Theil des Eſſens zu verzehren, denn ſie hielt oft die Gabel leer oder gefüllt lange unbewegt vor dem Munde; Broſi hörte ihr ruhig zu und that ihr den Willen, ſich ihrer Gutherzigkeit freuend, er nickte meiſt nur mit dem Kopfe, aber wenn er merkte, daß er ſeinen gebührenden Antheil hatte, legte er die Gabel nieder und ſagte:

„So, Gottlob; jetzt iß du voll aus," und da half keine Widerrede mehr; Moni durfte nicht aufſtehen, bis ſie rein aufgegeſſen hatte und unter ſteten Betheuerungen, daß ſie nicht mehr weiter könne und unter vielem Lachen mußte ſie ihm doch willfahren.

Mit dem Schindelmachen ging es ſeit Beginn der Holzfuhren nur läſſig, denn Broſi war in der That jetzt am Abend „müde wie ein Gaul," er ſchlief meiſt ſchon auf der Bank hinter dem Tiſch ein, nachdem er ſich die Würfelſcheiter hergerichtet hatte. Wenn ihn dann endlich ſeine Frau weckte, ſo verführte ſie dabei allerlei Scherze, namentlich kitzelte ſie ihn mit einem gedrehten Papierchen auf der Naſe und im Geſicht; er wehrte dann ſtets die vermeintliche Fliege ab und ſie mußte ihn zuletzt noch rütteln und rief oft dabei: „guten Morgen Broſi;" dieſer aber erhob ſich dann in die Hände klatſchend und dankte Gott, daß er ihm für jeden Tag zwei Nächte zum Schlafen gebe und auf der Treppe nach der Bühnenkammer gab es dann meiſt helles Lachen und Scherzen.

Siebentes Kapitel.

Wochenlang ſah Broſi während der Werktage kein Haus in Haldenbrunn, ſo lange die Sonne ſchien, denn vor Tag ging es in den Wald und erſt mit ſinkender Sonne wieder heimwärts. Dafür war aber auch der Sonntag ein wahrer Sonnentag, und wenn's auch ſchneite, daß man kaum die Augen aufmachen konnte; da hatte jede Stunde, ja jede Minute ihre Ruheſeligkeit. Wie behaglich wurde am Morgen getrödelt und gezögert, Moni hatte noch, bevor ihr Mann die Augen aufſchlug, das Sonntagsgewand hergerichtet ſo ordentlich und ſo pünktlich, daß es eine Luſt war, ſie mußte aber oft drei, viermal die Treppe hinaufrufen und ſogar ſelbſt hinaufkommen, um ihn zur Morgenſuppe zu entbieten, und manchmal hatte Broſi ſchon die Kleider im Arm, er ſetzte ſich aber wieder auf den Stuhl und rief durch die verſchloſſene Thür: „Laß mich noch ein bißle da ſitzen, es thut gar ſo wohl. Sag der Supp' einen ſchönen Gruß und ſie ſoll warm bleiben, ich verſprech' ihr auch dafür eine gute Verſorgung.“ Erſt wenn Moni klagte, daß ſie nun ſchon ſo lange mit leerem Magen herumgehe, beeilte er ſich und ſagte dann der Schwiegermutter einen ſo treuherzigen, ſonntagsfreudigen „guten Morgen,“ daß ſelbſt dieſe verboste Hexe freundlich ſein und mit ihrer Unterlippe ein Pfännchen machen mußte. Hemdermlig wurde die Morgenſuppe verzehrt und ſo gewiß als die Glocke tönt, mußte ihm jedesmal während des dritten Geläutes Moni helfen den langen blauen Rock anziehen und ihm den dreiſpitzigen Hut nebſt Gebetbuch darreichen. Broſi ging in der Regel Morgens in die Kirche und Moni Nachmittags. Nur in ſeltenen Fällen und bei beſonderen Feierlichkeiten gingen ſie mit einander. Broſi ging doppelt gern in die Kirche, weil ein Endringer hier Pfarrer war, und wenn Eines den Pfarrer lobte, vergaß er gewiß nie hinzuzuſetzen; „Ja er iſt eben von Endringen. Wir ſind aus einem Ort.“ Broſi war ein frommes, gläubiges Gemüth und hatte eben darum wenig damit zu ſchaffen; er that ſeine Pflicht, glaubte was vorgeſchrieben iſt und war ſicher, einſt eine ſelige Urſtänd zu finden. Er ſtand in einem unausgeſprochenen Einverſtändniß mit dem Schullehrer, und ſo oft dieſer die Intonation vollendet hatte, ſtimmte Broſi mit mächtiger Stimme den Geſang an; er war in den Kirchenliedern nicht minder bewandert, wie in Liebes- und Schelmenliedern und war im Stande einen ganzen wankenden Chor aufrecht zu erhalten. „Mir nach!“ ſprach dann ſeine aufrechte Haltung wenn er ſich erhob, und die Leute ließen es darob nicht an wirklichem und übertriebenem Lob fehlen, worauf er oft ſeinen Spruch hervorbrachte: „Mein Mann iſcht koanr.“ Mit ſeligen Hoffnungen und Verheißungen geſpeiſt, ging Broſi nach Hauſe, blieb unterwegs bald bei Dieſem bald bei Jenem ſtehen und ſprach über Allerlei. Je näher er aber ſeinem Hauſe kam und den Rauch von der Lucke des Strohdaches aus dem weißen Schnee aufſteigen ſah, um ſo mehr ſchmunzelte er in der Zuverſicht eines beſondern Genuſſes der auch nie fehlte. So oft er auch ſein gutes Dutzend fauſtgroße Leberſpatzen verzehrte, jedesmal rühmte er, daß gewiß, ſo weit man kocht, Niemand ſolche Leberſpatzen bereiten könne wie ſeine Moni. Ueberhaupt war es ausgemacht, daß die beiden Ehegatten einander ſehr viel lobten; aber Broſi erhielt auch hier den größern Theil und wer es noch nicht gemerkt hat, dem ſei es jetzt ausdrücklich geſagt, daß Broſi eigentlich von Grund des Herzens eitel und lobſüchtig war, und zwar ſehr eitel und ſehr lobſüchtig.

Während der Mittagskirche ſaß Broſi vor einem durchſchoſſenen Kalender und ſchrieb — er war ja von Endringen und hatte Schreiben, Tafelrechnen und Leſen gelernt und das konnte damals unter Zehn kaum Einer — mit harter Hand verzeichnete er den Arbeitslohn der Woche, was er davon erhalten und noch gut hatte und wie viel Klafter er überhaupt zu Thal geliefert; daneben wurde der Schindelverkauf genau berechnet und jede beſondere Ausgabe, wie etwa die Herrichtung einer zerriſſenen Sperrkette verzeichnet. Broſi hätte das Alles wohl im Kopf behalten können, aber erſtlich erſchien er ſich in einer beſondern hausväterlichen Würde bei ſolcher Buchführung — und Moni vergaß es nicht, ihn gebührlich darob zu loben, — und dann war es ihm in der That, als ob er ſich eine Laſt abnehme, wenn er dieſe Sachen aus dem Gedächtniß ſchaffte; da auf dem Papier ſtand es ſicher und feſt, und wenn es eintönig aus der Kirche läutete, hing er den Kalender mit beſonderem Behagen an den Nagel.

Junge Männer, die zu einer ſelbſtändigen Wirthſchaftlichkeit gelangen, beginnen leicht eine übermäßig genaue Buchführung, laſſen aber eben ſo leicht bald ganz davon ab, im ſtillen Vertrauen, daß ſie nichts Unnöthiges verausgaben. Wir werden aber im Verfolge unſerer Erzählung ſehen, daß Broſi ſeinem Vorſatze durch länger als ein halbes Jahrhundert getreu blieb und eben dieſe wohlgeordnete Sammlung von Kalendern, unter denen die leider nur wenigen Jahrgänge des unübertrefflichen Rheinländiſchen Hausfreundes ſehr verleſen ſind, diente uns vielfach als Stützpunkt zu den Ereigniſſen im Leben Broſi's und erweckten ihn zu ausführlichen Berichten; denn wenn er nur in dieſe Blätter hineinſah, ſtand wieder Alles ſo lebendig vor ihm, als wäre es erſt heute geſchehen.

Oft war auch Broſi raſcher fertig mit ſeinen Aufzeichnungen und fand dann noch Zeit, bei einem Nachbar einzuſprechen. Das hatte aber Moni nie gern, ſie ſprach es nur Einmal aus und als das nicht gut wirkte, ſo arbeitete ſie fortan im Geheimen mit allerlei Künſten daran, daß ihr Mann ſich nicht daran gewöhne, ſeine Unterhaltung außer dem Hauſe zu ſuchen und kaum den Löffel aus dem Mund fortrenne, ſondern daß er am liebſten daheim bleibe.

Damals war noch allgemein Sitte auf dem Walde, daß allſonntäglich nach dem Nachteſſen die Eheleute, wenn ſie gut mit einander lebten, gemeinſam in's Wirthshaus gingen. Es war nicht wie heute, wo der Mann ſich allein einen friſchen Trunk vom Faſſe holt und die Frau mit verſäuertem Gemüthe daheim läßt. In der Regel gingen die Frauen aber, beſonders ſolche die Kinder und ein großes Hausweſen hatten, wenn ſie vom Glaſe genippt hatten, bald wieder fort und dieſer Wirthshausgang war mehr eine Muſterung über das Eheleben.

So ging auch Broſi das Dorf hinein und ſeine Frau hinter ihm, ſie that das nicht anders, ſie ging nie voraus.

Im Wirthshaus war ſtrenge Rangordnung und Niemand dachte ſie zu durchbrechen. Die Großbauern hatten ihren beſondern Tiſch und bekamen Flaſchen und Gläſer dazu, die Halbbauern ſaßen wieder geſondert und hatten glatte Schoppengläſer, die Häusler, zu denen Broſi gehörte, ſaßen ebenfalls für ſich und hatten gerippte Gläſer. Dem Eintretenden brachte es indeß Dieſer und Jener zu und er mußte aus jedem Glaſe trinken mit einem „Geſundheit“ beim Anſetzen, und „Groß Dank“ beim Abſetzen. Wenn Broſi eintrat, war Keiner in der Stube, der es ihm nicht zubrachte, denn er war von Allen wohl gelitten und daran hatte beſonders Moni ihre Freude; ſie ſtrahlte vor Glückſeligkeit, ſie, die Vereinſamte, Verſtoßene, die nun durch ihren Mann in die Gemeinſchaft der Menſchen aufgenommen war. Solche, die früher kaum nach ihr umgeſchaut und kein gutes Wort für ſie hatten, thaten jetzt als ob ſie von je her die beſten Freunde zu ihr geweſen wären und die Großbauern ſprachen mit ihr und ſagten, man ſehe es erſt jetzt, daß ſie eigentlich ein „ſauber Mädle“

geweſen ſei. Das Alles verdankte ſie ihrem Broſi, der ſie nicht mit den anderen Frauen fortgehen ließ, ſondern bei ſich behielt, bis ſie ſich unverſehens zu der Wirthin in die Schenke machte, denn ſie war oft bald die einzige Frau unter den vielen Männern.

Haldenbrunn gehörte zu Vorderöſterreich und der Krieg mit den Franzoſen, in dem viele Söhne aus dem Dorfe ſich befanden, bildete natürlich das erſte Geſpräch; der Sieg Erzherzog Karls bei Stockach, der Rückzug der Franzoſen über den Rhein, Bonaparte's Rückkehr nach Frankreich, die Gefangennehmung des Papſtes, nachträgliche Berichte über den Geſandtenmord in Raſtatt, das Alles lief wirr durcheinander mit Vermuthungen über die Zukunft. Bald aber verließ man die hohe Politik, bei der nur die Großbauern das Wort führten, und kam auf Näherliegendes.

Es iſt allezeit wohlgethan, daß geſunde Menſchen die Kraft in ſich erwecken, mitten unter Drangſal und Bangen einen Scherz zu erhaſchen, daß Einem das Waſſer in die Augen tritt. Das dachten die Haldenbrunner nicht, aber ſie thaten es, und das iſt am Ende gleichviel. Der Sohn des Nachtwächters, auch ein jung verheiratheter Mann, des Uribaſche's Kalter genannt, weil er die Eigenſchaft hatte, daß er nichts Warmes genießen konnte, war das Stichblatt des eben nicht wähleriſchen Scherzes; beſonders am Tiſche der Großbauern gab es darob oft ein Lachen, daß der Tiſch wackelte und Gläſer und Flaſchen an einander klirrten. Broſi war dabei der erfindungsreichſte Urheber neuer Scherze und Neckereien, und unverſehens war er ſelber der Gegenſtand des Hänſelns geworden; er merkte das wohl, aber es erheiterte ihn Andere zu erheitern und er gab ſich ſelber zum Beſten ſo viel man wollte.

An dem Abend, an dem dies zum Erſtenmale geſchah, ging Moni ſtill hinter ihrem Manne drein nach Hauſe und ſo behutſam ſie auch im ſtillen Kämmerlein ſagte, daß er ſich nicht zum Narren hergeben dürfe, ſonſt könne er künftig allein gehen und ſie wolle dieſe Ehre nicht mehr mit genießen. — Hierüber ſchmollte Broſi zum Erſtenmal mit ſeiner Frau, er ſagte, daß er nicht in's Ehejoch gegangen ſei, um alle Luſtbarkeit in ſich ertödten und beſchimpfen zu laſſen und er gab ſeiner Frau keine Antwort, als ſie ihm gute Nacht ſagte.

In dieſer Woche ward Broſi die Arbeit doppelt ſchwer, er pfiff keine Ländler beim Ausſchnaufen im Thale. Moni war ſtets gleich freundlich, er wartete indeß ſtets, daß ſie ihn um Verzeihung bitte; ſie aber that es nicht, und Broſi ging immer zu Bette, ohne zuvor ſeinen erſten Schlaf auf der Tiſchbank zu halten.

Am Sonntag Morgen, als ihm Moni den Rock anziehen half, ihm Hut und Geſangbuch darreichte, ſagte Broſi endlich:

„Moni, kannſt du mich ſo in die Kirch' gehen laſſen? Haſt dich noch nicht beſonnen? Bittſt mich nicht um Verzeihung, daß du mich einen Narren geheißen haſt?“

„Das hab' ich dich nicht geheißen, ich ſag' blos, du läß'ſt dich dazu machen.“

„Das iſt gehupft wie geſprungen, das iſt eben ſo viel.“

„Nein, das iſt nicht eben ſo viel, aber geh' nur jetzt.“

„Nein, ich geh' nicht, und wenn alle Leute fragen, warum ich nicht in die Kirch' kommen bin, ich geh nicht,“ rief Broſi und verſuchte den Rock wieder auszuziehen.

„Denk' nach, ich hab' dir nichts Böſes than, geh' jetzt,“ bat Moni.

„Denk' du nach,“ ſchalt Broſi, „es iſt an dir.“

„Wenn du meinſt, ich hätt' dich beleidigt, bitt' ich dich um Verzeihung,“ beſchwichtigte Moni.

„Ich mein's nicht, es iſt ſo, da ſoll man die ganze Welt fragen, ob's nicht ſo iſt.“

„Und ich bin auf dem Glauben, daß ich nichts Böſes than hab',“ beharrte Moni.

„Da ſoll doch ein Millionendonnerwetter,“ ſchrie Broſi, und zerrte den Rock vom Leib.

„So iſt's recht. Kommt's jetzt ſchon? Ich hab's gewußt, daß es mit dem Gepätſchel und Getätſchel bald aus ſein wird,“ kicherte eine Stimme aus dem Hintergrunde und wie verſteinert ſtand Broſi und hielt den Rock in der Hand. Das Apothekerröſle lachte noch frohlockend. Moni zog ihren Mann aus der Stube und draußen ſagte ſie:

„Broſi, du biſt ja der bravſte Mann von der Welt und deine Ehr' iſt's ja nur, worauf ich bedacht bin; wenn ich's ungeſchickt gemacht hab', denk' ich bin nicht geſcheiter; ich kann nicht lügen, das willſt du gewiß auch nicht. Jetzt geh' in die Kirch' und bitt' Gott, daß er mich geſcheiter macht und dich — und dich laßt, wie du biſt.“

Sie half ihm nochmals den Rock anziehen und mit großen Schritten eilte er nach der Kirche, ging aber, um kein Aufſehen zu erregen zu dem Lehrer auf die Orgel. Heute ſang er nicht vor, er betete überhaupt Nichts von dem was im Buche ſtand, er betete immerdar inbrünſtig zu Gott, daß dies der erſte und letzte dumme Streit mit ſeiner Frau geweſen ſein möge. Auf dem Heimwege hielt er ſich bei Niemand auf, ſondern eilte zu ſeiner Frau in die Küche und „du haſt Recht, du haſt Recht,“ ſagte er ſtets, wenn Moni ihm erklärte, daß ſie ja ſeine Luſtigkeit nicht unterdrücken wolle; im Gegentheil, ein Mann, der das ganze Jahr eine Ehrenhaltung bewahre, der dürfe ſchon einmal das Garn auf dem Boden laufen laſſen, und ſeine jungen Jahre genießen: wenn man aber allzeit den Luſtigmacher ſpiele, ſei man bald der Garnichts, ſie ſelber ſei auch noch gern luſtig und hoffe, daß ihr noch lange die Muſikanten die liebſten Handwerksleute ſeien.

„Ich brauch' Gott nicht bitten, daß er dich geſcheit macht,“ ſagte Broſi ſchmunzelnd. Der Friede war geſchloſſen und wie das immer geht: ein Friedensſchluß zwiſchen Liebenden erweicht die Gemüther gar ſehr, Eines will dem Andern ſein Gutſein darthun und in beſonders eindringlicher Weiſe, wie ſolches der ungeſtörte Fortgang nicht hervorgebracht hätte. Moni lehnte indeß jede Auswägung des Schuldantheils an der Mißhelligkeit klüglich ab, obgleich Broſi auch hier den größern Theil auf ſich nehmen wollte; ſie ſagte immer: „Das Waſſer iſt den Bach 'nab und vorbei.“

Beim Eſſen, wo es wieder munter herging, mußte Moni ihrem Manne viel zureden, aber beim beſten

Willen brachte er es heute nicht zu ſeiner geſetzten Zahl Leberſpatzen; der Zank am Morgen hatte ihm doch die Eßluſt etwas verdorben. Moni verſprach den Ueberreſt auf den nachkommenden Hunger aufzubewahren.

Als ſie am Mittag nach der Kirche ging, erſchloß es ihr plötzlich wie eine Offenbarung: ſie konnte bei ihrem Manne Alles zuwege bringen, wenn ſie bei einer Zurechtweiſung ein Lob vorſpannte. Voll Dank und Freude ſaß ſie in der Kirche und ſang laut mit.

Broſi war unterdeß daheim mit der Aufzeichnung ſeiner Wochenarbeit bald fertig, aber noch lang ſaß er über das Blatt gebeugt und hielt die Feder feſt, er wollte ſich's zur Warnung aufzeichnen, daß er eine Woche Fröhlichkeit verloren und heute den erſten unnöthigen Zank mit ſeiner Frau gehabt habe: aber wozu das aufſchreiben? und noch dazu da wo es Jedermann leſen kann? Er konnte es aber nicht unterlaſſen zur Erinnerung drei eingeringelte Kreuze zu machen, und wie geſagt, ſo oft er ſolch ein Blatt wieder ſah, ſtand Alles wieder deutlich vor ihm und bei den drei eingeringelten Kreuzen erzählte er dieſe Geſchichte auf's Genaueſte.

Am Abend als zur Suppe die rückſtändigen Leberſpatzen eingeheimst waren, ging Broſi wiederum mit ſeiner Frau nach dem Auerhahn. Er hatte ihr vorausgeſagt, daß er nicht mit Einemmal abſetze, und hielt es auch ſo, er ließ ſich nur maßhaltend zu Scherzen herbei.

Es giebt Menſchen, die, wenn ſie in Geſellſchaft mit Andern ſind, theils aus Langeweile theils aus Gefälligkeit gerne Lachen erregen, und dabei leicht ihre natürliche Laune überſchrauben und ſich ſelbſt zum Beſten geben; ſie ſpinnen ſich in ein Netz von Späßen, aus dem ſie gar nicht mehr heraus können, auch wenn ſie ſehen, daß die Gutmüthigkeit mißbraucht wird und man dieſe Opferung noch dazu für Eitelkeit hält.

Und noch Eins: in vielen Kreiſen der geſelligen Luſt hat man weit eher und länger ſeine Freude an lächerlichen und ſogar an ſpottſüchtigen, als an eigentlich luſtigen Menſchen. Wer über das menſchliche Leben nachdenken mag, der wird ſich das leicht erklären, und es hat mehr als Einen Grund.

Man findet Beiſpiele hiefür an albumbedeckten Tiſchen, wie in tabaksdampferfüllten Dorfſchenken.

Heute, da ſich Broſi ruhiger verhielt, merkte er, in welcher Gefahr er geſtanden hatte; denn Einmal in die Rolle des Luſtigmachers gekommen, iſt es unſäglich ſchwer, ſich ihrer wieder zu erledigen.

Jetzt war es noch Zeit, die Vorausſetzung zu zerſtören, daß er ſich zu dem gnädigen Spaß der Großbauern hergebe.

Als er mit ſeiner Frau heimging, lobte er wiederholt ihre Klugheit und es lag ein tiefer Schmerz um die verlorene Harmloſigkeit darin, als er hinzuſetzte: „So geht es Einem, wenn man in fremdem Ort iſt, wo man Einen nicht von Jugend auf kennt; da ſind die Menſchen wie Räuber auf Einen hinein. So gegetreue Menſchen, wie in Endringen, die giebt's nicht mehr in der ganzen Welt.“

Das war das Erſtemal, daß ſich ein ſeltſames Heimweh in Broſi feſtſetzte und dieß behielt er, wie wir ſehen werden, ſein Leben lang.

Achtes Kapitel.

Was iſt aber alle Menſchengeltung und alles Sinnen und Grübeln, wenn's wieder an die Arbeit geht? Dahin wie der Schatten einer fliegenden Wolke. Das iſt der Segen aller Arbeit, zumal der lieblichen Handtirung, daß ſie den Menſchen wieder auf ſich ſtellt: vergeſſen und nicht da geweſen iſt alle kleinliche Verſtimmung, die in der Müßigkeit der Menſch über ſich kommen läßt, oder die Andere ihm einflößen.

Wenn Broſi in ſeine Werktagskleider ſchlüpfte und ſeinen Schlitten auf die Schultern nahm, wußte und wollte er nichts mehr davon, ob man ihn für einen närriſchen Spaßmacher hielt oder nicht; er hatte eine brave Frau, verdiente ſein Brod und noch eine Erſparniß dazu, und nun mögen Andere auch treiben und denken was ſie wollen; er pfiff ſeine Ländler ſo luſtig wie je und blieb dabei, daß er ſich ſeinen Frohmuth von Niemand nehmen laſſe.

Es hatte nach einem Thauwetter tüchtig gefroren und mit den Steigeiſen ſich ſcharf einhakend, marſchirte der Trupp nach der Spitze des Kappelberges. Broſi mußte wiederum zuerſt auf die Bahn. Er hatte ein halb Klafter auf den Schlitten und die Sperren geladen, aber kaum iſt er damit am Bergeshang, da treibt es ihn ſo gewaltig, daß es ihn vom Boden hebt, und er zappelnd ſich mit beiden Händen noch an der Gabel feſthält und durch einen glücklichen Schwung treibt er den Schlitten ſeitwärts und gewinnt wieder den Boden unter den Füßen, er ſteift ſich mächtig zurück, ſich faſt ganz zurücklegend und ſchaut hin und her, um nirgends anzurennen, oder eine Stelle zu erkundigen, wo er einen Widerhalt finde, um feſtzuſtehen. Die Kameraden oben ſchreien und pfeifen, aber er verſteht nicht, was ſie ſchreien, und was ſie mit dem Pfeifen meinen; er ſucht aus dem Gurte zu ſchlüpfen, den er über die Bruſt geſpannt hat, und der ihn an den Schlitten heftet, er will dann eine raſche Wendung verſuchen um ſich hinter den Schlitten zu bringen und ihn allein den Berg hinabſtürzen zu laſſen; aber er kann hüben und drüben keine Hand loslaſſen; der Gurt reicht ihm vom Bücken ſchon bis an's Kinn, doch er kann mit dem Kopf nicht durchſchlüpfen, und jetzt ſtößt es ihn plötzlich wieder vorwärts, als ob der ganze Berg hinter ihm dreinſchiebe. Er ſieht und hört nichts mehr, und fortgeſchleudert und mit dem Schlitten über einen Hang hinab durch die Luft fliegend, befiehlt er Gott ſeine Seele; da kracht und poltert es, er liegt zur Seite geſchleudert, er lebt, er hebt den Kopf empor, und dort überſtürzt ſich der Schlitten zwei- dreimal und liegt endlich an einen mächtigen Felſen angerannt. Broſi erhebt ſich auf die Kniee, die zitternden Hände in einander faltend betet er ein Vaterunſer, und inbrünſtiger wurden dieſe Worte gewiß nie geſprochen, als hier in der erſtarrenden Bergſchlucht.

Wäre Broſi nicht auf faſt wunderbare Weiſe aus dem Gurte geſchlüpft, er läge jetzt dort am Felſen zerſchmettert. Das Herz im Leibe zitterte ihm, als er jetzt aufſtehend an Moni und das traurige Geſchick des vor der Geburt Verwaisten gedachte; er begann nochmals ein Vaterunſer, als er es jenſeits des Felſens krachen und ſplittern hörte, und dann war Alles ſtill. Er konnte nicht weiter und ſetzte ſich wie zerſchlagen auf den umgeſtürzten Schlitten; da vernahm er wieder Schreien und Pfeifen, ſie ſuchten ihn gewiß, und mit angeſtrengter Kraft rief er laut zwiſchen die beiderſeits vorgehaltenen Hände: Halloh! Von allen Seiten antwortete es ihm, und der Jörgtoni, bei dem Broſi früher als Schlafgänger geweſen war, ſtand zuerſt vor ihm.

„Haſt den Uribaſche nicht geſehen? Er iſt hinter dir drein,“ fragte der Jörgtoni, ohne die glückliche Rettung Broſi's mit Einem Worte zu erwähnen.

„Ich weiß von Niemand was, ich dank' Gott tauſendmal, daß ich noch von mir weiß,“ antwortete Broſi, und bald ſtanden die Anderen mit leeren Schlitten bei ihm; des Uribaſche's Kalter jammerte kläglich nach ſeinem Vater.

Man umging den Felſen, Broſi ſchlich mühſam hinter drein und der Jörgtoni, der wieder der Erſte war, rief laut:

„Daß Gott erbarm, da liegt er todt.“

Alle ſtanden feſtgebannt, lautlos, nur des Uribaſche's Kalter wimmerte und jammerte und die Zähne klapperten ihm.

„Das iſt rack aus geweſen,“ ſagte der Jörgtoni, der den Zerſchmetterten unterſuchte. Man lud ihn auf zwei zuſammengebundene leere Schlitten, deckte ihm mit dem Kittel, den man ihm auszog, das Geſicht zu, drei Mann ſpannten ſich vor, und auf mühſamen Umwegen auf dem eingefrorenen Bache führte man die Leiche nach dem Dorfe. Der Sohn des Uribaſche ging hinterdrein, in der einen Hand trug er die Mütze des entſeelten Vaters und wiſchte ſich damit die Thränen ab, die alsbald gefroren, in der andern Hand trug er ein Stück Brod, das dem Vater aus der Taſche gefallen war; er ſah wehmüthig darauf, man wußte nicht ob aus Kummer, oder weil er nicht wußte, ob er dreinbeißen ſolle.

Broſi folgte ſtill und matt, es fror ihn mächtig, als aber die Ziehenden abwechſelten, ſpannte er ſich ſelbſt auch vor, und die Anſtrengung brachte ihn zu neuer Kraft.

Im ganzen Dorfe war Jammer und Wehklage über den ſo jähen Tod des Uribaſche, ein Jedes wollte ſein beſter Freund geweſen ſein und hatte ſchöne Thaten von ihm zu erzählen, beſonders die Frauen, die ſich auch hier am zahlreichſten einfanden, ſtimmten darin überein, daß man ſolch' einen braven Nachtwächter nie mehr bekomme. Dieſe hatte er immer pünktlich geweckt, wenn ſie große Wäſche hatte, jener hatte er eine verlaufene Gans heimgebracht und einer Andern ein vergeſſenes Stück Tuch von der Bleiche geholt. Auch der Kalte, der ſonſt meiſt nur Spottreden erfuhr, lernte zum Erſtenmal die guten Worte der Menſchen kennen; er ſtand aber noch immer wie vergeſſen da, rührte nicht Hand noch Mund und hielt die Mütze in der einen und das Stück Brod in der andern Hand. Von der wunderbaren Rettung Broſi's ſprach Niemand eine Silbe. Als er heimwärts ging und ihm Moni entgegeneilte, ihn auf offener Straße umarmte und weinend rief: „Gott Lob und Dank, daß du geſund biſt,“ da ſagte er: „Ja, ich dank Gott, daß ich dich hab'; ich hab' doch Einen Menſchen, der ſich freut, daß ich noch da bin, die Anderen, die thun, wie wenn ich gar kein Menſch wär', weil ich von Endringen bin. Das Neſt iſt's aber nicht werth, daß einer von Endringen hier Burger iſt.“

Moni hatte viel zu thun, ihm dieſen Aerger auszureden, ſie verſchluckte den Kummer, daß er immer Endringen wie ein Paradies lobte und ihren Geburtsort ſo herabſetzte; nach echter Frauenart ſagte ſie:

„Dank Gott, daß er uns nicht härter geſtraft hat, weil wir in Unfriede gelebt haben; er hat uns gezeigt, was wir verdienen. Gott Lob und Dank, daß die Warnung ſo an uns vorbeigegangen iſt.“

Dem Uribaſche galt das erſte Läuten der Todtenglocke von Haldenbrunn, und ſeitdem heißt dieſe Glocke der Uribaſche. Dieſes Andenken iſt länger geblieben als das andere das ihm errichtet ward; das hölzerne Kreuz draußen am Felſen des Kappelberges, wo er den Tod fand, iſt längſt verſunken und verſchwunden.

Am nächſten Sonntag ſchrieb indeß Broſi in ſeinen Kalender: „Der Herr über Leben und Tod hat mich vor einem frühzeitigen Ende bewahrt; ihm ſei allezeit Preis und Dank. Ulrich Sebaſtian genannt Uribaſche †.“

Des Uribaſches Kalter übernahm die Bedienſtung ſeines Vaters als ein Erbamt; man überließ es ihm ohne Widerrede ſo lang das Mitgefühl um den Tod des Vaters noch friſch war; gegen Neujahr aber mehrten ſich die Klagen, daß man dem halben Simpel die Bewachung des Dorfes überlaſſe, zumal in ſo gefahrvollen Zeiten, und der Bewerber fanden ſich Viele.

Broſi ging ſeiner Arbeit nach; aber auf Allen, die ſie vollzogen, lag eine Bangigkeit: der Tod des Uribaſche machte ſie beklommen und vor der Abfahrt wurde jetzt oft ſtill gebetet.

Moni erzählte ihrem Manne, daß der Kalte nicht mehr lange Nachtwächter bleibe und Broſi ſagte ſcherzend, das wäre ihm für den Winter ein fröhliches Amt und er würde die Holzfuhren dann aufgeben.

Am andern Tage ſah man Moni ungewöhnlich viel im Dorfe umherlaufen, ſie ging bei den Großbauern umher, die im Auerhahn ſo freundlich mit ihr geſprochen hatten.

Als es am Neujahrstage zur Wahl kam, erhielt Broſi die gewichtigſten Stimmen; er that aber noch ein Uebriges, theilte das Amt mit dem Kalten, der auch in den kurzen Sommernächten den Dienſt allein verſehen konnte und im Winter nur die Stunden vor Mitternacht anzurufen hatte: die nach Mitternacht behielt ſich Broſi.

Neuntes Kapitel.

Der Uribaſche hatte den Tod erleiden müſſen, der auch Broſi bedrohte, jetzt erbte dieſer noch gar das Amt des Verſtorbenen und juſt mit dem Jahrhunderte trat Broſi ſein Amt an. Haldenbrunn hatte die ſchönſten Glocken in der Umgegend und den geweckteſten, hellgeſtimmteſten Nachtwächter dazu. Mit einer Andacht und einer Fröhlichkeit, die Jedem der es hörte, das Herz erfreuen mußte, ſang Broſi die Stunden an. Es war ihm eine Luſt, in den als Gemeindeeigenthum ererbten Schafpelz und in die Ohrenkappe verſteckt mit der Hellebarde in der Hand oft zum wandelnden Schneemann geworden, durch das Dorf zu ſchreiten und mit heller Stimme mahnend und tröſtend die Stunden zu verkünden; da ging er hin in ſtiller Nacht und Niemand hörte ihn als ſein eigen Ohr und der Gott über ihm und er ſang ſo ſchön und aus voller Seele, er ſchenkte ſich keinen Verſchlagton ſo oft er auch die Weiſung wiederholte, die Töne kehrten wieder in ſeine Seele zurück wie eine Botſchaft vom Himmel und ſein Geiſt wurde größer und allezeit fröhlicher in der einſamen Nacht. Es ſchlafen die Menſchen, Leid und Freud iſt dahin, draußen ſtehen die Sterne und ſchauen glitzernd hernieder und warten bis der Tag erwacht.

Zwölf, das iſt das Ziel der Zeit,
Menſch, bedenk' die Ewigkeit,

ſang Broſi und ſchritt dahin, ſo wünſchelos, ſo in ſich geſättigt, als wäre er allein auf der Welt und wiederum ſchon in der Ewigkeit.

Und in einſam ſtiller Nacht legte Broſi einen großen Theil ſeiner Eitelkeit ab, er ſang ſeinen Spruch ſo voll, ſo ganz, mochte ihn ein Menſch hören oder nicht. Fröhlich und fromm, in jedem Tone glückſelige Zuverſicht klang es, wenn er den Tag anrief:

Hört ihr Herrn und laßt euch ſagen
Unſre Glock hat vier geſchlagen.
Vierfach iſt das Ackerfeld,
Menſch, wie iſt dein Herz beſtellt?

Alle Sternlein müſſen ſchwinden,
Und der Tag wird ſich einfinden;
Danket Gott, der uns die Nacht
Hat ſo väterlich bewacht.

Einſt in ſtiller Winternacht hatte ein menſchenfreundlicher Herr ſeine Herberge im Dorfe genommen, es war ein Mann von wohlwollendem und fröhlichem Herzen, das die Gedanken der Menſchen in ſich trug, die nur dürftige Kunde geben können von dem was ſie bewegt. Der Mann erwachte in dunkler Nacht, er hörte den Wächter draußen rufen, ein Heimweh bemächtigte ſich ſeiner nach dem ſchlichten Reden und Denken der Volksgenoſſen unter denen er einſt gelebt, und er hieß die Sprache feſtſtehen, die bisher nur die Luft getragen und faßte das klanglos verborgene Leben in melodiſch gebundene Worte.

Der Mann, der nachmals Broſi ſo viel heitere und erquickende Geſchichten erzählte, der Allemanniſche Dichter, wurde von ihm in ſtiller Nacht zum Innewerden ſeines Heilthums erweckt.

Der Wächter und der Dichter haben nie von einander den Namen erfahren und doch wurden Beide einander zum Heile.

Broſi erfuhr nur von minder bedeutenden Zuhörern das Lob über ſein Taganrufen, und er konnte ſich nicht enthalten auf ſolchen Ruhm hinzu zu ſetzen: „Mein Mann iſcht koanr,“ aber er ſagte dieſen Spruch doch nicht mehr ſo ungemeſſen ſelbſtzufrieden wie ſonſt.

Ein Nachtwächter hat aber nicht immer gottſelige und fromme Gedanken, ſein Gemüth iſt weit weniger allzeit empfänglich als ſeine Kehle, und wo nächtige Geſellen beiſammen ſitzen und ſich am kühlen Wein laben, da kann man ſich darauf verlaſſen, daß der Nachtwächter unter ſie tritt, nicht als nachgeborner Cherub der Polizei, der die Seligen aus dem Paradieſe vertreibt mit roſtiger Hellebarde; nein, er ſetzt ſich ruhig an den Seitentiſch beim wärmenden Ofen und täuſcht ſich nicht in der Hoffnung, daß die Seligen gern ſpenden, und auf die Frage, welche Zeit es ſei, hat er die troſtreiche Antwort: „Noch früh am Tag. Erſt Ein Uhr.“ Wie manchen guten Trunk hätte Broſi verſchlafen, wenn er nicht Nachtwächter geworden wäre, und er hatte oft die Genugthuung, daß ihn luſtige Zechbrüder zu ſich riefen, wenn er die Stunde anſang.

Ein Amt, und ſei es auch das geringſte, giebt doch alsbald auch eine Würde. Broſi ließ ſich durch kein Zureden und Verſprechen dazu herbei, ſelber mit zu jubeln und tolle Streiche zu machen; er ſtörte die Luſtbarkeit der Anderen nicht, aber er ſelber blieb in Amt und Würde.

Oft hatte er noch die beſondere Sendung, den Kappelbauer heim zu geleiten. Dieſer zechte und kartelte oft Nächte hindurch mit dem Auerhahnwirth und die leichten Karten ſpielten nach und nach ganze Morgen Hochwald in die Hände des Wirths. Der Kappelbauer war kinderlos, hatte aber dafür eine Frau, die mehr Lärm machen konnte als zehn Kinder in der Abenddämmerung. Wenn nun der Kappelbauer ſeinen richtigen „polniſchen Rauſch“ hatte, wie er es nannte, ſtützte er ſich auf die befreundete Macht Broſi und begann in mehr als liebevoller Hingebung zu klagen, welch eine böſe Frau er habe und wie ſie ihn die wenigen Stunden nicht werde ſchlafen laſſen. Er konnte dabei untereinander fluchen und weinen, bis Broſi einſt ein kluges Mittel fand:

„Weißt was?“ ſagte er, „wenn deine Frau zankt, daß ſchon ſo ſpät ſei, ſagſt, es ſei ja erſt zehne und ich ſteh' vor deinem Haus und ruf' zehne an.“

Der Kappelbauer weckte ſogar ſeine Frau und als Broſi den Zank losgehen hörte, rief er mit verſtellter Stimme, als wenn des Uribaſches Kalter ſänge, zehn Uhr an, und nur noch ein lautes Lachen erſcholl, dann ward es ſtill im Hauſe des Kappelbauers.

Einen ganzen Winter lang ging dieſer Betrug vor ſich und außer den beiden Betheiligten wußte Niemand davon als der Auerhahnwirth. Broſi machte ſich nicht im Geringſten ein Gewiſſen daraus, die ganze Wahrhaftigkeit ſeines Berufes zu mißbrauchen, und doch war es derſelbe Mann, der zu Zeiten von den heiligſten Gedanken getragen dahin ſchritt; der Uebermuth des Scherzes deckte Alles zu und die Trinkgelder des Kappelbauern waren reichlich. Gemahnte ihn doch bisweilen eine innere Stimme, ſo beſchwichtigte er ſie mit dem Einwande, daß der Kappelbauer auch ohne dieſe Beihülfe ſein Leben nicht ließe und nur Zank dadurch verhütet werde, daß der Kappelbauer nicht mehr lange lebe und die Wittwe noch immer reich genug bleibe; im nächſten Winter aber, wenn der Kappelbauer doch noch leben ſollte, gelobte er ſich dieſen Betrug nicht mehr mit zu machen.

Auf Diebe hatte Broſi wenig zu achten, denn es gab damals in Haldenbrunn nichts zu ſtehlen als etwas Holz, und deſſen konnte man bei Tag genug habhaft werden; aber manchem Burſchen, der aus einem Fenſter ſprang und durch die Schatten an den Häuſern dahin huſchte, winkte er mit der Hellebarde und rief ihm auch einige Spottworte nach. Oft klopfte er auch an ein Haus und weckte die Leute, wenn er hörte, daß eine Kuh kalben wollte, ein Pferd ſich losgeriſſen hatte, und das trug immer ein paar Töpfe Milch oder einige Kocheten Kartoffeln ein.

Von den Holzfuhren hatte ſich Broſi nicht losmachen können, denn der Revierförſter, der anfangs Winter gethan hatte, als ob er ihm eine überſchwängliche Gnade angedeihen ließe, hielt ihn jetzt aus Mangel an Holzknechten feſt. Broſi war damit zufrieden, er ging immer bei Tag in den Wald, ſah mit unnennbarer Erquickung, daß ſich ſein Beſitzthum täglich vermehrte und Broſi war der luſtigſte Schlittengaul, wie er ſich oft nannte.

Nun kam noch das glückliche längſterſehnte Ereigniß, daß das „brave Küh'le" endlich kalbte. Der Sprößling war ſo ſtarkknochig, daß nur zu bedauern war, daß man ſeine fernere Entwicklung nicht mit erleben durfte; dafür legte aber auch ſchon nach acht Tagen der Metzger zwei harte gediegene Kronenthaler auf den Tiſch und noch zwölf Kreuzer Trinkgeld für die Moni; dieſe war ſchon ohnedies im gelobten Lande, denn eine neumelkige Kuh im Stall iſt für eine wirthliche Frau eine Wonnezeit und noch dazu begannen die Hühner ſchon wieder zu legen. Fülle und Reichthum war im Haus und baar Geld dazu. Moni ſang wie ein junges Mädchen im Haus umher und Broſi ſang mit.

„Jetzt ſind wir reich. Jetzt haben wir zwei friſchmelkige Küh'," ſagte er eines Tages und Moni erwiderte:

„Ich dank' Gott für die eine."

„Und wir haben doch zwei."

„Ich hoff' auch, wir kommen mit Gottes Hülfe noch dazu."

„Nein, wir haben's jetzt ſchon."

„Mach' mich nicht zum Narren," ſchalt Moni verdroſſen und ſchelmiſch erwiderte Broſi:

„Wir haben doch zwei friſchmelkige Küh'. Du mußt noch lang wachſen, bis du da 'rauf reichſt," ſagte er auf die Stirn deutend, „dein brav Thierle im

Stall iſt die eine und mein Amt iſt die zweite Milchkuh. Jetzt ſag' bin ich ein Narr?"

„Ich wollt', die ganz' Welt wär ſo närriſch wie du."

„Und ich wollt's nicht. Ich will was Apartes haben."

Es giebt eine Fröhlichkeit, eine innere Durchleuchtung, die ſich in gar nichts Beſonderem, ja nicht einmal in Worten ausſpricht; eines der Ehegatten oft fern von dem andern hat die vergnügteſten Stunden mit ihm, ſei es im Alleinreden oder im inneren Gedenken, und wenn ſie ſich begegnen, lachen ſie einander aus, ſie wiſſen nicht warum und wollen es nicht wiſſen. So lebten Broſi und Moni ſeelenvergnügt, während draußen die beginnenden Frühlingsſtürme raſten, und wenn das Apothekerrösle noch immer keifen wollte, verſtand Broſi oft, es lachen zu machen.

Wenn Broſi um zwölf Uhr ſein Amt antrat, ſtand Moni mit ihm auf und ſpann bis der Tag anbrach, ſo ſehr auch das Apothekerrösle ſchalt, daß man ihm auch noch die Nachtruhe raube. Moni hängte einen Rock an das Himmelbett und ſpann hinter demſelben, und wenn Broſi in der Zwiſchenzeit des Anrufens nach Hauſe kam, ſprach ſie leiſe mit ihm oder ließ ihn einſchlafen und weckte ihn mit dem Glockenſchlag. Es waren für ihn jetzt manchmal böſe Zeiten, der Sturm raſte, daß Broſi nur mit höchſter Gewalt ſeine Hausthüre öffnen konnte, die ihm alsbald wieder aus der Hand geſchlagen wurde, ſo daß das Apothekerrösle in der Stube immer laut aufſchrie; draußen auf der Straße heulte und toſte es, als wollte der Wind alle Wälder zuſammenbrechen und die Wohnungen der Menſchen in die Luft davontragen; und damit keine Stimme ertöne als das Brauſen des Sturmes, riß dieſer dem Wächter das Wort von den Lippen, daß er es ſelber kaum hörte; drehte ſich Broſi um und ſang nach der andern Seite, ſo kam der Wind auch hier herangeſaust und benahm ihm faſt den Athem. Sturmentgegen wie durch reißende Wogen mußte ſich Broſi fortarbeiten und nur eines war gut, es fiel kein Ziegel von einem Dache, denn alle Häuſer des Dorfes, ausgenommen die Kirche, das Pfarrhaus und der Auerhahn, waren mit Stroh gedeckt.

Broſi tröſtete ſeine Frau, die über ſolches Unwetter klagte und immer behauptete, ſo ſei es noch nie geweſen; er betheuerte ſtets, er freue ſich dieſes Sturmes, der bringe den Frühling und mit ihm die lohnreiche Bauzeit.

Noch lag tiefer Schnee in den Schluchten, als ſich Broſi auf die Wanderſchaft begab, er wußte noch nicht, wo er Arbeit finden werde. Moni ließ es ſich nicht nehmen, ihm ein gut Stück das Geleite zu geben, ſie nahm aber auch gleich ein Beil und einen Strick mit, um auf dem Heimwege dürres Holz zu ſammeln. Die Wolken ſtanden noch feſt auf dem Berge, über den die beiden Eheleute hinſchritten, ſie ſprachen nichts vom Abſchied, und Moni ſagte:

„Wenn ich ein geſchickt's Wiesle kaufen kann, thu ich's. Ich mach' hundert Ellen Tuch, daraus lös ich ein Ordentliches und etwas Baar haben wir auch noch. Hätt'ſt dir doch noch einen Gulden mitnehmen ſollen.“

„Ich komm' ſchon fort," beruhigte Broſi, „aber was ich dir noch einmal ſag', verſprich mir, daß du dir nichts abgehen läßſt, das Näherlisle ſoll dir warten und neun Tag bleibſt im Wochenbett."

„Das verſprech' ich nicht, aber drei Tag, da haſt mein' Hand drauf." Broſi hielt die Hand feſt und ſtand ſtill indem er ſagte:

„Ich ſchreib' wo ich bin und der Lehrer ſoll mir gleich anzeigen was es iſt, ein Bub oder ein Mädle iſt mir gleich, wenn's nur wuſelt. Wenn ich dem Terkel nur auch gleich in die Augen ſehen könnt' — aber es iſt ſchon ſo recht, der Gipsmüller und ſein' Frau wollen Gevatter ſein und die Namen weißt auch. Ich hab' dir nichts mehr zu ſagen. Jetzt weiter darfſt nicht mit. Ich geh' da links 'nauf. Was ich vergeſſen hab', kannſt dir ſelber ſagen. Was du thuſt iſt mir recht, das weißt. Jetzt b'hüt dich Gott, Moni. B'hüt dich Gott alter Schatz und grüß mir den Terkel und laß ihn nur recht ſchreien, daß er auch gut ſingen lernt. Jetzt heul' nicht, du thuſt dem Kind Schaden. Es iſt nichts zu heulen. Geh', ſing, ich halt dir zu, ſo lang ich dich hör'."

Er ſchüttelte Moni die Hand und ſchritt davon. Moni ſetzte ſich an den Wegrain, nach einer Weile aber rief Broſi aus dem Walde:

„Ich bitt dich, ſing'."

Und Moni begann:

Es wellt ein Steinbauer wandern,
Auf die Wanderſchaft wellt' er gehn.

Was begegnet ihm auf der Reiſe?
Ein Mädchen ſchneeweiß bekleidet:
„Wo 'naus, wo wollt Ihr hin?“
„Ich ſuch' ein Schatz auf Erden,
Oder willſt du mein Schatz werden
So komm und bleib' bei mir.“

Broſi ſtand ſtill und begleitete den Geſang, dann ſchrie er Juchhu, daß es vom Berg und Thal widerhallte und weiter ſchritt er ſingend und Moni ging tiefer in den Wald, ſammelte Holz und trug es heim; ſie ſang aber nicht weiter.

Das Haus war ſo leer, beim Eſſen war's ſo einſam, und hätte Broſi nicht gebeten, es dem Kinde zulieb zu unterlaſſen, ſie hätte viel geweint; ſie bewältigte ſich und trug ihr Garn zum Weber, der aufrichtig betheuerte, kein ſo ſchönes noch auf ſeinem Webſtuhl gehabt zu haben. Moni wünſchte nur, daß auch ihr Mann dies Lob gehört hätte.

Zehntes Kapitel.

Das Erdreich wird aufgegraben und Stein an Stein zur Grundmauer gefügt, langſam ſchreitet der Bau fort, bis ſich der Bau über der Erde erhebt und in Einem Tage thürmt ſich das Gebälke darüber, prangt die Maientanne auf dem Giebel und läßt die hellen Bänder im Winde flattern. Die Menſchen, die des Weges kamen, ſchauten allzeit um nach dem Bau, ſtill ahnend oder hell bewußt, daß wieder ein Fleck Erde der Heimath von Baum und Pflanze entzogen iſt, um der Gemeinſamkeit eines Menſchenlebens Raum zu gönnen. Wenn der Bauſpruch ertönt, ſtehen ſie lauſchend verſammelt, dann aber zieht ein Jedes dahin und hat noch kaum einen Blick dafür, wie ſich der Bau ausfüllt und im Innern vollendet.

Wir haben die Gemeinſamkeit des Lebens von Broſi und Moni ſich erbauen ſehen, wir kennen das Grundweſen deſſelben und wollen nun auch im Auge behalten, wie das Schickſal es wendet und wie ſie ſeine Fügungen aufnehmen.

Moni war ſo glücklich, noch ihr Heu einzuthun und zwar auch das von der neu erworbenen Wieſe im untern Thale, die ſie von der Wittwe des wirklich verſtorbenen Kappelbauern kaufte, und noch ſtand ein

Handkarren voll unabgeladen im Schuppen, als Moni raſch und geſund eines derben Knaben genas, der ſeine Befähigung zum Sänger mit tüchtigem Schreien bekundete.

Die Tage, die Moni wiederum mit der Mutter allein geweſen, waren voll Hader und Verhetzung; die Mutter hatte eine teufliſche Luſt daran, der Tochter immer vorzuſagen, daß der Broſi gewiß nicht wieder käme und wußte viele derartige Beiſpiele zu erzählen. Endlich kam ein zufriedener Brief von Broſi, worin er erzählte, daß er nach mühſeligem Suchen zuletzt im Elſaß Arbeit gefunden. Moni hatte nicht das Glück den Brief leſen zu können, aber ſie trug ihn doch ſtets bei ſich und war nicht mehr allein, und als ſie das Kind in den Armen hielt, war ſie eine glückſelige Mutter und Frau.

Unterlieferanten waren in das Dorf gekommen und hatten zur Ausrüſtung des Heeres alles Leinenzeug aufgekauft. Moni erhielt für ihren Vorrath ein ſchön Stück Geld und in dieſem Sommer baute ſie ſelbſt etwas Hanf, ſie hatte einen Theil der neuerworbenen Wieſe verſuchsweiſe dazu verwendet und den Grasgarten am Hauſe zu einem Kartoffel- und Krautacker verwandelt; dabei lebte ſie ſo ſparſam, daß ſie noch Milch verkaufte. Die ſchwarze Henne, die immer am ſpäteſten zu legen aufhörte und am früheſten wieder anfing, hatte gebrütet und elf Junge glücklich erzogen, deren Verkauf nun auch eine gute Beiſteuer gab. Der kleine Knabe, den die Mutter immer in einem Korbe mit ſich auf's Feld nahm, gedieh zuſehends.

Der Sommer ging raſch vorüber. Broſi hatte Einmal geſchrieben und nicht wieder, man hatte ihm die Geburt ſeines Sohnes angezeigt und dabei blieb es; bei ſparſamen Landleuten iſt das Poſtgeld das überflüſſigſte von allen. Moni hatte ihre Grummet eingethan und damit das ganze Haus vollgeſtopft, daß es ganz von ſüßem Duft erfüllt war; ſie hatte ihren Hanf gejätet, gedörrt und gebrochen, die Kartoffeln eingethan und das Kraut eingeſchnitten, ſo ſegenerfüllt, ſo ſpickvoll war das Haus noch nie geweſen. So oft Moni nach dem Walde ging, um Holz zu raffen, hielt ſie ſich möglichſt in der Nähe des Waldweges, ſie hoffte täglich, daß Broſi daherkommen müſſe. Der Nebel ſtand ſchon wieder tagelang auf den Bergen und endlich ſchneite es ſogar; aber Broſi kam noch nicht und Moni tröſtete ſich, daß drunten im Lande wohl noch heller Herbſt ſei und die Bauarbeit noch fortgehe.

Eines Abends als der kleine Nachtwächter, wie ihn die Großmutter ſtets hieß, mächtig ſchrie, hörte man es vor der Thüre plötzlich quickſen wie von einem jungen Schweine; der kleine Nachtwächter horchte auf dieſen Laut und war einen Augenblick ſtill, da öffnete ſich die Thüre und —

„Wart' ich will dich," rief eine ſtarke Männerſtimme. Der kleine Knabe ſchrie wieder, aber noch lauter als er rief Moni:

„Lieber Gott, lieber Gott! Mein Broſi," ſie faßte ſeine beiden Hände, er drückte ſie raſch und beugte ſich dann zu dem Knaben nieder, der den fremden Mann mit dem bereiſten Geſichte, der ihn küßte, mit großen Augen anſtarrte, dann aber wieder laut ſchrie.

„Der hat einen guten Bruſtkaſten,“ ſagte Broſi und reichte nun auch der Schwiegermutter die Hand, die ihm aber kaum die ihrige reichte und ſich nach der Wand umwendete.

„Haſt der Mutter nichts mitgebracht?“ fragte Moni leiſe.

„Zuerſt bin Ich da, das iſt die Hauptſach'. Mit dem Andern hat's Zeit,“ ſagte Broſi tiefaufathmend ſich auf die Bank ſetzend. „Gottlob, daß ich wieder da bin. Es ſieht wüſt aus in der Welt, die Menſchen ſind auf einander, wie wenn Eins das Andere auffreſſen möcht'! Du biſt aber ſchöner geworden, Moni, ich hab's gar nicht mehr gewußt, daß ich ſo eine nette Frau hab'.

Er ſtrich ihr mit der Hand über die erglühende Wange, dann hob er den Säugling ſehr unbeholfen aus der Wiege und nahm ihn noch ungeſchickter auf den Arm. Moni that ihm das Häubchen ab und zeigte wie viel Haar er ſchon habe, aber das Kind verlangte nach der Mutter und Broſi ging vor die Thüre und ſchleppte einen großen Querſack in die Stube, in dem es wieder quickſte. Er öffnete den Sack und ſagte:

„Ich hab' noch was Lebiges mit in's Haus gebracht.“ Er zeigte ein ſchönes junges Schwein mit vielverſprechenden langen Ohren; da aber der Säugling die Freude der Mutter nicht theilte, ſondern erbärmlich ſchrie, wurde der neue Mitbewohner wieder in ſein vorläufiges Zelt gebracht und aus der andern Seite des Sackes dem jungen Weltbürger ein rothbackiger Apfel gereicht, den er alsbald zum Munde führen wollte, was die Mutter indeß abwehrte; aber der kleine Schelm verſtand es ſchon, den Apfel auf den Boden fallen zu laſſen und lachte herzlich, da die Mutter mit liebkoſendem Schelten ihm den Apfel ſtets wieder aufhob.

„Wie er ſo herzlich lacht," jauchzte Broſi und die Mutter behauptete, er könne noch viele Kunſtſtücke, aber ſie brachte ihn nicht dazu, daß er jetzt eines davon preisgab.

Broſi legte der Großmutter ein Täfelchen Schokolade auf das Bett und bemerkte frohlockend, er habe es in Erinnerung behalten, daß ſie einſt dieſes Getränk gelobt; aber das Apothekerröſle kehrte ſich nicht um und ſagte nur: „Ich mag keinen, trink' du ihn, ich nehm's für genoſſen an." Broſi biß auf die Lippen, aber Moni winkte ihm beſchwichtigend und ſtaunte nun über das ſchöne Obſt, das er auf dem Tiſch ausſchüttete, wobei ſie nicht vergaß, hinzuzuſetzen, daß ſie ihm die ſchönſten Zwetſchgen aus dem Garten aufgehoben habe. Zuletzt gab es noch großen Jubel, als Broſi Wollzeug zu einem Sonntagskittel aus einem verſchnürten Papiere auspackte.

„Es wär' nicht nöthig geweſen, aber es freut mich doch und doppelt, und daß du ſo an mich denkſt freut mich," äußerte Moni.

Da die Mutter ſich noch immer theilnahmlos abwendete, zeigte ſie die „Mitbring" dem Kinde und ſagte:

„Guck, das hat dein Vater mitgebracht, dein Vater iſt ein braver Mann, werde nur auch ſo. Streichel' ihm zum Dank," ſie nahm das Händchen des Kleinen und ſtrich damit Broſi über die Wangen. Sie mußte ihn das Kind gehörig auf den Arm geben und er tanzte und ſang damit in der Stube umher, während Moni ſchnell das Eſſen bereitete und aus der Küche mitſang.

Moni hatte viel zu erzählen, und wie natürlich Alles kunterbunt durcheinander, ſchließlich aber kamen ſie doch immer wieder beide darauf zurück, daß ſie glückliche Menſchen ſeien, nicht durch die Liebe, davon ſprachen ſie nicht, ſondern durch die Vermehrung ihres Beſitzthums; ſie hatten es in dieſem Jahre weit gebracht, hatten eine faſt ganz bezahlte Wieſe, und Broſi breitete all' ſein erworbenes Geld ein Stück neben dem andern auf dem Tiſch aus; er gab dem kleinen Knaben einen nagelneuen Fünflivresthaler als ſein Eigenthum, daß er damit zu hauſen anfange.

War Broſi in Gedanken auch immer daheim geweſen, und ſagte er oft, ein verheiratheter Mann ſollte eigentlich nicht mehr in die Fremde gehen, denn er habe ſich faſt vor ſich ſelbſt geſchämt, welch' ein Heimweh er anfangs hatte, ſo war ihm doch wiederum jetzt ſein eigenes Leben neu; er empfand das Glück deſſelben, aber auch das Ungemach, das ihm beſchieden war und faſt unerträglich erſchien. Das Apothekerröſle ließ nicht ab von ſeiner unbegreiflichen Verbostheit, und jedes gute Wort, das man ihm gab, war ebenſo an ihm verſchwendet, wie es am Hochzeitstage den Wein ausgeſchüttet hatte. Broſi war indeß Manns genug, um dieſen Kummer in ſich zu verwinden und das ſchlafende Kind betrachtend, ſagte er zu ſich: „Du mußt dir's verdienen, daß deine Kinder auch einmal Geduld mit dir haben, wenn du bettlägerig und krittlich biſt."

Obgleich er von der Reiſe, er war heute zwölf Stunden gelaufen, müde war, wollte er doch noch heute ſein Nachtwächteramt, das des Uribaſche's Kalter im Sommer allein verſehen hatte, wieder antreten, aber Meni, der ihr kleiner Sohn mehr als die Stunden anrief, ließ ihren Mann ruhig die Zeit verſchlafen, und als dieſer erwachte, war es ihm nur noch gegeben, des Uribaſche's Kalten darin abzulöſen, daß er für ihn den Tag anrief. Ungeſehen von ſeinen Mitbürgern und ohne daß ſie wußten, daß er da war, ſchritt er durch die Nacht dahin und ließ den Morgenſang erſchallen, ſo hell, ſo von ganzer Seele, daß ihm ſelber immer froher dadurch zu Muthe ward, und Mancher, der in ſtiller Nacht erwachte, dachte vor ſich hin, oder ſprach es laut: „Der Broſi iſt wieder da." Zuletzt ſang er noch vor ſeinem eigenen Hauſe, und es war ihm, als tönte ihm, als tönte jedes Wort wie ein Segen vom Himmel darauf nieder, und Alles iſt geweiht und beſchirmt . . . .

Am Sonntag mußte Broſi im Auerhahn viel erzählen, wie es „draußen in der Welt" ausſieht, und er verſtand es meiſterlich. Der Zug Bonaparte's nach Italien bildete das Hauptgeſpräch, bald aber fand ſich eine näher liegende Verhandlung: die Jahresfeier der Kirchweihe fiel in ſo unruhige Zeit, daß man ſie lieber ausſetzen wollte. Broſi gewann aber mit ſeiner Meinung die Oberhand, daß man gar nicht abſehen könne, wann die Welt wieder ruhig werde, darum müſſe man luſtig ſein, ſo lang es noch tagt.

Zur damaligen Zeit brauchte man noch nicht ein Hin- und Herſchreiben vom Amte, um einen Schweineſtall bauen zu dürfen. Broſi war damit gerade am Abend vor der Kirchweih fertig und konnte am andern Tage ſeinen Gäſten den Neubau und deſſen Bewohner zeigen. Ueberhaupt war es für Broſi ein großes Feſt, zum Erſtenmal in ſeinem Hauſe Gäſte zu bewirthen, und zwar ſo vornehme, wie den Gipsmüller und ſeine Frau, die zur Kirchweih gekommen waren. Moni verſtand es, ihre geringe „Aufwartung,“ den Zwetſchgenkuchen und den Kirſchengeiſt ſo nett auf ein ſchönes weißes Tiſchtuch herzurichten, und hatte dabei Alles ſo zur Hand, als ob ein dienender Geiſt ihr Alles darreiche, ſo daß Broſi das Lob der Gevatterleute mit innerſtem Behagen beſtätigte. Dabei war der kleine Kilian, der ſchon aufrecht auf dem Arm der Mutter ſaß, „angethan wie ein Graf.“ Die Gevatterleute lobten ihren Pathen gar ſehr, und wie die Menſchen in der höchſten Freude der Gegenwart immer auch leicht die Zukunft mit herein ziehen und die ganzen beglückenden Folgen des Gegenwärtigen genießen wollen, ſo ſagte Broſi immer: „Und ich freu' mich, wie das erſt ſchön ſein wird, wenn ich den Kerl erſt mit in die Fremde nehm', in's Geſchäft. Wenn's nur ſchon gleich morgen wär'.“

Broſi war, wie wir wiſſen, ein Mann von ſtarkem Selbſtgefühl, aber er hatte doch ſeine beſondere Freude daran, an einem ſo angeſehenen Manne, wie der reiche Gipsmüller war, eine Anlehnung zu haben, das konnte ihm und ſeinen Kindern zu gute kommen. Er ging zwar auf das Anerbieten des Gipsmüllers nicht ein, ihm bei einem geſchickten Häuſertauſche, (da das jetzige doch gar zu eng ſchien) beizuſtehen, behielt ſich indeß die Beihülfe des Gevatters für den Ankauf einer neuen Kuh bevor und erklärte ſich ſchließlich gern bereit, ſtatt der Holzfuhren dem Gevatter dreſchen und in der Gipsmühle arbeiten zu helfen.

Schön iſt's, im eigenen Hauſe die ganze Fülle ſeines Glücks zu haben, aber ſchöner iſt's, auch draußen hülfreiche und herzgetreue Menſchen zu wiſſen, bei denen man in Leid und Freud eine Heimath findet, und nicht als Einzelner, ſondern Familie zu Familie: die eigene Heimath iſt erweitert und vergrößert, und von Haus zu Haus weht ſichtbar und unſichtbar eine belebende Gemeinſchaft.

Mit ſtrahlenden Angeſichtern geleiteten Broſi und Moni ihre Gevatterleute durch das Dorf nach dem Auerhahn. In allen Häuſern hatte man heute Gäſte, die man freundlich bewirthete, aber gewiß war man nirgends glückſeliger und auch ſtolzer mit ſeinem Beſuche, als Broſi und Moni mit dem ihrigen.

Im Auerhahn waren auch viele Endringer, die Broſi zutranken, er freute ſich ihrer und verſprach auch nach Endringen zur Kirchweih zu kommen. Der Kirchweihtag war der einzige, an dem die gewohnte Tiſchordnung aufgehoben war, Broſi und Moni ſaßen vergnügt bei ihren Gevattern, die Gipsmüllerin durfte nur einen Schleifer tanzen, um ſo höher ſprang aber Broſi mit ſeiner Frau, nicht zur Erfüllung ſeines gethanen Gelübdes, ſondern in friſcher Erregung des Augenblicks; und doch war ſeine Luſtigkeit eine andere als da er noch ledig war, er war nicht minder voll innerſten Jubels und doch war es anders, es ließ ſich nicht beſtimmen, wie und worin.

Als die Gevatterleute abgereist waren und wiederum einen Sack Mehl zurückgelaſſen hatten, ging Broſi nochmals allein in den Auerbahn, er ſang luſtig mit, machte ſich aber doch frühzeitig heim und ſang mit ſeiner Meni die Tanzweiſen, die man vom Auerbahn herunter vernahm; der kleine Kilian ſchlief ruhig dabei.

Elftes Kapitel.

Mit Dreſchen, Gipsmahlen und dem Nachtwächterrufen ging der Winter vorüber, das glückliche Ereigniß des vorigen Jahres ſtellte ſich wiederum ein und Niemand war deſſen froher, als der grunzende Mitbewohner hinter dem Hauſe. Fröhlicher als im vergangenen Jahre trat Broſi wieder ſeine Wanderſchaft an, denn er hatte es nun deutlich erfahren, daß alle Sorge um die Heimath unnöthig war; als er im Spätherbſt wieder heim kam, lief ihm der kleine Kilian ſchon entgegen und der Vater lernte deſſen unbeholfene Sprache bald verſtehen. Moni hatte viel zu erzählen, man hatte Einquartirung gehabt von allerlei Nationen, Bayern, Ruſſen, Heſſen und Franzoſen, die aber bisher immer gute Mannszucht gehalten hatten. Dazu kamen noch viele Neuigkeiten aus dem Dorf und der Umgegend. Die Kirchweih in Haldenbrunn und Endringen wurde regelmäßig mitgefeiert und ſo verging ein zweiter und ein dritter Winter und die Trennungszeit im Sommer. Broſi und Moni ſtanden feſt in Glück und Heiterkeit, aber doch empfanden auch ſie das Bangen, das damals alle Menſchen überfallen hatte; die Erſchütterung, die damals ganz Europa ergriffen hatte, wurde in jedem Hauſe des entlegenſten Dorfes verſpürt. Bonaparte war Kaiſer

Napoleon geworden und wir müſſen es ſagen, Broſi, der viel im Elſaß arbeitete, hatte eine große Verehrung für ihn. Die Gewalt des Kaiſers änderte Vieles, aber die Tiſchordnung im Auerhahn zu Haldenbrunn, die Broſi oft ein Gräuel war, konnte er doch noch nicht umſtürzen.

Broſi hatte ſeine Wieſe vollſtändig bezahlt, und acht Tage bevor ihm ſein erſtes Töchterchen geboren ward, noch eine zweite Kuh baar bezahlt; dazu kam noch ein neues Bett, das aber Moni ganz allein aus der Kunkel herausſpann, ein Schwein wurde alljährlich in's Haus geſchlachtet, und es war Alles heiter, nur das Apothekerrösle blieb ſich gleich. Da kam eines Tages, Broſi war gerade in der abgelegenen Gipsmühle, ruſſiſche Einquartirung, die arg in der engen Wohnung hauste. Das Apothekerrösle ſaß immer aufrecht im Bette und ſchimpfte und ſchalt, je mehr der Ruſſe mit dem Säbel auf den Tiſch ſchlug, und die Kinder heulten dazu. Moni hatte Niemand den ſie nach ihrem Mann ſchicken konnte, ſie wußte ſich kaum zu helfen mit der Beſchwichtigung der Mutter, der Kinder und des Ruſſen. Als ſie dieſem das Eſſen brachte, warf er es zum Fenſter hinaus, durchſtöberte das ganze Haus und entdeckte endlich die wohlverſteckten Hühner. Das Apothekerrösle ſchrie jämmerlich, als es draußen die ſo gut legenden Hühner krähen hörte, und als der Ruſſe mit den Erwürgten in die Stube kam, hatte ſein Schelten kein Ende. Als ihm der Ruſſe mit dem Säbel drohend Schweigen gebot, ſpie es ihm den Geifer in's Geſicht, der Ruſſe faßte es mit beiden Händen am Halſe, noch einmal ſchnappte es auf nach Luft und ſank in die Kiſſen zurück. Der Ruſſe, der jetzt ſah, was er gethan hatte, ſchaute wild umher, raffte Alles zuſammen, vergaß aber die Hühner nicht, und entfloh aus dem Hauſe, als jagte man mit Peitſchen hinter ihm drein.

Moni kniete noch am Bett der Mutter, da trat Broſi ein und erfuhr ſchaudernd Alles, was geſchehen war. Es war keine Rettung mehr. Broſi eilte ſogleich zu dem Befehlshaber, die Lärmtrommel tönte durch das Dorf, vor dem Auerhahn wurde Muſterung gehalten, aber der Mörder fand ſich nicht und die Leute ſagten, es ſei gar kein Ruſſe geweſen, der Teufel habe das Apothekerrösle erwürgt. Noch am ſelben Abend marſchirte die Einquartirung ab.

Broſi und Moni konnten ſich nicht leugnen, daß der Tod des Apothekerrösle gerade kein Unglück war; aber als hätte wirklich ein böſer Geiſt die Hand dabei im Spiele, mußte noch die Art des Todes den Ueberlebenden ſchweren Kummer bereiten.

Von den ſogenannten Todtenfrauen wollte keine die Leiche des Apothekerrösle einkleiden helfen, Broſi und Moni mußten dies allein thun. Da fühlte Broſi um den Leib der Entſeelten einen Gürtel, Moni hieß ihn hinaus gehen und nach einer Weile kam ſie und hielt in zitternder Hand einen Gürtel, in den Geld eingenäht war; ſchnell trennte Broſi die Naht und enthülste nach einander zwanzig Ducaten. Broſi fühlte das Geld ſchwer in der Hand, er legte es auf die Treppe und machte dreimal ein Kreuz darüber, es blinkte hell in der Dunkelheit.

„Sie iſt bei alledem doch eine gute Frau geweſen,“ ſagte Moni, ihr Mann antwortete nicht.

Wäre nicht der Gipsmüller zum Leichenbegängniſſe gekommen, es hätten ſich nur Wenige demſelben angeſchloſſen, man ſah es aber doch allen Menſchen an, wie froh ſie waren, daß das Apothekerrösle nun unter die Erde kam.

Dem Gipsmüller theilte Broſi auch das Geheimniß von dem aufgefundenen Schatze mit und überließ ihm auf Zureden Moni's die Entſcheidung, ob er ſolchen mit den Schwägerinnen in der Schweiz theilen ſolle. Der Gipsmüller entſchied vor der Hand, bis man ſpäter den Schwägerinnen es offen erkläre, für den Alleinbeſitz Broſi's, da die in der Fremde ja nichts für die Mutter gethan hatten, ſondern die Eheleute ſie allein erhalten mußten. Er übernahm hierauf ohne Scheu das Gold und verſprach Broſi Silbergeld dafür, das gar nichts Unheimliches hatte.

Man vermuthete, daß der Gürtel, der zweimal kürzer genäht war, etwa bei einem Falle im Walde dem Apothekerrösle die Lähmung gebracht habe. Gewiſſes ließ ſich natürlich darüber nicht herausbringen, aber ein Theil von dem trotzigen, aufbegehreriſchen Weſen der Verſtorbenen ließ ſich allerdings dadurch erklären, daß ſie ſich im Beſitz eines geheimen Schatzes wußte.

Das Haus war nun in doppelter Beziehung frei, das Apothekerrösle war nicht mehr da, und die Schuld, die wie ein Geſpenſt darauf gehaftet hatte, wurde abgetragen; aber ein anderes Geſpenſt zeigte ſich. Broſi machte mehrere Verſuche zu einem Häuſertauſch, aber Niemand wollte ſein Haus übernehmen, in dem das Apothekerrösle nächtens als Geiſt umgehen ſollte.

Noch lange nach ſeinem Tode plagte es die Inſaſſen durch dieſen Aberglauben.

Broſi und Moni fanden ſich aber doch nur wenig davon beunruhigt. Zwar kam Broſi immer früher aus der Gipsmühle nach Hauſe, um ſeine Frau nicht allein zu laſſen, und wenn er die Stunden anrief, begann er vor ſeinem Hauſe den frommen Sang, um es damit zu beſchirmen und bald fanden die beiden Eheleute, daß ſie für ihre ganze Lebenszeit Raum genug im Hauſe hatten; gehörte ihnen ja jetzt erſt die Stube zu eigen, und die wohnliche Bühnenkammer war faſt überflüſſig.

Friedlich aber ſtill war's dieſen Winter im Hauſe. Der Tod des Apothekerrösle brachte doch auch für die ganze Kriegszeit einen Segen über das Haus: es wurde theils aus Aberglaube, theils aus Rückſicht, ferner mit Einquartirung übergangen.

Zwölftes Kapitel.

Napoleons Continentalſperre gegen England brachte dem Broſi reichlichen Verdienſt, nicht als Fabrikant oder Schmuggler, ſondern einfach als Maurer bei den vielen Fabrikgebäuden, die beſonders im Elſaß errichtet wurden. Wir dürfen aber auch nicht vergeſſen, daß Broſi durch ein Weltereigniß ſehr viel Kummer hatte, denn Broſi wurde plötzlich ein Ausländer. Bei der Theilung Vorderöſtreichs durch den Reichsdeputationshauptſchluß wurde Endringen badiſch und Haldenbrunn württembergiſch. Dieſer Schnitt ging Broſi in's Herz; er wußte nichts von deutſcher Einheit, er war trotz ſeiner Verehrung für Napoleon doch gut kaiſerlich und merkte nichts von dieſem Widerſpruche; das aber fühlte er doch, was es iſt, Länder zu zerſchneiden, und jedesmal, wenn er an dem Grenzpfahl im Walde vorüber kam, machte er ihm ein grimmiges Geſicht. Beſonders mit ſeinem Gevatter, dem Gipsmüller, der nun auch ein Badiſcher geworden war, ſprach er viel über die verkehrte Welt, und als es im Laufe der Jahre hart gegen Napoleon herging, war ſeine erſte Hoffnung, daß Endringen und Haldenbrunn wieder zu Einem Lande gehören würden.

Es iſt aber wunderbar, wie bald die aufgepfropften Begriffe ſelbſtändig ausſchlagen. Es vergingen kaum einige Jahre, als die Endringer und Haldenbrunner als Badiſche und Württembergiſche einander vielfach neckten.

In dieſer Zeit hatte aber Broſi von der Welt doch alljährlich eine beſondere Freude. Obgleich der Rheinländiſche Hausfreund ein badiſcher Kalender war, brachte ihn doch Broſi jeden Herbſt mit nach Hauſe; aber er las keine Silbe darin, bis das Neujahr wirklich da war, und auf manchem Gang in der Nacht ſchmunzelte er vor ſich hin, wenn er an die luſtigen Geſchichten dachte, die er geleſen hatte. Von der ganzen Sammlung ſeiner Kalender waren dieſe die zerleſenſten und in keinem iſt mehr eingetragen. Es geſchahen aber auch zu ihrer Zeit die wichtigſten Ereigniſſe.

Der Kilian hatte noch einen Bruder Namens Franz und außer ſeiner Schweſter Rösle noch eine Namens Mariann erhalten, ein zweites Brüderchen lag neben dem Apothekerrösle auf dem Gottesacker. Es gab keine zweite Mutter in Haldenbrunn, die ihre Kinder mehr in Zucht und zur Schule anhielt als Moni; ja ſie ging ſelber noch in die Schule und zwar bei ihrem Kilian, denn ſie lernte bei dieſem Geſchriebenes leſen und ſelbſt die Feder führen. Spielend und ohne daß die Kinder die Unwiſſenheit der Mutter merkten, lernte ſie die Schreibkunſt; ſie hatte erfahren, wie nachtheilig ihr deren Mangel gegenüber den Kindern war und freute ſich auch kindiſch darauf, an Broſi ſelber einen Brief ſchreiben zu können. Es war ein ſeltſamer Anblick, wenn die Mutter mit den Kindern um den Tiſch ſaß und wettete, wer zuerſt mit ſeiner „Gſchrift“ fertig werde. Jener erſte Brief Broſi's aus ihren erſten Ehejahren diente Moni als Vorſchrift; ſie hat dabei freilich nicht orthographiſch ſchreiben gelernt, aber beſſer als Broſi brauchte ſie es auch nicht zu verſtehen und ihre Fehler waren gerade die, die Broſi auch machte. Dieſer war ganz glückſelig als ihm ſeine Moni ſo unverhofft einen eigenhändigen Brief in die Fremde ſchrieb. Die Kinder durften auch oft Briefe an den Vater ſchreiben, von denen aber natürlich höchſtens einer abgeſchickt wurde. Der wiſſenſchaftliche Betrieb im Hauſe war aber doch weit geringer als der praktiſche in Wald und Feld. Kilian mußte die Kühe in den Wald zur Weide führen, denn die Grasnutzung im Walde war damals noch allgemein, die Anderen mußten Streu einthun, Erdbeeren, Himbeeren, Heidelbeeren und Wachholder ſammeln, und theils ſelbſt nach der Stadt zum Verkauf bringen, theils übernahm dies die Mutter. Ein beſonderes Handelsgebiet war den Kindern aber auch darin eröffnet, daß ſie im Herbſte Lichtſpäne — lange zugeſpitzte dünne Scheiben aus dem Kernholz von Kiefern, die man zur Beleuchtung in der Küche benützt — ſtundenweit in kleinen Körben auf dem Kopf nach dem Getreidelande tragen mußten, um dafür Mehl, Kleie, Schmalz oder auch Aepfel einzutauſchen, und manchmal gab es ſogar baares Geld, das die Kinder getreulich ablieferten. So kam es, daß Moni mit einem Häuflein Kinder nicht mehr brauchte, als da ſie noch allein war, und die Kinder wurden gewitzigt und ſelbſtändig und früh auf ein ſparliches Umtreiben hingewieſen.

Wenn Broſi im Frühling auf die Wanderſchaft zog, begleitete ihn die Mutter mit den Kindern, die beiden Eheleute ſangen nicht mehr, aber Broſi rief noch laut in der Ferne die Namen ſeiner Kinder nach einander, und das war doch noch herzerfriſchender als aller Geſang.

Jedesmal wenn Broſi von der Wanderſchaft nach Hauſe kam, kaufte er in der Stadt ein Weißbrod, und je mehr Kinder im Hauſe waren, je mehr Theile wurden daraus gemacht.

Das Heimweh Broſi's wurde oft wieder ſtärker, in den letzten Herbſtwochen war er immer ein verdroſſener Arbeiter, ohne rechte Eßluſt und ohne rechten Schlaf. Um ſich zu zwingen, ſetzte er ſich daher jedesmal noch eine Woche weiter zum Aufenthalt in der Fremde feſt, aber jedesmal wenn dieſe Woche kam, ſchenkte er ſich dieſelbe und eilte heim zu ſeiner Moni und zu ſeinen Kindern.

Broſi hatte noch eine zweite Wieſe von anderthalb Morgen, die ſogenannte Bömleswieſe gekauft, es war dieß der Boden eines abgetriebenen Waldes im untern Forlenthale, da wo der Bach eine ſo ſtarke Biegung macht, daß er die Wieſe mehr als im Halbkreiſe umzieht. Moni hatte auch eine erkleckliche Beiſteuer dazu gegeben, denn trotzdem ſie vier Kinder hatte, gewann ſie immer noch ſo viel Zeit zum Spinnen, daß ſie neben dem Hausbedarf an Leinen fünfzig Ellen jährlich verkaufen konnte; daneben legte ſie noch manches zurück zur künftigen Ausſteuer für ihre Töchter, und dazu hatte noch jedes Kind einen baaren Fünffrankenthaler, denn Broſi hatte Jedem das Gleiche geſchenkt wie ſeinem Erſtgeborenen, und ganz allein von ihrer Erſparniß hatte Moni nicht nur eine vermehrte Kopfzahl für die im

Kriege verlorenen angeſtammten Hühner erobert, ſie vermehrte auch noch ihre Hausmacht durch fünf ſtattliche Gänſe.

So ſchmerzvoll und niederdrückend es iſt, wenn ein Familienvater ſich trotz aller Mühen von Jahr zu Jahr verarmen und verkommen ſieht, und das noch ein glückliches Jahr nennen muß, in dem er ſich ſo durchſchlug, daß er nichts einbüßte, eben ſo erquickend iſt das Gefühl, ſich wachſen zu ſehen.

Es kommt ſo ſelten vor, daß Jemand von Grund des Herzens und jahrelang ſagt: ich bin ein glücklicher Menſch. Broſi ſagte dieß und er war es auch; dabei pflegte er hinzuzuſetzen: „Ich hab' Gottlob in ſiebzehn Jahren dem Apotheker nicht mehr bezahlt als einen Batzen, und den — für Rattenpulver.“

Das innere Wohlgefühl Broſi's wurde aber auch zum Wohlwollen für andere Menſchen; nie hörte man ihn ein böſes Wort über Jemand reden, und wenn man im Auerhahn oder ſonſtwo über Einen loszog, duldete er das nicht und nahm ſich des Beſchimpften in jeglicher Weiſe an. Es konnte nicht fehlen, daß Broſi bei ſeiner immerwährenden Heiterkeit für einen halben Narren galt; aber die Rechtſchaffenheit und Gutmüthigkeit hat doch ſo viel Bewältigendes, daß er in Ehre und Anſehen ſtand und beſonders das, daß er Niemand Böſes nachredete, machte ihn in vielen Dingen zum Rathgeber und Schiedsrichter und Broſi konnte bei mancher glücklichen Auskunft hinzuſetzen: „Ja der Broſi. Mein Mann iſcht koanr.“

Die Kinder Broſi's wurden mit dieſem Eitelkeitsſpruche ihres Vaters frühzeitig geneckt und wo ſie hinkamen, hieß es oft: „Wie ſagt der Broſi? Mein Mann iſcht koanr.“ Sie klagten das oft der Mutter, aber dieſe wagte es nicht, gegen eine Grundeigenſchaft ihres Mannes und deren Ausdruck anzukämpfen; ſie hatte es einmal verſucht und jene Trutzwoche hätte ſich faſt wiederholt, ſie beſchwichtigte nun die Kinder ſo gut ſie konnte und beſonders damit, daß man Jedem was nachſpotten müſſe und ihr Vater dürfe das auch ſchon ſagen, es gäbe auch keinen ſolchen Mann mehr auf der Welt wie er ſei. Das merkte ſich der kleine Kilian und als er wieder damit geneckt wurde, ſagte er ſtolz: „Und es iſt erſt noch wahr, ſo wie mein Vater gibt's Keinen mehr.“

Als man Broſi dieſe Rede ſeines Erſtgeborenen erzählte, hatte er dieſen, der ohnedieß ſein Liebling war, nochmal ſo gern; er nahm ihn oft des Sonntags mit in den Auerhahn und am Werktag in die Gipsmühle. Der Kilian war überhaupt ein geſcheiter Bub, er hatte einſt das einzige Leidweſen Broſi's in der Frage ausgedrückt: „Vater, biſt du nur im Winter unſer Vater?“ Broſi verſprach, ihn bei der Entlaſſung aus der Schule mitzunehmen, dann habe er auch einen Sommervater.

An der Kirchweih tanzte Broſi allzeit regelmäßig mit ſeiner Moni, und die Kinder, die auf dem Hausflur waren, tanzten dort ebenfalls. Mit des Kappelbauern Lisle (die Wittwe hatte ſchon lange wieder geheirathet) tanzte der Kilian den Hoppetvogel und den Siebenſprung gerade wie der Vater mit der Mutter.

In dem Jahre als die Verbündeten in Paris einzogen, hatte auch Broſi einen Verbündeten. Er nahm ſeinen Kilian mit auf die Wanderſchaft und ſagte zu ſeiner Moni: „Weißt noch wie ich mir die Zeit herbeigewünſcht hab'? Und jetzt iſt ſie da. Es kommt Alles. Drum luſtig ſo lang es tagt.“

In dem Jahr als Württemberg einen neuen König erhielt, wurde Broſi noch ein Sohn geboren. Der Revierförſter, der jetzige Auerhahnwirth, der zu Gevatter ſtand, gab ihm den Namen Wilhelm: Broſi aber rief ihn bei ſeinem zweiten Taufnamen Severin. Er hatte ſeine beſondere Freude an dem kleinen Severin und ſagte oft:

„Ich freu' mich nur, daß wir auch wieder ein klein Kind haben, wenn ſie nur auch länger ſo klein und lieb bleiben thäten; wenn ſie einmal größer ſind, ſind's keine Kinder mehr und machen Einem nur noch die halbe Freude.“

Das erſte Lebensjahr Severins war das ſchwerſte für die ganze Familie, es war das Hungerjahr Siebzehn. Broſi war vor Allem darauf bedacht, daß die Mutter und das Kind die rechte Nachrung hätten; aber der Unſegen, der damals auf Allem ruhte, daß man ganze Schüſſeln aufeſſen und doch nicht ſatt ſein konnte, ſchien ſich auch auf die Muttermilch zu erſtrecken: der kleine Severin ſchrie immer, mehr als je ein anderes Kind.

Broſi wäre in ſeinem ganzen Hausſtande zurückgekommen, wenn ſich nicht jetzt der Gevatter Gipsmüller bewährt hätte; er verkaufte kein Korn an Broſi, er lieh es ihm nur mit der Bedingung, daß er ihm ſolches im andern Jahre wieder als Korn zurückerſtatten müſſe.

Wenn Broſi ſpäter den Jahrgang 17 ſeiner Kalender in die Hand nahm, ſagte er: da ſteht gar nichts darin ich vergeß das Jahr aber doch nie.

Dreizehntes Kapitel.

Je mehr die Kinder heranwachſen, um ſo mehr hören die Eltern auf, für ſich ſelber ein Leben zu haben und auch zu wollen; das Schickſal der Kinder wird immer mehr das der Eltern.

Nicht nur am erſten Tage von des Vaters Ankunft, wie dies immer iſt, waren die Kinder brav; ſie blieben es auch.

Die Kinderzucht im Hauſe war eine muſterhafte, das heißt ſtrenge, es wurde wenig an den Kindern erzogen, aber unbedingter Gehorſam war oberſtes Geſetz. Vroni rühmte ſich deß oft, indem er hinzuſetzte: „Es kann eines meiner Kinder auf dem Dach in Lebensgefahr ſein, ich pfeif' ihm nur, huit! und bin ſicher, daß es feſtſteht wie eine Mauer und nicht zuckt, bis ich komm' und es herunter hol'. Das hat mein' Moni zuweg bracht. O die, die könnt' General ſein.“ In der That war dieſe ſtrenge Zucht das Werk Moni's, denn ihr Mann war ja den größten Theil des Jahres in der Fremde; war er aber daheim, ſo konnte man gewiß ſein, daß nie eines der Eltern dem andern in einer Zurechtweiſung der Kinder widerſprach oder nur durch eine Miene einen Widerſpruch verrieth, wenn es auch mit der Anordnung innerlich nicht übereinſtimmte.

Der Vater ſtand vor den Kindern wie ein höheres, faſt unnahbares Weſen, eine Patſchhand von ihm war eine hohe ſeltene Gunſt, und half er gar im Frühling ein Mühlrad im nahen Bach bauen, ſo war das eine Seligkeit. Nie ſahen oder hörten die Kinder einen Zank zwiſchen den Eltern; gab es eine Zurechtſetzung, ſo wurde ein Alleinſein abgewartet, und Frohſinn und Heiterkeit herrſchten allezeit; nur wollte Moni manchmal der Kinder wegen in der Wahl der Lieder wähleriſch ſein, aber Broſi duldete das nicht und behauptete ſtets, er habe dieſe Lieder ſchon gekannt ehe er zehn Jahre alt war und ſei doch geworden, der er ſei. Monika war geſcheit und ließ ohne ein Wort zu ſagen, die „Geſätzle“ weg, die ihr nicht gefielen, und Broſi war's auch recht; er nahm's mit dem Inhalt juſt nicht ſo genau, wenn's nur geſungen war und recht luſtig, die Worte konnten ſich legen wie ſie wollten, und wenn Moni fortfuhr und immer wieder anſchlug, konnte er eine Strophe zehnmal ſingen und immer ſo vollauf, als wär's das Erſtemal. Nie ließ Eines das Andere beim Singen im Stich.

Der kleine Severin zeigte ſich ſchon früh als ein eigenſinniger hartköpfiger Burſche und es war oft nahe daran, daß der Ehefriede ſeinethalb geſtört wurde, wenn nicht Moni ſtets darauf hingewieſen hätte, wie das unſchuldige Kind nichts dafür könne, daß ſein Vater verſtimmt und maßleidig ſei. Broſi war dies aber oft in hohem Grade, denn von außen war ihm der Friede und die Ruhe ſeines Hauſes geſtört worden. In dem Sommer, als der Severin geboren wurde, hatte der

Maurerjochem, dem der Garten an der Fenſterſeite von Broſi's Hauſe gehörte, ſich auf dem jenſeitigen verſandeten Ufer ein Haus gebaut, und um einen näheren Weg in's Dorf zu haben ein Stück ſeines diesſeitigen Gartens dazu verwendet; der Fußweg ging hart an den Fenſtern Broſi's vorbei. Noch in der erſten Nacht ſeiner Heimkehr zäunte Broſi dieſen Weg zu, aber ſchon am andern Tage mußte er auf ſchultheißenamtlichen Befehl den Zaun ſelbſt wieder abtragen; Broſi wetterte und fluchte in ſeinem Hauſe ſo oft Jemand an ſeinen Fenſtern vorüber ging und die Leute machten ſich den Spaß und gingen des Weges auch ohne Noth. Broſi lief zu Amt und verzettelte viel Zeit und Geld mit dieſem Rechtshandel, der mehrmals zu ſeinen Ungunſten entſchieden, immer wieder von ihm aufgenommen wurde, ſo daß er volle vier Jahre dauerte. Broſi behauptete, daß vier Schuh Platz rings um das Haus ihm gehören, daß er das oft von ſeiner Schwieger gehört habe und nicht davon ablaſſe.

Er ſprach oft davon, daß wenn er den Prozeß verliere, ſo wandre er aus nach Endringen, wohin er ohnedieß gehöre und wo er eigentlich am liebſten ſei.

Moni war vollkommen mit ihrem Manne einig, daß man dieſes Gäßchen nicht dulden dürfe; aber endlich mußten ſie ſich doch den Entſcheid gefallen laſſen, daß es blieb, zumal dieſer Weg von Pfarrer und Schullehrer als Kirchen- und Schulweg bezeichnet wurde. Mit dem Auswandern nach Endringen ſchien es nicht recht Ernſt geweſen zu ſein und wäre dieß nun auch ſchwierig geworden, da Endringen jetzt Ausland war. Broſi hatte zu dem Schaden noch den Spott, daß er fortan der Gäßles-Broſi hieß; man hatte ſchon lange nach einem Unnamen für ihn geſucht, jetzt hatte man einen, mit dem man ihn aufziehen konnte. Anfangs that er den Leuten den Gefallen, ſich darob zu ärgern, nach und nach aber lachte er dazu und ſeine alte Luſtigkeit brach auf's Neue hervor. Wer aber ſeine beſondere Gunſt haben wollte, durfte nicht durch das Gäßchen gehen und vor Allem ſeine Kinder durften nie dieſen Weg betreten; wie er und ſeine Monika ihr Lebenlang keinen Fuß darauf ſetzten. Es wurde Broſi nicht verwehrt, eine Art Verhau am Eingang des Gäßchens anzubringen, um auch ſeine Hühner und Gänſe abzuhalten, daß ſie den Weg nicht gingen. Broſi rammte aber ſcharfgeſpitzte Pfähle ein, daß ſich Manche daran verwundeten, und wenn man Kies auf das Gäßchen ſchüttete, um es trocken zu legen, war er am andern Morgen verſchwunden; den größten Theil des Jahres gab es keinen naſſeren Weg, als eben dieſes Gäßchen.

Die Gäßlesgeſchichte war noch lange der geheime Kummer Broſi's; er klagte beſonders dem Gevatter Gipsmüller oft, daß dieß das einzige Leid ſei, das er mit ſich herumtrage und empfing die Tröſtung, er ſolle zufrieden ſein, daß er ſonſt keines habe.

Im Jahr Achtzehn erließ die Regierung die folgenreiche Verordnung, die den Beamten jegliche Geſchenkannahme verbot; dieß traf beſonders auch die Forſtbeamten, und der Revierförſter, der ſeinem Pathen den Namen des Königs gegeben, ſchien es doch gerathen zu finden, dem Kuhhirt von Ulm zu folgen und von ſelbſt abzudanken; er widmete ſich fortan dem Holzhandel und machte ſchon damals Broſi den Antrag, als Kürer, der die Stämme im Wald ausſuchen hilft und eine Art Aufſicht über die Holzknechte hat, bei ihm einzutreten; Broſi aber lehnte es ab, er wollte bei ſeinem Handwerke bleiben, zumal er dieſes Jahr, wie er ſagte „zweiſpännig ausfuhr,“ denn er nahm nun auch ſeinen Franz mit in die Fremde. Broſi wäre gern daheim geblieben und ſah ſich deshalb nach Beſchäftigung bei einem nahe gelegenen Brückenbau um, aber ſchon jetzt zeigte ſich, daß er ein Württemberger war, die badiſchen Arbeiter erhielten den Vorzug und Broſi wanderte wieder in's Elſaß.

In dem Jahre als Kilian Soldat werden mußte, und der Gäßleshandel ſich entſchied, gab Broſi das Nachtwächteramt auf, er hatte es durch zwanzig Winter verſehen und ſagte, auch im Gefühle ſeines Beſitzthums, daß es genug ſei, wenn er fortan am Tage tüchtig arbeite. Es war aber, ohne daß er ſich's geſtand, auch Aerger über die Gäßlesgeſchichte dabei; das Dorf, das ihm das angethan hatte, war eines ſolchen treuen und hellen Wächters nicht werth. Dennoch erwachte er noch wochenlang zu jeder Stunde und manchmal ſang er leiſe vor ſich hin.

Der kleine Severin machte viel Aergerniß und bekam viel Schläge, er war das einzige Kind, das es nicht laſſen wollte, auf dem Gäßchen hin und her zu gehen. Es gehörte in der That eine Selbſtüberwindung dazu, das Gäßchen zu vermeiden, man mußte nicht nur immer einen Umweg machen; wenn man aus der Thüre tritt, führt das Gäßchen gerade links an dem Hauſe vorbei und es iſt eine ſeltſame Eigenheit, daß man beim Austritt aus einem Hauſe ohne zu wiſſen wohin links wendet, wie man beim Ankleiden den linken Stieſel zuerſt anzieht. Broſi ſelber mußte ſich noch oft hemmen, daß er nicht unwillkürlich den verbotenen Weg ging. Der Severin war das einzige Kind, das von dem Vater viel Schläge und wenig gute Worte erhielt und gerade der Severin war, wie ſich ſchon früh zeigte, das ehrgeizigſte ſeiner Kinder und hätte ſich eher todtſchlagen laſſen, als daß er um Erbarmen ſchrie oder um Verzeihung bat. Wenn der neue Lehrer, der ein tüchtiger Mann war, den Severin lobte, zuckte Broſi die Achſeln und ſagte: „Es iſt eben ein knützer[1] Bub. Wenn ihm meine Frau einmal ein Käsbrod gibt, frißt er den Käs oben 'runter und erſt wenn ich ihm mit Schlägen droh', bitzelt er am Brod, und ich ſollt' ihm Hoſen von Eiſen machen laſſen, er hat eine beſondere Kunſt ſeine ledernen zu zerreißen. Das beſt' an ihm iſt, daß er ſingen kann wie ein Kanarienvogel, aber wenn man's ihn heißt, da thut er's nicht und wenn ich aus der Haut fahr'. Ich will ihn aber ſchon eingeſchirren, wenn ich ihn einmal mit mir nehm' und ihn ferm in meine Finger faſſ'."

Die erwachſenen Sohne und Töchter Broſi's gingen nun auch ſchon zum Tanz, das Rösle, das neben Kilian der Liebling Broſi's war und das er oft „mein ſchön Mädle" nannte, hatte bereits eine entſchiedene Bekanntſchaft mit des Jörgtoni's Kaſpar; aber Broſi und

---

[1] Knütz — zu böſen Streichen aufgelegt, nichtsnutz.

Moni waren noch immer regelmäßig auf dem Kirchweihtanze und ſo luſtig wie je. Und wieder hatte dieſe Luſtigkeit einen andern Charakter. Es war nicht mehr wie in ledigen Tagen, noch wie in der erſten Ehezeit: man war jetzt mitten unter den erwachſenen Kindern und eine gewiſſe Scheu vor ihnen begrenzte den Uebermuth; aber Broſi und Moni hatten ihre Freude an der Luſtbarkeit der Kinder faſt noch mehr als an der eigenen und die Kinder konnten neu aufgekommene Tänze, beſonders den Galopp, den die Alten nicht mehr verſtanden und hätten ſie das auch, ſich nicht mehr dazu geeignet fühlten. Broſi war aber Keiner von denen, die über dieſe Neuerungen ſchimpften, im Gegentheil, er ſagte zu ſeiner Frau:

„Die junge Welt hat eben ihre neuen Sprüng'. Wir bleiben bei unſeren alten.“

Es war jedesmal eine feierliche Freude, wenn Broſi und Moni ihre Tänze aufführten; ihre eigenen Kinder betrachteten es als eine Art öffentlicher Kundgebung des Hausfriedens, denn glücklicher als Broſi und Moni lebten keine Eheleute, ſie ſtanden noch allezeit zu einander wie Braut und Bräutigam in zuvorkommender Freundlichkeit und heiterm Scherz, und man konnte nicht ſagen, ob Broſi ſeine Moni mehr ehrte und lobte, oder ſie ihn.

Broſi war der erſte, der das neue Geſetz mit übertreten half, da vermöge allerhöchſter Fürſorge in den Beſtimmungen des Decrets der Oberregierung vom 17. bis 22. Juni 1811 der Tanz mit dem Schlage zwölf Uhr enden ſollte. Schon die polizeiliche Ueberwachung des Tanzes war Broſi ein Greuel, aber er ſetzte ſich darüber weg und Haldenbrunn lag auch ſo weit an der Grenze, daß die Strenge des Geſetzes dort etwas nachließ. Das Verbot aber, daß die Schulkinder dem Tanze zuſehen und ihn auf dem Hausflur nachahmen durften, wurde unnachſichtlich aufrecht erhalten.

Broſi wollte ſeinen Severin zwingen, mit ihm zum Tanze zu gehen, aber dieſer blieb widerſpenſtig und flüchtete ſich zum Lehrer, der dem, wie er glaubte, mißhandelten Knaben beſonders zugethan war. Severin konnte überhaupt ſchon frühe die Späſſe ſeines Vaters nicht leiden und dieſer ſagte oft: „Jn dem Buben ſteckt etwas vom Apothekerrösle, aber ich treib's ihm aus, und wenn er mir unter der Hand bleibt.“ Wenn man den Severin mit dem Spruche ſeines Vaters neckte, ſchlug er um ſich und die Mutter hatte viel zu vertuſchen und wieder ſchien ihm nichts heilig: keines der Kinder hätte eine der oberen Zwetſchgen im Garten angerührt, denn dieſe ließ die Mutter ſtets ſtehen bis ſie runzlig wurden, und bewahrte ſie für den heimkehrenden Vater; der Severin aber war unverſehens auf einem der Bäume und ging oft nicht herunter, bis man mit Steinen nach ihm warf.

Severin brachte immer am wenigſten mit, wenn er mit anderen Kindern in den Wald geſchickt wurde, um Waldbeeren zu ſammeln, denn man hörte, daß er meiſt in den Himmel ſchauend unter einem Baume lag; und ſollte er im Herbſte Lichtſpäne in's Getreideland tragen, mußte man ihn jedesmal mit Schlägen dazu zwingen; einmal kam er acht Tage lang nicht nach

Hauſe und keine Gewalt der Welt hätte aus ihm herausgebracht, wo er geweſen.

Die Landesvermeſſung kam auch nach Haldenbrunn, der Lehrer empfahl den Geometern den Severin, der noch die Schule beſuchte, aber ſchon ein hochaufgeſchoſſener Knabe war. Broſi wollte es nicht geſtatten, daß Severin mit den Geometern ging, aber Moni ließ nicht nach, bis er es zugab, und als er das Lob ſeines Sohnes hörte, der ſehr anſtellig war, that ihm das wohl, aber freundlicher ward er nicht gegen ihn; er getröſtete ſich der Zeit, wo er ihn ganz allein in ſeine Hand bekommen und ihn ſchon zurecht ſetzen werde.

Hatte man vom Severin vielen Kummer, ſo machten die anderen Kinder um ſo mehr Freude. Der Kilian war auf Urlaub gekommen und arbeitete wieder fleißig mit dem Vater und dem Franz. Das Rösle war Braut mit des Jörgtoni's Kaspar. Broſi und Moni erfuhren nichts davon, daß dieſe Brautwerdung der Mutter einen böſen Ruf gemacht hatte. Der Kaspar hatte nämlich eine Zeitlang das Rösle verlaſſen, und war der reichern Tochter des Kappelbauern nachgegangen, da wurde des Kappelbauern Tochter plötzlich von einem Blutſturz befallen und ſtarb, der Kaspar kam wieder zu dem Rösle und wurde auch wieder angenommen; die Leute aber ſagten, die Moni habe das Hexen von ihrer Mutter geerbt und habe des Kappelbauern Tochter verhert. Da Broſi und Moni hievon nichts erfuhren, war ihre Freude an der glücklichen Verſorgung der Tochter eine ungetrübte.

Broſi hatte ſich, theils um die Heirath zu ermöglichen, theils aber auch aus Stolz, bei der verſprochenen Ausſteuer über ſeine Kräfte angeſtrengt und arbeitete nun doppelt emſig mit ſeinen beiden Söhnen, um den Ausfall bald wieder einzubringen. Er hatte für zwei Jahre eine glückliche Arbeit gefunden, nur vier Stunden entfernt wurde eine neue Straße mit mehreren Brücken angelegt und diesmal auf württembergiſchem Grunde, und Broſi war nun mit den Seinigen jeden Sonntag zu Haus.

Eine luſtigere Hochzeit als die von Rösle und Kaspar war lange nicht in Haldenbrunn geweſen. Broſi konnte ſich zwar Anfangs nicht damit zufrieden geben, daß die fürſorgliche Regierung den alten Brauch verboten hatte, daß die Hochzeitläder mit gezücktem Säbel die Braut geleiteten und die Säbel in die Decke ſteckten, darunter Braut und Bräutigam ſitzen mußten. Dieſes Eingreifen in die alten Gewohnheiten verbitterte ihm faſt den glückſeligen Tag, er ſprach oft davon und ließ es an derben Schimpfworten nicht fehlen; aber er lernte allmälig, ſich einen Freudentag weder durch einen Regierungserlaß noch durch ein ſonſtiges Ereigniß verderben zu laſſen und Moni verſtand es, ihm darüber hinweg zu helfen. Die Eltern waren die Luſtigſten auf dem Tanzboden und Broſi rief oft: „Moni, jetzt ſind wir hier zweimal daheim.“ Er hatte ſich einſt ſo glücklich geſchätzt beim Gypsmüller eine freundliche Stätte zu haben außer dem Hauſe, jetzt ging er zu ſeinem eigenen Kinde und war dort hochgeehrt und geliebt.

Vierzehntes Kapitel.

Als Severin aus der Schule entlaſſen wurde, ſprach er ſeinen Wunſch aus, Geometer zu werden, aber Broſi wies ihn barſch ab: es dürfe keines ſeiner Kinder für ſich allein ſorgen, es müſſe Jedes mit beitragen, den Hausſtand zu erhöhen. Es war ein fröhlicher Tag als Broſi dreiſpännig ausfuhr, der Vorſpanngaul war und blieb aber widerſpenſtig. Broſi ſuchte ſeinen Jüngſten durch gute Worte zu zähmen, aber es ſchien zu ſpät dazu, und wenn der Vater in Geſellſchaft der Genoſſen allerlei Späſſe machte, biß Severin auf die Lippen, während die Anderen lachten.

Im Winter, wenn die Söhne Schindeln ſchlitzten, war Severin verdroſſen dabei; ſeine Hauptfreude war, wenn er die Schindeln im Schuppen zum Trocknen aufbauen durfte. Broſi ſelber lobte ihn über die ſchönen Häuſer, Brücken und Schlöſſer, die er aus den Schindelnbüſcheln aufbaute und nannte ihn ſtets ſeinen Boßler.

Manchmal ſchien ſich ein beſſeres Verhältniß zwiſchen Vater und Sohn herzuſtellen und Beide ſtrebten ſichtbar darnach; Severin hatte dem Vater ſchon oft darum angelegen, er möge doch die Bömleswieſe verbeſſern, dadurch, daß man dem Bache eine andere Richtung gebe. Broſi hatte ihn damit abgewieſen, auf immer wiederholtes Drängen aber ihm endlich geſtattet, beim Forſtamte die Erlaubniß dazu nachzuſuchen und die Sache ſelber auszuführen. Nach vielen vergeblichen Gängen erhielt Severin die Genehmigung, und mit theils ſelbſt gefertigtem, theils entlehntem Handwerkszeug ſteckte er die Wieſe ab und leitete den Bach gerade durch, wobei er noch Vorrichtungen zur bequemen Wäſſerung anbrachte, daß die Wieſe um die Hälfte mehr werth war und das Lob Severins im ganzen Dorfe ſich ausbreitete. Dieß ſchien ihm aber nicht zu genügen, er blieb verdroſſen und einſilbig.

An der Kirchweih ging er wohl zum Tanz, aber er ſaß ſtill bei ſeinem Schoppen und ſchaute nicht auf, wenn Vater und Mutter zur Bewunderung Aller ihre Tänze ausführten; ja, er ſagte der Mutter, es ſchicke ſich nicht mehr für ſie, die Junge zu ſpielen und Moni, der das ſelber ſchon nicht mehr genehm war, ging das Jahr darauf gerade an dem Tage in die Mühle zum Mahlen. Alt und Jung wollte ſich die gewohnte Freude nicht nehmen laſſen und man entbot eine Geſandtſchaft mit einem vorausgehenden Klarinettiſten als Herold zu Moni in die Mühle, ſie wies aber jede Einladung entſchieden ab und ſagte zuletzt: „Nicht zehn Gäule bringen mich zum Tanz.“ Der Jörgtoni wußte hierauf einen geſcheiten Ausweg, der mit Halloh ausgeführt wurde: man ſpannte elf Gäule an einen Schlitten, und Moni mußte wider Willen lächelnd nachgeben und wurde im Triumph mit dem ſeltenen Geſpann in den Auerhahn gebracht.

Seitdem iſt das Sprüchwort in Haldenbrunn. Wenn einer ſagt: „Zehn Gäule bringen mich nicht zu Dem und Dem," ſo antwortet man: „aber elf Gäule wie die Moni aus der Mühle zum Tanz," und Fremde, die das nicht verſtehen, erhalten willfährigen und genauen Bericht über die Entſtehung dieſer Redeweiſe.

Das Jahr darauf klagte Moni über Unwohlſein und Broſi blieb bei ihr daheim. Eine Geſandtſchaft aus dem Auerbahn erhielt abſchlägigen Beſcheid. Die Kinder waren Alle auf dem Tanz und ſelbſt Severin war heute mit unter den Jubelnden.

Es war eine helle Herbſtnacht, der Mond ſtand glänzend am Himmel und warf ſein ſchräges Licht vielfach gebrochen in die Stube. Broſi hatte die Ampel gelöſcht und ſaß noch lange ſtill und horchte auf die Muſik, die vom Auerbahn herübertönte; er ſchnupfte viel, denn das hatte er ſich ſeit geraumer Zeit angewöhnt, es wollte ihm gar nicht in den Sinn, daß er zum Erſtenmal nicht zum Kirchweihtanze ſollte. Mehrmals ſagte er in ſich hinein: „Sei nicht ſo närriſch, du biſt kein junger Burſch mehr, die Schlappen ſind jetzt deine Tanzſtiefel. Du biſt Großvater;" aber er konnte ſich das in allen möglichen Wendungen wiederholen, es half nichts, er meinte immer, er müſſe entfliehen. Endlich legte er ſich doch ſtill ſeufzend in das Bett, aber den Schlaf fand er nicht.

Mitternacht war vorüber, da regte ſich Moni und er ſagte leiſe:

„Moni, Moni."

„Was? Was willſt?"

„Ich hab' gemeint, du ſchlafſt."

„Ich hab' nicht geſchlafen. Was willſt denn?"

„Ich kann auch nicht ſchlafen. Hörſt die Muſik?“

„Freilich, die läßt ja Einem kein Aug' zuthun.“

„Jetzt ſpielen ſie den Bändelestanz. Ich möcht' nur auch wiſſen, wer den tanzt?“

„Geh 'nauf und ſieh' zu, ich hab' dir ſchon geſagt, geh' du allein. Es iſt mir lieber, wenn du gehſt.“

„Ich geh' nicht allein. Aber weißt was? Wir haben doch eigentlich geſchworen, daß wir, wenn wir geſund ſind, jede Kirchweih tanzen wollen.“

„Ich bin aber nicht wohl.“

„Wird nicht ſo arg ſein. Weißt was? Steh' hurtig auf und zieh' dich an. Oder ſag' mir ehrlich, tanzſt du nicht auch gern?“

„Freilich wohl, rechtſchaffen gern, aber was willſt?“

„Komm', wir tanzen daheim.“

Mit einem luſtigen Juchhe ſprang Broſi aus dem Bett, gab Moni ihre Kleider auf daſſelbe und zog ſich raſch an. Vom Auerhahn tönte die Muſik, der Mond ſchaute gerade voll in die Stube, und Broſi und Moni tanzten mit einander, und Broſi jauchzte und ſtampfte auf und ſchnalzte mit den Händen, er warf ſeine Moni in die Luft und fing ſie wieder auf: da öffnete ſich die Stube und die Kinder ſtanden beifallrufend und jauchzend unter der Thür, ſie waren vom Tanze zurückgekehrt und Niemand hatte ihren Eintritt vernommen.

„Wo iſt der Severin?“ fragte Broſi.

„Er iſt mit uns, er iſt grad verſchwunden,“ berichteten die Kinder.

„Wer hat den Bändelestanz ausgeführt?“

„Des Rösles Kaspar, und prächtig,“ berichtete

Mariann', und Franz, der nach Severin ausgeſchaut hatte, ſagte, daß er ſchon oben auf der Bühne in ſeinem Bett liege.

Der Severin war alſo der einzige, der ſich über die Fröhlichkeit ſeiner Eltern nicht gefreut hatte und ſtill davon geſchlichen war. Er war und blieb ein ſeltſamer nicht zu bewältigender Trotzkopf.

Das Ende des vortrefflichen Vierunddreißiger Weinjahres brachte unſerm Broſi eine große Freude: er hatte das Glück ſeine zweite Tochter Mariann' nach Endringen zu verheirathen und zwar an den Peterſepp, der jahraus jahrein in der Gipsmühle des Gevatters arbeitete und ein weitläufiger Vetter von des Jörgtoni's Kaspar war. Die Wurzeln eines ausgebreiteten Familienanhangs erſtreckten ſich immer weiter hinaus, aber dieſe, die ſeinen Geburtsort berührte, war für Broſi beſonders nahrungsfriſch.

Am Hochzeittage war es, als ob der Boden ſeiner Heimath ihn verjünge und oft rief er: „Jetzt hab' ich wieder einen Ableger in meinem Endringen, und wenn's uns in Haldenbrunn überleidet wird, gehen wir nach Endringen. Nicht wahr Moni?“

„Ja, wo du hingehſt, geh' ich mit.“

Manchmal aber war es Broſi doch, als ob das nicht mehr das alte Endringen wäre. Die Leute hatten ein anderes Weſen, er konnte nicht recht faſſen, worin das beſtand und glaubte, daß es darin liegen müſſe, daß Endringen badiſch geworden ſei; aber mit alten Kameraden ſang er unaufhörlich Lieder, die nicht badiſch und nicht württembergiſch waren.

Wie die Flüſſe und Ströme auf der Erde ihren Weg ziehen, unbekümmert um die Gränzpfähle an ihrem Ufer, ſo fluthet über der Erde ein unſichtbarer Strom des Geiſtes, der nicht zu faſſen und nicht zu bannen iſt durch willkürliche Scheidungen.

Broſi überſchritt jetzt auch oft die Grenzen vieler deutſchen Länder. Die Eiſenbahnen, deren Vollendung über alle Trennung hinweg eint, hatten ſchon bei ihrer Erbauung die Arbeitskräfte der verſchiedenen Länder vereinigt und den Unterſchied der Fremdheit wenig gelten laſſen. Broſi zog mit ſeinem Dreigeſpann nach dem Niederrhein und brachte reichlichen Verdienſt zurück. Im Auerhahn hatte er dann viel zu erzählen von den fremden Landen und beſonders von einem Dunkelnel, den er auswölben half und der viele Stunden weit durch einen Berg führte. Severin ließ es ſich nie nehmen, den Vater zu berichtigen, daß es Tunnel und nicht Dunkelnel heiße.

Ueberhaupt muß man ſagen, daß Severin nicht dem Beiſpiele Sems des Sohnes Noah folgte; wo ſich ſein Vater eine Blöße gab und etwas falſch erzählte oder unrichtig erklärte, konnte man ſicher ſein, daß Severin einfiel: das iſt ganz anders, das iſt ſo und ſo. Er hatte in der Regel Recht und zeichnete mit Kreide Alles zum beſſeren Verſtändniß auf den Tiſch. Broſi kämpfte immer mit ſich, ob er ſtolz darauf ſein ſolle, einen ſo geſcheiten Malefizbuben zu haben, oder, wie er berechtigt war, ſich ärgern ſollte, ſo hingeſtellt zu werden. Er wurde nicht darüber einig, aber ſo viel zeigte ſich doch: daß er im Grund des Herzens keinen Haß auf den Severin hatte, denn er ſagte ſtets: „Mein Kilian und mein Franz müſſen aus heirathen und mein Kleiner kriegt des Vaters Gut.“ Seitdem Broſi noch mehr Wieſen und ſogar einen Morgen Wald gekauft hatte, nannte er ſein Beſitzthum ſtets halb ſpöttiſch, halb ruhmredig ſein Gut.

In dem Jahre als Franz, der ebenfalls Soldat und zwar Kanonier geworden war, den Abſchied erhielt, mußte Severin zur Looſung und in dieſem Herbſte kam der Vater in voller Entzweiung mit dem jüngſten Sohne nach Hauſe. Keiner von Beiden hat je genaue Auskunft darüber gegeben, wie weit ihr Streit gediehen war, ja Severin ſchwieg ganz darüber; nur Broſi erzählte, ſein Sohn habe geſagt, daß er lieber vorher deſertire, wenn er wüßte, daß er Soldat werden müſſe, und darauf habe Broſi ihm geſagt und bewieſen, daß er ihn eher erwürge, ehe er ſich durch ihn die Schande anthun laſſe, ſeinen ehrlichen Namen in die Zeitung und ſogar in einen Steckbrief zu bringen.

Broſi geleitete ſeinen Severin ſelber in die Stadt zur Looſung und als dieſer jubelnd berichtete, daß er ſich frei geloost habe, ſchüttelte der Vater den Kopf und ſagte: „Iſt mir nicht recht. Es wäre dir geſund geweſen, wenn ſie dich unterm Militär ein bisle gezwiebelt hätten.“

Von nun an hatte Severin keine Ruhe mehr im Hauſe, er konnte nicht mehr auf einem Stuhle ſtill ſitzen, ſondern lief immer aus und ein und wenn er mit dem Vater und den Brüdern beim Gipsmüller dreſchte, traf er oft im Selbſtvergeſſen die Dreſchflegel ſeiner Genoſſen und in dem Hauſe, wo nie ein Zank geweſen war, gab es jetzt täglich einen Lärm, daß die Leute auf dem Gäßchen ſtehen blieben; denn der Broſi ſchalt ſeinen Severin und war doppelt böſe, weil dieſer ihm meiſt gar keine Antwort gab.

Endlich brachte es Moni mit vieler Mühe dahin, daß Severin ſich ein Wanderbuch holen und ein paar Jahre in die Fremde ziehen durfte. Ein neuer Ranzen wurde gekauft und ein dauerhafter Inhalt von Kleidern und Wäſche dafür hergerichtet; der Severin aber gab dem Vater noch immer kein gutes Wort.

Am Sonntag Morgen, als die ganze Familie beiſammen war, die kaum die Stube faſſen konnte, der Kaspar und das Rösle mit drei Kindern, die Mariann' und der Peterſepp aus Endringen und Kilian und Franz mit den Eltern, da packte Severin alles Hergerichtete ein, und als er die letzte Schnalle zugezogen hatte und den Stechpalmenſtock, den er ſich auf dem Kappelberge geſchnitten, in die Hand nahm, ſchnupfte Broſi ſchnell eine Priſe, die er zwiſchen den Fingern hatte und ſagte, die Hand auf den Ranzen legend:

„Schad', Schad' um das ſchone gute Sach. Wie bald wirſt du das verlumpen.“

„Ich will gar nichts von Euch, gar nichts!“ ſchrie Severin zornroth und warf dem Vater den Ranzen vor die Füße, „behaltet Alles. B'hut Gott, Mutter, b'hut Gott, Geſchwiſter.“

Und hinaus rannte er aus der Stube und uber den Steg und nahm nichts mit, als den Stechpalmenſtock in der Hand und das Wanderbuch in der Taſche.

Die Mutter und Geſchwiſter ſchauten ihm nach und riefen ihm, aber er kehrte ſich nicht um und Broſi ſtand wie feſtgebannt und ſchaute immer auf den Ranzen vor ſeinen Füßen. Die Mutter wollte den Kilian und den Franz und ihre Schwiegerſöhne dem Flüchtigen nachſchicken, aber Broſi rief mit ſtarker Stimme:

„Da bleibet ihr, Keiner, kein Menſch ſag' ich, darf ihm nach. Er muß allein wieder kommen und kommt er nicht, ſo ſoll er zum Teufel gehen; aber er kommt, ſei ruhig Moni, heul' nicht, er kommt ſchon wieder.“

Man harrte ſtill, Keines ſprach ein Wort, es läutete zur Mittagskirche, aber Niemand ging dahin und Broſi that, als ob er nicht merkte, daß der Peterſepp mit einem verſtändigenden Blicke auf die Mutter ſich davon ſchlich und bald uber den Steg rannte.

Die Mittagskirche war ſchon zu Ende, aber weder Peterſepp noch Severin waren zurückgekommen. Broſi zog ſeinen Rock an und ging nach dem Auerhahn, er wollte ſeine Frau walten laſſen und dieſe ſchickte den Kilian und bald nach ihm den Franz fort. Es wurde Nacht als alle Ausgeſandten wieder kamen, aber ohne den Severin, ja, ſie hatten ihn nicht einmal geſehen; nur der Peterſepp brachte die Kunde, die er von einem Endringer erfahren: dieſer hatte den Severin bei der Bömleswieſe getroffen, er ſei ganz heiter geweſen und habe geſagt, er gehe in die Fremde, zuerſt in die Schweiz zu ſeinen Baſen.

Fünfzehntes Kapitel.

Es war nun wieder Ruhe und Stille im Haus, aber der Friede und die Freude wollten lange nicht in daſſelbe einkehren. Moni merkte wohl, daß ihr Mann im Stillen auch traurig über den ſo feindſeligen Weggang ihres jüngſten Sohnes war, und er mußte es um ſo mehr ſein, da er doch eigentlich ſchuld daran war; ſie ſuchte daher nach den erſten jammervollen Tagen ihren lauten Schmerz zu bewältigen, aber den zurückgelaſſenen Ranzen konnte ſie nie ohne Thränen anſehen, da war noch Alles gepackt, und die neuen nägelbeſchlagenen Stiefelſohlen kamen ihr ſo traurig vor, als läge ihr Sohn zu Boden geworfen und ſie ſtehe vor ſeinen Füßen.

Am dritten Sonntag, während Broſi in der Morgenkirche war, packte ſie endlich aus und legte es zu oberſt in ihren Kaſten; ſie weinte viel dabei, war aber als dieß abgethan war, wieder heiterer. Sie hatte nach Baſel an ihre Verwandten geſchrieben, aber dieſe antworteten, daß ſie Nichts vom Severin geſehen hätten. Im Dorfe hieß es nur im Allgemeinen, der Severin ſei im Zorn von ſeinem Vater davongegangen; die Geſchwiſter und die Tochtermänner hüteten ſich wohl, etwas von der Familienſtreitigkeit unter fremde Leute zu bringen. Man hörte lange nichts von Severin. Erſt als

Broſi ſelber wieder in die Fremde zog, ſagte ihm der Revierförſter, der jetzt ſchon Auerhahnwirth war:

„Ich hab' ſechs Wochen, nachdem dein Severin fort geweſen iſt, Briefe von ihm gehabt aus Mainz."

„So? und was ſchreibt er?"

„Er bittet mich als ſeinen Gevatter, ich ſoll bei dir anhalten, du mögeſt ihm doch was Geld ſchicken."

„Haſt ihm Antwort geſchrieben?"

„Ja."

„Ohne mein Wiſſen? Und was denn?"

„Was ich gewollt hab'. Ich hab' ihm geſchrieben: wenn ein Menſch wie er ſich nicht allein fortbringen kann, ſoll er heimkommen und ſeinem Vater helfen Kartoffeln ſchälen."

Es nützte nichts, daß Broſi den Gevatter über ſeine eigenmächtige Handlungsweiſe hart anließ, und er getröſtete ſich endlich, daß er ſeinen Sohn gewiß in Mainz oder beim Bau des „Dunkelnels" finden werde. Er machte ſich ſchon im Voraus das Verfahren zurecht, das er gegen ihn beobachten wolle, und war nur zweifelhaft, ob er den Ranzen gleich mitnehmen ſolle; aber es war beſſer, dies zu unterlaſſen, denn man konnte doch einander verfehlen, und Moni war wieder auf's Neue aus ihrem eingeſchlummerten Leidweſen geweckt.

Frohen Muthes zog Broſi mit ſeinen beiden Söhnen aus, er fand in Mainz richtig die Spur ſeines Severin, aber von da an war nichts mehr zu erkunden.

Der Schmerz um den verlorenen Sohn lebte noch in beiden Eltern fort, in Moni allerdings noch ſtärker, aber die Alles heilende Zeit und noch mehr die lebendige

Erfüllung der Tagespflicht, ſowie die Sorge um Kinder und Enkel hüllte Alles bald in einen ſanften Dämmer. Am Namenstage des Severin ſagte Moni einmal:

„Es iſt mir wie vorbedeutend, mein Severin iſt das einzige Kind geweſen, das an der Muttermilch nicht genug gehabt hat, ich hab' ihm ſchon mit zehn Tagen noch was dazu geben müſſen, und ſo mein' ich wär' ſein Wandern auch; er hat eben an der Muttermilch nicht genug gehabt. Aber hart iſt's doch, daß er ſeine alten Eltern ſo in Jammer läßt und uns ſo ganz vergißt. Der Lehrer ſagt auch, er begreife das nicht und der hat ihm immer die Stang' gehalten."

„Das verſteh' ich ſo gut als der Lehrer und als der Pfarrer," erwiderte Broſi. „Es iſt ſchon ſo. Gott hat uns eben eine Anfechtung ſchicken müſſen, daß wir zeigen, ob wir brav und luſtig bleiben; auf ebenem Weg wär' das kein Kunſt geweſen. Drum müſſen wir das haben, weil wir Gottlob ſonſt nichts zu klagen hätten."

Broſi bewies es, daß er nicht nur brav, ſondern auch luſtig geblieben war. Bei der Hochzeit ſeines Erſtgeborenen, der die Großmagd des Furchenbauern bei Endringen heirathete, die ſich ein Erkleckliches verdient hatte, tanzte Broſi trotz des nicht vergeſſenen Kummers um ſeinen Severin wiederum ſo, daß er mit vollem Nachdruck ſagen konnte: „Mein Mann iſcht koanr." Und dieß zeigte er nicht nur in der Heiterkeit, ſondern auch in der Arbeit; er zog im härteſten Winter beim Dreſchen nie eine Jacke noch Handſchuhe an, und wenn man ihn darob rühmte, konnte er ausrufen: „Ja der

Broſi, es iſt nicht wahr, daß ich ſchon hinten in den Sechzig bin, ich bin erſt ſiebzehn Jahr alt und ſei es wie es will, ich bleib' dabei, die ſchönſten Jahre ſind die von ſechzig bis neunzig. Ich bin Anno Siebzig geboren, drüben wie man noch ſiebzehn geſchrieben hat, ich muß es hüben auch ſchreiben, da wird nichts abgehandelt, ich will wenigſtens noch vier Jahr Trinkgeld." Wenn er ſo redete, hielt er immer ſeine Doſe feſt in der linken Hand, knickte ein wenig in die Kniee und hob ſich als wollte er in die Höhe ſpringen.

Die Auswanderung nach Amerika, die ſich immer mehr auf dem Schwarzwalde ausbreitete, hatte auch Haldenbrunn ergriffen, und Keiner ging fort, der nicht einen beſondern Abſchied bei Broſi und Moni nahm und Broſi trug getreulich alle ihre Namen in ſeinen Kalender ein. Dieſe Auswanderungen, ſo manchen Schmerz ſie auch brachten, waren doch für Broſi und Moni troſtreich: ſie ſagten jedem Davonziehenden, er ſolle ſich nach dem Severin umſchauen und von ihm berichten. In alle Weltgegenden gingen nun lebendige Botſchaften, die doch Etwas von dem verlorenen Sohne erkunden mußten, und die beiden Eheleute beſtärkten ſich dann darin, daß ſie ſich bedünken laſſen mußten, ihr Sohn ſei über's Meer gewandert, er lebe noch und ſie wüßten nur nicht wo und wie und dürften hoffen, ihn einſt wieder zu ſehen.

„Aber weißt," ſetzte dann Broſi hinzu, „ich möcht' ihn doch noch da auf der Bank ſitzen ſehen; droben auf dem Himmelsſtuhl iſt mir's doch ein bisle zu ſpät, und ich möcht' ihm doch auch noch ſagen, daß ich ganz gut mit ihm bin und er auch mit mir und wir könnten Beide ruhiger ſterben."

Moni ſeufzte ſtill, ſie konnte ihrem Mann nicht ſagen, wie ihr zu Muthe ward, wenn von Severin die Rede kam; daß er noch lebte, ſagte ihr eine innerſte Zuverſicht und ſie zweifelte gar nicht an deren Wahrheit.

Die Ausgewanderten ſchrieben in ihren Briefen, daß ſie nichts von dem Severin erfahren hätten; aber Jedes ſchrieb einen beſondern Gruß an Broſi und Moni, und die Neuverheiratheten ſetzten oft hinzu, daß ſie weiter nichts wünſchen, als ſie möchten auch eine ſo gute Ehe haben wie Broſi und Moni.

„Siehſt," ſagte dann Broſi, „in Amerika reden ſie von uns. Moni, wie meinſt? Wenn wir's erleben, halten wir goldene Hochzeit und laſſen uns noch einmal zuſammen geben, oder willſt mich nimmer und ſoll ich mir eine Andere holen? Darfſt's nur ſagen, du haſt das Jawort."

Jedem Begegnenden erzählte Broſi, was die Ausgewanderten an ihn geſchrieben hätten und war allezeit wohlgemuth. Wer ihn von fern ſah, lächelte im Voraus, denn er wußte, daß der Broſi ihm etwas Erheiterndes ſagen würde und er verrechnete ſich nie, und Broſi ward dadurch ſelber immer heiterer; denn wie das Lied den fremden Hörer erfreut, ſo ſtrömt es auch die Luſt wieder auf den Singenden zurück. Im Erheitern Anderer, in dieſer allzeitigen Gewißheit eines Jeglichen, daß der Broſi nicht anders als luſtig ſein könne, war er es auch und hob ſich ſelber über jeden innern Verdruß hinweg.

In Folge der Auswanderung hätte Broſi jetzt leicht ein anderes Haus bekommen können, aber er ſagte ſtets: „Ich bleib jetzt einmal auf meinem Gut,“ und Moni ſetzte hinzu: „da haben wir zu leben angefangen und da wollen wir's auch beſchließen.“

„Aber noch lang nicht, die ander Welt lauft mir nicht davon,“ ſchloß dann Broſi, „und das ſag' ich dir Moni: wenn du mir das anthuſt, daß du vor mir davon gehſt, bin ich dir mein Lebtag bös und wenn ich 'nüber komm' red ich nichts mit dir.“

Es gab in der That keine glücklicheren Menſchen als Broſi und Moni, und dazu waren ſie allzeit geſund. Wäre der Kummer um Severin nicht geweſen, ſie hätten gar nicht gewußt, was Leid iſt.

Im Jahre 41 vollführte Broſi ſeine letzte Maurerarbeit und zwar am Forlenbache. Dieſer wurde von der Regierung zur ſogenannten Wildflößerei eingerichtet; das Brennholz, das hier auf dem Walde faſt ganz werthlos war und wofür man kaum die Aufbereitungskoſten erlöſte, wurde durch Schwellungen thalwärts geſchwemmt und von dort auf der Achſe nach dem holzarmen Unterlande gebracht. Als der Flußbau vollendet war, erhielt Broſi eine ihm genehme Anſtellung: er wurde beeidigter Holzmeſſer. Der gekerbte Maßſtab, den er nun immer bei ſich führte, war ihm auch als Stock willkommen, denn er hatte ſich immer dagegen gewehrt, ſich einen andern beizulegen.

Die großen Holzbeugen, die wir beim Eingang in das Dorf geſehen haben, ſind noch von Broſi aufgerichtet. Dieſes Aufſchichten des Holzes betrieb er mit wahrer Kunſtliebhaberei. Wenn er eine lange Gaſſe aufgeſtellt und Thüren und Durchgänge darin gelaſſen, konnte er ſich davor hinſtellen und allein für ſich oder zu Anderen ſagen: „Ja der Broſi! Mein Mann iſcht koanr.“ Beim Ausmeſſen in Klafter war er äußerſt gewiſſenhaft und von ſeinem Handwerk her hatte er ein großes Geſchick, die Scheite ſo zu legen, daß gerade das Rechte herauskam; denn man berechnet ein Klafter auf hundert vier und vierzig Kubikfuß, davon werden vier und vierzig als Zwiſchenraum abgerechnet, ſo daß für die wirkliche Holzmaſſe, das was man Derbraum nennt, geradeaus hundert Kubikfuß verbleiben.

Dieſe Arbeit war Broſi um ſo willkommener, weil er nun auch im Sommer jeden Abend daheim ſeyn konnte, und weil ihm Moni jeden Mittag das Eſſen in den Wald brachte. Wenn er ſie ſo daherkommen ſah, ſo ſtrack aufrecht und in weißen Hemdermeln wie ein junges Mädchen, jauchzte er ihr zu wie ein junger Burſche. Moni hatte nie vorher gegeſſen und wußte im Walde immer einen hübſchen Platz auszufinden, wo ſie ſich mit ihrem Manne niederſetzte, mit ihm gemeinſchaftlich aß und dann das Ruheſtündchen mit ihm verplauderte, das aber immer ſie zuerſt abbrach. Oft ſagte Broſi: „Weible, wir ſollten eigentlich jetzt erſt ſiebzehn Jahr alt ſein. Jetzt ſollten wir erſt anfangen, und wenn ich's recht berechne, hab' ich eigentlich nur das halbe Leben mit dir gehabt.“

„Wir können Gott danken für das, was wir gehabt haben,“ beſchwichtigte Moni.

„Freilich, freilich,“ ſtimmte Broſi bei, „aber weißt, ich kann eben gar nicht genug kriegen.“

„Jetzt iſt's aber genug,“ ſchloß Moni aufſtehend und ging heimwärts, aber noch aus der Ferne rief ſie: „überſchaff' dich nicht.“

Das that Broſi nicht, er vollführte ſeine Arbeit genau, aber auch gemächlich und hielt ſtreng darauf, daß Alles gut verſcheitert ſei, denn das Heben und öftere Hin- und Herwenden der großen Scheite war ihm doch beſchwerlich.

Sechzehntes Kapitel.

Im Winter auf 47, in dem Broſi ſechsundſiebenzig Jahr alt wurde, fühlte er ſich zum Erſtenmal in ſeinem Leben nicht geheuer; er behauptete es habe ihn „ein Froſt geſtoßen,“ er gönnte ſich aber doch keine Ruhe, er war eben was man einen Schaffmann nennt: ſo lange er fort konnte entzog er ſich keiner Arbeit; aber bald ließ er die Doſe ſtehen und ſchnupfte nicht mehr, das war für Moni das ſicherſte Zeichen, daß es etwas Ernſtliches war. Er mußte zu Bett und bald zeigte ſich, daß er einen mächtig geſchwollenen Fuß bekam und zum Erſtenmal kam ihm der Arzt über die Schwelle, aber noch jetzt erluſtigte er ſich an ſeiner Krankheit und ſagte oft: „Es iſt nicht mehr als billig, ich muß auf dem Kubikfuß leben, es geſchieht mir recht. Verbind' mir meinen Kubikfuß,“ rief er dann ſeiner Moni.

Alles hatte bei ihm ein heiteres Gepräge und er lachte noch jetzt oft, daß man es die ganze Gaſſe hinab hörte. Er mußte wochenlang liegen, aber ſeine Heiterkeit ſchwand nicht, nur manchmal ſagte er: „Der Severin muß doch auch wiſſen, daß ich jetzt ein guter Siebziger bin; wenn er kommen will, hat er nichts mehr zu verſäumen.“

Eine große Freude hatte Broſi durch einen Gruß, den ihm die Gipsmüllerin ſagen ließ; ſie war auch krank und ließ Broſi ſagen, in ſtillen ſchmerzloſen Stunden müſſe ſie immer daran denken, wie luſtig ſie auf der Hochzeit ihres Bruders, des Furchenbauern, den Bändelestanz mit ihm getanzt habe und ſie höre noch immer die Muſik aufſpielen.

Jedem, der ihm einen Krankenbeſuch machte, erzählte Broſi dieſe freudige Botſchaft und als er wieder geſund war, wollte er ſeinen erſten Gang nach der Gipsmühle zu ſeiner Tänzerin machen; aber man hielt ihn davon ab und in's Herz hinein fühlte Broſi die Nachricht, daß ſie bereits geſtorben und begraben ſei. Eine Jugendfreundin und langjährige Genoſſin war ihm plötzlich entrückt, es waren ihm ſchon viele langgewohnte Geſtalten dahingerafft worden, er hatte es leicht verwunden; aber jetzt mit einer gewiſſen Feinfühligkeit des Geneſenden empfand er den Schmerz doppelt, es gemahnte ihn, daß der Tod doch immer näher rücke und ihm ſchon unentbehrlich ſcheinende Stücke aus dem Leben reiße. Er ging tagelang ſtill den Kopf ſchüttelnd umher, und als er zum Erſtenmal nach der Gipsmühle kam, weinte er mit dem verlaſſenen Gevatter.

Er hatte die Freude eines andern Hauſes mit genoſſen, er nahm auch deſſen Leid auf ſich.

Aber wieder und wieder erwachte der helle Frohſinn in Broſi, und als er einmal mit ſeiner Moni im Walde zu Mittag aß, ſagte er:

„Du wirſt nichts dagegen haben. Wenn ich 'nüber komm, bitt' ich mir's aus, daß mir die Poſaunen-Engel einen Vortanz für mich und die Gipsmüllerin aufſpielen.“

Die Luſtigkeit ſchien in Broſi gar nicht abzutödten.

Der März 48 brachte dem abgelegenen Haldenbrunn ſeine Revolution ſo gut wie Berlin und Wien. Schultheiß und Gemeinderath wurden geſtürzt und ein neuer gewählt, Broſi wurde einſtimmig zum Gemeinderath erwählt, er wäre Schultheiß geworden, wenn er dieß nicht abgelehnt und die Stimmen auf ſeinen verſchwägerten Jörgtoni gelenkt hätte. Die verkümmerte Nutzung des Gemeindewaldes, den der Gemeinderath für ſich ausbeutete, war weſentlicher Grund der Revolution, und auf Broſi, der allzeit ein gerechter Mann und Niemand zulieb und Niemand zuleid redete, ſetzten beſonders die armen Häusler ihre Hoffnung. Er war mit Einem Worte der Märzminiſter von Haldenbrunn und hörte es gern, wenn man ihn „Herr Gemeinderath" anredete. Auch Moni war dieſe neue Würde nicht ungenehm, ſie ging am erſten Sonntag mit ihrem Mann in die Kirche und hatte ſich noch dazu vom Näherlisle eine neue Jacke machen laſſen, wozu ſie das Zeug längſt bereit hielt, es aber für die Hochzeit ihres Franz aufbewahren wollte. Vor der Kirche grüßte Moni alle Leute doppelt freundlich, und in derſelben ſchaute ſie oft nach den vorderen Bänken. Da, wo der Gemeinderath ſitzt, dort ſaß ja ihr Broſi; die arme verſtoßene Tochter des Apothekerrösle hatte einen Mann, der auf der erſten Kirchenbank ſaß. Als man ſich zu Tiſche ſetzte, ſagte Broſi in ſehr verbindlichem Ton, einen Kratzfuß machend:

„Frau Gemeinderäthin, wollen Sie nicht auch gefälligſt

Platz nehmen?" und trieb noch allerlei muthwilligen Scherz mit ihr.

Moni ſagte, ihr Mann müſſe ſich einen neuen Rock machen laſſen, es ſchicke ſich nicht mehr, daß er in dem alten Rock einhergehe, den er ſich ſchon zur Taufe ihres jüngſten Sohnes (ſie vermied, wie es ſchien, mitten in der Freude den Namen Severins) hatte machen laſſen. Broſi ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Wenn nur meine Knochen ſo lang halten als der Rock noch hält; und man hat den Broſi im alten Rock gewählt, nicht den im neuen."

Der noch immer unerklärte blinde Franzoſenlärm brachte auch in Haldenbrunn eine Bürgerwehr zu Stande, die ſich vorerſt mit geſtreckten Senſen bewaffnete. Der Revierförſter Auerhahnwirth wurde natürlicherweiſe Leitmann und Broſi's Kilian wurde zum Obmann und Uebungsmeiſter gewählt, er hielt ſeine Uebungen auf der Straße, die nach Endringen führt.

Im Auerhahn war jetzt täglich große Zuſammenkunft; die Tiſchordnung galt hier noch mitten in allen Wirrniſſen, nur ſaß Broſi als Gemeinderath bei den Großbauern. Wenn Manche erſchracken über die wilden Reden, die geführt wurden, beſchwichtigte er mit der klugen Einrede, daß man ja einander kenne und noch immer wiſſe, daß es nicht beim erſten Anbot bleibt, man ließe noch etwas abhandeln. Wenn die jüngeren Leute von deutſcher Einheit ſprachen, ſagte er oft:

„Was wiſſet Ihr davon? Da können Wir mit reden, Uns gedenkt es noch, daß Endringen und Haldenbrunn zuſammen gehört haben."

Im Gemeinderath war Broſi ein eifriges und bedachtſames Mitglied, und er war es auch, der ſich dem Andringen Vieler entgegenſtemmte, daß man den Gemeindewald verkaufe und den Erlös vertheile. Er mußte ſich deßhalb manche üble Nachrede gefallen laſſen und es hieß, er ſei eben auch wie die Anderen, ſeitdem er da oben ſitze; aber er ließ ſich's nicht verdrießen, jedem Einzelnen ſeine Gründe darzulegen, und die ſich einer beſſeren Einſicht nicht verſchloſſen — und deren war doch die Mehrzahl — gaben ihm Recht.

Broſi vollführte ſeine Arbeit nach wie vor. Er war kein großer Politiker und rühmte ſich auch deſſen nicht, aber er ſagte doch immer: „Von der Freiheit kann man nicht eſſen, man muß arbeiten, ſei die Regierung, welche ſie woll'; das Holz ſpaltet ſich in einer Republik auch nicht allein auf; aber freilich, ſchaffen und ſchaffen iſt ein Unterſchied, und der rechte Lohn gehört einem Jeden.“

Die Revolution im Badiſchen brachte Broſi vielen Kummer, denn die Reibereien zwiſchen den Endringern und Haldenbrunnern gediehen auf's Höchſte, die Haldenbrunner wurden immer „faule Schwaben“ geſchimpft. Dazu lebte noch Broſi's Schwiegerſohn, der Peterſepp, bei ſeinem Schwäher verborgen im Walde.

Die Reaction brachte aber Broſi nicht mindern und noch weit tiefer gehenden Kummer. Es war nicht der Schmerz um die vereitelten Hoffnungen des Vaterlandes, die ihm zu Herzen gingen, er hatte ſie nie recht begriffen und nur immer gedacht, Haldenbrunn und Endringen ſollten wieder Eins werden. Es war ein ganz Anderes, was Broſi tief betrübte: die Verordnung, daß am Sonntag nicht mehr auf der Straße geſungen werden durfte, die Einſetzung des Sittengerichtes der Pfarrgemeinderäthe, wozu man ihn auch wählen wollte, was er aber entſchieden ablehnte, vor Allem aber jene hochweiſe fürſorgliche Verordnung, daß fortan alle Kirchweihen im ganzen Lande auf Einen Sonntag feſtgeſetzt wurden, ſo daß aller nachbarliche Beſuch abgeſchnitten war. Zwar lag Haldenbrunn ſo an der Grenze, daß man meiſt badiſchen Beſuch erwartete und dieſer kam auch reichlich, da jenſeits im glückſeligen Belagerungszuſtande keine Muſik gehalten werden durfte; aber man ſtand doch auch mit Landesangehörigen in Verbindung, und wenn man auch das Verbot umging, daß man doch noch eine ſtille Feier veranſtaltete und der hohen Fürſorge nun eine doppelte Kirchweih verdankte, es war und blieb doch mißlich.

Vom Gemeinderath in Haldenbrunn, in dem Broſi noch ſaß, ging eine Eingabe an die hohe Regierung um Aufhebung der Kirchweihordnung; aber ſie ging nur bis in die Amtsſtadt und iſt dort ſelig entſchlafen.

Siebenzehntes Kapitel.

An der nächſten Kirchweih war Broſi's fünfzigjähriger Hochzeittag. Man redete ihm viel zu, daß er ſeine goldene Hochzeit feiere, aber beſonders Moni hatte eine Scheu und einen Aberglauben davor und ängſtliche Freundinnen vermehrten dieß noch mit der Erwähnung, daß man nach einem ſolchen Feſt gewöhnlich nicht mehr lange lebe und Broſi, dem eigentlich doch das Herz daran hing, wollte ihr nicht zureden.

So kam der Frühling des vorletzten Jahres heran, die beiden alten Leute hielten immer feſter zuſammen und Moni war oft ganze Tage bei ihrem Mann und kochte im Walde. Einſt ſagte Broſi zu ihr:

„Wenn unſer Severin käm', ſag, thäteſt du da die goldene Hochzeit feiern?“

„Ja, wenn mein Severin käm', ja, da thu ich's, da hab' ich genug gelebt.“

„Ich mein' auch,“ ſagte Broſi wieder, „ich mein' ich hab's einmal in einem Lied gehört: mit dem Blumenſtrauß auf der Bruſt darf das Herz zu ſchlagen aufhören. So geht mir's auch. Ich möcht' luſtig ſterben.“

Und als er das ſagte, war's ihm, als hörte er die Stimme ſeines Severin.

Moni ging heim, er ſchaute ihr lange unwillkürlich nach. Da kam ein Landjäger durch den Wald.

Oft, wenn der Schultheiß und kein anderer Gemeinderath zu Hauſe war, kamen die Landjäger, die das Dorf paſſirten, zu Broſi um ſich die Stunde ihrer Anweſenheit in ihrem Dienſtbuche beſcheinigen zu laſſen. Broſi war an ihren Anblick gewöhnt und doch erſchrack er heute als er den Landjäger von fern ſah. Als er näher kam, erkannte er den Stationscommandanten, der ihn freundlich grüßte. Broſi ſchrieb ihm mit Bleiſtift die gewünſchte Beſcheinigung ein und ſprach noch über Allerlei, da ſagte der Landjäger:

„Habt Ihr nicht einen Sohn gehabt, der Wilhelm Severin heißt?“

„Ja, ja, warum? was iſt?“

„Im Verordnungsblatt, das ich wegen der Steckbriefe halten muß —“

„Was? was? Was ſteht da?“

„Nichts Böſes, da iſt ein Wilhelm Severin Heller von Haldenbrunn zum Oberbaurath ernannt.“

„Ihr habt mich zum Narren, das iſt nicht recht. Wenn Ihr einen Narren wollt, laſſet Euch einen drechſeln.“

„Thut mir leid, daß ich das Verordnungsblatt nicht bei mir hab', es ſteht deutlich darin.“

„Aber er wird nicht von Haldenbrunn ſein, es giebt viele mit Namen Heller und es kann noch ein anderer Wilhelm Severin heißen.“

„Auf mein Wort, es ſteht deutlich: von Haldenbrunn. Ich bin nicht der Mann, der Spaß macht,“ ſagte der Stationscommandant etwas bitter.

Broſi ſtand da und hielt die leeren Hände vor ſich hingeſtreckt, als ob er noch ein Scheit holte; er ſtarrte wie verloren drein und als ihm der Landjäger die Hand auf die Schulter legte, zuckte er zuſammen und fuhr ſich in die weißen Haare, die ſich emporſträubten. Der Landjäger wollte weggehen, aber Broſi bat ihn, bei ihm zu bleiben und ihn nach Haus zu geleiten. Als ſie gegen das Dorf kamen, hörten ſie ein lautes Schreien und Broſi ſah, wie ſeine Moni ihm entgegenſprang, aber ihr voraus eilte ein großer Mann und warf ſich Broſi an den Hals, küßte ihn und weinte; Broſi küßte ihn wieder und weinte mit ihm — es war ſein Severin.

Broſi mußte ſich auf einen Steinhaufen am Wege ſetzen, die Knie wollten ihm brechen, Moni kam langſam des Weges, geführt von einer Dame mit wehendem Schleier:

„Agy, that is my father," ſagte Severin, und die Dame warf ſich Broſi an den Hals, und es war ihm, als ob ein Engel ihn in die Arme nehme, der ihn ſelig aus der Welt mit fortnehmen wolle. Es kam wirklich eine leichte Ohnmacht über ihn, aber bald erholte er ſich wieder, und er faßte ſeine Moni und ſo breit als die Straße war, gingen Moni und Broſi und Severin und ſeine Agnes Hand in Hand das Dorf hinein. Broſi ſchaute immer wie verwirrt umher, wenn die ſchöne Frau ihm und ſeiner Moni die rauhen Hände küßte.

„Gott hat es doch gut gemeint zu mir, daß ich euch noch im Leben finde, wie often habe ich daran gedacht," ſagte Severin und überſetzte das ſeiner Frau in's Engliſche, ſeine Eltern bedeutend, daß ſeine Frau faſt gar kein Deutſch verſtehe.

„Wo haſt denn du ihn zuerſt geſehen?“ fragte Broſi ſeine Frau.

„O lieber Gott, denk' nur, wie ich heimkomm', iſt die Hausthür offen, ich geh' in die Stub', da ſitzt er mit dem goldigen Engel da auf der Bank; ich hab nicht gewußt, wo ich bin, ob noch auf dem Boden oder im Himmel, da ruft er: Mutter! Und weiter kann ich dir nichts berichten.“

„Der Severin hätt' uns doch vorher Nachricht geben ſollen,“ ſagte Broſi halb zu ſeiner Frau, halb zu ſeinem Sohne; „ſo ein Ueberfall kann ja Einen auf dem Platz tödten.“

Severin erklärte, daß er ſchon vor mehreren Tagen geſchrieben habe, ſich aber, wie er ſehe, im deutſchen Poſtgang verrechnet hätte.

Als man am elterlichen Hauſe angelangt war, ſagte die junge Frau auf das Gäßchen deutend:

„Gussle not go.“

„Haſt ihr das ſchon geſagt?“ ſchmunzelte Broſi und rief mit ſtarker Stimme zu ſeiner Schwiegertochter: „Iſt recht, iſt brav,“ er meinte, wenn er recht ſchreie, müſſe ſie ihn gewiß verſtehen.

Um das Haus verſammelte ſich Alles, was im Dorfe war, und ſelbſt in die Stube und in die Hausflur drangen ſie, und die draußen ſtanden, ſchauten zu den Fenſtern herein und theilten ſich ihre Bemerkungen über Severin und ſeine Frau mit. Das Rösle, das mit ſeinen Kindern laut ſchreiend und weinend daher kam, hatte Mühe, ſich zu dem Bruder hindurch zu arbeiten, um ihm an den Hals zu fallen. Es ſchickte ſogleich ſeinen älteſten Sohn zu dem Vater, der draußen auf der Bömleswieſe mähte, und Moni bat die Verſammelten um einen Boten nach Endringen, um die Mariann' und den Peterſepp zu holen. Drei Boten ſtellten einen Wettlauf an. Die junge Engländerin äußerte gegen ihren Mann ihre Freude, daß das ganze Dorf ſo umherſtehe und Alles die Freude des Einen Hauſes theile. Severin ſchien aber nicht dieſer Meinung, er bat die Leute zuerſt in freundlichem Ton, ſich zu entfernen und als dieß nicht geſchah, drückte er die Thüre zu und ſchob einige Widerwillige nicht eben ſanft hinaus.

„Mit welcher Gelegenheit ſeid ihr ankommen?“ fragte Broſi, als ob das das Wichtigſte wäre.

„Mit einem Hauderer,“ antwortete Severin kurz.

„Du biſt nicht verſteckt, ſie iſt ſauber,“ ſagte Broſi auf die junge Frau winkend, die die Hand der Mutter nicht losließ, „ihre Haare glänzen ja wie Gold, und was ſie ein paar Augen im Kopf hat und das helle Geſicht, die iſt gewiß gut. Hat ſie auch brav Batzen?“

„Nicht viel, ich bin überhaupt nicht reich, hab' aber mein gutes Auskommen.“

„Wie ſo haſt die Anſtellung kriegt? Du biſt doch der im Blättle?“

„Freilich. Ich hab' einen beſondern Vortheil im Brückenbau erfunden, habe ein Modell in die große Ausſtellung in London gegeben; der anweſende Landescommiſſär erkundigte ſich nach mir, und darauf bin ich angeſtellt worden.“

Im Reden mit ſeinem Vater im Dialekte ſprach Severin ganz geläufig, während er im Hochdeutſchen, in dem er ſeine erſten Worte anbrachte, etwas Anfremdendes hatte und aus dem Engliſchen übertrug.

Meni holte ſich ihre Sonntagsjacke und mahnte auch ihren Mann, doch einen ordentlichen Rock anzuziehen; als aber Agy das merkte, bat ſie ihren Mann, ſolches zu verhindern; es muthe ſie ſo ſehr an, daß die Eltern in Hemdermeln ſeien. Severin dolmetſchte das lächelnd, und Broſi willfahrte zu bleiben wie er war. Wir dürfen überhaupt nicht verſchweigen, daß er ſich ſeiner vornehmen Schwiegertochter recht freute, aber minder befangen war und weniger Umſtände machte, ſeitdem er erfahren hatte, daß ſie nicht reich ſei.

„Wie lang bleibet ihr bei uns?“ fragte Broſi.

„Bis nächſten Montag. Ich habe viel zu thun. Ich komme aber zum Herbſt wieder.“

Die Mutter jammerte über dieſe kurze Zeit, aber Broſi ſagte: „Geſchäft geht vor Allem.“

„Du logirſt mit deiner Frau im Auerhahn bei deinem Gevatter.“

„Nicht gern. Er hat mir den böſen Brief von Euch geſchrieben.“

„Von mir? Ich hab' nichts davon gewußt, kein Sterbenswörtle.“

Und nun ſtellte ſich heraus, daß der Auerhahnwirth die Antwort ſo geſtellt hatte, als ob der Vater dem Severin die harten Worte ſagen ließ, und das Verhältniß zwiſchen Vater und Sohn, das trotz aller Freude des Wiederſehns ein unausgeglichenes war, ebnete ſich erſt jetzt, denn Severin erkannte die Unſchuld ſeines Vaters, und trotzdem Severin noch mehr als ſonſt etwas Gehaltenes und Herbes hatte, ließ er ſich doch herbei, ſeinen Vater förmlich um Verzeihung zu bitten und reichte ihm zuletzt eine ſilberne Doſe, darauf die Worte eingegraben waren: „Mein Mann iſcht koanr.“

Anfangs ſtutzig, freute ſich Broſi dann kindiſch mit dieſer Doſe und ſagte immer: „In England drüben haben ſie mein' Red in Silber gegraben.“

Nun wendete ſich der Zorn von Vater und Sohn gegen den hinterhaltigen Auerhahnwirth. Severin wollte ihm gar nicht mehr über die Schwelle gehen; aber Broſi ſagte:

„Laß ans ſein. Ein Mann wie du, was kann Dem am Auerhahnwirth liegen? Aber man kann ſich nicht mit ihm verfeinden, er hat das einzige Wirthshaus im Ort.“

Bald kam auch des Jörgtoni's Kaspar, die Mariann' und der Peterſepp. Moni wollte einen Boten an Kilian und Franz ſchicken, die ſechs Stunden von Haldenbrunn arbeiteten und erſt Sonntags heimkamen, aber Severin verhinderte dieß, man könne nun ſchon warten, da es einmal ſo lange gedauert habe und der Vater habe es ja auch geſagt, Geſchäft geht vor Allem. Moni drückte es auf der Bruſt, ihr Severin hatte ſich doch ſehr verändert ſeit den vierzehn Jahren ſeiner Wanderſchaft, er war freundlich und gut, aber er hatte doch etwas Schroffes, und als ſie mit ihrem Manne allein war, ſagte ſie:

„Ich mein', der Severin hat ſich doch ganz ausgeartet (ſich verändert), er iſt doch nie Soldat geweſen und er hat doch ſo was von einem alten Soldaten, weißt? ſo kurz angebunden. Er iſt ſo ſteif wie ſein Hemdkragen, der ihm faſt das Ohrläpple abſägt.“

„Das macht ſein großer Titel und du wirſt's nicht übel nehmen, das Stück Apothekerrösle was in ihm iſt, ich hab's ja immer geſagt,“ bedeutete Broſi.

„Aber ein gar prächtig Weible hat er, die iſt ja wie aus einem Büchsle 'raus. Wenn ſie nur auch recht mit Einem reden könnt'!“

„Ja das Weible iſt nicht unrecht, 's iſt ein gattigs (paſſendes) Weible, ſie iſt gewiß viel bräver weder er. Die Kinder von ſeinen Schweſtern hat er ja faſt gar nicht angeſehen. Nun es iſt mir ein Troſt, daß ich ihn gut verſorgt und in Ehren weiß, und weiter brauchen wir einander nicht.“

Eine Verfremdung und Bitterkeit, die viele Jahre lang ſich im Gemüth eingewurzelt hat, ſcheint nicht mit Einemmal und plötzlich ausgeſtockt werden zu können; wenigſtens war dieß bei Broſi und Severin der Fall.

Achtzehntes Kapitel.

Severin hatte nie die kleinen gemüthlichen Anhänglichkeiten an die Menſchen und Umgebungen ſeiner Heimath in ſich empfunden; er zeigte andern Morgens ſeiner Frau die Bömleswieſe und den Buſch, woraus er ſich den Stechpalmenſtock geſchnitten und gab den Begegnenden nur kurze Antworten. Die junge Frau entwarf ſchnell eine Skizze von dem Waldgrunde bei der Bömleswieſe und nahm ſich vor, dieſelbe in den kommenden Tagen weiter auszuführen.

Wenn Severin mit ſeiner Frau durch das Dorf ging, liefen oft viele Kinder hinter ihm drein, andere ſtellten ſich in Haufen zuſammen und wenn die Beiden vorüber waren riefen ſie kecklich: Grüß' Gott! Andere bildeten eine Kette, faßten ſich an der Hand und rannten ihnen vorauf mit jener eigenen barfüßigen Behendigkeit, und warteten immer bis ſie in ihrer Nähe waren, um zu wiederholen. Agy wehrte ihrem Mann ab, der dieſe kindiſche Freudenbezeigung nicht dulden wollte.

Ein Zwiſchenfall, der ſelbſt den Severin lächeln machte, ereignete ſich mit der Tochter des Auerhahnwirths. In langen Kleidern und am Sonntag mit dem aufgeſpannten Sonnendach ging das Mädchen oft im Dorfe umher mit dem ſtolzen Selbſtgefühle einer für dieſe Umgebung zu hoch gebildeten Seele. Der Gevatter Auerhahnwirth hatte ſeinen Pathen gefragt, ob ſeine Frau franzöſiſch könne und mit der bejahenden Antwort eilte er zu ſeinem Töchterchen und befahl ihm, ſich an die Engländerin anzuſchließen und dem Dorfe zu zeigen, was ſie könne. Das Mädchen mochte endlich weinend geſtehen, daß es ja noch gar keine Uebung habe, der Vater ließ nicht ab und ſagte immer, dann üb' dich, jetzt haſt du die beſte Gelegenheit dazu. Du mußt, üb' dich jetzt." Zur Verlegenheit Aller zeigte ſich aber, daß das Mädchen weder ein Wort franzöſiſch verſtand noch ſprechen konnte; der Revierförſter fluchte über den Lehrer von Endringen, dem man noch jedesmal wenn er Stunde gab, ein Glas Wein einſchenkte, aber das half nichts mehr und Broſi war nicht wenig ſtolz, als er eines ungeahnten Reichthums inne wurde: er kannte vom Elſaß her einige franzöſiſche Brocken und ſeine Söhnerin klatſchte darüber vor Freude in die Hände.

Am Nachmittag war große Gaſterei bei der Schweſter Rösle, es wurde ſehr ſatziger Kaffee aus kleinen Taſſen getrunken und dazu „Sträuble" (Spritzkrapfen) gegeſſen; das Rösle, das von der Hitze und der Bereitung des Schmalzgebäckes glänzte, ließ ſich nicht bewegen, mit an den Tiſch zu ſeinen Gäſten zu ſitzen, es lief mit ſeiner älteſten Tochter immer ab und zu und bediente mit Kilians Frau die Eltern, den Bruder und die Schwägerin. Severin hatte ſich bald entfernt, da er einen Bauriß zu vollenden habe und beſtimmte ſeine Frau, nur unter den Angehörigen zu verbleiben. Er verrechnete ſich nicht. Agnes wagte es, wenn Severin nicht dabei war, ihr weniges Deutſch zum Beſten zu geben und lernte noch Manches dazu von den Eltern und der Schwägerin, und die Art, wie ſie das bereits Gekannte ausſprach und das Neuerlernte nachbuchſtabirte, und dabei ſo treuherzig vertrauend lächelte und Alles nachmachte, erregte große Heiterkeit und oft lautes Lachen. Mit Beihülfe vieler Pantomimen erklärte ihr Broſi, ſie ſei ihm wie ein kleines liebes Kind, das erſt ſprechen lerne, und das ſei ja die ſchönſte Zeit der Kinder, das ſei die Zeit der Apfelblüthe. Das Letzte verſtand die junge Frau nicht, aber das Erſte begriff ſie und mit einer das tiefſte Herz anſprechenden Innigkeit ahmte ſie nun die Weiſe eines kleinen Kindes nach, ſo daß Broſi oft mit beiden Händen auf die Lederhoſen ſchlug und hoch betheuerte:

„Sie iſt mir tauſendmal lieber als der Severin, das iſt ja was Herziges, er iſt ſie gar nicht werth.“

Die Hühner Rösle's waren auch zu Gaſte in die Stube gekommen, man wollte ſie ſchnell hinaus ſcheuchen, aber Agy verſtand ihre Bitte deutlich zu machen, daß man ſie da ließe. Ihren Zuſatz: daß dieſes Gemeinleben der Menſchen mit den Thieren ſie freue, begriffen die Hörer nicht; aber Broſi hatte eine Ahnung davon, denn er ſagte:

„Sie hat ein gutes Herz, ſie iſt auch gegen die Thiere gut. Der Severin muß doch das Herz auf dem rechten Fleck haben, daß er ſo ein Frauele genommen hat.“

Als ſie ihm zuletzt noch den Rock auszog und theils mit Worten, theils mit Zeichen ihm ſagte: es ſei viel ſchöner, wenn er in Hemdermeln ſei und er brauche ſich vor ihr nicht einen Zwang anthun, da rief Broſi:

„Moni, wenn du nicht mit mir goldene Hochzeit machſt, da geh' ich nach England und hol' mir auch ſo Eine.“ Er ſprang in die Höhe, ſeine Hand, die ſich wie Tannenrinde anfühlte, faßte die Hand der jungen Frau, und mit großer Beſchwerde erklärte er ihr, daß ſie auf ſeine goldene Hochzeit kommen und mit ihm tanzen müſſe. Die junge Frau, die von dieſer bevorſtehenden Feier ſchon wußte, ahmte zur Bekundung ihres Verſtändniſſes den Geiſtlichen und den Bräutigam und die Braut und die Muſikanten nach. Broſi ſchnupfte nochmal ſo viel vor Freude, aber putzte ſich die Hand ſchnell ab, und faßte immer wieder die Hand ſeiner Söhnerin und ſagte zu den Umſtehenden:

„Das Händle iſt wie lauter Seide und Baumwoll', o wie muß das Einen ſtreicheln,“ er führte ſich die Hand über ſeine Backen und machte die Geberden des höchſten Entzückens.

Am Abend konnte der Broſi ſeinem Severin gar nicht genug erzählen, welch eine liebe Frau er habe und er ſchaute den Sohn viel freundlicher an. In ihrem Hauſe ſang Broſi für ſeine Söhnerin, die um einen Sang gebeten hatte, mit ſeiner Frau, dem Rösle, der Schwiegertochter und dem Kaspar allerlei Lieder. Severin ſaß ſtill dabei und ſpaltete den Mund nicht, die junge Frau aber verſuchte mitzuſingen und Broſi nickte ihr ermunternd zu.

Als man endlich ſpät endigte, ging Agnes auf Broſi zu, legte die Hand auf deſſen Schulter und ſagte mit fremdelnder Betonung aber ganz deutlich: „Mein Mann iſcht koanr.“

„Es iſt ein' Blitzhex,“ rief Broſi und jauchzte hellauf Juhu, daß die junge Frau doch zuſammenſchrack.

Am zweiten Tage ging es nach Endringen zur Gaſterei, denn Kilians Frau wollte die Heimkunft ihres Mannes abwarten. Broſi und Moni fuhren zum Erſtenmal in ihrem Leben in einer Kutſche nach Endringen. Moni ſaß neben ihrer Söhnerin und Broſi ihr gegenüber. Broſi lupfte gnädig den Hut vor allen Begegnenden, welche die Inſaſſen auf dieſe Art begrüßten und Manche, die es vor Staunen vergaßen, lehrte er es durch zuvorkommenden Gruß.

Als man gegen das Haus des Peterſepp kam, ſagte Broſi:

„Da drüben in den Garten hinein hab' ich immer ein nett's Häusle gewünſcht, das iſt der höchſte Wunſch geweſen, den ich in meinem ganzen Leben gehabt hab'.“

Das Auge Broſi's leuchtete bei dieſen Worten und doch ſprach Severin kein Wort und nickte nur ſtill vor ſich hin. Nur Agy ſagte durch den Mund ihres Mannes, daß ihr Endringen noch beſſer gefiele als Haldenbrunn, und Broſi war darob überaus glücklich.

Beim Peterſepp und der Mariann' war's nicht minder gaſtfreundlich als geſtern beim Rösle. Alle Endringer, die kamen, ließ Broſi eine Priſe nehmen und ſeine Spruchdoſe bewundern.

So lang der Severin da war, machte Agy viel weniger Späße und war ſtiller; aber auch heute ging Severin fort und als man heimkehren wollte, mußte man ihn vom Bürgermeiſter, wie man im Badiſchen den Schultheiß nennt, holen.

Am dritten Tage ging Broſi an ſeine Arbeit, er ſagte: er halte dieſe Gaſtereien nicht aus, er hatte einſt den Ausſpruch gethan, man könne nicht von der Freiheit eſſen und jetzt ſagte er: „Ich kann von der Freud' allein nicht leben.“

Agy vollendete ihre Zeichnung vom Bömlesgrund und Broſi arbeitete unweit davon. Severin war allein nach Endringen gegangen.

In den folgenden Tagen vollführte Agy zum Staunen aller Haldenbrunner noch eine weitere Zeichnung: ſie ſaß jenſeits des Baches und nahm das elterliche Haus Severins auf. Das Haus mit dem Strohdache und den Pflanzen, die ſich darauf feſtgewurzelt hatten, nahm ſich auf dem Papiere ſehr gut aus und als Agy gegen Severin die Einfachheit und Urſprünglichkeit dieſer Bauart lobte, war dieſer ſtrenger Fachmann genug, um ihr zu beweiſen, daß in dieſer Bauart gar kein Stil liege und gar keiner anzuwenden ſei, es ſei eben nichts als die rohe Nothdürftigkeit. Agy biß bei dieſer Darlegung auf ihren Bleiſtift; aber ſie ſchaute bald wieder hell auf, ſie kannte ihren Mann, bei dem die ſtrenge rückſichtsloſe Wahrhaftigkeit Alles beherrſchte und der deshalb keinen liebgewordenen oder anmuthenden Schein verſchonte.

Von der kleinen, vor funfzig Jahren aufgeführten Ufermauer ſah man wenig mehr. Weiden und Erlen bedeckten das Ufer und bildeten einen anſprechenden Vordergrund mit dem Bachſtege. An der Stelle des ehemaligen Zaunes von fuchſig gewordenen Tannenzweigen, grünte ein lebendiger und kurz gehaltener Buchenhag.

Moni hatte trotz der Abwehr doch ihren Söhnen Kunde von der Ankunft des Bruders zukommen laſſen und dieſe hatten ſolche zu gleicher Zeit auch von anderer Seite erhalten; ſie kamen nun auch ſchon am Samſtag Morgen und Severin ſchüttelte ihnen wacker die Hände und gab Jedem einen ſilberbeſchlagenen Ulmerkopf, die ſie nur nach vieler Einſprache mit lautem Dank annahmen, denn ſie hatten Größeres erwartet.

Mit Kilian, der ihm immer der Liebſte geweſen war, hatte Severin viel zu geheimniſſen und man ſah dieſen oft zufrieden lächeln, während Kilian ſich vor Lachen bog. Einmal indeß hörte man Kilian auch rufen:

„Du wirſt aber ſehen, er thut's nicht. Denk' an mich. Es iſt nur ſo gered't. Er kann's nicht, und wenn er auch möcht'.“

Severin winkte ihm hierauf mit Heftigkeit Schweigen zu.

Mit Franz verkehrte Severin nur ſehr wenig.

„Haſt dir ein' Saubere 'rausgeleſen,“ ſagte Franz einmal zu ſeinem Bruder, mit ſeiner neuen Pfeife auf Agy deutend.

„Warum biſt denn du noch ledig?“

„Weiß nicht, ich hab's verſäumt und jetzt iſt's faſt gar zu ſpät. Wenn du mir eine geſchickte Wittfrau wüßteſt, ich ließ mich noch überreden. Aber ich denk' wohl, ich bleib' ledig. Wir haben ſo ein' große Familie, und es ſoll auch einmal was zu erben geben.“

Franz war eine zufriedene ſtille Natur, die ſich mit Denken nicht viel zu plagen hatte. Dabei war er äußerſt karg und hatte ſeine Hauptfreude an baarem Gelde.

Am Sonntag Morgen ſaß Alles ſchön geſchmückt und zum Kirchgange bereit lange vor Beginn deſſelben im elterlichen Hauſe. Broſi ſchnitt von den Stockſcherben, die ein unberührbares Heiligthum waren, die ſchönſten Nelken ab und ſchenkte ſie ſeiner engliſchen Söhnerin. Es läutete zum Erſtenmal zur Kirche, und man wollte ſich auf den Weg machen, um ſich noch vorher gehörig bewundern und begaffen zu laſſen. Broſi freute ſich beſonders darauf, ſeiner Söhnerin auch zu zeigen, daß er in der Gemeinderathsbank ſitze; da ſagte Severin:

„Meine Frau geht nicht mit uns.“

„Warum?“

„Sie iſt evangeliſch.“

Alles zuckte zuſammen, und eine Weile war es ſo ſtill in der Stube, daß man nichts hörte, als das Picken der Wanduhr und ein ſchnelles Athmen Broſi's.

Endlich ſagte er aufſtehend und ſich vor Froſt die Hände reibend:

„Kommet in Gottes Namen. So gehen wir allein. Oder haſt du auch deinen Glauben abthan?“

„Nein,“ ſagte Severin und ging mit dem Vater, der nach der Söhnerin, die er ſo ſehr geliebt hatte, nicht mehr umſchaute.

In das ſeligſte Glück riß die Spaltung über Glaubensmeinungen, die der ganzen Menſchheit ſchon ſo viel Unheil bereitet, einen tiefen Riß.

Broſi, der allen **Menſchen** triumphirend in's Auge hatte ſehen wollen, ging mit niedergeſchlagenem Blick nach der Kirche. „Nicht katholiſch und nicht einmal reich,“ ſprach es in ihm und er zuckte zuſammen.

In der Kirche ſang er wiederum laut mit, als müßte er ſeinen eigenen Glauben doppelt feſthalten und verkünden, dann ſaß er ſtill niederſchauend und drückte manchmal mit der Hand feſt die Augen zu.

Er mußte aber doch eine Beruhigung gefunden haben, denn als er neben dem nachdenklichen Severin aus der Kirche ging, ſagte er:

„Das haſt nicht recht gemacht, du hätteſt nicht über den Sonntag bei uns bleiben ſollen. Es hätten's nicht alle Leute zu wiſſen brauchen.“

Als er heimkam, ſah er Agy aus einem ſchwarz eingebundenen Buche leſen, er ſchaute hinein und erblickte ſchöne heilige Bilder. Agy las nur noch wenige Zeilen, dann ſtand ſie auf und machte eine tiefe Verbeugung. Broſi reichte ihr die Hand und fühlte den warmen Druck von der Hand ſeiner Söhnerin. Seine Finger waren kalt und ſie erwärmten ſich.

In dieſer ſtillen Handreichung lag in dieſem Augenblicke eine Verſtändigung und ein Religionsfriede, der der ganzen Welt zu wünſchen wäre.

Am Mittag nahm Broſi alle ſeine Kinder mit nach der Gipsmühle. Er ſtand einmal am Wege und ließ Kinder und Enkel an ſich vorbeiziehen, um zu überſchauen, wie reich ſich ſein Leben ausgezweigt hatte. Wie oft war er dieſen Weg einſam gewandert. Auf den Wunſch Agy's wurden helle Lieder angeſtimmt, die im Walde widerhallten. Noch fühlte Broſi eine leichte Bedrückung von dem überwundenen Schmerz, den er heute empfunden, und auch laut nun das Letzte abſchließend, ſagte er:

„Es iſt doch nur Ein Gott, der die Sonne ſcheinen und die Bäume wachſen läßt, und er weiß doch wie es gemeint iſt, ob man ſo oder ſo zu ihm betet.“

Er ſang dann ſo laut mit, daß ſeine Stimme Alle übertönte.

Severin ſah allein bis auf den Grund der mächtigen Bewegung, die in ſeinem Vater vorgegangen war; er freute ſich deſſen, aber ihm ſolches kund zu geben, fand er die rechten Worte nicht und hielt es ſchließlich auch nicht für nöthig.

Der Gipsmüller, der krank in einem großen Armſeſſel ſaß, freute ſich hoch über die Ankömmlinge. Severin und Agy mußten ſich zu ihm ſetzen, daß er ſie genau ſehe, denn er litt auch an ſchwachen Augen.

Beim Gipsmüller traf man zufällig „die geſchickte Wittwe,“ die ſich Franz ſchon längſt gewünſcht, die ihm aber einen förmlichen Korb gegeben hatte. War es das eifrige Zureden des Gipsmüllers, oder war es die ſtolze Anwartſchaft, einen Oberbaurath zum Schwager zu haben: die Wittwe, die zwei Kinder hatte und ein ſchönes Vermögen beſaß, gab ihr Jawort und Franz wurde unverſehens Bräutigam.

Broſi war darob ganz glückſelig und er ſagte einmal:

„Jetzt ſind alle meine Kinder verſorgt, mein Altbackener auch. Gott giebt mir Recht, er zeigt mir's, daß ich die rechten Gedanken hab', ſonſt hätt' er mich heut das nicht erleben laſſen."

Es wurde ausgemacht, daß die Hochzeit des Franz an der Kirchweih ſein ſolle, an welchem auch Broſi ſeinen goldenen Ehrentag feiern wollte. Dabei blieb er, wenn auch Moni noch ſchüchtern Einſprache that; er ſagte ſtets, er habe es ſeiner engliſchen Söhnerin verſprochen und faßte oft deren Hand.

Als man gegen Abend heimkehrte, wartete man nicht erſt die Aufforderung der Agy ab, und ſingend zog man in das elterliche Haus.

Im Auerhahn war heute große Verſammlung, Alles erwartete die Ankunft Severins, aber dieſer ſagte, daß er nicht hingehe und wunderbarer Weiſe — Broſi gab ihm Recht und ſagte, er bleibe auch daheim. Es ſchien indeß nur wunderbar, es hatte Alles ſeinen guten, wenn auch geheimen natürlichen Grund. Broſi wußte, daß die Menſchen, immerdar neidiſch auf ein unantaſtbares Glück, faſt eine Genugthuung darin empfinden werden, daß der andere Glaube der Söhnerin einen Schatten darauf werfe; er wollte ſie das in gemeinſamer Verſammlung auskoſten laſſen und hoffte, daß ſie dann damit fertig ſeien.

Mit den Seinen ſaß er in ſeiner Stube, ſchnupfte vergnüglich und plauderte Allerlei; Severin erzählte viel von ſeinem Leben und wie er ſo ſchnell zu der Berufung und der raſchen Heirath gekommen ſei, daß er nicht vorher ſchreiben gekonnt. Man holte den ſehr ſteif gewordenen Ranzen, den Severin ehemals ſo trotzig zurückgelaſſen hatte, er beſtimmte ihn jetzt für den älteſten

Sohn ſeiner Schweſter Rösle, der als Schuſter in der Lehre ſtand und bald auf die Wanderſchaft ziehen wollte. Der Franz, der ſpäter in den Familienrath nachgekommen war, wollte auch ein Wort dazu thun und ſagte:

„Severin, du biſt jetzt Oberbaurath, was kannſt denn jetzt auch noch werden? Kannſt auch noch höher 'nauf?“

„Freilich, ich kann Oberbaudirector werden.“

„Und dann?“

„Weiter nichts mehr als — Engel,“ antwortete Broſi. Ein ſchallendes Gelächter erfüllte die Stube und Broſi lachte nochmal mit, als Severin ſeiner Frau Alles verdolmetſcht hatte und dieſe herzlich lachte.

Franz ließ ſich aber nicht ſo bald von ſeinen Erforſchungen abbringen, ſie waren nicht bloß Neugier; er bat ſeinen Bruder, ihm auch eine feſte Anſtellung zu verſchaffen, das Amt eines Weginſpektors ſei jetzt frei und das könne er wohl verſehen. Severin erklärte ihm, daß er keine Stellen zu vergeben habe und auch Kilian fragte jetzt:

„Sollen wir denn bloß noch die alten Maurer ſein, wenn du unſer Oberbaurath biſt?“

Severin erklärte, daß das nichts ändere, und wie das leicht geht: nach großer, anhaltender Freude thut ſich plötzlich unverſehens eine Verſtimmung auf; ſo geſchah es auch hier. Die Brüder fühlten ſich zurückgeſetzt; aber Broſi verſtand es, ihnen die Sache deutlich zu machen, und ſchloß damit:

„Es bleibt ein Jedes was es iſt. Im geraden

Weg braucht Eines das Andere nicht und im ungeraden wird euch der Severin ſchon beiſtehen. Haltet nur getreulich zuſammen, wenn eure Eltern auch nimmer da ſind.“

Dieſe Mahnung verfehlte ihre Wirkung nicht und wenn auch nicht in heller Freude, ſo doch in ſtiller geſättigter Beruhigung ging man auseinander, zumal da Severin noch kurz verſprach, ſtets der Seinigen eingedenk zu bleiben. Am andern Morgen, als Severin und Agy nach der Reſidenz abgereiſt waren, ſagte Broſi immer:

„Ich weiß nicht wie mir iſt, mir fehlen die Kinder in allen Ecken, ich kann mir's gar nimmer denken, wie's einmal geweſen iſt, wo wir noch gar nichts von ihnen gewußt haben.“

Jetzt, da Severin fort war, hatte Broſi im Gedenken an ihn faſt noch mehr Freude von ihm, als während ſeiner Anweſenheit. Er gab Moni Recht als ſie ſagte:

„Er iſt doch ein prächtiger Menſch, er redt nicht viel, aber jedes Wort von ihm iſt wie ein Eid, da kann man Häuſer drauf bauen.“

Neunzehntes Kapitel.

Severin kam während des Sommers mehrmals, aber er hielt ſich meiſt in Endringen auf, wo er, wie er ſagte, mit dem Bürgermeiſter Geſchäfte habe. Als Severin ſeinem Vater eine frohe Hoffnung mittheilte, erwiderte dieſer kein Wort, er wollte lieber nichts wiſſen als daß er durch eine Frage Auskunft darüber erhielt, in welcher Religion die Kinder erzogen werden.

Es verging kein Tag, an dem nicht Broſi ſeine „geſetzte Arbeit," wie er ſie ſelbſt ſcherzweiſe nannte, vollführte. Moni ſchien ſich wahrhaft zu verjüngen, ſeitdem ihr Severin und ihre Agy da geweſen, und ſie war es auch, die zu jeder Zeit ſchöne Geſchenke von ihrer Söhnerin, der Oberbauräthin, erhielt; beſonders ein handfeſter Armſeſſel, der auf Rollen ging, machte großes Aufſehen im Ort und ſchon nach zwei Monaten empfing ſie einen ſaubern, deutſch geſchriebenen Brief von der engliſchen Söhnerin. Wie lohnte ſich's ihr jetzt auf ihre alten Tage, daß ſie ſelber noch ſo ſpät deutſch ſchreiben und leſen gelernt hatte. Die beiden alten Leute, die nie viel über Religion nachgedacht hatten, ſprachen jetzt im Walde viel über die Unterſchiede derſelben, die Nähe des Grabes mochte Einiges dazu beitragen, aber erweckt zu ſolchen Erörterungen wurden ſie doch nur durch Agy; die Agy war ſo lieb und gut, die konnte doch nicht auf ewig verdammt ſein. Moni hatte großes Zutrauen zu dem Geiſtlichen, ſie wünſchte, daß man ſich ſeines Rathes erhole, aber Broſi wehrte ab, indem er ſagte:

„Was kann er für Auskunft geben? Er iſt geiſtlich und darf ſei' Sach' nicht verunehren. Und was könnt' am Ende dabei herauskommen? Daß wir Unfriede machen in unſeres Severins guter Ehe? Nein, das will unſer Herrgott nicht und ſeit jenem Sonntag iſt mir's ſo, daß kein Menſch den andern verdammen darf, wenn nur jeder aufrichtig und wahrhaftig bei dem ſeinigen iſt. Wenn die Agy einmal 'rüber in Himmel zu uns kommt, muß ſie unſer Herrgott zu uns laſſen, ich will's ſchon ſagen und unſer Herrgott weiß es ja auch, daß ſie nichts dafür kann; ſie iſt ſo geboren und erzogen, ſie kann nichts dafür."

„Die Vögel im Wald da pfeift ein Jedes anders und es heißt doch, daß Alle Gott lobſingen," beſtätigte Moni.

„Das iſt ein geſcheites Wort, ſo muß des Broſi's Frau reden," ſchloß der Eheherr. „Das hat ſein Mäß," ſetzte er hinzu und hob die obere Querſtange aus einem geſchichteten Klafter. Es war unklar, ob er die letzten Worte buchſtäblich auf das Holz oder bildlich auf das Religionsgeſpräch bezog.

Die Tage wurden bald immer kürzer und es iſt eine alte Erfahrung, daß man deren Abnehmen viel mehr merkt als das Zunehmen. Je weiter es dem Herbſte zuging, je mehr empfand Moni ein eigenthümliches bräutliches Bangen, während Broſi mit Jubel ſeiner goldenen Hochzeit entgegenſah. Mehrmals äußerte Moni ihre Beklommenheit, aber ihr Bräutigam, wie ſich Broſi nannte, redete ihr ſolche aus und ſuchte ſie mit ſeiner eigenen Freudigkeit zu erfüllen; ſie gab ſich um Broſi's willen Mühe, Allem heiter entgegen zu ſehen und in dieſer Bemühung ward ſie von ſelbſt freudig.

Endlich waren es nur noch wenige Tage bis zur Kirchweih, da kam Severin und dießmal ging er nicht allein nach Endringen, Vater und Mutter mußten ihn begleiten. Broſi fuhr ſich mehrmals rechts und links über die Augenbrauen, als er unweit des Peterſepp Haus in dem Grasgarten, dort wo er ſich's gewünſcht hatte, ein Haus ſtehen ſah, zierlicher und feiner als er ſich's je wünſchen konnte, und Severin darauf deutend ſagte:

„Vater das iſt Euer. Da ſollet Ihr mit der Mutter wohnen, ſo lang Euch Gott das Leben erhält und ich wünſch' nur, daß es recht lang ſei. Das ſchenkt Euch mein Agy als Hochzeitgeſchenk."

Starr mit offenem Munde betrachtete Broſi bald ſeinen Sohn, bald das Haus und endlich ſagte er mit unvermuthetem Lachen:

„Das Haus da? Das iſt mir viel zu ſchlecht. Nicht geſchenkt nehm' ich's."

„Ich bitt' Euch Vater, macht keinen Spaß," entgegnete Severin in ſeltſamer Gereiztheit.

„So? Meinſt du, du darfſt allein Spaß machen und noch dazu mit deinem Vater?"

„Ich mache nie Spaß. Ich meine es im völligen Ernſt. Das Haus iſt Euer. Mutter, ſaget Ihr, wie gefällt's Euch?"

„Wohl, ganz wohl, aber das iſt nichts für uns.“

„Ich gebe Euch mein Wort. Es iſt für Euch. Es iſt auf Euern Namen hier beim Bürgermeiſteramt eingetragen.“

„Das iſt zu vornehm. Das iſt für dein Weible, für die paßt's.“

„Dafür iſt es allerdings auch hergerichtet. Meine Frau wünſcht nichts ſehnlicher als die Sommermonate hier oben zu wohnen. Sie will bei Euch ſein.“

„Wir wollen all' Woch zu ihr auf Beſuch kommen, ſie ſoll nur allein hier wohnen und will's Gott mit dem Kind.“

Der Bürgermeiſter, zu dem Severin geſchickt hatte, kam aus dem Dorfe und übergab Broſi die Schlüſſel und einen neuen Bürgerbrief. Broſi nahm Beides unwillkürlich in die Hand, ſchaute nach dem Hauſe und ſchüttelte unwillkürlich mit dem Kopf.

Das Landhaus war ſchön, im Stil der engliſchen Cottages und doch in freier Umbildung nach dem landſchaftlichen Charakter und Bedürfniß.

Nur mit Mühe brachten es Severin und der Bürgermeiſter dahin, daß die Eltern in das Haus eintraten.

Die Räume waren hell und bequem. Broſi fühlte oft an die Wände und nickte, da er ſie trocken gewahrte.

„Du biſt ein Hexenmeiſter,“ ſagte er zu ſeinem Sohne, als dieſer erzählte, wie er den Bau ſo geheim hatte ausführen laſſen und wie ihm Alle darin beigeſtanden, das Geheimniß zu bewahren.

„Aber für uns iſt's nicht,“ beharrte Broſi.

Faſt zornig erklärte Severin, daß der Vater ihm ſeinen liebſten Lebenswunſch ausgeſprochen habe, daß er als Sohn ihn nach Kräften erfüllte, daß ein Mann von Ehre nicht ſpiele und auch ausführe, was er ſich im Wunſche vorgeſetzt habe. Auch der Bürgermeiſter redete eifrig zu, dem Sohne ſeine Freude nicht zu verderben.

„Ich erkenn' die Gutheit, ich erkenn' ſie rechtſchaffen," ſtotterte Broſi. „Was meinſt Moni? Red' auch du, dich geht's ſo viel an wie mich."

„Ich hab' den Wunſch nicht gehabt."

„So? Alles ſoll auf mir liegen? Und wenn ich nun ſag: wir ziehen da her?"

„Dann zieh ich mit dir, das weißt ungefragt."

„Aber dieſen Winter nicht mehr Severin," wendete ſich Broſi an dieſen, „den Winter dürfen wir noch in Haldenbrunn in unſerm alten Neſt bleiben?"

„Vater, ich will Euch nicht zwingen."

„Beim Teufel! in ſo ein Schlößle einzuziehen, braucht man Einen nicht zwingen," polterte der Bürgermeiſter, „der Herr Oberbaurath haben ſich's eben ausgedacht gehabt, daß ihr auf eure goldene Hochzeit einziehen ſolltet und die Endringer holen euch ein wie ein junges Paar. Das iſt Alles ſchon ausgemacht."

„So? Nun ja, ja," ſchloß Broſi und rieb ſich den Mund.

Er ließ ſich nicht bewegen in Endringen einzukehren, er eilte gleich heim nach Haldenbrunn als entfliehe er einer Gefangenſchaft, und zum Erſtenmal in ſeinem Leben freute er ſich als er den württembergiſchen Grenzpfahl ſah, und ſchnaufte erſt jetzt aus als er ihn im Rücken hatte.

Das Jahresfeſt der Kirchweih kam und mit ihm die Feier einer Doppelhochzeit, denn auch Franz ſollte heute mit ſeiner geſchickten Wittwe getraut werden. Von allen Ecken und Enden kamen Gäſte und Schauluſtige herbei und manche Landesangehörige ließen ihre eigene Kirchweih, die ja auch durch oberamtliche Bekanntmachung auf denſelben Tag feſtgeſetzt war, dem zu lieb im Stich.

Als es zum Zweitenmal in die Kirche läutete, kam eine große Menſchenmenge mit Muſik herangezogen und holte das alte Brautpaar ab. Broſi trug wiederum wie vor fünfzig Jahren einen Rosmarinſtrauß mit flatternden Bändern auf dem Hute und im Knopfloch und ſchaute frei umher, während Moni ſich unter der Schappel demüthig beugte. Broſi lächelte als er ſah, daß die Hochzeitläder, um das Verbot der Regierung zu umgehen, hölzerne mit Kränzen umwundene Säbel trugen. In langer Reihe gingen ſchön geſchmückt die Kinder und Enkel des alten Paares hinter drein. Hierauf holte man das junge Brautpaar ab und es war eine erhebende Feier als der Geiſtliche das Doppelpaar einſegnete, er konnte nichts Beſſeres thun als den Neuvermählten den Segen der Eltern wünſchen.

Im Auerhahn ging es heute hoch her. Broſi bedauerte nur oft, daß ſeine engliſche Söhnerin nicht da ſein könne, das ſei das Einzige, was ihm auf der glückſeligen Welt fehle, und er habe ihr verſprochen, mit ihr zu tanzen und ſie ſollte doch auch ſehen, welch' ein junger Burſch er ſei und ſeine Moni ſei erſt ſiebzehn Jahr alt.

Wirklich konnte man das faſt glauben, wenn man nun die beiden alten Leute den Herpetvogel, den Siebenſprung und den Bändelestanz ausführen ſah. Ja Broſi tanzte noch außerdem mit ſeinen Töchtern und Schwiegertöchtern und zweimal mit der erwachſenen Tochter Rösle's, die auch Monika hieß. Er befahl ihr, recht bald zu heirathen, damit er auch noch Urenkel erlebe, und der jüngſte Sohn des Gipsmüllers ſchien dieſe Mahnung gern zu hören.

Es ging wild her auf dem Tanze, und Severin ſtaunte, als ſein Vater ihm ſagte:

„Jetzt iſt mir's eigentlich lieb, daß dein Weible nicht hat kommen können, ſo ein engliſch Frauele paßt nicht in das Getrampel und in den Tuback hinein.“

Man ſprach auf der Hochzeit viel davon, daß Broſi ſeinem Severin verſprochen habe, morgenden Tages nach Endringen zu ziehen; Broſi that meiſt, als ob er das nicht hörte, und wenn man ihn geradezu darum befragte, ſagte er „Ja ja,“ aber das in einem Tone, der unentſchieden ließ, ob er damit ſagen wollte, ich denk' nicht daran, oder ob er einfach bejahte.

In Einem merkte es Broſi doch, daß er ſeine fünfzigjährige Hochzeit feierte, er ſchlief mitten unter der Muſik auf der Bank hinter dem Tiſch ein. Er wurde geweckt und die halbe Muſik, denn Viele tanzten noch während deſſen, gab ihm und Moni das Geleite bis an ihr Haus.

Broſi und Moni ſchliefen lange nicht, und noch im Bett ſagte Broſi:

„Ich fürcht' mich ſo vor dem neuen Haus, ich kann's gar nicht ſagen.“

„Aber wir müſſen's thun, wenn nur auf eine Weile, du haſt's dem Severin verſprochen.“

„Ich bin ja gezwungen geweſen, mehr als gezwungen, ich hab' ihm ſein Freud' nicht verderben wollen. Und lieber Gott, das iſt ja ſo ein kalt's Haus, das iſt nichts für alte Leut'.“

„Da haſt Unrecht. Es iſt gut warm und hat prächtige Oefen, da kann man mit einem Schwefelhölzle einheizen.“

„Ja, das kann Alles ſein, aber weißt? Es iſt mit Ziegel gedeckt, das hält gar nicht warm, ſo ein Strohdach iſt wie ein' gute Pelzkapp, und die Stubendecken ſind ſo hoch und nach Endringen mag ich auch nicht mehr. Ich ſterb', wenn ich da 'nein muß. Lieber Gott! Man wünſcht' viel, was Einem nicht recht wär', wenn's nachher in Erfüllung ging'.“

„Ja, was aber machen?“ erwiderte Moni dem in die Kiſſen hinein Schluchzenden. „Sag's ihm frei, er wird das nicht wollen, wenn dich's ſo hart ankommt. Du haſt ihm das nie ſo geſagt.“

„Weil ich nicht kann; wenn er mich anſieht, bleibt mir's immer im Hals ſtecken. Aber halt! Juchhe! Ich hab' was.“ Er ſprang aus dem Bett, machte Licht und holte die Nagelſchachtel mit dem Hammer vom Himmelbett.

„Was willſt? Was willſt machen?“ fragte Moni.

„Was ich von dir gelernt hab',“ ſagte Broſi lachend. „Es hat einmal ein Mädle geben, das hat einem jungen Burſchen einen Riegel vorgeſchoben und hat ihn zum Haus 'nausgeſchwätzt. Jetzt wird einem draußen ein Riegel vorgeſchoben und der darf nicht herein.“

Während vom Auerhahn die Muſik herabtönte, erſchollen laute Hammerſchläge im Hauſe Broſi's, denn er nagelte die Hausthüre, die Stallthüre und die Schuppenthüre zu und legte ſich dann fröhlich in's Bette, im Voraus lange ausmalend, was das morgen früh für ein Spaß ſein werde.

Die Kinder und Enkel, die am Morgen nach dem Hauſe Broſi's kamen, fanden daſſelbe verſchloſſen und auch auf Klopfen wurde nicht geantwortet.

Endlich kam Severin, auch er klopfte, aber Niemand antwortete. Die Endringer kamen mit Schießen und Muſik, um das Brautpaar zu holen. Broſi und Moni hörten, wie draußen viele Leute ſtanden, die auf Allerlei riethen und Einige ſagten ſogar, Broſi und Moni ſeien gewiß an der Freude geſtorben, das käme davon, wenn alte Leute ſolche Feſte mitmachten.

Drinnen drang Moni in ihren Mann, er ſolle doch Antwort geben, das ſei ja ſündlich, die Leute ſo hinzuhalten, Broſi aber ſagte, er möchte gern hören, was die Leute nach ſeinem Tode ihm nachſagten. Moni wollte auf wiederholtes Klopfen ſchreien, da hielt ihr Broſi den Mund zu.

Jetzt hörte man den Schloſſer mit dem Dietrich an den Schlöſſern arbeiten, ſie gingen auf und zu, aber keine Thüre öffnete ſich, und Broſi lachte in ſich hinein. Da rief Severin: „Wenn wir keine Antwort erhalten, ſchlagen wir die Thüre mit dem Beil ein. Vater, hört Ihr nicht?“

„Ja, ich höre,“ antwortete Broſi, der ſich an die Thüre geſtellt hatte und nun erklärte, daß er nicht aufmache, wenn ihm Severin nicht ſein Wort zurückgebe, und daß er in ſeinem alten Hauſe bleiben dürfe, lieber bliebe er ewig mit ſeiner Meni eingeſchloſſen.

Ein Jubel erſcholl von der Straße, und Broſi öffnete endlich und reichte ſeinem Severin die Hand.

Zwanzigſtes Kapitel.

Mancher Aberglaube iſt nur eine Erfahrungswahrheit, die zu ſicherer Ueberlieferung von Geſchlecht zu Geſchlecht in feſte Form gebunden iſt, und die Furcht regiert viele Gemüther leichter als die Einſicht. Man hält es für gefahrbringend vor den allzeit lauernden böſen Schickſalsmächten, ſolch ein Feſt zu feiern wie Broſi und Moni gethan, das den langen ſtillen Fortgang des Lebens in mächtigem Zuſammenfaſſen ſpannt und höher hebt, und in der That erſchließt ſich leicht hinter ſolch einem Hochpunkte die Kahlheit des Alltagslebens und der unterbrochene ſtille Fortgang verwandelt ſich nun in Oedigkeit und Abſpannung. Es iſt etwas anderes, zur Zeit der aufſtrebenden Kraft einen Jubeltag ſich zu ſetzen als da, wo die Ruhe und das ſtille Walten allein Erquickung bietet. Wie ſich Moni unter der Schappel demüthig gebeugt hatte, ſo war ſie den ganzen Tag in ſich ſtill und ruhig geblieben, Broſi aber hatte im jauchzenden Austoben ſich erluſtigt und ſchon am andern Tage, nachdem Severin abgereiſt war, ſchlief Broſi nach dem Eſſen unwillkürlich auf der Bank ein.

Das Gäßchen war heute beſonders widerwärtig, denn die Vorübergehenden ſprachen da draußen ſo laut, man hörte jedes Wort, als ob ſie in der Stube wären. Moni wollte hinausgehen und die Leute zur Ruhe gemahnen, aber als ſie ſich erhob, merkte es Broſi und erwachte, ſich verwundernd, daß er am Tage ſchlafe; er fühlte ſich ganz geſtärkt, da er das Verſäumte von geſtern Nacht nachgeholt habe. Broſi war wie immerdar heiter und aufgeräumt; nur als Moni bemerkte, der Franz mit ſeiner Frau ſei da geweſen und habe nachſehen wollen, wie es dem Vater gehe, da ſagte dieſer:

„Jetzt ſind alle unſere Kinder fort, jetzt ſind wir doch wie ein entlaubter Baum,“ als aber während dieſer Worte des Rösles Monika eintrat, die nun bei den Großeltern wohnen wollte, ſagte er: „Richtig, da kommt ja unſere Wurzelbrut. Weißt Alte? Es giebt Bäum', die wieder an der Wurzel ausſchlagen. Recht ſo, bleib du bei deiner Ahne und gieb Acht, daß du ſo wirſt wie ſie und leid's nicht, daß ſie zu viel ſchafft.“

Broſi hatte nun drei eigene Familien im Orte, die er beſuchen konnte und war nun auch mit dem größten Theile des Dorfes verwandt, und wenn ſich hier auf dem Walde Alles Vetter nennt, ſo hatte das bei Broſi noch eine beſondere Berechtigung. Er ließ ſich's aber auch nicht nehmen, noch dieſen Winter regelmäßig zu dreſchen und wenn ihm auch weh dabei geſchah, geſtand er es weder ſich noch ſeinen Genoſſen. Wenn ihm die Leute ſagten, er ſolle ſich doch zur Ruhe ſetzen, er ſei ja vermöglich, habe ſeine Kinder alle verſorgt und wenn er etwas Uebriges brauche, werde ſich der Oberbaurath eine Freude daraus machen, ihm ſolches zu geben, da ſagte er:

„Mein' größte Freud' iſt, daß ich's haben könnt' und nicht brauch'!"

Um Neujahr zeigte Severin die Geburt eines Töchterchens an und der Winter ging ſtill und heiter vorüber, nur war es eine traurige Botſchaft, daß um Lichtmeß der Gipsmüller ſtarb. Broſi ließ es ſich nicht nehmen, ſeinem Leichenbegängniſſe ſich anzuſchließen, aber er ging, wie er ſagte, des ſchlüpfrigen Weges halber am Stocke über Feld und ſtand oft ſtill und verſchnaufte. Als er von Endringen, wo der Gipsmüller begraben wurde, zurückkam, ſagte er:

„Das Sterben ſollt' nicht ſein, aber es iſt einmal ſo Gottes Ordnung. Aber Moni, unſer Haus da drüben iſt doch ſchön, es müßt' ſich doch gut drin wohnen."

Noch oft kam Broſi auf ſein Gelüſte, in dem ſchönen Hauſe zu wohnen, aber es war doch nie weiter, als eine gewiſſe flüchtige Unbefriedigtheit des Alters, das leicht in allerlei Planen und Wünſchen ſich ergeht und dem es ſchließlich doch am liebſten iſt, wenn es beim Altgewohnten ſein Verbleiben hat.

Im Frühling ging Broſi wieder in den Wald an ſeine Arbeit, des Jörgtoni's Kaspar half ihm und Broſi ſah es gern, daß dieſer ſich in ſeine Stelle ſetzte, für den Fall, daß er ſie nicht mehr verſehen könne. Beim Ausgehen und bei der Heimkehr verweilte Broſi da und dort bei Altersgenoſſen, die in Leibgedingſtuben wohnten und ließ ſich von ihnen lang und breit ihre Gebreſten erzählen, er ſelber klagte nicht und ſagte nur oft:

„Wenn ich's in meiner Jugend beſſer gehabt hätt und mich nicht ſo hätt' ſchinden und plagen müſſen, ich wär hundert Jahr alt geworden.“

Auch daheim kam er oft hierauf zu reden. Das Gehen wurde ihm immer ſchwerer, aber ſo lange er nur fortkriechen konnte, ging er ſeiner Arbeit nach, und man ſah es, wie er ſich gewaltſam aufrecht hielt und für Jeden noch immer eine Scherzrede hatte.

Es war am Tage nach Jakobi — noch geſtern war Broſi im Auerhahn geweſen und hatte viel davon geſprochen, wie leid es ihm thue, daß ſeine Söhnerin in ein Bad gemußt habe und nicht nach Endringen käme, er wäre ihr zu lieb doch dahin gezogen — heute konnte Broſi nicht mehr gehen, ſein Kubikfuß ſtellte ſich wieder ein, er mußte zu Bette bleiben oder in dem groſʒen Armſtuhl ſitzen, den Agy geſchickt hatte.

Die beiden älteren Söhne waren weit in der Fremde, aber Severin kam einmal und beſuchte ſeinen Vater, und zum Erſtenmale hatten ſeine ſtarren Züge etwas Lindes. Broſi behauptete, daß es gar keine Gefahr habe und des Rösle's Monika mußte ihm oft ſtundenlang die Geſchichten aus den alten zerleſenen Kalendern vorleſen, durfte aber nicht in die Einzeichnungen von ſeiner Hand ſehen. Die Frau ſaß ſchon jetzt im Sommer an der Kunkel und ſpann; Broſi that einmal die ſeltſame Frage:

„Was ſpinnſt?“

„Tuch zur Ausſteuer für unſere Monika.“

„So? Das iſt recht,“ ſagte Broſi und war lange ſtill; er mußte an ſein Todtenhemd gedacht haben.

Die Hühner kamen jeden Mittag vor den Stuhl Broſi's, und er brockelte ihnen Brod; aber auch viele befreundete Menſchen kamen, ihn aufzuheitern, deſſen bedurfte es aber nicht, denn er war noch immer der Luſtigſte von Allen.

Schon als Broſi das Bett nicht mehr verlaſſen konnte, war er noch immer ein ſäuberlicher Kranker. Der Bader mußte jeden Samſtag kommen und ihm den Bart abnehmen, und war es ſchon an ſich ſchwer, aus den vielen Falten des eingefallenen Geſichtes die Bartſtoppeln heraus zu kriegen, ſo erſchwerte es noch Broſi durch die vielen Späſſe, die er machte, ſo daß der Bader oft vor Lachen abſetzen mußte.

Eines Tages ſagte Broſi mitten im Geſpräche zu ſeiner Frau:

„Ja, daß ich's nicht vergeß. Ich dank' dir tauſend und tauſendmal für all' die Liebe und Güte, die du mir angethan, und wenn ich jetzt oft krittlich bin, denk' nur, das bin ich nicht, ich kann nicht anders. Es wird ſchon wieder beſſer, wenn ich wieder geſund bin. Und wenn ich ſterb', laß mich nicht zu lang auf dich warten, aber dießmal nimmt's mich noch nicht. Wart' nur, bis es wieder Winter iſt, ich bin im Winter immer beſonders wohlauf.“

Moni ſetzte ſich ſo an die Kunkel, daß es ihr Mann nicht ſehen konnte und die Thränen fielen ihr auf die Hand, und ſie benetzte den Faden damit, den ſie ſpann. Sie ſagte es nicht, aber ſie beſtimmte dieſes Tuch zu ihrem eigenen Todtengewand.

Broſi verlangte ſelbſt nach dem Geiſtlichen und ſeiner letzten Wegzehrung; er konnte es doch nicht laſſen, wegen Agy's zu beichten, aber der Geiſtliche war mild genug, ihn zu tröſten.

Auch den Gemeinderath ließ Broſi zu ſich kommen und befahl, daß man bei ſeinem Begräbniſſe luſtige Tanzmuſik aufſpielen ſolle, er ſei luſtig in der Welt geweſen und wolle auch luſtig hinaus. Man verſprach nach ſeinem Willen zu thun.

Des Rösle's Monika war eine rüſtige Pflegerin, denn die Großmutter wußte ſich vor Herzbrechen gar nicht zu helfen.

Es kamen Tage, in denen Broſi überaus luſtig war, ſeine Enkelin mußte ſingen und er ſang mit und ermahnte auch Moni dazu.

Einmal in der Nacht als die junge Monika bei ihm wachte, rief er mit ſtarker Stimme:

„O lieber guter Gott! Laß mich doch noch leben. Ich will noch alles Holz meſſen bis an den Rhein, ich will den Kappelberg ganz allein durch und durch graben, laß mich leben, oder wie du willſt, aber nur nicht lang leiden. Mach's kurz.“

Als man in der Ferne den Nachtwächterruf hörte, ſummte er gegen die Wand gekehrt vor ſich hin:

Alle Sternlein müſſen ſchwinden
Und der Tag wird ſich einfinden . . .

Der jungen Monika wurde es ſchwer angſt, aber ſie wagte es nicht, nach Jemand zu rufen und jetzt den Kranken zu verlaſſen und einmal wendete er ſich wieder um und ſang mit geſchloſſenen Augen:

„Weil Scheiden bitter iſt
Und 's Lieben ſüß . . . .“

Gegen Morgen that er einen mächtigen Schrei, die Frau ſprang von dem Stuhl, auf dem ſie eingeſchlafen war, und in den Armen ſeiner Moni ſtarb Broſi. —

Es war am Freitagmorgen, am Tage Himmelfahrt Mariä, als Broſi ſtarb und als der Uribaſche — die Todtenglocke — läutete, betete ein Jedes ſtill im Dorfe, Jedes wußte, wer verſchieden war.

Erſt am Montag Morgen wurde Broſi begraben, man hatte nach den Söhnen geſchrieben und ſie kamen und gingen hinter ſeiner Leiche. Auf dem Sarge lag Hammer und Kelle und der Maßſtab, der Broſi als Stütze gedient. Die polizeiliche Ordnung duldete es nicht, daß man den Wunſch des Verſtorbenen erfüllte, und ihm Tanzmuſik zu ſeinem Leichenbegängniſſe aufſpielte, aber weil Broſi Gemeinderath geweſen war, wurden eine Stunde lang in dreimaligen Abſätzen alle Glocken geläutet. Es war ein heller Sommermorgen voll Lerchenſang und Sonnenſchein und ſo weit man die Glocken in den Bergen vernahm, ſtanden die Waldarbeiter ſtill, legten die Aexte hin und beteten für Den, den man begrub, ein Vaterunſer; und wer mit Genoſſen arbeitete ſprach mit ihnen davon, wie gern ein Jedes dem Broſi die letzte Ehre erwieſen hätte, daß man aber keines Taglohnes ermangeln könne.

Nur noch dreimal war Moni in der Kirche als man ihrem Manne die Todtenmeſſen las; ſie lebte ruhig aber faſt wortlos, dazu war ſie noch faſt ſtocktaub geworden. Und als das Tuch von der Bleiche kam, das ſie in dieſem Sommer geſponnen, entſchlummerte auch ſie.

Als die erſte Trauer vorüber war, lebten Broſi und Moni in der Erinnerung aller Menſchen wie der Nachhall einer Tanzweiſe, die ſich von ſelber fortſingt, nachdem man den Ort der Luſtbarkeit weit hinter ſich hat.

Das Jahr darauf heirathete der jüngſte Sohn des Gipsmüllers wirklich des Rösle's Monika, und als die ganze Familie im Auerhahn beiſammen war und zum Erſtenmal wieder der Bändelestanz aufgeſpielt wurde, ſtand Alles ſtill und Eines ſagte dem Andern: „Ach Gott, das war ſein Leibſtück." Aber des Jörgtoni's Kaspar ſprang mit beiden Füßen in die Mitte des Saals und rief: „Jetzt bin Ich der Broſi!" und zeigte ſich als deſſen gelehriger Schüler. Noch lange wenn der Hoppetvogel, der Siebenſprung und der Bändelestanz ausgeführt wird, wird man den Namen Broſi's nennen und „Mein Mann iſcht koanr, ſag' der Broſi" iſt noch immerdar Sprüchwort.

Der Viereckig

oder

die amerikaniſche Kiſte.

„Ich glaub' nicht an Amerika,“ ſagte einſt die alte Lachenbäuerin in der Hohlgaſſe, als man ihr Vielerlei und darunter auch Fabelhaftes von dem fernen großmächtigen Land erzählte. Die Leute erluſtigten ſich über dieſe einfältige Rede, denn die Lachenbäuerin hatte keineswegs damit nur ſagen wollen, daß ſie nicht an die Verheißungen und Hoffnungen Amerika's glaube, ſie erklärte ſich einfach dahin, ſie glaube überhaupt nicht an das Daſein von Amerika, das ſei alles lauter Lug und Trug. Sie bemühte ſich dazu nicht zu mehr Beweiſen, als die Großen am ſpaniſchen Hofe gegen Columbus vorbrachten, ſie glaubte eben nicht an Amerika, und feſter Unglaube läßt ſich eben ſo wenig überführen als feſter Glaube.

Wenn heutigen Tages Jemand im Dorf durch irgend welche Hinderniſſe nicht nach Amerika auswandern kann, hilft er ſich mit der Scherzrede: „Ich glaub' nicht an Amerika, wie die alte Lachenbäuerin.“

Es giebt aber auch landauf und landab kein Haus mehr, in dem man nicht den lebendigen Beweis vom Gegentheil hätte. Da iſt ein Geſchwiſter, dort ein Verwandter oder auch nur ein Bekannter in Amerika, man weiß den einzelnen Staat zu nennen, in dem ſie ſich angeſiedelt haben, man hat Briefe von ihnen geleſen und gehört.

Im Wirthshaus des entlegenſten Dorfes, wo man aus einem guten Schoppen Kräftigung oder Vergeſſenheit trinken will, ſchreibt mitten aus den Tabakswolken eine Zauberhand ihre Mene Tekel an die Wand; da legen zwei Hände ſich brüderlich ineinander, da ſegelt ein buntgeflaggtes Schiff auf grüner See und in flammenrothen Buchſtaben leuchtet die Botſchaft: „Nach Amerika!“ Verſchwunden iſt alles Selbſtvergeſſen; der Geiſt, der ſich in ſich verſenken und begnügen wollte, wird mit Zaubergewalt hinausgetragen auf das unabſehbare Wellenwogen der Ueberlegungen und Berathungen. Freilich iſt bei dieſer Schrift keine Zauberei, ſie iſt nur ein Meiſterſtück der Buchdruckerkunſt, und die zahlloſen Auswanderungsexpeditionen: die Bruderhand, das treue Geleit, die ſichere Obhut, die glückliche Zukunft und wie ſie ſich Alle nennen — Auswanderungsagenten mit ihren Helfershelfern, Wirthen, Schulmeiſtern und Krämern, ſorgen dafür, daß man allerorten eingedenk ſein muß, wie weit wir es in der Kunſt Gutenbergs gebracht haben. Iſt der Blick aber auch nur flüchtig von dieſen Zeichen gefeſſelt worden, ſo muß auch das Wort ihm folgen, und Menſchen, die ihr Lebenlang kein anderes Fahrzeug geſehen als den Floß, der eilig an der Wieſe vorbeiſchwimmt darauf ſie mähen, ſprechen von gekupferten Dreimaſtern, vom Leben in Vorkajüte und Zwiſchendeck. Menſchen, die es daheim nicht zu einer Handbreit Erde bringen können, ſprechen von Congreßland und den tauſend Morgen, die ſich leicht erwerben laſſen. — Amerika ſchickte uns einſt die Kartoffel, die in der alten Welt heimiſch und zum Bedürfniß geworden, in hunderterlei Art bereitet und genoſſen wird; man kann faſt ſagen, das Geſpräch über Amerika iſt auch eine Art von Kartoffel: das wird geſotten und gebraten, in hunderterlei Art bereitet und ſogar zum berauſchenden Trank hergerichtet. Wie erlaben und erhitzen ſich oft die Sonntagsgäſte an der Kartoffel in Trank und Wort, und kehren ſie dann heim in ihre Behauſungen, ſo kommen ſie aus dem fernen Land zurück, und ſpät in der Nacht wird noch mit der Frau überlegt, ob man nicht auch auswandern wolle, dahin, wo man nicht mehr zinſe und ſteuere; jedes kleine Ungemach hebt alsbald ganz hinweg von dem gewohnten Lebensboden und noch am Morgen bei der Arbeit iſt es oft, als ob die Luft von ſelbſt das Wort Amerika ſpreche; mit Sichel und Senſe oder der Pfluggabel in der Hand ſchaut der Bauer oft aus, als müßte plötzlich Jemand kommen, der ihn abrufe nach dem gelobten Land Amerika. — Glückſelig, wer ſich bald wieder findet und ſich tapfer wehrt auf dem Boden, darauf Geburt und Geſchick ihn geſtellt.

Es wäre thöricht, die unabſehbare Befruchtung und den großen Alles bewältigenden Zug der Menſchheitsgeſchichte in dem Auswanderungstriebe verkennen zu wollen. Das hindert aber nicht, ja fordert eher dazu auf, die Herzen derer zu erforſchen, die, vom Einzelſchickſale gedrängt in die Reihen der Völkerwanderung eintreten, deren weltgeſchichtliche Sendung unermeßbar und den Einzelnen, die mitten im Zuge gehen, unerkennbar iſt. Daneben iſt es von beſonderem Belang zu beobachten, welche Wandlung ſolch ein Trieb, der die ganze Zeit ergriffen, im beſchränkten Lebenskreiſe der Scheidenden und Verbleibenden hervorbringt.

Der Statiſtiker ſtellt, manchmal mit Bedauern, die Summe Derer zuſammen, die in dieſem und dieſem Jahre das Vaterland auf ewig verlaſſen; er ermißt, welche Arbeits- und Capitalkraft dadurch dem Vaterlande entzogen wurde; die innere ſittliche Macht aber, die den Zurückbleibenden dadurch entzogen und anbrüchig geworden iſt, läßt ſich nicht in Zahlen faſſen und nicht in die Linien der ſtatiſtiſchen Tabellen eintragen. Wandert über Berg und Thal, und der Laſtträger, der ſich euch anſchließt, ſtemmt ſeinen Stock unter die Laſt auf ſeinem Rücken und ausſchnaufend erzählt er euch, wie man in Amerika für ſeine harte Arbeit doch auch Etwas vor ſich bringe und wie er gern dahinzöge, wenn er nur die Ueberfahrtskoſten erobern könnte. Dort in jener Hütte wohnt ein altes Paar, einſam und verlaſſen; es hat ſeine Kinder, die Freude und Stütze ſeines Alters, über's Meer geſchickt, damit es doch mindeſtens ihnen wohlergehe und iſt bereit, den Reſt ſeiner Tage einſam und freudlos zu verbringen, wenn nicht die Kinder es zu ſich rufen. In einem andern Hauſe klagt eine arme Verwandte ihre bittere Noth, und ein noch nicht fünfjähriger Bub' ſagt: „Sei zufrieden Baſe, wenn ich groß bin, geh' ich nach Amerika und ſchicke dir einen Sack voll Geld.“ Der Dienſtbote ſpart ſein Lohn zuſammen, und ſtellt die Rahmenſchuhe weg, die er zu Georgi und Michaeli bekommt und über alles zunächſt Vorliegende hinaus ſchweift der Gedanke nach Amerika. Das ganze diesſeitige Leben wird zu einem mühſeligen unruhigen Samſtag, hinter dem der lichte amerikaniſche Sonntag verheißungsvoll winkt. — Hatte jener Bauer Recht, der da ſagte: „Wenn eine Brücke hinüberginge über's Meer, es bliebe kein einziger Menſch mehr da?“

Tretet in die Hallen des öffentlichen Gerichts und der ewige Endreim heißt: nach Amerika. Der Brandſtifter wollte mit den Verſicherungsgeldern — nach Amerika, der Dieb mit dem Erlös ſeines Diebſtahls — nach Amerika; die Kindsmörderin wollte mit ihrem Verführer — nach Amerika, und da er ſie verließ, tödtete ſie ihr Kind, um ſich allein zu retten — nach Amerika, ja ſelbſt der verurtheilte Verbrecher tröſtet ſich, daß er im Zuchthaus ſo viel erübrigen könne, um auszuwandern oder gar, daß man ihm die Hälfte ſeiner Strafzeit ſchenke und ihn fortſchicke — nach Amerika.

Aber nicht nur Verarmte, die ſich nicht aufraffen und ſich der Hoffnung hingeben, daß die Gemeinde oder der Staat ſie endlich über's Meer ſende, und nicht nur Verbrecher, die ſich mit kecker Hand das Löſegeld aneignen, ſchauen aus nach Amerika; auch die Menſchen, die ſich wieder darein gefunden haben, muthig und rechtſchaffen auf ihrer Stelle auszuharren, im Lande zu bleiben und ſich redlich zu nähren, auch dieſe tragen oft zeitlebens die untilgbaren Folgen davon, daß ſie einſt eine andere Sehnſucht über ſich kommen ließen. Nur ſtarke Naturen oder ſolche denen nichts tief geht, überwinden die Unruhe und die Unſtätigkeit, die auf lange nicht aus der Seele weichen will, welche einſt den Gedanken der Auswanderung in ſich gehegt hatte. —

„Ich glaub' nicht an Amerika,“ ſagen nun aber auch ganz andere Leute, als die alte Lachenbäuerin.

Die Strömung der Auswanderung hat ſich auch ſchon geſtaut und iſt eine Zeit lang rückwärts gegangen. Viele in Verzweiflung *heimgekehrte Auswanderer* wiſſen gar Schauererregendes zu erzählen von der neuen Welt; denn getäuſchte Hoffnung macht bitter, läßt das Gute an einer Sache leicht überſehen oder gar verläugnen, und wer von einem Unternehmen abgelaſſen hat, das er unter der geſpannten Aufmerkſamkeit Anderer mit großem Eifer verſucht hat, der muß die Hinderniſſe als ungeheuerliche darſtellen, um mit ſeiner Ehre deſto beſſer dabei wegzukommen. Da wird die ehemalige blinde Lobpreiſung jetzt zur blendenden Verleumdung. Freilich ſind die Gaunereien, die in Amerika unter allerlei Masken oder auch ganz offen freies Spiel haben, oft fabelhaft keck und abenteuerlich, mit Verläugnung alles ſittlichen Gefühls und rückſichtsloſer Ausnutzung des Nebenmenſchen und ſeines hingebenden Vertrauens; freilich bildet dort die Selbſthülfe, auf die Jeder angewieſen iſt, ſich oft auch zur liebloſen Selbſtſucht aus, und wer von ſeiner eigenen Kraft verlaſſen iſt, iſt ganz verlaſſen. Aber weil eben die Hoffnungen für Amerika zu hoch geſpannt, zu träumeriſch unklar waren, weil man ein Fabelreich daraus machte, und amerikaniſches Wohlleben zu einem Aberglauben geworden war, iſt dieſer jetzt vielfach in Unglauben umgeſchlagen und — „Ich glaub' nicht an

Amerika“ heißt es jetzt mit der alten Lachenbäuerin, und das hat ſein Gutes. Es wird jetzt aufhören, daß Jeder, der mit ſeiner Hoffnung oder mit ſeiner Thätigkeit in die Brüche gekommen iſt, alsbald das Weite ſucht und alles Heil von der neuen Welt erwartet, und von dieſer wird ſich eine klare und gerechte Anſchauung ausbreiten, die nichts vom Aberglauben und nichts von Unglauben hat, ſondern die Bedingungen des alten und des neuen Lebens entſprechend würdigt. — —

Des Lachenbauern Xaveri iſt der Enkel jener Alten, die den Spruch that: „Ich glaub' nicht an Amerika,“ aber der Xaveri mußte daran glauben, und zwar auf ſeltſame Weiſe.

Das war ein unbändiges Gelächter am Rottweiler Markt, vor dem Wirthshauſe zur Armbruſt! Auf einem ſattelloſen Apfelſchimmel ſaß ein halbwüchſiger Burſche, breitſchultrig, mit einem wahren Stiernacken, darauf ein Kopf von gewaltigem Umfange ruhte, die braunen Haare, die geringelt von ſelbſt emporſtanden, machten den Kopf noch umfangreicher, und eben war man daran, dieſem Haupt die entſprechende Bedeckung zu verſchaffen. Der Reiter hielt mitten im Marktgewühl vor einer Bude, und ein Hut nach dem andern wurde ihm heraufgereicht, aber er gab ſie alle wieder zurück. Ein älterer Bauer faßte das Pferd am Zügel und führte es ſammt dem Reiter durch die drängenden Menſchen nach einer andern Bude. Der frühere Verſuch wurde hier erneuert, ein Hut nach dem andern wanderte auf das gewaltige Haupt des Reiters und wieder hinab, braune, ſchwarze und graue Hüte von jener neuen Form, die ohne das Verbot der hohen Regierungen die Menſchen verſchiedener Bildungsſtufen wenigſtens der Form nach unter Einen Hut gebracht hätte. Man reckte und zerrte die Hüte, man ſpannte ſie über die Form, aber dennoch war keiner paſſend. Der Burſche hielt den Zügel des Pferdes und die ſchwarze Zipfelmütze, die er abgethan, krampfhaft in der linken Hand. Eine große Menſchenmenge hatte ſich, bald leiſe bald laut ſpottend um ihn verſammelt; da rief Einer laut: „Der Xaveri hat einen viereckigen Kopf.“

„Es iſt beim Blitz wahr, für dich findet ſich kein Deckel, reit' nur heim, du Maleſizbub,“ rief der Mann, der früher das Pferd am Zügel nach der andern Bude geführt hatte, und jetzt ſchrie Alles laut ſpottend: „Der Viereckig! der Viereckig!“

Der Reiter nahm die lederüberzogene neue Peitſche, die er über die Bruſt geſpannt hatte, und hieb damit nach Dem, der zuerſt „der Viereckig“ gerufen hatte; aber dieſer war raſch entſchlüpft, und als der Reiter in langſamem Schritt durch die Menge weiter ritt, rief ihm Alles nach: „Der Viereckig! der Viereckig!“ Die dicken Lippen des Reiters ſchwollen noch mächtiger an, er ſchärfte ſie bisweilen mit den Zähnen und murmelte Unverſtändliches vor ſich hin, und als er das Menſchengedränge hinter ſich hatte, peitſchte er das Pferd, daß es vorn und hinten ausſchlug, und jagte im wilden Galopp davon. Manchen, der ſtill mit ſich allein oder laut ſelbander mit ſeinem Rauſche dahinwandelte, und Manchen, der mehr als nüchtern ſein unverkauftes Vieh heimtrieb, hatte er in raſchem Ritte faſt über den Haufen geworfen, aber er hörte kaum das Fluchen und Schelten hinter ſich drein, ja ſchnelle Steinwürfe erreichten ihn nicht, denn das ſchwerfällige Pferd trug ihn faſt mit Windeseile davon. Gedanken aber ſind doch noch ſchneller, und wir können darum den Reiter leicht geleiten und ihn näher kennen lernen.

Es gab keinen keckern, meiſterloſern Buben im Dorfe, als des Lachenbauern Xaveri. Der Lachenbauer — er hieß nicht ſo, weil er viel lachte, das konnte dem finſtern und kargen Manne Niemand nachſagen, ſondern weil ſein Haus neben der Pferdeſchwemme, der ſogenannten Lache ſtand, und nicht weit davon war das allgemeine Waſchhaus — der Lachenbauer hatte ſeine heimliche Freude an all den loſen Streichen ſeines Sohnes Xaveri, und wenn man ihm darüber klagte, pflegte er zu ſagen: „Haut ihn, das macht ihn feſt; das giebt einen Kerl, der Bäum' umreißt, und ich hab' nichts über ihn zu klagen, mir folgt er auf's Wort."

Es war faſt keine Hand im Dorf, von der nicht Xaveri ſchon ſeine Schläge bekommen hatte. Das konnte ihn aber nichts anfechten, im Gegentheil, er gedieh wacker dabei, er war halsſtarrig und hartſchlägig; was er einmal wollte oder nicht wollte, davon brachte ihn Nichts ab. Seine Hauptheldenthaten vollführte der Xaveri an Sommerabenden bei der Pferdeſchwemme, und in den Nächten beim Waſchhaus. Wenn die Männer und Burſchen an Sommerabenden ihre Pferde in die Schwemme ritten, oder auch nur am Ufer ſtehend ſie an langem Leitſeile hineintrieben, ſo daß die Thiere ihre Nüſtern aufblieſen und die Mähnen ſchüttelten, dann mußten ſie den Xaveri mit hineinreiten oder ihn die Peitſche regieren laſſen; wollten ſie ſich dem nicht fügen, ſo traf unverſehens ein Kieſel Reiter oder Pferd. Wie aus der Luft kam der Wurf geſchleudert, man konnte nicht ſagen, kam er vom Giebel aus dem Hauſe des Lachenbauern, aus einer Hecke am Weiher oder von irgend einem Baume, das aber war ſicher, daß er aus der Hand des Xaveri kam, deſſen man nur ſelten habhaft werden konnte; geſchah dieß, ſo erhielt er ſeinen ungemeſſenen Lohn, aber wie geſagt, das geſchah doch nur ſelten, denn der Xaveri war ſchlau und behend wie eine wilde Katze.

Beharrlichkeit, auch in ſchlimmen Streichen, übt immer eine gewiſſe ſiegreiche Macht. Die Männer und Burſchen konnten bei allem Aerger nicht umhin, eine gewiſſe Freude an dem unbändigen Buben zu haben, und es wäre auch mißlich, ihm im Zorn nachzuſpüren, da man bei vergeblichem Forſchen noch wacker ausgelacht wurde. So kam es, daß der Xaveri immer freiwillig aufgefordert ward, die Pferde mit in die Schwemme zu reiten, und da er nicht auf allen Pferden ſitzen konnte, ertheilte er ſolche Gunſt an dieſen oder jenen Altersgenoſſen und machte ſie ſich dienſtpflichtig; aber keiner war ſo geſchickt wie der Xaveri, er ſtand barfuß auf dem Pferde und trieb es in das Waſſer bis über die Mähne, und lenkte es mit einem Zungenſchlage wieder zurück.

Hatte er die Männer und ſeine Altersgenoſſen ſich dienſtpflichtig gemacht, daß ſie ihm ihre Pferde zur Verfügung ſtellen mußten, ſo erpreßte er faſt wie ein Raubritter von den wehrloſen Frauen und Jungfrauen Eſſen und Trinken, was ihm gelüſtete, und mancherlei Gunſt. Man konnte aufpaſſen wie man wollte, unverſehens fand man den Zapfen an der Laugengelte ausgezogen und die angefeuchtete Aſche, die in einem Tuche über die Wäſche ausgebreitet war, in dieſelbe geſtürzt, ja ſogar die aufgehängte Wäſche war nicht ſicher und wie von Geiſterhänden herabgeriſſen und erbarmungswürdig zuſammengeballt. Das konnte Niemand anders gethan haben, als des Lachenbauern Xaveri. Die Frauen und Mädchen lockten ihn darum an ſich, gaben ihm von ihrem Kaffee und Kuchen, verſprachen ihm Obſt und was er begehrte, und trieben oft ganze Nächte im Waſchhauſe allerlei Scherz und Neckerei mit ihm, ſo daß man weithin Lachen und Johlen vernahm. Hatte ſich der Xaveri nicht bewegen laſſen, im Waſchhaus zu bleiben, ſo kam er oft mitten in der Nacht in allerlei Geſpenſtergeſtalt daher, und der Jubel war aus dem Schrecken heraus noch ein höherer. Eine beſondere Macht erwarb ſich der Xaveri noch dadurch, daß er von neidiſchen, boshaften oder eiferſüchtigen Frauen und Mädchen dazu eingelernt wurde, irgend ein verborgenes Stelldichein zu ſtören oder geheime Wege zu vertreten. Der Xaveri war noch nicht zwölf Jahr alt, als er bereits Verhältniſſe im Dorfe kannte, die Vielen erſt im ſpätern Alter offenbar wurden, er war aber auch nach Gunſt und Laune verſchwiegen, und war natürlich der Kobold des Dorfes in Scherzen und

Schelmenſtreichen. Es herrſchte die allgemeine Stimme im Dorf: „Der Xaveri wird einmal ein fürchterlicher Menſch," und Jedes that das Seine dazu, daß er das werde; Manche aber ſagten auch: „Aus ſo wilden Buben wird oft was ganz Beſonderes." Beides hörte der Xaveri oft, und er nahm ſich Beides gleich ſehr zu Herzen, das heißt gar nicht.

Im elterlichen Hauſe war der Xaveri folgſam, beſonders gegen den Vater, gegen die Mutter erlaubte er ſich ſchon manche Widerſpenſtigkeiten; einen unbedingten Untergebenen hatte er an ſeinem zwei Jahre ältern Bruder mit Namen Trudpert. Xaveri konnte thun was er wollte, der Bruder half ihm immer heraus, ja er nahm manche Uebelthat auf ſich, nur daß Xaveri verſchont wurde; denn dieſer hatte es ihm wie mit einem Zauber angethan.

Eines Tages, es war im Winter — die alte Lachenbäuerin, von welcher der Spruch herrührt: „Ich glaub' nicht an Amerika," war ſchon lange todt und ſie wäre jetzt auch anderer Ueberzeugung geworden — da war großes Halloh im Hauſe des Lachenbauern. Die Mutter hatte es nicht geſtatten wollen, daß der Trudpert ſeinem jüngern Bruder Alles nachgebe und hatte Xaveri deßhalb geſchlagen, bis ſie müde war und der Knabe ſchrie jämmerlich und ſchnitt Geſichter, aber ohne zu weinen; da kam ein armer Mann, der nach Amerika auswandern wollte und bettelte um Dürrobſt oder um etwas Leinenzeug für ſeine zahlreiche Familie. Im Zorn rief die Mutter:

„Da, nehmt den böſen Buben mit nach Amerika."

„Ich geh' mit, gleich geh' ich mit," rief Xaveri aufſpringend, aber jetzt wälzte ſich der Bruder auf dem Boden und ſchrie:

„Mein Xaveri darf nicht fort, mein Xaveri muß dableiben."

„Schenk' mir dein Sackmeſſer und deine Tauben," unterhandelte Xaveri und der Bruder gab trotz der widerſprechenden Mutter Alles und war glücklich als er den Xaveri um den Hals faſſen und mit ihm nach dem Taubenſchlage gehen konnte.

Von nun an hatte der Xaveri ein untrügliches Mittel, um von ſeinem Bruder Alles zu erlangen; willfahrte er ihm nicht alsbald, ſo drohte er: „Ich geh' nach Amerika!" und damit erlangte er allezeit was er wollte: denn dem Trudpert ſtand gleich das Waſſer in den Augen, wenn er dieſe Drohung hörte.

Auch ſonſt im Dorfe brachten die Leute den Xaveri oft dazu, daß er ſeinen Spruch herſagte: „Ich geh' nach Amerika." Da die Leute an dem Xaveri nichts erziehen konnten und wollten, machten ſie ſich den genehmern und weit anſchlägigern Triumph, ihn auf allerlei Weiſe zu verhetzen: indem ſie ihm oft vorhielten, wie gut es die Kinder in Amerika hätten, da brauche man gar nicht in die Schule zu gehen, und die Buben ſäßen den ganzen Tag zu Pferde und ritten in Wald und Feld umher und ſchon mit ſechs Jahren bekäme ein Knabe eine Flinte, um Hirſche und Rehe zu ſchießen. Die Leute waren merkwürdig erfinderiſch im Ausmalen von allerlei Ungebundenheit, und der Schreiner Jochem, der mit ſeiner Familie auswanderte, trieb ſeine

Gemüthlichkeit ſo weit, daß er mit Xaveri ein Complot einging und ihm verſprach, ihn heimlich mitzunehmen. Xaveri kam richtig mitten in der Nacht, in der Jochem mit ſeiner Familie davonziehen wollte, zu demſelben, brachte in einem Packe ſeine Kleider und in einem Sacke einen ziemlichen Vorrath von Dürrobſt. Der Jochem packte das letztere zu unterſt in eine große Kiſte, ſchickte aber heimlich nach der Mutter des Xaveri und ließ ſie ihren Sohn ſammt ſeinen Kleidern abholen. Das war der erſte gewaltige Hohn und Betrug, den Xaveri in ſeinem Leben erfuhr, aber er verwand ihn bald wieder, zumal da die Mutter die ganze Sache und ſogar den Raub am Dürrobſt vor dem Vater vertuſchte. Im Dorf aber war der Vorgang dennoch ruchbar geworden, man ließ es nicht daran fehlen, den Xaveri in aller Weiſe zu necken und er vergalt es durch noch übermüthigere Streiche.

In einer Kindesſeele verſchwinden leicht die Spuren der gewaltigſten Eindrücke; es hat ſein Gutes weit mehr als ſein Schlimmes, daß die jugendliche Spannkraft in ihrem freien Wachsthum beharrt. Wer aber weiß, was in der ſchlummernden Kindesſeele fortwaltet? Wenn von brauſender Locomotive ein brennender Funke in den offenen Kelch einer Blume fällt, vom Winde alsbald verweht und verlöſcht wird, ihr ſeht keine Spur an dem offenen Kelche, aber an dem Boden, darin die Wurzel haftet, ruht die verlöſchte Aſche, fördernd oder verderbend.

Wenn der Xaveri nicht ſeinen Bruder damit neckte, dachte er nicht mehr an Amerika, und nur Einmal, als

Kinder aus der Schule mit ihren Eltern auswanderten, trug er ihnen auf, dem „Schreiner Jochem drüben" Schimpf und Schande zu ſagen; ja er ſchrieb einen Brief an ihn mit den heftigſten Drohungen, wenn er nicht den Sack, worin das Dürrobſt war, wieder mit Gold gefüllt zurückſchicke.

In ſeinem zwölften Jahre ſtand der Xaveri ſchon vor Gericht und wurde auf einen Tag eingeſperrt. Im Dorfe war eine äußerſt verhaßte Perſönlichkeit, und zwar diejenige, die die öffentliche Ordnung überwachte. Der „Wulliſepple," ſo genannt, weil er ehemals Wolle geſponnen hatte, war Ortspolizeidiener geworden und hatte von nun an den Namen „grauſig Mall," d. h. ſo viel als die grauſame Katze, denn er war den Nachtbuben äußerſt aufſäßig und konnte ſeine Augen funkeln laſſen wie eine Katze. Nun nahmen die Burſche einſt Rache an ihm und dazu gebrauchten ſie den Xaveri. Es war auf dem Tanz, da wurde der kleine Xaveri von den Burſchen vor die Muſikanten hingeſtellt und er rief: „Aufgepaßt! es kommt ein neuer Tanz!" und ſang den Muſikanten ein Spottlied auf den grauſigen Mall vor. Dieſer war zugegen und wollte abwehren, aber die Burſchen riefen: „Du gehſt 'naus! Du haſt das Recht erſt um elf Uhr da zu ſein! Du biſt Polizei und nicht Gaſt!" Sie bildeten einen Knäuel und drückten den grauſigen Mall hinaus; der aber rief: „Ich geh' und ich geh' zum Amt!" Nun war Lachen und Johlen und Singen und der Xaveri wurde von Allen auf den Armen herumgetragen. Der grauſig Mall hielt Wort und Xaveri ſtand mit mehreren Burſchen vor Gericht.

Man wollte wiſſen, woher er das Lied habe; er blieb dabei, er habe es Morgens beim Tränken am Wettibrunnen gefunden. Er mußte das Lied vor dem Amtmann nochmals ſingen, der ſelbſt darüber lachte; und da er dabei beharrte, Niemand angeben zu können, wurde er auf vier und zwanzig Stunden eingeſperrt. Als man ihn abführte, rief er: „Wer mich einthut, muß mich auch ſchon wieder austhun!“

Man kann ſich denken, welch eine bewunderte Perſönlichkeit Xaveri nach dieſer Heldenthat war. Er hatte den giftigen Zorn des grauſigen Mall nicht zu fürchten, denn alle Burſchen im Dorf waren ſeine Gönner.

Unter Allen im Dorf, die das Gemüth Xaveri's verhetzten, ſtand das Zuckermännle obenan. Es giebt wohl in jedem Dorf einen beſondern Menſchen, der ſeine eigne Freude daran hat, allerlei Wirrwarr und Feindſeligkeit anzuſtiften, und zwar ganz ohne Eigennutz, wenn man nicht eben in der Freude an dieſen Vorfällen einen Eigennutz ſehen will. Das Zuckermännle, ein kleiner ſchmächtiger Schneider, mit verſchmitzten grauen Aeuglein in dem faltenreichen Geſichte, hatte, da es noch viel jünger an Jahren war, die alte Krämerin, die ſogenannte Zuckerin, geheirathet; es hoffte, ſeine Alte bald los zu werden und ſich dann ein friſches Weibchen nach ſeinem Sinne zu holen; aber die alte Zuckerin war zäh und dürr, der Tod ſchien gar kein Verlangen nach ihr zu haben: ſie lebte zu beſonderem Leidweſen ihres Mannes noch ein und dreißig Jahre. Sie war erſt dieſen Frühling geſtorben und das Zuckermännle, das unterdeß alt und grau geworden war, ging auf fröhlichen Freiersfüßen. Bei ſeinem frühern Hauskreuz war es ihm ein beſonderes Labſal geweſen, den Xaveri zu allerlei Schelmenſtreichen anzuſtiften und er ſuchte dann mit heimlicher Schadenfreude die Beſchädigten auf, um Mittel und Wege zu neuen Schelmereien zu entdecken. Seit Xaveri aus der Schule entlaſſen war, zog er ſich von ſeinem ehemaligen Lehrmeiſter auffallend zurück; man hatte geglaubt, daß Xaveri, der Schulzucht entbunden, mit neuen loſen Streichen ſich zeigen werde, aber ſeltſamer Weiſe war er arbeitſam und ſtill und man hörte nichts von ihm; ja in der Sonntagsſchule war er äußerſt aufmerkſam und ehrgeizig, und die Leute, die prophezeit hatten, daß aus dem Xaveri noch etwas Beſonderes werde, frohlockten ob ihrer Weisheit. Es ſchien, als ob die gewonnene Freiheit und Selbſtändigkeit ihn geändert hätte. Mehrere Jahre gingen darauf hin, ehe man den rechten Grund erfuhr, und jetzt wunderte man ſich, daß man ihn nicht ſchon früher bemerkt hatte.

In dieſem Frühling war Xaveri aus der Sonntagsſchule entlaſſen worden; er war achtzehn Jahre alt und verſtand was es heißt, wenn die Blaumeiſe im Frühling ſingt: „D'Zit is do! D'Zit is do! D'Zit is do!“ Noch viel wahrer aber lauteten die Worte, die man dem Geſange eines andern Vogels unterlegt, denn nachahmend das Schwirren und Zwitſchern heißt es, daß die Lerche ſingt: „'s'iſt e König im Schwarzwald, hat ſiebe Töchter, ſiebe Töchter, d'Lies iſt d'ſchönſt', d'ſchönſt', d'ſchönſt'!“ Mit dem König konnte Niemand anders gemeint ſeyn, als der Pflugwirth im Dorf; er hatte zwar nicht ſieben Töchter, aber doch fünf, und dazu nur einen Sohn, und auf's Wort hin war es nichts als Wahrheit, daß des Pflugwirths Liſabeth landauf und landab das ſchönſte Mädchen war.

Des Pflugwirths Liſabeth war mit Xaveri zugleich aus der Sonntagsſchule entlaſſen worden und er galt nun für deren öffentlich Erklärten und Keiner im Dorfe wagte ihm dies ſtreitig zu machen, denn von Kindheit an war Xaveri von Allen gefürchtet. Der Pflugwirth ſchien auch nichts gegen dieſes offene Verhältniß zu haben, er hieß den Xaveri, den Sohn eines vermöglichen Bauern im Dorfe, ſtets bei ſich willkommen und ſah es mit Genugthuung, daß der Nachwuchs der jungen Burſchen im Dorfe ſich ſeinem Hauſe zuwendete, während bisher Alles dem Wirthshaus zur Linde treu geblieben war; denn der Pflugwirth war ein Fremder, er war von Deimerſtetten oder vielmehr von Straßburg in's Dorf gezogen und war er nun auch ſchon mehr als achtzehn Jahre anſäſſig, er war doch noch ein Fremder, denn ſeine Frau war eine Elſäßerin und er ſelber ein ſeltſamer Mann, vor dem man eine geheime Scheu hatte, wenn man ſeiner nicht bedurfte. Sein ganzes Gebaren hatte etwas Fremdes und Auffallendes; wenn er über die Straße ging, lief er allezeit ſo behend, als wenn er immer zu eilen hätte. Das iſt im Dorfe beſonders auffällig, wo man ſich zu Allem gern Zeit nimmt. Er mußte es noch von der Stadt her gewöhnt ſein, an den Menſchen vorüberzugehen, ohne ſich um ſie zu kümmern; er hielt nirgends Stand, und wenn man ihn grüßte, dankte er kurz und knapp. Der Pflugwirth war vordem Hausknecht im „Rebſtöckl“ in Straßburg geweſen und bildete ſich nicht wenig auf ſeine Welterfahrenheit und beſonders auf ſein Franzöſiſch ein. Um dieſes Letztere ſelber nicht zu vergeſſen und noch einen Vortheil für ſeine Kinder daraus zu ziehen, ſprach er mit ſeinem einzigen Sohne Jacob, den er Jacques nannte, nie anders als franzöſiſch und zwar elſäſſer-franzöſiſch. Der Schackle, wie er im Dorfe hieß, war vor den Leuten nur ſchwer zu bewegen, in der wälſchen Sprache zu antworten und bekam deshalb viel Schläge. Im Dorf und in der Schule wurde er deshalb viel geneckt und während die andern Kinder des Pflugwirthes friſch gediehen, war der Schackle ein verbutteter unanſehnlicher Knabe. Obgleich er viele Jahre jünger war, hatte Xaveri ihn doch zu ſich herangezogen und nur dieſem Umſtande verdankte er es, daß er in der Schule nicht täglichen Mißhandlungen ausgeſetzt war. Seit kurzer Zeit hatte der Pflugwirth aber auch einen thatſächlichen Erfolg von ſeiner Weltgewandtheit und Sprachkenntniß; er war nicht nur Agent einer franzöſiſchen Feuerverſicherungsgeſellſchaft, ſondern auch, was noch einträglicher war, Agent einer Auswanderungs-Expedition, genannt: „Die Bruderhand.“ Nun hatte er oft hin und her zu reiſen und ſah es gern, daß Xaveri viel in ſeinem Hauſe ein- und ausging, denn er half dem ſehr unanſtelligen Schackle ſo wie den Töchtern bei dem Feldgeſchäfte. Xaveri war weit mehr im Pflugwirthshauſe als bei ſeinen Eltern, er war ohne Lohn faſt der Knecht des

Pflugwirths. Dies gab oft Streit zwiſchen ihm und dem Vater. Xaveri kehrte ſich nicht daran. Seit einigen Wochen aber war er mißlauniſch und zankſüchtig, mehr als je. Von Deimerſtetten, dem Geburtsorte des Pflugwirths, kamen ſonntäglich die Burſchen, und beſonders Einer, des Lenzbauern Philipp, warb offenkundig um Liſabeth und dieſe ſchien es nicht unwillfährig aufzunehmen. Xaveri ſchalt mit Liſabeth, ja er klagte es dem Pflugwirth ſelber; aber dieſer beruhigte die „Kinder" mit klugen Worten und Xaveri war wohlgemuth, da auch er ſich als Kind des Hauſes bezeichnen hörte.

Nun hatte er heute zum Rottweiler Markt ſeine ſchwarze Zipfelmütze abthun und ſich auch einen breitkrämpigen Hut mit breitem Sammetband und einer hohen Silberſchnalle, ganz wie des Lenzbauern Philipp von Deimerſtetten, anſchaffen wollen; darum war er im Geleit ſeines Vaters nach Beendigung des Pferdemarktes auf den Krämermarkt geritten und dort beim Wirthshauſe zur Armbruſt hatte er den fürchterlichen Schimpf erfahren und der zuerſt den Spottnamen „der Viereckig" gerufen hatte, war gerade des Lenzbauern Philipp von Deimerſtetten geweſen und alle Umſtehenden, darunter auch Viele aus ſeinem eigenen Orte, hatten ihn ausgelacht und verhöhnt. Darum raste jetzt der Xaveri in wilder Wuth dahin, er hatte mit dem ſchönen Hut in's Dorf zurück kehren wollen und jetzt kam er mit dem ſchändlichen Unnamen und den hatte ihm ſein Nebenbuhler gegeben. Hin und her rasten ſeine wilden Gedanken. Er haßte den Vater, der mit geholfen ihn zu beſchimpfen und noch dazu gelacht hatte; vor Allem aber ſchleuderte er ſeinen bitterſten Grimm auf des Lenzbauern Philipp; und wenn er ſelber darüber zu Grunde ginge, den wollte er krumm und lahm und zu Tode ſchlagen. Er überlegte nur noch, wie er das in's Werk ſetze. Der raſche Galopp hatte ſein Ende erreicht; am Fuße des Berges, der nach ſeinem Heimathsdorfe führte, ſchnauften Roß und Reiter aus, und Xaveri ſchaute verwirrt umher, als ihn das Zuckermännle grüßte, das eben auch vom Markt heimkehrte. Es war ganz neu gekleidet und ſeine fröhlichen Mienen ſchienen nichts zu wiſſen von dem Flor, den es um den Arm trug. Es lüpfte den neuen Hut und reichte ihn dem Xaveri, damit er erkenne, wie leicht und geſchmeidig er ſei. Xaveri erſchien das als Hohn, er holte ſchon mit der Peitſche aus, um ſie auf den alten Schelmenkopf zu ſchlagen, da erinnerte er ſich noch, daß ja das Zuckermännle nichts von ſeiner Verſpottung wiſſen könne; er war ja Allen voraus davongeeilt. Ohne zu ſagen, was ihm geſchehen ſei und nur im Allgemeinen von einer Beſchimpfung ſprechend, verlangte er von dem alten Schlaukopf einen Rath, wie er ſich rächen ſollte; ſo ſehr aber auch das Zuckermännle darauf drang, Xaveri ließ ſich nicht dazu bewegen, ſeinen Unnamen auf die Lippen zu nehmen und lautlos ritt er dahin, das Zuckermännle ging im Schritt neben ihm.

Im Dorfe ging Xaveri voll Unruhe hin und her, es waren die letzten Stunden, in denen er hier ohne den ſchändlichen Unnamen lebte. Jedem, der vom Markte kam, ſchaute er tief in's Geſicht, als wollte er ergründen, wer der erſte Verkünder ſeines Schimpfs wäre. Endlich ging er nach dem Pflugwirthshauſe und erzählte hier der Liſabeth den ganzen Vorfall, aber noch immer ohne das Wort zu nennen. Er verlangte von Liſabeth, daß ſie mit des Lenzbauern Philipp kein Wort mehr ſpreche, ja ihm ſogar die Thür weiſe; aber ſie weigerte ihm das Eine wie das Andere: hier ſei ein Wirthshaus und da müſſe man Jeden willkommen heißen. Es war ſchon Nacht, als die jungen Burſchen von Deimerſtetten, die auf dem Heimweg nach ihrem Dorfe durch Renkingen mußten, im Pflugwirthshauſe einkehrten. Xaveri ſaß am Tiſche, ſeine Augen rollten und ſeine Fäuſte ballten ſich; bald verließ er die Stube und man ſah ihn haſtig im Dorf hin und her rennen, aber nicht mehr allein, denn von Haus zu Haus vergrößerte ſich ſein Anhang; ſie gingen endlich Alle gemeinſam auch nach dem Pflugwirthshauſe, und wenn die Deimerſtetter eine Maß Achter kommen ließen, ſo riefen die Renkinger: „Ein' Maß Zehner!“ und wenn die Deimerſtetter ein Lied begannen, ſangen die Renkinger ein anderes drein und überbrüllten ſie. Der Pflugwirth beſchwichtigte ſo gut er konnte, der Schackle mußte die Deimerſtetter bedienen und die Liſabeth mußte ſich zu den Ortsburſchen ſetzen und durfte nicht vom Platze. Xaveri aber glaubte zu bemerken, daß ſie feurige Blicke nach des Lenzbauern Philipp am andern Tiſche ſendete; und jetzt rief dieſer: „Liſabeth, frag' einmal den Xaveri warum er keinen Hut vom Markte mitgebracht hat?“

„Wart', ich will dir einen Glashut aufſetzen, den man dir aus dem Kopfe ſchneiden muß!“ ſchrie Xaveri, faßte eine Maßflaſche, ſprang damit über den Tiſch und ſchlug nach dem Kopfe des Philipp. Durch die Abwehr des Pflugwirths und der Kameraden ſchlug er die Flaſche nur an der Wand entzwei, und unter Geſchrei und Toben gelang es endlich dem Pflugwirth, eine raſche Verſöhnung herzuſtellen. Er behauptete, wer Feindſchaft halte, der habe es mit ihm zu thun, er ſei ein Deimerſtetter und Renkinger in Einem Stück; er gab ſelber eine Maß von ſeinem Beſten als Freitrunk und brachte es endlich dahin, daß die Tiſche aneinandergeſtoßen wurden und die Burſchen beider Orte zuſammen ſaßen und tranken. Der Wein aus Einer Flaſche belebte die Zungen und die gleichen Töne ſtimmten zuſammen, aber doch mochte man beiderſeits ſpüren, daß noch keine Einigkeit da war. Es war ſchon ſpät, als die Deimerſtetter endlich aufbrachen, die Renkinger wollten ihnen das Geleit geben, der Pflugwirth aber ſuchte ſie davon zurückzuhalten und es gelang ihm bei mehreren, daß ſie in ſeiner Stube blieben. Der Xaveri mit Wenigen ſeiner Genoſſen beharrte aber dabei, daß er das Geleit gebe und man ließ ihn ziehen; er war nun an Zahl den Deimerſtettern nicht überlegen und dieſe waren berühmt wegen ihrer Stärke. Durch das Dorf ging man ſtill und wohlgemuth mit einander. Xaveri hatte den Plan, erſt draußen im Hohlweg die Feinde anzugreifen, aber unverſehens platzte er am letzten Hauſe des Dorfs heraus und fragte den Philipp: „Sag' Philipp, ſag' noch einmal, wie haſt du mich auf dem Markte geheißen?“

„Laß gut ſein, es iſt ja vorbei.“

„Nein, ſag's nur, ich will's noch einmal hören, ſag's! Du mußt. Haſt's vergeſſen?“

„Nein, aber ich ſag's nicht!“

„So thu's oder ich werde wild.“

„Du biſt ein närriſcher Kerl, ein Wort läuft ja an Einem 'runter.“

„Ich will's aber noch einmal von dir hören, nur noch Einmal.“

„Viereckig iſt beſſer als rund,“ ſagte ein anderer Burſche und kaum hatte Xaveri dieſe Worte gehört, als er eine Baumſtütze am Wege ausriß und den Philipp traf, daß er zu Boden ſtürzte.

Nun erhob ſich allgemeines Schreien, Schlagen und Fluchen, und es hallte weit hinein durch das Dorf. Der Nachtwächter eilte herbei mit ſeiner Hellebarde und einer Laterne, ihm folgte der grauſig Mall mit dem Gewehr über der Schulter. Ihr Ruf nach Ruhe wurde nicht gehört, denn wie ein wilder Knäuel wälzte ſich Alles am Boden. Da ſchoß der grauſig Mall über ihren Köpfen weg und in wilder Flucht ſtob Alles auseinander. Einen aber, der mit Steinen nach ihm warf, glaubte der grauſig Mall zu erkennen, er verfolgte ihn und im nahen Wald ſtellte er ſich ihm ſelber, drang auf den Verfolger ein und rang heftig mit ihm. Der Polizeiſoldat riß ſich los, faßte ſein Gewehr und zerſchlug auf dem Haupte ſeines Gegners den Kolben in Stücke; gleich als wäre nichts geſchehen, entfloh der Burſche und höhnend rief der Polizeiſoldat: „Lauf du nur, ich erkenn' dich ſchon morgen, ich hab' dich gezeichnet. Man wird dir ein Lied ſingen, das du nicht am Wettibrunnen gefunden haſt.“

Als der grauſig Mall in's Dorf zurückkehrte, kam ihm wunderbarerweiſe, die Arme auf den Rücken übereinandergelegt, der Xaveri entgegen und grüßte ihn zuvorkommend.

„Ich will dir Morgen groß Dank ſagen,“ erwiderte der grauſig Mall und ging, um ſogleich alles Vorgekommene dem Schultheiß zu melden.

Am andern Morgen war eine ſeltſame Verhandlung beim Schultheißenamt. Xaveri bekannte offen, daß er bei der Rauferei geweſen, aber er läugnete beharrlich, mit dem grauſigen Mall in eine perſönliche Berührung gekommen zu ſein und ſtaunend ſah der Diener der öffentlichen Ordnung ihn an; der Xaveri mußte einen Kopf härter als Stahl und Eiſen haben, denn nicht die Spur irgend einer Verletzung war daran zu bemerken und Xaveri war ſo luſtig wie je. Der Schultheiß, ein Vetter Xaveri's, ließ die Verhandlung nach dieſer Seite hin gern auf ſich beruhen, denn Auflehnung und perſönlicher Angriff gegen den Polizeiſoldaten hätte, wenn vollkommen erwieſen, nicht die leicht zu verwindende Strafe von ein paar Wochen bürgerlichen Gefängniſſes oder eine Geldbuße nach ſich geführt, ſondern entehrendes Arbeitshaus. Um ſo ernſter nahm dagegen der Schultheiß die Rauferei mit den Deimerſtetter Burſchen, und hier ſah ſich Xaveri in einer ſeltſamen Falle gefangen; er wollte durchaus nicht ſagen, was eigentlich der Grund ſeines Zornesausbruchs gegen des Lenzbauern Philipp war, er bezeichnete ihn im

Allgemeinen als Ehrenkränkung, und als der Schultheiß ſpöttelnd darauf kam und auch die Genoſſen mittheilten, daß der Unname die eigentliche Veranlaſſung geweſen ſei, und als Einer nach dem Andern, unter großem Gelächter das Wort: „der Viereckig“ ausſprach, war Xaveri voll Wuth und ſchrie immer:

„Das Wort darf nicht in's Protocoll, das darf nicht auf dem Rathhaus eingetragen ſein, ſonſt iſt's ja für ewige Zeiten feſt; das darf man gar nicht nennen, gar nicht erwähnen, das leid' ich nicht, ſonſt hat's der ganze Gemeinderath mit mir zu thun.“

Alle dieſe Einwände halfen nichts und Xaveri ſah zu ſeinem Schrecken, daß er hervorgerufen, was er auf ewig verſtummen machen wollte. Er ſelbſt mußte zuletzt ſeinen Namen unter ein Protokoll ſchreiben, worin es deutlich und mehrfach wiederholt hieß, daß er den Schimpfnamen „der Viereckig“ habe.

Als er vom Rathhaus herunter kam, ballte er die Fauſt und knirſchend ſchaute er das Dorf auf und ab. Freilich hatte er fortan den ſeltenen Ruhm, einen ſo harten Kopf zu haben, daß das Gewehr des grauſigen Mall daran ſplitterte, ohne ihn zu verletzen. Eine Zeit lang ſchien es, daß dieſer Ruhm einen ſo böſen Schimpfnamen überdecke. Die Ueberlegenheit im Raufen brachte ihm viel Lob und Ehre ein. Es iſt aber doch ein ſeltſam Ding um ſolchen Ruhm! Die Bethätigung ungewöhnlicher Kraft, ein wüſtes Raufen kann ſich eine Zeit lang als Bedeutung geltend machen, dann aber tritt plötzlich eine Ernüchterung ein; die Menſchen beſinnen ſich, was denn das eigentlich ſei, und wenn man nicht immer neue glorreiche Thaten aufbringen kann, erſcheinen die verjährten Rechte des Gewalthabers plötzlich in Frage geſtellt. Eine Widerſpenſtigkeit gegen das herriſche Weſen Xaveri's gab ſich im ganzen Dorf kund, er hieß jetzt nur immer „der Viereckig“ und mußte das mit guter Miene geſchehen laſſen, denn er konnte doch nicht immer dreinſchlagen. Des Pflugwirths Liſabeth vor Allen entzog ſich ihm, ſie ſah jetzt auf Einmal, daß Xaveri auch gegen ſie roh und gewaltthätig geweſen war; er hatte ſie behandelt, als müſſe man ihm ohne Frage gehorchen und indem ſie ſich von ſolcher Unterthänigkeit frei machte, machte ſie ſich auch von Xaveri ſelbſt ganz frei. Das geſchah beſonders, ſeitdem des Lenzbauern Philipp von Deimerſtetten ungehindert im Dorfe aus- und einging; denn der Schultheiß hatte Xaveri gedroht, ſobald dem fremden Burſchen im Dorfe irgend eine Unbill widerfahre, würde er ohne Unterſuchung Xaveri dafür in Strafe ziehen, und dieſer mußte nun faſt ſelber der Wächter ſeines Nebenbuhlers ſein. Bald wurde Liſabeth Braut mit des Lenzbauern Philipp und Xaveri that, als ob ihm das ſehr gleichgültig ſei; er beſuchte nach wie vor das Haus des Pflugwirthes und als Eliſabeth in Deimerſtetten Hochzeit machte, ritt er auf ſeinem wohlbekannten Apfelſchimmel dem geſchmückten Brautwagen voraus, und an dem ſchönen breiten Hute, den er ſich allerdings ausdrücklich hatte beſtellen müſſen, flatterten helle Bänder.

Xaveri ſchien froh, daß er Soldat werden mußte, und an der Faſtnacht, bevor er nach der Garniſon abging, vollführte er noch einen luſtigen Streich, der ihm lange anhaltenden Nachruhm zuzog.

Das Zuckermännle hatte ſich bald zu tröſten gewußt, und ſich ein armes, aber ſchönes Mädchen aus Deimerſtetten zur Frau geholt. Als nun zu Faſtnacht die Burſchen auf einem Wagen durch's Dorf zogen und die ſogenannte „Altweibermühle“ darſtellten, erſchien Xaveri als die verſtorbene Zuckerin und wußte ihr Weſen und ihre ganze Art ſo täuſchend nachzuahmen, daß Alles im Dorf darüber jauchzte; und als er unter gewaltigem Schreien in die Mühle geworfen wurde, erſchien er auf der andern Seite wiederum als die junge Zuckerin. Selbſt vor dem Hauſe des Verſpotteten führten ſie das Poſſenſpiel auf und die junge Frau ſah vergnüglich dazu lachend aus dem Fenſter; das Zuckermännle aber ließ ſich nicht ſehen. Am Aſchermittwoch Morgen hatte Xaveri die Keckheit, ſich ein Päckchen Tabak bei der Zuckerin zu holen, dieſe aber ſchien gar nicht böſe gelaunt, ſie war unter Lachen äußerſt zuthunlich gegen Xaveri und in einem Anfluge von Tugend und Mißgunſt ſagte dieſer zuletzt: „Laß dich nur nicht mit den hieſigen Burſchen ein, dann haſt du, wenn dein Alter abkratzt, die Wahl unter Allen.“

Wenige Tage darauf mußte Xaveri in die Garniſon und am Morgen vor der Abreiſe übergab ihm ſeine Mutter mehrere Päckchen Tabak, die er bei der Zuckerin eingekauft und die dieſe überbracht hatte. Xaveri hatte nichts gekauft, er nahm aber das ſeltſame Geſchenk doch wohlgemuth mit.

Es giebt Auffälligkeiten und Bezeichnungen für dieſelben, die ſich auf wunderſame Weiſe überallhin verbreiten. Als Xaveri zu ſeinem Regimente eingetheilt war, erfuhr er von allen ſeinen Kameraden den alten Schimpf auf's neue. Der Feldwebel fluchte und wetterte, daß auch dem Beherzten flau zu Muthe wurde; er hatte nach und nach faſt ſämmtliche Helme auf Xaveri's Haupt probirt, aber keiner paßte. Er drückte ihm die Helme auf den Kopf, das Lederwerk und die Spangen knarrten, aber doch war keiner paſſend. Endlich ſagte er halb fluchend und halb ſcherzend: „Kerl, du haſt ja einen viereckigen Kopf und größer als eine Bombe.“ Nun hatte der Xaveri auch in der Kaſerne ſein gebranntes Leiden, aber er hatte ſeinen Stolz darauf, daß man ihm eigens einen Helm beſtellen mußte, und bei der erſten Viſitation des Oberſten war er Gegenſtand allgemeiner Betrachtung, wobei er nur in ſich hineinlachte, denn nach außen lachen durfte man als Soldat nicht mehr im Angeſichte der Vorgeſetzten.

Ganz gegen alles Vermuthen fühlte ſich Xaveri im Soldatenleben wohl; dieſe ſtrenge, unwandelbare Ordnung, dieſe unbeugſamen Geſetze übten eine große Macht auf den Burſchen aus, der nie die Herrſchaft eines fremden Willens gekannt hatte. Dazu kam, daß für Xaveri ſich bald eine neue Luſtbarkeit aufthat; er war Schütze und nicht lange darauf Signaliſt geworden.

Draußen am Waldesrand ſich auf dem Horne einzuüben, das war ihm eine Luſt, und Xaveri's Signale übertönten alle; man mußte ihn nur zwingen, ſie nicht zu übermächtig ertönen zu laſſen.

Schon im erſten Jahre ſeines Soldatenlebens erfuhr Xaveri den Tod ſeines Vaters. Er nahm Urlaub auf zwei Tage, ordnete mit ſeinem Bruder Alles und ließ ſich bereit finden, gegen eine Summe, die ſich nahezu auf tauſend Gulden belief, dem Bruder, wie es der Vater beſtimmt hatte, das väterliche Erbe zu überlaſſen. Bald hörte er, daß ſein Bruder ſich verheirathe und ſeine einzige Schweſter mit dem Vetter von des Lenzbauern Philipp verlobt ſei. Das Soldatenleben ſchien aber Xaveri ſo zu gefallen, daß er nicht einmal zu den Hochzeiten ſeiner Geſchwiſter heimkam, und beſonders glücklich war er, als die Signaliſten zu einer Muſikbande geordnet und eingetheilt wurden, die nun bei Ein- und Ausmärſchen hellauf blies.

Xaveri hatte ſeine ſechs Jahre ausgedient, ohne die Garniſon zu verlaſſen; er war Willens, als Einſteher einzutreten, da kam gerade um dieſelbe Zeit das Geſetz der allgemeinen Wehrpflichtigkeit, welche das Einſteherweſen aufhob, und Xaveri kehrte in's Dorf zurück. Er lebte bei ſeiner Mutter, die von Trudpert ein mäßiges Leibgeding bezog und in der untern Stube des elterlichen Hauſes wohnte. Er konnte ſich nicht dazu verſtehen, bei ſeinem Bruder in freiwilligen Dienſt zu treten und ſchien dem Rathe ſeines Vetters, des Schultheißen zu folgen, der ihn ermahnte, ſich nach einem rechten „Anſtand,“ d. h. nach einer vermöglichen Heirath umzuthun. Unterdeſſen aber lebte er in den Tag hinein, und wie von ſelbſt war er wiederum die meiſte Zeit in dem Hauſe des Pflugwirths. Der Schadle, der ſich zum

Feldbau untauglich erwieſen, war auswärts in der Lehre bei einem Kaufmann; aber faſt noch ſchöner als ehemals die Liſabeth, war jetzt die zweite Tochter des Pflugwirths, Agathe, geworden. Freilich war ſie nicht ſo beredtſam und die Leute ſagten ſogar, ſie ſei dumm wie Bohnenſtroh: aber Xaveri hatte das nie gefunden, ſie wußte auf Alles gehörig Rede und Antwort zu geben, von ſelbſt ſprach ſie allerdings nicht. Xaveri hatte einmal ſeinen Kopf darauf geſetzt, eine Tochter des Pflugwirths zu haben; war es Liſabeth nicht, ſo mußte es Agathe ſein.

Mit einem Gemiſch von Empfindungen hörte und ſah Xaveri, daß das Hausweſen der Liſabeth und des Lenzbauern Philipp in Deimerſtetten, die bereits ſechs Kinder hatten, in Verfall gerathen war; ja die Rede ging, wenn nicht der Pflugwirth noch einmal nachgeholfen hätte, wären ſie bereits ganz zu Falle gekommen. Xaveri war nicht hartherzig genug, um ſich darüber zu freuen, aber auch nicht ſo ſanftmüthig, daß er nicht eine gewiſſe Genugthuung dabei empfand. Die ältere Schweſter ſollte einſt die jüngere beneiden und er meinte, der Pflugwirth habe nicht Unrecht gethan, da er ihm Liſabeth verſagte; er war damals noch zu jung und unerfahren, aber jetzt hatte er etwas von der Welt geſehen und konnte es dem Dorfe beweiſen. Das waren die Gedanken Xaveri's.

Der Pflugwirth verſtand es wiederum, ihn als Knecht ohne Lohn im Hauſe zu halten und nur zum Eſſen und Schlafen ging Xaveri zu ſeiner Mutter. Die Leute ſchimpften gewaltig darüber und forderten

Trudpert auf, das nicht zu dulden: aber dieſer konnte ſich nicht dazu bringen, ſcharf gegen ſeinen Bruder zu ſein. Die alte Liebe und Anhänglichkeit aus der Kinderzeit lebte noch in ihm und er hatte deßhalb manchen Streit mit ſeiner Frau.

Der Pflugwirth betrieb ſein Auswanderungsgeſchäft noch viel umfänglicher, er hatte ſich ein eigenes Gefährte angeſchafft und beförderte mit demſelben oft ganze Trupps nach Straßburg. Dabei bediente er ſich des Xaveri als Kutſcher und Poſtillon, denn durch Nenkingen und durch alle Dörfer, die man bis nach Offenburg an die Eiſenbahn berührte, blies Xaveri luſtig auf ſeinem Waldhorn, das er in's Dorf mitgebracht hatte. Länger als ein Jahr war Xaveri ſo der unbelohnte Knecht des Pflugwirths zum Aerger aller Dorfbewohner, die auch die Mutter verhetzen wollten; aber dieſe war wie Trudpert dem Xaveri mit unerſchütterlicher Liebe zugethan. Da ſtarb das Zuckermännle, und kaum war es unter der Erde, als ſich ein Schwarm Bewerber bei der vermöglichen und noch immer wohlanſehnlichen Wittwe einfand.

Zu großer Beluſtigung des Dorfes wurde ein Brief des alten, abgeſtellten Baders von Deimerſtetten bekannt, der der Zuckerin ſchrieb, ſie möge ſich mit einer Heirath nicht übereilen, ſeine Frau kränkle immer, und er werde ſich glücklich ſchätzen, ſich mit ihr zu verehelichen. Man kann ſich denken, wie ſehr dieſer Brief beluſtigte, und Manche konnten ſeine hochtrabend verſchmitzten Worte ganz auswendig.

Man konnte recht die Menſchen kennen lernen an der Art, wie ſie über die Zuckerin ſprachen. Sie hatte wenig gute Freunde im Dorfe, ſie war eine Fremde und man war ihr neidiſch, und überhaupt iſt die Krämerin immer eine widerwillig betrachtete Perſönlichkeit, weil ihr der Bauer das beſonders hochgeſchätzte baare Geld geben muß und weil ſie allerlei Heimlichkeiten der Bauerfrauen Vorſchub leiſtet. Jetzt ſchien plötzlich ihr Ruf ein ganz anderer geworden. Manche verkündeten laut ihr Lob und Andere nickten nur ſtill aber vieldeutig dazu. Man konnte ja nicht wiſſen, in welche Familie die Zuckerin nun bald gehören würde. Eine ihrer Eigenſchaften aber wurde mit allgemeinem Lobpreis hervorgehoben, und das war der Acker von anderthalb Morgen, den ſie beſaß, draußen am Bergesabhang, neben dem Kirchhof, an der Straße nach Deimerſtetten. Man ermahnte den Pflugwirth, er ſolle ſich dieſen Acker von der Wittwe zu erwerben ſuchen, der ſei grade für ihn gelegen, denn er liebte beſonders die Aecker an der Straße; aber er lehnte es ab und ſagte ſpöttiſch, der Acker gehöre ja ſchon einem aus Deimerſtetten Gebürtigen. Als man ihn hierauf neckte, er möge den Schackle mit der Zuckerin verheirathen, dann habe er den Acker und brauche keinen neuen Kaufladen einzurichten, ſagte er mit ſchelmiſcher Gemüthlichkeit, er wolle einem guten Freund nicht in den Weg ſtehen.

Xaveri war ſtill, aber in ihm kochte die Wuth, als ihm der Pflugwirth mit zuthulicher Freundlichkeit anrieth, ſich auch um die Zuckerin zu bewerben. So hatte er ſich zweimal von dem abgeriebenen Schelm betrügen laſſen! Dennoch that er wiederum, als ob nichts geſchehen wäre, und Tage lang ſaß er in der Wirthsſtube zum Pflug und ſtarrte hin auf die große Tafel an der Wand, darauf ein Schiff auf der See ſchwamm und mit großen, rothen Buchſtaben geſchrieben war: Nach Amerika. Der Entſchluß ſchien ihm ſchwer zu werden; endlich aber eines Sonntags, als faſt das ganze Dorf in der Wirthsſtube verſammelt war, verkündete er, daß er auch auswandere. Einige ſagten, daß er daran Recht thäte, und ſie hätten das ſchon lange erwartet, ſolch ein halbes Leben ſchicke ſich nicht für ihn; Andere dagegen bedauerten ſeinen Weggang und wieder Andere bezweifelten, daß es ihm Ernſt ſei.

„Ihr kennt mich dafür, daß das, was ich geſagt habe, auch ausgeführt wird!" ſchrie Xaveri, und ſeine alte Trotzigkeit lebte wieder in ihm auf. Das Wort war heraus, er wußte nun, was er wollte, und war nicht mehr von Zweifeln geplagt. Dennoch willfahrte er beim Nachhauſekommen ſeiner Mutter, die von Anderen bereits ſeinen Entſchluß gehört hatte, nicht zu ſchnell damit zu ſein und die Sache noch hinzuhalten, vielleicht fände ſich doch noch der rechte „Anſtand," daß er im Lande bleibe. Wochenlang ging er nun im Dorf umher und mußte ſtill ſein, denn er wußte nichts zu anworten, wenn ihn die Leute immerdar fragten: „Bis wann geht's fort?" Er hatte auch im Stillen gehofft, daß der Pflugwirth noch andern Sinnes werde und ihn nicht ziehen laſſe, aber dieſer hatte ſich bereits einen wirklichen Knecht gedingt und Xaveri ſah, daß all ſeine Hoffnung vergebens ſei.

Hatte Xaveri bisher die junge Welt im Dorfe beherrſcht, ſo ſchien es nun, daß er auch mit ſeinem Weggange eine gewaltige und beiſpielgebende Macht ausüben ſollte. Unter dem ledigen Volke im Dorfe zeigte ſich eine ungeahnte und jetzt zum Schrecken Vieler hervortretende Auswanderungsluſt. In dem Auswanderungstriebe war eine neue Entwickelungsſtufe von unberechenbaren Folgen eingetreten. Bisher war man es nur gewohnt, ganze Familien auswandern zu ſehen, und mußte man mitunter auch manchen Wohlhabenden ſcheiden ſehen, der Riß unter den Zurückbleibenden war darum doch kein ſo auffälliger; es ſchieden Menſchen, die ſich von ihren Blutsverwandten und Angehörigen ſchon losgelöst hatten zu einer in ſich abgeſchloſſenen Familie, ſie waren nur ſich verpflichtet und man konnte ſie, wenn auch mit Wehmuth, doch ohne Groll ſcheiden ſehen. Die neue Thatſache aber, daß nun auch ledige Leute auswandern wollten, daß eine ganze Schaar von jungen Burſchen und Mädchen ſich zuſammenthat, um in die weite Welt zu ziehen, brachte die Gemüther auf einmal in ſeltſame Bewegung.

Wie ein lebendiges Nationalgefühl es ſchmerzlich empfinden ſollte, wenn wie in unſern Tagen noch zukunftsreiche Kräfte ſich der Geſammtheit entziehen, ſo empfand man jetzt im Dorfe, was es heißt, wenn junge Burſche, die man groß gezogen und von denen man Etwas erwarten kann, ſich mit ihrer Kraft davon machen. Xaveri war der erſte Ledige im Dorfe, der davonzog, und andere Burſche und Mädchen wollten es ihm nachthun; mitten in der Familie that ſich eine Selbſtſucht auf, von der man bisher keine Ahnung gehabt. Kinder, die man unter Sorgen und Mühen großgezogen und von denen man eine Stütze für's Alter erwartete, dachten jetzt nur an ſich, wollten ſich ſelbſt eine Zukunft ſchaffen und die alten Eltern und jungen Geſchwiſter der Stütze und thätigen Kraft beraubt allein laſſen. Der Staat duldet es nicht und ahndet es im Betretungsfalle, wenn ein junger Mann ſich der Wehrpflicht entziehe, und was iſt das Recht des Staates an Dem, der ihn verlaſſen will? Die Familie hat keine äußere Macht, die den Treuloſen zurückhielte, und hätte ſie auch eine ſolche, ſie brächte ſie nur ſelten zur Anwendung. In vielen Häuſern in Renkingen hörte man lautes Schreien und Lärmen, denn hier wollte ein Sohn und da eine Tochter und dort wollten alle Erwachſenen auswandern; die Eltern klagten, gaben aber meiſt nach. Denn was opfert die Elternliebe nicht?

Auf den Xaveri aber war Alles zornig, er hatte dieſe Sucht im Dorfe aufgebracht und ſein Beiſpiel wurde immer angeführt, er hatte es ja am wenigſten nöthig und zog doch über's Meer. Während aber viele Andere ſich bereits entſchieden hatten, war gerade Xaveri noch zweifelhaft.

Es war an einem ſchönen Sommernachmittag nach der Heuernte, da fuhr Xaveri eine neue Kiſte von weißem Tannenholz auf einem Schubkarren langſam das Dorf hinauf; er ſtand oft ſtill und ließ die Leute fragen, was er da habe, um ihnen zu ſagen, daß das ſeine Auswanderungskiſte ſei, wobei er erklärte, wie ſie geſetzmäßig genau drei Schuh hoch, drei breit und vier lang ſei, denn ſo müſſen dieſe Kiſten ſein, um gehörig in den Schiffsraum gebracht werden zu können. Auch beim Schloſſer, wo er die Reiſe darum ſchlagen, zwei Schlimpen anbringen, und die vier Ecken mit ſtarkem Eiſenblech beſchlagen ließ, wußte er es ſo einzurichten, daß dies die allgemeine Aufmerkſamkeit erregte. Seine Mutter weinte, aber er tröſtete ſie, daß nun einmal nichts zu ändern ſei. —

Er war nun zu ſeinem ungeordneten und müßigen Leben berechtigt, er zog ja von dannen und durfte ſich's wohl noch in der Zeit ſeines Verweilens in der Heimath bequem machen; er ſchaffte ſich mehrfach neue Kleider an und ging in denſelben an Werkeltagen umher. Vor dem Rathhauſe, wo es alle Leute ſehen konnten, wurde die Kiſte im Sonnenſchein mit blauer Farbe angeſtrichen. Der grauſig Mall ließ ſich einen Nebenverdienſt als Sackzeichner nicht entgehen, und machte dieſe Zeichnung mit beſonderer Liebe, denn ſie entledigte ihn eines von Kindheit auf tückiſchen Feindes; mit großen Buchſtaben ſchrieb er auf den Deckel und auf die Vorderſeite: „Xaver Boger in Neuyork.“ Ein großes Rudel Kinder ſtand immer umher und viel Kopfbrechens und mehrfache Verſuche koſtete es, hüben und drüben an der Kiſte das Waldhorn Xaveri's abzumalen; aber darauf beſtand er, und endlich war das große Werk gelungen.

Xaveri brachte die Kiſte zu ſeiner Mutter, dieſe aber klagte immer, ſie könne nicht ſchlafen wegen der Kiſte, es ſei ihr immer, als ſtünde der Sarg ihres Sohnes bei ihr, und es ſei auch ein Sarg, er wäre ja todt für ſie, wenn er über das Meer ziehe. Weinend und klagend wiederholte ſie oft: „Ach! Meine Mutter hat geſagt, ich glaub' nicht an Amerika; ich, ich muß dran glauben!“ Auch Trudpert drang in ſeinen Bruder, doch zu bleiben, er ſei ſein einziger Bruder und ſie hätten immer treu zuſammengehalten, er ſolle ihn doch nicht verlaſſen. Der unbeugſame Xaveri erwiderte: „Was der Viereckig einmal will, das führt er auch aus.“ Gegen ſeine Angehörigen ließ er den Zorn los, daß er dieſen Schimpfnamen hatte und ſie konnten doch nichts dafür. Doch machte Xaveri einen letzten Verſuch und ging zum Pflugwirth, mit ihm den Ueberfahrtsvertrag abzuſchließen; er hoffte, wenn auch nur halb, daß dies ihn möglicherweiſe noch nachgiebig machen werde. Aber der Pflugwirth holte mit Bedauern zwei gedruckte Formulare, darauf die Bruderhand ſehr ſchön zu ſehen war, füllte ſie aus, unterſchrieb ſelber und ließ auch den Xaveri unterzeichnen, worauf er ihm den Vertrag einhändigte mit dem Beifügen: „Du kannſt mir auf den Abend oder morgen das Geld bringen, aber bezahlen mußt; was einmal da geſchrieben iſt, muß bezahlt werden, und du ſiehſt, ich hab' dir ja den billigſten Preis geſtellt.“ Xaveri nickte bejahend ohne ein Wort zu reden und ſteckte den Vertrag zu ſich. Als er auf dem Heimweg vor dem Hauſe der Zuckerin vorüber kam, ging er hinauf, um ſich Tabak zu holen. Er hatte ſie ſeit ſeiner Rückkehr nicht wieder beſucht, er hatte eine gewiſſe Furcht vor ihr; jetzt, mit dieſem Abſchiede in der Taſche, konnte er ſie ja wieder ſehen. Die Zuckerin war überaus freundlich bei ſeinem Eintritt, ſie ſchalt zwar lächelnd, daß er ſie ſo auffallend vernachläſſigt habe, erklärte ihm aber dabei, wie ſie ihm ſeine gute Ermahnung doch nicht vergeſſen habe, und wie ſie jetzt ſehe, daß er Recht gehabt habe, denn ſie könne ſich der Freier gar nicht erwehren; ſie beſinne ſich aber zweimal, bis ſie ſich entſchließe, um Einen in dieſe volle Haushaltung einzuſetzen, in der mehr ſtecke als man glaube, und die ſie ſich bei ihrem Alten habe ſauer verdienen müſſen. Xaveri ſah ſich mit Wohlgefallen in dem Hauſe um, und als eben ein Kind kam, um Eſſig, und bald darauf der grauſig Mall, um ſein Naſenfutter zu holen, und noch Andere die Stiege heraufkamen, ſchickte die Zuckerin mit zutraulichem Bedrängen den Xaveri in die Stube, damit er dort warte, bis ſie die Käufer abgefertigt hätte. Unwillkürlich folgte ihr Xaveri, und es muthete ihm behaglich an in der Stube. Der große Lehnſeſſel ſtand neben dem Ofen, der jetzt im Herbſt ſchon geheizt war, und Aepfelſchnitze, die auf dem Simſe gedörrt wurden, verbreiteten einen angenehmen Duft. Die rothgeſtreiften Vorhänge an den Fenſtern, die mit Meſſing eingelegte nußbaumene Kommode, die gepolſterten Seſſel, Alles machte einen behaglichen Eindruck. Man hörte nichts als das ſchnelle Ticken einer doppelgehäuſigen Sackuhr, die an der weißen Wand hing, und das Summen der Fliegen, die jetzt das Herbſtquartier bezogen hatten und ſich an den Aepfelſchnitzen gütlich thaten. Alles im Zimmer war, wenn auch etwas ausgedient, doch ſauber und an den feſten Platz geſtellt; da waren keine Kinder, die Unruhe und Unordnung machten. Xaveri nickte mehrmals mit dem Kopfe vor ſich hin, als wollte er ſagen: „Das iſt nicht ſo uneben.“ Xaveri war in einer nie gekannten weichen Stimmung. Der unterſchriebene Ueberfahrtsvertrag in der Taſche, nach dem er mehrmals griff, mußte das bewirken. Er fürchtete ſich jetzt faſt vor der Zuckerin, er hatte ſich zu viel zugetraut; die Abfertigung der Käufer im Laden dauerte lange, und immer hörte er wieder neue die Treppe heraufkommen. Mehrmals dachte er daran, ſich aus dieſer peinlichen Lage fortzumachen und die Rückkehr der Zuckerin nicht abzuwarten. Was ſollte ihm das jetzt? Er mußte fort und hatte von der Zuckerin nie was gewollt, dafür war er ſich zu viel werth; aber wenn er jetzt fortging, mußte es ja Aufſehen erregen bei den Kunden im Kaufladen. „Aber, was liegt daran, wenn man dir auch etwas nachſagt? Du ziehſt ja über's Meer. Es iſt aber auch wieder nicht Recht, die Frau in's Geſchrei zu bringen; um ihr das nicht anzuthun, mußt du bleiben.“ Und ſo blieb er mit widerſtreitenden Gefühlen. Er ſtopfte ſich ſeine Pfeife, ſchlug Feuer und ſetzte ſich behaglich ſchmauchend in den abgegriffenen großen Lederſeſſel am Ofen. „Das iſt kein übel Plätzle,“ dachte er und von dieſem Gedanken doch wieder erſchreckt, ſtand er plötzlich auf. Eine eigene Geſpenſterfurcht überkam ihn am hellen Tag in der ſtillen Stube; auf dieſem Stuhle hatten die alte Zuckerin und das Zuckermännlein ſich ausgehuſtet, das war kein Platz für des Lachenbauern Xaveri. Er ſchaute an den Pfoſten gelehnt durch das Fenſter, um zu wiſſen wer wegging; als aber jetzt des Pflugwirths Agathe aus dem Hauſe trat, ſich umwandte und nach dem Fenſter ſchaute, trat er tief zurück in die Stube, ſetzte ſich aber nicht mehr in den abgegriffenen Lederſeſſel am Ofen. Endlich klang die Klingel an der Ladenthüre wie bellend, die Thüre wurde abgeſchloſſen, aber es ſprang wieder Jemand die Treppe hinab, man hörte an der Hausthür einen Riegel vorſchieben und laut athmend kam die Zuckerin in die Stube und ſagte: „So, jetzt bin ich nicht mehr daheim. Wer kein Eſſig und Oel hat, der kann ſeinen Salat ungegeſſen laſſen. Du glaubſt gar nicht, was man geplagt iſt, wenn man ſo Haus und Geſchäft allein über ſich hat. Der Verdienſt iſt gut, ich könnte gar nicht klagen, es iſt nicht groß, aber regnet's nicht, ſo tröpfelt's doch. Das iſt Recht, daß du dir deine Pfeife angezündet haſt. Ich rieche den Tabak gar gern. Mein Alter hat nicht rauchen können. Jetzt ſag', iſt's richtig, daß du fortgehſt?"

Ohne ein Wort zu erwidern, reichte Xaveri der Zuckerin den unterſchriebenen Ueberfahrtsvertrag, und die Hände zuſammenſchlagend und klagend rief ſie: „Ja der Pflugwirth! Wenn den der Teufel holt, zahle ich ihm den Fuhrlohn. Oder ich ſage wie die alte Schmiedin einmal von unſerm böſen Schultheiß geſagt hat: ich möchte mit dem in derſelben Stunde ſterben, denn da haben alle Teufel alle Hände voll zu thun, um die Schelmenſeele zu fangen, und da kann derweil jedes Andere mit allen ſeinen Sünden daneben in den Himmel hineinhuſchen."

„Du biſt geſcheit und ſcharf," ſagte Xaveri ſchmunzelnd und auch die Zuckerin ſchmunzelte; Beide waren mit einander zufrieden und ſahen einander eben nicht böſe an. Aber was iſt da für eine Einheit, wo ſich zwei Menſchen in ſolch einem böſen Gedanken vereinigen? Was wird daraus werden?

Die Zuckerin fuhr indeß geſchmeichelt raſch fort: „Den Pflugwirth kennt Keiner, das iſt ein Seelenverkäufer, der hat dich zum Narren gehabt, und dich hineingeritten, bis du nicht mehr gewußt haſt, wo anders 'naus, und da macht er noch ſeinen Profit dabei. Wenn ich Gift hätte und wüßte, daß Niemand anders davon eſſen thät', dem gäb' ich's, der iſt nichts Beſſeres werth. Ach! und ich hab's immer geſagt, du biſt ſo gut, nur zu gut. Es iſt unerhört, daß ein Menſch wie du und aus einer ſolchen Familie auswandern ſoll. Das laſſe ich mir gefallen bei Einem, der nicht mehr weiß, wo aus und ein und der keinen Anhang hat. Mich dauert nur deine gute, rechtſchaffene Mutter, der drückt es das Herz ab, und eine beſſere Frau giebt es nicht zwiſchen Himmel und Erde.“

Minder dieſer Ruhm und dieſes zutrauliche Lob, als der anfängliche Zorn gegen den Pflugwirth, drang Xaveri tief in die Seele; ſie ſprach es aus, was er ſelber ſchon oft gedacht hatte, und um ſeinetwillen hatte ſie dieſen Zorn. Nicht nur ein Gegenſtand gemeinſamer Verehrung, ſondern oft noch weit mehr der eines gemeinſamen Haſſes eint die Gemüther, und erſt die Folge lehrt, welches Band dauernder ſei. Das heftige und ingrimmige Weſen der Zuckerin ſprach jetzt Xaveri ſehr an, weil es ſich gegen den Mann ſeines Haſſes kehrte; er ward zutraulich und freundlich gegen die Wittwe und glaubte es ihr ſchuldig zu ſein, daß er ſie lobte und ihr Hausweſen bewunderte, während ſie ihn vom Speicher bis zum Stalle umherführte. Mit einer verblüffenden Offenherzigkeit erklärte ſie dann zwiſchen hinein:

„Kannſt dir denken, daß es mir an Freiern nicht fehlt, aber ich mag Keinen von Allen; ich will Keinen, der einem in der Hand zerbricht. Ich will dir's nur geſtehen, dir darf ich's ſchon ſagen, ich bin ein bißchen hitzig und obenhinaus, aber auch gleich wieder gut, und drum will ich grade einen Mann, der den Meiſter macht, der ein rechter Mann iſt und nicht unterduckt. Für die Frau gehört ſich's, daß ſie untergeben iſt, und das kann ich nur ſein gegen Einen, vor dem ich Reſpect habe, der feſt hinſteht.“

Dieſe, in verſchiedenen Wendungen halb lächelnd halb klagend vorgebrachten Selbſtanſchuldigungen, die doch wieder ruhmreich waren, machten den Xaveri ganz wirbelig; ſeine Antworten, die er doch manchmal einfügen mußte, beſtanden in unverſtändlichem Murren und Brummen, das eben ſo ſehr Mißmuth wie Wohlgefallen ausdrücken konnte, und in der That auch Beides ausdrückte.

Trotz freundlicher Zurede kehrte aber Xaveri doch vom Stalle aus nicht mehr in die Stube zurück. Er verließ plötzlich das Haus und rannte die erſten Schritte ſchnell wie fliehend davon. Es war Nacht geworden, und auf dem Heimwege gelobte er in ſich hinein, daß er ſich nie mehr zu ſolcher Vertraulichkeit mit der Zuckerin verleiten laſſen wolle; das war Einmal geſchehen und nie wieder. Er war des Lachenbauern Xaveri, der ſich nicht an eine abgedankte Wittwe vergeben durfte, die gar nicht einmal wußte, woher ſie war. Und grade daß die Zuckerin ſeinen großen Familienanhang lobte und das Gelüſte zeigte, in denſelben einzutreten, erweckte wieder das ganze ſtolze Bewußtſein in ihm. Jetzt zum Erſtenmal kam ihm aber auch der Gedanke, daß er drüben in Amerika nicht mehr des Lachenbauern Xaveri ſei, da galt ſein Familienanſehen nichts mehr. Das war nun freilich nicht mehr zu ändern.

Es mußte aber doch etwas Eigenthümliches in Xaveri vorgehen, weil er am Abend und den ganzen andern Tag ſeiner Mutter nichts davon ſagte, daß er den Ueberfahrtsvertrag abgeſchloſſen und am heutigen Tage bezahlt habe. Erſt von der Zuckerin vernahm ſie das ſpät am Abend. Sie war gekommen, um ihr friſches Backwerk zu bringen und wußte viel davon zu ſagen, wie gern der Xaveri dabliebe, er wiſſe ſchon wo er gleich daheim ſei; es käme nur darauf an, ihn dahin zu bringen, daß er, ohne ſich vor den Leuten dem Spott auszuſetzen, wieder umkehre; man müſſe darum thun, als ob man ihn zwinge daheimzubleiben, das ſei was er wolle, aber nur nicht ſagen könne.

Die Mutter, der die Schwiegertochter zwar nicht recht anſtand, war doch glücklich, daß ſie ihren Xaveri daheim behalten ſollte und lange, ehe dieſer zum Schlafen kam, war es unter den beiden Frauen ausgemacht und entſchieden, daß er bleiben müſſe.

Xaveri war indeß an dieſem Tage vor dem verſammelten Gemeinderathe erſchienen und hatte ſeinen Austritt aus der Gemeinde gemeldet. Der Schultheiß rieth ihm, daß er gar nicht nöthig habe, ſein Heimathsrecht aufzugeben, er könne ſich einfach einen Paß nehmen, und wenn es ihm in Amerika nicht gefalle, wieder zurückkehren oder auch unterwegs andern Sinnes werden. Xaveri lachte höhniſch über dieſe Zumuthung und drang jetzt gerade um ſo mehr auf Entlaſſung aus dem Orts- und Heimathsverbande.

„Nun denn,“ rief zuletzt der Schultheiß, „wenn's ſein muß, wollen wir's gleich an's Amt ausfertigen; aber ich rathe dir, beſinn' dich noch einmal.“

„Bin ſchon beſonnen, fort geh' ich,“ ſagte Xaveri trotzig.

Gelaſſen erwiderte der Schultheiß nochmals: „Xaveri, ich mein' du verbindeſt dir den unrechten Finger.“

„Ich weiß ſelber, wo mir's fehlt, und ihr ſeid auch kein Doctor. Behüt's Gott!“ ſchloß Xaveri und ging davon.

„Es iſt wie's im Sprüchwort heißt: wenn's der Geis zu wohl auf dem Platz iſt, da ſcharrt ſie,“ ſagte ein Gemeinderath hinter ihm drein und der Schultheiß ſetzte hinzu: „Es iſt halt der viereckig Hartkopf.“ — Er hatte aber doch Unrecht; gerade weil Xaveri innerlich ein Schwanken empfand, that er nach außen um ſo trotziger und unbeugſamer. Erſt am andern Morgen gelang es der Mutter, ihm den Antrag wegen der Zuckerin zu machen, aber Xaveri that auch hier unmuthig und entgegnete: „Wie könnt Ihr mir ſo einen Antrag machen? Werd' ich ſo Eine nehmen? So Eine findet man noch, wenn der Markt ſchon lange vorbei iſt.“

Mehrere Tage war nun ein ſeltſames Widerſpiel von verdeckten Meinungen in der niedern Leibgedingſtube: die Mutter lobte die Zuckerin überaus und hatte doch im Innern keine rechte Zuneigung zu ihr und der Xaveri that, als ob er gar nichts davon hören wolle und im Geheimen war es ihm doch lieb, daß man ihn damit bedrängte. Die Mutter erinnerte ſich aber wohl, daß ihr die Zuckerin mitgetheilt hatte, der Xaveri wolle gezwungen ſein damit er ſich vor den Leuten nicht zu ſchämen brauche, daß er von ſeinem Auswanderungsentſchluſſe abſtehe. Sie war eben daran, alle möglichen Bitten und Gründe vorzubringen und führte ſchon die Hand nach den Augen, um die zukünftigen Thränen abzuwiſchen, als grade der Vetter Schultheiß eintrat. Er überbrachte Xaveri die verlangten Papiere und ſagte ſpöttiſch, daß er ihn nun als Fremden im Dorfe begrüße; er ſei hier nicht mehr daheim. Die Mutter ſchrie laut auf und die Thränen ſtellten ſich jetzt in Fülle ein. Xaveri aber ergriff mit zitternden Händen die Papiere und ſtarrte auf die großen rothen Siegel. Der Trudpert, der eben in's Feld fahren wollte, kam auch in die Stube zur Mutter, er ſah ſchnell was hier vorging, und ſtemmte die geballte Fauſt ſtill auf die blaue Kiſte, die auf der Bank ſtand. Eine Weile ſchwiegen alle Vier, die in der Stube verſammelt waren, nur die Mutter ſchluchzte vernehmlich. Als jetzt aber der Schultheiß weggehen wollte, hielt ſie ihn zurück und mit mächtiger Beredſamkeit ſchilderte ſie nun, welch ein Glück der Xaveri im Dorfe machen könne, wie er gewiß kein ſolches über dem Meere finde, und wie er ſich dabei noch ſagen könne, daß er ſeine alte Mutter nicht vor der Zeit ins Grab bringe. Als ſie endlich den Namen der Zuckerin nannte, ſchaute Trudpert wie erſchrocken um, aber er ſchwieg. Xaveri ſtarrte zur Erde und der Schultheiß zeigte ſich als eifriger Beiſtand der Mutter und half ihr, wenn auch nicht die Zuckerin, doch das ſchöne Beibringen, das ſie beſaß, zu loben. Die Mutter redete ſich nun immer mehr in Eifer hinein und was vorhin nur gewaltſame und von außen erregte Wärme war, wurde jetzt zu einer von innen kommenden; denn ſo eigen geartet iſt das Menſchenherz, daß es bald nicht mehr weiß und nicht mehr wiſſen will, was ihm gegeben und was aus ihm gekommen iſt. Die Mutter pries ſich und die ganze Familie glücklich, die Eines der Ihrigen an der Seite einer ſolchen Frau und in ſolch einem Hausweſen wußte. Xaveri hatte bei dieſen Worten aufgeſchaut und aus ſeinem Blicke ſprach's, daß er an ſich und ſeinen Gedanken zweifelte. War denn eine Heirath mit der Zuckerin in der That ein ſolches Glück? Faſt aber hätte das übertriebene Lobpreiſen der Mutter Alles zerſtört, wenn nicht der Schultheiß mit bedachtſamer Ruhe Jegliches in gehörigen Betracht gezogen hätte, ſo daß auch endlich Trudpert nickte. Zuletzt ſtieg es wie ein Leuchten im Antlitze Xaveri's auf, als der Schultheiß darlegte, Xaveri verſtünde ja jetzt das Geſchäft der Auswanderungsbeförderung ſo gut wie der Pflugwirth und er könne, wenn er die Zuckerin heirathe, mit ſeinem freien Vermögen die Sache ſo in die Hand nehmen, daß er dem Pflugwirth das Handwerk lege. Das ſchien bei Xaveri einen gewaltigen

Eindruck zu machen, aber er ſchwieg noch immer bis endlich Trudpert die Hand auf die Schulter des Bruders legend ſagte: „So red' doch auch, wir wollen dich nicht zwingen."

„Nein, wir wollen ihn zwingen, ich geb' dir keine Hand, ich red' kein Wort mit dir, ich weiß nicht, was ich thue. Dein Vater unter'm Boden wird mir's nicht verzeihen, daß ich ihm verhehlt habe, wie du als Kind mit dem Schreiner Jochem haſt davongehen wollen. Er hätt' einen Eid geſchworen, daß er dich verflucht, wenn du je fortgehſt. Soll ich jetzt das für ihn thun? Soll ich? Ich muß. Ich hab' dich mein Lebtag nicht zwingen können, von kleinauf nicht, jetzt thu' ich's nicht anders, ich zwing' dich: jetzt zwing' ich dich, es geſchieht zu deinem Heil, folg' mir nur das Einemal. Eine Mutter weiß am beſten, was ihrem Kinde gut iſt, ich hab' dich unterm Herzen getragen, ich kenn' dich doch am beſten, ich weiß deine Gedanken, du folgſt mir, ich bin deine Mutter, du thuſt's deiner Mutter zulieb und du thuſt's gern und es wird dein Glück ſein in dieſer Welt und in jener." So rief die Mutter mit beredtem Mund und hielt zwiſchen ihren beiden Händen die Hand Xaveri's, der wie erwachend lächelte, aber noch immer nicht redete.

„So ſag' doch ein Wort," drängte endlich der Schultheiß und Xaveri platzte heraus: „Ich habe meine Entlaſſung, ich hab' meinen Ueberfahrtsvertrag, ich kann nicht mehr daheimbleiben."

„Haſt dein Ueberfahrtsgeld ſchon bezahlt?" fragte Trudpert zuerſt.

„Ja, auf den Kreuzer," erwiderte Xaveri.

Vor Allem wendete ſich nun das Denken des Schultheißen und Trudperts darauf, wie man das Geld von dem Pflugwirth wieder heraus bekäme. Xaveri redete nichts darein und die Mutter, welche die Hand ihres jüngſten Sohnes nicht mehr losließ, ſagte:

„Das hat nichts zu ſagen und wenn's auch verloren iſt; beſſer als ein Kind verloren."

„Das verſtehen die Weiber nicht, man kann kein Geld 'nausſchmeißen," riefen Trudpert und der Schultheiß wie aus Einem Munde, der Letztere aber fügte noch hinzu: „Ich will's ſchon machen, ich will ſchon ein gut Theil wieder von ihm herauskriegen, er hat mich auch oft nöthig; aber es iſt jetzt verteufelt, Xaveri! Hätteſt du mir nur gefolgt und dein Heimathsrecht nicht aufgegeben, jetzt mußt du dich beim Blitz wieder in die Gemeinde aufnehmen laſſen; nun, ſie können dir's nicht verweigern, aber die ganze Hetzerei und das Gethue wäre nicht nöthig geweſen."

„Wenn ich auch bleiben möcht'," ſagte Xaveri endlich, „Euch zulieb Mutter und auch Euch, Vetter Schultheiß, und auch wegen deiner Trudpert, wenn ich auch möcht', ich kann nicht, ich hab's den Anderen verſprochen mitzugehen, und kurzum, ich laß mich nicht anbinden, ich bin nicht der, der da ſteht, wo man ihn hinſtellt."

Nun erklärte der Schultheiß in Hohn und Zorn, daß in der Welt Jeder für ſich ſelber zu ſorgen habe und Xaveri ſolle nur einmal die Briefe von den Leuten aus Amerika leſen, da ſei's erſt recht ſo, da halte man zuſammen, ſo lange man Vortheil davon habe und keine Minute länger, und man könne Niemand verſprechen, daß man ſich ſelber vor ſein Glück ſtehen wolle.

Xaveri ſah bei dieſer Darlegung dem Schultheiß ſteif in's Geſicht und der Schultheiß konnte nicht ahnen, wie ſehr es traf, als er noch hinzuſetzte, in Amerika gelte des Lachenbauern Xaveri nicht mehr als jeder andere hergelaufene Knecht. Das war ja ganz daſſelbe, was er an jenem Abend, als er von der Zuckerin wegging, ſchmerzlich gedacht hatte.

„Ich muß doch fort und ich geh' auch," ſagte er abermals mit halber Stimme und heftete den Blick auf die blaue Kiſte. Es ſchien ihn jetzt nur noch der Gedanke zu beherrſchen, daß er einmal dem Dorfe Ade geſagt und daß es auch dabei bleiben müſſe. Die Mutter ahnte dies, ſie ziſchelte dem Trudpert etwas in's Ohr, worauf dieſer wegging und mit wunderbar heiterem Sinn ſpöttelte ſie nun darüber, wie es ſo luſtig ſei, daß man das ganze Dorf zum Narren gehabt habe; von den Nachkommen der alten Lachenbäuerin gehe Keiner nach Amerika, ſie hätten's nicht nöthig. Indem ſie nun mit ſeltſamem Geſchick ausführte, was Dieſer und Jener zum Dableiben Xaveri's ſagen werde, brach ſie den ſcharfen Nachreden, um welche dieſem allerdings bangte, mit klugem Geſchick im Voraus die Spitzen ab.

Trudpert kam bald wieder, aber unter der Thür hörte man ihn ſagen: „Geh' du nur voraus." Er, der eigentlich ſcheel dazu ſah und der neuen Schwägerin nicht zugethan war, that doch ehrerbietig gegen ſie, und die neue Schwägerin war Niemand anders als die Zuckerin, die mit aufgerichtetem Haupt Xaveri die Hand bot. Die Mutter, welche die Hand Xaveri's gehalten hatte, legte ſie nicht ohne fühlbares Widerſtreben in die dargereichte der Zuckerin und ſagte: „Gott Lob und Dank, daß das ſo ſchön fertig geworden iſt.“ Auch der Schultheiß und Trudpert brachten nun ihre Glückwünſche zur Verlobung. Xaveri nickte ſtill.

So war alſo Xaveri Bräutigam und blieb daheim.

Der Schultheiß ging auf's Rathhaus, Trudpert auf's Feld und Xaveri blieb noch lange mit ſeiner Braut bei der Mutter; er wollte vorher die ſeltſame Kunde ſich im Dorfe verbreiten und bereden laſſen, ehe er ſich mit ſeiner Braut zeigte. Vor dieſer öffentlichen Schauſtellung bangte ihm überhaupt ſehr, nur das glückſtrahlende Geſicht ſeiner Mutter erheiterte ihn, und er ſagte ſich's zum Erſtenmal in ſeinem Leben, daß er eigentlich ein guter Sohn ſei. Faſt nur der Mutter zu lieb that er ſchön mit ſeiner Braut, aber dennoch willfahrte er ihr nicht, ſie jetzt nach Hauſe zu geleiten. Die Zuckerin ging allein. Den ganzen Tag verließ Xaveri die Stube nicht, er ſaß faſt immer ſtill in ſich zuſammengekauert auf ſeiner blauen Kiſte; er las wiederholt ſeinen Ueberfahrtsvertrag und dann las er ihn nicht mehr und ſtarrte hin auf das Papier, auf die abgebildete Bruderhand, auf die gedruckten Zeilen, zwiſchen denen ſein Name eingeſchrieben war und dann ſah er nichts mehr und Alles ſchwamm ihm vor den Augen. Erſt in der Dämmerung machte er ſich auf

Zureden der Mutter auf, ſeine Braut zu beſuchen; er wurde von allen Begegnenden angehalten und ſpöttiſch hieß man ihn willkommen aus Amerika. Und ebenſo ſpöttiſch klangen die Glückwünſche zu ſeiner Verlobung.

Die Mutter ſaß ſtill daheim und betete immerfort; es lag ihr ſchwer auf dem Herzen, daß ſie vielleicht doch ihr Kind in's Elend hineingezwungen habe, Xaveri hatte ſo gar kein Bräutigams-Anſehen; aber ſie tröſtete ſich wieder, daß es die zurückgehaltene Auswanderung, nicht die widerwärtige Verlobung ſei, die den Trübſinn in ſein Angeſicht brachte.

Die Zuckerin war unwillig, daß ihr Bräutigam erſt jetzt ſich zeigte, und dieſer mußte, um ſie zu verſöhnen, zärtlicher ſein als ihm zu Sinne war. Als er im Geſpräch darauf kam, daß er dem Pflugwirth das Handwerk legen wolle, ſagte die Zuckerin zuerſt: „Das geht nicht, das leid' ich nicht; mein Mann muß daheim bleiben und nicht draußen ich weiß nicht was treiben.“

Xaveri erhob ſich auf dieſe Worte und ſah ſie zornig an, da ſetzte ſie ſchnell begütigend hinzu: „Nun, es läßt ſich ja drüber reden, es braucht ja nicht Alles heut' ausgemacht zu ſein.“ Als Xaveri zuletzt ſich noch ein Päckchen Batzenknaſter mitnahm und ſich's durchaus nicht nehmen ließ, es zu bezahlen, gab ihm ſeine Braut noch ein anderes Päckchen Tabak und ſagte: „Probir' einmal den, der koſtet die Hälfte, probir' ihn nur, und er wird dir auch ſchmecken, ſo gut wie der theuere; es iſt ja nur geraucht.“

„Du biſt hauslich,“ ſagte Xaveri mit ſpöttiſchem Lob, aber die Zuckerin nahm dies für ein wirkliches hin.

Das Einzige, was Xaveri zu Hauſe der Mutter klagte, war dieſe Geſchichte mit dem Tabak, aber die Mutter beſchwichtigte ihn: „Sie iſt halt ein blutarmes Mädchen geweſen, das den Kreuzer werth halten muß, und hat nachher den Geizhals gehabt. Weiber verthun genug, ſei froh, daß du eine häusliche haſt, und ſie wird ſich ſchon dran gewöhnen was der Brauch iſt bei Einem, der aus einem rechtſchaffenen Bauernhaus kommt.“

Xaveri fügte ſich darein, daß man ſich ins Leben finden müſſe ſo gut es geht, und ſeltſam! dieſe weiche entſagende Stimmung, die der Trotzkopf zum Erſtenmal in ſeinem Leben kannte, machte ihn minder empfindlich gegen die Neckereien, die er vielfach auszuſtehen hatte wegen ſeines Daheimbleibens. Die Leute waren ihm faſt gram, daß er ſie um ihre Theilnahme an ſeinem Weggehen betrogen hatte; ſie hatten ihm dieſe gewidmet und er war ihnen nun auch ſchuldig, wegzugehen. Faſt eine ſtehende Frage, die man an ihn richtete, war, wie es in Amerika ausſehe, und wie er die Seekrankheit überſtanden habe. Zu ſeiner Verlobung glückwünſchte man ihm großentheils aufrichtig und weil Xaveri gerade wegen dieſer in ſich bedrückt war, fühlte er die Spöttereien wegen ſeines Verbleibens faſt gar nicht.

Der Pflugwirth hatte ſich dazu verſtanden, das Ueberfahrtsgeld wieder herauszugeben, aber die Bedingung feſtgeſetzt, daß man als billigen Entgelt nun auch die Hochzeit in ſeinem Hauſe feiere. War dieſe ganze Hochzeit eine eigentlich erzwungene, ſo war es nun auch noch der Ort der Feier. Braut und Bräutigam hatten keine rechte Freude aneinander und der Wirth und ſeine Leute, die freundlich und ehrerbietig zu ihnen thaten, empfanden nichts bei dieſer Schauſtellung.

Acht Tage vor ſeiner Hochzeit wanderten die Burſchen und Mädchen aus, mit denen Xaveri hatte ziehen wollen. Er ſah ihnen mit trübem Blick nach, aber er ſchüttelte Alles von ſich und ſagte ſich innerlich vor, daß er daheim ein Glück gemacht habe, vielleicht größer als es ihm in Amerika zu Theil geworden wäre und dabei blieb er des Lachenbauern Xaveri.

In der Nacht vor ſeiner Hochzeit fuhr Xaveri ſeine blaue Kiſte, darinnen ſeine ganze Ausrüſtung für die Auswanderung war, in das Haus ſeiner Braut. Die Zuckerin wollte ſogleich die Aufſchrift auskratzen und die Kiſte in den Kaufladen verwenden, aber Xaveri beſtand mit Heftigkeit darauf, daß die Kiſte bleibe wie ſie ſei, und daß ſeine ganze Gewandung darin aufbewahrt werde. Er ſtellte die Kiſte in das Schlafzimmer vor das Bett und ſagte ſcherzend: „Ich ſteige über Amerika hinüber in's Bett.“

Ein wohlangebrachter Scherz hat immer etwas Verſöhnendes. An dieſem Abend übernachtete Xaveri zum Letztenmal im Hauſe der Mutter und zum Erſtenmal war er in der Seele eigentlich recht froh, er wußte nicht warum und wollte es auch nicht wiſſen.

Bei der Hochzeit ging es luſtig her, nur war die Zuckerin einmal unwillig, weil Xaveri mehr als nöthig war, mit Liſabeth, die von Deimerſtetten herübergekommen war, und mit ihrer jüngern Schweſter Agathe getanzt hatte. Xaveri verſöhnte ſie bald, und als ſeine Frau mit ſeinem Bruder Trudpert tanzte, ſtieg er zu den Muſikanten hinauf und blies den amerikaniſchen Marſch, den er ſo oft den Auswanderern auf dem Wagen aufgeſpielt hatte, als luſtigen Hopſer, und erntete darüber großes Lob.

Xaveri trug ſo zu ſagen Amerika immer auf dem Leibe, denn er ging in der fremdländiſchen, mehrfach zu wechſelnden Kleidung, die er ſich für die neue Welt angeſchafft hatte; aber er trug auch Amerika immer noch im Herzen, und das war viel gefährlicher. In der erſten Zeit nach ſeiner Verheirathung durfte er ſich's ſchon hingehen laſſen, daß er ſich nur halb der Arbeit widmete; aber als er auf Bedrängen der Frau ſich derſelben mehr annehmen ſollte, zeigte ſich's, daß er jetzt doppelt ſchlaff war. Der Gedanke der Auswanderung hatte ihn erlahmt, er hatte ſich gewöhnt, das Dorf gar nicht mehr als den Kreis ſeiner Thätigkeit anzuſehen, er hatte, ſo zu ſagen, auf einen neuen Lebensmontag gehofft, an dem er ſich ſcharf in's Geſchirr legen wollte; jetzt ſollte er mitten in der alten Woche im alten Gleiſe doppelt friſch zugreifen. Und wie das Dorf und Alles, was darin vorging, ihm keine Freude mehr machte — weil er ſich daran gewöhnt hatte, ſich nur von einem ganz andern Leben, von ganz andern Verhältniſſen Erfriſchung zu verſprechen und Alles, was um ihn her vorging, gleichgültig zu betrachten — ſo war ihm auch gleicherweiſe das erheirathete Anweſen alt und morſch, es bot keine

Gelegenheit, mit ſtarker Kraft etwas ganz Neues zu ſchaffen, wie er ſich's ſo glänzend ausgedacht hatte. Er war eben in ein verwittwetes Anweſen verſetzt; die ganze alte Welt, die ganze gewohnte Umgebung hatte ihm etwas Verwittwetes. Er konnte ſich das nicht deutlich machen, aber er fühlte es nichtsdeſtominder. Gern gab er ſeiner Frau darin nach, daß er dem Pflugwirth das Handwerk nicht legte; es war ihm Recht, daß er nichts Beſonderes, eigenthümliche Anſtrengung und Zuſammenfaſſung Erforderndes zu thun hatte. Er lebte gern ſo in den Tag hinein, und es war ihm ſchon zu viel, daß er damit zu thun hatte, neues Vieh anzuſchaffen — denn das alte war verkommen — daß er neue Feldgeräthe anſchaffen mußte — denn die alten waren gar nicht zu gebrauchen. Das Anweſen der Zuckerin und die Fülle des Hauſes waren nicht ſo bedeutend, als es den Anſchein gehabt hatte. Die Vorräthe im Kaufladen waren geborgt, und Xaveri, der ſein Vermögen auf Zinſen anlegen wollte, mußte mehr als die Hälfte in das Haus ſtecken, und durfte ſich davon vor den Leuten nichts merken laſſen, um nicht zum Schaden auch noch den Spott zu haben. Dabei hatte er über die kleinſte Anordnung, die er im Hauſe traf, ſcharfe Auseinanderſetzungen mit ſeiner Frau. Sie hatte einſt gewünſcht, einen Mann zu haben, dem ſie untergeben ſei; und das Geringſte, was dieſer nun ſelbſtändig verfügen wollte, erregte ihre heftigſte Einſprache. Xaveri, der einſt über das ganze Dorf und noch weit darüber hinaus geherrſcht hatte, ſah, daß es ihm nicht gelingen wollte, die eigene Frau in ſeine Gewalt zu bekommen.

Er rang mit ihr um die Oberherrſchaft, und weil es zwiſchen ihnen an der Liebe fehlte, die nicht eifert, war Herrſchaft ihr einziges Ziel. Wenn Eins merkte, daß das Andere Dies oder Jenes beſſer verſtand, herrſchte darüber nicht Freude und Anerkennung, ſondern Neid und Schmälſucht. Xaveri hatte, ohne vorher ein Wort davon zu ſagen, den ganzen Viehſtand im Hauſe verändert, und weil er damit, zum Theil nicht ohne ſeine Schuld, unglücklich war und mit Verluſt noch einmal ändern mußte, ließ ſich's die Frau nicht entgehen, ihm ſolches oft und mit Schadenfreude zu wiederholen und ihm zu zeigen, daß er nichts verſtünde, und ſich von Jedem betrügen laſſe. Bei ſolchen Erfahrungen und Wahrnehmungen war Xaveri wohl bös auf ſeine Frau, aber noch mehr auf ſeine Mutter, ſeinen Bruder und alle ſeine Verwandten. Er ſah in Allem nur ſein Ungeſchick für die alte Welt, man hätte ihn ſollen ziehen laſſen, er wäre ein ganz anderer Mann geworden in Amerika, das war ſein ſteter Gedanke. Mit Ungeſtüm forderte er oft Hülfeleiſtungen und Beiſtand von ſeinen Angehörigen; ſie durften ihm, wie er glaubte, nichts verſagen, ſie waren es ihm ſchuldig, da er ihnen zulieb daheim geblieben war. Wenn man ihn bei ſolchen Zumuthungen auf ſeine eigene Kraft und Thätigkeit hinwies und Jedes unbekümmert um das Andere ſeinem Tagewerk nachging, knirſchte er in ſich hinein: ihm war ja himmelſchreiend Unrecht geſchehen, er war daheim geblieben, um eine hülfebereite Verwandtſchaft zu haben und es gab ja gar kein Zuſammenhalten mehr; er war einſam und auf ſich geſtellt, als wäre er in weiter Wildniß. Die Familienangehörigkeit erſchien ihm eben auch als eine Lüge, wie Alles auf der Welt. Tage und Wochen lang ſah ſich Niemand nach ihm um, und doch hatten ſie gethan, als könnten ſie nicht leben, wenn er nicht da wäre. Wie freundſchaftlich und zuthulich war damals das ganze Dorf und beſonders ſeine Verwandtſchaft geweſen, als er fortgehen wollte, und jetzt zeigten ſie nicht den hundertſten Theil jener Herzlichkeit. Der Pflugwirth erſchien jetzt noch als der Bravſte, der war doch immer der gleiche Schelm geweſen.

Mit Abſicht entzog ſich jetzt Xaveri den Seinigen und verſpottete ſie. Beſonders gegen ſeinen Bruder Trudpert faßte er einen tiefen Widerwillen, der war immer ſo ruhig und ſtill, ging unabläſſig in ſeinem Geleiſe ſeinen Geſchäften nach, und hatte nicht einmal ein freiwilliges Wort für das Anliegen eines Andern, geſchweige einen Beiſtand. Er war mit dem Pfluge in's Feld gefahren, als Xaveri nach dem Markt ging, um neues Vieh einzukaufen, er hatte ihm kaum Glück auf den Weg gewünſcht. Hätte er nicht als älterer, erfahrener Bruder freiwillig mitgehen, und Xaveri vor dem Ungeſchick bewahren müſſen, in das er für ſich allein gerathen war?

Am meiſten aber war Xaveri doch auch bös auf ſich ſelber und zwar natürlich darum, weil er der Narr geweſen war, dem Geflenne und Gezerre der Seinigen nachzugeben und daheim zu bleiben.

Mitten in all dieſem Sinnen und Grübeln war es faſt wunderlich und Xaveri ſchüttelte oft ſelbſt darüber den Kopf, daß er jetzt ſo viel über die Menſchen und über ſich ſelbſt nachdenken mußte. Es ſchien, als habe er bis jetzt alle ſeine Jahre nur träumend verbracht und jetzt auf Einmal ginge ihm das Leben auf, ſo verwirrt und düſter.

Ein jeder Menſchengeiſt, ſo dumpf er auch ſcheinen mag und ſo ſonnenlos auch ſein Standort iſt, hat doch ſeine kürzer oder länger andauernde Blüthenzeit. War der Kelch, der ſich hier erſchloß, eine Diſtel oder gar eine Giftpflanze? Die Nahrung mindeſtens, die Xaveri zu ſich nahm, war in Zorn und Hader vergiftet. Er hatte einen unüberwindlichen Abſcheu vor allem Geſchirr, das vom Zuckermännle und der alten Zuckerin herſtammte, und wenn er das ſeiner Frau ſagte, daß er die Alten immer huſten höre, lachte ſie ihn höhniſch darüber aus, und ſuchte ſeinen Ekel noch zu vermehren. Er ſuchte ſich fortan zu überwinden, aber — es mag ſeltſam ſcheinen, und doch iſt es ſo — eine Haupturſache vieler Verſtimmungen war: die Zuckerin bereitete das Eſſen ſo, daß es Xaveri faſt gar nicht genießen konnte. Anfangs half er ſich damit, daß er ſich, zuerſt wie zum Scherz, dann aber zu bitterem Ernſt von ſeiner Mutter das Nöthige bereiten ließ und bei ihr verzehrte; er ſcheute ſich noch, vor den Leuten zu zeigen, wie es ihm ergehe.

Wie ſeltſam war es Xaveri zu Muthe! Sonſt ging er ſatt aus dem Hauſe und jetzt ging er hungrig aus demſelben um im Wirthshauſe zu eſſen. Er ſchämte ſich, Etwas zu beſtellen und doch war ihm ſo öde und ſo bitter. Er ließ ſich manchmal verſtohlen in der

Küche Etwas geben und aß es hinter dem Hauſe. Bald aber beſtellte er ſich ſchon oft am Tage vorher was er morgen haben wolle, und aß vor aller Welt im Wirthshauſe. Und wenn er nach Hauſe kam, ſprach ſeine Frau, die das immer ſchon erfahren hatte, ihm das Nachgebet dazu; ſie machte ihm nun zum Poſſen das Eſſen immer noch ſchlechter und aß ſelber vorher insgeheim.

Xaveri hatte nie Karten geſpielt, aber jetzt ſaß er oft bis tief in die Nacht hinein im Wirthshauſe und ſpielte. Er wollte ſich ſelber vergeſſen, nichts von ſich und ſeinem Elend wiſſen, und er fragte ſich nicht mehr, worin eigentlich dies ſein Elend beſtehe, und wie es zu faſſen und zu ändern ſei. Er ſagte ſich immer nur, daß er im Elend ſei; das war eine ausgemachte Sache, und er wollte ermüdet ſein und nichts mehr denken können, wenn er ſpät heimkam und ſich zum Schlafen niederlegte. Anfangs gewann er im Spiel, aber er machte ſich nichts aus dem Gewinn; er wollte das zeigen und wurde immer waghalſiger. Natürlich ſpielte man auch nicht trocken, und in der Hitze von Spiel und Trunk gab's manchmal Händel, aber ſie wurden bald wieder geſchlichtet; denn Spielgenoſſen ſind ſeltſam friedfertig, und trotz allen Streites denken ſie doch innerlich immer wieder darauf, des zu erhoffenden Vergnügens und Gewinnſtes nicht zu entbehren. Nun verlor Xaveri geraume Zeit, denn er hatte ſeine Gedanken nicht beim Spiel; bei jeder Karte die er wie einen Axthieb auf den Tiſch warf, dachte er oft und oft an ſeine Frau, daß die ihn zwinge liederlich zu ſein und zu ſpielen. Er wollte ſich aber nicht mehr zwingen laſſen, ſetzte eine Zeitlang aus, und ſchaute nur zu, wie die Andern ſpielten; ſpäter glaubte er es beſſer gelernt zu haben und that wieder mit, aber auch jetzt verlor er unbegreiflicher Weiſe faſt immer. Er lachte laut und verſpottete ſich über ſeinen Verluſt, aber innerlich nahm er ſich feſt zuſammen und rührte fortan keine Karte mehr an.

Xaveri, der bei aller Wildheit doch noch immer eine gewiſſe Ehrfurcht vor der Häuslichkeit hatte, die er in ſo ſchöner Weiſe bei ſeinen Eltern kennen gelernt, bewog ſeine Mutter, hier vermittelnd einzugreifen und es gelang der alten Lachenbäuerin, eine entſprechende Friedſamkeit herzuſtellen. Die beiden Eheleute ſchienen wieder geraume Zeit in Eintracht mit einander zu leben. Xaveri ermannte ſich und griff wacker zu, aber ſobald nur der kleinſte Zwiſt ausbrach, ſobald nur das geringſte Ungemach ſich zeigte, war immer ſein erſter Gedanke: „O, wär' ich doch, wo mich meine Kiſte hinweist!“ Er hatte dies einmal gegen ſeine Frau ausgeſprochen und ſie holte die Axt und wollte die Kiſte zertrümmern und verfluchte ganz Amerika und jeden Gedanken daran. Nur mit der größten Milde und Nachgiebigkeit und durch den ſchließlichen Verhalt, daß die Kiſte fünf Gulden werth ſei, und daß er ſie bei nächſter Gelegenheit einem Auswanderer verkaufe, rettete er ſie noch. Wenn aber fortan ein Gedanke an die neue Welt in Xaveri aufſtieg, verſchloß er ihn in ſich; manchmal konnte er minutenlang in der Kammer auf die Kiſte hinſtarren und ſeine Gedanken zogen weit ab von Allem, was ihn umgab.

Wenn Xaveri Abends im Pflugwirthshauſe ſaß, ſchaute er durch die Tabakswolken oft nach jener Tafel, darauf das Schiff ſchwamm, und wo mit rother Schrift zu leſen war: „Nach Amerika!“ Wenn er heimkam, machte er dann jenes Scherzwort zur Wahrheit, daß er über Amerika in's Bett ſtieg.

Im Frühling war eine luſtige Hochzeit im Dorf, die aber ihre traurigen Folgen hatte. Der Schackle war zurückgekehrt und heirathete eine Kaufmannstochter aus der nahen Amtsſtadt; er errichtete einen großen Kaufladen, mit langen bis an den Boden reichenden Fenſtern, wie man ſolche im Dorf noch nie geſehen. Die Zuckerin, die, geſtützt auf ihren jetzigen Familienanhang bei Schultheiß und Gemeinderath, die Geſtattung dieſer Concurrenz hatte verhindern wollen, brachte nichts zu Stande, und ſie, die einſt die Familie Xaveri's ſo hoch gerühmt hatte, konnte nicht genug Schimpfworte auf dieſelbe finden und den Xaveri hieß ſie faſt nicht mehr anders als den „Garnichts,“ weil er einmal geſagt hatte: „Ich kümmere mich um die Sache gar nichts!“ und dabei feſtgeblieben war. Die Zuckerin ſuchte jetzt den Xaveri zu ſtacheln, daß er dem Pflugwirth dafür ſeinen Auswandererhandel verderbe; Xaveri aber war nicht mehr dazu aufgelegt, dennoch verſagte er ſich die Schadenfreude nicht, ihr vorzuhalten, daß ſie ihn verhindert habe, als es noch Zeit war, und ihn jetzt ermahne, da es zu ſpät ſei. Nun wollte ſie, daß er mindeſtens nicht zu Schackle's Hochzeit gehe, aber auch hierin willfahrte ihr Xaveri nicht; er war ja der alte Beſchützer des Schackle geweſen und ſchloß zuletzt auf jede Ermahnung: „Ich bin kein Krämer!“

Xaveri pfiff luſtig, als es zum Hochzeitsſchmaus des Schadle ging und hörte nicht auf das Brummen und auf das laute Schelten ſeiner Frau; er zog ſein beſtes amerikaniſches Gewand an und verſteckte noch darunter ſein Waldhorn. Er entſetzte ſich faſt, als er ſeine Frau anſah: wie hatte dieſe ſich ſo fürchterlich verändert! Ihre ganze Erſcheinung war ſo über alle Maßen vernachläſſigt, daß er faſt gar nicht glauben mochte, das ſei ſeine Frau. Die Zuckerin wußte, daß ihr Mann noch vom Soldatenleben her viel auf ein propres Weſen hielt, und faſt zu ſeinem Aerger vernachläſſigte ſie ſich immer mehr und lachte wenn er ſie Hanfbutz (Vogelſcheuche im Hanfacker) nannte. „Kannſt dich anziehen und auf den Abend auch nachkommen, ich will einmal gut eſſen!“ ſagte Xaveri und ging nach dem Pflugwirthshauſe. Das Waldhorn tönte am Abend das ganze Dorf herauf; es konnte Niemand anders ſein, als der Xaveri, der ſo ſchön blies. Die Zuckerin ſaß daheim in Zorn und bitterm Haß und ſie wußte am Ende nichts Anders zu thun, womit ſie ihren Mann ärgern könnte, als daß ſie ein Beil holte, um die Kiſte zu zertrümmern. Er hütete die Kiſte wie ein Kleinod, er hatte ſeine Frau gebeten, ja ihr ſtreng befohlen, ſie nie zu berühren; darum ſollte ſie jetzt zerſtört werden. Die Zuckerin beſann ſich aber doch wieder, daß ſie einen namhaften Geldwerth zerſtörte und ließ nun ihren Zorn damit aus, daß ſie mit dem Beil den Namen Xaveri's und die beiden Waldhörner auskratzte. Sie ging vor das Haus und jetzt ſagte ihr eine wohlwollende Nachbarin, der Xaveri tanze wie ein junger Burſch. Schnell ſprang ſie nach dem Wirthshaus und eilte athemlos die Treppe hinauf. Dort tanzte Xaveri eben mit des Pflugwirths Agathe und jauchzte und ſang dabei; ſchnell drang ſie durch die tanzenden Paare und ſtand vor ihrem Xaveri: „Was machſt du da?“ ſchrie ſie laut.

„Guck, die iſt halt ſchöner als du!“ erwiderte Xaveri. Fluchend mit gellem Schreien, daß darob die Muſik einhielt, ſchimpfte nun die Zuckerin Agathe, die aber ruhig entgegnete: „Was ſchändeſt ſo? Ich mag ihn nicht; wenn ich ihn gemöcht hätt', hätt'ſt du ihn nicht kriegt!“

„Du ſiehſt ja aus wie ein Hanſbutz!“ rief Xaveri und in übermüthiger Laune begann er das Lied zu ſingen:

I g'ſieh kein Rab, i g'ſieh kein Vegel —
Der Hanſbutz, der Hanſbutz, der Hanſbutz iſch do!

Die Muſik begann die Weiſung zu ſpielen und Alles jauchzte hellauf und tanzte und drückte die Zuckerin hinaus. Dieſe eilte zu Xaveri's Mutter und zu Trudpert. Bald ſah man Letztern auf dem Tanzboden und Xaveri verſchwand gleich nach ihm.

Im Leibgedingeſtübchen der Mutter gab es nun heftige Erörterungen, oft von Weinen und Schreien unterbrochen. Die Mutter hatte ſchnell die Laden zugemacht. Es ſollte kein Laut nach außen dringen. Xaveri, der ohnedieß nur verzweifelt luſtig geweſen war, erkannte wohl bald ſein Unrecht, aber er hatte wieder ſeinen alten Trotzkopf und wollte das nicht geſtehen, bis endlich Trudpert, der ſein Lebelang gutmüthig und nachgiebig gegen ihn geweſen war, auf ihn zuſprang und ſchwur, ihn zu erdroſſeln, wenn er nicht in ſich gehen und ſich beſſern wolle. Die Mutter weinte und wehrte ab ſo viel ſie vermochte und nach der eigenthümlichen Frauenart ſprachen ihre Klagen nichts davon, wie jammervoll dieſer Bruderſtreit an ſich war, ſie wiederholte nur immer: „Was iſt das für eine Schande vor den Leuten, daß ihr ſo Händel miteinander habt! Um Gotteswillen! Das ganze Dorf läuft ja zuſammen! Draußen ſteht Alles und horcht zu!“

Die Zuckerin ſaß auf der Bank und hielt die Hände ſtill ineinander. Xaveri ſchaute nur Einmal mit wildem Blick nach ihr hinüber; wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke, wie ſchändlich es von ſeiner Frau ſei, daß ſie ihm nicht beiſtehe und ſeinen Bruder nicht abwehre, der ihm faſt den Hals zudrehte. „Laß los, du haſt Recht,“ rief er, aber doch keuchend. „Du mußt Recht haben, weil Du ſo gegen mich ſein kannſt. Das hätt' ich nie geglaubt!“

„Ich hätt's auch nie geglaubt!“ ſagte Trudpert, ließ ab und ſeine Hände zitterten.

Xaveri verſprach aufrichtig, ſich zu beſſern, und als er mit ſeiner Frau heimging, ſchaute ihm die Mutter aus ihrem Fenſterchen nach und betete auf den nächtigen Weg der Heimgehenden noch lange inbrünſtige Gebete.

Der offenkundige Zerfall, den Xaveri herbeigeführt hatte, ſchmerzte ihn ſehr; wir müſſen aber ſagen, nicht ſowohl um des verlorenen Glücks willen, als um die preisgegebene Ehre. Vor Tag ging er mit dem Pflug in's Feld oder zum Holzfällen in den Wald und kehrte erſt am Abend wieder heim. Im Wirthshaus ſah man ihn lange nicht. Die Leute ſagten, ſein Geſicht ſei zerkratzt, er könne ſich nicht ſehen laſſen, man habe ihn ſolch einen Ausruf einmal bei Nacht ſchreien hören; das war nicht der Fall, ſeine Frau hatte ihm nur während ſeiner Abweſenheit ſeinen Namen von der Kiſte abgekratzt und ſo oft er nun darauf ſah, kochte ein Ingrimm in ſeiner Seele; er ſprach zwar nur Einmal davon, immer aber mußte er daran denken, wie ganz anders es ſtünde, wenn er mit ſeinem unverſehrten Namen davongezogen wäre über's Meer. Im Hauſe wurde wenig geſprochen, es war weder Streit noch Friede. Nur Einmal entbrannte jener wieder, als die Zuckerin die Kiſte verkauft hatte und Xaveri eben dazu kam, wie man ſie abholen wollte. Er hielt ſie zurück mit dem Bedeuten, ſein Eigenthum dürfe niemand Anders verkaufen als er ſelbſt.

Die Zuckerin, deren Kramladen ganz verödete, kochte ihrem Mann faſt gar Nichts mehr und er mußte ſich wieder bei ſeiner Mutter erholen.

Die Ernte kam herbei. Xaveri ging ſchon vor Tag hinaus nach dem Acker neben dem Kirchhofe. Dieſes Hinausſchreiten im kühlen Morgennebel, da ſich ein grauer Schimmer auf Gras und Staude legt, dieſe Freude am friſchen Gang aus Dumpfheit und Verzerrung zur Arbeit, die jetzt noch als Luſt entgegenwinkt, der Gruß der Begegnenden, die ſich zu gleichem Thun aufmachten und einander in der ſichern Hoffnung auf einen hellen Tag beſtärkten, Alles machte Xaveri plötzlich im Innerſten froh; er dachte kaum mehr an ſein verworrenes Leben und es ſchien ihm leicht zu glätten, mindeſtens wollte er Alles thun, damit es ſchön und heiter werde. Xaveri war trotz Allem doch noch Bauer genug, daß er ſeine Freude an dem ſchönen Acker hatte, den er jetzt ſein eigen nannte; er lachte vor ſich hin, als er denken mußte: es iſt doch gut, daß ſich die Wieſen und Aecker nichts um die Händel im Hauſe kümmern und beim Unfrieden nicht davon laufen; ſie wachſen ſtill, und wie prächtig ſteht hier das Korn! Ihr ſeid doch glückliche Menſchen und Gott iſt gut, daß er euch den Unfrieden nicht entgelten läßt. —

Der erſte Anſchnitt eines Ackers hat immer etwas Feierliches, beſonders für den einſam Arbeitenden; der alte Lachenbauer hatte immer gebetet ehe man anfing, Xaveri that das nun zwar nicht, aber indem er die Sichel noch einmal wetzte, wetzte er gleichſam noch einmal ſeine Gedanken und die waren: daß er fortan arbeitſam und friedſam ſein wolle. — Das Feld war ergiebig, die niedergelegten Halme, die ſogenannten Sammelten, lagen ſo nahe aneinander, daß man gar keine Stoppeln mehr ſah, und das iſt das fröhlichſte Zeichen einer reichen Ernte. Die Sonne war emporgeſtiegen, die Lerchen ſangen in blauer Luft, aber Xaveri horchte nicht hin und ſah nicht auf, ſeine Gedanken waren drüben in Amerika: „Wie anders wäre das, wenn du dort zum Erſtenmal Ernte hielteſt, auf einem vordem nie bebauten Boden! Hier tönt die Morgenglocke — dort hört man kein Geläute; vom Acker daneben hört man Menſchenſtimmen — dort vernimmt man nichts. Es iſt doch beſſer auf dem Boden zu bleiben, den ſchon die Vorfahren bebaut und der Geſchlecht auf Geſchlecht genährt, und wer weiß, ob du drüben noch lebteſt"... Xaveri richtete ſich verſchnaufend auf und ſah nach dem Kirchhofe. — „Dort liegt dein Vater und dort deine Ahne, von welcher der Spruch herrührt: ich glaube nicht an Amerika." Zum Erſtenmal in ſeinem Leben empfand er, was es heißt, den Boden zu verlaſſen, in dem die Gebeine der Angehörigen ruhen; aber dieſer Gedanke ſtreifte ihn nur flüchtig und im Weiterarbeiten dachte er: „Auch du wirſt einmal dort liegen. Dieſes Leben haſt du nur Einmal und willſt es ſo in Haß und Hetzerei verbringen? Fang' es friſch an, ſo lang es noch nicht verloren iſt; dein Weib wird ſchon gut ſein, ſie muß, wenn ſie ſieht, daß du gut biſt. Wir haben unſer reichliches Brod, warum ſollen wir denn nicht gut miteinander auskommen? Ich will nicht mehr an Amerika denken. Es muß uns hier gut gehen und wir haben's beſſer als tauſend Andere, und wenn jetzt das alt' Zuckermännle den Löffel erſt grad' aus dem Maul g'than hätt', ich thät damit eſſen und es ſchmeckt' mir; das darf nichts mehr gelten. Wenn ſie mir nur auch bald Eſſen bringt" .... Dieſer letzte Gedanke war es, bei dem Xaveri am längſten verharren mußte, denn er ſpürte in ſich einen Mahner und auch von außen wurde er daran erinnert. Von den benachbarten Aeckern hörte man gemeinſames Sprechen und oft lautes Lachen. Es war ſechs Uhr, man hatte den Schnittern das Eſſen gebracht und überall, ſo weit er ſehen konnte, wandelten Frauen und Kinder mit Körben und Töpfen. Denkt deine Frau allein nicht an dich und glaubt ſie, daß du nicht auch hungrig wirſt und ſchneideſt du denn für dich allein? So ſprach es in Xaveri und der im Hunger doppelt leicht gereizte Zorn wollte wieder in ihm aufſteigen und Alles bewältigen; aber noch wurde er ſeiner Herr und ſagte ſich, daß ſeine Frau ſich verſpätet haben könne, oder daß ſie im Kaufladen aufgehalten werde. Er ſchnitt allein weiter, während Alles um ihn her ruhte und ſich gütlich that; das aber nahm er ſich vor, es ſollte als Zeichen des Friedens gelten, ob ſeine Frau ihm Eſſen bringe oder nicht. Sieben Uhr war ſchon vorüber, ringsumher war Alles wieder neugeſtärkt an der Arbeit und Xaveri, der immer weiter ſchnitt, empfand tiefes Mitleid mit ſich, daß ihm das Weinen nahe ſtand; er fühlte ſich verlorener hier, als wäre er in der neuen Welt. Oft ſchaute er aus, aber immer ſah er ſeine Frau noch nicht. Er wollte davonlaufen, aber in einer Art von heldenmüthiger Selbſtvernichtung wollte er unaufhörlich weiter arbeiten bis er niederſänke vor Ermattung und die Leute dann ſahen, wie es ihm ergehe. Endlich, es ſchlug acht Uhr, da ſah er ſeine Frau den Berg herabkommen, ſie hatte weder Korb noch Topf bei ſich. Auch das wollte Xaveri verwinden, ſie konnte ja wieder umkehren. Als ſie aber näher kam und ſo verwahrloſt ausſah in der nachläſſigſten Kleidung mit der Sichel in der Hand, da konnte er ſich nicht enthalten, halb ſcherzend auszurufen: „Du ſiehſt ja wieder aus wie der Hanfbutz. Guck, es iſt kein Vogel weit und breit, es ſingt keine Lerche wo du biſt, du biſt halt der Hanfbutz.“ Die Zuckerin ſtand ſtill und lachte höhniſch. Da rief Xaveri abermals: „Haſt Nichts zu eſſen?“ „Da wächst ja gutes Brod, iß davon,“ erwiderte die Zuckerin, „das iſt mein Acker, den Ich zugebracht habe; iß aber nur, ſo viel du magſt, ich ſchenk' dir's.“ „Aber dir iſt nichts geſchenkt,“ ſchrie Xaveri und hackte da wo er ſtand, ſeine Sichel in den Boden und ſtampfte ſie noch mit dem Fuße hinein, dann verließ er das Feld. Die Frau ſchimpfte und klagte hinter ihm drein, er aber drehte ſich nicht mehr um, ging in das Haus, raffte Alles, was er zu eigen beſaß, in ſeine Kiſte und eilte damit zu ſeiner Mutter. Dieſer erzählte er Alles, was am Morgen beim Schneiden in ihm vorgegangen und wie er ſo friedfertig gegen ſeine Frau geweſen war und ſie nur im Scherz geneckt habe. Die Mutter mochte ihm hundertmal erklären, daß das ja die Frau nicht wiſſen konnte, daß man ſich erſt wieder necken dürfe, wenn man ſchon lange Frieden habe; Xaveri mochte wohl etwas davon einſehen, denn er antwortete nichts darauf, er wiederholte nur, daß es bei ſeinem Schwure bleibe, er habe, als er die Sichel in den Boden getreten, in ſich hineingeſchworen, nie mehr hier zu Lande eine in die Hand zu nehmen, und dabei bleibe es, keine Gewalt des Himmels und der Erde brächte ihn davon ab. —

Ein unbeugſamer Trotz gegen die ganze Welt, der ſich leicht in Selbſtzerſtörung verwandelt, ſetzte ſich in Xaveri feſt. Mitten in der hohen Erntezeit, wo im Dorfe ſo zu ſagen jeder Finger, der ſich regen kann, in Arbeit iſt, ſaß Xaveri draußen am Waldrand und blies auf ſeinem Waldhorn. Durch dies Benehmen ward Xaveri des ganzen Vortheils und des ihm allgemein zuerkannten Rechts gegen ſeine Frau verluſtig. Solch ein Müßiggang war unerhört und empörend. Man hielt Xaveri anfangs für närriſch, dann aber wendete ſich Haß und Verachtung des ganzen Dorfes gegen ihn. Selbſt Trudpert ließ ſeinen Bruder in heftigen Worten an; ja er drohte, der Mutter von der ausbedungenen Nahrung abzuziehen, wenn ſie den Xaveri noch länger damit füttere; er wolle die Sache vor Gericht kommen laſſen. Mit lang verhaltenem Ingrimm erwiderte Xaveri, daß ihm das Recht ſei, und er werde ſich jetzt bei dem Gericht ausweiſen, wie er durch Trudpert in der Erbtheilung zu kurz gekommen ſei.

In der That verſuchte auch Xaveri einen Rechtsſtreit darüber anhängig zu machen, ging oft nach der Stadt, beſprach ſeine Angelegenheit im Wirthshaus mit allerlei fremden Menſchen und erholte ſich Raths bei einem Rechtsanwalt, der indeß immer mehr eigentliche Belege von ihm verlangte. Xaveri redete ſich vor, daß er dieſe beſchaffen könne.

Es giebt für einen in ſich uneinigen und müßiggängeriſchen Menſchen nichts Bequemeres als einen Rechtsſtreit. Da hat man immer die Ausrede bei der Hand: wenn erſt dieſe Sache geſchlichtet iſt, dann geht wieder Alles in Ordnung, und einſtweilen entſchuldigt man für ſich die Nichtsthuerei. So erging es auch Xaveri, und ein geheimer Stolz kam noch dazu. Er konnte ſich nicht läugnen, daß in ſeinem ganzen Thun und Laſſen etwas Unmännliches ſei. Er mußte ſich oft im Stillen geſtehen, daß er eigentlich keine rechte Mannesgeltung habe. Jetzt in den Wirthshäuſern in der Stadt, im Vorzimmer bei dem Rechtsanwalt und im innern Stübchen bei dieſem ſelber, jetzt war er doch ein Mann. Wer kann das noch beſtreiten, daß einer der einen Rechtsſtreit führt, Protokolle und Abſchriften ausfertigen läßt, worin ſein Name groß geſchrieben iſt in Fractur, und der mit landesfarbigen Schnuren zuſammengeheftete Acten ausfüllt — wer kann beſtreiten, daß das ein Mann ſein muß, der ſolches veranlaßt?

Indeß zeigte ſich bald, daß der Rechtsſtreit zu keinem Ziel führe, und Xaveri ließ ihn ebenſo leicht als er ihn aufgenommen, auf Anrathen ſeines Rechtsanwaltes wieder fallen.

Trudpert und Xaveri redeten fortan kein Wort mehr mit einander und dieſem war von allen Menſchen im Dorfe Niemand mehr zugethan als ſeine Mutter. Sie ging zu Jedermann und redete gut von ihrem Xaveri, ſie wollte im Einzelnen ihm wiedergewinnen, was er auf Einmal und bei Allen verloren hatte, und ſie allein hoffte noch immer, daß Alles ſich wieder ausgleiche; aber vergebens. Der Mutter allein erzählte Xaveri, was in ihm vorging, ſonſt wanderte er durch das Dorf, grüßte Niemand und hielt den Blick immer zur Erde geſenkt, denn er verwünſchte es innerlich, daß er nicht fort konnte, nicht auf Einmal in eine ganz andere Welt, daß immer wieder heim mußte um zu eſſen. Dieſe natürliche Befriedigung des Lebensbedürfniſſes ward ihm zur Qual. Draußen am Waldesrand lag er dann Tage lang und ſchaute hinaus in die Felder, wo die Menſchen hin und her gingen. Sein ſonſt ſo ſcharfes Auge ſchien jetzt plötzlich die Dinge nicht mehr recht zu unterſcheiden. Trotzdem er oft einen Männerhut zwiſchen den Kornfeldern ſich fortbewegen ſah, wollte er doch glauben, und glaubte es auch, ja indem er ſich halb aufrichtete, war es ihm ganz deutlich — daß er eine Frau ſähe und gar ſeine eigne Frau, die ihm winke, daß ſie komme und ihn hole; aber die Geſtalt verſchwand wieder und er blieb allein. Der graue Meilenſtein am Wege, den er doch genau kannte, den hielt er jedesmal beim Aufſchauen für einen Menſchen, der nach ihm ausblicke. War das Täuſchung oder Selbſtbetrug? Wer kann in ſolchem Falle entſcheiden? Seltſam war und blieb, daß es jedesmal eintraf, ſo oft er ſich's auch vorherſagte. Hörte er einen Schritt ſich ſeinem Lagerplatze nähern, kam ein Mann, eine Frau oder ein Kind, ſo blinzelte er und richtete ſich ein wenig auf, es war gewiß Jemand, den ſeine Frau nach ihm ſchickte; und wenn der Kommende vorüberging ohne ihn zu achten, huſtete er, um gewiß zu ſein, daß er bemerkt und nicht verfehlt worden ſei. Dann warf er ſich wieder auf das Antlitz nieder, als wolle er ſich in die Heimatherde einbohren und eingraben. Jetzt liegſt du noch auf der Heimatherde und bald mußt du ſie verlaſſen! ſagte er oft vor ſich hin, und während er mit einem Grashalm in ſeinen Zähnen ſtocherte, ſang er dann wieder und wieder:

Und wer einen ſteinigen Acker hat
Und einen ſtumpfen Pflug,
Und ein böſes Weib daheim,
Der hat zu ſeilen g'nug.

Der Vers kam ihm gar nicht aus dem Sinn, als wären es nur noch die einzigen Worte die er kannte und kein anderes mehr.

Ja, was denkt und ſinnt nicht Alles ein Menſch, der in ſich verwirrt und verwahrlost iſt, und ſich noch mehr verwirrt und verwahrlost!

Xaveri war wie ein Fieberkranker, der im Bette liegt und in einfachen Linien an der Wand, in Leiſten und Nägeln allerlei Bilder und Zeichen ſieht, Schnäuzchen und Henkel am Waſſerkrug wird zu Mund und Höcker eines ſeltſamen Männchens, und Schränke, Stühle und der Tiſch, Alles verwandelt ſich in beängſtigende Ungeheuer.

Wenn Xaveri den Weg dahin ging und ſeinen Schatten ſah, kam es ihm oft vor, als wäre er ſelber nur noch ein Schatten; er ſpielte mit ſeinen Schattenbildern, und machte allerlei Sprünge und Stellungen wie die Kinder. Die Leute hielten ihn für närriſch.

Aber was iſt denn ein Menſch, der die ihm gegebenen Verhältniſſe nicht ſo zu faſſen und zu geſtalten weiß, daß wenn auch nicht Glück, doch Ruhe und Frieden daraus erwachſen muß?

Die Sühneverſuche zwiſchen Xaveri und ſeiner Frau, die vor dem Pfarrer, vor dem Kirchenconvent und dem Amte wiederholt abgehalten wurden, blieben erfolglos. Xaveri beſtand darauf, daß er nie mehr zu ſeiner Frau zurückkehre. Die Entſcheidung zog ſich lange hin, und endlich im Herbſt wurden ſie getrennt, da ſie nicht geſchieden werden konnten. Mehr als ein Dritttheil ſeines Vermögens, das Xaveri in das Hausweſen geſteckt hatte, war verloren; es zeigte ſich bei der Auseinanderſetzung ein auffälliger Rückgang des Beſitzthums, aber doch blieb Xaveri noch ſo viel, um in der Ferne ſein Heil ſuchen zu können. Noch einmal wurde die Kiſte friſch angeſtrichen, noch einmal der Name darauf geſchrieben und abermals ein Ueberfahrtsvertrag mit dem Pflugwirth abgeſchloſſen. Des Lenzbauern Philipp von Deimerſtetten und Liſabeth mit ihrer zahlreichen Familie wanderten zu gleicher Zeit mit Xaveri aus.

Das war ein anderes Abſchiednehmen als vor einem Jahre. Damals war Xaveri ſtolz und im vollen Bewußtſein ſeiner Geltung, Jeder mußte bedauern, daß er weg ging; jetzt reichte man ihm kaum die Hand und ſprach kaum halbe Worte, und Xaveri glaubte es dieſem und jenem anzuſehen, daß man ihn fortwünſchte, und er nahm ſich nun als einzige und letzte Rache vor, Keinem mehr Ade zu ſagen. Nur auf dringendes Bitten der Mutter ging er zu Trudpert und reichte ihm die Abſchiedshand. „Ich verzeihe dir,“ ſagte Trudpert. „Und ich verzeihe dir,“ trotzte Xaveri und ging fort. Die Brüder, die einſt ſo einträchtig mit einander gelebt, ſchieden jetzt in innerem Groll; Jeder glaubte ſich vom Andern tief gekränkt und Jeder ſprach Worte, die ganz Anderes ausdrückten, als was ſie eigentlich ſagten.

Xaveri hielt ſein Waldhorn in der Hand, als er, auf dem Wagen neben ſeiner blauen Kiſte ſtehend, durch das Dorf fuhr; er hatte luſtig blaſen wollen, aber er brachte es nicht zu Stande, es verſetzte ihm den Athem. Er ſchaute um und um nach den gewohnten Menſchen: dort lud Einer Miſt und nickte ihm im Aufladen zu, dort ſpannte Einer ſeine Ochſen ein und das Joch in der Hand haltend, rief er ein Lebewohl. Dreſcher kamen aus den dunkeln Scheunen, nickten und riefen noch ein „B'hüt's Gott!“ und kaum war er vorbei, ſo hörte er hinter ſich den Tactſchlag der Dreſchflegel. Mitten im Dorf ſtand die Zuckerin am Weg. Du da, leg' dich vor's Rad, daß ich über dich wegfahren kann,“ ſchrie ihr Xaveri zu. Die Frau ſchaute wild um ſich, nahm einen gewaltigen Stein auf und ſchleuderte ihn nach Xaveri. Der Stein kollerte auf die Kiſte und zerriß noch einmal den Namen. Xaveri öffnete ohne ein Wort, im Anblick vieler Verſammelten, die Kiſte und legte den Stein hinein. Jetzt fiel die Zuckerin auf die Kniee und ſchrie: „Bleib' da! Verzeih', ich bitt' dich mit aufgehobenen Händen, verzeih'. Ich ſeh' was ich gethan habe; bleib' da. Du biſt mein Mann, laß mich's an dir gut machen.“ Xaveri war leichenblaß geworden, aber er ſchüttelte mit dem Kopf und fuhr davon. Die Zuckerin wankte heim und ſaß lange weinend auf ihrer Hausſchwelle, bis Leute kamen und ſie in ihr Haus brachten. —

Xaveri war unterdeß, den Hut in die Augen gedrückt, das Dorf hinausgefahren. Draußen, nicht weit vom Kirchhof, ſchob er den Hut in die Höhe, da erhob ſich eine Frauengeſtalt, die am Wege ſaß. Xaveri erkannte jetzt ſeine Mutter, von der er doch ſchon Abſchied genommen; er ſprang vom Wagen und die Mutter umfaßte ihn und rief: „Xaveri, ſei gut und bleib' da, bleib' bei mir allein, wenn du willſt, aber beſſer, geh' zu deiner Frau! Wenn du auch etwas zu leiden haſt, denk', du biſt auch viel Schuld! Guck, dort legt man mich bald in den Boden! Kehr' noch einmal um, alle Menſchen auf Erden und die Engel im Himmel werden dir's vergelten, was du an deiner Mutter thuſt; es wird dir gewiß gut gehen!"

Zum Erſtenmal in ihrem Leben ſah die Mutter den Xaveri bitterlich weinen und er ſprach mit aufgehobenen Händen: „Mutter, da ſchwör' ich's unter freiem Himmel, ich thät' umkehren, Euch zu Lieb, wenn ich könnte! Ich hätt' mich ſchon lange umgebracht, wenn Ihr nicht wäret. Ich ſteh' jetzt da, ich hab' Niemand auf der weiten Welt als Euch! Ich möcht' mein Lebenlang da Stein' ſchlagen auf der Straß', wenn ich nur bei Euch bleiben könnt'! Mutter, ich ſollt' Euch das nicht ſagen, es macht Euch das Herz nur noch ſchwerer! Mutter, ich muß fort, ich muß! B'hüt's Gott! B'hüt's Gott, Mutter!"

Er ſprang auf den Wagen und fuhr raſch davon. Vom Thal herauf hörte man ihn noch lange auf dem Waldhorn blaſen; die Leute auf den Feldern, die das hörten, ſchimpften auf die Hartherzigkeit Xaveri's, die

Mutter aber wußte, daß er ihr noch Zeichen geben wollte, ſo lange ſie ihn hörte, ſie horchte hinaus, — bis ſie nichts mehr vernahm, dann kehrte ſie in's Dorf zurück . . .

Die Töne des Waldhorns waren längſt verklungen, der Name Xaveri's wurde im Dorf kaum mehr genannt; denn die Menſchen können ſich nicht damit abgeben, Verſchwundenes allezeit in Erinnerung zu behalten, und das hat auch ſein Gutes. Nur drei Menſchen nannten noch oft den Namen Xaveri's und zwei davon faſt nur um gegen ihn loszuziehen: das waren die Zuckerin und Trudpert. Aber daß ſie immer wieder von Xaveri ſprachen, und zwar nur zu der Mutter und gern zuhörten, wie dieſe den verlorenen Sohn vertheidigte, darin lag doch wieder ein Beweis, daß ſie tief im Herzen nicht von Xaveri laſſen konnten. Die Mutter aber ſagte ſtets: „Es kennt meinen Xaveri Keines als ich. Er hat im Grunde das beſte Herz von der Welt, nur hat er einen falſchen Stolz. Hätte ich's verſtanden, oder hätte ihn ein Anderes dazu bringen können, daß er ſeinen harten Willen auf etwas Gutes ſtellte, er hätte es eben ſo feſt ausgeführt als jetzt das Verkehrte. Daß er ſich das Amerika in den Kopf geſetzt, das hat ihn verwirrt; es war ja wie wenn's ihm auf die Stirn geſchrieben wär', und jetzt iſt er unſtet und flüchtig und mir ſagt's mein Herz, er denkt an uns wie wir an ihn, und wenn Gedanken, die an einem Menſchen reißen, ihn ziehen könnten, ſie wären ſtärker als alle Dampfwagen und brächten uns wieder zu einander.“

Wie geſagt, auch die Zuckerin hörte gern ſo reden, denn ſie ſchien in ſich gegangen zu ſein; ſie lebte ſtill und arbeitſam und war beſonders liebreich und ehrerbietig gegen die Schwiegermutter, bei der ſie nicht abließ, bis ſie zu ihr in's Haus zog, und Alles, was ſie ihr Gutes that, ſchien ihr ein doppelter Troſt, als ob ſie es damit auch zugleich dem fernen Verlorenen erweiſe.

Man ſpöttelte Anfangs viel über die Verheirathung der alten Lachenbäuerin mit der Zuckerin, aber die Menſchen laſſen ſchließlich auch das Gute ohne Spott gewähren.

Drei Jahre waren vorüber, man hatte nichts mehr von Xaveri gehört. Da wanderte eines Samſtag Abends im Spätſommer ein Mann mit einer Kraxe auf dem Rücken vom Thal herauf; er hob oft raſch den Kopf, dann ſenkte er ihn wieder zur Erde und ſchritt mit leiſem Murmeln vorwärts. An dem Kirchhof hob er die Kraxe vom Rücken und ſtarrte lang auf eine blaue Kiſte, die aufrecht auf die Kraxe gebunden war; wenn auch vielfach zerkritzelt, war dennoch deutlich auf dem Deckel zu leſen: Xaver Boger in Neuyork. Ja, es war Xaveri, der wieder heimkehrte; noch ſah er breit und kraftvoll aus, aber ſeine Wangen waren eingefallen, und als er jetzt, das Kinn auf die Hand geſtützt hineinſchaute über das Dorf, wo jetzt die Abendglocke läutete und aus allen Fenſtern wie tauſend und abertauſend Lichter das Abendroth wiederglänzte, da zog auch über das Angeſicht des Bedrückten ein Freudenſtrahl. Dann ſetzte er ſich an den Wegrain und verbarg ſein Geſicht an der Kiſte, in der es ſeltſam kollerte.

Spät in der Nacht klopfte es am Haus der Zuckerin, und von der Treppe hörte man einen durchdringenden Schrei . . .

In der Stube ſaßen noch lange nach Mitternacht Xaveri und ſeine Frau und Niemand als der Mond, deſſen Strahlen ſchräg in's Zimmer fielen, hat gehört, was ſie einander ſagten.

„Wie lang iſt's, daß ich zum Erſtenmal da geſeſſen habe," ſagte endlich Xaveri, auf den abgegriffenen Lehnſtuhl zeigend.

„Ja, und in dem ruht jetzt deine gute Mutter aus!" ſagte die Frau. „O, die hat immer an dich geglaubt. Es iſt gut, daß ſie ſchläft; wir müſſen's ihr morgen früh leiſe beibringen. O, die wird neu aufleben."

„Ich will ſie jetzt nur im Schlaf ſehen," ſagte Xaveri.

„Nein," entgegnete die Frau ihn haltend, „du kannſt ſie damit tödten, wenn ſie aufwacht. Sei geduldig, bezwinge dich."

„Ja, ich hab' mich bezwungen, und das will ich zeigen," ſagte Xaveri. „Ich bin doppelt umgekehrt."

Und noch einmal öffnete ſich die Hausthür und Mann und Frau traten heraus und wanderten ſtill durch die ſchlafenden Gaſſen. Xaveri trug Etwas in beiden Händen.

„Laß mich's tragen," bat die Frau, „Ich hab' die Schuld, Ich hab' die Sünde gethan."

„So nimm," ſagte Xaveri. „Ich hatte mir vorgenommen, wie du auch wäreſt, ich will's in Geduld tragen; aber ich ſehe, du kannſt gut ſein und ſollſt es bleiben. O, ich habe mit dem da mein ganzes Elend durch die ganze Welt getragen, durch die alte und durch die neue. — Es hat ſich Keines von uns Zweien biegen wollen, drum hat's brechen müſſen. Wie geſegnet hätten wir leben können als Ehre und Vermögen noch unſer eigen war! Das Erſte können wir wieder gewinnen und das Andere — müſſen wir entbehren lernen.

„Und jetzt,“ ſagte die Frau als ſie am Weiher beim elterlichen Hauſe Xaveri's ſtanden, und ſie hob den Stein auf, den Xaveri wieder mitgebracht, „und jetzt verſenken wir mit dem da alles Elend und alles Vergangene in's tiefe Waſſer.“

Der Stein klatſchte laut auf in dem Weiher. Im Mondſchein bildeten ſich ſilberne Ringe darüber.

⁂

Es läßt ſich denken, welch ein Aufſehen die Heimkehr Xaveri's im Dorfe machte, aber er ertrug allen Spott und alles Mitleid geduldig, und täglich ſprach er ſeine Zufriedenheit aus, daß er allen, denen er Kummer gemacht, noch in Freuden vergelten könne; beſonders aber ſeiner Mutter.

Xaveri, der nun zu den Aermeren im Dorfe gehörte, arbeitete auch bei ſeinem Bruder als Knecht, und wo es ſonſt etwas Mühſeliges zu thun gab, war er bei der Hand und bald hieß es: „Der Xaveri kann ſchaffen wie ein Amerikaner.“

Als der grauſig Mall ſtarb, wurde Xaveri Dorfſchütze. Er hält gute Ordnung, denn er kennt alle Schliche.

Von ſeinem amerikaniſchen Leben erzählt er nur den Seinigen. Vielleicht aber können wir doch noch einmal die Erlebniſſe des Viereckigen berichten. Wenn Jemand im Dorf ihn an ſeine Auswanderung erinnert, hat er die Redensart: „Meine Großmutter hat geſagt: Ich glaub' nicht an Amerika. Aber Ich hab' daran glauben müſſen, und jetzt bin ich bekehrt."

Berthold Auerbach's

geſammelte Schriften.

Erſte, neu durchgeſehene Geſammtausgabe.

Siebenter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1858.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Schwarzwälder Dorfgeſchichten.

Siebenter Band.

Der Lehnhold.

(1853.)

Ab der Landſtraße.

Ab der Landſtraße, die durch das rauſchende Waldthal führt, zieht ſich ein Fahrweg bergan durch den Wald und dann zwiſchen lebendigen Buchenhecken nach einem einſamen Gehöfte, einer ſogenannten Einzechte.

Die Gleiſe auf dem Wege ſind alle gleich, denn hier bewegen ſich nur Wagen von derſelben Spurweite, wer hier auf und abzieht, hat mit dem Bauer von der langen Furche zu thun; denn dieſer Weg gehört dem Furchenbauer zu eigen und führt nur zu ihm; wer von da wieder zurück will zu anderen Menſchen, muß auf demſelben Wege wieder umkehren.

So ſtattlich und weit ſich auch Haus und Scheunen dort ausnehmen, die mit ihren grauen Strohdächern faſt felſenartig in's Thal herniederſchauen; ſie haben doch nicht Raum genug für all das reiche Erträgniß des Feldes, denn hüben und drüben in den Feldern ſehen wir die kegelförmig gebauten Garbenhaufen, Feimen genannt, die erſt nach und nach abgedroſchen werden und in den noch herbſtgrünen Bergwieſen ſtehen luftige Scheunen, ſogenannte Stadel, deren Wände und Dach von graugewordenen Brettern viel nahrhaftes Heu in ſich bergen.

Dort etwas fern vom Hofe, am Rande des Bergvorſprunges jenes kleine aus Holz erbaute Häuschen, mit einer Thurmſpitze geſchmückt, das iſt die Kapelle, die dem Hofe zu eigen gehört. An Sommerabenden oder auch am Sonntage wenn man nicht nach der mehr als eine Stunde entfernten Kirche gehen kann, verſammelt der Hausherr ſeine Kinder und ſein Ingeſinde in dem Käppele (wie der Landesausdruck hier das Wort Kapelle umgewandelt hat) und vor den mit Blumen und Bändern geſchmückten Heiligenbildern wird er ſelber eine Art Prieſter, indem er laut die üblichen Gebete ſpricht und Alles um ihn her kniet.

Wir ſind längſt auf Grund und Boden des Furchenbauern, aber der Weg iſt noch lang genug, daß wir uns einſtweilen erinnern können, zu wem wir gehen, bis wir den Mann ſelbſt vor uns haben. Damals als wir mit dem Broſi auf der luſtigen Hochzeit in Endringen waren und den Bändelestanz entſtehen ſahen, damals hatten wir uns vorgeſetzt, die Geſchichte des Furchenbauern zu erzählen. Wer damals das glückſelige und reich geſegnete junge Paar erſchaute, konnte nicht ahnen, welch ein ſchweres Geſchick ihm bevorſtand, das ſich mit der Zeit erfüllte.

Freilich, ſtolz und eigenmächtig war der junge Furchenbauer ſchon damals: hatte er ja dem armen Broſi einen Taglohn dafür geben wollen, wenn er mit Tanzen und Singen die Hochzeitsgäſte erluſtige; ſchon damals blickte der Furchenbauer mit einer ſtillen innern Verachtung auf Jeden herunter, der ihm nicht gleichſtand und hielt es nur ſelten der Mühe werth, in

Wort und Mienen das auszuſprechen. Aber warum ſoll ein junger Baron in ſchwarzem rothausgeſchlagenem Sammtrock, rother Weſte und Lederhoſen nicht eben ſo ſtolz ſein wie einer mit Epauletten und goldgeſticktem Halskragen? Der Furchenbauer konnte ſich neben jedem Ritterbürtigen ſehen laſſen. Er war alleiniger Erbe oder wie man es hier zu Lande noch heißt, der Lehnhold des großen Gutes von der langen Furche, das ſich in Wald und Feld weit über Berg und Thal ausbreitet; er hatte acht Roß im Stall, eben ſo viel Ochſen und die Doppelzahl Kühe und Rinder und Alles war ſchuldenfrei, denn er heirathete die Tochter des reichen fetten Gäubauern, des Vogts von Siebenhöfen, der den ehrenvollen Unnamen „der Schmalzgraf“ hatte, und von dem Beibringen der Frau konnte die ausbedungene Loſung der einzigen Schweſter, die nachmals den Gipsmüller heirathete, blank ausgezahlt werden; der einzige Bruder, der ſich dem geiſtlichen Stande weihte, erhielt nur einen Theil des ihm Zukommenden, das Uebrige ließ er auf dem elterlichen Hofe ſtehen, es war ja ohnedieß das einſtige Erbe der Bruderskinder.

Mit einem ſtolzen geſättigten Behagen ſah der Chriſtoph, oder wie er jetzt — da ihm ſeine Würde erſt den rechten Namen verlieh — hieß, der Furchenbauer am Morgen nach ſeiner Hochzeit zum Fenſter hinaus und ſchaute zu, wie der Wind mit den Morgennebeln ſpielte, faſt ſo wie er ſelber die Tabakswolken vor ſich her blies. Der Vater hatte ihm die Zeit lang gemacht, Chriſtoph war ledigerweiſe viel älter geworden als die Bauernſöhne ſeinesgleichen, der Vater ſchien das Gut nicht laſſen zu können, bis der Tod es ihm entriß. Chriſtoph zürnte im Stillen oft darüber, aber er war in Gehorſam und Unterwürfigkeit erzogen und durfte ſich nichts merken laſſen; war es ihm ja übel bekommen, als er einmal ſcherzweiſe zu ſeinem Vater ſagte: „Gebt Euer Sach doch her ſo lang ihr lebet, dann höret Ihr's auch noch wie man Euch Dank ſagt.“ Chriſtoph hörte die Antwort darauf nicht, aber er fühlte ſie. Nur auf Bedrängen der Gefreundeten und beſonders des zweiten Sohnes, der damals Pfarrverweſer in Reichenbach war, ließ ſich endlich der Vater bewegen, an Chriſtoph abzugeben. Er wählte ſeinem Sohne die ebenbürtige Frau und dieſer willfahrte nach altem Brauch; aber als müßte es doch zur Wahrheit werden, daß der Vater das Gut bei Lebzeiten nicht laſſen könne, ſtarb er vor der Uebergabe und der Hochzeit. Am Morgen nach dieſer dachte Chriſtoph mit einem gewiſſen wehmüthigen Danke an den Vater; er hatte Recht gethan ihn nicht früher in das Gut einzuſetzen, jetzt erſt war er geeignet, der Furchenbauer zu heißen, und ein ſchönes reichgeſegnetes Leben lag vor ihm . . .

Die freudige Stimmung jenes erſten Morgens nach der Hochzeit iſt ſchon lange verklungen. Wenn man bald vierzig Jahre im Beſitze einer Macht iſt, denkt man kaum mehr der Stunde, da man damit bekleidet wurde. Der Furchenbauer hat ſeitdem Mancherlei erlebt. Von neun Kindern waren ihm vier verblieben, drei Söhne und eine Tochter; er hatte die Freude, den älteſten zum Schmalzgrafen erhoben zu ſehen, denn er erbte das Gut des Muttervaters; aber ſchon nach wenigen

Jahren ſtarb der rüſtige Schmalzgraf mit Hinterlaſſung einer einzigen Tochter. Dieß war das alleinige Enkelchen des Furchenbauern, denn die andern Kinder waren unverheirathet und wir werden bald ſehen warum.

Wir ſind am Hofe. Dumpfes Bellen und Kettenraſſeln zweier Hofhunde, die in ihrem Bellen ſich bald ablöſen und bald zuſammenſtimmen, zeigt an, daß kein Fremder ſich unbemerkt hier nahen darf; über das Bellen hinaus tönt aber der Taktſchlag von ſechs Dreſchern und dazwiſchen vernimmt man das raſche Klappern einer Handmühle, der ſogenannten Putzmühle, die ſtatt des ehedem üblichen Wurfelns das Korn ſäubert. Häuſer, Ställe und Scheuern ſind im Gevierte gebaut, das Thor ſteht offen; halten wir aber noch eine Weile inne, bevor wir eintreten. — Auf der Leiter an einem Zwetſchgenbaum im Hausgarten ſteht eine Frauengeſtalt in üblicher Landestracht, die rothen Strümpfe umſchließen ein mächtiges Wadenpaar. Aus dem offenen Hofthore kommt ein ſchlanker junger Bauer, drei mächtige Strohbündel auf dem Rücken.

„Ameile, fall nicht abe,“ ruft der junge Mann.

„Da unten iſt auch ſchwäbiſch,“ antwortet es in die Zweige hinein und die Strohbündel hüpfen auf und nieder von dem Lachen des jungen Mannes, während die Frauengeſtalt wieder fragt:

„Was willſt denn mit dem Stroh?“

„Der Bauer will, daß man die Breitlingäpfel dort dießmal nicht brechen ſoll, man hab' kein' Zeit dazu, ich ſoll ſie ſchütteln und Stroh unterlegen. Steig abe und gieb mir die Leiter.“

„Biſt zu ſteif? Kannſt nicht 'naufkrebſeln?“ ſpottet das Mädchen, während der Burſche das Stroh ausbreitet und erwidert:

„Du ſollſt aufleſen, ich muß gleich wieder an's Dreſchen.“ Behende iſt er auf den Baum geklettert, der ganze Baum wird hin und hergeſchüttelt, es raſſelt in den Zweigen und dumpf praſſelnd auf das kniſternde Stroh und darüber hinaus fallen die rothbackigen Aepfel. Das Mädchen will bald da bald dort anfangen aufzuleſen, aber wo es ſich zeigt, wird ein Aſt mächtiger geſchüttelt und manchmal getroffen von einem Apfel grillt es auf und ſchilt den tückiſchen Mann auf dem Baume. Dieſer ſteigt ab, ſchaut das Mädchen kurz an und will nach dem Hofe gehen.

„Du machſt unſaubere Arbeit!“ ſagt das Mädchen lachend und fährt auf den Baum deutend fort: „Schau, dort hängt noch ein Apfel und dort noch einer.“

Im Fortgehen erwidert der Burſche:

„Du vergißſt's immer wieder und ich hab' dir's ſchon oft geſagt: wenn man einem Obſtbaum nicht Alles abnimmt, trägt er im nächſten Jahre um ſo gewiſſer.“

Ameile (Amalie) hält einen Apfel in der Hand und will den Weggehenden damit werfen, aber noch im Ausholen hält ſie an, ein zweifleriſcher Gedanke ſcheint ihr die Hand zu ſenken, ſie ſteckt den Apfel in die Taſche und auf das Stroh kniend rafft ſie die Aepfel zuſammen und ſingt dazu:

„Schätzele, Engele,
Laß mi e wengele —“
„„Schätzele waſele?““
„Nur mit dir baſele?“

Der Burſche, der eine Soldatenmütze auf dem Kopfe trägt und überhaupt eine ſoldatiſche Haltung verräth, geht wieder nach dem Hofe zurück, nimmt den Dreſchflegel zur Hand und fällt taktmäßig in die Schläge ein.

Im Hofe.

Im Hofe, in deſſen Mitte der große mit Stangen eingezäunte Düngerhaufen, daran eine Jauchenpumpe ſich befindet, iſt reiche lebendige Bewegung: da wird Korn auf einen Wagen geladen, dort Stroh und dort Aepfelſäcke getragen, die zahlreichen Hühner und Enten wiſſen geſchickt auszuweichen und überall etwas zu ernaſchen. Rechts von dem Eingangsthor unter einem breiten Hollunderbaume, der jetzt ſchon ſchwarze Beerenbüſchel trägt, ſteht der Röhrbrunnen, der ſeinen hellen, armdicken Strahl in den langen Eichentrog ergießt und rings um den Brunnen iſt der Boden vortrefflich gepflaſtert, ſo daß nicht wie ſonſt oft gerade hier Alles unſauber iſt; der Abfluß des Brunnens hat einen gepflaſterten Weg nach dem Baumgarten links am Thor und bildet dort ſogar einen kleinen See. Die Kühe und Rinder werden zur Tränke geführt, denn die Ochſen und Pferde ſind draußen im Feld beim Pflügen und Eggen. Der Kühbub knallt, daß es im Hofe widerhallt. Eine glänzend ſchwarze Kalbin, die auch nicht ein anderes Häärchen hat und in Schönheit ſtrahlt, tanzt luſtig im Hofe hin und her, ſteht bald ſtill und ſchaut wie neckiſch und verwundert drein und hüpft dann wieder mit gehobenem Schweif auf und ab. Die Dreſcher, die eben eine neue Spreite auflegen, ſtehen unter dem Scheunenthor und betrachten mit lauter Bewunderung das ſchöne Thier und dieſes ſcheint gefallſüchtig faſt zu wiſſen, daß es bewundert wird, denn es macht immer freudigere Sprünge, bis endlich ein Mann aus dem dunkeln Schuppen ruft:

„Hannesle, gieb Acht, daß dem Schwärzle nichts geſchieht, thu's ein.“

Das iſt aber nicht ſo leicht, auch ein Thier läßt ſich in ſeiner Luſtbarkeit nicht gern unterbrechen, und erſt mit Hülfe der Dreſcher, die ſich wie es ſcheint, auch gern ein wenig im Freien umhertummeln, gelingt es dem Kühbub, das Schwärzle in den Stall zu bringen. Das Schwärzle iſt eine wichtige und beliebte Erſcheinung auf dem Furchenhofe, dem hohe Ehren bevorſtehen und Jedermann ſpricht nur Gutes von ihm.

Wir wollen aber jetzt der Stimme aus dem Dunkel folgen, deren Ruf Alles gehorchte. Das rollt und quetſcht und platzt in dem dunkeln Schuppen und ein eigener ſüßer Duft dringt uns entgegen. In einem faſt halbrunden Eichentroge wird ein ſteinernes Rad gewälzt, das die eingeſchütteten rothbackigen und grünen Aepfel zerdrückt und dort hinten rinnt es aus der Preſſe in die Kufe; wir ſind beim Moſten. Ein einäugiger ſchlanker junger Burſche treibt die Stange vorwärts, die mitten im Steinrade ſteckt, und ein anderer älterer Mann mit röthlich grauem Haar drückt ſie wieder zurück, wobei Einer dem andern hilft. Ein alter ſchlanker Mann mit enganliegenden ſchwarzen Lederhoſen und Rohrſtiefeln, die faltenreich niederfallen und blaue Strümpfe ſehen laſſen, hält eine längliche hölzerne Schippe in der Hand, wandelt an der freien Seite des Eichentroges auf und ab und ſchiebt je nach der Wendung die zerdrückten Aepfel zum beſſern Auspreſſen unter das Rad, manchmal bückt er ſich, um einen ganzen oder getheilten Apfel, der über den Rand des Eichentroges gefallen, wieder hineinzulegen.

Das iſt der Furchenbauer. Er ſieht langgeſtreckt, dürr und hartknochig aus, und das ganze Weſen hat etwas Zähes, Unbeugſames. Die weißen Haare, die den ſpitzen Oberkopf ringsum bedecken, ſind kurz geſchoren, die hohe Stirne iſt runzelvoll, über den grauen Augen ſind die Ausläufer der dicken Brauen in die Höhe gewirbelt, die linke mehr als die rechte, man ſieht offenbar, daß der Mann ſeine Brauen oft mit der Hand bewegen muß, und wenn er auch die Augen ganz aufſchlägt, hängt noch immer die Haut des Augenlides ſchlaff und faſt wie ein Vordach auf den Backenwinkel des Auges, die Backenknochen ſtehen dürr hervor und tiefe Furchen ziehen ſich zu beiden Seiten der knolligen Naſe herunter; das ſind Furchen, die das Schickſal gepflügt. Die ſchmalen Lippen des Mundes ſind ſo ſehr einwärts gezogen, daß man faſt gar kein Roth ſieht. Dabei hat der Mann in ſeinem Behaben noch etwas Bewegliches, wenn dieß auch eckig und herb iſt.

Man wird in vielen Bauerngeſichtern etwas Trotziges und Widerſacheriſches finden, es iſt das nicht immer Ausdruck einer innerlichen Gemüthsverfaſſung, ſondern rührt meiſt von der ſchweren Arbeit her, gegen die es oft ein trotziges Anſtemmen, ja gewiſſermaßen ein feindſeliges Beſiegen gilt.

Wie jetzt der Furchenbauer nach einem großen Sack Aepfel ausgreift, um ihn zu wenden, haben ſeine Mienen etwas Grimmiges, das ſich noch ſteigert, da er ſeiner Schwäche gewahr wird und ächzend ruft er:

„Helfet doch, ihr faulen Kerle!“ Der ältere Mann gehorſamt raſch dieſem Zuruf, der jüngere Einäugige aber ſagt ruhig ſtehen bleibend:

„Vater, ich mein', es wär genug für heut. Ich möcht' lieber dreſchen als moſten.“

„Ich weiß was du lieber thäteſt, gar nichts wär' dir am liebſten,“ erwidert der Furchenbauer zornig und ſchüttet mit Hülfe des älteren Mannes die Aepfel in den Trog. Die Aepfel platzen und ziſchen wieder unter dem ſteinernen Rad und erſt als Alles in die Preſſe gebracht war, als die Spindeln der Preſſe krachten und knackten und der Saft nur noch tröpfelnd in die Kufe floß; erſt als der Einäugige ſchon zweimal geſagt hatte, daß die Dreſcher bereits aufgehört hätten, gehen die Drei endlich nach dem Röhrbrunnen, waſchen ſich dort die klebrigen Hände, die ſie nur durch Abſchütteln trocknen, und treten endlich in das Haus.

Die Dreſcher und Feldtaglöhner ſchienen ſchon lange auf den Hausherrn zu warten, ſie umſtehen den Sattler, den ſich der Furchenbauer ins Haus genommen hat und der auf einem Seitentiſche der großen Stube ganze Felle zerſchnitt, um daraus neue Pferdegeſchirre zu machen und die alten in Stand zu ſetzen. Kaum iſt der Hausherr in der Stube und plötzlich Stille eingetreten, als Ameile mit einer kübelartigen Schüſſel eintritt und ſie auf den mit einem Tuch bedeckten Tiſch ſtellt; ihr folgen noch zwei Mädchen, die das Gleiche bringen. Nachdem man gebetet hat, ſetzt man ſich wortlos an den Tiſch. Der Bauer ſitzt oben, links von ihm der Einäugige, rechts der ſchlanke Burſche, den wir heute ſchon beim Eintritte die Aepfel ſchütteln geſehen. Taktmäßig wie beim Dreſchen langt Eines nach dem Andern mit dem Löffel in die Suppe. Die Mädchen ſitzen am untern Ende des Tiſches, unter ihnen Ameile, und nur leiſe ſagt Eines dem Andern, ihm mehr Raum zum Sitzen zu geben. Die wahren Seen von Suppe ſind bald verſchlungen, ein großer Laib Brod geht von Hand zu Hand und Jedes ſchneidet ſich mit ſeinem Taſchenmeſſer einen Ranken. Niemand ſpricht ein Wort, außer wenn etwa der Bauer Einen anredet und die Antworten ſind ſtets knapp und gemeſſen. Nun verlaſſen die Mädchen den Tiſch und kommen raſch wieder mit Bergen von Leberklößen und Felsſtücken von geräuchertem Fleiſch. Das Sprüchwort ſagt nicht umſonſt: die können eſſen wie Dreſcher. Mit einer Ruhe und Nachhaltigkeit, die ſich immer gleich bleibt, werden die Leberklöße vertilgt und erſt als das Fleiſch zum Vertheilen kommt, ſchnipfeln Viele nur an ihrem Theile herum, und kaum hat der Mann, der moſten geholfen hat, das Beiſpiel gegeben und das übrige Fleiſch in ein Tuch gewickelt und in die Taſche geſteckt, als ihm auch viele Andere beherzt folgen. Der Bauer ſagt nur noch, daß er morgen nicht daheim ſei und Vinzenz die Aufſicht führe, ein Jeder ſchneidet ſich noch ein Stück Brod, ſteckt es zu ſich und man ſteht vom Tiſche auf. Nach dem Schlußgebete ſagt der Bauer zu dem Burſchen, der ihm zur Rechten geſeſſen:

„Dominik, wenn du draußen fertig biſt, komm' 'rein, ich hab' dir was zu ſagen.“

Nach einem Gutnacht in verſchiedenen Tonarten verlaſſen die Dreſcher und Taglöhner mit ſchweren Tritten die Stube und erſt draußen vor dem Hauſe hört man ſie unter einander ſprechen und lachen. Mehrere machen ſich bald davon und zerſtreuen ſich in die Häuslerwohnungen, die da und dort im Thale ſtehen und an den Bergen hangen; nur einige, die aus fernen Gegenden ſind, gehen in die Scheunen und legen ſich in's Heu.

Die Bäuerin, eine alte wohlbeleibte Frau, kommt jetzt auch aus der Küche, bringt ſich ihr Eſſen mit und verzehrt es neben ihrem Mann. Dieſer ſagt ihr, daß er morgen nach Wellendingen (einem in der Mitte des Bezirks gelegenen Dorfe) fahre, da dort das jährliche landwirthſchaftliche Bezirksfeſt ſei und daß Dominik das Schwärzle hinführen müſſe; Ameile nehme er zu ſich auf das Bernerwägele.

„Du ſollteſt den Vinzenz mitnehmen,“ ſagt die Frau in etwas ſchüchternem Tone.

„Wie ſoll ich ihn denn mitnehmen? Ich kann ihn doch nicht die Kalbin führen laſſen? Und er und der Dominik können nicht miteinander vom Hof weg ſein. Wenn ich was ſag', mußt du dich vorher dreimal beſinnen, eh du was drein redeſt.“

„Ich hab' nur gemeint, weil du doch auch für den

Vinzenz ein Mädle aus einem rechtſchaffnen Haus finden kannſt —.“

„Da brauch' ich ihn grad nicht dazu, das kann ich am beſten allein. Zuerſt muß Ich die Sach' fertig haben, dann kommt erſt er.“

Die Bäuerin ſchweigt und der Bauer liest die Zeitung, den Wälderboten, den der Milchbub, wenn er Morgens die Milch nach der Stadt führt, mitbringt, den aber der Bauer täglich ruhig warten läßt und die Weltnachrichten, Vergantungen und Fruchtpreiſe jedesmal erſt am Abend wenn alle Arbeit abgethan, liest. Er zwirbelt ſich dabei mit der Hand die linke Augbraue und manchmal fährt er ſich über die Stirne, denn er liest heute zerſtreut. Der Gedanke, daß er keinen ebenbürtigen Nachbar habe und darum für ſeine Kinder ſich auswärts umthun müſſe, geht ihm durch den Sinn. In dem Blättchen ſtand, daß in Klurrenbühl wiederum Liegenſchaften verſteigert werden. Der Hofbauer von Klurrenbühl war der einzige ebenbürtige Nachbar geweſen, aber er hat ſchon vor Jahren ſein Gut verkauft und iſt Papierer geworden. Der Hirzenbauer von Nellingen hat die unverzeihliche That begangen, ſein ſchönes von alten Zeiten her unzerſpaltenes Gut unter ſeine Kinder zu zertheilen.

Der Furchenbauer ſchüttelt den Kopf und holt tief Athem, er ſchaut nachdenklich ſteif in's Licht, dann ſteht er plötzlich auf und ſtellt ſich feſt hin indem er beide Fäuſte ballt; er mag es fühlen, daß er bald der Einzige iſt in der Gegend, der einzige mächtige Stamm, während Alles ringsum abgeholzt iſt. Er iſt feſt genug, ſich von keinem Sturm entwurzeln zu laſſen.

Ja, der Furchenbauer gleicht einer mächtigen Tanne, und wie dieſe oft in ihrer Wurzelausbreitung auf ein Felsſtück ſtößt, aber unbehindert ihre Wurzeln darüber hinſtreckt und den Fels in ſich einkrallt und wie dieſes Wurzelgeäſte harzgetränkt lichterloh brennen kann, ſo iſt auch der Furchenbauer unbewegt, einen Gedanken wie einen Felſen mit den Wurzeln feſthaltend und helle Flammen in ſich bergend.

Ein Knecht mit verſchiedenen Anliegen.

Nach geraumer Weile tritt Dominik der Oberknecht ein und ſtellt ſich ruhig wartend an den Tiſch des Sattlers. Der Bauer lieſt noch ein wenig weiter, dann ſagt er aufſchauend:

„Du ſtehſt heut Nacht um zwei auf und giebſt Acht, daß gut gefüttert wird, beſonders das Schwärzle, und vor Tag machſt du dich mit dem Schwärzle Wellendingen zu. Du fahrſt den Hennenweg über Jettingen, der Boden iſt oben linder als auf der Landſtraß und das Schwärzle hat weiche Klauen, du thuſt recht gemach und laßſt dir Zeit. Daß du mir aber ja nicht über Nellingen fahrſt; kannſt deiner Mutter Beſcheid geben laſſen, daß ſie zu dir nach Wellendingen kommt. Du ziehſt dein Sonntagsgewand an und in Wellendingen im Apoſtel warteſt auf mich, wenn ich noch nicht da bin.“

Ohne ein Wort zu ſagen, will Dominik weggehen, da ruft ihm noch der Bauer nach:

„Kannſt dich auch freuen, du kriegſt morgen eine Denkmünze, weil du jetzt ſchon bis Martini elf Jahr bei mir dienſt.“

Dominik ſtolpert über einen Stuhl als er die Stube verläßt.

„Soll ich dir was mitbringen von Wellendingen?“ fragt Dominik in der Küche beim Pfeifenanzünden das Ameile und dieſe erwidert:

„Ich fahr' mit dem Vater. So? Gehſt du auch hin?“

„Ja, und ich krieg' ein' Denkmünz und das Schwärzle vielleicht auch. Menſch und Vieh iſt eins. Es iſt nur ſchad, daß man die Menſchen nicht auch verkaufen und metzgen kann.“

„Der Dominik thät bitter und ſauer ſchmecken,“ ſagt die Großmagd, eine ſtämmige und handfeſte Perſon, während ihr verliebter Blick ſagt, daß ihr dieſer grobe Witz keineswegs ernſt war. Ameile aber ſetzt hinzu: „Es muß dich freuen, Dominik, daß du den Ehrenpreis kriegſt. Wenn ich ein Dienſtbote wär' —“

„Dann wärſt du nicht des Furchenbauern Ameile,“ unterbricht ſie Dominik und geht davon, denn er hörte wie die Stubenthür ſich öffnet. Die Bäuerin ruft Ameile in die Stube.

Bald kommt Ameile wieder, nimmt die kupferne Gelte und geht damit zum Brunnen. Die Nacht iſt ſtille und ſternlos, am Himmel jagen ſich die Wolken, aus den Ställen vernimmt man das Kettenraſſeln der Pferde, das Brummen der Kühe und Ochſen, ein lautes Zwiegeſpräch zwiſchen Knechten oder fremden Taglöhnern, das oft von Lachen unterbrochen wird, und der Kühbub ſtimmt jetzt auf ſeinem Lager ein einſames Lied an.

Die Gelte iſt ſchon lange bis über den Rand gefüllt und lauft über, aber noch ſteht Ameile mit auf der Bruſt über einander geſchlagenen Armen träumend davor. Ein plötzlicher Windſtoß macht den Hollunderbuſch rauſchen und ſich beugen, der Brunnenſtrahl wird ſeitwärts gebogen und Tropfen davon geriſſen, die Ameile in's Geſicht ſpritzen, ſie wiſcht mit der einen Hand die Tropfen ab und ſteht wieder ſtill. Jetzt vernimmt man ein Geräuſch in der Stallkammer, Ameile ruft den Kühbuben um ihr aufzuhelfen, aber ſtatt des Gerufenen kommt Dominik.

„Helſt noch Waſſer?“ ſagt dieſer die Gelte Ameile auf's Haupt hebend und ſie erwidert:

„Ja, und weil du da biſt, grüß' mir dein' Mutter und ſag' ihr, ich ſchick' ihr mit Nächſtem was.“

„Dank, weiß nicht, ob ich mein' Mutter ſeh.“

„Ja und wegen dem Ehrenpreis muß ich dir noch einmal ſagen, du mußt dich mit freuen, du verſündigſt dich, wenn du's nicht thuſt. Ich freu' mich auch mit. Es iſt ja auch eine Ehre für uns, daß du ſo lang bei uns biſt, und ſei nur recht ſtolz.“

„Freilich, freilich,“ erwiderte Dominik, „gut Nacht.“

Ameile geht nach dem Hauſe, aber ſchon auf halbem Wege begegnet ihr die Mutter, die nach Dominik ruft und als dieſer bei ihr ſteht ihm ſagt:

„Du mußt morgen in Reichenbach anhalten und ſchauen was mein Alban macht. Wir haben ſeit der Heuet nichts von ihm gehört. Des Nagelſchmieds Breni ſoll jetzt auch in Reichenbach bei ihrer Schweſter ſein, ſag ihm, er ſoll doch von ihr laſſen, dann wird wieder Alles gut.“

Dominik kommt endlich zu Worte:

„Der Bauer hat mir verboten über Reichenbach zu fahren, ich ſoll den Waldweg über Jettingen.“

„Geh du nur über Reichenbach. Du wirſt ſchon eine Ausrede finden, und wenn alle Sträng' brechen, nehm' ich's auf mich; thu's mir zulieb und bring' mir Beſcheid.“

Dominik zuckt die Achſeln und antwortet: „Will ſehen was zu machen iſt.“

In dem Herzen dieſes Knechtes gehen an dieſem Abende ſeltſame Kämpfe vor. Er geſteht es ſich ſelbſt nicht und hütet ſich wohl, es irgend eine Menſchenſeele merken zu laſſen, daß er eigentlich ſeines Bauern Tochter liebt. Das iſt ein unverzeihlicher wahnſinniger Uebergriff, und ſowohl um ſich ſelbſt zu wahren als auch um als treuer Diener ſeines Herrn zu beſtehen, ſucht er jede Aeußerung dieſer Zuneigung zu bekämpfen. Das hätte aber Alles nichts gefruchtet, wenn er nicht erwogen hätte, daß es ein unnützes und frevleriſches Spiel ſei, das Kind — denn er betrachtete Ameile noch immer als Kind, weil er ſchon ein hochaufgeſchoſſener Bub war, ehe ſie noch in die Schule ging — das Ameile, das ihn wie einen alten Ohm anſah, mit ſolchen Dingen zu plagen, und wenn ſie auch einſt oder vielleicht morgen an einen Großbauern verheirathet wurde, ſo war's beſſer, ſie hat nichts davon gewußt. Heute Abend in der Küche hat er ſich aber doch etwas verrathen und die Großmagd, die ihm allzeit nachſtellt und auflauert, hat ihn ſo verwunderlich angeſehen, daß er ſich darob ärgerte. Die morgige Preisbelohnung iſt ihm auch zuwider. Dieſe öffentliche Schauſtellung hat noch nicht die Form gefunden, in der ſie wirklich volksthümlich wäre. Nun kommt noch der Kampf dazu, daß er nicht weiß, ſoll er dem Bauer oder der Bäuerin folgen; erſteres iſt ihm doch genehmer, denn er hatte ſich vorgenommen trotz des Verbotes nach Nellingen zu eilen und ſeine Mutter zu ſehen, bei der er ſeit Weihnachten nicht geweſen war. Wenn er den Befehl des Herrn übertritt, wär's doch beſſer, das für ſich zu thun als für Andere.

Ein Dienſtbote iſt doch allezeit angebunden, ſein Leben und ſeine Tage gehören einem Fremden.

Im Zorn über dieſes Gefühl der eigenen Abhängigkeit weckt Dominik mit Schelten und Püffen ſeinen Untergebenen, den Kühbub, der ein Sohn des Nagelſchmieds iſt, und befiehlt ihm die Nacht aufzubleiben, damit er zur Zeit wecke.

Auf dem Hofe iſt es jetzt ſtill und dunkel wie ausgeſtorben, der Halbmond blickt bald unter jagenden Wolken hervor und verſchwindet ſchnell wieder, und die Häuſer und Scheunen des Furchenhofes mit ihren ſchweren wie Kappenſchilde überhängenden Strohdächern erſcheinen wie unförmliche Felſengebilde. Die Hofhunde ſind von der Kette gelaſſen und ſchleichen ſtill und frei umher, legen ſich bald da bald dort nieder und richten ſich wieder auf bei jedem Geräuſche. Der Kühbub geht hinab in den Hofraum und ſpielt mit den Hunden, um ſich wach zu erhalten; der Türkle, ein rother Wolfshund, iſt zuthulich und leutſelig, der Greif aber, ein ſchwarzer böhmiſcher Schäferhund, knurrt wenn ſich ihm der Kühbub naht und ſelbſt als er ihm ein Stück Brod reicht, iſt dies verſchwendet, er hat es in einem Schluck weg, bleibt aber unwirſch. Er iſt wahrſcheinlich ſtolz, ſei es auf ſeine Wiſſenſchaft, weil er kunſtgerecht auf den Mann dreſſirt iſt, oder auf ſeine Abkunft, denn er ſtammt mütterlicherſeits von edler Raſſe. Mitten in der ſternloſen Nacht, in der Kameradſchaft mit dem einen Hunde, geht dem Kühbuben eine glorreiche Zukunft auf. Er hat gehört, daß der Dominik einſt auch als Kühbub auf den Hof gekommen war und der war jetzt Oberknecht und der nächſte beim Bauer und bekam morgen eine Denkmünze. Solches kann ihm einſtmals auch werden. Der zukünftige Oberknecht erlabt ſich beſonders an dem Gedanken, wie er dann ſeine Untergebenen ſtrenge halten wolle, die mußten ihm auf den Pfiff gehorchen. Das iſt eine Ausſicht, die leicht wach hält. Bei der trüben Stalllaterne betrachtet der Kühbub die doppelgehäuſige Taſchenuhr des Oberknechts und gedenkt der Zeit, wo er einſt eine ſolche zu eigen haben werde; ja er wagt es ſogar, die Pfeife des Dominik in den Mund zu nehmen und kalt daraus zu rauchen. Und mitten in der Nacht ſteigt in dem barhauptigen Kühbuben ein großer Gedanke auf. Ein reicher Bauernſohn zu ſein, das wäre doch noch beſſer als ſich zum Oberknecht aufzuſchwingen; da hat man nichts zu thun als gehörig zu wachſen, und wenn man groß geworden, hat man Haus und Vieh und Aecker von ſelbſt. Warum haben's die Einen ſo leicht und die Anderen ſo ſchwer? . . . Das iſt ein Räthſel, das der Kühbub noch nicht gelöst hat, als er den Dominik weckt, und nur das Eine hat er davon erobert, er läßt ſich das rauhe Weſen des Oberknechtes leichter gefallen, denn er lacht ihn innerlich aus, er iſt ja doch kein Bauernſohn und hat noch einen über ſich.

Nächtige Rückerinnerung.

Noch als das Licht gelöſcht war, hatte der Bauer ſeiner Frau geſagt, daß er auch hoffe, morgen für das Ameile einen rechten Bräutigam aufzubringen, die Frau hatte nichts geantwortet, denn ſie betete ſtill für ſich und in ihr Gebet ſchloß ſie einen Namen ein, den ſie ſchon ſeit bald einem Jahre nicht vor ihrem Manne nennen durfte, es war Alban, ſeit dem Tode des Schmalzgrafen ihr älteſter Sohn . . .

In dem Hauſe, wo überall nichts als Fülle und vielgeprieſener Wohlſtand ſich kundgab, wachte in ſtiller Nacht die Mutter und klagte um ihren Sohn, der in der Fremde als Knecht dient. Sie brach bald ab und wollte einſchlafen, denn ſie hatte auch eine wunderbare Macht über ihre Gedanken und konnte ſich zwingen, Störendes und Unruhvolles zu verbannen. Wie zu läſtigen Bettlern konnte ſie jetzt zu Erinnerungen, die mit klagender Stimme an ſie herantraten, barſch und doch wieder wohlwollend ſagen: kann euch heute nicht brauchen, kommet morgen wieder, oder ein andermal — und ſie gingen. Heute aber verſchlug das nicht . . .

Das eigene Leben der Bäuerin durfte raſch an ihr vorüberziehen. Ohne Neigung, aber auch ohne Widerſtreben hatte ſie als reiche Bauerntochter den gleichbegüterten Furchenbauer geheirathet. In den bald vierzig Jahren ihrer Ehe hatte ſie es nicht vergeſſen, daß ihr das herbe und ſchroffe Weſen ihres Mannes viel Herzeleid gemacht, aber ſie hatte ſich daran gewöhnt. Dennoch blieb ſie dem oberländiſchen Weſen noch vielfach fremd. Auf einem großen einſamen Bauernhofe aufgewachſen, kam ſie als Frau wieder in einen ſolchen, ſie kannte wenig von der Welt, aber hier war doch Alles anders; ſie ſtammte aus dem viel mildern geſchmeidigern Unterlande, hier oben war Alles wie mit der Holzaxt zugehauen. Daheim auf Siebenhöfen hatte ſie oft bei der Heuet im Thale die Flözer vom Schwarzwald auf dem Neckar mit einander ſchreien und fluchen hören, daß man meinte, ſie hätten die gräßlichſten Händel und würden beim Zuſammentreffen einander erwürgen und mit ihren Aexten das Hirn ſpalten, und am Ende war's nichts als ein tapferer Zuruf. So ſah ſie auch bald, daß viele Heftigkeiten in Haus und Hof nicht ſo bös gemeint waren, es gehörte eben zu der lauten „herrſcheligen" Art und Weiſe der Menſchen. So ſehr ſie aber dies erkannte, blieb ſie doch dieſem Leben fremd, ſie hatte noch immer die Sitten ihres väterlichen Hauſes im Sinne und wenn ſpäter ihre eigenen Kinder unbändig waren, ſagte ſie oft: „So ſind halt des Furchenbauern."

Dieſes ſtete Rückſchauen nach der Heimath, dieſes Preiſen derſelben als eines allezeit friedſamen ſtillen

Paradieſes, brachte in der erſten Zeit manches Zerwürfniß zwiſchen den Eheleuten, bis die Bäuerin endlich einſah, daß ihr Mann Recht hatte, wenn er ihr ſagte: „Du glaubſt, bei dir daheim hätten ſie alle Gutherzigkeit in Beſchlag genommen und des Schmalzgrafen hätten das Beſtthaupt kriegt. Wenn's drauf ankommt, wirſt ſchon ſehen, daß wir auch ein Herz im Leib haben, grad ſo gut wie ihr.“

Und das war in der That der Fall.

Der Furchenbauer war offenbar ein rechter Mann, karg an Worten, aber arbeitſam von früh bis ſpät, pünktlich und auf Ehre haltend; er ließ ſeine Frau in ihrem Bereich gewähren, er wußte was ſich für einen großen Bauernhof und für die Tochter des Schmalzgrafen ſchickte. In ſolchen Verhältniſſen hat man überhaupt nicht lange mit Gemüthsangelegenheiten zu thun, der Tag hat ſeine hundertfältigen Pflichten; in einem ſolchen großen Anweſen gilt es überall zur Stelle zu ſein, anzuordnen und ſelbſt Hand anzulegen, und das ruhige Gefühl, Alles gehörig im Stand zu halten, und dazu noch ein gewiſſer Stolz der Herrſchaft und des Beſitzes füllt Alles aus.

Die beiden Eheleute lebten in Frieden und hielten einander in Ehren.

Es mag hart klingen, aber es iſt doch wahr und erweist ſich bei näherer Betrachtung auch milder: bei den Bauern, beſonders aber bei den Großbauern, iſt die Ehe vielfach nur ein Vertragsverhältniß in der ausgedehnteſten Bedeutung des Wortes. Erkennen die Eheleute, daß die Verſchiedenartigkeit ihrer Naturen ſich nicht zur Einigkeit verſchmelzen läßt, ſo tritt ein gegenſeitiges ſelbſtändiges Gewährenlaſſen ein. Hier wo die Hausfrau gleichmäßig mit dem Manne für den Beſitzſtand zu arbeiten hat, erfüllt ein Jedes den Kreis ſeiner Pflicht ohne weitere Anforderung. Die Arbeit für Erhaltung und Vermehrung des Beſitzthums iſt die Weſenheit des Lebens, dem die Heilighaltung des geſchloſſenen Bundes noch eine gewiſſe Weihe ertheilt, und kommen Kinder, ſo erblüht die Verträglichkeit auch wiederum oft zur Liebe.

Offene Zerwürfniſſe oder gar Trennungen aus Mangel an Liebe kommen darum im Leben der Großbauern faſt nie vor.

Nur ſelten, zu einem Jahrmarkt, zu einer Gevatterſchaft oder Hochzeit verließ man den Hof, und die Bäuerin hörte überall mit Befriedigung, wie hochgeprieſen ſie und ihr Mann waren und wie ſie als eine Zierde der ganzen Gegend galten, ſo daß es immer hieß: ſolche Bauersleute ſeien ſchon lange nicht in der Gegend geweſen. Die Bäuerin hörte ſolchen Lobpreis immer mit ruhigem Behagen an, ſie hatte ſich von ihrem Mann angewöhnt, auch kein übrig Wort zu reden. Nie kam es ihr in den Sinn, von ihrem Reichthum einen andern Genuß haben zu wollen als den, ihn zu erhalten und zu vermehren und wie ſich's gebührt, den armen Leuten der Gegend ihre Gaben zukommen zu laſſen. Die ſchwere Kriegszeit, die in den Anfang ihrer Ehe fiel, verſchonte auch den Furchenhof nicht, ja ſie brachte Noth und Gefahr. Gegen eine Einquartirung, die ſich unziemlich gegen die ſchöne

Bäuerin benahm, fuhr Chriſtoph mit der ganzen Heftigkeit ſeines Weſens auf und nur ein Zufall rettete ihn vom Todtſchlage. Damals fühlte die Bäuerin recht deutlich, welch ein Mann der Furchenbauer war und in dem Gedanken, daß ſie ihn hätte verlieren können, wie lieb ſie ihn hatte. Nur das Einemal ſagten dies die Eheleute einander und ſonſt nie.

Der Furchenbauer lebte ganz für ſich, er ſchloß ſich an Niemand an, er hatte keinen Freund, keinen Vertrauten; mit ſeiner Schweſter und ſeinem einzigen Schwager, dem Gipsmüller, lebte er in oberflächlicher Beziehung, die ſich nachmals durch einen Streit in gegenſeitiges einander Vergeſſen verwandelte; nicht einmal mit ſeiner Frau beredete er was er vorhatte, er war eine einſame Natur, ohne Anhänglichkeit und ohne Abhängigkeit, man kann faſt ſagen: er ſelber war ein geſchloſſenes Gut.

Es kamen mehr Kinder als ſonſt in einem ſolchen Bauernhofe gewöhnlich iſt. Der Bauer war oft unwirſch; wenn er aber den Neugeborenen auf den Armen hielt, war er ſeltſam weich und liebevoll. Vier Kinder lagen auf dem eine Stunde weit entfernten Kirchhofe, drei Söhne und Ameile waren geblieben, der Alban war nach dem Schmalzgrafen der älteſte, Vinzenz der jüngſte. Da wurde abermals ein Sohn geboren, und als zwei Tage darauf Vinzenz mit dem Vater vom Kornmarkt heimfuhr, ſagte der kecke Burſche:

„Vater es iſt ein' Schand und Spott und Ihr ſolltet Euch auch ſchämen wie ich, daß ich noch ein kleines Brüderchen bekommen hab'.“ Der Furchenbauer ward über dieſe Rede ſo wild, daß er ihn niederwarf und ihm mit dem Peitſchenſtiel ſo in's Geſicht hieb, daß er ihm ein Aug' ausſchlug.

Das war ein Jammer, als der Vater mit dem einäugigen Sohn heimkam und in derſelben Stunde war das kleine Brüderchen geſtorben, dem die Wehmutter noch die Nothtaufe gab.

Es war nun ein ſeltſam zerſtörtes Leben auf dem Furchenhofe. Der alte Bauer lebte in Unfrieden mit ſich und mit der Welt, er ſchlug die Augen nieder wenn er den Vinzenz ſah, den er ſo jämmerlich verletzt hatte und verhätſchelte ihn auf allerlei Weiſe. Der Vinzenz zeigte jetzt ein herriſches und tückiſches Weſen und lebte in ſtetem Hader mit ſeinem ältern Bruder Alban, der bis jetzt, ſo weit es ging, der natürliche Herrſcher des Hauſes geweſen war. Denn Alban war zu Allem auſtellig und allezeit aufgeweckt und wußte beſonders gut mit den neuen Pflügen, Häckſelſchneide- und Säemaſchinen umzugehen, die der Furchenbauer angeſchafft hatte, da er den Ruhm eines aufgeklärten Landwirthes beſitzen und es gern ſo weit es ſeinem Vortheil entſprach, den ſtudirten und adeligen Gutsbeſitzern der Gegend gleichthun wollte. Jetzt ſchien Alles auseinanderzufahren, Niemand war mehr recht bei der Arbeit; aber ein feſtgefugtes Anweſen hat ſo viel innere Stetigkeit, daß es auch ohne beſondere Leitung noch eine Weile ſeinen geregelten Gang fortgeht; und dazu kam noch, daß Dominik ſich jetzt in ſeiner ganzen Verſtändigkeit und Treue zeigte: er ließ die drin im Hauſe zanken und ſchelten und ſorgte unermüdlich dafür, daß

Alles in Feld und Stall und Scheunen gehörig vollführt wurde. Der Furchenbauer fand endlich einen glücklichen Ausweg. Alban hatte ſchon oft gewünſcht, in eine Ackerbauſchule einzutreten, jetzt ward ihm das gewährt. Kam dieſe Gewährung auch für Alban etwas zu ſpät, er ließ ſich doch auf Zureden der Mutter, der Schweſter und des Dominik zu deren Annahme bewegen, und nach ſeinem Weggang ſchien auch wieder Friede und Ruhe im Hauſe zu herrſchen. Nur ſah man den Furchenbauer oft heimlich knirſchen, der Vinzenz ſchien ihn allerwege zu quälen und ſeine Befehle zu verhöhnen, und ſo reichlich er ihm auch gegen ſeine Gewohnheit Taſchengeld gab, er war damit nie zufrieden und man mußte bald da bald dort Schulden für ihn bezahlen und allerlei böſe Streiche vertuſchen. Vinzenz hatte es Niemand geſagt, wie er um ſein Auge gekommen war, die Drohung damit gegen den Vater ward eine ergiebige Quelle für allerlei Gewährung. Endlich ſchien auch dies ſich beizulegen, Vinzenz wurde arbeitſamer und häuslicher und der Furchenbauer eröffnete ſeiner Frau, daß er ſich entſchloſſen habe, dem Vinzenz einſtmalen das Gut zu übergeben, der Alban ſei ein aufgeweckter Burſche, der ſich leicht durch die Welt bringen und eine reiche Lehnbeſitzerin erobern könne; denn die meiſten großen Bauerngüter waren oder heißen noch Lehen. Die Mutter hatte nichts dagegen einzuwenden, in ihrer Heimath war es ohnedies Sitte, daß nicht der Aelteſte ſondern der Jüngſtgeborne das väterliche Erbe erhielt und den anderen Geſchwiſtern eine nothdürftige Abfindung ausbezahlte. Sie ahnte wohl, daß dieſe

Neuerung hier zu Lande und beſonders bei Alban nicht ſo glatt abginge, aber ſie beſchwichtigte ihre Sorge, ja ſie freute ſich vollauf der nun wieder herrſchenden Eintracht; ſie war eine kluge und behagliche Frau, die die Freude des heutigen Tages nicht mit Kummer um kommende Zeiten verſcheuchte.

Der Völkerfrühling und ein flammendes Jünglingsherz.

Zu Lichtmeß 1848 kehrte Alban wieder auf den väterlichen Hof zurück. Die Mutter hatte ihre Freude an dem ſchönen Burſchen und betrachtete ihn oft, als wär' er ein Fremder. Die braunen Haare, die nur am ovalen Hinterkopfe ganz glatt geſchoren waren, trug er auf dem breiten Oberhaupte geſcheitelt. Wie leuchtete die weiße Stirne, doppelt hell über dem ſonnverbrannten Antlitze mit dem braunen Schnurr- und Knebelbarte, wie glänzten die braunen Augen, die er ſo hoch aufſchlug, daß man unter den tief hereinſtehenden Brauen gar kein Augenlid ſah. Er trug ein nach vorn geöffnetes kurzes graues Burgunderhemd, die ſogenannte Blouſe, und alle ſeine Bewegungen, jeder Schritt, jede Stellung und Wendung war allezeit geſchloſſen und mit geſammelter Kraft, Alles machte den Eindruck der Friſche und ſtraffen Jugendlichkeit. Die Mutter hatte nicht allein ihre Freude an dem ſchönen Sohne, wer auf den Hof kam, konnte ſein nicht Rühmens genug finden und die ganze Gegend war ſtolz auf ihn. Die Mutter hatte es vollkommen getroffen, wenn ſie nach dem landesüblichen Ausdruck ſagte: „Mein Alban iſt ein waidlicher Burſch,“ denn mit waidlich bezeichnet man das Hurtige wie das Jugendfriſche.

Begriff und Wort Jüngling ſterben jetzt allmälig faſt aus: Alban war noch ein Jüngling in der friſchen Bedeutung des Wortes, kindlich hingebend und hell aufflammend. Er war in dem Jahre ſeiner Abweſenheit faſt jünger geworden. Er hatte ein freies Behaben aus der Fremde mitgebracht, das aber heimathlich anmuthete. Er hatte fremde Gedanken mitgebracht wie auch fremde Lieder, die man ihm bald auf dem Hofe nachſang, aber zum Ruhme ſeiner Lehrer wie ſeines eignen Naturells muß geſagt werden: er hatte ſich in keinerlei Weiſe der Heimath entfremdet, ſein Weſen hatte nur etwas Sonntägliches und das paßte ganz zu dem neuen glorreichen Sonntag, der jetzt über der Welt aufgegangen war. Einſtimmig wurde Alban zum Leitmann gewählt, als man, von dem noch jetzt unerklärten Franzoſenlärm geſchreckt, ſich vorerſt mit geſtreckten Senſen bewaffnete. Auch Dominik war mit unter den Bewaffneten, der Furchenbauer hatte ihm ausdrücklich die Erlaubniß gegeben.

Wie oft ſtand die Mutter mit Ameile hinter dem „Käppele“ und ſchaute nach dem Thal, wo ihr Sohn wie ein Feldherr regierte, oder ſie ging gegen ihre Gewohnheit am Werktage nach dem Thal, um in der Nähe zu ſehen wie ihr Sohn commandirte, und mit Hülfe des Dominik und des Nagelſchmieds, eines ehemaligen Soldaten, der als Häusler und Taglöhner auf dem Hellberge wohnte, militäriſche Ordnung einübte. Wenn er dann mit der ſchwarzrothgoldenen Schärpe angethan mit ihr nach Hauſe ging, ſagte ſie ihm oft: „Du könnteſt Offizier ſein,“ und dann erzählte er ihr von der Schweiz, wohin er mit dem Lehrer und den Genoſſen eine landwirthſchaftliche Reiſe gemacht hatte und wo die reichen Bauernſöhne Offiziere ſeien, das ganze Jahr nach Pflicht arbeiteten und nur zu den alljährlichen Uebungen einrückten. Die gute Frau ließ oft der freudige Gedanke nicht ſchlfaen, daß ihr Alban Offizier ſei.

Der Furchenbauer ſah die Erwählung ſeines Alban doppelt gern und zog daraus manchen troſtreichen Gedanken, den er aber in ſich verſchließen mußte.

Schon die Erwägungen, die bei der Wahl der Führer in Dörfern und Städten zu Tage kamen, zeigten eine gewiſſe Unentſchiedenheit der Gemüther, die ſich bald im großen Ganzen kenntlich und verderblich darſtellte. Es herrſchte die allgemeine Stimmung, daß der Nagelſchmied als ehemaliger Soldat und redlicher geſcheiter Mann Führer ſein ſollte; man ſah das wohl ein, aber man wollte doch auch wieder einen Mann von Anſehen, der auch Bedeutung hatte. Die Parteien vereinigten ſich zuletzt und um Allem gerecht zu ſein, wählte man keinen Hofbauern, ſondern den Sohn eines ſolchen und Alban war nach Stellung und Perſönlichkeit dazu am geeignetſten.

Auf dem Hofe ſtanden Knechte und Mägde oft bei einander und der Hauptgegenſtand ihres Geſpräches war der Alban, wie der ſo gut und zutraulich gegen Jedermann ſei und ſelbſt der Kühbub wußte Lobendes von ihm zu erzählen, Alban hatte ihm verſprochen, daß er

Trommler werden ſolle und er übte ſich einſtweilen mit zwei Stücken auf dem Melkkübel. In die Dienſtleute ſchien ein unruhiger Geiſt gefahren: unverſehens ſtanden Mehrere bei einander und plauderten von allerlei Abenteuerlichem, von einer ganz neuen Welt, die jetzt anfange. Auf der erſten Volksverſammlung, die man erlebte und die in Wellendingen gehalten ward, hatte ein Advokat öffentlich ausgerufen: „Die ganze alte Welt wird jetzt auf den Abbruch verſteigert.“ Dies Wort wurde von einſamenn Wanderern über Berg und Thal getragen, man glaubte daran wie an einen Bibeltext und manche Predigt wurde darüber gehalten. Der Furchenbauer zankte oft über dieſe „Ständerlinge;“ aber behutſam, dieſe Unruhe, die in alle Menſchen gefahren war, däuchte ihm nicht geheuer. Es war ihm nur lieb, daß ſein Sohn Anführer war, das ſchützte ihn gegen das Räubervolk, denn als ſolches betrachtete er jetzt alle Nichtbeſitzenden, die ſich in der That jetzt die keckſten Waldfrevel ungeahndet erlaubten und kein Förſter hatte Muth gegen ſie. Dem Alban folgten die Dienſtleute auf einen Augenwink und mit dem größten Eifer. Ohne beſondere offizielle Erklärung wurde der Thronfolger Alban jetzt Mitregent und der Dominik, der zum Oberknecht ernannt war, erſter Miniſter. Der Furchenbauer mußte bekennen, daß Alles gut von ſtatten ging, wenn ihm gleich die vielen freundlichen Anſprachen an Dienſtleute und Taglöhner nicht gefielen; aber es war jetzt eine neue Welt. Hätte Alban jetzt das väterliche Gut von ihm verlangt, er hätte es ihm geben müſſen, trotzdem er dem Vinzenz mit Handſchlag verſprochen, ihn einzuſetzen und darauf mit ihm das Abendmahl genommen hatte. Alban dachte an nichts weniger als an derlei Dinge. Er fühlte wohl, daß ſein einäugiger Bruder, der nicht gleich ihm in der Fremde geweſen war, ſich bedrückt fühlen und neidiſch gegen ihn ſein mußte; er behandelte ihn daher trotz ſeines unwirſchen Gebarens mit zuvorkommender Liebe und wo er nur konnte, ſtellte er ihn voran und ließ ihn Befehle ertheilen. Vinzenz ließ ſich das gefallen, er verſchloß in ſich hinein die Gedanken und Plane, daß wieder andere Zeiten kommen werden, wo der Alban froh ſein werde, wenn er ihn als Verwalter oder Knecht zu ſich nehme. In der Kammer, wo die beiden Brüder ſchliefen, herrſchte Friede und Eintracht. Vinzenz ſprach wenig, deſto mehr aber Alban und wenn der Vater nach ſeiner Gewohnheit, von der er nicht laſſen konnte, manchmal an der Thür horchte, ging er kopfſchüttelnd weg. Der Alban offenbarte allezeit ein ſo grundklares lauteres Gemüth und war dabei ſo geſchickt und welterfahren, daß es ihm manchmal leid that, ihn nicht in das Gut einſetzen zu können; der würde einen Hof hinſtellen, wie landauf und landab keiner zu ſehen war. Er tröſtete ſich aber wieder damit, dem Alban könne es nicht fehlen, ſich eine reiche Lehnbeſitzerin zu holen, die fürnehmſte, die er wolle; der Vinzenz aber war vom Vater verſtümmelt und konnte ſich ohnedieß nicht ſelber helfen.

Jenes wonnige Beben, das damals die gedrückten Herzen in ganz Europa durchzitterte, jene freudige Ahnung, daß die Zeit der Noth und der Ehrloſigkeit vorüber ſei, machte ſich damals auf dem Furchenhofe und in der Umgegend in eigenthümlicher Weiſe geltend. In Wald und Feld, mit Axt und Pflug in der Hand, ſchaute Jegliches oft plötzlich aus, als müßte ein Wunder kommen, ein neues Erlöſungswerk, das auf einmal Alles richte und ſchlichte.

Es war die Zeit der Zeichen und Wunder, alle Sehnſucht und alle Verheißung, die mehr oder minder klar in den Gemüthern ruhte, ſollte ihre Erfüllung finden; die Erlöſung war da für die hochſtrebenden, die ganze Menſchheitentwicklung erfaſſenden Geiſter, wie auch für diejenigen, die in beſchränkte Geſichtskreiſe eingeſchloſſen waren.

Die Hoffnung, daß eine Zeit gekommen ſei, in der man ſeines Schweißes froh werde, bildete ſich oft abenteuerlich aus. Oft wenn Einer in verborgener Thalſchlucht oder tief im Walde arbeiten mußte, überkam es ihn plötzlich wie ein jäher Schreck, daß er jetzt den Triumphzug verſäume, der die Heerſtraße dahinzieht und Alles glückſelig macht. Die Taglöhner ſprachen oft wild durcheinander wegen Vertheilung der Allmend und des Gemeindewaldes, wegen Erhöhung des Tagelohnes und Kürzung der Arbeitszeit, und mancher lang verwundene und halb vergeſſene Schmerz kam an den Tag. Alban ſprach da und dort mit beredtem Munde und hatte einen hülfreichen Beiſtand an dem verſtändigen Nagelſchmied, der mit ſeiner Tochter Vreni auf dem Furchenhof als Taglöhner arbeitete. Der Nagelſchmied hieß nur noch ſo, aber er war es nicht mehr. Noch vor wenigen Jahren hatte er im Sommer als

Taglöhner auf den benachbarten Höfen gearbeitet und im Winter Nägel geſchmiedet, wobei ihm ſeine Frau und ſeine Goldfuchſen, wie er ſeine Kinder mit röthlichbraunem Haare nannte, halfen, und beſonders die zweitälteſte Tochter Vreni zeigte eine große Kunſtfertigkeit. Durch ein Verbot der Regierung wurde ihm dieß Gewerbe unterſagt, weil es nach dem Buchſtaben des Geſetzes nicht unter die freien Gewerbe gehörte. Vreni hatte das Strohflechten erlernt, und ſo oft ſie zur Feldarbeit ging oder von derſelben heimkehrte, ſah man ſie mit grobem Geflechte beſchäftigt; zu dem feineren waren ihre Hände durch die Feldarbeit und die frühere Thätigkeit in der Werkſtätte ungeſchickt geworden.

Jetzt hoffte der Nagelſchmied wieder ſein Gewerbe aufnehmen zu dürfen, und Alban verſprach, ihm zur Anſchaffung des Handwerkszeuges, das er in der Noth verkauft hatte, behülflich zu ſein.

Auf dem Furchenhofe wurde allzeit mit doppelter Lebhaftigkeit und unter Lachen und Singen gearbeitet, Jeder war luſtig ohne zu wiſſen warum und ohne weiter darnach zu fragen. Im Frühling, wo gerade die härteſte Nothzeit iſt, da die Wintervorräthe aufgebraucht ſind, vertheilte Alban freiwillig Korn als Vorſchuß unter die Taglöhner und der alte Furchenbauer mußte ihm trotz der Widerrede Recht geben; denn andere Großbauern wurden zu Dem gezwungen, was er freiwillig gethan hatte und wofür er nun Dank erhielt.

Alban und der Vater ritten einſt zu der großen Verſammlung in Wellendingen, die der Candidat für die Stelle eines Reichstags-Abgeordneten anberaumt hatte. Alban war auf dem Heimweg ganz erfüllt von den feurigen Worten, die er vernommen, er hatte zum Erſtenmal unter freiem Himmel befreiende Worte gehört und mit eingeſtimmt in den tauſendſtimmigen Jubel. Als er auf dem Heimweg ſein Herz gegen den Vater ausſchüttete und endlich ſagte: er müſſe dem Volksmann ſeine Stimme geben, ſagte der Vater:

„Ja, das thu' ich auch. Man muß jetzt mitthun.“

„Und ich mit,“ rief Alban.

„Ja ſo,“ fuhr der Vater fort, „du ſtimmſt ja auch? Das hab' ich faſt vergeſſen. Freilich es iſt ja jetzt Alles gleich, Vater und Kind und wer was hat und wer nichts hat; es iſt All eins. Ich bin froh, daß ich tief in den Sechzig bin, das iſt kein' Welt für mich; die Bettelleut dürfen nicht mitreden, der Nagelſchmied darf nicht mitſtimmen wie ich.“

Alban ſchwieg, er traute ſich's nicht zu, ſeinen Vater zu anderer Ueberzeugung zu bringen; auch war er an die natürliche und altherkömmliche Oberherrlichkeit des Vaters gewöhnt und wagte es nicht ihm geradezu zu widerſprechen.

Man würde indeß dem Furchenbauer ſchwer Unrecht thun, wenn man einen gewiſſen Freimuth desſelben in Zweifel zöge.

Der Bauer auf Einzechten — wie man die weit auseinanderliegenden geſchloſſenen Güter nennt — iſt ein ganz anderer, als der in den Dörfern lebt. Die Alles in ihr Netz ſpannende neue Regierungskunſt, oder vielmehr Polizeikunſt hat nur eine loſe Verknüpfung mit ſolchen einſamen Höfen und nur ſelten betritt ein

Diener der Obrigkeit die oft einen großen Theil des Jahres unwegſamen Pfade, welche dahin führen. Dadurch bildet ſich in dem Hofbauer die eine Seite des freiſtaatlichen Lebens: das Gefühl der Unabhängigkeit und deſſen eiferſüchtige Wahrung mächtig aus. Die Markſcheide, wo die Unabhängigkeit zu Eigenſucht wird, tritt nur ſelten zu Tage. Hat die Büreaukratie aus den Bürgern in Städten und zuſammenhängenden Dörfern jeden Gemeinſinn, jede Selbſtthätigkeit für's Allgemeine allmälig gründlich ausgetrieben, ſo iſt der einſame Bauer draußen oft gar nie dazu gekommen.

Unſer Furchenbauer galt von jeher als ein Liberaler und er war dieß auch nach dem bisher gewohnten Begriff. So oft er mit den Beamten in Berührung trat, war er ſtolz und zäh. Wenn er auf's Amt kam, ſagte ſein Gang, ſeine Miene: „Was ſeid denn ihr Schreiber gegen mich? Ich bin der Furchenbauer," und nur Einmal vertraute er in ſonſt nie vorgekommener Offenherzigkeit dem Hirzenbauer von Nellingen einen Geheimgedanken mit den Worten: „Die Beamten haben doch weit mehr Reſpekt vor Einem, der kein unterthäniger Jamenſch iſt, wenn ſie ihn auch nicht leiden mögen." Dazu kam, daß trotz ſeines Stolzes ihm die Vertraulichkeit der angeſehenen Männer aus der organiſirten liberalen Partei wohlthat; er duzte ſich mit mehreren Advokaten und ſogar mit dem ausgetretenen Geheimrath, der trotz ſeines Liberalismus doch beharrlich Geheimrath betitelt wurde. Der Furchenbauer hörte ſich gern als freien Mann rühmen, der nach Niemand was zu fragen habe, er ſprach bei den Wahlverſammlungen nie öffentlich und kaum mit einem Nachbar, aber bei der Abſtimmung war er feſt und ſicher.

Jetzt war eine andere Zeit gekommen. Freilich war es ſchön, daß zwei von den Duzbrüdern des Furchenbauern jetzt Miniſter waren. Damit ſollte aber auch die Welt zufrieden ſein, und unerträglich war's, daß jetzt Jeder die Keckheit hatte, auch ein Liberaler ſein zu wollen; das iſt doch etwas, was nur Leuten zuſteht, die nach Niemand was zu fragen haben, wie kommt ſo ein Häusler dazu? Und himmelſchreiend war's, daß jetzt auch ein Kind, das noch keinen Kreuzer eigen Vermögen beſaß, mitſtimmen durfte wie der Vater.

Dieſe Wahrnehmungen machten den Furchenbauer oft unwirſch, aber er verſchloß ſeinen Widerſtreit in ſich. Nur Einmal gab er ihn kund, indem er Alban befahl, und als dies nichts half, ihn ſogar bat, von ſeinem Stimmrechte keinen Gebrauch zu machen; aber Alban ließ ſich das nicht nehmen, er hatte von der Volksverſammlung das Schlagwort mitgebracht: „Wehrpflicht, Wahlrecht;“ und was er einmal in ſeinem Herzen aufgenommen, ließ er nicht mehr los. Alban war bei der Volkswehr und ein Jubeltag war es für ihn, als er zum Erſtenmal im Leben ſeine Stimme abgab. Vinzenz hatte dem Vater willfahrt und darauf verzichtet.

Freies Gut, freies Brod, und ein Blitz vom Himmel.

Im Laufe des Sommers kam ein Ereigniß, das auch den alten Furchenbauer plötzlich für die neue Zeit gewann. Der Furchenhof war noch von Altersher ein ſogenanntes Erblehen, auf dem mancherlei Laſten und Abgaben ruhten; jetzt durften dieſe alleſammt abgelöst werden. Der Hof, den man nahezu auf hunderttauſend Gulden ſchätzen durfte, wurde durch die Ausbezahlung von ſechstauſend Gulden freies Eigenthum, an dem Niemand mehr irgend einen Rechtstitel hatte. In baarem Geld brachte der Furchenbauer die Summe auf das Kameralamt und kam doppelt glückſelig und freudeſtrahlend wieder, denn er hatte in der Stadt gehört, daß fortan auch die adeligen Gutsherren unter dem Schultheiß ſtehen wie jeder Andere.

„Jetzt bin ich ſo viel wie ein Baron und ich ſchaff' mir jetzt für unſer Käppele eine Glock' an, ich darf's jetzt ſo gut wie ein Baron; ich brauch' Niemand darum anfragen,“ ſagte der Furchenbauer zu ſeiner Frau und ſeinen Kindern und ſtrich ſich behaglich mit der breiten Hand über die rothe Bruſtweſte. Er ging lächelnd und behend durch Ställe und Scheunen, auf die Felder und in den Wald und betrachtete Alles neu, als grüßte er's erſt jetzt als ſein rechtes Eigenthum. Vinzenz zuckte mit dem einen Auge als der Vater am Abend zu ihm und Alban ſagte:

„Ihr Buben kriegt's beſſer als wir's gehabt haben, ihr ſeid Freiherren.“

„Ja, und jetzt darf man mit dem Hof ſchalten und walten wie man will,“ ſetzte Vinzenz hinzu.

„Vor der Hand bleib' Ich noch ein' Zeitlang Freiherr, Punktum,“ ſchloß der Vater und keiner der Söhne wagte mehr ein Wort zu reden; ſie mußten es ſchon als eine Gnade anſehen, daß der Vater ſo viel mit ihnen geſprochen hatte.

„Der Profeſſor auf der Volksverſammlung hat Recht gehabt,“ ſagte Alban halb für ſich, „es darf keine Grundherren mehr geben, nur noch einen Himmelsherrn.“

Der alte Furchenbauer antwortete nichts hierauf.

So lange ſchon dieſer Boden die nährende Frucht hervorbringt und von Geſchlecht zu Geſchlecht ſättigt, wurde die Sichel gewiß noch nie freudiger gehandhabt als in dieſem Jahre, und der erſte Garbenwagen, den Dominik vierſpännig in den Hof einführte, war bekränzt und ihm nach jauchzten Schnitter und Schnitterinnen. Alban hätte gern den erſten Garbenwagen unter dem Geſang aller Arbeitenden in den Hof geleitet, aber das ging jetzt in der hohen Ernte nicht an. Wenn auch das Wetter ſtändig ſchien, durfte man doch keine Minute Zeit verlieren; denn nur was man glücklich unter Dach oder in Feime und Stadel hat, darf man erſt recht ſein Eigen nennen. Der Vater hätte es nicht geduldet, daß man Zeit damit verlor, einen Kranz zu winden, und darum war es klug von Vreni, daß ſie einen fertigen Kranz mitgebracht hatte.

Der alte Furchenbauer ſah ſcheel dazu, aber er ſagte nichts, als Alban an einem Nagel des Scheunenthores ein Papier aufhängte, die Garben beim Abladen zählen ließ und die Summe auf das Papier verzeichnete; er wollte dem Alban den unſchuldigen Stolz gönnen, die neue Art zu zeigen, die alles Erträgniß buchte.

Noch war der eine Wagen nicht abgeladen als ſchon ein anderer vor der Scheune hielt und ſo ging es fort bis zum Abend; Menſch und Thier war in raſtloſer Thätigkeit und vor Allem ſchien ſich die Kraft und Behendigkeit Albans zu vervielfältigen. Er war überall.

Die Sonne war ſchon hinabgeſunken und nur noch leichte rothe Wolkenſtreifen ſtanden ruhig über den blauen Waldbergen und kündigten für morgen einen gleichen geſegneten Tag, als man für heute den letzten Garbenwagen einführte, und hinter ihm ſangen Schnitter und Schnitterinnen helle Lieder und die Lerchen über den Feldern erhoben ſich nochmals zum letzten Abendſang. Alban ging unter den Taglöhnern und ſang mit, ſeine Stimme tönte rein und hell; er hatte auf der Ackerbauſchule nach Noten ſingen gelernt, war aber den Weiſen ſeiner Heimath in nichts fremd geworden, er ſtimmte mit doppelter Luſt ein in den Geſang, der von Natur ſich vierſtimmig ſetzte. Seine Stimme und die Vreni's begannen ſtets.

Jeder der Vreni ſah mußte geſtehen, daß ſie eine friſche und anmuthende Erſcheinung war, wenn Mancher auch die Zartheit ihrer Geſichtsfarbe auf Rechnung ihres braunen röthlich glänzenden Haares ſchrieb, das ihr wie allen Kindern des Nagelſchmieds die Bezeichnung der Goldfuchſen gegeben. Niemand aber erſah Vreni ſo ſchön als Alban. Wenn er ſeinen Blick auf ſie richtete, erglühte ihre Stirne, ſie ſenkte das Auge in Demuth, aber aus ihrem ganzen Angeſicht leuchtete es wie eine Strahlenglorie. Jetzt beim Singen hielt ſie zum Erſtenmal ſeinen Blick unverwandt mit offenem

Auge aus, aber Alban wendete ſich plötzlich von ihr ab und ward ſtill. Sein Blick war feſt auf den Garbenwagen geheftet: der brachte das erſte Brod des wahrhaft freien Mannes und das Auge Albans leuchtete hell, denn er dachte der Männer, die dort in der alten Reichsſtadt die Ernte einthun, rathen und helfen, daß Freiheit und Wohlſtand allüberall ſei. Noch einmal jauchzte er hellauf als man in den Hof einfuhr.

Nach dem Abendeſſen ging es erſt recht luſtig her, denn es kam ein Mann, der mit dem Athem ſeines Mundes Alles tanzen und ſpringen machte. Auf dem Hellberge in der ehemaligen Nagelſchmiede wohnte das alte Müllerle, genannt „die Obedfüchti“ (Abendfeuchtigkeit) weil es in der Regel in der Dämmerungsſtunde vor den Bauernhäuſern erſchien und die Klarinette blies. Die Obedfüchti arbeitete nicht und ſorgte nicht und war doch allzeit luſtig und wohlauf. Vor Zeiten war das Müllerle ein Kamerad des Geigerlex geweſen und war auch ein Nachkomme jenes närriſchen Muſikanten, der am Felſen beim Hellberge ſein Leben vergeigte und wovon der Fels noch immer den Namen: des Geigerle's Lotterbett hat.

Auf dem Furchenhofe war die Obedfüchti bei Alt und Jung beliebt und ging nie leer aus.

„Die Obedfüchti! die Obedfüchti!“ ſchrie Alles, als man jetzt Klarinettenton vom Hofe hörte und trotz der Ermüdung von der Arbeit wurde noch in der Tenne getanzt.

Alban war auch hier der unermüdlichſte, aber obgleich ſeine hübſchen Baſen, die beiden Töchter des Gipsmüllers, auch dazu gekommen waren, tanzte er doch faſt ausſchließlich mit der Vreni, der Tochter des Nagelſchmieds. Vinzenz hinterbrachte dem Vater, daß Alban im Jubel der Vreni zugerufen habe, ſie müſſe Bäuerin auf dem Furchenhof werden. Der Vater hatte ſchon lange bemerkt, daß Alban mit der Vreni Etwas habe, er hatte nichts dagegen, daß ſein Sohn mit dem, wie er ſelbſt geſtehen mußte, „bildſaubern Mädle“ ſeine Luſtbarkeit trieb, das darf ein reicher Bauernſohn; aber was ſoll ein ſolches Geſchwätz?

Bevor Alban ſchlafen ging, rief ihn der Vater zu ſich und ſagte ihm:

„Ich will dir ein für allemal zu wiſſen thun: mach' mir mit der Vreni keinen ſo Spaß mehr.“

„Was hab' ich denn than?“

„Du haſt ihr geſagt, ſie muß Bäuerin auf dem Furchenhof werden. Das geht über den Spaß. Oder willſt's leugnen?“

„Nein, es kann ſein, daß ich's geſagt hab'.“

„Du haſt's geſagt. Punktum. Und ſo ein Spaß darf nicht mehr vorkommen.“

„Nein,“ ſchloß Alban und ging tiefathmend die Treppe hinauf. Hatte er bei der erſten Probe ſeine Liebe verleugnet? Bei aller innigen Hingebung, bei aller leicht beſchwingten Freudigkeit laſtete doch ein geheimer Druck auf dem Herzen Albans, der ſein ſcheinbar ſo entſchloſſenes und feſtes Weſen in ſtillen Stunden zaghaft und zweifleriſch machte. Nicht ſowohl das Hausweſen als die ganze ſtarre Art des Vaters war ihm bei der Heimkehr fremd und unerträglich. Der Lehrer in der Ackerbauſchule hatte ihm beim Abſchied an's Herz gelegt und die Mutter faſt mit denſelben Worten das Gleiche wiederholt, er möge in Liebe und Demuth die altgewohnte Weiſe des Vaters aufnehmen und ihm dankbar und erkenntlich ſein, auch wo ihm ſeine Art widerſtrebe. Wäre Alban in ruhigen Zeiten wieder in das elterliche Haus eingetreten, vielleicht wäre ihm das leichter gelungen, aber auch jetzt wollte er vor Allem ein gehorſamer und ehrerbietiger Sohn ſein. Er ſagte ſich nun, daß die Vreni alles für Scherz nehmen müſſe und es war ja auch nicht mehr, und der Vater hatte Recht: ſolch ein Verhältniß taugte nicht für ihn, er mußte einſt eine Frau haben, von deren Vermögen er bei Uebernahme des Hofes die Geſchwiſter auszahlen konnte. Dennoch war Alban am andern Tage unluſtig zur Arbeit und erbat ſich vom Vater die Erlaubniß, nach Wellendingen zu einer Volksverſammlung zu gehen, auf der eines Bauern Sohn, der Lorenz von Röthhauſen, genannt Lenz die rothe Weſte, oder auch die geſtreckte Senſe, durch ſeine kernigen und ſchlagfertigen Worte Alles entzündete.

Widerwillige und ungläubige Hörer würde man heut zu Tage finden, wenn man die Reden und Schickſale dieſes Bauernjünglings erzählen wollte; der Hauch der Zeit hatte ihn mit einem Prophetengeiſt angeweht, wie uns ein Gleiches nur von alten Zeiten berichtet wird und er beſiegelte ſeine Sendung mit dem Märtyrertode. Damals riß er alle Herzen in unwiderſtehlicher Gewalt fort. Alban fühlte bei den Reden des Lenz alles Blut in ſeine Wangen treten und oftmals ergriff es ihn, als würde er von einem Sturm davon getragen, er wollte auch hinauf auf die blumenbekränzte Rednerbühne, er mußte — aber er bezwang ſich doch und vor Allem im Gedanken an ſeinen Vater. Der Lenz mußte in anderen Verhältniſſen ſtehen, der Furchenbauer hätte es ſeinem Sohne nie verziehen, wenn er es gewagt hätte, vor aller Welt hinzutreten und ſich geltend zu machen; er ſagte es oft: die Jungen müſſen ſchweigen und zuwarten in Dingen, in denen nur die Alten mitreden dürfen. Mitten im Sturm ſeiner Gefühle beugte ſich Alban der gewohnten väterlichen Gewalt, er ſchluckte die Worte hinab, die er auf der Zunge hatte.

Es ſchien faſt nicht möglich, daß Alban noch mächtiger ergriffen werden könnte als von der Rede des Lenz von Röthhauſen, und doch war es ſo. Unter allgemeinem Jubel trat nach dem Lenz von Röthhauſen ein ehemaliger Offizier mit vornehmem Namen auf und die Worte, die er ſprach, glühten von einer höheren Weihe, die Alban faſt kirchlich erſchien; in der That wiederholte der Redner auch oft die Bibelworte: „Kain! Wo iſt dein Bruder Abel?“ Er griff die bisherige Erbfolge im Güterbeſitz an und zeigte deren gräßliche Verderbniß und Ungerechtigkeit. „Der Schweiß deines Bruders, den du dir zum Knecht machſt, der Schweiß deines Bruders ſchreit wider dich zum Himmel und die Stimme deines Gewiſſens muß rufen: Kain, wo iſt dein Bruder?“

Jetzt drängte es Alban nicht mehr zum Reden, in ihm ſprach es immer: „Kain, wo iſt dein Bruder?“

Alban war ein Gemüth, das dem empfangenen Eindruck ſich widerſtandlos hingab und kein Hinderniß und keinen Einwand anerkennen mochte, wo es die heilige Pflicht galt, dem Rechten zu gehorſamen. In den feurigen Worten, die er heute vernommen, erwachte es plötzlich in ihm, in welch ſchmählicher Verwahrloſung die ganze Welt ſteht, wie Bruder den Bruder vergißt, ſich gütlich thut im eigenen Wohlſtand und den Nebenmenſchen verkommen läßt. Wäre jetzt wie zu jenem reichen Jüngling in der Schrift, ein Heiland zu ihm getreten und hätte ihm geboten: gieb hin Alles was du dein nennſt — er wäre ihm mit Freude gefolgt. Der Pächter des Sabelsbergiſchen Gutes in Reichenbach hat nachmals oft erzählt, wie leuchtend das Antlitz Albans war, als er eine Strecke mit ihm von der Volksverſammlung heimging und plötzlich ſtehen blieb und die Worte ausrief: „Es geht doch nicht anders, man muß Alles hergeben." Er wurde ſtill und traurig bei den Einreden, aber noch am andern Morgen ſagt er glühenden Antlitzes dem Vater: „Vater, das iſt feſt und heilig bei mir, wenn ich das Gut übernehm', zahl' ich meinen Geſchwiſtern heraus, was das Gut wirklich werth iſt; es iſt bis jetzt viel zu gering angeſchlagen."

„Wart's ab, du kannſt dich wieder anders beſinnen," ſagte der Vater, worauf Alban aufflammend entgegnete: „Ich werd' nie ungerechtes Gut haben."

Alban war erſt ſpät heimgekommen, er behauptete ſo lange in Wellendingen geweſen zu ſein, er hatte ſich aber auf dem Hellberg bei des Nagelſchmieds Vreni aufgehalten.

Von kleinen Leuten und ſchweren Gedanken.

Des Menſchen Herz iſt, wie es heißt, trotzig und verzagt und unerforſchlich in ſeinen Widerſprüchen. Weil Alban vor aller Welt der unſichtbaren väterlichen Gewalt ſich gebeugt hatte, ſprach er ſich wiederum davon frei in Dingen, die nur ihn allein angingen, und gleichſam als Lohn ſeiner Unterwürfigkeit ſtreifte er dieſelbe ab, folgte dem Drange ſeines Herzens und die Erregung, die noch in ſeinem Gemüthe nachzitterte, ergoß ſich in feuriger Liebe zu Vreni auf dem Hellberg. Dort unter freiem Himmel hatten es heute Tauſende gehört und im Innern nachgeſprochen, daß Arm und Reich, Hoch und Nieder gleich ſei, Alban machte es zu einer Wahrheit. Dennoch war noch Tage und Wochen lang genug Bauernſtolz und Furcht vor dem Vater in ihm, daß er oft innerlich zitternd einherging, er zitterte vor dem, was mit ihm geſchehen war. Wenn Vreni auf dem Hof als Taglöhnerin arbeitete, ſcherzte er nicht mehr mit ihr; er befolgte in dieſer Weiſe das Verbot des Vaters, aber aus ganz anderen Gründen. Seine innere Liebe und das demüthige und doch ſo hohe Weſen Vreni's ließen ihm jeden Scherz als eine Entwürdigung und Rohheit erſcheinen, zumal da das Mädchen in ſeiner untergeordneten Stellung ſich dagegen nicht hätte auflehnen dürfen und nur dem Spotte der Genoſſinnen ausgeſetzt war. Der kecke allzeit wohlgemuthe und ſingende Alban hatte jetzt oft etwas Scheues und träumeriſch in ſich Verſunkenes; er, der ſonſt allezeit wie gerüſtet und ſchlagfertig war, ſchrack jetzt oft plötzlich zuſammen, wenn man ihn unverſehens anrief. Um dieſe Schwermuth loszuwerden, ging jetzt Alban mehr denn je den Luſtbarkeiten nach, der Vater gab ihm nicht unerkleckliches Handgeld dazu, denn er ſah dadurch allmälig die Herrſchaft wieder in ſeine Hände zurückkehren. Alban bedurfte dieſes Handgeldes nicht, denn er war reichlich damit verſehen, er hatte ſich nicht dazu bringen können, gleich anderen Bauernſöhnen karger Väter Korn zu ſtehlen und zu verkaufen; ſeit Jahren lieh ihm Dominik ſeinen vollen Lohn, und obgleich er es wegen ſeiner Tauglichkeit vollkommen verdiente, war dies doch ein nicht ungewichtiger Grund, daß Dominik zum Oberknecht befördert und der vertraute Genoſſe Albans wurde. Alban hatte oftmals das aufrichtige Verlangen, ſich Vreni aus dem Kopfe zu ſchlagen, ja er ſah ſich forſchend unter den reichen Töchtern der Gegend um, denn er erkannte die Nothwendigkeit, den Hof von ſeinen Geſchwiſtern abzulöſen und war dabei feſt entſchloſſen, ihn nur zum vollen Werth zu übernehmen. Es durfte nur eine Verirrung ſein, daß er je im Ernſt an des Nagelſchmieds Tochter gedacht. So gewichtige Gründe er aber auch in ſich zu befeſtigen trachtete, und ſo ſehr er ſich auch eifrig unter den ebenbürtigen Töchtern des Landes umſchaute, er konnte ſich trotz mancher Zuvorkommenheiten nie entſchließen, und von allen Luſtbarkeiten blieb die beſte immer die, daß er auf dem Heimwege bei Vreni auf dem Hellberge einkehrte.

Der Winter ging ſchnell vorüber, die wunderſamen

Schauer, die im Frühling alle Herzen ergriffen hatten, waren längſt verweht. Die Freiheit wurde nicht in Einem Sommer gezeitigt und der Landmann vor Allem iſt nicht geneigt, ſich auf ein längeres Warten einzulaſſen. Man fand ſich allmälig in das altgewohnte Herkommen. Alban war nur noch Einmal auf einer Volksverſammlung im Apoſtel zu Wellendingen geweſen, er hatte jene bekannten Herabwürdigungen des Reichstages gehört und nur daraus entnommen, daß Alles aus ſei. Er mußte ſich ſtillſchweigend manchen Hohn des Vaters gefallen laſſen, dem er nichts erwiedern konnte, auch wenn ihn die kindliche Unterwürfigkeit nicht daran gehindert hätte.

In dieſem Winter vollführte Alban eine Arbeit, auf die er nicht wenig ſtolz war, über die indeß der Vater lächelnd den Kopf ſchüttelte. Alban entwarf nämlich mit verſchiedenen Farben eine Karte des ganzen Hofgutes; Berg und Thal, Feld und Wald und alle Wege waren darauf genau angegeben. Es war allerdings kein Meiſterſtück, aber Alban verdroß es doch, daß der Vater ſagte: das ſei unnütz. Die Mutter lobte ihn indeß dafür um ſo mehr, ſie ließ die Karte einrahmen und hing ſie in der Stube auf und nicht ohne Stolz hatte der Urheber: „Alban Feilenhauer gez." darunter geſchrieben.

Einſt gegen den Frühling, Alban hatte ſich vorgenommen, daß dieß das Letztemal ſein ſolle, war er wieder auf dem Hellberg, da erzählte ihm der Nagelſchmied, daß ſein Großvater es von ſeinem Vater gehört habe, wie vor Zeiten der Hellberg ein großer

Bauernhof geweſen ſei, drauf lebte eine Familie, die allzeit feindſelig mit denen auf dem Kandelhof war, bis der Urahne Albans die einzige Tochter vom Hellberge heirathete und beide Höfe zu einem machte. Der Nagelſchmied ſetzte noch hinzu, daß auch die Obedſüchti von einer reichen Bauernfamilie abſtamme, der Ahne aber habe Alles, man wiſſe nicht warum, vernachläſſigt und drunten am Felſen den ganzen Tag Geige geſpielt.

Als Alban heimwärts ging, war es ihm immer als ſpräche ihm Jemand in's Ohr: „Das iſt ein Doppelhof, das waren einſt zwei Höfe, dein Vater will nicht leiden, daß du den Hof bekommſt und die Vreni heiratheſt, gut, ſo zerreiß' es wieder, nimm den Hellberger Hof für dich und die Deinigen, das muß er thun.“ Alban war aber doch auch wieder ein ſtolzer Bauernſohn, berechtigt zu dem großen und ganzen Erbe, er warf den Gedanken weit hinter ſich, die Hälfte ſeiner Habe leichtfertig zu opfern und doch kam ihm wieder zu Sinn, daß der Nagelſchmied und die Obedſüchti ja auch von reichen Bauern abſtammten, warum ſollte nicht eines von des Nagelſchmieds Kindern wieder zu reichem Beſitzthum gelangen? Alban ſah weit hinaus in die Zukunft, wie einſt auch erbloſe Nachkommen, die von ihm abſtammten, zu Taglöhnern wurden, Vreni ſollte glücklich ſein, ... aber die Schwiegereltern, die Schwäger und Schwägerinnen waren eine beſchwerliche Laſt. —

Dort, wo eine auf Stützen umgelegte Tanne den Weg einhegt, dort wo der Fels jählings in's Thal abſpringt, den man des Geigerles Lotterbett nennt, wo drunten der Bach rauſcht, den jetzt die Schneewaſſer ſchäumend erfüllen, dort ſtand Alban lang an das Geländer gelehnt und träumte hinein in die dunkle Nacht und in die ferne Zukunft. Die ganze Welt ſtand ſtill und nur der Bach rauſchte und manchmal war's, als ob mitten unter Rauſchen und Brauſen die längſt verſtummten Saiten des Geigerle tönten. Das war nur ein dünner Waſſerſtrahl, der klingend aus einer Felſenſchrunde rann.

Endlich machte ſich Alban entſchloſſen auf mit dem feſten Vorſatz, dieſen Weg nie mehr in ſolchen Gedanken zu beſchreiten; er war ein großer Hofbauer und war verpflichtet, eine Neigung in ſich zu bekämpfen.

„Wenn ein Großbauer ſich auch noch eine Frau nach reiner bloßer Herzensneigung wählen dürfte, dann hätten ja die Reichen Alles auf der Welt, Gut und Geld und alle Herzensfröhlichkeit auch noch dazu. Das wär' zu viel, drum iſt's vertheilt; die Einen haben dies, die Andern haben das, und des Vaters Wille muß gelten: ein Großbauer hat vor Allem daran zu denken, daß die Familie in alten Ehren bleibt.“ Das waren die Gedanken, mit denen Alban ſein ſtürmiſches Herz zu beſchwichtigen ſuchte.

Theils durch die Anlage ſeiner Natur, hauptſächlich aber durch ſein Verweilen außer dem elterlichen Hauſe hatte ſich Alban Kenntniſſe und Lebensanſchauungen angeeignet, die ihr Förderndes, aber auch ihre Zwieſpältigkeiten in ihm und mit ſeiner gewohnten Umgebung zu Tage brachten. Schon die ernſtliche Neigung zu Vreni und die Erwägungen hierüber waren ein Ergebniß davon und der vollbrachte Sieg hätte ihn vielleicht lange in Widerſtreit mit ſich gehalten, wenn nicht ſein Stolz noch mächtiger geweſen wäre; und vor Allem beſchäftigten ihn vielfache Neugeſtaltungen der ganzen Bewirthſchaftung. Der Vater ließ ihn jetzt aber nicht mehr ſchalten wie er wollte und gab ihm nur in Kleinigkeiten nach, die er als große Gunſt darſtellte.

Alban hatte einen dreiſcharigen Felgpflug angeſchafft und bearbeitete damit eine ſchon im Herbſt abgerodete und umgepflügte Waldſtrecke, er ſpannte jetzt zwei junge Stiere hinter einem vorausgehenden Pferde an den Pflug. Noch nie hatte man hier zu Land Stiere an die Feldarbeit gewöhnt, man bediente ſich dazu der zahmen Ochſen. Der Vater lachte Alban über den neuen Verſuch aus, den dieſer in der Schweiz geſehen und hier nachahmen wollte, aber nach viel Mühe und Schweiß gelang es ihm, und die wilden Thiere fügten ſich in die Arbeit.

Der alte Furchenbauer war trotz vielen Scheltens doch ſtolz auf ſeinen Alban und auf dem ſamſtägigen Fruchtmarkt in der Stadt, wenn er bei dem gräflich Sabelsbergiſchen Pächter in Reichenbach ſaß, ſagte er oft: „Der Alban braucht gar nichts; der Bauer, dem ich den Alban für ſeine Tochter gebe, der muß mir noch Geld herauszahlen.“

Die Zügel in fremder Hand.

Am Oſterſonntag fuhr der Furchenbauer mit ſeiner Frau, den beiden Söhnen und Ameile nach der über eine Stunde entfernten Kirche. Auf dem Heimweg, da wo von der Landſtraße ab der eigene Weg nach dem Hofe beginnt, ſtieg der Vater ab und befahl auch Alban ein Gleiches zu thun und Vinzenz die Zügel zu übergeben.

Es giebt ganz gewöhnliche Ereigniſſe, die oft ſo ſeltſam berühren, daß man ſich einen Grund dazu gar nicht erklären kann. Alban hat nachmals oft erzählt, daß ihn der Befehl, die Zügel abzugeben, im Innerſten erſchreckt habe, ohne daß er wußte warum. Vinzenz nahm ihm mit einem ſo raſchen Griff die Zügel aus der Hand und der ſonſt ſo gewandte und behende Alban ſtieg ſo ungeſchickt ab und verwirrte ſeine Füße in die Zügel, daß er faſt zu Boden fiel.

Kann ſein, daß Alban ſich Alles was dieſem Ereigniß folgt, erſt ſpäter ſo beſtimmt ausdeutete, genug, er ſtand auch jetzt eigenthümlich erſchüttert vor dem Vater, der nach einer Weile begann:

„Alban, es iſt Zeit, daß du jetzt für dich ſelber zu bauern anfangſt.“

„Wie Ihr meinet, Vater, ich hab' glaubt, Ihr wollet warten, bis das Ameile verſorgt iſt.“

„Das iſt mein' Sach'. Es iſt geſcheiter du heirathest jung, ich bin ein bisle zu ſpät dazu kommen, ich möcht' aber doch noch mit meinen lebendigen Augen ſehen, wie's meinen Kindern geht.“

„Und ich will Euch thun was ich Euch an den Augen abſehen kann,“ betheuerte Alban und hielt vor innerer Bewegung ſtill, der Vater aber ſchritt fürbaß, knurrte etwas vor ſich hin und ſagte endlich:

„So iſt's nicht gemeint. Ich geb' den Löffel nicht aus der Hand bis ich ſatt bin. Du haſt nichts für mich zu ſorgen. Kurzum, heut Nachmittag kommt der Kornmeſſer Spitzgäbele, er hat mir auf dem letzten Fruchtmarkt geſagt, daß er dir eine rechtſchaffene Wittfrau weiß, drüben im Gäu, mit einem Gut ſo groß wie das meinige und die Aecker noch viel beſſer, und ſie hat nur ein einziges Kind und das hat ſein abgetheiltes Vermögen. Du ſpannſt unſre beiden Fuchſen an's Bernerwägele und fahrſt mit dem Spitzgäbele 'nüber und beſiehſt dir die Gelegenheit."

„Aber Vater, warum ſoll ich denn aus dem Haus? Wer kriegt denn unſer Gut?"

„Der dem ich's geb'. Das Sach' iſt mein."

„Wer iſt denn der älteſte?"

„Still ſag' ich, du haſt nichts zu fragen. Ich kann nicht nur Mulle, ich kann auch Kuz ſagen.[1] Nein, horch, bleib' ein bisle ſtehen und laß mich ausſchnaufen. Guck Alban, ich hab' viel auf dich gewendet, du biſt ein Kerle, der ſich ſehen laſſen kann, du biſt mein Augapfel geweſen ... Ich brauch' dich beim Teufel nicht fragen, du mußt thun was Ich will ... Nein, horch, der Vinzenz iſt freilich der jüngere, aber guck, da, da, du haſt deine zwei Augen ... Du Heidenbub, guck mich nicht ſo an, du mußt thun was Ich will. Red' mir kein Wort. Still ſag ich. Du biſt jetzt freilich der Aelteſte, aber das Gut iſt jetzt auch frei, ich kann mit thun was ich mag. Ich kann's verlumpen. Alban, ſei geſcheit und folg' mir ohne Widerred'. Mit Einem Wort. Der Vinzenz kriegt den Hof. Punktum. Alban, jetzt folg' mir, ich will dich nicht verkürzen, er muß dir 'rausbezahlen, daß du dir einen Hof frei machen kannſt. Sei brav und folg' mir, das Kind muß dem Vater gehorchen, ſo ſteht's geſchrieben und ſo iſt's von je gehalten worden. Alban, folg' mir oder ich renn' dir ein Meſſer in Leib und wenn ich ſelber darüber zu Grund geh. Da, gieb mir die Hand, die Hand her! Du fahrſt mit dem Spitzgäbele 'nüber und machſt, daß du den Hof kriegſt. Mach mir keine Sprüng'! Du kennſt mich noch nicht. Ich rück' die paar Jahr an dich, die ich noch zu leben hab', aber komm, du folgſt mir. Punktum."

---

[1] Mulle iſt ein Ausdruck beim Schmeicheln, Kuz beim Verſcheuchen einer Katze.

Alban hatte die Hand dargereicht, ſein Vater hielt ſie feſt umklammert wie eine Zange, ſei es daß er der Betheuerung Nachdruck geben oder ſeine Kraft noch beweiſen wollte. Der Vater ſah ſchauerlich aus. Seine Lippen zogen ſich völlig einwärts und ſeine Augen quollen weit heraus. Alban ſah ihn ſo mitleidig und unterwürfig an, daß der Vater jetzt mit dem Kopf ſchüttelte und die Augen niederſchlug. Alban war in dieſem Augenblicke ſo von Kindesliebe und gewohntem Gehorſam überwältigt, daß er trotz des Sturmes, der in ihm waltete, dem Vater noch aufrichtig verſprach, willfährig zu ſein. Er hatte ihm Anfangs nur zum Schein und um ihn zu begütigen gehorchen wollen, jetzt war es ſein aufrichtiger Wille. Schweigend gingen Vater und Sohn bis zu dem Hof, der Alte hatte auf Einmal einen raſchen feſten Tritt. Alban hatte etwas von der Mutter geerbt im ſtillen Bewältigen ſtörender Gedanken, er ließ es nicht in ſich aufkommen, daß er ausgeſtoßen würde vom väterlichen Hauſe, ſo weit war es ja nicht; er war nicht umſonſt in der Welt geweſen, er wußte, daß man auch anderswo leben kann, und es war ſeine Pflicht, einen Verſuch zu machen, dem Bruder, der einem ſo traurigen Geſchick verfallen war, das Gut zu überlaſſen und ſo ihm zu helfen; ja er dachte daran, daß der Schmalzgraf noch leben und ledig ſein könnte und dann hätte er als jüngerer Bruder ja ohne Widerrede auf den Beſitz des Hofes verzichten müſſen.

Als man in den Hof eintrat, ſtand Vinzenz an die Stallthüre gelehnt und pfiff luſtig. Alban glaubte in ſeinem Geſichte eine Siegesmiene zu finden, ja er bemerkte, daß Vinzenz den Vater fragend anſah und dieſer mit dem Kopfe nickte. So war alſo was jetzt geſchehen ſollte, längſt beſchloſſen, der Vater hatte das dem Einäugigen verſprochen, und während Alban emſig und friedfertig daheim war, war er ſchon längſt ausgeſtoßen? Grimmige Wuth erfüllte Alban, er wollte widerrufen, daß er dem Vater zulieb nur einen Schritt aus dem Haus thue. Schon zweimal hatte man ihn zum Eſſen gerufen, er ſtand wie feſtgewurzelt auf dem väterlichen Boden, den Blick zur Erde geheftet und die Fäuſte geballt. Als endlich die Mutter kam und ihn lobte, daß er ſich wieder als guter Sohn beweiſe, ſchaute er wie höhniſch auf, er verſchloß aber ſeine Gedanken: man hatte ihn betrogen, er wollte Gleiches mit Gleichem vergelten; er faßte den Vorſatz, dem Vater zum Scheine zu willfahren, er kannte die unerſchütterliche Oberherrlichkeit ſeines Vaters und wollte ihn nun auch überliſten und auf ſeinem Rechte beſtehen. Bei Tiſche war Alles wohlgemuth und noch während des Eſſens kam der Kornmeſſer Spitzgäbele. Er drängte zur Eile und Vinzenz half ſelbſt die beiden Fuchſen einſpannen und der Vater gab Alban noch ſeinen eigenen neuen Mantel mit und befahl ihm wiederholt, etwas draufgehen zu laſſen und ſich als Sohn des Furchenbauern zu zeigen. Nur die Mutter ſagte noch leiſe zu Alban:

„Vergieb dich nicht, du biſt uns noch nicht unwerth und haſt nichts zu eilen. In keinem Fall mach's feſt, eh' ich ſie auch geſehen hab'; ich kenn' die Familie wohl, aber das Weib kenne ich nicht. Fahr' auf dem Heimweg über Siebenhöfen und ſieh was dein Bruderskind macht, kauf' unterwegs was und bring's ihm."

Luſtig knallend fuhr Alban davon und der Furchenbauer, der ihm nachſah, ſagte zu ſeiner Frau:

„Wenn ich ein' einzige Tochter hätt' und wüßt einen Burſchen wie den Alban, ich thät nicht ruhen bis er mein Schwiegerſohn wär'."

Die Brautfahrt.

Alban fuhr indeß mit dem Spitzgäbele, einem luſtigen alten Männchen mit lauter Falten im Geſicht, ruhig die Pferde lenkend den abſchüſſigen Weg hinab, dabei hörte er die Lobeserhebungen des Kupplers über den Eichenhof.

„Und wie iſt denn die Bäuerin?" fragte Alban keck. Es iſt ſchade, daß die Perſonalbeſchreibung, die Spitzgäbele jetzt aushülste, nicht mitzutheilen iſt; er ſchilderte mit einem ſchmatzenden Behagen, daß ihm das Waſſer davon im Munde zuſammen lief. Alban lachte darob aus vollem Halſe und that überaus luſtig, und als er nach der Gemüthsart der Bäuerin fragte, gab Spitzgäbele ſeinen Beſcheid wieder mit einem ſo ſaftigen Scherze, daß Alban abermals laut auflachte.

Vor einer geſchmückten Frauengeſtalt, die am Wege ging, ſtanden die Pferde plötzlich ſtill, Alban wollte ſchon mit der Peitſche ausholen, da rief Spitzgäbele: „Halt!" und zu der abgekehrten Frauengeſtalt gewendet:

„Mädle wohin?"

„Gen Reichenbach, Gevatter ſtehen."

„Willſt mitfahren?"

„Dank' ſchön."

„Komm nur 'rauf. Halt doch Alban. Mädle, du kannſt auf meinen Schooß ſitzen."

Das Mädchen war Niemand anders als Vreni, ſie ſtieg nach wiederholter Ermahnung, wobei Alban beharrlich ſchwieg, auf, und ſetzte ſich auf den Haberſack hinter dem Sitz, wobei Spitzgäbele Mancherlei zu rühmen hatte.

Alban fuhr wildraſend dahin, er fuhr zur Freiet und hinter ihm ſaß Vreni. Er fuhr doppelt raſch, damit Spitzgäbele nicht mit ſeinen Scherzen fortfahren konnte.

Vor Reichenbach bat Vreni, daß er anhalte, und behend war ſie vom Wagen geſprungen. Jetzt erſt ſprach Alban das erſte Wort mit ihr indem er ſie fragte:

„Bei wem ſtehſt Gevatter?“

„Bei meiner Schweſter.“

„Mit wem?“

„Mit meinem Vater. Mein Schwager hat Niemand anders finden können, es iſt das ſiebente Kind.“

„Da, bring' das als Gevatterſchenk von mir,“ ſagte Alban, langte in die Taſche und holte ein groß Stück Geld. Vreni wollte es nicht annehmen, Alban aber warf es hin, daß es zu Boden fiel und fuhr raſch davon. Spitzgäbele konnte ſich nicht enthalten zu fragen:

„Ich hab' gemeint, du kennſt das Mädle gar nicht. Wem gehörts denn?“

„Es iſt des Nagelſchmieds Tochter, ihr Vater taglöhnert bei uns und ihr Bruder iſt unſer Kühbub,“ ſagte Alban und es war ihm als brennten ihm die Lippen, da er dieſe Worte ſprach.

„So?“ ſpottete Spitzgäbele, „vielleicht gar ein heimlicher Schatz von dir? Das hat gar nichts zu ſagen. Die Bäuerin hat mir ſelber beſtanden, ſie ſei gar nicht eiferſüchtig, aber natürlich geſcheit mußt ſein. Das verſteht ſich.“

Alban fuhr immer mehr ſeinem Ziele zu und bei jedem Schritte wäre er gern umgekehrt. Nur Einmal ſagte er zu Spitzgäbele:

„Ihr müſſet mir vor meinem Vater bezeugen, daß nicht ich die Vreni auf den Wagen genommen hab', aber Ihr.“

„Ich thät noch was Anderes auf mich nehmen. Ich weiß mehr als das von den Großbauern. Ich könnt' ſieben Wochen lang davon erzählen.“

Einſtweilen begann Spitzgäbele allerlei luſtige Geſchichten zum Beſten zu geben. Alban hörte ihn kaum, er rückte ſeinem Ziel immer näher und war in Gedanken doch nur in Reichenbach bei Vreni und ihrer Schweſter; er dachte darüber nach, ob ſie wohl ſein Gevatterſchenk hergebe, gewiß, ſie iſt ja geſcheit und wird ſich mit den Ihrigen davon einen luſtigen Tag machen. Tief in die Seele ſchnitt es ihm, wenn er darüber nachdachte, welch ein ſchreckliches Loos das ſei, daß man nicht einmal mehr einen Gevatter für ein Kind finde und des Nagelſchmieds ſtammten doch auch von reichen Hofbauern. Der genehme Schluß dieſer Betrachtung aber war doch: darum muß man dafür ſorgen, daß man nie in Armuth geräth.

Im Dorfe vor dem Eichhofe, wo man mit einbrechender Nacht einkehrte, hörte Alban aus dem dunkeln Stall heraus einen Knecht zu einem andern ſagen:

„Das iſt gewiß wieder ein Freier für die Eichbäuerin, ich bin froh, daß ich ein Knecht bin und mich nicht zu verkaufen brauch'.“

Der Spitzgäbele verſtand den Alban gar nicht, als er jetzt am Ziel angelangt, wieder umkehren und gar nicht auf den Eichhof gehen wollte. Nur die Erwähnung des Vaters brachte Alban dahin, daß er ſich endlich bewegen ließ, wenigſtens auf den Eichhof zu gehen. Auf dem Wege bedauerte Spitzgäbele, daß es Nacht ſei und Alban die ſchönen fetten Aecker nicht ſehen könne; das ſei ein Boden, der gar keinen Dünger brauche. Der Weg war grundlos und eben das wurde als Zeugniß des fetten Bodens gedeutet. Alban ſchwieg, er fühlte ſein Herz klopfen. Man näherte ſich dem Hofe, da rief eine Stimme durch die Nacht: Vreni! Vreni!

Gerade dieſer Ruf erſchütterte jetzt Alban, daß es ihm war, als müßte er in den Boden ſinken. Eine Stimme antwortete auf den Ruf: „Ich komm' gleich." Auch die Stimme war ähnlich.

Als wäre er verzaubert, faſt taumelnd trat Alban in den Hof und als er in die Stube trat fuhr er ſich mit der Hand über die Stirn. Es war ja wieder als ob Vreni hier wäre, nur war dieſe hier wohlbeleibter und ſah trotziger drein.

Spitzgäbele machte die Vorſtellung leicht und ſprach, da noch mehr Leute da waren, von einem Roßhandel. Die Frau, die Vreni ſo ähnlich ſah, hatte denſelben Namen und war die Bäuerin.

Alban ließ ſich nicht lange zum Sitzen nöthigen, die Kniee brachen ihm faſt. Er ſchaute ſich in der Stube um, Alles war ſtattlich und anheimelnd und in ihm war es wie ein Ausſpruch der Gewißheit, daß er hier ſein Lebensziel gefunden habe.

Sehr häufig machen die Menſchen gerade die verzwickteſten Geſichter, wenn dieſe von einem betrachtenden Auge aufgenommen oder gar abgemalt werden ſollen. Der Gedanke, das jetzt dieſe Formen ſelbſtändig und dauernd feſtgehalten werden, prägt eine Erſchlaffung oder eine unnatürliche Spannung in ihnen aus. In ähnlicher Lage war jetzt Alban, er wußte nicht, ſollte er unter dem Forſcherblick der Bäuerin die Augen niederſchlagen oder erheben. Zu großem Glück ſchmiegte ſich ein großer ſchwarzer Schäferhund, der in der Stube war, an ihn, und Alban hatte nun Etwas, womit er ſich beſchäftigen, wobei er auf- und niederwärts blicken konnte. Die Bäuerin bemerkte nicht ungeſchickt, daß Alban ein guter Menſch ſein müſſe, da der fremde Hund ſo zutraulich gegen ihn ſei. Alban ſchwieg und dabei blieb er, ſelbſt als die Dienſtleute ſich aus der Stube entfernt hatten und zuletzt auch Spitzgäbele wegging und ihn mit der Bäuerin allein ließ. Dieſe fragte ihn nun, ob er das Kind ſeines verſtorbenen Bruders in Siebenhöfen beſuchen werde und als Alban ohne einen weiteren Zuſatz antwortete: „Ich hab's im Sinn,“ zeigte ſich plötzlich eine ſeltſame Bewegung in der Bäuerin; ſie ſtand auf, ſetzte ſich aber gleich wieder und fuhr fort, Kartoffeln zu ſchälen für die morgige Frühſuppe. Sie ſprach noch Manches mit Alban, beſonders über ſein elterliches Haus und über ſeine Hieherreiſe und abermals — Alban wußte nicht warum — kam ſie auf ſeinen Beſuch bei ſeinem Bruderskinde zu ſprechen. In allen ihren Reden offenbarte ſich ein verſtändiges und gutes Herz, Alban war damit zufrieden, und heiterer als er ſich's gedacht hatte, kehrte er mit Spitzgäbele wieder in das Wirthshaus zurück. Er durchforſchte mit unbefangenem Blick die große Wirthsſtube und ſaß noch lange bei dem Wirth, er ſah ſich ſchon im Geiſt an manchen Abenden vom Eichhofe hieherwandern, um wieder fremde Menſchen zu ſprechen und unter ihnen zu ſein.

Am Morgen war es Alban wieder etwas bange, er fühlte ſich wieder wie in die Fremde verſtoßen, er ſollte ſein Leben in ferner Einſamkeit verbringen; hier kannte er Niemand und daheim hatte Jedes ein freundliches Wort für ihn. Spitzgäbele lachte ihn aus, da er offen klagte, er ſei ſo voll Heimweh und banger Beſorgniß, daß er weinen möchte wie ein Kind. Spitzgäbele erklärte dieß als das natürliche Beben vor einer großen Freude, und wußte das Glück Albans wieder ſo hoch zu preiſen, daß dieſer ſelber es nicht mehr verkennen konnte.

Alban hatte aus Trotz gegen ſeinen Vater und eigentlich um ihn zu täuſchen, ſich zu dieſer Brautfahrt entſchloſſen, und jetzt ſah er ſich davon gefeſſelt. Als er aber im hellen Morgen mit ſeinem Gefährten den nächtlich beſchrittenen Weg dahinging, als die Lerchen ſo jubelnd ſangen über den grünen Feldbreiten, die Spitzgäbele als ſein künftiges Eigenthum pries, und beſonders auf das Winterfeld zeigte, das ſo gut angeblümt war und hie und da ſchon buſchig zu werden begann, da wurde es Alban faſt bräutlich jubelvoll zu Muthe. Wenn die Eichbäuerin am Tag ſo ſchön war wie ſie am Abend erſchien, ſo konnte ſich nicht leicht eine mit ihr vergleichen. Nochmals ſtellte ſich des Nagelſchmieds Vreni vor die Erinnerung Albans, aber er ſagte ſich, daß er ſie nicht hätte heirathen können, auch wenn er Bauer auf dem Furchenhofe geworden wäre, der Vater hatte Recht; und abermals lebte die Kindesliebe und der Gehorſam in Alban auf und er fühlte ſich im Tiefſten erquickt im Gedenken an die

Freude, die ſein Vater an der Verlobung haben müſſe, und es erſchien wohlgethan, daß Vinzenz, der beſchädigt genug war, den väterlichen Hof erhielt. Die Lerchen ſangen nicht luſtiger in der blauen Luft als die Freude über alle dieſe Gedanken im Herzen Albans jauchzte.

Heiter glänzenden Antlitzes trat er in den Eichhof und aus dem Grunde ſeines Herzens ſagte er mit heller Stimme der Bäuerin „Guten Morgen“ und ſtreckte ihr die Hand entgegen; ſie reichte ihm nur die Linke, ſie trug ein wohl kaum zweijähriges Kind auf dem Arm, das ſich vor den Männern erſchreckt und ſchreiend umwandte und ſein Geſicht am Halſe der Mutter verbarg. Dieſe hieß die beiden Männer ſich ſetzen und ſuchte das Kind zu beſchwichtigen, Alban tief anſchauend ſagte ſie zu dem Kinde: „Peterle, wenn du umguckſt und eine Patſchhand giebſt, ſchenkt dir der Vetter da ein Gutle, das er dir mitbracht hat.“

Alban ſchaute verdutzt drein, er hatte es ganz vergeſſen und es fiel ihm jetzt ſchwer auf's Herz, daß er Vater eines fremden Kindes ſein ſollte; er war jedoch willigen Herzens genug, um dem Kinde jede Liebe zu erweiſen. Jetzt wurde ihm auf Einmal klar, warum die Bäuerin am Abend ſo oft von dem Kinde ſeines verſtorbenen Bruders geſprochen hatte. Während er aber ſchweigend darüber nachſann, ſah ihn die Bäuerin nochmals mit großen Augen an, dann verließ ſie mit dem Kinde die Stube und ging in die Kammer. Nach einer Weile, in der man hörte, wie ſie das Kind abküßte, rief ſie Spitzgäbele zu ſich und ſagte ihm:

„Ich komm nimmer in die Stub', ich will euch ſo Ade ſagen."

„Warum? Was iſt?"

„Der junge Furchenbauer ſoll ſich eine andere ſuchen. Ich hab' gemeint, er wird von ſeinem Bruderskind her wiſſen, was ein verlaſſenes Kind iſt. Es iſt nicht ſo. Sitzt er geſtern den ganzen Abend da und fragt nicht nach meinem Kind, und heut' hat er ihm nicht für ein Kreuzers Werth mitgebracht. Eh ich ſo Einen nehm', bleib' ich lieber allein."

Spitzgäbele bemühte ſich mit allen möglichen Einreden, aber die Bäuerin blieb dabei: „Es kann brav ſein, ich hab' nichts gegen ihn, aber wir paſſen nicht zu einander."

Zweimal mußte Spitzgäbele ſeine Worte wiederholen, als er bei Alban eintretend ihm ſagte, er möchte mit fort gehen, die Sache ſei aus.

Wie taumelnd ging Alban davon, er hörte im Hofe Knechte und Mägde lachen — das konnte nur ihm gelten. Die Lerchen auf dem Wege ſangen im gleichen Jubel, aber Alban hörte ſie nicht, ſein Athem ging raſch, er ballte die Fäuſte und erhob kaum den Blick; er ſchämte ſich vor ſeinem Begleiter, der die Abſageworte der Bäuerin wiederholte und dann gegen ſeine Gewohnheit ſchweigſam neben ihm ging.

Ohne nochmals in die Wirthsſtube einzutreten, ſpannte Alban an, aber er mußte innerlich fluchend mit dem Leitſeil in der Hand lange auf Spitzgäbele warten. Man war nüchtern nach dem Eichhofe gegangen, man wollte bei der Braut ſich gütlich thun; Spitzgäbele brachte ſein verſpätetes Frühſtück auf fremde Koſten ſattſam ein. Mitten im Zorn und Ingrimm ſpürte auch Alban einen Hunger, daß er meinte, er freſſe ihm das Herz ab, aber in ſolchen Momenten tritt leicht zu dem vorhandenen Schmerz noch eine Selbſtquälerei; Alban freute ſich faſt an dem körperlichen Ermatten, das er fühlte, ſeine Wangen glühten und er träppelte hin und her wie die Fuchſen, die muthig ſcharrten. Endlich kam Spitzgäbele noch ſchmatzend, und wie aus dem Rohre geſchoſſen flog der Wagen davon. Alban fuhr nicht, wie er ſich Anfangs vorgenommen, über Siebenhöfen, um nach ſeinem Bruderskinde zu ſchauen, ja er war dieſem faſt böſe, denn es war Schuld an ſeiner Schande; er fuhr geradewegs wieder heimwärts. Im nächſten Dorf kehrte er ein und der Wein ſchien ihm ſehr zu munden; ja er wurde ganz luſtig, und jetzt offenbarte ſich eine eigenthümliche Folge ſeiner Abweiſung. Vor Allem war er voll Zorn gegen ſeinen Vater. Er gedachte nicht mehr, wie er ihn hatte täuſchen wollen, ſondern nur wie er auf dem Morgengange nach dem Eichhofe ihm zulieb ſich hatte in die Heirath fügen wollen, und laut auflachend kam ihm plötzlich ein guter Gedanke: er war nicht abgewieſen, er hatte das Nichtzuſtandekommen beabſichtigt und darum vorſätzlich gethan, als ob gar kein Kind da wäre; der Furchenhof gehöre ihm, er ſei der älteſte, er laſſe ſich nicht davon vertreiben.

Als er das gegen Spitzgäbele herauspolterte und dieſer ſein Geſicht in noch mehr Falten zog, wurde Alban plötzlich gewahr, daß er ſich verrathen und ſeine beſten Handhaben abgebrochen habe; es war ja viel beſſer, wenn er ſich als gehorſamen Sohn, der tief gekränkt war, hinſtellte. Er ſuchte daher einzulenken, aber Spitzgäbele hielt ihn feſt und Alban mußte ſich alle Mühe geben, Etwas zu zerſtören, was im Voraus unwahr geweſen und er nur im tollen Uebermuth ausgeheckt hatte. Er mußte dem Spitzgäbele, der ihm ein Abſcheu war, alle guten Worte geben und jetzt ſelber wieder darauf drängen und hoch und heilig betheuern, wie ſehr er durch die Abweiſung beſchimpft und verunehrt ſei. Zuletzt mußte er ſogar noch bekennen, daß ihm Recht geſchehe, daß die Eichbäuerin eine rechtſchaffene Frau und Mutter ſei, er aber ſich hartherzig und unklug benommen habe und alle Schuld, die auch Spitzgäbele hatte, weil er ihn nicht daran erinnerte, nahm er gern auf ſich. Er ſchenkte von dem mitgenommenen Gelde ein Namhaftes dem Spitzgäbele, nur um ihn ganz für ſich zu gewinnen.

Lautlos dahinfahrend dachte Alban nur immer an ſeine Beſchimpfung, und wenn auch in ſeinem jetzigen Zuſtande nur halb, erkannte er doch in gewiſſer Weiſe eine Entweihung, die mit ihm vorgegangen war: er hatte ſein ganzes jugendliches Leben hingegeben und war damit zurückgewieſen. Er, der Alban, der jedem Menſchen frei in's Geſicht ſah, mußte fortan vor manchem Worte den Blick zur Erde ſchlagen. Es half nichts, daß Spitzgäbele oft wiederholte:

„Ein junger Burſch macht ſich aus ſo was nichts, er ſetzt den Hut auf die linke Seite und freit um eine Andere, Schönere.“ Alban wurde ſeine ſchmerzlichen Gedanken nicht los.

In Reichenbach ſtieg Spitzgäbele ab und wanderte über die Berge zu Fuß nach der Stadt. Alban kam unerwartet früh nach Hauſe und begegnete überall fragenden Blicken.

„Wie iſt dir's gangen?" fragte die Mutter noch vor dem Abſteigen und Alban erwiderte trotzig:

„Wie unſerm Fuchſen auf dem Wellendinger Markt."

„Was haſt? Was redeſt?"

„Deutſch. Man verkauft nicht jedes Stückle Vieh, das man zu Markt bringt."

Er blieb im Stall bei Dominik, bis die Mutter ihn holte, gegen die er kurz den Schwur ausſprach, nie mehr eine ſolche Fahrt zu machen; er habe als gehorſamer Sohn gehandelt und jetzt ſei's genug.

Der Vater redete gar nichts mit ihm von der Sache. Er fragte nur, wo der Spitzgäbele abgeſtiegen ſei, denn von dieſem wollte er ſich den ordnungsmäßigen Beſcheid holen; eine mit Betheurungen und allerlei Zubehör untermiſchte Auskunft war nicht nach ſeinem Geſchmack. Er blieb beim Ordnungsmäßigen.

Nachrede und Lärm in der Welt.

Ein von der Reiſe Ankommender iſt ſo zu ſagen körperlich und geiſtig eine Zeitlang ungelenk in der Mitte derer, die in der Gewohnheit des häuslichen Lebens verharrten, und der Angekommene kann noch geraume Zeit eine gewiſſe Unruhe nicht los werden. Dies war nun heute bei Alban doppelt der Fall. Er kam mitten im Tage und wußte nichts mehr anzufangen; dazu der Aerger über ſeine Schmach und die Ungewohnheit ſeiner heutigen Lebensweiſe. Nachdem er das Schelten der Mutter gehört, weil er nicht über Siebenhöfen gefahren war, ging er faſt unwillkürlich nach dem Hellberg zu Vreni.

Er war kaum auf dem Hellberg angekommen und hatte Vreni noch nicht geſehen, die von dem Montagsrechte Gebrauch machend, im Walde war, um Holz zu holen: als Dominik ankam und ihm im Namen des Vaters den Befehl brachte, nach Hauſe zurückzukehren. Alban willfahrte nur langſam und als er heimkam, that ſein Vater als ob er gar nicht da wäre; erſt durch die Mutter erfuhr er, daß ſie es geweſen, die nach ihm geſchickt hatte, weil ſie das Zornesmurmeln des Vaters verſtanden hatte und ihm zuvorkommen wollte, daß ſie aber Dominik verboten hatte, Alban dies zu ſagen. Dieſer ſah in dem ganzen Vorgang nur das Eine, daß die einzigen Menſchen, die er ſich treu und anhänglich glaubte, die Mutter und Dominik, auch hinterhältig gegen ihn waren und ſich vor den Gewaltthätigkeiten des Vaters fürchteten. Er ging im Hofe hin und her als müſſe er irgendwo räuberiſch einbrechen und den ſchlummernden Streit freiwillig wecken; er blieb aber doch nicht lang in dieſer Stimmung, und ſei es im Angedenken an die heute erlebte Schmach, ſei es aus Verlangen, doch vielleicht noch Alles gütlich auszugleichen, oder aus altgewohnter Arbeitsluſt — im Hof ſtand ein leerer Wagen, auf dem Kornſpeicher hörte man ſchaufeln; Alban erinnerte ſich, daß morgen ein außergewöhnlicher Kornmarkt in der Stadt ſei, er ging auch auf den Speicher und ſah den Vinzenz mit Beihülfe zweier Knechte große Säcke füllen. Der Vater ſtand daneben und ohne nach Alban umzuſchauen, ſpöttelte er, daß man dieſes Jahr ſein gutes Korn nicht für halben Preis an die Taglöhner als Vorſchuß verſchleudere, jetzt brauche man dem Lumpenpack nicht mehr ſchön zu thun, jetzt müſſe es wieder unterducken; aber ſein Lebenlang werde er es nicht vergeſſen, daß er mehrere Hundert Gulden durch Verſchleuderung ſeines Korns zum Fenſter hinausgeworfen habe. Alban merkte wohl, daß dieſe Worte nach ihm zielten, aber er ſchwieg, theils aus Gehorſam, theils aber auch, weil er ſchon bedachte, daß er unnöthigen Widerſpruch vermeiden und um ſo feſter auf dem einen beharren müſſe. Als indeß einer der mitbeſchäftigten Taglöhner ſagte:

„Es war doch eine luſtige Zeit, alle Menſchen waren Brüder, wie wir das Korn da eingethan haben," da konnte Alban nicht umhin, mit rothglühendem Antlitz hinzu zu ſetzen:

„Und jetzt ſind's doch wieder Sklaven, die das Brod von dem ferndigen (vorjährigen) Korn eſſen." Dabei ließ er ſich nicht aufhelfen, ſondern ſchwang mit leichter Mühe einen Malter Spelz auf die Schulter, trug ihn die knarrende Stiege hinab und lud ihn auf den Wagen.

Der Vater preßte die Lippen zuſammen und ſchaute ihm mit weit aufgeriſſenen Augen nach. Noch neben dem geladenen Wagen ſchaute er Alban mehrmals von Kopf bis zu Fuß an, er öffnete mehrmals den Mund als wollte er etwas ſagen, aber er ſchwieg. Das galt doch noch mehr als die heftigſten Worte.

Noch in der Nacht fuhr Dominik mit dem Fruchtwagen nach der Stadt. Am Morgen fuhr der Vater mit Vinzenz auf den Kornmarkt und Alban ackerte wieder auf dem Neubruch am Kugelberger Feld. Es war ein regneriſcher Frühlingstag, die Luft war knospenfriſch, der freie Athem und die Arbeit waren doppelt erquickend nach einem verſtürmten Tage. Ein Hagelſchauer kam wie im Zorn dahergeſtürmt, aber der Hagel zerging raſch wieder in den offenen Schollen und auf den grünenden Wieſen, und nur feine Tropfen ſäuſelten noch im nahen Walde, ſonſt vernahm man nichts als bisweilen den verſtohlenen Pfiff eines Vogels aus dem Neſt oder das Krächzen eines Raben, der ſeinen Gefährten anrief, trotz des Wetters mit ihm in's Weite zu ziehen. Alban zählte die Stunden ab, wann der Vater in der Stadt ſein und wann Spitzgäbele ihm den geſtrigen Vorgang erzählen könne; er war voll Unruhe, denn auf den Schelm war doch kein Verlaß, heute zum Erſtenmal wurde ſeine Schande ruchbar und Vinzenz war dabei. Im Angeſicht Albans prägte ſich die giftige Schadenfreude aus, die er ſich in Vinzenz dachte, und jetzt fühlte es Alban wie einen Stich mitten durch's Herz, denn zum Erſtenmal lebte ganz deutlich der Haß gegen den Bruder in ihm auf. Die Thiere waren heute gar nicht zu bändigen, es gelang dem Treibbuben ſchwer, ſie in der Linie zu halten, Alban wollte ſich nicht bekennen, daß er ſie mit in ſeine Unruhe hineingeriſſen und er fuhr nun auf dem weiten

Felde mit ihnen kreuz und quer, er wollte ſie ermüden um ſie dann beſſer in der Gewalt zu haben, ſeine beiden Hände hielten die Pfluggabel feſt und oft war es ihm, als riſſen die Thiere ihm die Arme vom Leibe. Von Schweiß und Regen dampfend ging er hinter den Thieren drein, die auch wie in einer Wolke dahinſchritten, aber er war ſtark genug und ſetzte ſich immer mehr darauf, ihrer Meiſter zu werden. Dennoch mußte er ausſpannen, bevor es Mittag war. Im nahen Walde unter einer breitäſtigen Kiefer ruhte er mit dem Treibbuben aus und war ſo müde, daß er gar nichts denken konnte, bis der Kühbub ihm das Mittageſſen brachte, Lächelnd ſchaute er ihn an, denn er wollte ihm „Schwager" zurufen, aber er ſagte ihm nur, daß er ihn bei ſich behalte, damit er die zuchtloſen Thiere lenken helfe. Während er hier im Walde unter ſäuſelndem Regen ſein gewohntes Mittagsmahl verzehrte, dachte er nach der Stadt, wo jetzt der Vater und Vinzenz in der Roſe beim ſchäumenden Bier ſich auftiſchen ließen und wie da hin und her die Rede ſchoß und er war hier im Walde bei dem Treibbuben. Alban wollte ſich hineindenken, was man von ihm rede und wie Alles herginge, er errieth wohl Manches, aber doch nicht das Ganze

Der Vater war am Morgen mit Vinzenz ausgefahren und dieſer triumphirte innerlich über den zurückgeſetzten Bruder, er ſprach aber ſeine Siegesfreude nur dadurch aus, daß er luſtig mit der Peitſche knallte und den Kragen des Mantels, den er über hatte, oftmals zurückwarf. Als man im Thal dahinfuhr, wo man oben in einer Baumwieſe des Nagelſchmieds Behauſung zum Hellberge ſah, ſagte er, indem er eine neue Schmitze mit den Zähnen aufknüpfte:

„Er iſt geſtern noch da oben geweſen.“

„Wer?“ fragte der Vater.

„Ha der Alban, die Mutter hat ihm aber gleich nachgeſchickt und ihn holen laſſen, damit Ihr's nicht erfahret.“

Der Vater ſchaute nur kurz nach ſeinem Sohne um, aber ſein Blick fiel gerade auf das geſpenſtiſch leere Auge, er hielt ſich die Hand vor ſeine beiden Augen und erwiderte nichts.

Man fuhr durch Reichenbach. Am Hauſe des Schultheißen ſtand deſſen älteſte Tochter und hielt einen grauen Mantel auf dem Arm, ſie rief Vinzenz, er möge anhalten und übergab ihm den Mantel, den der Vater vergeſſen hatte und den er in der Stadt abliefern ſolle.

„Ich nähm' dich auch noch mit,“ ſcherzte Vinzenz.

„Ich wills gut behalten für ein Andermal. Schön Dank,“ ſagte das Mädchen lachend und ſtolz fuhr Vinzenz davon.

Als es bergan ging ſagte der Vater: „Das iſt ein ſaubers Mädle,“ und ſchnell fügte Vinzenz hinzu:

„Und Ihr müſſet ſelber ſagen, eine rechtſchaffenere Familie als des Schultheißen giebt es nicht.“

„Ho ho, es giebt noch mehr.“

„Freilich, freilich, aber das wär' eine Söhnerin, die den Schwiegereltern die Händ' unter die Füße legen thät.“

„Haſt denn ſchon was angezettelt und biſt denn ſchon ſo weit?“

„Nein, nein, Ihr wiſſet, ich thu nichts als was Ihr wollet, aber ſo viel weiß ich ſchon, daß des Schultheißen Tochter mich nimmt; ſie muß freilich auch ein Aug' zudrücken, daß ſie nicht mehr hat wie ich," ſagte Vinzenz und ſchaute dem Vater ſtarr in's Geſicht, „aber wie geſagt, ich thu keinen Schritt als was Ihr wollet, aber ſchön wär's, wenn man heut' die Sach noch in's Reine brächt', auf dem Markt wär's grad geſchickt —"

„Du haſt ſchon noch Zeit, erwiderte der Vater und mit unterwürfigem Ton fuhr Vinzenz fort:

„Wie geſagt, wie Ihr wollet, ich wünſch' Euch noch ein langs Leben und wenn ich hundert Jahr alt werde, will ich's immer Kindeskindern ſagen, was Ihr für ein Mann geweſen ſeid und wie Ihr Alles ſo zuſammengehalten habt und kein Hängenlaſſen duldet —"

„Brauch' dein Lob nicht," unterbrach ihn der Vater. „Wie kommſt du dazu mich zu loben? Wenn ich mich unterſtanden hätt' ſo was zu meinem Vater zu ſagen, er hätt' mir die Zähn' in den Rachen geſchlagen."

„Ja, Ihr habt's beim Vetter Dekan auch anders vor Euch geſehen; ich muß mir's vorſagen, was Ihr für ein Mann ſeid, damit ich nicht auch lern' . . . Ich will aber lieber nichts ſagen."

„Was? Was? Was ſollſt lernen? Gleich ſag's. Was?"

„Ich ſag's nicht gern, aber jeder Knecht und jeder Taglöhner giebt dem Alban Recht, wenn er ſich berühmt, er habe den Hof erſt zu Etwas gemacht und das ſoll erſt noch einmal ganz anders werden, wenn er ihn erſt ganz in der Hand hat ... wenn mein Alter, wie er nie anders ſagt —"

„Still, kein Wort mehr," rief der Vater zornig, „ſag' kein Wort mehr gegen deinen leiblichen Bruder, du machſt's grad verkehrt damit; ſag' kein Wort mehr oder du wirſt ſehen —"

„Mit Einem Aug, wenn Ihr mir nicht das auch noch ausſchlaget," erwiderte Vinzenz wieder und der Vater begann nach einer Weile in ruhigem Ton:

„Guck, Vinzenz, ich halt' dir mein Wort."

„Aber Ihr fürchtet Euch doch vor dem Alban, das in's Reine zu bringen?"

„Nein, das nicht, aber es ſoll nicht heißen und ſoll auch nicht ſein, daß du mich gegen deinen Bruder verhetzeſt. Was ich thu, das thu ich weil ich mein eigener Herr bin und weiß was ich thu und der Alban iſt mein Kind ſo gut wie du, und er hat ſein Lebenlang noch kein böſes Wort auf dich zu mir geſagt und auf mich zu Anderen gewiß auch nicht, ich glaub's nicht; ich weiß die Leute ſind ſchmeichleriſch und verdrehen Einem das Wort auf der Zunge. Mein Alban iſt ein folgſames, ehrerbietiges Kind."

„Ich kann Euch alle Dienſtleute bis auf den Dominik und ſeinen Schwiegervater den Nagelſchmied zu Zeugen ſtellen, wenn Ihr mir nicht glauben wollt."

„Ich will nichts davon. Das wär' mir ſchön, die Dienſtleute abzuhören. Red' jetzt nichts mehr. Ich will gar nichts wiſſen!"

Vinzenz fuhr ſchweigend dahin. Er ſetzte ſich's als eine kluge Regel vor, nichts mehr gegen Alban zu ſagen, aber darum nicht minder auf baldige Erledigung der ſchwebenden Sache hinzuarbeiten. —

Die armen Kleinbauern und Häusler, die heute zu Markte gingen und ihre zuſammengeſchnurrten Kornſäcke bald wie einen Zopf gedreht am Stocke auf der Achſel, oder wie eine Schärpe um Schulter und Hüfte gebunden trugen, grüßten heute den Furchenbauer nur halb und lächelten.

Was geht denn vor in der Welt? . . . .

Das ſollte ſich bald zeigen.

Auf dem Kornmarkt war heute eine ſeltſame Bewegung. Mitten unter dem aufgewirbelten Staub, unter Feilſchen um den Preis und Abmeſſen des Korns, ſprach man von nichts als von der Revolution im Nachbarlande und es hieß, daß es auch hier bald losgehe.

Der alte Furchenbauer ſtand ruhig an die aufgeſtellten Säcke gelehnt, auf denen mit großen Buchſtaben: Chriſtoph Feilenhauer und die Jahreszahl 1849 geſchrieben ſtand. Er mußte oftmals die Frage beantworten, ob es wahr ſei, daß ſein Alban unter die Freiſchärler gegangen. Niemand konnte ſagen, woher das Gerücht entſtanden war, und doch war es da.

Unter ſolchen Umſtänden war es natürlich, daß es nach dem hieſigen Landesausdrucke „abgehrte“ d. h. daß die Fruchtpreiſe fielen, und ſelbſt zu niedrigen Preiſen konnte man nicht verkaufen. Der Furchenbauer, der ſonſt das Unverkaufte in der Stadt lagern ließ, befahl jetzt, daß Alles wieder aufgeladen und heimgeführt werde; er traute der Sicherheit in der Stadt nicht.

Spitzgäbele war heute früher als ſonſt in der Roſe; und während um ihn her Alles im wilden Geſpräche über die Zuſtände des Nachbarlandes und des eigenen ſchrie und zankte, ließ ſich der Furchenbauer vom Spitzgäbele das Nähere von der Brautfahrt erzählen. Den Vinzenz hatte er beim Aufladen des Korns gelaſſen, er ſollte dort helfen und auch nicht hören, was hier vorging.

Spitzgäbele glaubte dem Gerücht, daß Alban unter die Freiſchärler gegangen ſey, trotz der heftigſten Gegenbetheuerungen des Furchenbauern; er bewunderte wiederholt die unerſchütterliche Ruhe dieſes Mannes, er glaubte nicht anders, als der Furchenbauer wünſche noch einen weitern Zornesgrund gegen ſeinen Sohn und theils um ihm dieſen zu gewähren, theils auch um ſich ſelber im Glanz zu erweiſen, erzählte er nun, wie Alban Alles verkehrt gethan und ſich zuletzt noch berühmte, er habe die Brautfahrt nur gemacht, um ſeinen Vater zu betrügen.

Der Furchenbauer verzog bei dieſen Mittheilungen keine Miene, ja er hob das Glas auf um zu trinken, aber kaum brachte er es an die Lippen als er es wieder abſetzte, es däuchte ihm Alles wie Galle.

Der Lärm in der Stadt war heute dem Furchenbauer zu toll. Auf den Nachmittag hieß es, kämen hunderte mit Doppelbüchſen bewaffnete Holzhauer von Wellendingen herüber, wo ſie ſich beim Apoſtel unter Anführung des Lenz von Röthhauſen ſammelten, eine Volksverſammlung ſei in der Stadt angeſagt und jetzt müſſe Alles mitthun. Theils um dieſen Fährlichkeiten zu entgehen und in ſolchen Verhältniſſen auf ſeinem Hofe zu ſein, theils aber auch aus einer gewiſſen Bangigkeit um Alban, eilte der Furchenbauer mit

Vinzenz vor der Zeit heimwärts. In jedem Dorf, durch das ſie fuhren, hieß es, daß ſie nicht weiter können, im nächſten Dorf ſeien Freiſchärler und raubten Alles und hätten es beſonders auf die Pferde abgeſehen. Man wollte ganz genauen Bericht haben, und obgleich es ſich in jedem Dorfe als unrichtig erwies, glaubte man doch ſeltſamerweiſe daran und je weiter man kam, deſto tiefer ſchob ſich immer Alles zurück.

Eine wunderliche Geſpenſterfurcht hatte ſich der Menſchen am hellen Tag bemächtigt. Der Aufſtand, durch den der letzte Verſuch gemacht werden ſollte, die Freiheit zu erobern, erſchien zuerſt als Gefährdung von Gut und Blut.

Der Furchenbauer hatte den Dominik mit dem Fruchtwagen bald eingeholt, und ſo ſehr war er von der allgemeinen Bangigkeit befangen, daß er fürchtete, die Freiſchärler hätten es auf ſeinen Fruchtwagen abgeſehen. Er befahl daher dem Dominik, langſam weiter zu fahren, bis er Gegenbefehl erhalte.

Der Tag hatte ſich aufgeklärt, der ganze Himmel war mit rothen Wolken überzogen, als der Furchenbauer mit Vinzenz von der Straße ab in ſeinen eigenen Weg einlenkte.

„Gottlob, da iſt der Alban," rief Vinzenz und der Vater ſchaute dem neben ihm Sitzenden, der doch ſeinen Bruder lieben mußte, freudig in's Geſicht. Als aber Vinzenz mit der Miene klugen Einverſtändniſſes hinzuſetzte: „Seid nur jetzt auch gut gegen ihn, nur jetzt keine Händel, er iſt unſer Schutz," da knirſchte der Vater die Zähne zuſammen, gerade weil Vinzenz Etwas von ſeinen Gedanken errathen hatte, und haſtig ſtieß er die Worte hervor:

„Ich brauch' Niemand, ihn nicht und dich nicht; ihr könnet alle Beide zum Teufel gehen," und gleichſam als Zeichen, daß er ſelber noch am Platze ſei, riß er dem Vinzenz Peitſche und Leitſeil aus der Hand und hieb zornig auf die Pferde ein.

Dennoch konnte er ſich nicht leugnen, daß er eine gewiſſe Freude hatte, ſeinen Alban dort zu ſehen; er hatte zuletzt faſt ſelbſt an das Gerücht geglaubt und er beklagte ſchon leiſe den verloren geglaubten Sohn; er merkte doch jetzt, wie lieb er eigentlich den Alban hatte, er war ſtolz und unbeugſam wie er ſelbſt, nur anders, etwas vornehmer, und ein Vater liebt in ſeinen Kindern ſelbſt ſeine Fehler, zumal wenn ſie zugleich auch als Tugenden oder mindeſtens als Kraft erſcheinen. Der Furchenbauer ſagte ſich, daß er eigentlich keinen Schutz von ſeinem Sohn wolle, aber es war ihm doch lieb, ihn in der Unruhe bei ſich zu haben, wie man bei einem drohenden Gewitter gern alle Angehörigen wach und um ſich verſammelt hat.

Der Sturm bricht los.

Alban mußte gehört haben, daß ſich das Gefährte nahe und der Furchenbauer hob mehrmals die Peitſche hoch, um ihm zu winken, ja er knallte; aber Alban ſchaute nicht um und in dem Vater ſtieg plötzlich wieder der ganze Zorn auf, daß dieſer Sohn, wie Spitzgäbele erzählte, ihn verhöhnt und verſpottet habe und hinterrücks ſein Poſſenſpiel mit ihm trieb. Darum faßte er jetzt den Vorſatz, mitten in aller Unruhe, während jetzt die ganze Welt aus Rand und Band ging, in ſeinem Hauſe den Meiſter zu zeigen. Wie er jetzt die Zügel feſt anhielt und auf die Pferde loshieb, ſo mußte es auch im Hauſe ſein: die Zügel feſt in der Hand und dann drauf losgehauen, bäumt euch, ſchnaubt und ſchlagt aus wie ihr wollt, ihr ſeid feſtgebunden.

Alban hatte den Pflug draußen im Feld inmitten der Furche liegen laſſen, um ihn morgenden Tages wieder aufzunehmen; wohlgemuth das Schleswig-Holſtein-Lied pfeifend, war er mit den ledigen Thieren zurückgekehrt, als er plötzlich mitten im Pfeifen abbrach, er ſah von fern den Vater mit Vinzenz daherkommen; ſie fuhren müßig in der Welt umher und thaten ſich gütlich, ſie waren die Herren, während er daheim ſich als Knecht abarbeiten mußte. War er der Knecht und nicht der Erſte im Erbgang? War er nicht der künftige Hofbauer und hatte er nicht aus übermäßiger Nachgiebigkeit ſich dem Schimpf blosgeſtellt, von der Eichbäuerin abgewieſen zu werden? Nicht eine Handbreit von ſeinem Recht wollte er künftighin preisgeben, und jetzt da der Vater ihm nahe war, drückte er die Thiere an den Zaun und ſtellte ſich neben ſie, damit das Gefährte bequem vorbei könne. Er rief den Ankommenden keinen Gruß zu und als der Vater neben ihm war, knallte er mit der Peitſche hart an ſeinem Ohr und höhnte dabei:

„Das iſt ein Gruß von Spitzgäbele.“

Alban hatte nicht Zeit auf dieſen Zuruf etwas zu erwidern, denn im raſchen Trab fuhr jetzt auf der Hochebene das Gefährte dahin und langſam vor ſich hin knirſchend trieb Alban die Thiere in den Hof.

Beim Abendeſſen that er, als ob nichts vorgefallen wäre, nach demſelben aber blieb er in der Stube und harrte eine Weile, daß der Vater zu reden anfangen werde. Als dies aber nicht geſchah, fragte er geradezu:

„Was hat denn der Lump, der Spitzgäbele, von mir geſagt?“

„Weil du ihn ſo heißſt, iſt Alles wahr,“ entgegnete der Vater und erzählte nun mit beißendem Spott und mit einer Zuthat des Ingrimms, wie ſehr ihn Alban verhöhnt habe und wie er überhaupt hinterrücks ſich als Bauer geberde und alle Maßnahmen des Vaters verhöhne. Vinzenz, der dabei in der Stube war und ſeine Saat aufgehen ſah, ſetzte ſich auf die Ofenbank und ſpielte mit ſeinem Lieblingshund, dem Greif, den er ſich angeſchafft hatte und der faſt ausſchließlich nur ihm gehorchte. Der Vater hatte heute wieder ſeine „Flözerſtimme“ wie ſie die Mutter bei ſich nannte. Sie wußte zwar ſchon längſt, daß er jedesmal wenn er vom Kornmarkt heimkam, lauter ſprach; er behielt den Ton noch bei, den er dort unter dem Lärm gebrauchte, aber heute war's doch übermäßig. Sie winkte ihm mit den Augen, ja ſie erhob beide Hände flach in der Luft zu begütigenden Zeichen, aber es half nichts. Der Vater erklärte weiter, daß Alban ganz anders werden müſſe, ganz anders, wenn Friede im Hauſe ſein ſolle. Als Alban hierauf entgegnete, daß er nicht wiſſe, worin er ſich ändern ſolle, er ſei gehorſam, fleißig und ehrerbietig, wie Viele Seinesgleichen jetzt nicht wären, da ſchlug der Vater auf den Tiſch und ſchrie zornig:

„Was Deinesgleichen? Was weißt du wer du biſt? Mein Knecht biſt du wenn ich will, und ich will's. Ja, es bleibt dabei, du ſuchſt dir einen andern Hof, denn den kriegt der Vinzenz. Still ſag ich! Was Deinesgleichen? Meinſt du, weil andere Väter jetzt ſich von ihren Buben über's Ohr hauen laſſen, meinſt ich leid's auch? Ich bin Herr und Meiſter, und mit dir mach' ich was ich will und mit meinem Hof mach' ich was ich will.“

„Das könnet Ihr nicht,“ rief Alban feſt auftretend, „der Hof gehört im Erbgang mir, es wird ſich zeigen, ob Ihr mir ihn nehmen könnt!“

„Was wird ſich zeigen? Ich bin noch über dich 'naus ſtudirt. Du meinſt weil du herrelen — den vornehmen Mann ſpielen — kannſt, du ſeiſt was? Nichts biſt. Ja, reib' nur deinen Bocksbart. Wenn du nicht augenblicklich mich um Verzeihung bitteſt und mir verſprichſt, mir in Allem zu folgen, ohne Widerrede, da kannſt mein' Hand auch noch in deinem Geſicht ſpüren.“

Die Mutter und Ameile ſuchten den heftig Erregten zu beruhigen, auch Vinzenz trat auf den Vater zu und ſagte:

„Ich bitt' Euch, haltet nur jetzt Friede. Wir werden uns als Brüder vergleichen.“

„Du willſt mir auch dreinreden? Wer biſt denn du? Naus ſag ich, oder ihr habt die Wahl, ob ihr zu der Thür oder zum Fenſter 'nauswollet; 'naus alle Beide, ihr dürfet mir nicht mehr vor die Augen bis ich euch ruf." Er riß die Thüre auf und ſchob zuerſt Vinzenz hinaus, der nur geringen Widerſtand leiſtete, als er aber auch Alban anfaſſen wollte, ſtreifte dieſer die Hand raſch ab und ſagte in ſcharfem, beſtimmtem Tone:

„Vater, rühret mich nicht an. Ich geh allein, ich geh von ſelber, und da ſchwör' ich's: nie, nie mehr komm' ich daher vor Eure Augen, wenn Ihr mich nicht ſelber darum bittet."

Er nahm ſeinen breitkrämpigen grauen Hut vom Ofenſtängele und ging hinaus. Drin in der Stube hörte man noch Schelten zwiſchen Mann und Frau und dann lautes Weinen, das erſt aufhörte, als die Thüre zugeſchlagen und dann noch einmal mit dem Fuß darauf getreten wurde.

Am Röhrbrunnen ſtand Alban mit ſeinem Bruder und dieſer ſagte:

„Alban, ich bin oft neidiſch auf dich geweſen, aber jetzt mein' ich's gut. Du wirſt ſehen, ich werd' dir Alles geben, was recht iſt."

„Ich brauch' nichts von dir, du eher von mir."

„Sei jetzt nicht bös, ich kann nichts dafür. Sieh da, ſieh her, ſiehſt das da?"

„Ja, dein blindes Aug'."

„Und weißt wovon das iſt?"

„Wie du vom Wagen gefallen biſt. Was geht mich das jetzt an?"

„Es geht dich an. Zum Erſtenmal in meinem

Leben ſag ich das, ich hab's noch nie über meinen Mund bracht, aber jetzt, jetzt muß es 'raus. Ich bin nicht vom Wagen gefallen. Der Vater hat mir im Zorn das Aug' ausgeſchlagen."

Alban faßte zitternd die beiden Hände ſeines Bruders.

„Ja," fuhr Vinzenz fort, „es weiß es ſonſt kein Menſch als er und ich, du biſt der Erſte, und ich hab ihm einen Eid geſchworen, es Niemand zu ſagen, aber ich muß ihn jetzt brechen. Und weil mir der Vater das than hat, hat er mir den Hof verſprochen und das Abendmahl drauf genommen."

Alban ſtand ſtill neben dem Bruder. Man hörte lange nichts als das Rauſchen des Brunnens und ein ſanftes Flüſtern des Hollunderbaumes. Plötzlich raffte ſich Alban zuſammen, reichte dem Bruder die Hand und ſagte:

„Behüt' dich Gott. Ich geh fort."

„Wohin?"

„Ich weiß ſelbſt nicht."

„Bleib' lieber da und geh nur nicht unter die Freiſchärler. Man ſagt, ſie ſammeln ſich jetzt im Thal, und in der Stadt hat's auch geheißen, du ſeiſt ſchon dabei, und deßwegen iſt der Vater auch ſo bös geweſen."

„So?" rief Alban gedehnt, rückte den Hut feſter in die Stirne und reckte ſich mit allen Gliedern, „hauſet mit einander wie ihr wollet. Trifft mich ein' Kugel, iſt mir's recht, und komm' ich wieder, wollen wir ſchon abrechnen."

Ohne nochmals die Hand zu reichen, rannte er zum

Thor hinaus und den Berg hinab; die Augen brannten ihm und es war ihm, als fühlte er an ſich den gräßlichen Jähzorn des Vaters, der ſein eigenes Kind faſt geblendet. Als er auf der Landſtraße war, überkam ihn auf Einmal mitten im Jammer ein frohes Gefühl, er war nun frei, frei von der ganzen Welt. Wie oft hatte ihm ſchon der Ruf nach Freiheit das Herz erfüllt, jetzt endlich konnte er ihm Folge leiſten, er durfte für ſich handeln und brauchte nicht zu fragen, ob dies der Vater genehm finde; es war recht, daß er verſtoßen war, er hatte zu lange ſein eigenes Herz unterdrückt, jetzt war er frei. Er ſtreckte die Arme empor und war bereit zu ſterben, damit die ganze Welt frei und glücklich ſei.

Raſchen Laufes ſchritt er dahin, nur Einmal ſtand er ſtill, denn ihn hemmte der Gedanke, ob nicht Vinzenz in ausgefeimter Falſchheit ihm dieſen Weg gezeigt hatte und ihn ſcheinbar abhielt, um ihn ſo ſicherer darauf zu lenken und ſeiner entledigt zu werden. Er konnte an ſolche Bosheit des Menſchen nicht glauben. Und war es nicht ſein Bruder? Und zitterte nicht ſeine Stimme ſo kläglich, als er die grauſe That des Vaters erzählte? Mit neuem Muth ſchritt Alban dahin. Da begegnete ihm ein Wagen, er kannte den Tritt der Pferde, das Rollen des Wagens und das eigenthümliche Peitſchenknallen des Dominik. Er hatte ſich nicht getäuſcht, Dominik kam mit dem Fruchtwagen.

„Wohin noch?“ fragte Dominik erſtaunt.

„Gen Reichenbach.“

„Bleib' heut davon, die Freiſchärler ſind dort, ein paar hundert Mann, der Lenz von Röthhauſen führt ſie an. Ich hab' auch deinen Namen nennen hören."

„So? Da komm' ich gewiß," entgegnete Alban und erzählte nun alles Vorgegangene. Alban war erſtaunt, als Dominik ohne große Theilnahme ſagte:

„Ich weiß ſchon lang, doch du biſt auch kein rechter Freiſinniger. Hätteſt du den Hof allein bekommen, es wär' dir nicht eingefallen, daß deine Geſchwiſter durch das alte Herkommen verkürzt werden, du wärſt halt ein großer Hofbauer wie Andere, wenn auch ein bisle gutmüthiger."

„Das verſtehſt du nicht," entgegnete Alban zornig.

„Freilich, ich bin nur als armer Knecht aufgewachſen. Was kann ſo Einer wiſſen."

Alban ſtand betroffen, aber er wollte jetzt von nichts Anderem wiſſen und ging faſt zornig davon. Er hatte Dominik um ein Darlehen bitten wollen, aber jetzt that er ihm dieſen Gefallen nicht.

In Reichenbach wurde Alban mit großem Jubel bewillkommt. Es klärte ſich jetzt Alles auf. Der Lenz hatte dem Alban ſchon am Morgen einen Boten geſchickt, der Bote hatte die Weiſung angenommen, war aber wahrſcheinlich nach einer andern Gegend entflohen, weil er ſich vor der Verantwortlichkeit fürchtete. Mitten im Sturm war Alban für ſich plötzlich hoch erfreut. So war es alſo nicht Lüge und Falſchheit von Vinzenz, daß man in der Stadt geſagt hatte, er ſei bereits unter den Freiſchärlern, er bat dem Bruder in Gedanken jeden Zorn ab, den er gegen ihn gehegt hatte . . .

Der Pflug im Kugelberger Felde blieb lang unberührt liegen.

. . . .

. . . .

Monatelang hörte man nichts von Alban, bis auf den Furchenhof plötzlich die Nachricht kam, der Alban habe ſich eine Zeitlang beim Hirzenbauer in Nellingen aufgehalten und diene jetzt als Knecht auf dem Sabelsbergiſchen Gut in Reichenbach. Die Mutter eilte zu ihm, um ihn nach Haus zu bringen, aber er ging nicht und beharrte auf ſeinem Eid, der Vater müſſe ihn holen. Es war unerhört, daß der Sohn des Furchenbauern bei deſſen Lebzeiten Knecht ſein, an der Schwelle des väterlichen Hofes fremden Leuten dienen ſollte. Alban war unnachgiebig, als auch Ameile und Dominik nach einander zu ihm kamen, er wiederholte Beiden: er wolle dem Vater zeigen, daß er Knecht ſein könne, aber nur bei fremden Leuten, nicht auf dem väterlichen Hof, dazu werde er ſich nie verſtehen; der Vater, der ja für ſeine Nachkommen ſorgen wolle, könne jetzt bei Lebzeiten an ihm ſehen, wie es ihnen einſt ergehe.

Es war ein ſtrenger Befehl des Vaters, daß in ſeinem Beiſein Niemand von Alban reden durfte, auch die Mutter nicht; ja ſie hatte es ſo weit gebracht, ſelbſt ihren Gedanken zu wehren, daß ſie zu ihm hingingen. Ueber ihre Träume aber hatte ſie keine Macht. . . .

Ein Sohn und ein Knecht.

Heute waren alle die ſtürmiſchen und trüben Erinnerungen in der Seele der Mutter erwacht, und als ſie endlich eingeſchlafen, ſchrak ſie plötzlich auf und rief laut den Namen Albans, von dem ſie ſeit länger als einem Jahre ihre Lippen entwöhnen mußte. Sie horchte ſtill, ob ihr Mann nichts gehört habe, der aber ſchlief ruhig.

Die ganze Welt war wieder in ihr altes Geleiſe zurückgekehrt, die gerade geſtreckten Senſen waren wieder umgebogen und einzelne, bei denen ſich das nicht mehr thun ließ, waren zum alten Eiſen geworfen; die Gemeinden, die auf allgemeine Koſten Waffen angeſchafft, hatten dieſe wieder verkauft und nur hier und da ſah man noch einen einzelnen Heckerhut mit ſchlaffer Krempe, der allmälig zertragen wurde. Die Jahre der Bewegung, die auch in der entlegenſten Hütte eine Erſchütterung hervorgebracht, ſchienen jetzt vergeſſen wie ein Traum. Auf dem Furchenhofe war auch Alles wieder wie ehedem, ja der Furchenbauer war wieder einer der Liberalen, die man freilich jetzt anders nannte, denn bei der Einführung der Geſchwornengerichte hatte man ihn, der doch auf der Liſte der Höchſtbeſteuerten ſtand, eben wegen ſeiner ehemaligen Geſinnung nicht zum Geſchwornen ernannt, vielmehr waren viel Geringere aus der Gemeinde dazu berufen. Alles war wieder in's alte Gleiſe zurückgekehrt, nur mit Alban war dies nicht der Fall. Trotz aller Ruhe und gewohnten Ordnung, die auf dem Furchenhofe herrſchte, war es doch immer, als fehlte Etwas und als könnte eine plötzlich eintretende Erſcheinung Alles ändern. Das ganze Leben, das ſonſt ſo ſtetig erſchien wie das Wachſen von Baum und Pflanze, hatte jetzt etwas Einſtweiliges, morgen rundum zu Verkehrendes. Die Dienſtleute ſtanden oft bei einander und plauderten und wenn der Meiſter zu ihnen trat, verſtummte plötzlich das Geſpräch; es hatte gewiß wieder vom Alban gehandelt und wie der mit dem Meiſter entzweit ſei, weil er die Eichbäuerin abgewieſen habe und lieber des Nagelſchmieds Vreni heirathe, und darin geben ſie ihm gewiß Alle Recht, denn jeder Knecht und jede Magd fühlte ſich damit erhoben, daß Eines ihresgleichen zu hohen Ehren kommen ſollte. Der alte Furchenbauer ſchien ſich ſeit dem Streit mit ſeinem Alban verjüngt zu haben, er ſtand Allem vor wie der jüngſte Mann; nur die Bäuerin merkte oft an ſeinem ſtillen Brüten, daß ihm Etwas im Gemüthe ſaß, das er nicht verwinden konnte: ſie durfte aber nicht davon ſprechen, denn er wurde immer heftig gegen ſie und verbot ihr zuletzt, je vor ihm den Namen Albans zu nennen. Nur Einmal, und das vor wenigen Wochen, ſprach er ſelbſt von ihm und mit einer gewiſſen verhaltenen Freude. Er erzählte, wie ihm der Rentamtmann im Vertrauen mitgetheilt habe, Alban habe ſich eigentlich nicht als Knecht verdingt, er habe ſich ausdrücklich wöchentliche Kündigung bedungen, auch ſeinen Genoſſen erklärt, er diene nur hier, um die höhere Ackerwirthſchaft noch beſſer zu erlernen. Dieſer Stolz Albans, der zugleich die Ehre des Vaters wahrte, gefiel dieſem; er widerſprach nicht, als die Mutter hinzuſetzte, der Alban gleiche ganz ihrem eigenen Vater, der habe auch ſo was Adeliges gehabt, darum habe man ihn auch ſpottweiſe den Schmalzgrafen geheißen. Als die Mutter aber weitergehen und eine Verſöhnung daran knüpfen wollte, wurde der Furchenbauer plötzlich wieder voll Ingrimm und betheuerte, daß das nie geſchehe, bis Alban bittend vor ihn hintrete.

Sprach der alte Furchenbauer nur äußerſt ſelten mit ſeiner Frau von Alban, ſo that er dies um ſo öfter mit Dominik. Dieſer war eine treue Stütze des Hauſes, und wenn gleich nur Knecht, doch wohl angeſehen. Der Bauer wußte, that aber als ob er Nichts davon gemerkt habe, daß ihn die Mutter ſchon mehrmals zu Alban geſchickt hatte; er ſuchte daher von ihm zu erfahren, was denn eigentlich Alban vorhabe, aber Dominik war behutſam und klug und gab nur knappe Antworten. Der Vater, der ſeinem Sohn keine unmittelbare Nachricht gab, wollte doch, wie man ſagt, es ſeine Meinung auf die Poſt geben; er that, als ob er nur Dominik mittheilte, daß er den Hof diesmal höher ſchätzen laſſe als es von Alters her bräuchlich ſei, damit die abgefundenen Kinder auch ein Erkleckliches hätten, daß er aber Alban ganz enterbe, wenn er nicht von des Nagelſchmieds Vreni laſſe. Dominik hörte das ruhig an und erwiderte in der Regel nichts, nur manchmal fragte er geradezu, ob er das Gehörte dem Alban im Namen des Vaters mittheilen ſolle, was der Furchenbauer ſtreng verneinte; er durfte ſich weder vor ſeinem Sohn noch vor dem Knecht eine Blöße geben.

Das geſetzte Benehmen des Dominik machte auf den Furchenbauer einen bedeutſamen Eindruck. Er ehrte den Dominik damit, daß er ihn mehrmals geradezu fragte: ob er denn nicht Recht habe, ob denn ein Vater nicht ſchalten und walten dürfe wie er wolle, ob ſich ein Kind dagegen auflehnen dürfe und ob nicht Kindeskinder Dem danken müſſen, der die Größe und die Ehre der Familie feſt gewahrt habe. Aber auch hierauf gab Dominik nur wenig entſprechende Antworten, er ſprach davon, daß der kindliche Gehorſam, aber auch daß der Friede über Alles gehe, lehnte indeß jede Selbſtentſcheidung ab, mit dem Bedeuten, daß er dieſe Sachen nicht verſtehe. Der Bauer war mehrmals verſucht, den Dominik für dumm zu halten; aber aus einzelnen Worten entnahm er doch wieder wie klug er war, hatte er ja einmal geäußert:

„Es iſt wahrſcheinlich dumm was ich ſag', aber ich weiß nicht, der Pfarrer ſagt doch immer, Gott allein ſei die Vorſehung und ich weiß jetzt nicht: wollet Ihr nicht mit dem was Ihr vorhabet, wie man bei uns in Nellingen ſagt, in Gottes Kanzlei ſteigen und Vorſehung ſpielen? Kann man da nicht auch zu viel thun und muß man nicht unſerm Herrgott die Hauptſach' überlaſſen, was er für künftige Zeiten vorhat?“

„Du biſt gar nicht ſo dumm, gar nicht, aber du verſtehſt die Sach nicht,“ hatte darauf der Bauer erwidert und Dominik war mit dieſer Antwort mehr als zufrieden und blieb doppelt beſtärkt in ſeinem gehaltenen Benehmen. Er miſchte ſich trotz aller geheimen und offenen Aufforderungen nicht eigentlich in die

Sache, er verdarb es weder mit dem Bauer noch mit Alban, wenn dieſer einſt doch den Hof bekomme, und ſolche weiſe Zurückhaltung eines Dienſtboten verfehlte nicht, dem Bauer einen gewiſſen nachhaltigen Reſpect abzunöthigen. Minder war das bei Alban der Fall; dem Dominik, als er ihn einſt im Auftrag der Mutter beſuchte, geſagt hatte: „Ich bin auch ein Häuslerkind, mein Großvater war auch ein reicher Bauernſohn, den man nebenausgeſetzt hat. Man muß ſich drein finden…“

Als jetzt die Furchenbäuerin in der Nacht erwachte und hörte, wie der Dominik das Schwärzle aus dem Stall zog, däuchte es ihr eine Ahnung, daß ſie erwacht war; jetzt zog ja ihre Botſchaft zu ihrem Alban, denn ſie hoffte, daß Dominik dem Willen des Bauern ungetreu über Reichenbach fahren werde.

Ein nächtiger Gang bis daß es tagt.

Der Kühbub hatte Dominik zur Zeit geweckt und Dominik war bald zur Abfahrt bereit, er war aber entſchloſſen, mindeſtens auf dem Hinweg dem ausdrücklichen Befehl des Bauern zu gehorchen; wenn er ihm zuwiderhandelte, wollte er es lieber zu eigenem Nutzen thun und eine halbe Stunde ab des Wegs zu ſeiner Mutter nach Rellingen gehen. Er war darüber noch nicht mit ſich einig, als er von der Landſtraße ab den Waldweg einſchlug. Das Schwärzle brummte vor ſich hin, als man in den nächtig ſäuſelnden Wald eintrat, wo die dunklen Wipfel rauſchten, obgleich man keinen Wind verſpürte; es ſtand oft ſtill und nur den freundlichen Ermahnungen oder auch dem Schelten des Dominik folgte es und ſchritt fürbaß.

Die Gelehrten haben vielleicht nicht unrecht, daß ſie den Hennenweg eigentlich Hünenweg nennen, ungeheuerlich genug iſt er und die Felsblöcke und ſeltſamen Erdwälle, die hüben und drüben ſind, können wohl für Hünengräber gelten; die Volksmeinung aber bleibt dabei, der Weg gleiche einer Hühnerſteige und darum heißt er der Hennenweg. Das Schwärzle, einmal im friſchen Lauf, konnte klettern wie eine Ziege und das war natürlich; das Schwärzle war von echter Schwyzerraſſe, die Mutter war unmittelbar aus dem Appenzell gekommen und unter der Obhut des Dominik war das Schwärzle aufgewachſen und ſo gediehen, daß ihm der Preis nicht fehlen konnte. Wie ein Hund ſeinem Herrn, folgte das Schwärzle dem Dominik, und erſt als man auf der Anhöhe war, hielten Beide an, Dominik ſtopfte ſich eine Pfeife und das Schwärzle fand in der Nacht ein thaufeuchtes Maulvoll Gras am Wege, das war für den Hunger und für den Durſt. „Vorwärts in Gottes Namen“ ſagte jetzt Dominik und mit einem ſchnell erhaſchten Vorrath für den Weg folgte das Schwärzle. Dominik fürchtete weder Geſpenſter noch lauernde Uebelthäter, aber der Ruf, den er vorhin gethan, erlöſte ihn doch von einem gewiſſen Gefühl der bangen Einſamkeit und dabei ſchlug er ſich an die Hüfte und überzeugte ſich, daß ſein im Hirſchhorngriffe feſtſtehendes Meſſer dort ſicher ruhte. Der Meiſter hatte Recht, der Weg war von jetzt an bequem und lind, er zog ſich auf einem Walddurchſchlag hin, auf dem bis zum Jahre 1848 die gräflich Sabelsbergiſchen Schafe weideten, das Gras war jetzt in die Höhe geſchoſſen, denn der Furchenbauer hatte ſich nicht entſchließen können, nach dem Rathe Albans ſelber Schafe einzuthun und eine mehrmalige Ausſchreibung der Schafweideverpachtung hatte bis jetzt zu keinem Erfolge geführt. Dominik dachte in ſich hinein, wie manches Erträgniß doch auch auf ſolch einem großen Bauernhofe verloren gehe, er dachte, wie es einem rechtſchaffenen Knechte zukommt, zunächſt an den Vortheil ſeines Meiſters, dann aber auch an ſich ſelber; er verſtand die Schäferei, und hätte er nicht ſein ganzes Geld an Alban verliehen gehabt, er hätte ſich ſelber Schafe eingethan und den Weidgang gepachtet. Es giebt ja hier zu Lande viele Eigenthümer von Schafheerden, die keinen Grundbeſitz haben. Dominik war in die Jahre getreten, wo er allzeit ausſchaute nach einem ſelbſtändigen Anweſen und ſei es auch noch ſo klein. Er gedachte jetzt, wie Manches von einem großen Hof doch noch ganz anders ausgenutzt werden könnte, wenn es in fleißige Hand gegeben wäre, die nur das allein hätte. Immer kam Dominik wieder auf die Ueberlegung zurück, wie es einem noch ſo Fleißigen hier zu Lande nicht möglich ſei, Etwas vor ſich zu bringen. Drüben im Gäu, wo es wenig geſchloſſene Güter giebt, die auf ewige Zeiten in Einer Hand bleiben, da iſt es einem ſparſamen Knecht, der von Haus aus Nichts hat, doch möglich, mit der Zeit ein gut Stück Feld zu erwerben, er heirathet noch Etwas dazu und wenn die Gemeinde ſieht, daß das junge Paar fleißig und ſparſam, läßt ſie ihm bei einem ſchicklichen Kauf die Vorhand und nach und nach zahlt man jedes Jahr ein Ziel ab und hat mit der Zeit ein ſchönes Bauerngütle und die Aecker ſind alle das Doppelte werth. Hier zu Land aber iſt Grund und Boden in feſter Hand und es bleibt Nichts, als Häusler werden und wie der Spatz auf dem Dach leben. Das aber wollte Dominik nicht, lieber ledig ſterben; er hatte im elterlichen Hauſe zu bitter erfahren, welch ein elendes Leben das iſt.

An einer ſtarken Lichtung, die jetzt am Wege war, erkannte Dominik den Grenzſtein vom Gute ſeines Herrn. Wer wird doch noch Recht behalten? Alban oder der Vater? Wer weiß, es kann noch bös werden, zwei harte Mühlſteine mahlen nicht gut, ſagt das Sprüchwort. Es raſchelte Etwas im Walde, das allgemein bewaffnete Jahr muß doch noch nicht alles Wild weggepirſcht haben, das Schwärzle brummte leiſe und drängte ſich näher an Dominik. Gen Morgen zeigte ſich allmälig ein lichteres Grau, die Nebel ſenkten ſich, das Schwärzle begrüßte durch lautes Schreien den jungen Tag. Ein Rabe hockt noch verſchlafen auf einem Baumaſt, er hat den Kopf unter den Flügeln, jetzt erwacht er, ſchüttelt ſträubend ſein Gefieder, öffnet den Schnabel wie gähnend und fliegt krächzend waldaus. Ein enges grünes Thal thut ſich auf, über den Waldbergen jagen die Nebel in zerriſſenen Wolken dahin, die Elſtern ſchnattern und fliegen von Baum zu Baum, auf einem blätterloſen Kirſchbaum klagt der Fink regenverkündend: es gießt! es gießt! und hoch oben ſchwebt ein Raubvogel, es iſt die Hühnerweihe, ſie ſtößt ihr jauchzendes Geſchrei aus: Gujah! Gujah! Hähne krähen, Hühner gackern, der Taktſchlag der Dreſcher tönt herauf, das iſt das arme von Waldarbeitern bewohnte Dorf Klurrenbühl, aber man ſieht nichts davon, Alles iſt in Nebel gehüllt, die Wälder tauchen daraus auf, eine heiſere Morgenglocke ertönt wie weit verloren, jetzt erſcheinen die Häuſer des Dorfes bis zur Dachfirſte, hell und darüber die Nebelwolken, von den Bäumen am Weg tropft es leiſe, die breiten Blätter des Kohls tragen ſchwere Tropfen, die manchmal in der Mitte des Blattes wie von einander angezogen zuſammenrinnen und je näher ſie ſich kommen, immer haſtiger. Da und dort fällt ein einzelner Apfel ſchwer vom Baume. Dominik hatte für Alles Aug und Ohr, denn er wünſchte ſich doch einen hellen Tag, heute da er und das Schwärzle gekrönt würde. Als er jetzt am erſten Haus unter dem Geläute der Glocke, die ſo armſelig und wie beſcheiden bittend ertönte, den Hut abzog, miſchte ſich in ſein Gebet der Dank, daß er nicht dazu beſtimmt ſei, in einer Einöde wie dieſes Dorf war, ſieben Stunden hinterm Elend wie man ſagt, ſein Leben zu verbringen; er war auf dem Furchenhof an Beſſeres gewöhnt. Lieber lebenslang auf dem Furchenhof als Bürger in ſo einem armſeligen Nebensausorte, dachte Dominik. Auf einem „abſcheinigen“ Hausweſen bauern, wo Einen die Schulden morgen wie der Wind wegblaſen können — da iſt Knecht ſein beſſer; und doch: ein eigen Leben geht wieder über Alles.

Im Dorfe zeigte ſich ſchon frühes Leben, dort ging

Einer mit der Peitſche knallend, gleichſam ſich und die Thiere erweckend, nach der Stallthüre, dort öffnete ſich eine Stallthüre von innen und die Kühe ſchreien — der hat ſeinen Thieren ſchlecht über Nacht aufgeſteckt; ein Mann, der in dürftigem Kleide über die Straße ging, ſchaute den Dominik verwundert an und vergaß ſeinem freundlichen Gruße zu danken. Wer weiß, mit welchen böſen oder traurigen Gedanken Der ſeinen Tag anfängt. Auf einen Ehrenpreis hofft der wenigſtens heute nicht. Dieſe Ausſicht, die geſtern den Dominik noch grimmig gemacht, ward ihm jetzt im friſchen Morgen zu einer lichten Freude; er fühlte ſich ſo luſtig wie ſeit lange nicht und etwas Anderes konnte es doch nicht ſein. Mit friſcher Kraft wanderte er, das Schwärzle am Seile führend, dahin, und ſelbſt das wohlbekannte Thier erſchien ihm jetzt ſo ſchön wie noch nie. Wie prächtig ſchwarz war die Farbe, die durch einen kaum merklich lichteren Streif auf dem Rücken noch gehoben war; nur wenig überbaut, wie war es ſo feſt und doch fein, der Kopf mit den weißen Hörnern, dem weißen Maul und den hellen Haarbüſcheln in den Ohren — wie verſtändig ſah das Thier aus.

Es mag wohl von dem ehemaligen Hirtenleben des Dominik herkommen, daß er nie ein rechtes Auge für die Schönheiten des Pferdes hatte, um ſo mehr aber für die des Rindviehs, und er erquickte ſich wahrhaft daran.

„Du verdienſt auch den Preis,“ ſagte Dominik faſt laut, dem Thier auf den Bug klatſchend „friß jetzt nicht, du kriegſt was Beſſeres, ich vergeß dich nicht wenn ich was zu mir nehm'.“

Das Schwärzle ſchien aber eine Vertröſtung auf die Zukunft nicht zu verſtehen, es bog den Kopf noch mehrmals nach dem Gras am Wege und Dominik mußte es kurz halten.

Auf den Wieſen wurde es nun lebhaft. Die Kühe, die den ganzen Sommer im Stall gehalten wurden, ſprangen jetzt auf der Weide luſtig klingend hin und her und die Hütenden rannten hin und wieder, knallten und jodelten und ſangen bei dem Feuer, in dem ſie ihre Kartoffeln brieten. Dominik gedachte, wie auch er einſt ein armer Hirtenbub war und jetzt hatte er's doch ſo weit gebracht. Dieſes ſtete Unterſichſchauen, dieſes beſtändige Erwägen was er einſt geweſen und wie weit er's gebracht, machte ihn weniger kühn und muthig und mehr beſcheiden und demüthig als eigentlich ſeine Natur mit ſich brachte. Jetzt ſang ein Hirtenbub daſſelbe Lied, das Ameile geſtern ihm nachgeſungen und das Antlitz des Dominik erleuchtete plötzlich in Freude.

Nun wußte er's: nicht der Ehrenpreis war es, der ihn ſo innerlichſt fröhlich machte, das Lied lag ihm im Sinn und weiterſchreitend ſang er:

„Schätzele, Engele
„Laß mi e wengele —"
„Schätzele, waſele?"
„Nur mit dir baſele."

Das Lied verließ ihn auf dem ganzen Weg nicht mehr und hob ſeine Schritte und lachte ihn aus mit all ſeinem Denken und gab ihm auf Alles Antwort.

Ich bin neun Jahre älter als das Ameile — das iſt ja kein Fehler, das iſt ja grad recht . . . Das Ameile iſt ein anvertrautes Gut von meinem Herrn, ich darf nicht falſch damit gegen ihn ſein — er muß dir noch Dank ſagen, daß du ihm ſo einen rechten Tochtermann giebſt. Was fehlt dir denn zu einem rechten Bauer als Geld und Gut? Und das hat ſie. . . Ich mag mich nicht ſo hoch verſteigen, ich plumps ſonſt ſo arg 'runter — das iſt Feigheit von dir und du wirſt's bereuen, wenn's zu ſpät iſt. — Es war merkwürdig, wie ſich in Dominik Alles Red' und Antwort gab, als wären zwei Seelen in ihm, und das war wohl auch, denn er trug Ameile im Herzen. Schon vor elf Jahren, als der Hirzenbauer von Nellingen, der Klein-Rotteck genannt, dem Dominik den Dienſt auf dem Furchenhof verſchaffte, ſchon damals gewann der hochaufgeſchoſſene Bub das kleine Kind beſonders lieb. Ameile ſtand am erſten Abend am Brunnen und ſchaute Dominik zu, der ſich die Hände wuſch; das Kind aß von einem großen Apfel, den es mit beiden Händen hielt, es mochte den zutraulichen Blick des Dominik, der nach ihm umſchaute, wohl anders deuten, denn es trat auf ihn zu, ſtreckte ihm den Apfel entgegen und ſagte: „Beiß auch ab.“ Dominik war ſelber noch kindiſch genug, um mit dieſem Anerbieten ſo weit Ernſt zu machen, daß das Kind eine Weile verblüfft auf ſeinen ſo ſehr verminderten Apfel ſah, dann aber doch wieder Dominik anlachte. Von jenem Abend an hatte Dominik eine beſondere Liebe zu dem Kinde und ſuchte ihm auf jede Weiſe Freude zu machen. Im Winter trug er es oft den größten Theil des Weges auf ſeinen Armen nach der eine Stunde weit entfernten Schule, und wenn Schneebahn war, führte er es auf einem Handſchlitten. Als Dominik Soldat werden mußte und nach halbjährigem Verweilen in der Garniſon wieder in ſeinen alten Dienſt zurückkehrte, gewahrte er plötzlich, daß das Kind eine Jungfrau zu werden begann. Der Abſtand ihrer Lebensverhältniſſe wurde ihm immer klarer und ſelbſt in die Herzen voll Einfalt finden oft verſchlungene, ſich ſelbſt verhüllende Gedanken ihren Weg. Dominik war jung genug, daß ihm die unverkennbare Liebe Ameile's die tiefſte Seele erquickte; er lächelte oft ſtill vor ſich hin, aber wenn er Ameile begegnete, ihr etwas zu bringen oder zu ſagen hatte, machte er immer ein finſteres, ja faſt zorniges Geſicht und war wortkarg, er bangte vor dieſer Liebe, die ihm nur Unglück bringen konnte, er wollte ſie bezwingen, aber es gelang ihm nicht. Da fand ſich eine glückliche Aushülfe: nicht um ſeinetwillen, ſondern um Ameile mußte er jede Neigung ausreißen und zerſtören, das gute harmloſe Kind, das durfte nicht in's Elend kommen, es mußte behütet und beſchirmt werden. Dominik erſchien ſich groß in dieſer Entſagung um der Geliebten willen, die ihm jetzt zu gelingen ſchien; er war nun auch oftmals freundlicher gegen Ameile, nur um ihr zu zeigen, wie gut er's mit ihr meine und bald ſchien es wieder, daß ſie von Allem nichts wiſſe, ſie war allezeit gleich fröhlich und behend, luſtig wie ein Vogel auf dem Zweige. Dominik däuchte es, daß er ſich getäuſcht habe; er hatte mit Schmerzen und Kämpfen eine Liebe ausgerottet, die gar nicht da war. Und ſo ſeltſam iſt das Menſchenherz: ſtatt daß Dominik ſich dabei beruhigte und zufrieden war, daß Alles ſich fügte, wie er wünſchen mußte, wollte er jetzt mindeſtens eine Erkenntlichkeit für ſeine Aufopferung und er ſagte es einſt Ameile was er für ſie gethan. Ameile ſtand betroffen dabei und redete kein Wort. Wochenlang ſah ſie ihn kaum an wenn ſie ihm begegnete und huſchte vorbei, als fliehe ſie vor ihm. Hatte Dominik erſt geweckt was er tödten wollte? Es ſchien nicht der Fall. Einſt als ſie ihm nicht mehr ausweichen konnte und er ſie fragte, warum ſie ſo trotzig gegen ihn ſei, ſagte ſie mit keckem Antlitz lächelnd:

„Es hat einmal Einer einen Bärenpelz verkauft, ehe er den Bären geſchoſſen hat.“

„Wie? Was meinſt?“

„Es hat einmal Einer ein Mädle aufgeben, bevor er's gehabt hat. So iſt's.“ Der Mädchenſtolz ſchien beleidigt, daß eine Liebe preisgegeben wurde, um die noch gar nicht geworben war. Wollte ſie ihn zurückweiſen, wenn dies geſchehen war? Ameile ſchien nun ein grauſames Spiel mit Dominik zu treiben, ſie ging allezeit trällernd und lachend umher und die Natur ſelber mußte ihr helfen, denn ſie wurde mit jedem Tag ſchöner und liebreizender. Wo ſie nur konnte, hänſelte ſie den Dominik, und die Mutter ſelber ſchalt ſie oft darüber, der Vater aber hatte ſeine heimliche Freude an dem luſtigen Kind und ſeinen Scherzen und es war nicht uneben, als er einmal ſagte: „Sie iſt grad wie ein Kanarienvogel, je mehr Lärm und Untereinander im Haus iſt, je luſtiger iſt ſie, grad wie ein Kanarienvogel, der ſchlagt auch immer heller, wenn's recht toll hergeht in der Stub'." Auch Dominik hatte nach dem anfänglichen Aerger ſeine Luſt an dem Uebermuth Ameile's, es wäre ihm gar nicht lieb geweſen, wenn ſie ihn nicht geneckt hätte, ſie lachte und jauchzte dabei ſo grundmäßig; und daß ſie grade immer mit ihm anheftelte, war kein böſes Zeichen. Er gab ſich nun ſelber manchmal zum Beſten und bot Ameile oft Gelegenheit über ihn zu lachen.

Auf dem einſamen Furchenhof war damals eine Bewegung der Gemüther wie ſie ſich nur ſelten aufthut, und in Stube und Stall und Scheune ſagte man einander, daß es gewiß nirgends luſtiger hergehe. Man wußte nicht und wollte nicht wiſſen, was denn eigentlich vorging und warum Jedes am Morgen ſo fröhlich aus dem Schlafe ſich erhob, man fragte nicht darnach und konnte es nicht ſagen und das iſt die beſte aus innen quillende Freude. So viel aber wußte doch ein Jedes, daß Ameile der Mittelpunkt aller Luſtbarkeit war. Selbſt der alte Furchenbauer, der eine gewiſſe finſtere Miene nie ablegte, konnte ſich des Einfluſſes der „Blitzhexe" wie er Ameile auch bisweilen nannte, nicht erwehren, und es war doppelt zum Lachen, wenn man ſah, welche Mühe er ſich gab, bei den loſen Streichen und Reden Ameile's ſeine ernſte Miene zu bewahren, wie es aber innerlich zuckte und er am Ende doch nicht anders konnte, als laut auflachen. Oft an Winterabenden, wenn der Vater im Stüble ſaß und den Wälderboten ſtudirte, während Ameile mit dem

Geſinde in der großen Stube ſpann und allerlei Kurzweil trieb, hörte man bei einer neckiſchen Rede Ameile's den Vater drin im Stüble laut lachen.

Als Dominik jetzt auf ſeinem Gang an dieſe Zeiten und beſonders den ſieben und vierziger Winter dachte, leuchtete die Heiterkeit von damals wieder aus ſeinem Antlitz.

Als im Vorfrühling darauf Alban aus der Fremde heimkehrte, trat plötzlich mit ihm ein anderer Geiſt ein. Ein Angehöriger und doch vielfach fremden Weſens war auf den Hof gekommen. Man hatte heiter und erfüllt gelebt in ſeiner Abweſenheit und es war als ob jedes gewaltſam Raum ſchaffen müſſe für das Gebaren des neuen Ankömmlings, der ſo zu ſagen der zweite Meiſter war und alsbald überall zugriff.

Mit Ameile ging eine beſondere Veränderung vor, ſie betrachtete den Bruder oft mit ſtaunender Verehrung und glühte vor Entzücken, da ihr Alban ſtets mit etwas fremder und ſo zu ſagen höflicher und doch wieder brüderlicher Zutraulichkeit begegnete.

Bald nach der Ankunft Albans hatte auch jene Bewegung begonnen, die ſo wunderbar die ganze Welt umſtellte. Hand in Hand geleitete oft Ameile ihren ſchönen und ſo vornehmen Bruder hinab in's Thal zu den Waffenübungen, ſie blieb mit der Mutter in der Ferne am Käppele ſtehen und ſah ihm zu und ihr Herz lachte vor Freude. Hundertmal wünſchte ſie ſich im Scherz und Ernſt, auch ein Burſche zu ſein und klagte, daß bei der neuen Welt gar nichts für die Mädchen herauskäme. Dominik war mit unter den Bewaffneten, aber er wußte, daß Ameile nicht ſeinetwillen auf der Anhöhe ſtand und unverwandten Blicks herabſchaute; ſie hatte nur ein Auge für ihren Alban. Dominik war innerlichſt eiferſüchtig auf dieſen, aber er durfte ſichs nicht merken laſſen und bald hatte er keinen Grund mehr dazu. Die Hinneigung Albans zu Vreni ward ſichtbar und Dominik ſchöpfte daraus neue, wenn auch unbeſtimmte Hoffnung, aber die Welt war ja jetzt eine andere, alle Menſchen waren Brüder, und noch leichter als Alban die Vreni heimführte, konnte der Knecht des Bauern Tochter gewinnen. Ameile ſchloß ſich fortan mit klugem und gutem Herzen der Vreni an, ſie konnte dem Bruder ihre Liebe nicht beſſer erweiſen, und als Alban einſt in militäriſcher Weiſe den Dominik Kamerad nannte, ſagte Ameile:

„Dem Dominik gönn' ichs am eheſten, daß er dein Kamerad iſt.“

Dennoch war Ameile äußerſt zurückhaltend, und wollte Dominik ſich ihr nähern, hatte ſie immer eine ſcherzende Abweiſung. Als der Zerfall zwiſchen dem Vater und Alban eingetreten war, wurde Ameile oft ſtill und in ſich gekehrt und einmal ſagte ſie zu Dominik:

„Es iſt doch Recht, daß du mich ſchon lang aufgeben haſt, dabei wollen wir auch beiben.“

Fortan verhielten ſich Dominik und Ameile ſo, als ob nie etwas zwiſchen ihnen vorgegangen wäre. Ameile, die ihren Bruder ſo ſehr geliebt hatte, wurde wunderbarerweiſe bald wieder ſo heiter wie ehedem; ſie war überzeugt, daß ihr Bruder unbedingt Unrecht habe und ſprach das auch unverholen gegen den Vater aus. Es ging ſie nichts an, was er für einen Streit mit dem Vater hatte, es war und blieb jedenfalls unverzeihlich, daß er die Sache aus dem Hauſe trug. Was im Hauſe vorgeht und beſonders zwiſchen Vater und Kind, das darf nicht über die Schwelle.

Der Vater wurde nun noch beſonders liebreich gegen Ameile, da er ſie ſo reden hörte und er ging einmal ſo weit, daß er ihr ſagte: „Du biſt mein einzig Kind, an dem ich Freud' hab'.“

Dominik war wortkarg und ging ſtill ſeiner Arbeit nach. Wenn ihn auch Ameile auch oft ermahnte: „Bös brauchen wir juſt nicht mit einander zu ſein; wir dürfen doch mit einander lachen.“ Dominik ging nicht darauf ein.

Ein ſtolzer Bauernburſche wie Alban, der kann es wagen, eine neue Regel für ſich aufzuſtellen und keck über altgewohnte Schranken hinwegzuſetzen; ein Knecht, der ſich ſein Leben lang fügen und ducken mußte und allezeit nach ſeiner Herkunft ſchaut, findet die erforderliche Spannkraft hierzu nicht. Es giebt Naturen, die die Abhängigkeit immer weicher und zaghafter macht.

Das Vertrauen, das nach dem Zerfalle mit Alban der Furchenbauer jetzt ſeinem Knechte ſchenkte, erweckte in dieſem den alten Vorſatz: er wollte Ameile nicht in's Unglück ſtürzen und dem Vater nicht neuen Kummer bereiten.

Darum hatte er noch geſtern beim Aepfelſchütteln ſo herb gegen Ameile gethan und am Abend am Brunnen ſich zu wenigen Worten herbeigelaſſen. Jetzt aber, da er allein war auf dem Wege, ſang ſie ihm allezeit in's Ohr: „Schätzele, Engele.“

In Jettingen, wo Dominik das Schwärzle einſtellte, daß es ſich an Futter und Ruhe erhole, gönnte er ſich ſelber keine Raſt. Er eilte eine halbe Stunde ab des Weges zu ſeiner Mutter nach Nellingen, er hatte ſich nicht darüber berathen und ſich nicht dazu entſchloſſen, es trieb ihn unwiderſtehlich fort. Im armſeligen väterlichen Hauſe, das nun der ältere Bruder beſaß, traf er die Mutter nicht; ſie war, wie die heimgebliebenen Bruderskinder ſagten, beim Kartoffelausthun auf dem Felde des Hirzenbauern. Dominik kannte das Feld und eilte dorthin. Auf dem Wege ſchlug ihm das Herz gewaltig, da er bedachte: wie grauſam es ſei, daß die alte Frau noch taglöhnern müſſe; er kam ſich als ſchlechter Sohn vor, denn er überdachte, wie oft er ſich gutthue und ſeiner Mutter vergeſſe. Im Hinausſchreiten gelobte er ſich, dies fortan zu ändern. Die Mutter, eine lange dürre Geſtalt, reichte ihrem Sohn die Hand und hob gleich wieder die Harke und wollte während des Harkens mit ihm weiter ſprechen; der Sohn des Hirzenbauern, der den Dominik freundlich bewillkommte, ſagte ihr aber, ſie ſolle nur mit ihrem Sohn heimgehen, ſie ſolle doch ihren Taglohn erhalten. Dominik dankte und ging langſam neben der Mutter durch das Dorf hinein, die Wangen brannten ihm; denn er mußte eilen, er hatte gegen den ausdrücklichen Befehl ſeines Herrn dieſen Abweg gemacht, aber er zwang ſich doch zur Ruhe. Er hatte der Mutter nichts mitgebracht als den verheißenden Gruß, den Ameile ihm mitgegeben; ſie bat ihn um Geld, er verſprach ihr von Wellendingen zu ſchicken, und als eben der Hirzenbauer auf ſeinem Bernerwägelein am Hauſe vorüberfuhr, ſagte er: „Ich ſchick Euch's mit Dem, verlaßt Euch darauf, und ich komme bald wieder.“

Als Dominik ſchon die Thüre in der Hand hatte, fragte ihn noch die Mutter: „Iſt's denn wahr, daß dir dein Bauer ſein' einzige Tochter giebt?“

„Wer hat das geſagt?“

„Ich hab's gehört, die Leut reden davon. Mach nur, daß ich's noch erleb'.“

„Da könnt Ihr lang leben bis dahin,“ ſchloß Dominik und machte ſich eilig auf den Rückweg durch den Wald. Das Schwärzle brummte ihm entgegen, als er in den Stall trat und ohne Säumen machte er ſich nun mit ihm auf nach ihrem Ziel.

Draußen vor Jettingen fuhr der Hirzenbauer an ihm vorüber und winkte ihm zu, ſich zu beeilen; Dominik glühte vor Erregung, es war ſchon ſpät, er konnte die ganze Feierlichkeit verſäumen und mit ſeinem Herrn hart zuſammentreffen; es war unbegreiflich einfältig, daß er nach Nellingen geſprungen war, er hatte ja doch nichts mit ſeiner Mutter reden können und was ſollte er auch? Das Schwärzle mußte in langſamem Gang erhalten werden, damit es nicht erhitzt und abgemattet ankomme, das hätte neuen gerechten Zank gegeben vor aller Welt, und heute ſollte er ja wegen ſeiner treuen Dienſte öffentlich belohnt werden. Dominik wünſchte ſich Rieſenkraft, damit er das Schwärzle tragen und mit ihm davon rennen könne; er hätte ihm gern geholfen ſeine Schritte fördern, aber er konnte nichts thun als langſam neben ihm hergehen. Dahin war nun all der fröhliche Muth, all das morgenfriſche Leben der vergangenen Stunden, und oft fuhr er ſich über die heiße Stirn, wenn er bedachte, was ſeine Mutter ihm geſagt und was die Leute redeten.

Erſt nach geraumer Weile, als aus einzelnen Gehöften Leute kamen, die gleich ihm ein Rind oder einen Stier zur Preisbewerbung nach Wellendingen führten, beruhigte er ſich und ſchalt ſich innerlich über ſeinen unnöthigen Jaſt; es war ja noch früh an der Zeit und in der That war er einer der Erſten an dem Wirthhaus zum Apoſtel in Wellendingen.

Feſtgefahren.

Der Furchenbauer war noch nicht da. Heitern Sinnes war er am Morgen mit ſeiner Tochter ausgefahren. Er war feſttäglich gekleidet, er trug ſeinen ſchwarzſammtnen, roth ausgeſchlagenen kragenloſen Rock, dazu die rothe Weſte mit ſilbernen Kugelknöpfen, den breiten ſchwarzen Hut mit nach hinten flatternden Band-Enden. Auch Ameile war im vollen Putz. Der ſafrangelbe hohe Strohhut mit ſchmaler nach vier Seiten eingebogener Krämpe, die ſchwarzen um das Kinn gebundenen breiten Sammetbänder hoben noch die friſchen Farben ihres runden Antlitzes, um den Hals war ein ſchwarzblaues ſeidenes Tuch geſchlungen, deſſen rothe Endſtreifen im Nacken flatterten und lange Zöpfe mit eingeflochtenen rothen Bändern hingen den Rücken hinab; der ſchwarzſammtne „Schoben“ (die Jacke) nach vorn offen ließ die Silberkettchen auf dem rothen Mieder ſehen und war nach einer glücklichen Neuerung bis auf die Hüfte verlängert, dazu die weiße Schürze, der ſchwarze Rock mit Scharlach- und Goldborden eingerändert und die rothen Strümpfe vollendeten den Feſtanzug.

Die beiden Schweißfuchſen gingen ruhig, der alte Mann lenkte ſie leicht und nur manchmal draußen vor den Dörfern überließ er Ameile auf ihr Bitten das Leitſeil und Ameile ſchnalzte mit der Zunge und fuhr luſtig. Auf dem allzeit finſtern Antlitze des Bauern ruhte heute der Abglanz des Triumphes, daß vor aller Welt heute ſein Knecht und ſein Vieh mit dem Preis ausgezeichnet würde; der eigentliche Ruhm davon gehörte doch dem Herrn und Meiſter.

Wäre nicht der geheime Kummer um Alban geweſen, in dem Furchenbauern hätte lauter Freude und Wohlbehagen gelebt. Er gedachte jenes Tages, da er mit Sorge um ſeinen Fruchtwagen dieſen Weg gefahren; jetzt war die Welt wieder ruhig, und gehörte er auch nicht gerade ganz zu Denen, die Dem Recht geben, der Recht behalten, oder wie der Klein-Rotteck von Nellingen ſagt, dem Anderen zuvorgekommen und ihn zuerſt ins Loch geſteckt hat: ſo dachte er doch nicht mehr viel an ſolcherlei Dinge. Die Hauptſache war auch ihm, daß man jetzt wieder die Erträgniſſe des Ackers gut abſetzt; im Uebrigen mag die Welt regieren wer will und wer kann.

Seit vielen Jahren war der Furchenbauer Mitglied des landwirthſchaftlichen Vereines; der alte, in dieſem Bezirk ehedem ſo ſehr beliebte Oberamtmann Niagarra, deſſen Lachen immer ſo mächtig war und lautete wie wenn ein Klafter Holz zuſammenfällt, hatte den Furchenbauer zum Eintritt beredet und er blieb dabei, denn er ſah den jährlichen Beitrag als eine Art Ehrenſteuer an, der ſich ein großer Bauer nicht entziehen dürfe. Von all den vorgeſchlagenen Verbeſſerungen in der Landwirthſchaft, von den vielen empfohlenen Werkzeugen hatte ſich der Furchenbauer nur wenige angeeignet; er befand ſich wohl bei ſeinem alten Verfahren und hatte nicht Luſt Neues zu verſuchen, das nicht nur fraglich, ſondern auch ihm fremd war und dadurch ſeine Meiſterſchaft herabſetzte. Eines aber hatte er gern befolgt. Mehr aus Stolz als aus Einverſtändniß mit der Sache hatte er ſeinen Alban in die neuerrichtete Ackerbauſchule gegeben, und das hatte böſe Frucht getragen; wenigſtens wälzte der Vater die weſentliche Schuld auf dieſes Verhältniß. Jetzt aber zeigte ſich doch auf Einmal ein ſtrahlender Erfolg ſeiner Mitgliedſchaft und halb vor ſich hin und halb in ſich hinein murmelte der Furchenbauer:

„Die Leute werden Alle ſehen, wie gut es meine eigenen Kinder bei mir haben, wenn es mein Knecht ſo gut hat, wie ſich öffentlich ausweiſt.

Er ſchien dieſer Rechtfertigung vor ſich und der Welt zu bedürfen. Ameile, die dieſe Worte wohl hörte, erwiderte nichts darauf und der Vater ſah ſie ſcharf darob an. Er ärgerte ſich aber nicht nur über das Schweigen des Kindes, ſondern auch über ſeine eigene

Redſeligkeit; es war nicht wohlgethan und ganz gegen alle ſtrenge Familienzucht, ſich ſo vor dem Kinde auszulaſſen.

Unmittelbar vor dem Dorfe Reichenbach wäre den Fahrenden beinahe ein Unglück geſchehen. Alban kam kam gerade mit einem großen Düngerwagen aus dem Dorf heraus, als der Furchenbauer in daſſelbe einfuhr; ſei es nun, daß der Vater die Zügel in zitternder Hand lenkte oder daß die Pferde Alban erkennend auf ihn zueilten — unverſehens hingen die beiden Fuhrwerke in einander und konnten nicht vom Fleck und um ein Kleines wäre Alban dazwiſchen zerquetſcht worden. Ameile riß dem Vater raſch die Zügel aus der Hand, rief Alban, er möge ſein Geſpann halten, daß es nicht vorwärts gehe und drang in den Vater, daß er abſteige, ſo lange ſie die Pferde halte. Alban ſtand eine Weile an ſeinen Sattelgaul geſtemmt, der ſich hoch bäumte, aber er bändigte ihn, und mit einer geſchickten Wendung löste er raſch die Stränge, ſprang behend über die Deichſel und löste die Stränge dem andern Pferde gleichfalls. Nun konnte ſein Fuhrwerk nicht mehr vom Fleck und keinen Schaden mehr anrichten. Er eilte nun, dem Vater beim Abſteigen zu helfen. Dieſer hatte den einen Fuß über der Leiter und wagte trotz der Ermahnungen Ameile's nicht, den andern Fuß nachzuziehen; das Ungemach und das Zuſammentreffen mit Alban hatte ihn ganz wirr und blöde gemacht. So ſtand er noch, mit hülfeſuchendem Blick umherſchauend als ſchwebte er am Rande eines Abgrundes, da kam Alban, faßte ihn mit ſtarken Armen, hielt ihn hoch empor und ſtellte ihn dann ſanft auf den Boden. Er befahl Ameile, ruhig ſitzen zu bleiben, hob wie ſpielend die Hinterräder ihres Wagens in die Höhe und zur Seite, ſprang vor an den Kopf der Thiere, lenkte ſie etwas zurück und dann wieder vorwärts und flott war das Fuhrwerk. Der Vater ſtieg behende wieder auf, die Beihülfe Albans abwehrend, und dieſer ſtand noch eine Weile ruhig, die Hand auf die Wagenleiter gelegt und ſchaute dem Vater in's Antlitz; dann ſagte er:

„Es hat ſchon ſo ſein müſſen, Vater, daß wir einander auffahren."

„Fahr' zu!" herrſchte der Furchenbauer gegen Ameile als Antwort, und an die Schweſter gewendet mit zornig wehmüthigem Tone ſagte Alban wieder:

„Wohin geht's?"

„Gen Wellendingen zum landwirthſchaftlichen Bezirksfeſt, unſer Dominik kriegt heut einen Preis und vielleicht das Schwärzle auch. Kehr' um und führ' uns, wir können ſo Beide nicht fahren, haſt geſehen," entgegnete Ameile und der Vater befahl nochmals: „Fahr' zu!"

„Ich kann nicht mit," ſagte Alban vor ſich niederſchauend, „ich bin hier Knecht." Er reichte der Schweſter die Hand und ſchloß: „B'hüt dich Gott." Auch dem Vater ſtreckte er die Hand entgegen und ſagte: „B'hüt's Gott Vater." Er zog die dargereichte Hand aber leer zurück, denn der Vater riß Zügel und Peitſche an ſich und fuhr davon. Ameile ſchaute noch einmal zurück und winkte dem Alban, dieſer aber ſah ſie nicht, denn er ſträngte die Pferde wieder ein, ſtieg auf den Sattelgaul, unterſuchte die Treibſchnur und fuhr hell knallend die Straße hinauf und dann querfeldein.

Draußen vor dem Dorf ſagte der Furchenbauer:

„Der Malefizbub iſt mir überall im Weg. Wenn ihm der Dominik Beſcheid gegeben hat, geht's dem ſchlecht. Der Malefizbub hat's gewiß erfahren, wann ich komm', und hat mir zeigen wollen wie er Knecht iſt, und aufgefahren iſt er auch mit Fleiß, es kann ja kein Hofkutſcher beſſer fahren wie er."

„Nein Vater, da thuet Ihr ihm Unrecht, er hat halt die Beſinnung verloren, wie er uns geſehen hat, wie wir Beide auch."

„Ich nicht."

„Man ſieht ihm aber nichts mehr von ſeiner Krankheit an," begann Ameile nach einer Pauſe und der Vater fragte:

„Iſt er denn krank geweſen? Woher weißt du's?"

„Ich hab' des Jörgpeters Maranne von hier Setzling (zu Kohl) verkauft und die hat mir geſagt, daß er's auf der Bruſt hab'."

„Das iſt nichts. In unſerer Familie iſt Alles geſund auf der Bruſt und der Alban hat eine Bruſt wie ein Faß."

„Er ſieht doch aber aus wie ein Graf."

„Viel zu wenig, zum Geringſten wie ein Prinz. Red' mir heut kein Wort mehr von ihm. Punktum. Ich werd's heut wieder von fremden Leuten ſchon genug hören müſſen."

Trotz dieſer Mahnung ſagte Ameile doch nochmals:

„Ihr hättet ihm wohl ein' Hand geben dürfen, er hat ſo herzgetreu Behüt's Gott geſagt. Das Waſſer iſt ihm in den Augen geſtanden.“

„Ich will aber keine Hand und kein Wort von ihm. Still jetzt, du darfſt mir heut ſeinen Namen nimmer gedenken, oder ich zeig' dir, daß ich über dein Schneppebberle auch Meiſter bin. Punktum ſag' ich zum Letztenmal.“

Der Furchenbauer konnte den Seinigen verbieten, von Alban zu ſprechen, ſelbſt aber ſein zu gedenken, deſſen konnte er ſich nicht erwehren. Er hatte ſeit anderthalb Jahren die Stimme ſeines Kindes zum Erſtenmal wieder gehört, das Auge des Kindes hatte lange auf dieſem ſtarren Antlitze geruht und die Mienen wurden nur noch finſterer und die ſchmalen Lippen wurden oft zwiſchen die Zähne gekniffen.

Erſt als er ſich Wellendingen näherte und den Leuten begegnete, die ihr Vieh zur Preisbewerbung führten, lächelte der Furchenbauer vor ſich hin. Als Dominik am Apoſtel auf ihn zukam, rief er dieſem barſch zu.

„Biſt doch über Reichenbach gefahren und haſt dem Alban geſagt, daß ich auch komm'?“

„Nein, ich bin wie Ihr befohlen, über Jettingen gefahren; der Hirzenbauer kann mir's bezeugen.“

„Schon recht. Iſt das Schwärzle gut gelaufen?“

„Ja, wie ein Hirſch.“

Der Furchenbauer ging mit Ameile nach der Wirthsſtube, wo Spitzgäbele ihn alsbald bewillkommte.

Ein officielles Volksfeſt, eine exotiſche und eine wilde Blüthe.

Seitdem wieder jede freie und natürliche Strömung des Volkslebens gebunden iſt, ſeit die Verzweiflung an der Macht des rein ſittlichen Gedankens immer allgemeiner zu werden droht, ſeit man Eidbruch und Verhöhnung des Rechts- und Ehrgefühls als nicht zu erörternde Thatſachen hinſtellt, iſt von dem ſtolzerhabenen Fahnenrufe der vergangenen Jahre Alles verlöſcht werden und nur das eine Wort: Wohlſtand ſtehen geblieben. Die öffentlichen Stimmen rufen es allein aus und jeder Einzelne dünkt ſich weiſe und gewitzigt und berühmt ſich deſſen, daß der günſtige Geſchäftsbetrieb, der Wohlſtand, doch das einzige Wünſchenswerthe ſei. Höheren Ortes — wie man es nennt — wird dieſe Richtung ſorglich gepflegt und ihr allenfalls noch durch Erweckung eines kirchlichen Sabbathſinnes ein Gegengewicht zu geben verſucht; jede Bürgerehre, jede ſittliche Verbindung der Staats- und Volksgenoſſenſchaft wird als entbehrlich, ja vielfach als ſtrafwürdig angeſehen. Wenn ſich hierdurch die bürgerlich-ſittliche Gemeinſchaft immer mehr aufzulöſen droht, ſo wird der einſichtige Kenner der Menſchengeſchichte dennoch nicht troſtlos verzweifeln, vielmehr die Zuverſicht ſchöpfen, daß trotz aller eigenſüchtigen Zerfahrenheit doch am Ende wieder Ehre und Freiheit ſich entwickeln muß, wenn auch zunächſt nur als die höchſten Güter des Genuſſes oder des Wohlſtandes, wenn man es ſo nennen will.

Und auch jetzt ſchon, ſo wenig man es auch Wort haben will, zeigt der Staat, daß er dieſſeits der Markſcheide der jüngſt vergangenen Jahre andere Ziele haben muß: die ehemalige verneinende Polizeikunſt möchte ſich zu einer poſitiven Förderung des Gemeinwohls entwickeln, möchte von oben herab beglücken, ohne das doch je zu können.

Die vergangenen Jahre haben es oft dargethan, daß der Bauernſtand die Pfahlwurzel alles geſunden Staats- und Nationallebens ſei, und ihm wendet ſich nun die höchſte und allerhöchſte Fürſorge zu. Während man jede Volksſitte, die frecherweiſe ohne höhere Genehmigung aufgewachſen iſt, auszutilgen ſucht, während man das öffentliche Singen der Volkslieder in den Dörfern verbietet, während man die Spinnſtuben in Acht und Bann erklärt und ſogar polizeilich ſprengt, während man die Kirchweihen alle auf Einen Sonntag verlegt und ſo Nachbardorf von Nachbardorf abſperrt — will man in den landwirthſchaftlichen Vereinen und Feſten ein mit Kanzleitinte verſchriebenes Surrogat dafür ſetzen. Da ſollen die politiſchen Schreier einmal zeigen, ob ſie wirklich etwas wiſſen zur Hebung des Nothſtandes und zur beſſeren Ausnutzung der Arbeits- und Naturkräfte! Jeder Hinweis auf die große Strömung des Nationalbeſitzthums und ſeine Erforderniſſe erſcheint natürlich alsbald als Flauſenmacherei; es handelt ſich hier nur darum, wie die Cultur, natürlich der Gewächſe, zu fördern, wo man ruſſiſchen Weizen und Luzerne pflanze, wie der belgiſche Pflug zu handhaben, wie der Dünger zu behandeln und welche Vortheile beſtimmte Kreuzungen und Veredlungen, natürlich der Hausthiere, bringen. Zeigt ſich dann auch beim Schmauſe eine gewiſſe Lebendigkeit und Luſtigkeit, ſie iſt doch immer gedämpft und in Schranken gehalten, oder will einmal gar wildes Waſſer einbrechen, es ſind Dämme genug da, durch die Anweſenheit der Angeſtellten, die hier freilich nur einfache Mitglieder ſind, aber doch ihre Amtstitel behalten und ſogar in entſprechenden Uniformen darſtellen. Eine gewiſſe Humanität, die auch den Niederen und Niederſten bedenkt, iſt dabei jedoch nicht vergeſſen, wie wir bald ſehen werden.

Eine mit Eichenlaubgewinden, mit Aſtern und mannichfachen beſonders ausgezeichneten Jahreserzeugniſſen geſchmückte Tribüne erhob ſich am Gartenzaun des Apoſtelwirths, ſo daß die Verſammlung auf der Straße zwiſchen dem Wirthshauſe und der breiten Tribüne ſich aufſtellen konnte; Fuhrwerke, die des Weges kamen, mußten um das Apoſtelwirthshaus herum weiter fahren. Hier war noch vor wenigen Jahren eine faſt beſtändige Tribüne für Volksverſammlungen geweſen; hier war der Reichstagsabgeordnete gewählt und waren Proteſte gegen ihn erlaſſen worden, der Lenz von Röthhauſen hatte hier ſeine glänzendſten Triumphe gefeiert. Der Ort war vortrefflich in der Mitte des Bezirkes gelegen und der Wirth war einer der eifervollſten Freiſinnigen und rauchte beſtändig aus einer Heckerpfeife. Seitdem hat er ſich anders beſonnen, hat ſich das Rauchen abgewöhnt, ſchnupft nur noch echten Pariſer und iſt ſogar fromm geworden.

Eine Muſikbande war im obern Stock des Wirthshauſes an den Fenſtern aufgeſtellt, ein Trompetenſtoß und darauf folgender Marſch verkündete, daß jetzt die Viehmuſterung beginne. Natürlich hatten zwei mit Ober- und Untergewehr bewaffnete Landjäger den Zug angeordnet und hielten Wache. Die Preisrichter waren fünf. Obenan ſtand der derzeitige Präſident des landwirthſchaftlichen Vereins, ein reſignirter Cameralverwalter, der jetzt als Pächter mehrerer Domänen den Titel Domänenrath hatte, ein behäbiges und luſtiges Männchen mit ſpärlichen grauen Haaren auf dem Haupte, die jetzt ſichtbar wurden, da er beim Austreten aus dem Apoſtel fortwährend alle Anweſenden grüßte, die entblößten Hauptes vor ihm ſtanden. Dominik war der erſte, der ſeinen Hut wieder aufſetzte, denn das Schwärzle war unbegreiflich wild. Dem Domänenrath folgte eine hagere ſelbſtbewußte Erſcheinung, die den Schnurrbart zwirbelte; es war der Rittergutsbeſitzer von Renn, ehemaliger Leutenant. Nun kam eine vollbärtige unterſetzte Geſtalt, ebenfalls ein ſtudirter Oekonom, ehemals Pfarrkandidat und jetzt Pächter auf dem Sabelsbergiſchen Gute in Reichenbach, im Rufe gelinder Freiſinnigkeit ſtehend. Der Hirzenbauer, Klein-Rotteck genannt, eine unterſetzte, gedrungene Figur und der ewig lächelnde, halb ſtädtiſch gekleidete Schultheiß des Ortes beſchloſſen die Reihe der Auserwählten.

Die Thiere wurden vorgeführt und von allen Seiten gemuſtert, der Domänenrath riß ihnen das Maul auf, um das Alter zu erkunden, ſeine Hände trieften von Schaum; er gab ſeine Stimme ab: erſter oder zweiter Preis, worauf die Andern in der Regel laut beiſtimmten, nur der ehemalige Theolog und der Klein-Rotteck wichen manchmal ab. Als Dominik mit dem Schwärzle vorfuhr und ſich mächtig anſtemmen mußte, da das ſonſt ſo geduldige Thier in der Menſchenmenge unter der Muſik ſchnaubte, und hin und herriß, lächelte eine Frauengeſtalt aus dem untern Fenſter des Apoſtels. Die Oberamtmännin ſtand dort neben Ameile und ſagte: „Das iſt ein prächtiger Burſch, und wie er ſich gegen den Kopf des Thieres anſtemmt, ſteht er zum Malen da.“ Der Domänenrath prüfte das Schwärzle und einſtimmig wurde ihm der erſte Preis zuerkannt. Der Landjäger verwies Dominik mit dem Thiere nach der rechten Seite, das Thier ſchleifte ihn faſt und er mußte mit aller Kraft hemmen.

Nun beſtiegen die Preisrichter die Tribüne. Der Oberamtmann in ſeiner Uniform mit der gelben Schärpe und dem Degen an der Seite ſtellte ſich auch dort auf. Ihm folgte die Oberamtmännin, die nicht abließ, bis auch Ameile mitging; ſie ſtellte ſich aber immer hinter die Oberamtmännin, ſo daß ſie kaum geſehen werden konnte. Der Domänenrath hielt nun einen Vortrag über den Flurzwang und die Vortheile des Zuſammenlegens der Grundſtücke, den er mit manchen anſchaulichen Bildern und Scherzen zu würzen wußte, ſo daß oft ein verhaltenes Lachen durch die Verſammlung ſauſte. Auf ſeinen Wink ertönte dann ein Trompetenſtoß und die Austheilung der Dienſtbotenpreiſe begann, wobei noch ausdrücklich bemerkt wurde, daß nur ſolche belohnt würden, die ohne nahe Verwandtſchaft viele Jahre in Einem Hauſe vorwurfsfrei gedient haben.

Auf der Tribüne lagen rothe Käſtchen, welche mit dem Namen der Belohnten bezeichnet waren und die Denkmünze enthielten. So oft ein Name ausgerufen wurde, reichte die Oberamtmännin dem Domänenrath das Käſtchen, dieſer reichte es hinab und jedesmal ertönte ein dreimaliger Trompetentuſch. Dominik war erſt der vorletzte unter den Preiswürdigen, weil ſeine Dienſtzeit durch die Militärpflicht unterbrochen war. Als endlich ſein Namen ausgerufen wurde, faßte Ameile unwillkürlich das Käſtchen und ohne es durch die Hand des Domänenraths gehen zu laſſen, reichte ſie es Dominik unmittelbar hinab. Ein heller Trompetentuſch ertönte, in den ſich freudiges Zujauchzen der Verſammelten miſchte. Wer könnte ermeſſen, was in dieſem Augenblick in Ameile und Dominik vorging? Der Domänenrath ſtreichelte ihr die glühende Wange und ſprach etwas von Ritterfräulein und Turnieren, Ameile verſtand ihn nicht, ſie ſchwebte wie auf den Tönen der Muſik in Jubel und Bangen.

Dominik ſteckte das Empfangene ruhig in die Taſche, ſchaute nur flüchtig auf und ſich ungeſchickt verbeugend und ſtolpernd kehrte er zu ſeinem Thiere zurück. Dort erſt öffnete er das Käſtchen und es enthielt ihm jetzt in der That einen hohen Ehrenpreis. Der Furchenbauer brachte nun dem Dominik eine mächtige Kuhſchelle mit neuem rothem Riemen, die er vorſorglich im Wagenſitze mitgenommen. Das Schwärzle ließ ſich nicht ohne Unruhe die Schelle umhängen und vom Apoſtelwirth den Kranz auf's Haupt ſetzen. Der Apoſtelwirth war ein kluger, politiſcher Kopf, er hatte Kränze bereit gehalten für alle, die gekrönt worden waren, und er behauptete, ganz genau vorher gewußt zu haben, welches Thier preiswürdig befunden würde.

Der Domänenrath hielt hierauf noch eine ſehr in's Salbungsvolle übergehende Anrede über die Tugenden eines wackeren Dienſtboten; ein aufmerkſamer Zuhörer hätte es ihm deutlich angehört, daß er auf einen Uebergang zu der nun erfolgenden Handlung ſpekulirte und in ſeiner Rede hin und her tappte; er fand aber den richtigen Ausweg nicht und half ſich endlich damit, daß er wieder einen Marſch aufſpielen ließ. Der Rainbauer von Hirlingen — der ſogenannte Scheckennarr, weil er nur ſcheckiges Vieh hielt und es oft theuer bezahlte — erhielt den erſten Preis für einen ſelbſtgezogenen hochbeinigen holländiſchen Zuchtſtier, den vier Mann führen mußten. Unmittelbar darauf wurde das Schwärzle vorgeführt, unter dem Kranze hervor ſchaute ſein Auge keck hinauf zu den Preisrichtern, während der Furchenbauer den Hut abzog, da er ſeinen Namen ausrufen hörte und wieder Trompetentuſch erſchallte. Er geleitete den Dominik noch aus der Reihe hinaus und befahl ihm, jetzt nur der Straße nach heimzufahren. Durch alle Dörfer ſollte nun ſein Ruhm erklingen, der noch verewigt wurde im Wochenblättle.

Dominik wartete indeß noch auf den Hirzenbauer, und als er ihn ſah, übergab er ihm das Käſtchen ſammt der Denkmünze und bat ihn, ſolches ſeiner Mutter in Nellingen zu zeigen und ihr drei Gulden darauf zu leihen. Der Hirzenbauer entgegnete, daß er von Dominik kein Pfand brauche, er nahm aber doch die Denkmünze mit, um ſolche, wie er ſagte, der Mutter zu zeigen und für ſie aufzubewahren.

Gern hätte Dominik noch einmal Ameile geſehen, er konnte ſie aber mit keinem Blicke erſpähen, und mit verlangendem Herzen machte er ſich auf den Heimweg. Das Feſt, vor dem er ſich geſtern noch faſt gefürchtet hatte, war nun doch ein freudiges geworden, aber freilich nicht blos durch die von oben geſetzte Anordnung.

Kaum war Dominik eine halbe Stunde von Wellendingen, als ihm ein wilder Reiter auf ſchnaubendem Roſſe begegnete und ſtaunend erkannte er den Alban; er hielt an und fragte:

„Wohin des Weges?“

„Wo du herkommſt,“ erwiderte Alban.

„Dein Vater iſt drin.“

„Das weiß ich und eben deßwegen komm' ich. Ich bin's ſatt zu warten bis er mich ruft; heim komm' ich nicht, aber wo er ſich in der Welt ſehen läßt, muß er mir Rede ſtehen. Ich bin lange genug das verſtoßene Kind geweſen. Heut auf Einmal iſt mir's eingefallen, daß ich keinen Tag mehr verſäumen darf.“

„Wenn du mir folgſt,“ belehrte Dominik ruhig, „kehrſt wieder mit mir um; vor allen Leuten machſt die Sache nur ärger, da kann dir dein Vater nicht nachgeben, wenn er auch wollt', und glaub' mir, er möcht' und weiß nur nicht wie. Kehr' mit mir um. Ich hab' dir einen Gruß von deiner Mutter. Du machſt einen Unſchick, wenn du weiter rennſt.“

„Was Unſchick?“ rief Alban, „ich bin kein Knecht, ich will's nicht ſein; des Furchenbauer Großer darf auch ſchon einmal einen Unſchick machen.“ Er ritt in wildem Galopp davon.

Dominik rief ihm noch nach, das Ameile ſei auch da, aber Alban hörte ſchon nicht mehr.

Eine neue Freundſchaft geknüpft und eine alte Liebe zerriſſen.

Im obern Saale des Apoſtels hielt unterdeß der Domänenrath eine ſehr geſchickte Rede; er ſagte, es ſei noch ein wichtiger Gegenſtand auf der Tagesordnung zu erledigen, er glaube aber allgemeiner Beiſtimmung ſicher zu ſein, wenn er vorausſetze, daß ein anderer Gegenſtand noch viel dringender und das ſei, daß man vorher eſſe. Alles ſchrie durcheinander „Ja wohl! Bravo!“ und manche riefen vorzeitig: „Der Herr Domänenrath ſoll leben hoch und abermals hoch.“ Es war eben eine Verſammlung der materiellen Intereſſen und Jeder beeilte ſich einen guten Platz dafür zu erlangen. Der Furchenbauer erhielt ſeinen Platz zwiſchen Spitzgäbele und dem Hirzenbauer.

Die Oberamtmännin kam und bat in wohlwollenden Worten, daß Ameile bei ihr ſitzen dürfe. Der Furchenbauer willfahrte mit doppelter Freude, denn das war nicht nur eine hohe Ehre, ſondern auch ein Gegengewicht gegen ſeine vertrauliche Nachbarſchaft mit dem Hirzenbauer, der als unbezwinglicher Radikaler bekannt und von den Beamten übel angeſehen war.

Die Oberamtmännin hatte ſeit dem Betreten der Tribüne Ameile nicht mehr von ihrer Seite gelaſſen, ſie erkannte bald ein Liebesverhältniß zwiſchen der Bauerntochter und dem Knechte und die überraſchende Preisübergabe beſtätigte dieß vollkommen; ſie liebte jetzt Ameile, denn in dem was ſie unwillkürlich gethan hatte, ſah die Oberamtmännin einen unmittelbaren Herzenstakt und ſie bewunderte den ſichern Muth deſſelben, der eine ſcheinbare Demüthigung des Geliebten in eine Erhöhung verwandelte. Die Oberamtmännin war eine Frau von tiefem idealem Streben. Während ihr Mann allezeit über die Rohheit der Menſchen und die Rauheit der Gegend zu klagen hatte, in deren Mitte er verſetzt war, verklärte die Oberamtmännin gern Alles mit einem idealen Schimmer; ſie erquickte ſich an der Zutraulichkeit in dem Weſen der Menſchen und manche Bergſchlucht, die man bisher nur als eine unwirthliche Stätte gekannt, wo man nicht einmal das Holz fällen und thalwärts bringen könne, entdeckte ſie als ein heimliches Naturheiligthum voll romantiſchen Zaubers, dahin ſie oft wallfahrtete und zum Staunen der Umwohnenden auch andere Städter beredete. Auf ſolchen Wanderungen trat ſie oft in einſame Bauernhöfe und Häuslerhütten ein; ſie hatte das Bedürfniß, auch den Menſchen nahe zu kommen, aber es gelang ihr nicht. Bei dem landwirthſchaftlichen Feſt leiſtete ſie immer gern Beiſtand, und doch kehrte ſie jedesmal unbefriedigt von demſelben zurück; ſie verkannte die Nothwendigkeit der materiellen Debatten nicht, aber es fehlte doch gar zu ſehr an Schönheit und Innigkeit. „Unſerer

Zeit,“ klagte ſie einſt ihrem Mann, „iſt der weltlich-religiöſe Geiſt der öffentlichen Naivetät abhanden gekommen. Wir können uns kaum mehr denken, daß einſt die Männer in Griechenland Thyrſusſtäbe ſchwangen und ſich das Haupt bekränzten und daß ſie in Kanaan Palmenzweige ſchwangen; wir ſchämen uns jedes äußern Zeichens der Luſt, höchſtens wagt man es noch, Kinder zu bekränzen oder ſtecken Jünglinge einen grünen Zweig auf den Hut.“

Der Oberamtmann, der in ſeinem häuslichen Kreiſe nicht ungern zarte Empfindungen hegte, hatte ſeine Frau zu überzeugen geſucht, daß die Gebildeten keine Feſtesattribute für das Volk aufbringen können und die Oberamtmännin hatte trotz ihrer übergreifenden Wünſche innere Kraft genug, das was ſich nicht äußerlich und allgemein darſtellen ließ, in einer innerlichen Beziehung und bei Einzelnen zu ſuchen und ſich von keiner Herbheit abſtoßen zu laſſen.

Die Oberamtmännin ſtand noch unter dem Einfluſſe der Nachwirkung, daß ſie ſich einſt öffentlich lächerlich gemacht hatte: ſie war eben in dem Gedanken, daß den Vereinigungen der neuen Zeit auf's Neue Schmuck und Zier gegeben werden müſſe, mit Blumen und Aehren auf dem Haupte erſchienen. Sie erfuhr bald den Fehlgriff, den ſie begangen und deſſen Folgen nicht ſo bald ſchwanden, aber ſie war ehrlich und ſtark genug, nicht aus Empfindlichkeit fortan ihren innerſten Beſtrebungen untreu zu werden. Heute nun hatte ſie gewonnen, wonach ſie ſo lange trachtete: Ameile war ein holdes friſches Naturkind und noch dazu verklärt durch eine faſt tragiſche Liebe. Anfangs wurde Ameile faſt erſchreckt durch die übermäßige Zuthulichkeit und Freundlichkeit; ein Bauernkind kann es nicht faſſen, warum ein Nichtverwandtes und noch dazu ein Höhergeſtelltes ſich ihm vertraulich zuneigen ſoll. Die Oberamtmännin erkannte das ſo zu ſagen Rehſcheue in dieſer Natur und ſie erzählte nun, daß ſie auch einen ledigen Bruder habe, der Landwirth ſei. Ameile lächelte bei dieſer Mittheilung, es lag etwas Schmeichelhaftes darin, wenn ſie das auch innerlich ablehnte; ſie ſagte aber nur:

„Er hat gewiß aber auch ſo feine Händ' wie die Frau Oberamtmännin?“

Hieran knüpfte ſich nun ein immer weiter gehendes vertrauliches Geſpräch und die beiden Frauen, ſo verſchieden in Bildungsſtufe und Lebensanſchauung, wurden immer vertrauter mit einander.

Man wird es immer finden, daß edelſinnige Frauenherzen, wenn ſie durch ſich ſelbſt oder durch äußere Bedingungen über gewiſſe Begrenzungen hinausgehoben ſind, ſich bei raſcher Begegnung leicht an einander anſchließen; die geſellſchaftlichen Unterſchiede und Schranken ſowie die ſtarren Beſonderheiten von Beruf und Geſinnung, die den Mann kennzeichnen, fallen bei Frauen oft leichter weg; der Lebenskreis hat trotz aller Verſchiedenheit doch wieder im Weſentlichen ein Gleichartiges. Die Oberamtmännin verſtand das herauszufinden, und bald erzählte ihr Ameile mit bewegter Stimme das Leben auf dem väterlichen Hof und — da es doch ſchon in der Welt bekannt war — den Zerfall mit Alban.

„Ihr ſolltet euch an meinen Mann wenden," ſchloß die Oberamtmännin, „der würde die Sache gütlich in's Reine bringen."

„Das geht nicht, Gott behüte, das geht nicht," entgegnete Ameile.

„Und warum? Mein Mann iſt die beſte Seele."

„Glaub's wohl, aber das geht nicht, das thät ich nicht leiden, nie. Was für Zwei iſt, iſt nicht für Drei, hat mein' Mutter im Sprüchwort. Es iſt ſchon arg genug, daß unſer Familienſtreit draußen in der Welt 'herumfährt; das wär' gar noch eine unerhörte Schand', wenn man mit einander vor Amt ging'."

Dieſes ſtarre Feſthalten, eine Familienſache nie zum Austrag vor das beſtellte Gericht zu bringen, erſchien der Oberamtmännin als jene Feindſeligkeit, von der ſie ſchon oft gehört hatte, indem man die beſtellten Beamten als natürliche Feinde und Widerſacher anſieht. Sie ſeufzte vor ſich hin und betrachtete in ſchweigendem Nachdenken Ameile. Mit welcher Widerſpenſtigkeit und welchem verſchloſſenen Trotze hatte das Mädchen jene Worte geſprochen. Wie iſt das ſonſt ſo offenbar Scheue in dieſem Weſen mit ſolcher ſchroffen Widerſetzlichkeit vereinbar? Iſt aber das Scheue nicht gerade eine verhüllende Form der Wildheit und Unzähmbarkeit?

Als die Oberamtmännin Ameile zu Tiſch führte, war dieſe voll Luſtigkeit und äußerſt geſprächſam; ſie bat die Frau Oberamtmännin auch einmal auf den Furchenhof zu kommen, damit ſie ihr die Ehre auch in etwas vergelten könne. Die Oberamtmännin ſagte zu, indem ſie beifügte, man habe ihr von einer ſchönen

Felſenparthie in der Nähe des Furchenhofes geſagt, die des Geigerles Lotterbett heiße und ſchroff abginge in einen Waldbach. Ameile beſtätigte und ſagte aber, es ſei ein „wüſter Weg“ dahin und es ſei auch nichts zu ſehen als Felſen und Bäume; ſie berühmte dagegen den Wald am Kugelberg, die ſchönen Wieſen und den Kuhſtall, die dürfen ſich ſehen laſſen.

Die Oberamtmännin war nun äußerſt heiter und verſprach zum Frühling zu kommen; vorher aber müſſe Ameile ſie in der Stadt beſuchen.

Ameile thaute immer mehr auf und manche kluge Rede kam über ihre runden Lippen; die Oberamtmännin machte heute eine ſeltſame Erfahrung, denn Ameile ſagte ihr einmal zutraulich keck:

„Sie ſind ſo geſcheit wie die rechteſte Bauernfrau.“

Dieſes Lob erſchien Anfangs eben ſo wunderlich als übermüthig, bald aber erkannte die Oberamtmännin, daß Ameile ſie nach ihrem Herzen nicht beſſer loben konnte. Der Bauer iſt nichts weniger als beſcheiden, er traut den Gebildeten und Studirten faſt nur verdrehten Verſtand zu, weil er ſie oft über Dinge entzückt und über andere mit Abſcheu erfüllt ſieht, die ihm ſolche Empfindung gar nicht einflößen. Das höchſte Lob was ein Bauer Einem aus dem Herrenſtande zu ſpenden vermag, iſt, daß er ihm den Lebensverſtand zuerkennt; und am Ende kann Niemand anders als mit eigenem Maße meſſen, nur der Freigebildete anerkennt bis zu einem gewiſſen Grade auch ſolche Dinge und Anſchauungen, die ihm nicht genehm ſind.

Aus dieſer Erfahrung heraus wurde die Oberamtmännin immer herzlicher gegen Ameile und ihr anfänglich eigentlich nur allgemeines Intereſſe wurde zu einem perſönlichen.

Während Ameile am obern Tiſch viel lachte, war der Vater von Spitzgäbele und dem Hirzenbauer in die Mitte genommen.

Der Furchenbauer hätte ſich gern vom Klein-Rotteck zurückgezogen, denn er war ihm innerlich neidiſch, weil er ſehen mußte, wie dieſer zwei Söhne, wovon einer die Eichbäuerin geheirathet hatte, und einen Tochtermann hier bei Tiſche hatte, während er allein ſtand; auch hänſelte ihn der Klein-Rotteck wiederholt, indem er ſagte: „Es nutzt dich jetzt nichts mehr, daß du ein Ariſtokrat ſein möchteſt, du haſt einmal als Altliberaler ein' Bläß und das ſchmiert dir kein' Kanzleitinte zu, und du biſt grad ſo übel angeſehen wie ich. Sie haben dich auch nicht zum Geſchwornen gewählt wie mich. Drum wär's beſſer, du thäteſt gleich mit uns.“

Wir haben ſchon oft gehört, daß der Hirzenbauer Klein-Rotteck heißt und müſſen nun auch erzählen, woher das kam; es entſtand einfach, daß er in den dreißiger Jahren bei einer Verſammlung in Freiburg öffentlich ſprach, worauf ihm der berühmte Rotteck auf die Schulter klopfte und ſagte: „Ihr könnt ſo gut öffentlich ſprechen wie wir.“

Der Klein-Rotteck war heute in gereizt übermüthiger Laune und es war nicht abzuſehen, wohin das führt. Der Furchenbauer hörte ihm nicht zu, als er giftigen Spott über Uniform, Degen und Schärpe des

Oberamtmanns losließ. Jetzt aber horchte er doch auf als er ſagte:

„Wenn die Sach' nicht in der Kanzlei angeſetzt wär', müßten wenigſtens die Dienſtboten, die den Ehrenpreis bekommen haben, da mit uns am Tiſch ſitzen.“

„Und die Kühe und Ochſen auch,“ ergänzte Spitzgäbele lachend; der Furchenbauer aber nahm ruhig das Wort und ſagte:

„Der Ehrenpreis gehört eigentlich dem Meiſter, weil er's ſo lang mit dem Lumpengeſindel aushält. Es iſt ein wahres Elend, daß man ſo viel Dienſtboten halten muß.“

„Darum zerſchlag' dein Gut wie dein Alban will,“ ſchaltete Klein-Rotteck ein; der Furchenbauer hörte nicht darauf, ſondern fuhr fort:

„Wenn Eines von meinen Dienſtboten was verfehlt hat und ich halt's ihm vor, ruhig und ſtreng, darf es ſich nicht entſchuldigen, das leid' ich nicht, es muß einfach eingeſtehen: das und das war nicht recht. Es iſt verteufelt, wie ſtockig ſie oft ſind und der Dümmſte findet noch Ausreden, nur um nicht ſagen zu brauchen, ich hab's dumm gemacht, ich bin dumm geweſen; und wenn man einen Dienſtboten fortſchickt, da ſieht man erſt, wie galgenfalſch ſie geweſen ſind —“

„Das mußt du bald wieder erfahren,“ ſagte Spitzgäbele und zog den Furchenbauer nahe an ſich, damit es der Klein-Rotteck nicht höre. Er erzählte nun, wie er es ſo viel als richtig gemacht habe, daß der älteſte Sohn des Scheckennarren das Ameile heirathe, aber jetzt ſei Alles wieder auseinander; ein Jedes rede davon, daß das Ameile mit dem Dominik verbandelt ſei, und es habe ſich ja gezeigt, wie ſie ihm den Preis ſelber übergeben habe. Der Furchenbauer ſuchte zuerſt über das Gerede zu ſpotten, da kein wahres Wort daran ſei; Spitzgäbele erzeigte ihm den Gefallen und that als ob er der Verſicherung glaube, empfahl ihm aber dennoch, weil nun einmal die Rede ſei, den Knecht wegzuthun. Der Furchenbauer konnte nicht umhin beizufügen, wie brav der Knecht geweſen ſei, daß er ihn vermiſſen werde und beſonders jetzt in der Dreſchzeit; dennoch ſchwur er, daß Dominik ihm noch heute aus dem Hauſe müſſe und Spitzgäbele empfahl ihm nur, es ohne Aufſehen zu thun. Die Beiden ſprachen noch viel mit einander, die Muſik ſpielte luſtig dazu auf und der Klein-Rotteck hatte ſich zu ſeinem Nachbar gewendet, dem er erzählte, daß er fünf Söhne habe, davon ſei der Aelteſte Advokat, der Zweite ſei gut verſorgt, er habe die Eichbäuerin geheirathet und unter die drei Jüngſten theile er ſein Gut, es behielte Jedes noch genug, um zwei Knechte zu halten.

„Weißt mir Niemand für meinen Vinzenz?“ fragte der Furchenbauer heimlich, und Spitzgäbele erwiderte ebenſo:

„Das geht nicht, bis du mit deinem Alban abgemacht haſt; das ſagt Jedes.“

Ohne zu wiſſen warum wendete der Furchenbauer plötzlich ſeinen Blick nach dem Empor des Saales, wo die Muſikanten waren. Hatte ihn der Wein benebelt oder was war das? Dort ſchaute ja Alban mit feſtem Blick auf ihn herab. Er fragte Spitzgäbele ob er nichts dort ſähe, aber dieſer ſah nichts, es mußte alſo Täuſchung ſein. Ameile lächelte vom obern Tiſch zu ihrem Vater herunter, dieſer erblickte ſie jetzt, aber er ſah ſie finſter an.

„Mit Hunden hetz' ich dir deinen Dominik aus dem Haus," knirſchte er vor ſich hin.

Zweckeſſer, Hofmetzger und Nachtiſch.

Man hat in den letzten Jahren ſo oft gepredigt, daß England der Muſterſtaat ſei; die Beamten haben wenigſtens ſo viel davon angenommen, daß ſie das erſte Glas mit Segensſprüchen den Erdengöttern weihen. Der Oberamtmann hatte den erſten Toaſt dem „gekrönten fürſtlichen Landwirthe" gebracht, der in der That für Hebung des Ackerbaus Erſprießliches gethan. Hierauf ging es an ein gegenſeitiges Beräuchern. Der Verein ließ den Präſidenten, der Präſident den Verein, das älteſte Mitglied das jüngſte, das jüngſte das älteſte, der Studirte den Unſtudirten, der Dickſte den Dünnſten, der Dünnſte den Dickſten u. ſ. w. leben. Der Jubel und glückſelige Untereinander war allgemein, man ſchüttete ſich beim Anſtoßen den Wein über Rock und Hände und lachte dazu, man drückte ſich an's Herz, man reichte ſich die Hände und unter rauſchender Muſik, bei der man kaum ſein eignes Wort hörte, ſagte Eines dem Andern, wie glückſelig man ſei und welch ein herrlicher unvergeßlicher Tag das geworden. Der Domänenrath hemmte indeß noch einmal den gemüthlichen

Glückſeligkeitsduſel. Wohlweislich vor dem Braten verlas er einen geſchriebenen Aufſatz und während er ſonſt einfach und ſachgemäß zu ſprechen verſtand, erging er ſich hier in gelehrten Darlegungen. Weil er ſich vom Schreiber emporgearbeitet hatte, wollte er wohl den anweſenden Beamten und Studirten zeigen, daß ſein Wiſſen auch nicht von geſtern ſei und verlor ſich in eine Darlegung des römiſchen Familienrechts, in dem der Vater in unbeſchränkter Machtvollkommenheit war und das jus vitae ac necis (das Recht über Leben und Tod) hatte im Gegenſatz zu der germaniſchen Familie, die eine Rechtsgenoſſenſchaft war, und in der die Familienglieder einen ſelbſtändigen Rechtskreis erhielten. Hier wurde er unterbrochen. Auf der Tribüne bei den Muſikanten wurde es unruhig, der Oberamtmann befahl Ruhe, oder er werde den Störer mit einem Landjäger abführen laſſen. Der Domänenrath ſprach weiter und mit einem Sprunge, bei dem er den getödteten Grundrechten, welche die bäuerlichen und adeligen Fideicommiſſe aufgelöst hätten, noch einen Tritt verſetzte, kam er auf die Bedeutung der Familien-Fideicommiſſe; er hielt ſich bei den adeligen Erbgütern nicht lang auf, ſondern wies auf die Bedeutung der großen geſchloſſenen Bauerngüter hin, wie dieſe die Stammhalter des Staates ſeien und wie Alles zu Grunde gehe wenn die Gütercomplexe zerſplittert würden und das eintrete, was der Martyrer für Deutſchlands Wohlfahrt und Kraft, Friedrich Liſt, die Zwergwirthſchaft genannt. Mit erhobener Stimme pries er die Landſchaft glücklich, in der noch nicht der Grundbeſitz, das unbewegliche Gut, ſo ſehr zu einem beweglichen geworden ſei, daß es davon laufe, wo vielmehr noch die Grundfeſte einer mächtigen Bauernſchaft beſtehe und „freudig“ rief er aus „ſehe ich mich auch hier um und ſehe noch Männer im groben Kittel voll Kraft und Bedeutung, die ſich ein Denkmal ſetzen für ewige Zeiten wie ſie es von den Vorvätern überkommen und die es nicht dulden, daß auf ihren großen Ackerbreiten einſt nichts als Markſtein an Markſtein wachſen. Ich ſehe mich um und ſehe nicht Zwergwirthe, ſondern mächtige geſunde Bauernſtämme.“ Ein allgemeines Lächeln unterbrach den Redner und der Furchenbauer ſah ſtolz umher und ſchien größer und jünger zu werden. Dieſer Tag brachte ihm Preis und Ehre in Fülle. Der Domänenrath ging nun auf den eigentlichen Zweck ſeiner Rede über, indem er gegen das in der That vielfach verderbliche Verfahren der Zertheilung großer Güter durch Händler, die ſogenannte Hofmetzgerei, loszog und damit ſchloß daß man eine Petition an die Stände unterſchreiben ſolle, damit ein Geſetz erlaſſen würde zum Schutze der geſchloſſenen Güter und gegen die Hofmetzgerei. Bevor er die bereits entworfene Petition vorlas, ſtellte er den Gegenſtand zur Debatte.

„Will Jemand das Wort ergreifen?“ fragte er.

Lautloſe Stille.

Da rief eine Stimme vom Empor: „Ich, ich will dagegen reden.“

Der Furchenbauer erbleichte. War das nicht die Stimme Albans?

Der Oberamtmann ſchickte einen Landjäger auf den

Empor, um den Ruheſtörer zu entfernen. Noch einmal fragte der Domänenrath: „Will Jemand das Wort ergreifen?“

„Ja wohl,“ rief jetzt eine Stimme neben dem Furchenbauer, daß dieſer zuſammenfuhr. Ein Lachen und Murmeln zog durch die Verſammlung, aus dem man vielfach das Wort hörte: „Ah! der Klein-Rotteck.“ Dieſer ſtand auf, hielt das Meſſer in der Hand und ſtemmte deſſen Spitze auf den Tiſch; er ſchaute gelaſſen hin und her und wartete bis Ruhe eingetreten war, dann begann er: wie er auch meine, daß große Bauern dem Staat nützlich ſeien, weil ſie noch die einzigen ſein könnten, die nicht unterducken; daß dies aber nicht der Fall ſei, wo die Ehre und der Verſtand fehle „und die hat“ ſetzte er mit erhobener Stimme hinzu „ein Taglöhner, der mit dem Handkarren fährt, ein Bettelmann, der ſeine Schuhe in der Hand trägt, oft grad ſo gut und noch beſſer als Einer der vierſpännig fährt. Der Furchenbauer da neben mir,“ der Erwähnte fuhr wieder zuſammen, „der Furchenbauer hat einen Knecht, ihr habt ihm heute einen Preis gegeben, ſein Urgroßvater war ein Bruder von meinem und hat faſt nichts bekommen. Darf man die Enkel zu Bettlern machen, warum denn nicht ſeine Kinder zu Mittelleuten?“ Er erhob ſein Meſſer und fuhr fort: „Da liegt ein Laib Brod, ich will ſagen er iſt mein, ich zertheil' ihn und geb' Jedem von meinen Kindern ein gut Stück; ſo hab' ich's auch mit meinem Hofgut und ſo darf ich's haben und Niemand, kein Geſetz und Niemand ſoll mir's wehren. Das iſt und bleibt ein Grundrecht, ſei's geſchrieben oder nicht. Und weil wir grad davon reden: die große Verfaſſung gilt jetzt nichts mehr, aber in unſerer kleinen, in unſerer Landesverfaſſung iſt uns mit deutlichen Worten „Freiheit des Eigenthums“ zugeſichert. Ich weiß die Worte deutlich und einer von den Herren wird wiſſen welcher Paragraph es iſt —“

Der Klein-Rotteck hielt eine Weile inne und eine Stimme rief: „der vier und zwanzigſte,“ worauf der Redner fortfuhr:

„Alſo im 24. Paragraph haben wir Freiheit des Eigenthumsrechts. Die Hofmetzgerei iſt ein Elend, ein großes Elend, das iſt wahr; aber iſt nicht ganz Deutſchland auch ein zerſtückeltes Gut, in der Hofmetzgerei geſchlachtet? Und die Zwergwirthſchaft —“

Ein allgemeiner Sturm entſtand, der Präſident verwies den Klein-Rotteck zur Ordnung und dieſer fuhr ruhig fort, aber nur noch mit halbem Nachdrucke, das freie Schalten über jegliches Eigenthum zu vertheidigen. „Die niedern Leute,“ ſchloß er, „müſſen auch Gelegenheit haben, ein Stück Acker zu erwerben, daß ſie nicht ewig in der Luft ſtehen. Ich bin dafür: man kann ein Ausmaaß ſtellen, bis wie weit ein Gut vertheilt werden darf für die Zukunft; man muß aber auch ein Ausmaaß ſtellen, bis wie weit man Grund und Boden in Einer Hand beſitzen darf. Die Adeligen kaufen von den Ablöſungsgeldern, die ſie von uns bekommen haben, jetzt wieder alle Güter auf. Wie lange wird's dauern, da giebt's wieder nur noch Beſtänder? (Pächter). Dagegen muß auch Vorkehrung getroffen werden. Wenn dieſe beiden Punkte hineinkommen, dann unterſchreib' ich.“

Der Klein-Rotteck war zweimal unterbrochen worden, denn der Apoſtelwirth hatte das Ameile aus dem Saale abgeholt und bald darauf die Oberamtmännin; ſie waren beide nicht wieder zurückgekehrt. Aus der untern Stube vernahm man jetzt lautes Rufen und Abwehren.

Der Klein-Rotteck ſetzte ſich lächelnd nieder und zerſchnitt den Laib Brod in Stücke; den Furchenbauer fröſtelte es: er wußte nicht warum, er ſchüttete ein groß Glas Wein in Einem Zuge hinab.

Der Domänenrath wollte erwidern, aber man ſah deutlich in der Ferne, wie ihm der Oberamtmann abwehrte, er wollte dies ſelbſt übernehmen, und bald begann er in gemäßigtem Tone zuerſt den Klein-Rotteck zu loben, daß er frei herausgeſprochen habe, dann aber vertheidigte er, oft vom Beifall unterbrochen, mit hinreißender Beredtſamkeit die Bedeutung eines mächtigen Bauernſtandes. Zuletzt wendete er ſich nochmals gegen den Vorredner und erging ſich in ſcharfem Spotte über „unverzapftes und ſauer gewordenes acht und vierziger Gewächs.“ Er hielt dem Klein-Rotteck den Widerſpruch vor, daß er gegen die Zerſtückelung Deutſchlands eifere (worauf dieſer einwarf: „Bin deßwegen zur Ordnung gerufen, darf nicht erwähnt werden“) und bei Privateigenthum in Grund und Boden doch einer ſolchen das Wort rede. Er ſuchte darzulegen, daß man dieſe Frage „die ſchwierigſte der Volkswirthſchaft“ nicht mit einigen liberalen Redensarten abthun könne. „Das iſt eine Sache,“ rief er ſpottend, „die ſich nicht mit dem Brodmeſſer ſchneiden läßt, da braucht es die feinſten Inſtrumente der ſtaatlichen Heilkünſtler. Der Hirzenbauer wird mir erlauben, daß ich ihn auch Klein-Rotteck heiße und ihm ſage, daß ſein Pathe der große Rotteck für Untheilbarkeit der Güter ſich ausſprach.“

Ueberhaupt deckte der Oberamtmann mit ſchonungsloſer Schärfe nicht nur die Widerſprüche ſondern auch die Lücken auf, die aus der Darlegung des Klein-Rotteck ſich ergaben. Er lobte ihn wiederholt wegen ſeines ſelbſtändigen Denkens und ſeiner unumwundenen Ausſprache, zeigte ihm aber, daß ihm die Ueberſicht und der Zuſammenhang fehle und er traf den Hauptpunkt indem er ſagte, daß der Hirzenbauer ſchlagend und oft unwiderleglich ſei, wenn er eine einzelne Bemerkung mache, daß er ſich aber auch immer verhaſpele, wenn er einen zuſammenhängenden Vortrag halten wolle; ſeine Reden ſeien eben auch keine geſchloſſenen Güter. Zuletzt erwies er mit großem Scharfſinn, daß die Freiheit des Eigenthums auf Grund und Boden angewendet nur darin beſtehe, daß man in keiner Weiſe gehindert ſein dürfe, ſein Grundeigenthum zu bebauen und auszunutzen, wie man den Verſtand dazu habe; der Staat aber müſſe ein Recht haben; die Zerſtörung ſeines eigenen Beſtandes, ſeines eigenen Bodens, und das ſei die Zerſtückelung des Grundeigenthums, zu verhindern und mit den Worten Juſtus Möſers ſchloß er: „Der Boden iſt des Staates.“

Der Klein-Rotteck verzichtete auf jede Entgegnung und während der Domänenrath die Petition vorlas, kam der Apoſtelwirth und rief auch den Furchenbauer ab.

Er wurde nach einer hintern Stube geführt, vor deren Thüre ein Landjäger ſtand. Als er eintrat, ſah er zu ſeinem Erſtaunen Alban zwiſchen Ameile und der Oberamtmännin. Er wollte wieder umkehren, aber die Oberamtmännin faßte ihn bei der Hand und beſchwor ihn hier zu bleiben, wenn nicht ein fürchterliches Unglück geſchehen ſoll.

„Was kann geſchehen?“ fragte der Furchenbauer trotzig.

„Das iſt ein raſender, ein fürchterlicher Menſch!“ rief die Frau, „Euer Sohn vergreift ſich am Landjäger und kommt in's Zuchthaus, wenn Ihr nicht Friede ſtiftet.“

„Meinetwegen, er iſt nichts Beſſeres werth, er iſt widerſpenſtig gegen ſeinen Vater und gegen die ganze Welt,“ entgegnete der Furchenbauer kalt.

Die Oberamtmännin ließ die Arme ſinken, im Innern that ſie ihrem Mann Abbitte, weil ſie ihm oft nicht glauben wollte, wie roh die Menſchen ſeien. Der Oberamtmann hatte ſich das Sprüchwort angewöhnt: Elf Ochſen und ein Bauer ſind dreizehn Stück Rindvieh. Zeigt ſich nicht hier eine ſtiere Unbeugſamkeit? Der Furchenbauer wendete ſich wieder nach der Thüre, die Oberamtmännin hielt ihn feſt und erzählte hochathmend wie es Alban geweſen ſei, der vom Empor gerufen habe, wie ihn der Landjäger verhaftet und er nach Ameile ſchickte, dieſe ſie rufen ließ, wie ſie ſich dafür verbürgt habe, daß Alban frei ausgehen ſolle, und daß dieſer unerwartete Ueberfall zum Frieden und zur Verſöhnung führen müſſe.

Der Furchenbauer rieb ſich mit beiden Händen Schläfe und Wange, der Wein ſchlug ihm zum Geſichte heraus, er athmete ſchwer; endlich ſagte er:

„Mach' ein Fenſter auf, Ameile; ich erſtick'."

Ameile gehorchte und wieder ſagte der Vater:

„Was will denn der ungerathene Bub da? Red', red', ſag' ich."

Alban ſchwieg beharrlich und der Vater fuhr fort: „Da ſehet Ihr's wie er iſt. Recht war's wie der Domänenrath von alten Zeiten erzählt hat, da hat der Vater ſeinen Sohn aufknüpfen dürfen. Er hat ihm das Leben gegeben, er darf's ihm auch nehmen. Darf ein Kind jetzt ſeinen Vater durch Ungehorſam umbringen?"

Seine Stimme ſtockte und er hielt inne.

„Vater, er iſt brav, er will brav ſein," beſchwichtigte Ameile.

„Still Du, mit dir hab' ich allein zu reden, dein' Falſchheit iſt am Tag; aber wart nur, komm nur heim," polterte der Furchenbauer gegen Ameile.

Die beiden Frauen ſtanden rathlos. Endlich begann Alban:

„Ich will auch Friede, nichts als Friede; ich ſchäm' mich in's Herz hinein, daß ich da ſo da ſtehen ſoll." —

„Haſt's auch nöthig." —

„Ich kehr' wieder heim, aber unter einer Bedingung." —

„Ho, ho! Er will Bedingung ſtellen." —

„Ich hab's geſchworen und der Vater muß bitten." —

Der Furchenbauer ſchlug ſich auf den Mund und rief:

„So lang die Zung' da lallen kann, nicht, darauf kannſt du dich verlaſſen. Herr Gott, was iſt das für eine Welt! Mein Vater wär' hundert Jahr' alt geworden, wenn er ſich nicht Schaden gethan hätt'; ich werd' nächſten Montag ſiebzig Jahr alt, ich erleb's nicht, du kannſt dich rühmen, daß du das zuweg bracht haſt, es wird dir am Vergeltstag angerechnet werden."

Jetzt mit bebender Stimme ſagte Alban: „Vater! Ich will Euch in Ehren halten, ich will Euch jeden Tag doppelt vergelten, den ich Euch Kummer gemacht hab'. Vater! Wenn ich feſt bin in dem was ich geſagt hab', ſo hab' ich das von Euch, Ihr habt mich's gelehrt und mich darüber gelobt; Ihr dürfet mich jetzt nicht dafür verſtoßen." Er warf ſich vor dem Vater auf die Knie und ſchrie ſchluchzend: „Da bitt' ich Euch um Alles in der Welt, ſaget das eine Wort! Draußen ſteht der Landjäger, ich vergreif' mich an ihm, ich will zu Grunde gehen, ich will in's Zuchthaus, Vater! zum Letztenmal halt' ich Eure Hand, ſaget nur die paar Worte und ich bin wieder am Leben. Vater! lieber Vater! ſaget's."

„Könnet Ihr widerſtehen, dann ſeid Ihr ein Unmenſch," rief die Oberamtmännin unter Thränen die Fauſt ballend.

„Nun meinetwegen, ich bitt' dich, komm heim," ſagte endlich der Furchenbauer. Die Oberamtmännin faltete die Hände und umarmte Ameile und küßte ſie, während Alban ſchluchzend am Halſe des Vaters hing. Dieſer riß ſich raſch los und ſagte: „Komm 'rein und trink' einen Schoppen."

Der Landjäger vor der Thüre entfernte ſich auf Geheiß der Oberamtmännin. Alles ſtaunte als Alban mit dem Vater eintrat.

Als Alban nicht trinken wollte, ſagte der Vater:

„Mein Wein iſt dir wahrſcheinlich zu gering? So ein Herr wie du muß petſchirten haben? Laß dir nur kommen."

Alban trank.

Der Furchenbauer war der letzte, der die Petition unterſchrieb, er konnte vor Zittern die Feder nicht führen und befahl Alban ſeinen Namen für ihn zu ſchreiben. Alban wollte das Geſchriebene zuerſt leſen, aber der Vater befahl ihm unbedingt zu unterſchreiben und Alban willfahrte.

„Erſt nächſten Montag ſetzen wir Alles auseinander," ſagte der Vater jetzt zu Alban, „bis dahin reden wir kein Wort, und du mußt fleißig ſein, ich thue einen Knecht weg."

Alban zuckte bei dieſem Worte und ſagte nur:

„Ich will den Hirzenbauer zum Schiedsrichter, wenn's einen Streit geben ſollt'."

„Wirſt keinen brauchen. Es darf Niemand Fremdes ſich drein miſchen."

Spitzgäbele hielt zu guter Letzt auch noch eine Rede, die mit großem Beifall aufgenommen wurde. Er verkündete, daß am Rhein und im Taunus heuer die Aepfel ganz mißrathen ſeien, während man hier zu Land nicht wiſſe wohin damit, er habe daher von zwei Wirthen in Frankfurt, die „Aeppelwein ſchenken" den Auftrag, das Simri Aepfel zu 28 Kreuzer, frei nach der Amtsſtadt an den Neckar geliefert zu kaufen und lege zu dem Behufe eine Liſte auf, in die Jeder einſchreiben möge, wie viel er liefere.

Allgemeines Gelächter entſtand als der Klein-Rotteck rief: „Wir liefern Reichsäpfel nach Frankfurt.“ Viele unterſchrieben ſogleich. Der Furchenbauer ſagte, er wiſſe nicht wie viel er habe, Spitzgäbele ſolle zu ihm auf den Hof kommen.

Bei der Cigarre und Pfeiſe, die jetzt dampften, ward Allen erſt recht behaglich. Der Domänenrath kam auf den Klein-Rotteck zu und ſchüttelte ihm die Hand wegen ſeines freimüthigen Ausſpruches; der Klein-Rotteck vergalt es durch aufrichtigen Ausſpruch ſeines Reſpects vor dem Domänenrath, deſſen Eifer und Verdienſt um den Verein und ſeine Zwecke er wohl erkannte.

Der Domänenrath verwand dadurch die betrübende Erfahrung, daß ſeine Gelehrſamkeit noch nicht allſeitig ſtichhaltig ſei, denn der Oberamtmann hatte ihm ſo eben auseinander geſetzt, wie in England die ungetheilte Vererbung von Grund und Boden und die Fideicommiſſe überhaupt nicht als Geſetz, ſondern nur als Sitte beſtehen.

Die Oberamtmännin, die eine beſondere Gönnerin des Klein-Rotteck war und es ihm blieb trotz ſeines Radikalismus, ſo daß er ihr jedesmal, wenn er als Schultheiß nach der Stadt kam, ſeine Aufwartung machte, ſcherzte nun in freundlicher Weiſe mit ihm und ſelbſt der Oberamtmann that freundlich und neckte ſeine Frau, daß er eiferſüchtig werde. So ſchien am Ende doch Alles in eine freundliche und verſöhnliche Stimmung auszuklingen.

Der Pächter von Reichenbach entließ Alban ſogleich aus dem Dienſt und als Ameile auf den Wagen ſtieg, küßte die Oberamtmännin ſie herzlich; aber Ameile war troß des wiederhergeſtellten Friedens traurig. Sie ahnte Unheimliches.

Zwei Söhne ſind heim und fremd.

Alban hatte das Reitpferd, das er mitgebracht, hinten an den Wagen gehängt, um es in Reichenbach abzugeben. Jetzt ſaß er vor dem Vater und der Schweſter und lenkte die gewohnten Thiere. Die Pferde, allezeit raſch wenn es der Heimath zugeht, waren es heute doppelt; ahnten ſie vielleicht, daß ihr junger Herr ſie lenkte und daß ſie auch ihn wieder heimbrachten? Alban hatte nur immer die Zügel feſt anzuhalten. Die drei Fahrenden ſprachen kein Wort, dieſe Verſöhnung war ſo urplötzlich in gewaltiger Gemüthsüberwallung gekommen und nichts war mit ihr geſchlichtet und ausgeglichen.

Ameile ſchloß ſtill die Augen und dachte in ſich hinein, was nun geſchehen werde, auch mit ihr; der plötzliche unbegreifliche Zorn des Vaters, was war ſein Grund und ſeine Folge? Sie wagte es nicht, jetzt den Vater zu fragen, was er gegen ſie habe, ſie war ein ſeltſam und ſtreng in's Haus gebanntes Weſen, nicht einmal auf offener Straße, wo man allein mit einander war, durfte eine Erörterung der Familienſachen vor ſich gehen, das durften nur die vier Wände des Hauſes in ſich ſchließen; deswegen war ſie ja gegen Alban auf Seite des Vaters geſtanden und hatte dieſer ihr ſo viel Liebe zugewendet. Aus dieſem Denken heraus ſagte ſie nur einmal: „Ich will warten, bis Ihr mir daheim ſaget, was ich verfehlt hab'." Sie erhielt keine Antwort und im ſtillen nächtigen Dahinfahren erſchien ihr der verfloſſene Tag wie ein Traum: ſie hatte eine vornehme Freundin die ſie küßte, und Alban war wieder mit ihnen vereint. Sie öffnete manchmal die Augen, um ſich deſſen zu vergewiſſern, und unter dem raſchen Hufſchlag der Pferde, bei dem Rollen des Wagens hörte ſie am Ende nichts mehr als den verklungenen Trompetenwirbel, unter dem Dominik den Preis bekommen hatte.

Erſt in Reichenbach erwachte ſie, wo Alban das Pferd abgab, ſeine Habſeligkeiten zuſammenraffte und aufpackte. Man erfuhr auch, daß Dominik das Schwärzle hier zurückgelaſſen weil es zu hinken begann; er war allein heimgeeilt.

Nur um das Schwärzle kümmerte ſich jetzt der Furchenbauer mit eifriger Sorgfalt und Beredtſamkeit und empfahl dem Wirth in Reichenbach gute Pflege und Abwartung.

Man fuhr weiter. Der Furchenbauer öffnete den Mund kaum zu den gleichgültigſten Worten. Es war ihm nicht minder unbehaglich, daß mit Alban Nichts entſchieden ausgeglichen war; die Oberamtmännin, die ihm zudringlich erſchien, hatte das verhindert. Er hoffte aber doch jetzt mit dem mürber gewordenen Burſchen fertig zu werden und was Zufall geweſen war, erſchien ihm jetzt als eine kluge That: Alban hatte ja ſelber die Petition unterſchrieben, die gegen jegliche Güterzerſplitterung gerichtet war.

Alban war auch unzufrieden mit ſich. Was er in Jahr und Tag ſtill für ſich ausgeſonnen, hatte er gar nicht vorgebracht. Er war von einem Sturm fortgeriſſen, und nur das Eine hatte er richtig feſtgeſtellt, daß der Vater ſeine Unbeugſamkeit anerkennen müſſe, weil er ſie ſelber hatte und in ſeinem Sohne hegte. Alban war indeß noch der Heiterſte von den Dreien, er war wieder mit guter Manier daheim, das war die Hauptſache: mit Fortlaufen iſt nichts geholfen, die Sache muß auf dem Fleck ausgemacht werden.

Spät in dunkler Nacht wie Alban einſt aus dem väterlichen Haus entflohen war, kehrte er wieder in daſſelbe zurück.

Der Kühbub, der trotz des Zerwürfniſſes auf dem Hof verblieben war, kam mit der Laterne den Anfahrenden entgegen und leuchtete Alban in's Geſicht, er prallte zurück und ſchien ſeinen Augen nicht zu trauen.

„Ich bin's wirklich," ſagte Alban lachend indem er abſtieg.

„Wo iſt der Dominik?" fragte der Furchenbauer einen zweiten Knecht.

„Er ſchläft ſchon."

„So weck' ihn, ich hab' ihm was zu ſagen."

„Vater," begann Alban, „ich will gern für den Dominik ſchaffen, was er heut noch zu thun hat. Laſſet ihn jetzt ſchlafen; er muß grauſam müde ſein; er hat die wilde Kalbin den weiten Weg hin und her geführt und ich hab's geſehen, ſie hat ihm ſchier den Bruſtkaſten von einander geriſſen."

„So? Fangſt ſchon gleich ſo an?" ſagte der Vater gedehnt, „biſt kaum über meine Schwelle und willſt mir dreinreden und den Herrn gegen mich ſpielen. So haben wir nicht gewettet, Bürſchle, ſo nicht. Merk' dir's. Du kannſt morgen ſchon das Geſchäft vom Dominik übernehmen. Jetzt geſchieht was Ich ſag." Zum Knechte gewendet fuhr er fort: „ſchick' ihn in die Stub', augenblicklich."

Er ſchritt voran und Alban ſtand eine Minute wie angewurzelt. War er darum zurückgekehrt, um die Stelle des Oberknechtes einzunehmen?

Die beiden Hofhunde waren wie toll, der Greif bellte grimmig, er erkannte Alban nicht, das Türkle aber winſelte an der Kette und ſprang hin und her. Alban löste ihm die Kette und das Thier ſprang an ihm empor und leckte ihm die Wangen.

Die Mutter lag ſchon im Bette und trotzdem, daß Ameile gehört hatte, daß etwas mit Dominik vorgehen ſolle, vergaß ſie jetzt ihres Kummers, eilte zur Mutter und verkündete ihr, daß Alban wieder da ſei.

„Komm 'rein Alban! komm 'rein," rief die Mutter aus der Kammer, als Alban in die Stube trat: er kam zu ihr und ſie bedeckte ſein Antlitz mit heißen Küſſen.

„Gottlob daß ich dich hab', und ſei nur jetzt auch brav und dank's dem Vater, daß er dich geholt hat. Ach! du riechſt ſo friſch, du bringſt mir wieder neue Luft, mein Huſten iſt weg. Stell' die Ampel da vorn hin, noch beſſer, daß ich dich auch ſehen kann; du biſt magerer, gelt, Dienſtbotenbrod iſt doch ein hartes? Nun Gottlob, daß es vorbei iſt. Du haſt mich manche

Nacht den Schlaf gekoſtet.“ So rief die Mutter. Der Bauer kam auch herein, reichte ihr die Hand und ſagte:

„Er will wieder Alles gut machen, er hat mir verſprochen folgſam zu ſein in Allem.“

Er verließ bald die Kammer wieder und ging in die Stube, denn Dominik war eingetreten, faſt noch verſchlafen taumelnd. Alban trat auf ihn zu und reichte ihm die Hand; der Knecht rieb ſich die Stirne mit der einen Hand, mit der andern faßte er Alban feſt, er wollte ſicher ſein, daß er nichts träume.

„Jetzt freut mich's, daß Ihr mich aus dem Schlaf habt wecken laſſen,“ ſagte er mit heller Stimme. Ohne darauf zu hören, ſagte der Furchenbauer ſich ſetzend und die Beine über einander legend:

„Ich hab' was mit dir zu reden. Vom letzten Vierteljahr bin ich dir noch deinen Lohn ſchuldig und ein Vierteljahr vorher muß ich dir aufkündigen. Das iſt's. So, jetzt iſt's geſchehen.“

„So? Darf ich fragen, warum Ihr mich ſo Knall und Fall fortſchicket?“

„Freilich.“

„So ſaget mir warum?“

„Weil ich will.“

„Das iſt kein Grund.“

„Haufengenug für dich. Einen andern ſag' ich dir nicht. Meinſt du, du ſollſt dich berühmen können, wegen dem und dem, ich weiß nicht wegen was, ſeiſt du fortkommen? Und wenn ich hör', daß du Eines von meinen Kindern in's Geſchrei bringſt, haſt du's mit mir zu thun. Biſt aber brav, ſo kannſt in einem

Jahr oder auch bälder wieder zu mir kommen, heißt das, bei mir nachfragen.“

Der Furchenbauer hatte ſich trotz ſeiner ſchlauen Verdecktheit doch verrathen, er ſah das ſchnell und wollte nun die Anhänglichkeit des Dominik an ſein Haus ködern und binden.

„Wenn's an dem iſt,“ ſagte Dominik, „dann geh ich lieber gleich.“

„Iſt mir auch recht. Lieber heut Nacht als morgen früh. Ich bezahl' dir noch den Lohn auf vier Wochen, aus Gutheit, das wirſt einſehen, von Koſt iſt ohnedies kein' Red weil du von ſelber gehen willſt.“

Alban wollte ſich dreinmiſchen, er hatte aber kaum die Worte geſagt: „Aber Vater,“ als dieſer ihm ſtreng zurief kein Wort zu reden. Er zählte Dominik das Geld auf den Tiſch und legte das für die vier Wochen beſonders. Dominik war eine Minute zweifelhaft, ob er dieſes auch nehmen ſolle und Alban zuckte und hielt ſich die Hand vor den Mund als er es wirklich nahm. Er konnte nicht ermeſſen, daß der von Haus aus allezeit arme Burſch ſich nicht das Recht und den Muth zutraute, ſeiner Ehre zulieb einige Gulden wegzuwerfen und noch dazu ſeinem langjährigen Herrn gegenüber.

„B'hüts Gott,“ ſagte Dominik und ging mit dem Geld aus der Stube. Die Mutter in der Kammer und Alban wagten nicht ein Wort zu reden.

Ameile hatte in der Küche Alles gehört. Als jetzt Dominik an ihr vorüberging, ſagte ſie ſo laut, daß man es in der Stube hören konnte:

„So? Jetzt gehſt fort? Nun ſo b'hüt dich Gott und ich wünſch' dir viel Glück." Ganz leiſe aber ſetzte ſie hinzu: „In einer Stunde unterm Breitlingbaum im Garten." Sie kam in die Stube, ſagte Gutenacht und ging mit Geräuſch nach ihrer Kammer und verſchloß ſie hinter ſich.

Alban war doch dem Dominik nachgegangen und hatte ihm herzlich zugeredet, ſich nicht unnöthigen Kummer zu machen, er ſolle allzeit Bruderhülfe bei ihm finden. Dominik ſchwieg zu Allem und packte ſeine Kleider ein. Erſt als Alban ſagte, daß er ihm wegen Leben und Sterben ein Schriftliches geben wolle über die Darlehen, die er bei ihm gemacht, ſagte er, daß es in guter Hand ſtehe, bis er es brauche um auszuwandern.

Dominik wollte noch vor Tag aus dem Hofe fort. Alban kehrte in das Haus zurück. Er ging nach der Kammer wo Vinzenz ſchon ſchlief und wo ſein Bett noch ſtand von alten Zeiten. Hinter ihm drein war der Vater geſchlichen und lauſchte an der Thür.

Heimliche Verabredungen.

Als Alban ſeinen Bruder Vinzenz aus dem Schlafe weckte, rief dieſer um ſich ſchlagend: „Thu mir nichts, du darfſt mir nichts thun." Alban war erſchreckt von dieſem Ausrufe und erzählte nun dem Bruder, wie er in Friede mit dem Vater heimgekehrt, wie Alles gütlich ausgeglichen ſei und er dem Vater nachgeben wolle.

Vinzenz richtete ſich jetzt im Bett auf und ſagte:

„Grüß Gott!“ Gähnend fügte er hinzu: „Ich hab' arg geſchlafen.“ Alban ſetzte ſich zu ihm auf das Bett und ſagte, wie ganz verändert, jähzornig und wild der Vater ſei, wie er den Dominik ſo plötzlich und hart fortgeſchickt, und wie ihn die Kinder als krank behandeln und ihm in Allem nachgeben müßten.

„Ich mein',“ ſchloß Alban, „die Sünde, daß er dir ein Aug' ausgeſchlagen hat, läßt ihn nicht ruhen. Wir wollen's vertuſchen, ſo gut als wir können.“

Der Horchende erbebte. So war ſeine That Alban bekannt und er konnte ihn der Schande preisgeben! Eine Minute dachte er, daß Alban doch bis jetzt brav geweſen, er hatte dieſe grauſe That doch bis jetzt Niemand verrathen; ſchnell aber ſprang er wieder in eine andere Stimmung über: der eigenwillige Burſche wußte alſo warum der Vater nicht anders handeln konnte, und war doch unnachgiebig! Neuer Zorn entbrannte gegen ihn, in den ſich nur noch der gegen Vinzenz miſchte, der das Geheimniß verrathen hatte. Wenn er Beide hätte enterben können, er hätte es gethan, und faſt ſchien es beſſer, den muthigen offenen Alban einzuſetzen, als den hinterhältigen Vinzenz, der doch nur ein halber Menſch war.

Alban hatte ſich in ſein Bett geſteckt und ſich behaglich ſtreckend rief er:

„Ah! Da iſt's doch am beſten. Es iſt mir wie einem Vogel, der in ſein altes Neſt kommen iſt. Man liegt nirgends beſſer als daheim. Jetzt horch' auf Vinzenz, was ich dir ſag'. Wir machen's ſo. Hörſt auch gut zu?“

„Ja.“

„Ich widerſprech' nicht, wenn der Vater dir das Gut giebt und es abſchätzt wie er will. Ich heirath' die Vreni und bleib' bei dir als Knecht.“

„So? Das wirſt nicht wollen? Das iſt nicht dein Ernſt.“

„Freilich, aber nur auf die Art, wie ich's mein'. Wir thun dem Vater nur zum Schein ſeinen Willen. Er iſt bald ſiebzig und lebt nicht ewig, und wir wollen ihm den Willen laſſen ſo lang er lebt; er ſoll meinen, das Sach ſei alles dein und bleib' bei einander. Du giebſt mir aber ſchriftlich mit zwei Zeugen unterſchrieben, daß du nach des Vaters Tod den Hof abſchätzen läßſt von Unparteiiſchen und zu gleichen Theilen mit mir und dem Ameile theilſt. Auf die Art iſt des Vaters Willen geſchehen und doch auch wieder Keines von den Kindern verkürzt, und wir erhalten den Frieden und der Vater kann in Ruhe ſeine Tage verleben. Zu Zeugen nehmen wir den Hirzenbauer von Nellingen und unſern Vetter den Gipsmüller, die halten Alles verſchwiegen und geheim. Iſt das nicht recht? Iſt das nicht ordentlich geſprochen? Haſt du was dagegen? So gieb doch Antwort. Schnarch' nicht, ich glaub' nicht, daß du ſchlafſt. Das iſt falſch von dir, Vinzenz; hab' mich nicht zum Narren. Man kann's ja nicht brüderlicher machen als ich geredet hab'. Vinzenz, gieb Antwort. Ich reiß' dich an den Haaren aus dem Bett, wenn du mich ſo zum Narren haſt. Vinzenz, willſt du mich auch des Teufels machen?“

Alban ſprang aus dem Bett und ſchüttelte den

Bruder, dieſer ſchrie laut auf und that wieder als ob er erwachte.

Schon wollte der lauſchende Vater zum Schein die Treppe heraufſpringend zu Hülfe eilen, als er Alban ſagen hörte:

„Sei ruhig. Ich thu dir nichts. Haſt denn nicht gehört, was ich geſagt hab'? Haſt wirklich geſchlafen?"

„Halb und halb."

„Und was ſagſt dazu?"

„Ich verſteh' die Sach' noch nicht recht, aber ſo viel weiß ich, ich bin zum Krüppel geſchlagen und mir gehört was im Voraus. Ich kann aber heut' nimmer viel ſchwätzen. Morgen iſt auch ein Tag. Gut Nacht."

Alban erhob im Bett ſeine Hände und betete: „Herr Gott! Laß mich heut' Nacht ſterben, wenn ich was Unrechtes will. Ich weiß nicht anders. Es iſt nicht meine Schuld, daß ich ſo bin. Ich muß anfangen, das Unrecht, das von Geſchlecht zu Geſchlecht gegangen iſt, umzuſtoßen. Ich wollt' es müßt's ein Anderer thun, aber ich muß. Wenn ich Unrecht hab', nimm' mich im Schlaf von der Welt und zu dir —." Er murmelte noch unverſtändliche Worte, in denen nur deutlich, wie im gewohnten Kindesgebete, Vater und Mutter vorkamen, dann war Alles ſtill . . .

Dem Furchenbauer ſchoß es in die Knie, er mußte ſich auf die Treppe ſetzen. Erregte vorhin der Plan ihn zu täuſchen ſeinen brennenden Ingrimm, ſo traf ihn jetzt jedes Wort im Gebete Albans wie ein Blitzſchlag. War das ſein hartherziger Sohn? Welch ein Kind war das! Er hatte ſeine geheimſten Gedanken hören wollen, er hatte ſie gehört, ſie waren bös und heilig, ſchändlich und rechtſchaffen. Wer hilft da heraus? Lange ſaß der Vater auf der Treppe in dunkler Nacht und konnte ſich nicht erheben. Wer jetzt in ſein Antlitz hätte ſchauen können, würde den eiſenharten Furchenbauer nicht erkannt haben.

Während hier der ungelöste Bruderſtreit vom Vater belauſcht ſich kundgegeben hatte, ſtanden unter dem Apfelbaume im Obſtgarten zwei Liebende beiſammen und ſie ſprachen wenig und ihre leiſen Worte verhallten von keinem fremden Ohre belauſcht und zogen hinan zu den Sternen, die in der Herbſtnacht hell glitzerten und funkelten.

„Was ſoll denn das jetzt noch?“ hatte Dominik zu Ameile geſagt. „Es iſt beſſer, du biſt frei, ich will dir nicht vor dein Glück ſtehen und mit mir hätteſt du nur Elend und glaub' mir, ich könnt's nicht ertragen, wenn du nicht mehr leben könnteſt wie du's gewöhnt biſt.“

„Ich bin an nichts gewöhnt als an dich und dabei bleib' ich, und wenn ich von Vater und Mutter und von der ganzen Welt fort muß, mit dir geh' ich nach Amerika, wie wenn's nach Reichenbach wär'. Ich will froh ſein, wenn ich aus unſerm Haus bin, da iſt ja Jedes immer wie eine geladene Piſtol. Ich will Gott danken, wenn ich nur dreimal Kartoffeln des Tages hab' und Ruhe und Friede dazu; aber ſie müſſen mir mein Vermögentheil geben, im nächſten Jahr werd' ich großjährig. Halt' nur feſt aus wie ich. Du mußt wegen meiner aus dem Haus. Ich weiß es. Aber da drin in meinem Herzen bleibſt du und da kann dir kein Vater und kein Meiſter aufkündigen. Da haſt mein' Hand, dich nehm ich und keinen Andern."

Dominik faßte die dargereichte Hand nicht, er ſagte nur:

„Du kannſt auf Einmal reden wie eine Große —"

„Ich bin kein Kind mehr."

„Freilich, aber deiner Eltern Kind biſt noch und dagegen will ich dich nicht aufſtiften."

„Weil du kein' Kuraſche haſt," ſagte Ameile zornig und Dominik erwiderte:

„Ich hab' mehr als du glaubſt, ich könnt' für dich durch's Feuer laufen, ich thät' mich nicht beſinnen. O Ameile!" ſeine Stimme ſtockte und ſich an ſeinen Hals hängend rief das Mädchen.

„Was? Wer wird heulen? Rechtſchaffen und luſtig—"

Die Beiden redeten lange kein Wort mehr, der Quell des Wortes war verſiegelt, in ſtiller Nacht hingen ſie Lippe an Lippe.

„Sieh den Stern!" rief Ameile nach einer fliegenden Sternſchnuppe den Kopf wendend, aber nicht nach ihm deutend, denn es iſt bekannt, daß man mit Hindeuten nach einem Stern einem Engel die Augen ausſticht. In begeiſtertem Ton fuhr Ameile fort: „Weißt noch wie du mir geſagt haſt, ein Sternſchuß iſt ein verirrter Stern, der wieder an ſeinen Ort heimkehrt? So ſind wir Zwei jetzt auch. Da, jetzt wollen wir uns Braut und Bräutigam heißen. Du mußt mir eine Trau geben. Weißt was? Deine Denkmünze, das iſt mir das Liebſte."

„Ich hab' ſie nicht mehr."

„Wo haſt ſie denn?"

„Ich hab' ſie meiner Mutter geſchickt. Ich hab' ſie dem Hirzenbauer verſetzt, daß er meiner Mutter ein paar Gulden geben ſoll. Ich hätt' dir das nicht ſagen ſollen, ich will mich aber nicht berühmen. Ich hab' im Gegentheil an meiner Mutter bisher zu wenig gethan."

„Vor mir darfſt dich berühmen. Das iſt mir lieb, daß ich jetzt auch weiß wo du hingehſt. Ich bin doch dumm. Ich hab' gemeint, du mußt in die wilde Welt hinaus. Du haſt ja auch ein' Mutter. Das iſt gut. Grüß ſie von mir und ſag' ihr, ſie ſoll mir meine Frau gut aufheben und ſoll ſich am Leben erhalten, bis ſie auf unſerer Hochzeit luſtig iſt. Und wenn dir was vorkommt, daß du eine Annahme brauchſt, geh' nur zur Oberamtmännin und ſag's ihr nur frei, du ſeiſt heimlich mein Hochzeiter, ſie weiß ſchon ſo was, und die wird dir in Allem helfen und beiſtehen, die hat den klaren Verſtand zu Allem und iſt ſo grad wie eine rechtſchaffene Bauernfrau, gar nicht wie eine Herrenfrau. Und noch Eins: verding' dich nicht in einen andern Platz, du wirſt dir ſchon ſo forthelfen und thu's mir zulieb und geh' heut' nicht in der Nacht fort, du haſt nächt (vergangene Nacht) nicht geſchlafen und biſt müd; wart bis Tag iſt."

Noch Vieles plauderten die Liebenden zuſammen in Scherz und Ernſt, ſie wollten gar nicht von einander laſſen; endlich aber mußten ſie ſich doch trennen.

Ameile ging ſtill und gedankenvoll nach dem Hauſe, ſie öffnete es leiſe. Als ſie die Bühnentreppe hinanſtieg zu ihrer Kammer, die der Schlafkammer der Brüder gegenüber war, wurde ſie plötzlich von ſtarken Händen gefaßt und eine Stimme rief:

„Wer biſt? Wer iſt da?“

Ameile ſchrie laut auf. Die Mutter kam mit Licht herbei und ſah wie der Vater die Tochter feſt in den Armen hielt.

„Du biſt's?“ rief der Vater, „So? Ich weiß wo du geweſen biſt, aber ſtill, ſtill, nicht gemuckſt, daß Niemand im Haus Etwas erfährt, ſtill ſag ich.“

Er ſchleppte Ameile nach ihrer Kammer, ſchloß ſie ein und nahm den Schlüſſel zu ſich.

Ein armes Kind im Elternhaus.

Ein gut geſtelltes Hausweſen geht ordnungsmäßig fort, ohne täglich friſch aufgezogen zu werden. Der raſche Taktſchlag der Dreſcher war ſchon laut, als Dominik ärgerlich ob ſeines langen Schlafes erwachte; er beſann ſich aber, daß er ja das Haus verlaſſen müſſe, aus dem er ſo plötzlich gewieſen war. Er ſputete ſich. Verwirrt ſchaute er ſich im Hof um; wie viel hundertmal hatte er's gehört und ſich ſelbſt geſagt, daß er wie das Kind im Hauſe gehalten ſei und jetzt — abgelohnt, fortgeſchickt, du gehörſt nicht mehr hieher ... Da war kein Werkzeug im Hof, das er nicht gehandhabt, an dem er nicht Etwas gerichtet hatte, jedes Thier kannte ihn, ſeinen Tritt und ſeine Stimme, und jetzt — hinaus, fort, das geht dich Alles nichts an. — Aus dem Hauſe ſtieg der morgendliche Rauch auf, dort wird keine Suppe mehr für dich gekocht, du holſt dir dort nicht mehr unter Scherz und Neckerei eine glühende Kohle für deine Pfeife. Wo nur Ameile ſein mag, daß ſie ſich nicht einmal vorübergehend am Fenſter oder unter der Thüre zeigt? Da drin lebt Alles weiter, als ob du nie dageweſen wäreſt, und wer weiß, ob ſie nicht auch Ameile dazu bringen? Nein das nicht, das wird nie ſein. Wie wird's ausſehen, wenn du wieder in die Stube trittſt und die Tochter begehrſt? Bis dahin muß die Welt anders werden.

Noch nie in ſeinem Leben war Dominik an einem Werkeltags-Morgen ſo lange müßig dageſtanden, heute konnte er nicht vom Fleck und er durfte ja thun und laſſen was er wollte, er war Herr über ſich und ſeine Zeit. Dennoch war's ihm manchmal wieder, als müſſe er auch zu den Dreſchern; das iſt die gewohnte Ordnung, das muß ſein, davon kann ihn Niemand abhalten. Eine Weile lächelte er vor ſich hin, indem er dachte, wie der Meiſter aufſchauen würde, wenn er ohne ein Wort zu ſagen, mit den Dreſchern zum Morgenimbiß käme. Es wird ihm ſelber Recht ſein, daß ſeine Uebereilung nicht ausgeführt iſt; er iſt allezeit ſo hitzig und denkt oft in der nächſten Minute nicht mehr daran. Wenn er dich aber vor allen Leuten aus dem Haus jagt? Was dann? Geſtern vor aller Welt für treue Dienſte mit der Denkmünze belohnt und heute mit Schimpf und Schande aus dem Haus gejagt. — Was wird Ameile dazu ſagen? Bis jetzt haſt du ſelber aufgekündigt und kannſt mit Stolz weggehen, und das mußt du wenn der Bauer nicht kommt und dich holt.

Sieh, die Thüre öffnet ſich — nein, es iſt die Großmagd, die nach dem Brunnen geht, um Waſſer zu holen, ſie ruft Dominik zu: „So, du biſt noch da? Glück auf den Weg.“ Sie trommelte mit einem Scheit Holz auf dem Kübel zum Aerger des Dominik, denn nach altem Brauch iſt dies Trommeln auf den Kübel ein Zeichen des Spottes und der Mißachtung gegen einen „wandernden“ Dienſtboten. Sie ging nach dem Brunnen und während ſie wartete, bis der Kübel voll war, ſang ſie:

Heut iſcht mein Bündelestag,
Morn (morgen) iſcht mein Ziel,
Schickt mi mein Bauer fort
Geit (giebt) mir et viel.

Dominik kehrte nach der Stallkammer zurück, ſchnürte ſeine Gewandung noch feſter zuſammen, hob ſie auf die Schulter und verließ den Hof ohne noch einmal umzuſchauen. Er hatte ſchon zu lange gezögert.

Als er aber jetzt an das äußere Hofthor kam, wurde ihm doch eine Ehrenbezeigung zu Theil. Die Knechte kamen mit Peitſchen, an deren ſchwanke Spitzen ſie rothe Bänder geknüpft hatten, und nun begannen ſie alleſammt nach einer beſtimmten Melodie zu knallen, daß es weithin ſchallte. Dominik dankte für dieſes Ehrengeleit, denn wie man einem Soldaten in's Grab ſchießt, ſo gilt es als Ausdruck der Ehre und Liebe der Mitdienenden, daß man einem wandernden Dienſtboten nachknalle. Dominik ging fürbaß. Er trug ſchwer auf der Schulter, aber noch ſchwerer im Herzen. Als er den Hof hinter ſich hatte und an dem Garten vorüber kam, wo der Apfelbaum ſtand, unter dem er noch geſtern Nacht Ameile in den Armen gehalten, da glühten ihm die Wangen, die ganze Liebe des treuen und plötzlich ſo ſtarken und ſelbſtändigen Mädchens lebte wieder in ihm auf. Er ſchalt ſich, daß er immer nur an ſein Knechtsleben gedacht hatte; Ameile hatte Recht, ihm fehlte der tapfere Muth, er dachte zu viel daran, daß er ein armer Burſch ſei und wie er barfuß als Kühbub auf den Hof gekommen. Es ſind ſchon Mindere hoch hinauf gekommen, halt' dein Glück feſt und zeig', daß du es werth biſt ... An der Hauskapelle, da wo der Weg umbiegt und abwärts in's Thal geht, dort ſtand Dominik noch einmal ſtill, ſchaute nach dem Hof zurück, wo jetzt der Taktſchlag der Dreſcher verſtummte, ſie gingen zum Eſſen und faſt laut ſagte Dominik vor ſich hin: als Hausſohn will ich da aus- und eingehen.

Es iſt ein tiefdeutiger Spruch: ein Mädchen, das ein ausgelöſchtes Licht aus dem glimmenden Docht wieder anblaſen kann, iſt eine reine Jungfrau. War die Liebe des Dominik nicht ſchon einmal ausgelöſcht? Und wie hellleuchtend hatte ſie der Athem Ameile's wieder angefacht.

Die Gedanken des Dominik, noch vor Kurzem ſo betrübt und unverzeihlich weichmüthig, wurden auf einmal freudig und feſt. Nur über Eines war er noch nicht mit ſich im Reinen: ob er es geradezu aller Welt ſagen ſolle, daß ihn Ameile liebe und daß er darum aus dem Hauſe mußte, oder ob er dieß noch verſchweigen und ſich eine Zeitlang übler Nachrede ausſetzen ſollte. Wieder wollte ihn die gewohnte Demuth noch einmal überkommen, aber er bewältigte ſie und faßte den unabänderlichen Vorſatz, denen, an deren Meinung ihm liege, den Sachverhalt mitzutheilen, vor Allem dem Hirzenbauer; ob auch der Mutter und den Geſchwiſtern, das wird ſich zeigen.

Wohlgemuth zog Dominik ſeines Weges. Heute konnte er welchen Weg er wollte einſchlagen, heute befahl ihm Niemand mehr. Du biſt dein eigener Herr, ſagte er ſich, aber doch ſtieg er wieder den Henneweg hinauf. Der Nebel ſtand feſt über Thal und Wald, von den Zweigen floßen Tropfen, aber Dominik wandelte hin wie in lauter Sonne und lichter Freudigkeit. Als er wieder auf dem begraſten Weg und endlich am Grenzſtein des Furchengutes dort an der Waldeslichtung war, dachte er nicht mehr an die Pachtung der Schafweide: er wollte mit ſeinem Ameile ein gut Stück von dieſem Gute haben, und wenn nicht im Boden ſelbſt, doch in Geld. Noch einmal dachte Dominik, ob es nicht klüger wäre, wieder umzukehren und nach Reichenbach zu gehen; dort war jetzt Albans Stelle offen, das war ein Ehrenplatz, und er war näher beim Furchenhof. Aber Ameile hat ihn gebeten, nicht in einen neuen Dienſt zu treten ... Während des Ueberlegens ſchritt er immer raſch voran, er wollte, wenn er ſich anders entſchließe, keine Zeit verſäumt haben, und wirklich blieb er auch dabei, zu ſeiner Mutter zu gehen.

Dorthin hatte ihn auch Ameile gewieſen, dort waren ihre Gedanken bei ihm, und er mußte für Ameile die Trau auslöſen. Jeder Schritt ward ihm leicht und zur Freude, denn er ging ihn für Ameile.

In Klurrenbühl im Wirthshaus hielt er an und traf heute große Bewegung, einem der Angeſehenſten des Dorfes wurden heute im Gantverfahren ſeine Liegenſchaften verkauft. Man erinnerte Dominik, wie vor fünf Jahren hier ein großes Hofgut, das er noch gekannt hatte, zerſchlagen wurde; der heut zu Vergantende, ein fleißiger, haushälteriſcher Mittelmann, kaufte übermäßig viel ein, und nun iſt er ſchon der Dritte, der dadurch vergantet wird, zwei Mißernten und die Kapitalſchulden erdrückten ihn und jetzt iſt auch ſein früheres Beſitzthum damit verloren und er ein Bettelmann.

Die Leute, die Dominik kannten, ſtaunten, als er fragte, was denn das ganze Anweſen im Schätzungswerthe betrage, und als er auf die Auskunft erwiderte: das wär' mir zu klein. Dominik ſah ſchon vor ſich, wie er ein mittleres Gut kaufte, es durch Fleiß und Bewirthſchaftung höher hob und am Ende doch noch Ameile in ein Glück ſetzte, wie es ihr gehörte. Er war jetzt in der Stimmung, daß er auf die halbe Welt ein Anbot gethan hätte, ſo friſch ausgerüſtet fühlte er ſich. Faſt vor ſeinem eigenen Muthe fliehend, ging er beim Beginn der Verſteigerung davon, und immer wehmüthiger ward es ihm jetzt im Herzen, daß er mit jedem Schritt weiter weg von Ameile ſei. Es fiel der erſte Schnee, der aber alsbald wieder zerging, und der abgeriſſene Klang aus dem Liede zog Dominik durch den Sinn:

Berg und Thal, kalter Schnee —
Von Herzlieb ſcheiden und das thut weh.

Wann wird er den Weg wieder zurückkehren, freudig getrieben von lockender Glückſeligkeit? Wenn nur Ameile nicht gar zu hoch über ihm ſtünde! Freilich, ſie hat ein feſtes Herz, aber ſie weiß doch noch nicht, was es heißen will, aus ſolch einem vollen Hauſe fortzugehen: der Milchkeller iſt allzeit voll und es iſt etwas Anderes, wenn man jeden Tropfen ſparen muß; daheim iſt die Mehltruhe, der Schmalztopf allzeit gefüllt, da heißt es nur: geh da geh dort hin und ſchöpf; wie aber dann, wenn's klein hergeht und wenn man nach dem was man braucht überallhin ausſchicken muß? Wir wollen mit Lieb und Freud jeden Biſſen ſalzen und ſchmalzen.

Ein guter Kamerad geſellte ſich unverſehens zu Dominik, der wußte die beſten Herzensgedanken, und der Kamerad war das Lied, das er alſo vor ſich hinſang:

Es ſteht ein Baum in Oeſterreich
Der trägt Muskatenbluth,
Die erſte Blume, die er trug
War Königs Töchterlein.

Dazu da kam ein junger Knab,
Der freit um Königs Tochter;
Er freit ſie länger als ſieben Jahr
Und kann ſie nicht erfreien.

Laß ab, laß ab du junger Knab,
Du kannſt mich nicht erfreien;
Ich bin viel höcher geboren denn du
Von Vater und auch von Mutter.

Biſt du viel höcher geboren denn ich,
Vom Vater und auch von Mutter,
So bin ich dein Vaters gedingter Knecht
Und ſchwing dem Rößlein das Futter.

Biſt du mein Vaters gedingter Knecht,
Und ſchwingſt dem Rößlein das Futter,
So giebt dir mein Vater auch guten Lohn,
Daran laß dir genugen.

Der große Lohn und den er giebt,
Der wird mir viel zu ſauer;
Wenn andre zum Schlafkämmerlein gehn,
So muß ich zu der Scheuer.

Des Nachts wohl um die Mitternacht,
Das Mägdlein begunnte zu trauern,
Sie nahm ihre Kleider in ihren Arm
Und ging wohl zu der Scheuer . . .

Das war ein braves Lied. Dominik wußte wohl, es hat noch mehr „G'ſätzle“, aber er kannte ſie nicht und erinnerte ſich nur, daß der Knecht des Königs Schwiegerſohn wurde. Und was in alten Zeiten geſchehen iſt, kann auch wieder geſchehen. Und wenn Ameile auch höcher iſt denn er von Vater und auch von Mutter,“ ſo iſt ſie doch keine Königstochter und hat ihn gewiß mehr lieb als die von alten Zeiten. „Dich nehm' ich und keinen Andern“ das ſind ihre Worte geweſen. Wenn's nicht wahr wär', hätt' man kein Lied darauf geſetzt. Und Dominik ſang die Verſe aber- und abermals mit voller Luſt und heute hörte er nicht auf den Ruf der Gabelweihe, nicht auf das

Klingen der Heerden und das Singen der Hütenden, er wußte nichts vom Weg und nichts von Allem rings umher, er ging nicht auf der Erde, er ging im Himmel.

In Jettingen erwachte er wieder plötzlich wie aus einem Traum, hier wo er geſtern das Schwärzle eingeſtellt hatte, ließ er jetzt ſeine Habſeligkeiten zurück und wanderte ledig nach ſeinem Geburtsorte. Er wollte nicht unterwegs Jedem Red und Antwort ſtehen, weil er ſeine Habe bei ſich trug und jetzt fiel es ihm doch wieder ſchwer auf's Herz, daß er ſo Knall und Fall fortgeſchickt war; er konnte ja nicht Jedem ſagen, wie ganz anders ſich das noch wenden müſſe. Heute ließ er ſich Zeit zu dem Weg nach Nellingen, und war er ihm geſtern unbegreiflich lang erſchienen, ſo däuchte er ihm heute eben ſo unbegreiflich kurz. Er dachte ſich aus, wie ſeine Mutter und Geſchwiſter ſeine Rückkunft aufnehmen würden und wie er ſich dabei verhalten ſolle, als er ſchon vor dem elterlichen Hauſe ſtand. Glücklicherweiſe war Niemand daheim als zwei kleine Bruderskinder und Dominik ging bald wieder fort und geraden Weges zu dem Hirzenbauer. Nach dem erſten Erſtaunen und nachdem er mit auffallender Haſt die verpfändete Denkmünze ausgelöſt, erzählte er dem Hirzenbauer den ganzen Hergang. Der Hirzenbauer wollte nun ſeinem Spott über den Furchenbauer Luſt machen, Dominik fiel ihm aber in's Wort indem er ſagte:

„Redet nicht ſo von meinem Meiſter, ich darf das nicht mit anhören.“

„Ja ſo,“ lachte der Hirzenbauer, „er wird ja dein Schwäher.“

„Das ſteht noch im weiten Feld.“

„Nein, nein was ich dabei thun kann, ſoll mit Freuden geſchehen. Was willſt denn jetzt anfangen?“

„Wenn Ihr mich als Dreſcher brauchen könnet, wär' mir's recht.“

„Gut, das kann ſchon ſein, und es mangelt uns grad ein Knecht, da kannſt derweil aushelfen und biſt auf dem Sprung wenn's auf dem Furchenhof losgeht, denn da geht's noch durcheinander.“

Als Dominik fortgehen wollte, ſagte der Hirzenbauer:

„Wart ein bisle, ich geh mit dir. Ich will's deinen Leuten ſchon zu verſtehen geben, daß du was haſt was du ihnen nicht ſagen kannſt und daß ſie noch Ehr' an dir erleben. Die Schwägerin iſt gar anfechtig, (reizbar) die meint gleich, du trägſt ihr das halb Haus weg. Dein Mädle hat mir geſtern wohl gefallen und die hat ganz das Anſehen dazu, die führt aus was ſie will.“

Wie glückſelig war Dominik als er mit dem Hirzenbauern durch das Dorf ging. Das war doch noch ein Ehrenmann, der ſich eines Jeden annahm ſei es wer es wolle, und der errieth wo es Einem fehlt, und wie brav war's, daß er an die Heirath mit Ameile ſo feſt glaubte, und er wußte doch nicht einmal Alles was ſie ihm heilig verſprochen hatte.

Bei den Angehörigen des Dominik, die dieſen nur mit halber Freude willkommen hießen, wußte der Hirzenbauer Alles fein herzuſtellen. Man ſchien zufrieden und ihm zu trauen, aber doch nur halb. Dominik ſollte erſt ſpäter erfahren warum. Das aber ſtand jetzt ſchon feſt, der Hirzenbauer nahm ſich des Dominik an wie ſeines Grundholden, und er wachte über ſein Schickſal und freute ſich über daſſelbe wie ein Menſchenfreund. —

Es iſt keine Mutter ſo arm, ſie hält ihr Kindlein warm, ſagt ein gutes Sprüchwort, das zeigte ſich auch an der Mutter des Dominik. Vor dem älteren Sohne und der Schwiegertochter zeigte ſie ihre Liebe nicht, ja ſie that auch wie die Anderen faſt erzürnt über ſeine Rückkehr; als ſie aber allein mit ihm war, öffnete ſich ihr ganzes Mutterherz, das ſich in den Worten ausſprach:

„Und wenn du aus dem Zuchthaus kämſt, du wärſt doch mein liebſtes Kind, du biſt von kleinauf die beſte Seele geweſen.“

Die Mutter wußte nicht anders, als Dominik habe ſich eines ſchweren Vergehens ſchuldig gemacht, ſonſt wäre er ja nicht ſo plötzlich gekommen und hätte nicht den Hirzenbauer zu ſeinem Fürſprech geholt. Dominik konnte der Mutter nicht ſagen, was vorging, ſie hatte ihm ja geklagt, daß ſie das geſtern erhaltene Geld der Söhnerin gezeigt und ihr habe geben müſſen und er wußte wohl, daß ſie noch weit weniger als Geld ein Geheimniß vor der Schwiegertochter bergen konnte, mit der ſie doch ſcheinbar in ſtetem Unfrieden lebte. Die Mutter war redſelig und da ſie Niemand anders hatte als die Söhnerin, ſprach ſie mit ihr Alles aus. Jeden Tag war ſie nun glücklich, denn Dominik war ehrerbietig und liebreich gegen ſie, was ſie ſchon lange nicht gewohnt war.

Auf dem Hirzenhof unter den Dreſchern erfuhr Dominik die ſeltſame Stimmung ſeines Heimathsdorfes und jetzt wußte er auch, warum die Seinigen nur halb erfreut und befriedigt waren, als der Hirzenbauer ſich ſeiner annahm. Der Hirzenbauer hatte ſeinen Hof zertheilt und das ganze Dorf war darüber erboſt. Ein Jeder, auch der ärmſte Häusler, war ſtolz darauf geweſen und rühmte ſich deſſen auswärts, aus einem Dorfe zu ſein, wo ſo ein großer Bauer wie der Klein-Rotteck auch daheim war; jetzt war einem Jeden etwas von ſeinem Glanze genommen und man war aufgebracht gegen den Hirzenbauer und hatte nur noch den halben Reſpect vor ihm. Ein Schneider, der mit unter den Dreſchern war, erzählte:

„Es geht uns grad wie den Hechingern. Ich bin vor Kurzem wieder dort geweſen. Ihr könnt euch gar nicht denken wie elend das Städtle jetzt dran iſt. Früher hat's doch einen Glanz gehabt und ſeinen Fürſten und Alles, und jetzt können ſie Blut ſchwitzen und haben nichts und ſehen nichts. Der Hirzenbauer iſt unſer Fürſt geweſen und jetzt wird Alles lauter Lumpen und unſer Nellingen das elendeſte Neſt ſo weit man Hoſen flickt."

Dominik ſtand allein mit ſeinen Entgegnungen, er konnte den Bettelſtolz, der an Hartnäckigkeit keinem andern Stolz nachſteht, nicht beſiegen; er wußte aber auch keine Antwort auf den praktiſchen Vorhalt, wie beim nächſten Geſchlecht, wenn der Hirzenhof noch einmal verſchnitzelt wäre, jeder Abkömmling Alles allein bewirthſchaften könne, dann hätten die armen Leute im Orte keinen Winterverdienſt mehr und müßten auswärts Arbeit ſuchen und halb verhungern.

In der Abendruhe ſaß Dominik jedesmal beim Hirzenbauer. Dieſer hätte wohl ein Menſchenverächter werden können, wenn ſeine Natur dazu angelegt geweſen wäre; er kannte genau die Lage in der er ſich befand und wie die Menſchen um ihn her ihm geſinnt waren, er glich einem mediatiſirten Fürſten, deſſen Herablaſſung kaum noch halb als ſolche angeſehen wird. Er ließ ſich dadurch nicht abhalten, ſeine Wohlmeinenheit in doppelter Macht Jedem kund zu geben, aber einen gewiſſen Spott konnte er manchmal nicht zurückhalten, daß man ihm verargte, weil er gethan, was recht und billig iſt, und in dieſem Bewußtſein beharrte er. Er erzählte Dominik, wie er im Teſtament angeordnet habe, daß der Boden nur bis zu einem gewiſſen Grade zertheilt werden ſolle, ſei es ſo weit, ſo ſollten die Uebrigen auswandern. Es war eine eigne Erregung, als Dominik einmal hierauf ſagte:

„Jetzt das gefällt mir, ſo thät ich's auch machen und dabei blieb' ich.“

Der Klein-Rotteck verhehlte ſich nicht, welch ein Widerſpruch darin lag, daß er für künftige Zeiten eine Beſchränkung heiſchte, die er jetzt aufhob; aber er wußte keinen andern Ausweg. „Man muß thun, was man in ſeiner Zeit für Recht hält: andere Zeiten können's wieder anders machen,“ war ſein Wahlſpruch.

Schön iſt der Baum mit ſeinen farbigen Blüthen, ſchön iſt der Baum mit ſeinen farbigen Früchten, aber ſchöner iſt ein Tiſch, daran Vater und Mutter ſitzen und um ſie her die zahlreichen Kinder, die mit vollen und hellen Wangen die vielfältige Schönheit des Lebens erweiſen, ehrwürdig iſt der Mann, der ſie ſättigt und tränkt, ſelig die Mutter, die ſie unter dem Herzen getragen und mit ſtillem Ernſt unterweiſt.

Auf dem Hirzenhof war ein anderes Leben als beim Furchenbauer, ſtattliche Schwiegertöchter, vollwangige Enkel gingen aus und ein und überall war ein ſchön geſättigtes Leben in Arbeit und Frohmuth.

Der Hirzenbauer bewahrte daheim und in ſeinem Werktagsgewande allzeit eine gewiſſe phlegmatiſche Ruhe, eine langſame Stetigkeit in Reden und Mienen und in allem Thun. Das lag nicht nur in ſeiner Natur, ſondern auch bei allem Freimuth im Bewußtſein ſeiner höheren Stellung. Kleine Leute, denen kommt es zu, ein aufgeregtes, gehetztes, leidenſchaftliches Leben zu haben; ein Großbauer muß allezeit mit eiſenfeſter Gemeſſenheit zu Werk gehen; das ſchickt ſich nicht anders für ihn, ſo verlangt es ſeine Würde.

Wenn hier auf dem Hirzenhof Etwas erörtert wurde, merkte man wohl die natürliche Oberherrlichkeit des Vaters, aber es kam nie zu tyranniſchen Machtſprüchen, es gab nie ein lautes Wort.

Unſerm Dominik erquickte das Reden und Thun des Hirzenbauern das Herz, und dennoch erſchien ihm wieder die Welt oft ganz verwirrt. Dort auf dem Furchenhof war Zwietracht wegen ungetheilter Vererbung des Gutes, und hier ſchimpften die Leute im Dorf, weil man das Gut zertheilt habe und der Bruder des Dominik wollte dieſen auch aufhetzen, mit ihm und

Anderen einen großen Prozeß anzufangen; ſie waren ja auch Nachkommen eines abgefundenen Sohnes vom Hirzenhof; nur wenn das Gut beiſammen blieb, hatten ſie keinen Anſpruch, jetzt aber waren auch ſie zu einem Erbtheil berechtigt. Dominik, der ſich der Betheiligung an dieſem Prozeſſe weigerte, erfuhr nun doppelt, wie mißachtet er im elterlichen Hauſe beim Bruder war: ehedem, wenn er auf Beſuch kam, war er geehrt und geſchätzt, jetzt gilt er nichts mehr, weil er nichts mehr iſt und faſt wird er als ein Eindringling angeſehen, der draußen in der Welt verjagt, wieder in's Neſt zurückkehrt. Die Mutter wagte es nur im Geheimen ihm ihre Liebe zu bezeigen, vor den Andern mußte ſie ſcheinbar zu ihnen halten; ſie mußte ja mit ihrem verheiratheten Sohn und ihrer Schwiegertochter leben, Dominik konnte ihr nichts helfen.

Vom Furchenhof verbreiteten ſich plötzlich ſeltſame Gerüchte, die Einen ſagten, der Furchenbauer habe den Alban ſo geſchlagen, daß er am Tode läge; die Anderen ſagten, Alban habe den Bruder erſtochen. Es duldete Dominik nicht mehr länger in der Ferne.

Es war ein wunderlicher Geleitsſpruch, den der Hirzenbauer dem Dominik zum Abſchied mitgab, denn er ſagte:

„Wenn du auf den Furchenhof kommſt, tritt feſt auf. So lang man Einen für gutmüthig hält, trampelt ein Jedes auf ihm herum. Ich hab' dich in den Tagen neu kennen gelernt. Glaub' mir, die Menſchen kriegen erſt Reſpekt vor Einem, wenn man ihnen die Gurgel zuſammenpreßt, daß ſie nimmer ſchreien können.

Steh feſt hin und wenn du jetzt nicht Meiſter über den Furchenbauer wirſt, wirſt du's nie.“

Kaum acht Tage waren es, ſeit Dominik dieſen Weg beſchritten, als er wieder eilig auf demſelben zurückkehrte. Er hatte nichts mitgenommen, als ſeine Denkmünze. Die Angſt trieb ihn unaufhaltſam vor ſich hin. Es überlief ihn heiß und kalt, wenn er ſich ausdachte, was geſchehen ſein könnte, und einmal ſchlug er ſich heftig auf die Stirn, als träfe er damit leibhaftig den Gedanken, der dort entſprungen war; denn es fuhr ihm durch den Sinn, ob nicht aus dem Unheil der Familie ſein Heil erwachſen könne. Er wünſchte einem Jedem Heil und Frieden, er wollte ihnen nur in der Wirrniß beiſtehen und machte ſich jetzt Vorwürfe, daß er fortgegangen war, während er doch ſah wie über dem Hauſe, dem er treu angehört, bös Wetter auf's Neue aufzog. Es iſt ein alter Glaube: wenn man mit Fingern auf ein Gewitter weiſt, dann ſchlägt es ein. Hatte Dominik das gethan? Mitten in allem Bangen, Sorgen und Selbſtanklagen durchflammte wieder die Liebe das Herz des Dominik, denn es iſt eine ſattſam bekannte Wahrnehmung, daß gerade mitten in den heftigſten Erſchütterungen des Lebens oft die Seele am meiſten nach Liebe lechzt. Dominik ſchärfte ſich die Lippen und genoß im Voraus die Küſſe, deren Süßigkeit er ſo lange entbehrt hatte. Und heftiger klopften ſeine Pulſe und raſcher gingen ſeine Schritte, er ging zwei Armen entgegen, die ſich ſelig ausbreiten, um ihn an's Herz zu ſchließen.

Ein reiches Kind im Elternhaus.

Am ſelben Morgen, an dem Dominik den Furchenhof verlaſſen, war es im Hauſe wirr hergegangen. Natürlich konnte ſich Ameile nicht am Fenſter und nicht an der Thüre zeigen, denn ſie ſaß im Stüble bei der Mutter und weinte, daß ihr die Augen ſchwollen, dieſe Augen, die ſonſt nur mit hellem Freudenglanz in die Welt hineinlachten. Der Vater hatte Ameile ſchon früh aus dem Gewahrſam geholt und es war ihm ein Leichtes, mit harten Worten und drohend aufgehobener Hand das Mädchen zuſammen zu brechen, daß es auf den Boden ſank. Der Vater ließ ſie am Boden liegen und ging, die Hände auf dem Rücken übereinander gelegt, die Stube auf und ab; er fuhr fort, ihr Vergehen in heftigen Worten zu züchtigen und mit der Fauſt an die Wand ſchlagend verwünſchte er ſein Mißgeſchick, das ihm lauter widerſpenſtige Kinder gegeben, die ihn in Schande und vor der Zeit unter den Boden bringen, aber er ſchwur, ihrer Meiſter zu werden. Als er jetzt auch gegen Dominik, „den Heuchler und Verführer, den meineidigen treuloſen hergelaufenen Lumpenbuben“ loszog, da ſprang Ameile plötzlich auf, ſtellte ſich feſt vor den Vater hin und ſagte:

„Vater, Ihr könnet mit mir machen was Ihr wollet, aber das leid' ich nicht; ja, gucket mich nur ſo an, Ihr könnet mich todtſchlagen, aber das leid' ich nicht, er iſt ehrlich und treu und rechtſchaffen und er hat mich nicht verführt und wir können vor Gott und der Welt hinſtehen und frei aufſchauen, und daß er arm iſt, das iſt kein' Schand. Mein Dominik —“

„Dein Dominik? Wart ich will dich dein Dominik —“

„Ja, das wird ein' Kunſt ſein, eine arme Tochter, die ſich nicht wehren kann, zu ſchlagen. Die gut' Oberamtmännin die hat's geahnt, die hat nicht umſonſt geſtern aus heiler Haut zu mir geſagt: Mädle wenn du einmal Beiſtand brauchſt, vergiß nicht wo ich bin. —“

Es dröhnte ein polternder Sturz an der Kammerthür und man hörte kein Wort mehr in der Stube. Die Mutter kam aus der Kammer, ſie ſah ſchnell was geſchehen war, Ameile lag am Boden und der Vater ſaß am Tiſch und hielt die geballte Fauſt auf demſelben. Sie führte Ameile ſchnell in die Kammer und ließ nicht ab, bis ſie ſich auf das Bett ſetzte, dann eilte ſie zu ihrem Mann und redete ihm mit klugen Worten zu, doch kein Aufſehen zu machen, man müſſe die Sache vertuſchen; reize er aber das Kind, ſo mache er's damit ja ärger, das Kind habe nichts mit dem Knecht, es ſei nur eine alte Anhänglichkeit, das Kind ſei geſcheit und werde ſich auch wenn etwas wahr ſei, ſo eine Narrheit bald aus dem Kopf ſchlagen; mache man aber viel Weſens daraus und käme ſo etwas in der Leute Mund, ſo müßte man Ameile mehr als das doppelte Heirathgut geben, um ſie an den rechten Mann zu bringen.

Dieſe Gründe leuchteten dem Furchenbauer wohl ein und er ſagte nur noch: „Aber das Teufelsmädle will die Sach' ſelber an die große Glock' hängen und will Alles der Oberamtmännin berichten.“

„Das iſt nur ſo gered't. Wenn man gehetzt und gejagt wird, da ſagt man Mancherlei was man nachher doch nicht thut. Da laß nur mich dafür ſorgen. Jetzt ſei lind gegen das Mädle und verſcheuch mir's nicht. Hör' nur wie es heult, es ſtoßt ihm ja faſt das Herz ab. Jetzt laß mir heut den Freudentag, weil unſer Alban wieder da iſt und halt Friede. Meine Kinder ſind ſo brav und noch bräver wie andere, und du mußt ſo gut Alles in Frieden und Gutheit herſtellen können wie jeder andere Bauer, und wenn's nicht iſt, denk' nur, es iſt deine Schuld."

„Nicht meine, ſag' das nicht, es iſt nicht meine."

„Das wollen wir jetzt nicht ausmachen. Ameile!" rief ſie laut, „geh' 'naus und thu Schmalz und Mehl 'raus und back Sträuble. Hurtig, mach voran, ſeit wann muß ich dir was zweimal ſagen? Waſch' dir die Augen ab und laß dir vor den Mägden nichts merken. Sei brav und man hält dich brav."

Der kindliche Gehorſam in der Wirthſchaftlichkeit bewältigte den Kummer in dem ſich Ameile faſt verzehren wollte: ihr Geliebter war aus dem Haus gejagt und ſie ſelber mißhandelt. Noch als ſie am praſſelnden Feuer ſtand, rann ihr manche Thräne über die Wangen und ſie ſagte der Großmagd, daß heute der Rauch ſie ſo ſehr beiße. Mit Trauer und Klage im Herzen buck ſie den Feſtkuchen. Als ihr die boshafte Großmagd, die Waſſer geholt hatte, erzählte, wie ſie den Dominik verhöhnt habe, der dageſtanden habe wie der Gott verlaß mich nicht, kam kein Laut der Erwiderung über Ameile's Lippen; ſie war der Großmagd nicht einmal böſe. Warum ſollten fremde Menſchen beſſer ſein als die eigenen Angehörigen?

Alban kam mit freudiger Morgenfriſche in die Küche, die Hinterhältigkeit des Bruders war ihm ganz aus dem Sinn gekommen. Alban hatte in aller Frühe geordnet und gewirthſchaftet und es that ihm wohl, wieder im väterlichen Hauſe zu walten und die Freudenbezeigungen der Taglöhner und Dienſtleute erhellten ihm das Gemüth. An Dominik dachte er kaum mehr, er war ein Knecht, er hatte ihn freilich beſonders lieb und war ihm zu Dank verpflichtet, aber es iſt doch nicht von beſonderer Bedeutung, wenn ein Knecht aus dem Haus zieht. Das Herz, das lange der Freude entbehrte, wird oft ſo eigenſüchtig, daß es ſich jedes ſtörende Begegniß gern ablenkt. Alban hörte den betrübten Ton nicht, in dem Ameile ſagte, daß ſie zur Feier ſeiner Ankunft Sträuble backe; er freute ſich nur kindiſch ob dieſes Schmauſes.

Dem Vater und der Mutter ſagte er im Stüble mit heller Stimme „Guten Morgen,“ und ſelbſt der Vater nickte freundlich; er mochte wohl der Erſchütterung gedenken, die er in der Nacht beim Horchen empfunden; auch hatte er heute ſchon Kummer genug gehabt, er durfte ſich eine Freude wohl gönnen.

Bei dem Morgenſchmauſe waren die Eltern und beiden Söhne äußerſt wohlgemuth. Ameile trug ab und zu. Der Vater wollte ſie jetzt zwingen, fröhlich zu ſein und ſich mit an den Tiſch zu ſetzen, ſie aber ſchützte allerlei Arbeit vor und als der Vater darob zornig werden wollte, ſagte die Mutter nach dem Weggehen Ameile's:

„Du willſt doch immer die Gedanken gleich umſtellen wie du ſie haben möchteſt. Laß doch in dem Kind die Sach' auskochen, dann iſt's vorbei; will aber nicht gleich: jetzt geheult und jetzt wieder luſtig.“

Als man aufſtand, bat die Mutter, daß ihr Alban noch ein wenig bei ihr ſitzen bleibe und der Vater befahl es ihm ausdrücklich. Er machte ſeiner Frau gern eine Freude und heute beſonders, er fühlte doch, daß ſie ihn von manchem unüberlegten Aufbrauſen abhielt und vielleicht gelingt ihr jetzt bei Alban, wovor ihm noch immer bangte.

„Gelt, du biſt jetzt brav und hörſt auf zu widerſpenſten?“ ſagte die Mutter mit freudig herzlichem Blicke.

„O Mutter!“ rief Alban erregt. „Es giebt doch kein' größere Freud' auf der Welt als ſeinen Eltern Freud' machen. Wenn ich draußen in der Welt ein Lob bekommen hab' über Das und Jenes, hab' ich tauſendmal denken müſſen: Was nützt mich das Alles? Was thu ich mit eurem Lob und eurer Zufriedenheit? Das geht Alles in Wind auf, weil meine Eltern es nicht hören und ſehen können, für die allein möcht' ich der rechtſchaffenſte und aller Orten geprieſene Menſch ſein. Wenn's meine Eltern nicht hören und ſehen, iſt Alles nichts. Es hat den Schein gehabt, als wenn ich ungehorſam wär', aber jetzt erſt ſeh ich's, ich bin nichts geweſen als ein verirrtes Kind im wilden Wald, das jammert und weint, und weint und ruft nach Vater und Mutter. Mir wär' am liebſten, ich thät jetzt ſterben, daß Ihr und der Vater mit Freude an mich denken könntet.“

Aus dem Urquell alles Lebens ſtrömten Worte und Gedanken Albans heraus und die Mutter ſah ihn ſtaunend und bewundernd an, wie ſein Antlitz ſich verklärte, wie eine Verzückung daraus leuchtete. Mutter und Sohn waren in dieſem Augenblick hinausgehoben über alle Wirrniß und alle Beſchwerung des Alltagslebens. Die Mutter drückte ihre beiden Hände auf Augen und Wangen des Sohnes und hielt ſein Haupt in den Händen feſt, ſie drückte ihre Zähne übereinander vor innerſtem Jubel, und hier, auf dem einſamen Gehöft unter dem Strohdache leuchtete jene Glorie auf, darob der Stern am Himmel erglänzt zum Zeugniß, daß ſie ſo ewig iſt wie er . . .

„Lieber Gott, ich hab's ja gar nicht gewußt, was du für ein Kind biſt," brachte endlich die Mutter hervor, und helle Freudenthränen rannen ihr über die Wangen.

Eine Weile waren die Beiden ſtill, die heiligſte Regung klang noch in ihnen aus; aber kein Leben, am mindeſten das werkthätiger Menſchen duldete eine ſolche in's Höchſte verſetzte Erhebung lange.

Die Hände in einander legend und ihren Sohn mit behaglichem Lächeln betrachtend ſagte die Mutter endlich wieder:

„Du biſt doch auch wie dein Vater, nur in anderer Art und biſt beſſer geſchult. Es iſt wunderig! Dein verſtorbener Bruder iſt der Einzige geweſen, der meiner Familie nachgeartet iſt, der iſt grad geweſen wie mein Vater ſelig, von dem hat man auch ſein Lebtag kein laut Wörtle gehört. Dein Vater hat ihn oft ausgelacht wegen ſeinem Ochſenſchritt: aber ihr ſeid Alle wie die wilden Roſſ': hinten und vorn ausſchlagen, wenn's was giebt, das iſt bei euch daheim. Aber jetzt komm und erzähl' mir einmal geruhig: wie iſt dir's denn auch gangen?“

„Wie ich in den Krieg kommen bin —“

„Davon will ich nichts wiſſen. Wie iſt dir's denn als Knecht ergangen?“

„Gut. Nur um Weihnachten war mir's am ärgſten —“

„Kann mir's denken, da haſt rechtſchaffen Jammer (Heimweh) gehabt?“

„Nein, nicht mehr als ſonſt, aber ſchrecklich iſt mir's geweſen, daß ich mich hab' müſſen beſchenken laſſen. Ich hätt' gern dem Meiſter die Schenkaſche vor die Füß' geworfen und hab's doch nicht dürfen; er hat's gut gemeint. Und fürchterlich iſt's, wie die Dienſtboten gegen einander ſind. Wenn Eines dem Andern das Leben recht ſauer machen kann, iſt's ihm ein Freud'.“

„Ihr Kinder und beſonders du haſt's uns ja nie glauben wollen, was für ein ſchlechtes Corps das iſt, jetzt biſt ſelber drunter geweſen, jetzt wirſt uns Recht geben. Freu dich nur jetzt, daß du wieder Hausſohn biſt. Mach' nur, daß Alles mit Gutem ausgeht und laß die Kirch' im Dorf.“

„Ich thu was ich kann, Mutter! Ich laß mir da die Hand abhacken, eh ich eine Ungerechtigkeit leid'. Wenn nur der Vinzenz auch brav iſt, redet mit ihm, mit mir brauchet Ihr nicht zu reden; er ſoll Euch ſagen wie ich's im Verſchlag hab' und was er dazu will. Mir giebt er keinen Beſcheid.“

Ein unterdrücktes Huſten in der Stube beſtärkte die Mutter in der Vermuthung, daß der Vater wieder nach ſeiner böſen Gewohnheit lauſche; ſie brach ab, ſie wollte ſich wo möglich nicht in dieſe Sache miſchen, ſie konnte Alban ohnedies nicht ernſtlich zureden, da es ganz gegen ihre Anſicht war, daß der Erbgang zu Gunſten des Vinzenz geändert wurde; ſie hatte keinen Einwand wenn es ſich gütlich ausglich, aber im Herzen war ſie nicht nur an ſich für den herkömmlichen Erbgang, ſondern auch noch aus beſonderer Liebe für Alban. Als dieſer jetzt ſagte: „Ich muß jetzt an's Geſchäft," hörte man draußen die Stubenthür in's Schloß fallen.

Noch als Alban weggegangen war, ruhte ein Freudenglanz auf dem Angeſichte der Mutter, als ob ſie ihn noch vor ſich ſähe; in Aug und Mund ruhte ein ſtilles Lächeln, und die Hände faltend mit einem Blick nach oben ging ſie an ihre Arbeit.

Auf dem Hofe war Niemand ſo vollauf glückſelig wie die Mutter. In ihrer ruhig thätigen und leidenſchaftsloſen Natur glaubte ſie auch nicht an die Leidenſchaftlichkeit Anderer und die Erfahrung hatte ſie belehrt, daß all das heftige Gethue nichts als verhetzte Sinnesweiſe, unnöthig und übertrieben ſei; und eben dadurch weil ſie nicht an die unbändige Heftigkeit der Menſchen glaubte, hatte ſie dieſelbe oft bewältigt. Wenn ihr Mann oft in Wildheit gegen Kinder und Dienſtboten zu raſen begann, konnte ſie ihm ſagen: „Chriſtoph, das mußt nicht leiden, ſo darf dich der Haſſard nicht übermannen," und er wurde ſtill und ruhig.

Es iſt eine viel zu wenig beachtete Erfahrung, daß die Leidenſchaft mitten im ungezähmteſten Ausbruche zu bewältigen iſt, wenn es dem Unbefangenen gelingt den Punkt zu berühren, wo der im Sturme Fortgeriſſene mit ſich ſelbſt ob ſeines Thuns zerfallen iſt. Die Furchenbäuerin traf dies bei ihrem Manne meiſt mit unfehlbarem Takt. Sie wollte aber jetzt nichts thun, denn er war ſelber zu ſich gekommen. Es war gut, daß er nach ſeiner übeln Gewohnheit gelauſcht hatte. Es wird ſich Alles auf friedlichem Wege ausgleichen. Warum ſollte es denn nicht ſein? Iſt ja daheim in Siebenhöfen allzeit Jegliches gütlich beigelegt worden, warum denn hier nicht auch?

Es war wieder ein neues rühriges Leben auf dem Furchenhof, Alban arbeitete raſtlos vom Morgen bis in die Nacht und pfiff und ſang allezeit. Jede Arbeit machte ihm jetzt doppelte Freude, er that ſie nicht mehr als Knecht, ſondern als freier Sohn des Hauſes. Der Vater ließ ihn gewähren und ſchaute ihn oft mit Zufriedenheit an; er that als ob er es nicht wüßte, wenn Alban noch ſpät Abends oft zu Vreni auf den Hellberg ging; dieſes Verhältniß ſchien ihm jetzt genehm. Je mehr ſich Alban mit Vreni einließ, um ſo weniger konnte er den Hof beanſpruchen; er mußte mit einer erklecklichen Auszahlung zufrieden ſein und konnte damit nach Amerika auswandern, wenn er ſich hier zu Land nicht in ein Häuslerleben ſchicken mag.

Auf dem Hellberg ging es allzeit luſtig her. In dem Hauſe, wo man die Kartoffeln zählte, ehe man ſie an's Feuer ſtellte, ſah doch Jedes wohlgenährt und munter aus. Das machte die Freude, denn hier war

Singen und Tanzen, als wäre beſtändig Kirchweih. Die Obedfüchti, die den Tag über ganz allein von Gehöft zu Gehöft wandelte und ſich allerlei einhamſterte, ſpielte am Abend die Klarinette und man ſang und tanzte oft dazu. Jetzt wurde bereits an fünf Kunkeln geſponnen, die Erwachſenen ſpannen den feinen Flachs und die Kinder das Werg. Die Großmutter hatte auch nur Werg an der Kunkel, ſie that es wieder den Kindern gleich, denn ihre Finger waren krumm und ihr Auge ſchwach. Die Spindeln drehten ſich luſtig auf dem Boden.

Zwiſchen hinein erzählte die Obedfüchti allerlei luſtige Streiche aus alten Zeiten, wie er einſt eine tüchtige Zeche bei einem Wirthe angetrunken und als er nicht bezahlen konnte eine Ohrfeige erhielt, worauf ſie ruhig antwortete: „So gut iſt mir's noch nie gangen, hab' kein Geld gehabt und doch noch was heraus bekommen." Der Wirth lachte darob ſo ſehr, daß er auf's Neue einſchenkte. Eine Hauptgeſchichte erzählte die Obedfüchti aber ſtets unter neuem Lachen. Er war einſt im Sommer nach Klurrenbühl auf den dortigen Hof gekommen, als eben Sträuble gebacken wurden; er bat auch darum, wurde ſchnöde abgewieſen und ging; da ſah er ein Kind neben einem Weiher ſitzen, ſchnell tunkt er es in's Waſſer und trägt es als vom Tode gerettet in das Haus. Nun wurde er reichlich beſchenkt und ging nie mehr leer aus, ſo oft er kam.

An längſt genoſſenem Wein und Leckerbiſſen erlabte ſich noch das alte Männchen und ſeine Zuhörer zehrten mit. In dieſem Hauſe, wo das tägliche Leben ſo wenig bot, erquickte und erheiterte man ſich an alten Geſchichten und Späßen und war wohlgemuth. Die Goldfuchſen lachten mit und ſprachen in Alles hinein im Beiſein der Eltern und die ganze Familie war wie Ein Menſch. Wenn Alban jetzt wieder täglich vom elterlichen Hauſe hierher kam, war es ihm ſtets als athmete er nun erſt frei auf, hier war er „ausgeſchirrt,“ wie er oft ſagte, und bei allem Freiſinn genoß er noch das Wohlbehagen eines Höherſtehenden, der ſich in niederen Kreis begiebt, dem man den beſten Stuhl anweist, dem man jede Freundlichkeit doppelt dankt und vor dem man ſich gern im beſten Lichte zeigt. Alban war hier wieder der rechte Sohn des Furchenbauern und das that ihm wohl und er ſagte ſich nur, daß das überall ſei, wo er eintrete.

Der Nagelſchmied ſprach manchmal mit Alban über das Zerwürfniß mit dem Vater. Er war klug und feſt, denn er vermied jeden Schein, als ob er Alban aufhetze, und Alban war ſtolz und eigenwillig genug, daß dieß gerade das Gegentheil hervorgebracht hätte. Der Nagelſchmied hatte daher nur allerlei unhaltbare Einwände gegen den Plan Albans vorzubringen und ließ ſich gern von ihm widerlegen; daneben wußte er aber ernſte Andeutungen zu geben, daß er mit ſeiner Tochter Vreni nicht ſpielen laſſe und daß er ſein Leben an den wage, der mit der Krone ſeines Hauſes leichtfertigen Scherz treiben wolle oder gar ſie verunehre; er wiederholte ſtets, daß er Alban nicht damit meine, daß er zu ihm alles Vertrauen hege, er wußte ihm aber dabei immer deutlich zu machen, daß der arme Mann nichts habe als ſeine Ehre und ſein heiteres Gemüth, und eben darum um ſo eifriger auf deren Erhaltung bedacht ſein müſſe.

Bruder und Enkelkind.

Nächſten Montag war der Vater ſiebzig Jahre alt. Am Samſtag Morgen wurde Alban in aller Frühe mit den beiden Fuchſen nach Siebenhöfen geſchickt, um die kleine Tochter des verſtorbenen Schmalzgrafen zu holen; auf dem Rückweg ſollte er Abends in der Stadt die Ankunft des Eilwagens abwarten, mit dem der Bruder des Furchenbauern, der Dekan im Oberlande war, kommen ſollte. Mit dem einzigen Bruder und dem einzigen Enkel des Vaters ſollte Alban dann zurückkehren. Die letzte Entſcheidung nahte. Der Vater ſchien dazu Alles was Ihm angehörte um ſich verſammeln und feierlich mit der Welt abſchließen zu wollen. Alban war es trotz aller innern Entſchiedenheit ſchwer zu Muthe auf dieſer Fahrt. Vinzenz war ihm immerdar ausgewichen und hatte ihm nie einen richtigen Beſcheid auf ſeinen in der erſten Nacht geſtellten Vorſchlag gegeben. Alban fand keinen Schlaf mehr neben dem Bruder, der verſtockt und wortlos blieb; theils um doch Schlaf zu finden, theils auch aus innerer Furcht, daß er ſich einmal im Grimm an ſeinem Bruder vergreife, hatte ſich Alban nun in der Stallkammer das Bett des Dominik zum Lager gewählt und ſchließlich hatte das auch noch den beſonderen Vortheil, daß man ihm ſeine Ausflüge nach dem Hellberge und ſeine Rückkunft nicht nachrechnen konnte. Der Greif allein verrieth ihn am erſten Abend, denn dieſer Hund, den ſich Vinzenz während der Abweſenheit Albans angeſchafft hatte und der in der Nacht von der Kette losgelaſſen war, fiel den Heimkehrenden wie einen räuberiſchen Eindringling an, ſo daß das ganze Haus in Allarm kam. Am andern Morgen hatte der Vater zu Alban geſagt:

„Das iſt grad nicht nöthig, daß du in der Knechtskammer ſchläfſt, bleib' du nur bei deinem Bruder, und wenn er dir was hinterwärts gegen mich einfädeln will, ſag' ihm nur: es gilt Alles nichts als was Ich feſtſetz', das allein hat Beſtand.“

Hatte Vinzenz dem Vater die erſte Unterredung verrathen? Alban konnte nicht klug daraus werden. Er blieb aber jetzt um ſo mehr bei ſeinem Nachtlager, und um den Greif nicht zum Lärm zu bringen, ließ er einen Laden im Heuſchuppen nach der Feldſeite offen und ſchlüpfte durch denſelben allabendlich herein. Im eigenen elterlichen Hauſe hatte er einen verborgenen Eingang. Jetzt im Fahren gedachte er, wie fremd er doch eigentlich noch im Elternhauſe war.

Als er in der Ferne am Eichhof vorbeifuhr, wo er vor anderthalb Jahren um die Wittwe gefreit, erwachten in ihm wieder Scham und Trotz von damals, und doch konnte er ſich des Gedankens nicht erwehren, wie ausgeglichen und friedlich Alles wäre, wenn er hier oben bauern würde, vielleicht hielt er jetzt ſchon ein eigen Kind auf dem Arm ... Alban liebte trotz alledem die Vreni vom Hellberg innig und aufrichtig;

aber es giebt Stimmungen, in denen auch der Starke und Muthige ſehnlichſt wünſcht, daß ihm die Laſt des unaufhörlichen Kampfes abgenommen wäre, daß das Schickſal ihm das Heißerſtrebte durchkreuzt haben möchte, nur um ihm Ruhe zu gönnen.

In Siebenhöfen wurde Alban herzlich bewillkommt. Man glückwünſchte ihm zur baldigen Uebernahme des Hofes und empfahl ihm reiche Bauerntöchter aus der Nähe zur Auswahl. Alban widerſprach in Nichts; er wollte den Leuten nicht ſagen, wie es noch ungewiß ſei, ob er in den Erbgang trete; dieß ſchien hier ausgemacht und fraglos. Alban wollte faſt ſelber daran glauben, denn eine Zuverſicht von außen, ſo wenig begründet ſie dem Hörer auch erſcheint, hat doch immer etwas ſo Einſchmeichelndes und Anmuthendes, daß ſie ſich unvermuthet in der Seele feſtſetzt und alle Zweifel der eigenen beſſeren Erkenntniß überdeckt. Alban genoß harmlos die Ehre des Hoferben. Wer weiß, ob es nicht zum Letztenmal iſt, daß er ſich ihrer erfreuen darf.

Die Mutter hatte Recht: hier im Gäu ging Alles viel bedachtſamer und ſtetiger her, der Menſchen Thun und Reden war gelaſſener und nicht ſo laut wie daheim.

Hätte die Eichbäuerin heute geſehen, wie ſorgſam und innig Alban um ſein Bruderskind bedacht war, ſie hätte ihn nicht mehr der Hartherzigkeit geziehen. Als Alban mit der kaum eilfjährigen Amrei (Anna Marie) davon fuhr, war er voll Entzücken; jedes Wort, das das Kind ſprach, erquickte ihm das Herz und ein lang nicht gekanntes Lächeln ruhte beſtändig auf ſeinem

Antlitz. Wie die Kinder es immer fühlen, wo ein treues und aufrichtiges Herz ſich ihnen zuneigt, ſo war das Mädchen bald äußerſt zutraulich und anſchmiegend gegen Alban und als es ihn fragte: „Ohm, haſt du daheim auch ein Kind?“ wußte er nichts Anderes zu erwidern, als das Kind feſt in die Arme zu ſchließen und es innig zu küſſen. Der ganze Jubel, daß er einſt auch ein eigen Kind haben ſolle, ſtieg in ihm auf und er wünſchte ſich jetzt nur, dieſem Mädchen, das ihn wie eine glückſelige Zukunft anſchaute, recht viel Liebe erweiſen zu können. Plötzlich erwachte Wehmuth in ſeiner Seele: dieſes Kind hatte ſeines Vaters Liebe nicht gekannt, er war dahin gerafft bevor es ſeinen Namen nennen konnte und er ſelber — ihm lebte der Vater und bedrückte ihm das Herz mit Härte und unbeugſamer Herrſchſucht. Das aber iſt die Beſeligung, die die Kindesnatur auf ihre Umgebung ausſtrömt, daß ſie iſt gleich der ſtetigen unwandelbaren Natur um uns her, die ſich nicht hereinziehen läßt in die Wirrniſſe des Denkens und Lebens und die doch im Kinde Sprache gefunden hat. Amrei wußte ſo lieblich zu plaudern und freute ſich ſo ſehr über jedes Begegniß, daß Alban keinen ſchweren Gedanken nachhängen konnte; er ward kinderfroh mit dem Kinde. Noch nie war eine Fahrt ſo raſch und fröhlich geweſen als die von Siebenhöfen nach der Stadt. Mit dem Kind an der Hand ging Alban durch die Stadt und er hüpfte ſelbſt mit dem Kind als das Poſthorn klang. Der Oheim Dekan war richtig angekommen. Es war ein ſtattlicher umfangreicher Mann. Alban hatte ihn ſeit lange nicht geſehen; dennoch ward er ſogleich von ihm erkannt. Der Dekan reichte ihm etwas ſalbungsvoll die Hand, die andere legte er als er gehört hatte, wer das ſei, auf das Haupt des Kindes. Alban trug das Gepäcke des Oheims nach dem Wirthshauſe, aber das Kind wollte ſich von dem Geiſtlichen nicht führen laſſen, es hing ſich an den Rockzipfel Albans.

Der Dekan war ein Mann, der nichts übereilte, Alban hielt ſchon die Zügel der angeſpannten Pferde in der Hand, als der Dekan noch gemächlich ſeinen Schoppen trank und dazu die mit ihm angekommene Landeszeitung las.

Beim Aufſteigen gab es zwei ſaure Geſichter, ein altes und ein junges. Das Kind weinte, weil es allein bei dem Pfarrer ſitzen ſollte, es wollte zu Alban und dieſer mußte ſich nun mit auf den gemeinſchaftlichen Sitz einzwängen; er ſetzte ſich indeß ſo auf die Kante, daß der Oheim Platz genug hatte. Das Kind ſaß zwiſchen ihnen. Im Fahren verſchwindet bald jede anfängliche Ungemächlichkeit, man richtet ſich allmälig ein und merkt zuletzt, daß Jedes noch genugſam Raum inne hat. Der Dekan, der ſtets die Hände gefaltet auf der Bruſt hielt, war ein wohlwollender und behaglicher Mann. Er ſprach mit ſeinem Neffen von deſſen vormaligem Leben in der Ackerbauſchule, er war ſelber ein eifriger Landwirth und machte Verſuche mit Tabaksbau und Seidenzucht; dann ließ er ſich von Alban von den Freiſchärlerzeiten und dem Leben in Reichenbach erzählen. Erſt nachdem dieſes ordnungsmäßig abgethan war, wobei ſie oft von Anrufungen des Kindes unterbrochen wurden, das faſt eiferſüchtig ſchien, weil Alban ſich jetzt weniger mit ihm beſchäftigte, begann der Dekan zu fragen, wie hoch Alban den Hof übernehme, da er jetzt viel mehr werth ſei, nachdem man die alten Grundlaſten abgelöſt habe.

Als Alban berichtete, daß er noch immer aus dem Erbgang geſtoßen werden ſolle, als er die ganze Wirrniß auseinander zu haſpeln ſuchte und zuletzt damit ſchloß, wie er darauf beſtehe, daß Alles zu gleichen Theilen getheilt werde, ſagte der Dekan ohne eine Miene zu verziehen und ohne die Finger auseinander zu falten:

„Dann hab' ich auch noch Anſprüche und der Gipsmüller auch; unſere Abfindung beruht nur darauf, daß das Gut beieinander bleibt; wird es getheilt, gehört es gar nicht mehr deinem Vater allein.“

„Wie ſoll's denn aber gemacht werden?“ frug Alban, der von dieſer Rede ganz verwirrt wurde, und der Dekan erwiderte lächelnd:

„Wie's Recht iſt. Kannſt ruhig ſein, ich verlang' in keinem Fall etwas und der Gipsmüller wohl auch nicht! Aber ruhig muß Alles gehen. Friede und Duldſamkeit! Mußt nicht gleich glauben, wenn Einer was anders will als du, das ſei ſchlecht; es hat ein Jedes ſeinen eigenen Weg. Darum nur Friede!“

„O lieber Gott! Ja, den ſtiftet,“ rief Alban inbrünſtig mit lauter Stimme aus, und der Dekan befahl ihm, ſich auch in ſeiner Friedensanrufung zu mäßigen, man könne Alles in der Welt viel beſſer mit leiſen Worten beilegen.

Das behäbige Weſen des Dekans, der, noch aus der Weſſenbergiſchen Schule ſtammend, Duldſamkeit und Maßhalten in allen Dingen bewahrte, übte einen eigenthümlich beſchwichtigenden Einfluß auf Alban; er fühlte ſich wie unter einem Zauberbann und doch wand und bäumte ſich noch der Widerſpruchsgeiſt in ihm, der einen nicht unwillkommenen Beiſtand darin erhielt, daß Alban ſich des Gerüchtes erinnerte, wie ſein Oheim in der Bewegungszeit ein Gegner derſelben geweſen war. Dennoch rief er:

„Ich will mein Leben lang für Euch beten, wenn Ihr mir beiſtehet.“

„Ich bete ſelber für mich und ich ſtehe nur dem Rechten bei, keiner Perſon,“ entgegnete der Dekan.

In Reichenbach hielt man an, hier mußte der Dekan auf länger einſprechen, er war hier vor Jahren Pfarrer geweſen.

Es war ſchon mehrere Stunden Nacht als man nach dem Furchenhofe fuhr, das Kind ſchlief und ſchmiegte ſich traulich an Alban; er hatte Mühe die Pferde zu lenken ohne das Kind zu wecken. Alban und der Dekan ſprachen faſt gar nicht.

Als man auf dem Furchenhof ankam, war große Bewegung. Der Vater eilte dem Bruder mit einem Stuhl entgegen und reichte ihm die Hand, der Gipsmüller ſtand hinter ihm. Die Mutter umhalste ihr Enkelchen und weckte es mit Küſſen, Ameile trug das noch halb Schlaftrunkene nach dem Hauſe.

In der Stube war heute Abend eine feierliche Weiheſtimmung, und ſelbſt die Knechte und Mägde im Hofe ſprachen leiſer miteinander, denn der Dekan übernachtete hier. Der Dekan ſah den Gipsmüller jetzt zum Erſtenmal ſeit dem Tode der Schweſter. Alte Wunden öffneten ſich blutend, der Dekan beſprach ſie aber mit heilenden Worten. Der Gipsmüller kam ſonſt nie auf den Furchenhof, er hatte ſich mit dem Schwager veruneinigt. Heute war Alles friedlich und wie mit einer Alles lindernden Milde geſalbt.

Ein Kirchgang am Morgen und eine Beichte in der Nacht.

Am Sonntagmorgen wurde den Pferden das neue Geſchirr angelegt, und die Menſchen zeigten ſich alle in ihren beſten Kleidern. In zwei Wagen fuhr die ganze Familie nach der über eine Stunde entfernten Kirche; neben Vinzenz ſaß die Mutter, hinter ihnen der Oheim Dekan und der Vater, Alban hatte Ameile und die kleine Amrei bei ſich. Die ganze Familie außer Amrei war noch nüchtern, denn man ging heute zur Communion. Die Häusler, die bald da bald dort den Wieſenweg von einſamen Gehöften herabkamen, grüßten ehrerbietig und der Furchenbauer dankte ernſt dem Gruß, der ſeinem geiſtlichen Bruder galt. Die Fußgänger ſchauten der ſtattlichen Auffahrt noch lange verwundert nach und redeten allerlei darüber. In der Kirche verrichtete der Dekan das Meßamt und reichte den Seinen das Abendmahl.

Eine feſttäglich gehobene Kirchenſtimmung brachte man noch mit auf den Furchenhof zurück, und den ganzen Tag ging Jedes allein und in ſich gekehrt umher. Nur Alban und Ameile ſaßen gegen Abend ſtill beiſammen auf der Bank am Brunnen und Ameile ſah den Bruder ſtaunend an, als er plötzlich mit tonloſer Stimme ſagte:

„Ameile, wenn ich ſterbe, ſo will ich dir's geſagt haben, daß ich dem Dominik gegen vierhundert Gulden ſchuldig bin und er hat nichts Schriftliches von mir.“

Ameile wollte den Bruder ob ſolcher Rede auslachen, aber er wehrte ihr, er ſagte zwar, ſolche Todesgedanken ſeien närriſch, aber es ſei ihm ſo ſchwer im Herzen und er habe ſich nun doch erleichtert, daß noch Jemand von ſeiner Schuld an Dominik wiſſe, er wolle das auch der Mutter mittheilen.

Woher kam Alban dieſe Todesahnung? Ein Volksglaube ſagt: wer ein umwandelndes Geſpenſt, einen Geiſt erlöst, muß bald ſterben. Hat Alban den Geiſt der Gerechtigkeit erlöst und muß er darob ſterben? Iſt es ein nothwendiges Geſetz der Menſchengeſchichte im großen wie im kleinen Leben, daß die einſeitig hingegebenen Vertreter eines unterdrückten Rechtsgedankens auch deſſen Märtyrer werden müſſen? . . .

Am Abend wallfahrteten alle Hausbewohner nach dem „Käppele,“ der Dekan ſprach dort den üblichen Abendſegen.

Der Gipsmüller mit ſeinen Töchtern war auch herbeigekommen und nun war große Familienzuſammenkunft in der Stube. Ein Jedes lauſchte nur auf die Worte des Dekans, der, dem Scherze nicht abhold, manchmal auch ein kleines Späßchen zum Beſten gab, worüber man beſcheiden zu lachen wagte; in der Regel aber führte er ernſte Rede und immer wieder wußte er Beiſpiele beizubringen, wie Beſonnenheit und Mäßigung die Tugenden ſeien, die ewig in Ehren gehalten werden müſſen. Jedes war zufrieden mit dieſen Mahnungen, denn Jedes ſchob dem andern die Bethätigung zu und glaubte ſelbſt deren nicht zu bedürfen.

Der Dekan kannte die alte Geſchichte der Familie und wußte beſonders viel zu erzählen von jenem Urahn, der auch Alban hieß und der durch Klugheit und Nachgiebigkeit den Hellberger Hof und den Kandelhof — ſo hieß ehedem das Furchengut — mit einander vereinigte. Dieſer Urahn hatte am Michelstag einen mit zwei Pferden beſpannten Pflug rings um das Gut geführt und hatte dabei ſtets die Sonne im Angeſicht und ohne zu raſten kam er erſt mit ſinkender Nacht wieder auf der Ausgangsſtelle an. Von jener Zeit hatte das Gut den Beinamen: von der langen Furche.

Der Dekan erzählte noch, daß das Geſchlecht der Feilenhauer vor Zeiten Felgenhauer geheißen habe und adelig geweſen ſei.

Der alte Furchenbauer ſchmunzelte, aber zum Staunen Aller ſagte Alban:

„Und die Vorfahren dieſer Adeligen ſind doch auch wieder Bürgerliche geweſen; drum bleiben wir gleich dabei.“

Man ging früh auseinander, denn man wollte morgen mit Tagesanbruch den Feldumgang halten. Der Gipsmüller hatte Abhaltungen, wegen deren er nicht dabei ſein könne, verſprach aber am Abend zur Abtheilung wiederzukommen.

Als Alban dem Oheim Dekan die Hand reichte und ihm eine „ruhſame Nacht“ wünſchte, erſchrack er faſt, da der Geiſtliche vor Allen ohne Scheu ſagte:

„Nun ſchlaf' heut noch gut und mach' dich recht rein im Gewiſſen, denn morgen Nacht gehſt du als Furchenbauer zu Bett.“

War der Ohm Dekan auf ſeiner Seite? Das hatte er nimmer gedacht. Heute zum Erſtenmal ging Alban nicht nach dem Hellberg und doch fand er lange keine Ruhe. In ſtiller Nacht kam die Verſuchung über ihn. Er war der Erſtgeborne, er trat in den Erbgang: warum ſollte es ein Unrecht ſein, wenn er den Hof zu geringem Preis annahm und ſich erlabte am reichen übermächtigen Beſitz? Er konnte den Geſchwiſtern ſpäter ſchenken was er wollte. Er nahm ſich feſt vor, das zu thun, er feilſchte mit ſich ſelber über die Summen, die er dafür feſtſetzen wollte, er konnte nicht einig mit ſich werden und blieb am Ende dabei, Zeit und Maß ſeiner Leiſtungen an die Geſchwiſter nach ſeinem Gutdünken und nach dem Erträgniß guter Jahrgänge zu beſtimmen. Dabei wollte er bleiben und ruhig ſchlafen, aber er fand keine Ruhe und plötzlich ſprang er aus dem Bett, faßte das Geſangbuch, das er noch vom Kirchgange bei ſich hatte und es in beiden Händen haltend ſprach er laut: „Vor Gott und meinem eigenen Gewiſſen ſchwör' ich's: ich will kein unrecht Gut. Ich gebe meinen Geſchwiſtern den vollen Theil des Erbes, den ganzen, ohne Vorbehalt und vor aller Welt. Du, o Gott, allein hörſt mich und mein eigenes Ohr! Höre mich nicht mehr und mein Ohr vernehme meine Stimme nicht mehr, wenn ich dieſem Schwur nur einen Augenblick untreu werde . . .“

Jetzt erſt fand Alban den Schlaf, der ihn Hoffnung und Qual vergeſſen machte.

Während Alban nach dem Selbſtgelöbniß die erſehnte Ruhe fand, war drin im Hauſe heftige Zwieſprache und Unruhe.

Der Dekan ſchlief im Leibgedingſtüble der verſtorbenen Eltern. Als ihn der Furchenbauer dahin geleitete, ſagte er:

„Das verſteh' ich nicht. Der Herr Dekan — der Furchenbauer redete mit ſeinem Bruder ſtets in der dritten Perſon — ſpricht von Frieden und Verträglichkeit und hetzt das eigene Kind gegen den Vater auf.“

„Wie thu' ich denn das?“

„In meinem Verſtand heißt das aufgehetzt, wenn man dem Alban ſagt, er ſei der Lehnhold und er ſei morgen Nacht Furchenbauer, und das wird er mit meinem Willen nie, und ich habe dem Herrn Dekan ſchon geſagt, warum ich den Vinzenz einſetzen muß.“

„Die Sünde an dem Einen wird dadurch nicht gut gemacht, daß man eine Sünde an dem Andern thut.“

„So ſoll ich alſo meineidig werden?“

„Davor bewahre uns Gott. Für ein ungerechtes Verſprechen kann Der Buße thun, der es gegeben hat. Der Alban ſoll dann etwas mehr hergeben, daß du dem Vinzenz eine Verſorgung kaufen kannſt.“

„Nein, nein, nie; der Alban kriegt meinen Hof nicht, der iſt vom Hirzenbauer und von denen, die nichts als theilen wollen, angeſteckt; der thät' den Hof, den wir von unſern Ureltern her haben, unter ſeine Kinder theilen."

„Drum komm' ihm zuvor und theil' ſelbſt."

„Das kann der Dekan nicht ernſt meinen, er iſt ja Keiner von den Revoluzern nie geweſen. Das wär' ja gegen alle rechtſchaffene Ordnung."

„Setz' dich, ich will dir was erzählen," ſagte der Dekan und ſetzte ſich ſelbſt nieder. „Hör' zu: vor Jahren iſt ein Mann zu einem Pfarrer in die Beichte gekommen, der nicht aus ſeinem Ort war, die Stimme war kräftig, etwas ſtolz im Ton, und viele Jahre iſt der Mann immer wieder gekommen und hat immer daſſelbe gebeichtet: ich leb' mit meiner Frau in Fried' und Einigkeit, aber wenn ſie mir das glückſeligſte Geheimniß anvertraut, gehen wir immer Beide umher wie zwei junge Leute, die ſich verfehlt haben, und ich wünſche den Tod des Kindes noch bevor es geboren iſt, und wenn es geboren iſt und größer geworden, da zerreißt es mir das Herz, weil ich nicht weiß, welches Kind mir am wenigſten wehe thäte, wenn es ſtürbe. Mein Weib findet ſich bälder darein, ſie nimmt es als eine Schickung Gottes auf ſich, mich aber verläßt der Gedanke nicht und ich kann nicht ruhen und nicht raſten und ich habe Gott gebeten, er ſoll mir die große Kinderzahl abnehmen und es iſt geſchehen und jetzt iſt doch mein Herz ſchwer ob dieſer Sünde." „Und warum haſt du einem jungen Leben den Tod gewünſcht?" „Damit das Erbe nicht zu klein werde.“ Dreimal kam der Mann in derſelben Zerknirſchung ob derſelben Sünde und dreimal erhielt er die Abſolution. Als er das Viertemal kam, wurde ſie ihm verweigert und er kam nicht wieder; er ſuchte ſich wohl einen andern Beichtiger. Und dieſe Todesſchuld hat der Mann auf ſich, weil er im Stolze heiſchte, daß ſeine Nachkommen groß und reich ſeien. Und dieſer Mann — biſt du —“

Wie vom Blitz getroffen fuhr der Bauer empor, da der Dekan ſich plötzlich erhoben hatte und ſeine Hand mit ſchwerem Schlag ihm auf die Schulter legte. Schnell aber ermannte er ſich, und allen Reſpekt bei Seite ſetzend rief er:

„Iſt das recht, daß du ein Beichtgeheimniß ſo verratheſt?“

„Mit dir allein darf ich ſo reden, und ich muß es — weil du noch in der alten Sünde biſt. Du willſt das eine Kind am Lebensgute tödten, um das andere damit zu bereichern. Folgteſt du dem Zwange des Erbganges, du könnteſt dich vielleicht freiſprechen, die Schuld liegt hinter dir in alten Zeiten. Jetzt aber willſt du neues Unrecht pflanzen. Das dulde ich nicht. Ich ziehe meine Hand ab von deinem Thun. Entweder ſetzeſt du Alban ein, oder du theilſt. Bleibſt du bei deinem Vorhaben, ſo ſchüttle ich den Staub von den Füßen und ziehe wieder dahin, von wannen ich gekommen.“

Der Furchenbauer hatte noch allerlei Einwände und beſonders über Einen wurde der Dekan auf's Aeußerſte aufgebracht, indem der Bauer erklärte, daß er am Tode der Kinder unſchuldig ſei und dabei das Sprüchwort anführte: „Man trägt mehr Kälberhäute auf den Markt als Ochſenhäute.“ (Es ſterben mehr Kinder als erwachſene Menſchen.) Der allezeit ſo milde Dekan gerieth darob in ſolche Heftigkeit und ſtellte dem Bruder ſeine Vergangenheit in ſo greller Weiſe dar, daß er dadurch die erſchütternde Macht, die er bis jetzt geübt hatte, faſt ganz einbüßte. Er lernte eine ſeltſame Verhärtung des Gemüthes kennen, indem der Bauer ſagte: „Und wenn's ſo iſt, und ſei's meinetwegen, und hab' ich meine Seele verdorben und meine Seligkeit in die Höll' geworfen, ſo will ich's wenigſtens hier auch 'nausführen und ſoll wenigſtens nicht Alles umſonſt geweſen ſein.“

Der Dekan faßte nochmals in neu geſammelter Ruhe alle die ſittlichen Bedingungen zuſammen, die hier in Frage ſtehen, dann ging er auf die praktiſchen Bedenken über. Der Furchenbauer beharrte dabei, daß er auch ohne die Beſchädigung des Vinzenz dieſen doch einſetzen würde, denn Alban ſei von Haus aus begabter und könne ſich leicht forthelfen. Als ihm aber der Bruder erklärte, wie es gegen alles Recht und Herkommen ſei, daß ein Beſchädigter Lehnhold werde, das geſchehe nie, ſo wenig ein mangelhafter Menſch eine Krone erben dürfe — da ſtutzte der Furchenbauer. Endlich preßte er das Geſtändniß hervor, er möchte wohl nachgeben und Alban einſetzen, aber Vinzenz habe ihn in der Hand und werde ſeine letzten Lebenstage noch der Schande preisgeben. An dieſen Ausſpruch hielt ſich nun der Dekan und redete dem Bruder noch in mildeſter Weiſe zu.

Mitternacht war längſt vorüber, als der Furchenbauer innerlich geknickt und zerbrochen ſeiner Schlafkammer zuwankte; er wußte nicht mehr was er thun ſollte. Als er aber am Morgen erwachte, knirſchte er vor ſich hin: „Und doch muß es bleiben wie Ich will, und wenn unſer Herrgott einen Evangeliſten ſchickt, der kann das nicht ändern. Das iſt alte Satzung, die gilt in Ewigkeit.“

Wie ganz anders erwachte Alban. Eine innere Beſeligung durchſtrömte ſein ganzes Sein und er trat in die gewohnte Welt mit geweihtem prophetengleich geklärtem Herzen.

Feldumgang und Sonnenwende.

Der Oheim Dekan war unwohl und erklärte den Markungsumgang nicht mitmachen zu können; der Vater und Vinzenz ſtanden indeß dazu bereit und gewaffnet, denn Jeder trug im linken Arme die übliche Handaxt, auch Alban mußte ſich eine ſolche holen, und als er damit wiederkam, hieß ihn der Vater den Querſack aufnehmen, der auf der einen Seite Speiſen, auf der andern mehrere gefüllte Weinkrüge enthielt. Alban wußte nicht, ob das Tragen des Mundvorraths eine Pflicht des Lehnholden oder des Abgefundenen war.

Alles hatte heute wieder etwas eigenthümlich Feierliches und Ceremonielles. Der Vater reichte der Frau und Ameile die Hand zum Abſchiede, und als er dem Dekan die Hand reichte, hielt dieſer ſie feſt, legte die Linke auf die Schulter des Bruders und ſagte:

„Dein Ausgang ſei in Gerechtigkeit und dein Eingang in Frieden.“

Die Zurückgebliebenen ſtanden unter der Thür und ſchauten den Weggehenden nach; aber ſchon im Hofe gab es einen kleinen Aufhalt. Vinzenz wollte ſeinen Hund, den Greif, mitnehmen; der Vater wehrte ihm das ſtreng und er mußte etwas Verwunderliches und Herausforderndes im Blicke Albans bemerkt haben, denn er ſagte zu dieſem gewendet:

„Wer im Herzen ſpottet über das was heute geſchieht, der iſt ein ſchandbarer Menſch, vor Gott und der Welt verdammt. Unſre Väter und Urahnen haben's ſo gehalten, und das iſt heiliger Brauch.“

Unter dem Hofthor ſtand der Furchenbauer noch einmal verſchnaufend ſtill, er mochte denken, daß er zum Letztenmal hier als Herr und Meiſter ſtand; wenn er wiederkehrte, gehörte das Alles einem Andern. Mit dem grünen Maien auf dem Hut wird am Abend ein Jüngerer als Meiſter hier eintreten.

Wer wird es ſein?

Man ging von Sonnenaufgang nach Untergang, ſchweigend bis zum erſten Markſteine. Dort hielt der Vater an, nahm ein Brod, zerſchnitt es in drei Stücke, aß zuerſt von dem einen und reichte dann die beiden anderen den Söhnen. Alban erhielt das erſte Stück aus ſeiner Hand. Jetzt füllte der Vater ein Glas, ſchüttete daraus zuerſt ein wenig auf den Markſtein und trank; dann reichte er es zuerſt Vinzenz, dieſer trank, gab das Glas in die Hand Albans, der auf den Wink des Vaters den Reſt austrank.

War es ein Zufall unwillkürlicher Regung, daß das erſte Stück des Brodes dem Aelteſten gereicht wurde, oder war dieſer wirklich der Lehnhold? Alban wußte es wiederum nicht.

Der Vater ſchlug mit dem Haus (breiten Rücken) des Beiles dreimal auf den Markſtein, die beiden Söhne mußten das Gleiche thun und der Vater ſprach:

„Keine Gnade finde Der bei Gott, der dieſen Markſtein verrückt.“

Der Vater ſtieß das Meſſer, mit dem er das Brod geſchnitten, dreimal in den Boden und ſagte, als er es zum Letztenmal herauszog, halb vor ſich hin:

„Rein iſt das Waſſer, rein iſt der Boden und ſchärft den Stahl.“

Man ſchritt weiter. Alban ſchauderte es im Innern.

Auf dem zweiten Markſtein ſaß ein Rabe und ſah den Ankommenden ruhig entgegen. Der Vater winkte aufſcheuchend mit der Hand, aber nach Art dieſer kecken Thiere, die alsbald merken, wenn man waffenlos gegen ſie iſt, blieb der Rabe ruhig ſitzen. Vinzenz bückte ſich und hob eine Scholle auf; aber der Vater hielt ihm den Arm, indem er ſagte:

„Man darf nach einem Raben nicht mit Ackererde werfen.“

Erſt als man ganz nahe war, flog der Rabe kreiſchend davon. Dieſelbe Weihehandlung wiederholte ſich hier, nur ſprach der Vater beim Aufſtehen keine Verwünſchung mehr aus, vielmehr brockelte er Brod ringsumher auf den Boden und ſagte dabei:

„Das iſt für die hungrigen Vögel in Feld und

Wald. Wer da geſegnet iſt mit reichem Beſitz, gedenke allzeit Derer, die in Noth und Armuth ſind, denn darum hat ihn Gott geſegnet, und es wird ihm doppelt wohl ergehen.“

Der dritte Markſtein war am Waldesſaum. Der Vater ſetzte ſich auf den Stein und befahl den Söhnen: „Holt Wanderſtäbe!“ Sie eilten in das Dickicht und bald hörte man es knacken. Alban war der Erſte, der wieder zurück kehrte, und im Angeſichte des Vaters zuckte es ſeltſam, da ihm Alban einen abgezweigten Schwarzdornſtock übergab und dann wieder in das Dickicht ging, um ſich ſelbſt einen zu holen. Vinzenz brachte zwei noch mit den Zweigen behangene Stöcke; der Vater befahl ihm, einen wegzuwerfen und einen für ſich zu behalten. Als nun auch Alban mit ſeinem Stocke wiederkam, erhob ſich der Vater und rief in gebieteriſcher Haltung:

„Zerbrecht Eure Stöcke!“ Vinzenz ſchaute den Vater verwundert an, der Stock Albans knackte und bald darauf auch der des Vinzenz und der Vater rief wieder:

„Werft die Splitter weg!“ Es geſchah, und der Vater fuhr fort, ſeinen Stab erhebend: „Seht, ich allein halte den Stab, ich allein habe Macht über euch und ihr müßt mir gehorſam und unterthänig ſein in Allem.“ Vinzenz rief laut „Ja,“ und gegen ihn gewendet ſprach der Vater: „Ihr habt nicht zu antworten und ich hab' euch nicht zu fragen. Von Gott eingeſetzt iſt es, daß das Kind nach dem Willen des Vaters thue, ohne Widerrede; und ſo iſt es treu und fromm von Alters her in unſerer Familie gehalten, und darum ſtehen wir unter den Erſten im Lande.“ Mit erleichtertem Herzen ſchloß er: „So, jetzt hab' ich nach dem alten Brauch gethan, und jetzt können wir ordentlich und frei miteinander reden.“

In der That ſchien ſich der Furchenbauer erſt jetzt leicht und frei zu fühlen, er ſchritt an dem friſch geſchnittenen Stabe behend dahin; der Waldweg war breit, ſeine beiden Söhne gingen neben ihm, Vinzenz war zur Linken, ſein blindes Auge ſtets an der Seite des Vaters. Dieſer erzählte abermals die Geſchichte von dem Urahn, der die Furche um ſein Gut gezogen und ihm den Namen gegeben. Im Walde waren viele Menſchen, Männer, Weiber und Kinder, die Dürrholz raffteu, denn am Montag übten ſie von Alters her dieſe Gerechtſame. Jedes dem man begegnete, erhielt nach alter Sitte Wein und Brod und die Kinder ſogar kleine Münze. Im Walde jauchzte und jubelte es von allen Seiten und der Tag hellte ſich auf. Der Vater ſagte, daß nun die Uebergabe des Gutes überall beſprochen werde. Er wendete ſich mit ſeinen Worten jetzt vorherrſchend und beſonders freundlich an Alban und plauderte von allerlei.

Es war ſchon gegen Abend, als man am Markſtein unweit des Felſens, den man des Geigerle's Lotterbett nennt, wieder den üblichen Halt machte. Drunten rauſchte der Waldbach und der Vater fragte jetzt Alban geradezu:

„Jetzt ſag' einmal: wie thäteſt du denn das Gut übernehmen?“

„Zehnfach ſo hoch als es bis jetzt geſchätzt iſt, aber ich will —“

„Schweig. Still ſag ich. Du verdienſt nicht, daß man dir einen Fußbreit Boden giebt. Kann ein Menſch, der fünf zählen kann, ein Gut übernehmen, das ſo verſchuldet iſt? Die Zinſen freſſen dich ja auf.“

„Man kann den Wald am Kugelberg ſchlagen und —“

„So? So fangen die rechten Lumpen an, der Wald muß büßen, was der Acker nicht vermag. Was die Voreltern aufgeſpart haben, kommt unter die Axt. Am Wald ſich verſündigen iſt das Schlechteſte. Du willſt geſcheit ſein und haſt kein Loth Verſtand. Wenn ein Bauer keinen Wald mehr hat, hat er keinen Anhalt mehr. Drum hab' ich ihn auch geſchont wie meine Vorfahren auch. Du thäteſt es dahin bringen, daß du kein' eigene Tanne mehr hätteſt, aus der man dir eine Bahre machen kann. Siehſt jetzt ein, daß ich Recht hab'? Siehſt ein?“

„Wenn meine Geſchwiſter lieber baar Geld wollen, — es iſt ein Käufer für den Hellberger Hof da.“

„So? Haſt ſchon einen?“

„Ja, der Graf Sabelsberg hat mit mir davon geſprochen —“

„Von meinem Ablöſungsgeld? O du biſt ein vermaledeiter Bub. Eh ich das zugeb', laß ich mir lieber ein Glied vom Leib abhacken. Mein Gut laß ich nicht verreißen, nie, nie. Sag jetzt gradaus. Guck mich nicht ſo an, Vinzenz, ich kann machen, was ich will, ich hab' den Stab in der Hand; da komm her, Alban, verſprichſt du mir in die Hand hinein, des Nagelſchmieds Vreni laufen zu laſſen und dir eine rechtſchaffene Frau zu holen: verſprichſt du mir, vor Gott einen Eid zu thun, daß du einem deiner Kinder das Gut ungetheilt vererben willſt? Gieb Antwort. Steh' nicht da wie ein Stock, laß mich nicht die Zunge lahm reden —"

„Ich mein'" —

„Nichts, nichts, kein ander Wort, Ja oder Nein. Willſt du jetzt das Maul aufthun, oder ſoll ich dir alle Zähn' in Rachen ſchlagen?"

„Ich kann nicht, Vater."

„Gut, dabei bleibt's. Du haſt geſehen, ich hab's gut mit dir gemeint, jetzt iſt's vorbei, aus und vorbei, oder ich will verdammt ſein auf ewig, hier und dort. Komm her, Vinzenz." Der Vater ſtand auf, mit zitternder Hand brach er einen Zweig von einer Tanne, nahm dem Vinzenz den Hut ab, ſteckte den Zweig darauf, ſetzte ihm den Hut wieder auf's Haupt, reichte ihm die Hand und ſagte: „Du biſt der Furchenbauer und dabei bleibt's ſo wahr mir Gott helfe. Alban, du ſollſt nicht zu kurz kommen, dafür laß nur mich ſorgen und ſei folgſam. Sei der Erſte, der deinem Bruder Glück und Segen wünſcht und er ſoll allezeit brüderlich an dir handeln."

Alban ſchaute ſtarr vor ſich nieder, jetzt erhob er ſein Antlitz, wilde Raſerei flammte daraus.

„Ich leid's nicht," rief er, „ich leid's nicht," und riß dem Vinzenz den Zweig vom Hute. „Es giebt noch eine Gerechtigkeit. Die Gerichte ſollen entſcheiden. Das Gut muß und muß getheilt werden."

Der Furchenbauer war wunderbar ruhig, ſeine Züge waren eiſenſtarr, er bückte ſich ſelbſt, hob den Hut auf, den Alban zu Boden geworfen hatte und ſetzte ihn Vinzenz wieder auf's Haupt. Dieſer redete noch immer kein Wort. Man hörte nichts als das Rauſchen des Baches und das Schreien der Raben im Walde. Der Furchenbauer ſagte endlich:

„Kommet heim. Oder Alban willſt du gleich von hier aus zu Amt? Ich ſteh' dir nicht im Weg. Ich hab' dir nichts zu befehlen. Du willſt mein Kind nicht ſein, ich bin dein Vater nicht. Die Gerichte nehmen ſich deiner an; und dort werden wir uns ſehen. Was hat das Geländer gethan, daß du mit dem Beil darauf loshauſt? Hau da zu, da, da iſt mein alter Kopf. Komm, Vinzenz.“

Der Vater ging mit Vinzenz davon. Als Alban ſeine Axt aus dem Balken zog, der querliegend am Rande des Felsweges als Geländer befeſtigt war, kollerte der Balken krachend und kniſternd den jähen Fels hinab und klatſchte drunten im ſchäumenden Waldbach auf. Alban ſchaute nur eine Minute hinab in den Tobel und beugte ſich hinaus, er konnte mit der Hand den Wipfel einer hohen Tanne faſſen, die drunten im Thale ſteht, der Bach war bald ſichtbar, bald verſchwand er unter vorſpringenden Felſen. Alban war's, als müſſe er ſich hinab ſtürzen, und wieder, als zöge ihn eine Hand zurück, richtete er ſich auf und folgte dem Vater und dem Bruder hintendrein. Er kam ſich verlaſſen und verloren vor in der weiten Welt, und doch konnte er nicht anders und willenlos folgte er dem Schritte des Vaters; er war an ſeine Macht gebannt.

Das Hofgeſinde ſtand am Thor und ſchaute verwundert aus, daß Keiner der beiden Söhne mit dem grünen Zweig auf dem Hute zurückkehrte.

Alban drängte ſich an die Seite des Vaters und dieſer ſchritt machtvoll und feſt zwiſchen ſeinen beiden Söhnen dem Hauſe zu. Er dankte kaum dem Gruße ſeiner Dienſtleute.

Alles zerſtiebt in's Weite und Einer bleibt in der Enge.

Der Furchenbauer hackte ſeine Handaxt in die Thürpfoſte, daß die Wand dröhnte, dann ging er hinein in's Haus. Die Mutter und Ameile ſtanden in der Küche am praſſelnden Feuer, ſie bereiteten das Feſtmahl, das dem heutigen Tag ſich ziemte. Der Vater ging ohne Gruß an ihnen vorüber nach der Stube. Dort ſaß der Gipsmüller mit ſeinen Töchtern beim Dekan, die Mutter kam hinter Vinzenz drein, ſie mußte hören was vorging. Sie hörte es nur allzubald, denn der Bauer war raſend ob des widerſpenſtigen Sohnes. Niemand wagte zu widerſprechen außer dem Dekan. Ameile trug das Eſſen auf. Man ſetzte ſich dazu nieder, aber es däuchte Allen eher ein Leichenmahl denn ein Freudenfeſt.

Alban war nicht zu Tiſch gekommen, er hatte ſich gleich nach der Stallkammer begeben, die Mutter hatte nach ihm geſchickt, ja ſie war ſelbſt bei ihm geweſen, aber er gab Niemand eine Antwort, ſondern ſaß, das Antlitz mit den Händen bedeckt, auf dem Bett.

„Kommt der Bub nicht?“ fragte der Vater. Die Mutter wollte Ameile nach ihm ſchicken, aber der Vater wehrte ab:

„Nichts da, keine guten Worte, ich ruf' ihn und ich will ſehen, ob er mir folgt oder nicht.“ Er öffnete das Fenſter und rief in den Hof hinab:

„Alban, komm gleich 'rauf, Ich ruf' dich!“

Kaum eine Minute verging und Alban trat in die Stube. Das Licht mochte ihn blenden, denn er rieb ſich die Augen, alle Röthe war von ſeinen Wangen gewichen, ſein Antlitz war leichenfahl.

Der Dekan und der Gipsmüller allein dankten ſeinem Gruß, Niemand wagte es ein Wort an ihn zu richten. Nur die kleine Amrei rief:

„Alban, ſetz' dich hurtig her, die Ahne hat einen ganzen Haufen Schnitz gekocht. Haſt du Schnitz auch gern?“

„Und Schnitzgeigerle's,“ höhnte der Furchenbauer. Niemand hörte darauf, Alles beſchäftigte ſich nur mit Amrei und brachte ſie immer mehr zum Reden. Ein Jedes fühlte die Erfriſchung, daß ein harmloſes Gemüth unter ihnen war, das von allem Wirrwarr nichts wußte und wollte. Das Kind fand ſich ſelbſtgefällig in die Rolle, daß Alles ſich ihm zuwendete und plauderte allerlei kunterbunt durcheinander, Kluges und Albernes, aber Alles wurde belacht. Selbſt der Großvater konnte nicht umhin, ſeine Miene zu einem Lächeln zu verziehen; man ſah es ihm aber an, nur die Oberfläche erheiterte ſich, in der Tiefe grollte und kochte ein gewaltiger Zorn. Deſto glückſeliger waren aber die Mutter und Ameile mit dem Kinde. Ein Enkelkind am Tiſch der Großeltern ſchmückt und erheitert denſelben mehr als die ſchönſten Blumen. Das Kind darf reden was und wann es will und Alles wird mit Freude begrüßt und ein Jedes hat zu erzählen, was das Kind heute geſagt und gethan und wie Alles ſo lieb und geſcheit ſei. Vor Allem ſtrahlen die Großeltern in Freudenglanz und was einſt in dem Kinde aus dämmeriger Jugenderinnerung erſteht, wenn die Großeltern längſt nicht mehr ſind, erblüht jetzt in dieſen als heiteres Ausſchauen in eine zukünftige und eine vergangene Welt.

Das Abendeſſen ging durch das Kind ziemlich heiter vorüber. Nur einmal als Amrei fragte:

„Alban, was machſt für ein Geſicht? Biſt bös mit mir?“ ſagte der Vater:

„Der? Der iſt viel zu ſanftmüthig, der beleidigt kein Kind.“

Man ſtand auf, Amrei betete vor, die Stimmen der Männer bildeten den dunklen Grundton zu der hellen Stimme des Kindes.

Alban wollte die Stube verlaſſen, da rief ihm der Vater:

„Da bleibſt.“

Alban ſetzte ſich auf die Ofenbank, es geſellte ſich Niemand zu ihm, er ſaß da wie ein armer Sünder. Da ſprang Amrei vom Schooße der Großmutter und ſchmiegte ſich an die Knie Albans. Der Vater befahl Ameile, das Kind in's Bett zu bringen, es folgte nur mit Weinen und Alban war's, als jetzt das Kind von ihm genommen wurde, als wär' er nun alles Schutzes beraubt. In der That ging nun auch der Sturm gegen ihn von allen Seiten los. Der Vater erzählte den ganzen Vorgang ziemlich ſachgetreu, nur übertrieb er etwas ſeine heutige wohlwollende Stimmung gegen Alban, und dieſem däuchte es nun, daß ſie nie Ernſt geweſen. Das Schelten und Fluchen des Vaters, das Weinen der Mutter, das Mahnen des Dekans, Alles drang nun auf Alban ein und Alles vergebens, er blieb bei ſeinem ausgeſprochenen Vorhaben.

Ein Feuer, das der Blitz entzündete, kann menſchliche Gewalt nicht löſchen, ſo lehrt der allgemeine Volksglaube. Der Gedanke der Gerechtigkeit, der in jener bewegten Zeit wie ein feuriger Funke in die Seele Albans gefallen, war in ihm unauslöſchlich. Mitten unter allen Einreden und Ruheſtörungen erhob ſich ſein Herz, nicht in Gier nach Beſitz, ſondern in einer märtyrergleichen Hingebung an das Unabänderliche. Sein Herz blutete aus tauſend Wunden, die ihm Liebe und Haß ſchlug, und er zagte und zweifelte jetzt keinen Augenblick mehr, er war bereit zu ſterben, aber mit dem Bekenntniß der Wahrheit auf den Lippen.

Immer wieder auf's Neue toste es an ihn heran, aber er ſtand feſt, unbeweglich wie ein Fels. Zuletzt kam der Vater zitternd auf ihn zu und ſchwur, ihm Alles zu verzeihen, wenn er umkehre; er ſchilderte noch einmal wie es ihm das Herz zerfleiſche, daß ſich das Kind nicht beweiſen laſſe, wie Unrecht es habe. „Mein Vater ſelig," rief er zuletzt, „hätt' nicht ſo lang mit einem Kind geredet, er hätt' geſagt: das geſchieht und da hätt' Keiner mudſen dürfen. Ich will das nicht, du ſollſt einſehen, daß ich Recht hab', du mußt's einſehen und du kannſt, wenn du dich nur nicht verſtockt machſt. Schau, du willſt gegen die ganze Welt gerecht ſein, aber gegen deinen Vater nicht. Du weißt nicht, wer dein Vater iſt. Dein Vater iſt ein Mann, vor dem du den Hut abthun mußt. Ich dürft' für meine Kinder ein glühiges Eiſen tragen (die Feuerprobe beſtehen). Gott weiß es, wie ich an ihnen ein Vater bin und ſein will. Ich weiß beſſer als du, und wenn du tauſend Bücher im Kopf haſt, wie's ſein muß. Ich will nicht, daß die ganze Welt verlumpen ſoll und nichts bleibt als Geiſenwirthſchaft, und kurzum, ich bin tauſendmal geſcheiter und bräver als du, jetzt glaub's oder glaub's nicht."

Alban verſtand ſich endlich nur dazu inſoweit nachzugeben, daß er ſagte:

„Ich thue keinen Schritt, ſo lang Ihr nichts thut, aber dann auch ohne Widerrede."

„So ſoll alſo auf meinem Grabe mein Gut zerriſſen werden?" fragte der Vater weinend vor Zorn. Alban ſchwieg und die Männer in der Stube mußten abwehren, daß ihn der Vater nicht erdroſſelte.

„Red' du, red' du mit ihm," wendete ſich der Bauer an ſeine Frau, „ſo red' doch was, du gehörſt auch dazu."

„Mein' Mutter ſelig hat nie in Mannshändel drein geredet. In den Krieg trag' ich keinen Spieß, hat ſie immer geſagt. Wie ihr's ausmachet, muß mir's recht ſein. Nur haltet Friede. Bei uns daheim iſt's der Brauch, daß —"

„Du biſt jetzt nicht in Siebenhöfen, du biſt nicht daheim —“

„Das merk' ich an deinem teufelmäßigen Schreien und Toben.“

Wie von einem Blitz durchzuckt ſtanden Mann und Frau plötzlich ſtill, ſie merkten, daß vor den Kindern, vor fremden Menſchen, ein Widerſtreit zwiſchen ihnen zu Tage gekommen war, der tief in ihnen Beiden wurzelte. Die plötzlich eintretende Stille machte die ſcharfe Widerrede noch ſchärfer. Alban wendete ſich nach der Thür und dieſe Bewegung des Sohnes zeigte den Eltern auf's Neue was geſchehen war und ſprach den härteſten Vorwurf aus.

Alban verließ die Stube, die Mutter wollte ihm folgen, aber der Vater hielt ſie zurück und ſo heftig, daß ſie laut ſchrie.

Der Dekan erklärte, daß er am Morgen früh wieder abreiſe, der Gipsmüller verließ mit ſeinen Töchtern bald das Haus.

Am Morgen führte ein Knecht den Dekan nach der Stadt, Alban wirthſchaftete im Hauſe umher als wäre gar nichts geſchehen; er ſchien den Plan in der That ausführen zu wollen, bei Lebzeiten des Vaters keinen öffentlichen Widerſtreit anzufachen. Der Bauer ſtand in der Stube und ſah, die heiße Stirne an die Scheiben gedrückt, dem widerſpenſtigen Sohne zu. Ein Gedanke durchfuhr ihn und er bäumte ſich hochauf. Er trat zu Alban und befahl ihm einen Sack Kartoffeln aufzuladen und ſie in den Keller zu tragen. Alban gehorchte, der Vater folgte ihm, er befahl ihm den

Sack in einem abgeſonderten Verſchlage auszuleeren. Kaum war Alban darin, als der Vater hinter ihm zuriegelte und ein Schloß vorlegte.

„Was ſoll das?“ fragte Alban.

„Ich will dich in Schatten ſtellen, daß dich die Sonne nicht verbrennt.“

Mit einem heftigen Griff und noch einem riß Alban das Lattenwerk zuſammen und ſtieg heraus; aber jetzt faßte ihn der Vater und warf ihn zu Boden.

„Vater, was iſt das?“ rief Alban; „Vater, es iſt Keiner in der ganzen Gegend, der mich zwingen kann, Ihr könnet's, weil ich mich nicht wehren darf. Laſſet los, auf dieſe Art zwinget Ihr mich nicht, ſo nicht.“

„Aber ſo,“ keuchte der Furchenbauer, er hatte ſich ſein Halstuch abgeknüpft und band damit Alban die Hände zuſammen, dann ſchwur er, ihn nicht an's Tageslicht zu laſſen, bis er nachgebe.

„Du biſt mit dabei geweſen,“ ſchloß er, „wie ich gehört hab': in alten Zeiten hat der Vater über Leben und Tod ſeiner Kinder richten können. Ich bin noch aus der alten Welt. Ich will dir zeigen, daß ich's bin.“

Er ſprang behend die Treppe hinauf und wälzte mit ungewohnter Kraft ein Faß und mehrere Kartoffelſäcke auf die Fallthüre.

Während dieß im Keller geſchah, hatte die Bäuerin ihre große Noth im Hauſe. Bettelleute aus allen Himmelsgegenden waren angekommen, denn es war bräuchlich, daß der junge Lehnhold allerlei Geſchenke bei der Gutsübernahme austheilte. Die Obedfüchti ſpielte luſtige Tänze vor dem Haus. Die Bäuerin fand keinen Glauben, daß ihr Mann noch nicht abgebe und ſie brachte ſich die Leute erſt vom Halſe als ſie Mehl und Schmalz und Brod und Kartoffeln unter ſie vertheilte. Sie ſeufzte endlich erlöst auf, da trat eine neue Geſtalt ihr vor die Augen.

„Dominik, was thuſt denn du da?“

„Ich hab' gehört, daß, daß —“

„Daß Untereinander bei uns iſt und da willſt du ihn noch vergrößern?“

„Nein, ich hab' eben ſehen wollen, ob man mich nicht brauchen kann. Wenn ich unwerth bin, kann ich ſchon wieder gehen, aber ich —“

„Ich kann dir nichts ſagen, ich weiß ſelber nicht, ob ich noch da hergehöre, ob ich noch auf der Welt bin, und jetzt kommſt du auch noch und jetzt geht die Geſchichte mit dem Mädle noch einmal an.“

„Ich hab' mit dem Alban was zu reden.“

„Darf ich's nicht wiſſen?“

Dominik erſtarb die Antwort auf den Lippen, er ſtarrte drein als ſähe er ein Geſpenſt. War das der lebende Furchenbauer oder ſein umwandelnder Geiſt? Wenn er's ſelber war, hatte er ſich in den acht Tagen fürchterlich verändert. Der Furchenbauer ſah ihn ſteif an, ſeine Lippen zuckten, aber er ſprach kein Wort, er wuſch ſich die Hände in der Küche und ſagte endlich:

„Weißt noch Bäuerin? Wir haben einmal den Türkle an den Apoſtelwirth verkauft gehabt und nach drei Tagen iſt er wieder kommen mit dem abgebiſſenen Seil. Der da iſt grad wie der Türkle.“

„Ein Hund bin ich grad nicht,“ knirſchte Dominik.

„Gehörſt aber auch nicht hierher. Willſt dir was zu eſſen holen? Siehſt übel aus. Gelt, in Nellingen geht's magerer zu als bei uns?“

„Ich will zum Alban,“ ſagte Dominik ſtolz.

„Such ihn wo er iſt,“ antwortete der Bauer.

Ohne eine Erwiderung abzuwarten ging der Bauer nach der Stube. Dominik ging auch davon, er ſchaute um und um, aber er ſah Ameile nicht. Er ſtand wieder draußen vor dem Hofe. In einem Acker am Wege grub ein Mann eine Grube, eine ſogenannte Miete, um die rings umher aufgehäuſten Futterrüben einzukellern. Man ſah von dem Manne nichts als ſeine Mütze und die Schaufeln voll Erde, die er heraufſchleuderte.

„Guten Tag!“ rief Dominik. Der Mann dankte und ſtreckte ſeinen Kopf aus der Grube heraus, es war Vinzenz. Er war hocherfreut den Dominik zu ſehen und ſchloß damit: „Könnteſt mir wohl helfen.“ Dominik war dazu bereit, ſprang raſch in die Grube und ergriff die Haue.

„Wo iſt dein Alban?“ fragte Dominik während des Arbeitens und Vinzenz erwiderte lachend:

„Ich hab ihn nicht im Sack. Weiß wohl, er iſt dir Geld ſchuldig, er kann dir jetzt baar heimzahlen, er kriegt genug. Wie viel iſt er dir ſchuldig? Soll ich's zurückhalten von ſeinem Zukommen?“

Dominik verneinte und ſeine Mienen erheiterten ſich. Er hatte jetzt die Gewißheit, daß das Gerücht in jeder Weiſe gelogen hatte, Alban war ſo wenig beſchädigt als der Furchenbauer, und um jenen war ihm doppelt bange geweſen, denn Vater und Mutter thaten ſo verlegen als er ſeiner erwähnt hatte. Der Vinzenz war äußerſt frohgemuth und zutraulich gegen Dominik, ja er ſagte ihm:

„Wenn du zu mir hältſt und den Alban zurechtbringſt, da will ich dir was ſagen: ich hab' nichts dagegen, im Gegentheil ich helf' dir dazu, wenn dich mein Ameile will, ſie kriegt auch ein ſchönes Vermögen; der Alban heirathet dann ſein' Vreni und du und das Ameile ihr gehet Alle mit einander nach Amerika, da könnet ihr euch mit dem Geld einen Hof kaufen, zehnmal ſo groß als der da, und ihr zwei, ihr ſeid ja Bauern oben 'raus, ihr könnet den Hof hinſtellen, daß es eine Pracht iſt. Das iſt doch gewiß ehrlich und gutmeinend geſprochen. Kann man aufrichtiger ſein? Wenn ich nicht ſo in dem Unglück wär', ich thät's gleich, ich thät's um den Frieden zu erhalten. Man muß den Vater vor Allem ehren. Ich hab' kein Wort dagegen geſprochen, wie er den Alban zum Lehnhold hat machen wollen, er ſoll ſelber ſagen, ob ich nur Laut geben hab'; aber jetzt bin ich Lehnhold und jetzt bleib' ich's, und was der Vater feſtgeſetzt hat, muß man in Ehren halten.“

Noch nie hatte Dominik eine ſo lange und eindringliche Rede von Vinzenz gehört; der in ſich gekehrte wortkarge Burſche ſchien durch ſeine ausgeſprochene Würde plötzlich viel reifer, viel offener und einſichtiger. Dominik machte der Gedanke, daß er einen Beiſtand im Hauſe habe, um Ameile zu gewinnen, die Wangen glühen; freilich war Vinzenz nicht der eigentlich genehme und war ihm doch noch nicht ganz zu trauen, aber er iſt doch jetzt der eigentliche Herrſcher im Hauſe und an der Seite Ameile's und mit Alban in die weite Welt ziehen, da iſt die Ferne nicht mehr fremd, da hat man gleich den liebſten Anverwandten an der Hand. Es war aber eine ſeltſame und doch natürliche Umbiegung des Gedankens als Dominik jetzt frug:

„Und dir thät's gar nichts ausmachen, wenn deine Geſchwiſter in die weite Welt gingen und du weit und breit Niemand mehr hätteſt?“

„Was geht denn das dich an?“ ſagte Vinzenz zornig. „Ich bin zu gutmüthig, daß ich ſo viel mit dir red'. Ich will den Frieden und ich hab' gemeint du auch. Du vermagſt viel beim Alban, mehr als wir Alle, und es wär' dein Glück auch. Ich red' aber nichts mehr. Ich brauch' dich nicht und brauch' keinen Menſchen.“

Während Dominik grub, entdeckte er in ſeiner Seele einen verborgenen ungekannten Schatz: der Hirzenbauer hat Recht, mit der Gutheit allein führt man nichts aus. — Jetzt hatte Dominik ein Mittel, das ſeinem Verlangen Nachdruck verſchaffte, er mußte ſeinen Einfluß auf Alban verwerthen, er mußte Vermittler, gewiß vor Allem zum Frommen Albans, aber auch zu ſeinem eigenen ſein.

Aus Trübſal heraus und noch mitten in ihr empfand Dominik eine nie gekannte Glückſeligkeit; denn nicht nur die begeiſterte mit Hingebung erfüllte That erhebt das Herz mit innerſter Erquickung: auch das Bewußtſein: die Lebensbegegniſſe mit kluger Umſicht zu handhaben und auszubeuten, vermag ein Gleiches. Dominik war in dieſer Stunde zum feſten Manne gereift, er ſah, daß er die Augen beſſer aufmachen müſſe, daß er nicht mehr demüthig und mit Kleinem zufrieden nach innen gekehrt, ſondern klug und beherzt ſich und ſeinen Vortheil geltend machen müſſe.

Während man die Rüben in die Grube ſchüttete, kam der Bauer auch herbei. Er ſtand verduzt.

„Was thuſt du noch da?“ fragte er Dominik und Vinzenz erwiderte:

„Ich hab's ihn geheißen und laſſet es dabei, Vater. Laſſet nur uns Zwei machen, und Ihr werdet ſehen, es geht Alles gut aus. Der Dominik hat was und damit kann er den Alban um einen Finger wickeln.“

„Was denn?“

Halb aus Verſchlagenheit, halb auch, weil er doch noch nicht recht wußte, was er ſagen ſollte, that Dominik ſehr geheimnißvoll, aber nichts deſto minder zuverſichtlich.

Der Bauer ſah ihn ſtarr an und ging ohne ein Wort zu reden nach dem Hofe zurück.

Dominik und Vinzenz vollendeten die Miete, der letztere wollte die Sache nur raſch abthun, aber Dominik ließ ſich von ſeiner Sorgfalt nicht abbringen, er bedeckte zuerſt Boden und Wände der Grube mit Stroh und ſchüttete dann die Rüben hinab. Nachdem er ſie mit einer Lage Stroh zugedeckt, wollte er für jetzt aufhören, aber ſeine Einwendung half nichts, daß man noch eine Weile bis es gefriere, die Frucht verdunſten laſſen müſſe. Vinzenz befahl ihm ſtreng, ſogleich Erde darauf zu ſchütten und er mußte willfahren, er ließ aber trotz Scheltens über ſein Beſſerwiſſen nicht ab, Strohwiſche in die Höhlen zu ſtecken, damit die Frucht nicht erſticke.

Mitten in Unruhe und innerer Haſt that Dominik jede Arbeit, die er zur Hand nahm, vollkommen. Wer über ſolch ein Thun nachdenken mag, wird wiſſen was das zu bedeuten hat.

Flüchtig und eingeholt und abermals davon.

Als Ameile mit dem Kind an der Hand in die Stube trat, wie erſtaunte ſie, den Dominik hier zu ſehen; er ſtand neben Vinzenz, grade dort an der Kammerthür, wo ſie im Ringen um ihn niedergefallen war. Sie wußte ſich jetzt nicht anders zu helfen, als ſie nahm das Kind auf und umhalste und küßte es mit Inbrunſt.

„Wo iſt der Alban?“ hieß es allgemein. Man ſuchte, man rief im ganzen Hauſe, nirgends eine Antwort, nirgends eine Spur. Man ſetzte ſich zu Tiſch, der Platz Albans blieb leer.

Der Bauer aß faſt gar nicht, er ſchärfte ſich immer die Lippen mit den Zähnen. Hätte nicht wieder das Kind bei Tiſche geſprochen; man hätte keinen Laut gehört.

Als abgegeſſen und gebetet war, ſagte der Bauer zu Dominik:

„Ich muß dir's noch einmal ſagen, deines Bleibens iſt nicht da. Ich brauch dich nicht.“

„Aber der Vinzenz hat geſagt, ich ſoll bleiben und ich geh nicht, bis ich mit dem Alban geſprochen hab'," erwiderte Dominik. Der Bauer athmete raſch auf und warf dabei den Kopf zurück, aber er hielt an ſich und in dieſem Augenblicke erſchrack Alles im Hauſe: eine Kutſche fuhr in den Hof. Kommen ſchon die Gerichtsleute und wer hat ſie geholt?

Spitzgäbele ſtieg aus und nach ihm zwei fremde Männer. Das waren keine vom Gericht. Der Furchenbauer ging ihnen entgegen . . .

Die Welt geht ihren Gang fort in Handel und Wandel, mag Wirrniß da und dort herrſchen. Spitzgäbele brachte die beiden Männer, die Aepfel einkauften. Auf dem landwirthſchaftlichen Bezirksfeſte hatte der Furchenbauer eine große Maſſe davon verſprochen, und wie kam jetzt die Erfüllung zur Unzeit! Der Furchenbauer that freundlich und unbefangen; und doch brannte es ihm im Innern. Er hatte gedacht, ſeinen Alban zu befreien, er hatte ſich doch übereilt, und jetzt konnte er es vor den fremden Menſchen nicht. Wer weiß, was der wilde, nun doppelt verhetzte Burſch im erſten Augenblick anfängt?

Der Furchenbauer mußte im wahren Sinn des Wortes in einen ſauren Apfel beißen und zwar in mehr als einen: er mußte ſeine Frucht proben und proben laſſen, er mußte die Männer im Garten, in den Scheunen geleiten und zuletzt in die Stube führen und Spitzgäbele ließ nicht ab, bis der Furchenbauer den fremden Herren zeigte, was für einen guten Tropfen ein Oberländer Bauer im Keller hege. Glücklicherweiſe war der Weinkeller ein anderer als der, darin der Gefeſſelte lag. Spitzgäbele war auch eine Art Patriot, er machte ſich ſtolz damit, den fremden Herren zu zeigen und zu erklären, was hier zu Lande ein Bauer ſei. Wie war es dem Furchenbauer zu Muthe, als er jetzt ſeinen übermäßigen Reichthum und den Segen der geſchloſſenen Güter preiſen hörte, und wie bei einem ſolchen Bauer „die Zeinsle ſingen,“ denn man nennt Zeiſige und Zinſen Zeinsle. Es wurde Nacht bevor Spitzgäbele mit ſeinen Herren davon fuhr, ſie hatten hier gegen 400 Simri Aepfel eingekauft.

Während der Furchenbauer mit den Fremden zu thun hatte, ſtand Ameile wieder bei Dominik im Garten.

„Ich hab's gewußt, daß du kommſt, du haſt müſſen kommen,“ ſagte ſie nach den erſten Begrüßungen. „O Dominik! Wie ſieht's bei uns aus. Ich thät' ſterben vor Gram wenn ich nicht dich hätte. Laß dich nur nicht verſcheuchen, du mußt da bleiben; ich muß einen Beiſtand haben, es kann jeden Augenblick auch gegen mich losgehen. Du biſt mein' Hülf' und mein Zuflucht und mein Alles.“ Natürlich war Alban bald der einzige Gegenſtand des Geſprächs. Ameile konnte ſich gar nicht erklären, wohin er verſchwunden war; die Mutter glaube, daß er nach der Stadt vor Amt ſei; ſie aber habe ihr nicht geſagt, wie ſie in ſeiner Kammer nachgeſehen, da ſeien all ſeine Kleider und er ſei nicht ein ſolcher, der unordentlich in die Welt hinaus laufe. Sein Geſangbuch ſei aufgeſchlagen, und weinend ſprach ſie die Ahnung aus, daß ſie fürchte, Alban habe ſich ein Leides angethan, er habe am Sonntag, als ſie allein mit ihm war, ſo viel vom Tode geſprochen. Dominik beruhigte ſie ſo viel er vermochte und die friſche Stärke des Gemüthes, die er heute erſt in ſich erweckt, ſowie der Umſtand, daß er allein nicht erhitzt von dem Gehetze der vergangenen Tage aus der Ferne eine gewiſſe Ruhe mitbrachte, alles das übte endlich einen beſchwichtigenden Einfluß auf Ameile. Dennoch war es Dominik nicht wohl dabei, und er ſagte, er wolle auf den Hellberg gehen, Alban ſei gewiß dort bei der Vreni.

Beruhigt mit dieſer Auskunft ging Ameile nach dem Hauſe und Dominik nach dem Hellberge.

Zum Nachteſſen kam Dominik nicht in die Stube, Ameile brachte ihm Speiſe in die Stallkammer und hörte, daß Alban ſeit zwei Tagen nicht auf dem Hellberg geſehen worden.

Der Vater war heute voll Unruhe und brummte immer in ſich hinein. Er ſchickte Alles früh zu Bett, aber Ameile konnte nicht ſchlafen und hörte jeden Tritt . . .

Als Alles ſtill im Hauſe war, ſchlich der Vater nach dem Keller. Er verſuchte es, jetzt die Säcke und das Faß von der Fallthüre zu wälzen, aber die Kraft verſagte ihm, er ſetzte ſich ermattet nieder und rief: „Alban!“ Keine Antwort. „Alban, ich bin's, dein Vater ruft.“ Immer noch lautloſe Stille. Dem Vater ſtanden die Haare zu Berge. Hätte ſich Alban ein Leid angethan? Kam er zu ſpät? Mit bebender Stimme rief er: „Alban, du biſt mein gutes Kind, Alban, ſei fromm und brav, thu' mir das nicht an, es ſtoßt mir das Herz ab. Alban, du biſt ein Schandbub', du biſt nicht werth, daß man dich erwürgt. Alban gieb Antwort, ſei brav, ſei brav, ich will dir ja Alles, Alles thun, gieb Antwort —“

„Was wollt ihr thun?“ rief eine Stimme von unten und der Bauer athmete frei auf. Alban lebte. Er antwortete lange nicht und erſt auf die wiederholte Frage von unten ſagte er:

„Du wirſt jetzt einſehen, daß ich Recht hab', du mußt's einſehen, du haſt dich im Stillen beſonnen. Guck, ich könnt' ja warten, ich könnt' ja gar nicht abgeben ſo lang' ich leb' und mein Teſtament machen und das muß dann gehalten werden, und das müſſen die Gerichte ſchützen; aber ich will nicht, auch nach meinem Tod ſollen die Amtsleut' ſich nicht in meine Sach' mengen und ich möcht' auch noch meine Kinder verheirathet und auch noch Enkel ſehen. Iſt das ein ſchlechter Vater, der das will? Sag', willſt du Allem folgen, was ich thu?“

„Nein.“

„Dann ſiehſt du das Tageslicht nicht bis du anders wirſt.“

Der Bauer erhob ſich und ſchlich wieder langſam die Treppe hinauf in ſeine Schlafkammer .....

> Sie nahm ihre Kleider in ihren Arm
> Und ging wohl zu der Scheuer.

Das Wort aus dem Lied erneuert ſich. Aus dem erſten Schlaf wurde Dominik geweckt. Ameile rief ihm. Sie hatte des Vaters nächtigen Gang belauſcht und kam jetzt, Dominik das Gräßliche zu künden, was ſie vernommen; ſie ſprach ſo verwirrt, daß Dominik ſie nicht recht verſtand, ſie bat ihn, ihr zu helfen, die ſchweren Laſten von der Fallthüre wegzunehmen, und ſo viel ſtellte ſich endlich heraus, daß Alban gefangen war. Ameile wollte, daß man ihn insgeheim befreie, aber ſie ſtaunte als Dominik ſagte:

„Nichts geheim! Dein Vater muß wiſſen was wir thun. Er darf uns nicht wehren. Das iſt unmenſchlich! Er muß froh ſein, daß wir nicht unter die Leut' bringen, was er thut. Jetzt haben wir Ihn in der Hand, jetzt muß er thun was Wir wollen. Komm, Ameile.“

Nur wie ein flüchtiger Blitz erkannte Ameile, welch' ein kräftiger Muth in Dominik erwacht war, „du biſt unſer Aller Heil,“ rief ſie und ſeine Hand feſthaltend eilte ſie mit ihm nach dem Hauſe.

Dominik weckte Alles mit lauter Stimme, als er Alban aus dem Keller rufen hörte. Der Vater, die Mutter und Vinzenz kamen herbei und Alban ſtieg aus dem Keller empor und ſtarrte ſie an wie ein vom Tod Auferſtandener.

Dominik hielt den Alban in ſeinen Armen und ſagte: „Thu' nichts was Gott verboten hat; die Hand, die ſich gegen den Vater erhebt, wächst aus dem Grabe.“

Alles war ſtill, der Furchenbauer trommelte mit den Fingern auf dem Faß.

Die Mutter umhalste ihren geliebten mißhandelten Sohn und jetzt hörten die Kinder ein entſetzliches Wort aus ihrem Munde gegen den Vater.

„Du biſt ein Unthier und kein Menſch,“ rief ſie ihm zu.

Man ging nach der Stube, die Mutter wuſch dem Alban ſelbſt die Hände und das Antlitz und trug ihm Eſſen auf. Der Vater wollte aus Allem einen Scherz machen, Alban redete kein Wort; er aß ruhig und ging dann mit Dominik ſchlafen.

Als ihm Dominik den gutmeinenden Plan des Vinzenz darlegte, lachte er vor ſich hin.

Verhetzt und in den Abgrund geſtürzt.

Der Tag graute kaum, als Alban einen der Fuchſen geſattelt aus dem Stall zog, er ſchwang ſich behend auf und ritt im Nebel zum Thor hinaus und davon. Ohne Aufhalt wie ein Feuerbote jagte er im raſchen Galopp dahin und er war in der That ein Feuerbote, er wollte in der Stadt Schutzmittel ſuchen gegen den Brand, der in ſeinem elterlichen Hauſe entflammt war. In der Stadt angekommen und ganz brennend vor Zorn befiel ihn doch noch einmal Bangigkeit darüber, daß er einen Familienzwiſt vor die Gerichte bringen ſolle; die alte ſtrenge Zucht war doch noch mächtiger in ihm, als er geahnt hatte. Er glaubte ſein Auge nicht aufſchlagen zu können vor dem Richter, dem er die Sache vorbringe. Der Kreuzwirth, noch ein ſtandfeſter Republikaner, deſſen Wirthſchaft darum auch von Vielen, die es mit dem Amte nicht verderben wollten, gemieden wurde, galt für einen klugen

Advokatenkopf, und ihm entdeckte ſich nun Alban zuerſt, ohne ihm jedoch Alles und namentlich die letzte Mißhandlung zu ſagen. Der Kreuzwirth erklärte, daß Alban nichts anfangen könne, ſo lange der Vater lebe; man könne ihn nicht zwingen, ſein Gut abzugeben auf dieſe oder andere Weiſe; er traute ſich indeß doch nicht ganz und rieth Alban, nach der nächſten Stadt zu reiten, wo der Sohn des Hirzenbauern als Rechtsanwalt wohne. Alban ſchien das nicht genehm. Er ging aus und ſtand geraume Zeit vor dem Oberamtsgericht, ohne ſich entſcheiden zu können, ob er hineingehen ſolle oder nicht. Da ſah er in der Oberamtei eine Frauengeſtalt am Fenſter, er grüßte hinauf, man dankte freundlich. Alban ging hinauf zur Frau Oberamtmännin. Sie öffnete ſelbſt den Treppenverſchlag und hieß ihn eintreten; ſie fragte ihn nach Ameile, nach dem Vater, nach Dominik und ſeinem eigenen Befinden. Alban gab Anfangs nur ſtotternde und oberflächliche Auskunft. Sein Blick ſchweifte wie verloren in der Stube umher. Iſt denn dieſes Haus auf derſelben Erde, auf der ſein väterliches ſtand? Wie iſt hier Alles ſo geregelt, ſo fein, wie ſpricht aus Allem eine Ruhe; und doch iſt das nur ein Stockwerk höher über den Stuben, wo die gräßlichſten Händel, Mord und Todtſchlag, Raub und Betrug verhandelt werden. Und dazu dieſe begütigende Stimme der Frau. Alban hatte ein ſolches von Bildung und zarter Sitte erfülltes Hausweſen ſchon einmal kennen gelernt im Hauſe des Direktors der Ackerbauſchule, aber jetzt erſchien ihm Alles wieder ſo fremd, ſo traumhaft ſchön.

Die Oberamtmännin verſtand es, ſeine Gedanken zu ſammeln, und mit einer wie elegiſch gebrochenen Stimme erzählte ihr nun Alban Alles. Sie ſtand oft unwillkürlich auf, wenn er ihr eine Herbheit berichtete, ſetzte ſich aber ſchnell wieder und bat Alban fortzufahren. Zuletzt ſagte ſie ihm, daß ihr Mann Morgen nach Reichenbach müſſe, ſie werde vielleicht mitkommen und ihn wo möglich bewegen, daß er auf den Furchenhof fahre und dann ſolle Alles rein freundſchaftlich ohne den Amtsweg geſchlichtet werden, denn das ſtehe feſt, Alban könne nicht mehr bei ſeinem Vater bleiben. Während dieſer noch herzlich dankte für die getreue Annahme, kam ein Dienſtmädchen und meldete Dominik. Die Frau Oberamtmännin hieß ihn eintreten.

„So? Da treff' ich dich?" ſagte Dominik zu Alban und richtete einen Gruß von Ameile an die Oberamtmännin aus, mit der Bitte, ſie möge ſo bald als möglich auf den Furchenhof kommen, der Vater habe Reſpect vor ihr und ſie könne viel machen. Die Oberamtmännin gab nun feſte Zuſage, und auf dem Weg nach dem Wirthshauſe ſagte Dominik zu Alban:

„Dein Vater hat mich dir nachgeſchickt, du ſollſt ja nicht vor Gericht gehen. Er will Alles thun."

„Will er theilen?"

„Das glaub' ich nicht, aber ſonſt Erkleckliches, und wenn du nachgiebſt, iſt's mein Glück auch."

„Ich geh' nicht um ein Haarbreit ab von dem was ich geſagt hab'," erwiderte Alban, ohne auf das Letzte zu hören und im Zorne rief Dominik:

„Es iſt doch ſo. Du biſt grad wie dein Vater, grad ſo unbändig.“

„Meinetwegen, und es wird ſich zeigen, wer ſtärker iſt.“

Im Kreuz traf man den Klein-Rotteck. Alban bat ihn, doch auch Morgen früh auf den Furchenhof zu kommen und ihm beizuſtehen. Der Klein-Rotteck lehnte entſchieden ab, er miſche ſich nicht in fremde Händel, da putze ſich Jedes an Einem ab. Auf des Dominik Zureden und auf deſſen leiſen Zuſatz, daß er ihm zulieb kommen möge, zumal er es ihm ja verſprochen habe, ihm beizuſtehen, ſagte endlich der Klein-Rotteck mit einem Handſchlag zu.

Der Hirzenbauer war ſehr betrübt, obgleich er heute einen Prozeß gewonnen hatte. Seine Ortseinwohner hatten ihn wirklich verklagt, weil er ſein Gut getheilt hatte, kein Advokat aus der Nachbarſchaft hatte ſich dazu hergegeben, den Klägern eine Eingabe zu machen, ſie hatten aber einen Winkeladvokaten, einen ſogenannten Entenmaier gefunden, der ihnen die Sache als ſehr bedeutſam und erfolgreich darſtellte; ja er hatte behauptet, die Advokaten hätten nur deßhalb keine Klagſchrift gemacht, weil ſie alle Parteigenoſſen des Klein-Rotteck ſeien. Nun hatte der Klein-Rotteck heute den Prozeß in erſter Inſtanz gewonnen, aber das ſah er, er hatte keine Nachbarn mehr, das ſind lauter Feinde, ja, ſie denunzirten jetzt bei Gericht, was er im Jahr 1848 geſprochen und wäre der Richter nicht doch noch wohlwollend geweſen, er hätte einen neuen Strick für ihn drehen können.

Alban und Dominik ritten mit einander heimwärts, Alban war wild und voll Jähzorn und Dominik erkannte wieder, daß ſolch ein reicher Bauernſohn ganz anders geartet iſt als ein armer Knecht; ſolch ein Hausſohn iſt nicht ſo leicht zufrieden geſtellt und vergiebt nicht ſo ſchnell. Er erzählte Alban, um ihn zu beruhigen, daß der Vater ihn ja auch dreimal mit Schande aus dem Hauſe gewieſen habe und er ſei doch geblieben, aus Anhänglichkeit und um Frieden zu ſtiften. Dieſe Mittheilung machte aber die verkehrte Wirkung, denn Alban ſagte:

„Das beweist eben wieder, daß du kein' Ehr' im Leib haſt."

Es war ſchon Nacht als man am Hellberg ankam, vom Hauſe ſchimmerte Licht und die Klarinette der Obedſüchti tönte in's Thal. Alban ſtieg ab und befahl Dominik, das ledige Pferd an der Hand heim zu führen. Dominik rieth ihm, jetzt zu den Eltern nach Hauſe zu gehen, die ſeiner ſehnſüchtig harrten, aber Alban erwiderte:

„Ich bin drei, ja vier Tage ſind's, nicht dort geweſen. Ich muß wieder hin."

Raſchen Schrittes ſprang er den Berg hinan. Die Obedſüchti ſpielte ſich allein etwas vor in ihrer zerfallenen Behauſung. Ein Hund ſchlug auf Alban an. Was iſt das? Das iſt ja der Greif. Wie kommt der daher? Alban eilte die Treppe hinan, Vreni kam ihm entgegen.

„Geh' nicht hinein," ſagte ſie.

„Warum? Wer iſt da?"

„Dein Vinzenz.“

„Was will er?“

„Nur Gutes. Er hat dem Vater auch vierhundert Gulden verſprochen, daß er mit uns kann, wenn du mit mir auswandern willſt. Alban, jetzt werden wir ja glücklicher als wir's je gedacht haben. Jetzt leg' deinen Stolz ab und es iſt Alles gut.“

„Für deinen Vater ſorg' Ich und nicht mein Bruder. Er hat nicht mehr als ich auch. Ich und die Meinigen wir nehmen nichts geſchenkt. Laß mich.“

Er riß ſich von Vreni los und ſtürmte in die Stube. Vinzenz zuckte zuſammen als er ihn ſah.

„Du haſt nichts da zu ſchaffen. Marſchir' dich,“ gebot Alban.

„Das Haus iſt mein,“ entgegnete Vinzenz, „und ich kann dich 'nausjagen.“

Der Nagelſchmied ſtellte ſich vor Alban und Vinzenz verließ die Stube.

Der Nagelſchmied redete nun dem Alban gütlich zu und dieſer ſagte endlich, er müſſe ſeinem Bruder nach und noch einmal im Guten mit ihm reden. Er eilte von dannen und rief ſeinen Namen. Unweit des Felſens, dort wo ſie vorgeſtern am letzten Markſteine geſeſſen, von dorther hörte Alban das Bellen eines Hundes und eine Stimme rief: „Faſſ' ihn!“ Der Greif ſprang wie ein Tiger an Alban empor, aber dieſer kam ihm zuvor, faßte ihn am Genick und ſchleuderte ihn in die Schlucht.

„Du hetzeſt den Hund auf mich!“ ſchrie Alban, rannte nach ſeinem Bruder, packte ihn und ſtumm rangen die Beiden mit einander; da polterte es, es war kein Geländer da, und feſt einander umklammernd ſtürzten die Beiden den Felſen hinab und der Bach ſpritzte auf.

Wo iſt dein Bruder!

Dunkle ſtille Nacht war's, als Alban erwachte. Er griff um ſich und ſchaudernd prallte er zurück, er faßte ein Menſchenantlitz. Die Erinnerung tauchte in ihm auf, das war Vinzenz, ſein eines Auge glitzerte ſtarr in der dunkeln Nacht. Er rief ihn mit Namen, er wuſch ihm das Antlitz, kein Laut, keine Bewegung. Er legte ſein Ohr an das Herz des Bruders. Ach zu ſpät! Dieſes Herz ſchlug nicht mehr. Er rief laut um Hülfe zu Gott und den Menſchen, vergebens, keine Antwort ertönte. Er raffte ſich auf und trug den Bruder in den Armen am Bachesufer fort, er riß ſich blutig an den Felſen, aber er ließ nicht los. Jetzt ſchritt er in den Wald, aber er brach zuſammen unter der Laſt und laut weinend warf er ſich auf ſie nieder und ſprang dann davon, durch die Nacht hin immer: Vinzenz! Vinzenz! rufend. Er ſtand vor dem elterlichen Hauſe, Alles kam ihm entgegen.

„Wo iſt dein Bruder?“ fragte der Vater.

„Im Walde, todt,“ ſtöhnte Alban und ein Blutſtrom quoll ihm bei dieſen Worten aus dem Munde.

Der Vater riß die Axt aus der Thürpfoſte und wollte auf Alban los, Alban kniete nieder wie ein

Opferlamm; aber Dominik ſiel dem Vater in den Arm und ſchleuderte ihn zurück mit den Worten:

„Habt Ihr nicht genug Elend, wollt Ihr noch mehr?“

„Du legſt Hand an mich?“ ſchrie der Furchenbauer.

„Ja ich,“ erwiderte Dominik trotzig. Er hob Alban in die Höhe und fragte ihn, wo Vinzenz liege. Alban bezeichnete die Stelle, dort wo er am Tage vorher im Unmuthe mit dem Beil das Geländer hinabgeſchleudert hatte.

Die Knechte, die fremden Dreſcher, die in den Scheunen ſchliefen, wurden aufgeboten und mit Fackeln zog man hinaus: Alban wollte mit, aber beim erſten Schritt brach er zuſammen und mußte in die Stube getragen werden.

Durch den nächtigen Wald lief der Furchenbauer mit der Fackel und rief immer: „Vinzenz! Vinzenz!“ ſo daß er zuletzt nur noch mit heiſerer Stimme den Namen lallen konnte.

Es wurde Tag, aber das war kein Tag, ein feſter Nebel ſtand über Berg und Thal, man ging in Wolken, man ſah nicht Himmel nicht Erde, kaum den Schritt breit wo man ſtand. Im Haupthaar und im Barte des Furchenbauern ſtand der eiſige Reif und nur noch vor ſich hin murmelte er den Namen: Vinzenz.

Man fand Vinzenz an der bezeichneten Stelle nicht, Alban mußte nicht recht gewußt haben, wo er ihn abgelegt.

Der Tag ſtieg höher, aber der Nebel wich nicht, er war mit Händen zu greifen, als ſechs Mann auf einer Bahre aus Baumſtämmen die Leiche des Vinzenz daher brachten. Unter dem Hofthore drückte ihm der Vater das Eine Auge zu, dieſes Auge, das ſo vorwurfsvoll drein ſtarrte. Keine Thräne kam über die Wange des Furchenbauern und ſtarr ſchaute er auf die Frau und auf Ameile, die bei dem entſetzlichen Unglücke doch weinen konnten.

Man hatte einen reitenden Boten nach dem Arzte geſchickt, er kam zugleich mit dem Oberamtmann und deſſen Frau und bald darauf fuhr auch der Hirzenbauer in den Hof.

Der Nagelſchmied mit ſeiner Vreni kam auch und durch Alle hindurch drang Vreni und Niemand wagte es, ſie abzuhalten, daß ſie zu dem Kranken eilte.

Wie war jetzt der Hof ſo voll von fremden Menſchen, und von den eigenen war der eine Sohn todt und der Arzt erklärte jeden Belebungsverſuch vergebens und der andere hatte vielleicht eine Todeswunde und raste mit ſeiner letzten Kraft!

Der Oberamtmann ging nach dem Felſen, um den Thatbeſtand in Augenſchein zu nehmen, er fand die unverzeihliche Fahrläſſigkeit: den Mangel eines Geländers. Die Oberamtmännin blieb bei den Frauen und erwies ſich in Allem ordnend und hülfereich.

Im Leibgedingſtüble lag die Leiche des Vinzenz, der Vater ſaß dabei und noch immer hörte man keinen Laut von ihm; das Wort, das zuerſt über dieſe ſtarren zuſammengepreßten Lippen ging, mußte Zerſchmetterndes bekunden. Als der Hirzenbauer zu dem Trauernden eintrat, wies er ihn mit der Hand hinaus und verhüllte ſein Angeſicht mit beiden Händen. Der Hirzenbauer ging, aber bald nach ihm trat der Gipsmüller ein; auch ihm wurde gewinkt wegzugehen, aber er folgte nicht; er ſetzte ſich ohne ein Wort zu reden, neben ſeinen Schwager und ſo ſaßen die beiden Männer ſtumm neben einander, vor ihnen die Leiche.

Im Hofe war es lautlos ſtill, nur bisweilen hörte man den raſchen Hufſchlag eines Pferdes; kein Taktſchlag aus den Scheunen ertönte, ſelbſt die fremden Dreſcher, die nicht im Taglohn ſtanden, feierten, ihre Hände zitterten noch, ſie hatten die Leiche getragen und auf dem Heu ſaßen ſie bei einander und ſprachen leiſe davon, wie elend doch auch der große Reichthum machen könne.

Alban war in Ruhe geſunken, der Arzt verordnete, daß man ihm Schnee auf's Haupt lege. Ein Dreſcher und der Kühbub wurden mit Kübeln nach dem zwei Stunden entfernten hohen Berge geſchickt, wo es bereits geſchneit haben ſollte. Ein Knecht wurde mit einem der Fuchſen nach der Stadt in die Apotheke geſchickt.

Um Mittag begannen die Dreſcher plötzlich zu dreſchen und Alban erwachte laut ſchreiend: „Wo iſt dein Bruder?“ Er klagte, daß ihm jeder Schlag das Hirn träfe. Dominik eilte, den Dreſchern Einhalt zu thun. So viele Hände waren zu beſchäftigen und man dachte nicht daran, ſie müßig zu laſſen. Dominik befahl ihnen, die Aepfel auf die Wagen zu laden, der Furchenbauer hatte ihm geſagt, daß er ſie heute abliefern wolle und der Nagelſchmied fand ſich bereit, die Ablieferung zu übernehmen. Man konnte dem großen Leide im Hauſe in Nichts beiſtehen, es blieb nichts übrig, als die

Arbeit zu vollführen, die der Tag verlangte, Dominik wußte ſelber oft nicht was er thun ſollte und ſtand oft mitten in einem raſchen Gang müſſig und ſelbſtvergeſſen da, bis er deſſen inne wurde und hin und her rannte und immer wieder vergaß, was er gewollt hatte. Ameile kam jetzt zu ihm, das Kind hing ſich an ihren Rock und ließ nicht ab von ihr, ſie ſagte, man müſſe das Aepfelaufſchütten aufgeben, Alban klage: das Poltern der Aepfel ſei ihm, als ſchütte man die Schollen auf ſein Grab. Jetzt endlich wurden die Arbeiter zum Müſſiggang beordert.

Der Oberamtmann ſtand beim Hirzenbauer am Brunnen und ſie wogen miteinander hin und her abermals die Vortheile und Nachtheile der geſchloſſenen Güter. Der Hirzenbauer ſagte: „O Herr Oberamtmann Ich habe auf der Verſammlung und öffentlich nicht Alles ſagen können und ich mag's noch nicht ſagen, was für Schandbarkeiten mit dem geſchloſſenen Erbgang verbunden ſind. Der Furchenbauer da hat das traurige Glück gehabt, daß ihm fünf Kinder als klein geſtorben ſind. Ich weiß wohl, daß mit dem Zertheilen neues Unglück hauſengenug kommt, aber kann man's anders machen und darf man?“ Der Oberamtmann war heute beſonders freundlich mit dem Hirzenbauer, denn er erkannte den wenn auch ſtarren doch reinen Gerechtigkeitsſinn des Mannes.

Als der Hirzenbauer und der Oberamtmann mit ſeiner Frau wegfuhren, kam gerade der Kühbub mit einem Kübel voll Schnee, er war vorausgeeilt, der Dreſcher blieb klugerweiſe noch einige Stunden auf dem

Berge, um dann mit friſchem Schnee zu kommen. Bald traf auch der reitende Bote aus der Apotheke ein. Alban duldete Niemand um ſich als Vreni und Dominik, ſelbſt die Mutter und Ameile durften ſich ihm nicht nahen.

Einen Tag und eine Nacht ſaß der Furchenbauer bei der Leiche ſeines Sohnes und aß nicht und trank nicht und ſprach kein Wort.

Als man am Morgen darauf die Leiche des Vinzenz zu Grabe führte, ſchwankte er am Stabe, den Alban ihm geſchnitten, hinter der Leiche drein. Erſt auf dem Kirchhof, wo er die eingeſunkenen Kreuze an den Gräbern der Kinder ſah, die Vinzenz vorausgegangen waren, brach er zum Erſtenmal in lautes und heftiges Weinen aus.

Auf der Heimfahrt — der Gipsmüller that es nicht anders, er mußte ſich auf den Wagen ſetzen — ſprach der Furchenbauer das erſte Wort zu ſeinem Schwager und die zitternde Hand erhebend ſagte er:

„Gott hat mich hart geſtraft, aber er hat mir doch Recht gegeben, mein Gut bleibt doch bei einander.“

Gleich nach dem Leichenbegängniß führte der Nagelſchmied Amrei nach Siebenhöfen. Seit der Zerrüttung des Hauſes weinte das Kind unaufhörlich nach ſeiner Mutter und verging faſt vor Heimweh.

Alban hatte nichts davon gemerkt, als man die Leiche ſeines Bruders fortbrachte, jetzt, da man das Kind fortführte, merkte er es auf ſeinem Krankenlager und ſagte vor ſich hin:

„B'hüt dich Gott Amrei.“

Der Vater, der ſich bisher gar nicht um Alban gekümmert, war jetzt ſorglich bedacht um ihn; er hörte ſtill nickend, daß Alban ruhig ſei aber keinen Schlaf finde, daß er Alles bis auf's Kleinſte erzählt habe, wie es ihm ergangen und wie er dem Bruder im Guten nachgeeilt ſei; er nickte ſtill zu dieſen Berichten. Selber durfte er ſich Alban noch am wenigſten nahen, denn dieſer ſchrie wie raſend auf, als er zu ihm trat, und ſogar wenn er ungeſehen in der Stube war, merkte es der Kranke und war voll fieberiſcher Haſt, die er augenſcheinlich zu bezwingen ſuchte.

Der Zuſtand Albans war veränderlich, der Arzt wollte trotz allen Drängens keinen ganz tröſtlichen Beſcheid geben.

Eines Tages mußte Alles die Stube verlaſſen, nur Dominik und Breni durften zurückbleiben. Die Beiden mußten Alban im Bett aufrichten und er ſprach:

„Dominik, es wird Alles dein. Meinem Peiniger vertrau' ich's nicht. Gieb mir dein Hand drauf, daß du dem Nagelſchmied und meiner Breni mein Erbtheil giebſt. Mein' Breni iſt vor Gott mein.“

Dominik reichte die Hand und ſagte:

„Du biſt nicht ſo krank, aber du kannſt's gerichtlich machen, wenn du willſt, wenn's dich beruhigt.“

„Ich will nichts mehr vom Gericht . . . Familienſache . . . Ich glaub' dir . . . und wenn du Kinder bekommſt, ſei gerecht, Gerechtigkeit . . . Wo iſt dein Bruder? . . . Gerechtigkeit . . .“

Das waren die letzten hellen Worte, die Alban ſprach, er raste noch mehrere Tage beſinnunglos und befand ſich oft in der großen Volksverſammlung und ſchrie: „Ruhe! Stille! Bravo!“

Mit den Worten: „Wo iſt dein Bruder?“ hauchte er ſeinen letzten Athem aus. Seine Wangen waren roth.

Als man dem Furchenbauer den Tod ſeines Sohnes berichtete, ſtampfte er zornig auf und ſeine Fauſt ballte ſich.

„Das iſt ſein letzter —“ ſchrie er, er verſchwieg die anderen Worte. Er mochte es als eine Unthat ſeines Sohnes betrachten, daß er ihm durch den Tod ſeine letzte Hoffnung zerſtörte, ſein Gut kam in fremde Hand.

Bald nach Alban begrub man auch die Mutter, ſie hatte Niemand ihr Leid geklagt und eines Morgens fand man ſie todt im Bette.

Der Furchenbauer, der nun Dominik als einzigen Erben vor ſich ſah, redete ihm viel zu, daß er ihm verſpreche, wenn er Kinder bekomme, das Gut nie zu theilen. Dominik weigerte dies und ſagte zuletzt, er habe dem ſterbenden Alban das Gelöbniß gegeben, gerecht gegen jedes ſeiner Kinder zu ſein.

Der Furchenbauer ging ſtarr und ſtumm im Hofe umher, er redete mit Niemand und ging durch Stall und Scheunen wie ein Geſpenſt. Im Wald ließ er ſich eine alte Tanne hauen, ſie zu Brettern verſägen und brachte ſie ſelbſt auf den Hof.

Im Frühling, am ſelben Tag als der Nagelſchmied mit ſeiner Familie auswanderte, fand man den Furchenbauer plötzlich todt. Dunkle Gerüchte gingen über ſeine Todesart. Man hat nie etwas Beſtimmtes darüber erfahren.

Der neue Lehnhold.

Aus der zerriſſenen Erde ſprießt die Saat, aus den Gräbern wachſen Blumen. Trübe Schwermuth lagerte auf dem Gemüth des Dominik wie Ameile's. Die Oberamtmännin war eine milde Tröſterin, denn ſie kam jetzt im Frühling auf mehrere Wochen auf den Hof. Sie fand eine Erquickung darin, in die Tiefe der Gemüther zu ſchauen, die ihre Empfindungen nicht in Worten ausdrücken können, ſie aber hatte die Macht des Wortes und wie linder Balſam heilten ſie die Wunden. Was ihr im Großen und Umfaſſenden nicht gelingen wollte, gelang ihr im Einzelnen; das Herz der Höherſtehenden einte ſich mit denen, die im beſchränkten Lebenskreiſe verharren. Es war nicht Gefühlloſigkeit, ſondern unverwüſtlicher Lebensmuth, daß Ameile ſich faſt bälder in das Unabänderliche fügte und ſich der Heiterkeit nicht verſchloß wie Dominik, aber auch dieſem gelang es endlich.

Oft betrachtete Ameile mit Wehmuth die Karte des Hofgutes, die Alban in jenem letzten friedlichen und hoffnungsvollen Winter gezeichnet. Das war das Einzige, was von ihm übrig geblieben und die Karte hing noch an derſelben Stelle, wo ſie die Mutter aufgehängt hatte. An die Mutter und an Alban mußte Ameile oft denken und die Beiden waren ja auch immer dem Dominik gut geweſen. Dann aber ſtrich ſie ſich wieder raſch über das Geſicht und alle Wehmuth war daraus weggenommen.

Man mag es Eitelkeit nennen, es war aber weit mehr ſtolze Siegesfreude und die Luſt am Wohlthun, was Dominik empfand, als er vierſpännig nach Nellingen fuhr, um ſeine Mutter zur Hochzeit abzuholen. Er hatte jetzt das doppelte Verlangen, ſeiner Mutter noch recht viel Freude zu bereiten, er hatte nichts von ihr empfangen als das nackte Leben, und wie gräßlich war es Denen ergangen, die ihre Kinder mit Reichthum auszuſtatten vermochten.

Die Hochzeit wurde ſtill gefeiert, die Oberamtmännin und die Mutter des Dominik gingen an der Seite Ameile's, Dominik ging zwiſchen dem Hirzenbauer und dem Gipsmüller zum Traualtar.

Ameile trug zur Freude ihres Mannes und aller Anweſenden einen beſonderen Schmuck auf der Bruſt: ſie hatte die Denkmünze des Dominik an einen Henkel faſſen laſſen und trug ſie an der Granatenſchnur. „Das iſt mein ſchönſter Ehrenſchmuck,“ ſagte ſie lächelnd beim Hochzeitmahl.

Dominik behielt ſeine Mutter bei ſich auf dem Furchenhof. Sie hatte allzeit über ihre Söhnerin in Nellingen geklagt; ſie hatte jetzt glückſelige Tage; aber ſie hielt es doch nicht lange aus, ſie hatte Heimweh nach der keifenden Söhnerin, nach den Nachbarn und vor Allem nach den Kindern ihres älteſten Sohnes. Dominik brachte ſie wieder nach Nellingen und verſorgte ſie gut.

Erſt als auf dem Furchenhof das erſte Kind geboren wurde, kam ſie wieder und blieb dort.

Auf dem landwirthſchaftlichen Feſte fehlt Ameile nie und iſt allezeit im Geleite der Oberamtmännin; der Dominik ſitzt jedesmal neben dem Hirzenbauer und iſt einer der angeſehenſten Großbauern.

Bei der letzten Heimfahrt vom landwirthſchaftlichen Bezirksfeſte war der neue Furchenbauer gar luſtig und er ſagte zu ſeiner Frau:

„Bäuerin,“ — denn ſo redet er ſie jetzt auch nach herkömmlicher Art an — „ich kann dir nicht ſagen, wie wohl mir's doch wieder auch iſt und wie glückſelig ich bin. Wenn ich ſo in ein Wirthshaus komm' und ich laſſ' mir geben was der Brauch iſt, und da denk' ich bei mir: und du kannſt's bezahlen und es thut dir nichts. Ich mein' oft noch, ich ſei der Kühbub, und dann wird mir's doppelt wohl, daß ich jetzt ſo daſteh' und mir was erlauben darf.“

„Und das ſollſt du recht oft thun und dir auftragen laſſen nach Herzensluſt. Du biſt manchmal noch ein bisle zu genau. Ich denk' auch bei den Armen immer daran, daß wir auch für die Todten ihr Theil Gaben geben müſſen. Aber da iſt's ſchon wieder, hilf mir, daß ich nicht immer und bei Allem dran denk', wie meine Brüder und meine Eltern aus der Welt gegangen ſind.“

„Ich will dir ſchon helfen. Drum denk' jetzt nicht dran. Du biſt halt ein Prachtweible. Ein Andere hätt' gewiß geſagt: nimm dich in Acht und laß dich nicht verleiten! man vergißt gar bald wo man herkommen iſt. Du kennſt mich aber und du gunnſt mir was Gutes und du haſt nicht bang, daß ich dir dein' Sach verthu'.“

„Meine Sach? Es iſt Alles ſo gut dein wie mein. Du weißt was mein Ehrenſchmuck iſt, aber du mußt auch nie vergeſſen, daß du jetzt ein Großbauer biſt.“

„Und meine Kinder ſollen nicht vergeſſen, was ihr Vater geweſen iſt. Und wenn ich zehn Theile machen muß, ich will ſie ſchon ſo herrichten, daß ein Jedes glücklich und zufrieden ſein kann.“

* * *

Am Allerſeelentag brennen auf dem Kirchhof neun Lichter ganz nahe bei einander, es ſind die für den Furchenbauer, ſeine Frau und ſeine Kinder. Dominik und Ameile knieen mit ihren Kindern betend dabei, und erſt wenn die Lichter verlöſcht ſind, kehren ſie heim in die Behauſung, wo einſt ſo viel Leidenſchaft und Jammer war, und jetzt ein ſtiller Friede waltet.

Berthold Auerbach's

geſammelte Schriften.

Erſte, neu durchgeſehene Geſammtausgabe.

Achter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1858.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Schwarzwälder Dorfgeſchichten.

Achter Band.

Inhalt.

Seite

1. Hopfen und Gerſte (1851) 1
2. Ein eigen Haus (1853) 43
3. Erdmuthe (1853) 119
4. Der Geigerlex (1849) 209

I.

Hopfen und Gerſte.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

1. Der Faullenzer.

Auf der Schnitzelbank vor ſeinem Hauſe ſaß rittlings ein junger Burſch und hob von Zeit zu Zeit aus einer großen Schichte zu ſeiner Rechten einen langen Tannenzweig auf, preßte ihn zwiſchen den Kloben und drehte ihn zu leichter Biegſamkeit, ſchnitzelte das dicke Ende und flocht einen Strohzopf daran; was zubereitet war, legte er ſorgfältig zu ſeiner Linken nieder, wo bereits mehrere ſolcher Garbenbänder, ſogenannter Wieden, wohlgeordnet lagen. Trotz des luſtigen Parademarſches, den der Burſche pfiff, hatten ſeine Mienen doch etwas Verdroſſenes und er warf oft wie unwillig das Haupt zurück, auf dem eine Soldatenmütze mit rothem Vorſtoß prangte.

Der Dorfſchütz, ein alter Soldat, der ein kupfernes Ehrenzeichen auf ſeinem blauen Rock trug, kam vom Rathhaus herunter; er hielt bei dem Arbeitenden ſtill und ſagte:

„Buſchur, Kamerad.“ Der Angeredete dankte ſtumm und der Schütz fuhr fort: „Warum biſt nicht bei der Zehentverſteigerung geweſen?“

„Ich bin noch nicht Bürger,“ erwiderte der junge Soldat, „das Sach gehört noch meiner Mutter und meinen Geſchwiſtern.“

Der Schütz ſetzte ſich auf die fertigen Wieden und berichtete: „Es iſt ein Generalſpaß geweſen. Seit Jahren haben die drei fetten Schwäger den Zehnt gepachtet, ſie mögen's nicht leiden, daß der Zehntknecht auf ihre Aecker kommt und wollen da freie Herren ſein. Aber dießmal hat der Waſſerſtiefel immer höher geboten und zuletzt iſt ihm der Zehntbeſtand zugeſchlagen worden. Dein Schwäher, der Schlägelbauer, der hat ſeinen Koller kriegt vor Zorn und Gift, daß man gemeint hat, er erſtickt, und mit Fluchen und Schelten ſind ſie Alle davon. Das führt noch einmal zu böſen Häuſern, du wirſt ſehen Franzſeph.“

Franz Joſeph, oder wie er in der Abkürzung hieß Franzſeph, nahm eine neue Wiede auf und entgegnete: „Es iſt und bleibt nicht recht, daß das ganze Dorf und vorab der Schlägelbauer ſo einen hirnwüthigen Haß auf den Faber geworfen hat und weiß kein Menſch recht warum. Der Faber iſt hier fremd, er hat des Lucians Gut um ſein ehrlich Geld gekauft und thut Niemand was zu leid; daß er ſich herriſch kleidet, geht ja Niemand was an und er kann darüber lachen, daß ſie ihn den Waſſerſtiefel heißen. Der Schlägelbauer iſt auch ſchon an mir geweſen, ich ſoll' nichts mit dem Faber reden: aber ich weiß ſelber was ich zu thun hab' und ließ' mir von meinem eigenen Vater, wenn er noch leben thät', nichts drein reden, mit wem ich Freundſchaft haben darf oder nicht. Und gerade weil ſie ihn Alle den Waſſerſtiefel heißen und Niemand gut gegen ihn iſt —“

„Du biſt halt ein guter, guter Kerle, das ſagen alle Leut'!“ unterbrach der Schütz.

Dem jungen Mann ſchoß bei dieſer Anrede alles Blut zu Kopfe, er würgte eine Wiede ganz ab, warf die Stücke weit weg und rief voll verbiſſenen Ingrimms: „Sag' das nicht. Ich bin kein guter Kerl, ich will nicht. Fahnenmalefizdonner! Ich möcht' euch zeigen, daß ich kein guter Tralle bin. Sag' das nicht noch einmal oder ich vergreif' mich an dir zuerſt.“

„Das wär' am unrechteſten Orte angefaßt. Du biſt ja wie ausgewechſelt. Was haſt denn? Giebt des Schlägelbauern Madlene nach und heirathet das bildſaubere Mädle des Schultheißen Claus?“

„Wenn die Kuh einen Batzen gilt,“ entgegnete Franzſeph plötzlich lachend und über ſein Antlitz zog eine Beſänftigung des Friedens, daß es zu leuchten ſchien.

„Du biſt aber doch ſeit Oſtern,“ fuhr der Schütz fort, „ſeit du mit dem Abſchied vom Regiment heimkommen biſt, wie verhext. Was haſt denn? Freilich, kann mir's denken, du kannſt dich nicht wieder ins Bauernleben gewöhnen; mußt den Paradeſchritt verlernen und den Ochſenſchritt einexerciren. Hab' ich Recht? Iſt's das, warum du immer ſo maßleidig ausſiehſt?“

„Kann ſein,“ erwiderte Franzſeph nach langer Pauſe und fuhr dann ſich aufrichtend fort: „Ja, du haſt mit meinem Vater in Einer Compagnie geſtanden und biſt ſein beſter Kamerad geweſen; ich will mich dünken laſſen, ich red' zu meinem Vater. Guck', wie ich mit dem Abſchied heim bin, da hab' ich gemeint, ich könnt' es gar nicht erwarten und das ganze Dorf muß grad ſo ſein wie ich und jedes muß weiter nichts denken und ſagen als wie: der Franzſeph iſt da. Ich hab' mir oft denkt, daheim da iſt das helle Paradies und ich hab' mir mit Gewalt wieder vorrechnen müſſen, wie viel Feindſchaft und Haſſard auch da iſt und wie Eines ein Auge drum gäb' wenn's Andere keins hätt'. Ich bin freilich nie gern Soldat geweſen, aber es iſt doch eigentlich das ſchönſte Leben und jetzt wünſch' ich mir des Tags tauſendmal, daß ich's noch wär'."

„Ja, es iſt jetzt ſchlimmer hier als je. Denk daran was ich ſag': es thut kein gut, bis die Hopfenſtangen draußen an der Geißhalde noch zu einer Generalsprügelei verwendet ſind."

„Wegen dem Hopfengarten," nahm Franzſeph wieder auf, „haben meine erſten Händel mit dem Schlägelbauer angefangen. Ich hab' mich gefreut, daß der Faber den verrutſchten Berg ſo gut ausnutzt und der Schlägelbauer hat grad darüber losgezogen; er verſteckt ſeinen einfältigen Haß hinter der Gemeindeehre. Früher, ſagt er, ſei unſer Dorf berühmt geweſen, daß wir den beſten Spelz bauen, jetzt werde ſich's umkehren und man wird ſagen: die Weißenbacher bauen den ſchlechteſten fuchſigen Hopfen. Und wenn ich meine Aecker krieg, bau ich ſelber auf dem Buckel im Speckfeld auch Hopfen; es iſt dort gerade der rechte warme Lehmboden und liegt prächtig gegen Mittag. Die alten Bauern, die nie über ihres Vaters Miſte 'nauskommen ſind, die meinen: ſchaffen wie ein Vieh, damit ſei Alles gethan; man muß ſchaffen wie ein Menſch, mit Verſtand und Bedacht. Ich bin nicht umſonſt beim Regiment geweſen und weiß von der Welt. Der Schlägelbauer giftet auch darüber, weil ich den Knecht nicht aus dem Haus thue, den meine Mutter für meine Soldatenzeit genommen hat; ich kann ihn nicht ſo von heut auf morgen fortſchicken und ich muß mich auch erſt wieder ins Feldgeſchäft gewöhnen, und ich bin ein Kerl der Ehre im Leibe hat und wenn mich einer zum Schaffen ermahnt, da thu ich grad Nichts; ich weiß ſelber, was ich zu thun hab' und es ſoll Keiner meinen, ich hätt' darauf gewartet, bis er mich richtig anſtellt und das Lob gehört ihm.“

Unter dieſem Geſpräch war die Herrichtung der Wieden vollendet. Franzſeph rief ſeinem Knecht, der auf der Hausſchwelle die Senſe dengelte, und befahl ihm, die Wieden nach dem Bach zu tragen; er ſelber folgte mit der Hakengabel und die Art wie er dieſe nicht auf die Schulter nahm, ſondern als Spazirſtock gebrauchte, zeigte die ſeltſame Stimmung des ſich ſtolz tragenden ſtattlichen jungen Mannes.

Viele Menſchen, wenn ſie zu einem Rechtsanwalt kommen und ihren Streit vortragen, wollen von den Gegengründen ihrer Widerſacher faſt gar keine Kunde oder doch nur augenſcheinlich unhaltbare mittheilen; ſie meinen dadurch ihren Streit bereits gewonnen zu haben. Aehnlich erging es dem Franzſeph bei ſeinen Mittheilungen an den Dorfſchützen.

Aus dem Soldatenleben zurückgekehrt und nicht unter der Botmäßigkeit eines Vaters ſtehend, fand der junge Mann ſich nur ſchwer in die Obliegenheiten der mühſeligen Arbeit. Er ſchloß ſich um ſo lieber an Faber, den ſogenannten Waſſerſtiefel an. Faber war weder ein bloſer Gutsbeſitzer noch ein Bauer und ſchon ſeine Kleidung zeigte ſeine Stellung zwiſchen beiden. In der Ackerbauſchule gebildet, mit mäßigem Vermögen ausgerüſtet, das ſich durch die Heirath einer Wirthstochter aus der Hauptſtadt noch beträchtlich vermehrte, gehörte Faber zu jenen Männern, denen keine ſogenannte niedere Arbeit zu gering iſt, die aber auch mit überſchauendem offenem Geiſt ihre Thätigkeit erweitern und wohl mit der Zeit die Erneuerung des ſtarken in ſich gefeſteten Bauernthums darſtellen. Faber ſah es gern, daß Franzſeph an ſeinen Verſuchen und Studien zur beſſern Ausnutzung der vorhandenen Bodenkräfte Theil nahm und Franzſeph war gern mit ihm, theils um der beſondern Ehre willen, theils auch weil Faber mit einer noch immer fremd bleibenden Zurückhaltung nie ermahnend in ſeine Angelegenheiten eingriff, während er ſonſt überall mehr oder minder grobe Stichelreden über ſeinen halben Müßiggang hören mußte.

Läſſige Menſchen — und ein ſolcher war Franzſeph — ſuchen vornehmlich Umgang mit Halbfremden oder unterthänig Schmeichleriſchen; für Franzſeph gehörte Faber zu den erſteren und der Dorfſchütz zu den letzteren. Darum ſchloß er ſich faſt nur dieſem an und ſchien heiter und wohlgemuth. Dennoch fehlte ihm die rechte Herzensfreudigkeit, Alles war ihm wie mit einem trägen Nebel verdeckt, durch den nur die

Liebe zu des Schlägelbauers Madlene zuweilen wie ein heller Stern hindurch ſchimmerte; manchmal fürchtete er aber faſt die Vereinigung mit Madlene und ſah ſich einer Sklaverei entgegen gehen, in der er über jede Stunde und ihre Arbeitspflicht Rechenſchaft geben müſſe, manchmal hoffte er auch wieder, wenn er erſt Madlene ganz ſein nennen werde, müſſe wieder friſche Regſamkeit in ihn kommen und die oft unerklärliche Trübſinnigkeit ſchwinden. Dieſe Hoffnung ſtand nun aufs Neue im weiten Feld, denn der Schlägelbauer wurde von Tag zu Tag unwirſcher, wollte von Verſpruch nichts wiſſen und verlangte vor Allem ein Aufgeben der Kameradſchaft mit Faber. Franzſeph ſah darin nur eine Beſchönigung der Feindſeligkeit, da der Schlägelbauer behauptete, ein Bauersmann, der keine Kapitalien habe und von der Ernte leben müſſe, könne ſich nicht in ſolche Sachen einlaſſen wie der Waſſerſtiefel. Franzſeph antwortete hierauf kaum, er wußte es ja beſſer, daß er mit ſeinem jetzigen ſcheinbaren Nichtsthun mehr gewinne, als wenn er ſich Schwielen an die Hände und Schweiß auf die Stirn arbeite. In läſſigem Trotz ritt und fuhr er um jede Kleinigkeit in die Stadt und machte daheim immer ein ſaures Geſicht als ſuche er etwas oder als plage ihn ein geheimes Leiden. In der That hatte er immer einen ſo rothen Kopf, daß man meinte, das Blut würde ihm zu den Adern herausſpritzen. Die Mutter wollte den Arzt darüber befragen, und als ſie dieß einſt ihrem Vetter Schlägelbauer klagte, hörte Franzſeph, der in der Kammer ſeine Zigarre rauchte, dieſen ſagen:

„Schneid' ihm die Blutadern aus ſeiner Soldatenmütze heraus, dann iſt dein Franzſeph geſund. Leid's nicht, daß er Zigarren raucht; dazu braucht man eine dritte Hand und kann nichts dabei ſchaffen. Aber da iſt Alles kurz beieinander, dein Franzſeph iſt halt ein Faullenzer, der kehrt ſich Morgens ſiebenmal im Bett und wendet dem Teufel den Braten."

Schnell riß Franzſeph die Kammerthür auf und rief:

„Saget mir das noch einmal in's Geſicht hinein, frei heraus."

„Kannſt's haben; ja, du biſt ein Faullenzer."

„Wenn ihr nicht der Vater von der Madlene wäret, läget Ihr jetzt am Boden."

„Da müßt' ich auch dabei ſeyn. Freilich, du haſt deine Kräfte geſpart, du biſt ausgeruht; aber wegen meiner Madlene, da thu dir keinen Zwang an, auf die Art iſt's mit euch aus, daß du's nur weißt."

Der Schlägelbauer bekam wieder ſeinen ſchweren Huſten und die Mutter beſchwichtigte den Streit und hieß Franzſeph wieder in die Kammer gehen; ſie geleitete dann den Vetter bis vor das Haus und Franzſeph hörte noch wie ſie ſagte:

„Mein Franzſeph iſt ja der beſte Menſch von der Welt."

„Das iſt wahr", erwiderte der Schlägelbauer, „er wär mir lieber ein bisle ſchlimm. Ich brauch' keinen ſo Gutedel."

„Ich bin ein Faullenzer!" rief noch Franzſeph zum Fenſter hinaus und hoffte mit dieſem Selbſtbekenntniß einen großen Sieg gewonnen zu haben, die ganze Welt ſollte es hören, welch' ein himmelſchreiend Unrecht ihm geſchah und Alles, vorab der Schlägelbauer, ſollte ihm Abbitte thun.

Aber der Schlägelbauer ſchaute ſich nicht um und Franzſeph betrat die Schwelle ſeines Vetters nicht mehr; er ſah nur noch verſtohlen ſeine Madlene, die aber meiſt ſchweigſam und betrübt war. Was ſollte aus der Feindſeligkeit Franzſephs mit dem Vater werden? und wenn ihr jener klagte, daß ihm Alles ſo ſchwarz vorkäme und er keine rechte Luſtbarkeit in ſich ſpüre, mußte ſie die wahre Tröſtung verſchweigen, denn ſie hatte einſt geſagt:

„Ich mein' auch, du ſchaffſt nicht genug.“

„Ich bin halt ein Faullenzer,“ knirſchte Franzſeph.

„Das ſag' ich nicht,“ entgegnete Madlene, „aber“ —

„Genug,“ unterbrach Franzſeph, „da drüben wohnt die Vroni, frag deinen Vater, woher ſie Wittwe iſt. Ihr Mann liegt in der Ernte krank im Bett, da geht ſie zu ihrem Vater und ſagt: in der harten Arbeitszeit will er jetzt in's Bett liegen. Da will ich ſchon helfen, ſagte der Alte, nimmt ſeine Peitſche und haut auf den kranken Mann los bis er zum Bett herausſpringt — und zwei Tage darauf hat man ihn begraben. Wie meinſt, Madlene, ſollt' ich mir's auch ſo machen laſſen?“

„Du biſt ja aber nicht krank“, entgegnete Madlene.

„Das iſt All eins, es darf mir Niemand ſagen, ob ich ſchaffen ſoll.“

Von jener Zeit an hatte Madlene hierüber kein

Wort mehr geſprochen und Franzſeph fühlte wohl ſelber, wie er ſich anders rühren müſſe, aber er konnte ſich nicht dazu bringen, daß er den Schein auf ſich lade, auf fremde Ermahnung arbeitſam zu ſein; faſt nie ging er mit dem Geſchirr ins Feld, trug nie etwas über die Straße, ging immer los und ledig einher und gebarte ſich überhaupt, als wäre er nur auf Urlaub daheim und als ſei jede Arbeit, die er verrichte, beſondern Dankes werth.

„Ein geheimer Segen der Arbeit iſt allerdings zerſtört, wenn ſie nicht aus eigenem Antrieb, ſondern auf fremde Ermahnung erfolgt; aber Franzſeph konnte nicht über den kindiſchen Stolz hinauskommen, der ihn eben darum auch gegen ſeine Pflicht widerſpenſtig machte. — Wie er eben jetzt wieder nicht ſelber die Wieden nach dem Bach trug, ſondern mit der Hakengabel ſpazirend daherſchritt, kam ihm der oft unterdrückte Gedanke, geradeswegs zu dem Schlägelbauer zu gehen und ihm zu ſagen: Vetter, Ihr habt Recht und Ihr werdet ſehen, ich bin fleißig . . . Aber ſein Athmen ging ſchneller ſchon vor Zorn über dieſen Gedanken, den er doch nicht bannen konnte und heftig ſchlug er mit der Hakengabel auf, denn es wurde ihm klar, daß ſeine bisherige Läſſigkeit ihn in eine verkehrte Lage gebracht: wie tapfer er auch künftig ſich rühren möge, der Schlägelbauer wird ihm immer mißtrauiſch aufpaſſen und er geräth dadurch in eine unerträgliche Botmäßigkeit, über die alle Menſchen ſpotten müſſen; hätte er nie den Namen eines Müßiggängers auf ſich geladen, da ſtünde er ganz anders da. Der Schlußpunkt dieſer Wahrnehmung waren folgerecht immer Zorn und Reue über die vergangenen und ſchlaffer Mißmuth ja Verwünſchungen über die kommenden Tage, wobei er ſich jedesmal wünſchte, wieder unter den Soldaten zu ſeyn; da ſteht man doch unter einem feſten Commando, dem folgt man und hat ſich nicht von dem Blick eines Jeden befehlen zu laſſen. Dießmal aber konnte er nicht hierbei beharren: am Montag begann die Ernte und die verſchloſſene Trutzigkeit, der Hader mit ſich und der Welt mußte auf eine oder andere Weiſe geändert werden.

Franzſeph ſchickte den Knecht nach Haus und weichte mit der Hakengabel die Wieden im Bach ein. Er hatte ſich hierzu eine recht bequeme Stelle ausgeſucht, da wo auf eingerammtem Balken ein Brett befeſtigt war und eine Art Landungsbrücke bildete. Von hier aus konnte man auch ungeſehen beobachten, wer beim Schlägelbauer aus- und einging. Jetzt ſah Franzſeph Madlene mit dem Vater daher kommen, ſie konnten ihn nicht bemerkt haben, er hatte ſich ſchnell hinter den Weiden verſteckt; dennoch hörte er wie der Schlägelbauer über den Bachſteg gehend und oft vom Huſten unterbrochen ſagte:

„Ein geſunder Menſch, der faul ſein kann, iſt der lüderlichſte. So ein lottriger Tagdieb meint wunder wie gut er ſei, weil er Niemand was ſtiehlt, er legt ſich auf die faule Haut und ſchreit immer: ich bin ja ſo gutmüthig, ich bin ja ſo brav.“

Franzſeph ballte beide Fäuſte und wollte ſchreien und fluchen, aber der Laut erſtickte ihm in der Kehle und drohte ihn faſt zu erwürgen. Er ſtarrte in den Bach hinein und wußte nicht wie ihm geſchehen, ihm war ſo dumpf, als hätte plötzlich ein ſchwerer Hammerſchlag ihn auf den Kopf getroffen. Endlich raffte er ſich auf und nur der eine Gedanke lebte in ihm, wie er Rache nehmen könne für die erlittene Unbill; er konnte nichts finden, und doch wollte er durch eine gewaltige That zeigen, wie himmelſchreiend Unrecht ihm geſchehen ſei. Noch einmal durchblitzte ihn der Gedanke, durch raſtloſe Emſigkeit darzuthun, wie ſehr man ihn verkannt habe; aber ſchnell verwarf er dieſe Demuth wieder. Sollte er Jeden zum Zeugen ſeiner Rührigkeit aufrufen und ſich von ihm den Stempel ſeiner Geltung aufprägen laſſen? — Franzſeph war ein Soldat, dürfen dieſe verſeſſenen Bauertölpel über ſeine Ehre richten? Freilich mußte er unter dieſen Menſchen leben, aber ſie mußten einſehen lernen, daß er etwas Beſſeres ſei als ſie. Darum erſchien es ihm zuletzt am genehmſten, in trotziger Verachtung den Unverſtand herauszufordern. Mitten in der Ernte, die übermorgen beginnen ſollte, wollte er ſonntäglich geſchmückt müßig und Zigarren rauchend auf den Feldern und im Dorf umherſchlendern, bis Alle ihm Abbitte thun, daß ſie das ihm inwohnende Streben nach Arbeitſamkeit ſo grauſam verkannt hatten. Aber woher ſollten die Menſchen an eine Tugend glauben, von der ſich ihnen gerade das Gegentheil unter die Augen ſtellte? Sie müſſen es dennoch, denn was iſt das für eine Achtung und Liebe, die erſt Beweiſe verlangt, daß man ſie verdiene?

In der Seele dieſes jungen Mannes erhob ſich ein Widerſtreit, den er in Worten nicht hätte darlegen können und doch bewegte ſich's in ihm und die Leidenſchaft erſchloß ungeahnte Quellen.

Weit hinein ſtieß Franzſeph die Wieden, daß ſie den Bach hinabſchwammen, als ſtieße er damit jeden Gedanken an Arbeit von ſich und er freute ſich ſeines Nichtsthuns auch für die kommenden Tage wie einer Luſtbarkeit.

Es liegt in der Trägheit eine eigne Wolluſt, ja man möchte ſagen eine Art Leidenſchaft voll unergründlicher Macht; wie im halbwachen Schlummer überſtürzen ſich in ihr Geſtalten und Empfindungen und begraben in ihren Wellen das ſelbſtmörderiſch hingegebene Leben. Auch von Madlene wollte Franzſeph nichts mehr wiſſen, wie von ſich ſelbſt nichts mehr. Eben wollte er auch die Gabel den davonſchwimmenden Wieden nachwerfen, da rief eine Stimme:

„Franzſeph was machſt?“ und Madlene ſtand vor ihm.

„Ich faullenze,“ entgegnete der Angeredete trotzig; das Mädchen aber faßte ſeine Hand und wehrte ab:

„Sag' das nicht, du thuſt dir Unrecht.“

„Ich? wer thut mir Unrecht? Ich heiß das Lüderlichſte auf Gottes Erdboden und will's auch ſein. Glaubſt du nicht auch, daß ich faul bin?“

„Nein, Gott iſt mein Zeuge, daß ich das nicht glaube. Laß du die Leut' ſagen, was ſie wollen, ein Wort beißt nicht. Ich weiß beſſer wie du biſt. Du kannſt dich nur vom Soldatenleben her noch nicht wieder in's Bauerngeſchäft finden. Ich ſeh dir's ſchon ſeit ein paar Tagen an, du willſt jetzt in der Ernt' zeigen, was du vermagſt; aber ich bitt' dich, überſchaff dich nicht, du biſt's ungewohnt und man hat eine Krankheit weg man weiß nicht wie, thu's mir zulieb und ſchon' dich."

Im Innerſten betroffen und erſchreckt ſchaute Franzſeph auf. Noch vor wenigen Augenblicken hatte er in ſelbſtzerſtörendem Unmuth dieſe Liebe verleugnet und ihre Zuverſicht richtete ihn jetzt ſtraff auf; er blinzelte mehrmals raſch mit den Augen und wie angerufen ſprang er dann plötzlich den davongeſchwommenen Wieden nach, watete in den Bach und holte ſie auch richtig ein. Jetzt konnte er ſich das Angeſicht von den aufgeſpritzten Tropfen abwiſchen und alle Düſterheit war plötzlich davon weggenommen. Madlene hatte dieſem verwunderlichen Thun betroffen zugeſehen; ſie litt unſäglich unter der Feindſeligkeit zwiſchen Franzſeph und ihrem Vater. Sie verkannte das herrſchſüchtige und geizige Weſen ihres Vaters nicht, aber auch das müßige Gehenlaſſen Franzſephs war ihr klar, und ſo ſehr auch Feindſchaft zwiſchen den Beiden waltete, ſie wußte doch, daß ſie in Gedanken nicht von einander laſſen, denn Beide waren ſtolz und das verband ſie doch. Der Vater verbot ihr nie ausdrücklich den Umgang mit Franzſeph und that, als ob er von den heimlichen Zuſammenkünften nichts wüßte, und Franzſeph ſuchte trotz alles Tobens doch bloß nach einer Gelegenheit, um in Lob und Ehre vor dem Vater dazuſtehen. Lachend ſtand Franzſeph bald wieder beiſeiner Madlene, und ſie ſprachen traulich wie in vergangenen Tagen mit einander. Sie mußte ihm, obſchon widerſtrebend, jedes harte Wort berichten, das der Vater über ihn geſagt, und dieſe Vorwürfe, die ihn ſonſt zum Toben und Raſen gebracht hätten, hörte er jetzt ſo heiter lächelnd an, als wären es lauter Lobeserhebungen. Nur als das Mädchen berichtete, daß ihr Vater nichts von ihm wiſſen wolle, ſo lange er die Soldatenmütze auf dem Kopf habe, da preßte er die Lippen zuſammen, nahm die Mütze ab, betrachtete ſie eine Weile und ſetzte ſie wieder keck auf. Madlene erzählte hierauf, daß des Schultheißen Claus, der ſie immer von ihm abſpenſtig machen wollte, ſich bei ihrem Vater gut Kind mache, beſonders dadurch, daß er dem Waſſerſtiefel, wo er nur könne, eine Tücke anthue und daß der Vater ſie immer bereden wolle, der Werbung des Claus nachzugeben. Selbſt das hörte Franzſeph mit unveränderter Miene an und ſagte endlich, er wolle den Schlägelbauer auf Einmal zu ganz anderer Meinung über ihn bringen. Er ließ ſich aber nicht bewegen, zu erklären, wodurch er dieß bewirken wolle.

„Wohin iſt dein Vater gegangen?“ fragte Franzſeph zuletzt.

„Auf das Speckfeld, dort wollen wir am Montag — will's Gott — anfangen Wintergerſte ſchneiden.“

Die Sonne ſtand eben im Scheiden und ihr rother Widerſchein glänzte im Bach und im Antlitz der Liebenden, die Hand in Hand daſtanden. Die Lippen Franzſephs zitterten, es lagen Worte darauf, die er nicht ausſprechen durfte, und ehe er's gekonnt hätte, ſchied er ſchnell von Madlene, denn ſie ſahen den Schlägelbauer von der Höhe jenſeits herabkommen. Franzſeph nahm die Wieden auf und trug ſie nun ſelbſt nach Haus; dennoch machte er einen Umweg, um dem Schlägelbauer nicht zu begegnen.

2. Ein Sommernachtswerk.

Zu Hauſe war Franzſeph voll Unruhe, die Mutter überraſchte ihn, als er ſich eben ein großes Stück Brod abſchnitt und in die Taſche ſteckte; er erwiderte auf ihre Frage, was er damit wolle, daß ihn oft in der Nacht ein Jähhunger plage, dem er vorſorgen müſſe. Die Mutter ſchüttelte den Kopf über das ſo auffällig veränderte Weſen ihres Sohnes und ſprach wieder vom Arzt, aber Franzſeph hörte nicht darauf und hatte noch allerlei in der Scheune herzurichten, als ob es früher Morgen wäre und nicht einbrechende Nacht. Er wich den Fragen hierüber aus und bat um die Kappe des verſtorbenen Vaters, die er zum Andenken in ſeiner Kammer haben wolle; die Mutter brachte ſie ſchnell, ſetzte ſie ihrem Sohn auf's Haupt und betheuerte, daß ſie ihm viel beſſer ſtehe, als die ſteife Soldatenmütze, der ſie höchſt unehrerbietige Namen gab. Franzſeph riß hierauf raſch die Kappe ab und ſetzte ſeine gewohnte auf, aber er gab die alte doch nicht wieder zurück. Er ging mehrmals durch das ganze Dorf und es kam ihm wunderlich vor, daß die Leute noch immer zögerten zur Ruhe zu gehen. Wie gern hätte er den Zapfenſtreich ſchlagen laſſen und den Leuten commandirt: Licht aus! in's Bett! Aber hier führte Jeder ſein eigen Regiment und kannte kein allgemeines Gebot. Jedem, der noch eine Weile vor dem Hauſe geſeſſen und ſich dann hinein unter Dach begab, wünſchte Franzſeph in beſonders nachdrücklicher Weiſe eine gute Nacht. Es war, als ob er Jedem beſonders dankte, der nur die Augen ſchloß, um ſein Vorhaben nicht zu ſehen.

Endlich war Stille im Dorf, über dem eine ſternglitzernde Nacht ſtand, der Mond kam heute erſt um Mitternacht herauf. Die Thüre an Franzſephs Hauſe, die nach dem Garten ging, öffnete ſich unhörbar, aber es trat Niemand heraus, nur eine tuchumwickelte Senſe wurde behutſam und geräuſchlos auf den Boden gelegt; erſt nach geraumer Weile kam ein Mann zum Vorſchein, ſchloß die Thüre, ſtand eine Weile ſtill horchend, nahm die Senſe auf und ſchlich durch den Garten hinaus in's freie Feld. Es war Franzſeph; er hatte aber, wohl um ſich nicht ſo raſch kenntlich zu machen, eine andere Kopfbedeckung als gewöhnlich, und zwar die pelzverbrämte Pudelkappe ſeines Vaters. Er athmete laut und hielt auf ſeinem raſchen Gang oft ein, hinaus lauſchend, ob er nicht fremde Schritte höre; aber es ließ ſich nichts erkunden, nur Heimchen und Heuſchrecken in Buſch und Gras hörten in der milden Nacht nicht auf zu zirpen. Gegen Norden ſtand die Nachtdämmerung, deren lichter Schein von der Mitte Mai bis Mitte Auguſt am Himmel nicht verſchwindet. Franzſeph ging nach dieſer Seite hin und es war ihm, als ſchritte er hinein in den Tag, und nur wenn er ſich umkehrte, ſah er die volle Nacht. Franzſeph nahm die Senſe, die er bisher in der Hand tief am Boden gehalten hatte, frei auf die Schulter und ſchritt muthig vorwärts. Wie leiſe flüſternd wiegte ſich das Korn am Weg und ſog den Nachtthau ein, der ihm nur auf kurze Zeit noch beſchieden war; das wächſt und gedeiht ſtill während die Menſchenhände ruhen, die es geſäet und bald wieder einſammeln. Was raſchelt dort in den Halmen und kollert jetzt den Wegrain hinab? Es iſt wohl ein Igel, der nächtig auf ſeine Nahrung ausgeht. Dort im Gebüſch winſelt und klagt es, das ſind Stimmen verſcheuchter Vögel, denen ein Marder, ein Wieſel Eier oder Junge geraubt. Das ganze Leben der Thiere iſt Suchen nach Nahrung, der Menſch aber bereitet ſich dieſe durch Arbeit. Franzſeph faßte ſeine Senſe feſter. Jetzt ging der Weg eine Strecke über die Landſtraße, wo hüben und drüben reichgeſtützte Obſtbäume ſtanden, und wie von unſichtbarer Hand gepflückt fiel bald da bald dort ein frühreifer oder wurmſtichiger Apfel nieder, kollerte auf der harten Straße oder fiel dumpf in das weiche Gras. Die Obſtbäume, deren feſter Stamm das Menſchenleben überdauert, bedürfen nur Schutz und Stütze von Menſchenhand und erzeugen von ſelbſt die Frucht; das Brod aber, des Menſchen vielbereitete Speiſe, reift nur auf mühſam bearbeitetem Boden am alljährlich ſich erneuenden Stengel.

Wie war's jetzt in einſam ſtiller Nacht, als ob alles Gewohnte rings umher ſeltſame Worte ſpreche und eine Offenbarung ging aus von Halm und Zweig, die das Herz erbeben machte. Denn des Menſchen Sinn fühlt ein Beben beim Nahen des Allgeiſtes. Worte und Gedanken, die Franzſeph ehedem wie halb träumend von Faber vernommen hatte, erwachten jetzt wie mit heller Stimme und klaren Augen. Franzſeph pfiff nur ſich ſelber hörbar vor ſich hin. Endlich führte der ſchmale Fußweg mitten durch die Kornfelder. Franzſeph fühlte bald die eine bald die andere Hand im Thau, der auf den Halmen lag; er ſah hinüber nach dem Hopfenacker, deſſen lange Stangen wie ein getödteter Wald mitten im Felde ſtanden. Er mußte lächeln bei der Erinnerung an die Prophezeihung des Dorfſchützen, daß dieſe Stangen noch zu einer Generalprügelei verwendet würden — aber plötzlich hielt er an, er hörte in der That Schritte, die hinter ihm drein kamen; ſchnell ſprang er in das Kornfeld, kauerte in den hohen Halmen nieder und hielt den Athem an. Die Schritte kamen immer näher und jetzt hielt der unſichtbare Wanderer an der Stelle, wo Franzſeph verſchwunden war und dieſer überlegte raſch, wie er ſich verhalten müſſe, wenn er entdeckt würde; aber der Suchende ging vorüber und der Verſteckte athmete frei. Der Flurſchütz hatte wohl noch ſeinen nächtlichen Rundgang gehalten; es war nun ſicher, daß er in der heutigen Nacht nicht mehr in dieſe Gemarkung käme. Noch eine Weile verharrte Franzſeph in ſeinem Verſteck, dann wendete er ſich ſorglos rechts nach dem Speckfeld. Im Umſchauen däuchte es ihn einmal, als ob die Stangen im Hopfengarten ſich bewegten und ein

Kniſtern und Knarren von dorther dringe; aber das war gewiß nur Täuſchung, wie ſollten die feſten Pfähle ſich jetzt beugen, da ein leiſer Windhauch kaum die Spitzen der Halme bewegte. Franzſeph ſchritt fürbaß und gelangte endlich zu ſeinem Ziel, er nickte mehrmals, denn er fand die Merkzeichen, daß er am Gerſtenacker des Schlägelbauern war. Er nahm die Einhüllung von der Senſe und ſtrich mit dem Wetzſtein ſo leiſe als möglich über die Schneide. Als aber jetzt die Thurmuhr im Dorf zehn zu ſchlagen begann, wagte er es, gedeckt von dieſem Klange, kecker die Senſe zu wetzen und nun ging's friſcher an's Mähen, daß die Halme rauſchend zu Boden fielen; dabei war er aber noch ſo haſtig, daß er mehrmals die Senſenſpitze in den Boden bohrte, er zwang ſich nun zu gemäßigter Thätigkeit und ruhig vorwärts ſchreitend legte er die Halme nieder. Die Schwingung hin und her ging ſo geruhig und faſt mühelos, es war als ob in die Senſe ein eigen Leben gefahren wäre, ſie bewegte ſich wie von ſelbſt in ſeiner Hand, mähte die Halme und zog ihn allmälig nach. Vom Wald herüber hörte man das Krächzen und Winſeln junger Eulen, die ſich wohl um eine Beute balgten. Was kümmert den Thätigen all das Geſchrei um ihn her? Nur der Arbeitsledige horcht überall hin und findet darin willkommene Zerſtreuung. Erſt als Franzſeph die volle Ackerlänge durchgemäht hatte, gönnte er ſich ein Aufathmen und die Art, wie er ſich reckte, zeigte jetzt, daß nicht Müdigkeit ihn lähmte, ſondern neue Lebenskraft ſeine Glieder durchſtrömte. Es duldete kein langes Ausruhen und rückwärts ging's in gleicher Thätigkeit, die ſo gleichmäßig im Takt fortſchritt, daß ſich Franzſeph eine Art Melodie dazu dachte. All das Denken, das am Tage und jetzt in der Nacht durch ſeinen Sinn gezogen, ruhte nun im tiefſten Grunde ſeiner Seele wie ein verborgenes Labſal.

Wie bald aber ändert ſich Denken und Thun. Wieder auf dem erſten Ausgangspunkt angekommen, fühlte Franzſeph einen Hunger, wie er ihn ſeit lange nicht gekannt hatte, aber er blieb bei ſeinem Vorſatz, erſt nach drei vollen Mahden ſich eine Erholung zu gönnen, und nun dünkte ihn nicht mehr, daß die Senſe ſich von ſelbſt bewege und pfiff er auch keine Melodie mehr zur Arbeit; als gälte es einen Widerſacher zu erlegen, ſo ernſt und mit angeſpannter Kraft ſchritt er mähend vorwärts. Die Aehren rauſchten nieder und es ſumſte und ſchwirrte gar ſeltſam am Boden. Franzſeph hatte gegen ſeine Mutter mit dem Jähhunger geſpaßt, jetzt ſchien er ihn wirklich zu überkommen, jedes Ausholen mit der Senſe ward zur Beſchwerde, aber er ließ nicht ab und langte endlich von Schweiß triefend zum Drittenmal an ſeinem Ziel an. Er ſetzte ſich auf den Markſtein nieder und wiſchte den Schweiß von der Stirn. Das iſt ein Thau, der die Menſchenkraft gedeihen macht, und das Brod, das der Einſame jetzt zum Munde führte, war nährenden Segens voll. So hatte noch nie ein Biſſen geſchmeckt.

„Fleiß iſt Tugend," hat Faber einmal geſagt, und jetzt tönte das Wort wie ein Segensſpruch von unſichtbaren Lippen um den jungen Mann, der allein in ſtiller Nacht ſein Brod verzehrte. Wohl giebt es einen Fleiß, der der Habgier und allen ſchlechten Trieben dienen muß, und doch iſt Fleiß, die lebendige Bethätigung der Kraft, Grundlage alles echten Thuenden, aller Tugend.

Vom Dorf herüber ſchlug es zwölf Uhr und der Nachtwächter rief die Stunde. Franzſeph konnte es kaum glauben, daß er ſchon ſo lange gearbeitet habe, er hatte ja keinen Glockenſchlag gehört; aber hört denn der Emſige die Stunde ſchlagen und rinnt ihm die Zeit nicht ungezählt dahin?

Franzſeph kam ſich wie verzaubert vor. Das war ein Klingen und Singen und Summen in der Luft und auf den Feldern, wie von zahlloſen unſichtbaren Weſen. Franzſeph fühlte eine unwiderſtehliche Schlafſucht, aber er bewältigte ſie doch; umherſchauend zwang er ſich, die ganze Umgebung im lichten Sonnenſchein zu denken und jetzt kam der Mond rund und groß hinter dem Wald herauf und übergoß Alles mit mildem Schein. Feld und Wald und Dorf lag im weichen Dämmerlicht ausgebreitet und aus dem Bach blinkte es da und dort hell herauf. Franzſeph richtete ſich raſch auf und die Senſe glitzerte im Mondſchein wie er ſie aufhob und unterſuchte, er verbarg das verrätheriſche Blinken ſchnell unter den Halmen und mit neuem Muth ging's an die Vollführung des Werkes. Er gedachte wie der Schlägelbauer und mit ihm das ganze Dorf ſtaunen werde, wenn es ſich zeigt, daß der Faullenzer, während Alles ruhte, einen Morgen Gerſte niedergemäht, und wie freudig Madlene jauchzen müſſe, daß ihre Zuverſicht ſich ſo beſtätigte. Er bedurfte dieſer Aufmunterung ſehr, denn immer mühſamer wurde ihm dieſe Arbeit und ſolch einſame Verkehrung der Nacht in Tag. Er wetzte die Senſe öfter als ſonſt und nicht mehr ſo behutſam. Der Nachtwächter, dachte er, glaubt freilich nicht mehr an den Dengligeiſt, aber er wird doch morgen Allen berichten, daß er ganz gewiß in vergangener Nacht den verſchollenen Erntegeiſt im Felde habe die Senſe wetzen hören. Er wird dann dem Orte nachforſchen, von wo er den Klang vernommen und dadurch wird die Sache am ſchnellſten offenbar, denn ſelbſt kann ich ſie doch nicht verrathen und bis zum Montag warten könnte ich auch nicht.

Wieder wetzte Franzſeph die Senſe anhaltender als je und ließ ſie dann noch faſt gefliſſentlich im Mondſchein blinken, er fürchtete nicht mehr, vom Flurſchützen überraſcht und geſtört zu werden, dies wäre ihm wohl eher erwünſcht geweſen. Er hatte ein gut Theil des Ackers gemäht und war ſo überaus müde, aufhören konnte er aber nicht, denn was ſollte die halbe Arbeit? Wurde er aber verſcheucht, ſo war es ja nicht ſeine Schuld, daß noch Etwas rückſtändig blieb, auch dieſes mußte ihm als vollbracht angerechnet werden, er hätte es ja ohne die Störung gewiß vollendet. So ſehr auch Franzſeph wetzte und endlich ſogar zu dengeln anfing, es ließ ſich Niemand ſehen noch hören, der ihn ſtören wollte und eine Zeit lang mähte er im Zorne fort und horchte auf jede Viertelſtunde, die es im Dorfe ſchlug. Endlich aber wurde er auch dieſer Mißſtimmung Meiſter, und je mehr es gegen Morgen ging, deſto mehr erfreute er ſich ſeines Thuns. Mit dem erſten lichten Grau, das im Oſten aufdämmerte, belebte ihn ein neuer Gedanke, der ſich immer mehr geltend machte: nicht das Staunen und die Bewunderung des ganzen Dorfes erquickte ihn, er freute ſich über ſich ſelber, er hatte vor ſich bewieſen, daß er einen ſchweren Vorſatz vollführen könne. Jetzt war er auch des Zweifels ledig, ob er in den Tag hinein arbeiten wolle, bis man ihn bemerke, er war entſchloſſen, ſich davon zu machen, ehe man ihn ſah. Die Morgenwolken, die ſich immer mehr lichteten, warfen ihre Strahlen hinein in den Mond und es war als ob zu dieſem Sonntag eine doppelte Sonne über der Welt aufgehe. Hier und da zwitſcherte eine Lerche am Boden und ein Rabe flog krächzend waldaus, als wäre er der Bote der Nacht, der ihren Rückzug verkünde. Jetzt ſchwang ſich dort aus der Ferne eine Lerche keck empor und aus den thaufeuchten Halmen ſchwirrten ihr andere nach, vom Walde her und in den Hecken begann es zu zwitſchern und zu ſingen, die Sonne ſtieg in voller Pracht empor und mit freudigem Siegesgefühle ſchaute Franzſeph zu ihr auf. Er hatte in ſtiller Nacht ein friſches Herz gewonnen. Er mähte noch den Acker bis zu Ende. Nur noch eine Spreite ſtand. Sollte er ſein Werk im Tageslicht vollenden? Er hob die Senſe hoch hinauf in's Sonnenlicht und in ihm ſprach der Vorſatz, daß die Sonne immerdar ſeine emſige Arbeit erſchauen und ſie ſegnen möge; dann verbarg er die Senſe in einem noch hell grünenden Haberfelde und eilte davon; aber er kehrte nicht in's Dorf zurück, er ſchritt nach dem Walde, er ſuchte nicht lange und hatte den Schlaf nicht anzurufen, bald war er auf dem Mooſe unter einer mächtigen Tanne eingeſchlummert.

3. Ein Feldfrevel.

Im Hauſe des Landwirths Emil Faber, genannt der Waſſerſtiefel, war noch Alles in lautloſer Ruhe, nur die Tauben in ihrem Schlage gurrten nach Freiheit und der Hahn krähte aus ſeiner Verborgenheit immer anhaltender. Mit Ausnahme des offenen Schuppens war das Haus noch ganz daſſelbe, wie es Luzian verlaſſen; nur hatte Alles eine friſchere Farbe und hieländiſch fremde Pflüge und eine große Häckſelmaſchine zeigten, daß eine junge Kraft hier walte. Das Schlafzimmer der jungen Eheleute war nach dem ruhigen Grasgarten gelegen, wo ein Apfelbaum mit ſeinen rothbackigen Früchten faſt in die Fenſter hineinragte. Der luſtige Pfiff einer Grasmücke hatte von dort aus den jungen Mann geweckt, der eben im Ankleiden begriffen war, als er das Erwachen ſeiner Frau wahrnahm.

„Guten Morgen Pauline,“ rief der junge Mann, „es iſt noch früh, ſchlaf noch einmal und freue dich mit mir, heut iſt Sonntag.“

„Ja, guter Emil, und heut gehſt du mit mir in die Kirche?“

„Auch, aber ich freue mich auch mit dem Sonntag, weil es an dieſem ſchönen Tag neubackene Bretzeln giebt," erwiderte der Mann mit kindiſchem Humor.

Die Frau erzählte, daß ſie einen ängſtlichen Traum gehabt: die wegen des Zehntpachtes aufrühriſchen Bauern hätten das Haus angezündet und Niemand hätte retten und löſchen wollen als der Franzſeph, der endlich in den Flammen verſchwunden ſei.

„Ach," ſchloß ſie klagend, „ich habe mir das Landleben doch anders gedacht und du biſt auch ſo unnachgiebig und forderſt durch den Zehntpacht noch die Tücke dieſer rohen Menſchen heraus. Du wirſt ſehen, ſie bereiten uns irgendwo ein Verderben."

„Das iſt auch meine Anſicht und eben darum hab' ich den Zehnt gepachtet. Man muß den Menſchen einmal Gelegenheit geben, allen verſteckten Groll, den ſie in der Seele hegen, loszulaſſen. Ich bin der kleinen Plänkeleien, Tücken und Beinſtellereien müde, ſie müſſen mir eine offene Schlacht liefern, ich bin darauf gefaßt. Wegen Brandſtifterei ſei ruhig, ſie wagen nichts ſo Keckes und wiſſen auch, daß ich gut verſichert habe und gern neu bauen möchte. Mit dem Franzſeph werde ich aber in dieſen Tagen ein ernſtes Wort reden; er muß ſeinen dummen Soldatenſtolz abthun."

Der junge Mann, eine ungewöhnlich große Geſtalt mit flachsblondem Haar, trat an das Bett ſeiner Frau, ſtrich ihr mit der Hand über die Stirn und beruhigte ſie durch trauliches Zureden, dann verließ er das Zimmer, ging hinab nach dem Hof, wo ihn der große Kettenhund mit Winſeln und Sprüngen begrüßte, er band ihn los und ſah nach dem Treiben der Knechte und Mägde, die ſich mittlerweile auch aufgemacht hatten und ſich zwiſchen den Tauben hin und her bewegten, die gurrend auf und nieder flatterten. Eben ſtand Faber bei einem neu eingetretenen Knechte und lehrte ihn die Häckſelmaſchine beſſer handhaben, als der Dorfſchütz militäriſch grüßend in den Hof trat.

„Was giebt's ſchon ſo früh?" fragte Faber.

„Euer Hopfenacker iſt verruinirt. So eben berichtet's der Flurwächter. Es ſteht kein' Stang mehr und alle Ranken ſind zerſchnitten."

Obſchon der junge Landwirth ſo eben noch ſich auf Tückiſches gefaßt erklärt hatte, ſo verfinſterten ſich dennoch plötzlich ſeine Mienen; er hätte vielleicht einen perſönlichen Angriff leichter ertragen, als dieſe ruchloſe Zerſtörung einer mit beſonderer Liebe gehegten Pflanzung. Der Hund ſchaute bald in das Antlitz ſeines Herrn, bald in das des Botſchafters, gewärtig den Befehl zum Angriff zu vollziehen; brummend und mit aufgeſträubten Rückenhaaren umkreiste er den Dorfſchütz, bis ihn ſein Herr zur Ruhe verwies. Nachdem Faber auf die Frage, ob die Sache bereits amtlich angezeigt ſei, bejahende Antwort erhalten, kehrte er zu ſeiner Frau in's Haus zurück und bald ſah man ihn, mit den hohen Waſſerſtiefeln angethan, der Hund vorauf, hinaus auf das Feld wandern. Die Kunde von dem Geſchehenen hatte ſich raſch verbreitet und das Dorf frühzeitig geweckt, denn überall an den Fenſtern und vor den Häuſern machten Männer und Frauen Zeichen des Mitleides und bezeigten bedauernd ihre

Schuldloſigkeit gegen Faber, der ohne Anhalt mit großen Schritten fürbaß ging.

Bald ſammelten ſich Gruppen Lautredender auf den Straßen und Alle ſchimpften auf den Feldfrevler, den man entdecken müſſe, damit er für den Schaden einſtehe und nicht die Gemeinde dafür büßen müſſe. Eine lärmende Gruppe hatte ſich nicht weit von des Franzſephens Haus bei dem Brunnen gebildet und hier hörte man vor Allem die Stimme des Schultheißen, der unnachſichtliche Strenge verkündete und Alles aufbieten wollte, um den Miſſethäter zu entdecken. Der Schlägelbauer, der daneben ſtand, ſuchte ihn zu beruhigen und die Sache in's Spaßhafte zu ziehen, indem er ſchadenfroh lächelte; der Schultheiß aber rief:

„Und wenn du's ſelber than haſt, laß ich dich gleich einſperren.“

Die Mutter Franzſephs, von dem frühen Lärm erſchreckt, kam herbei, ging auf die heftig Redenden zu und fragte was geſchehen ſei, ob man von ihrem Franzſeph etwas wiſſe, der heute die ganze Nacht nicht heimgekommen ſei. Der Schlägelbauer winkte, aber die Mutter verſtand ihn nicht und jetzt ſchrie Alles über den verſteckten Faullenzer, an dem nun das Unglück hinausgehen werde, das er über das ganze Dorf bringen wollte. Während noch ſo Alles unter einander tobte, ſah man den Franzſeph, mit der ungewohnten Pudelkappe auf dem Haupt, vom Berge herabkommen. Der Schultheiß befahl ſchnell dem Dorfſchützen ihm entgegen zu gehen und ihn gefangen zu nehmen, aber ein Kamerad Franzſephs war raſcher als der nur langſam ſchlendernde alte Soldat, er ſprang vorauf und rief Franzſeph zu: „Lauf davon, du wirſt eingeſperrt.“

Franzſeph aber ſchien dieſen Zuruf nicht als ihm geltend zu betrachten, er ſchritt ruhig weiter und als ihm der Dorfſchütz, der jetzt bei ihm angelangt war, ſeine Verhaftung verkündete, fuhr er ſich mit der Hand über die Stirn und lächelte ungläubig.

Der Schlägelbauer hatte die Mutter überreden wollen, nach Hauſe zu gehen und ſich auf ihn zu verlaſſen, aber die Mutter ließ nicht von der Rotte, die ſich auf jedem Schritt vergrößerte, den ſie dem Franzſeph entgegen ging. Als ſie ihn endlich vor ſich hatten, wollte der Schultheiß in laute Schmähungen ausbrechen, aber der Schlägelbauer unterbrach ihn, bat um's Wort, ging auf Franzſeph zu, faßte ſeine Hand, daß er in ſich erbebte und ſagte faſt ganz ohne Huſten:

„Franzſeph, ich hab' dir Unrecht than, ich ſchäm' mich nichts und ſag's frei vor allen Leuten. Ich hab' gemeint, du ſeiſt blos ein ſo guter Tralle, der kein' Schneid' hat; jetzt haſt du zeigt, daß du die rechte Schneid' haſt. Dein Sach' mag jetzt ausgehen wie ſie will, wenn du wiederkommſt, weißt du wo ich wohn'! Verſtanden? Jetzt fürcht' dich nichts und ſei ſtandhaft.“

Die Mutter ſtand weinend neben ihrem Sohn und hielt ihre Hand auf ſeine Schulter gelegt. Franzſeph wußte nicht wie ihm geſchah, ein Fröſteln überkam ihn, daß er am ganzen Leib zitterte.

„Geſtehſt du was du gethan haſt?“ fragte der Schultheiß.

„Ich weiß nicht was es Euch angeht,“ entgegnete

Franzſeph, und der Schlägelbauer trat wieder vor und ſagte:

„Mein Franzſeph leugnet nichts. Er iſt ein Mann, der Kuraſche hat und verſteckt ſich nicht hinter der Heck. Geſteh' du's nur. Ja, ich ſag's für ihn, ja, mein Franzſeph hat heut Nacht des Waſſerſtiefels Hopfenacker abgeſchnitten und umgeſtürzt und hat rechtſchaffen Recht daran gethan. Wir ſind Mann's genug für den Schaden aufzukommen, wir brauchen den Gemeindebettel nicht, und die paar Wochen Straf' bringen ihn auch nicht um. Mein Franzſeph hat Schneid' und iſt kein guter Tralle. Jetzt laß ihn frei, Schultheiß, er entlauft dir nicht."

Die Bruſt Franzſephs hob und ſenkte ſich mit ſchwerem Athem, er drückte ſich mit der Hand die Augen zu, als müſſe er ſich beſinnen, ob er nicht träume.

„Du kannſt nicht für ihn reden," entgegnete der Schultheiß, „er wird ſelber das Maul bei ſich haben; red' du ſelber, Franzſeph, du biſt immer ein guter Kerle geweſen, ich kann's noch nicht recht glauben."

„Er iſt kein guter Kerle," unterbrach der Schlägelbauer.

„In's Teufels Namen, laß ihn ſelber reden," kreiſchte der Schultheiß, „ich will kein Wort mehr von dir."

Franzſeph ſchaute jetzt mit zuſammengepreßten Lippen ſtarren Blickes auf den Schlägelbauer; offenbar hat dieſer in ſeinem Haß den Feldfrevel begangen und verlangt nun, daß ſein Schwiegerſohn für ihn einſtehe.

Franzſeph war bereit dazu, obgleich er nicht recht wußte, was daraus werden ſolle und es ihm tief wehe that, daß er, der allein Fabers Freund war, in deſſen Augen als hinterliſtiger Heuchler erſcheinen müſſe. Als aber jetzt auch der Schultheiß auf die Gutmüthigkeit anſpielte, regte ſich ein ſeltſamer Stolz in Franzſeph und er rief laut: „Ich bin kein guter Kerle, ja, ja, ich hab' Alles than, was der Vetter Schlägelbauer ſagt." Alles war ſtumm vor Entſetzen, nur des Schultheißen Claus, der eben mit einem Landjäger herzugetreten war, lachte laut auf.

Franzſeph wurde dem Landjäger übergeben und nach der Amtsſtadt abgeführt, der Schlägelbauer geleitete die weinende Mutter tröſtend nach Hauſe.

4. Fremde That.

Als der Landwirth Faber nach Hauſe kam, hörte er zu ſeinem Entſetzen, wer die ruchloſe That vollbracht habe, und die neubacknen Bretzeln, auf die er ſich ſo kindiſch gefreut hatte, wollten ihm gar nicht munden. Die Frau, die ſich dem heißblütigen Manne gegenüber auf ihre ruhige Menſchenkenntniß viel zugute that, behauptete, daß ſie ſchon lang etwas Heimtückiſches und Hinterliſtiges an Franzſeph bemerkt habe, daß ſie aber geſchwiegen hätte, um nicht wieder für mißtrauiſch zu gelten. Faber beſtritt das Vorhandenſein dieſer Weltklugheit, und wie das ſo leicht geſchieht, eine Unbill von außen erzeugt leicht Mißſtimmung und

Streit zwiſchen den Betroffenen; das gekränkte Herz heiſcht oft, ohne es geſtehen zu wollen, eine Tröſtung und jede ungeſchickte oder unerwartete Berührung wird zu einer Mißſtimmung. Faber behauptete ſtreng verweiſend, daß Niemand dies habe von Franzſeph vorausſetzen können und die Frau ſuchte verſöhnend abzuſchließen, indem ſie die Furcht vor neuer nicht ſo leicht zu verſchmerzender Unbill darlegte und ihren Mann bat, die Beſchädigung ungeſühnt zu erleiden, den Franzſeph frei zu machen und durch dieſe Hochherzigkeit das ganze Dorf zu beſchämen und zur Freundſchaft zu zwingen. Das war aber gerade ein neu aufreizender Vorſchlag und Faber ſchwur und betheuerte, daß er unnachgiebig den ſtrengen Rechtsweg in dieſer Sache verfolge, von dem ihn nichts abbringe. Er ſetzte eilig eine Klagſchrift an das Amt auf, in der er genauen Augenſchein forderte. Er ſchrieb noch mit fliegender Feder, als Madlene mit verweinten Augen eintrat. Faber kannte das Mädchen wohl, dennoch fragte er nach Namen und Begehr, und ohne ein Wort zu erwiedern, ſchüttelte er auf die Bitte, „Gnade für Recht ergehen zu laſſen,“ verneinend den Kopf, ſiegelte die Schrift, verließ die Frau, die Madlene zu tröſten ſuchte, ging nach dem Hof und ſchickte ſogleich einen reitenden Boten mit der Schrift nach der Stadt. Bald kehrte er wieder in die Stube zurück und fragte Madlene, ſeit wann der Franzſeph Nägelſchuhe trage. Das Mädchen behauptete, daß er nur Stiefel mit eiſenbeſchlagenen Abſätzen habe und ſprach, ermuthigt durch die Mittheilung, daß man die Spuren von Nägelſchuhen im Hopfenacker gefunden habe, die Ueberzeugung aus, daß Franzſeph unſchuldig ſei; zwar habe er ſelbſt geſtanden, aber wer wiſſe, was ihn dazu veranlaßt habe.

„Dann hat er fremde Schuhe geborgt oder Helfer gehabt, es muß ſich Alles erweiſen,“ entgegnete Faber, verließ abermals in Unruhe das Zimmer und ſchickte einen zweiten Knecht als Wache nach dem verwüſteten Hopfengarten, damit Niemand hineintrete und die ganz deutlichen Fußtapfen verwiſche. Während er dem Knecht noch ſein Verhalten genau vorſchrieb, ſah er Madlene das Haus verlaſſen; ſie ging zu der Mutter Franzſephs, die wegen des Geſchehenen ganz untröſtlich war und immer behauptete, ihr guter Franzſeph müſſe zu dem Schelmenſtreiche verführt worden ſein, denn ſo etwas käme nicht aus ſeinem braven Herzen und zu einem ſolchen Streiche könne er nicht des Vaters Pudelkappe aufgeſetzt haben. Sie hatte die Soldatenmütze ihres Sohnes auf den Tiſch geſtellt und ſah immer weinend und händeringend darauf, als würde ſie nie mehr das Haupt ſehen, das damit bedeckt war . . .

Unterdeß ſchritt Franzſeph, von dem Landjäger gefolgt, lautlos die Straße dahin. Als ſie an der Anhöhe vorüber kamen, wo das abgemähte Gerſtenfeld war, däuchte ihn, es müſſe ſich von dort irgend ein Zeichen für ihn erheben; aber wer konnte ſprechen, wer Zeugniß ablegen für ihn? Ueber den Spitzen der Kornfelder wob ſich ſchwebend ein funkelnder Duft und aus dem Thal und von der Höhe klangen die Morgenglocken. Franzſeph ſchritt ruhig weiter und gedachte der hellen Stunde, da er froh begrüßt und geehrt dieſen Weg heimwärts ziehen werde. Mit wachen Augen ging er halb träumend hin und konnte ſich nicht klar machen, was geſchehen war und noch geſchehen ſollte. Als man endlich in der Amtsſtadt angekommen war und alle Leute nach dem jungen Verbrecher ausſchauten, und der Hausknecht des Greifenwirths, ein ehemaliger Kamerad, ihn mit ſeltſamem Lächeln bei Namen rief und grüßte, da fing es ihm an doch bange zu werden; aber immer noch däuchte ihn Alles nicht wahr, und erſt als er allein im Gefängniß ſtand, erwachte er plötzlich und ballte beide Fäuſte und ſchlug gegen die ungerechten Mauern und ſchrie laut auf. Die Mauern wichen nicht und der Schrei verhallte von Niemand gehört. — Was nützte jetzt alles Beſinnen und Ueberdenken? Es ließ ſich nichts herauspreſſen. Endlich legte ſich Franzſeph beruhigt nieder, mit der feſten Zuverſicht, daß der Schlägelbauer der Sache bald ein Ende machen werde. Man brachte ihm Eſſen, er ließ es unberührt ſtehen. Die gebrochene Nachtruhe, die ungewohnte Arbeit, die Gemüthsbewegungen und der Weg, Alles machte ſich geltend, um Franzſeph in einen bleiernen Schlaf zu verſenken. Als er erwachte, mußte er ſich beſinnen wo er war; dunkle Nacht und Einſamkeit umher. Das ganze Leben war verändert, die Nacht war zum Tage, der Tag zur Nacht geworden. Ein zerſchnittener Lichtſtreif des Mondes fiel in ſeinen Kerker und leuchtete Franzſeph beim Verzehren des kalt gewordenen Mahles, über das er ſich raſch hermachte. Er fühlte ſich neugeſtärkt und meinte, er müſſe jetzt gleich erlöst werden; es war genug des ſchlimmen

Scherzes. An dem hohen Fenſtergitter ſich mit beiden Händen anhaltend, ſchaute Franzſeph hinein in die Mondnacht. Plötzlich war's ihm, als ob er einen Schlag an den Kopf bekäme, ſo nahe dröhnte die Thurmuhr der Stadt, die in gleicher Höhe mit der Gefängnißzelle war. Es ſchlug Eins. Das war ein anderes Warten auf den Tag als in vergangener Nacht im freien Feld. Jede Viertelſtunde, die es ſchlug, klopfte mit leibhaftigem Pochen an das Haupt Franzſephs und durchdröhnte ſeinen ganzen Körper, und ſelbſt als er ſich wieder auf die Pritſche legte, hörte das nicht auf, und durchbebt von dieſen Klängen mußte er der vielen Stunden gedenken, die er in halb ſtolzer, halb feiger Läſſigkeit verträumt und vertrödelt hatte; er ſprang oft auf und ſtreckte die Hände empor voll heißen Verlangens nach Arbeit. Heute wollte er ja rüſtig an's Werk und nimmer läſſig werden; warum war er gefangen?

Ein bläulicher Schimmer zeigte ſich am Himmel, kein Lerchenton war vernehmbar, nur der ächzende Pendelſchlag der Thurmuhr hin und her. Ein heller Tag brach an, ein ächter geſegneter Erntetag. Je weiter die Stunden vorrückten, um ſo lebhafter dachte ſich Franzſeph, wie jetzt Alles daheim ſich zur Arbeit rüſtet; nur er allein mußte träge ruhen, und als eine Seligkeit erſchien es ihm jetzt die Senſe zu handhaben, er ſehnte ſich nach dem Griff der Senſe wie nach der Hand eines Freundes; weinend vor Zorn und Wehmuth wälzte er ſich auf ſeinem Lager, da öffnete ſich endlich die Thüre und der Gefangenwärter trat mit dem Landwirth Faber ein.

Der erſte Anblick erſchreckte Franzſeph ſo, daß er ſtarr da ſtand, aber raſch ſtreckte er dem Faber die Hand entgegen, die dieſer indeß abwies, indem er mit ruhigem Ton erklärte: er habe ſich von dem Unterſuchungsrichter eine Unterredung erbeten, bevor das Verhör beginne, es ſei ihm noch unfaßlich, daß gerade der Einzige, der ſich ihm vertraulich angeſchloſſen, den Frevel ausgeführt habe, Franzſeph ſollte daher bekennen, wer ihn dazu verleitet und wer ihm dabei geholfen habe. Franzſeph ſtarrte lautlos drein und ließ ſich trotz allen Drängens zu keiner Antwort herbei. Als indeß Faber auf die Stiefel deutend ſagte:

„Solch' eine Fußſpur findet ſich gar nicht in meinem Hopfenacker, Ihr müßt alſo blos Wache geſtanden und Andere müſſen Euch geholfen haben," da zuckte Franzſeph zuſammen und ſagte endlich:

„Lieber Herr Faber, wenn ich ſagen könnte, wem die anderen Fußſpuren gehören, verſprecht Ihr mir die Sache aus und vorbei ſein zu laſſen um eine billige Entſchädigung?"

„Nein, und wenn ich den Menſchen an den Galgen brächte, ich könnte ihn mit Luſt baumeln ſehen."

„Dann hab' Ich's gethan und ſonſt Niemand," fiel Franzſeph ein.

„Das geht nicht mehr, wir haben das Bekenntniß, das Ihr anders ausſagen könnt, wenn Ihr wollt."

„Ja, wenn ich will," entgegnete Franzſeph halb trotzig halb wehmüthig. Faber ſuchte ihn nun mit aller Güte zu bereden, den wahren Sachverhalt zu bekennen, er werde als Verführter nur eine geringe

Strafe bekommen, und beſchwor ihn zuletzt aus Achtung vor ihrer ehemaligen Freundſchaft, ihm nicht das Leid anzuthun, daß er nun an keinen guten Menſchen mehr glauben dürfe.

Dieſes Wort „gut“ machte aber wieder die verkehrte Wirkung auf Franzſeph und er verfiel in erzwungenen Trotz und Starrſinn, der ſich nur zu den Worten verſtand, daß er dem Unterſuchungsrichter allein Antwort ſchuldig ſei. Faber mußte ſich zwingen noch weiter zu ſprechen, und in den Mienen Franzſephs zuckte es als er hörte, daß im Dorfe geſtern Jeder dem Andern auf die Schuhe geſehen habe, daß man am Abend an des Schultheißen Haus einen brenzlichen Geruch wahrgenommen habe, der vielleicht davon herkäme, daß des Schultheißen Claus ſeine Schuhe verbrannt habe. Auch hierauf ſchwieg Franzſeph, lachte aber in ſich hinein.

Eben wollte Faber weggehen, als Madlene eintrat, ſie konnte vor Weinen erſt gar nicht reden, dann klagte ſie durcheinander über das Zuchthaus, dem Franzſeph entgegen gehe, und dann wieder über ihren Vater, der ſie nun doch zwingen wolle des Schultheißen Claus zu heirathen, der ihn ganz umgarnt habe und durch einen Streich, den man nie von ihm geglaubt hätte, den Vater ganz gewonnen habe.

„Was ſagt denn dein Vater über mich?“ fragte Franzſeph.

„Ja, ich ſag' dir's frei,“ erwiderte Madlene, „er ſchimpft auf dich und ſagt, du habeſt den Hopfenacker nur verwüſtet, damit man dich einſperrt und du in der Ernte faullenzen kannſt.“

„Da thut er nur ſo, er weiß beſſer wie's ſteht," entgegnete Franzſeph lächelnd, aber dieſe verſteckte Bosheit that ihm doch wehe und war unbegreiflich. „Warum iſt denn der Claus ſo wohl dran? Was hat er denn gethan?" fragte er dann wieder.

„Denk' nur, der hat, um zu zeigen was er vermag, Samſtag Nacht einen ganzen Morgen Gerſte im Speckfeld abgemäht."

„Das hat der Claus gethan?"

„Ja, er hat meinem Vater bewieſen, daß er die ganze Nacht nicht daheim geweſen iſt, und jetzt' möcht' der ihn auf Händen tragen."

Franzſeph jauchzte laut auf, die Umſtehenden ſahen ihn betroffen an, als wäre er plötzlich wahnſinnig geworden, denn Franzſeph ſchnalzte mit beiden Händen und tanzte im Gefängniß umher. Auf die ängſtlichen Bitten Madlene's beruhigte er ſich wieder und fragte:

„Paß auf, was ich ſag': war dein Vater Samſtag Nacht daheim?"

„Ja, er hat ſeinen böſen Huſten gehabt und hat faſt kein Aug' zuthan."

Wieder jauchzte Franzſeph hell auf und umarmte ſeine Madlene und den widerwilligen Faber, und erzählte endlich den ganzen Hergang: wie ſeine Senſe noch im Haberfeld liegen müſſe und wie er die That nur für den Schlägelbauer übernommen habe. Er bat dann vor Allem den Faber, ihm wieder gut Freund zu ſein, was dieſer auch gewährte. — Vor dem Richter wurde nun nochmals Alles klar dargelegt, und Franzſeph auf die Bitten Fabers entlaſſen.

Franzſeph und Madlene fuhren mit Faber in deſſen Kütſchle nach dem Dorf zurück, aber ohnweit des Dorfes beim Speckfeld ſtieg Franzſeph ab und Madlene folgte ihm. Sie fanden bald die Senſe im Haberfelde und Franzſeph mähte jetzt noch ſchnell unter dem Blicke der Geliebten die noch ſtehende Spreite des Gerſtenfeldes nieder. Mit der Senſe auf der linken Schulter und ſeine Madlene an der rechten Hand führend, kehrte Franzſeph wieder in das Dorf zurück . . . .

Es iſt nicht mehr viel zu erzählen. Die Nägel von den verbrannten Schuhen des Claus fanden ſich richtig in der Aſche; im Zuchthaus trägt der Claus jetzt Holzſchuhe.

Wer weiß, ob der tückiſche Schlägelbauer den Franzſeph nicht lieber in's Unglück getrieben hätte, als daß er ihm, wie jetzt geſchah, ſeine Tochter geben mußte. Freilich ein volles Glück war das, trotz der Liebe Madlene's, doch nicht. Schwäher und Tochtermann lebten nicht gütlich miteinander. Franzſeph arbeitete für Zwei, und doch mußte er faſt täglich von ſeinem Schwäher hören, daß er ein Faullenzer ſei; jetzt aber lächelte er darüber, es machte ihn nur zornig, ſo lange es eine Wahrheit geweſen, den ungerechten Schimpf hörte er ruhig an und das verdroß den Schlägelbauer ſo ſehr, daß er ſich ein Leibgedinghaus baute. Aber er bezog es nicht mehr und Franzſeph iſt Schlägelbauer. Die Soldatenmütze hängt über dem eingerahmten Abſchied als Andenken, Franzſeph und ſeine Buben tragen Pudelkappen.

Fabers Hopfenacker iſt wieder im beſten Gedeihen und Franzſeph hat richtig einen eigenen ergiebigen im Speckfeld angelegt.

Kein Weg iſt betretener als der Gartenweg von des Schlägelbauern Haus zu dem Fabers, und wenn Pauline Faber von ihrer raſchen Menſchenkenntniß ſpricht, ſagt ihr Mann neckend: denk' an Franzſeph. — —

An des Schlägelbauern Haus aber ſind zum ewigen Gedenken Hopfen und Gerſte angemalt.

II.

Ein eigen Haus.

Das alte Liebespaar.

Wohlgemuther und feiner war kein Mädchen im Dorf anzuſchauen als des Bäckers Zilge. Nach dem Landesbrauch änderte man ihren Taufnamen Cäcilie in Zilge, und das konnte wohl paſſen, denn man nennt hier zu Lande auch die Lilie Ilge, und des Bäckers Töchterlein war ſo weiß und fein wie eine Lilie. Man ſah Zilge ſelten auf der Straße und nie im Feld. Sie ſaß jahraus jahrein beim Küfer auf der Winterhalde am Fenſter und fertigte weiße Stickereien für Schweizer Fabriken, die ihre Gewerbthätigkeit immer tiefer in das Grenzland herein ausdehnen. Zilge war ſchon frühe verwaist. Ihr Vater war Bierbrauer und Bäcker im obern Dorfe geweſen; aber als leidenſchaftlicher Prozeßkrämer in Noth und Armuth geſtorben, und Zilge kam in das Haus des ihr verwandten kinderloſen Küfers, wo ſie als Kind des Hauſes hätte leben können, wenn ſie einen gewiſſen trotzigen Uebermuth zu bannen vermocht hätte; ſie aber blieb herriſch und verlangte von Jedem Unterwürfigkeit, ſo daß ſie am Ende von einer Verwandten der Küferin im Hauſe verdrängt wurde. Sie trug das gleichmüthig, denn ihr Stolz war doch gewahrt. Der einzige Bruder Zilge's war ſchon in der Fremde als Bäcker und Bierbrauer.

Es gab eine Zeit, wo der Maurer-Seb viel beneidet wurde, daß die feine Zilge ihn vor Allen auserwählt hatte. Das war aber ſchon lange, denn vierzehn Jahre waren es, ſeitdem die Liebesleute unverbrüchlich einander anhingen. Zilge war ſiebzehn und Seb neunzehn Jahre alt geweſen, als ihre Liebe ſich entſchied. Im Frühling, bevor Seb regelmäßig auf die Wanderſchaft zog, und im Herbſt, wenn er heimkehrte, gingen die Beiden miteinander an Sonntag Nachmittagen einſame Pfade, die Gartenwege zwiſchen den Maßholder-Zäunen und durch die Felder. Sie führten einander nicht an der Hand, ſie ſchlangen nicht die Arme in einander, und doch hielten ſie feſt zuſammen. Manchmal auch gingen ſie nach dem Nachbardorfe Weitingen, aber ohne dort in ein Wirthshaus einzukehren. Zilge duldete keine unnöthigen Ausgaben, Seb beſuchte nur einen Handwerksgenoſſen, der bereits einen Hausſtand hatte und oft mit ihm gemeinſam in der Fremde arbeitete. Wenn eine Luſtbarkeit im Dorfe war, zogen ſich die Beiden davon zurück, auf dem Tanzboden ſpielte jetzt ein junger Nachwuchs die Hauptrolle, der noch in die Schule gegangen war, als Seb und Zilge ſchon an's Heirathen dachten und ſie hatten nicht Luſt, ſich darunter zu miſchen; und zu ihren Altersgenoſſen taugten ſie auch nicht, denn dieſe waren faſt alle verheirathet.

Warum aber zögerten ſie ſo lange? Anfangs verweigerte ihnen die Gemeinde wegen ihrer Armuth die

Niederlaſſung, und als ſie ſich Beide etwas erſpart hatten, muthete das Zilge ſo ſehr an, daß ſie es erſt weiter bringen wollten, ehe ſie einen Hausſtand gründeten. Sie wußte viele Beiſpiele anzugeben von Ehepaaren, die nach kurzem Wohlſtand und Frieden in's Elend gerathen waren, und ſie beharrte dabei: vor der Ehe ließe ſich leichter ſorgen, als nach derſelben.

Seb war oft unwillig, dieſes Hinhalten Zilge's that ihm tief wehe, er klagte manchmal, daß Zilge ihn eigentlich nicht von Grund des Herzens lieb habe, ſonſt könnte ſie nicht ſo lange zögern, ſie aber wußte mit kluger und inniger Rede ihn immer wieder zu beſchwichtigen; und es zeigte ſich ja auch, daß ſie getreulich an ihm hielt. Oft gingen ſie ſchweigend große Strecken Weges, bisweilen aber ſprachen ſie auch über das Hauptkapitel, das unglücklich Liebende heutigen Tages ebenſo ſicher verhandeln, wie vor Zeiten Entführung und heimliche Trauung, und das heißt: Amerika. Seb ſprach davon, daß er auch über's Meer ziehen, ſich umſehen und etwas erwerben wolle, um dann ſeine Braut zu holen oder nachkommen zu laſſen. Der ganze Charakter Zilge's war darin ausgeſprochen, indem ſie einmal darauf erwiderte:

„Wenn ich ein Burſch wär' und ich hätt' ein Mädle, wie ich eins bin, und ich hätt' das Vertrauen zu ihm, daß es mir getreu bleibt, ich thät' nicht viel mit ihm überlegen; ich thät', was ich mein'; das recht iſt. Wenn du von ſelber nach Amerika gangen wärſt, und hätteſt mir geſchrieben: Zilge, ich bin da und ich will ſehen, ob ich hier unſer Glück gründen kann —

ich hätt' dir wieder geſchrieben: da thuſt Recht dran, und du darfſt nur winken, da komm' ich. Jetzt aber mit mir überlegen kannſt du die Sach' nicht, ich verſteh's nicht und will's nicht verſtehen und mit meinem Willen laſſ' ich dich nicht ſo weit über's Meer."

„So geh' gleich mit."

„Das mag ich auch nicht."

Die Beiden überzählten oft, wie viel ſie bereits erſpart hatten, und ſo beſtand ihr Geſpräch meiſt in Sorgen und Ueberlegen. Zilge trat endlich mit ihrem Entſchluſſe hervor, daß ſie nicht heirathe, bis ſie ihr eigen Haus habe, ſie ſei ihr Lebenlang genug bei fremden Leuten herumgeſtoßen worden, ſie wolle auch einmal wiſſen, wie ſich's unter eigenem Dach lebt, und ſie könne es den Kindern nicht anthun, daß ſie keinen Unterſchlupf hätten, wo ſie hin gehörten, und wo ſie Niemand vertreiben könne. Der Maurer-Seb mochte im Gütlichen erklären, daß es viel klüger ſei, wenn ſie ſich von ihrer Erſparniß einen guten Acker kauften für den Kartoffelbrauch, und eine Wieſe, um eine Kuh zu halten: Zilge widerſprach und behauptete, daß ſie mit Sticken mehr verdiene, als wenn ſie das Feldgeſchäft verſehe, auch könne man nicht im Felde ſchaffen und dann wieder ſticken, man müſſe ſich zu dieſer Arbeit die Hände fein erhalten. Sie beharrte bei ihrem Entſchluß: ohne eigen Haus kein eigner Herd. Oft dachte Seb daran, ſein Vorhaben auszuführen, ohne Zilge darum zu fragen, und wer weiß, ob ſie ſich nicht darein gefunden hätte; aber ſeine Liebe zu ihr hielt ihn wieder davon ab, nach eigenem Gutdünken zu handeln.

Wollte er dann irgend ein wohlfeiles Häuschen von einem Auswanderer kaufen, ſo hatte Zilge wieder allerlei Einwürfe; dieſes war zu finſter für die Stickarbeit, jenes nur ein halbes mit böſen Inwohnern u. dgl. Sie ſagte dann auch oft: „Ich thät' mich ſchämen, wenn ich ein Schneider wär', mir einen alten Rock zu kaufen. Wozu biſt denn Maurer? Bau' dir doch ein Haus. Oder kannſt's nicht? Sag's nur."

So lebten die Beiden vierzehn Jahre, und Manche bedauerten im Stillen den Seb, oder ſagten es ihm auch, daß er an Zilge gebunden ſei, denn dieſe hatte wenig Freundlichgeſinnte im Dorfe. Man war ihr gram, weil ihre Lebensweiſe ſich ſtreng von der im Dorf üblichen abſchied, und weil ihr ſtolzes Weſen es dahin gebracht hatte, daß die Küferin eine Verwandte, die aus Weitingen war, an Kindesſtatt angenommen hatte; das hätte Zilge mit ein bischen Klugheit und Nachgiebigkeit für ſich erringen können, und Seb brauchte ſich dann nicht ſo zu plagen; ſchließlich aber vereinigte ſich Alles darin, daß Zilge unerhört hochmüthig ſei und immer unverzeihlich ſauber daherkäme.

Endlich im fünfzehnten Frühling ihrer Liebeszeit kam der Seb vom neuen Ziegler herauf, der ſich links im Thal angeſiedelt hatte und berichtete freudig, daß er dem Ziegler die Anhöhe mit den zwei Tannen gradüber vom Küfer als Bauplaz abgekauft habe, und der Ort ſchien wohl gelegen, denn der Blick ging hinaus über die Wieſen nach dem jenſeitigen Waldberg:

„Ich dreh' das Häusle 'rum," ſagte er triumphirend zu Zilge „und richte alle Fenſter in's Freie, daß dir Niemand zugucken kann als die Sonn'. Es freut mich, daß ich dir deinen Willen thun kann, und du wirſt ſehen, was ich herſtelle!“

Das luſtige Häusle.

Mit unermüdlicher Emſigkeit arbeiteten nun Seb und ſein Vater, den er dafür bezahlte, als ob er für einen Fremden arbeitete, an ſeinem Hauſe. Sie mußten die Grundmauern tiefer legen, als ſie ſich gedacht hatten, denn ſie kamen bald auf eine Schicht von Triebſand; ſie wollten ſie ausheben, aber je tiefer ſie gruben, je nachhaltiger ſchien die Sandſchichte zu werden, und ſie legten endlich doch die Steine auf dieſelbe. Der Vater warnte wiederholt, daß dieſer Grund kein Haus trage, und daß es überhaupt unpaſſend ſei, hier an den Bergrücken zu bauen, wo jedes wilde Wetter das Haus an allen vier Ecken packe; er wollte, daß man mindeſtens mehrere Schuh tiefer in's Land hineinrücke und das Haus nicht ſo keck an den Berghang ſtelle. Er lobte die Klugheit der alten Zeit, da man ein Haus lieber geſchützt zu einem andern ſetzte, und überhaupt auch im Häuſerbau geſelliger geweſen ſei. Seb widerſprach alledem, und um ſo entſchiedener, je weniger er ſich leugnen konnte, daß die Einwände des Vaters nicht unhaltbar waren.

Seb ſtand trotz ſeines vorgerückten Alters doch noch in jener unverſuchten Jugendlichkeit, wo man an die Ausführbarkeit einer jeden Sache mit Zuverſicht glaubt, wenn man ſie unternommen hat, und aus keinem andern Grunde, als eben weil man ſie einmal unternommen hat. Um auch noch den letzten Einwand zu beſeitigen, berief er ſich gegen den Vater nachdrücklich auf das Urtheil des Bauamtes, das nach Beſichtigung der Oertlichkeit und mit Erwägung aller Bedingungen die Erlaubniß zum Bau gegeben habe. Er redete ſich dabei aus, daß er ſelber es ja geweſen, der die ganze Sachlage zu ſolchem Endbeſchluſſe in's Licht geſtellt hatte; die Maßnahmen des Bauamtes mußten jetzt als felſenfeſter untrüglicher Hort gelten.

Als die Grundmauern aus dem Boden herauswuchſen, war Seb überaus glückſelig; jetzt war Alles gewonnen. Er dehnte den Bau größer aus, als er ſich anfänglich vorgeſetzt, denn beim erſten Spatenſtich übergab ihm Zilge eine nicht unanſehnliche Erſparniß, und er lernte in der Wohnung Zilge's die Wahrheit des Sprüchwortes kennen: ein heruntergekommener Reicher hat noch mehr als ein aufkommender Armer. Auch hiegegen warnte der Vater, und er traf zwei Dinge auf einmal, indem er ſagte: es läßt ſich gar nie berechnen, was ein Neubau und was eine Frau aus einem vormals reichen Hauſe für Aufwand koſtet. Weil das Letzte offenbar griesgrämige Verleumdung war — denn zufriedener und ſparſamer als Zilge konnte ja Niemand ſein — ſo durfte auch das Erſte nichts als Altersängſtlichkeit ſein.

Seb war ehrgeizig und ſtolz, wenn auch minder als Zilge, er wollte der Welt und vor Allem in der Welt ſeiner Zilge zeigen, was er vermöge, und welch' ein luſtig Haus er dahinſetze. Er dankte ihr oft im Stillen, und er ſprach es manchmal am ſpäten Feierabend gegen ſie aus, daß ſie ihn vermocht habe, neu zu bauen. Wer im Dorf ein Fuhrwerk hatte, that dem Seb eine oder mehrere unentgeltliche Baufuhren. Ein Jedes freute ſich, daß die Liebesleute, die ſchon ſo lange treulich zuſammenhielten, doch endlich vereinigt werden ſollten, und beim Freitrunk, den Seb einzig dafür als Lohn gab, zeigte ſich, daß Zilge auch reichlich mit Flaſchen und Gläſern verſehen war.

Die Fuhrwerke hatten viel Mühe, wieder leer umzuwenden, denn das Haus wurde an das Ende der Gaſſe gebaut, gerade da, wo dieſelbe ſich ſackte. Ein Zaun von kurz gehaltenen knorrigen Tannen, darein ſich wilde Roſen miſchten, zog ſich querüber zum Schutze der dahinter liegenden Wieſe, deren Waldurſprung noch zwei hohe Tannen bekundeten, die an der Weſtſeite von Seb's Bauplatz ſtanden; ſie hätten wohl ſchöne Bauſtämme gegeben, Seb aber wollte ſie erhalten, theils zum Schutze des Hauſes, theils auch, weil ſeinem nicht ungebildeten Schönheitsſinn die Bäume als erwünſchter Schmuck erſchienen; er hatte ſie auf dem Plane gezeichnet, den er mit Hülfe des Zimmermanns von ſeinem Hauſe entworfen, und den jetzt Zilge über ihrem Stickrahmen hängen hatte. Er nannte dieſe beiden Tannen gern ſcherzweiſe ſeinen Wald.

Den ganzen Sommer war Seb in fieberiſcher Aufregung und ſchlief keine Nacht ruhig. Er hatte, ſeitdem er aus der Schule entlaſſen war, beim Bauen geholfen, er war daran ſattſam gewöhnt, aber jetzt war's ihm allzeit, als ob Steine, Kalk und Mörtel auf ihn warten und ihm keine Ruhe laſſen.

Oft bevor der Tag graute, hörte man ihn meißeln und hämmern, und in der Mittagsruhe legte er den Kopf auf einen Stein und ſchlief eine Weile.

Seb machte die Umfaſſungsmauern des nur einſtöckigen Hauſes bis unter das Dach von Stein.

Die wilden Roſen am Zaune blühten, als man das Haus richtete und der grüne bebänderte Maien vom Giebel prangte.

Von der Wieſe aus, die man jetzt, da das Heu eingeheimst wurde, betreten konnte, nahm ſich das Häuschen gar freundlich aus und erhielt auch von dort den Namen, denn im ganzen Dorfe verbreitete ſich das Wort, das Seb zu Zilge, die er dorthin geführt hatte, ſagte:

„Jetzt ſiehſt, daß ich Recht habe, ich bau' dir ein luſtig Häusle.“

So hieß nun das Haus, das gegen allen Ortsbrauch ſein Angeſicht nicht den Menſchen zuwendete, ſondern hinaus in's Freie.

Seb war nicht wenig glücklich und ſtolz, daß die Sommerzeit noch ſo früh war; das Haus konnte bequem ausgebaut werden und austrocknen bis zum Herbſt. Nun wurde im Innern gehämmert und gerichtet und Seb war überaus wohlgemuth, daß er nun zum Erſtenmal einen Bau hergeſtellt, den er nicht wieder verlaſſen ſollte. Aber eben als er an's Dachdecken gehen wollte, und das verſtand Seb meiſterlich, ſtand er ſchwindelnd vor dem Hauſe. Es war ihm, als müßte er ſelbſt umfallen: die Oſtſeite des Hauſes hatte ſich ja tief geſenkt. — Seb ſtand lange zitternd da, es verſetzte ihm den Athem, und er biß ſich die Lippen blutig, als er das gewahrte. Seltſamerweiſe bemerkte aber der Vater nichts, ja er beſtritt es dem Seb, als dieſer ihn darauf aufmerkſam machte, und Seb wollte ſelbſt bezweifeln, daß er das Wahre geſehen.

Die Zuverſicht auf die bisherige Untrüglichkeit ſeines Augenmaaßes, und der Wunſch, daß es ihn doch dießmal getäuſcht haben möge, ſtritten ſich in ihm. Um dieſen Streit nicht zu ſchlichten, und ſich ſelber in der Schwebe zu halten, warf er den Zollſtab weg, mit dem er eben ſich hatte Gewißheit verſchaffen wollen. Als er nun aber das Dach deckte, drängte ſich ihm auch ohne Zollſtock die Gewißheit auf, daß er richtig geſehen.

Er nagelte an der Oſtſeite doppelte Latten auf, er legte doppelte Ziegel, das glich wohl ein wenig aus, aber doch noch nicht genug, und jetzt tröſtete ihn nur das Eine, daß Niemand, ſelbſt der Vater nicht die Senkung merkte.

Die Freude vor ſich ſelbſt war dahin, aber die Ehre vor den Menſchen war doch geblieben. Er hatte dem Dorf und der ganzen Umgegend zeigen wollen, wie man ein Muſterhaus baue; es ſollte ihnen der Verſtand aufgehen, jetzt war es nur gut, daß er ihnen nicht aufgegangen war. Der Einzige, der die Sache recht beurtheilen konnte, leugnete beharrlich, und das war der Vater. Seb hatte ſich ſelber davon abhalten können, aber den Vater nicht, daß er nach allen Seiten ausmaaß, aber noch jetzt, da er doch auf die Linie hin den Fehl kennen mußte, behauptete der Vater, daß Alles in Ordnung ſei. Und das war das Klügſte. Wie ſollten denn fremde Leute zur Baukunſt des Seb Vertrauen haben, wenn er ſein eigen Haus nicht gehörig ſtellen und richten konnte?

Das Dach prangte bald in ungewohnter Herrlichkeit. Der neue Ziegler, der ſich im Dorf angeſiedelt hatte, um als Aushelfer der Regierung die Stroh- und Schindeldächer verdrängen zu helfen, benutzte das Haus des Seb als Muſterkarte und gab ihm ſeine neuen glaſirten Ziegel zum Preiſe der gewöhnlichen. Aus einer doppelten Reihe von grünen und weißen Ziegeln bildete nun Seb die Buchſtaben S. und Z. ſammt der Jahreszahl auf dem Dache und Alles betrachtete ſtaunend und bewundernd von der Wieſe das ſchöne „luſtige Häusle.“

Der Baumeiſter.

Im Herbſt feierten endlich Zilge und Seb ihre Hochzeit. Ein ſeltſamer Gaſt war dabei, der von ſeinen Angehörigen, wie vom ganzen Dorf mit ſcheelen Blicken betrachtet wurde. — Es war der einzige Bruder Zilge's, der als Landjäger gekommen war. — Er hatte vom Vater eine Scheu vor regelmäßiger Arbeit geerbt, und da er militärpflichtig geworden, ließ er ſich nach Umlauf ſeiner Dienſtzeit als Landjäger anwerben.

Dieſes Herumſchlendern behagte ihm, er aß lieber das Brod, das fremde Leute backen und trank noch lieber Bier, das fremde Leute brauten, als daß er ſelber ſolches bereitete. Er beredete ſich dabei, daß er bei ſeiner Vermögensloſigkeit es doch nie zu einem eigenen Hausſtand gebracht hätte, und jetzt war er „ſtaatsmäßig“ verſorgt. Wie das Dorf ihn mit einer gewiſſen Scheu faſt wie einen Abtrünnigen betrachtete, ſo war auch Seb nicht eben ſtolz auf dieſe Schwägerſchaft, und der Bruder Landjäger, der das merkte, ſagte am Hochzeitstiſche ſeiner Schweſter: „Zilge, wenn dein Mann einmal gegen dich iſt, wenn er vergeſſen ſollt', wer du eigentlich biſt, da wend' dich nur an mich.“

Durch den Bruder Landjäger und ſeine Großſprechereien war etwas Bedrücktes auf der ganzen Hochzeit. Erſt Tags darauf, als die beiden jungen Eheleute allein in ihrem neuen Hauſe waren, ging ihnen die volle Glückſeligkeit ihrer Herzen auf.

Der Vater Sebs hatte in jeder Weiſe, außer in Bezug auf Zilge richtig prophezeit. Seb war dem Glaſer, Schreiner und Hafner Geld ſchuldig geblieben, aber ſchon am erſten Tag ſeiner Ehe ergab ſich ein glückliches Ereigniß. Der Ziegler machte mit Seb den Accord zum Bau einer neuen Hütte, und Andere ſprachen von Häuſerbauten, die ſie ihm übergeben wollten; das luſtige Häusle, das er allein hingeſtellt hatte, brachte ihm Ehre und Vertrauen, und er redete es ſich ſelbſt als eine Kleinigkeit aus, daß es einen geheimen Schaden hatte.

Seb hatte den Gedanken nicht in ſich aufkommen laſſen, aber er war ihm doch manchmal durch den Sinn gefahren, daß Zilge vielleicht durch ihr Bedrängen auf ein eigen Haus ſeine Handwerksehre zu Grunde gerichtet haben könne; jetzt zeigte ſich das Gegentheil, und er ſagte ihr das dankbar ohne ihr den Vorgedanken mitzutheilen. Zilge war doppelt glücklich, daß die Erfüllung ihres eigenen Wunſches noch nachhaltige Folgen gehabt, an die ſie kaum gedacht, jetzt aber erſchien es ihr, als habe ſie ſolche mit kluger Berechnung beabſichtigt; ſie rühmte ſich deſſen, wenn auch beſcheiden und Seb ließ ihr gern dieſen Ruhm.

Zilge war fleißig und heiter von Morgen bis in die Nacht; die Hand, die mit dem ſilbernen Trauringe geſchmückt war, ſchien noch flinker und unermüdlicher geworden. Sie wußte das Innere des Hauſes ſo ſchön herzurichten, daß kein zweites im Dorfe ſo freundlich war.

Der Winter war mild, man konnte bis nach Neujahr im Freien arbeiten, man konnte die neue Ziegelei unter Dach bringen, in der nun Seb für ein anderes Haus die Steine meißelte. Aber auch Ungemach kam in dieſem Winter.

Der Vater Sebs ward ſchwer krank. An dem letzten Tage, als Viele ſein Bett umſtanden und er die arbeitsmüden Hände kaum mehr erheben konnte, hieß er alle Anweſenden hinausgehen, nur Seb ſollte bei ihm bleiben. Und als dieſer allein mit ihm war, richtete der Vater ſich auf und ſagte:

„Seb, bevor es Nacht wird, komm' ich zum großen Meiſter. Seb, jetzt horch, ich will dir was ſagen:

mir ſchadet's nichts mehr, aber dir, dir kann's ſchaden; ich will Zeugen hereinrufen und will vor ihnen ſagen, daß wenn deinem Haus was geſchieht, ich daran Schuld bin, du nicht, du nicht. Ruf' die Leut'."

„Nein Vater, nein, Ihr dürfet nicht mit einer Lüge aus der Welt gehen, nein, die Sünd' lade ich nicht auf Euch und nicht auf mich," rief Seb, und der Alte legte ſeine zitternden harten Hände auf das Geſicht ſeines Sohnes und ſagte: „Haſt Recht, es wär' mir doch auch ſchwer geworden, und unſer Herr Gott wird dir's vergelten."

Bevor der Abend niederſank, der den Handwerksburſchen in die Herberge ruft, hatte der alte Maurer ſeinen Lebensweg vollendet.

Auf dem Dorfe iſt es nicht Sitte, daß um den Tod der Eltern, die ſatt an Jahren ſcheiden, ſich ſchwere Klage erhebt; eine gewiſſe Dumpfheit des Gefühls, mehr aber noch die natürliche Anſchauung, daß die Eltern vor den Kindern aus dem Leben ſcheiden müſſen, und dazu der Mangel der Geſellſchaftspflicht, die da nöthigt, mit einem Schmerze zu prunken, Alles das läßt ſolche Ereigniſſe viel ſchneller vorübergehen und man kann den Sohn in den Kleidern des Vaters, die Tochter in denen der Mutter bald nach deren Tode fröhliche Wege wandern ſehen.

Um ſo auffälliger war die ungewöhnliche Trauer Sebs, in die ſich zu dem Gefühl der Verlaſſenheit noch das Bangen und eine drohende Selbſtverantwortlichkeit miſchte.

Er wies den Gedanken weit weg, daß er dem Vater die Schuld hätte aufbürden ſollen, und doch kam er bald wieder. Zilge ſuchte ihren Mann mit inniger Tröſtung aufzurichten, aber es gelang ihr nicht, ſie ſagte ihm, es ſei ſo beſchieden, er ſolle nicht mehr haben als ſie auch; ſie ſei ja auch elternlos. Er konnte und wollte ihr für dieſe guten Worte nicht ſagen, daß ihr Vater ſich nicht mit dem ſeinigen vergleichen ließe. Erſt als Zilge ihm ſagte, daß die Leute ſeine Trauer als Reue über die Ehe mit ihr deuten müßten, ſchüttelte er gewaltſam alle Trauer ab, und Frühling und Arbeit halfen ihm darin getreulich als die beſten Tröſter.

In dieſem Frühling konnte Seb nicht nur Geſellen annehmen, es trat auch ein Ereigniß ein, das, ſo klein es erſchien, doch ihm und Zilge große Freude machte, ein Schwalbenpaar niſtete unter ihrem Dachſims, gerade über dem Fenſter, wo Zilge ſtickte. Die fröhlichen Verheißungen, die ſeit uralten Zeiten ſich an den Anbau des lieblich behenden Vogels knüpfen, erheiterten Zilge: da ſchlägt kein Blitz ein und Friede und Ruhe iſt im Hauſe; der Ausſpruch der ganzen Lebensfreude, die ſie erfüllte, knüpfte ſich an die Ankunft des Vogels. Seb hatte aber noch ſeine beſondere Freude, die er nicht ausſprach. Die Wahrnehmung, daß der Vogel unter ſeinem Dach niſtete, galt ihm als eine Gewähr, die alle Meſſungen zu Schanden machte; das Haus war wohlgebaut, denn der kluge fromme Vogel baut nicht unter ein Dach, das ſchwankend und unſicher iſt. So waren die jungen Eheleute vom Kleinen aus und im Großen ihres ganzen Hausſtandes heiter und werkthätig.

Am Abend desſelben Tages, an dem das neue Haus gerichtet wurde, das erſte, das Seb als Meiſter für einen Fremden baute, wurde ihm ein Sohn geboren, und Zilge war noch am Mittag beim Bauſpruche geweſen.

Die ganze luſtige Baugewerkſchaft kam noch am ſpäten Abend und ſang vor dem Hauſe helle Lieder, die luſtig das Thal hinab und von den jenſeitigen Bergen widerklangen. Zilge war nicht wenig ſtolz, da ſie hörte, daß man ihr als „Frau Baumeiſterin“ ein Hoch und abermals Hoch ausbrachte.

Sie lächelte ablehnend, aber ſie hörte es doch gern, wenn man ſie fortan auch nur ſcherzweiſe Frau Baumeiſterin hieß. Das war ein einträglicher und ehrenvoller Scherz, und einmal ſagte ſie ſogar im Stillen zu ihrem Seb: Ein Mann, der Häuſer bauen könne, brauche nicht mehr Maurermeiſter, er könne wohl Baumeiſter heißen; in dieſer böſen Welt aber hätten die großen Herren alle ſchönen Titel für ſich allein genommen.

Seb gab ſeinem erſtgebornen Sohne den Namen des Schutzpatrons der Baugewerke: Johannes.

Die Schwalben vor dem Fenſter zwitſcherten, wenn Zilge ihr Kind in den Schlaf ſang, und ſie, die allezeit ſtill und ſinnend war, erweckte auf Einmal einen ungeahnten Schatz von Liedern, die ihr im Gedächtniſſe ſchlummerten; ſie ſang ſie dem Kind und ſich ſelber zur Luſt.

Und wenn Zilge bei der Arbeit ſtill war, ſangen ihr die Schwalben geheimnißvolle Weiſen. Ja, man thut den Schwalben Unrecht, wenn man ihnen nur ein Zwitſchern zuerkennt. Wenn ſie ſo ruhig auf der Dachfirſte ſitzen, ſchlingen ſie Töne in einander, ſo innig, ſo aus tiefſter Seele und ſo fein, daß es iſt als ſänge Jemand das ſchönſte Lied, aber nur mit halber Stimme, nur für ſich, nur in ſich hinein. Sängen die Schwalben ſo laut wie die Nachtigall und Lerche, man hörte nur noch auf ſie. Wird es einmal einen nie dageweſenen herrlichen Frühling geben, in dem das leiſe halbſtimmige Singen der Schwalben zum ſchmetternden Klange wird? Oder können ſie nie aus voller Bruſt laut hinaus jubeln, weil ſie doppelten Frühling und doppelte Heimath und eigentlich Keines recht und einzig haben? . . . Es iſt das beſte Zeichen einer von Sorgen befreiten und frohgeweckten Seele, wenn ſie ſich hinein verſenken will in das geheimnißvolle Leben von Thier und Pflanze und ſich ſelber drin vergißt.

Zilge konnte allerlei denken und grübeln, ohne doch je in ihrer Thätigkeit läſſig zu ſein, ja ſie war emſiger als je, ihr ſtetes Denken und Arbeiten war darauf gerichtet, die Schulden, die ſie noch vom Hausbau her hatten, abtragen zu helfen, und bevor das Töchterchen angekommen, war dieß gelungen. Das Haus war vollſtändig bezahlt und Vieles in daſſelbe eingeſchafft; wohlgemuther ſah kein Ehepaar darein, und fröhlicher grüßte und dankte keins als Seb und Zilge, wenn ſie Sonntag Morgens mit einander zur Kirche gingen und aus derſelben heimkehrten. Dieſer gemeinſchaftliche Kirchgang iſt oft eine ſelbſtändige heilige

Feier, der die eigentliche nicht gleichkömmt. Zilge ſagte einſt auf dieſem Kirchgange zu Seb:

„Wenn ich ſo mit dir geh', jetzt vor Gott und der Welt dein und du mein, da iſt mir's gar nicht als ob wir zwei Menſchen wären und Jedes für ſich allein gehen könnt'! Und jetzt können wir bald unſern Johannes mit nehmen und da ſind wir dann Beide in Einem Stück. Und unſer Haus hab' ich mit der Nadel und du mit dem Hammer aufgebaut. Man könnt' ein Räthſel drauf machen.“

„Ich glaub' nicht, daß der Pfarrer mir was beſſeres ſagen kann als du,“ erwiderte Seb lächelnd und noch in der Kirche auf ihren getrennten Plätzen ſchauten ſie einander oft an.

Der Grund wankt.

Es war gegen den vierten Frühling, da regnete es wochenlang unabläſſig, man ſah die jenſeitigen Waldberge den ganzen Tag nicht, die Tannen an der Weſtſeite des Hauſes ſauſten und brauſten unaufhörlich und ein brauner Strom ſtürzte am Hauſe die Wieſe hinab.

Seb grub dem Waſſer einen Graben, etwas entfernt von der Mauer; aber der Ziegler, dem die Wieſe gehörte, that Einſprache: wenn das Waſſer ungeſammelt den Berg hinabrollte, tränkte es die Wieſe, und jetzt riß es eine tiefe Schrunde hinein, und floß unnützlich ab. Die Sache kam vor den Schultheiß und Seb war mit ſeinem beſten Freunde im Widerſtreit.

In einer Nacht ſchrie Zilge plötzlich auf, ſie wollte geſpürt haben, wie das Haus ſich ſenke. Seb geſtand ihr, daß das ſchon längſt der Fall ſei, er behauptete aber, daß nichts Neues geſchehen, und beſchwor nun ſeine Frau, ihre Wahrnehmung geheim zu halten, da ſonſt ſein ganzes Anſehen und ſein Erwerb zerſtört würde.

Zilge faßte ihre beiden Kinder in ihre Arme, „O Gott meine Kinder! Wenn das Haus einſtürzt“ — jammerte ſie.

„Und an mich denkſt du gar nicht?“ fragte Seb erbittert.

„Ich denk' ja auch nicht an mich,“ erwiderte ſie.

Seb ging unter heftigem Regenguſſe hinaus und ſah, daß der Ziegler den Graben zugeſtopft hatte, ſo daß das Waſſer wieder zerſtreut abfloß; das ganze Haus ſtand ringsum wie in einem Bache. Er arbeitete nun aus allen Kräften, und als der Tag anbrach, zeigte ſich, daß das Haus noch um ein Merkliches gewichen war.

Seb eilte zum Schultheiß, ſein Ungemach ließ ſich nicht mehr verhehlen, der Ziegler ſollte ihm nun dafür einſtehen, aber noch als er beim Schultheiß war, kam ein Bote und rief:

„Seb, geh' heim, dein Haus iſt auseinander.“ Die Sturmglocke läutete, um unter dem Regenſturze das ganze Dorf wach zu halten. Alles war um das Haus Sebs verſammelt, und verzweifelnd ſah dieſer, wie das Haus mitten auseinander in zwei Stücke gefallen war, gerade in jenem Zwiſchenraume, zwiſchen dem Buchſtaben S und Z war das Dach auseinander geriſſen. Man eilte in das Haus, um die Frau und die Kinder zu retten und vom Regen triefend brachte man ſie heraus. Zilge ſchien ganz verwirrt und beſinnungslos. Sie hatte keinen Verſuch zu ihrer Rettung gemacht, ſie ſprach kein Wort, hielt ihre Kinder feſt in ihren Armen und ließ ſich dieſelben von Niemand abnehmen. Erſt als man ihr ſagte, daß ſie nicht mehr in das Haus zurückkehren dürfe, erſt als ihr die Nachbarn anboten, daß ſie bei ihnen wohnen möge, ſagte ſie:

„Soll ich denn nicht mehr in meinem eigenen Haus wohnen? in einem fremden?“

Der Küfer hatte eine hohe thurmartig zugeſpitzte Beuge Faßbretter neben dem Hauſe Sebs ſtehen, ſie waren nicht zuſammengeſtürzt, weil das Waſſer durch die Zwiſchenräume durchfloß. Seb biß auf die Lippen, als der Küfer ihm ſelbſtgefällig ſagte: „Ich kann allem Anſchein nach beſſer bauen als du.“

Während man Zilge und die Kinder nach dem Nachbarhauſe brachte, wurden mächtige Stützen an das Haus angeſtemmt, daß es nicht vollends einſtürze. Das Schreien und die Axtſchläge tönten dumpf mitten im Regenſturme.

Der blaue Frühlingshimmel ſpannte ſich über die reichgetränkte, grünende Erde, die Schwalben kamen wieder, aber Seb riß denen an ſeinem Hauſe das Neſt ein. Dieſe ſcheinheiligen Thiere hatten alſo doch gelogen! Sie ſollten darum auch nicht mehr bei ihm wohnen. Sie umzwitſcherten ihn wie vorwurfsvoll, während er ſein Haus wieder zuſammenrichtete, aber er war jetzt ingrimmig auf Alles in der Welt, was auf der Erde, in der Luft und im Himmel. Es hatte im wahren Sinne des Wortes Unglück auf ihn herabgeregnet. Bei dem Rechtshandel mit dem Ziegler hatte er Nichts gewonnen als einen unverſöhnlichen Feind. Mit knapper Noth hatte er vom Bauamt die Erlaubniß erhalten, ſein Haus wieder aufzurichten, und noch ſchwerer ging es, eine Hypothekenſchuld auf daſſelbe aufzunehmen, um neu bauen zu können.

Die Bauverträge, die er für dieſen Sommer abgeſchloſſen hatte, wurden ihm entzogen, und er wagte es nicht vor Amt deshalb zu klagen; ja die Bauten, die er ſchon ausgeführt hatte, ließen die Beſitzer noch einmal gerichtlich beſichtigen und mancher Uebelſtand kam dabei zu Tage. Von Geſellenhalten war jetzt keine Rede mehr, er mußte froh ſein, wenn man ihn ſelber als Geſellen annahm. Während er jetzt einſam arbeitete, und nicht mehr wie ehedem mit dem Vater, und doppelt ſchwierig, weil er ein verpfuſchtes Werk einzurenken hatte, gingen ihm ſchwere Gedanken durch die Seele. Er mußte darüber nachdenken, wie es denn wäre, wenn er die letzte Handreichung des Vaters nicht abgelehnt hätte, und jetzt ſah er auf einmal, daß das Rechtſchaffene auch das Klügſte iſt. Läge auch die ungerechte Schuld auf dem Vater, er ſelber wäre dadurch doch nicht frei. Darum iſt es doppelt gut, daß der Name des Vaters rein geblieben, und ſein Segen wird nicht ausbleiben. Oft wenn Seb der Arbeit überdrüſſig war, warf er ſeinen Hammer weg und nahm den vom Vater ererbten auf, und Alles ging ſo leicht von Statten, als ob ein Anderer für ihn arbeite.

Jeden Morgen, wenn er auf die Bauſtätte kam, ſeufzte er tief und ließ die Hände hängen. Jetzt mußte er jede Baufuhre bezahlen und fand dabei noch unwillige und höhnende Helfer. Sein ganzer Ruf, ſein Glück und ſein Beſitzthum waren dahin, und alles Das, weil er ſich hatte verleiten laſſen, einen ſtolzen und eigenen Bau auszuführen. Ein längſt erſtorbener Keim trieb wieder neue Knoſpen. Er gedachte jetzt, daß ſich Zilge berühmt hatte, ſie habe ihn zu dem Bau gedrängt, um ſeinen Ruf dadurch zu gründen. Er machte ihr nun darob Vorwürfe, daß ſie ihn zum Hausbau verführt habe und als ſie erwiderte:

„Ich bin unſchuldig. Wenn du kein Haus allein bauen kannſt, hätteſt es ſollen bleiben laſſen,“ da war er doppelt grimmig; auch ſie verletzte ſeine Handwerksehre. Sie ſagte zwar nur, was alle Leute ſagten, aber eben das ſollte ſie nicht, meinte er, ſie ſollte ſein Ungeſchick für ein Unglück anſehen.

Als er dies mit Schmerz und Zorn darlegte, ſuchte ſie ihn damit zu beſchwichtigen, daß ſie ſagte:

„Vielleicht iſt dein Vater ſelig ſchuld, du haſt ihm immer zu viel gefolgt.“ Das hieß aber ein Feuer mit Oel löſchen wollen. Seb wurde über dieſe Rede noch ingrimmiger.

Oft war es ihm, als ſollte er alles Handwerksgeſchirr wegwerfen und in die weite Welt laufen; hier zu Land war ſein Ruf auf ewig vernichtet, und er kam nie mehr zu ſeiner alten Feſtigkeit. Aber er blieb doch.

Von allen Bauverträgen, die ihm gekündigt werden, war ihm doch einer geblieben, nämlich das Umdecken des Kirchendaches und des Thurmes mit neuen glaſirten Ziegeln.

Der Stiftungsrath hatte die Uebertragung an Seb aufrecht erhalten, obgleich bei ſeinen jetzigen Vermögensverhältniſſen von der ausbedungenen vierjährigen Gewähr füglich nicht mehr die Rede ſein konnte.

Kaum war das Haus nothdürftig hergerichtet, und die Familie wieder eingezogen, als Seb ſich an den Kirchenbau machte; er hoffte wieder friſcher zu werden, wenn er nun wieder eine fremde Arbeit ausführte. Aber auch auf dem Kirchendach vergaß er ſein Unglück nicht.

Die Wege der Eigenſucht ſind tief verſchlungen. Seb wälzte immer wieder die weſentliche Schuld ſeines Ungemachs auf Zilge, als hoffärtige Bierbrauerstochter hatte ſie ihn dazu verleitet ein eigen Haus zu bauen. Freilich konnte er ſich immer nicht verhehlen, daß ja Alles gut wäre, wenn er gut zu bauen verſtanden hätte, und Zilge hatte keine Schuld daran, daß er ſeiner Unerfahrenheit vertraute und die Warnungen des Vaters überhörte; aber doch ließ ihn der Gedanke nicht los: das ganze Unglück wäre nicht da, wenn er nicht ein eigen Haus gebaut hätte. Wäre er ſeinem Plane gefolgt und hätte er nun ſein Geld in einem Acker ſtecken, ſo könnte man es leichter wieder herauskriegen und ſein Glück an einem andern Ort verſuchen, die Welt iſt ja ſo weit . . . Bei dieſer letzten Wendung ſeines Nachdenkens hielt er oft ſtill, und ihm ſchwindelte, nicht vor der ſichtbaren Tiefe unter ihm, aber vor einer andern, die ſich in ihm aufthun wollte. Und zu dieſem innern Sinnen geſellte ſich plötzlich ein äußeres Wahrzeichen.

Zu allen Zeiten hatte das zweifleriſche und ſorgenvoll bewegte Menſchenherz ſich gern aus dem umgebenden Naturleben, das ſich in ſtetigen Geſetzen hält und bewegt, Rath und Richtung erholt.

Als Seb dem Storchenneſt auf dem Giebel nahe kam, ſtarrte er lange darauf. Das Storchenmännchen war ſchon da, es ſäuberte das verlaſſene Neſt und ſetzte es neu in Stand, es hungerte gern bei der Arbeit, und erſt wenn Alles wieder in der Richte, und Nahrung wieder ringsum vollauf iſt, fliegt es zurück und holt das Storchenweibchen. Das Weibchen in der Ferne klagt nicht und jammert nicht, denn es weiß, der Mann baut und ſorgt in der Ferne und holt es zur Zeit . . .

Der Speisbub, der für Seb den Mörtel auf das Dach trug, hatte ihn ſchon zweimal angerufen, aber er hörte nicht und ſtarrte auf das Storchenneſt. Endlich machte er ſich wieder an die Arbeit.

Er verhöhnte ſich und Zilge oft, indem er am Abend ſagte: „Jetzt haſt du doch kein eigen Haus, jetzt hat's die Hypothekenſchuld.“ Selbſt die wiederkehrende heitere Laune der Zilge mißſtimmte ihn. Er ſah darin den thatſächlichen Beweis, daß ſie alle Schuld auf ihn wälze, und ſich gar keinen Theil davon zuerkannte.

Auf ſchwindelnder Höh'.

Am Morgen als das Decken des Thurmes beginnen ſollte, that Seb ſeine ſilberne Sackuhr aus der Taſche und hing ſie an den Nagel.

„Warum thuſt das? Nimm ſie nur mit,“ ſagte Zilge.

Ich hör' auf dem Thurm ſchon ſchlagen, und . . . man weiß nicht, es kann Einem was paſſiren, man . . . man kann ſich ſtoßen.“

„Seb, ſei heiter, unſer Herrgott hält doch ſeine Hand über uns — “

„Ja, er kann aber keinen Regen ſchicken, der mir die Hypothekenſchuld abwaſcht.“

„Mit Fleiß und Sparſamkeit können wir ſchon Manches abtragen, bet' nur recht, eh' du auf den Thurm ſteigſt, und bet' auch, wenn du oben biſt.“

„Bet' du, du haſt's an deiner Stickerei da geſchickter.“

„B'hüt' dich Gott Seb, und gieb mir auch ein' Hand.“

„Ich bin zu alt zu ſolchen Kinderpoſſen, du haſt mich lang genug warten laſſen.“

Dennoch küßte Seb beim Weggehen die Kinder, und reichte auch Zilge die Hand. Zilge, die ſonſt keine Minute unnöthig von ihrem Stickrahmen aufſtand, nahm das eine Kind auf den Arm und das andere an die Hand, und ſtand lange Zeit auf der Anhöhe hinter der Kirche und ſchaute hinauf zu ihrem Manne auf dem Thurme. Aber Seb ſchaute ſich nicht um.

Es iſt eine alte weiſe Regel der Dachdecker, daß ſie nicht über ſich und nicht unter ſich ſchauen dürfen; blickt Einer nach den ziehenden Wolken, ſo zieht es ihn unwillkürlich mit fort, hinein, hinauf in das wogende Wolkenmeer, und die Wolken treiben ein falſches Spiel, ſie nehmen ihn nicht auf, die Erde läßt ihn nicht und zieht ihn zerſchmetternd zu ſich nieder.

Das aber thut ſie auch, wenn der in der Höhe Schwebende hinabſchaut auf die Erde, ſein Fuß gleitet und er ſtürzt und zerſchmettert.

Seb mußte immer an jenen grauſenhaften Augenblick denken, wenn er bald zwiſchen Himmel und Erde ſchweben wird, er greift aus und nirgends ein Halt, nirgends als im Tod . . .

Den Blick auf das Nächſte geheftet, arbeitete Seb weiter, und das iſt die ſicherſte Gewähr, man ſteht feſt, als ſtände man auf ebenem Boden. Wie der Blick am nächſten haftet, ſo hat auch der ganze Körper eine Ruhe und Sicherheit an ihm.

Tagelang war Seb auf dem Kirchthurm, und ſeine unheimlichen Gedanken verließen ihn nicht. Das alte Uhrwerk im Thurm, das im Innern mit einem Bretterdache gedeckt war, ſchnurrte und ſurrte, und wenn es eine Stunde anſchlug, dröhnte es Seb durch Leib und Seele, aber immer ſah er keinen andern Ausweg als den jähen Tod. Er liebte ſein Weib und ſeine Kinder, aber er ſagte ſich, daß er ihr Elend nicht ertragen könne, und dazu noch die Unmacht ihnen zu helfen; ſtarb er, und ſtarb er im Dienſte der Gemeinde, ſo mußten gute Menſchen, ja die Gemeinde mußte ſich der Verlaſſenen annehmen; bei eignen Lebzeiten wäre das nie geſchehen, und er hätte das nie ertragen. Das ſtand feſt.

Der Küſter rief eines Mittags Seb in die Glockenſtube, er mußte zu einem Leichenbegängniſſe läuten und fürchtete, daß es dem auf dem Thurm Arbeitenden Schaden thun könne. Seb ſtand in der Glockenſtube, und um und um umdröhnt von den gewaltigen metallenen Klängen rannen ihm die Thränen aus den Augen und er wiſchte ſie mit harter Hand ab.

Als er wieder auf das Dach ſtieg, war es ihm, als müßte er jetzt ſein Schickſal vollenden, aber der über dem Abgrund ſchwebende Geiſt wird oft an unſcheinbar dünnen, ſeltſam verſchlungenen Fäden gehalten. Die Leute ſollten nicht ſagen, der Seb habe weder eine Grundmauer legen, noch einen Thurm decken können; ſeine Handwerksehre mußte für ewige Zeiten feſt ſtehen; er wollte nicht von einer halbfertigen Arbeit ſich davonmachen. Er legte jeden Ziegel und ſtrich jede Kelle Mörtel feſt, daß ſie für die Ewigkeit haften. Trauernd ſollten die Menſchen bekennen, was der Seb für ein Mann geweſen.

Daheim redete Seb faſt gar nichts, es war ihm unheimlich bei Weib und Kindern, er kam ſich wie ein Geſpenſt vor, das hier noch umwandelte, er hatte ſie ja verlaſſen, er verließ ſie ja bald.

Am letzten Morgen ließ Seb von dem Küſter die Thurmuhr ſtellen, er behauptete, daß er heute das Summen und Surren und gar das Schlagen nicht vertragen könne. Lautloſe Stille lag nun über dem ganzen Dorf, als Seb auf das Thurmdach heraustrat, und wie heute keine Stunde ſchlug, ſo mußte Alles ſtill daran denken, in welcher gefahrvollen Lage heute Seb ſchwebte.

Er war noch nicht lange an der Arbeit, als er plötzlich ein Klappern hörte, er ſchaute ſich um — der Storch war mit ſeinem Weibchen angekommen und zeigte ihm unter ſeltſamem Verbeugen und in die Bruſt werfen das neu hergerichtete Haus und die ringsum frühlingsgrüne Welt; das war ein Schnattern und Klappern und ein bedächtig fröhliches Gethue, und jetzt flogen die Wandervögel auf. Halt! faſt wäre unfreiwillig zur Wahrheit geworden, was Seb ſo lange als Vorſatz im Sinne hatte, er war ausgeglitten, er hielt ſich nur noch am Vorſprunge feſt. Er hatte dem Fliegen des Storchenpaares zugeſehen, wie ſie ſo wohlig in der Luft ſchwimmen, und ohne ſich zu ſtoßen und zu ſchwingen ruhig ſchweben und wieder in ſchiefen Bogen in's Neſt ſich ſenken.

Als ſich Seb wieder aufrichtete, belebte ihn plötzlich ein neuer Gedanke: er hatte den Tod überwunden, er wollte leben und Zilge und dem Dorf zeigen, was er vermag; ſie ſollten eine Weile noch ſchlechter von ihm denken, dann aber — — Seb hielt ſich mit beiden Händen feſt und ſchaute hinaus in die weite mit Blüthenbäumen beſäte Welt und in den blauen Himmel.

Lange ſchweifte ſein Blick in der Landſchaft umher, mit neugeborner Luſt ſie erſchauend: dort drüben ſteht der Gemeindewald auf dem Berg, und hinter dem Berg thürmen ſich andere, und Felder und Dörfer breiten ſich weitaus, und näher! Wie ſtill ſtehen die Bäume im wogenden Korn und als grüne Bänder ziehen ſich die Gartenhecken dorthin, und dort das kleine Geſchöpf, das mit den kleinen Thieren im Brachfeld pflügt, und hier unten der Ameiſenhaufen, den man ein Dorf nennt — Ein Narr iſt, der ſich aus dieſer ſchönen offenen Welt hinaustreiben läßt.

Seb ſuchte unter dem Häuſergewirre ſein eigen, Haus, er fand es bald, er konnte es gar nicht begreifen, daß er ſich da wieder in Noth und Sorgen hineindrängen ſollte.

„Ich will ein größer Theil an der Welt haben,“ ſagte er vor ſich hin. —

Die Arbeit ging raſch von Statten. Der Schloſſer und ſein Geſelle kamen mit dem neu vergoldeten Kreuze, Seb ließ es ſich heraus reichen und ſteckte es auf die Thurmſpitze. Die Schloſſer nieteten das Kreuz im Innern feſt, und als dieß vollendet war, ließ ſich Seb die neuen Strümpfe und Schuhe herausreichen, die nach altem Brauch die Gemeinde dem geben muß, der das Kreuz auf den Thurm ſetzt. Seb ſchwang ſich keck hinauf zu dem Kreuze, und abwechſelnd es mit dem einen und dem andern Arme umklammernd, zog er hier hoch oben die neuen Schuhe und Strümpfe an. Er ſchaute nicht hinab, wo eine große Menſchenmenge verſammelt war, er hörte nur von dort Jauchzen und Wehklagen, es war ihm, als hörte er ſeinen Namen rufen, bald in Angſt, bald in Freude.

Wie zum Spott warf er ſeine alten Schuhe hinab auf das Dorf, ſchlüpfte durch die Lucke in die Glockenſtube, füllte die Oeffnung aus und ſtand endlich wieder unten auf dem Boden unter der ſtaunenden Menge.

Noch fühlte er ſich wie taumelnd, aber mitten im Taumel triumphirte ſein Herz, ſie hatten Alle bewundernd einſehen gelernt, welch' ein muthvoller geſchickter Mann er war; und ſie ſollten noch Weiteres, Unerwartetes kennen lernen. Zilge war nicht unter den Verſammelten. In ſeinen krachneuen Schuhen mit dem ſiegreichen Handwerkszeuge in der Hand ging Seb wie ein Siegesheld durch das Dorf.

Aus allen Häuſern glückwünſchte man ihm, als käme er von einer großen Reiſe, er dankte freundlich, Es war ein zweideutiges Lob, als ihm ſein Nachbar der Küfer ſagte: „Es ſcheint, du kannſt beſſer in den Himmel als in den Boden bauen.“ Dennoch gab er ihm den Auftrag, andern Tages eine eingeſunkene Gartenmauer hinter dem Hauſe herzurichten, da ſonſt aller Boden abrutſchte. Seb ſagte nicht zu und lehnte nicht ab.

Zu Hauſe traf er Zilge am Stickrahmen, ſie beugte ihr Angeſicht tief auf denſelben und redete kein Wort. Er nahm die Taſchenuhr vom Nagel und ſteckte ſie wieder zu ſich. Die ganze Welt hatte ihn triumphirend begrüßt, und nur Zilge ſprach kein Wort.

Er wollte eben im Zorn darob die Stube verlaſſen, als er an der Thüre wieder umkehrte und fragte:

Zilge, verdien' ich gar kein Wort?“

Sie antwortete nicht und ſtickte weiter.

„Red', verdien' ich gar kein Wort?“ wiederholte er zornig.

„Mehr als eins," erwiderte ſie endlich, ohne aufzuſchauen.

„Und was?"

„Was ich nicht ſagen will."

„Du mußt aber."

Laut weinend klagte nun Zilge, wie ſündhaft er mit ſeinem Leben geſpielt habe, das doch ihr und den Kindern gehöre. Seb ſtand einen Augenblick erſchüttert von dieſen Worten, und halb im Scherz erklärte er, daß die Gemeinde ſie und die Kinder hätte erhalten müſſen, wenn er geſtorben wäre.

Mit einem eigenthümlichen Trotz entgegnete hierauf Zilge, daß ſie allein ſich und die Kinder erhalten könne, und ſich nie von der Gemeinde erhalten ließe.

Es durchzuckte Seb ſichtbar, als er das hörte, aber er ſprach lange nicht. Endlich erzählte er Zilge lachend, was das für eine Luſtbarkeit, ein Knixen und Klappern und Schwingen geweſen ſei, als heute der Storch mit ſeinem Weibchen ankam.

„Die fangen jetzt von neuem zu hauſen an," ſchloß er, „und das Weible iſt ganz glückſelig, weil ſie eine Zeitlang von ihrem Manne fortgeweſen iſt, und er das Haus neu hergerichtet hat."

„Was geht mich das dumme Zeug an?" ſchalt Zilge ſchon im ſchwindenden Unmuth, und Seb war froh, daß ſie nicht mehr merkte und nicht mehr ſagte.

Drei Tage arbeitete er nun an der Gartenmauer hinter des Küfers Haus, und oft, wenn er aufſchaute nach dem in der Sonne blinkenden Thurmkreuz, dachte er mit Schauder daran, wie er da oben geſchwebt, und welche Gedanken ihm durch die Seele gezogen, und doch waren es in Luſt und Leid übermüthige geweſen; jetzt aber ſtand er wieder auf ebenem Boden in einem Gartenwinkel und führte eine ärmliche Mauer auf. Wie er die Steine wälzte und meißelte, hob und legte, ſo hob und legte er manchen Gedanken hin und her, aber wie er's auch richtete, es blieb bei dem alten Vorſatz, wie bei einem unabänderlichen Bauriß. Am dritten Abend war die Mauer fertig, und Seb raffte mit einem ſchweren Seufzer ſein Handwerkszeug zuſammen. Er wußte es, das war ſeine letzte Arbeit im Dorfe. Er war jetzt los und ledig.

Am Morgen früh zog er ſeine Gemeindeſchuhe an und ſagte Zilge, daß er ſich in der Fremde Arbeit ſuchen wolle; hier zu Land, wo er Meiſter ſei und Geſellen gehalten habe, könne er nicht mehr als Geſelle arbeiten. Zilge, die ehedem ſeinen Stolz gereizt hatte, daß er Meiſter werden und ſelbſt Bauten aufführen ſolle, wollte jetzt dieſen Stolz beſchwichtigen, aber es gelang ihr nicht mehr und mit bangem Herzen ließ ſie endlich Seb ſcheiden.

Er ſagte ihr noch, wie viel ſie von der Gemeinde für den Kirchenbau zu bekommen habe und hing ſeine Uhr, die er ſchon in der Taſche hatte, wieder an den Nagel. Zilge wollte, daß er ſie mitnehme, er aber willfahrte ihr nicht und ſagte, ſie könne ſie verpfänden, wenn ſie kein Geld mehr habe. Wiederum ſtolz ſchwur ſie, daß das nie geſchehen würde, und endlich ging Seb von dannen.

Die Kinder ſchliefen noch, das kleine Töchterchen mit ſeinen rothgeſchlafenen Backen zuckte zuſammen als er es küßte, und der Knabe Johannes, der unbewegt fortſchlief, ſchrie noch als Seb die Hausthüre zumachte, plötzlich:

„Vater bleib' da!“

Seb reichte noch Zilge die Hand, preßte die Lippen zuſammen, und fort rannte er, als jagte Jemand hinter ihm drein.

Ein Bauer der am frühen Morgen ſeine Wieſen im Thale wäſſerte, ſah den Seb wie er lange dem Storchenpaare zuſchaute, das gemächlich ſteif und ſtillernſt durch die Wieſen ſtelzte, die Füße hoch hob, und mit Kopf und Hals ſtets rechts und links nickte. Als der Bauer den Seb anrief, ſagte dieſer: „Ich geh auch in die Fremd' und komm' vielleicht vor dem Winter oder Frühjahr nicht wieder.“ Der Nachbar Küfer traf den Seb in der Stadt, und ihm gab er den ausdrücklichen Auftrag, ſeiner Frau die Botſchaft zu bringen, ſie möge keine Sorgen haben, wenn ſie vielleicht lange nichts von ihm höre.

Das waren die letzten Nachrichten, an denen Zilge lange ihr Hoffen und Harren befriedigen mußte.

Siebenmal einſam.

Schon am erſten Tage nach Sebs Abweſenheit hatte Zilge faſt keine Ruhe mehr am Stickrahmen, ja, was ihr ſeit Jahren nicht geſchehen, traf ein, ſie mußte die Arbeit eines ganzen Tages wieder auftrennen, und da ſie keinen Tageslohn entbehren konnte, mußte die Nacht das Verfehlte wieder einbringen.

Sie hatte ſtets einen halben Gulden beſonders gelegt, damit ſie den Brief gleich bezahlen könne, den Seb ihr aus der Fremde ſchicke, und ſagte ſie ſich auch wieder, daß er von ſeinem Verdienſt den Brief frei machen könne, ſie rührte das Geld nicht an. Oft mußte ſie in überwallender Empfindung ſich aufrichten, wenn ſie daran dachte, wie lieb ſie doch ihren Seb hatte, und ſie machte ſich Vorwürfe, daß ſie ihm das nie ſo gezeigt; ſie beruhigte ſich aber bei dem Gedanken, daß ſie bei ſeiner Heimkehr ihm den Himmel auf Erden ſchaffen wolle. Sie ſah jetzt die Rechtſchaffenheit und den Biederſinn Sebs in vollem Glanz, und wie getreu und ſparſam er war, und wie er ſie hoch hielt. Keine Frau weit und breit hat einen bräveren Mann. Ja, ſie ſchalt ſich innerlich, daß ſie nach Vollendung des Kirchendaches ihn nicht gelobt habe, ſie hatte ja ſelber dieſen übermüthigen Ehrgeiz in ihm gepflegt.

Während ſie ſonſt den verdienſtloſern, Oel und Holz verzehrenden Winter fürchtete, freute ſie ſich jetzt darauf; da kehrt Seb heim, und ſie ſah oft ſtaunend auf die Kinder, ſie war jetzt ſehnſüchtiger nach ihm, als da ſie Braut geweſen. Ihr Herz pochte ſo heftig, wie an jenem Abend, nachdem ſie ihn Tags vorher zum Erſtenmal geküßt; alle Küſſe, die ihr Seb je gegeben, entbrannten jetzt wieder auf ihren Lippen, und leiſe und verſtohlen ſang ſie ſich jetzt am Stickrahmen die Lieder, die ſie einſt mit ihm geſungen. Der kleine Johannes hütete ſein Schweſterchen gut, und Zilge hatte viel Zeit zum ſtillen Denken und Grübeln. Wenn der kleine Johannes am Abend betete und den Vater in Gottes Schutz befahl, ſprach ſie dem Kinde immer die Worte leiſe nach, und oft in ſtiller Nacht ſchaute ſie ſtundenlang zum Fenſter hinaus über die Wieſe nach den jenſeitigen Waldbergen, die waren noch dunkler als die Nacht. Zilge war es oft ſo bang, daß ſie faſt laut aufſchrie, und doch ſchalt ſie ſich wieder wegen dieſes ungerechten Zagens; ſie zwang ſich zur Munterkeit. Als aber der erſte Schnee fiel, wurde ſie plötzlich tief traurig, ſie beredete ſich, daß wohl in den wärmern Ländern noch heller Herbſt ſei, aber immer mehr ſagte ihr eine innere Stimme: er kommt nicht, er kommt nie mehr, du biſt einſam und verlaſſen … Sie wollte dieſen Gedanken wieder ausreißen, er ſollte ſie nicht hindern, ihrem Manne mit voller Liebe entgegen zu kommen, und hundertmal ließ ſie ſich von Johannes die Worte vorſagen, die ſie ihn gelehrt hatte, daß er den Vater damit bewillkomme; bald ließ ſie auch das und pries im Stillen das Glück des Kindes, dem ein Entfernter ganz aus dem Sinne ſchwindet, wenn man es nicht gefliſſentlich daran erinnert.

Die fröhliche Weihnachtszeit kam; nur um den Kindern Wort zu halten, zündete ſie ihnen einen hellen Baum an, und es ſchnitt ihr in die Seele, als das Kind von ſelbſt ſagte: „Gelt Mutter, weil der Vater nicht kommen iſt, darum kriegt er auch nichts?“ Einen Baum voll Liebesflammen hatte ihm Zilge entzünden wollen, jetzt war Alles dunkel und ausgeſtorben.

Auf einmal ſtieg eine freudig traurige Tröſtung in ihr auf: Seb iſt krank, er kann nicht kommen, aber warum ſchreibt er nicht, und läßt nicht ſchreiben? Vielleicht hat ihn ein jäher Tod ereilt, er war ja ſo übermüthig keck, und ſeit dem Einſturz des Hauſes doppelt verwegen. Zilge glaubte vor zweifleriſchem Sinnen und Grübeln vergehen zu müſſen. Nicht umſonſt wohnte ſie in einem Hauſe, deſſen Einſturz man allzeit befürchten mußte.

Um Faſtnacht hörte Zilge, daß der alte Kamerad Sebs, der Maurer in Weitingen, den Sommer über mit Seb gearbeitet hatte, und Nachricht von ihm geben könne. Sie übergab ihre Kinder dem Nachbar Küfer, und wanderte im Schneegeſtöber nach Weitingen. Sie kam mitten in den Faſchingsjubel, ſie mußte Alles mit traurigem Herzen mit anſehen, denn der Maurer ſpielte ſelber eine Rolle darin. Endlich berichtete er ihr mitten unter dem Wirthshauslärm, daß er allerdings bis zum Herbſt mit ihrem Manne gearbeitet habe, ſie brauche aber nicht traurig ſein, denn ihr Mann ſei überaus luſtig geweſen, und habe geſagt, er gehe noch weiter, vielleicht in die neue Welt, ſeine Frau habe ihn bis zur Hochzeit lange warten laſſen, jetzt könne ſie nachher auch ſich daran gewöhnen. Zilge bat und beſchwor ihn, mit ihr keinen Faſchingsſcherz zu treiben; darauf ward der Mann böſe, ließ ſie ſtehen und mengte ſich wieder unter das luſtige Gewimmel. Auf dem Heimweg war es Zilge einmal, als müſſe ſie auch ſich in die weite Welt ſtürzen. Warum war ſie allein feſtgebannt? Waren denn die Kinder nicht ſo gut die ſeinen wie die ihrigen? Da überlief es ſie plötzlich eiskalt und bis in's Herz hinein ſchauerte ſie, und ſie ſtieß in die ſchneebedeckte Welt hinein einen gräßlichen Fluch gegen ihren Mann aus. Ein wirbeliges Taumeln, eine Schlafſucht ergriff ſie, daß ſie mit ſtarren Händen ſich die Augen rieb, aber der Schlaf wollte ſie überwältigen, ſchon wollte ſie ſich niederlegen, da ſchoß ſie auf: ſchlief ſie hier ein, war ſie des Todes. „Meine Kinder! Meine Kinder!“ rief ſie im Weiterſchreiten, und rannte aus voller Macht dahin, bis ſie endlich ihre Schritte mäßigte. Zwiefach arm kehrte Zilge wieder heim, ſie war verlaſſen und von Haß erfüllt. Und doch, als ſie von fern ihr Häuschen wieder ſah, überkam ſie ein gewiſſes Gefühl der Geborgenheit; draußen iſt die Welt ſo kalt und ſtarr, da iſt doch eine warme ſichere Stätte, da biſt du daheim und mit Fleiß und Ergebung wird ſich Alles ertragen laſſen. „Gott ſei Lob und Dank, daß ich geſund bin,“ ſprach ſie vor ſich hin und faltete die ſtarrkalten Hände. Als am Abend der kleine Johannes in ſein Nachtgebet den Vater einſchloß, fuhr ſich Zilge mit der Hand über die ſträubenden Haare: das Kind ſegnete Den, dem ſie heute geflucht, der ganze Jammer ihres Lebens ſprach ſich da aus, Segen und Fluch, Liebe und Haß ſtritten mit einander. Was wird die Oberhand behalten? . . .

Der Morgen nach einem erfahrenen Ungemach erweckt doppelte Pein, und doch hat ſich dabei der erſte grelle Schmerz im Schlaf geklärt. Zilge wußte nun, was ſie zu ertragen hatte, und nur eine Weile konnte ſie ſich der ſchmerzgelähmten Mattigkeit hingeben, die Alles abſichtlich noch mehr verkommen läßt, und ſich faſt deſſen freut, daß Schlag auf Schlag das Schickſal peinigt.

Am erſten Sonntag, nachdem ſie die Gewißheit ihres Unglücks hatte, durchblätterte ſie das Geſangbuch hin und her, endlich ſtand ſie auf und ſagte:

„Da ſtehen Lieder und Gebete für alle Leiden und Krankheiten, für meines nicht; das iſt unerhört, das hat noch keine Menſchenſeele erlebt.“

Zilge erinnerte ſich jetzt, daß ihr Mann ihr die Gemeindeverſorgung in Ausſicht geſtellt; ihr Ehrgefühl und ihr Stolz erhob ſich, ſie wollte der Welt zeigen, wer ſie ſei, und es erſchien ihr als eine erquickende Rache an Seb, er mußte es doch einſt erfahren, daß ſie ohne ihn das Haus im Stand gehalten, ſein böſer Vorſatz, ſie in's Elend zu ſtürzen, ſollte zur Lüge werden. Allem, was Zilge nun ſann und unternahm, lag das Gefühl des Haſſes gegen ihren Mann zu Grunde, ſie verſchloß das aber in ſich vor fremden Menſchen, nur manchmal konnte ſie nicht umhin, gegen die Kinder ihrem Herzen Luft zu machen.

Der Frühling kam, er brachte keine Waſſerfluthen mehr, die Störche waren wieder da und ein Schwalbenpaar niſtete wieder über dem Fenſter Zilge's. Zilge lebte ruhig und ſtill. Nur zwei Vorkommniſſe plagten ſie vielfach. Wenn ſie über die Straße ging, fragte ſie Jedermann: „Haſt noch keine Nachricht von deinem Seb?“ Die Menſchen hielten ſie für herzlos, weil ſie nicht Jedem den Gefallen that, mit der ganzen Ausbreitung ihres Kummers darauf zu antworten, und man glaubte es ihr doch nicht, daß Seb nicht in heftigem Zank von ihr gegangen ſei. Ja, Manche glaubten ihr Mitleid nicht anders bezeigen zu können, als indem ſie ihr vorhielten: „Wie wird's deinen armen Kindern gehen, wenn du einmal krank wirſt?“ Am erbittertſten war aber Zilge, wenn man ihr vorwarf, wie unklug es von ihr geweſen, daß ſie ſich ehedem nicht beſſer in die Launen der Küferin gefügt hatte, ſie wäre an Kindesſtatt angenommen und Haus und Aecker der Küferin wären nicht verfremdet worden an die Verwandte von Weitingen.

Viel ſchwerer konnte Zilge der Störung ihres Bruders, der nach der nahen Amtsſtadt verſetzt war, widerſtehen; er wußte ſeine Schweſter nicht anders zu tröſten, als indem er Feuer und Flammen gegen Seb ſpie und ihm alles Schlechte nachſagte, und dazu hatte er noch Streit mit Zilge, weil ſie das nicht dulden wollte. Er ſchwur, Seb „mit Guſto“ krumm zu ſchließen, wenn er ihn fahnde; er prahlte mit ſeiner Kenntniß des Amtsſtyls, indem er ihr den Steckbrief vorſagte, den er gegen Seb erlaſſen wolle, aber Zilge behauptete, daß Niemand dazu ein Recht habe, als ſie, und der Bruder kam mit der Zeit oft in's Dorf, ohne ſie heimzuſuchen. Der Pfarrer kam auch bisweilen zu Zilge und lobte ſie wegen ihrer milden Ergebung und ihrer ehrenhaften Thätigkeit. Sie nahm das Letzte, das ſie verdiente, eben ſo an, wie das Erſte, das ſie nicht verdiente. Niemand ſollte wiſſen, was in ihr vorging.

Die traurigſte Zeit war für Zilge Pfingſten, und die hellen Sommerſonntage. Da ſitzen Nachmittags die Frauen unter einem Nußbaum, oder vor einem Hauſe auf der Bank und plaudern allerlei. Zilge war ſo viel allein, daß ſie an dieſen Tagen ſich auch zu den Menſchen geſellen mußte, aber ſie wußte nicht wohin; ſie gehörte nicht zu den Mädchen, nicht zu den Frauen und nicht zu den Wittwen. Das ſtille ewige Inſichhineinleben hatte ihre Empfindung krankhaft geſchärft, und jetzt gab ihr doch die Welt eine, wenn auch nicht wohlthuende Heilung. Zilge gewahrte bald, wie die Unempfindlichkeit und Theilnahmloſigkeit der Menſchen doch auch ihr Gutes hat. Die Welt nahm ihr Schickſal viel unbefangener, viel nüchterner: ſie iſt eine verlaſſene Frau, das iſt ſchon oft dageweſen, und wird noch mehr kommen. Dieſe Nüchternheit der Welt hat Anfangs etwas furchtbar Erkältendes, allmählig ſtellt ſich aber die Erkenntniß ein, daß die Welt fremdes Ungemach alsbald ſo faßt, wie man es im Verlauf der Zeit doch ſelber auch nehmen kann und muß. Zilge war anfangs erſtaunt, daß man ſie nicht darüber ſchalt und höhnte, ſondern es natürlich fand, wenn ſie auch einmal unwillkürlich lachte und ſcherzte, und manchmal erſchien es ihr ſelbſt, als ob ihr Ungemach gar kein ſo außerordentliches wäre. Man ſprach von Wiedergekehrten, und wie doppelt glückſelig die Menſchen dann miteinander wurden. Wenn Zilge das hörte, gab es ihr einen Stich durch's Herz: ein heimliches Labſal, der Haß gegen ihren Mann ſollte ihr dadurch entriſſen werden, und doch konnte ſie ſich des

Einfluſſes nicht erwehren. Es gab Stunden, wo ihre Wangen glühten, und ſie ſich dachte, daß ſie ihren Mann mit offenen Armen empfangen würde, und wieder andere, wo ſie die Zähne knirſchte, und ihn erwürgen wollte, wenn ſie ihn wiederſah.

Von Zeit zu Zeit klopfte Zilge die Sonntagskleider ihres Mannes aus, die er daheim gelaſſen hatte. Die Leute riethen ihr, dieſe Kleider zu verkaufen, aber ſie konnte ſich dazu nicht verſtehen. Tief erſchreckt wurde ſie aber einſt, als ſie mit dem Kleiderausklopfen beſchäftigt, den kleinen Johannes ſagen hörte: „Nicht wahr Mutter, wenn der Vater da wär', thäteſt ihn auch ſo ausklopfen, wie den Rock da?“ Zilge ſchauderte vor dem, was ſie und vielleicht auch andere in die Kindesſeele gepflanzt hatten, aber ſie konnte es nicht mehr ausjäten.

Im dritten Herbſt kam ein Brief von Ausgewanderten aus Amerika, worin es hieß, daß Seb auch dort ſei und viel Geld verdiene. Wieder beſtürmten wechſelnde Gefühle das Herz Zilge's, aber der Unmuth behielt die Oberhand. Konnte Seb nicht ſelbſt ſchreiben oder Etwas ſchicken? Sie wollte ja gern ſeiner in Geduld harren. So oft nun Jemand kam und von Amerika ſprach, jammerte Zilge viel und es war ein ſeltſamer Treffer, daß der kleine Johannes auf die Frage: „Wo iſt dein Vater?“ immer antwortete: „In Jammerika.“ Er ließ ſich nicht dazu bringen, das Wort richtig auszuſprechen, und die Leute erluſtigten ſich zuletzt daran, und im Dorfe ſagte man eine Zeitlang nie anders als: „Jammerika.“

In demſelben Winter kam in der That auch ein Brief von Seb aus der neuen Welt. Er traf Zilge am Krankenbett ihres Töchterchens und der Brief enthielt nach einer Schilderung vieler Mühſal nichts als die Tröſtung, daß es ihm jetzt beſſer ergehe und er Zilge bald hole. Das ganze Dorf kam nach und nach um den Brief zu hören und zu leſen, und als der Nachbar Küfer las, daß Seb ſeine Frau darin erinnerte, wie der Storch auch zuerſt allein fortfliege und dann ſein Weibchen nachhole, ſagte er nicht uneben:

„Das iſt kein Vergleich, die Storchen geben jedes Jahr ihre Kinder aus, der Menſch aber muß ſie lang ernähren, ehe ſie ſich ſelber forthelfen können.“

Auch der Bruder Landjäger ſtellte ſich wieder ein, und dießmal konnte ihm Zilge nicht wehren, daß er auf Seb ſchimpfe, weil er nicht für einen Kreuzerswerth geſchickt hatte. Seb hatte verſprochen, bald wieder zu ſchreiben, worauf man ihm dann antworten könne.

Das Kind genas und Zilge mußte nun die Nächte hindurch arbeiten, ſie ſchüttelte oft den Kopf, wenn ſie des Wiederſehens gedachte. „Du kommſt zu ſpät,“ ſprach ſie dann oft vor ſich hin, ſie dachte an ihren Tod und an die Erkaltung ihres Herzens.

Neues Ungemach kam, Zilge konnte nicht mehr ſticken, ihre Augen wurden krank, und dabei klagte ſie dem Arzte, daß ſie ſich oft wie beſeſſen vorkäme, ſie habe ſo ſchwere Gedanken, daß ſie oft aus dem Schlaf laut aufſchreie, und es ihr am hellen Tage manchmal vorkäme, als müßte plötzlich Jemand die Thüre aufreißen, und ihr mit einer Art das Hirn einſchlagen. Der Arzt wußte kein anderes Mittel, als daß ſie die ſitzende Lebensweiſe aufgebe.

Zilge verſtand ſich nicht auf die Feldarbeit, eine Fabrik war nicht in der Gegend, ſie faßte aber dennoch einen raſchen Entſchluß.

In unſerer wohlregierten, allſeitig beſchützten Welt bedarf aber jede aus der Linie gehende Thätigkeit der amtlich geſtempelten Erlaubniß. Der Schultheiß, bei dem ſich Zilge ein Leumundszeugniß holen mußte, billigte ihren Entſchluß, daß ſie Lumpenſammlerin werden wolle, er rieth ihr aber, ihr Häuschen zu verkaufen, denn ſo lange ſie das hatte, mußte ſie neben den Zinſen für die Hypothekenſchuld auch noch Gemeinde- und Staatsſteuern bezahlen. Zilge, die nichts hatte als ihrer Hände Arbeit, um ſich und ihre Kinder zu ernähren, mußte Steuern zahlen zur Erhaltung der Gerichte, der Militärmacht und des ganzen ſogenannten Staatsorganismus. Sie konnte aber doch ihr Haus nicht aufgeben, ſchon der Gedanke daran war ihr, als würde ſie mit ihren Kindern auf die Straße geſetzt; ſie hatte ſich ihr Lebenlang nach einem „eigenen Unterſchlupf“ geſehnt, lieber wollte ſie ſich nur halb ſatt eſſen, ehe ſie ſolchen aufgab.

Mit knapper Noth kam ſie bei ihrem erſten Schritt in die fremde Welt ſtraflos davon. Als ſie das ausgeſtellte Patent, das ſie zum Lumpenſammeln ermächtigte, bezahlen ſollte, ergoß ſie ſich in heftigen Worten: warum ſie denn ſeit Jahren Steuern bezahle, daß ſie nun, wenn ſie einmal das Gericht brauche, nochmals

Blutgeld dafür geben müſſe? Der Amtmann antwortete nicht, er zog an einer Klingel, ein Landjäger trat ein; glücklicherweiſe war es aber der Bruder Zilge's, deſſen Fürſprache es nun gelang, daß ihr die Strafe des Einſperrens erlaſſen wurde. Zilge hörte zu ihrer Verwunderung zum Erſtenmal die Entſchuldigung, daß es ihr nicht ganz geheuer im Kopfe ſei.

Zilge freute ſich mit dem Patente, als hätte ſie damit ein großes Glück errungen, denn eine mühſam errungene Möglichkeit muthet oft ſchon an wie eine Erfüllung. In der That war ſie nun auch heiterer als je auf ihren Wanderungen durch die Dörfer, und der Gewinn war raſcher, als mit der langſamen Nadel am Stickrahmen. Die Leute waren überall freundlich gegen ſie und wenn ſie ſich auch anfangs deſſen ſchämte, fühlte ſie doch bald ihre Kräfte wieder wachſen bei manchem nahrhaften Biſſen, den man ihr ſchenkte. Manche Mitleidige ſagten ihr noch, wie ſchön und ſtolz ſie einſt geweſen ſei, und ſie lächelte ſtill dazu, wobei die Leute ſie immer mit einer gewiſſen unruhigen Scheu betrachteten. Am Abend trug Zilge neben der Laſt auf ihrem Rücken noch immer in einem Handbündel allerlei Eßwaaren heim, und ſie freute ſich mit ihren Kindern, die ſie den Tag über beim Nachbar Küfer gelaſſen.

Auf ihren einſamen Gängen mußte Zilge immerdar ihres Mannes gedenken und wenn ſie in ein Haus kam, zuckte ein eigenthümliches Lächeln über ihr Antlitz, wenn man ſie ſcherzweiſe „Frau Baumeiſterin“ nannte, ſie aber ſagte nie etwas darauf.

Man ſprach da und dort davon, daß viele Ausgewanderte in Amerika ſich zu einem Kriege hätten anwerben laſſen, und viele beim Bau der Panama-Eiſenbahn geſtorben ſeien. Zilge war es, als ob die Leute wüßten, daß ihr Mann nicht mehr am Leben ſei, obgleich man ihr das ſtets ausredete. Die Leute ſahen ſie aber immerdar ſo wunderlich an. Was hatte das zu bedeuten?

Zilge, die ehedem nicht in Sonnenhitze, nicht in Froſt vor das Haus gekommen war, ſcheute jetzt kein Wetter, und mit einer ſich ſtets gleichbleibenden Haſt und Unruhe wanderte ſie von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, und ihre Mühe brachte erfreuliches Erträgniß. Im ſtillen Denken über Feld und durch den Wald ſetzte ſie ſich oft auch Termine, indem ſie, ihres Mannes gedenkend, ſagte: „Wenn er bis da und da nicht heimkömmt, ſo ſind wir Beide verloren, er und ich, auf ewig geſchieden.“ Er kam nicht und ſie war nur froh, daß ſie dieſen Vorſatz gegen Niemand ausgeſprochen, als zu ſich ſelber, ſie konnte den Termin wieder weiter hinausrücken, und ſie that es und malte ſich's glückſelig aus, wie ſie ihm vergebe. Sie legte einmal mehrere Wochen den ſilbernen Trauring ab, den ſie von Seb an der linken Hand trug, aber wenn ſie in ein Haus kam, verdeckte ſie mit ihrer rechten Hand die linke, und da Niemand bemerkt hatte, daß ihr etwas fehle, zog ſie ſtill den Ring wieder an. Nur der kleine Johannes hatte Acht darauf, denn er fragte: „Haſt deinen Ring wieder gefunden?“

Als aber Sommer und Winter vergingen, und keine Nachricht, nichts kam, ſetzte ſich wieder eintöniger Haß in ihr feſt. Er war es ja, der ſie ſo in die Welt hinaus trieb. Wie kann er das je wieder entgelten?

Im Vorfrühling ſchritt ſie einſt im Regenſturm die Straße am Neckar dahin, der Wind wollte ſie umreißen und machte ihr die regentriefenden Wangen glühen, da ſtand ſie ſtill und plötzlich überkam ſie, als müßte ſie ſich hinabſtürzen und den Tod ſuchen in den Wellen; aber ſie jagte raſch davon, und als ſie heimkam, bat ſie den Lehrer, ihr doch den Johannes auf einige Tage aus der Schule zu entlaſſen, daß er mit ihr gehe; ſie geſtand nur halb, wovor ſie ſich fürchtete, aber der Lehrer willigte doch ein. Im Geleite des Knaben, der ein Bündel trug, erfuhr ſie nun immer mehr, welch eine Häſſigkeit gegen den Vater in der Bruſt des Kindes ſich feſtgeſetzt hatte; er erzählte ihr, wie der Ziegler ihm geſagt: Seb habe in Jammerika eine Schwarze geheirathet und wolle nichts mehr von ſeiner Frau und ſeinen Kindern. Zilge gab ſich viele Mühe, den Vater zu loben, aber es wollte ihr bei ihrer Gemüthsſtimmung nicht gelingen.

Eines Mittags ſuchte ſie im Weitinger Walde unter einem Ahornbaum mit ihrem Knaben Schutz vor einem Platzregen. Mutter und Kind ſtanden an den Stamm gelehnt, die Tropfen fielen ſo ſchwer nieder durch die Zweige, es raſchelt auf den vorjährigen Blättern am Boden allezeit, als kämen Schritte von allen Seiten; in den Wipfeln ſaust es, und drunten der Neckar rauſcht, und es läßt ſich nicht mehr unterſcheiden, was iſt Waldesſauſen, und was iſt Stromesbrauſen. Der

Kukuk hat noch kaum vor einer Weile gerufen und dabei ſo ſeltſam gelacht, ja, wer ihn tief im Walde belauſcht, kann ihn hören wie er lacht: jetzt iſt er auch ſtill.

„Ich möcht' nur auch den Kukuk einmal ſehen," ſagte der kleine Johannes.

„Laß ihn, dein Vater iſt auch ein Kukuk."

„Warum?"

„Ich weiß ſchon warum, du brauchſt nicht Alles zu wiſſen. Wenn du und dein Schweſterle nicht wär', da hätt' man mich ſchon da unten am Mühlrechen ausgefiſcht."

„Wie denn?"

„Ich hätt' mich vertränkt."

Eine Elſter huſchte plötzlich über Zilge tiefer in den Wald hinein, als hätte das böſe Wort ſie verſcheucht; den Vogel gewahrend wurde Zilge ſeltſamerweiſe plötzlich inne, was ſie gethan, ſie pflanzte ja neue unheilvolle Gedanken in die Seele des Kindes; ſie gab ihrem Bruder Recht, der ſie für irrſinnig erklärt hatte, ſie nahm fortan den Knaben nicht mehr mit auf ihren Wanderungen.

Jahr an Jahr verlief, man hörte nichts von Seb. Die Storchen kamen und gingen, die Menſchen freuten ſich, daß die Bäume blühten und das Ackerfeld grünte, und freuten ſich, als die Saaten dürr und reif wurden, und die Bäume voll Früchte hingen; nur Zilge blieb allezeit ſtill und in ſich gekehrt. Man hörte nichts von Seb. Zilge harrte nicht mehr und dachte nicht mehr. Sie verſuchte es, ihre alte Thätigkeit wieder aufzunehmen, aber ſie hatte keine Ruhe, und läſſig und ſtill ging ſie nun ihrem Erwerbe nach.

„Ich bin ſiebenmal einſam," klagte ſie am Pfingſten, als es ſieben Jahre geworden waren, ſeitdem Seb ſie verlaſſen. Zilge war mit Steuern und Zinſen rückſtändig geblieben, ſie mußte oft auf das Rathhaus, darüber manchen Tag verſäumen und gerieth immer mehr in's Elend.

Seb wurde nun doch in den Zeitungen ausgeſchrieben und nach Geſetzesbrauch aufgefordert, binnen dreißig Tagen ſich zu geſtellen, widrigenfalls ihm wegen des eingeleiteten Gantverfahrens ein Abweſenheitspfleger geſetzt werde. Zilge ſah dem letzten Schlage, den ſie bisher mit aller Macht abgewehrt hatte, jetzt gleichgültig entgegen.

An die große Glocke.

Es war ein heller Herbſtabend, die Schwalben ſammelten ſich in Schaaren, und ſtrichen in großen Flügen dahin; vor den Häuſern ſaßen die Bauern und dengelten die Senſen, um das Oehmd zu ſchneiden; das war ein Klingen und Hämmern durch das ganze Dorf, daß man kaum das Abendläuten hörte.

Vor dem Rathhaus ſpielte ein Trupp Knaben laut jauchzend das ſogenannte Habergeisſpiel, des Maurer Sebs Johannes war auch unter ihnen. Da tönte eine wolbekannte Klingel durch das Dorf, die Dengelnden hielten eine Weile an und hörten den Ausruf des Dorfſchützen, dann hämmerten ſie wieder weiter. Den Knaben am Rathhauſe mußte zweimal Stille geboten werden, bis ſie ruhig waren, daß man hören konnte, wie der Schütz nach dreimaligem Klingeln von einem großen Bogen las: „Aus der Gantmaſſe des Maurermeiſters Euſebius Groler, genannt Maurerſeb, und ſeiner Ehefrau Cäcilia, geborene Künzle, wird deren allhier an der Winterhalde belegenes einſtöckiges Wohnhaus morgen nach der Nachmittagskirche im Aufſtreich zum Erſtenmal öffentlich verſteigert.“

Der Schütz ging gravitätiſch weiter und man hörte ihn bald wieder vor einer andern Häuſergruppe ſchellen.

Die Knaben ſchauten Alle auf Johannes, der mit niedergeſchlagenem Blicke daſtand, ſeine Lippen zuckten; bald aber ging das Necken der Kameraden los:

„Jetzt wird euch euer Häusle verkauft. Dein Vater hat eine Schwarze geheirathet.“

So zwitſcherten die Jungen, wie die Alten ſungen. Johannes ſchlug um ſich auf Jeden, der ihm nahe kam, dann rannte er laut heulend das Dorf hinauf und ſtand nicht ſtill, wenn ihn Manche fragten, warum er weine; er rannte unaufhaltſam fort heim zu ſeiner Mutter. Zilge ſtand in der Küche und ſchnitt Brod für eine Suppe: „Mutter gieb mir das Meſſer,“ ſchrie Johannes, „gieb's mir. Wenn der Vater kommt, ſtech' ich ihn mit todt.“

Zilge entfiel im Schreck ob dieſer Worte das Meſſer aus der Hand, ſie wies den Knaben ſcharf zurecht, in ihrem Innern aber trauerte ſie tief, da ſie nun immer gräßlicher wahrnahm, welch' ein Kind ſie mit ihrem

Haſſe groß gezogen. Und dennoch wälzte ſie die Hauptſchuld auf Seb. Sollte ein ſo ſchlechter Vater ein braves Kind haben? Welch ein muthiger aufgeweckter Knabe wäre das unter dem Auge des Vaters geworden, und mit welchen Verbrechen wird er nun ſein Leben erfüllen? . . .

Sie wußte das Kind nicht anders zu beruhigen, als indem ſie ihm ſagte: „Dein Vater kommt nie mehr wieder, und du biſt mein Sohn und mußt brav ſein und meine Stütze im Alter.“

Dieſes letzte allein beſchwichtigte endlich den unnatürlich erregten Knaben; aber noch als ihn die Mutter ſchlafen legte, wollte er nicht beten, und als er endlich auf ihr Bitten die Worte ſprach: „Lieber Gott behüt' meinen Vater —“ da warf ſich Zilge auf ihn nieder und bedeckte ihn mit Küſſen.

„Wirſt ſehen ich werd' für dich ſorgen,“ betheuerte das Kind und ſchlief endlich ein.

Zilge zündete kein Licht an und ſaß am Fenſter, bald vor ſich nieder, bald in den ſternglitzernden Himmel ſchauend, wo Sternſchnuppen hin und herflogen; ſie hatte nichts mehr, das ſie ſich dabei wünſchen konnte, als: Gott möge ihre Kinder in ſeinen Schutz nehmen, und ſie brav werden laſſen.

Auf der Bergwieſe vor ihrem Hauſe war es heute Nacht lebendig, man mähte das Oehmd und der würzige Thauduft ſtieg zu Zilge empor, aber das Schnittraſcheln der Senſe zuckte ihr durch das Herz. Sie hielt mit der Hand feſt die Fenſterleiſte, als wollte ſie damit ihr Haus feſthalten, und es nicht aus der Hand geben.

Kann das Elend noch tiefer gehen? Warum kann man nicht ſterben vor Kummer? Wie lange mußt du warten, bis der Tod dich nieder mäht? Das war ihr einziges Denken.

Des Zieglers Hund im Thale bellte, und alle Hunde im Dorf bellten ihm nach. Wenn ein Hund einen Feind abwehrt oder für ſich klagt, ſtimmen Alle ein, die Menſchen aber . . . Zilge rieb ſich oft die Augen, aber ſie konnte nicht weinen, und die Augen mit der Hand zugedrückt, legte ſie das Haupt auf das Fenſterſims . . .

Da öffnete ſich die Thüre.

„Wer iſt's? Wer will was?"

Ein Bettelmann kommt und bittet."

Wehe! was iſt das für eine Stimme?

„Hülfe! Hülfe!" ſchrie Zilge zum Fenſter hinaus.

„Sei ruhig, liebe gute Zilge, ich bin's, dein Mann —"

„Weg, weg, fort, ich will dich nicht, lebſt du oder biſt du todt, ich will dich nicht, nicht in dieſer Welt und nicht in jener."

Eine Hand legte ſich auf Zilge, von Fieber geſchüttelt zuckte ſie zuſammen, dann ſchrie ſie laut auf und ſank auf den Boden.

Die Mäher, die den Hülferuf gehört, kamen herbei; Seb, denn dieſer war es, hieß ſie wieder gehen, ſeine Frau habe eine Ohnmacht bekommen, ſie ſollten nur den Nachbar Küfer und deſſen Frau holen.

Er richtete Zilge auf, und plötzlich fing ſie laut an zu lachen.

„Gelt, du biſt der Maurer Seb? Ja der Maurer, du haſt mich lebendig eingemauert. Rühr' mich nicht an, nie, nie, und wenn du mit der Krone auf dem Kopf wiederkommſt, ich will dich nicht mehr, geh' hin, wo du geweſen biſt, geh', geh'."

Sie ſtieß ihn mit großer Macht von ſich, und fing dann an laut zu weinen und zu ſchluchzen.

„Um Gotteswillen Zilge, ſei doch ruhig," bat Seb, „häng' nicht Alles an die große Glocke, ſchrei nicht ſo. —"

„Du haſt Alles an die große Glocke gehängt, mich, die Kinder, und das Haus. Es giebt gar nichts, was du nicht gethan haſt; weg, weg," rief ſie noch lauter.

Die Nachbarn kamen und zündeten Licht an.

Als Seb nach ſeinen Kindern ſehen wollte, ſprang Zilge wie raſend auf und duldete es nicht.

„Er hat ſieben Jahr nicht nach ihnen geſehen, ſie gehen ihn nichts mehr an," rief ſie.

Seb und die Nachbarn waren ſtarr, da ſie Zilge ſahen, ſie war leichenblaß, ſtrich ſich bald mit beiden Händen über die Stirn, bald ſtreckte ſie die Hände vor ſich hin mit ausgeſpreizten Fingern, ihre Augen lagen weit heraus. So oft Seb ein Wort ſagen wollte, ſchrie ſie laut, als ſteche man ſie mit Dolchen.

Die Kinder erwachten weinend, Seb rief ihnen zu, aber Zilge gebot ihnen, nicht zu antworten.

Vor dem Hauſe war Alles verſammelt, was noch im Dorfe wach war. Der Maurer Seb iſt wieder da, das hatte ſich ſchnell verbreitet, aber Zilge raſte und wüthete immer fort, und Seb mußte ſich endlich aus ſeinem eigenen Hauſe vertreiben laſſen, aus dem er

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

vor Jahren entflohen war. Der Nachbar Küfer beredete ihn beſchwichtigend dazu, und die Küferin verſprach, dieſe Nacht bei Zilge zu bleiben. Seb reichte den Bewillkommenden kaum die Hand, denn er hörte vom Küfer, daß man an ſeiner Frau ſchon lange Anzeichen von Irrſinn bemerkt habe, ſie habe ſich ihre Verlaſſenheit zu ſehr zu Herzen genommen und nur ſelten mit Jemand davon geſprochen. Am Morgen, als Seb in ſein Haus kam, fand er Zilge noch ſchlafend, er näherte ſich auf den Zehen ihrem ärmlichen Lager. Wie abgehärmt ſah ſie aus! Aber ſie mußte doch ſeinen Blick geſpürt haben, denn ſie ſchlug mit der Hand um ſich und wendete ſich nach der Seite.

Die Küferin berichtete leiſe, wie Zilge ihr geſtanden habe, als ſie ihren Mann gehört, geſehen und ſeine Hand geſpürt, habe ſie nicht mehr gewußt, wo ſie ſei, was ſie thue, und was ſie rede, und da ſei ihr auf einmal all das in den Sinn gekommen, was ſie ſeit Jahren einſam für ſich gedacht und geſprochen und heraus ſei es, und es ſei ihr geweſen, als ob etwas in ihrem Kopfe reiße, es habe geſurrt und geſchnellt, wie wenn man einen Seidenfaden beim Nähen ſpannt, mit dem Finger tönen macht und dann reißt, und ſie habe reden müſſen, wie ſie ſich's tauſendmal vorgeſagt. „Ein Teufel," das waren ihre Worte, „ein Teufel habe aus ihr gebellt." Seb ſchöpfte aus dieſer Mittheilung doch einigen Troſt. Es gelang ihm mit Hülfe der Küferin, die Kinder in das Nachbarhaus zu bringen, das Mädchen war bald zutraulich gegen den Vater, der Knabe aber blieb trotzig und widerſpenſtig, er ſtand immer bei Seite mit niedergeſchlagenen Blicken und nur manchmal heftete er ſein großes Auge auf den Vater. Welche unergründlichen Gedanken ſprachen aus dieſem Auge! Nicht von dem Vater, ſondern nur von dem Küfer ließ ſich der kleine Johannes die neuen ſchönen Kleider anziehen, die der Vater ihm und der Schweſter mitgebracht hatte. Die Kleider waren zu eng und knapp. Seb hatte ſich im Wachsthum ſeiner Kinder verrechnet. Er ſchien ſich überhaupt verrechnet zu haben, denn kaum war Johannes ſchön geſchmückt, als er, ohne ein Wort zu ſagen, das Dorf hineinrannte; er kam aber alsbald wieder im vollen Athem, er hatte offenbar die neuen Kleider ſeinen Kameraden zeigen wollen und war doch wieder von einem Schamgefühl gejagt unaufhaltſam hin und her durch das Dorf gerannt, als brennten die Kleider.

Ein ſeltſamer Zwieſpalt ging in dem wilden Knabenherzen vor. Das Mädchen, ſchon viel zu groß dafür, ließ ſich doch von dem Vater auf dem Arme tragen, es war glückſelig in ſeinem neuen Kleide und Seb trug das Kind unter Küſſen rund um das Haus und ſtand lange bei den Tannen, die er ehemals ſeinen Wald genannt. Die Sonne ſchien ſo hell und warm, der Würzgeruch des friſchgemähten Oehmdes erfüllte die Luft, die Welt wird mit jedem Morgen wieder neu; warum ſollte das ein Menſchenherz nicht auch können?

Endlich hörte Seb, daß Zilge aufgeſtanden war, er ging mit den Kindern an der Hand in die Stube, der Knabe wand ſich unwillig an ſeiner Rechten. Zilge ſaß am Fenſter, blaß mit hohlen Wangen, ſie blickte unbewegt gläſern darein.

Sie ſchüttelte mehrmals nickend den Kopf, als Seb ſie mit liebreichen Worten begrüßte und ſie um Verzeihung bat, daß er ſie am Abend ſo plötzlich überraſcht; er habe gehofft, es damit gut zu machen. Sie ließ ihn ihre Hand faſſen, die leblos und ſtarr in der ſeinen lag, dann ſagte ſie, ſich hin und her wendend:

„Er ſieht gut aus wie ein Bierbrauer."

Es war als ſpräche ſie zu jemand Fremdem, und doch war Niemand außer Seb und den Kindern in der Stube.

Jetzt erſt ſchien ſie die Kinder zu bemerken, ſie rief ſie zu ſich und riß ihnen haſtig die Kleider vom Leibe; das Mädchen weinte darob und ſie ſagte:

„Er hat euch ſieben Jahr hungrig und nackt gelaſſen; damit fangt man mich nicht. Gieb die Kleider wem du willſt."

Seb bat ſie, doch vor den Kindern gemäßigter zu ſein, ſie aber ſagte:

„Sie haben das Elend bisher mit angeſehen, ſie können's auch noch weiter."

Seb brachte die Kinder aus dem Hauſe, dann ſetzte er ſich zu ſeiner Frau und erzählte ihr, wie ja Alles wieder gut ſei und beſſer als je, er ſei nach Kalifornien gereiſt, wo man Gold grabe, er habe ſich aber damit nicht abgegeben, ſondern auf ſeinem Handwerk gearbeitet und dabei großen Verdienſt gehabt, er habe mehr als zehn Bauten ausgeführt und keine ſei ihm mißlungen. Zum Beweiſe ſeines Wohlſtandes legte er mehrere Goldrollen auf den Tiſch und brach einige davon auf, daß der Inhalt wie neugierig auf den Tiſch rollte. Zilge aber ſchüttelte den Kopf und erſt auf wiederholtes Bedrängen ſagte ſie: „Damit fängt man mich nicht, wenn du tauſend Millionen bringſt, kaufſt du mir nicht ab, was da drin —“ ſie deutete auf ihr Herz, es würgte ſie im Halſe, ſie konnte nicht weiter reden.

Man hörte Beſuche vor der Hausthüre, Seb raffte ſchnell das Gold wieder zuſammen, und als viele Männer und Frauen eintraten, ſagte Zilge lachend:

„Wenn ein Hund an der Kette liegt, werfen die Buben mit Steinen nach ihm, ſie wiſſen wohl warum, wenn er aber los iſt, hui!“

Sie erklärte trotz vieler Fragen beharrlich nicht, was ſie damit meinte, und die Leute ſchüttelten den Kopf ob ihres Irreredens; ſie hatte aber wohl damit ſagen wollen, daß man ſie in ihrem Elend vielfach verhöhnt und verſpottet habe, und allerdings waren unter den Angekommenen auch Menſchen, die ſich das hatten zu Schulden kommen laſſen. Seb drängte die Beſuchenden mit Höflichkeit hinaus und verſchloß die Hausthüre, und jetzt wendete er ſich mit erneutem Eifer an Zilge und betheuerte ihr, wie er ihr jede Minute ihres Lebens doppelt vergelten wolle für das große Leid, das er ihr angethan. Zilge lächelte freudig, faßte ſeine Hand und drückte ſie, als er aber hinzuſetzte: „So iſt's recht, jede Minute, die wir noch jetzt von unſerem ſchönen geſegneten Leben verlieren, iſt eine Sünde an Gott,“ da ſchrie ſie laut auf und ſtieß ihn von ſich, indem ſie ſagte:

„So? Eine Sünde an Gott iſt jede verlorene Minute? Wie viel Minuten hat ſieben Jahr? Hol' die Tafel und rechne. Nein, nein, nein, du kannſt gehen, wohin du willſt. Sieben Jahre verlaſſen ſeyn iſt ein Scheidegrund, ich will's auf mich nehmen, was du willſt, wie du willſt, ſag' mir nur nichts mehr von deinem Geld —"

„Und unſere Kinder?" ſagte Seb bebend.

„Ihnen zulieb möcht' ich ſchon, aber ich kann nicht, Gott iſt mein Zeug', ich kann nicht;" ſie ſchlug ſich wie betheuernd mehrmals auf die Bruſt, dann ſagte ſie dumpf:

„Wart nur noch eine Weile, dann holt mich der Tod, dann haſt Alles allein, Alles, ich will nichts davon, gar nichts, man ſoll mich mit meinen Lumpen zudecken." —

Seb legte den Kopf weinend auf den Tiſch, Zilge ſtand auf und fuhr ihm mit der Hand über die Haare, dann ſank ſie plötzlich nieder. Seb trug ſie in ſeinen Armen auf das Bett, dann eilte er hinaus und ſchickte einen reitenden Boten nach dem Arzte.

Als es zum Erſtenmal zur Kirche läutete, richtete Zilge ſich auf und ſagte:

„Nimm das Geſangbuch, nimm's, was zitterſt? Sind dir meine Thränen drin zu ſchwer? Lies, ſing's ganz durch, von Anfang bis End, mein Leid und mein Weh ſteht nicht drin, das hat Keiner gewußt, das hat kein Schriftgelehrter, kein Heiliger und kein Kirchenvater erlebt."

Seb ſaß auf einem Schemel zu Füßen ſeiner Frau, die die Augen ſchloß und, wie es ſchien, ruhig ſchlummerte. Die Glocken läuteten zur Morgenkirche, und

Seb bedeckte ſich ſein Antlitz mit beiden Händen. Wie ſtolz triumphirend hatte er unter dieſem Geläute an der Hand ſeiner Frau vor aller Welt wieder erſcheinen wollen, wie hatte er gehofft, ihr Herz mit Jubel zu erfüllen, da er nun die Glücksgüter ihr in den Schooß legte, die ihrem feinen ehrliebenden Weſen gebührten. Und jetzt! Zorn und Ingrimm wollten in ihm aufſteigen, er hatte ſich ja keine Ruhe und keinen Genuß gegönnt, nur um dieſe Höhe zu erreichen. Wie aber, wenn ſie unterdeß geſtorben, da ſich ihr Herz ihm verfremdet und im Elend verkümmerte, ſo daß es nicht mehr fähig war, ein heiteres Glück und ihn in ſich aufzunehmen? Wie muß Schmerz und Jammer in dieſer Seele gewühlt haben, bis ſie verwirrt und zerrüttet war! Seb fühlte ſich auf einmal tief gedemüthigt. Er konnte jetzt ein Haus erbauen, wie keines im Dorfe war, aber läßt ſich erſtorbene Liebe wieder auferbauen? Seb wand ſich hin und her und die Geldrollen in ſeiner Bruſttaſche ſchlugen von außen wie ein ſchwerer Hammer an ſein klopfendes Herz. Leibhaftig fühlte er jetzt die ungeahnten Schläge, die ihm nun ſein Reichthum brachte. Und mitten in aller ſchweren Kümmerniß überkam ihn doch wieder ein troſtreicher Gedanke: wie mußte ihn dieſe Frau einſt geliebt haben, und ihn allein, keinen Reichthum und keine Größe, ſie fragte nichts danach, es ſchauderte ſie davor, ſie waren mit ihrem Herzblute erkauft. — Von dem Gedanken der unergründlichen Liebe ſeines Weibes bewegt, ſchnellte Seb empor und drückte einen Kuß auf die blaſſe, nur leichtgeröthete Wange der Schlafenden.

Die Kinder kamen herbei; Seb kleidete ſie wiederum feſtlich an, und ſelbſt Johannes ließ ihn gern gewähren, dann ſtellte ſich der Knabe zu Haupten des Bettes und betrachtete mehrmals die Mutter, meiſt aber ſtand er, das Kinn auf die Bruſt geſenkt, die Augen zum Vater aufrichtend und feſt auf ihn ſchauend. Ein Kind kann mit einer Dauer und unbewegten Stetigkeit den Blick auf einen Gegenſtand heften, wie das Auge eines Erwachſenen ohne zu blinzeln nicht vermöchte, und dieſer ſtarre Kindesblick gewinnt eine Durchdringlichkeit und Strenge, der keine Worte gleichkämen. Seb ſenkte oft den Blick, wenn er den dreinſtarrenden Knaben anſah. Er brachte kein Wort aus ihm heraus, nur einmal ſagte der Knabe von ſelbſt: „Gelt, die Mutter wird nicht ſterben?"

Der Knabe hatte gehört, daß Seb einen reitenden Boten nach dem Arzte geſchickt, und daher die eigenthümliche Erweichung ſeines ſtarren Weſens; vielleicht hatten aber auch die neuen Kleider doch eine Aenderung in ihm hervorgebracht.

Als Zilge erwachte und die wieder geſchmückten Kinder ſah, bat Seb, ihnen doch die Kleider zu laſſen. — Sie ſchwieg.

Der Arzt kam und fand den Zuſtand Zilge's nur wenig beunruhigend; als Seelenkundiger empfahl er indeß noch Seb die äußerſte Geduld und Nachgiebigkeit, da Zilge ohnedieß ſchon oft an Anfällen von Schwermuth gelitten habe.

Als Seb die Ausſagen der Küferin berichtete, lächelte der Arzt und ſagte, Zilge ſei zwar durch ihr Stubenleben und ein gewiſſes nachdenkliches Grübeln etwas feingeartet, aber doch nicht ſo ſubtil, daß nicht Alles noch zu Gutem ſich wenden könne.

Seb verließ keine Minute ſeine Frau, aber er durfte ihr nichts reichen, ſie nahm nichts aus ſeiner Hand, und nur von der Küferin.

Als die Nachmittagskirche ausläutete, ſagte ſie:

„Jetzt verſteigern ſie unſer Haus, geh' doch auch dazu und kauf's, wenn du kannſt.“

Seb wollte erklären, daß das nun nicht mehr geſchehe, und wäre es auch, er behielte es doch nicht mehr. In bitterem Tone ſagte darauf Zilge:

„Nicht einmal das will er mir thun!“

Seb ging und kam bald wieder, indem er freudig rief:

„Das Haus iſt wieder dein und blank.“

Zilge ſah ſtarr drein, als ob ſie gar nichts gehört hätte.

Mit Seb war auch der Bruder Landjäger gekommen. Er hatte von der Ankunft ſeines Schwagers gehört und hatte ihn beim erſten Ausgang getroffen; er, der ſonſt nicht Schimpfworte genug für den Seb gehabt, war jetzt ſtolz auf ihn, und ſein beſter Freund, zumal, da er ihm eine ſilberne Taſchenuhr mitgebracht hatte. Er zog jetzt heftig gegen Zilge los, daß ſie ſich ſo ziere und ſperre. Seb ſuchte ſeinen Reden Einhalt zu thun, aber mit jener Art von martialiſchem Gleichmuth, ja von Heiterkeit, die ſolche Leute gern bei einer Exekution zur Schau ſtellen, ſtrich ſich der Bruder Landjäger den Schnurrbart und ſagte, auf umherſtehende Süßigkeiten deutend:

„Das iſt nichts, der muß man's einmal aus dem Salz geben, dann iſt ſie geheilt; du biſt viel zu zimpfer, Seb."

Dieſer verbot mit Gemeſſenheit jedes weitere derartige Wort, aber der Bruder Landjäger kehrte ſich nicht daran, und Seb wußte endlich keinen andern Ausweg, als daß er den Bruder Landjäger mit ſich fort nach dem Wirthshauſe zog. Zilge verriegelte hinter ihnen die Hausthüre und öffnete ſie nicht mehr.

Ein Leidensgang und ſtilles Dulden.

Als Seb am andern Morgen die Hausthüre offen fand und nach ſeiner Frau umſchaute, war dieſe verſchwunden; ſie hatte den Kindern noch die Morgenſuppe zurecht geſtellt, die mitgebrachten Sonntagskleider verſchloſſen und das Werktagsgewand hergerichtet und war dann davongegangen. Der kleine Johannes mußte fühlen, welch eine ahnungsſchwere Unruhe den Vater bewegte, der im ganzen Hauſe nach ihr rief; er ſagte, die Mutter ſei auf ihre Handelſchaft gegangen, ſie habe ihr Säckchen mitgenommen. Nun mußte Seb im ganzen Dorf und auf allen Wegen nachfragen, welchen Weg ſeine Frau eingeſchlagen. Er fürchtete das Gräßlichſte. Endlich erfuhr er von den Oehmdenden an der Windenreuthe, daß ſeine Frau den Waldweg nach Weitingen eingeſchlagen; ſie habe ſich noch herabgefallene Zwetſchgen in der Wieſe aufgeleſen. Seb eilte durch den Wald, drunten rauſchte der Neckar und ſein Rauſchen war ihm unheilverkündend; da ſah er plötzlich Zilge auf einem Baumſtumpfe ſitzen, ein kleines Bündel lag neben ihr; ſie aß ruhig Zwetſchgen, und warf die Steine weit weg, ſie bewegte ſich nicht bei ſeinem Anblick und doch mußte ſie ihn ſehen. Als er vor ihr ſtand, ſtarrte ſie ihn an, und als er ſie dringend bat, doch mit ihm umzukehren, ſie brauche dieſes elende Leben nicht mehr zu führen, ſtand ſie raſch auf, nahm ihren zuſammengerollten Sack und ſchritt davon. Seb ließ ſie eine Strecke gehen und rief ihr nach, daß ſie ihn auf ewig von ſich vertreibe, daß er wieder in die weite Welt gehe, wenn ſie nicht umkehre; ſie antwortete nicht, aber kaum war ſie aus ſeinen Augen verſchwunden, als er ihr nachrannte, und da er ſie ſah, hinter ihr dareinſchritt. Seb war doppelt unglücklich und voll Zorn, er hatte eine Drohung ausgeſprochen und gleich darauf gezeigt, daß er ſie nicht auszuführen vermöge. Endlich ging er wieder ſtumm an der Seite Zilge's, und ſie ſagte jetzt von ſelbſt und ganz verſtändig:

„Die Müllerin hat mir auf heute einen halben Zentner verſprochen. Wenn ich's nicht hol', dann kommt ein Jud und ſchnappt mir's weg.“

Seb wußte nicht mehr was er thun und denken ſollte, nur das eine wußte er, er durfte ſeine Frau nicht mehr verlaſſen.

Zilge ging in die Mühle und kam bald wieder heraus und ſetzte ſich, den Sack auf dem Schooße, auf die Schwelle. Seb ſetzte ſich neben ſie. Die Müllerin kam aus dem Feld. Seb ſchlugen die Flammen aus dem Geſicht, als er hier Vorwürfe über ſeine Entweichung hören mußte, und es war wunderbar, wie klug und auf ihren Vortheil bedacht, Zilge das Verſprochene zu erwerben wußte. Seb ſtand dabei, er wußte nicht mehr wo er war. Zilge lud ſich den ſchweren Sack auf den Rücken und ging damit davon; aber kaum war ſie zwanzig Schritt gegangen, als Seb ihr den Sack abnahm und mit flammendem Antlitze rief:

„Zilge, ich will dir Alles thun, was du willſt, ich will mich vor den Leuten hinſtellen und mich ausſchimpfen laſſen. Sag', ſoll ich den Sack den jähen Berg da 'nauftragen? Ich thu's gleich, wenn du's ſagſt. Nur ſei gut, und ſei wieder mein liebes, gutes Weib und komm' jetzt heim."

Zilge antwortete nicht, und als Seb ſie bat, doch mit ihm im Wirthshaus einzukehren, ſagte ſie:

„Ich hab' kein Geld."

„Aber ich hab'."

„Das geht mich nichts an."

Seb mußte nun dabei ſtehen wie Zilge von Haus zu Haus in bettelndem Ton um Lumpen bat; er biß ſich die Lippen zwiſchen die Zähne, und die Laſt auf ſeinem Rücken ward übermäßig ſchwer.

Endlich machte man ſich auf den Heimweg, Zilge ging ſo raſch, daß Seb neben ihr kaum Schritt halten konnte.

Am Neckar auf einem Felſenvorſprung ſtand ſie plötzlich ſtill und ſagte:

„Seb, komm' her, ſchau, da bin ich geſtanden, mehr als Einmal, in Wind und Wetter und hab' mir den Tod geben wollen, und wären meine Kinder nicht, ſie hätten mich da drunten am Mühlrechen aufgefiſcht. Seb, ſei zum Letztenmal aufrichtig gegen mich. Sag' mir ehrlich: haſt du am erſten Tag, gleich wie dir's gut gangen iſt, wie du mir hätteſt was ſchicken, wie du mich hätteſt holen können, das gleich ausgeführt? Haſt du keinen Tag verſäumt? Sag's, ſag's ehrlich."

„Das iſt recht, daß du einmal ordentlich redeſt. Schau, ſo fortlaufen, oder was man hat, gleich aus der Hand geben, das kann man nicht. Ich hab' damit weiter Geld gemacht, und ich hab' mir denkt: haſt du's ſo lange ausgehalten, geht's auch noch ein bisle weiter, und ich hab' wollen groß —"

„So geh' groß zum Teufel," ſchrie Zilge, ſtieß heftig nach ihrem Mann, riß ſich krampfhaft windend den Trauring von der Hand und rief dabei: „Aus iſt's mit uns, los und ledig," warf den Ring hinab in den Fluß und rannte davon; aber bald wendete ſie querfeldein, denn ſie ſah einen Landjäger des Wegs daher kommen, der Landjäger ſprang ihr über den Graben nach und ſie ſank vor ihm auf das Stoppelfeld.

„Fang' mich, bind' mich, ich will nichts mehr von ihm, gar nichts, nie mehr, nie," rief ſie.

Der Landjäger, der niemand Anders war, als der Bruder Zilge's, ſtand wie verwirrt, und als jetzt Seb herbeikam, ſchrie Zilge gellend auf und wühlte ihr Antlitz in den Boden.

So wäre alſo doch wahr, was man ſchon lange geahnt hatte? War Zilge irrſinnig?

Ein leerer Wagen kam des Weges. Zilge ließ ſich lautlos von den Männern auf denſelben tragen, nur zuckte ſie bei jeder Berührung Sebs elektriſch zuſammen. Ein Theil der Lumpen wurde ihr als Kiſſen untergelegt, mit dem andern deckte man ſie zu, denn es ſchüttelte ſie ein Fieberfroſt.

Seb hatte ſchon im Spätherbſt wieder in die neue Welt zurückkehren wollen, jetzt war er mit ſchwerem Leid in der Heimath gefangen; ſchrecklich war's, blieb er in derſelben, aber noch ſchrecklicher, zog er in die Fremde mit der zwar nicht Irrſinnigen, aber im unbezwinglichen Widerwillen gegen ihn Befangenen.

Seb hatte den Leuten nicht geglaubt, daß ſeine Frau irrſinnig ſei, und man hatte ihm das auch bald wieder ausreden wollen; jetzt kam abermals Jedes darauf zurück, aber Seb wehrte ab. Es wäre viel leichter geweſen, die unbegreiflichen Launen Zilge's zu ertragen, wenn ſie Krankheit und nicht eine Herzenshärtigkeit waren, aber Seb war ehrlich genug, ſich keine unwahre Erleichterung zu verſchaffen, und in dieſer Aufrichtigkeit fand er wieder einen neuen Troſt; mit Milde und unzerſtörbarer Liebe konnte er eine Herzenshärtigkeit löſen, nicht aber einen Irrſinn. Er übte unſägliche Geduld an Zilge, er warb um jeden Blick, um jedes Wort, jede Handreichung mit einer nachhaltigen Geduld, daß ihn das ganze Dorf darob lobte.

Er war glücklich, wenn er ihre Hand berühren durfte, und als ſie einſt von ſelbſt ſeine Hand faßte, küßte er die ihre.

Oftmals ſah ſie ihn lächelnd an, dann aber wendete ſie raſch und wie erſchreckt den Blick und unverſehens wurde ſie äußerſt zänkiſch und unwillig bei dem Geringſten, was er unterließ oder in ſeinem Schmerze linkiſch that. Nie durfte Seb vor ihren Augen Geld zeigen, ſie ſchrie dabei laut auf, wenn er dieſe Vorſicht vergaß, nie durfte er vor ihren Augen eines der Kinder liebkoſen, ſie ſagte einmal ganz offen:

„Wenn die Kinder nicht wären, wärſt du nie mehr wiederkommen, mir haſt du mein Leben abgewürgt; aber die Kinder ſind mein, nicht dein, das wird ſich zeigen, und du biſt ganz irr, wenn du glaubſt, du kannſt mich ſieben Jahr in's Elend werfen und mich dann wieder holen, weil dir's jetzt recht, weil dir's jetzt geſchickt iſt, ich bin auch mein Eigen.“

Keine Einwendung, keine Betheuerung half, es ſchien, daß ſie gar nicht darauf hörte.

Wenn Seb ſie manchmal durchdringlich anſah, konnte ſie ausrufen:

„Nicht wahr, ich bin alt und verhutzelt? Wie haſt dir denn denkt, daß eine verlaſſene Frau ausſieht nach ſieben Jahr Elend? Ich brauch' dir auch gar nicht mehr zu gefallen, ich will gar nicht mehr.“

Seb konnte ihr der Wahrheit gemäß betheuern, daß ſie nur der Erholung und guter Tage bedürfe, um wieder friſch und munter zu ſein; ſie gab keine Antwort, ſie ſprach was ſie auf dem Herzen hatte, und ſchien nichts erwidert haben zu wollen.

Wenn Seb ihr erklärte, daß der Hausbau ſein Unglück und ſein Glück geworden ſei, rief ſie oft: „Ich bin an keinem von Beiden ſchuld und will auch kein Theil an keinem.“

Seb führte ſeine beiden Kinder täglich zweimal an der Hand nach der Schule, und holte ſie zweimal wieder ab. So ſchwer es ihm gelingen wollte, den kleinen Johannes dazu zu bringen, daß er die neue Welt nicht mehr Jammerika nannte, ebenſo ſchwer ging es, ſein verhetztes und verſtocktes Weſen zu ſchmeidigen. Gerade weil der Knabe bemerkte, daß der Vater um ſeine Liebe warb, ſchien er um ſo verſchloſſener. Mit Geſchenken war er noch weniger als Zilge zu gewinnen, denn ein Kind freut ſich der Gabe und vergißt alsbald des Gebers. Der trotzköpfige und hinterhältige Knabe erſchien als der leibhaftige großgezogene Haßgedanke Zilge's, und bald zeigte ſich, daß er noch etwas Anderes war.

Es war am Neujahrstag, da ſaß Seb bei Zilge und betheuerte ihr in innigen und feſten Worten, wie er wiſſe, daß er kein Recht mehr auf ſie habe, ſie könne ihn verſchmähen und verſtoßen, ſie ſehe ja aber, daß er um ſie werbe, wie um eine Fremde, er wünſche nur, daß er Etwas thun könne, um ihr ſeine Liebe zu beweiſen; wenn es der Pfarrer thäte, er würde ſich noch einmal und mit erneuter Glückſeligkeit mit ihr trauen laſſen. Da ſtreckte Zilge zitternd die Hände aus, aber in demſelben Augenblicke trat der kleine Johannes ein, und Zilge ſchrie laut auf, rannte nach der Kammer und verſchloß ſie hinter ſich.

Hatte Zilge eine Scheu, eine vielleicht erwachende Liebe zu ihrem Manne vor dem Knaben zu zeigen, der ſo oft ganz Anderes von ihr gehört hatte?

Aus dem Stromesgrund.

Die Zeit der Abreiſe rückte immer mehr heran und Zilge wollte ſich für nichts entſcheiden, und ſie ſollte es doch allein. Sie war voll Ingrimm, daß Seb nach wiederholten, vergeblichen Verſuchen die natürlichen Folgerungen ihrer Worte aufnahm: ſie hatte ihm ſo oft geſagt daß er jedes Anrecht auf ſie verwirkt habe, er ſtellte nun jede Entſcheidung ihr anheim und gelobte, ihr nicht mehr dreinzureden und ſich in Jegliches zu fügen. Dieſe unbewegte richterliche Annahme ihrer Ausſprüche empörte ſie, und doch konnte ſie ſich zu nichts entſchließen und beſtimmen; bald wollte ſie mitgehen, bald daheim bleiben, bald durch dieſes Rache und Vergeltung üben an Allen im Dorf, die ihr je eine Unbill angethan, bald wollte ſie durch die Auswanderung ſie auf ewig vergeſſen und mit Verachtung ſtrafen. Wenn Seb darauf drang, daß man aus dieſer Schwebe heraus müſſe, wenn er mäßig und beſtimmt Alles darlegte, ſo war ſie äußerſt gereizt. Sie erkannte wohl, welch ein feſter ruhiger Mann Seb geworden, und ein Bewußtſein der innern Verwahrloſung, in die ſie während der ſieben verlaſſenen Jahre gerathen war, dämmerte in ihr auf. Sie war die ſtolze Zilge, ſollte jetzt Seb mehr ſein als ſie? „Ich will deine Gnad' und Barmherzigkeit nicht,“ ſagte ſie einmal zu Seb, ohne zu erklären, woher ſie zu dieſem Gedanken gekommen war. Sie ließ gern Alles in der Schwebe hängen, ſie war durch die ſieben Jahre an eine ſolche Schwebe gewöhnt, allezeit einer Erwartung hingegeben, und wenn man ſie jetzt zu einem Entſchluſſe drängen wollte, weinte ſie unaufhörlich. Ueberhaupt weinte ſie viel über ihr vergangenes Elend, und war dabei gar nicht zu beſchwichtigen, und es verdroß ſie ſehr, daß Seb ſie lehren wollte, das Vergangene als abgethan und todt zu betrachten, ſie weinte dann nochmals über ſolche Rede.

Der Arzt, der auf den Wunſch Seb's allwöchentlich einmal kam, aber auch von ſelbſt, wenn ihn ſein Weg in's Dorf führte, Seb beſuchte und gern mit ihm über Amerika ſprach, der Arzt war ein verſtändiger Mann und Sebs Tröſter und Helfer. Er erklärte das viele Weinen Zilge's als eine Eigenthümlichkeit der Frauen, die oft mit heldenmüthiger Kraft das Ungemach ertragen, ſich aber von der Erinnerung an daſſelbe niederwerfen laſſen; ſie beſpiegeln ſich im Mitleid mit ſich ſelber, und kommen ſchwer darüber hinaus.

„Da haben Sie in's Schwarze getroffen,“ ſagte einſt Seb, als ihm der Arzt den ganzen Zuſtand Zilge's daraus erklärte, daß ſie eines Prozeßkrämers Tochter ſei, ſie habe mit ihrem Mann auch einen Prozeß, und wolle ihn auf's Aeußerſte hinausführen, und die Entſcheidung ſei ihr eigentlich nicht recht, auch wenn ſie gewinne.

Den Bruder Landjäger, der auf Anrathen Sebs gelinder mit ſeiner Schweſter umgehen wollte, duldete ſie gar nicht um ſich, ſie ſagte ſo oft er kam: „Das iſt mein eigen Haus,“ und weiter war kein Wort aus ihr herauszubringen. Das ganze Dorf kam nach und nach und redete Zilge zu, doch ihren Starrſinn zu laſſen. Sie ließ ſich die mancherlei Triumphe nicht entgehen, die ſie bei dieſen Beſuchen hatte; ſie lächelte frohlockend, wenn Jedes ſagte, wie gut und demüthig Seb gegen ſie ſei und entgalt es dabei Manchem in ſcharfen Worten, was er ihr vormals angethan. Zur Verwunderung Aller entſchied ſie ſich aber endlich gegen den Pfarrer dahin, daß Seb allein in die weite Welt ziehen ſolle, ſie bleibe im Dorfe und in ihrem eigenen Hauſe, es werde noch aushalten ſo lange ſie lebe.

Seb redete von nun an kein Wort mehr über die Hauptſache, und ſie ſah ihn darob oft im verbiſſenen Zorn an. Wie iſt es denn möglich, daß er ſich drein fügt?

Es handelte ſich jetzt nur noch darum, bei wem die Kinder bleiben ſollten. Seb machte Anſpruch auf eines derſelben, wie er dem Pfarrer ſagte, auch als Unterpfand, daß Zilge vielleicht dadurch andern Sinnes werde und ihm nachkomme. Er überließ es ihr, welches der Kinder ſie hergeben wolle, das Mädchen war ihm anhänglich aber der Knabe bedurfte ſeiner vielleicht mehr. Auch darüber konnte ſich Zilge lange nicht entſcheiden, ſie weinte wieder viel und ſchalt innerlich über Seb, der ſie gar nicht zu tröſten ſuchte. Auf wiederholtes Bedrängen erklärte ſie ſchließlich im Frühling dem Pfarrer, daß Seb den Knaben mitnehmen möge. Als Zilge aus dem Pfarrhauſe heimkam, umhalste ſie ihren Johannes weinend und ſagte ihm, daß er ſie nun auf ewig verlaſſe und mit dem Vater in die weite Welt ziehe. Da riß ſich der Knabe aus den Armen der Mutter los, rannte aus der Stube, ſo ſehr ihm auch Seb rief, er rannte durch das Dorf und wendete ſich auf den Zuruf des hinter ihm drein folgenden Vaters nicht um. Mit der Behendigkeit eines Rehes ſprang er durch die Felder und hinab den Bergwald nach Weitingen, Seb hinter ihm drein, rufend und ſchreiend, bittend und ſcheltend. Johannes verlor im Rennen ſeine Mütze, er wendete ſich nicht danach um, der Vater hob ſie auf und ſie in der Hand ſchwingend eilte er dem ſtörriſchen Kinde nach. Jetzt ſtand der Knabe an der Stelle, wo Zilge den Trauring in den Neckar geworfen; Seb rief nochmals dem Knaben zu, die Haare ſtanden ihm zu Berge, da ſpritzte der Strom hoch auf, der Knabe war verſchwunden. Seb rannte ihm nach, ſprang in's Waſſer, ſchrie laut um Hülfe, das Klappern der Mühle verſchlang ſeinen Hülferuf. Am Mühlrechen erhaſchte er das Haupt des Knaben und ſchrie an die Luft gekommen, mit letzter Kraft um Hülfe; da wurde die Mühle geſtellt, die Mühlknappen kamen mit Stangen herbei und halfen Seb und dem Knaben aus dem reißenden Strom.

Der Knabe hing leblos in den Armen des Vaters. Da drang ein gellender Schrei widerhallend durch das Thal, Zilge ſtand händeringend am Ufer. Die Müllerin eilte über den Steg zu ihr und hielt ſie feſt.

Eine Viertelſtunde entſetzlichen Jammers war in der Mühle. Man rieb den Knaben, der blau geworden, leblos da lag, und als er endlich viel Waſſer ausſpie, die Augen aufſchlug und ſie bald wieder ſchloß, hochauf athmete und den Kopf zurückwarf, fiel Zilge ihrem Manne um den Hals:

„Jetzt kannſt du mit mir machen, was du willſt. Verzeih mir nur,“ rief ſie.

„Weil ich das Kind aus dem Waſſer gezogen?“ fragte Seb.

„Nein, du haſt mich auch aus dem Tod geholt, mich auch. Hätteſt du nur auch meinen Trauring wieder mit heraufgebracht,“ ſagte Zilge.

„Laß ihn verſunken ſein, ich hab' einen neuen, ſieh; den hab' ich dir aus der neuen Welt mitgebracht; jetzt faſſe ich dich in Gold.“

Und als der Knabe zum Erſtenmal ſprach:

„Vater, ich hab' mich nicht in's Waſſer ſtürzen wollen, thu' mir nur nichts,“ zog Seb ſeiner Zilge den neuen Trauring an, und ſie kniete vor ihm nieder und bat Gott und ihren Mann tauſendmal um Verzeihung und Vergebung. . . .

Gerade auf den Jahrestag, an dem der Grundſtein zu dem eigenen Hauſe gelegt worden war, hatte Seb die Abreiſe beſtimmt.

Am Abend als der Thau ſich auf den Roggen ſenkte, der eben aus den Aehren ſchoß, gingen Seb und Zigle Hand in Hand wieder die alten heimlichen Wege durch die grünen Gartenhecken, die jetzt ſo knospenharzig dufteten und von Vogelgeſang erſchallten.

„Ach, ich hab' dich ſo lieb," rief Seb, „es iſt ein' Schand', daß ich dir's ſag', aber ich mein' du wärſt noch ein jung Mädle und es ſeien noch die Zeiten, wo wir da mit einander gegangen ſind."

„Und mir iſt's, wie wenn wir nicht ſo große Kinder daheim hätten, und uns erſt jetzt bekämen. O, ich hätte dir oft gern geſagt, wie ich dich im Grund des Herzens ſo gern hab', wie du ſo geduldig und liebreich gegen mich geweſen biſt, aber ich hab' nicht können. Es iſt mir geweſen, wie wenn mir Jemand zum Guten den Mund zuhielte. So muß es einem Scheintodten ſein, das reden will und nicht kann. Jetzt bin ich ſelig, glücklich wieder auferſtanden."

Seb lenkte bald wieder in die männlich ruhige Mittelſtimmung ſeines Charakters ein, er war kein Freund von den raſchen Umſtürzen, und Zilge ließ ſich's gefallen.

„Haſt du denn drüben auch ein eigen Haus?" fragte ſie.

„Das geht ſchwer, wir ziehen von Stadt zu Stadt und bauen, und hab' ich ein eigen Haus, verkauf' ich's wieder. Wenn du aber willſt, ſag's nur." —

„Ich will nichts mehr, als was du willſt."

„Dein Bruder geht auch mit uns," ſagte Seb, und Zilge erwiderte:

„Ich will's ihm vergeben, was er mir angethan hat, man hat mir ja auch viel zu vergeben, aber du ladeſt dir viel auf mit ihm, er will nichts ſchaffen."

„Er wird's in Amerika ſchon lernen."

„Ich ſag' dir noch einmal, mir zulieb brauchſt du's nicht zu thun; du biſt mir genug auf der Welt, mein Alles; ich brauch' auch keinen Bruder."

„Aber laſſ' nicht von ihm, von Keinem, der einmal mein iſt. . . ."

Wie Neuvermählte glückſelig zogen Seb und Zilge mit den Ihren fort in die neue Welt.

III.

Erdmuthe.

Gottfried von Hollmaringen.

„Der Cyprian hat heute das Sonnenwirthshaus in Leutershofen gekauft," berichtete der Oberknecht des Schultheißen Gottfried von Hollmaringen, als dieſer am Abend mit Kindern und Geſinde bei Tiſch ſaß.

„Woher weißt's," fragte der Schultheiß.

„Bin beim Weinkauf geweſen. Geht luſtig her. Sitzen gewiß noch bei einander."

„Wie theuer hat er gekauft?"

„Haus und Aecker für ſiebentauſend Gulden und zweihundert Gulden Schlüſſelgeld für die Frau. Soll billig ſein, ſagen alle Leut'."

Weiter wurde bei Tiſch nicht geſprochen. Erſt als der Sohn, die beiden Töchter und das Geſinde die Stube verlaſſen hatten, ſagte die Frau:

„Laß dich's nicht zu arg verdrießen, daß dein Schwager dir gar nichts von ſeinem Vorhaben geſagt hat. —"

„Iſt ſchon lang mein Schwager nicht mehr. Das Kind iſt todt: die Gevatterſchaft hat ein End'."

„Deiner Schweſterkind lebt ja noch."

„Freilich, freilich, das paßt jetzt nicht, aber ich will ihm doch zeigen wer ich bin; bin ich ſein Schwager nicht mehr, ſo bin ich doch noch der Gottfried von

Hollmaringen und er ſoll mir nicht mit Unrecht vorgeworfen haben, mir reißt man nichts aus der Hand, ich halt' feſt wie eine Beißzang. Ich hab' jetzt eine Staatsbeißzang und die iſt das Geſetz; das Muttergut von meiner Schweſter Kind darf er nicht mit in's Ausland nehmen, morgen am Tag ſchieb' ich ihm einen Riegel vor.“

Während Gottfried noch ſprach, rollte ein Wagen mit lärmenden Inſaſſen die Straße herauf, Gottfried ſteckte den Kopf zum kleinen Schiebfenſterchen hinaus und erkannte trotz der Nacht an den Pferden und an den lärmenden Stimmen den Cyprian mit ſeinen Schmarotzern, die weiter oben im Dorf vor einem ſtattlichen Haus anhielten, unter Geſchrei und Lachen nach Laternen riefen, und als dieſe und funkelnde Lichter kamen, erneute ſich der Lärm, der doppelt laut durch das ſtille ſchlafende Dorf drang.

„Du haſt einen Rauſch wie ein Haus.“

„Nein, jetzt wie zwei Häuſer,“ hörte man rufen und ein Mann wurde in den erleuchteten Hausflur getragen.

„Du ſollteſt noch zu ihm hinaufgehen, er wird ja zum Kinderſpott wie er's treibt,“ ſagte die Frau als Gottfried tief aufathmend ſich in die Stube zurückwendte.

„Hat bis morgen Zeit,“ erwiderte Gottfried, „ihr Weiber meinet immer, der morgige Tag lauft davon.“

„Wenn du dein Schweſterkind in's Haus nehmen willſt, mir iſt's rechtſchaffen recht; das Kind verkommt ſo in dem Durcheinander und bei der herben Stiefmutter.“

„In Gutem läßt er mir das Muttergut nicht und läßt er mir auch das Kind nicht. Mein' Sach iſt jetzt nur, dafür zu ſorgen, daß meiner Schweſter Kind nicht in Armuth kommt; wie es ihm ſonſt geht, dafür muß Gott ſorgen und die Verſtorbene wird über es wachen —“

Der feſte Ton des gelaſſenen Mannes hatte bei dieſen letzten Worten etwas Bebendes, er fuhr ſich mit der Hand über das ganze länglich ſchmale Antlitz, ſtand auf und ging mit ſchweren Schritten nach der dunkeln Kammern, ſich zu Bett zu legen.

Cyprian hatte vor Jahren die einzige Schweſter Gottfrieds geheirathet, von der ein einziges Kind übrig geblieben war, das den Namen der Verſtorbenen, Erdmuthe, trug. Seit der Wiederverheirathung Cyprians lebten die Schwäger in einem lauen Verhältniß, das dadurch noch fremder wurde, weil Cyprian ſich einem gewiſſen unruhigen, Zerſtreuung ſuchenden Leben hingab und mit Menſchen umging, die ſich nicht zur Geſellſchaft eines reichen Bauern ſchickten; ja er kegelte oft ganze Sonntag Nachmittage mit halbwüchſigen Burſchen, denen Geld abzugewinnen noch mehr Schande war, als es an ſie zu verlieren. Wenn Gottfried ſeinem Schwager in dem Marktflecken Leutershofen auf dem Kornmarkt oder im Wirthshaus begegnete, grüßten ſie einander und wechſelten auch manchmal eine Rede, aber offenbar mehr der Leute wegen; ſie ſaßen dann an geſonderten Tiſchen, Jeder bei ſeiner Kameradſchaft, und daheim im Dorf wichen ſie einander wie auf Verabredung aus. Man ſagte, die Frau Cyprians ſei an dieſer Mißhelligkeit ſchuld, da ſie es nicht dulden wollte, daß Cyprian in der gewohnten Abhängigkeit von Gottfried, keinen Pferdekauf, überhaupt nichts unternahm, ohne die Entſcheidung des Schwagers einzuholen. Cyprian haßte aber ſeinen Schwager von ſelbſt und der Haß wächst auf dem verſchiedenartigſten Grund und Boden. Einſt war Cyprian ſtolz darauf geweſen, mit Gottfried verſchwägert zu ſein, jetzt war er voll Aerger, daß immer nur von Gottfried die Rede war, daß Jeder im Dorf und auswärts nur ſo viel Geltung hatte, als Gottfried ihm zukommen ließ. Der Hauptgrund des Haſſes war aber, daß Gottfried immer reicher wurde, während Cyprian trotz ſeiner Arbeitſamkeit, ſo oft er einen außergewöhnlichen Vortheil zu erringen hoffte, faſt immer Schaden erlitt; er wollte in Kauf und Verkauf ſeinen eigenen Weg und nicht Gottfried nachgehen wie die Anderen, meiſt aber ſchlug das bös aus. Mit der Wohlhabenheit Gottfrieds wuchs auch Cyprians Haß gegen denſelben und während man Gottfried äußerſt genau, ja karg nennen konnte, ſchalt ihn Cyprian geizig, habſüchtig und blutſaugeriſch, und es gab gute Leute genug, die dieſe Aeußerungen Cyprians dem Geſcholtenen mit der üblichen Zuthat hinterbrachten. Das ſtille abgelegene Dorf, in dem noch nach der reichen Bauern Art, ein Jeder abgeſchloſſen für ſich lebte, ſchien aber auch keine rechte Heimath mehr für Cyprian; er ſaß oft ohne erkennbaren Grund Tagelang in der diesſeitigen Amtsſtadt oder in dem Marktflecken des Grenzlandes und wenn er in die Wirthsſtuben trat, wußte man bereits, was er zu trinken begehrte und brachte es ihm ungeheißen; beſonders ein rother Unterländer, den der Sonnenwirth „Weiberzorn“ getauft hatte, ſchien eigens für Cyprian gewachſen. Man erzählte, daß er einſt den Erlös von einem ganzen Wagen voll Bretter in der Sonne vertrunken und verſpielt habe und als er Abends heimging, rief er: „Machet das Hofthor auf, es will ein Wagen voll Bretter 'naus.“ Ein Andermal ließ er in gleicher Weiſe den Erlös von einem Kalbe draufgehen, und bei jedem friſchen Schoppen, der kam, blöckte er wie ein Kalb: „Mäh, mäh.“ Solche Geſchichten verbreiteten wohl den Ruhm ſeines luſtigen Witzes, Cyprian war aber noch klug genug, um auch zu erkennen, daß Ehre und Anſehen ſich daran verzehren. Noch war es von geringer Bedeutung, was er eingebüßt hatte, denn ein wohlbeſtelltes Gut vermag Manches auszutragen. Cyprian legte ſich oft wochenlang jede Entbehrung auf, arbeitete unabläſſig und ſprach mit Niemand, aber eben dieſe gewaltſame Zurückhaltung verleitete ihn bei der erſten Veranlaſſung wieder zu einem Rückfall. Endlich hatte er es herausgebracht, daß nur die Einſamkeit und Abgeſchiedenheit des Ortes ihn hinausziehe; hätte er kameradſchaftliche Anſprache in der Nähe, wäre er in einem Orte, wo er ſelber als der Erſte gälte und nicht Alles Gottfriediſche Unterthanen, und hätte er gar ein eigenes Wirthshaus, ſo müßte es von ſelbſt kommen, daß er wieder der Alte war, ja noch höher ſtieg. Darum hatte er die Sonne gekauft und ſich beim Weinkauf der unbändigen Trinkluſt hingegeben, denn er hatte geſagt: „Das ſoll mein letzter Rauſch ſein. Es thut doch weh, auf ewig Abſchied davon zu nehmen, aber es muß ſein; ein Wirth, der allezeit halb duſelig 'rumlauft, der iſt der Garnichts, einen Schluck für den Durſt darf man trinken, aber mehr nicht. Komm her letzter Ueberdurſt, allerletzter und allerallerletzter."

Am frühen Morgen ſchaute Gottfried zum Fenſter oder vielmehr zum Eiſengitter hinaus, denn das Haus Gottfrieds war eines der älteſten im Dorfe, und alle ſeine Fenſter waren mit ausgetieften ſtarken Eiſengittern verſehen. Man hatte ihm oft gerathen, dieſen Ueberreſt der alten unſichern Zeit doch abzuthun, er ließ ſich aber nicht dazu bewegen, er fand in dieſer Vergitterung nicht nur eine Zierde des Hauſes, ſie war ihm ſelber auch anſtändig und man kann faſt ſagen, ſie hatte ſich ſeinem Charakter aufgeprägt, ſein Ausblick in die Welt hatte etwas Feindſeliges, er war allzeit auf räuberiſche Anfälle gefaßt und dagegen geſchützt, und in dieſer Sicherung gegen die feindliche Welt war ſein Blick auch ohne das faßbare Gitter ſtets von einer geiſtigen Schutzwehr durchſchnitten. Es konnte ſich nie Jemand rühmen, daß er ihn 'ganz in der Hand gehabt habe.

Jetzt ſah Gottfried den Cyprian ſchon hemdärmelig bei der Arbeit, er richtete ſein Bernerwägelein her, ſpielend hob er es mit der Winde in die Höhe, hängte bald dieſes bald jenes Rad aus, ſalbte die Achſen und brachte mit einem leichten Griffe das Rad in Schwung, daß es noch lange ſich um und um drehte. Man ſah an ſeinem ganzen rüſtigen Gebaren, daß er entſchloſſen ſchien, das Leben friſch und von vorn anzufangen.

Cyprian war einer der ſchönſten Männer der Gegend, groß, ſtark gebaut, vollen runden Antlitzes mit dunkeln Augen voll ſtillen Feuers, glatter weißer Stirne und braunen von ſelbſt geringelten Haaren. Wenn er lächelte und die weißen Zähne ſichtbar wurden, lag eine feine Anmuth in ſeinem Ausdrucke, wobei er die „Hundsaugen,“ wie ſie der alte Gottfried genannt hatte, halb verdeckte, was ihm etwas Schelmiſches und doch Gutmüthiges gab.

„Bläſi“ (Blaſius) rief jetzt der zum Fenſter hinausſchauende Gottfried ſeinem kaum der Schule entwachſenen Sohn zu, der im Hofe die Ochſen einjochte, „Bläſi, geh hinauf zum Vetter Cyprian und ſag' ihm, ich laß ihn fragen, ob er nicht zu mir kommen will.“

Bläſi band den Riemen feſt, ließ das andere Halbjoch leer und ging das Dorf hinauf. Er war ein beſonders ſchlanker Burſch, wie er dahinſchritt, und in den ſchwarzen ledernen Hoſen und den hohen Stiefeln ſah er zwar etwas ſteif aber knappenhaft aus. Als er Cyprian die Botſchaft ausrichtete, ſagte dieſer lachend und den Kopf zurückwerfend:

„Sag' deinem Vater, er hat grad ſo weit zu mir wie ich zu ihm.“

Bläſi ballte die Fauſt und preßte die runden Lippen zuſammen, als er das Dorf herab ſchritt. Er kündigte dem Vater die Antwort und ſagte, indem er den zweiten Ochſen einjochte: „Zu Dem laß ich mich nicht mehr Boten ſchicken.“

Gottfried befahl nun, daß auch ihm das Bernerwägelein hergerichtet werde; er hatte die Angelegenheit mit Cyprian gütlich beilegen wollen, jetzt blieb es beim Rechtswege.

Noch wirbelte der Staub auf der Straße vom raſchen Bernerwägelein Cyprians, als Gottfried hinter ihm drein fuhr. Ein Jeder hatte leeren Platz neben ſich, aber unſichtbar ſaß neben Jedem der zum Feind gewordene Schwager, denn Einer hegte Zornesgedanken gegen den Andern. Gottfried ſchämte ſich, den Zerfall durch die Dörfer kundzugeben, durch die man fuhr; er ließ Cyprian einen Vorſprung. Erſt auf der Treppe des Amtsgerichtes begegneten ſie einander, Cyprian kam herab, während Gottfried hinauf ſtieg; ſie gingen ſtumm an einander vorüber, aber kaum war Gottfried einige Stufen gegangen, als er ſich umkehrte und in ſanftem Tone ſagte:

„Cyprian, laß gut mit dir reden.“

„Ich hab' nie was Böſes gezeigt.“

„Komm in's Wirthshaus, da wollen wir's ausmachen.“

„Was haſt denn?

„Gieb mir das Kind. Laß mir die Erdmuthe.“

„Und weiter willſt nichts?“

„Nichts für mich.“

„Für wen denn?“

„Für das Kind. Thu's Denen unterm Boden nicht an, daß ich dich vor Gericht zwingen muß, das Muttergut heraus zu geben.“

„So? Du kannſt mich zwingen?

„Ich will ja nicht.“

„Will du nur.“

„Thu's in Gutem, es iſt ein' Schand vor Gott und den Menſchen. Du wanderſt aus, das Kind iſt bei uns heimathberechtigt —"

„Du haſt auch nicht alle Geſetze im Kopf; das Kind iſt des Vaters."

„Kann ſein, aber das Muttergut muß ſichergeſtellt werden bei uns; thu's freiwillig, und ich laß da oben die Thüre zu."

„Mach' du ſie nur auf."

„Cyprian," ſagte Gottfried mit bewegter Stimme, „es iſt das letzte Wort, das ich mit dir red', überleg's zweimal."

„Du kannſt mir dreimal zum Teufel gehen. Was mein iſt, hältſt du nicht hinter deinem Eiſenkrems," höhnte Cyprian.

„Und Du ſtirbſt noch einmal (als Gefangener) hinter einem andern Eiſenkrems," knirſchte Gottfried voll Zorn.

Laut lachend ging Cyprian davon. Er ſchaute nicht mehr um und Gottfried öffnete die Thüre der Gerichtsſtube.

Der Gottfried von Hollmaringen war der Mann, der das, was er einmal wollte, unabläſſig ausführte. Er brachte es dahin, daß die Auswanderung Cyprians hinterhalten, ſowie die beabſichtigte freiwillige Verſteigerung von Cyprians Haus und Hof wieder rückgängig wurde. Ueber dieſes letztere war Cyprian beſonders ingrimmig. Er hatte die Felder ſammt dem ſtehenden Erträgniß verkaufen wollen, was allerdings zum beſſeren Erlöſe von nicht geringer Bedeutung geweſen wäre, jetzt mußte er ernten und dreſchen und pflügen und ſäen, und wollte doch nichts mehr von alle dem, und dazu hatte er noch ein Wirthshaus und Güter in Leutershofen, das Haus ſtand leer und um die Ernte wurde er halb betrogen. Immer mußte er auf dem Wege hin und her ſein und dazu noch vor Amt. Um all' das Ungemach zu vergeſſen, mußte jetzt Cyprian den Wein zu Hülfe nehmen, aber beim Glaſe und am nüchternen Morgen ſchalt er auf Gottfried, der ihn zu Grunde richte. Gottfried grenzte von je her mit ſeinen Aeckern an viele Nachbarn, er durfte ſich rühmen, daß er nie mit Jemand einen Streit gehabt; in dieſem Jahre hatte er, wo er an Cyprian grenzte, immer die ärgſten Händel, die natürlich auch von den beiderſeitigen Dienſtleuten aufgenommen und gehörig ausgebeutet wurden. So war aus dem anfangs nur abwendigen und ſtörriſchen Cyprian ein grimmiger Feind geworden. Gottfried aber ging ruhig ſeines Weges, er verbot in ſeinem Hauſe, daß man der böſen Nachreden Cyprians erwähne, ja er that nichts dagegen, als Cyprian ihn einmal ſelbſt öffentlich beſchimpfte; er wollte ihn nicht weiter in's Unglück bringen, er hatte ſeiner Pflicht genügt und blieb im Uebrigen ruhig und gelaſſen.

Die Feindeskinder und der Schweſter Ehrenſchmuck.

Es giebt ein altes Kinderſpiel, das überall und zu allen Zeiten unter den verſchiedenſten Namen verbreitet iſt: man wirft einen flachen Kieſel oder einen Scherben wagrecht über die Oberfläche eines Waſſers, daß der Stein das Waſſer nur berührend oft und oft weiter hüpft, bis er endlich unterſinkt. Das nennt man hier zu Land: Bräutle löſen, und man hat dafür die Deutung, daß es ſinnbildlich die feine, nicht ſo leicht zu erhaſchende, hüpfende und tänzelnde Art der Braut darſtelle, die lange neckiſch ſich verhält, bis ſie doch endlich dem Naturgeſetz folgend, vom Strom des Lebens bewältigt wird. Mag dies die entſprechende Deutung ſein oder nicht, gewiß iſt, daß Knaben und Mädchen mancherlei Scherz damit treiben; Bläſi, der am Weiher bei der Hanfbreche mit anderen Kindern dies Spiel oft trieb, verſtand es, den Stein am meiſten auffliegen zu machen, und Cyprians Erdmuthe, die die Kinder ihm als Braut zugetheilt, mußte oft hören, daß ſie lange tanzen müſſe. In der That behandelte Bläſi ſein Geſchwiſterkind mit brüderlicher Aufmerkſamkeit, und hatte nichts dagegen, wenn man ſie ſeine Braut nannte.

Jetzt, da die Väter ſo feindſelig geworden, war das anders.

Es iſt eine ſeltſame aber vielfach bewährte Erfahrung, daß die Kinder verfeindeter Verwandten den Familienzwiſt in eigenthümlicher Weiſe aufnehmen und leicht auf die Spielplätze übertragen. Der kleinen zehnjährigen Erdmuthe, die ein derbes braunes Kind mit den dunkeln Augen des Vaters war, hatte man das Haus des Ohms Gottfried ſtrenge verboten, ſie durfte es nicht mehr betreten und Niemand aus demſelben grüßen, ja ſie hörte Tag und Nacht die häßlichſten Worte über den Oheim und wußte nicht anders, als er wolle ihren Vater an den Galgen bringen.

Eine ältere Magd im Hauſe, die noch bei der verſtorbenen Mutter gedient hatte, Traudle (Gertraude) genannt, ſuchte ihr zu erklären, was eigentlich vorging; aber das Kind begriff natürlich nur die Feindſeligkeit im Allgemeinen und liebte über Alles ſeinen Vater, der jederzeit ſo gut und liebreich war, und jetzt war noch dazu, ohne daß Erdmuthe den Zeitpunkt merkte, auch die Mutter mild und ſanft gegen ſie, ſie kleidete ſie immer beſonders ſauber an und hieß ſie manchmal: „lieb's Erdele.“

Wenn Erdmuthe an dem Hauſe des Oheims vorüberging, ſchaute ſie zur Erde und ſchüttelte zornig mit dem Kopfe, als wollte ſie damit ſagen: ich grüße euch doch nicht. Stundenlang ſaß ſie mit ihrem Strickzeug auf der Steinbank vor dem Hauſe und ſchaute nur manchmal hinab nach dem Hauſe des Oheims, und dann ſtieß ſie mit der Fauſt vor ſich hin und verzog das Geſicht zu eigenthümlichem Trotz, und ihr ganzes Weſen ſprach: warum ſeid ihr ſo bös? Das ganze Haus erſchien ihr ſo ſtachelig, ſtarr und finſter wie die Eiſengitter vor den Fenſtern, die auch ſo trotzig auf die Straße ſchauten. Des Nachbars Claus, ein lahmer Knabe, der an Krücken ging, ſaß oft bei Erdmuthe und wußte ihr viel zu erzählen, wie tückiſch der Bläſi ſei, denn ſo klein der Claus war, gab ihm doch ſeine Eiferſucht auf Bläſi manchen großen Gedanken ein.

Bläſi ging an Erdmuthe vorüber, als ob ſie nicht da wäre. Er hatte ihr einmal heimlich Kirſchen geſchenkt, ſie aber warf ſie auf die Straße, daß die Gänſe ſie aufſchnabelten. Bei den Spielen zog ſich Bläſi oder Erdmuthe alsbald zurück, wenn Eines ſah, daß das Andere unter den Theilnehmenden war. Den Cyprian haßte Bläſi ſo ſehr, daß er einmal wochenlang einen Stein bei ſich trug, um ihn dem Cyprian an den Kopf zu werfen, wenn er ihn ſchlagen wolle.

So war der Familienzwiſt bis tief in die Kinder gedrungen.

Mit den abfallenden Blättern kam auch ein großer Stempelbogen in's Dorf, der das letzte Erkenntniß in dem Rechtsſtreite zwiſchen Cyprian und Gottfried brachte: es lautete zu Gunſten des Letztern. Die Verſteigerung wurde nun anberaumt, aber die Hollmaringer ſind ſtolze wohlhäbige Bauern, ſie laſſen es nicht leicht dazu kommen, daß ſich ein Fremder durch Güterankauf bei ihnen anſäßig mache, ſie ſind froh, wenn einmal ein Acker bei ihnen käuflich wird, um das eigene Gut zu vergrößern oder ein Kind dadurch im Ort zu behalten. Es fehlt daher in Hollmaringen meiſt an fremden Käufern, und die Helfershelfer, die Cyprian aufgeſtellt hatte, brachten nur wenig zu Stande; man ließ ihnen einige Güter zuſchlagen, vollkommen ſicher, daß ſie ſie bald wieder verkaufen müßten. Das Haus und den größten Theil der Güter erwarb Gottfried unter dem Namen eines Scheinkäufers, und Cyprian war auf's Neue ergrimmt als er dies merkte. Obgleich er die Sitte des Dorfes kannte, und dabei einen erklecklichen Kaufpreis erzielte, glaubte er ſich doch übervortheilt und bei dem Weine, der damals noch während der Güterverſteigerung getrunken wurde, machte er ſeinem Groll auf das ganze Dorf und vor Allem auf Gottfried Luft. Man ließ ihn ſchimpfen wie er wollte, er war nicht mehr ebenbürtig und man verzieh ihm leicht ſeinen Unmuth darüber. Ein namhafter Theil des Kaufſchillings blieb als unantaſtbare Hypothek zur Sicherung des Muttergutes für Erdmuthe ſtehen. Um den nicht aus der Faſſung zu bringenden Gottfried zu kränken, kündigte Cyprian an, daß er Tags darauf mit dem Hausrath auch einen vollſtändigen Hochzeitsanzug und zwar den ſeiner verſtorbenen Frau verkaufe. Alles ſah auf Gottfried und nur die gedungenen Steigerer Cyprians tranken noch von ſeinem Weine, alle Anderen gingen ſtill und ohne den üblichen Johannistrunk davon.

Am andern Tag, bei der Verſteigerung des Hausraths, war Gottfried faſt das einzige Mannsbild unter den verſammelten Frauen, und erſt gegen das Ende wurde in der That der Ehrenſchmuck der Verſtorbenen zum Ausgebot gebracht. Man ſah und hörte Gottfried nicht an, was in ihm vorging, als er ein Stück des Gewandes nach dem andern zu hohem Preiſe erwarb. Er machte ſein Anbot immer mit gleicher ruhiger Stimme. Es war noch ein Gewand aus der ehrenfeſten Bauernzeit, das ſich ſchon auf das zweite Geſchlecht vererbt hatte. Der kleine runde Strohhut mit gewäſſerten ſchwarzen Knüpfbändern mit rothen Wollroſen verziert, die rothen Zopfbänder, die ſchwarzſammtne auf dem Rücken weit ausgeſchnittene Jacke, der ſogenannte Schoben, das Scharlachmieder mit den ſilbernen Neſteln und Kettchen, der aus Silberdraht und Felbelſchnüren gedrehte Gürtel, ein beſonderer nur an Ehrentagen getragener Schmuck, der blaue faltige Rock mit den verſchiedenfarbigen Einfaſſungen, die feine weiße Schürze, die rothen Strümpfe und Stöckleſchuhe, Alles das erwarb Gottfried eines nach dem andern und legte es wieder mit Andacht in die kenntlichen Falten, da es der Ausrufer auseinander geriſſen hatte. Er ſprach kein übriges Wort und nur den jedesmaligen Kaufpreis. Als aber jetzt wieder ein Stück Hausrath an die Reihe kam, gebot er Stille und fragte den Ausrufer:

„Iſt die ſiebenfache Granatenſchnur mit dem Schwedendukaten nicht auch dabei?“

„Den Halsſchmuck hab' ich,“ lachte Cyprian, „ich hab' mir ihn durch die Gurgel laufen laſſen.“

Gottfried knüpfte ſtill alles Erſtandene in ein weißes Tuch und ging damit fort.

Vor dem Hauſe traf er die kleine Erdmuthe, ſie ſaß auf der Steinbank und weinte.

„Was iſt? hat dir Jemand was than?“ fragte er, die Hand auf das Haupt des Kindes legend; das Kind antwortete nicht und er fuhr fort:

„Kann mir's denken, daß dir in dem Durcheinander bang iſt; es ſieht ſich Niemand nach dir um. Haſt denn was zu Mittag geſſen?“ Das Kind nickte bejahend, und abermals ſagte Gottfried:

„Möcht' dir gern noch anders helfen, aber ich kann nicht. Sei nur geduldig und folgſam und halt dich brav, und wenn du groß biſt, und ſo brav wie dein Mutter ſelig, ſchau, da darin iſt ihr ſchönſtes Gewand, aber brav mußt du ſein und denk, du haſt noch einen Annehmer in der Welt, du verſtehſt das jetzt noch nicht, aber du wirſt's ſchon kennen lernen. Jetzt heul' nicht mehr und laß dir's nicht verbieten, und komm' auch noch zu mir, eh' du fortgehſt. Jetzt heul' nicht mehr.“

Gottfried ermahnte das Kind zur Faſſung und ihm ſelber quollen trotz aller Gegenwehr Thränen aus den Augen und er trocknete ſie mit einem Zipfel der Schürze ab, die aus dem Bündel hervorhing; das Ehrengewand der Seligen ſaugte ſeine Thränen auf. Er gewann ſchnell wieder ſeinen Halt, denn Traudle kam aus dem Garten herbei, ſie gab Erdmuthe mehrere Zwetſchgen und hier bewährte ſich wieder, daß Zukunftsverſprechungen bei einem Kinde nichts verſchlagen, die gegenwärtigen Zwetſchgen wirkten mehr als der verſprochene Ehrenſchmuck vom Oheim. Erdmuthe war heiter und Gottfried ſagte Traudle, daß ſie jedes Jahr ein Weihnachtsgeſchenk von ihm zu erhalten habe, ſo lange ſie bei Cyprian bleibe und auf das Kind Acht habe. Traudle verſprach es, ſchon um der Verſtorbenen willen.

„Ich habe mein Kind meiner Schweſter in Lichtenhardt geben müſſen,“ ſetzte ſie hinzu, „ich will die Erdmuthe für das meinige anſehen.“

Traudle war eigentlich die Schwägerin Cyprians zu nennen, denn ſie war mit ihrem Kinde die Hinterlaſſene ſeines Bruders. Dieſer, ein weit bekannter übermüthiger Geſelle, war bei einer Hochzeit in Iſenburg ertrunken. Der Wirth hatte vier überzählige Gläſer Glühwein an einen Tiſch gebracht, da rief der Bruder Cyprians: „nur her, ſie ſind alle mein,“ und als er heimwärts ging, verfehlte er den Weg und ertrank. Als die Schweſter Gottfrieds heirathete, nahm ſie Traudle zu ſich in's Haus und ſo war ſie in demſelben verblieben und hatte ſogar über Cyprian eine gewiſſe Gewalt.

Cyprian verbot es ſtreng, daß Erdmuthe noch im Hauſe des Oheims Ade ſagte, er hatte nichts mehr, womit er Gottfried kränken konnte, als dieſes und er wollte es ausnutzen. Gottfried hatte ihm die Freude des Umzuges durch den Rechtsſtreit und durch die Verluſte verdorben, er zwang ſich nun zu übertriebener Luſtigkeit beim Abſchied. Als er aber am Hauſe Gottfrieds vorüber fuhr und auf der Fenſterſtange vor den Eiſengittern den Ehrenſchmuck hängen ſah, den man lüftete, wurde er plötzlich ſtill und ſchaute nach den Kindern, die hinter ihm ſaßen, unter ihnen Erdmuthe.

Die Sonne geht auf und ſteht im Mittag.

In der Sonne zu Leutershofen ſchien Cyprian erſt recht zu blühen und ſich zu entfalten. Er hatte trotz aller Verzögerung doch noch immer einen ſchicklichen Kauf gemacht, die weiten Räume des Hauſes thaten ihm wohl und das allzeit rührende Leben darin noch mehr. Die ganze Art des lebhaften gewerbſamen Ortes ſagte ihm zu und er betheuerte oft, hier wiſſe man doch auch, daß man auf der Welt ſei; in einem Dorf wie Hollmaringen ſei man ſchon bei lebendigem Leib halb geſtorben. Hier bekam man jeden Tag bei mehreren Bäckern friſches Brod. Jeden Abend Schlag acht Uhr und jeden Morgen Punkt halb ſechs rollte der Eilwagen durch den Flecken und an Sommerabenden, beſonders aber am Samſtag Abend, blies der Poſtillon jedesmal durch den ganzen Ort, denn die Kinder liefen behende neben ihm her und ließen nicht ab, bis das Poſthorn ertönte und jauchzten und hüpften bei den Klängen, und die Eltern, die vor dem Hauſe ſitzend Feierabend hielten, ſchauten fröhlich auf. Leutershofen war nicht nur ein Marktflecken an der Staatsſtraße mit einer Schranne von nicht geringer Bedeutung, es war auch glücklich zwiſchen zwei Bergen gelegen; kamen die Fuhren vom Thal herauf, ſo mußten ſie hier neuen Vorſpann nehmen, vor dem Hauſe ſtanden faſt allzeit mehrere mit Blahen überzogene Frachtwagen und während die Pferde an den fliegenden Krippen fraßen und die Sperlinge bei ihnen ſchmarotzten, ſaßen die blauhemdigen Fuhrleute in der Wirthsſtube und labten ſich an Speiſe und Trank, und Cyprian that ihnen Beſcheid; den rothen ſogenannten Weiberzorn ließ Cyprian nie ausgehen. Die Frau erwies ſich als emſige Wirthin und Trauble war bald die beliebteſte und geſprächſamſte Kellnerin, ſo weit eine dem Fuhrmann beim Eintritt Peitſche und Hut abnimmt und im Auffagen der vorräthigen Speiſen und Getränke dieſelben lobend ſchmackhaft machen kann.

Auch Kutſchen mit vornehmen Reiſenden wurden bisweilen von der Sonne, die Cyprian hatte neu vergolden laſſen, angezogen und Cyprian verſtand es, die Landeszeitung mit einigen Worten zu bringen, die den Mittheilſamen leicht zu einem Geſpräche anregten. Die Haupternte der Woche war aber immer am Tage des Kornmarktes; da war am Tag ein Lärmen und Rufen in der großen Wirthsſtube, lauter als auf dem Markte ſelber, und waren die Kornpreiſe hoch geſtiegen, hörte das Schlemmen bis tief in die Nacht nicht auf, der einfache Landwein galt nichts mehr, warmer Würzwein mußte her und oft ſogar Ueberrheiner und Champagner. Cyprian ließ es natürlich nicht fehlen, ſich auch bisweilen als uneigennütziger Wirth zu zeigen, und kaum ein Jahr war vergangen, als ſein Geſicht ſo breit war wie die Sonne in ſeinem Schilde. Er lachte viel und beſonders wenn man ihn wegen ſeiner Breite neckte und ſagte dann oft: das käme nicht vom Eſſen und Trinken, ſondern davon, daß er den Mauskopf — dieſen Unnamen hatte Gottfried — nicht mehr vor Augen ſehe. In der That kamen die Hollmaringer wenig und was Gottfriediſch war, gar nicht in die Sonne, ſondern hielten ihre Einkehr im Ochſen. Cyprian hatte faſt allezeit ſechs Roß auf der Straße als Vorſpann und drei Jahre lang übernahm er die Haberlieferung für die Kavallerie zweier Garniſonsſtädte; er mußte aber ſeine Rechnung nicht dabei gefunden haben, denn er wollte nichts mehr davon wiſſen.

Erdmuthe war in dieſer ſteten Fürſorge für Andere wenig beachtet der Schule entwachſen, nur Traudle nahm ſich ihrer an und tröſtete ſie oft, wenn ſie darüber klagte, daß der Ohm Gottfried und Bläſi ohne Gruß am Hauſe vorüberfuhren und ſich gar nicht um ſie kümmerten; ſie ſelber durfte ſich ihnen nicht nahen, denn der Vater hatte ihr das Härteſte angedroht, wenn er ſolches erführe und der Vater war doch nächſt Traudle ihre einzige Stütze und gab ihr verſtohlen manchmal ein gutes Wort. Sonſt wurde ſie viel geſcholten, denn ſie ſollte jetzt die Gäſte bedienen helfen, ſie aber war ſchüchtern und verſcheucht, wurde über und über roth bei jedem Wort, das ein Fremder ihr ſagte, und doppelt wenn er dann erklärte, daß dieſes Erröthen ſie noch ſchöner mache als ſie eigentlich ſchon ſei. In der Angſt vor den Fremden und vor den eigenen Angehörigen ließ ſie oft volle Gläſer und Flaſchen aus der Hand fallen und hatte darob böſe Zeit. Traudle tröſtete ſie wohl beim Schlafengehen, indem ſie ihr alte Mährchen erzählte von Kindern, die viel hätten leiden müſſen und dann eine Krone errungen. Erdmuthe wußte zwar nicht, woher die Krone kommen ſollte, aber dieſe Geſchichten tröſteten, ein unnennbarer Zauber ſtieg aus dieſen Wundermähren in das Herz und wie ein kleines Kind bat ſie oft Traudle am Abend, ihr noch mehr ſolcher Geſchichten zu erzählen. Der Vater erlöste ſie endlich aus der Wirthsſtube und dem unmittelbaren beſtändigen Verkehr mit der harten Mutter. Eines Sonntags, nachdem Erdmuthe den Weiberzorn zu einer Wahrheit gemacht, da ſie eine Flaſche des rothen Weines einer fremden Dame über das weiße Kleid ſchüttete, ſagte der Vater am Abend im Familienrathe: „Ich ſehe ſchon, Erdmuthe, du biſt Gottfriediſch, was denen nachſchlagt, paßt nicht unter Menſchen, nur unter Vieh und auf's Feld. Von morgen an haſt du nichts mehr in der Stube zu thun, du verſorgſt mit dem Knecht und der Magd unſer Bauernweſen. Iſt dir's recht?“

„Ja. Ich dank', Vater.“

Die Frau wollte dieſe neue Anordnung nicht geſtatten, man würde es ihr aufbürden, daß ſie das Kind gegen die ihrigen zurückſetze, aber Cyprian blieb feſt.

Von nun an war Erdmuthe überaus heiter, der Knecht und die Magd berichteten, man habe gar nicht gewußt, welch ein luſtiger Vogel die Erdmuthe ſei; ſie trällere den ganzen Tag und wiſſe beim Ausruhen gar wunderbare Geſchichten zu erzählen, daß man ſich wie in einer andern Welt vorkäme und jede Arbeit gehe ihr ſo flink von der Hand, als hätte ſie ſchon Jahre lang die ſchwerſten Geſchäfte verrichtet.

Erdmuthe wurde ſonnverbrannt, aber dabei ſtark und groß, ſie hatte gar nichts vom Vater als die braunen Augen mit dem breiten ſtillen Feuer, im Uebrigen ſchien ſie ganz der Mutter nachzuarten. Am Markttage, wenn's im Hauſe luſtig herging, war Erdmuthe faſt immer betrübt. Es waltete ein eigener Zufall, daß, ſo wie ſie einen Schritt aus dem Hauſe ging, ſie immer Bläſi begegnete, er fuhr, ritt oder ging immer an ihr vorüber, als ob es ihm ein Geiſt verrathen hätte, daß ſie kommen würde. Die Beiden gingen raſch an einander vorüber, ohne zu grüßen; Anfangs war es das ſtrenge Verbot des Vaters, was

Erdmuthe davon abhielt, bald aber ſetzte ſich eine ſelbſtändige Feindſeligkeit in ihr feſt und ebenſo in Bläſi. In Hollmaringen ſagte dann Bläſi am Abend zu ſeiner Schweſter, die einen Sohn des Rodelbauern geheirathet hatte und im Hauſe Cyprians wohnte: „Es iſt doch unerhört, die Erdmuthe iſt doch meine einzige Verwandte und geht an mir vorbei wie an einem Stock; ich ſag's ihr aber nächſtens einmal, ſie geht mich gar nichts an, ſie iſt meine Verwandte nicht.“ Faſt ganz dasſelbe ſagte dann Erdmuthe am Abend dem Traudle und wenn dieſe dann eine künftige Liebe daraus deuten wollte, wehrte ſie ſich mit aller Macht dagegen und betheuerte, ihr nie mehr von Bläſi zu ſprechen; dennoch konnte ſie ſich nicht enthalten, ihr oft und oft zu erzählen, wie grimmig ſie heute den Bläſi angeſehen, daß er die Augen habe niederſchlagen müſſen. Einmal erzählte ſie ſogar, daß Bläſi ihr habe zuſprechen wollen, ſie aber ſei davon gelaufen und habe ſich nicht an ihn gekehrt.

Cyprian war oft unwirſch, er mußte mancherlei geheimen Kummer haben und nur Einen ſprach er laut aus; es ärgerte ihn, daß er ſein älteſtes Kind, das er innig liebte, aus ſeiner Nähe hatte verdrängen laſſen und manche üble Nachrede ſich dadurch zugezogen hatte. Er wollte Erdmuthe wieder im Hauſe um ſich haben, aber ſie willfahrte ihm nicht. Hinter dem Schenkgitter ſuchte er über Mancherlei Vergeſſenheit zu trinken und brachte dadurch neues Ungemach zu Tage. Das Gelübde, daß der Rauſch beim Weinkauf des Hauſes der allerletzte ſein ſollte, war ſchon längſt übertreten und nicht mehr in Erinnerung. Erdmuthe ſah den Zerfall im Hauſe wohl und ſo wehe es ihr that, den Vater ſich allein zu überlaſſen, ſie hielt ſich jetzt doppelt gern in Feld und Stall auf und ſelbſt im Winter ſaß ſie meiſt ſtill in der Stube an der Kunkel. Es kamen manche Freier, die um Erdmuthe anhielten, der Vater wies ſie alle ab und wenn ſich Einer dem Mädchen ſelber näherte, wußte der Vater ſo viel Verdorbenheit und Schlechtigkeit von einem Jeden zu ſagen, daß Erdmuthe gern darein willigte, Jeden von ſich zu entfernen. Auch Traudle half dem Vater dabei, denn ſie nährte unabläſſig die Hoffnung, daß Erdmuthe den Bläſi heirathen und ſie wieder nach Hollmaringen zurückbringen müſſe.

Die Sonne geht nieder.

Ein luſtig grünender Baum, dem plötzlich und auf immer der Bach abgegraben wird, der ſeine Wurzeln tränkte, kann von ſeinem Schmerze nichts kundgeben und er verdorret ſtill; der Menſch aber, auch der an die Scholle gebundene, kann doch klagen und ſchelten wenn er verkümmert und kann einen Verſuch machen, ob er neuen Boden gewinne.

Die Eiſenbahn, die durch das Schwabenland gezogen wurde, beſchäftigte alle Gemüther landauf und landab; man ſchalt darüber, man ſtritt hin und her und die Klügeren lachten ob der neuen Mode, die auch wieder aufhören würde, wie viele andere. Die

Eiſenbahn wurde vollendet, allerlei Fabelhaftes ward erzählt und es zeigte ſich, daß ſie einen guten Theil des Verkehrs auch der weit abgelegenen, durch Leutershofen führenden Landſtraße entzog. Der Vorſpann wurde geringer, aber Cyprian fand ein neues Mittel, er kaufte einen im Ort nie geſehenen Stellwagen und ließ ihn jede Woche zweimal regelmäßig nach der Hauptſtadt gehen; er ſicherte ſich dadurch einen ſtetigen Verdienſt und eine nicht unergiebige Einkehr in ſeinem Wirthshauſe; aber kaum ein Jahr war vorüber, als neues Mißgeſchick ſich an ihn herangrub. Die ganze neue Straßenbaukunſt gewann durch die Erfahrungen bei der Eiſenbahn eine veränderte Geſtalt; hatte man ehemals die Straßen über Berge geführt, ſo ſcheute man jetzt einen Umweg nicht, wenn man nur die Straße möglichſt eben legen konnte. Die neue Welt will im Trabe fahren und nicht mühſelig über Berge kriechen. Die Jahrhunderte alte Heerſtraße wurde brach und eine neue im Thale gelegt und durch Dämme geſchützt. Ganz Leutershofen, beſonders aber der Sonnenwirth, empfand die unausweichliche Brache, und doch mußte man noch Alles in Stand halten, um plötzlich aufzuhören. An den Tagen des Kornmarktes äußerte ſich die neue Geſtaltung der Verhältniſſe beſonders in häſſigen Neckereien mit den Einwohnern von Bieringen, Iſenburg u. ſ. w.; das waren Dörfer, die man ehemals gar nicht oder nur mit Spott über ihre Abgelegenheit genannt hatte, aber die neuen Weltmänner ließen es an überhebenden Anzüglichkeiten gegen die vormals ſtolzen Dörfer an der Landſtraße nicht fehlen.

Cyprian ſuchte aus ſeinem Mißgeſchick den letzten Vortheil zu ziehen, er übernahm mehrere hundert Klafter Steinfuhren in Accord für den Straßenbau und rüſtete dazu Knechte, Roß und Wagen; aber es ſcheint oft, als ob ſich eine Tücke des Schickſals, wenn es ſich einmal feindlich geſtellt, in Allem erweiſe; Cyprian erlitt ſo viel Schaden an Pferden, Wagen und Geſchirr, daß er ſich einen namhaften Verluſt zuzog. Nun dachte er daran, ſein Anweſen zu verkaufen und ſich im Thale anzuſiedeln, aber es wollte ſich für Beides kein ſogenannter Schick finden. Endlich wollte er wieder ganz Bauer werden und ging mit Eifer in's Feld, aber er war, wie er ſonſt oft neckend eingeſtanden hatte, „zu maſt“ geworden; bei der kleinſten Handthierung verſetzte es ihm den Athem und rann ihm der Schweiß von der Stirne. Nun ließ er endlich Alles kommen wie es kommen mag.

Die Thalſtraße war fertig und in dem Sonnenwirthshauſe mit den weiten, zur Aufnahme vieler Menſchen hergerichteten Räumen war es doppelt öde. Das Sprüchwort ſagt, daß man ſich ob der leeren Krippe leicht zankt; das bewährte ſich nun. Der Sonnenwirth hatte aber manchen Tröſter im unterirdiſchen Dunkel, der ihm die Zeit kürzen und vergeſſen half. Stunden, ja Tage lang lag er im offenen Fenſter, das rothe Taſchentuch als Polſter untergeſchoben, und ſchaute träumend hinaus in's Freie, er hoffte, es müſſe endlich ein ſchicklicher Käufer kommen, denn er hatte das Anweſen wiederholt in den Zeitungen ausgeboten, um es aus freier Hand zu verkaufen. Was er dann beginnen wollte, das überließ er der Zukunft. Wie öde und leer war jetzt der große freie Platz vor dem Hauſe! Man hörte nichts als das Plätſchern des allzeit rinnenden großen Röhrbrunnens, die fliegenden Krippen, ehedem den Fuhrleuten zur ſchnellen Fütterung bereit, lagen wie müde und mancher Beine beraubt bei zerbrochenen Flaſchen in einem Winkel, und das ganze Dorf war ſtill, am hellen Tag wie eingeſchlafen. Jetzt gab es keinen Kornmarkt mehr, jetzt bekam man nicht mehr täglich friſches Brod, kein Poſthorn ſchallte mehr unter jauchzenden und ſpringenden Kindern durch die Gaſſen.

Cyprian ſah dem Zerfall des ganzen Hausweſens mit einer Gleichgültigkeit entgegen, wie ſie Uebertäubung und das dämmernde Bewußtſein des unabänderlichen Einſturzes ſo oft erzeugt. Die Frau, von je her leichtfertigen Sinnes, machte ſich von den guten Tagen noch zu Nutze ſo viel man vermochte, und da Schelten und Zanken mit ihrem Manne nichts half, wollte ſie noch mit genießen, ſo lange ſich Etwas vorfand; von Fäſſern und Bütten waren die Reifen geſprungen, und ſie kochte mit den bequemen Brettern. Zwei Aecker waren verkauft, andere verpfändet, man zehrte ſich auf, ſo lange Etwas da war. Cyprian redete ſich noch ein, daß er freiwillig verkaufen wolle, während er täglich mehr dem Schickſal entgegen ging, von Haus und Hof geſetzt zu werden. Er gab die Gaſtwirthſchaft nicht auf und bezahlte die Steuern dafür, ohne ſo viel einzunehmen als dieſe betrugen; er glaubte des künftigen Verkaufes wegen das Gewerbe, wenn auch nur nothdürftig aufrecht erhalten zu müſſen. Mitunter bekam er noch ein Fäßchen Branntwein oder halbſauren Wein zu hohen Preiſen geborgt, in der Regel aber war der Keller leer, und wenn ein Handwerksburſche, der ab der Straße durch die Dörfer zog, in der Sonne einkehrte, wurde Traudle zu dem Ochſenwirth geſchickt, um von dort unter der Schürze verborgen das Verlangte zu holen, und Cyprian ſagte dem Harrenden wie ſich ſelbſt verhöhnend: „Mein 'Keller iſt ein bisle weit weg.“

Nach und nach ging Cyprian weiter und verkaufte was nicht niet- und nagelfeſt im Hauſe war: geſtern verſpeiste man einige Stühle, heute einen Tiſch, morgen Gläſer, Pfannen, Pferdegeſchirr u. ſ. w. Oft mußte Traudle, meiſt aber Erdmuthe, wenn es Nacht war, vom Vater begleitet, kleinere Gegenſtände und Bettſtücke nach der Stadt tragen. Das waren ſchwere Gänge, der Vater jammerte allezeit und wünſchte ſich den Tod, und war er auch auf dem Heimwege nach der Einkehr im Wirthshauſe wohlgemuther, bei der geringſten Anregung konnte er über ſein Schickſal weinen und ließ ſich nur mit Mühe beruhigen.

Seltſamerweiſe, aber nicht ohne Grund, hatte Erdmuthe ſeit dem Zerfalle des Hauſes lauter gute Tage, ſelbſt die Mutter ſchalt ſie ſelten und war oft freundlich gegen ſie. Dieſe Frau war immer wieder heiter, wenn zeitweilig Fülle in das Haus einzog. Erdmuthe empfand die ökonomiſche Auszehrung im Hauſe oft ſchwer und es war ihr, als müßte die Decke über ihr einſtürzen; aber das Gefühl, daß ſie nun liebreich gehegt und die Erſte im Hauſe war, ließ ſie manchmal wieder Alles vergeſſen.

An dem Tage, als von Obrigkeitwegen das goldglänzende Schild am Hauſe eingezogen und die Gant verkündet wurde, weinte Alles, Groß und Klein, und ließ ſich den ganzen Tag nicht am Fenſter und nicht auf der Gaſſe ſehen, und zum Erſtenmal hörte Erdmuthe, daß ſie allein die Stütze und Hoffnung des Hauſes ſei. Am Abend erklärte ihr Traudle, was das zu bedeuten habe, und warnte ſie, ſich auch zu Grunde zu richten, ſie könne doch den Anderen nicht helfen.

Schon bevor die Ganterklärung eingetreten war, hatte Erdmuthe ſich dazu verſtehen müſſen, zur Nachtzeit viele Habſeligkeiten aus dem Hauſe zu ſchaffen und bei Bekannten unterzubringen; jetzt, nach dem Ganterkenntniß, ging es im Hauſe erſt recht an ein Ausrauben desſelben, als wäre es ein fremdes und feindliches. Die Behörde hatte zwar aufgeſchrieben was ſich vorfand, aber es gab doch noch Manches bei Seite zu ſchaffen, und endlich wurden ſogar auf dem Speicher die Böden ausgehoben und die Bretter verkauft. Cyprian hatte es klug dahin gebracht, daß ſich die Gant in die Länge zog, und er ſchien nie glücklicher gelebt zu haben als eben jetzt, ſeine Gläubiger mußten ihn erhalten, er zehrte, wie man es nennt, von der Maſſe, er lebte faſt wie ein Beamter von ſeiner Beſoldung; aber auch dies nahm ein Ende und im Frühling, als Erdmuthe zwanzig Jahre alt wurde, mußte ſie mit den Eltern und Geſchwiſtern in eine kleine Leibgedingwohnung ziehen.

Cyprian wollte Traudle aus dem Dienſt entlaſſen, aber auf die Bitten Erdmuthe's behielt er ſie; er ſprach es aus und zeigte es auch, daß er Erdmuthe zulieb Alles thue.

Man rieth Cyprian, er möge ſich doch mit Gottfried in Hollmaringen ausſöhnen und nachgeben; wenn man Feuer wolle, müſſe man es in der Aſche ſuchen; aber Cyprian wollte davon nichts wiſſen, er ſagte, daß er über's Jahr in die neue Welt auswandere.

Der Ohm Gottfried von Hollmaringen kam einmal und ließ Erdmuthe zu ſich in's Wirthshaus rufen. Cyprian ſtellte ihr jetzt frei, ob ſie einen Mann beſuchen wollte, der ihren Vater keines Wortes würdige und eigentlich an ſeinem Unglück Schuld ſei, wobei er den Verluſt, den er bei ſeinem Umzug gehabt, noch ſehr vergrößerte. Erdmuthe verneinte, und nun kam Gottfried zu Cyprian in ſeine Stube; er ſchaute ſich hin und her um und ſagte zu Erdmuthe, ohne Cyprian zu grüßen, er habe kein Geheimniß vor dem Vater, und wolle ſie nur fragen, ob ſie zu ihm ziehen wolle, ſeine zweite Tochter verlaſſe nun auch das Haus. Erdmuthe erklärte, daß ſie bei ihrem Vater bleibe, und als Gottfried ſie zur Hochzeit ſeiner jüngſten Tochter einlud, lehnte ſie auch dies ab; ſie war dem Manne gram, der ihrem Vater kein Wort gönnte, weil er jetzt in Armuth war.

Ein geſchmücktes Opfer.

Das war ja wie aus den alten glücklichen Märchen, als Erdmuthe an ihrem einundzwanzigſten Geburtstage in ihrer Dachkammer erwachte und ein blinkendes Geſchmeide vor ihren Augen ſchweben ſah; aber der es ihr darreichte, war kein Zauberer und kein Geiſt, ſondern der Vater, der es ihr ſelber um den Hals neſtelte und ſtumm weinend ſie küßte.

„Was iſt denn? was iſt denn?“ fragte Erdmuthe noch halb träumend. Der Vater ſetzte ſich zu ihr auf den Rand des Bettes und tief athmend begann er:

„Das iſt das Geſchmeide deiner Mutter ſelig, das hab' ich nicht hergegeben, in keiner Noth, das iſt ſo beſtimmt geweſen, das ſollſt du heut haben. Heut vor einundzwanzig Jahren —“

In Erinnerungen verloren konnte der ſtarke Mann nicht mehr weiter reden und weinte laut.

„Habt Ihr nicht den Ehrenſchmuck meiner Mutter verkauft? Deswegen iſt Euch ja der Ohm Gottfried ſo feind?“ fragte Erdmuthe.

„Ich hab' die Kleider verkauft, um den Mauskopf zu ärgern, und ſie wären doch vermodert, aber den ächten Ehrenſchmuck hab' ich doch behalten. Schau Erdmuthe,“ und Cyprian faßte ihre Hand, „du biſt mein liebes Kind, du biſt mein einziges Kind, mein einziges . . . du biſt mir an's Herz gewachſen wie keines ſonſt . . . du weißt's, wenn ich dir's auch nicht oft ſag' —“

„Ja, ja, Vater, das weiß ich.“

„Schau, du kannſt aus mir machen was du willſt, einen Bettelmann oder einen Ehrenmann, oder Einen, der ſich ſelbſt um's Leben bringt.“

„Was kann Ich denn thun?“

„Hör' ruhig zu, hör' nur. Schau, du wirſt heute großjährig und du kannſt dir den Himmel auf Erden verdienen, du ziehſt dein Vermögen an dich, es bleibt dir, ich nehm' dir keinen Groſchen davon, als was wir zur Reiſe brauchen, drüben können wir uns ſchon ſelber helfen. Verſtehſt mich? Verſtehſt, was ich mein'?"

„Ja, ja, das thu ich von Herzen gern, das Traudle hat das ſchon lang geahnt und hat mich bereden wollen, ich ſoll's nicht thun, aber ich thu's doch, da habt Ihr mein' Hand drauf. Machet nur, daß Niemand was davon erfährt —"

„Nicht ſo, liebes Kind, das geht nicht. Du mußt vor Gericht dein' Sach verlangen, du kannſt's jetzt —"

„Könnet Ihr nicht das für mich?"

„Nein, du mußt ſelber und es hat gar kein' Gefahr dabei, du brauchſt kein' Angſt haben. Nur mußt feſt bleiben. Wirſt ſehen, ſie werden Alle kommen und werden ſagen, dein Vater iſt ein Lump und er verputelt dein Vermögen auch noch, und ſo und ſo. Da mußt dich nicht abſpenſtig machen laſſen, von Gutem und von Böſem nicht. Kannſt das? Du kannſt wenn du willſt und wenn du daran denkſt, daß du deinen Vater und die Deinigen von Schand' und Tod erretteſt —"

„Ja, ich kann's, Ihr werdet ſehen, ich kann's, ich thu den Ehrenſchmuck an und halt' ihn in der Hand, und da wird mir kein Wort im Hals ſtecken bleiben. Verlaſſet Euch darauf."

„Schwör' mir: ſo wahr wie dir dein' Mutter im Himmel beiſtehen ſoll, daß du feſt bleiben willſt."

„Ich brauch' nicht ſchwören. Laſſet mich's ſo ausführen, es iſt mir leichter. Trauet Ihr denn Eurem Kind nicht?"

Cyprian verbarg ſich mit der Hand raſch die Augen und ſagte ſchnell: „Alles, Alles, du liebes gutes Kind." Er ſagte ihr noch, daß ſie das Halsgeſchmeide verborgen halten müſſe, da ſonſt Niemand etwas davon wiſſe und er ſeinen Stolz darein ſetze, für ſchlechter zu gelten als er ſei.

Als Cyprian zu ſeiner Frau in die Stube kam, ſagte er zu ihr:

„Das iſt ein Kind, das iſt ein wahrer Engel, ich bin's nicht werth, daß ich ſo ein Kind habe."

Die Frau lachte in ſich hinein.

An dieſem Tag ging es feſtlich und vollauf bei Cyprian her, faſt wie in ſeinen beſten Zeiten, und Erdmuthe war der gefeierte Mittelpunkt von Allem, ſelbſt ihre Geſchwiſter, die ſonſt nur Boshaftigkeiten an ihr ausübten, waren heute freundlich und dankbar ob des Kuchens, den ſie durch die Schweſter erhielten.

Tags darauf geleitete der Vater ſelber Erdmuthe bis gen Hollmaringen, er ſprach wenig, nur manchmal ſchärfte er der Tochter noch ein, wie ſie ſich ſeinen abwendig machenden Feinden gegenüber zu benehmen habe. Er wollte Erdmuthe wiederholt die Anleitung geben, daß ſie ſagen möge, der ganze Plan ginge von ihr aus, und es habe ihr Niemand einen Gedanken davon eingeflößt, aber Erdmuthe ſagte:

„Vater, das geht nicht, ich komm' viel beſſer durch, wenn ich bei der Wahrheit bleib'. Und was brauchen wir denn da läugnen und verhehlen? Es iſt ja in der Ordnung, daß das Kind dem Vater folgt; da kann kein Menſch was davon loshauen.“

Wenn der Vater den Blick zur Erde geheftet, gramvollen Antlitzes ſo dahin ſchritt, betrachtete ihn Erdmuthe oft mit ſtillem Mitleid und ſie freute ſich wieder, daß es ihr gegeben ſei, Alles wieder gut zu machen, und ſie gedachte mitten in ihrem praktiſchen Vorhaben der Märchen, wo die Kinder ausziehen, um das Lebenskraut für den kranken Vater zu holen, und mit Muth allerlei Fährlichkeiten beſtehen.

Als man Hollmaringen auf der breiten Ebene vor ſich ſah, und der Weg von der alten Hauptſtraße nach dem Dorfe abbog, ſtand der Vater ſtill und ſagte, daß er wieder umkehre und in Seebrunn im Rößle, dem erſten Hauſe des Dorfes gegen Hollmaringen, auf die Rückkehr Erdmuthes warten wolle. „Du weißt Alles,“ ſagte er, „und geh in Gottes Namen.“ Er ſetzte ſich an den Wegrain und preßte die gefalteten Hände auf den Schlehdornſtock zwiſchen ſeinen Knieen. Als er nach geraumer Zeit wieder aufſchaute, ſah er Erdmuthe dem Dorfe zugehen, ſie wendete ſich nicht mehr um und ſchritt ruhig fürbaß, und plötzlich wurde dem Vater ſchwer bange: dort ging ſein Kind, und was es unternahm, entſchied für ihn über Leben und Tod; wenn die Verwandten das Mädchen überredeten und gleich zurückbehielten, war er verloren — es war jetzt großjährig und konnte über ſich ſchalten wie es wollte. Wankenden Schrittes und oft ſtille ſtehend, kehrte Cyprian um, die Welt war frühlingsgrün, voll

Sonne und Lerchenſang, aber der von ſchweren Sorgen Bedrückte iſt in ihr wie in einem Kerker, Kummer und Qual durchſchneiden jeden Ausblick wie Eiſenſtäbe am Kerkerfenſter.

Erdmuthe ging indeß ihres Weges wie in einer Verzückung, die Menſchen auf den Feldern und auf dem Wege kannten ſie nicht, aber jeder Baum, jede Hecke, jeder Graben grüßte ſie mit tauſend halbvergeſſenen Kindeserinnerungen, und ſie ſelbſt ſchaute umher mit großen, verwundert dreinblickenden Augen, wie ein Kind, das aus dem Schlaf erwacht; die Lerchen jubelten, die Bäume blühten, die Sonne ſchien ſo hell, und im Herzen des Mädchens lebte, ihr ſelbſt unbewußt, der beglückende Gedanke, daß ſie einer rechtſchaffenen That entgegen ging, und ihr ganzes Sein war von Freude übervoll. Sie ging dahin, als würde ſie von einem unſichtbaren Weſen an der Hand geführt, und plötzlich ſtand ſie ſtill und eine tiefe Trauer ſchlich ſich in ihr Herz, daß ſie nicht hier bleiben ſollte, wo ſie ſo ganz, wo ſie allein daheim war. „Und du bleibſt ewig da,“ ſagte ſie faſt laut vor ſich hin, ſie wußte nicht woher es kam. Da ſah ſie den von einem Buchenzaune umfriedeten Gottesacker. Jetzt wußte ſie was hier ſo wunderbar zu ihr ſprach; ſie ging in den Friedhof, ſie las die Inſchriften vieler Kreuze, und es wurde ihr ganz wirr von dem endloſen Sterben der Menſchen, das hier von Schritt zu Schritt zu ihr ſprach. Da las ſie im Tiefſten erſchreckt auf einem halb eingeſunkenen Kreuz ihren eigenen Namen: es war das Grab ihrer Mutter, ſie ſank vor ihm nieder und lag lange, das Haupt in das friſche Gras gedrückt. Endlich richtete ſie ſich ſtarren Blickes auf, ſie konnte nicht weinen, und doch war ihr ganzes Herz voll tiefer Trauer, ſie legte die Hand auf das Grab, als faßte ſie die Hand der Mutter und ſchaute in die weite Welt. Die Lerchen über ihr jubelten, ein Buchfink ſchmetterte ſeinen hellen Sang von einer Trauerweide, deren junges Laub im Sonnenſchein glitzerte, ein Säuſeln zog durch die einſamen Föhren, die da und dort ſtanden und Schmetterlinge flogen hin und her. — Sie raufte einige Grashalme und wilden Thymian vom Grabe, ſteckte ſie in ihren Buſen und ſchritt feſt davon. Durch das Dorf ging ſie ohne umzuſchauen und ohne Jemand zu grüßen. Mittag war vorüber und die Leute gingen wieder ins Feld; nur vor ihrem elterlichen Hauſe hemmte ſie ihren Schritt und ſah lange an dem Hauſe hinauf und auf die Steinbank, wo ſie als Kind ſo oft geſeſſen. Es war Alles im alten Stand, und nur des Nachbars Klaus, der an Krücken ging, war in den zehn Jahren ein großer Burſche geworden und ſtrickte eine wollene Jacke auf der Steinbank, und in dem Garten war eine neue Scheune gebaut. Eben als Erdmuthe den Klaus grüßen wollte, trat Bläſi mit einem Pferdekummet auf der Schulter aus der Hausthüre; er erkannte Erdmuthe trotz des großen weißen Tuches, mit dem ſie ihr Geſicht faſt verhüllt hatte und ſagte:

„So? Biſt auch hieſig? Willſt jetzt bei uns bleiben?"

„Nein," antwortete Erdmuthe und ging weiter, es kränkte ſie, daß Bläſi ihr weder die Hand reichte noch eigentlich ein freundlich Wort ſagte. Als ſie die Treppe im Hauſe des Oheims Gottfried hinan ging, war es ihr, als müßten ihr die Kniee brechen, aber ſie faßte ſich, denn ſie ahnte, daß ſie ſich ihr Vorhaben leichter gedacht als es war. Der Oheim Gottfried, der in Papieren leſend am Tiſche ſaß, ſtand nicht auf, aber er ſtreckte ihr die Hand entgegen zum Willkomm und ſagte:

„Das iſt brav, daß du doch zur Einſicht kommen biſt! du biſt bei uns ſo gut und beſſer aufgehoben als bei deinem Vater. Du mußt in dieſen Tagen großjährig werden, halt, heut haben wir den zwölften Mai, geſtern iſt's geweſen wo du's geworden biſt, du kannſt jetzt mit dir machen was du willſt."

„Ja, deswegen bin ich da und ich hab' Euch ſagen wollen —"

Erdmuthe konnte nicht ausreden, denn die Frau, die ebenfalls die Hand gereicht hatte, ſchnitt ihr das Wort ab indem ſie ſagte:

„Du kannſt hernach erzählen. Zuerſt mußt was eſſen. Wärſt ein' halbe Stund' früher kommen, hätteſt's gleich mithalten können. Roſel!" rief ſie laut, ein ſchlankes Mädchen kam in die Stube, das nach Vorſtellung der Mutter Erdmuthe herzlich bewillkommte, aber auch hier unterbrach die Mutter jedes weitere Reden und ſagte: „Roſel, wärme ſchnell die Leberſpatzen, die von heut Mittag überblieben ſind, thu' noch einen Löffel Schmalz daran und ſchlag der Baſe ein paar Eier ein."

Erdmuthe wollte danken, aber man hörte nicht darauf und trotz der Ermüdung und des unleugbaren Hungers fühlte ſie plötzlich eine Sättigung und es war ihr, als müßte ſie auf und davon rennen. Dieſe zutrauliche herzinnige Weiſe der Menſchen, die ſie bisher für Feinde und Unholde gehalten, dieſes Entgegenkommen von Menſchen, bei denen ſie ſich vergeſſen geglaubt, das Gefühl bei Verwandten zu ſein, die jede Liebe und Güte als ſelbſtverſtändliche Sache hinnehmen und dazu der Gedanke, daß ſie mit einem Vorhaben gekommen, das ihnen entgegen war, alles Das preßte ihr die Kehle zuſammen.

Der Oheim raffte die Papiere zuſammen und ſagte, daß er in einer Stunde wiederkomme, er müſſe in die Gemeinderathsſitzung. Erdmuthe ſtand auf und grüßte demüthig als er wegging, reden konnte ſie nicht.

Als die Roſel, von der die Mutter erzählte, daß ſie in acht Tagen Hochzeit mache, das Eſſen brachte, wollte Erdmuthe durchaus nichts davon annehmen.

Es giebt eine alte Sage, daß man von verführenden Geiſtern nicht Speiſe noch Trank genießen darf, ſonſt iſt man in ihrem Bann. Erdmuthe kannte dieſe Sage und ſie kam ſich wie in einem Zaubrekreis vor; aber hier waren gute Geiſter und ſie wollte nur nichts annehmen, weil ſie dann bei der ausbrechenden Feindſeligkeit undankbar war. Die Frau ließ indeß nicht nach und wiederholte ihr, ſie müſſe ihr verſcheuchtes Weſen ablegen, ſie ſei hier unter Menſchen, die es gut mit ihr meinen und ſtaunend hörte Erdmuthe, daß man hier Alles von ihrem Leben wußte und erröthend hörte ſie ihr Lob, daß ſie eine ſo tüchtige Bäuerin geworden und ſich nicht auch dem „Wirtheln“ ergeben habe, das der ſchweren Arbeit entwöhne. Jetzt weinte Erdmuthe, die ſonſt nie Thränen vergoß, übermäßig; Alles was ſie heute erlebt, drängte ſich plötzlich überquellend zuſammen. Die Frau ſuchte ſie mit den beſten Worten zu beruhigen und die Roſel ſagte, ſie müſſe ihre Kranzjungfer bei der Hochzeit ſein. Erdmuthe erklärte, daß ſie nur dem Oheim ſagen könne, was ihr das Herz bedrücke.

Als der Oheim Gottfried, der im Gemeinderath auch das Amt des Waiſenpflegers hatte, zurückkam, öffnete er einen Schrank, nahm mehrere mit Stempeln verſehene Papiere heraus und ſagte: „Du wirſt auch wiſſen wollen, wie es mit deinem Vermögen ſteht; das ſind die Hypotheken, dreitauſend vierhundert Gulden iſt's geweſen und ſo iſt's geblieben, dein Vater hat jedes Jahr, auch wie's ihm noch gut gangen iſt, die Zinſen erhoben. Wenn du einen rechtſchaffenen Mann kriegſt, der was hat, ſo iſt das ein guter Zuſchuß, daß ihr gut hauſen könnet.“

„Ich denk' nicht daran, Vetter.“

„Wird ſchon kommen.“

„Nein, höret mich gut an, Vetter.“

„Ja, ja, red' du nur.“

„Schaut Vetter, ich bin ... ich ſoll .. ich will ... ja ich ſoll mein Vermögen holen.“

„So? Das glaub' ich, daß das dein Vater will.“

„Und ich auch.“

„Aber Ich nicht.“

Gottfried that die Papiere wieder in den Schrank, ließ den Riegel zweimal in die Schließe fallen und knüpfte das Lederband, daran der Schlüſſel befeſtigt war, wieder in das Weſtenknopfloch. Erdmuthe ſaß ſtill da.

„Was möchteſt denn mit dem Geld machen?“ fragte Gottfried.

„Meinem Vater damit aufhelfen.“

„Daß es der Lump auch noch verfreſſen und verſaufen kann?“

Erdmuthe erhob ſich, ſie hielt das Halsgeſchmeide in der Taſche feſt in der Hand und mit ſtarker Stimme ſagte ſie:

„Vetter, das leid' ich nicht. Mein Vater iſt ſo gut wie Einer und Die wo ihn verſchimpfen, die haben's verſchuldet, wenn was nicht recht an ihm iſt.“

„Ich ſeh' ſchon, dein Vater hat dich auch verdorben.“

„Und wenn's ſo iſt und wenn's wahr wär', wer iſt dran ſchuld? Mein Vater nicht allein, Ihr, ja Ihr ſeid daran ſchuld. Ihr hättet die Feindſchaft aufgeben und dafür ſorgen müſſen, daß Euer Schweſter Kind nicht verdorben wird; aber mit dem großen Wagen vorbeifahren, wo der Schweſter Kind der Pudel im Haus iſt, da hat man ſich auch nichts zu berühmen.“

Gottfried ſtand ſtarr, er ſah zum Erſtenmal in ſeinem Leben ſeine Rechtſchaffenheit angegriffen, er konnte eine gewiſſe innere Stimme nicht verleugnen, welche die Berechtigung dazu anerkannte, aber doch war er dem gram, wer das ausſprach. Er war nahe daran, ſeine Gelaſſenheit aufzugeben, aber ſchnell fand er wieder die Faſſung und ſagte bitter lächelnd: „Das hat dir dein Vater auch eingeblaſen.“

„Nein, nein, was ich red' das ſind meine Gedanken, die ich tauſendmal im Stillen gehabt hab'. Aber ich will Euch keinen Vorwurf machen und machet Ihr mir auch keine. Ich hab' heut Gutes in Eurem Haus gehabt, ich möcht' gern wenn ich fortgeh', in Gutem an meine Verwandten zurückdenken."

„Wo willſt denn hin?"

„Nach Amerika, mit meinem Vater und meinen Geſchwiſtern. Ihr ſaget, ich hätt' ein ſchönes Vermögen; ich will nicht im Reichthum leben, wenn mein Vater ein Bettelmann iſt —"

„Und noch einmal wird, wenn er das Deinige auch noch verthan hat. Ich ſeh', man kann geſcheit mit dir reden und du haſt ein gutes Herz, du verleugneſt dein' Mutter ſelig nicht, die hat mich für brav gehalten, du denkſt anders, ich will dir nichts darüber ſagen, aber beſinn' dich nur, laß dich dünken, es redet ein Anderer zu dir: wie ſoll denn ein Mann, der mit einem größeren Vermögen in ſeinen beſten Jahren Alles durchgebracht hat und keinen Unglücksfall gehabt hat, er mag ſagen was er will, wie ſoll der jetzt auf Einmal fleißig und haushälteriſch werden? Du biſt noch in jungen Jahren, du haſt das Leben erſt vor dir, du darfſt dich nicht in's Unglück ſtürzen für Einen, der ſchon mit fertig iſt. Beſinne dich wenigſtens noch, ein Jahr oder ſo lang du willſt, du kannſt bei mir bleiben oder wo du magſt."

Es war zum Verwundern mit welcher Feſtigkeit und raſchen Entgegnung Erdmuthe allen Einwänden Stand hielt, und endlich brachte Gottfried das Ehrengewand der Verſtorbenen und erklärte mit bebender Stimme, wie Cyprian das verkauft und wie er es erworben habe, um es einſt Erdmuthe zu ihrem Ehrentage zu geben, und als Erdmuthe beſtritt, daß der Vater den Ehrenſchmuck verkauft, ſtampfte Gottfried auf den Boden ob dieſer Starrheit, aber noch einmal faßte er ſich und beſchwor ſie beim Andenken an die Selige, ihm und nicht dem Vater zu Willen zu ſein. Und als Erdmuthe noch immer ſtandhaft blieb, veränderten ſich plötzlich ſeine Mienen, mit heiſerer Stimme ſchrie er:

„Gut, ſo geh', ſo geh'; aber das ſchwör' ich dir, du verleugneſt mich, ich verleugne dich auch, auf ewig, auf ewig. Du biſt todt für mich, begraben und Gras drüber. Geh' —"

Plötzlich brach ſich ſeine Stimme, er konnte nicht weiter reden; die Frau, die mit Bläſi und den beiden Töchtern in der Küche zugehört hatte, kam herbei und klagte, daß das Uebel, das Gottfried ſchon einmal gehabt, wiedergekehrt ſei, aber Gottfried winkte mit der Hand, daß Erdmuthe hinaus ſolle, und ſie verließ das Haus. Niemand grüßte, Niemand geleitete ſie. Als ginge ſie ſchon auf ſchwankendem Schiffe, ſo ſchritt Erdmuthe das Dorf hinaus, ſie ſchaute ſich nicht um und ging unaufhaltſam, bis ſie da wo der Weg auf die Hauptſtraße geht, unter dem blühenden Apfelbaum am Wegweiſer ſich niederſetzte. Sie ſchaute nicht auf und antwortete nicht dem Gruße der Weiber, die mit Bündeln Unkraut aus den Saatfeldern kamen.

„Das iſt gut, daß ich dich da noch find'," ſagte plötzlich eine Stimme, Erdmuthe ſchaute auf, es war Bläſi, der vor ihr ſtand, hochglühenden Antlitzes und mit einem ſeltſamen Ausdruck in den Mienen.

„Schickt dich dein Vater und haſt du mir von ihm was zu ſagen?" erwiderte Erdmuthe und wollte aufſtehen; es durchſchauerte ſie aber, als Bläſi jetzt zum Erſtenmal ſie berührte, indem er ſie am Arm faßte und ſie ſitzen bleiben hieß mit den Worten:

„Bleib' du nur, es ſchickt mich Niemand, ich komm aus mir allein und hab' aus mir allein mit dir zu reden. Willſt du mich ordentlich und geduldig anhören und mich ausreden laſſen?"

„Du haſt noch kein' Prob', daß ich nicht Alles mit Ruhe anhöre, was man mit Ruhe anhören kann."

„Magſt meinetwegen Recht haben," ſagte Bläſi ſich neben ſie ſetzend, „laß jetzt die alten Sachen vorbei ſein, ich hab' Anderes mit dir zu reden. Guck, hundertmal hab' ich mir gewünſcht, wenn ich nur auch ſo ruhig wie jetzt mit dir reden könnt', hundertmal hab' ich gedenkt, unſer Herrgott muß barmherzig und übergut ſein, daß er uns nicht dafür ſtraft, weil die nächſten Anverwandten ſo in Feindſchaft mit einander leben, hundertmal wenn ich dir begegnet bin, hab' ich dich anhalten wollen, aber du biſt immer ſo trutzig und ſtolz geweſen —"

„Ich? ſtolz?" ſchaltete Erdmuthe mit bitterm Lächeln ein. Bläſi fuhr fort:

„Du biſt von Vaters Seite mein' einzige Anverwandte und es hat mir das Herz im Leib herumgedreht, wenn ich dich geſehen hab' und dich nicht hab' anreden dürfen. Und mein Vater auch, er red't nicht viel, aber er iſt grundgut, du kennſt ihn nicht und dein Vater —"

„Sag' nichts, es iſt recht, daß du deinen Vater lobſt und ich will dir Alles glauben, aber mein Vater iſt auch mein Vater und ich laß nichts auf ihn kommen —"

„Eben das, wie ich das gehört hab', hab' ich noch mehr Reſpekt vor dir kriegt. Aber das haben wir jetzt nicht auszumachen. Wir ſitzen jetzt da bei einander, wie wenn wir Beide keine Eltern hätten und ganz allein auf der Welt wären, ſo iſt mir's, wie's dir iſt —"

Bläſi hielt inne und trocknete ſich den Schweiß von der Stirn; vor ſich niederſchauend fragte Erdmuthe:

„Warum haſt mir denn kein gut Wort geben, wie ich in's Dorf kommen bin?"

„Weil ich gemeint hab' du bleibſt bei uns und da hätt' ſich ſchon ſchickliche Zeit gefunden und ich hab' dir auch nichts im Voraus geben wollen ... Du haſt mich dein Leben lang geplagt genug, von damals an wo du mir die Kirſchen nachgeworfen haſt, ich hab' dir's eintränken wollen —"

Die gekrümmte linke Hand auf Kinn und Unterlippe gedrückt ſchaute Erdmuthe den Bläſi mit flüchtigem Lächeln an, dann fragte ſie:

„Warum biſt denn jetzt anders?"

„Weil du jetzt Alles wieder auseinander ſprengſt, weil du in Feindſchaft davon gehen willſt. Das iſt nicht recht, das iſt nicht brav, das . . . das leid' ich nicht. Du gehörſt zu uns und nicht zu denen in Leutershofen und du ſollſt uns nicht nachſagen, wir hätten dich verſtoßen —"

„Das ſag' ich nicht, und es wär' ja auch gelogen."

„Das mein' ich auch nicht, du verwirrſt mir ganz meine Worte, du redeſt mir ſo drein, daß ich nimmer weiß wo ich ſteh —"

„Gut, ich will ganz ſtill ſein, ſo red' du allein."

Sich die Hände reibend und eine gewaltſame Bedächtigkeit erraffend begann Bläſi wieder:

„Du ſollſt dich eben an uns halten, ich will nichts von den Deinigen ſagen, ſo viel ſiehſt aber doch, daß wir ganz andere Leute ſind und du ſollteſt dich freuen, daß du ſo einen Anhang haſt. Sag', hab' ich nicht Recht?"

„Freilich, aber wenn mein Vater im Zuchthaus ſäß', ich möcht' doch bei Niemand in Gnade ſein, ich thät dienen und behielt mein' Ehr für mich."

„Das iſt in Ordnung, den Stolz, den haſt du doch nur von unſerer Familie, du gehörſt doch zu uns, aber du brauchſt nicht dienen, im Gegentheil. Wenn man nur wüßt', ob du . . . ich hab' dich von Herzen lieb und ich laß dich nimmer davon —" Er umſchlang ihren Hals und drückte einen Kuß auf ihre Lippen, aber ſie entwand ſich ihm.

„Haſt du mich denn nicht auch lieb? Warum weinſt denn jetzt? Warum weinſt?" fragte Bläſi mit bebender Stimme.

„O Bläſi,“ begann Erdmuthe endlich, „das iſt nicht recht, das iſt gefrevelt, wir müſſen ſcheiden, auf ewig ſcheiden, das darf nicht ſein.“

„Was darf nicht ſein?“

„Ich hab' mir's nie geſtehen wollen und jetzt darf ich's auch nicht, denk' du lieber, ich ſei ſchon lang geſtorben.“

„Das will ich aber nicht. Sag's frei, magſt mich oder nicht?“

„Ach Gott, ich kann dir's nicht ſagen, wie lieb —“ Sie umhalste ihn und lange hielten ſie ſich feſt in den Armen, die ganze Welt war vergeſſen und ſie hörten nichts als das Klopfen ihrer Herzen und ſahen nichts als das Eine in das Auge des Andern. Bläſi gewann zuerſt wieder das Wort:

„Willſt du jetzt noch einmal heim?“

„Ich muß ja, ich muß.“

„Es iſt auch gut. Mein Vater iſt grimmig gegen dich, wie ich ihn noch nie geſehen hab', aber das wird ſich ſchon geben. Haſt denn gar nichts geahnt, wie du zu uns kommen biſt?“

„Ich weiß nicht, wie ich gegen das Dorf kommen bin, iſt mir's geweſen, wie wenn mich der Boden feſthalten thät' und dann bin ich da drüben geweſen auf dem Grab meiner Mutter, und in deinem Haus iſt mir's ſo heimelig geweſen und es iſt mir Allerlei durch den Kopf gangen, aber wie ich gehört hab', daß man auf meinen Vater ſchimpft, da iſt mir wieder alle Geluſt vergangen; ich bleib' in keinem Haus, wo man ſo über meinen Vater redet, er hat das beſte Herz von der Welt, freilich ſchwach iſt er, aber er muß ſelber am meiſten darunter leiden und es hat Keiner das Recht darüber zu ſchimpfen. Jetzt Bläſi, jetzt mußt du mir helfen, ich weiß nicht mehr wo ich bin und was ich zu thun hab'.“

Mit ſtolzem Selbſtgefühl ſeiner Männlichkeit erklärte Bläſi, daß er ſich das ſchon ausgedacht habe. Erdmuthe ſolle ihrem Vater das Geld für die Ueberfahrtskoſten geben und mit dem Uebrigen nach Hollmaringen kommen, dann ſei beiden Theilen geholfen. Statt dieſen Vorſchlag, wie Bläſi erwartet hatte, als klug zu loben, ſagte Erdmuthe:

„Ich möcht' ihm lieber Alles laſſen, ich will gar nichts mehr mit Geld zu thun haben, es graust mir davor; andere Mädle haben gar nichts damit zu ſchaffen und ich muß mich ſo viel mit 'rumplagen.“

Bläſi fand das Letztere richtig, wenn er auch nur halb den Widerwillen Erdmuthe's anerkannte; er wiederholte ihr, daß ſie großjährig ſei und daß es eine Sünde wäre, das Geld an Cyprian zu verſchleudern.

Mitten im ſonnigen Erleuchten der Liebe Erdmuthe's zog plötzlich eine verfinſternde Wolke darüber; ſie hatte zu oft und Jahre lang von dem Geize der Gottfriediſchen reden hören und ſie ſah auch Bläſi davon befangen. Wenn es nicht wäre, warum will er nicht dem Vater Alles geben, um ſie zu retten? Bläſi deutete die Veränderung ihres Antlitzes und ihr Verſtummen anders. Er rieth Erdmuthe, da ſie ſich vor dem Austrage der Sache fürchte, wieder in's Dorf zu ſeiner verheiratheten Schweſter zurückzukehren und ihm allein oder ſeinem Schwager Alles zu überlaſſen. Das wollte und konnte Erdmuthe nicht, ſie mußte mit ihrem Vater allein zurecht kommen, ſie durfte auch ſein Vertrauen auf ihre Rückkehr nicht getäuſcht haben; mußte er nicht an der Welt verzweifeln, wenn ſie, ſeine letzte Hoffnung, ihn hinterliſtig verließ? Oder wollte ſie auch Bläſi beweiſen, daß ſie für ſich allein Kraft genug beſaß?

Noch einmal ſiegte die überſtrömende Macht jugendlicher Liebe und mit dem Rufe: „Es gibt gar kein Geld in der Welt, horch wie der Fink da über uns luſtig iſt und hat keinen Kreuzer im Sack,“ umhalſte ſie abermals den Bläſi und tauſend Erinnerungen und Begegnungen wurden ausgetauſcht und gelacht und gejubelt und ſie erfanden verſchiedene Küſſe, der eine war für den Vetter, der andere war für den Bräutigam, der eine war für die Baſe, der andere für die Braut. Bald mußte Bläſi aufſtehen, des Weges daherkommen, grüßen und ein Geſpräch anknüpfen, wie es früher hätte ſein ſollen, bald mußte Erdmuthe die gleiche Rolle ſpielen und ſie verſtand es noch viel ſcherzhafter und dann ſaßen ſie wieder beiſammen und hielten ſich umſchlungen und dann hieß es: „Jetzt iſt wieder ein Jahr vorbei,“ und noch eines wurde geſpielt und immer wieder. Die Sonne ſank nieder als Bläſi ſagte:

„Sieben und ſiebenzig Jahr möcht' ich ſo leben.“

„Und hernach laß ich mir noch was dreingeben,“ lachte Erdmuthe. Bläſi bedauerte, daß er nichts habe, das er ihr als Liebesangedenken geben könne, aber er verſprach ihr, wenn ſie zur Hochzeit der Roſel komme, ihr einen goldenen Ring zu geben.

„Silber oder Gold iſt mir eins,“ ſcherzte Erdmuthe.

„Das Wort gilt,“ beſtätigte Bläſi und wie erſchreckt fuhr ſie zuſammen vor dieſem Zuſatz; hatte ſie nicht ihrem Vater auch das Wort gegeben, feſt und ſtandhaft zu bleiben? Durfte ſie auf das Wort eines Andern, durfte man auf ihr Wort mehr trauen?

Wie das immer nach gewaltigen Erregungen der Fall iſt, hielten ſich Bläſi und Erdmuthe ſtill Hand in Hand. Sie gingen die verödete Landſtraße und Bläſi betrat gern die ſpitzen zerſchlagenen Steine und ließ ihrem Fuß das glatte Geleiſe. Erdmuthe hatte ihm geſagt, daß ihr Vater in Seebronn auf ſie warte. Bläſi wollte mitgehen, er wollte ihr Beiſtand ſein, aber ſie wehrte ab und Bläſi mußte ihr ſogar heilig geloben, ſich nicht drein zu miſchen und nicht nach Leutershofen zu ſenden oder zu kommen; ſie fürchtete durch die Einmiſchung der Gottfriediſchen von ihrem Vater das Härteſte und wollte auch Alles ſelbſt vollenden. Dagegen mußte ſie Bläſi verſprechen, nicht mehr zu Fuß, ſondern in einem Bernerwägelein, wie es ſich für ſie ſchickte, nach Hollmaringen zu kommen. Erſt vor dem Dorf ſchieden ſie, es war als könnten ſie ſich nicht trennen und immer auf's Neue ſagten ſie einander Lebewohl und hielten doch die Hand feſt. Es ſchien als ob Bläſi noch Etwas zu ſagen hätte, das er nicht auf die Lippen bringen konnte; er wollte Erdmuthe nicht von ſich laſſen, dieſe aber hörte am erſten Hauſe des Dorfes, welches das Wirthshaus war, die laute Stimme ihres Vaters; ſie drängte Bläſi fort und ging hinauf. Bläſi kehrte heim, denn auch er hatte einen Vater zu fürchten.

Ein Seelenlicht.

Tag um Tag verging, man hörte nichts von Erdmuthe. Am Abend vor der Hochzeit ſeiner Schweſter, als die ganze Familie ſich im Hauſe Gottfrieds verſammelte und jene ſtille Luſt alle Herzen belebte, die auf der Schwelle eines freudigen Ereigniſſes ſo ſtill wonnig macht, da war auch Bläſi nicht unter den Verſammelten zu ſehen, er war allein und gedankenvoll den Weg gegen Seebronn hinausgegangen, er ſaß unter dem Apfelbaum am Wegweiſer, von dem jetzt die Blüthenblätter abfielen und die Straße und den Rain wie zum Einzug einer Freude ſchmückten. Bläſi ging weiter bis gegen Seebronn, er hielt den Ring in der Hand, mit dem er Erdmuthe ſchmücken wollte, aber ſie kam nicht und doch hatte er ſie für heute ſo ſicher erwartet; er wollte weiter und immer weiter wandern bis nach Leutershofen, ein unendliches Verlangen trieb ihn und doch kehrte er wieder um, er wollte die Freude im Elternhauſe durch ſein Ausbleiben nicht ſtören. Er fand noch Alles, was anverwandt war, verſammelt, man labte ſich jetzt an der kommenden Freude wie an dem Dufte der friſchen Kuchen, der das ganze Haus durchdrang; der Genuß ſelber gehörte dem morgenden Tage. Bläſi erwiderte kein Wort, als ſeine Schweſter ihm ſagte, daß ſie ihm zum Letztenmal ſein Sonntagsgewand herrichte und wie er ſie nun oft vermiſſen werde, denn ſie heirathete einen Holzhändler im Enzthale. Bläſi war ſeiner ganzen Umgebung entrückt, er muſterte die Anweſenden Alle nach einander, nur um auf's Neue zu ſehen, daß Erdmuthe nicht unter ihnen war und Niemand ſie vermißte als er allein. Als man ihn damit neckte, daß nun das Heirathen an ihn käme und daß er ſich umſchauen müſſe, antwortete er Nichts und mancher ſtrahlende Mädchenblick, der ſich auf ihn heftete, wendete ſich unerwidert wieder ab.

Am Morgen, als Wagen an Wagen den Bräutigam und ſeine Familie, ſowie die auswärtigen Anverwandten des eigenen Hauſes brachte, ging Bläſi wie verloren hin und her und hatte für Niemand einen rechten Gruß. Er zwang ſich beim Tanze zur Luſtigkeit, aber man ſah, daß es ihm nicht Ernſt damit war und doch ahnte Niemand außer der verheiratheten Schweſter im Dorf, was mit ihm vorging. Beim Abſchiede der Roſel weinte Bläſi am meiſten.

Wenn er im Dorf oder auf dem Felde war und ein Wagen die Straße daherrollte, rannte er ihm aus dem Hauſe oder vom Acker mit pochendem Herzen entgegen; es konnte nicht anders ſein, Erdmuthe mußte kommen, aber immer waren es fremde Menſchen, die des Weges kamen und ſtaunend auf den Burſchen ſahen, der bei ihrem Anblick wieder zurück rannte. Oft und oft nahm ſich Bläſi vor, ſich um kein Wagengeräuſch mehr zu kümmern, aber ſobald er wieder ein raſches Rennen hörte, ließ es ihn nicht an der Stelle und nur noch diesmal und diesmal wollte er ſich's geſtatten, bis er auch endlich davon abließ.

Da brachte eines Morgens die Landeszeitung, die Gottfried als Schultheiß — oder wie der neue Kanzleiſtyl heißt, als „Gemeindevorſtand“ — halten mußte, eine erſchreckende Kunde in's Haus, denn eine gerichtliche Anzeige forderte alle Gläubiger Cyprians auf, ſich zu melden, da er nach Amerika auswandern wolle, fügte aber ſogleich bei, daß Niemand auf Zahlung hoffen dürfe, da Cyprian auf Koſten ſeines Kindes erſter Ehe auswandere. Während Gottfried dies in der Stube las, war Traudle zu Bläſi in den Stall gekommen und brachte ihm den letzten Abſchiedsgruß von Erdmuthe, ſie war mit dem Vater nach dem Seehafen vorausgeeilt, die übrige Familie ſollte erſt nach der geſetzlichen Friſt nachkommen. Traudle erzählte viel, wie ſchwer Erdmuthe der Abſchied geworden ſei, und doch wußte ſie, die allzeit die Vertraute geweſen, nicht anzugeben, warum ſich Erdmuthe doch noch zur Auswanderung bewegen laſſen. Traudle war nun auch verlaſſen in der Welt, ſie bat, bei Gottfried bleiben zu dürfen, aber dieſer wollte nichts mehr von Jemand wiſſen, der ihn an Erdmuthe erinnerte. Traudle ging zu ihrer Tochter nach Lichtenhardt, ſie hatte ſich's nie gedacht, daß ſie wieder nach dem Dorf zurückkehren müſſe, das ſo arm und abgeſchieden war, daß man ſich überall ſcheute, ſich als von dort gebürtig zu nennen. Draußen in der Bauernwelt, die man von Lichtenhardt aus bewundernd anſah, galt nun Traudle auch nichts mehr, ſeitdem Erdmuthe verſchwunden war.

Cyprian mußte ſeinen Plan ſchon lange vorbereitet haben. Auf Grund einer gerichtlich anerkannten Vollmacht Erdmuthe's hatte er die Hypotheken an einen Unterhändler verkauft, der nicht ohne namhafte Abzüge baares Geld dafür gegeben. Der Tag, an dem Gottfried die zweimal verſchloſſenen Hypotheken herausgab, war ein trauriger. Aber nicht nur um den Verluſt des Geldes, ſondern auch um das verlorne Schweſterkind mußte eine tiefe Wehmuth im Herzen Gottfrieds wohnen. Er legte zur Verwunderung Aller, die es bemerkten, Trauerflor um die Abgeſchiedene an und ſprach wochenlang von Erdmuthe nie anders als von einer Verſtorbenen. Gottfried war ein Mann von zäher Selbſtändigkeit, der keinerlei fremden Einfluß kannte; man ſchalt ihn ob dieſer ſeltſamen und ſelbſt auferlegten Trauerzeichen, man warnte ihn, daß er damit Gott verſuche, der um ihn zu ſtrafen Ernſt machen und ihm ein wirkliches Leid, einen Trauerfall zuſchicken werde; er beharrte und ließ ſich nur zu der Erklärung herbei: entweder ſei ihm Eines todt oder lebendig, er wolle nichts davon, daß noch eines für ihn da ſei, von dem er nichts wiſſe, Erdmuthe ſei für ihn todt, ob ſie auch noch in Amerika lebe, das gehe ihn nichts an, für ihn ſei ſie todt und in ſeinem Hauſe durfte ſie Keiner mehr anders nennen.

Vielleicht wollte Gottfried mit dieſem eigenartigen Starrſinn doch noch etwas Anderes.

Nach einigen Wochen legte er den Trauerflor ab, aber eine gedrückte Stimmung im Hauſe blieb und wollte nicht ſchwinden. Roſel, die das Haus erheitert hatte, war nicht mehr da und Bläſi wurde von Tag zu Tag ſtiller und in ſich gekehrter. Er hatte um Erdmuthe kein äußeres Trauerzeichen angethan und keines abgelegt, ja er vor Allen war dem Vater über Beides am meiſten gram, denn er ahnte, daß dieſe gewaltſame That ihm beſonders galt.

Gottfried hatte ſeinem Sohn allmählig das ganze Bauernweſen in die Hand geben wollen, aber Bläſi fragte ihn jetzt um jedes Vorhaben und wußte ſich nicht zu rathen und zu helfen. Er war im eigenen elterlichen Hauſe wie ein Knecht, der erſt an dieſem Tag in Dienſt getreten war. Sonſt hatte Bläſi die meiſten Amtsſchreibereien für den Vater gemacht und dieſer war zufrieden mit der runden Faſſung des Sohnes; jetzt mußte der Vater ihm jedes Wort in die Feder diktiren und dabei ſchrieb er oft noch Verkehrtes. Die Eltern ſprachen über das veränderte Weſen ihres Sohnes, der es nicht in Abrede ſtellte, als man ihm laut vorwarf, daß er bei Erdmuthe am Wegweiſer geſeſſen und ſie geküßt habe. Der Vater drohte ihm das Härteſte, wenn er nur noch mit einem Gedanken an Erdmuthe denke, ja, er ſteigerte ſeinen Haß gegen „die Verſtorbene“ zu den höchſten Verwünſchungen und jetzt zeigte ſich, daß er mehr um Bläſi's willen Trauer um Erdmuthe angelegt hatte. Er ging ſogar noch weiter und zündete am Tage Allerſeelen zwei Lichter auf dem Grabe ſeiner Schweſter an. Endlich fand er das beſte Mittel, jeden Funken in Bläſi zu tödten, er faßte einen feſten Entſchluß und Bläſi mußte gehorchen; er verlobte ihn mit der ſchmucken Tochter des Kirchengutsverwalters, des ſogenannten Heiligenpflegers von Seebronn. Bläſi hatte ehedem eine Neigung zu dem Mädchen gezeigt, das aber für Gottfried weit unter ſeinen Anforderungen ſtand; jetzt drang er ſelbſt auf die Verlobung und Alles ſagte, der Gottfried habe ſeine alte Art ganz verändert und das Lob, das er jetzt hören mußte, war weit mehr ein Tadel, denn er vernahm dabei, was man ehedem von ihm gehalten.

Es gab wohl nie einen weniger aufgeweckten Bräutigam als Bläſi. Er that Alles was Vater und Mutter ihm ſagten, mehr aber auch nicht. Denſelben Weg, den er mit Erdmuthe gegangen, ging er nun zu ſeiner Braut und wenn er zu ihr kam, mußte er ſich immer erſt erinnern, was er ſei und was er hier zu thun habe. Die Leute ſchüttelten oft den Kopf über ſein ſeltſames Weſen. Als ihn einſt ſeine Braut eine große Strecke Wegs heim geleitete und unter dem Apfelbaum am Wegweiſer ſich niederſetzen wollte, ſchrie er mit entſetztem Angeſichte:

„Nicht, nicht, nicht, da ſitzt ein Geiſt,“ und fort rannte er.

Andern Tages kam der Heiligenpfleger von Seebronn, brachte die Brautgeſchenke wieder zurück und löste das geſchloſſene Band, da Bläſi irrſinnig ſei.

Eine tiefere Kränkung hätte Gottfried nicht erfahren können, als daß man ſeinen Sohn abwies und ihm ſolches nachſagte. Er redete fortan kein übriges Wort mehr mit Bläſi, der die Auflöſung ſeines Bräutigamſtandes aufnahm, als ob das ihn gar nichts anginge, er blieb ſtill und ſchaute immer träumend drein. Sein Schwager war der einzige, dem er ſich anſchloß, er arbeitete lieber für ihn als im elterlichen Hauſe und wenn man nach dem Kornmarkt fuhr, der jetzt nach der Stadt verlegt war, leiſtete er am liebſten Knechtesdienſte und blieb bei den Pferden. Dabei ſah er in gleicher Weiſe wie vordem friſch und jugendlich aus, nur hatte er die ſeltſame Angewohnheit, daß er auf manche Anrede nichts antwortete, ſondern nur ſtill wehmüthig lächelte.

So vergingen drei Jahre.

Als einſt in der Zeit der beginnenden Heuernte Bläſi ſeine Pferde auf dem Marktplatz in der Stadt tränkte, da kam Traudle zu ihm und winkte ihm ſchon von fern, er ſah ſie kommen, aber er rührte kein Glied und dankte nicht ihrem Gruße.

„Gottlob, daß du da biſt,“ rief Traudle. Bläſi ſah, daß ſeine Pferde die triefenden Mäuler aus dem Troge hoben, er pfiff ihnen, aber ſie ſoffen nicht mehr und er führte ſie in das Wirthshaus zurück. Traudle konnte vor raſchem Athmen nicht ſprechen, ſie ging neben ihm her und ſagte:

„Bläſi, wach auf, Schlafenszeit iſt vorbei.“

Er ſah ſie kaum an und band die Pferde wieder an die Krippe.

„Hörſt mich denn gar nicht? Ich hab' dir was Gutes zu ſagen, an das kein Menſch denkt. Um Gottes willen, biſt denn wirklich hinterſinnt?“ fragte Traudle mit ſteigender Angſt und prallte ſcheu zurück, als Bläſi ſie durchbohrend anſchaute.

„Was willſt von mir? Was haſt?“ fragte er endlich.

„Hinter der obern Mühle am Bachſteg wartet ein Mädle auf dich und hat mich zu dir geſchickt. Sag', thut dir's nichts, wenn ich dir ſag' wer's iſt? Sag's doch. Es iſt ein Mädle, es bringt dir Botſchaft von der Erdmuthe.“

Als ginge plötzlich die Sonne auf, ſo hell wurde das Antlitz Bläſi's, er faßte Traudle am Arm, daß ſie laut aufſchrie.

„Wo iſt das Mädle? Wo?“ fragte er.

„Komm mit.“

Er ging raſchen Schrittes neben Traudle und als ſie über den Steg kamen, ſah er eine verhüllte Frauengeſtalt mit einem weißen Kopftuche und einem Bündel auf dem Rücken, ähnlich wie ſie aus der Umgegend auf Wallfahrten ziehen. Die Geſtalt ſaß unter dem Weidenbaum in ſich zuſammengekauert, jetzt richtete ſie das Haupt empor, ein braunes Auge leuchtete, die Geſtalt richtete ſich auf und Bläſi rief:

„Biſt du nicht? . . . Heiliger Gott im Himmel, du biſt's.“

Ein Freudenſchrei ertönte, den das gewaltige Rauſchen des Stromes nicht verdecken konnte. Erdmuthe und Bläſi lagen einander in den Armen.

An den rauſchenden Wellen.

„Glaub' nicht, daß ich kein rechter Mann bin, ich kann nicht anders, ich muß weinen, du glaubſt nicht wie viel tauſend Thränen mir in's Herz geſunken ſind. Es wird mir ſo leichter. Laß nur.“ So beruhigte Bläſi, da Erdmuthe ſeine in's Unfaßliche gehende Erregung beſchwichtigen wollte, „ich freu' mich nur, daß ich dich gleich erkannt habe, du haſt dich ganz verändert, aber deine Augen, die ſind's noch. Jetzt ſag', wie iſt's denn möglich? Iſt's denn wahr, daß du da biſt? Wie hat's denn nur ſein können? Sind's denn ſchon drei Jahr, ſeit du fort biſt oder iſt's erſt ſeit geſtern?"

So oft auch Erdmuthe beginnen wollte, ihre Geſchichte zu erzählen, ſie wurde immer wieder unterbrochen von Ausrufungen der Liebe und Verwunderung. Endlich verbot ſie jede Zwiſchenrede und begann:

„Da an dem Platz wo wir jetzt ſind, da hat mein großes Unglück angefangen, da hat ſich mein Vater in's Waſſer ſtürzen wollen, wenn ich nicht mit ihm geh, und wahr bleibt's, wie's auch kommen iſt, ich bin doch ſeine einzige Freud' auf der Welt und unterwegs hat er mir all' Stund gedankt, daß ich ihn nicht verlaſſen habe. O Bläſi, glaub' mir und thu' mir die Liebe und zweifle nicht daran, ich will dir's zeitlebens vergelten, er iſt an dem was mir geſchehen iſt, ſo unſchuldig wie du; nur das iſt ſein Unrecht: er hat mir die Höll' vorgeſtellt wenn ich zu euch komm' und wie dein Vater dich zu todt plagt, und dir zulieb und ich kann's jetzt ſelber nimmer begreifen, wie mir's geweſen iſt, und ich hab' auch gedenkt, du nimmſt's vielleicht doch leichter und mein Vater hat ſonſt Niemand, der ihm ein gutes Wort gönnt, die Großen und die Kleinen fahren Alle auf ihn hinein, wenn er ein Wort ſagt, und da bin ich halt fort und es iſt mir immer geweſen, wie wenn das doch nicht Ernſt wär' und ich käm' morgen wieder heim und doch ſind wir immer weiter gefahren, hundert und hundert Meilen Wegs, bis wir an dem großmächtigen Meer Halt gemacht haben, man heißt den Ort Antwerpen. Wir haben lang da bleiben müſſen, bis die Anderen nachkommen ſind und mein Vater hat mir jeden Kreuzer verrechnet, den er ausgeben hat, und ich hab' unſer Geld immer bei mir tragen müſſen, der Vater hat's nicht zugeben, daß ich's in einen Schrank verſchließ' und er ſelber hat's auch nicht genommen; da bin ich dir immer herumgelaufen, ſo geplagt und ich hab' faſt gar nicht gehen können und mein Herz iſt mir noch viel tauſendmal ſchwerer geweſen und ich hab' mich oft faſt hinterſinnt und ich hab' herausbringen wollen, warum gerad ich das Alles durchmachen muß und hab's doch nicht gefunden. Unter dem Durcheinander von den Schiffen und den Menſchen iſt mir ſo ſterbensbang geweſen und wenn's kein' Sünd' geweſen wär', ich wär' in's Waſſer geſprungen und wenn ich alles Geld von der Welt hätt' mit mir nehmen und in's Meer verſenken können, ich wär' doch und noch viel lieber hineingeſprungen. Das Geld iſt doch an allem Unglück in der Welt ſchuld."

Bläſi ſchüttelte nur abwehrend den Kopf und Erdmuthe fuhr fort:

„Wie die Frau mit den Geſchwiſtern kommen iſt, da hab' ich mein Geld in meine Truhe thun dürfen und es iſt immer Eines als Wache dabei blieben. Einmal komm' ich dazu, wie der Vater mit der Frau fürchterliche Händel hat, wie ich dazu komm', ſind ſie plötzlich ſtill und der Vater hat mich nachher, wie wir allein geweſen ſind, gewiß eine Stunde bei der Hand gehalten und mir alles Liebe und Gute geſagt und geweint. Damals iſt mir das nicht beſonders aufgefallen, aber nachher hab' ich dran denken müſſen, was das Alles zu bedeuten gehabt hat. Am Morgen vor der Abfahrt, wie wir Alle auf dem Schiff ſind, ſchickt mich mein' . . . mein Mutter noch einmal in die Stadt, ich ſoll einen Sack Erbſen holen, den wir im Wirthshaus haben liegen laſſen; mein Vater will gehen, aber ſie leidet's nicht und er iſt leider Gottes auch nicht ganz bei ſich geweſen; auf das Schiff zu gehen iſt ihm doch gar hart geworden und er hat ſich durch den Wein den Jammer vertreiben wollen. Wie ich vom Schiff abſteig', welſcht Einer mit mir, aber ich verſteh' ihn nicht. Ich geh' in die Stadt, ich find' den Sack nicht, es will Niemand was davon wiſſen, daß er liegen blieben ſei; ich geh' wieder in's Schiff — Bläſi ich hab' in's Waſſer ſpringen wollen, das Schiff iſt fort und ich bin allein da, allein, ausgeſetzt, verlaſſen und verſtoßen. Bläſi, kannſt dir denken wie mir's da geweſen iſt . . . Die Leute haben gemerkt, was mit mir geſchehen iſt und ſie haben mich vom Boden aufgerichtet wo ich hingefallen bin und da war auch ein Deutſcher und der hat mich getröſtet und hat mir verſprochen, er will mir helfen, daß ich den Meinigen nachreiſen kann. Da bin ich geſeſſen am Boden und hab' nicht reden können und nicht gehen und die Leute haben mir Silber- und Kupfermünzen in den Schooß geworfen. Noch einmal Geld und immer Geld! Was will denn ich noch davon? Ich will ſterben. Sie haben mich in die Stadt geführt;

wie ich erwacht bin, haben ſie mir geſagt, daß ich lang geſchlafen hätt'. Das Traudle hat mir oft Geſchichten erzählt von Kindern, die von ihren harten Eltern im wilden Wald im tiefen Schnee ausgeſetzt worden ſind; aber ſchwerer als mir iſt's gewiß Keinem geworden, und ich bin dir ſo verlaſſen und unbeholfen geweſen wie ein kleines Kind, das kaum ſagen kann, wie ſein Vater heißt. Der Deutſche, iſt es ein Jud' geweſen, der ſelber Auswanderer hinüberſchickt, hat mich umſonſt über's Meer bringen wollen, ich hab' aber nicht gewollt, ich hab' bei ihm im Haus ein Jahr gedient und er und die Frau, ſie iſt auch eine Schwäbin, ſind gut gegen mich geweſen, aber ich bin doch fort und bei Köln bin ich krank worden und da bin ich wieder in Dienſt gangen zu einem Bauer und jetzt bin ich da. Ich hab' geglaubt, du biſt ſchon lang verheirathet, Bläſi, und ich hab' bei dir dienen wollen, und da bin ich zuerſt zum Traudle, das hat auch Trauer, ſein' Tochter iſt ihm geſtorben und wir haben einander getröſtet, ſo gut wir haben können und ſie hat geſagt: du hätteſt dir mein Weggehen ſo arg zu Herzen genommen, daß du hinterſinnt ſeiſt und da hab' ich dir helfen wollen —“

„Und du haſt mir geholfen und ich weiß gewiß, ich wär' geſtorben, wenn du nicht kommen wärſt —“

„Jetzt ſag' aber, Bläſi, was ſoll ich jetzt anfangen?“

„Du gehſt mit in mein Elternhaus.“

„Nein, ſo nicht, das geht nicht.“

„Haſt auch Recht, ich weiß ſchon einen Ausweg, ja, das iſt geſcheiter. Du haſt ja im Feld ſchaffen können. Kannſt's noch ordentlich?“

„Freilich, ich hab' mich ja mit dem Traudle über die Sommerzeit verdingen wollen. Ach! ich hab' nicht glaubt, daß ich mit dir wieder zuſammen komm', und doch, wenn ich ſagen ſoll —“

„Was? Was thäteſt du ſagen?“

„Daß das Traudle Recht gehabt hat. Ich bin wieder heimezu und hab' doch kein' Heimath und da bin ich zum Traudle und bin grad recht kommen, ihm in ſeiner Noth beizuſtehen, ſeine Tochter iſt ihm geſtorben und da haben wir Eines über das Andere weinen können. Aber davon hat man nicht geſſen, im Gegentheil, mich macht das Weinen viel hungriger —“

„Haſt denn heut ſchon was geſſen?“

„Ja wohl, ſchau, da hab' ich noch Brod im Sack. Du haſt doch ein gutes, gutes Herz, das hab' ich immer gewußt und ich hab' denkt du wärſt ſchon lang verheirathet; am ſelben Abend, wo ich von dir geſchieden bin, hab' ich gehört, daß du mit des Heiligenpflegers Tochter von Seebronn dich verſprechen wirſt —“

„Und warum biſt denn doch wieder kommen?“

„Hundertmal hab' ich mir das auch auf Wege geſagt: du kannſt euch Beide noch unglücklicher machen. Und doch bin ich mit dem Gedanken immer weiter gangen und ich hätt' gern dir Gutes gethan und dir gedient und deinem Vater auch, er hat es doch auch gut mit mir gemeint —“

„Ja, das hat er und er hat Trauerflor um dich angelegt und hat geſagt: du ſeiſt geſtorben, und man darf nicht anders von dir reden als von einer Verſtorbenen.“

Erdmuthe weinte laut als ſie dies hörte, Traudle aber trat herzu und ſchalt Bläſi, daß er der Verlaſſenen das Herz noch ſchwerer mache, das Reden ſolle jetzt einmal ein Ende haben, er ſolle ſich als Mann zeigen und feſt auftreten.

Mit einer Heiterkeit des Antlitzes, die gar nicht zu ſeinem Vorſchlage paßte, die ihm aber die Freude über ſeinen Einfall aufprägte, erklärte nun Bläſi:

„Ich glaub' nicht, daß dich Jemand im Ort kennt, Erdmuthe, und ſo mit dem Tuch nun gar nicht und du mußt dich nicht kennen laſſen, von Keinem. Traudle, wie hat dein' Tochter geheißen.“

„Regele“ (Regina), antwortete die Gefragte mit einem tiefen Seufzer.

„Gut. Kennt man dein' Tochter in Hollmaringen?“

„Nein, ſie iſt nie in Hollmaringen geweſen, mein' Schweſter hat ſie angenommen gehabt, weil ſie ſelber kein Kind hat. Wenn ich die Erdmuthe anſeh', mein' ich noch immer mein Regele lebt und ſie haben's in Lichtenhardt auch geſagt, daß ſie ſich gleich ſehen. Warum ſollen ſie auch nicht? Sie ſind ja Bruderskinder.“

„Um ſo beſſer,“ ſagte Bläſi, „Erdmuthe, du heißt jetzt Regele und biſt des Traudle's Tochter.“

„Ja, ich hab' ſie ſo lieb wie mein Kind und ſie iſt's auch mehr als mein eigenes geweſen,“ ſagte Traudle ſich die Augen reibend, und Bläſi fuhr fort:

„Schon recht. Ich nehm' euch alſo als Taglöhner und du Regele machſt, daß ſich mein Vater an dich gewöhnt. Nehmet euch ja in Acht, daß ihr euch in Nichts verrathet, bis es Zeit iſt, bis Ich's euch ſag', es wird ſich ſchon finden."

„Ja, beim Auskehren findet ſich Alles wieder," ſcherzte Erdmuthe und wehmüthig lächelnd ſagte Traudle:

„So iſt's recht. Wenn du mein Regele ſein willſt, mußt du luſtig ſein, luſtiger iſt kein Geſchöpf auf der Welt geweſen."

„Ich glaub', daß ich die Kunſt auch kann," beſtätigte Erdmuthe. Bläſi trug den beiden Frauen noch auf, zu Fuß nach Hollmaringen zu gehen, er könne ſie nicht mit auf den Wagen nehmen, weil er ſich zu verrathen fürchte. Leiſe in's Ohr ſagte er Erdmuthe:

„Grab' ein bisle am Apfelbaum beim Wegweiſer auf der Ackerſeit', du wirſt was finden, nimm es zu dir."

Ein eigener ſchelmiſcher Zug ſchwebte auf ſeinem Antlitz als er dann laut „Regele" bat, ihn nicht zu verkennen, wenn er auch manchmal barſch und grob gegen ſie ſei und als eben ein Hollmaringer vorüber ging, übte er das ſogleich und wiederholte in polterndem Ton die Bedingungen unter denen er die beiden Taglöhnerinnen in Dienſt nahm, und ging davon.

Der Heimgang der Verhüllten.

Erſchien Bläſi ſeinem Schwager, mit dem er heimwärts fuhr, als ein Wunder, ſo erſchien ihm die ganze Welt und er ſelber ſich noch mehr als ein ſolches. War's denn möglich, war's nicht ein Traum, daß Erdmuthe wieder da war? Er ſchrak zuſammen als er dieſen Namen in ſich hineindachte, als hätte er ſich verrathen, und leiſe vor ſich hin ſagte er: „Regele.“

Die beiden Frauen gingen barfuß den Weg neben der Straße und trugen ihre Schuhe auf den Rückenbündel geknüpft; Bläſi deutete ſchon von fern mit der Peitſche nach ihnen und fragte ſeinen Schwager:

„Was meinſt, daß mein Vater dazu ſagen wird, daß ich ſie gedingt habe?“

„Der wird ſich freuen, daß du wieder ſo hellauf biſt und dich auch wieder von ſelbſt um etwas annimmſt und Muth haſt.“

Bläſi knallte mit der Peitſche als er an den beiden Frauen vorüber fuhr, die ſtill grüßten, er knallte fort und fort hin und her, das war ja das einzige Freudenzeichen, das er, ihnen allein verſtändlich, kundgeben konnte und Erdmuthe verſtand die innere Muſik, die aus dieſem unmelodiſchen Knallen heraustönte. Sie ging den ſtundenlangen Weg ſtill mit Traudle und nur manchmal klagte ſie über die Beſchwerlichkeit des Gehens:

„Ich bin die halbe Welt ausgewandert, und jetzt iſt mir's als ob mir bei jedem Schritt die Kniee brechen.“

Sie hatte heute ſchon zu viel erlebt, um noch bei rüſtiger Kraft zu ſein. Traudle wollte auf Bläſi ſchelten, daß er ſie nicht mit auf den Wagen genommen, aber ſie mußte auf die Einreden ihrer Begleiterin bald ſchweigen.

Als man am Wegweiſer beim Apfelbaum anlangte, rannte Erdmuthe ihrer Begleiterin vorauf, grub nach Anweiſung Bläſi's an dem Baume und fand einen ſilbernen Ring von jener Art, wie ſie ein Burſche ſeinem Mädchen als Verlobungsring giebt. Sie ſteckte ihn an den Finger und küßte ihn, und Traudle war die Erſte, die ihr glückwünſchte: ſie hatte bis jetzt doch noch an Bläſi gezweifelt, nun war auch ſie bekehrt. Erdmuthe erzählte, wie ſie hier einſt mit Bläſi geſeſſen und lichte Freude durchſtrömte ſie; als ſie wieder aufſtand war ſie voll friſcher Kraft, daß ſie fliegen zu können glaubte. Noch einmal mußte ſie von der Wehmuth ſich bewältigen laſſen; ſie ſchaute hinüber nach jener Buchenumhegung, daraus die ſchwarzen Kreuze ſchauen, ſie durfte jetzt nicht dort ſich niederwerfen, ſie war eine Andere und ſie war eine Bettlerin, die barfuß und demüthig in ihre Heimath einzog. Sie hatte ſich vor dem Dorf die Schuhe anziehen wollen, aber Traudle hatte ſie bedeutet, daß ſich das für eine Taglöhnerin nicht ſchicke und ihr übel ausgedeutet würde. Sie ſchaute kaum auf als ſie durch die Gaſſen ging, und wendete gewaltſam den Blick ab als ſie zum Elternhauſe kam. Der lahme Klaus ſaß wieder auf der Steinbank und ſtrickte, er ſtierte ſie an, der Knäuel unter dem Arme entfiel ihm, er erkannte ſie nicht, und doch wäre das Gegentheil Erdmuthe jetzt lieb geweſen, denn ſie zitterte im Herzen vor all der Verſtellung, die ſie üben ſollte; ſie ſollte den Menſchen nahen, die ihr allein auf Erden geblieben waren und doch keine Hand nach ihnen ausſtrecken, kein Liebeswort ihnen ſagen.

Die Schultheißin hieß Traudle und deren Tochter willkommen und gab ihnen auf der Hausflur zu eſſen;

aus der Stube hörte man die laute Stimme Gottfrieds, der den Streit zweier Männer zu ſchlichten ſuchte.

Bläſi ging an den beiden Frauen, die aus dem Schooße aßen, vorüber und ſagte: „Gſegn' es Gott. Traudle, ich glaub' dein' Tochter iſt ein bisle heikel, red' ihr zu, daß ſie eſſen ſoll, ihr krieget nichts mehr bis auf den Abend und ihr könnet gleich mit mir hinausfahren und helfen Heu einthun.“

Erdmuthe aß mit gutem Appetit und die Schultheißin lobte ſie nachher beſonders, weil ſie ſo ſchnell Beſcheid im Hauſe wußte, das Geſchirr ſpülte und an ſeinen Platz ſtellte, ehe man ſich's verſah.

Bläſi ſtand aufrecht im Wagen und Traudle und Erdmuthe fuhren mit ihm hinaus auf die Wieſe, er ſchalt Erdmuthe bei der Arbeit ob ihrer Langſamkeit und ſagte: „Du ſollſt Lahmele heißen, nicht Regele.“ Er fand ſich beſſer in ſeine Rolle als Erdmuthe, er hatte es freilich auch leichter.

Man brachte das Heu röſch und unverregnet unter Dach und als plötzlich zwei Mäher krank wurden, hatte Erdmuthe noch einen beſondern Triumph: ſie mähte mit Bläſi und dem Knechte in gleicher Linie und blieb nie zurück. Gottfried, der, wie der Schwager voraus geſagt hatte, ſich an der entſchloſſenen Thätigkeit Bläſi's freute, ließ auch einen Theil dieſes Gefühls auf die neuen Taglöhnerinnen übergehen und ermahnte Bläſi, nicht zu ſtrenge gegen ſie zu ſein. Er lachte, da ihm die Mutter ſagte, die Tochter Traudle's ſei Bläſi nicht gleichgültig, eben weil er ſe viel mit ihr zanke: er kannte ſeinen ſtolzen Sohn viel beſſer. Die ganze Woche und ſelbſt am Sonntag kam man nicht zu Ruhe und Beſinnung, man war immer in Bedrängniß vor dem drohenden Wetter und nur beim Eſſen im Felde wechſelte man einige Worte. Da ſagte der Knecht einmal:

„Das Vieh geht doch in Allem voraus, das kriegt das Erſte vom Feld und nachher kommen erſt die Menſchen mit ihrem Futter dran.“

„Das gehört ſich auch,“ ſagte Erdmuthe, „wenn man zuerſt für Andere geſorgt hat, dann kommt man erſt an ſich ſelber und die Kühe und Ochſen freſſen das Heu für uns, wir kriegen's nachher als Milch und Butter und Fleiſch.“

„Und die Gäul?“ ſagte Bläſi.

„Die ſind unſere Arme, die müſſen für uns Pflug und Wagen ziehen.“

„Dein Maul braucht keinen Wetzſtein,“ lachte der Knecht und Bläſi nickte ſtill zu Erdmuthe.

Am zweiten Sonntag ſprach Gottfried das erſte Wort mit Erdmuthe:

„Mädle, ich hab' heut dein Stimm' in der Kirche aus Allen herausgehört, du haſt was beſonderes, ich weiß nicht was.“ Erdmuthe ſah ihn groß an, hatte ſie die Stimme ihrer Mutter und hatte dieſe den Bruder ſo angeſprochen? Wie gern hätte ſie alle Vermummung abgelegt, aber ſie durfte nicht, und immer mußte ſie denken, daß dieſer Mann Trauer um ſie wie um eine Todte angelegt; ſie hatte ſchon einmal durch die Erregung ſeiner Heftigkeit ihn an den Rand des Grabes gebracht, ſie durfte Nichts mehr wagen.

Am Abend in der Dämmerung ging Erdmuthe mit Traudle durch das Dorf, dieſe kannte Jedermann und hatte überall eine Anſprache, und Erdmuthe ſtand dabei ſo verlaſſen und es ſchnitt ihr durch die Seele, wenn ſie hören mußte, daß ſie die Tochter Traudle's ſei. Verläugnete ſie ihre Mutter? Sie kam ſich beſtändig wie eine Diebin vor und gab nur wenig Antwort, und die Spielplätze ihrer Kindheit betrachtete ſie mit verſtohlenem Blick. Bläſi hatte ihr doch Schweres auferlegt, aber ſie vertraute ihm und wollte ausharren. An ihrem elterlichen Hauſe ſtand ſie lange bei der Schweſter Bläſi's und konnte ſich kaum enthalten, ſie nicht als Baſe zu begrüßen. War denn dieſe ganze Mummerei nicht unnöthig und grauſam? Aber Bläſi ſollte ſehen, daß ſie ihm unbedingt gehorchte. Die jungen Burſchen und Mädchen zogen ſingend durch das Dorf, die Schweſter Bläſi's verkündete mit Jubel, daß dieſer ſeit Jahren zum Erſtenmal wieder unter ihnen war. Erdmuthe ſeufzte ſtill, und immer wieder kam die unlösliche Frage, warum gerade ihr allein ein ſo ſchweres Loos beſchieden war. Der Dorfſchütz klingelte und verkündete, daß am morgenden Tage die Ernte beginne und ein Jeder vor Allem Wege ſchneiden müſſe, damit der Nachbar ſeine Frucht ohne Schaden des Andern heimbringen könne.

Das Dorf ſchlief bald, denn mit der Morgenſonne mußte Alles wach ſein.

„Man ſollte eigentlich gar keinen Menſchen lieb haben," ſagte Erdmuthe beim Schlafengehen zu Traudle, „wenn man ſo ſieht, wie ſie weiter leben, wenn man fort iſt, und gar nicht mehr an Einen denken, als wär' man nicht da geweſen."

„Das kannſt von deinem Bläſi nicht ſagen."

„Nein, gottlob nicht, aber ſprich nicht ſo laut. Gut Nacht."

Erdmuthe war die Erſte im Hauſe und ſchlich unhörbar wie ein Geiſt umher, Alles ordnend und zurechtlegend, und hier zum Erſtenmal, ſeit ſie in das Haus gekommen war, überraſchte ſie Bläſi beim Brunnen, als ſie Waſſer holte. Sie klagte ihm leiſe, wie ſchwer ihr die Verläugnung ihres Namens und Lebens werde, aber Bläſi getröſtete ſie, daß das der einzige Weg ſei, ſeinen Vater zu gewinnen, der ſie auf ewig aus ſeinem Herzen verſtoßen; wenn auch Alles ſich wieder ausgleichen ließe, ſo werde er doch nur durch das äußerſte Mittel ihr verzeihen, daß ſie ihr Muttergut verſchleudert habe. Noch heute könne er in mächtigen Zorn gerathen, wenn er auf einen Acker komme, der Erdmuthe gehören ſollte, und der nun in fremdem Beſitze ſei. Erdmuthe wagte es kaum, leiſe ein Wort über dieſe zähe Habſucht zu äußern, da faßte ſie Bläſi mit ſtarker Hand und ſagte, daß er nie an den verſchwenderiſchen Leichtſinn ihres Vaters gedenken wolle, daß ſie dafür aber auch ſeinem Vater nichts Böſes nachtragen und ihn ehren und hochhalten müſſe. Erdmuthe verſprach das gern und bat nur, daß ſie ſich der Mutter oder der Schweſter zu erkennen geben dürfe, es drücke ihr das Herz ab, daß ſie mit Niemand von ſich ſelber reden könne. Auch hiegegen beſtand Bläſi darauf, daß es ihr genügen ſolle, wenn er allein wiſſe, wer ſie ſei, ſie brauche ſonſt Niemand; und hingegeben in treuer Liebe ſagte Erdmuthe, daß ſie gern Buße thue, weil ſie ihn verlaſſen hatte, daß ſie ihm allein angehöre und ihn fortan um nichts mehr bitten wolle, bis er ſelber finde, daß es Zeit ſei.

In ſtiller Umarmung hielten ſich die beiden Liebenden, bis daß der Morgenſtern am Himmel erblich.

Die neue Ruth.

Das ganze Jahr iſt der Feldbau eine in gleichmäßigem Schritt gehaltene ſtetige Arbeit. In der Heuet, noch mehr aber in der Ernte wird ſie plötzlich zur Leidenſchaft, es iſt ein gehetztes Treiben, jede Stunde, jede Arbeitskraft, jedes Fahrzeug iſt unerſetzlich, man jagt im Galopp auf klapperndem Wagen die Straße hinauf, biegt feldein, wo die Räder ſich ſtill umdrehen, fährt knallend mit geladenem Wagen in's Haus zurück, um dann auf's Neue hinaus zu eilen, wo die gebundenen Garben harren. Selbſt die Eſſenszeit, der ſonſt ſo gewiſſenhaft eingehaltene Ruhepunkt, iſt draußen im Felde von Haſt nicht frei, ſo ſehr man ſich auch gegenſeitig ermahnt, die Haſt nicht aufkommen zu laſſen.

Das aber iſt ein ſchönes Kennzeichen der Menſchennatur, daß das Herz ſich um ſo freudiger bewegt inmitten aller Arbeitsmühen, daß ein gutes und heiteres Wort nie erfriſchender in die Seele fällt, daß ein Biſſen nie beſſer mundet, daß man nie mehr zu einer, wenn auch flüchtigen doch innigen Begegnung mit den Nebenmenſchen aufgelegt iſt, als bei ſolcher angeſpannten Thätigkeit. Alle Tugenden und Lebensfreuden ſprießen frei in ihr auf, und jener uralte Fluch iſt zum Segen verwandelt, erſt durch die Arbeit iſt der Menſch zum Menſchen geworden.

Wie der Morgenthau erfriſchend auf Buſch und Halm lag, ſo ruhte auch ein erquickliches Gefühl im Herzen Aller, die vom Hauſe Gottfrieds mit den Sicheln hinausſchritten in das Feld. Bläſi ging voran mit den Männern, die Frauen hinter ihnen drein mit Körben und Krügen an der Hand. Man ging eine geraume Strecke wortlos, da machte ein Scherz Traudle's Alles lachen. Sie ſagte: „Wann ſind die Bauern am ſtärkſten?“ Niemand wußte eine Antwort und Traudle erklärte: „Vor der Ernt', da können ſie all' ihre (wenige) Frucht auf dem Buckel in die Mühle tragen.“ Es bedurfte nur dieſes leiſen Anſtoßes, um die Allen inwohnende Heiterkeit Schlag auf Schlag zur Offenbarung zu bringen. Andere ſchloſſen ſich der Gruppe eine Strecke Weges an, und das Lachen und Necken tönte hell über die ſchnittreifen Feldbreiten. Als die Gottfriediſchen in die Nähe des Gerſtenackers kamen, der zuerſt angeſchnitten werden ſollte, ſchimpfte der Knecht, weil der Anwänder (Nachbar), es war der Vater des lahmen Klaus, keine Anſtalt getroffen, daß man durch ſeinen Acker auf den eigenen kommen konnte.

„Wir machen Luft,“ ſagte Erdmuthe, und legte zuerſt ihre Sichel an die Aehren und Bläſi beſtätigte:

„Sie hat Recht; zuerſt für einen Andern arbeiten, das bringt Segen.“

Es konnte kein beſſeres Liebeswort Bläſi's geben, als daß er das, was Erdmuthe früher ausgeſprochen, hier ſogleich anwendete. Faſt nur in langſamerem Schritte weiter ſchreitend, legte man nun einen breiten Weg durch den Acker des Anwänders nieder, bis man zu dem eigenen kam. Die Frauen ſchnitten immer zwiſchen den Männern drein den ſchrägen etwas ſchmäleren Streifen, den ſie zwiſchen einander ſtehen ließen, ſie ſelber mit ihrer ſtärkeren Kraft nahmen größere Breiten, oder wie man hier zu Lande den Ausſchnitt nennt, den ein Jeder macht, einen größeren Jaun. Erdmuthe, die zwiſchen Bläſi und dem Knechte war, legte mit einer Leichtigkeit und Behendigkeit die Aehren nieder, daß es ſchien, als habe ſie eine Zauberſichel, ſie kam den Anderen voraus, vollendete zuerſt den Jaun und rief, die Sichel hoch hebend: Juchhe! daß es weithin ſchallte und von anderen Feldern erwidert wurde. Traudle erhob ſich auch und ſagte: „Duſſ (draußen) iſt's, hat ſeller (jener) Pfarrer geſagt, und hat das Amen vergeſſen.“ Alles lachte und nun ging es rückwärts, und ſo oft man an das Ende eines Jauns kam, ging das Schneiden viel ſchneller, weil Alles zuſammenrückt, und es wurde gearbeitet als würde geraubt, und das Sprechen der Genoſſen, die durch keine Scheidewand getrennt waren, nahm einen friſchen Anlauf, bis es allmählig wieder verſtummte und man nichts hörte, als das Schneiden der Sichel, und manchmal einen Seufzer über Rückenweh.

Man ſpottete einmal über Erdmuthe, die die Stoppeln höher ſtehen ließ als die Anderen, ſie aber ſagte:

„Wenn man dem Acker die Halme nicht zu kurz nimmt, dann iſt er halb gefüttert und trägt das Nächſtemal um ſo beſſer.“

Dieſes Wort vernahm der ungehört herbeigekommene Gottfried und ſah bitter drein. Deutete er dies vielleicht als Anwendung auf ſeine Genauigkeit?

Man ſetzte ſich zum Morgenimbiß, den eine Magd herbeigebracht hatte. Traudle konnte ſich nicht enthalten, über das ſchlechtgebackene Brod die ſpöttiſche Bemerkung zu machen:

„Es giebt verſchimmelte Bauern, die verderben die Gottesgabe und laſſen ſchlechtes Brod backen, damit es Einem wie ein Kieſelſtein im Magen liegt.“

Alles ſchwieg, aber Erdmuthe ſchnitt ſich ein gutes Stück ab und ſagte dabei halb ſingend:

„Laible, du mußt Rübele beißen,
Rübele, du mußt geſſen ſein.“

Gottfried betrachtete genau die Spalten an den Aehren des benachbarten Kornackers, denn es gilt als alte Regel: je mehr Spalten da wo der Strohhalm beginnt, taub ſind, um ſo theurer wird das Korn. Er nickte zufrieden.

Ein Storch flog über die Schnitter weg, und ſich zurück legend und in den Himmel ſchauend ſagte Erdmuthe:

„Ich möcht' nur wiſſen, wie der Vogel da oben auf uns 'runterguckt, wie ſich da Alles tummelt; es muß ihm doch ſein, wie wenn wir in einen Ameiſenhaufen ſchauen.“

Gottfried ging brummend davon, er kam wenig auf's Feld, er hatte meiſt mit ſeinen Amtsgeſchäften zu thun und überließ Bläſi gern die Meiſterſchaft, und die jungen Leute waren doppelt luſtig, wenn er wegging.

Am Mittag kam der wohlausgerüſtete Korb. Man ſaß am Raine, die Sonne im Rücken, und Erdmuthe mußte allzeit den Obſtmoſt in den zinnernen Becher einſchenken, der von Hand zu Hand ging.

Man kam den ganzen Tag nicht in's Dorf und ſchnitt unaufhörlich, bis der Abendthau auf die Felder ſank und nur noch der Goldammer von den Obſtbäumen pfiff, und die Staare in Haufen aufflogen. Der Vollmond kam mit röthlichem Scheine hinter den Bergen hervor und im Heimgehen ſagte Erdmuthe:

„Mir iſt's immer wunderig, daß man gar nichts davon hört, wenn der Mond kommt, daß er auf Einmal ſo ſtill da iſt.“

Es lebte ein eigener regſamer Geiſt in dem Mädchen und Bläſi pries im Stillen doppelt ſein Geſchick, daß es ihm ſo wunderbar wiedergegeben war.

Tag um Tag verging und die Heiterkeit blieb ſich gleich wie das ſtändige Wetter. Am Abend hörte man im Dorfe nichts als Futterſchneiden und Dengeln. Erdmuthe half das Vieh verſorgen, auf das man jetzt doppelt Acht haben mußte, und war eben ſo behend in der Küche und in der Stube. Gottfried betrachtete ſie oft mit freundlichem Blick und einmal ſagte er ihr ſogar:

„Wenn mein Bläſi geheirathet hat, kannſt du als Magd bei uns bleiben. Du biſt anſtellig.“

Erdmuthe antwortete nichts.

Zum Garbeneinführen kam Gottfried immer in's Feld, und die Sammelten betrachtend ſchätzte er immer richtig, wie viel Garben es gebe, damit man wiſſe, wie viel Wagen man nehmen ſolle und keine Zeit verliere.

Die Mädchen ſammelten den Männern die Aehren in die Wieden, Erdmuthe hatte immer das beſte Augenmaß, ſie durfte nie etwas ab- oder zuthun, und ihre Garben lagen immer wie nach der Schnur gemeſſen in gradlinigen Gaſſen. Erdmuthe ſah ſchön aus, wenn ſie das Korn in ihren beiden Armen hoch hielt und die Aehren über ihrem Haupte wallten, ihr Kopf war allzeit verhüllt, ſie war nur mit dem rothen Leibrocke bekleidet, und von den Hüften bis zum Hals geſchloſſen, bedeckte das Hemd die anmuthigſten Formen, die ſich beim Heben und Beugen leicht und frei ausprägten. Das bemerkte ſogar der alte Gottfried. Trotz ſeiner vorgerückten Jahre hob Gottfried mit Leichtigkeit die Garben auf den Wagen, nur beim Einſtemmen und Aufheben ſah man ihm eine Mühe an; hatte er die Garbe hoch, ſo trug er ſie leicht, wenn aber Bläſi die Garben aufnahm, war es als ob ſie ſich von ſelbſt vor ihm erhöben.

Das war ein Leben auf dem Felde! Es war als ob die zahlloſen Fuhrwerke aus dem Boden wüchſen, die Mädchen glühten, die Burſche knallten mit den Peitſchen, man lieh einander Wieden, man rief einander an beim

Ein- und Ausfahren, lobte, Gott dankend, die Schwere der Garben und trank einander zu.

In ſolcher Zeit iſt alles Leid und alle Sorge eine Weile vergeſſen, und die Menſchen ſind zu einander wie Brüder auf der Mutter Schooß.

Der Beſitzer großer Ackerbreiten und der Taglöhner, der nur einen kärglichen Lohn davon trägt, ſind eine Weile gleich, denn die Arbeit macht gleich, und das Mahl auf dem Boden und der Trunk aus demſelben Becher wird zum ſelbſtgeheiligten Liebesmahle. Der alte Gottfried that ſeinen Arbeitern manche Handreichung, er ſaß bei ihnen, ſprach mit ihnen und kannte keinen Stolz mehr. Er ſcherzte ſogar mit Traudle von alten Zeiten, da ſie Beide noch jung waren, und Traudle war mehrmals nahe daran, ihm Alles zu ſagen; aber ſie wollte doch Bläſi nicht vorgreifen, und am Abend drängte ſie dieſen oft, daß er dem gefährlichen Spiel ein Ende mache, da gerade jetzt die entſprechende Weichheit und ein gewiſſes geſättigtes Wohlwollen in Gottfried war, aber Bläſi war weit entfernt, inmitten der Ernte ſolch eine Bewegung zu veranlaſſen, und ſo mußte man ſich ſtill gedulden.

Bläſi war überhaupt wie Einer, der in gewaltiger Anſtrengung eine Thüre aufgedrückt hat, und nun faſt rathlos daſteht und nicht weiß, was und wie er beginnen ſoll. Er wollte ruhig abwarten, und er hatte dabei ein gut Theil von jener Angewöhnung des Bauernlebens, die in allen Dingen gern Wachsthum und Reiſe abwartet, und ſich nicht leicht überſtürzt.

Es kamen Regentage und man droſch einſtweilen in den Scheunen und die Hühner gackerten dazu und erhaſchten manches aufſpritzende Körnlein. Bläſi droſch immer in dem Trupp mit Erdmuthe. Es kamen ſchwere ſorgenvolle Tage und Nächte, man hörte von Hagel im Unterland, und ein ſäuſelnder Regen, der nur manchmal in ſtarken Platzen überging, wollte nicht enden. Man hatte Vieles geſchnitten draußen liegen, und bangte darum, daß es auswachſe, und auch wenn die Sonne wiederkommt, trocknete es nicht ſo leicht als das Stehende. Gottfried ging immer brummend umher und auch Bläſi war betrübt; Erdmuthe wollte ihn durch Scherz erheitern, aber er verwies ihr das und es ſchnitt ihr tief durch die Seele als er ſagte: „Es ſcheint, du weißt nicht, wie weh es thut, wenn das Sach vor der Thüre zu Grunde geht.“ Hielt ſie Bläſi für nicht haushälteriſch, und mußte ſie immerdar darunter leiden, daß ſie aus einem verkommenen Hauſe kam? Das wollte ſie nicht, lieber wollte ſie Alles wieder verlaſſen.

Schön iſt ein Sommermorgen nach ausgeregneten Tagen, ein leichter ſchwüler Dampf ſteigt auf von der reichgetränkten Erde, die Berge, die lange verhüllt waren, ſteigen in bläulichem Duft hervor, die Vögel ſingen und jubeln, die Sonne zeigt auf's Neue ihre nie verſiegende Kraft, und die Menſchen athmen wieder frei auf!

Die Kümmerniß war verſchwunden, es ging auf's Neue an die rüſtige fröhliche Arbeit, und es zeigte ſich, daß die Sorge übertrieben war. Als Erdmuthe einmal abgeſondert von den Uebrigen dem Bläſi die Aehren in die Wieden trug, ſagte ſie:

„Ich kann nichts lange nachtragen, ich muß dir ſagen, ich bin dir noch bös, weil du mir beim Dreſchen das böſe Wort geſagt.“

„Weiß ſchon, aber du darfſt das nicht übel aufnehmen, du mußt auf Alles bedachter ſein, du haſt ein bisle einen leichten Sinn, du kannſt nichts dafür, du biſt's gewohnt —“

„Aber ſolche Vorwürfe bin ich nicht gewohnt. Ich will's nicht läugnen, ich mach' mir vielleicht zu wenig Sorgen, ich will das gern annehmen, aber du übertreibſt's auch, ſiehſt ja jetzt, daß es nicht ſo arg iſt. Ich will gern von dir lernen, aber du mußt auch von mir, glaub' mir, das iſt auch nöthig.“

„Gieb noch einen Armvoll her, es geht noch in die Wiede,“ endete Bläſi, und der Friede war abgeſchloſſen. Im weiteren ſtillen Arbeiten wollte er zwar Anfangs die Mahnung Erdmuthe's verwerfen, aber er war ehrlich genug, ihr doch Recht zu geben, und es war ihm eine Freude, ihr Recht geben zu können.

Dieſſeits der Regentage war Emſigkeit und Heiterkeit auf dem Felde noch eine verdoppelte. Selbſt der allzeit finſtere Gottfried ſagte einmal ſeiner Frau, ſo luſtig ſei noch nie eine Sommerszeit geweſen, und er befahl ihr, daß ſie bei der Sichelhenkete auch nicht ſparen ſolle.

Mit der hohen Erntezeit hörte das Bedrängen der Arbeit nicht mehr auf. Es ging an's neue Einbauen der kaum befreiten Aecker. Männer und Frauen hielten ſich an verſchiedene Arbeit, dieſe mußten Hanf jäten, den Samen ausklopfen, ſpreiten und im Weiher einweichen, und dazwiſchen die Ernte unter dem Boden halten, Kartoffeln und Rüben einthun, und der hundertfältigen kleinen Thätigkeit obliegen, die ein ausgebreitetes Feldgeſchäft mit ſich bringt. Bläſi hatte meiſt mit dem Einſäen zu thun und kam müde nach Haus, denn das Säen gehört zu den beſchwerlichſten Arbeiten: ein bis zwei Simri Saatfrucht vor ſich hertragen, in dem ſchweren Boden, wo man kaum die Füße heben kann, ſich in gleichmäßigem Schritt und gerader Linie halten und dabei allzeit einen gleichmäßigen Wurf thun — wenn Bläſi Abends heim kam, ſchlief er bald ein, und es war nicht abzuſehen, wann die Angelegenheit mit Erdmuthe enden ſollte.

Man ſchnitt eines Tages wieder gemeinſam den Späthaber an dem Hubelberg, die Blätter an den Bäumen fingen ſchon an zu vergilben, an den Bergen hingen Wolkenflocken und ein leiſer Herbſtduft wob über den Feldern; da kam Gottfried mit einem fremden Herrn zu den Schnittern auf das Feld. Erdmuthe mußte ihn auf den Wunſch der Genoſſen nach altem Brauche „in's Weiſch fangen.“ Sie nahm eine Handvoll Aehren, wand ſie dem Fremden um den Arm, legte ihm die Sichel auf die Schulter und ſprach:

Den Weg bin ich gegangen,
Den Herrn hab' ich gefangen,
Das Brod wird ſich geſegnen,
Der Herr wird ſich auslöſen.

„Wenn du mich in's Weiſch fangſt, kriegſt du auch was,“ ſagte Gottfried in ungewohnter Leutſeligkeit.

Als ihm nun Erdmuthe die Hand auf die Schulter legte, bebte er zuſammen. Spürte er vielleicht die Blutsverwandtſchaft? Er war wenigſtens ſo verwirrt, daß er dem Theilungskommiſſar — denn dies war der fremde Herr — nur ordnungsloſe Auskunft geben konnte über die Art, wie der Zerſtückelung der Güter ein Ende gemacht und durch Tauſch u. ſ. w. wieder abgerundete Ackerflächen zuſammen gelegt werden ſollten.

Auf den Abend war die Sichelhenkete anberaumt und Gottfried ſagte dem Bläſi, daß er die fremden Taglöhner ablohnen und fortſchicken wolle. Bläſi widerſprach und ſagte, daß man die Lichtenhardter noch behalten müſſe.

„Haſt denn was mit dem Mädle?“ fragte der Vater.

„Ich geb' Euch mein heilig Wort, ich hab' nichts mit des Traudle's Tochter,“ erwiderte Bläſi und der Vater willfahrte ihm gern, er hatte ja Freude genug, daß ſein verdüſterter Sohn ihm ſo heiter und friſch wieder erſtanden war.

Bräntle löſen und Allerſeelen.

Warum zögerte nur Bläſi mit der Offenbarung des Geheimniſſes? Ihm bangte doch davor, denn er kannte die eiſerne Härte des Vaters, er hatte auf irgend einen begünſtigenden Zufall gehofft, aber der war nicht eingetreten, und wie das ſo geht, allmälig erwuchs ihm ein neuer Gedanke.

Viele Menſchen ſind oft am ſtolzeſten auf Ereigniſſe und Gedanken, die ihnen im Laufe der Zeit erwuchſen und bereden dann ſich und Andere, daß dies ihre urſprüngliche genau berechnete Abſicht war. So beredete ſich auch Bläſi, daß er die lange Verborgenheit erzielte, um den haushälteriſchen Sinn Erdmuthe's zu prüfen und in ihr zu pflanzen; denn ſo tief und innig auch ſeine Liebe zu Erdmuthe war, er war doch noch Gottfriediſch genug, um jede leichtfertige Vergeudung, ja ſogar die bloße Sorgloſigkeit als das ärgſte Uebel zu fürchten, und man konnte nicht wiſſen, was noch Erdmuthe von der Gewohnheit ihres elterlichen Hauſes anhange.

Erdmuthe hatte ihn nur das Einemal am Morgen vor der Ernte um Löſung des Geheimniſſes gebeten, ſie ſchwieg fortan und harrte geduldig. Um ſo drängender war Traudle. Sie ſchilderte die Gefahr, daß Jemand von Lichtenhardt komme und ſage, daß ihre Tochter todt ſei, ſie ſchilderte ihre Qual und die Erdmuthe's in den grellſten Farben und wollte keinen Zweck der Zögerung anerkennen. Ja ſeit einigen Wochen wuchs die Sorge, daß das Geheimniß auf ungeſchickte Weiſe offenbar würde, das ſich ſo wunderbar lange erhalten hatte; der lahme Klaus mußte Erdmuthe halb erkannt haben, denn er lauerte ihr oft auf und lief an ſeinen Krücken ihr nach und fragte ſie, ob ſie nichts von Erdmuthe wiſſe; dieſe wies ihn barſch ab, aber ſie weinte darüber im Stillen. Das Unglück kennt einander, nur Klaus hatte ſie erkannt, und ſie wich ihm nun aus und verbarg ſich vor ihm; aber erſt als Traudle ihn bat, ihr Kind in Ruhe zu laſſen, ließ er ab, ſie zu verfolgen.

Die Sichelhenkete war in Luſtigkeit vorüber. Gottfried hatte die Taglöhner für die bisherige Arbeit abgelohnt, und Erdmuthe als „Weiſchgefangener“ noch ein beſonderes Geſchenk gemacht. Jetzt kam Traudle mit erneuertem Drängen, aber Bläſi ging zu Erdmuthe, die im Keller Kraut einſchnitt, und fragte ſie, was ſie mit ihrem Gelde mache.

„Ich hab's bis auf zwei Gulden dem Traudle geſchenkt,“ erwiderte ſie, und Bläſi gerieth darob in gewaltigen Zorn und ſchalt über Verſchwendungsſucht und böſe Gewohnheiten. Erdmuthe ließ ihn austoben, dann erklärte ſie ihm, daß ſie eben ſo gern arm ſein möchte als in Reichthum kommen, und dieſes ſei ihr nur darum erwünſcht, damit ſie Anderen ohne Schmälerung des Beſitzthumes Gutes thun könne; dürfe ſie das nicht und vertraue ihr Bläſi nicht, daß ſie haushälteriſch ſei, ſo verließe ſie lieber in dieſer Stunde das Haus und zöge wieder in die weite Welt, und wolle Niemand ſagen wer ſie ſei. Nun ging es an ein abermaliges und gründliches Erörtern der beiderſeitigen Geldſchätzung, und Bläſi, der Erdmuthe hatte belehren wollen, mußte ſelber bekennen, daß bei der Art, wie man in ſeinem elterlichen Hauſe allzeit in Angſt und Sorge ſei, man kein Vermögen beſitze, ſondern davon beſeſſen ſei, und daß es ein Taglöhner beſſer habe als ein Reicher, der immer den Geldſchlüſſel an's Herz gebunden habe. Bläſi verſtand dieſe letzte Wendung wohl und er bat Erdmuthe nur, ſeinen Vater nichts merken zu laſſen, daß er und ſie andern Sinnes ſeien. Mit Freude gab ihm Erdmuthe die

Hand darauf und verſöhnte ihn zuletzt noch völlig, indem ſie ſagte:

„Ich will dir's nur geſtehen, ich hab' mein Geld noch, und hab' dem Traudle nur zwei Gulden geſchenkt; aber weil du mich ſo mißtrauiſch gefragt haſt, hab' ich grad' umgekehrt geſagt; du mußt an mich glauben, ungefragt, wie ich an dich; ich mein', ich hab' dir's bewieſen."

„Ja, und jetzt iſt Alles gut und ſchön und am Allerſeelentag kommt's erſt recht. Meiner Schweſter hab' ich zur Vorſorge Alles geſagt, und du ſollſt, wenn's Abend wird, zu ihr kommen. Es geht was vor. Sei gefaßt."

Im eigenen elterlichen Hauſe fand ſich Erdmuthe zuerſt wieder daheim und erkannt, und es war das größte Lob, das ein Gottfriedisches ausſprechen konnte, als die Schweſter ſagte:

„Mein Bruder macht ein größer Glück an dir, als wenn du dein Vermögen doppelt und dreifach noch hätteſt."

Als andern Tages Erdmuthe mit vielen andern Frauen beim Hanfbrechen am Weiher war, kam auch Bläſi und bezahlte gern das übliche Löſegeld, das ein Mann geben muß, der den Frauen bei dieſer Arbeit in den Weg kommt. Viele Knaben ſprangen hier umher, die ſich Peitſchen flochten und das Bräutlelöſen am Weiher ſpielten; als wäre er ſelber noch ein Kind, nahm auch Bläſi dieſes Spiel auf, und Alles ſtaunte und jubelte über ſeine Geſchicklichkeit. Im Uebermuthe ſeines beſeligenden Geheimniſſes und in der kecken Luſt es zu verrathen, rief er:

„Das hab' ich vor vielen Jahren mit der Erdmuthe geſpielt, ſie hat lang auf dem Waſſer getanzt, endlich iſt ſie doch untergeplumpſt."

Niemand verſtand ihn als Erdmuthe und die Schweſter, die Anderen ſahen einander ſtaunend an und ihre Blicke ſagten: jetzt hat man gemeint, er wär' geheilt, und jetzt iſt er doch wieder nicht recht im Kopf. —

Ein ſtiller ſonnenloſer Tag brach an, der Himmel war weißlichgrau und die Erde auch, denn ein Winterreif lag auf Gras und Scholle und auf den Spitzen der Winterſaat. In jener Buchenumzäunung vor dem Dorfe brannten hunderte von Lichtern auf den ſchwarzen Kreuzen, kein Windhauch wehte und die Lichter brannten unbewegt; auf einem Kreuze flammten zwei Lichter und darunter ſtand der Name: Erdmuthe. Die Lebenden gingen zwiſchen den Gräbern der Abgeſchiedenen umher, Niemand ſprach ein lautes Wort, nur leiſe Gebete wurden gemurmelt, die Lebenden ſelber glichen umwandelnden Geiſtern und Mancher mußte denken, daß er über's Jahr vielleicht auch hier unter dem bereiften Boden liege und ein Licht brennt zu ſeinen Häupten. Auch Gottfried wandelte hin und her, er hatte Gräber von Eltern und Kindern und von der Schweſter hier. Als er ſich dieſem wieder nahte, lag eine Frauengeſtalt auf demſelben ausgeſtreckt und ſchluchzte, daß es ihr den ganzen Körper zuſammenſchütterte. War das nicht die Tochter Traudle's, zum Erſtenmal barhäuptig?

„Was haſt du da? Was geht dich das Grab an?"

fragte Gottfried. Dringt das Antlitz der Verſtorbenen aus der Erde? Mit bleichen Lippen fragte Gottfried noch einmal?

„Du biſt —“

„Ja, ich bin die Erdmuthe, Eurer Schweſter —“

Lautlos ſank Gottfried auf den Boden, Alles ſprang herbei, man trug ihn erſtarrt davon, eine Leiche vom Kirchhofe.

Weinend ging Erdmuthe hinter drein, ihr entgegen kam Bläſi mit ſeiner Schweſter, und ſie ſahen mit Entſetzen, was geſchehen war. Bläſi hatte heute dem Vater auf dem Kirchhof Alles ſagen wollen, nur ſo glaubte er ihn erweichen zu können; Erdmuthe arbeitete auf dem Kartoffelfelde beim Wegweiſer und ſollte warten, bis man ſie holt, aber es duldete ſie nicht, ſie lief vorzeitig hin und ſo geſchah, was wir erfahren.

Inmitten des Jammers um Gottfried, den jetzt wieder Alles lobte, erfuhr man, daß die vermeintliche Tochter Traudle's des Cyprians Erdmuthe ſei, an die Niemand mehr gedacht. Man wollte es nicht glauben, daß ſie ſchon einen ganzen Sommer im Dorf war, das ſchien unmöglich, und die Gruppen der Neugierigen und Theilnehmenden wechſelten zwiſchen dem Hauſe Gottfrieds und dem Cyprians, wo die Rodelbäuerin Erdmuthe zu ſich genommen und in die Kammer eingeſchloſſen hatte.

Nach einer Stunde, in der Erdmuthe die höchſten Qualen ihres Lebens durchmachte, kam die Rodelbäuerin zu ihr und verkündete, daß man den Vater wieder zum Leben gebracht habe, daß ihm aber die Stimme verſage. Bald darauf kam auch Bläſi mit der Nachricht, daß der Vater ſpreche, nur ſage er, er müſſe ſterben, weil ſeine Schweſter ihm erſchienen ſei. Erdmuthe war troſtlos, weil ſie nicht aus dem Hauſe durfte und nichts thun konnte zur Abwendung des großen Leids, das ſie über die Familie gebracht, aber Bläſi tröſtete ſie und ſagte:

„Wir haben's verſchuldet, ich beſonders, es iſt ſündlich geweſen, dich ſo lang hinzuhalten. Mach' dir nur keine Vorwürfe und Niemand ſoll ſie dir machen.“

Die Rodelbäuerin ging wieder hinab in's Elternhaus, und bald kam an ihrer Stelle die Schultheißin und umarmte Erdmuthe innig, und ſeltſam äußerte ſich ihr Herz, indem ſie Erdmuthe ſchalt, daß ſie ſich nicht ſchon lang zu erkennen gegeben; ſie könne nichts dafür, daß ſie ſie als Taglöhnerin behandelt habe.

Das Erſte, das wieder Heiterkeit gewann, die Ohnmacht Gottfrieds für vorübergegangen anſah und ſich an der Wichtigkeit ſeiner Bedeutung freute, war Traudle, und ſie wiederholte oft, ihr wäre jetzt ſo leicht als wenn eine ſchwere Laſt von ihr genommen wäre. Der lahme Klaus ſaß auf der Steinbank vor dem Hauſe und rühmte ſich ſeiner Klugheit, daß er allein Erdmuthe erkannt habe. Er beklagte ſich bitter, daß man nie genug anerkenne, wie er geſcheiter ſei als Alle im Dorfe; aber als der erſte Schreck vorüber war, neckte und hänſelte man ihn nur über ſeine Weisheit. Erdmuthe indeß ließ ihn zuerſt vor Allen zu ſich herauf rufen und reichte ihm die Hand, und nun hatte er doch noch ſeinen Lohn.

Man konnte dem alten Gottfried nur ſchwer begreiflich machen, daß die er geſehen, die lebendige Erdmuthe ſei. Er ſchüttelte immer mit dem Kopfe, endlich ſchien er es doch zu faſſen, denn er ſagte:

„Ich hätt' eher geglaubt, daß die Todte wieder auferſteht, als daß die aus Amerika kommt."

Er verlangte Erdmuthe zu ſehen, aber man willfahrte ihm erſt andern Tages, und er ſelber befahl, daß man ihr das alte Ehrenkleid bringe, ſie ſolle in dieſem zu ihm kommen. Das ganze Dorf lief zuſammen, als Erdmuthe mit dem Ehrenkleid ihrer Mutter angethan und mit dem Halsgeſchmeide geziert, das ſie treulich bewahrt hatte, nach dem Hauſe Gottfrieds ging. Sie küßte die zitternden Hände des Oheims, der lange nichts reden konnte, endlich ſagte er, auf die ſiebenfache Granatenſchnur mit dem Schwedendukaten deutend:

„Wer hat dir das geben?"

„Mein Vater."

„Haſt du ſonſt noch was von deinem Muttergut gerettet?"

„Nein."

Gottfried legte die Augen zu und ſchwieg, da trat Bläſi vor und ſagte:

„Sie braucht jetzt nichts mehr, ſie hat wieder Vater und Mutter am Leben, es fehlt ihr nichts mehr —"

„Als ein Mann," ergänzte Traudle.

„Und den hat ſie auch," begann Bläſi wieder, „den Ring da an der Hand trägt ſie von mir, der iſt auch aus dem Grab auferſtanden."

Er erzählte, wie er den Ring vergraben gehabt, Gottfried nickte ſtill . . .

Sobald der Dispens eingetroffen war, noch vor der Faſtenzeit, wurde die Hochzeit Erdmuthe's und Bläſi's gefeiert, und Gottfried, der viel daheim ſitzen mußte, hatte es am liebſten, wenn Erdmuthe bei ihm blieb; er ſprach wenig, aber ihre Nähe that ihm wohl.

Im Frühling wurde das Haus neu verputzt und wenigſtens ein Eiſengitter abgethan. Gottfried gab Erdmuthe Recht, daß er ſo beſſer auf die Straße ſehen könne.

Ein Brief an Gottfried aus der neuen Welt von Cyprian, vollendete noch im zweiten Sommer die Sühne. Cyprian klagte bitterlich um das verlorene Kind, betheuerte ſeine Unſchuld und zwar, wie er oft wiederholte, im Angeſicht des Todes. Er mußte im Innerſten zerbrochen ſein, denn er bat Gottfried um Verzeihung für all die Unbill, die er ihm angethan, und immer wieder ſprach er von ſeinem nahen Tode. Gottfried ſchrieb ſelbſt einige Worte zu dem Brief Erdmuthe's, worin ſie alles Geſchehene erzählte. Es iſt aber nicht bekannt worden, ob der Brief Cyprian noch am Leben traf.

Am Wegweiſer unter dem Apfelbaum errichtete Bläſi eine Steinbank und ließ den Namen Erdmuthe darauf eingraben, und an ſommerlichen Sonntagsnachmittagen erſchallt es allzeit hier von Lachen und Singen der jungen fröhlichen Welt.

IV.

Der Geigerler.

Es ſummt und ſchwirrt in der mitternächtigen Luft. Horch! raſche Roſſestritte aus der Ferne, ſie kommen näher! Hei! da ſpringt ein Reiter auf ſatteloſem Pferd daher und ruft: Feuerjo! Feuerjo! Hülfe! Feuerjo! — Er reitet gerade der Kirche zu und bald klingt es vom Thurme, es läutet Sturm.

Wie ſchwer iſt's, mitten in der Erntezeit ſich aus dem beſten Schlaf zu erheben; die Menſchen können nicht aufkommen, ſie liegen faſt wie die Halme draußen im Feld, die ſie mit emſiger Hand geſchnitten. Aber es muß ſein. Die Burſchen, die Pferde im Stalle haben, ſind am flinkſten; Jeder will den Preis gewinnen, der ſeit alten Zeiten darauf geſetzt iſt, wer am erſten mit angeſchirrtem Geſpann ſich am Spritzenhäuschen einfindet. Da und dort erſcheint Licht in den Stuben, öffnet ſich ein Fenſter, Thüren gehen auf und die Mannen ziehen eilig erſt auf der Straße die Jacken an. Als man am Rathhauſe verſammelt iſt, heißt es allgemein: „Wo brennt's?“ — „In Eibingen!“ — Frag' und Antwort war kaum nöthig, denn dort hinter dem dunkeln Tannenwald ſtand der ganze Himmel angeglüht, ſtill gleich dem Abendroth, und nur bisweilen ſchoß ein Sprühregen von Funken empor, wie wenn ein mächtiger Luftzug durch einen Hochofen geht.

Die Nacht iſt ſo ſtill und lau, die Sterne glitzern ſo ruhig auf die Erde nieder, ſie kümmern ſich wohl nichts darum, ob ein Menſchenkind da unten verkommt oder vergeht. —

Die Spritze iſt angeſpannt, die Feuereimer ſind aufgereiht, zwei Fackeln ſind entzündet, die Fackelträger ſtehen bereits hüben und drüben, und halten ſich an dem Meſſingſpund; wer nur noch einen Griff, eine Handbreit Platz gewinnen kann, um zu ſtehen und zu faſſen, ſchwingt ſich hinauf, man ſieht kaum mehr ein Stückchen von der rothangeſtrichenen Spritze.

„Noch ein Geſpann vor; zwei Pferde können nicht Alles ziehen!“

„Thut die Fackeln weg!“

„Nein, es iſt alter Brauch!“

„Fahrt zu, in Gottes Namen!“

So ſcholl die laute Rede hin und her.

Jetzt rollt das ſchwere Gefährt das Dorf hinaus an den ſchlafenden Feldern und Wieſen vorbei. Die Obſtbäume am Wege mit ihren Stützen tanzen luſtig vorüber im flackernden Licht, und jetzt dröhnt es durch den Wald; von Licht und Lärm geweckt erwachen die Vögel aus ihrem Schlummer und fliegen ſcheu umher, und können ſich kaum mehr zurückfinden in's warme Neſt. Jetzt endet der Wald, da drunten im Thal liegt das Dorf tageshell, und es iſt ein Schreien und Sturmgeläute, als ob die Flamme dort Stimme gewonnen hätte.

Seht! Steht nicht dort am Waldesrand eine weiße Geiſtergeſtalt, und hält etwas Dunkles an der Bruſt? Vernehmt ihr nicht einen Laut, einen ſchrillen Saitenklang? Die Räder raſſeln, man kann nichts Deutliches vernehmen — vorbei, eilt, rettet!

Da kommen Leute aus dem Dorfe, die ihre Habe flüchten, Kinder in bloßen Hemden mit nackten Füßen, ſie tragen Betten, Zinn- und Kupfergeſchirr. Iſt's denn ſo weit, oder hat ein grauſer Schreck Alles ergriffen?

„Wo brennt's“

„Beim Geigerlex.“

Und raſcher trieb der Fuhrmann die Pferde, und ein Jeder reckte ſich, um doppelt zu helfen.

Als man ſich der Brandſtätte nahte, ſah man bald, das brennende Haus war nicht mehr zu retten; alle Waſſerſtrahle waren nur auf die angebauten Häuſer gerichtet, um dieſe vor den gierig leckenden Flammen zu wahren.

Man war eben damit beſchäftigt, ein Pferd, zwei Kühe und ein Rind aus dem Stall zu retten; ſcheu gemacht durch das Feuer, wollten die Thiere nicht vom Platz, bis man ihnen die Augen verband und ſie ſo durch Schläge endlich hinaustrieb.

„Wo iſt der Geigerlex?“ hieß es von allen Seiten.

„Er iſt im Bett verbrannt,“ berichteten die Einen.

„Er iſt entflohen,“ berichteten Andere. Niemand wußte Sicheres.

Er hatte weder Kind noch Verwandte, und doch trauerte Alles um ihn, und die aus den Nachbardörfern gekommen waren, ſchalten die Einheimiſchen, daß ſie nicht vor Allem über das Loos des Unglücklichen ſich Gewißheit verſchafft hatten. Bald hieß es, man habe ihn beim Schmied Urban in der Scheune geſehen, bald wieder, er ſitze droben in der Kirche und heule und jammere; das ſei das Erſtemal, daß er ohne Geige und nur zum Beten dorthin gekommen ſei; — aber man fand ihn nicht da, und fand ihn nicht dort, und nun hieß es wieder, er ſei in dem Hauſe verbrannt, man habe ſein Winſeln und Klagen vernommen, aber es ſei zu ſpät geweſen ihn zu retten, denn ſchon ſchlug die Flamme zum Dach hinaus und ſpritzte das Glas der Fenſterſcheiben bis an die Häuſer auf der andern Seite der Straße.

Als es mälig zu dämmern begann, waren die angrenzenden Gebäude gerettet. Man ließ nun das Feuer auf ſeiner urſprünglichen Stätte gewähren, Alles ſchickte ſich zur Heimkehr an.

Da kam vom Berg herab, juſt wie aus dem Morgenroth heraus, ein ſeltſamer Aufzug. Auf einem zweirädrigen Karren, an den zwei Ochſen geſpannt waren, ſaß eine hagere Geſtalt, nur mit dem Hemd angethan, und halb mit einer Pferdedecke zugedeckt; der Morgenwind ſpielte in den langen weißen Locken des Alten, deſſen luſtiges Geſicht von einem kurzen ſtruppigen und ſchneeweißen Bart eingerahmt war. In den Händen hielt er Geige und Fiedelbogen. Es war der Geigerlex. Junge Burſche hatten ihn am Saum des Waldes gefunden, dort wo ihn die Fahrenden im raſchen Fluge bei der Fahrt faſt als eine Geiſtererſcheinung geſehen, dort ſtand er nur mit dem Hemde angethan, und hielt ſeine Geige mit beiden Armen an die Bruſt gedrückt.

Als er ſich jetzt dem Dorf nahte, nahm er Geige und Fiedelbogen auf und ſpielte ſeinen Lieblingswalzer nach dem bekannten Liede: Heut bin ich wieder kreuzwohlauf u. ſ. w.

Alles ſchaute nach dem ſeltſamen Mann und grüßte ihn, wie wenn er von den Verſtorbenen wieder erſtanden wäre.

„Gebt mir was zu trinken!“ rief er den Erſten zu, die ihm die Hand reichten — „ich hab' ſo einen mächtigen Durſt.“

Man brachte ihm ein Glas Waſſer. „Pfui!“ rief der Alte, „das wäre eine Sünde, ſo einen prächtigen Durſt, wie ich habe, mit Waſſer zu löſchen — Wein her! Oder hat der verfluchte rothe Hahn auch meinen Wein ausgeſoffen?“

Und wieder fing er an, luſtig zu geigen, bis man vor der Brandſtätte ankam.

„Das ſieht ja aus wie der Tanzboden den Tag nach der Kirchweih,“ ſagte er endlich, ſtieg ab und ging in des Nachbars Haus.

Alles drängte ſich zu dem Alten und umringte ihn mit Troſtworten und mit dem Verſprechen, ihm alle Hülfe zum Wiederaufbau des Hauſes zu leiſten.

„Nein, nein,“ beſchwichtigte er, „es iſt recht ſo, mir gehört kein Haus, ich gehöre zum Spatzengeſchlecht, das baut ſich kein Neſt und hat kein eigenes und huſcht nur manchmal ein bei den Pfahlbürgern, den Schwalben. Für ein paar Jahre, die ich noch Urlaub habe, bis ich in unſeres Herrgotts Hofkapelle oder in die Regimentsmuſik bei ſeinen Leibgarden-Engeln eingereiht werde, finde ich ſchon überall Quartier. Jetzt kann ich wieder auf einen Baum ſteigen und zur Welt hinunter rufen: von dir da unten iſt nichts mein! — Es war doch Unrecht, daß ich ein Eigenthum gehabt habe, außer meiner herzliebſten Frau Figeline.“

Es ließ ſich dem ſeltſamen Mann nichts einwenden, und die Auswärtigen kehrten heim, mit dem beruhigenden Gefühl, daß der Geigerlex noch da ſei. Er gehörte nothwendig in die ganze Gegend, — ſie wäre verſchändet geweſen, wenn er fehlte, faſt wie wenn man die weithin ſichtbare Linde auf der Landecker Höhe unverſehens über Nacht niedergeworfen hätte.

Der alte Geigerlex freute ſich gar ſonderlich, als ihm der reiche Schmied Caspar einen alten Rock ſchenkte, der Kehreiner Joſeph ein Paar Hoſen, und Andere anderes. „Jetzt trage ich das ganze Dorf auf dem Leib,“ ſagte er, und gab jedem Kleidungsſtück den Namen des Gebers. „So ein Rock, den Einem ein Anderer vorher lind getragen hat, ſitzt gar geſchmeidig, man ſteckt in einer fremden Menſchenhaut. Mir war's allemal wind und weh, wenn ich einen neuen Rock bekommen hab', und Ihr wißt, ich bin allemal in die Kirche gegangen, und hab' die Aermel in das herabtropfende Wachs von den heiligen Kerzen gedrückt und hab' g'ſagt: So, Rock, jetzt biſt du mein; bisher bin ich dein g'weſen. Das ſpar' ich jetzt bei Euern Kleidern, die habt Ihr ſchon mit allerlei Speiſ' und Trank genährt. Ich bin jetzt ein neugeborenes Kind, und dem ſchenkt man die Kleidchen, die man ihm nicht angemeſſen. Ich bin neugeboren.“

In der That ſchien das bei dem Alten der Fall; ſeine frühere tolle Laune, die ſeit einiger Zeit eingeſchlummert ſchien, jauchzte wieder laut auf.

Als ein Mann hereintrat, der zum Löſchen des Brandes gekommen war, und weil er einmal im Geſchäfte begriffen, auch innerlich einen Brand gelöſcht hatte, und zwar, wie ſich ganz deutlich zeigte, mehr als nöthig — da ſchrie der Geigerlex: „Ich beneide nur den Kerl um ſeinen ſchönen Rauſch.“ —

Alles lachte. — Das Lachen und Spaßen ward indeß unterbrochen, denn der Amtmann mit ſeinem Actuarius kam, um über die Entſtehung des Feuers und den angerichteten Schaden ein Protokoll aufzunehmen.

Der Geigerlex geſtand ſein Vergehen offenherzig ein. Er hatte die ſeltſame Eigenheit, daß er faſt in jeder Taſche ein Schächtelchen mit Reibzündhölzchen trug, um nie fehlzugreifen, wenn er ſeine Pfeife anzünden wollte. Wenn man ihn beſuchte, und wenn er wohin kam, ſpielte er immer damit, daß er eins der Hölzchen raſch entzündete. Oft und oft ſagte er dabei: „Es iſt doch ſchändlich, daß das erſt jetzt aufkommt, wo ich bald abkratzen muß. Schaut, wie das geht, wie der Blitz. Wenn ich's zuſammen rechne, habe ich Jahre Zeit verloren mit dem Feuerſchlagen; der Alte da oben muß mir dafür zehn Jahre Zulag geben zu den ſiebzig Jahren, die mir gehören.“

Aus dieſer faſt kindiſchen Spielerei war aller Wahrſcheinlichkeit nach der Brand entſtanden, es ließ ſich aber nichts beweiſen; und der Amtmann ſagte zuletzt: „Es iſt nur gut, Ihr ſeid eigentlich der letzte Spielmann; in unſerer Zeit voll griesgrämiger Wichtigthuerei ſeid Ihr ein Ueberreſt aus der vergangenen luſtig ſorgloſen Welt, es wäre Schade, wenn Ihr ſo jämmerlich umgekommen wäret.“

„Und bei meinem geſunden Durſt verbrennen, das wäre gar zu dumm! Herr Amtmann, ich hätte ſollen Pfarrer werden, ich hätte den Menſchen gepredigt: macht Euch nichts aus dem Leben, und es kann Euch nichts anhaben; ſchaut Euch Alles wie eine Narrethei an, und Ihr ſeid die Geſcheiteſten; und giebt's noch auf der andern Welt eine Nachkirchweihe, ſo tanzen wir ſie auch mit! Wenn die Welt immer luſtig wär', nichts thät' als arbeiten und tanzen, da brauchte man keine Schullehrer, nicht ſchreiben und leſen lernen, keine Pfarrer, und — mit Verlaub zu ſagen, auch keine Beamte. — Die ganze Welt iſt eine große Geige, die Saiten ſind aufgeſpannt, der luſtige Herrgott verſtünde es ſchon, darauf zu ſpielen, aber er muß immer an den Schrauben am Hals — das ſind die Herren Pfarrer und Beamten — drehen und drücken, und es iſt Alles nichts als ein Probiren und Stimmen, und der Tanz will nie losgehen.“

Solcherlei Rede führte der Geigerlex, und der Amtmann nahm wohlwollend Abſchied von ihm; denn auch er kannte die Lebensgeſchichte des ſeltſamen Mannes.

Es ſind jetzt nahezu dreißig Jahre, ſeit der Geigerlex im Dorf iſt, gerade ſo lange als die neue Kirche eingeweiht wurde. Damals kam er in das Dorf und ſpielte drei Tage und drei Nächte, nur einige Morgenſtunden ausgeſetzt, faſt unaufhörlich die tollſten Weiſen. Abergläubige Leute munkelten, das müſſe der Teufel ſein, der ſo viel Uebermuth aus dem Inſtrumente zu locken vermag, der Niemand ruhen und raſten ließ, wer ihm zuhörte, wie er ſelbſt kaum der Ruhe zu bedürfen ſchien. — Er aß während dieſer ganzen Zeit kaum einen Biſſen und trank nur, aber in mächtigen Zügen, während der Pauſen. Manchmal war's, als bewegte er ſich gar nicht, er legte nur den Fiedelbogen auf die Saiten und helle Töne ſprangen daraus hervor, der Fiedelbogen hüpfte faſt von ſelbſt in kurzen Sätzen auf und nieder.

Hei! was war das ein Raſen und Springen auf dem großen Tanzboden in der „Sonne!“

Einmal während einer Pauſe rief die Wirthin, eine behagliche runde Wittwe: „Spielmann! halt' doch einmal ein, alles Vieh im Dorf verklagt dich und muß faſt verkommen, die Burſchen und Mädchen gehen nicht heim zum Füttern. — Wenn du's nicht wegen der Menſchen thuſt, wegen des lieben Viehes halt doch ein!“

„Recht ſo,“ rief der Geigerlex, „da könnt' Ihr's ſehen, wie der Menſch das edelſte Weſen auf der Erde iſt, der Menſch allein kann tanzen, paarweiſe tanzen. Wirthin, wenn du einen Tanz mit mir machſt, dann hör' ich eine Stunde auf.“

Er ſtieg von dem Tiſch herunter. Alles drang in die Wirthin, bis ſie nachgab. Sie mußte ihn um die

Hüfte faſſen; er aber hielt ſeine Geige, entlockte ihr noch nie gehörte Töne und in ſolch ſeltſamer Stellung, ſpielend und tanzend, drehten ſie ſich im Kreiſe, und zuletzt hörte er wie mit einem hellen Jauchzen auf, umfaßte die Wirthin und gab ihr einen herzhaften Kuß. — Er erhielt dafür einen eben ſo herzhaften Schlag auf den Backen. Das Eine wie das Andere geſchah indeß in Frieden und Luſtbarkeit.

Von jener Zeit an blieb der Geigerlex im Hauſe der Sonnenwirthin. Er niſtete ſich dort ein, und wenn eine Luſtbarkeit in der Umgegend war, ſpielte er auf, kehrte aber regelmäßig immer wieder zurück, und es war weit und breit kein Dorf und kein Haus, in dem mehr getanzt wurde, als bei der runden Sonnenwirthin.

Der Geigerlex benahm ſich im Hauſe als dazu gehörig, er bediente die Gäſte (denn zur Feldarbeit kam er nie), unterhielt alle Ankommenden, machte bisweilen ein Kartenſpiel und wußte den neuangekommenen Wein trefflich zu loben. „Wir haben wieder einen friſchen Tropfen; verſchmecket ihn nur, in dem Wein da iſt Muſik drin!“ Ueber Alles, was das Wirthshaus betraf, ſprach er mit der Redeweiſe: „Wir.“ „Wir liegen auf der Straß’,“ — „man muß über uns ſtolpern,“ — „wir haben den beſten Keller“ u. ſ. w.

Der Jahrestag der Kircheneinweihung kam wieder, und der Geigerlex war noch immer da.

„Heut’ iſt mein Purzeltag, heut’ bin ich hier auf die Welt kommen!“ — ſo rief er, und ſeine Geige war luſtiger als je.

Man konnte ſich im Dorf und in der ganzen Gegend das Wirthshaus „zur Sonne“ gar nicht mehr denken ohne den Geigerlex. Die Wirthin aber dachte ſich's doch vielleicht anders. — Als der zweite Jahrestag der Kirchweih vorüber war, faßte ſie ſich ein Herz, und ſagte: „Lex, du biſt mir lieb und werth; du bezahlſt, was du verzehrſt; aber möchteſt du nicht auch wieder einmal probiren, wie ſich's unter einem andern Dach haust? Wie meinſt?“

„Mir gefällt's bei uns! Wer gut ſitzt, ſoll nicht rücken, ſagt man im Sprüchwort.“

Die Wirthin ſchwieg.

Wieder vergingen einige Wochen, da begann ſie abermals: „Lex, nicht wahr, du meinſt's gut mit mir?“

„Rechtſchaffen gut.“

„Hör', es iſt nur wegen der Leut', ich leg' dir nichts in den Weg, aber weißt, es iſt ein Gerede. Du kannſt ja wiederkommen, nach ein Paar Monaten. Wenn du wiederkommſt, ſteht dir mein Haus offen.“

„Ich geh' nicht weg, da brauch' ich nicht wiederkommen.“

„Mach' jetzt keine Späſſ', du mußt fort.“

„Ja, zwingen kannſt du mich. Geh 'nauf in meine Kammer, pack' meine Sachen in einen Bündel, und wirf ſie auf die Straße. Anders kriegſt du mich nicht vom Fleck.“

„Du biſt ein Teufelsburſch. Was ſoll ich denn mit dir anfangen?“

„Heirath' mich.“

Er erhielt wieder einen Schlag auf den Backen, aber dießmal viel ſanfter, als bei der erſten Kirchweih.

Als die Wirthin den Rücken wendete, nahm er die Geige und ſpielte hell auf.

In kürzeren Zwiſchenräumen verſuchte es nun die Wirthin, den Lex zum Fortgehen zu bewegen, aber ſeine beſtändige Antwort war: „Heirath' mich."

Einſtmals ſprach ſie mit ihm, daß ihn wohl die Polizei nicht mehr dulde, er habe ja eigentlich keinen rechten Ausweisſchein u. dgl. Drauf antwortete Lex keine Sylbe, ſetzte den Hut auf die linke Seite, pfiff ein luſtiges Lied und ging nach dem zwei Stunden entfernten Schloſſe des Grafen. Das Dorf gehörte damals noch dem reichsunmittelbaren Grafen von S.

Am Abend, als die Wirthin in der Küche am Herd ſtand, und ihre Wangen erglänzten im Widerſchein des Feuers auf dem Herd, trat Lex, ohne eine Miene zu verziehen, vor ſie hin, überreichte ihr ein Papier, und ſagte: „So da haſt du unſere Heirathsbewilligung, der Graf dispenſirt uns noch von jedem Aufgebot, heut' iſt Freitag, übermorgen iſt unſere Hochzeit."

„Was? du Schelm wirſt doch nicht?"

„Herr Lehrer!" rief Lex dem eben an der Küche Vorübergehenden zu, „kommet herein, und leſet vor!" Er hielt die Wirthin am Arm feſt, während der Lehrer las und am Ende ſeinen Glückwunſch ausſprach.

„Nun, meinetwegen!" ſagte die Wirthin endlich, „du biſt mir ſchon lang recht, aber es war nur auch wegen dem Gerede und dem Gelauf."

„Alſo übermorgen?“

„Ja, du Schelm“ ......

Das war nun ein luſtiger Aufzug, als am Sonntag der Geigerlex, genannt Alexis Grubenmüller, ſich ſelber den Hochzeitsreigen aufſpielte, geigend neben ſeiner Braut zur Kirche ging und die Geige erſt am Taufbecken ablegte, auf dem Heimweg aber wieder ſo luſtig geigte, daß allen Leuten das Herz im Leibe lachte.

Von dazumal alſo iſt der Geigerlex im Dorf, und das heißt ſo viel, als: die Luſtigkeit lebt darin.

Seit mehreren Jahren aber iſt er manchmal auch trübſelig, denn die hohe Kirchen- und Staatspolizei hat verordnet, daß ohne obrigkeitliche Erlaubniß nicht mehr getanzt werden darf. — Auch haben die Trompeten und Blasinſtrumente die Geige verdrängt, und ſo ſpielte unſer Lex nur noch den Kindern unter der Dorflinde ſeine luſtigen Weiſen vor, bis auch dies das hochlöbliche Pfarramt als ſchulpolizeiwidrig unterſagte. Vor drei Jahren iſt dem Lex noch gar ſeine Frau geſtorben, mit der er immer in Scherz und Heiterkeit gelebt.

So trotzig keck auch der Geigerlex Anfangs ſein Schickſal aufgenommen hatte, ſo ward es ihm doch jetzt manchmal ſchwer, mehr als er geſtand.

„Der Menſch ſollte nicht ſo alt werden!“ war das Einzige, was er manchmal ſagte, und das war nur ein Aufſchrei aus einer großen innern Gedankenreihe, in der er es wohl erkannte, daß zum luſtigen Leben eines fahrenden Muſikanten auch ein junger Leib gehört.

„Das Heu wächst nicht mehr ſo weich wie vor dreißig Jahren!“ pflegte er oft zu behaupten, wenn er ſich in Scheunen gebettet hatte.

Der junge Amtmann, der ein beſonderes Wohlwollen für den Geigerlex hatte, war indeß darauf bedacht, ihm ſorgenfreie Tage zu ſichern. Die nicht unbedeutende Summe, mit welcher das Haus in der allgemeinen Landesfeuerkaſſe verſichert war, wurde ſtatutenmäßig nur dann voll ausbezahlt, wenn ein anderes Haus an der Brandſtelle aufgerichtet wurde. Die Gemeinde, die ſich ſchon lang nach einem Bauplatz zum neuen Schulhaus in der Mitte des Dorfes umthat, kaufte nun, auf Betreiben des Amtmanns, dem Geigerlex die Brandſtätte mit allem darauf Haftenden ab. Der Alte aber wollte kein Geld, und ſo ward ihm eine wohlausreichende Jahresrente bis zu ſeinem Tod ausgeſetzt. Das war nun gerade ſo nach ſeinem Geſchmack. Er erluſtigte ſich viel damit, wie er ſich ſelbſt aufzehre und das Glas vollaus trinke, daß auch kein Tropfen mehr darin ſei.

Auch ward es ihm nun wieder nachgeſehen, daß er den Kindern unter der Dorflinde am Sommerabend vorgeigen durfte. So lebte er nun auf's Neue friſch auf, und manchmal erblitzte wieder ſein alter Uebermuth.

Als man im Sommer darauf das neue Schulhaus zu bauen begann, da war er beſtändig wie zauberiſch dorthin gebannt. Er ſaß auf dem Bauholz, auf den Steinen, und ſah mit beſtändiger Aufmerkſamkeit zu, hacken, graben und hämmern. Mit dem früheſten

Morgen, ſobald die Bauleute auf ihrer Arbeitsſtätte erſchienen, war der Geigerlex ſchon da. Wenn die Werkleute nach drei Stunden Arbeit ihr Frühſtück verzehrten, und wenn ſie am Mittag eine Stunde Raſt machten, und die Kinder und Weiber ihnen das Eſſen brachten, da ſaß der Geigerlex immer unter den Ruhenden und Genießenden und machte ihnen „Tafelmuſik,“ wie er's nannte. Viele aus dem Dorf ſammelten ſich dazu, und ſo ward der ganze Bau eine ſommerlange einzige Luſtbarkeit.

Der Geigerlex ſagte oft, jetzt ſehe er erſt recht, wie er ſo viel zu thun gehabt habe; er hätte ſollen überall ſein, meinte er, wo fröhliche Menſchen raſten; die Muſik könnte den magern Kartoffelbrei zum ſchmackhafteſten Leckerbiſſen machen. . .

Noch ein ſchöner Ehrentag ſollte dem Geigerlex aufgehen, es war der Tag, als der geſchmückte Maien auf den fertigen Giebel des neuen Schulhauſes geſteckt wurde. Die Zimmerleute kamen, ſonntäglich angethan, mit einer Muſikbande voraus, um ihren Bauherrn, den Geigerlex, abzuholen. Er war den ganzen Tag über ſo voll Uebermuth, wie in ſeinen beſten Jahren, er ſang, trank und geigte bis in die tiefe Nacht hinein, und am Morgen fand man ihn, den Fiedelbogen in der Hand, auf ſeinem Bette todt. . . .

Manche Leute wollen in ſtiller Nacht, wenn es zwölf Uhr ſchlägt, im Schulhaus ein Klingen hören wie die zarteſten Geigentöne. Einige ſagen, es ſei das Inſtrument des Geigerlex, das, dem Schulhauſe vererbt, allein ſpiele. Andere wollen gar die Töne, die der Geigerlez beim Bau in Holz und Stein hineingeſpielt hat, in der Nacht herausklingen hören. Jedenfalls werden die Kinder nach allen neuen rationellen Methoden in einem Haus unterrichtet, das von der Sage umſchwebt iſt.

Berthold Auerbach's

geſammelte Schriften.

Erſte, neu durchgeſehene Geſammtausgabe.

Neunter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1858.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Barfüßele.

1. Die Kinder klopfen an.

Morgens früh im Herbſtnebel wandern zwei Kinder von ſechs bis ſieben Jahren, ein Knabe und ein Mädchen, Hand in Hand durch die Gartenwege zum Dorf hinaus. Das Mädchen, um ein Merkliches älter, hält Schiefertafel, Bücher und Schreibhefte unter dem Arm; der Knabe hat das Gleiche in einem offenen grauleinenen Beutel, der ihm über die Schulter hängt. Das Mädchen hat eine Haube von weißem Drill, die faſt bis an die Stirn reicht und die weit vorſtehende Wölbung der Stirn um ſo ſchärfer hervortreten läßt; der Knabe iſt barhaupt. Man hört nur Einen Schritt, denn der Knabe hat feſte Schuhe an, das Mädchen aber iſt barfuß. So oft es der Weg geſtattet, gehen die Kinder neben einander, ſind aber die Hecken zu eng, geht das Mädchen immer voraus.

Auf dem falben Laub an den Sträuchern liegt ein weißer Duft und die Mehlbeeren und Pfaffenhütchen, beſonders aber die aufrechtſtehenden Hagebutten auf nacktem Stengel ſind wie verſilbert. Die Sperlinge in den Hecken zwitſchern und fliegen in unruhigen Haufen auf beim Herannahen der Kinder und ſetzen ſich wieder nicht weit von ihnen, bis ſie von Neuem aufſchwirren und endlich ſich hinein in einen Garten werfen, wo ſie ſich auf einem Apfelbaum niederlaſſen, daß die Blätter raſchelnd niederfallen. Eine Elſter fliegt raſch auf vom Weg, feldein auf den großen Holzbirnenbaum, wo die Raben ſtill hocken; ſie muß ihnen etwas mitgetheilt haben, denn die Raben fliegen auf, kreiſen um den Baum und ein Alter läßt ſich nieder auf der höchſten ſchwankenden Kronenſpitze und die anderen finden auf den niederen Aeſten auch gute Plätze zum Ausſchauen. Es verlangt ſie wohl auch zu wiſſen, warum die Kinder mit dem Schulzeug den verkehrten Weg einſchlagen und zum Dorfe hinauswandern; ja ein Rabe fliegt wie ein Kundſchafter voraus und ſetzt ſich auf eine geköpfte Weide am Weiher. Die Kinder aber gehen ſtill ihres Weges bis da, wo ſie am Weiher bei den Erlen die Fahrſtraße erreichen, ſie gehen über die Straße nach einem jenſeits ſtehenden niedrigen Hauſe. Das Haus iſt verſchloſſen und die Kinder ſtehen an der Hausthür und klopfen leiſe an. Das Mädchen ruft beherzt: „Vater! Mutter!“ und der Knabe ruft zaghaft nach: „Vater! Mutter!“ Das Mädchen faßt die bereifte Thürklinke und drückt erſt leiſe; die Bretter an der Thüre knittern, es horcht auf, aber es folgt Nichts nach, und jetzt wagt es in raſchen Schlägen die Klinke auf und nieder zu drücken, aber die Töne verhallen in der öden Hausflur; keine Menſchenſtimme antwortet, und den Mund an einen Thürſpalt legend ruft der Knabe: „Vater! Mutter!“ Er ſchaut fragend auf zur Schweſter, ſein Hauch an der Thür iſt auch zu Reif geworden, wie er niederblickt.

Aus dem nebelbedeckten Dorf tönt der Taktſchlag der Dreſcher, bald wie raſcher ſich überſtürzender Wirbel, bald langſam und müde ſich nachſchleppend, bald hell knatternd und dann wieder dumpf und hohl; jetzt tönen nur noch einzelne Schläge, aber raſch fällt Alles wiederum ein von da und dort. Die Kinder ſtehen wie verloren. Endlich laſſen ſie ab von Klopfen und Rufen und ſetzen ſich auf ausgegrabene Baumſtümpfe. Dieſe liegen auf einem Haufen rings um den Stamm des Vogelbeerbaums, der an der Seite des Hauſes ſteht und jetzt mit ſeinen rothen Beeren prangt. Die Kinder heften den Blick noch immer auf die Thüre, aber dieſe bleibt verſchloſſen.

„Die hat der Vater im Moos-Brunnenwald geholt,“ ſagt das Mädchen auf die Baumſtümpfe zeigend; und mit altkluger Miene ſetzt es hinzu: „Die geben gut warm, die ſind was werth, da iſt viel Kien drin, das brennt wie eine Kerze; aber der Spalterlohn iſt das Größte dabei.“

„Wenn ich nur ſchon groß wär’,“ erwidert der Knabe, „da nähm’ ich des Vaters große Axt und den buchenen Schlägel und die zwei eiſernen Speidel (Keile) und den eſchenen und da muß Alles auseinander wie Glas, und dann mach’ ich daraus einen ſchönen ſpitzigen Haufen wie der Kohlenbrenner Mathes im Wald und wenn der Vater heimkommt, der wird ſich aber freuen!“ Die Schweſter ſchien doch ſchon eine dämmernde Ahnung davon zu haben, daß es mit dem Warten auf Vater und Mutter nicht geheuer ſein könne, denn ſie ſah den Bruder gar traurig an und da ihr

Blick an den Schuhen haftete, ſagte ſie: „Dann mußt du auch des Vaters Stiefel anhaben. Aber komm', wir wollen Bräutle löſen. Und wirſt ſehen, ich kann weiter werfen als du.“

Im Fortgehen ſagte das Mädchen: „Ich will dir ein Räthſel aufgeben: welches Holz macht heiß, ohne daß man's verbrennt?“

„Des Schullehrers Lineal, wenn man Tatzen kriegt,“ erwiderte der Knabe.

„Nein, das mein' ich nicht; das Holz, das man ſpaltet, das macht heiß, ohne daß man's verbrennt.“ Und bei der Hecke ſtehen bleibend, fragte ſie: „Es ſitzt auf einem Stöckchen, hat ein rothes Röckchen, und das Bäuchlein voll Stein, was mag das ſein?“

Der Knabe beſann ſich ganz ernſtlich und rief: „Halt, du darfſt mir's nicht ſagen, was es iſt . . . Das iſt ja eine Hagebutte.“

Das Mädchen nickte beifällig und machte ein Geſicht, als ob ſie ihm das Räthſel zum Erſtenmal aufgegeben hätte, während ſie es doch ſchon oft gethan hatte und nur immer wieder aufnahm, um ihn damit zu erheitern.

Die Sonne hatte grade die Nebel zertheilt und das kleine Thal ſtand in hellglitzernder Pracht, als die Kinder nach dem Teiche gingen, um flache Steine auf dem Waſſer tanzen zu machen. Im Vorübergehen drückte das Mädchen nochmals an der Hausklinke, aber ſie öffnete ſich noch immer nicht und auch am Fenſter zeigte ſich nichts. Jetzt ſpielten die Kinder voll Jubel und Lachen am Teich und das Mädchen ſchien eigentlich zufrieden, daß der Bruder noch immer geſchickter war und darüber triumphirte und ganz hitzig wurde; ja das Mädchen machte ſich offenbar ungeſchickter als es wirklich war, denn ſeine Steine plumpsten faſt immer beim erſten Anwurf in die Tiefe, worüber es weidlich ausgelacht wurde. Im Eifer des Spiels vergaßen die Kinder ganz, wo ſie waren und warum ſie eigentlich dahergekommen. Und doch war Beides ſo traurig als ſeltſam.

In dem jetzt verſchloſſenen Hauſe wohnten noch vor Kurzem der Joſenhans mit ſeiner Frau und ſeinen beiden Kindern Amrei (Anna Marie) und Dami (Damian). Der Vater war Holzhauer im Walde, dabei aber auch anſtellig zu allerlei Gewerk, denn das Haus, das er in verwahrlostem Zuſtand erkauft, hatte er noch ſelber verputzt und das Dach umgedeckt und noch im Herbſt wollte er's von innen friſch ausweißen: der Kalk dazu liegt ſchon dort in der mit röthlichem Reißig überdeckten Grube. Die Frau war eine der beſten Taglöhnerinnen im Dorfe, Tag und Nacht in Leid und Freud' zu Allem bei der Hand; denn ſie hatte ihre Kinder und beſonders die Amrei gut gewöhnt, daß ſie ſchon früh für ſich ſelber ſorgen konnten. Erwerb und haushälteriſche Genügſamkeit machten das Haus zu einem der glücklichſten im Dorf. Da warf eine ſchleichende Krankheit die Mutter nieder und am andern Abend auch den Vater, und nach wenigen Tagen trug man zwei Särge aus dem kleinen Hauſe. Man hatte die Kinder alsbald in das Nachbarhaus zum Kohlenmathes gebracht und ſie erfuhren den Tod der Eltern erſt, als man ſie ſonntäglich ankleidete, um hinter den Leichen drein zu gehen.

Der Joſenhans und ſeine Frau hatten keine nahen Verwandten im Ort und doch hörte man laut weinen und die Verſtorbenen rühmen, und der Schultheiß führte die beiden Kinder hüben und drüben an der Hand, als ſie hinter den Särgen drein gingen. Noch am Grabe waren die Kinder ſtill und harmlos, ja ſie waren faſt heiter, wenn ſie auch oft nach Vater und Mutter fragten; denn ſie aßen beim Schultheiß am Tiſch und Jedermann war überaus freundlich gegen ſie, und als ſie vom Tiſch aufſtanden, bekamen ſie noch Küchle in ein Papier gewickelt zum Mitnehmen. Als indeß am Abend, auf Anordnung des Gemeinderaths, der Krappenzacher den Dami mitnahm und die ſchwarze Marann' die Amrei abholte, da wollten ſich die Kinder nicht trennen und weinten laut und wollten heim. Der Dami ließ ſich bald durch allerlei Vorſpiegelungen beſchwichtigen, Amrei aber mußte mit Gewalt gezwungen werden, ja ſie ging nicht vom Fleck und der Großknecht des Schultheißen trug ſie endlich auf dem Arm in das Haus der ſchwarzen Marann'. Dort fand ſie zwar ihr Bett aus dem Elternhauſe, aber ſie wollte ſich nicht hineinlegen, bis ſie vom Weinen müde auf dem Boden einſchlief und man ſie mitſammt den Kleidern in's Bett ſteckte. Auch den Dami hörte man beim Krappenzacher laut weinen, worauf er dann jämmerlich ſchrie und bald darauf ward er ſtill. Die vielverſchrieene ſchwarze Marann' bewies aber ſchon an dieſem erſten Abend, wie ſtill bedacht ſie für ihren Pflegling war. Sie hatte ſchon viele, viele Jahre kein Kind mehr in ihrer Umgebung gehabt und jetzt ſtand ſie vor dem ſchlafenden und ſagte faſt laut: „Glücklicher Kinderſchlaf! Das weint noch, und gleich darauf, im Umſehen, iſt es eingeſchlafen, ohne Dämmern, ohne Hin- und Herwerfen.“

Sie ſeufzte ſchwer.

Am andern Morgen ging Amrei frühzeitig zu ihrem Bruder und half ihn ankleiden und tröſtete ihn über das was ihm geſchehen war; wenn der Vater käme, werde er den Krappenzacher ſchon bezahlen. Dann gingen die beiden Kinder hinaus an das elterliche Haus, klopften an die Thüre und weinten laut, bis der Kohlenmathes, der in der Nähe wohnte, herzukam und die Kinder in die Schule brachte. Er bat den Lehrer, den Kindern zu erklären, daß ihre Eltern todt ſeien, er ſelber wiſſe ihnen das nicht deutlich zu machen und beſonders die Amrei ſcheine es gar nicht begreifen zu wollen. Der Lehrer that ſein Mögliches und die Kinder waren ruhig. Aber von der Schule gingen ſie doch wieder nach dem Elternhaus und warteten dort hungernd wie verirrt, bis man ſie abholte.

Das Haus des Joſenhans mußte der Hypothekengläubiger wieder an ſich ziehen, die Anzahlung, die der Verſtorbene darauf gemacht, ging verloren, denn durch die Auswanderungen iſt namentlich der Häuſerwerth beiſpiellos geſunken; es ſtehen viele Häuſer im Dorfe leer und ſo blieb auch das Haus des Joſenhans unbewohnt. Alle fahrende Habe war verkauft und daraus ein kleines Erbe für die Kinder erlöst worden; das reichte aber bei weitem nicht aus, das Koſtgeld für ſie zu erſchwingen, ſie waren Kinder der Gemeinde und darum brachte man ſie unter bei denen, die ſie am billigſten nahmen.

Amrei verkündete eines Tages ihrem Bruder mit Jubel, ſie wiſſe jetzt, wo die Kukuksuhr der Eltern ſei, der Kohlenmathes habe ſie gekauft; und noch am Abend ſtanden die Kinder draußen am Hauſe und warteten bis der Kukuk rief, dann lachten ſie einander an.

Und jeden Morgen gingen die Kinder nach dem elterlichen Haus, klopften an und ſpielten dort am Weiher, wie wir ſie heute ſehen. Aber jetzt horchen ſie auf: das iſt ein Ruf, den man in dieſer Jahreszeit ſonſt nicht hört, denn der Kukuk beim Kohlenmathes ruft achtmal.

„Wir müſſen in die Schule,“ ſagte Amrei und wanderte mit ihrem Bruder raſch wiederum den Gartenweg hinein in das Dorf. An der hintern Scheuer des Rodelbauern ſagte Dami: „Bei unſerm Pfleger haben ſie heute ſchon viel gedroſchen.“ Er deutete dabei auf die Wieden der abgedroſchenen Garben, die wie Merkzeichen über dem Halbthore der Scheuer hingen. Amrei nickte ſtill.

2. Die ferne Seele.

Der Rodelbauer, deſſen Haus mit dem rothangeſtrichenen Gebälk und einem frommen Spruch in großer Herzform, nicht weit vom Hauſe des Joſenhans ſtand, hatte ſich vom Gemeinderath zum Pfleger der verwaisten Kinder ernennen laſſen. Er weigerte das um ſo weniger, da Joſenhans vordem als Anderknecht bei ihm gedient hatte. Seine Pflegſchaft beſtand aber in weiter nichts, als daß er die unverkauften Kleider des Vaters aufbewahrte und manchmal, wenn er Einem der Kinder begegnete, im Vorübergehen fragte: „biſt brav?“ und ohne die Antwort abzuwarten, weiter ſchritt. Dennoch war in den Kindern ein ſeltſamer Stolz, da ſie erfuhren, daß der Großbauer ihr Pfleger ſei; ſie kamen ſich dadurch als etwas ganz Beſonderes, faſt Fürnehmes vor. Sie ſtanden oft abſeits bei dem großen Hauſe und ſchauten verlangend hinauf, als erwarteten ſie Etwas und wußten nicht was; und bei den Eggen und Pflügen neben der Scheune ſaßen die Kinder oft und laſen immer wieder den Bibelſpruch am Hauſe. Das Haus redete doch mit ihnen, wenn auch ſonſt Niemand daraus.

Es war am Sonntag vor Allerſeelen, als die Kinder wiederum vor dem verſchloſſenen Elternhaus ſpielten — ſie waren wie an den Ort gebannt — da kam die Landfriedbäuerin den Hochdorfer Weg herein; ſie trug einen großen rothen Regenſchirm unterm Arm und ein ſchwarzes Geſangbuch in der Hand. Sie machte den letzten Beſuch in ihrem Geburtsorte, denn ſchon geſtern hatte der Knecht auf einem vierſpännigen Wagen den geſammten Hausrath zum Dorf hinausgefahren und morgen in der Frühe wollte ſie mit ihrem Mann und ihren drei Kindern auf das neuerkaufte Gut im fernen Allgäu ziehen. Schon von weitem bei der Hanfbreche nickte die Landfriedbäuerin den Kindern zu, denn Kinder ſind ein guter „Angang“ — ſo nennt man die erſte Begegnung — aber die Kinder konnten nichts davon ſehen, ſo wenig als von den wehmuthsvollen Mienen der Bäuerin. Als ſie jetzt bei den Kindern ſtand, ſagte ſie: „Grüß Gott, Kinder! Was thut denn ihr ſchon da? Wem gehöret ihr?“

„Da dem Joſenhans,“ antwortete Amrei, auf das Haus deutend.

„O ihr armen Kinder,“ rief die Bäuerin, die Hände zuſammenſchlagend; „dich hätt' ich kennen ſollen, Mädle, grad ſo hat deine Mutter ausgeſehen, wie ſie mit mir in die Schul' gegangen iſt. Wir ſind gute Kamrädinnen geweſen und euer Vater hat ja bei meinem Vetter, dem Rodelbauer, gedient. Ich weiß Alles von euch. Aber ſag' Amrei, warum haſt du keine Schuhe an? Du kannſt ja krank werden bei dem Wetter? Sag' der Marann', die Landfriedbäuerin von Hochdorf ließe ihr ſagen, es ſei nicht brav, daß ſie dich ſo herumlaufen läßt. Nein, brauchſt Nichts ſagen, ich will ſchon ſelber mit ihr reden. Aber Amrei, du mußt jetzt groß und geſcheidt ſein und ſelber auf dich Acht geben. Denk' daran, wenn das deine Mutter wüßt', daß du in ſolcher Jahrszeit ſo barfuß herumlaufſt!“ Das Kind ſchaute die Bäuerin groß an, als wollte es ſagen: weiß denn die Mutter Nichts davon? Die Bäuerin aber fuhr fort: „Das iſt noch das Aergſte, daß ihr nicht einmal wiſſen könnet, was für rechtſchaffene Eltern ihr gehabt: drum müſſen's euch ältere Leute ſagen. Denket daran, daß ihr euren Eltern erſt die rechte Seligkeit gebt, wenn ſie im Himmel droben hören, wie hier unten die Menſchen ſagen: des Joſenhanſen Kinder, die ſind die Probe von allem Guten, da ſieht man recht deutlich den Segen der rechtſchaffenen Eltern.“

Raſche Thränen rannen bei dieſen letzten Worten der Bäuerin von den Wangen. Die ſchmerzliche Rührung in ihrer Seele, die noch einen ganz andern Grund hatte, brach jetzt bei dieſen Gedanken und Worten unaufhaltſam hervor, und Eigenes und Fremdes floß ineinander. Sie legte ihre Hand auf das Haupt des Mädchens, das im Anblick der weinenden Frau auch heftig zu weinen begann; es mochte fühlen, wie ſich eine gute Seele ihm zuwendete, und eine dämmernde Ahnung, daß es wirklich ſeine Eltern verloren, begann ihm aufzugehen.

Das Angeſicht der Frau leuchtete aber plötzlich auf. Sie richtete das Auge, in dem noch Thränen hingen, zum Himmel auf und ſagte: „Guter Gott, das ſchickſt Du mir.“ Dann fuhr ſie zu dem Kind gewendet fort: „Horch, ich will dich mitnehmen. Meine Lisbeth iſt mir in deinem Alter genommen worden. Sag, willſt du mit mir in's Allgäu gehen und bei mir bleiben?"

„Ja," ſagte Amrei entſchloſſen.

Da fühlte ſie ſich von hinten angefaßt und geſchlagen.

„Du darfſt nicht," rief Dami, der ſie umfaßte und ſein ganzes Weſen zitterte.

„Sei ſtet," beruhigte Amrei, „die gute Frau nimmt dich ja auch mit. Nicht wahr, mein Dami geht auch mit uns?"

„Nein, Kind, das geht nicht, ich hab' Buben genug."

„Dann bleib' ich auch da," ſagte Amrei und faßte ihren Bruder an der Hand.

Die fremde Frau war in ſich zuſammengeſchauert und jetzt ſah ſie mit einer Art von Erleichterung auf das Kind. In überwallender Empfindung, vom reinſten Zuge des Wohlthuns erfaßt, hatte ſie eine That und eine Verpflichtung auf ſich nehmen wollen, deren Schwere und Bedeutung ſie nicht ſattſam überlegt hatte, und namentlich wie ihr Mann, ohne vorher gefragt zu ſein, das aufnehmen werde. Als jetzt das Kind ſelber ſich weigerte, trat eine Ernüchterung ein und ihr ward Alles raſch klar; darum ging ſie mit einer gewiſſen Erleichterung ſchnell auf die Abwehr ihres Unternehmens ein. Sie hatte ihrem Herzen genügt, indem ſie die That thun wollte, und jetzt, da ſich Hinderniſſe entgegenſtellten, hatte ſie eine eigene Art von Befriedigung, daß die That unterblieb, ohne daß ſie ſelbſt ihr Wort zurücknahm.

„Wie du willſt," ſagte die Bäuerin. „Ich will dich nicht überreden. Wer weiß, vielleicht iſt es auch beſſer ſo, daß du zuerſt groß wirſt. In der Jugend Noth ertragen lernen, das thut gut, das Beſſere nimmt ſich leicht an; wer noch etwas Rechtes geworden iſt, hat in der Jugend Schweres erfahren müſſen. Sei nur brav. Aber das behalt' im Andenken, daß du allzeit, wenn du brav biſt, um deiner Eltern willen eine Unterkunft bei mir haben ſollſt, ſo lang mir Gott das Leben läßt. Denk' daran, daß du nicht verlaſſen biſt auf der Welt, wenn dir's übel geht. Merk' dir nur die Landfriedbäuerin in Zusmarshofen im Allgäu. Und noch Eins. Sag' im Dorf nichts davon, daß ich dich hab' annehmen wollen; es iſt auch wegen der Leute, ſie werden dir's übel nehmen, daß du nicht mitgegangen biſt. Aber es iſt ſchon gut ſo. Wart', ich will dir noch was geben, daß du an mich denkſt.“ Sie ſuchte in den Taſchen, aber plötzlich fuhr ſie ſich an den Hals und ſagte: „Nein, nimm nur das.“ Sie hauchte ſich mehrmals in die ſteifen Finger, bis ſie es zu Stande brachte, denn ſie neſtelte eine fünfreihige Granatſchnur, daran ein gehenkelter Schweden-Dukaten hing, vom Halſe und ſchlang das Geſchmeide um den Hals des Kindes, wobei ſie es küßte. Amrei ſah wie verzaubert drein unter all dieſen Hantierungen. „Für dich hab' ich leider Nichts,“ ſagte die Frau zu Dami, der eine Gerte, die er in der Hand hielt, in immer kleinere Stücke zerbrach, „aber ich ſchicke dir ein Paar lederne Hoſen von meinem Johannes, ſie ſind noch ganz gut. Du kannſt ſie tragen, wenn du größer biſt. Jetzt b'hüt euch Gott, ihr lieben Kinder. Wenn's möglich iſt, komme ich noch zu dir Amrei. Schicke mir nach der Kirche jedenfalls die Marann'. Bleibet brav und betet fleißig für eure Eltern in der Ewigkeit und vergeſſet nicht, daß ihr im Himmel und auf Erden noch Annehmer habt.“

Die Bäuerin, die zum behenden Gang ihren Oberrock in Zwickel aufgeſteckt hatte, ließ ihn jetzt beim Eingange des Dorfes herab, und mit raſchen Schritten ging ſie das Dorf hinein und wendete ſich nicht mehr um.

Amrei faßte ſich an den Hals, beugte das Geſicht nieder und wollte immer die Denkmünze betrachten, aber es gelang ihr nicht ganz. Dami kaute an dem letzten Stück ſeiner Gerte, und als ihn jetzt die Schweſter betrachtete und Thränen in ſeinen Augen ſah, ſagte ſie:

„Wirſt ſehen, du kriegſt das ſchönſte Paar Hoſen im Dorf.“

„Und ich nehm' ſie nicht,“ ſagte Dami und ſpie dabei ein Stück Holz aus.

„Ich will ihr ſchon ſagen, daß ſie dir auch ein Meſſer kaufen muß. Ich bleib' heut' den ganzen Tag daheim, ſie kommt ja noch zu uns.“

„Ja, wenn ſie ſchon da wär',“ entgegnete Dami, ohne zu wiſſen was er ſagte; nur ſein Zorn und das Gefühl der Zurückſetzung hatte ihm dieſen mißtrauiſchen Vorwurf eingegeben.

Es läutete ſchon zum Erſtenmal, die Kinder eilten ins Dorf zurück. Amrei übergab mit kurzem Bericht den neugewonnenen Schmuck der Marann', und dieſe ſagte:

„Du biſt ja ein Glückskind! Ich will dir's gut aufheben. Jetzt hurtig in die Kirche.“

Während des Gottesdienſtes ſahen die beiden Kinder immer nach der Landfriedbäuerin und beim Ausgang warteten ſie an der Thür; aber die vornehme Bäuerin war von ſo vielen Menſchen umringt, die alle in ſie hineinredeten, daß ſie ſich immer im Kreiſe drehen mußte, um bald da, bald dort zu antworten. Für den wartenden Blick der Kinder und deren ſtändiges Nicken fand ſie keine Aufmerkſamkeit.

Die Landfriedbäuerin hatte das jüngſte Töchterchen des Rodelbauern, die Roſel, an der Hand; ſie war um ein Jahr älter als Amrei und dieſe ſtieß in der Entfernung immer vor ſich hin, als müßte ſie die Zudringliche, die ihren Platz einnahm, wegdrängen. Oder hatte die vornehme Bäuerin nur ein Auge für Amrei draußen beim letzten Haus in der Einſamkeit, aber mitten unter den Menſchen kannte ſie ſie nicht? Gelten da nur die Kinder reicher Leute, die Kinder der Verwandten? Amrei erſchrak, als ſie dieſen leiſe ſich regenden Gedanken plötzlich laut hörte, denn Dami ſprach ihn aus; aber während ſie mit dem Bruder in ziemlicher Entfernung dem großen Trupp folgte, der die Landfriedbäuerin umgab, ſuchte ſie den böſen Gedanken dem Bruder und wohl damit auch ſich auszureden. Die Landfriedbäuerin verſchwand endlich im Hauſe des Rodelbauern und die Kinder kehrten ſtill zurück, bis Dami plötzlich ſagte:

„Wenn ſie zu dir kommt, ſag' nur auch, daß ſie auch zum Krappenzacher gehen muß und ihm ſagen, daß er gut gegen mich ſein ſoll.“

Amrei nickte und die Kinder trennten ſich, ein Jedes ging nach dem Hauſe, wo es eine Unterkunft gefunden hatte.

Die Nebel, die ſich am Morgen verzogen hatten, kamen am Mittag als voller Regenguß hernieder.

Der große rothe Regenſchirm der Landfriedbäuerin bewegte ſich aufgeſpannt hin und her im Dorf und man ſah kaum die Geſtalt, die darunter war. Die ſchwarze Marann' hatte die Landfriedbäuerin nicht getroffen und ſagte bei der Heimkunft: „Sie kann ja auch zu mir kommen, ich will Nichts von ihr." Die beiden Kinder wanderten wieder hinaus nach dem elterlichen Haus und ſaßen dort zuſammengekauert auf der Thürſchwelle und redeten faſt kein Wort. Wieder ſchienen ſie zu ahnen, daß die Eltern doch nicht wieder kämen und Dami wollte zählen wie viel Tropfen von der Dachtraufe fielen; aber es ging ihm allzuſchnell und er machte ſich's leicht und ſchrie auf Einmal: „Tauſend Millionen!"

„Da muß ſie vorbei, wenn ſie heimgeht," ſagte Amrei, „und da rufen wir ſie; ſchrei' nur auch recht mit, und dann wollen wir ſchon weiter mit ihr reden." So ſagte Amrei, denn die Kinder warteten hier noch auf die Landfriedbäuerin.

Es klatſchte eine Peitſche im Dorf. Man hörte jenes nachſpritzende Pferdegetrapp im aufgeweichten Wege und ein Wagen rollte herbei.

„Wirſt ſehen, der Vater und die Mutter kommen in einer Kutſche und holen uns," rief Dami.

Amrei ſchaute traurig nach ihrem Bruder um und ſagte: „Schwätz nicht ſo viel.“ Als ſie ſich umwendete, war der Wagen ganz nahe, es winkte Jemand von demſelben unter einem rothen Regenſchirm hervor, und fort rollte das Gefährte und nur der Spitz des Kohlenmathes bellte ihm eine Weile nach und that als wollte er mit ſeinen Zähnen die Speichen aufhalten; aber am Weiher kehrte er wieder zurück, bellte noch einmal hinaus unter der Hausthüre und ſchlüpfte dann hinein in's Haus.

„Haidi! fort iſt ſie!“ ſagte Dami wie triumphirend; es war ja die Landfriedbäuerin. „Haſt des Rodelbauern Rappen nicht gekannt? Die haben ſie davon geführt. Vergiß meine ledernen Hoſen nicht!“ ſchrie er noch laut mit aller Kraft ſeiner Stimme, obgleich der Wagen bereits im Thale verſchwunden war und jetzt ſchon die kleine Anhöhe am Holderwaſen hinaufkroch.

Die Kinder kehrten ſtill in's Dorf zurück.

3. Vom Baum am Elternhauſe.

Am Tage vor Allerſeelen ſagte die ſchwarze Marann' zu den Kindern:

„Jetzt holt ordentlich Vogelbeeren, morgen brauchen wir ſie auf dem Kirchhof."

„Ich weiß wo, ich kann holen," ſagte Dami mit einer wahrhaft gierigen Freude und rannte zum Dorf hinaus, daß ihn Amrei kaum erreichen konnte. Als ſie am elterlichen Hauſe ankam, war er ſchon oben auf dem Baum und neckte ſie ſtolz, ſie ſolle auch heraufkommen, weil er wußte, daß ſie das nicht könne. Er pflückte nun die rothen Beeren und warf ſie hinab in die Schürze der Schweſter. Sie bat ihn, er möge auch die Stiele mit abpflücken, ſie wolle einen Kranz machen. Er ſagte: „Das thu' ich nicht!" Und doch kam fortan keine Beere ohne Stiel mehr herunter.

„Horch wie die Spatzen ſchelten!" rief Dami vom Baume, „die ärgern ſich, daß ich ihnen ihr Futter wegnehme." Und als er endlich Alles abgepflückt hatte, ſagte er: „Ich gehe nicht mehr herunter, ich bleib' da oben Tag und Nacht, bis ich todt herunter falle, und komme gar nicht mehr zu dir, wenn du mir nicht was verſprichſt."

„Was denn?"

„Daß du deinen Anhenker von der Landfriedbäuerin nie trägſt, ſo lange ich's ſehe; verſprichſt du mir das?“

„Nein!“

„So komm' ich nicht mehr herunter!“

„Meinetwegen!“ ſagte Amrei und ging mit den Vogelbeeren davon. Sie ſetzte ſich aber nicht weit entfernt hinter einen Holzſtoß, wand einen Kranz und ſchielte dabei immer hinaus, ob Dami nicht endlich käme. Sie ſetzte ſich den Kranz auf und plötzlich überfiel ſie eine unnennbare Angſt wegen Dami. Sie rannte zurück, Dami ſaß rittlings auf einem Aſt an den Stamm zurückgelehnt und die Arme übereinander geſchlagen.

„Komm herunter, ich verſpreche dir, was du willſt!“ rief Amrei und in einem Nu war Dami bei ihr auf dem Boden.

Zu Hauſe ſchalt die ſchwarze Marann' über das alberne Kind, das ſich aus den Beeren, die man zum Grabe der Eltern brauche, einen Kranz gemacht habe. Sie zerriß denſelben ſchnell und ſprach dabei einige unverſtändliche Worte; dann nahm ſie beide Kinder an der Hand und führte ſie hinaus nach dem Kirchhof. Wo zwei Erdhaufen nahe an einander waren ſagte ſie:

„Da ſind Eure Eltern.“ Die Kinder ſahen ſich ſtaunend an. Die Marann' machte nun mit einem Stock Furchen in Kreuzesform auf den Gräbern und wies die Kinder an, die Beeren da hinein zu ſtecken. Dami war behend dabei und triumphirte, da er mit ſeinem rothen Kreuze früher fertig war als die Schweſter. Amrei ſchaute ihn nur groß an und erwiderte Nichts, und erſt als Dami ſagte: „Das wird den Vater freuen,“ ſchlug ſie ihn hinterrücks und rief: „Sei ſtill.“ Dami weinte, vielleicht ärger als es ihm ernſt war; da rief Amrei laut: „Um Gotteswillen verzeih mir, verzeih mir, daß ich dir das gethan hab'. Hier, da verſpreche ich dir, ich will dir mein Lebenlang Alles thun was ich kann, und Alles geben was ich hab'; gelt Dami, ich hab' dir nicht weh gethan? Kannſt dich drauf verlaſſen, es geſchieht nie mehr ſo lang ich lebe, nie mehr, nie. O Mutter, o Vater, ich will brav ſein, ich verſprech's euch; o Mutter, o Vater.“ — Sie konnte nicht weiter reden, aber ſie weinte nicht laut, nur ſah man, es gab ihr einen Herzſtoß nach dem andern und erſt als die ſchwarze Marann' laut weinte, weinte Amrei mit ihr.

Sie gingen heim und als Dami „gute Nacht“ ſagte, raunte ihm Amrei leiſe in's Ohr:

„Jetzt weiß ich's, wir ſehen unſere Eltern nie mehr auf dieſer Welt; „aber noch in dieſer Mittheilung lag eine gewiſſe kindiſche Freude, ein Kinderſtolz, der ſich damit brüſtet, Etwas zu wiſſen; und doch war in der Seele dieſes Kindes Etwas aufgetaucht vom Bewußtſein jenes auf ewig abgeſchnittenen Zuſammenhanges mit dem Leben, das ſich aufthut im Gedanken der Elternloſigkeit.

Wenn der Tod die Lippen geſchloſſen, die dich Kind nennen mußten, iſt dir ein Lebensathem verſchwunden, der nimmer wiederkehrt.

Noch als die ſchwarze Marann' bei Amrei am Bette ſaß, ſagte dieſe: „Ich mein' ich fall' und fall' jetzt immerfort, laſſet mir nur Eure Hand;“ und ſie hielt die Hand feſt und begann zu ſchlummern, aber ſo oft die ſchwarze Marann’ ihre Hand zurückziehen wollte, haſchte ſie wieder darnach. Die Marann’ verſtand, was das Gefühl vom endloſen Fallen bei dem Kinde zu bedeuten hatte: das iſt ja beim Innewerden vom Tode der Eltern als ſchwebte man im Wurfe, man weiß nicht woher und weiß nicht wohin.

Erſt ſpät gegen Mitternacht konnte die ſchwarze Marann’ das Bett des Kindes verlaſſen, nachdem ſie ihre gewohnten zwölf Vaterunſer wer weiß zum wie wie vielten mal wiederholt hatte.

Ein ſtrenger Trotz lag auf dem Geſicht des ſchlafenden Kindes. Es hatte die eine Hand auf die Bruſt gelegt und die ſchwarze Marann’ hob ſie ihm leiſe weg und ſagte halblaut vor ſich hin:

„Wenn nur immer ein Auge, das über dich wacht, und eine Hand die dir helfen will, dir ſo wie jetzt im Schlaf, ohne daß du es weißt, die Schwere vom Herzen nehmen könnte! Das kann aber kein Menſch, das kann nur Er … Thu’ du meinem Kind in der Fremde was ich dieſem da thue.“

Die ſchwarze Marann’ war eine „geſchiechene“ Frau, d. h. die Leute fürchteten ſich faſt vor ihr, ſo herb erſchien ſie in ihrem Weſen. Sie hatte vor bald achtzehn Jahren ihren Mann verloren, der bei einem räuberiſchen Anfall den er mit Genoſſen auf den Eilwagen gemacht hatte, erſchoſſen worden war. Die Marann’ trug ein Kind unter dem Herzen als die Leiche ihres Mannes mit dem ſchwarzberußten Geſicht ins Dorf gebracht wurde; aber ſie faßte ſich und wuſch dem Todten das Geſicht rein, als könnte ſie damit auch ſeine ſchwarze Schuld abwaſchen. Drei Töchter ſtarben ihr und nur das Kind', das ſie damals unter dem Herzen getragen, war noch am Leben. Es war ein ſchmucker Burſch geworden, wenn auch mit ſeltſam ſchwärzlichem Geſicht und er war jetzt als Maurergeſell in der Fremde. Denn von der Zeit Broſi's her, und namentlich ſeit deſſen Sohn Severin ſich mit dem Steinhammer zu ſo hohen Ehrenſtellen hinaufgearbeitet, hatte ſich ein großer Theil des Nachwuchſes in Haldenbrunn dem Maurerhandwerk gewidmet. Unter den Kindern war allezeit von Severin die Rede, wie von dem Prinzen im Mährchen. So war auch das einzige Kind der ſchwarzen Marann' trotz deren Widerrede Maurer geworden und jetzt auf der Wanderſchaft, und ſie die ihr Lebenlang nicht aus dem Dorfe gekommen war und auch kein Verlangen hatte hinaus zu kommen, ſagte manchmal: ſie komme ſich vor, wie eine Henne, die eine Ente ausgebrütet; aber ſie gluckſte faſt immer in ſich hinein.

Man ſollte es kaum glauben, daß die ſchwarze Marann' eine der heiterſten Perſonen im Dorf war; man ſah ſie nie traurig, ſie gönnte es den Menſchen nicht, daß ſie Mitleid mit ihr haben ſollten. Und darum war ſie ihnen unheimlich. Sie war im Winter die fleißigſte Spinnerin im Dorf und im Sommer die emſigſte Holzſammlerin, ſo daß ſie noch einen guten Theil davon verkaufen konnte, und „mein Johannes,“ (ſo hieß ihr noch lebender Sohn) „mein Johannes,“

hörte man in jeder ihrer Reden. Die kleine Amrei hatte ſie, wie ſie ſagte, nicht aus Gutmüthigkeit zu ſich genommen, ſondern nur weil ſie ein lebendiges Weſen um ſich haben wollte. Sie that gern recht rauh vor den Leuten und war ſtolz darauf, vor ſich ſelber beſſer zu ſein, als ſie dafür galt.

Der gerade Gegenſatz zu ihr war der Krappenzacher, bei dem Dami ein Unterkommen gefunden; der ſtellte ſich draußen vor der Welt gern als der gutmüthigſte Allesverſchenker, im Geheimen aber knuffte und mißhandelte er ſeine Angehörigen und beſonders den Dami, für den er nur ein geringes Koſtgeld erhielt. Er hieß eigentlich Zacharias und hatte ſeinen Spitznamen davon, weil er einſt ſeiner Frau ein Paar fein hergerichtete Tauben als Braten heimgebracht hatte; es waren dieß aber ein Paar gerupfte Raben, hier zu Lande Krappen genannt. Der Krappenzacher, der einen Stelzfuß hatte, verbrachte ſeine meiſte Zeit damit, daß er wollene Strümpfe und Jacken ſtrickte, und ſo ſaß er mit ſeinem Strickzeuge überall im Dorfe herum, wo es was zu plaudern gab; und dieſes Geplauder, bei dem er allerlei hörte, diente ihm zu ſehr einträglichen Nebengeſchäften. Er war der ſogenannte Heirathsmacher in der Gegend, denn namentlich da, wo ſich noch die großen geſchloſſenen Güter finden, geſchehen die Heirathen in der Regel durch Vermittler, die die entſprechenden Vermögensverhältniſſe genau auskundſchaften und Alles vorher beſtimmen. Und wenn dann eine ſolche Heirath zu Stande gebracht war, ſpielte der Krappenzacher noch bei der Hochzeit die Geige auf, denn darin war er ein landeskundiger Meiſter. Er verſtand aber auch die Clarinette und das Horn zu blaſen, wenn ihm die Hände vom Geigen müde waren. Er war eben ein Allerweltsmenſch.

Das weinerliche und empfindliche Weſen Dami's war dem Krappenzacher höchlich zuwider und er wollte es ihm damit austreiben, daß er ihn recht viel weinen machte und ihn neckte, wo er nur konnte.

So waren die beiden Stämmchen, aus demſelben Boden erwachſen, in verſchiedenes Erdreich verpflanzt. Standort und Bodenſaft und die eigene Natur, die ſie in ſich trugen, ließen ſie verſchiedenartig gedeihen.

4. Thu' dich auf.

Am Allerſeelentag, er war trübe und neblig, waren die Kinder mitten unter den Verſammelten auf dem Kirchhof. Der Krappenzacher hatte Dami an der Hand dahin geführt. Amrei aber war allein gekommen ohne die ſchwarze Marann' und Viele ſchimpften über die hartherzige Frau, und einige trafen einen Theil der Wahrheit, indem ſie ſagten: die Marann' wolle nichts von dem Beſuchen der Gräber, weil ſie nicht wiſſe wo das Grab ihres Mannes ſei. Amrei war ſtill und vergoß keine Thräne, während Dami bei den mitleidigen Reden der Menſchen jämmerlich weinte, freilich auch, wenn ihn der Krappenzacher mehrmals heimlich geknufft und gezwickt hatte. Amrei ſtarrte eine Zeitlang träumeriſch vergeſſen hinein in die Lichter zu Häupten der Gräber und ſah ſtaunend, wie die Flamme das Wachs auffrißt, der Docht immer mehr verkohlt, bis endlich das Licht ganz herabgebrannt iſt.

Unter den Verſammelten bewegte ſich auch ein Mann in vornehmer ſtädtiſcher Kleidung, mit einem Band im Knopfloch; es war der Oberbaurath Severin, der auf einer Inſpectionsreiſe begriffen, hier das Grab ſeiner Eltern, Broſi und Moni, beſuchte. Seine Geſchwiſter und deren Angehörigen umgaben ihn ſtets mit einer gewiſſen Ehrerbietung und die Andacht war faſt ganz abgelenkt und auf dieſen Vornehmen alle Aufmerkſamkeit gerichtet.

Auch Amrei betrachtete ihn und fragte den Krappenzacher: „Iſt das ein Hochzeiter?"

„Warum?"

„Weil er ein Bändel im Knopfloch hat."

Statt aller Antwort hatte der Krappenzacher nichts Eiligeres zu thun, als auf eine Gruppe loszugehen und zu ſagen, welch' eine dumme Rede da das Kind gethan habe. Und mitten unter den Gräbern erſcholl lautes Gelächter über ſolche Albernheit. Nur die Rodelbäuerin ſagte: „Ich finde das gar nicht ſo hirnlos. Wenn's auch ein Ehrenzeichen iſt, was der Severin hat, es bleibt doch wunderlich, da auf dem Kirchhof mit einer Auszeichnung herumzulaufen; da, wo ſich zeigt, was aus uns Allen wird, habe man im Leben Kleider von Seide oder von Zwillich angehabt. Es hat mich ſchon verdroſſen, daß er damit in der Kirche war; ſo Etwas muß man abthun, ehe man in die Kirche geht, um wie viel mehr auf dem Kirchhof."

Die Kunde von der Frage der kleinen Amrei mußte doch auch bis zu Severin gedrungen ſein, denn man ſah ihn haſtig ſeinen Oberrock zuknöpfen und dabei nickte er nach dem Kinde hin. Jetzt hörte man ihn fragen, wer das ſei und kaum hatte er die Antwort vernommen, als er auf die beiden Kinder an den friſchen Gräbern zueilte und zu Amrei ſagte: „Komm her, Kind, mach' deine Hand auf, hier ſchenke ich dir einen Dukaten; davon ſchaffe dir an, was du brauchſt."

Das Kind ſtarrte drein und antwortete nicht. Und kaum hatte Severin den Rücken gewendet, als es ihm halblaut nachrief: „Ich nehm' nichts geſchenkt," und ihm dabei den Dukaten nachſchleuderte. Viele, die das geſehen hatten, kamen auf Amrei zu und ſchimpften auf ſie hinein und eben als ſie daran waren, ſie zu mißhandeln, wurde ſie wiederum von der Rodelbäuerin, die ſie ſchon einmal mit Worten beſchützt hatte, vor den rohen Händen gerettet. Auch ſie verlangte indeß, daß Amrei wenigſtens Severin nacheile und ihm danke; doch Amrei gab auf keinerlei Rede eine Antwort; ſie blieb ſtarr, ſo daß auch ihre Beſchützerin von ihr abließ. Nur mit großer Mühe fand man den Dukaten wieder und ein Gemeinderath, der zugegen war, nahm ihn ſogleich in Verwahrung, um ihn dem Pfleger der Kinder zu übergeben.

Dieſes Ereigniß brachte der kleinen Amrei einen ſeltſamen Ruf im Dorf. Man ſagte, ſie ſei doch erſt wenige Tage bei der ſchwarzen Marann' und habe ſchon ganz deren Art und Weiſe. Man fand es unerhört, daß ein Kind aus ſolcher Armuthei einen ſolchen Stolz haben könne; und indem man ihr dieſen Stolz auf allen Wegen und Stegen vorwarf, ward ſie deſſen erſt recht inne, und in der jungen Kinderſeele regte ſich ein Trotz, ihn nur deſto mehr zu bewahren. Die ſchwarze Marann' that auch das Ihre, um ſolche Stimmung zu befeſtigen, denn ſie ſagte: „Es kann einem Armen kein größeres Glück geſchehen, als wenn man es für ſtolz hält; dadurch iſt man davor bewahrt, daß Jedes auf Einem herumtrampelt und noch verlangt, daß man ſich dafür bedanke."

Im Winter war Amrei ſehr viel bei dem Krappenzacher und hörte ihn beſonders gern geigen. Ja der Krappenzacher ſagte ihr einmal das große Lob: „Du biſt nicht dumm,“ denn Amrei hatte nach einem langen Geigenſpiel bemerkt: „Was doch ſo eine Geige den Athem ſo lang anhalten kann; das kann ich nicht.“ Und wenn daheim in ſtillen Winternächten die ſchwarze Marann' funkelnde und ſchauererregende Zaubergeſchichten erzählte, da horchte Amrei mit offenem Munde und mehrmals rief ſie die Alte zurückhaltend: „O Marann', haltet ein, ich muß wieder ſchnaufen.“

Niemand achtete ſehr auf Amrei, und dieſe konnte träumen, wie es ihr in den Sinn kam und nur der Lehrer ſagte einmal in der Gemeinderathsſitzung: ſolch' ein Kind ſei ihm noch nicht vorgekommen; es ſei trotzig und nachgiebig, träumeriſch und wachſam. In der That bildete ſich ſchon früh bei allem kindiſchen Selbſtvergeſſen ein Gefühl der Selbſtverantwortlichkeit, eine Wehrhaftigkeit im Gegenſatze zur Welt, zu ihrer Güte und Bosheit in der kleinen Amrei aus, während Dami bei allen kleinen Anläſſen weinend zur Schweſter kam und ihr klagte. Er hatte immer Mitleid mit ſich ſelber, und wenn er in Raufhändeln von Spielgenoſſen niedergeworfen wurde, klagte er: „Ja, weil ich ein Waiſenkind bin, ſchlagen ſie mich. O wenn das mein Vater, meine Mutter wüßte!“ Und dann weinte er doppelt über die erfahrene Unbill. Dami ließ ſich von allen Menſchen zu eſſen ſchenken und wurde dadurch gefräßig, während Amrei mit Wenigem vorlieb nahm und ſich dadurch äußerſt mäßig gewöhnte. Selbſt die wildeſten

Buben fürchteten Amrei, ohne daß man wußte, woran ſie ihre Kraft bewieſen hatte, während Dami vor ganz kleinen Jungen davon lief. In der Schule war Dami ſtets ſpieleriſch, er bewegte die Füße und bog mit der Hand die Ecken der Blätter um, während er las. Amrei dagegen war ſtets zierlich und gewandt, aber ſie weinte oft in der Schule, nicht wegen der Strafen, die ſie ſelbſt bekam, ſondern ſo oft Dami geſtraft wurde.

Am meiſten konnte Amrei den Dami vergnügen, wenn ſie ihm Räthſel ſchenkte. Noch immer ſaßen die beiden Kinder viel am Hauſe ihres reichen Pflegers, bald bei den Wagen, bald beim Backofen hinter dem Haus, an dem ſie ſich von außen wärmten, beſonders im Herbſte. Und Amrei fragte: „Was iſt das Beſte am Backofen?“

„Du weißt ja, ich kann nichts errathen,“ erwiderte Dami klagend.

„So will ich dir's ſagen: Das Beſte am Backofen iſt, daß er das Brod nicht ſelber frißt.“ Und auf den Wagen vor dem Hauſe deutend fragte Amrei: „Was iſt lauter Loch und hält doch?“

Ohne lange auf Antwort zu warten, ſetzte ſie gleich hinzu: „Das iſt die Kette.“

„Jetzt dieſe Räthſel ſchenkſt du mir,“ ſagte Dami und Amrei erwiderte: „Ja, du darfſt ſie aufgeben. Aber ſiehſt du dort die Schafe kommen? Jetzt weiß ich noch ein Räthſel.“

„Nein,“ rief Dami, „nein, ich kann nicht drei behalten, ich hab' genug an zweien.“

„Nein, das mußt noch hören, ſonſt nehm' ich die andern wieder." Und Dami ſagte ängſtlich in ſich hinein, um es ja nicht zu vergeſſen: „Kette. Selberfreſſen," während Amrei fragte: „Auf welcher Seite haben die Schafe die meiſte Wolle? — Mäh! Mäh! auf der auswendigen!" ſetzte ſie ſogleich mit ſcherzendem Geſang hinzu, und Dami ſprang davon, um ſeinen Kameraden die Räthſel aufzugeben. Er hielt beide Hände feſt zu Fäuſten zuſammengepreßt als hätte er darin die Räthſel und wolle ſie nicht verlieren. Als er aber bei den Kameraden ankam, wußte er doch nur noch das von der Kette, und des Rodelbauern Aelteſter, den er gar nicht gefragt hatte und der viel zu groß dazu war, ſagte ſchnell die Auflöſung und Dami kam wieder weinend zur Schweſter zurück.

Die Räthſelkunſt der kleinen Amrei blieb aber nicht lange verborgen im Dorf und ſelbſt reiche, ernſthafte Bauern, die ſonſt mit Niemand, am wenigſten mit einem armen Kind viel Worte machen, ließen ſich herbei, da und dort der kleinen Amrei ein Räthſel aufzugeben. Daß ſie ſelber viele dergleichen wußte, das konnte ſie von der ſchwarzen Marann' haben; aber daß ſie neugeſetzte ſo oft zu beantworten verſtand, das erregte allgemeine Verwunderung. Amrei hätte nicht mehr unaufgehalten über die Straße oder auf's Feld gehen können, wenn ſie nicht bald ein Mittel dagegen gefunden hätte. Sie ſtellte als Geſetz feſt, daß ſie Niemand ein Räthſel löſe, dem ſie nicht auch eins aufgeben dürfe. Sie aber wußte ſolche zu drechſeln, daß man wie gebannt war. Noch nie war im Dorf einem armen Kinde ſo viel Beachtung zugewendet worden, als der kleinen Amrei. Aber je mehr ſie heran wuchs, um ſo weniger Aufmerkſamkeit wurde ihr geſchenkt; denn die Menſchen betrachten nur die Blüthen und die Früchte mit theilnehmendem Auge, nicht aber jenen langen Uebergang, wo das Eine zum Andern wird. —

Amrei ging in ihr vierzehntes Jahr und war aus der Schule entlaſſen worden. Die Ermahnungen, die dabei an ſie gerichtet wurden, machten nur wenig Eindruck. Das Verhalten der Selbſtverantwortlichkeit, das ſonſt das Kinderherz ſo mächtig und räthſelvoll bewegt, war ihr nicht neu; ſie war von früh an darauf hingewieſen. Und jetzt eben in dieſen Tagen gab ihr das Schickſal ein Räthſel auf, das ſchwer zu löſen war.

Die Kinder hatten einen Ohm, der ſieben Stunden von Haldenbrunn, in Fluorn Holzhauer war; ſie hatten ihn nur Einmal geſehen bei dem Begräbniß der Eltern, er ging hinter dem Schultheiß, der die Kinder an der Hand führte. Seitdem träumten die Kinder viel von dem Ohm in Fluorn. Man ſagte ihnen oft, er ſähe dem Vater ähnlich und nun waren ſie noch begieriger, ihn zu ſehen. Denn wenn ſie auch noch manchmal glaubten, Vater und Mutter müßten plötzlich kommen, es könne ja gar nicht ſein, daß ſie nicht mehr da wären, ſo gewöhnten ſie ſich doch nach und nach daran, die Hoffnung aufzugeben und das um ſo mehr, je öfter der Allerſeelentag wiedergekehrt war, zu dem ſie das Grab der Eltern mit Vogelbeeren beſteckten, und nachdem ſie ſchon lange auf ein und demſelben ſchwarzen Kreuze den Namen der Eltern leſen konnten. Aber auch den Ohm in Fluorn vergaßen ſie endlich faſt ganz, denn ſie hörten viele Jahre nichts von ihm. Da wurden die beiden Kinder eines Tages in das Haus ihres Pflegers gerufen. Dort ſaß ein Mann, groß und lang und mit braunem Geſicht.

„Kommet her, Kinder,“ rief der Mann den Eintretenden zu. Er hatte eine rauhe, trockene Stimme. „Kennet ihr mich nicht mehr?“

Die Kinder ſahen ihn mit aufgeriſſenen Augen an. Erwachte in ihnen eine Erinnerung an den Klang der väterlichen Stimme?

Der Mann fuhr fort: „Ich bin ja eures Vaters Bruder. Komm her, Lisbeth! Und auch du, Dami!“

„Ich heiße nicht Lisbeth! Ich heiße Amrei!“ ſagte das Mädchen und weinte. Es gab dem Ohm keine Hand. Ein Gefühl der Verfremdung machte es zittern, weil der Ohm es bei falſchem Namen genannt.

„Wenn Ihr mein Ohm ſeid, warum wiſſet Ihr denn nicht mehr wie ich heiße?“ fragte Amrei nochmals.

„Du biſt ein dummes Kind, gleich gehſt du hin und giebſt ihm die Hand,“ herrſchte der Rodelbauer und ſetzte dann zu dem Fremden halblaut hinzu: „Es iſt ein unebenes Kind. Die ſchwarze Marann' hat ihm allerlei Wunderliches in den Kopf geſetzt und du weißt ja, es iſt nicht geheuer bei ihr.“

Amrei ſchaute ſich verwundert um, und gab dem Ohm zitternd die Hand. Dami hatte das ſchon früher gethan und fragte jetzt: „Ohm, haſt du uns auch was mitgebracht?“

„Hab' nicht viel zum Mitbringen; ich bring' euch ſelber mit, ihr geht mit mir. Weißt du, Amrei, daß das gar nicht brav iſt, daß du deinen Ohm nicht gern haſt? Du haſt ja ſonſt Niemand auf der Welt. Wen haſt du denn ſonſt noch? Komm beſſer her, da ſetz' dich neben mich — noch näher. Siehſt du? dein Dami der iſt viel geſcheiter. Er ſieht auch mehr in unſere Familie, aber du gehörſt doch auch zu uns."

Eine Magd kam und brachte viele Mannskleider und legte ſie auf den Tiſch.

„Das ſind deines Bruders Kleider," ſagte der Rodelbauer zu dem Fremden und dieſer fuhr zu Amrei fort: „Siehſt du? das ſind deines Vaters Kleider, die nehmen wir jetzt mit und ihr geht auch mit, zuerſt nach Fluorn und dann über den Bach."

Amrei berührte zitternd den Rock des Vaters und deſſen blaugeſtreifte Weſte. Der Ohm aber hob die Kleider auf, wies auf die zertragenen Ellenbogen hin und ſagte zum Rodelbauer: „Die ſind nicht viel werth, die laſſe ich mir nicht hoch anſchlagen, und ich weiß nicht einmal, ob ich die drüben in Amerika tragen kann ohne ausgeſpottet zu werden."

Amrei faßte krampfhaft einen Rockzipfel. Daß man die Kleider ihres Vaters, an die ſie wie an ein koſtbares und unbezahlbares Kleinod gedacht hatte, wenig werth nannte, das ſchien ſie zu kränken, und daß dieſe Kleider in Amerika getragen und dort ausgeſpottet werden ſollten, das Alles verwirrte ſie faſt; und überhaupt, was ſollte denn das mit Amerika?

Sie wurde darüber bald aufgeklärt, denn die Rodelbäuerin kam und mit ihr die ſchwarze Marann', und die Rodelbäuerin ſagte: „Hör' einmal, Mann, ich meine, das geht nicht ſo ſchnell, daß man die Kinder da mit dem Mann nach Amerika ſchickt."

„Es iſt ja ihr einziger leiblicher Verwandter, der Bruder des Joſenhans."

„Ja freilich, aber er hat bis jetzt nicht viel davon gezeigt, daß er ein Verwandter; und ich meine, man kann das nicht ohne den Gemeinderath, und der kann's nicht einmal allein. Die Kinder haben hier ein Heimathsrecht, und das kann man ihnen nicht im Schlaf nehmen, denn die Kinder können ja noch nicht ſelber ſagen, was ſie wollen. Das heißt Einen im Schlaf forttragen."

„Meine Amrei iſt aufgeweckt genug, die iſt jetzt dreizehn Jahr alt, aber geſcheidter als eine andere von dreißig, die weiß was ſie will," ſagte die ſchwarze Marann'.

„Ihr Beide hättet ſollen Gemeinderath werden," ſagte der Rodelbauer, „aber ich bin auch der Meinung, daß man die Kinder nicht wie Kälber am Strick nimmt und fortzieht. Gut, laſſet den Mann ſelber mit ihnen reden, nachher läßt ſich ſchon weiter ſehen was zu machen iſt; er iſt einmal ihr natürlicher Annehmer und hat das Recht Vaterſtelle an ihnen zu vertreten, wenn er will. Hör' einmal, geh' du jetzt mit deinen Bruderskindern ein wenig vor's Dorf hinaus und ihr Weiber bleibet da, es rede ihnen Keines zu und Keines ab."

Der Holzhauer nahm die beiden Kinder an der Hand und verließ mit ihnen Stube und Haus.

„Wohin wollen wir gehen?" fragte er die Kinder auf der Straße.

„Wenn du unſer Vater ſein willſt, geh' mit uns heim; da brunten iſt unſer Haus," ſagte Dami.

„Iſt es denn offen?" fragte der Ohm.

„Nein, aber der Kohlenmathes hat den Schlüſſel, er hat uns aber noch nie hineingelaſſen. Ich ſpringe voraus und hole den Schlüſſel." Und behend machte ſich Dami los und ſprang davon.

Amrei kam ſich wie gefeſſelt vor an der Hand des Ohms und dieſer redete doch jetzt mit zutraulicher Innigkeit in ſie hinein; er erzählte faſt wie zu ſeiner Entſchuldigung, daß er ſelber eine ſchwere Familie habe, ſo daß er ſich mit Frau und fünf Kindern nur mit Noth fortbringen könnte. Nun aber erhalte er von einem Mann, der große Waldungen in Amerika beſitze, freie Ueberfahrt und nach fünf Jahren, wenn er den Wald umgerodet habe, ein großes Ackergut vom beſten Boden als freies Eigenthum. Als Dank gegen Gott, der ihm das für ſich und ſeine Kinder beſcheerte, habe er ſich ſogleich vorgeſetzt, eine Wohlthat zu thun und die Kinder ſeines Bruders mitzunehmen; er wolle ſie aber nicht zwingen, und nehme ſie überhaupt nur mit, wenn ſie ihn von ganzem Herzen gern hätten und ihn als ihren zweiten Vater betrachteten. Amrei ſah ihn nach dieſen Worten groß an. Wenn ſie es nur hätte machen können, daß ſie dieſen Mann liebte! Aber ſie fürchtete ſich faſt vor ihm; ſie wußte Nichts dagegen zu thun. Und daß er ſo plötzlich wie aus den Wolken fiel und verlangte: hab' mich lieb! das machte ſie eher widerſacheriſch gegen ihn.

„Wo iſt denn deine Frau?" fragte Amrei. Sie mochte wohl fühlen, daß eine Frau ſie milder und allmäliger angefaßt hätte.

„Ich will dir nur ehrlich ſagen,“ erwiderte der Ohm, „meine Frau mengt ſich nicht in dieſe Sache, ſie hat geſagt, ſie rede mir nicht zu und nicht ab. Sie iſt ein bischen herb, aber nur von Anfang, und wenn du gut gegen ſie biſt, und du biſt ja geſcheit, ſo kannſt du ſie um den Finger wickeln. Und wenn dir auch einmal etwas geſchieht, was dir nicht recht iſt, denk' du biſt bei deines Vaters Bruder und ſag' mir's ganz allein, und ich will dir helfen wo ich kann. Aber du wirſt ſehen, du fängſt jetzt erſt zu leben an.“

Amrei ſtanden die Thränen in den Augen bei dieſen Worten und doch konnte ſie nichts ſagen; ſie fühlte ſich fremd dieſem Manne gegenüber. Seine Stimme bewegte ſie, aber wenn ſie ihn anſah, wäre ſie gerne entflohen.

Da kam Dami mit dem Schlüſſel. Amrei wollte ihm denſelben abnehmen, aber er gab ihn nicht her. In der eigenthümlichen pedantiſchen Gewiſſenhaftigkeit der Kinder ſagte er, daß er des Kohlenmatheſen Frau heilig verſprochen habe, den Schlüſſel nur dem Ohm zu geben. Dieſer empfing ihn und Amrei war's, als ob ſich ein zaubervolles Geheimniß aufthue, da der Schlüſſel zum Erſtenmal im Schloß raſſelte und jetzt ſich drehte — die Klinke bog ſich nieder und die Thüre ging auf. Eine eigenthümliche Gruftkälte hauchte aus dem ſchwarzen Hausflur, der zugleich als Küche gedient hatte. Auf dem Herde lag noch ein Häufchen Aſche, an der Stubenthüre waren noch die Anfangsbuchſtaben vom Caſpar, Melchior, Balthes und darunter die Jahrzahl vom Tode der Eltern mit Kreide angeſchrieben. Amrei las ſie laut; das hatte noch der Vater angeſchrieben. „Schau,“ rief Dami, „der Achter iſt grade ſo gezogen, wie du ihn machſt, und wie's der Lehrer nicht leiden will, ſo von rechts nach links.“ Amrei winkte ihm ſtill zu ſein. Sie fand es fürchterlich und ſündhaft, daß der Dami hier ſo leicht ſprach, hier, wo es ihr war wie in der Kirche, ja wie mitter in der Ewigkeit, ganz außerhalb der Welt und doch mitten drin. Sie öffnete ſelber die Stubenthüre. Die Stube war finſter wie ein Grab, denn die Laden waren geſchloſſen und nur durch eine Ritze drang ein zitternder Sonnenſtrahl herein und juſt auf einen Engelkopf am Kachelofen, ſo daß der Engel zu lachen ſchien. Amrei fiel erſchrocken nieder, und als ſie ſich aufrichtete, hatte der Ohm einen Fenſterladen geöffnet und warme Luft drang von außen herein. Hier innen war es ſo kalt. In der Stube war nichts mehr von Hausrath als eine an die Wand genagelte Bank. — Dort hatte die Mutter geſponnen und dort hatte ſie die Händchen Amrei's zuſammengefügt und ſie ſtricken gelehrt.

„So, Kinder, jetzt wollen wir wieder gehen,“ ſagte der Ohm, „da iſt nicht gut ſein. Kommet mit zum Bäcker, ich kauf' Jedem ein Weißbrod; oder wollet ihr lieber eine Brezel?“

„Nein, noch eine Weile dableiben,“ ſprach Amrei und ſtreichelte immer den Platz, worauf die Mutter geſeſſen hatte. Auf einen weißen Fleck an der Wand deutend, fuhr ſie dann halblaut fort: „Da hat unſere

Kukuksuhr gehangen und dort der Soldatenabſchied von unſerm Vater und da die Stränge Garn, die die Mutter geſponnen hat; ſie hat noch feiner ſpinnen können als die ſchwarze Marann', ja die ſchwarze Marann' hat's ſelber geſagt: immer einen Schneller mehr aus dem Pfund als jedes Andere und Alles ſo gleichling — da iſt kein Knötele drin geweſen, und ſiehſt den Ring da oben an der Decke? Das iſt ſchön geweſen, wenn ſie da den Zwirn gemacht hat. Wenn ich damals ſchon bei Verſtand geweſen wäre, hätte ich nicht zugegeben, daß man der Mutter ihre Kunkel verkauft, es wäre mein Erbſtück; aber es hat ſich eben Niemand unſerer angenommen. O Mutter! o Vater! wenn ihr es wüßtet, wie wir herumgeſtoßen worden ſind, es thäte euch noch jammern in der Seligkeit."

Amrei fing laut an zu weinen und Dami weinte mit. Selbſt der Ohm trocknete ſich eine Thräne und drang nochmals darauf, daß man jetzt fortgehe, denn es ärgerte ihn zugleich, daß er ſich und den Kindern dieſes unnöthige Herzeleid gemacht; Amrei aber ſagte heftig: „Wenn Ihr auch gehet, ich gehe nicht mit."

„Wie meinſt du das? Du willſt gar nicht mitgehen?"

Amrei erſchrack, ſie ward erſt jetzt inne, was ſie geſagt hatte, aber ſie erwiderte bald:

„Nein, vom Andern weiß ich noch nichts. Ich meine nur ſo: gutwillig gehe ich jetzt nicht aus dem Haus, bis ich Alles wiedergeſehen habe. Komm, Dami, du biſt ja mein Bruder, komm mit auf den Speicher, weißt? wo wir Verſteckens geſpielt haben, hinterm

Kamin; und dann wollen wir zum Fenſter 'nausgucken, wo wir die Morcheln getrocknet haben. Weißt nicht mehr, das ſchöne Guldenſtück, das der Vater dafür bekommen hat?“

Es raſchelte Etwas und kollerte über der Decke. Alle Drei erſchracken. Aber der Ohm ſagte ſchnell: „Bleib' da, Dami, und du auch. Was wollet ihr da oben? Höret ihr nicht, wie die Mäuſ' raſſeln?“

„Komm du nur mit, die werden uns nicht freſſen,“ drängte Amrei; aber Dami erklärte, daß er nicht mitgehe, und obgleich Amrei innerlich Furcht hatte, faßte ſie ſich doch ein Herz und ging allein nach dem Speicher hinauf. Sie kam aber bald wieder zurück, leichenblaß, und hatte nichts als einen Büſchel altes Kümmelſtroh in der Hand.

„Der Dami geht mit mir nach Amerika,“ ſagte der Ohm zu der Hinzutretenden, und dieſe erwiderte, das Stroh in der Hand zerbrechend: „Ich habe nichts dagegen. Ich weiß noch nicht was ich thue, aber er kann auch allein gehen.“

„Nein,“ rief Dami, „das thu' ich nicht. Du biſt damals mit der Landfriedbäuerin nicht gegangen, wie ſie dich hat mitnehmen wollen, und ſo gehe ich auch nicht allein, aber mit dir.“

„Nun denn, ſo überleg' dir's, du biſt geſcheit genug,“ ſchloß der Ohm, verriegelte wiederum den Laden, ſo daß man im Finſtern ſtand, drängte dann die Kinder zur Stubenthür und zum Hausflur hinaus, verſchloß die Hausthür und ging, dem Kohlenmathes den Schlüſſel wieder zu bringen und dann mit Dami allein in's Dorf hinein. Noch aus der Ferne rief er Amrei zu: „Du haſt noch bis Morgen früh Zeit, dann geh' ich fort, ob ihr mitgehet oder nicht.“

Amrei war allein und ſie ſchaute den Weggehenden nach, und es kam ihr ſeltſam vor, daß ein Menſch vom andern weggehen kann. „Dort geht er hin und er gehört doch zu dir und du zu ihm.“

Seltſam! Wie es im wirklichen Traume geſchieht, daß das blos leiſe Angeregte ſich in ihm erneuert und mit allerlei Wunderlichkeiten verflicht, ſo erging es jetzt Amrei im wachen Traum. Nur ganz flüchtig hatte Dami von der Begegnung mit der Landfriedbäuerin geſprochen; ihr Gedenken war halb erloſchen in der Erinnerung, und jetzt wachte es wieder hell auf wie ein Bild aus vergangenem vorgeträumtem Leben. Amrei ſagte ſich faſt laut: „Wer weiß, ob ſie nicht auch manchmal ſo plötzlich, man kann nicht ſagen woher, an dich denkt, und vielleicht jetzt eben in dieſer Minute; und hier, dort unten hat ſie dir's ja verſprochen, daß ſie dir eine Annehmerin ſein will, wenn du kommſt, dort bei den Kopfweiden. Warum bleiben nur die Bäume ſtehen, daß man ſie allzeit ſieht? Warum wird nicht auch ein Wort ſo Etwas wie ein Baum, das ſteht feſt und man kann ſich dran halten? Ja, es kommt nur darauf an, ob man will, da hat man's ſo gut wie einen Baum . . . . Und was ſo eine ehrenhafte Bäuerin ſagt, das iſt feſt und getreu; und ſie hat doch auch geweint, weil ſie fort gemußt von der Heimath, und iſt doch ſchon lang hinaus verheirathet aus dem Dorf und hat Kinder, ja, und der eine heißt

Johannes.“ Amrei ſtand an dem Vogelbeerbaum und legte die Hand an den Stamm und ſagte: „Du, warum gehſt denn du nicht fort? warum heißen dich die Menſchen nicht auch auswandern? Vielleicht wäre dir's auch beſſer anderswo. Aber freilich, du biſt zu groß und du haſt dich nicht ſelber hergeſetzt, und wer weiß, ob du nicht an einem andern Orte verkämeſt. Man kann dich nur umhacken und nicht verſetzen. Dummes Zeug! Ich hab' ja auch von da weggemußt. Ja, wenn's mein Vater wäre, da müßt' ich mit ihm gehen. Er hat mich nicht zu fragen, und wer viel fragt, geht viel irr'. Es kann mir Niemand rathen, auch die Marann' nicht. Und beim Ohm iſt's doch ſo, er denkt: ich thu dir Gutes und du mußt mir's wieder bezahlen. Wenn er hart gegen mich iſt und gegen den Dami, weil er ungeſchickt iſt, und wir gehen auf und davon . . . . wohin ſollen wir dann in der wilden fremden Welt? Und hier kennt uns jeder Menſch und jede Hecke, jeder Baum hat ein bekanntes Geſicht. Gelt, du kennſt mich?“ ſagte ſie wieder aufſchauend zu dem Baum. „O wenn du reden könnteſt! Du biſt doch auch von Gott geſchaffen, o warum kannſt du nicht reden? Du haſt doch auch meinen Vater und meine Mutter ſo gut gekannt, warum kannſt du mir nicht ſagen, was ſie mir rathen würden? O lieber Vater, o liebe Mutter, mir iſt ſo weh, daß ich fort ſoll. Ich habe doch hier Nichts und faſt Niemand; aber mir iſt's, als müßt' ich aus dem warmen Bett in den kalten Schnee. Iſt das, was mir ſo weh thut, ein Zeichen, daß ich nicht fort ſoll? Iſt das das rechte Gewiſſen, oder iſt es nur eine dumme

Angſt? Wenn jetzt nur eine Stimme vom Himmel käm' und thät mir's ſagen.“

Das dreizehnjährige Kind zitterte von innerer Angſt und der Zwieſpalt des Lebens that ſich zum Erſtenmal ſchreiend in ihm auf. Und wieder ſprach ſie halb, halb dachte ſie, aber jetzt entſchloſſen:

„Wenn ich allein wäre, da weiß ich feſt, ich ginge nicht, ich bliebe da; es thut mir zu weh; und ich kann mir ſchon allein forthelfen. Gut, merk' dir das. Alſo Eins haſt du feſt, mit dir ſelber biſt du im Reinen. Ja, aber was iſt das für ein dummes Denken! Wie kann ich mir's denken, daß ich allein wäre ohne den Dami? Ich bin ja gar nicht allein da, der Dami gehört zu mir und ich zu ihm. Und für den Dami wär's doch beſſer, er wäre in einer Vatersgewalt; das thät' ihn aufrichten. Wozu brauchſt du aber einen Andern? kannſt du nicht ſelber für ihn ſorgen, wenn's nöthig iſt? Und wenn er ſo eingeheimst wird, ich ſeh' ſchon, da bleibt er ſein Lebenlang nichts als ein Knecht, der Pudel für andere Leute; und wer weiß, wie die Kinder des Ohms gegen uns ſind. Weil ſie ſelber arme Leute ſind, werden ſie die Herren gegen uns ſpielen. Nein, nein, ſie ſind gewiß brav und das iſt ſchön, wenn man ſo ſagen kann: guten Tag, Vetter, guten Morgen, Baſ'. Wenn nur der Ohm eins von den Kindern mitgebracht hätt', da könnt' ich viel beſſer reden, und könnte auch Alles beſſer erkundſchaften. O wie iſt das Alles auf Einmal ſo ſchwer ...“

Amrei ſetzte ſich nieder am Baum und ein Buchfink kam dahergetrippelt, pickte ſich ein Körnchen auf, ſchaute ſich um und flog davon. Ueber das Geſicht Amrei's kroch Etwas, ſie wiſchte es ab. Es war ein Abgottskäfer. Sie ließ ihn auf ihrer Hand herumkriechen, zwiſchen Berg und Thal ihrer Finger, bis er auf die Spitze des Fingers kam und davon flog. „Was der wohl erzählen wird, wo er geweſen ſei,“ dachte Amrei, „und ſo ein Thierchen hat es gut: wo es hinfliegt, iſt es daheim. Und horch! wie die Lerchen ſingen, die haben's gut, die brauchen ſich nicht zu beſinnen was ſie zu ſagen und was ſie zu thun haben. Und dort treibt der Metzger mit ſeinem Hund ein Kalb aus dem Dorfe. Der Metzgerhund hat eine ganz andere Stimme als die Lerche . . .“

„Wohin mit dem Füllen?“ rief der Kohlenmathes aus dem Fenſter einem jungen Burſchen zu, der ein ſchönes junges Füllen am Halfter führte.

„Der Rodelbauer hat's verkauft,“ lautet die Antwort, und bald wieherte das Füllen weiter unten im Thale. Amrei, die das hörte, mußte wiederum denken: „Ja, ſo ein Thier verkauft man von der Mutter weg und die Mutter weiß es kaum; und wer's bezahlt, der hat's eigen; aber einen Menſchen kann man nicht kaufen und wer nicht will, für den giebt's kein Halfter. Und dort kommt jetzt der Rodelbauer mit ſeinen Pferden, und das große Füllen ſpringt nebenher. Du wirſt auch bald eingeſpannt. Und vielleicht wirſt du auch verkauft. Ein Menſch wird nicht gekauft, er verdingt ſich blos. So ein Thier kriegt für ſeine Arbeit keinen andern Lohn als Eſſen und Trinken und braucht auch ſonſt nichts, aber ein Menſch kriegt noch Geld dazu als Lohn. Ja, ich kann jetzt Magd ſein und von meinem Lohn thue ich den Dami in die Lehre, er will ja auch Maurer werden. Und wenn wir beim Ohm ſind, iſt der Dami nicht mehr ſo mein wie jetzt. Und horch, jetzt fliegt der Staar heim, da oben in's Haus, das ihm noch der Vater hergerichtet und er ſingt noch einmal luſtig. Und der Vater hat das Haus aus alten Brettern gemacht. Ich weiß noch, wie er geſagt hat, daß ein Staar nicht in ein Haus von neuen Brettern zieht, und ſo iſt mir's auch . . . Du Baum, jetzt weiß ich's: wenn du rauſcheſt, ſo lange ich heute noch da bin, ſo bleibe ich da.“ . . . Und Amrei horchte tief auf. Bald war's ihr, als rauſchte der Baum, dann aber ſah ſie nach den Zweigen und dieſe waren unbewegt, ſie wußte nicht mehr was ſie hörte.

Mit lärmendem Geſchnatter kam es jetzt herbei und eine Staubwolke ging voraus. Es war die Gänſeheerde, die vom Holderwaſen hereinkam. Amrei ahmte vor ſich hin lange das Geſchnatter nach.

Die Augen fielen ihr zu, ſie war eingeſchlummert.

Ein ganzer Frühling von Blüthen war aufgebrochen in dieſer Seele und die Blüthenbäume im Thale, die den Nachtthau einſogen, ſchickten ihre Düfte hinüber zu dem Kinde, das eingeſchlafen war auf der Heimatherde, von der es ſich nicht trennen konnte.

Es war ſchon lange Nacht als ſie erwachte und eine Stimme rief: „Amrei, wo biſt du?“ Sie richtete ſich auf und antwortete nicht. Sie ſchaute verwundert nach den Sternen, und es war ihr, als ob dieſe Stimme vom Himmel käme; erſt als ſich der Ruf wiederholte, erkannte ſie den Ton der Marann' und antwortete: „Da bin ich!“ Und jetzt kam die ſchwarze Marann' und ſagte: „O das iſt gut, daß ich dich gefunden habe. Im ganzen Dorf ſind ſie wie närriſch. Der Eine ſagt: er habe dich im Wald geſehen; der Andere iſt dir im Feld begegnet, wie du jammernd dahin gerannt biſt und auf keinen Ruf dich umgekehrt haſt. Und mir iſt's geweſen als wenn du in den Teich geſprungen wärſt. Brauchſt dich nicht zu fürchten, du armes Kind, brauchſt nicht davon zu laufen. Es kann dich Niemand zwingen, daß du mit deinem Ohm gehſt.“

„Wer hat denn geſagt, daß ich nicht will?“

Plötzlich fuhr ein raſcher Windhauch durch den Baum, daß er mächtig rauſchte.

„Und freilich will ich nicht!“ ſchloß Amrei und hielt die Hand an den Baum.

„Komm heim, es bricht ein arges Wetter los, der Wind wird's gleich da haben,“ drängte die ſchwarze Marann'.

Wie taumelnd ging Amrei mit der ſchwarzen Marann' in's Dorf hinein. Was war denn das, daß die Menſchen ſie durch Feld und Wald irrend geſehen haben wollten oder ſprach das nur die Marann'? Die Nacht war ſtockdunkel und nur plötzlich leuchteten raſche Blitze und ließen die Häuſer im hellen Tageslicht erſcheinen, ſo daß das Auge geblendet wurde und man ſtillſtehen mußte, und war der Blitz verſchwunden, ſo ſah man gar nichts mehr. Im eigenen Heimatsdorf waren die Beiden wie in der Fremde verirrt und ſchritten nur unſicher vorwärts. Dazu wirbelte ein

Staub auf, ſo daß man vor Betäubung faſt nicht vom Fleck kam; in Schweiß gebadet arbeiteten ſie ſich vorwärts und kamen endlich unter ſchwer fallenden Tropfen an ihrer Behauſung an.

Ein Windſtoß riß die Hausthür auf und Amrei ſagte:

„Thu' dich auf.“

Sie mochte an ein Mährchen gedacht haben, wo ſich auf ein Räthſelwort das Zauberſchloß aufthut.

5. Auf dem Holderwaſen.

Als am andern Morgen der Ohm kam, erklärte ihm Amrei, daß ſie dableibe. — Es lag eine ſeltſame Miſchung von Bitterkeit und Wohlwollen darin als der Ohm ſagte: „Freilich du arteſt deiner Mutter nach, und die hat nie Etwas von uns wiſſen wollen; aber ich kann den Dami allein nicht mitnehmen, wenn er auch ginge. Der kann noch lange nichts als Brod eſſen; du hätteſt es auch verdienen können.“

Amrei entgegnete, daß ſie das vor der Hand hier zu Lande wolle, und daß ſie mit ihrem Bruder ja ſpäter, wenn der Ohm noch ſo gut geſinnt bleibe, zu ihm kommen könne.

In der Art, wie nun der Ohm ſeine Theilnahme für die Kinder ausdrückte, wurde der Entſchluß-Amrei's wieder etwas ſchwankend, aber ſie wagte das nicht kund zu geben; ſie ſagte nur: „Grüßet mir auch Eure Kinder und ſaget ihnen, daß es mir recht hart iſt, daß ich meine nächſten Anverwandten gar nie geſehen hab', und daß ſie jetzt weit über's Meer ziehen und ich ſie jetzt vielleicht mein Lebenlang nicht mehr ſehe.“

Der Ohm machte ſich raſch auf und gab Amrei nur noch den Auftrag, den Dami von ihm zu grüßen, er habe keine Zeit mehr, ihm Lebewohl zu ſagen.

Er ging davon.

Als bald darauf Dami kam und die Abreiſe des Ohms erfuhr, wollte er ihm nachrennen und ſelbſt Amrei war faſt entſchloſſen dazu; aber ſie bezwang ſich wieder, dem nicht nachzugeben. Sie redete und that, als ob Jemand ihr jedes Wort und jede Regung befohlen hätte, und doch ſchweiften ihre Gedanken fort die Wege nach, die jetzt der Ohm ging. Sie ging mit ihrem Bruder Hand in Hand durch das Dorf und nickte allen Leuten zu, die ihr begegneten. Sie war ja jetzt erſt wieder zu Allen zurückgekehrt. Man hatte ſie ja fortreißen wollen und ſie meinte, alle Anderen müßten ebenſo froh ſein wie ſie ſelber; aber ſie merkte bald, daß man ſie nicht nur gern gehen ließ, ſondern daß man ihr ſogar zürnte, weil ſie nicht gegangen war. Der Krappenzacher machte ihr die Augen auf, indem er ſagte: „Ja Kind, du haſt einen Trotzkopf und das ganze Dorf iſt dir bös, weil du dein Glück mit Füßen von dir geſtoßen haſt. Wer weiß, ob's ein Glück geweſen wär', aber ſie nennen's jetzt ſo, und wer dich anſieht, rechnet dir vor, was du Alles aus der Gemeinde haſt. Darum mach', daß du bald aus dem öffentlichen Almoſen kommſt.“

„Ja was ſoll ich machen?“

„Die Rodelbäuerin möchte dich gern in Dienſt nehmen, aber der Bauer will nicht.“

Amrei mochte fühlen, daß ſie ſich fortan doppelt tapfer halten müſſe, damit ſie kein Vorwurf treffe, weder von ſich noch von Andern, und ſie fragte daher abermals: „Wiſſet Ihr denn gar Nichts?“

„Freilich, du mußt dich nur vor Nichts ſcheuen als vor'm Betteln. Haſt denn nicht gehört, daß der närriſche Fridolin geſtern der Kirchbäuerin zwei Gänſe todtgeſchlagen hat? Der Ganshirtendienſt wär' jetzt leer und ich rathe dir, nimm du ihn.“

Das war nun bald geſchehen und am Mittag trieb Amrei die Gänſe auf den Holderwaſen, wie man den Weideplatz auf der kleinen Anhöhe beim Hungerbrunnen nannte. Dami half der Schweſter getreulich dabei.

Die ſchwarze Marann' war indeß ſehr unzufrieden mit dieſer neuen Bedienſtung und behauptete, wohl nicht mit Unrecht: „Es geht Einem ſein Leben lang nach, wenn man ſo einen Dienſt gehabt hat; die Leute vergeſſen's Einem nie und ſehen Einen immer drauf an, und es beſinnt ſich Jedes, dich einmal in Dienſt zu nehmen, weil es heißen wird: das iſt ja die Gänſehirtin; und wenn man dich auch aus Barmherzigkeit nimmt, kriegſt du ſchlechten Lohn und ſchlechte Behandlung, da heißt es immer, das iſt gut genug für die Gänſehirtin.“

„Das wird nicht ſo arg ſein,“ erwiderte Amrei, „und Ihr habt mir ja viel hundert Geſchichten erzählt wie eine Gänſehirtin Königin geworden iſt.“

„Das war in alten Zeiten. Aber wer weiß, du biſt noch von der alten Welt; manchmal iſt mir's gar nicht, als wärſt du ein Kind, wer weiß, du alte Seele, vielleicht geſchieht dir noch ein Wunder.“

Der Hinweis, daß ſie noch nicht auf der unterſten Stufe der Ehrenleiter geſtanden, ſondern daß es noch etwas gebe, wodurch ſie herabſteige, machte Amrei plötzlich ſtutzig. Für ſich ſelber eroberte ſie nichts weiter daraus, aber ſie duldete es fortan nicht mehr, daß

Dami mit ihr die Gänſe hütete. Er war ein Mann, er ſollte einer werden, und ihm konnte es ſchaden, wenn man ihm einſt nachſagte, daß er vormals die Gänſe gehütet habe. Aber mit allem Eifer konnte ſie ihm das nicht klar machen, und er trutzte mit ihr; denn ſo iſt es immer: grade an dem Punkt, wo das Verſtändniß aufhört, beginnt eine innere Verdroſſenheit. Die innere Unmacht überſetzt ſich gern in die Einbildung äußern Unrechts und erfahrener Kränkung.

Dami bekam indeß auch bald ein Amt. Er wurde von ſeinem Pfleger, dem Rodelbauer, als Vogelſcheuche benutzt; er durfte im Baumgarten des Rodelbauern den ganzen Tag die Raſſel drehen, um die Sperlinge von den Frühkirſchen und aus den Salatbeeten zu verſcheuchen, aber gab das Amt, das ihn Anfangs als Spiel vergnügt hatte, bald wieder auf.

Es war ein fröhliches aber auch ein mühſames Amt, das Amrei übernommen hatte, beſonders war es ihr oft ſchwer, daß ſie Nichts zu machen wußte, wodurch ſie die Thiere an ſich feſſelte. Ja, ſie waren kaum von einander zu unterſcheiden. Und es war nicht uneben, was ihr einſt die ſchwarze Marann', als ſie aus dem Moosbrunnenwalde kam, darüber ſagte: „Die Thiere, die in Heerden leben, ſind alle Jedes für ſich allein dumm.“

„Und ich mein' auch,“ ſetzte Amrei fort, „die Gänſe ſind deßwegen dumm, weil ſie zu vielerlei können; ſie können ſchwimmen und laufen und fliegen, ſind aber nicht im Waſſer, nicht auf dem Boden und nicht in der Luft recht daheim und das macht ſie dumm.“

„Ich bleib' dabei," entgegnete die ſchwarze Marann', „in dir ſteckt noch ein alter Einſiedel."

In der That bildete ſich auch ein einſiedleriſches Träumen in Amrei aus, ſeltſam durchzogen von allerlei heller Lebensberechnung. Wie ſie bei allem Träumen und Betrachten emſig fortſtrickte und keine Maſche fallen ließ, und wie hier an der Ecke beim Holzbirnenbaum der betäubende Nachtſchatten und die erfriſchende Erdbeere ſo nahe beieinander wachſen, daß ſie faſt aus derſelben Wurzel zu ſproſſen ſcheinen, ſo waren klares Ausſchauen und träumeriſches Hindämmern im Herzen des Kindes nahe beiſammen.

Der Holderwaſen war kein einſam abgelegener Platz, den die ſtille Märchenwelt, draus es glimmt und glitzert, gern heimſucht. Mitten durch den Holderwaſen führte ein Feldweg nach Endringen und nicht weit davon ſtanden die verſchiedenfarbigen Grenzpfähle mit den Wappenſchildern zweier Herren, deren Länder hier an einander ſtießen. Mit Ackerfuhrwerk allerlei Art zogen hier die Bauern vorüber, und Männer, Frauen und Mädchen gingen hin und her mit Hacke, Senſe und Sichel. Die Landjäger der beiden Länder kamen auch oft vorüber und der Flintenlauf glitzerte von fernher und noch weit nach. Ja Amrei wurde faſt immer vom Endringer Landjäger begrüßt, wenn ſie am Wege ſaß, und ſie ſollte manchmal Auskunft geben ob nicht Dieſer oder Jener hier vorbeigekommen ſei; aber ſie wußte nie Beſcheid, vielleicht auch verhehlte ſie ihn aus jener innern Abneigung des Volkes und beſonders der Dorfkinder, denen die Landjäger für allzeit gewaffnete Feinde der Menſchheit erſcheinen, die da umgehen und ſuchen wen ſie verſchlingen.

Der Theisles-Manz, der hier am Weg die Steine klopfte, redete faſt kein Wort mit Amrei; er ging verdroſſen von Steinhaufen zu Steinhaufen und ſein Klopfen war noch unaufhörlicher als das Picken des Spechts im Moosbrunnenwald und gehörte mit zu dem Schrillen und Zirpen der Heuſchrecken in den nahen Wieſen und Kleefeldern.

Ueber alles menſchliche Getriebe hinweg wurde Amrei doch oft in's Reich der Träume getragen. Frei ſchwang ſich ihre Seele hinauf und wiegte ſich in ungemeſſenen Bezirken. Wie die Lerchen in der Luft ſingen und jubeln und Nichts davon wollen: wo iſt die Grenze des Ackers von Dieſem und Jenem? ja wie ſie ſich hinwegſchwingen über die Grenzpfähle ganzer Länder, ſo wußte die Seele des Kindes Nichts mehr von den Schranken, die das beengte Leben der Wirklichkeit ſetzt. Das Gewohnte wird zum Wunder, das Wunder wird zum Alltäglichen. Horch, wie der Kukuk ruft! Das iſt das lebendige Echo des Waldes, das ſich ſelbſt ruft und antwortet; und jetzt ſitzt der Vogel über dir im Holzbirnenbaum, darfſt aber nicht aufſchauen, ſonſt fliegt er fort. Wie er ſo laut ruft, ſo unermüdlich! wie weit das tönt, wie weit man das hört! der kleine Vogel hat eine ſtärkere Stimme als ein Menſch. Setz' dich auf den Baum, ahme ihm nach, man hört dich nicht ſo weit als den fauſtgroßen Vogel. Still, vielleicht iſt es doch ein verzauberter Prinz und plötzlich fängt er an zu reden. Ja, gieb du mir nur Räthſel auf, laß mich nur beſinnen, ich finde ſchon die Auflöſung und dann erlöſe ich dich, und wir ziehen in dein goldenes Schloß und nehmen die ſchwarze Marann' und den Dami mit und der Dami heirathet die Prinzeſſin, deine Schweſter; und wir laſſen der ſchwarzen Marann' ihren Johannes in der ganzen Welt ſuchen und wer ihn findet, kriegt ein Königreich. Ach, warum iſt denn das Alles nicht wahr? und warum hat man denn das Alles ausgedacht, wenn es nicht wahr iſt?

Während die Gedanken Amrei's über alle Grenzen hinausgegangen waren, fühlten ſich auch die Gänſe unbeſchränkt und thaten ſich gütlich an benachbarten Klee- oder gar Gerſten- und Haferäckern. Aus ihren Träumen erwachend ſcheuchte dann Amrei mit ſchwerer Mühe die Gänſe wieder zurück, und wenn dieſe Freibeuter bei ihrem Regimente angekommen waren, wußten ſie gar viel zu erzählen von dem gelobten Lande, wo ſie ſich gütlich gethan; da war des Erzählens und Schnatterns kein Ende und noch lange ſprach da und dort eine Gans wie träumend ein bedeutſames Wort vor ſich hin und da und dort ſteckte eine den Schnabel unter den Flügel und träumte in ſich hinein. Und wieder trug es Amrei hinauf. Schau, dort fliegen die Vögel, kein Vogel in der Luft ſtrauchelt, auch die Schwalbe nicht in ihrem Kreuzfluge; immer ſicher, immer frei. O! wer nur auch fliegen könnte! Wie müßte die Welt ausſehen von da oben, wo die Lerche iſt. Juchhe! Immer höher, immer höher und weiter und weiter! Ich fliege in die weite Welt zu der Landfriedbäuerin, und ſehe was ſie macht und frage, ob ſie noch mein gedenkt.

„Gedenkſt du mein in fernen Landen?“

So ſang Amrei plötzlich aus all dem Denken, Schwirren und Sinnen heraus. Und ihr Athem, der beim Gedanken des Fluges tiefer und raſcher gegangen war, als ſchwebe ſie ſchon wirklich in höherer Luftſchicht, wurde wieder ruhig und gemeſſen.

Aber nicht immer glühten die Wangen in wachen Träumen, nicht immer leuchtete die Sonne hell in die offenen Blüthen und in die wogende Saat. Noch im Frühling kamen jene naßkalten Tage, in denen die Blüthenbäume wie frierende Fremdlinge ſtehen und Tagelang läßt ſich die Sonne kaum blicken und ein ſtarres Fröſteln geht durch die Natur, nur bisweilen unterbrochen vom Aufzucken eines Windſtoßes, der Blüthen von den Bäumen reißt und fortträgt. Die Lerche allein jubilirt noch in den Lüften, wohl über den Wolken, und der Fink ſtößt ſeinen klagenden Ton aus vom Holzbirnenbaum, an deſſen Stamm gelehnt Amrei ſteht. Der Theisles-Manz hat ſich weiter unten beim rothangeſtrichenen hölzernen Kreuz unter die Linde geſtellt und jetzt in ſtreifweiſen Schüttern praſſelt der Hagel hernieder, und die Gänſe ſtrecken die Schnäbel empor, wie man ſagt, damit es ihnen das weiche Hirn nicht einſchlage; aber da drüben hinter Endringen iſt's ſchon hell und die Sonne bricht bald hervor, und die Berge, der Wald, die Felder, Alles ſieht aus wie ein Menſchenantlitz, das ſich ausgeweint hat und nun hellglänzend in Freude ſtrahlt. Die Vögel in der Luft und von den Bäumen jubeln und die Gänſe, die ſich im Wetterſchauer zuſammengedrängt und die Schnäbel verwundert aufgeſtreckt hatten, wagen ſich wieder auseinander, und graſen und ſchnattern und beſprechen das vorübergegangene Ereigniß mit der jungen flaumweichen Brut, die dergleichen noch nicht erlebt hat.

Gleich nachdem Amrei vom erſten Unwetter überfallen worden war, hatte ſie für künftige Fälle Vorſorge getroffen. Sie trug von nun an immer einen leeren Kornſack, den ſie noch vom Vater ererbt hatte, mit hinaus auf den Ganstrieb. Zwei gekreuzte Aexte mit dem Namen des Vaters waren noch deutlich auf dem Sack abgemalt, und bei Gewittern deckte ſie ſich mit dem Sacke zu und wickelte ſich faſt hinein; da ſaß ſie dann wie unter einem ſchützenden Dach und ſchaute hinein in den unfaßbaren wilden Kampf am Himmel. Ein kalter Schauer, der in Wehmuth überging, wollte ſich gar oft ihrer bemächtigen, ſie wollte weinen über ihr Schickſal, das ſie ſo allein, verlaſſen von Vater und Mutter, hinaus geſtellt; aber ſie gewann ſchon früh eine Kunſt und eine Kraft, die ſich ſchwer lernt und übt: die Thränen hinabwürgen. Das macht die Augen friſch und doppelt hell mitten in allem Trübſal und aus ihm heraus.

Amrei bezwang ihre Wehmuth beſonders in Erinnerung an einen Spruch der ſchwarzen Marann': wer nicht will, daß ihm die Hände frieren, muß eine Fauſt machen. Amrei that ſo, geiſtig und körperlich, ſah trotzig in die Welt hinein und bald kam Heiterkeit über ihr Antlitz; ſie freute ſich der prächtigen Blitze und ahmte leiſe vor ſich den Donner nach. Die Gänſe, die ſich wieder zuſammengeduckt hatten, ſchauten wieder ſeltſam drein, ſie hatten's aber doch gut: alle Kleider, die ſie brauchen, ſind ihnen auf den Leib gewachſen und für das was man ihnen im Frühling ausgerupft hat, iſt ſchon wieder anders da, und jetzt da das Wetter vorüber iſt, jubelt wieder Alles in der Luft und auf den Bäumen und die Gänſe machen ſich's im warmen Sonnenſchein bequem, ſie ſetzen ſich nieder und freſſen ſitzend das neugewürzte Gras im Umkreiſe.

Von dem tauſendfältigen Sinnen, das in Amrei lebte, erhielt nur die ſchwarze Marann' bisweilen Kunde, wenn ſie vom Wald kommend ihre Holzlaſt und ihren Sack mit gefangenen Maikäfern und Würmern bei der Hirtin abſtellte. Da ſagte Amrei eines Tages: „Baſ', wiſſet ihr auch warum der Wind weht?“

„Nein, weißt denn du's?“

„Ja, ich hab's gemerkt. Gucket, Alles was wächſt muß ſich umthun. Der Vogel da fliegt, der Käfer da kriecht, der Haſ', der Hirſch, das Pferd und alle Thiere die laufen, und der Fiſch ſchwimmt und der Froſch auch, und da ſteht der Baum und das Korn und das Gras und das kann nicht fort und ſoll doch wachſen und ſich umthun, und da kommt der Wind und ſagt: bleib' du nur ſtehen, ich will dich ſchon umthun, ſo. Siehſt du, wie ich dich drehe und wende und biege und ſchüttle? Sei froh, daß ich komm', du müßteſt ſonſt verhocken und es würde nichts aus dir; es thut dir gut, wenn ich dich müd mache, du wirſt es ſchon ſpüren.“

Die ſchwarze Marann' ſagte darauf nichts weiter als ihren gewohnten Spruch: „Ich bleibe dabei, in dir ſteckt die Seele von einem alten Einſiedel."

Nur einmal half die Marann' den ſtillen Betrachtungen der Amrei auf eine andere Spur.

Die Wachtel ſchlug bereits im hohen Roggenfeld und neben Amrei ſang faſt einen ganzen Tag unaufhörlich eine Feldlerche am Boden, ſie wanderte hin und her und ſang immer ſo innig, ſo in's tiefſte Herz hinein, es war wie ein Saugen der Lebensluſt. Das klang noch viel ſchöner als die Töne der Himmelslerche, die ſich aufſchwingt in die Luft, und oftmals kam der Vogel ganz nahe und Amrei ſagte faſt laut vor ſich hin: „Warum kann ich dir's nicht ſagen, daß ich dir nichts thun will? bleib' nur da!" Aber der Vogel war ſcheu und verſteckte ſich immer wieder. Und Amrei ſagte ſchnell überlegt vor ſich hin: „Es iſt doch wieder gut, daß die Vögel ſcheu ſind; man könnte ja ſonſt die diebiſchen Sperlinge nicht vertreiben." Als am Mittag die Marann' kam, ſagte Amrei: „Ich möcht' nur wiſſen, was ſo ein Vogel den lieben langen Tag zu ſagen hat, und er ſchwätzt ſich gar nicht aus."

Darauf erwiderte die Marann': „Schau, ſo ein Thierlein kann nichts bei ſich behalten und in ſich hinein reden, im Menſchen aber ſpricht ſich auch immer etwas in ihm fort, das hört auch nie auf, aber es wird nicht laut; da ſind Gedanken, die ſingen, weinen und reden, aber ganz ſtill, man hört's ſelber kaum; ſo ein Vogel aber, wenn er zu ſingen aufgehört hat, iſt fertig und frißt oder ſchläft."

Als die ſchwarze Marann' mit ihrer Holztraget fortging, ſchaute ihr Amrei lächelnd nach: „Die iſt jetzt ein ſtillſingender Vogel," dachte ſie und Niemand als die Sonne ſah wie das Kind noch lange vor ſich hinlächelte.

Tag auf Tag lebte Amrei ſo dahin, ſtundenlang konnte ſie träumeriſch zuſehen, wie der Schatten vom Gezweige des Holzbirnenbaums ſich von dem Winde auf der Erde bewegte, daß die dunkeln Punkte wie Ameiſen durcheinanderkrochen; dann ſtarrte ſie wieder auf eine feſtſtehende Wolkenbank, die am Himmel glänzte, oder auf jagende flüchtige Wolken, die einander fortſchoben. Und wie draußen im weiten Raum, ſo ſtanden und jagten, ſtiegen und zerfloſſen auch in der Seele des Kindes allerlei Wolkenbilder, unfaßlich und nur vom Augenblick Daſein und Geſtalt empfangend. Wer aber weiß, wie die Wolkenbildungen draußen in der Weite und im engen Herzensraum zerfließen und ſich wandeln?

Wenn der Frühling anbricht über der Erde, du kannſt nicht faſſen all das tauſendfältige Keimen und Sproſſen auf dem Grund, all das Singen und Jubeln auf den Zweigen und in den Lüften. Eine einzige Lerche faſſe feſt mit Aug und Ohr, ſie ſchwingt ſich auf, eine Weile ſiehſt du ſie noch wie ſie die Flügel ſchlägt, eine Weile unterſcheideſt du ſie noch als dunkeln Punkt, dann aber iſt ſie verſchwunden dem Auge und auch dem Ohr. Du hörſt nur noch ein Singen und weißt nicht von wannen es kommt. Und könnteſt du nur einer einzigen Lerche im freien Raum einen ganzen Tag lauſchen, du würdeſt hören, daß ſie am

Morgen, am Mittag und am Abend ganz anders ſingt; und könnteſt du ihr nachſpüren vom erſten zaghaften Frühlingsjauchzen an, du würdeſt hören, wie ganz andere Töne ſie im Frühling, im Sommer und im Herbſt in ihren Geſang miſcht. Und ſchon über den erſten Stoppelfeldern ſingt eine neue Lerchenbrut.

Und wenn der Frühling anbricht in einem Menſchengemüthe, wenn die ganze Welt ſich aufthut, vor ihm, in ihm, du kannſt die tauſend Stimmen, die es umfließen, das tauſendfältige Knoſpen auf dem Grunde und wie es immer weiter gedeiht, nicht faſſen und feſthalten. Du weißt nur noch, daß es ſingt, daß es ſproßt.

Und wie ſtill lebt ſich's dann wieder, wie eine feſtgewurzelte Pflanze. Da iſt der Wieſenzaun beim Holzbirnenbaum, die Schlehen blühen früh auf und werden nur ſelten zeitig. Und welch eine ſchöne Blüthe hatte die Mehlbeere, wie kräftig duftete das und jetzt ſind ſchon kleine Birnen daraus geworden und ſchon färben ſie ſich roth und auch die giftige Eimbeere beginnt ſchon ſchwarz zu werden. Es kommen jene hellen, ſchnittreifen Erntetage, wo der Himmel ſo wolkenlos blau, daß man oft den ganzen Tag den Mond wie ein feingezirkeltes Wölkchen am Himmel ſieht. Draußen in der Natur und im Menſchengemüth iſt es wie leiſes Athemanhalten vor einem Ziele.

Das war bald ein Leben auf dem Wege, der durch den Holderwaſen führt! Schnellraſſelnd fuhren die leeren Leiterwagen dahin und darauf ſaßen Frauen und Kinder und lachten, auf- und niedergehoben vom

Schüttern des Wagens wie vom Lachen, und dann fuhren die garbenbeladenen Wagen leiſe und nur manchmal krächzend heimwärts und Schnitter und Schnitterinnen gingen nebenher.

Amrei hatte von der reichen Ernte faſt nicht mehr als ihre Gänſe, die ſich manchmal in kecker Zudringlichkeit an die beladenen Wagen herandrängten und eine herunterhängende Aehre abrauften.

Wenn das erſte Stoppelfeld draußen im Feldgebreite ſich aufthut, kommt bei aller Freude über den eingeheimsten Ernteſegen doch auch ein gewiſſes Bangen in das Menſchengemüth; die Erwartung iſt Erfüllung geworden, und wo alles ſo wogend ſtand, wird es nun kahl. Die Zeit wandelt ſich. Der Sommer wendet ſich zur Neige.

Der Brunnen auf dem Holderwaſen, in deſſen Abfluß ſich die Gänſe behaglich tummelten, hatte das beſte Waſſer in der Gegend und die Vorüberziehenden verſäumten ſelten, an der breiten Röhre zu trinken, während ihr Zugvieh indeß vorauslief; ſich den Mund abwiſchend und den Davongeeilten nachſchreiend lief man ihm dann nach. Andere tränkten vom Feld heimkehrend hier ihr Zugvieh.

Amrei erwarb ſich die Gunſt vieler Menſchen durch einen kleinen irdenen Topf, den ſie ſich von der ſchwarzen Marann' erbettelt hatte, und ſo oft nun ein Vorüberziehender ſich nach dem Brunnen begab, kam Amrei herbei und ſagte: „Da könnet Ihr beſſer trinken.“ Bei Rückgabe des Topfes ruhte mancher freundliche Blick bald länger bald kürzer auf ihr und das that ihr ſo wohl, daß ſie faſt böſe wurde, wenn Leute vorübergingen ohne zu trinken. Sie ſtand dann mit ihrem Topfe beim Brunnen, ließ voll laufen und goß aus und wenn all dieſes Zeichengeben nichts half, überraſchte ſie die Gänſe mit einem unverhofften Bade und überſchüttete ſie.

Eines Tages kam ein Bernerwägelein mit zwei ſtattlichen Schimmeln daher gefahren, ein breiter oberländiſcher Bauer nahm den Doppelſitz faſt völlig ein. Er hielt am Weg und fragte:

„Mädle! haſt du nichts, daß man da trinken kann?“

„Freilich, ich hol' ſchon.“ Behend brachte Amrei ihr Gefäß voll Waſſer herbei.

„Ah!“ ſagte der Oberländer, nachdem er einen guten Zug gethan und abſetzte, und mit triefendem Munde fuhr er dann, halb in den Krug hinein ſprechend, fort: „Es giebt doch in der ganzen Welt kein ſolches Waſſer mehr.“

Er ſetzte wieder an und winkte dabei Amrei, daß ſie ſtill ſein ſolle, denn er hatte eben wieder mächtig zu trinken begonnen, und es gehört zu den beſondern Unannehmlichkeiten, während des Trinkens angeſprochen zu werden. Man trinkt in Haſt und ſpürt ein Drücken davon.

Das Kind ſchien das zu verſtehen und erſt nachdem der Bauer den Krug zurückgegeben, ſagte es:

„Ja, das Waſſer iſt gut und geſund, und wenn Ihr Eure Pferde tränken wollt, für die iſt es beſonders gut; ſie kriegen keinen Strängel.“

„Meine Gäul' ſind heiß und dürfen jetzt nicht ſaufen. Biſt du von Haldenbrunn, Mädle?“

„Freilich!“

„Und wie heißt du?“

„Amrei.“

„Und wem gehörſt du?“

„Niemand mehr. Mein Vater iſt der Joſenhans geweſen.“

„Der Joſenhans, der beim Rodelbauer gedient hat?“

„Ja!“

„Hab' ihn gut gekannt. Iſt hart, daß er ſo früh hat ſterben müſſen. Wart', Kind, ich geb' dir was.“ Er holte einen großen Lederbeutel aus der Taſche, ſuchte lange darin und ſagte endlich: „Säh! da nimm!“

„Ich will nichts geſchenkt, ich danke, ich nehm' nichts.“

„Nimm nur, von mir kannſt ſchon nehmen. Iſt nicht der Rodelbauer dein Pfleger?“

„Ja wohl.“

„Hätt' auch was Geſcheiteres thun können, als dich zur Ganshirtin zu machen. Behüt dich Gott!“

Fort rollte der Wagen und Amrei hielt eine Münze in der Hand.

„Von mir kannſt ſchon nehmen ... Wer iſt denn der Mann, daß er das ſagt, und warum gibt er ſich nicht zu erkennen? Ei das iſt ein Groſchen, da iſt ein Vogel drauf. Nun, er wird nicht arm davon und ich nicht reich.“

Den ganzen Tag bot Amrei keinem Vorüberziehenden mehr ihren Topf an. Sie hatte eine geheime Scheu, daß ſie wieder beſchenkt werden könnte.

Als ſie am Abend heim kam, ſagte ihr die ſchwarze Marann', daß der Rodelbauer nach ihr geſchickt habe, ſie ſolle gleich zu ihm kommen.

Amrei eilte zu ihm und der Rodelbauer ſagte zu ihr beim Eintritt:

„Was haſt du dem Landfriedbauer geſagt?"

„Ich kenne keinen Landfriedbauer."

„Er iſt ja heut bei dir geweſen auf dem Holderwaſen und hat dir was geſchenkt."

„Ich hab' nicht gewußt wer es iſt und da iſt ſein Geld noch."

„Das geht mich nichts an. Sag offen und ehrlich du Teufelsmädle: habe ich dir zugeredet, daß du Ganshirtin werden ſollſt? Und wenn du es nicht noch heut' am Tage aufgiebſt, bin ich dein Pfleger nicht mehr. Ich laſſe mir ſo was nicht nachſagen."

„Ich werde allen Menſchen berichten, daß Ihr nicht dran Schuld ſeid; aber den Dienſt aufgeben, das kann ich nicht, den Sommer über wenigſtens bleib' ich dabei. Ich muß ausführen, was ich angefangen hab'."

„Du biſt ein hagebüchenes Gewächs," ſchloß der Bauer und verließ die Stube; die Bäuerin aber, die krank im Bette lag, rief: „Du haſt Recht, bleib' nur ſo, ich prophezeie dir's, daß dir's noch gut geht. Man wird noch in hundert Jahren von Einem, das Glück hat, im Dorfe ſagen: Dem geht's wie des Broſi's

Severin und wie des Joſenhanſen Amrei. Dir fällt dein trocken Brod noch in den Honigtopf.“

Die kranke Rodelbäuerin galt für überhirnt; und von einer wahren Geſpenſterfurcht gepackt, eilte Amrei davon, ohne eine Antwort zu geben.

Der ſchwarzen Marann' erzählte Amrei, daß ihr ein Wunder geſchehen ſei: der Landfriedbauer, an deſſen Frau ſie ſo oft denke, habe mit ihr geredet, ſich ihrer beim Rodelbauer angenommen und ihr Etwas geſchenkt. Sie zeigte nun das Geldſtück. Da rief die Marann' lachend:

„Ja, das hätt' ich von ſelbſt errathen, daß das der Landfriedbauer geweſen iſt. Das iſt der Aechte! Schenkt der dem armen Kind einen falſchen Groſchen!“

„Warum iſt er denn falſch?“ fragte Amrei und Thränen ſchoſſen ihr in die Augen.

„Das iſt ein abſchätziger Vögeles-Groſchen, der iſt nur anderthalb Kreuzer werth.“

„Er hat mir eben nur anderthalb Kreuzer ſchenken wollen,“ ſagte Amrei trotzig. Und hier zum Erſtenmal zeigte ſich ein innerer Widerſpruch Amrei's mit der ſchwarzen Marann'. Dieſe freute ſich faſt über jede Boshaftigkeit, die ſie von den Menſchen hörte, Amrei dagegen legte gern Alles zum Guten aus, ſie war immer glücklich, und ſo ſehr ſie ſich auch in der Einſamkeit in Träume verlor, ſie erwartete doch in der That Nichts; ſie war überraſcht von Allem was ſie bekam und war ſtets dankbar dafür.

„Er hat mir nur anderthalb Kreuzer ſchenken wollen, nicht mehr, und das iſt genug und ich bin zufrieden.“ Das ſagte ſie noch oft herb vor ſich hin, während ſie einſam ihre Suppe aß, als ſpräche ſie noch mit der Marann', die gar nicht in der Stube war und unterdeß ihre Ziege molk.

Noch in der Nacht nähte ſich Amrei zwei Flicken zuſammen und den Groſchen dazwiſchen, hing das wie ein Amulett um den Hals und verbarg es an der Bruſt. Es war, als ob der geprägte Vogel auf der Münze allerlei in der Bruſt, darauf er ruhte, wecke; denn voll innerer Luſt ſang und ſummte Amrei allerlei Lieder, Tagelang vom Morgen bis zum Abend, und dabei dachte ſie immer wieder hinaus zu dem Landfriedbauer; ſie kannte jetzt den Bauer und die Bäuerin und hatte von Beiden ein Andenken, und es war ihr immer, als ließe man ſie nur noch eine Weile da, dann kommt wieder das Bernerwägelein mit den zwei Schimmeln, drinn ſitzen die Bauersleute und holen ſie ab und ſagen: Du biſt unſer Kind; denn gewiß erzählt jetzt der Bauer daheim von dem Begegniß mit ihr.

Mit ſeltſamen Blicken ſtarrte ſie oft in den Herbſthimmel, er war ſo hell, ſo wolkenrein; und auf der Erde, da ſind die Wieſen noch ſo grün und der Hanf liegt zum Dörren darüber gebreitet wie ein feines Netz, die Zeitloſen ſchauen dazwiſchen auf und die Raben fliegen darüber hin und ihr ſchwarzes Gefieder glitzert hell im Sonnenglanz; kein Luftzug weht, die Kühe weiden auf den Stoppeläckern, Peitſchenknallen und Singen tönt von allen Aeckern und der Holzbirnenbaum ſchauert ſtill in ſich zuſammen und ſchüttelt die Blätter ab. Der Herbſt iſt da.

So oft Amrei jetzt Abends heimkehrte, ſchaute ſie die ſchwarze Marann' fragend an, ſie meinte, dieſe müſſe ihr ſagen, daß der Landfriedbauer geſchickt habe, um ſie abzuholen, und mit ſchwerem Herzen trieb ſie die Gänſe auf die Stoppelfelder, die ſo entfernt waren vom Weg und immer wieder lenkte ſie nach dem Holderwaſen. Aber ſchon ſtanden die Hecken blätterlos, die Lerchen zwitſcherten kaum mehr in ſchwerem niederem Fluge, und noch immer kam keine Nachricht, und Amrei hatte ein tiefes Bangen vor dem Winter, als wie vor einem Kerker. Sie tröſtete ſich nur mit dem Lohne, den ſie jetzt erhielt, und der war allerdings reichlich. Keine ihrer Untergebenen war gefallen, ja nicht einmal eine flügellahm geworden. Die ſchwarze Marann' verkaufte die Federn, die Amrei geſammelt hatte, zu gutem Preiſe, und wies Amrei an, ſich neben dem bräuchlichen Geldlohn, das gewöhnliche Stück Kirchweihkuchen für jede einzelne Gans, die ſie gehütet, in Brod verwandeln zu laſſen. Und ſo hatten ſie faſt den ganzen Winter vollauf Brod, freilich oft ſehr altbackenes, aber Amrei hatte, wie die ſchwarze Marann' ſagte, lauter geſunde Mauszähne, mit denen ſie Alles knuppern konnte.

6. Die Eigenbrätlerin.

Eine Frau, die ein einſam abgeſchiednes Leben führt und ſich ihre Nahrung ganz allein kocht und brät, nennt man eine Eigenbrätlerin und eine ſolche hat in der Regel auch noch allerlei Beſonderheiten. Niemand hatte mehr Recht und mehr Neigung eine Eigenbrätlerin zu ſein, als die ſchwarze Marann', obgleich ſie nie Etwas zu braten hatte, denn Habermus und Kartoffeln und Kartoffeln und Habermus waren ihre einzigen Speiſen. Sie lebte immer abgeſondert in ſich hinein und verkehrte nicht gern mit den Menſchen. Nur gegen den Herbſt war ſie ſtets voll haſtiger Unruhe, ſie plauderte um dieſe Zeit viel vor ſich hin und redete auch die Menſchen von freien Stücken an, beſonders Fremde, die durch das Dorf gingen; denn ſie erkundigte ſich, ob die Maurer von da und dort ſchon zur Winterraſt heimgekehrt ſeien und ob ſie nichts von ihrem Johannes berichtet hätten. Wenn ſie die Leinwand, die ſie den Sommer über gebleicht hatte, noch einmal kochte und auswuſch und dabei die ganze Nacht aufblieb, murmelte ſie ſtets vor ſich hin. Man verſtand nichts davon, nur der Zwiſchenruf war deutlich, denn da hieß es: „Das iſt für dich und das iſt für mich;“ ſie ſprach nämlich täglich zwölf Vaterunſer für ihren Johannes, aber in der Waſchnacht da wurden ſie zu unzähligen.

Und wenn der erſte Schnee fiel, war ſie immer beſonders heiter. Jetzt giebt's keine Arbeit mehr draußen, jetzt kommt er gewiß heim. Sie ſprach dann oft mit einer weißen Henne im Gitter und ſagte ihr, daß ſie ſterben müſſe, wenn der Johannes komme.

So trieb ſie's nun ſchon viele Jahre und die Leute im Dorfe ließen ab, ihr vorzuhalten, daß es närriſch ſei, immer an die Heimkehr des Johannes zu denken, denn ſie war doch nicht zu bekehren und ſie wurde den Menſchen unheimlich.

In dieſem Herbſt wurden es nun achtzehn Jahre, ſeit der Johannes davon gegangen war, und jedes Jahr wurde Johann Michael Winkler als verſchollen ausgeſchrieben in der Zeitung bis zu ſeinem fünfzigſten Jahre. Er ſtand jetzt gerade im ſechs und dreißigſten.

Im Dorfe ging die Sage, Johannes ſei unter die Zigeuner gegangen, und die Mutter hielt auch einmal einen jungen Zigeuner, der dem Verſchollenen auffallend ähnlich ſah, für denſelben; er war auch ſo „pfoſtig“ (unterſetzt), hatte die gleiche dunkle Geſichtsfarbe und ſchien es nicht ungern zu haben, daß man ihn für den Johannes hielt; aber die Mutter hatte ihn auf die Probe geſtellt, ſie hatte noch das Geſangbuch und den Confirmandenſpruch des Johannes und wer den nicht kennt und nicht anzugeben weiß, wer ſeine Pathen ſind, und was mit ihm geſchehen iſt an dem Tage, als des Broſi's Severin mit der Engländerin ankam und ſpäter als der neue Rathhausbrunnen gegraben wurde, wer dieſe und andere Wahrzeichen nicht kennt, das iſt der Falſche. Dennoch beherbergte die

Marann' immer den jungen Zigeuner ſo oft er in das Dorf kam und die Kinder auf der Straße ſchrieen ihm: Johannes! nach.

Der Johannes wurde als militärpflichtig auch als Ausreißer ausgeſchrieben und obgleich die Mutter ſagte, daß er „zu klein“ und unter dem Maaß durchgeſchlüpft wäre, wußte ſie doch, daß er bei der Heimkehr einer Strafe nicht entgehe und ſie meinte, er käme nur deßwegen nicht wieder. Es war nun gar ſeltſam, wie ſie in einem Athem um das Wohl des Sohnes und um den Tod des Landesfürſten betete; denn man hatte ihr geſagt, daß wenn der regierende Fürſt ſtürbe, der Thronfolger beim Regierungsantritt allgemeinen Straferlaß für alles Geſchehene verkünden werde.

Jedes Jahr ließ ſich die Marann' vom Schullehrer das Blatt ſchenken, in dem Johannes ausgeſchrieben war, und ſie legte es zu ſeinem Geſangbuch; aber dieſes Jahr war es gut, daß die Marann' nicht leſen konnte, und der Lehrer ſchickte ihr ein anderes Blatt ſtatt des gewünſchten. Denn ein ſeltſames Gemurmel ging durch das ganze Dorf. Wo Zwei bei einander ſtanden, ſprach man davon und da hieß es: „Der ſchwarzen Marann' ſagt man nichts. Das bringt ſie um. Das macht ſie närriſch.“ Es war nämlich ein Bericht des Geſandten aus Paris von einer Mittheilung aus Algier angekommen, und nun ging durch alle hohen und niederen Aemter bis zum Gemeinderath die Nachricht: daß Johannes Winkler von Haldenbrunn in Algier bei einem Vorpoſtengefechte gefallen ſei.

Man ſprach im Dorfe viel davon, wie wunderlich es ſei, daß ſo viele hohe Aemter ſich jetzt um den todten Johannes ſo viel bemühten. Aber am Schluſſe des ſo wohlgeleiteten Berichteſtroms hielt man ihn auf. In der Gemeinderaths-Sitzung wurde beſchloſſen, daß man der ſchwarzen Marann' nichts davon ſage. Es wäre Unrecht, ihr noch die paar Jahre ihres Lebens zu verbittern, indem man ihr den letzten Troſt raube.

Statt aber die Nachricht geheim zu halten, hatten die Gemeinderäthe nichts Eiligeres zu thun, als es daheim auszuplaudern und nun wußte das ganze Dorf davon bis auf die ſchwarze Marann' allein. Ein Jeder betrachtete ſie mit ſeltſamem Blick; man fürchtete, ſich vor ihr zu verrathen, man redete ſie nicht an, man dankte kaum ihrem Gruße. Es bedurfte der ganzen eigenthümlichen Art der ſchwarzen Marann', um dadurch nicht verwirrt zu werden. Und ſprach ja einmal Jemand mit ihr und ließ ſich verleiten vom Tode des Johannes zu reden, ſo geſchah es nur in jener Weiſe des Vermuthens und Beſchwichtigens, die ſchon ſeit Jahren gäng und gäbe war, und die Marann' glaubte jetzt eben ſo wenig daran als ehedem, denn von dem Todtenſchein ſprach ja Niemand.

Es wäre wohl beſſer geweſen, auch Amrei hätte nichts davon gewußt; aber es lag ein eigener verführeriſcher Reiz darin, dem Unberührbaren ſo nahe als möglich zu kommen und darum ſprach Jedes mit Amrei von dem traurigen Ereigniß, warnte ſie, der ſchwarzen Marann' etwas davon zu ſagen und wollte wiſſen, ob die Mutter keine Ahnungen, keine Träume habe, ob es nicht umgehe im Hauſe. Amrei war immer innerlich voll Zittern und Beben. Sie allein war der ſchwarzen Marann' ſo nahe und hatte Etwas, was ſie vor ihr verborgen halten mußte. Auch die Leute, bei denen die ſchwarze Marann' eine Stube zur Miethe hatte, hielten es nicht mehr aus in ihrer Nähe, und ſie bekundeten ihr Mitleid zuerſt damit, daß ſie ihr die Miethe kündigten. Aber wie ſeltſam hängen die Dinge im Leben zuſammen! Eben durch dieſes Ereigniß erfuhr Amrei Leid und Luſt, denn das elterliche Haus öffnete ſich ihr wieder; die ſchwarze Marann' zog in daſſelbe und Amrei, die Anfangs voll Beben darin hin- und herging, und wenn ſie Feuer anmachte und wenn ſie Waſſer holte, immer glaubte: jetzt müſſe die Mutter kommen und der Vater, fand ſich doch nach und nach wieder ganz heimiſch in demſelben. Sie ſpann Tag und Nacht, bis ſie ſo viel erübrigt hatte, um vom Kohlenmathes die Kukuksuhr, die ihren Eltern gehört hatte, wieder zu kaufen. Jetzt hatte ſie doch auch wieder ein Stück eigenen Hausrath. Aber der Kukuk hatte Noth gelitten in der Fremde, er hatte die Hälfte ſeiner Stimme verloren, die andere Hälfte blieb ihm im Halſe ſtecken; er rief nur noch „Kuk,“ und ſo oft er das that, ſetzte Amrei in der erſten Zeit immer das andere „Kuk“ faſt unwillkürlich hinzu. Als Amrei darüber klagte, daß die Kukuksuhr nur noch halb tönte und überhaupt nicht mehr ſo ſchön ſei wie in ihrer frühen Kindheit, da ſagte die Marann':

„Wer weiß, wenn man in ſpäteren Jahren das wieder bekäme, was Einen in der Kindheit ganz glücklich gemacht hat, ich glaube, es hätte auch nur noch den halben Schlag wie deine Kukuksuhr. Wenn ich's dich nur lehren könnte, Kind! Aber ſo etwas kann man nicht ſchenken. Es hat mich viel gekoſtet, bis ich's gelernt habe: Wünſch' dir nichts von geſtern. Viel Schweiß, viel Thränen. Und du wirſt's auch nicht anders kriegen. Häng' dich an Nichts, an keinen Menſchen und an keine Sache, dann kannſt du fliegen."

Die Reden der Marann' waren wild und ſcheu zugleich und ſie kamen nur heraus in der Dämmerzeit, wie das Wild im Walde.

Es gelang Amrei nur ſchwer, ſich an ſie zu gewöhnen.

Die ſchwarze Marann' konnte das Kukukrufen nicht leiden und hing das Schlaggewicht an der Uhr ganz aus, ſo daß die Uhr nur noch mit dem Pendelſchlag hin und herpickte, aber keine Stunde mehr laut angab, Der ſchwarzen Marann' war das Sprechen der Uhr zuwider, ja ſogar das Ticken ſtörte ſie und die Uhr blieb endlich ganz unaufgezogen, denn die Marann' ſagte, ſie habe allzeit die Uhr im Kopf und es war in der That wunderbar wie das eintraf. Sie wußte zu jeder Minute anzugeben, wie viel es an der Zeit ſei, obgleich ihr das ſehr gleichgültig ſein konnte; aber es lag eine beſondere Gewecktheit in der Harrenden und wie ſie immer hinaushorchte, um ihren Sohn kommen zu hören, ſo war ſie eigenthümlich wach, und obgleich ſie Niemand im Dorfe beſuchte und mit Niemand ſprach, wußte ſie doch Alles, ſelbſt das Geheimſte was im Dorfe vorging. Sie errieth es aus der Art, wie ſich die Menſchen begegneten, aus abgeriſſenen Worten Und weil dies wunderbar erſchien, war ſie gefürchtet und gemieden. Sie bezeichnete ſich ſelbſt gern nach einem landläufigen Ausdruck als eine „alterlebte Frau,“ und doch war ſie äußerſt behend. Jahraus jahrein aß ſie täglich einige Wachholderbeeren und man ſagte: davon ſei ſie ſo munter und man ſehe ihr ihre 66 Jahre nicht an. Eben daß jetzt die beiden Sechſe beiſammen ſtanden, brachte ſie auch nach einem alten Wortſpiele in den Ruf einer Hexe, obgleich man nicht mehr recht daran glauben wollte. Man ſagte: ſie melke ihre ſchwarze Ziege oft ſtundenlang und dieſe gebe immer gar viel Milch, aber die ſchwarze Marann' ziehe während ſie melke nur immer den Kühen deſſen, den ſie haſſe, die Milch aus dem Euter; beſonders auf des Rodelbauern Vieh habe ſie es abgeſehen. Und die große Hühnerzucht, die die ſchwarze Marann' trieb, galt auch für Hexerei; denn woher nahm ſie das Futter dazu, und woher konnte ſie immer Eier und Hühner verkaufen? Freilich ſah man ſie oft im Sommer Maikäfer, Heuſchrecken und allerlei Würmer ſammeln, und in mondloſen Nächten wie ein Irrlicht durch die Gräben ſchleichen; ſie trug einen brennenden Span und ſammelte die Regenwürmer die da herausſchlichen, und murmelte allerlei dabei. Ja, man ſagte, daß ſie in ſtillen Winternächten mit ihrer Ziege und ihren Hühnern, die ſie bei ſich in der Stube überwinterte, allerlei wunderliche Geſpräche hielte. Das ganze von der Schulbildung verſcheuchte wilde Heer der Hexen- und Zaubergeſchichten wachte wieder auf und wurde an die ſchwarze Marann' geheftet.

Amrei fürchtete ſich auch manchmal in langen ſtillen Winternächten, wenn ſie ſpinnend bei der Marann' ſaß und man nichts hörte als manchmal das verſchlaſene Gluckſen der Hühner und ein traumhaftes Mekern der Ziege; und es erſchien in der That zauberiſch, wie ſchnell die Marann' immer ſpann. „Ja," ſagte ſie einmal, „ich meine, mein Johannes hilft mir ſpinnen," und doch klagte ſie wieder, daß ſie in dieſem Winter zum Erſtenmal nicht mehr ſo ganz und immer an ihren Johannes denke. Sie machte ſich Vorwürfe darüber und ſagte: ſie ſei eine ſchlechte Mutter und klagte, es wäre ihr immer, als wenn ihr die Geſichtszüge ihres Johannes nach und nach verſchwinden, und als ob ſie vergeſſe, was er da und da gethan habe, wie er gelacht, geſungen und geweint und wie er auf den Baum geklettert und in den Graben geſprungen ſei.

„Es wäre doch ſchrecklich," ſagte ſie, „wenn Einem das nach und nach ſo verſchwinden könnte, daß man nichts Rechtes mehr davon weiß," und ſie erzählte dann Amrei mit ſichtlichem Zwang Alles bis auf's Kleinſte und Amrei war es tief unheimlich, immer und immer wieder von einem Todten ſo reden zu hören, als ob er noch lebte. Und wieder klagte die Marann': „Es iſt doch ſündlich, daß ich gar nicht mehr weinen kann um meinen Johannes. Ich habe einmal gehört, daß man um einen Verlorenen weinen kann, ſo lang er lebt und bis er verfault iſt. Iſt er wieder zur Erde geworden, ſo hört auch das Weinen auf. Nein, das kann nicht ſein, das darf nicht ſein, mein Johannes kann nicht todt ſein; das darfſt du mir nicht anthun, du dort oben, oder ich werf' dir den Bettel vor die Thür. Da, da, vor meiner Thür, da ſitzt der Tod, da iſt der Weiher und da kann ich mich erſäufen wie einen blinden Hund, und das geſchieht, wenn du mir das anthuſt; aber nein, verzeih mir's guter Gott, daß ich ſo wider die Wand renne, aber mach' da einmal eine Thür' auf, mach' auf und laß meinen Johannes hereinkommen. O die Freud'! Komm, da ſetz' dich her, Johannes. Erzähl' mir gar nichts, ich will gar nichts wiſſen, du biſt da; und jetzt iſt's gut. Die langen langen Jahre ſind nur eine Minute geweſen. Was geht's mich an, wo du gewandert biſt? Wo du geweſen biſt, da bin Ich nicht geweſen, und jetzt biſt du da. Und ich laſſe dich nicht mehr von der Hand bis ſie kalt iſt. O Amrei, und mein Johannes muß warten, bis du groß biſt, ich ſag' weiter nichts. Warum red'ſt du nichts?"

Amrei war die Kehle wie zugeſchnürt. Es war ihr immer, als ob der Todte daſtünde, geſpenſterhaft; auf ihren Lippen ruhte das Geheimniß und ſie konnte es anrufen und die Decke fiel ein und Alles war begraben.

Manchmal war die Marann' aber auch geſprächſam in anderer Weiſe, obgleich Alles auf dem einen Grunde ruhte, auf dem Andenken an ihren Sohn. Und ſchwer ſtellte ſich hier die Frage der Weltordnung heraus: „Warum hier ein Kind todt, auf das die Mutter wartet, ſo zitternd, mit ganzer Seele wartet, und ich und mein Dami wir ſind verlorene Kinder, möchten ſo gern die Hand der Mutter faſſen und dieſe Hand iſt Staub geworden?" . . .

Das war ein dumpfes nächtiges Gebiet, wohin das Denken des armen Kindes getrieben wurde und es wußte ſich nicht anders aus dem Wirrſal zu helfen, als indem es leiſe das Einmaleins vor ſich hin ſagte.

Beſonders an Samſtagabenden erzählte die ſchwarze Marann' gern. Nach altem Aberglauben ſpann ſie am Samſtagabend nie, da ſtrickte ſie immer, und wenn ſie eine Geſchichte zu erzählen hatte, wickelte ſie zuerſt ein gut Theil von ihrem Garnknäuel ab, um nicht aufgehalten zu ſein und dann erzählte ſie am Faden fort ohne Unterbrechung.

„O Kind,“ ſchloß ſie dann oft, „merk' dir Etwas, in dir ſteckt ja auch ein Einſiedel: wer gut grad fort leben will, der ſollte ganz allein ſein, Niemand gern haben und von Niemand was mögen. Weißt du, wer reich iſt? Wer nichts braucht, als was er aus ſich hat. Und wer iſt arm? Wer auf Fremdes wartet, was ihm zukommt. Da ſitzt Einer und wartet auf ſeine Hände, die ein Anderer am Leib hat, und wartet auf ſeine Augen, die einem Andern im Kopf ſtecken. Bleib' allein für dich, dann haſt du deine Hände immer bei dir, dann brauchſt du keine anderen, kannſt dir ſelber helfen. Wer auf Etwas hofft, was ihm von einem Andern kommen ſoll, der iſt ein Bettler; hoffe nur etwas vom Glück, von einem Geſchwiſter, ja von Gott ſelbſt; du biſt ein Bettler, du ſtehſt da und hältſt die Hand auf bis dir etwas hineinfliegt. Bleib' allein, das iſt das Beſte, da haſt du Alles in Einem; allein, o wie gut iſt Allein! Schau, tief im Ameiſenhaufen liegt ein klein winziger funkelnder Stein, wer den findet kann ſich unſichtbar machen und kann ihm Niemand was anhaben; aber das kriecht durcheinander, wer findet ihn? Und es giebt ein Geheimniß in der Welt, aber wer kann's faſſen? Nimm's auf, nimm's zu dir. Es giebt kein Glück und kein Unglück. Jeder kann ſich Alles ſelber machen, wenn er ſich recht kennt und die andern Menſchen auch, aber nur unter Einem Beding: er muß allein bleiben. Allein! Allein! Sonſt hilft's nichts.“

Aus dem Tiefſten langjähriger ſchwerer Vereinſamung heraus gab die Marann' dem eben erſt aus dem Kinde entwachſenen Mädchen noch halbverſchloſſene Worte; das Mädchen konnte ſie nicht faſſen; aber wer weiß, was auch von Halbverſtandenem in aufmerkſam offener Seele haften bleibt? Und nach wildem Umſchauen fuhr die ſchwarze Marann' fort: „O könnt' ich nur allein ſein! Aber ich habe mich vergeben, ein Stück von mir iſt unterm Boden und ein anderes läuft in der Welt herum, wer weiß wo? Ich wollt' ich wäre die ſchwarze Ziege da.“

So freundlich und hell auch die ſchwarze Marann' begann, immer ging der Schluß ihrer Rede wieder in dumpfes Hadern und Trauern über, und ſie, die allein ſein wollte, an Nichts denken und Nichts lieben, lebte doch nur im Denken an ihren Sohn und in der Liebe zu ihm.

Amrei ergriff ein entſcheidendes Mittel, um aus dieſem unheimlichen Alleinſein mit der ſchwarzen Marann' erlöst zu werden; ſie verlangte, daß auch Dami ins Haus genommen werde, und ſo heftig ſich die ſchwarze Marann' auch dagegen wehrte, Amrei drohte, ſelber das Haus zu verlaſſen und ſchmeichelte der ſchwarzen Marann' ſo kindlich und that ihr was ſie an den Augen abſehen konnte, bis ſie endlich nachgab.

Dami, der vom Krappenzacher das Wollſtricken gelernt hatte, ſaß nun mit in der elterlichen Stube; und Nachts, wenn die Geſchwiſter auf dem Speicher ſchliefen, weckte Eines das Andere, wenn ſie die ſchwarze Marann' drunten murmeln und hin- und herlaufen hörten.

Durch die Ueberſiedelung Dami's zur ſchwarzen Marann' kam indeß neues Ungemach. Dami war überaus unzufrieden, daß er dies elende Handwerk, das nur für einen Krüppel tauge, habe lernen müſſen; er wollte auch Maurer werden, und obgleich Amrei ſehr dagegen ſprach, denn ſie ahnte, daß ihr Bruder nicht dabei aushalten werde, beſtärkte ihn die ſchwarze Marann' darin. Sie hätte gern alle jungen Burſche zu Maurern gemacht, um ſie in die Fremde zu ſchicken, damit ſie Kundſchaft erhalte von ihrem Johannes.

Die ſchwarze Marann' ging ſelten in die Kirche, aber ſie liebte es, wenn man ihr Geſangbuch entlehnte, um damit in die Kirche zu gehen; es ſchien ihr ein eigenes Genügen, daß ihr Geſangbuch dort ſei, und eine beſondere Freude hatte ſie, wenn ein fremder Handwerksburſch, der im Ort arbeitete, das zurückgebliebene Geſangbuch des Johannes zu gleichem Zweck entlehnte; es ſchien ihr als ob ihr Johannes bete in der heimathlichen Kirche, weil aus ſeinem Geſangbuch die Worte geſprochen und geſungen wurden, und Dami mußte nun jeden Sonntag zweimal mit dem Geſangbuch des Johannes in die Kirche.

Ging aber die ſchwarze Marann' nicht zur Kirche, ſo war ſie bei Einer Feierlichkeit im Dorfe ſelbſt und in den Nachbardörfern immer zu ſehen. Es gab nämlich kein Leichenbegängniß, bei dem die ſchwarze Marann' nicht leidtragend mitging und bei Predigt und Einſegnung, ſelbſt am Grabe eines kleinen Kindes, weinte ſie ſo heftig, als wäre ſie die nächſte Angehörige; aber dann war ſie auf dem Heimweg immer wieder ganz beſonders aufgeräumt; dieſes Weinen ſchien ihr eine wahre Erleichterung zu ſein. Sie ſchluckte das ganze Jahr ſo viel ſtille Trauer hinunter, daß ſie dankbar dafür war, wenn ſie wirklich weinen konnte.

War es nun den Menſchen zu verargen, daß ſie ſie für eine unheimliche Erſcheinung hielten und zumal da ſie noch dazu ein Geheimniß gegen ſie auf den Lippen hatten? Auch auf Amrei ging ein Theil dieſer Gemiedenheit über, und in manchen Häuſern, wo ſie ſich helfend oder mittheilend auf Beſuch einſtellte, ließ man ſie nicht undeutlich merken, daß man ihre Anweſenheit nicht wünſche, zumal da ſie ſchon jetzt eine Seltſamkeit zeigte, die Allen im Dorf wunderbar vorkam. Sie ging mit Ausnahme des höchſten Winters ſtets barfuß und man ſagte, ſie müſſe ein Geheimmittel haben, daß ſie nicht krank werde und ſterbe.

Nur in des Rodelbauern Haus wurde ſie noch gern geduldet; war ja der Rodelbauer ihr Vormund. Aber die Rodelbäuerin, die ſich ihrer immer angenommen und ihr verſprochen hatte, ſie einſt zu ſich zu nehmen, wenn ſie erwachſen ſei, konnte dieſen Plan nicht ausführen. Sie ſelber wurde von einem Andern angenommen; der Tod nahm ſie zu ſich. Während ſonſt erſt im ſpäteren Leben ſich die Schwere des Daſeins aufthut, wie da und dort ein Anhang abfällt und nur noch ein Gedanken daran verbleibt, erfuhr dies Amrei ſchon in der Jugendfrühe und heftiger als alle Angehörigen weinten die ſchwarze Marann' und Amrei bei dem Begräbniß der Rodelbäuerin.

Der Rodelbauer klagte immer faſt nur, wie herb es ſei, daß er jetzt ſchon das Gut abgeben müſſe. Und noch war keines ſeiner drei Kinder verheirathet. Aber kaum war ein Jahr vorüber — der Dami arbeitete ſchon den zweiten Frühling im Steinbruch — als eine Doppelhochzeit im Dorfe gefeiert wurde; denn der Rodelbauer verheirathete ſeine älteſte Tochter und zugleich ſeinen einzigen Sohn dem er am Hochzeitstage das Gut übergab; da wurde Amrei eben auf dieſer Doppelhochzeit neu benamt und in ein anderes Leben übergeführt.

Auf dem Vorplatz des großen Tanzbodens waren die Kinder verſammelt und während die Erwachſenen drin tanzten und jauchzten, ahmten die Kinder hier das Gleiche nach. Aber ſeltſam! mit Amrei wollte kein Knabe und kein Mädchen tanzen, und man wußte nicht, wer es zuerſt geſagt, aber man hatte es gehört, daß eine Stimme rief: „Mit dir tanzt Keiner, du biſt ja das Barfüßele“ und: „Barfüßele! Barfüßele! Barfüßele!“ ſchrie es nun von allen Seiten. Amrei ſtand das Weinen in den Augen, aber hier übte ſie ſchnell wieder jene Kraft, mit der ſie Spott und Kränkung bezwang; ſie drückte die Thränen hinab, faßte hüben und drüben ihre Schürze, tanzte mit ſich allein herum und ſo zierlich, ſo biegſam, daß alle Kinder inne hielten. Und bald nickten die Erwachſenen unter der Thür einander zu, und ein Kreis von Männern und Frauen bildete ſich um Amrei und beſonders der Rodelbauer, der ſich an dieſem Tage doppelt gütlich gethan, ſchnalzte mit den Händen und pfiff luſtig den Walzer, den die Muſik drin aufſpielte, und Amrei tanzte unaufhörlich fort und ſchien gar keine Müdigkeit zu kennen. Als endlich die Muſik verſtummte, faßte der Rodelbauer Amrei an der Hand und fragte: „Du Blitzmädle, wer hat dich denn das ſo ſchön gelehrt?“

„Niemand.“

„Warum tanzeſt du denn mit Niemand?“

„Es iſt beſſer man thut's allein, da braucht man auf Niemand zu warten und hat ſeinen Tänzer immer bei ſich.“

„Haſt ſchon was von der Hochzeit bekommen?“ fragte der Rodelbauer wohlgefällig ſchmunzelnd.

„Nein.“

„Komm herein und iß,“ ſagte der ſtolze Bauer und führte das arme Kind hinein und ſetzte es an den Hochzeitstiſch, auf dem immerfort den ganzen Tag aufgetragen wurde. Amrei aß nicht viel und der Rodelbauer wollte ſich den Spaß bereiten, das Kind trunken zu machen, es erwiderte aber keck:

„Wenn ich noch mehr trinke, kann ich nicht mehr allein gehen und die Marann' ſagt: allein iſt das beſte Fuhrwerk, da iſt immer eingeſpannt.“

Alles ſtaunte über die Weisheit des Kindes.

Der junge Rodelbauer kam mit ſeiner Frau und fragte das Kind neckiſch: „Haſt du uns auch ein Hochzeitgeſchenk gebracht? Wenn man ſo ißt, muß man auch ein Hochzeitgeſchenk bringen.“

Der Hochzeitsvater ſteckte in unbegreiflicher Großmuth dem Kinde bei dieſer Frage heimlich einen Sechsbätzner zu. Amrei aber behielt den Sechsbätzner feſt in der Hand, nickte gegen den Alten und ſagte dann dem jungen Paare: „Ich hab' das Wort und ein Drangeld. Eure Mutter ſelig hat mir immer verſprochen, daß ich bei ihr dienen und niemand Anders als ich Kindsmagd bei ihrem erſten Enkelchen ſein ſoll.“

„Ja, das hat die Bäuerin ſelig immer gewollt,“ ſagte der Alte und redete zu. Was er aus Furcht, daß er die Waiſe dann verſorgen müſſe, ſeiner Frau ihr Lebenlang verſagt hatte, das that er jetzt, wo er ihr keine Freude mehr damit machen konnte, und gab ſich vor den Leuten den Anſchein, als ob er's zu ihrem Gedenken thue. Aber er that's auch jetzt noch nicht aus Güte, ſondern in der richtigen Berechnung, daß die Waiſe ihm, dem entthronten Bauer, der ihr Pfleger wer, dienſtgefällig ſein werde, und die Laſt ihrer Verſorgung, die die bloße Ablohnung überſtieg, fiel Anderen zu, nicht ihm ſelber.

Die jungen Brautleute ſahen einander an, und der junge Rodelbauer ſagte: „Bring' morgen dein Bündel in unſer Haus. Du kannſt bei uns einſtehen.“

„Gut,“ ſagte Amrei, „morgen bring' ich mein Bündel; aber jetzt möcht' ich mein Bündel mitnehmen.

Gebet mir da ein Fläſchchen Wein und das Fleiſch will ich einwickeln und es der Marann' und meinem Dami bringen."

Man willfahrte Amrei, aber der alte Rodelbauer ſagte ihr jetzt leiſe: „Gieb mir meinen Sechsbätzner wieder. Ich hab' gemeint, du willſt ihn ſchenken."

„Ich will ihn als Drangeld von Euch behalten," erwiderte Amrei ſchlau, „und Ihr werdet ſehen, ich will ihn Euch ſchon wett machen."

Der Rodelbauer lachte halb ärgerlich in ſich hinein und Amrei ging mit Geld, Wein und Fleiſch davon zu der ſchwarzen Marann'.

Das Haus war verſchloſſen, und es war ein großer Abſtand, zwiſchen dem lauten muſikſchallenden Lärmen und Schmauſen im Hochzeithauſe und der ſtillen Oede hier. Amrei wußte, wo ſie die Marann' erwarten konnte auf ihrem Heimwege; ſie ging faſt immer nach dem Steinbruch und ſaß dort eine Zeitlang hinter der Hecke und hörte zu wie Spitzhammer und Meiſel arbeiteten. Das war ihr wie eine Melodie, die aus den Zeiten klang, wo Johannes einſt auch hier gearbeitet hatte und da ſaß ſie oft lange und hörte es picken.

Amrei traf hier richtig die Marann' und noch eine halbe Stunde vor Feierabend rief ſie auch den Dami aus dem Steinbruch und hier draußen bei den Felſen wurde ein Hochzeitmahl gehalten, fröhlicher als drin bei der rauſchenden Muſik. Beſonders Dami jauchzte laut und die Marann' that auch heiter, nur trank ſie keinen Tropfen Wein, ſie wollte nicht eher einen Tropfen Wein über die Lippen bringen, als bis zur Hochzeit des Johannes. Als Amrei nun unter Heiterkeit erzählte, daß ſie einen Dienſt bei dem jungen Rodelbauer bekommen habe und morgen antrete, da erhob ſich die ſchwarze Marann' in wildem Zorn und einen Stein aufhebend und ihn an die Bruſt drückend ſagte ſie: „Es wäre tauſendmal beſſer, ich hätte dich da drinnen, ſo einen Stein, als ein lebendig Herz. Warum kann ich nicht allein ſein? Warum habe ich mich wieder verführen laſſen, Jemand gern zu haben? Aber jetzt iſt's vorbei, auf ewig! Wie ich den Stein da hinunterſchleudere, ſo ſchleudere ich fort alle Anhänglichkeit an irgend einen Menſchen. Du falſches treuloſes Kind! Kaum kann es die Flügel heben, fort fliegt's. Aber es iſt gut ſo, ich bin allein und mein Johannes ſoll auch allein bleiben, wenn er kommt, und es iſt Nichts was ich gewollt hab'."

Und fort rannte ſie dem Dorfe zu.

„Es iſt doch eine Hexe," ſagte Dami hinter ihr drein, „ich will den Wein nicht mehr trinken, wer weiß ob ſie ihn nicht verhext hat."

„Trink' du ihn nur, ſie iſt eine ſtrenge Eigenbrödlerin und hat ein ſchweres Kreuz auf ſich; ich will ſie ſchon wieder gut machen."

So tröſtete Amrei.

7. Die barmherzige Schweſter.

Das war nun ein volles Leben im Hauſe des Rodelbauern. Barfüßele, ſo hieß man nun fortan Amrei, war zu Allem anſtellig und wußte ſich gleich bei Allen beliebt zu machen; ſie wußte der jungen Bäuerin, die fremd in's Dorf und in's Haus gekommen war, zu ſagen, was hier der Brauch ſei, lehrte ſie die Eigenſchaften ihrer nächſten Angehörigen kennen und ſich danach richten, und dem alten Rodelbauer, der den ganzen Tag trotzte und ſich nicht zufrieden geben konnte, weil er ſich ſo frühe zur Ruhe geſetzt, wußte ſie allerlei Gefälligkeiten zu erweiſen und ihm zu erzählen, wie gar gut die Söhnerin ſei, und es nur nicht ſo von ſich zu geben wiſſe; und als nach kaum einem Jahre das erſte Kind kam, zeigte ſich Amrei darüber ſo glücklich und in allen Erforderniſſen ſo geſchickt, daß Jedes im Hauſe ihres Lobes voll war; aber nach Art dieſer Leute ſo voll, daß man ſie bei dem kleinſten Ungeſchick eher dafür auszankte, als daß man ſie je in der That lobte.

Aber Amrei wartete auch nicht darauf; und namentlich dem Großvater wußte ſie das erſte Enkelchen immer ſo gut zuzutragen und zur geſchickten Zeit wieder zu entziehen, daß man ſeine Freude daran haben mußte. Beim erſten Zahne des Enkels, den ſie dem Rodelbauer zeigen konnte, ſagte dieſer: „Ich ſchenke dir einen Sechsbätzner, weil du mir die Freude machſt. Aber weißt du? den, den du mir geſtohlen haſt an der Hochzeit; jetzt darfſt du ihn ehrlich behalten.“

Dabei war aber die ſchwarze Marann' nicht vergeſſen. Es war allerdings ein ſchwer Stück Arbeit, mit ihr wieder in's Geleiſe zu kommen. Die Marann' wollte vom Barfüßele nichts mehr wiſſen, und ihre neue Herrſchaft wollte es nicht dulden, daß ſie zu ihr hinginge, beſonders nicht mit dem Kinde, da man noch immer fürchtete, daß ihm durch die Hexe ein Leid geſchehe. Es bedurfte großer Kunſt und Ausdauer, um dieſe Feindſeligkeit zu beſiegen; aber es gelang dennoch. Ja, Barfüßele wußte es dahin zu bringen, daß der Rodelbauer die ſchwarze Marann' mehrmals beſuchte. Das wurde als ein wahres Wunder im ganzen Dorf berichtet. Aber die Beſuche wurden bald wieder eingeſtellt, denn die ſchwarze Marann' ſagte einmal: „Ich bin jetzt bald ſiebzig Jahre und ohne die Freundſchaft eines Großbauern ausgekommen; es iſt mir nicht der Mühe werth, das noch zu ändern.“

Auch Dami war natürlich oft bei ſeiner Schweſter, aber der junge Rodelbauer wollte das nicht dulden, denn er ſagte nicht mit Unrecht, er müſſe dadurch den großgewachſenen Burſchen auch ernähren; man könne in einem ſolchen Hauſe nicht aufpaſſen, ob ein Dienſtbote ihm nicht allerlei zuſtecke. Er verbot daher außer Sonntags Nachmittags Dami den Beſuch des Hauſes. Dami hatte indeß ſelbſt zu ſehr in das Behagen hineingeſchaut, in einem ſo reich erfüllten Bauernweſen zu ſtehen; ihm wäſſerte der Mund danach, auch ſo mitten drinn zu ſein und ſei es nur als Knecht. Das Steinmetzenleben war gar ſo hungrig. Barfüßele hatte viel zu widerſprechen; er ſolle bedenken, daß er nun ſchon das zweite Handwerk habe und dabei bleiben müſſe; das ſei nichts, daß man immer wieder Anderes anfange und glaube, dabei ſei man glücklich; man müſſe auf dem Fleck, auf dem man ſteht, es ſein, ſonſt werde man es nie. Dami ließ ſich eine Zeitlang beſchwichtigen, und ſo groß war bereits die unwillkürliche Geltung Barfüßele's, und ſo natürlich die Annahme, daß ſie für ihren Bruder ſorge, daß man ihn immer nur „des Barfüßele's Dami“ hieß, als wäre er nicht ihr Bruder, ſondern ihr Sohn, und doch war er um einen Kopf größer als ſie, und that nicht als ob er ihr unterthan ſei. Ja, er ſprach es oft aus, wie es ihn wurme, daß man ihn für geringer halte als ſie, weil er nicht ſolch Maulwerk habe. Die Unzufriedenheit mit ſich und ſeinem Beruf ließ er zuerſt und immer an der Schweſter aus. Sie trug es geduldig, und weil er nun vor der Welt zeigte, daß ſie ihm gehorchen müſſe, gewann ſie dadurch nur immermehr an Anſehen und Uebermacht in der Oeffentlichkeit. Denn Jeder ſagte: es ſei brav von dem Barfüßele, was ſie an ihrem Bruder thäte, und ſie ſtieg dadurch noch, daß ſie ſich von ihm gewaltthätig behandeln ließ, während ſie für ihn ſorgte wie eine Mutter. Sie wuſch und nähte ihm in den Nächten, daß er zu den Sauberſten im Dorf gehörte, und bei zwei Paar Rahmenſchuhen, die ſie als Theil ihres Lohnes jedes halbe Jahr bekam, hatte ſie beim

Schuhmacher noch draufbezahlt, damit er ſolche ihrem Dami mache, und ſie ſelber ging allzeit barfuß und nur ſelten ſah man ſie einmal des Sonntags in Schuhen in die Kirche gehen. Barfüßele hatte viel Kummer davon, daß Dami, man wußte nicht wie, allgemeine Zielſcheibe des Spottes und der Neckerei im Dorfe geworden war. Sie ließ ihn ſcharf darum an, daß er das nicht dulden ſolle, er aber verlangte: ſie möge es den Leuten wehren und nicht ihm, er könne nicht dagegen aufkommen. Das war nun nicht thunlich, und innerlich war es dem Dami auch eigentlich gar nicht unlieb, daß er überall gehänſelt wurde; es kränkte ihn zwar manchmal, wenn Alles über ihn lachte und viel Jüngere ſich etwas gegen ihn herausnahmen, aber es wurmte ihn noch weit mehr, wenn man ihn gar nicht beachtete, und dann machte er ſich gewaltſam zum Narren und gab ſich der Neckerei preis.

Bei Barfüßele dagegen war allerdings die Gefahr, der Einſiedel zu werden, den die Marann' immer in ihr erkennen wollte. Sie hatte ſich an eine einzige Geſpielin angeſchloſſen, es war die Tochter des Kohlenmathes, die aber nun ſchon ſeit Jahren in einer Fabrik im Elſaß arbeitete und man hörte nichts mehr von ihr. Barfüßele lebte ſo für ſich, daß man ſie gar nicht zur Jugend im Dorfe zählte; ſie war mit ihren Altersgenoſſen freundlich und geſprächſam, aber ihre eigentliche Geſpielin war doch nur die ſchwarze Marann'. Und eben weil Barfüßele ſo abgeſchieden lebte, hatte ſie keinen Einfluß auf das Verhalten Dami's, der, wenn auch geneckt und gehänſelt, doch immer des Anſchluſſes bedürftig war und nie allein ſein konnte wie ſeine Schweſter.

Jetzt aber hatte ſich Dami plötzlich ganz frei gemacht, und eines ſchönen Sonntags zeigte er ſeiner Schweſter die Drangabe, die er bekommen hatte, denn er hatte ſich als Knecht zum Scheckennarr von Hirlingen verdungen.

„Hätteſt du mir das geſagt,“ ſagte Barfüßele, „ich hätte einen beſſern Dienſt für dich gewußt. Ich hätte dir einen Brief gegeben an die Landfriedbäuerin im Allgäu, und da hätteſt du's gehabt wie der Sohn vom Haus.“

„O ſchweig' nur von der,“ ſagte Dami hart, „die iſt mir nun ſchon bald dreizehn Jahr ein paar lederne Hoſen ſchuldig, die ſie mir verſprochen hat. Weißt du noch? Damals, wie wir klein geweſen ſind und gemeint haben, wir könnten noch klopfen, daß Vater und Mutter aufmachen. Schweig' mir von der Landfriedbäuerin, wer weiß, ob die noch mit Einem Wort an uns denkt, wer weiß ob ſie gar noch lebt.“

„Ja ſie lebt noch, ſie iſt ja eine Verwandte von meinem Haus und es wird oft von ihr geſprochen, und ſie hat alle ihre Kinder verheirathet bis auf einen einzigen Sohn, der den Hof kriegt.“

„Jetzt willſt du mir nur meinen neuen Dienſt verleiden,“ klagte Dami, „und ſagſt mir, ich hätte einen beſſern kriegen können. Iſt das recht?“ Seine Stimme zitterte.

„O, ſei nicht immer ſo weichmüthig,“ ſagte Barfüßele. „Schwätz' ich dir denn was von deinem Glück herunter? Du thuſt immer gleich, als ob dich die Gänſe beißen. Ich will dir nur noch ſagen: jetzt bleib' einmal bei dem was du haſt, ſei darauf bedacht, daß du auf deinem Platz bleibſt. Das iſt nichts, ſo wie ein Kukuk jede Nacht auf einem andern Baum ſchlafen. Ich könnt' auch andere Plätze kriegen, aber ich will nicht, und ich hab's dahin gebracht, daß mir's hier gut geht. Schau, wer jede Minut' auf einen andern Platz ſpringt, den behandelt man auch wie einen Fremden; man weiß, daß er morgen nicht mehr zum Haus gehören kann und da iſt er ſchon heut nicht daheim drin.“

„Ich brauch' deine Predigt nicht,“ ſagte Dami, und wollte zornig davon gehen. „Gegen mich thuſt du immer kratzig und gegen die ganze Welt biſt du geſchmeidig.“

„Weil du eben mein Bruder biſt,“ ſagte Barfüßele lachend.

Es gelang ihr jetzt den Bruder zu beſchwichtigen und ſie ſagte: „Schau, mir fällt was ein, aber du mußt vorher gut ſein, denn auf einem böſen Herzen darf der Rock nicht liegen. Der Rodelbauer hat ja noch die Kleider von unſerm Vater ſelig; du biſt ja groß, die ſind dir jetzt grad recht und du giebſt dir auch ein Anſehen, wenn du mit ſolchem rechtſchaffenen Gewand auf den Hof kommſt, da ſehen deine Nebendienſten auch, wo du her biſt und was du für ordentliche Eltern gehabt haſt.“

Das leuchtete Dami ein, und trotz vielem Widerſpruch, denn er wollte die Kleider jetzt noch nicht hergeben, brachte Barfüßele den alten Rodelbauer dazu, daß er dieſelben Dami einhändigte und dann führte Barfüßele den Dami hinauf in ihre Kammer und er mußte ſogleich den Rock und die Weſte des Vaters anziehen; er widerſtrebte, aber was ſie einmal wollte, das mußte doch geſchehen. Nur den Hut ließ ſich Dami nicht aufzwingen, und als er den Rock anhatte, legte ſie die Hand auf die Schulter und ſagte:

„So, jetzt biſt du mein Bruder und mein Vater, und jetzt geht der Rock zum Erſtenmal wieder über Feld und es iſt ein neuer Menſch drinn. Schau Dami, du haſt das ſchönſte Ehrenkleid, was es geben kann auf der Welt; halt' es in Ehren, ſei drin ſo rechtſchaffen wie unſer Vater ſelig geweſen iſt.“

Sie konnte nicht mehr weiter ſprechen und legte ihr Haupt auf die Schulter des Bruders und Thränen fielen auf das Kleid des Vaters.

„Du ſagſt, ich ſei weichmüthig,“ tröſtete ſie Dami, „und du biſt es weit eher.“

Allerdings war Barfüßele von Allem ſchnell tief ergriffen, aber ſie war dabei auch ſtark und leichtlebig wie ein Kind; es war wie damals die Marann' bei ihrem erſten Einſchlafen bemerkt hatte, Wachen und Schlafen, Weinen und Lachen hart neben einander; ſie ging in jedem Ereigniß und jeder Empfindung voll auf, kam aber auch raſch wieder darüber hinweg und in's Gleichgewicht.

Sie weinte noch immer.

„Du machſt Einem das Herz ſo ſchwer,“ jammerte Dami, „und es iſt ſchon ſchwer genug, daß ich fort muß aus der Heimath unter fremde Menſchen. Du hätteſt mich eher aufheitern ſollen, als jetzt ſo, ſo —“

„Rechtſchaffenes Denken iſt die beſte Aufheiterung,“ ſagte Barfüßele, „das macht gar nicht ſchwer. Aber du haſt Recht, du haſt geladen genug, und da kann ein einziges Pfund, das man darauf thut, Einen niederreißen. Aber komm, ich will jetzt ſehen, was die Sonne dazu ſagt, wenn der Vater jetzt zum Erſtenmal wieder vor ſie kommt. Nein, das hab' ich ja nicht ſagen wollen. Komm, jetzt wirſt ſchon wiſſen, wo wir noch hingehen wollen, wo du noch Abſchied nehmen mußt; und wenn du nur eine Stunde weit fortgehſt, du gehſt doch aus dem Ort, und da muß man dort Abſchied nehmen. Iſt mir auch ſchwer genug, daß ich dich nicht mehr bei mir haben ſoll, nein, ich meine, daß ich nicht mehr bei dir ſein ſoll; ich will dich nicht regieren, wie die Leute ſagen. Ja, ja, die alte Marann' hat doch Recht: allein, das iſt ein großes Wort, das lernt man nicht aus was da drin ſteckt. So lang du noch da drüben über der Gaſſe geweſen biſt, und wenn ich dich oft acht Tage nicht geſehen habe, was thut's? Ich kann dich jede Minute haben, das iſt ſo gut als wenn man bei einander iſt; aber jetzt? Nun, es iſt ja nicht aus der Welt. Aber ich bitt' dich, verhebe dich nicht, daß du keinen Schaden leideſt, und wenn du was zerriſſen haſt, ſchick' mir's nur; ich flick' und ſtrick' dir noch, und jetzt komm', jetzt wollen wir auf den Kirchhof.“

Dami wehrte ſich dagegen und wieder mit dem Vorhalte, daß es ihm ſchon ſchwer genug ſei, und daß er ſich's nicht noch ſchwerer machen wolle. Barfüßele willfahrte auch hierin. Er zog die Kleider des Vaters wieder aus und Barfüßele packte ſie in den Sack, den ſie einſt beim Gänſehüten als Mantel getragen hatte und auf dem noch der Name des Vaters ſtand. Sie beſchwor aber Dami, daß er ihr den Sack mit nächſter Gelegenheit wieder zurückſchicke.

Die Geſchwiſter gingen mit einander fort. Ein Hirlinger Fuhrwerk fuhr durch das Dorf. Dami rief es an und packte ſchnell ſeine Habſeligkeiten auf. Dann ging er Hand in Hand mit der Schweſter das Dorf hinaus und Barfüßele ſuchte ihn zu erheitern, indem ſie ſagte:

„Weißt du noch, was ich dir da beim Backofen für ein Räthſel aufgegeben habe?“

„Nein!“

„Beſinn' dich: was iſt das Beſte am Backofen? Weißt's nicht mehr?“

„Nein!“

„Das Beſte am Backofen iſt, daß er das Brod nicht ſelber frißt.“

„Ja, ja, du kannſt luſtig ſein, du bleibſt daheim.“

„Du haſt's ja gewollt, und du kannſt auch luſtig ſein; wolle du nur recht.“

Still geleitete ſie ihren Bruder bis auf den Holderwaſen, dort beim Holzbirnenbaum ſagte ſie:

„Hier wollen wir Abſchied nehmen. Behüt' dich Gott und fürcht' dich vor keinem Teufel.“

Sie ſchüttelten ſich wacker die Hände und Dami ging Hirlingen zu, Barfüßele nach dem Dorf. Erſt unten am Berg, wo Dami ſie nicht mehr ſehen konnte, wagte ſie es, die Schürze aufzuheben und ſich die Thränen abzutrocknen, die ihr die Wangen herabrollten, und laut vor ſich hin ſagte ſie:

„Verzeih' mir's Gott, daß ich das von dem Allein auch geſagt hab'; ich danke dir, daß du mir einen Bruder gegeben haſt. Laß mir ihn nur, ſo lang ich lebe.“

Sie kehrte in's Dorf zurück, es kam ihr leer vor, und in der Dämmerung, als ſie die Kinder des Rodelbauern einwiegte, konnte ſie nicht ein einziges Lied über die Lippen bringen, während ſie ſonſt immer ſang wie eine Lerche. Sie mußte immer denken, wo jetzt ihr Bruder ſei, was man mit ihm rede, wie man ihn empfange, und doch konnte ſie ſich das nicht vorſtellen. Sie wäre gern hingeeilt und hätte gern allen Menſchen geſagt, wie gut er ſei und daß ſie gegen ihn auch gut ſein mögen; aber ſie tröſtete ſich wieder, daß Niemand ganz und überall für den Andern ſorgen könne. Und ſie hoffte, es würde ihm gut thun, daß er ſich ſelber forthelfe.

Als es ſchon Nacht war, ging ſie in ihre Kammer, wuſch ſich auf's Neue, zöpfte ſich friſch und kleidete ſich nochmals an, als ob es Morgen wäre; und mit dieſer ſeltſamen Verdoppelung des neuen Tages begann ihr faſt nochmals ein neues Erwachen.

Als Alles ſchlief, ging ſie noch einmal hinüber zur ſchwarzen Marann' und ohne Licht ſaß ſie Stundenlang bei ihr am Bett in der dunklen Stube; ſie ſprachen davon wie das ſei, wenn man einen Menſchen draußen in der Welt habe, der doch ein Stück von Einem ſei, und erſt als die Marann' eingeſchlafen war, ſchlich ſich Barfüßele davon. Sie nahm aber noch den Kübel und trug Waſſer für die Marann' und legte das Holz auf den Herd und ſo geſchichtet, daß es am andern Morgen nur angezündet zu werden brauchte. Dann erſt ging ſie nach Hauſe.

Was iſt Wohlthätigkeit, die in Geldſpenden beſteht? Eine in die Hand gelegte fremde Kraft, die wiederum von ihr entäußert wird. Wie anders iſt es, die eingeborne Kraft ſelbſt einzuſetzen, ein Stück Leben hinzugeben und noch dazu das einzige das verblieben iſt. Die Stunden der Ruhe, die Sonntagsfreiheit, die Barfüßele gegeben war, opferte ſie alle der ſchwarzen Marann' und ſie ließ ſich dabei noch zanken und ſchelten, wenn ſie Etwas gegen die Gewohnheit der Eigenbrätlerin gethan hatte; und es fiel ihr nicht ein, dabei zu denken oder zu ſagen: wie könnt' Ihr mich noch zanken und ſchelten über etwas was ich Euch ſchenke? Ja ſie wußte kaum mehr daß ſie es that. Nur wenn ſie an Sonntagsabenden bei der Vereinſamten ſtill vor dem Hauſe ſaß und zum Tauſendſtenmale gehört hatte, welch ein ſchmucker Burſch der Johannes am Sonntag geweſen ſei und wenn dann die jungen Burſchen und Mädchen durch das Dorf zogen und allerlei Lieder ſangen, da wurde ſie etwas davon gewahr, daß ſie hier ſaß und ihre Luſtbarkeit opferte und ſie ſang leiſe vor ſich hin die Lieder mit, die von den Wandelnden im Verein geſungen wurden; aber wenn ſie die Marann' anſah, hielt ſie inne und ſie dachte darüber nach, wie es doch eigentlich gut wäre, daß der Dami nicht mehr im Dorf ſei. Er war nicht mehr die Zielſcheibe allgemeiner Neckerei und wenn er zurückkam, war er gewiß ein Burſch vor dem Alle Reſpekt haben mußten.

An Winterabenden, wenn im Hauſe des Rodelbauern geſponnen und geſungen wurde, da allein durfte Barfüßele mitſingen, und obgleich ſie einen hellen, lauten Ton hatte, ließ ſie ſich doch dazu herbei, faſt immer die zweite Stimme zu ſingen. Die Roſel, des Rodelbauern noch ledige Schweſter, die um ein Jahr älter als Barfüßele war, ſang immer die erſte Stimme, und es verſtand ſich von ſelbſt, daß auch die Stimme Barfüßele's ihr dienen mußte, wie denn überhaupt die Roſel, eine ſtolze und ſchneidige Perſon, das Barfüßele durchaus als Laſtthier im Hauſe betrachtete und behandelte; allerdings weniger vor den Leuten als im Geheimen. Und eben weil Barfüßele im ganzen Dorf dafür angeſehen war, daß ſie im Hausweſen des Rodelbauern wacker angriff und Alles in Stand hielt, war es eine Hauptangelegenheit der Roſel, ſich bei den Leuten zu berühmen, wie viel Geduld man mit dem Barfüßele haben müſſe; wie ihm die Gänſehirtin in allen Stücken nachginge, und wie ſie es als ein Werk der Barmherzigkeit betrachte, das Barfüßele nicht ſo vor den Augen der Welt erſcheinen zu laſſen wie es eigentlich ſei.

Ein beſonderer Gegenſtand des Aufziehens und des nicht immer wähligen Spottes waren die Schuhe des Barfüßele. Trotzdem es faſt immer barfuß ging, und höchſtens im Winter in abgeſchnittenen Stiefeln des Bauern, ließ es ſich dennoch bei jedem halbjährigen

Lohne die gebräuchlichen Rahmenſchuhe geben; ſie ſtanden aber oben in der Kammer unberührt und Barfüßele ging doch ſo ſtolz, als hätte es alle die Schuhe auf Einmal an.

Sechs Paar Schuhe ſtanden neben einander ſeitdem Dami beim Scheckennarren diente. Die Schuhe waren mit Heu ausgeſtopft und von Zeit zu Zeit tränkte ſie Barfüßele mit Fett, damit ſie geſchmeidig blieben. Barfüßele war vollauf herangewachſen, nicht ſehr hoch, aber ſtämmig unterſetzt. Sie kleidete ſich immer ärmlich, aber ſauber und anmuthig, und Anmuth iſt die Pracht der Armuth, die nichts koſtet und nicht zu kaufen iſt. Nur weil der Rodelbauer es der Ehre des Hauſes angemeſſen hielt, zog Barfüßele des Sonntags ein beſſeres Kleid an, um ſich vor den Leuten zu zeigen; dann aber kleidete ſie ſich raſch wieder um, und ſaß bei der ſchwarzen Marann' in ihrem Werktagskleide oder ſie ſtand auch bei ihren Blumen, die ſie vor ihrem Dachfenſter in alten Töpfen pflegte. Nelken, Gelbveigelein und Rosmarin gediehen hier vortrefflich, und wenn ſie auch manchen Ableger davon auf das Grab der Eltern gepflanzt hatte, es wucherte Alles doppelt nach, und die Nelken hingen in windenartigen Büſcheln faſt hinab bis auf den Laubengang, der ſich um das ganze Haus zog. Das weit vorgeneigte Strohdach des Hauſes bildete aber auch einen vortrefflichen Schutz für die Blumen und wenn Barfüßele daheim war, fiel im Sommer kein warmer Regen, bei dem ſie nicht die Blumenſcherben in den Garten trug, um ſie dort ganz nahe dem mütterlichen Boden vollregnen zu laſſen.

Beſonders ein kleiner Rosmarinſtock, der in dem Topfe war, den einſt Barfüßele auf dem Holderwaſen zum allgemeinen Gebrauch bei ſich gehabt hatte, beſonders dieſer Rosmarinſtock war äußerſt zierlich gebaut wie ein kleiner Baum, und Barfüßele ballte oft die rechte Fauſt und ſchlug die andere Hand darüber, indem ſie vor ſich hin ſagte:

„Wenn's eine Hochzeit giebt von meinen Nächſten, ja von meinem Dami, dann ſteck' ich den an." Ein anderer Gedanke ſtieg in ihr auf, vor dem ſie erröthete bis in die Schläfe hinein und ſie beugte ſich und roch an dem Rosmarin: wie einen Duft aus der Zukunft ſog ſie Etwas aus ihm ein und mit wilder Haſt verſteckte ſie das Rosmarinſtämmchen zwiſchen die andern großen Pflanzen, daß ſie es nicht mehr ſah und eben ſchloß ſie das Fenſter, da läutete es Sturm.

„Es brennt beim Scheckennarren in Hirlingen!" hieß es bald. Die Spritze wurde herausgethan und Barfüßele fuhr auf derſelben mit der Löſchmannſchaft davon.

„Mein Dami! mein Dami!" jammerte ſie immer in ſich hinein, aber es war ja Tag und bei Tag konnten Menſchen nicht in einem Brande verunglücken. Und richtig! als man bei Hirlingen ankam, war das Haus ſchon niedergebrannt, aber am Wege in einem Baumgarten ſtand Dami und band eben die beiden Schecken, ſchöne, ſtattliche Pferde an einen Baum, und rings herum lief Alles ſcheckig, Ochſen, Kühe und Rinder.

Man hielt an, Barfüßele durfte abſteigen, und mit einem: „Gottlob, daß dir nichts geſchehen iſt," eilte ſie auf den Bruder zu. Dieſer aber antwortete ihr nicht und hielt beide Hände auf den Hals des einen Gaules gelegt.

„Was iſt? Warum redeſt du nicht? haſt du dir Schaden gethan?“

„Ich nicht? aber das Feuer.“

„Was iſt denn?“

„All mein Sach' iſt verbrannt, meine Kleider und mein bischen Geld. Ich habe nichts als was ich auf dem Leib trage.“

„Und des Vaters Kleider ſind auch verbrannt?“

„Sind ſie denn feuerfeſt?“ ſagte Dami zornig. „Frage nicht ſo dumm.“

Barfüßele wollte weinen über dieſes harte Anlaſſen des Bruders, aber ſie fühlte raſch, wie durch einen Naturtrieb, daß Unglück ſehr oft im erſten Anprall unwirſch, hart und händelſüchtig macht; ſie ſagte daher nur:

„Dank' Gott, daß du dein Leben noch haſt, des Vaters Kleider, freilich, da iſt was mit verbrannt, was man ſich nicht mehr erwerben kann, aber ſie wären doch auch einmal zu Grunde gegangen, ſo oder ſo.“

„All dein Geſchwätz iſt für die Katz',“ ſagte Dami und ſtreichelte immer das Pferd. „Da ſteh' ich nun wie der Gott verlaß mich nicht. Da, wenn die Gäule reden könnten, die würden anders reden, aber ich bin eben zum Unglück geboren. Was ich gut thue, iſt nichts, und doch“ —

Er konnte nicht mehr reden, es erſtickte ihm die Stimme.

„Was iſt denn geſchehen?"

„Da die Gäule und die Kühe und Ochſen, ja es iſt uns kein Stückle Vieh verbrannt außer den Schweinen, die haben wir nicht retten können. Schau, der Gaul da drüben, der hat mir da mein Hemd aufgeriſſen, wie ich ihn aus dem Stall ziehe, mein zuderhändiger Gaul der hat mir nichts gethan, der kennt mich. Gelt, du kennſt mich, Humpele? Gelt wir kennen einander?" Der Gaul legte ſeinen Kopf über den Hals des andern und ſchaute Dami groß an, der jetzt fortfuhr:

„Und wie ich dem Bauer mit Freude berichte, daß ich das Vieh alles gerettet habe, da ſagt er: das war nicht nöthig, iſt Alles verſichert und gut, hätt' mir beſſer bezahlt werden müſſen! Ja, denk' ich bei mir, aber daß das unſchuldige Vieh ſterben ſoll, iſt denn das nichts? Iſt's denn, wenn's bezahlt iſt, Alles? Iſt denn das Leben nichts? Der Bauer muß mir was angeſehen haben von dem was ich denk', und da fragt er mich: du haſt doch dein Gewand und dein Sach' gerettet? und da ſag' ich: nein, nein, kein Fädele, ich bin gleich in den Stall geſprungen, und da ſagt er: du biſt ein Tralle! Wie? ſag' ich, Ihr ſeid ja verſichert, wenn das Vieh bezahlt worden wäre, da werden doch auch meine Kleider bezahlt und es ſind auch noch Kleider von meinem Vater ſelig dabei und vierzehn Gulden, meine Taſchenuhr und meine Pfeife. Und da ſagt er: rauch draus! Mein Sach' iſt verſichert und nicht das von den Dienſtboten! Ich ſag': das wird ſich zeigen, und ich laſſ' es auf einen Proceß ankommen, und da ſagt er: ſo jetzt kannſt du gleich gehen. Wer einen Proceß anfangen will, hat aufgekündigt. Ich hätte dir ein paar Gulden geſchenkt, aber ſo kriegſt du keinen Heller. Jetzt mach', daß du fortkommſt!... Da bin ich nun, und ich mein', ich ſollt' meinen zuderhändigen Gaul mitnehmen, ich hab' ihm das Leben gerettet, und er ging' gern mit mir. Gelt du? Aber ich habe das Stehlen nicht gelernt, und ich wüßt' mir auch nicht zu helfen, und es wäre am beſten, ich ſpränge jetzt in's Waſſer. Ich komme mein Lebtag zu nichts und ich hab' nichts."

„Aber ich hab' noch und will dir helfen."

„Nein, das thu' ich nicht mehr, daß ich dich ausſauge; du mußt dir's auch ſauer verdienen."

Es gelang Barfüßele ihren Bruder zu tröſten und ihn ſo weit zu bringen, daß er mit ihr heimging; aber kaum waren ſie hundert Schritte gegangen, als etwas hinter ihnen drein trabte. Der Gaul hatte ſich losgeriſſen und war Dami gefolgt und dieſer mußte das Thier, das er ſo ſehr liebte, mit Steinwürfen zurückjagen.

Dami ſchämte ſich ſeines Unglücks und ließ ſich faſt vor keinem Menſchen ſehen. Weil er ſein Unglück nicht verbergen konnte und Spott darüber fürchtete, verſteckte er ſich ſelber.

Nur an den erſten Häuſern des Dorfes hielt er ſich auf. Die ſchwarze Marann' ſchenkte ihm einen Rock ihres erſchoſſenen Mannes. Dami hatte einen unüberwindlichen Abſcheu davor, ihn anzuziehen, aber Barfüßele, die ehedem den Rock des Vaters als ein

Heiligthum betrachtet und geprieſen hatte," fand jetzt eben ſo viel Gründe zu beweiſen, daß ein Rock doch eigentlich nichts ſei, daß gar nichts darauf ankäme, wer ihn einſt auf dem Leibe gehabt.

Der Kohlenmathes, der nicht weit von der ſchwarzen Marann' wohnte, nahm Dami mit als Gehülfen beim Holzſchlagen und Kohlenbrennen. Dami war das abgeſchiedene Leben am willkommenſten; er wollte nur noch ausharren, bis er Soldat werden mußte und dann wollte er als Einſteher eintreten und auf Lebenszeit Soldat bleiben; beim Soldatenleben iſt doch Gerechtigkeit und Ordnung und da hat Niemand Geſchwiſter und Niemand ein eigen Haus und man iſt in Kleidung und Speiſe und Trank verſorgt und wenn's Krieg giebt, iſt ein friſcher Soldatentod noch das Beſte.

Das war es was Dami am Sonntag im Moosbrunnenwalde ausſprach, wenn Barfüßele hinabkam zum Meiler, ihm Schmalz und Mehl und Rauchtabak brachte und ihn oft belehren wollte, wie er außer der gewöhnlichen Speiſe der Waldköhler, die in ſchmalzgebähtem Brod beſteht, auch die Knödel, die er ſich ſelbſt bereitete, ſchmackhafter machen könne; aber Dami wollte das nicht, gerade ſo wie ſie auskamen, war es ihm recht: er würgte gern Schlechtes hinab, obgleich er hätte Beſſeres eſſen können und überhaupt gefiel er ſich in einer Selbſtverwahrloſung, bis er einſt zum Soldaten herausgeputzt würde. Barfüßele kämpfte gegen dieſes ewige Hinausſchauen nach einer kommenden Zeit und das Verlorengehenlaſſen der Gegenwart, ſie wollte den Dami, der ſich in innerer Schlaffheit wohlgefiel und ſich dabei ſelbſt bemitleidete, immer aufrichten; aber dieſem ſchien in dem inneren Zerfallen faſt wohl zu ſein. Er konnte ſich eben dabei recht bemitleiden, und bedurfte keiner Kraftanſtrengung. Nur mit Mühe brachte es Barfüßele dahin, daß ſich Dami von ſeinem Verdienſte wenigſtens eine eigene Axt erwarb und zwar die des Vaters, die der Kohlenmathes bei der Verſteigerung gekauft hatte.

In tiefer Verzweiflung kehrte oft Barfüßele aus dem Walde zurück, aber ſie hielt nicht lange an; die innere Zuverſicht und der frohe Muth der in ihr lebte, drängte ſich unwillkürlich als heller Geſang auf ihre Lippen, und wer es nicht wußte, hätte nie gemerkt, daß Barfüßele je einen Kummer gehabt oder je einen habe. Die Freudigkeit, die aus der unbewußten Empfindung floß, daß ſie ſtraff und unverdroſſen ihre Pflicht that und Wohlthätigkeit übte an der ſchwarzen Marann' und an Dami, prägte ihrem Antlitz eine unvertilgbare Heiterkeit auf. Im ganzen Hauſe konnte Niemand ſo gut lachen als das Barfüßele, und der alte Rodelbauer ſagte: ihr Lachen töne juſt wie Wachtelſchlag, und weil ſie ihm allzeit dienſtfertig und ehrerbietig war, gab er ihr zu verſtehen, daß er ſie einſtmals in ſein Teſtament ſetze. Barfüßele kümmerte ſich nicht darum und baute nicht viel darauf, ſie erwartete nur den Lohn, den ſie mit Recht und Sicherheit anſprechen konnte, und was ſie Gutes that, that ſie aus einem innern Wohlwollen ohne auf Entgelt zu warten.

8. Sack und Axt.

Das Haus des Scheckennarren war wieder aufgebaut, ſtattlicher als je; der Winter kam herbei und die Looſung der Rekruten. Noch nie war mehr Betrübniß über ein glückliches Loos entſtanden als da Dami ſich freiſpielte. Er war wie verzweifelt und Barfüßele faſt mit ihm, denn auch ihr war der Soldatenſtand als treffliches Mittel erſchienen, um das läſſige Weſen Dami's aufzurichten; dennoch ſagte ſie ihm jetzt:

„Nimm das als Fingerzeig, du ſollſt jetzt für dich ſelber als Mann einſtehen. Aber du thuſt noch immer wie ein kleines Kind, das nicht allein eſſen kann und dem man zu eſſen geben muß."

„Du wirfſt mir vor, daß ich dich ausfreſſe?"

„Nein, das mein' ich nicht. Sei nicht immer ſo leidmüthig, ſteh' nicht immer da: wer will mir was thun? Gutes oder Böſes? Schlag' ſelber um dich!"

„Und das will ich auch und ich hole weit aus!" ſchloß Dami. Er gab lange nicht kund, was er eigentlich vorhatte, aber er ging ſeltſam aufrecht durch das Dorf und ſprach frei mit Jedem, er arbeitete fleißig im Walde bei den Holzſchlägern, er hatte die Axt des Vaters und mit ihr faſt die Kraft deſſen, der ſie ehedem ſo rüſtig gehandhabt.

Als ihm Barfüßele einmal im Frühlingsanfang bei der Heimkehr vom Moosbrunnenwald begegnete, ſagte er, die Axt von der Schulter nehmend: „Was meinſt, wo die hingeht?“

„In's Holz!“ antwortete Barfüßele. „Aber ſie geht nicht allein, man muß ſie hacken.“

„Haſt Recht, aber ſie geht zu ihrem Bruder, und der Eine hackt hüben und der Andere drüben und da krachen die Bäume wie geladene Kanonen und du hörſt nichts davon, oder wenn du willſt, ja aber ſonſt Keiner im Ort.“

„Ich verſtehe dich vom Simri kein Mäßle,“ antwortete Barfüßele. „Ich bin zu alt zum Räthſelaufgeben. Red' deutlich.“

„Ja, ich gehe zum Ohm nach Amerika.“

„So? Gleich heut?“ ſcherzte Barfüßele. „Weißt wie des Maurers Martin einmal ſeiner Mutter zum Fenſter hinaufgerufen hat: Mutter, wirf mir ein friſches Sacktuch 'raus, ich will nach Amerika ſpaziren? Die ſo leicht fliegen wollen, ſind Alle noch da.“

„Wirſt ſchon ſehen, wie lang' ich noch da bin,“ ſagte Dami und ging ohne Weiteres fort in das Haus des Kohlenmathes. Barfüßele wollte ſich über den lächerlichen Plan Dami's luſtig machen, aber es gelang ihr nicht; ſie fühlte, daß etwas Ernſt dabei ſei, und noch in der Nacht, als Alles ſchon im Bett lag, eilte ſie zu ihrem Bruder und erklärte ihm ein für allemal, daß ſie nicht mitgehe. Sie glaubte ihn dadurch plötzlich beſiegt zu haben, aber Dami ſagte kurzweg: „Ich bin dir nicht angewachſen.“ Sein Plan wurde immer feſter.

In Barfüßele war auf einmal wieder all das Wogen von Ueberlegungen, das ſie ſchon einmal in der Kindheit befallen hatte; aber jetzt ſprach ſie nicht mehr mit dem Vogelbeerbaum, als ob er ihr Antwort geben könne, und aus allen Erwägungen heraus lautete der Schluß: „Er hat Recht, daß er geht; ich hab' aber auch Recht, daß ich da bleibe!“ Sie freute ſich eigentlich innerlich, daß Dami einen ſo kühnen Entſchluß faſſen könne, das zeigte doch von männlicher Kraft; und that es ihr auch tief wehe, fortan vielleicht allein zu ſein in der weiten Welt, ſo fand ſie es doch Recht, daß der Bruder mit geſundem Muth hinausgriff. Dennoch glaubte ſie ihm noch nicht ganz. Am andern Abend paßte ſie ihm ab und ſagte ihm:

„Sprich nur mit keinem Menſchen von deinem Auswanderungsplan, ſonſt wirſt du ausgelacht, wenn du's nicht ausführſt.“

„Haſt Recht!“ ſagte Dami, „aber nicht deswegen; ich fürchte mich nicht davor, mich vor anderen Menſchen zu binden; ſo gewiß als ich die fünf Finger da an der Hand habe, ſo gewiß gehe ich, ehe hier die Kirſchen zeitig ſind; und wenn ich mich durchbetteln und wenn ich mich durchſtehlen muß, daß ich fortkomme. Nur das Eine thut mir weh, daß ich fort muß und nicht dem Scheckennarren einen Tuck anthun kann, den er ſein Leben lang ſpürt.“

„Das iſt die rechte Großmännigkeit,“ eiferte Barfüßele, „das iſt die echte Herzensliederlichkeit, einen Rachegedanken hinter ſich zu laſſen. Dort, dort drüben liegen unſere Eltern, komm' mit, komm' mit auf ihr

Grab und ſage das dort noch einmal, wenn du kannſt. Weißt, wer der Nichtsnutzigſte iſt? Wer ſich verderben läßt. Gieb die Axt her, du biſt nicht werth da die Hand zu haben, wo der Vater ſeine Hand gehabt hat, wenn du das nicht gleich mit Stumpf und Stiel aus der Seele reißeſt! Die Axt gieb her! Die ſoll kein Menſch haben, der von Stehlen und Morden ſpricht. Die Axt gieb her! Oder ich weiß nicht was ich thue.“

Kleinlaut ſagte Dami: „Es iſt nur ſo ein Gedanke geweſen. Glaub' mir, ich hab's nicht gewollt, ich kann ja das auch nicht; aber weil ſie mich immer ſo den Kegelbuben heißen, da hab' ich gemeint, ich müſſe auch einmal wettern und dreinfluchen und dreinhauen. Aber du haſt Recht. Sieh, wenn du willſt, gehe ich noch heut Nacht hin zum Scheckennarren und ſage ihm, daß ich keinen böſen Gedanken im Herzen gegen ihn hab'.“

„Das brauchſt du nicht, das iſt wieder zu viel; aber weil du ſo Einſicht annimmſt, ſo will ich dir helfen was ich kann.“

„Das Beſte wäre, du gingeſt mit.“

„Nein, das kann ich nicht, ich weiß nicht warum, aber ich kann nicht. Aber das habe ich nicht verſchworen: wenn du mir ſchreibſt, daß dir's beim Ohm gut geht, da komme ich nach. So in den Nebel hinein, wo man nichts weiß . . . ich ändere nicht gern, und ich hab's ja eigentlich gut hier. Aber jetzt laß uns überlegen, wie du fort kommſt.“

Es iſt eine Eigenheit vieler Auswandernden, und giebt Zeugniß von einer finſtern Seite der Menſchennatur überhaupt und unſerer vaterländiſchen Zuſtände insbeſondere, daß die lebendig Scheidenden gern noch vor ihrem Abgang ungeſtraft Rache nehmen, und bei Vielen iſt es das Erſte was ſie in der neuen Welt thun, daß ſie nach der alten Welt an die Gerichte ſchreiben, und allerlei Angebereien über geheimgebliebene Verbrechen machen.

Es waren ſchreckliche Beiſpiele dieſer Art in der Gegend vorgekommen, und Barfüßele flammte darum doppelt im Zorn auf, weil auch ihr Bruder ſich zu den aus dem Verſtecke Schießenden hatte geſellen wollen. Darum war ſie jetzt doppelt zufrieden, als ſie den böſen Willen Dami's beſiegt hatte; denn tiefer als alle Wohlthat erquickt das innere Gefühl, einen Andern von Laſter und Irrweg zurückgeführt zu haben.

Mit der ganzen ſichern Klarheit ihres Weſens erwog ſie nun alle Umſtände. Die Frau des Ohms hatte an ihre Schweſter geſchrieben, daß es ihnen wohlgehe, und ſo wußte man den Aufenthaltsort des Ohms.

Die Erſparniſſe Dami's waren ſehr gering, und auch die Barfüßele's reichten nicht voll aus. Dami ſprach davon, daß die Gemeinde ihm eine namhafte Beiſteuer geben müſſe; die Schweſter wollte nichts davon wiſſen, und ſie ſagte: „Das ſoll das Letzte ſeyn, wenn alles Andere fehlgeſchlagen hat.“ Sie erklärte nicht, was ſie noch ſonſt verſuchen könne. Ihr erſter Gedanke war allerdings, ſich an die Landfriedbäuerin in Zusmarshofen zu wenden; aber ſie wußte, wie ſolch ein Bettelbrief einer reichen Bäuerin erſcheinen müſſe, die vielleicht auch nicht einmal baar Geld habe; dann dachte ſie an den Rodelbauer, der ihr verſprochen hatte, ſie in ſein Teſtament zu ſetzen, er ſollte ihr das Zugedachte jetzt geben, und wenn es auch weniger ſei. Dann fiel ihr wieder ein, daß man vielleicht den Scheckennarren, dem es wieder überaus wohl erging, zu einer Beiſteuer bewegen könne. Sie ſagte von alledem dem Dami nichts, aber wie ſie ſein Gewand muſterte, wie ſie mit vieler Mühe der ſchwarzen Marann' von ihrer aufgeſpeicherten Leinwand ein Stück auf Borg abkaufte, alsbald zuſchnitt und in der Nacht vernähte, alle dieſe entſchiedenen Vorbereitungen machten Dami faſt zittern. Er hatte freilich gethan, als ob der Auswanderungsplan bei ihm unerſchütterlich feſt ſei, und doch kam er ſich jetzt wie gebunden, wie gezwungen vor, als ob er durch den feſten Willen der Schweſter zur Ausführung genöthigt würde. Ja, die Schweſter erſchien ihm faſt hartherzig, als ob ſie ihn fortdränge, ihn los ſein wolle. Er wagte jedoch nicht, dieß deutlich zu ſagen, er wußte nur allerlei Quengeleien vorzubringen und Barfüßele deutete dieſe als das verdeckte Wehe des Abſchieds, das kleine Hinderniſſe gern als Nöthigung annimmt, um ſich von einem Vorhaben abbringen zu laſſen und doch dabei eine Entſchuldigung vor ſich zu haben. Sie machte ſich nun vor Allem an den alten Rodelbauer und verlangte geradezu, daß er ihr das Erbſtück, welches er ſchon lange verſprochen, jetzt gebe.

Der alte Rodelbauer ſagte: „Was preſſirſt du ſo? Kannſt nicht warten? Was haſt?“

„Nichts hab' ich und kann nicht warten.“ Sie erzählte, daß ſie ihren Bruder ausſteuern wolle, der nach Amerika auswandere. Das war ein glücklicher Griff für den alten Rodelbauer; er konnte ſeine Zähigkeit noch als Gutmüthigkeit, als weiſe Fürſorge hinſtellen, und bedeutete Barfüßele, daß er ihr jetzt keinen rothen Heller gebe, er wolle nicht ſchuld ſein, daß ſie ſich ganz ausziehe für ihren Bruder. Nun bat Barfüßele, daß er der Fürſprech ſei beim Scheckennarren; dazu ließ er ſich endlich herbei, und that groß damit, daß er ſich zum Betteln hergebe bei einem fremden Mann für einen fremden Menſchen; aber die Ausführung verſchob er von Tag zu Tag, bis er ſich endlich, da Barfüßele nicht abließ, auf den Weg machte. Wie vorauszuſehen war, kam er mit leerer Hand zurück, denn des Scheckennarren erſte Frage war natürlich: was denn der Rodelbauer gebe? Und als dieſer geradezu ſagte, daß er ſich vor der Hand zu nichts verſtehe, ſo war das der gewieſene Weg und der Scheckennarr blieb auch auf demſelben. Als Barfüßele ihren Kummer über dieſe Hartherzigkeit der ſchwarzen Marann' klagte, rief dieſe aus: „Ja, ſo ſind die Menſchen! Wenn morgen Einer in's Waſſer ſpringt, und man zieht ihn todt heraus, da ſagt ein Jedes: hätt' er mir's nur geſagt, was ihm fehlt, ich hätt's ihm ja gern gegeben und ihm in Allem geholfen. Was gäb' ich nicht drum, wenn ich ihn wieder in's Leben bringen könnte! — Aber ihn beim Leben erhalten, dazu wollte ſich keine Hand aufthun."

Und eben dadurch, daß ſich Barfüßele die ganze Schwere der Dinge immer voll auf that, lernte ſie ſie leicht ertragen. „Drum muß man ſich nur auf ſich ſelbſt verlaſſen," war ihr innerer Wahlſpruch, und ſtatt ſich niederdrücken zu laſſen von Hinderniſſen, wurde ſie dadurch nur immer ſchnellkräftiger. Sie raffte zuſammen und machte zu Gelde, was ſie nur hatte, und der reiche Anhenker, den ſie einſt von der Landfriedbäuerin erhalten, wanderte zur Wittwe des alten Heiligenpflegers, die ſich in ihrem Wittwenſtande an einem ergiebigen Wucher auf Fauſtpfänder erfreute. Auch der Dukaten, den ſie dem Oberbaurath auf dem Kirchhofe einſt nachgeworfen hatte, wurde jetzt wieder gefordert und ſeltſamer Weiſe erbot ſich nun der Rodelbauer, beim Gemeinderath in dem er ſaß, eine namhafte Unterſtützung für den auswandernden Dami zu erwirken. Mit öffentlichen Geldern war er gern großmüthig und tugendhaft. Dennoch erſchrak Barfüßele, als er ihr nach wenigen Tagen verkündete, es ſei beim Gemeinderath Alles bewilligt, aber nur auf die Bedingung hin, daß Dami das Heimathsrecht im Dorf aufgebe. Das hatte ſich von ſelbſt verſtanden, man hatte gar nicht anders gedacht; aber jetzt, da es eine Bedingung war, erſchien es als ein Schreckbild: nirgends mehr daheim zu ſein. Dem Dami ſagte Barfüßele nichts von dieſen ihren Gedanken und Dami ſchien wieder froh und wohlgemuth. Beſonders die ſchwarze Marann' redete ihm viel zu, denn ſie hätte gern das ganze Dorf in die Fremde geſchickt, um endlich Kunde von ihrem Johannes zu bekommen; und jetzt glaubte ſie ſteif und feſt, daß ihr Johannes über dem Meer ſei. Der Krappenzacher hatte ihr geſagt: das Meer, die ſalzige Fluth, verhindere die Thränen, die man um Einen weinen wolle, der am andern Ufer ſei.

Barfüßele erhielt von ihrer Dienſtherrſchaft die Erlaubniß, den Bruder zu begleiten, als er ſeinen Ueberfahrtsvertrag mit dem Agenten in der Stadt abſchließen wollte. Wie erſtaunten ſie aber, als ſie hier hörten, daß dies bereits geſchehen ſei. Der Gemeinderath hatte es ſchon bewerkſtelligt, und Dami genoß des Armenrechtes und der entſprechenden Verpflichtungen. Er mußte vom Schiff aus, bevor daſſelbe in's weite Meer ſegelte, eine Beſcheinigung ſeiner Abfahrt unterzeichnen und erſt dann wurde das Geld ausgezahlt.

Traurig kehrten die Geſchwiſter heim in's Dorf, ſchweigend gingen ſie dahin. Dami war von Verdroſſenheit überfallen, daß nun Etwas geſchehen müſſe, weil er's einmal geſagt, und Barfüßele empfand ein tiefes Wehe, daß doch ihr Bruder eigentlich wie auf dem Schub fortgeſchafft würde. An der Gemarkung ſagte Dami laut zu dem Stock, auf dem der Ortsname und Amtsbezirk ſtand:

„Du da! Behüt dich Gott! Ich bin nicht mehr bei dir daheim, und alle Menſchen da drin die ſind mir jetzt grad ſo viel wie du.“

Barfüßele weinte, aber ſie nahm ſich vor, daß dies das Letztemal ſein ſolle bis zur Abreiſe Dami's und auch bei dieſer ſelbſt. Sie hielt Wort. Die Leute im Dorfe ſagten: das Barfüßele müſſe kein Herz im Leibe haben, denn es waren ihr die Augen nicht naß geworden als ihr Bruder ſchied und die Leute wollen gern ſelbſt die Thränen ſehen. Was kümmern ſie die heimlich geweinten? Barfüßele aber hielt ſich wach und ſtraff. Nur in den letzten Tagen vor der Abreiſe

Dami's verſäumte ſie zum Erſtenmal ihre Pflicht, denn ſie vernachläſſigte ihre Arbeit und war immer beim Dami; ſie ließ ſich von der Roſel darüber ausſchelten und ſagte nur: „Du haſt Recht.“ Sie lief aber doch ihrem Bruder überall nach, ſie wollte keine Minute verlieren, da er noch da war, ſie meinte, ſie könne ihm in jedem Augenblick noch etwas Beſonderes erweiſen, noch etwas Beſonderes ſagen für Lebenlang, und quälte ſich wieder, daß ſie ganz gewöhnliche Sachen ſprach, ja, daß ſie ſogar manchmal mit ihm ſtritt.

O dieſe Abſchiedsſtunden, wie bedrücken ſie das Herz, wie preßt ſich da alle Vergangenheit und Zukunft in einen Augenblick zuſammen und man weiß nirgends anzufaſſen und nur ein Blick, eine Berührung muß Alles ſagen!

Amrei gewann indeß doch noch Worte. Als ſie ihrem Bruder das Leinenzeug vorzählte, ſagte ſie: „Das ſind gute ſaubere Hemden, halt' dich gut und ſauber drin.“ Und als ſie Alles in den großen Sack packte, auf dem noch der Name des Vaters ſtand, ſagte ſie: „Bring' den wieder mit, voll lauter Gimgold. Wirſt ſehen, wie gern du dann hier wieder die Bürgerannahme bekommſt, und des Rodelbauern Roſel, wenn ſie bis dahin noch ledig iſt, ſpringt dir über ſieben Häuſer nach.“ Und als ſie die Axt des Vaters in die große Kiſte legte, ſagte ſie: „O wie glatt iſt der Stiel! Wie oft iſt er durch des Vaters Hand gegangen und ich mein', ich ſpür' noch ſeine Hand da drauf. So, jetzt hab' ich das Wahrzeichen: Sack und Axt. Arbeiten und Einſammeln das iſt das Beſte und da bleibt man luſtig und geſund und glücklich. Behüt' dich Gott! und ſag' auch recht oft vor dich hin: Sack und Axt. Ich will's auch oft thun und das ſoll unſer Gedenken ſein, unſer Zuruf, wenn wir weit, weit von einander ſind, bis du mir ſchreibſt oder mich holſt oder wie du's kannſt, wie's eben Gott will. Sack und Axt! da drin ſteckt Alles. Da kann man Alles hineinthun, alle Gedanken und Alles was man erworben hat."

Und noch als Dami auf dem Wagen ſaß und ſie ihm zum Letztenmal die Hand reichte, die ſie lange nicht laſſen wollte, bis er endlich davon fuhr, da rief ſie ihm noch mit heller Stimme nach: „Sack und Axt! Vergiß das nicht." Er ſchaute zurück und winkte, und — war verſchwunden.

9. Ein ungebetener Gaſt.

Gelobt ſei Amerika! rief der Nachtwächter zum Ergötzen Aller mehrere Nächte beim Stundenanrufen aus, ſtatt des üblichen Dankſpruches gegen Gott. Und der Krappenzacher, der, weil er ſelber nichts galt, gern bei den „rechten“ Leuten auf die Armen ſchimpfte, ſagte am Sonntag beim Ausgang aus der Kirche und Nachmittags auf der langen Bank vor dem Auerhahn: „Der Columbus iſt ein wahrer Heiland geweſen. Von was kann der Einen nicht Alles erlöſen! Ja, das Amerika iſt der Saukübel von der alten Welt, da ſchüttet man hinein, was man in der Küche nicht mehr brauchen kann: Kraut und Rüben und Alles durcheinander und für die, wo im Schloß hinterm Haus wohnen und Franzöſiſch verſtehen oui! oui! iſt es noch ein gutes Freſſen.“

Bei der Armuth an Geſprächſtoffen war natürlich der ausgewanderte Dami geraume Zeit Gegenſtand der Unterhaltung; und wer zum Gemeinderath gehörte, pries ſeine Weisheit, daß er ſich von einem Menſchen befreit habe, der gewiß einmal der Gemeinde zur Laſt gefallen wäre. Denn wer in allerlei Gewerben herumkutſchirt, fährt in's Elend.

Natürlich gab es viele gutmüthige Menſchen, die Barfüßele Alles berichteten, was man über ihren Bruder ſagte und wie man über ihn ſpottete. Aber Barfüßele lachte darüber, und als von Bremen aus ein ſchöner Brief vom Dami kam — man hätte es gar nicht geglaubt, daß er Alles ſo ordentlich ſetzen kann — da triumphirte ſie vor den Augen der Menſchen und las den Brief mehrmals vor. Innerlich aber war ſie traurig, einen ſolchen Bruder wohl auf ewig verloren zu haben. Sie machte ſich Vorwürfe, daß ſie ihn nicht genug habe aufkommen laſſen, daß ſie ihn nicht genug vorn hin geſtellt habe; denn das zeigte ſich jetzt, welch ein geweckter Burſch der Dami war und dabei ſo gut. Er, der von Allem im Dorf hatte Abſchied nehmen wollen wie von dem Stock an der Gemarkung, füllte jetzt faſt eine ganze Seite mit lauter Grüßen an Einzelne und Jeder hieß der „Liebe“ und der „Gute“ und der „Brave“ und Barfüßele erntete viel Lob, überall wo ſie die Grüße ausrichtete und dabei immer genau zeigte: „Seht, da ſteht's!“

Barfüßele war eine Zeitlang ſtill und in ſich gekehrt, es ſchien ſie zu gereuen, daß ſie den Bruder fortgelaſſen oder nicht mit ihm gegangen war. Sonſt hörte man ſie in Stall und Scheune und Küche und Kammer und beim Ausgang, mit der Senſe über der Schulter und dem Grastuch unter'm Arm, immer ſingen; jetzt war ſie ſtill. Sie ſchien das gewaltſam zurückzuhalten. Aber es gab ein gutes Mittel, die Lieder wieder hinaustönen zu laſſen. Am Abend ſchläferte ſie die Kinder des Rodelbauern ein und dabei ſang ſie unaufhörlich, wenn die Kinder auch ſchon lange ſchliefen. Dann eilte ſie noch zur ſchwarzen Marann' und verſorgte ſie mit Holz und Waſſer und Allem was ſie bedurfte.

An Sonntag-Nachmittagen, wenn Alles ſich vergnügte, ſtand Barfüßele oft ſtill und unbewegt an der Thürpfoſte ihres Hauſes und ſchaute hinein in die Welt und den Himmel und ſah wie die Vögel flogen und träumte ſo vor ſich hin, bald hinaus in's Weite, wo der Dami jetzt ſei und wie es ihm ergehe, und dann konnte ſie wieder unverwandten Blickes lange Zeit einen umgelegten Pflug betrachten und einem Huhn, das ſich in den Sand eingrub, zuſchauen. Wenn ein Fuhrwerk durch's Dorf fuhr, ſchaute ſie auf und ſagte faſt laut: „Die fahren zu Jemand! Auf allen Straßen der Welt geht kein Menſch zu mir, denkt kein Menſch zu mir; und gehör' ich denn nicht auch her?“ Und dann war's ihr immer als erwarte ſie Etwas, ihr Herz pochte ſchneller wie einem Ankommenden entgegen. Und unwillkürlich ſang ſie:

Alle Wäſſerlein auf Erden
Die haben ihren Lauf;
Kein Menſch iſt ja auf Erden,
Der mir mein Herz macht auf.

„Ich wollte, ich wäre ſo alt wie Ihr,“ ſagte ſie einmal aus ſolchen Träumen heraus, als ſie bei der ſchwarzen Marann' ankam.

„Sei froh, daß der Wunſch kein Wahr iſt,“ erwiderte die ſchwarze Marann'. „Wie ich ſo alt war wie du, da war ich luſtig und hab' drunten in der Gipsmühle 132 Pfund gewogen.“

„Ihr ſeid doch Einmal wie das Andermal und ich bin gar nicht gleich.“

„Wenn man gleich ſein will, muß man ſich die Naſe abſchneiden, da iſt man im ganzen Geſicht gleich. Du Närrle, gräm' dir deine jungen Jahre nicht ab, es giebt ſie dir Keiner wieder heraus. Die alten kommen ſchon von ſelber.“

Es gelang der ſchwarzen Marann' leicht, Barfüßele zu tröſten. Nur wenn ſie allein war, lag noch ein ſeltſames Bangen auf ihr. Was ſoll das werden?

Ein wunderliches Hin- und Herreden ging durch das Dorf. Man ſprach ſeit vielen Tagen davon, daß es in Endringen eine Nachhochzeit gebe, wie ſeit Menſchengedenken keine in der Gegend geweſen ſei. Die älteſte Tochter des Dominik und des Ameile heirathete einen reichen Holzhändler im Murgthal und man ſagte, das gäbe eine Luſtbarkeit wie man ſie noch nie erfahren.

Der Tag rückte immer näher heran. Wo ſich zwei Mädchen begegnen, ziehen ſie ſich hinter eine Hecke, eine Heuflur und können gar kein Ende finden und behaupten doch ſtets, daß ſie gewaltig Eile hätten. Man ſagt, es käme Alles aus dem Oberlande und aus dem ganzen Murgthal und von dreißig Stunden Wegs her, denn das ſei eine große Familie. Am Rathhausbrunnen, da war erſt das rechte Leben, da wollte kein Mädchen ein neues Kleidungsſtück haben, um ſich andern Tages umſomehr an der Ueberraſchung und dem Staunen zu erfreuen. Vor lauter Fragen und Hin- und Herreden vergaß man das Waſſerſchöpfen, und

Barfüßele, die am ſpäteſten gekommen war, ging am früheſten mit vollem Kübel wieder heim. Was ging ſie der Tanz an! Und doch war's ihr immer, als hörte ſie überall Muſik.

Am andern Tage hatte Barfüßele viel im Hauſe hin und her zu rennen, denn ſie ſollte die Roſel aufputzen. Sie erhielt manchen heimlichen Knuff beim Zöpfen, aber ſie ertrug es ſtill.

Die Roſel hatte ein gewaltiges Haar und das ſollte auch gewaltig prangen. Sie wollte heute etwas Neues damit probiren. Sie wollte einen Maria-Thereſienzopf haben, wie man hier zu Lande ein kunſtreiches Geflecht aus vierzehn Strängen nennt, das ſollte als neu Aufſehen erregen. Es gelang Barfüßele das ſchwere Kunſtwerk zu Stande zu bringen; aber kaum war es fertig, als die Roſel es im Unmuth wieder aufriß und ſie ſah wild aus wie ihr die Stränge über den ganzen Kopf und über das Geſicht hingen, dabei war ſie aber doch ſchön und ſtattlich und gewaltig im Umfang, und ihr ganzes Gebahren ſprach es aus: minder als vier Roſſe können nicht in dem Hauſe ſein, in das ich einmal heirathe! Und in der That warben viele Hofſöhne um ſie, aber ſie ſchien noch keine Luſt zu haben, ſich für irgend Einen zu beſtimmen. Sie blieb nun bei den landesüblichen zwei Zöpfen, die den Rücken hinabhingen, mit eingeflochtenen rothen Bändern, die faſt bis an den Boden hinabreichten. Sie ſtand fertig geſchmückt da und nun verlangte ſie einen Blumenſtrauß. Sie ſelbſt hatte die ihr zugehörigen Blumen verwildern laſſen, und trotz aller Einſprache mußte Barfüßele doch endlich nachgeben und ihre ſchöngehegten Blumen vor dem Fenſter faſt aller Blüthen berauben. Auch das kleine Rosmarinſtöckchen verlangte Roſel zu haben, aber Barfüßele wollte ſich eher zerreißen laſſen, ehe ſie das hergab; und die Roſel ſpottete und lachte, ſchimpfte und ſchalt über die einfältige Ganshirtin, die ſo eigenwillig thue und die man doch um Gotteswillen im Hauſe habe. Barfüßele antwortete nicht und ſie ſah Roſel nur an mit einem Blick, vor dem Roſel die Augen niederſchlug. Jetzt hatte ſich eine rothe Wollroſe auf dem linken Schuh verſchoben und Barfüßele war eben niedergekniet, um ſie behutſam feſtzunähen; da ſagte die Roſel halb in Reue über ihr Benehmen, halb doch noch im Spott:

„Barfüßele, heut' thu' ich's nicht anders, heut' mußt du mit zum Tanz.“

„Spotte nicht ſo, was willſt du denn von mir?“

„Ich ſpotte nicht,“ betheuerte die Roſel noch halb neckiſch, „Du ſollteſt auch einmal tanzen, biſt ja auch ein junges Mädle, und es wird auch Deinesgleichen auf dem Tanz ſein; unſer Roßbub geht ja auch und es kann auch ein Bauernſohn mit dir tanzen, ich will ſchon einen Ueberzähligen ſchicken.“

„Laß mich in Frieden oder ich ſteche dich,“ mahnte Barfüßele am Boden, zitternd vor Freude und Trauer.

„Die Schwägerin hat Recht,“ nahm die junge Bäuerin nun das Wort, die bis jetzt zu Allem geſchwiegen hatte, „und ich gebe dir kein gutes Wort mehr, wenn du heute nicht mit zum Tanz gehſt. Komm, da ſetz' dich hin, ich will dich auch einmal bedienen.“

Und einmal über das andere übergoß Barfüßele eine Flammenröthe, wie ſie ſo da ſaß und ihre Meiſterin ſie bediente; und als ſie ihr die Haare aus dem Geſicht that und ſie alle nach hinten wendete, wollte Barfüßele faſt vom Stuhl ſinken, da die Bäuerin ſagte: „Ich zöpf' dich, wie die Allgäuerinnen gehen. Das wird dich ganz gut herausputzen, und du ſiehſt auch ſo aus wie eine Allgäuerin; ſo unterſetzt und ſo braun und ſo kugelig; du ſiehſt aus wie die Tochter von der Landfriedbäuerin in Zusmarshofen.“

„Was die? warum wie die?“ fragte Barfüßele und zitterte am ganzen Leib. Was war's, warum ſie jetzt gerade an die Bäuerin erinnert wurde, die ihr von Kind auf im Sinne lag und die ihr damals erſchienen war wie eine wohlthätige Fee aus dem Märchen? Aber ſie hatte keinen Ring den ſie drehen konnte, damit ſie erſcheinen müſſe; ſie konnte ſie nur innerlich herbannen, und das geſchah oft faſt unwillkürlich.

„Halt' dich ruhig, ſonſt rupf' ich dich,“ befahl die Bäuerin, und Barfüßele hielt ſtill und athmete kaum. Und wie ihr die Haare ſo mitten durch getheilt wurden, und wie ſie ſo da ſaß, die Hände zuſammengepreßt und Alles mit ſich machen laſſen mußte, und die hochſchwangere Frau ſie bald warm anhauchte, bald an ihr herumboſſelte, da kam ſie ſich vor als würde ſie plötzlich verzaubert, und ſie redete kein Wort, als dürfe ſie den Zauber nicht verſcheuchen, und ſenkte demüthig den Blick.

„Ich wollt', ich könnte dich zu deiner Hochzeit ſo einkleiden!“ ſagte die Bäuerin, die heute von lauter

Güte überfloß. „Ich möchte dir einen rechtſchaffenen Hof gönnen und es wäre Keiner mit dir angeführt; aber heutigen Tages geſchieht das nicht mehr. Da ſpringt das Geld nach dem Geld. Nun ſei du nur zufrieden. So lang mir ein Auge offen ſteht, ſoll dir bei mir nichts fehlen, und wenn ich ſterbe — ich weiß nicht, es iſt mir dießmal ſo bang um die ſchwere Stunde — gelt, du verläß'ſt meine Kinder nicht und vertrittſt an ihnen Mutterſtelle?“

„O Gott im Himmel, wie könnt Ihr nur ſo was denken!“ rief Barfüßele und Thränen rannen ihr aus den Augen. „Das iſt eine Sünde, und man kann auch ſündigen, daß man Gedanken über ſich kommen läßt, die nicht recht ſind.“

„Ja, ja; du haſt recht,“ ſagte die Bäuerin, „aber wart' noch, ſitz' noch ſtill, ich will dir meinen Anhenker holen und den will ich dir um den Hals thun.“

„Nein, um Gotteswillen nicht; ich trage nichts was nicht mein iſt. Ich thät' mich in den Boden hinein ſchämen vor mir ſelber.“

„Ja, aber ſo kannſt du nicht gehen. Oder haſt du vielleicht noch ſelber Etwas?“

Barfüßele erzählte, daß ſie allerdings einen Anhenker habe, den ſie als Kind von der Landfriedbäuerin erhalten, der aber wegen Dami's Auswanderung verpfändet ſei bei der Wittwe des Heiligenpflegers.

Barfüßele mußte nun ſtillſitzen und verſprechen, ſich nicht im Spiegel zu ſehen, bis die Bäuerin wieder käme, die nun forteilte, um das Kleinod zu holen und ſelber für das Darlehen zu bürgen.

Welche Schauer floſſen nun durch die Seele Barfüßele's, wie ſie ſo da ſaß, ſie, die allzeit Dienende nun bedient, und in der That faſt wie verzaubert. Sie fürchtete ſich faſt vor dem Tanz, ſie war jetzt ſo gut und ſo freundlich behandelt — wer weiß wie ſie herumgeſtoßen wird und Keiner ſieht nach ihr um, und all ihr äußerer Schmuck und ihre innere Luſt iſt vergebens! „Nein," ſagte ſie vor ſich hin, „und wenn ich weiter nichts habe als daß ich mich gefreut habe, das iſt auch genug; und wenn ich mich gleich wieder ausziehen und daheim bleiben müßte, ich wäre ſchon glückſelig."

Die Bäuerin kam mit dem Schmuck und das Lob des Schmuckes und Schimpfen auf die Heiligenpflegerin, die einem armen Mädchen ſolche Blutzinſen abnehme, ging ſeltſam durcheinander. Sie verſprach, noch heute das Darlehen zu bezahlen und es Barfüßele allmälig am Lohn abzuziehen.

Jetzt endlich durfte Barfüßele ſich betrachten. Die Frau hielt ihr ſelber den Spiegel vor und aus den Minen Beider glänzte es und ſprach es wie ein jauchzender Wechſelgeſang der Freude.

„Ich kenn' mich gar nicht! ich kenn' mich gar nicht!" ſagte Barfüßele immer und betaſtete ſich auf und nieder mit beiden Händen im Geſicht. „Ach Gott, wenn nur mein' Mutter mich ſo ſehen könnte! Aber ſie wird Euch gewiß vom Himmel herab ſegnen, daß Ihr ſo gut zu mir ſeid, und ſie wird Euch beiſtehen in der ſchweren Stunde; brauchet nichts zu fürchten."

„Jetzt mach' aber ein ander Geſicht," ſagte die

Bäuerin, „nicht ſo ein Gotteserbarm; aber es wird ſchon kommen, wenn du die Muſik hörſt.“

„Ich mein', ich höre ſie ſchon,“ ſagte Barfüßele. „Ja, horchet, da iſt ſie.“ In der That fuhr eben ein großer Leiterwagen mit grünen Reiſern beſteckt durch das Dorf und darauf ſaß die ganze Muſik, und der Krappenzacher ſtand mitten zwiſchen den Muſikanten und blies die Trompete, daß es ſchmetterte.

Nun war kein Halt mehr im Dorf, Alles machte ſich eilig davon. Die Bernerwägelein, einſpännig und zweiſpännig, aus dem Dorf ſelber und aus den benachbarten, die hier durch mußten, jagten einander faſt wie im Wettrennen. Roſel ſtieg zu ihrem Bruder auf den Vorderſitz und Barfüßele ſaß hinten im Korbe. Sie ſchaute immer vor ſich nieder, ſo lange man durch das Dorf fuhr, ſo ſchämte ſie ſich. Nur beim Elternhauſe wagte ſie aufzublicken: die ſchwarze Marann' grüßte heraus, der rothe Gockelhahn krähte auf der Holzbeuge und der Vogelbeerbaum nickte: „Glück auf den Weg!“

Jetzt fuhr man durch das Thal, wo der Manz die Steine klopfte, jetzt über den Holderwaſen, wo eine alte Frau die Gänſe hütete. Barfüßele nickte ihr freundlich. Ach Gott, wie komm' denn ich dazu, daß ich hier ſo ſtolz und geſchmückt vorbeifahre, und iſt's denn nicht eine gute Stunde bis Endringen und man meint doch, man wäre kaum eingeſeſſen und jetzt heißt's ſchon abſteigen! und die Roſel iſt ſchon begrüßt und umſtanden von allerlei Gefreundeten und: „Iſt das eine Schweſter deiner Schwägerin, die du da bei dir haſt?“ heißt es vielfach.

„Nein, es iſt nur unſere Magd," antwortete Roſel. Mehrere Bettler aus Haldenbrunn die hier waren, betrachteten Barfüßele ſtaunend; ſie kannten ſie offenbar nicht und erſt als ſie ſie lange angeſehen hatten riefen ſie: „Ei, das iſt ja das Barfüßele."

„Das iſt nur unſere Magd." Dieſes Wörtchen „nur" war Barfüßele tief in's Herz gedrungen, aber ſie faßte ſich ſchnell und lächelte, denn in ihr ſprach es: „Laß dir nicht von einem Wörtchen deine Freude verderben. Wenn du das anfängſt, da trittſt du überall auf Dornen." Die Roſel nahm Barfüßele bei Seite und ſagte:

„Geh' du nur einſtweilen auf den Tanzboden, oder anderswohin wenn du ſonſt Bekannte im Ort haſt. Bei der Muſik ſehe ich dich hernach ſchon wieder."

Ja, da ſtand Barfüßele wie verlaſſen und ſie kam ſich vor, als hätte ſie ihre Kleider geſtohlen und gehöre gar nicht daher, ſie war ein Eindringling. „Wie kommſt du dazu, daß du zu ſo einer Hochzeit gehſt?" fragte ſie ſich und ſie wäre am liebſten wieder heimgekehrt. Sie ging durch das Dorf aus und ein, dort an dem ſchönen Hauſe vorbei, das für den Broſi erbaut worden war und worin auch heute viel Leben ſich zeigte; denn die Oberbauräthin hielt mit ihren Söhnen und Töchtern hier ihre Sommerfriſche. Barfüßele ging wieder das Dorf hinein und ſchaute ſich nicht um und doch wünſchte ſie, daß Jemand ſie anrufe, damit ſie ſich zu ihm geſelle.

Am Ende des Dorfes begegnete ihr ein ſchmucker Reiter auf einem Schimmel, der das Dorf hereinritt.

Er trug eine fremde Bauerntracht und ſah ſtolz drein; jetzt hielt er an, ſtemmte die Rechte mit der Reitgerte in die Seite, mit der linken klatſchte er den Hals ſeines Pferdes und ſagte: „Guten Morgen, ſchönes Jungferle! Schon müde vom Tanz?“

„Das iſt leicht gefragt vom Gaul herunter,“ lautete die Antwort.

Der Reiter ritt davon und Barfüßele ſaß lange Zeit hinter einer Haſelhecke und mußte Allerlei in ſich hineindenken und ihre Wangen glühten von einer Röthe, die der Aerger über ſich ſelbſt, über die ſpitze Antwort auf eine harmloſe Frage, die Betroffenheit und ein unbegreifliches inneres Wogen anfachte: Was kann der gute Menſch dafür, daß du ſo verdrießlich biſt? Und gut iſt er. Er hat ſo eine herzliche Stimme gehabt. Und ſchmuck iſt er auch. Aber was geht das Alles mich an? Ich will von der ganzen Welt nichts mehr, von gar nichts ...

So zu Jubel geſpannt hatte ſie den Tag begonnen und jetzt wünſchte ſie ſich den Tod. „Hier hinter der Hecke einſchlafen und nicht mehr ſein, oder wie herrlich wäre das! Du ſollſt keine Freude haben, warum noch ſo lange herumlaufen? Wie zirpen die Heimchen im Graſe und ein warmer Dampf ſteigt auf von der Erde und eine Grasmücke zwitſchert immer fort und es iſt als ob ſie mit ihrer Stimme immer in ſich hinein lange und friſche noch innigere Töne heraushole und ſich gar nicht genug thun könne, das ſo recht von ganzem Herzen zu ſagen was ſie zu ſagen hat, und droben ſingen die Lerchen und jeder Vogel ſingt für ſich und Keiner hört auf den Andern und Keiner ſtimmt dem Andern bei und doch iſt Alles . . .

Noch nie in ihrem Leben war Amrei am hellen Tag und nun gar des Morgens eingeſchlafen und jetzt, ſie hatte ihr Kopftuch über die Augen gezogen, und jetzt küßte der Sonnenſtrahl ihre geſchloſſenen Lippen, die im Schlafe noch immer wie trotzig gepreßt waren und die Röthe auf ihrem Kinn färbte ſich röther. Sie ſchlief wohl eine Stunde, da wachte ſie zuckend plötzlich auf. Der Reiter auf dem Schimmel war auf ſie zugeritten und jetzt eben hob das Pferd ſeine beiden Vorderfüße, um ſie auf ihre Bruſt zu ſtellen. Es war nur ein Traum geweſen und Amrei ſchaute ſich um, als wäre ſie plötzlich vom Himmel gefallen; ſie ſah ſtaunend wo ſie war, betrachtete verwundert ſich ſelbſt; aber Muſikklang aus dem Dorfe weckte ſchnell Alles und ſie ging neu gekräftigt in's Dorf zurück, wo bereits Alles noch lebendiger geworden war. Sie ſpürte es, ſie hatte ſich ausgeruht von dem Allerlei was heute ſchon mit ihr vorgegangen war. Jetzt ſollten ſie nur kommen die Tänzer! Sie wollte tanzen bis zum andern Morgen und nicht ausruhen und nicht müde werden.

Die friſche Röthe eines Kinderſchlafes lag auf ihrem Angeſicht und Alles ſah ſie ſtaunend an. Sie ging nach dem Tanzboden; da tönte die Muſik, aber in den leeren Raum, es waren keine Tänzer da. Nur die Mädchen, die heute zur Bedienung der Gäſte gedungen waren, tanzten miteinander herum. Der Krappenzacher betrachtete Barfüßele lange und ſchüttelte den Kopf. Er ſchien ſie offenbar nicht zu kennen. Amrei drückte ſich an den Wänden hin und wieder hinaus. Sie begegnete Dominik dem Furchenbauer, der heut' in voller Freude ſtrahlte.

„Mit Verlaub,“ ſagte er, „gehört die Jungfer zu den Hochzeitgäſten?“

„Nein, ich bin nur eine Magd, und bin mit meiner Haustochter, des Rodelbauern Roſel gekommen.“

„Gut, ſo geh' hinauf auf den Hof zur Bäuerin, und ſag' ihr, ich ſchick' dich, du wollteſt ihr helfen; man kann heute nicht Hände genug in unſerm Hauſe haben.“

„Weil Ihr es ſeid, recht gern,“ ſagte Amrei und machte ſich auf den Weg. Unterwegs mußte ſie viel daran denken, daß der Dominik auch Knecht geweſen ſei und ... „Ja, ſo Etwas kommt nur alle hundert Jahr' Einmal vor. Und es hat viel Blut gekoſtet ehe er zu dem Hof gekommen iſt, das iſt doch arg.“

Die Furchenbäuerin Ameile hieß die Ankommende, die im Anerbieten ihrer Dienſte zugleich die Jacke abzog und ſich eine große Schürze mit Bruſtlatz ausbat, freundlich willkommen; aber die Bäuerin that es nicht anders, Amrei mußte vorher ſelber ſattſam Hunger und Durſt ſtillen; bevor ſie Andere bediente. Amrei willfahrte ohne viel Umſtände und ſchon mit den erſten Worten gewann ſie die Furchenbäuerin, denn ſie ſagte: „Ich will nur gleich zugreifen, ich muß geſtehen, ich bin hungrig und ich will Euch nicht viel Mühe machen mit Zureden.“

Amrei blieb nun in der Küche und gab den Auftragenden Alles ſo geſchickt in die Hand und wußte bald Alles ſo zu ſtellen und zu greifen, daß die Bäuerin ſagte: „Ihr beiden Amrei's, du da und meine Bruderstochter, Ihr könnt jetzt ſchon Alles machen und ich will bei den Gäſten bleiben."

Die Amrei von Siebenhöfen, die ſogenannte Schmalzgräfin, die weit und breit als ſtolz und trotzig bekannt war, benahm ſich ausnehmend freundlich gegen Barfüßele und die Furchenbäuerin ſagte einmal zu Barfüßele: „Es iſt ſchad, daß du kein Burſch biſt; ich glaub', die Amrei thät' dich auf dem Fleck heirathen und dich nicht heimſchicken wie alle anderen Freier."

„Ich hab' einen Bruder, der iſt noch zu haben, aber er iſt in Amerika," ſcherzte Barfüßele.

„Laß ihn drüben," ſagte die Schmalzgräfin, „am beſten wär's, man könnte alle Mannsleute hinüberſchicken und wir blieben allein da."

Amrei verließ den Hof nicht, bis wieder Alles an Platz geſtellt war und als ſie ihre Schürze auszog, war ſie noch ſo weiß und unzerknittert wie beim Anziehen.

„Du wirſt müd ſein und nimmer tanzen können," ſagte die Bäuerin, als Amrei endlich mit einem Geſchenk Abſchied nahm, und dieſe ſagte:

„Was müd ſein? Das iſt ja nur geſpielt. Und glaubet mir, es iſt mir jetzt wohler, daß ich heut ſchon Etwas geſchafft habe. So einen ganzen Tag blos zur Luſtbarkeit, ich wüßt' ihn nicht herumzubringen, und das iſt's gewiß auch geweſen, warum ich heute Morgen ſo traurig war, es hat mir was gefehlt; aber jetzt bin ich vollauf zum Feiertag aufgelegt, ganz aus dem

Geſchirr, jetzt wäre ich erſt recht aufgelegt zum Tanzen — wenn ich nur Tänzer kriege."

Ameile wußte Barfüßele keine beſſere Ehre anzuthun, als indem ſie ſie wie eine vornehme Bäuerin im Hauſe herumführte und in der Brautſtube zeigte ſie ihr die große Kiſte mit den Kunkelſchenken (Hochzeitsgeſchenken) und öffnete die hohen, blaugemalten Schränke, drauf Name und Jahrzahl geſchrieben war und darin vollgeſtopft die Ausſteuer und zahlreiches Linnenzeug, Alles mit bunten Bändern gebunden und mit künſtlichen Nelken beſteckt. Im Kleiderſchranke mindeſtens dreißig Kleider, daneben die hohen Betten, die Wiege, die Kunkel mit den ſchönen Spindeln um und um mit Kinderzeug behangen, das die Geſpielen geſchenkt hatten.

„O lieber Gott!" ſagte Barfüßele, „wie glücklich iſt doch ſo ein Kind aus ſo einem Haus."

„Biſt du neidiſch?" fragte die Bäuerin und im Andenken, daß ſie das Alles einer Armen zeige, ſetzte ſie hinzu: „Glaub' mir, das viele Sach' macht es nicht aus; es ſind Viele glücklicher, die keinen Strumpf von den Eltern bekommen."

„Ja wohl, das weiß ich, und bin auch nicht neidiſch um das viele Gut, weit eher darum, daß Euer Kind Euch und ſo vielen Menſchen danken kann für das Gute, was es von ihnen hat. Solche Gewänder von der Mutter müſſen doppelt warm halten."

Die Bäuerin zeigte ihr Wohlgefallen an Barfüßele dadurch, daß ſie ihr das Geleite gab bis vor den Hof, ebenſogut als Einer, die acht Roßköpfe im Stall hatte.

Es tummelte ſich ſchon Alles wild durcheinander als Amrei auf den Tanzboden kam. Sie blieb zuerſt ſchüchtern auf der Flur ſtehen. Wo iſt denn die Kinderſchaar, die ſonſt ſich hier erluſtigte und die Vorfreude des künftigen Lebens im Vorhof genoß? Ach freilich, das iſt ja jetzt von der hohen Staatsregierung verboten, das Kirchen- und Schulamt hat die Kinder verbannt, daß ſie nicht zuſehen dürfen oder gar ſich ſelbſt nach den Tanzweiſen drehen wie einſt noch in der Kinderzeit Amrei's.

Es iſt das auch einer jener ſtillen Mordſchläge vom grünen Tiſch.

Auf der leeren Flur, über die nur manchmal Einer hin und her eilt, wandelt der Landjäger einſam auf und ab.

Als der Landjäger Amrei ſo daher kommen ſah, wie lauter Licht im Angeſichte, ging er auf ſie zu und ſagte:

„Guten Abend, Amrei! So? kommſt auch?“

Amrei ſchauderte zuſammen und ſtand leichenblaß: hatte ſie etwas Straffälliges gethan? Sie durchforſchte ihr ganzes Leben und wußte nichts und er that doch ſo vertraut, als ob er ſie ſchon einmal transportirt hätte. In dieſen Gedanken ſtand ſie ſchaudernd da als müßte ſie eine Verbrecherin ſein und erwiderte endlich: „Dank' ſchön, ich weiß nichts davon, daß wir uns dutzen. Wollt Ihr was?“

„Oho wie ſtolz, ich freſſ' dich nicht, darfſt mir ordentlich Antwort geben. Warum biſt denn ſo bös? Was?“

„Ich bin nicht bös, ich will Niemand was zu leid thun, ich bin halt ein dummes Mädle.“

„Stell' dich nicht ſo duckmäuſerig.“

„Woher wiſſet Ihr denn was ich bin?“

„Weil du ſo mit dem Licht flankirſt.“

„Was? Wo? Wo hab' ich mit dem Licht flankirt? Ich nehm' immer eine Laterne wenn ich in den Stall gehe.“

Der Landjäger lachte und ſagte: „Da, da, mit deinen braunen Guckerle, da flankirſt du mit dem Licht, deine Augen, die ſind ja wie zwei Feuerkugeln.“

„Gehet aus dem Weg, daß Ihr nicht anbrennet, Ihr könntet in die Luft fahren mit Eurem Pulver da in der Patrontaſche.“

„Es iſt nichts drin,“ ſagte der Landjäger in Verlegenheit, um doch Etwas zu ſagen. „Aber mich haſt du ſchon verſengt.“

„Ich ſehe nichts davon, es iſt Alles noch ganz. Es iſt genug, laſſet mich gehen.“

„Ich halt' dich nicht, du Krippenbeißerle; du könnteſt Einem das Leben ſauer machen, der dich gern hat.“

„Braucht mich Niemand gern zu haben,“ ſagte Amrei und riß ſich los, als wäre ſie plötzlich von Ketten befreit. Sie ſtellte ſich unter die Thüre wo noch viele Zuſchauer ſich zuſammendrängten. Eben begann wieder ein neuer Tanz, ſie wiegte ſich auf dem Platze nach dem Takt hin und her; das Gefühl, Einen abgetrumpft zu haben, machte ſie neu luſtig, ſie hätte es mit der ganzen Welt aufgenommen und nicht nur mit einem einzigen Landjäger. Dieſer war aber auch bald wieder da, und ſtellte ſich hinter Amrei und redete Allerlei zu ihr; ſie gab keine Antwort und that als ob ſie gar nichts höre, ſie nickte den Vorübertanzenden zu als ob ſie von ihnen begrüßt worden wäre. Nur als der Landjäger ſagte: „Wenn ich heirathen dürfte, dich thät ich nehmen,“ da ſagte ſie:

„Was nehmen? Ich geb' mich aber nicht her.“

Der Landjäger war froh, wenigſtens wieder eine Antwort zu haben, und er fuhr fort:

„Wenn ich nur einmal tanzen dürfte, ich thät' gleich Einen mit dir machen.“

„Ich kann nicht tanzen,“ ſagte Amrei.

Eben ſchwieg die Muſik und Amrei ſtieß die Vordern mächtig an, drängte ſich hinein, um ein verborgnes Plätzchen zu ſuchen; ſie hörte nur noch hinter ſich ſagen: „Die kann tanzen, beſſer als eine landauf und landab.“

10. Nur ein einziger Tanz.

Der Krappenzacher reichte Barfüßele, die er jetzt erkannte, von der Muſikbühne herab das Glas. Sie nippte und gab es zurück und der Krappenzacher ſagte: „Wenn Du tanzeſt, Amrei, da ſpiele ich alle meine Inſtrumente durch, daß die Engel vom Himmel herunter kämen und mitthäten.“

„Ja, wenn kein Engel vom Himmel herunter kommt und mich auffordert, werde ich keinen Tänzer kriegen,“ ſagte Amrei halb ſpöttiſch, halb ſchwermüthig, und jetzt dachte ſie darüber nach, warum denn ein Landjäger beim Tanze ſein müſſe. Sie hielt ſich aber bei dieſem Gedanken nicht auf und dachte gleich weiter: er iſt doch auch ein Menſch wie andere, wenn er auch einen Säbel um hat, und bevor er Landjäger worden iſt, war er doch auch ein Burſch wie Andere, und es iſt doch eine Plag' für ihn, daß er nicht mittanzen darf. Aber was geht das mich an? Ich muß auch zugucken und ich krieg' kein Geld dafür.

Eine kurze Weile ging Alles viel ſtiller und gemäßigter auf dem Tanzboden her, denn „die engliſche Frau,“ ſo hieß Agy, die Frau des Oberbauraths Severin, noch immer im Dorf und in der ganzen Umgegend, war mit ihren Kindern auf den Tanz gekommen. Die vornehmen Holzhändler ließen Champagner knallen und brachten der Engländerin ein Glas, ſie trank auf das Wohl des jungen Paares und wußte dann Jeden durch ein huldvolles Wort zu beglücken. In den Mienen aller Anweſenden ſtand ein ſtetiges wohlgefälliges Lächeln. Agy that manchem Burſchen, der ihr im blumenbekränzten Glaſe zutrank, mit Nippen Beſcheid, und die alten Weiber in der Nähe Barfüßele's wußten viel Lob von der engliſchen Frau zu ſagen und waren ſchon lange aufgeſtanden, ehe ſie ſich ihnen nahte und ein paar Worte mit ihnen ſprach. Und als Agy weggegangen war, brach der Jubel, Singen, Tanzen und Stampfen und Jauchzen mit neuer Macht los.

Der Oberknecht des Rodelbauern kam auf Amrei zu und ſie ſchauerte ſchon in ſich zuſammen, voller Erwartung, aber der Oberknecht ſagte:

„Da Barfüßele, heb' mir meine Pfeif' auf bis ich getanzt habe." Und viele junge Mädchen aus dem Orte kamen und von der Einen erhielt ſie eine Jacke, von der Andern eine Haube, ein Halstuch, einen Hausſchlüſſel, Alles ließ ſie ſich aufhalſen und ſie ſtand immer mehr bepackt da, je mehr ein Tanz nach dem andern vorüberging. Sie lächelte immer vor ſich hin, aber es kam Niemand. Jetzt wurde ein Walzer aufgeſpielt, ſo weich, das geht ja wie wenn man drauf ſchwimmen könnte. Und jetzt ein Hopſer, wer kann noch ruhig ſtehen? Hei! wie da Alles hüpft und ſtampft und ſpringt, wie ſie Alle in Luſt hoch aufathmen, wie die Augen glänzen und die alten Weiber die in der Ecke ſitzen, wo Amrei ſteht, klagen über Staub und Hitze, gehen aber doch nicht heim. Da ... Amrei zuckt zuſammen, ihr Blick iſt auf einen ſchönen Burſchen geheftet, der jetzt ſtolz in dem Getümmel hin- und hergeht. Das iſt ja der Reiter, der ihr heute Morgen begegnete, und den ſie ſo ſchnippiſch abgefertigt. Alle Blicke ſind auf ihn gerichtet, wie er die linke Hand auf dem Rücken, mit der rechten die ſilberbeſchlagene Pfeife hält, ſein ſilbernes Uhrgehänge tanzt hin und her, und wie ſchön iſt die ſchwarzſammtne Jacke und die ſchwarzſammtnen weiten Beinkleider und die rothe Weſte. Aber ſchöner iſt noch ſein runder Kopf, mit gerolltem braunem Haar, die Stirn iſt ſchneeweiß, von den Augen an aber das Antlitz tief gebräunt und ein leichter voller Bart bedeckt Kinn und Wange.

„Das iſt ein Staatsmenſch,“ ſagte eine der alten Frauen.

„Und was hat der für himmelblaue Augen!“ ergänzte eine Andere, „die ſind ſo ſchelmiſch und ſo gutherzig zugleich.“

„Woher der nur ſein mag? Aus der hieſigen Gegend iſt er nicht,“ ſprach eine Dritte, und eine Vierte fügte hinzu:

„Das iſt gewiß wieder ein Freier für die Amrei.“

Barfüßele zuckte zuſammen. Was ſoll das ſein? Was ſoll das heißen? Sie wird bald belehrt was damit gemeint iſt, denn die Erſte ſagte wieder:

„Da dauert er mich, die Schmalzgräfin führt alle Mannsleut' am Narrenſeil herum.“

Ja, auch die Schmalzgräfin heißt Amrei.

Der Burſche war mehrmals durch den Saal gegangen und ließ die Augen um und um ſchweifen, da plötzlich bleibt er ſtehen, nicht weit von Barfüßele, er winkt ihr, es überläuft ſie ſiedend heiß, aber ſie iſt wie feſtgebannt, ſie regt ſich nicht. Und nein, er hat gewiß Jemand hinter dir gewinkt, dich meint er gewiß nicht. Er drängt vor, Amrei macht Platz. Er ſucht gewiß eine Andere.

„Nein, dich will ich," ſagte der Burſche ihre Hand faſſend. „Willſt du?"

– Amrei kann nicht reden, aber was braucht's deſſen auch? Sie wirft ſchnell Alles was ſie in Händen hat in einen Winkel: Jacken, Halstücher, Hauben, Tabakspfeifen und Hausſchlüſſel. Sie ſteht flügge da und der Burſche wirft einen Thaler zu den Muſikanten hinauf und kaum ſieht der Krappenzacher Amrei an der Hand des fremden Tänzers, als er in die Trompete ſtößt, daß die Wände zittern, und fröhlicher kann es den Seligen nicht erklingen beim jüngſten Gericht als jetzt Amrei; ſie drehte ſich, ſie wußte nicht wie, ſie war wie getragen von der Berührung des Fremden und ſchwebte von ſelbſt, und es war ja gar Niemand ſonſt da. Freilich, die Beiden tanzten ſo ſchön, daß Alle unwillkürlich anhielten und ihnen zuſchauten.

„Wir ſind allein," ſagte Amrei während des Tanzes und gleich darauf ſpürte ſie den heißen Athem des Tänzers, der ihr erwiderte:

„O wären wir allein, allein auf der Welt! Warum kann man nicht ſo fort tanzen bis in den Tod hinein?"

„Es iſt mir jetzt grad," ſagte Amrei, „wie wenn wir zwei Tauben wären, die in der Luft fliegen. Juhu! fort, in den Himmel hinein" und „Juhu!"

jauchzte der Burſche laut, daß es aufſchoß, wie eine feurige Rakete, die zum Himmel aufſpringt und Juhu! jauchzte Amrei mit und immer ſeliger ſchwangen ſie ſich und Amrei ſagte: „Sag', iſt denn auch noch Muſik? Spielen denn die Muſikanten noch? Ich höre ſie gar nicht mehr."

„Freilich ſpielen ſie noch, hörſt du denn nichts?"

„Ja, jetzt, ja," ſagte Amrei und ſie hielten inne, ihr Tänzer mochte fühlen, daß es ihr vor Glückſeligkeit faſt ſchwindelig zu Muthe werden wollte.

Der Fremde führte Amrei an den Tiſch und gab ihr zu trinken, er ließ dabei ihre Hand nicht los. Er faßte den Schweden-Dukaten an ihrem Halsgeſchmeide und ſagte: „Der hat einen guten Platz."

„Es iſt auch von guter Hand," erwiderte Barfüßele, „ich hab' den Anhenker geſchenkt gekriegt als kleines Kind."

„Von einem Verwandten?"

„Nein, die Bäuerin iſt nicht mit mir verwandt."

„Das Tanzen thut dir wohl, wie es ſcheint?"

„O wie wohl! Denk' nur, man muß das ganze Jahr ſo viel ſpringen und es ſpielt Einem Niemand auf dazu. Jetzt thut das doppelt wohl."

„Du ſiehſt kugelig rund aus," ſagte der Fremde ſcherzend, „du mußt gut im Futter ſtehen."

Raſch erwiderte Amrei: „Das Futter macht's nicht aus, aber wie's Einem ſchmeckt."

Der Fremde nickte und nach einer Weile ſagte er wieder halb fragend: „Du biſt des Bauern Tochter von . . .?"

„Nein, ich dien',“ ſagte Amrei und ſchaute ihm feſt in's Auge, er aber wollte das ſeine niederſchlagen, die Wimper zuckte, und er hielt das Auge gewaltſam auf, und dieſer Kampf und Sieg des leiblichen Auges ſchien das Abbild deſſen was in ihm vorging; er wollte faſt das Mädchen ſtehen laſſen, doch wie im Selbſttrotze ſich zwingend ſagte er:

„Komm', wir wollen noch einen tanzen.“

Er hielt ihre Hand feſt und nun begann von Neuem Jubel und Luſt, aber dieſesmal ruhiger und ſtetiger. Die Beiden fühlten, daß die Gehobenheit in den Himmel nun wohl zu Ende ſei, und wie aus dieſem Gedanken heraus ſagte Amrei:

„Wir ſind doch glückſelig mit einander geweſen, wenn wir uns auch unſer Lebtag nimmer wieder ſehen und Keines weiß wie das Andere heißt.“

Der Burſche nickte und ſagte: „Ja wohl.“

Amrei nahm in Verlegenheit ihren linken Zopf in den Mund und ſagte wieder nach einer Weile:

„Was man einmal gehabt hat, das kann man Einem nicht mehr nehmen, und ſei du auch wer du biſt, laß dich's nicht gereuen, du haſt einem armen Mädchen für ſein Lebenlang ein Gutes geſchenkt.“

„Es reut mich nicht,“ ſagte der Burſche, „aber dich hat's gereut, wie du mich heute Morgen ſo abgetrumpft haſt.“

„O ja, da haſt du Gottes Recht!“ ſagte Amrei, und der Burſche fragte:

„Getrauſt du dir mit mir in's Feld zu gehen?“

„Ja.“

„Und trauſt du mir?“

„Ja.“

„Was werden aber die Deinigen dazu ſagen?“

„Ich hab' mich vor Niemand zu verantworten als vor mir ſelber, ich bin ein Waiſenkind.“

Hand in Hand verließen die Beiden den Tanzſaal. Barfüßele hörte verſchiedentlich hinter ſich flüſtern und pispern und ſie hielt die Augen auf den Boden geheftet. Sie hatte ſich doch wohl zu viel zugetraut.

Draußen zwiſchen den Kornfeldern, wo eben kaum die erſten Aehren aufſchoſſen und noch halb verhüllt in den Deckblättern lagen, da ſchauten die Beiden einander ſtumm an. Sie redeten lange kein Wort und der Burſche fragte zuerſt wieder halb für ſich:

„Ich möcht' nur wiſſen: woher es kommt, daß man einem Menſchen beim erſten Anblick gleich, ich weiß nicht wie, gleich ſo ... gleich ſo ... vertraulich ſein kann. Woher weiß man denn, was in dem Geſicht geſchrieben ſteht?“

„Da haben wir eine arme Seele erlöst,“ rief Amrei, „denn du weißt ja, wenn Zwei in derſelben Minute das Gleiche denken, erlöſen ſie eine arme Seele, und juſt auf das Wort hin hab' ich daſſelbe was du ſagſt, bei mir gedacht.“

„So? und weißt du nun warum?

„Ja.“

„Willſt du mir's ſagen?“

„Warum nicht? Schau, ich bin Gänshirtin geweſen ...“

Bei dieſen Worten zuckte der Burſche wieder zuſammen, aber er that als ob ihm was in's Auge geflogen wäre und rieb ſich die Augen und Barfüßele fuhr unverzagt fort:

„Schau, wenn man ſo allein draußen ſitzt und liegt im Feld, da ſinnt man über Hunderterlei und da kommen Einem wunderliche Gedanken und da hab' ich ganz deutlich geſehen: — gieb nur acht darauf, und du wirſt es auch finden — jeder Fruchtbaum ſieht, wenn man ihn ſo überhaupt und im Ganzen betrachtet, juſt aus wie die Frucht die er trägt. Schau den Apfelbaum, ſieht er nicht aus, ſo in's Breite gelegt, ſo mit Schrundenſchritten, wie ein Apfel ſelber? Und ſo der Birnenbaum und ſo der Kirſchenbaum. Sieh ſie nur einmal drauf an; ſchau, was der Kirſchenbaum einen langen Stiel hat, wie die Kirſche ſelber. Und ſo mein' ich auch“ . . .

„Ja, was meinſt du?“

„Lach' mich nicht aus. Wie die Fruchtbäume ausſehen wie die Früchte die ſie tragen, ſo wäre es auch bei den Menſchen, und man ſieht es ihnen gleich an. Aber freilich, die Bäume haben ihr ehrlich Geſicht und die Menſchen können ſich verſtellen. Aber gelt, ich ſchwätz' dummes Zeug?“

„Nein, du haſt nicht umſonſt die Gänſe gehütet,“ ſagte der Burſche in ſeltſam gemiſchter Empfindung, „mit dir läßt ſich gut reden. Ich möchte dir gern einen Kuß geben, wenn ich mich nicht einer Sünde fürchten thät'.“

Barfüßele zitterte am ganzen Leib; ſie bückte ſich um eine Blume zu brechen, ließ aber wieder ab. Es entſtand eine lange Pauſe und der Burſche fuhr fort:

„Wir ſehen uns wohl niemals wieder, drum iſt's beſſer ſo.“

Hand in Hand gingen die Beiden wieder zurück in den Tanzſaal. Und nun tanzten ſie noch einmal ohne ein Wort zu reden und als der Tanz zu Ende war, führte ſie der Burſche wieder an den Tiſch und ſprach: „Jetzt ſag' ich dir Lebewohl! Aber verſchnauſe nur und dann trink noch einmal.“

Er reichte ihr das Glas und als ſie es abſetzte ſagte er:

„Du mußt austrinken, mir zu lieb, ganz bis auf den Grund.“

Amrei trank fort und fort und als ſie endlich das leere Glas in der Hand hatte und ſich umſchaute, war der fremde Burſche verſchwunden. Sie ging hinab vor das Haus und da ſah ſie ihn noch nicht weit entfernt auf ſeinem Schimmel davon reiten; aber er wendete ſich nicht mehr um.

Die Nebel zogen wie Schleierwolken auf dem Wieſenthal dahin, die Sonne war ſchon hinab, Barfüßele ſagte faſt laut vor ſich hin:

„Ich wollt' es ſollte gar nicht wieder morgen werden, immer heut, immer heut!“ und ſie ſtand in Träumen verloren. Die Nacht kam raſch herbei. Der Mond wie eine dünne Sichel ſtand ſchon auf den dunkeln Bergen und nicht weit von ihm, Haldenbrunn zu, der Abendſtern. — Ein Bernerwägelchen nach dem andern fuhr wieder davon. Barfüßele hielt ſich zum Gefährte ihres Meiſters, das eben auch angeſpannt wurde. Da kam Roſel und ſagte ihrem Bruder, daß ſie den Burſchen und Mädchen aus dem Dorfe verſprochen habe: heute gemeinſam mit ihnen heimzugehen, und es verſtand ſich nun von ſelbſt, daß der Bauer nicht allein mit der Magd fuhr. Das Bernerwägelchen raſſelte heim. Die Roſel mußte Barfüßele geſehen haben, aber ſie that, als ob ſie nicht da wäre und Barfüßele ging noch einmal hinaus, den Weg, den der fremde Reiter dahin geritten war. Wohin iſt er nur geritten? Wie viel hundert Dörfer und Weiler liegen hier nach dieſem Weg hinaus, wer kann ſagen, wo er ſich hingewendet? Barfüßele fand die Stelle, wo er ſie heute früh zum Erſtenmal begrüßt; ſie wiederholte laut ſeine Anrede vor ſich hin. Sie ſaß noch einmal dort hinter der Haſelhecke, wo ſie heute Morgen geſchlafen und geträumt. Eine Goldammer ſaß auf einer ſchlanken Spitze und ihre ſechs Töne lauteten gerade: was thuſt denn du noch da? Was thuſt denn du noch da? Barfüßele hatte heute eine ganze Lebensgeſchichte erlebt. War denn das nur ein einziger Tag? Sie kehrte wieder zurück zum Tanze, aber ſie ging nicht mehr hinauf, ſie ging allein heimwärts nach Haldenbrunn, wohl den halben Weg, aber plötzlich kehrte ſie wieder um, ſie ſchien nicht fortzukönnen von dem Ort, wo ſie ſo glückſelig geweſen war, und ſie ſagte ſich nur, es ſchicke ſich nicht, daß ſie allein heimkehre. Sie wollte gemeinſam mit den Burſchen und Mädchen ihres Dorfes gehen. Als ſie wieder vor dem Wirthshaus in Endringen ankam, waren bereits Mehrere aus ihrem Orte verſammelt. Und: So? Biſt auch da, Barfüßele? das war der einzige Gruß, der ihr ward. Nun gab es ein Hin- und Herlaufen, denn Manche, die gedrängt hatten, daß man heimkehre, tanzten noch oben, und jetzt kamen noch fremde Burſche und baten und bettelten und drängten, daß man nur noch dieſen Tanz dableibe. Und in der That willfahrte man und Barfüßele ging mit hinauf, aber ſie ſah nur zu. Endlich hieß es: wer jetzt noch tanzt, den laſſen wir da! Und mit vieler Mühe, mit Hin- und Herrennen war endlich der ganze Haldenbrunner Trupp beiſammen vor dem Hauſe. Ein Theil der Muſik gab ihnen das Geleite bis vor das Dorf und mancher verſchlafene Hausvater ſah noch heraus, und da und dort kam eine hier verheirathete Geſpielin, die nicht mehr zum Tanze ging, an das Fenſter und rief: Glück auf den Weg!

Die Nacht war dunkel. Man hatte lange Kieferſpäne als Fackeln mitgenommen, und die Burſchen, die ſie trugen, tanzten damit auf uud nieder und jauchzten. Kaum aber war die Muſik zurückgekehrt, kaum war man eine Strecke vor Endringen hinausgekommen, als es hieß: „Die Fackeln blenden nur!“ und beſonders zwei beurlaubte Soldaten, die in ganzer Uniform unter dem Trupp waren, ſpotteten im Bewußtſein ihrer angehängten Säbel über die Fackeln. Man verlöſchte ſie in einem Graben. Nun fehlte noch Dieſer und Jener und Dieſe und Jene. Man rief ihnen zu und ſie antworteten aus der Ferne. Die Roſel wurde von des Kappelbauern Sohn von Lauterbach begleitet, aber kaum war er fort und kaum war ſie bei ihren Ortsangehörigen, als ſie laut ſagte: „Ich will Nichts von Dem.“ Einige Burſche ſtimmten ein Lied an und Einzelne ſangen mit, aber es war kein rechter Zuſammenhalt mehr, denn die Soldaten wollten neue Lieder zum Beſten geben. Es wurde nur manchmal laut gelacht, denn einer der Soldaten war ein Enkel des luſtigen Broſi, der Sohn der Gipsmüllerin Monika, und der brachte allerlei Witze vor, denen beſonders der Schneiderjörg, der mit ging, zum Stichblatt dienen mußte. Und wieder wurde geſungen und jetzt ſchien man ſich geeinigt zu haben, denn es tönte voll und hell.

Barfüßele ging immer hinter drein, eine gute Strecke von ihren Ortsangehörigen entfernt. Man ließ ſie gewähren und das war das Beſte, was man ihr anthun konnte. Sie war bei ihren Ortsangehörigen und doch allein und ſie ſchaute ſich oft um nach den Feldern und Wäldern: wie war das wunderlich jetzt in der Nacht, ſo fremd, und doch wieder ſo vertraut. Die ganze Welt war ihr ſo wunderlich wie ſie ſich ſelbſt geworden war. Und wie ſie ging, einen Schritt nach dem andern, wie fortgeſchoben und gezogen, und nicht wußte, daß ſie ſich bewegte; ſo bewegten ſich die Gedanken in ihr von ſelbſt, hin und her; das ſchwirrte von ſelbſt ſo fort, ſie konnte es nicht faſſen, nicht leiten; ſie wußte nicht was es war. Ihre Wangen erglühten, als ob jeder Stern am Himmelszelt eine heißſtrahlende Sonne wäre und in ihr entflammte das Herz. Und jetzt, ja als hätte ſie's ſelbſt angegeben, als hätte ſie's ſelbſt angeſtimmt, ſangen ihre vorausgehenden Ortsgenoſſen das Lied, das ihr am Morgen auf die Lippen gekommen war.

Es waren zwei Liebchen im Allgäu,
Und die hatten einander ſo lieb.

Und der junge Knab zog in Kriege:
„Und wann kommſt du wiederum heim?

„Das kann ich dir ja nicht ſagen
Welches Jahr, welchen Tag, welche Stund" ...

Und jetzt wurde das Nachtlied geſungen und Amrei ſang mit aus der Ferne:

Zur ſchönen guten Nacht, Schatz lebe wohl!
Wenn alle Leute ſchlafen
So muß ich wachen,
Muß traurig ſein.

Zur ſchönen guten Nacht, Schatz lebe wohl!
Leb immer in Freuden
Und ich muß dich meiden
Bis ich wiederum komm.

Wenn ich wiederum komm, komm ich recht zu dir,
Und dann thu ich dich küſſen
Und das ſchmeckt ſo ſüße,
Schatz, du biſt mein.

Schatz du biſt mein und ich bin dein!
Und das thut mich erfreuen
Und du wirſt's nicht bereuen,
Schatz, lebe wohl!

Man kam endlich am Dorfe an und eine Gruppe nach der andern fiel ab. Barfüßele blieb an ihrem Elternhauſe bei dem Vogelbeerbaum noch lange ſinnend und träumend ſtehen. Sie wollte hinein und der Marann' Alles ſagen, gab es jedoch auf. Warum heute noch die Nachtruhe ſtören und wozu ſoll's? Sie ging ſtill heimwärts, Alles lag in feſtem Schlaf.

Als ſie endlich in das Haus eintrat, kam ihr Alles noch viel ſeltſamer vor als draußen: ſo fremd, ſo gar nicht dazu gehörig. „Warum kommſt du denn wieder heim? Was willſt du denn eigentlich da?" Es war ein wunderſames Fragen, das in jedem Tone für ſie lag, wie der Hund bellte und wie die Treppe knackte, wie die Kühe im Stalle brummten, das Alles war ein Fragen: „Wer kommt denn da heim? Wer iſt denn das?" Und als ſie endlich in ihrer Kammer war, da ſaß ſie ſtill nieder und ſtarrte in's Licht und plötzlich ſtand ſie auf, faßte die Ampel und leuchtete damit in den Spiegel und ſah darin ihr Antlitz und ſie ſelber fragte faſt immer: „Wer iſt denn das? . . . Und ſo hat er mich geſehen, ſo ſiehſt du aus," ſetzte ein zweiter Gedanke hinzu. „Es muß ihm doch was an dir gefallen haben, warum hätt' er dich ſonſt ſo angeſehen?" Ein ſtilles Gefühl der Befriedigung ſtieg in ihr auf, das noch geſteigert wurde durch den Gedanken: „Du biſt doch jetzt auch einmal als eine Perſon angeſehen worden, du biſt bis daher immer nur zum Dienen und Helfen für Andere dageweſen. Gut Nacht, Amrei, das war einmal ein Tag!" Aber es mußte doch endlich dieſer Tag ein Ende haben. Mitternacht war vorüber und Barfüßele legte ein Stück nach dem andern von ihrer Kleidung gar ſorglich wieder zuſammen. „Ei, das iſt ja noch die Muſik, horch, wie der wiegende Walzer tönt!“ Sie öffnete das Fenſter. Es tönt keine Muſik, ſie liegt ihr nur in den Ohren. Drunten bei der ſchwarzen Marann' kräht ſchon der Hahn, die Fröſche quaken, es nahen Schritte von Männern die des Weges kommen, das ſind wohl ſpäte Heimgänger von der Hochzeit, die Schritte tönen ſo laut in der Nacht. Die jungen Gänſe im Hauſe ſchnattern in der Steige. Ja, die Gänſe ſchlafen nur ſtundenweiſe, ſo bei Tag, ſo bei Nacht. Die Bäume ſtehen ſtill, unbewegt. Wie iſt doch ſo ein Baum ganz anders in der Nacht als am Tage! Solch eine geſchloſſene dunkle Maſſe, wie ein Rieſe in ſeinem Mantel. Wie muß das ſich regen in dem unbewegt ſtehenden Baume. Was iſt das für eine Welt, in der ſolches iſt! — Kein Windhauch regt ſich, und doch iſt es wieder wie ein Tropfen von den Bäumen; das ſind wohl Raupen und Käfer, die niederfallen. Eine Wachtel ſchlägt, das kann keine andere ſein, als die beim Auerhahnwirth eingeſperrte. Sie weiß nicht, daß es Nacht iſt. Und ſchau, der Abendſtern der bei Sonnenuntergang entfernt und tief unter dem Monde ſtand, ſteht jetzt nahe und über ihm, und je mehr man ihn anſieht, je mehr glänzt er. Spürt er wohl den Blick eines Menſchen? Jetzt ſtill, horch, wie die Nachtigall ſchlägt, das iſt ein Geſang, ſo tief, ſo weit; iſt es denn nur ein einziger Vogel? Und jetzt — Amrei ſchaudert zuſammen — mit dem Glockenſchlag Ein Uhr rutſcht ein Ziegel vom Dach und fällt klatſchend auf den Boden. Amrei zittert, wie von Geſpenſterfurcht gepackt, ſie zwingt ſich, noch eine Weile der Nachtigall zuzuhorchen, dann aber ſchließt ſie das Fenſter. Ein Nachtfalter, der wie eine große fliegende Raupe mit vielen Flügeln ausſieht, hat ſich mit in das Dachſtübchen gewagt und fliegt um das Licht, angezogen und abgeſtoßen, ſo grau und grauenhaft. Amrei faßt ihn endlich und wirft ihn hinaus in die Nacht.

Indem ſie nun Haube, Goller und Jacke in eine Truhe legte, ergriff ſie unwillkürlich ihr altes Schreibebuch von der Schule her, das ſie noch aufbewahrt hatte, und ſie las darin, ſie wußte ſelbſt nicht warum, allerlei Sittenſprüche. Wie ſteif und ſorglich waren die dahin gezeichnet. Ja, es mochte ſie aus dieſen Blättern etwas anmuthen, daß ſie doch einmal eine Vergangenheit gehabt, denn es ſchien, daß das Alles verſchwunden war.

„Jetzt hurtig in's Bett!“ rief ſie ſich zu; aber mit der ganzen Bedachtſamkeit ihres Weſens knüpfte ſie die Bänder alle leiſe und ruhig auf, und verknotete ſich einmal eine Schlinge, ſie ließ nicht ab bis ſie mit Fingern, Zähnen und Nadeln auseinander gebracht war. Noch nie in ihrem Leben hatte ſie einen Knoten entzwei geſchnitten, und noch jetzt in ihrer hohen Erregung verließ ſie ihr bedachtſamer Ordnungsſinn nicht, und es gelang ihr das anſcheinend Unentwirrbarſte zu löſen. Endlich löſchte ſie ruhig und behutſam die Ampel und lag im Bett; aber ſie fand keine Ruhe, raſch ſprang ſie wieder heraus und legte ſich unter das offene

Fenſter, hineinſtarrend in die dunkle Nacht und in das Sternengeflimmer, und in keuſcher Schamhaftigkeit vor ſich ſelber bedeckte ſie Buſen und Hals mit beiden Händen.

Das war ein Schauen und Sinnen, ſo ſchrankenlos, ſo wortlos, ſo nichtswollend und doch Alles faſſend, Eine Minute Geſtorbenſein und Leben im All, in der Ewigkeit.

In der Seele dieſer armen Magd in der Dachkammer hatte ſich aufgethan alles unendliche Leben, alle Hoheit und alle Seligkeit, die der Menſch in ſich ſchließt, und dieſe Hoheit fragt nicht, wer iſt es, aus dem ich erſtehe, und die ewigen Sterne erglänzen über der niederſten Hütte. . . .

Ein Windzug der das Fenſter klappend zuſchlug, weckte Amrei auf, ſie wußte nicht, wie ſie in's Bett gekommen war, und jetzt war Tag.

11. Wie's im Liede ſteht.

„Kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen ſo heiß,
Als heimlich ſtille Liebe,
Von der Niemand nichts weiß."

So ſang Amrei Morgens am Herdfeuer ſtehend, während Alles im Hauſe noch ſchlief.

Der Roßbub, der den Pferden zum Erſtenmal Futter aufſteckte, kam in die Küche und holte ſich eine Kohle für ſeine Pfeife.

„Was thuſt denn du ſchon ſo früh auf, wenn die Spatzen murren?" fragte er Barfüßele.

„Ich mache eine Tränke für die Kälberkuh," antwortete Barfüßele, Mehl und Kleie einrührend, ohne ſich umzuſchauen.

„Ich und der Oberknecht wir haben dich geſtern Abend beim Tanz noch geſucht, aber du biſt nirgends zu finden geweſen," ſagte der Roßbub. „Freilich, du haſt nimmer tanzen wollen; du biſt zufrieden, daß dich der fremde Prinz zum Narren gehalten hat."

„Es iſt kein Prinz und er hat mich nicht zum Narren gehabt. Und wäre das auch, ich möcht' lieber von ſo Einem zum Narren, als von dir und dem Oberknecht zum Geſcheiten gehabt ſein."

„Warum hat er dir aber nicht geſagt, wer er iſt?"

„Weil ich ihn nicht gefragt habe," erwiderte Barfüßele.

Der Roßbub machte einen derben Witz und lachte ſelber darüber; denn es giebt Gebiete, in denen der Einfältigſte noch witzig iſt. Das Antlitz Barfüßele's flammte auf in doppelter Röthe, angeglüht vom Herdfeuer und von innerer Flamme, ſie knirſchte die Zähne über einander und jetzt ſagte ſie:

„Ich will dir was ſagen: du mußt ſelber wiſſen was du werth biſt und ich kann dir's nicht verbieten, daß du vor dir ſelber keinen Reſpect haſt; aber das kann ich dir verbieten, daß du vor mir keinen Reſpect haſt. Das ſag' ich dir. Und jetzt gehſt du hinaus aus der Küche, du haſt hier nichts zu thun, und wenn du nicht gleich gehſt, will ich dir zeigen, wie man hinauskommt."

„Willſt du die Meiſtersleute wecken?"

„Ich brauch' ſie nicht," rief Barfüßele und hob ein brennendes Scheit vom Herde, das knatternd Funken ſprühte. „Fort, oder ich zeichne dich."

Der Roßbub ſchlich mit gezwungenem Lachen davon. Barfüßele aber ſchürzte ſich hoch auf und ging ſchwer aufathmend mit der dampfenden Tränke hinab in den Stall.

Die Kälberkuh ſchien es mit Dank zu empfinden, daß ſie ſchon in ſo früher Stunde bedacht wurde, ſie brummte, ſetzte mehrmals ab im Saufen und ſchaute Barfüßele mit großen Augen an.

„Ja, jetzt werd' ich viel gefragt und gehänſelt werden," ſagte Barfüßele vor ſich hin, „aber was thut's?"

Mit dem Melkkübel auf eine andere Kuh losgehend ſang ſie:

„Dreh dich um und dreh dich um
Rothg'ſcheckete Kuh,
Wer wird dich denn melken
Wenn ich heirathen thu?“

„Was da! Einfältiges Zeug!“ ſetzte ſie dann, wie ſich ſelbſt ausſcheltend hinzu. Sie vollführte ihre Arbeit nun ſtill, und allmälig erwachte das Leben im Hauſe, und kaum war Roſel erwacht, als ſie Barfüßele nachlief und ſie ausſchalt, denn Roſel hatte ein ſchönes Halstuch verloren. Sie behauptete, ſie habe es Barfüßele zum Aufbewahren gegeben, dieſe aber habe in ihrer Mannstollheit Alles weggeworfen als der Fremde ſie aufforderte, und wer weiß ob's nicht ein Dieb war, der den Gaul und die Kleider geſtohlen hat und den man morgen in Ketten einbringt, und es ſei eine Schande geweſen, wie Barfüßele laut beim Tanze gejauchzt habe, und ſie ſolle ſich in Acht nehmen, denn der Enzian-Valentin habe geſagt: wenn eine Henne kräht wie ein Hahn, ſchlägt das Wetter ein und giebt's Unglück. Sie habe ſie zum Erſten- und Letztenmale mit zum Tanz genommen; ſie habe ſich faſt die Augen aus dem Kopf geſchämt, daß ſie ſich überall habe müſſen ſagen laſſen: ſo Eine dient bei Euch! Wenn ihr die Schwägerin nicht die Stange hielte und es ihr nachginge, müßte die Gänshirtin ſogleich fort aus dem Haus.

Barfüßele ließ alles ruhig über ſich ergehen, ſie hatte heute ſchon die beiden Endpunkte deſſen wahrgenommen, was ſie nun erfahren müſſe, und ſie hatte darauf von ſelbſt gethan, wie ſie es nun immer halten wollte: wer ſie ausſchimpfte, den ſchüttelte ſie mit Schweigen von ſich; wer ſie ausſpottete, den trumpfte ſie ab. Hatte ſie auch nicht immer ein brennendes Scheit bei der Hand wie beim Roßbuben; ſie hatte Blicke und Worte, die den gleichen Dienſt thaten.

Barfüßele konnte der ſchwarzen Marann' nicht genug erzählen, was ihr die Roſel anthat, und da ſie es zu Hauſe nicht thun konnte, ließ Barfüßele hier ihre Zunge los und ſchalt auf die Roſel mit den heftigſten Worten. Schnell aber beſann ſie ſich wieder und ſagte:

„Ach Gott, das iſt nicht recht, die macht mich jetzt auch ſo ſchlecht, daß ich ſolche Worte in den Mund nehme.“

Die Marann' aber tröſtete: „Daß du ſo ſchimpfeſt, das iſt brav. Schau, wenn man etwas Ekelhaftes ſieht, muß man ausſpeien, ſonſt wird man krank, und wenn man etwas Schlechtes ſieht und hört und erfährt, da muß man ſchimpfen, da muß die Seele auch ausſpeien, ſonſt wird ſie ſchlecht.“

Barfüßele mußte lachen über die wunderlichen Tröſtungen der ſchwarzen Marann'.

Tag um Tag verging in alter Weiſe und man vergaß bald Hochzeit und Tanz und Alles was dabei geſchehen war. Barfüßele aber ſpürte ein ewiges Hinausdenken, das ſie gar nicht bewältigen konnte.

Es war gut, daß ſie der ſchwarzen Marann' Alles anvertrauen konnte. „Ich meine, ich habe mich verſündigt, daß ich damals ſo über Alles hinaus luſtig war,“ klagte ſie einmal.

„An wem haſt dich verſündigt?“

„Ich meine, Gott ſtraft mich dafür.“

„O Kind, was machſt du da? Gott liebt die Menſchen wie ſeine Kinder. Giebt es für Eltern eine größere Freude als ihre Kinder luſtig zu ſehen? Ein Vater, eine Mutter, die ihre Kinder fröhlich tanzen ſehen, ſind doppelt glücklich, und ſo denk' auch: Gott hat dir zugeſehen wie du getanzt haſt und hat ſich recht gefreut und deine Eltern haben dich auch tanzen ſehen und haben ſich auch gefreut. Laß du die ungeſtorbenen Menſchen reden was ſie wollen. Wenn mein Johannes kommt, hei, der kann tanzen! Aber ich ſage nichts. Du haſt an mir einen Menſchen, der dir recht giebt; was brauchſt du denn mehr?“

Freilich, Wort und Beiſtand der ſchwarzen Marann' waren tröſtlich, aber Barfüßele hatte ihr doch nicht Alles geſagt; es war ihr nicht bloß um das Gerede der Menſchen zu thun, und es war nicht mehr wahr, daß ſie ſich daran genügen ließ: nur Einmal vollauf glücklich geweſen zu ſein. Sie ſehnte ſich doch wieder nach dem Manne, der ihr wie eine erlöſende Erſcheinung gekommen war, der ſie ſo ganz verändert hatte, und nun nichts mehr von ihr wußte.

Ja, Barfüßele war ſehr verändert. Sie ließ es an keiner Arbeit fehlen, man konnte ihr nichts nachreden; aber eine tiefe Schwermuth ſetzte ſich in ihr feſt. Jetzt kam noch ein anderer Grund dazu, der ſich vor der Welt offen geltend machen durfte. Dami hatte von Amerika aus noch kein Wort geſchrieben und ſie vergaß ſich ſo weit, daß ſie einmal zur ſchwarzen Marann' ſagte:

„Es heißt nicht umſonſt im Sprüchwort, wenn man Feuer unter einem leeren Topf hat, verbrennt eine arme Seel'. Unter meinem Herzen brennt ein Feuer und meine arme Seele verbrennt.“

„Was iſt denn?“

„Daß der Dami auch nicht ſchreibt! Das Warten, das iſt die ſchrecklichſt gemordete Zeit, es giebt keine, die man ärger umbringen kann als mit dem Warten; da iſt man ja in keiner Stunde, in keiner Minute mehr daheim, auf keinem Boden mehr feſt, und immer mit einem Fuß in der Luft.“

„O Kind! Sag' das nicht,“ jammerte die Marann'. „Was willſt denn du vom Warten reden? Denk' an mich und ich warte geduldig und ich warte bis zu meiner letzten Stunde und geb's nicht auf.“

In der Erkenntniß fremden Kummers löſte ſich der Schmerz Barfüßele's in Thränen auf und ſie klagte: „Mir iſt ſo ſchwer, ich denk' jetzt immer an's Sterben. Wie viel tauſend Kübel Waſſer muß ich noch holen und wie viel Sonntage giebt's noch? Man ſollte ſich eigentlich gar nicht ſo viel grämen, das Leben hat ja ſo bald ein Ende, und wenn die Roſel zankt, denk' ich: ja zank' du nur, wir ſterben Beide bald, dann hat's ein End'. Und dann überfällt mich wieder eine Angſt, daß ich mich ſo arg vor dem Sterben fürchte. Wenn ich ſo liege und will mir denken, wie es iſt, wenn ich todt bin: ich höre nichts, ich ſehe nichts, dieſes Auge, dieſes Ohr iſt todt, Alles da um mich her iſt nicht mehr da, es wird Tag und ich weiß nichts mehr davon; man mäht, man erntet, ich bin nicht mehr dabei. O warum iſt denn das Sterben!.. Was willſt du machen? Haben andere auch ſterben müſſen und die waren noch mehr als du. Man muß es ruhig ertragen. — Horch, der Schütz ſchellt aus," ſo unterbrach ſich Barfüßele in der ſeltſamen Klage, und ſie, die eben ſterben wollte und wieder nicht ſterben wollte, hätte doch gern erfahren, was der Dorfſchütz noch ausſchellt.

„Laß ihn ſchellen, er bringt dir doch nichts," ſagte die Alte wehmüthig lächelnd. „O was iſt der Menſch! Wie muß Jeder wieder die harte Nuß aufzuknacken ſuchen und ſie doch endlich ungeöffnet bei Seite legen! Ich will dir ſagen, Amrei, was mit dir iſt: du biſt jetzt ſterbensverliebt. Sei froh, ſo gut wird es wenigen Menſchen, es wird wenigen Menſchen ſo wohl, daß ſie eine rechte Liebe in ſich ſpüren; aber nimm dir ein Beiſpiel an mir, laß die Hoffnung nicht fahren. Weißt, wer ſchon bei lebendigem Leib geſtorben iſt? Wer nicht von jedem Tag, abſonderlich wer nicht von jedem Frühling meint: jetzt fängt das Leben erſt recht an, jetzt kommt etwas, was noch gar nie dageweſen iſt. Dir muß es noch gut gehen, du thuſt ja lauter Gottesthaten. Was haſt du an deinem Bruder gethan, was an mir, was am alten Rodelbauer, was an allen Menſchen! Aber es iſt gut, daß du nicht weißt, was du thuſt. Wer Gutes thut und betet und immer daran denkt und ſich was drauf einbildet, der betet ſich durch den Himmel durch und muß auf der andern Seite die Gänſe hüten.“

„Das hab' ich ſchon hier gethan, davon bin ich erlöst,“ lachte Barfüßele und die Alte fuhr fort:

„Mir ſagt eine Stimme, daß der, der mit dir getanzt hat, mein Johannes geweſen iſt, kein anderer Menſch. Und ich will dir's nur ſagen: wenn er nicht verheirathet iſt, dich muß er nehmen. Sammetkleider hat mein Johannes immer gern gehabt und ich denk' jetzt ſo: er läuft jetzt um die Grenze herum, bis unſer König ſtirbt, dann kommt er herein in's Land: aber Unrecht iſt's, daß er mir nichts ſagen läßt und es thut mir ſo and (bang) nach ihm.“

Barfüßele ſchauderte vor der unverwüſtlichen Hoffnungskraft der ſchwarzen Marann' und wie ſie ſich immer und immer an ihr feſthielt.

Sie erwähnte fortan ſelten den Fremden, nur wenn ſie von der Hoffnung auf Wiederkehr ſprach und dabei Dami nannte, konnte ſie ſich nicht enthalten, dabei auch zugleich an den Fremden zu denken. Er war ja nicht über dem Meer und konnte doch auch wiederkommen und ſchreiben; aber freilich, er hat dich ja nicht gefragt: wo du her biſt. Wieviel tauſend Städte und Dörfer und Einſiedelhöfe giebt's in der Welt, vielleicht ſucht er dich und findet dich nimmer wieder. Aber nein, er kann ja in Endringen fragen. Er kann nur den Dominik fragen und das Ameile und die werden ihm gut Beſcheid geben. Aber ich weiß nicht, wo er iſt, ich kann nichts thun.“

Es war wieder Frühling geworden und Amrei ſtand bei ihren Blumen am Fenſter, da kam eine Biene daher geflogen und ſaugte ſich feſt an dem offenen Kelch. Ja ſo iſt's, dachte Barfüßele, ſo ein Mädchen iſt wie eine Pflanze feſtgewachſen an den Ort, das kann nicht herumgehen und ſuchen, das muß warten bis das da zufliegt.

„Wenn ich ein Vöglein wär'
Und auch zwei Flügelein hätt',
Flög ich zu dir;
Weil's aber nicht kann ſein,
Bleib ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Traum bei dir
Und red' mit dir;
Wenn ich erwachen thu',
Bin ich allein.

Es vergeht kein' Stund in der Nacht,
Daß nicht mein Herz erwacht
Und an dich denkt —

So ſang Barfüßele.

Es war wunderbar, wie jetzt alle Lieder auf Barfüßele geſetzt waren, und wie viel Tauſend haben ſich dieſe ſchon aus der Seele geſungen und wie viel Tauſende werden ſie ſich noch aus der Seele ſingen. Ihr, die ihr euch ſehnt und endlich ein Herz umſchlungen haltet, ihr haltet damit umſchlungen das Lieben aller derer, die je waren und ſein werden.

12. Er iſt gekommen.

Barfüßele ſtand eines Sonntags Nachmittags nach ihrer Gewohnheit an die Thürpfoſte des Hauſes gelehnt und ſchaute träumend vor ſich hin; da kam der Enkel des Kohlenmathes das Dorf heraufgeſprungen und winkte ſchon von fern und rief:

„Er iſt gekommen! Barfüßele, er iſt gekommen!“

Barfüßele zitterten die Kniee und mit bebender Stimme rief ſie: „Wo iſt er? wo?“

„Bei meinem Großvater im Moosbrunnenwald.“

„Wo? Wer? Wer ſchickt dich?“

„Dein Dami. Er iſt drunten im Wald.“

Barfüßele mußte ſich auf die Steinbank vor dem Hauſe ſetzen, aber nur eine Minute, dann bezwang ſie ſich ſelbſt, richtete ſich ſtraff auf mit den Worten: „Mein Dami? Mein Bruder?“

„Ja, des Barfüßele's Dami,“ ſagte der Knabe treuherzig, „und er hat mir verſprochen, du gäbeſt mir einen Kreuzer, wenn ich zu dir Boten gehe und es dir ſage; jetzt gieb mir einen Kreuzer.“

„Mein Dami wird dir ſchon drei dafür geben.“

„O nein,“ ſagte der Knabe, „er hat ja zu meinem Großvater geheult, weil er keinen Kreuzer mehr habe.“

„Ich habe jetzt auch keinen,“ ſagte Barfüßele, „aber ich bleib' dir gut dafür.“

Sie ging ſchnell zurück in's Haus, bat die Nebenmagd an ihrer Statt die Kühe zu melken, wenn ſie zum Abend nicht wieder da ſei; ſie müſſe ſchnell einen Gang machen. Mit Herzklopfen, bald im Zorn auf Dami, bald in Wehmuth über ihn und ſein Ungeſchick, bald in Aerger, daß er wieder da ſei und dann wieder in Vorwürfen, daß ſie ihrem einzigen Bruder ſo begegne, ging Barfüßele das Feld hinaus, das Thal hinab nach dem Moosbrunnenwald. Der Weg zum Kohlenmathes war nicht zu verfehlen, ob man gleich von dem Fußweg abſeits gehen mußte. Der Geruch des Meilers führte unfehlbar zu ihm.

Wie ſingen die Vögel in den Bäumen und ein jammerndes Menſchenkind wandelt drunter hin, und wie traurig muß es Dami ſein, der das Alles wiederſieht, und es muß ihm hart gegangen ſein, wenn er keinen andern Ausweg mehr weiß, als heim und ſich an dich hängen und dich ausſaugen. Andre Schweſtern haben an den Brüdern eine Hülfe und ich . . . Aber ich will dir jetzt ſchon zeigen, Dami, du mußt bleiben wo ich dich hinſtelle und darfſt nicht zucken.

In ſolcherlei Gedanken ging Barfüßele dahin und war endlich beim Kohlenmathes angekommen. Aber ſie ſah hier keinen Menſchen außer dem Kohlenmathes, der vor ſeiner Blockhütte beim Meiler ſaß und ſeine Holzpfeife mit beiden Händen hielt und rauchte, denn ein Köhler thut es ſeinem Meiler nach und raucht immer.

„Hat mich Jemand zum Narren gehabt?“ fragte ſich Barfüßele. „O das wäre ſchändlich! Was thue ich denn den Menſchen, daß ſie mich zum Narren haben? Aber ich krieg's ſchon heraus, wer das angeſtellt hat; der ſoll mir's büßen."

Mit geballter Fauſt und flammenrothem Geſicht ſtand ſie jetzt vor dem Kohlenmathes. Dieſer hob kaum das Antlitz nach ihr, viel weniger daß er ein Wort redete; er war, ſo lang die Sonne ſchien, faſt immer wortlos und nur des Nachts, wenn ihm Niemand in's Auge ſehen konnte, ſprach er viel und gern.

Barfüßele ſtarrte eine Minute in das ſchwarze Antlitz des Köhlers und dann fragte ſie zornig: „Wo iſt mein Dami?"

Der Alte ſchüttelte mit dem Kopfe verneinend. Da fragte Barfüßele nochmals mit dem Fuße aufſtampfend: „Iſt mein Dami bei Euch?"

Der Alte legte die Hände aus einander und zeigte rechts und links, daß er nicht da ſei.

„Wer hat denn zu mir geſchickt?" fragte Barfüßele immer heftiger: „So redet doch!"

Der Köhler wies mit dem rechten Daumen nach der Seite, wo ein Fußweg ſich um den Berg hinzog.

„Um Gotteswillen, ſaget doch ein Wort," drängte Barfüßele vor Zorn weinend, „nur ein einziges Wort. Iſt mein Dami da oder wo iſt er?"

Endlich ſagte der Alte: „Er iſt da, dir entgegengegangen, den Fußweg," und gleich als hätte er viel zu viel geſprochen, preßte er raſch die Lippen zuſammen und ging um den Meiler.

Da ſtand nun Barfüßele und lachte höhniſch und wehmüthig über den einfältigen Bruder. „Er ſchickt nach mir und bleibt doch nicht an einer Stelle, wo man ihn finden kann; und wenn ich jetzt den Weg hinauf gehe — wie konnte er nur glauben, daß ich den Fußweg gehe? das iſt ihm jetzt gewiß auch eingefallen und er geht einen andern und iſt nicht mehr zu finden und wir laufen um einander herum wie im Nebel.“

Barfüßele ſetzte ſich ſtill auf einen Baumſtumpf und in ihr brannte es wie in dem Meiler, die Flamme konnte nicht ausſchlagen, ſie mußte ſtill in ſich verkohlen. Die Vögel ſangen, der Wald rauſchte, ach, was iſt das Alles, wenn kein heller Ton im Herzen klingt . . . wie aus einem Traum erinnerte ſich jetzt Barfüßele, wie ſie einſt Liebesgedanken nachgehangen. Wie kommſt du dazu, ſo etwas in dir aufkommen zu laſſen? Haſt du nicht Elend genug an dir und an deinem Bruder? Und der Gedanke dieſer Liebe war ihr jetzt wie mitten im Winter die Erinnerung an einen hellen Sommertag. Man kann's nur glauben, daß es einſt ſo ſonnig warm geweſen, aber man weiß nichts mehr davon. Jetzt mußte ſie lernen was „Warten“ heißt: hoch oben auf einer Spitze, wo kaum eine Hand breit Boden; und wenn du erſt weißt wie es iſt, biſt du im alten Elend und in noch größerem . . .

Sie ging hinein in die Blockhütte des Köhlers, da lag ein Sack locker und kaum halb voll, und auf dem Sacke ſtand der Name des Vaters.

„O wie biſt du herumgeſchleppt!“ ſagte ſie faſt laut. Sie kam aber ſchnell über die Erregung des Gemüthes hinweg und wollte ſehen, was denn Dami wieder mit zurückgebracht. „Er hat doch mindeſtens die guten Hemden noch, die du ihm von der Leinwand der ſchwarzen Marann' haſt machen laſſen? Und vielleicht iſt auch ein Geſchenk von dem Ohm aus Amerika darin. Aber wenn er noch etwas Ordentliches hätte, wäre er dann zuerſt zum Kohlenmathes im Wald? Hätte er ſich nicht gleich im Dorf gezeigt?“

Barfüßele hatte Zeit dieſen Gedanken nachzuhängen, denn das Sackbändel war wahrhaft kunſtmäßig verknotet, und nur ihrer gewohnten Geſchicklichkeit und Unabläſſigkeit gelang es, ihn endlich zu entwirren. Sie that Alles heraus was in dem Sacke war und mit zornigem Blicke ſagte ſie vor ſich hin: „O du Garnichts! da iſt ja kein heiles Hemd mehr. Du haſt jetzt die Wahl, ob du Bettellump oder Lumpenbettler heißen willſt.“

Das war keine gute Stimmung, in der ſie den Bruder wieder begrüßen konnte, und dieſer mochte es fühlen, denn er ſtand lauernd am Eingang der Blockhütte, bis Barfüßele wieder Alles in den Sack gethan hatte. Dann trat er auf ſie zu und ſagte: „Grüß Gott Amrei! Ich bringe dir nichts als ſchwarze Wäſche, aber du biſt ſauber und wirſt mich auch wieder . . .“

„O lieber Dami, wie ſiehſt du aus!“ ſchrie Barfüßele und lag an ſeinem Halſe, aber ſchnell riß ſie ſich wieder los und ſagte:

„Um Gotteswillen, du riechſt ja nach Branntwein. Biſt du ſchon ſo weit?“

„Nein, der Kohlenmathes hat mir nur ein bischen Wachholdergeiſt gegeben, ich hab' auf keinem Bein mehr ſtehen können; es iſt mir ſchlecht gegangen, aber ſchlecht bin ich drum nicht geworden, das glaub' mir, ich kann dir's freilich nicht beweiſen."

„Ich glaub' dir. Du wirſt doch das Einzige was du auf der Welt haſt, nicht betrügen? O wie verwildert und elend ſiehſt du aus! Du haſt ja einen großen Bart wie ein Scheerenſchleifer. Das leid' ich nicht, den mußt du heruntermachen. Du biſt doch ſonſt geſund? Es fehlt dir doch nichts?"

„Geſund bin ich und will Soldat werden."

„Was du biſt und was du wirſt, das wollen wir ſchon noch überlegen; jetzt ſag', wie es dir ergangen iſt."

Dami ſtieß ein Scheit halbverbranntes Holz, von den ſogenannten unbrauchbaren Bränden, mit dem Fuße weg und ſagte: „Siehſt du? Grad ſo bin ich; nicht ganz Kohle geworden und doch auch kein friſch Holz mehr."

Barfüßele ermahnte ihn, er ſolle ohne Klage erzählen, und nun berichtete Dami eine lange, lange Geſchichte, wie er es beim Ohm nicht ausgehalten, wie hartherzig und eigennützig der ſei, beſonders aber, wie ihm die Frau jeden Biſſen mißgönnt habe, den er im Hauſe genoß, wie er dann da und dort gearbeitet, aber immer mehr die Hartherzigkeit der Menſchen erfahren habe; in Amerika da könnte ein Menſch den Andern im Elend verkommen ſehen und er ſchaut nicht nach ihm um. Barfüßele mußte faſt lachen als in der Erzählung immer und immer wieder der Endreim vorkam: „Und da haben ſie mich auf die Straße geworfen." Sie konnte nicht umhin einzuſchalten: „Ja, ſo biſt du, du läßt dich immer werfen. Biſt ſchon als

Kind ſo geweſen: wenn du einmal geſtolpert biſt, da haſt du dich fallen laſſen wie ein Stück Holz. Man muß aus dem Stolper auch einen Hopſer machen, drum ſagt man ja im Sprüchwort: von Stolpe nach Danzig (tanz ich). Sei luſtig. Weißt, was man thun muß, wenn Einem die Menſchen weh thun wollen?"

„Man muß ihnen aus dem Weg gehen."

„Nein, man muß ihnen weh thun, wenn man kann, und am weheſten thut man ihnen, wenn man ſich aufrecht erhält und was vor ſich bringt. Aber du ſtellſt dich immer hin und ſagſt zur Welt: thu' mir gut, thu' mir bös, küſſ' mich, ſchlag' mich, wie du willſt. — Das iſt leicht. Du läſſeſt dir Alles geſchehen und dann haſt du Erbarmen mit dir ſelbſt. Wär' mir auch recht, wenn mich ein Anderes da und dort hinſtellte, wenn ich's nicht ſelbſt zu thun hätte; aber du mußt jetzt ſelbſt Einſteher für dich ſein, haſt dich genug in der Welt herumſtoßen laſſen, jetzt zeig' einmal den Meiſter."

Vorwürfe und Lehren werden einem Unglücklichen gegenüber oft zu ungerechten Härten und auch Dami nahm die Worte der Schweſter als ſolche. Es war fürchterlich, daß ſie es nicht einſah, wie er der unglücklichſte Menſch auf der Welt ſei. Sie mochte ihm noch ſo ſtreng vorhalten, daß er das nicht glauben möge und wenn er es nicht glaube, ſo ſei es auch nicht der Fall. Aber das Schwierigſte von Allem iſt: einem Menſchen den Glauben an ſich beizubringen; die Meiſten gewinnen ihn erſt, nachdem ihnen Etwas gelungen iſt.

Dami wollte der herzloſen Schweſter kein Wort weiter erzählen und erſt ſpäter gelang es ihr, daß er ausführlich von ſeinen Fahrten und Schickſalen berichtete und wie er zuletzt als Heizer auf einem Dampfſchiff nach der alten Welt zurückgekehrt ſei. Indem ſie ihm jetzt ſeine ſelbſtquäleriſche Weichmüthigkeit vorhielt, ward ſie inne, daß auch ſie nicht frei davon war.

Durch den faſt ausſchließlichen Verkehr mit der ſchwarzen Marann' hatte ſie ſich gewöhnt, immer ſo viel von ſich zu reden und an ſich zu denken, und ſie war in ein ſchweres Weſen gerathen. Jetzt, indem ſie den Bruder aufrichtete, that ſie es auch unwillkürlich mit ſich ſelbſt; denn das iſt die geheimnißvolle Macht des Menſchenzuſammenhanges, daß wir immer, indem wir Anderen helfen, uns ſelbſt mit helfen.

„Wir haben vier geſunde Hände," ſchloß ſie, „und da wollen wir ſehen, ob wir uns nicht durch die Welt durchſchlagen, und durchſchlagen iſt tauſendmal beſſer als ſich durchbetteln. Jetzt komm', Dami; jetzt komm' mit heim."

Dami wollte ſich im Orte gar nicht zeigen, er fürchtete ſich vor dem Geſpötte, das von allen Seiten auf ihn losbreche, er wollte vor der Hand noch verſteckt bleiben; aber Barfüßele ſagte ihm: „Jetzt gehſt mit, am hellen Sonntag, und mitten durch das Dorf, und läßſt dich ausſpotten. Laß ſie nur reden und deuten und lachen, dann biſt du fertig und biſt's los, haſt den bittern Kolben auf einmal verſchluckt und nicht tropfenweis."

Erſt nach vielem und heftigem Widerſtreben und erſt nachdem der ſchweigſame Kohlenmathes auch ſein Wort und Barfüßele Recht gegeben hatte, ließ Dami ſich führen. Und in der That hagelte und regnete es von allen Seiten bald grob, bald ſpitz auf des Barfüßele's Dami los, der auf Gemeindekoſten eine Vergnügungsreiſe nach Amerika gemacht habe. Nur die ſchwarze Marann' nahm ihn freundlich auf und ihr zweites Wort war: „Haſt Du nichts von meinem Johannes gehört?“

Dami konnte keine Kunde geben. Und in doppelter Weiſe mußte Dami heute Haar laſſen, denn noch am Abend brachte Barfüßele den Bader, der ihm den wilden Vollbart abnehmen und ihm das landesübliche glatte Geſicht geben mußte.

Schon am andern Morgen wurde Dami auf's Rathhaus beſchieden, und da er davor zitterte, er wußte nicht warum, verſprach Barfüßele ihn zu begleiten und das war gut, wenn es gleich nicht viel half.

Der Gemeinderath verkündete Dami, daß er aus dem Ort ausgewieſen ſei; er habe kein Recht hier zu bleiben, um vielleicht der Gemeinde wieder zur Laſt zu fallen.

Alle Gemeinderäthe ſtaunten, da Barfüßele hierauf erwiderte:

„Ja wohl, Ihr könnet ihn ausweiſen; aber wiſſet Ihr wann? Wenn Ihr hinausgehen könnt auf den Kirchhof, dort wo unſer Vater und unſere Mutter liegt und wenn Ihr zu den Begrabenen ſagen könnt: Auf! geht fort mit Eurem Kind! — Dann könnt Ihr ihn ausweiſen. Man kann Niemand ausweiſen aus dem

Ort, wo ſeine Eltern begraben ſind, da iſt er mehr als daheim; und wenn's tauſend und tauſendmal da in den Büchern ſteht (ſie deutete auf die gebundenen Regierungsblätter) und anders ſtehen mag, es geht doch nicht und Ihr könnet nicht."

Ein Gemeinderath ſagte dem Schullehrer in's Ohr: „Dieſe Reden hat das Barfüßele von niemand Anders gelernt als von der ſchwarzen Marann'!" Und der Heiligenpfleger neigte ſich zum Schultheiß und ſagte: „Warum duldeſt du, daß das Aſchenbuttel ſo ſchreit? Klingle dem Schütz, er ſoll ſie in's Narrenhäusle ſtecken."

Der Schultheiß aber lächelte und erklärte Barfüßele, daß ſich die Gemeinde von allen Ueberlaſten, die ihr durch den Dami werden könnten, losgekauft habe, indem ſie den größten Theil des Ueberfahrtsgeldes für ihn auslegte.

„Ja, wo iſt er denn jetzt daheim?" fragte Barfüßele.

„Wo man ihn annimmt, aber hier nicht und vor der Hand nirgends."

„Ja, ich bin nirgends daheim," ſagte Dami, dem es faſt wohl that, immer noch mehr unglücklich zu ſein. Jetzt konnte es doch Niemand läugnen, daß es keinem Menſchen auf der Welt ſchlechter ginge als ihm.

Barfüßele kämpfte noch dagegen, aber ſie ſah bald, hier half nichts, das Geſetz ſchien wider ſie und nun betheuerte ſie, daß ihr eher das Blut unter den Nägeln hervorfließen ſolle, ehe ſie je wider etwas für ſich und ihren Bruder von der Gemeinde annehme und ſie verſprach alles Erhaltene zurückzuerſtatten.

„Soll ich das auch in's Protokoll nehmen?“ fragte der Gemeindeſchreiber die Umſitzenden und Barfüßele antwortete: „Ja, ſchreibet's nur, bei euch gilt ja doch nur das Geſchriebene.“ Barfüßele unterzeichnete das Protokoll, aber als dies geſchehen war, wurde Dami dennoch verkündet, daß er als Fremder die Erlaubniß habe: drei Tage im Dorfe zu bleiben, wenn er bis dahin kein Unterkommen gefunden, werde er ausgewieſen und nöthigenfalls mit Zwangsmitteln über die Grenze gebracht.

Ohne weiter ein Wort zu ſagen verließ Barfüßele mit Dami das Rathhaus, und Dami weinte darüber, daß ſie ihn unnöthig gezwungen habe, in's Dorf zurückzukehren; er wäre beſſer im Wald geblieben und hätte ſich damit den Spott und jetzt den Kummer erſpart, zu wiſſen, daß er aus ſeinem Heimathsort als Fremder ausgewieſen ſei. Barfüßele wollte ihm erwidern, daß es beſſer ſei, wenn man Alles klar wiſſe und ſei es auch das Herbſte; aber ſie verſchluckte das, ſie ſelber fühlte, daß ſie alle Kraft brauche, um ſich aufrecht zu erhalten; ſie fühlte ſich auch ausgewieſen mit ihrem Bruder und ſie empfand es, daß ſie einer Welt gegenüber ſtand, die ſich auf Macht und Geſetze ſtützte und ſie ſelber hatte nur die leere Hand; aber ſie hielt ſich jetzt aufrechter als je.

Das Ungeſchick und Mißgeſchick Dami's drückte ſie nicht nieder, denn ſo iſt der Menſch: hat er ein Schmerzen das ihn ganz erfüllt, dann trägt er ein anderes, und ſei es noch ſo ſchwer, oft leichter, als wenn es allein gekommen wäre. Und weil Barfüßele ein unnennbares Wehe empfand, gegen das ſie nichts thun konnte, trug ſie das nennbare, gegen das ſie wirken konnte, um ſo williger und freier. Sie gönnte ſich keine Minute der Träumerei mehr und ging immer mit ſtraffen Armen und mit geballter Fauſt hin und her, als wollte ſie ſagen: wo iſt denn die Arbeit und ſei es auch die ſchwerſte, ich nehme ſie über mich, wenn ich nur mich und meinen Bruder aus der Abhängigkeit und Verlaſſenheit herausbringe. Sie dachte jetzt ſelber daran mit Dami in's Elſaß zu wandern und dort in einer Fabrik zu arbeiten. Es kam ihr ſchrecklich vor, daß ſie das ſollte; aber ſie wollte ſich dazu zwingen. Wenn nur der Sommer vorüber war, dann ſollte es fortgehen, und Lebewohl Heimath! Wir ſind ja auch daheim in der Fremde.

Der nächſte Annehmer, den die beiden Waiſen in der Ortsregierung gehabt hatten, war jetzt machtlos. Der alte Rodelbauer lag ſchwer krank danieder und in der Nacht nach der ſtürmiſchen Gemeinderathsſitzung verſchied er.

Barfüßele und die ſchwarze Marann' waren diejenigen, die am meiſten bei ſeiner Beerdigung auf dem Kirchhofe weinten. Die ſchwarze Marann' ſagte auf dem Heimwege noch als beſonderen Grund: „Der Rodelbauer iſt der letzte noch Lebende geweſen, mit dem ich einſtmals in meinen jungen Jahren getanzt habe. Mein letzter Tänzer iſt nun geſtorben.“

Bald aber hielt ſie ihm eine andere Nachrede, denn es zeigte ſich, daß der Rodelbauer, der Barfüßele ſo jahrelang darauf vertröſtet, ſie in ſeinem Teſtamente gar nicht erwähnt, viel weniger ihr etwas vererbt hatte. Als die ſchwarze Marann' gar nicht aufhören wollte mit Klagen und Schelten, ſagte Barfüßele: „Das geht jetzt in Einem hin, es iſt nun einmal ſo, es hagelt jetzt von allen Seiten auf mich los; aber die Sonne wird ſchon wieder ſcheinen.“

Die Erben des Rodelbauern ſchenkten indeß Barfüßele einige Kleider des Alten; ſie hätte ſie gern zurückgewieſen, aber durfte ſie es wagen, jetzt noch mehr Trotz kund zu geben? Auch Dami wollte die Kleider nicht annehmen, aber er mußte nachgeben. Es ſchien einmal ſein Loos, in den Kleidern allerlei Abgeſchiedener ſein Leben zu verbringen.

Der Kohlenmathes nahm Dami zu ſich in den Wald zum Meiler, und Zuträger ſagten dem Dami, er ſolle nur einen Proceß anfangen, man könne ihn nicht ausweiſen, weil er noch an keinem andern Orte angenommen ſei, das ſei ſtillſchweigende Vorausſetzung beim Aufgeben des Heimathsrechtes.

Die Leute ſchienen ſich faſt daran zu erluſtigen, daß die armen Waiſen weder Zeit noch Geld hatten, einen Rechtsſtreit anzufangen.

Dami ſchien ſich wohlzugefallen in der Einſamkeit des Waldes. Es war ſo nach ſeiner Art, daß man ſich nicht an- und auszuziehen brauchte, und jedesmal am Sonntag Nachmittag koſtete es Barfüßele einen Kampf, bis ſich Dami nur ein bischen reinigte; dann ſaß ſie bei ihm und dem Mathes, und man ſprach wenig, und Barfüßele konnte ihre Gedanken nicht abhalten, daß ſie in der Irre umhergingen in der Welt und

Den ſuchten, der ſie einſt einen ganzen Tag ſo glücklich gemacht und in den Himmel gehoben hatte. Wußte er nichts mehr von ihr und dachte er nicht mehr an ſie? Kann denn der Menſch den andern vergeſſen, mit dem er einmal ſo glücklich war?

Es war am Sonntag Morgen gegen Ende Mai, Alles war in der Kirche. Es hatte am Tage vorher geregnet. Ein friſcher erquickender Athem hauchte von Berg und Thal, denn die Sonne ſchien hell hernieder. Auch Barfüßele hatte in die Kirche gehen wollen, aber ſie lag wie feſtgebannt unter dem Fenſter, während es läutete, und ſie verſäumte die Kirche. Das war ſeltſam und noch nie geſchehen. Nun da es zu ſpät war, entſchloß ſie ſich, allein zu bleiben und daheim in ihrem Geſangbuch zu leſen. Sie kramte in ihrer Truhe und war überraſcht von allerlei Sachen, die ſie beſaß. Sie ſaß auf dem Boden und las eben einen Geſang und ſummte ihn halb laut vor ſich hin, da regte ſich etwas am Fenſter. Sie ſchaute ſich um: eine weiße Taube ſteht auf dem Simſe und ſchaut nach ihr, und wie ſich die Blicke des Mädchens und der Taube begegnen, fliegt die Taube davon und Barfüßele ſchaut ihr nach, wie ſie hinausfliegt über das Feld und ſich dort niederläßt. Dieſes Begegniß, das doch ſo natürlich war, macht ſie plötzlich ganz froh, und ſie nickt immer hinaus in's Weite nach den Bergen, nach Feld und Wald. Sie iſt den ganzen Tag ungewöhnlich heiter. Sie kann nicht ſagen warum, es iſt ihr, als ob ihr eine Freude in der Seele jauchzte, ſie weiß nicht woher ſie kam. Und ſo oft ſie auch am Mittag an die Thürpfoſte gelehnt, den Kopf ſchüttelt über die ſeltſame Erregung die ſie ſpürt: ſie weicht nicht von ihr. „Es muß ſein, es muß doch ſein, daß ſo Jemand an dich gedacht hat; und warum kann das nicht ſein, daß ſo eine Taube der ſtille Bote iſt, der mir das ſagt? Die Thiere leben doch auch auf der Welt, wo die Gedanken der Menſchen hin und her fliegen, und wer weiß, ob ſie nicht Alles ſtill davon tragen.“

Die Menſchen, die an Barfüßele vorübergingen, konnten nicht ahnen, was für ein ſeltſames Sinnen ſich in ihr bewegte.

13. Aus einem Mutterherzen.

Während Barfüßele im Dorf und in Feld und Wald träumte und ſorgte und kümmerte, bald von ſeltſamen Freudenſchauern ſich durchrieſelt fühlte, bald ſich wie ausgeſtoßen vorkam in der weiten Welt, ſchickten Eltern ihr Kind fort, freilich, damit es um ſo reicher wiederkomme.

Droben im Allgäu, auf dem großen Bauernhofe, genannt zur „wilden Reuthe,“ ſaß der Landfriedbauer mit ſeiner Frau bei ihrem jüngſten Sohne, und der Bauer ſagte: „Hör' einmal Johannes, jetzt iſt mehr als ein Jahr um, ſeitdem du zurückgekehrt biſt, und ich weiß nicht, was mit dir iſt; du biſt damals wie ein geſchlagener Hund heimgekommen und haſt geſagt, du wolleſt dir lieber hier in der Gegend eine Frau ſuchen, aber ich ſehe nichts davon. Willſt du mir noch einmal folgen, dann will ich dir kein Wort mehr zureden.“

„Ja, ich will,“ ſagte der junge Mann, ohne ſich aufzurichten.

„Nun gut, verſuch's noch einmal; Einmal iſt Keinmal, und ich ſage dir, du machſt mich und die Mutter glücklich, wenn du dir eine Frau nimmſt aus unſerer Gegend, und am liebſten, wo die Mutter her iſt. Ich kann dir's ſchon in's Geſicht ſagen, Bäuerin, es giebt in der ganzen Welt nur Einen guten Schlag Weibsleut', und der iſt bei uns daheim, und du biſt geſcheit, Johannes, du wirſt ſchon eine Rechtſchaffene finden, und dann wirſt du es uns noch auf dem Todtenbett danken, daß wir dich in unſere Heimath geſchickt haben, dir eine Frau zu holen. Wenn ich nur fort könnte, ich ginge mit dir, und wir Beide fänden ſchon die Rechte. Aber ich hab' mit unſerm Jörg geredet, er will mit dir gehen, wenn du ihn darum anſprichſt. Reit' hinüber und ſag's ihm."

„Wenn ich meine Meinung ſagen darf," erwiderte der Sohn, „wenn ich noch einmal gehen ſoll, möcht' ich wieder allein. Ich bin einmal ſo. Das verträgt bei mir kein anderes Aug', ich möcht' mit Niemand darüber reden. Wenn's möglich wär', möcht' ich am liebſten ungeſehen und ſtumm Alles erkundſchaften; und kommt man nun gar zu Zweit', da iſt's ſo gut, wie wenn man's ausſchellen ließ', und Alles putzt ſich auf."

„Wie du willſt," ſagte der Vater, „du biſt einmal ſo aus der Art. Weißt was? Mach' dich jetzt gleich auf den Weg; es fehlt uns ein Geſpann zu unſerm Schimmel, ſuch' dir einen dazu, aber nicht auf dem Markt; und wenn du ſo in den Häuſern herumkommſt, kannſt du ſchon viel ſehen und kannſt auch auf dem Heimweg ein Bernerwägelein kaufen. — Der Dominik in Endringen ſoll ja noch drei Töchter haben wie die Orgelpfeifen, ſuch' dir Eine aus, aus Dem Haus wäre uns eine Tochter recht."

„Ja," ergänzte die Mutter; „das Ameile hat gewiß brave Töchter."

„Und beſſer wär's," fuhr der Vater fort, „du ſiehſt dir einmal in Siebenhöſen die Amrei an, des Schmalzgrafen Tochter, die hat einen ganzen Hof, den könnte man gut verkaufen, die Siebenhöſener Bauern, die ſchlecken die Finger darnach, wenn ſie nur noch Aecker kriegen könnten, und da iſt baar Geld, da giebt's keine Zieler; aber ich red' dir weiter nichts zu, du haſt ja deine Augen ſelber bei dir. Komm', mach' dich gleich auf den Weg. Ich füll' dir die Geldgurt' voll. Zweihundert Kronenthaler werden genug ſein, und der Dominik leiht dir, wenn du mehr brauchſt. Gieb dich nur zu erkennen. Ich kann's noch nicht verſtehen, daß du dich damals auf der Hochzeit nicht zu erkennen gegeben haſt; es muß dir was geſchehen ſein, aber ich will nichts wiſſen."

„Ja, weil er's nicht ſagt," ergänzte die Mutter lächelnd.

Der Bauer machte ſich nun gleich daran, die Geldgurte zu füllen. Er brach zwei geſtößelte Rollen auf und man ſah es ihm an, es that ihm wohl, wie er ſo die grobe Münze von der einen Hand in die andere laufen ließ. Er machte Häufchen von je zehn Thalern und zählte ſie zwei- dreimal ab, um ſich ja nicht zu irren.

„Nun meinetwegen," ſagte der junge Mann und richtete ſich auf — Es iſt der fremde Tänzer von der Hochzeit in Endringen. Bald bringt er den geſattelten Schimmel aus dem Stall, ſchnallt noch den Mantelſack darauf und ein ſchöner Wolfshund ſpringt dabei an ihm empor und leckt ihm die Hände.

„Ja, ja, ich nehm' dich mit," ſagte der Burſche zu dem Hund und erſchien zum Erſtenmal im ganzen Geſicht freundlich und er rief zum Vater hinein in die Stube: „Vater, darf ich den Lux mitnehmen?“

„Ja, wie du willſt,“ lautete von drinnen die Antwort aus dem Klingen der Thaler heraus. Der Hund ſchien Hin- und Widerrede verſtanden zu haben. Er ſprang bellend und ſich im Kreiſe drehend im Hof umher.

Der Burſche ging hinein in die Stube und indem er ſich die Geldgurte umſchnallte, ſagte er: „Ihr habt Recht, Vater, es wird mir jetzt ſchon wohler, weil ich jetzt aus dem So-hinleben mich herausmache, und ich weiß nicht, man ſoll freilich keinen Aberglauben haben, aber es hat mir doch wohlgethan, daß der Schimmel ſich nach mir wendet wie ich in den Stall komme und wiehert, und daß der Hund ſo auch mit will; es iſt doch ein gutes Zeichen, und wenn man die Thiere befragen könnte, wer weiß, ob die Einem nicht den beſten Rath geben könnten.“

Die Mutter lächelte, aber der Vater ſagte: „Vergiß nicht, daß du dich an den Krappenzacher hältſt und geh' nicht voran und bind' dich nicht, ehe du ihn befragt haſt; der kennt das Inwendige aller Menſchen auf zehn Stunden Wegs im Umkreis und iſt ein lebendiges Hypothekenbuch. Jetzt behüt' dich Gott und laß dir Zeit, du kannſt auf zehn Tag ausbleiben.“

Vater und Sohn ſchüttelten ſich die Hände und die Mutter ſagte: „Ich geb' dir noch ein Stück das Geleite.“

Der Burſche führte nun das Pferd am Zügel und ging neben der Mutter her, ſtill bis hinaus vor den Hof und erſt bei einer Biegung des Weges ſagte die Mutter zagend: „Ich möchte dir gern Anweiſungen geben.“

„Ja, ja, nur zu, ich höre gern drauf.“

Nun begann die Mutter, indem ſie die Hand des Sohnes faßte: „Bleib' ſtehen, ich kann im Gehen nicht gut reden. — Schau, daß ſie dir gefällt, das iſt natürlich das Erſte: ohne Lieb' iſt keine Freud', und ich bin nun eine alte Frau, gelt ich darf Alles ſagen?“

„Ja, ja!“

„Wenn du dich nicht drauf freuſt und es nicht wie ein Gnadengeſchenk vom Himmel anſiehſt, daß du ihr einen Kuß geben darfſt, da iſt's die rechte Liebe nicht, aber . . . bleib' doch ſtehen . . . und auch dieſe Liebe reicht noch nicht aus, da kann ſich noch etwas Anderes dahinter verſtecken. Glaub' mir . . .“ Die alte Frau hielt ſtotternd inne und wurde flammroth im Geſichte. „Schau, wo der rechte Reſpekt nicht iſt, und wo man nicht Freud daran hat, daß eine Frau grad ſo eine Sache in die Hand nimmt und grad ſo wegſtellt und nicht anders, da geht's ſchwer; und vor Allem achte darauf, wie ſie ſich zu den Dienſtboten ſtellt.“

„Ich will Euch immer abnehmen und in klein Geld wechſeln, was Ihr meinet, Mutter; das Sprechen wird Euch ſchwer. Jetzt das verſtehe ich ſchon. Sie darf nicht zu ſtolz und nicht zu vertraut ſein.“

„Das freilich, aber ich ſeh's Einer am Mund an, ob der Mund ſchon geflucht und geſchimpft und geſcholten hat, und ob er's gern thut. Ja, wenn du ſie im Aerger weinen ſehen, wenn du ſie im Zorn ertappen könnteſt, da wäre ſie am beſten kennen zu lernen; da ſpringt der verſteckte inwendige Menſch heraus und das iſt oft einer mit Geierkrallen wie ein Teufel. O Kind! Ich hab' viel erfahren und in's Aug' gefaßt. Ich ſeh' daran, wie Eine das Licht auslöſcht, wie's in ihr ausſieht und was ſie für ein Gemüth hat. Die ſo im Vorbeigehen mit einem Hui das Licht ausbläst, mag's fünkeln und blaken, das iſt Eine, die ſich auf ihr ſchnelles Schaffen was einbildet und ſie thut doch Alles nur halb und hat keine Ruhe im Gemüth.“

„Ja, Mutter, das machet Ihr mir zu ſchwer; eine Lotterie iſt und bleibt es immer.“

„Ja, ja, du brauchſt auch nicht Alles zu behalten, was ich mein', nur ſo obenhin; wenn dir's nachher vorkommt, wirſt ſchon finden, wie ich's gemeint habe. Und dann paß auf: ob ſie gut beim Arbeiten redet, ob ſie etwas in die Hand nimmt, wenn ſie mit dir ſpricht, und nicht allemal ſtill hält, wenn ſie ein Wort ſagt, und nicht eine Scheinarbeit thut. Ich ſage dir, Arbeitſamkeit iſt bei einer Frau Alles. Meiner Mutter Red' iſt immer geweſen: ein Mädchen darf nie mit leeren Händen gehen und muß über drei Zäune ſpringen, um ein Federchen aufzuleſen. Und dabei muß ſie doch beim Schaffen ruhig und ſtetig ſein, nicht ſo um ſich raſen und aufbegehren, als wolle ſie jetzt grad' ein Stück von der Welt herunter reißen. Und wenn ſie dir Red' und Antwort giebt, merk' auf, ob ſie nicht zu blöd und nicht zu keck iſt. Du glaubſt gar nicht, die Mädchen ſind ganz anders, wenn ſie einen Mannshut ſehen, als wenn ſie unter ſich ſind; und die wo immer gar ſo thun, als ob ſie bei Jedem ſagen wollten: friß mich nicht! das ſind die Schlimmſten; aber die ſo ein gewetztes Mundſtück haben und die meinen, wenn Jemand in der Stube ſei, dürfte das Maul gar nicht ſtill ſtehen, die ſind noch ärger."

Der Burſche lachte und ſagte: „Mutter, Ihr ſolltet einmal predigen gehen in der Welt herum und Kirche halten für die Mädchen allein."

„Ja, das könnte ich auch," ſagte die Mutter ebenfalls lachend, „aber ich bringe das Letzte zuerſt vor. Natürlich, daß du zuerſt drauf ſiehſt, wie ſie zu Eltern und Geſchwiſtern ſteht; du biſt ja ſelber ein gutes Kind, da brauch' ich dir nichts zu ſagen. Das vierte Gebot kennſt du."

„Ja, Mutter, da ſeid ruhig und da habe ich mein beſonderes Merkzeichen: die viel Weſens von der Elternliebe machen, da iſt's nichts; das zeigt ſich am beſten wie man thut; und wer viel davon ſchwätzt, iſt müd und matt, wenn's an's Thun geht."

„Du biſt ja geſcheit," ſagte die Mutter in ſpöttiſcher Glückſeligkeit, legte die Hand auf die Bruſt und ſchaute zu ihrem Sohn auf: „Soll ich dir noch mehr ſagen?"

„Ja, ich hör' Euch immer gern."

„Mir iſt, wie wenn ich heut' zum Erſtenmal ſo recht mit dir reden könnte, und wenn ich ſterbe, ſo habe ich nichts mehr hinter mir was ich vergeſſen habe. Das vierte Gebot! ja, da fällt mir ein, was mein Vater einmal geſagt hat. O, der hat Alles verſtanden und viel in Schriften geleſen und ich habe einmal zugehört wie er zum Pfarrer, der oft bei ihm war, geſagt hat: „Ich weiß den Grund, warum beim vierten Gebot allein eine Belohnung ausgeſetzt iſt, und man meint doch da wäre es grad am unnöthigſten, denn das iſt ja das natürlichſte. Aber es heißt: Ehre Vater und Mutter damit du lange lebeſt! . . damit iſt nicht gemeint, daß ein braves Kind ſiebzig oder achtzig Jahr alt wird; nein, wer Vater und Mutter ehrt lebt lange, aber rückwärts. Er hat das Leben von ſeinen Eltern in ſich, in der Erinnerung, in Gedanken, und das kann ihm nicht genommen werden und er lebt lange auf Erden, wie alt er auch ſei. Und wer Vater und Mutter nicht ehrt, der iſt erſt heut auf die Welt gekommen und morgen nicht mehr da.“

„Mutter, das iſt ein gutes Wort, das verſtehe ich und werde es auch nicht vergeſſen und meine Kinder ſollen's auch lernen; aber je mehr Ihr ſo redet, je ſchwerer wird mir's, daß ich Eine finde; ich meine ſie müßte ſo ſein wie Ihr.“

„O Kind, ſei nicht ſo einfältig! Mit neunzehn, zwanzig Jahren bin ich auch noch ganz anders geweſen, wild und eigenwillig, und auch jetzt bin ich noch nicht wie ich ſein möchte! Aber was ich dir noch ſagen wollte? ja, von wegen der Frau. Es iſt wunderlich, warum es gerade dir ſo ſchwer wird. Aber dir iſt von Klein auf Alles ſchwerer geworden, du haſt erſt mit zwei Jahren laufen gelernt und kannſt doch jetzt ſpringen wie ein Füllen. Nur noch ein paar Kleinigkeiten, aber da kennt man oft Großes draus. Merk' auf, wie ſie lacht; nicht ſo pflatſchig zum Ausſchütten, und nicht ſo ſpitzig zum Schnäbelchen machen, nein, ſo von innen heraus. Ich wollt', du wüßteſt wie du lachſt, dann könnteſt du's ſchon abmerken.“

Der Sohn mußte hierbei laut auflachen und die Mutter ſagte immer: „Ja, ja, ſo iſt's, ſo hat grad mein Vater auch gelacht, ſo hat's ihm den Buckel geſchüttelt und die Achſeln gehoben.“ Und je mehr die Mutter das ſagte, um ſo mehr mußte der Sohn lachen und ſie ſtimmte endlich ſelbſt mit ein und ſo oft das Eine aufhörte, ſteckte das fortgeſetzte Lachen des Andern es wieder an. Sie ſetzten ſich an einen Wegrain, ließen das Pferd graſen und indem die Mutter ein Maasliebchen abpflückte und damit in der Hand ſpielte, ſagte ſie: „Ja, das iſt auch was, das hat viel zu bedeuten. Gieb Acht, ob ihr Blumen gedeihen, da ſteckt viel drin, mehr als man glaubt.“

Man hörte in der Ferne Mädchen ſingen und die Mutter ſagte: „Merk' auch auf, ob ſie beim Singen gern gleich die zweite Stimme ſingt; die wo gern immer den Ton angeben, das hat etwas zu bedeuten; und ſchau! da kommen Schulkinder, die ſagen mir auch was. Wenn du's erkundſchaften kannſt, ob ſie ihr Schreibbuch aus der Schule noch hat, das iſt auch wichtig.“

„Ja, Mutter, Ihr nehmt noch die ganze Welt zum Wahrzeichen. Was ſoll denn das jetzt zu bedeuten haben, ob ſie ihr Schreibbuch noch hat?“

„Daß du noch fragſt, das zeigt, daß du noch nicht ganz geſcheit biſt. Ein Mädchen, das nicht gern Alles aufbewahrt, was einmal gegolten hat, das hat kein rechtes Herz.“

Der Sohn hatte während des Redens verſucht, die Treibſchnur an der Peitſche, die ſich verknotet hatte, aufzuknüpfen; jetzt holte er das Meſſer aus der Taſche und ſchnitt den Knoten entzwei. Mit dem Finger darauf hindeutend, ſagte die Mutter:

„Siehſt du? das darfſt du thun, aber das Mädchen nicht. Gieb Acht, ob ſie einen Knoten ſchnell zerſchneidet; da liegt ein Geheimniß drin.“

„Das kann ich errathen,“ ſagte der Sohn. „Aber Euer Schuhbändel iſt Euch aufgegangen und wir müſſen jetzt fort.“

„Ja, und du bringſt mich damit noch auf was,“ ſagte die Mutter. „Schau, das iſt noch eins der beſten Zeichen: gieb Acht, wie ſie die Schuhe vertritt, nach innen oder nach außen, und ob ſie ſchlurkt und viel Schuhwerk zerreißt.“

„Da müßte ich zum Schuhmacher laufen,“ ſagte der Sohn lächelnd, „o Mutter, alles Das, was Ihr ſagt, das findet man nicht bei einander.“

„Ja, ja, ich red' zu viel und du brauchſt ja nicht Alles behalten, es ſoll dich nur daran erinnern, wenn's dir vorkommt. Ich meine nur: nicht was Eine hat oder erbt iſt die Hauptſache, ſondern was Eine braucht. Jetzt aber, du weißt, ich habe dich ruhig gehen laſſen, jetzt mach' mir dein Herz auf und ſag': was iſt dir denn geſchehen, daß du voriges Jahr von der Hochzeit in Endringen heimgekommen biſt wie behext und ſeitdem nicht mehr der alte Burſch biſt von ehedem? Sag's, vielleicht kann ich dir helfen.“

„O Mutter, das könnet Ihr nicht, aber ich will's

Euch ſagen. Ich hab' Eine geſehen, die die Rechte geweſen wäre, aber es iſt die Unrechte geweſen."

„Um Gotteswillen! Du haſt dich doch nicht in eine Ehefrau verliebt?"

„Nein, es iſt aber doch die Unrechte geweſen. Was ſoll ich da viel drum herum reden? Es war eine Magd."

Der Sohn athmete tief auf und Mutter und Sohn ſchwiegen eine geraume Weile; endlich legte die Mutter die Hand auf ſeine Schulter und ſagte: „O du biſt brav, ich danke Gott, daß er dich ſo hat werden laſſen. Das haſt du brav gemacht, daß du dir das aus dem Sinn geſchlagen. Dein Vater hätt' das nie zugegeben und du weißt ja, was Vaterſegen zu bedeuten hat."

„Nein, Mutter, ich will mich nicht braver machen als ich bin; es hat mir ſelber ganz allein nicht gefallen, daß ſie eine Magd iſt; das geht nicht und drum bin ich fort. Aber es iſt mir doch härter geworden, mir das aus dem Sinn zu bringen als ich geglaubt habe, aber jetzt iſt's vorbei, und es muß vorbei ſein, ich habe mir das Wort gegeben, daß ich mich nicht nach ihr erkundige, Niemand frage wo ſie iſt und wer ſie iſt, ich bringe Euch, will's Gott, eine rechte Bauerntochter."

„Du haſt doch den Rechtſchaffenen an dem Mädchen gemacht und haſt ihm nicht den Kopf verwirrt?"

„Mutter, da, meine Hand, ich habe mir nichts vorzuwerfen."

„Ich glaube dir," ſagte die Mutter, und drückte mehrmals ſeine Hand, „und Glück und Segen auf den Weg.“

Der Sohn ſtieg auf und die Mutter ſah ihm nach, und jetzt rief ſie: „Halt', ich muß dir noch was ſagen, ich habe das Beſte vergeſſen.“

Der Sohn wendete das Pferd, und bei der Mutter angekommen, ſagte er lächelnd: „Aber nicht wahr, Mutter, das iſt das Letzte?“

„Ja, und die beſte Probe. Frage das Mädchen auch nach den Armen im Ort und dann lauf' herum und horch die Armen aus was ſie über ſie reden. Das muß eine ſchlechte Bauerntochter ſein, die nicht ein Armes an der Hand hat, dem ſie Gutes thut. Merk' dir das, und jetzt behüt' dich Gott und reit' ſcharf zu.“

Und wie er nun davon ritt, ſprach die Mutter noch ein Gebet auf ſeinen Weg, dann kehrte ſie zurück nach dem Hof.

„Ich hätt' ihm doch noch ſagen ſollen, daß er ſich auch nach des Joſenhanſen Kindern erkundigen ſoll, was aus Denen geworden iſt,“ ſagte die Mutter in ſeltſamer Erregung vor ſich hin, und wer weiß die verborgenen Wege, die die Seele geht, die Strömungen die hinziehen über unſerer erkennbaren Schicht oder tief unter ihr? Es erwacht eine längſt verklungene Lied- und Tanzweiſe in deiner Erinnerung, du kannſt ſie nicht laut ſingen, du bringſt die Töne nicht zuſammen, aber innerlich erklingt es dir ganz deutlich und es iſt dir als ob du es hörteſt. Was iſt's, das plötzlich dieſe verklungenen Töne in dir erweckte?

Warum dachte gerade jetzt die Mutter an dieſe Kinder, die ſchon längſt aus ihrem Gedächtniß entſchwunden waren? War die andächtige Stimmung von jetzt wie eine Erinnerung an eine andere längſt verklungene und erweckte ſie damit die begleitenden Umſtände derſelben? Wer kann die unwägbaren und unſichtbaren Elemente faſſen, die hin und her, von Menſch zu Menſch, von Erinnerung zu Erinnerung ſchweben und ſchwingen.

Als die Mutter in den Hof zurückkam zu dem Bauer, ſagte dieſer ſpöttiſch:

„Du haſt ihm gewiß noch viel Unterweiſung gegeben, wie man die Beſte fiſcht; ich habe auch dafür vorgeſorgt, ich habe voraus an den Krappenzacher geſchrieben, der wird ihn ſchon in die rechten Häuſer bringen. Er muß Eine bringen, die brav Batzen hat.“

„Das Batzenhaben macht die Bravheit nicht aus,“ entgegnete die Mutter.

„So geſcheit bin ich auch,“ höhnte der Bauer, „aber warum ſoll Eine nicht brav ſein können und doch auch brav Batzen haben?“

Die Mutter ſchwieg. Nach einer Weile aber ſagte ſie:

„An den Krappenzacher haſt ihn gewieſen? Beim Krappenzacher iſt der Bub vom Joſenhans untergebracht geweſen.“ So knüpfte ſie jetzt durch den Namen laut an ihre frühere Erinnerung an, und jetzt erſt wurde ſie ſich bewußt, weſſen ſie ſich erinnert hatte.

„Ich weiß nicht, was du redeſt,“ ſagte der Bauer, „was haſt du mit dem Kind vom Joſenhans beim Krappenzacher? Warum ſagſt du jetzt nicht, daß ich das geſcheit gemacht habe?“

„Ja, ja, das iſt geſcheit," beſtätigte die Frau, aber dem Alten genügte das nachträgliche Lob nicht, und er ging brummend hinaus.

Ein gewiſſes ärgerliches Bangen, daß es doch mit dem Johannes ſchief gehen könne, und daß man ſich vielleicht zu ſehr übereilt habe, machte den Alten unwirſch für die Gegenwart und für Alles was ihn umgab.

14. Der Schimmelreiter.

Am Abend deſſelben Tages, an dem Johannes ausgeritten war von Zusmarshofen, kam der Krappenzacher in's Haus des Rodelbauern und ſaß mit dieſem lange im Hinterſtübchen und las ihm leiſe einen Brief vor.

„Hundert Kronenthaler mußt du mir geben, wenn die Sache in's Reine kommt, und das will ich ſchriftlich," ſagte der Krappenzacher.

„Ich meine, fünfzig Kronenthaler wären auch genug, das iſt ein ſchön Stück Geld."

„Nein, keinen rothen Heller weniger als runde Hundert, und ich ſchenke dir dabei noch gut und gern hundert, aber ich gönne es dir und deiner Schweſter, und thue gern Einem im Ort einen Gefallen. Ich bekäme in Endringen und in Siebenhöfen gut und gern das Doppelte. Deine Roſel iſt eine rechte Bauerntochter, da kann man nichts dagegen ſagen, aber was Beſonderes iſt ſie nicht, da kann man fragen: was koſtet das Dutzend von denen?"

„Sei ſtill, das leid' ich nicht."

„Ja, ja, will ſtill ſein, und dich nicht im Schreiben verwirren. Jetzt ſchreib' gleich."

Der Rodelbauer mußte dem Krappenzacher willfahren und als er geſchrieben hatte, ſagte er:

„Wie meinſt, ſoll ich meiner Roſel etwas davon ſagen?“

„Freilich mußt du das, aber ſie ſoll ſich nichts merken laſſen, und auch Niemand im Ort; das verträgt das Schnaufen nicht, und ein Jedes hat ſeine Feinde, du und deine Schweſter auch. Kannſt mir's glauben. Sag' der Roſel, ſie ſoll ſich alltagsmäßig anziehen, und die Kühe melken, wenn er kommt. Ich laſſe ihn allein zu dir in's Haus; haſt ja geleſen, daß der Landfriedbauer ſchreibt: er habe ſeinen eignen Kopf, und liefe gleich davon, wenn er merke, daß da etwas angelegt ſei. Mußt aber noch ſchnell heut' Abend hinüberſchicken nach Lauterbach, und dir den Schimmel von deinem Schwager holen laſſen; ich will den Freier dann ſchon durch einen Unterhändler nach einem Gaul zu dir ſchicken. Laß du dir auch nichts merken.“

Der Krappenzacher ging weg und der Rodelbauer rief ſeine Schweſter und ſeine Frau in's Hinterſtübchen und theilte ihnen unter Auferlegung der Geheimhaltung mit, daß morgen ein Freier für die Roſel käme, und zwar ein Menſch wie ein Prinz, der einen Hof habe, wie es keinen zweiten gebe, mit Einem Wort, des Landfriedbauern Johannes von Zusmarshofen. Er gab nun die weiteren Anordnungen, wie ſie der Krappenzacher beſtimmt hatte, und empfahl nochmals das ſtrengſte Geheimhalten.

Nach dem Nachteſſen konnte ſich indeß Roſel nicht enthalten, das Barfüßele zu fragen, ob ſie, wenn ſie heirathe, gern mit ihr ginge als Magd; ſie gäbe ihr doppelt mehr Lohn als ſie jetzt habe, und ſie brauche dann auch nicht über den Rhein in eine Fabrik. Barfüßele gab ausweichende Antwort, denn ſie war nicht geneigt mit der Roſel zu gehen und wußte, daß dieſe bei ihrem Antrag noch andere Abſichten hatte: ſie wollte zuerſt ihren Triumph anbringen, daß ſie einen Mann kriege, und was für Einen, und dann ſollte Barfüßele ihr das Hausweſen in Stand halten, um das ſie ſich bisher faſt gar nichts bekümmert hatte. Das hätte nun Barfüßele gern gethan für eine ihr zugeneigte Herrin, aber nicht für Roſel; und ſollte ſie einmal von ihrer jetzigen Meiſterin fort, dann wollte ſie nicht mehr in Dienſt, dann lieber für ſich, ſei es auch in der Fabrik mit ihrem Bruder.

Und noch als ſich Barfüßele zu Bette legen wollte, rief ſie die Meiſterin, und vertraute ihr das Geheimniß mit dem Hinzufügen: „Du haſt zwar immer Geduld gehabt mit der Roſel, jetzt aber hab' doppelte, ſo lange der Freier da iſt, daß es keinen Lärmen im Hauſe giebt.“

„Ja, ich finde es aber ſchlecht, daß ſie jetzt das Einzigemal die Kühe melken will; das heißt ja den guten Menſchen betrügen, und ſie kann ja gar nicht melken.“

„Du und ich wir können die Welt nicht ändern,“ ſagte die Meiſterin, „ich mein', du haſt für dich allein ſchwer genug; laß du Andre treiben was ſie wollen.“

Barfüßele legte ſich mit dem ſchweren Gedanken nieder, wie doch die Menſchen ſich gar kein Gewiſſen daraus machen, einander zu betrügen. Sie wußte zwar nicht, wer der Betrogene ſein würde; aber ſie hatte tiefes Mitleid mit dem armen jungen Mann und ſchwarz wurde es ihr vor den Augen als ſie denken mußte: wer weiß, vielleicht wird die Roſel mit ihm ebenſo angeführt, als er mit ihr.

Am Morgen als Barfüßele in aller Frühe zum Fenſter hinaus ſah, ſchrak ſie plötzlich zurück als wäre ihr ein Schuß an die Stirn gefahren. „Himmel was iſt denn das?“ Sie rieb ſich haſtig die Augen und riß ſie wieder auf und fragte ſich, ob ſie noch träume. „Das iſt ja der Schimmelreiter von der Endringer Hochzeit, er kommt daher in's Dorf, er holt dich, nein, er weiß nichts; aber er ſoll's wiſſen. Nein, nein, was willſt du? Er kommt näher, immer näher, er ſchaut nicht auf . . . „Eine doppelt aufgeblühte Nelke fällt von der Hand Barfüßele's über dem Fenſterbrett auf ihn nieder, ſie trifft den Mantelſack ſeines Pferdes, aber er ſieht ſie nicht, und ſie fällt auf die Straße und Barfüßele eilt hinab und nimmt das verrätheriſche Zeichen wieder zu ſich, und jetzt geht es ihr auf wie ein neuer fürchterlicher Tag: das iſt ja der Freier der Roſel, der iſt's, den ſie gemeint hat am geſtrigen Abend. Sie hatte ihn nicht genannt, aber es kann kein Anderer ſein, Keiner, und der ſoll betrogen werden? Im Schuppen auf dem grünen Klee, den ſie den Kühen aufſtecken wollte, kniete Barfüßele und betete inbrünſtig zu Gott, er möge ihn davor bewahren, daß er die Roſel bekäme. Daß er ihr eigen werden ſollte — ſie wagte es nicht ſich dem Gedanken hinzugeben und nicht ihn zu verſcheuchen.

Kaum hatte ſie gemolken, als ſie zur ſchwarzen

Marann' hinüber eilte; ſie wollte ſie fragen, was ſie thun ſolle; die ſchwarze Marann' lag ſchwer krank, ſie war faſt taub geworden und verſtand kaum mehr zuſammenhängende Worte, und Barfüßele wagte es nicht, das Geheimniß, das ihr halb anvertraut worden und das ſie halb errathen hatte, ſo laut zu ſchreien, daß es die ſchwarze Marann' verſtehen konnte. Es konnten Leute von der Straße es hören. Rathlos kehrte ſie wieder nach Hauſe zurück.

Barfüßele mußte in's Feld und den ganzen Tag draußen bleiben beim Einpflanzen der Rübenſetzlinge. Bei jedem Schritte faſt zögerte ſie und wollte zurück und dem Fremden Alles ſagen; aber das Gebot der Unterthänigkeit drängte ſie fort zu der angewieſenen Pflicht, und dann dachte ſie: wenn er ſo einfältig und unbeſonnen iſt, daß er ſo fahrläſſig hineinrennt, dann iſt ihm nicht zu helfen, dann verdient er's nicht beſſer und — verſprochen iſt ja noch nicht geheirathet, tröſtete ſie ſich zuletzt. Sie war aber den ganzen Tag voll Unruhe, und als ſie Abends heimgekehrt die Kühe melkte und Roſel mit dem vollen Kübel an einer ausgemolkenen Kuh ſaß und hell ſang, da hörte ſie den Fremden mit dem Bauer im benachbarten Pferdeſtall. Es handelte ſich um einen Schimmel. Aber woher kam denn der Schimmel in den Stall? ſie hatten ja bisher keinen? Jetzt fragte der Fremde: „Wer iſt das, das daneben ſingt?“

„Das iſt meine Schweſter,“ ſagte der Bauer und auf dieſes Wort hin fiel Barfüßele ein und ſang die zweite Stimme, ſo mächtig, ſo trotzig, daß ſie ihn zwingen wollte, daß er auch fragen müſſe, wer denn drüben das ſei; aber das Singen hatte den Uebelſtand, daß man dadurch nicht hören konnte, ob er denn wirklich gefragt habe. Und als Roſel mit dem vollen Kübel über den Hof ging, wo eben jetzt der Schimmel vorgeführt und beſchaut wurde, ſagte der Bauer:

„Da, die da, das iſt meine Schweſter. Roſel! Stell' ab und richt' was zum Nachteſſen, wir haben einen Verwandten zum Gaſt, ich will ihn ſchon hinaufbringen.“

„Und die Kleine da hat wohl die zweite Stimme geſungen?“ fragte der Fremde. „Iſt das auch eine Schweſter?“

„Nein, das iſt ſo halb und halb ein angenommenes Kind; mein Vater iſt ſein Pfleger geweſen.“

Der Bauer wußte recht wohl, daß ſolche Mildthätigkeit ein ſchöner Ruhm eines Hauſes ſei und darum hatte er es vermieden, Barfüßele gradaus Magd zu nennen.

Barfüßele war aber innerlichſt froh, daß der Fremde nun doch von ihr wußte. Wenn er geſcheit iſt, muß er ſich bei mir nach der Roſel erkundigen, berechnete ſie richtig, und dann war die Anknüpfung gegeben, und er war wenigſtens vor Unglück bewahrt.

Roſel trug das Eſſen auf, und der Fremde war gar erſtaunt, daß ſo ſchnell eine ſo ſchöne Gaſterei hergerichtet ſei; er konnte nicht wiſſen, daß Alles vorbereitet war, und Roſel entſchuldigte, daß er einſtweilen fürlieb nehmen ſollte mit der geringen Aufwartung, er ſei's gewiß zu Hauſe beſſer gewohnt. Sie rechnete nicht ohne Klugheit, daß das Hervorheben eines weltbekannten Ruhmes Jedem wohlthue.

Barfüßele mußte heute in der Küche bleiben und Roſel Alles in die Hand geben und immer und immer bat ſie: „So ſag' mir doch um Gotteswillen, wer iſt's denn? Wie heißt er denn?“ Aber Roſel gab keine Antwort, und die Meiſterin löſte endlich das Geheimniß, indem ſie erklärte: „Jetzt kannſt du's ſchon ſagen, es iſt des Landfriedbauern Johannes von Zusmarshofen. Nicht wahr, Amrei, du haſt noch ein Andenken von ſeiner Mutter?“

„Ja, ja,“ ſagte Barfüßele, und ſie mußte ſich auf den Herd niederſetzen, ſo war es ihr in die Kniee gefahren. Wie wunderbar war das Alles! Alſo der Sohn ihrer erſten Wohlthäterin iſt es. „Nun muß ihm geholfen werden, und wenn das ganze Dorf mich ſteinigt, ich leid's nicht!“ ſprach ſie in ſich hinein.

Der Fremde ging fort, man gab ihm das Geleite, aber noch auf der Treppe kehrte er wieder um und ſagte: „Meine Pfeife iſt mir ausgegangen, und ich zünd' mir ſie am liebſten mit einer Kohle an.“ Er wollte offenbar muſtern, wie es in der Küche ausſähe. Die Roſel drängte ſich vor ihm herein, und reichte ihm mit einer Zange eine Kohle, ſie ſtand gerade vor Barfüßele, das hinten an der Eſſe auf dem Herd ſaß.

Und noch ſpät in der Nacht, als Alles im Hauſe ſchon ſchlief, verließ Barfüßele daſſelbe und rannte im Dorfe hin und her. Sie ſucht Jemand, dem ſie es ſagen könnte, damit er den Johannes warne, aber ſie weiß Niemand. Halt, da wohnt der Heiligenpfleger, der iſt ein Feind des Rodelbauern, und der weiß Alles geſchmälzt anzubringen; aber . . zu einem Feinde deines Meiſters gehſt du nicht, und überhaupt zu Keinem hier. Haſt ſchon Feinde genug von der Gemeinderathsſitzung her wegen des Dami. Ja, der Dami, der kann's. Warum nicht? Ein Mann kann eher davon reden, was kann man ihm Hinterhältiges zutrauen? Und der Johannes, ja, ſo heißt er, er wird ihm das nicht vergeſſen, ja, und dann hat der Dami einen Annehmer, und was für einen! So einen Mann! So eine Familie! Da kann's ihm nicht mehr fehlen. Nein, der Dami darf ſich nicht in's Dorf wagen. O lieber Gott! er iſt ja ausgewieſen! Aber der Kohlenmathes, der könnte es, und vielleicht doch der Dami.

Hin und her wie ein Irrlicht ſchweifte ihr Denken, und ſie ſelber irrte durch die Feldwege, ohne zu wiſſen wohin, und es war ihr heute ſo ſchreckhaft, wie das immer iſt, wenn man nichts weiß von der Welt und in Gedanken ſo dahin geht; ſie erſchrak vor jedem Tone, die Fröſche im Weiher krächzten ſo fürchterlich, und die Schnarren in den Wieſen ſo heimtückiſch, die Bäume ſtehen ſo ſchwarz in die Nacht hinein. Es hat heute gegen Endringen zu gewittert. Der Himmel iſt von fliegenden Wolken überzogen, nur manchmal blinkt ein Stern hervor. Barfüßele eilt durch das Feld in den Wald, ſie will doch zum Dami, ſie muß ſich wenigſtens mit einem Menſchen davon ausreden. Wie iſt es im Wald ſo dunkel! Was iſt das für ein Vogel, der jetzt in der Nacht zwitſchert, faſt wie eine Amſel, wenn ſie am Abend heimfliegt, und „ich komm' komm' komm';

komm' ſchon, komm' ſchon!" lautet der Klang? Und jetzt ſchlägt die Nachtigall, ſo ohne Athemholen, ſo von innen heraus, quellend, ſprudelnd, leiſe rieſelnd, wie ein Waldquell, der aus dem Innerſten der Erde geſpeist wird.

Mehr hin und her ſchlängelten ſich nicht die Wurzeln auf dem Waldwege, als die Gedanken Barfüßele's durcheinander liefen.

„Nein, der Plan iſt nichts! Geh' nur wieder heim," ſagte ſie ſich endlich, und kehrte um, aber noch lange wanderte ſie in den Feldern umher; ſie glaubte nicht mehr an Irrlichter, aber heute war es doch, als ob eines ſie hin- und herführte, und heute zum Erſtenmal ſpürte ſie auch, daß ſie im Nachtthau ſo lange barfuß umherging, und dabei brannten ihr die Wangen. In Schweiß gebadet kam ſie endlich heim in ihre Kammer.

15. Gebannt und erlöſt.

Am Morgen als Barfüßele erwachte, lag das Halsgeſchmeide, das ſie einſt von der Landfriedbäuerin erhalten, auf ihrem Bett; ſie mußte ſich lange beſinnen, bis ſie ſich erinnerte, daß ſie daſſelbe noch geſtern Abend herausgenommen und lange betrachtet hatte.

Als ſie ſich aufrichten wollte, waren ihr alle Glieder wie zerſchlagen und die Hände mühſam in einander klammernd jammerte ſie:

„Um Gotteswillen nur jetzt nicht krank ſein! Ich habe keine Zeit dazu, ich kann jetzt nicht.“ Wie im Zorn gegen ihren Körper, ihn mit der Willenskraft gewaltſam bezwingend, ſtand ſie auf; aber wie erſchrak ſie, als ſie ſich jetzt in dem kleinen Spiegel betrachtete. Ihr ganzes Geſicht war geſchwollen. „Das iſt die Strafe, weil du geſtern Nacht noch ſo herumgelaufen biſt und haſt fremde Menſchen und auch böſe zu Hülfe rufen wollen.“ Sie ſchlug ſich wie zur Züchtigung in's ſchmerzende Geſicht, nun aber verband ſie ſich über und über und ging an ihre Arbeit.

Als die Meiſterin ſie ſah, wollte ſie, daß ſie ſich zu Bette lege; aber die Roſel ſchimpfte, das ſei eine Bosheit des Barfüßele, daß ſie jetzt krank ſein wolle, ſie habe das zum Poſſen gethan, weil ſie wiſſe, daß man ſie jetzt nöthig habe. Barfüßele war ſtill und als ſie im Schuppen war und Klee in die Rauſe ſteckte, da ſagte eine helle Stimme: „Guten Morgen! Schon fleißig?“

Es war ſeine Stimme.

„Nur ein bisle,“ antwortete Barfüßele und biß dann die Zähne über einander, vor Allem über den neidiſchen Teufel, der ſie ſo verhext und entſtellt hatte, daß er ſie unmöglich erkennen konnte.

Sollte ſie ſich jetzt zu erkennen geben?

Man muß es abwarten.

Während ſie nun molk, fragte Johannes Allerlei. Zuerſt über das Milchergebniß der Kühe und ob man verkaufe und wie, und wer buttere und ob vielleicht Eines im Hauſe Buch darüber führe.

Barfüßele zitterte, es war jetzt in ihrer Hand, ihre Nebenbuhlerin zu beſeitigen, indem ſie zeigte wie ſie war; aber wie ſeltſam zuſammengeſponnen ſind die Fäden alles Thuns! Sie ſchämte ſich vor Allem, über ihre Meiſtersleute ſchlecht zu ſprechen, obgleich ſie nur eigentlich die Roſel getroffen hätte, denn die Anderen waren brav; aber ſie wußte, daß es auch einen Dienſtboten ſchändet, wenn er das innere Weſen des Hauſes zur Schande preisgiebt. Sie ſicherte ſich daher, indem ſie zuerſt ſagte: das ſtehe einem Dienſtboten nicht wohl an, ſeine Meiſtersleute zu beurtheilen; „und gutherzig ſind ſie Alle,“ ſetzte ſie in innerem Gerechtigkeitsſinn hinzu; denn in der That war dies auch Roſel trotz ihres heftigen und herriſchen Weſens. Jetzt fiel ihr was Gutes ein. Sagte ſie gleich wie die Roſel ſei, ſo reiste er ſchnell wieder ab, er war dann freilich von der Roſel los, aber er war dann auch fort, und mit kluger Rede ſagte ſie daher:

„Ihr ſcheint mir bedachtſam, wie auch Eure Eltern den Namen dafür haben. Ihr wiſſet aber, daß man kein Stückle Vieh in einem Tag recht kennt; ſo mein' ich, Ihr ſolltet ein bischen hier bleiben und nachher können auch wir Zwei einander beſſer kennen lernen und da wird dann ſchon ein Wort das andre geben, und wenn ich Euch dienſtlich ſein kann, an mir ſoll's nicht fehlen. Ich weiß zwar nicht, warum Ihr ſo viel ausfraget ...“

„O du biſt ein Schelm, aber du gefällſt mir,“ ſagte Johannes.

Barfüßele zuckte zuſammen, ſo daß die Kuh vor ihr zurückwich und ſie faſt den Melkkübel verſchüttete.

„Und du ſollſt auch ein gutes Trinkgeld haben,“ ſetzte Johannes hinzu und ließ einen Thaler, den er ſchon in der Hand gehabt, wieder in die Taſche fallen.

„Ich will Euch noch 'was ſagen,“ begann Barfüßele nochmals, als ſie ſich zu einer andern Kuh begab. „Der Heiligenpfleger iſt ein Feind von meinem Meiſter, daß Ihr das ja wiſſet, wenn er ſich an Euch anklammern will.“

„Ja, ja, ich ſeh' ſchon, mit dir kann man reden; aber du haſt ja ein geſchwollenes Geſicht, den Kopf verbinden, das hilft dir Nichts, wenn du ſo barfuß gehſt.“

„Ich bin's ſo gewohnt,“ ſagte Barfüßele, „aber ich will Euch folgen. Ich danke.“

Man hörte oben Schritte nahen. „Wir reden ſchon noch mehr mit einander,“ ſchloß der Burſche und ging davon.

„Ich danke dir, dicker Backen!“ ſagte Barfüßele hinter ihm drein und ſtreichelte die geſchwollene Wange, „du biſt geſcheit geweſen; durch dich kann ich ja mit ihm reden, wie wenn ich nicht da wäre, unter der Larve wie der Faſtnachtshanſel. Juchhe! das iſt luſtig.“

Wunderbar war's, wie dieſe innere Freudigkeit ihr körperliches Fiebern faſt auflöste; nur müde war ſie, unſäglich müde, und es war ihr lieb und that ihr wehe zugleich als ſie den Oberknecht das Bernerwägelein ſchmieren ſah und hörte, daß der Meiſter jetzt gleich mit dem Fremden über Land fahren wolle. Sie eilte in die Küche und da hörte ſie, wie in der Stube der Bauer zu Johannes ſagte: „Wenn du reiten willſt, Johannes, das wäre ganz geſchickt; da könnteſt du zu mir auf's Bernerwägelein ſitzen, Roſel, und du Johannes reiteſt nebenher.“

„Da fährt die Bäuerin aber auch mit,“ ſetzte Johannes nach einer Pauſe hinzu.

„Ich hab' ein Kind an der Bruſt, ich kann nicht weg,“ ſagte die Bäuerin.

„Und ich mag auch nicht ſo am Werktag im Land herumfahren,“ ergänzte Roſel.

„Oh was! Wenn ſo ein Vetter da iſt, darfſt du ſchon einen freien Tag machen,“ drängte der Bauer, denn er wollte, daß Johannes alsbald mit der Roſel beim Furchenbauer ankomme, damit ſich dieſer keine Hoffnung mache für eine ſeiner Töchter; zugleich wußte er auch, daß ſo eine kleine Ausfahrt über Land ihr

Gutes habe und die Leute raſcher zuſammenbringe als achttägiger Beſuch im Hauſe. Johannes ſchwieg und der Bauer in ſeinem innern Drängen ſtieß ihn an und ſagte halblaut: „Red' ihr doch zu; es kann ſein, ſie folgt dir eher und geht mit.“

„Ich mein',“ ſagte Johannes laut, „deine Schweſter hat Recht, daß ſie nicht ſo mitten in der Woche im Land herumfahren will. Ich ſpann' meinen Schimmel zu deinem, dann können wir auch ſehen wie ſie mit einander gehen und zum Nachteſſen ſind wir wieder da, wenn nicht ſchon früher.“

Barfüßele, die das Alles hörte, biß ſich auf die Lippen und konnte ſich faſt gar nicht halten vor Lachen über die Rede des Johannes, „ja, dachte ſie vor ſich hin, Den habt ihr noch nicht am Halfter, geſchweige denn am Zaum, der läßt ſich nicht gleich in der Welt herumführen wie verſprochen, daß er nicht mehr zurückkann.“

Sie mußte ihr Tuch von dem Geſichte abthun, ſo heiß wurde es ihr vor Freude.

Das war nun ein ſeltſamer Tag heute im Hauſe und Roſel erzählte halb ärgerlich, was für wunderliche Fragen der Johannes an ſie geſtellt habe, und Barfüßele jubelte innerlich, denn alles Das was er wiſſen wollte und wovon ſie ſich recht gut abnehmen konnte, warum er es fragte, alles Das war ja in ihr erfüllt. Aber was nützt das? Er kennt dich nicht, und wenn er dich auch kennt, du biſt ein armes Waiſenkind und in Dienſt, da kann nimmer was draus werden. Er kennt dich nicht und wird dich nicht fragen.

Am Abend als die beiden Männer zurückkehrten, hatte Barfüßele ſchon das Tuch um die Stirne abnehmen können, nur das um Kinn und Schläfe gebundene mußte ſie noch behalten und breit vorziehen.

Johannes ſchien jetzt weder Wort noch Blick für ſie zu haben. Dagegen war ſein Hund bei ihr in der Küche und ſie gab ihm zu freſſen und ſtreichelte ihn und redete auf ihn hinein: „Ja! Wenn du ihm nur Alles ſagen könnteſt, du würdeſt ihm gewiß Alles treu berichten!“

Der Hund legte ſeinen Kopf in den Schooß Barfüßele's und ſchaute ſie mit verſtändnißreichen Augen an, dann ſchüttelte er den Kopf, wie wenn er ſagen wollte: es iſt hart, ich kann leider Gottes nicht reden.

Jetzt ging Barfüßele hinein in die Kammer und ſang die Kinder, die ſchon lange ſchliefen, noch einmal ein mit allerlei Liedern; aber den Walzer, den ſie einſt mit Johannes getanzt, ſang ſie am meiſten. Johannes horchte wie verwirrt darauf hin und ſchien abweſend in ſeinen Reden. Roſel ging in die Kammer und hieß Barfüßele ſchweigen.

Noch ſpät in der Nacht, als Barfüßele eben für die ſchwarze Marann' Waſſer geholt hatte und mit dem vollen Kübel auf dem Kopf nach dem Elternhauſe ging, begegnete ihr eben Johannes, der ſich nach dem Wirthshauſe begab. Mit gepreßter Stimme ſagte ſie: „Guten Abend!“

„Ei, du biſt's?“ ſagte Johannes, „wohin denn noch mit dem Waſſer?“

„Zu der ſchwarzen Marann'.“

„Wer iſt denn das?“

„Eine arme bettlägerige Frau.“

„Die Roſel hat mir ja geſagt, es gebe hier keine Armen?“

„O, lieber Gott, mehr als genug; aber die Roſel hat's gewiß nur geſagt, weil ſie meint, es wäre eine Schande für das Dorf. Gutmüthig iſt ſie, das könnt Ihr mir glauben, ſie ſchenkt gern weg.“

„Du biſt eine gute Vertheidigung, aber bleib' nicht ſtehen mit dem ſchweren Kübel. Darf ich mit dir gehen?“

„Warum nicht?“

„Du haſt Recht, du gehſt einen guten Weg und da biſt du behütet, und vor mir brauchſt du dich gar nicht zu fürchten.“

„Ich fürchte mich vor Niemand und am wenigſten vor Euch. Ich hab's Euch heute angeſehen, daß Ihr gut ſeid.“

„Wo denn?“

„Weil Ihr mir gerathen habt, wie ich das geſchwollene Geſicht wegbringe; es hat mir ſchon geholfen, ich hab' jetzt Schuhe an.“

„Das iſt brav von dir, daß du folgſt,“ ſagte Johannes mit Wohlgefallen und der Hund ſchien das Wohlgefallen an Barfüßele zu bemerken, denn er ſprang an ihr hinauf und leckte ihre freie Hand.

„Komm her, Lux,“ befahl Johannes.

„Nein, laſſet ihn nur,“ entgegnete Barfüßele, „wir ſind ſchon gute Freunde, er iſt heute bei mir in der Küche geweſen; mich und meinen Bruder haben die Hunde alle gern.“

„So? du haſt auch noch einen Bruder?“

„Ja, und da hab' ich Euch bitten wollen, Ihr thätet Euch einen Gotteslohn erwerben, wenn Ihr ihn als Knecht zu Euch nehmen könntet; er wird Euch gewiß ſein Lebenlang treu dienen.“

„Wo iſt denn dein Bruder?“

„Da drunten im Wald, er iſt vor der Hand Kohlenbrenner.“

„Ja, wir haben wenig Wald und gar keine Köhlerei, einen Senn' könnt' ich eher brauchen.“

„Ja, dazu wird er ſich auch anſchicken. Jetzt, da iſt das Haus.“

„Ich warte, bis du wieder kommſt,“ ſagte Johannes und Barfüßele ging hinein, das Waſſer abzuſtellen, das Feuer herzurichten, und der Marann' friſch zu betten. Als ſie heraus kam, war Johannes noch da, der Hund ſprang ihr entgegen, und lange ſtand ſie hier noch bei Johannes an dem Vogelbeerbaum; der flüſterte ſo ſtill und wiegte ſeine Zweige, und ſie ſprachen über allerlei, und Johannes lobte ihre Klugheit und ihren regen Sinn, und ſagte zuletzt: „Wenn du einmal deinen Platz ändern willſt, du wärſt die rechte Perſon für meine Mutter.“

„Das iſt das größte Lob, was mir ein Menſch auf der Welt hätte ſagen können,“ betheuerte Barfüßele, „Und ich habe noch ein Andenken von ihr.“ Sie erzählte nun die Begebenheit aus der Kinderzeit, und Beide lachten, als Barfüßele bemerkte, wie der Dami es nicht vergeſſen wolle, daß die Landfriedbäuerin ihm noch ein Paar lederne Hoſen ſchuldig ſei.

„Er ſoll ſie haben," betheuerte Johannes.

Sie gingen noch mit einander das Dorf hinein, und Johannes gab ihr eine Hand zur „Guten Nacht."

Barfüßele wollte ihm ſagen, daß er ihr ſchon einmal eine Hand gegeben, aber wie von dem Gedanken erſchreckt, flog ſie davon und hinein in's Haus. Sie gab ihm keine Antwort auf ſeine Gute Nacht! Johannes ging ſinnend und innerlich verwirrt in ſeine Herberge im Auerhahn.

Barfüßele aber fand am andern Morgen den dicken Backen wie weggeblaſen, und luſtiger trällerte es noch nie durch Haus, Hof und Stall und Scheuer, als am heutigen Tage, und heute auch ſollte ſich's entſcheiden, heute mußte ſich Johannes erklären. Der Rodelbauer wollte ſeine Schweſter nicht länger in's Geſchrei bringen, wenn's vielleicht doch nichts wäre.

Faſt den ganzen Tag ſaß Johannes drin in der Stube bei der Roſel; ſie nähte an einem Mannshemde, und gegen Abend kamen die Schwiegereltern des Rodelbauern und andere Gefreundete. Es muß ſich entſcheiden.

In der Küche prozelte der Braten, und das Fichtenholz knackte, und die Wangen Barfüßeles brannten von dem Feuer auf dem Herde und von innerem Feuer angefacht. Der Krappenzacher ging ab und zu, herauf und herunter in großer Geſchäftigkeit, er that im ganzen Hauſe wie daheim, und rauchte aus der Pfeife des Rodelbauern.

„Alſo iſt's doch entſchieden!" klagte Barfüßele in ſich hinein.

Es war Nacht geworden und viele Lichter brannten im Hauſe, Roſel ging hoch aufgeputzt zwiſchen Stube und Küche hin und her und wußte doch nichts anzurühren. Eine alte Frau, die ehemals als Köchin in der Stadt gedient hatte, war mit zum Kochen angenommen worden. Es war Alles bereit.

Jetzt ſagte die junge Bäuerin zu Barfüßele: „Geh nauf und mach' dich g'ſunntigt" (ſonntäglich angekleidet).

„Warum?"

„Du mußt heute aufwarten, du kriegſt dann auch ein beſſer Letzgeld."

„Ich möchte in der Küche bleiben."

„Nein, thu' was ich dir geſagt habe, und mach' hurtig."

Amrei ging in ihre Kammer, und todtmüde ſetzte ſie ſich eine Minute verſchnaufend auf ihre Truhe; es war ihr ſo bang, ſo ſchwer, — wenn ſie nur jetzt einſchlafen und nimmer aufwachen könnte. Aber die Pflicht rief, und kaum hatte ſie das erſte Stück ihres Sonntagsgewandes in der Hand, als Freude in ihr aufblitzte, und das Abendroth, das einen hellen Strahl in die Dachkammer ſchickte, zitterte auf den hochgerötheten Wangen Amrei's.

„Mach dich g'ſunntigt!" Sie hatte nur Ein Sonntagskleid, und das war jenes, das ſie damals beim Tanz auf der Nachhochzeit in Endringen angehabt, und jedes Biegen und Rauſchen des Gewandes tönte Freude und jenen Walzer, den ſie damals getanzt; aber wie die Nacht raſch hereinſank und Amrei nur noch im Dunkeln Alles feſtknüpfte, ſo bannte ſie auch wieder alle Freude hinweg, und ſie ſagte ſich nur, daß ſie Johannes zu Ehren ſich ſo ankleide, und um ihm zu zeigen, wie ſehr ſie Alles hochhalte, was aus ſeiner Familie kommt, band ſie zuletzt auch noch den Anhenker um.

So kam Barfüßele geſchmückt, wie damals zum Tanze in Endringen, von ihrer Kammer herab.

„Was iſt das? Was haſt du, dich ſo anzuziehen?“ ſchrie Roſel im Aerger und in der Unruhe, daß der Bräutigam ſo lang ausblieb. „Was haſt du deinen ganzen Reichthum an? Iſt das eine Magd, die ſo ein Halsband anhat und ſo eine Denkmünze? Was muß er davon denken! Gleich thuſt du das herunter!“

„Nein, das thu' ich nicht, das hat mir ſeine Mutter geſchenkt, wie ich noch ein kleines Kind war und das hab' ich angehabt, wie wir in Endringen mit einander getanzt haben.“

Man hörte ein Geräuſch auf der Treppe, aber Niemand achtete darauf, denn Roſel ſchrie jetzt:

„So, du nichtsnutzige verteufelte Hex', du wärſt ja in Lumpen verfault, wenn man dich nicht herausgenommen hätte, du willſt mir meinen Bräutigam wegnehmen?“

„Heiß' ihn nicht ſo, ehe er's iſt,“ antwortete Amrei mit einer ſeltſamen Miſchung von Tönen und die alte Köchin aus der Küche rief: „Das Barfüßele hat Recht, man darf ein Kind nicht bei ſeinem Namen nennen, eh' es getauft iſt: das iſt lebensgefährlich.“

Amrei lachte und die Roſel ſchrie:

„Warum lachſt du?“

„Soll ich heulen?" ſagte Barfüßele, „ich hätte Grund genug, aber ich mag nicht."

„Wart', ich will dir zeigen was du mußt," ſchrie Roſel: „da!" und ſie riß Barfüßele nieder auf den Boden und ſchlug ihr in's Geſicht.

„Ich will mich ja ausziehen, laß los!" ſchrie Barfüßele, aber Roſel ließ ohnedies ab, denn wie aus dem Boden herausgewachſen, ſtand jetzt Johannes vor ihr.

Er war leichenblaß, ſeine Lippen bebten, er konnte kein Wort hervorbringen und legte nur die Hand ſchützend auf Barfüßele, die noch auf der Erde kniete. Endlich rief er mit gepreßtem Athem:

„Sag', biſt du's wirklich? Die von Endringen? Du biſt da? Da im Haus biſt du? Und ſo geht man mit dir um? Red' doch ein Wort! Nur ein Wort!"

„Johannes!" rief Barfüßele und er hob ſie mit beiden Armen empor und mit mächtiger Stimme ſagte er:

„So, jetzt weiß ich wo ich bin. Ja, und mit mir gehſt du, und mein biſt du! Willſt du? Ich hab' dich gefunden und habe dich nicht geſucht! und jetzt bleibſt du bei mir, meine Frau. Das hat Gott gewollt."

Wer jetzt in das Auge Barfüßeles hätte ſehen können! Aber noch hat kein ſterbliches Auge den Blitz am Himmel völlig erfaßt, und erwarte es ihn noch ſo feſt, es wird doch geblendet; und es gibt Blitze im Menſchenauge, die nie und immer feſt geſehen, es gibt Regungen im Menſchengemüthe, die nie und nimmer feſt gefaßt werden; ſie ſchwingen ſich über die Welt und laſſen ſich nicht halten.

Ein raſcher Freudenblitz, wie er in dem Auge erglänzen müßte, dem ſich der Himmel aufthut, hatte aus dem Antlitze Amrei's gezuckt und jetzt bedeckte ſie das Geſicht mit beiden Händen und die Thränen quollen ihr zwiſchen den Fingern hervor. Johannes hielt ſeine Hand auf ihr.

Alle Gefreundeten waren herzugekommen, und ſahen ſtaunend was hier vorging.

„Was iſt denn das mit dem Barfüßele? Was iſt denn da?“ lärmte der Rodelbauer.

„So? Barfüßele heißt du?“ jauchzte Johannes, er lachte laut und heftig und rief wieder: „Jetzt komm'. Willſt du mich? Sag's nur hier gleich, da ſind Zeugen und die müſſen's beſtätigen. Sag Ja! und nur der Tod ſoll uns von einander ſcheiden.“

„Ja! und nur der Tod ſoll uns von einander ſcheiden!“ rief Barfüßele und warf ſich an ſeinen Hals.

„Gut, ſo nimm ſie gleich aus dem Haus!“ ſchrie der Rodelbauer ſchäumend vor Zorn.

„Ja, und das brauchſt du mir nicht zu heißen, und ich dank' dir für die gute Aufwartung, Vetter; wenn du einmal zu uns kommſt, wollen wir's wett machen.“ So erwiderte Johannes. Er faßte ſich mit beiden Händen an den Kopf und rief: „Herr Gott! O Mutter, Mutter! Was wirſt Du dich freuen!“

„Geh hinauf, Barfüßele, und nimm deine Truhe gleich mit, es ſoll nichts mehr von dir im Haus ſein,“ befahl der Rodelbauer.

„Ja wohl, und mit weniger Geſchrei geſchieht das auch,“ erwiderte Johannes. „Komm', ich geh' mit dir, Barfüßele, ſag', wie heißt denn du eigentlich?“

„Amrei!“

„Ich hätt' ſchon einmal eine Amrei haben ſollen, das iſt die Schmalzgräfin, und du biſt meine Salzgräfin. Juchhe! Jetzt komm', ich will auch deine Kammer ſehen, wo du ſo lang gelebt haſt; jetzt kriegſt du ein weitmächtiges groſses Haus."

Der Hund ging immer mit borſtig aufſtehenden Rückenhaaren um den Rodelbauer herum, er merkte wohl, daß der Rodelbauer eigentlich gern den Johannes erwürgt hätte; und erſt als Johannes und Barfüßele die Treppe hinauf waren, ging der Hund ihnen nach.

Johannes ließ die Kiſte ſtehen, weil er ſie nicht auf's Pferd nehmen konnte und packte alle Habſeligkeiten Barfüßeles in den Sack, den ſie noch vom Vater ererbt hatte und Barfüßele erzählte dabei durcheinander, was der Sack ſchon Alles mitgemacht habe und die ganze Welt drängte ſich zuſammen in eine Minute und war ein tauſendjähriges Wunder. Barfüßele ſah ſtaunend drein als Johannes ihr Schreibebuch aus der Kindheit mit Freude begrüßte und dabei rief: „Das bring' ich meiner Mutter, das hat ſie geahnt; es giebt noch Wunder in der Welt."

Barfüßele fragte nicht weiter danach. War denn nicht Alles ein Wunder, was mit ihr geſchah? Und als wüßte ſie, daß die Roſel alsbald die Blumen ausreißen und auf die Straße werfen würde, ſo fuhr ſie noch einmal mit der Hand über die Pflanzen alle hin, ſie kühlten ihre Hand mit Nachtthau, und jetzt ging ſie mit dem Johannes hinab und eben als ſie das Haus verlaſſen wollte, drückte ihr noch Jemand im Finſtern ſtill die Hand; es war die Bäuerin, die ihr ſo noch Lebewohl ſagte.

Auf der Schwelle rief noch Barfüßele, indem ſie die Hand an der Thürpfoſte hielt, an der ſie ſo oft träumend gelehnt hatte: „Möge Gott dieſem Hauſe alles Gute vergelten und alles Böſe vergeben!“ Aber kaum war ſie einige Schritte entfernt als ſie rief: „Ach Gott, ich habe ja alle meine Schuhe vergeſſen; die ſtehen oben auf dem Brett.“ Und noch hatte ſie dieſe Worte kaum ausgeſprochen als wie nachtrabend die Schuhe von dem Fenſter herabflogen von der Straße.

„Lauf' drin zum Teufel!“ ſchrie eine Stimme aus dem Dachfenſter. Die Stimme tönte tief und heiſer, und doch war's die Roſel.

Barfüßele las die Schuhe zuſammen und trug ſie mit Johannes, der den Sack auf dem Rücken hatte, nach dem Wirthshaus.

Der Mond ſchien hell und im Dorfe war bereits Alles ſtill.

Barfüßele wollte nicht im Wirthshaus bleiben.

„Und ich möchte am liebſten heut noch fort,“ ſetzte Johannes hinzu.

„Ich will bei der Marann' bleiben,“ entgegnete Barfüßele, „das iſt mein Elternhaus, und du läßt mir deinen Hund. Gelt, du bleibſt bei mir, Lux? Ich fürchte, ſie thun mir heute Nacht was an, wenn ich hier bleibe.“

„Ich wach' vor dem Haus,“ entgegnete Johannes, „aber es wäre beſſer, wir gingen jetzt gleich; was willſt du denn noch hier?“

„Vor Allem muß ich noch zu der Marann'. Sie hat Mutterſtelle an mir vertreten und ich hab' ſie heute den ganzen Tag noch nicht geſehen und nichts für ſie ſorgen können, und ſie iſt noch krank dazu. Ach Gott, es iſt hart, daß ich ſie allein laſſen muß. Aber was will ich machen? Komm', geh mit zu ihr."

Sie gingen mit einander durch das ſchlafende mondbeſchienene Dorf Hand in Hand. Nicht weit von dem Elternhauſe blieb Barfüßele ſtehen und ſagte: „Siehſt du? Auf dieſem Fleck da, da hat mir deine Mutter den Anhenker geſchenkt und einen Kuß gegeben."

„So? Und da haſt noch einen und noch einen."

Selig umarmten ſich die Liebenden. Der Vogelbeerbaum rauſchte drein, und vom Wald her tönte Nachtigallenſchlag.

„So, jetzt iſt's genug, nur noch den und dann gehſt mit herein zur Marann'. O lieber Gott im ſiebenten Himmel! Was wird die ſich freuen!"

Sie gingen mit einander hinein in das Haus und als Barfüßele die Stubenthür öffnete, fiel eben wieder, wie damals der Sonnenſtrahl, jetzt ein breiter Mondſtrahl auf den Engel am Kachelofen, und er ſchien jetzt noch fröhlicher zu lachen und zu tanzen; und jetzt rief Barfüßele mit mächtiger Stimme: „Marann'! Marann'! Wachet auf! Marann', Glück und Segen iſt da. Wachet auf!"

Die Alte richtete ſich auf, der Mondſtrahl fiel auf ihr Antlitz und ihren Hals, ſie riß die Augen weit auf und fragte: „Was iſt? Was iſt? Wer ruft?"

„Freut Euch, da bring' ich Euch meinen Johannes!"

„Meinen Johannes!" ſchrie die Alte gellend. „Lieber Gott, meinen Johannes! Wie lang ... wie lang

... ich hab' dich, ich hab' dich, ich danke Dir Gott tauſend und tauſendmal! O mein Kind! Ich ſehe dich mit tauſend Augen und tauſendfach ... Nein da, da deine Hand! ... Komm' her! dort in der Kiſte die Ausſteuer ... Nehmt das Tuch ... Mein Sohn! Mein Sohn! Ja, ja, die iſt dein ... Johannes, mein Sohn! mein Sohn!“ Sie lachte krampfhaft auf und fiel zurück in's Bett. Amrei und Johannes waren davor niedergekniet und als ſie ſich aufrichteten und ſich über die Alte beugten, athmete ſie nicht mehr.

„O Gott, ſie iſt todt, die Freude hat ſie getödtet!“ ſchrie Barfüßele, „und ſie hat dich für ihren Sohn gehalten. Sie iſt glücklich geſtorben. O! wie iſt denn das Alles in der Welt, o wie iſt das Alles!“ Sie ſank wiederum am Bette nieder und weinte und ſchluchzte bitterlich.

Endlich richtete ſie Johannes auf und Barfüßele drückte der Todten die Augen zu. Sie ſtand lange mit Johannes ſtill am Bette, dann ſagte ſie:

„Komm', ich will Leute wecken, daß ſie bei der Leiche wachen. Gott hat's wunderbar gut gemacht. Sie hat Niemand mehr gehabt, der für ſie ſorgt, wenn ich fort bin, und Gott hat ihr noch die höchſte Freude in der letzten Minute gegeben. Wie lang, wie lang hat ſie auf dieſe Freude gewartet!“

„Ja, jetzt kannſt aber heute nicht hier bleiben,“ ſagte Johannes, „und jetzt folgſt mir und gehſt gleich heute noch mit mir.“

Barfüßele weckte die Frau des Todtengräbers und ſchickte ſie zur ſchwarzen Marann', und ſie war ſo wunderbar gefaßt, daß ſie dieſer ſogleich ſagte, man ſolle die Blumen, die auf ihrem Fenſterbrett ſtehen, auf das Grab der ſchwarzen Marann' pflanzen und nicht vergeſſen, daß man ihr, wie ſie immer gewünſcht hätte, ihr Geſangbuch und das ihres Sohnes unter den Kopf lege.

Als ſie endlich Alles angeordnet hatte, richtete ſie ſich hoch auf, ſtreckte und bäumte ſich, und ſagte: „So! Jetzt iſt Alles fertig; aber verzeih mir nur, du guter Menſch, daß du jetzt gleich ſo mit mir in das Elend hinein ſehen mußt und verzeih mir auch, wenn ich jetzt nicht ſo bin wie ich eigentlich ſein möcht'; ich ſeh' wohl, es iſt Alles gut, und Gott hätt's nicht beſſer machen können, aber der Schreck liegt mir noch in allen Gliedern, und Sterben iſt doch gar eine harte Sache, du kannſt nicht glauben, wie ich mir darüber faſt das Hirn aus dem Kopf gedacht habe. Aber jetzt iſt's ſchon gut, ich will ſchon wieder heiter ſein, ich bin ja die glückſeligſte Braut auf Erden.“

„Ja, du haſt Recht, komm, wir wollen fort. Willſt du mit mir auf dem Gaul ſitzen?“ fragte Johannes.

„Ja. Iſt das noch der Schimmel den du auf der Endringer Hochzeit gehabt haſt?“

„Freilich.“

„Und o! der Rodelbauer! Schickt der noch in der Nacht eh du kommſt nach Lauterbach und läßt ſich einen Schimmel holen, damit du in's Haus kommen kannſt. Hotto! Schimmele, geh' nur wieder heim,“ ſchloß ſie faſt freudig, und ſo kehrten ſie in Denken und Empfinden wieder in's gewöhnliche Leben zurück und lernten aus ihm ihre Glückſeligkeit neu kennen.

16. Silbertrab.

„Nicht wahr, es iſt kein Traum? Wir ſind Beide mit einander wach, und morgen wird's Tag und dann wieder ein Tag und ſo tauſendmal fort?“ So ſprach Barfüßele mit dem Lux, der bei ihr verblieben war, während Johannes drin im Stall den Schimmel aufſchirrte. Jetzt kam er heraus, packte den Sack auf und ſagte: „Da ſitz' ich drauf und du ſitzeſt vor mir im Sattel.“

„Laß mich lieber auf meinem Sack ſitzen.“

„Wie du willſt.“

Er ſchwang ſich hinauf, dann ſagte er: „So, jetzt tritt auf meinen Fuß, tritt nur feſt drauf und gieb mir deine beiden Hände,“ und leicht ſchwang ſie ſich hinauf und er hob ſie empor und küßte ſie und ſagte dann: „Jetzt kann ich mit dir machen was ich will, du biſt in meiner Gewalt.“

„Ich fürchte mich nicht,“ ſagte Barfüßele, „und du biſt auch in meiner Gewalt.“

Schweigend ritten ſie mit einander durch das Dorf hinaus. Im letzten Haus brannte noch ein Licht, dort wachte die Todtengräberin bei der Leiche der Marann' und Johannes ließ Barfüßele ſich ausweinen.

Erſt als ſie über den Holderwaſen ritten, ſagte Barfüßele: „Da hab' ich einen ganzen Sommer die

Gänſe gehütet und da hab' ich einmal deinem Vater zu trinken gegeben aus dem Brunnen dort. Behüt' dich Gott du Holzbirnenbaum, und euch, ihr Felder ihr und Wälder! Es iſt mir, wie wenn ich Alles nur geträumt hätte, und verzeih mir nur, lieber Johannes, ich möcht' mich freuen und kann doch nicht und darf doch nicht, wenn ich denk', daß da drin eine Todte liegt; es iſt eine Sünde wenn ich mich freue und eine Sünde, wenn ich mich nicht freue. Weißt was, Johannes? Ich ſag', es iſt ſchon ein Jahr um und ich freue mich; aber nein, über's Jahr iſt ſchön und heut' iſt auch ſchön, ich freue mich heut', juſt. Jetzt reiten wir in den Himmel hinein! Ach, was hab' ich da auf dem Holderwaſen für Träume gehabt, daß der Kukuk vielleicht ein verzauberter Prinz ſei, und jetzt ſitz' ich auf dem Gaul und jetzt bin ich Salzgräfin geworden. Das freut mich, daß du mich Salzgräfin geheißen haſt; ich weiß, daß ſie jetzt in Haldenbrunn darüber ſpötteln, aber mir iſt's recht, daß du mich Salzgräfin geheißen haſt. Kennſt du denn auch die Geſchichte von dem: ſo lieb wie das Salz?"

„Nein, was iſt denn das?"

„Es iſt einmal ein König geweſen und der fragt ſeine Tochter: wie lieb haſt du mich denn? und da ſagte ſie: ich hab' dich ſo lieb . . . ſo lieb wie das Salz. Der König denkt, das iſt eine einfältige Antwort und iſt bös darüber. Es vergeht nicht lange Zeit, da giebt der König eine große Gaſterei und die Tochter macht es, daß alle Speiſen ungeſalzen auf den Tiſch kommen. Da hat's natürlich dem König nicht geſchmeckt und er fragt die Tochter: warum iſt denn heut Alles ſo ſchlecht gekocht? das ſchmeckt ja Alles nach gar nichts — und da ſagt ſie: ſeht Ihr nun? Weil das Salz fehlt. Und hab' ich nun nicht Recht gehabt, daß ich geſagt habe, ich hab' Euch ſo lieb, ſo lieb wie das Salz? Der König hat ihr Recht gegeben und darum ſagt man noch heutigen Tages: ſo lieb wie das Salz. Die Geſchichte hat mir die ſchwarze Marann' erzählt. Ach Gott, die kann jetzt nicht mehr erzählen. Da drin liegt eine Todte und horch! dort ſchlägt die Nachtigall, ſo glückſelig. Aber jetzt vorbei. Ich will ſchon deine Salzgräfin ſein, Johannes. Du ſollſt es ſchon ſpüren. Ja, ich bin glückſelig, juſt, o die Marann' hat ja auch geſagt: Gott freut ſich, wenn die Menſchen luſtig ſind, wie ſich Eltern freuen, wenn ihre Kinder tanzen und ſingen; getanzt haben wir ſchon und jetzt komm', jetzt wollen wir ſingen. Wend' jetzt da links ab in den Wald, wir reiten zu meinem Bruder, ſie haben jetzt den Meiler da unten an der Straße. — Sing' Nachtigall! wir ſingen mit!

Nachtigall, ich hör' dich ſingen;
Das Herz im Leib möcht' mir zerſpringen;
Komm nur bald und ſag mir wohl,
Wie ich mich verhalten ſoll!"

Und die Beiden ſangen allerlei Lieder, traurig und luſtig, ohne Aufhören, und Barfüßele ſang die zweite Stimme ebenſo wie die erſte. Am meiſten aber ſangen ſie den Ländler, den ſie auf der Endringer Hochzeit dreimal mit einander getanzt und ſo oft ſie abſetzten, berichtete bald das Eine bald das Andere wie es des Fernen gedacht und Johannes ſagte:

„Es iſt mir ſchwer geworden, den Ländler aus dem Kopf zu kriegen, denn da haſt du immer drin herum getanzt. Ich hab' keine Magd zur Frau haben wollen, denn ich muß dir nur ſagen, ich bin ſtolz.“

„Das iſt recht, ich bin's auch.“

Nun erzählte Johannes, wie er mit ſich gekämpft habe, wie das aber nun gut ſei, denn jetzt ſei Alles vorbei. Er berichtete, wie er zum Erſten- und Zweitenmal in die Heimath der Mutter geſchickt worden, um ſich von da eine Frau zu holen. Wie ihm Barfüßele damals beim Antritt in Endringen gleich in's Herz geſtiegen ſei, er habe es geſpürt und ſich darum nicht zu erkennen gegeben, als er gehört, daß ſie eine Magd ſei.

Barfüßele berichtete dagegen von dem Benehmen der Roſel in Endringen und wie ſie's damals zum erſtenmal gekränkt habe, daß die Roſel ſagte: es iſt nur unſere Magd; und wie ſie dann ihren Mißmuth zuerſt an ihm ausgelaſſen und doch dann von ihm geträumt und es ihm doppelt angerechnet habe, daß er ſo gut gegen ſie war. Und nach allerlei beweglicher Hin- und Widerrede ſchloß Johannes: „Ich könnte närriſch werden, wenn ich mir denken will, es hätte anders kommen können. Wie könnte das nur ſein, ich zöge mit einer Andern als du heimwärts? Wie wäre das nur möglich?“

Nach ihrer beſonnenen Art ſagte Barfüßele:

„Denk' nicht zu viel, wie's hätt' anders ſein können; ſo und ſo, und anders. Wie's einmal iſt, iſt es recht und muß recht ſein, ſei's Freud' oder Leid, und Gott hat's ſo gewollt und jetzt iſt's an uns, daß wir's weiter recht machen."

„Ja," ſagte Johannes, „wenn ich die Augen zumache und dich ſo reden höre, ſo meine ich, ich höre meine Mutter. Grade ſo hätte ſie auch geſagt. Und auch deine Stimme iſt faſt ſo."

„Sie muß jetzt von uns träumen," ſagte Barfüßele. „Ich glaub's ganz gewiß und feſt." Und nach ihrer Art inmitten aller lebensſichern Faſſung doch erfüllt von allerlei Wunderſamem, mit dem ihre Jugend vollgepfropft war, ſagte ſie jetzt:

„Wie heißt denn dein Gaul?"

„Wie er ausſieht."

„Nein, wir wollen ihm einen Namen geben, und weißt du wie? Silbertrab."

Und nach der Weiſe des Ländlers, den ſie mit einander getanzt, ſang jetzt Johannes immer und immer das eine Wort: Silbertrab! Silbertrab! und Barfüßele ſang mit, und eben jetzt indem ſie keinerlei Worte mehr ſangen, die irgend was ſagten, ward ihre Luſtigkeit die reine, volle, unbegrenzte, ſie konnten allerlei Jubel hineinlegen und hinausklingen laſſen. Und wieder hing ſich allerlei Jodeln daran; denn es giebt ein Glockengeläute in der Seele, das keinen zuſammenhängenden Ton mehr hat, keine beſtimmte Weiſe und doch Alles in ſich ſchließt; und hin und her und auf und ab in Jubeltönen ſchwang und wiegte ſich das Herz der Liebenden. Und wieder ging's an Schelmenlieder und Amrei ſang:

„Mein Schatz halt' ich feſt,
Wie der Baum ſeine Aeſt,
Wie der Apfel ſeinen Kern,
Ich hab' ihn ſo gern."

Und Johannes erwiderte:

„In Ewigkeit laß ich mein Schätzele net (nicht)
Und wenn es der Teufel am Kettele hät;
Am Kettele, am Schnürle, am Bändele, am Seil,
In Ewigkeit iſt mir mein Schätzle nicht feil."

Und wieder ſang Amrei:

„Tauſendmal denk' ich dran,
Wie mein Schatz tanzen kann
'rum und 'num hin und her,
Wie ich's begehr'."

Johannes ſang wieder:

„Und alleweil ein bisle luſtig
Und alleweil fidel,
Der Teufel iſt g'ſtorben,
's kommt niemand in d'Höll'!"

Und jetzt ſangen ſie gemeinſam in langgezogenen Tönen das tiefe Lied:

„Auf Trauern folgt große Freud,
Das tröſtet mich allezeit;
Weiß mir ein ſchwarzbraunes Mägdelein
Die hat zwei ſchwarzbraune Aeugelein,
Die mir mein Herz erfreut."

„Mein eigen will ſie ſein,
Keinem Andern mehr als mein,
Und ſo leben wir in Freud und Leid
Bis uns der Tod von einander ſcheidt.“

Das war ein helles Klingen im Wald wo der Mondſchein durch die Wipfel ſpielte und an Zweigen und Stämmen hing und zwei fröhliche Menſchenkinder mit der Nachtigall um die Wette ſangen. —

Und drunten beim Meiler ſaß noch in ſtiller Nacht der Dami beim Kohlenbrenner und der Kohlenbrenner, der in der Nacht gern ſprach, erzählte allerlei Wundergeſchichten aus der Vergangenheit, wo der Wald hier zu Lande noch ſo geſchloſſen beſtanden war, daß ein Eichhörnchen ohne auf den Boden zu kommen von Baum zu Baum vom Neckar bis zum Bodenſee hüpfen konnte und jetzt eben berichtete er die Geſchichte vom Schimmelreiter, der eine Wandlung des alten Heidengottes iſt und überall Glanz und Pracht verbreitet und Glück ausgießt.

Es giebt Sagen und Märchen, die ſind für die Seele, was für das Auge das Hineinſtarren in ein loderndes Feuer: wie das züngelt und ſich verſchlingt und in bunten Farben ſpielt, hier verliſcht und dort wieder ausbricht und plötzlich wieder Alles in eine Flammenwoge ſich erhebt. Und wendeſt du dich ab von der Flamme, ſo iſt die Nacht noch dunkler.

So hörte Dami zu und ſo ſchaute er ſich manchmal um, und der Kohlenmathes erzählte eintönig fort.

Da hielt er inne, dort kam vom Berg herab ein Schimmel und drauf ſang es ſo lieblich. Will die

Wunderwelt herabſteigen? Und immer näher kam das Pferd und darauf ſaß ein wunderlicher Reiter, ſo breit und hatte zwei Köpfe, und das kam immer näher und jetzt rief bald eine Männerſtimme bald eine Frauenſtimme: Dami! Dami! Dami! Die Beiden wollten in den Boden ſinken vor Schreck, ſie konnten ſich nicht bewegen, und jetzt war es da, und jetzt ſtieg es ab und: „Dami, ich bin's!“ rief Barfüßele und erzählte Alles, was geſchehen war.

Dami hatte gar nichts zu ſagen und ſtreichelte nur bald das Pferd und bald den Hund und nickte als Johannes verſprach: er wolle ihn zu ſich nehmen und ihn zum Almhirten machen, er ſolle dreißig Kühe auf der Alm haben und Buttern und Käſen lernen.

„Du kommſt aus dem Schwarzen in's Weiße,“ ſagte Barfüßele, „da könnte man ein Räthſel daraus machen.“

Dami gewann endlich die Sprache und ſagte: „Und ein Paar lederne Hoſen auch.“ Alle lachten und er erklärte, daß ihm die Landfriedbäuerin noch ein Paar lederne Hoſen ſchuldig ſei.

„Ich geb' dir einſtweilen meine Pfeife, da, das ſoll die Schwagerpfeife ſein,“ ſagte Johannes und reichte Dami ſeine Pfeife.

„Ja, dann haſt du ja keine,“ ſagte Amrei in halber Einrede.

„Ich brauch' jetzt keine.“

Wie ſelig ſprang Dami in die Höhe und in die Blockhütte hinein, mit ſeiner ſilberbeſchlagenen Pfeife, aber man hätte es nicht glauben ſollen, daß er einen ſo fröhlichen Spaß machen könne; nach einer Weile kam er wieder und hatte den Hut des Kohlenmathes auf und ſeinen langen Rock an und in jeder Hand eine lange Fackel. Mit gravitätiſchem Gang und Ton ließ er nun die Brautleute an: „Was iſt das? Da, Johannes, da hab' ich zwei Fackeln, da will ich dir mit heimleuchten. Wie kommſt du dazu, ſo mir nichts dir nichts meine Schweſter fortzunehmen? Ich bin der großjährige Bruder und bei mir mußt du um ſie anhalten und ehe ich Ja! geſagt habe gilt Alles nichts.“

Amrei lachte fröhlich und Johannes hielt förmlich bei Dami um die Hand ſeiner Schweſter an.

Dami wollte den Scherz noch weiter treiben, denn er gefiel ſich in der Rolle, in der ihm einmal ſo Etwas gelungen war. Aber Amrei wußte, daß da kein Verlaß auf ihn war; er konnte allerlei Albernheit vorbringen und den Scherz in ſein Gegentheil verkehren. Sie ſah ſchon, wie der Dami mehrmals die Hand auf und zu machend nach dem Uhrgehänge des Johannes griff und immer wieder, bevor er es gefaßt, zurückzog; ſie ſagte daher ſtreng, wie man einem tollenden Kinde wehrt: „Jetzt iſt's genug: das haſt du gut gemacht, jetzt laß es dabei!“

Dami entlarvte ſich wieder und ſagte nur noch zu Johannes: „So iſt's recht! Du haſt eine ſtahlbeſchlagene Frau und ich eine ſilberbeſchlagene Pfeife.“ Als Niemand lachte, ſetzte er hinzu: „Gelt, Schwager, das hätteſt du nicht geglaubt, daß du ſo einen geſcheiten Schwager haſt? Ja, ſie hat's nicht allein, wir ſind in Einem Topf gekocht. Ja Schwager!“

Er ſchien als wollte er die Freude: Schwager! ſagen zu können, völlig auskoſten.

Man ſtieg endlich wieder auf, denn das Brautpaar wollte noch nach der Stadt und ſchon als ſie ein Stück weg waren, ſchrie Dami in den Wald: „Schwager! Vergiß meine ledernen Hoſen nicht!“ Helles Lachen antwortete, und wiederum tönte Geſang und die Brautleute ritten fort und fort in die Mondnacht hinein.

17. Ueber Berg und Thal.

Es läßt ſich nicht ſo fortleben in gleichem Athem, es wechſeln Nacht und Tag, lautloſe Ruhe und wildes Rauſchen und Brauſen und die Jahreszeiten alle. So im Leben der Natur, ſo im Menſchenherzen, und wohl dem Menſchenherzen, das auch in aller Bewegung ſich nicht aus ſeiner Bahn verirrt.

Es war Tag geworden, als die beiden Liebenden vor der Stadt ankamen und ſchon eine weite Strecke vorher, als ihnen der erſte Menſch begegnete, waren ſie abgeſtiegen. Sie fühlten, daß ihre Auffahrt gar ſeltſam erſcheinen mußte und der erſte Menſch war ihnen wie ein Bote der Erinnerung, daß ſie ſich wieder einfinden müßten in die gewohnte Ordnung der Menſchen und ihre Herkömmlichkeiten. Johannes führte das Pferd an der einen Hand, mit der andern hielt er Amrei, ſie gingen lautlos dahin, und ſo oft ſie einander anſahen, erglänzten ihre Geſichter wie die von Kindern, die aus dem Schlaf erwachen. So oft ſie aber wieder vor ſich niederſchauten, waren ſie gedankenvoll und bekümmert um das, was nun werden ſollte.

Als ob ſie mit Johannes ſchon darüber geſprochen hätte, und in der unmittelbaren Zuverſicht, daß er das Gleiche gedacht haben müſſe wie ſie, ſagte jetzt Amrei:

„Freilich wohl wär's geſcheiter geweſen, wir hätten die Sache ruhiger gemacht; du wärſt zuerſt heim und ich wär' derweil wo geblieben, meinetwegen wenn nicht anders beim Kohlenmathes im Wald, und du hätteſt mich dann abgeholt mit deiner Mutter oder mir geſchrieben und ich wäre nachgekommen mit meinem Dami. Aber weißt du, was ich denk'?"

„Juſt Alles weiß ich noch nicht."

„Ich denke, daß Reue das Dümmſte iſt, was man in ſich aufkommen laſſen kann. Wenn man ſich den Kopf herunter reißt, man kann Geſtern nicht mehr zu Heute machen. Was wir gethan haben, ſo mitten drin in dem Jubel, das iſt recht geweſen und muß recht bleiben. Da kann man jetzt, wenn man ein bischen nüchtern iſt, nicht darüber ſchimpfen. Jetzt müſſen wir nur daran denken, wie wir weiter Alles gut machen und du biſt ja ſo ein gerader Menſch, du wirſt ſehen, kannſt Alles mit mir überlegen, ſag' mir nur Alles frei heraus. Kannſt mir ſagen was du willſt; du thuſt mir nicht weh damit; aber wenn du mir Etwas nicht ſagſt, da thuſt du mir weh damit. Gelt du haſt auch keine Reue?"

„Kannſt du ein Räthſel löſen?" fragte Johannes.

„Ja, das habe ich als Kind gut können."

„Nun ſo ſag' mir: was iſt das? Es iſt ein einfaches Wort, thut man den erſten Buchſtaben vorn 'runter, da möcht' man ſich den Kopf 'runter reißen und thut man ihn wieder auf, da iſt alles feſt."

„Das iſt leicht," ſagte Barfüßele, „kinderleicht, das iſt Reu' und Treu'." Und wie die Lerchen über ihnen zu ſingen begannen, ſo ſangen ſie jetzt auch das Räthſellied und Johannes begann:

„Ei Jungfrau, ich will dir was aufzurathen geben,
Wann du es erratheſt ſo heirath' ich dich:
Was iſt weißer als der Schnee?
Was iſt grüner als der Klee?
Was iſt ſchwärzer als die Kohl'?
Willſt du mein Weibchen ſein,
Errathen wirſt du's wohl."

Amrei:

„Die Kirſchenbluſt (Blüthe) iſt weißer als der Schnee
Und wann ſie verblühet hat grüner als der Klee,
Und wann ſie verreifet hat ſchwärzer als die Kohl',
Weil ich dein Weiblein bin, errathen kann ich's wohl."

Johannes:

„Was für ein König hat keinen Thron?
Was für ein Knecht hat keinen Lohn?"

Amrei:

„Der König in dem Kartenſpiel hat keinen Thron,
Der Stiefelknecht hat keinen Lohn."

Johannes:

„Welches Feuer hat keine Hitz?
Und welches Meſſer hat keine Spitz?

Amrei:

„Ein abgemaltes Feuer hat keine Hitz,
Ein abgebrochenes Meſſer hat keine Spitz."

Plötzlich ſchnalzte Johannes mit den Fingern und ſagte: „Jetzt gieb Acht," und er ſang:

„Was hat keinen Kopf und doch einen Hals?
Und was ſchmeckt gut ohne Salz und Schmalz?"

Amrei erwiderte raſch:

„Die Flaſch' hat keinen Kopf und doch einen Hals,
Und Alles was gezuckert iſt ſchmeckt ohne Schmalz und Salz."

„Du haſt's nur halb errathen," lachte Johannes, „biſt in der Küche ſtecken geblieben; ich hab's ſo gemeint:

„Die Flaſch' hat keinen Kopf und doch einen Hals,
Und der Kuß von deinem Mund ſchmeckt ohne Schmalz und Salz."

Und nun ſangen ſie noch den letzten Vers des vielgewundenen Räthſelliedes:

„Was für ein Herz thut keinen Schlag?
Was für ein Tag hat keine Nacht."
„Das Herz an der Schnalle thut keinen Schlag,
Der allerjüngſte Tag hat keine Nacht."

„Ei Jungfrau, ich kann ihr nichts aufzurathen geben,
Und iſt es ihr wie mir, ſo heirathen wir."
„Ich bin ja keine Schnalle, mein Herz thut manchen Schlag,
Und eine ſchöne Nacht hat auch der Hochzeitstag."

Am erſten Wirthshaus vor dem Thor kehrten ſie ein und Amrei ſagte, als ſie mit Johannes in der Stube war und dieſer einen guten Kaffee beſtellt hatte:

„Die Welt iſt doch prächtig eingerichtet! Da haben die Leute ein Haus hergeſtellt und Stühle und Bänke und Tiſche und eine Küche, darauf brennt das Feuer und da haben ſie Kaffee und Milch und Zucker und das ſchöne Geſchirr und das richten ſie Alles her, wie wenn wir's beſtellt hätten, und wenn wir weiter kommen, ſind immer wieder Leute da und Häuſer und Alles drin. Es iſt gerade wie im Mährlein: Tiſchlein deck' dich!"

„Aber Knüppel aus dem Sack! gehört auch dazu," ſagte Johannes, griff in die Taſche und holte eine Hand voll Geld heraus, „ohne das kriegſt du nichts."

„Ja freilich," ſagte Amrei, „wer dieſe Räder hat, der kann durch die Welt rollen. Sag' Johannes, hat dir je in deinem Leben ein Kaffee ſo geſchmeckt, wie der? Und das friſche Weißbrod! Du haſt nur zu viel beſtellt; wir können das nicht Alles ermachen; das Weißbrod, das ſteck' ich zu mir, aber es iſt ſchad um den guten Kaffee; o! wie manchem Armen thät' der wohl, und wir müſſen ihn da ſtehen laſſen und du mußt ihn doch bezahlen."

„Das macht nichts, man kann's nicht ſo genau nehmen in der Welt."

„Ja, ja, du haſt Recht, ich bin halt noch genau gewöhnt; mußt mir's nicht übel nehmen; wenn ich ſo was ſage, es geſchieht im Unverſtand."

„Das haſt du leicht ſagen, weil du weißt, daß du geſcheit biſt."

Amrei ſtand bald auf, ſie glühte vor Hitze, und als ſie jetzt vor dem Spiegel ſtand, rief ſie laut: „O lieber Gott! bin denn ich das? Ich kenn' mich gar nicht mehr."

„Aber ich kenn' dich," ſagte Johannes, „du heißt

Amrei und Barfüßele und Salzgräfin, aber das iſt noch nicht genug, du kriegſt jetzt noch einen Namen dazu: Landfriedbäuerin iſt auch nicht übel."

„O lieber Gott! kann denn das ſein? Ich meine jetzt, es wäre nicht möglich."

„Ja es giebt noch harte Bretter zu bohren, aber das ficht mich nichts an. Jetzt leg' dich ein wenig ſchlafen, ich will derweil nach einem Bernerwägele umſchauen; du kannſt am Tag nicht mit mir reiten, und wir brauchen ohnedies eins."

„Ich kann nicht ſchlafen, ich muß noch einen Brief nach Haldenbrunn ſchreiben; ich bin ſo fort und hab' doch auch viel Gutes genoſſen da, und hab' auch noch andre Sachen anzugeben."

„Ja, mach' das, bis ich wieder komm'."

Johannes ging davon, und Amrei ſchaute ihm mit ſeltſamen Gedanken nach: da geht er und gehört doch zu dir, und wie er ſo ſtolz geht! Iſt es denn möglich, daß es wahr iſt, er iſt dein? Er ſchaut nicht mehr um, aber der Hund, der mit ihm geht; Amrei winkt ihm und lockt ihn, und richtig, da kommt er zurück gerannt. Sie ging ihm vor das Haus entgegen, und als er an ihr hinauf ſprang, ſagte ſie: „Ja, ja, ſchon gut, es iſt recht von dir, daß du bei mir bleibſt, daß ich nicht ſo allein bin; aber jetzt komm' herein, ich muß ſchreiben."

Sie ſchrieb einen großen Brief an den Schultheiß in Haldenbrunn, dankte der ganzen Gemeinde für die Wohlthaten, die ſie empfangen, und verſprach: einſtens ein Kind aus dem Ort zu ſich zu nehmen, wenn ſie es machen könne, und verpflichtete nochmals den Schultheiß, daß man der ſchwarzen Marann' ihr Geſangbuch unter den Kopf lege. Als ſie den Brief zuſiegelte, preßte ſie ihre Lippen dabei zuſammen und ſagte: „So, jetzt bin ich fertig mit dem was in Haldenbrunn noch lebt.“ Sie riß aber doch ſchnell den Brief wieder auf, denn ſie hielt es für Pflicht, Johannes zu zeigen, was ſie geſchrieben. Dieſer aber kam lange nicht und Amrei erröthete, als die geſprächſame Wirthin ſagte: „Ihr Mann hat wohl auf dem Amt zu thun?“ Daß Johannes zum Erſtenmal ihr Mann genannt wurde, das traf ſie tief in's Herz.

Sie konnte nicht antworten, und die Wirthin ſah ſie ſtaunend an. Amrei wußte ſich vor ihren ſeltſamen Blicken nicht anders zu flüchten, als indem ſie vor das Haus ging und dort auf aufgeſchichteten Brettern mit dem Hunde ſaß und auf Johannes wartete. Sie ſtreichelte den Hund, und ſchaute ihm tief glücklich in die treuen Augen. — Kein Thier ſucht und verträgt den anhaltenden Menſchenblick, nur dem Hunde ſcheint das gegeben, aber auch ſein Auge zuckt bald und er blinzelt gern aus der Ferne.

Wie iſt doch die Welt auf Einmal ſo räthſelvoll und ſo offenbar!

Amrei ging mit dem Hunde hinein in den Stall, ſah zu wie der Schimmel fraß, und ſagte: „Ja, lieber Silbertrab, laß dir's nur ſchmecken, und bring' uns gut heim, und Gott gebe, daß es uns Allen gut geht.“

Johannes kam lange nicht, und als ſie ihn endlich ſah, ging ſie auf ihn zu und ſagte: „Gelt, wenn du wieder was zu beſorgen haſt auf der Reiſe, nimmſt mich mit?“

„So! Iſt dir's bang geworden? „Haſt gemeint, ich wär' davon? Ha, wie wär's, wenn ich dich jetzt da ſitzen ließ' und davon ritt'?“

Amrei zuckte zuſammen, dann ſagte ſie ſtreng: „Juſt witzig biſt du nicht. Mit ſo Etwas ſeinen Spaß haben, das iſt zum Erbarmen einfältig! Du dauerſt mich, daß du das gethan haſt, du haſt dir damit was gethan, es iſt bös, wenn du es weißt, und bös, wenn du es nicht weißt. Du willſt mir davon reiten und meinſt, jetzt ſoll ich zum Spaß heulen? Meinſt du vielleicht, weil du den Gaul haſt und Geld, wärſt du der Herr? Nein, dein Gaul hat uns Beide mitgenommen, und ich bin mit dir gegangen. Wie meinſt, wenn ich den Spaß machen und ſagen thät': wie wär's, wenn ich dich da ſitzen ließ'? Du dauerſt mich, daß du den Spaß gemacht haſt.“

„Ja, ja, du ſollſt Recht haben, aber hör' doch jetzt einmal auf.“

„Nein, ich red' ſo lang noch was in mir iſt von einer Sache, wo ich die Beleidigte bin, und an mir iſt es, von der Sache aufzuhören, wenn ich will. Und dich ſelber haſt du auch beleidigt, Den der du ſein ſollſt und der du auch biſt. Wenn ein Anderes was ſagt, was nicht recht iſt, kann ich drüber weg ſpringen; aber an dir darf kein Schmutzfleckchen ſein, und glaub' mir, mit ſo etwas Spaß machen, das iſt grad, wie wenn man mit dem Crucifix da Puppe ſpielen wollte.“

„Oho! So arg iſt's nicht; aber allem Anſchein nach verſtehſt du keinen Spaß."

„Ich verſteh' wohl, das wirſt du ſchon erfahren, aber nicht mit ſo Etwas, und jetzt iſt's gut. Jetzt bin ich fertig und denke nicht mehr dran."

Dieſer kleine Zwiſchenfall zeigte Beiden ſchon früh, daß ſie bei aller liebenden Hingebung ſich doch vor einander zuſammennehmen mußten, und Amrei fühlte, daß ſie zu heftig geweſen war, und ebenſo Johannes, daß es ihm nicht anſtand, mit der Verlaſſenheit Amrei's und ihrer völligen Hingegebenheit an ihn ein Spiel zu treiben. Sie ſagten das einander nicht, aber Jedes fühlte es dem Andern ab.

Das kleine Morgenwölkchen, das aufgeſtiegen war, zerfloß bald vor der helldurchbrechenden Sonne, und Amrei jubelte wie ein Kind, als ein ſchönes grünes Bernerwägelein kam, mit einem halbrunden gepolſterten Sitz drauf. Noch bevor angeſpannt war, ſetzte ſie ſich hinauf und klatſchte in die Hände vor Freude. „Jetzt mußt mich nur noch fliegen machen," ſagte ſie zu Johannes, der den Schimmel einſpannte, „ich bin mit dir geritten, jetzt fahr' ich, und nun bleibt nichts als Fliegen."

Und im hellen Morgen fuhren ſie auf ſchöngebahnter Straße dahin. Dem Schimmel ſchien das Fahren leicht, und Lux bellte vor Freude immer vor ihm her.

„Denk' nur, Johannes," ſagte Amrei nach einer Strecke, „denk' nur, die Wirthin hat mich ſchon für deine Frau gehalten."

„Und das biſt du ſchon, und darum frag' ich nichts danach, was ſie Alle dazu ſagen mögen. Du Himmel und ihr Lerchen und ihr Bäume und ihr Felder und Berge! Schaut her, das iſt mein Weible! Und wenn ſie zankt, iſt ſie grad ſo lieb, wie wenn ſie Einem was Schönes ſagt. O meine Mutter iſt eine weiſe Frau, o die hat's gewußt: ſie hat geſagt, ich ſoll darauf achten, wie ſie im Zorn weint, da kommt der inwendige Menſch heraus. Das war ein lieber, ſcharfer, ſchöner, böſer, der heute bei dir herausgekommen iſt, wie du dort gezankt haſt. Jetzt kenn' ich die ganze Sippſchaft, die in dir ſteckt, und ſie iſt mir recht. O du ganze weite Welt! Ich dank' dir, daß du da biſt, du Alles, Alles. Welt! Ich frag' dich, haſt du, ſo lang du ſtehſt, ſo ein lieb Weible geſehen? Juchhe, juchhe!"

Und wo Einer am Wege ging, an dem man vorbei fuhr, faßte Johannes Amrei an, und rief: „Schau, ſchau, das iſt mein Weible!" bis ihn Amrei dringend bat, das zu laſſen, er aber ſagte: „Ich weiß mir vor Freude nicht zu helfen. Ich könnte es der ganzen Welt zurufen, daß Alles mit mir jubelt, und ich weiß gar nicht, wie können die Menſchen da nur noch zu Acker fahren und Holz ſpalten und Alles, und wiſſen nicht, wie ſelig ich bin."

Amrei ſah eine arme Frau am Wege gehen, knüpfte ſchnell ein Paar ihrer ſo ſehr geliebten Schuhe ab, und warf ſie der Armen hin, die den Davoneilenden ſtaunend nachſah und dankte. Es berührte Amrei wie eine ſelige Empfindung, daß ſie zum Erſtenmal in ihrem Leben eine Werthſache, die ſie ſelber noch wohl brauchen konnte, verſchenkt hatte. Anfangs, als ſie es ſo raſch weggegeben und darüber nachſann, dachte ſie vor Allem nur daran, und das kam noch oft wieder, wie viel eigentlich die Schuhe werth geweſen ſeien; das Beſitzthum wollte ſich nicht leicht ablöſen von ihr, ſie hatte es zu feſt in Gedanken beſeſſen, und ſie dachte gar nicht mehr daran, wie viel ſie eigentlich an der ſchwarzen Marann' gethan — daß ſie die Schuhe hergegeben, erſchien ihr als ihre erſte Wohlthat, und die Empfindung derſelben beglückte ſie gewiß noch mehr als die Empfängerin; ſie lächelte immer vor ſich hin, ſie hatte ein geheimes Geſchenk in der Seele, das ihr Herz in Freuden hüpfen machte, und als ſie Johannes fragte: „Was haſt denn? Warum lachſt denn immer ſo wie ein Kind im Schlaf?" ſagte ſie:

„O Gott, es iſt ja auch Alles wie ein Traum. Ich kann jetzt herſchenken. Ich gehe in Gedanken noch jetzt immer mit der Frau, und weiß wie ſie ſich freut."

„Das iſt brav, daß du gern ſchenkſt."

„O was will denn das heißen: im Glück herſchenken, das iſt wie wenn ein volles Glas überfließt: ich bin ſo voll, ich möcht' gern Alles herſchenken, ich möcht' auch wie du gern alle Menſchen anrufen. Ich meine, ich könnte ſie Alle ſpeiſen und tränken. Ich meine, ich ſäße an einer langen Hochzeittafel ganz allein mit dir, und ich bin ſo voll, ich kann gar nichts eſſen, ich bin ſatt."

„Ja, ja, das iſt gut," ſagte Johannes. „Aber ſchenke keine von deinen Schuhen mehr weg. Wenn ich ſie anſehe, denk' ich an die vielen ſchönen guten

Jahre, die drin ſtecken, da kannſt du viele ſchöne Jahre herumlaufen, bis ſie zerriſſen ſind."

„Wie kommſt du jetzt darauf? Wieviel hundertmal hab' ich das gedacht, wenn ich die Schuhe angeſehen hab'. Aber jetzt erzähl' mir auch von deinem Daheim, ſonſt ſchwätz' ich immer von mir. Erzähl'."

Das that Johannes gern, und während er erzählte und Amrei mit weit offenen Augen zuhörte, tanzte mitten durch Alles in ihrem Geiſt immer ein glückſeliges Bild neben her, das war die Arme am Wege in den geſchenkten neuen Schuhen.

Nachdem Johannes die Menſchen daheim geſchildert, rühmte er vor Allem das Vieh und ſagte: „Das iſt Alles ſo wohlgenährt und geſund und rund, daß kein Tropfen Waſſer drauf ſtehen bleibt."

„Mir will's gar nicht in den Sinn," ſagte Amrei, „daß ich auf Einmal ſo reich ſein ſoll. Wenn ich bedenke, daß ich ſelber ſo viel eigene Felder und Kühe und Mehl und Schmalz und Obſt und Kiſten und Kaſten haben ſoll, da mein' ich, ich hätte bisher mein Lebenlang geſchlafen, und wäre jetzt auf Einmal aufgewacht. Nein, nein, das iſt nicht ſo. Mir kommt es ſchrecklich vor, daß ich auf Einmal für ſo Vieles verantwortlich ſein ſoll. Gelt, deine Mutter hilft mir noch? Sie iſt ja noch gut bei der Hand. Ich weiß gar nicht, wie man's macht, daß ich nicht Alles an die Armen verſchenke; aber nein, das geht nicht, es iſt ja nicht mein. Ich hab's ja auch nur geſchenkt."

„Almoſengeben armet nicht! iſt ein Sprüchwort meiner Mutter," erwiderte Johannes.

Es läßt ſich nicht ſagen, mit welchem Jubel die beiden Liebenden dahinfuhren. Jedes Wort machte ſie glücklich. Als Amrei fragte: „Habt ihr auch Schwalben am Haus?“ und Johannes dies bejahte mit dem Beiſatze, daß ſie auch ein Storchenneſt hätten, da war Amrei ganz glücklich, und ahmte das Storchengeſchnatter nach, und ſchilderte gar luſtig, wie der Storch mit ernſthaftem Geſicht auf Einem Bein ſtehe und von oben herunter in ſein Haus ſchaue.

War es eine Verabredung, oder war es die innere Macht des Augenblicks? Sie ſprachen nichts davon, wie nun die eigentliche Auffahrt und das Eintreten in's elterliche Haus vor ſich gehen ſollte, bis ſie gegen Abend in den Amtsbezirk kamen, in dem Zusmarshofen lag. Erſt jetzt, als Johannes ſchon einigen Leuten begegnete, die ihn kannten, ihn grüßten, und ihn verwundert anſchauten, erklärte er Amrei, daß er ſich zweierlei ausgedacht habe, wie man die Sache am beſten anfange. Entweder wolle er Amrei zu ſeiner Schweſter bringen, die hier abſeits wohnte — man ſah den Kirchthurm ihres Dorfes hinter einem Vorberge — er wollte dann allein nach Hauſe und Alles erklären; oder er wolle Amrei gleich mit in's Haus nehmen, das heißt, ſie ſollte eine Viertelſtunde vorher abſteigen und als Magd in's Haus kommen.

Amrei zeigte ihre ganze Klugheit, indem ſie auseinanderſetzte, was zu dieſem Verfahren beſtimme und was daraus hervorgehen könne. Halte ſie ſich bei der Schweſter auf, ſo hätte ſie zuerſt eine Perſon zu gewinnen, die nicht die entſcheidende ſei und es könnte allerlei Hin- und Herzerrereien geben, die nicht zu berechnen wären, abgeſehen davon, daß es in ſpäteren Zeiten immer eine mißliche Erinnerung, und in der ganzen Umgegend ein Gerede bleibe, daß ſie ſich nicht geradezu in's Haus gewagt habe. Da ſcheine der zweite Weg beſſer. Aber es gehe ihr wider die Seele, mit einer Lüge in's Haus zu kommen. Freilich habe ihr die Mutter vor Jahren verſprochen, ſie in Dienſt zu nehmen; aber ſie wolle ja jetzt nicht in Dienſt und es ſei wie ein Diebſtahl, wenn ſie ſich in die Gunſt der Eltern einſchleichen wolle, und ſie wiſſe gewiß, daß ſie in dieſer Verlarvung Alles ungeſchickt thäte. Sie könne dabei nicht gradaus ſein, und wenn ſie dem Vater nur einen Stuhl ſtellen wolle, werfe ſie ihn gewiß um, denn ſie müſſe immer dabei denken: du thuſt's, um ihn zu hintergehen. Und wenn alles Das auch noch ginge: wie ſie denn vor den Dienſtleuten erſcheinen müſſe, wenn ſie ſpäter hören, daß die Meiſterin ſich als Magd in's Haus eingeſchmuggelt habe und ſie könne mit Johannes während der ganzen Zeit kein Wort reden.

Dieſe ganze Auseinanderſetzung ſchloß ſie mit den Worten: „Ich hab' dir das Alles nur geſagt, weil du auch meine Gedanken hören willſt, und wenn du Etwas mit mir überlegſt, ſo muß ich doch frei herausreden; ich ſage dir aber auch gleich: was Du willſt, wenn du es feſt ſagſt, ſo thue ich es, und wenn du ſagſt ſo, thu' ich's auch. Ich folge dir ohne Widerrede und ich will's ſo gut machen als ich kann, was du mir auferlegſt."

„Ja, ja, du haſt Recht,“ ſagte Johannes im ſchweren Beſinnen, „es iſt Beides ein ungerader Weg, der erſte weniger; und wir ſind jetzt ſchon ſo nahe, daß wir uns ſchnell beſinnen müſſen. Siehſt du dort die Waldblöße da drüben auf dem Berg mit der kleinen Hütte? Du ſiehſt auch die Kühe, ſo ganz klein wie Käfer? Da iſt unſere Frühalm, da will ich unſern Dami hinſetzen.“

Staunend ſagte Amrei: „O Gott wohin wagen ſich nicht die Menſchen! Das muß aber ein gut Grasgelände ſein.“

„Freilich, aber wenn mir der Vater das Gut übergiebt, führe ich doch mehr Stallfütterung ein, es iſt nützlicher; aber die alten Leute bleiben gern beim Alten. Ach! Was ſchwätzen wir da? Wir ſind jetzt ſchon ſo nah. Hätten wir uns nur früher beſonnen. Mir brennt der Kopf.“

„Bleib' nur ruhig, wir müſſen uns in Ruhe beſinnen; ich habe ſchon eine Spur wie's zu machen wär', nur noch nicht ganz deutlich.“

„Was? Wie meinſt?“

„Nein, beſinn' du dich; vielleicht kommſt du ſelber drauf. Es gehört dir, daß du's einrichteſt und wir ſind jetzt Beide ſo in Wirrwarr, daß wir einen Halt dran haben, wenn wir Beide zugleich draufkommen.“

„Ja mir fällt ſchon was ein. Da im zweitnächſten Ort iſt ein Pfarrer, den ich gut kenne, der wird uns am beſten rathen. Aber halt! So iſt's beſſer! Ich bleib' unten im Thal beim Müller, und du gehſt allein hinauf auf den Hof zu meinen Eltern und ſagſt ihnen

Alles gradaus, rund und klein. Meine Mutter haſt du gleich an der Hand, aber du biſt ja geſcheit, du wirſt auch den Vater ſo herumkriegen, daß du ihn um den Finger wickelſt. So iſt Alles beſſer. Wir brauchen nicht zu warten und haben keine fremden Menſchen zu Hülfe genommen! Iſt dir das recht? Iſt dir das nicht zu viel?"

„Das iſt auch ganz mein Gedanke geweſen. Aber jetzt wird nichts mehr überlegt, gar nichts; das ſteht feſt wie geſchrieben und das wird ausgeführt, und friſch an's Werk macht den Meiſter. So iſt's recht. O du weißt gar nicht, was du für ein lieber, guter, prächtiger, ehrlicher Kerl biſt."

„Nein du! Aber es iſt jetzt Eins, wir ſind jetzt Beide zuſammen ein einziger braver Menſch und das wollen wir bleiben. Da guck, hier gieb mir die Hand, ſo, da die Wieſe iſt unſer erſtes Feld. Grüß Gott, Weible, ſo, jetzt biſt du daheim. Und Juchhe! da iſt unſer Storch und fliegt auf. Storch! Sag' grüß Gott! Da iſt die neue Meiſterin. Ich will dir ſpäter ſchon noch mehr ſagen. — Jetzt Amrei, mach' nur nicht ſo lang oben und ſchick' mir gleich Eins in die Mühle; wenn der Roßbub daheim iſt, am beſten den, der kann ſpringen wie ein Has'. So, ſiehſt du dort das Haus mit dem Storchenneſt und die zwei Scheuern dort am Berg, links vom Wald? Es iſt eine Linde am Haus, ſiehſt du's?"

„Ja!"

„Das iſt unſer Haus. Jetzt komm, ſteig ab, du kannſt den Weg jetzt nicht mehr fehlen."

Johannes ſtieg ab und half auch Amrei von dem Wagen und dieſe hielt das Halsgeſchmeide, das ſie in die Taſche geſteckt hatte, wie einen Roſenkranz zwiſchen den gefalteten Händen und betete leiſe. Auch Johannes zog den Hut ab und ſeine Lippen bewegten ſich.

Die Beiden ſprachen kein Wort mehr und Amrei ging voraus. Johannes ſtand noch lange an den Schimmel gelehnt und ſchaute ihr nach. Jetzt wendete ſie ſich und ſcheuchte den Hund zurück, der ihr gefolgt war, er wollte aber nicht gehen, rannte in's Feld abſeits und wieder zu ihr, bis Johannes ihm pfiff, dann erſt kam das Thier zurück.

Johannes fuhr nach der Mühle und hielt dort an. Er hörte, daß ſein Vater vor einer Stunde da geweſen ſei, um ihn hier zu erwarten; er ſei aber wieder umgekehrt. Johannes freute ſich, daß ſein Vater wieder wohl auf den Beinen war und daß Amrei nun beide Eltern zu Hauſe träfe. Die Leute in der Mühle wußten nicht, was das mit Johannes war, daß er bei ihnen anhielt und doch faſt auf kein Wort hörte. Er ging bald in das Haus, bald aus demſelben, bald auf den Weg nach dem Hofe, bald kehrte er wieder zurück. Denn Johannes war voll Unruhe, er zählte die Schritte, die Amrei ging. Jetzt war ſie an dieſem Felde, und jetzt an dieſem, jetzt am Buchenhage, jetzt ſprach ſie mit den Eltern ... Es ließ ſich doch nicht ausdenken wie es war.

Und plötzlich war Johannes aus der Mühle verſchwunden und das Fuhrwerk blieb zurück ....

18. Das erſte Herdfeuer.

Amrei war unterdeß wie traumverloren dahin gegangen. Sie ſchaute wie fragend nach den Bäumen auf: die ſtehen ſo ruhig auf dem Fleck und die werden ſo ſtehen und auf dich niederſchauen, Jahre, Jahrzehnte, dein ganzes Leben lang als deine Lebensgenoſſen; und was wirſt du derweil erfahren!

Amrei war aber doch ſchon ſo alt geworden, daß ſie nicht mehr nach einem Halt in der Außenwelt taſtete. Es war ſchon lange, ſeitdem ſie mit dem Vogelbeerbaum geſprochen hatte. — Sie wollte ihre Gedanken wegbannen von Allem was ſie umgab, und doch ſtarrte ſie wieder hinein in die Felder, die ihr eigen werden ſollten, und wollte ſich immer vordenken, was nun kommen ſollte; Eintritt und Empfang, Anrede und Antwort, hin und her. Wie ein Wirrwarr von tauſend Möglichkeiten ſchwirrte Alles um ſie her und ſie ſagte endlich faſt laut, und der Silbertrabwalzer ſpielte ſich ihr im Kopfe: „Was da, was da, vorher beſinnen? Wenn aufgeſpielt wird, tanz' ich — Hopſer oder Walzer. Ich weiß nicht, wie ich die Füße ſetze, ſie thun's allein; und ich kann mir's nicht denken, und ich will mir's nicht denken, wie ich vielleicht in einer Stunde den Weg da wieder zurückkehre, und die Seele iſt mir aus dem Leibe genommen, und ich muß doch gehen, einen Schritt nach dem andern. Genug! Jetzt laß kommen, was kommen will; ich bin ja auch dabei."

Und es lag noch mehr als dieſe ausgeſprochene Zuverſicht in ihrem Weſen; ſie hatte nicht umſonſt von Kindheit an Räthſel gelöst und von Tag zu Tag mit dem Leben gerungen. Die ganze Kraft deſſen, was ſie geworden, ruhte ſtill und ſichertreffend in ihr. Ohne weitere Frage, wie man einer Nothwendigkeit entgegen geht, ſtill in ſich zuſammengefaßt, ging ſie muthig und feſten Schrittes dahin.

Sie war noch nicht weit gegangen, da ſaß ein Bauer mit einem rothen Schleedornſtock zwiſchen den Füßen und beide Hände und das Kinn darauf ſtützend am Weg.

„Grüß Gott!" ſagte Amrei, „thut das Ausruhen gut?"

„Ja. Wohin willſt?"

„Dahinauf auf den Hof. Wollet Ihr mit? Ihr könnet Euch an mir führen."

„Ja, ſo iſt's!" grinste der Alte, „vor dreißig Jahren wäre mir das lieber geweſen, wenn mir ſo ein ſchönes Mädle das geſagt hätte, da wäre ich geſprungen wie ein Füllen."

„Zu denen, die ſpringen können wie die Füllen, ſagt man das aber nicht!" lachte Amrei.

„Du biſt reich," ſagte der Alte, der eine müßige Unterhaltung am heißen Mittag zu lieben ſchien. Er nahm vergnüglich eine Priſe aus ſeiner Horndoſe.

„Woher ſeht Ihr, daß ich reich bin?"

„Deine Zähne ſind zehntauſend Gulden werth, es gäbe Mancher zehntauſend Gulden drum, wenn er ſie im Maul hätte."

„Ich hab' jetzt keine Zeit zum Spaßen. Behüt' Euch Gott."

„Wart' nur, ich geh' mit, aber mußt nicht ſchnell laufen."

Amrei half nun dem Alten behutſam auf und der Alte ſagte: „Du biſt ſtark." Er hatte ſich in ſeiner neckiſchen Weiſe noch ſchwerer und unbehülflicher gemacht, als er war. Im Gehen fragte er jetzt: „Zu wem willſt du denn auf dem Hof?"

„Zum Bauern und zu der Bäuerin."

„Was willſt du denn von ihnen?"

„Das will ich ihnen ſelber ſagen."

„Wenn du was geſchenkt haben willſt, da kehr' lieber gleich wieder um; die Bäuerin gäb' dir ſchon, aber ſie iſt über Nichts Meiſter, und der Bauer der iſt zäh, der hat ein Sperrholz im Genick und einen ſteifen Daumen dazu."

„Ich will nichts geſchenkt, ich bring' ihnen was," ſagte Amrei.

Es begegnete den Beiden ein älterer Mann, der mit der Senſe in's Feld ging, und der Alte neben Amrei rief ihn an und fragte ihn mit ſeltſamem Augenzwinkern: „Weißt nicht, iſt der geizige Landfriedbauer nicht daheim?" „Ich glaub', aber ich weiß es nicht," lautete die Antwort des Mannes mit der Senſe, und er ging davon feldein. Es zuckte etwas in ſeinem Geſichte, und noch jetzt, als er ſo hinwandelte, ſchüttelte es ihm den Rücken auf und nieder, er lachte offenbar und Amrei ſchaute ſtarr in das Antlitz ihres Begleiters und gewahrte die Schelmerei darin und plötzlich erkannte ſie in den eingefallenen Zügen die jenes Mannes, dem ſie einſt auf dem Holderwaſen zu trinken gegeben hatte, und leiſe mit den Fingern ſchnalzend, dachte ſie: „Wart', dich krieg' ich," und laut ſagte ſie: „das iſt ſchlecht von Euch, daß Ihr ſo von dem Bauer redet zu einem Fremden, wie ich, das Ihr nicht kennet, und das vielleicht eine Verwandte von ihm iſt, und es iſt auch gewiß gelogen, was Ihr ſaget; freilich ſoll der Bauer zäh ſein, aber wenn's drauf ankommt, hat er gewiß auch ein rechtſchaffenes Herz und hängt nur nicht an die große Glocke, was er Gutes thut, und wer ſo brave Kinder hat, wie man die Seinen berühmt, der muß auch rechtſchaffen ſein, und es kann ſein, er macht ſich vor der Welt gern ſchlecht, weil es ihm nicht der Mühe werth iſt, was Andere von ihm denken, und ich kann ihm das nicht übel nehmen."

„Du haſt dein Maul nicht vergeſſen. Woher biſt denn?"

„Nicht aus der Gegend, vom Schwarzwald her."

„Wie heißt der Ort?"

„Haldenbrunn."

„So? Und du biſt zu Fuß daher gekommen?"

„Nein, es hat mich unterwegs Einer mitfahren laſſen, es iſt der Sohn von dem Bauern da. Ein gerader braver Menſch."

„So? Ich hätte dich in ſeinen Jahren auch mitfahren laſſen."

Man war am Hofe angekommen und der Alte ging mit Amrei in die Stube und rief: „Mutter, wo biſt?"

Die Frau kam aus der Kammer und die Hand Amrei's zuckte, ſie wäre ihr gern um den Hals gefallen, aber ſie konnte nicht, ſie durfte nicht, und der Alte ſagte unter herzerſchütterndem Lachen: „Denk nur Bäuerin, das iſt ein Mädle aus Haldenbrunn, und es hat dem Landfriedbauer und der Bäuerin was zu ſagen, aber mir will's nichts davon kund geben. Jetzt ſag' du, wie man mich heißt.“

„Das iſt ja der Bauer,“ ſagte die Bäuerin, nahm als Zeichen des Willkomms dem Alten den Hut vom Kopfe und hing den Hut an das Ofengeländer.

„Ja, merkſt's jetzt?“ ſagte der Alte triumphirend gegen Amrei, „jetzt ſag', was du willſt.“

„Setz' dich,“ ſagte die Mutter, und wies Amrei auf einen Stuhl. Mit ſchwerem Athemholen begann dieſe nun:

„Ihr könnt mir's glauben, daß kein Kind mehr hat an Euch denken können als ich, ſchon vorher, ſchon vor den letzten Tagen. Erinnert Ihr Euch des Joſenhanſen am Weiher, wo der Fahrweg gegen Endringen geht?“

„Freilich, freilich,“ ſagten die beiden Alten.

„Und ich bin des Joſenhanſen Tochter.“

„Guck', iſt mir doch geweſen, als ob ich dich kenn',“ ſagte die Alte. „Grüß Gott!“ Sie reichte die Hand und fuhr fort: „Biſt ein ſtarkes, ſaubres Mädle geworden. Jetzt ſag', was führt dich denn ſo weit daher?“

„Sie iſt ein Stück mit unſerm Johannes gefahren,“ ſprach der Bauer dazwiſchen, „er kommt bald nach.“

Die Mutter erſchrak, ſie ahnte Etwas und erinnerte ihren Mann, daß ſie damals, als Johannes weggeritten ſei, an des Joſenhonſen Kinder gedacht habe.

„Und ich habe ja auch noch ein Andenken von Euch Beiden," ſagte Amrei und holte den Anhenker und ein eingewickeltes Geldſtück aus der Taſche. „Das da habt Ihr mir damals geſchenkt, wie Ihr zum Letztenmal im Ort geweſen ſeid."

„Guck und haſt mich angelogen und haſt geſagt, du habeſt es verloren," ſchalt der Bauer zu ſeiner Frau.

„Und da," fuhr Amrei fort, ihm den eingewickelten Groſchen hinreichend, „da iſt das Geldſtück, das Ihr mir geſchenkt habt, wie ich auf dem Holderwaſen die Gänſe gehütet und Euch am Brunnen Waſſer geſchöpft hab.'"

„Ja, ja, iſt Alles richtig, aber was ſoll denn jetzt das Alles? Was dir geſchenkt iſt, kannſt du behalten," ſagte der Bauer.

Amrei ſtand auf und ſagte: „Ich habe aber jetzt noch eine Bitte, laſſet mich ein paar Minuten reden, ganz frei. Darf ich?"

„Ja, warum nicht?"

„Schaut, Euer Johannes hat mich mitnehmen wollen und zu euch bringen als Magd, und ich hätt' auch gern bei Euch gedient zu andern Zeiten, lieber als ſonſtwo; aber jetzt wär's unehrlich geweſen, und gegen Wen ich mein Lebenlang ehrlich ſein will, Dem will ich nicht zum Erſtenmal unehrlich mit einer Lüge gekommen ſein. Jetzt muß Alles ſonnenklar ſein. Mit Einem Wort: der Johannes und ich, wir haben uns von Grund des Herzens gern und er will mich zur Frau haben . . .“

„Oha!“ ſchrie der Bauer und ſtand raſch auf; man hätte es deutlich ſehen können, daß ſeine frühere Unbeholfenheit nur geheuchelt war. „Oha!“ ſchrie er nochmals, als ob ihm ein Gaul durchginge. Die Mutter aber hielt ihn bei der Hand feſt und ſagte: „Laß ſie doch ausreden.“

Und Amrei fuhr fort:

„Glaubet mir, ich bin geſcheit genug, und ich weiß, daß man Eines nicht aus Mitleid zur Schwiegertochter machen kann; Ihr könnet mir was ſchenken, viel ſchenken, aber zur Schwiegertochter machen aus Barmherzigkeit, das kann man nicht, und das will ich auch nicht. Ich habe keinen Groſchen Geld — ei ja doch den Groſchen, den Ihr mir auf dem Holderwaſen geſchenkt habt, den hab' ich noch, es hat ihn Niemand für einen Groſchen nehmen wollen,“ ſagte ſie zum Bauer gewendet, und dieſer mußte unwillkürlich lächeln. „Ich habe nichts, ja noch mehr, ich habe einen Bruder, der wohl geſund und ſtark iſt, für den ich aber doch noch ſorgen muß, und ich habe die Gänſe gehütet und war das Geringſte im Ort, das iſt Alles; aber das geringſte Unrecht kann man mir auch nicht nachſagen, und das iſt auch wieder Alles — und was dem Menſchen eigentlich von Gott gegeben iſt, darin ſag' ich zu jeder Prinzeſſin: ich ſtell' mich um kein Haar breit gegen dich zurück, und wenn du ſieben goldene Kronen auf dem Kopf haſt. Es wäre mir lieber, es thät' ein Anderes für mich reden, ich red' nicht gern; aber ich hab' mein Lebenlarg für mich allein Annehmer ſein müſſen, und thue es heut' zum Letztenmal, wo es ſich entſcheidet über Leben und Tod. Heißt das, verſteht mich nicht falſch: wollt Ihr mich nicht, ſo gehe ich in Ruhe fort, ich thue mir kein Leid an, ich ſpringe nicht in's Waſſer und ich hänge mich nicht; ich ſuche mir wieder einen Dienſt, und will Gott danken, daß mich einmal ſo ein braver Menſch hat zur Frau haben wollen, und will annehmen, es iſt Gottes Wille nicht geweſen ..." Die Stimme Amrei's zitterte, und ihre Geſtalt wurde größer, und ihre Stimme wurde mächtiger, als ſie ſich jetzt zuſammennahm und rief: „Aber prüfet Euch, fraget Euch tief im Herzensgrund, ob das Gottes Wille iſt, was Ihr thut. Weiter ſage ich nichts." —

Amrei ſetzte ſich nieder. Alle Drei waren ſtill und der Alte ſagte: „Du kannſt ja predigen wie ein Pfarrer." Die Mutter aber trocknete ſich die Augen mit der Schürze und ſagte: „Warum nicht? die Pfarrer haben auch nicht mehr als Ein Hirn und Ein Herz."

„Ja du!" höhnte der Alte, „du haſt ja auch ſo was Geiſtliches; wenn man dir mit ſo ein paar Reden kommt, da biſt du gleich gekocht."

„Und du thuſt, wie wenn du nicht gar werden wollteſt vor deinem Ende," ſagte die Bäuerin im Trotze.

„So?" höhnte der Alte. „Guck, du Heilige vom Unterland! du bringſt ſchönen Frieden in unſer Haus. Jetzt haſt's gleich fertig gebracht, daß Die da ſcharf gegen mich aufſitzt; die haſt du ſchon gefangen. Nun, ihr werdet warten können, bis mich der Tod geſtreckt hat, dann könnt ihr ja machen, was ihr wollt."

„Nein," rief Amrei, „das will ich nicht, ſo wenig ich will, daß mich der Johannes zur Frau nehme ohne Euren Segen, ſo wenig will ich, daß die Sünde in unſeren Herzen ſei, daß wir Beide auf Euren Tod warten. Ich habe meine Eltern kaum gekannt, ich kann mich ihrer nicht mehr erinnern; ich habe ſie nur lieb, wie man Gott lieb hat, ohne daß man ihn je geſehen hat. Aber ich weiß doch auch, was Sterben iſt. Geſtern in der Nacht hab' ich der ſchwarzen Marann' die Augen zugedrückt; ich habe ihr mein Lebenlang gethan, was ſie gewollt hat, und jetzt, wo ſie todt iſt, da habe ich doch ſchon oft denken müſſen: wie manchmal biſt du unwillig und herb gegen ſie geweſen, wie hätteſt du ihr noch manches Gute thun können, und jetzt liegt ſie da, und jetzt iſt's vorbei; du kannſt nichts mehr thun, und nichts mehr abbitten. Ich weiß, was Sterben iſt, und will nicht . . ."

„Aber Ich will!" ſchrie der Alte, und ballte die Fäuſte und knirſchte die Zähne. „Aber Ich will," ſchrie er nochmals. „Da bleibſt, und unſer biſt! Und jetzt mag kommen, was da will, mag reden wer da will. Du kriegſt meinen Johannes, und keine Andere."

Die Mutter rannte auf den Alten los und umarmte ihn, und dieſer, der das gar nicht gewohnt war, rief unwillkürlich: „Was machſt du da?"

„Dir einen Kuß geben, du verdienſt's, du biſt braver, als du dich geben willſt."

Der Alte, der während der ganzen Zeit eine Priſe zwiſchen den Fingern gehabt, wollte die Priſe nicht verſchwenden, er ſchnupfte ſie daher ſchnell und ſagte: „Nun, meinetwegen,“ dann aber ſetzte er hinzu: „Aber jetzt haſt du den Abſchied, ich habe eine viel Jüngere, und von der ſchmeckt's viel beſſer. Komm her, du verſtellter Pfarrer.“

„Ich komm' ſchon, aber ruft mich zuerſt bei meinem Namen.“

„Ja, wie heißt du denn?“

„Das brauchet Ihr nicht zu wiſſen, Ihr könnet mir ja ſelber einen Namen geben, wiſſet ſchon welchen.“

„Du biſt geſcheit! Nun meinetwegen, ſo komm her, Söhnerin. Iſt dir der Name recht?“

Und als Antwort flog Amrei auf ihn zu.

„Und ich, ich werde gar nicht gefragt?“ ſchalt die Mutter in heller Glückſeligkeit und der Alte war ganz übermüthig geworden in ſeiner Freude. Er nahm Amrei an der Hand und ſagte in nachſpottendem Predigertone:

„Nun frage ich Sie wohlehrſame Cordula Katharina, genannt Landfriedbäuerin: wollen Sie hier dieſe“ — er fragte das Mädchen bei Seite — „ja wie heißt du denn eigentlich mit dem Taufnamen?“

„Amrei“!

Und der Alte fuhr fort in gleichem Tone: „Wollen Sie hier dieſe Amrei Joſenhans von Haldenbrunn zu Ihrer Schwiegertochter annehmen, ſie nicht zu Worte kommen laſſen wie Sie bei Ihrem Manne thun, ſie ſchlecht füttern, ausſchimpfen, unterdrücken, und überhaupt was man ſo nennt in das Haus metzgen?“

Der Alte ſchien wie närriſch, es war etwas ganz Seltſames mit ihm vorgegangen und während Amrei an dem Halſe der Mutter hing und gar nicht von ihr los laſſen wollte, ſchlug der Alte mit ſeinem Rothdornſtock auf den Tiſch und ſchrie polternd: „Wo bleibt denn der nichtsnutzige Bub, der Johannes? Schickt uns der Burſch ſeine Braut auf den Hals und fährt derweil in der Welt herum? Iſt das erhört?“

Jetzt riß ſich Amrei los und ſagte, daß man ſogleich den Roßbub oder ein Anderes nach der Mühle ſchicken ſolle, dort warte Johannes.

Der Vater behauptete, er müſſe mindeſtens noch drei Stunden da in der Mühle zappeln; das müſſe ſeine Strafe ſein, weil er ſich ſo feig hinter die Schürze verſteckt habe. Wenn er heimkehre, müſſe man ihm eine Haube aufſetzen; überhaupt wollte er ihn jetzt noch gar nicht dahaben, denn wenn der Johannes da ſei, da habe er nichts mehr von der Braut und es ſei ihm ſchon jetzt ärgerlich, wenn er an das Gethue denke.

Die Mutter wußte ſich indeß hinauszuſchleichen und wollte den ſchnellfüßigen Roßbuben nach der Mühle ſchicken; aber ſie traf hier auf Johannes, der auf Umwegen Amrei nachgegangen war. Er hatte ſie doch nicht allein den Wechſelfällen der Entſcheidung ausſetzen wollen. Jetzt mußte er ſich auf den Wunſch der Mutter nochmals verſtecken, um dem Vater ſeine Freude zu laſſen.

Die Mutter kehrte in die Stube zurück und ſie erinnerte daran, daß doch Amrei auch was eſſen müſſe. Sie wollte ſchnell einen Eierkuchen machen, aber Amrei bat, daß ſie ihr geſtatte, das erſte Feuer im Hauſe, das ihr was bereite, ſelber anzuzünden, zugleich auch um den Eltern Etwas zu kochen.

Es wurde ihr willfahrt und die beiden Alten gingen mit ihr in die Küche und ſie wußte Alles ſo geſchickt anzufaſſen, ſah mit einem Blicke, wo Alles ſtand, und hatte faſt gar nichts zu fragen, und Alles, was ſie that, that ſie ſo feſt und ſo zierlich, daß der Alte immer ſeiner Frau zunickte und einmal ſagte: „Die iſt in der Haushaltung auf Noten eingeſpielt, die kann Alles vom Blatt weg, wie der neue Schullehrer.“

Am hell lodernden Feuer ſtanden die Drei, als Johannes herzutrat. Und heller loderte die Flamme nicht auf dem Herde, als die innerſte Glückſeligkeit in den Augen Aller glänzte. Der Herd mit ſeinem Feuer ward zum heiligen Altar, um den andächtige Menſchen ſtanden, die doch nur lachten und einander neckten.

19. Geheime Schätze.

Amrei wußte ſich im Hauſe bald ſo heimiſch zu machen, daß ſie ſchon am zweiten Tage darin lebte, als wäre ſie von Kindheit an hier aufgewachſen, und der Alte träppelte ihr überall nach und ſchaute ihr zu, wie ſie Alles ſo geſchickt aufnahm und ſo ſtet und gemeſſen vollführte; ohne Haſt und ohne Raſt.

Es giebt Menſchen, die, wenn ſie gehen und nur das Kleinſte holen, einen Teller, einen Krug, da ſcheuchen ſie die Gedanken aller Sitzenden auf, ſie ſchleppen ſo zu ſagen Blick und Gedanken der Sitzenden und Zuſchauenden mit ſich herum. Amrei dagegen verſtand Alles ſo zu thun und zu leiſten, daß man bei ihrem Hantieren die Ruhe nur um ſo mehr empfand und ihr für Jegliches nur um ſo dankbarer war.

Wie oft und oft hatte der Bauer darüber geſcholten, daß allemal, wenn man Salz brauche, Eines vom Tiſche aufſtehen müſſe. Amrei deckte den Tiſch und auf das ausgebreitete Tiſchtuch ſtellte ſie immer zuerſt das Salzfaß. Als der Bauer Amrei darüber lobte, ſagte die Bäuerin lächelnd: „Du thuſt jetzt, als ob du vorher gar nicht gelebt hätteſt, als ob du Alles hätteſt ungeſalzen und ungeſchmalzen eſſen müſſen,“ und der Johannes erzählte, daß man Amrei auch die Salzgräfin hieße, und fügte dann die Geſchichte von dem König und ſeiner Tochter hinzu.

Das war ein glückſeliges Beiſammenſein in der Stube, im Hof und auf dem Felde, und der Bauer ſagte immer: es habe ihm ſeit Jahren das Eſſen nicht ſo geſchmeckt wie jetzt, und er ließ ſich von Amrei drei- viermal des Tages, zu ganz ungewöhnlichen Zeiten Etwas herrichten und ſie mußte bei ihm ſitzen bis er gegeſſen hatte.

Die Bäuerin führte Amrei mit innerſtem Behagen in den Milchkeller und in die Vorrathskammern und auch einen großen buntgemalten Schrank voll ſchön geſchichteter Leinwand öffnete ſie und ſagte: „Das iſt deine Ausſteuer; es fehlt nichts als die Schuhe. Mich freut's beſonders, daß du dir deine Dienſtſchuhe ſo aufgeſpart haſt. Ich habe da meinen beſondern Aberglauben.“

Wenn Amrei ſie über Alles fragte wie es bisher im Hauſe gehalten worden, nickte ſie und ſchluckte dabei vor Behagen, ſie drückte aber ihre Freude als ſolche nicht aus, ſondern nur in dem ganzen anheimelnden Ton, mit dem die gewöhnlichſten Dinge geſprochen wurden, lag die Freude ſelbſt als innewohnender Herzſchlag. Und als ſie nun begann Barfüßele Einzelnes im Hausweſen zu übergeben, ſagte ſie: „Kind, ich will dir was ſagen: wenn dir was im Hausweſen nicht gefällt, an der Ordnung wie's bis jetzt geweſen iſt, mach's nur ohne Scheu anders wie dir's anſteht; ich gehöre nicht zu Denen, die meinen, wie ſie's eingerichtet haben, ſo müſſe es ewig bleiben und da ließe ſich gar nichts daran ändern. Du haſt freie Hand und es wird mich freuen, wenn ich friſchen Vorſpann ſehe. Aber wenn du mir folgen willſt, ich rath' dir's zu Gutem, thu's nach und nach."

Das war eine wohlthuende Empfindung, in der ſich geiſtig und körperlich jugendfriſche und allbewährte Kraft die Hand reichten, indem Amrei von Grund des Herzens erklärte, daß ſie Alles wohlbeſtellt finde und daß ſie hochbeglückt und beſeligt ſein werde, wenn ſie einſt als alterlebte Mutter das Hausweſen in einem ſolchen Zuſtande wie jetzt zeigen könne.

„Du denkſt weit hinaus," ſagte die Alte. „Aber das iſt gut, wer weit vor denkt, denkt auch weit zurück und du wirſt mich nicht vergeſſen, wenn ich einmal nicht mehr bin." —

Es waren Boten ausgegangen, um den Söhnen und dem Schwiegerſohne des Hauſes das Familienereigniß anzukündigen und ſie auf nächſten Sonntag nach Zusmarshofen zu entbieten und ſeitdem träppelte der Alte immer noch mehr um Amrei herum, er ſchien Etwas auf dem Herzen zu haben und es wurde ihm ſchwer, es herauszubringen. —

Man ſagt von vergrabenen Schätzen, daß ein ſchwarzes Unthier darauf hockt und in den heiligen Nächten erſcheint auf der Oberfläche, wo ſolch ein Schatz begraben iſt, ein blaues Flämmchen und ein Sonntagskind kann es ſehen, und wenn es ſich dabei ruhig und unerſchütterlich verhält, kann es den Schatz heben. Man hätte es nicht glauben ſollen, daß in dem alten Landfriedbauer auch ſolch ein Schatz vergraben wäre und darauf hockte der ſchwarze Trotz und die Menſchenverachtung, und Amrei ſah das blaue Flämmchen darüber ſchweben und ſie wußte ſich ſo zu verhalten, daß ſie den Schatz erlöſte. Es ließ ſich nicht ſagen, wie ſie's dem Alten angethan, daß er das ſichtliche Beſtreben hatte: vor ihr als beſonders gut und treumeinend zu erſcheinen; ſchon daß er ſich um ein armes Mädchen ſo viel Mühe gab, das war ja faſt ein Wunder. Und nur das war Amrei klar: er wollte es ſeiner Frau nicht gönnen, daß ſie allein als die Gerechte und Liebreiche erſchien und er als der Biſſige und Wilde, vor dem man ſich fürchten müſſe; und eben das, daß Amrei bevor ſie ihn erkannt, ihm geſagt hatte: ſie glaube, es ſei ihm nicht der Mühe werth, vor den Menſchen gut zu erſcheinen — eben das machte ihm das Herz auf. Er wußte, ſo oft er ſie allein traf, jetzt ſo viel zu reden, es war als hätte er alle ſeine Gedanken in einem Spartopf gehabt, den er nun aufmachte: und da waren gar wunderliche alte abgeſchätzte Münzen, große Denkmünzen, die gar nicht im Umlauf ſind, die nur bei denkwürdigen Gelegenheiten geprägt wurden, auch unvergriffene und zwar ganz von Silber, ohne Kupferzuthat. Er konnte ſeine Sache nicht ſo gut vorbringen wie damals die Mutter zu Johannes. Seine Sprache war ſteif in allen Gelenken, aber er wußte doch Alles zu treffen und er benahm ſich faſt, als ob er der Annehmer Amrei's gegen die Mutter ſein müſſe und es war nicht uneben als er ihr ſagte: „Schau, die Bäuerin iſt die gut Stund' ſelber, aber die gut Stund' iſt noch nicht gut Tag, gute Woch' und gut Jahr. Es iſt halt ein Weibsbild, bei denen iſt immer

Aprilwetter und ein Weibsbild iſt nur ein halber Menſch, darauf beſteh' ich, und da bringt mich Keines davon."

„Ihr redet uns ſchönes Lob nach," ſagte Amrei.

„Ja, es iſt wahr," ſagte der Alte, „ich red' ja zu Dir, aber wie geſagt: die Bäuerin iſt ſeelengut, nur zu viel, und da verdrießt ſie's gleich, wenn man nicht macht was ſie will, weil ſie's doch ſo gut meint, und ſie glaubt, man wiſſe nicht wie gut ſie ſei, wenn man ihr nicht folgt. Sie kann ſich nicht denken, daß man ihr eben nicht folgt, weil's manchmal ungeſchickt iſt was ſie will, wenn's ſie's auch noch ſo gut meint. Und das merk' dir beſonders: thu' ihr nichts nach grad ſo wie ſie's macht, mach's auf deine eigene Art wie's recht iſt, das hat ſie viel lieber. Sie hat's gar nicht gern, wenn's den Schein hat als ob man ihr unterthänig ſei, aber das wirſt du Alles ſchon merken. Und wenn dir was vorkommt, um Gotteswillen, mach' deinen Mann nicht wirbelſinnig; es giebt nichts Aergeres, als wenn der Mann daſteht zwiſchen der Mutter und der Söhnerin und die Mutter ſagt: ich gelte nichts mehr vor der Söhnerin, ja die Kinder werden Einem untreu — und die Söhnerin ſagt: jetzt ſeh' ich wer du biſt, du läßt deine Frau unterdrücken. Ich rathe dir, wenn dir einmal ſo etwas vorkommt, was du nicht allein klein kriegen kannſt, ſag's mir im Stillen; ich will dir ſchon helfen; aber mach' deinen Mann nicht wirbelſinnig, er iſt ohnedies ein bischen ſtark verkindelt von ſeiner Mutter, aber er wird jetzt ſchon herber werden, fahre du nur langſam und laß dich's immer dünken: ich wäre von deiner Familie und bin dein natürlicher Annehmer und es iſt auch ſo: von deiner Mutter Seite her bin ich weitläufig etwas verwandt mit dir.“

Und nun ſuchte er eine ſeltſam gegliederte Verwandtſchaft auseinanderzuhaſpeln, aber er fand den rechten Faden nicht und verwirrte die Gliederung immer mehr wie einen Strang Garn, und dann ſchloß er immer zuletzt mit den Worten: „Du kannſt mir's auf's Wort glauben, daß wir verwandt ſind; ja wir ſind verwandt, aber ich kann's nur nicht ſo aufzählen.“ Es war nun doch noch vor ſeinem Ende die Zeit gekommen, daß er nicht mehr blos die falſchen Groſchen aus ſeinem Beſitzthum herſchenkte; es that ihm wohl, nun endlich das wirklich Geltende und Werthvolle anzugreifen.

Eines Abends rief er Amrei zu ſich hinter das Haus und ſagte zu ihr: „Schau, Mädle, du biſt brav und geſcheit, aber du kannſt doch nicht wiſſen, wie ein Mann iſt. Mein Johannes hat ein gutes Herz, aber es kann ihn doch einmal wurmen, daß du ſo gar nichts gehabt haſt. Da, komm her, da nimm das, ſag' aber keiner Menſchenſeele was davon, von wem es iſt. Sag', du habeſt es mit Fleiß verborgen. Da nimm!“ Und er reichte ihr einen vollgeſtopften Strumpf voll Kronenthaler und ſetzte noch hinzu: „Man hätte das erſt nach meinem Tod finden ſollen, aber es iſt beſſer, er kriegt es jetzt und meint, es wäre von dir. Eure ganze Geſchichte iſt ja gegen alle gewöhnliche Art, daß auch das noch dabei ſein kann, daß du einen geheimen

Schatz gehabt haſt. Vergiß aber nicht, es ſind auch zwei und dreißig Federnthaler dabei, die gelten einen Groſchen mehr als gewöhnliche Thaler. Heb's nur gut auf, thu's in den Schrank, wo die Leinwand drin iſt, und trag' den Schlüſſel immer bei dir. Und am Sonntag, wenn die Sippſchaft bei einander iſt, ſchütteſt du's auf den Tiſch aus."

„Ich thue das nicht gern, ich mein' das ſollte der Johannes thun, wenn's überhaupt nöthig iſt."

„Es iſt nöthig, aber mag's meinetwegen der Johannes thun; aber ſtill, verſteck's ſchnell, da, thu's in deine Schürze, ich hör' den Johannes, ich glaub', er iſt eiferſüchtig."

Die Beiden trennten ſich raſch.

Noch am ſelben Abend nahm die Mutter Amrei mit auf den Speicher und holte einen ziemlich ſchweren Sack aus einer Truhe; das Band daran war auf's Abenteuerlichſte verknüpft und ſie ſagte zu Amrei: „Mach' mir das Band auf."

Amrei verſuchte, es ging ſchwer.

„Wart, ich will eine Scheere nehmen, wir wollen's aufſchneiden."

„Nein," ſagte Amrei, „das thu' ich nicht gern; habt nur ein bischen Geduld, Schwieger, werdet ſchon ſehen, ich bring's auf."

Die Mutter lächelte, während Amrei mit vieler Mühe, aber mit kunſtgeübter Hand den Knoten doch endlich aufbrachte, und jetzt ſagte ſie: „So, das iſt brav, und jetzt ſchau einmal hinein was drin iſt."

Amrei ſah Silber- und Goldſtücke, und die Mutter fuhr fort: „Schau Kind, du haſt am Bauer ein Wunder gethan, ich kann's noch nicht verſtehen, wie er's zugegeben hat; aber ganz haſt du ihn doch noch nicht bekehrt. Mein Mann redet immer drauf herum, daß es doch gar ſo arg ſei, daß du ſo gar Nichts habeſt; er kann's noch nicht verwinden, er meint immer, du müßteſt im Geheimen ein ſchönes Vermögen beſitzen und du habeſt uns nur angeführt, um uns auf die Probe zu ſtellen, ob wir dich allein ohne Alles gern annehmen; er läßt ſich das nicht ausreden und da bin ich auf einen Gedanken gefallen. Gott wird uns dies nicht zur Sünde anrechnen. Schau, das hab' ich mir erſpart in den ſechs und dreißig Jahren, die wir mit einander hauſen, ohne Unterſchleif, und es iſt auch noch Erbſtück von meiner Mutter dabei. Und jetzt nimm du's und ſag' nur, es ſei dein Eigenthum. Das wird den Bauer ganz glücklich machen, beſonders weil er ſo geſcheit geweſen iſt und das im Voraus geahnt hat. Was guckſt du ſo verwirrt drein? Glaub' mir, wenn ich dir was ſage, kannſt du es thun, es iſt kein Unrecht, ich hab' mir's überlegt hin und her; jetzt verſteck's und red' mir kein Wort dagegen, gar kein Wort, ſag mir keinen Dank und gar nichts, es iſt ja eins, ob's mein Kind jetzt kriegt oder ſpäter, und es macht meinem Mann noch bei Lebzeiten eine Freud'. Jetzt fertig, bind's wieder zu."

Am andern Morgen in der Frühe erzählte Amrei dem Johannes Alles was die Eltern ihr geſagt und gegeben hatten, und Johannes jubelte: „O Gott im Himmel verzeih' mir! Von meiner Mutter hätt' ich ſo was glauben können, aber von meinem Vater hätte ich mir das nie träumen laſſen. Du biſt ja eine wahre Hexe, und ſchau, es bleibt dabei, daß wir Keinem vom Andern etwas ſagen, und das iſt noch das Prächtige, daß Eins das Andere anführen will, und Jedes iſt wirklich angeführt, denn Jedes muß meinen: Du habeſt das andere Geld noch wirklich im Geheimen für dich gehabt. Juchhe! Das iſt luſtig zum Kehraus. —“

Mitten in aller Freude im Hauſe herrſchte aber doch auch wieder allerlei Beſorgniß.

20. Im Familiengeleiſe.

Nicht die Sittlichkeit regiert die Welt, ſondern eine verhärtete Form derſelben: die Sitte. Wie die Welt nun einmal geworden iſt, verzeiht ſie eher eine Verletzung der Sittlichkeit als eine Verletzung der Sitte. Wohl den Zeiten und den Völkern, in denen Sitte und Sittlichkeit noch Eins iſt. Aller Kampf, der ſich im Großen wie im Kleinen, im Allgemeinen wie im Einzelnen abſpielt, dreht ſich darum, den Widerſpruch dieſer Beiden wieder aufzuheben und die erſtarrte Form der Sitte wieder für die innere Sittlichkeit flüſſig zu machen, das Gepräge nach ſeinem innern Werthgehalte neu zu beſtimmen.

Auch hier in dieſer kleinen Geſchichte von Menſchen, die dem großen Weltgewirr abſeits liegen, ſpiegelt ſich das wiederum ab.

Die Mutter, die innerlich am meiſten ſich freute mit der glücklichen Erfüllung, war doch wieder voll eigenthümlicher Beſorgniß wegen der Weltmeinung. „Ihr habt's doch leichtſinnig gemacht,“ klagte ſie zu Amrei, „daß du ſo in's Haus gekommen biſt und daß man dich nicht abholen kann zur Hochzeit. Das iſt halt nicht ſchön und iſt nicht der Brauch. Wenn ich dich nur noch fortſchicken könnte auf einige Zeit oder auch den Johannes, daß Alles mehr Schick bekäme." Und dem Johannes klagte ſie: „Ich höre ſchon, was es für Gerede giebt, wenn du ſo ſchnell heiratheſt: zweimal aufgeboten und das Drittemal abgekauft, Alles ſo kurz angebunden, das thun liederliche Menſchen."

Sie ließ ſich aber in Beidem wieder beſchwichtigen und ſie lächelte, als Johannes ſagte: „Ihr habt doch ſonſt Alles ſo gut durchſtudirt wie ein Pfarrer; jetzt Mutter, warum ſollen denn ehrliche Leute eine Sache laſſen, weil ſich unehrliche dahinter verſtecken? Kann man mir was Böſes nachreden!"

„Nein, du biſt dein Leben lang brav geweſen."

„Gut. Drum ſoll man jetzt auch in Etwas an mich glauben, und glauben, daß das auch brav ſei, was nicht im erſten Augenmaß ſo ausſehen mag; ich kann das verlangen. Und wie ich und meine Amrei zuſammengekommen ſind, das iſt einmal ſo aus der Ordnung, das hat ſeinen beſonderen Weg von der Landſtraße ab. Und es iſt kein ſchlechter Weg. Das iſt ja wie ein Wunder, wenn man Alles recht bedenkt, und was geht uns das an, wenn die Leute heut' kein Wunder mehr wollen, und da allerlei Unſauberkeit finden möchten? Man muß Courage haben und nicht in Allem nach der Welt fragen. Der Pfarrer von Hirlingen hat einmal geſagt: wenn heutigen Tages ein Prophet aufſtünde, müßte er vorher ſein Staatsexamen machen, ob's auch in der alten Ordnung iſt, was er will. Jetzt, Mutter, wenn man bei ſich weiß, daß Etwas recht iſt, da geht man grad durch und ſtößt hüben und drüben weg, was Einem im Weg iſt. Laß ſie nur eine Weile verwundert dreinglotzen, ſie werden ſich mit der Zeit ſchon anders beſinnen.“

Die Mutter mochte fühlen, daß ein Wunder wohl als glückliche plötzliche Erſcheinung gelten könne, daß aber auch das Ungewöhnlichſte ſich allmälig doch wieder einfügen müſſe in die Geſetze des Herkommens und des gewohnten ſtetigen Ganges, daß die Hochzeit wohl wie ein Wunder erſcheinen könne, die Ehe aber nicht, die eine geregelte Fortſetzung in ſich ſchließt. Sie ſagte daher: „Mit all' den Leuten, die du jetzt gering anſiehſt und ſtolz, weil du weißt, du thuſt das Rechte, mit denen mußt du doch wieder-leben und verlangſt, daß ſie dich nicht ſcheel anſehen, und dir deine Ehre laſſen; und dafür, daß die Menſchen das thun, mußt du ihnen das Gehörige auch geben und laſſen; du kannſt ſie nicht zwingen, daß ſie an dir eine Ausnahme ſehen ſollen, und du kannſt nicht Jedem nachlaufen und ihm ſagen: wenn du wüßteſt, wie's gekommen iſt, du würdeſt mir rechtſchaffen Recht geben.“ Johannes aber erwiderte:

„Ihr werdet es erfahren, daß Niemand gegen meine Amrei was haben kann, der ſie nur eine Stunde geſehen hat.“ Und er hatte ein gutes Mittel, die Mutter nicht nur zu beſchwichtigen, ſondern auch innerlichſt zu erquicken, indem er ihr berichtete, wie alles Das, was ſie als Mahnung und Erwartung ausgeſprochen habe, wie „angefremt“ (beſtellt) eingetroffen ſei, und ſie mußte lachen, als er ſchloß: „Ihr habt den Leiſten im Kopf gehabt, nach dem die Schuhe da oben gemacht ſind; und die drin herumlaufen ſoll, paßt wie gegoſſen darauf.“

Die Mutter ließ ſich beruhigen, und am Samſtag Morgen vor dem Familienrath kam Dami, er mußte aber ſogleich wieder zurück nach Haldenbrunn, um dort bei Schultheiß und Amt alle nöthigen Papiere zu beſorgen.

Der erſte Sonntag war ein ſchwerer Tag auf dem Hofe des Landfriedbauern. Die Alten hatten Amrei angenommen, aber wie wird es mit der Familie werden? Es iſt nicht leicht in ſolch eine ſchwere Familie zu kommen, wenn man nicht mit Roß und Wagen hineinfährt und allerlei Hausrath und Geld und eine breite Verwandtſchaft Bahn macht.

Das war ein Fahren am nächſten Sonntag vom Oberland und Unterland her zum Landfriedbauern. Es kamen angefahren die Schwäger und Schwägerinnen mit ihrer Sippe. „Der Johannes hat ſich eine Frau geholt und hat ſie gleich mitgebracht, ohne daß Eltern, ohne daß Pfarrer, ohne daß Obrigkeit ein Wort dazu geſagt. Das muß eine Schöne ſein, die er hinter dem Zaun gefunden.“ So hieß es allerwärts. Die Pferde an den Wagen ſpürten, was beim Landfriedbauern geſchehen war, ſie bekamen manchen Hieb, und wenn ſie ausſchlugen, ging es ihnen noch ärger, und wer da fuhr, hieb drauf los, bis ihm der Arm müde wurde, und dann gab's noch manchen Zank mit der Frau, die daneben ſaß und über ſolch ungebührliches, waghalſiges Dreinfahren ſchimpfte und weinte. — Eine kleine Wagenburg ſtand im Hofe des Landfriedbauern und drin in der Stube war die ganze ſchwere Familie verſammelt. Mit hohen Waſſerſtiefeln, mit nägelbeſchlagenen Schnürſchuhen, mit dreieckigen Hüten, wo bei dem Einen die Spitze, bei dem Andern die Breite nach vorn ſaß, war man beiſammen. Die Frauen pisperten unter einander und winkten dann ihren Männern oder ſagten ihnen leiſe: ſie ſollten nur ſie machen laſſen, ſie wollten den fremden Vogel ſchon hinausbeißen, und es war ein bitterböſes Lachen, das entſtand, als man bald da, bald dort hörte, daß Amrei die Gänſe gehütet habe.

Endlich kam Amrei, aber ſie konnte Niemand die Hand reichen. Sie trug eine große Glasflaſche voll Rothwein unterm Arm und ſo viel Gläſer und zwei Teller mit Backwerk, daß es ſchien, ſie habe ganz allein ſieben Hände, jedes Fingergelenk war eine Hand, und ſie ſtellte Alles ſo ruhig und geräuſchlos auf den Tiſch, auf dem die Schwiegermutter ein weißes Tuch ausgebreitet hatte, daß Alle ſie ſtaunend betrachteten. Sie ſchenkte ruhig alle Gläſer voll, ſie zitterte nicht dabei, und jetzt ſagte ſie: „Die Eltern haben mir das Recht gegeben, Euch von Herzen willkommen zu heißen. Jetzt trinket.“

„Wir ſind's nicht gewohnt des Morgens!“ ſagte ein ſchwerer Mann mit ungewöhnlich großer Naſe und fläzte ſich auf ſeinem Stuhle weit aus. Es war Jörg, der älteſte Bruder des Johannes.

„Wir trinken nur Gänſewein!“ ſagte eine der Frauen und ein nicht ſehr verhaltenes Lachen entſtand.

Amrei fühlte den Stich wohl, aber ſie hielt an ſich und die Schweſter des Johannes war die Erſte, die ihr Beſcheid that und das Glas ergriff. Sie ſtieß zuerſt mit Johannes an: „Geſegne dir's Gott!“ Nur halb ſtieß ſie mit Amrei an, die auch ihr Glas hinhielt. Nun hielten es die andern Frauen für unhöflich, ja ſogar für ſündhaft — denn es gilt beim erſten Trunke — dem ſogenannten Johannestrunke, für ſündhaft, nicht Beſcheid zu thun — nicht auch zuzugreifen und auch die Männer ließen ſich dazu bewegen, und man hörte eine Zeitlang Gläſer klingen und wieder abſetzen.

„Der Vater hat Recht,“ ſagte endlich die alte Landfriedbäuerin zu ihrer Tochter, „die Amrei ſieht doch aus, wie wenn ſie deine Schweſter wär', aber eigentlich noch mehr ſieht ſie der verſtorbenen Lisbeth ähnlich.“

„Ja, es iſt Keines verkürzt. Wenn ja die Lisbeth am Leben geblieben wär', wär' das Vermögen ja auch um einen Theil geringer,“ ſagte der Vater und die Mutter ſetzte hinzu:

„Jetzt haben wir ſie aber wieder.“

Der Alte traf den Punkt, der Alle wurmte, obgleich ſie ſich Alle einredeten, daß ſie gegen Amrei nur eingenommen ſeien, weil ſie ſo familienlos dahergekommen. Und während Amrei mit der Schweſter des Johannes ſprach, ſagte der Alte leiſe zu ſeinem älteſten Sohne:

„Der ſieht man nicht an, was hinter ihr ſteckt. Denk' nur, ſie hat im Geheimen einen gehauften Sack voll Kronenthaler gehabt; aber mußt Niemand was davon ſagen.“ Das ward ſo unweigerlich befolgt, daß binnen wenigen Minuten Alle in der Stube es wußten, bis auf die Schweſter des Johannes, die ſich ſpäter viel zu Gute drauf that, daß ſie mit Amrei ſo geweſen ſei, obgleich ſie geglaubt hatte, daß Amrei keinen Heller beſitze.

Richtig! Johannes war hinausgegangen und jetzt kam er wieder mit einem Sacke, auf dem der Name: „Joſenhans von Haldenbrunn“ geſchrieben war, und er leerte den reichen Inhalt deſſelben klirrend und raſſelnd auf den Tiſch und Alles ſtaunte, am meiſten aber der Vater und die Mutter.

So hatte Amrei alſo wirklich einen geheimen Schatz gehabt! Denn das war ja viel mehr als Jedes ihr gegeben!

Amrei wagte es nicht aufzuſchauen und Jedes lobte ſie über ihre beiſpielloſe Beſcheidenheit. Nun gelang es Amrei, Alle nach und nach für ſich zu gewinnen und als die ſchwere Familie am Abend Abſchied nahm, ſagte ihr Jedes im Geheimen: „Schau, ich bin's nicht geweſen, der gegen dich war, weil du Nichts haſt, Der und Der und Die und Die haben dir's immer vorgehalten. Ich ſag' jetzt wie ich früher gedacht und auch geſagt habe: wenn du auch nichts gehabt hätteſt als was du auf dem Leib trägſt, du biſt wie gedrechſelt für unſere Familie und eine beſſere Frau für den Johannes und eine beſſere Söhnerin für die Eltern hätt' ich mir nicht wünſchen mögen.“

Das war freilich jetzt leicht, weil ſie Alle glaubten, daß Amrei ein namhaftes baares Vermögen beibrachte. —

Im Allgäu redete man noch Jahrelang von der wunderbaren Art wie der junge Landfriedbauer ſich ſeine Frau geholt und wie er und ſeine Frau an ihrer eigenen Hochzeit ſo ſchön mit einander getanzt hatten, und beſonders einen Walzer, den ſie „Silbertrab“ nannten, und ſie hatten ſich dazu vom Unterland her die Muſik kommen laſſen.

Und Dami? Er iſt einer der ruhmvollſten Hirten im Allgäu und hat einen hohen Namen, denn er heißt hier zu Lande der „Geierdami,“ denn Dami hat ſchon zwei gefährliche Geierhorſte ausgehoben zur Rache dafür, weil ihm zweimal nacheinander friſchgeworfene Lämmer davon getragen wurden. Wenn es noch Ritterſchlag gäbe, er hieße: Damian von Geierhorſt; aber der Mannesſtamm derer Joſenhanſen von Geierhorſt ſtirbt mit ihm aus, denn er bleibt ledig, iſt aber ein guter Ohm, beſſer als der in Amerika. Wenn das Vieh geſommert hat, weiß er zur Winterszeit den Kindern ſeiner Schweſter viel zu erzählen vom Leben in Amerika, vom Kohlenmathes im Moosbrunnenwald und von Hirtenfahrten im Allgäugebirge; da weiß er beſonders viel kluge Streiche von ſeiner ſogenannten „Heerkuh,“ die die tiefklingende Vorſchelle trägt. Und Dami ſagte einſt ſeiner Schweſter: „Bäuerin,“ denn ſo nennt er ſie ſtets, „Bäuerin, dein älteſter Bub artet dir nach, der hat auch ſo Worte wie du. Denk nur, ſagt mir der Burſche heute: gelt Ohm, deine Heerkuh iſt deine Herzkuh? Ja, der iſt ganz nach deinem Model.“

Der Landfriedbauer Johannes wollte ſein erſtes Töchterchen gern „Barfüßele“ taufen laſſen, aber es iſt nicht mehr geſtattet, daß man neue Namen aus Lebensereigniſſen bilde; der Name Barfüßele wurde nicht angenommen im Kirchenregiſter und Johannes ließ das Kind „Barbara“ nennen, änderte das aber aus eigener Machtvollkommenheit in „Barfüßele.“

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Berthold Auerbach's

geſammelte Schriften.

Erſte, neu durchgeſehene Geſammtausgabe.

Zehnter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1858.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Spinoza.

Ein Denkerleben.

Erſter Band.

Aus der Vorrede zur zweiten Auflage.

Achtzehn Jahre ſind es, ſeit ich dies mein erſtes Buch der Oeffentlichkeit übergab.

Ich erkenne es als ein hohes Glück, daß Schickſal und Bildungsgang mich in erſter Jugendzeit dahin drängten, mich in das Leben eines ſo erhabenen Geiſtes zu vertiefen, und daß mir hierzu jetzt von Neuem Veranlaſſung geboten wurde; daß ich ein andächtiges Jugendſtreben mit dem Eifer des Mannes wieder zu erfaſſen Gelegenheit hatte, das zähle ich zu meinen freudigſten Erlebniſſen.

In dieſer Empfindung habe ich das Buch nach Maßgabe meiner Kraft mit Sorgfalt durchgearbeitet.

Der große Genius hat das Recht und die Pflicht, die erſten Arbeiten ſeines Geiſtes unberührt ſtehen zu laſſen, da ſie als Denkmale ſeiner Entwicklungsgeſchichte eine Bedeutung haben. Wir Anderen ſind meiner Ueberzeugung nach verpflichtet, den Leiſtungen des erſten Schaffenstriebes dadurch Berechtigung der Dauer zu geben, daß wir Gehalt und Geſtalt derſelben mit reiferer Erkenntniß möglichſt zu vollenden und abzuklären ſuchen.

Bei dem vorliegenden Werke kam noch in Betracht, daß eine ſolche gereifte Erkenntniß durch den Helden dieſer Darſtellung beſonders erheiſcht wird.

Und endlich mag noch hinzugeſetzt werden, daß ich wohl hoffen darf, mit der erneuten Arbeit vor ein neues Publikum zu treten.

Ich habe mich bemüht, Einfachheit und Correctheit in Gedanken und Ausdruck zu bringen; der Bau des Ganzen iſt in ſeinem urſprünglichen Beſtande gelaſſen.

Da neben dem ſittenſchildernden und culturgeſchichtlichen Intereſſe das Genetiſche und Pragmatiſche hier vorherrſchend iſt, wurde dieß noch mehr geklärt und vertieft.

Ich war mir ſtets bewußt, wie ſchwer ſolches Unternehmen iſt, wenn es nicht dahin kommen ſoll, daß man alte Säcke mit neuen Lappen flickt.

Letzteres wird der unbefangene Leſer in dieſer Darſtellung hoffentlich nicht finden, und wer ſich die Mühe geben will, beide Bücher zu vergleichen, wird mindeſtens meine redliche Hingebung nicht verkennen.

Seit dem erſten Erſcheinen dieſes Buches habe ich Spinoza's Werke mit der nach den Quellen bearbeiteten

Biographie des Philoſophen[1] herausgegeben, und ich kann mich rückſichtlich ſeines Syſtems und ſeiner Lebensereigniſſe darauf berufen.

Nur zwei Stellen mögen hier ausführlich Raum finden, um es zu rechtfertigen, daß ich einerſeits in theologiſchen Dingen ſpäter veröffentlichte Ergebniſſe ausführlich oder im Keime in die Jugend zurückverſetzte, und andererſeits den Philoſophen inmitten großer Schwankungen des Lebens und der Weltbetrachtung zeigte.

Im 9. Capitel des theologiſch-politiſchen Tractats ſagt Spinoza nach Darlegung ſeiner exegetiſchen Grundſätze:

„Ich bekenne, daß obgleich ich lange ſuchte, ich doch nichts dergleichen finden konnte. Und ich ſetze hinzu, daß ich hier nichts ſchreibe, was ich nicht ſchon längſt und lange überdacht habe, und obgleich ich von Kindheit an mit den gewöhnlichen Meinungen über die Schrift erfüllt wurde, konnte ich ſie doch ſchließlich nicht gelten laſſen.“

Und mit der Unbefangenheit, die nur einem freien Herzen zuſteht, macht Spinoza in ſeiner Abhandlung

---

[1] Spinoza's ſämmtl. Werke ꝛc. (Stuttg. 1841, 5 Bde.)

„über die Ausbildung der Erkenntniß" — nachdem er das Ziel der allgemeinen Beſtrebungen: Reichthum, Ehre und ſinnliche Luſt dargeſtellt und ihre Nichtigkeit aufgezeigt — folgendes Selbſtbekenntniß: „Obgleich ich in meinem Denken dieß (daß der Gedanke der Einheit mit der Natur das höchſte Gut) ſo klar begriff, konnte ich doch noch nicht alle Habſucht und Sinnengier und allen Ehrgeiz ablegen."

Möge nun der Einblick in die Lebensbedingungen und in das Walten einer ſolchen Menſchennatur dem vorurtheilsfreien Leſer den Segen der Erhebung bringen, und ihn zur freien Erkenntniß ſeines eigenen Weſens und Geſchickes führen.

Ich weiß, wie viel mir dazu fehlt, um dem Meiſter in ſeinem Gange nachzugehen, aber ich nehme mir die Schlußworte ſeiner Ethik zum Troſte:

„Alles Hohe iſt ſo ſchwer als ſelten."

Dresden, 12. Auguſt 1854.

Berthold Auerbach.

Zum Drittenmal

hatte ich nun dieſes Buch unter der Hand und immer auf's Neue erkannte ich wieder die Größe der Aufgabe nicht minder, als die Unmacht, ſie in dieſer Form zu löſen.

Ich glaube, man wird es nicht mißverſtehen, wenn ich ſage, daß auch die Pietät mich hier in der freien dichteriſchen Produktion hemmte, da dieſe es vielleicht mit den biographiſchen Thatſachen und ihrer Folgenreihe weniger ſtreng genommen hätte, um den Geiſteshelden in geſteigerte, einander drängende Conflicte zu bringen. Ich wagte es nicht, die Hoheit ſeines Weſens mächtiger erſchüttert oder zeitweiſe getrübt darzuſtellen, als ſich an die wirklichen Vorgänge ſeines Lebens anknüpfen ließ.

Es iſt mir eine tiefe Erquickung, daß ich zur Kenntniß und Würdigung Spinoza's gerade in ſeinem eigenen Vaterlande mitwirken konnte, da Herr Dr. D. Burger dieſes Buch mit freundlichen Geleitworten ins Holländiſche überſetzte. Indem ich demſelben für dieſe

Mitwirkung danke, wünſche ich mit ihm, daß dies ein Buch ſei „hetwelk Spinoza meer populair maakt."

Ich habe bei dieſer neuen Durchſicht Mehreres beſtimmter abgeſchloſſen, da ich nicht vorausſehe, wann und ob ich überhaupt noch zur Ausführung eines ehedem lang gehegten Planes komme: das fernere Leben Spinoza's, nach ſeinem Weggange von Amſterdam, in ähnlicher Weiſe zu behandeln. Einige Berichtigungen verdanke ich freundlicher Mittheilung aus Amſterdam, die ich noch beſtimmter werde benützen können, wenn ich, wie ich hoffe, in den nächſten Jahren die Zeit gewinne, mit der Durchſicht meiner Ueberſetzung von Spinoza's ſämmtlichen Werken auch die Biographie neu zu bearbeiten.

Dresden, im December 1857.

B. A.

Inhalt

Seite
1. Meſcha 1
2. Ein Freitagsabend 14
3. Der jüdiſche Dominikaner 26
4. Die Synagoge 39
5. Vater und Sohn 48
Manuela 58
6. Thalmud und Latein 101
7. Der Friedenstraktat 122
8. Der Kabbaliſt 142
9. Der Socianiſt 163
10. Benedictus ſit 183
11. Ein neuer Menſch 198

1. Acoſta.

Es war am Freitag Nachmittage zu Ende April 1647, als in einem abgelegenen Winkel des jüdiſchen Friedhofes zu Oudekerk bei Amſterdam emſig geſchaufelt wurde, um einen eben eingeſenkten Sarg mit Erde zu bedecken. Kein Klagender ſtand dabei. Die Anweſenden theilten ſich in Gruppen, wo man bald von Begebenheiten des Tages, bald vom Leben und Sterben deſſen, der hier der Erde übergeben worden, ſich unterhielt, und die am Grabe ſelber beſchäftigt waren, ſputeten ſich ſchweigend und mit gleichgiltigen Mienen; denn ſchon mahnte die Sonne, die ſich gen Weſten neigte, daß es bald Zeit ſei, „das Antlitz des Sabbaths zu begrüßen.“ Nur zu Häupten des Grabes ſtand ein blaſſer Jüngling, der nachdenklichen Blickes die braunen Schollen in die Grube hinabwälzen ſah. Mit ſeiner Linken zerpflückte er, ohne es zu wiſſen, Knoſpen, die an dem glattgeſchornen Buchenzaune hervorkeimten.

„Junger Freund,“ redete in ſpaniſcher Sprache ein Fremder den Jüngling an, „Ihr ſeid wohl der einzige Anverwandte deſſen, der da unten ruht? Ich ſeh's Euch an, Ihr kanntet ihn gut, und könnt mir wohl ſagen, wer es denn iſt, der hier wie ein Verpeſteter eingeſcharrt wird, ohne Trauerwort, ohne Klage, ohne Seufzer. Ich bin fremd — “

„Ich bin nicht mehr mit ihm verwandt als Ihr“ — ſprach der Jüngling nach einigem Zaudern — „wofern Ihr, wie ich vermuthe, von Israels Stamm ſeid. Wohl müßt Ihr fremd und von fernen Landen hergekommen ſein, da Ihr das Schickſal dieſes Unglücklichen, Gottverlaſſenen nicht kennt. O! er war groß und herrlich und wie iſt er in die Grube geſunken — “

„Ich bitt' Euch,“ unterbrach der Fremde, „macht es nicht wie die Anderen die ich ſchon befragte, als ich von der Straße aus hieher einlenkte; erzählt — “

„Kennt Ihr das Geſchlecht der da Coſta aus Oporto?“ fragte der Jüngling.

„Wer hätte in Spanien gelebt, zu dem der Ruhm dieſes Geſchlechtes nicht gedrungen wäre? Die angeſehenſten Ritter trugen dieſen Namen. Miguel da Coſta, nach deſſen Tode die ganze Familie aus Oporto verſchwand, war einer der ſtattlichſten Ritter, die ich auf dem Turniere zu Lisboa geſehen; er war einſt ein eifriger Anhänger unſerer heimlichen Gemeinde geweſen.“ —

„Der nun endlich dort ſeine Ruhe gefunden,“ begann der Jüngling, „das war ſein Sohn, und wie mein Vater oft ſagte, in Geſtalt und Haltung das vollkommene Ebenbild ſeines Vaters. Gabriel, ſo hieß er, war in allen ritterlichen Künſten geübt, in den Wiſſenſchaften erfahren, beſonders in der Rechtsgelehrſamkeit. Obgleich ſchon frühe von Religionszweifeln gemartert, hatte er dennoch in ſeinem fünfundzwanzigſten

Jahre das Amt eines Schatzmeiſters bei der Stiftskirche angenommen; da erwachte endlich in ihm der Eifer für die angeſtammte Religion, und er verließ mit Mutter und Brüdern das Land, wo die Gebeine ſo vieler ob unſeres Glaubens Erſchlagenen ruhen, wo Juden ohne Zahl vor Bildern knien und ſie küſſen, die ſie —" Hier hielt der Jüngling plötzlich inne, und horchte auf das Geſpräch Zweier, die am Grabe ſchaufelten.

„Gott verzeih' mir meine Sünden," ſprach der Eine, „aber ich bleibe doch dabei, der Böſewicht hätt' es nicht verdient, daß er noch am Freitag Abend begraben wird; nun iſt er, weil der Sabbath eintritt, von den Qualen der erſten Verweſung erlöst. Jetzt, wenn ſeine Seele hinüberkommt, kommt er zum gedeckten Tiſch, er braucht auch nicht alsbald in das Gehinom (die Hölle) einzuſpaziren, denn am Sabbath dürfen ja alle Böſewichter von ihren Qualen ruhen; ich hab's ja geſagt, man ſolle ihn liegen laſſen bis Sonntag Morgen, wär' immer noch Zeit genug für die Beſcheerung die auf ihn wartet, und am Ende verleitet er uns noch in ſeinem Tod dazu, ein Loch in den Sabbath hinein zu arbeiten. Drum mach' hurtig, daß wir fertig werden."

„Ja, ja," entgegnete der Andere, „der wird ſich wundern, wenn er hinüberkommt, und ihn die Würgengel mit feurigen Ruthen peitſchen; da wird er's doch wohl glauben, daß es noch eine andere Welt giebt, was er ſein Lebtag nicht einſehen wollte. Meinſt du nicht auch?"

„Ich bitt' Euch, erzählt mir weiter," ſprach der Fremde.

„Ihr habt's gehört, was die da ſagen,“ erwiderte der Jüngling, „und der Kleine dort mit dem hohen Rücken, der jetzt ſo über ihn ſchimpft, hat viel Gutes von ihm genoſſen, denn ſeine Mildthätigkeit war ohne Grenzen. Gabriel kam hieher nach Amſterdam, unterwarf ſich allen Vorſchriften und trat in unſern Glauben ein. Er führte von nun an den Namen Uriel Akoſta. Er befolgte eifrig was geſchrieben ſteht: „Du ſollſt darin forſchen Tag und Nacht.“ Man hat mir oft erzählt, es war rührend anzuſehen, wie der ſtattliche Mann es nicht verſchmähte, ſelbſt von einem kleinen Jungen ſich im Hebräiſchen und in der heiligen Schrift unterweiſen zu laſſen. Aber bald iſt ein unheiliger Geiſt in ihn gefahren, und er begann zu ſpotten über unſere frommen Rabbinen. Ihr habt's ſo eben hier gehört, daß er einer von denen war, welche die Grundlehren leugnen; er hat die Sünden ſeines Herzens in Schriften niedergelegt und ſie noch durch das göttliche Wort begründen wollen. Rabbi Salomon de Silva, unſer berühmter Arzt, hat ſeine Lügenlehren widerlegt. Akoſta wurde in den Bann gethan, er befreite ſich davon durch Widerruf. Aber der Widerſpruchsgeiſt in ihm ruhte nicht; er widerſetzte ſich nicht nur unſerer heiligen Religion, indem er, wie ſein eigener Neffe von ihm ausſagte, den Sabbath entweihte und verbotene Speiſen genoß, zwei Chriſten, die zum Judenthum übertreten wollten, ſolches auf's höchſte widerrieth, ſondern er ſprach ſich auch noch öffentlich als ein wahrer Gottesleugner gegen alle Religion aus. Sieben Jahre lang weigerte er ſich, den Vorſchriften unſerer Religion nachzuleben, und ſich der Buße, die ihm auferlegt würde, zu unterziehen. Er ſollte in den großen Bann gethan und auf ewig aus unſerer Gemeinde ausgeſtoßen werden. Auf Zureden ſeines ehemaligen Freundes, des frommen Rabbi Naphthali Pereira, unterwarf er ſich dem Ausſpruch des Beth-Din (kirchliches Rabbinengericht) und trug alle die harten Strafen, die man über ihn verhängte. Mein Vater hat oft geſagt: hätte Akoſta für unſere Religion in die Schlacht ziehen dürfen, er wäre freudigen Muthes für ſie in den Tod gegangen; aber für ſie leben konnte er nicht. — Häusliche Zerwürfniſſe, die Auflöſung ſeiner Verlobung mit einer Tochter des Joſua di Leon zerrütteten ſeinen Geiſt vollends. Er hat als Teſtament eine Beſchreibung ſeines Lebens hinterlaſſen, worin er ſich zu vertheidigen ſucht; wenn Ihr aber in Amſterdam verweilt, könnt Ihr noch manches Andere über ihn vernehmen. Schon ſeit langer Zeit ſprach er ganz gegen ſeine frühere Weiſe faſt mit Niemand mehr ein Wort; man hielt es für Reue, aber er brütete auf neue Unthat. Den Rabbi Naphthali Pereira mied er jetzt, denn er hielt ihn für den Urheber ſeiner Leiden und ſeines Mißgeſchicks. Geſtern früh, als der Rabbi aus der Synagoge heimkehrt und an Akoſta's Haus vorübergeht, ſchießt der Abtrünnige mit einer Piſtole nach dem frommen Manne. Er war ſonſt ein guter Schütze und ſoll in ſeiner Vaterſtadt deshalb berühmt geweſen ſein, aber ein Engel vom Himmel muß ſeinen Arm erfaßt haben, denn es iſt wunderbar, daß er den frommen Mann nicht beſchädigte! Er ſcheint Alles vorbedacht zu haben, denn gleich darauf ergriff er eine zweite geladene Piſtole und ſchoß ſich in den Mund, daß ſein Gehirn bis an die Decke hinauf geſpritzt ſein ſoll. Darum wird er nun ſo ehrlos —“

„Baruch!“ unterbrach hier den Jüngling eine lange Geſtalt die ſich ihm näherte, „Baruch, komm', es iſt Alles fertig, wir wollen mit unſerm Lehrer heimgehen.“

„Ich komme, Chisdai,“ erwiderte Baruch, verbeugte ſich vor dem Fremden und ging dahin, wo die verſammelten Anweſenden das in aramäiſcher Sprache verfaßte Gebet für die Auferſtehung der Todten und den Wiederaufbau Jeruſalems ſprachen. Beim Herausgehen aus dem Friedhofe raufte ein Jeder dreimal Gras aus dem Boden, warf es über dem Kopfe hinweg hinter ſich und ſprach hiebei in hebräiſcher Sprache die Worte: „Sie ſproſſen aus der Stadt wie das Gras des Feldes“ (Pſ. 72, 16.). Vor dem Friedhofe wuſch man ſich mit bereit gehaltenem Waſſer dreimal die Hände, um ſich von der Berührung der Dämonen, die auf dem Todesacker hauſen, zu reinigen. Dabei mußte man den Vers (Jeſ. 25, 8.): „den Tod verſchlingt er auf ewig ꝛc.“ ſprechen. Jetzt erſt machte man ſich auf den Weg nach Hauſe; aber auch beim Gehen mußten noch dreimal die Verſe von Pſ. 90, 15. und Pſ. 91 geſprochen werden. Dem Brauche gemäß ſetzte man ſich jedesmal beim Beginn der Verſe auf einen Stein oder Raſen; war der erſte Vers geſprochen, dann förderte man wieder betend ſeine Schritte. So gingen Baruch und Chisdai, ihren Lehrer Rabbi Saul Morteira in der Mitte.

„So mögen alle deine Feinde zu Grunde gehen, Herr!“ (B. d. Richt. 5, 31.), ſprach Chisdai endlich.

„An dieſem Stolzen hat ſich das Strafgericht Gottes wieder in all ſeiner Macht offenbart. Du haſt ſeine Büßung nicht geſehen, Baruch, auch ich wünſche, daß mein Auge nie mehr ſolches erſchaue. Ein ſündiges Mitleid regte ſich Anfangs in mir, bis ich reuevoll einſah, daß die Menſchen verpflichtet ſind, die Geißel Gottes zu ſchwingen. Unvergeßlich iſt mir Alles. Ich ſehe den Abtrünnigen vor mir, wie er im weißen Sterbehemde öffentlich in der Synagoge ſein Sündenbekenntniß ablas, das war nicht ſeine gebieteriſche Stimme von ſonſt, er trug ſeine Stirn nicht mehr ſo übermüthig hoch; aber was nützte es, daß er, wie der Prophet Jeſaias ſagt, ſein Haupt wie Schilf beugte? Und wie er dann in die Ecke geführt wurde, wie man ſeine Simſonsarme an die Säule feſtband, wie man ſeinen breiten Rücken entblößte, das Alles ſeh' ich noch ſo deutlich vor mir, als ob es jetzt vor meinen Augen geſchähe. Der Chacham ſtand neben dem Küſter und ſprach den Vers (Pſ. 78, 38.): „Der Allbarmherzige vergiebt Sünden, ſchonend wendet den Zorn er, dämpft ſeinen Grimm er.“ Dreimal ſprach er die dreizehn Worte und bei jedem Worte gab der Küſter dem Abtrünnigen einen Schlag auf den entblößten Rücken. Nicht den geringſten Schmerzenslaut ließ er vernehmen, und als er die gebotene Zahl längſt erhalten hatte, lag er noch immer regungslos da, ſein Mund küßte den Boden, den ſein Fuß zu betreten ſich geweigert hatte. Endlich wurde er wieder angekleidet und an den Ausgang der Synagoge geführt; dort unter der Thür mußte er hinknieen, der Küſter hielt ihm den Kopf, und ein Jeder, der aus der Synagoge ging, ſetzte den Fuß auf ſeinen mit Schwielen beſäten Rücken und ſchritt über ihn weg; ich machte mich ſchwerer als ich auf ihm ſtand, daß er meinen Tritt auch fühle. Ich ſage dir, es iſt Schade, daß dein Vater gerade jenen Tag mit dir verreist; ich ſah ihn dann, wie er, da Alles fort war, ſich aufraffte, nochmals in die Synagoge zurückging, die heilige Lade ſtürmiſch aufriß und lange hinſtarrte auf die Geſetzesrollen, bis ihn der Küſter ans Weggehen mahnte. „Sind mir die Himmelsthore jetzt wieder offen?“ fragte er, und mir war's, als ob er ein gellendes Gelächter dabei ausſtieße. Er hüllte ſich in ſeinen Mantel und ſchlich nach Hauſe. Gottes Wege ſind gerecht! Er iſt in die Grube gefallen, die er Andern gegraben. So müſſen ſie Alle zu Grunde gehen. Er iſt verloren hier und dort.“ Chisdai ſchielte nach ſeinem Lehrer, um aus ſeinen Mienen den beifälligen Lohn für ſeinen heiligen Eifer zu leſen; dieſer aber ſchüttelte nachdenklich den Kopf und ſprach noch leiſe das Gebet vor ſich hin.

Baruch hatte ſchon zweimal den Mund geöffnet, um ſeinem Mitſchüler zu antworten; doch in der Furcht, er könnte den Sünder aus Mitleid mit ſeinem Schickſale zu warm vertheidigen, hatte er geſchwiegen. Als er aber jetzt das Mißfallen ſeines Lehrers wahrnahm, ſprach er ermuthigt: „Du ſcheinſt das Beiſpiel der Frau des Rabbi Mejir nicht nachahmen zu wollen.“ — Er deutete hiemit auf jene Erzählung im Thalmud, wo die Frau in dem Verſe (Pſ. 104, 35.): „O daß die Sünder von der Erde vergingen, auf daß die Gottloſen vernichtet wären,“ das Wort „Sünder“ in „Sünden“

verwandelte — und fuhr dann fort: „Wo giebt es einen Gerechten auf Erden, der nur Gutes thue und nicht ſündige? (Pred. 7, 20.) Auch ich verabſcheue jene Lehren, die den wirren Uriel verleiteten —“

„Du darfſt ſeinen Namen nicht mehr nennen, er iſt ausgelöſcht,“ unterbrach Chisdai und Baruch fuhr fort:

„Er hat ſeine Lehre ſelbſt damit verworfen, da ſie ihn zum Selbſtmorde führte. Da er noch lebte, haben ihn die Menſchen gerichtet; nun er todt iſt, darf nur Gott ihn richten.“

Der Rabbi nickte Baruch zu, ohne ein Wort zu ſagen, da er noch immer mit dem Sprechen des Pſalmes beſchäftigt war.

„Es ſteht ja aber auch geſchrieben,“ ſprach Chisdai trotzig (Spr. 10, 7.): „Der Name der Gottloſen ſoll verfaulen.“

Lautlos gingen die Drei noch einige Minuten neben einander, ein Jeder von eigenthümlichen Gedanken bewegt. Endlich brach der Lehrer ſein Schweigen und erklärte, daß das offenbarte Geſetz keine Abtrünnigkeit dulde; denn darum habe es Gott mit ſeinem Finger geſchrieben und uns überliefert, daß wir Alle darnach leben. Wer nach den Eingebungen ſeiner Vernunft leben zu können vermeint, leugnet damit die Nothwendigkeit der Offenbarung, leugnet ihre Wahrheit und verhöhnt ſomit das Geſetz, das ihn treffen muß. „Es giebt wohl Menſchen,“ ſchloß der Rabbi, „die da ſagen: laßt Jeden denken und glauben, wie er's vor ſich verantworten kann — dieſe ſind ſelbſt, ohne daß ſie es wiſſen, abgefallen. Wir dürfen Niemand, der in unſerm Glauben geboren iſt, ſeinem Verderb überlaſſen, der auch unſer Verderb ſein würde. Können wir ihn mit Worten zu Reue und Buße zurückführen, ſingen wir Halleluja; bleibt er verſtockt und widerſpenſtig, ſo zerreißen wir unſer Kleid: er iſt todt, er muß ſterben oder den Satan in ſeinem Herzen tödten. Wir zwingen ihn mit aller Macht, die uns Gott gegeben.“

„Man zwingt ihn, bis er ſagt: ich will,“ ſchaltete hier Chisdai aus dem Thalmud ein und der Rabbi fuhr fort:

„Können wir den Lügengeiſt nicht von ihm trennen, ſo vertilgen wir ihn ſelbſt mit ſammt ſeinem Satan. Wo kein Wort mehr ausreicht, hat uns der Herr den Stein gegeben um zu ſteinigen. Laßt euch nicht verleiten von denen, die jetzt weichen Herzens ſind über das Ende des Abtrünnigen dort und mitleidig ſagen: man hätte ihn ſchonen, ihn nicht ſo weit treiben ſollen. — Es iſt ihm wohl geſchehen, daß er nicht länger ſündigen durfte.“

Es mußte ſich eine eigenthümliche Gedankenfolge in Baruch gebildet haben, denn er fragte nach einer Pauſe:

„Wo iſt in der heiligen Schrift der Selbſtmord verboten?“

„Was das wieder für eine Frage iſt!“ antwortete der Rabbi mürriſch und Chisdai ſetzte hinzu:

„Es heißt ja im ſechsten Gebote: du ſollſt nicht morden — Ohne Beiſatz, und das heißt weder einen andern noch dich ſelbſt.“

„Du kommſt heute wieder auf ſeltſame Querfragen,“ ſagte der Rabbi meiſternd zu Baruch. Dieſer konnte nicht erklären, was ihn bewegte. Der Fremde hatte ihn aus ſchweren Gedanken herausgeriſſen, als er am Grabe des Ketzers ſtand und in die Grube hineinſtarrte, darein man den Leib verſenkte; es war ihm, als ob man ſeinen eigenen Körper verſenkte und ſein Geiſt irrte fragend und klagend durch die Welt: iſt das des Abirrenden Loos, daß man ihn in den Abgrund ſtößt? Wer kann einer fremden Seele gebieten, wer ſeiner eigenen, daß ſie den Weg innehalte, der vorgeſchrieben iſt? Wie unzerſtörbar muß in dem Eingeſcharrten ſein Denken geweſen ſein, daß er um ſeinetwillen Anderen den Tod zu geben trachtete und ſich ſelber den Tod gab? Wer darf hier richten und verdammen?

Die Anſprache des Fremden hatte ſolch ſchweres Sinnen unterbrochen, die Worte des Rabbi auf dem Heimwege hatten aufs Neue den ſcharfen Gegenſatz erweckt und jetzt tauchte eine Erinnerung in der Seele des Jünglings auf: vor Jahren, als er hier zum erſtenmale unter den Grabhügeln geſtanden, hatte tiefe Wehmuth das Herz des Knaben beſchlichen. Man begrub damals den Oheim Immanuel, der immer krank und an das Haus gebannt, ſich viel mit den Kindern abgab und ſie zu Boten ſeiner Wünſche an die Außenwelt machte. Als nun alle Leute den Friedhof verlaſſen hatten, der Eine in die Schule, der Andere nach dem Hafen oder auf die Börſe und wieder Andere nach ihren Werkſtätten und Kaufläden gingen, und drinnen in der Stadt ſich das laute Getümmel fortbewegte, als wäre nichts geſchehen, da erzitterte das Herz des Knaben, denn die Frage regte ſich in ihm: wie kann Alles ſo ununterbrochen fortbeſtehen, da ja der Oheim nicht mehr zu Hauſe iſt? Stundenlang weinte der Knabe im öden Zimmer des Verſtorbenen, deſſen Fenſter alle weit offen ſtanden wie noch nie, und er ſchalt über die Leute, die den kranken Mann da draußen liegen ließen und thaten, als ob man von gar keinem Oheim wüßte. Die Mutter — denn dem Vater durfte er ſolches nicht klagen — ſuchte ihn zu beruhigen und ihm zu erklären, daß der Oheim nicht mehr allein und nicht mehr krank ſei, vielmehr geſund und wohlauf droben bei Gott und allen ſeinen Vorfahren und allen guten Menſchen. Der Knabe konnte das nicht faſſen und ſchrie immer: ja, du haſt's nicht geſehen, ſie haben ihn in eine tiefe Grube hineingelegt und viel große Erdſchollen auf den Schrein geworfen, in dem er geſchlafen hat; er iſt gewiß aufgewacht und jetzt kann er nicht mehr heraus. Die Mutter ſuchte dem Knaben zu erklären, daß nur der Körper begraben, die Seele aber bei Gott ſei. Der Knabe ward beruhigt, Wochen lang mußte er aber bei Sturm und Wetter noch oft plötzlich daran denken: wie geht es jetzt wohl dem Oheim draußen in der Erde? ...

Seitdem hatte er am Grabe der Mutter geſtanden und ſich ihrer troſtreichen Lehre erinnert. Heute aber am Grabe Akoſta's waren jene Erinnerungen von der Beerdigung des Oheims aufs Neue in ihm erwacht. Den Abgefallenen, den man hier einſcharrte, hatte ſein Leben lang jenes Schmerzgefühl nicht verlaſſen, das das Herz erzittern macht.

Wie kommt es, daß Kindern und Abgefallenen ſich dieſelben Fragen aufdrängen? Iſt es, weil die Einen noch nichts wiſſen von den offenbarten Lehren und die Anderen ſie freiwillig abwerfen und aus ſich ſelbſt die Fragen zu löſen vermeinen? Wer darf ſtrafen wegen ſolchen Ringens? . . .

„Sei nicht allzugerecht und klügle nicht allzuſehr, warum willſt du verderben?“ Dieſen Vers aus dem Prediger Salomo's (7, 17.) ſprach ſich Baruch im Innern vor und war ſtill.

Man war am Hauſe des Rabbi angelangt und dieſer erinnerte ſeine Schüler mit bedeutungsvoller Miene, daß morgen der ſechſte Ijar ſei. Man trennte ſich, ein Jeder begab ſich nach Hauſe, um noch raſch die Kleider zu wechſeln und in die Synagoge zu eilen. —

In die offene Erde fällt das Samenkorn, eine Scholle zerbröckelt und deckt es zu, und Niemand gedenkt wie es keimt und Wurzel ſchlägt, dem forſchenden Auge verborgen. Wohl mag auch das Menſchenleben ſolch verhülltem Wachsthume gleichen, und ſeine Geſetze ſind noch minder offenbar; nur das Gewordene läßt ſich faſſen, nicht das Werden ſelbſt, die Forſchung vermag nur, immer mehr Abſatzpunkte in dieſem zu erkennen.

Und wiederum erwächst keine Frucht als ſolche aus einer andern, das Samenkorn muß die Wandlungen des Lebens erneuen, muß keimen und ſproſſen, Halm, Strauch und Baum werden, um ſiebenfältig und hundertfältig die Frucht zu erzeugen, die allzeit das Leben neu nährt.

2. Ein Freitagabend.

In dem Eckzimmer des hohen Hauſes mit den großen Bogenfenſtern und der reichen Stukkaturarbeit, das auf dem Burgwall ohnweit der Synagoge ſtand, herrſchte an jenem Abend eine ungewöhnliche Pracht und Lichtfülle. Die ſilberne in der Mitte des Zimmers hängende Lampe, deren ſeltſame Arabesken ſonſt mit Flor umhüllt waren, glitzerte hell im Widerſchein der ſieben Lichter, die kreisförmig an ihr brannten. Sie hatten der Herrlichkeiten noch gar viele zu beleuchten: die Polſter der kunſtreich geſchnitzten Seſſel hatten die werkeltägigen grauen Ueberzüge abgeſtreift und boten die Farbenpracht ihrer gold- und ſeidengeſtickten Blumen und Vögel dem Auge des Beſchauers, ſo daß man dem bunten Teppiche, der auf dem Boden ausgebreitet lag, kaum einen Blick widmen mochte. Die glänzenden Trinkſchalen und Gläſer, die in gleichmäßiger Ordnung auf den Schränken ſtanden, ſpiegelten das Licht in mannigfachen Strahlenbrechungen zurück. Vom Ofen her durchwürzte ein leiſer Duft von Sandelholz das ziemlich geräumige Zimmer, in deſſen Mitte, gerade unter der Lampe, ein runder Tiſch ſtand. Er war mit röthlich geblümten Linnen bedeckt, die ſilbernen Becher und Krüge ſchienen einer kleinen, heitern Geſellſchaft zu harren. An der Wand gegen Oſten hing ein auf vergilbtem Pergament gezeichnetes Bild, und drüber ſtanden mit goldenen Buchſtaben die ebräiſchen Worte: „Von dieſer Seite weht der Hauch des Lebens.“ Ein vom Alter gebräunter Rahmen umſchloß die halbverwiſchten Umriſſe, aus denen jedoch das Bild einer alten Stadt noch erkenntlich war; drunter ſtand in ebräiſcher Sprache: „Und die übrigen Völker um euch her ſollen erfahren, daß ich der Herr bin, der da bauet was zerſtöret, und pflanzet was verheeret war. Ich der Herr ſage es und thue es auch.“ (Heſ. 36, 36.) Es war die alte Gottesſtadt Jeruſalem, und wohl manches Auge, das längſt vermodert im dunkeln Schooß der Erde, hatte in Thränen der Trauer oder mit dem Freudenblitze der Sehnſucht auf dieſem vergilbten Pergamente geruht. —.Sonſt war kein Bild zu ſchauen innerhalb der vier Wände, die mit reichen Tapeten geſchmückt waren. Auf der Ottomane ruhte eine jugendliche Mädchengeſtalt: das runde Köpfchen nachläſſig auf die Rechte geſtützt, deren Finger ſich in den kunſtlos herabwallenden ſchwarzen Locken verloren, lag ſie unbeweglich da; vor ihr war das Gebetbuch aufgeſchlagen, ihr Auge ſchweifte über daſſelbe hinweg und ſtarrte vor ſich hin. War's Andacht, war's der Gedanke an Gott, in dem ihre Seele ruhte? war's eine holdſchimmernde Erinnerung, die vor ihr auftauchte, oder ſind's traumhafte Bilder der Zukunft, die ſie umgaukeln und jenes engelhafte Verlangen um die Roſenlippen legen und den Pulsſchlag des Herzens verdoppeln? Oder iſt es jenes unbewußt ſelige Traumwachen, welches das Mädchen, das zur Jungfrau reift, ſo oft überraſcht und namen- und gegenſtandloſes Verlangen in ihm erregt? — Sabbathliche Stille ruhte auf der ganzen märchenhaft geſtalteten Umgebung. —

„Ich glaub's, daß du müd biſt, Miriam, iſt gar kein Wunder," ließ ſich eine näſelnde Stimme vernehmen, indem ſich die Thür öffnete. Miriam ſprang haſtig auf, ſtrich die Haare aus der Stirn, küßte inbrünſtig das Gebetbuch, legte es auf das Fenſterſims, und lockerte ſchnell die Ottomane wieder auf.

„Nun? was iſt das für ein Schreck? Meint Einer es käm' eine Hex'. Es iſt wahr, man kann an mir erſchrecken wie ich ausſeh'; hab' noch nicht Zeit gehabt meine Schmutzkleider auszuziehen. Das heißt aber auch einmal geſchafft." So ſprach die alte Chaje, und in der That, ihr ganzer Aufzug konnte zu der Bezeichnung, die ſie ſich ſelber beilegte, auffordern. Eine in Rauch gebräunte Haube bedeckte ihre grauen Haare genugſam; nur einzelne lockere ſpannen ſich vorwitzig wie Herbſtfäden über das runzliche Geſicht herab; ein Kohlenſtreif auf der linken Wange bis über die Hälfte der Naſe war von Miriam bemerkt worden, und Chaje war eben vor dem Spiegel damit beſchäftigt, denſelben abzuwiſchen. „Du haſt ganz recht gethan," fuhr ſie fort, während ſie ſich mit ihrer Küchenſchürze abtrocknete, „du haſt ganz recht, daß du dich ein bischen niedergelegt haſt. Wozu ſteht das Ding das ganze Jahr da und wird nicht gebraucht? Ich wollt', ich könnt' mich jetzt gerad in's Bett legen, ich wollt' gar nichts zu Nacht eſſen, ſo müd bin ich; ja, wenn man bald achtzehn Jahr in Einem Dienſt iſt, ſpürt man die

Strapatzen, ſie ſetzen ſich nicht in die Kleider. Du wirſt auch müd ſein, zehn mal 'rauf und 'runter, Alles ſelbſt ausräumen, dem Fremden ſein Bett zurecht gemacht, es iſt keine Kleinigkeit; jetzt iſt aber auch Alles proper, er wird ſich verwundern. Wie gut iſt es, daß du den Fiſch noch gekauft haſt. Wein, Fiſch und Fleiſch, das hat der Arme unter den Armen jeden Sabbath; ohne Fiſch iſt kein rechter Sabbath, es ſteht ja auch in der Thora. Du biſt eine ſo gute Hauswirthin, daß du bald heirathen darfſt; du ladſt mich doch auch zur Hochzeit? Mach' nur, daß du keinen ſolchen kleinen Schlemiehl bekommſt wie deine Rebekka. — Haſt du geſehen, wie der Baruch heut' wieder ausſieht? Als ob er ſchon zehn Jahr' unter dem Boden gelegen hätt'. Ich fürcht', ich fürcht', das viele Lernen kann ihm, Gott bewahre! an ſeiner Geſundheit ſchaden. Tag und Nacht nichts als Lernen und Lernen, wo ſoll das hinaus? Mein Bruder Abraham hat einen Sohn gehabt, der war ſo geſcheit wie Riſtotles, der hat auch zuviel gelernt, bis er ſich am Ende ganz hinterſinnt hat. Doch ſtill, ich glaub' die Synagog iſt ſchon aus, ich muß gehen, ich darf mich vor keinem ehrenhaften Judenkind ſehen laſſen wie ich daherkomme, ſie kommen ſchon die Stieg' herauf" — und hiemit huſchte ſie zur Thüre hinaus.

Miriam war froh, die leidige Schwätzerin los zu ſein. Ihr Vater, der Fremde, den wir auf dem Friedhofe mit Baruch im Geſpräche geſehen haben, und Baruch ſelbſt traten ein. Miriam ging ihrem Vater entgegen, neigte ſich vor ihm, und dieſer legte beide

Hände auf das Haupt ſeiner Tochter und ſegnete ſie leiſe mit den Worten: „Der Herr mache dich gleich den Erzmüttern Sarah, Rebekka, Rahel und Lea!“ Auch ſeinen Sohn Baruch ſegnete er und ſprach dabei leiſe: „Der Herr mache dich gleich Ephraim und Menaſſe.“ (Gen. 18, 20.) Der Vater und Baruch ſtimmten einen kurzen Geſang an, worin ſie die Schaar der Engel begrüßten, die jedesmal am Sabbath in's Haus des Juden einziehen. Der Ton des Vaters klang wehmüthig, als er hierauf in üblicher Weiſe mit dem Sohne das Frauenlob (Spr. Sal. Cap. 31, V. 10.) „Wer ein tugendhaftes Weib gefunden“ ſang. Die Schönheit und der wohlgeordnete Friede des Hauſes war noch wie ehedem, die Hausfrau hatte ihm Beſtand gegeben, ſie ſelber aber war ihm durch den Tod entriſſen. Doppelt ſchmerzlich war ihr Gedenken in der Freude des Sabbaths.

Der Fremde betrachtete das an der Wand hängende Bild.

„Kennſt du es noch, Rodrigo?“ ſagte der Vater, nachdem er die leiſen Gebete beendigt, „es iſt ein altes Erbſtück und hing einſt in unſrer Kellerſynagoge zu Guadalajara; ich habe es mit vieler Gefahr gerettet.“

Während die Beiden nun von ihren ehemaligen Zuſammenkünften ſprachen, ſtanden Baruch und Miriam am andern Ende des Zimmers.

„Du machſt ja heute wieder ein entſetzlich finſteres Geſicht,“ ſagte Miriam und ſtrich dem Bruder mit zarter Hand die Haare aus der Stirn; „da komm an den Spiegel.“ Baruch faßte die Hand der Schweſter und hielt ſie feſt, er ſprach kein Wort und lauſchte mit Miriam auf das Geſpräch der Männer.

„Das iſt eine Fügung Gottes, wofür ich ihm ewig danke, daß ich dich ſogleich beim Vorübergehen erkannte,“ ſagte der Vater zu dem Fremden; „alſo du kennſt meinen Baruch ſchon? Siehſt du, das iſt meine jüngſte Tochter. Wie alt biſt du jetzt, Miriam?“

„Nur ein Jahr jünger als Baruch,“ antwortete das Mädchen hocherröthend.

„Närriſche Antwort,“ ſagte der Vater. „Sie iſt, glaub' ich, vierzehn Jahr alt. Ich habe noch eine ältere Tochter, Rebekka, die hier verheirathet iſt.“

„Nun meine Lieben, auch ich habe zwei Kinder,“ ſprach der Fremde, „meine Iſabella iſt ungefähr ſo alt als du, Miriam, mein Sohn wird jetzt zwanzig Jahre alt. Ich hoffe, wenn meine Kinder hierher kommen, ihr nehmt euch ihrer an, beſonders was unſere heilige Religion betrifft, denn darin ſind ſie noch unerfahren. Aber hör' einmal,“ fuhr der Fremde fort, indem er ſich mit verſchränkten Armen vor Baruch hinſtellte. „Wenn ich mir deinen Baruch jetzt betrachte, iſt es mir unbegreiflich, daß ich ihn nicht gleich auf dem Friedhof erkannte: dieſe eigenthümliche Bräunlichkeit der Geſichtsfarbe, dieſe langen, etwas finſter hereingezogenen ſchwarzen Brauen, ganz wie du in deinen jungen Jahren, wenn du auf einen abenteuerlichen Streich ſanneſt, auch dieſe Falte auf der unebnen Stirne, das biſt ganz du; dagegen die gekrausten ſchwarzen Haare, die feingeſchnittenen Lippen mit den ſanften Anlagerungen um die Mundwinkel, o! wie himmliſch ſüß

Manuela mit dieſen Lippen lächelte. Ein gewiſſer kühner Trotz, der aus dem Angeſichte ſpricht, alles das giebt ihm ein theilweiſe moriskiſches Anſehen, das hat er von ſeiner Mutter; ach! wenn die noch lebte, was hätte ſie für eine Freude, mich jetzt hier zu ſehen.“

Baruch hörte die Schilderung ſeiner ſelbſt unwillig und faſt zitternd mit an. Als er nun gar von ſeiner halb moriskiſchen Abſtammung hörte, erinnerte er ſich wieder, daß Chisdai ihn in der Schule damit geneckt; er zürnte ſeinem Vater, der ihm noch nie etwas davon mitgetheilt hatte. Dieſer merkte die Verlegenheit ſeines Sohnes und ſagte zu dem Fremden: „Du kannſt es nicht verbergen, Rodrigo, daß du ein Schüler von Silva Velasquez biſt und am Hofe Philipps den Damen die Schönheiten und Häßlichkeiten Anderer ausdeuten halfſt. Baruch, du mußt morgen deine Zeichnungen dem Herrn vorlegen. Sei nur nicht ſo bang, es iſt dir ja nichts geſchehen.“

„Nein, nein,“ ſagte der Fremde, indem er dem Jüngling die Wange ſtreichelte, „ich hoffe, wir werden gute Freunde. Haſt du meinen Vetter, den gelehrten Jakob Caſſeres, nicht gekannt?“

„Ihn ſelbſt nicht,“ ſagte Baruch, „aber ſein Buch: „die ſieben Tage der Woche bei der Weltſchöpfung“ kenne ich.“

Man hatte ſich zu Tiſche geſetzt, den Segen über Wein und Brod geſprochen und den Sabbath eingeweiht.

„Es iſt doch ſonderbar,“ ſagte der Hausvater nach dem Schlußgebete, „ſonſt, kaum hab' ich den letzten Biſſen hinunter, kann ich nicht erwarten, bis ich die brennende Cigarre im Munde habe; aber am Sabbath, es iſt gerade, als ob alle unſere Neigungen andere geworden wären, da fällt mir's gar nicht ein zu rauchen und es koſtet mir gar keine Mühe, das Verbot nicht zu übertreten.“ Der Fremde erwiderte nichts darauf. „Lieber Gott, jetzt bemerk' ich's erſt,“ fuhr der Vater fort, „du haſt noch die vaterländiſche Sitte, den Wein mit Waſſer zu vermiſchen. Bleib' nur bei uns im nebligen Norden, hier auf dem Grunde, den man gewaltſam dem Meere abgerungen und ſtündlich dagegen wahren muß, wo während der Hälfte des Jahres die Erde erſtarrt und des Himmels blau Gezelt ſtets von Wolken umlagert iſt. wo du ſtatt einer von Wohlgerüchen durchwürzten Luft Feuchtigkeit und Dünſte einathmeſt, hier in unſerer Stadt, wo kein Brunnen quillt und man das Waſſer zum Trinken aus der Ferne holen muß, wo man ſich allzeit gleich dem Boden vom Meere gefangen vorkommt; wo das Klima ſelber den Menſchen ſo ruhig und gelaſſen macht, und Vorſicht und Geduld, die den Boden des Landes geſchaffen haben und erhalten, auch die Haupttugenden der Menſchen ſind; bleibe nur hier, glaub' mir, du gewöhnſt dich auch an die Sitte, in dein träges und alterndes Blut lauteres Traubenblut zu gießen und es raſcher rollen zu laſſen. O! es iſt ein liebliches und prächtiges Land, unſer Spanien, ein Eden, aber von Teufeln bewohnt. Jetzt, da ich bald mein müdes Haupt in den Schooß der Erde legen muß, jetzt erſt fühle ich, daß hier nicht der heimiſche Boden iſt, der mich aufnimmt.“

„Du wirſt ungerecht,“ entgegnete der Fremde, „nun du hier ſorglos an deinem Tiſche ſitzeſt und nicht fürchten darfſt, dein Freund oder gar dein eigen Kind könnte morgen mit reuigem Gemüthe beichten, daß du insgeheim den Gott Jſraels verehreſt, und es könnte dann die Gluth des Scheiterhaufens ſtatt wie jetzt des köſtlich perlenden Weines deine alten Glieder erwärmen, nun denkſt du nur noch der Freuden des Vaterlandes und vergiſſeſt des jammervollen Greueltodes, der uns überall anſtarrte; uns ſollten die prächtigen Kaſtanienwälder mit ihren dunkeln Schatten nicht zur Ruhe und die reichen Forſte nicht zur fröhlichen Jagd einladen, morgen konnten jene Bäume unſere Scheiterhaufen, morgen konnten wir das gejagte Wild ſein. Wahrlich, wenn ich dich ſo reden höre, könnte ich jenen Eiferern faſt beiſtimmen, wenn ſie die Schuld all der Qualen, die uns erreicht, dem allein beimeſſen, weil wir unſer Vaterland zu ſehr geliebt, zu vergnüglich und ſtolz im dort erlangten Anſehen uns gefielen."

„Ja, ja, du haſt recht," entgegnete der Vater, „aber laß uns die Freude des Wiederſehens nicht durch trübe Betrachtungen ſtören; komm, trink'; doch nein, Miriam hol' die venetianiſchen Gläſer dort her, laß dir von Elsje in den Keller leuchten, und bring' die zwei Flaſchen, die mir de Caſtro unlängſt geſchickt hat."

„Herrlich," ſagte der Fremde, als er das Glas des neu aufgetiſchten Weines an den Mund gebracht hatte, „das iſt ja echter Val de Pennas, wo haſt du den her?"

„Wie ich dir ſagte, Ramiro de Caſtro hat mir ihn von Hamburg aus geſchickt; der Wein hat mit uns geblüht, er iſt aber mit der Zeit feuriger geworden, und wir —?“

„Nun, wir haben auch gelebt; ſei zufrieden. Der Wein weckt die alten längſt verrauchten Geiſter wieder in mir; weißt du noch? Solchen Wein tranken wir an jenem Abend in der Poſada neben dem Hauſe der Donna Ines, die dich ſchon ſeit zwei Abenden vergebens harren ließ; du ſchlugſt auf den Tiſch und ſchworſt ſie nie wieder zu ſehen, und den andern Abend hieß es in der verſchwiegenen Laube: lieber Alfonſo und liebe Ines, ha! ha! ha!“

Der Vater ermahnte ſeinen Gaſtfreund leiſe, doch Rückſicht auf die Kinder zu nehmen; der Fremde aber achtete nicht darauf und ergötzte ſich an dem vaterländiſchen Weine.

„Denkſt du noch jener himmliſchen Sommerabende,“ fuhr er dann fort, „als wir auf der Almeda in Guadalajara umherſchlenderten? Ich ſeh' dich noch, wenn um neun Uhr das Glöckchen läutete und Alles wie bezaubert ſtill ſtand, um ein Pater noster zu beten; ich ſeh' dich noch vor mir ſtehen, wie du deinen Hut in der Hand zuſammenknitterſt, deine Augen ſprühten Feuer, als wollteſt du die ganze Welt in Flammen ſetzen und nicht nur Donna Ines allein, du warſt ſtets ein gefährlicher Caballero. Gott im Himmel!“ fuhr der Fremde fort, nachdem er noch einen guten Zug Weines genommen, „mir ſteht noch der Angſtſchweiß auf der Stirne, wenn ich daran denke, wie wir einſt in Toledo vor der Kirche Unſerer Frau del Transito ſtanden: ſiehſt du, ſagteſt du zähneknirſchend, das prachtvolle

Gebäude, das war einſt eine Synagoge unſerer Vorfahren. Samuel Levi, der ſie erbaut hat, iſt am Galgen verfault, und jetzt — es iſt ein wahres Wunder, daß wir bei deinem übermüthigen Geiſte immer mit heiler Haut davon gekommen ſind."

So ergingen ſich die beiden Freunde in Jugenderinnerungen; in einer Stunde lebten ſie noch einmal ein Leben voll Liebesluſt und Jugendmuth.

„Ich kann nicht begreifen," ſagte Baruch einmal, „wie man nur eine Minute glücklich ſein kann in einem Lande, wo man ſtets Verrath und Schmach und Tod um ſich her ſieht."

„Darum biſt du eben noch zu jung," ſagte der Fremde. „Glaub' mir, und belauſcht man jeden deiner Athemzüge, es giebt Stunden, ja Tage, wo du fröhlich ſein und Alles vergeſſen kannſt; und ſtößt man dich in Schmach, und wirft man dich und die Deinigen in den Koth — ein Allerheiligſtes giebt's, wohin keine Erdenmacht reicht, es iſt das eigene Bewußtſein und der trauliche Kreis der Unſrigen; der Himmel, der ſich uns dort erſchließt, den kann uns Niemand rauben, ſelbſt das ewige Schreckbild des Todes nicht. Alle dieſe Qualen ſind über uns gekommen, und doch waren wir glücklich."

„Aber der unaufhörliche Zwieſpalt in der Seele? Chriſt vor der Welt und Jude im Herzen?"

„Das war unſer Unglück, das ſah ich an deinem Oheim Geronimo."

„Warum verläßt der nicht ſeine finſtere Klauſe und kommt zu uns herüber?" fragte Baruch.

„Er hat ſeine Klauſe verlaſſen und wir kommen zu ihm. Er iſt todt. Junge, dieſe Leidensgeſchichte hätteſt du mit erleben ſollen, es käme dir zu gut für's ganze Leben.“

Baruch hatte ſich von ſeinem Sitze erhoben und leiſe den bei einer Todeskunde vorgeſchriebenen Spruch geſagt: „Gelobt ſeiſt du Herr unſer Gott, König der Welt, wahrhaftiger Richter.“

„O erzählt, ich bitt' Euch,“ ſprach er dann; auch Miriam rückte näher an den Tiſch und vereinigte ihre Bitte mit der des Bruders.

„Es iſt heute Sabbath und ich ſollte nicht,“ ſagte der Fremde; „doch weil ihr ſo ſehr bittet, ſo ſei es; iſt es ja ſein Tod, der mir die Entſchloſſenheit gab, mich und die Meinen mit Gottes Hülfe aus der Lüge zu retten.“

3. Der jüdiſche Dominikaner.

Rodrigo Caſſeres nahm noch einen vollen Zug aus ſeinem langen Glaſe und erzählte:

„Es werden jetzt ungefähr acht Monate ſein, als ich durch Philipp Capſoli einen Brief aus Sevilla erhielt; ich erſchrack ſchon als ich die Aufſchrift las: „An Daniel Caſſeres in Guadalajara.“ Das konnte wieder nur ein unvorſichtiger Jude ſein, der mich bei meinem jüdiſchen Namen nannte; wie erzitterte ich aber erſt über den Inhalt des Briefes: „Daniel, Mann des Gefallens,“ hieß es darin, „der Tag der Rache und des Todes iſt da; ich will ſterben mit den Philiſtern. Hei! ſie ſollen ſpüren wie's thut, wenn man bratet; komm' zu mir; ich bin von heiligen Schergen bewacht. Bei dem Namen des allerheiligſten Gottes, bei der Aſche unſerer gemordeten Brüder und Schweſtern beſchwöre ich dich, komm zu deinem ſterbenden Geronimo de Eſpinoſa.“ — Es war kein Zweifel, Geronimo ſelbſt hatte den Brief geſchrieben; der feine wagrechte Strich, das Zeichen der Verehrung des einzigen Gottes unter ſeiner Namensunterſchrift, zeigte mir das vollkommen, wenn ich gleich die zitternde Handſchrift nicht als die ſeinige erkannte. Ich eröffnete meinen Kindern den Entſchluß, nach Sevilla zu reiſen; ich war ſo ſchwach, mich durch ihre Bitten und Thränen von der Ausführung abhalten zu laſſen. Ich hatte den armen Geronimo faſt ganz vergeſſen, als mich einſt ein ſchaudervoller Traum an ihn erinnerte, und des andern Tages war ich auf der Reiſe. Ich trennte mich mit beklommenem Herzen von meinen Kindern, denen ich geſagt hatte, ich reiste nach Cordova zu meiner Schweſter. Ich zog durch Cordova und ſchlich mich unbemerkt an dem Hauſe meiner Schweſter vorüber; nirgends konnte ich ruhen noch raſten, es war als ob eine unſichtbare Hand mich unaufhaltſam fortdrängte. Ich kam nach Sevilla. Eben läutete das Glöcklein zur Hora als ich den Trianenberg hinanſtieg. Dort weilſt du, glühender Geronimo, ſprach es in mir, und förderſt deine Schritte zur Kapelle; haſt Gebet auf den Lippen und Fluch im Herzen. Hieß es nicht Gott verſuchen, da du, im Innern ein Jude, dich hineinwagteſt mitten in den Rath der Inquiſition, um ſo deinen Brüdern zu helfen? — Ich trat in die Kapelle und kniete nieder bis die Meſſe beendigt war. Ich richtete mich auf und betrachtete die fetten und die abgehärmten Kloſterbrüder genau; in keinem erkannte ich Geronimo. Ich fragte einen Familiaren nach ihm, er ſagte, ſchon ſeit Wochen läge Geronimo zwiſchen Leben und Tod und ſpräche ſtets mit Daniel in der Löwengrube. Er führte mich in ſeine Zelle. Mit abgewandtem Geſichte ſchlummerte der Kranke, nichts als ein kahler Schädel war zu ſchauen; ein Crucifix hing über ſeinem Bette und neben ihm ſaß ein betender Kloſterbruder, der mir zuwinkte, ich möge leiſe auftreten. Nur das mühſame Athemholen des Kranken und ein leiſes Geflüſter des Betenden zeigte von Leben in dieſer Grabesſtille. Endlich richtete ſich der Kranke auf, ich erkannte ihn nicht: dieſe tiefliegenden Augen und hohlen Wangen, dieſe blaſſen Lippen vom lang herabwallenden weißen Bart umfloſſen, ſo konnte ſich das Anſehen Geronimo's nicht verändert haben; er erkannte mich aber alsbald, und leiſe, kaum die Lippen bewegend, ſprach er: „Biſt du noch da, Daniel? Das iſt ſchön, daß du mich nicht verläſſeſt; brauchſt dich nicht zu fürchten, biſt auch in der Löwengrube, aber Gott hilft dir heraus wie unſerm Propheten zu Babel; nur mir haben ſie Blut und Mark ausgeſogen, ich kann nicht hinaus. Nicht wahr, du gehſt nicht von mir?“

Ich hatte gefürchtet, der Augenblick des Wiederſehens würde vielleicht ſeinen Tod beſchleunigen; ich konnte kaum begreifen, wie er that, als ob wir längſt beiſammen, ja als ob wir nie getrennt geweſen. Er winkte dem betenden Bruder neben ihm und dieſer nahm ſein Buch unter den Arm und ging. Beim Hinausgehen ſagte er mir aber noch leiſe in's Ohr, daß ich, wenn es zu arg würde, dort an der Klingel läuten könnte.

„Iſt er fort?“ ſagte nun Geronimo, „komm, gieb mir ſchnell die Pechkränze, die du unter deinem Mantel haſt, ich will ſie hier verbergen in meinem Bett. Heute Nacht, wenn ſie Alle ſchlafen, zünden wir ihnen das Neſt über dem Kopfe an; das wird eine luſtige Opferflamme ſein, die Engel im Himmel ſollen drob lachen; ich bin gebunden, ich kann nicht hinaus. An allen vier Enden muß man's zugleich anzünden; wir müſſen eilen, ſonſt ſteigt der Quadalquivir von ſelbſt aus ſeinem

Bette und löſcht die Flamme auf der Burg, ſie haben ihn im Solde. Hilf mir, das Waſſer reicht an's Leben. Herr Gott! ich habe geſündigt, ich habe deinen heiligen Namen verleugnet; du haſt ja ſonſt dich gezeigt in Wundern, ſende deinen Blitz, daß er ſie vertilge, mich auch, mich zuerſt, ich habe geſündigt, vertilge mich.“

So ſprach er ſchnell, und dabei ſchlug er ſich mit ſeinen knöchernen Fäuſten auf die Bruſt, daß es dröhnte; ich konnte ihm nicht wehren, er ſank faſt athemlos zurück; ich fürchtete, daß er jetzt verſcheide, und wollte eben an der Klingel läuten, da richtete er ſich plötzlich wieder auf und weinend ſprach er: „Komm, gieb mir deine Hand, ſie iſt rein, rein vom Blute deiner Brüder; es war des Satans Eingebung, daß ich Wurm den Rieſenbaum zu zernagen trachtete. Ich büße für meinen Stolz, ich habe meinen Gott verleugnet, ich ſterbe nutzlos, wie ich nutzlos lebte. Siehſt du nicht meinen Vater dort? er kommt auch uns zu helfen; ſo, du haſt Pechkränze genug, Vater. Hörſt du die Gefangenen drunten Halleluja ſingen? Ah, das iſt ein ſchöner Geſang, Halleluja Hallelu El. Wir befreien euch, ihr dürft ſterben. Seht mich nicht ſo grinſend an, ich bin nicht Schuld!“ — Er ſank wieder zurück und ſtierte mich mit unheimlich gläſernem Blicke an. Ich bat ihn um Gottes und unſerer ſelbſt willen, ruhig zu ſein; ich erzählte ihm, wie ich hergekommen ſei, ſeinem Briefe Folge leiſtend; er ſolle ruhig ſein, er habe viel Menſchenleben gerettet, und Gott ſei auch gnädig und verlange nur das Herz.

Mit vollem Bewußtſein redete er ſodann mit mir von ſeinem nahen Tode, und wie er ſich deſſen freue; ein gewaltiger Thränenſtrom enthob ſeine Seele der ſchweren Pein, die auf ihr laſtete; doch plötzlich riß wieder Alles in furchtbarer Zerrüttung durch einander; er verlangte nach dem geweihten Waſſer, das lindere ſeine Schmerzen; hier in der Herzgrube, da brenne es wie glühendes Eiſen; „trink' auch," ſagte er zu mir, „der heilige Vater hat es geweiht; ſegne mich, mein Vater, es iſt Sabbath. Wo iſt die Mutter? noch drunten im Keller in der Synagoge? Mutter, mach' auf, ich bin's, dein Moſes." — So ſprach er, und mir ſchwindelte vor dem entſetzlichen Abgrunde, an dem ich ſtand. Es wurde Abend und Geronimo glaubte, man ſchleppe ihn in einen finſtern Kerker, man ſpanne ihn auf die Folter; ſchmerzvoll ächzend und mit faſt erſterbender Stimme rief er ſtets: „Ich bin kein Jude, ich weiß nicht, wo verborgene Juden ſind. Daniel verlaß mich nicht, verlaß mich nicht, Daniel!" Endlich ſchlummerte er wieder ein. Es war Nacht geworden, das volle Antlitz des Mondes blickte durch das Fenſter und goß ſein ſilbernes Licht über den Kranken. Ich war zum Tode bereit, denn jedes Wort aus unſerem Geſpräche hätte, wenn es vernommen worden wäre, mir den Martertod gewißlich gebracht; zu gutem Glücke war aber faſt der ganze Orden heute bei der Unterſuchung gegen die Lutheraner in der Stadt beſchäftigt. Ich betete zu Gott, daß er ſich Geronimo's erbarmen und ihm den Tod ſenden möge. Kinder! Es iſt gräßlich, um den Tod eines Menſchen zu beten, und noch dazu um den eines Jugendfreundes. Warum aber ſollte dieſe

Seele noch länger gemartert werden? Es war aber anders beſchloſſen, ich ſollte noch Erſchütternderes erfahren. Ich ſaß in trübe Gedanken verſunken da, als ein Familiare eintrat und mir befahl, zu dem Inquiſitor zu kommen. Mein Herz pochte laut, als ich zu ihm eintrat; ich warf mich vor ihm auf die Kniee und bat um ſeinen Segen. Er ertheilte ihn mir und ſprach alsdann: „Du biſt ein Freund Geronimo's. Wofern du ein guter Chriſt biſt — und hiebei richtete er einen durchbohrenden Blick auf mich — ſorge dafür, daß Geronimo von ſeiner Hartnäckigkeit läßt und noch vor ſeinem Tode das heilige Abendmahl nimmt; verſuch's und berichte mir ſogleich, ſo darf er nicht ſterben.“ Ich ging wieder in die Zelle des Kranken, er ſchlummerte noch; ich neigte mich leiſe über ihn, er wachte auf. „Komm,“ ſprach er haſtig ſich aufrichtend, „jetzt iſt's Zeit. Siehſt du? Gideon mit ſeinen dreihundert Mann kommt auch, ſie tragen die feuergefüllten Krüge in's Lager der Midianiten; ſtill — leiſe — blast noch nicht in die Poſaunen, laßt uns das Hochamt halten.“ Er faltete ſeine Hände und bekreuzte ſich darauf dreimal.

Ich bat, ich beſchwor ihn, ich weinte vor innerer Angſt, und redete ihm zu, ruhig zu ſein; ich erzählte ihm von den Tagen unſerer Kindheit und wie er nun mich ſelber morde, wenn er nicht das heilige Abendmahl nehme.

„Warum giebt man mir's nicht?“ ſprach er ruhig, „ich bin ja Prieſter; komm, waſche meine Hände, ich bin unrein, dann will ich's empfangen.“

Ich ging zum Inquiſitor und ſagte ihm, daß

Geronimo zwar noch immer wirr ſei, daß er aber ſelbſt nach dem heiligen Abendmahl verlange. Der Inquiſitor verſammelte den ganzen Orden, und als ſie den langen Gang heranzogen mit den Weihegefäßen und dem ſchauerlichen Todtengeſang, der in der hohen Halle lange nachtönte, ſang Geronimo laut mit, und noch als der Geſang verklungen war, ſang er de profundis clamavi mit lang anhaltendem Tone, wobei er die Hände ſtets gefaltet hielt; dann riß er ſeine Hände ſchnell auseinder, bedeckte damit ſeinen Kopf und ſang die hebräiſchen Worte: Heilig! Heilig! Heilig! Adonaj Zebaoth! (Jehovah, Gott der Heerſchaaren) Ave Maria gratia plena, ſprach er in derſelben Lage faſt mechaniſch vor ſich hin. Der Inquiſitor benutzte dieſen Augenblick und reichte ihm die Hoſtie; er verſchlang ſie wie mit Heißhunger.

„Den Kelch! den Kelch!“ rief er, „ich bin Prieſter.“ Der Inquiſitor reichte ihm den Kelch, er ſchlang ſeine beiden Hände krampfhaft um denſelben und begann den jüdiſchen Sabbathſegen darüber zu ſprechen: dann richtete er ſich mit Macht im Bette auf, er ſtand da in ſeiner ganzen ſchauereregenden Geſtalt und ſchrie: „Auf Gideon! Zerſchmettert die Krüge! Feuer! Feuer!“ Er ſetzte den Kelch an die Lippen, warf ihn an die Wand daß die Scheiben klirrten, ſank um und — war todt. —

Der Fremde bedeckte ſeine Augen mit der Hand und ſtand auf, als er dieſe Worte geſprochen hatte. Niemand wagte ein Wort laut werden zu laſſen, denn welches konnte die namenloſen Erſchütterungen der Seele in ſich faſſen? Jeder fürchtete nur durch einen Laut, durch einen Seufzer, die tiefe Bewegung des Andern zu ſtören. Es war eine Todtenſtille. Draußen klopfte es wie mit geſpenſtiſchen Fingern an die Scheiben; Alle zuckten zuſammen, der Fremde öffnete das Fenſter, es war nichts zu ſehen. Er ſetzte ſich wieder an den Tiſch und fuhr fort:

„Ich war halb beſinnungslos an dem Bette Geronimo's niedergeſunken, der Kelch mit dem verſchütteten Weine lag neben mir am Boden. Ich wagte nicht, mich aufzurichten, aus Furcht, daß mein Blick zuerſt meinem Henker begegnen müſſe. „Steh auf," ſprach eine rauhe Stimme zu mir. Ich richtete mich auf, der Inquiſitor ſtand vor mir, keiner der Mönche war mehr zugegen. „Wie heißt du?" fragte er mich barſch. Ich war in peinigendem Zweifel: ſollte ich meinen wahren Namen angeben, ſollte ich nicht? Aber vielleicht hatte er ihn ſchon erſpäht und eine Lüge brachte mir den zwiefach gewiſſen Tod. Ich ſagte die Wahrheit; er frug nach einem Zeugen. „Hier kennt mich Niemand," antwortete ich, „aber mein Schwager, Don Juan Malveda in Cordova kann mir bezeugen, daß jener Caſſeres, in deſſen Hauſe zu Segovia die erſte Sitzung der Inquiſition gehalten wurde, mein Ahnherr iſt." Ich muß mich noch jetzt über den Muth wundern, mit dem ich in dieſem entſcheidenden Augenblicke zu dem Inquiſitor redete. „Schwöre mir," ſagte er nach einer peinlich langen Pauſe, „nein, ſchwöre mir nicht, aber wofern du nur eine Sylbe von dem, was du hier geſehen, über deine Lippen bringſt, ſo ſtirbſt du mitſammt deinen beiden Kindern des Feuertodes. Du biſt in meiner Gewalt, ich halte dich mit unſichtbaren Banden, du kannſt mir nicht entrinnen.“ Er befahl hierauf einem Familiaren mich aus dem Caſtell zu entlaſſen. —

Wenn wir die Geſchichte des Propheten Jonah buchſtäblich nehmen dürfen, gleich mir muß es ihm zu Muthe geweſen ſein, als er vom Seeungeheuer ausgeſpieen wurde. Ich glaubte noch immer den ſchauerlichen Grabgeſang zu hören, und doch war Alles um mich her todtenſtill. Alles war ſo heimlich, ſo bedrohlich; jeder Buſch, der im Mondlichte ſchwankte, ſchien mir Eile zuzuwinken. Ich war vor Ermattung und Angſt kaum mehr eines Gedankens mächtig, und nirgends in der weiten Umgebung eine Seele, an der ich mich aufrichten konnte. Da blickte ich hinauf in das zahlloſe Heer der Sterne, ihr himmliſch Licht glänzte wohlthuend in mein Inneres, Gott, der Gott der Heerſchaaren, wachte über mir; meine ganze Seele war ein Gebet, er vernahm's. — Ich gelangte in meine Herberge, ſattelte mein Pferd, und ritt wie auf Sturmesflügeln davon. Der Mond war hinter Wolken verſchwunden, und nur der Sterne mattes Licht beſchien meinen einſamen Weg. Das Pferd ſelbſt ſchien wie von unſichtbaren Geißeln getrieben, es ſtürmte unaufhaltſam fort über Berg und Thal, und ſchnaubte und ſchäumte fürchterlich. Vielleicht, dachte ich, iſt die Seele eines grimmigen Judenfeindes, vielleicht gar die Seele des verſtorbenen Großinquiſitors, in dieſes Thier gefahren, und iſt nun verdammt, mich durch die Nacht dahinzutragen zur Rettung vor meinen Feinden. Oft, wenn es ſeinen Kopf nach mir zurückwendete und zu mir umſchaute mit ſeinen feurigen Augen, ſchien mir's als ob es zu mir ſpräche, leide ich nicht genug für mein früheres Leben? Ich fürchtete mich faſt vor meinem eigenen Schatten, der raſtlos über Felſen und Geſtrüppe dahinhüpfte, und drückte die ſcharfen Sporen nur noch mächtiger in die Rippen des Pferdes. — Ihr, die ihr in Freiheit aufgewachſen ſeid und darin lebt, ihr könnt es nicht wiſſen, welch eine Verwirrung des Lebens in ſolchen Stunden eintritt; die Erde iſt nicht mehr feſt, der Himmel iſt verſchwunden und was je von Schrecken und Geſpenſtern die Erinnerung aufgenommen hat, wacht auf. Ein Wunder, wenn es ſich zeigte, würde ohne Staunen angeſehen, denn Alles iſt Wunder, Alles unfaßlich geworden und das eigene Leben am meiſten. Ermattet kam ich in Cordova bei meiner Schweſter an; erſt an ihrem treuen Herzen verſcheuchte ich die Angſt, die mich kaum frei athmen ließ. Als ich des andern Morgens in den Stall kam, um mich nach meinem Pferde umzuſehen, lag es todt da; ſeine großen Augen ſtierten noch ſo unheimlich wie am geſtrigen Abend. Mit einem friſchen andaluſiſchen Renner meines Schwagers ſetzte ich die Reiſe fort. Ich nahm von meiner Schweſter Abſchied; ich durfte ihr nicht ſagen, daß ich ſie zum letztenmale ſah. — Als ich in der Heimath ankam, war mir die alte Ruhe und Sicherheit im Hauſe verſchwunden. In jedem Freunde, der mich herzlich willkommen hieß, in jedem Fremden, der mich auf der Straße anſah, glaubte ich einen Abgeſandten jener Mörderbande, die ſich ein Gericht nennt, zu erblicken; jeder, meinte ich, müßte den Mantel zurückſchlagen, und mir das blutigrothe I auf ſeiner Bruſt zeigen. Die alte Sorgloſigkeit war verſchwunden, ich kannte nur noch Furcht und Mißtrauen. Dazu kam noch, daß wachend und ſchlafend mir das Bild Geronimo's vorſchwebte; auch du, auch du, ſprach es in mir, kannſt eines ſolchen Todes ſterben, verlaſſen vom Glauben, der ein Spielzeug deiner Feigheit war, haltlos herumgezerrt zwiſchen Wahrheit und Heuchelei. Ich verkaufte all meine Güter, und machte mich nicht ohne große Gefahr — denn ihr wißt, daß Niemand ohne beſondere Erlaubniß des Königs Spanien verlaſſen darf — mit Gottes Hülfe davon. Ich ſchickte meine Kinder auf verſchiedenen Umwegen voraus; ſie ſind aber in Leyden geblieben. Wenn Gott mir das Leben erhält, bringe ich ſie nächſte Woche hieher. Wollt' ich noch Alles erzählen, was ich ausgeſtanden, bis ich hierher gekommen, es währte bis zum nächſten Morgen, und ich hätte noch nicht den zehnten Theil berichtet; aber es iſt ſchon ſpät und wir bleiben ja, will's Gott, länger bei einander."

„Ja die Lichter ſind auch ſchon ganz herabgebrannt, und morgen iſt der ſechste Ijar, da müſſen wir früh heraus, darum wollen wir in Gottes Namen zu Bette gehen." So ſprach der Vater und Alles ſchied.

So behaglich anmuthend ein jüdiſches Haus am Freitagabend in den Stunden feſtlichen Beiſammenſeins iſt, ebenſo mit wunderſamen Schauern erfüllt iſt die Zeit der Trennung. Die ſieben Lichter brennen ſtill aus in der leergewordenen Wohnſtube, und es iſt eine ſeltſame Empfindung, wenn man ſich dorthin denkt, wo ein Licht nach dem andern erliſcht; denn das Geſetz verbietet, am Sabbath ein Licht auszulöſchen oder eines anzuzünden und in die Hand zu nehmen.

In dem Eckhauſe auf dem Burgwall ging ein Jedes im Dunkel nach ſeiner Ruheſtätte und Jedem folgten die Schreckbilder aus der Erzählung des Gaſtfreundes.

Die alte Chaje ſchlief ſchon lange, und träumte eben von der Hochzeit Miriams und wie ſie ſelbſt eine ſo wichtige Rolle dabei ſpielte, als ihre Stubengenoſſin Miriam eintrat und ſie durch Rufen und Rütteln weckte. „Was iſt? was iſt?“ fuhr Chaje auf, ſich die Augen reibend.

„Du ſchnarchſt ſo ſehr und ſchwatzeſt aus dem Schlaf, daß ich entſetzlich Angſt bekommen habe,“ antwortete Miriam; im Grunde war es aber noch eine andere Furcht, die ſie zur Ruheſtörerin machte: im undurchdringlichen Dunkel glaubte ſie jeden Augenblick das Geſpenſt ihres Oheims zu ſich heranſchleichen zu ſehen, und ſie wollte durch Reden ihre Angſt verſcheuchen. Chaje erzählte nun ihren Traum, und wie es Schade ſei, daß ſie geweckt wurde, der Mund wäſſere ihr noch von den vielen guten Speiſen, die ſie bei der Hochzeit genoſſen, ſie ſei obenan geſeſſen neben dem Bräutigam, mit ihrer goldenen Kette und ihrem rothſeidenen Kleid: „ja lach' nur,“ ſagte ſie, „was Einem in der Freitagnacht träumt, wird ſo gewiß bald wahr, ſo gewiß als jetzt Sabbath über der ganzen Welt iſt.“

Miriam war froh, Chaje ſo redſelig zu finden, ihre Geſpenſterfurcht begann zu weichen: „Wie hat denn mein Bräutigam ausgeſehen?“ fragte ſie, als ſie ſich eben entkleidet hatte und ſich in den Kiſſen zuſammenhuſchte. Das wußte Chaje leider nicht mehr, aber was für Kleider er anhatte, und was er mit ihr ſprach, und was alle Gäſte geſprochen hatten, das erzählte ſie Alles haarklein. Sie ſprach noch, als Miriam ſchon längſt ſchlief. Es konnten nicht Geſpenſter geweſen ſein, von denen ſie geträumt, denn als ſie am andern Morgen erwachte, zog ſie ſchnell die Bettdecke über ihren Buſen, ſchloß die Augen nochmals und verſuchte es, weiter zu träumen.

Nicht ſo heiter war Baruch erwacht. Auch er war mit laut pochendem Herzen in ſein finſteres Schlafzimmer gegangen, nicht das Geſpenſt ſeines Oheims war ihm hier in der Dunkelheit erſchienen, und doch ſtand er vor ihm in Gedanken: ein umwandelnder Geiſt erfüllte ihn mit tiefem Schrecken und beklemmte ſeine Bruſt. Mit lauter Stimme und aus der Tiefe ſeiner Seele ſprach Baruch das Nachtgebet, einen beſondern Nachdruck legte er auf die Beſchwörungsformel, die er dreimal wiederholte: Im Namen Adonaj's (Jehovah's), des Gottes Iſraels, mir zur Rechten Michael, mir zur Linken Gabriel, vor mir Uriel, hinter mir Raphael und mir zu Häupten Schechinath-El (der heilige Geiſt Gottes). — Er verbarg ſein Angeſicht in den Kiſſen, drückte die Augen feſt zu, aber lange wollte kein Schlaf ſie feſſeln; zu mächtig wogte es noch in ſeinem Innern. Er war erſt wenige Stunden eingeſchlafen, als ihn ſein Vater aus einem fieberhaften Traume weckte, denn es war Zeit, in die Synagoge zu gehen.

4. Die Synagoge.

Noch lag ein leichter Nebel über den Straßen Amſterdams, die goldenen Buchſtaben der Worte בית יעקב (Jakobshaus) über dem Portale der Synagoge auf dem Burgwall glänzten nur matt, aber ſchon drängten ſich in großer Anzahl Männer und Frauen durch die ſieben Säulen, welche die Vorhalle der Synagoge bildeten. Auch Baruch, ſein Vater und der Fremde waren dort. Am innern Eingange trat Jeder vor eines der zwei großen Marmorbecken neben den beiden Thürpfoſten, drehte den meſſingenen Hahn des Brunnens und wuſch ſich die Hände; Baruch beobachtete hiebei die Vorſchrift des Thalmuds, daß er die rechte Hand zuerſt wuſch. Darauf ſtieg man drei Treppen hinab, denn jede Synagoge muß in der Tiefe ſein, weil geſchrieben ſteht: Aus der Tiefe ruf' ich zu dir Jehovah (Pſ. 130, 1.). Jeder der Anweſenden legte dann ein großes wollenes Tuch, deſſen Enden drei blaue Streifen durchliefen, und an deſſen vier Ecken Schaufäden herabhingen, über die Schultern; die Frömmſten, und unter ihnen auch Baruch, bedeckten noch den Hut damit. „Wie ſchön ſind deine Gezelte, Jakob, deine Wohnungen, Iſrael!" (3. Buch Moſ. 25, 5.) ſang ein gut eingeübter Knabenchor; und hier wurden dieſe Worte nicht zur Ironie, denn das einfach erhabene Innere des Gebäudes war ſchön geziert. Am obern Ende auf der Seite gegen Oſten, wo einſt die heilige Stadt Jeruſalem geſtanden, und wohin der Jude beim Gebete ſein Angeſicht kehrt, dort wurden von zwei ſteinernen Löwen die Tafeln gehalten, auf denen die zehn Gebote eingegraben waren. Sie ſtanden über der heiligen Lade, und rings umher im Halbkreiſe waren blühende Mandel- und Citronenbäume in buntbemalten Kübeln aufgeſtellt. Denn alljährlich, ſeitdem ſie vertrieben waren aus ihrem ſpaniſchen Vaterlande, ſendete man hinüber nach der katholiſchen Halbinſel, holte Bäume mit dem vaterländiſchen Erdreich, in dem ſie aufgeſproßt waren, und ſchmückte damit die Synagoge; man mochte ſich dann auf einige Stunden zurückträumen in die heimiſchen Gefilde. Das lange Frühgebet, das der Vorſänger laut ſprach, bot Muße genug zu allerlei Betrachtungen; doch als er endlich das „Schema Iſrael“ (5. Buch Moſ. 6, 5.) begann, fiel die ganze Gemeinde mit lauter Stimme ein; es war kein harmoniſch gebundener Geſang, das ganze Gebäude erdröhnte wie von wildem Feldgeſchrei; denn das war ja ihr Schlachtenruf, mit dem ſie das Leben und den Tod tauſendfach beſiegten: Höre Iſrael, Adonaj unſer Gott iſt ein einiger Gott! Der Geiſt Aller wollte ſich mit Macht hineindrängen in den unerforſchlichen Urgrund des Gottesdaſeins. Auch Baruch drückte ſeine zitternden Augenlider feſt zu, ſeine Hände ballten ſich krampfhaft, alle Nerven durchzuckte ein heiliges Beben, das ganze Bewußtſein mit ſeinen nach der Außenwelt ſtrebenden und von ihr angezogenen Strahlen wurde zurückgedrängt in den Einen Lichtpunkt, wo es ſich findet in Gott. Mit himmelwärts gekehrtem Antlitze ſprach er den Vers, indem er nach der Vorſchrift der alten Weiſen ſich alle die Todesgefahren und Qualen vor das innere Seelenauge führte, die er für den Glauben an die Einheit Gottes freudig zu ertragen bereit war. Wie mit friſchem Himmelsthau getränkt fühlte er ſeine ganze Seele durch dieſe Erhebung. — Das Frühgebet war zu Ende, die beiden Flügelthüren der heiligen Lade wurden geöffnet, eine ſchimmernde Reihe von Geſetzesrollen, die in Goldbrokat gehüllt und mit Goldblech und Edelſteinen geſchmückt waren, zog die Blicke der Verſammlung nach der heiligen Stätte, wo von den drei angeſehenſten Männern der Gemeinde wechſelsweiſe die Namen der Städte und Länder genannt wurden, in denen glaubensſtarke Juden ſich dem Opfertode geweiht; die vorzüglichſten unter dieſen Märtyrern wurden aufgezählt, und zum Schluß das Todtenregiſter des letzten Jahres verleſen. Rahel Spinoza war mit unter den erſten derſelben, ihr Name wurde mit Segen genannt und der milden Stiftung erwähnt, die ſie für die Thalmudſchule „Geſetzes-Krone" hinterlaſſen hatte. Mit wehmuthsvollem Blicke ſah Baruch ſeinen Vater an, denn in das heilige Andenken an ſeine Mutter miſchte ſich die räthſelhafte Erwähnuug ihrer moriskiſchen Abſtammung. — Die heilige Lade wurde wiederum geſchloſſen und Rabbi Iſaak Aboab trat an den in der Mitte der Synagoge ſtehenden Altar. Es war ein ſchmächtiges, blatternarbiges Männchen mit hoher Stirne und weit herausliegenden grauen Augen, ein rother

Bart umgab Wangen und Kinn: „Und wandl' ich auch im Todesſchatten-Thale, ich fürchte kein Ungemach, dein Stab und deine Stütze, die halten mich aufrecht“ (Pſ. 23, 3.), ſprach er mit ſchnarrender Stimme. Ein Doppeltert aus dem Thalmud wurde noch hinzugefügt und im Verlaufe der Rede fand der gewählte Ausdruck „dein Stab und deine Stütze“ die ſinnreiche Erklärung, daß unter „Stab“ das geſchriebene und unter „Stütze“ das mündliche Geſetz verſtanden werden müſſe. Der Prediger ſtieg dann mit ſeinen Zuhörern hinab zu dem, „der lebendig eingeſargt im Kerker ſein Leben verwimmert; die verwilderten Haare ſeines Hauptes ſind ſein einziges Ruhekiſſen, ob es Tag iſt oder Nacht, ob der Frühling erblüht oder der Herbſtwind die gelben Blätter von den Bäumen pflückt, er weiß es nicht; Moder und Nacht umgiebt ihn, aber innen im Herzen iſt lichter, wonniger Tag, denn Gott wohnet drin. In ſeiner Einſamkeit umſchwebt ihn ein zahllos Heer von Engeln, die ihn hinwegtragen aus den ſtarren Kerkermauern, weit weg über alle Welten bis zu dem Throne Gottes, wo er anbetend ruht.“ Alle Grade der Folter ſchilderte der Rabbi ſeinen Zuhörern bis zu jenem höchſten Grade, wo durch Niedertropfen von Waſſer auf den Wirbel der Kern der Seele ſelber angegriffen wird. „Wehe!“ rief er, „unſere Augen haben noch all das unnennbare Leid geſehen, das der Herr über uns verhängt; nein, nicht Wehe laßt uns ausrufen, ſondern Preis und Dank Ihm, der ſie Alle erhoben hat, ſich zu weiden im Glanze ſeiner Majeſtät.“ Der Ueberſetzer von Erira's „Himmelspforte“ ſchilderte hier die Wonnen der ewigen Glückſeligkeit in all ihrer Ueberſchwänglichkeit und pries jene Lehre, vor der die Engel ſich beugen und das Weltall zittert; er ſchilderte jenes Sichverſenken in die Lehre Gottes und ſeiner Schöpfung, welche den, der in ihren myſtiſchen Kern gedrungen, hienieden ſchon mit himmliſcher Glückſeligkeit begabt und ihm Kraft verleiht, zu ſchaffen und zu zerſtören. Mit dem üblichen Schluſſe, daß Gott bald ſeinen Meſſias ſenden und Iſrael wieder in ſein Erbtheil einſetzen möge, ſchloß er ſeine Rede.

Rabbi Saul Morteira, deſſen hohe, wohlbeleibte Geſtalt uns ſchon geſtern begegnet iſt, trat nach ihm an den Altar. „Er verſchlingt den Tod auf ewig, und Gott der Herr wiſcht die Thränen von jeglichem Angeſichte und die Schmach ſeines Volkes wird er abthun von der ganzen Erde“ (Jeſ. 25, 8.), begann er mit leiſer Stimme: „Ich ſehe mich um in dieſer Gemeinde und wieder hat ein Jahr ihre Reihen gelichtet, wieder wird ein Jahr kommen, und mit ihm dieſer Tag der Trauer und der Freude, und mancher von uns iſt von ſeiner Stätte gewichen, vielleicht auch ich! Auch ich! Herr, hier bin ich, antworte ich, ſo du mir rufeſt.“ Bei dieſen Worten ſchlug ſich der Rabbi mit beiden Händen auf die Bruſt, daß die Töne in ſeinem Munde erzitterten. Er ſprach noch lange von der Urplötzlichkeit des Todes und dem Kummer der Ueberlebenden, ſchwer verhaltenes Schluchzen ward von der vergitterten Gallerie der Frauen vernommen, und auch hier und da aus der Verſammlung der Männer; nur Wenige, die eine Trauerrede am Sabbath geſetzeswidrig fanden, blieben ungerührt. Auch Baruch ſtanden die hellen Thränen in den Augen, es waren Thränen der Sehnſucht, er fühlte ſich ſeinem Gotte ſo nahe, ſo innewohnend, daß er zu ſterben wünſchte, um nie wieder von ihm losgeriſſen zu werden. „Dränget die Seufzer zurück, die eurer Bruſt entſteigen wollen, denn Gott der Herr wiſcht die Thränen von jeglichem Angeſicht," rief der Rabbi. Von der Anwendung ſeines Textes auf das Schickſal Einzelner ging er auf das von ganz Iſrael über; „denn der Herr wird abthun die Schmach ſeines Volkes von der ganzen Erde; aber nur die, ſo das reine göttliche Wort im Herzen wahren, dürfen ſeiner Verheißungen harren." Er knüpfte eine geiſtvolle, aber ziemlich unumwundene und ſcharfe Polemik gegen das Chriſtenthum an dieſe Worte; mit bitterer Heftigkeit eiferte er aber gegen den klügelnden Menſchenverſtand, der ſich vermeſſe, ſelbſt das Unerforſchliche zu ergründen: „Im Thalmud-Tractat Chulin wird erzählt: Der Kaiſer Hadrian verlangte einſt von Rabbi Jehoſuah, er ſolle ihm den Unerſchaffenen zeigen, ſonſt müſſe er ſeine Lehre und ſeinen Glauben für nichtig halten. Es war ein heißer Sommertag, da führte der Rabbi den Kaiſer hinaus in's Freie: ſieh hinauf dort in die Sonne, ſprach er zu dem Fürſten. Ich kann nicht, erwiderte dieſer, es blendet mein Auge. Sohn des Staubes, ſprach der Rabbi, den Strahl eines einzigen Geſchöpfes kannſt du nicht ertragen, und du willſt den Schöpfer ſchauen?" So erzählte der Redner und ſchloß Parabeln aus dem Thalmud an, wie die (auch aus dem Neuen Teſtamente bekannten und hier theilweiſe veränderten) von den Arbeitern im Weinberge und von den Klugen und Thörichten, die des Erlöſers harren. Mitunter knüpfte er auch höchſt ergötzliche Anekdoten daran, die den Zuhörern ein unwillkürliches Lächeln abnöthigten. Die Kirche und ihre Diener ſtanden damals noch nicht in jenem froſtigen, orakulöſen Verhältniſſe zu ihren Angehörigen, beſonders aber die jüdiſche Kirche, die Alles bieten wollte und mußte, durfte ſich auch dem göttlichen Spaß nicht entziehen. Eine heitere Behaglichkeit ſprach aus den Mienen Aller, als der Rabbi geendet hatte; hier und dort wendete ſich einer zu ſeinem Nachbar, und gab durch Geberden oder kurze Ausrufe ſeinen Beifall kund. Es ſind Juden, die ſelten in lenkſamer Empfänglichkeit ſich ihres Selbſt entäußern, vielmehr Alles, ſelbſt das Wort ihrer Lehrer mit dem Maßſtabe des geoffenbarten Geſetzes und ihrer eigenen Vernunft meſſen. Darum war es ihnen auch unlieb, nun noch eine Predigt hören zu müſſen, denn ſchon hatte ein Mann mit gedrungener Figur und feiner weltmänniſchen Geſichtsbildung die von Rabbi Saul Morteira verlaſſene Stelle eingenommen.

Es war der Mann mit der beiſpielloſen Frühreife und Univerſalität des Geiſtes, der ſchon in ſeinem achtzehnten Jahre als angeſehener Rabbi auftrat, der, Arzt und Staatsmann, mit Hugo Grotius über die Schönheiten der Theocrit'ſchen Idyllenpoeſie und mit Rabbi Iſaak Aboab über die Miſchung der Metalle bei der Bildſäule Nebucadnezars controverſirte. Es war Rabbi Menaſſe ben Iſrael, deſſen Frau, eine Enkelin des hochberühmten Don Iſaak Abrabanels, ihre Abſtammung in gerader Linie bis auf David, König in Iſrael zurückführte. —

Mit der linken Hand drückte Rabbi Menaſſe ſich einige Sekunden lang die Augen zu, dann begann er mit klangvoller Stimme, die mächtig aus allen Ecken der Synagoge widertönte:

Haus Jakobs, kommt und laßt uns wandeln im Lichte des Herrn. (Jeſ. 2, 5.) Es erneuert ſich heute der Tag, an dem wir dieſes Haus einweihten, das wir dem Herrn erbaut, da er uns hier eine Ruheſtätte finden ließ vor der Hand unſerer Dränger; aber nicht durch die Kraft unſerer Hände haben wir Alles dieſes erreicht. Wenn Gott das Haus nicht bauet, vergebens iſt die Mühe der Bauleute. Wir haben dem Herrn hier ein Haus erbaut; aber, o daß ſich dieſe Wände ausdehnten und hinausrückten, ſo weit das Himmelszelt über die Erde ausgeſpannt iſt, und daß meine Stimme hindränge in alle Welten, daß ich mit Donnersgewalt den Widerhall wecken und ihm dieſe Worte in den Mund legen könnte, daß ein Echo es dem andern zuriefe: Haus Jakobs, kommt und laßt uns wandeln im Lichte des Herrn. — Ich ſelbſt, ihr wißt es Alle, ich hatte einen erlauchten Vater, er wurde endlos gemartert und rettete nichts als das nackte Leben aus den Händen derer, die ſich Chriſten nennen; aber ſchauet nicht mehr zurück in die finſteren Kerker, ſondern blicket auf zum Lichte, das uns aller Orten entgegenſtrahlt.“

Der Verfaſſer des Buches „die Rettung Iſraels“ fuhr in begeiſterter Rede, wenn gleich oft in ſchwankenden und gewählten Ausdrücken fort, die Nothwendigkeit der Anſchließung der Juden an die allgemeine Zeitbildung und deren Beſtrebungen darzuthun. Unter dem

„Lichte des Herrn“ begriff er den Claſſicismus nicht minder als die Lehre Moſis. Er eiferte gegen die polniſchen Juden und Aſchkenaſim,[1] deren verdüſterte Sitten und niedrige Stellung er hauptſächlich ihrem Mangel an wahrer Wiſſenſchaftlichkeit zuſchrieb, und endlich erfreute er die Gemeinde mit dem Amen.

Eine Geſetzesrolle wurde nun unter Freudengeſängen aus der heiligen Lade genommen; als ſie an Baruch vorübergetragen ward, faßte er den Saum des Goldbrokats, in den ſie eingehüllt war, und drückte ihn inbrünſtig an ſeine Lippen. Die Thora wurde auf dem Altar auseinander gerollt, und zu jedem Abſchnitte, den der Vorbeter las, war je einer der drei Prediger aufgerufen worden, um den Segen darüber zu ſprechen. Beim vierten Abſchnitte erhob der Vorbeter ſeine Stimme laut und rief: „Es erhebe ſich unſer Lehrer und Meiſter (Doctor und Magiſter) Rabbi Baruch ben Binjamin!“ Baruch Spinoza, der mit dieſem Ehrentitel zur Thora gerufen wurde, ward feuerroth; er verließ ſeinen Synagogenſtuhl und begab ſich an den Altar, wo er mit zitternder Stimme den Segen ſprach. Ein Jeder in der Synagoge verwunderte ſich über die Beiſpielloſigkeit, daß dieſe Ehre einem Jüngling von fünfzehn Jahren zu Theil wurde; nur Wenige waren, die ſolches für unerhörten Mißbrauch hielten, denn Baruch war geliebt von Allen die ihn kannten. — Mit dem langen ſogenannten Muſſaph (hinzugefügtes Gebet) und einigen Schlußgebeten ſchloß der Gottesdienſt.

---

[1] Juden im deutſchen Reiche.

5. Vater und Sohn.

An der Thür war großes Gedränge. Alles glückwünſchte Baruch und ſeinem Vater zu der Ehre, die ihnen heute widerfahren war.

„Es iſt gewiß,“ ſagte der Vater auf dem Heimwege zum Sohne, „die Predigten haben heute zu lange gedauert; die Prediger ſollten daran denken, daß ſie vor lauter leeren Magen predigen (da man vor dem Frühgebete keine Speiſe genießen darf). Laß dir das zur Warnung ſein, daß du einmal nicht zu lange predigſt. Freuſt du dich darauf?“

„Mir ſchwindelt,“ entgegnete Baruch, „auf ſolche Höhe gehoben — ich bin zu ſchwach.“

„Gott erhalte dir dieſen frommen Sinn,“ ſagte der Vater beifällig nickend. „Rechtſchaffene Naturen werden leicht kleinmüthig bei einer Ehre, die ihnen geworden. Vertraue auf Gott, der dich auserwählt hat, er wird dir auch Kraft geben, deinen Ruf zu erfüllen; ſage dir nur: ja, du biſt auserwählt, weil du die Kraft haſt.“

Auf der Schwelle ſeines Hauſes legte nun der Vater wie am vergangenen Abend wiederum die Hände auf das Haupt des Sohnes und ſegnete ihn abermals: „Der Herr mache dich gleich Ephraim und Menaſſe.“

Auf der Treppe harrte Miriam und übergab Baruch ein Pergament, das Rabbi Saul Morteira geſchickt hatte: es war das rabbiniſche Diplom. — Der Vater ſchloß ſogleich ſeinen Silberſchrank auf und wählte den ſchwerſten vergoldeten Becher, um ihn des andern Tages dem Lehrer zu ſenden.

Baruch durfte von nun an ſeinem Namen den Titel Rabbi vorſetzen.

Er empfand einen ſeltſamen Schreck, ſo oft er von den Beſuchenden mit dieſem Titel angeredet wurde, es war ihm, als trüge er eine unſichtbare Krone auf dem Haupte. Bald aber wurde dieſe Majeſtät von einem innern Aufruhr angegriffen, der ſich jetzt mit verſtärkter Macht erhob.

Baruch war eingetreten in die Reihe der ſtimmbefähigten Wächter des Geſetzes und es war nicht Beſcheidenheit, wenn er den ihn darob doppelt Lobpreiſenden betheuerte, daß er ſich für die ihm auferlegte Würde zu ſchwach fühle. War's die fröſtelnde Ermattung, die den überfällt, der am Ziele eines heißen Strebens angelangt iſt?

Wie neidiſche Dämonen wurden Zweifel in ſeinem Innern laut, ehedem flüchtig gekannte und leicht bezwungene, aber auch neue, nie geahnte; ſie ſpotteten ſeiner Würde und blähten ſich ſtolz auf.

Baruch ſchaute oft wie verloren drein. Das Geſpenſt Geronimo's, des Mannes mit dem zwieſpältigen Herzen, das ihm in der Nacht nicht erſchienen war, ſchien ihn jetzt am hellen Tage aus allen Winkeln anzugrinſen.

Bei Tiſche, wo man auf Baruchs Wohl trank und Alles ſich ihm zuwendete, ward er wiederum heiter und theilte mit den Andern die feſtliche Stimmung.

Als er Nachmittags den heutigen Wochenabſchnitt mit den Commentaren nochmals für ſich las, ward er erſt nach geraumer Zeit gewahr, wie nur Lippen und Augen laſen, ſeine Seele war nicht dabei. Er zürnte der widerſpenſtigen Kraft in ihm und in inbrünſtigem Gebete flehte er zu Gott, er möge ihm beiſtehen, ſeinen Glauben zu erhalten und zu ſtärken. Thränen fielen auf das offene Buch, ſie lösten die Beklemmung ſeines Innern. Mit lauter, mächtiger Stimme, als müßte er ſie der verſammelten Gemeinde künden, ſprach er nun die Worte des Geſetzes, und bei dieſer Anrufung verſchwanden die Dämonen im Herzen und ein glückſeliges Hochgefühl durchſtrömte ſein ganzes Weſen.

Der Vater kam, ſetzte ſich eine Weile ſtill zu ihm, dann ſagte er, das Buch zumachend, Baruch dürfe jetzt wohl minder emſig ſein, er habe ja in ſo früher Jugend die höchſte Würde erreicht; er müſſe jetzt auch darnach trachten, ſeinen Körper zu kräftigen.

Baruch küßte nochmals das Buch und ſtellte es in die Reihe, dann faßte er freudig die Hand ſeines Vaters.

„O mein Sohn,“ begann der Vater wieder, „deine Ehre iſt ſiebenfach die meine, du kannſt es nicht wiſſen — mögeſt du es einſt gleich mir erfahren — nichts kommt der Glückſeligkeit eines Vaters gleich, der ſelber nach Ehre geſtrebt und nun ſeinen Sohn ſie erlangen ſieht; mein Glück und meine Freude ruht auf deinem Haupte, iſt dein und doch mehr als mein, beſſer als mein. Ich ſehe die Zeiten des Meſſias vor mir, ich weiß jetzt, wie es dem Vater zu Muthe ſein muß, der den Erlöſer ſeinen Sohn nennen darf. Gott verzeihe mir, daß mein Herz ſo übervoll iſt und ich ſollte dir das auch nicht ſagen, aber du darfſt es wiſſen, wie glückſelig du mich machſt. Mein letzter Bruder iſt todt, die Wunde iſt mit himmliſchem Balſam geheilt, du biſt mein Sohn und Bruder.“

Baruch hatte ſeinen Vater noch nie ſo bewegt geſehen; mit demüthigem Blicke ſchaute er in ſein flammendes Auge; die Seelen von Vater und Sohn ruhten in einander. Der Vater hielt die eine Hand vor die Stirn und ſagte nach einer Pauſe in ruhigem Tone:

„Haſt du keinen Wunſch, Baruch? Sprich ihn aus, ich möchte dich gern belohnen für die Freude, mit der du mein Herz erquickteſt.“

Das war ein eigenthümliches Zurücklenken in die gewohnte Welt und nur weil ihm dieſes Verlangen geläufig war, konnte Baruch ſagen:

„Laßt mich doch endlich die Sprache aller profanen Wiſſenſchaften, die lateiniſche, erlernen. Warum ſoll ich es minder als meine Mitſchüler, Iſaak Pinhero, Ahron de Silva und viele Andere?“

„Ja, ich will deine Bitte gewähren. Gott der Allgütige, der dich bisher geleitet, wird dich auch ferner davor bewahren, daß du aus ſolchen Schriften kein Gift einſaugeſt. Und weiter wünſcheſt du alſo nichts?“

„Iſt es wahr?“ ſagte Baruch, ſchüchtern zur Erde blickend, „iſt es wahr, was Rodrigo Caſſeres geſtern Abend von der moriskiſchen Abſtammung meiner Mutter (ihr Andenken ſei geſegnet) geſagt hat? That ich Chisdai Aſtruk Unrecht, als ich ihm vor einem Jahre in's Geſicht ſchlug, weil er mich damit neckte?“

Des Vaters Antlitz verwandelte ſich plötzlich bei dieſen Worten, er blickte ſtarr darein und preßte die Lippen; endlich nahm er einen Schlüſſel aus der Taſche, ſchloß einen Schrank auf, nahm die Todtenkleider, die jeder fromme Jude immer bereit halten muß, heraus, rollte ſie aus einander, bis er ein Papier fand, das er Baruch mit den Worten darreichte:

„Da nimm und lies, du haſt vom Tode meines Bruders gehört, du biſt der Erbe von unſer Aller Leben. Sei deſſen eingedenk. Dieſe Worte ſollten erſt zu dir bringen, wenn mein Mund verſtummt iſt, aber es iſt beſſer ſo. Du biſt ſtark genug.“

Der Vater drängte ihm mit zitternder Hand die Schrift auf und ging mit ſeinem Gaſtfreunde zuerſt nach dem großen Hafen, dem ſogenannten Buitenkant, wo der eintönige Jodelgeſang der Matroſen ertönte, und die in ſabbathlicher Freude luſtwandelnden Glaubensgenoſſen dem glücklichen Vater wiederholt ihre Theilnahme äußerten. Dann zeigte er dem Gaſtfreunde die mit üppigem Wachsthum erfüllten Polder und heute ſchien doch ein gewiſſer Stolz auf die neue Heimath und ihren durch unabläſſige Kraft eroberten Beſtand in ihm zu walten. Während er dem Fremden die waſſerſchöpfenden Windmühlen, den Bau der Deiche und Dämme erklärte und wie jedes Stück fruchtbaren Landes ſeine Geſchichte hat, ſah der ſtaunend Hörende in ſeltſamer Bewegung darein. In dem Manne, der jetzt öffentlich ſich zum Glauben der Väter bekannte, mußte eine eigene Andacht herrſchen, denn er ſagte:

„An dieſen Niederlanden hat unſer Gott zum zweitenmale das Wunder der Trockenlegung des Meeres zur Rettung des Volkes Iſrael vollendet. Er hat es nicht durch ein unmittelbares Wunder gethan, ſondern den Menſchen ſeine Kraft gelehrt.“

Unterdeſſen ſaß Baruch in der Kammer und las:

Manuela.

Meinem einzigen Sohn Baruch allein.

Wenn dieſe Worte zu dir dringen, iſt mein Mund verſtummt. Meine Seele iſt wiederum bei der, der ſie allzeit angehörte, und von der ich dir erzählen will ... Meine ganze Jugend ſteigt vor mir herauf, meine Wangen brennen, ich habe aus Schmach und Lüge ein ſeliges Leben erobert.

So vernimm.

Ich war zwanzig Jahre alt, als ich im Frühling nach Sevilla reis'te, um meinen Bruder Moſes, genannt Geronimo, in ſeinem Kloſter zu beſuchen. Ich ſage, ich war zwanzig Jahre alt, kannte aber die Menſchen und ihre Verſtellungskünſte. Unglück und Verſtellung macht vor der Zeit alt und erfahren. Ich zog alſo nach Sevilla. Mein Bruder empfing mich mit grauſamer Kälte, und reichte mir kaum die Hand durch das Gitter des Sprechzimmers: „Erdenſohn, ich habe nichts mit dir gemein, was willſt du von mir?" ſo rief er. Ein ſolcher Empfang lockte mich nicht ferner zu ihm. Ich hatte ein Geſchäft von mehreren Wochen in Stadt und Umgegend zu beſorgen. Acht Tage blieb ich darauf in Sevilla, ohne meinen Bruder wieder zu ſehen. In der Geſellſchaft der ſo fröhlichen Lindo's und Majo's verlebte ich manche glückliche Stunde des heiterſten Selbſtvergeſſens, aber auch der trübe Ernſt der Erinnerung an die Blüthe unſeres Glaubens in Sevilla blieb nicht aus. Einſam beſuchte ich den erſt ſeit fünf und zwanzig Jahren zerſtörten Leichenacker vor dem Thore von Minjoar; dort hatten einſt die Gebeine der Großen aus Iſrael geruht, dort ſtand einſt das herrliche Denkmal für unſern Ahnherrn, den großen Rabbi Baruch de Eſpinoſa, deſſen Namen du trägſt; aber nichts war mehr zu ſchauen, nicht einmal eine verwitterte Inſchrift bezeichnete die Stätte, wo man die Gebeine des Edeln verſenkt hatte; im Grabe ſelber hatten die Spanier ihnen die Ruhe nicht gegönnt, und dort noch nach Gold und Silber und gottloſen Büchern bei ihnen gefahndet.

Eines Tages überkam mich ein unbezwinglicher Drang (nach dem, was in Folge deſſen vorgefallen iſt, möchte ich es eine Ahnung nennen), meinen entmenſchten und verpfafften Bruder wieder zu beſuchen. Als ſtiege ich den heiligen Berg Zion hinan, wo einſt die Herrlichkeit Gottes gethront, mit ſolcher Freude wandelte ich nach dem Trianen-Kaſtell, wo Pfaffen im Namen des Schöpfers regierten. Ich konnte mir von meiner Freude keine Rechenſchaft geben, und doch ſie auch nicht bezwingen. Als ich in's Sprechzimmer trat, begegnete mir ein ſchluchzendes Mädchen, das mit verhülltem Angeſicht aus demſelben kam. „Sennora," ſagte ich, „bedürft ihr eines Beſchützers, und darf ich —" ich konnte nicht ausreden, das Mädchen richtete ſein gluthvolles, ſchwarzes Auge zu mir empor, eine Thräne perlte von den langen Wimpern, leiſe den Kopf ſchüttelnd verneigte es ſich und ging. Ich ward von einem Familiaren in die Zelle meines Bruders geleitet. Krampfhaft erfaßte er meine Hand, und als der Familiare die Zelle verlaſſen, fiel er mir weinend um den Hals: „Benjamin, mein Bruder, da biſt du, ja, ich bin kein Joſeph, ich habe mich ſelber verkauft. Doch, nein, nein, ich will ruhig ſein; ſiehſt du, es iſt noch gerade wie zu Hauſe, du biſt der jüngere und haſt doch alle Macht über mich, „„o wie ſchön und lieblich iſt's, wenn Brüder beiſammen ſind,““ ſo ſprach er. Er ſah mir's an, wie der ſchneidende Gegenſatz mit ſeinem erſten Empfange mich befremdete, er bat mich, ihm zu verzeihen, er habe nicht anders gekonnt, weil das Sprechzimmer ſo gebaut ſei, daß auch das leiſeſte Wort von dem Prior, deſſen Zelle gerade über demſelben iſt, vernommen werden kann. Man mißtraue ihm immer noch halb, und er habe zeigen wollen, daß er nöthigenfalls alle Bande der Natur zerreißen, die Prieſter allein als ſeine Brüder und die Kirche allein als ſeine wahre Mutter betrachten könne. Er ſchilderte mir nun ſeine ganze Lebensweiſe, und wie er im Verborgenen den Gott der Väter anbete; die ſchlaueſten Ränke, die gräßlichſten Mordgeſchichten, Alles erzählte er mir mit unbeweglicher, frommernſter Miene, nur ſelten zuckte ein leiſes Lächeln um ſeine Mundwinkel. Ich gab ihm meine Verwunderung über dieſe ſtumpfe Ausdrucksloſigkeit ſeiner Mienen zu erkennen. „Das verrätheriſche Angeſicht,“ ſagte er, „das iſt unſer größter Feind. Darum habe ich mit Gottes Hülfe das Alles ſtumpf und lahm gemacht. Drinnen mag's toben und ſich zanken nach Gefallen, aber auf der Oberfläche, da muß Ruhe ſein; das iſt die gebenedeite ewige Ruhe der Heiligen.“ Wir ſprachen noch lange mit einander, ich erinnerte an Eleaſar, genannt Conſtantin Monteſiore, der in gleicher Abſicht wie Moſes, in den Dominikanerorden eingetreten war. „An ihm zeigte ſich's,“ ſagte Geronimo, „der ward gefangen in jenen unentdeckbaren Schlingen, die in der Luft des Sprechzimmers ſchweben. Sein Vater hatte ihn beſucht, ſie waren unvorſichtig genug, ihr Geheimniß den plauderhaften Wänden anzuvertrauen; eine Stunde darauf wurden ſie in's Gefängniß geſchleudert. Conſtantin (ich will ihn nicht ſchelten, er iſt jetzt todt) konnte das Bewußtſein nicht ertragen, an den Qualen und an dem Tode ſeines Vaters Schuld zu ſein; mit einem Scherben zerbrochenen Glaſes öffnete er ſich die Pulsadern und verblutete ſo ſein junges Leben. Der alte Monteſiore, der ſchon halb Leiche war, wurde zwei Tage darauf mit der Leiche ſeines Sohnes in feierlichem Auto da fe verbrannt.“ So erzählte Geronimo, ich bot nun Alles auf, um ihn, dem Wunſche unſeres Vaters gemäß, zur Flucht zu bewegen, er aber ſchwur hoch und heilig, nimmer lebendig ſeine Klauſe zu verlaſſen. Ich kehrte nach der Stadt zurück, der unerklärliche Starrſinn meines Bruders mit ſeiner nach außen hin abgetödteten Lebenskraft erſchütterte mein ganzes Weſen; aber alle meine Gedanken verſchwanden wie nichtige Schattenbilder, als ich das Mädchen, welches mir in dem Sprechzimmer begegnet war, auf einem Stein am Wege ſitzen ſah. Sie beachtete mich nicht und ich ging an ihr vorbei; kaum aber war ich drei Schritte von ihr entfernt, als es mich wie mit magiſchen Banden wieder zu ihr hinzog. „Sennora,“ ſagte ich, „ich habe kein Recht darauf, in das Geheimniß Eurer Seele einzudringen, aber ich habe ein Recht darauf, wenn Ihr der Hülfe bedürftig ſeid, Euch ſolche anzubieten, und Ihr, ſie von mir zu fordern.“ Sie geſtand mir ſpäter, daß der bewegte Ton meiner Stimme ihr mehr Vertrauen zu mir eingeflößt habe, als die ritterliche Entſchloſſenheit, die meine Worte bekunden ſollten. „Laßt mich, gütiger Caballero, mein Retter iſt nur der Tod,“ ſagte ſie mit einer Stimme, in der der Ausdruck ſchmerzvollen Entſagens und beſcheidenen Hülferufs ſich zur ſchönſten Harmonie verſöhnt hatten. O, es lag ein unbeſchreiblicher Reiz in dieſer ganzen Erſcheinung, ich fühlte es, und doch hatte ich in der Abenddämmerung, der ſie noch durch ſorgfältiges Einhüllen in die Mantilla zu Hülfe kam, faſt nichts von ihr geſehen, als ihr leuchtendes Augenpaar. Ein unnennbarer Schauer durchrieſelte mein ganzes Weſen, als ich ſo vor ihr ſtand, ich war feſtgebannt in ihre Nähe. Das war mehr als bloßes Mitleid, mehr als bloße Theilnahme an fremdem Kummer; was mich hier feſthielt, ich wußte es nicht, das war die Liebe, die ſich offenbart, wenn wir uns dem Weſen nahen, das der Herr für uns geſchaffen. —

Ich redete noch lange mit dem Mädchen, oder, wie ſie hieß, Manuela; ſie bat mich um Verzeihung, weil ſie meine Hülfe von ſich gewieſen, ich ſolle nichts Arges von ihr denken, Unglück und Schmerz hätten ſie den Menſchen mißtrauen gelehrt. Thränen erſtickten ihre Stimme. So war alſo der Schmerz auch der Genoſſe ihrer Jugend. O! die Unglücklichen verſtehen ſich bald. Sie erzählte mir, daß dort in dem Schloſſe ihr Vater ſchon ſeit drei Monaten eingekerkert ſei. Sie wolle hier warten, bis der Inquiſitor aus der Stadt zurückkehre, ſie wiſſe wohl, ihr eigenes Leben ſtehe in Gefahr, weil das Geſetz es Jedem verbietet, und ſei es auch das eigene Kind, für den um Gnade zu bitten, der der Ketzerei angeklagt iſt; ſie aber wolle ſterben mit ihrem Vater und doch fürchte ſie die jetzt wieder einbrechende Nacht. „Ich ſehe ſchon,“ ſagte ſie, „es ſoll ſo ſein, ich ſoll abermals in Jammer und Thränen dem Tage heranharren.“ Sie raffte ſich auf und entfernte ſich ſchnell. Ich ſtand wie eingewurzelt da, und als ſie an einer Biegung des Weges meinen Augen entſchwand, übermannte mich's wie unendliches Heimweh, ich ſtürmte ihr nach. Am Abhange des Hügels, wo man die prachtvolle Brücke über den Quadalquivir überſchauen kann, bemerkte ich wie drei in faltige weiße Mäntel gehüllte Geſtalten gemeſſenen Schrittes einherkamen; Manuela warf ſich den Voranſchreitenden zu Füßen; ein herzdurchbohrender Jammerſchrei drang zu mir herüber, Manuela wurde zur Seite geſchleudert. Ich ſprang aus allen Kräften, die Männer ſetzten ruhig ihren Gang fort, ſie kamen an mir vorüber; ich hielt in meinem raſchen Laufe inne, zog meinen Hut ab und verbeugte mich, es war der Inquiſitor von zwei Dominikanern begleitet, die von ihrer Seelentreibjagd in das Trianen-Schloß zurückkehrten. Die Minute, die ich hier in demüthig bebender Stellung, tauſend Flüche für den Schändlichen und tauſend Sorgen für Manuela im Herzen, harren mußte, ward mir zur Höllenpein. Wie ein vom Bogen geſchnellter Pfeil eilte ich davon und holte Manuela ein, die mühſamen Schrittes dem Thore zuwankte. Sie erkannte mich und blieb ſtehen. Ich konnte nicht ſprechen vor raſchem Athemholen, und ergriff nur ihre Hand. „Laßt mich, ich bitt' Euch," ſagte ſie, jedoch ohne meine Hand zurückzuweiſen. Ich ſchwor ihr, o! damals fühlte ich's lebhaft, wie gräßlich es iſt, das Heiligſte, bei dem man ſchwören kann, nicht nennen zu dürfen; ich meinte, meine Zunge müßte mir erlahmen, als ich hier, wo ich die höchſte Gewißheit geben wollte, bei San Jago ſchwören mußte. Ich konnte nicht reden, ſo durchwühlt war mein ganzes Innere. Manuela ſchloß meine Hand in ihre beiden Hände, ihre feuchten Augen blickten vertrauungsvoll zu mir auf. „Ja," ſagte ſie, „ich folge der innern Stimme, unglücklicher als ich bin, kann ich doch nicht werden; kommt mit, Ihr ſollt Alles hören." Ich bot ihr meinen Arm, und mit Zögern legte ſie ihre zitternde Hand darein. „So haben mich dieſe Straßen noch nie geſehen," ſagte ſie leiſe, als wir gleich am Thore in eine Seitenſtraße einlenkten. Ich ſuchte ſie zu beruhigen, ſie ſchwieg und hüllte ſich noch tiefer in ihre Mantilla. Ohne ein Wort zu reden, gingen wir nebeneinander, bis wir in einer engen Straße, unweit der Kirche Unſerer Frau vom Pfeiler, in ein unſcheinbares Häuschen eintraten. „Kommſt du endlich, Manuela?" ertönte ein ziemlich ſtarker Diskant, und eine runde Geſtalt mit einem Lichte wälzte ſich wie ein Wollſack die Stiege herab. „Ich habe ſchon dreizehnmal Ave Maria gebetet, und San Jago eine dreipfündige Wachskerze gelobt, wenn du glücklich nach Hauſe kommſt. Ei, mein ſüßes Täubchen, wen haſt du denn da bei dir? Gelobt ſei die heilige Jungfrau, iſt das nicht Don Alfonſo Sajavedra aus Valencia? Verzeih' Uſted, meine alten Augen —" „Du haſt wirklich falſch geſehen, Laura, es iſt nicht der Vetter, ſondern ein Fremder, ein Freund wollte ich ſagen, der uns helfen will," ſagte Manuela. „Ich habe doch recht," fuhr die Alte fort, „habe ich dir's nicht ſchon längſt geſagt, wenn du gehſt, wird uns geholfen? Ich, wo ich hingekommen bin, haben ſie mich weggeworfen wie eine ausgedrückte Orangenſchale, ja lacht nur," fuhr ſie kreiſchend fort, „es iſt doch wie das Sprüchwort ſagt: ein friſch geprägter Real mit des Königs Bildniß (Gott ſchütze ihn) iſt beſſer, als ein abgegriffener. Dürft Euch viel darauf einbilden, edler Ritter, daß mein ſchüchternes Täubchen bei Euch eine Ausnahme gemacht hat." Die Alte hörte nicht auf, die Tugend Manuela's zu preiſen, und ſagte, das könne nur durch ein Wunder geſchehen ſein, daß ich ſo Großes über ſie vermocht hätte. Manuela hatte viele Mühe, ſie zum Schweigen zu bringen. Nachdem mich die Alte ſattſam gemuſtert, war ſie hinausgegangen. Manuela mußte meinen Blick empfunden haben, ſie ſchlug verſchämt die Augen nieder. „Sennor," ſprach ſie, und ergriff mit Haſt meine Hand, „Sennor, was denkt Ihr von mir?" „Daß wir uns lieben," antwortete ich, ihre Hand küſſend. „Ja, wir lieben uns,“ ſagte ſie, „Gott im Himmel weiß es, wir lieben uns; o Mutter! Mutter! warum mußteſt du ſterben, ehe du das unendliche Glück deines Kindes geſehen?“

Thräne auf Thräne rann bei dieſen Worten über ihre heißen Wangen. „Und darf ich Euch lieben, Sennor?“ fragte ſie leiſe und bedeckte mit beiden Händen ihre Augen und Wangen; „kennt Ihr denn mich? kenn' ich denn Euch?“ „Wir kennen uns,“ erwiderte ich, „in demſelben Augenblicke hat Gott den Funken der Liebe in uns angefacht; wir lieben uns, giebt es ein innigeres Kennen?“ O! es iſt nur ein ſchwacher Nachhall jener Empfindung, den ich aus der Vergangenheit wieder auferwecken kann; aber noch jetzt, da ich dem Grabe entgegen gehe, noch jetzt durchzuckt es mich wie ein Blitz, wenn ich daran denke, wie damals auf Einmal der Liebe Allmacht mich erhob. Das war Gottes Fügung. Dieſes Sichfinden und Erfaſſen, ohne ſich geſucht oder erſtrebt zu haben. Damals zwar, ich geſtehe es, fühlte ich das noch nicht; verſenkt in nie geahnte Seligkeiten, erkannte ich die unſichtbare Hand, die Alles ſo fügte, noch nicht ſo ganz, wie ſie ſich jetzt mir gezeigt. Mitten in der Freude erwachte in Manuela wieder das Andenken an die freudloſen Stunden ihres eingekerkerten Vaters. Ich tröſtete ſie, verſprach die Hülfe meines Bruders, ſie aber vertraute nur wenig.

Die Alte kam mit dem Eſſen. „Wie heißt denn der edle Caballero?“ fragte ſie Manuela leiſe; ich ſah die Verwirrung des Mädchens. „Sagt nur meinen Namen laut, Sennora,“ fiel ich raſch ein, „er hat ja guten Klang hier im Lande und das gute Mütterchen hat ja ohnedieß die eine Hälfte prophetiſch errathen; ich heiße Alfonſo de Eſpinoſa." Wir ſaßen gemüthlich bei Tiſche; die Alte betrachtete mich immer und forderte Manuela auf, zu geſtehen, ob ſie nicht Recht habe, daß ich Dieſem oder Jenem auf's Haar ähnlich ſehe. „Bei Gottes Blut," ſagte ſie, „wie froh bin ich, daß auch wieder ein Sombrero (Männerhut) dort am Nagel hängt, ſo zwei Weibsbilder ganz allein ſind doch gar zu verlaſſene Geſchöpfe, und wer weiß, wie es mit dem alten Valor ausgeht." Dieſer Name machte mich ſtutzig, ich drang in Manuela, mir die Geſchichte ihres Vaters zu erzählen; ſie ſchlug die Augen nieder und begann nach kurzem Beſinnen:

„Ihr wißt, daß mehrere Frauen aus Grenada gerade in Cardia waren, als das Edikt verleſen wurde, daß es den Moriskinnen künftighin nimmer erlaubt ſein ſolle, wie ihre angeſtammte Sitte mit ſich bringt, verſchleiert auszugehen. Unter den Frauen, denen die Soldaten auf dem Marktplatze zu Cardia die Schleier zerriſſen, war auch die Frau meines Oheims, die ſtrahlende Mirzah genannt. Ihre Schönheit war ſo groß, daß man glauben mochte, eine Heilige ſei aus dem Paradies herabgeſendet worden, um den Tapferſten aller Nachkommen der ehemaligen Herren Spaniens zu beglücken. Noch nie hatte eines fremden Mannes Blick dieſe Reize berührt, und jetzt ſo dem gaffenden Pöbel preisgegeben zu werden! Die Kunde von dem Schrecklichen, was geſchehen war, eilte den jammernd zurückkehrenden Frauen voraus; wie durch einen heftigen

Erdſtoß ward dadurch der ganze Aljaniz erſchüttert, denn die Abſicht, die letzte Sitte der ehemaligen Mauren zu vernichten, war unverkennbar. — Ich weiß gar nicht, wie ich eigentlich zu dieſer Erzählung hier komme; ich habe Mirzah, die von ihrem Manne grauſam verſtoßen wurde, nie gekannt, und ihr Schickſal hängt mit dem unſrigen eigentlich gar nicht zuſammen. Verzeiht, wenn ich nicht weiß, wo ich anfangen ſoll, ich habe mir die Sachen nie zurecht gelegt, weil ich nie glauben konnte, einſt davon Rechenſchaft geben zu dürfen. Mein Vater wohnte damals wie die übrigen mauriſchen Chriſten im Aljaniz von Grenada. Ach! ich kann heute nicht erzählen,“ ſo ſchloß Manuela und erhob ſich raſch. „Nun, ſo bin Ich da,“ ſagte die Duenna, „weiß ich denn nicht Alles ſo gut als Ihr? War ich nicht dabei, wie es Eure Mutter, Gott hab' ſie ſelig! erzählte? Mir zittern noch die Glieder bis zum Herzen, wenn ich daran denke wie's damals hergegangen ſein muß.“ Unter vielen Zwiſchenfragen und Einreden erfuhr ich endlich, daß der Vater Manuela's, Don Antonio de Valor, bei den Mauren Aben Hamed genannt, ein Geſchwiſterkind Aben Humega's ſei. Don Antonio, der dem Maurenaufſtand abgeneigt, in dem chriſtlichen Glauben beharrt und Grenada nicht verlaſſen hatte, litt von ſeinen Stammesgenoſſen nicht minder als von den eingebornen Spaniern viele Unbilden. Sogar die beiden Söhne Don Antonio's waren heftig gegen ihren Vater ergrimmt, und als der beabſichtigte Sturm auf den Alhambra mißglückt war, flohen ſie zu dem ſogenannten Alpujarrenkönig Aben Humega in die Sierra

Nevada und fielen mit Ruhm bedeckt in dem beiſpiellos muthig geführten Vertilgungskriege. „Ja, früher hättet Ihr zu uns kommen ſollen,“ ſagte die Duenna unter Anderm, „da hättet Ihr Euch umgeſehen, da war es anders als jetzt hier: flämiſche Teppiche auf dem Boden, aus Gold und Seide gewirkte Tapeten an den Wänden, goldene-und ſilberne Becher auf den Tiſchen, daß man meinte ſie müßten brechen.“ — Wir hatten viele Mühe die Alte zum Schweigen zu bringen, und Manuela erzählte: „Der Aufſtand war unterdrückt, die Mauren in die Ferne zerſprengt, gefallen oder eingekerkert. So lange der menſchenfreundliche Marques von Mondejar in Grenada befehligte, lebte mein Vater ungeſtört in der Selbſtbeſchränkung, zu der ihn ſein Wille und die Zerſtörung ſeiner Güter beſtimmte; als aber der edle Marques abberufen wurde, ward mein Vater als heimlicher Anhänger des Islam verhaftet. Der Halbbruder des Königs, Don Juan von Oeſterreich, der hierauf den Oberbefehl erhielt, befreite ihn jedoch aus ſeiner Gefangenſchaft. Mein Vater zog hieher, um fern von den Reſten ſeiner ehemaligen Verbindungen in Ruhe zu leben. Zehn Jahre blieb ihm dieſe unverkümmert; mein Vater beſuchte alltäglich die Kirche, ſonſt aber verließ er das Haus nie und wandte ſeine ganze Zeit dem Studium gelehrter Schriften und meinem Unterrichte zu.

Da raffte vor anderthalb Jahren ein hitziges Fieber nach wenigen Tagen meine Mutter dahin, faſt Niemand hatte ſich ihrem Bette nahen dürfen als mein Vater, ſie verſchied in ſeinen Armen. Von dem Tage, da meine Mutter begraben wurde, kam mein Vater nicht mehr über die Schwelle des Hauſes; ich ſelbſt, die ich ſonſt Alles über ihn vermocht hatte, konnte ihn nicht einmal zu einem Gange in die nahe Kirche bewegen. Vorgeſtern Nacht waren es zwölf Wochen, o Gott! ich vergeſſe die Stunde nie, da verlangten zwei Familiaren im Namen der Inquiſition Einlaß in unſer Haus; Laura hatte den Muth aufzuſchließen, ich konnte mich nicht von der Stelle bewegen. Sie drangen ein und ſchleppten meinen Vater nach dem Trianenſchloſſe, wo er ſich wegen ſeines vermeintlichen Ketzerthums vertheidigen ſollte. Eine Stunde darauf wurde Alles im ganzen Hauſe durchſucht und verſiegelt; ich mußte es ſelbſt mit anſehen, wie ſie jenes Bild meiner Mutter dort herunter riſſen, weil ſie Schätze dahinter verborgen glaubten, und, wie ſie ſich ausdrückten, das verführeriſche Heidengeſicht Geld geſchluckt haben könne.“ Hier hielt Manuela plötzlich inne. „Ich habe Euch Alles erzählt,“ fuhr ſie dann in zuverſichtlichem Tone fort; „ich habe weder Mißbrauch zu fürchten, noch leider auch erfolgreichen Gebrauch zu hoffen.“

Ich bot Alles auf, um Manuela zu beruhigen; geſpenſterhaft erſchien mir aber die Alte, die während der letzten Erzählung mit gefalteten Händen und ſtieren Blicken daſaß, ihre Lippen bewegten ſich mechaniſch wie zu einem leiſen Gebete. Manuela merkte nicht darauf, denn es war mir gelungen ihren Geiſt von den traurigen Bildern der Vergangenheit abzuwenden. Mitternacht war vorüber, als ich in meiner Poſada ankam. Als ich des andern Morgens erwachte, ſchien mir Alles ein Traum.

Ich beſuchte Manuela und glaubte wirklich Grund zu haben, Alles für ein Gebilde meiner erhitzten Phantaſie zu halten. Reue über das verletzte gewöhnliche Herkommen, Unruhe und Verzweiflung an dem Schickſal ihres Vaters ſprach aus ihrem ganzen Weſen. Sie erſchien mir ſo ganz verändert: ſtatt der kühn aufſtrebenden Schnellkraft ihres Geiſtes war es heute ein geknickter Wille mit ſklaviſcher Ergebung, den ſie mir kundgab, und der mich von ihr entfernte. Ich Thor, der ich glaubte, jenes engelgleiche Hochgefühl, das uns frei über all die Schranken und Hemmniſſe des gewöhnlichen Lebens hinweghebt, könne in gleicher Macht endlos ſo fortbeſtehen. Aergerlich, daß mir nun abermals das Hohe vor der Alltäglichkeit zerrann, verließ ich Manuela, und nur noch aus Mitleid und um der einmal übernommenen Pflicht zu gehorchen, ging ich zu Geronimo und erzählte ihm Alles. Sein Scharfblick erkannte die Geſtalt der Dinge leicht: „Das Mädchen iſt ein Engel oder ein Teufel,“ ſagte er; „gewöhnlicher Verſtellung wie gewöhnlicher Tugend iſt ſo Außerordentliches nicht möglich. Die rein paſſive Ergebung in den höheren Willen, die dich heute ſo irre machte, iſt nichts als der erſte Artikel im Credo des großen Propheten. Doch ſei nur ruhig, ich glaube es einleiten zu können, daß der alte Valor bald frei gegeben wird, ob er gleich ſo wenig Chriſt iſt als du und ich — Man hat nur wenig Geld bei ihm gefunden.“ Ich wollte Manuela erſt wenn ihr Vater befreit war, wieder beſuchen, um ihre Verzweiflung ſo am beſten zu widerlegen. Ich ging des Abends noch in die Geſellſchaft meiner Freunde.

Mit lautem ola amigo! wurde ich von den Verſammelten begrüßt, Jeder wollte den Grund meines Ausbleibens ſeit zwei Tagen wiſſen, und Jeder erklärte ſich denſelben nach ſeiner Sinnes- und Handlungsweiſe. Ich war luſtig und guter Dinge. — Tags darauf nach der Frühmette beſuchte ich wieder meinen Bruder. Es war in der That wunderbar, wie ſchnell Don Antonio freigegeben wurde. Denn kaum hatte Geronimo die Sache bei dem Inquiſitor berührt, als man ihm ſchon willfahrte. Ich durfte jetzt Don Antonio nach Hauſe geleiten. Am Eingange in die unterirdiſchen Kerker mußte ich warten, bis er heraufkam; denn Niemand außer den Beklagten durfte jene finſteren Stätten betreten. Endlich kam der Befreite herauf, da ſah man, was Folter und Kerker vermögen. Don Antonio hatte kaum die Kraft, ſich aufrecht zu erhalten, ſeine Augen, dem ungewohnten Lichtſtrome ausgeſetzt, thränten unaufhörlich; um dieß zu verhindern, mußte er ſie ſchließen. Ich geleitete ihn und erzählte, was mir ſeit den letzten Tagen begegnet war; ſeine bleichen Lippen verzogen ſich zu einem Lächeln, denn er mochte aus meiner Schilderung die Liebe zu Manuela erkennen. „Und weiß mein Kind von meiner Rettung?“ fragte er und riß dabei die Augen auf, ſo daß die wilden Blicke mir bis in's Herz drangen. Ich geſtand, daß ich Manuela für ihre Zweifel beſtrafen und ſie nur erſt an ſeiner Seite hätte wieder ſehen wollen. Er antwortete nicht, und indem er den Kopf ſchüttelte, murmelte er einige unverſtändliche Worte vor ſich hin. Mir ward unheimlich in ſeiner Nähe. —

Wir kamen endlich vor Don Antonio's Haus. Niemand aus demſelben bemerkte uns. Nur mit Mühe und auf jeder Stufe Athem holend ſtieg Don Antonio die Treppe hinan. Wir traten in die Stube, ermattet ſank er in den Lehnſeſſel, der ſchon ſeit Jahren den Kummervollen zu tragen gewohnt war. Noch immer nahm Niemand Kunde von unſerer Anweſenheit; ich öffnete die Kammerthüre: dort ſah ich Laura neben einem Bette ſtehen, auf welchem Manuela ſchlummerte. Auch Don Antonio ſchlich mühſam herbei, und als die Duenna uns bemerkte, rief ſie in furchtbar gellendem Tone: „O Jeſus Maria! der Herr!“ Manuela erwachte, ſtarr blickte ſie uns eine Weile an, und als träume ſie und wolle die Trugbilder verſcheuchen, fuhr ſie haſtig mit der Hand über die Stirn. „Manuela! mein Kind!“ rief Don Antonio. Da ſchnellte ſie plötzlich empor: „Vater!“ rief ſie und lag ſchluchzend an ſeinem Halſe. Es war eine Minute des höchſten Entzückens, wo das unvermögende Wort zurücktritt und die Seelen ſich unmittelbar berühren. „Laß mich, mein Kind, laß mich,“ ſagte Don Antonio, und dießmal waren es Thränen, von der Freude erpreßt, die über ſeine hohlen Wangen rannen: „Ich vermag es nicht, dieſe unendlichen Liebkoſungen zu ertragen, komm zu dir, Manuela, ſieh dort unſern Freund, unſern Retter, Don Alfonſo, dem danke, er ward auserkoren zum Werkzeuge Gottes in unſerer Noth.“ Manuela ließ ab von ihrem Vater, ihr ſeelenvolles Auge blickte wieder ſo bittend und ſtrafend zugleich wie damals, als ich ſie zum erſtenmale ſah, ſie warf ſich vor mir auf die Kniee, erfaßte meine

Hand und bedeckte ſie mit Thränen und Küſſen. „Verzeiht mir, hoher Herr," bat ſie, „ich habe Eure Macht und Größe nicht gekannt; verzeiht einer armen, unvernünftigen Magd." „Steh auf, Manuela, ſteh auf, ich befehle es dir, ſo war's nicht gemeint, ſo dankt man nicht," ſprach Don Antonio. Manuela gehorchte.

Täglich beſuchte ich fortan Manuela. Ihr Vater war ſchwer krank. Die von der Folter halbgelähmte Spannkraft der Muskeln hoffte der Arzt wieder herzuſtellen, nur die volle Sehkraft glaubte er ſchwerlich retten zu können. Man hatte Don Antonio ſchwören müſſen, ihm nichts von ſeinem Zuſtande zu verhehlen, und eine namenloſe Wuth kochte in ſeinem Innern. „Der Menſch," ſagte er einmal, „iſt das verworfenſte Geſchöpf der Erde; wo iſt ein Raubthier, das, ich will nicht ſagen gegen Thiere ſeiner eigenen Gattung, nein, gegen ſolche als deren Herr es geboren iſt, ſo grauſam verfährt, wie ein Menſch mit dem andern? Der hungernde Tiger, der reißende Wolf ſaugt ſeiner Beute das Blut aus, aber das iſt noch barmherzig gegen die Menſchen, die mit tauſendfachem Tode tödten. Sie haben herrliche Gaben, kühnen Erfindungsgeiſt, und ſie erfinden Gräber, wo ſie ihre Mitmenſchen lebendig verfaulen laſſen. O wenn ich nur vor —" er unterbrach ſich und knirſchte mit den Zähnen. Manuela kannte dieſen Zuſtand ihres Vaters, ſie wagte es nicht, ihn durch Einreden zu beruhigen, und ſie bot alle Rührigkeit ihres Geiſtes auf, um ſeine Schwermuth zu verſcheuchen. Die unzähligen kleinen Aufmerkſamkeiten, die ſie mit ſo anſpruchloſer Miene erzeigte, der Reichthum von kleinen Geſchichtchen und Lieblingserinnerungen ihres Vaters, von denen ihr Mund überſprudelte, die hellen Lieder, die ſie ſo jugendlich friſch zur Guitarre ſang, dieſes Alles, und auf ſolche Weiſe, konnte nur von einem überreichen Herzen geboten werden. Ich that Manuela vielleicht Unrecht, aber meine Eitelkeit ſchmeichelte ſich doch, daß an dieſem freudigen Herauskehren ihres innern Lebens nicht blos kindliche Liebe allein, ſondern auch meine Anweſenheit einigermaßen Theil hatte. Wir liebten uns nur noch inniger, bewußter.

Don Antonio genas von Tag zu Tage; ein leiſer Schimmer ſeines Auges, durch den ihm die Umriſſe aller Gegenſtände wie mit einem dunklen Flor überworfen erſchienen, war gerettet worden. „Manuela,“ ſagte ich eines Tages zu ihr, als ich mit ihr allein war und Don Antonio noch ſeine Sieſta hielt, „Manuela, darf ich endlich ernſte Schritte zu unſerer Verbindung thun?“

„Ich bitt' Euch,“ antwortete ſie, „redet mit mir nicht von ſo ernſten Dingen, ich bin noch zu jung um darüber nachzudenken.“

„Ich aber habe Euch ſchon einmal geſagt, daß ich meine Liebe nicht einem Kinde, ſondern einer Jungfrau mit ſelbſtändiger Willenskraft zugewendet habe.“

„Und wer iſt denn die Glückliche?“ lächelte Manuela, „ich habe vergeſſen danach zu fragen.“

Ich ſchwor ihr, daß ich mich nicht länger durch leichten Scherz gängeln ließe, ſie müſſe mir geſtehen, ob ſie den Willen ihres Vaters kenne.

„Nein,“ war ihre einſylbige Antwort.

„Und was ſeid Ihr zu thun geſonnen, wenn mich Euer Vater, was Gott verhüte, zurückweist?“

In entſchloſſenem Tone antwortete ſie: „Kindespflicht geht über Alles, aber ich werde —“ ſie konnte nicht ausreden, denn Don Antonio rief aus der Kammer: „Was iſt das für ein Lärm? warum habt ihr Streit?“

„Don Alfonſo will mir's nicht zugeben, daß ich vor einem Monat erſt fünfzehn Jahre alt geworden bin.“

„Schon, mein Kind, ſage lieber ſchon, denn je älter man wird, deſto ſchlimmer geht's einem auf dieſem vermaledeiten Boden.“

„Manuela hat Unrecht,“ ſagte ich zu Don Antonio, als er zu uns herauskam, „ſie hat Euch falſch berichtet, ſie wollte mir's nicht glauben, daß ich morgen abreiſen will.“

„Das thut mir in der Seele leid,“ ſagte der Alte, „möcht' Euch gerne immer um mich ſehen, man gewöhnt ſich in meinem Alter ſchwer an einen neuen Freund, zumal an einen von Euren Jahren; aber bei Euch, ich muß geſtehen, ich möchte, was ich ſonſt nie wünſchte, wieder jung werden, blos um ganz Euer Freund ſein zu können.“

„Wollt Ihr nicht lieber mein Vater ſein?“ Ich fühlte wie alles Blut mir in's Geſicht drang, ich ſah, wie heftig Manuela erröthete, als ich dieſe Worte mühſam hervorgepreßt hatte.

„Geh Kind,“ ſagte Don Antonio gleichgültig, „geh zu unſerem Nachbar und hole mir das Buch, das er ſchon ſo lange von mir hat.“

Manuela ging.

„Ich bin Euch ſehr zu Dank verpflichtet,“ redete hierauf Don Antonio mich an, „aber es iſt nicht Männerart, den Dienſt und den Dank in ſüße Worte einzukleiden; auch ſollte man ja nach den Lehren unſerer Religion keinen Dank verlangen und keinen bieten dürfen, da wir in all unſerm Thun und Laſſen nur Werkzeuge in der Hand Gottes ſind. Ich weiß nicht, ob deßhalb der Undank in der Welt ſo groß iſt — aber verlangt nur von mir was ich geben kann, Ihr ſollt es haben, nur mein Kind, meine Manuela! die kann ich nicht miſſen, ſie iſt meinem Leben ſo nothwendig wie die Luft, die ich athme, und ſo lange ich athme, ſoll ſie keines Mannes Weib werden. Dringt nicht weiter in mich, erſpart Euch und mir die unnöthigen Worte.“

Ich war wie erſtarrt, ich konnte nichts mehr reden, die Thränen ſtanden mir in den Augen, ich nahm meinen Hut und ging. Don Antonio rief mir nach, ich ſolle bleiben, ich kehrte mich nicht daran. Manuela begegnete mir auf der Treppe; ich ſah ſie kaum an und eilte davon.

Ich ging zu Geronimo und erklärte ihm meinen Entſchluß abzureiſen und den Grund deſſelben.

„Nicht Manuela,“ ſagte er, „willſt du fliehen, vor dir ſelbſt, vor der eigenen Neigung deines Herzens möchteſt du davon laufen, aber ſie wird dir folgen wie dein Schatten, nicht verſchwinden wird ſie durch die

Entfernung, nein, immer reizender, immer lockender dir erſcheinen, und in Sehnſucht und widerſtrebenden Hoffnungen dich aufreibend wirſt du an einem geiſtigen Siechthum hinkränkeln. Der Herr behüte dich doppelt und dreifach vor dem andern Wege. Glaub' mir, du weißt, auch ich habe einſt geliebt, und da drinnen im Herzen lebt meine todte Iſabella, bis es einſt zu ſchlagen aufhört. Drum rette deine erſte Liebe, oder ſieh zu, daß du die Gewißheit deiner Täuſchung mit dir nimmſt. Ermanne dich und geh nochmals zu Manuela.“

Ich folgte gern ſeinem Rathe.

Abends wollte ich noch von dem fröhlichen Kreiſe der Freunde Abſchied nehmen. Alle glückwünſchten mir zu der ſchönen Braut; einer meinte, ich ſei doch herablaſſend, daß ich der Freunde noch gedenke, während ich im Begriff ſtünde, mich mit einem Nachkömmling der Chalifen von Cordova zu verbinden. „Das Geſchlecht iſt ſo edel als das der Ponce di Leon, und wer mir's läugnet, dem will ich die Spitze meines Degens als Stammbaum in's Herz pflanzen,“ erwiderte ich und war bereit meinen Worten ſchnell die That folgen zu laſſen. Alle ſprangen auf und beſchwichtigten den Streit. Meine Heiterkeit war aber durch dieſen Vorfall geſtört, ich ſuchte deshalb ſo bald als thunlich nach Haus zu kommen.

Ich reichte Dieſem und Jenem die Hand zum Abſchied; aber Alle riefen: „Nein, ſo laſſen wir dich nicht, du ſollſt ſehen wie ſehr wir dir geneigt ſind; wir ziehen mit dir vor Liebchens Haus und ſchicken auf der Töne Leiter deine Gefühle zu ihr hinauf ins ſtille Kämmerlein, wo ſie von dir träumt.“ Von den Wänden der Poſada waren ſchnell die Guitarren und anderen Inſtrumente herabgenommen, ihre Harmonie ward durch einzelne Griffe erprobt, die Kehlen wurden noch durch einen guten Zug mit Waſſer vermiſchten Mancha-Weines angefriſcht. Ich dankte, ich ſträubte mich gegen ihr Beginnen, es half nichts. „Und gehſt du nicht mit,“ riefen Alle durcheinander, „ſo ziehen wir allein hin, und du wirſt dann morgen von Wundern hören, welch' himmelſtürmende Liebesboten wir nach ihr ausgeſendet.“ Um ihre Ausgelaſſenheit zu verhindern, zog ich bebenden Herzens mit durch die einſamen Straßen, in denen nur der Tritt und das muthwillige Lachen unſerer luſtigen Genoſſenſchaft wiederhallte. Kaum war das erſte Abſchiedslied geſungen, als in den benachbarten Häuſern neugierige Schönen im leichten Nachtüberwurfe an den Fenſtern erſchienen; nur im Hauſe Manuela's blieb Alles ſtill und öde. Die Freunde zogen ſich zurück, ich blieb allein und ſang abermals jenes wehmüthige Abſchiedslied, aber noch immer erſchien Niemand; unwillig ſchlich ich in meine Wohnung zurück. — Mit bewegter Seele und erzwungener Stärke ging ich des andern Morgens früh in Manuela's Haus. Als ich ſie in ihrem leichten Morgenanzuge überraſchte, ſchrie ſie laut auf, und ohne meinen Gruß zu erwidern, verſchwand ſie hinter der Kammerthüre, die ſie ſchnell verſchloß.

„Guten Morgen flüchtiger Ritter von Obenaus! hat Euer Trotzkopf den Mißmuth in der Nachtmütze ſtecken laſſen?“ ſo rief ſie lachend zu mir heraus, „nun, wer hat Recht, Vater?“ begann ſie wieder, „nicht wahr, ich habe auch Menſchenkenntniß? Habe ich's nicht geſagt, Don Alfonſo kommt wieder, ich weiß es gewiß? Nun mein Herr Ritter, weil Ihr mir einen Sieg über meinen Vater errungen habt, erlaube ich Euch kraft meiner Macht zu binden und zu löſen, noch drei Tage in Sevilla zu bleiben, wenn Ihr Euch die Buße auferlegt, jeden Tag zur heiligen Manuela zu wallfahrten, eine Stunde lang vor ihr zu knieen und ſie anzubeten; oder wollt Ihr eine andere Gnade?“

„Ja,“ antwortete ich, „die, daß Ihr die uns zugemeſſenen Minuten nicht unnöthigerweiſe auf Euren Putz verwendet und ſo bald als möglich herauskommt.“

Sie antwortete nicht, ſondern ſang das Abſchiedslied von geſtern Abend mit zitternder Stimme. Sie hatte kaum die erſte Strophe geendet, als ſie, die übereinandergeſchlagenen Arme unter einem grauen Ueberwurfe verſteckt, heraustrat. „Stürmiſcher!“ ſagte ſie, „Ihr ſeid ja unendlich karg mit den Augenblicken, und laßt einem nicht einmal Zeit zum ordentlichen Ankleiden; da bin ich kindiſches Ding aus Furcht, Ihr möchtet wieder wie geſtern davon rennen, ſchnell in einen alten Mantel meiner ſeligen Mutter hineingefahren; es iſt aber das ungeſchickteſte altväteriſche Ding, ich halte es nicht lange darin aus, darum machet nur, daß Ihr bald fort kommt oder entlaßt mich auf eine kleine Weile.“

„Will Euch nicht lange mehr Unbequemlichkeiten verurſachen, Sennora,“ antwortete ich, durch den

Schlußſatz ihrer Rede gereizt. Sie merkte es, und ging, unwillig den Blick zur Erde geheftet, auf und ab.

„Wenn es denn ſein ſoll, daß wir uns trennen,“ ſagte ſie, „ſo iſt mir's am liebſten es geſchieht jetzt; ich ſehe ſchon, durch dieſe fortdauernden Gereiztheiten werden die Erinnerungen, die uns für eine dunkle Zukunft hell leuchten ſollten, farblos und zerfahren. Mein Vater weiß es, ich habe deſſen vor ihm kein Hehl, wie ſehr ich Euch liebe; der Himmel gebe, daß Eure Liebe gleich ſei der meinen, mehr wünſche ich nicht. Ich weiß aber auch zu gehorchen.“

Don Antonio ſaß ſchweigſam in ſeinen Schlafmantel gehüllt, die Hände zwiſchen den Knieen zuſammengepreßt und den Oberleib herniederbeugend in ſeinem Lehnſeſſel. „Welche Feuerprobe des Ungemachs hat eure beiderſeitige Liebe denn ſchon beſtanden?“ murmelte er mit unheimlicher Stimme, ohne ſich im mindeſten aus ſeiner zuſammengekauerten Stellung zu erheben.

„Sie iſt in Ungemach geboren,“ antwortete ich, „aber freilich, das vergißt man gern und ſchnell.“

„Was wollt Ihr?“ rief er und erhob ſich mit Zittern von ſeinem Sitze, „was wollt Ihr von mir? Weil Ihr das Schickſal hattet, bei der Rettung meines Lebens behülflich zu ſein, ſucht Ihr mir nun mein Leben doppelt und dreifach zu rauben, da Ihr meines Kindes Liebe und Gehorſam mir rauben wollt? Ich habe euch Alles gegeben, ihr ſtolzen Spanier, ihr habt meines Stammes Macht und Kraft mir tropfenweiſe abgezapft, ich bin nur noch ein abgedorrtes Reis; aber ſo wahr das Blut der alten Valor in meinen Adern rollt, mein Kind, mein Leben ſollt ihr mir nicht rauben, ſo lange dieſe Hand noch Kraft genug hat, den Dolch in eines ſchwachen Mädchens Bruſt zu bohren. Geht, ich alter Thor ließ mich wieder hintergehen und hielt Euch für beſſer als Andere, geht, Ihr ſeid auch ſo habſüchtig und tückiſch wie alle.“

Seine Stimme erſcholl wie Schlachtenruf, ſeine ſchäumenden Lippen zitterten vor Wuth, kraftlos ſank er wieder in ſeinen Seſſel zurück. Manuela war zu ihm geeilt, ſie ſtreckte die nackten Arme nach ihm aus und bat ihn weinend ſich zu beruhigen.

„Gott! wo ſoll ich mich hinwenden?“ rief ſie. Ich erkannte meinen Fehler, bot Don Antonio meine Hand und bat ihn, ſeine eben geſprochenen Worte zu vergeſſen, wie ich ſie ſelbſt vergeſſen wolle, damit wir in Frieden ſcheiden. Er faßte mit Innigkeit meine Hand.

„Ihr habt mich zu hämiſch gereizt,“ ſagte er, „Don Antonio de Valor war leider nie undankbar, und nie hat er ſich ſolche Reden ungeahndet in's Geſicht werfen laſſen. Mein Kind iſt mein, mein eigen wie meine rechte Hand; ſoll ich ſie zum Dank für Euch abhauen und Euch ſchenken? Ich bin nicht mehr zornig, gewiß nicht; geduldet Euch, es iſt ja nur noch eine kurze Spanne Leben, die ich zu durchlaufen habe, ich mache Euch die Zeit nicht mehr lange.“

Er hielt inne und ſtrengte all ſeine Sehkraft an, um den Eindruck dieſer Worte in unſeren Mienen zu leſen; er muß Beruhigendes darin gefunden haben, denn mit ſeltener Weichheit der Stimme fuhr er fort:

„Ich hatte es ſo gut mit Euch vor: wenn der Frühling kommt, wer weiß ob ich nicht nach Guadalajara gezogen wäre, um mit Hülfe Eures weiſen Vaters das Licht meines leiblichen und geiſtigen Auges mir zu ſchärfen."

„O, das wäre herrlich!" jauchzte Manuela, „gewiß, ich will Euch pflegen, daß Ihr ganz jung werden ſollt. Bis wohin kommt Ihr uns entgegen, Don Alfonſo?"

Das Geſpräch nahm jetzt eine heitere Wendung. „Das hätte ich nie gedacht, daß Alles noch ſchön ausklingen wird; es iſt gut, daß meines Vaters langer Degen drinnen an der Wand in die Scheide eingeroſtet iſt, ſonſt wäre vielleicht noch unſere Stube zum blutigen Kampfplatze geworden;" ſo ſprach Manuela und ihre Munterkeit lebte aus Schmerz und Thränen nur noch verklärter auf.

Don Antonio ſprach keine Sylbe; aber mitten unter Erinnerungen an die Vergangenheit und Planen für die Zukunft fühlte ich, daß jetzt der Augenblick der Trennung ſein müſſe, denn aus dieſer heitern Umgebung wollte ich mich losreißen. Ich reichte Don Antonio die Hand zum Abſchied.

„Ziehet hin in Frieden," ſagte er, „in Frieden mit Euch und mit uns; gedenket meiner bei Eurem würdigen Vater."

„Und ſehen wir uns bald wieder?" fragte ich; er drückte mir die Hand und nickte bejahend. Manuela ſtand regungslos da, unſere Blicke begegneten ſich, es war als ob Jedes von uns nochmals das getreue Bild des Andern in bewußter Anſchauung ſich einprägen wolle, in Jedem von uns rang der Schmerz über eine prüfungsvolle Trennung mit dem Willen ihn zu beſiegen. „Manuela, lebt wohl!“ ſprach ich, mich der Geliebten nähernd; „lebt wohl!“ antwortete ſie mit feſter Stimme, „ich weiß gewiß, Ihr vergeßt meiner nie, und iſt es unſere Beſtimmung, daß wir uns einſt ganz angehören ſollen, ſo finden wir uns wieder; iſt es anders verhängt, was nützt Jammern und Widerſtreit? Gehorſam iſt unſere Pflicht. Seid dann glücklich mit einer Andern, die Euch gewiß nicht mehr lieben kann als ich; doch daran ſoll keine Macht der Erde und des Himmels mich hindern, Euch zu lieben bis zum Tode und noch nach ihm. Lebt wohl!“

Ich umarmte den Vater nochmals heftig, o! ich glaube, ich hätte den Großinquiſitor ſelbſt damals an mein Herz gedrückt. — Ich weiß nicht mehr, wie ich mich losriß, aber an der Hausthür hielt mich die Duenna auf und jedes Wort von ihr iſt mir ſeltſamer Weiſe noch in Erinnerung, ja ich höre ihre Stimme. —

Es ärgert uns oft, iſt aber doch weiſe ſo eingerichtet, daß neben der Nachtigall auch immer ein Kukuk oder ſonſt ein proſaiſcher Alltagsvogel ſich einniſtet, oder ein Froſch im Sumpfe quakt.

„So geht's in der Welt,“ begann die Alte, indem ſie den Saum meines Mantels küßte, „die Laura, die's mit der ganzen Welt am beſten meint, die wird überall vergeſſen. Ihr müßt nicht glauben, daß ich Euch nachgelaufen bin, damit Ihr mir danken ſollt, wüßt' eigentlich auch gar nicht für was? Ihr ſeid ja immer ſo ſtolz, daß Ihr kaum guten Tag Laura ſagtet, und doch hab' ich ſchon viel Euretwegen ausgeſtanden, drum hätt' ich's wenigſtens auch verdient, daß Euer Gnaden bei mir Abſchied nimmt; es könnte mich kränken, wenn ich Undank nicht ſchon längſt gewohnt wäre bei der ganzen Welt. Ach heilige Maria, Mutter Gottes, ſteh' mir bei! ich arme Sünderin könnte wünſchen, daß man mir jetzt gerade die letzte Oelung brächte und mir ein Häuschen von ſechs Brettern mitgäbe; unſer guter, lieber Don Alfonſo geht fort, jetzt haben wir wieder das ganze Jahr Aſchermittwoch. So wahr mir San Jago gnädig ſei, Ihr dürft mir glauben, wenn ich Manuela nicht ſo lieb hätte, bei dem alten Krittler wär' ich keine vierundzwanzig Stunden geblieben, der macht Jahr aus Jahr ein ein Geſicht wie ein Judas, und das gute Kind, ach! was ſteht das bei ihm aus, das weiß Niemand als ich. O! es geſchieht Euch ganz Recht, wenn nur ich nicht darunter leiden müßte; ſo Alles unter ſich ausgemacht, unſer Einem kein Sterbenswörtchen davon geſagt, da ſieht man, was dabei herauskommt, wenn man nicht auch alte erfahrene Leute, die in der Welt auch ſchon was mitgemacht haben, zu Rathe zieht. Bei meiner vorigen Herrſchaft da hab' ich ein Pärchen zuſammengebracht, der Alte hat noch viel ungerner anbeißen wollen als unſer Murrkopf da droben, aber die ſind auch nicht ſo ſtolz geweſen, daß ſie vor lauter Schnäbeln und Herzen ihre beſten Freunde vor der Naſe überſehen haben; es iſt wahr, ſie haben mir zuletzt auch mit Undank gelohnt, aber was thut das? Giebſt du heute, ſo biſt du morgen vergeſſen, ſagt das Sprüchwort, und ein Sprüchwort iſt ein wahr Wort. Wenn

Ihr mir nur einen Wink davon gegeben hättet, ich hätt' das Ding ganz anders eingefädelt; Ihr könnt gut und brav ſein, aber (nehmt mir's nicht übel, Uſted, es iſt, ſo wahr ich eine Sünderin bin, gut gemeint) aber geſcheit ſeid Ihr nicht. Sechs Wochen lang lauft Ihr drum herum wie die Katze um den heißen Brei, gleich den andern Tag, gleich die andere Stunde, wo Ihr den Alten heimgebracht, hättet Ihr um mein ſüß Täubchen freien ſollen; geſteht nur ſelbſt, hätt' er's Euch abſchlagen können? Drückt die Limone aus, bevor ſie verfault, ſagt das Sprüchwort; nach ſechs Wochen, San Jago! was vergißt der Menſch nicht in ſechs Wochen! da wundert's mich gar nicht, daß er ſich das Maul gewiſcht und Euch mit einem magern Gratias abgefertigt hat. Den kennt noch gar Keiner, der hat einen Stolz wie ein Ritter vom Berge, er iſt aber auch, ich glaub's noch immer, ein halber Heide — ich blieb' nicht im Haus, wenn nicht wegen des guten Kindes, das ich ſo lieb habe, als ob ich's unter meinem Herzen getragen hätte. Ich ſag' Euch, ich habe ſchon viel Verliebte geſehen, ich ſelbſt, ſeht mich nur an wie Ihr wollt, bin auch einmal jung geweſen und ſauber, ich hab' mich dürfen ſehen laſſen, ich hab' meinen erſten Mann gern, recht gern gehabt, aber daß man ſo verliebt ſein kann wie die Manuela, das hätt' ich mein Lebtag nicht geglaubt. Was liegt dem Alten daran? ſeinetwegen kann ſie graue Haare bekommen und ihr ſüßes Fleiſch verdorren, der hat ein zähes Leben, der ſtirbt nicht ſo bald; er gönnt ſie gar keinem Andern, Gott verzeih mir meine Sünden, ich glaub' er möcht' ſie ſelbſt heirathen, wenn das nicht gegen die Natur wär'. O! es dreht mir das Herz im Leib herum, wenn ich dran denke, wie ſich das Alles ſo ſchön hätt' einrichten laſſen, dann ſtünd' es jetzt ganz anders und die alte Laura hätt' noch die Freude gehabt, ſo eine junge rothwangige Manuelita oder einen Alfonſito auf ihren Armen zu wiegen. Nun das ſind jetzt lauter Reden in den Wind und ich halt' Euch nur damit auf; nichts für ungut, edler Herr, macht, daß Ihr bald wieder kommt, dann laßt nur die Laura ſorgen, Ihr ſollt ſehen wie Alles ſo gut geht."

Ich hatte der Alten faſt willenlos, als ob ich dazu verpflichtet wäre, zugehört, und reichte ihr nun einige Dublonen zum Abſchied; ſie wollte ſie nicht annehmen, da ſie nicht wiſſe warum, ſie hätte ſie ja nicht verdient; nach einigem Zureden nahm ſie es, und mit ſchalkhaft dankbarer Miene ſagte ſie:

„Ihr hättet früher einſehen ſollen, daß das Sprüchwort ſagt: Geſchenke ſprengen Felſen. Habt Ihr keinen Auftrag mehr an Manuela?"

Ich wußte keinen; ſie küßte mir die Hand, und unter Schelten und Murren über den heidniſchen Kahlkopf ging ſie davon. Nach einer Stunde, in der ich noch Geronimo beſuchte, hatte ich Sevilla verlaſſen. Ich fühlte es klar, hier hatte ſich ein Wendepunkt in meinem Leben geſtaltet, den ich nie aus den Augen zu laſſen mir vorſetzte.

Aber was ſind des Menſchen Vorſätze und Entſchlüſſe? Ein Hauch, ein Schatten berührt ſie, und ſie ſind nicht mehr.

Ein Jahr und darüber war verfloſſen; ich hatte zweimal an Manuela und ihren Vater geſchrieben, aber keine Antwort erhalten. Da trat allmälig ihr holdes Bild in den Hintergrund der Seele zurück; die Verſchloſſenheit und Selbſtgenügſamkeit, in die ich mich eingepuppt hatte, verſchwand nach und nach. — Der Austritt unſers Oheims zu Madrid mit ſeiner ganzen Familie aus unſerer heimlichen Gemeinde, ſein reuiges Eingeſtändniß und ſeine Bußfertigkeit für die ſeitherige Halbheit ſeines Glaubens erfüllte uns mit Trauer und Angſt. Die mächtigen Eſpinoſa's in dem heutigen Spanien ſind die Kinder dieſes Oheims. Nicht durch ein einziges Geſtändniß ſeiner Mitſchuldigen ſuchte er ſich jedoch von den harten Bußen, die ihm auferlegt wurden, zu befreien. Wir erfuhren aber durch unſern Geronimo, daß durch ein neues Edikt der Inquiſition nicht, wie man bisher geglaubt hatte, nur die mauriſchen Chriſten, ſondern auch die Judenchriſten nach Afrika deportirt werden ſollten. In der Sorge um das eigene Schickſal und das der Angehörigen, erwachte in mir auch wieder das Andenken an Manuela mit allem Zauber ihres engelgleichen Weſens. Ich ſah es daher als einen Fingerzeig Gottes an, als Rodrigo Caſſeris, der nach Sevilla reiste, mir die Beſorgung jeglichen Auftrags anbot. Ich ſchilderte Manuela in einem Briefe alle Schrecken, die uns bedrohen, und beſchwor ſie, mit ihrem Vater ſchleunigſt zu uns zu kommen, damit wir vereint die Zukunft ertragen. Faſt ohne Erfolg zu hoffen, und nur um meiner letzten Liebespflicht zu genügen, ſendete ich den Brief ab.

Die Bruſt von tauſend Sorgen und Ahnungen bewegt, den Vätern grollend, die uns ein alltäglich wiederkehrendes ruhmloſes Märtyrerthum und das Doppelgeſicht des Glaubens als leidiges Erbe hinterlaſſen, war ich eines Tages die Landſtraße entlang gewandert. Da bemerkte ich einen Wagen, der langſamen Schrittes den Weg herkam; ich trat näher, ein Blick, ein Schrei und — Manuela lag in meinen Armen. Wie von innerer magiſcher Kraft getrieben, hatte ſie ſich behende über die Brüſtung des Wagens herausgeſchwungen. Ich ſetzte mich ſchnell wieder mit ihr in den Wagen, zog die Gardinen vor und fuhr dem Thore zu. Don Antonio ſaß in eine große wollene Decke gehüllt neben Manuela; auch er freute ſich der glücklichen Schickung, daß wir uns hier ſo bald getroffen. „Wenn's noch lange ſo fortgegangen wäre über Berg und Thal,“ ſagte er, „hätte Manuela mich als Leiche zu Euch gebracht; das Fahren rüttelt mir alle Glieder ſo auseinander, daß ich meine, ich wäre wieder auf der Folter. Nicht wahr, Manuela, nun haſt du dein Höchſtes erreicht, da du mich alten Thor zu der weiten Reiſe überredet haſt? Ja, ja, nun iſt an meinem Leben nichts mehr gelegen, jetzt wär's am beſten, wenn ich bald ſterbe, nicht wahr? Seid nur ruhig, es dauert nicht mehr lang.“

Mit einem höhniſchen Lächeln grinste er uns an und ſchob Manuela's Arm weg. War mir ſeine Weigerung ehedem wie dämoniſche Habgier erſchienen, ſo hatte ich bei dieſer Weiſe, ſeines eigenen Kindes Freude zu vergiften, mit Haß gegen ihn zu kämpfen; er war bei alledem Manuela's Vater. Manuela verſtand es, durch unzählige kleine Fragen und Erinnerungen meinen Aerger zu zerſtreuen. Es gelang ihr leicht, denn wie unendlich Vieles hatten wir uns zu ſagen; aber ſonderbar! während hundert gewichtige Fragen ſich in unſerm Sinne drängen, iſt es oft gerade die unbedeutendſte, die am erſten zu Worte kommt. „Wie geht's der alten Laura?" fragte ich.

„Sie iſt todt, die falſche Schlange; hört nur, wie es uns mit ihr erging. Es werden jetzt ungefähr ſieben Monate ſein, mein Vater lag ſchwer krank darnieder (wie er überhaupt ſeit Eurer Abweſenheit nicht einen Monat lang ununterbrochen geſund war), da erkrankte auch Laura; ſie wurde in das Hoſpital San Lorenzo gebracht, welches ſie zum Erben ihrer ganzen Habe einſetzte. Ihre Krankheit entwickelte ſich ſchnell, ſie war unheilbar. Nachdem ſie ſchon die Sterbeſakramente empfangen, äußerte ſie als letzten Wunſch, man möchte mich zu ihr bringen, ſie könne nicht eher ruhig ſterben, bis ſie mich noch einmal allein geſprochen hätte. Auch mein Vater rieth mir hinzugehen, und mit kaum bezwingbarem Widerwillen ließ ich mich nach dem Hoſpital geleiten. Ich hätte Laura nicht wieder erkannt, ſo abgemagert war ſie in den wenigen Wochen; ſie aber erkannte mich alsbald und ſtreckte weinend ihre knöchernen Hände nach mir aus. Ihre ehemalige Beredtſamkeit war noch nicht verſchwunden; nur mit halber Stimme und von Stöhnen und Aechzen unterbrochen, geſtand ſie mir, wie ſie es war, die auf Zureden ihres Beichtvaters bekannt habe, daß mein Vater die Kirche nicht beſuche und den Heidengott im Stillen verehre. Der Beichtvater habe ſie zwar ſchon damals für dieſe gottgefällige Handlung von allen ihren Sünden freigeſprochen, aber jetzt ſei es ihr, als ob ſie nicht ſterben könne, bevor auch ich ihr das viele Ungemach, das dadurch über mich gekommen wäre, verziehen hätte; ich ſolle bedenken, daß ſie damals ihr eigen Seelenheil dafür verbürgt habe, daß ich ein gutes Chriſtenkind ſei, darum ſei ich auch immer frei ausgegangen; ich ſolle bedenken, ſagte ſie — und der alte Schalk guckte noch aus ihrem halbgebrochenen Auge hervor — daß ich nur ſo den guten lieben Don Alfonſo kennen gelernt, und ſie verſprach mir bald im Himmel für unſere Vereinigung zu beten. Ich dankte für ihre gütige Verwendung, mochte ihr aber doch die Todesſtunde nicht verbittern und verzieh ihr, wie ich geſtehen muß, nicht recht von ganzer Seele."

Ich erzählte nun Manuela von der letzten Standrede Laura's, und unter ſolchen Geſprächen waren wir am Hauſe meines Vaters angelangt. Die Ankömmlinge waren meinem Vater hochwillkommen. Der alte Valor wurde die Treppe hinaufgetragen, das geringe Gepäck war bald an Ort und Stelle. Meine Schweſter, die einige Jahre älter als Manuela war, wurde bald deren vertrauteſte Freundin, ſo daß ſie ſich bei uns heimiſcher als zu Hauſe fühlte. Wir bereiteten im Stillen die Abreiſe vor, aber der kränkliche Zuſtand Don Antonio's, in welchem er nie etwas von einer Abreiſe hören wollte, machte uns bange; mein Vater, der als der erfahrenſte Arzt in ganz Neu-Caſtilien galt, fürchtete für ihn ein langes Hinſiechen. Wie waren wir daher erſtaunt, als man ihn eines Morgens mit entſetzlich aufgedunſenem Geſichte im Bette todt fand. Nur dies Einzigemal, als Manuela das ſchrecklich entſtellte Angeſicht ihres Vaters zuerſt erblickte, ſank ihr Körper unter der Wucht des Schmerzes ohnmächtig zuſammen, ſonſt hatte ſie alle Wechſelfälle des Lebens kräftig ausgedauert. Mein Vater behauptete, das ſei nicht das Ausſehen eines natürlichen Todes; in der That fand man auch, als man die Leiche entkleidete, das Amulet, das Don Antonio ſeit ſeiner letzten Verhaftung auf dem Herzen getragen hatte, aufgeriſſen und leer, nirgends war aber der Ueberreſt eines Giftes zu entdecken. — Nie hat Manuela von dieſem Umſtande etwas erfahren.

Da nun der alte Valor todt war, glaubte mein Vater mit der Abreiſe nicht länger zögern zu dürfen. Der Verſtorbene hatte keine Kunde von ſeinem letzten Willen hinterlaſſen: was war natürlicher, als daß Manuela mit uns reiſte? Mein Vater trug mir auf, ſie an die baldigſte Beſorgung ihrer etwa unerledigten Angelegenheiten zu gemahnen. Ich ging zu ihr, fand ſie allein, weinend und nachdenklich. „Wir alle ehren dieſe Zeichen kindlich frommen Sinnes,“ ſagte ich, „aber wozu noch länger düſteren Gedanken Euch hingeben? Mein Vater will auch Euch Vater ſein, und ich — nun Ihr wißt, was ich Euch ſein möchte.“

„Nein, nie!“ antwortete ſie; „habt Erbarmen mit mir armen Waiſe und laßt mich hinziehen zu meinem Oheim nach Valencia, er wird den Haß meines Vaters an mir nicht rächen, er wird das Kind ſeiner Schweſter nicht verſtoßen. Wie gern bliebe ich bei Euch, aber ich ſehe es zu ſpät, eine eiſerne Scheidewand trennt uns auf ewig."

„So wißt Ihr denn ſchon?" fragte ich mit Ungeduld, „hat meine Schweſter es Euch anvertraut? Glaubt mir, ſchon lange klang es in meiner Seele wie feiger Meineid, daß ich nicht längſt Euch Alles geſtanden, Ihr hättet mich nie verrathen. Ja, ich bin ein Jude, und will meinem zertretenen Glauben angehören, ſo lange noch ein Lebenshauch in mir wohnt, und könnt Ihr mich jetzt verlaſſen, nun wohlan, ſo habt Ihr mich nie geliebt; ziehet hin zu Eurem Oheim, Niemand wird Euch hindern." Manuela blickte mich ſtarr mit verzweifelten Blicken an.

„Ihr ſeid grauſam, Sennor," ſagte ſie, „das hätte ich nimmer von Euch gedacht; wer hat Euch dieſe Macht über mich gegeben, ſo freveln Hohn mit mir zu treiben, und daß ich Euch dennoch lieben muß? Glaubt Ihr ich ſei verzagt und ſchäme mich meines Glaubens? Sagt's nur frei, ich weiß du hängſt dem Islam an, wie dein todter Vater that — und ich will Eure Kniee umfaſſen und Euch um Verzeihung bitten, aber verhöhnt mich nicht; was hab' ich Euch denn gethan?"

Ein Thränenſtrom erſtickte ihre Stimme, ſie wandte ſich ſchluchzend von mir ab. „O Vater! Vater!" rief ſie, „ſo verfährt man mit deinem Kinde; warum haſt du mich nicht mit dir in's Grab genommen?"

Ich beſchwor alle Flüche des Himmels auf mich herab, wenn ich nicht Wahrheit geſprochen hätte. Sie blickte mich wieder freundlich an, und die ſtille Thräne in ihrem Auge verrieth den unendlichen Schmerz über das Unrecht, das ſie mir gethan, und über den entſetzlichen Abgrund, der ſich vor unſeren Augen aufſchloß. „So nah und doch ſo unendlich fern!“ ſagte ſie, mir die Hand zur Verſöhnung reichend. Ich beſtürmte ſie mit all ihrer frühern Liebesmacht: „Gott iſt der Gott der Liebe, wo Ihr ihn auch verehret, ſei es in Kirchen, Moſcheen oder Synagogen; und wäre es nicht der Wille Gottes, hätten wir uns ſo gefunden und wieder gefunden?“ In feuriger Rede ſtellte ich ihr die verſchiedenen Glaubensbekenntniſſe ſo dar, wie ſie es für Liebende ſind; ich kümmerte mich wenig um das, was in den Büchern geſchrieben ſteht und was die Prieſter lehren, Gott verzeih mir's! ich möchte heute nicht Alles verantworten. Manuela hörte mir nur halb zu, und in herzzerreißendem Tone rief ſie:

„Herr! Gott! vernichte mich nicht, weil ich noch zweifle. Was hab' ich verbrochen, daß du ſo Unendliches mir auferlegſt? Kann ich der Kindheit Glauben aus der Seele tilgen und doch noch leben? Warum denn gerade mir, gerade mir dem ſchwachen Mädchen, das grauſame Geſchick Moslemin zu ſein im Herzen und Chriſtin im Angeſichte, um zuletzt Beides Lügen zu ſtrafen? Giebt's keine Tempel mehr, daß man mich hindurchjage und mein armes Herz zerfleiſche? Mein Vater hatte doch Unrecht, als er vor drei Jahren eine alte Zigeunerin die Treppe hinab warf, daß ich meinte ſie könne nicht mehr aufſtehen, weil ſie mir prophezeit hatte, ich würde nicht in meinem jetzigen Glauben ſterben und ich ſei zu großen Dingen geboren; ich möchte nur wiſſen, was das für große Dinge ſein werden. Wenn jetzt die alte Hexe wiederkäme, wie würde ſie ſtaunen über ihre eigene Weisheit!" — Ein Schrei des Entſetzens unterbrach Manuela's Rede, „das iſt die ſchwarze Kunſt, die hier ihr Spiel treibt," rief ſie und ſchmiegte ſich furchtſam an mich. Ich blickte nach der Thür, dort ſtand ein altes Zigeunermütterchen auf ſeinen Stab geſtützt und bat mit klugem Lächeln um ein Almoſen. Ich beruhigte Manuela, die am ganzen Leibe zitterte, ſich jetzt aber Zwang anthat und beherzt vor die Bettlerin hintretend fragte: „Kennt Ihr mich?"

„Ei warum denn nicht?" antwortete die Alte und erhob ihr grinſendes Geſicht, „da ſeht, hab' ja ein gutes Denkzeichen, die Narbe da über meinem linken Aug', die hab' ich aus Eurem Hauſe in Sevilla davon getragen; nun wie ſteht's mit meiner Prophezeiung? Iſt ſie nicht eingetroffen?"

„Ich weiß nicht," antwortete Manuela.

„Ihr wißt nicht? ei, ei, aber ich weiß."

„Danke ſchönſtens für Eure Weisheit," antwortete Manuela, ihr eine Gabe reichend.

„Nur einen Augenblick laßt mir noch dies Sammethändchen, ich weiß noch viel mehr Dinge." Manuela ſträubte ſich nur halb. Die Alte kicherte ſo heftig, als ſie eine Weile die Handfläche betrachtet hatte, daß der Stock ihrer Hand entfiel. „Das geht über alle Maaßen," rief ſie, „nun ſeht einmal her, dieſe feingeſchliffene Lebenslinie iſt mir nur Einmal vorgekommen: ein ſchmucker Ritter kommt und holt Euch über's Meer, dürft Euch darauf verlaſſen, es iſt ſo gewiß wahr, ſo gewiß, als ich noch ſo jung und ſchön ſein möcht' wie Ihr; ſeht Ihr die kleinen Schnittchen, die da drüber weggehen? Das bedeutet viel Kummer und Herzeleid; aber halt, das müßt Ihr noch hören: da ſteht ein prächtiger Junge, den Ihr bekommen werdet, braucht nicht ſo roth zu werden, es giebt einen tüchtigen vielgerühmten Ritter, mit dem keiner in die Schranken treten mag, er führt ſeine Streiche mit ſolcher Sicherheit und Ruhe, daß er alle ſeine Gegner in den Sand ſtreckt; der Ring da abwärts, das bedeutet eine Krone, die er ausſchlägt." Solche und andere Narrenspoſſen ſprach die geſchwätzige Wahrſagerin noch viel, und ich wundere mich nur über mich ſelbſt, daß ich die Geſchichten noch alle im Kopf behalten habe. Manuela ſchien, ſo ſehr ſie es auch verbergen wollte, doch mehr daran zu glauben als ich; ich habe nie auf derlei Dinge etwas gehalten und wir haben ja jetzt den augenſcheinlichſten Beweis, was daraus geworden iſt. Auch mir wollte ſie noch weiſſagen, ich hatte aber ganz andere Dinge zu thun und zu denken, gab ihr daher ein Geſchenk und hieß ſie nun ihres Weges gehen.

Durch dieſen ſonderbaren Zwiſchenfall war die tiefe Aufgeregtheit Manuela's, die mich ſchaudern machte, glücklich abgeleitet worden. Ich ſtellte ihr nun nochmals Alles mit Ruhe vor, auch ſie war ruhig; ich mußte ihr verſprechen, ſie vor dem andern Morgen mit keinem Worte mehr zu beſtürmen. „Ich werde Alles treu und gewiſſenhaft überlegen," ſagte ſie, „Niemand kann, Niemand darf mir hier rathen."

Des andern Tages als ich erwachte, war mein erſter Gedanke: heute entſcheidet ſich deines Lebens künftige Geſtalt. Es iſt in ſolchen Stimmungen nicht möglich, irgend einen Gedanken feſtzuhalten, eine peinliche Ungeduld verzehrt uns. Ich eilte hinaus auf die Almeda, ich jagte mein Roß, als ob ich mit ſeinen raſchen Schritten auch die träge Zeit zwänge, daß ſie ihren Lauf beſchleunige, damit ich endlich zu Manuela gehen könne. — „Gott allein weiß, wie ich gerungen," ſagte ſie als ich zu ihr kam, „Ihr habt geſiegt; aber ich bitt' Euch, macht daß wir fortkommen; hier halte ich's nicht länger aus." — Ich erzählte meinem Vater Alles. „Du haſt nicht wohlgethan, mein Sohn," ſagte er, „ſo ungleiche Gewichte in die Wagſchale zu legen; mir iſt Alles, was du mir hier ſagſt nichts Neues, doch ſo mit gebrochener Seele darf das Mädchen unſerm Glauben und unſerer Familie nicht gewonnen werden; ich werde ihr unverhohlen all die ſchweren Pflichten, die unſer Glaube zu üben befiehlt, all die Leiden, die er noch zu tragen verdammt iſt, auseinanderſetzen; beharrt ſie dann noch auf ihrem Vorſatze, nun denn, ſo gebe Gott ſeinen Segen dazu, daß ſie die Stammmutter einer frommen Nachkommenſchaft werde."

Manuela blieb ſtandhaft.

Kein Hinderniß ſtand unſerer Abreiſe mehr im Wege. Nachdem wir mit vieler Mühe unſere Habe in beweglichen Werth umgeſetzt hatten, reiſte Immanuel mit der Schweſter und Manuela voraus, denn wir mußten möglichſt dafür ſorgen, kein Aufſehen zu erregen. In der Nacht darauf folgte ich mit meinem Vater. Ich konnte mich der Thränen kaum erwehren, als wir uns von den traulichen Straßen wie Diebe, von Nacht und Furcht umgeben, wegſchlichen. O! wir liebten unſer Stiefvaterland von ganzer Seele, das fühl' ich noch jetzt. Mein Vater ſprach keine Sylbe. Erſt als die Morgenröthe aufging, befahl er mir hier die Sonne zum Zeugen zu nehmen und bei Gott dem Allerhöchſten zu ſchwören, daß ich Manuela ſo lange nicht als die Meine betrachten wolle, bis ſie in unſern Glauben aufgenommen und durch den Bund der Ehe mir zugegeben ſei. Wir holten die Vorausgegangenen ein und kamen nach manchen Beſchwerden in Oporto an. Dort wohnten wir bei dem Vater Uriel da Coſta's bis zum Tage der Abfahrt. Auch Mendez Henrico aus Madrid trafen wir hier; er verließ ein hohes Amt am Hofe und eine heißgeliebte Braut, um mit ſeinen Brüdern in fernem Lande ſeinen Glauben offen zu bekennen. Es war ein wortkarger Reiſegefährte. Einen gräßlichen Fluch, wie ihn noch nie eines Menſchen Zunge ausgeſprochen, beſchwor er über das unglückliche Spanien herab als wir die Anker lichteten; dabei rollten ſeine Augen wie die eines Raſenden, er knirſchte mit den Zähnen und ſtampfte mit den Füßen, daß mir vor dieſer Wuth bangte und ich ihn beſänftigen wollte. Ohne mir zu antworten oder nur nach mir umzublicken, ging er an das andere Ende des Schiffes, rückte ſich in einer einſamen Ecke ein Gewinde vorräthiger Taufeile zurecht, und kauerte ſich dort zuſammen. Ich hatte genug zu thun mit den eigenen

Angehörigen und ließ Henrico nach ſeiner Weiſe gewähren. Die Fahrt war Anfangs glücklich; das neue Schauſpiel erweckte Manuela's Heiterkeit wieder. Aber ſchon am erſten Abend erkrankte mein Vater. Er ſuchte wieder wie ſonſt durch ſtarke Arzneimittel entgegen zu wirken, es half nichts, ſein Zuſtand verſchlimmerte ſich von Stunde zu Stunde. „Es iſt ſonderbar," ſagte er einmal zu mir, als ich an ſeinem Bette ſaß, „da liege ich altes Kind wieder in einer großen Wiege, die mich aus dem Leben hinausſchaukeln wird. Werft meinen Leib nur nicht hinaus in die kalte Fluth; wie Joſeph einſt ſeine Brüder, ſo beſchwöre ich euch, meine Kinder, nehmt meine Gebeine mit und begrabt ſie in dem Lande, wohin der Herr euch führen wird; ich fühl's, mein Auge ſoll's nicht mehr ſchauen." Ich ſuchte ihm ſolche Gedanken auszureden, er aber ſagte: „Ich weiß, meine Stunden ſind gezählt, ich habe viel Freud' und Leid genoſſen auf dieſer Welt; Preis und Dank ſei Gott dem Herrn für Beides. Komm, rufe mir meine Kinder, auch Manuela, auch ſie iſt mein Kind, du wirſt glücklich mit ihr ſein." — „Weinet nicht," ſprach er dann zu den Eintretenden, „ich kann ruhig in die Grube ſinken, da ich weiß, ihr werdet fortan ungehindert und in Frieden eurem Gotte leben dürfen; und ſollte abermals eines Drängers Hand euch verſtoßen, verzaget nicht, denn das Geſetz unſeres Gottes, des einzig Einigen, wird einſt glorreich erkannt werden von allen Völkern."

Mein Vater ſprach noch viel über die Einrichtung unſeres künftigen Lebens; es war als ob ſein naher

Tod ihm das Fernſehen in unbekannte Verhältniſſe geſtattet hätte. Er ſegnete noch Jeden einzeln, und nach wenigen Stunden verſchied er mit gebetähnlicher Lippenbewegung. Ich habe ſeitdem vieler Menſchen Geiſt ſich losringen ſehen vom Körper, aber nie ſah ich ſolch himmliſch verklärtes Antlitz wieder. Unſere Thränen floſſen reichlich; am heftigſten aber weinte Manuela, ſie war zum zweitenmale verwaiſt. Als keine Rückkehr des Lebens in den Leichnam mehr zu hoffen war, entleerten wir in der Stille eine große Kiſte und zogen der Leiche das Sterbegewand, das noch meine Mutter bereitet hatte, an. Ein Säckchen mit Erde aus dem gelobten Lande, das mein Vater für ſchweres Geld hatte kommen laſſen, lag bei den Sterbegewändern. Wir legten ihm dieſe heilige Erde unter das Haupt und ſtellten den Sarg in die unterſte Kajüte, wo mein Bruder ihn bewachte. Es war ein neblichter Morgen, als wir weiter fuhren. Gegen Mittag erhob ſich ein fürchterlicher Sturm mit all den Schrecken, die ich bisher nur aus den Erzählungen von den vielfachen Reiſeabenteuern meines Vaters gekannt hatte; ich dankte Gott, daß er ihn dieſer neuen Qual überhoben und ſuchte durch dieſen Gedanken die zitternden Mädchen zu beruhigen. Da trat der Schiffshauptmann zu uns und befahl mir in kurzen Worten, ihm augenblicklich die Kiſte anzugeben, worin die Leiche verborgen ſei, damit er nicht nöthig habe alles zu durchwühlen und viel Zeit zu verlieren; es ſei eine bewährte Regel, daß das Meer ſich nicht eher beruhige, als bis ihm die Leiche, die ein Schiff mit ſich führe, zum Opfer gebracht worden. Ich ſuchte ihn zu beruhigen, war aber dabei ſo unvorſichtig, ihm das Lächerliche ſeines Aberglaubens begreiflich machen zu wollen. Er hätte mich für dieſe Belehrung faſt niedergeſtochen, wenn nicht Manuela ihm in den Arm gefallen wäre. Ich wollte nur mit dem Tode den Willen meines Vaters unerfüllt laſſen und ſetzte mich zur Gegenwehr; die Mädchen jammerten und weinten; die ganze Schiffsmannſchaft kam hinzu, ich mußte mich fügen. Nachdem wir noch ſchnell den Sarg mit Ballaſt beſchwert hatten, damit er ſogleich unterſinke, trat ich mit hinaus in die Wuth der Elemente und mit blutendem Herzen ſah ich, wie die hochaufbrauſenden Wellen ihren Rachen über der dargebotenen Beute ſchloſſen. Auf lange Zeit war meine Ruhe dort mit verſenkt worden. — Alles auf dem Schiffe war in gräßlicher Bewegung, nur Einer ſtand regungslos da inmitten dieſes Aufruhrs, es war Mendez Henrico. Den geſpannten Hahn einer Piſtole in der einen Hand, mit der andern ſich aus aller Kraft an ein Taufeil anklammernd, ſtand er auf dem Verdeck. „Was wollt Ihr? Seid Ihr wahnſinnig?“ rief ich ihm zu; er lächelte mitleidig: „Seht Ihr das Meer da?“ ſagte er, „ſeht Ihr das Meer da? Das iſt ein großes Taufbecken, da ſollen wir nun auch noch nach griechiſchem Ritus getauft werden; mich aber ſollen ſie bei lebendigem Leibe nicht dazu zwingen, ſie, denen die Elemente ſelbſt ſklaviſch heucheln. Bricht der dort (hier deutete er auf den Maſt), ſo brennt dieſe Kugel in meinem Herzen, ich will nicht“ — In dieſem Augenblicke krachte der Maſt, ein Schuß knallte und Henrico ſtürzte kopfüber aus dem Schiff. Ich war ſelbſt wie zerſchmettert von alle dem was mich umgab; wir waren ein Spielball in den Händen des Sturmes.

O mein Sohn! Wer ſein eigenes Leben und was er von der Welt geſehen, was wichtig und was nichtig iſt, erkennen will, der lernt es am beſten, wenn er mit Allem was er iſt und hat, draußen auf dem endloſen Meere iſt. Im Sturm wie in der darauf folgenden Stille habe ich tiefer in Alles geblickt als je ſonſt. Es war mir wie jenes vierzigjährige Wandern unſerer Vorväter durch die Wüſte: nicht das alte Geſchlecht ſollte nach dem gelobten Lande kommen, in mir ſelbſt ſtarb es aus — ein neuer Menſch ſah endlich das Land der Freiheit vor ſich.

Wir landeten in Antwerpen. Erſt über tiefe Trauer hinweg ſollte ich unſere neue Heimath lieben lernen.

Dreißig Tage trauerte ich, wie es das Geſetz vorſchreibt, um meinen Vater; noch lange erregte es mir tiefe Gewiſſensbiſſe, ſeinen letzten Willen nicht erfüllt zu haben. Manuela war unterdeß in die jüdiſche Gemeinde aufgenommen worden, und an ihrer Seite fand ich die Ruhe und das Glück, für das ich Gott ewig danke. Wir hatten Beide ſchwere Lebenskämpfe. Wir hatten uns Beide das Judenthum in der gemeinſamen Ausübung einer freien Genoſſenſchaft ganz anders gedacht; wir wußten nicht, wie viel doch noch von Angewöhnung in uns war, und mir beſonders wollte es nicht behagen mit der bloßen Freiheit, ein Leben von tauſend religiöſen Obſervanzen eingehegt leben zu dürfen. Gott der Allgütige wird mir meine Schuld verzeihen, ich habe erkennen gelernt, daß ſein heiliger Wille überall waltet und die Beobachtung des Geſetzes nur zu ihm führt. Wir haben Alles aufgegeben, um euch, unſere Kinder, im Frieden unſeres Glaubens erwachſen zu ſehen. Seid deſſen eingedenk. Du vor allen mein Sohn.

Das iſt die Geſchichte meines Lebens, meiner Liebe, geſchrieben für meinen einzigen Sohn Baruch allein.

6. Thalmud und Latein.

Die Hand Baruchs zitterte als er die Blätter weglegte, ſeine Stirne war heiß als er ſie mit der Hand ſtützte.

Welch ein Wirrſal iſt das Leben der Menſchheit, das ſich in Stammes- und Glaubensgenoſſenſchaften abſcheidet; und die eine haßt und verfolgt die andere und dünkt ſich allein weiſe und gottgefällig, und die Tempel werden zu Feldherrenzelten, darin die Parole kundgegeben wird, den Kundigen zum Heile, den Anderen zum Verderben . . .

Eine Stimme, noch mächtiger und eindringlicher als die in der Synagoge, rief jetzt Baruch den Segen zu ſprechen über das offenbare ungeſchriebene Geſetz, deſſen beide Säulen Befreiung von jeglicher Stammes- und Glaubensſonderung und Liebe zur Menſchheit deuten. Hat nicht ſchon Maimonides gelehrt: die Frommen aller Religionen gelangen zur ewigen Seligkeit?

Baruch war nicht mehr der Sohn Iſraels, er war der Sohn der Menſchheit. Nicht nur ſeine Abſtammung trieb ihn darauf hin, ſich als ſolchen zu erkennen — wenn gleich dieß die erſte Veranlaſſung war — der Geiſt des Lebens, der Geiſt Gottes erfaßte ihn und trug ihn hinweg über alle Schranken und hielt ihn feſt und frei in wonniger Schwebe.

Erſt als ihn der Vater rief, erwachte Baruch und mußte ſich beſinnen wer und wo er war. Er gab dem Vater die Blätter zurück und küßte ſeine Hand. Der Vater hielt die Hand des Sohnes feſt und ging mit ihm nach der Synagoge. Baruch antwortete denen, die ihm am Eingange des Gotteshauſes zu der erlangten rabbiniſchen Würde Glück wünſchten, nur zerſtreut und halb. Die Leute hielten ihn für ſtolz.

Dieſe Vorausſetzung wurde theilweiſe zur Wahrheit, als er des Sonntag Morgens nach dem Frühgottesdienſte ſeinen mit Blech beſchlagenen Folianten unter den Arm nahm und den Weg nach der Schule „Geſetzeskrone“ einſchlug.

Wie freudig und behend war er ſonſt dieſen Weg gegangen, und jetzt ſchaute er wie verworren drein und ſtrauchelte faſt bei jedem Schritte. Eine aus Mißmuth und Stolz gemiſchte Empfindung beherrſchte ſeine Seele; er ſollte nun fort und fort dieſen Weg gehen, ſollte allzeit dieſelben Bücher abermals ſtudiren und was konnten ſie ihm Neues bieten? Er hatte die rabbiniſche Würde, das Höchſte in dieſem Bereiche, errungen, und war und blieb doch wiederum Schüler in den gleichen Lehrgebieten, in denen man nur den Scharfſinn bis zum Aberwitz üben ſollte. Er war zu Hauſe in Allem was ſich hier kund gab, wozu ſollte das ewige Einerlei? Noch ſchmerzlicher aber war der Gedanke, daß er ein Fremder geworden, denn die Erfahrungen des vergangenen Tages hatten ihn hinausgehoben über jegliche Gewöhnung; war es nicht ein Frevel, daß er wieder in dieſelbe eintrat und ſich geberdete als ob nichts geſchehen wäre?

Die jüdiſche Volksgenoſſenſchaft und ihre Lehre war nicht mehr der Kern des ganzen Weltlebens und alles Andere nur äußere Schale. Da ſind Häuſer gebaut, Schiffe gezimmert, Straßen gebahnt, unbekümmert um die vereinſamte Gemeinde; da tönen Glocken und rufen zu anderen Heiligthümern. Wo iſt die Lebenskraft der Welt? — Der zum muthigen Jüngling Gereifte wäre gerne eingedrungen in ihre ewigen Hallen — und ihm öffnete ſich jetzt nur die Thüre zur Schule „Geſetzeskrone.“ Er wollte ſich nicht drein finden, daß die Welt nicht plötzlich eine andere werden ſollte, weil ſie ihm jetzt als eine andere erſchien. Warum ſollte es nicht möglich ſein, zum bewußten Daſein erwacht, auch mit ihm ein neues zu beginnen?

Die Welt geht in ihren gewohnten Gleiſen fort.

Die Wunden der erſten Jugend heilen leicht, die Zweifel beſchwichtigen ſich ſchnell, ſei es im Vergeſſen oder in gewohnter Unterordnung des Willens.

Als Baruch wieder in die Schule eintrat, war er ganz in jugendlicher Weiſe dem nächſten Intereſſe hingegeben und alles andere ſchien verſchwunden.

Rabbi Saul Morteira wies ihm den Platz zu ſeiner Linken an, den zur Rechten hielt Chisdai durch das Recht der Verjährung inne. Die übrigen Schüler ſaßen nach Alter und Kenntniſſen geordnet an dem langen Tiſche „zu den Füßen des Rabbi.“ Der Lehrer befahl Baruch, den am Freitag unterbrochenen Abſchnitt bis zum Ende laut vorzuleſen. Es war die Stelle Thalmud Tractat Kiduſchin Folio 22. Baruch las: „Geſchrieben ſteht 5. B. M. 21, 10: Wenn du ausziehest zum Kriege wider deinen Feind und der Herr giebt ihn in deine Hand, daß du ihn in Gefangenſchaft führeſt, und du ſiehſt unter den Gefangenen ein Weib von ſchöner Geſtalt und du haſt Luſt zu ihr und nimmſt ſie dir zu Frau … Dieſe Indulgenz iſt deßwegen geſtattet, weil ſich die Iſraeliten doch nicht hätten davon abhalten laſſen und es beſſer iſt, ſie thun etwas das erlaubt iſt, als daß ſie etwas thäten was nicht erlaubt iſt.“ Kaum hatte Baruch einige Minuten geleſen als ſich ein heftiger Streit zwiſchen ihm und Chisdai entſpann. Der große Scholiaſt Rabbi Samuel Edels hatte zu dieſer Ausführung ein Problem aufgeſtellt und es mit den Worten geſchloſſen: „hiefür läßt ſich eine Auflöſung finden.“ — Chisdai glaubte ſolche gefunden zu haben, aber einer der jüngſten Schüler, der unten am Tiſche ſaß, gab ihn mit zwei Worten dem allgemeinen Gelächter preis. Nun ſprang Chisdai auf und wollte den Frechen mit Einem Worte niederdonnern; aber auch Baruch ſtand auf und ſchlug ſich auf Seite des Kleinen. Chisdai wendete ſich zu dem Gegner, den er für ebenbürtig hielt; er zog die Ellenbogen zurück und reckte ſeine auseinander geſpreizten Finger empor, daß ſie daſtanden wie eine Palliſade von Ausrufungszeichen, mitleidig lächelnd und mit ironiſcher Verwunderung ſchüttelte er ſein gelehrtes Haupt über die ſchwachen Gründe, die man gegen ihn aufbot; aber Baruch ſetzte ihm immer heftiger zu, da endlich fuhr Chisdai kollernd auf ſeinen Gegner los, er packte ihn an ſeinem Mantel und wollte ihn nicht mehr zu Wort kommen laſſen, er ſchlug auf den Tiſch, wendete ſich behende nach allen

Seiten an Dieſen und Jenen, es nützte nichts. Baruch hatte ihn durch ſeine Ruhe in ein Dilemma gelockt, aus dem er ſich nicht retten konnte. Chisdai ſetzte ſich nieder und kaute an den Nägeln. Baruch löste das Problem ganz einfach.

„Ich finde es ſonderbar,“ ſagte er dann, „daß man hier etwas geſtattet, weil man es ſonſt doch thun würde; das könnte man bei jedem andern Dinge eben ſo gut anwenden.“

„Die Strafe derer, die eine Nichtjüdin heirathen, folgt gleich darauf —“ ſagte Chisdai mit frohlockender Miene, die Niemand zu deuten wußte als Baruch und er — „denn der Thalmud ſagt: faſt unmittelbar auf dieſe Verſe folgen die von dem abtrünnigen Sohne, weil aus ſolcher Ehe nur Gottloſe hervorgehen.“

Baruch antwortete nichts. „Bleibt nun als Reſultat,“ fragte er den Rabbi, „daß eine Ehe mit einer Nichtjüdin keine Sünde iſt?“

„Du ſiehſt es ja,“ antwortete der Rabbi, „aber nur zu Zeiten des Krieges.“

„Kann aber Gott ein Geſetz für den Krieg und ein anderes für den Frieden geben?“

„Warum nicht? Es giebt ja auch viele Geſetze, die bloß für Paläſtina gegeben ſind. Bleib nur bei dem Worte, hier iſt allein vom Krieg und nicht vom Frieden die Rede.“

„Verzeiht,“ erwiederte Baruch, „ich muß noch etwas fragen. Hier gleich nach dieſem Verſe ſteht: wenn ein Mann zwei Frauen hat, die eine liebt er, die andere aber nicht; die Erlaubniß, mehrere Frauen zu heirathen, galt doch für Krieg und Frieden, für Paläſtina und die anderen Länder, warum gilt ſie jetzt nicht mehr?“

„Du weißt ja, daß Rabbi Gerſchon „das Licht des Exils“ auf alle Zeiten denjenigen mit dem Bann belegt hat, der mehr als eine Frau heirathet.“

„Wie durfte er aber das, da es ja in der heiligen Schrift nirgends verboten iſt, und nach dem Thalmud König Salomo blos verboten war, mehr als achtzehn Frauen zu heirathen?“

„Ich glaube gar,“ antwortete der Rabbi, „du meinſt, das hätte das Sanhedrin von Mainz nicht ſo gut gewußt als du. Ich kann dir jetzt nicht Alles auseinanderſetzen, du biſt nicht allein da; wenn du vorwitzige Fragen ſtellſt, kann ich die Anderen damit nicht aufhalten. Chisdai lies weiter.“

Chisdai that wie ihm befohlen. Die ganze Vorleſung geſchah in einem Tone, den man ſeines allgemeinen Gebrauchs wegen für Tradition hält; der halb wehklagend ſingende, halb litaneimäßig recitirende Ton ließe ſich eben ſo wenig auf Regeln der Deklamation oder Muſik zurückführen, als aus dem babyloniſchen Sprachgemengſel des Thalmuds eine Grammatik abſtrahirt werden kann. Ein jeder der Schüler bemühte ſich aus den vielen kunſtreich gewebten Fragen des Textes und der zahlreichen Commentatoren neue Fragen zu combiniren, die dann wieder durch frappante Syllogismen u. ſ. w. gelöst wurden. Trotz der ungebundenen Geiſtesrührigkeit, die ſich von allen Seiten offenbarte, war doch eine gewiſſe geregelte Ordnung nicht zu verkennen. Der Rabbi hörte die Fragen eines jeden genau und forderte dann, je nachdem er deren Löſung ſchwierig oder leicht fand, Dieſen oder Jenen dazu auf. Chisdai, der dem Throne des Rabbi zunächſt ſaß, winkte den jüngeren, die die erſten Anſätze ihrer Dialektik zaghaft machten, freundlich und mit herablaſſender Aufmunterung zu. Er lächelte wie ein Feldherr, der im Bewußtſein bald Größeres auszuführen, einem Untergeordneten, der ein kleines Scharmützel glücklich ausgeführt, wohlwollend auf die Schulter klopft. Als eine Pauſe eintrat, führte er zwei ſich offenbar bekämpfende Anſichten des großen Maimonides in die Schlachtlinie, indem er gegen die hier dargelegte Anſicht eine widerſprechende aus dem Tractat Chetuboth auf vielen Umwegen und mit vieler Liſt auf den Wahlplatz brachte. Alles ſchwieg.

„Nun Baruch, was ſagſt du dazu?“ fragte der Rabbi. Baruch fuhr wie aus einem Traume auf, denn er hatte ſich in ein ganz anderes Gebiet des Denkens begeben. „Nun Baruch, was ſagſt du zu dem, was Chisdai hier vorbringt?“ fragte der Rabbi wiederholt.

„Er hat vollkommen Recht,“ antwortete er raſch.

Ein ſchallendes Gelächter, das Chisdai zuerſt begann, bewegte ſich von dem einen Ende des Tiſches bis zu dem andern.

„Wo ſind deine Gedanken jetzt wieder?“ fragte der Rabbi beſänftigend, „nicht nur ſeinen Worten, auch ſeinen Gedanken muß man einen Zaum anlegen. Nun, wer weiß eine Antwort auf Chisdai's Frage?“ Niemand antwortete. Da brachte Chisdai mit triumphirender Miene eine feingeknöpfte Kette von Autoritäten, Argumenten und Schlüſſen hervor, mit welchen er die unwiderleglich ſcheinende Frage auf's Glänzendſte ausglich. Baruch ſuchte ſeine abſchweifenden Gedanken mit aller Willensmacht zurückzulenken, mit peinigender Emſigkeit ſprach er die Textesworte vor ſich hin, es fruchtete nichts; ſein Geiſt ſchwebte über den Worten unaufhaltſam nach anderen Richtungen. Von der Anwendung, die die ganze Erörterung auf das Schickſal ſeiner Mutter an die Hand gab, war er bald zurückgekommen; der Zweifel über die ewige Gültigkeit und Unabänderlichkeit des Geſetzes richtete ſich in ihm auf, er glaubte ihn in ſeinem Entſtehen bewältigt zu haben, indem er ſich überredete, daß ſein Lehrer entweder nicht die Tiefe der Kenntniſſe habe, um auf ſolche Fragen zu antworten, oder daß er ihn noch für unwürdig halte, ihm vom Baume der Erkenntniß mitzutheilen. Vieles was in ſeiner Erinnerung faſt erloſchen war, tauchte in friſcher Lebensgeſtalt wieder in ihm auf, und er war froh, als er ſeine Mitſchüler die großen Folianten zuſchlagen und den Rabbi mit einem ſchweren Seufzer aufſtehen hörte.

Zu Hauſe ſetzte er ſich mißmuthig und mit Widerwillen gegen Alles ſchweigend zu Tiſche. Der Vater ließ ihn unbekümmert gewähren; nur Miriam ſchaute ihn fragend an. Man ſprach von der ſo eben erfolgten Abreiſe des Rodrigo Caſſeres und den Annehmlichkeiten des künftigen Zuſammenlebens beider Familien.

„Was iſt denn heute mit dir, Baruch?“ fragte der Vater, nachdem geſpeiſt worden war. „Du haſt doch ſonſt immer daran gedacht, daß „die Väter“ ſagen:

wenn drei an einem Tiſche eſſen und nicht vom göttlichen Worte ſprechen, iſt es als ob ſie von einem Todtenmahl genöſſen. Muß ich dich daran gemahnen, vor dem Tiſchgebete einen Abſchnitt aus der Miſchnah zu leſen?“

Baruch ſtand auf, holte den ſaubern Quartband und ſprach einige Paragraphen vor ſich hin. Heute zum erſtenmale fand er es läſtig, daß man, den Biſſen noch faſt zwiſchen den Zähnen, abermals die alten Geſetze wiederkauen müſſe.

„Ich war auch heute ſchon für dich bedacht,“ ſagte der Vater, „ich habe einen Lateinlehrer für dich gefunden; doch, lies nur ruhig weiter, ich will dir's nachher erzählen.“

Schneller als ſonſt las Baruch die vorgeſchriebene Zahl der Abſchnitte; um jedoch durch deren ſchnelle Beendigung ſeinem Vater nicht zu verrathen, wie ſehr der angeregte Gegenſtand ihn erfaßte, las er noch zwei Paragraphen mehr, aber nirgends folgten ſeine Gedanken den Zeilen, die Auge und Mund ablas. Er maß die Schuld hievon den Reden ſeines Vaters bei, denn er wollte ſich's noch immer nicht geſtehen oder wußte in der That nicht völlig, welch eine unabſehbare Veränderung in ihm begonnen hatte. Er ſchlug das Buch zu und blickte erwartungsvoll auf ſeinen Vater, der ihm befahl, das lange ebräiſche Tiſchgebet laut zu ſprechen. Glückliche Macht der Gewohnheit! Hätte Baruch nicht ſeit ſeiner erſten Kindheit dieſes Gebet täglich mehrmals verrichtet, er hätte jetzt oft geſtockt; denn während er Gott für die leibliche Nahrung dankte und um Wiederaufbauung Jeruſalems bat, ſchweifte ſein Geiſt zu den Göttern nach Rom und Athen und freute ſich der geiſtigen Nahrung, die ihm von Ariſtoteles und den römiſchen Hiſtorikern geboten werden ſollte.

Nach dem Amen ſtand der Vater auf, zündete ſich eine Cigarre an und ſprach: „Wenn ich ausgeraucht habe, Baruch, ſo gehen wir miteinander zu Salomon de Silva. Ich habe Anfangs doch ungern in den ſauren Apfel gebiſſen, aber das machte ſich Alles ſo von ſelbſt, daß ich meinen Widerwillen dagegen ganz verloren habe. Ich begleitete heute Morgen Rodrigo Caſſeres hinaus an die Amſtel, wo er mit der Trekſchuit (Ziehſchiff) nach Leyden abfuhr, und wie ich zurückkehrte, begegnete mir unſer lieber Doktor; ich weiß nicht, die Leute machen viel zu viel Aufhebens von deiner geſtrigen rabbiniſchen Erhöhung; laß dich nur nicht ſtolz machen von ſolchen Reden.“

„Gewiß nicht,“ antwortete Baruch, ohne aufzublicken. Wie verändert war der Vater heute! Wo war ſeine ſabbathliche Erhebung?

„Man muß immer noch weiter kommen, das iſt die Hauptſache,“ fuhr der Vater fort. „Eben als ich nun mit dem Doktor darüber redete, fiel mir mein Verſprechen ein, und Silva ſagte, er könne mir einen Lateinlehrer empfehlen, wie kein zweiter mehr in halb Europa zu finden ſei.“

Baruch und ſein Vater gingen miteinander zu dem Arzt. „Ich warte ſchon lange auf euch,“ ſagte dieſer, „und Magiſter Nigritius hat mich gewiß ſchon heute Morgen erwartet.“ Das Lob, das Baruch nun perſönlich von dem Arzte erhielt, ward ihm doppelt peinlich, weil er durch die Vorgänge in ſeinem Innern wie durch den in der heutigen Schule ſich deſſen unwürdig hielt.

Wäre es in der That eine buchſtäbliche Nothwendigkeit, daß er ein Abtrünniger werden müſſe? — Baruch bebte jetzt vor der Erfüllung eines heiß erſehnten Wunſches.

Iſt aber das Abtrünnigwerden eine innere Nothwendigkeit, wer will ſich dann dagegen ſtemmen?

„Ich habe ſtets einen Widerwillen gehabt,“ ſprach der Vater, während die Drei miteinander gingen, „meinen Sohn Latein und noch dazu bei einem Chriſten lernen zu laſſen. Ich habe einſt den Spruch aus dem Thalmud gehört: Verflucht ſei, wer ſeinen Sohn die griechiſche Wiſſenſchaft lernen läßt. Dem Akoſta hat nichts Anderes den Kopf verrückt; hätt' er ſein Lebtag weder Latein noch Griechiſch geſehen, ich möchte darauf ſchwören, er lebte jetzt noch unter uns in Ruh' und Frieden, in Ehre und Glück.“

„Euer Wort in Ehren, lieber Binjamin,“ ſagte der Arzt. „Ihr ſeid ein geſchickter Kaufmann, wißt wie und wann man Roſenholz und Zimmt, die Ihr durch die oſtindiſche Compagnie bezieht, am beſten abſetzt; aber von dieſen Angelegenheiten müßt Ihr Euch anders belehren laſſen. Ich kann es nicht glauben, daß Ihr auch einer von denen ſeid, die ihre Jugend ganz vergeſſen und die polniſche Verfinſterung bei uns einführen möchten. Das Anſehen und die Ehre, die wir genießen (hiebei erhob ſich der Blick des Doktors bis zum Stolze), verdanken wir dem allein, daß wir in den weltlichen Wiſſenſchaften auch ein Wort mitſprechen können. Ein anderes iſt wegen des Lernens bei einem Chriſten; Euer Baruch iſt aber ſo heimiſch in der Bibel und im Thalmud, daß er gegen einen Beweis, den man ihm aus der Bibel für das Meſſiasthum Jeſu aufgeſtellt, leicht zehn Gegenbeweiſe findet; auch ſind die frommen Chriſten gewöhnlich die, die Jeden gern in ſeinem Glauben laſſen; weit mehr ſind die Freigeiſter unter den Chriſten zu fürchten, die könnten unſere Jugend verderben, denn wer die Grundbedingungen jeder Religion leugnet, der iſt der eigentliche Verführer. Die wahre Wiſſenſchaft aber führt am Ende wieder zum Glauben."

Der gelehrte Arzt erläuterte dieſes Thema noch ausführlich, denn nicht nur zeigte er ſeine, für einen Arzt in der That ſeltenen theologiſchen und philoſophiſchen Kenntniſſe gern, ſondern er wollte auch hierdurch den barſchen Anfang ſeiner Rede vergeſſen machen. Er hatte noch nicht geendet, als er in das Haus des Magiſter Nigritius eintrat, und während er mit ziemlichem Geräuſch die fünf Treppen voraufſtieg, gab er ſeinen Begleitern Verhaltungsregeln gegen den Mann, den man jetzt beſuchte. Man war endlich oben auf einem reichlich mit Spalten verſehenen Boden angelangt. Der Doktor öffnete die Thür: ein kleines Männchen mit einem grüngelben Geſichte und einem gleichfarbigen dintenkleckſigen Schlafrocke ſprang ihm entgegen und ſtolperte über einige Folianten, die auf dem Boden lagen. „Heureka carissime amice!“[1] rief der

---

[1] Ich hab's gefunden, werther Freund.

Magiſter, „Marsi und nicht Mauri darf man leſen. Sehen Sie, hier will Horaz die Abkunft Auguſts vom Kriegsgott ableiten und ſagt:

Quem juvat clamor, galeaeque leves,
Acer et Mauri peditis cruentum
Vultus in hostem. [1]

Nun aber ſind die Mauren weder kriegeriſch noch tapfer. Hier iſt eine Stelle im Hirtius über den afrikaniſchen Krieg, wo weniger als dreißig Gallier zweitauſend mauriſche Reiter aus ihrer Stellung vertrieben; auch hatten die Mauren gar keine Fußgänger. Sodann waren die Mauren ja ſtets Feinde, und der erlegte Feind, über den ſich Mars freut, wäre ein Römer — wie ungeſchickt und unpatriotiſch! Darum leſe ich Marsi und die Marſiſchen Fußgänger waren die tapferſten unter den italiſchen Stämmen, wie mehrere Belegſtellen aus Strabo, Appian und Virgil, ja ſogar zwei Stellen aus Horaz ſelber beweiſen. Seht, mit dieſer einzigen Conjectur will ich dem Prahlhans Kaſpar Barläus ſein groß Maul ſtopfen, daß er auf Lebzeiten genug haben ſoll. Ach, lieber Doktor, wie froh bin ich, daß ich einen Mann habe, dem ich das Alles erzählen kann und der einen ſolchen Fund zu ſchätzen weiß. Schon ſeit heute Morgen warte ich mit Schmerzen auf Euch. Ich kann's jetzt gar nicht mehr begreifen, wie man dem feinſten Römer ſo lange zumuthen konnte, die dummen Mauren gelobt zu haben. Setzt Euch, lieber Doktor.“

---

[1] Den Kriegeslärm und das Blinken des Helmes ergötzt, und des mauriſchen Fußgängers grimmiger Blick auf den blutenden Feind.

Der Magiſter legte einige offene Bücher, die auf einem hölzernen Stuhl lagen, ſanft auf den Boden. Erſt jetzt berückſichtigte er die beiden Fremden, die er bisher nicht zu bemerken ſchien. Baruch ſtand ſtarr dreinblickend da während der langen Darlegung des Magiſters; er kniff nachdenkend die Lippen übereinander, denn es war ihm, als hätte ſich heute die ganze Welt verſchworen, ihn auf allen Schritten an die mauriſche Abſtammung ſeiner Mutter zu erinnern.

„Was will man von mir?“ fragte der Magiſter ärgerlich. Der Arzt beſchwichtigte ihn und ſagte, ſie hätten eine Bitte. „Setzt Euch hier,“ ſagte der Magiſter zu dem Vater, und rückte ihm ſeinen mit braunem Leder überzogenen Lehnſeſſel zurecht, „Ihr, junger Mann, ſetzt Euch zu mir auf's Bett.“

„Seid Ihr mit der Medicin zur Neige und wie geht's mit dem Huſten?“ fragte der Arzt.

„Optime. Dieſe Nacht mußte ich noch lange im Bette huſten, und als ich mein Oellämpchen ausgelöſcht hatte, ſchwebten mir die Buchſtaben noch immer vor den Augen; da auf einmal fällt mir's ein, daß man Marsi leſen muß, ich ſchreie vor Freude laut auf; in meiner Angſt, ich möchte den herrlichen Fund im Schlaf wieder verlieren, ſpringe ich aus dem Bette, wenn ich mich aber todt geſucht hätte, ich hätte mein Feuerzeug nicht gefunden; ſeht, dort ſteht's noch auf dem Boden, beim Mondſchein habe ich es mit Kreide dort hingeſchrieben, bin dann ruhig eingeſchlafen und als ich heut früh im Schweiß aufwache, iſt der Huſten wie weggeblaſen.“

„Ihr müßt Eure bisherige Lebensart aufgeben,“ ſagte der Arzt, „und beim herannahenden Frühling fleißig Eure Klauſe verlaſſen, ſonſt ſtehe ich Euch nicht dafür, daß, wenn der Bruſthuſten wieder kommt, das Freudenfieber über eine glückliche Conjectur ihn wegſchwitzen wird.“ Der Magiſter lächelte mit gutmüthigem Unglauben. Nun brachte der Arzt ſeinen Wunſch vor, und Nigritius willfahrte mit der Clauſel, daß Silva es verantworten müſſe, wenn er zu ungeſchickt dazu ſei.

„Wie alt iſt man?“ fragte er Baruch.

„Fünfzehn Jahr.“

„Und man kann noch nicht decliniren?“

„Nein.“

„Hm, hm,“ brummte der Magiſter, „Ars longa vita brevis, ſagt Hippokrates; zu fünfzehn Jahren da hatte Hugo Grotius ſchon die gelehrte Ausgabe des Martianus Capella gemacht, Stevini Seefahrerkunſt in's Lateiniſche überſetzt, die Phänomene des Aratus ſo ergänzt, daß man nicht wußte, wer ſchöner Latein ſchrieb, Cicero oder er; ich ſelbſt, ut ad minora redeam, habe, da ich ſo alt war, ſchon ein Carmen gemacht, ſelbſt Virgil hätte mir keinen Germanismus, nicht eine falſche Cäſur nachweiſen können. Fünfzehn Jahr! Nun wir wollen ſehen; diligentia est mater studiorum, d. h. man muß fleißig ſein.“ Baruch verſprach's und der Magiſter fuhr fort: „Man kann täglich um dieſe Zeit zu mir kommen, mich aber nicht wecken, wenn ich ſchlafe. Man braucht keine Bücher mitzubringen, ich habe ſie alle.“

Nachdem der Arzt nochmals ſeine Glückwünſche über die Conjectur wiederholt, verließ er mit Baruch und deſſen Vater den Magiſter.

„Ihr wißt, ich laſſe meine Kinder Alles lernen, daran ſpare ich nie; aber ich mache mich nicht größer, als ich bin, ich bin kein reicher Mann und möchte doch auch wiſſen, was der Magiſter fordert; zu viel kann ich für den Baruch allein nicht ausgeben, ja, wenn ich meinen Proceß gewinne, kann ich ſchon etwas mehr darauf verwenden, aber jetzt, ich muß bedenken, ich habe noch zwei Kinder.“ So ſprach der Vater und der Arzt brach in ein lautes Gelächter aus. „Nun, was iſt da zu lachen?“ fragte jener ärgerlich.

„Nichts, als daß Ihr den Magiſter als Kaufmann anſeht; und wenn er morgen nichts zu eſſen hätte, er würde eher verhungern, als daß er nur einen Deut Unterrichtslohn anſprechen würde. Wie der Rabbine es als ein heiliges Werk anſieht, in Bibel und Thalmud zu unterrichten, ſo geht es ihm mit Griechiſch und Latein. So menſchenſcheu er auch iſt, hat er doch alle Menſchen ohne Unterſchied von Herzen gern, und ſo ſchüchtern er ausſieht, wenn Leute bei ihm ſind, ſo muthig ja übermüthig iſt er gegen ſie, wenn er die Feder in der Hand und ſeine allzeit ſchlagfertigen Bundesgenoſſen, ſeine Bücher, zur Seite hat. Durch ſein außerordentliches Gedächtniß kann er jeden Augenblick ein ganzes Heer von Beweisſtellen ausheben. Dieſer Nigritius iſt ein ganz merkwürdiger Menſch.“

„Es iſt doch ein trauriges Leben ſo ganz allein, keine Menſchenſeele um ſich und nichts als Bücher und Bücher; ich möchte nicht ſo leben,“ ſagte Baruch.

„Das glaube ich dir, Junge," verſetzte der Arzt. „Da ſiehſt du, das iſt auch wieder ein verborgener, aber unberechenbarer Vorzug unſerer Religion: es iſt gar nicht möglich, daß ſolche Einſiedlersnaturen in ihr aufkommen. Wenn ſich nicht Einer losgeſagt hat von allen ihren heiligen Gebräuchen, was Gottlob bis jetzt ungeahndet noch nicht vorgekommen iſt, und was auch nicht ſtattfinden darf, wie will's Einer machen, daß er ſo allein lebt? Dreimal täglich in einer Verſammlung von wenigſtens zehn Glaubensgenoſſen zu beten, an jedem Sabbath und Feiertage unfehlbar die Synagoge zu beſuchen, das ſind lauter Vorſchriften, die ein einſiedleriſches Abſchließen unmöglich machen. Auch ſolche eigentlich pedantiſche Naturen mit ihrer minutiöſen Haarſpalterei und kleinlichen ſogenannten Ordnungsliebe, wie man ſie hier zu Lande ſo häufig findet, triffſt du unter den Juden nicht, das kommt vom ſüdlichen raſchen Blut." — Der theologiſirende Arzt hätte dieſe eben erſt gefundene Idee noch gern näher ausgeführt, aber die Neugier des Vaters unterbrach ihn mit der Frage:

„Woher iſt der Magiſter und wovon lebt er?"

„Er iſt aus Heidelberg, einer deutſchen Stadt am Rheine, er heißt eigentlich Schwarz, hat aber, wie alle jetzigen Gelehrten, ſeinen Namen latiniſirt. Er ſpricht nicht gern von ſeinem früheren Leben, nur in einer traulichen Stunde habe ich einſt von ihm erfahren, daß in dem jetzt bald dreißig Jahre dauernden Kriege ſeine Vaterſtadt von den Kaiſerlichen geplündert und eingeäſchert wurde. Er war ſo glücklich, die ihm gehörigen Manuſcripte aus der nach Rom gebrachten Univerſitätsbibliothek zu retten; er flüchtete damit, ſtand aber jetzt verlaſſen da. Nicht zweimal in ſeinem Leben war er über das Weichbild ſeiner Vaterſtadt hinausgekommen, in Attika und Latium kannte er jedes Haus und jeden Weg, aber hier wußte er nicht wo aus noch ein. Er ſchloß ſich einer Geſellſchaft Auswanderer an und kam hieher, wo er nun ſeit ſechs und zwanzig Jahren lebt. Die Heidelberger Bibliothek hat ihm ſeine Manuſcripte, die er mit ſehr reichen Gloſſen verſehen hatte, wieder abgekauft. Außerdem beſorgte er für ſeinen Landsmann Gerhard Voſſius und für andere die Correcturen; die beſten Emendationen in den alten Claſſikern ſind von ihm, und Niemand weiß es, daran liegt ihm aber nichts. — Es grenzt an's Unglaubliche, wie wenig der Mann braucht, er mag ſtudiren ſo viel er will, er bleibt einen Tag wie den andern, immer heiter und vergnügt, aber von der Welt weiß er nichts; er iſt doch jetzt ſchon tief in den Sechzigen, aber er iſt noch ſo unerfahren wie ein Kind von zehn Jahren; er weiß Euch genau anzugeben, wie viel Seſtertien Craſſus im Vermögen gehabt hat, wenn er aber zwanzig Stüber hat und ſie zählen ſoll, weiß er ſich nicht zu helfen und nicht zu rathen. Es iſt gut, daß er ſo brave Hausleute hat; der Klaas Ufmſand und ſeine Frau die gute Gertrui, die ſorgen in Allem für ihn. Laß dir das Alles auch geſagt ſein, Baruch, damit du dich nie über ihn luſtig machſt, wenn er etwas linkiſch iſt; Spott kann er nicht ertragen. Wenn er auch manchmal leeres Stroh driſcht, iſt er doch ſo grundgelehrt und du kannſt ſo viel bei ihm lernen, daß du ihm ſtets mit Ehrerbietung begegnen mußt.“

„Ja, ja,“ ſagte der Vater, „wenn du bei dem nicht Latein lernſt, iſt's aus damit.“

Von nun an ging Baruch täglich zu dem Magiſter. Zwar fühlte er bald, daß dies nicht der Mann dazu ſei, um ihn in die geprieſenen Tempel klaſſiſcher Weisheit einzuführen, aber eingedenk der Drohung ſeines Vaters ließ er nichts davon kund werden, wie er ſich in ſeinen Erwartungen getäuſcht hatte. An der dürren Schaale der Grammatik des Donat mußte er nagen, während ihn ſo ſehr nach dem nährſamen Kerne gelüſtete. Nicht einmal jene Geiſtesgymnaſtik des Thalmudſtudiums ward ihm bei dieſen inhaltsloſen Formen, die blos dem Gedächtniſſe eingeprägt werden ſollten. Ein Schüler wie Baruch hätte einer ganz eigenthümlichen Behandlung bedurft. Ein Geiſt, der ſich ſchon an den höchſten Fragen des Denkens verſucht hatte, war über die Stufe der bloßen Empfänglichkeit längſt hinaus, und nur was er in ſich verarbeiten konnte, faßte er wahrhaft. Der Lehrer ſuchte Baruchs Ungeduld ſtets mit der Verſicherung zu beſchwichtigen, daß „nur dann, wenn man alle Formen im Kopfe habe, man inoffenso pede im Gebiete des Claſſicismus umherwandeln könne.“ Baruch lernte allmälig die fremde Weiſe, die ſich in ſeinem Lehrer kund gab, achten und ihr nacheiſern. Gerade dieſer ſtetige, oft mit peinlicher Aengſtlichkeit bemeſſene Fortgang, der ſich keine Beſchleunigung, noch viel weniger ein Abſpringen erlaubt, gerade dieſe ſpröde Disciplin muthete ihn ſchließlich an gegenüber dem funkenſprühenden Abſplittern in der Thalmudſchule. Er zwang ſich zu regelrechtem Schritthalten und der Lehrer empfand dieſe Hingebung und gewann ſeinen Schüler ſtets lieber, denn er freute ſich täglich mehr, ein theilnehmendes Weſen um ſich zu ſehen. Er verſprach ſeinem Schüler, er wolle ihm, wenn er einſt ſterbe, ſeinen Cicero „über das höchſte Gut und das höchſte Uebel," den er mit reichen Randbemerkungen verſehen habe, als Erbſtück hinterlaſſen. — Eines Tages, als Baruch zu ſeinem Lehrer kam, empfing ihn dieſer mit ungewöhnlicher Freude und erzählte, daß er heute eine der ſchwierigſten Stellen in Cicero's Orator gerettet habe; die Scholiaſten und die ſpäteren Philologen hätten die leichtere Lesart immer vorgezogen, das ſei natürlich bequemer, aber es ſei heilige Pflicht jedes ächten Philologen, gerade die ſchwierige Lesart, weil ſie ſchwieriger ſei und nicht ſo leichthin von Jedermann begriffen werde, als die richtige und urſprüngliche anzuſehen.

„Das iſt ſonderbar," ſagte Baruch, „das kommt mir gerade vor, als ob ich, wenn ich über ein Gerſtenfeld gehe und einige Garben dort liegen ſehe, ſagen müßte: ei, das ſind gewiß Hafergarben, die man von einem andern Felde hergetragen hat, denn Gerſtengarben zu vermuthen das iſt ja keine Kunſt."

Magiſter Nigritius ſtutzte; dieſes Uebertragen thalmudiſtiſcher Sophiſtik auf ein entferntes, wenn gleich nicht unverwandtes Gebiet befremdete ihn; es gelang ihm jedoch, Baruch darzuthun, daß die Abſchreiber eine ſchwierige, nicht leicht verſtändliche Lesart wohl gern, in eine leichtere verwandelten, es ſei daher Pflicht, wenn in der ſchwierigeren Lesart ein Sinn zu finden ſei, dieſe vorzuziehen. Baruch war befriedigt von dieſer

Deutung, der Scharfſinn, der hiebei in Anwendung kam, muthete ihn an; dennoch fühlte er ſeinen Drang nach einer neuen Welt voll heitern Glanzes, die ſich ihm erſchließen ſollte, unbefriedigt.

Die geſteigerte Bruſtkrankheit des Magiſters, und die zwiſchen ihm und Baruch herrſchende geheime Unluſt machte den Unterricht fortan zu einem unregelmäßigen und wenig fruchtbringenden.

Um dieſelbe Zeit begann Rabbi Saul mit ſeinen Schülern den Traktat Erubin, und um die Löſung der dort gegebenen geometriſchen Probleme zu erleichtern, trug er einen vollſtändigen Curſus der Mathematik nach der ebräiſchen Ueberſetzung des Euklid vor. Der unruhige Geiſt Baruchs fand hierin genugſame Beſchäftigung; auch gab er ſich wieder mit ungetheiltem Eifer dem Studium des Thalmuds hin, er hoffte in ihm ſeine alte Ruhe wieder zu finden. Die unmittelbare Luſt an dieſem Studium war von ihm gewichen und doch trachtete er jetzt mit wahrem Heißhunger nach vollerer Sättigung ſeiner Wißbegierde. Er ſprach ſich gegen Niemand aus und theilte Niemand etwas davon mit. Denn das liegt ja im Weſen des jugendlich wachſenden Menſchen wie jedes Wachsthums in der Natur überhaupt, daß vermöge ſeiner Anziehungskraft das Aneignen das Entäußern weit überragt und ſo die Lebenselemente ſteigert und zu feſten Formgebilden zeitigt. In ſchlummerähnlicher Stille erwuchs der Geiſt des Jünglings, der eigenen Erkenntniß und fremdem Einblick zur Ueberraſchung.

7. Der Friedenstraktat.

Der rechtſchaffene Mynheer Dodimus de Vries trug das Datum vom 24. Oktober 1648 mit gewiſſenhafter Frakturſchrift in ſein Hauptbuch ein und ſchrieb darunter, wie viel Wolle, Safran und Ingwer heute angekommen, und wie viel Käſe, Zucker und Thee er heute abgeſendet. Der Thee Nachmittags war köſtlich und Mynheer de Vries ſagte ſeiner Frau Eheliebſten, daß er von dieſer Sorte noch 7½ Centner auf dem Lager habe, die jeden Tag mehr werth werden, denn der berühmte Dr. Beverocius habe eine Schrift geſchrieben, worin er deutlich zeige, daß der Thee ein Heilmittel gegen alle Krankheiten ſei und die oſtindiſche Compagnie laſſe dieſe Schrift auf ihre Koſten drucken und verbreiten. Hierauf ſchlief er ſanft ein und lächelte im Traume wie ein Kind, und doch ahnte er nichts von der zarten Ueberraſchung, die ihm Mevrouw de Vries bereitete: aus Tulpenzwiebeln von der herrlichſten Sorte und der verſchiedenſten Größe und Gattung, die ſie aus ihrem Garten eingeheimst hatte, baute ſie eine Pyramide auf dem Schreibpulte, dem Schlafenden gerade gegenüber, und als der Glückliche erwachte, traf ſein erſter Blick das ſinnreiche Gebäude. Er drückte ſeine dicke Ehehälfte an ſein hocherfreutes Herz und ging heiter und wohlgemuth in das Contor.

Es war ein glücklicher Tag, ein Tag wie alle anderen, nur mit der Extrafreude der Tulpenzwiebel=Pyramide. Was konnte die Welt noch Ungewöhnliches bringen?

Drei prächtig gekleidete Herolde jagten in raſchem Trab und mit ſchmetternden Trompeten durch die Straßen Amſterdams unaufhaltſam dem Rathhauſe zu. Der Hammer ruhte plötzlich in der Schmiede, das Weberſchiffchen hing am Webſtuhl, der Handelsbefliſſene ſpritzte ſeine Feder aus, der Wechsler rückte ſich die Brille auf der Naſe zurecht, verſchloß ſeine ſchwarze Kiſte ſchnell und zog noch zweimal am Hängſchloſſe, um gewiß zu ſein, daß es auch recht ſchließe; unſer Mynheer de Vries legte bedächtiglich das Löſchpapier auf das ſo eben beſchriebene Blatt, ſchlug das Hauptbuch zu und verſchloß es in das Pult; dann brachte ihm Mevrouw Perücke und Stock.

„Mein Täubchen, haſt du mir's nicht angeſehen? Mir hat's den ganzen Tag geahnt, daß etwas Wichtiges in der Welt vorgehen muß," ſo ſprach Mynheer de Vries und er nahm ſeinen Sohn Simon an die Hand und ging nach dem Rathhauſe, um zu erfahren was ihm geahnt hatte.

Nicht ſo ruhig ging es in den Häuſern der Rathsmänner her, da mußte Alles Hände und Füße in Bewegung ſetzen, um den Rathsherrnornat herbeizuholen und die ſtattliche Perſon des Hausherrn damit zu bekleiden; nichts wollte in der Eile recht paſſen und der geſtrenge Rathsherr ſchalt über die Unordnung der Hausfrau und ſuchte noch auf dem Wege Alles ſo gut als möglich ſeiner Würde gemäß zurecht zu legen. Er bedurfte ſeines ganzen Anſehens, um durch die Menge die ſich dort verſammelt hatte, den Weg nach dem Eingange des Rathhauſes zu finden. Handwerker, die Schürze noch umgebunden und die nervigen nackten Arme übereinandergeſchlagen, Contoriſten, die Feder hinterm Ohr und Dinte an den Fingern, Laſtträger, die ihre Laſt neben ſich gelegt und ſich darauf geſetzt hatten, Soldaten, Müſſiggänger, Weiber und Kinder, Alles ſtand bunt durcheinander und theilte ſeine Muthmaßungen über die Ankömmlinge mit. Ein vornehmer Pflaſtertreter lobte den leichten Trab der Pferde und die feine Arbeit an den Wämmſern der Herolde: die ſäßen wie angegoſſen und ſeien gewiß in Madrid oder Paris gemacht, hier zu Lande ſei die Kultur noch weit zurück, kein Amſterdamer Schneider verſtünde einem Wamms ſolch einen genialen Schnitt zu geben. Ein Höckerweib bewunderte mit ihrer Nachbarin an den Herolden die reiche Goldſtickerei und die Breite und Farbenpracht der Bänder, und ein Kaufmannslehrling bemerkte ſeinem Kameraden, das ſeien ſolche Utrechter Bänder, wovon ſie viel auf dem Lager hätten und die ſie mit fünf und zwanzig Procent Nutzen zu vier und ein halb Stüber die Elle verkaufen. An der rechten Ecke des Rathhauſes hatte ſich eine lange hagere Geſtalt aufgepflanzt, die Beine nachläſſig übereinander geſchlagen, ein Liedchen vor ſich hinpfeifend.

„Gut daß du da biſt, Flyns,“ riefen mehrere Laſtträger, „du kannſt uns gewiß Auskunft darüber geben, was die goldenen Vögel, die da hereingeflogen ſind, im Schnabel ſtecken haben; du haſt doch heut ſchon mehr als zehn Rathsherrnköpfen das Kinn geputzt, du mußt wiſſen was in den vereinigten Staaten vorgeht. Haben wir wieder eine Silberflotte gerapst, oder giebt's ſonſt was? Ei der Teufel, du machſt ja ein Geſicht wie ein Mynheer draußen am Hafen, wenn er hört, daß ihm ein Schiff verſoffen iſt.“ So riefen Alle durcheinander, und der Bartkünſtler wollte ſich aufmachen, um mit ſtolzer Miene ihrer Zudringlichkeit zu entgehen.

„Holla, halt, ſo geht's nicht,“ riefen Alle; „gelt, draußen in der Feuerkugel beim vollen Glas Genever, da weißt du immer Alles ſo gut und noch beſſer als der Großpenſionarius ſelber, da kannſt du uns gut Alles vorſchwatzen; jetzt, Bruder, jetzt zeig's wenn du was weißt, und wer dann noch einmal ſagt: du lügſt, dem wollen wir ſein Fell gerben, daß ihm Hören und Sehen vergehen ſoll.“ Ihre geballten Fäuſte zeigten, daß ſie wirklich geſonnen waren, ihren Worten Kraft zu geben. Flyns aber antwortete noch immer nicht und ſuchte aus der ihm öffentlich nicht genehmen Umgebung herauszukommen.

„Laßt ihn gehen,“ ſagte Einer, „der Bartkratzer hat uns Alle immer über den Löffel barbiert; warum wär' er denn da, wenn er etwas mehr wüßt' als wir? Er muß eben auch warten, bis uns von da droben herunter was zugeworfen wird.“

„Ha, ha!“ lachten Alle, „gelt, du weißt auch nichts, du mußt auch warten!“

„Ich warte nur,“ ſagte Flyns, „um mich daran zu gaudiren, wie ihr mit Wind in den Ohren abziehen könnt; ihr Häringsſeelen meint, man wird euch brühwarm die Neuigkeiten um eure Schandmäuler ſtreichen? Ja, proſit die Mahlzeit, das ſind keine Sachen für euch Strohlümmel; geht, wenn ich nicht meinen eigenen Werth kennte, müßt' ich mich ſelbſt verachten, daß ich mich mit euch ſo gemein gemacht hab'; das kommt dabei 'raus, wenn man zu gut iſt und das Anſehen ſeines Standes nicht immer vor Augen hat; ihr habt mich geſehen."

„Nein, nein, ſo war's nicht gemeint, du darfſt nicht bös von uns gehen," riefen Alle, „und wenn der kleine Rattenfänger da noch ein Wort gegen dich ſagt, ſo wollen wir ihm ſeine Schnauze verklopfen, daß ſie aufſchwillt wie ein Wollſack, dem man den Reif abnimmt. Sei jetzt nicht bös und erzähl' uns, du weißt's gewiß."

Der Gefeierte nahm wieder ſeine frühere vornehm nachläſſige Stellung ein, und begann: „Wißt ihr noch, was ich geſagt hab', als wir geſtern Abend beim Nachhauſegehen weit gegen Oſten feurige Kriegsſchaaren am Himmel fechten ſahen? Nun werdet ihr bald ſehen, was darauf erfolgt. Mir iſt die Sache nicht aus dem Sinn gekommen. Wie ich heut früh zu dem reichen van Kampen, der bei der Oude Kerke wohnt, komme, um ihn zu bedienen, macht der ein Geſicht wie die Katz wenn's donnert; der iſt immer zäh und iſt nichts von ihm herauszukriegen, ich leg' aber mein' Sach' fein an und erfahre von ihm, ohne daß er's weiß, daß der Krieg jetzt erſt recht angeht. Mit dem Spanier, mit dem ſind wir längſt fertig, der kann nicht mehr muckſen; aber Brüder! Ihr werdet die Augen aufreißen vor

Staunen, man wird mit Menſchenköpfen ein ganzes Land pflaſtern können. Der Türk', hab' ich's nicht ſchon lang geſagt, der ruht nicht, der möcht' Oeſtreich gern eine Schlappe beibringen? Aber ſeht einmal an, dort hat ſich der pausbackige Seilerobermeiſter Neuwerz auf ein Faß geſtellt und plappert den Maulaffen, die umher ſtehen, wieder was vor; es iſt nicht mehr zum Aushalten mit dem Pack; ſeitdem der Seilergeſelle Michel Ruyter ein tapferer Seeheld geworden, glaubt Jeder, der aus Werg ein Tauſeil zuſammentroddeln kann, in ihm ſteck' auch ſo etwas von einem Admiral; jeder Lehrburſch, der am Haſpel dreht, meint, die hundert Kriegsſchiffe und die hundert Kauffahrteiſchiffe, die wir täglich können in See gehen laſſen, verdanken wir ihm allein, und ſo ein Kerlchen, das noch nicht trocken hinter den Ohren iſt, gackst auch ſchon von Freiheit und Recht. Aber es müßt' kein Gott im Himmel ſein, wenn es nicht wieder einmal auch anders ginge, dann gelten Leute von Stand und Bildung wieder was; mein Vater war erſter Kammerdiener" —

„Ei, wärmſt du wieder die alte Geſchichte auf? Die haben wir ſchon hundertmal gehört und haben dir immer geſagt, wir wollen nichts wiſſen von einer Herrſchaft der Oranien; Statthalter mögen ſie ſein, da haben wir nichts dagegen, aber bei ihrer Herrſchaft könnten wir verhungern, und jetzt haben wir vollauf zu eſſen, wenn wir nur die Hände nicht in den Schooß legen." So ſprach Maeſſen Blutzaufer, der das Wort für ſeine Kameraden führte, und ehe ſich's der Bartkünſtler verſah, war er von ſeiner Zuhörerſchaft verlaſſen.

„Hoch leben die vereinigten Staaten!“ rief Einer aus der Menge, und wie von einem elektriſchen Schlage berührt, riefen alle Verſammelten unaufhörlich: „Hoch leben die vereinigten Staaten!“ daß von dem mächtigen Rufe die Scheiben an den Häuſern klirrten. Als wieder Stille eingetreten war, drängte ſich Alles um den ſprechenden Seilerobermeiſter.

„Brüder!“ rief er, „Gehorſam iſt die erſte Pflicht des braven Bürgers, Gehorſam gegen das Geſetz und Achtung und Vertrauen gegen die Obrigkeit, die wir nicht mehr von fremden Tyrannen erhalten, ſondern die wir aus unſerer Mitte wählen. Ich habe Viele von Euch darüber murren hören, daß man freie Bürger der Republik hier unten warten läßt, während ſie droben bei verſchloſſenen Thüren die Staatsgeheimniſſe, die uns Alle, Einen ſo gut wie den Andern angehen, für ſich behalten. Ihr Alle wißt, Brüder, ich liebe die Freiheit ſo gut als Einer, ich würde meinem eigenen Sohn ohne Bedenken meinen beſten Strick um den Hals hängen, wenn ich erführe, daß er ein Verräther an der Freiheit geworden iſt oder werden will; ich haſſe das Herrengeſchmeiß, das beſſer ſein möchte als wir, wie ich den Gottſeibeiuns haſſe. Drum dürft ihr mir's glauben, daß ich's ehrlich meine, wenn ich euch ermahne ruhig zu ſein. Es kann Fälle geben, wo die Väter der Republik es für beſſer erachten, die Nachrichten nicht gleich in alle Winde auszupoſaunen. Geſteht ſelbſt, können nicht auch Verräther unter uns ſein?“

„Nieder mit den Verräthern! hoch lebe die Freiheit!“ brauste der begeiſterte Ruf der ganzen Menge auf.

„Drum Brüder,“ fuhr der Redner fort, „mag kommen was da will, Krieg oder Friede, zu Waſſer oder zu Land, wir haben das Heft in Handen und wollen's uns nicht entwinden laſſen, wir haben uns die Freiheit erkämpft, wir können ſie auch ſchirmen.“ —

Der Ruf: „Hoch lebe Hooft! hoch leben die Generalſtaaten!“ unterbrach den Redner, denn oben auf dem Balkone des Rathhauſes erſchien der alte Droſt Hooft und mit ihm die Rathsherren, ſo viele der Balkon faſſen konnte. Andächtige Stille herrſchte als der Droſt gedankt hatte und darauf begann:

„Brüder! Ein kleiner Zufall hat es verhindert, euch alsbald die Nachricht mitzutheilen, die eines Jeden Herz mit Freude und Dank gegen Gott erfüllen muß. Geſtern endlich iſt den dreißigjährigen Kriegesſchrecken und den ſiebenjährigen Friedensunterhandlungen ein Ziel geſetzt worden. Ehrenvolle und gedeihliche Punkte für die vereinigten Staaten ſind in den Traktat, den alle Mächte Europa's beſchworen haben, aufgenommen worden. Vor allem hat Spanien mit der Bekräftigung von ganz Europa die vollkommene Unabhängigkeit unſerer Republik anerkannt. Es iſt das ein Ehrenpunkt und weiter nichts, denn wir haben nicht gewartet bis man uns die Freiheit geſchenkt hat, wir haben ſie uns errungen mit Hülfe Gottes und unſerer guten Sache. Unſere rechtmäßigen Eroberungen in Brabant, Flandern und dem Limburgiſchen, das Recht, die Schelde nach unſerm Gutdünken zu ſchließen, und noch andere Vortheile ſind uns verblieben. Freuet euch und danket Gott, denn er iſt's, der die Menſchen beſtimmte, endlich das Schwert in der Scheide ruhen zu laſſen, daß Friede ſei zwiſchen Chriſt und Chriſt; betet zu ihm, daß er den Frieden erhalte. Liebet Gott, ſchirmet die Freiheit.“

„Hoch lebe die Freiheit!“ ertönte unaufhörlich der Ruf der ſich zerſtreuenden Menge durch alle Straßen, bis er endlich durch das Geläute der Glocken, welche die Friedensbotſchaft in alle Lüfte verkünden ſollten, abgelöst und übertönt wurde.

Es war ein herrlicher, herzerhebender Anblick, das Leben eines Volkes zu betrachten, wie es nur aus dem Bewußtſein einer glücklich errungenen und froh empfundenen Freiheit emporſproſſen konnte. Zwar vermochte manches Gemüth noch lange nicht ſich an den Gedanken zu gewöhnen, daß endlich Friede ſei, wie der lange von einer Laſt Gedrückte noch immer ihre Schwere auf ſich ruhen glaubt, auch wenn er längſt davon befreit iſt.

Die Frommgläubigen waren die erſten, die ſich dem neuen Stand der Dinge mit Zuverſicht hingaben, denn ſie hatten's ja deutlich gefunden in den Weiſſagungen Daniels und in der Offenbarung Johannis, daß dieſes Jahr, deſſen Zahlen getheilt und zuſammengerechnet die heiligen zwölf und Sieben ergeben, ſein werde ein Jahr des Friedens und der Gottſeligkeit, und ſie gingen heim und riefen ihre Kinder und ihr Hausgeſinde und ſprachen: „Betet und thuet Buße, denn das tauſendjährige Reich, das Reich des Herrn iſt gekommen, und in Erfüllung gehen alle die Verheißungen, und einziehen wird der Herr in ſeiner Pracht.“ Die aber nicht ſo gläubigen Sinnes waren, vertrauten auf die ſieben Siegel und die Unterſchriften der europäiſchen Mächte und waren damit zufrieden.

Als Mynheer de Vries nach Hauſe ging, ſagte er zu ſeinem Sohne Simon: „Haſt du recht Acht gegeben? So etwas wirſt du, will's Gott, in deinem Leben nicht mehr erfahren,“ und ein Fernſtehender hätte weder aus Miene noch aus Gang errathen, daß Mynheer de Vries ſeinem Sohne bei dieſer Gelegenheit das höchſte Gut der Bürgerfreiheit erklärte. Er that das mit ſo bedachtſamer Ruhe und ſo ohne irgend eine äußere Erregung, daß ſich darin jene unverwüſtliche Ausdauer der Niederländer bekundete, die ſelbſt wo die Leidenſchaft waltet, doch auch den Nationalbegriff, das makkelyk (gemächlich), gern feſthielt. Zu Hauſe ſank Mynheer Dodimus freudetrunken an die Bruſt ſeiner Eheliebſten. „Siehſt du, Täubchen,“ ſagte er, auf die Tulpenzwiebeln deutend, „die können in friedlichem Boden wachſen, und mein Thee iſt um ein Drittel im Preis geſtiegen, denn die Soldaten, die jetzt heimkehren, haben lange keinen Thee getrunken und werden ſich nun gütlich daran thun.“ Still und ruhig ſetzte er ſich an den Tiſch und ſuchte die außerordentliche Gemüthsbewegung, die ihn heute überraſcht hatte, dadurch auszugleichen, daß er am Abend ein halbes Glas über ſein regelmäßiges Quantum trank, bei Tiſche kein Wort ſprach, und noch ehe der Thee kam, ſanft einſchlief.

Es iſt gut, daß das Haus des de Vries weit weg von der Schenke „zur Feuerkugel“ iſt. Das Schreien und Jubeln, das von dorther ertönte, hätte den Guten gewiß aus ſeinem Schlummer geweckt. Dort ſaß der ganze Troß von Laſtträgern und that ſich gütlich beim Genever. Das liebliche „Het daghet uyt den Osten“ hatten ſie bis zum Ende geſungen, und Maeſſen Blutzaufer hatte ſo eben das „Wilhelmus van Nassawe“ angeſtimmt, als er durch ein furchtbares Gebrülle unterbrochen wurde. „Holla! da kömmt Judas der Erzſchelm, der falſche Prophet, ſteiniget ihn, kreuziget ihn, erſäuft ihn!“ ſo riefen Alle durcheinander, denn eben trat Flyns ein. „Jetzt gieb Antwort, warum haſt du uns heute Morgen ſo angelogen?“ rief Einer. Flyns ſtand ruhig da und lächelte vornehm. Sein Vater war nicht umſonſt erſter Kammerdiener des Prinzen Moriz von Naſſau geweſen, er hatte diplomatiſches Geſchick genug auf ihn vererbt. Er ließ die Zechbrüder austoben. „Seid ihr fertig?“ fragte er dann ruhig, „Ihr verſteht doch gar keinen Spaß, ich wollt' euch nur auch einmal blau anlaufen laſſen.“

„Aber das iſt niederträchtig und hundsföttiſch von dir,“ rief der Kleine. „Kuſch dich, du Rattenfänger,“ erwiederte Flyns; „bellſt du noch ein einzigesmal, ſo zerreib' ich dir deine krummen Knochen zu Mehl und verkaufe ſie als Rattengift.“

„Still, ſtill, keine Händel, es muß überall Friede ſein, reicht euch die Hände,“ ſo riefen Alle und Flyns ſetzte ſich zu ſeinen Freunden.

„So, jetzt da bleiben wir ſitzen,“ ſagte Maeſſen Blutzaufer; „zehn Pferd' ſollen mich nicht vom Platz bringen. Und wenn der Kaiſer von Japan käme, angethan wie der drinnen im Oſtindienhaus, und thät' ſagen: da trag' mir das Goldkiſtchen zwei Häuſer weit, du kriegſt tauſend Stüber von mir; ich thät' ſagen: Kaiſer! thu mir Beſcheid, aber heut kann ich dir nicht dienen, ſetz' dich her zu uns, wir ſind auch Kaiſer, grad ſo gut als du. Und wenn der Großpenſionarius ſelber ſchickt, ſo darfſt du heut nicht mehr vom Fleck, Flyns, es ſoll keinem Bart heut mehr was zu leid geſchehen, auch die Bärte ſollen Friede haben."

„Ihr freut euch jetzt Alle mit dem Frieden," ſagte Flyns, „und wißt nicht einmal was das Kind für einen Namen hat."

„Nun wie heißt es denn?"

„Der ewige Friede."

„Vivat! Es lebe der ewige Friede!" ſo riefen Alle und leerten dann ihre Gläſer bis auf den Grund. Flyns prophezeite jetzt die Wiederkehr des luſtigen Lebens von Jakob von Artevelde aus Gent, und erzählte, wie der es in vergangenen Zeiten durch weiſe Anordnungen und Handelsverbindungen dahin gebracht hatte, daß man nur zwei Tage in der Woche zu arbeiten brauchte und die übrigen müßig in der Schenke ſitzen konnte. Das war ein ſchmackhafter Köder, und Jeder hatte ſeine eigenen Phantaſien, wie er ſich ihn herrichtete. Nur Maeſſen Blutzaufer wollte nichts davon wiſſen und behauptete: es ſei weniger gottlos gar keinen Sonntag zu haben als fünf in der Woche.

Die luſtige Geſellſchaft zechte bis ſpät in die Nacht und taumelte dann unter Geſang und Jauchzen nach Haus.

Ueberall war Freude und Jubel, in Kirchen und

Tavernen wie im traulichen Kreiſe der Familien, denn Friede war über der ganzen Chriſtenheit, Friede in den Religionen, Friede im Himmel und auf Erden.

Nur auf dem Burgwall trauerte eine Seele um den entſchwundenen Frieden, der ihr durch keinen Traktat irdiſcher Mächte mehr zugeſichert werden konnte, denn der himmliſche Bund, das Geſetz Moſis, lag vor ihr zerriſſen. Dort im Bibliothekzimmer der Schule „Geſetzeskrone“ ſaß Baruch Spinoza einſam, und vor ihm aufgeſchlagen war Ebn Eſra's Commentar über die fünf Bücher Moſes, deſſen Studium ihm ſein Lehrer der Dunkelheit und Schwierigkeit wegen mißrathen hatte. Zwei Stellen waren es, deren Enträthſelung ihn lange beſchäftigte. Bei der Geſchichte vom „Haderwaſſer,“ (4. B. M. 20.) das aus einem Felſen hervorbeſchworen wurde, war angemerkt: „Die mir richtig ſcheinende Erklärung will ich hier nur andeuten. Wiſſe, daß wenn der Theil das All kennt, er daſſelbe umfaßt und in ihm Wunder thun kann.“ Die Schriftſtelle 4. B. M. 18.: „Ich kann nicht übergehen das Wort des Herrn“ hatte er erklärt: „Das Geſchöpf kann das Werk des Schöpfers oder ſein Geſetz nicht ändern; das Myſterium iſt: ein Theil kann den andern Theil nicht ändern, ſondern nur das Geſetz des Alls kann das des Theils ändern. Ich kann dieſes Myſterium nicht weiter enthüllen, denn es iſt tief; allerdings hat die Eſelin geſprochen. Wenn du das Geheimniß von den Engeln Abrahams und Jakobs begriffen haſt, wirſt du auch hier die Wahrheit einſehen.“ Die Stelle, wo es heißt: „wenn du verſteheſt das Geheimniß der zwölf ꝛc.“

verſtand Baruch leichter. Ein verwandter Geiſt zog ihn hier an, er erkannte deſſen Behutſamkeit und gefliſſentliche Verſchleierung und kühn und frei ſtellte ſich ihm das Ergebniß, daß die ſelbſtändige Vernunft und der überlieferte Glaube nur durch beiderſeitigen Zwang verſöhnt werden können. Es war ihm klar dargethan, daß die heilige Schrift nicht nach ihrem ganzen Inhalte von gottbeſeelten Männern geſchrieben war, die Glorie war verſchwunden, das Ganze war Menſchenwerk — wie konnten ſonſt ſpätere profane Hände in die heiligen Schriftzüge Gottes hineinklekſen? Wer hat die Bibel verfaßt, wer ſie überarbeitet? Darf man eine Antwort auf dieſe Frage heiſchen und wer kann ſie geben? Wer? — Baruch las die Commentarſtelle zu 1. B. M. 12, 6, die der kluge Spanier mit den Worten ſchließt: „Und wer hier das Myſterium eingeſehen hat, der ſchweige.“ „Ja, ich will ſchweigen,“ ſagte Baruch zu ſich. Zu tiefem Nachdenken erregte ihn eine andere Darlegung Ebn Eſra's, daß es nur Eine Subſtanz gebe und dieſe ſei Gott, und Gott ſei die erſte Kategorie von den zehn Kategorien des Ariſtoteles, wie die Zahl Eins die Wurzel aller Zahlen, und wunderbar war die Erklärung zu dem ſchwerverſtändlichen Verſe Hiob 23, 13. „Er (Gott) iſt im Einen, wer kann ihm entgegnen?“ Das Wörtchen „im,“ erklärt Ebn Eſra, ſcheint hier überflüſſig, iſt es aber in der That nicht; ich kann das nicht erklären, denn hierin liegt ein großes Geheimniß.“

Was ſollen dieſe räthſelhaften Hinweiſe? Warum aber an einem Worte, an einer Partikel deuten und ſuchen, wenn dieſe nicht mehr iſt, als oft mangelhafte und unklare Ausdrucksweiſe eines Menſchen?

Baruch ſchlug ſchnell das Buch zu und blätterte in einem andern, denn er hörte Tritte ſich dem Bibliothekzimmer nahen.

Chisdai Aſtruk und Ephraim Cardoſo traten ein. Chisdai reichte Baruch freundlich die ſtets feuchte, krebsrothe Hand und ſchielte dabei in das Buch, um zu ſehen, was er treibe. Chisdai hatte eine ziemlich lange Figur mit etwas gebückter Haltung; ſeine langen ſchwarzen Augbrauen, deren Enden weit in die Stirne hineinliefen, zog er ſtets zuſammen, ſo daß ſich die Haare borſtenartig emporſträubten; die nicht unſchöne gewölbte Stirne war faſt ganz von den unordentlich herabhängenden kohlſchwarzen Haaren bedeckt, der Ausdruck der braunen Augen war wegen der zwei großen runden Brillengläſer nicht erkennbar. Dieſe Brille hatte ihre beſondere Bedeutung, denn die jüdiſchen, wie die chriſtlichen Orthodoxen verpönten das Tragen derſelben als unſtatthafte Neuerungsſucht. Welchen Grund die chriſtlichen hiebei hatten, können wir nicht angeben; die jüdiſchen hatten wahrſcheinlich keinen andern als: weil Joſua und Caleb keine Brillen getragen und doch Alles genau geſehen hatten. Während ſich nun Chisdai bei den Orthodoxen ſtets mit ſeiner Kurzſichtigkeit entſchuldigte, war es ihm dennoch lieb, durch die Annahme dieſer Neuerung von den Aufgeklärteren, deren Zahl in der Amſterdamer Gemeinde nicht gering war, als junger Mann von zeitgemäßer Bildung angeſehen zu werden. In der Hitze des Geſprächs war er ſtets bemüht, dieſes bedeutſame Inſtrument in ſeiner rechten Stelle zu erhalten, denn ſeine Naſe ſchien in der That nicht für dieſes occidentaliſche Kunſterzeugniß geſchaffen; es rückte immer bis zu dem Höcker herab, von wo ſich die Naſe bis zur Spitze ſchnabelförmig abbog. Der ziemlich breite Mund lächelte ſtets nur halb, denn Chisdai war immer eingedenk, daß die Thalmudiſten verordnen: kein frommer Jude dürfe aus voller Seele lachen, ſo lange die heilige Stadt Jeruſalem verwüſtet liegt, damit erfüllt werde, was geſchrieben ſteht (Pſ. 126, 1. 2.): „— Wenn der Herr die Gefangenen Zions zurückführt, dann erfüllt Lachen unſern Mund.“ Einen ſonderbaren Contraſt in dem durch beſtändige Grimaſſen verzerrten Geſichte Chisdai's bildete das ſchöngeformte runde Kinn, deſſen lange Haare ſich zu färben begannen, denn Chisdai war vier Jahre älter als Baruch. Er ließ ſich den Bart nie ſcheeren. Außer an den gewöhnlichen Faſttagen faſtete er noch jeden Montag und Donnerſtag, und tauchte ſich jeden Freitag Mittag neunmal in friſchem Quellwaſſer unter, was jedoch die Unſauberkeit ſeiner Erſcheinung nicht beeinträchtigte. Wo er ging oder ſtand, ſummte er unaufhörlich einen Abſchnitt aus der Miſchnah oder eine Synagogenmelodie vor ſich hin, und wenn er ſaß, bewegte er ſeine übereinandergeſchlagenen Beine wie in gichtiſchem Zucken. — Als Chisdai ſich geſetzt hatte, ſagte er zu Baruch:

„Gerade recht, daß wir dich treffen, du ſollſt Schiedsrichter ſein zwiſchen mir und Ephraim, aber verſprich, daß du nicht wie ſonſt halbe Antworten geben und verſchloſſen ſein willſt; ich weiß auch gar nicht, was du dabei haſt. Sind wir nicht Brüder?“

„Was verſchließe ich denn?“ fragte Baruch.

„Ich will das jetzt nicht ausmachen, ſparen wir's auf ein andermal. Damit du ganz unparteiiſch biſt, will ich dir nicht ſagen, wer von uns dieſer oder jener Anſicht iſt. Alſo frei heraus: glaubſt du an das Daſein von Engeln?“

„Das iſt wieder eine ſonderbare Frage,“ antwortete Baruch.

„Nun meinetwegen anders,“ fuhr jener fort, „müſſen wir an das Daſein von Engeln glauben?“

„Das iſt dieſelbe Frage; aber ſind wir nicht Juden? Müſſen wir nicht Alles glauben, was hier ſteht in der Bibel und in der ſchönen Reihe von Büchern dort hinter den Drahtgittern?“

„Was ſteht denn aber in der Bibel von den Engeln?“

„Das weißt du ſo gut als ich,“ antwortete Baruch.

„Was iſt denn aber nach der Bibel das Weſen der Engel? Sind ſie körperlich oder unkörperlich?“

„Da haſt du eine Muſterkarte von Anſichten,“ antwortete Baruch, „und kannſt nach Belieben auswählen: Abraham, Hagar und Loth, Iſaak, Abimelech und Jakob ſind Engel erſchienen; der erſte hat ihnen ein friſchgeſchlachtetes Kalb und friſchen Kuchen vorgeſetzt, mit Jakob hat einer die ganze Nacht hindurch einen Zweikampf gehabt und ihm zuletzt den rechten Schenkel verrenkt, und deshalb dürfen wir ja noch heut zu Tage das Hintertheil von einem geſchlachteten Thiere nicht eſſen. Haſt du da nicht Engel genug? Verlangſt du noch körperlichere, geh weiter: Bileam iſt ein Engel erſchienen und die Eſelin hat ihn zuerſt geſehen, Joſua erſchien ein Engel mit gezücktem Schwerte, Simſons Mutter iſt zweimal ein Engel erſchienen, worauf ſie das gottloſe Rieſenkind gebar. Samuel, David, überall erſchienen Engel. Willſt du einen ganzen Hofſtaat von Engeln? Gleich im erſten Kapitel des Heſekiel iſt große Parade. Ich hörte einmal den verſtorbenen Akoſta ſagen, die Hofengel ſeien weit glücklicher geweſen als alle jetzigen Hofcavaliere, denn ſie hätten in der That vier Flügel und vier Hände, und was noch das beſte iſt, auch vier Geſichter gehabt: ein Menſchen-, ein Löwen-, ein Ochſen- und ein Adlergeſicht, und wo ſie hingingen, gingen ſie grad aus, wenn ſie einem beliebigen Geſichte folgten. Willſt du unkörperliche Engel? Es ſteht ja auch geſchrieben (Pſ. 104, 4.): Er macht die Winde zu ſeinen Engeln."

„Glaubſt du auch nicht an böſe Engel?" fragte Chisdai.

„Glaubſt du, und wieder glaubſt du! Was ſteht geſchrieben, mußt du fragen, und ſo viel ich von unſerer Bibel weiß, ſteht von einem Satan oder einem Teufel, wie ihn die Chriſten haben, nichts darin. Die Geſchichte mit Hiob iſt auch nach dem Thalmud bloß Dichtung. Vor Gott iſt Alles gut, nur uns Menſchen erſcheint Manches böſe; darum heißt es auch bei dem herrlichen Jeſaias (45, 6. 7.): „Ich der Herr bin, und nichts iſt außer mir, ich bilde das Licht und ſchaffe die Finſterniß, mache Frieden und ſchaffe das Böſe."

„Könnte es aber nicht doch böſe Engel geben?"

„Nein, das unterſcheidende Merkmal eines Engels iſt ja, daß er bloßes Werkzeug Gottes ohne freien

Willen iſt: Satan ſoll nun ein gefallener Engel ſein, der ſich gegen Gott empört hat, das konnte er aber ja nie, wenn ſich nicht Gott gegen ſich ſelber empörte.“

„Im Midraſch findet ſich die Entſtehung der böſen Engel auf ſchöne Weiſe erklärt,“ ſagte Ephraim, der bisher ſtill zugehört hatte: „Jedesmal, wenn ein Engel auf der Erde ſichtbar erſcheinen will, muß er eine Elementarkraft an ſich ſaugen, und keiner darf länger als ſieben Tage auf der Erde bleiben. Einſt überſchritten mehrere dieſe Friſt, und ſie hatten durch ihren längeren Aufenthalt ſo viel Elementarkraft an ſich geſogen, daß ſie, hiedurch beſchwert, ſich nicht mehr zum Himmel aufſchwingen konnten, und ſo entſtanden die Teufel, wie auch 1. Buch Moſ. 6, 2. angedeutet iſt.“

„Das mag recht ſchön ſein,“ ſagte Baruch, „aber wahr? Wie könnte ein Engel ſein Geſetz überſchreiten?“

„Alſo glaubſt du nicht an das Daſein von böſen Engeln?“ fiel Chisdai ein.

„Kommſt du wieder mit deinem: glaubſt du,“ antwortete Baruch jähzornig, „ich weiß ſo gut als du, daß das tägliche Kadiſchgebet in der Synagoge deshalb in chaldäiſcher Sprache gebetet wird, weil die böſen Engel dieſes Idiom nicht verſtehen und alſo bei Gott keine Gegenſprache wider daſſelbe einlegen können; ich weiß ſo gut als du, daß durch das Schopharblaſen[1] am Neujahrstage der Satan wirr gemacht und dadurch ein gutes Jahr für Iſrael erreicht werden ſoll.“

---

[1] Eine Art Hüfhorn, auf dem keine Melodie, ſondern nur bald Tremolo, bald ganze und getheilte Noten geblaſen werden. Vielleicht überlieferte Feldſignale.

Ephraim erklärte nun ſeine dem großen Gelehrten Maimonides entnommene Anſicht, der die Engelerſcheinungen für bloße prophetiſche Geſichte erklärte.

„Das grenzt an Ketzerei! Das iſt verwerflich!“ ſchrie Chisdai.

„Einverſtanden,“ ſtimmte Baruch bei mit ſeltſamem Lächeln. „Es iſt lächerliches und eitles Geſchwätz, wenn Maimonides ſeine eigenen Erdichtungen aus der Schrift herausquälen und die übernatürlichen Offenbarungen als Traumgeſichte deuten will. Das iſt Halbheit. Er hat den Muth nicht zu ſagen: ſo lehrt die Schrift und ſo lehrt die Vernunft.“

Baruch hielt inne, er erkannte noch, wie weit er ſich hatte hinreißen laſſen. Er las noch in einem Buche und verließ bald das Zimmer.

„Da geht er hin,“ ſagte Chisdai zu Ephraim, „der will ein zweiter Akoſta werden.“

„Du haſt's auch ſo ſpitzig darauf angelegt, ihn zu böſen Reden zu verleiten,“ entgegnete Ephraim, „laß ihn ſeines Weges ziehen.“

„Nein,“ ſagte Chisdai, und fuhr mit den Worten des Thalmud fort: „in Religionsſachen iſt jeder Iſraelit einer Bürge für den andern. Auf mir, auf dir und auf uns Allen liegt die Schuld der Sünden, die der begeht.“ Er verließ ſummend das Zimmer.

8. Der Kabbaliſt.

Es war in der Abenddämmerung, Baruch und Miriam ſaßen nebeneinander, die alte Chaje erzählte eine wunderſame Geſchichte. „Wißt ihr auch ſchon, unſere Schabbesmagd, die alte Elsje, hat heute Nacht einen gräulichen Tod genommen? Mir wird's grün und gelb vor den Augen, wenn ich dran denke, was die uns hätt' anthun können, und ich bin Stunden lang draußen am Herd bei ihr geſeſſen. Vor Zeiten, ja, da hat man weit mehr Wunder gehört; meine Mutter hat mir oft erzählt, es hat in Warſchau in der Synagoge einmal gebrannt und das Feuer hat ſchon zu den Fenſtern herausgeſchlagen, aber der Rabbiner, der war ein großer Baal-Schem,[1] der hat ein Pergament, worauf er verborgene Namen geſchrieben hatte, hineingeworfen und die Flamme war aus, wie man ein Licht ausbläst. Nun Gott ſei Dank, daß auch in unſeren Tagen noch fromme Männer aufſtehen, die die Schedim[2] bändigen können."

„Du erzählſt wieder ſo, daß kein Menſch weiß was du willſt," ſagte Miriam, und Chaje erwiderte:

„Ich hab' die ganze Geſchichte in der Metzge von der ſchwarzen Gudul gehört, ihre Schweſter iſt ja bei dem frommen Rabbi Iſaak Aboab in Dienſt. Des Rabbi Aboabs Sara, was war das ein liebes Kind! ich hab' immer Angſt gehabt, ſie möcht' einmal beſchrieen werden; jetzt wird's bald ein Jahr, da bekommt ſie plötzlich ein Geſicht, kohlſchwarz, und ſtatt daß man ſonſt lauter goldene Reden von ihr gehört, hat ſie von da an ſtets geſchrieen und Reden ausgeſtoßen, wie man ſie, ſo lang die Welt ſteht, von keinem fünfzehnjährigen Mädchen gehört hat; dabei zuckte ſie immer mit den Händen wie eins das die Gicht hat. Es hat's Jeder geſagt, die iſt beſchrieen worden und es iſt ein Sched in ſie gefahren. Da hat kein Doktor und kein Apotheker helfen können. Rabbi Iſaak hat ganze Nächte hindurch gebetet und geweint, daß ſich der Stein in der Wand hätt' erbarmen mögen. Seitdem ihm das Unglück widerfahren iſt, hat er von einem Sabbath bis zum andern gefaſtet, und nur jede Nacht hat er eine Suppe und ein paar Feigen gegeſſen. Geſtern in der Abenddämmerung iſt er in das Mikwe [1] gegangen und hat ſich neunmal untergetaucht, und als er heimgekommen iſt, hat er ſein Sargniß (Sterbehemd) angezogen, hat ſich ſeinen Stuhl aus der Synagoge holen laſſen und hat ſeine Tochter hineingeſetzt, vier Mann haben ſie herausgetragen und in den Stuhl hineinbinden müſſen, ſo hat ſich der Sched dagegen gewehrt. Als alle Leute fort waren, hat er an allen Thüren und Fenſtern im ganzen Haus den Pſalm 130 angeheftet und hat Jedem im Hauſe eingeſchärft, daß heut die ganze Nacht kein Menſch in's Haus hereingelaſſen werden darf; mag Einer bitten und betteln wie er will, es ſoll ſich Niemand unterſtehen eine Thür oder ein Fenſter aufzumachen, wenn er nicht, Gott bewahre! gleich todt ſein will. Darauf hat er lauter heilige Bücher rings um den Stuhl angehäuft ſo hoch als die Sara war, dann hat er ein blankes ſchartenloſes Schlachtmeſſer genommen und hat die Sara neunmal damit bekreiſt, der Sara, die ganz laut geröchelt hat, legt er ein mit heiligen Zeichen beſchriebenes Pergament auf die Herzgrube, und an die linke Seite des Stuhls hat er das Schlachtmeſſer geſtellt. Als dies Alles geſchehen war, öffnete er die in der Ecke ſtehende heilige Lade, nahm die Thora in den linken Arm und öffnete mit der andern Hand ein Fenſter. Dann legte er ſchnell die Thora auf den Tiſch, auf dem ſechs ſchwarze Wachskerzen gebrannt haben, und wie er die Thora auseinanderrollte, beugte er ſich darüber hin, warf ſich auf die Kniee und rief den Namen Gottes und aller Engel an, daß es Alle, die es gehört haben, am ganzen Körper eiskalt überlaufen hat. Dann hat er das Schophar genommen und damit geblaſen wie am Neujahrstag, daß man gemeint hat, der Meſſias kommt. Kaum hat's zwölf Uhr geſchlagen, da klopft's an die Thür, als ob hundert Mann Hellebardiere mit Kolben daran ſchlügen. „Macht — macht auf, ich bitt' euch, macht auf — ſeid barmherzig, ich muß ſterben — macht auf, ich bin's, die Elsje iſt's — macht auf.“ So ruft es draußen mit kläglicher Stimme und der Sched in der Sara fangt wieder an zu ſchreien, daß man es zehn Häuſer weit hat hören können. Niemand hat's gewagt aufzumachen. Rabbi Aboab hat immer fort gebetet und geſchrieen, Gott und alle Engel angerufen, daß ihm ſchier die Stimme ausgegangen iſt. Endlich iſt es draußen ſtill geworden, auch die Sara war ſtill, und als man nach ihr ſieht, lauft ihr kohlſchwarze Brüh' wie Tinte aus dem rechten Ohr heraus und auf dem Schlachtmeſſer, das früher ganz rein war, war ein Blutstropfen mitten drin. Gott ſei gelobt! ſagt Rabbi Aboab, mein Kind iſt gerettet. Man bringt die Sara zu Bett und heute Morgen ſteht ſie auf friſch und geſund und ſo ſchön wie noch nie; ſie weiß gar nichts von Allem, ſondern meint, ſie habe lang, lang geſchlafen. Die Elsje iſt geſtern Nacht um zwölf Uhr mit Schaum vor dem Mund nach Haus gekommen und wie ſie die Klinke ihrer Stubenthüre in die Hand nimmt, fällt ſie todt nieder. — Ihr dürft mir Alles glauben, die Schweſter der ſchwarzen Gudul hat durch das Schlüſſelloch dem Rabbi Aboab Alles zugeſehen. Gott iſt groß, daß er auch noch ſolche Männer unter uns aufſtehen läßt; aber ſagt nur Kinder, wer hätte das je geglaubt, daß die Elsje ſo eine verfluchte Hexe war? Wer weiß wie viel Kinder ſie umgebracht hat; und der Undank noch dazu: ſie hätte ja verhungern müſſen, wenn ſie nicht ein paar Stüber bei den Juden als Schabbesmagd verdient hätte; wie manchen guten Biſſen habe ich ihr zugeſchanzt. Ich fürchte mich, wenn ich nur zwei Minuten allein in der Küche bin, ich mein' immer, die Elsje müſſe als ſchwarze Katze das Kamin herunterkriechen, oder gar als Hex' mit feurigen Augen und Schlangen auf dem Kopf und einen Beſenſtiel in ihrer magern Hand, brr! ich blieb' todt." — Plötzlich that es einen fürchterlichen Plumps oben an der Decke des Zimmers, ſo daß das ganze Haus erzitterte, Jammern und fernes Wehklagen ward vernommen; die Alte ſchrie: „Schema Iſrael!" Miriam faßte bebend die Hand ihres Bruders, Alle waren ſtill und horchten auf das ferne Wehklagen.

---

[1] Exorziſt.

[2] Dämone.

---

[1] Reinigungsbad.

„Kommt, zündet ein Licht an," ſagte Baruch aufſtehend, „wir müſſen ſehen was das war." Chaje ſteckte mit zitternder Hand ein Licht in die Laterne und Baruch mußte auf ihr dringendes Verlangen ſeine Thephillin[1] in die Hand nehmen, damit kein Böſer Gewalt über ſie hätte. Miriam ging auch mit, denn ſie fürchtete ſich in der Stube allein zu bleiben, und ſelbſt Baruch konnte ſich eines leiſen Grauens nicht erwehren, als er die Treppe nach dem Speicher mit hinanſtieg. Oben angekommen, ſah man einen Kaſten, der ſchon lange auf drei Füßen gewackelt, umgeſtürzt daliegen.

„Alſo das war's?" ſagte Baruch lachend, da hinkte eine ſchwarze Katze hinter dem Kaſten hervor und wiſchte raſch zum Dachfenſter hinaus: „O über unſre Sünden! die Elsje!" ſchrie die Chaje und ließ vor Schreck die Laterne fallen. Die Drei ſtanden im Finſtern und machten ſich ſchnell von dem Orte, wo es nicht geheuer war; Chaje und Miriam hielten ſich an dem Rockzipfel Baruchs und ſo ſtolperten ſie die Treppe hinab.

Baruch ſah den geringfügigen Vorfall in ſeinem Hauſe für das an, was er war, aber die räthſelhafte

---

[1] Gebetriemen mit Amuletten, Stellen aus der heiligen Schrift enthaltend.

Geiſterbannung Rabbi Aboabs befeſtigte in ihm den Vorſatz, Alles aufzubieten, um in die Geheimlehre einzudringen. Die Kabbala, von der man immer nur erſtaunt und mit leiſen Worten ſprach, enthielt vielleicht die Löſung aller Fragen und Zweifel; die Eingeweihten bildeten vielleicht eine Gemeinde von Wiſſenden.

Des andern Mittags, es war am Donnerſtag, ging er zu Rabbi Aboab. Es war ein Mann in den ſogenannten beſten Jahren, von hoher und umfangreicher Geſtalt. Das viele Faſten hatte ihm wenig zugeſetzt, denn er ſah wohlgenährt aus; das runde Geſicht mit den vollen rothen Wangen und dem ſchwarzen bis auf die Bruſt herabfallenden Barte war ſchön zu nennen und nur durch eine große Warze über dem linken Auge entſtellt, die, wenn er redete, beſonders aber wenn er lachte, luſtig hüpfte. Baruch wurde freundlich empfangen, doch als er ſeinen Wunſch vorbrachte, ſagte der Rabbi rundweg:

„Nein, das geht nicht; weißt du nicht, daß Rabbi Salomo ben Adereth bei Androhung des Banns verboten hat, Jemand vor dem fünf und zwanzigſten Jahre in die Kabbala einzuführen?“ Baruch bat dringend. „Weißt du auch,“ fuhr jener fort, „daß, wenn du, Gott bewahre! nur die leiſeſte weltliche Abſicht bei dem Studium der Kabbala haſt, wenn nur je ein fremder Gedanke ſich dabei in dir regt, dein eignes Leben und das Leben all der Deinigen in namenloſer Gefahr ſchwebt? Kannſt du dir's getrauen, dich ſolchem auszuſetzen? Willſt du?“

„Ich will,“ antwortete Baruch mit feſter Stimme.

Ohne ein Wort zu reden erfaßte der Rabbi die linke Hand Baruchs und folgte mit geſchärften Blicken den ſeinen Lineamenten derſelben, dann rückte er ihm den Hut aus der Stirne und betrachtete eine Weile die Züge ſeines Geſichts. Nachdenklich durchſchritt er hierauf mehrmals das Zimmer; Strenge und Milde, Alles wendete er an, um Baruch von ſeinem Vorhaben abzubringen. Baruch war faſt zu Thränen gerührt, aber wenn auch mit zitternder Stimme, wiederholte er doch ſeinen feſten Vorſatz ohne zu wanken. „Nun, es ſei!“ ſagte der Rabbi endlich, „ich fürchte, du begiebſt dich allein in die Gefahr und kommſt darin um; drum will ich dein Führer ſein. Gott wird mich leiten auf dem Wege der Wahrheit. Komm heute nach dem Nachtgebete zu mir.“

Der Synagogendiener Elaſar Merimon konnte ſeine Verwunderung nicht unterdrücken, als er den Jüngling mit dem Rabbi nach dem Mikwe kommen ſah. „Schalom Alechem,[1] Rabbi Baruch,“ ſagte er und grinste dabei neugierig. Der Rabbi befahl ihm, Niemand etwas von der Anweſenheit Baruchs zu ſagen und ſich jetzt zu entfernen, da er heute ſeiner nicht bedürfe. Er nahm ihm Schlüſſel und Laterne ab und öffnete das thurmähnliche Gebäude. Der matte Schein der Laterne erhellte die ſchwärzlich kahlen Wände und die hölzernen Bänke rings an denſelben nur ſpärlich; in der Mitte des runden Gemaches war ein brunnenartiges tiefes Loch, das war das Bad. Der Rabbi murmelte leiſe ein Gebet vor ſich hin und entkleidete ſich ſorgfältig, indem er die Vorſchriften, die das „Buch der Schamhaftigkeit“ hierüber aufſtellt, genau beobachtete. Er hatte ſich noch nicht völlig entkleidet, als er die Laterne ergriff und mit ſchnellen Schritten die dreißig ſteinernen Stufen des Bades hinabſprang: „Aus der Enge ruf' ich zu Gott, er erhört mich in der Weite, Gott!“ ſo rief er aus voller Kraft und ſeine Stimme dröhnte geiſterhaft aus dem Brunnen. Baruch ſchauerte zuſammen, da er hörte wie hier in ſtiller Nacht aus den Tiefen der Erde eine Seele um Erlöſung und Erhebung zu Gott flehte. Der Rabbi ſtellte die Laterne auf die unterſte Stufe des Bades und ſtürzte ſich plätſchernd in das Waſſer. Auf dieſes Zeichen legte ſich Baruch über die Brüſtung des Brunnens, und neunmal, ſo oft der Rabbi ſein Haupt aus dem Waſſer emporreckte und ſich wieder ganz untertauchte, rief er ſein „koſcher“ (rein) hinab in das erleuchtete Gewölbe. Der Rabbi kam halb angekleidet und mit bedecktem Haupte wieder herauf; ſein langer Bart triefte noch, die zuſammengeballten Haare gaben dem ſonſt ſo freundlichen Geſichte ein wildes Ausſehen. Er gab Baruch ein kleines Buch, worin ein Gebet ſtand; bei Todesgefahr durften die vielen Namen der Engel, die darin vorkamen, nicht mit Mund und Zunge ausgeſprochen, ſondern nur im Geiſte gedacht werden. Baruch zitterte vor Angſt, als er in die dunkle Grube hinabſtieg, ſeine Kniee wankten, aber er faßte Muth und ſtürzte ſich behende in das Waſſer. Der Rabbi verſah nun den gleichen Dienſt, den Baruch bei ihm geübt hatte; auch er rief neunmal das Wort der Reinigung hinab in den Brunnen.

---

[1] Friede mit euch. Grußformel.

Ohne ein Wort zu reden verließen ſie das Mikwe. Als ſie auf die Straße kamen, die von der hellen Scheibe des Mondes erleuchtet war, blieb Rabbi Aboab plötzlich ſtehen, ſchüttelte wiederholt den Kopf und blickte ſtets nach dem langen Schatten, der ihm ſeine Bewegungen nachahmte. Dann ſprach er mit himmelwärts gekehrtem Blicke den ſonſt nur beim Erwachen üblichen Spruch: „Ich danke dir, lebendiger und ewiger König, daß du durch deine wahrhafte und große Gnade mir meine Seele wiedergegeben.“ Baruch wagte es nicht, nach dem Grunde dieſer Vorgänge zu fragen, und wahrſcheinlich hätte ihm auch Rabbi Aboab noch nicht geſagt, daß die Kabbala lehrt: wer in der „Nacht des Zeichens“[1] ſeinen vollen Schatten im Mondſchein ſieht, der ſtirbt in dieſem Jahre nicht. Rabbi Iſaak Loria hatte in dieſer Nacht ſeinen kopfloſen Schatten geſehen, und er ſtarb den Tag vorher, ehe das Jahr um war.

Rabbi Aboab war ſehr heiterer Laune als Baruch mit ihm zu Nacht ſpeiſte. Der Novize hütete ſich, auch nur mit einem Blicke nach der ſchönen Sara zu ſehen, aus welcher der böſe Geiſt ausgetrieben war, und die nun, während ſie die Speiſen auftrug, mit ſchüchternen Blicken auf den blaſſen Jüngling ſchaute, deſſen Ruhm in der ganzen Gemeinde ſo groß war.

Rabbi Aboab tafelte ſehr lange, und erſt ſpät in der Nacht ging er mit Baruch in ſein Studirzimmer, nahm die Thora aus der heiligen Lade und rollte die Stelle auf, wo die Zehn Gebote ſtanden. Baruch mußte die rechte Hand darauf legen und alſo ſprechen:

---

[1] Etwa 27. September.

„Ich rufe dich an, Gott, Allmächtiger, Verborgener, der du die Geheimniſſe deines Weſens gegeben haſt an Adam, Henoch, Abraham und Moſes, die ſie überlieferten bis auf heute. Laß über mich kommen deinen heiligen Geiſt und leite mich, daß ich nicht ſtrauchle auf dem Wege, den ich wandeln will; und wenn ich je frevelte und ſündigte gegen deine Geheimniſſe, ſo mögen mich überfallen alle die Schrecken, daß ich erbebe vor meinem eigenen Schatten, meine Zunge möge verdorren, meine Eingeweide vertrocknen, mein Augenlicht erlöſchen, mein Athem ſei Gift, daß er tödte alle meine Lieben, denen ich mich nahe, Gras wachſe vor der Thüre meines väterlichen Hauſes, weil ſie Niemand mehr betritt, und wie ich verloren bin hier, ſo mögen über mich kommen alle Qualen des Gehinom dort in der Unendlichkeit. Drum, o Herr! leite mich, daß ich ruhe unter dem Schatten deiner Flügel und mich weide an dem Glanze deiner Herrlichkeit. Amen! Amen!“

Ein Schauer durchſtrömte ſein ganzes Weſen, ſeine Lippen erbleichten, als er dieſe Worte geſprochen hatte, und noch während er ſie ſprach, hatte eine Stimme im Innern ihm zugerufen: „Wehe! du haſt gefrevelt, da du es wagteſt hier einzudringen; kehr' um.“ Es gab hier aber keine Umkehr mehr, das Furchtbarſte war geſchehen, und der Rabbi war von dieſem Tage an zutraulicher gegen ſeinen Schüler. — Sie ſetzten ſich an den Tiſch und nun begann die Lehre: der myſtiſche Grund, warum die heilige Schrift mit dem Buchſtaben Beth beginne, ward enthüllt; jeder Buchſtabe und jeder Punkt, jede Stellung und jede Verſetzung derſelben enthielt eine tiefe Bedeutung. Als Beweis, daß eine Geheimlehre in den Worten der Bibel liegen müſſe, wurde angeführt, daß die heilige Schrift ja viele unweſentliche Dinge erzähle wie z. B. 1. B. M. 19, 11, daß Rahel von Jakob geküßt worden ſei, wie (4. B. M. 7.) die namentliche Aufzählung der gleichen Beiſteuer, die die zwölf Stammfürſten zum Bau der Stiftshütte gegeben und dergleichen mehr. Alles dieß hatte eine geheime Deutung.

Man hatte ſich in dieſe Erörterung vertieft, als der Vielklang des Glockenſpiels von der Zuyderkerk die anbrechende Mitternachtsſtunde verkündete. Der Rabbi ſtand auf, zog ſeine Schuhe aus, ſtreute ſich Aſche auf das Haupt und ſetzte ſich an dem Thürpfoſten (dort, wo in einer kleinen Niſche ein Pergament mit dem Schema ſteht) auf den Boden; er verhüllte ſein Angeſicht und unter Thränen ſprach er das alphabetiſche Sündenbekenntniß, mit wehklagender Stimme ſang er den Pſalm 137: „An den Bächen Babylons, dort ſaßen wir und weinten, da wir Zions gedachten. — Wenn ich dich vergeſſe, Jeruſalem, ſo möge meine rechte Hand mein vergeſſen. Meine Zunge klebe mir am Gaumen, ſo ich nicht dein gedenke, ſo ich nicht Jeruſalem auf das Haupt meiner Freude ſetze.“ Die Klagelieder Jeremiä ſprach er in derſelben Lage; hierauf richtete er ſich empor mit den Worten: „Erhebe dich aus dem Staube, auf! Gefangene Jeruſalem, ſchüttle von dir die Feſſeln deines Halſes, gefangene Tochter Zions. (Jeſ. 52, 2.) Auf deine Mauern, o Jeruſalem, ſtell' ich Wächter, den ganzen Tag und die ganze

Nacht, nie ſollen ſie raſten, die des Herrn gedenken; ihr ſollt nicht ſtill ſein. Ihr ſollt ihm nicht Stille laſſen, bis er gründet und bis er ſetzet Jeruſalem zum Ruhme der Erden.“ (Jeſ. 62, 6.)

Baruch that dem Rabbi Alles nach, nur kannte er noch nicht die geheime Bedeutung, die jedes dieſer Worte, jede Betonung und jede Miene hatte. Lehrer und Schüler ſetzten ſich wieder an den Tiſch, zogen die Schuhe an und ſtudirten bis zum andern Morgen, da es Zeit war in die Synagoge zu gehen. So pflegten ſie jeden Donnerſtag die Nacht zu durchwachen. —

Baruch durchforſchte das Buch „Geheimniſſe Gottes,“ deſſen Verfaſſer Adam, und das „Buch der Schöpfung,“ deſſen Verfaſſer der Erzvater Abraham ſein ſoll. Nicht nur ſeine ganze Seele, auch ſeinen ganzen Körper erregte er bei dieſem Studium; unaufhörlich ſchaukelte und bäumte er ſich, denn die Kabbala lehrt: wie es überhaupt nichts in der höhern Welt giebt, deſſen Abbild nicht im Mikrokosmos iſt, ſo entſpricht den 248 Geboten der jüdiſchen Religion eine gleiche Anzahl von Gliedern im menſchlichen Körper, und alle dieſe müſſen geweiht und thätig ſein bei dem heiligen Studium. Baruch kannte die Namen und Thätigkeiten aller Engel und wußte die Formeln, welche ſie dem Menſchen dienſtbar machen; aber alles dieß ſo wie die Löſung der chemiſchen und magiſchen Probleme hatte weniger Intereſſe für ihn. Das „Verborgene alles Verborgenen“ war es, über das er unaufhörlich nachſann, und hier lehrt die Kabbala, daß alles phyſiſche und geiſtige Leben nur ein Abbild des Urbildes im Himmel ſei und eine

Kette von Weſen und Thätigkeiten bis zu Gott hinaufreiche. Das iſt die Himmelsleiter, die Gott dem Erzvater Jakob (1. B. M. 28, 12) im Traume zeigte; daran die Kräfte der geſchaffenen Welt als Engel, je nach ihrer geiſtigen Befreiung oder materiellen Beſchwerung, auf und nieder ſteigen; die Stufenleiter aller Weſenheiten ſteht auf der Erde und reicht bis in den Himmel, dort iſt das himmliſche Jeruſalem, dort der Tempel, dem der auf der Erde nachgebildet, dort Alles im Geiſte was hier auf Erden an die Materie gebunden iſt. Aus dem hebräiſchen Wort Ruagh (Seele) wird durch Zahlen, die die Buchſtaben angeben, bewieſen, daß dieſelben ebenſoviel wie die verſchiedenen ebräiſchen Worte für Gott bedeuten, die Seele alſo ein Theil Gottes ſei. Das ebräiſche Wort für Meſſias hat gleich viel an Zahlengehalt wie das ebräiſche Wort für Schlange, in deren Geſtalt der Satan Eva verleitet hat; der Meſſias wird demnach der Schlange den Kopf zertreten, Sünde und Tod von der Erde vertilgen. Dem Adam auf Erden entſpricht ein dreifacher Adam im Himmel; das wird aus den dreifach veränderten Ausdrücken bei der Schöpfung des Urvaters (1. B. M. 1, 27.) abgeleitet, das Urbild des irdiſchen Adam iſt der Adam Cadmon im Himmel, das Ebenbild Gottes und deſſen erſtgeborener Sohn. Es giebt vier Welten, die je nach ihrer näheren oder entfernteren Emanation aus Gott geiſtiger oder materieller ſind. Zweck der Weltſchöpfung iſt aber das Geſetz, nur um der Offenbarung willen iſt die Welt geſchaffen, denn nach eigenthümlicher Wortabtheilung heißt es (Jerem. 33, 25.): „So ſpricht Gott: wäre mein Bund nicht, Tag und Nacht und die Geſetze des Himmels und der Erde hätte ich nicht feſtgeſtellt.“

Was iſt aller Siegesruhm, was alle Macht der herrſchenden Völker gegen ſolchen unmittelbaren Geiſtesverkehr?

Rabbi Aboab benützte das von ihm aus dem Spaniſchen in's Hebräiſche überſetzte Buch Erira's als Leitfaden zur mündlichen Lehre, die nach Wort und Begriff der Kabbala immerdar ungeſchrieben bleiben und ſich nur von Geiſt zu Geiſt vererben ſollte.

Hier endlich boten ſich Baruch höhere Handhaben, an denen er ſich aufſchwingen konnte. Er beſtrebte ſich ſtets den innern Kern von den poſſierlichen und abenteuerlich geſtalteten Aeußerlichkeiten zu trennen; aber mit Schmerz mußte er finden, daß gerade dieſe den Hauptheil bildeten, ja daß jene allgemeinen Ideen ſelbſt, wo es gilt herabzuſteigen in die wirkliche Welt und die Räthſel der Völker- und Menſchengeſchicke zu löſen, nicht mehr ausreichen, und man zu den abenteuerlichen Annahmen von Seelenwanderung und Dämonenherrſchaft greifen muß, wodurch die Natur und ihre Geſetze ſich in Unvernunft und Anarchie auflöſen. — Der Rabbi hatte ſeine Freude an dem eifrigen Schüler, nur bemerkte er ihm oft, daß, wenn man in die wahren Tiefen der praktiſchen Kabbala eindringen wolle, man alle ſinnlichen Gelüſte, die eine Schöpfung des Satans ſeien, von ſich abthun müſſe. „Am ſechsten Schöpfungstage,“ ſetzte er hinzu, „iſt das Weib und mit ihr alle ſinnlich böſe Neigung erſchaffen worden; darum lehren die Rabbinen, daß man im Alter von dreimal ſechs Jahren heirathen ſoll. Ihr habt jetzt gerade dieſes Alter erreicht.“ Es unterliegt keinem Zweifel, die Abſichten und das Streben des Rabbi waren über alles Irdiſche erhaben; dieß mochte ihn gleichwohl nicht verhindern, an eine Verbindung Baruchs mit ſeiner Sara zu denken. Der junge Kabbaliſt merkte aber nichts, ſelbſt da nicht, als ihn der Rabbi einſt abſichtlich mit der ſchönen Sara allein ließ.

Der Rabbi belehrte einſt ſeinen Schüler, daß auch Jeſus von Nazareth in der Sekte der Eſſäer in die Kabbala eingeweiht worden ſei. Der Rabbi ahnte nicht, was er damit veranlaßte.

Schon oft war Baruch in der Bibliothek ſeines Lehrers Nigritius von einem Buche in ſchwarzem Einband faſt unwiderſtehlich angezogen worden, aber eine innere Scheu hielt ihn zurück. Und jetzt ſtieg wieder in ihm die Frage auf: warum ſoll mitten im freien Felde der Erkenntniß ein Baum voll prangender ſüßnährender Früchte ſtehen, den gerade du nicht berühren darfſt? Wer hat ein Recht, wenn doch die verbotene Frucht nicht todbringend iſt, zu ſagen: du darfſt ſie in dich aufnehmen, und du nicht? Verborgen vor jedem fremden Auge wagte es Baruch das Buch aufzuſchlagen.

Er las das neue Teſtament.

Noch zitterten ſeine Hände, als ſie das Buch hielten. Das war die Macht der Gewohnheit, der ein ſolches Beginnen als Abfall erſchien. Und doch ließ er nicht davon ab. Eine ſtille Macht erhob ſich in ihm. Er fand keinen neuen Aufſchluß über die Kabbala, aber

Anderes, Unerwartetes. Eine neue Bibel las er jetzt, und nicht wie ein Kind dem Fingerzeige eines Lehrers folgend, ſondern zum Erſtenmale und ſogleich mit freiem Auge und unbefangenen, ſelbſtändigen Geiſtes. Das wirkte zunächſt auf die Auffaſſung der ihm bisher allein heiligen Schrift zurück. Muß nicht auch dieſe als Gegenſtand freier Betrachtung angeſehen werden? Iſt es nicht möglich, auch das Gewohnte, mit beſtimmten Deutungen Aufgenommene wieder neu und in ſeinem einfachen Inhalte zu erfaſſen?

Ueber die Wunder ging er leicht hinweg. Auch die Gleichnißreden mit ihren vielfachen thalmudiſchen Anlehnungen drangen nicht tief ein. Er hatte auf dem rabbiniſchen Gebiete zu oft erfahren, wie gern innere Halbheit, die nichts als Unfertigkeit des Gedankens, und äußere Halbheit, die nichts als Muthloſigkeit iſt, ſich ſolcher Verhüllungen bedient. Und heißt es nicht, daß Chriſtus ſelbſt ſeinen Jüngern allein die Wahrheit unverhüllt gegeben? Iſt es nicht möglich, den Menſchen den reinen Gedanken zu lehren? Iſt die Kindwerdung als Rückkehr zu dem unmittelbar eingeborenen Naturwalten einziges Heilmittel für eine durch äußere Dogmen verwirrte, phäriſäiſch verdorbene Zeit? Muß nicht auch die Mannwerdung als Entfaltung und Zeitigung des auf erkannten Naturgeſetzen beruhenden Denkens Heilmittel werden? Bietet jene allein einen feſten Halt, weil ſich in ihr die Anordnung der Natur unvermittelt darſtellt? Muß die natürliche Ordnung ſich nicht auch durch die Erkenntniß aufbauen laſſen?

Iſt das Kindwerden der Willenskraft nicht oft unmöglich, die männliche Denkentwicklung aber eine nothwendig und ſelbſtändig zu erreichende Aufgabe? Muß nicht der thalmudiſche Satz ſeine Geltung haben: Alles wird von Gott gegeben, nur nicht die Gottesfurcht? Iſt Gerechtigkeit, die ſich durch freies Denken erringen läßt, nicht feſter und höher als Liebe? Welches iſt der reine, unverhüllte Gedanke, den „Chriſtus ohne Gleichniß ſeinen Jüngern inſonderheit gelehrt“ (Markus 4, 34.) und der nicht ausdrücklich in den Evangelien dargelegt wird? . . .

Es läßt ſich nicht beſtimmen, wie viel von anerzogenem Widerſpruchsgeiſte ſich in dieſen Fragen bei dem jungen Denker regte. Er ſuchte ſich davon frei zu machen, und hocherhaben ſtand ihm als neue Offenbarung, daß nirgends geſagt iſt: Gott ſei Chriſto erſchienen und habe mit ihm durch eine Stimme, durch Zeichen u. dgl. geredet, wie im alten Teſtament; ſondern er habe ſich unmittelbar in Chriſto den Apoſteln offenbart. Es war keine Offenbarung von Angeſicht zu Angeſicht, wie bei Moſes, nicht von einem außerhalb ſtehenden Weſen, ſondern von innen heraus.

Baruch kannte die Dogmen nur dürftig, die man in den Kirchen an die hier gegebenen Lebensereigniſſe und Weisheitslehren anknüpfte. Als das Höchſte, was Chriſtus von ſich geſagt hat, ſteht da: daß er ein Tempel Gottes ſei, und Johannes ſagt, um dieß eindringlicher auszudrücken: das Wort ward Fleiſch; denn in Chriſto unmittelbar hat ſich Gott am meiſten offenbart.

Baruch fühlte ſich wunderſam, ja gewiſſermaßen verwandtſchaftlich angezogen vom Leben und Lehre des Gekreuzigten. Gerade weil er aus einem Lebenskreiſe kam, der nichts davon kennen wollte und fort und fort von den Bekennern Chriſti gemartert wurde, gerade weil er nicht befangen war von irgend einer Kirchenſatzung, ſtrebte er um ſo freier nach der lautern Gerechtigkeit und er lernte ſie üben, einer durch viele Jahrhunderte und weite Länder ſich ausbreitenden Erſcheinung gegenüber, deren äußere Geſtaltung ihm ſelbſt fremd bleiben ſollte.

Wie viel ſcheinbar ſich ausſchließende und einander auflöſende Elemente fördern das jugendliche Wachsthum! Und wie der Frühlingswind den jungen Baum hin- und herzerrt, ſenkt er ſeine Wurzeln tiefer in das nährende Erdreich und erweckt ihn zu friſcher Triebkraft. Und wie in der äußern Natur, dringt auch Vieles in die Seele ein, was nicht alsbald im Wachsthum als äußerlich erkennbare Erſcheinung heraustritt; es harrt ſeiner Zeit, die es entwickelt und reift.

Aus der Bibliothek des Magiſters hinweg mußte ſich Baruch wieder in das Studium der Kabbala vertiefen, und er that das mit offenbarer Begierde. Die geheimnißvollen Verhüllungen lockten ihn immer wieder, daß er hier eine Löſung der Räthſel finde, die ihn beunruhigten; aber das Unbegriffene wurde hier nur durch neue Unbegreiflichkeiten erſetzt. Manchmal tauchte ein Wegweiſer wie ein Irrlicht in der Dunkelheit auf, verſank aber auch bald wieder ohne Spur und ohne Zuſammenhang.

Baruch ſehnte ſich danach, von dem Joche befreit zu werden, das er ſich durch pflichtmäßigen Beſuch bei dem Rabbi auferlegt hatte. Es geſchah ohne ſein Zuthun.

Als eine jüdiſche Kolonie nach Nordbraſilien abging, ſchloß ſich Rabbi Iſaak Aboab ihr an.

Auf dem Meere, ſo wird berichtet, ſammelten ſich Delphine und Seeungeheuer um das Schiff, in welchem Rabbi Aboab war. Alles war in Todesangſt, nur Rabbi Aboab blieb ruhig. „Seht, in dieſe ſind die Seelen der Gottloſen gefahren. Seid ruhig!“ rief er mit mächtiger Stimme hinaus in die Fluthen, „geduldet euch, noch müßt ihr harren, denn noch iſt die Zeit nicht gekommen, wo ich euch erlöſen kann.“ Er warf ein Pergament hinab in das Waſſer, und alsbald verſchwanden die Ungethüme.

Die ſchöne Sara hatte dieſes große Wunder ihres Vaters, das die Sage weithin verbreitete, nicht mehr erlebt. Sie hatte viel Thränen vergoſſen, als ſie von Baruch Abſchied nahm; ſie liebte ihn ſtill und heiß. Sie ſtarb auf der Ueberfahrt. Als die Auswanderer in Nordbraſilien an das Land ſtiegen, war ihr erſtes, in dem neu gewonnenen Erdreich ein Grab zu graben, in das ſie den jungfräulichen Leib der Tochter des Kabbaliſten verſenkten. Bei ihrem Begräbniſſe wurde nach geheimnißvoller kabbaliſtiſcher Anordnung das Schophar geblaſen, wohl als Vorzeichen der einſt bei der Auferſtehung der Todten erſchallenden Poſaunen. In dem Lande, das noch nie der Fuß eines Juden betreten, ertönte alsbald der Poſaunenton aus Canaan, der zurück zu alten Zeiten und hinaus ans Ende alles Erdenlebens rief . . .

Wenige Tage, nachdem Rabbi Aboab ausgewandert war, ging Baruch um die gewohnte Stunde nach dem Hauſe des Magiſter Nigritius. Frau Gertrui Ufmſand, die Hauswirthin, trat ihm entgegen mit der Kunde, daß der Magiſter heute Morgen in ſeinem Lehnſtuhle todt gefunden worden ſei, ſeine Lampe hatte noch gebrannt.

Baruch ging hinauf und ſchaute noch einmal in das erſtarrte Antlitz des Lehrers, eine kindliche Milde war in den Zügen des Verſtorbenen feſtgebannt, ſein Lieblingsbuch Cicero de finibus bonorum et malorum lag vor ihm aufgeſchlagen.

So waren nun dem Jüngling auf Einmal die Führer entriſſen, die ihn leiten ſollten zum Empfange der Schätze, die die Menſchen vor ihm errungen hatten. Wie viel Tauſende erben ohne Mühe und auf geebnetem Wege die geiſtigen Erträgniſſe der Vorzeit und ſind glücklich in deren Beſitze, und immer auf's Neue mußte Baruch darnach trachten und konnte ſich des Erworbenen doch nicht vollauf freuen.

In jugendlicher Selbſtanklage däuchte ihn der Verluſt der Führer gerechte Strafe für die Sünde, weil er im Stillen widerſpenſtig gegen ihre geprieſenen Ergebniſſe war. Konnte er aber anders?

Hatte ihn das Schickſal berufen, gleichſam ein erſter Menſch zu ſein, unbelaſtet von den Errungenſchaften der Vorfahren, unbeirrt von ihren Fingerzeigen, aus der Tiefe des eigenen Lebens, aus der Erkenntniß der

Menſchennatur und ihrer Geſetze das Heil zu ſchöpfen? Muß Jeder, dem eine Offenbarung des Ewigen werden ſoll, ſich zurückziehen aus der verwirrenden Menſchengemeinſchaft in die lebensberaubte Wüſte, in die Einſamkeit, wo er allein auf Erden iſt, wo nur die Pulsſchläge ſeines Herzens ihm die Zeit meſſen?

9. Der Lucianiſt.

Ein neues Denken, das erfuhr Baruch jetzt an ſich ſelbſt, verändert nicht alsbald das gewohnte Leben; man muß von Manchem noch Abſchied nehmen und die Trennung wird ſchwer, denn im Scheiden drängt ſich nochmals mit lebendiger Kraft das Bewußtſein auf, wie traut und feſt die Gewohnheit war.

Baruch hatte am letzten Verſöhnungstage mit zerknirſchter Seele gebetet: „Herr! Gott! laß mich ſterben, ehe ich werde der Sünder oder Gottloſen Einer.“ Er blieb aber am Leben und verlor noch dazu ſeinen treueſten Freund, der ihm in jeder Fahr und Noth beigeſtanden hatte. — Dreimal des Tages in der Synagoge, und außer derſelben, wenn er ein Glas Waſſer trank, einen Apfel oder ein Stück Brod genoß, wenn er ſein Studium begann oder endete, bei jedem Genuß und jedem Ereigniß, ſtets hatte er das vorgeſchriebene entſprechende Gebet verrichtet; und des Nachts, wenn er einſam im Bette lag, ſprach er das alphabetiſch geſetzte Sündenregiſter und ſchlug ſich bei jedem Worte reuvoll auf die Bruſt; drauf ſchlief er ruhig und heiter bis zum andern Morgen. Hier aber, in nächtiger Stille, ſchlich der Zweifel auf leiſen Socken zu ihm heran und raunte ihm in's Ohr: was zerhämmerſt du deine Bruſt über Dinge, die du nie begangen?

Haſt du je geraubt, geſtohlen, muthwillig geſündigt, gefliſſentlich Jemand falſchen Rath ertheilt, wie hier in dem Küchenzettel der Hölle verzeichnet iſt? — Er that Einſprache: dies Gebet iſt nicht für mich allein, ich bete für ganz Iſrael, ja, für die ganze Menſchheit um Vergebung ihrer Sünden. — „Was Andere durch die That verbrochen, willſt du durch dein Wort gut machen?“ entgegnete es ihm. Er brach mitten im Gebete ab und ſchlief ruhig ein. „Wenn du beteſt ſo zweifle nicht,“ ſagte der weiſe Jeſus Sirach; wie aber gebietet man den Zweifeln? Und als Baruch in der Synagoge ſtand und vor ihm aufgeſchlagen war das tägliche Frühgebet, da trat der Verſucher abermals zu ihm und ſprach: haſt du dich wieder mit dem Glockenſchlage eingefunden? Wie magſt du nur die von David oder anderen Männern in ihrer Bedrängniß ausgeſtoßenen Worte dir in den Mund legen laſſen? Sollen deine eigenſten religiöſen Gefühle erſt durch fremdes Machtwort hervorgerufen werden? — Er faßte den Entſchluß, fortan nur in ſelbſtgewählter Form und wenn ein unbezwingbarer Drang ihn dazu nöthigte, zu beten. Das geſchah lange nicht, und als es geſchah, ward er inne, daß er durch die lange Unterbrechung außer Zuſammenhang mit ſeinem Schöpfer geſetzt ſei; er fand ihn nicht ſo bald wie ſonſt. Was braucht es der Worte, ſprach er dann zu ſich, der Gedanke muß genügen, wenn Gott allwiſſend iſt . . . wenn er iſt — Wehe! er konnte nicht mehr beten.

Das fühlte er jetzt noch beſchwerender, als er an dem Krankenbette ſeines ächzenden Vaters ſaß; tiefe

Seufzer entſtiegen ſeiner beklommenen Bruſt, Thränen brannten in ſeinen Augen, er konnte nicht mehr weinen.

„Beruhige dich, mein Sohn,“ ſagte der Vater, „vertraue auf den Allgütigen, er wird helfen.“ Er wußte nicht, daß dieſe Worte gleich zweiſchneidigen Dolchen das Herz ſeines Sohnes durchwühlten. Keines Gedankens mehr fähig, ſaß dieſer kalt und ſtumm da. Der politiſche Chirurgus Flyns pfiff im Nebenzimmer die Melodie des Liedes: Wilhelms van Naſſawe, und ſtrich Pflaſter dabei; der Vater hielt die kalte Hand ſeines Sohnes und ächzte unaufhörlich. Der Oranier draußen ſchwieg plötzlich, Miriam öffnete die Thüre, und Salomon de Silva von einem fremden Manne geleitet, trat ein; der Chirurgus folgte ihnen mit Pflaſter und Etui.

„Ich kann die Sache nicht allein über mich nehmen,“ begann Silva, „und habe daher meinen geehrten Collegen hier, den Dr. van den Ende gebeten mit mir gemeinſam die Operation vorzunehmen. Fühlt Ihr Euch im Augenblicke ſtark genug dazu und ſeid Ihr bereit?“

„Ich bin's,“ ſagte der Kranke, „mein Leben liegt in Gottes Hand.“ Ein flüchtiges Zucken bewegte bei dieſen Worten die Mundwinkel des neu angekommenen Arztes. Baruch hatte denſelben mit aufmerkſamen Blicken betrachtet, und glaubte in dieſem Lächeln die ſichere Kunde von ſeines Vaters Tode zu leſen. Er täuſchte ſich. Van den Ende fragte lateiniſch, ob er ſich vor dem anweſenden Sohne in dieſer Sprache unterreden dürfe. Silva bejahte, denn Baruch verſtünde nur wenig Latein. Die beiden Aerzte beſprachen ſich nun geraume

Zeit, es lag ein unverkennbarer Spott in den Mienen van den Ende's, während er ſehr eifrig ſprach. Der lange Flyns hörte der ärztlichen Beſprechung mit geſpannten Mienen zu, und nickte bald dieſem bald jenem, als ob er Alles verſtünde, in der That aber verſtand er kein Wort davon; auch Baruch erging es faſt ſo, nur hie und da fiel ein Wort wie ein vom Windzuge hergetragener Ton an ſein Ohr, aber nichts deſto minder heftete auch er ſeinen aufmerkſamen Blick auf den fremden Arzt. Aus Weſen und Haltung dieſes kleinen Mannes ſprach eine ſo ſeltene Heiterkeit und Ruhe, die Baruch in ſeiner jetzigen Lage beſonders anziehen mußte. Die beiden Hände, die bis an die Fingerwurzeln von weißen gekrausten Manſchetten bedeckt waren, hatte er auf dem vergoldeten Knauf ſeines ſpaniſchen Rohres übereinander gelegt, der Oberkörper ruhte behaglich auf der gepolſterten Rücklehne ſeines Stuhles; das runde Bäuchlein ſchien faſt etwas zu weit hervorzuragen für das kurze niedliche Fußgeſtell, an welchem Schnallen und bunte Bänder zur aufmerkſamen Beachtung reizten; aber bald mußte man ſeinen Blick erheben zu dem Haupte: aus den fein gekräuſelten Wellen der Perücke, die bis auf die Schultern herabfloſſen, guckte das runde Antlitz wohlgemuth in die Welt hinein, und wohl Niemand hätte geahnt, daß es ſchon mehr als fünfzig Winter geſehen, wenn nicht einige Falten, die ſich beim Lächeln um die Augenwinkel niſteten, ſo wie das dunkle Roth auf der Naſe und den ihr zunächſt liegenden Theilen ein vorgerücktes Alter gedeutet hätten. Die halb verſteckten grauen

Augen bewegten ſich unaufhörlich; ſonſt ſtach die äußere Ruhe des kleinen Mannes vortheilhaft ab gegen die heftigen Geſtikulationen Silva's, der ſeinen Collegen bald am Mantel faßte und ihn, ohne es zu wiſſen, bald auf den Arm und bald auf den Schenkel ſchlug, um ſeinen Worten die gehörige Aufmerkſamkeit zu verſchaffen. Baruch hatte den Fremden genau betrachtet, er hätte ihn um den lateiniſchen Redefluß, der ſo raſch und frei über ſeine Lippen ſtrömte, beneiden mögen, wenn er hier am Krankenbette ſeines Vaters an ſeine Studien hätte denken dürfen.

Die Operation ging über alle Erwartung glücklich vorüber, van den Ende beſuchte den Geneſenden faſt täglich und unterhielt ſich dabei am meiſten mit Baruch; ſeinem Scharfblicke blieb die innere Unruhe des Jünglings, ſo wie deſſen rühriger Geiſt nicht lange verborgen. — Der dankbare Vater willfahrte gern ſeinem Wunſche, Baruch in den klaſſiſchen Wiſſenſchaften unterrichten zu dürfen.

Baruch ging mit dem Arzte in deſſen Wohnung, am Ende der Warmoesgaſſe, unweit der St. Olaikirche und der Kapelle, die nach dem Modell des Tempels zu Jeruſalem gebaut iſt. Baruch war einſt mit Chisdai hier vorübergegangen, Chisdai hatte dreimal ausgeſpien; Baruch hatte nur bemerkt, daß die Baumeiſter ſehr gegen das Original verſtoßen hätten, es ſei dieß aber auch nicht anders möglich, denn ſelbſt wer den Thalmud verſtehe, könne ſich noch keinen vollſtändigen Begriff von der äußern und innern Geſtalt des Tempels zu Jeruſalem machen, da das wahre Urbild deſſelben nur im Himmel ſei. Jetzt aber kümmerte er ſich wenig mehr um die Architektur des Tempels im Himmel oder auf der Erde, als er in das Haus des Arztes eintrat. Es war eine ganz neue Atmoſphäre in der er ſich hier bewegte: jubelnde Triller einer Mädchenſtimme von Orgelklang begleitet, drangen ihm ſchon auf der Hausflur entgegen. Der Arzt führte ſeinen Schüler in ein großes Zimmer und ließ ihn eine Weile allein. Farbenfriſche Bilder ſchauten von allen Seiten nieder und buhlten und wetteiferten um Augenmerk: hier eine Leda im Bade, ein Oelgemälde mit friſchen lockenden Farben; dort eine Venus, wie ſie in aller Herrlichkeit und Vollendung aus dem Schaume geboren wird, neben ihr eine Semele auf die ſich eine Wolke niederſenkt; an den andern Wänden vlämiſche Stillleben, Blumen und Fruchtſtücke, Landſchaftsbilder mit unerreichter Farbentreue und Naturwahrheit, kleine Büſten von weißem und röthlichem Marmor auf den feingebohnten Schränken. Kanarienvögel ſtimmten in vergoldeten Käfigen die wohleinſtudirten Lieder an, und zwiſchendrein ſchmetterten ſie wieder den mächtigen Schwall ihres Naturgeſangs. Roſen, Tulpen, Nelken, Lilien und Anemonen blühten in zierlichen Töpfen unter den Fenſtern und zogen den Blick dorthin. Der Arzt kam wieder und erklärte Baruch die Schönheiten der Bilder und manche nahm er ſogar herab und überging ſie zur beſſeren Beſchauung mit einem feuchten Schwamme. Beſonders lange hielt er ſich bei einer Natureinſamkeit des Zeitgenoſſen Jakob Ruysdael und bei einer Landſchaft mit reicher Staffage des ebenfalls gleichzeitigen Nikolaus Berghem auf. — Sodann führte er Baruch in ein anderes Zimmer, das faſt noch mehr Staunen erregte. Die Wände waren über und über mit anatomiſchen Tafeln behangen; gläſerne Käſtchen, in denen Käfer und Schmetterlinge in bunter Ordnung angeſpießt waren, hingen dazwiſchen; ausgeſtopfte Vögel ſaßen auf kleinen geſchnitzten Bäumen, die auf den Bücherſchränken angebracht waren. An dem einen Ende des Zimmers ſtanden Kolben und Retorten, in einer Ecke lag ein großer Stoß grauen Papiers, aus welchem ein Stiel oder ein Blatt der ausgetrockneten Pflanze hervorragte; auch ein großes Skelett, dem ein goldpapiernes Scepter zwiſchen die Fingerknochen geſteckt war, ſtand dort. Ueber dem grünen Schreibpulte ſtand eine Marmorbüſte, ein dürrer Lorbeerkranz war um die Stirne dieſes griechiſchen Schalksgeſichtes gewunden.

Baruch betrachtete aufmerkſam dieſe ganze Umgebung, in der trotz einer faſt überladenen Mannigfaltigkeit eine behagliche Ordnung herrſchte: das Leben läßt ſich noch mit andern Dingen als mit Bibelſtellen, Commentaren und Religionsgebräuchen ausfüllen; hier iſt eine ganz andere Welt — ſo ſprach es in ihm und der Arzt ſtörte ihn nicht in ſeinen Gedanken, denn er ſuchte in den Schränken nach einem Buche. Er nahm endlich Cicero de officiis und ließ Baruch daraus überſetzen. Der Lehrer ſchüttelte oft bedenklich den Kopf; nicht weil Baruch gar kein Latein verſtanden hätte, das konnte man nicht unbedingt ſagen; er war dadurch, daß er mit der Schnellkraft ſeines Geiſtes die grammatiſchen Formen ſprengen wollte, in ein ſonderbares Verhältniß zu dem Autor, den er las, gerathen; waren ihm nur einzelne Worte klar, die den ungefähren Gang oder einen Zielpunkt des Gedankens bezeichneten, ſo ſetzte er leicht und oft ganz richtig den Sinn desſelben zuſammen; weit häufiger aber folgte er, den Ideenkreis des Autors überſpringend, ſeinen eigenen oft weiter gehenden Combinationen. Van den Ende ſah, daß hier eine ganz eigenthümliche Unterrichtsweiſe befolgt werden müſſe; hier war ein ausgewachſener Baum, der ſchon manches Jahres Blüthe und Frucht fallen geſehen, und nun verſetzt werden ſollte in ein anderes Erdreich.

Die Fortſchritte erfolgten indeß nicht ſo ſchnell als man glauben ſollte, denn der Unterricht ward beinahe immer durch Erörterungen über andere Gegenſtände unterbrochen.

Baruch hatte Vertrauen zu ſeinem Lehrer gefaßt und erzählte ihm einſt in treuherzigem Tone den Verlauf, wie er das Gebet verloren. Der Arzt lachte ſo heftig, daß er ſich den Bauch halten mußte; er ſah indeß, wie ſehr das ſeinen Schüler verdroß.

„Müßt mir verzeihen,“ ſagte er, „ich lach' nicht über Euch, ha, ha, ha! wir hatten im Narrenhauſe zu Mailand ein Prachtexemplar von einem theologiſch-philoſophiſchen Narciſſus. Er hing ein Tuch über ſein Angeſicht, lag den ganzen Tag auf den Knieen und betete: heiliger Chriſtoph, ſteh mir bei und vergieb mir meine Sünden — ha, ha, ha! und wenn man ihn fragte: wo und wer iſt denn der heilige Chriſtoph? dann ſtand er auf, lüftete das Tuch vor ſeinem Angeſichte und mit majeſtätiſchem Tone rief er: ſeht her, ſeht ihr die Glorie um meine Stirne? Kniet nieder und betet, Ich bin der heilige Chriſtoph, ha, ha, ha! Wenn man es aber recht bedenkt, lag viel Methode in dieſem Wahnſinn. Was ſoll am Ende das Gebet? Auf Gott einwirken? Das geſtehen auch die Halbvernünftigen, daß es widerſinnig wäre, wenn ſich Gott etwas von uns einflüſtern ließe; ſodann ſagt auch ſchon das Sprüchwort: ora et labora; alſo das Ganze iſt, um unſere von Schmerz und Kummer zerknickte und verwirrte ſogenannte Seele wieder aufzurichten und zu ſammeln; kann ich das durch eine Anekdote, durch ein Kapital aus der Logik oder Phyſik, ſo iſt es gerad ſo gut; darum betrübt Euch nicht, daß Ihr ſelbſtändig geworden ſeid, laßt den Kopf nicht hängen und ſeid luſtig und guter Dinge, ich bin es auch und habe ſeit mehr als zwanzig Jahren nicht an das Beten gedacht. Wenn man nur der Jugend recht eindringlich beibringen könnte, daß ſie nicht die ſchönſte Lebenszeit mit unnützem Krimskrams vergeuden ſollte.“

So ſprach der Arzt und ſeine kleinen grauen Augen funkelten. Baruch konnte ſeiner Auffaſſung nichts entgegenſtellen, aber von dieſer Stunde an wurde er rückhaltender gegen ihn; fleißig ſtudirte er die naturwiſſenſchaftlichen und mathematiſchen Werke, die er von ihm erhalten, fragte ihn über einzelne Schwierigkeiten, die Darlegung ſeiner eigenen Seelenzuſtände vermied er ſorgfältig.

Der Arzt verſtand es indeß durch Zutraulichkeit abermals Vertrauen zu erwecken.

„Ich war auch einſt ſo in verworrenen Zweifeln gefangen wie Ihr,“ ſagte er einmal zu Baruch; „ich weiß auch, wie anerzogene Befangenheit nachwirkt, und noch jetzt, da ich mich frei gemacht zu haben glaube, ertappe ich mich noch oft auf jener Ausſchließlichkeit, die der Beſitz der alleinigen Wahrheit einflößte. Ich bin nicht wie Ihr aus der Bibel ſelbſt auf den Weg der Freiheit gekommen. Es war ein ſeltſamer und eigentlich geringer Anſtoß, der mich dahin führte. Ich war als frommer Katholik auf die Univerſität nach Leyden gezogen; einſt, es war am Himmelfahrtsabend, ich hatte lange ſtudirt, bis mein Licht abgebrannt war; als ich ſodann ruhig im Bette lag, da fuhr mir wie ein Blitz der Gedanke durch die Seele: wo iſt ſie nun hin, dieſe Kraft der Erleuchtung? Das Feuer hat die Nahrungsſtoffe verzehrt und iſt in's All zerfloſſen. Wie, wenn es mit unſerer Seele auch alſo wäre? Meine Lehrer beſtärkten mich in der ſonſt auch vielverbreiteten Anſicht, daß das Leben ein Verbrennungsproceß ſei. Man kann es ſo nennen ohne eigentlich damit etwas erklärt zu haben; das was wir Seele, Denken und Empfinden nennen, iſt nichts als eine Verarbeitung der Stoffe, hat ſeine Nahrung aus Stoffen, greifbaren und ungreifbaren, und wird wieder zu ſolchen. Der eine Menſch verdaut ſchwerer, der andere leichter, der mit Luſt, jener mit Unluſt.“

„Und was wäre dann unſer Vorzug vor den Thieren?“

„Wer ſagt Euch, daß wir einen ſolchen haben müſſen? Aber wir haben ihn wirklich, und zwar wieder nur, weil wir reichlicher mit den feineren Stoffen begabt ſind, und darum wirken die ſogenannten ungreifbaren Stoffe, Farbe, Klang und Wort mächtiger auf uns. Das Gehirn des Menſchen übertrifft oft den fünfzigſten Theil vom Gewichte ſeines ganzen Körpers, und darum hat er auch am meiſten von dem, was man Vernunft und Geiſt heißt. Beim Ochſen z. B. beträgt das Gehirn kaum den achthundertſten Theil ſeines Gewichts, und darum iſt er dumm; der Elephant iſt ſchwerfällig, aber klug, weil er ein verhältnißmäßig ſehr großes Gehirn hat. Verletzt man Euch Euer Gehirn, ſo ſeid Ihr ein Simpel, was faſelt Ihr nun immer von Eurem Jenſeits und Eurer ewigen Fortdauer?“

„Unſre Beſtimmung wäre alſo, möglichſt viel Annehmliches zu verarbeiten oder zu verdauen wie Ihr es nennt?“

„Allerdings.“

„Ich hätt' Euch nicht für ſo egoiſtiſch gehalten,“ entgegnete Baruch.

„Ich bin es nicht,“ erwiderte der Arzt, „freudig ſchlage ich Gut und Blut in die Schanze für das Gemeinbeſte, für den Staat; aber für Religion und Glauben ließe ich mir nicht ein Haar auf meiner Perücke krümmen. Das ſicherſte und höchſte Wohlbefinden des Menſchen liegt im Staatswohl, und dafür zu ſorgen, das iſt die Beſtimmung des Menſchen; in allem Uebrigen ſteigt man von einer Nebelwolke in die andere.“

„Eure Beſtrebungen für Vaterland und Menſchheit wären ja am Ende wieder nichts Anderes, als daß es dieſem und jenem, oder wenn man ſagen will, der Geſammtheit möglich werde, beſſer und bequemer zu eſſen und zu trinken und ſeinen Lüſten nachzugehen; in ihrer Ausdehnung werden ſie ſomit nichts Höheres, ſondern nur etwas Allgemeineres.“

„Ich will offen mit Euch ſprechen,“ ſagte der Arzt, und rückte vertraulich ſeinem Schüler näher, ein ſeltener Ernſt ſprach aus ſeinen Mienen; „es muß ein jeder, dieſe Kriſis durchmachen, in der Ihr jetzt ſeid. Auch ich ſchwärmte einſt, da ich in Eurem Alter war, für die ſogenannten höheren oder geiſtigen Anliegen der Menſchheit und glaubte, ſie dürften nie getrennt werden von den Beſtrebungen für das Staatswohl; ich war in dieſer Beziehung ein eifriger Katholik, aber auch nur in dieſer Beziehung. Es war die Zeit, da

Gomar und Armin mit Toben und Schnauben
Stritten um den rechten Glauben.

Ich ſah den Advokaten das Schaffot beſteigen, weil er ſich gegen den alten Judenglauben wehrte, mit dem man nun die Chriſten durch die Gnadenwahl zur auserwählten Leibgarde Gottes machen wollte; da ſtand, auf ſeinen Stab geſtützt, der zweiundſiebzigjährige Oldenbarnevelt auf dem Blutgerüſte. „O Gott!“ rief er, „was wird aus dem Menſchen!“ und um und um ſtand die kopfloſe Menge, und doch Kopf an Kopf, das glotzte drein und jauchzte als das edle Haupt vom Rumpfe getrennt ward. Damals lernte ich das Volk verachten, damals gewann ich die Einſicht, daß es vor

Allem Noth thut, ſich jeglicher Einwirkung auf das, was dem Volke Religion heißt, zu enthalten. Der Aberglaube iſt ein hohler Zahn; oft läßt er lang in Ruh, aber ein harter Biſſen, ein Luftzug macht, daß man oft raſend wird. Verſucht es, ihn auszureißen, ſo ſchlägt Euch der Patient in's Geſicht, und laßt Ihr einen Splitter ſtecken, ſo kriegt Ihr den nicht heraus, außer mit Gefahr das Zahnfleiſch mitzureißen, oder einen Kopfnerv zu verletzen. Wer denn aber doch helfen will, der ſagt, daß er nur unterſuchen wolle, bringt die Zange in den Rachen und dann Ruck! heraus damit; am beſten iſt's aber, man hilft dem nicht, der den Muth nicht hat, ſich helfen zu laſſen."

„Ihr erklärt ſomit das Streben nach Beſitz und Vermehrung der idealen Errungenſchaft der Menſchheit für einen Geiſtesluxus?"

„Ja, wenn es nicht reelle Zwecke hat; euch Juden verarge ich es aber nicht, wenn ihr euch gerne ein Himmelreich aufbaut, euch fehlt das Erdenreich. Warum lacht Ihr? habe ich nicht recht?"

„Im Thalmud heißt es: der beſte unter den Aerzten kommt in die Hölle, die Heilkünſtler hatten gewiß auch ſchon damals ſolche Ideen, wie Ihr jetzt."

„Was geht mich Euer Thalmud an? Euer Moſes war ein großer Politikus; aber der weiſe Salomo iſt mein Mann, der hat das Leben verſtanden, darum hat er auch in ſeinem Prediger geſagt: ich lobe mir die Luſtigkeit, es giebt nichts Beſſeres für den Menſchen unter der Sonne, als daß er eſſe und trinke und fröhlich ſei."

„Da erfüllten die Thiere am nächſten ihre Beſtimmung, und die Mollusken, die nur aus einem Magen beſtehen, wären die vollkommenſten Geſchöpfe.“

„Nein, ich will Euch zugeben, daß das Thier auch fröhlich ſein kann, aber der Menſch hat doch einen beſondern Vorzug, nicht den, daß er aufrecht geht, ſchreiben und leſen kann, damit er weiß was vor ihm geſchah, und berichten was mit ihm geſchah; nein, der Menſch allein kann lachen. Demokrit und Lucian das waren die zwei geſcheiteſten Männer Griechenlands, die Anderen haben meiſt nur nach Wind geſchnappt. Ich bin ein alter Praktikus, glaubt mir, kein Genuß auf der Welt iſt ſo unvergänglich als das Lachen, und dabei verdaut man ganz normal und bleibt friſch und geſund.“

„Merkwürdig iſt's, daß Ihr wieder mit dem Thalmud übereinſtimmt, denn auch dort heißt es: das Lachen iſt ein Vorzug des Menſchen.“

„Wahrhaftig? da ſteht doch einmal was Geſcheites in den dicken Büchern; aber ich gehe noch weiter und ſage: es iſt auch ein Vorzug des Menſchen vor den Göttern, denn wen nichts überraſcht, der kann auch nicht lachen.“

„Bleiben wir bei den Menſchen,“ fiel Baruch ein, „was ſollen nach Eurer Anſicht die Armen, die ihre Brodrinde mit Thränen befeuchten, die Alten, Kranken und Traurigen, die nichts zu genießen und nichts zu lachen haben? wo iſt Troſt und Freude für ſie?“

„Die ſollen glauben und fröhlich ſein in der Gottſeligkeit.“

„Wenn ſie aber zur Erkenntniß kommen, und Alles zu unterſt zu oberſt kehren?"

„Iſt nicht zu fürchten, dahin wird es nie kommen; es wird zu allen Zeiten nur wenig Einſichtige geben, der Pöbel wird ſtets glauben, und das muß auch ſein, weil ihm Bildung und Urtheilskraft fehlt, und er anders nicht in Zaum zu halten wäre." —

Das alſo ſind die, welche ſich die Freien nennen, auch der Unglaube hat ſeine auserkorne Schaar! — Solches und noch manches Andere hegte Baruch in ſeinem Sinne, als er wegging.

Wieder einmal lagen die Bücher vor ihnen aufgeſchlagen, und Lehrer und Schüler ſprachen über ganz andere Dinge, als da geſchrieben ſtanden. „Glaubt mir," ſagte der Arzt, und er blinzelte mit ſeinen grauen Aeuglein wie Einer, der in die tiefſten Geheimniſſe eingeweiht iſt, „glaubt mir, ich lugte ſchon oft hinter die Gardinen; ich kenne gar wohl die Ehegeſchichte von dem, was man Materie und Geiſt nennt und durch einen Religionsact eingeſegnet und zuſammengekuppelt hat."

„Daß doch Jeder verlangt, man ſoll ihm glauben," antwortete der Schüler: „Hätte ich aber das gewollt, wäre ich dort geblieben bei meinen Rabbinen, vielleicht wäre mir's gelungen, noch ein Stockwerk auf den babyloniſchen Thalmudbau zu zimmern, der mit dem Ende in den Himmel hineinragen ſoll; ich aber will Erkenntniß, will Gewißheit."

„Die findet Ihr nur im Stoff, von allem Anderen kann ich Euch eben ſo gut beweiſen, daß es wirklich exiſtirt, als daß es nicht exiſtirt."

„In der Zuſammenſetzung meiner ſelbſt aus einer ununterbrochenen Reihe von Eindrücken, Gefühlen und Gedanken, weiß ich mich doch als geiſtige Einheit, die ſelbſtändig und unabhängig vom Körper iſt. Der Selbſtmord, ſo verabſcheuungswürdig er auch iſt, bezeugt er nicht eine Herrſchaft des menſchlichen Geiſtes über den Körper, die ſich ſogar bis zur Vernichtung dieſes letztern erſtreckt?“

„Der Menſchenſtolz!“ entgegnete der Arzt, „das iſt doch die Erbſünde, die Allen anklebt. Was Ihr da ſagt, kann eben ſo gut Folge eines phyſiſchen Triebes ſein, wie man das bei den ſogenannten unvernünftigen Thieren als ausgemacht annimmt. Man hat Beiſpiele, daß ein Marder oder eine Ratte, die mit einem Fuß in der Falle gefangen waren, ſich mit den eigenen Zähnen den Fuß abbiſſen und davon liefen. Mir fällt noch ein deutlicheres Beiſpiel ein: auf meinen Reiſen in Unteritalien ſah ich oft, wie ſich die Bauern das grauſame Vergnügen machten, daß ſie in die Mitte eines ziemlich großen Kreiſes von glühenden Kohlen einen Skorpion warfen. Das arme Thier wollte fliehen und ſchoß haſtig nach allen Seiten umher, aber überall war es von dem brennenden Ringe gefangen; wie um Gnade flehend richtete es ſeinen Kopf zu den Umſtehenden empor, aber Alle lachten und jauchzten, und Niemand öffnete ihm einen Ausweg; da ſchoß es wüthend im Kreiſe umher, von Angſt und Verzweiflung gejagt, es wagte mit ſeinen Scheeren die glühenden Kohlen zu berühren, aber ſchnell zuckte es zurück und ſchüttelte ſeinen ganzen Körper. Als es keinen Ausweg mehr ſah, kroch es langſam bis in die Mitte des Kreiſes, weit weg von der Gluth. Ohne Bewegung wie todt lag es da, aber plötzlich hob es den Stachel an ſeinem Schweiſe empor, es bäumte ſich aus aller Macht, durchbohrte ſich ſelber und war todt. Sagt mir nun einmal: fühlte ſich der Skorpion auch als unabhängige geiſtige Einheit?“

Baruch wollte dieß geradeswegs zugeſtehen und ſomit in allen Kreiſen der Natur ein freies Walten des Geiſtes annehmen; aber er fühlte, daß er die bloße Kraft ſeines eigenen Nachdenkens nicht in die Wagſchale legen konnte gegen einen reichen Schatz von Erfahrungen, wo ihm ſtets Ungewohntes vor die Augen geführt wurde, das er im Augenblick nicht bewältigen konnte. Eine innere Stimme widerſprach der ihm hier gebotenen Anſchauungsweiſe, aber er vermochte nicht dieſe Stimme nach außen zu begründen. Er ſchwieg. Der Lehrer zweifelte nicht, hier einen Proſelyten gewonnen zu haben und bedeutete Baruch des andern Abends zu ihm zu kommen, er wolle ihm die Geheimniſſe einer Lehre offenbaren, die ihm Staunen und Bewunderung abnöthigen würden.

Baruch fand ſich zur beſtimmten Stunde ein. Van den Ende führte ihn in ſein Studirzimmer, verriegelte die Thür ſorgfältig hinter ſich, zog die Fenſtergardinen herunter und lauſchte ob Niemand dem Zimmer nahe. Baruch mußte faſt lachen über die komiſch ernſte Miene des Arztes, der ein brennendes Licht zwiſchen die Fingerknochen des Skelettes ſteckte.

„Kennt Ihr die Legende von dem Prior bei St.

Domonicus zu Tiel?“ fragte der Arzt, während er in einem Schranke nach Etwas ſuchte.

„Nein!“ antwortete Baruch.

„Hört,“ fuhr Jener fort, „der fromme Prior wurde einſt vom Teufel heimgeſucht, während er gerade mit dem Leſen eines heiligen Buches beſchäftigt war. Der Teufel wollte den Frommen von ſeinem heiligen Geſchäfte abbringen, ſprang auf den Tiſch und machte allerlei Poſſen vor ihm; aber der Prior zwang den Teufel, ihm die Kerze zu halten, bis ſie abgebrannt war, worauf er ihn dann gnädig entließ. Seht, der Domine dort, der ſoll uns jetzt leuchten, während wir des Teufels Teſtament leſen. So, da iſt der Schlüſſel. Betrachtet einmal das Beinhaus da genauer: das ganze Gebälke war einſt mit Fett ausgefüllt, da war ein Wanſt, der viel Leckerbiſſen von der Tafel des Prinzen Moritz von Oranien beherbergt hat, jene Backen- und Stirnknochen hatten einen karfunkelrothen Ueberzug, dort in den Höhlen ſaßen gehorſame Augen, die den menſchlichen Vorzug ſich himmelwärts zu kehren oft in Anwendung brachten, über jenen Zähnen war ein Lippenpaar, das viel gegen die Remonſtranten geiferte, und beim Schlürfen köſtlichen Rheinweines ſich in der Enthaltſamkeit übte. Das war ehedem der dicke Domine, der am meiſten gegen den edlen Oldenbarnevelt wüthete und ihn auf's Schaffot geleitete. Er war prädeſtinirt, daß er einſt als Leiche von mir geſtohlen werden ſollte; ich habe Todesgefahr bei dem Unternehmen ausgeſtanden, es iſt das eine ſchöne Geſchichte, ich will ſie Euch ein andermal erzählen. Heiliger Laurentius! hier iſt wieder ein Jünger, der zu Euch wallfahret, um aus Eurem weiſen Haupte Lehre zu empfahen. Freut Euch, denn bald iſt die Schaar gleich dem Sand am Meer und den Sternen am Himmelszelt.“ Bei dieſen letzten Worten kreuzte der Arzt ſeine Arme auf der Bruſt über einander, und verbeugte ſich dreimal vor dem Skelett; „ha ha ha!“ unterbrach er ſich, „es iſt zum Todtlachen, ich werde ja noch ganz bibliſch, aber ich will Euch weiter keinen Hokus Pokus vormachen.“ Er ſtieg nun auf einen Stuhl, öffnete mit dem Schlüſſelchen die obere Schale des Schädels, nahm eine Schrift heraus, und ſagte im Herunterſteigen: „So lang der da gelebt hat, iſt nichts ſo Geſcheites dort beherbergt worden, als ich ihm jetzt zum Aufbewahren gebe; ſchwört mir, daß Ihr Niemand verrathen wollt, daß Ihr das Buch bei mir geſehen; meine bürgerliche Stellung wäre dadurch gefährdet.“

„Wie ſoll ich ſchwören?“ fragte Baruch, indem er den Vorſatz faßte, lieber Nichts zu erfahren, als nochmals einen ſo gräßlichen Eid zu leiſten wie bei dem Kabbaliſten. Der Arzt verſtand es anders.

„Ihr habt Recht,“ ſagte er, „könntet Ihr ſchwören, ſo dürftet Ihr das nicht vernehmen. Seht dieſe runden gemächlich gezeichneten Schriftzüge, ſo ſchön ſchreibt man in des Teufels Canzellei; das Buch iſt ein Erbſtück von einem Frater Dominikaner, der es aus Augsburg mitgebracht hat: ein deutſcher Kaiſer, Friedrich der zweite von Hohenſtaufen, iſt der Verfaſſer; den Titel werdet Ihr wohl verſtehen, er heißt: de tribus impostoribus; es ſind nur neun und zwanzig

Paragraphen. Da ſetzt Euch her, ich will's Euch holländiſch vorleſen.“

Baruch ſchauderte vor der verzweifelten Gottverlaſſenheit und kaltblütigen Section alles Glaubens, die hier vor ſeinem Geiſtesauge vorging, und als er die Stelle des 21. Paragraphen hörte, wo es heißt: „Quid enim Deus sit, in revelatione qualicunque obscurius longe est quam antea,“ war's ihm als ob man mit glühenden Zangen den Kern alles religiöſen Bewußtſeins ausreißen wollte.

„Junger Freund, wenn Ihr das Leben näher kennen gelernt haben werdet,“ ſagte der Arzt als er aufſtand, „werdet Ihr einſehen, daß die Moral, die ſich auf dem Markt des Lebens umhertummelt, eigentlich nicht aus Tintenfäſſern geſchöpft wird. Euer Judenthum und unſer Judenthum taugt nichts mehr, Euer Judenthum iſt längſt nur eine Mumie, die bei einem Luftzuge in Staub zerfällt; das unſrige war bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts eitel Barbarei, es hat den Geiſt des Claſſicismus in ſich aufgenommen, und dieſer Geiſt wird es auseinanderſprengen. Tretet nur ein in die luftigen lichten Hallen claſſiſcher Weisheit, Ihr werdet genießen, ſpotten und ſchweigen lernen . . .“

Gräßliches Labyrinth! ſprach Baruch im Herzen als er wegging; aber ich fühl's, ein Ausweg muß gefunden werden.

10. Benedictus sit!

Es ſollt' eine Jungfrau früh aufſteh'n,
Und ihren Liebſten ſuchen geh'n:
Sie ſucht ihn unter den Linden
Und konnt' ihren Liebſten nicht finden.

So ſang Olympia van den Ende, und ſie jagte die langathmenden Töne ihrer kleinen Orgel mit mächtigem Gebrauſe durcheinander, als ihr Vater in's Zimmer trat.

„Du haſt dich ja heute wieder ganz in deinen Liederhimmel verſtiegen,“ ſagte er, „und weißt gar nichts von dem, was unten auf der unmuſikaliſchen Welt vorgeht; ſchon vor einer Stunde ſind wir an deinem Zimmer vorübergegangen. Hier habe ich endlich den vielbeſprochenen Herrn de Spinoza mitgebracht; hiemit ſtelle ich Euch meine Tochter vor, ſie iſt beſtändiger Miniſtrant bei meinem heiligen Lehramte, Ihr müßt Euch in gutes Vernehmen mit ihr ſetzen.“

„Mein Vater hat mir, ſo oft er aus Eurem Hauſe kam, von Euch erzählt,“ ſagte Olympia, „und ich freue mich, endlich meinen Wunſch erfüllt zu ſehen. So viel ich aber von Euch gehört habe, ſehe ich doch jetzt, daß ich mir wieder eine falſche Vorſtellung von Eurer perſönlichen Erſcheinung gemacht hatte. Sagt mir nun, Ihr ſeid ja ein Philoſoph, darf ich das nicht als einen Beweis annehmen, daß alle unſere Vorſtellungen von Dingen und Perſonen, die über unſerer unmittelbaren Sphäre hinausliegen, unrichtig ſind?“

Welch eine Begegnung war das, die ihm ſogleich ein Problem entgegenwarf und ihn zum Erſtenmal einen Philoſophen nannte?

Baruch ſchlug die Augen nieder, er glaubte das Forſchen ihrer Blicke in ſeinen Geſichtszügen zu verſpüren; er machte eine ſtumme Verbeugung, er wußte nicht, was er antworten ſollte.

„An meiner Tochter findet Ihr eine halbe Philoſophin, mit der Ihr viel disputiren könnt,“ ſagte der Arzt, um Baruch aus der Verlegenheit zu helfen; er aber wurde deſſen nicht gewahr.

„Da hat mir Oldenburg heute ein anmuthiges Lied geſchickt,“ ſagte Olympia zu ihrem Vater, reichte ihm das Blatt und fuhr zu Baruch gewendet fort: „ſind Sie auch muſikaliſch, Herr von Spinoza?“

„Nein!“

„Aber Sie ſingen doch gewiß die Pſalmen? Sie müſſen mir einmal einen ebräiſchen Pſalm ſingen, ich möchte doch auch hören wie das lautet. Hat man noch die Melodien von König David?“

„Wir haben noch viel ältere, denn faſt alle unſere Synagogenmelodien ſtammen nach der Tradition vom Berge Sinai; obgleich die Gebete erſt viel ſpäter abgefaßt wurden, ſo gingen die Melodien einſtweilen wortlos von Mund zu Munde.“

„Das iſt ergötzlich, das wäre ja gerade, wie wenn

Kleider ohne Leib ſpaziren gehen, oder ein Arſenal ohne Soldaten eine Schlacht liefern wollte.“

„Ich ſprach blos von der herkömmlichen Annahme,“ antwortete Baruch.

„O, es iſt doch eine ſchöne Tradition. Das muß herrlich geweſen ſein,“ fuhr Olympia fort, „das Rollen des Donners und das Schmettern der zahlloſen Poſaunen war ein grandioſes Accompagnement, bedeutend furioso, aber ſo mußte es ſein; o ſingen Sie mir doch etwas aus dem Sinai-Oratorium, wenn's meine chriſtlichen Ohren hören dürfen.“

Baruch entſchuldigte ſich, da er nicht ſingen könne; aber Olympia ward immer dringender, ſo daß Baruch vor Verlegenheit ſich nicht zu helfen und zu rathen wußte.

„Das iſt ein muſikaliſcher Fanatismus,“ ſagte van den Ende. „So warte doch, bis Herr von Spinoza von ſelbſt dir die Scala ſeines Glaubens angiebt; du bringſt ja durch deine ſonderbaren Launen Jeden, der dich nicht kennt, in die peinlichſte Verlegenheit.“

Olympia bat Baruch um Entſchuldigung wegen ihres Ungeſtüms, ſie ſei eben in aufgeregter Stimmung, er ſolle nicht ungünſtig von ihr urtheilen. — Baruch ging nach kurzem Verweilen in nie gekannter Beklommenheit weg, er glaubte Olympia habe ihn verſpottet, und nicht ſowohl ihn perſönlich, als den Juden überhaupt. Dieſe Wahrnehmung verletzt den aus dem abgeſchloſſenen Lebenskreiſe Heraustretenden noch weit mehr und ſelbſt dann noch, wenn er ſich in Denken und Thun von der Genoſſenſchaft getrennt weiß.

Das war ſein erſtes Zuſammentreffen mit Olympia an jenem Tage, an welchem ihn van den Ende zuerſt in ſein Haus gebracht hatte. Seitdem war er ihr noch oft begegnet, hatte flüchtige Worte mit ihr gewechſelt, ſonſt aber kümmerte er ſich wenig um ſie; er konnte mit Hiob ſagen: „Ich hatte einen Bund geſchloſſen mit meinen Augen, auf daß ich nicht achtete auf eine Jungfrau." (Hiob 31, 1.) Nun aber war die Zeit gekommen, da er achten mußte auf eine Jungfrau, und da er mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf jedes ihrer Worte lauſchte. Der Arzt war verreist, und hatte die Fortſetzung des Unterrichts ſeiner Tochter übergeben; auch Baruch ward ihr Schüler.

Gleich ihrer Namensſchweſter Olympia Morata aus Ferrara, die im vergangenen Jahrhundert durch griechiſche und lateiniſche Dichtungen die Bewunderung ihrer Zeitgenoſſen erregt, war Olympia van den Ende in der klaſſiſchen Welt heimiſch, neigte aber mehr zu gelehrten Forſchungen, ſo daß ſie es hätte wohl erreichen können, mit dem philoſophiſchen Doctorhut gekrönt zu werden; aber ſie wußte, daß das ſchwarze Sammethäubchen, mit den feinen Brüſſeler Spitzen eingerändert, zu der Fülle ihrer blonden Locken und der Lilienweiße ihrer Haut weit beſſer kleide, als der rothſammetne ſpitze Doctorhut. Tullia, Cicero's eigne Tochter, hätte die Briefe, die ihr ſchönredneriſcher Vater an ſie gerichtet, nicht in eleganterem Latein beantwortet, als die Tochter des Amſterdamer Arztes. Darum trug auch ihre zarte weiße Hand ſehr häufig Spuren gelehrter Tinte, denn ſie übte bei ihren Schülern ein ſcharfes Cenſorenamt gegen jegliche Ausdrucksweiſe, die ſich nicht das römiſche Bürgerrecht erworben hatte; darum zog ſich ihre ſchneeweiße glatte Stirn in Falten, wenn ihr Barbarismen vorkamen, ihr helles blaues Auge leuchtete freundlich, und ihr Mund, der ſonſt einen gewiſſen Ausdruck der Herbheit hatte, lächelte mild und einnehmend, wenn ſie bemerkte, daß ihre Schüler in den lateiniſchen Verſen keine Maſche hatten fallen laſſen.

Mißmuthig ſaß Baruch die erſten Stunden vor ſeiner Lehrerin, die an dem Periodenbau des Curtius in der Geſchichte Alexanders die Feinheiten der lateiniſchen Syntax demonſtrirte. Olympia ärgerte ſich über den linkiſchen Juden, der mit der augenſcheinlichſten Befangenheit auf jede ihrer Fragen antwortete; ſie ſtand auf und ging nachdenklich das Zimmer auf und ab. Baruch betrachtete die hohe ſchlanke Geſtalt mit dem majeſtätiſchen Gange, und ſtatt den Kriegszügen Alexanders zu folgen, forſchte er in den Zügen Olympia's, deren Syntax von ſchwärmeriſcher Gutmüthigkeit und herber Schärfe des Verſtandes er eben ſo wenig entziffern konnte, als die verſchlungenen Perioden des Curtius. Der Unterricht war hier Anfangs faſt wieder eben ſo unerquicklich, wie bei dem alten Magiſter Nigritius, denn Baruch hatte ſich ſeit ſeinem erſten Zuſammentreffen nur mit innerem Mißbehagen Olympien genähert. Dieſe aber verſtand es bald, Beziehungen zwiſchen ihren ſo verſchiedenen Geiſtesrichtungen aufzufinden, die Baruch ihren Umgang immer angenehmer machten. Er war wieder ſo glücklich, daß von Allem mehr als von lateiniſcher Grammatik die Rede war. Er ſprach mit Olympia über die in der Geſchichte waltenden Geſetze, über Menſchen- und Staatengeſchicke: ſie fand die Ideen Baruchs hierüber höchſt eigenthümlich, ja oft ſeltſam, denn er war gewohnt, Alles gewiſſermaßen vom Standpunkte der jüdiſchen Geſchichte aus zu betrachten und nach ſeinen Beziehungen zu dieſer zu beurtheilen. Hieraus ergab ſich für Olympia oft die ergötzlichſte Wendung, aber Alles was Baruch mit ihr ſprach, war ſo ungewöhnlich, bezeugte eine ſo tiefe innerliche Rührigkeit, daß Olympia ſich die Pflichtvergeſſenheit zu Schulden kommen ließ, den Unterricht mehr als billig hintanzuſetzen. Bis zu den entfernteſten Zonen und Zeiten ſtieg der Geiſt Beider hinan, und dort fanden ſie ſich wieder, denn Beide beſeelte der gleiche Drang zum Urſprung des Weltgeſchicks und des Weltdaſeins hinanzudringen. — Mit Sehnſucht harrte Baruch von nun an jedesmal der Unterrichtsſtunde, und er machte ſich ſchon lange vor dem Glockenſchlage auf den Weg; es war nicht ſelten, daß dann gerade Olympia aus dem Fenſter ſah und ihn ſchon von fern freundlich grüßte.

Sie hatten eines Tages im achten Kapitel des ſiebenten Buches jene bekannte Rede der ſcythiſchen Geſandten an Alexander geleſen. Olympia bemerkte: „Es iſt charakteriſtiſch, daß Valerius Maximus erzählt: Ariſtarchus habe einſt zu dem Könige geſagt, es gebe nach Demokrit zahlloſe Welten. Wehe! rief der König aus, ich Unglücklicher habe noch nicht einmal Eine erobert.“

„Im Thalmud finden ſich auch die abenteuerlichſten Legenden über den „macedoniſchen Alexander,“ dem die Welt zu enge war,“ entgegnete Baruch.

„O erzählen Sie, erzählen Sie," bat Olympia. „Solche Blumen, die in der heißen Gluth des Orients üppig aufgeſchoſſen ſind, die liebe ich ſehr."

Es klopfte an, Olympia rief: „herein!" Ein großer ſtattlicher Mann mit einem feingeſchnittenen Profil trat in das Zimmer. Mit ruhigem Anſtand näherte er ſich Olympien, ergriff ihre Hand und drückte ſie an ſeine Lippen. „Ich freue mich," ſagte er, „dieſe Hand küſſen zu dürfen, die das Plectrum wie den Griffel der Geſchichte mit gleicher Kunſt führt, und ſchon ſo Manchem den Weg nach Attika's und Latiums herrlichen Gefilden gezeigt hat."

„Es wäre Schade, wenn Sie nicht in die diplomatiſche Laufbahn gerathen wären," entgegnete Olympia.

„Sonſt könnte ich auch nicht das Vergnügen haben, Ihnen zu ſagen, daß heute die Nachricht einging, Ihr Günſtling, der fromme General Oliver Cromwell, ſei von der Armee zum Lordprotektor Englands ernannt worden. Er hat das Parlament nicht umſonſt mit der hohen redneriſchen Formel: ihr Trunkenbolde! auseinander gejagt."

„Lachen Sie immerhin über ſein Rednertalent, er iſt kein Demoſthenes," ſagte Olympia, „aber ein ſtarker Charakter mit tiefdringendem Scharfblick; es freut mich, daß er ſo hoch geſtiegen iſt. Doch, wie ſieht's bei uns aus? Können Sie mir nicht ſagen, ob jetzt beſtimmte Nachrichten eingegangen ſind, wie viele Menſchen bei dem letzten Sturme verunglückt ſind?"

„Nein! aber da hat ſich der Humor wieder in's Tragiſche gemiſcht. Ich habe Ihnen ſchon oft geſagt, daß meine niederſächſiſche Heimath in Lebensgewohnheit und Denkweiſe auffallende Aehnlichkeit mit Ihrem Vaterlande hat; in Einem aber ſind ſie grundverſchieden, und das iſt ihr Verhältniß zu den Juden. In meiner frommen Vaterſtadt hätte man's nie geduldet, daß die Kinder Abrahams ein Schiff ausrüſten, um es mit dem Namen „der Jude“ in See ſtechen zu laſſen; iſt die Nordſee nicht ein chriſtliches Meer? Darum hat die See auch den Juden zuerſt verſchluckt. Ich habe heute Morgen von meinem Fenſter aus zugehört, wie ein alter Matroſe ſeinem Kameraden das ganze Unglück aus der Gemeinſchaft mit den Juden ableitete.“

Baruch war, ſobald der Fremde eingetreten, aufgeſtanden, er hatte ſein Buch unter den Arm genommen und wollte ſich bei Olympia verabſchieden; ſchon zweimal hatte er den Anſatz zu einer Verbeugung gemacht, aber immer war er des Fremden wegen unbemerkt geblieben, er trat jetzt vor, aber der Fremde ſtellte ſich wieder zwiſchen ihn und Olympia.

„Ich muß Ihnen doch auch noch erklären,“ fuhr der Fremde fort, „warum ich zu ſo ungewöhnlicher Stunde zu Ihnen komme. Sie gehen doch gewiß heute Abend in die Rederykers Kamer;[1] ich wollte Sie darauf aufmerkſam machen, vorher in den botaniſchen Garten zu gehen, Sie ſehen dort, was Sie vielleicht noch nie geſehen haben: einen blühenden Palmbaum; es ſind Blumen daran, ſo groß, daß zehn ganze Elfenfamilien bequem darin wohnen könnten.“

Hier trat wieder eine Pauſe ein, und endlich gelang es Baruch, eine Verbeugung vor Olympien zu machen und einige Worte herauszuſtottern.

---

[1] Redekammer, zugleich auch eine Art von Theater.

„Sie dürfen noch nicht gehen, Herr von Spinoza,“ ſagte dieſe, „Sie müſſen mir noch die Legende erzählen, und wenn ich dann die Lilien des Südens in Augenſchein nehme, kann ich ihnen auch etwas von ihrem Heimathlande erzählen.“

„Der Matroſenglaube könnte der richtige ſein, ich will mich daher lieber entfernen,“ ſagte Baruch mit einem Seitenblicke auf den Fremden.

„Ah!“ ſagte dieſer aufſtehend, „mein alter Freund Caſpar Barläus hatte doch Recht, er hatte viel Umgang mit Juden gehabt und war eher vorurtheilsvoll für ſie eingenommen, weil er ſie Alle für geiſtreich hielt; über einen ihrer Fehler hat er ſich aber oft beklagt, es iſt die Empfindlichkeit; der unſchuldigſte Blick, der harmloſeſte Scherz wird von ihnen als Spott mißdeutet. Ich kann Ihnen die Verſicherung geben, daß es nicht im Entfernteſten meine Abſicht war, zu beleidigen, und Jufrow Olympia kann mir meine unchriſtlichen Geſinnungen in Bezug auf die Juden bezeugen.“

„Ja,“ ſagte dieſe, „und ich bin eigentlich Schuld an der ganzen Verwirrung, da ich Sie nicht vorgeſtellt habe; Herrn de Spinoza kennen Sie nun, und das iſt Herr Oldenburg, ſo ein Stück von der Bremer Geſandtſchaft. Ich bitte, erzählen Sie nun die Legende, ſonſt ſehe ich mich als Urſache eines Mißverhältniſſes an, das mich ſehr betrüben würde.“ Baruch ſträubte ſich.

„Ich will Ihnen eine Lehre geben,“ ſagte Oldenburg, „prägen Sie ſich ein, daß Jufrow Olympia täglich betet: mein Wille geſchehe wie im Himmel alſo auch auf Erden. Drum erzählen Sie nur friſchweg, Sie müßten am Ende doch.“

Baruch erzählte nun die bekannte Legende, wie Alexander bis zum Eingange des Edens mit ſeinem Heere vorgedrungen war; Oldenburg erzählte dann aus den alten Gedichten des Pfaffen Lamprecht und Ulrichs von Eſchenbach jene bunten Sagen, mit denen der deutſche Dichtergeiſt die Großthaten Alexanders verklärt hat. Im Meinungsaustauſch über den größten Helden des Alterthums, der zwar keinen Homer gefunden, dem aber der Dichtergenius aller Völker im Orient und Occident die farbigſten Blüthen geboten, ſchwand den Dreien eine ſchöne Stunde dahin. Der Fremde und Olympia ſahen ſtaunend auf Baruch, als dieſer mit der gelaſſenſten Ruhe und Beſtimmtheit die Furcht als die einzige Urſache bezeichnete, aus welcher der Aberglaube entſteht und beſteht; Alexander ſtelle ſich hiefür als auffälliges Beiſpiel dar, denn ſo oft ihn die Ungunſt der Verhältniſſe in Schrecken verſetzt, habe er Opfer und allerlei Aberglauben zu Hülfe gerufen. Wie nun Baruch die betreffenden Stellen bei Curtius aus Buch 4, Cap. 10 und wieder aus Buch 5, Cap. 4 u. ſ. w. raſch zuſammenfügte, erkannten die beiden Hörer, daß hier ein eigenthümlicher Geiſt mit neuer Betrachtungsweiſe die Vergangenheit durchforſchte.

Oldenburg kam fortan öfter, wenn er wußte, daß Baruch bei Olympia zu treffen war, und dieſe freute ſich, da ſie ſah, wie die beiden jungen Männer ſich täglich mehr befreundeten. Sie fand einen gerechten

Stolz darin, die Mittlerin zwiſchen ſo ungleichartigen Perſönlichkeiten zu ſein, und ſie verſtand es ſtets, Beziehungen zwiſchen der reichen Welterfahrung und Beleſenheit Oldenburgs und dem tiefen Forſchergeiſte Baruchs zu Tage zu fördern. Neben den einnehmenden Eigenſchaften eines feinen Weltmannes beſaß Oldenburg noch einen Vorzug, der zwar ſelten beachtet wird, der aber, ohne daß wir es wiſſen, häufig den bedeutungsvollen Eindruck des erſten Bekanntwerdens beſtimmt; es iſt dieß eine klangvolle, aller Modulationen fähige Stimme. Alles, was Oldenburg ſprach, gewann durch dieſen Wohllaut eine Fülle und Rundung, die unmittelbar und unwillkürlich für ihn einnehmen mußte. Baruch und Oldenburg waren Freunde, ohne daß ſie es einander ſagten.

„Sie haben nun bald den lateiniſchen Curſus beendet," ſagte eines Tages Olympia zu Baruch, „wie wär's, wenn Sie zum Erſatz mich in der ebräiſchen Sprache unterrichteten?"

„Ich empfehle Ihnen dann die Polyglotte des Kirchenvaters Origenes," ſagte Oldenburg lachend, „da können Sie herüber und hinüber ſpringen von einer Sprache in die andere, wie's Ihrem unruhigen Geiſte beliebt. Wenden Sie ſich an mich, ich verſchaffe Ihnen dann den Lehrſtuhl des Caſaubonus oder des Skaliger. Ich ſehe ſchon, wie die Studioſi in's Colleg ſtrömen, denn die hochgelahrte Olympia van den Ende exegeſirt das Hohe Lied in der Urſprache."

„Bedenken Sie," ſetzte Baruch hinzu, „es iſt die heilige Sprache, die Sie lernen wollen."

„Sind Sie denn ein Heiliger?“ entgegnete die Gereizte; „Sie haben ja gewiß einen ebräiſchen Namen, wie heißt er?“

„Baruch.“

„Bahruch!“ wiederholte Olympia, die ſich vor Lachen kaum halten konnte, „Bahruch, hu! es wird mir ganz angſt und bange, das klingt ja wie Geiſterruf; der Name paßte nur für das lugubre in der Muſik, ich würde ihn immer aus f moll begleiten, hören Sie ſo.“ Sie ging an ihre Orgel und ſang immer Bahruhch! und begleitete ihren Geſang mit den düſterſten Tönen. „Um's Himmels willen, den Namen müſſen Sie aufgeben, ſonſt kann's Ihnen ſchlimm gehen,“ fuhr ſie fort. „Ich hatte eine gute Freundin, deren Geliebter Balthaſar Prompronius hieß, die war ſehr unglücklich. Lieber Balthaſar! nein, das geht nicht, das kann kein fühlendes Weſen ſagen, das will ja gar nicht aus dem Mund heraus und zerreißt ja das Ohr; meine Freundin war ſehr unglücklich, ſie ſagte immer nur: Lieber! und meinte ſchließlich einen Andern damit. Der abgeſchmackte Name war viel an ihrem Unglück Schuld, das iſt mein feſter Glaube.“

„Sie ſind alſo doch nicht ſo ungläubig, wie Sie ſich geben,“ ſagte Baruch.

„Bahruhch,“ wiederholte Olympia immer, und ſammelte den ganzen Umfang ihrer tiefſten Töne, um alles Unheimliche in den Namen zu legen. „Bahruhch! nein, das geht nicht, es iſt mir um Ihre künftige Frau, geben Sie Acht, daß es ihr nicht geht wie meiner armen Mathilde; darum folgen Sie meinem

Rath und nehmen Sie einen andern Namen an. Hat denn das Uhugekrächz eine Bedeutung?“

„O ja, es bedeutet: Geſegneter.“

„Bravo! herrlich!“ jauchzte Olympia und ſchlug freudig die Hände zuſammen, „alſo Benedictus? das iſt ja ein herrlicher Name. Wenn Sie Papſt werden, ſo ſind Sie jetzt gerade der XIV., fünf und ſiebenzig Jahre nach Ihrem Tode werden Sie kanoniſirt und man wallfahrtet zum wunderthätigen Grabe des St. Benedictus; „„lieber Benedictus““ hören Sie nur, wie weich und innig das klingt, aber Bahruch, brrr! geben Sie mir Ihre Hand, und verſprechen Sie mir, fortan den Namen Benedictus zu führen. Sie ſind ja ein Gelehrter, darum müſſen Sie auch einen lateiniſchen Namen haben; Sie werden einſt großen Ruhm erwerben, und dann habe ich doch auch einen Namen auf die Nachwelt gebracht. Man muß auch ſeinen Gegnern nicht alle Gelegenheit zum Witz abſchneiden. Ich ſehe ſchon, wie ein Anathema gegen Sie damit beginnt: Benedictus est Spinoza, quem rectius maledictum dixeris.[1] Die Römer haben aus der Stadt Malevent in Unteritalien Benevent gemacht, und der wohlweiſe Magiſter, der Sie auf dieſe Weiſe ſo witzig umtauft, hat gewiſſermaßen nur ein Plagiat begangen; ich ſehe ihn aber doch vor mir, wie er ſich das Kinn ſtreichelt, das ſchwarze Käppchen aus der gelahrten Stirn rückt und zufrieden darüber ſchmunzelt, daß er Sie mit Einem Worte gebrandmarkt. Ach! und das große

---

[1] Der Gebenedeite wird Spinoza genannt, er ſollte richtiger der Vermaledeite heißen.

Verdienſt wird nicht anerkannt, Ich bin die Urheberin ſolcher ſublimen Einfälle, ohne mich hießen Sie ewig Baruch, darüber könnte Ariſtophanes ſelber nur lachen, aber keinen Witz machen."

So ſprach Olympia, alle Gegengründe und Einſprüche Baruchs blieben fruchtlos.

„Wenn Sie nicht gutwillig meinem Rathe folgen," fuhr Olympia fort, „ſo nenne ich Sie von dieſer Stunde an nie mehr anders, als Rabbi Bahruhch, ja, ich kaufe mir einen Papagei, dem will ich die Worte: Rabbi Bahruhch, ſo oft vorſagen, bis er ſie ganz geläufig nachſpricht, ich hänge ihn unter das Fenſter, und wenn Sie gegen das Haus kommen, ſoll er Ihnen immer zurufen: Rabbi Bahruhch! Rabbi Bahruhch! Ich ſehe ſchon, wie die Leute vor dem Haus ſtehen bleiben und ſehen wollen, wie denn das Individuum ausſieht, das einen Namen hat, der wie Rabengekrächze lautet. Ich frage Sie nun zum letztenmale, wollen Sie meinem Rathe folgen?"

„Sagte ich Ihnen nicht gleich am erſten Tage als wir uns ſahen," ſprach Oldenburg, „Jufrow Olympia iſt der jungfraugewordene Eigenſinn? Gehorchen Sie nur ohne Zögern. Sie werden ſich doch nicht ausgeſuchten Qualen ausſetzen?"

Baruch willigte ein und reichte Olympia die Hand; ſie drückte ſie warm.

„Setzen Sie ſich," ſagte ſie, „und Sie, Herr Oldenburg, treten Sie hieher, Sie ſollen Taufzeuge ſein." Sie legte nun ihre beiden Hände auf das Haupt Baruchs und ſprach: „Im Namen des Ariſtoteles, Bacon und Carteſius gebe ich Dir den Namen Benedictus; auf daß der Name groß werde und daure für und für, und ſtets, wenn Du Deinen Namen ſchreibeſt, ſo gedenke ihrer, von der das Wort ausging. Benedicite! In saecula saeculorum, Amen!“ Die Schlußworte ſang ſie in feierlichem Kirchentone. „Hab' ich's recht gemacht?“ fragte ſie dann, indem ſie ihre Hände aufhob und wie unwillkürlich mit der Rechten über die Wange Benedicts ſtreifte.

„So brav,“ ſagte Oldenburg, „daß, wenn Sie meinen Namen Heinrich — oder Hendrik, wie er hier zu Lande heißt — unmuſikaliſch finden ſollten, ich mir auch noch einen andern von Ihnen geben laſſe, ohne zu fürchten, daß man uns der Blasphemie beſchuldigen wird. Ich möchte gar zu gern erfahren, wie es einem zu Muthe iſt unter Ihrer ſegnenden Hand.“

Olympia erröthete, fuhr ſich aber mit der Hand über die Stirn, um ihre Betroffenheit zu verbergen.

11. Ein neuer Menſch.

Aus der lichten freundlichen Sphäre, wo er Benedictus genannt wurde, mußte er wieder hinüber in die düſtere und abgeſchiedene Umgebung, wo er Baruch hieß und als ſolcher handeln und denken ſollte.

Warum iſt der Name Benedictus wohllautender als der Name Baruch? Es iſt nichts als Vorurtheil der Weltkinder, denen die heilige Sprache fremd und mißtönend klingt. Und doch, iſt dieſe Namengebung nicht ein Zeichen, fortan in Wort und Weiſe der geſammten denkenden Welt zu leben und zu denken? Iſt es nicht tiefdeutig, daß die Erzväter Abram und Jakob ihre Namen änderten, nachdem eine neue Sendung an ſie ergangen war? Darfſt du aus der Bibel eine Begründung für dich ſchöpfen? Und immer die Bibel?...

In ſolchen Erwägungen hatte Spinoza das Haus van den Ende's verlaſſen. Der Familienname war geblieben und mit ihm die unlöslichen Beziehungen zu ſeiner Vergangenheit und Herkunft; innerhalb dieſer und ihrer wartend iſt es Niemand gegeben, rein und frei dem Rufe eines Gedankens zu folgen. Die Krone, die er einſt durch den Titel Rabbi empfangen, war von ſeinem Haupte genommen, eine zarte weihende Hand hatte ſeine Stirne berührt und ihm einen andern Namen gegeben.

Unmittelbar von Olympia ging er in die Schule „Geſetzeskrone.“ Es däuchte ihm wie Ironie, daß man hier in dieſer Niedergedrücktheit mit Kronen prunke; Alles erſchien ihm ſo freudlos und trübe, noch weit mehr, als es eigentlich war. Noch klangen die munteren Scherze und die zarte Stimme Olympia's in ſeiner Erinnerung wieder, die Litanei der hier zerſtreut an den Tiſchen ſitzenden Schüler verletzte wie ſchrillender Mißlaut ſein Ohr. Er hatte ſich in einen Winkel geſetzt, um ungeſtört über einem offenen Buche ſeinen Gedanken nachzuhängen, als Chisdai zu ihm kam, und ihn über den Sinn einer ſchwierigen Thalmudſtelle befragte. Baruch brauchte ſich nicht lange darüber zu beſinnen.

„Ich hab's ſchon längſt geſagt,“ begann Chisdai, „du wirſt ein zweiter Simſon an Geiſt und Kenntniſſen; wenn man dich irgendwo nicht aus- und einlaſſen will, nimmſt du das Thor ſammt Schloß und Riegel auf den Rücken und trägſt es fort — aber ich bitte dich um Gottes und ſeiner Barmherzigkeit willen, laß dich nicht kirren durch die Delila, zu der du jetzt wandelſt; ich ſelber habe ſie nie geſehen, Gott bewahre! aber wie ich von den Leuten höre, iſt ſie nicht mehr jung und ſie ſoll auch nicht ſchön ſein.“

„Ich weiß nicht, was du willſt, laß mich,“ ſagte Baruch unmuthig.

„Was ich will?“ entgegnete jener, „wie du dich doch verſtellen kannſt! Die Tochter des Arztes mein' ich nun, wie heißt ſie doch? Ja, Olympia van den Ende, die ſoll ja ſo geſchickt ſein, daß ſie ſieben Sprachen ſpricht. Ich bitte dich, folge mir: wenn die drüben recht meinen, ſie haben dich ganz und gar, mach's wie Simſon, fang' die Füchſe, bind' ihnen die Schwänze zuſammen, zünd' ſie an und jag' ſie unter die reifen Kornfelder der Philiſter. Du verſtehſt mich doch, wie ich's mein'? aber ich fürcht', ich fürcht', ſie ſtechen dir — Gott bewahre — die Augen aus, nehmen dir deine Kraft und machen dich zum Geſpötte."

„Es iſt ſchade," antwortete Baruch, „daß du dieſe neue Anwendung der Geſchichte Simſons auf Religionsſtreitigkeiten nicht auf deine morgende Predigt verſpart haſt. Um es aber zum Schluß zu führen, will ich dir doch ſagen, daß, wenn ſie das, was du meinſt, könnten oder wollten, ich auch den Muth hätte, wie Simſon auszurufen: meine Seele ſterbe mit den Philiſtern! und auch darnach zu handeln."

Es war ihm ein peinliches Gefühl, denn es däuchte ihm wie Entweihung, den Namen Olympia's hier von Chisdai's Mund ausgeſprochen und ihre holdſelige Geſtalt in dieſe trübe Umgebung hereingezerrt zu ſehen. Seine Abneigung gegen Chisdai ſteigerte ſich immer mehr, denn er ſah deutlich, wie dieſer allen Bewegungen ſeines Geiſtes nachzuſpüren und ihre Wirkungen zu belauern trachtete; er mußte beſondere Abſichten dabei haben, da er ſelbſt durch die ausgeſuchteſte Schroffheit nicht ferne zu halten war.

Chisdai hatte am Sabbath darauf die erſte öffentliche Probe ſeines Rednertalents abgelegt. Der Verſuch mißlang völlig.

„Ich war den Bewerbungen Chisdai's um deine

Schweſter Miriam nicht abgeneigt,“ ſagte der Vater zu Baruch, als ſie aus der Synagoge gingen, „Chisdai hat Vermögen und bekommt noch einſt ein ſchönes dazu, er iſt auch nicht ſo häßlich, und ich begreife nicht, wie die Miriam dazu kommt, daß ſie ſagt, ſie habe einen unüberwindlichen Ekel vor ihm. Wie ich aber jetzt ſehe, wird er der bedeutende Mann nicht, den man in ihm erwartet hat, und ſoll ich nun einmal nicht die Freude erleben, daß meine Tochter einen berühmten Schriftgelehrten zum Manne hat, ſo gebe ich ſie lieber dem Samuel Caſſeres.“ Baruch bejahte. „Ich glaube, es iſt nun Zeit,“ fuhr der Vater fort, „daß du dich endlich auch hören läßſt; unſerer ganzen Familie wird es einen Glanz geben. Ich möchte doch auch mit meinen alten Augen noch ſehen, wie du da oben ſtehſt, wer weiß, wie lang ich noch die Freude haben kann.“

Baruch antwortete nicht, ein gräßlicher Schwindel, glaubte er, müſſe ihn packen, wenn er da oben ſtehe wie die Anderen, die mit ſo entſchiedener Zuverſicht ſprechen, als ob ſie dem lieben Herrgott in die Karten geſchaut hätten und genau wüßten, warum er dieſen oder jenen Trumpf ausgeſpielt, und was er künftig ausſpielen werde oder müſſe.

„Was biſt du ſo nachdenklich?“ begann der Vater wieder, „ich glaube gar, du biſt ſchüchtern; ſchäme dich, du warſt doch ſonſt ſo muthig. Denkſt du noch daran, wie du es als höchſte Glückſeligkeit geprieſen haſt, da oben zu ſtehen und im lebendigen Worte den Geiſt Gottes auszugießen über die ganze Gemeinde?“

„Ich bin krank, ich fühle faſt immer ſchweres Herzklopfen, du weißt ja, daß ich unlängſt Blut geſpieen habe.“

„Pah, pah, das ſind Ausflüchte; ich habe ſchon mit unſerm Chacham Aboab geſprochen, er will dir's gern erlauben von heut über vierzehn Tagen zu predigen; ich will auch mit Silva, unſerm Arzt, ſprechen, wenn er's erlaubt mußt du mir meinen Wunſch erfüllen, oder ich verzeihe dir's auf meinem Todtenbette nicht.“

Was war hierauf zu erwidern? — Silva erlaubte es, und Baruch mußte ſich auf ſeine Predigt vorbereiten. — Wer vermag all den widerſtreitenden Gefühlen nachzuſpüren, die ihn bei Abfaſſung dieſes Sermons beſchlichen? Wer möchte all die neckiſchen Gedanken zählen, die ihm folgten, wenn er zu Olympia ging und mit ihr die Darſtellung von dem heitern Lebensgenuſſe der Heiden las, wenn er ſich an Oldenburgs lebemänniſcher Laune ergötzte, und dann wieder an Ausarbeitung ſeiner Predigt ging?

Der jugendliche Prediger hatte viele Bücher vor ſich aufgeſchlagen, um Beweisſtellen, Gleichniſſe und Fragen aus ihnen zu entnehmen. Seine Hand ruhte auf einem offenen Buche des Maimonides und ſein Blick haftete an der Bücherreihe, die längs der Wand aufgeſtellt war. Da drinnen leben die Worte und Gedanken entſchwundener Geiſter, gewiß haben auch ſie gerungen, gezweifelt, getrauert, und doch am Ende den Frieden wieder gefunden. Iſt es nicht Frevelmuth, ihr Leben und Lehren zum Wahn zu machen? Tauſende waren weiſer vor dir. Beuge deinen ſtolzen Sinn in Demuth und du wirſt wieder eingehen in die Gottſeligkeit und du biſt Erbe der Gottſeligkeit, die die längſt Dahingegangenen beglückte. Du willſt es und du kannſt es, du mußt. Wie willſt du Kraft finden auf einſamen Wegen, wo Niemand dir folgt, als dein eigenes Bewußtſein? Die Geiſter der Vorfahren ſteigen herauf und ſegnen dich und ſchließen dich in ihren Kreis . . .

Es giebt einen geſchichtlichen Troſt, der die wankende Strebekraft wieder wie mit einem wunderbaren Halt ausrüſtet; längſt entſchwundene Kräfte helfen und ſtützen und richten empor.

Eine ſtrahlende Begeiſterung leuchtete aus dem Auge des Dreinſchauenden und ſeine linke Hand legte ſich auf die Bruſt, in die neue Ruhe einzog. Wird dieſe geſchichtliche Tröſtung und Entſagung, die das ſtürmende Drängen jetzt beſchwichtigt, es immerdar zur Ruhe bringen, oder wird das Verlangen der Seele wieder erwachen, das nur aus ſich ſelbſt Befriedigung erheiſcht?

Der anberaumte Sabbath kam. Erwartungsvolle Stille herrſchte in der ganzen Synagoge, als Baruch die Stufen des Altares hinanſtieg. Welch ein Dämon zauberte ihm gerade jetzt das Bild Olympia's vor die Seele, daß er ſie mit neckiſchem Tone: Rabbi Baruch! Rabbi Baruch! ſpotten hörte? Die äußerſte Kraft ſeines Willens ſtrengte er an, um dieſes Bild jetzt, an dieſer Stelle, ſpurlos wegzutilgen. Leichenblaß ſtand er oben, er trocknete ſich den kalten Schweiß von der Stirne, aller Augen waren auf ihn gerichtet, er begann mit bebender Stimme: „Der Herr iſt nahe Allen, die ihn anrufen, Allen, die ihn in Wahrheit anrufen." (Pſ. 145, 18.) Er ſchilderte mit grellen

Farben die Qualen des Zweiflers, der keinen Gott im Himmel, und keinen im Herzen hat. Er war zum zweiten Theile ſeiner Predigt übergegangen, wo er die Seligkeiten des allen Menſchen eingebornen Glaubens pries; er ſchilderte jene Gottſeligkeit, ſchon bei Lebzeiten verſammelt zu ſein zu ſeinen Vätern, einig mit ihnen im Erhalten und Weiterbauen des von ihnen Gegründeten, darinnen die Kraft ihres irdiſchen Daſeins ruht; ſeine Rede ward feuriger, ſeine Stimme erſcholl mächtig, da fühlte er plötzlich eine heftige Beklemmung, er hielt inne, und Blut floß aus ſeinem Munde in das ſchweißdurchnäßte Taſchentuch.

Die Stille eines Friedhofes herrſchte in der ganzen Verſammlung, die Leute ſahen einander an und ſchauten wieder mitleidsvoll auf den kranken Jüngling. Der Vater hatte ſchon den Mund geöffnet, um ſeinen Sohn zu bitten herabzuſteigen, als ſich dieſer wieder aufrichtete und mit einem kleinen Gebete ſchloß. Wie aus Einem Munde rief die ganze Gemeinde: „Jeſaſcher Coach!“ (der Herr ſtärke deine Kraft), welches das in den Synagogen übliche Bravo iſt.

Baruch und ſein Vater verließen alsbald die Synagoge. Als ſie vor dem Stuhle Chisdai's vorüberkamen, fragte dieſer freundlich, ob er ſie begleiten dürfe. Baruch dankte. Aller Orten war der Unfall Baruchs Gegenſtand des Sabbathgeſprächs; alte Weiber und Ueberkluge wollten Gräßliches daraus prophezeien. Nur Chisdai, der ſonſt nicht lange auf ſein Urtheil warten ließ, zuckte die Achſeln, wenn man ihn darüber fragte. Er hatte Urſache ſich nicht beſtimmt auszuſprechen.

Baruch durfte ſchon nach drei Tagen wieder das Bett verlaſſen. Er wollte zu Olympia gehen. „Du darfſt mir dieſes Haus nicht mehr betreten," wehrte der Vater in offenbarem Mißmuth. „Schöne Geſchichten, die ich über den kleinen Doctor gehört habe. Das ſoll ja der leibhaftige Satan ſein. Der Sohn des Indigohändlers Grönhof, der vor acht Tagen geſtorben iſt, hat noch vor ſeinem Tode gebeichtet: daß er bis jetzt gar keinen Glauben gehabt, der Doctor habe ihn dazu gebracht, er ſtifte eine ganze Sekte, ich hab' den Namen gewußt, ei wie heißt es doch? Nun, kurz und gut, du darfſt mir ſeine Schwelle nicht mehr betreten."

Baruch ſuchte ſeinen Vater zu andern Anſichten zu bringen, dieſer aber fuhr fort: „Und ſchlimmer als der Vater ſoll ſeine Tochter ſein, die ſoll in ſieben Sprachen dem Teufel ein Ohr wegſchwatzen. Ich laſſe mich von dem Gerede der Menſchen nicht ſo leicht beſtimmen, aber dieſe Dame ſoll ja von einem ganzen gelehrten Männerſchwarm, der ihr huldigt, umgeben ſein. Glaube mir, ich kenne die Welt beſſer als Du; da wird geſcherzt, gelacht, geſungen, mit Begeiſterung disputirt, mit ſchön geputzten Empfindungen und in zierlichen Redewendungen getändelt. Ein reiner Sinn wie Du findet darin nichts als die geprieſene freie Heiterkeit der klaſſiſchen Welt, ich hab' es auch ſo nennen hören; es iſt aber genau betrachtet nur vermummte Leichtfertigkeit, die kein Geſetz und keine Schranke mehr kennen will. — Haben deine Eltern darum ihr ſchönes Heimathland verlaſſen, allen Glanz und allen Stolz von ſich gethan ſich begnügend nur geduldet zu werden —

damit nun die Kinder leichtfertiger Tändelei mit dem Heiligſten verfallen? Du kennſt die Schriften unſerer Religion beſſer als ich, in der Welt aber bin ich erfahrener; laß mich's nicht umſonſt ſein. Glaube mir, du wirſt öde und verarmt ſein, wenn du dich den lockenden Verſuchungen der Welt hingiebſt. Bleibe Du im ſtillen Tempel der heiligen Wiſſenſchaften, freue Dich, daß Du ungeſtört darin leben kannſt, wie Du heute ja ſelbſt laut verkündet haſt."

Die Stimme des Vaters war tief bewegt, wer weiß, wie viel Unausgeſprochenes noch hinter dieſen haſtigen Worten lag; er hatte, in fremden Boden verſetzt, früh gealtert, es ſchien, als ob noch ein Kummer in ihm waltete, daß das ſchöne Heimathland mit ſeiner ſtolzen Luſt auf ewig entſchwunden war, vielleicht klammerte er ſich deßhalb um ſo feſter an die nun gewonnene Himmelsfreude und ſuchte den Sohn allein darin zu bergen.

Das Weſen des Vaters ſtellte ſich als ein zwiefaches dar. Jene gehobene Empfindung, die ihn damals beſeelte, als Baruch die rabbiniſche Würde erlangt hatte, war von religiöſer Begeiſterung und weltlichem Stolze gemiſcht. Er war an jenem Sabbathe ein anderer als an den Werkeltagen, er hatte noch immer mit Erinnerungen aus der Vergangenheit zu kämpfen, und das um ſo mehr, ſeitdem ihm die Gattin entriſſen war; er zwang ſich allzeit und mehr als erforderlich ſchien, ſich in die jetzige Lebensweiſe zu finden und äußere Noth und Sorge beugte ihn tief. Er war ein Ausgewanderter, ſein eigenes Herz war nie frei von dem Schmerze der Erinnerung an die Heimath; er hatte ſie gelaſſen um des Glaubens willen und um den Kindern zu gewähren, daß ſie dem Glauben frei dienen ſollten. Nun mußte das auch ſein. Um ſo eifriger wollte er darüber wachen, daß ſein Sohn nicht gleich ihm durch fremde Erinnerungen in dem Frieden ſeines Lebens geſtört werde. Der Jüngling, dem der Arzt jedes heftige Sprechen verwehrt hatte, ſuchte in leiſem Tone und mit bedachtſam gemäßigten Worten den Vater über Olympia und deren Freunde eines Andern zu belehren; da klopfte es an und Oldenburg trat ein, ein Fremder folgte ihm. Oldenburg ging auf Baruch zu und reichte ihm die Hand.

„Das iſt brav," ſagte er, „daß Sie ſich noch nicht als Candidat der Unterwelt einſchreiben ließen; wir waren ſehr beſorgt, weil Sie gar nichts von ſich hören ließen. Jufrow Olympia läßt Sie herzlich grüßen, ſie behauptet ſchon ſeit längerer Zeit an Ihnen bemerkt zu haben, daß Sie unwohl ſeien. Erſt auf ihre Bitten war ich ſo frei, Sie zu beſuchen; und weil wir glaubten Sie ſeien ſchwerkrank, habe ich hier meinen Freund, den Doktor Ludwig Meyer, mitgebracht, der ohnedieß ſchon längſt wünſchte, Ihre Bekanntſchaft zu machen."

„Ja, ich hatte große Angſt um meinen Sohn," ſagte der Vater, und Oldenburg verneigte ſich gegen den Sprechenden.

„Alſo Sie ſind der Vater unſeres jungen Philoſophen? Waren Sie nicht vor kurzer Zeit bei mir wegen einer Anforderung an das Haus Troſten?"

„Ja."

„Entſchuldigen Sie, daß ich damals ſo einſylbig war, ich hatte gerade eine dringende Arbeit vor. Es that mir leid, Ihnen das nicht geſagt zu haben. Ihre Sache blieb indeß nicht vergeſſen, ich habe deshalb nach Bremen geſchrieben und darauf angetragen, daß, wenn Sie nicht binnen vier Wochen bezahlt werden, Exekution eingelegt werde."

„Ich danke für Ihre gütige Bemühung und für die Ehre, die Sie meinem Hauſe durch Ihren Beſuch ſchenken."

Oldenburg unterhielt ſich nun eifrig mit dem Vater, und dieſer ſah ſich zu ſeiner Ueberraſchung von dem treuherzigen Weſen Oldenburgs gefangen genommen. Man kann faſt ſagen, das ganze Behaben Oldenburgs war in Ton und Charakter dem Ausdruck ſeiner Stimme entſprechend, voll und ruhig und vertrauenerweckend. Er erzählte dem Vater, daß Baruch der erſte Jude ſei, den er näher kennen gelernt habe, er bewundere nicht nur ſeine Geiſteskraft und liebe ſeinen edeln Sinn, er ſei ihm auch noch außerdem zu Dank verpflichtet, denn er habe ihn von einem Vorurtheile bekehrt, das durch Jugenderziehung und Gewohnheit doch noch in ihm gelebt habe. Die ganze Gemüthsinnigkeit Oldenburgs und ſeine bewundernde Liebe zu Baruch, die ſich dieſem nie in Worten kundgeben konnte, wurde jetzt dem Vater erſchloſſen und machte deſſen Antlitz in Freude erleuchten. Das Herz des alten Spaniers fühlte ſich erquickt durch die ritterliche Erſcheinung Oldenburgs, die ihn anmuthete wie eine Jugenderinnerung.

Meyer unterhielt ſich während deſſen mit Baruch über den Unfall vom letzten Sabbath.

„Sie hätten es unſerm grobkörnigen und braven Doktor Luther nachthun ſollen," ſagte der junge Arzt mit dem dunkelbraunen Geſichte und den feurigen ſchwarzen Augen.

„Wie machte es denn Der?" fragte Baruch.

„Er ſagte einſt: wenn ich auf den Predigerſtuhl ſteige, ſehe ich keinen Menſchen an, ſondern denke, es ſeien eitel Klötze, die da vor mir ſtehen, und rede Gottes Wort dahin. In gewiſſer Beziehung, wie er es aber nicht gemeint hat, bin ich vollkommen mit ihm einverſtanden. Sie müſſen den Mann ſtudiren, er hat eine ziemliche Portion Glauben, die mir fehlt, iſt aber eine grundehrliche Natur; ich beſchäftige mich viel mit ihm."

„Das freut mich, daß Sie auch Theologica treiben."

„Ich führe eigentlich ein Amphibienleben zwiſchen der Theologie und der Medicin."

„Ja, Herr de Spinoza," ſagte Oldenburg, ſich in das Geſpräch miſchend, „Meyer hat die Medicin zur Frau und die Theologie zur Geliebten, mit dem können Sie oft ſtreiten, er kennt die Bibel auswendig."

Der Vater begleitete Oldenburg und Meyer beim Weggange bis unter die Hausthür, und es ſchien ihm nicht unlieb, daß Vorübergehende ſahen, wer ihn beſucht hatte. Noch ſtrahlte die Freude auf ſeinem Angeſicht als er zu dem Sohn zurückgekehrt ſagte: „Dieſer Herr Oldenburg hält große Stücke auf dich. Ich weiß wohl zu unterſcheiden zwiſchen vornehm herablaſſender Gönnerſchaft und wahrhafter Treuherzigkeit. Du darfſt dich wohl freuen, ſolch einen wackern biedern Mann zum Freunde zu haben."

„Und doch ſoll ich ihn und ſeinen Lebenskreis fortan meiden?“ fragte Baruch.

„Ich habe dich gewarnt,“ ſchloß der Vater, „vor verdecktem Spiel; du haſt klaren Blick genug, um ſolches nun zu durchſchauen. Ich habe nichts dagegen, Dich im Umgange mit Oldenburg zu wiſſen.“

Spinoza ſetzte ſeine Beſuche bei Olympia unbehindert fort. Mit Oldenburg befreundete er ſich ſtets näher, während er mit Meyer in eine geiſtige Wechſelwirkung trat, die durch eifrige Studien jenen vertraulich kameradſchaftlichen Charakter annahm, wie ihn in anderer Weiſe gemeinſame Reiſen mit ſich bringen, wo man beim Anſchauen des Neuen und Fremden doch ſich in trautem und lieb gewonnenem Geleite weiß. Meyer war, wenn auch theilweiſe nur flüchtig, bekannt in den neuen Gebieten. Die Völkergeſchichte, die eben jetzt mit neuem Eifer betriebenen Studien der Phyſik, vor Allem aber die Carteſianiſche Philoſophie eröffnete ganz neue Regionen der Erkenntniß, in denen ſich Spinoza mit dem Freunde heimiſch machte.

Die Briefe und die „Abhandlung über den Menſchen,“ die aus dem Nachlaſſe des vor wenig Jahren verſtorbenen Carteſius erſchienen waren, machten ſeine Lehre gerade im Hinblick auf den kaum erſt aus dem Leben Geſchiedenen um ſo eindringlicher; denn es lag noch etwas vom Hauche des unmittelbaren Lebens darin, und ſelbſt die Philoſophie, die ſich von allem Unmittelbaren und zeitlich Bedingenden loslöſen will, hat eine ſchwer zu erforſchende beſondere Kraft in der Gegenwärtigkeit ihres Urſprungs. Beſonders aber war es die Schrift „über die Methode“ von Carteſius, die dem jungen Denker ſchnellen Einblick verſchaffte, denn Carteſius knüpfte hier an ſeine eigene Entwicklungsgeſchichte die Grundſätze des Denkens überhaupt und ſeiner Philoſophie insbeſondere, und eben dieſe Anlehnung an die Beſonderheit erleichterte den Fortſchritt zum Allgemeinen.

Das Wiſſen und Forſchen unſeres jungen Freundes war bisher nur an jene Grenzen gedrängt, die hier das Geweſene abſchließen, dort die Markſcheide des Gebietes bezeichnen, das ſich dem erloſchenen Sinnenleben aufthut. Jetzt war ſein Geiſt auf die Regungen der bewegten Welt hingewendet. Die eigene Menſchennatur und das weite Reich der vielgeſtaltigen Natur um uns her muß erkannt und in ihren Geſetzen begriffen werden.

Iſt es nicht möglich, ja muß es ſich nicht finden laſſen, die Bewegungen der unwandelbaren Menſchennatur unter gleichen ſtetigen Geſetzen zu erkennen, wie das Naturleben um uns her? Iſt unſer Wiſſen nur ein Wiſſen vom Todten, vom Todten vor uns und hinter uns, iſt es nicht allein ein Wiſſen vom Leben?...

Das waren Fragen, die unſern jungen Freund in ſeinen neuen Studien geleiteten; eine Ahnung regte ſich in ihm, daß er einer der Erſten ſein ſollte, die das Wiſſen vom Leben feſtſtellen mußten.

Die Freunde ſtaunten, da er einſt in dieſem Sinne darlegte, wie der zum bewußten und wahren Leben Erweckte wiederum Alles aus der lebendigen Kraft in ſich und um ihn her gewinnen müſſe, und dahin den ſonſt unverſtändlichen Ausſpruch Chriſti (Matthäi 8, 22.) deutete: „Laß die Todten ihre Todten begraben.“ In Denk- und Ausſpruchsweiſe hatten die Darlegungen Spinoza's etwas Weihevolles, Bibliſches, und dieſer Charakter wird unmittelbar dem Geiſte, der ſich wieder zum Urgrunde alles Lebens hindurchdringt, die ewigen Worte ſind wiederum die ſeinen, wenn ſie auch in neuer Art und mit theilweiſe neuem Inhalte wieder in ihm erſtehen.

Sowohl Oldenburg als Meyer waren dabei oft überraſcht von der „philoſophiſchen Naivität“ Spinoza's, wie es erſterer bezeichnete, während Meyer es eine „geiſtig unbelegte Zunge“ nannte. Es ſcheint ein Widerſpruch darin zu liegen, von philoſophiſcher Naivität zu reden, und doch läßt ſich damit das eigentliche Grundweſen des freien Denkens, zumal wie es in Spinoza heraustrat, beſtimmen. Er kannte und wollte in nichts eine gewohnte herkömmliche Anſchauung, ſeine innerſte Kraft war rein verblieben unter all der Lehre, die man auf ihn übertrug; in urſprünglicher unbefangener Weiſe erfaßte er die Dinge der Erſcheinungswelt, wie die in ihm erzeugten Gedanken, als wäre er der erſte, der die gegebene äußere Welt wie das innere Gedankenleben erfaßte.

Berthold Auerbach's

geſammelte Schriften.

Erſte, neu durchgeſehene Geſammtausgabe.

Elfter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1858.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Spinoza.

Ein Denkerleben.

Zweiter Band.

Inhalt.

Seite

12. Carteſianer 1
13. Der neue Alliirte 15
14. Die Hantierung 22
15. Das Unausgeſprochene 43
16. Pantheismus 56
17. Proſelyten 83
18. Küſſen und Stecken 99
19. Stillleben 110
20. Confeſſionen 126
21. Mikrokosmus 140
22. Beſonderheiten 153
23. Miſſionäre 165
24. Der Bann 189
25. Freiwerden 202
26. Wundenmal und Abklärung 215
27. Epilog 228

12. Carteſianer.

Spinoza und Oldenburg ſtanden lächelnd vor Meyer, der in einem länglichen Glaſe voll Waſſers eine fratzenhafte gläſerne Teufelsgeſtalt auf und niederſchweben, ſich drehen und verbeugen ließ, indem er auf den elaſtiſchen Stöpſel drückte und dabei allerlei Beſchwörungsformeln der Magie deklamirte; bald ging er aber von dem Spiel zu der Bemerkung über:

„Iſt die ganze Philoſophie eigentlich mehr als der eingefangene hohle Begriff, das gläſerne Teufelchen im Glaſe?“ Niemand antwortete darauf und er fuhr zu Spinoza allein gewendet fort: „Wie gefällt Dir das Carteſianiſche Teufelchen? Vor zweitauſend Jahren hätte der Schöpfer eines ſolchen Wunders ein Religionsſtifter werden können, und im verborgenſten Winkel der Erde würden ihm noch heute Loblieder geſungen und würde ſeine Hülfe angerufen.“

„Das iſt ſehr zu bezweifeln,“ war die Antwort; „ohne eine neue weltbewegende Idee hat kein ſogenannter Wundermann ſich im Andenken erhalten; das Carteſianiſche Teufelchen iſt winzig gegen die Wunder, welche jüdiſche Kabbaliſten verrichtet haben ſollen.“

„Erzähle doch," bat Meyer, und Oldenburg machte ein ſaures Geſicht als Spinoza begann.

„In meines Vaters Hauſe iſt eine alte Magd, Namens Chaje — ſie iſt aus Deutſchland und voll von Märchen- und Wunderglauben der deutſchen Juden — ſie hat mir einſt erklärt, warum man zu Prag das Lied am Freitag Abend, worin Iſrael eine myſtiſche Ehe mit dem Sabbath ſchließt, zweimal ſingt. Es lebte vor Zeiten in Prag ein großer Kabbaliſt, der hohe Rabbi Löw genannt; dieſer formte aus Lehm eine menſchliche Geſtalt, hinten am kleinen Gehirn ließ er eine Oeffnung, in welche er ein Pergament legte, darauf der unausſprechliche Name Gottes geſchrieben war. Sogleich erhob ſich der Kloß und ward ein Menſch; er verrichtete ſeinem Schöpfer alle Dienſte eines Knechtes, er holte Waſſer, ſpaltete Holz und dergleichen mehr; man kannte ihn in der ganzen Judengaſſe unter dem Namen: der Golem des hohen Rabbi Löw. Jedesmal am Freitag Abend nahm ihm ſein Herr das Pergament aus dem Kopfe, dann war er wieder Lehm bis Sonntag Morgens. Einſt hatte der Rabbi dieſe Verrichtung vergeſſen, Alles war in der Synagoge, man hatte ſo eben das ſabbathliche Minnelied begonnen, da ſtürzten Frauen und Kinder in die Verſammlung und ſchrien: der Golem, der Golem zerſtört Alles. Sogleich befahl der Rabbi dem Vorſänger, mit dem Schluſſe des Gebetes inne zu halten, jetzt ſei noch Rettung möglich, ſpäter aber könne er nicht wehren, daß die ganze Welt zerſtört würde. Er eilte nach Hauſe und ſah wie der Golem eben die Pfoſten ſeines Hauſes erfaßt hatte, um das ganze Gebäude einzureißen; er ſprang hinzu, nahm ihm das Pergament und todter Lehm lag wieder vor ſeinen Füßen. Von dieſer Zeit an ſingt man in Prag das ſabbathliche Brautlied ſtets zweimal. Der hohe Rabbi Löw hat gewiß nicht an Carteſius gedacht, und doch hatte ſein Golem ſo viel Leben als alle Menſchen, wenn man ſich mit der neuen Anſicht vereinigt: der Zuſammenhang zwiſchen Seele und Körper ſei ſo locker, daß er jeden Augenblick aufgehoben und wieder hergeſtellt werden könne.“

Meyer ſchien die polemiſche Schlußwendung nicht zu beachten, denn er ſagte:

„Wenn ich meinen Briefwechſel zwiſchen Adam und Eva herausgebe, ſoll dein Golem einen Ehrenplatz darin bekommen.“

Mit offenbarem Mißmuthe wendete ſich Oldenburg an Spinoza:

„Meyer mag immerhin auf derlei ſeltſame Geſchichten Jagd machen, die er wie ſeine Schmetterlinge und Käfer anſpießt und ſyſtematiſch ordnet; für meinen Geſchmack liegt in der von dir erzählten Legende etwas jüdiſch Vergrämtes. In der Judengaſſe einen von der Kabbala geſchaffenen Weltzerſtörer auftreten laſſen! Hätte man ihn noch nach der freiſpielenden Weiſe der Volksſagen eine Liebſchaft mit einem Mädchen anknüpfen laſſen, die jedesmal am Sabbath vergebens ſeiner harrt, oder hätte man ihn zum Großvezier oder zu einem andern Miniſter avanciren laſſen, den ſein Meiſter buchſtäblich jeden Augenblick in Staub verwandeln und wieder zum großen Herrn erheben kann, da wäre doch auch noch Poeſie oder Satyre bei der Sache; ſo aber gefällt mir der Golem unſers Herrn und Meiſters dort viel beſſer; ſieh nur, ſeine Verbeugungen ſind ſo graziös, daß ihn keine Dame am Hofe des XIV. Ludwig darin übertrifft.“

„Herr und Meiſter,“ wiederholte Spinoza, „das iſt zu viel, ich bin weder ſein Knecht noch ſein Lehrjunge.“

„Was muß ich hören?“ fragte Meyer verwundert, „wie lange iſt es her, daß du mit mir begonnen haſt ſein Syſtem zu erforſchen, und du willſt ſchon darüber hinaus, während ich noch froh bin ihn nur zu verſtehen?“

„Mir wird's bange um unſre Freundſchaft,“ ſetzte Oldenburg hinzu, „du haſt ja oft geſagt, zwiſchen Freunden müſſe eine Gleichheit der geiſtigen Mittel vorhanden ſein, und ich konnte es noch nicht einmal dahin bringen, das Syſtem ganz zu faſſen. Allerdings waren es anfangs hauptſächlich die wunderlichen Aeußerlichkeiten, die mich zu der neuen Lehre des Carteſius hinzogen; ich forſchte gern mit ihm in den Eingeweiden eines Kalbes, die er ſeine Bibliothek nannte, es gab da allerlei überraſchende Erſcheinungen; aber bis zum Lebenspunkt ſeines philoſophiſchen Syſtems konnte ich nie hinandringen. Ich verriegelte meine Thür, ich verhing meine Fenſter, ſetzte mich in einen einſamen Winkel und bannte meinen Geiſt auf das Buch; durch zwei, drei Sätze, eine halbe Stunde, ja auch eine Stunde folgte ich ihm ganz, da hüpfte, ohne daß ich es wußte, ein fremder Gedanke zwiſchen den Zeilen herum, ein früheres Erlebniß, ein Wunſch, beſonders aber die Erinnerung an ein Mädchen, das ich damals heiß und innig liebte, hatte ſich zwiſchen die Propoſitionen, Axiome und Corollarien hineinverirrt, und ich merkte erſt ſpät, daß ich den letzten Grund der Dinge hatte erforſchen wollen, und nicht von den Alltäglichkeiten weg konnte. Ich legte dann das Buch weg, griff nach einem andern oder ging fort und zerſtreute meinen Aerger und meine Grillen.“

„Wie kommt es aber, daß du für einen ſo enthuſiaſtiſchen Anhänger des Carteſius giltſt und mitunter auch ein ſolcher biſt?“

„Da muß ich etwas weit ausholen. Eigentlich bin ich dadurch am meiſten Carteſianer, daß ich faſt denſelben Wirrwarr durchgemacht habe, wie der Stifter dieſer Schule ſelbſt. Mein Vater war Paſtor in meinem Geburtsorte; von meiner Kindheit an ſaß ich in ſeiner Bibliothek und las Alles durcheinander, Hexengeſchichten, wirkliche Hiſtorien, anatomiſche, alchymiſtiſche und theologiſche Werke, es war mir Alles gleich, wenn ich nur etwas zu leſen hatte. Als ich älter wurde, gerieth das durcheinandergeſchüttete Wiſſen in eine furchtbare Gährung; Religionszweifel kamen dazu, ich hatte an keinem Dinge und an keiner Beſchäftigung mehr ein wahres Behagen. Nach meines Vaters Tode führte ich einige Zeit, zum großen Aerger der ehrſamen Bürger meiner Vaterſtadt, ein ziemlich lockeres Leben, aber auch das gefiel mir nicht mehr; ich ſchnürte mein Bündel und ging als Freiwilliger unter die Fahne Guſtav Adolphs. Bei der Contribution, die das ſchwediſche Heer von meiner Vaterſtadt eintreiben wollte, ward ich als Vermittler gebraucht, und erlangte hiedurch ein ziemliches Anſehen bei meinen Mitbürgern. Das Kriegshandwerk — denn weiter war es nichts — ward mir auch bald entleidet. Mitten im Lager wie auf dem Marſche überraſchte mich wieder der Zweifel an allem Glauben, für deſſen Unterſchiede man hier ſo blutig kämpfte. Das war ein ewiges Morden, man wußte zuletzt gar nicht mehr wofür; der aberwitzigſte aller Gemeinbegriffe, die Bravour, machte ſich allein und ganz für ſich geltend. Man ſah, wie Hugo Grotius ſagt, Städte und Länder als Leichen, auf daß man ſich nicht mehr über den Tod eines Einzelnen grämen ſollte. — Ich zweifelte lange, ob ich recht thäte, ein geringfügiger Umſtand entſchied endlich; ich nahm meinen Abſchied und ging auf die Univerſität nach Utrecht. Studenten und Profeſſoren waren damals auch in zwei Heereshaufen getheilt; du kannſt dir denken, daß ich nicht lange ſchwankte und mich gegen den frommen Pfaffen Gisbert Bötius für die Partei des Regius entſchied. Dieſer lehrte die neue Philoſophie des Carteſius. Ich war damals erſt einundzwanzig Jahre alt, voll Uebermuth und abenteuerlichen Sinnes, und da ich als ehemaliger Offizier auch eine ziemlich gute Klinge führte, gewann ich bald unter den Studenten eine gewiſſe Autorität.“

„Ja, ich darf wohl ſagen,“ fiel hier Meyer ein, „ich habe Oldenburg getreulich darin ſekundirt, den Bötianern den Glauben beizubringen, daß ſie prädeſtinirt ſeien, ſich von uns Circumflexe und allerlei andere Kainszeichen in's Geſicht ſchreiben zu laſſen.“

„Wie hattet ihr doch eine weit lebendigere Jugend als ich!“ ſchaltete Spinoza mit einem Seufzer ein. „Das iſt die Frage,“ erwiderte Meyer und Oldenburg fuhr in ſeiner Erzählung fort:

„Als Regius ſtets bitterer von Bötius Vater und Sohn ohne Geiſt verfolgt wurde, zogen wir eines Abends vor das Haus ſeiner Magnificenz und führten dort eine Katzenmuſik auf. Ich wurde, als einer der Rädelsführer, relegirt, Meyer ſchlüpfte mit heiler Haut durch, und ſo war ich nun der Märtyrer einer Lehre, die, wie ich ſpäter einſah, Regius ſelber nicht recht verſtanden hatte. Ich trieb mich noch einige Zeit in Holland herum, hielt mich mehrere Monate bei Carteſius ſelber auf, ich kenne faſt alle einzelnen Sätze ſeiner Lehre, aber die erforderliche innere Beſchaulichkeit, um das Keimen dieſes an den Gittern der Mathematik ſich hinaufrankenden Getriebes zu belauſchen, die konnte ich mir nie recht aneignen.“

„Mir ging es auch oft ſo,“ ſagte Meyer, „daß ich von meiner philoſophiſchen Kreuzfahrt, auf welcher ich das heilige Grab hatte erobern wollen, unverrichteter Sache, oder wie unſer Sprüchwort ſagt, mit dem Strumpf auf dem Kopfe zurückkam.“

„Oldenburg hat das Streben beſſer als ein Streben nach Beſchaulichkeit bezeichnet,“ entgegnete Spinoza. „Blick’ umher, bald hier bald dort erkennſt du Täuſchung, Wahn und Irrthum; was bürgt dir dafür, daß nicht Alles, was ſich dir darſtellt, was du mit freiem Bewußtſein in dich aufgenommen, und was deine Seele von jeher erfüllt, nichts als Wahn und Täuſchung iſt? Was iſt ſo feſt und tief eingeſenkt, das nicht der Zweifel auflockern könnte? Darum ſchließe die Augen, ſage dich los von Allem, was um und an dir iſt, und jetzt, ſo zurückverſenkt in dein bloßes eigenes Selbſt, die ganze Welt der Erſcheinungen in's Nichts zurückgeſchleudert — biſt du vielleicht ſelber auch ein Nichts? Woher weißt du, daß du wirklich exiſtirſt? . . . Hier biſt du an dem äußerſten Endpunkt des Zweifels und hier ruft dir eine innere Stimme zu: ich, ich bin, denn ich denke, ich bezweifle mein Sein, ich, das Denkende, das Bezweifelnde in mir, ich bin — und wenn Alles um mich her in Wahn und Schatten zerfließt. Haſt du mit dem Zweifel begonnen, ſo darfſt du bei keinem willkürlichen Ruhepunkt innehalten; warum denn nur an den höheren geiſtigen Dingen zweifeln, giebt dir die Körperwelt eine feſtere Gewißheit, weil ſie ſich deinen Sinnen darſtellt? Sind denn die Sinnentäuſchungen nicht noch zahlreicher als die Täuſchungen unſeres Herzens und unſerer Phantaſie? Kannſt du dich nicht als ein rein geiſtiges körperloſes Weſen denken, kannſt du nicht Alles, was dir vorher Gewißheit war, wie z. B. daß dein Körper wirklich exiſtire, als Vorurtheil ablegen, ſo wirſt du vergebens nach unumſtößlicher Wahrheit ringen. Kannſt du es aber, und haſt du ſo den Mittelpunkt deines Selbſtbewußtſeyns erfaßt, nun wohlan! ſo öffne die Augen, laß ſie herantreten all die Dinge, die ſich ehedem in deinen Gedanken befeſtigt hatten, nichts laß ungeprüft beharren, du haſt einen Maßſtab für die Wahrheit und Exiſtenz eines jeden Dinges: was ſich dir ſo unumſtößlich herausſtellt wie das Bewußtſein deines eigenen Selbſt, das allein iſt Wahrheit.“

„Ich verſtehe dich,“ ſagte Meyer, „du kommſt auf den Grundſatz der Alten hinaus: der Menſch iſt das Maaß der Dinge; der innere Menſch wie der äußere iſt Maaßſtab, wie man ja auch in die Bilder Menſchenfiguren ſetzt, um an ihnen die Größenverhältniſſe der Gegenſtände zu veranſchaulichen. Der Menſch iſt das ideale allgemein giltige Ellenmaaß der Welt.“

„Wenn aber Einer in fortgeſetztem Zweifel ſpräche,“ fiel hier Oldenburg ein, „noch habe ich keine vollkommene Gewißheit von jener Grundwahrheit, die mir als Norm dienen ſoll, und ich weiß noch immer nicht, ob mir wirklich ein Erkenntnißvermögen inne wohnt?“

„Der ſpräche entweder gegen ſein eigenes Bewußtſein, oder wir müſſen annehmen, daß es Menſchen gäbe, die innerlich von Geburt oder durch Vorurtheil, d. h. alſo durch irgend einen äußern Grund, geiſtig erblindet ſind. Denn dieſe denken ſich ſelber nicht; bejahen oder bezweifeln ſie etwas, ſo wiſſen ſie nicht, daß ſie dies thun; ſie ſagen ſie wüßten nichts, und ſelbſt das, daß ſie nichts wüßten, wüßten ſie auch nicht. Sie ſagen das nicht ſo abſolut, denn ſie fürchten zu bekennen, daß ſie als Nichtwiſſende exiſtiren, ſo daß ſie am Ende ſchweigen müſſen, wenn ſie nicht Etwas anerkennen wollen, das doch Wahrheit in ſich ſchließt. Kurz, mit Solchen kann man von Wiſſenſchaft nicht reden, denn im täglichen Leben und Verkehr zwingt ſie die Nothwendigkeit anzuerkennen, daß ſie ſind, daß ſie ihren Vortheil ſuchen, und ſogar eidlich das eine bezeugen und das andere ablehnen. Beweist man ihnen aber ſonſt etwas, ſo wiſſen ſie nicht, ob der Beweis da iſt; verneinen, bejahen oder ſtreiten ſie, ſo wiſſen ſie von alle Dem nichts, ſie ſind alſo ſeelenloſe Automaten. Für den vernünftigen Menſchen aber ſind die Beweiſe die Augen des Geiſtes. Wir können die unſichtbaren Dinge, die nur Gegenſtand des Denkens ſind, mit keinen andern Augen ſehen als mit den Beweiſen.“

„Du wirſt ja ganz eifrig,“ ſagte Meyer, „Lucian hat das Ganze mit einem Scherze abgemacht, indem er einen radikalen Zweifler als Sklave verkauft werden läßt und dieſer noch unter der Peitſche ſeine Sklaverei bezweifelt.“

„Wozu aber bei Carteſius,“ fragte Oldenburg wieder, „dieſes unerquickliche Würfeln mit Vierecken, Dreiecken und allen Teufelsecken?“

„Die mathematiſche Beweisführung,“ entgegnete Meyer, „iſt die einzig richtige. Die Definitionen ſind die genauen Darſtellungen deſſen, was mit dem Namen und den Eigenſchaften eines Gegenſtandes bezeichnet wird; die Poſtulate und Axiome, mit denen der Beweis geführt wird, ſind ſolche Gemeinbegriffe, daß, wer nur das ABC weiß, übereinſtimmen muß.“

„Du mußt es noch näher und beſtimmter faſſen,“ ergänzte Spinoza. „Die Definitionen drücken nur das Weſen einer Sache aus, ihre Eigenſchaften können nicht aus den Definitionen, ſie können nur aus der Erfahrung erlernt werden. Mit den mathematiſchen Geſetzen allein können wir Alles, alle Vorgänge des Denkens und der Erſcheinungswelt erfaſſen und verfolgen. Alles iſt nothwendige und ewige Folge ſeines Urgrundes. Die mathematiſchen Wahrheiten allein haben dieſelbe innere Nothwendigkeit und äußere Evidenz wie das Bewußtſein unſrer ſelbſt. Auf dieſelbe Weiſe, wie ich beſtimmt weiß, daß ich bin, weiß ich auch, daß die drei Winkel eines Dreiecks gleich ſeien zwei rechten. Das Verwickelte der höheren mathematiſchen Beweiſe ändert an der Sache nichts, da ſie alle auf denſelben einfachen und unumſtößlichen Principien beruhen, und jedes Mittelglied ihres nothwendigen Fortſchritts ſo unumſtößlich iſt, als das Princip an ſich. Die Zahl als ſolche iſt erſte und feſte Begriffsbildung, ſie ſieht von den Beſonderheiten der Dinge ab und faßt nur ihr Beſtehen: Aepfel, Bäume, Menſchen, Thiere, laſſen ſich darunter faſſen. Dem weiter ſchreitenden Aufbau reicht die Zahl nicht mehr aus und er macht aus der einen Begriffsabſtraction eine zweite, er ſetzt Buchſtaben ſtatt Zahlen. Wie weit ab liegen nun die Einzelgegenſtände, und doch muß man wieder jeden Augenblick zu ihnen zurückgreifen können, in der Aufſtellung des Geſammtdenkens aber wären ſie hinderlich, hier iſt man nur mit dem reinen Gedanken —"

„Und wem da oben ſchwindelt, der bleibe auf dem Boden," ſchaltete Meyer ſcherzend ein, und Oldenburg fragte näher eingehend:

„Glaubſt du, daß es eine mathematiſche Pſychologie geben kann?"

„Nenne es immerhin ſo," nahm Spinoza wiederum auf, „die Bedingungen und Bewegungen unſeres Denkens und Empfindens haben eben ſo feſte Normen wie alles Naturdaſein; ſie ſind ebenſo berechenbar, ſie müſſen es ſein; nur hindert uns, daß wir ſelbſt es ſind —“

„Und Gewohnheit und Affecte uns einen Strich durch die Rechnung machen,“ ergänzte Meyer. „In dir iſt Carteſius zum zweitenmale Renatus.[1] Hat der Meiſter die Eingeweide eines Kalbes ſeine Bibliothek genannt, ſo haſt du eine viel beſſere. Ihr habt beide die ſcharfe Waffenführung in Feindeslager gelernt. Daß den Carteſius die Jeſuitenſchule und dich die Thalmudſchule bildete und weckte. Welche wunderbare Wege hat die Geſchichte. Aber ich ſehe dich noch weiter gehen. Ich ſehe noch, wie du gleich unſerm Admiral Tromp mit einem Beſen auf dem Hauptmaſt durch das Weltmeer ſegelſt, zum Zeichen, daß du das Lebenselement von herrſchſüchtigen Vorurtheilen geſäubert haſt.“

Spinoza ging leicht auf dieſe neckiſche Art des Freundes ein und ſuchte, bei dem Gegenſtande bleibend, nur noch zu erklären, daß eben jener Strich durch die Rechnung gewiſſermaßen Gegenſtand derſelben ſein müſſe, daß die Affecte nicht verworfen, ſondern als Naturgeſetze erkannt werden müſſen.

Meyer verſuchte es auf alle Weiſe, das Geiſtesgetriebe Spinoza's ſich zu zerlegen, er kam deshalb auf deſſen Studiengang mit ihm zu ſprechen. „Ich habe darüber nachgedacht,“ ſagte er eines Tages zu ihm, „was du mir unlängſt über das Studium des Thalmuds geſagt haſt und glaube darin den Grund zu finden, warum ihr Juden ſo leicht jede Begriffsleiter hinauf- und hinabklettern könnt; überſpringt ihr auch zwei oder drei Sproſſen, ihr tretet doch nie fehl. Das kommt gewiß vom Thalmudſtudium, das euch ſchon früh an ungebundene Geiſtesgymnaſtik gewöhnt. Wir aber, ich darf nur mich zum Beiſpiel nehmen, wir werden ganz anders traktirt; ſoll ein in uns liegender Gedanke zur Welt gebracht werden, da kommen die katechetiſchen Hebammen, und nach den eingelernten Künſten und Handgriffen wird der Embryo zu Tage gefördert, darauf legt man ihn in Baumwolle und bindet ihn in ein Kiſſen, damit er ja nicht erfriere, und wenn er größer wird, lernt er am Laufbande gehen.“

---

[1] Wiedergeboren. Carteſius hieß mit dem Vornamen Renatus, und dieſes Wortſpiel findet ſich in einem Gedichte vor dem erſten Werke Spinoza's, das Ludwig Meyer mit einer Vorrede verſah.

„Ich kenne eure Unterrichtsweiſe zu wenig,“ entgegnete Spinoza, „und kann auch nicht recht begreifen, wie eine Religion mit dogmatiſch-hiſtoriſcher Baſis auf ſokratiſche Weiſe entwickelt werden kann; in dem, was du aber von den Juden ſagſt, magſt du wohl Recht haben. Es iſt ihnen ſchon oft gelungen, gleich David mit einem aus freier Hand geworfenen Schleuderſtein einen gepanzerten und im regelrechten Fechten geübten Kämpen niederzuſtrecken; aber dieſer Mangel an Disciplin ertödtete auch meiſt alle wahre ſtreng geordnete Wiſſenſchaftlichkeit unter den Juden. Mein Beſtreben iſt, mich von jenem vagabundariſchen Geiſtesleben zurückzuziehen und den Bau einer Wiſſenſchaft von Punkt zu Punkt zu verfolgen. Carteſius iſt hiebei mein verläſſiger Geleitsmann.“

Wie wunderſam iſt es, daß an einem Baume die tauſend Blüthen allzumal aufbrechen, ſie ſind nur Ein Blüthenkelch und die zahlloſen Bäume nur Ein Blüthenbaum, dem Menſchenauge aber als tauſende ſich darſtellend. So auch erſchließen ſich im Menſchengeiſte die Blüthen allzumal, es iſt ein einziger Trieb, der die Erkenntniß, die Thatkraft, die Güte und die Liebe erſchließt, wir aber vermögen ſie nur vereinzelt wahrzunehmen.

Das Reich der Erkenntniß und das Glück der Freundſchaft erſchloß ſich Spinoza zugleich, ja ſie waren eins, denn Erkenntniß iſt das freudige Erfaſſen des Geſetzes außer uns, das Beſtreben und Bewußtſein der Uebereinſtimmung mit ihnen, und Freundſchaft iſt die lebendige Bethätigung deſſelben in feſter Erſcheinung und mit gleichem Drange uns zuſtrebend.

Noch ein Drittes regte ſich mächtig in Spinoza, das er nicht zu nennen wagte.

13. Der neue Alliirte.

Olympia ſaß am Fenſter und ſchaute in den Fenſterſpiegel, den ſogenannten Spion, der ein ſtändiges Zeichen holländiſcher Gemächlichkeit und Schauluſt iſt. Ein junger Mann ſtand neben der Jungfrau. Er war von mittlerer Größe, ſein längliches Geſicht, das, beſonders im Profil betrachtet, ſchön genannt werden konnte, hatte eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem Olympia's, nur war in ſeinem Blick nichts von jener unruhigen Flamme zu entdecken, die aus den Augen Olympia's leuchtete. Die linke Hand war auf den vergoldeten Griff ſeines Galanteriedegens geſtützt und mit der Rechten ſtreichelte er ſeinen blonden Stutzbart; bisweilen drückte er auch ſeine Augenwimpern zuſammen und muſterte ſeinen Anzug nach allen Seiten, es war nichts daran zu tadeln: die weiße Halskrauſe war in der richtigen Lage, der ſchwarze Mantel vom feinſten venetianiſchen Sammet warf majeſtätiſche Falten und die aus Mattgold gewirkte Troddel ſpielte bei jeder Bewegung anmuthig auf der Bruſt, die bauſchigen atlaſſenen Beinkleider waren an den Knieen kunſtreich geknüpft, die ſeidenen Strümpfe, die Schuhe mit goldenen Schnallen, Alles war untadelhaft.

„Sehen Sie," ſagte Olympia und der Schöngekleidete blickte freundlich auf, „ſehen Sie den jungen Mann dort, der ſo nachdenklich die Straße heraufkommt?"

Schnell hatte der Angeredete ein rothſaffianes Futteral aus der Taſche, aus dem er ein mit Brillanten eingelegtes Perſpektiv nahm.

„Meinen Sie den dort?“ ſagte er dann, „er iſt von mittlerer Statur und hat einen bräunlichen Teint; iſt das nicht ein Jude?“

„Allerdings,“ erwiederte Olympia, „er ſtammt aus einem vornehmen ſpaniſchen Geſchlechte. Mein Vater hält große Stücke auf ihn, und ich — ich liebe ihn als einen meiner beſten Freunde. Gerade weil er als Jude geboren iſt, dem ſich die ganze Welt feindlich gegenüber ſtellt, hat er ſich zu einer Vorurtheilsloſigkeit und Gewiſſenhaftigkeit des Denkens, zu einem unbeugſamen Gerechtigkeitsſinn erhoben, die man bewundern muß, und oft zu eigener innerer Beſchämung.“

„Was ſagen Sie aber zu meiner phyſiognomiſchen Routine?“ fuhr der Fremde fort, indem er ſeinen Knebelbart um den Zeigefinger wickelte und den Blick wohlgefällig über die Fenſterſcheibe ſtreifen ließ, die ihm ſein Bild zurückſtrahlte. „Ich finde die Juden auch recht intereſſant, ſie ſind ſo eine Art hiſtoriſcher Reliquie; und den Sinn für das Hiſtoriſche verdanke ich ja Ihnen. Ich betrachte die Juden als Splitter eines aſiatiſchen Stammes, die uns durch ihre ſeltſamen Formen bisweilen unterhalten können.“

„Hatten Sie in Hamburg viel Umgang mit Juden?“ fragte Olympia.

„Sie ſcherzen,“ war die Antwort, „aber ich kenne die Juden doch gründlich. En detail mag es manchen ehrlichen Mann unter ihnen geben. Ich hatte in meiner

Vaterſtadt einen alten Schmul, dem ich meine abgelegte Garderobe verkaufte; ich hatte manchen Spaß mit ihm, er ließ ſich Alles gefallen, wenn er nur einen guten Maſſematten machte, aber ſo geldgierig er auch war, ſo habe ich doch verſchiedene Beweiſe ſeiner Ehrlichkeit; en gros betrachtet ſind aber alle Juden Beutelſchneider und eine ſchmutzige, widerliche Raſſe, die leider, mein ſeliger Vater hat es oft geſagt, auch den Handel unſerer Stadt an ſich reißen wird. Denken Sie nur, ich hatte zu Hauſe einen Freund, der die noble Paſſion hatte, in ein Judenmädchen verliebt zu ſein, und das ſo ſehr, daß er an eine wirkliche Verbindung mit ſeiner ſchönen Rahel dachte. Es iſt mir noch jetzt unbegreiflich, wie ein Mann von guter Familie nur den Gedanken ertragen kann, den Mauſche und den Itzig zu Schwägern zu haben, die alle nach Knoblauch riechen. Das Mädchen ſcheint allerdings über die Bildungsſtufe der gänſeſchmalztriefenden Locken hinaus geweſen zu ſein. Eines Morgens war mein Freund draußen in Cuxhaven; man zog einen Leichnam aus dem Waſſer, er erkannte ihn, es war Rahel; man mußte ihn gewaltſam zurückhalten, daß er nicht augenblicklich ſich ſelbſt ein Leid anthat. Ich hatte inniges Mitleid mit dem Schmerze meines Freundes, er ſchwur hoch und heilig, nie einer Andern anzugehören, aber man kennt ja dieſe Schwüre: er war ſchneller geheilt, als man vermuthete; nach einem Jahre war er glücklicher Gatte einer Senatorstochter, und wenn man ihn an ſeine frühere Schwärmerei erinnert, lächelt er nur ſtill. — Gewiß, Jufrow Olympia ſcherzt oder gefällt ſich in der Paradoxie, wenn ſie einen Juden mit dem beneidenswerthen Titel ihres beſten Freundes beehrt.“

Olympia hatte ſich während dieſer Rede an ihre Orgel geſtellt und leiſe darauf präludirt, ſie blickte ruhig nach dem Fremden um, der jedes ſeiner Worte nachdrucksvoll betonte und dabei mit Zeigefinger und Daumen, die er in einen Ring geſchloſſen hatte, gemeſſen tactirte.

„Sie haben ja große Lebenserfahrung geſammelt,“ ſagte ſie endlich, „aber Sie vergeſſen, daß Sie in Holland ſind, wo man die Religionen nicht in herrſchende und beherrſchte eintheilt. Ich glaube, Amſterdam darf ſich's zum Ruhm anrechnen, die einzige Stadt in der Welt zu ſein, welche die Religionsfreiheit ſo weit ausdehnt, daß ſie auch den Uebertritt vom Chriſtenthum zum Judenthum geſtattet. Sie müſſen den Herrn de Spinoza kennen lernen, glauben Sie mir, es iſt ein merkwürdiger Menſch. Sie haben doch ſonſt kein böſes Herz, begegnen Sie ihm freundlich, mir zu liebe; doch ſtill! er kommt.“

Spinoza trat ein.

„Da iſt nun endlich Herr Kerkering,“ ſagte Olympia, „von dem ich Ihnen ſchon erzählt habe, daß er vor Jahren mein Schüler war und durch den Tod ſeines Vaters bis jetzt abgehalten wurde, zu uns zurück zu kehren.“

„Sie werden gewiß meinen Entſchluß vollkommen billigen, Herr de Spinoza,“ fiel Kerkering ein, „daß ich mich wieder zu Jufrow Olympia gewendet habe, um von ihren Honiglippen die Weisheit des Alterthums zu hören."

„Eine mißrathene Artigkeit," entgegnete Olympia, „Sie ſagen ich hätte gelbe Lippen und rücken mir mein Alter vor." Kerkering ſtutzte, Spinoza half ihm aus der Verlegenheit, indem er ſagte:

„Sie haben wahrſcheinlich vergeſſen, Herr Kerkering, daß Jufrow Olympia gleich dem höchſten Weſen verlangt, man ſolle kein Bildniß von ihr machen aus Allem was im Himmel und auf der Erde iſt."

„O Sie Ketzer!" ſagte Olympia und ihr feuriges Auge ſchien es in der That auf ein Autodafé abgeſehen zu haben. „Sie werden wohl geſtatten," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „daß Herr Kerkering an unſern lateiniſchen Unterhaltungen, Unterricht darf ich es nicht mehr nennen, Theil nimmt?"

Spinoza bejahte, und während er ſprach, trat Oldenburg ein. Er muſterte Kerkering, den ihm Olympia vorgeſtellt, mit einem flüchtigen Blicke.

„Ich hätte mir's denken ſollen," ſagte er, zu Spinoza gewendet, „daß ich dich hier treffe, und hätte mir den Weg nach deinem Hauſe erſparen können."

„Du?" fragte Olympia, „o das herzige Du!" Wie glücklich ſind doch die Männer, daß ſie die, denen ſie zugethan ſind, ohne Umſtände mit dem traulichen Worte benennen dürfen. Die Römer wußten gar nicht, was ſie daran hatten, daß ſie einander nur mit Du anreden konnten. Ich bin ſtolz darauf, daß Sie beide ſich ſo bald und ſo nahe befreundet haben, denn ich war ja die Mittlerin."

„Zwei Größen, die einer dritten gleichen, gleichen ſich unter einander,“ ſcherzte Spinoza.

„Einer vierten nicht auch?“ fragte Olympia. „Wir ſind hier als die Repräſentanten von den vier großen Mächten, wir wollen eine Quadrupel-Allianz ſchließen. Sie Herr von Spinoza müſſen den Moſes vertreten, Sie Herr Oldenburg Ihren Calvin, Herr Kerkering muß für ſeinen Luther einſtehen und ich — ich will den Papſt repräſentiren; er kann's nicht zurückweiſen, denn ich heiße ja Olympia Maria Honoria. Herr Kerkering, geben Sie den beiden Herren die Hand, wir unter uns haben uns ſchon längſt geeint; wir Vier wollen den Kreis bilden, der alle Religionsunterſchiede in ſich aufnimmt und verſöhnt.“

„Ich fürchte, das iſt das umgekehrte Problem von der Quadratur des Kreiſes,“ ſagte Oldenburg und ſetzte hinzu: „Sie gehen ja noch weiter als Hugo Grotius, der auch von einem ewigen Frieden der Religionen träumte, und nur die Juden bei ſeiner projektirten Union vergeſſen hatte.“

Olympia faßte die Hand Kerkerings und legte ſie in die Hände der beiden Freunde. —

„Ewige Extravaganzen und Gewaltſamkeiten!“ ſagte Oldenburg zu Spinoza, als er mit ihm wegging. „Frauen können es nicht laſſen, Bündniſſe zu knüpfen; ſind ſie verheirathet, wollen ſie Anderen ſchnell auch ein gleiches Glück bereiten, haben ſie einen Freund, muß der andere auch mit ihm befreundet ſein, und ginge es noch ſo gewaltſam. Was ſoll uns dieſer Kerkering, den ſie doch nur wie einen Automaten behandelt?“

„Du ſollteſt nicht ſo unwillig über ſolche Verknüpfungen ſein,“ entgegnete Spinoza, „denn hier hätte ja dein Herr und Meiſter Carteſius wieder ein Beiſpiel, daß ohne unaufhörliche äußere Vermittlung eines höheren Dritten keine wirkliche Exiſtenz gedacht werden könne und Alles in ſich zerfallen müßte.“

14. Die Hantierung.

Während Spinoza über die wirkliche Exiſtenz der Dinge, über den in ihnen ſelbſt ruhenden Grund ihres Daſeins, über ihre nothwendigen und zufälligen Beſtimmungen ſich in tiefes Nachdenken verſenkte und die hierauf bezüglichen mathematiſchen Beweisführungen des Carteſius genau erwog, hatte auch ſein Vater über den zureichenden Grund der wirklichen Exiſtenz nachgedacht und ſeine Beweisführungen waren nicht minder auf Ziffern und Zahlen gebaut als die des Philoſophen. „Beharrſt du noch immer dabei,“ ſagte er eines Tages zu ſeinem Sohne, „nicht Rabbine werden zu wollen? Haſt du bedacht, was du mir und dir dadurch thuſt? Ich ſehe leider noch meine höchſte Freude vor mir in's Grab dahin ſinken.“ —

„In den Sprüchen der Väter heißt es,“ entgegnete Baruch mit gepreßter Stimme, „Rabbi Zadok ſagt: mache aus deiner Kenntniß vom heiligen Geſetz keine Krone, um damit groß zu thun, und mache auch keinen Spaten daraus, um damit zu ackern. Es ſteht ſchlimm um jede Religion, ſo lange ihre Verkündiger einen klingenden Lohn erhalten.“

„Gut, ich bin mit Rabbi Zadok einverſtanden; wie aber, wenn man keinen andern Spaten hat? Sieh, ich rede ſtets offen mit dir: unſere Miriam iſt jetzt Braut mit Samuel Caſſeres, er will mit dem Manne der Rebecca die Diamantmühle vergrößern, er will neue Geheimniſſe beſitzen; meine Töchter wären nun mit Gottes Hülfe verſorgt, nur du allein biſt noch da. Soll ich dir's verhehlen? Mein Rechtsſtreit ſteht ſchlimm, und was ich dir nach meinem Tode hinterlaſſen kann, iſt ſo blutwenig, daß du davon nicht leben kannſt; Gott ſoll aber mich und meine Kinder und Kindeskinder davor bewahren, daß ſie mit Trauer im täglichen Gebete ſagen müßten: Herr, laß uns nicht bedürftig werden der Gaben derer, die aus Fleiſch und Blut geſchaffen ſind. Drum ſage, was iſt zu thun?“

„Soll ich ein Handelsmann werden?“

„Nein, das würde ich ſelber nicht zugeben, du haſt von Kindheit auf keinen Handelsgeiſt gehabt. Zwar giebt es jetzt wieder neue Wege für den Handel, und wir brauchen nicht mehr alle ſo zuſammengedrängt zu ſein wie hier in Holland, wo einer dem andern den Vortheil vor der Naſe wegſchnappt. Nach Batavia zu gehen, das iſt nichts, denn die dort ſind, denen geht es herzlich ſchlecht und viele wollen wieder zurückkehren; aber es iſt Nachricht eingegangen, daß Rabbi Menaſſe ben Iſrael, der mit dem Lordprotektor unterhandelt, es wahrſcheinlich dahin bringen wird, daß die Juden wieder nach England ziehen dürfen.“

„Ich habe davon gehört,“ erwiderte Baruch, „Rabbi Menaſſe ſoll dadurch am meiſten Stimmen für ſich gewonnen haben, daß er ſagte, die wahre Erſcheinung des Meſſias könne nicht vor ſich gehen, wenn nicht vorher die Verheißung in Erfüllung gegangen wäre, daß Iſrael in alle Lande zerſtreut ſein würde. Das war eine unredliche Spitzfindigkeit.“

„Laß das gut ſein,“ ſagte der Vater, „ein großer Theil des Volkes thut's nicht anders, als er muß betrogen ſein, und da thut man ihm den Gefallen; aber das ſind Dinge, die uns jetzt nichts angehen; bedenke du jetzt, womit du künftig deine Exiſtenz ſichern willſt.“

„Rabbi Gamaliel lehrt: ſchön iſt das Studium des Geſetzes verbunden mit einem bürgerlichen Gewerbe, beiden obzuliegen macht des Laſters vergeſſen; das Studium ohne Arbeit iſt am Ende ein müſſiges und verleitet zu Sünden.“ Baruch führte noch mehrere Beiſpiele an, daß die größten Väter der Synagoge Handwerker waren, und ſchloß mit den Worten: „Ich möchte ein Handwerk lernen.“

„Du brauchſt nicht ſo viele Stellen aus dem Thalmud anzuwenden, ich habe gar nichts dagegen, wenn du ein ehrbares Handwerk lernen willſt.“

Spinoza war froh, daß ſein Vater nicht durch die angeführten Beiſpiele allein bewogen wurde, in ſein Vorhaben einzuwilligen, denn er hatte ſich gewiſſermaßen des vielbekannten „frommen Betrugs“ hiebei bedient. Er war feſt entſchloſſen, nie und nimmer in den gewöhnlichen Schlendrian einzutreten, und Wiſſen und Gewiſſen für das tägliche Brod zu verkaufen; konnte er mit dem Werke ſeiner Hände ſich ſeinen Lebensunterhalt verſchaffen, ſo blieb ihm ſeine Ueberzeugung frei und er brauchte ſie nicht den Erforderniſſen und Bedürfniſſen der Alltäglichkeit anzupaſſen. — Oder findet ſich auch bei den Geiſtern erſten Ranges jene Leere, jene unbefriedigte Sehnſucht, die uns ſo oft überkommt, wenn wir immer und immer nur die Feder zu führen, das todte Wort zu beleben, neue Gedanken und Gefühle auszugraben und zu meiſeln angewieſen ſind? Erfaßt auch ſie jener unbezwingbare Drang nach einer körperlich anſpannenden Beſchäftigung, welche das durch einſeitige Nerventhätigkeit geſtörte Gleichmaß wieder herſtellen ſoll?

Es war für unſern jungen Freund fruchtreich, darüber zu denken, welchem Gewerbe er ſich widmen ſollte. Jetzt erinnerte er ſich, wie oft er bei den Diamantmühlen ſtehen geblieben war und die Pferde in der untern Roßmühle beobachtet hatte, die vermittelſt des Rades die Werkzeuge in den oberen Stockwerken in Bewegung ſetzen. Das Schleifen und Schneiden der Diamanten war ein Geheimniß ſeiner Glaubensgenoſſen, und ſowohl dieſes zog den Knaben mächtig an, als auch die vertraulich ihm eröffnete Kunde, daß der Diamant nur durch Diamantenſplitter geſchliffen und geſchnitten werden könne. Wie oft, erinnerte er ſich auch, war er beim Gange in die Thalmudſchule und zu Magiſter Nigritius ſelbſtvergeſſen an den offenen Werkſtätten und den Fenſtern ſtehen geblieben, innerhalb deren die Menſchen in ihrem Gewerbe ſich mühten. Wie war der betrachtende Blick des Knaben von dieſen Hantierungen gebannt und wie tief hatte ſich in ſein Herz ein Verlangen nach gleicher Thätigkeit eingeſenkt! Jetzt zum Erſtenmal ſtieg die Erkenntniß vor ihm auf, wie das, was man freien Willensentſchluß nennt, in ſeinem Grunde nur Ergebniß eines empfangenen Eindruckes iſt, der ſich ſelbſt ſeine oft kaum bemerkbare Folgenreihe entwickelt. Er verweilte bei dieſem in die Tiefe führenden Gedanken nur flüchtig, denn ſeiner Phantaſie eröffneten ſich die zahlloſen Werkſtätten, darin die Menſchenkraft die Erzeugniſſe der Natur baut und bildet und auf's Neue umſchafft. Nur wer die Gebilde des Lebens neu formt und bindet, nur der hat das wirkliche Leben empfangen. Welch tauſendfältiger Segen liegt in der Arbeit ſelbſt, wie in ihren Hervorbringungen! Und eine Hand faßt die andere und ein Denken ſtrömt in das andere aus dem geſchaffenen Gebilde. Die ganze Menſchenthätigkeit iſt eine unermeßliche brüderſchaftliche Werkſtätte. Aber auch hier hat einer den andern gewaltſam von ſich geſchieden, und wie die Kirchen im Reiche des Denkens und Empfindens, ſo hatten die Zünfte in der Arbeit der Hände ihre erwählten Genoſſen. Es beſtand zwar kein geſetzliches Hinderniß, das den Juden von irgend einem Gewerbe ausſchloß, aber Gewohnheit und bequemes Herkommen machte die Zunftmeiſter widerwillig und ausſchließend.

Wieder war es Carteſius, von welchem die Entſchließungen Spinoza's einen Anſtoß erhielten, der zu eigenen Zielen führte. Spinoza ſtudirte die Dioptrika des Carteſius und lernte hier zum Erſtenmal das Geſetz der Refraction, ſo wie die erſte richtige Erklärung des Regenbogens kennen. Der von Huygens damals erhobene und allgemein getheilte Vorwurf, daß Carteſius jenes Geſetz aus dem in Holland verbreiteten Manuſcripte von Snellius entnommen habe und die Erklärung des Regenbogens von Antonio de Dominis und Kepler gekannt haben müſſe, ohne weder dieſen noch jenen zu nennen; alles das ſchien für den jungen Forſcher jetzt von minderer Bedeutung, und doch bewegte es ihn ſeltſam, daß es auch im Reiche des Geiſtes eine Veruntreuung geben ſolle. Der ſonſt dunkle Ausſpruch des Thalmud: „Wer ein Wort, einen Gedanken, im Namen ſeines Urhebers vorbringt, der bringt die Erlöſung über die Welt,“ ging ihm jetzt als Geſetz der Wahrhaftigkeit auf.

Das Verfahren von Carteſius war, wenn auch nicht zu entſchuldigen, doch daraus zu erklären, daß er als Hofmann und in leichter Anbequemung gewohnt war, ſich in Fremdes und Aeußerliches zu finden und es leicht als Eigenes und Inneres anzuſehen.

Es war eine reine Andacht, als in Spinoza der Entſchluß eine feſte Geſtalt gewann, ſein Leben nur durch eigene Thätigkeit und durch nichts Ererbtes zu friſten und gleicherweiſe im Denken die Wahrheit in ſich zu finden.

Eines Tages erklärte Spinoza ſeinem Vater, daß er die Kunſt, optiſche Gläſer zu ſchleifen, erlernen wolle.

„Aber das iſt ja ein Handwerk, das nur kümmerlich einen Menſchen ernährt,“ entgegnete der Vater, „wie willſt du einſt mit einer ganzen Familie davon leben? Oder ſoll gar mit dir der ruhmvolle Name unſerer Ahnen erlöſchen?“

Spinoza antwortete nicht unmittelbar auf dieſe Mahnung; er hoffte und ahnte vielleicht dieſem Namen auf andere Weiſe ewige Dauer zu verſchaffen. Er berührte indeß bald eine in dem Vater ſchmerzlich wiederklingende Saite, indem er ſeinen Trieb nach Unabhängigkeit darlegte und bemerkte, daß ein Rabbi durch den empfangenen Sold wie durch unabweisbare Ehrengeſchenke doch nur ein Diener der Einzelnen werde. Eine mit Wehmuth gemiſchte Heiterkeit ſprach bei dieſer Darlegung aus dem Antlitze des Vaters, der oft beifällig nickte. Der alte Spanier ſah in ſeinem Sohne den gleichen ſtolzen Sinn, der in ihm ſelber noch nicht erſtorben war. Kann man die Welt nicht durch Anſehen und Macht zwingen, ſo iſt es wohlgethan, ſich von ihr abzuwenden und in der Abgeſchiedenheit ihrer nicht zu achten. So regte ſich's in den Gedanken des Vaters und immer wieder erwies ſich der aufgelockerte Boden und die eigenthümliche Miſchung ſeiner Beſtandtheile, daraus die Lebenskraft Spinoza's zu freier Blüthe erwuchs.

„Nun meinetwegen, es ſei," ließ ſich endlich der Vater vernehmen, „wenn ich alle Gewerbe betrachte, finde ich nirgends etwas Beſſeres, wenn man kein großes Kapital einzuſetzen hat."

Vater und Sohn gingen nun zu dem als tüchtig bekannten Meiſter Chriſtian Huygens, einem Oheim des gleichnamigen Mathematikers, der aber wie es ſchien, weder mit dem dichteriſchen Genie ſeines Bruders noch mit dem ſeines Neffen eine Verwandtſchaft hatte.

Spinoza erklärte dem Meiſter im Verlaufe der Rede, daß er die Geſetze der Optik ſchon kenne, und auch ziemliche mathematiſche Kenntniſſe habe; er fragte nun, ob er vielleicht in einem halben Jahre das Handwerk erlernen könne. Der Meiſter, der alle Anträge bis jetzt ruhig angehört hatte, ſprang bei dieſen Worten ſo entrüſtet auf, daß ihm die Brille bis auf die Naſenſpitze herabfiel.

„Daß dich der — —, da möcht' man katholiſch werden, was die Jugend jetzt für Knirps im Kopf hat," rief er, „ich bin ſiebenundvierzig Jahre bei dem Geſchäft, ich darf ſagen, daß ich's verſteh', und daß ich's auch Jemand lehren kann, und doch hab' ich drüben in der Werkſtatt Geſellen, die ſchon fünf und ſieben Jahre dabei ſind, ich will das Mikroſkop da auseinander legen, ich will's, wie es da iſt, auffreſſen, wenn mir's einer wieder zuſammenlegen kann wie ſich's gehört. Da meinen ſie nur, aus den Büchern könnt' man Alles lernen, ich geb' keinen Pfifferling für all' die Geſchichten; das Papier iſt geduldig, das läßt drauf drucken, was man will. Ich hab' auch einmal ein Mikroſkop gemacht nach der Vorſchrift, wie es in einem Buch geſtanden hat, aber es war gerad' für nichts. Wer nicht ſelber bei dem Geſchäft iſt, der kann ſein Lebtag nicht wiſſen, wie man nur die rechte Blende in's Glas hineinbringt. Bleibt mir vom Leib mit euren gelehrten Geſchichten."

Auch die Frau Meiſterin trat hinzu, ſie hatte den Naſenklemmer in die Hand genommen und agirte nun heftig mit dem Inſtrumente.

„Ja," rief ſie, „wenn man das nur ſo mir nichts dir nichts lernen könnte, möchte jeder Weißnichtwas herkommen, und will nur auch ſchnell Optikus werden."

Nur mit Mühe wurden die guten Leute wieder beruhigt.

„Ich bin ein Menſch wie ein Lamm," ſagte dann der Meiſter, „wer mit mir nicht auskommt, kann mit Niemand in der Welt auskommen.“

„Ja, er iſt nur zu gut gegen alle Welt,“ fiel die Frau Meiſterin ein, „und was er dann bei Anderen verſchüttet hat, will er mit mir wieder einbringen.“

„Laß gut ſein,“ ſagte der Meiſter, „du läßſt dir nichts geſchehen; aber ich will ehrlich und offen mit Euch reden, Ihr ſollt nicht hinterdrein ſagen können, das hätt' ich Euch vorher ſagen ſollen. Erſtens, iſt es ein ungeſundes Geſchäft; ſeht mich an, wie ich da bin, hab' ich ſchon mehr als drei Centner Glas geſchluckt; ich weiß wohl, ich treib's nicht mehr lang, nun in Gottes Namen.“

„Verſündige dich nicht, Chriſtian,“ fiel die Frau Meiſterin ein, „wenn's mit den Sechzigen ſo ſtark bergab geht, und man in drei Jahren dem Doktor und dem Apotheker keinen Deut gegeben hat, mein' ich, dürft' man Gott danken. Ihr müßt nicht Alles ſo genau nehmen, was er ſagt.“

„Jetzt laß Mich reden, ich weiß, was ich red',“ entgegnete der Meiſter, und ſuchte ſich ein Anſehen zu geben; er bog nun nächſt dem kleinen Finger auch den Ringfinger an der linken Hand und ſprach: „zweitens, iſt es ein ſchlechtes Geſchäft, es kommt nichts dabei heraus.“

„Ja, da hat er Recht,“ commentirte die Meiſterin, „als wir unſer Gewerbe eröffneten, da waren wir und der verſtorbene Greenwond, der bei dem abgebrannten Rathhauſe gewohnt hat, die zwei einzigen, und jetzt ſind dreiundzwanzig in der Stadt; man verdient kaum mehr das Waſſer zur Suppe, und Ehr' und Schande halber kann man doch das Geſchäft nicht aufgeben. Wir ſind zwei alte Leute, wir brauchen wenig, und mit Sparen und Hauſen ſchlagen wir uns ſo durch, daß, wenn das Jahr um iſt, man mit knapper Noth ſein bischen Sach' noch bei einander hat; ich weiß nicht, wie's die Leute machen, die einen Haufen Kinder haben und von dem kleinen Verdienſt leben."

Der Vater wollte, durch ſolche Vorſtellungen bewogen, ſeine Einwilligung zurücknehmen, aber Spinoza blieb ſtandhaft, und ſo kamen ſie mit dem Meiſter überein, daß Spinoza gegen eine mäßige Entſchädigung ſo lange lernen dürfe, als es ihm behage.

Es war nun abermals eine neue Atmoſphäre, und zwar eine mit Pechgeruch und Glasſtaub erfüllte, in welche Spinoza eintrat. Einen großen Theil des Tages brachte er fortan in der Werkſtätte zu. Er lernte den ſcharfen Diamant handhaben, der in den einen Schenkel des Zirkels eingeſetzt war, um aus den Scheiben Stücke von beliebiger Größe herauszuſchneiden, aber noch nahmen dieſe Stücke beim Bruche willkürlich kryſtalliſirte Formationen an. Spinoza trat nun in den erſten Grad der edeln Schleifkunſt ein. Das ausgeſchnittene Stück wurde mit Pech auf eine Schraubenmutter aufgeſetzt, dieſe an einen Hebel befeſtigt und nun mit dem rechten Fuße das Rad gedreht. Um dieſes war ein Riemen geſpannt, der griff in eine Spindel ein, darauf ein ganz flacher bleierner Teller aufgeſetzt war; der Teller drehte ſich und mit der linken Hand wurde der Glasſcherben darauf gedrückt, der ſo lange

Kreiſe auf demſelben beſchrieb, bis das Glas die beabſichtigte Form erhalten hatte. Stets mußte naſſer Flugſand aufgeſchüttet werden, um die Entzündung der harten ſich reibenden Stoffe zu verhüten, und die Rauhheit des Blei's zu vermehren. Das erſte Stadium war hiemit beendigt. Spinoza mochte ſich wohl das Handwerk weniger mühſam und vor Allem reinlicher gedacht haben; aber gerade dieſe Beigaben der Arbeit wurden ſeiner Denkerweiſe wieder zu einer nothwendigen Durchdringung des Weſens. Die Menſchen ſind leicht geneigt, rauh und abſtoßend erſcheinende Thätigkeiten als niedrige herabzuſetzen; Spinoza gewöhnte ſich immer ſtetiger daran, die Vorkommniſſe des Lebens nicht nach gewohnten Eindrücken zu erfaſſen, ſondern in ihrem Weſen zu ergründen. Auch dieſe Arbeit iſt nur ihrer einſeitigen Erſcheinung nach unreinlich, nur der Arbeitende wird während ſeines Thuns von Sand und Staub bedeckt, die Arbeit an ſich aber hat die höchſte Sauberkeit und Reinheit zum Zweck. — Im zweiten Stadium entſchied ſich's nun, ob das flache Glas eine hohle oder erhabene Form erhalten ſollte, und je nachdem wurde eine hohle oder erhabene Meſſingplatte auf die Walze geſetzt; mit Pech wurde wechſelsweiſe auf der einen Seite des Glaſes eine Schraube aufgeklebt, und dieſe in der Mutter vermittelſt eines Stiftes auf der Meſſingplatte herumgedreht, worauf dieſelbe Bewegung wie im erſten Stadium begann. Zwiſchen drein mußte immer der durchgeſchliffene Schleifſand, nun zum Glättſand verdünnt, mittelſt eines Pinſels auf die Platte übertragen und dazwiſchen aus dem daneben ſtehenden zinnernen Becher ein Schluck Waſſer aus dem Mund und auf die Platte geſpritzt werden.

Nachdem beide Seiten ſo zubereitet waren, ging es an das dritte Stadium. Der Meſſingteller wurde heiß gemacht, ein runder Drillfleck, auf der Kehrſeite mit Kitt beſtrichen, wurde auf der Vorderſeite mit ſogenanntem Caput mortuum (Eiſenoxyd) bezogen, wiederum immerwährend Waſſer aufgetröpfelt und ſo das Glas polirt. Hatte das Glas die drei Stadien, Schleifen, Glätten und Poliren durchlaufen und konnte man mit der Lupe weder Riß noch Fuge entdecken, ſo war es vollendet.

Spinoza hatte die handwerksmäßigen Schwierigkeiten bald überwunden, und das erſte Glas, das er von der rohſten Verarbeitung an ohne fremde Beihülfe zur vollen Zufriedenheit des Meiſters vollendet hatte, machte auch ſein Auge hell erleuchten. Dieſes Anſchauen der vollendeten Arbeit war wie wechſelſeitiger Dank: Dank aus dem todten Stoffe, der zu ſeiner Beſtimmung verklärt war, und Dank aus der Seele des Arbeitenden, daß der rohe Stoff das Gepräge ſeines Willens trug.

Die mathematiſche Berechnung und Zuſammenſetzung der Gläſer begriff er ſchneller, als der Meiſter vermuthet hatte. Die Bücher mußten doch nicht lauter Unnützes enthalten haben.

Während Spinoza hier ein Glas ſchliff, um den Kurz- und Schwachſichtigen das Ferne nah und das Nahe näher zu bringen, arbeitete er im Geiſte die feinſten Ocularien aus, um die Geiſtespupillen der Mit- und Nachwelt zu unterſtützen und zu ſchärfen. — Er freute ſich, daß das immerwährende Geraſpel nur kurze Beſprechungen unter ſeinen Nebengeſellen zuließ. Er konnte um ſo ungeſtörter ſeinen Gedanken folgen.

In der Werkſtätte war ein luſtiger Geſelle, mit einer zarten und edlen Geſichtsbildung und kunſtlos herabfallenden braunen Locken; mit Singen und Jubeln ſtelzte er jedesmal zur Thüre herein, denn er ging an Krücken, da er krumme und rückwärts gewachſene Füße hatte. Während er ſeine Krücken neben ſich hinſtellte, und die Hemdermel aufſtreifend ſeine Werkbank in Ordnung brachte, die er in eigner Weiſe nur mit dem Knie drehte, gab er faſt regelmäßig eine Rede zum Beſten. Einſt ſagte er: „Bin ich nicht viel beſſer daran als der König Nebukadnezar? der hat, glaub' ich, irdene Füße gehabt, und hätte nicht über unſer ſchlechtes Pflaſter holpern können. Ich hab' doch noch einem Baum ſeine Arme ausgeriſſen, und hab' mir Füße daraus gemacht; der nächſte beſte Adler, der mir zwiſchen die Beine kömmt, dem rupf' ich ſeine Flügel aus, und näh' mir ſie an; ich kann's von unſerm Herrgott ſchon verlangen, daß er mir Flügel giebt, warum hat er mir Füße gegeben, die ich nicht brauchen kann? Brüder! dann iſt's aus, dann könnt ihr fünf Tage in der Woche blauen Montag halten; man braucht keine Fernröhre mehr. Will ſo ein gelehrter Herr wiſſen, wie einer von den Sternen ausſieht, da bin ich, der Peter Blyning, da; für ein gutes Trinkgeld flieg' ich hinauf und ſpionir' Alles aus. Vielleicht bleib' ich aber auch droben und komm' gar nicht mehr herunter; wenn mich ſo ein ſchönes Mondmädchen heirathen will, ich bin gleich dabei, da unten muß ich doch ledig ſterben.“

Ein ſchallendes Gelächter lohnte ſtets ſeine Worte, und er ergriff jede Gelegenheit, um ſeine Redekunſt zum beſten zu geben. „Eigentlich ſind wir Alle, wie wir da ſind, lauter Krückenfabrikanten; was unſer Herrgott verpfuſcht hat, müſſen wir wieder gut machen; hätt' er der Welt beſſere Augen in's Geſicht geſteckt, braucht' man keine Fernröhre und keine Brillen. Gott verzeih' mir's, aber ich bin manchmal martialiſch bös auf ihn. Was hab' ich ihm gethan, daß er mich halb fertig in die Welt geſchickt hat? Wenn er mir drüben keine beſſeren Füße giebt, ſo kann er ſein ewiges Leben für ſich behalten, ich nehm's nicht.“ Alle glotzten ihn mit blöden Geſichtern an, wenn er ſo ſprach, nur Spinoza ſuchte ihn zu überzeugen, daß körperlicher Schmerz und Mangel kein wirklicher, und daß es der höchſte Beruf des Menſchen ſei, den ihm von Gott zugetheilten Beſtimmungen gemäß zu leben, und nicht nach einer Kraft zu verlangen, die uns von der Natur verweigert iſt, ſonſt kämen wir nie zur wahren Befriedigung.

„Ja, Ihr habt gut reden,“ ſagte Peter, und ſeine Stimme hatte einen wehmüthig zitternden Klang. „Ihr habt gut reden, verlang' ich denn etwas mehr, als was mir als Menſch gehört? Seht, nur ein einzigmal in meinem Leben möcht' ich tanzen, ich ſchwör' Euch, ich würde mich gleich darauf gern in's Grab legen. Wenn ich Tanzmuſik höre, ja in dieſem Augenblicke, wo ich nur dran denke, mein' ich, ich müßt' vor Zorn aus der Haut fahren; ich möcht' mir die Augen auskratzen, ſo ſchäm' ich mich oft, ich hab' mir ſchon mehr als einen Rauſch getrunken, blos weil ich gefürchtet hab', ich könnte vor aller Welt weinen."

Spinoza ſuchte beſänftigend auf Peter einzuwirken, er gewann ihn dadurch beſonders für ſich, daß er ſich bisweilen Handgriffe von ihm zeigen ließ; aber unſer Philoſoph wurde bei ſeinen Einreden oft gewahr, wie unendlich ſchwer es iſt, von der ſteilen Höhe des allgemeinen Idealismus herunter zu ſteigen bis zu den alltäglichen Bedürfniſſen und Fragen der gewöhnlichen Menſchen.

Auch in die Werkſtätte war die Kunde gedrungen, daß Spinoza ein großer Gelehrter ſei, und die Geſellen waren ſtolz auf einen ſolchen Lehrling und rühmten ſich deſſen in den Schenken; in ihrem Benehmen gegen ihn ſelbſt aber ließen ſie ihn unverhohlen merken, daß er doch nur ein Jude ſei und hatten einen gewiſſen Adelsſtolz und eine zutrauliche Herablaſſung gegen ihn. Mit Bekämpfung jeglicher Empfindlichkeit hielt ſich Spinoza nur an die letztere Wahrnehmung, ſein mildes und doch gehaltenes Weſen entwaffnete jede Rohheit und die Geſellen hatten bald eine gewiſſe wie verabredete Hochachtung vor Spinoza. Ein kurzes, eindringliches Wort, das er ſprach, wirkte oft lange nach im Geiſte derer, die es gehört. Auch Meiſter Huygers und ſeine Frau liebten den beſcheidenen und ſtillen jungen Mann ſehr. Es waren nicht Hirten und Fiſcher, nicht Menſchen in einfachen Lebensverhältniſſen und im ſtetigen Verkehr mit der ewigen Natur, zu denen er wie vordem die alten Weiſen treten konnte, ſeine eigene

Erkenntniß bereichernd und neue ausſtreuend. Da war eine Welt, deren Thätigkeit der urſprünglichen Einfalt ferne lag, da waren Menſchen, die tagüber unter allerlei Geräuſch lebten; da dringt nur ſchwer am Feierabend ein Wort in die Seele. Und doch, ob am rauſchenden Bach oder am ſauſenden Rad, der Menſchengeiſt iſt ſich ewig gleich wie die Luft, die die verſchiedenen Schallwellen trägt, und das Prieſterthum, das dem ewigen Geſetz dient, muß ſich immer wieder erneuen. Wie es in der Natur draußen ſproßt, jede Pflanze für ſich lebt, und doch vor dem Gedanken des Menſchen aufgeht und ſich zuſammenſchließt zur großen Einheit, ſo auch iſt die Menſchenthätigkeit in allerlei Berufsarten geſondert, die Jeder, nur auf das Einzelne gerichtet, zu erfüllen trachtet; vor dem denkenden Geiſte aber ſchließt ſich Alles zuſammen zu einem großen einheitlichen Getriebe.

Spinoza fühlte ſich beſonders beglückt, mitten inne in der Reihe derer zu ſtehen, die mit ihrer Hände Kraft das Leben erneuen. Denn Alles, was da beſteht, erfüllt ſtill die Bedingungen des ihm aufgelegten Geſetzes. Die Arbeit aber iſt des Menſchen. Er vollführt das Lebensgeſetz, indem er es frei erkennend bethätigt; und es iſt ein großer majeſtätiſcher Chor, der all das Lehren und Federkritzeln, all das Hämmern, Graben, Bohren und Sieden in vereinzelten Werkſtätten und was daraus hervorgeht, zuſammenſchließt. Das ſtille Naturleben hat das bloße Daſein, die Erkenntniß hat das Denken für ſich; in der Arbeit iſt Daſein und Denken Eins.

Spinoza war einig, heiter und zufrieden.

Nicht ſo zufrieden war Olympia, als er ihr ſeine neue Lebensweiſe erzählte:

„Es freut mich zwar, daß wir auch hierin übereinſtimmen,“ ſagte ſie, „den ganzen lieben langen Tag blos eigenen oder fremden Gedanken nachhängen, iſt zu viel oder zu wenig Arbeit; ich komme dann meiſt ſo weit, daß mir's peinlich wird und ich froh bin, wieder die Stiche zählen zu müſſen. Wenn ich ſticke, da hab' ich meine beſten Gedanken. Sehen Sie die Roſenguirlande dort? Geſchichten, toller und umfangreicher als die Gesta Romanorum ſind dort unter den Nähten gefangen — ach! wie froh war ich damals, daß ich eine Handarbeit kannte.“

„Ich arbeite aber nicht blos, damit meine Hände etwas zu thun, ſondern auch damit meine Zähne etwas zu kauen bekommen.“

„Ich bemerke ſeit geraumer Zeit,“ erwiderte Olympia, „die Lectüre des Tacitus bewirkt einen ganz beſondern Humor bei Ihnen.“

„Daß ich nicht wüßte, es iſt mein völliger Ernſt, ich will durch mein Handwerk künftig für meine Nahrung ſorgen.“

„Wozu hätten Sie denn aber ſo viele Kenntniſſe geſammelt? Ich will nicht hoffen, daß es bloßer Egoismus war. Mein Vater will ſein Inſtitut erweitern und da ſollen Sie ein Hauptlehrer werden; wollen Sie nicht mein Collega ſein?“

„Ich muß leider Nein ſagen. Nennen Sie es immerhin Egoismus, ich habe die nächſten Pflichten gegen mich, und muß erſt mit mir im Reinen ſein; kann ich dann Etwas lehren, was den Menſchen nützlich iſt, werde ich's bedenken, aber nie und nimmer werde ich die kleinſte Ueberzeugung für ein vergängliches Gut verhandeln."

„Sie erſcheinen doch ſtets wie der Deus ex machina," ſagte Olympia zu dem eintretenden Oldenburg, „wiſſen Sie ſchon, ihr Taufpathe bereitet ſich vor, erbgeſeſſener Meiſter eines Handwerks zu werden?"

„Ein Apoſtel aller Lande, wollen Sie ſagen," entgegnete Oldenburg.

„Wär's noch eine Beſchäftigung," fuhr Olympia fort, „wie ſie die großen Weiſen und Staatsmänner des Alterthums hatten, der Feldbau, das ließe ich mir noch zur Noth gefallen; es liegt etwas Großes darin, ſo die Extreme zu vereinigen und mit dem gebildetſten Geiſte die Arbeit des rohen Naturmenſchen zu verrichten, ſelbſt die des Fiſchers und Zimmermanns hat noch etwas Poetiſches; aber in einem Winkelzimmer Gläſer zu ſchleifen, da verdumpft und verkrüppelt Leib und Seele. Mir kritzelt's in der Vorſtellung, wenn ich nur an Glasſchleifen denke. Die Hand eines Philoſophen, die das Rad einer Maſchine dreht und ſich mit dummem Handwerkszeug abmüht: das iſt ein widerwärtiger Gedanke."

„Schelten Sie das Handwerkszeug nicht," entgegnete Spinoza mit beſonderem Ernſte, „es iſt ein Attribut der Menſchennatur. Das Thier hat nur ſeine natürlich angeborenen Werkzeuge zum Bau ſeines Neſtes, zur Erlernung ſeiner Nahrung, zu Vertheidigung und Angriff;

der Menſch hat die außer ihm liegenden Erzeugniſſe der Natur zu ſeinen Gliedmaßen gemacht: fehlt ihm die Flugkraft des Vogels, die Schnellfüßigkeit des Hirſches — Pfeil und Kugel überholen beide; ſeine Hände können nur mühſam den Boden aufgraben, er ſchmelzt das Eiſen und ſpitzt es zu Hacke und Pflug und jocht die Kraft der Thiere ein, und Baum und Stein zerſchneidet und formt er. Die friedlich bildenden und ſchaffenden Werkzeuge ſind das edelſte Erbe der Menſchheit, ſind heilige Ueberlieferungen. Wer ein verbeſſertes Werkzeug den Nachkommen übergiebt, reicht ihnen die helfende Hand, und hier giebt es Tauſende unſterblicher Geiſter, die namenlos fortwirken. Könnte ich in Denken und Thun etwas hervorbringen, das den Menſchen außer mir zur Erkenntniß und Verſchönerung des Lebens dienen kann, ich wäre glücklich; nie aber darf man vergeſſen, daß alles Ueberlieferte nur Werkzeug zu eigenem Schaffen iſt.“

„Das iſt Alles ſchön und ſinnreich,“ ſagte Olympia, und nach Frauenart einen einzelnen Gedanken herausreißend fuhr ſie fort, „das können Sie ja aber Alles denken ohne ſelbſt Handwerker zu ſein. Warum wollen Sie ſich mit heiligen Aexten, heiligen Hacken und heiligen Feilen belaſten?“

„Weil ich, um in Ihrer Weiſe zu antworten, mit einem heiligen Körper belaſtet bin, der ſein Futter will; und an dem Handwerke, das ich gewählt habe, will ich Ihnen noch dazu alle Künſte der Dialektik vordemonſtriren: zwei hohlgeſchliffene Gläſer auf einander gelegt, zeigen einen durch ſie betrachteten Gegenſtand verkehrt, das Reflexionsglas dazwiſchen bringt ihn in ſeiner wahren Geſtalt näher.“

„Wann biſt du geboren?“ unterbrach ihn Oldenburg.

„Eine ſonderbare Frage, Herr Gevatter,“ erwiderte Spinoza, „wenn du's noch nicht weißt, im November des Jahres 1632.“

„Das paßt vortrefflich,“ fuhr Oldenburg fort, „du haſt wohl nie etwas von dem Görlitzer Apoſtel gehört, der ewig in apokalyptiſcher Ekſtaſe faſelte? Im November 24 hat er das Zeitliche geſegnet; er war ſeines Handwerks ein ehrſamer Schuſter, und ich werde nun aus der Apokalypſe beweiſen, daß 7 Jahre nach ſeinem Tode ein neuer Philoſoph geboren werden mußte, der auch ein Handwerker iſt.“

„Ihr Beiſpiel hinkt,“ ſagte Olympia, „denn Ihr Jakob Böhme war ein Schuſter und wurde als ſolcher ein Philoſoph, während unſer Maledictus vom Philoſophen zum Handwerker wurde.“

„Verzeihen Sie,“ ſagte Spinoza, „der Witz hinkt nicht, ſondern hat ein Ueberbein, denn es ſind 8 Jahre von 24 bis 32.“

„Thut nichts,“ verſetzte Oldenburg, „ſo ein Jahr wird doch amputirt werden können. Aber ernſtlich, du beleidigſt deine Freunde durch den Zweck, den du mit deiner Lebensart erſtreben willſt; mir iſt die Sache ſo ſelbſtverſtändlich, daß ich nicht nur vor unſerer Freundin, ſondern vor Jedem darüber ſprechen könnte. Haſt du mir nicht ſelbſt zugeſtanden, daß unter Freunden Alles gemeinſam ſein muß? Sind wir ſo ätheriſch, daß wir bloß klingende Worte und Gefühle und nicht auch unſer klingendes Geld einander mittheilen dürfen?“

„Ich erkenne dein freies Herz und du weißt, wie ich dir dadurch am beſten danke,“ entgegnete Spinoza, „aber ich habe dir ſchon geſagt, daß ich nie ein Geſchenk von einem Freunde annehme, ſo lange ich von meiner Hände Arbeit leben kann.“

Spinoza ließ ſich durch nichts abhalten, ſein Handwerk emſig zu betreiben.

15. Das Unausgeſprochene.

„Wie gefällt Ihnen Kerkering?“ fragte eines Tags Olympia, als dieſer nicht zu dem Unterrichte gekommen war.

„Wie Ihnen,“ antwortete Spinoza.

„Sie bauen vielleicht doch zu viel darauf, daß wir uns ſo oft gegenſeitig das Wort vom Munde wegnehmen,“ antwortete Olympia; „was haben Sie an ihm zu tadeln?“ Spinoza ward feuerroth, da er hierauf geradezu Antwort geben ſollte; denn theils hatte er im Stillen einen ähnlichen Tadel ſchon auf Olympia ausgedehnt, theils fürchtete er auch, daß Olympia ſeine Worte als Eiferſucht mißdeuten könnte. Im Nu waren dieſe widerſprechenden Gedanken gekommen und gegangen, und nach einer kleinen Pauſe fuhr Olympia fort: „Kerkering hat ein von Grund aus gutes Herz; ſeine Redſeligkeit iſt ein Nationalfehler der deutſchen Hanſeſtädter.“

„Nun ſehe ich doch,“ entgegnete Spinoza, „daß die Juden nicht allein das Schickſal haben, daß man vom Erſten beſten, der Einem in den Wurf kommt, auf ihre Geſammtheit urtheilt. Aber beachten Sie doch nur die Geſchloſſenheit und beſtändige Richtung nach dem Ethiſchen im Weſen unſeres Oldenburg; warum machen Sie dieſe nicht zum Typus der deutſchen Hanſeſtädter?“

„Sie haben Recht,“ entgegnete Olympia, „aber Sie bringen mich noch ſo weit, daß ich mir gar kein Urtheil mehr erlauben werde; ich laſſe mich ſtets zu ſehr von den nächſten Gegenſtänden beſtimmen, und Sie faſſen überall das Allgemeine ſo ſcharf.“

„Nennen Sie es nicht Männerſtolz,“ fiel Spinoza ein, „aber Sie beſtätigen mir eine Wahrnehmung, die mir ſchon bei meinen Schweſtern und deren Freundinnen auffiel: die Frauen ſcheinen ſelten Freude an der lautern Gerechtigkeit zu haben, ſie urtheilen nicht über die That, ſondern über den Thäter, und über dieſen mit Zuneigung oder Abneigung.“

„Immerhin. Wir ſind nicht für die Philoſophie auf der Welt. Darin ſind Sie alſo doch mit mir einig: Sie lieben auch nicht das prahleriſche Klimpern mit allzeit fertigen Gedankenmünzen; läßt man dieſe Rechenpfennige allſtündlich curſiren, ſo werden ſie abgegriffen, verlieren alles friſche Gepräge und behalten nur noch den einmal beſtimmten Nennwerth. So geht's Kerkering; an wahrem innerem Reichthum fehlt es ihm.“

„Es iſt Alles gut ausgeglichen,“ ſagte Spinoza, „er hat deſto mehr von klingender Materie.“

Olympia ſchien nicht auf dieſe Wendung eingehen zu wollen, denn ſie fuhr jetzt ſeltſam mit den Augen zwinkernd fort:

„Unſer Freund Oldenburg will immer, ich ſolle mich auch gleich meiner Namensſchweſter Olympia Morata in Poeſien verſuchen; aber ich muß bekennen, daß ich die Dichter nicht minder verehre als bemitleide, weil ſie das Tiefinnerlichſte ihrer ganzen Perſönlichkeit vor den Augen der ganzen Welt darlegen können und müſſen. Ich meine, wenn ich mein Eigenſtes, das was den Kern meines Weſens bildet, hinausgegeben hätte an die Welt, ich hätte mich ſelbſt nicht mehr: die Welt hat mich, ich bleibe nur ein Schatten deſſen, was ich hergegeben, und ich müßte dann urplötzlich vergehen. Da halte ich es lieber mit den Philoſophen des Alterthums, die machten nie ihr eigenſtes Gemüth zum Gegenſtand der Darſtellung, ſie hatten eine eſoteriſche Lehre, die nur in Symbolen, nie in Worten heraustrat.“

„Mit der Idee, von der Sie ausgingen,“ ſagte Spinoza, „bin ich ziemlich einverſtanden; wäre ich Theologe, ſo könnte ich hier eine Allegorie daraus machen, daß der Hoheprieſter im Tempel zu Jeruſalem nur Einmal des Jahrs mit Gefahr ſeines Lebens das Allerheiligſte betrat, von dort den unausſprechlichen Namen Jehovah's ausſprach, daß alles Volk, das draußen ſtand, auf das Antlitz niederfiel. Durch einen kleinen „frommen Betrug“ könnte man der Sache die Idee unterſchieben, die Sie in anderer Weiſe ſo eben ausgeſprochen; aber ich liebe das Ausdenteln nicht, es iſt meiſt Selbſttäuſchung oder noch Schlimmeres.“

„Nehmen Sie doch die Sachen nicht ſo barbariſch genau, das iſt ja herrlich ausgedrückt: nur Einmal, wenn die Gottheit ſich mit der Menſchheit eint, darf das Allerheiligſte des Herzenstempels geöffnet werden und das Unausſprechliche im Worte ſich verkörpern. Ja, es gilt auch als Symbol für manche gewöhnliche Lebensverhältniſſe: im alltäglichen Umgange ſollen die uns nahe ſtehen, an einzelnen Ritzen, die ſich öffnen, ahnen, was drin im Herzen verſchloſſen ruht und nicht ausgeſprochen werden mag.“

„Ahnung, auch die zuverſichtlichſte ſchließt doch Täuſchung in ſich.“

„Nein, hier nicht, hier gewiß nicht. O! es iſt ein ſeliges Bewußtſein, das Wort verſchmähen zu können, und dennoch mit untrüglicher Zuverſicht zu wiſſen, daß alle Wurzeln unſerer Seele tief, wo kein Auge hindringt, freundlich verſchlungen ſind mit einer andern. Was iſt höher, als ſich bei den tauſend Begegniſſen des Lebens ſo ſtill in's Auge ſehen zu können, und zu wiſſen: da drin lebt Alles in gleicher Kraft und unzerſtörbarer Harmonie wie in dir ſelber?“

Es war ein Blick voll unausſprechlich innigen Verlangens, mit dem Olympia auf Spinoza ſah; ein dunkles Roth durchſchoß ihre Wangen, ihre Lippen zuckten fieberhaft, ihr ganzes Weſen war Hingebung. — Spinoza ſchaute ſie mit ruhiger Miene an. Sollte der Mann, der ein ſo feines Gefühl beſaß, um den leiſeſten Regungen des Denkens und Empfindens nachzugehen, ſollte er nicht einſehen, wie hier eine Seele nach bewußter Einigung mit ihm rang? Fühlte er Nichts für ſie, oder kämpfte er mit ſtarkem Willen eine Neigung nieder, die ihm und Olympia nur Kummer und Unglück bringen konnte? —

„Das Unausgeſprochene, von dem Sie reden,“ ſagte er nach einer peinlichen Pauſe, „muß, wie ich täglich mehr einſehe, bei dem, was wir über Gott und Natur denken, am eheſten ein ſolches bleiben; man wird meiſt nur halb verſtanden oder mißverſtanden.“

Es iſt klar, er hatte Olympia erkannt, und wollte ihre Gedanken nur auf einen andern Gegenſtand lenken.

„Ich werde morgen nicht zu Ihnen kommen können,“ fuhr Spinoza fort, „meine Schweſter Miriam verheirathet ſich morgen mit dem jungen Caſſeres; wenn ſie nur recht glücklich wird! Sie verſteht mich noch am meiſten, wir plauderten oft halbe Nächte lang mit einander.“ Dieſe Ablenkung hatte den beabſichtigten Erfolg nicht.

„Sie ſind doch um Vieles glücklicher als ich,“ entgegnete Olympia, „ich ſtehe ſo ganz allein. Meine Mutter habe ich nie gekannt. Sie können nicht ermeſſen, was das für ein Mädchen heißt: die Mutter nie gekannt zu haben; ich habe ſchon oft darüber nachgedacht, gewiß, es wäre was ganz Anderes aus mir geworden, wenn ich nicht unter Männern aufgewachſen und nicht bloß von meinem Vater erzogen worden wäre. Der gräßliche Krieg hat mir meinen einzigen Bruder geraubt; meine Couſine Cäcilie, die ſeit meines Vaters Abreiſe bei uns im Hauſe iſt, war ſeine Braut — ach! Sie hätten ſich mit meinem Cornelius gewiß innig befreundet, vielleicht mehr als mit mir.“

„Das gewiß nicht — aber es iſt eigen, daß Sie Beide ſo heidniſche Namen haben.“ —

Wollte Olympia auf dieſe Worte nicht eingehen oder überhörte ſie dieſelben wirklich? genug, ſie fuhr in gleichem Tone fort:

„Ich habe ſchon oft darüber nachgedacht, wenn doch Eines von uns ſterben mußte, wär's nicht beſſer geweſen, ich wäre geſtorben? Cornelius hätte der Welt nützen und ſie genießen können; aber ich, wozu ſoll ich leben?"

„Um ſelbſt an ſich die Freude zu empfinden, um zu erleuchten und zu entzücken durch Ihren Geiſt und Ihre anmuthsvolle Geſtalt," antwortete Spinoza, und er ſchalt ſich in ſeinem Innern, denn er glaubte einen Frevel begangen zu haben mit dieſer Rede.

„Sie ſcherzen," erwiderte Olympia mit Bitterkeit, „einſt, ich geſtehe es, war ich auch ſo eitel, das zu glauben, aber ich lernte einſehen, daß mich die Natur mit einem andern Lärvchen hätte ausſtatten und zu einer andern Zeit hätte in die Welt ſchicken müſſen."

„Ich bitte," unterbrach ſie Spinoza, „ſündigen Sie nicht gegen ſich ſelber; ich weiß gewiß, Sie denken beſſer von der Welt und von ſich ſelbſt. Ich darf Sie nicht loben, Sie ſagen ja immer, ich hätte keinen Schönheitsſinn."

Cäcilie trat hier zu rechtem Zeitpunkte ein und befreite die Beiden von einer peinlichen Unterredung. Spinoza verabſchiedete ſich bald darauf. Mit dem befriedigenden Gefühle der Selbſtüberwindung ging er nach Hauſe, denn er glaubte mit männlicher Kraft die erſten Keime der Neigung Olympiens erſtickt zu haben; eines gewiſſen heimlichen Triumphs, ſich ohne Werbung von einem ſolchen Mädchen geliebt zu ſehen, konnte er ſich jedoch nicht erwehren.

Olympia war den ganzen Abend verſtimmt, und als ſie ſich zu Bett legte, benetzte ſie ihr Kiſſen mit vielen Thränen. „So weit iſt es mit dir gekommen," ſprach ſie zu ſich, „daß du dich Einem an den Hals wirfſt, und er die Arme ſchlaff ſinken läßt!“ Sie ſeufzte tief, Cäcilie fragte ſie oft, was ihr denn fehle; ſie gab keine Antwort und that, als ob ſie nicht mehr wach wäre, in der That konnte ſie aber noch lange keine Ruhe finden. „Er iſt ein herzloſer, eigenſüchtiger Menſch mit froſtigem Verſtande.“ Nein, das konnte ſie doch nicht, ſo konnte ſie ihn nicht denken; ſeine kindliche Beſcheidenheit, ſeine über Alles gehende Wahrhaftigkeit, und vor Allem die unauslöſchlichen Zeugniſſe des Wohlwollens und der Menſchenliebe in ſeinen Zügen, das ſanfte Lächeln ſeines lieblichen Mundes, die unergründliche Glut ſeiner ſchwarzen Augen! — nein, ſie konnte ihn nicht zum Zerrbilde machen.

Singend und trillernd ſtand ſie des andern Morgens auf, und als ſie an den Spiegel trat, ſprach es aus ihren Mienen: „Nein, ſo weit iſt es noch nicht, und wär' er ein Gott, und dünkte er ſich erhaben über alle menſchlichen Leidenſchaften, es gilt meine Ehre und meine Selbſtſchätzung, er ſoll vor mir knien, und hab' ich ihn dann gewonnen, nun denn, ſo will ich ſehen, was ich beginne.“ Mit vergnüglicher Selbſtgefälligkeit machte ſie ihre Toilette.

Nicht ſo heiter legte Miriam von Spinoza ihre Hochzeitgewänder an, denn das religiöſe Herkommen hat ſich hiebei in gar wunderlichen und ſcharfen Gegenſätzen gefallen. Unter den ſchimmernden Hochzeitskleidern muß die Braut das Hemd tragen, mit dem ſie einſt in den Schooß der Erde gelegt wird — das Sterbehemd; die ſchönen Locken Miriams mußten von dieſem Tage an unter Schleier und Haube begraben liegen, das große

Gebet des Verſöhnungstages mit dem langen Sündenregiſter mußte ſie beten, weder Speiſe noch Trank durfte über ihre Lippen kommen, bis unter dem Trauungsbaldachin ihr der Gatte den Liebestrank im Hochzeitsglaſe reichte, ſie daraus trinken ließ und dann das Glas an der Wand zerſchellte.

Das Familienfeſt, ſeit ihrer Vertreibung unter alle Völker das einzige was den Juden an Freude verblieben war, erſchloß die ganze Fülle ſeiner innerlich gehegten Luſt. Aus der Rührung, die in den Vorbereitungen zur Trauung und in dieſer ſelbſt alle Herzen bewegt hatte, erhob man ſich jetzt wie entlaſtet zu freier Heiterkeit. Die Gatten drückten einander die Hände und ſagten ſich damit, daß man im Anſchauen des neuen Bundes den längſt geſchloſſenen innerlich erneue; Jünglinge und Jungfrauen ſahen ſich erglühend an, und die Einen wurden ſtille, die Anderen deſto übermüthig lauter, um ihre Regung zu verbergen. Ein lärmendes Stimmengewirre herrſchte unter den Verſammelten und doch klang es Jedem wie Harmonie; man drängte ſich hin und her und Jedes las die Freude aus dem Antlitze des Andern. Man freute ſich endlich bei Tiſche des trauten Zuſammenſeins und der feſten Angehörigkeit, man ſprach es aus und trank dabei einander zu, und in dieſem Ausſprechen der Freude erwuchs dieſelbe nur um ſo höher. Man lobte Braut und Bräutigam, ihre Schönheit, ihre Herzensgüte, ihr künftiges Glück, und empfand einen Abglanz von all dieſem in ſich ſelbſt wieder.

Baruch war mitten in all der Gemeinſamkeit und

Freudigkeit nur um ſo einſamer und trauriger. War es, weil er an Olympia denken mußte und ſich dadurch fremd fühlte oder weil er durch ſein Denken überhaupt von der gegebenen Gemeinſchaft um ihn her abgelöst war?

Die Mahlzeit war vorüber, die Cigarren dampften luſtig, die Geſellſchaft gruppirte ſich nach Gutdünken und jetzt war das Stimmengewirr noch belebter, daraus oft ein helljauchzendes Lachen auftönte.

Baruch war am Tiſch ſitzen geblieben, ſein Angeſicht war glühend roth, denn auch er hatte nicht minder als die Andern wacker von dem „ſüßen Feuer“ getrunken; ſtillträumend ſchaute er in den Grund ſeines Bechers.

Chisdai, der, um ſeine vormalige Werbung zu verbergen, hier beim Hochzeitsmahle Miriams geſeſſen hatte, rückte jetzt mit Ephraim Cardoſo Baruch näher. „Der Wein erfreut des Menſchen Herz!“ (Pſ. 104, 15.) recitirte er, mit luſtigem Pathos den Becher ſchwingend.

„Darum wollen die Thalmudiſten wahrſcheinlich auch,“ erwiderte Baruch, „daß man keinen lebendigen Wein genieße, ſondern ihn vorher ſchlachte durch das Hinzugießen von Waſſer.“ Baruch ſprach dieſe Worte in ſeinen Becher hinein, Chisdai mußte ſie überhört haben.

„Ja,“ ſagte Ephraim und trank Baruch zu, „unſere Vorfahren haben auch zu leben verſtanden. Heißt es nicht im Thalmud: der Geiſt Gottes ruht auf dem Menſchen nur in der Freudigkeit? Ich war einmal dabei, als der verſtorbene Profeſſor Barläus zu Rabbi Menaſſe ben Iſrael ſagte: nur die Griechen allein, nicht einmal die Römer, hätten wahrhaft gewußt, wie man angenehm lebt; die Juden hätten ſich nur ewig damit beſchäftigt, zu ergründen, was Gott ſei, wie er ſei und wie man ihm dienen müſſe; das hätten ſie auch in ihrer Art ſo ziemlich herausgebracht, die wahre volle Luſt des irdiſchen Lebensgenuſſes ſei aber dabei zu Grunde gegangen. Jetzt ſollt' er einmal herkommen und ſehen, ob wir nicht auch luſtig und guter Dinge ſein können in aller Gottesfurcht.“

„Du meinſt es gut, Ephraim,“ ſagte Baruch und trank ihm freundlich zu.

„Und wenn's auch wahr wäre, was der Chriſt geſagt hat,“ rief Chisdai und ſchlug dabei auf den Tiſch, „darf man nicht alle Annehmlichkeiten, ja das Leben ſelbſt hingeben für den Preis, daß wir allein die Offenbarung von dem wahren Weſen Gottes beſitzen? Wir allein ſind frei von jeglichem Wahn und Trug.“

„Ho! ho!“ ſagte Baruch, „du nimmſt den Mund zu voll. Weißt du denn nicht, daß im Tractat Sabbath (und er bemerkte dabei nach Art der Schriftgelehrten die Seitenzahl 32) von dem Thalmudiſten Rabbi Samuel erzählt wird, er ſei nie über eine Brücke gegangen, wenn nicht Jemand von einem andern Glauben mitging, weil gegen zwei Religionen zumal der Satan keine Gewalt haben könne?“

Chisdai kraute ſich in ſeinem jungen Barte und fragte dabei: „Du ſtudirſt jetzt die Griechen und Römer, ſage mir: findet ſich im Judenthum nicht Alles und noch weit mehr, als alle Wiſſenſchaften aller Völker je ergründen konnten?“

„Betrachte die Sache recht," antwortete Baruch, „ſo ſteht in der Bibel eben ſo wenig oder eben ſo viel von der lauteren Wahrheit, als in anderen Büchern; betracht' es unparteiiſch, und nicht vom jüdiſchen Stolze befangen: wird die menſchliche Seele nicht bald im Blute bald im Odem ſteckend gedacht? Ja, noch mehr, iſt nach allen Stellen der Bibel Gott ein unkörperliches Weſen? Ich weiß wohl, die Bibel ſoll den Leuten die Sache mundgerecht gemacht haben, aber bedenke nur: Gott wird im Raume gedacht, denn er läßt ſich in Wolken und Feuer gehüllt auf den Sinai nieder; in der Viſion, da Moſes ihn ſah, war ſein Fußgeſtell wie weißer Saphir. Und das iſt die höchſte Wahrheitsidee von Gott? Es finden ſich mitunter erhabene und reine Ideen von Gott in der Bibel, aber wie er in den Dingen und aus ihnen iſt, wie er ſie ſchafft und erhält, das finde ich ſtets nur als vorweg angenommen, nie erwieſen. Und ſelbſt das, worauf wir den meiſten Nachdruck legen, der Begriff: der Eine, der Einzige, iſt nicht ausreichend und kann nur uneigentlich gebraucht werden; weil wir von der allgemeinen Weſenheit Gottes uns keinen Begriff und Ausdruck bilden können."

Chisdai ballte die Fauſt unter dem Tiſch. „Und die Propheten," fragte er, „die haben Alle nichts Rechtes gewußt?"

„Die Propheten," antwortete Spinoza, „waren große und rechtſchaffene Männer, theilweiſe mit einem Geiſte, der die Unendlichkeit und das All zu umfaſſen ſtrebte; es waren Männer, denen zwar zunächſt das

Schickſal Iſraels, aber auch das der ganzen Welt am Herzen lag, wie Jeſaias (16, 9.) „um Jäſer weinte;“ dabei waren ſie aber Menſchen wie wir, ja ſogar in manchen Dingen noch unwiſſender als wir, denn ſie kannten oft die erſten Grundſätze der Naturkunde nicht; wenn der Geiſt Gottes ſtets unmittelbar aus ihnen geſprochen hätte, wie konnten ihnen ſo einfache Dinge verborgen bleiben?“ Er ſprach noch weitläufig über dieſen Gegenſtand, und in Einzelheiten, die er anführte, wurde er immer ſchärfer und beſtimmter. Chisdai blieb ruhig und kalt, nur bisweilen knirſchte er die Zähne; als er endlich genug gehört hatte, entfernte er ſich mit Ephraim, ohne ein Wort zu reden.

Spinoza blieb allein am Tiſch, er mochte nicht aufſtehen, ſo unbehaglich und zuwider war ihm Alles. Eben hatte er einen Becher Wein hinuntergeſtürzt, um ſeine Gedanken zu verſcheuchen, als ſeine Schweſter Miriam zu ihm trat:

„Was haſt du gethan?“ ſagte ſie. „Der widerwärtige Chisdai ſpeit ja Feuer und Flamme gegen dich. Ich ſtand eben draußen bei der Chaje in der Küche, und erinnerte ſie daran, wie ſie einſt von meiner Hochzeit geträumt hatte, da hörte ich, wie Chisdai rief: verflucht ſei die Luft, die dieſer Schändliche einathmet, du haſt es gehört Ephraim, wie der Baruch Gott und die Propheten geſchmäht hat; o! daß keine Hand vom Himmel herabreichte, und ihm ſeine Läſterzunge aus dem Rachen riß! Aber ich will mein Haupt nicht ruhig niederlegen, bis er vertilgt iſt von der Erde. — Ephraim ſuchte ihn zu beruhigen. Es iſt gut, daß du dabei warſt, fuhr Chisdai fort: Ein Zeuge iſt nicht beglaubigt, du mußt mit mir vor das Sanhedrin, wir wollen ihn anklagen, er muß in den großen Bann, ich ſetze noch meinen Fuß auf ſeinen Nacken. Ephraim ſagte: er trete nicht gegen dich auf, er habe nichts gehört. So? rief Chisdai, und packte ihn beim Arm, du willſt nicht? ſo mußt du ſchwören, daß du Nichts gehört haſt, und thuſt du's, dann kannſt du mit ihm zum Satan gehen. — Ich hab' Alles gehört, ſie haben mich nicht bemerkt. Aber lieber Bruder, du bringſt ja das fürchterlichſte Unglück über uns, eher möcht' ich heut' an meinem Hochzeitstage ſterben, als daß ich ſo etwas erleben ſollte.“

Spinoza beruhigte ſeine Schweſter, ſich ſelber konnte er aber nicht beruhigen. „Wie groß dünkteſt du dich geſtern,“ ſprach er zu ſich, „als du zu Olympia ſagteſt: die Anſicht von den höchſten Dingen muß unausgeſprochen in der Seele ruhen. Nun haſt du dich erprobt.“ Er war den ganzen Tag in tiefes Leid verſunken.

Chisdai's Bemühungen hatten den gehofften Erfolg nicht. Ueberall nahm man Rückſicht auf Binjamin Spinoza und ſeinen einflußreichen Anhang; auch ſtanden nur Worte, keine Thatſachen gegen Baruch da. Chisdai mußte ſein Unternehmen auf gelegenere Zeit verſchieben; er konnte dieſe leicht abwarten, denn Baruchs Vater lag bald nach der Hochzeit Miriams wieder ſchwer krank darnieder. Niemand wollte dem kranken Manne das Gerede, das über ſeinen Sohn herrſchte, hinterbringen.

16. Pantheismus.

Olympia entfaltete von Tag zu Tage den Reichthum ihres Gedanken- und Gemüthslebens immer freier vor Spinoza, und dieſer fühlte ſich auf's Erfreulichſte angeregt von der Spannkraft und Lebendigkeit ihres geiſtigen Weſens. Sie hatte nicht nur den bei Frauen beſonders ſeltenen Muth, die rückhaltsloſe Wahrheit zur Berichtigung ihres Denkens zu verlangen, ſondern auch den, die Ausführung dieſer Forderung unverletzt und frei entgegen zu nehmen. Dabei hatte ſie eine Art hausmütterlicher Wirthſchaftlichkeit, die alles Eingebrachte, auch das was ſie zunächſt nicht zu verwenden wußte, mit freundlicher Bereitwilligkeit in Verwahrung nahm. So kam es, daß ſie immer zu neuen Darbringungen reizte, und manches, was der Bringer ſelbſt vergeſſen hatte, holte ſie bei gelegener Zeit zur Ueberraſchung wohlverwahrt hervor und erregte dadurch ein doppelt freudiges Gefühl in dem Urheber, die Freude an dem unverſchleuderten Beſitze und an der treuen Hüterin deſſelben. So kam es, daß das Denken Spinoza's leicht eine Beziehung zu Olympia nahm, daß er gegen ſie noch mittheilſamer war, als gegen die Freunde.

War ſolche Hingebung nicht Liebe?

Spinoza wußte ſich frei vom Verlangen nach dem

Beſitze Olympia's, er hatte ſo Manches an ihr zu tadeln, und kann die Liebe an dem Gegenſtande ihrer Verehrung einen Tadel finden? Er durfte es aber doch mit Recht mißbilligen, daß Olympia ſo oft auf Reichthum und Hochgenuß ihrer früheren Erlebniſſe mit unverwüſtlicher Naivität zurückdeutete; hätte mit ſeiner Erſcheinung ein neues Leben für ſie begonnen, wozu dann die Auferweckung des Todten? Mußte nicht alles Vergangene ſpurlos verſchwinden vor der beglückenden Gegenwart? Olympia hatte ſonderbarer Weiſe geglaubt, durch ihr hiſtoriſches Recht das ihr jetzt theilweiſe abgehende Naturrecht zu verſtärken, aber gerade, daß Spinoza's Tadel ſich hierauf wendete, konnte als Beweis dienen, daß er nicht ſo ganz frei war von Verlangen nach ihrem Beſitze, weil er ja nach Alleinherrſchaft über ſie ſtrebte.

Spinoza und Oldenburg waren eines Tages bei Olympia.

„Der Himmel ſcheint uns heute nicht günſtig," ſagte Oldenburg, „denn er ſchneidet ein ſo weinerliches Geſicht, daß wir wohl darauf verzichten müſſen, heute einen frohen Tag auf Ihrer freundlichen Buiten (Landhaus) zu verleben."

„Der Himmel," wiederholte Olympia ſcherzend, „das war eine ſchöne Erfindung; ſehen Sie, der Wetterprophet dort (ſie deutete auf den Barometer) der gilt jetzt. Der Himmel kann nicht mehr thun, was er will, Toricelli hat ihm den Meiſter gezeigt. Iſt es nicht zum Verzweifeln, daß wir keinen Himmel und keine Hölle mehr haben? Kopernikus und Galiläi haben glücklicher als die Titanen den Himmel geſtürmt. Die

Sterne ſind in der Nähe dunkle Körper wie die Erde, und die Erde iſt in der Ferne ſo leuchtend als die blinkenden Sternlein; der ſternbeſäte Fußteppich iſt weg, wo iſt nun der Thron Gottes aufgeſtellt? Die Hölle haben wir auch nicht mehr. Da meinte man immer, drunten, weit drunten, dort braten und ſieden die Gottloſen, bis Columbus immer nach Weſten ſteuerte, und jetzt wiſſen wir, daß da unten auch Leute ſind, die gerade ſo leben wie wir; wo bringen wir nun unſere Frommen und unſere Gottloſen unter?"

„Juvrouw Olympia," antwortete Spinoza, „waren Sie nicht am letzten Freitag ganz mit mir einverſtanden, als ich Ihnen erklärte, daß die Aeußerlichkeiten dieſer Dinge mit Recht gefallen ſind, und man doch den Begriff derſelben feſthalten kann? Jene Erhebung des Geiſtes, wo man aus der Harmonie ſeiner ſelbſt übergeht und eingreift in die allgemeine Harmonie, in das Weſen Gottes, nennen Sie es, wenn Sie den Ausdruck ſo ſehr lieben, meinetwegen den Himmel und ſeine Seligkeit; jenes Hinausgeriſſenſein aus ſich ſelbſt, nirgends in ſich einen Halt und nirgends nach außen eine Handhabe, im Widerſpruche mit den Geſetzen ſeiner naturgemäßen Beſtimmung, von den kleinſten Schwankungen erſchüttert, ohne jenes Bewußtſein der Einheit mit dem All, giebt's eine ſchreckensvollere Hölle?"

„Wohl," entgegnete Olympia, „aber meine früheren Begriffe waren mir doch lieber."

„Das glaub' ich," ſagte Oldenburg, „man kann ſich ſolchen metaphyſiſchen Begriffen nicht an den Hals werfen; daran iſt aber Freund Spinoza nicht Schuld."

Oldenburg hatte keinen Doppelſinn in ſeine Worte legen wollen, und doch machten ſie faſt einen ſolchen Eindruck. Olympia erröthete; eine Pauſe trat ein, doch ſchnell ſuchte die Betroffene den Faden des Geſprächs wieder aufzunehmen.

„Sie glauben kaum,“ begann ſie, „wie namenlos unglücklich ich war, da ich als Kind von zehn Jahren — ich verbitte mir, daß Sie nachrechnen, wie lange das her iſt — zum Erſtenmal erfuhr, daß es keinen Himmel gebe, und daß ſich die Erde ſtets im endloſen All herumdrehe; es war mir, als ob ich mein Leben auf Händen trüge und es jeden Augenblick könne fallen laſſen. Ueber die Bewegung der Erde beruhigte mich mein Vater bald, aber den Himmel kann ich noch nicht verſchmerzen. Es war doch ſchön, als er noch ein feſtes Gewölbe war, und jetzt iſt das blaue Rund nichts als eine Lichtbrechung, das Blau des Himmels nichts anderes als das Blau ferner Berge, erzeugt durch die Beleuchtung von der einen und den Hintergrund dunkler Körper von der anderen Seite. O unſer ſchöner blauer Himmel!“

Spinoza gedachte bei ſich jenes Schmerzes nach dem Tode ſeines Oheims Immanuel; es war ein eigen anſprechendes Gefühl für ihn, daß Olympia in ihrer Weiſe faſt gleiche Kämpfe hatte beſtehen müſſen wie er. Oldenburg übernahm es für ihn zu antworten:

„Ich bedaure herzlich,“ ſagte er, „daß Sie der reizenden Hoffnung beraubt ſind, einſt Ihre metallvolle Stimme im Chore der Engel ertönen zu laſſen, und mit Flügelein auf dem Rücken, die in allen Farben des Regenbogens ſchillern, zur Kurzweil den lieben langen Tag Hoſianna und Halleluja zu ſingen.“

„Die Botſchafter des Himmels bedienen ſich doch keiner ſolchen verbrauchten Schmeicheleien, wie die Geſandten der Hanſeſtädte,“ erwiderte Olympia raſch, und zu Spinoza gewendet fuhr ſie fort: „Sehen Sie, ich kann Ihnen aus der Nähe ein Beiſpiel anführen, welch eine gute Herberge der alte Himmel iſt. Meine Couſine Cäcilie — die heute ungewöhnlich lang in der Meſſe bleibt — war die Braut meines Bruders Cornelius, nun er todt iſt, ſieht ſie mit Freuden ihre Reize wegſterben, denn ihr tägliches Gebet iſt, daß es Gott gefallen möge, ſie bald im Himmel mit ihrem Bräutigam zu einen. An ſeinem Geburtstage ſchreibt ſie jedesmal an ihn, erzählt ihm genau ihre Schickſale vom letzten Jahre, und freut ſich, daß nun wieder ein Jahr um iſt an der langen Friſt, bis zu ihrer endlichen Vereinigung. Es iſt mir oft unheimlich, mit ihr umzugehen, es iſt mir, als ob ich eine Schlafwandlerin vor mir habe, die durch einen unvorſichtigen Ruf von mir plötzlich aus ihrer ſichern Höhe herabſtürzen könnte.“

Cäcilie trat ein, in tiefe Trauer gehüllt, die ſie ſeit dem Tode ihres Bräutigams nicht abgelegt hatte; aus der landesüblichen ſchwarzen Faille, die auf dem Scheitel befeſtigt, über den ganzen Körper herabhing, blickte ein blaſſes edel geformtes Geſicht hervor, auf welchem Kummer und Schmerz ſich heimiſch gemacht; die müden Augenlider ſenkten ſich über die blauen Augen, deren Feuer faſt erloſchen war. Jener peinliche Schreck, der ſich einer Geſellſchaft bemächtigt, wenn eine

Perſon, von der gerade geſprochen wurde, plötzlich in dieſelbe tritt, ſteigerte ſich hier noch durch die eigenthümliche Erſcheinung Cäciliens, die mit dem Roſenkranze in der Hand und der frommen Duldersmiene im Angeſichte einer verklärten Büßerin ähnlich ſah. Olympia ärgerte ſich im Stillen — was die beiden Freunde bei ſich ſchon getadelt hatten — daß ſie die Geheimniſſe einer gebrochenen Seele hier ſo unverhohlen preisgegeben hatte. Niemand konnte das Wort finden, mit dem man das Geſpräch ſchnell wieder auffaſſen konnte; ſelbſt Oldenburg, ſonſt der abgeſagteſte Feind aller Vergrämung, konnte ſich eines gewiſſen Schauers nicht erwehren, während er Cäcilie betrachtete. Dieſe fühlte indeß, daß ſie eine Störung veranlaßt und entfernte ſich bald mit der Entſchuldigung, einen Beſuch vergeſſen zu haben.

„Ich beneide Cäcilie oft um die Seligkeit ihres Glaubens," ſagte Olympia.

„Die könnten Sie ſich auch aneignen," erwiderte Spinoza.

„Nein, ich kann nicht," entgegnete Olympia heftig, „ich klagte mein Unglück einſt meinem Oheim Bonifacius, der hier Prieſter bei St. Johann war; er rieth mir die Bibel zu leſen, ich that's, und es half nichts. Er ſagte mir ſtets, ich müßte ſie mit gläubigem Sinne leſen, aber den ſuchte ich ja erſt in ihr, und wenn ich ihn ſchon hätte, brauchte ich die Bibel gar nicht. Es iſt mir oft ſo bang und ſchwer, wenn ich mir bewußt werde, wie ich Zuſammenhang und Gang der Welt ſo gar nicht begreifen kann."

„Ich glaube, Carteſius könnte Sie von Ihren Zweifeln erlöſen.“

„Oldenburg, du wirſt ja ein eifriger Freiwerber für deinen philoſophiſchen Kriegsmann,“ ſagte Spinoza, „meinſt du, Juvrouw Olympia könnte ſich mit der Anſicht vereinigen, daß Seele und Körper jedes für ſich ein ſelbſtändiges Weſen iſt, die einander nicht folgen würden, wenn nicht der unaufhörliche Beiſtand Gottes ſie zuſammenkoppelte und zum gegenſeitigen Gehorſam zwänge?“

„Das wäre ja ein zuſammengejochtes Paar, wie Frau Gertrui Ufmſand die unfreiwilligen Ehen nennt; die haſſ' ich für den Tod.“

„Sprich es unverhohlen aus, findeſt du denn Carteſius Lehre ſo durchaus ungenügend?“ fragte Oldenburg.

„Es iſt nicht meine Art, die Fehler Anderer aufzudecken.“

„So ſage uns einfach poſitiv deine Löſung des ewigen Problems.“

„Das iſt nicht ſo leicht gethan; Regeln, die auf äußere Thaten abzwecken, laſſen ſich leichter in Poſitionen faſſen als die Denkprozeſſe.“

„Ich habe ſchon bemerkt,“ ſagte Oldenburg, „du ſetzeſt ſtatt wie Carteſius cogito ergo sum (ich denke, darum bin ich) sum cogitans (ich bin denkend). Denken und Sein iſt ineinander, nicht auseinander. Da iſt Knall und Blitz Eins, wenn auch zweierlei Sinne ſie erſt nach einander faſſen.“

Spinoza nickte lächelnd und erſt nach langem Widerſtreben erklärte er:

„Der Zuſammenhang, in welchen Carteſius ſeine beiden Subſtanzen durch eine verbindende dritte gebracht hat, iſt nur ein äußerlicher; es kann aber nicht zwei vollkommen ſelbſtändige und unabhängige Weſen neben einander geben, denn wo das Eine aufhört, fängt das Andere an, ſie treten in ein Verhältniß, in das beſtimmte Verhältniß der Begrenzung und Negation zu einander, eines hebt ſomit die abſolute Selbſtändigkeit des andern auf. Es kann aber auch nicht zwei gleich vollkommene Weſen neben einander geben, denn: ſind ſie total oder theilweiſe ungleich, ſo iſt keines derſelben vollkommen, weil jedem Einzelnen gewiſſe Vollkommenheiten des Andern abgehen; ſind ſie total gleich, ſo ſind ſie Eines. Somit ſind jene beiden Subſtanzen nicht von einer dritten zuſammengehalten, ſondern ſie ſind nur Aeußerungsarten der Einen und wir können als vollkommen und abſolut ſelbſtändige Subſtanz nur Eine denken, und die iſt: Gott — Geiſt und Materie, Denken und Ausdehnung im All ſind nur zwei beſondere Aeußerungsarten des einen und ſelben Weſens.“

„Iſt alſo Gott?“ fragte Olympia.

„Nur Gott iſt, der Begriff Gottes ſchließt das Sein eben ſo nothwendig in ſich, als der Begriff eines Dreiecks in ſich ſchließt, daß die drei Winkel gleich ſeien zwei rechten.“

„Können wir alſo von Gott einen eben ſo klaren Begriff haben als von einem Dreieck?“

„Fragen Sie, ob wir von Gott einen eben ſo klaren Begriff haben können als von einem Dreieck, ſo antworte ich mit Ja; fragen Sie, ob wir ein ſo klares

Bild von ihm haben können als von einem Dreieck, ſo antworte ich mit Nein. Denn wir können uns Gott nicht bildlich vorſtellen, ſondern nur denkend erkennen. Er iſt die Unendlichkeit aller Eigenſchaften als Eines gedacht, wir erkennen ihn aber nur aus einzelnen Manifeſtationen, die wir auf ihn als den Mittelpunkt zurückführen; dieſen Mittelpunkt ſelber aber als ſolchen können wir nicht erfaſſen, und ihn nicht durch eine Vorſtellung vollkommen erſchöpfend darthun. Die Worte: einer und einzig, mit denen man Gott als die allein beſtehende Subſtanz bezeichnen könnte, ſind immer noch aus menſchlichen Vorſtellungsarten genommen. Gott iſt eine incommenſurable Größe, die keine Beziehung zu einer andern haben kann, weil nichts außer ihr iſt; „einer und einzig,“ wenn auch bloß in ihrer Ausſchließlichkeit gefaßt, ſetzen doch noch immer ein Verhältniß zu einem andern voraus.“

„Steht alſo Gott auch in keinem Verhältniß zu Natur und Geſchichte?“

„Nichts iſt, was nicht in ihm und aus ihm iſt, Alles was geſchieht, thut er, alles was iſt, iſt er; es wandelt nur die Form, das Ewige, Unendliche iſt ſtets daſſelbe.“

„O das iſt herrlich,“ rief Olympia. „Die reine kindliche Freude an der Natur mit ihren verſteckten lachenden Gottheiten, wie ſie die Alten hatten, vermählt ſich hierin ſo ſchön mit jenem Schauerlichen, Kniebeugenden, das Juden und Chriſten bei ihrer Naturbetrachtung haben; in uns ſelbſt wohnt Gott, von den Purpurlippen der Roſe, aus den beſcheidenen Augen des Veilchens, in den ſchmelzenden Tönen der Nachtigall ſpricht derſelbe Geiſt, der auch in mir wohnt, ſie kennen und ſehen und hören mich, wie ich ſie ſehe, wir ſind eins. Ja ich glaube, daß auch die unbelebten Gegenſtände das haben was wir ein eigenes Leben, eine Seele nennen und nicht faſſen können. Ein ungeſchickter Stümper kann eine Flöte verblaſen, wie man es nennt, ſie giebt den Ton nicht mehr rein und man merkt auch nicht die kleinſte Veränderung an dem Stoffe, ihre Pſyche iſt verletzt; nur ein geſchickter Meiſter kann durch bedachtſame gerechte Behandlung ihr wieder den rechten Ton entlocken, und man merkt wiederum keine Veränderung an dem Stoffe. Ach, und eine Menſchenſeele kann gerade ſo verſtimmt werden, und ſie freut ſich, wenn ihr wieder der rechte Ton entlockt wird.“

Es war ſchwer, nach dieſer Abſchweifung, die doch ſchließlich ein beſtimmtes Ziel hatte, auf die gerade Bahn des allgemeinen Denkens zurück zu führen. Oldenburg wollte den heute ungewöhnlich mittheilſamen Freund dabei feſt halten, und nach ſeiner eigenthümlichen Weiſe ſuchte er ſich zuerſt des Bundesgenoſſen zu verſichern und ihn zu gleichem Schritthalten zu vermögen. Er wendete ſich deshalb an Olympia, indem er ſagte: „Frauen wollen nicht gern eine Darſtellung, die nicht in Bildern gegeben iſt, hierin ſind ſie oft den Kindern ähnlich. Wenn die Philoſophie aber mit einer Kunſt zu vergleichen iſt, ſo wäre es wohl nicht die Muſik, ſondern eher die Plaſtik. Ja, lächeln Sie nur. Die Begriffe ſind kalt und farblos wie der Marmor, die Gebilde des Meiſels wie des abſtrakten Denkens ſind nicht Porträts dieſer und jener beſondern Geſtaltung, ſie heben ſich um ſo höher, je mehr ſie typiſch werden, dort der ſchöne Menſch, hier der wahre Menſch. Der Philoſoph iſt Plaſtiker, ſo paradox das klingen mag."

Auch Olympia war bereit wieder einzulenken, ſie wendete ſich aber nicht an Oldenburg, ſondern an Spinoza und ſagte:

„Verſchiedene Wege führen nach Rom, auch nach dem Rom des allein frei machenden Denkens. Jeder verarbeitet ſich das Gegebene nach Gewohnheit und Bedürfniß. Ich will Ihnen beweiſen, daß ich Sie verſtehe. Wenn Sie ſagen: wir hätten von Gott einen ebenſo klaren Begriff, aber kein ſo klares Bild wie von einem Dreieck, ſo überſetzte ich mir das ſo: es giebt keinen reinen Ton, in jedem einzelnen Ton ſind verſchiedene, nicht nur im Anſchlag, Anſchwellen und Ausklingen. Wir könnten den reinen Ton gar nicht vernehmen, er wäre uns zu fein, und ebenſo können wir uns von der reinen Idee Gottes nur einen Begriff, aber kein Bild machen."

Lächelnd ſagte endlich Spinoza:

„Ich wollte nur noch ausführen, daß, obgleich wir uns eins fühlen mit dem All, die Stufen des Bewußtſeins von der innewohnenden göttlichen Kraft doch unendlich verſchieden ſind. Vor Allem müſſen wir aber jenen Menſchenſtolz ablegen, der Alles um ſich her als Mittel und ſich allein als Selbſtzweck anſehen will, der Allem nur ſo viel Geltung beimißt, als er Beziehungen zu ihm, dem vermeintlichen Mittelpunkte, daran entdeckt. Alles in der Welt iſt Mittel und Selbſtzweck zugleich."

„Ich aber bleibe bei der Fahne meines Generaliſſimus,“ unterbrach ihn Oldenburg, „und frage dich: iſt das nicht blos ein verfeinerter Materialismus, auf den du zurückkehrſt?“ —

„Wäre er vernunftgemäß, ſo wäre er gerechtfertigt; aber ich komme zu ganz anderem. Die allein und ausſchließlich beſtehende Subſtanz, die mir als allein vernünftig denkbar bleibt, iſt nicht der rohe Klumpen, der allerdings auch nicht aus ihr ausgeſtoßen iſt, ich materialiſire nicht den Geiſt, ich vergeiſtige nur die Materie.“

„Wie erklärſt du aber mit dieſer ewig einen Subſtanz den Uranfang des Weltdaſeins?“

„Der Begriff von Urſache und Wirkung iſt der uns unmittelbar inwohnende und der mit äußerer Evidenz erkannte; geh’ nun in der Reihe von Wirkungen und Urſachen zurück, ſo mußt du am Ende bei einer erſten Halt machen, dieſe erſte kann nicht Folge einer andern ſein, ſie trägt den Grund ihres Daſeins in ſich, iſt Urſache und Wirkung in der urſprünglichſten Unmittelbarkeit, iſt Gott in ſeiner Offenbarung als Welt. Der Anfang der Welt iſt zugleich der Anfang Gottes ſelbſt, das eine iſt ohne das andere nicht denkbar, die Welt iſt die einzige Aeußerung des Gottesdaſeins. Hat Gott die Kraft in ſich, die Welt zu ſchaffen, ſo muß er ſie ſchaffen, denn in ihm wohnt keine Kraft, die nicht unmittelbar heraustritt als That; eine in ſich verſchloſſen ruhende Kraft wäre eine Unvollkommenheit, die wir Gott als den Inbegriff aller Vollkommenheiten nicht zuſprechen können. Es kann weder ein zufällig oder willkürlich äußerer, noch auch ein derartiger innerer

Beweggrund ſein, der dieſe Kraft in die Wirkung überſetzte; ein äußerer nicht, denn Gott, als Inbegriff aller Vollkommenheiten, muß abſolut unabhängig und darf einer äußern Anregung nicht bloßgeſtellt ſein; es kann aber auch kein innerer, als Act der bloßen Willkür ſein, denn könnte Gott etwas ſo oder anders wollen, ſo könnte er ja auch etwas Unvollkommenes wollen, was ſeinem Weſen widerſpricht; er kann nur das Vollkommene wollen, und ſein Wille iſt die That, ſomit iſt Alles in ihm ein Nothwendiges. Gott hat die Welt in ſich und iſt in ihr, Gott und Welt ſind gleich ewig. Freilich, die ſich Gott als etwas über der Welt, im leeren Raume (den es gar nicht giebt) Schwebendes gedacht haben, denen war Gott vor der Welt, er ſchuf ſie aus dem Nichts und ſchwebt noch über ihr im Himmel; aber das ſah man längſt ein, daß aus dem Nichts nicht ein Etwas werden kann, und man mußte ſogar ſeine Zuflucht zu den abenteuerlichſten Emanationstheorien nehmen; da bleibt die Welt ſtets nur Etwas, das Gott von ſich losgeſchält hat, das er überwacht und in das er von Zeit zu Zeit von Oben hereingreift, und ſo werden nach dieſer Vorſtellungsweiſe die Wunder, als Thaten, in denen Gott den einmal feſtgeſetzten Gang der Natur aufhob, ſeine eigentlichen Kundgebungen; Wunder gab es aber nur, ſo lange man daran glaubte, unſere Zeit hat keine mehr, und ſo wären wir denn von Gott verlaſſen? Allerdings, wenn dieſe Anſicht die richtige wäre, ſie iſt es aber nicht, denn Gott iſt nicht die äußerliche, ſondern die der Welt ſelbſt innewohnende Urſache des Weltdaſeins in ihm iſt Alles ein Act der freien Nothwendigkeit, Alles.“ —

„Sehen Sie, ach ſehen Sie, da fliegt ein weißer Rabe!“ rief Olympia an's Fenſter ſpringend, auch Oldenburg ſtand auf, um zu ſehen, was ſie zu dieſem unzeitigen Scherze veranlaßt hatte; nur Spinoza blieb ſitzen, er lächelte ruhig, Olympia aber konnte ſich vor Lachen kaum halten.

„O Staatsweisheit,“ ſagte Spinoza, „die nicht merkt, daß ich hier einer Mißheirath zwiſchen zwei königlichen Begriffsfamilien angeſchuldigt werde; aber ſetz' dich nur wieder, ich will dich rächen an der Spötterin. Ich habe jenen Ausdruck mit Bedacht gewählt; ſagen Sie mir: was iſt nothwendig?“

„Ich habe die Firmelung ſchon längſt erhalten, und ſollte alſo nicht ſo geradezu mir meinen Katechismus abfragen laſſen; doch — nothwendig iſt Alles, was ſein muß.“

„Nur halb gefaßt; Alles, was ohne innern Widerſpruch mit ſeiner eigenen Natur nicht anders als ſein muß, das iſt nothwendig; daß in Gott keine ſchlummernde Kraft gedacht werden kann, habe ich Ihnen ſo eben gezeigt, und Alles, was er thut und iſt, thut und iſt er aus innerer Nothwendigkeit, aber auch frei, denn frei iſt: aus ſich ſelbſt heraus, von keinem Dinge außer oder neben ihm, beſtimmt zu werden; Gott aber, außer dem Nichts iſt und der nur ſtets aus ſich ſelbſt heraus will, handelt ſtets nach vollkommener Freiheit; ja ſelbſt die Menſchen ſind nicht (wie man gewöhnlich glaubt) dann frei, wenn ſie gegen die Geſetze ihrer Natur handeln, denn hier iſt es immer nur ein Aeußeres und nicht ihre eigenſte Natur, der ſie gehorchen; nur dann ſind ſie wahrhaft frei, wenn ſie der Nothwendigkeit, oder nennen Sie es lieber den Geſetzen ihrer Natur, folgen, denn da ſind es wieder nur ſie ſelber, denen ſie gehorchen.“

„Noch ſtellt ſich mir hier eine Frage auf,“ warf Olympia ein. „Gott, der ſeine Geſetze oder ſeine Nothwendigkeiten aus ſich ſelber hat, der iſt in all' ſeinem Handeln frei, aber die Menſchen, die den Grund und die Geſetze ihres Handelns von Gott erhalten haben, die handeln nach dem allgemeinen Willen und wären alſo nicht frei?“

„Das einzelne Wollen iſt von dem allgemeinen Willen eben ſo verſchieden, wie der Peter und der Paul von der Menſchheit: ſie beſtehen und handeln für ſich im Einzelnen frei, obgleich ſie im Allgemeinen unter den Begriff und die Geſetze der Menſchheit fallen, von denen ſie ſich nicht anmaßen können, daß ſie in ihnen vollkommen repräſentirt werden. Wer es ſo weit gebracht hat, daß ſein einzelnes Wollen unmittelbar mit dem allgemeinen Vernunftgeſetze eins iſt, ſo daß er ſich ſelber dazu beſtimmt, zu was ihn Gott oder die Natur beſtimmt hat, der lebt in Gott und iſt der höchſten Glückſeligkeit theilhaftig; aber auch nur theilhaftig. Im Einzelnen, Begrenzten iſt nicht das Geſammte eingeſchloſſen, das iſt ſo unmöglich als die Quadratur des Kreiſes.“

„Dadurch aber,“ fragte Oldenburg, „daß Alles innerhalb der Grenzen und nach den Geſetzen des allgemeinen oder göttlichen Willens geſchieht, wäre ja das Böſe eben ſo nothwendig als das Gute, und die es üben, wären nicht zurechnungsfähig. Alle müßten daher glückſelig werden. Es iſt alſo eine Lüge, wenn es in der Schrift heißt, Gott beſtrafe die Böſen? Das Böſe iſt ſomit ja auch nothwendig, und warum ſchuf es Gott?“

„Wenn es in der Schrift alſo heißt, ſo iſt es, weil ſie die Menſchen nicht Philoſophie, ſondern nur Gehorſam und rechtſchaffenen Lebenswandel lehren will, und ſich daher der gewöhnlichen Ausdrucksweiſe anbequemt. Gott ſchuf aber das, was wir nach unſeren gewöhnlichen Begriffen Unvollkommenheiten nennen, weil er, mit Einem Worte, den Stoff hatte, Alles zu ſchaffen, von der höchſten bis zur niedrigſten Stufe der Vollkommenheit, oder eigentlicher geſprochen, weil die Geſetze ſeiner Natur ſo umfaſſend ſind, daß ſie zur Schöpfung alles deſſen, was nur von einem unendlichen Verſtande begriffen werden kann, ausreichten. Die Menſchen können wegen ihrer Thaten entſchuldigt werden, und deßhalb doch der Glückſeligkeit ermangeln und mit vielem Kreuz und Elend heimgeſucht werden. Ich antworte mit Paulus,“ fuhr Spinoza mit herbem Tone fort, „Sie handeln ihrer Natur nach wie die Schlangen und müſſen dennoch ausgerottet werden wie die Schlangen. Wer durch einen Hundsbiß wüthend geworden iſt — iſt er nicht zu entſchuldigen? und doch thut man Recht daran, wenn man ihn brennt; wer ſeine Begierde nicht bezähmen und nicht aus Achtung vor dem Geſetze bezwingen kann, iſt wegen ſeiner

Schwäche zu entſchuldigen, und doch kann er jener Seelenruhe, jener Erkenntniß und Liebe Gottes — die allein die wahrhaften Güter ſind — ſich nicht erfreuen, es liegt in der Nothwendigkeit, daß er zu Grunde gehe."

„Du ſprichſt von der Liebe Gottes," fiel Oldenbarg abermals ein, „von der, die wir zu ihm haben, und von der, die er uns angedeihen läßt; wenn, wie du gezeigt haſt, Gott Alles aus Nothwendigkeit thut, ſo thut er nichts aus Liebe, und weil er Alles thun muß, wenn er nicht ſein eignes Sein aufgeben will, kann er unſere Liebe nicht anſprechen und könnten wir ſie ihm nicht bieten."

„Das iſt ein ſchöner Einwurf," entgegnete Spinoza, „muß denn die Liebe etwas der Natur Widerſprechendes oder Willkürliches ſein, um ſelbſt als ſolche gelten und Gegenliebe ernten zu können? War das keine Liebe, die dein Vater gegen dich hegte, und liebteſt du ihn weniger, weil er dich ſeiner innerſten Natur nach lieben mußte? Was man im gewöhnlichen Leben die Wunder der Liebe nennt, iſt hervorgegangen aus jener innern und ſomit an ſich freien Beſtimmung, aus jener höchſten Nothwendigkeit, die in unſere Natur geſetzt iſt, und das iſt die wahre Liebe mit dem unauslöſchlichen Stempel der Göttlichkeit. Jede äußere That, jede Arbeit, jedes Kunſtwerk iſt um ſo vollendeter und freier, je weniger Willkürlichkeit dabei vorwaltet, je durchſichtiger das innewohnende Geſetz geworden iſt und ſie als freies Naturprodukt erſcheinen läßt. Die Erkenntniß deſſen, was ein Jedes aus ſich heraus will oder eigentlich ſoll, das iſt die Erlöſung, und darum iſt die Liebe zu Gott die höchſte Erlöſung, oder wie ich es nennen möchte, die höchſte Glückſeligkeit.“

Olympia war den beiden Freunden nur äußerſt mühſam und ungern bis zu jenen Eisregionen der metaphyſiſchen Betrachtung gefolgt, wo keine Blume mehr ſproßt, kein Vogel mehr ſingt, und Alles drunten in den Nebel der Allgemeinheit gehüllt iſt; ſie bewunderte und verehrte die Geiſtesmacht Spinoza's, der ſie bis hieher trug, und ſie einen Blick in die Unendlichkeit thun ließ, aber es war ihr doch unheimlich hier über den Wolken, denn der Weg bis zu ihrer Orgel, ihren ſchöngereihten Büchern und ihren munteren Kanarienvögeln lag ſo weit fernab; da trafen ſie dieſe Worte Spinoza's wie ein Gruß aus freundlicher ſeliger Heimath. Jetzt bangte ihr nicht mehr vor dieſem himmelſtürmenden Heldengeiſte, denn wer ſolche Worte ſpricht, der kennt die Liebe. Ihre Wangen glühten, ihr leuchtendes Auge blickte ſtarr vor ſich hin, ihre ganze Seele war tief erregt. Die beiden Freunde merkten es nicht, denn ſie ſtritten über den ununterbrochenen und unauflöslichen Zuſammenhang im ganzen All; endlich ſah Spinoza auf Olympia, auch ſie ſah auf, ihre Blicke begegneten ſich.

„Wo waren Sie jetzt wieder?“ fragte Spinoza mit mildem Vorwurfe.

„Ach! überall,“ antwortete Olympia wie erwachend.

„Aber nur nicht bei uns,“ ſagte Spinoza; er ahnte nicht, wie ſehr dieſe Worte Olympia verwundeten.

„Hier habe ich wieder einen deutlichen Beweis,“ triumphirte Oldenburg, „daß Körper und Seele zwei vollkommen ſelbſtändige Weſen ſind; Ihre Seele ſchweifte weit weg in entlegene Gebiete und vergaß ganz, daß Sie eigentlich hier bei uns ſind."

„Wenn Sie alle Ereigniſſe des Augenblicks ſo ſchnell für Ihr Intereſſe einfangen, ſo gratulire ich den Einwohnern der guten Stadt Bremen zu ihrem Geſandten."

„Beruhigen Sie ſich," ſagte Spinoza, „er wollte ſich nur für den weißen Raben rächen, es iſt ihm nicht Ernſt."

„Allerdings iſt mir's Ernſt, ſolche aus nächſter Umgebung gegriffene Beiſpiele wahren am beſten gegen vage Spekulation."

„Die ſogenannten praktiſchen Beweiſe haben leicht etwas Zorniges, ja Fanatiſches," entgegnete Spinoza lächelnd. „Ich habe nur geſagt, daß Geiſt und Körper inſofern unzertrennlich und gegen einander unſelbſtändig ſind, daß ſie beide nur als verſchiedene Ausdrucksweiſen des einen und ſelben Weſens angeſehen werden können; der Geiſt wird weder durch den Körper, noch dieſer durch jenen begrenzt. Noch Niemand hat erforſcht, was der Körper allein ohne den Geiſt vermöchte und durch welche Mittel der Geiſt den Körper in Bewegung ſetzt, ja es giebt eine große Anzahl von Ideen, von denen wir beſtimmt wiſſen, daß eine gewiſſe Anlage des Körpers dazu erforderlich iſt. Reden und Schweigen ſelbſt, die man als Privilegium des Geiſtes anſehen und aus denen man deſſen unmittelbare Alleinherrſchaft darthun will, beweiſen nichts, denn im Schlaf und im Rauſch redet man ohne freie Willensbeſtimmung durch den Geiſt; ein freies Denken, weit über unſere bloße körperliche

Sphäre hinaus, findet immer ſtatt, ohne daß dadurch eine ſelbſtändige Trennung vom Körper eintrete."

„Eigentlich ſollte ich mich nicht gegen deine Anſicht ſtemmen," ſagte Oldenburg, „dieſe Gleichberechtigung und ſo zu ſagen gleiche Göttlichkeit von Seele und Körper, trifft mit einer Lieblingsidee von mir zuſammen; es war mir ſtets zuwider, wenn ich die Phraſe hören mußte: das Fleiſch gelüſtet wider den Geiſt. Dieſer Helotenſtand unſers Körpers mit der gottgefälligen Abtödtung der Satansnatur unſeres Leibes, kann, conſequent durchgeführt, wie bei den Hindu's, den Selbſtmord nicht nur entſchuldigen, ſondern ſogar als höchſte Moralpflicht darſtellen."

„Paradox, ſehr paradox," ſagte Spinoza: „der Selbſtmörder bleibt unter allen Umſtänden ein Geiſtesſchwächling, da er ſich von äußerlichen Dingen, die ſich mit ſeiner Natur in Widerſpruch geſetzt haben, ſo ganz und gar niederdrücken läßt. Von der unterſten Stufe des natürlichen Daſeyns bis höher hinauf iſt das Grundbeſtreben eines jeglichen Weſens: ſein Daſein zu erhalten; und dieß auf vernunftgemäße Weiſe, d. h. wie uns unſer wirkliches Weſen, die Natur angewieſen, zu thun, das iſt Tugend. Es iſt dieß kein egoiſtiſches Prinzip, denn jenes Selbſterhalten iſt nicht möglich ohne die entſprechende Erhaltung Anderer. Was von außen unſerer Natur und dem Selbſterhaltungstriebe entſpricht, iſt gut, um ſo mehr was in unſerer Natur ſelbſt liegt; man muß natürlich hiebei ſtets ſtreng im Auge behalten, daß nur die wahre Erkenntniß Gottes und unſerer Natur das wahre Gut iſt, und daß wir hierauf unſern Lebenszweck richten müſſen. Gut und Böſe an ſich betrachtet iſt nichts Poſitives an den Dingen (was ja auch gewiſſermaßen die Parole deines Generals iſt), es ſind nur verſchiedene Arten des Denkens oder der Begriffe, die ſich daraus bilden, weil wir die Dinge untereinander vergleichen. Ihre Lieblingsbeſchäftigung z. B. Jufrow Olympia, die Muſik, iſt für einen Melancholiſchen gut, für den Traurigen böſe, für den Tauben weder gut noch böſe.“ Olympia wollte widerſprechen, aber Spinoza fuhr eifrig fort: „Wir wollen aber bei dem Ideale des Menſchen, das wir uns denken, den Ausdruck Gut dennoch beibehalten für alles das, wovon wir gewiß wiſſen, daß es uns jenem Urbilde der menſchlichen Natur nähere, und Böſe, von dem wir gewiß wiſſen, daß es von demſelben entferne. Kein Menſch, der Dieb, der Mörder, der Wollüſtling, Niemand will das Böſe, weil es böſe iſt, ſondern in dem Momente, da er eine Miſſethat begeht, hält er's als gut für ſeine Selbſterhaltung, für Mehrung und Verbeſſerung ſeines eigenen Wohls, und iſt nur in dieſer Verirrung, da er ſeinen Leidenſchaften folgt, den Geſetzen ſeiner Natur untreu geworden. Der freie Menſch, d. h. der, wie er unmittelbar aus der Hand Gottes oder der Natur hervorgegangen iſt, kennt die Begriffe von gut und böſe noch nicht; er handelt in Allem nach der unmittelbarſten Eingebung ſeines Naturgeſetzes; erſt dann, wenn der Zwieſpalt zwiſchen Wünſchen und Bedürfniſſen mit den Forderungen ſeiner Natur eintritt, und wenn er durch den Hinzutritt Anderer über dieſe hinaus will, tritt die Erkenntniß zwiſchen Gut und Böſe und das Böſe ſelber ein. Der Zwieſpalt iſt da, da er durch ein anderes, ihm von außen entgegengeſtelltes Weſen ſich beſtimmen läßt, und nicht mehr allwege in der Freiheit ſeiner eigenen Geſetze handelt; der Zwieſpalt liegt auch darin, daß er zur Erfüllung ſeiner Naturgeſetze einer Einigung mit dem äußern Gegenſtande bedarf. Der freie, unabhängige Menſch als der uranfängliche, kennt den Unterſchied von Gut und Böſe nicht, er handelt ſtets nach innerer Einheit und Freiheit; mit der Geſellſchaft trat der Zwieſpalt, die Sünde und die Geſchichte ein. Unſer höchſtes Ziel muß es bleiben, uns wieder rückwärts dieſer Freiheit und Selbſtändigkeit einzuverleiben, ohne die einmal daſeiende Geſellſchaft aufzuheben; im Gegentheil, nicht in der Einſamkeit, ſondern im Staate, wo man nach gemeinſamer Uebereinkunft lebt, ſind wir frei. Wir müſſen uns wieder auf jenen Standpunkt der innern Freiheit zurückführen, wo es uns gegeben iſt, die Geſetze Gottes d. h. unſerer Natur zu kennen und aus innerer Nothwendigkeit ihnen zu folgen; das war auch das reine Streben Jeſu Chriſti, die Menſchheit wieder zurückzuführen zu der urſprünglichen Freiheit ihrer Geſetze, in die natürliche Einheit mit denſelben. Darum war er, nach ſeinen Worten, nicht gekommen um das Geſetz aufzuheben, ſondern um es zu erfüllen."

Spinoza hatte abſichtlich alle Einzelheiten vermieden, die zu einer Ablenkung Veranlaſſung geben könnten, aber Olympia, die ſich wieder gezwungen hatte, der Erörterung zu folgen, fragte jetzt:

„Darf man von Ihren Ideen nicht auch verlangen, daß ſie die Schmerzen der Welt heilen, Kranke und Nothleidende geſund und froh machen?“

„Ich verſtehe nicht was Sie meinen.“

„Ich frage Sie: wie erklären Sie nach Ihrer Anſicht das Daſeyn des phyſiſchen Uebels? das iſt doch etwas Poſitives? Sie haben von dem luſtigen Glasſchleifer Peter Blyning erzählt. Was hat der gute Menſch verſchuldet, daß er Klumpfüße nachſchleppen muß?“

„Sie mengen die Fragen ſo untereinander, daß ich mir erlauben muß, ſie zu trennen. Welchen Troſt hat denn die gewöhnliche Anſicht für den Blyning? etwa: wen Gott liebt, den züchtigt er, oder, wir ſind hier nur Candidaten einer höhern Laufbahn — die Frage bleibt: warum gerade ſeine Candidatur ſo ſehr erſchwert wird? Drüben werde ihm alles erſetzt, ſagt man; bekäme er aber drüben auch gerade Füße, hier hatte er ſie nicht und hier war der Schmerz um ihren Mangel. Die leichteſte Art, ſich dieſe Fragen vom Halſe zu ſchaffen, iſt zu ſagen: Gottes Wege ſind unerforſchlich. Das heißt, nur mit andern Worten, die Frage als Frage ſtehen laſſen. Aber die Löſung dieſer Fragen liegt auf einem ganz andern Gebiete: alle die Begriffe von Vollkommenheit und Unvollkommenheit, von Schönheit und Häßlichkeit, ſind wie die Zweckbegriffe, die wir der Natur unterſchieben, nicht unmittelbar in derſelben vorhanden, ſondern nur von uns auf ſie übertragen, da wir den Dingen Beziehungen geben, die ſie an ſich nicht haben. Alle dieſe Begriffe entſtehen nur dadurch, daß wir Dinge von derſelben Form und Gattung mit einander vergleichen, und dann Mängel und Fehler entdecken, wo nirgends ſolche ſind; Alles iſt vollkommen, denn jedes Ding darf nur mit ſich ſelber verglichen werden. Irrthum und Verwirrung kommt immer daraus, weil wir die Dinge gern nach Idealen meſſen, d. h. nach allgemeinen Ideen, die wir überkommen oder uns gebildet haben. Das Ideal oder die reine Idee einer jeglichen Sache darf aber nur aus ihr ſelbſt, ihrer Weſenheit und ihren Eigenſchaften entnommen werden. Denn hört auch die Klage auf, daß die Welt nicht verwirkliche, was wir ihr zumuthen. Jede Kraft beſteht und wirkt nach ihrem Geſetze, nicht nach einem Ideale. Was nicht unmittelbar aus der nothwendigen Natur der wirkenden Urſache folgt, das kommt der Natur eines Dinges nicht zu, und Alles, was aus der nothwendigen Natur dieſer wirkenden Urſache folgt, das muß es nothwendig ſein. Darüber hinaus kann und darf es nicht verlangen, es hat weiter keine Berechtigung und keine Verpflichtung, und auch wir können keinen höhern Maßſtab an daſſelbe anlegen. Dieſer Peter Blyning iſt, an ſich betrachtet, eben ſo vollkommen als der vollendetſte Adonis. Er kann ebenſo wenig verlangen andere Füße zu haben, als er Flügel anſprechen kann, denn der zureichende Grund ſeines Daſeins gilt blos für dieſe Erſcheinung und für keine andere. Finden Sie es unvollkommen, daß der Ochſe ein Ochſe und kein Adler geworden iſt? Auf jeder Stufe menſchlichen Daſeins iſt es gegeben, ſich zu fühlen und zu finden in der Einheit mit ſich ſelbſt und mit dem

All und heiter von ihm getragen und gehoben zu werden. Die Erkenntniß der Uebereinſtimmung oder des Widerſpruchs mit unſerer gegebenen Natur, der Glaube, daß dieſe Erkenntniß uns gegeben iſt, die man als bloßes Naturgefühl Gewiſſen nennt —"

„Das Gewiſſen iſt ein Strumpf, der ſich nach dem Fuß zieht; der Wilde ſchlägt ſeinen Vater todt, wenn er alt und gebrechlich iſt und hält das für Gewiſſenspflicht; den Juden klagt ſein Gewiſſen an, wenn er Schweinefleiſch genießt, und der Katholik ſchlägt ſich auf die Bruſt, wenn er die Meſſe verſäumt hat." So ſprach der alte van den Ende, der hier plötzlich eintrat. Spinoza antwortete mit Ruhe, daß man ein Gewiſſen nicht wegräſonniren könne; jenes unvermittelte, im bloßen Gefühl ruhende Gewiſſen, das man mit allerlei Aeußerlichkeiten überkleidet habe, müſſe oft Täuſchung zulaſſen, aber jene innere, zum Bewußtſein herausgetretene Stimme, die uns deutlich erkennen läßt, wenn wir den Geſetzen unſerer Natur und denen des allgemeinen Zuſammenhangs entgegengehandelt haben, ſei ſo unleugbar und zuverläſſig als das Wiſſen von unſerm Daſein ſelbſt.

„Ja, lieber Vater," ſagte Olympia, „ich werde Herrn de Spinoza ewig dankbar ſein für die vielen und großen Ideen, die er uns ſo eben mitgetheilt hat." Sie erklärte nun ihrem Vater die Grundzüge des eben Beſprochenen; Spinoza hatte hin und wieder Einiges zu ergänzen, im Allgemeinen aber empfand er eine unnennbare Freude, als er erkannte wie Olympia ſo ganz in das Grundweſen ſeiner Anſchauungsweiſe eingegangen war; dieſe Freude blieb ihm jedoch nicht lange ungetrübt, denn das Lachen des alten van den Ende verdroß ihn ſehr.

„Erinnert Ihr Euch des heiligen Chriſtoph im Narrentempel zu Mailand, von dem ich Euch einſt erzählte?“ ſagte er, „der paßt ganz gut zu Euch, das war auch ſo ein Stück Gott, ha, ha, ha! das iſt doch auch wieder einmal etwas Prächtiges zum Lachen.“

Spinoza's ganze Seele empörte ſich bei dieſen Worten. Spott iſt das ſchärfſte Gift, welches die Lebenskeime eines werdenden Charakters oder einer werdenden Idee tödten kann; unſer Philoſoph war aber ſchon genugſam erſtarkt, um mit leichter Mühe alle die ſpitzen Pfeile, die van den Ende gegen ſeine Speculationen losſchnellte, unverſehrt aufzufangen und hinweg zu ſchleudern.

Spinoza fühlte ſich ſeltſam betroffen als ihm Olympia beim Abſchiede ſagte: „Ich bin nun doch dem Regen dankbar, daß er uns in die vier Wände bannte. Ich glaube, daß ſolche Gedankenverbindungen, wie Sie uns gaben, gar nicht in der freien Natur entſtehen oder laut werden könnten; Farbe, Klang und Duft würden dagegen proteſtiren, dazu muß man allein in ſich zu Hauſe ſein. Die griechiſchen Weiſen kamen auch nicht dahin, weil ſie im Freien lebten und lehrten. Kommen Sie morgen auf unſere Buiten, Sokrates und Plato in grünen Büſchen warten auf Sie.“

Spinoza hatte nicht Zeit zu erklären, welch einen eigenthümlichen Widerhall dieſer Ausſpruch in ihm erweckte, denn er erinnerte ſich, wie auch die Rabbinen beſtimmen: „Daferne zweie mit einander gehen und über die Offenbarung (der Thora) ſprechen und einer ſagt: ſiehe wie ſchön iſt das Feld, wie ſchön iſt dieſer Baum — der hat eine Todesſchuld begangen."

Verlangt das höchſte Denken ein Abſchließen von der Außenwelt?

Die beiden Freunde verließen ſchweigend das Haus; vor demſelben begegnete ihnen Cäcilie. „Du mußt auch ſagen: wer es faſſen mag, der faſſe es" (Matth. 19, 12.) ſagte Oldenburg; Spinoza drückte ihm die Hand und trennte ſich von ihm.

Er mußte, jetzt, nach ſolchen Erörterungen, in die Synagoge gehen!

17. Proſelyten.

De lagchlust hieß die Inſchrift über dem Eingange an dem Landhauſe van den Ende's mit den friſch angeſtrichenen Thüren und Fenſterläden vor dem Utrechter Thore; es war beſcheiden und anmuthig und zeigte im Anbau des Gartens, in Spaliergewächſen, reichen Blumenbeeten und ſchattigen Büſchen den Charakter der Holländer, die, bei der Entbehrung gebirgslandſchaftlichen Reizes mittelſt erhöhter Cultur dem Boden eine ſinnige Schönheit verleihen.

Wir treffen die bekannte Geſellſchaft endlich auch einmal hier im Freien, wo in dunklen Büſchen olympiſche Götter verſteckt waren und vor Allem die Büſte Demokrits auf einer ſaftig grünen Wieſe den Blick auf ſich zog.

Heute ſchienen Garten und Haus ihrem Namen nicht zu entſprechen, es zeigte ſich nichts von Lachluſt, eine eigenthümlich befangene Stimmung ſchien Alle zu beherrſchen.

Kerkering und van den Ende entfernten ſich in eifrigem Geſpräche in einen abgelegenen Gang, die beiden Freunde gingen neben Olympia und Cäcilie.

Olympia bat Spinoza, nun alle Sorgen zu verſcheuchen, die Krankheit ſeines Vaters ſei ja gewiß unbedeutend, er ſolle ſich nur dem freudigen Naturgenuſſe hingeben. „Ihr König Salomo," fuhr ſie fort, „muß doch recht glücklich geweſen ſein, der verſtand ja der Sage nach die Sprache aller Vögel und aller anderen Thiere, der muß in der Natur gut zu Hauſe geweſen ſein."

„Vielleicht war er darin zu viel zu Hauſe, und darum ſagte er: Alles iſt eitel," fiel Oldenburg ein.

„Ich vermiſſe jenes Talent Salomo's beim Naturgenuſſe nicht," ſagte Spinoza, „mir wäre die Natur zuwider, wenn ſie mir ewig all ihr Thun und Laſſen vorplauderte und mich nicht auch mir ſelber überließe." Er hatte dieſen Worten durchaus keine entfernter liegende Beziehung geben wollen, und doch ſahen ſich Oldenburg und Cäcilie verlegen an, als ſie dieſelben hörten, denn Olympia hatte oft etwas von dem Cathedermäßigen der meiſten Docirenden, die von der Gewohnheit Lernende in ſtummer Aufmerkſamkeit vor ſich zu haben das Erklären und Aufzeigen auch auf die Beſprechung übertragen.

Olympia dachte aber nicht im Entfernteſten an eine Nebenbeziehung jenes Ausſpruches, ſie leitete ihn vielmehr auf ihre geſtrigen Abſchiedsworte zurück. „Ich kann es nicht ertragen," ſagte ſie, „die Natur allein zu genießen; wenn ich oft im höchſten Genuſſe der reinen Anſchauung mich in alle Welt hinausgetragen fühlte, griff ich oft unwillkürlich nach der Seite, um eine befreundete Hand in ſtummer Vergeſſenheit warm zu faſſen."

Keine Antwort erfolgte, ein Jeder heftete den Blick zu Boden. Oldenburg hatte ebenfalls ſeit einiger Zeit das Verhältniß, das ſich zwiſchen Olympia und Spinoza geſtaltete, aus einzelnen Blicken und Geſprächswendungen entziffert; er war Diplomat genug, um zu glauben, er könne dieſe aufgefangenen geheimen Botſchaften noch vor der offenen Erklärung zu einer gütlichen Ausgleichung benützen.

„Was ſagen Sie dazu," fragte er, „daß die Königin Chriſtine von Schweden Krone und Scepter ihrem Vetter geſchenkt hat, nicht um, wie man Anfangs glaubte, blos mit dem Dichterlorbeer, ſondern auch bald mit dem Myrthenkranze ihre Stirn zu zieren?"

„Was?" fragte Olympia, „will die Königin Chriſtine heirathen?"

„Es ſind geſtern Handelsbriefe aus Rom eingegangen, in denen auf's Beſtimmteſte verſichert wird, die Tochter Guſtav Adolphs werde in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche zurückkehren, um ihren erſten Kämmerer Monaldeschi heirathen zu können."

„Gewiß, die Königin Chriſtine hat den irdiſchen Tand nur von ſich geworfen, um frei und ungehindert der Seligkeit unſers Glaubens theilhaftig zu werden," ſagte Cäcilie mit ſanfter Stimme. Niemand wollte ihr widerſprechen.

„Hat Guſtav Adolphs Tochter dieſen Schritt gethan," hob Olympia nach einer Pauſe an, „um dem Manne ihrer Wahl vollkommen anzugehören, ſo iſt ihre Handlung über jeden Tadel erhaben, die Liebe iſt das Band, das alle früheren löſen muß; wie naiv wahr iſt das ſchon in der Bibel ausgedrückt, wenn es heißt: ihrethalben verläßt man Vater und Mutter. Die

Frage iſt hier nur: geht der Gehorſam des ſchwach genannten Geſchlechtes ſo weit, auch hierin ſich zu opfern? Chriſtina von Schweden hat gewiß genug gethan durch ihre Entſagung; war es nun nicht vielmehr Pflicht des Mannes, daß er ſtatt der Geliebten dieſen unangenehmen Schritt that? Wollte er aber das nicht, ſo war er ihrer Liebe unwürdig und verluſtig, und ihr Schritt iſt verdammenswerth."

„Wenn aber ein ſolcher Schritt gegen ſeine innerſte Ueberzeugung war?"

Olympia antwortete nicht, ſie ſchlug den Blick zur Erde.

Spinoza überlegte, ob er ſich in das Geſpräch miſchen ſollte, denn er hatte gewiſſermaßen die Abſichten Oldenburgs durchſchaut; als ihn aber jetzt Olympia wie mit forſchendem und hülferufendem Blicke anſah, erwiderte er:

„War dieſer Monaldeschi Urſache der Kronentſagung und wußte er das, ſo hatte er dadurch Pflichten gegen die Königin eingegangen, und nichts durfte ihn mehr abhalten in Allem ihrem Wunſche zu willfahren; gab es für ihn unüberwindliche Rückſichten, ſo hätte er als Mann von Ehre gleich von Anfang ein Verhältniß ablehnen müſſen, deſſen nothwendige Bedingungen er nicht erfüllen wollte oder konnte. Ich möchte aus dieſem Vorgange aber auch wieder eine allgemeine Erkenntniß ableiten. Hier zu Lande nimmt die reformirte Geiſtlichkeit die carteſianiſche Lehre als beſte Deduction der Lehre Calvins; Königin Chriſtine, die eifrigſte Schülerin deſſelben Philoſophen, der ſie ſelbſt lehrte, kann ſich hieraus auch Beweiſe zurecht machen zur Begründung ihres Uebertritts zur katholiſchen Kirche.“

„Die katholiſche Religion,“ unterbrach hier Olympia, „iſt die Mutterreligion, und es iſt ein natürlicher Zug zu ihr zurückzukehren.“

„Sprich's nur aus,“ ſagte Oldenburg zu Spinoza, „ich ſehe dir's am Zucken deiner Mundwinkel an, du wollteſt erwidern: wenn die katholiſche die Mutter-, wäre die jüdiſche die Großmutter-Religion und könnte eben ſo verlangen, daß man ſich nach ihrer Tracht kleide. Nehmen wir aber ein anderes Beiſpiel. Türenne iſt eine zu entſchiedene Feldherrennatur, er will allein, den Stern des eignen Glaubens auf der Bruſt, vor der Fronte ſtehen und ſich nicht in Reih und Glied des Katholicismus wie ein gewöhnlicher Soldat ſtellen; thut er nicht recht daran?“

Spinoza merkte dieſe Schwenkung wohl, als van den Ende, der mit Kerkering hinzugetreten war, einfiel:

„Türenne iſt ein Soldat, und die Soldaten, die ſtündlich das Leben einſetzen, legen nicht gern die einmal gewohnte Rüſtung ab; ſie meinen, dieſer oder jener Aberglaube habe ſie kugelfeſt gemacht; iſt einmal Friede, wird's auch nicht ſchwer halten, Türenne zum Katholiken zu machen.“

„Iſt er fähig ein Mädchen heiß und innig zu lieben,“ ſetzte Kerkering hinzu, „wird er bald nach dem allein-ſeligmachenden Glauben ihres Beſitzes ringen; es wäre Feigheit, da, wo es das Größte gilt, nicht ein altes Vorurtheil aus der Kinderſtube beſiegen zu können. Wer wahrhaft liebt, der darf nur an ſeine Geliebte glauben; ihr Herz iſt ſeine Kirche, ihre Worte ſind ſeine einzigen Offenbarungen, ihr allein gilt ſeine Verehrung, und nichts iſt außer ihr. Das iſt die wahrhafte Wiedergeburt, die wir in der Liebe eines Mädchens erlangen, daß wir unzertrennlich eins ſind mit ihr; wer darf da noch der Schranken gedenken, welche die Menſchen willkürlich gegeneinander geſtellt?“

Betroffen ſtarrten die Anweſenden auf Kerkering nach dieſen Worten, nur der alte van den Ende nickte ihm beifällig zu und Olympia ſagte nach einer peinlichen Pauſe:

„Während wir hier über die Prinzipien ſprechen, ſtirbt vielleicht eine ſchwer kranke Dichtermatrone eines ſolchen Prinzipientodes.“

„Wer denn?“ fragte Oldenburg.

„Die Geliebte Ihres ehemaligen Freundes, die Dichterin Maria Teſſelſchade wird den morgenden Tag wohl ſchwerlich mehr begrüßen. Haben Sie den Caſpar Barläus auch gekannt, Herr de Spinoza?“

„Nein, Jufrow Olympia, aber mein alter Magiſter Nigritius, der einmal von ihm verhöhnt worden war, hat oft genug über ihn geſchimpft.“

„Es ſind jetzt ſieben Jahre,“ fuhr Olympia fort, „ich erinnere mich noch wohl, es war nicht lange nach dem Neujahr von 1648, da fand ihn in dem Brunnen bei der Waage todt; er war noch Abends vorher bei ſeiner Geliebten geweſen, der Brunnen war auf dem Wege nach ſeiner Wohnung.“

„Hat er ſich ſelbſt hineingeſtürzt?“

Olympia nickte bejahend, ſie wollte aus Schonung nicht in Worten bejahen.

„Er hat ſich gewiß entleibt,“ ſetzte Oldenburg hinzu; „aber das iſt mir unbegreiflich, wie er Jahre lang mit ſo reiner Liebe an Teſſelſchade hing, und erſt ſpät, als ſie Beide ſchon alt geworden waren, jenen verzweifelten Schritt that, weil er ſie nicht heirathen konnte.“

„Warum that er das nicht?“

„Sie war katholiſch und er Proteſtant, ja, er hatte ſogar früher als eifriger Remonſtrant viel Ungemach erduldet; alle ſeine Gedanken waren der Griechen- und Römerwelt entlehnt, und doch konnte er ſich nicht entſchließen, aus Liebe zu ſeiner Teſſelſchade ſeine Glaubensform zu ändern.“

„Es iſt poſſierlich,“ fuhr van den Ende fort, die Rede ſeiner Tochter ergänzend, „all die Geſchichten des alten und neuen Teſtaments hat er mit griechiſcher und römiſcher Mythologie und arkadiſcher Schäferpoeſie beſungen; er konnte nichts ſagen ohne den ganzen Olymp aufmarſchiren zu laſſen, ja ſeine eigene Liebe hat er in die Horaziſche Sprache überſetzt.“

„Ich bin der Anſicht, lieber Vater,“ ſagte Olympia, „daß Barläus zuerſt Alles in Gedanken in das Latein überſetzen mußte, um es richtig zu verſtehen. Herr von Spinoza, leſen Sie ſeine Gedichte, eine Seele, ganz erfüllt von Menſchenliebe liegt darin; er hat eine eigne Rubrik, Tessalica, worin er ſeine Geliebte beſingt, wie ſie zu Pferde ſaß und wie ſie zur Harfe ſang; ihre Halskrauſe, ihre Perlſchnur, Alles vermochte ihn dichteriſch zu begeiſtern. Er ſingt einmal:

Tessela quae coelo potes deducere lunam,
Et tetricos cantu demeruisse Deos[1] —

Verſtehen Sie das Wortſpiel, warum er den Namen Teſſelſchade in Teſſela verwandelt hat?"

„Nein."

„In der zweiten Idylle des Theocrit iſt Tessala ein unwiderſtehlicher Liebeszauber; man hat die Namen der Pflanzen, aus denen der Zaubertrank bereitet wurde, aber die Pflanzen ſelber kennen wir nicht."

„Sie werden immer und ewig meine Lehrerin bleiben," ſagte Spinoza dankend.

„Wollen Sie, wenn Sie das Mittel gefunden haben, uns nicht auch in der Zauberei unterrichten?" fragte Kerkering.

„Sie ſind ja ſchon ein verzauberter Prinz," entgegnete Olympia. „Herr von Spinoza, glauben Sie auch an Zauberei?"

„An die Ihrige," erwiderte er raſch; Oldenburg ſchüttelte mißbehaglich den Kopf.

„Sie haben einen Hauptpunkt in der Liebesgeſchichte des Barläus vergeſſen," ſagte er, „erinnern Sie ſich, daß er in der Dedikations-Epiſtel zu ſeinen Gedichten der drei L wegen die Ehe für unbequem hält, Libri, Liberi, Libertas,[2] die vertragen ſich nicht wohl mit einander. Der Arme! Er hatte aller Welt Hochzeitsgedichte gemacht und er ſelbſt konnte nie Hochzeit halten.“

---

[1] Teſſela, du kannſt mit deinem Geſange den Mond vom Himmel herabziehen, und die finſteren Götter zum Danke verbinden.

[2] Vielleicht im Deutſchen durch drei W wiederzugeben: Wiſſenſchaft, Windeln, Weiberregiment.

„Er hat auch ein ſchönes Carmen auf die Hochzeit meines Oheims Overbeck in Hamburg gedichtet,“ ſchaltete Kerkering ein, und Oldenburg fuhr fort.

„Hätte in dieſem Barläus eine wahrhaft erhabene durch und durch poetiſche Seele gewohnt, und hätte nicht aus allen Ecken und Enden der Magiſter hervorgeſchaut, der verſagte Beſitz ſeiner Teſſelſchade und die reine Liebe zu ihr allein hätte für ihn ein Blüthengarten der duftigſten, mit himmliſchem Schmelz übergoſſenen Dichtungen werden müſſen. Hätte Dante ſeine Beatrice umarmt, hätte Laura ihrem Petrarca eine Brodſuppe gekocht, nimmer vermochte jener durch ſeine unſterblichen Canzonen ſich zum Homer der chriſtlichen Weltbildung emporzuſchwingen, und der ewige Wohllaut der Sonette Petrarca's wäre vor leidigem Kindergeſchrei verſtummt. Die Poeſie iſt nicht der Geier der Fabel, der ewig am Leben zehrt; ſie iſt die Flamme, aus welcher der Phönix neu verjüngt und mit unverſehrten Fittigen ſich himmelan ſchwingt. Für den einzelnen Menſchen wie für die ſtrebende Menſchheit wäre der höchſte Beſitz Ekel und Tod oder ein glücklicher Wahnſinn.“

„Wie? Sind Sie der Herr Oldenburg?“ fragte Olympia verwundert. „Das iſt ſehr originell; alſo Mönche und Nonnen ſind in ihrer Entſagung die auserwählte Poetenſchaar?“

„Sie wollen mich durch eine geſchickte Finte irre machen,“ erwiderte Oldenburg, „aber ich bin nicht ſo ungeübt. Ich behaupte nur: ein Mann mit wahrhaft großer Seele darf ſich nicht mit all ſeiner Lebenskraft an irgend eine willkürlich idealiſirte Perſönlichkeit anklammern; thut er das, ſo iſt er vom Gott zum Menſchen geworden und er ſtirbt den Tod der Menſchen, denn er wird eingeſargt zwiſchen die dürren Bretter der alltäglichen Rückſichten und Bedürfniſſe. Ja, könnte er ſein frei und aus ſich ſelbſt geſchaffenes Ideal vor ſich verwirklicht finden, er müßte es fliehen."

„Ich bin auch Ihrer Anſicht," ſagte der alte van den Ende, „die Götter haben Pygmalion nicht härter ſtrafen können, als da ſie ihm ſeine Bitte gewährten; dieſe Ehe mußte unfruchtbar ſein."

„Es giebt keine Ideale auf Erden und es kann keine geben," fuhr Oldenburg in begeiſtertem Tone fort; „thöricht iſt, wer ſie ſucht, und noch thörichter, wer ſie gefunden zu haben glaubt. In uns leben und über uns ſchweben mögen ſie in verklärter Erinnerung. Wie unendlich groß iſt Dante, wenn er von ſeiner reinen und geläuterten Liebe ſingt."

„Es gab doch eine Zeit, wo Sie anders dachten," ſagte Olympia.

„Ich denke noch ſo, ich ſelber habe keinen Anſpruch auf die höchſte Krone der Menſchheit; wie Ich bin, ſo leben noch Tauſende in der großen Maſſe, ich muß mich gefangen geben. Sähe ich aber einen Freund, der, mit hohem, weltbezwingendem Geiſte begabt, ſich einfangen ließe in den vier Pfählen der Alltäglichkeit, der ſeinen hohen Geiſt beugte, um einem ſelbſtgeſchaffenen Götzen zu dienen, ich würde ihn von mir ſtoßen, denn er iſt zum Verräther geworden an der Hoheit und Majeſtät ſeines Berufes; kann er aber das Ideal, das nie vollkommen in die Erſcheinung treten kann, ſich hoch und rein erhalten, ſo preiſe ich ihn glücklich."

„Das iſt ein trauriges Märtyrthum, das Sie den hohen Geiſtern aufnöthigen wollen," ſagte Olympia.

Das Dunkel brach herein, man trennte ſich.

Spinoza begleitete Olympia nach Hauſe, ſie hing an ſeinem Arme, er wußte nicht, wie er zu dem Muth und zu dem Glücke ſo naher Berührung gekommen war. Der alte van den Ende führte Cäcilie, Olympia und Spinoza gingen ſchweigend hinterdrein. Als ſie an das Waaghaus kamen, ſagte Olympia:

„Sehen Sie, dort iſt der Brunnen, in dem der guthmüthig-ſchwache Barläus den Tod getrunken; wär' es nicht vernunftgemäßer und männlicher geweſen, den Glauben aufzugeben als das Leben?"

„Weder den Glauben noch das Leben haben wir uns ſelber gegeben," antwortete Spinoza, „der Selbſtmord an dieſem wie an jenem iſt Feigheit und Schwäche; die Stärke liegt darin, dieſes wie jenen ertragen und in ihnen entſagen oder ſie befreien zu lernen." — Olympia ſchwieg.

„Mich empört dieſes ſich herzudrängende diplomatiſche Vermitteln," ſagte ſie nach einer Pauſe, „das Oldenburg heute ſo kunſtreich in's Werk zu ſetzen glaubte; ein Dritter, der ein zartes Verhältniß nur mit einem Worte berührt, erzeugt Zerwürfniſſe und Mißverſtändniſſe, die ohne ihn nie entſtanden oder doch ſchneller ausgeglichen wären."

„Es freut mich, daß ich Sie ſo finde," ſagte Spinoza und preßte im heftigen Seelenkampfe die Lippen übereinander. „Liebe Olympia," fuhr er fort, „ich habe mit aller Macht gerungen, aber ich bin ſo ſtark nicht, wie Sie wohl meinen; ich unterliege, wenn Sie mir nicht Ihre Hand dazu bieten, oder vielmehr nicht ſie mir entziehen. Ich mag das Wort nicht nennen, das aus meiner Seele zu Ihnen ſpricht, aber ich bitte Sie, ſtoßen Sie mich von ſich; nie, nie dürfen wir uns angehören."

Olympia preßte ſeinen Arm feſter an ſich, ihr Athem zitterte, Beider Hände faßten ſich. „Wie?" fragte ſie, „und warum denn nicht? Haben Wir Chriſtum an's Kreuz geſchlagen? Was kümmert uns, was vor tauſend Jahren ein fanatiſcher Pöbel that? Haben Sie umſonſt dieſe Höhe des Denkens erſtiegen, um zurück zu ſchrecken vor einer Form, in die die Menſchen ſich gezwängt haben? Haben Sie mir nicht hundertmal geſagt, Sie liebten und verehrten dem Geiſte nach Chriſtum als den Welterlöſer? Wollte Gott, das Verhältniß wäre umgekehrt, freudig folgte ich Ihnen vor den Altar; wo Liebe iſt, kann Meineid nicht herrſchen — oder ſoll ich hineilen in die Synagoge und mich taufen laſſen von den Rabbinen?"

„Liebe Olympia, kennten Sie die Tiefe des Schmerzes, der mein Herz ſpaltet, Sie würden gewiß nicht alſo zu mir ſprechen. Es iſt Meineid, nichts Anderes, den ich ſchwöre, wenn ich einen andern Glauben mit Bewußtſein annehme. Dank ſei es der fortſchreitenden Geſchichte, ich darf mich von den Formen des

Glaubens, in dem ich geboren bin, losſagen und darf mir eine Anſicht von den höheren Dingen aufbauen, wie ſie mir die Natur meiner Denkkraft an die Hand giebt. Ich kann und werde mich durch keine perſönlichen Rückſichten abhalten laſſen, meine Ueberzeugungen über Glauben und Denken auszuſprechen und ihnen nachzuleben; eine Religionsgenoſſenſchaft, in die mich die Geburt geſtellt, kann mich daran nicht hindern. Anders aber iſt es, wenn ich ſelbſtwillig in eine ſolche eintrete; die neuen Genoſſen können mir mit Recht zurufen: was trieb dich zu uns, wenn nicht die Wahrheit? Du haſt kein Recht mehr, auf das verlaſſene und auf das neu erfaßte Heiligthum einzuwirken .... Ich kenne die Sophismen wohl, die uns zuraunen: du fügſt dich blos der Form, dein Denken bleibt dir frei. Aber es iſt und bleibt Meineid, und dürfte ich, Meineidiger, je das Wort Wahrheit in den Mund nehmen ohne zu erröthen? Mein unglücklicher Stammesgenoſſe Uriel Akoſta, von dem ich Ihnen früher erzählte, hat darum ſein Leben mit einem gräßlichen Selbſtmorde geendet, weil er dieſen Selbſtmord durch Widerruf ſchon an ſeinem Denken begangen hatte. Er mußte ſich vor jeder Wahrheit verworfen und lebensunfähig erſcheinen; Ja und Nein galten ihm nichts mehr und waren ſinnlos geworden."

Olympia ſchwieg, ſie hielt die eine Hand feſt vor die Augen und ließ ſich von Spinoza blindlings leiten. Dieſer fuhr mit bewegter Stimme fort: „Ich gebe Ihnen die Frage zurück: haben wir deshalb die Höhe des Denkens erklommen, um von einer Neigung, die der

Quell unendlichen Kummers für uns werden muß, uns beſiegen zu laſſen? Ich kämpfte lange, aber ich mußte endlich frei und ehrlich mit Ihnen ſprechen: von dieſer Stunde an ſei vergeſſen und ausgetilgt, was wir uns waren und werden wollten. Noch iſt es Zeit. Trennung und ein ſtarker Wille werden uns wiederum Ruhe finden laſſen; wir haben uns geliebt, das iſt uns genug, ſuchen Sie in einem Andern das Glück, das ich Ihnen nicht bieten darf, nicht bieten kann.“

Die Zunge verſagte ihm den Dienſt, er mußte inne halten, Olympia's Hand zitterte in der ſeinigen. „Ich ſchäme mich nicht, es zu geſtehen, ich habe darüber nachgedacht,“ ſagte ſie, „Sie können ohne irgend einer Ueberzeugung zu widerſprechen, Chriſt werden, ich habe ſogar deshalb die Stelle nachgeſchlagen; wiſſen Sie, die Keimpunkte Ihrer neuen Anſchauung liegen ja in den Worten Johannis: „„Daran erkennen wir, daß wir in Gott bleiben, und Gott in uns iſt, weil er uns von ſeinem Geiſte gegeben hat.““ Ja ohne Inconſequenz müſſen Sie Chriſt werden.“

„Warum ſcheuen Sie ſich,“ entgegnete Spinoza, „auch den vorhergehenden Vers anzuführen, der ſo ſehr auf unſere Lage paßt? „„So wir uns unter einander lieben, ſo bleibet Gott in uns, und ſeine Liebe iſt völlig in uns.““ Aber bedenken Sie, fallen auch einzelne Ergebniſſe meines Denkens mit der Weltanſchauung des Chriſtenthums zuſammen, muß ich deshalb den Kirchenglauben beſchwören? Vielleicht wäre das die Conſequenz, die Juſtus Lipſius beobachtete, der, wie Sie wiſſen, ein Buch de constantia (über die Beſtändigkeit) geſchrieben und alle paar Jahre ſeinen Glauben gewechſelt hat.“

„Ich dachte, Sie wären ſelbſtändiger; aber ich ſehe, Oldenburg hat auch Sie bekehrt,“ ſagte Olympia in ſchneidendem Tone, „Sie ſtreben nach der Glorie Dante's, aber ich bin keine Beatrice, will keine ſein. O es iſt groß! Sie werden ſich hineinſtürzen in's bewegte Leben, ach, vergißt ſich da eine Jugendliebe nicht bald? Sie ſpotten vielleicht gar darüber, und ich? Was iſt daran gelegen, wenn ich in Kummer vergehe?“

„Liebe Olympia,“ hob Spinoza an, „Ihr eignes Herz muß Sie wegen ſolcher Reden anklagen; aber bedenken Sie, was könnte ich Ihnen bieten? Nichts als ein ärmliches, entſagungsreiches Leben; wenn ich auch den Glauben der Väter abſchwören wollte, wenn ich nur ganz Ihnen leben möchte, ganz der Ihrige ſein....“

„Schalom Alechem Rabbi Baruch. Brauchſt dich nicht zu eilen, Maariph [1] iſt ſchon zu Ende,“ unterbrach hier den Redenden eine ſchnarrende Stimme; Spinoza ſah ſich um, es war Chisdai, der, ohne einen Gegengruß abzuwarten, kopfſchüttelnd weiter ging.

„Hat der Menſch wohl meine Worte gehört?“ fragte Spinoza.

„Ich glaube nicht,“ antwortete Olympia, „aber es iſt gräßlich! Dürfen ſolche Meduſengeſichter freundlich grinſend Sie mit dem traulichen Du anreden? Nun iſt's entſchieden, eine höhere Pflicht kommt dazu, ich laſſe Sie nicht. Ich haſſe die Entſagung, ſie iſt nichts als ſchönthueriſche Feigheit, ſie wäre Ihrer und meiner unwürdig.“

---

[1] Das Nachtgebet in der Synagoge.

Man war am Hauſe van den Ende's angelangt, Spinoza wollte ſich verabſchieden. „Sie müſſen noch mit hinaufgehen,“ ſagte Olympia, „Sie glauben kaum, wie unheimlich es mir iſt, wenn ich draußen eine mächtige Seelenerſchütterung erlebt habe, und nun allein heimkomme, wo mich die alten Wände verwundert und fremd anſehen. Es iſt mir dann Alles zur Laſt, ich meine ich müßte vergehen vor Unruhe und einem unfaßlichen Heimweh; ich ſpiele dann gewöhnlich ſo lange Orgel, bis ich mich vollkommen betäubt zur Ruhe begebe. Ich bitte, kommen Sie mit.“

18. Küſſen und Sterben.

Cäcilie betete im offenen Nebenzimmer vor ihrem Crucifix, Spinoza ſaß ſchweigend bei Olympia, ihre Hand ruhte neben der ſeinen, er wagte es nicht ſie zu faſſen; ſtill träumend und nachdenklich ſahen die Liebenden einander an.

„Wenn ich ſo bis zu den höchſten himmliſchen Seelengenüſſen mich erhebe," ſagte Olympia, „ſo kenne ich nichts mehr als Sehnſucht nach dem Tode; jetzt, ſo hinweggetragen über alle kleinen Mühſeligkeiten, jetzt möchte ich ſterben, dem Höchſten nahe und innewohnend möchte ich in ihm aufgelöst werden."

„Ehedem, als ich der religiöſen Verzückungen noch fähig war, beſchlich mich auch oft ſolche Sehnſucht nach dem Tode," erwiderte Spinoza. „Man könnte vielleicht eine Deutung dieſer Empfindung in der thalmudiſchen Sage finden, daß Moſes durch einen Kuß geſtorben ſei, indem Gott der Herr durch einen Kuß ſeine Seele wieder in ſich zurückhauchte."

Olympia war betroffen von dieſer ſeltſamen Wendung. War dieſer Geiſt immerdar verſenkt in ſeine Forſchungen oder wollte er mit ſolchem Hinweiſe einen heißen Wunſch ſeines Herzens verhüllen und doch wieder darlegen? Sonſt war der Austauſch ihrer Gedanken leicht von ſtatten gegangen; jetzt ſaßen ſie ſtumm da und wußten einander nichts zu ſagen. Olympia ſang noch auf den Wunſch Spinoza's jenes Volkslied, bei dem er ſie zum Erſtenmal überraſcht hatte; den Schlußreim:

> Ihr ſeid meine rechte Frauen,
> Mit keiner andern laß ich mich trauen,

ſang ſie mit ſo ſchmelzender Innigkeit, ſie ließ die Töne der Orgel, mit denen ſie ihren Geſang begleitete, ſo ſanft ausklingend verhauchen, daß Spinoza die Ruhe, die ſonſt durch ihren Geſang über ſein gährendes Innere gekommen war, ſchmerzlich vermißte; es ward ihm ſchwer, nicht an ihren Buſen zu ſinken und den ſangesreichen Quell ihrer Lieder nicht mit einem Kuſſe zu verſiegeln. Er mochte ſich ſelbſt nicht länger trauen, nahm ſeinen Hut und ging. Olympia ergriff das Licht und leuchtete ihm voran die Treppe hinab, ſie ſprachen keine Silbe; drunten reichte ihr Spinoza die Hand, ſie legte ihren Lockenkopf ſanft an ſeine Bruſt, er umſchlang ſie, ihr Herz pochte heftig an ſeiner Hand. „Liebe Olympia,“ ſagte er, „ich beſchwöre Sie bei Allem was Ihnen heilig iſt, lieben Sie mich nicht, ich bin es nicht werth.“

„Ich muß dich lieben,“ ſagte ſie; „gebiete meinem Herzen, daß es zu ſchlagen aufhört; ich kann dich nicht laſſen —“ ihre Stimme zitterte, er drückte ſie inniger an ſeine Bruſt, mit einem innigen Kuſſe hielten ſie ſich feſt umſchlungen. Er riß ſich los aus ihrer Umarmung und ſtürmte fort; Olympia ſprang trällernd die Treppe hinan und rief in munterm Tone: „Gute Nacht, Herr von Spinoza.“

Da ſtand er nun vor dem Hauſe, die Thüre war hinter ihm zugeſchloſſen. In ſchwer aufathmender Müdigkeit wandelten ſorgenvolle Ehepaare, die den Feierabend bei einer „Wandeling“ in freier Luft genießen wollten, Liebende luſtwandelten in raſchem Schritt und unter lebendiger Wechſelrede, Matroſen ſchlenderten heran und johlten und ſangen luſtig das holländiſche Volkslied:

„Nach Oſterland will ich fahren,
Da wohnt mein ſüßes Lieb;
Ueber Berg' und über Thale,
Schier über die Haide,
Da wohnt mein ſüßes Lieb.

„Die Sonn' iſt untergegangen,
Die Sterne blinken ſo klar;
Ich weiß, daß ich mit dem Liebchen,
Schier über die Haide,
In einem Baumgarten war.

„Der Garten iſt geſchloſſen,
Und es kann Niemand hinein,
Als nur die Nachtigallen,
Schier über die Haide,
Die fliegen von oben hinein.

„Man ſoll der Nachtigall binden
Den Kopf an die Füße um,
Damit ſie nicht kann erzählen,
Schier über die Haide,
Was zwei ſüße Liebende thun.“

„„Und habt ihr mich auch gebunden,
Mein Herz iſt nicht minder geſund;
So kann ich doch noch ſchwatzen,
Schier über die Haide,
Von zwei ſüßen Liebchen, todtwund.““

Es war ein buntes Menſchengewühl, Spinoza achtete kaum darauf. „Weiberherzen, ihr ſeid unergründlich!“ ſprach er zu ſich, „fühlte ſie die unendliche Tiefe des Augenblickes nicht, oder war es ihr nur darum zu thun, mit dieſer ſcheinbaren Gleichgültigkeit Alles, was vorgegangen war, ſo raſch vor Cäcilie zu verbergen? Wie war ihr aber das möglich?“

Mit ſo aufgeregtem Geiſte konnte er nicht nach Hauſe gehen, er ging auf die andere Seite der Straße und ſetzte ſich auf die Treppe am Eingange der St. Olai-Kapelle. Er ſchaute hinauf nach den erleuchteten Fenſtern Olympia's, oft ſah er ihren Schatten vorüberſchweben, bis endlich das Licht gelöſcht wurde. Er ſchämte ſich faſt, hier wie ein verzauberter Ritter träumeriſch nach dem Fenſter der Geliebten zu ſchauen, und mußte innerlich lächeln, als ihm die Teſſala einfiel.

„Ich kann dich nicht laſſen, ſagteſt du, ich will, ich darf dich nicht laſſen, erwidere ich dir; habe ich nicht deine keuſchen reinen Lippen an meinen Mund gedrückt? Du biſt mein, mein auf immer. — War nicht auch meine Mutter eine Moslemin und wendete ſich zu unſerm Glauben; müßte ich ein Mosleme bleiben, wenn ich in dem andern Falle als ſolcher geboren wäre? — Aber dein Vater und deine Mutter liebten ſich in unmittelbarer Nothwendigkeit gleich vom erſten

Anſchauen, und du, findeſt du Olympia tadelfrei? Haſt du nicht, durch ihre bizarre Laune geſchmeichelt, dich in ein Verhältniß hineingeklügelt, das dir anfänglich ſo widerſpruchsvoll war? — Die Liebe, die den Zweifel überwinden muß, iſt größer und dauernder als jene andere, die wie vom Himmel herabgefallen; es iſt die intellectuelle Liebe. Du wollteſt dir ein Leben voll Entſagungen aufbauen, weg damit! ſie liebt dich und an ihrer Seite findeſt du Ruhm und Glück, Ehre und Genuß. Was giebt mir jene Genüſſe zurück, die ich alle von mir lostrenne um der Wahrheit willen? — Die Wahrheit. — Aber muß ich ihr Sklave ſein? Ich allein von ſo vielen Tauſenden mich dazu verdammen, die mir eingebornen Anrechte auf heitern Lebensgenuß aufzugeben? Ich will die Wahrheit mit dem Feigenblatte der Legitimität bedecken, will doppelzüngige Worte wählen und den Aberglauben ſchonen; diene ich ſo der Wahrheit nicht noch mehr? — Du dienſt ihr durch die Lüge. — Nein, ich werde nie gegen meine Ueberzeugung ſprechen, ſondern dieſe nur in der Bruſt verſchließen. — Und das katholiſche Glaubensbekenntniß? — Olympia liebt mich, muß ich ſie nicht retten? Einſt, in glücklicheren Zeiten, ja, da mag es anders ſein, aber jetzt, ich muß der Zeit gehorchen. — Und dein Vater? und Geronimo? — Sie waren gläubige Juden, aber du?“

Solche Gedanken bewegten ſich in dem Gemüthe Spinoza's, und das viertelſtündlich wiederkehrende Glockenſpiel in der ſtillen Nacht bildete eine eigenthümliche Begleitung. Ihm maß ſich das Leben nicht ab nach dem Ton von den Kirchthürmen.

Läßt ſich eine andere Weiſe finden? . . .

Er mußte lange hier geſeſſen haben, denn als gegen Mitternacht Maeſſen Blutzaufer und Flyns Arm in Arm, als zwei Mächte, die ſich das Gleichgewicht halten, nach Hauſe taumelten, ſpotteten ſie über den armen Sünder, der, ſtatt zum Liebchen zu ſchlüpfen, hier in kühler Nacht auf hartem Steine hocke. Spinoza merkte nichts von Allem, was um ihn her vorging; endlich ſtand er auf, und als er den Ort betrachtete, wo er ſo lange geweilt hatte, mußte er unwillkürlich lächeln: es war die Kirche, die nach dem Modell des Tempels zu Jeruſalem gebaut war. „Schlafe ſanft,“ ſprach es in ihm, als er zu Olympia's Fenſter hinaufblickte, „ich habe für dich gewacht, du ſollſt auf ewig an meiner Seite ruhen.“ —

Die Glocken ſummten tief, brauſender Orgelklang durchwogte das ganze Gebäude, eine zahlloſe Menſchenmenge erfüllte die katholiſche Hauptkirche. Spinoza ſtand vor dem Altare, in der Mitte zwiſchen dem Dr. van den Ende und ſeiner Tochter Olympia in bräutlichem Schmucke. Droben auf dem Empor ſtand der Vater Spinoza's, ſeine Kleider waren zerriſſen, ſein Antlitz ſtarr und unbewegt. Das Hochamt begann, Cäcilie und Olympia knieten nieder, Spinoza und van den Ende thaten desgleichen. Chisdai und das Skelett des dicken Domine waren als Miniſtranten eingekleidet, Chisdai ſchwang den Weihrauchkeſſel, und ſo oft er das Zeichen des Kreuzes über ſeinem Geſichte machte, ſtolperten ſeine Finger über dem Höcker ſeiner Naſe, und zweimal, als das Skelett dieſe Bewegung machte, verfingen ſich ſeine fleiſchloſen Fingerknochen in der Höhle, wo einſt die Naſe geſeſſen hatte, und als es die Klingel läutete, klapperte ſein dürres Gerippe wie leere Mohnköpfe, vom Winde zuſammengeſchlagen. Das Hochamt war zu Ende. Spinoza trat allein vor, und kniete auf den Stufen des Presbyteriums vor dem Prieſter nieder. Er verfluchte die Mutter, aus deren Schooß er hervorgegangen, und den Vater, der ihn erzeugt hatte, weil ſie ihn nicht von Geburt an in den Schooß der allein ſeligmachenden Kirche geführt hatten; ein Schmerzensſchrei ward vom Empor vernommen, man trug einen Entſeelten weg. Spinoza ſprach das Glaubensbekenntniß mit leiſer, nur dem Prieſter vernehmbarer Stimme, der Prieſter legte beide Hände auf das Haupt des Täuflings, ſegnete ihn leiſe und beſprengte darauf ſeine Stirn dreimal mit Weihwaſſer; in jubelndem Tone fiel die Orgel ein. — —

„Baruch! Baruch! ſteht auf!“ rief es jetzt ... Es war nur ein Traum, Spinoza lag in ſeinem Bette, die alte Chaje ſtand mit einem Lichte vor ihm. Er griff ſich über die Stirn, von welcher kalter Schweiß rann.

„Was giebt's?“ fragte er.

„Euer Vater liegt — dem Stein ſei's geklagt — im Verſcheiden, die Mannen aus der Nachbarſchaft ſind Alle ſchon unten.“

Baruch ſprang haſtig aus dem Bett, kleidete ſich nothdürftig an und rannte die Treppe hinab; es mußte ſchon ſchlimm ſein mit ſeinem Vater, denn er hörte die Männer in lautem Chore rufen: höre Iſrael! der Ewige unſer Gott iſt ein einiger Gott.

Als er in das Zimmer trat, ſprach eben ſein Vater den Schluß des Gebetes:

„Gebieter der Welt! Herr des Vergebens und des Erbarmens, es ſei deine Gnade, mein Gott und Gott meiner Väter, daß mein Andenken zu dem Thron deiner Herrlichkeit, zum Guten emporſteige! Siehe mein Elend, denn deines Zornes wegen iſt nichts Geſundes mehr an meinem Körper und kein Frieden mehr in meinem Gebein meiner Sünde wegen. Und jetzt, Gott des Vergebens! ſchenke mir deine Gnade und geh' nicht in's Gericht mit deinem Knechte. Iſt aber meine Sterbenszeit da, ſo möge die Anerkennung deiner Einheit nicht aus meinem Munde weichen, wie in deiner Schrift geſchrieben ſteht: höre Iſrael, Gott unſer Gott, Gott iſt ein einiges, ewiges Weſen!... Ich bekenne vor dir, Ewiger, mein Gott und Gott meiner Väter, Gott alles Geiſtes und alles Fleiſches, daß meine Geneſung und mein Tod in deiner Macht ſind. Es ſei deine Barmherzigkeit, daß du mich vollkommen geneſen laſſeſt und daß mein Andenken und mein Gebet zu dir hinaufſteige, wie das Gebet des Hiskiah in ſeiner Krankheit. Iſt aber die Zeit meines Abſterbens da, möge dann mein Tod die Verſöhnung für alle meine Sünden, Vergehen und Miſſethaten ſein, die ich vor dir geſündigt und begangen habe, von dem Tage meines Beſtehens an. Gieb mir mein Theil in Edens Garten und beglücke mich in der zukünftigen Welt, die für die Frommen aufbewahrt iſt. Zeige mir den Weg des Lebens, ſättige mich mit Freude vor deinem Antlitz, denn zu deiner Rechten iſt Ewigkeit und Herrlichkeit. Gelobt ſeiſt du, Ewiger, Erhörer des Gebets... In deine Hand, o Herr, empfehle ich meinen Geiſt, du erlöſeſt mich, Ewiger, Gott der Wahrheit.“

Baruch ſetzte ſich an das Bett ſeines Vaters, der immer mühſamer Athem holte; er faßte die Hand ſeines Sohnes, deren Fiebergluth die kalte Todtenhand nicht löſchen konnte.

„Vater!“ rief Baruch, mehr konnte er nicht ſprechen.

„Bete für mich, mein Sohn,“ ſagte der Vater leiſe; immer lauter röchelte er, jetzt und jetzt, meinte man, müſſe ihm der Athem ausgehen, alle Verſammelten rieſen unaufhörlich das: „Höre Iſrael, der Ewige unſer Gott iſt ein einiger Gott.“ Der Kranke betete mit, er richtete ſein Auge gen Himmel und mit dem Worte „einig“ hauchte er ſeinen Athem aus; ſeine Lippen preßten ſich noch zuſammen und öffneten ſich wie zu einem Kuſſe — er war todt.

Rabbi Saul Morteira öffnete ein Fenſter, zum Zeichen, daß die Seele nun gen Himmel fährt, und alle Anweſenden ſprachen: „Gelobt ſei der wahrhaftige Richter.“ Baruch ſank am Bette ſeines Vaters auf den Boden nieder, er preßte die todte Hand an ſeine heiße Stirn; von drüben aus dem andern Zimmer tönten die halb unterdrückten Klagen Miriams und Rebekka's herüber; die Anweſenden unterredeten ſich mit leiſem Geflüſter und wollten eben weggehen. Da hörte man Jemand mit ſtarkem Gepolter die Treppe heraufſpringen, die Thür wurde aufgeriſſen.

„Iſt er todt?“ fragte eine Stimme.

„Ruhig, ſtill, Rabbi Chisdai, antworteten die Anweſenden.

„Wehe! dreimal Wehe über dieſes Haus!“ rief Chisdai, „er allein hätte ſeinen Ben ſorer umoreh[1] noch retten können; ich hab's mit meinen eigenen Ohren gehört, er will Chriſt werden und eine Chriſtin heirathen.“

„Wenn Ihr nicht augenblicklich geht,“ antwortete Samuel Caſſeres, „und noch ſolch ein Wort gegen meinen Schwager ſagt, werd' ich Euch den Weg weiſen, es hat Euch Niemand gerufen.“

„Ihr werdet mich rufen und ich werde nicht kommen,“ antwortete Chisdai, als er von den Anderen mit fortgeſchleppt wurde.

Benjamin von Spinoza hatte in ſeinem Teſtamente verordnet, daß man ihm ſeinen alten ſpaniſchen Degen zerbrochen mit in's Grab lege; die Rabbinen nahmen lange Anſtand, dieſer Verordnung, deren Bedeutung nur Wenige erriethen, Folge zu leiſten. Spinoza mußte viele thalmudiſche Autoritäten beibringen, um den Willen ſeines Vaters erfüllt zu ſehen. Draußen auf dem Friedhofe mußte er, der alten jüdiſchen Sitte gemäß, zu den Füßen ſeines Vaters niederknieen, Gott und ſeinen Vater für Alles, was er gegen ſie geſündigt, um Verzeihung bitten; darauf mußte er ſein Gewand auf der linken Bruſt zerreißen, und als der Sarg eingeſenkt war, mußte der Sohn zuerſt hintreten und eine Hand voll Erde auf ihn werfen. Er that dies mit ſchwankenden Schritten und zitternder Hand; Chisdai ſprang hülfreich hinzu, um ihn zu unterſtützen. —

[1] Abtrünniger und widerſpenſtiger Sohn. (5. Buch Moſ. 21, 18.)

Sieben Tage lang mußte Spinoza mit dem zerriſſenen Kleide und ohne Schuhe auf dem Boden ſitzen, und dreißig Tage durfte er ſeinen Bart nicht ſcheeren laſſen; aber ſein Aeußeres war dennoch nicht ſo wild und zerriſſen als ſein Inneres. Wie oft, wenn er, die Arme auf die Kniee geſtemmt, ſein Angeſicht mit den Händen bedeckte, wie oft gedachte er da Olympia's! Was ſollte aus ihnen werden?

Zur höchſten Pein ward ihm ein Beſuch Oldenburgs und Meyers, die gerade kamen, als er mit ſeinen Schweſtern auf dem Boden ſaß und die Rabbinen nach ihrer Litanei vor den verſammelten Gemeindegenoſſen eine Art von Seelenmeſſe für den Verſtorbenen hielten.

Er dachte viel darüber nach, wie er ein freies und unabhängiges Leben ſich aufbauen wollte. Sehnſucht nach Ruhe, nach beſchaulichem Alleinſein, regte ſich oft wie ein unergründliches Heimweh des Geiſtes in ihm; er kam ſich wie gefangen vor vom Geräuſche der Welt und ihren Gewohnheiten. Und wieder ſah er, wie ſein ganzes bisheriges Leben von Gegenſätzen bewegt war. Er wollte Einheit erringen. Ob er ſie in der Vereinigung mit Olympia finden ſollte — — es war ein ſchmerzlicher Troſt, daß ihm der unmittelbare Widerſpruch ſeines Vaters nicht mehr entgegen ſtand.

19. Stillleben.

Spinoza ging nachdenklich durch die Kalverſtraat. „Ei, ei, wie ſtolz,“ ſagte Jemand; Spinoza kehrte ſich um, es war Frau Gertrui Uſmſand, die aus ihrem Fenſter im Erdgeſchoß heraus ſah. „Wie geht's?“ fragte ſie, „Ihr macht ja ein eſſigſaures Geſicht. Seit der gute Magiſter Nigritius todt iſt, hab' ich Euch nur ein einzigmal in dieſer Straße geſehen, vor ein paar Wochen; Ihr ſeid mit Olympia van den Ende vorbeigegangen, ich hab' zweimal guten Abend geſagt, aber ihr müßt auch keine Seide miteinander ſpinnen, keines von euch hat mich gehört oder geſehen. Nicht wahr, es waren doch auch ſchöne Zeiten, als Ihr alle Tage zu unſerm Magiſter gekommen ſeid? Aber um mehr als zwanzig Jahre ſeid Ihr in dieſer Zeit älter geworden. Ach! mit unſerm Stübchen haben wir unterdeſſen viel ausgeſtanden. Zuerſt haben wir einen Maler gehabt, der hat ſich ſeinen Abendſegen in der Kirche geholt, wo man mit Gläſern zuſammenläutet, dann iſt er heimgekommen, toll und voll, und hat uns aus dem beſten Schlaf aufgeweckt; nach dieſem haben wir eine Wittfrau gehabt, die hat das Holz geſpart und hat uns den ganzen Tag auf dem Hals geſeſſen, man hat nicht vor ihr ſchnaufen können. Mein Mann, der iſt gar wunderlich, ich hab' ihr nichts in den Weg gelegt, ich hab's auch meinem Klaas geſagt: es iſt eine Wittfrau, man kann ſich verſündigen; er hat ihr doch aufgekündigt. Seit einem halben Jahre ſteht jetzt das ſchöne Stübchen leer und wir haben's erſt neu anmalen laſſen, es iſt Alles friſch geputzt und ſieht drin aus wie in einem Kirchlein. Ich geh' nicht gern die Treppe hinauf —"

„Geert, ſei ſo gut und mach' das Fenſter zu, die Spän' fliegen Einem alle in die Augen; wenn du mit dem Herrn plaudern willſt, geh 'naus und laß ihn 'rein kommen," rief eine dicke Stimme aus dem Zimmer.

„Kommt ein wenig herein," ſagte Gertrui, das Fenſter ſchließend. Spinoza ging hinein, er ſagte, er wolle das Zimmer miethen, er müſſe bei ſeinem Handwerke entweder an einem freien Platze oder hoch wohnen, um gutes Licht zu haben; die Leute glaubten Anfangs er ſcherze und waren hoch erfreut, als ſie merkten, daß es Ernſt war. Gertrui zeigte ihm das Stübchen, auf deſſen Boden der feine Sand wie ein Spitzengewebe kunſtmäßig durchzirkt war; der nach Schiffsweiſe in eine Wandſpinde eingeſetzte Bettraum war leer.

„Seht," ſagte die Frau, „das iſt noch der Lehnſtuhl von unſerm Magiſter, ich hab' Alles waſchen und ausklopfen laſſen, es iſt kein Stäubchen mehr darin. Ich kann Euch Alles geben, nur kein Bett, die Betten brauch' ich für meine Geſellen; hier, da hat der Magiſter ſeine Bücher gehabt, da könnt Ihr auch Eure Bücher hinſtellen. Habt Ihr auch die üble Gewohnheit, ſo auf Tiſch, Bank und Stuhl, ja ſogar auf dem Boden, alle Bücher auf's Geſicht zu legen wie der ſelige Herr Magiſter und daß man keines anrühren darf, wenn es nicht ein Donnerwetter geben ſoll? Ei, habt Ihr nirgends die ſchöne weiße Amaryllis geſehen, die der ſelige Magiſter ſo gern gehabt hat? Von ſeinem Todestag an iſt ſie plötzlich verſchwunden und ſonſt haben dieſe Geſchöpfe doch nur Anhänglichkeit an's Haus und nicht an die Menſchen; ich gäb' viel darum, wenn ich ſie wieder bekäme, es thät' mir in der Seele weh, wenn ſie es nicht gut hätte. Ach, und ſie war ſo klug, ſie wußte auf die Minute, wann das rohe Fleiſch gebracht wird, und wir wußten nichts von Mäuſen.“ Spinoza hatte zu ſeinem Bedauern die Katze nirgends bemerkt. —

Wir ſind hier leider wiederum unter die Dachtrauſe einer alten Frau gerathen, wir dürfen uns indeß ihre Redſeligkeit ſchon ein wenig gefallen laſſen, da ſie unſern Philoſophen mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt hegt und pflegt.

Spinoza hatte ſeine beiden Schwäger, die ſich in ihrer Erwartung getäuſcht fanden, gerichtlich zur gleichmäßigen Vertheilung der Verlaſſenſchaft ſeines Vaters anhalten müſſen; als ihm nun ſein Recht geworden war, verzichtete er freiwillig auf ſein Erbtheil, und nahm nichts als ein einziges Bett mit dem dazu gehörigen Vorhange, das er nebſt ſeiner Werkbank und ſeinen wenigen Büchern und Kleidern in das Haus des Klaas Ufmſand bringen ließ.

Hier endlich war es ihm vergönnt, ſein äußeres Leben in vollkommene Uebereinſtimmung mit den Erforderniſſen ſeines geiſtigen Naturells zu bringen. — Jener in der Ueberzeugung gefeſtete Gleichmuth, der den gewaltigen Erregungen auf den Wendepunkten des Lebens wie den Ruheſtörungen und Anfechtungen der Alltäglichkeit die gelaſſene Bedachtſamkeit entgegenſetzt; jenes Selbſtgenügen, gewonnen durch heitere Verzichtleiſtung auf den Rauſch inhaltloſer und abſpannender Genüſſe; jene Erhebung und Fülle durch den Reichthum des eigenen Innern; ein im heißen Kampfe errungener Seelenfrieden, ein klares Hinausſchauen in die Welt, deren Räthſel gelöst und deren ewige Geſetze gefunden ſind — das waren die Güter, die er immer bewußter, immer ſicherer hier in der Einſamkeit ſich aneignete.

Vom frühen Morgen an ſaß er an ſeiner Werkbank und arbeitete. Wenn er mit dem ſcharfen Diamante ein Stück aus der Glasſcheibe herausſchnitt, ſo brach er ſich zugleich auch aus dem großen Syſteme, das ganz, aber roh und unausgearbeitet in ihm lag, eine Idee los; wenn er die bleierne Platte aufſchraubte und dem Glaſe eine beſtimmte Geſtalt gab, ſo gewann auch die Idee in ihm immer feſtere Form, und ſo durch alle Stadien hindurch, immer beſtimmter wurde die Form, immer durchſichtiger der Stoff; mancher Splitter mußte abfallen, manche Ritze ausgeſchliffen werden, bis endlich beide das Spiegelbild der Wahrheit in ſich widerſtrahlten. Wenn er ſich dann mit der Hände Arbeit ſein Brod verdient hatte, nahm er in nächtlicher Stille beim einſamen Lämpchen ſeine feingeſchliffenen Ideen wieder vor, ſammelte den Staub, der von ihnen abgefallen war, und ſtreute ihn darauf, damit er ſie undurchſichtig machte, dann wiſchte er ihn mit leichter Hand wieder ab, und zeigte, daß er nicht nothwendig dazu gehöre, und daß er die Klarheit nur verdeckt, nicht aufgehoben habe. — So arbeitete, ſo philoſophirte Benedict de Spinoza.

Nicht lange nach ſeinem Zurückziehen aus der bewegten Welt mußte er indeß auch am Tage einige Stunden von ſeiner Handarbeit abbrechen, um einen jungen Geiſt in das Gebiet der Philoſophie einzuführen. Meyer brachte ihm eines Tages den jungen Simon de Vries, welcher, ſeitdem wir ihn flüchtig geſehen, der glückliche Erbe von den reichen Reſultaten der Theeſpeculationen ſeines Vaters geworden war, und ſich nun ganz anderen Speculationen ergab. Spinoza trug ihm einen Curſus über die Principien der Carteſianiſchen Philoſophie vor. Auf demſelben Zimmer, wo er einſt Mensa decliniren gelernt hatte, in demſelben Stuhle, in dem einſt der Magiſter ihm ſeine Sprachfehler corrigirt hatte, ſaß er nun und lehrte die Carteſiſche Philoſophie, und baute ſich dieſelbe aus, wie es die Nothwendigkeit des Gedankens erforderte. Der ehrenfeſte Dodimus de Vries, der einſt die verwickeltſten Rechenexempel ſo ſchnell im Kopfe gelöſt, hatte nicht nur ſeine zahlreichen vollwichtigen Dukaten, ſondern auch ſeine Fertigkeit im Rechnen auf ſeinen Sohn Simon vererbt; Spinoza hatte viel Freude an dem jungen mathematiſchen Talent.

Zwei, drei Tage, und oft noch länger, kam er nicht aus ſeinem Zimmer; er trennte ſich nicht gern von der traulichen Stille, in der er ſich ſo wohlig fühlte, wo Stunden und Tage wie ſanfte Wellen, erfriſchend und belebend an ihm vorüber floſſen.

Die gute Gertrui war ſehr unzufrieden mit ihrem neuen Miethsherrn. „Ich weiß nicht,“ ſagte ſie, „entweder wollt Ihr Euch das Eſſen ganz abgewöhnen, oder die Raben vom Himmel kommen und ſpeiſen Euch, wie den Propheten in der Wüſte; von dem, was Ihr von mir verlangt, könnt Ihr unmöglich ſatt werden. Geſtern habt Ihr den ganzen Tag nichts gehabt, als eine Milchſuppe, etwas Butter und einen kleinen Trunk Bier, was zuſammen mit dem gekauften Waſſer und dem Torf 4½ Stüber ausmacht, und heute habt Ihr wieder den ganzen Tag an der Hafergrütze mit Roſinen und Butter genug gehabt, die wieder gerade ſo viel koſtet. Ich hab's zuſammengerechnet, in einem ganzen Monat habt Ihr im höchſten Fall zwei halbe Pinten Wein getrunken; das iſt nicht zum Leben und nicht zum Sterben.“

Spinoza ſuchte der guten Frau begreiflich zu machen, daß ſein Einkommen keinen größern Aufwand geſtatte, daß er ſich bei dieſer Lebensweiſe aber ganz wohl fühle.

„Ja,“ ſagte ſie, „man muß ſich ſtrecken nach der Decken, das iſt ehrlich und rechtſchaffen gedacht; aber wenn man die Decke länger machen kann, wär' man nicht geſcheit, wenn man da läge wie ein zugeſchnapptes Taſchenmeſſer. Die vielen großen und reichen Herren, die täglich bei Euch aus- und eingehen, ich weiß gewiß, ſie würden ſich ein Vergnügen daraus machen, Euch Geld zu geben; es wär' nicht einmal etwas Geſchenktes dabei, ſie ſtören Euch ſo oft in Eurem Geſchäft, daß ſie es wohl vergüten dürften. Der Bediente des reichen Simon de Vries iſt jetzt ſchon dreimal da geweſen, und hat Euch zum Eſſen eingeladen; ſtatt hinzugehen und das Mark von friſchen Meerſpinnen zu eſſen, das auf der Zunge wie Butter zerläuft, ſeid Ihr zu Haus geblieben bei Eurer magern Milchſuppe. Es iſt Euch doch ſonſt nichts verborgen, und man kann über Alles mit Euch ſprechen; ich kann nicht begreifen, was Ihr dabei habt, Euch ſo einzuſchränken.“

Die gute Frau wollte ſich durch keine Gegengründe überzeugen laſſen. „Die Gelehrten haben doch Alle beſondere Mucken im Kopf,“ ſagte ſie, als ſie die Treppe hinabging, und erzählte Oldenburg, der ihr auf der Treppe begegnete, nochmals ihren Disput mit allerlei Variationen.

Auch Oldenburg mißbilligte dieſes freiwillige Abſchließen in eine Klauſe auf's Höchſte. Er fürchtete, daß ſolches Abwenden von der bewegten Welt, ſolches lautloſe Vertiefen in die Gründe des Denkens und Empfindens einen Bannkreis bilden könnte, darin jede hereinbrechende Störung eine reizbare Empfindlichkeit erzeugen müſſe, die jeden Widerſpruch ablehnt, weil ſie ſich von demſelben zurückgezogen. Er wußte nicht, daß ſolche Krankheiten in ſich verſchloſſener zarter Seelen dem ſtarken und großen Geiſte fern ſind, der Einſeitigkeit nicht kennt, weil er die Welt im Buſen trägt, der durch die Widerſprüche der Außenwelt nicht überraſcht und verletzt wird, weil er ſie alle durchdrungen und in ſich zur Harmonie aufgelöſt hat. Noch andere Gründe machten aber dem beſorgten Freunde eine Veränderung in Spinoza's Lebensweiſe wünſchenswerth, unter dieſen ſtand die Befürchtung obenan, die Liebe Spinoza's zu Olympia — die er ſo richtig errathen hatte — könne in dieſer Einſamkeit ſeiner Seele ſo tief einwurzeln, daß ſie unvertilgbar wäre. Er glaubte noch immer, durch kluge Vermittlung in den Lebensgang eines ſelbſtändigen Geiſtes eingreifen und denſelben berichtigen zu können.

„Unſere Zeit,“ ſagte er einmal zu Spinoza, „die Zeit der aus dem Claſſicismus wiedergebornen Humanität und der ſich ſelbſt offenbarenden Vernunft, hat ihre Apoſtel, die in alle Lande reiſen und dort ihre neuen Ideen verkünden, ſo gut wie jede andere. Als das Chriſtenthum entſtand und ſich noch nirgends wohnlich niedergelaſſen hatte, zogen jene frommen Männer hin und predigten aller Orten, ſelbſt mit Gefahr ihres Lebens; wir ſahen in unſerer Zeit ebenfalls begeiſterte Männer von Stadt zu Stadt, von Land zu Land wandern, und aller Orten das an ſie ergangene Wort verkünden. Denke nur an Jordanus Brunus, er hat faſt die ganze civiliſirte Welt bereiſt, um ſeine Anſichten allenthalben zu verfechten; leider hat er den unbegreiflichen Irrthum begangen, nochmals nach Italien zurückzukehren, um auf dem Scheiterhaufen den philoſophiſchen Märtyrertod zu ſterben. Dieſe Art aber, die Welt, und was ſie zuſammenhält und bewegt, aus eigner Anſchauung kennen zu lernen, und es ihr im lebendigen Worte vor das Bewußtſein zu führen, nicht aber vom einſamen Dachſtübchen aus ſie ergründen und meiſtern zu wollen, das iſt die einzig richtige Art des wahren

Denkers. Unſer Meiſter, oder wenn du ihn nicht ſo nennen willſt, unſer Lehrer Carteſius, hat nach einſamem Zurückziehen erkannt, daß die Wahrheit aus der Welt geholt werden muß, wenn ſie wieder in die Welt eingehen ſoll; er lernte die Menſchen in Krieg und Frieden kennen, wurde ſelbſt Soldat und ging auf Reiſen. Und auch das mußt du als eine Offenbarung unſerer Zeit erkennen, daß es in der künſtleriſchen Erfaſſung der ſtummen Natur erſt unſerm Jahrhundert gelungen iſt, in der Landſchaft den Geiſtesblick zu öffnen. Auch du mußt reiſen, und willſt du die Welt auch nicht lehren, ſo mußt du ſie wenigſtens wahrhaft kennen lernen; an Geld ſoll dir's nie fehlen, de Vries und ich wir wollen dir Alles, was du brauchſt, gern geben; du darfſt es nicht von dir weiſen, es iſt kein Geſchenk, das wir dem Freunde bieten, der Wiſſenſchaft und der Menſchheit zollen wir dieſen Tribut, du thuſt mehr als wir, du widmeſt ihr dein Leben."

„Ich bitte dich," antwortete Spinoza mit mildem Tone, „wenn es nicht deine Abſicht iſt, mich erzürnt zu ſehen, laß dies das letztemal ſein, daß du mir Geldanerbietungen machſt; ich habe dir und Vries längſt erklärt, daß ich nie darauf eingehe. Ueberdieß kann ich dieſe neue Art der Wanderphiloſophie, welche du ſo ſehr empfiehlſt, für meine Perſon wenigſtens durchaus nicht zuträglich finden. Ich bin kein Freund der Disputationen mit dem und jenem und ſehe ſelten eine Förderung daraus, denn meiſt kommt im Gegenſatze nicht der reine Gedanke zur Ausſprache, vielmehr ſo viel perſönliche Beimiſchung, willkürliches Ablenken, daß man mehr mit Peter und Paul, wie ſie durch Gewohnheit und Neigung geworden ſind, als mit dem reinen menſchlichen Denken zu thun hat.“

„Eben darum ſollteſt du Peter und Paul noch näher kennen lernen, um ihre Vortheile, ihre perſönlichen Befangenheiten zu beſiegen.“

„Ich will die Geſetze menſchlichen Seins und Denkens ergründen und feſtſtellen, ich habe dir ſchon oft erklärt, daß ich nicht darauf ausgehe, die Mängel Anderer aufzudecken; werden dieſe durch Aufzeigung des Normgiltigen offenbar, um ſo beſſer. Du, nach deinem Berufe, mußt auf Anderes ſinnen; mir genügt es, im Buche der Geſchichte und in den Regungen des eigenen Lebens zu forſchen.“

„Das ſollſt du,“ entgegnete Oldenburg, „und eben darum die Welt im Großen wie im Einzelnen näher erforſchen. Laß mich dein Handwerk, dieſe Gläſer da, als Beleg annehmen. Wäre unſer Auge mikroſkopiſch eingerichtet, wir würden nur Einzeltheile und nie ein Geſammtes erſchauen; hätte unſer Auge nur den Fernblick, wir kennten die Beſonderheiten der Dinge nicht. Darum iſt es ein Vorzug des Culturmenſchen, ſich künſtlich die mikroſkopiſche und teleſkopiſche Anſchauung zu ſeiner gegebenen mittleren natürlichen anzueignen, und ſchließlich durch die Vorſtellung, durch den Gedanken, ſie in ihren Bedingungen zu erkennen; aber der Großblick und der Kleinblick muß vorausgegangen ſein. Ebenſo iſt es auch mit der Erkenntniß des Menſchenlebens. Darum reiſe und lebe dann ſtill für dich.“

„Laß mir meine heimlichen vier Wände,“ entgegnete der Philoſoph, „die Welt der Erſcheinungen iſt von Anderen weit genug erforſcht und verzeichnet, daß man nun in ſtiller Betrachtung dem reinen Geſetze nachgehen kann. In meiner Klauſe finde ich mich jederzeit und beſtrebe mich, um mich her all die Geiſter der Wahrheit zu ſammeln; glaube mir, es iſt eine zahlreiche und gute Geſellſchaft, und ich bin nie allein oder verlaſſen; und bin ich's, allein in mir, ſo kann ich den Miſchungen und Verbindungen in der Menſchenſeele um ſo ſtiller und ungeſtörter nachgehen. Wer von der Höhe der Vogelflucht herab in's Auge faſſen könnte, wie ein Strom in den andern mündet, und endlich Alle in das Meer ſich ergießen, der ſähe nicht mehr, als dem ſtillen Blick ſich bietet, wenn er das Ineinanderſtrömen unſeres Innern verfolgt. Ja, wer wieder mit ſeiner Seele allein in der Stille leben könnte — mit der Seele, die nichts von Uebertragenem, von fremdher Eingeflößtem hat — der lebte wieder im Paradieſe, glückſelig in ſich und im All."

Noch nie hatte das Auge Oldenburgs ſo geflammt, eine zitternde Andacht und Begeiſterung ſprach aus dem ſonſt ſo feſten Ton ſeiner Worte, aus ſeinem ganzen Weſen, als er ſich jetzt erhob und ſagte:

„O Freund, was ſoll man dir ſagen, da doch in dir Alles gegeben iſt? Und doch, vielleicht muß auch dir eine Stimme von außen ein Zuruf werden. Siehe, nicht umſonſt berichten die Sagen aller Völker, daß ſich Götter zu Menſchen verwandelten, ſich gefangen nehmen ließen von den Beſchränktheiten und Gewalten des Daſeins, um ſich ſelbſt frei daraus zu erheben und Andere mit zu erheben, und ſei es durch den Leidenstod. Auch du mußt, dem Rufe der dir gegebenen Wahrheit folgend, dich ihr zum Opfer bringen. Du wirſt mich nicht für den Schächer halten, und ich will dir nur die Worte zurufen, die die Welt über dein Leben und Denken ausſprechen könnte: haſt du die Erkenntniß der Wahrheit, wird es heißen, und biſt du ihr offener rückhaltsloſer Bekenner, ſo ſteige herab von deiner ſtillen Einſamkeit, zieh hinaus in das bewegte Leben und verkündige und leide.“

Die beiden Hände gefaltet auf die Bruſt drückend, erwiderte Spinoza:

„Sterben für die erkannte Wahrheit iſt Glückſeligkeit, die keinen Schmerz mehr kennt. Was iſt ein langes Leben gegen jene Erhobenheit, welche das Daſein ſelbſt und deſſen Hingebung zum Zeugniſſe der innern Wahrhaftigkeit macht? Könnte es nur auch Andere überzeugen. Aber der Märtyrertod beweist für Andere nichts. Für die entgegengeſetzteſten Ueberzeugungen ſind Menſchen freudig in den Tod gegangen. Ich ſelbſt habe einen, wie man's nennt, gläubigen Juden gekannt, der mitten in den Flammen, da man ihn ſchon entſeelt glaubte, den Pſalm: „In Deine Hand befehl' ich meinen Geiſt“ anſtimmte und im Geſange ausathmete. Was könnte mich ein Leben mit ſeinen alltäglich wiederkehrenden Pflichten, Läuterungen und Genüſſen reizen gegen die eine, Alles in ſich ſchließende That der Hingebung? Bezwingt aber äußere Gewalt den für ſeine Erkenntniß oder ſeinen Glauben Feſtſtehenden nicht, ſo bezwingt ſein Tod, der doch immer nur äußere Beweiskraft iſt, auch die Anderen nicht. Wenn ich, wie ich hoffe, mich einſt ſo weit ausgebildet habe, um auch Andere zu lehren, ſo habe ich ihnen kein Geſetz zu geben, keine runden Sätze einzuprägen; es ſoll ein Jeder nur das Geſetz in ſich und in der Welt finden: die Erkenntniß des in der Natur liegenden Geſetzes, das iſt Erlöſung ſeiner ſelbſt und der Welt. Der Charakter, die bewußte Entwicklung ſeiner Naturgeſetze, demgemäße Beſtimmung ſeiner Handlungen und freie Hinnahme der daraus nothwendig ſich ergebenden Schickſale, das iſt die Beſonderheit des Menſchen, die nicht gelehrt, nicht übertragen werden, die er nur aus eigener Arbeit in ſich ſelbſt erſchaffen kann."

Die beiden Freunde ſtanden nach dieſen Worten in ſtiller Andacht einander gegenüber, und auf der Höhe des Denkens muthete ſie wiederum die Freude an, mit gleichem, ja faſt mit Einem Blicke hinein zu ſchauen in die weite Welt. Niemand wußte mehr und wollte es wiſſen, wer der Gebende, wer der Empfangende war, ſie waren Eine Seele, Ein Herz, und doch hatte Jeder in dem andern ſein eigen Selbſt lebendig gegenüber.

Als Oldenburg wegging, empfand er im Tiefſten die weihevolle Kraft, die der Geiſt des Freundes über ihn ausgoß. Es erſchien ihm vermeſſen, hier noch irgend eingreifen zu wollen; nur die Hand reichen, nur durch äußerliche Anlehnung die innere ſelbſtändige Nothwendigkeit ſtützen wollte er. Er fühlte ſich beſeligt in der Macht ſolcher Männerfreundſchaft, die auf dem Boden des reinen Denkens erwachſen war und die

Hingebung an dieſes wieder zu einer perſönlichen Freude machte.

Was kann die Liebe mehr bieten und warum will der in ſich beglückte Denker ſich nicht an der Freundſchaft allein genügen laſſen?

Auch Spinoza fühlte ſich immer heimiſcher in der umfriedeten Stille ſeines Lebens, deſſen gleichmäßiges Glück nicht anders als Seligkeit genannt werden kann. Denn die innere Bewegung des Denkens in der Einſamkeit iſt die ſelige Höhe des Lebens, der ewigen Sonne nahe, über dem Weltgeräuſche, über den Wolken, die im Dunſtkreis der Erde fließen. Im Alleinſein klärt ſich das Leben ab, wo kein Anruf von außen möglich iſt, nichts den Strom des denkenden Seins zu unterbrechen vermag. Und was zuerſt als Wille erſchien, feſtigt ſich zu ſelbſtändiger Tragkraft, Gedanken ſchließen ſich an einander wie ein Reigen ſeliger Geiſter und nehmen den an die Perſönlichkeit gebundenen Geiſt mit fort. Aufgelöst und vergeſſen iſt das endliche Selbſt und das Leben wird zum Denken.

Was in der Gegenwart und herben Berührung ſtörte, gewinnt eine milde Verklärung und erweckt eine milde Verſöhnung im Geiſte, den Liebe zu Wahrheit und Gerechtigkeit emporgetragen, und den kein Vorwurf herabzieht. — Wie ein Erwachen aus dem unbewußten Leben, das doch nur im ſelbſtloſen Gebiete des Denkens ſich bewegte, iſt dann das Innewerden ſeiner ſelbſt und das Beſinnen auf ſich und ſeine Beziehungen zur Außenwelt.

Hatte ſich ſo Spinoza in reiner innerer Denkbewegung losgelöst von allem perſönlichen Sein, ſo überraſchte ihn oft die Erinnerung, daß es nun ſchon wieder mehrere Tage waren, ſeit er Olympia geſehen, ja ſogar ſeit er ihrer gedacht, und doch liebte er ſie von ganzer Seele. Es war nicht jene ſtürmiſch aufbrauſende Liebe mit ihren überwallenden Gefühlen, es war die ſtillkeimende Neigung, deren Wurzeln in der Ueberzeugung und im klaren Bewußtſeyn von der Nothwendigkeit des gegenſeitigen Verhältniſſes ruhten. Dieſe Liebe hatte aber der Wunderlichkeiten und räthſelhaften Selbſtquälereien ſo viele, als jede andere, die der Sturm der Leidenſchaften fortreißt. Mit lautpochendem, von Liebeswonne geſchwelltem Herzen ging er jedesmal nach dem Hauſe Olympia's; und nicht ſelten verließ er daſſelbe mit verſtörtem Geiſte und es ward ihm erſt wieder wohl in ſeiner trauten Einſamkeit. — Wollte er wirklich die Liebe Olympia's unterdrücken, oder wollte er nur eine Probe damit anſtellen? Er ſprach mehr als gewöhnlich von ſeinem Judenthum, ja er ſuchte auch noch auf andere Weiſe ſich ſelber in dem unvortheilhafteſten Lichte zu zeigen; und doch kränkte es ihn wieder, wenn er ſeinen Zweck erreicht zu haben ſchien, und Olympia — ſei es aus Gefallſucht oder um ein Vergeltungsrecht zu üben — dem blonden Kerkering allerlei kleine Gunſtbezeugungen zuwandte, wodurch dieſer ſich hochbeglückt fühlte, und immer mehr in ſeiner Meinung beſtärkt wurde, daß Spinoza nur der Strohmann ſei, mit dem man ihn necken wolle. — Seit jenem verhängnißvollen Abende hatten ſich die beiden Liebenden nicht mehr allein geſprochen, das hätte Mißverſtändniſſe und Irrungen leicht gelöst; aber auch ſo, den Augen uneingeweihter Zuſchauer blosgeſtellt, genoſſen ſie Wonnen unerſchöpflichen Liebesglücks. Oft ſagte ihr Mund die gleichgiltigſten Dinge, aber ihre Augen ſprachen ſich all die Gefühle, die ſie tief verſchloſſen für einander hegten.

20. Confeſſionen.

„Die Juden wollen Allarm gegen dich ſchlagen, ſie betrachten dich als Ausreißer, und wollen, daß du wieder zur Fahne zurückkehrſt.“ So ſagte Oldenburg zu Spinoza, als er mit Meyer in deſſen Zimmer trat.

„Fürchte nichts,“ ſagte Meyer, „du haſt dich ſo hoch hinaufgebettet, daß ihnen der Athem ausgeht, bis ſie zu dir hinaufkommen.“

„Wie wär's,“ fragte Oldenburg wieder, „wenn du dich, während ſie nach dir fahnden, unter eine andere Fahne begeben, und dich in eine andere Uniform geſteckt hätteſt?“

„Du haſt doch einſt den Türenne ſo ſehr gelobt,“ entgegnete Spinoza, „weil er das nicht that? Ich wüßte nicht, welche Uniform mir paßte.“

„Du haſt Recht,“ ſagte Meyer, „müßte ich dir eine Uniform zuſchneiden, ich würde die ganze Himmelsdecke dazu verbrauchen, und Sonne und Mond dir als Ordenszeichen an die Bruſt hängen.“ Ein Gelächter entſtand und Oldenburg begann wieder:

„Wozu dieſe Plänkeleien? wir müſſen der Sache auf den Leib rücken; Meyer, von ſeinem hiatromathematiſchen Standpunkte aus, behauptet immer, das Streben aller Vernünftigen müſſe dahin gehen, allen poſitiven Glauben und vornehmlich alle Autorität der

Bibel auszurotten. Luther, ſagt er, habe den Traditionsglauben geſtürzt, er habe uns aber auf den unfruchtbaren Sand des bloßen Bibelwortes geſetzt, er beruft ſich ſogar auf dich, und ſagt: du hielteſt nichts von den Propheten und den heiligen Geſchichten."

„Wenn er das thut, ſo hat er Unrecht. Ich glaube: die Prophetie kann vermöge ihrer inneren Anſchauung oder Phantaſie, die wir als unmittelbare göttliche Gabe bezeichnen können, das Wahre oft eben ſo richtig erkennen als die ſich immer klar bewußte Vernunft; nur weil jene ſich noch auf der niedern Stufe der Wahrnehmung hält, iſt ſie dem Irrthum auch mehr bloßgeſtellt als die reine Vernunft. Theologie und Philoſophie ſind ſich nicht einander entgegengeſetzt, ſie beruhen bloß auf ganz anderen Grundlagen. Ich bin von dem ewigen und unerſchöpflichen Nutzen vieler der ſogenannten heiligen Geſchichten für das gemeine Volk überzeugt. Wer an ſie glaubt und ſein Leben danach einrichtet, hat als Erbe ſich eine große Summe von erfahrungsmäßigen Wahrheiten angeeignet, zu denen eine geringe Anzahl Menſchen, die nicht daran glauben mag, nur unmittelbar durch ihre Denkkraft und ſomit aus ſich ſelber heraus gelangen können. Jene wie dieſe ſind ſelig, dieſe aber noch ſeliger, weil ſie aus ſich ſelber die Geſammtheit ihrer von der Natur gegebenen Geſetze erforſchen; die Bibel kann den Anſpruch auf dieſe für Alles ausreichende Geſammtheit nicht machen und hat ihn auch nie gemacht, ſie iſt ein nach und nach entſtandenes Werk mit mancherlei Aeußerlichkeiten; ihr Zweck iſt nicht Wiſſenſchaft und Denken, ſondern Glauben und

Handeln, und darum iſt es gut, daß wir einſehen, wie wir Alles eben ſo gut und noch beſtimmter aus der eingebornen Denkkraft ſchöpfen können."

„Siehſt du, da hab' ich wieder meine Erbſünde," fiel Meyer ein; „zuerſt ſagte man: die menſchliche Natur iſt von Grund aus und urſprünglich ſchlecht, ſie kann das Höhere gar nicht erfaſſen, und dann ſagte man: deshalb muß eine übernatürliche Offenbarung ſie aus dieſem Zuſtande erlöſen. Man ſchlug der Menſchheit ein Bein ab und triumphirte: ſeht ihr's? ſie kann nicht allein gehen und ſtehen, drum muß man ihr einen Stelzfuß anſchnallen und alle Sonntage nach dem Riemenwerk ſehen, damit die Menſchheit wieder ſieben Tage laufen kann."

„Meyer! du willſt nur immer die Hinterlaſſenſchaft der Erbſünde bereichern," ſagte Oldenburg und fuhr zu Spinoza gewendet fort: „Sage mir offen: biſt du denn nicht überzeugt von der Abgelebtheit und einengenden Beſchränktheit des Judenthums?"

„Das iſt viel gefragt; aber ich muß dir vorerſt wiederholen, daß kein Glaube uns jene wahre Seligkeit bietet, die allein aus der Erkenntniß der innern Nothwendigkeit unſerer Naturgeſetze entſpringt. Schon längſt iſt es ſo weit gekommen, daß man faſt Niemand mehr, wer er ſei, ob Chriſt, Türke, Jude oder Heide als ſolchen erkennt, ſondern nur nach den äußern Sitten und Gebräuchen, oder weil er dieſe oder jene Kirche beſucht, dieſer oder jener Meinung anhängt und auf die Worte irgend eines Meiſters zu ſchwören pflegt. Das eigentlich Entſcheidende und Maßgebende iſt ſchließlich der individuelle Charakter; darum neigen die Bekenner ein und deſſelben Glaubens, ja oft die Bekenner ein und deſſelben philoſophiſchen Syſtems zu ſo verſchiedenen Geſtaltungen ihres eigenen und des geſammten Lebens. Was nun das Judemhum betrifft, ſo erkennt dieſes ſelber einen gottſeligen Lebenswandel unabhängig von jener beſtimmten Offenbarung als Geſetz an; Noah, Abraham, Iſaak und Jakob werden als gottſelig geprieſen, obgleich ſie lange vor der Offenbarung auf Sinai lebten. Moſes, vermöge ſeiner erhabenen göttlichen Eigenſchaften gab dem Volke das Geſetz als Recht, als Staatsverfaſſung. Dieſe iſt zertrümmert; das Urrecht, aus eigener Erkenntniß ſich die göttlichen Geſetze zu begründen, tritt alſo auch im Judenthume mit allgemeiner Geltendmachung ein."

„Mir waren die Juden ſtets ein merkwürdiges Phänomen der Geſchichte," ſagte Meyer. „Die Juden müſſen ſo lange beſtehen als es eine poſitive Religion giebt. Dieſe wunderbare Zähigkeit, mit der ſie die fürchterlichſten Schläge des Geſchicks überdauert haben, muß den Beweis in ſich tragen, daß ihre Miſſion noch nicht erfüllt iſt, und daß ſie im Verlaufe der Geſchichte noch einmal einen mächtigen Hebel bilden können."

„Dir gefallen ſolche Abnormitäten —," ſagte Oldenburg und Spinoza erwiderte:

„Es giebt keine Abnormitäten, Alles hat ſeinen beſtimmten Grund, aus dem es nothwendig und folgerecht in ſolcher Ordnung hervorgehen muß. Wenn nicht die Einrichtungen ihrer Religion ſie ihrer Männlichkeit beraubten, ſo würde ich unbedingt annehmen, daß die

Juden, wie das bei dem Wechſel der menſchlichen Dinge wohl möglich iſt, einſt, wenn ſich die Gelegenheit giebt, ihr Reich wieder errichten und Gott ſie von Neuem erwählen könnte. Wir haben hievon ein Beiſpiel an den Chineſen, die ihr Reich wieder erlangt haben. Aber die Miſſion der Juden iſt wohl erfüllt, es iſt bei ihrer Erhaltung durchaus nichts Wunderbares; nur der Haß der Nationen hat ſie erhalten, und ſie ſelber haben ſich dann durch ihre Gebräuche von allen Völkern abgeſondert. Dieſe Gebräuche können fallen wie alle übrigen Ceremonialgeſetze, die nur locale Geltung hatten, und der Haß der Nationen kann ſich in Liebe verwandeln.“

„Ich wäre ſtolz darauf ein Jude zu ſein,“ ſagte Meyer, „man iſt in entſchiedener Oppoſition gegen allen Schlendrian geboren, und ſtellt den Riß, der durch das Herz der jetzigen Menſchheit geht, in ſich unmittelbar dar. Der von ſeiner eigenen ohnedieß zerriſſenen Tradition freigewordene Jude iſt der eigentliche unbefangene Fremdling in der Welt, ausgerüſtet mit allen Waffen des männlichen Geiſtes und doch wie mit unbeſtochenem Kinderauge die ganze hiſtoriſch gegebene Welt prüfen und umſtellen, das iſt ein Vorzug und eine Freiheit, die kein Anderer ſich ſo leicht erringen kann. Wir Anderen haben alle zu viel Theil an der Weltherrſchaft und zu viel Schonung und Gewöhnung dafür. Und ſchon in der großen Weltgeſchichte zeigt ſich's, daß die Erneuerung der ganzen Welt nicht von den herrſchenden Völkern ausging; kein Grieche, kein Römer brachte die neue, die ganze Welt umgeſtaltende Lehre, ſie ging aus dem verſchmähten, unterdrückten und von der eigentlichen Weltbewegung ausgeſchloſſenen Volke hervor. Im Alterthum lebte der Menſch in vollkommener Einheit: die Religion war Staatsverfaſſung und die Staatsverfaſſung Religion. So war es in Rom und Athen, in Aegypten und China, und am vollkommenſten in Paläſtina. Mit der Zerſtörung des jüdiſchen Staates und mit dem Auftreten des Chriſtenthums gab es erſt eine Religion als ſolche, denn jetzt erſt wurde ſie losgeſchält vom Staate. Zweierlei Mächte waren es fortan, die den Menſchen in Beſchlag nahmen und ihm ſeine Einheit raubten: Staat und Kirche. Das Chriſtenthum hat im Papismus bis jetzt gerungen, beide wieder zu vereinigen; die Macht des Papismus iſt gebrochen, die alte Zweiheit iſt wieder da, und das Chriſtenthum giebt keine Staatsverfaſſung.“

„Ich glaube, wir haben die Rollen gewechſelt,“ erwiderte Spinoza, „das Chriſtenthum hat ſich nicht an Nationen und Staaten, ſondern an die Menſchheit, an den allgemeinen Menſchen gewendet, um ihn innerlich frei zu machen; nie wollte es äußeres Geſetz ſein. Vermöge der Erkenntniß unſerer inneren Geſetze können und müſſen wir Staat und Kirche einrichten, in beiden aber dem Forſchergeiſte, der Alles in Frage ſtellen darf, freien Spielraum laſſen, ſonſt legen wir wieder durch äußere Geſetze unſere innere Freiheit in Banden. Die zeitlichen religiöſen und politiſchen Beigaben der Chriſtuslehre ſind eben nur zeitliche. Wenn Chriſtus ſagt: „Schlägt man dich auf den rechten Backen, ſo reiche auch den andern dar,“ (eine Verhaltungsregel, die auch Jeremias in ſeinen Klagliedern giebt) ſo kann das nur zu einer Zeit der Unterdrückung und Rechtloſigkeit gelten; ſonſt aber iſt es pflicht- und vernunftgemäßer, Dem, der dir einen Schlag giebt, zwei dagegen zu geben, oder ihn, wo das Recht herrſcht, vor Gericht zu belangen, damit die Laſterhaften nicht gewonnen Spiel haben mit ihrer Laſterhaftigkeit."

„Mit allen dieſen Anſichten," ſagte Oldenburg, „würde ich nicht lange anſtehen, mich zur chriſtlichen Religion zu bekennen; du brauchſt es nicht aus Ueberzeugung für das Poſitive derſelben zu thun; ich ſchlöſſe mich an deiner Stelle dadurch nur der größeren und bildungsreicheren Menge an, die auch den bedeutendſten Einfluß auf die Geſchichte der Zeit zu üben vermag. Es iſt nicht Eitelkeit, wenn man einen unſchönen Auswuchs im Geſichte ausſchneiden läßt; man unterwirft ſich dadurch nur der Pflicht gegen ſich und Andere, alles Störende abzuthun."

„Und ich," ſagte Meyer, „ich würde dich von dieſem Tage an nicht mehr ſo ſchätzen und achten können, du wäreſt dir ſelber abtrünnig geworden. Aber wie ich höre, minneſt du ja die heilige Olympia. Nun das iſt doch ein univerſelles Mädchen! Zuerſt hat ſie einen Katholiken, dann einen Reformirten zum Geliebten gehabt; jetzt hat ſie einen Juden und, wie ich glaube, in dem Kerkering einen Lutheraner als Kebsgeliebten daneben, iſt ſie mit euch Beiden fertig, verſchreibe ich ihr einen Türken."

„Spotten und Witzeln iſt Deine Erbſünde," entgegnete Spinoza ſtreng, „aber ich verlange, daß du mit Ehrerbietung von Olympia ſprichſt."

„Ach, die hochgelahrte Olympia!“ ſcherzte Meyer, „ſie kann amo im Präteritum vollkommen conjugiren; doch, ich muß ja ernſthaft ſein. Zuerſt war ein Maler, der ein paar Monate hier in dieſem Zimmer gewohnt hat, von ihr bezaubert. Es war ein blutjunger Menſch, mit ausgezeichnetem Talente und überſprudelnder Gemüthsfülle; ich kam damals ſelber häufig in das Haus des van den Ende, und geſtehe, daß ich nicht wenig dazu beitrug, daß van der Spyck das Verhältniß löste. Hätte ich aber vorher gewußt, was daraus erfolgt, ich hätte meine Hand nicht dazu geboten; denn van der Spyck ergab ſich von da an dem Trunk, ſank von Stufe zu Stufe immer niederer, bis er es endlich hier nicht mehr aushielt und nun unſtet und flüchtig in der Welt umherirrt. Sowohl van der Spyck als Olympia wendeten ihren Groll gegen mich; ich kam ſeitdem nicht mehr in das Haus meines Collegen. Der zweite Geliebte Olympia's war ihr Muſiklehrer; der ſchwamm ewig in lauter Muſik, er war nie zu ſehen ohne ein Muſikheft unter dem Arm, und wo er ging und ſtand, bewegten ſich ſeine Finger wie zum Orgelſpiel. Ich glaube, daß er mit einem Notenblatt unter dem Arm auf die Welt gekommen iſt, und daß er ſchon ſeinen erſten Schrei aus d dur that; ach! der ſchwärmte mit Olympia im Reich der Töne. Den wies nun der Brummbaß des Vaters aus dem Paradieſe. Denke dir aber die fürchterliche Proſa: der Menſch hätte doch wenigſtens mit einem Piſtolenſchuß ſich das Finale machen ſollen, aber grauſam! nicht volle acht Tage darauf hat der Muſikſchlüſſel ſchon ein anderes Schloß aufgemacht, er iſt verlobt mit der Tochter des Aufſehers bei dem Huys te Sinneluſt;[1] er erhält das Amt ſeines Schwiegervaters und lebt nun mit ſeiner muſikaliſchen Ehehälfte ein bürgerliches Andante. Ich will nur ſehen, wie es mit euch ſchließen wird."

Spinoza ging nachdenklich und ärgerlich im Zimmer auf und ab; es war ihm faſt wieder ſo wie damals, als Chisdai das lichte Bild Olympias mit ſeinem Zelotismus begeiferte.

„Ich begreife dich nicht," ſagte Oldenburg, „du täuſcheſt dich gewiß, wenn du glaubſt, du liebſt ſie; dieſe Gemüthsruhe, dieſes Verſenken in Gedanken, die zur Liebe in keinem Bezuge ſtehen, wäre nicht möglich, wenn das wahre Liebesfeuer dir durch die Adern flöſſe."

„Kennſt du denn alle Beſonderheiten der Liebe in den verſchiedenen Individuen, um das ſo beſtimmt und unbedingt auszuſprechen?" fragte Spinoza.

„Ich kenne die Liebe, und war ich auch ſtürmiſcher als mancher Andere, ſo kenne ich doch ihren ewigen Urquell, der bei Allen derſelbe ſein muß. Meine Bekanntſchaft mit Olympia datirt von meiner Liebe her; Maria war die Freundin Olympia's. Inniger als ich hat wohl nie ein Menſch geliebt; mit Mitleid und Hohn ſah ich auf die Alltagsmenſchen herab, die den Tag über an ganz andere Dinge denken und ein beliebiges Geſchäft treiben, Phyſik ſtudiren, Staatsacte ausfertigen, Handelsbriefe ſchreiben können, und dann, wenn das Tagewerk vollendet iſt, oder ein Sonntag im

---

[1] Eine Art Concertſaal mit verſchiedenen ſeltenen muſikaliſchen Inſtrumenten.

Kalender ſteht, mit dem Liebchen einen Spazirgang machen. Die trefflich eingeſchulten Herzen, wie eng und kalt erſchienen ſie mir, der ich keinen andern Gedanken kannte, kein anderes Gefühl wollte, als die Liebe allein. Ich hatte eine neue Seele gewonnen mit einer unzerſtörbaren Einheit, denn der eine und ewige Gedanke war nur ſie, und ſie allein. Wenn ich den ſüßen Athem Maria's einſog, oder wenn ich in der fernen Heimath einſam wanderte, immer war ihre Seele bei mir; überall dachte ich, bald iſt ſie hier mit dir, du nennſt ſie dein — ich ſchauderte oft vor der unendlichen Ueberſchwänglichkeit dieſes Glücks, es war zu groß, ich hätte es nicht ertragen können. — Ich wurde ſchmählich um die Geliebte und um den beſten Theil meiner Gefühle betrogen. Eine andere Liebe? ich mag und darf ſie nicht wünſchen; war mir's verſagt, in jenem erſten Feuer der Liebe meine Seele aufgehen zu laſſen, ſo verachte ich jene bürgerlich wohlerzogene Liebe, ich bin froh, daß ich zu alt bin, um noch einmal einer Verſuchung ausgeſetzt zu ſein; ich habe einen Wirkungskreis gefunden und Beruhigung in ihm."

„Die Ehe iſt ein heiliges und ewiges Naturgeſetz," erwiderte Spinoza, „ſie iſt des Menſchen ſchönſte Zierde, wenn ſie aus reiner vernünftig bewußter Neigung geſchloſſen wird."

„Ich will die Ehe nicht angreifen," entgegnete Oldenburg, „aber das iſt ein Fluch, der auf der Menſchheit laſtet, je weiter ſie voranſchreitet, daß es immer unmöglicher wird, gerade dann ihres Genuſſes theilhaftig zu werden, wenn die Natur es erheiſcht. Was ſollen Kunſt und Wiſſenſchaft und Induſtrie? Mögen ſie alle zu Grunde gehen, wenn nicht der Menſch —"

„Der kann," unterbrach ihn Spinoza, „naturgemäß leben, wenn er früh gelernt hat ſeiner Leidenſchaften Herr zu ſein, und den ewigen Vernunftgeſetzen gemäß zu handeln. Freilich, dazu iſt nöthig, daß dieſe nicht als äußere uns aufgedrungene erſcheinen, denn ſonſt wird die äußere Macht der Leidenſchaften ſie oft im Kampfe beſiegen; haben wir aber, vermöge unſerer inneren Vernunftgeſetze, die Nichtigkeit aller Macht und alles Genuſſes der Leidenſchaft erkannt, ſo führen wir ein Leben, wie es unſere wahre Natur erheiſcht."

„Es iſt nicht Allen gegeben," entgegnete Oldenburg, „gleich dir der Welt den Rücken zu kehren, oder vielmehr in dem Himmel des eigenen Selbſtbewußtſeins ſich über ihr zu wiegen; es giebt ſtürmiſche, drangvolle Geiſter, die nur ein glücklicher Leichtſinn in dieſer Welt voll nichtiger Wichtigkeiten, voll nothwendiger Willkür lebensfroh erhalten, und vor Wahnſinn und Verzweiflung wahren kann."

Mit mildem Tone lenkte Spinoza das Geſpräch wieder zurück, indem er ſagte: „Ich kehre der Welt den Rücken nicht, wie du glaubſt; ich genieße ſie in meiner Weiſe vollauf." —

„Und betrügſt dich, wenn du glaubſt, ſie mit Olympia noch mehr zu genießen."

„Oldenburg, du haſt zu hoch geſpannte Anſichten von der Ehe," bemerkte Meyer; „glaube mir, ich habe jetzt die zweite Frau, und lebe ſtets zufrieden; man wird in der Ehe weder ſo glücklich als die Schwärmerei hofft, noch ſo unglücklich als ſie fürchtet. Meine jetzige Frau kannte ich vor der Hochzeit nur wenig, wir lernten uns nach und nach kennen und aneinander gewöhnen. Was man von Seelenharmonie träumt, iſt gar nichts Weſentliches, meine Frau z. B. iſt ächt frommgläubig, und doch leben wir einig, ja es wäre mir ſogar nicht lieb, wenn ſie nicht ſo wäre; dieſer ſtille Glaube giebt den Frauen einen beſondern Reiz. Ich habe zwei geſunde muntere Jungen, habe ein geordnetes Hausweſen, und darf ſagen: ich lebe glücklich."

„Du weißt, ich achte und verehre Olympia von Herzen," ſagte Oldenburg, „aber eine Verbindung mit ihr muß ich dir widerrathen. Ich miſche mich nur mit Widerſtreben in dieſe Angelegenheit und würde es auch noch jetzt unterlaſſen, wenn ich nicht deine beneidenswerthe Kraft kennte, trotz alles Widerſtreites dir Jegliches rein und heilig zu erhalten. Hier aber laß dich bekehren. Es iſt die erſte Liebe nicht, mit der Olympia dir zugethan iſt; der friſche Himmelsthau iſt weg, dieſe Lippen haben ſchon einen Andern geküßt, dieſes Herz hat ſchon für einen Andern geſchlagen, und — du darfſt mir's nicht verargen, daß ich es ſage — es iſt die wahre Liebe nicht, die du gegen ſie hegſt, ſonſt könnteſt du unmöglich in dieſem ruhigen Gleichmuth dich bewegen."

„Ich muß dir abermals wiederholen," entgegnete Spinoza, „daß es nichts wahrhaft Wünſchenswerthes giebt, das vernünftige Ueberlegung nicht eben ſo tief und noch weit dauernder erfaſſen könnte, als Schwärmerei und ungeſtüme Leidenſchaft."

„Mir fällt etwas Anderes ein," ſagte Meyer, „wäre es, poſitiv-rechtlich gefaßt, nicht geſtattet, daß Juden und Chriſten einander heirathen?"

„Kein Rabbine auf Erden könnte ein poſitives Hinderniß dagegen aufbringen. Die Chriſten ſind, vom jüdiſchen Standpunkte aus betrachtet, nur eine jüdiſche Sekte; daß ihre Zahl im Verlauf der Geſchichte die größere wurde, verändert an dem Sachverhalt nichts. Wir haben unter den Juden Sekten, ja ſogar unter den Thalmudiſten Einzelne, die den Glauben an einen Meſſias als unweſentlich nicht zu den Grundgeſetzen der Religion rechnen. Es kann alſo eine gegenſeitige Verſchwägerung zwiſchen Juden und Chriſten nicht verboten werden."

„So lange dieſe Wechſelheirathen nicht ſtattfinden werden," begann Meyer wieder, „wird das Gehäſſige, das ſich an den Namen „Jude" knüpft, nicht unter allen Verhältniſſen ausgerottet werden können. Nun wäre ich faſt doch für dieſe Verbindung, es wäre großartig, wenn du auch hierin der jüdiſche Erlöſer werden könnteſt. Aber nein, du mußt nicht nur Jude, du mußt auch Junggeſelle bleiben. Nur ſo vollführſt du deine Miſſion. Wer ſich an das Familienleben und die Geſellſchaft anſchließt, deſſen gradliniges, ſtreng folgerichtiges Leben und Denken wird durchſchnitten und unterbrochen. Ablenken, Umbiegen iſt nothwendig gegeben, und ich merke es ſchon an meinem Berufe, was es heißt, von den tauſend einzelnen Erſcheinungen des Lebens den Blick immer bald da, bald dorthin ablenken zu laſſen. Die ſtetige, ununterbrochene Strömung zwiſchen der denkenden Seele und einem Gedanken, den ſie ſich vorgeſetzt, wird ſo vielfach durchkreuzt und unterbrochen; die Brutwärme verflüchtigt ſich, erkaltet, und muß immer auf's Neue wieder erregt werden. Darum freue dich, daß du Jude von Geburt biſt und ein Junggeſelle durch Geſchick und freien Willen bleiben ſollſt.“

Zum Erſtenmal war Spinoza froh, als die beiden Freunde ſich entfernten. Von allen Neigungen des Menſchen ſcheint die Frauenliebe allein dem Glauben ähnlich: ihr letzter Grund beruht allein in der Perſönlichkeit, deren gerechtes Anſchauen, keinem Andern erkenntlich, es zum Frevel macht, ſie anzutaſten. Warum mußte Spinoza von einer Liebe erfüllt ſein, die mit ſolchem Widerſtreit gegen die Welt verknüpft war und daher Jedem und beſonders den Freunden ein Recht gab, ſie zu durchforſchen? Einer minder ſtreng und unnachſichtlich nach innerer Wahrhaftigkeit ſtrebenden Natur hätte ſolcher Eingriff den ſanften Schmelz ſtiller Empfindung verwiſcht und ihn bitter gegen die Freunde oder ſelbſtzweifleriſch in ſich gemacht. Spinoza lernte auch hierin aus der klaren Erkenntniß ſich jene Weihe erringen, die man ſonſt nur der unvermittelten Empfindung zuzuſchreiben gewohnt iſt.

21. Mikrokosmus.

Ein Herz, das ſich gewöhnt, alle ſtürmiſchen Wallungen niederzuhalten, gleichmäßige Bewegung und eine Mittelſtimmung zu gewinnen, die ebenſo fern iſt von ſtumpfer Unbewußtheit, wie von den ſchneidenden Gegenſätzen in Jubel und Trauer, ein ſolches Leben geräth nicht auf ſchwindelnde Höhen oder in dunkle Abgründe, die den theilnehmenden Beſchauer bald mit bangem Entſetzen über drohenden Untergang, bald mit ſtiller Befriedigung über gewordene Rettung erfüllt.

Unſer Held hat ſich nicht verloren in der Liebe zu einem Mädchen, und doch iſt ſein beſtes Leben dabei gefährdet. Er hat ſchließlich mit Niemand zu kämpfen, als mit ſich ſelbſt, mit angeborenen und anerzogenen Beziehungen. Solcher geräuſchloſe Kampf erheiſcht aber noch weit mehr das Aufbieten der innerſten Kraft, es fehlt der faßbare Gegenſatz, der die Tapferkeit ſteigert. Es wird kein ſichtbares Reich verändert mit Erhebung und Fall unſeres Helden, aber ein Geiſtesreich mit weitgebietender Macht ſteht in Frage. In der ſtillen ſchmuckloſen Dachſtube der Kalverſtraat zu Amſterdam ſollte ſich's entſcheiden.

Arbeit und ſtilles Sinnen iſt es allein, was wir belauſchen müſſen. Am frühen Morgen treffen wir unſern Philoſophen wach an der Werkbank. Er hat heute ſchon wieder, wie Frau Gertrui ſagt, „dem Tag in die Augen gegriffen;“ er lächelt ſtill zu dieſer Bemerkung, vielleicht deutet er ſie anders. Ruht das Rad und der Stift, dann iſt's todtenſtill im Raume, die Welt iſt abgeſchieden.

Was ſpannt ſein Antlitz nur heute und warum ſtarrt er ſo oft nach der Fenſterecke?

Er wohnt doch nicht ſo einſam als wir vermutheten, am unbemerkten Ort hat er eine Stubengenoſſin in ſelbſtgebauter Zelle, für deren täglich Brod er ebenfalls zu ſorgen hat; ſeht, da hat er eine Fliege erhaſcht, nun holt er ſein Mikroſkop, geht nach dem Fenſter und wirft das erbeutete Thier in das Spinngewebe. Wir wollen auch durch das Mikroſkop ſchauen, vielleicht gelingt es, den Betrachtungen des Philoſophen nachzugehen: „Sieh, wie die einſam lebende Spinne aus ihrem Verſteck hervorſpringt. Trotz ihrer acht Augen muß ihr Geſichtsſinn kümmerlich ſein, denn ſie weicht nicht aus, wenn man ihr einen Gegenſtand nähert; ſie muß aber eine feine Empfindung haben, denn ſie ſpürt die leiſeſte Berührung ihres Netzes. Oder hätte ſie vielleicht gar noch einen lebendigen Zuſammenhang mit dem aus ihr Abgelöſten? Sieh, wie ſie ſich behende auf die zappelnde Beute wirft, ſie mit ihren langen haarigten Beinen umklammert, ſie herzt und mit ihrem mächtigen Rüſſel abküßt. So recht, wehr' dich, das iſt brav, aber das Netz, das Netz, huſch, durch iſt ſie; jetzt ſchlägt ſie die Hinterfüße auf dem Rücken übereinander und rüſtet ſich zur Flucht. Vergebens! der linke Flügel iſt zerriſſen, ſie kann nicht fort und da verfolgt ſie ſchon die Heißhungrige; jetzt packt ſie ſie auf und ſchleppt ſie zurück in ihre Behauſung. Nun iſt's aus, ſie knickt ihr die Füße ab und umſpinnt ſie mit ihrem feinen Gewebe, da hat ſie den Kopf vom Rumpfe getrennt und ſaugt nun durſtig die Eingeweide aus. Welche behagliche Ruhe im Genuſſe! wie ſie ſich labt, bald eine Pauſe macht, und dann wieder friſch drauf los nagt; ob ſie wohl weiß, daß es eigentlich eine höhere vorſorgende Macht war, die ihr die gebratene Taube in den Mund fliegen ließ? Gewiß, die Spinne denkt jetzt, das ganze Fliegengeſchlecht ſei ihretwegen erſchaffen, und Alles ſei nur inſofern gut, als es von der Fliegennatur an ſich hat und den Bauch der Spinnen füllen kann. Jetzt ſieht ſie auf mich, ob ſie mich wohl anbetet, oder ob der Wind und der Scheuerbeſen ihre Götzen ſind, weil ſie erfahren hat, daß ſie ihr Gehäuſe zertrümmern können? So, jetzt iſt ſie fertig, da liegt nur noch das leere Skelett, und nun kriecht ſie tiefer in ihr Verſteck zurück, ihre Arbeit iſt zu Ende, denn ſie hat ſich geſättigt." Der Philoſoph legte das Mikroſkop weg, griff nach der vor ihm liegenden Bibel, ſchlug das 30. Kapitel der Sprüche Salomonis auf und las: „Zweierlei verlange ich von dir, die wolleſt du mir nicht weigern ehe denn ich ſterbe: Trug und Lüge laß ferne von mir ſein; Armuth und Reichthum gieb mir nicht, gieb mir nur das nöthige Brod." „Vier ſind klein auf Erden und ſind doch gar klug. Die Ameiſen, ein Volk ohne Stärke, bereiten ſich im Sommer ihre Speiſe. Die Kaninchen, ein Volk ohne Macht, ſetzen in Felſen ihr Haus. König hat der Heuſchreck nicht, und alleſammt ziehen ſie in

Haufen aus. Die Spinne webt mit ihren Händen und wohnt in den Palläſten der Könige.“

Die Bibel erklärt in ihrer Weiſe die Natur und ihre Triebe, die Menſchengeſchichte und ihre Vertilgungskriege. Ueberall ein endlos ſich aneinanderreihender Vernichtungskampf, die Gewalt herrſcht in der Natur, ſie bethätigt ſich unſchuldig und im Reiche der Natur iſt Macht und Recht eins, und die Menſchen haben Geſetze feſtgeſtellt zur Wahrung gegen einander und das Geſetz hat ſeine Kraft wiederum nur in der ihm botmäßigen Gewalt, des Menſchen Gotteskraft aber iſt, ſelber ſich Geſetz zu ſein, im Bewußtſein ſeine Natur zu faſſen, die ihm den Frieden mit ſich und der Welt gebietet. Im Namen der gegebenen Geſetze, göttlicher und bürgerlicher, verdammen und morden wiederum Tauſende einander, und was ſie verbinden ſollte, ſcheidet ſie. Wird es möglich ſein, die Macht des innern Geſetzes zur Tugend und Liebe feſtzuſtellen? . . .

Freuen wir uns, daß wir gerade heute ſo glücklich waren, Spinoza ungeſtört zu treffen, denn geſtern hatte er einen gar ſchweren Kampf zu beſtehen. Frau Gertrui kam mit einem Kehrbeſen zur Thür herein, als er eben über den Kampf einer fetten Schmeißfliege mit der Spinne hellauf lachte.

„Haben die Juden auch den Glauben, daß die Spinnen Glück bringen?“ fragte ſie. „Ihr ſeid doch ſonſt ſo ſäuberlich, und darin das gerade Gegenſtück von dem ſeligen Herrn Magiſter, daß ich meine wahre Freude daran hab'. Ich will die Spinnen ja nicht umbringen, Gott bewahre, nur vertreiben will ich ſie.

Ich muß mich ja ſchämen vor den vornehmen Herren, die zu Euch kommen; was werden die denken? das muß eine ſchöne Hauswirthin ſein, die ſcheuert ja nicht einmal die Spinngewebe weg.“

Es giebt für eine ſchmucke Holländerin, in ihrem Bedacht auf blanke Sauberkeit des Hauſes, nicht leicht Etwas, das ſie feindlicher verfolgte, als eine Spinne. Nur ſehr widerwillig ließ Frau Gertrui ihrem Scheuereifer Grenzen ſetzen. Es half nichts, daß der Philoſoph erklärte, wie die Spinnen für ſich ſehr auf Reinlichkeit halten, und ſie war ſelbſt da noch nicht beruhigt, als Spinoza ihr verſicherte, er wolle allen ſeinen Beſuchern erklären, daß er der Erhalter der Spinngewebe ſei; ſie blieb dabei, er ſei kein echter Holländer, weil er in einem Zimmer wohnen könne, in dem ein Spinngewebe ſei. —

Sehen wir indeß, wie er den heutigen Tag beſchließt. Bis es Nacht iſt, arbeitet er, und dann bannt er ſeine ausgearbeiteten Gedanken auf das Papier. Kopf und Hände hat er heute ſehr angeſtrengt, er fühlt das Bedürfniß der Anſprache, er nimmt die Lampe in die Hand und geht hinab zu ſeinen Hausleuten. Wie er in die Stube tritt, ſitzen Klaas und Gertrui mit gefalteten Händen hinter dem Tiſche, ihr Enkel Albert Burgh lieſt aus der Hauspoſtille den Abendſegen vor. Spinoza ſetzte ſich in eine Ecke bis das Gebet zu Ende war, dann rückte er auch an den Tiſch und ſprach mit ſeinen Hausleuten über dies und das. Klaas klagte, daß die neuen Moden Alles verderben, die Knopfmacher verlören auch nach und nach das Brod, weil man immer weniger und immer kleinere Knöpfe trage. Spinoza hatte für Alles einen Troſt, und die Leute fühlten ſich gar behaglich bei ſeinen Reden.

„Sagt mir doch einmal,“ fragte Klaas, „wie kommt's, Ihr ſeid doch noch nicht ſo bei Jahren und ſeid auch noch wenig in der Welt herumgekommen, wie kommt's, daß Ihr ſo bald und ſo gut wißt, wie's dem gemeinen Mann um's Herz iſt? Ich bin gleich in den erſten acht Tagen mit Euch geweſen, als ob wir ſchon einen Scheffel Salz mit einander gegeſſen hätten.“

Spinoza erklärte, daß das menſchliche Herz unter allen Verhältniſſen daſſelbe ſei, und daß, wer nur ſich ſelber wahrhaft kenne, auch die Regungen des Herzens in Andern und unter andern Verhältniſſen richtig auffaſſen und beurtheilen könne.

„Wenn Ihr ſo redet,“ ſagte dann Frau Gertrui, „iſt mir's ſo ſonntäglich zu Muthe, wie wenn ich eine Predigt hörte; gerade ſo wie Ihr hat der ſelige Domine Plancius in der oude Kerke gepredigt. Nicht wahr Klaas, ich hab's ſchon oft geſagt: unſer lieber Herr von Spinoza hat ſo ein chriſtliches Gemüth, der hat auch gar nichts von einem Juden an ſich. er iſt gar nicht wie die anderen Juden und er iſt auch kein Jud?“

„Geert, wenn dein Maul in Gang kommt, da raſpelt's fort, kommt's geſcheit oder dumm,“ ſagte Klaas, „Ihr dürft's ihr nicht übel nehmen, es iſt nicht bös gemeint.“

„Ihr wißt ſchon, wie ich's mein', ich ſag nur, Ihr ſeid nicht wie die Juden ſind, ſo — ſo — nun, Ihr wißt ſchon, wie ich's mein'.“

„Ja wohl, und ich bin auch nicht im Entfernteſten bös."

„Jeder bleibt bei ſeinem Glauben," ſagte Klaas, „und wer rechtſchaffen und brav iſt, kann in jedem Glauben ſelig werden; alle Menſchen ſind Gottes Kinder."

„Aber du biſt des Teufels Kind," ſagte der kleine Albert, der bis jetzt ruhig zugehört hatte, zu Spinoza, „du haſt ja unſern Heiland gekreuzigt und kommſt in die Höll'."

Klaas langte über den Tiſch herüber und wollte dem Knaben eine Ohrfeige geben, Frau Gertrui und Spinoza hielten ihn davon ab.

„Dummes Kind," ſagte die Erſtere, „das hat dieſer Herr nicht gethan, das haben Andere gethan, die ihren Lohn ſchon lang erhalten haben."

Spinoza nahm den Jungen, der ſich Anfangs ſehr dagegen ſträubte, auf den Schooß, und erklärte ihm: daß das kein Verbrechen ſei, ein Jude zu ſein, da ja Chriſtus ſelber und die Apoſtel Juden geweſen wären; allerdings hätten die Juden nicht recht daran gethan Chriſtum an's Kreuz zu ſchlagen, es ſei ihnen auch übel genug ergangen, und man müſſe nicht ewig für frühere Fehler büßen.

„Mit Verlaub," ſagte Klaas, „Ihr habt nicht ganz die richtige Anſicht; unſer Heiland mußte den Kreuzestod ſterben, weil es ihm ſo vorherbeſtimmt war von Gott dem Vater, und er nur ſo der Erlöſer für uns werden konnte."

„Selbſt nach dieſer calviniſtiſchen Anſicht," entgegnete Spinoza, „wären die Juden doppelt unſchuldig.

Du mußt nie glauben, lieber Albert, daß Gott einen Menſchen auf ewig verdammt —“

Auch über dieſe letzte Aeußerung hatte er noch eine Controverſe mit Klaas zu beſtehen, und beſonders über die Bibelſtelle: „Des Menſchen Sohn geht zwar dahin, wie von ihm geſchrieben ſtehet; doch wehe dem Menſchen, durch welchen des Menſchen Sohn verrathen wird. Es wäre ihm beſſer, daß derſelbige Menſch nie geboren wäre.“ (Math. 26, 24.) Der Streit glich ſich aber wiederum gütlich aus.

„Warum haſt du denn keinen großen Bart?“ fragte Albert, Spinoza furchtſam das Kinn ſtreichelnd, „in deiner Heimath haben ja alle Männer lange Bärte.“

„In meiner Heimath? woher glaubſt du denn, daß ich gebürtig bin?“

„Aus Jeruſalem, oder biſt du vielleicht gar aus Nazareth? O erzähle mir doch auch Etwas davon, ach! da muß ſchön ſein.“

„Ich bin nicht aus Kanaan, lieber Junge, ich bin hier in Amſterdam geboren wie du.“

„Du lügſt, du biſt ja ein Jud; nicht wahr Großvater, die Juden kommen alle aus Kanaan?“

„Schon lange nicht mehr; ſie ſind ſeit undenklichen Zeiten bei uns, und wenn der Heiland wieder erſcheint und das tauſendjährige Reich gründet, führt er ſie Alle wieder nach Paläſtina.“

„Dann möcht’ ich auch ein Jud’ ſein, ich möcht’ auch mit.“

„Sei du froh, lieber Junge, daß du Keiner biſt,“ ſagte Spinoza; „das tauſendjährige Reich läßt ſchon lange auf ſich warten.“

„Wie hat dein Vater geheißen?“

„Binjamin.“

„Aber doch nicht Jakobs jüngſter Sohn? Das war ein ſchöner Mann der Jakob, ich würde mich ſchämen ihn zum Urahn zu haben; der hat ja ſeinen Bruder Eſau und ſeinen Schwiegervater Laban betrogen, und ſeine Nachkommen haben den Aegyptern ihr Gold und Silber geſtohlen.“

„Seid doch ſo gut und gebt dem Jungen, auf meine Gefahr, ein paar tüchtige Maulſchellen,“ ſagte Klaas.

„Mit nichten,“ entgegnete Spinoza, „das iſt ein kleiner Bibelheld; aber vergiß nicht, mein Kind, weder von dem ägyptiſchen Golde noch von der Kreuzigung Chriſti haben die Juden mehr Etwas; du mußt immer bedenken, daß die Apoſtel auch Juden waren —“

„Geert, mach' daß der Junge jetzt in's Bett kommt, ſonſt wird man heute nicht fertig mit ihm.“ Das war einmal eine höchſt vernünftige Rede von Klaas Ufmſand.

Spinoza erhielt nur mit knapper Noth eine Hand von dem kleinen Albert, küſſen durfte er ihn aber um Alles in der Welt nicht. Spinoza pflog noch lange ein trauliches Geſpräch mit Meiſter Klaas, bis dieſer immer häufiger und unverhohlener gähnte, und man endlich von einander ſchied. —

„Du kommſt heute gerade zu einer Capital-Execution,“ ſagte Spinoza eines Mittags zu dem eintretenden Oldenburg, „ſiehſt du, da in dem Schächtelchen hab' ich die Folioausgabe einer Kreuzſpinne ſchon ſeit mehreren Tagen ausgehungert, und dort hab' ich eine andere mit leerem Magen; ich habe auch diplomatiſches Talent, ich will einen Vertilgungskrieg zwiſchen ihnen anfachen."

Er füllte eine Schüſſel halb mit Waſſer, ſchraubte einen flachen Teller von der Werkbank, ſtellte ihn in die Schüſſel und ſetzte die beiden Spinnen auf die bleierne Inſel. Ein jeder der Zuſchauer bewaffnete ſich mit einem Mikroſkop.

„Siehſt du," ſagte Spinoza, „wenn es einen von der Welt unabhängigen, über ihr ſchwebenden oder äußerlichen Weltgeiſt gäbe, ebenſo wie wir hier müßte er den Kämpfen auf der Erde zuſchauen."

„Wir müſſen den beiden Parteien Namen geben," ſagte Oldenburg, „die Kreuzſpinne heiße Alexander und die andere Darius; ſieh', Alexander ſendet ſeine Vorpoſten weithin aus; Darius flieht, aber es geht nicht, das Meer ſchließt ihn ein. Jetzt ruhen ſie Beide, aber Alexander erhebt ſich, er dringt vor; ſieh, wie er ſeine Arme um den Gegner ſchlingt, aber er wehrt ſich wacker; jetzt heben ſie einander empor, wie ſie ſich faſſen und drücken, wie ſie die Rüſſel an einander hacken; wenn ich nur die Augen recht ſehen könnte; brav! Alexander liegt unten, aber ſeine langen Arme ſtoßen gewaltig gegen die ſchuppige Bruſt des Gegners, nun hat er ſich aufgerafft, ſieh, wie er den Feind mit friſchem Muthe würgt; das Unterliegen war wohl nur ſcythiſche Kriegsliſt, nun gilt's; o weh! es iſt aus, ſie laſſen ja einander gehen."

„Sei ruhig," ſagte Spinoza, „das iſt nur ein

Friedensſchluß, und wär' er auch bei allen Göttern beſchworen, ſie brechen ihn wie die Menſchen, ſobald ſie wieder Kraft zu neuem Kampfe geſammelt haben. Hab' ich nun nicht recht, wenn ich behauptete, Alles käme nur auf den Standpunkt und auf die Unterſtützung der Pupille an? Wenn die Büffelheerde ſich den grimmen Tiger ſo lange auf den Hörnern gegenſeitig zuſchleudert, bis er zermalmt vor ihr liegt, ſo iſt es nichts größeres als dieſer Kampf hier; nichts iſt an ſich groß und nichts an ſich klein, nur weil es uns ſo erſcheint, wollen wir's dazu machen. Wären die Menſchen nicht von einer höhern Vernunft gezügelt, und ließen ſie ſich von ihren leiblichen Leidenſchaften allein beherrſchen, ſie vertilgten einander ebenſo wie dieſe Thiere hier."

„Wahrlich! dieſe Kämpfe ſind ſo groß als die der Menſchen; wenn im Kriege tauſend Feuerſchlünde brüllend den Tod ausſenden, wenn der Boden dröhnt und die Schwerter blitzend drein ſchneiden und ſich im Menſchenblute berauſchen, da fühlt man ſich ſo groß in der Todesverachtung, ſo allmächtig im Aufgebot der Kräfte, man glaubt die Welt aus ihren Angeln heben zu können; und was iſt's? ein kleiner Ameiſenhaufen ſtreitet ſich zwiſchen Grashalmen —"

„Der ewige Friede hat ſchon ſein menſchliches Ende gefunden," unterbrach ihn Spinoza, „ſieh, jetzt wetzen ſie die Waffen, nun muthig drauf los!"

Die beiden Freunde ſahen nun ohne ein Wort zu reden der Kataſtrophe des Kampfes zu; Oldenburg hatte den Parteien nicht die rechten Namen gegeben, denn die Kreuzſpinne wurde nach geringem Widerſtande von der andern mit Haut und Haar aufgefreſſen. Darius wurde im Triumphe auf der bleiernen Inſel in ſein Königszelt, das er ſich aus dem eigenen Leibe geſponnen, zurück getragen.

„Das gewöhnliche Leben hat doch gar manchen gäng und gäben Ausdruck von tiefer Bedeutung,“ ſagte Oldenburg, „von Zweien, die ſich mit unerbittlichem Haſſe verfolgen, ſagt man, ſie ſeien ſich ſpinnefeind.“

„Dein Herr und Meiſter Carteſius,“ ſagte Spinoza, „hätte von dieſer Spinne auch Manches lernen können, dann hätte er wahrſcheinlich auch keine unrichtigen Beweiſe für eine an ſich wahre Sache beigebracht. Er will die Exiſtenz Gottes auch daraus beweiſen: weil wir, die wir eine Idee von ihm haben, doch wirklich exiſtiren. Er nimmt hierzu zwei Axiome. Erſtens: was das Größere und Schwierigere bewirken kann, kann auch das minder Große und minder Schwierige bewirken; zweitens: es iſt größer die Subſtanz zu ſchaffen und zu erhalten, als die Attribute oder die Eigenſchaften der Subſtanz. — Ich weiß nicht, was er damit ſagen will; was nennt er denn leicht und was ſchwierig? Nichts kann abſolut an ſich, ſondern nur in Betracht ſeiner Urſache leicht oder ſchwierig genannt werden. Wir brauchen kein anderes Beiſpiel, nimm nur dieſe Spinne hier; mit leichter Mühe ſpinnt ſie ein Gewebe, das die Menſchen nur mit der größten Mühe weben könnten: die Menſchen dagegen können gar Vieles auf die leichteſte Art machen, was vielleicht den Engeln unmöglich iſt. Was läßt ſich alſo unbedingt leicht oder ſchwierig nennen? Es wäre nach dieſer Weiſe wohl denkbar, daß der Menſch Exiſtenz habe, ohne daß ſolche Gott nothwendig zugeſprochen werden müßte. Die Exiſtenz Gottes läßt ſich aber, wie wir ſchon einmal beſprochen haben, aus der innerſten Nothwendigkeit und Folgerichtigkeit ſeiner Idee beweiſen.“

Spinoza hatte hierüber noch eine weitläufige Erörterung mit Oldenburg.

Wir haben indeß ſchon lange genug in dem Hauſe des Klaas Ufmſand verweilt, und warten lieber, bis wir unſern Benedictus zu Olympia begleiten können. Da geht's gleich aus einem ganz andern Tone.

22. Beſonderheiten.

Kerkering hatte die Hand Olympia's erfaßt und bat Cäcilien in ſcherzendem Tone, bei ihm Gevatter zu ſtehen, wenn er katholiſch werde; er ließ die Hand nicht los als Spinoza eintrat, ſo ſehr ſich auch Olympia ſträubte. Der Eintretende ſah ganz verwundert drein. Olympia erröthete; ſie putzte indeß ſchnell das Licht, faßte ſich während der kurzen Dunkelheit wieder ganz und hielt Spinoza eine Strafpredigt über ſein langes Ausbleiben. „Es iſt mir unbegreiflich," ſagte ſie, „wie ein Mann in Ihren Jahren ſich ſo in ſeine Zelle einmauern mag. Frau Gertrui hat mir erzählt, daß Sie in den letzten zehn Tagen nicht die Treppe herabgekommen ſeien, und daß Sie anderthalb Pfund Oel bei Ihren nächtlichen Studien verbraucht hätten. Sie könnten ohne Entſagung Kloſterbruder oder Einſiedler werden; es iſt Schade, daß Sie nicht katholiſch ſind."

„Ich bedaure es ebenfalls; den alten Menſchen ausziehen, das geht leicht, aber den altneuen anziehen, iſt gar ſchwer."

Olympia ſchwieg, Kerkering ſah verdutzt darein; er ſtrengte alle ſeine Geiſteskräfte an, und konnte doch nicht recht begreifen, was hinter den Worten ſtecke.

„Es iſt ärgerlich," begann Olympia wieder, „daß wir Frauenzimmer ewig in den Laufbändern ſtecken, und nie frei hantieren dürfen. Ich kann die Luſt gar nicht unterdrücken, einmal das Zimmer zu ſehen, das Ihnen die ganze Welt entbehrlich macht; nehmen Sie ſich in Acht, ich hab's mit der Gertrui ſchon abgekartet: nächſtens, wenn Sie einmal nicht zu Hauſe ſind, komm' ich und durchſtöbere Alles, ich muß doch das Arcanum finden, das Sie ſo in ſich abſchließt. Sie müſſen etwas Beſonderes haben; Tag für Tag Glas ſchleifen und ſtudiren, ſtudiren und Glas ſchleifen, immer allein, und nicht einmal eine Orgel oder eine Laute bei ſich, das hält kein Menſch aus. Aber ich komme ſchon hinter das Geheimniß."

„Dießmal iſt die Reihe an mir," erwiderte Spinoza, „Ihnen einen ſechsten Sinn abzuſprechen. Wenn Sie auch Alles durchſuchen, Einen Genoſſen überſehen Sie gewiß, deſſen Inneres für mich erglüht, und deſſen warmen Athem ich mit Wolluſt einſauge. Leider iſt dieſer treue Genoſſe eben auch hinfällig und zerbrechlich, wie alles Irdiſche."

„O Sie emphatiſcher gottloſer Raucher! An Ihrer Stelle würde ich mir aber doch das Rauchen abgewöhnen, es iſt ja offenbar ein nur künſtlich gemachtes, ein imaginäres Vergnügen."

„Nächſt der Muſik kann nichts unſern ermüdeten Geiſt wieder ſo erfriſchen, als ein Pfeifchen echt amerikaniſchen Krautes; wie in der Muſik die Tonwellen, ſo ſind es hier die Rauchwellen, die uns umfluthen und all' das Zerknitterte in uns wieder ausglätten. Wenn ich ſo leicht und geräuſchlos einen vollen Zug aus der Pfeife thue, das ätheriſche Getränk eine Weile im

Munde wiege, und es dann in einem leiſen Strahl ausſtrömen laſſe — das ſchmeichelt und kost mit Gaumen und Lippen, wie eine ſanfte Melodie mit dem Ohre. Sie kennen gewiß auch den leidigen Einfluß jenes naßkalten, grau in grau ſich malenden Wetters; jenes, ich möchte ſagen, hornhautige Gefühl der Unbehaglichkeit, das ſich dann über unſer ganzes Weſen lagert, verſcheuche ich am beſten dadurch, daß ich mich in Tabakswolken hülle. Ich mache mich unabhängig vom Einfluß des Wetters, und wenn ich dem flüchtigen Spiele der Rauchſtreifchen zuſehe, gewinnt mein Geiſt an Expanſivkraft, ich fühle mich ſo wonnig ruhig und abgeklärt."

„Herrlich," rief Olympia, „nun ſehe ich Sie doch auch einmal enthuſiasmirt."

„Ich muß es werden, um Ihnen den Werth eines Dinges begreiflich zu machen, das Sie doch nicht ſelber erproben können."

„Es iſt Jammerſchade, daß Sie meinen Oheim Bonifacius nicht gekannt haben."

„Laß doch die Todten in Ruhe," ſagte Cäcilie, die am Fenſter ſitzend in einem Buche las, „was willſt du immer von dem ſeligen Oheim?"

„Es ſchadet nichts, wenn man ihm im andern Leben ein bischen Unruhe macht, er hat in dieſem Leben zu viel Ruhe gehabt und war deßhalb immer unwohl."

Cäcilie antwortete nichts, aber im weiteren Verlaufe des Geſprächs entfernte ſie ſich unbemerkt in das Nebenzimmer.

„War Ihr Herr Oheim auch ein Prieſter des veſtaliſchen Tabaksfeuers?“ fragte Spinoza.

„Ich erinnere mich noch ganz genau einer Predigt, die er vor fünf Jahren in der Kirche zu St. Johann gehalten hat. Er war ein feuriger Eiferer gegen den Tabak in beiderlei Form: ſie haben Naſen und riechen nicht — rief er mit dem Pſalmiſten von der Kanzel herab — ſie haben Mäuler und ſchmecken nicht.“

„Reden nicht, ſagt David,“ berichtigte Spinoza, aber Olympia fuhr ungeſtört fort:

„Sie opfern ihren Leib dem Moloch und dem Baal. Da räuchert ein Jeder vom frühen Morgen ſeine Kalbs- und Ochſen- und Schafszunge, und aus ſeinem Maulſchlot ſteigt der Dampf empor gleichwie der Duft eines Götzenopfers. Drum iſt ihre Zunge lahm, wenn ſie ein Ave Maria beten ſollen. Allſtündlich kauen ſie die Blätter von der Sündenpflanze, als ob es Himmelsmanna wäre, die da ſchmeckt wie Koriander in Honigſeim; und über eine Weile pöckeln ſie ihre Naſen mit dem verruchten Kraut, das Beelzebub geſäet hat, drum können ſie nicht mehr den lieblichen Weihrauchduft der Kirchen koſten. Wehe! Wehe über das Babel, über das Sodom und Gomorrha! Aber einſt werden ſie ihren gerechten Lohn finden, ſie ſelber werden ſein eine Beute der Flamme und werden luſtig dampfen in der Hölle, dann wird ſein Heulen und Zähneklappern; und die ihre Naſen gepöckelt, werden eingeſalzen zu dem Leviathan und den anderen Ungethieren in der Tiefe des Abgrunds. Der Herr bewahre euch vor ſolcher Strafe, Amen!“

„Brav!“ rief Spinoza, „das Pathos ſteht Ihnen vortrefflich; Sie ſind ja eine lebendige Bibelconcordanz.“

„Danke ſchönſtens,“ ſagte Olympia ſchelmiſch. „Sind Sie auch mit mir der Anſicht, daß die Prieſter deshalb ſo gegen das Tabaksſchnupfen eifern, weil ſie Ancyra fürchten?“

„Nicht ganz, denn ich glaube, daß man noch lange lange dieſelben Dinge von den Kanzeln herab predigen wird, während die Domine's ſelber zwiſchen jeder ihrer ſalbungsvollen Phraſen eine Priſe Tabak aus der goldenen Doſe nehmen, die auf der Bruſtwehr der Kanzel neben ihnen ſteht. Mein Peter Blyning ſagte immer, wenn er Morgens nüchtern eine Priſe nahm: das ſei ſein geiſtliches Frühſtück.“

„Mir fällt Etwas ein,“ ſagte Olympia, „kennen Sie die horrible Schrift des weiſen Königs Salomo?“

„Ich kenne die Schriften Salomo's alle, ich will doch aber nicht hoffen, daß Sie den „Prediger“ oder gar „das hohe Lied“ horribel nennen, und es wie die alten Kirchenlehrer gern aus dem Kanon ſtreichen wollten?“

„O nein, ich meine etwas ganz Anderes; meinen Salomo laſſen die Presbyterianer jetzt gewiß zur Strafe für ſeinen prophetiſchen Eifer in der Hölle rauchen und braten; der wird Geſichter ſchneiden! Ich bin im Augenblicke wieder bei Ihnen, meine Herren.“ Sie nahm das Licht vom Tiſche und ging trällernd fort.

„Ein wunderbar räthſelhaftes Mädchen!“ ſagte Kerkering als er im Finſtern bei Spinoza ſaß, „ſie iſt ſo gelehrt, daß ſie zehn Profeſſoren in die Taſche ſteckt.

Wenn ich ſie ſo reden höre, komme ich mir ſo — ſo — ich weiß nicht wie vor; ich ſchweig' dann lieber ganz ſtill, und möcht' nur, daß ſie immer fort ſpräche. Ich kann ihr die Stränge nicht halten, Sie ſind der Mann für ſie."

„Sind Sie auch der Anſicht?" entgegnete Spinoza, und hier im Dunkeln ging dem Kerkering ein Licht auf.

„Das Volk, das im Finſtern wandelt, ſahe ein großes Licht; wie ſteht mir das Pathos, Herr von Spinoza?" ſagte Olympia mit einem großen Buche unter dem Arm eintretend. „Ich bitte um Entſchuldigung, ich bemerkte nicht, daß Cäcilie weggegangen war, ſonſt hätte ich Sie nicht im Dunkeln gelaſſen."

„Mit Ihnen erſcheint uns ein doppeltes Licht," ſagte Kerkering, vielleicht wollte er hiemit auch Spinoza ſeinen eben erhaltenen Aufſchluß andeuten. Olympia dankte, und, das Buch aufſchlagend ſagte ſie:

„Ich bilde mir etwas darauf ein, doch noch Ihre Lehrerin ſein zu können. So wiſſen Sie denn, daß König Jakob I. von England der weiſe Salomo genannt wurde; hier iſt ſeine horrible kanoniſche Schrift: De peccato mortali fumandi Nicotianam. [1] Sind Sie zum Tode bereit, Herr von Spinoza?"

Sie las nun einige Stellen in dem Buche.

„Wenn das der fromme König geahnt hätte," ſagte Olympia, „daß heute ein Mann Namens Oliver Cromwell über England herrſchen wird, der die Bibel im Degenkorb trägt und doch den ganzen Tag die Todſünde des Cigarrenrauchens begeht! Es iſt mir indeß angenehm, daß ich doch endlich auch Ihre Liebhaberei erfahren habe."

---

[1] Ueber die Todſünde des Tabakrauchens.

„Die kennen Sie ſchon länger," erwiderte Spinoza, und Kerkering nickte, die Lippen aufeinander preſſend, ſeinen Vermuthungen Beifall zu.

„Sie thun der Muſik ſchwer Unrecht," ſagte Olympia, „wenn Sie ſie mit Ihrer Liebhaberei vergleichen. Auch Ihr Carteſius erkannte, daß uns in der Muſik ein ſchwer zu ergründendes Räthſelreich gegeben iſt; ſein Buch compendium musices zog mich ſehr an. Aber die Schöpfung der Muſik und ihre Wirkung läßt ſich nicht mit Zahlen einfangen und belegen. Und doch hat die Muſik wieder Aehnlichkeit mit der Mathematik. Daß der Menſch die Zahl ſchuf, die in der Welt nicht da iſt und die er nur bildete, und daß er die Muſik ſchuf, zu der in der gegebenen Welt kein Anhalt da war —"

„Die Töne, die wir hören?"

„Die liegen weit ab. Daß der Menſch ein ganzes Reich unermeßlicher Empfindungen in Tönen ſchuf und bildete, das macht die Muſik zu einem Wunder des Menſchengeiſtes nicht minder als die Mathematik."

„Die Muſik bewegt ſich in einem durch feſte Begriffe unbeſtimmbaren Gebiete," bemerkte Spinoza.

„Ach wie froſtig klingt das. Wenn ich, die Augen ſchließend, gute Muſik höre, kann ich mich am beſten auf mich ſelbſt beſinnen, und Menſchen und Verhältniſſe und was ſonſt verworren, ſteht klar vor mir. Faſſen Sie in einer Harmonie die Darſtellung einer endloſen Reihe verbundener und ſich bekämpfender Seelen auf, die eine klagt, ſeufzt und grollt, die andere jubelt, jauchzt, ſchmachtet und ſtürmt; bald vereinigen ſie ſich, und in unendlicher Mannigfaltigkeit ſprechen ſie Alle denſelben Gedanken aus, dann verſtummen ſie, die eine erwacht wieder, erhebt ſich und ſtirbt leiſe und ſelig, eine Rotte macht ſich wieder zuſammen, tobt und brauſt, die Anderen eilen herbei, die todte wird auferweckt, bis endlich der Friede über Alle kömmt.“

„So ſinnreich auch Ihre Deutung iſt,“ nahm Spinoza das Wort, „ſo beſtätigt ſie mir doch wieder, daß die Muſik die Kunſt der Affecte iſt, und zwar bewegt ſie ſich in den Affecten als Elementen ohne eigentliches Object: Zorn und Schmerz und Freude, Haß und Liebe, zeigen ſich als elementariſche Affecte ohne faßbare Gegenſtändlichkeit. Ich will ſolches Verſenken nicht verwerfen, aber ich habe genug zu thun, die Affecte, die mir Stand halten, zu erkennen und vielleicht dadurch zu bewältigen.“

„Und ich ſage Ihnen,“ erhob ſich Olympia, „Ihre ganze Philoſophie iſt eine Philoſophie der Muſik. O, könnte ich's nur recht darthun, wie ich's faſſe. Sie haben mir einſt erklärt, wie die friedliche Menſchengemeinſchaft darauf beruht, daß Jeglicher von ſeinem Naturrechte, nach dem man Alles darf was man kann, um der Gegenſeitigkeit willen etwas abgeben muß, daß dadurch die Selbſterhaltung zur Erhaltung Anderer wird. Sehen Sie, das iſt das Geſetz der muſikaliſchen Harmonie. Ein Ton, für ſich allein geſtimmt, wäre ein ganz anderer ſcharf beſtimmter; ſoll er aber übergehen in die Harmonie, muß er etwas von ſeinem

Naturrechte abgeben, dann fließen die Töne zum Wohlklang in einander, und einer erhält und erhebt ſich und den andern.“

Spinoza ſah leuchtenden Auges auf Olympia. Wie wahrte ſie ſeine Ausſprüche und ſuchte ſie in ihrem Denkkreiſe einzubürgern. Er hatte nicht Zeit, dem Gedanken nachzugehen, wie dieſe Darlegung auch auf ihr perſönliches Verhältniß ſich ausdehnen ließe, denn in ſeltſamer Abſchweifung fuhr Olympia nach einer Pauſe fort:

„Ich kann mich darüber ärgern, man hat in Ihrer Kunſt ſo außerordentliche Fortſchritte gemacht, man kann die Sterne dem Geſichtsſinn ganz nahe bringen; warum hat man nicht auch Inſtrumente zur Verſtärkung unſeres Gehörſinns? Wie herrlich wäre es, wenn wir den himmliſchen Sphärenklang, den Dante ſo göttlich ſchön beſchreibt, vernehmen könnten.“

„Wenn man auch annimmt, daß ſich die Sterne in rhythmiſchem Tone bewegen, ſo könnte es unſerer Erkenntniß doch wenig nützen, ſie zu hören.“

„Erkenntniß, zielt denn Alles dahin? iſt das Vergnügen an ſich nicht auch wünſchenswerth? Sie müſſen mir zugeſtehen, daß es keine regelmäßige Bewegung giebt ohne rhythmiſchen Ton; ich bin dadurch zu gar baroken Anſichten gekommen, die ich Ihnen mittheile, wenn Sie mir verſprechen, mich nicht auslachen zu wollen.“

„Ich verſpreche das, denn ich bin begierig, zu hören, was Ihnen gar ſo barok vorkommt.“

„Vor einem halben Jahre hat mir mein Vater erzählt, daß ein engliſcher Arzt, Namens William Harvey, den Kreislauf des Blutes und ſeine Geſetze beſtimmt habe; ich bin nun überzeugt, daß, ſo wie die Bewegung unſeres Herzens einen Ton von ſich giebt, den wir vernehmen können, ſo auch das Blut, das durch unſere Adern rollt, einen Ton von ſich giebt, den wir aber nur höchſt ſelten vernehmen. In geſunden Tagen ſind wir buchſtäblich eine vollkommene Harmonie, in kranken eine geſtörte, verletzte. Ich ſagte meinem Vater, daß, wenn uns die Ohren gellen, das gewiß ein Ton ſei, der ſich verſtärkt losgeriſſen habe aus der ſich bewegenden Harmonie; mein Vater behauptet: das ſei akuſtiſche Täuſchung, wenn wir ſo Etwas zu hören meinen, aber ich kann mich nicht mit der Anſicht vereinigen. Sehen Sie, es liegt auch eine tiefe Wahrheit darin. wenn man ſagt, daß man das Gras wolle wachſen hören; in der ganzen Natur iſt eine geſetzmäßige Säftebewegung, und überall wo Bewegung, iſt Ton und Klang. In den Sternen, im Innern der Erde und auf der Oberfläche iſt ein ewiges Brauſen, Tönen und Klingen. Muſik iſt die Seele des Alls, Muſik iſt unſere Seele; Alles iſt eine millionenſtimmige Harmonie, und das den Menſchen gegebene Wort iſt ihre göttlichſte Offenbarung."

Das Antlitz Olympia's wurde immer ſonniger, und Spinoza ſagte jetzt: „Sie ſehen, ich lache nicht, es freut mich, daß Sie die Anſichten Ihres Vaters, an welche Sie ſo nahe ſtreiften, glücklich umgangen ſind. Ich will mir indeß nicht ſo ſchnell ein Urtheil über Ihre Anſichten erlauben."

„Warum müſſen denn der Menſchen Neigungen zu den Dingen ſo verſchieden ſein, daß wir uns ſo ſchwer verſtändigen können?“ fragte Olympia, und Spinoza erwiderte: „Damit wir nur in Sachen der klaren Erkenntniß einander zu überzeugen ſuchen; wo dieſe aufhört, beginnt die Verketzerungsſucht. Sie haben in ſich gewiß Recht in Ihrer Auffaſſung der Muſik und in der Liebe zu ihr, aber die Muſik iſt zugleich auch ein Beiſpiel, wie im Gebiete des Glaubens, der Phantaſie, mit einem Worte, wo keine feſte Beſtimmung durch Denkbeweiſe hinreicht, ſich leicht ein Fanatismus, eine Verketzerungsſucht geltend macht. Man wird da immer leidenſchaftlich, wo man eine gewiſſe Unmacht fühlt, man will zuletzt zu Etwas äußerlich gewaltſam zwingen, was doch nur ein inneres Recht und eine innere Pflicht iſt. Laſſen Sie ſich jetzt nicht verleiten, mich für einen muſikaliſchen Ketzer zu halten und mich aus Ihrem Heiligthume zu verbannen.“

Kerkering nahm dieſe letzte Wendung raſch auf und bat Olympia, ſich an ihre Orgel zu ſetzen; auch Spinoza äußerte den gleichen Wunſch und es war eine Beruhigung und Erfriſchung der im Denken bewegten Geiſter, den Tönen zu lauſchen, die jetzt Olympia bald ſtürmend bald beſänftigend aus der Orgel erklingen ließ.

Es war ſpät in der Nacht als ſich Spinoza und Kerkering entfernten. —

Es ließen ſich wohl die Beſonderheiten im Weſen der beiden Liebenden dahin deuten, daß Olympia in muſikaliſch ſchwelgeriſcher Verſenkung ſich ungebunden den Affecten hingab und darin die Freiheit des unbefangenen

Seins empfand, während gerade die Aufgabe des Philoſophen darin beſtand und die Natur Spinoza's vorherrſchend dahin neigte, unbeirrt von der ſtürmenden Gewalt der Affecte, nicht dieſe betäubende Kraft gelten zu laſſen, ſondern das ſtetige zu Grunde liegende ruhige Geſetz zu erkennen und inmitten aller Beſtürmungen den Gleichmuth zu bewahren, der ihm allein als Freiheit galt.

Eine äußerlich unſcheinbare Eigenheit, die ſich aber doch auf eine tiefere Naturanlage zurückführen ließe, darf man wohl auch darin erkennen, daß Olympia oft und oft mit den Augen zwinkerte, während Spinoza den Blick lange anhaltend offen hielt wie ein Kind.

Noch iſt nicht ergründet, in welchem Bezuge ſolche Erſcheinungen zur ganzen Thätigkeit und Bewegung des Denkens ſtehen. Darf man bei Olympia und Spinoza die Wahrnehmung darin finden, daß jene eine muſikaliſche, in Anklängen momentan belebte, dieſer eine ſtetige ſpeculative, oder wie es Oldenburg nannte, eine plaſtiſche Natur war?

Dieſe Verſchiedenheit ihrer Naturen bildete immer wieder eine Anziehungskraft und Ergänzung.

Ob im ſtetigen Gemeinleben dieſe Gegenſätze ſich allzeit ſo friedlich ausgleichen ließen, oder ob es in der Aufgabe des zu allgemeinem und unabhängigem Denken Berufenen liege, abgetrennt von jeder immerhin beengenden Gemeinſchaft nur dem reinen Gedanken zu leben: dieſe Fragen wurden vorerſt zurückgedrängt, denn Spinoza hatte in anderer Weiſe zu zeigen, in wie weit er bereits die Affecte beherrſchte.

23. Miſſionäre.

Die heilige jüdiſche Kirche durfte es nicht gleichgiltigen Auges mit anſehen, daß Einer, der durch Geburt und Ceremonie ihr angehörte, ſich willkürlich lostrennte; ſie erkannte wohl, daß wenn es dem Einzelnen geſtattet würde, ſich abzuſondern und nach dem Verlangen ſeines Herzens zu leben, das uralte Heiligthum der jüdiſchen Stiftshütte in kommenden Zeiten verlaſſen daſtehen könnte, und ſich Niemand finden werde, der ſie auf ſeine Schultern nehme, ſie von Land zu Land trage und ihre Pfoſten in alle Erdreiche einramme. Wo es dem Menſchen geſtattet iſt, blos Menſch zu ſein, ſtürzt der Rieſenbau der Kirche in Trümmer. Das erkannten die Herren des chriſtlichen wie des jüdiſchen Glaubensbekenntniſſes, die ſich ſeine Diener nennen, in gleicher Einſicht. Die Juden hatten keinen Staat, was blieb ihnen noch, wenn ſie keine Kirche, keine Synagoge hatten?

Schon dreimal war der Synagogendiener Elaſar Merimon, den wir noch vom Kabbaliſten her kennen, bei Spinoza geweſen und hatte ihn im Namen des Beth-Din[1] aufgefordert, zurückzukehren in die Gemeinde, und in Speiſe und Trank wie im Beſuche der Synagoge den Vorſchriften der jüdiſchen Religion nachzuleben; er hatte ſolchem Anſinnen zu gehorchen verweigert, und der kleine Bann war über ihn verhängt worden, der ihn drei Monate von der jüdiſchen Kirche ausſchloß. Obgleich er ſich hiezu ſchon von ſelbſt verdammt hatte, ſo legte er doch Einſprache gegen dieſes Verfahren ein, weil ſeine Lebensweiſe den Grundlagen des Judenthums nicht widerſprach, und er die Ungiltigkeit der Ceremonie darthun zu können ſich anheiſchig machte. Seine Einſprache blieb indeß fruchtlos, und er dachte gar nicht mehr daran, denn er wußte nur von dem einen Banne, der ihn in der Nähe Olympia's feſthielt. Jetzt kamen aber ſeine beiden Schwäger und erinnerten ihn, daß er in den Schooß der Kirche zurückkehren müſſe. Er wies ſie mit lächelnder Ruhe zurück; ſie aber wurden immer heftiger, ſchimpften und verfluchten ihn und drohten, ihn in Stücke zu zerreißen, wenn er die Schande ſeiner Lebensweiſe nicht von ihrer Verwandtſchaft abwälze.

---

[1] Kirchliches Gericht.

Das ſpaniſche Blut kochte in Spinoza, aber er bewältigte auch jetzt jede Ueberwallung. Die Drohenden und Polternden erſchienen ihm nur wie körperloſe gegneriſche Einreden, die er ſich ſelber in Gedanken vorſtellen konnte. Mit gemeſſener Rede das Recht verwandtſchaftlicher Beziehung wie das der Selbſtändigkeit abgrenzend, zog er die Schranken; er lehrte die Heftigen, daß äußere Beziehungen nicht binden und äußere Gewalt nicht überzeuge. Es mußte eine ſiegende Kraft ſeinen Worten innewohnen, denn die Beiden ſahen einander ſtumm an und verließen ihn. Aber wenige Tage darauf, es war am Sabbath, wurde Spinoza abermals von einem Beſuche überraſcht: eine Frau, die einen kaum einjährigen Knaben auf dem Arm trug, und ein kleines Mädchen an der andern Hand führte, trat ein. Spinoza ging ihr freundlich entgegen:

„Das freut mich, liebe Miriam,“ ſagte er, „daß du zu mir kommſt. Aber wie haſt du gealtert! Biſt du krank oder geht dir's ſchlimm?“

„Ich bin Gottlob geſund,“ antwortete Miriam ſeufzend, „und könnte auch ſonſt nicht klagen. Ja, lieber Bruder, der Eheſtand iſt ein Weheſtand, zwei ſchwere Geburten, daß man dreizehn Wochen nicht aus dem Bette kann und das ganze Hausweſen dabei zu Grunde geht; bei den Kindern nicht einmal die Nachtruhe, und ſonſt das ganze Jahr Kummer und Sorgen — du würdeſt jetzt nicht mehr über mich ſpotten, daß ich zu viel in den Spiegel ſehe, ich komme oft von einem Sabbath bis zum andern nicht dazu.“

„Es ſchmerzt mich tief, daß ich ſo wenig nach dir umſchauen und dir beiſtehen konnte, aber laß jetzt die Sorgen,“ ſagte Spinoza, „es wird ſchon beſſer kommen. Du glaubſt es kaum, wie unendlich wohlthuend es für mich iſt, dich wieder einmal ſo bei mir zu haben; Blutsverwandte ſind von Natur die beſten Freunde. Weißt du das Sprüchwort der alten Chaje? Bind' mir Hände und Füße und wirf mich unter die Meinigen — das bleibt ewig wahr.“

„Ja, du willſt ſchön unter die Deinigen geworfen werden. Ach lieber Gott, du machſt ja, daß man ſich nicht mehr ſehen laſſen kann, ohne roth zu werden. Weißt du was heute geſchieht? heut' wirſt du zum zweitenmale in der Synagoge ausgerufen, vielleicht gerade in dem Augenblick, wo wir da mit einander ſprechen. Heut' vor acht Tagen bin ich in der Synagoge, ich weiß nicht, es iſt mir ſo ſchwer auf dem Herzen, als ob ein Centnerſtein darauf läge. Nachdem man eingehoben[1] hat, ſteigt Rabbi Iſaak Aboab (der, ſeitdem er aus Braſilien zurückgekehrt iſt, ſich gar ein großes Anſehen giebt) vor den Altar; Alles iſt ſtill und lauſcht auf das was geſchehen ſoll, da ruft er deinen Namen aus, und befiehlt dir zurückzukehren, wenn nicht des Himmels Blitz dich zerſchmettern und die Erde dich verſchlingen ſoll. Lieber Bruder! ich habe gerade geglaubt, man reißt mir das Herz aus dem Leibe heraus; bald war mir's eiskalt, und dann ſind mir wieder die Flammen aus dem Geſicht geſchlagen, ich habe gemeint, ich müßt' in den Boden verſinken, ich mußte mich am Gitter anhalten, es iſt mir einmal über das andere eine Ohnmacht gekommen. Ich weiß noch nicht, woher ich die Kraft genommen habe, heim zu gehen; die Eſther di Leon, die neben mir ſteht, hat mich heimbegleitet. Du weißt, ſie iſt ein ſchadenfrohes, ſpöttiſches Ding, und die dürfte doch ſtill ſein, ſie war ja früher die Braut von dem Akoſta, und ſo weit iſt es doch, Gottlob! mit dir noch nicht."

„Nein, und wird auch nie ſo weit kommen."

„Aber es iſt ſchon weit genug," begann Miriam wieder, „heut wirſt du zum zweiten, und über acht Tage zum drittenmal ausgerufen, und dann — ich überlebte die Schande nicht. Mein Mann will, ich ſoll ganz vergeſſen, daß du mein Bruder geweſen biſt; wie kann ich aber das? Es ſcheint, du kannſt es; wer ſeine Religion vergißt, warum ſoll der ſeine Schweſter nicht vergeſſen können?“

---

[1] Die Thora in die heilige Lade zurückgebracht.

Miriam ſah nach dieſen Worten in das ſchmerzvoll bewegte Antlitz des Bruders, ein Mitleid ſchien ſich in ihr zu regen, daß ſie ihm ſo wehe gethan, und weinend fuhr ſie fort:

„Tag und Nacht gehſt du mir nicht aus dem Sinn, ich vergeſſe meine Pflicht als Mutter und als Gattin, du biſt daran ſchuld, der Gedanke an deine Pflichtvergeſſenheit reißt auch mich zu einer ſolchen hin. Ich kann nicht faſſen, was dich ſo verſtockt macht, ſo viel aber weiß ich: wenn mein Sohn einſt ſeinen Geſchwiſtern ſolchen Kummer machen ſollte, wünſchte ich lieber, daß er ſtirbt, eh' er ſprechen lernt.“

„Du mußt nicht ſo reden, liebe Schweſter, ich hoffe, daß noch Alles gut geht. Weiß dein Mann denn auch nicht, daß du bei mir biſt?“

„Der dürfte kein Wort davon wiſſen. Denk' nur, heute Morgen will er, ich ſoll in die Synagoge gehen; eh' wäre ich aber, Gott verzeih' mir's, unter den Galgen gegangen als dahin, die Weiber hätten mich angeſehen und zuſammen geziſchelt und gewispert. Ich habe geſagt, ich müßte bei meinem Kind bleiben, und bin zu dir hergegangen; die Rebekka iſt auch zu Haus geblieben, ſie hat's aber nicht gewagt, mitzugehen, ihr Mann iſt gar ſtreng. Ich ſeh' aber gar nicht ein, warum du nicht zurückkehren willſt. Du weißt, ich bin ſelber nicht ſo auf die Kleinigkeiten erpicht, und verdamme dich nicht, wie die Anderen; aber daſſelbe Leben, das du jetzt haſt, kannſt du auch haben, wenn du lebſt wie alle anderen Juden. Willſt du nicht täglich dreimal in die Synagoge gehen, ſo gehſt du nur Einmal, das kann doch nicht ſo beſchwerlich ſein; ſiehſt du, du haſt ja ein Leben, wenn du, Gott bewahre, im Raſpelhaus[1] eingeſperrt wäreſt, hätteſt du es nicht ärger. Keinen Sabbath, keinen Feiertag, für was lebſt du denn? Ich bitt' dich, kehr' um, laß du Andere dafür ſorgen, welche Dinge ſie für Religion halten wollen. Ich glaub' dir, daß du in Vielem Recht haſt, ich will dir's im Stillen abnehmen, wenn du es Jemand mittheilen mußt; aber wozu braucht es die ganze Welt zu wiſſen? Ich weiß wohl, ihr Männer wollt euch nicht fügen, wir Frauen müſſen dulden und ertragen, aber du, du biſt anders, von Kindheit auf haſt du immer willig nachgegeben. Sei wieder was du geweſen biſt, glaub' mir, du kannſt nichts Anderes ſein, es bricht dir das Herz, wenn du dich zu Anderem zwingſt. Zwing' dich lieber jetzt und kehr' um. Gott! wenn du wieder bei uns wäreſt, wir ſtünden wieder da in Glanz und Ruhm, wie irgend je; ich will dir thun, was ich dir nur an den Augen abſehen kann, ich will dir die Hände unter die Füße legen, ich bitt' dich mit aufgehobenen Händen, komm' zu uns."

Spinoza hatte Mühe, ſeiner innern Bewegung Herr zu werden, er erklärte ſeiner Schweſter: daß er nun feſt entſchloſſen ſei, ſich gegen die Rabbinen zu vertheidigen, damit es ihnen nicht gelingen ſolle, weder ihn noch ſeine Familie zu beſchimpfen; er wolle nicht für ſich allein, ſondern auch für Andere die Macht brechen, die es wage, das Denken in Bann zu thun.

---

[1] Zuchthaus, wo die Züchtlinge Blauholz raſpeln mußten.

„Ich glaube dir, ich glaube dir,“ rief Mariam in begeiſtertem Tone, „daß du gewiß nur das Rechtſchaffene willſt, du biſt beſſer als die ganze Welt; aber glaube du mir auch, ich habe die Menſchen kennen gelernt, ſeitdem das Unglück durch dich über uns gekommen. Du willſt dich für Andere opfern? Du biſt zu gut, du biſt die Krone von allen Menſchen, die Anderen ſind es nicht werth, daß um ihretwillen ein Haar auf deinem Haupt gekrümmt wird.“

Spinoza ſah tief ergriffen auf ſeine Schweſter, die ihn ſo ſehr liebte und um dieſer Liebe willen Alles von ſich ſtieß. Miriam mochte die Bewegung ſeines Herzens ahnen, denn mit lautem Jammerſchrei warf ſie ſich an ſeinen Hals und rief:

„Du kannſt nicht, du darfſt nicht um der Welt willen dich opfern und uns dazu. Oder iſt es wahr, daß du eine Chriſtin heirathen willſt?“

Spinoza war in peinlichſter Verlegenheit, Lüge war ihm ſo fremd wie die Nacht dem Tage, und doch verzweifelte er, der Schweſter erklären zu können, wie ſein Denken ihn über die Grenzen der Kirchenſatzung hinausgeführt und die Liebe nur ſein Geleite war.

Ein unerwartetes Ereigniß befreite ihn von jeder weiteren Darlegung. Die beiden Kinder, die ihre Mutter weinend am Halſe des Oheims ſahen, fingen nun ebenfalls an zu weinen und zu ſchreien, ſo daß Miriam über der Beruhigung ihrer Kinder die Frage ganz vergaß.

„Benjamin,“ ſagte ſie zu dem zuerſt beruhigten Knaben, „Benjamin, bitte den Oheim, daß er nicht von uns gehe. Ach! das Kind hat den Namen unſeres ſeligen Vaters, der würde auch ſchreien und weinen, wenn er dich ſähe; er kann im Grabe ſeine Ruhe nicht finden, wenn er hört, was aus dir geworden iſt.“ Spinoza nahm den Knaben auf ſeinen Arm und herzte und küßte ihn.

„So wenig mich dieſes Kind verdammt, ſo wenig verdammt mich unſer Vater in der Ewigkeit,“ ſagte er. Auch die kleine Sarah ſpielte mit der Hand ihres Oheims und bat ihn, auf Geheiß ihrer Mutter, mit ihnen zu gehen. Spinoza wiederholte die Verſicherung, daß er ſich vertheidigen könne, und Miriam nahm ihre Kinder und entfernte ſich mit ſchwerem Herzen.

Noch einmal mußte er heute einen Kampf wegen ſeines Entſchluſſes beſtehen. Rodrigo Caſſeres kam gegen Abend zu ihm. „Du haſt keinen Vater mehr,“ ſagte er, „ich darf ſeine Stelle vertreten. Denkſt du noch der Stunde, wo ich dich zum Erſtenmal ſah? So wirſt du eingeſcharrt werden, wie ein räudiger Hund, gleich jenem Abtrünnigen. Denkſt du noch jenes Abends, als ich dir den grauenvollen Tod deines Oheims Geronimo erzählte? So wirſt du ſterben, nur noch gottverlaſſener und von Teufeln zerriſſen; denn du haſt muthwillig den Glauben deiner Väter mit Füßen getreten. Dein Vater, ich und wir Alle, wozu haben wir Tag für Tag das Leben eingeſetzt? Bloß um des heiligen Glaubens unſerer Väter willen. Warum haben wir unſer ſchönes Vaterland verlaſſen, und ſind in entlegene Länder gewandert? Bloß um offen unſerm Glauben dienen zu können, und Du ſtoßeſt ihn freiwillig von dir! Ich warne dich, da es noch Zeit iſt, du biſt noch jung, aber einſt, wenn du dem Tode entgegengehſt, wird der Verrath dich verfolgen, wenn du wachſt, und deinen Schlaf morden.“

Spinoza berückſichtigte das Alter des Mannes, und ſetzte ihm mit Ruhe ſeinen feſten Entſchluß und ſeine Unſchuld auseinander.

Acht Tage lang blieb er von da an verſchont von Bekehrungsverſuchen, er hatte in dieſer Zeit ſich einen feſten Plan zur Vertheidigung ausgearbeitet und indem er jetzt zu dieſer die Autoritäten der heiligen Schriften nochmals zu Rathe zog, erſchloſſen ſich ihm neue Ergebniſſe und die längſt erkannten wurden noch feſter und ſchärfer. Was ſich der ſtillen Entfaltung des einſamen Denkens entzog, ſei es durch eine doch noch inwohnende Scheu oder durch Verhüllung der gegebenen Thatſachen, das ſchoß jetzt im heißen Kampfe der Gegenwehr mit mächtiger Triebkraft auf. Spinoza fühlte doch auch jetzt jenen Schlachtenmuth, jene zuſammengedrängte Macht, die die gewohnte Kraft ſteigert und faſt über ſich hinaus hebt.

Zu der erſten Anmahnung, die ihm jetzt wieder ward, bedurfte er indeß dieſer Kraft noch nicht.

Es war wieder am Sabbath, er ſaß bei Tiſche und genoß ſein einfaches Mittagsmahl, als er Jemand mühſam die Treppe heranſteigen hörte, die Thür ging auf, und die alte Chaje trat in's Zimmer. Spinoza rückte ihr einen Stuhl an den Tiſch und fragte:

„Haben ſie Euch auch ausgeſchickt, um das verlorene Schaf zur Heerde zurückzubringen?"

„Nein, ſo wahr als ich wünſche, daß mich Gott noch Freude an ihm ſoll erleben laſſen, ſo gewiß iſt es, daß ich von mir ſelber herkomme; ich hab' gemeint, meine alten Füße wollten mir brechen, ehe ich die Treppen herauf komme. Ich hab's Niemand geglaubt, ich muß mit meinen eigenen Ohren hören, ob es wahr iſt, daß er unſere heilige Religion umſtoßen will; er war doch ſonſt ſo ein braves, frommes Judenkind."

Spinoza bemerkte hier im Stillen den Einfluß, den das über ihn verbreitete Gerücht haben mußte, da die alte Chaje in ihrem Eifer faſt ſeine Gegenwart vergaß und nur mit ſich ſelbſt von ihm zu reden ſchien.

„Wer weiß denn das?" fragte Spinoza.

„Wer's weiß? Ein ſchönes Geheimniß! Die Kinder auf der Straße erzählen ſich's; ach lieber Herre Gott! wie oft hab' ich ihn auf meinen Armen getragen, wer hätt' es damals geglaubt, daß ſo Einer aus ihm werden kann? Was wahr iſt, iſt wahr, die Schweſter der ſchwarzen Gudul, die bei Rabbi Aboab gedient hat, hat's ſchon lang geſagt: der Baruch iſt ein Duckmäuſer, wo der Rabbiner wird, läßt ſich die Gemeinde taufen. — Ich hab' mir immer gedacht, wenn ich über hundert Jahr' einſt ein Aug' zuthue, ich hab' — dem Stein ſei's geklagt — kein Kind und kein Rind auf der Welt, ich hätt' ihm, meinem Baruch, mein bischen Vermögen, das ich mir erſpart habe, hinterlaſſen, und er hätt' ein Schiur für mich gelernt,[1] daß ich auch einen ſilbernen

---

[1] Eine Seelenmeſſe geleſen.

Stuhl im Gan-Eden[1] bekommen hätte. Ach! wie ſind meine Hoffnungen zu Waſſer geworden.“

Chaje weinte bitterlich, Spinoza ſuchte ſie zu tröſten.

„Er verleitet mich auch noch zu der Sünde, daß ich am Sabbath weine, ach! das iſt ein Nagel zu meinem Sarg,“ klagte ſie. „Ich möcht' nur wiſſen, was ihm einfällt. So viel tauſend Jahr' iſt die jüdiſche Religion recht geweſen, jetzt auf Einmal wirft man ſie nur ſo weg, wie einen zerbrochenen Topf? Ich glaub' immer, es iſt ein Sched in ihn gefahren, warum hätt' er ſonſt gegen die Juden und die jüdiſche Religion geſchimpft? Schind't man ſein' Naſ' aus, ſchänd't man ſein Angeſicht, ſagt das Sprüchwort. Er thut's mir zu lieb und wird wieder fromm und brav wie ſonſt, nicht wahr? Er wird mir's gewiß auf ſeinem Todtenbett danken, wenn er mir folgt. Es war ein Jugendſtreich, und den vergißt man bald; bis über's Jahr iſt Gras darüber gewachſen, und dann kann er wählen unter den Töchtern der reichſten Männer in Amſterdam.“

Spinoza ward faſt unwillig über die Reden der Chaje, denen er durch Erklärungen keinen Einhalt thun konnte, ſie wollte nicht eher weggehen, bis er ihr verſprochen habe, daß er wieder fromm und brav ſein wolle; er mußte ihr endlich deutlich zu verſtehen geben, daß ſie ſich nun entfernen müſſe.

Olympia hatte recht prophezeit, daß man einſt zu Spinoza wallfahrten werde; aber die Wallfahrt ging vorerſt noch zu Maledictus. Am Tage darauf, nachdem Spinoza ſich die Chaje vom Halſe geſchafft hatte, kam der Arzt Salomon de Silva zu ihm. Er machte zuerſt einige ärztliche Einleitungen und bemerkte Spinoza, daß er durch ſeine jetzige Lebensweiſe ſeine Geſundheit untergrabe; dieſer aber erwiderte, daß er zwei Aerzte zu Freunden habe, Diät beobachte und ſich immer wohl befinde. Silva legte die Sonde tiefer ein.

---

[1] Paradies.

„Ich geſtehe,“ ſagte er, „das Judenthum hat vielerlei Mißbräuche und abnorme Auswüchſe, die hinweggeſchafft werden müſſen; als ich in deinen Jahren ſtand, war mir das auch ſehr läſtig. Die ungeſtüme Jugend möchte nur immer ſchnell zuſchneiden, aber das geht nicht; man muß ſich erſt Vertrauen zu erwerben ſuchen, und die Leute nicht vor den Kopf ſtoßen, dann darf man ſich ſpäter auch Etwas erlauben, und kann ſeine Plane ſo nach und nach durchführen.“

„Schon der Thalmud lehrt,“ entgegnete Spinoza, „du ſollſt kein falſches Maß in deinem Hauſe behalten. Gilt das nicht auch hier?“

„Allerdings,“ beſtätigte der Arzt, „nur ſind Zeit und Verhältniſſe zu berückſichtigen, dieſe alltäglichen Bedingungen haben mindeſtens eben ſo gut ihr natürliches Recht wie der abſtracte logiſche Gedanke. Die erſte Regel iſt: wer auf irgend eine Genoſſenſchaft und ihre zeit- und vernunftgemäße Umbildung einwirken will, der darf ſich nun und nimmer außerhalb derſelben ſtellen. Drum rathe ich dir, kehre zurück, bedenke: es giebt noch mehr Leute, denen das Licht der Vernunft aufgegangen iſt, und die doch die alten Obſervanzen nicht auf Einmal über den Haufen werfen; es iſt in der letzten Zeit viel geſchehen, wer das vor fünfzig Jahren geſagt hätte, wäre geſteinigt worden, und ſo wird es immer fortſchreiten. Siehe, der ganze Boden unſerer niederländiſchen Heimath iſt wie ein Sinnbild unſerer Religion: da ſind Dämme gebaut, Kanäle geleitet, um die wilde Kraft des Elementes zu bannen und zu lenken, auf den Dämmen wächſt wieder Leben, die Kanäle werden Verbindungsſtraßen, welche die Menſchen zuſammen halten. Die Kraft von Jahrhunderten liegt in dieſen weiſen Vorkehrungen. Von dem gemeinen Manne ſelbſt wird der Boden heilig gehalten, weil er weiß, daß die Arbeit vergangener Geſchlechter ihn dem Meere abgerungen. Wenn nun Einer käme und Beſſeres fände, dürfte er die Dämme ſogleich durchſtechen, die Arbeit der Vorfahren zerſtören und die fruchtbaren Felder und volkreichen Dörfer und Städte, die auf dem trockenen Boden angebaut ſind, eine Zeit lang der Vernichtung ausſetzen? — So auch geht's mit unſerer Religion. Reiß' die Dämme nicht ein. Thu's nicht. Wenn du zurückkehrſt, kannſt du mit den vielen hellen Köpfen, ja, vielleicht an ihrer Spitze das Judenthum reformiren helfen.“

„Wer ſagt Euch denn, daß ich das will? Vielleicht iſt mir das Judenthum wie das aus ihm hervorgegangene Chriſtenthum eine Entwicklungsſtufe des Geiſtes, auf die eine andere folgt. Ich will vorerſt nichts, als mir die Unabhängigkeit meines Lebens bewahren, und daran ſoll mich keine Macht der Rabbinen hindern.“

„Haſt du denn vergeſſen,“ fragte Silva, „was du zu mir ſagteſt, als dein ſeliger Vater und wir Beide dieſes Zimmer zum Erſtenmal beſucht hatten? Es kann die Zeit wieder kommen, wo du deine Verlaſſenheit von Allen fühlſt, die durch die Bande der Religion und des Blutes dir angehören; dann wirſt du deine Hand nach ihnen ausſtrecken und nichts als leere Luft erfaſſen. Ich weiß zu gut, wie weit du voran biſt im Denken, ich glaube nicht, daß du Chriſt werden willſt. Traue meiner Erfahrung: ſtellſt du dich auf den höchſten Standpunkt des freien Gedankens, haſt du alle Vorurtheile und religiöſen Beſonderheiten von dir abgelöſt: immer biſt und bleibſt du ihnen der Jude, ſie werden dich ewig als Fremden betrachten. Sie haben den Haß und die Geringſchätzung gegen die Juden mit der Muttermilch eingeſogen, du vergeudeſt deine Liebe an ihnen; was ſie Gutes an dir entdecken, werden ſie ſtets nur als eine Ausnahme gelten laſſen; ſtrebſt du nach Geld und Ehre, werden ſie ſagen: das iſt ſein jüdiſcher Geld- und Ehrgeiz; ſchätzeſt du Beide gering, ſo werden ſie ſagen: er hat doch Etwas von der chriſtlichen Beſcheidenheit und Verachtung der irdiſchen Güter. Sie finden dich entzückend und unvergleichlich, wenn du der Juden Albernheiten verhöhnſt. Willſt du aber eines ihrer Vorurtheile berühren, und hätten ſie ſelber längſt ihren Spott darüber ausgegoſſen, du darfſt es nicht, und thuſt du es doch, ſo biſt du ihnen der vorwitzige, zudringliche Jude. Es iſt hier gerade ſo, wie ſonſt im Leben: wir geſtehen uns unſere Fehler und ſchelten uns oft darum; thut's aber ein anderer, ſind wir ihm gram. Eher wird der Himmel die Erde küſſen, Feuer und Waſſer ſich brüderlich vereinen, als daß ein Jude und ein Chriſt in wahrer, inniger, allvergeſſender Liebe und

Eintracht ſich umſchlungen hielten. Ja, und nimmſt du auch die Taufe: das erſte Mißfällige, das ſie an dir entdecken, iſt der alte jüdiſche Adam in dir. Drum kehre zurück zu Denen, die dich wahrhaft lieben, deren Nacken das gleiche Joch eingeprägt iſt wie dir, ſie werden dich brüderlich aufnehmen und deinen Fehltritt vergeſſen."

„Nein," ſagte Spinoza, „es iſt eine ſchwere Sünde, die Ihr gegen Gott und die heilige Natur des Menſchen begangen habt mit Euren Worten; es wäre gräßlich, wenn ſie Wahrheit enthielten, aber es iſt nicht. Wohl iſt es möglich, daß der Menſch dem Menſchen angehöre, Liebe und Erkenntniß ſind dauernder als Haß und Vorurtheil; iſt der menſchliche Geiſt urſprünglich Jude oder Chriſt? Wohlan! ich möcht' es verſuchen, ob Ihr Wahrheit geredet."

„Thu' es nicht, warum willſt du zu Grunde gehen? Wer ſich reinigen will, dem kommt man zu Hülfe, wer ſich beſchmutzen will, den läßt man gewähren, ſagt der Thalmud. Ich will dir einen Vorſchlag zur Güte machen. Die Gemeinde läßt dir eine Stelle beim Beth-Din anbieten; du kannſt dabei ungeſtört deinen Studien obliegen, da du nur wenig zu thun haſt."

„Ich werde nie ein Amt annehmen."

„So will dir die Gemeinde einen Ruhgehalt von tauſend Gulden zuſichern, unter der Bedingung, daß du dich auf dein Ehrenwort verpflichteſt, nie ein Wort gegen das Judenthum zu ſchreiben."

„Das Sprüchwort ſagt: will man das Volk zum Schweigen bringen, ſo muß man ihm das Maul mit

Brei voll ſtopfen," entgegnete Spinoza. „Es iſt ein brauchbares politiſches Mittel, aber bei mir nicht anwendbar. Lieber Herr Doctor, ich möchte nicht, daß Ihr Euch über mich erzürnt, aber was ſollen mir ſolche Anträge?"

„Ich habe ſie dir auch nur mitgetheilt, um mich meines Auftrages zu entledigen, ich perſönlich kann anders mit dir reden. Die Jugend will nicht einſehen, daß es keine abſolute Wahrheit in der Wirklichkeit giebt, daß ſolche in der Welt nicht beſtehen könnte, weil ſie tyranniſch, abſolutiſtiſch wäre. Wer die Schickſale der Menſchen und ein eigenes, langes Leben erkannt hat, der weiß, daß die geſchichtliche Wahrheit allein gilt. Du biſt zu demüthig und beſcheiden, um ein Gottesleugner zu ſein; du ſiehſt, Gott ſelbſt läßt die Mannigfaltigkeit der Wahrheit gewähren —"

„Und mein Denken in ihm zwingt mich, der Erkenntniß zu folgen."

„Das halte feſt und halte dich zugleich an die Bedingungen der Geſchichte. Magſt du zu meiner Ueberzeugung gelangen, daß keine Philoſophie die Geheimniſſe der Welt weiter erſchließen kann als die Offenbarung im Judenthum, oder magſt du anderen Sinnes ſein und die meſſianiſche Zeit als eine ſolche anſehen, in der deine Wahrheit des abſoluten Denkens herrſcht; ſieh zurück: wäre es nichts als das Andenken an die zahlloſe Schaar der für unſern Glauben Gemordeten, dieſes allein müßte uns feſthalten inmitten ſeines Heiligthumes. Eine Religion, welche die Freuden des Lebens verachten, und den gräuelvollſten Tod lieben lehrt um ihretwillen, muß ſie nicht den höchſten Quell der Wahrheit in ſich ſchließen? Wer wird ihn mit frecher Hand verſtopfen wollen, weil er im Laufe der Zeit trübe fließt? Das Blut deiner in der Vergangenheit gemordeten Brüder und Schweſtern ſchreit um Rache wider dich zum Himmel, denn du ſchändeſt ihre heiligen Gräber, da du auf ihren Leichenſtein ſetzen willſt: ſie hätten ſich nur dem Wahn und Irrthum geopfert.“

„Ich will das nicht, es iſt Verleumdung, wenn man mir ſolches andichtet; groß und heilig ſind mir die jüdiſchen Geſetze, in ihnen hat ſich die Gottheit für die damalige Zeit am lauterſten offenbart; ſelig ſind, die ſie erkennen und ihnen nachleben; aber hat die Gottheit ſeitdem aufgehört im Geiſte der Menſchen zu leben? Sind alle nachgebornen Geſchlechter dazu verdammt, da zu verharren wo die früheren ſtanden, und ſich mit den alten Formen zu ſchleppen? Die Form verwest, der Geiſt bleibt ewig und verjüngt ſich und wächst fort und fort.“

„In dir iſt ein gewaltiger Geiſt,“ begann de Silva nochmals ſich zuſammennehmend, „deine Gelaſſenheit iſt mir Bürge, daß du ein großer Mann wirſt. Weichliche Naturen werden heftig und jähzornig im Widerſtreite, ſtarke nie. Wirf nicht einen Stein in den Brunnen, aus dem du getrunken. Deinen freien Opfermuth für die Wahrheit, den haſt du aus dem Judenthum geſchöpft. Sei dankbar. Zeige deine Kraft in der Selbſtbeherrſchung, ſtehe feſt in dir und zu den Deinigen und laß dich nicht hinreißen zum Abfall.“

„Es giebt keinen Abfall als den von uns ſelbſt.“

„Wir werden dich verehren und ich vor Allen, wenn du dich bezwingſt.“

„Und ich ſelber werde vor mir ehrlos ſein.“

Ueberraſchung und Unmuth zeigte ſich im Antlitze de Silva's; Alles, ſelbſt das aufrichtige Lobpreiſen ſeiner Tugend blieb erfolglos bei Spinoza. Der Arzt ſtand auf und rief:

„Wehe! du biſt verloren. Ich kann nur zu Gott beten, daß er es Tag werden laſſe in dir, damit das Irrlicht verſchwinde, das dich in Sümpfe und Abgründe verlockt.“ Thränen ſtanden Silva im Auge, als er ſo ſprach, ſich abwendete und weg ging. Spinoza war tief erſchüttert von ſeinen Reden, es that ihm in der Seele weh, dem alten ehrwürdigen Manne ſolchen Schmerz bereitet zu haben und ihm nicht folgen zu können; aber wie konnte, wie durfte er anders handeln? . . .

Weit leichter ward es Spinoza, noch den letzten Verſucher von ſich abzuweiſen. Nachmittags kam Chisdai, und ſobald er zur Thür eingetreten war, warf er ſich auf den Boden und ſetzte ſich dort trauernd nieder.

„Was ſoll das?“ fragte Spinoza.

„Wehe!“ rief Chisdai, ohne ſein Haupt zu erheben dumpf in den Boden hineinmurmelnd, „hat der Geiſt der Unreinheit in dir dich ſchon Alles vergeſſen machen? Kennſt du die Geſchichte von Rabbi Elieſer ben Hyrkanos nicht mehr?“

„Ja wohl, er hat ſeine Anſicht von dem erlaubten Gebrauche eines Backofens durch verübte Wunder beweiſen wollen und wurde deshalb in den Bann gethan;

Niemand wollte ihm das Urtheil ankündigen, bis Rabbi Akiba es ſo that, wie du hier. Nicht wahr, ich bin noch ein guter Thalmudiſt? Aber ſteh' nur auf, ich kann weder dem Baume befehlen, daß er ſich an einen andern Platz ſtelle, noch dem Waſſer, daß es rückwärts laufe, auch nicht der Wand, daß ſie ſich einbiege; ſie gehorchen mir alle nicht."

„So?" rief Chisdai aufſpringend, indem er grimmig die Fäuſte ballte, „ſo? du ſpotteſt auch noch über den Thalmud? Sieh', ich bin friedlich hergekommen: ich wollte dich zur Gottesfurcht ermahnen und dir zeigen, daß ich nicht aus Eiferſucht oder ſonſtiger niedriger Leidenſchaft gegen dich auftrete; aber an dir iſt jedes Wort verloren. So fahre denn hin! Die Raben am Bache werden dir die Augen aushacken, und die jungen Adler ſie freſſen."

„Du kannſt die Bibelworte auf gut thalmudiſch verdrehen, die Schrift droht das nur Solchen, die Vater und Mutter verſpotten und verachten."

„Das haſt du ſiebenzigmal ſieben gethan, du Ruchloſer! Aber deine Strafe wird nicht ausbleiben, noch im Tode wirſt du geſteinigt werden, und man wird einen Steinhaufen auf dein Aas wälzen zum Schreckbilde für alle nachkommenden Geſchlechter. Nimm dich in Acht, krieg' ich dich unter meine Hände, ſo lange du mit deinem Athem die Luft verpeſteſt, ich zerreiße dich wie man einen Fiſch zerreißt."

„Wieder ein thalmudiſcher Ausdruck," erwiderte Spinoza lächelnd, „aber bedenke, daß der Thalmud auch ſagt: es iſt gut, daß der Eſel keine Hörner hat."

Chisdai ſchäumte vor Wuth, da er aber Jemand die Treppe heraufkommen hörte, ging er fort.

„Was iſt denn das für ein federloſer Zweifüßler, der da von dir ging?“ ſagte Meyer eintretend, „der ſieht ja aus wie die ausgebälgte Erbſünde.“

Spinoza mußte herzlich lachen über dieſe Bezeichnung. „Dießmal biſt du auf deinem Steckenpferde am rechten Ziel angekommen,“ ſagte er, „aber dieſe Erbſünde wollte mich in's jüdiſche Paradies zurückführen.“

Meyer ermahnte ihn nun, mit der gewohnten Kraft und Standhaftigkeit gegen die jüdiſchen Päpſte aufzutreten, und als er ſich bald darauf entfernte, machte ſich auch Spinoza auf den Weg.

Jetzt zum Erſtenmal fühlte er ſich unheimlich zwiſchen ſeinen einſamen vier Wänden; es war ihm nicht möglich, wie ſonſt, ſeinen Geiſt in der Erforſchung eines beſtimmten Gedankens feſtzuhalten; er bedurfte einer befreundeten heitern Seele, an der er ſich aufrichten und die Stürme des heutigen Tages vergeſſen konnte; wo ſollte er ſolche anders ſuchen als bei Olympia? Er ging zu ihr, und fand ſie in traulichem Geſpräche mit Kerkering. Er glaubte in Beiden eine ſeltſame Ueberraſchung zu bemerken, als er eintrat; er vermuthete richtig, daß er Gegenſtand ihrer Unterredung geweſen war. Olympia verſtand es indeß wie immer, ſchnell ihre Gemüthsbewegungen zu bemeiſtern.

„Sie ſind mir in der letzten Nacht im Traum erſchienen, Herr von Spinoza,“ ſagte ſie im Laufe des Geſpräches. „Sie müſſen rathen unter welcher Geſtalt.“

„Sie glauben weder an Teufel noch an Engel, haben Sie mich vielleicht als Kloſterbruder geſehen?“

„Nein, weiter gerathen.“

„Als Kaiſer?“

„Nein.“

„Als Rabbi? Als Papſt?“

„Nein, nun Sie errathen es nicht, wie ich merke. Als Maſaniello ſah ich Sie, mit dem Fiſchernetze auf dem Rücken, die rothe gewirkte Mütze mit der langen Troddel kleidete gar ſchmuck zu dem pechſchwarzen Haare, die Hemdärmel waren bis über die Ellbogen aufgeſtreift; ſo ſah ich Sie von einer zahlloſen Menge Juden durch die Straßen getragen, bis vor das neuerbaute Stadthaus, dort ſtiegen Sie hinauf bis zu dem vergoldeten Schiffe auf dem Thurme und riefen: „Mitbürger, die ihr, wie Erasmus von Rotterdam ſagt, gleich Krähen auf den Gipfeln der Bäume wohnt! Ich ſehe eure gabelförmigen Schornſteine und eure vor und rückwärts geneigten Giebel; ich ſehe die Kanäle und Dämme, die euer Land durchſchneiden, und euer Leben fließt ebenſo eingedämmt und ohne kecken Wellenſchlag den geweisten Weg dahin. Ich ſage euch, das wird anders werden. Ich ſtreiche das „Du ſollſt“ aus euren Lebensbüchern, und in meiner Lehre heißt es „Du mußt, denn du kannſt.“ Ihr glaubt die Fiſche ſeien ſtumm? Es iſt nicht wahr. Da hab' ich eine Legion vom Meeresgrund heraufgefangen, die reden alle gar weiſe Dinge.“ Dann nahmen Sie Ihr Netz vom Rücken, es war leer, Sie kehrten es um, und eine unendliche Zahl von Fiſchen fiel heraus, ſie glitzerten wunderlieblich im Sonnenſchein, die Floßfedern wurden zu Flügeln und ſie flatterten mit Geſchrei davon. Sie aber blieben noch ſtehen, und hielten eine Philippika gegen das Volksmärchen: daß an dem Tage, an welchem die Geſandten der ſieben vereinigten Staaten durch die ſieben Thore des vollendeten Stadthauſes gehen würden, das Glück einer jeden Provinz hinter ihnen herausgehen und nimmer wiederkehren werde. Und nun erklärten Sie, wie Ihre Philoſophie der Waſſerbaukunſt unſeres Landes entſpreche, wie man Sturm und Fluth brechen und beherrſchen könne, wie man vom Strome der Affecte übergoſſenes Land austrockne und fruchtbar mache, und Alles ganz deutlich; ich habe es im Traume ganz hell und klar verſtanden. — Jetzt bin ich leider wieder unphiloſophiſch wie das grauw — das Volk — das tobte und ſchrie: er iſt ein Zauberer, er iſt des Teufels Sohn! und riß das Stadthaus ein. Ich erwachte. — Wenn Sie nur auch Etwas von der Kunſt Daniels verſtünden.“

Spinoza fragte, ob ſie in den letzten Tagen Frau Gertrui nicht geſprochen habe; Olympia betheuerte, ſie ſeit mehreren Wochen nicht geſehen zu haben. Es war in der That ein faſt wunderbares Zuſammentreffen, denn Spinoza hatte aus einer ſonderbaren Laune ſeit zwei Tagen begonnen, ſein eigenes Bildniß in der Tracht Maſaniello's zu zeichnen. Er ſagte indeß Olympia nichts davon, weil er wußte, wie ſie, trotz ihrer Freigeiſterei ſich gern eine ſonderbare Ahnungstheorie aufbaute. Es ward ihm heute wiederum nicht freudig zu Muthe in ihrer Nähe; war die Anweſenheit Kerkerings daran ſchuld, oder war es, weil er mit übervollem Herzen hergekommen war, und nun zu ſpät ſah, daß er hier keinen Anklang finden konnte für ſeinen ſchmerzlichen Kampf? Eine düſtere Ungewißheit und Zweifelſucht lagerte ſich über ſein Verhältniß zu Olympia; er ſah, wie Kerkering mit immer zuthulicherer Freundlichkeit ſich Olympia näherte, und dieſe hielt ihn nicht mehr wie ſonſt mit leichtem Scherze fern, er glaubte ſogar ein gewiſſes Einverſtändniß zwiſchen ihnen darin zu entdecken. Als er wegging, ſagte ihm Olympia:

„Ihre Schweſter Rebekka war heute bei mir, ich ſoll Sie bekehren, daß Sie ſich den Rabbinen unterwerfen.“

Spinoza verneigte ſich ſtumm. Wie war es möglich, daß ſie dir ihren Traum erzählte und allerlei Scherz trieb, ſtatt vor Allem dieſes Begegniß mitzutheilen? Mußte es nicht ihr Herz erfüllen, daß deine Schweſter bittend bei ihr erſchien? — Du kannſt nicht verlangen, daß Andere eine Regung anerkennen, die du ſelber in dir zerſtörſt ...

Miriam, mit der er von Kindheit auf in geſchwiſterlicher Innigkeit gelebt, war zu ihm gekommen, ſie hatte nur ſchüchtern nach der Geliebten gefragt, und Rebekka, die herrſchſüchtige, die ihm allzeit fremd geweſen, drang zu Olympia. Wie muß ſie dieſer erſchienen ſein und ſie hat vielleicht das Herz der Geliebten zweifelhaft gemacht und ihr einen abſtoßenden Widerwillen gegen ſeine Familienbeziehungen eingeflößt.

Spinoza fühlte, wie ſeine Wangen brannten. Er war im Begriffe, die Familienbande und alle Feſſeln der Gewohnheit zu löſen, nimmer aber konnte er's ertragen, daß dieſe geringſchätzig angeſehen würden.

Liebe und Wahrheit ſollten ihm beiſtehen in dem Kampfe, der ſich ihm eröffnete. Blieb ihm nur die Wahrheit allein?

24. Der Bann.

Eine zahlloſe Menſchenmenge lagerte ſich an den Straßen, faltete die Hände und betete zum Herrn, daß er beſchützen möge den Zug ihres Befreiers. Voraus zog der kaiſerliche Herold mit dem Reichsadler, ihm folgte der Kämpfer für Gottes Wort, geleitet von Reiſigen in blinkendem Stahle und ſchmucker Waffenzier. Und als er hinzog in die Reichsverſammlung, da kletterten ſeine Verehrer auf die Dächer, füllten die Straßen und Fenſter, denn glücklich pries ſich Jeder, deſſen Auge ihn geſchaut; und als er muthig und mannhaft den Kampf gefochten, wurde er im Triumphe nach Hauſe getragen, eine Stimme ward vernommen, die da rief: „Selig ſind die Hände, die dich tragen.“ So zog im Jahre 1521 Martin Luther gen Worms: der tapfere Kämpfer für die Freiheit des göttlichen Worts.

Schwer iſt's, den Kampf gegen Gewalt und Gewohnheit in ſich zu beſtehen und ſchmerzlich, ihn nach außen zu vollführen; aber die Tauſende theilnehmender Blicke ſammeln ſich gleichſam wie eine Glorie um das Haupt des Kämpfers und erheben ſeine Kraft zur Kraft von Tauſenden; und ſieht er ſich ſelber untergehen, er hat den Gruß der zahlloſen Herzen empfunden, in denen ſein Gedanke fortlebt.

Wie anders iſt es, ſich zum ſiegloſen Kampfe in ſtummer Verborgenheit rüſten.

Im Jahre 1657 wanderte Benedict Spinoza einſam nach der Synagoge „Jakobshaus“ zu Amſterdam, von Niemand geleitet, von Niemand begrüßt; ſcheu wich das Volk zurück das ihn kannte, ihn, den ſtandhafteſten Kämpfer für die Freiheit des göttlichen Gedankens. Er hatte der Welt kein altes geſchriebenes Geſetz aufs Neue zu erobern, er ſchien ſie berauben zu wollen ihres feſten Hortes; denn er wollte nichts als das alte gute Recht des freien Denkens.

In der Synagoge ſaßen die zehn Richter auf ihren Stühlen, den Vorſitz hatte Rabbi Iſaak Aboab, neben ihm ſaß Rabbi Saul Morteira. Spinoza mußte vier Schritte entfernt von ihnen wegſtehen. Rabbi Iſaak Aboab erhob ſich und ſprach:

„Mit der Hülfe Gottes! Wir ſind hier verſammelt, um über dich, Baruch ben Binjamin Spinoza, Urthel und Recht zu ſprechen. Schwöre uns im Namen des allmächtigen Gottes, daß du uns Nichts läugnen noch verhehlen, und daß du dich fügen wolleſt dem Ausſpruche, den der Herr durch unſern Mund dir verkünden wird.“

„Trug kenne ich nicht und Lüge iſt mir fern,“ erwiderte Spinoza, „ich werde mich eurem Urtheil fügen, wenn ihr über mich erkennet nach dem göttlichen Wort, und nicht nach den Eingebungen eueres Herzens und nach den Satzungen der Rabbinen.“

Ein Gemurmel entſtand unter dem Synedrium, man konnte aber vernehmen, wie es faſt allgemein ausgeſprochen wurde, daß der Angeklagte durch dieſe Weigerung, ihre Gerichtsbarkeit unbedingt anzuerkennen, ohne weitere Verhandlung mit dem höchſten Grade des Bannes belegt werden müßte. Rabbi Saul Morteira bat um Stille: „Laßt ſehen,“ ſagte er, „wie weit die Verruchtheit ſeines Herzens geht. Sag' an, Frecher: haſt du nicht durch Genuß verbotener Speiſen und Getränke gegen Gott geſündigt, und durch Arbeit den Sabbath entweiht? Haſt du nicht dich der Genoſſenſchaft des Glaubens entzogen und den heiligen Namen Gottes und ſein Geſetz geläſtert? Und geſchrieben ſteht: wer heimlich den Namen Gottes entweiht, den wird öffentlich die Strafe treffen.“

Eine Pauſe entſtand, Spinoza heftete den Blick zur Erde, jetzt ſah er auf und entgegnete mit ruhiger Stimme:

„Ich kann nicht Wunder und Zeichen thun und die Natur um mich her zu Beiſtand und Zeugniß anrufen, in mir allein muß ich die Kraft erweiſen, die vom Daſein Gottes in jedem Menſchenherzen zeugt. Daß ich hier ſtehe, euch gegenüber, von euch angeklagt, die ihr auf andere Weiſe gottgefällig zu leben glaubt; daß ich nicht wanke und nichts in mir mich anklagt, nehmt's als Zeichen meiner Liebe zu Gott, die ich als das höchſte Gut erkenne. Ich vertheidige mich nur wegen der Anklage auf Sabbathſchändung, weil dieſe als ein Fehl gegen das heilige Geſetz Gottes in der Natur erſcheinen kann. Wohl iſt's dem gedrückten Menſchen förderlich, daß er von ſieben einen Tag ſich zur Ruhe ſetze, und weiſe iſt's, denn des Menſchen Würde beſteht in jeglicher Art in freier Lenkung ſeiner Kräfte; wer giebt euch aber das Recht ihn zu ſtrafen wegen der Sünde, die er gegen ſich ſelber begeht?“

Die Verſammelten erhoben ſich alle von ihren Stühlen und riefen durcheinander, man dürfe ſolche Gottesläſterungen nicht länger mit anhören, aber Rabbi Iſaak Aboab ſprach:

„Laßt ihn reden. Aus jedem Worte, das er ſpricht, ringelt ſich ein Sched empor, die ſich alle an ſeine Seele klammern werden in ſeiner leiblichen Noth, und wenn er den Tod des Sünders ſtirbt, werden ſie ſich an ihn hängen und ihn hinabzerren in den Pfuhl der Hölle. Wir ſind verpflichtet ſeine ganze Schuld zu hören. Tretet vor und redet ihr Zeugen.“

Chisdai und Ephraim traten vor, jener ſtolz den Blick erhebend, dieſer ſcheu ihn niederſchlagend.

„Er hat vor unſeren Ohren Gott und die Propheten geläſtert, die Engel geläugnet und die Wunder verſpottet; daß er alſo gethan ſchwöre ich vor dem Angeſichte des ewigen Gottes.“

„Auch ich beſchwöre, daß Chisdai die Wahrheit geſprochen,“ ſagte Ephraim mit leiſer Stimme.

„Was antworteſt du darauf?“ fragte Morteira, und Spinoza erwiderte:

„Ich habe die Propheten nicht geläſtert, ja ich verehre ſie mehr als die, welche die falſche Glorie der Unfehlbarkeit um ihre Häupter ſammeln, ſie der göttlichen Majeſtät ihrer menſchlichen Größe berauben und ſie zu Götzen erniedrigen. Gehet hinaus und ſehet: ſtand die Sonne ſtill in Gibeon? Ich hätte die Engel geläugnet! Hat nicht ſchon Rabbi Joſeph Albo öffentlich ausgeſprochen, daß der Glaube an das Daſein der Engel unweſentlich und unnöthig ſei? Ich hätte die Wunder verſpottet! Was klagt ihr mich an? Schlaget die Stelle auf, wo Bileams Eſelin ſpricht, und ſehet, was Ebn Eſra dort ſagt. Ich hätte Gott geläſtert — ich habe Mitleid mit dir, der du nicht weißt, daß keines Menſchen Denken, der den ihm inwohnenden Geſetzen folgt, aus ihm entweichen kann.“

„Haſt du nicht geſagt,“ fuhr Chisdai auf, „weh mir! daß ich es nachſprechen muß — Haſt du nicht geſagt, daß in der heiligen Schrift viele unvollkommene und falſche Ideen von dem Weſen Gottes ſich finden?“

„Ich glaube Gott mehr damit zu verehren, als ihr. Wird Gott in der Bibel nicht „groß“ genannt, und giebt's eine Größe ohne begrenzte Ausdehnung im Raume? Wahr iſt's, die Bibel kann nur aus ſich ſelber erklärt werden, ſie trägt den Grund ihrer Wahrheiten nur in ſich, ſie will nicht an den Denkgeſetzen gemeſſen ſein, dieſe aber auch nicht meiſtern; die Vernunft, die uns von Gott gegeben und ſomit nicht minder eine göttliche iſt, kann und muß die Idee Gottes aus ſich ſelber ſchöpfen, und in ſich ſelbſt finden, was zur Erlangung eines gottſeligen Lebenswandels gehört. Die Bibel ſelber erkennt dieſes heilige Recht unſerer Vernunft an, indem ſie einen gottſeligen Lebenswandel auch in den Männern, die vor der Offenbarung auf Sinai gelebt, anerkennt, und indem es ſogar von der Wahrheit, die in der Geſetzgebung Moſis als zeitliche Erſcheinung heraustrat, heißt: „Sie iſt nicht im Himmel, daß man ſagen könnte, wer will für uns in den

Himmel ſteigen, ſie holen und uns verkünden, auf daß wir danach handeln. Denn das Wort liegt dir ſehr nahe: in deinem Munde und in deinem Herzen, auf daß du danach handelſt.“ (5. B. M. 30, 12.) In unſerer Vernunft, auf der Höhe des reinen göttlichen Gedankens, hier iſt Sinai. Ich will euch offen und getreu meine Anſichten über die höheren Dinge auseinanderſetzen, widerleget ihr mich aus der Vernunft, ſo will ich mich vor euch beugen.“

„Du haſt dich auf die heilige Schrift berufen,“ rief Morteira, „Wehe! daß deine Zunge nicht zu Aſche verbrannte, da du es wagteſt, ihre heiligen Worte auf ſie zu laden; was willſt du mit deinem Baal, der Vernunft?“

„So zerſchmettert ihn, wenn ihr könnt,“ erwiderte Spinoza.

Rabbi Iſaak Aboab hatte bis jetzt ruhig der Verhandlung zugehört, jetzt rief er, ſich erhebend:

„Das Maaß iſt voll, ihr Alle ſeid mit mir einverſtanden, daß dieſer Epikuräer die höchſten Strafen des Gehinom's verdient hat.“

Alle Anweſenden antworteten mit einem vernehmlichen Amen und Aboab fuhr fort:

„Nun ſo frage ich dich, Baruch ben Binjamin Spinoza: willſt du deine gottesläſterlichen Reden widerrufen und dich der Buße unterwerfen, die deßhalb über dich verhängt wird, oder willſt du, daß der höchſte Fluch des Bannes über dich herabbeſchworen werde?“

„Widerleget mich aus der Vernunft und ich widerrufe. Ihr wollt mich nicht hören, ich werde euch in der Schrift antworten. Hier in der abgeſchiedenen Synagoge könnt ihr mich nicht hören, und wollt nicht die Wahrheit an ihrer Folgerichtigkeit prüfen; ich ſpreche meine Gedanken hinaus in alle Welt, wohin kein Bann reicht. Ich habe mich nur eurem Gerichte geſtellt, um euch zu zeigen, daß ich keiner Genoſſenſchaft entgegentrete, die in ihrem Glauben die Wahrheit zu beſitzen meint; aber die Freiheit des Denkens hat ihr heiliges, unverletzliches Gebiet. Wollt ihr mich, wie ihr mich hier aufgenommen, nun auch ausſtoßen — ein neuer Tag wird anbrechen —"

„Lügenprophet, verſtumme!" donnerte Rabbi Aboab, „ich frage dich zum zweiten, ich frage dich zum dritten Male: willſt du widerrufen?"

Eine Secunde herrſchte Todtenſtille in der Halle; da erhob Spinoza ſeinen Blick, und mit feſter Stimme antwortete er: „Ich kann nicht; aber auch ihr könnt nicht anders, und ich fluche euch nicht."

Rabbi Iſaak Aboab zerriß ſeinen Mantel, und Rabbi Saul Morteira nahm das Schofar, das verhüllt vor ihm lag, ſtieß dreimal in daſſelbe, daß der Schall noch lange von allen Enden des Gewölbes widertönte; die heilige Lade wurde geöffnet, alle Anweſenden erhoben ſich und Rabbi Iſaak Aboab las aus einem Pergamente:

„In des Herrn der Herren Namen,
Seiſt du, Baruch, Sohn Binjamins,
In den großen Bann gethan.
Seiſt im Bann der beiden Rechte,
Himmliſchen wie irdiſchen:

Seiſt im Bann der Heil'gen droben,
Seiſt im Bann der Seraphim,
Seiſt im Bann der Ophanim.
Ausgeſchloſſen von Gemeinden,
Von den großen und den kleinen.
Auf dich große ſchwere Plagen,
Krankheit ſchmerz- und gräuelvoll;
Drachenhöhle ſei dein Haus,
Und dein Stern erlöſche droben.
Aerger ſei und Gräu'l den Menſchen,
Und dein Aas der Schlangen Futter;
Feind' und Haſſern ſei ein Labſal,
Und die Hab', die du beſitzeſt,
Fremden werde ſie zu Theil.
Vor den Thüren deiner Feinde
Müſſen deine Kinder winſeln,
Und ob deines Lebens Martern
Späte Enkel ſich entſetzen.
Sei verflucht von allen Geiſtern.

. . . .

Michael und Gabriel,
Raphael und Meicharthel.
Sei verflucht vom großen Gotte
Von den ſiebzig Geiſternamen,
Unterthan dem großen König
Mit dem großen Siegel Zartok.
Fahr' zur Höll' wie Korah's Rotte,
Und mit Zittern und mit Beben
Gebe dir die Seele aus.
Gottes Grimm ertödte dich,
Hingewürgt wie Achitophel
In der Schlinge deiner Plane.

Gechſi's Ausſatz ſei der deine,
Und vom Fall erheb' dich nimmer.
Wo Iſraels Gräber liegen
Werde dir kein Grab gegraben.
Hingegeben an die Fremden
Sei dein Weib; in deiner Todesſtunde
Mögen Andre ſie entweih'n. —
Dieſer Bann und dieſe Flüche
Ueber Baruch, Sohn Binjamin's.
Aber über ganz Iſrael
Und auf mir ruh' Gottes Frieden
Und ſein Segen ewiglich.“

Hierauf nahm der Rabbi die Thora aus der heiligen Lade, rollte ſie auf, und las (5 B. M. 30, 19 ꝛc.): „Und wer die Worte dieſes Fluches höret und ſegnet ſich in ſeinem Herzen und ſpräche: Friede wird mir ſein, denn ich wandle nach dem Gutdünken meines Herzens, auf daß der Trunkene mit dem Durſtigen dahinfahre. Da wird der Herr dem nicht gnädig ſein; ſondern dann wird entbrennen der Zorn Gottes und ſein Eifer über ſolchen Mann, und es wird auf ihm ruhen all' der Fluch, der in dieſem Buche geſchrieben iſt und der Herr wird ſeinen Namen austilgen unter dem Himmel.“ Die Thora wurde in die heilige Lade zurückgebracht, abermals wurde das Schofar geblaſen, und alle Anweſenden ſprachen gegen Spinoza gewendet: „Verflucht ſei dein Eingang und verflucht ſei dein Ausgang.“ Alle ſpieen aus und wichen vier Schritte von ihm zurück, als er ſich in ungebeugter Haltung aus der Synagoge begab.

Sollte dieſer Ausgang aus dem gewohnten Heiligthum der Eingang zu einem neuen werden, oder ſollte er nie mehr einen Tempel von Stein betreten und auch äußerlich darſtellen, daß der freie Menſch der Tempel Gottes iſt?.

Vor der Synagoge traf er Oldenburg, Meyer und Vries, die ſeiner harrten; ſie hatten von dem Vorgange gehört und warteten hier, um ihn gegen jede Mißhandlung der Rabbinen zu ſchützen. Noch nie hatten die Freunde das Antlitz Spinoza's ſo flammend geſehen, als eben jetzt. Lautlos gingen ſie mit ihm und Oldenburg faßte ſeine Hand und hielt ſie feſt.

Als Spinoza vor ſeinem elterlichen Hauſe vorüberging, hörte er das Wehklagen ſeiner Schweſtern; er wußte, daß ſie ihn jetzt beweinten, ſchmerzlicher als einen Geſtorbenen.

Jetzt, da er ſich nicht mehr freiwillig deſſen begab, ſondern da es ihm entriſſen wurde, jetzt fühlte er doppelt was es heißt: eine Jugend mit all' dem Trauten und Heimiſchen das ſie in ſich birgt, die tauſend Fäden der Erinnerung abzuſchneiden und ſo das Leben zu zerſtücken, das ſich nicht mehr im Zuſammenhange mit der Vergangenheit erhält.

Das traurigſte Bewußtſein bei der unwiederbringlichen Löſung einer innigen Lebensbeziehung liegt darin, daß beiderſeits ein Stück Leben ausgelöſcht und vertilgt iſt, deſſen unwillkührliche Wiedererweckung oft mit geſpenſtiſchem Schreck erfüllt und in's Vergeſſen flüchten heißt . . .

„Und die drei Freunde ſaßen bei ihm und redeten nichts mit ihm, denn ſie ſahen, daß ſein Schmerz ſehr groß war.“ So heißt es bei Hiob. Auch hier ſaßen drei Freunde und ſie redeten nichts, denn ſie ſahen, daß der Schmerz ſehr groß war. Oldenburg legte ſtill die Hand auf die Schulter Spinoza's, als könnte er ihn damit ſchützen und ihm ſeine Kraft leihen. Er ahnte, was das Herz des Freundes bewegen mochte, denn wenn auch längſt ausgeſchieden aus der Genoſſenſchaft der Synagoge, mußte er doch dieſen herben Bruch wie einen endlich eintretenden Todesfall empfinden; erwartete, erkannte man ihn auch längſt: wenn der ſtarre Tod endlich entſchieden hat, iſt der Schmerz doch ein neuer, ganz anderer.

Kein Laut wurde vernommen. Nur Einmal ſprach Oldenburg leiſe und mit abwehrender Bewegung ein paar Worte zu Meyer, als dieſer ihm etwas in's Ohr geraunt hatte; denn Meyer war verſucht, den ganzen Vorgang als kaum der Rede werth oder gar als lächerlich darzuſtellen.

Spinoza ſaß in ſich verſunken da und hatte Stirn und Augen mit der Hand bedeckt. Die Freunde ſchauten ſtumm auf ihn, harrend, welches das erſte Wort ſein wird, das er ſpricht.

Endlich ſchaute er auf und als antwortete er auf einen Zuruf, ſagte er:

„Nein, nein, ſie ſollen mich nicht zwingen, daß ich in Bitterkeit, in Haß und Ungerechtigkeit ihnen gegenüber ſtehe. Auch dieſer Fluch iſt noch Liebe. Sie wollen Keinen laſſen, ſie wollen ihn ſchrecken und ſtrafen, der ſich von ihrer Gemeinſchaft losſagt. Und dieſe entſetzlich ausgeklügelten Verwünſchungen! Hat der Lobpreis ſeine feſten Formeln, ſo muß ſie auch der Fluch haben. Sie können meine Gedanken nicht bekehren. Handle ich aus Widerſtreit mit ihnen, ſo bin nicht Ich es mehr, der lebt und handelt. Nein, ich will aus mir leben, nicht die Welt ſoll Herr ſein."

„Die Welt?" konnte ſich Meyer nicht enthalten zu entgegnen. „Was iſt ein Häuflein Rabbinen in einer abgeſchiedenen Synagoge inmitten der Welt? Sie ſchicken dich in's Exil, in eine Welt, die viel ſchöner und größer iſt als die, daraus ſie dich verbannen."

„Du magſt Recht haben, aber bedenke, daß ich dort die tiefſten Erweckungen empfangen in Luſt und Leid. Es gab eine Zeit, wo Ehre und Unehre dort, mir Ehre und Unehre der ganzen Welt war. Doch, es iſt vorbei."

„Jetzt Freund!" rief Oldenburg, „gehſt du auch in die wirkliche Welt, in die weite, große, und du gehſt mit mir. Ich muß in wenigen Tagen Amſterdam verlaſſen."

„Du? Und gerade jetzt?"

„Ich bin im Auftrage meiner Vaterſtadt als Geſandter nach London berufen. Komm' mit."

„Was ſollte ich dort mit dir?"

„Es bereitet ſich in London die Gründung einer großen Geſellſchaft für Wiſſenſchaft, ich bin zum Mitglied ernannt, und du ſollſt an meiner Seite darin wirken."

Mit lockenden hellen Farben entwarf nun Oldenburg ein Bild des großen Weltlebens: Ehre, Ruhm, Freude und Genuß winkten mit ungekanntem Reize und das Antlitz Spinoza's wurde plötzlich heller und größer. Er ſah ſich mitten hinein verſetzt in die großen treibenden Gewalten, und dazwiſchen ſpielte ein Bild wonniger Häuslichkeit, darin Olympia waltete. Auch Meyer und de Vries redeten zu. Es bedurfte ihrer Worte kaum, denn ſolche Reden, wie er jetzt von außen hörte, ſprachen ſich Spinoza in ſeinem Innern. Er faßte bebend die Hand Oldenburg's, aber plötzlich hielt er inne, und „Verzeiht! Ich muß jetzt allein ſein,“ ſagte er.

Er war allein und in ihm kämpfte es.

„Aber warum ſprachen die Freunde kein Wort von Olympia? Iſt es Täuſchung, daß ich eine gewiſſe Scheu, eine gewiſſe Fremdheit an den Freunden bemerken wollte?

Zu ihr, zu ihr, unter ihrem Auge vor Allem muß das neue Daſein erſtehen.“

25. Freiwerden.

Um dieſelbe Stunde als Spinoza die Synagoge verließ, entriegelte der Küſter eine Seitenthür an der katholiſchen Kirche zu St. Johann; zwei feſtlich gekleidete Männer traten heraus, der eine blaſſen kummervollen Antlitzes, der andere heiter lächelnd; es waren van den Ende und Kerkering.

„Mich friert,“ ſagte der Letztere, „mir iſt doch als wäre mir das gewohnte ſchützende Kleid entriſſen und es fröſtelt. Als ich dort auf den Knieen lag, den gewohnten und doch faſt vergeſſenen Glauben abſchwor, und in Euren aufgenommen wurde, preßte ſich mir's eiskalt im Herzen zuſammen und ich konnte kaum das verlangte Wort mehr hervorbringen. Es iſt gut, daß in der letzten Ausführung von Entſchlüſſen uns keine Entſcheidung mehr freiſteht.“

„Dieſer Krimskrams der Empfindung,“ entgegnete van den Ende, „iſt nichts als Folge der kühlen Kirchenluft und deiner ungewohnten Lage, die dir die Blutbewegung hemmte. Komm mein Sohn; der Wein, den ſie dir dort verſagen und für ſich allein behalten, iſt in anderen Schänken viel beſſer zu haben. Und ſieh dir die ganze Sache wie du richtig geſagt haſt, für eine Kleiderangelegenheit an; du haſt dich wie es die Mode verlangt, zur Hochzeit ausſtaffirt, weiter nichts.“

Dennoch ging Kerkering ſcheuen Blickes dahin, er meinte, es müſſe ihm Jeder anſehen, was mit ihm geſchehen ſei. Erſt als man von der St. Olaikirche nach dem Hauſe van den Ende's abbog, trat wieder Roth auf ſeine Wangen. In dem Studirzimmer des Arztes, wo dieſer dem neuen Täufling wie er es nannte „die Muttermilch der alma mater Natur" zutrank, ward Kerkering erheitert von dem feurigen Wein und ſtimmte mit ein in den Scherz über die kindhafte Empfindlichkeit, die ihn befangen hatte.

Van den Ende hatte Olympia einen Beſuch anſagen laſſen, dieſe aber ließ erwidern, daß ſie krank zu Bette liege; er eilte zu ihr und ließ Kerkering allein.

„Mein Kind," ſagte der Vater zu ſeiner Tochter, „ich trete eine beſchwerliche, vielleicht auch gefahrvolle Reiſe an. Es iſt mir ein Troſt, dich in treuer Obhut zurück zu laſſen."

„Darf ich denn durchaus nicht wiſſen wohin und wozu? Warum habe ich Ihr Vertrauen verloren?" fragte Olympia.

„Du ſollſt dich nicht unnütz ängſtigen und abhärmen; iſt's vollbracht, wirſt du dich deſſen vor Allen erfreuen. Ich muß auf einer großen Bühne mitſpielen. Ich weiß nicht, wird's zum Weinen oder zum Lachen. Jedenfalls iſt's der Mühe werth, ſich dafür mit Haut und Perücke einzuſetzen. Sie ſollen erfahren, daß Lucian und Demokrit auch zur Tapferkeit befähigen, ſo gut wie ihre finſteren Götter. Doch, das ſollſt du ſpäter Alles wiſſen. Jetzt aber laß mich als Vater, als Freund zu dir reden. Sieh, ich komme feſtlich geſchmückt zu dir. Sprich jetzt mit jenem Stoiker zu jedem Körperleiden: ich bin ſtärker als du. Schmücke dich mit uns. Hier nimm.“

Olympia hörte verwundert den in ihrer Stille doppelt lauten und heitern Ton ihres Vaters und ſah erſtaunt auf den dargereichten Perlſchmuck.

„Was ſoll das?“ fragte ſie.

„Dieſen Brautſchmuck ſeiner Mutter ſendet dir unſer Freund als Morgengruß und ſagt dir, daß er mehr Thränen um dich vergoſſen als Perlen im Meeresgrunde ruhen.“

„Hat er geweint? Ich hätte nie geglaubt, daß er das thäte. Gewiß geſchah es, weil er ſeinen väterlichen Glauben abſchwören und den unſrigen annehmen ſoll.“

„Er hat's gethan mein Kind. Es war noch hartköpfiger Proteſtantismus genug in ihm, der dagegen proteſtirte; aber es ſollte ein Zeugniß ſeiner Liebe ſein. In Kerkering giebſt du mir meinen Cornelius wieder.“

„Wehe!“ rief Olympia und verhüllte ihr Antlitz in den Kiſſen. Erſt nach langem Drängen des Vaters erhob ſie ſich wieder und ſagte ſchluchzend: „Wir ſind Alle unglücklich. Meine Liebe gehört — Sie wiſſen es Vater, warum muß ich es ausſprechen? Spinoza liebe ich und werde von ihm geliebt mit all der göttlichen Hoheit ſeines Geiſtes, wie noch nie ein Mädchen geliebt wurde.“

Van den Ende ſchlug ſich mit der geballten Fauſt an die Stirn. Lange ging er nachdenklich im Zimmer auf und ab, dann ſetzte er ſich wieder vor das

Bett ſeiner Tochter. „Liebe Olympia,“ ſagte er, „ſei offenherzig gegen mich. Habt ihr euch eure Liebe ſchon geſtanden?“

„Ja.“

„Und hoffteſt du auf meine Zuſtimmung?“

„Zuverſichtlich, denn Ihr freies Denken darf kein Vorurtheil kennen.“

„Ich will es auch nicht. Laß uns die Sache unbefangen überlegen. Womit wolltet ihr euch denn ernähren? Du weißt, was ich beſitze, iſt nicht eigentlich mein.“

„Spinoza würde einen Lehrſtuhl der Philoſophie und Mathematik an irgend einer Univerſität annehmen.“

„Das geht nicht ſo bald, er iſt von den Juden als Ungläubiger verſtoßen, und die Pfaffen aller Confeſſionen reichen ſich die Hände, wo es gilt, den gemeinſamen Feind zu unterdrücken. Er könnte einſtweilen Gläſer ſchleifen und du könnteſt mit Orgelſpiel oder ſonſtigem Unterricht etwas erwerben, es könnte ſchon hinreichen, um euch vor dem Hungertod zu wahren, und habt ihr auch bloß das leere Waſſer, ſo brockt ihr eure Philoſophie ein, iſt auch eine nahrhafte Speiſe; aber eure Kinder werden ſich leider nicht damit zufrieden ſtellen laſſen. Eure Liebe iſt nichts als ein falſcher Syllogismus —“

„Vater, Sie ſind ſehr hart.“

„Ich bin es nicht; freilich, auf eurer Geiſterhöhe, wo ihr euch von lauter Genien umflattern laßt, die weder Mark noch Knochen haben, da muß euch Jemand, wie ich, als ein Barbar erſcheinen. Ihr habt die ewigen

Probleme vom Schickſal der Menſchheit und vom Weltdaſein enträthſelt, was kümmert's euch, wenn euer Schickſal und die Friſtung eures Daſeins euch Tag für Tag ein neues Problem aufzuknacken giebt? Eure Seelen lieben ſich, und die lieben Seelen, ach, das ſind gar bildſame gute Geſchöpfe, denen keine Entbehrung zu hart iſt."

„Iſt das die Ruhe, mit der Sie zu mir reden wollten? Verdienen die Entſagungen, die ich freudig über mich nehme, ſolchen Spott?" fragte Olympia.

„Du haſt Recht," erwiderte der Vater, „du magſt ihn heirathen, ich will dir's nicht wehren: des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich, das iſt auch mein Wahlſpruch. Aber das Eine bedenke noch: wie wirſt du es ertragen, wenn deine Freundinnen und Bekannten die Naſe rümpfen und kichern, wenn ſie dich mit ihm über die Straße gehen ſehen: ſeht, da geht ſie, werden ſie ſagen, ſie wäre ſitzen geblieben, wenn ſich nicht der arme Jude, den ſeine Sippſchaft ſelber verſtoßen, ihrer erbarmt hätte. Ich kann ihnen nicht Unrecht geben, wenn ſie denken: hätte er ſie wirklich geliebt, ſo hätte er freiwillig ſeinem alten Glauben entſagt und nicht erſt gewartet, bis man ihn ausſtieß; denn das iſt und bleibt in den Augen der Welt ein Schimpf. Und wenn ſie dann weiter ziſcheln werden: Wie war ſie ſonſt ſo ſtolz und hat auf uns herabgeſehen, die iſt nun glücklich, ſie braucht nicht einmal einen Kleiderſchrank; das abgetragene Kleid, das ſie ſchon vor zehn Jahren hatte, iſt nun mit der Zeit ihre ganze Garderobe geworden, wir haben von Herzen Mitleid mit ihr. — Ich weiß wohl, ſolche Dinge können und dürfen deinen Entſchluß nicht wankend machen, ich ſage dir es auch nur, damit du dich darauf gefaßt hältſt. Ich will Spinoza auch in gar keinen Vergleich ſetzen mit Kerkering; ſein Geiſt iſt groß, und eine Minute, da in ſeliger Harmonie eure Seelen in einander klingen, wiegt jahrelange Entbehrungen, wiegt allen Genuß der irdiſchen Freuden auf; du liebſt und verehrſt ihn, du bewunderſt die Majeſtät ſeines Geiſtes, ich glaube nicht, daß er dieſe Herrſchaft über dich mißbrauchen wird; ſolche Fälle mögen nur ſelten vorkommen. Was iſt dagegen Kerkering? Er hat ſeine Liebe beſiegelt, indem er zu deiner Kirche übertrat, er hat eine mächtige und ruhmvolle Genoſſenſchaft verlaſſen, er hat dich nicht zur Theilnehmerin der peinlichen Vorbereitungen gemacht und dir keinerlei Verantwortung zugeſchoben; du ſollteſt mühelos die Frucht ſeiner Arbeit empfangen. Und ſo wird er allzeit handeln. Du ſollſt durch ſeine That nicht zu Dank gebunden ſein, er macht keinen Anſpruch als den, daß er dich liebt. Er betet dich an, alle deine Worte ſind ihm Orakel, ja der leiſeſte Wunſch deines Herzens iſt ihm Befehl, den er mit Freuden erfüllt; aber du haſt Recht, du willſt keinen Mann, den du beherrſchen darfſt, des Weibes ſchönſte Zierde iſt Gehorſam, Gehorſam, und ſelbſt gegen despotiſche Unterdrückung. Was kann dir Kerkering bieten? Nichts als ein gutes, treues Herz, das nur für dich allein ſchlägt; er kann dir ein Leben voll Glanz, Ehre und Genuß bereiten, du wirſt Gegenſtand des Neides bei allen deinen Freundinnen ſein. Was iſt aber dieſes Alles gegen den Hochgenuß der überſchwänglichen Geiſtesharmonie? Gewiß, ſie iſt ewig, und ihre Ewigkeit überdauert ein Jahr, vielleicht auch zwei; iſt das nicht genug?“

Van den Ende ſchwieg, Olympia ſchluchzte und weinte nicht mehr; ſtillträumend ſpielte ſie mit der Perlſchnur, die vor ihr lag.

„Darf ich das Bett verlaſſen?“ fragte ſie endlich.

„Ja wohl,“ ſagte der Vater und ſchmunzelte zufrieden vor ſich hin, als er das Zimmer verließ. —

Olympia ſtand auf und kleidete ſich an. „Ich habe dem Vater meine Liebe ſtärker gezeigt, als ſie iſt,“ ſagte ſie zu ſich. „War es nicht Anfangs bloß verletzte Eigenliebe und die Luſt, keinen unbeſiegt zu wiſſen, die dich ihm in die Arme führte? — Nein, du liebteſt ihn ehedem und liebſt ihn noch.“ Sie nahm die Perlſchnur, hing ſie um den Hals und betrachtete ſich wohlgefällig im Spiegel. „Ich hätte keinen andern Mann bekommen, werden ſie ſagen; was kümmert's mich? Sagt mir doch mein Bewußtſein: dieſe Perlſchnur und mit ihr des Lebens ſchimmernde Genüſſe waren in meiner Hand, und ich verſchmähte ſie. Aber thue ich Recht? Er iſt eine geborene Einſiedler-Natur, die Wiſſenſchaft iſt ſeine Göttin; ich befreie ihn nur, ich gebe ihn ſich ſelbſt zurück, wenn ich ihm meine Hand weigere. Nein, dieſer Flitter blendet mein Auge. Und doch, kann ſeine ſtarkgeiſtige Kraft ſich nicht anders geberden, wenn er in deinem Beſitze nicht mehr mit Huldigungen um dich zu werben hat? Er weiß, daß du dich klein fühlſt ihm gegenüber; wie oft meiſtert er dich und wie anders wird er's dann noch thun. Nein, er iſt mild und gut, du aber biſt zu ſchwach und die unterwürfige Anbetung Kerkerings lockt dich . . .“

Sie legte die Perlſchnur weg und ging nachdenklich im Zimmer auf und ab. Wieder ſtand ſie vor dem Spiegel und ſtarrte traumhaft verloren hinein; ſie ſah ſich abgehärmt, zerriſſen, beſpöttelt und verlacht durch die Straßen gehen, ſie verſcheuchte dieſe wahnſinnige Verwirrung nur durch einen lauten Triller. Als ihr Vater ſie ſo munter hörte, trat er zu ihr in's Zimmer. „Kerkering,“ ſagte er, „wartet draußen, er will nicht von der Stelle weichen, bis er das entſcheidende Ja oder Nein erhalten hat. Ich glaube deine Gedanken zu kennen, ich will dich zu keinem Entſchluſſe nöthigen, aber zu Hülfe kommen darf ich dir. Komm mit.“ Olympia ſchmiegte ſich wie in demuthsvollem Kindesgehorſam an den Vater und bedeutete ihn, daß ſie ihm willfahre, und dieſer Ergebung lag doch, ihr ſelbſt halb verhüllt, ein Eigenwille zu Grunde, der ſich nur mit jenem Scheine deckte. Der Vater faßte ſie an der Hand und führte ſie in das andere Zimmer zu Kerkering mit den Worten: „Hier bringe ich dir deine Braut, mein Sohn.“

Kerkering nahm einen Brillantring von ſeiner Hand und ſteckte ihn an die Olympia's. „Mein auf ewig,“ ſagte er, und drückte einen herzhaften Kuß auf ihren Mund.

Um dieſelbe Stunde, da Spinoza mit den Lockungen erweiterten Lebens in Ruhm und Genuß gekämpft, hatte auch Olympia mit den Verſuchungen gerungen und war ihnen erlegen. —

Kerkering und ſeine Braut ſaßen am Abend in traulichem Geſpräch neben einander, van den Ende rieb ſich die Hände und ging heiter lächelnd im Zimmer auf und ab. Olympia fühlte ſich immer mehr befriedigt in der Nähe Kerkerings, ja ſie fand ihn jetzt ſo liebenswürdig, daß ſie ſich darüber ſchalt, ihm nicht ſchon längſt ihr Herz geſchenkt zu haben. Kerkering erzählte ihr, daß er ein wohldreſſirtes Reitpferd für ſie gekauft habe, und daß ſie wieder wie vor Jahren majeſtätiſch zu Pferde ſitzen und mit ihm durch die Straßen fliegen müſſe. Ein glänzendes, genußreiches Leben breitete er mit den lockendſten Farben vor ihr aus, Olympia's Wangen durchſchoß ein glühendes Roth, ihr Herz pochte laut, Kerkering hielt ſie umſchlungen. Da trat zur ungewohnten Stunde und mit ungewohntem, feierlichen Ernſt Spinoza ein. Olympia riß ſich aus der Umarmung Kerkerings los; eine Secunde lang drückte ſie ſich mit der Hand die Augen zu, ſie ſtand auf und ging Spinoza entgegen.

„Ich weiß, Sie lieben keine aufgeregten Scenen, wie ich ſelber nicht,“ ſagte ſie mit zitternder Stimme, „ich habe vor meinem Vater und vor Kerkering kein Hehl: wir liebten uns. Erinnern Sie ſich jener feierlichen Stunde, da Sie mich beſchworen, zu vergeſſen, was wir uns waren und werden wollten? Jetzt iſt die Zeit gekommen. Herr Kerkering iſt — mein Bräutigam.“ Sie mußte ſich an ihrer Orgel halten, Spinoza ſtand wie feſtgebannt, ſprachlos vor ihr; ſtarr blickte er ſie an.

„Ich bitte,“ begann Olympia wieder, „entziehen Sie mir Ihre Freundſchaft nicht.“

„Ich wünſche, daß Herr Kerkering Ihnen das Glück bereiten möge, das ich ſelber einſt in glücklichen Stunden Ihnen zu bieten gehofft hatte,“ erwiderte Spinoza; ſeine Stimme klang heiſer. Er blieb noch lang, ſprach von den gleichgiltigſten Dingen und mit einem Humor, den man gar nicht an ihm gekannt hatte. So fern ihm auch ſonſt die Täuſchung war, hier hatte er ſich in einer zwiefachen gefangen. Er glaubte Olympia durch dieſe Heiterkeit ihren Schritt zu erleichtern, und erſchwerte ihn nur damit, er glaubte ſeiner Manneswürde es ſchuldig zu ſein, langer zu bleiben, um in Ruhe zu ſcheiden; im Grunde war es doch auch, weil er nur ſchmerzvoll von dieſer holden Umgebung, wo das höchſte Liebesglück ihm geblüht hatte, ſich auf immerdar losreißen konnte.

Auch Oldenburg kam, und zum Erſtenmal küßte er Spinoza nachdem er das Ereigniß vernommen hatte.

Kerkering war überaus heiter und ſcherzte, daß er erſt heute geboren ſei und bat, daß ihm Olympia ein Wiegenlied ſinge; Oldenburg bat um das Lied von der Jungfrau unter den Linden, Olympia ſträubte ſich, aber jetzt drang auch Kerkering gerade auf dieſes, er verlangte es als erſte und einzige Willfahrung ſeines erneuten Lebens, und von allen Seiten beſtürmt, ſetzte ſich Olympia faſt willenlos an die Orgel und ſang:

Es ſollt' eine Jungfrau früh aufſtehn,
Und ihren Liebſten ſuchen gehn;
Sie ſucht' ihn unter den Linden,
Und konnt' ihren Liebſten nicht finden.

Mit einem Mal kam ein Herr daher.
„Was thut Ihr hier allein?“ fragt er,
„Zählt Ihr die grünen Bäume,
Oder die gelben goldnen Roſen?“

„„Ich zähle die grünen Bäume nicht
Und pflück' auch die goldnen Roſen nicht.
Ich hab' meinen Liebſten verloren.
Keine Nachricht kommt mir zu Ohren.““

„Habt Ihr Euren Liebſten verloren?
Keine Nachricht kommt Euch zu Ohren?
Er iſt auf Zeelands Auen,
Und verkehrt mit andern ſchönen Frauen.“

„„Iſt er auf Zeelands Auen,
Verkehrt mit andern ſchönen Frauen,
So möge der Himmel ſein Führer ſein
Mit allen den hübſchen Jungfräulein.““

Was zog er aus ſeinem Aermel hold?
Eine Kette von rothem Gold.
„Die will ich Euch, ſchönes Kind, ſchenken,
Wollt nicht an den Liebſten mehr denken.“

„„Und wäre die Kette noch einmal ſo lang,
Und hinge vom Himmel zur Erde entlang,
Viel lieber mag ſie mir fehlen,
Als daß ich einen andern thät wählen.““

Das aber rührte dem Herrn ſein Blut.
Er ſprach: „Schönes Kind, ſeht Euch vor, was Ihr thut,
Ihr ſeid meine rechte Frauen,
Mit keiner Andern laß ich mich trauen.“

Noch hatten die letzten Töne nicht ausgeklungen, als Spinoza ſeinen Hut nahm und ging. Olympia ſtand auf und ſchlug den Deckel ihrer Orgel zu, daß die Pfeifen wirr ineinander brauſten.

Mit übervollem und darum fremder Theilnahme bedürftigem Herzen war Spinoza zu Olympia gekommen. Es giebt Stunden, da der, dem die Tempel aus Stein erbaut verſchloſſen ſind, ſich im Tempel eines treuen Menſchenherzens erheben muß.

Das Schickſal hatte Spinoza darauf hingewieſen, nur aus ſich ſelbſt Beſeligung zu ſchöpfen.

Wohl hätte er ſich tröſten mögen, daß er nun nicht mehr genöthigt war, ſeinen der Wahrhaftigkeit allein zugewandten Geiſt vor einer ihm nicht genehmen Form beugen, und in des Tages Laſt und Mühe Ueberzeugungen verſchweigen, Ueberzeugungen bemänteln zu lernen; wohl hätte er ſich beruhigen mögen, daß eine Liebe vernichtet war, um derenwillen er oft ſo ſchmerzlich gerungen; aber das iſt der Liebe ewiges Räthſel, daß ſie ſich ſehnt nach dem verlornen Schmerz, nach der verlornen Sehnſucht. Schwermuth und Bitterkeit drohten ihn zu erfaſſen, aber in ſelbſtbezwingender Erkenntniß lernte er immer beſtimmter jener Seelenruhe theilhaftig werden, die die Freiheit des Geiſtes iſt, indem ſie ſich der Nothwendigkeit alles Geſchehenden unterwirft und ihren Geſetzen nachgeht, gleich als wäre nicht das eigne Herz davon betroffen.

Jedes Verſenken in Trauer, deren ſchmerzenreiche Folgen mit der Vernunft beſiegt werden können, iſt theilweiſer Selbſtmord; wer frei ſein, das heißt nach den Geſetzen ſeiner Vernunft leben will, darf nie aufhören zu ſein, und ſolches läßt er geſchehen, ſein lebendiges ewiges Daſein wird unterbrochen, wenn er ſich von den Affecten bewältigen läßt. Nur ein Leben in der Vernunft iſt das wirkliche und ewige Leben.

Es galt einen gewaltigen Kampf, ein Losringen von aller Beſonderheit und aller ſchmeichelnden Anmuthung, die ihn endlich auf die Spitze des reinen Denkens führen ſollte, und ihn zu dem faſt unfaßlichen, die Welt ſcheinbar verſchmähenden und doch ſie verklärenden Ausſpruche befähigte: „Ich erörtere die Handlungen und Beſtrebungen des Menſchen gleich als ob von Linien, Flächen oder Körpern die Rede wäre.“

Die Freunde erkannten mit ſtaunender Bewunderung die Siegeskraft Spinoza's, der mit dem freien Gedanken das Leben mit all ſeinen Begegniſſen überwunden hatte und nun in ſtiller Glückſeligkeit es erſt wahrhaft ſein eigen nennen konnte.

Keine Glorie umſchwebte ſein Haupt, ſie durchleuchtete ſein ganzes Sein.

26. Wundenmal und Abklärung.

Die jüdiſche Kirche wollte ihren Bann gleichfalls mit bürgerlichen Folgen begleiten, ſie beantragte bei dem Magiſtrate, daß der „Gottesläſterer“ aus der Stadt verbannt werde. Die Angelegenheit wurde der Oberbehörde der reformirten Geiſtlichkeit zum Austrag übergeben, und der ſtille Denker ſah ſich durch Zuſchriften und Vorladungen oft aus ſeinem innern Forſchen heraus geriſſen. Mit weitgehenden Betrachtungen über die Regelungen des Gemeinweſens und den dazu erforderlichen Menſchenverbrauch wanderte er oft durch die langen Gänge der Gerichtsgebäude und ſaß wartend in den Vorzimmern. Das Martyrium der neuen Welt iſt ein langes aus tauſend kleineren Plackereien zuſammengeſetztes, und unſer Philoſoph ſollte zu demſelben noch ein anderes erfahren.

Die Freunde drangen in ihn, freiwillig ſeine Vaterſtadt zu verlaſſen, er aber beharrte dabei, daß er um der Gerechtigkeit willen nur dem Urtheile des angerufenen Geſetzes ſich fügen dürfe. Es war die letzte Freundesthat Oldenburgs, der als Geſandter des niederſächſiſchen Kreiſes nach England berufen war, daß er den Freund von dieſen Störungen befreite. Er bat Spinoza wiederholt, ihm zu folgen, aber dieſer wollte im Vaterlande und in ſtiller Einſamkeit bleiben. Doch rüſtete er ſich nun, Amſterdam zu verlaſſen; denn war er auch frei von jedem Groll, ſo konnte er doch der unmittelbaren Empfindung nicht allzeit wehren, die ihn oft ſchmerzlich berührte, mitten in ſeinem Heimathsorte ſich von Mißwollen und Abſcheu umgeben zu ſehen. Es that ihm weher, dieſe Empfindungen ſchuldlos in Anderen zu erregen, als ihre Folgen ſelber zu tragen.

Die Eigenthümlichkeiten der Freunde zeigten ſich bei den Erörterungen hierüber in bezeichnender Weiſe. Meyer fand ein Ergötzen darin, die Gebrechen und Beſchränktheiten, die Denkfaulheit der Menſchen mit ſcharfem Spott zu geißeln; Oldenburg lehnte dies ab, weil ihm jede heftige Gegenwehr, jedes Handgemenge mit der gemeinen Welt als unſchön und verunreinigend erſchien; und wie ſo oft traf auch jetzt Spinoza mit Oldenburg zuſammen. Was dieſer unmittelbar aus einem gewiſſen Anſtandsgefühl vermied, dazu brachte hier Spinoza eine Begründung aus der Erkenntniß.

„Die Erforſchung der Gegenſätze und Mängel der Menſchen,“ ſagte er, „darf nur dazu dienen, daß wir uns vom Widerſtreit nicht überraſchen laſſen, vielmehr in Ruhe uns Verhaltungsregeln ausbilden und die Erregung des Gemüths in möglichſt kurzer Zeit überwinden. Es iſt ein trügeriſcher Schein, wenn man dadurch frei und glückſelig zu ſein glaubt, daß man Fehl und Gebrechen Anderer in's Auge faßt und in allerlei Auslaſſungen darüber ſich ergeht; frei und glückſelig macht uns nur die Erkenntniß der Tugenden und ihrer Urſachen, dadurch allein wird unſere Seele freudenvoll. Der Ehrſüchtige ſpricht am liebſten vom falſchen Ruhm und den ſchlechten Mitteln Anderer; der habgierige Mittelloſe vom Mißbrauch des Geldes und den Laſtern der Reichen. Wer aber die Wahrheit liebt, hält ſich nicht lange bei Lüge und Verſtocktheit auf; er bekämpft ſie nach Kräften, erfreut ſich der eigenen erlangten Erkenntniß und daran, daß auch die Irrenden nach einer Naturnothwendigkeit handeln.“

„Die Glückſeligkeit liegt noch immer im Jenſeits,“ ergänzte Oldenburg, „aber im Jenſeits des beſiegten Haſſes, im Paradieſesfrieden der Erkenntniß.“

Meyer ließ ſich indeß nicht ſo raſch bekehren, und mit dem Selbſtgefühl, daß er das Rechte vorhergeſagt habe, fragte er:

„An Olympia haſt du hoffentlich die Charakterloſigkeit und bloße Stimmungsfähigkeit der Frauennatur erkannt, und wirſt dieſer Abart des Menſchenthums die entſprechende Stellung in deinem Syſtem anweiſen?“

„Ich weiß,“ entgegnete Spinoza, „wer von der Geliebten übel aufgenommen wurde, denkt an nichts als an die Unbeſtändigkeit, den falſchen Sinn und die übrigen abgeleierten Untugenden der Frauen, und alles das läßt er alsbald in Vergeſſenheit gerathen, wenn er von der Geliebten wieder huldreich aufgenommen wird. Wer aber ſeine Affecte und Begierden allein aus Liebe zur Freiheit zu mäßigen ſucht, der wird ſich beſtreben, ſo viel als möglich die Tugenden und ihre Urſachen kennen zu lernen, und die Seele mit der Freude zu erfüllen, die aus ihrer wahren Erkenntniß entſpringt. Wer dieß emſig beobachtet — denn es iſt nicht ſchwer — und dann übt, der wird gewiß bald ſeine Handlungen meiſt nach der Herrſchaft der Vernunft einrichten können.“

So erquickten und erhoben ſich die Freunde in Durchdringung der Geisteszuſtände und im Aufſuchen ihrer Beweggründe, und Spinoza hatte in ſeinem eigenen Leben Anhalt genug zu der Darlegung, die er mit unumſtößlicher Beweiskraft führte, daß nur die Leidenſchaften die Menſchengemeinſchaft und die innere Harmonie des Einzelnen trennen, die Vernunft aber ſie eint.

Der ſchöne belebende Verkehr erhielt durch Oldenburgs Abreiſe nach England eine Lücke. Spinoza, Meyer und de Vries begleiteten ihn nach dem Schreyerstoren (Weinensthurm), der von den Thränen der Zurückbleibenden bei der Abfahrt ihrer Angehörigen den Namen hat. Mit ſchwerem Herzen riß ſich Spinoza aus den Armen des Freundes, und wehmüthig ſah er ihm nach, als er von den Wellen dahingetragen wurde. Meyer und de Vries blieben ihm noch; aber dieſer war zu jung, um ganz ſein Freund ſein zu können, Alter und Erfahrung waren zu ungleich; jener war verheirathet. Hundert Beziehungen und Begegniſſe machen es dem Gatten und Vater unmöglich, ſich dem Freunde ſtets mit gleicher ungetheilter Hingebung zu widmen; in Oldenburg hatte er ſeinen treueſten Freund verloren.

Als er nun allein über die Amſtelbrücke zurückging, begegnete ihm ein Leichenbegängniß; unter den Leidtragenden erkannte er ſeinen ehemaligen Meiſter und ſeine Nebengeſellen; einer derſelben winkte ihm mitzugehen, er ſchloß ſich dem Zuge an und erfuhr: daß man hier den Peter Blyning zu Grabe trage. Am letzten tollen Kirmesſamſtage war er mit den Kameraden beim Tanze geweſen; die Kameraden machten ſich den Spaß, daß ſie Alle ihre Mädchen an ihn ſchickten, und ihn zum Tanze auffordern ließen; er konnte ſich kaum halten vor Wuth und Aerger, ſtürzte Wein und Genever durch einander ein Glas nach dem andern hinunter. Darauf weinte er bitterlich, nahm ſeine Krücken und ging. Auf einmal hörte man einen fürchterlichen Schrei, Alles eilte hinaus: Peter war die Treppe hinabgeſtürzt, hatte ſich die Hirnſchale zerſchmettert und lag in den letzten Zuckungen da.

Spinoza folgte dem Zuge mit tiefbewegter Seele. Unterwegs begegnete er Chisdai. Als er ihm nahe kam, bemerkte er, wie Chisdai dreimal ausſpie und dabei die ebräiſchen Worte ſprach: „Du ſollſt einen Ekel und Abſcheu vor ihm haben, denn er iſt verbannt“ (5. B. M. 7, 26). Spinoza kehrte ſich nicht daran und geleitete, in ſich verſunken, die Leiche des Unglücklichen zur Ruheſtätte.

Am Abend erhielt er noch einen erſchütternden Beſuch. Tief in den Mantel gehüllt kam de Silva zu ihm und in finſterem Tone begann er ohne Gruß:

„Nicht der Jude kommt zu dir, er kennt dich nicht mehr. Der Arzt ſteht vor dir; ſein Beruf iſt, Jedem zu helfen, zu rathen, ohne zu fragen wer er ſei. Ich rathe dir: verlaß deine Vaterſtadt, dir droht Gefahr. Dein Herz krankt, ſo lange du hier biſt. Das kann kein Menſch ertragen: als ein Ausgeſtoßener wie eine Leiche zu wandeln unter Denen, die einſt mit ihm lebten. Ich weiß, du willſt die nicht höhnen, die dein Verbleiben als Hohn deuten. Und noch Eins. Ephraim Cardoſo hat ſich einer neuen Geſellſchaft Auswanderer nach Braſilien angeſchoſſen, Chisdai wollte mit ihnen ziehen, aber ſie verſtießen ihn. Niemand will ſeine Gemeinſchaft, er iſt gemieden wie ein Verpeſteter, Niemand verzeiht ihm, daß er ſo dein Ankläger wurde."

„Aber Ich verzeihe ihm."

„Das rettet ihn nicht und rettet Dich nicht. Ich fürchte, er brütet auf eine entſetzliche That; denn am Tage verläßt er ſelten ſein Haus, und nur des Nachts ſchleicht er umher. Laß dich warnen, ich thue es aus Dank für dich. Ja, ich ändere mein Wort und ſage: ich bin als Jude bei dir. Du haſt vor dem Sanhedrin unſere Religion nicht geſchmäht, du haſt geſprochen wie es einem Denker gebührt. Ich ſelber will kein Denken, das nicht in den Armen des Glaubens ruht; aber ein Jude ruft dir zu: Bleibe gerecht gegen uns wie gegen Andere. Du biſt frommer als du dir bekennen magſt, als deine Vernunft dir geſtattet zu bekennen."

„Iſt denn Glauben die einzige Form der Frömmigkeit?"

„Ich weiß, ich weiß," fuhr de Silva haſtig fort, „ich bin nicht gekommen mit dir zu ſtreiten. Du kannſt es mir als Hochmuth deuten, daß ich dir noch Frömmigkeit zuerkenne. Aber als du die Synagoge auf immerdar verließeſt, muß dir an einem Betſtuhle, wo einſt dein Vater ſtand, ein Kind erſchienen ſein und das Kind betete andächtig, und das Kind warſt du. —

Vergiß es nicht. Und du ſollſt es wiſſen und bleibe deſſen eingedenk, daß ein Jude mit Trauer im Herzen dich den einſamen Weg gehen ſieht. Leb' wohl!“

Spinoza ſtreckte de Silva die Hand entgegen, aber nur mit der vom Mantel umhüllten Hand faßte dieſer die des Ketzers und entfernte ſich raſch.

Dieſe neue Begegnung bewegte das Gemüth Spinoza's tief. Es war eine Kunde aus einem Leben, von dem er geſchieden war; er konnte ſein doch nicht vergeſſen. —

Bald aber erregte eine Todeskunde das Herz Spinoza's zu tiefer Trauer. Es war die Nachricht, daß ſein Lehrer van den Ende in Paris hingerichtet worden ſei. Der allzeit wohlgemuthe Arzt, der das Lachen als höchſtes Gut pries, hatte eine That der Hingebung an das Vaterland bewieſen, die man nicht von ihm vermuthet hätte. Um die Kriegsunternehmungen Ludwigs XIV. gegen die Vereinigten Staaten durch eine Volkserhebung zu kreuzen, hatte er mit dem Herzog von Rohan und Anderen einen Aufſtand in der Normandie angezettelt; er büßte dafür mit dem Tod am Galgen.

Alle Bewohner Amſterdams, ja der geſammten Niederlande, widmeten dem Dahingeſchiedenen ein inniges und zum Theil reuevolles Gedenken. Manche wollten zwar behaupten, der Doctor habe einmal ſeinen höchſten Lebenszweck im Großen erreichen wollen; er habe im Chor mit ganz Europa lachen wollen über den auf der Weltbühne hin und her gezerrten Ludwig XIV. Aber das Unternehmen van den Ende's und ſein Opfertod war doch zu ernſt und gewaltig, um ſolche Betrachtungsweiſe nicht abzuſchneiden.

Spinoza ſuchte ſich dieſe überraſchende Wendung im Leben ſeines Lehrers zu deuten. Daß die leichtlebige Natur auch eine leichtſterbende ſein könne, ergab ſich bald, und eben dieſes waghalſige Einſetzen der ſonſt verzettelten Lebensſumme für eine einzige That ließ ſich wohl auf den Charakter und die Anſchauungsweiſe van den Ende's zurückführen. Dennoch blieb noch ein unerklärter Reſt; Spinoza mußte innerlich dem Lehrer Abbitte thun; er hatte ihm Solches doch nicht zugetraut.

Er fühlte die Verpflichtung, jetzt Olympia eine Tröſtung zu bieten. In der Kundgebung ſeiner Trauer und in der Erkenntniß der tapfern That ſollte zugleich die Abbitte liegen.

Er prüfte ſich ſtreng und konnte ſich ſagen, daß nur die lautere Theilnahme am Schmerz der einſt Geliebten ihn dazu bewog; und am Abend machte er ſich auf den ſo oft betretenen Weg nach dem Hauſe van den Ende's. Das Haus war ſtill und ausgeſtorben; von einem Nachbar erfuhr er, daß Olympia mit ihrem Gatten nach Hamburg abgereiſt ſei. Als er auf dem Heimwege an der St. Olaikirche vorüberging, dort wo er einſt in der Nacht auf den Stufen geſeſſen und nach dem Fenſter Olympia's geſchaut hatte, ſtürzte Jemand auf ihn los, packte ihn beim Arme, ſtieß mit dem Rufe: „der Eſel hat Hörner!“ ihm den Dolch nach der Bruſt, und entfloh mit ſchnellen Schritten. Spinoza war dem Stich glücklich ausgewichen, nur ſein Mantel war durchſtochen; er glaubte den Thäter erkannt zu haben, es war Chisdai.

Als der erſte unwillkürliche Schreck und ſeine nächſten Folgen im Gemüthe vorüber waren, erwog Spinoza nur noch den Gedanken, wie der Fanatismus nichts iſt als eine Umkehr zum rohen Naturrecht, die ſich ſcheinbar auf ein Gedankenrecht, auf die Heiligkeit eines Geſetzes ſtützt. Der in ſich verhetzte unklare Eifer, der das innere Geſetz zu einem äußeren Fahnenſpruch gemacht, hat allezeit verdammt, gekreuzigt, Scheiterhaufen entzündet und das Herz des Feindes durchbohrt. Es gilt: der Menſchheit die ihr inwohnenden Geſetze zu offenbaren und ſie zur Liebe, zur Freude und lebendigen Glückſeligkeit zu führen ....

Den durchlöcherten Mantel bewahrte er zum Andenken auf.

Dürfen wir dieß als Sinnbild nehmen, daß Haß und Unverſtand nur das Kleid des Weiſen durchbohrten, ſein inneres Weſen aber nicht trafen? —

Spinoza erfuhr es nicht, daß man am Morgen nach der gegen ihn verſuchten Unthat eine Leiche aus der Amſtel zog. Es war die Chisdai's. Er wurde als Selbſtmörder klaglos in die Erde geſcharrt, wie einſt Uriel Akoſta, deſſen Grab er gehöhnt hatte.

Keine Kunde aus der jüdiſchen Gemeinde drang zu Spinoza, und jetzt hatte ihn Krankheit niedergeworfen.

Emporgetragen ins Unendliche hat dich dein freies Denken, über der Einzelerſcheinung ſchwebſt du in der Erkenntniß des allgemeinen Geſetzes — da plötzlich wirſt du niedergeworfen in eine abgelegene Kammer, todt iſt die Welt, verſchüttet dein Geiſt, erloſchen die Lichtſtrömung des Geſetzes durch das All.

Kein Dolchſtoß aus Menſchenhand hatte das Herz Spinoza's getroffen, und doch fühlte er unſägliche Schmerzen in der Bruſt, und Blut quoll ihm aus dem Munde.

Waren es dennoch die Folgen ſo vielfacher innerer Bewegungen, die ihn raſch nach einander heimgeſucht und jenes ſchon in erſter Jünglingszeit, damals beim Predigtverſuche in der Synagoge, kundgewordene Leiden zum Ausbruch brachten?

Spinoza lag ſchwer krank danieder.

Jetzt bewährte ſich Ludwig Meyer als der treue, hülfreiche Freund, Tag und Nacht. Und mit einer eigenen Heiterkeit erklärte er dem Freunde in ruhiger Stunde: „Nun biſt du doch was du ſein mußt, ja noch mehr, ein verbannter Jude und Junggeſelle. Der Junggeſelle kann wieder in jene Paradieſesunſchuld vor Erſchaffung des Weibes zurückkehren, er ſteht wiederum frei in ſich allein; meine Erbſünde — ja lache nur — die hilft mir. Iſt es nicht ſehr tiefdeutig: ſobald ein zweites Weſen dem Adam zuredet, iſt er nicht mehr allein, handelt nicht mehr blos aus ſich, er muß ſein Thun mit einem Andern einigen; ja zuletzt folgt er ſogar fremdem Willen; da iſt der Sündenfall da, er hat nicht aus ſich gehandelt, ſondern aus einem Andern. Der Junggeſelle aber iſt wie Adam im Paradieſe. Du mußt der Adam des Geiſtes bleiben.“

Spinoza ſah lächelnd auf den Freund und erklärte ihm, daß der Menſch nicht in der Einſamkeit, ſondern nur in der Gemeinſamkeit wahrhaft frei iſt; und Ludwig Meyer ſtand dann oft wie anbetend am Krankenlager des Philoſophen, der in ſchmerzfreien Augenblicken ſein eigenes Siechthum wie eine fremde Thatſache anſah. Nur Einmal ſprach er über erfahrene Unbill indem er, eine frühere Betrachtung erweiternd, ſagte:

„Die ſchwerſte Laſt, die uns die Menſchen auferlegen können, iſt nicht, daß ſie uns mit Undank, Haß und Verachtung drücken, nein, daß ſie Haß und Verachtung uns in die Seele pflanzen. Das läßt nicht frei aufathmen, nicht klar aufſchauen; aber es iſt Eitelkeit und Selbſtzerſtörung, einen Menſchen zu haſſen; wir müſſen nur die böſe That unwirkſam zu machen ſuchen, und damit wieder hindurchdringen zur Liebe Gottes, in der die Welt ſo friedſam und wonnig iſt und uns allezeit mit Luſt erfüllt.“

Immer mehr erſtieg er jene ruhige Höhe ſeliger Betrachtung, ſo daß er von ſich ſagen konnte: „Ich habe mich ſorgfältig beſtrebt die menſchlichen Handlungen weder zu belachen noch zu beklagen noch zu verabſcheuen, ſondern zu erkennen: und demnach die menſchlichen Affecte wie Liebe, Haß, Neid, Ehrgeiz, Mitleid und die übrigen Seelenbewegungen nicht als Fehler, ſondern als Eigenſchaften der menſchlichen Natur zu betrachten, die ebenſo zu ihr gehören, wie zur Natur der Luft: Hitze, Kälte, Wetter, Donner und andere dergleichen, die, wenn ſie auch unbequem ſein mögen, doch nothwendig ſind und beſtimmte Urſachen haben, durch die wir ihr Weſen zu erkennen ſuchen, und an deren Betrachtung ſich der Geiſt ebenſo ergötzt wie an der Wahrnehmung der Dinge, die ſinnlich angenehm ſind.“

Meyer konnte nicht umhin, dem Wahrheitsforſcher auf ſein dringendes Begehren offen zu bekennen, wie es mit ihm ſtehe. Nur eine kurze Weile, als fühle er jetzt ſchon den Todesſchlaf, ſchloß Spinoza die Augen, als ihm Meyer erklärte, daß unverkennbare Schwindſucht hier ausgeſprochen ſei, und nur ſorgfältigſte und bemeſſenſte Ueberwachung des Lebens die Jahre verlängern könne.

Eine Weile herrſchte Stille, und Meyer ſchaute auf das unbewegte Antlitz des Freundes, der die Augen geſchloſſen hielt. Jetzt richtete ſich der Kranke auf, ſein Auge leuchtete; kein Schmerzenslaut, keine Klage kam über ſeine Lippen; mit der Ruhe eines vollendeten Weiſen beſtimmte er genau die Lebensregeln, die er fortan einhalten wollte. Und er richtete ſich frei auf als er erklärte, nun in Beſonnenheit und Selbſtbeſtimmung allein ſich ſelber die Lebenstage zu ſchaffen, in Selbſtbeherrſchung das Daſein zu bewahren und in Seelenruhe zu erfüllen.

Er hielt getreulich Wort.

Satt an Tagen dem Tode entgegen zu ſehen, auszuſcheiden aus der Welt des Schauens und Empfindens — es iſt ſchwer, und doch mag man ſich getröſten, den allgemein bemeſſenen Raum durchſchritten zu haben. Aber in der Blüthe der Jahre, vor der Mittagshöhe des Lebens den Todeskeim in ſich fühlen, ihm tagtäglich wehren, jede Lebensäußerung bewachen, der ruhigen Gewohnheit entbehren, daß das Leben ſich von ſelbſt fortſetzt, vielmehr mit ſorglichem Bedacht die Daſeinspflicht allzeit vor Augen halten und dabei ſich heiter und harmlos des ſonnigen Tages freuen, rüſtig arbeiten, durch keinen Zuruf von außen erweckt, nur im eigenen Denken das Heiligthum des Lebens und ſeiner Freuden finden — das vermag nur ein Menſch, dem Freiheit und Nothwendigkeit, Zeitlichkeit und Ewigkeit eins geworden, der in der Weisheit die höchſte Spitze des Daſeins erſtiegen. Denn Weisheit iſt die bewußte Einheit mit der Naturbeſtimmung, die Erfüllung der Pflicht, die zur Erkenntniß und im Gehorſam gegen dieſe zur Neigung geworden.

Ein ſolcher Weiſer war Spinoza.

Die Welt mit ihren tauſend Widerſprüchen und Gegenſätzen in den Einzelerſcheinungen war vor ſeinem Geiſte aufgelöſt zur Einheit. Er hatte abgethan alle Selbſtſucht, alles Bemeſſen der Dinge nach ihrer Wirkung auf den Vereinzelten; das eigene Sein mit ſeinen Bedrängniſſen war hingegeben in das All, und im Genuſſe der Erkenntniß der göttlichen Wahrheit lebte er das ewige Leben.

Er war der „freie Menſch,“ der bekennen durfte: „Ich unterlaſſe das Böſe oder beſtrebe mich es zu unterlaſſen, weil es geradezu meiner beſondern Natur widerſtreitet, und mich von der Liebe und Erkenntniß Gottes — die das höchſte Gut iſt — abziehen würde.“

In ſtetiger Gleichmäßigkeit, wie die Sage von den Göttern berichtet, und wie die Natur um uns her unwandelbar ſich hält, ſo lebte Benedictus Spinoza. Was die Erkenntniß errungen, ward ihm zur ſeligen Gewohnheit, und wie er einſt das Leben ſich zum Denken geſchaffen, ſo gab er durch ſein Denken ſich jetzt das Leben.

Epilog.

Es war in einer Nacht, da ſah er eine große Erſcheinung; ein Mann trat vor ihn hin, der war wunderbar und fremd anzuſchauen. Sein Haupt war bedeckt mit einem breiten Hute, deſſen Farbe war gelb wie die Farbe der Gerſte unter der Sichel, und die Haare ſeines Hauptes waren weiß und bedeckten ſeine Schultern, auf ſeiner Stirn war ein Zeichen von Blut, ſeine Augen lagen verborgen in den Höhlen, umwachſen von ſtruppigen Haaren; zwei Furchen zogen ſich von dort bis an die Enden des Mundes — in ihnen ſtrömten vordem ſeine Thränen, nun aber waren ſie leer, denn ihr Quell war verſiegt; ſeine bleichen Lippen waren umwachſen von Haaren, die reichten bis an den Gürtel; ein hären Hemde ſchlotterte um den magern Leib, und ſeine Füße waren nackt und zerſetzt; an der rechten Seite hing eine Taſche, dort war auch das Kleid bedeckt mit einem Fleck von der Farbe ſeines Hutes; auf dem Herzen trug er in einer eiſernen Kapſel eine kleine Rolle, befeſtigt an einer Schnur, die um ſeinen Hals hing und einen tiefen Einſchnitt in ſein Fleiſch machte; in der Rechten hielt er einen Stock, der weit über den Kopf hinausreichte.

Und der Mann beugte ſich nieder über ihn, küßte ihn auf die Stirn und ſprach: „Kennſt du mich wohl, du mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen finde? Schon mehr denn ſechzehnhundert Mal ſah ich die Sonne ihren Kreislauf vollenden, ſeit dem Tage, da das Wehe über mein Haupt gekommen. Ich ſtand unter meiner Thür und hatte mein Kind auf dem Arme, da brachten ſie den Jeſus, Sohn des Joſeph und der Maria von Nazareth, der ſich unſern Meſſias nannte; ich haßte ihn, denn wir liebten den Boden und er wies uns an ſeinen Himmel; wir wollten ein Schwert und er lehrte uns das fremde Joch lieben: er war unſer Meſſias nicht. Als er nun an der Schwelle meines Hauſes ausruhen wollte, da trat ich ihn mit dem Fuße und ſtieß ihn weg; er aber ſprach: komm mit mir, dein Fuß der mich getreten, ſoll keine Ruhe finden, bis zu dem Tage, da ich wiederkehren und mein Reich auf Erden gründen werde. Das Kind entfiel meinen Händen, ich folgte ihm, ich ſah ihn den Kreuzestod ſterben; ich ſah mein Haus, ſah meine Kinder nicht mehr, ſie wurden zerſtreut wie Spreu von dem Winde oder wurden vom Schwerte gefreſſen. Unſtät und flüchtig wie Kain wanderte ich durch Wald und Feld, über Ströme und Berge; die Blume verſchloß ihren Kelch vor meinem Auge, das Gras ſeufzte, wenn mein Fuß ſich ihm nahte; die Vögel verſtummten in den Lüften, und der ausgehungerte Löwe, der brüllend herbeikam, wich ſcheu zurück, wenn er mich erblickte. Doch die wilden Thiere, ſie waren noch barmherzig und liebevoll, ſo ich die anſah, die meines Geſchlechtes ſind. Ich wanderte durch

Städte und Länder: ſie tränkten mich mit Wermuth und ſättigten mich mit Galle, ſie goſſen Gift in meine Wunden und betteten mich auf Dornen; und wenn ich mein Haupt ruhig niederlegen wollte, machten ſie den Boden unter mir erzittern, und wenn ich meine Klagen erheben wollte, verſtopften ſie mir den Mund mit feurigen Kohlen. An jedem Orte, dahin ich meine Schritte förderte, faßten ſie mich bei den Haaren, ſammelten Holz auf einen Haufen und ſchleuderten mich in die Flamme; aber Jehovah, der Gott Iſraels, deſſen ewiges Geſetz ich auf dem Herzen trage, ſendete ſeinen Engel. Und ob auch die Flammen ihre gierigen Zungen nach mir ausſtreckten, Er errettete mich; und ob ſie auch in Strömen mein Blut vergoſſen, Er erhob mich und belebte mich neu; und ob ſie auch in dunkle Nacht mich hüllten, ſein Licht leuchtete und Helle ward um mich her; und ob ſie auch in Grabesduft und Moder mich verſenkten, ſein Odem wehete und neues Leben haucht' er mir ein. Oft frug ich ihn: wann wird es enden, o Herr! wann wirſt du dich mein erbarmen, wann mich wieder freundlich aufnehmen vor deinem Angeſichte? Wann wirſt du Balſam gießen in meine Wunden, wann lindern meine Qualen, wann mich Ruhe finden laſſen? Wann wirſt du Haß in Liebe wandeln, daß ich aufhöre zu ſein ein Gräuel und das Ziel des Spottes allen Nationen? Was ſoll mir ein ewiges Sterben ohne Tod, ein ewiger Tod ohne Leben? Siehe, Geſchlecht auf Geſchlecht ſah ich aufgehen und verwelken wie das Gras des Feldes, Königreiche ſah ich erſtehen und in Staub zerfliegen vor dem Hauche deines Mundes. Alles verweſt und gebiert ſich neu, nur ich allein hänge wie der Tropfen am Eimer, der im Winde zittert und doch nicht fallen mag. Wo des Eiſes Bande die Erde ewig gefeſſelt halten, dort ſtand ich, und Arabiens heißer Sand brannte mir an der Sohle; und nirgends, nirgends ein Land, wo ich ſäen und ernten, wo ich ein Grab finden kann. Jeruſalem, die herrliche, liegt in Trümmern, wann wirſt du ſie auferbauen? wann uns zurückführen? Siehe, ich ſpreche zum Morgen: o daß es Abend, und zum Abend, o daß es Morgen würde. Siehe, der Kummer iſt mein Genoſſe, Schmach und Elend ſind meine Geſpielen, ich habe ſie lieb gewonnen; gieb mir Thränen, Thränen gieb mir, daß ich weinen kann ob meines Drangſals; willſt du es nicht, zieh' deine Hand ab von mir, laß meine Feinde treffen das Herz meiner Seele, laß mich ſterben, ſterben laß mich. — Siehe, ich habe mich in Haß gehüllet, laß mich Rache erleben an meinen Feinden, zehnfach wälze auf ihr Haupt, was ſie über mich geſendet; ſprich zu dem Donner, daß er ſie erzittern mache, befiehl dem Blitz, daß er ihr Mark freſſe, oder gieb mir ein Schwert, ein Schwert gieb mir, daß ich mich bade in ihrem Blute — —

Oder ſoll ſie kommen die Zeit, da Lieb' und Treue ſich begegnen, Gerechtigkeit und Friede ſich küſſen, Wahrheit aus der Erde ſproßt, Gerechtigkeit vom Himmel ſchaut?

Siehe mein Sohn, das war meine Klage, das war mein Verzweifeln, das war mein Hoffen. Du biſt gekommen zu werden ein Erlöſer der Menſchheit, auch mich wirſt du erlöſen. Die deines Stammes ſind, ſie haben dich verſtoßen, ſie haben dir nach dem Leben getrachtet; die nicht deines Stammes ſind, ſie haben dich betrogen, ſie haben dir deine ſüßeſten Gefühle vergällt; du kenneſt keinen Groll, du lohneſt ihnen mit der Wahrheit.“

Die Erſcheinung beugte ſich nochmals über den Schlafenden und küßte ihn; es war ein Kuß des ſterbenden Ahasverus, der auf ſich trug das Schickſal Iſraels, welches Jeſus Chriſtus an das Kreuz geſchlagen.

* * *

Spinoza zog hin nach Rhynsburg und von da nach Voorburg und dem Haag und ſchrieb den theologiſch-politiſchen Traktat und die Ethik.

Einſam und abgeſchieden verbrachte er fortan ſein Daſein.

Die fünf Bücher der Ethik erſchienen erſt nach ſeinem Tode.

Am Sonntag den 21. Februar 1677 ſtarb er, im Alter von vierundvierzig Jahren.

Es erſtand kein Denker wieder wie Spinoza, der ſo im Ewigen gelebt.

Berthold Auerbach's

geſammelte Schriften.

Erſte, neu durchgeſehene Geſammtausgabe.

Zwölfter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1858.

BIBLIOTHECA

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Dichter und Kaufmann.

Ein Lebensgemälde

aus der Zeit Moſes Mendelsſohns.

Erſter Band.

Vorrede.

Das vorliegende Buch, zuerſt im Herbſt 1839 erſchienen, iſt die Ausführung einer von mir bereits 1836 in einer Zeitſchrift veröffentlichten Lebensſkizze des Epigrammendichters Ephraim Moſes Kuh,[1] in welcher ich die biographiſchen Thatſachen dichteriſch zu ergänzen verſuchte.

Zur Wiederaufnahme dieſer Skizze kam ich erſt nach Vollendung des „Spinoza.“ Hier wie dort leitete mich zunächſt der Grundgedanke: Sittenſchilderungen aus dem innern Leben der Juden in verſchiedenen Jahrhunderten und Ländern an die Entwicklungsgeſchichte einzelner Charaktere anzuknüpfen, und ſo das Eigenthümliche des allgemein geſchichtlichen und individuellen Lebens zu veranſchaulichen.

Es mag ſeltſam erſcheinen, daß ich in der Folgenreihe dieſer Darſtellungen, nach dem Weltweiſen den Epigrammatiſten aufnehmen konnte, nach einem Charakter, deſſen einheitliche Macht des Lebens und Denkens alle Zwieſpältigkeit beſiegte und verſöhnte — nun einen untergeordneten, der im Zwieſpalt erlag. Die Aufgabe blieb jedoch, gerade aus der Mendelsſohn'ſchen Periode, aus welcher wir noch in unſern Tagen Geſtalten vor Augen hatten, eine Perſönlichkeit mit den Zeiterſcheinungen in Berührung zu bringen, die in beſtimmten Zügen kennzeichnete, wie das bisherige epiſodiſche, aus der völkergeſchichtlichen Strömung verdrängte Leben des deutſchen Juden eben damals vom Geiſte aus in dieſelbe einzumünden ſuchte.

---

[1] Hinterlaſſene Gedichte von Ephraim Moſes Kuh. Mit der Biographie des Dichters. (2 Bändchen. Zürich, bei Orell, Geßner, Füßli u. Comp. 1792.)

Die geſchloſſene künſtleriſche Compoſition, die dichteriſche Zuſammendrängung der Gegenſätze in einen beſtimmten Höhepunkt fiel bei Darſtellung eines Menſchenlebens in ſeiner ganzen Ausbreitung von ſelbſt weg, zumal bei einem ſolchen, deſſen Thatſachen durch ihren Charakter des Zuſammenhangloſen und Epigrammatiſchen eine ſprungweiſe Darſtellung im Urbilde vorzeichnen.

Ich habe daher auch bei dieſem Buche die Structur des Ganzen gelaſſen, im Einzelnen dagegen auch hier Correctheit und Einfachheit herzuſtellen geſucht,[1] ſoweit letzterer nicht gerade das Abſonderliche der durchgehenden Perſönlichkeit entgegenſtand.

Es war mir auch bei dieſer Arbeit vergönnt, mich in Leben und Denken großer Männer zu verſetzen, und wenn ich oft ihre eigenen Worte wiederhole, ſo geſchah es nur, um ihnen das Eigene zu laſſen, nicht um mir Fremdes anzueignen.

Es iſt der treue Dienſt der Wahrhaftigkeit, der rechte Cultus des Genius: die erhabenen Denkergebniſſe derer, die zur reinen Humanität ſtrebten, in ihrem Namen zu wiederholen und aufs Neue zu verkünden.

Dresden, 15. Auguſt 1854.

Berthold Auerbach.

---

[1] Bei der neuen Durchſicht dieſes Buches habe ich abermals Gelegenheit gefunden, Einzelnes beſtimmter zu faſſen.

Im Sommer 1858.

Inhalt.

Seite
1. Die Gäſte 1
2. Der Sabbath 18
3. Rabbi Chananel 36
4. Auch gut 55
5. Der Kalligraph 74
6. Die doppelte Buchhaltung und Joſeph in Aegypten . . 84
7. Auszug aus Aegypten 93
8. Theilung und Zerſtreuung 107
9. Neue Bekanntſchaft 119
10. Veilchen 132
11. Frauenleben 148
12. Der praktiſche Kopf 165
13. Der unpraktiſche Kopf 174
14. Auf neuen Bahnen 188
15. De amicitia 203

ſelbſt von den Geiſtlichen nicht in der Synagoge, ſondern außerhalb derſelben unter einem ausgeſpannten Baldachin eingeſegnet.

Selten war es, daß Nachkömmlinge jener Bettlerfamilien ſich aus dem Zigeunerleben herausarbeiteten, die Gewohnheit hielt ſie darin feſt, und ihre Verpflegung war in den Gemeinden vollkommen organiſirt. Die Herumziehenden wurden mit dem Ehrentitel: „Gäſte“ bezeichnet; erſt ſpäter erhielt dieſer urſprünglich milde Ausdruck eine ſchimpfliche Nebenbedeutung. In jeder Gemeinde mußten die ſeßhaften Familien je nach dem Vermögensſtande eine größere oder kleinere Zahl „Gäſte“ während des Sabbath abſpeiſen, und ſie Sonntag Morgens mit einem Weggeld verſehen. Die Verpflegung an den Wochentagen war mehr oder minder der freien Mildthätigkeit überlaſſen.

Das mißlichſte Amt bei jenen ſabbathlichen Einquartirungen hatte der Heiligenpfleger, der die Marken austheilte; er konnte es Niemand recht machen; die Bettler verfluchten und verwünſchten ihn, denn niemand Anders als dem unglücklichen Almoſenier galten die oben vernommenen Flüche.

Die jüdiſche Armenherberge zu Breslau befand ſich auf der Carlsſtraße in der ſogenannten Fechtſchule, einem kaſernenartigen Gebäude, das einen großen, einem Marktplatz gleichenden Hofraum einſchloß, in deſſen Mitte ſich eine Art Waarenlagerhaus mit kleinem Thurm und Schlaguhr befand; in den umgrenzenden Häuſern, deren eine Reihe an die Feſtungswälle ſtieß, wohnten vierzig bis fünfzig jüdiſche Familien, in einem der Hofräume befand ſich die ſogenannte Liſſaer Synagoge, ihr gegenüber traten die Bettler in ein ſchmutziges Zimmer.

„Bei wem ißſt du, Schnauzerle?“ frug in röchelndem Tone eine dicke Geſtalt.

„Bei wem ich eſſ'? Bei wem ich hungre, mußt du fragen. Noch einmal ſoll er einſinken, ſchickt er mich zu dem Lämmle Bär, der ſieht aus wie die theure Zeit, und ſeine Frau wie ein geräucherter Häring, ſo eine ſechzehn Fauſt große hochbeinige alte Köchin.“

So erwiderte der Angeredete, ein Menſch mit verwegenem Geſicht, der ſich von ſeinen Genoſſen auch noch dadurch auszeichnete, daß er lederbeſetzte Reithoſen mit breiten rothen Streifen und einer Reihe meſſingener Knöpfe an den Seiten trug; die ſilbernen Ohrringe, die unter den ſchwarzen wollig gekrausten Haaren hervorſahen, konnten als beſondere Kennzeichen gelten.

„Weißt du was?“ fragte ein kleines Männchen mit einem Spitzbärtchen, Mendel Felluhzer genannt, „weißt du was? wenn du mir zwei gute Groſchen dazu giebſt, tauſch' ich mit dir und geb' dir mein B'lett (Billet) zu der reichen Wittfrau von dem Ahron Wolf, die hat das fetteſte Dürrfleiſch in ganz Breslau, und alle Sabbath eine geräucherte Zung' mit einer Sauce, die ſchmeckt wie lauter Malveſier.“

„Anderthalb gute Groſchen geb' ich dir,“ erwiderte Schnauzerle, und ſeine Frau heulte und ſchimpfte und ſchlug ihre Kinder, weil ſie einen ſo verſchwenderiſchen Vater haben, daß ſie ebenfalls mitſchrieen.

„Anderthalb?“ lächelte Mendel, „meinetwegen, ſiehſt du? ich handl' nicht lang, aber zuerſt bezahl'.“

„Ich hab' keinen Blutpfennig, und wenn der Amalek, der Leibzolleinnehmer käm', und thät ſagen: Victor, oder meinetwegen Schnauzerle, du darfſt mir die Augen ausſtechen mit einem rothen Heller — ich thät's doch gewiß gern — ich müßt' den Titus laufen laſſen. Ihr Alle ſeid Zeugen, daß ich ihm bis Sonntag Morgen anderthalb gute Groſchen ſchuldig bin.“ Mendel ſchüttelte verneinend den Kopf, und Schnauzerle fuhr fort: „Du darfſt mir mein rechtes Ohr mitſammt dem Ohrring herunterſchneiden, wenn ich dich nicht ehrlich bezahle.“ Mendel verneinte abermals, und Victor legte ſich auf die Bank hinter dem Tiſch, ſtreckte die Beine von ſich und pfiff den Deſſauer Marſch.

„'ne fette B'lett
und ein gut Bett
und ein' ſchöne Maid
iſt mein' Freud'“

deklamirte ein pfiffiges Männchen aus dem Stubenwinkel.

„Werd' ſtumm und ſprachlos, du Narrenſchwab,“ unterbrach Löbel Schackern den Reimer, denn er hatte bei jenen Verſen lachen müſſen und ſich dadurch ein Stück aus dem Kinn geſchnitten, da er gerade damit beſchäftigt war, vor einem zerbrochenen Spiegel jedes einzelne ſeiner Barthaare mit einer Scheere abzuzwicken. Der unglückliche Poet, Jiſraele Poſſenmacher aus Dörzbach in Franken, antwortete ſchnell:

„Hundegebell und Katzengetümmel
Kommen nicht in den Himmel.“

Hierauf zog er wie ein Schütze die Augenlider über die ſtets halb verſteckten grauen Aeuglein, nahm das Tabaksknöllchen, das er im Munde kaute, heraus, und warf es ſeinem Recenſenten ins Geſicht; dieſer warf ſeine Scheere nach ihm, die aber unglücklicherweiſe ein kleines Mädchen traf, das, eine Violine im Schooße haltend, zuſammengekauert in einer Ecke ſaß. Das Kind ſchrie laut, Blut floß ihm von der Stirn, und Schnauzerle ſprang wüthend auf, und vom Tiſche herab über die Anderen weg zu ſeinem Töchterchen; brüllend vor Wuth hob er das leichenblaſſe Kind mit der einen Hand in die Höhe, mit der andern ballte er grimmig die Fauſt gegen die Umſtehenden, er drückte das bluttriefende Antlitz ſeines Kindes an ſeine Lippen, er fühlte keinen Athem mehr, da ſchrie und brüllte und fluchte er abermals laut und ſchwor Alles niederzumetzeln.

„Mein beſtes Kind, mein beſtes Kind! Warte Löbel, ich beiße dir mit meinen Zähnen die Gurgel entzwei. Es war ſo ſanft wie ein Lamm, jeden Heller, den es durch Singen verdient, hat es mir gebracht;“ ſo ſchrie Schnauzerle und ſeine Stimme begann zu zittern.

Unterdeß hatten Mehrere eine alte Bettlerin, die lange Vogel genannt, aufgeſucht; ſie kam, riß Schnauzerle das Kind aus dem Arm, blies leiſe flüſternd dreimal in die Stirnwunde — das Blut rann nicht weiter. Sie nahm ein Fläſchchen aus der Taſche, ſpritzte einige Tropfen auf Mund und Schläfe, das Kind öffnete die Augen, Schnauzerle jubelte laut und ſtieß Löbel mit den Füßen, man wußte nicht, ob aus Freude oder Rache; dieſer nahm ſeine gelbe Halsbinde vom Halſe und gab ſie der Alten zum Verband für das Kind, auch ſeine kleinen goldenen Ohrringe häkelte er aus und heftete ſie dem ſchlafenden Kinde ein, und um Alles gut zu machen, gab er Schnauzerle ſeine beſſere Speiſemarke und nahm die ſchlechte dafür. Plötzlich ſchien ein veränderter Ton, eine gewiſſe Weichheit der Stimmung unter den Anweſenden zu herrſchen, von all den Flüchen und derben Späßen war nichts mehr vernehmbar. Die Empfindung eines vorübergezogenen Unglücks erregt auch in den verhärtetſten Gemüthern einen leiſen Schauer; und wer mag beſtimmen, wie viel bei ſolchen Anläſſen von wohl verzeihlicher Selbſtſucht ſich im Gemüthe regt? Jeder konnte ſich nun mit ungeſtörtem Behagen der kommenden Sabbathluſt hingeben und ein gut Theil derſelben wäre damit zu Boden geſunken, wenn eine kleine Leiche auf den Dielen der Schlafſtatt gelegen hätte. Alle vereinigten ſich in dem Lobe der zehnjährigen Mathele (Mathilde), ſie prieſen ihre Klugheit, ihre ſanfte Gefälligkeit und ihre Fertigkeit in Geſang und Geigenſpiel, und wie Schnauzerle durch ſie ſo glücklich wäre. Das Kind erwachte, Alle liebkoſten es, es ſtellte ſich lächelnd vor den zerbrochenen Spiegel und ergötzte ſich an der gelben Binde und den goldenen Ohrringen; auf dem blaſſen Antlitz und dem zierlich kleinen Munde ſchien noch ſelten eine Freude aufgeblitzt zu ſein. Das Kind band ſich die Schleife an der Stirne zierlicher, der Wundverband wurde zum Schmuck und mit ſchwunghafter Anmuth hüpfte es zur Thüre hinaus, um den anderen Kindern ſeine ſchönen Sachen zu zeigen.

„Der Schnauzerle iſt ein ſpeculativer Kopf," ſagte Elia Roßnitzer, „mit dem Kind kann er noch einmal ein reicher Mann werden. Es ſieht gar nicht ſo aus, als ob es dein Kind wäre, ich glaub', du haſt's geſtohlen."

„Bei deiner Geburt hat man auch geſchoſſen, denn du haſt das Pulver nicht erfunden," erwiderte Schnauzerle, „du kannſt dir einen Hund anſchaffen, der dir deine Einfälle frißt. Man hat nicht genug für ſich, wird man auch noch zum Ueberfluß Kinder ſtehlen?"

„Andere Leut' ſind auch ſpeculativ," begann Mendel. „Wenn ihr verſchwiegen ſein wollt, will ich euch meine neue Einrichtung erzählen."

Er zog ein ſchmutziges Büchlein aus der Taſche, und die Neugierigen bildeten eine Zuhörerkrone um ihn, indem ſie, die Daumen zu beiden Seiten in die Armlöcher der Weſte eingerammt, mit verzerrten Mienen den Sprecher anſahen.

„Ihr wißt," fuhr Mendel fort, „ich bin bekannt, wo zwei Wege zuſammenlaufen, drum hab' ich jetzt mein Maklergeſchäft in's Große angelegt. Seht her, auf dem erſten Blatt links ſtehen die Knecht' und rechts die Mägd', die heirathsfähig ſind; laſſen wir dieſe bei einander, ich will euch gleich die zweite Koppel vorführen: auf dieſen Blättern ſtehen die Hausſöhne und die Haustöchter, da iſt nur Ein Sternchen dabei, die ſind vom Mittelſtand, ſo bis zu 2 — 3000 Thaler; ſind zuckerſüße Kinder darunter, die Wahl thät' mir weh, wenn ich eine davon zu wählen hätt'. Am übelſten iſt eigentlich die Mittelſorte dran, die hier neben notirt iſt; ſie gehören nicht recht 'rauf und nicht recht 'runter, ſind zu groß an den Karren und zu klein in den Wagen, das iſt ein ſauer Stück Arbeit, bis man ſo eine ordentlich eingeſchirrt hat. — Aber jetzt, liebe Kinder! aufgepaßt! da kommen meine Goldfiſch', meine Perlſteine, meine Zuckerſtengel, meine Herzblättchen — auf zweihundert Meil' Wegs in der Runde iſt kein Jung' und kein Mädchen, die ich nicht im Sack hab'; Brüder! das geht hoch hinauf, bis in den ſiebenten Himmel, bis zu 12,000 Thaler! höher hinauf kam noch Keiner. Da iſt die Tochter von dem Maier de Caſtro in Hamburg, erſt fünfzehn Jahr alt, aber doch ein achtzehncaratig Goldkind, die ſieht ſo friſch und geſund aus, daß man grad drein beißen möcht', und ein paar Augen hat ſie im Kopf, kohlſchwarz und mit einem Feuer! der große Diamant vom König von Portugal (ich wollt' ich hätt ihn) hat gewiß kein klarer Feuer, ein Mund und ein Kinn, und überhaupt die ganze Perſon, man kann nichts Schöneres malen, und Brüder! 12,000 Thaler! Lieber Herre Gott, wenn ich 12,000 Thaler hätt', thät ich fragen, ob Breslau zu verkaufen iſt, ich wäre der größte Handelsmann von der Welt, mir wär' wohler als dem König von Preußen. Ich muß ſagen, mich dauert das junge Blut, ihr Vater hat mit aller Gewalt einen Gelehrten zum Eidam gewollt, ich hab' von Fürth aus ſo ein vertrocknetes

Rabbinerchen hingeſchickt, ich verdien' ein ſchön Stück Geld dabei, und während wir hier reden, iſt die Partie vielleicht ſchon abgemacht. — Die doppelt Angeſtrichene hier, das iſt die Tochter von dem Raphael Löbell aus Trier, ſie heißt Täubchen, es iſt eine von denen, die viel Curmacher und keinen Abnehmer finden, ſo ein Marktgaul, den ſich Jeder vorführen läßt, man muſtert ihn und geht davon; ſie iſt von den halb und halb Neumodiſchen, ſie parlirt hochdeutſch wie eine Gräfin, und iſt auch ſonſt eine anſehnliche Perſon, hat aber ein bischen Kikriki im Kopf; na, eh' zweimal vierundzwanzig Stund' vergehen, iſt ſie verſorgt. —"

Er hielt mit Lächeln ringsum Lob einſammelnd inne, und fuhr dann fort:

„Brüder, jetzt paßt auf, hier auf dieſen drei Blättern iſt ſolche Waar notirt, die ein Fleckchen hat, und was man ſonſt überhaupt Bavel nennt; und dabei iſt am meiſten zu verdienen, gerade weil ſo etwas nicht Jedermanns Kauf iſt. Da iſt die Tochter von dem Maier Karp aus Köln, ſie hat ein Hufeiſen verloren, weil ſie unter der Kavallerie gedient hat; ich hab's ihrem Vater in die Hand hinein verſprochen, daß ich ihr einen tüchtigen Handelsjungen herſchaffe, und wenn er nichts als das Hemd auf dem Leib hat, kriegt er ſie, und tauſend Thaler baar Geld, und Theil am Geſchäft, und erbt noch einmal ein ſchön Stück Geld, was will man mehr? Da iſt die Tochter von dem frommen Rabbi Ahron Eſtringen aus Straßburg. Die Rabbinertöchter ſind alle keinen Groſchen werth, vor lauter Frömmigkeit haben ihre Eltern nicht Zeit auf ſie Acht zu geben; ſie iſt verrufen wie ſauer Bier, ich hab' ihr aber ſchon einen Mann, ſie kriegt einen Ochſenhändler aus Speyer. — Seht, da ſtehen die Buckeligen, die man nur von vorn anſehen darf, neben ihnen die, welche ein Ueberbein am Hals oder ſonſt zu viel Zugabe haben; hier ſolche, die Einen immer nur von der Seite anſehen; hier die, denen man wie einem geſchenkten Gaul nicht in's Maul gucken darf; aber zuletzt hier ſteht noch eine Capitalperſon, die kann ein Kunſtſtück, was ihr auf tauſend Meil' Wegs Niemand nachmacht."

„Was denn?" fragten alle Umſtehenden heftig.

„Was denn?" erwiderte Mendel ſchmunzelnd, indem er eine Weile ſtill ſein ſpitzes Kinn mit der linken Hand feſthielt, „die — kann ihren Ellbogen küſſen, ſo ſchön ſind ihr die Arme in den Leib hineingedreht. — Jedem Verheiratheten mutze ich in meinem Regiſter hier einen Stern auf, warum nicht? Ich bin ſchon mehr verflucht worden als Tag' im Jahr ſind, aber was thut's? ich ſag' immer: die Ehen werden im Himmel geſchloſſen, und es ſteht ja auch geſchrieben: zur ſelben Stunde als Jemand geboren wird, wird im Himmel ausgerufen: der und der bekommt die und die — was kann ich dafür? — A propos! weiß mir Keiner von euch eine reiche Wittfrau oder ſo eine halbe alte Jungfer, aber ſie muß mit allen Hunden gehetzt ſein und muß Haar' auf den Zähnen haben; der Veitel Ephraim in Berlin iſt jetzt zu Gutem Wittwer, dem möcht' ich doch wieder einen Hausteufel auf den Hals laden."

„Mon cher cousin!“ rief Schnauzerle, „bis heut über vierzehn Tagen bin ich bei meinem lieben Vetter, ich will dem Goldvogel ſchon ein Paar Federn ausrupfen, daß er das Mauſern ſpart.“

„Da kommſt du vor die rechte Schüſſel,“ entgegnete Elia Roßnitzer, „an dem Veitel ſieht man wie's geht wenn der Bauer auf den Gaul kommt, der weiß den Kamm nicht hoch genug zu tragen, aber gegen wen? gegen uns; gegen die Herrſchaften, da kann er ſich bucken und ducken wie-wenn ſeine Knochen lauter Fiſchbein wären. Wir kennen doch Alle ſeine Hühner und ſeine Gänſ', ſein Vater war kein bischen weniger und kein bischen mehr als unſer eines, er hat auch genommen, wo ihm Einer was gegeben, und auch wo man ihm nichts gegeben hat.

Da hat doch ſeine verſtorbene Schweſter Sara, die Frau von dem reichen Moſes Daniel Kuh hier neben, gar keine Ader von dem Schuft gehabt, das war das beſte B'lett in ganz Breslau, die war eine Biederfrau, wie's in der Thora (heilige Schrift) ſteht; wer hungrig ihr Haus betreten hat, iſt ſatt herausgegangen.“

„Ich wollt', es ſtürb' alle Tag' ſo eine Frau,“ röchelte David Schmalznudel, „ich war gerad hier, als ſie begraben wurde, da iſt viel Geld auf dem Gutort (Friedhof) an die Armen ausgetheilt worden, auf Jeden iſt, glaub' ich, ein Thaler und noch ein Paar gute Groſchen gekommen; dreißig goldene Dukaten hat ſie bei ihren Sterbekleidern liegen gehabt mit dem Beifügen, daß man ſie bei ihrem Begräbniß an die Armen vertheilen ſoll.“

„Ach, ihrem letzten Jungen,
Dem hab' ich's an der Wieg' geſungen,
Daß er ſich nicht darf beklagen,
Geht's ihm ſchlimm in alten Tagen. —
Ich ſag' euch, liebe Brüder,
An König Arthuls Hof'
Sang man nicht ſchön're Lieder,
Man beſſern Wein nicht ſoff.
Der Veitel doch, der Böſewicht,
Der machte ſtets ein ſau'r Geſicht,
Doch glaubet mir, ich haſſ' ihn nicht,
Nein, was ich für mich ſelber möcht',
An ihm, wenn's anging', wär mir's recht —“

deklamirte wiederum das pfiffige Männchen im Stubenwinkel.

„Was wünſcheſt du dir denn?“ unterbrachen Alle den reimſeligen Improviſator.

„Ich wünſch' mir ein voll Pulverfaß
An ihm, wenn's anging, wär's ein Spaß.“

„Viel zu viel Aufwand,“ bemerkte Schnauzerle gähnend, „aber Brüder, der Mendel hat mich auch ſpeculativ gemacht, ihr ſollt ſchon hören, was ich noch anfange.“

Ein viermaliger Schlag mit einem hölzernen Hammer an die Hausthüre gab das Zeichen, daß es Zeit ſei, in die Synagoge zu gehen. Die Bettler ſtanden auf, unter der Hausthür rannte ein Pole ihnen entgegen, der haſtigen Schrittes hereinkam. Schnauzerle kehrte wieder um und fragte den Fremden, ihn beim Rock faſſend:

„Rabbi, könnt ihr mir nicht das ſechste Buch Moſes verſchaffen? Ein Schatzgräber hat mir zwanzig Thaler dafür verſprochen, ihr ſollt es nicht umſonſt thun, wenn ihr mir das ſechste Buch Moſes gebt.“

„Habt ihr nicht an fünfen genug?“ erwiderte der Pole unwillig, und entfernte ſich gleich darauf, nachdem ihm die Herbergsmutter ein Nachtlager zugeſagt hatte.

„Siehſt du, Sarchen,“ ſagte die Herbergsmutter zu ihrer achtzehnjährigen Tochter, die das Zimmer geſcheuert hatte und nun mit verweinten Augen am Fenſter ſtand und hinausſtarrte in das Schneegeſtöber, „ſiehſt du, das Sprüchwort ſagt:

Durch Gäſt' und Geſinder
Giebt man aus die Kinder.

Hier haſt du nun gehört, wie's wahr iſt.“

Sarchen kehrte ſich um und trocknete mit ihrer Schürze eine Thräne aus dem Auge. Mathele, das verwundete Kind, kam herein und ſpielte auf der Geige, die Herbergsmutter nahm dem Kind die Geige weg und ſchlug es. „Weißt du denn nicht, daß jetzt Sabbath iſt, und man am Sabbath keine Muſik machen darf?“ ſo ſagte ſie. Die beiden Mädchen gingen ſchweigend zur Thüre hinaus, die alte Mutter breitete weiße Linnen auf den Tiſch, und zündete unter einem Gebete die ſieben Sabbathlichter an, indem ſie dabei ihre beiden Hände zum Segensſpruche gegen die Lichter ausbreitete.

Ruhe und freundliche Sauberkeit herrſchte nun in der ſabbathlich erleuchteten Stube.

Schnauzerle und ſeine Gefährten ſtanden indeß in der Synagoge nicht weit vom Eingang, ſie plauderten faſt unaufhörlich während des Gebetes miteinander und bekrittelten die Mitglieder der heiligen Gemeinde zu Breslau, die mit tiefen Bücklingen und leiſem Gemurmel ſich in ihre Betſtühle begaben.

„Siehſt du,“ ſagte Schnauzerle zu Mendel Fellubzer, „da ſchlenkert der lange Meier Lämmle hin, der thut wohl daran, daß er ſeine Diebeshände in einen Muff von Fuchspelz verſteckt. Hat zuletzt nichts mehr zu rapſen gewußt, hat er ſich ſelbſt herausgeſtohlen aus Warſchau. Ei, der Moſes Gans bückt ſich recht; drückt dich dein Galgen ſo, der dir auf den Buckel gebrannt iſt? Sacre nom de Dieu! da kömmt der Levi Wolf, der tritt auf, wie wenn er tombakene Füße hätt', und nicht nur vier tombakene Uhren in den Taſchen, die er alle für goldene verkauft; ſeht, aus jeder Taſch' hängt ein Cachet heraus; ich glaub', wenn einmal unſer Herrgott nicht mehr weiß, welche Zeit es iſt, der Levi Wolf verkauft ihm eine Uhr, und beſchwatzt ihn, daß er Tombak für achtzehncaratig Gold hält. Das beſte Handwerk hat aber doch ein Rabbiner; faullenzen und beten, das iſt doch das leichteſte Geſchäft; es iſt wahr, Rabbi Tobias iſt ein braver Mann, das dank' ihm aber der Henker; eine große Kunſt, das ganze Jahr hinter dem Tiſch ſitzen, genug zu eſſen und zu trinken und eine ſchöne Frau, Herz, was begehrſt du? wenn ich's ſo hätt', wollt' ich fromm ſein, wie der Prophet Elias ſelber.“

„Halt doch dein Schandmaul, du weißt doch Jedem was anzuhängen," rief Maier Schmalznudel, und Schnauzerle ſchwieg eine Weile, denn viele andere, ſowie der Pole, ziſchten Ruhe.

Der Pole ſtand bei Seite in einem Winkel, fern von den übrigen Bettlern. Die brennenden Meſſing-Lampen, die an langen Ketten von dem Gewölbe der Synagoge herabhingen, beleuchteten nur ſpärlich die Geſtalt des ſeltſamen Fremden. Seine Haltung war während des ganzen Gebetes gebückt, wobei er ſeinen Oberkörper in ſtetiger gemeſſener Schwingung erhielt. Als das Schema (5 B. M. 6, 4—10 und 11, 13—21.) angeſtimmt wurde, richtete er ſich auf den Fußzehen hoch empor, ſchloß die Hände krampfhaft über dem Haupte in einander, kniff ſeine Lippen zuſammen, drückte die Augenlider feſt zu, und ſuchte in einem langgehaltenen Athemzuge eine gewaltſame Ekſtaſe zu erwecken. Es war, als ob bei dieſem herausfordernden Bekenntniß zu dem einigen Gotte ein ganzes Heer von Gedanken, Zweifeln, Klagen und Hoffnungen ſich in buntem Gedräng auf ſeinem Antlitze bekämpften. Er fuhr ſich mit der linken Hand langſam von der Stirn bis zum Kinn, und ruhig abgeklärte faſt geglättete Mienen kamen wieder zum Vorſchein; nachläſſig ſpielte er mit ſeinem reichen ſchwarzen Barte, der von den Schläfen an in zierlich gekräuſelten Locken herabwallend die männlich friſche Geſichtsbildung einrahmte. Der kleine Mund war ganz umwachſen von pechſchwarzen Haaren, die auch das Kinn bedeckten; eine feingeſchnittene Habichtsnaſe, etwas weit hervorſpringend, verlieh dem Geſicht jenen eigenthümlichen, orientaliſch fremdartigen Ausdruck; das gluthvolle dunkle Auge, von langen Wimpern beſchattet, und die feingeſchweiften reichen Brauen, finſter hereingezogen, verriethen eine heftige aber eingedämmte und ſtillgrollende Leidenſchaft; das breite Barett ſaß mehr im Nacken als auf dem Kopfe, und bot die hohe lilienweiße Stirne, reich mit den Narben des Gedankens verſehen, dem Blicke dar; nicht im offenen Kampf, nicht im Angeſichte von Nationen ſchienen dieſe Ehrenmale errungen: die Dornenkrone eines vereinſamten geächteten Strebens hatte mit ihren ſcharfen Spitzen dieſe Wunden geäzt.

Mit Behaglichkeit hatte der Vorſänger ſeine Geſänge, ein wunderliches Gemiſch von heiligen Melodien und Gaſſenhauern, herabgeleiert, er kümmerte ſich wenig um die Verſammelten, die in ſteter Bewegung vor ihren Pulten hin- und hertrippelten, und vor Kälte in die Hände blieſen. Während er ſich jetzt vor ſeinem Katheder hin- und herſchaukelte und mit häuslicher Ungezwungenheit ſein zerdrücktes Filzbarett zuſammenlegte, ſang er den letzten Schlußgeſang. Die Gemeinde war indeß ſchon in voller Bewegung, hielt jedoch noch am Ausgang der Synagoge inne, um auf das letzte Wort des Vorbeters mit einem allgemeinen Amen zu antworten; beſonders mußten die Kinder laut Amen ſagen, denn der Thalmud lehrt bedeutungsvoll: auf dem Amen der unmündigen Kinder ruht die Welt.

Jetzt bewegte ſich ein großer dicker Mann, einen Knaben an der Hand führend, von ſeinem Platze, unmittelbar neben dem des Vorſängers, der Thüre zu. Alles grüßte ihn zuvorkommend mit einem „Gut Schabbes,“

und er gab dieſen Gruß mit freundlichem Wohlwollen zurück; an der Thüre war ein großes Gedränge, Alles wich ehrerbietig vor dem Großen zur Seite, auch der Pole grüßte demüthig.

„Seid Ihr ſchon eingeladen?“ redete ihn der Große an.

„Ich bin erſt mit dem Sabbath hier angekommen, hatte alſo noch nicht Zeit“ — antwortete der Pole in ſchlechtem, mit ebräiſchen Phraſen verunziertem Deutſch.

„Gut, ſo kommt mit mir,“ erwiderte jener.

„Es bleibt dabei, ich werd' ein Pole,“ rief Schnauzerle, als ſich das Gedränge verlaufen hatte, „kommt der Bocksbart noch an die beſte Krippe! Kennt ihr ihn denn nicht? das iſt der reiche Moſes Daniel Kuh, der ihn am Halfter gefangen hat. Ich hab' einmal gehört, unſer Herrgott hat bei der Schöpfung den Leviathan eingepöckelt, als Delikateſſe für die Frommen in jener Welt; ich glaub', wenn wir einſt hinüber kommen, kriegen die Polen das Fleiſch und wir die Gräten zu freſſen.“

„Ich wäre ſo gern bei dem Moſes Daniel geweſen,“ ſagte Mendel Felluhzer; „ich hätt's ſo am beſten anbringen können, daß ich eine herrliche Partie für ſeinen älteſten Sohn hab'.“

Der krumm' Meierle, der als Küſter der Letzte war und die Synagoge zuſchloß, ſchürte den Neid der Bettler immer mehr, und ergötzte ſich im Innern an den Flüchen und Verwünſchungen, die ſie über „Gottes Leibgarde,“ die Polen ausſtießen.

Die polniſchen Landſtreicher hatten durch ſcheinbare und wirkliche Gelehrſamkeit und Frömmigkeit gewiſſermaßen das Anſehen von Bettelmönchen und wurden von den Laienbrüdern im deutſchen Reiche vielfach beneidet und gehaßt. Dazu kam noch, daß auch im jüdiſchen Bereiche eine nach Nationalitäten geſchiedene Ehrengeltung ſich feſtgeſetzt hatte; wie die vornehmeren portugieſiſchen Juden die deutſchen mit einer gewiſſen Geringſchätzung anſahen, ſo nahmen die deutſchen gleiche Haltung den polniſchen gegenüber an.

Unter dem gemeinſamen Joche noch Höhere und Niedere!

Wie aber nach der Sage ſelbſt die Verdammten in der Hölle am Sabbath Ruhe haben, ſo ſchienen endlich die neidiſchen und verleumderiſchen Geiſter in den Bettlern beſchwichtigt, als ſie ſich nach verſchiedenen Häuſern begaben.

2. Der Sabbath.

Der Pole war unter den herkömmlichen Fragen über Reiſe und Lebensſchickſal mit ſeinem Koſtherrn nach deſſen Hauſe gegangen. Schon aus dieſen Fragen entnahm der Pole, daß er einen Laien vor ſich habe; denn aus alten Zeiten, da noch Gott mit ſeinen Engeln zu Abraham zu Gaſte kam, beſteht die fromme Satzung, daß man einen Gaſt erſt nachdem er ſattſam gegeſſen und getrunken nach Namen und Herkunft fragen darf, und für die neue, von Wundern verlaſſene Zeit iſt noch beſonders hinzugefügt, daß man Wohlthätigkeit üben ſolle ohne zu fragen, damit man es nicht erfahre, wenn man einen Feind oder Verbrecher beherbergt.

Das ſchön gebaute Haus des Moſes Daniel ſtand dicht neben der ſogenannten Fechtſchule. Die Stube war ſabbathlich geſchmückt; der Fettgeruch der in der Ofenröhre protzenden Speiſen, welcher das ganze Zimmer durchduftete, hätte des Polen Eßluſt wo möglich noch verdoppeln können.

„Zwei Dämonen begleiten am Freitag Abend den Menſchen aus der Synagoge nach Hauſe. Finden ſie den Tiſch gedeckt, die Lichter brennend und Alles wohl beſtellt, dann ſpricht der gute Dämon: Gott gebe, daß es am nächſten Sabbath hier wieder alſo ſei, und der böſe Dämon muß wider ſeinen Willen Amen darauf ſagen. Iſt es aber anders, ſo muß der gute Dämon dem böſen auf deſſen Wunſch gleichfalls Amen ſagen.“ So lehrt der Thalmud.

Behaglich die Hände reibend wandelte Moſes Daniel mit ſeinen vier Söhnen um den Tiſch herum, und ſang in luſtig weinerlicher Melodie das ebräiſche Empfangsgebet:

„Willkomm, ihr Geiſter
Von eurem Meiſter,
Vom König aller Könige,
Vom großen Gott geſandt.“

Der Pole ſetzte ſich auf die hölzerne Bank, welche vor dem heißen Ofen ſtand, und ſummte das Gebet leiſe vor ſich hin; hierbei hatte er nun Muße, ſeine Umgebung genau zu betrachten. Gerade über der Mitte des Tiſches hing eine meſſingene Lampe, die mit vielen Schnörkeln verſehen war, und ſieben Lichter brannten an den kreisförmig hervorragenden Schnäbeln derſelben. Zum Ueberfluſſe ſtanden noch zwei ſilberne Leuchter mit brennenden Wachskerzen auf dem Tiſch; blank erglänzten die zinnernen Teller auf den mit rothen Blumen durchwirkten Linnen, und vor jedem Teller ſtand ein tiefbauchiger ſilberner Becher. Der Pole bemerkte, daß man von keiner Seite ſeiner Erwähnung that, noch Anſtalt traf einen Platz für ihn zu bereiten. Schon grämte er ſich im Stillen über eine Zurückſetzung, die er erfahren ſollte, daß er vielleicht an einem andern Tiſche, oder nach der einreißenden neuen Mode, in der Küche eſſen müſſe. Er wußte nicht, daß es hier im Hauſe altherkömmliche Sitte war, jeden Sabbath zwei Gedecke für etwa noch eintreffende Freunde oder Arme offen zu halten. Wie freudig war daher ſein Erſtaunen, als ihm nach dem Händewaſchen mit ſtummen Geberden (denn Niemand durfte von nun an vor dem Segen über Brod und Wein ein profanes Wort ſprechen) ſein Platz unmittelbar neben dem des Hausherrn angewieſen ward. Jetzt wurden die Becher gefüllt, jeder erfaßte den vor ihm ſtehenden, ſetzte ihn in die hohle Hand, die Finger krallenförmig rings um denſelben anheftend, um damit ein myſtiſches Zeichen zu bilden. Alles erhob ſich nun feierlich, der Hausherr ſprach laut den Einweihungsſegen, und alle Anweſenden ſprachen denſelben leiſe nach, dann ſetzte man ſich wieder und trank nach abermaligem Segensſpruche einige Tropfen aus dem Becher. Hierauf that der

Hausherr die vor ihm liegende Serviette weg, hob die beiden verdeckten länglich geflochtenen und mit Mohnkörnern beſtreuten Brode in die Höhe; das ſchönere wählend, ſchnitt er ein Stück davon ab, ſprach nochmals einen Segen, und brach ſich ſelber und für jeden der Anweſenden einen Biſſen. Nun erſt durfte man wieder ſprechen und ſich mit Behaglichkeit niederſetzen. Die am Tiſch ſitzende Magd ſtand auf, um die Suppe aus der Ofenröhre zu nehmen, ſie auf der hölzernen Bank in eine Schüſſel zu gießen und ſie dampfend auf den Tiſch zu ſtellen, ſo daß die Lichter an der Lampe nur ſchwach durch die aufſteigende Wolke hindurchſchimmerten. Auch der Hausherr war aufgeſtanden, um den ſchweren dreieckigen Hut abzulegen, und nur noch die weiße Zipfelkappe, die unter demſelben halb verſteckt geweſen war, auf dem Haupte zu behalten; der langſchößige, röthliche Frackrock wurde mit einem weißen Piquetwamms vertauſcht, die großen Schnallenſchuhe mußten grünen Pantoffeln weichen. Jetzt ſaß man endlich behaglich bei Tiſche. Nudelſuppe, ſaure Fiſche mit Roſinen und Mandeln, Fleiſch, Würſte und ſüß zubereitete Zwiebel wurden unter traulichen Geſprächen verzehrt. Die Sabbathmagd, eine alte runzlige Chriſtenfrau, hatte zuſammengekauert hinter dem Ofen geſeſſen und ſich an den ihr zugetragenen Speiſen erlabt; nur bisweilen kroch ſie hinter dem Ofen hervor und kam an den Tiſch, um ungeheißen die Lichter zu putzen. Die verwahrloste, magere Geſtalt der alten Crescentia ſtach ſeltſam ab gegen das behäbige und freundlich erleuchtete Ausſehen der ganzen Umgebung. Die Anweſenden ſchienen aber deſſen gar nicht zu gedenken, denn nachdem geſpeiſt war, wurde Waſchwaſſer herumgereicht, und die ganze Familie ſang mehrere Feſtlieder nach alten Melodien; der Hausherr ſprach das lange Tiſchgebet mit erhobener Stimme, wobei er den Becher in der hohlen Hand emporhielt, trank abermals von dem Weine, ſprach noch leiſe ein Schlußgebet, und endlich ſtand man vom Tiſch auf.

„Man ſoll's keinem Nichtjuden verrathen, welche Seligkeit ſolch eine Freitag-Nacht iſt. Wenn der Chriſt auch Alles hat,“ ſagte der Gaſtfreund zu dem Polen, „wenn ihm auch gar nichts fehlt, was das Leben dieſſeits nur angenehm machen kann, Eins fehlt ihm, und da tauſch' ich nicht mit ihm um alle ſeine Vergnügen und das Eine iſt: ſo ein Sabbath und ein Freitag-Abend. Wenn man ſich die ganze Woche abgerackert hat, daß man nicht weiß, wo Einem der Kopf ſteht, da kommt der Freitag-Abend, ſind alle Sorgen und Plagen weg, man iſt ein ganz friſcher Menſch. Und nicht nur mir iſt es ſo, der Arme unter den Armen, der kaum Salz auf ein Ei hat, der die ganze Woch' draußen herum in Wind und Wetter ſich faſt bucklig ſchleppt, ſich von jedem Bauer muß ſtoßen und verſpotten laſſen, damit er nur ein paar Heller verdient; der die ganze Woch' keinen Biſſen Warmes hat, nichts als trocken Brod und ein Gläschen Schnaps, im beſſern Fall gekochte Kartoffeln, oder wenn's hoch geht, eine Taſſe Kaffee — wie könnte der's aushalten ohne Sabbath? Da kömmt der Freitag-Abend und er ſitzt daheim in ſeiner Stub', thut ſich gütlich, und erholt ſich wieder bis Sonntag Morgen, dann nimmt er ſeinen Stecken in die Hand und ſein Bündel auf den Rücken, er küßt das heilige Geſetz, das an die Thürpfoſten geſchrieben iſt, die Frau ſteht unter der Thüre und betet leiſe das „Gott ſegne dich, und behüte dich,“ er aber wandert von dannen, zieht ſein Gebetbüchlein aus der Taſche, ſummt die frommen Wanderlieder vor ſich hin, und ſo tritt er ſeine beſchwerliche Exilsreiſe wiederum an.“

Der Pole berechnete klug: „Wer ſo mit reflectirendem Selbſtbewußtſeyn die Nothwendigkeit der Dinge und ihre Verhältniſſe überſchaut, der muß einen Standpunkt außerhalb und über denſelben kennen, oder vielleicht ſelber inne haben, ihm muß ſchon ein Blick in's erweiterte Leben eröffnet worden ſein.“ Mit behutſamen ebräiſchen Wendungen entgegnete er, wie es ſtets eine erfreuliche Erfahrung ſei, daß der einzelne Menſch und ganze Klaſſen in die gegebenen Verhältniſſe hinein wachſen; Anfangs drücke oft der Schuh, dann aber legen ſich die Zehen krumm und verkrüppeln, und nach und nach lerne man auch auf dieſe Weiſe gut laufen und ſogar tanzen.

Der ſchlaue Rabbi hatte doch falſch gerechnet, denn Moſes Daniel ſchüttelte mißmuthig den Kopf; ob er die Worte nicht verſtanden oder ſie mißbillige, war ungewiß.

„Eine zweite Seele zieht am Sabbath in den Körper ein, das iſt ein treffender Kernſpruch unſerer Weiſen (Kirchenväter),“ begann der Gaſtfreund wieder.

Der Pole fiel mit feierlichem Pathos bejahend ein, und eingedenk ſeiner herkömmlichen Pflicht, als gelehrter Gaſt zum Segen des Hauſes von Gottes Wort zu reden, führte er ſchnell die verſchiedenſten Belegſtellen des Thalmuds nach ihrer Seitenzahl an, beſonders aber jenen merkwürdigen Spruch aus dem Thalmud, Tractat Sabbath Fol. 73: „Wenn Iſrael nur Einen Sabbath mit allen ſeinen Obſervanzen heiligte, müßte der Meſſias kommen.“ Er deutete dies dahin, daß wenn die Menſchen ſich dazu brächten, auch nur auf einen Tag alle Lebensnoth und alle Verwirrung des Herzens von ſich abzuthun, Eines Sinnes zu ſein und ſich rein in Gott zu fühlen, der Meſſias gekommen ſei und auch äußerlich kommen müſſe. — Es war indeß wieder unverkennbar, daß die vielgeprieſene geiſtreiche thalmudiſche Auslegungskunſt hier nicht verfing; er ſetzte nur noch hinzu, wie nach Auslegung der Weiſen der Sabbath ſowohl Abbild als auch Vorbereitung für die ewige Ruhe im Reiche der Seligkeit ſei, und begann hierauf einige wunderbare Beiſpiele von der unergründlichen Zaubermacht des Sabbaths zu erzählen:

In Spanien hatten die Mönche vor Zeiten ein Gericht, das man die Inquiſition nannte; alle Juden wurden entweder von demſelben zur Taufe gezwungen, oder ſie mußten Jahre lang in Kerkern ſchmachten, und wurden dann verbrannt. Einſt wurde ein frommer Rabbi in ein unterirdiſches Loch eingekerkert; kein Lichtſtrahl drang zu ihm, er wußte nicht, wann es Tag und wann es Nacht war. Nichts betrübte ihn ſo ſehr, als der Gedanke, daß er nun verhindert wäre, den Sabbath durch Geſang und Gebet zu feiern, wie er von Jugend auf gewohnt war; neben dieſem machte ihm die faſt unbezwingbare Sehnſucht nach ſeinen Cigarretten gar viel Herzeleid. Rauch ein- und auszuathmen war ihm faſt ſo nothwendig wie anderen Menſchen die Luft; er quälte und ſchalt ſich, daß er dieſe Luſt nicht beſiegen könne, da auf einmal merkte er, daß ſie plötzlich verſchwand; eine innere Stimme ſagte ihm: jetzt iſt Freitag-Abend! wie ſonſt immer iſt mit dieſer Stunde dein Verlangen nach dem jetzt Unerlaubten verſchwunden. Freudig erhob er ſich und mit lauter Stimme dankte er Gott und ſegnete den Sabbath. So kam es von Woche zu Woche, immer quälte ihn das Verlangen nach dem Tabakrauchen und mit dem Eintritt des Sabbaths verſchwand es. — In unſeren Tagen geſchehen aber nicht minder Wunder: ich ſelber habe in Krakau einen Geizhals gekannt, er iſt jetzt todt, die ganze Woche über hat er ein Herz gehabt wie Amalek, und am Sabbath war er die Freigebigkeit und Mildthätigkeit ſelber."

„Bedank' mich ſchön," rief hier der aufmerkſam zuhörende Knabe, Ephraim genannt, „ſo kann Jeder ſein, denn am Sabbath darf man ja Niemand etwas ſchenken, oder ſich durch ein derartiges Verſprechen binden." —

Der Vater verwies dem muthwilligen Knaben ſeine Vorlautigkeit, der Pole aber kniff demſelben nach Art der Rabbinen wohlwollend die Wange, und fuhr nach kurzer Pauſe fort: „In Poſen, hab' ich mir erzählen laſſen, lebt noch eine alte Frau, die vom Beginne des Sabbaths an jedesmal über die geheimſten Lehren des Thalmuds und der Kabbalah mit den Rabbinern diſputiren kann, mit dem Austritte des Sabbaths aber iſt ſie wieder die ſchlichte unwiſſende Frau von geſtern. Bekannt iſt, daß der Fluß Sambatjon, der die ganze Woche feurige Steine auswirft, am Sabbath ruht. Weil ich gerade von Poſen geſprochen habe, wißt ihr auch ſchon von der dortigen Auferſtehungsgeſchichte am letzten Verſöhnungstag?“

„Nein, erzählt.“

„Ihr wißt, daß wenn man die Todten in's Grab legt, man ſie mit dem weißlinnenen Sterbetalare bekleidet und ihnen das Tallis[1] über den Kopf ausbreitet, denn ſo müſſen ſie vor dem Richterſtuhl Gottes erſcheinen; am Verſöhnungstag betrachten wir uns alle als Geſtorbene oder Sterbende und mit denſelben Gewändern bekleidet wie die Todten, erſcheinen wir vor dem Angeſichte des Herrn in der Synagoge. So wird es in allen Landen gehalten.

Es war am Verſöhnungsabend, die ganze Gemeinde von Poſen ſtand in ihren Sterbegewändern, das Haupt mit dem Tallis verhüllt, in der Synagoge zu Gebet und Kaſteiung bereit. Da empfanden Alle ein namenloſes Drücken und Drängen, ſie fühlten ſich wie von Dämonen bedrückt; der Schweiß rann ſtromweiſe von ihnen herab, und alle Glieder waren wie gelähmt; ſo gedrängt dicht voll ſtand die ganze Synagoge, daß keine Nadel auf die Erde hätte fallen können. Mehr als die dreifache Zahl der Einwohner von Poſen konnte die Synagoge faſſen; dieſes Gedränge war unerklärlich.

---

[1] Ein weißer wollener Betmantel mit blauen Endſtreifen.

Viele äußerten ihre Verwunderung darüber gegen ihre Nachbarn, aber dieſe ſtanden verhüllt, bewegungslos, lautlos. Der Rabbi ſprach das erſte Gebet, ein Amen wie von Millionen Stimmen geſprochen, erſchallte durch das Gebäude, die Mauern begannen zu zittern. Drauf ward es ſtille, allen Anweſenden war die Kehle wie zugeſchnürt. Da ertönte eine Stimme vom Himmel: die Todten ſind auferſtanden, ſie ſtehen mitten unter euch, um mit euch zu beten! — Wie vom Blitz getroffen, meinte jeder, er müßte zur Erde ſinken, aber es war, als ob unſichtbare Hände ſie bei den Haaren emporhielten und ihnen den Angſtſchweiß auspreßten. Niemand wagte es, den Blick zu erheben oder den Mund zu öffnen, denn Jeder fürchtete das verhüllte Todtengerippe, das neben ihm ſtand. Grabesſtille herrſchte ringsum. Da erhob ſich endlich der Rabbi, mit dem unausſprechlichen Namen des Allbarmherzigen beſchwor er die Todten von dannen zu weichen; ein fernes Hallelujah ward vernommen, und die Gemeinde ſtand wieder ruhig und ungeſtört da.“

„Vater, ſieh', da gehen drei Lichter an der Lampe auf einmal aus,“ rief Ephraim. Moſes Daniel ſchrack heftig zuſammen, faßte ſich aber ſchnell und gab dem Knaben eine Ohrfeige, weil es lebensgefährlich iſt, dem Erlöſchen eines Lichtes zuzuſehen, denn dieſes gleicht dem Verſcheiden eines Menſchen, und kann durch Anſchauen und „Berufen“ vorbedeutend werden. In der That war aber Moſes Daniel, von der Erzählung des Polen ohnedies erſchüttert, durch das bedeutungsvolle plötzliche Erlöſchen dreier Lichter ſchauerlich ergriffen worden. Er hörte die weitere Erörterung des Polen, daß man von jenem Ereigniſſe an in der Synagoge zu Poſen keine Sterbegewänder mehr tragen dürfe, nur mit getheilter Aufmerkſamkeit; ſolches däuchte ihm aber eine Sünde, und er beſann ſich noch zu rechter Zeit, daß er dieſe Perle von einem Gelehrten auch dem Rabbinen, der nahe bei ſeinem Hauſe wohnte, zeigen müſſe.

„Wir gehen noch hinüber zum Rabbinen,“ ſagte er, indem er den Hut aufſetzte und den Rock anzog, aber ſein Blick ſchweifte hierbei ſo umher, daß es ſchien, als ob er noch Anderes damit andeuten wolle. Die alte Crescentia hinter dem Ofen verſtand; ſchnell zündete ſie ihr Licht an, ſtellte es in die Laterne und leuchtete den beiden Männern voran. Der Knabe Ephraim ſaß indeß ſtill zu Hauſe und ſann und träumte viel über die Wundermähren, die er gehört. Draußen in der weiten Welt leben noch Wunder. Wenn jetzt eines daherkäme? . . . Er ſchauerte. Unterdeß gingen die beiden Männer ihres Weges. Man genoß einen herrlichen Anblick, als man aus dem Hauſe trat: von dem unterſten Stockwerke der Fechtſchule bis hinauf zum Giebel blinkte Licht aus allen Fenſtern, und hinter dieſen Fenſtern ſaßen vergnüglich Hunderte von Menſchen, freuten ſich in ihrem Gotte und ſangen ihm Loblieder. Der Pole ſeufzte tief, lautlos ging er neben ſeinem Gaſtfreund über den ſogenannten Judenplatz. Das Rufen, Schreien, Quicken und Durcheinanderrennen leichtzüngiger und allzeit rühriger Trödler, das ſonſt hier herrſchte, war verſchwunden; gleich einer Feenbraut hatte der Sabbath plötzlich all den bunten Plunder weggezaubert, mit dem man ſich die Woche über ſchleppte, kein Laut wurde vernommen, nur der Schnee knarrte unter den Tritten der ſpäten Beſucher, welche in die Antonien-Straße einbogen und vor dem Hauſe des Rabbinen ſtill ſtanden. Die alte Crescentia läutete an, nicht aus Vorwitz oder Zuvorkommenheit, nein, ſie wußte wohl, daß Herr Moſes Daniel nach der Vorſchrift ſeiner Religion am Sabbath keinen Glockenzug berühre.

Auch für den vielgeplagten Rabbi iſt der Sabbath ein Tag der Ruhe, denn das Geſetz befiehlt namentlich, daß man am Freitag Abend kein einſames Studium vornehmen dürfe, weil man in Eifer und Zerſtreuung leicht die Sünde des Lichtputzens begehen könne. Der alte Rabbi, der ſich ſo eben von ſeiner Frau die geheimen Angelegenheiten der Gemeinde hatte berichten laſſen, empfing die beiden Ankömmlinge freundlich, jedoch mit einem gewiſſen ſtolzen Selbſtgefühl. Bald nach der erſten Begrüßung entſpann ſich zwiſchen den beiden Schriftgelehrten ein Streit über eine auf den morgigen Wochenabſchnitt bezügliche Thalmudſtelle. Beide ereiferten ſich ſehr, und es ſchien oft, als ob ihre lebhaften Bewegungen einen thätlichen Angriff zur Folge haben müßten. Moſes Daniel ſaß in einem großen Lehnſeſſel in einiger Entfernung. Mit lebhaften Mienen folgte er den gegenſeitigen Einwürfen; beruhten ſie auch auf Beweiſen, die ſeine Urtheilskraft oder ſein Wiſſen überſtiegen, ſo erinnerte er ſich wohl, daß es ein heiliges verdienſtliches Werk ſei, auch einer nichtbegriffenen gelehrten Beſprechung anzuwohnen, wenn man nur ſeinen Willen dabei heilige. Hier kam aber noch der beſondere Grund hinzu, daß er ſich im Stillen ergötzte, einen ſolchen Ausbund von Gelehrſamkeit an ſeinem Tiſche bewirthen zu dürfen. Erſt ſpät, als ein Licht nach dem andern an der Lampe verlöſchte, ſchied man freundſchaftlich, denn der Streit beruhte nicht auf Verſchiedenheit von Grundſätzen und Beſtrebungen, er war nur eine gottgefällige Fechtübung; um ſo bereitwilliger konnte der Rabbi der Bitte des Polen entſprechen, und ihn morgen beim Frühgottesdienſte eine Wanderpredigt in der Liſſaer-Synagoge (es gab deren damals ſchon mehrere in Breslau) halten laſſen.

Nur Eine Stimme herrſchte des andern Morgens unter denen, die jetzt die Synagoge verließen, über die ausgezeichnete Gelehrſamkeit und den glänzenden Witz des fremden Polen. Er hatte ſeinen Vortrag mit allerlei Parabeln ausgeſchmückt, die von der größeren Maſſe leicht in die Taſche geſteckt werden können. — Moſes Daniel war nicht wenig ſtolz darauf, durch die demüthig grüßenden Gruppen den Polen mit zum Frühſtück nach Hauſe zu nehmen (denn vor dem Frühgottesdienſte durfte Niemand irgend eine Speiſe über ſeine Lippen bringen). Kaum eine Stunde darauf ſetzte man ſich zum Mittageſſen, wo ſich die Gebräuche von geſtern Abend mit geringen Abänderungen wiederholten. Das Auszeichnende bei dieſem Mahle war indeß eine religiöſe Speiſe beſonderer Art, es war ein fetter Pudding, der, wie der polniſche Rabbi erklärte, zum Andenken an das Himmelsmanna genoſſen wurde, mit dem Gott die Kinder Jſraels in der Wüſte geſpeist hatte. Das ſchmeckte wie Koriander in Honigſeim, wie geſchrieben ſteht in der heiligen Schrift, und die rabbiniſchen Schriften ſetzen noch vieldeutig hinzu, daß das Himmelsmanna einem Jeden als diejenige Speiſe ſchmeckte, die er ſich beliebig in ſeiner Vorſtellung denken und wünſchen mochte. Der Rabbi verſtand indeß dieſe Deutung ſo auszumalen, daß für den aufmerkſam zuhörenden Knaben ein Mährlein „Tiſchlein deck dich“ daraus wurde.

Nach dem Mittagsmahl wurde zur beſſeren Verdauung des Himmelsmannas abendländiſches Haderwaſſer getrunken. Der Pole leerte auf einen Zug den Kelch Schnaps, den man ihm vorgeſetzt hatte. Moſes Daniel machte dabei eine ſaure Miene, ſchenkte aber doch wieder ein und befahl hierauf ſeinen Söhnen, die ſich vorher durch Handauflegen von dem Polen hatten ſegnen laſſen müſſen, ſich nun auch von demſelben „verhören“ zu laſſen. Mit beſonderem Wohlgefallen hörte der Vater dem Vortrage ſeines Sohnes Ephraim zu; und als ſich der Knabe entfernt hatte, ſagte er zu dem Polen:

„Was durch die dürftige Lage meiner Eltern an mir verſäumt wurde, das will ich, da Gott mir die Mittel dazu geſchenkt hat, an meinem Sohn Ephraim einbringen; meine anderen Söhne brauche ich für das Geſchäft, aber der Ephraim ſoll mir, will's Gott, Rabbiner werden; ich kann mit der heiligen Schrift ſagen: Ephraim iſt mein lieber Sohn (Jeremias 21, 9), meine Seele iſt an die ſeine geknüpft (1 B. M. 44, 30). Ich will gern meine Augen ſchließen, wenn ich nur ihn geehrt und hochgeſtellt unter unſern Glaubensgenoſſen geſehen habe. Seht, hier auf dem erſten Blatt meines Chumeſch (Pentateuch) ſteht's, er iſt jetzt gerade zwölf Jahre alt, denn er iſt 5491 ſeit Erſchaffung der Welt geboren; nicht wahr, es iſt noch nichts an ihm verſäumt, er kann noch ein tüchtiger Rabbi werden?" ſchloß der Vater, einer bejahenden Antwort verläſſig.

Der Pole ergoß ſich mit großem Wortreichthum über die ſchönen Erwartungen, zu denen die ſcharfſinnigen Bemerkungen, der lebhafte Geiſt und die ſtaunenswerthen Kenntniſſe des Knaben berechtigten.

„Alles, was er weiß," ſagte Moſes, „hat er von dem alten kürzlich verſtorbenen Lehrer; der jetzige iſt zu gemächlich und zu eingebildet. Doch — ich habe mit Euch etwas zu ſprechen. Heute Abend nach Hafdalah (nach der ceremoniöſen Scheidung des heiligen Sabbaths von den profanen Werktagen) wollen wir das abſchließen."

Moſes Daniel wußte nicht, wie die Thalmudiſten ausdrücklich die Ausnahme geſtatten, daß von allen Kauf- und Handelsſachen einzig und allein ein Vertrag mit dem Lehrer des Sohnes am Sabbath abgeſchloſſen werden dürfe. Der Pole, obgleich er das Vorhaben Moſes Daniels merkte, war dennoch ſchlau genug, ihn nicht auf ſeine Unwiſſenheit aufmerkſam zu machen, vielmehr die Eröffnung eines ſo ſehr erwünſchten Antrages bis zum Abend abzuwarten; er entfernte ſich daher bald, da er bemerkte, daß Moſes Daniel jetzt ſeine Sabbaths-Sieſta genießen wolle. Unter der Thüre begegnete ihm Mendel Felluhzer, der zu Moſes Daniel eintrat. Nach kurzem Vorſpiel ſagte Mendel, indem er ſich am linken Arm kratzte: „Ich bekomme bei Euch noch einen dicken Fuß,[1] ich hab' eine prächtige Partie für Eure Tochter, das Veilchen; der Mann hat Geld und Gut und ein eingerichtetes Haus wie ein Wittwer."

„Das iſt zu ſpät," erwiderte Moſes, „meine Tochter iſt Braut nach Dresden mit einem Enkel des großen Rabbi Moſes Iſſerlein."

„Thut mir leid, gratulir' wollt' ich ſagen," entgegnete Mendel Felluhzer, „aber ich muß doch einen Kuppelpelz bei Euch verdienen, mein Sack iſt noch nicht leer. Euer älteſter Sohn, der Chajem iſt ein braver Handelsmann, für den hätt' ich was ganz Apartes, ein Mädchen mit fünftauſend Thalern und noch dreihundert Loth Silber, und einer Ausſteuer, die unter Brüdern ihre tauſend Thaler werth iſt."

„Das läßt ſich hören, woher iſt ſie denn?"

„Woher ſie iſt? von der erſten Familie landein und landaus, ſie iſt die Tochter von dem verſtorbenen Moſes Löbell aus Trier, das einzige Kind, und was ihre Mutter hat, bekommt ſie auch über hundert Jahren, wie man ſagt, aber es dauert keine hundert Jahre mehr; und eine Perſon iſt es, eine Perſon ſag' ich, wie eine Fürſtin! Eure Tochter Veilchen, ihre Feinde können's nicht anders ſagen, es iſt ein ſchönes Mädchen, aber nehmt mir's nicht übel, vor dieſer darf ſie ſich nicht ſehen laſſen, die hat einen Gang an ſich, wie wenn ſie ihr Lebtag unter lauter Fürſten und

---

[1] Ein bei den Juden ſprüchwörtliches Uebel, das den Kupplern widerfahren ſoll.

Grafen gelebt hätt', ſie kann lateiniſch, franzöſiſch, kochen und — kurzum da fehlt gar nichts, da iſt Alles beieinander, und die Hauptſach: fünftauſend Thaler verzehntetes Geld! Und die Familie!! lauter Leut', immer einer reicher als der andere, nicht ein Armer auf das hundertſte Glied hinaus."

Bemerkenswerth waren die Bewegungen Moſes Daniels während dieſer überſchwänglichen Schilderung; bei jeder belobten Tugend, als da ſind: Mitgiſt, Familie, Erbſchaft, kniff er mit bejahenden und freundlich lächelnden Mienen einen Finger an der linken Hand ein; bei der Schilderung der Perſönlichkeit war er lange ſchwankend, endlich wurde abermals ein Finger zugeklappt; bei Erwähnung der Kenntniſſe verzog er die Mienen, endlich ſchüttelte er den Kopf verneinend; dieſe Zuthat war ihm entſchieden gleichgültig, wenn nicht gar vom Uebel; er ſprach noch lange mit Mendel, bis ſich dieſer entfernte und er ſein Mittagſchläfchen halten konnte. Es war erquickend, denn im Traume ſah er ſeinen Sohn Ephraim, der als Rabbi predigte, als der Chajem ſich mit einer Kaiſerin vermählte, die aus lauter Gold war; zwar ſtörten ihn an ſeiner Schwiegertochter die vielen goldenen Kreuze, die an ihr hingen, aber: kein Traum ohne Narrethei, heißt es im Thalmud, ſagte er zu ſich als er erwachte, und er war heiter und froh.

Während des ganzen Sabbaths mußten ſtets weiße Linnen auf dem Tiſche ausgebreitet ſein. Der Familientiſch war am Sabbath beſonders der Altar des jüdiſchen Hausſtandes, der allzeit geſchmückt war, und eine tempelhafte Stimmung, verbunden mit einem geſättigten Ruhegefühl, waltete beſtändig in dem Hauſe und ſeinen Angehörigen.

Erſt als die Nacht hereingebrochen war, ſprach man den Segen über Wein und Licht, verlöſchte dieſes im Weine, den man auf die Tiſchplatte ausſchüttete, und roch an eigens zu dieſem Zwecke bereit gehaltenen dürren Myrthen, zum Andenken an die Wohlgerüche Edens und die verlorenen Paradieſesſeligkeiten, von welchen der Sabbath Nachgeſchmack und Vorſchmack iſt.

Erſt jetzt war die Werkeltag-Arbeit wiederum geſtattet, aber ein frommer Brauch befiehlt und verſpricht Segen allem Thun, auch jetzt noch mit einem frommen Werke zu beginnen.

Moſes Daniel war mit dem Polen dahin übereingekommen, daß dieſer nun bei ihm bleiben, und außer guter Koſt, Kleider u. ſ. w. auch noch eines mäßigen Gehalts und reichlicher Geſchenke gewiß ſein dürfe. Dafür ſolle er die jungen Leute, vornehmlich aber den kleinen Ephraim, ſorgfältig unterrichten, und zum Segen und Gedeihen des Hauſes ſelbſt fleißig in den heiligen Büchern ſtudiren.

Der Staat, der ſich um das bürgerliche Wohl ſeiner jüdiſchen Angehörigen nur in denjenigen Angelegenheiten bekümmerte, wo es Aufrechthaltung der Beſchränkungen galt, kannte noch weit weniger irgend eine Fürſorge für den Jugendunterricht. So kam es, daß dem Vater die volle Freiheit und Selbſtverantwortlichkeit anheimgegeben war. Eine Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit der Perſönlichkeiten bildete ſich hierdurch aus, die in ihren Mängeln als Disciplinloſigkeit ſich kundgab, in den Vorzügen der ausgeprägten Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit aber jene weit überragte.

In das feſte, in angeſeſſener Ordnung ſich haltende Haus hatte der Vater einen Landfahrer als Lehrer aufgenommen und bald zeigte ſich, daß durch dieſen etwas von der Unruhe und Unſtetigkeit eines fremden und unbekannten Lebens in das Haus zu kommen ſchien.

3. Rabbi Chananel.

Von früh Morgens an ſaß Ephraim bei dem Polen, Rabbi Chananel genannt, der mit ſeinem Schüler einen ungewohnten Lehrgang einſchlug. Wie man allgemein den natürlichen Inhalt der Bibel meiſt mit den wunderlichen Anlagerungen der Commentatoren zugleich, oder mit dem Thalmud beginnend, erſt aus dieſem heraus kennen lernte, ſo befolgte der Pole ebenfalls eine in jüdiſchen Schulen ſeit Jahrhunderten überkommene Methode, welche in unſeren Tagen unter dem Namen der Hamilton'ſchen neu bekannt wurde. Dabei verſäumte er aber auch nicht, nach dem Vorgange der ſpaniſchen und italieniſchen Juden, die Grundregeln der Grammatik hieran darzulegen. Dieſes Studium war bei den polniſch-deutſchen Juden faſt allgemein übel berufen, denn die Wächter der Strenggläubigkeit hatte ein feiner Tact oft unbewußt das Richtige treffen laſſen: ſobald man die Worte und Sätze der heiligen

Schrift nach den Regeln der Grammatik zerlegen und wiederum zuſammenſetzen lernte, zerfloß allmälig die Himmelsglorie, die über Alles ausgebreitet war; denn jedes Wort ſchloß dadurch nicht mehr hundertfältige geheime Deutungen in ſich, der einfach natürliche Sinn mit ſeinen örtlichen und zeitlichen Beziehungen ſprang in die Augen.

Rabbi Chananel ſchrieb auch ein elegantes Ebräiſch; er hatte nach der Weiſe der damaligen Aufgeklärten mannigfache poetiſche Verſuche darin gewagt, und Metrum und Reim der claſſiſchen Formen der orientaliſchen Sprache angepaßt; auch Ephraim gelang es bald, ein ebräiſches Gedichtchen zu machen: dieſe Kunſtpoeſie konnte aber, wie die gleichzeitig auf chriſtlich-deutſchem Boden entſtandene, keine friſchen Blüthen aus den Tiefen der Seele emporſchießen laſſen, man fabricirte nur Kunſtblumen, auf denen kein Schmelz des bewegten Lebens ruhte. Ohne wahre Gemüths- und Geiſtesbewegung hatte Ephraim dieſe Gedichtchen gemacht. Es kam nur darauf an, wenn man ſo ſagen kann, ein klaſſiſches Ebräiſch zuſammen zu ſchweißen. Alles das wußte zwar Moſes Daniel nicht, aber das neue Grammatikſtudium, weil es ein neues war, behagte ihm nicht, und nach ſeiner gewohnten praktiſchen Weiſe fragte er den Polen: „Wozu nützt das?“

Rabbi Chananel, der ſeinen reichen Vorrath an Anekdoten und Parabeln ſchon oft dazu angewendet hatte, um herbe Wahrheiten auf die angenehmſte und eindringlichſte Weiſe an den Mann zu bringen, erwiderte ganz ruhig:

„Es war einmal ein Mann, der hatte eine Ziege, die er gerne mäſten wollte, um ſie entweder beſſer zu verkaufen oder für ſich ſelber zu ſchlachten. Er geht nun auf den Markt und kauft ſich für einige Pfennige einen großen Krautkopf, damit eilt er in den Stall und ſchneidet ihn der Ziege vor; mit Vergnügen ſieht er zu, wie ſie die fetten Blätter nach einander auffrißt. Kaum hat ſie den letzten Biſſen hinunter, greift er ſchnell nach ihr, und will ſehen, ob ſie jetzt auch fetter iſt.“ —

Der Pole ſchwieg, und ließ ſeinen Zuhörer Schluß und Anwendung ſelber ergänzen; Moſes Daniel verſtand und ließ fortan den klugen Mann ungeſtört gewähren.

Rabbi Chananel war in der That ein merkwürdiger Mann. Von ſeinem Aufenthalt in Berlin her war er Mitglied eines geheimen Tabaksklubs; es war dies kein Ableger jenes berühmten Potsdamer Tabakscollegiums Friedrich Wilhelms I., ſondern eine Innung mit ſelbſtändigen Vereinsſatzungen und Zwecken. Jeden Sabbathmorgen nach dem Frühgottesdienſte verſammelten ſich zehn bis zwölf fromme Männer in dem abgelegenſten Zimmer einer von der Synagoge entfernten Straße; Gebetbücher und Gebetmäntel, die ſie mit ſich brachten, wurden abgelegt und ein jeder nahm eine Pfeife zur Hand, worauf die ebräiſchen Worte geſchrieben ſtanden: Ihr ſollt kein Feuer anzünden in allen euren Wohnungen am Sabbathtage (2 B. M. 35, 3.), und dann ſchmauchten ſie behaglich. Das geſchah aus Widerſetzlichkeit gegen das Verbot. Triftige Proben ſeines freidenkeriſchen Muthes mußte man abgelegt haben, ehe man in dieſen Klub aufgenommen wurde; man mußte zum mindeſten am Sabbath einige Buchſtaben geſchrieben oder an Oſtern geſäuertes Brod mit Schweinefleiſch genoſſen haben. Frivole, witzige Auslegungen der heiligen Schrift, oder das Vorleſen der Schriften Voltaire's u. A. (wenn Einer zugegen war, der deutſch leſen, oder franzöſiſch überſetzen konnte), gehörte zur Unterhaltung bei dieſen Zuſammenkünften. Während die Anderen ſich gegenſeitig in Witzworten überboten, war Rabbi Chananel faſt der einzige, der eine ernſte, ja eine ſchmerzliche Faſſung des Verhältniſſes nicht los werden konnte. Mit erbittertem Eifer ſprach er ſich oft darüber aus, wie die Alles beengende Religionswacht die Männer wieder zu Schulknaben verwandle, die ſich was darauf zu Gute thun, im Geheimen Zwang und Zucht übertreten zu können.

Einen durch ſpottſüchtige Faſſung zum Lachen reizenden und doch wieder beklemmenden Eindruck machte es, als Rabbi Chananel einſt eine im Geiſte Voltaire's gehaltene ſatyriſche Schilderung mittheilte, worin er mit wahrhaft dämoniſcher Ironie einen frommen Juden ſchilderte, der des Hungertodes ſtirbt, weil ſich ihm Conſequenzen ergeben, daß es nach thalmudiſchen Geſetzen verboten ſei, Brod zu eſſen, und allerlei ſcharfſinnige Gründe wurden dafür aufgeboten; die Kartoffel mußte in Bann gethan und von der Erde vertilgt werden, denn die Bibel, die doch Alles wußte und beſtimmte, hatte ſie nicht gekannt. Mit verzehrender Kühnheit verſenkte ſich Rabbi Chananel in die Phantaſie von den letzten Stunden eines Mannes, der lechzend an der Tafel des Lebens verſchmachtet, bis er ſelber zur Speiſe der Würmer wird.

Die Genoſſen hatten Rabbi Chananel ermahnt, ſeinen Plan auszuführen und dieſe Darlegung in rabbiniſcher Sprache unter die Glaubensgenoſſen zu bringen, aber Rabbi Chananel war „unſtet und flüchtig“ in ſeinen Planen und noch mehr in ſeinem Leben.

Jetzt hatte er wieder eine Ruheſtätte gefunden und er wollte ſich ihre Erquickung nicht entgehen laſſen.

Auch im Hauſe Moſes Daniels pflegte der Rabbi, nicht ohne viele Gefahr, ſeiner früheren Ordensregel getreu zu leben. Wenn ſich Moſes Daniel am Sabbath Mittag zur Sieſta niederlegte, ging der Pole unter gleichem Vorwand auf ſein Zimmer, verſchloß ſorgfältig, entkleidete ſich und ſchmauchte ſodann ſein Pfeifchen. Aengſtlicher pocht nicht das Herz des Liebenden, wenn er in verſchwiegener Laube an den Lippen ſeines Mädchens hängt und verrätheriſche Schritte nahen hört, als Rabbi Chananel zuſammenſchrack, wenn er während ſeines ſündhaften Thuns nur die leiſeſte Bewegung in der Nähe ſeines Zimmers vernahm; ſorglicher, behutſamer vertilgt der Mörder nicht die Spuren ſeiner That um ihn und an ihm, als der Pole den infernaliſchen Geruch aus ſeinen Kleidern trieb, und nicht umſonſt bot er dann jedem, der ihm auf dem Wege zur Synagoge begegnete, eine Priſe an.

Eines Sabbath Nachmittags, nachdem Ephraim den Wochenabſchnitt aus der Bibel ſammt den Commentatoren im Beiſein ſeines Vaters und Lehrers vorgetragen, ward er von dem Vater auf die Gaſſe geſchickt, um dort zu ſpielen.

„Ich bin ſehr zufrieden mit Euch,“ redete dann Moſes mit düſtern Mienen den Rabbi Chananel an, „aber, aber, ſchon Viele wurden getäuſcht; die feſteſten Stützen der Synagoge, die polniſchen Rabbinen ſelber hat man ſchon wanken geſehen. Die Aufgeklärten — ihr Name werde vertilgt von der Erde — nehmen ſtets mehr überhand, und befördern den Untergang unſerer Religion. Solche Zeiten ſind noch nie geweſen, ſo lange die Welt ſteht; wenn's ſo fortgeht, kommt's bis in hundert Jahren ſo weit, daß man einen Jud im Guckkaſten für einen Meerwunder ſehen läßt.“ — Ein bitteres Lächeln zog ſich um den Mund Moſes, als er ſo ſprach.

„Wenn mich nur Gott, gelobt ſei ſein heiliger Name,“ fuhr er fort, „wenn er mich nur vorher zu ſich ruft, ehe ich den Abfall meiner Kinder erleben ſollte.“

Der Pole benützte eine Pauſe. „Ich ſehe,“ ſagte er, „man hat mich verleumdet, und Euch mein Lebensſchickſal halb oder falſch erzählt; ich will offen und unumwunden zu Euch reden, und Ihr mögt dann urtheilen, ob Ihr meinetwegen ſolchen Befürchtungen Euch hingeben dürft.“ Er erhob ſeinen Blick, den er bisher demüthig auf die vor ihm liegende Bibel eingegraben hatte, ſtolz und frei, indem er fortfuhr: „Mein Vater war einer der vermögendſten und angeſehenſten Juden in Warſchau. Alles wurde aufgeboten, um mich von früher Jugend an zum gelehrten Thalmudiſten zu bilden; ich durfte mich nicht des geringſten Geſchäftes im

Hauſe oder in der Familie annehmen, ſondern nur wechſelweiſe bei dem Rabbinen oder auf meinem Zimmer in den heiligen Büchern leſen. In meinem vierzehnten Jahre wurde ich zum Erſtenmal verheirathet, meine Frau ſtarb nach einer vierjährigen kinderloſen Ehe; ich heirathete zum Zweitenmale, und hatte das Glück zwei liebliche Knaben zu beſitzen. Nicht lange nach der Geburt meines Hillel traf ich eines Mittags einen jungen Chriſten auf der Thürſchwelle meines Zimmers eingeſchlummert; als ich ihn weckte, warf er ſich vor mir auf das Angeſicht und küßte meine Füße, als die eines Engels oder eines Propheten. Es ſei ihm jetzt klar, erzählte er, als ich ihn endlich zur Beſinnung brachte, nun wiſſe er, warum er ſeinen Oheim ſo dringend gebeten habe, für ihn das Fauſtpfand bei meiner Frau auslöſen zu dürfen; er habe aber das Geld noch bei ſich, denn die wonnigtraurige Melodie meines Vortrags habe ihn gleich beim Eintritt in's Haus mit magiſchem Zauber ergriffen. Das ſei himmliſche Macht. In ſeinem Schlafe habe ihm geträumt, er ſei Jude geworden, habe auch in den heiligen Büchern geleſen, und die Engel des Himmels ſeien zu ihm herabgekommen, und hätten ihm die verborgenſten Geheimniſſe der Welt eben offenbaren wollen, als er erweckt worden. — Ich will Euch mit all den Hin- und Widerreden nicht beläſtigen, es half nichts. Chulicki, ſo hieß der junge Anhänger der unterdrückten Diſſidenten, kam von nun an täglich zu mir, ſetzte ſich in den für meinen Vater bereit ſtehenden Lehnſeſſel, ſchloß die Augen, und dann mußte ich ihm ein Stück aus dem Thalmud vorſagen; er verſtand nichts davon, aber der wunderbare Klang der Worte ſagte er, berühre ihn wie Himmelsmuſik. Wenn ich aufhören wollte oder mußte, fuhr er oft haſtig ſtrampfend und taumelnd wie aus einem Traum auf. Dreimal täglich zur Zeit des Gebetes beſuchte er die Synagoge, und ſetzte ſich wie ein Büßender auf die Schwelle; an jedem jüdiſchen Faſttage ſtreute er Aſche auf ſein Haupt und kaſteite ſich; ſeine ſonſtige Speiſe beſtand in Pflanzen und Früchten, nichts was von einem Lebenden kam, berührte ſeine Zunge. An mich aber war er gefeſſelt wie mein eigener Schatten.

Lange war ich über dieſes Ereigniß unklar, dennoch widerſtand ich kräftig den Bitten Chulicki's, ihn in unſere Religion aufzunehmen, oder ihn wenigſtens die heiligen Gebräuche zu lehren, damit er ſie einſtweilen beobachten könnte; er wollte ſich allen Prüfungen unterziehen, ich aber widerſtand, obgleich ich, wie ich geſtehen muß, manche heimliche Freude an ſeinem Widerſtreben gegen ſeine Religion hatte. Da fiel es mir eines Tages nach ſeinem wiederholten ſtürmiſchen Verlangen wie Schuppen von den Augen, es war mir unzweifelhaft: die Seele eines wahrhaft frommen Juden iſt einer ſchweren Sünde halber in dieſen Chriſtenleib gefahren, und harret nun der Erlöſung durch mich. Ich beſprach Alles mit unſerem vielerfahrenen älteſten Rabbi und dieſer beſchwor mich, doch ja nicht zu zögern, die ſchon neunzehn Jahre gequälte Seele, die vor der Rückkehr in unſere heilige Religion keine Ruhe finden könne, baldigſt zu erlöſen.

Ich will es kurz machen. Nach einigen Monaten wurde Chulicki von einem Rabbinenſenate, worin der alte Rabbi und ich, nächtlicher Weiſe nach einem neunmaligen Untertauchen in friſchem Quellwaſſer, in unſere Religion aufgenommen. Bald aber wurde durch die Fahrläſſigkeit Chulicki's, der zu entfliehen zögerte, die Sache entdeckt; Chulicki wurde verhaftet, ich wurde für vogelfrei erklärt und mußte Vater und Mutter, Weib und Kind verlaſſen, um mein armſeliges Leben zu retten. Glücklich war ich über die Grenze gekommen, dafür wurde nun mein unſchuldiger Vater und der alte Rabbi in's Gefängniß geworfen; man forderte ein ſelbſt der ganzen Gemeinde unerſchwingliches Löſegeld für ihre Befreiung, aber der Herr erlöste ſie; ſie ſtarben bald, und mein ganzes väterliches Vermögen wurde confiscirt. Von Chulicki hat man nie mehr etwas gehört; die Sage ging, er ſei dem Kerker entkommen und nach Jeruſalem gewandert. Am unglücklichſten war aber ich, der ich nun draußen ſtand in der Welt, wie vom Himmel gefallen. Ich hatte in meinem Leben die Judengaſſe nicht verlaſſen, ich kannte weder das Geld, noch was ſonſt zu dem Leben gehört; ein betrügeriſcher Landsmann, der ſich mir anſchloß, raubte mir in der Herberge meine Kutka, in welche dreihundert Dukaten genäht waren, nebſt Allem was ich ſonſt an Geldswerth hatte. Halb nackt, von Hunger und Froſt geplagt, zog ich weiter. O! man könnte ein Buch darüber ſchreiben, ſo viel hab' ich erduldet, bis ich endlich nach Berlin kam, wo mich Rabbi Alexander Sußmann in ſein Haus aufnahm."

„Da erzählte man mir," fiel der bisher ſtill aufmerkſame Moſes Daniel ein, „daß Ihr öffentlich leichtfertige Aeußerungen über unſere heilige Religion gethan, und daß Ihr nur durch die Entfernung von Berlin dem Cherem (Kirchenbann) entgangen ſeid."

Die vollen Brauen des Polen zogen ſich wie finſtere Wolken zuſammen, unter welchen ſeine Augen feurige Blitze hervorſchoſſen, doch ſchnell faßte er ſich wieder.

„Ich gewann in Berlin allerdings andere Anſichten über unſere heilige Religion," ſagte er, ſich mit beiden Händen ſtolz den Bart zurechtlegend, „ich hätte meinen jungen Diſſidenten jetzt allerdings anders bekehrt, aber meine Grundſätze ſind gewiß nicht minder religiös und auf die heilige Schrift gegründet. Bei einer öffentlichen Disputation ſuchte ich die Unwiſſenheit eines herumziehenden Rabbinen, die er durch Verdammungseifer zu verdecken ſuchte, klar darzuſtellen; ich ſiegte, und nun war ich ein Ketzer. Es iſt wahr, ich hätte mit weniger Hitze dabei zu Werke gehen ſollen, aber warum ſollte ich ahnen, daß man mich der Irreligioſität zeihe? Ich war fremd und verlaſſen, mußte den Wanderſtab ergreifen, und gelangte in Euer gaſtliches Haus. Mein Blut iſt ſeitdem kälter geworden, ich laſſe die Mächtigen ſchalten; Gott der Herr, gelobt ſei ſein Name, wird's lenken nach ſeinem Wohlgefallen, ihm iſt Alles anheimgeſtellt, ich will ſeinen Rathſchlüſſen nicht vorgreifen. Ich lebe ſtill und ruhig, wie ſich's einem Juden geziemt, und lehre nichts als den reinen Gehalt unſerer heiligen Religion, wie Ihr Beweiſe genug haben werdet."

Ein beſſerer Phyſiognom als Moſes Daniel hätte leicht bemerkt, daß dieſe raſch hintereinander ausgeſtoßenen Worte, von einem Zucken der Geſichtsmuskeln begleitet, wohl noch etwas Anderes enthüllten, als der Pole beſtimmt darlegen wollte. Moſes aber bat Rabbi Chananel, der, den Blick zur Erde geheftet da ſaß, tauſendmal um Verzeihung.

„Glaubt Ihr alſo nicht,“ fragte er, „daß unſere heilige Religion von einem nahen Untergange bedroht werde?“

„Ich will Euch ein Gleichniß aus dem Midraſch erzählen,“ erwiderte der Pole: „Durch einen Wald führte man einſt mehrere Wagen voll blank geſchliffener Aexte; als die Bäume das ſahen, fingen ſie alle an zu heulen und zu wehklagen. Wehe! rief Alles, Wehe! unſere Sterbenszeit iſt da, wir ſind alleſammt verloren! — Nur eine hohe Eiche auf dem Gipfel des Berges, die ſchon mehr denn hundertmal ihre Blätterkrone hatte fallen und wieder neu ſproſſen ſehen, nur dieſe ſtand ruhig und ſchüttelte bedächtig ihr Haupt. Seid ruhig und unverzagt, rief ſie mit mächtiger Stimme, und Alles unter ihr verſtummte, die Aexte alle können euch nicht ſchaden, wenn ihr euch weigert, einen Stiel dazu herzugeben.“

Das paraboliſche Uebergewicht Rabbi Chananels bewährte ſich auch diesmal wieder. So unentſchieden auch die Vieldeutigkeit des Gleichniſſes ließ, ob mit den Aexten der Voltairianismus, mit der Eiche irgend eine poſitive Religion oder Anderes bezeichnet worden ſei; Moſes Daniel glaubte die richtige Deutung gefunden zu haben und verſicherte den Rabbi wiederholt ſeines vollkommenen Vertrauens. Rabbi Chananel benützte dieſes indeß nicht auf die zuſtändigſte Weiſe.

Ephraim hatte das vierzehnte Jahr zurückgelegt, man ſprach ſchon davon, ob man ihn auf die große Thalmudſchule nach Prag, Presburg oder Warſchau ſchicken ſolle. Rabbi Chananel kannte ſeinen Zögling wohl, der faſt willenlos lenkſam, dabei aber von reizbarem Gemüth, mitunter auch vorwitzig und verhätſchelt, wie ein Kind des Glückes war. Mit geſteigerter Zutraulichkeit gab er ſich nun ſeinem Zögling hin, zuerſt erlaubte er ſich gegen ihn einigen leiſen Spott über kleinliche Ceremonien; unmerklich goß er eine kleine Doſis bitteren Zweifels in die Schale, wenn er ihn von dem ſüßen Waſſer der reinen Himmelsquelle trinken ließ; Schritt vor Schritt bahnte er ihm den Weg zur Freidenkerei und der Knabe ſtand endlich zitternd vor ſeinen ehemaligen Heiligthümern, die er nun mit Unluſt und Grauen betrachtete; weinend enthüllte er ſein ganzes Innere vor ſeinem Lehrer.

„Es iſt entſchieden," rief dieſer jauchzend, indem er ihn auf die Stirne küßte, „du darfſt, du kannſt kein Rabbi werden. Siehe! du biſt mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, ich will das Vermächtniß meines traurigen Lebens dir übergeben, zu deiner Rettung. Es war in meinem achten Lebensjahre, als ich zum Erſtenmal an einem Sabbath in einen Garten kam, wo die Blumen in ſchöngereihten Beeten mich in voller Farbenpracht anlächelten. Ich konnte gar nicht begreifen, wie mir's zu Muthe war, ich hätte gern die

Blumen alle geküßt, und doch wußte ich, daß der Thalmud verbietet, am Sabbath eine Blume zu berühren, weil man dadurch zu der Sünde verleitet werden könnte, dieſelbe abzubrechen; ich konnte aber dem Drange nicht widerſtehen, und da ich von meinem Vater unbemerkt war, riß ich ſchnell eine Blume ab und verſteckte ſie an meinem Buſen. Meine Sehnſucht war befriedigt, aber eine peinliche Unruhe war erwacht, ich hatte die ſchwere Sünde einer Sabbathſchändung auf mich geladen. Nach einer ſchlafloſen Nacht entdeckte ich des andern Morgens einem Kameraden meine Schuld; dieſer wußte in kindiſchem Eifer eine Sühne. Die Hand, die das Böſe gethan, muß abgehackt werden, ſagte er mit dem Worte der Schrift. Ich war entſchloſſen, dieſe Sühne über mich ergehen zu laſſen. Mein Mitſchüler ſprang nach Hauſe, holte das Meſſerchen, das ihm ſein Vater von der Meſſe zu Frankfurt mitgebracht hatte, wir ſchlichen auf die Hausflur, ich legte die Hand auf das Treppengeländer, und mit den beim Schlachten eines Thieres gebräuchlichen Worten: Gelobt ſeiſt du, Herr unſer Gott, der uns mit ſeinen Befehlen geheiligt, und uns das Schlachten geboten — ſchnitt er mir wacker in die Handwurzel; vor Schmerz fing ich an zu ſchreien, er hielt inne, man eilte herbei und meine Hand wurde gerettet. Siehſt du?“ fuhr der Pole mit bitterm Lächeln fort, während er den Rockärmel aufſtülpte, und eine Narbe über die ganze Fläche der obern Handwurzel ſehen ließ, „ſiehſt du? das iſt das Denkmal meines jugendlichen Religionseifers. Ich hatte nicht den Muth Alles zu ertragen, jetzt bin ich ſeig und abgelebt, wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn ich unter andern Verhältniſſen geboren, eine große Laufbahn vor mir eröffnet, ein ewig glänzendes Ziel mir hätte winken ſehen, wer weiß, wo ich ſtünde und wo man meinen Namen nennte! Doch, das iſt vorbei — ich mußte Rabbi werden, aber du, du ſollſt, du darfſt es nicht. Siehe, ein Rabbi ſein, heißt die Seele im Starrkrampf gefeſſelt halten; da ſitzt er, der fromme Mann, und vor ihm liegen die Folianten mit ihrem babyloniſchen Aberwitz, und um ihn her vom Boden bis zur Decke nichts als ſchwarze räucherige Bücherdecken, in denen das friſche Leben des Judenthums vertrocknet liegt, wie die von der Wurzel geriſſene verdorrte Pflanze. Sommer, Winter und Frühling, Krieg und Frieden, Alles mag vorüberziehen, der Rabbi kennt ſie nicht; in ſeiner Zelle ſitzt er, und die Gemeinde ſammelt ſich um ihn, mit ihm zu beten, nie darf er allein aus dem Hauſe gehen, und nur wenn er eine Leiche geleitet, kommt er vor das Thor. Ich kannte einen Rabbi, der ſein Leben lang faſt Nichts als weißen Zucker genoß, und als man ihn einſt fragte, woher denn dieſe Süßigkeit käme, antwortete er ruhig: woher wird ſie kommen? die Zuckerhüte wachſen auf den Bäumen wie die Zwiebel auch. Ich kannte einen andern, der als man ihm voll Furcht ſagte: der Türk ſei vor den Thoren und wolle herein, ruhig erwiderte: nun, was iſt? Laſſet den Türk auch hier wohnen. Als man ihm ſagte, es ſeien Viele und ſie wollten die Einwohner umbringen, ſagte er: da iſt leicht geholfen, man ſchließt das große

Thor zu und das kleine auf, und läßt einen nach dem andern herein und ſchächtet (tödtet) ihn. —

Siehe! das iſt ein Leben, dem Tode ähnlicher. Wohl denen, die, in zufriedener Eintracht mit ſich ſelber und ihrer Umgebung nicht wiſſen, wie ſich draußen die Welt täglich neu verjüngt. Wohl ihnen, ſie leben in Frieden, ſtudiren und beten, bis der Tod ihnen Mund und Augen ſchließt, und ſie ihre Zelle mit einer kleineren vertauſchen; aber wehe denen, die, wie ich, den Zwieſpalt im Herzen, von freierem Drange bewegt, zu ſolchem Leben, zu ſolchem Tode verdammt ſind. Siehe! ich haſſe und verachte all den Quark einer ſolchen Werkheiligkeit, und doch muß ich ihn vor der Welt ſchützen und pflegen, weil ich durch ihn allein unſerm Tyrannen, dem Magen, ſeinen Tribut geben kann. — Woher aber alles dieſes? Weil ich nicht gelernt habe, mir ſelber mein Brod zu erwerben, und nun mit leeren Händen daſtehe. Ich arbeitete auf meinen Wanderungen hierher zwei Tage in einem Bergwerke, aber ich war ungeſchickter und ſchwächer als ein Knabe von ſechs Jahren, ich brach ein Bein und dennoch ſtießen ſie mich fort, da ſie mich als Juden erkannten. O Gott! wie gern wollte ich arbeiten, daß mir das Blut unter den Nägeln hervorſchöſſe, aber ich bin dazu verdammt, vom geiſtlichen Betruge zu leben. — Zwar, iſt es nicht ſo durchaus,“ fuhr er nach einer Pauſe mit ſich ſelbſt ſophiſtiſirend fort, „ich habe ein Recht dazu, den Leuten iſt es ja nicht um meine Geſinnungen, ſondern um mein Wiſſen und um mein äußeres Benehmen zu thun; die Leute fragen nicht mich, ſondern die Bücher in mir, die ich ſtudirt habe; ich kann ihnen auf dieſe Weiſe mindeſtens Zeit erſparen und vielleicht auch manches Gute wirken, ja gewiß, gewiß! das kann ich." — Er verſank in ſtilles Nachdenken.

„Alſo, mein lieber Sohn," fuhr er wie erwachend auf, „muthig! dir kann noch geholfen werden. O Gott! hätte in deinem Alter Jemand ſo zu mir geſprochen; aber wenn nur du gerettet wirſt, dann ſterbe ich gern, mein Leben war nicht unnütz, denn ich habe eine junge und friſche Seele aus den Banden der Geiſtesverrücktheit erlöst. Erlerne ein Gewerbe, laß dich von Niemand davon abbringen, und wenn du Luſt und Beruf dazu fühlſt, ſuche Wahrheit und Licht bei den Weiſen der Vorzeit, dann lebſt du ſelig und brauchſt nicht erſt zu ſterben, um ſelig zu werden. Aber gieb mir die Hand, daß du mich nie verrathen wirſt, nie, hörſt du?"

Ephraim erfaßte weinend die Hand ſeines Lehrers und legte ſeine brennende Wange darauf. Der Rabbi zog ihn feſt an ſein Herz und er entſchlummerte in ſeinem Schooße.

Als er wenige Tage darauf ſeinem Vater den gefaßten Entſchluß eröffnete, war dieſer tief betrübt. Er ſah das Opfer verſchmäht, das er Gott darbringen wollte; aber bald richtete er ſich wieder in ſeinem ſtarken Glauben auf. „Mit Gott," ſagte er, „es iſt auch gut, gewiß wollte mir der Herr dieſe himmliſche Freude verſagen, weil ich oft zu läſſig war in der Erfüllung ſeiner Gebote."

Mag man nun Heuchelei oder Paſtoralklugheit als die Grundlage von Rabbi Chananels Charakter erkennen, gewiß iſt, daß er der Aufrichtigkeit und Geradheit ermangelte; der tiefwühlende Zweifel hatte ſeinen Glauben nicht minder wie ſeinen Muth untergraben; ohne Glauben und Muth, wie ſoll man da ein Märtyrer, muß man nicht ein Heuchler werden?

Bei alledem überwog die Laſt ſeines Schickſals dennoch die ſeines Vergehens . . . .

Luſt und Freude herrſchten im Hauſe Moſes Daniels, denn ſein älteſter Sohn Chajem war durch Vermittlung Mendel Felluhzers mit Täubchen Löbell aus Trier verlobt worden und man feierte die Hochzeit. Trotzdem nach jüdiſchem Geſetz die Mitgift Täubchens, da ſie eine vaterloſe Waiſe war, als bereits verzehntet galt, that Moſes Daniel ein Uebriges, und nach dem Herkommen, das da befiehlt, von aller Errungenſchaft den zehnten Theil an Arme zu verſchenken, ließ er die betreffende Summe am Hochzeitstage vor der Synagoge austheilen, und ſein ohnehin ruhmvoller Name erhob ſich noch mehr.

Beim Hochzeitsmahl ſaß Rabbi Chananel an einer Ecke des Tiſches zur Linken der Braut, zu deren Rechten ihr Bräutigam. Die Braut war reich und ſeltſam geſchmückt. Ein morgenländiſcher Turban, aus einem bunten Tuche gewunden, und vorn mit einer großen diamantenbeſetzten Agraffe zuſammengehalten, bedeckte ihr Haar und begrenzte die ſchöne Stirne, an deren Schläfe blaue Adern durchſchimmerten, welche ſtark pulſirten. Ein weißer feingeſtickter Schleier hing zu beiden Seiten des Turbans über den ganzen Körper herunter. Unter den langen ſchwarzen Wimpern ſtrahlte der Glanz ihres dunkeln Auges hell hervor; die dunkle Geſichtsfarbe, die etwas gebogene Naſe, das runde Kinn, Alles vereinigte ſich, um das Bild einer vollkommenen orientaliſchen Schönheit in ihr erkennen zu laſſen. Unangenehm auffallend war, daß ſie ihre ſchöngeſchweiften, aber etwas blaſſen und vertrockneten Lippen ſtets durch Einkneifen mit den Zähnen aufzufriſchen bemüht war. In ihren Mienen und in ihrem ganzen Benehmen ließ ſich ein ſelbſtherriſches Bewußtſein deutlich erkennen. Die Perlſchnur um den Hals, an welcher noch mehrere Gemmen hingen, der bauſchige großgeblümte Reifrock, der weiße jüdiſche Brautgürtel, mit vielen ſilbernen Münzen behangen, Alles das bildete ein ſonderbares Gemiſch orientaliſcher und europäiſch-franzöſiſcher Toilette.

Die Braut, die hin und wieder zu dieſem und zu jenem Gaſt gehen und für die reichen Hochzeitsgeſchenke danken mußte, verſtand es, im Gehen ihren Schleier ſo zu legen, daß ſie wie in einer Wolke erſchien und der bewundernden Blicke gewiß war.

Saß ſie dann wieder bei dem Bräutigam, ſo überbot ſie ſich in Neckereien, und mit übermüthiger Keckheit wußte ſie ihm oft mit ihrem fein gebundenen Blumenſtrauß zierliche Schläge auf den Mund zu geben.

Anfangs ſchien der Pole dieſen Mangel an Verſchämtheit mit Mißmuth zu bemerken, bald aber wußte die Braut durch Neckereien auch ihn zu gewinnen. Sie rief ihn zu Hülfe, daß ihr Bräutigam den abgeſchmackten Namen Kuh in Huk umwandeln ſolle, und kaum hatte ſie erwähnt, daß auch Arouet in Voltaire umgeſetzt worden ſei, als der Pole ſeine Begeiſterung für den franzöſiſchen Dichter und Philoſophen ausdrückte. Sie verſtand es durch beifälliges Nicken den ſeltſamen Polen immer mittheilſamer zu machen. Ihre ganze Gegenrede glich nur dem Berühren der vor ihr ſtehenden Flaſche, aus der ſich dann der Pole bei dieſem Zeichen immer ſelbſt einſchenkte und immer ſorgloſer trank.

Während deſſen ſang der bei Tiſche ſitzende Synagogen-Vorſänger im Namen eines jeden Anweſenden immer auf's Neue und in verſchiedenen Weiſen einen ebräiſchen Segensſpruch für das junge Paar, und jedesmal erſchallte am Schluſſe ein Hoch und man trank einander zu.

Der Pole mußte ſodann das lange ebräiſche Tiſchgebet ſprechen, aber kaum war er damit zu Ende, als er wieder gegen die junge Braut ſich in Voltaire'ſchen Witzſpielen erging. Da fühlte er, daß Jemand ſeinen Rücken berührt hatte, er kehrte ſich erſchreckt um, der kleine Ephraim ſtand hinter ihm.

„Unten,“ ſagte er, „wartet Jemand auf Euch, Rabbi, Ihr ſollt ſogleich hinabkommen.“ Der Pole ging hinab; vor dem Hauſe ſtand ein mit der ſogenannten Blahe überzogener zweirädriger polniſcher Karren, an welchen ein kleines Pferd angeſpannt war. Eine runde kleine Frau, mit der Peitſche in der Hand, ſprang mit einem Satze von dem Karren herunter und reichte dem Polen die linke Hand, in der Rechten hielt ſie die Peitſche.

„Schalom Alechem (Friede mit Euch!), Rabbi Chananel,“ rief ſie, „kennſt du deine Frau nicht mehr? Siehſt du, ich bin allein hiehergefahren, morgen fahren wir mit einander zurück. Dein früheres Vergehen hat der König vergeben, du biſt als Rabbiner von der Gemeinde zu Schluzke berufen.“

Der Pole ſtand leichenblaß da. Ohne eine Antwort abzuwarten ſchirrte ſeine Frau das Pferd aus, führte es in den Stall und ging dann mit ihrem Manne zu den Hochzeitsgäſten.

Des andern Tages ſaß Rabbi Chananel neben ſeiner Frau in dem kleinen Karren, ohne Klage, ohne Willen. So viel Kummer und Schmerz auch in ſeiner Seele waltete, er konnte ihnen nicht Luft machen, ſelbſt da nicht, als er von ſeinem theuern Zögling Ephraim Abſchied nahm; die Thränen brannten ihm in den Augen, aber weinen konnte er nicht.

4. Auch gut.

Es war im Herbſte des Jahres 1745, der Krieg war ſeit einem Jahr abermals in’s Land gezogen. Unter dem Vorwande, Carl VII. die Kaiſerkrone zu ſichern, ſtritt Friedrich II. zum Zweitenmal mit Maria Thereſia um den Beſitz Schleſiens; die proteſtantiſchen Bewohner dieſes Landes ſahen meiſt mit freudiger Erwartung, die Katholiken großentheils noch immer mit bangem Mißtrauen dem für Friedrich glücklichen Ausgange entgegen. Und die Juden? Niemand gedachte ihrer, und ſie ſelber ſahen gleichgiltig dem Kampfe zu, ja Viele freuten ſich deſſen, denn im Kriege wechſelt der Beſitz und geht leicht in andere Hände über; ob die Garniſonen öſterreichiſche Bärenmützen oder preußiſche Blechmützen trugen, das konnte für ſie höchſtens auf den Marktpreis der Pelz- oder Blechwaaren einen Einfluß üben. Selbſt die wenigen Einſichtigen und nach Erlöſung Strebenden ſahen dem Regierungswechſel mit jener Gleichgiltigkeit zu, mit welcher der bleiche Eingekerkerte, an die Stäbe ſeines Eiſengitters gelehnt, hinausſtarrt auf die Straße, wo zur feſtgeſetzten Stunde die Wache abgelöst wird.

Im Hauſe Moſes Daniels erregte indeß die neue Wendung der Dinge große Betrübniß. Schon ſeit mehreren Tagen harrte man vergebens auf die Ankunft von dem Bräutigam Veilchens aus Dresden. Heute Abend, als am heiligen Laubhüttenfeſt, hatte man ſeine Ankunft auf's Beſtimmteſte erwartet. Ungeachtet es draußen ſchon fröſtelte, hatte Moſes Daniel dennoch die Behaglichkeit ſeines Wohnzimmers verlaſſen, und ſaß mit der ganzen Familie in einer aus Brettern leicht gezimmerten Hütte im offnen Raume des Hofes; denn alſo befiehlt die heilige Schrift: „Sieben Tage ſollſt du in Hütten wohnen.“ (2 B. M. 3, 17.) Die innern Wände der Hütte waren von oben bis unten mit weißen Linnen behangen; das Dach aus Baumzweigen war ſo durchſichtig, daß man die Sterne am Himmel hindurchglitzern ſehen konnte; vergoldete Früchte und ausgeſchnitzelte bunte Papiere, die mit Fäden an die Baumzweige befeſtigt waren, hingen als Zierathen von der Decke herab. Beſonders zeichneten ſich hiebei zwei Zwiebel aus, die eine war mit Gerſtenkörnern, die andere mit einer Hahnenfeder beſteckt; es mochten dies myſtiſche Zeichen ſein, gleich dem aus vergoldeten Stäben zuſammengeſetzten Drudenfuß, Davids-Schild genannt, in welchem die meſſingne Lampe mit den ſieben Lichtern hing. Das Abendeſſen war beendigt, Chajem war mit ſeiner Gattin, die über dieſe arcadiſche Schäferhütte geſpöttelt hatte, heimgegangen; der feſtliche Ton der Heiterkeit konnte nicht gefunden werden. Moſes Daniel ſaß in dem großen Lehnſeſſel mit den breiten Backenkiſſen; tief Athem holend ſuchte er ſeine Seufzer zu unterdrücken, denn in ſeinem Schooße ſtand ſein kleiner Sohn Ephraim und neben ihm ſaß ſeine fünfzehnjährige Tochter Veilchen, die ſeine Hand erfaßt und ihre Stirn auf die Armlehne des Stuhles gedrückt hatte.

„Sei ruhig, Kind,“ beſchwichtigte Moſes, „Ephraim, hole das Buch „Seelenfreude“ und lies uns daraus vor.“

Ephraim that wie ihm befohlen, er las halb ſingend die Ueberſetzung einer thalmudiſchen Legende:

War einſt ein gottesfürchtig Mann,
Von dem will ich euch ſagen,
Dem that der Herr viel Plagen an,
Thät doch kein Wörtlein klagen.

Er hatte keine Füße nicht,
Sein Leib war voller Schrunden;
Ihm fehlte ſchier das Augenlicht,
Nicht Speiſ' nicht Trank ihm munden.

Er ſprach: „Auch gut mein Herre Gott,
Dein Thun iſt eitel Güte,
Du retteſt mich aus jeder Noth,
Daß ich vor Sünd' mich hüte.

Die Füße, die zum Laſter gehn,
Den Leib, den ſtets gelüſtet,
Die Augen, die nach Böſem ſehn,
Du haſt ſie all' verwüſtet;

Mitſammt dem allzeit offnen Schlund,
Der Alles für den Bauch thut.“
So ſprach der Mann zu jeder Stund,
Drum hieß er: Nachum Auchgut.

Einſt mußt' er über Lande ziehn
Zum Troſt für einen Kranken,
Er ſatzt ſich auf die Eſelin,
Daran die Krücken ſchwanken.

Auch einen Hahn hat er bei ſich,
Der ihn des Morgens weckte,
Daß er beim erſten Sonnenlicht
Die Händ' zu Gott ausſtreckte.

Nachts kam er vor der Herberg an,
Da thät man ihn fortjagen;
Er zünd't ſich eine Fackel an,
Thät nach dem Walde traben.

Ein Wind die Fackel löſchen thut
Mit ſeinem ſtarken Odem,
Rab' Nachum ſpricht: „Auch gut, auch gut,“
Und legt ſich auf den Boden.

Ein Fuchſe ſchlich ſich leiſ' heran,
Und nahm den Hahn beim Kragen,
Da ſprach der gottesfürchtig Mann:
„Ich kann auch gut nur ſagen."

Ein Löwe mächtig brüllend kam
Und fraß die Eſeline,
Fromm Nachum ſpricht: „In Gottes Nam'
Auch gut" mit heitrer Miene.

Des Morgens hörte er die Mähr'
Von einer Feindesbande,
Die in die Herberg' kommen wär'
Und Menſch und Thier verbrannte.

Er ſprach: „Nun ſeht, wie alles gut
Der Herr für mich geſorget:
Daß er verlöſcht der Fackel Glut,
Daß er den Hahn erworget;

Daß er die Eſelin mir nahm,
Und Wind und Fuchs und Leue
Als Gottes Bote zu mir kam,
Weil ſonſt Gefahr mir dräue.

Wär' in der Herberg blieben ich,
Mein Blut wär' längſt geſtocket,
Und in den Wald das Fackellicht
Die Räuber hätt' gelocket.

Des Hahnes Ruf, des Eſels Schrei,
Sie hätten mich verrathen;
Drum Preis und Dank mein Gott dir ſei,
Du haſt mich wohl berathen." —

Nun, liebes Judenkind, nimm dir
Fromm Nachum zum Exempel,
Dann wirſt du ſelig für und für,
Und bauſt an Ziens Tempel.

„Liebe Kinder, laßt uns das zur Lehre ſein," ſagte Moſes und legte die Hand auf das Haupt ſeiner Tochter.

„Hier wohnt Herr Moſes Kuh," hörte man draußen ſagen, die Thüre der Hütte öffnete ſich, ein Fremder ſtand verwundert und wie feſtgebannt am Eingange. Es war eine kleine unterſetzte Geſtalt, die preußiſche Soldatenmütze auf dem Kopfe harmonirte nicht mit der ſonſtigen Civilkleidung; ein heiteres Wohlwollen blickte aus den jugendlich ſchönen Zügen ſeines Geſichtes und beſonders aus dem hellen blauen Auge; er ſchaute wie verwundert in eine Traumwelt, ſo fremd und abenteuerlich mochte ihm dieſer ganze Anblick ſein.

„Was iſt Euer Verlangen? tretet ein," ſagte Moſes aufſtehend. Der Fremde trat zaudernd ein. Ein nebenbei auch mit alten Büchern handelnder und als Witzbold bekannter Makler, Heymann Liſſe, der dem Fremden das Haus Moſes Daniels gezeigt hatte, kam mit ihm. „Dieſer fremde Herr hier," ſagte Heymann, „bringt Nachrichten von dem Bräutigam aus Dresden."

„Habt Ihr Brief?" fragten Moſes Daniel und ſeine Tochter einſtimmig.

„Närriſche Forderung," antwortete Heymann, „mein Vater iſt ſchon zehn Jahre todt, und ich habe noch keinen Brief von ihm bekommen, der Bräutigam iſt erſt ein paar Tage todt, und ſie wollen ſchon Brief von ihm bekommen."

Ein Widerſtreit der Gefühle durchzuckte die Herzen der Zuhörer, und gab ſich in ihren Mienen kund; Lachen und Weinen, das Eine ſtand faſt ſo nahe wie das Andere, und wer möchte beſtimmen, ob er bei ſo burlesker Einkleidung einer Hiobsbotſchaft zuerſt geweint oder gelächelt hätte? Der Witz hat nicht nur eigene Schärfe als Angriffswaffe, ſondern er vermag auch die Spitzen verwundender Thatſachen abzubrechen oder umzubiegen. — Der Fremde ſchien indeß kein Freund dieſer Waffengattung zu ſein, und die peinliche Stille unterbrechend, ſagte er mit ſachtem, faſt zitterndem Ton: „Der Krieg durchſchneidet ſo manches traute Band mit ſeinem unbarmherzigen Schwerte, man muß es gefaßt und gottergeben geſchehen laſſen.“

„Wehe! Wehe! mein Traum! mein Traum!“ ſchrie Veilchen ſchluchzend, ihr weit aufgeriſſenes Auge blickte ſtarr darein, keine Thräne entfiel ihm. Eine ſtumme Pauſe trat wieder ein, nur das Schluchzen der Braut wurde vernommen; der Fremde konnte nur mit allgemeinen Worten beſchwichtigen: „Ihr Liebestraum war kurz,“ ſagte er, „aber“ —

„Was träumteſt du denn?“ fragte Moſes.

„Am Verſöhnungstage legte ich mich, vom Faſten ermüdet, und um die noch übrige Zeit zu verſchlafen, auf das Bett. Da träumte mir, ich befände mich ſchöngeſchmückt mit Daniel auf einer großen Wieſe, mehr als tauſend Geigen ſpielten auf, wir fingen an zu tanzen, ganz allein, immer luſtiger. Da ließ mich Daniel plötzlich los, ich ſtand wie angenagelt, konnte kein Glied rühren, er aber tanzte immer fort, hüpfte hoch in die Luft, und ſchwebte endlich ganz frei über dem Boden, bis ich ihn auf einem hohen Berge hinter einem Baume verſchwinden ſah. Ich wollte ſchreien, konnte aber nicht, da erwachte ich voller Angſt. Es war Nacht, man ging zu Tiſche. Das iſt nun der Grund, warum ich nach einem langen Faſttag nichts als eine Taſſe Kaffee genießen konnte.“

„Setzt Euch und erzählt mir genau,“ ſprach Moſes zu dem Fremden, „wann und wie ſtarb Daniel?“

„Es ſind jetzt vier Tage, am 6. dieſes, Nachmittags ward ihm ſein junges Leben entriſſen.“

„O wunderbare Fügung! das war zur Stunde deines Traumes, mein Kind,“ rief Moſes, „doch ſagt, wer ſeid Ihr, und welche Zeichen ſeines Todes bringt Ihr uns?“

„Mein Schickſal hat ſich durch das ſeinige gewendet; hier dieſes Gebetbüchlein und dieſe goldene Kette, die für ſeine Braut beſtimmt war, gab er mir; ich verſprach ihm, ſie treulich zu überliefern.“

„Dank, Ihr ſeid ein braver Mann, doch erzählt.“

Der junge Mann ſchien nach einer Faſſung zu ſuchen, in der er das Schreckliche vorbringen ſollte, dann begann er, zuerſt mit leiſer Stimme:

„Ich war als Stabsſekretär des Fürſten Leopold von Deſſau freudig mit in den Krieg gezogen. Wir ſtanden im Lager bei Dieskau, da brachte man eines Morgens einen Juden, der ſich Tags vorher auf verdächtige Weiſe um die Vorpoſten herumgeſchlichen und die aufgefahrenen Kanonen gezählt haben ſollte.

Du biſt ein Spion, verdammte Judenſeele, redete ihn der Feldmarſchall an, geſteh' es nur, Schwerenöther! dann will ich ſchon ſehen, was ich mit dir anfang', alſo frei heraus! Der Angeſchuldigte antwortete nichts, er weinte wie ein Kind, bat und flehte. Tauſend Element Schwerenöther! rief der General, du geſtehſt nicht? Dann macht man kurzen Prozeß mit dir. Schnürt ihm ſeine ſtumme Kehle noch beſſer zuſammen, und laßt ihn am nächſten beſten Baum eine beſſere Ausſicht für ſeine Spionage genießen. Jetzt gewann der junge Mann plötzlich eine ſtolze Haltung, er erhob ſich aus ſeiner demüthigen Stellung und wendete ſich an mich mit den Worten: Lieber Herr, hier iſt mein Paß, kann man mich zum Tod verurtheilen? Ich ſtellte dem General vor, wie dieſer junge Mann nichts gethan habe, als was hundert andere Neugierige gethan hätten, wie ſein Paß durchaus keinen Verdacht zulaſſe. —

Iſt das Subordination? entgegnete mir barſch der General, Schwerenoth! das junge Kriegsvolk wird zuletzt noch räſonniren, wenn man rechtsum kommandirt, und wird fragen, warum nicht linksum? Das macht Brüderſchaft mit Jud und Türk; heißt es nicht mehr: gebt dem Kaiſer was des Kaiſers, ſo denkt man an das: gebt Gott was Gottes, ſchon längſt nicht mehr. Er riß mir den Paß aus den Händen: was ſind das für Hexenzeichen hier? fragte er den Angeklagten.

Es iſt mein Name, ich kann nicht deutſch ſchreiben und ſchrieb ihn ebräiſch, antwortete dieſer.

Es iſt Alles Lug und Trug, rief der General, den Paß in Stücke zerreißend, du biſt ein Spion, wart, ich will dir von zwölf Flintenläufen eine geheime Botſchaft um's Ohr ſauſen laſſen! Doch nein, das gebührt nur einem Soldaten, nehmt das Halfter von einem crepirten Gaul und hängt ihn zwiſchen zwei Hunden am nächſten beſten Baum auf!

Ich beſchwor den General, keinen Unſchuldigen zu verurtheilen.

Soll hängen! ſchrie der General, rechtsum kehrt! marſch! — Unter den Soldaten herrſcht der Aberglaube, der alte Deſſauer ſei kugelfeſt; ich habe in anderer Weiſe erfahren, wie wahr das iſt.

Ich ſtand wie vom Schlage gerührt, faſt bewußtlos da, bis endlich der General mir in harten Worten meine Einrede vorwarf. Ohne zu erwidern eilte ich hinaus und traf die Henker, die, unter einem Baum gelagert, ihr Opfer verhöhnten. Der junge Mann lag auf den Knieen und ſprach leiſe ein Gebet, ſich bei jedem Wort auf die Bruſt ſchlagend; als er geendet hatte, trat ich zu ihm und bat ihn, mir ſeine letzten Aufträge mitzutheilen. Unter Betheurungen ſeiner Unſchuld und ſeines innigſten Dankes gab er mir jene Liebeszeichen, die ich Euch überbrachte; wenige Minuten darauf war er entſeelt.“

Der Fremde hatte mit ſichtbarer Rührung ſeine Erzählung geendet, obgleich er, um den gräßlichen Schmerz der Betroffenen zu lindern, im Verlauf ſeines Berichtes den alten Deſſauer in den Vordergrund zu ſtellen verſucht hatte.

Nun war Alles ſtill.

Die Braut hielt ſich mit der Hand die Augen zu, ihre Lippen bebten, aber kein Ton des Jammers wurde vernommen. Der Fremde ſchaute fragend nach ihr. Er konnte nicht ahnen, wie verwirrt der Schmerz Veilchens war: ſie hatte einen Bräutigam verloren, den ſie kaum gekannt, ſie war durch Verabredung der beiderſeitigen Väter Braut geworden und jetzt war alles das ſo gräßlich gelöst.

„Auch gut, es iſt doch ſchwer „auch gut“ zu ſagen,“ begann Moſes Daniel endlich, ſich die Stirn reibend, und fuhr dann fort: „Wenn man nur Etwas davon geahnt hätte, und die Sache nicht ſo raſch gegangen wäre; mein Schwager in Berlin iſt bei dem alten Deſſauer bekannt, wie das Kind im Haus; ich habe auch einmal ein Geſchäft mit ihm gehabt — die Sache wäre zu verhindern geweſen. Ich ſeh' ihn vor mir, wie er mit beiden Händen die Windmühlenflügel ſeines ungeheuern Schnurrbarts faßt und donnert und ſchreit, als ob er die Welt umkehren wollte; er iſt aber bei alldem kein ſo böſer Mann, nur etwas jach und eigenwillig. Sagt mir aber doch, wie ſeid Ihr von ihm gekommen?“

„Als ich den Armen unſchuldig gemordet ſah, ſtürmte ich voll Wuth zurück zu dem General und warf ihm meinen Degen zerbrochen vor die Füße. Tags darauf erhielt ich meinen Abſchied, und nachdem ich den Todten begraben hatte, reiste ich ab.“

„Das hätte ich anders gemacht,“ bemerkte hier der kleine Ephraim, „ich hätte meinen Degen nicht zerbrochen, ich hätte den General damit erſtochen, und wenn ich groß bin, bring' ich ihn um.“

„Ihr müßt nicht glauben," fuhr der Fremde fort, „daß der General das Standrecht an dem Armen übte, weil er ein Jude war. Man könnte vielleicht ſagen, er hält's mit ſeinem Chriſtenthum wie mit dem Tabakrauchen. In dem berühmten Potsdamer Tabakskollegium des verſtorbenen Königs war er es allein, der nicht rauchte, aber dabei immer eine kalte Pfeiſe im Mund hatte. Es iſt ein ſonderbares Gemiſch von Glauben und Aberglauben in ihm. So betete er einmal vor der Schlacht: Lieber Gott, ſtehe mir heute gnädig bei, oder willſt du nicht, ſo hilf wenigſtens den Schurken, den Feinden, nicht, ſondern ſieh zu, wie es kommt."

„Verzeiht mir, lieber Herr," begann Moſes Daniel, „Ihr ſeid jetzt ohne Amt, ich weiß nicht wie Eure Verhältniſſe ſind, wenn ich Euch aber mit irgend was in meiner Macht iſt, dienen kann, ich borg' Euch auf Euer ehrlich Geſicht hin, bis Ihr mir's wieder zurückbezahlen könnt. Alſo ſagt es nur frei und offen."

„Ich werde mich wohl ſchon allein durchſchlagen und danke für Euer Vertrauen," erwiderte der Fremde erröthend, indem er aus Furcht vor Zudringlichkeit aufſtand.

„Ihr habt Euch gar nicht zu bedanken. Ein Anderer als Ihr hätte die Kette behalten, kein Hahn hätte darnach gekräht. Bleibt nur noch ein wenig, ſagt mir doch mindeſtens Euern Namen, vielleicht kann ich Euch doch einmal dienen."

„Ich heiße Wilhelm Gleim," erwiderte dieſer, reichte Moſes Daniel die Hand zum Abſchied und küßte den ſcheuen Ephraim auf die Stirn. „Gott gebe dir eine heitere Zukunft,“ ſagte er, wie zum Segen die Hand auf des Knaben Haupt legend, „mögeſt du nie Unrecht und Gewaltthat ertragen lernen, und mußt du es doch, ſei edel und ſtark, dann biſt du gewaffnet zu Schutz und Trutz.“

Mit ſichtbarer Rührung ſchaute Gleim in das dunkle Auge des Knaben, deſſen Blicke noch treuherzig und arglos auf der Welt um ihn her ruhten; er mochte das wechſelvolle Leben und Leiden dieſer jungen Seele mit prophetiſchem Auge vor ſich aufbauen. Er küßte Ephraim abermals und verließ dann die Hütte.

„Auch gut,“ ſagte Moſes Daniel mit einem ſchweren Seufzer, als der Fremde fort war, „liebe Kinder, laßt uns „auch gut“ ſagen; wer weiß, liebe Tochter, welch ein Unglück dir bevorſtand, wenn du den Daniel Iſſerlein geheirathet hätteſt. Alles, was Gott ſchickt, iſt gut. Laßt uns das Feſt in Ruhe und Freude feiern.“ —

Die von der Religion gebotene Feſtesweihe übt eine eigenthümlich bewältigende Macht. Das Geſetz befiehlt nicht nur, den Schmerz zu beſiegen, ſondern auch, was noch weit ſchwieriger iſt, Freude zu erwecken.

Moſes Daniel vermochte es, die Feſtesſtimmung zu bewahren, und am Morgen in der Synagoge ſchwenkte er den ſüdländiſchen Palmzweig, an deſſen unteres Ende Myrthen und Weiden geflochten waren, mit dem daran gehaltenen Paradiesapfel nur um ſo inbrünſtiger unter Gebeten nach allen vier Himmelsgegenden auf und nieder. Er ſelbſt erſchien wie ein abgeriſſener

Zweig in der Hand Gottes, ſchwankend aber doch in ſich feſt, hin und her und auf und nieder gewendet. Und in der Laubhütte ſaß Moſes Daniel und nicht mit Trauer, ſondern mit frommer Hingebung gedachte er, daß die Kinder Iſraels als Verbannte und Flüchtige in Hütten wohnen, bis der Herr einſt wiederum den feſten Wohnſitz gründet im Lande Kanaan.

Für den kleinen Ephraim war die viertägige Halbfeier, die inmitten des achttägigen Feſtes lag, ſonſt zur beſonderen Freude geweſen, da durfte man alle Hantierungen des täglichen Lebens ausführen und doch war ein Feſt, der jugendliche Sinn war nicht beengt von tauſend kleinen Verboten; diesmal aber konnte er den Schmerz um den Todten nicht aus dem Sinn bringen und er war böſe auf Alle, die ſeiner vergaßen.

Es giebt Gemüther, die durch einen Schmerz plötzlich aus ihrem ſelbſtvergeſſenen Dahinleben herausgeriſſen werden und Alles wird ihnen zum peinlichen Räthſel. Als erführe er ſie zum Erſtenmal, vollführte Ephraim die ſeltſamen Bräuche, welche die letzten Tage des Feſtes mit ſich brachten. Das Judenthum hat ſeine bis in die kleinſten Züge ausgeführten ſinnbildlichen Handlungen: man ſchnitt ſich Weiden am Waſſer, band ſie in Büſchel und ſchlug in der Synagoge unter Gebeten die Blätter ab. Man wartete nicht, bis der Herbſt die gelben Blätter abpflückte, man trennte die noch grünenden gewaltſam ab. Und am Neujahrstage war man hinausgegangen an das fließende Waſſer, ſchüttelte die Kleider aus und ſprach dabei ein Gebet daß Gott die von Jeglichem begangenen Sünden in Meeresgrund verſenken möge. Am letzten Tage des Hüttenfeſtes „Geſetzesfreude“ genannt, tanzte man in der Synagoge unter Freudengeſängen mit den pergamentenen Geſetzesrollen im Arme ringsumher; man wechſelte dabei oft ab und Ephraim durfte die von ſeiner Familie geſtiftete mit Goldkrone und goldenem Schilde und Zeiger geſchmückte Geſetzesrolle dreimal rings in der Synagoge umhertragen.

Die Laſt war ſchwer, aber noch ſchwerer war es Ephraim im Herzen.

Eine tiefe Wehmuth, ein Zittern und Bangen, gepaart mit ſtillem Groll der Außenwelt gegenüber, ſetzte ſich im Herzen des zum Jüngling erwachenden Knaben feſt. Nachts drängte ſich das Schreckbild ſeines gemordeten Schwagers in ſeine Träume, und wenn er am Tage über die Straße ging, ſah er ſich von ſeinen chriſtlichen Altersgenoſſen verhöhnt und mit Koth geworfen; ſtets nahm er ſich vor, den erſten beſten, der ihn wieder berühre, niederzuſtechen; ja er trug ſogar ein Meſſer bei ſich, aber nie wagte er es, davon Gebrauch zu machen, er floh von ferne, wenn er einen Chriſtenknaben des Weges kommen ſah.

Es giebt Naturen, die in der Fülle ſtrotzender Lebenskraft zum Bewußtſein erweckt, kaum faſſen können all den Jubel und all die Luſt, all den Glanz und Klang, den die offene Welt aller Enden auf einmal vor ihnen aufthut. Wie anders iſt es bei einer Natur, die von einem Schmerzensſchrei, von eigenem und fremdem erweckt, das Bewußtſein eines unheilbaren

Gebrechens zuerſt inne wird. Es iſt ein trauriges auf Krücken angewieſenes Schleppen durch das Leben, und Wehmuth oder leichter Spött über die Welt geben das Geleite.

In das erſte Geiſteserblühen Ephraims fiel ein Herbſtreif: Youngs Nachtgedanken geriethen ihm in die Hände. Wenn mitten im Wald ein Fruchtbaum ſteht, ſo ſagt man, daß ein Vogel den Keim dazu hergetragen. Noch viel ſeltſamer werden oft die Erzeugniſſe des Geiſtes da und dorthin verſetzt. Der zum Jüngling erwachſende Knabe, den Natur und Geſchick darauf hinführten, das Leben ſchwer zu nehmen, fand aus einer Sphäre, die fernab von der ſeinen lag, neuen Anreiz zu ſchmerzlichen Fragen und Klagen.

Oft wagte es Ephraim, ſich zu fragen, womit er dies Loos verſchuldet, warum ihm die Welt denn feind ſei; er zweifelte an der ewigen Gerechtigkeit, eine unnennbare Angſt überfiel ihn, heiße Thränen rollten über ſeine Wangen, er klagte den Rabbi als ſeinen Verführer, er klagte ſich als einen Gottverlaſſenen an — da wagte er einen entſcheidenden Schritt. —

Eines Abends, es war im December, verließ er unter dem Vorwand, die Synagoge beſuchen zu wollen, ſein väterliches Haus, wehmüthig blickte er auf daſſelbe zurück, aber bald raffte er ſich auf, muthig durchrannte er die Straßen bis hinaus über den Wall und vor das Thor, denn dort wollte er die That vollbringen. Er hatte einſt zufällig gehört, daß der Tod durch Erfrieren die ſchmerzloſeſte Todesart ſei: im Dunkel der Nacht, auf der weißen Schneedecke gelagert, wollte er entſchlummern, um am Morgen von allen Foltern des Lebens erlöst zu erwachen. Er war querfeldein geſprungen und hatte ſich in einen Graben niedergelegt. Den Blick nach den Sternen geheftet, die zwiſchen zerriſſenen Wolken hervorglänzten, lag er da. Schon däuchte es ihn, als vernähme er in ſeiner Seele ein fernes Glockengeläute, ein wirres Summen und Brauſen; um ihn her war Alles ſtill und leblos, ſein ganzes bisheriges Leben, ſein Vorhaben, der Schmerz ſeines Vaters, Alles wirrte ſich durch einander; ſeine Stirn brannte vor Fiebergluth, er wälzte ſich im Schnee, aber er vermochte es dennoch nicht, die Gluth in ſich zu löſchen. Starr richtete er ſich empor, ſeine Augen rollten wie die eines Wahnſinnigen, er wollte aufſpringen und ſeinem böſen Dämon entfliehen. „Feigling!“ rief er ſich wieder zu, „du haſt den Muth nicht, zu ſterben.“ Er riß ſich das Gewand von der Bruſt, warf ſich wieder auf den Boden, drückte die Augen feſt zu und entſchlummerte. Er mochte kaum wenige Minuten entſchlummert ſein, als er Tritte nahen hörte; unwillkürlich richtete er ſich auf, eine kleine breite Geſtalt ſtand unweit von ihm, ſie richtete gerade eine Mordwaffe auf ihn mit dem Zurufe: „Wer da? antwort' oder ich ſchieße dich nieder.“

„Um Gottes willen, erſchießt mich nicht!“ rief Ephraim aus voller Kehle. Die kleine Geſtalt näherte ſich ihm und ſtieß ein ſchallendes Gelächter aus. Es war der uns ſchon bekannte Heymann Liſſe, ein Männchen von rundlicher Geſtalt, welches ſein ſonſt freundliches Geſicht faſt gnomenhaft verzerrte, das große ſpaniſche Rohr mit den breiten zottigen Quaſten hielt es noch immer wie auf dem Anſtand.

„Ei, du biſt's?“ rief Heymann, den halb erſtarrten Ephraim aufrichtend, „ich glaube gar, du haſt als blinder Paſſagier in die andere Welt hineinrumpeln wollen; oder haſt du bei deinem Vater noch nicht ſo viel Woll ſortiren gelernt, daß du das Schneefeld für ein Wollmagazin angeſehen haſt? Siehſt du? das iſt echte Sterblingswolle, aber man kann ſie nicht auf die Meſſe bringen.“

Nachdem Ephraim einen Schluck Branntwein aus der kleinen Flaſche, welche Heymann bei ſich trug, getrunken hatte, konnte er ſich wieder auf den Weg machen. Er erzählte nun, wie ein unerklärlicher Drang ihn hinausgetrieben habe in's Freie; nach und nach wurde in ſeiner Erzählung der Gedanke zu einem leibhaften Dämon, der ihn halb erdroſſelt in den Schnee niederwarf und ihm alle Glieder lähmte, immer abenteuerlicher, immer geſpenſtiſcher wurden die Ereigniſſe, die einfache Thatſache trat immer mehr in den Hintergrund. — Allerdings bekundete Ephraim hierbei eine geſtaltende und ausmalende Phantaſie, die ſogar an das Dichteriſche ſtreifte, aber es war nicht jenes kindhafte Märchenſpiel, das in's Unendliche hinaus greift und an die auftauchenden Geſtalten glaubt. Die thalmudiſche Dialektik und die moderne Aufklärung des Rabbi hatten ihm alles geheimnißvoll Zauberiſche abgeſtreift, ſeine jetzige Erzählung war aus der Combination hervorgegangen und in der beſtimmten Abſicht gehalten, ſein Vorhaben zu beſchönigen. — In dieſem Augenblick, als ſich Ephraim einer gefliſſentlichen Lüge bewußt ward, trat ein unverſöhnlicher Zwieſpalt in ſeiner Seele ein. Der Vorhang vor dem Allerheiligſten der Menſchheit riß in dieſer Stunde von oben bis unten entzwei. Die Einheit und Unſchuld der jungen Seele war der Welt geopfert, der leibliche Selbſtmord war vereitelt, aber ein anderer ſchien vollzogen.

Er konnte ſich nie zu jener demüthig frommen Ergebung ſeines Vaters hindurchringen, der ſtets der herbſten Mühſale gewärtig, bei allen Schickſalsſchlägen „auch gut“ ſprach; aber der einmal gewagte Verſuch eines Selbſtmordes lieh Ephraim bei allen Unbilden, mit denen ihn ſein ſpäteres Geſchick umzingelte, eine zweiſchneidige Waffe: es war der Gedanke, Rache an ſeinen Widerſachern zu nehmen, und dann ſich ſelbſt dem Tode als dem einzigen Erlöſer in die Arme zu werfen. Oder giebt es ein Leben, das ein ſtets fortgeſetzter Selbſtmord zu nennen iſt? Iſt ohnmächtiges Ringen nach Lebenseinheit ein ſolcher?

Es läßt ſich nicht ergründen, welche verborgenen Gedankenwege in einem jugendlichen Sinne ſich verſchlingen mögen, die zu dem Vorſatze des Selbſtmordes führen. Das aber mag feſtſtehen, daß es für Viele heilſam iſt, in eine Lebensordnung eingeſchloſſen zu werden, welche die Selbſtbeſtimmung aufhebt.

Der in Selbſtverzehrung ausſchreitende Sinn Ephraims fand ſich wieder willig darein, daß Verhältniſſe und Menſchen über ihn verfügten, und Gehorſam ward ihm ein bewußtes Glück.

Der Allem entlaufen gewollt, mußte jetzt — deutſch ſchreiben lernen.

Die Ausſchließung der Juden von dem bewegten Völkerleben hatte bei ihnen folgerecht eine Abſchließung erzeugt, die zur Hartnäckigkeit wurde und von der kirchlichen Orthodoxie einen religiöſen Stempel erhielt. Wer gutes Deutſch zu ſprechen ſuchte, war ein „Neuling,“ ein Verdammter. Der jüdiſche Jargon war ſo zu ſagen das geiſtige Speiſegeſetz, nach dem man Gedanken aufnehmen und geben durfte; aber eine unbewußte Regung des erwachenden Geiſtes, der ſich glücklich mit den Anſprüchen des Geſchäftslebens verband, durchbrach auch hier die gewohnten Schranken. Moſes Daniel durfte, wenn auch noch zaghaft, doch ohne Gewiſſensbiſſe und ohne ſeinen Ruf in der Gemeinde zu gefährden, ſeinen Sohn — regelrecht Deutſch lernen laſſen.

5. Der Kalligraph.

Herr Petzhold war mit Jedermann in Widerſtreit, weil er von Jedem vorausſetzte, daß er das Schreiben nicht als Kunſt, ſondern nur als Fertigkeit gelten laſſe; und er war eitel wie Alle, die ſolcher zwiſchen Kunſt und Gewerbe ſchwankenden Thätigkeit obliegen.

Während er mit der Rückſeite ſeines Meſſers ringelnde Flocken von der Federſpule abſchälte, begann er daher zu ſeinem neuen Schüler:

„Was iſt der Menſch ohne die Schreibekunſt? Ein federloſer Zweifüßler im nackteſten Sinne des Wortes. Erſt durch die Schreibekunſt wird er befiedert, und wird ſeine eigentliche Menſchhaftigkeit flügge. Die ganze Geiſteswelt iſt aus Haar- und Grundſtrichen gezeichnet, und in den Buchſtaben liegen die abſtracten Begriffsformen für die Unendlichkeit der Gedankenbilder. Die Schreibekunſt ſteht oben an unter den bildenden Künſten als philoſophiſche Malerei, denn durch die Schriftformen läßt ſich der menſchliche Charakter nicht nur am meiſten bilden, aus ihnen wird er auch am deutlichſten erkannt; die Schriftzüge ſind die Geſichtszüge einer jeglichen menſchlichen Seele, und nicht umſonſt heißen die Schriftzeichen: Charaktere. Ich will Temperamente, Neigungen, Lebensgeſchichte und Lebensverhältniſſe, ja ſogar die Körpergeſtalt eines Menſchen aus den Zügen ſeiner Handſchrift herausleſen.“ Und während er mit ſicherer Hand den Kiel ſchnitt, den wohlbemeſſenen Sprung in demſelben anbrachte und die Fahne abſchliß, fuhr er bedächtig fort:

„Was das Geſchichtliche der Schreibekunſt betrifft, ſo iſt ſie von Aegyptern und Juden, Griechen und Römern mit gleicher Verehrung gepflegt worden, und im grauen Alterthume ſtanden die Schreiber neben Propheten und Königen. Die glänzendſte Apotheoſe feierte aber die Schreibekunſt in den Klöſtern des Mittelalters, noch ſind hier große Geheimniſſe zu erforſchen, denn es beſtand eine heilige Innung. Jene Heiligen, wie ein Hieronymus de Scala, der das Vater Unſer griechiſch oder lateiniſch auf den Raum eines halben Hellers ſchreiben konnte; jener heldenmüthige Eroberer, Bernhardus da Santa Fide, der das majeſtätiſche Reich der Fracturſchrift gegründet, deſſen Bürger gleich den römiſchen Senatoren mit einem Volke von Königen verglichen werden können; jener edle Mönch, deſſen Name leider vergeſſen iſt, der ſich zwei Monate kaſteiete, bis er das U in Geſtalt einer Taube zeichnen konnte; was iſt ein Epaminondas, ein Cato gegen ſie? Zwar iſt ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt das Anſehen der Schreibekunſt geſunken, aber ihr heiliges Andenken beſteht ewiglich. So lange die Welt ſteht, wird man vom göttlichen Worte ſagen: Geſchrieben ſteht, aber nie Gedruckt ſteht. Ueber die Erfinder der Schreibekunſt laſſen Sie mich heute ſchweigen, ich könnte vor Aerger heute keinen ſchiefen Haarſtrich mehr ohne Zittern hervorbringen, wenn ich mir das Unrecht vergegenwärtigte, daß die Chineſen noch immer nicht als die erſten Urheber derſelben anerkannt ſind. Nehmen Sie hier drei gut geſchnittene Federn."

So ſchloß Herr Petzbold, indem er jetzt die Federn auf dem narbenvollen Nagel der linken Hand abſpitzte, ſie durch den Mund zog und dann nach ſeiner Gewohnheit eine Priſe mit den drei Fingern nahm. Ephraim hatte unruhig und nur halb aufmerkſam vor ihm an dem Tiſche geſeſſen, einen Bogen weißes Papier vor ſich. Er meinte, er müſſe, wie bei dem Polen, als Zeichen der Aufmerkſamkeit auf jeglichen Vortrag jetzt eine Einwendung machen.

„Im zweiten Buch Moſes heißt es von den zehn Geboten, ſie ſeien mit dem Finger Gottes geſchrieben," ſagte er. Ephraim hatte vergeſſen, daß ſein Lehrer taub war und deshalb eine doppelte Liebe zu dem geſchriebenen Wort hatte. Er mußte nun lernen, wie man den rechten Arm auf den Tiſch auflegen, wie man die Handwurzel frei bewegen, und die Feder zwiſchen den drei Fingern frei ſpielen laſſen müſſe. Die erſten Striche wollten nicht recht gelingen, und der Lehrer zupfte ihn nach ſeiner Gewohnheit voll Jähzorn an den Augbrauen, dabei mußte er manche Strafrede über ſeine Ungeſchicklichkeit hören.

„Ihr Juden ſeid doch die vertrakteſten Kerle ſo weit man ſchreibt, das kommt von dem nichtsnutzigen Ebräiſchſchreiben von der Rechten zur Linken her; ihr habt immer die verkehrte Welt. Da ſchreibt die rechte Hand nur immer der linken, damit Niemand neben dran etwas erfährt, und Alles hübſch unter „unſere Leut“ bleibt. So lange man euch nicht bei Verluſt der rechten Hand das Ebräiſchſchreiben verbietet, iſt nichts aus euch zu machen. An Ordnung und Regel ſeid ihr ſo gar nicht zu gewöhnen, da, in eurer Zigeunerſprache ſtehen die Buchſtaben wie in einer Judenſchul', der eine ſtreckt die Beine von ſich, der andere gähnt, der dritte legt ſich auf den andern und der vierte macht einen Purzelbaum. In der deutſchen Schrift da heißt's: aufgepaßt! da ſtehen die Buchſtaben in Reih und Glied, darf keiner muckſen, wie die Soldaten bei der Potsdamer Wachparade.

Nach und nach gelang es indeß Ephraim ſich die Zufriedenheit ſeines Lehrers zu erwerben. Eines Tages überbrachte er dieſem eine engliſche Probeſchrift, ſtarr blickte er einige Sekunden darauf.

„Wer hat das gemacht?“ fragte der Lehrer barſch.

„Verzeihen Sie, ich, ich kann's gewiß nicht beſſer.“

Der Lehrer wendete ſich von ihm ab, und mit heftigem Geberdenſpiel die Züge der Schrift in der Luft nachahmend rief er: „Iſt's möglich! Dieſe kühngeſchweiften Züge, dieſe waghalſige Keckheit der Verbindung, dieſe Rundung und Fülle, jeder Strich wie Minerva aus Jupiters Haupt, wie Venus dem Schaume mit Einemmal in untadelhafter Pracht und Fülle der Feder entquollen, und vor Allem dieſe höchſte chineſiſche Ruhe und Sicherheit! Solches iſt mir in den glücklichſten Mußeſtunden kaum gelungen. Das darf man ja kaum mit dem Grabſtichel wagen. O ich Unglücklicher!“ rief er, das Papier entfiel ſeinen Händen, und er faßte ſich ſelber an beiden Augbrauen, „der Fluch der Atriden laſtet wie der Himalaya auf meiner Seele, mein eigen Fleiſch und Blut empört ſich wider mich; doch ſie ſoll büßen.“ — Er ſtürmte zur Thür hinaus, man hörte fernes Wehgeſchrei, es näherte ſich, der Lehrer kam wieder und zerrte ein ſchluchzendes Mädchen von ſchlanker Geſtalt herbei, das ſich mit der Schürze das Geſicht verhüllte und die Augen trocknete.

„Hier ſetz' dich her, Roſa,“ ſagte der Lehrer, „ſchreiben Sie ihr A B C vor, Herr Kuh, ſie ſoll jede Stunde hier ſitzen und ſchreiben lernen. Schämſt du dich nicht, mein eigen Kind, wirſt in der nächſten Woche vierzehn Jahre alt und machſt Buchſtaben, die wie ein Ameiſenhaufen in einander kriechen? Sieh' der Herr lernt jetzt erſt ſechs Monate bei mir ſchreiben, und das iſt ſeine Schrift, er darf ſich neben den Kabinetsſchreiber der Kaiſerin Maria Thereſia ſtellen. Alſo nochmals A B C.“

Ephraim war nun zum Geſetzgeber erhoben, denn er mußte für ſeine neuerworbene Mitſchülerin eine „Vorſchrift“ machen, wie es Herr Petzhold nannte. Oft ſah er während dieſes Geſchäftes auf und betrachtete Roſa, welche, das Kinn auf die Hand geſtemmt, trotzig zur Erde ſah, die Lippen ihres kleinen Mundes hatte ſie zornig oder nachdenklich gepreßt, ihre vollen Wangen waren von heftiger Gluth entzündet, und in ihren Wimpern hing noch zitternd eine Thräne. Ephraim fühlte das Mißliche, hier bei einer harten Züchtigung mitwirken zu müſſen. „Welch' ſüße und himmliſche Worte der Entſchuldigung und Aufmunterung hätte er aus dieſen Buchſtaben zuſammenſetzen können, die er nun fühllos und nichtsſagend neben einander ſtellte,“ ſo dachte er, und als er jetzt das L regelrecht hingezeichnet hatte, konnte er ſich kaum überwinden, „Liebe“ daraus zu bilden. Er ſchlug die Augen auf, ſein Blick begegnete dem Roſa's, der ſchwermuth- und vorwurfsvoll auf ihm ruhte; er überlegte, was er ihr ſagen ſollte, der Lehrer hörte es ja nicht, aber Alles däuchte ihn zu matt und dürftig, er ſchwieg und gelangte endlich beim Z an. Mit den Worten: „Schreiben Sie mir zulieb; ich bitte,“ überreichte er ihr das Papier. Roſa lachte.

Weit glücklicher war er zwei Tage darauf, denn nun mußte er eine eigentliche Vorſchrift in Worten für Roſa fertigen. Herr Petzhold übergab ihm ſein Lieblingsbuch, um Einiges zu dieſem Zwecke daraus abzuſchreiben, es waren „Herrn Chriſtian Hoffmann von Hoffmannswaldaus ſinnreiche Heldenbriefe, auch andere herrliche Gedichte;“ Ephraim ſchlug das Buch auf, er nahm es als gutes Zeichen, daß ihm folgende Verſe auffielen, die er nun in ſchöner Schrift ſchrieb:

„Perlen liegen eingeſchränkt
In den harten Muſchelhäuſern;
Wer auf friſche Roſen denkt,
Sucht ſie in den Dornenreiſern;
Honig iſt nicht ohne Bienen;
Wer in Chanaan will ſtehn
Muß erſt in Aegypten dienen
Und durch Meer und Wüſten gehn.“

Er übergab Roſa die Schrift und das Buch, indem er ſagte, den folgenden Vers möchte er gern ſchreiben, aber er wage es nicht, ſie ſolle ihn leſen. Roſa gehorchte dem Rathe und las ſchüchtern:

„Jetzo ſchreib' ich meinem Herzen
Dieſen wahren Denkſpruch ein:
Feuersgluth und Liebesſchmerzen
Müſſen wohl bewahret ſein.“

Roſa ſchlug verſchämt und leiſe das Buch zu.

Herr Petzhold verließ nun auf einige Minuten das Zimmer, Ephraim wußte nicht, wie es kam, er hatte Roſa umfaßt, er hing an ihrem Halſe, er hing an ihren Lippen; aber bald ſtörte ein ſchwarzer Dämon ihre kindliche Wonne; ſie hörten Etwas zur Erde fallen, das Dintenfaß lag zerbrochen, und „die Fluth des ſchwarzen Schickſals ſchlängelte ſich vielarmig zu ihren Füßen.“ Noch ſtanden Beide rathlos da, ſahen ſich ſtaunend und verwundert an, als der Rächer erſchien.

„Wer hat das gethan?“ fragte Herr Petzhold und faßte ſeine Tochter alsbald bei den ſchönen Augbrauen, weinend und zitternd riß Ephraim den Arm des Vaters weg, und ſchrie aus voller Kehle: „Um Gottes willen! ſie iſt unſchuldig, mir — mir reißt die Augen aus.“

Wie labte er ſich in dem Gedanken, für Roſa Schmerzen ertragen zu dürfen; das Auge zu ihr emporgerichtet, wollte er freudig Tod und Nacht hereinbrechen ſehen, aber Herr Petzhold verſagte ihm die Luſt des Märtyrthums, er mußte nach Hauſe gehen, ohne Etwas erduldet zu haben.

Roſa warf ihm eines Tages ein kleines Schnitzel Papier auf ſeine Schreiberei, worauf ſie nichts geſchrieben hatte, als ihren Namen Roſa Mathilde Marie und den Namen Ephraims darunter. Was bedurfte es mehr? In dieſen Worten lag ja die überſchwenglichſte Offenbarung eines Geheimniſſes, das ſich noch ſcheu zu verhüllen trachtete. Stunden lang ſaß nun Ephraim einſam auf ſeinem Zimmer und bannte Wonne und Trauer ſeines bewegten Herzens auf das Papier; es waren keine Gedichte, in denen er ſeine Liebe ausſtrömte; woher ſollte er die rechten Worte nehmen und wie ſollte er ſie fügen? er hatte nur erſt gelernt, ſchöne Buchſtaben zeichnen. Da ſaß er nun und ſchrieb unzähligemal den Namen ſeiner Roſa: in Fraktur, engliſch, deutſch und ebräiſch, in allen Stellungen und Verbindungen. Wie glücklich war er! Die ſchönſten Buchſtaben des Alphabets hatten ſich zur Bezeichnung des Herrlichſten auf Erden vereinigt. Er machte die Grundſtriche aus durchbrochener Arbeit, und in den leeren

Raum ſchrieb er mit einer Rabenfeder ſeinen eigenen Namen, jeder Buchſtabe bildete wieder einen beſondern Rahmen für ein neues Symbol, bald jagte er einen fliegenden Pfeil durch, bald niſtete er ſich mit ſeinem vollen Namen behaglich darin ein; ſeine Hand zitterte nie, ſelbſt bei den gefährlichſten Unternehmungen. In hundertfältigen Liebesnetzen fing er dann ihren Namen ein, zahlloſe Kränze flocht er um ihn, dieſer kühne ovale Zug mit dem er ihn einſchloß, der in einer weithin flatternden Schleiſe endete, das war das ſeligſte Umfangen. Dieſe Pfeile, von Reben umrankt, die er als undurchdringlichen Wall um ihren Namen ſtellte, waren ſie nicht Verkündiger ſeines jauchzenden Muthes?

Andere mochten in wohlgefügten Liedern und Sonetten, in Bildern mit der Glorie der Vollendung gekrönt, in Schlachten zu deren Ruhm geſchlagen, ihr Liebchen feiern; Ephraim konnte ſich mit Recht ſagen, daß wohl nie der Name eines Mädchens ſchöner beſchrieben wurde als der Roſa's.

Den Wänden ſeines Zimmers, dem Sande im Garten, ja ſogar dem Tiſche vertraute er die heiligen Schriftzüge an. Seitdem er die Schönſchreibekunſt übte, hatte er die üble Gewohnheit, auf jeden friſchgeſcheuerten Tiſch vor dem er ſaß, mit ſeinem Nagel das Wort Roſa zu zeichnen; zwar that er dieß wie aus prophetiſcher Eingebung ſchon ehe er Roſa Petzhold kannte und liebte, er verwiſchte auch dann ſchnell dieſen Namen wieder, denn er konnte ſich doch leicht dadurch verrathen.

Eines Sabbath Mittags ſtand er nachdenklich am

Fenſter. Ohne daß er es wußte, hatte er die Scheiben angehaucht und unzähligemal den Namen Roſa in einander geſchrieben. Da packte ihn eine Hand am Nacken: „Gottloſer, was machſt du da!“ rief ergrimmt ſein Vater, „weißt du nicht, daß heut' Sabbath iſt und man nicht ſchreiben darf?“

Ephraim wiſchte ſchnell, obgleich das eine neue Sabbathſchändung war, mit der Hand das Geſchriebene wieder aus, er war froh, daß ſein Vater das Wort ſelbſt nicht bemerkt hatte, und ſuchte ihm nun aus den Geſetzen der Rabbinen zu beweiſen, daß man eine Schrift, die nicht von Beſtand iſt, am Sabbath ſchreiben dürfe. Jetzt zum Erſtenmal, bei dieſem geringfügigen Umſtande, da er die Schriftzüge von dem Namen Roſa's unbeſtändig genannt, und in Verbindung mit den Geſetzen der Rabbinen geſtellt, erwachte in ihm plötzlich das Bewußtſeyn des Zwieſpaltes, in den er geſetzt war. Man konnte mit Hoffmannswaldau von ihm ſagen: an dem roſenfarbenen Gewande ſeines Lebensglückes „riß der Zeiten Garn entzwei.“ Ephraim war ſehr betrübt, ſein Vater nicht minder, aber aus ganz anderen Gründen.

Kaum hatte Ephraim ſelber deutſch leſen und ſchreiben gelernt, als er es auch ſchon wieder lehrte; Veilchen, ſeine Schweſter, bat ihn unaufhörlich, ihr Unterricht zu geben, und Nachts, wenn Alles im Hauſe ſchlief, ſaß das ſiebzehnjährige Mädchen bei dem Bruder und ließ ſich von ihm die Zeichen lehren, in denen die Kinder der Welt ihre Gedanken und Erlebniſſe niederſchreiben; dieſe Lippen, zum Kuſſe reif, mühten ſich ab, ſtotternd zu buchſtabiren; Leſſings Luſtſpiel, „die Juden," das Ephraim mit Bewilligung ſeines Vaters gekauft hatte, diente als ABCbuch. Mit ſtaunenswerther Schnelligkeit lernte Veilchen deutſch leſen und ſchreiben. Je weiter ſie aber in dem erſehnten Eldorado des neuen Wiſſens vordrang, um ſo unglücklicher ward ſie; alles Gedrückte, Verrenkte und Rauhe, was ſie ſah, erſchien ihr als jüdiſch; alles Freie, Natürliche, Heitere und Zarte, was ſie las und ahnte, war ihr chriſtlich; ſie beneidete die ärmſte Chriſtin, und wenn ſie Ephraim ihren Schmerz klagte, ſchalt ſie dieſer, vielleicht weil er ſelber an dem gleichen Uebel kränkelte. Moſes Daniel hatte heute, am heiligen Sabbath, Veilchen weinend über einem deutſchen Buche gefunden; trotz aller Drohungen behauptete Veilchen, von ſelber das unnütze und gottverlaſſene Zeug gelernt zu haben. Darum war Moſes Daniel heute ſo ſehr betrübt. —

Das ganze ſpätere Lebensgeſchick Veilchens findet ſeinen Urſprung in der unſchuldigen Thatſache, daß ſie — deutſch leſen und ſchreiben konnte.

6. Die doppelte Buchhaltung und Joſeph in Aegypten.

Ephraim war ein vollendeter Kalligraph, und galt in der ganzen Gemeinde zu Breslau als „ein guter Deutſcher," mit welcher Bezeichnung die deutſchen Juden das Innehaben aller Profangelehrſamkeit zuſammenfaßten. An eine große Revolution in der Geſchichte des Comptoirlebens knüpfte ſich das Eintreten Ephraims in daſſelbe; der Franzoſe de la Porte hatte die merkantiliſche Weltordnung zuerſt auf Prinzipien gebaut, in ein Syſtem gebracht, und zur Wiſſenſchaft erhoben. Herr Petzhold war ein begeiſterter Verkündiger der neuen Heilslehre, er war wieder der Führer Ephraim's. Die arme Roſa war faſt ganz vergeſſen, ihr Vater hatte ſie zu einer alten Tante nach Brieg geſchickt. Ohne Abſchied, ja ohne ihm die leiſeſte Kunde von ihrer Entfernung zu geben, hatte ſie Ephraim verlaſſen. Der immer praktiſcher werdende Jüngling ſah es als eine günſtige Wendung des Geſchicks an, ſo auf einmal von allem Zwieſpalt befreit zu ſein, er ſuchte ſich dahin zu bringen, das ganze Verhältniß als ein kindiſch unbedachtes zu betrachten — das erſte Conto in dem Hauptbuche ſeines Lebens endete mit einem ungelöſchten Saldo.

Manchmal überkam ihn noch ein ſchreckhaftes Bewußtſein ſeines Deficits, er fühlte ſich verarmt und verlaſſen; aber in dieſer Periode des Wachsthums an Wiſſen und Kraft, in welcher Ephraim noch ſtand, hebt ein neues Buch, ein neues Gebiet des Wiſſens, plötzlich in eine ganz andere Atmoſphäre, daß des Lebens Luſt und Leid faſt ganz verſchwindet. Die Gelehrten vom Fach bleiben gewiſſermaßen ewig auf dieſer Stufe der Schulmäßigkeit, und weil ihr Daſein ausſchließlich Lernen iſt und nie That wird, ſind ſie dem Leben gegenüber Kinder, ruhige Indifferentiſten, oder das, was man gewöhnlich glückliche Leute nennt.

Von fremden Sprachen kannte Ephraim nur die beiden großen Worte: Debet und Credit. Kaum konnte er ſich nun in ſeiner Mutterſprache auf dem Papier geläufig ausdrücken, als er auch ſchon franzöſiſch zu lernen begann. Nur wer im Franzöſiſchen à fond war, war bei der großen Welt accreditirt, denn von Frankreich bezog man den Esprit. Ephraim lernte neben den merkantiliſchen Activen und Paſſiven auch die grammatiſchen kennen.

Eine wahre Lernwuth bemächtigte ſich ſeiner, wie ſie ſich nur bei Autodidakten findet, die nicht methodiſch eingeſchult wurden. In wenigen Jahren lernte er franzöſiſch, engliſch und italieniſch, auch einen lateiniſchen Autor konnte er nothdürftig leſen. Mit der Kenntniß der Sprachen und ihrer Formen erſchloß ſich ihm auch nach und nach der Gehalt der Wiſſenſchaft und der Kunſt, den die Geiſter vergangener Zeiten zu Tage gefördert. Die Helden des Alterthums lernte er zwar zuerſt unter dem klaſſiſchen Puder aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. kennen, das freie Naturleben der Griechen war in franzöſiſche Schnürleibchen gezwängt, die nackte Schönheit der Formen mit zarter Seide überſponnen und mit lüſternen Schleiern überhaucht. Alles das kümmerte den Jüngling wenig: dieſe Welt war ſo heiter, ſo friſch und lebensmuthig, ſie war ſo fern von alle dem was ihn umgab, von dieſer kleinlichen Religionsſclaverei, wo das Leben erſt mit dem Tode beginnt, ſie war ſo erhaben über all dem Jagen nach Gewinn, dieſem Zählen, Rechnen und Wägen, daß er mit Schmerz und Geringſchätzung ſeine ganze Umgebung anſah. Er war ein Fremdling in ſeinem eigenen elterlichen Hauſe.

Wieder auf einer erhöhten Stufe klagte er das Schickſal an, das ihn als Jude geboren werden ließ. Die Völker draußen, glaubte er, ſeien die Erben jenes glänzenden Lebens, wie es hier in den Büchern verzeichnet ſtand; das Bauernleben däuchte ihm noch jene friedſame Idylle, wo man ſingend und jubelnd den Samen in die Furchen ſtreut, und wo nichts als Friede und Freude unter den Strohdächern wohnt; in jedem Officiere, ja faſt in jedem Soldaten glaubte er einen Epaminondas, einen Cäſar zu ſehen. Solche Täuſchungen konnten indeß nicht lange dauern, denn ein Gang in das Wollmagazin ſeines Vaters belehrte ihn, wie die Bauern, die dort ihre Wolle verkauften, ſein geträumtes Ideal der Sitteneinfalt vereitelten; ein Gang in das Comptoir, wo die Officiere auf ihre Monatsgage Anlehen erhoben, belehrte ihn, daß unter den auswattirten Coletten keine Cäſarsherzen ſchlugen.

„Die Ideale und die Wirklichkeit müſſen getrennt werden, einſt in fernen Tagen war es anders und wieder in fernen Tagen mag es ſo kommen,“ ſo ſprach Ephraim zu ſich, und dieſe traurigſte aller halbwahren Erfahrungen ſchuf ihm Zufriedenheit und Ruhe.

Wenn er den Tag über an ſeinem Journale oder Hauptbuche, als Geſchichtsſchreiber und Proſaiſt, die laufenden Tagesbegebenheiten verzeichnet, Geſchäftsbriefe jeglicher Art empfangen und beantwortet hatte, ſo empfing er Abends im ſtillen Kämmerlein die portofreien poetiſchen Epiſteln entfernter und verwandter Geiſter; prima vista acceptirte er die geiſtigen Wechſel, welche die Claſſiker des Alterthums oder die Schriftſteller der

Neuzeit auf ihn gezogen, er entſchlug ſich da der doppelten und einfachen Buchhaltung und legte die Schätze Anderer zu hohen Zinſen in dem Getriebe ſeines Geiſtes an.

So lebte er ein glückliches Leben, denn es war jene Zeit, da die Mußeſtunden noch in doppelten Farben ſchillern.

Es iſt bemerkenswerth, daß Ephraim ſich mit beſonderer Vorliebe in die Idyllendichtung hinein lebte; gerade weil ſie als rein ideell, wie er ſich's dachte, ſeinem ganzen Außenleben ſo fern lag, mochte er ſich um ſo ungeſtörter an ihr erquicken. Diejenigen Völker, deren Wiſſen von den göttlichen Dingen durch den Buchſtaben überliefert wurde, ſind dem freien Naturleben entfernt. Die Juden insbeſondere, deren Leben im Abendland einer unter Trümmern ſich hervorwindenden Vegetation glich, kannten jenes heitere Wachſen und Blühen gar nicht, und ein doppelter Zauber überglänzte Alles vor der jugendlichen Phantaſie Ephraims. Der Wechſel der Jahreszeiten und der Witterungen, alles das, was im Geſchäftsleben und den Schriften der Juden faſt unmerklich vorüberging, bildete hier oft den Mittelpunkt des Daſeins. —

Einſt ſaß er im Wollmagazin auf einem großen Ballen, er hielt die Factura in der Hand, um Quantität und Qualität der neuangekommenen Wolle genau zu controliren; das Geſchäft war langweilig, die raſtloſe Phantaſie Ephraims ſchuf ſich ſchnell zu der hier ausgekramten Wolle die Leiber der Schafe und ließ ſie luſtig tanzen und ſpringen auf der grünen Trift, Ephraim ſelber ward zum ſorgloſen Hirten, der die Syrinx blies und die ſchwatzhafte Echo weckte; da kam mit geflügeltem Schritte die liebliche Chloe, es war Roſa, und brachte ihm Honig und Ziegenmilch, und ihre Küſſe ſüßer noch als Honig und ihre Worte labender noch als Ziegenmilch —

„Daß ſich Gott erbarm! da liegt der Jung' und ſchläft. Du hätteſt ſollen Rabbiner werden, denn du verſtehſt doch nichts Rechtes vom Handel," ſo ſprach Daniel Moſes, indem er ſeinen Sohn aufrichtete, der ſich ſtarr und verwundert die Augen rieb und eine milde Strafpredigt ſeines Vaters anhören mußte.

„Wenn ich den Schlüſſel in meiner Comptoirthüre zum Zweitenmal herumgedreht habe, bin ich ein ganz anderer Menſch," ſo hatte er ſich noch geſtern gegen ſeine Schwägerin berühmt, und ihr dargethan, wie er es gefunden habe, das höhere und das gemeine Leben zu ſcheiden, und heute ſchon war dieſe ſtolze Maxime der praktiſchen Vernunft ins Nichts zerfloſſen.

Täubchen, oder wie ſie ſich lieber nennen ließ, Theodolinde, war die einzige Vertraute Ephraims; er glaubte in einer Art von geſchwiſterlichem Verhältniß zu ihr zu ſtehen, und enthüllte ihr ſein ganzes Innere. Ephraim ſtand noch auf jener erſten Stufe der Mittheilungsluſt, wo wir uns von einem Jeden im innerſten Kern verſtanden und begriffen und harmoniſch geeint glauben, weil er uns mit ſichtbarer Aufmerkſamkeit zuhört, in allgemeinen Erwiderungen unſere Mittheilungen entgegennimmt und uns oft nur daſſelbe zurückgiebt, was wir vor wenigen Minuten ſelber ausgeſprochen;

die früher oder ſpäter folgende Erfahrung, das Spiegelbild für eine wahrhafte Geſtalt angeſehen zu haben, iſt nicht minder herb als unausbleiblich. Ephraim theilte ſeiner Schwägerin Alles was er las, fühlte und dachte, nach dem friſcheſten Eindrucke mit. Durch dieſes Ausſprechen vor ihr erkannte er erſt deutlich, was in ihm vorging, und glaubte deshalb durch ſie zum Verſtändniß ſeiner ſelbſt gelangt zu ſein. Doppelt ſchmerzlich war es ihm daher, als er ſich von ihr nicht in Wahrheit begriffen glaubte.

Einſt ſprach er ihr in überſchwenglichen Worten von den hohen Schönheiten, die in der Iphigenie von Racine ſich offenbarten, und wie die tiefe Tragik dieſes Stoffes ſeine ganze Seele erfüllt hätte.

„Ja, es iſt ein ſchönes Buch, es hat mir auch viel Vergnügen gemacht,“ antwortete die Angeredete heiter lächelnd; ſie glaubte eine tiefe und mit den Anſichten ihres gelehrten Schwagers durchaus übereinſtimmende Bemerkung gemacht zu haben. Dieſer aber ſchauerte plötzlich zuſammen indem er empfand, daß er eine große Summe nie wiederkehrender, aus der heiterſten Jugend entſproſſener Gefühle an eine Unwürdige verſchwendet habe; ſeine frühere Verehrung für ſie verwandelte ſich faſt in Verachtung. Was er mit bangem Herzklopfen und wehmüthigem Blicke geleſen, der ganze gräßliche Schmerz, der in den unglückſeligen Verwicklungen der Lebensverhältniſſe liegt, wie ihn der Dichter ſo ſtarr und unbeugſam darſtellte, Alles das war ihr nur leichtfertiges Spiel, ein bloßer Zeitvertreib! — Von Tag zu Tag wurde er kälter gegen ſie; ſie aber, ohne zu ahnen, was ihn von ihr entfernte, verfolgte den ſchönen ſchlanken Jüngling mit immer feurigeren Blicken und ſüßeren Worten.

Täubchen, oder wie ſie ſich lieber nennen hörte, Theodolinde, war in ihrer Kindheit durch Zufall in eine Sphäre des Wiſſens hineingelockt worden, die damals außerhalb der jüdiſchen Kreiſe lag; ihre vorherrſchend ſinnliche Natur hatte ſie nur die äußere Nothwendigkeit dieſer Bildungselemente erkennen laſſen; ſie las die Bücher und ſpickte ihre Converſation mit franzöſiſchen Phraſen, wie ſie es in der Kleidertracht den chriſtlichen Damen nachthat und ſie in grellen Farben und in Ueberladung der Stoffe ſogar überbot; ſie hatte nie geliebt, auch ihren Mann nicht, ſie hatte ihn nur geheirathet, und wurde von ihm mit Ergebung verehrt. Er hörte es gern, wenn ihm die Leute ſagten: er ſei einer ſo gebildeten und ſchönen Frau nicht werth. „Ich hab' ſie doch," ſagten dann ſeine ſchmunzelnden Mienen, und kneifte ihr dann die zarten Wangen ſo ſtark, daß ſie ihn oft halb im Ernſte einen garſtigen Menſchen nannte. Während ſonſt jedes jüdiſche Haus ein dermaßen offenes war, daß Jeder aus der Gemeinde nach Belieben und ohne Veranlaſſung kam und ging, hatte Theodolinde die Neuerung getroffen, daß man ſich bei ihr anmelden laſſen mußte; Viele wurden abgewieſen und Andere blieben von ſelbſt weg.

Chajem war nicht wenig ſtolz auf dieſe Vornehmheit ſeines Hauſes und in der Gemeinde wurde viel über Theodolinde geſpottet. Der Hauptwitzbold, Heymann Liſſe, ſagte von ihr: „Ihre ganze Gebildetheit beſteht in weiter Nichts, als ſie trägt ein Bracelett als Naſenring.“ Dieſe Bemerkung verbreitete ſich raſch, denn ſie war eben ſo boshaft als treffend, und ein Ausſpruch des Gemeindewitzboldes war unvertilgbar. Auch Abweichungen von den jüdiſchen Bräuchen hatte Theodolinde durch die Ergebenheit ihres Mannes durchgeſetzt, ſie ging ohne Schürze aus dem Hauſe, ja ſogar in die Synagoge, und in den Zimmern ihres Hauſes hingen farbige Bilder: eine ungewöhnliche Neuerung, denn es ſteht geſchrieben: „Du ſollſt dir keine Bilder machen.“ Der alte Moſes Daniel ſchüttelte über dieſe neuen Moden bedenklich den Kopf, aber er wollte die überaus glückliche Ehe ſeines älteſten Sohnes nicht ſtören und ſchwieg.

In dem kleinen Zimmer mit den bemalten Kupferſtichen ſaß gewöhnlich Ephraim und ſprach von den Freuden ſeiner Seele; das Auge der Zuhörerin warf unſtete Flammen, Ephraim freute ſich dieſer Zeichen der Aufmerkſamkeit. Theodolinde machte bei ihrem jüngſten Schwager von allen leichten Vertraulichkeiten der Verwandtſchaft Gebrauch, ſie ſchalt über ſeinen verwahrloſten Anzug, ſtrich ihm die Locken aus der Stirn, ſie band ihm die Halskrauſe mit zierlicherer Schleife feſt, ſie faßte ihn am Kinn und lehrte ihn eine gerade Haltung; Ephraim ſtand bewegungslos kalt da, als müßte es dies Alles mit ſich geſchehen laſſen, während Theodolinde ihr glühendes Auge oft ſtarr auf ihn richtete, oft wie in ſtiller Trauer die Wimpern niederſchlug und den Kopf neigte. Dieſer Jüngling hatte ihr zuerſt das Auge für das unendliche, ſchimmernde Reich der dichteriſchen Phantaſie geöffnet, durch ihn hätte ſie in ein Leben, das von höheren Wünſchen und Hoffnungen getragen war, verſetzt werden können. Als ſie einſt den vor ihr ſitzenden Ephraim mit beiden Händen an den Schläfen gefaßt hatte, ſcheinbar um ſeine Locken in Ordnung zu bringen, drückte ſie einen Kuß auf ſeine Stirn; der Jüngling zitterte, ſeine Stirne wurde roth, er ſenkte den Blick, ſie richtete ſein Haupt auf, da traf plötzlich ſein Auge ein Bild, das ihm gegenüber hing: es war von Theodolinden ungeſchickt hier angebracht, denn es war Joſeph und Potiphar. Wie mit himmliſcher Kraft erwachten die frommen Gefühle ſeiner Kindheit in ihm, er bedeckte ſich voll Scham die Augen, riß ſich von Theodolinden los und ſtürmte davon.

Theodolinde verſtand es indeß bald wieder, die frühere Harmloſigkeit des Verhältniſſes zu ihrem Schwager auf's Neue herzuſtellen und ſogar zu erhöhen; ſie wußte ſich als unverſtandenes Herz darzuſtellen und kramte allerlei verworrene Phantaſtereien aus; Ephraim empfand eine Genugthuung darin, ihr theilweiſe Leitung geben zu können und nur Einmal kam er auf die abgethane Verirrung zurück, indem er ſich ihren „Traumdeuter Joſeph“ nannte.

7. Auszug aus Aegypten.

„Ueber's Jahr in Jeruſalem!“ — ſo rief Moſes Daniel, indem er ſich von ſeinem morgenländiſchen

Ruhebett aufrichtete, und den vollen Becher in die Höhe hob, als trinke er dem unſichtbaren Gottesgeiſt zu. Ephraim betrachtete ſtill und gedankenvoll die Arabesken an ſeinem goldenen Becher.

Es war der erſte Abend des Oſterfeſtes. Seitdem die Sonne untergegangen war, ſaß oder lag vielmehr Moſes Daniel ſingend und plaudernd auf den mit Goldbrokat überzogenen Kiſſen der Ottomane, die hinter dem reichgedeckten Tiſche ſtand. Vor ihm lagen, in weißen Tüchern aufgeſchichtet, drei Kuchen von jenem „Brode der Armuth“ (5. B. M. 16, 3), das die Kinder Iſraels bei dem Auszug aus dem Sklavenhauſe Aegypten gegeſſen hatten, und ein Stück unmittelbar im Feuer gebratenen Fleiſches, zum Andenken an das Oſterlamm. Es war ein ſymboliſches Abendmahl: man genoß rohen Meerrettig, zur Erinnerung an die Bitterkeiten, welche die Kinder Iſraels in Aegypten verſchluckten; man genoß rohe in gelbliche Latwerge eingetauchte Peterſilie, zur Erinnerung an den Lehm, den die Kinder Iſraels in Aegypten ſtampfen mußten. Nächſt den vielen vorgeſchriebenen Gebeten und Erzählungen ſprach man noch viel über die Geſchichte des Auszuges aus Aegypten, und Moſes Daniel freute ſich, der Vorſchrift der Rabbinen gemäß, ſo inniglich, als ob er ſelber aus Aegypten gezogen wäre.

Am Oſterabend iſt jeder jüdiſcher Hausvater ein orientaliſcher König, ſo auch Moſes Daniel. Er ſtand nicht auf von ſeinem Divan, um ſich die Hände zu waſchen, als man die Speiſen auftrug; er ließ das ſilberne Waſchbecken vor ſich bringen, und erhob ſich kaum von ſeinem ſtolzen Sitze. Um aber nicht in Uebermuth zu verfallen, hatte Moſes Daniel, nach der Weiſe der Chaſidim (jüdiſche Pietiſten), ſein weitfaltiges weißes Sterbegewand angezogen; in ſolchen Gegenſätzen gefiel ſich die jüdiſche Sitte. Bereit dem Rufe des Meſſias zu folgen, wie die Vorfahren in Aegypten „die Hüften gegürtet, die Sandalen an den Füßen und den Stock in der Hand“ (2. B. M. 12, 11), ſo war auch Moſes Daniel zum Aufbruche gerüſtet. Es konnte Grauen erregen, wenn man ſeine knöcherne Hand mit den geſchwollenen Adern aus dem Talare hervor nach dem vollen Becher greifen ſah; das kam aber Niemand, der am Tiſche ſaß, in den Sinn. Außer Ephraim, ſeinen drei Brüdern und ſeiner Schweſter, ſaßen noch zwei Polen in ſchwarzſeidenen Kaftanen mit Ringellocken an den Schläfen und der uns wohlbekannte Schnauzerle nebſt ſeiner Gattin und zwei Kindern am Tiſche, auch die Magd des Hauſes fehlte nicht. Dieſe erzählte während des Eſſens, daß ſchon ſeit geſtern Abend der Sohn eines reichen chriſtlichen Bürgers ſpurlos verſchwunden ſei; er ſei noch Nachts, nachdem die Feſtung bereits geſchloſſen war, aus dem Hauſe gegangen, und ſeitdem habe man keine Spur von ihm entdeckt.

„Gott ſei gelobt und geprieſen,“ ſagte Moſes Daniel, „vor Zeiten hätt' eine ſolche Geſchichte Tauſenden von Jehudim Gut und Blut gekoſtet. Gott ſei gelobt, er hat uns das Joch der Verbannung um Vieles leichter gemacht.“

„Joch bleibt Joch,“ entgegnete Ephraim, „ich kann nicht Gott ſei Dank dafür ſagen, daß uns auf allen Wegen und Stegen Hand- und Fußſchellen angelegt ſind."

„Wenn du nicht ſtill biſt, ſo kannſt du noch eine Maulſchelle dazu kriegen! Für was wären wir denn in der Verbannung und hofften auf den Meſſias, wenn wir nicht unterdrückt wären? Gott verzeih' mir's, zerſtört mir der Junge noch den heiligen Feiertag."

Der eintretende chriſtliche Magazinknecht unterbrach die heftigen Reden Moſes Daniels und die Beſänftigungen der Polen.

„Man hat einen Wollſack gebracht und ihn unten im Hausflur abgeladen," berichtete der Knecht, „der Fuhrmann hat geſagt, er wolle nach den Feiertagen ſchon mit dem Herrn abrechnen."

„Ich wollt', ich könnte dir den Wollſack in den Rachen ſchieben, daß du daran erſtickſt," rief Moſes Daniel aufſpringend und die Fäuſte ballend, „hab' ich dir nicht neun und neunzigmal geſagt, du ſollſt am Samſtag und Feiertag nichts annehmen, was ſich auf den Handel bezieht? Es iſt, als ob alle Höllengeiſter in mein Haus eingedrungen wären, um Alles zu unterſt zu oberſt zu kehren. Hat ja der Sambatjon am Samſtag und Feiertag Ruhe; ich habe keinen Feiertag und keinen Sabbath mehr, und meine Kinder, beſonders mein hochdeutſcher Herr Sohn —"

„Lieber Vater, du biſt doch aber heute gar zu ärgerlich," ſagte Veilchen, und ſuchte ihrem Vater, der wieder ruhiger wurde, den Wein wegzurücken.

„Es iſt wahr, ich weiß nicht, ich bin heut' Abend ſo ärgerlich und das darf nicht ſein, es muß vom

Wein kommen,“ ſagte Moſes Daniel ſich ruhig niederſetzend.

Wie es das Geſetz vorſchreibt, hatte jeder Tiſchgenoſſe bereits zwei Becher rothen Weines geleert. Nur aus einem hohen vergoldeten Kelche, der neben dem Hausvater ſtand, hatte noch Niemand einen Tropfen getrunken, und doch war, wenn die andern Becher gefüllt wurden, auch in dieſen Kelch Einiges zugegoſſen worden. Die Sage nennt dieſen Becher den des Propheten Elias, da dieſer, der Vorbote des kommenden Meſſias, überall unſichtbar das Feſt der Erlöſung mitfeiert; darum ſteht in der Hütte der ärmſten Juden an dieſem Abend ein Becher Weines für den Propheten bereit.

Nach dem Tiſchgebete wurden die Becher wieder gefüllt, Alles erhob ſich:

„Ueber's Jahr in Jeruſalem!“ ſo rief Moſes Daniel, indem er ſich von ſeinem morgenländiſchen Ruhebette aufrichtete, und den vollen Becher erhob, als tränke er dem unſichtbaren Gottesgeiſte zu.

Moſes Daniel hielt nach jenem Rufe inne, er horchte leiſe auf, ob nicht vom Himmel herab ertöne der ſchmetternde Poſaunenſchall des Erlöſers, der die Erde erzittern macht vor Freude und Bangen, gleich einer Braut, die mit Sang und Klang den Bräutigam heranziehen hört, der ſie vor den Altar führt; er horchte leiſe, ob er nicht vernehme den Ruf, der ganz Iſrael verſammelt aus allen vier Enden der Welt; Alles war ſtille, kein Athem wurde vernommen, nur von drüben aus der Fechtſchule drangen verworrene

Klänge der Singenden und Redenden herüber: da ertönte ein Horn — Ephraim konnte ſich eines bittern Lächelns nicht erwehren, es war der Nachtwächter.

Moſes Daniel ſtemmte die linke Hand an die Augenbrauen, und beugte ſein Antlitz über den vollen Becher, ſein Spiegelbild blickte ihm daraus entgegen, es war keine Todtenfratze, die ihn daraus anſtarrte; und nach dieſem untrüglichen Zeichen, ſo lehrt die kabbaliſtiſche Ueberlieferung, hatte er die Gewißheit, in dieſem Jahre nicht zu ſterben, und konnte er noch über's Jahr die Ankunft des Meſſias erharren. Moſes Daniel wollte ſich eben ruhig niederſetzen, um den letzten vorſchriftsmäßigen Becher gemächlich zu ſchlürfen: da hörte man an der Fechtſchule die Scheiben klirren, Toben und Lärmen auf der Straße und Geheul in den Häuſern. „Nieder mit den Juden! Wir wollen ihnen ihr eigen Blut zu ſaufen geben! Der Moſes Daniel muß ſterben, der hat den Fritz Poſch umgebracht.“ Steine praſſelten wider die Fenſterladen des Zimmers, in welchem die friedliche Familie weilte; Alle ſchracken zuſammen und wollten ſich ſchnell vor der nahenden Gefahr retten. Auch Moſes Daniel preßten ſich unwillkürlich die beiden Fäuſte zuſammen, ſeine Augenbrauen zogen ſich tief herein, aber ſchnell küßte er das offene Blatt des Gebetbuches und erhob ſein Haupt, ſein Auge flammte, ſeine hohe Stirne war wie mit Lichtglanz übergoſſen.

„Ruhig!“ ſprach er, und ſeine Lippen verzogen ſich in ſchmerzlicher Faſſung, „wie Gott will; iſt es ſein Wille, daß wir ſterben, ſo laßt uns als fromme Juden ſterben, in Gott, mit Gott, Halleluja! Halleluja! Hallelu El.“ — Wie ein Prophet ſtand Moſes Daniel da in ſeinem weißen Talare, die Hände hoch zu Gott erhoben, den Pſalm ſingend; Alle ergriff ein heiliger Schauer und unwillkürlich ſtimmten ſie mit in den Geſang ein, ſelbſt Schnauzerle, der ſich beim erſten Tumult mit ſeinem ſilbernen Beſtecke unter den Tiſch verkrochen hatte, kam leiſe wieder hervor und machte ein ſauerſüßes Geſicht, indem er in den Chor einſtimmte.

Die Hausthüre war erbrochen, man hörte eine Maſſe Menſchen die Treppe heraufpoltern, die Stubenthüre ging auf, Moſes Daniel ſang ununterbrochen den Pſalm weiter, und wie vom Zauber gebannt ſtanden die rohen Eindringlinge, Keiner wagte einen Fuß über die Schwelle zu ſetzen. Nur wenige Augenblicke waren dieſe rohen Gemüther von der Allmacht des Heiligen gebannt. „Der Kerl hat, glaub' ich, ein geſtohlenes Meßgewand auf ſeinem räudigen Judenleib,“ rief einer der Zurückgedrängten und kniff ſeinem Vordermann in's Ohr, daß dieſer laut aufſchrie, ein Gelächter entſtand, und verſchwunden war alle Ehrfurcht vor dem Heiligen.

„Seht,“ ſprach der Rädelsführer, indem er auf die ſingende Gruppe eindrang, „ſeht, Jeder hat einen Becher in der Hand, hier ſteht ein großer, der für Niemand am Tiſche iſt, da drin iſt das Marterblut, das ſie dem Fritz abgezapft haben, da, waſch' dich mit, du vermaledeiter Judas!“ Er nahm den großen Kelch und ſchüttete den Wein Moſes Daniel in's Geſicht, daß dieſer rücklings auf die Ottomane niederfiel, das weiße Gewand troff über und über wie vom Blute.

„Leben um Leben!“ rief Ephraim, indem er ein Meſſer ergriff, und den Miſſethäter an der Kehle packte, „mir nach, meine Brüder! Die Zeiten ſind vorbei, wo man ſich wehrlos niedermetzeln ließ; müſſen wir ſterben, ſo ſollen dieſe Bluthunde uns voran!“

Ein furchtbares Ringen und Kämpfen, Schreien und Wehklagen entſtand in der Stube, Veilchen umfaßte weinend die Kniee ihres halb ohnmächtigen Vaters.

„Halt!“ ſchrie Moſes Daniel plötzlich erwachend. „Halt ein! Ephraim, Ephraim, willſt du uns Alle tödten? Die Hand möge dir zum Grabe heraus wachſen, das Meſſer möge ſich in dein Herz bohren, wofern du nicht abläſſeſt von der ſündhaften Gegenwehr. Chriſten, hier bin ich, bindet mich, nehmt mich gefangen, tödtet mich, ich will euch nicht fragen, warum thut ihr alſo? ich bin euch ein Jude — nur meine Kinder ſchonet, ſie ſind noch jung, ſie wollen noch leben.“

Ephraim hörte ſeinen Vater weinen, das Meſſer entfiel ſeinen Händen, er weinte mit. Man hörte die Scharwache unten an der Thüre, die Meuterer benutzten noch den Augenblick, und ſteckten in die Taſchen, was ſie an Werthgegenſtänden habhaft werden konnten. Veilchen wurde von einem Frechen, der ihr die Korallenſchnur vom Halſe riß, faſt erwürgt.

„Herrenloſes Gut iſt für mich auch kein Uebel,“ dachte Schnauzerle, und ſteckte einen vergoldeten Becher und das Meſſer ein, welches Ephraim hatte fallen laſſen; „das iſt eine gute Waffe," dachte Schnauzerle, „zumal, da ſie ein ſilbernes Heft hat."

Noch einmal entſtand verworrenes Geräuſch, dann wurde plötzlich Alles ſtill, die Scharwache trat ein.

Moſes Daniel wurde von den Meuterern mehr fortgeſchleppt als geführt, bis ſie auf der untern Hausflur Halt machten; dort trat der Rädelsführer mit einem Meſſer vor, und ſchnitt den hier liegenden Wollſack auf. In Wolle eingewickelt lag hier die Leiche des vermißten Fritz Poſch, drei tiefe Dolchwunden im Herzen; die durchſchnittenen Pulsadern und Schläfe zeigten, daß er eines martervollen Todes geſtorben war.

„Du haſt ihm das Marterblut abgezapft für deine Oſtern, du Judas!" riefen Alle, und ſchlugen und ſtießen den alten Mann, der ohne ein Wort zu erwidern, Alles geſchehen ließ. Noch mit ſeinem Sterbegewande bekleidet, wurde er als Mörder in das Gefängniß geworfen. —

Der Sommer war gekommen und verſchwunden, Herbſtnebel lagerten ſtill auf der Erde, aus den Kerkerwänden quollen Tropfen hervor gleich Thränen, Moſes Daniel ſaß ſtill zuſammengekauert in ſeinem Gefängniß, er hatte keine Thränen mehr, er hatte keine Gedanken mehr, denen er nachhängen mochte, Alles ſchwomm wirr und chaotiſch in ihm zuſammen; nur bisweilen bewegten ſich ſeine Lippen wie zu einem leiſen Gebete, er lugte zu ſeinem Fenſterchen hinaus, nur um die Sonnenwende zu beachten, und dann das übliche Gebet zu ſprechen. Alle Drangſale eines Kerkerlebens und peinlichen Verhörs hatte er ertragen, ſelbſt die Schrecken der Folter waren ihm nicht ſern geblieben; zwar hatte Friedrich II. alsbald nach ſeinem Regierungsantritt dieſe mittelalterliche Barbarei abgeſchafft, aber es war in einer geheimen Cabinetsordre an die Behörden geſchehen, das Volk erfuhr nichts davon. Als Schreckmittel konnte die Androhung der Tortur noch immer angewendet werden, und that gute Dienſte; bei Moſes Daniel indeß war es vergebens, da zwar Inzichten, aber auch nicht das entfernteſte Geſtändniß vorlag. Er hatte den mit gräßlichen Verwünſchungen geſtachelten Judeneid geleiſtet, wobei er nach dem Herkommen die Bruſt entblößen und barfuß auf einer Schweinshaut ſtehen mußte, aber geſtehen konnte er nichts, und ſo zog ſich die Unterſuchung in die Länge.

Moſes Daniel hatte einen Bruder mit Namen Abraham, dieſer war ein geſcheiter und welterfahrener Mann. „Mit Gold kann man jedem noch ſo großen Schreihals das Maul ſtopfen, und wenn man mit Dukaten läutet, fangen die Stummen an zu beichten,“ pflegte er zu ſagen, und ſeine Lebensregel bewährte ſich auch im vorliegenden Fall; es gelang ihm nach und nach ſeinem Bruder alle möglichen Bequemlichkeiten zu verſchaffen, ja ſogar ſeine Freiheit hätte er erwirkt, wenn die Richter ſich nicht vor der Schande der offenbaren Beſtechung gefürchtet hätten. Abraham ſetzte daher öffentlich eine große Summe Geldes für denjenigen aus, der von dem Mörder des Fritz Poſch auch nur eine Spur angebe.

Eines Abends trat ein alter Bettler, in einen zerriſſenen Soldatenmantel gehüllt, zu Abraham ein und verlangte mit ihm allein zu ſein. Abraham betrachtete den Bettler mit forſchenden Blicken, auf dem Haupte trug er eine bunte Zipfelmütze, die er nicht abthat, weil ſein haarloſer Schädel durch Wunden entſtellt ſei, ein großer weißer Schnurrbart bedeckte faſt den ganzen unteren Theil des Geſichtes, gegen dieſes Alles ſtachen die friſchen blauen Augen mit den hellen Glanzlichtern ſonderbar ab. Abraham befahl indeß ſeiner Frau und ſeinen beiden Kindern hinaus zu gehen. Nach vielen Verſprechungen und Betheurungen erzählte nun der Bettler keuchend und mit beengter Bruſt: der Mörder des Fritz Poſch ſei der Leinweber Leneke in den Hinterhäuſern, der ſeit einiger Zeit zu den Frommen, zu den „Stillen im Lande“ gehöre; jener Fritz ſei „in allen Ehren“ der Geliebte von Leneke's Frau geweſen, aber aus Eiferſucht habe ihn Leneke erſtochen und die Leiche in das Haus des Juden praktizirt. Leneke habe dann „in allen Ehren“ von der allgemeinen Diſpens des Königs Gebrauch gemacht, und ſich von ſeiner Frau ſcheiden laſſen. Abraham fragte, ob der Bettler, da er durchaus kein perſönliches Zeugniß ablegen wollte, denn kein Zeichen oder beſtimmtes Merkmal habe; da gab ihm der Bettler einen ſilbernen Ring mit den Worten: „Nach dieſem wird er's gewiß nicht läugnen können.“

Abraham ging in das Nebenzimmer, man hörte ihn leiſe ſprechen, der Bettler ſtand raſch auf und horchte, Abraham kam mit einem großen Geldſacke heraus und zählte mehrere hundert Thaler auf den Tiſch, der Bettler ſtreckte eine überaus kleine Hand aus dem

Mantel, um die blinkende Münze zuſammenzuſcharren; Abraham ging voll ſichtbarer Ungeduld das Zimmer auf und ab, ſtellte ſich ſeitwärts an das Fenſter, ſchaute nach der Straße und behielt den Bettler dabei im Auge; dieſer hatte das Geld eingeſackt und wollte eben gehen, da ſprang Abraham vor, zog eine Piſtole aus der Taſche und faßte den Bettler an der Kehle, der Schrei erſtarb dem Bettler auf der Zunge, zitternd wand er ſich unter den Händen Abrahams, da ging die Thüre auf, „Jeſus Maria! die Polizei!“ rief der Bettler, aber mit gellender weiblicher Stimme; Abraham riß dem Vermummten die Mütze vom Haupt und ſchöne blonde Locken quollen hervor, er riß den Schnurrbart von der Lippe, ein ſchönes weibliches Geſicht enthüllte ſich; die Gerichtsdiener erkannten ſie als die Frau Leneke, die, ſeit ſie von ihrem Manne geſchieden war, als Comödiantin in den benachbarten Städten umherzog; ſie wurde verhaftet, ebenſo ihr ehemaliger Gatte, der ſeine That bald eingeſtand; er wurde zum Tode verurtheilt, Frau Leneke nach mehrmonatlicher Haft Landes verwieſen; Moſes Daniel ward in Freiheit geſetzt.

„Auch gut,“ ſagte Moſes Daniel mit einem ſchweren Seufzer, als er zum Erſtenmal wieder in ſeinem Lehnſeſſel ſaß, und ſeine Familie um ihn verſammelt war, „Kinder, laßt uns auch gut ſagen, es hätte ja noch viel ſchlimmer gehen können. Der Herr läßt mich hienieden für meine Sünden büßen, damit ich drüben der reinen Seligkeit deſto theilhafter werde; Dank und Preis ihm, daß er mir Ruhe und Freiheit wieder gegeben.“ —

Moſes Daniel genoß der Freiheit — wenn man dieſen heiligen Namen auf den ſchutzloſen Zuſtand eines Schutzjuden anwenden darf — nur noch kurze Zeit. Am erſten Sabbath ließ er ſich von ſeinen Söhnen nach der Synagoge führen und ſprach dort vor der verſammelten Gemeinde den Segen über die Thorah und Alle die es hörten, weinten vor Rührung, und wie er ſelber ſchluchzte, tönte da und dort ein Schluchzen aus der Gemeinde, als Moſes Daniel hierauf das übliche Dankgebet gegen Gott für die Rettung aus der Todesgefahr ſprach. Am meiſten aber weinte Ephraim, er fühlte jetzt zum Erſtenmal vollauf, was der Tod ſei und er ſah ſeinen Vater als einen vom Tod Erſtandenen und küßte ihm die Hände, als er wieder in ſeinen Betſtuhl zurückkehrte.

Noch ein anderes Ereigniß bewegte kurze Zeit darauf das Herz unſeres Ephraim tief. Es war der Tag, an dem der Webermeiſter Leneke hingerichtet wurde. Im Hauſe Moſes Daniels war an dieſem Tage ein Bangen und eine ſtumme Trauer, es war als hörte man das Todesſchwert ſauſen, das über dem Haupte der Familie geſchwungen war, das die göttliche Gerechtigkeit abgewendet und nun aber doch ein Leben zum Opfer heiſchte. Es war als erfüllte ſich an dem Hauſe aufs Neue jene wunderbare Fügung in Aegypten, da der Würgengel an den mit dem Zeichen des Blutes vom Oſterlamme kenntlich gemachten Wohnungen ſchonend vorüberſchritt. Moſes Daniel faſtete vom Morgen bis zum Abend und ſprach unaufhörlich leiſe vor ſich hin die für den Verſöhnungstag vorgeſchriebenen Gebete.

Niemand durfte das Haus verlaſſen und Ephraim ward tief ergriffen von der Erzählung des chriſtlichen Dienſtknechtes, daß der Kopf Leneke's der hundertſte ſei, der mit dem Richtſchwerte abgeſchlagen wurde und daß es der Angſtmann nun zur ewigen Ruhe ſtellen müſſe.

Moſes Daniel verließ den ganzen Winter das Bette nicht mehr; Ephraim mußte ihm in allen Freiſtunden aus den heiligen Büchern vorleſen, und wenn er dann aus Müdigkeit einſchlief, zog Ephraim ſchnell ein profanes Buch aus der Taſche und las für ſich weiter; da lagen dann Boccaz's oder Arioſt's verliebte Geſchichten auf den offenen Blättern des Thalmuds, und das Röcheln und Schlafreden des Kranken erſchien oft wie dämoniſches Proteſtiren gegen ſolche Genoſſenſchaft, daß Ephraim ſchaudernd zuſammenſchrack und das Buch zuſchlug, aber bald öffnete er es wieder lächelnd und las ruhig weiter. Ein zehrendes Fieber rieb allmälig das Leben Moſes Daniels auf. —

Der erſte Oſterabend war wieder gekommen, der Tiſch war reich gedeckt, zahlreiche Lichter verbreiteten feſtliche Helle. Moſes Daniel befahl, daß man ihm ſein Sterbegewand anziehe, und ihn hinaustrage auf die goldbrokatne Ottomane; er wollte noch einmal zu Throne ſitzen als König in ſeinem Hauſe. Die üblichen Lieder wurden geſungen, Moſes Daniel lag auf ſeiner Ottomane und ſummte leiſe mit, es war heute nicht orientaliſcher Königsſtolz, daß er ſich nicht aufrichtete; ihm gebrach die Kraft dazu, aber nach dem Tiſchgebet raffte er alle ſeine Kraft zuſammen, und unterſtützt von Ephraim und Nathan gelang es ihm, ſich aufzurichten, er faßte den Becher, hob ihn in die Höhe, als tränke er dem unſichtbaren Gottesgeiſte zu: „Ueber's Jahr in Jeruſalem!“ rief er mit mächtiger Stimme; er ſtemmte die Hand an die Stirne und ſah in den Becher — der Becher entfiel ſeinen Händen. —

Wieder war das Sterbegewand vom Weine geröthet, wieder ſank er leblos auf die Ottomane zurück, wie im vorigen Jahr zur ſelben Stunde, aber diesmal erwachte er nicht wieder. Nach wenigen Stunden trauerte man nur noch um den todten Moſes Daniel. — —

8. Theilung und Zerſtreuung.

Wenige Wochen nach der Beerdigung Moſes Daniels ſaß die ganze Familie im elterlichen Hauſe. Die Theilung war beendigt, die Fremden waren fortgegangen, nur die vier Brüder, ihre Schweſter und Täubchen-Theodolinde ſaßen da, ein Jedes hatte goldene Becher, Geſchmeide und dergleichen vor ſich ſtehen, denn Moſes Daniel hatte faſt ein Dritttheil ſeines Vermögens in beweglicher Habe, da er, die Ankunft des Meſſias treuherzig und aufrichtig hoffend, ſtets marſchfertig ſein wollte; aus dieſem Grunde hatte er auch kein Teſtament hinterlaſſen.

Die Dämmerung warf ihre Schatten in das Zimmer, eine linde Frühlingsluft ſtrömte durch das offene Fenſter; Alles war ſtill.

„Brüder,“ begann Ephraim, „die Theilung iſt vollzogen, wir aber wollen uns nicht theilen.“ —

„Ich bin auch dafür, daß wir das Geſchäft unter gemeinſchaftlicher Firma fortführen,“ — bemerkte Chajem.

„Ich rede jetzt nicht vom Geſchäft,“ fuhr Ephraim fort, „der Vater, um den wir uns zuſammen einfanden, iſt nicht mehr; ſollen wir nun dahingehen, ein Jeder ſeinen Weg, und ſoll kein Sammelplatz mehr uns einen? Was iſt der Menſch, und der Jude insbeſondere — der ausgeſchloſſen iſt von allem Staats- und Völkerleben — ohne die Seligkeiten der Familie? Darum laßt uns ſein Ein Herz und Eine Seele; alljährlich am Sterbeabend unſeres Vaters wollen wir uns hier verſammeln mit unſern Weibern und Kindern, und keinen Groll in uns aufkommen laſſen. Die Religionsfeſte haben ihre Weihe für Manche verloren, wir wollen ſie wieder gewinnen durch Familienfeſte.“

Die Brüder drückten ſich warm die Hände ohne ein Wort zu reden. Veilchen fiel ihrem Bruder Ephraim um den Hals, küßte ihn und weinte.

Eine Pauſe trat ein, kein Laut wurde vernommen, aber im Innerſten pflog ein Jedes traute Worte und Zeichen mit dem Andern. Solche Auftritte ſcheinen nur auf der höchſten oder auf der niederſten Bildungsſtufe den Zeitraum von mehreren Minuten überdauern zu können, auf einer Mittelſtufe tritt alsbald die Reflexion hinzu, dann heißt es nach den Worten der Schrift: „und ſie ſahen, daß ſie nackt waren, und ſie verbargen ſich;“ man ſchämt ſich nicht ſelten der ſeeliſchen Nacktheit und ſo kommt es dann, daß die rührendſten Momente oft in ihr Gegentheil überſchlagen.

„Das ſchönſte Kleinod," begann Ephraim, „der Talisman, der ihm alles Ungemach des Lebens verſchönte, den hat der ſelige Vater leider auf Niemand von uns vererbt, ich meine ſeinen Wahlſpruch: auch gut."

„Dieſe optiſche Lebensanſicht gehört aber auch in das rayon der préjugés," bemerkte Täubchen-Theodolinde geiſtreich lächelnd.

„Sie wollten optimiſtiſche Anſicht ſagen," entgegnete Nathan, „ich bin auch nicht für dankbaren Gehorſam gegen den geſtrengen Herr Gott, und frage oft: wozu dieſe furchtbaren Plagen?"

„Daß wir das Erlöſungsbedürfniß in uns wach erhalten," antwortete Ephraim, „und der meſſianiſchen Zeit harren, wo Vernunft und Menſchlichkeit herrſchen."

„Ich ſehe aber gar nicht ein, warum wir die Narrthierer des Judenthums ſein ſollen?" bemerkte Chajem. Ein Gelächter entſtand, das Nathan durch die Worte zu beſchwichtigen ſuchte:

„Du wollteſt wohl Martyrer ſagen und haſt gewiſſermaßen Recht. Was verpflichtet, ja ich frage noch weiter, was berechtigt mich, die mir eingebornen Anrechte auf Lebensgenuß und Lebensfreude, auf freie Wirkſamkeit und Anerkennung, dem ruheloſen Geſpenſte eines alten Glaubens zu opfern? Habe ich nicht das Recht, ja ſogar die Pflicht, mich aus dieſen Ketten zu befreien, bieg's oder brech's? Ich bin auf der Welt, um ſie zu genießen, die Religion iſt meinetwegen da, ich nicht ihretwegen; um wahrhaft leben zu können, muß man ſich darum der herrſchenden Kirche zuwenden?"

„Der herrſchenden,“ rief Ephraim, „das iſt das wahre Wort, du biſt doch noch ehrlich genug, es auszuſprechen. Herrſchen! das iſt den Selbſtlingen die allein ſelig machende Kraft der Kirche. Ich müßte mich ſelber verachten, ich müßte mein innerſtes Daſein und Denken verletzen, wenn ich aufhörte ein Jude zu ſein, wenn ich mich zu einem andern Bekenntniß wendete, an das ich nicht glaubte; wenn ich den heiligen Orgelklang der Kirchen mir zur Tanzmuſik umſetzte, um eine fröhliche Lebensmenuette darnach zu tanzen. Zur ſelben Stunde aber, da ich erkennen würde, daß das Judenthum mich an der Erfüllung irgend einer Menſchen- und Bürgertugend hinderte, würde ich hineilen in die Kirche, und meinen Mund nicht ſchließen und meine Knie nicht erheben, bis ich erlöſet wäre; ſo aber kann mir das Judenthum alle Menſchen- und Bürgertugenden ſo gut als jede andere Religion verleihen, und hat es ſogar ſeit Jahrtauſenden die ſeltene Kraft des Duldens über uns ausgeſtrömt; nur menſchliche Satzungen, in ihm und ihm gegenüber aufgeſtellt, haben ihm den friſchen ſonnigen Lebensplan verſperrt; ich bin ſtolz darauf, ein Jude, der Unterdrückten Einer zu ſein, ich liebe das Judenthum“ —

„Dieſen Judenſtolz wirſt du doch nicht auch eine Tugend nennen?“ fragte Nathan, „dieſes ewige ſelbſtgefällige Leidtragen und ſich ſelber Bemitleiden iſt eben auch Eitelkeit und Gefallſucht, wie ich eine Schöne kannte, welche die Trauertracht ſehr gut kleidete und die daher ihr Leben lang um ihren Bruder trauerte, den ſie nicht einmal geliebt hatte. Du liebſt das

Judenthum? — Warum? Liebteſt du unſern alten Lehrer, der uns Schläge gab, ob wir das Penſum gelernt hatten oder nicht? Ueberhaupt haſt du eine gar ſonderbare Streitweiſe, du kehrſt deinem Gegner den Rücken und führſt deine Hiebe nach einer andern Seite, wo dein Gegner gar nicht ſteht. Ich ſagte ja —"

„Du haſt mich auch meine Rede nicht vollenden laſſen," unterbrach ihn Ephraim. „Ich bin allerdings kein Jude in dem Sinne, daß ich die aberwitzigen Mährchen glaube, oder auch nur ſchön finde, wie auch Hunderttauſende von Chriſten in dem Sinne keine Chriſten ſind; ich kann und will aber im Judenthum verharren, weil auch innerhalb ſeiner Grenzen die Möglichkeit und Gelegenheit gegeben iſt, zur Vorbereitung auf das wahre und allgemeine meſſianiſche Reich der Vernunftreligion. Ehe und bevor dieſe —"

„Vernunftreligion?" lachte Nathan, „biſt du auch Einer von den Goldmachern, die der Natur in's Handwerk pfuſchen wollen? Vernunftreligion! Es giebt eben ſo wenig eine Vernunftreligion als eine Vernunftliebe. Warſt du ſchon einmal verliebt? Man iſt verliebt, man weiß nicht warum und wie, ſo iſt auch der Religiöſe; er glaubt und weiß nicht, warum und wie ſo? Sobald Dieſer oder Jener nach dem Warum fragt, iſt Jener kein rechter Verliebter und Dieſer kein Religiöſer mehr. Die Religion etablirt ſich a conto suo und nicht a conto der Vernunft. Geſetzt aber, man könnte am Waſſer Feuer anzünden, das heißt geſetzt, es gäbe eine Vernunftreligion, oder eine mit der Vernunft übereinſtimmende Religion — wie doch einer eben ſo gut in ein reiches und ſchönes Mädchen verliebt ſein kann, als in ein armes und häßliches — dieſe neue Religion mit der doppelten Buchhaltung iſt doch noch nicht da. Ich weiß wohl, die Aufgeklärten ſagen: bei uns kann ſich einſtweilen Jeder ſeine Religion ſelber machen. Ich ſag' aber: nicht Jeder iſt ein Schneider und nicht Jeder kann ſich nach ſeinen Schneidergedanken ſelber kleiden wie er will; darum beſtellt man ſich ſeine Kleider, wie es Mode iſt, bei dem der die Sache betreibt. Und ſo geht's auch mit der Religion."

„Du haſt Recht," ſagte Ephraim lächelnd, „die Tracht bei dem gemeinen Volke und die von Tonangebenden ausgehende Mode bei den Gebildeten erſetzt den mangelnden perſönlichen Geſchmack, und im Gebiete des Glaubens die perſönliche Ueberzeugung."

„Du hetzeſt mir mein Gleichniß zu Tode," entgegnete Nathan wegwerfend. „Ich ſage noch anders: ſoll ich, wenn ich Leibeigener bin und frei werden kann, es nicht annehmen, weil ich warten will, bis in tauſend Jahren vielleicht eine Republik zu Stande kommt? Ich würde, wenn ich Katholik wäre, ohne Bedenken Proteſtant werden, weil ich's für freier und geſcheiter, wenn auch nicht für das Freieſte und Geſcheiteſte halte; eben ſo gut darf ich, wenn ich ein Jude bin —"

„Ich bitte dich um Gottes willen, ſprich's nicht aus," ſchrie Ephraim, „alſo du hältſt es auch moraliſch für keine Sünde, dich zu Etwas zu bekennen, woran du nicht glaubſt?"

„Wenn ich mir wohl ſein laſſe, ohne einem Andern dadurch wehe zu thun, ſo begehe ich damit keine Sünde.

Ich weiß, ich fall' um fünfundzwanzig Prozent, wenn ich Chriſt werde; wenn ich heute heirathen will, bin ich unter den Juden im Anſehen Einer von den Erſten, unter den Chriſten hab' ich lang zu thun, bis ich einer der Mittelmäßigen werde, aber dennoch, was ſoll mir Ehre und Gold, wenn ich nicht heraus darf aus der Judengaſſe?"

„Je vous assure, daß ich dieſe Anſicht ſchon längſt gegen meinen Mann decouvrirt habe, nicht wahr, Mäuschen?" ſo ſprach Täubchen-Theodolinde und ſtreichelte mit der linken Hand ihrem Mann, der über das Gelächter, das er vorhin erregt hatte, ganz verſtimmt war, ſchmeichleriſch das Kinn; in der andern Hand hielt ſie einen überaus reichen Perlſchmuck, der ihr aus der Verlaſſenſchaft Moſes Daniels zugefallen war. „Sie ſind ein coulanter Weltmann und haben einen esprit, der Dracheten ſteigen läßt," fuhr ſie fort, „man iſt ja nur einmal auf der Welt, warum ſoll man ſie nicht genießen? Ich ſage es immer: enfin, was kommt bei all' unſerm Erwerb heraus? Ich trage ſchönere Blondenhauben, als die Frau des Maier Lippmann. Ich bin gewiß nicht proportiös, aber wir haben Geld und Bildung, wir können und dürfen uns ſehen laſſen und uns in anderen Cercles bewegen. Dieſes ſchöne Perlentedeum —"

Ein ſchallendes Gelächter unterbrach Täubchen-Theodolinde, die verwundert um ſich ſah und die Lippen noch heftiger als ſonſt einkniff; ihre Augen ruhten fragend auf ihrem jüngſten Schwager.

„Wie nannten Sie dieſen Schmuck?" fragte dieſer ſchalkhaft.

„Nun, ein Perlentedeum," war die Antwort, die mit noch größerem Gelächter aufgenommen wurde. Täubchen erhob ſich, ſteckte das Perlendiadem zu ſich und entfernte ſich mit ihrem Manne ſchnell ohne Abſchiedsgruß.

„Laß ſie gehen," ſagte Nathan, „der Baum der Erkenntniß, von dem dieſe gegeſſen hat, iſt ein Purzelbaum; die möchte nur ihre kauderwelſche Garderobe vor der Frau Hofräthin und der Frau Majorin brilliren laſſen."

„Ich ſehe nicht," erwiderte Ephraim, „welches Recht man hatte, darüber zu ſpotten; der Stoff verändert nichts, es iſt daſſelbe, ob man dergleichen oder eine auf Reiſen erworbene Lebensroutine mit dem Siegel der allgemeinen Anerkennung geſtempelt wiſſen will."

„Ich bin nicht ſo ſtudirt wie du, aber ich kann dir doch was ſagen," entgegnete Nathan, zog ſeine Uhr aus der Taſche, hielt ſie in der Hand und fuhr fort: „Siehſt du, auf die Sekunde hin ſo viel als hier der Zeiger angiebt, iſt jetzt auch auf der Thurmuhr der Eliſabethenkirche. Warum? Ich richte die meinige darnach. Vielleicht geht aber meine Taſchenuhr genauer als die Thurmuhr? Kann ſein, aber wenn andere Leute Mittag haben, will ich auch Mittag haben. Ich weiß wohl, die Aufgeklärten ſagen: das recht verſtandene Judenthum ſei weiter voran als das Chriſtenthum; ich kann aber auch keine Uhr brauchen die vorgeht, ſo wenig als eine, die nachgeht."

„Ich verſtehe dein Verlangen nach Einheit mit der Welt," ergänzte Ephraim „und in dem Streben nach äußerlicher Anerkennung liegt auch das große und erhabene Bewußtſein, ſich mitten im ſchaffenden Geiſte der Geſchichte gehalten zu fühlen, mit jener unendlichen Zahl ſtrebender Geiſter in Eins verſchlungen zu ſein, mit ihnen zu arbeiten und zu feiern“ —

„Ja, das fühlte ich auch einſt,“ ſagte Veilchen, die nebſt ihrem Bruder Maier bis jetzt ſtill und aufmerkſam der ungewohnten Unterredung zugehört hatte, als ich auf Pfingſten vor zwei Jahren zu unſerer verſtorbenen Tante nach Glogau reiste. Es war gerade Sonntag Morgens. Wir waren nicht weit von Glogau auf einer Höhe angelangt, noch nie hatte ich einen ſo herrlichen, friſch athmenden Morgen genoſſen, die Sonne ſtand in ihrer vollen Pracht am blauen Himmel, an dem kein Wölkchen zu ſehen war, Alles ſchimmerte und glänzte rings umher; eine feierliche Stille ſchwebte über der unendlichen Ebene mit ihren Wieſen, Wäldern und Dörfern, und hier und dort kletterte eine Lerche auf ihren Tönen empor, bis wo das Auge ſie verliert, als ob ein magiſcher Zug ſie hinanzöge zum Himmel. Da ertönte plötzlich die Morgenglocke von dem Kirchthurme eines nahen Dorfes, eine andere, eine dritte erwiderte, zehn, zwanzig, von allen Seiten, von fern und nah ſtimmten ein, über der ganzen Ebene floſſen die Tontropfen wie zu einem heiligen Strome zuſammen, es war als ob Millionen Friedensengel ſich auf dieſen Tönen wiegten und Ruhe, Friede und Freude über die ganze Erde ausbreiteten, Alles war ſo heilig, kein Wagen rollte, kein Laſtträger keuchte unter ſeiner Laſt, überall war Klang und Licht und

Glanz; wie mit leiſem Flüſtern neigten die Blumen ihre Häupter und beteten, ein heiliger Schauer durchrieſelte mein ganzes Weſen. Ach, ſprach es mir im Herzen, die glücklichen Chriſten! Ihnen iſt das Himmelreich, denn ſie haben den Himmel auf Erden; ſolch ein Feſt, das die ganze Erde mitfeiert, wo uns die heilige Stille auf den Straßen, die freudigen Mienen arbeitsloſer und ſchöngeſchmückter Menſchen offenbaren: heute iſt Sonntag, wie beſeligend muß das ſein! Ein jüdiſches Feſt, das die Männer nur in den feuchten Mauern der Synagoge, und die Frauen nur in der Küche begehen, wie eng und gedrückt iſt das! o wäre ich als Chriſtin geboren, wie glücklich wäre ich!“ Wir kamen durch das Dorf; heiter und geſchmückt, mit friſchen Blumenſträußen an der Bruſt und das Geſangbuch in der Hand, gingen die Bauernmädchen nach der Kirche. Wie mit Zauberbanden hielten mich die Töne der Orgel an der Kirche feſt, ſie brauſten und zitterten mir durch alle Adern und erfüllten mich mit unnennbarem Schauer, ich fühlte die Gluth meiner Wangen erſt als ich die Thränen von ihnen abwiſchte. O Gott! warum haſt du mir keine Kirche gegeben, in der ich dich in tiefer Zerknirſchung anbeten und mich zu dir erheben darf. Was kümmern mich die Satzungen der Prieſter, warum haſt du mir ſelber die Pforten deiner Synagoge verſchloſſen? So betete und eiferte ich, und ſeitdem kann ich an keiner Kirche vorübergehen, ohne daß der dröhnende Orgelklang mir Seufzer und Thränen auspreßt. Wenn ich des Sonntags ein Chriſtenmädchen aus der Kirche kommen ſehe, das ſchwarz eingebundene Geſangbuch mit dem darauf liegenden gebügelten weißen Taſchentuch an die Bruſt gedrückt, wie es ſo ſtill und zufrieden einherſchreitet, ach Gott! Da bin ich leider ſo ſchlecht, daß ich faſt nur Neid empfinde. — Wie ſchön es iſt, wenn Alles zuſammen ein Feſt feiert, das haben wir wieder an den letzten Pfingſten geſehen, da unſere Feiertage mit denen der Chriſten zuſammentrafen; ich überredete mich, die Glocken läuteten auch für uns, Alles war ſo ſchön.“

„Wehe! Wehe! der Vater iſt todt!“ ſchrie Maier, ſich erhebend, leichenblaß und zitternd. „Weh! wenn du nicht todt wäreſt, alter ehrwürdiger Vater, du würdeſt jetzt vor Gram ſterben, oder deinen abtrünnigen Kindern die Zunge aus dem Halſe reißen. Ich ließ euch Alle ausreden, ich kann nicht mit euch ſtreiten; ihr habt viele gottverfluchte Bücher geleſen.“ Er ergriff ein auf dem Tiſche liegendes Meſſer und ſchwang es wie zum Angriff, Alle ſchracken zuſammen. „Wüßte ich,“ fuhr Maier fort, „daß nur eine Ader von euch, daß nur ein Wort von euren Gedanken in mir haftete, ich würde ſie mit dieſem Meſſer ausſchneiden und ausgraben wie faules Fleiſch; ich ſtreite nicht mit euch, ihr wißt mehr als ich, aber ſo viel weiß ich, daß wir in einer furchtbaren Zeit leben, ſonſt müßte Gott der Herr ſeiner Erde befehlen, daß ſie ihren Rachen aufthue und euch verſchlinge wie Korah und ſeine Rotte. Wer hat euch zu Männern gemacht, zu Herren und Richtern (2. B. M. 2, 14.) über die jüdiſche Religion? Dürfen hier in dieſer Stube ſolche Reden geführt werden, und fürchtet ihr den Schatten unſeres todten

Vaters nicht? Ich ſage noch mit ſeinem Wahlſpruch: auch gut. Gelobt ſeiſt du, Gott, Herr der Welt, daß du unſern Vater ſo ſchnell zu dir genommen, daß er den Abfall ſeiner Kinder nicht mehr erleben ſollte. Ich gehe in die Synagoge zum Nachtgebet, um unſerm Vater das Kadiſch (Seelenmeſſe) zu beten."

Die Stimme Maiers zitterte, er verließ das Zimmer, die drei Geſchwiſter ſaßen in der Dunkelheit einander ſtumm gegenüber.

„Licht! Licht! Veilchen, laß Licht bringen," rief endlich Nathan, „ich laſſe mir durch dergleichen Geſchichten das Concept nicht verwirren. Das Traurigſte bei dem Uebertritt iſt immer, daß, wie bei dem Auszuge aus Aegypten, die Uebertretenden ſelbſt in doppelter Beziehung zuerſt in der Wüſte abſterben und nicht in das gelobte Land kommen; erſt dem zweiten Geſchlechte iſt dies wahrhaft vergönnt."

Niemand erwiderte Etwas hierauf. Ephraim ſtand auf und ſchritt einigemal nachdenklich durch das Zimmer.

„Ich möchte nur wiſſen," ſagte er, „wie wir auf dieſes Geſpräch gekommen ſind und es auf dieſe Spitze getrieben haben, es hat ſo friedlich begonnen und ſo feindlich geendet."

Auch er verließ das Zimmer, bald darauf ging auch Nathan, nur Veilchen blieb allein und weinte.

Die Geſchwiſter waren Alle ſehr verſtimmt. Ephraim und Nathan hatten ſich in dem Streite über ihre gewöhnliche Kraft erhoben — wie man denn immer finden wird, daß im Kampfe, im phyſiſchen wie im geiſtigen, ſich die Kräfte ſteigern und verdoppeln —; dennoch aber fühlten Beide, daß ſie nicht ihre ganze Anſicht gegenſeitig verfochten und nicht allſeitig begründet hatten. Alles war nur halb geſprochen, und dennoch war Zwietracht daraus entſprungen; dies Gefühl war das peinigendſte. Chajem und Maier waren jeder auf ſeine Weiſe verletzt und gekränkt, Veilchen glaubte ihr Innerſtes wieder einmal enthüllt zu haben, ohne verſtanden worden zu ſein.

Kein Oſterabend verſammelte die Geſchwiſter mehr um Einen Tiſch, das Band, das Ephraim um ſie ſchlingen wollte, war bald zerſchnitten.

9. Neue Bekanntſchaft.

In der Brodyer Synagoge war dreißig Tage lang das Betpult Moſes Daniels umgeſtürzt; Niemand durfte dieſen Platz betreten, denn die Kabbalah lehrt: von der Sterbeſtunde an kommt dreißig Tage lang die Seele des Verſtorbenen, Morgens, Abends und Nachts, wenn die Gemeinde verſammelt iſt, in die Synagoge, ſtellt ſich auf ihren gewohnten Platz, und betet mit. — Das zweite Zeichen von dem Tode Moſes Daniels war eine von frommen Frauen gefertigte Wachskerze, die vor der heiligen Lade brannte; jedesmal, noch ehe die eine Wachskerze abgebrannt war, wurde die andere angezündet; ſo unterhielt man dies „Seelenlicht" während des ganzen Trauerjahres.

Es war am Freitagabend nach den erſten dreißig

Trauertagen, Ephraim, Nathan und Chajem traten in die Synagoge, mit einem Putze, den dieſe Mauern noch nie geſehen hatten; Maier war in einer anderen Synagoge. Die Brüder ſtellten ſich auf den Platz ihres Vaters; ein Geziſchel und Geflüſter entſtand unter den Verſammelten, denn die drei Brüder trugen — Zöpfe, und wer einen Zopf trug war ein „Neumodiſcher,“ was gleichbedeutend war mit Abtrünnigem, Freigeiſt und Gottesläugner. Während des leiſen Gebetes, bei welchem alle Verſammelten nach Oſten gekehrt ſtanden, wo die heilige Lade iſt, hörte man die dort brennende Kerze ganz ungewöhnlich ſtark kniſtern und praſſeln; ein leiſes Gemurmel entſtand, die Verſammelten deuteten Alle auf die drei Brüder. Nathan ſtand lächelnd da, Chajem glotzte blöde drein, nur aus Ephraims Blicken ſprach Nachdenken und innerliche Erregtheit; weil ſich hier die kahle Orthodoxie auf eine märchenhafte Weiſe offenbarte, ließ er ſich gern davon erfaſſen, er machte ſich gern glauben, daß das Seelenlicht ſeines Vaters gegen die modiſchen Neuerungen der Kinder Einſprache kundgebe. Dieſer Glaube war ja ſo zauberhaft ſchön. Hier zum Erſtenmal empfand er die Schwere, die die Folgerichtigkeit eines überzeugungsgemäßen Thuns mit ſich bringt, und die minder ſtarke Charaktere in Zwieſpältigkeit verſetzt.

Als man endlich die Synagoge verließ, umgab die Gebrüder Kuh ein allgemeines Murren, Niemand dankte ihrem Gruße; plötzlich hörten ſie eine Stimme, die ihnen ſpottend nachrief: „Kuhſchwänz!“ es war die Stimme des Heymann Liſſe, der, obgleich ſelber der

Freidenkerei zuneigend, doch den Muth zur Ausführung nicht hatte und auch gegen ſeine eigene Partei einen Witz nicht unterdrücken konnte. Kaum hatte die Menge die feindliche Loſung vernommen, als Alle lachend und ſpottend den drei Brüdern „Kuhſchwänz! Kuhſchwänz!“ nachriefen. Vor Thätlichkeiten waren die Verfolgten durch ihren Reichthum geſichert; ſie flüchteten ſich vor dem Hohn in ihr nahegelegenes Haus.

Sonntags darauf wurden die drei Zopfbrüder vor den Rabbinen beſchieden; trotz aller Ermahnungen blieben ſie bei ihrer neuen Friſur. Der Rabbine war zu duldſam, um deshalb eine Kirchenſtrafe zu verhängen, aber der erſte öffentliche Riß, der die Brüder von den Sitten und Gewohnheiten der Gemeinde trennte, war hierdurch geſchehen.

Man könnte ſich vielleicht wundern, daß die jüdiſche Orthodoxie nicht nur eine Magen- ſondern auch eine Kleiderordnung vorſchreibt; aber dem folgerechten Zuſammenhange der geiſtlichen Herrſchaft, jüdiſcher wie chriſtlicher, iſt nichts zu gering, über das ſie nicht ihr Netz ausbreitete. Die polniſch-deutſche Orthodoxie hatte eine Regel, nach welcher ſie viele Dinge verbot, nicht weil ſie an ſich geſetzwidrig, ſondern weil ſie die Sitten der nichtjüdiſchen Nationen waren, durch deren Annahme die ſtarre Abſonderung aufgehoben und ein Anſchluß vorbereitet werden konnte. Zu dieſen Vorpoſten, die das eigentliche Lager deckten, gehörte auch die Kleiderordnung. War der Mode und dem Weltleben ein Einfluß geſtattet, ſuchte man ſich in Kleidung und äußerer Sitte mit den Nationen zu vermiſchen, unter denen man lebte, ſo verlor der Jude ſeine iſolirte Stellung, und es war nicht zu ermeſſen, wie weit der Geiſt der Neuerung eindringe.

Ephraim ſuchte indeß ſich nicht nur die äußeren Bedingungen der Weltbildung anzueignen, er ſtrebte nach dem Innerlichen, Geiſtigen; eine eigenthümliche Leidenſchaft entwickelte ſich bei ihm. So lange Moſes Daniel lebte, hatte Ephraim ſich nur wenig auf den Handel bezügliche Bücher kaufen dürfen; jetzt, im freien Beſitz eines großen Vermögens, war ſein erſter Gedanke, eine ausgeſuchte Bibliothek anzulegen. Mit einer wahren Gier ſuchte er dieſen Plan auszuführen, ſo daß unter den Breslauer Juden das Witzwort von Heymann Liſſe umlief: Ephraim ſei von der Schafwolle auf das Schweinsleder gerathen.

Man fand bei den Juden ſonſt ſelten, daß ein Begüterter eine gewiſſe Liebhaberei pflegte und namhafte Summen dafür aufwendete; der vorherrſchend praktiſche Sinn, der Mangel an jener Sorgloſigkeit und Freiheit, ſind die Grundurſachen hiervon. Die Juden konnten, ſeitdem ſie aufgehört hatten, eine Nation zu ſein, den ununterbrochenen Beſitz nicht auf drei Menſchenalter zurückführen; der Erwerbende hat aber ſelten innere und äußere Befähigung, auch der frei Genießende zu werden; das neu erworbene Beſitzthum hat noch eine unruhige Beweglichkeit, die wie von ſelbſt zum Weiterarbeiten drängt.

Die Bücherliebhaberei Ephraims verurſachte unter den Breslauer Juden viel Gerede; man erklärte ſie allgemein für wahnſinnige Verſchwendung, und die

Väter und Mütter waren nicht mehr begierig, den reichen Jüngling zu ihrem Eidam zu gewinnen, denn jetzt, wo ein weitausſehender Krieg ausgebrochen war, hatte das baare Geld doppelten Werth.

Ephraim war bei einer großen Bücherverſteigerung, er hatte ſchon über hundert Thaler ausgegeben. „Martialis epigrammata,“ ſchrie der Ausrufer, und lobte die ſchriftlichen Anmerkungen des gelehrten Erblaſſers.

„Sechs Thaler!“ antwortete leichthin ein junger Mann, der mit Hermann Liſſe plauderte.

Ephraim betrachtete den Mann genauer, ſein ganzes Aeußere verrieth, trotz der halb militäriſchen Kleidung, eine gewiſſe geniale Ungebundenheit; über das helle blaue Auge mit ſeiner unergründlichen Milde ſchienen bisweilen loſe Irrlichter zu ſchwirren, eine übernächtige Sehnſucht und Unbefriedigtheit zuckte in den Geſichtsmuskeln, die bald ungewöhnlich belebt und bald ſchlaff waren; nur um die Mundwinkel ſchien der ewige Sitz heiterer Genien zu ſein, dies Lächeln war das Lächeln einer tief liebenden Seele. Ephraim wußte nicht wie er das Antlitz des Fremden, das wie durch eine eigenthümliche Durchſichtigkeit auffiel, nicht ſchon früher bemerkt haben mußte; auch der Fremde heftete ſeinen durchdringenden Blick auf Ephraim, und dieſer glaubte demſelben gewiſſermaßen ein geiſtiges Einverſtändniß zu eröffnen, indem er immer mehr auf das Buch bot.

„Das iſt ja ein martialiſches Buch, Herr Sekretär,“ ſagte Hermann Liſſe, „iſt's für den Herrn Kommandanten und betrifft es den Krieg?“

„Nein, ich will es für mein Regiment anwerben, es ſteckt ein kecker Scharfſchütze darin,“ erwiderte der Sekretär, „ich habe heute Nacht in der Schlacht bei Faro über hundert Preußen zu meinen Gefangenen gemacht, lauter zuſammengelaufenes Pack, meiſt Kupfer, aber weiß geſotten, in guter Uniform, das Geld wird täglich ſchlechter, und überhaupt, was machte ich mit dem Gelde, wenn ich nicht Bücher kaufte?“

„Ich ſag's ja immer: ſo ein Poet iſt ein ganz anderer Menſch wie ein anderer,“ ſchloß Heymann und wendete, wie er beim Sprechen immer that, Kopf und Hände auf und nieder, und ſchaute jetzt über ſeine Brillengläſer hinweg mit offenem Munde zu dem Sekretär auf, denn das Kunſtſtück war ihm gelungen: während er mit dem Sekretär plauderte, war Ephraim das Buch für ſechzehn Thaler zugeſchlagen worden.

Ephraim beging gewiſſermaßen eine Unſchicklichkeit, indem er ſeine Artigkeit beweiſen wollte; denn er bot dem Fremden das Buch zum freien Gebrauch an; dieſer ſchien den Mißgriff zu bemerken und fragte Heymann, wer der Herr ſei.

„Ein Herr Namensbruder,“ erwiderte Heymann, „das iſt der Ephraim Kuh, ein Buchhalter wie Sie ſehen, denn er hält ein Buch in der Hand.“

„Ach,“ ſagte der Fremde, „ich erhielt ja den ſiebenten Zankbrief von meinem Mendelsſohn durch Sie; wollen Sie mich einmal beſuchen, dann ſprechen wir über den Martial, ich habe einen ſchleſiſchen Rivalen aufgefunden, den ich mit Ramler herausgeben will; wir beſitzen in ihm allein einen Martial, einen Catull und Dionyſius Cato. Kennen Sie Logau?“

„Nein. Wo kann ich Sie beſuchen?"

„Ich wohne in der Junkernſtraße bei dem Kommandanten, General Tauenzien, und bin der Sekretär Leſſing." —

Veilchen zitterte vor Wehmuth und Freude, als ihr Ephraim zu Hauſe erzählte, wen er heute geſprochen; ein Mann, der ein Buch geſchrieben, ſchien ihr ein Halbgott, ein Heiliger, der gar nicht lebte wie andere Menſchen, und noch dazu dieſer Mann, der die Schmerzen ihrer Glaubensgenoſſen zuerſt zu verſöhnen trachtete, den ſie mit der heiligſten Verehrung liebte, deſſen Worte ſie zuerſt mit ſtotternder Zunge ausſprechen gelernt hatte; ihre Wange glühte, ſie küßte ihren Bruder auf den Mund, denn dieſer Mund hatte Worte des Verſtändniſſes zu ihm geſprochen. Veilchen bat ihren Bruder, als er wegging, dem Dichter ihre Verehrung mitzutheilen, aber kaum war er weg, ſo ſprang ſie ihm die Treppe hinab nach und bat ihn, das ja zu unterlaſſen.

Ephraim kam zu Leſſing.

„Eben recht," ſagte dieſer, nach den erſten Begrüßungen, „hier leſen Sie eine Epiſtel von meinem Moſes, aber ſchon in der Bibel ſteht: als Moſes nach Aegypten kam und die Sklaven vom König Pharao oder König Faro erlöſen wollte: ſie hörten nicht auf ihn vor kurzem Athem und ſchwerer Arbeit."

Ephraim las jene merkwürdige Widmung „an einen ſeltſamen Menſchen" (Leſſing) zu Mendelsſohns philoſophiſchen kleinen Schriften, die nur wenigen Exemplaren vorgedruckt war, und mit Lichtwers Worten ſchloß:

Wenn er nicht hört, nicht ſpricht, nicht fühlt,
Noch ſieht: was thut er denn? — er ſpielt.

„Er ſpielt," wiederholte Leſſing lächelnd, indem er im Zimmer auf und abging, „gut, ich will eine Philoſophie des Spiels ſchreiben, ſo bündig und klar, daß man künftig von den heiligen vier Königen ſprechen ſoll; das Kreuz, das Laub, Herz und Eckſtein ſind die Symbole für die vier Elemente der Geiſtes- und Körperwelt; mein franzöſiſcher Abenteurer ſoll nicht umſonſt ſagen: tous les gens d'esprit aiment le jeu à la fureur. Sage du immerhin, die erſte Betrachtung über das Spiel muß die ſein — daß man gar nicht ſpielen und vielleicht noch weniger darüber denken müſſe. Im Spiele vereinigen ſich die Affecte der Jagd-, Schlachten- und Stubenaufgeregtheit; dieſe Menſchen wiſſen nicht, daß ſie auch ihre Seele ganz los und ledig vor mir auf die Karte ſetzen, ich ſehe alle ihre Zuckungen. Wenn ich nicht in mir verſumpfen will, muß ich ſpielen, das jagt die Lebenswellen durch einander. Spielen Sie auch?" Die letzten Worte richtete er an Ephraim, ſonſt hatte er halb für ſich geſprochen.

„Ich werde geſpielt," erwiderte Ephraim, „ich heiße Kreuzſieben, weil ich viel Kreuz auf dem Rücken habe, oder Eckſteinſieben, weil ich überall anſtoße."

„Auch witzig," ſagte Leſſing, „gerade wie der Heymann, aber mit einer Beimiſchung von Schmerzſüchtigkeit. Das iſt nicht gut. Man muß die Pillen verſchlucken, und nicht kauen. Es iſt ſehr zu bedenken, ob ein Unglücklicher auch ganz unſchuldig iſt. Ich glaube nicht. Er hat es wohl an Klugheit fehlen laſſen oder läßt es noch daran fehlen, da er ſich nicht aufrafft.“

Ephraim ward ſtutzig bei dieſem Anruf, aber in einer eigenen empfindlichen Art betonte er in ſeiner Erwiderung vorherrſchend, daß er einen Vergleich mit Heymann ablehnen müſſe.

Ephraim theilte hier die Unſchicklichkeit ſo vieler Leute, welche die Unterhaltung mit einem neuen Bekannten ſogleich damit beginnen, über den gemeinſamen alten Bekannten zu ſprechen, und zwar indem ſie ihn durchhecheln; Leſſing bemerkte das, und entgegnete nicht ſogleich, er wollte Ephraim Zeit laſſen, einen mildernden Uebergang zu finden.

„Ich ſehe den Heymann bisweilen gern bei mir, er iſt nicht nur ein taktiſch gewandter Schachſpieler, er iſt auch ſonſt ein heller Kopf,“ ſagte er endlich.

„Das muß ich eben bewundern,“ ſagte Ephraim, „daß ein Mann wie Sie mit ſolchen Leuten verkehren kann, ohne entweder allein die Koſten der Unterhaltung zu tragen oder ſich zu langweilen?“

„Ich langweile mich nie und mit Niemand,“ ſagte Leſſing, und ein Schimmer von Mißbehagen ſchwebte auf ſeinem Angeſicht, „ſonſt, in meinen fleißigen Zeiten hätte ich vor innerer Dürre ſterken zu müſſen geglaubt, wenn ich zwei Tage weder ein wiſſenſchaftliches noch ein poetiſches Werk in Händen gehabt oder daran gearbeitet hätte; jetzt ſehe ich mich in der Lebensbibliothek um, da iſt kein Buch ſo dumm, man kann doch wenigſtens etwas Geſcheites dabei denken. Der Gegenſatz macht mich thätig. Ich habe noch immer Luſt, ein Journal herauszugeben, das den Titel führen ſoll: Beſtes aus ſchlechten Büchern. Ich verlange nicht von irgend einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder als er hat. Wie der Landſchafter auf der ödeſten Haide noch immer Studien in den Wolken und dem Luftton machen kann, ſo auch kann, wer für die Geſtaltungen des Geiſtes ſein Auge ſchärfen will, überall Studium die Hülle und Fülle finden."

„Schließt aber dieſes Studium, als egoiſtiſches, nicht die Liebe aus?" fragte Ephraim kleinlaut.

„Sie verſtehen Latein?"

„Ja."

„So müſſen Sie auch wiſſen, daß hier Studium urſprünglich Liebe heißt, — ohne Liebe kann man ein Ding nie wahrhaft erkennen, ich liebe das allgemein Menſchliche in einem Jeden, indem ich es zu erkennen ſtrebe. Nur wer die Menſchen mit reinem Wohlwollen liebt, ſich theilnehmend ihnen anſchließt, gewinnt eben damit ihre Seele, ich meine die Erkenntniß derſelben. Wie würde ſich Heymann freuen," fuhr Leſſing abbrechend fort, „wenn er wüßte, wie wir uns auf ſeinem Rücken zu einer ſubtilen Discuſſion erhoben."

Eine Pauſe trat ein; die erſte nähere Bekanntſchaft Ephraims mit Leſſing ſchien eine unerquickliche zu ſein.

„Hier habe ich Ihnen auch den Martial mitgebracht," ſagte Ephraim endlich, „es war eine Grille von mir, alle Ausgaben meines Vorbildes beſitzen zu wollen."

„Ihres Vorbildes? Sie ſind ein Bruder in Apoll?

Ephraim reichte Leſſing ſchüchtern und die Augen niederſchlagend ein ſchönbeſchriebenes Papier hin.

„Brav!“ ſagte Leſſing beim Durchleſen, „ſchneidender Witz, noch nicht blank geſchliffen und polirt.“

„Glauben Sie, daß der Reim unumgänglich iſt?“

„Ich bin auch hierin wie überall für republikaniſche Freiheit, aber es iſt ein Verdienſt, ſich nicht vom Reime fortreißen zu laſſen, ſondern ihm durch geſchickte Wendungen das Gepräge der Nothwendigkeit zu geben. Auch ſie zeigen mir, daß Wernike Unrecht hat, wenn ihm die deutſche Sprache, ihrer vielen Umſchweife wegen, zu dieſer Gattung von Gedichten nicht bequem zu ſein ſcheint. Ich habe mit Ramler auch Logau etwas verändert, ohne ihn im geringſten moderner gemacht zu haben. Der Leſer ſtößt nirgends ſo ungern an, als in einem Sinngedichte, welches allzu kurz iſt, als daß man die Unebenheiten darin überſehen könnte. Logau wird vielleicht auch Ihnen in jeder Beziehung mehr freien Muth geben.“

Ephraim war entzückt; er erzählte nun, wie er in Mußeſtunden ſeinem Unmuth über die Welt und ihre Verkehrtheiten Luft mache. Vor Kurzem habe er Latein zu lernen angefangen, und zwar mit dem Martial; er habe es gewagt ihn nachzuahmen, nun ſei ihm das Leben leichter, da er eine Waffe gegen daſſelbe gefunden habe, ſonſt habe er geweint und gejammert; ein Klagelied könne er aber nicht dichten; den ganzen Tag über ſei er voll Trauer und Wehmuth, wenn er aber Abends in ſeinem Zimmer auf- und abgehe, müſſe er oft laut auflachen über die Witze, die ihm durch den

Kopf ſchießen, er ſpringe dann voll Uebermuth und Lebensluſt über Stuhl und Bank weg, ſetze ſich hin und ſchnitzle ein Epigramm, ihm ſei dann ſo wohl und ſo leicht, als ob ſein ganzes Weſen Flügel gewonnen hätte.

Leſſing dachte über die pſychologiſche Erfahrung nach, daß die im Leben weichmüthigſten Menſchen, wenn ſie zu ſchreiben beginnen, oft die bitterſten und übermüthigſten werden und umgekehrt.

„Sie wiſſen, ich generaliſire nicht,“ ſagte er endlich, „und mache mir nicht jeden Juden, der mir unter die Hand läuft, zum Typus der geſammten Confeſſion; aber ich glaube, daß die Juden ſchon durch ihre Stellung einen Beruf zum Witz, zur Satyre und zum Epigramm haben. Der Witz iſt, wie das Salz, nicht ſättigende Speiſe, aber es würzt die Nahrung und bewahrt vor Fäulniß. Iſt Ihnen nicht auch ſchon aufgefallen, daß der Witz in Ihrer Nation auch mehr Scheidemünze iſt, daß aber Ihre großen Geiſter eher pathetiſch oder ſubtile Logiker ſind? So Spinoza, ſo Mendelsſohn. Liegt das vielleicht in einem Gegenſatze, der —“

„Der Witz iſt oft nur der Affe, der auf dem Rücken des Kameels hockt und Geſichter ſchneidet,“ unterbrach Ephraim unſchicklicherweiſe den Redenden, „was kümmert's aber die große Welt, das Kameel, was der Affe da oben treibt und macht?“

„Sie ſtützen ſich in dieſer Geringſchätzung des Witzes vielleicht auf den Schweizerbengel Bodmer, der den Witz die Krätze des menſchlichen Geiſtes genannt hat; aber der Witz iſt im Geiſtesleben was der Blitz im äußern Naturleben, er reinigt die Atmoſphäre, er entſteht wie der Blitz durch den Conflict zweier Elektrizitäten. Gerade die Contraſte des Lebens, die ſich dem Juden von ſelbſt aufdringen, ſind ergiebig für den Witz und führen —“

Ephraim hatte die üble Gewohnheit, ſelten Jemanden ausreden zu laſſen. Leſſing wollte entwickeln: wie faſt nie glückliche Nationen und Perſonen zugleich auch witzige ſeien und nur die Athener hievon eine Ausnahme machen.

„Nun erkläre ich mir auch,“ ſagte Ephraim, „warum meine Schweſter Veilchen, die, beiläufig geſagt, eine ſchwärmeriſche Verehrerin von Ihnen iſt, den Witz und den Blitz mit gleicher Angſt fürchtet: iſt ein Gewitter am Himmel, ſo verſchließt ſich die ſonſt ſo Muthige in ein einſames Zimmer, und drückt die Augen zu, daß ſie den Blitz nicht ſehe; ſie hat mir aber ſchon oft geklagt, daß ſie jedesmal, ſobald es blitze, unwillkürlich die Augen aufſchlage. Wenn man durch einen Witz irgend eines ihrer ſuperfeinen Gefühle in's rechte Licht ſetzen will, beginnt ſie zu weinen oder verläßt das Zimmer.“

Leſſing ließ ſich noch mehr von Veilchen erzählen, und Ephraim bemerkte unter Anderm: „Meine Schweſter war ein wunderliches Kind, ſie war ſchon in ihrem ſechsten Jahre verliebt, und in Wen meinen Sie? In Niemand Geringeres, als in Gott ſelber; wenn es ihr oft ſo recht wohl war, richtete ſie ſich auf ihren Fußſpitzen hoch empor, neigte das Köpfchen nach vorn, ſpitzte den Mund und küßte in die leere Luft hinein; als ich ſie einſt fragte, was das ſei, ſagte ſie: ich habe den lieben Gott geküßt.“

Leſſing wurde immer nachdenklicher. „Ich beſuche Sie nächſtens,“ ſagte er zu Ephraim, als dieſer wegging.

10. Veilchen.

Das Haus Moſes Daniels hatte ſeit deſſen Tode etwas eigenthümlich Freies, man möchte ſagen Entblößtes. So lange der Vater lebte, waltete deſſen ſtrenge Ordnung auch in ſeiner Abweſenheit; jetzt kannten die zur Selbſtändigkeit erwachſenen Kinder keine Abgrenzung mehr.

Als Leſſing zum Erſtenmal in dieſes Haus trat, war ſein Blick unſtet und es war ihm immer, als müſſe er nach Vater und Mutter fragen, obgleich Alles durch den feinen Ordnungsſinn Veilchens wohlgefügt und anmuthend war.

Ephraim hatte ſeiner Schweſter den Sekretär Leſſing als ſeinen „Namensbruder und Bruder in Apoll“ vorgeſtellt, und dabei ſeine Hand vertraulich auf die Schulter Leſſings gelegt.

Ephraim kannte nur zwei Umgangsformen: entweder ſteif und gemeſſen, oder durchaus familiär zu ſein. Man wird dieſen Fehler bei den meiſten Menſchen, die in enggezogenen Kreiſen leben, und beſonders bei den meiſten Juden finden, welche erſt in's erweiterte Leben eintreten; theils läßt ihr heißes Blut und die lebhafte

Beweglichkeit, ſie ſobald die erſten Schranken der Geſellſchaftsſitte gefallen ſind, in das andere Extrem der Vertraulichkeit überſpringen; theils ſind ſie an dieſes gewöhnt, weil ihr bisheriger geſellſchaftlicher Umgang nur aus Juden beſtand, mit denen ſie eine unmittelbare Familiarität verband, und wo ſie keine Formen zu beobachten hatten; und zuletzt mag als Endurſache dienen, daß eine gewiſſe zuthätige Herzlichkeit, die keine Formbeſchränkung kennt, ein Grundzug im Charakter der Juden iſt. Jene höhere dritte Stufe, wo innerhalb der geſellſchaftlichen Geſetze die ungehemmte Kraft des Geiſtes und der Liebe ſich frei entfalten kann, kann nur Ergebniß eines höheren Geſellſchaftslebens ſein.

Veilchen aber bildete den geraden Gegenſatz ihres Bruders, ſie war ſchüchtern und verzagt und wagte es kaum, ihre langen Wimpern zu erheben, wenn Leſſing mit ihr ſprach; nur wenn ſie ſich von ihm nicht bemerkt glaubte, weilten ihre Blicke mit ſtillem Behagen auf ſeinen edeln Zügen; aber Leſſing fühlte es wohl, daß Veilchen ihn betrachtete, denn in dem Blicke freundlicher Zuneigung liegt eine eigene magnetiſche Kraft, und ohne daß man es ſieht, fühlt man es doch, wenn ein Blick des Wohlwollens auf uns ruht.

Leſſing konnte nicht umhin, zu bekennen, daß ihm hier im Hauſe Vater und Mutter fehle, und er fragte Veilchen nach deren Leben und Tode. Veilchen erkannte in dieſer Frage den zarten Bedacht des Neueingeführten, daß er ſie, die Unbeſchützte und Unbewachte, durch Anrufung der Verewigten mit ihrem ſchirmenden Geiſte umgeben und ſie zu Zeugen ihres Verkehres beſchwören wollte. Mit der ganzen Innigkeit ihrer kindlichen Liebe erzählte nun Veilchen von Vater und Mutter, und beſonders bei dem Erſteren verweilte ſie länger, und nannte es einen Verluſt für den Verſtorbenen und den Fremden, daß ſie einander nicht gekannt hätten.

Leſſing hatte eine beſonders glückliche Art des Zuhörens, die dem Sprechenden wohlthut und ihm gleichſam jedes Wort von der Lippe erlöst. — So war die erſte Begegnung eine beiderſeits erquickliche, die wie ein langgewohntes und nur erneuertes Verhältniß anmuthete.

Es mag noch als ein Ueberreſt orientaliſcher Lebensgewohnheit erſcheinen, jedenfalls fiel es Leſſing angenehm auf, daß er bei ſeinen oft wiederholten Beſuchen ſtets mit Speiſe und Trank bewirthet wurde. Dieſe Gaſtlichkeit verlieh alsbald ein Gefühl heimathlichen Willkomms. Als ſich Leſſing einſt ſcherzend darüber ausſprach und bemerkte, wie ſinnig und wohlthuend es ſei, einander nicht blos mit Worten zu bewirthen, ſondern auch durch leibliche Nahrung das Leben zu erfriſchen und wie ſich daran das Symbol des Liebesmahls ſchließe, ſagte Veilchen mit wonneſtrahlendem Geſicht:

„Wie freut mich's, daß Sie nicht auch die gewöhnlichen Ablehnungen anbringen. Die Dichter haben doch die glückliche Aufgabe, das was man unwillkürlich oder aus Gewohnheit thut, neu erkennen und lieben, neu thun zu lehren.“

Leſſing war einſt mit Veilchen allein; man ſprach von den günſtigen oder ungünſtigen Vorurtheilen, die der erſte Eindruck beim Begegnen fremder Perſonen hinterlaſſe. Veilchen behauptete, als Kind habe man darin das richtigſte Gefühl, man wiſſe alsbald, wer uns liebt und wer nicht; dieſen Kindertakt könne man ſich auch für's ältere Leben bewahren. Die letzte Inſtanz, das Gefühl, von welcher es keine Appellation mehr gebe, ſei hier die erſte geworden, und es ſei ein ſchöner Sieg des Gefühls, daß es mit einem geſunden Blick mehr erkenne, als die Vernunft mit ihren Mikroſkopen und Ferngläſern.

Ein vieldeutiges Lächeln ſchwebte um die Lippen Leſſings, als er erwiderte: „Sie ſchälen ſich die rothe lichte Seite von der Frucht des Lebensbaumes ab, und vergeſſen, daß es auch eine andere verſchattete giebt. Wären die Vorurtheile des erſten Eindrucks ſtets günſtig, ſo dürfte man es vielleicht noch hingehen laſſen; bedenken Sie aber jene launiſchen Vorurtheile, die ſich oft an das Kleinlichſte hängen, unſere augenblickliche Verſtimmung, die wir oft auf die Erſcheinung des Fremden übertragen, und wieder eine nicht zu Tage kommende und vielleicht ihm ſelbſt unbewußte Beengung des Fremden, die ihn nicht zur freien Darſtellung ſeiner ſelbſt kommen läßt. Meine Art hierin iſt, daß, wenn eine neue Erſcheinung, die in den Kreis meiner Bekanntſchaft tritt, mir eine ſogenannte Idioſynkraſie oder unerklärliche Abneigung einflößt, ich mir alle Mühe gebe, deſto zuvorkommender und liebreicher gegen den Fremden zu ſein; er wird dadurch auch ſeine beſſere Seite, die nirgends fehlt, gegen mich herauskehren, und ich habe mir durch meine eigene Willenskraft und nicht durch unbeſtimmte Gefühligkeit einen neuen Menſchen gewonnen, den ich lieben kann.“

„Ach! Sie ſind doch himmliſch lieb und gut,“ ſagte Veilchen und preßte die Lippen zuſammen, gleichſam als wollte ſie das ſchnell entfahrene Wort wieder an ſeinen Urſprung feſſeln.

So lange die Juden nicht im allgemeinen geſellſchaftlichen Leben aufgegangen ſind, wird jedes mit ihnen gepflogene allgemeinere Geſpräch ſehr leicht eine Wendung und Beziehung zu jüdiſchen Verhältniſſen nehmen, da ſie dieſen Geſichtspunkt ſelten aus den Augen verlieren können. Theils unwillkürlich, theils auch in der Abſicht, um ihren unvorſichtigen Worten eine andere Beziehung zu geben, erzählte Veilchen, daß ſie an Leſſings Luſtſpiel „die Juden“ deutſch leſen gelernt habe, und ſchloß mit der Frage: „Sie hatten wohl nie ein Vorurtheil gegen Juden?“

„O ja doch,“ erwiderte Leſſing, „keines jener Vorurtheile, die durch Erziehung und Geſchichte uns gegen die Juden eingepfropft werden, war mir fremd geblieben. Ich ſpreche ſonſt nicht gern von meinen Sachen, ſie ſind mir längſt abgethan und ich ſehe mehr als jeder Andere ihre Fehler; Ihnen aber darf ich mich erklären. Ich habe mich zuerſt von den Beſchränktheiten meines Standes frei zu machen geſucht, ich habe das in dem Luſtſpiel „der Gelehrte“ nach meiner Art verſucht. Ich ging weiter, mich auch von den Beſchränktheiten meiner Confeſſion zu befreien und zu zeigen, daß die höchſte Tugend von jedem poſitiven Bekenntniß unabhängig iſt, und daraus entſtand das

Luſtſpiel „die Juden“. Was wir Rechtſchaffenes thun, und ſei es in nächſter Veranlaſſung auch nur für uns, wird auch zum Segen für Andere. Jene Maxime, die ich Ihnen bei Befreiung von Vorurtheil nannte, bewährte ſich mir bei der Bekanntſchaft mit Juden am glänzendſten; ich bin überzeugt, daß alle die Judenfeinde, wenn ſie die Juden kennten, wenn ſie mit geſunden Augen ihre Geſchichte und ihre Gegenwart anſehen wollten, dieſelben lieben und achten würden gleich anderen Menſchen. Die Juden haben eine Tugend, die ſie mit ausdauernder Beharrlichkeit üben; ſie ſind dankbar gegen jedes Wohlwollen, gegen jede Wohlthat eines Chriſten, und vergeſſen das nie. Ich lerne ihnen nachahmen. Ich bin für mein Streben nach Freiheit ſchon vielfach belohnt,“ fuhr Leſſing fort; er ergriff die Hand Veilchens, ſie zitterte in der ſeinigen, aber ſie wagte es nicht, ſie zurückzuziehen. „Ohne dieſe Freiheit wäre es mir nie zu Theil geworden, mir eine ſo holde und liebenswürdige Freundin zu erwerben.“

Veilchen ſchlug die Augen nieder und Leſſing drückte einen herzhaften Kuß auf ihre Lippen, die ihm nicht widerſtrebten. Veilchen ſchauderte in ſich zuſammen, ſie bedeckte mit der linken Hand ihre Augen, ihre Rechte lag noch in der Hand Leſſings, ſie drückte ſie feſt, kein Laut wurde vernommen.

„Lieben Sie mich denn?“ flüſterte endlich Veilchen leiſe, ſie hielt noch immer ihr Angeſicht bedeckt. Plötzlich erwachte in Leſſing das Bewußtſein deſſen, was hier vorgegangen war; er ſah die Flamme, die er angefacht; mit dem höchſten und heiligſten Gefühl der

Liebe zu ſpielen, ſie zur Tändelei herabzuwürdigen, das war einem edlen Geiſte wie Leſſing zu fern. In peinlich ſtummer Pauſe ſtand er da, er hätte gern die Hand Veilchens fahren laſſen, wenn es nur ginge; ſie mochte das fühlen und entzog ihm leiſe ihre Hand. Ein halb phraſenartiger Ausdruck kam endlich Leſſing zu Hülfe.

„Ich liebe die Schönheit, aber auch die Wahrheit,“ ſagte er endlich, „und ſo muß ich Ihnen bekennen —“

„O! Sie ſind ein herrlicher Mann,“ fiel Veilchen ein, „dieſes freie Geſtändniß, daß Sie mich nicht lieben, macht, wenn es möglich iſt, nur — daß ich Sie noch mehr lieben muß. Fürchten Sie ſich nicht, fürchten Sie nicht für mich, es iſt eine ganz Andere, die Ihnen das ſagt. Ich bin es nicht, die chriſtliche Gräfin ſagt es Ihnen. Mein einziger Wunſch iſt, ich möchte doppelt auf Erden ſein, meinetwegen, weil's doch nicht anders ſein ſoll, einmal zertreten, wehmüthig, mit endloſer Sehnſucht, eingemauert, mit einem Wort: ein Judenmädchen; und dann als chriſtliche Gräfin, frei, kühn und glänzend, voll freudigen Lebensmuthes und feiner Bildung, daß ich Sie ganz erfüllte. Wie ſäße ich mit Ihnen hoch zu Roſſe und durchſtreifte Wälder und Triften, wie träte ich mit Ihnen in den glänzenden Saal, ich ſäße mit Ihnen am ſtillen Herde; aber ein Blick müßte Ihnen ſagen, daß ſich meine Seele in die Ihrige eingewurzelt, feſt, tief; ewig. Ach! ich kann's nicht ſagen, was ich wollte, ich rede ſchon zu viel; aber das Eine weiß ich: nur mein Herz möcht' ich haben in der andern Hülle, ich würde Sie beglücken wie noch nie ein Menſch beglückt wurde, ich würde Sie lieben wie Gott — aber Gott liebt uns nicht, er will nicht, daß ein Geſchöpf auf Erden ganz glücklich ſei —“

Ermattet ſank Veilchen in ſich zuſammen, ſie ſtützte ihre Stirn auf die Hand und ſchluchzte laut.

„Liebe Freundin,“ ſagte Leſſing mit bewegter liebevoller Stimme, „was ich fühle, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen; da, wo wir jetzt ſtehen, bedarf es keiner Worte der Vereinigung mehr, nur der zarten Löſung und Verſtändigung.“

„Auch dieſe nicht,“ rief Veilchen, ſich emporrichtend, ihr Antlitz war verklärt, eine Thräne hing wie Thau in ihren Wimpern, aber ihr Auge leuchtete hell und klar, wie die Sonne nach einem Gewitter, ſie breitete ihre Arme aus und umſchlang Leſſing und küßte ihm die Augen und die Lippen. „Leb' wohl, Leb' ewig wohl!“ ſchluchzte ſie und rang ſich von ihm los.

Eine kleine Pauſe ſtanden die Beiden einander gegenüber, auch aus des Mannes Auge trat eine Thräne.

Es klopfte an, Täubchen-Theodolinde trat ein. Veilchen ſtand bewegungslos, nur ihr Buſen hob und ſenkte ſich raſcher, Leſſing kehrte ſich um und drückte die Thräne aus dem Auge; es ſchmerzte ihn auf's neue, daß dieſer zarten Seele ſelbſt das ſüße Wehe des Abſchiedes und der Entſagung nicht rein und unverkümmert blieb. Veilchen indeß faßte ſich ſchnell, ſie nahm ihrer Schwägerin den Shawl ab, bewunderte ihre ſchöne Toilette, ihr gutes Ausſehen, ſie fragte nach dem

Befinden ihrer Nachbarin, nach ihrer jetzigen Lectüre, — Alles in Einem Athem. Täubchen konnte gar nicht zur Beſinnung kommen, ſie blickte aber auf Leſſing, der, vor ſich niederſchauend, die raſche Gewandtheit Veilchens bewunderte und bemitleidete. Er ſah all den innern Kampf dieſer Seele.

Veilchen ſtellte Leſſing ihrer Schwägerin vor; dieſe war hocherfreut, den berühmten „Auteur“ kennen zu lernen und lobte ſeine Schriften.

Was war Leſſing jetzt alle Literatur und all ſein eigenes dichteriſches Streben, hier, wo er nicht durch freie poetiſche Verknüpfung, ſondern unmittelbar und faſt gegen ſeinen Willen eine Seele in den Kampf geführt hatte, der ſich am Abgrund des Wahnſinns hinzog?

„Es giebt Augenblicke,“ ſagte Leſſing, „wo ich Alles, was ich geſchaffen, mit Freuden hinopferte, wenn ich einer mir ewig theuern Seele Ruhe und Frieden dadurch erwerben könnte.“

Ein Blick von Veilchen ſagte ihm den innigſten Dank, und Täubchen-Theodolinde gelangte, ohne daß ſie es wußte, zu einem Witze, indem ſie dieſe Rede den „Calumniationspunkt aller Beſcheidenheit“ nannte.

Sobald es ſchicklich war, entfernte ſich Leſſing; er wäre gern noch länger geblieben, denn im Geiſte hatte er ſich geſagt, daß er nie mehr in dieſe Umgebung zurückkehren dürfe, aber die Anweſenheit Täubchens erregte Mißbehagen; mit einem einfachen Lebewohl ſchied er von Veilchen, ſie ſahen ſich ſtarr in die Augen, ſie ſahen ſich nie mehr wieder . . .

Nachdenklich, den Blick zur Erde geheftet, ging Leſſing über den Judenplatz, da hörte er mehrmals hinter ſich rufen: „Herr Sekretär!“ Er kehrte ſich um, der Münzpächter Veitel Ephraim aus Berlin, der Oheim Veilchens, ſtand vor ihm. Schlaff und runzelig ſchlotterte die weißgelbe Haut ſeines blatternarbigen und wie wurmſtichigen Geſichtes, die Augen waren wie von unerſättlicher Gier weit aus ihren Höhlen hervorgetrieben, die zurückgedrückte hohe Stirne, die aufgeworfenen bläulichen Lippen ſchienen Verſchlagenheit und ſklaviſche Unterwürfigkeit zu verrathen; der feine dreieckige Hut, deſſen Vorderſpitze wie ein offener Schnabel in die Höhe ſtand, ſaß tief im Nacken und ſtützte ſich auf die weiße Halsbinde, ein pelzverbrämter brauner Rock mit langen Schößen bekleidete die mittelgroße Geſtalt. Die Hände in den beiden Seitentaſchen, mit Geld klimpernd, den Unterkörper nach Vornen ſtreckend, ſich auf den auseinander geſpreizten Beinen ſtolz hin und herwiegend, ſo ſtand Veitel Ephraim da, eine lebendige Rechenmaſchine, deren Zifferblatt, das Geſicht, nur die gewonnenen Prozente anzeigte. Leſſing gefiel ſich einen Augenblick darin, des Gegenſatzes mit ſeiner jetzigen Stimmung wegen, dieſes Angeſicht näher zu betrachten, er hörte daher die Fragen Veitels wegen der Geſinnungen des Generals Tauenzien bei der beabſichtigten Erneuerung des Münzvertrages ruhig an, endlich, ſtatt eine ausführliche Antwort zu geben, fuhr er ſich über die Stirn.

„Morgen, morgen,“ ſagte er, „will ich Ihnen Alles ſagen, jetzt kann ich nicht;“ und ſchnell lief er davon und hinaus in's Freie.

„Ein unpraktiſcher Menſch, der nie zu was kommen wird und ich hätt' ihn gern was verdienen laſſen," ſagte Veitel zu ſich und ſah Leſſing mitleidig und geringſchätzig, in der That aber auch zornig nach, denn Leſſing hatte ſich nie dazu herbeigelaſſen, bei dem General Tauenzien, der zugleich General-Münzdirektor war, den Münzpächtern irgend Vorſchub zu leiſten.

Veitel kehrte jetzt um und ging zu den Kindern ſeiner verſtorbenen Schweſter.

Als Leſſing weggegangen war, hatte Veilchen eine Weile ſtill bei ihrer Schwägerin geſeſſen, ſie rieb ſich die Stirn mit Eau de Levante, um nicht die wenigen Worte ſprechen zu dürfen, daß ſie Kopfweh habe.

„Entre nous soit dit," ſagte Theodolinde, „ich glaube du biſt in den Sekretär verliebt, er hat allerdings ein intereſſantes air." —

„Veilchen lächelte. „Wie magſt du glauben, daß ich in einen Chriſten —"

„Pourquoi pas?" ſagte Theodolinde, „ich ſage dir, in deiner position würde ich mich gar nicht mainteniren eine Chriſtin zu werden, du kannſt dann einen Offizier heirathen, und denk' einmal, Frau Hauptmännin oder Frau Majorin zu ſein, ach! ich wäre im Exilium vor Freude. Weißt du, wen du heirathen mußt? den ſchönen Hauptmann bei den Huſaren mit dem kohlſchwarzen moustache, wie freundlich hat der uns gegrüßt, als wir letzten Sonnabend zum Nikolai-Thor hinaus gingen, wie hat der Augen! So ſchwärmeriſch und mit welcher grace ſaß er zu Pferd, die feine Taille, wie herrlich." —

Ohne daß angeklopft worden war, ging die Thüre auf. Veilchen ſprang ihrem Oheim Veitel mit einem freundlichen „Gottwillkomm“ entgegen, ſie war froh, von dem Geſpräch ihrer Schwägerin erlöſt zu ſein.

„Weil du heut ſo apart freundlich biſt, Veilchen,“ ſagte Veitel bald nach den erſten Begrüßungen, „hab' ich dir auch ein ſchönes Geſchenk mitgebracht; iſt dir ein in Gold gefaßter Diamant, den man um einen Finger wickeln kann, recht?“

„Bitte, geben Sie mir den Ring,“ ſagte Veilchen zu ihrem Oheim, der neckend die Hand in der Taſche hielt und endlich erwiderte:

„Es iſt ein Ding, es iſt kein Ring und hat doch Ring'.“

„Alſo eine Kette, bitte geben Sie.“

„Es iſt keine Kette, denn es wird nicht gezogen, es geht allein.“

„Alſo eine Uhr? ach, bitte, quälen Sie mich nicht länger.“

„Es iſt keine Uhr, denn eine Uhr wird alle Tag' aufgezogen, und das Ding wird alle Tag' angezogen.“

Veilchen ſetzte ſich unwillig nieder und ſchwieg; ſchmunzelnd trat Veitel zu ihr, und legte die Hand auf ihr glattgeſcheiteltes Haar.

„Na, Närrchen,“ ſagte er, „muß man dir denn mit der Ofengabel winken? Ein Bräutigam iſt es, den ich mitgebracht hab', der giebt dir Ring' und Kett' und Uhren, Herz was begehrſt du? Aber à propos, du kannſt doch gut deutſch ſchreiben und leſen?“

„Ja wohl, ſoll ich Ihnen einen Geſchäftsbrief leſen?“

„Nein, diesmal nicht, aber ich gratulire, denn die Sache iſt jetzt ſo liquid wie eine dreifach verſicherte Hypotheke. Dein Bräutigam will par tout ein Mädchen, das deutſch leſen und ſchreiben kann; gerade weil er ſelber nichts davon verſteht, will er eine Frau, die die Geſchäftsbriefe nachſieht; er könnte Mädchen haben mit dreimal ſo viel Geld als du haſt, denn es iſt der Herz Moſes Helſt, deſſen Oheim, Levi Gumperz, ſchon unterm vorigen König der größte Mann geweſen iſt. Du brauchſt dich nicht lange zu beſinnen, du haſt ein Vierteljahrhundert auf dem Buckel, und jedes Jahr, das du als ledig älter wirſt, ſinkſt du um fünfzig Prozent.“

Veilchen erwiderte nichts, und als endlich Veitel wieder weggegangen war, rief Täubchen: „Aide toi et Dieu t'aidera! Du kannſt dieſem calcul durch einen coup entgehen, geh' mit mir und meinem Mann in die Kirche.“

Veilchen dankte und bat ihre Schwägerin, ſie allein zu laſſen; ſie begab ſich auf ihr Zimmer und warf ſich mit einem lauten Schrei auf ihr Bett. Ihr ganzes bisheriges Leben zog wie ein nebelhafter Traum an ihr vorüber; zwiſchen Sehnſucht und Trauer hatte ſie geſchwebt, ſeitdem ſie zum Bewußtſein gekommen war, und als ihre Erinnerung ihr die letzten Stunden vorführte, da erſt begann ſie zu weinen.

„Leb' wohl!“ wiederholte ſie, „leb' wohl!“ ſie küßte die Bettdecke, in der ſie ihr Angeſicht verborgen hatte, drückte die Augen feſt zu und im Innerſten Sein Bild ſchauend, lächelte ſie ſtill und ſelig. Es war Abend geworden, der Mond warf ſein blaſſes Licht durch die Scheiben und verklärte die Ruhende wie mit einer zarten Glorie.

„Ich bin zur Entſagung geſchaffen,“ ſagte ſie zu ſich, „dürfte ich ewig mit meinem Schmerz allein leben, mir wäre wohl; könnte ich ſterben, mir wäre beſſer. Hätte ich nie geahnt, daß es ein ſchöneres Leben giebt, ich wäre glücklich; nein, ich hätte Ihn nie gefunden, und ohne Ihn nie dieſe Stunde, die tauſend Leben aufwiegt — ihn, der nicht mein werden kann; fahr' wohl, Liebesglück! Da Er nicht mein werden ſoll, will ich mein Leben in Demuth und Entſagung verbringen. Gott! Vater, guter himmlicher Vater, nimm mich jetzt zu dir, ſende deinen Todesengel und erlöſe mich, Allgütiger, erbarme dich!“

Sie warf ſich an ihrem Bett auf die Kniee, ſie hüllte ihr Haupt in die Kiſſen, ſchluchzte und weinte und betete lange.

Die ganze Nacht und den ganzen andern Tag lag Veilchen weinend und händeringend im Bett, ſie wußte kaum mehr, daß die Thränen über ihre Wangen floßen, ſie aß nicht und trank nicht, und gab faſt auf keine Frage eine Antwort; endlich am zweiten Abende ſchlief ſie ermattet ein und am andern Morgen erwachte ſie wie neu geſtärkt. Ihre Verwandten beſtürmten ſie immer mehr, ſich über Herz Helſt zu entſcheiden, ſie baten ſo innig und ſtellten ihr vor, wie ſie ja nur für ihr Glück ſorgen wollten, daß ſie von dieſer Theilnahme im Innerſten gerührt wurde, und von Herzen wünſchte, dieſen Guten nach Gefallen leben zu können. Hätte ſie gewußt, daß ihre Angehörigen meiſt deshalb ſo auf ſie einſtürmten, weil ſie bemerkt hatten, daß der Freier nicht abgeneigt war, die Tochter des reichen Bärmann Fränkel zu heirathen, ſie hätte ihrem Gefühle keinen Zwang angethan; wie hätte ſie ſich auch nur mit einem Gedanken zu einem Manne wenden können, dem es einerlei iſt, ob er dieſe oder jene zur Gattin beſitzen ſoll, der in dieſer Stunde dieſem und in jener einem andern Heirathsmakler folgt?

Auch Ephraim redete ſeiner Schweſter zu, indeß beſchwor er ſie, in keinerlei Weiſe ihr Gefühl zu unterdrücken, ſie ſolle nur den neuen Freier ſehen und kennen lernen, damit ſie ſich keine Vorwürfe zu machen und keine zu erdulden habe. Veilchen willigte ein.

Wie klopfte ihre Bruſt, als ſie, am Nähtiſchchen ihren Oheim Veitel mit dem Fremden eintreten ſah, mit niedergeſchlagenem Blick dankte ſie ſeinem Gruße, ſie wagte nicht das Auge zu erheben; nach und nach blinzte ſie indeß von ihrem Nähezeuge auf, und geſtand ſich, daß ſie ſich den Fremden viel häßlicher gedacht hatte, ſie mußte über ſich lächeln. Veitel glaubte, das gälte ſeinen derben Späßen, mit welchen er die Unterhaltung einleitete; bald begab ſich aber der ſchlaue Kopf mit ſeinen beiden Neffen in das Nebenzimmer, Veilchen zitterte am ganzen Leibe, als ſie ſich mit dem Fremden allein ſah. Dieſer nahte ſich ihr und ſprach über das Mouſſelintuch, das ſie ſo eben ſäumte; er erzählte ſodann von Berlin und wie dieſe Stadt viel größer wäre als Breslau. Veilchen faßte Muth und fragte ihn nach ſeinen Eltern und Geſchwiſtern, der

Fremde ſprach mit rührender Innigkeit von ſeiner guten Mutter. Veilchen athmete leichter. Wer einer ſolchen Kindesliebe fähig iſt, der muß ein guter Menſch ſein, ſo dachte ſie; und verlor ſich ſorglos in den ſeltſamen Verſchlingungen des Geſprächs.

Innerlich verzehrender Schmerz und Selbſtopferung haben nicht minder ihre Verirrungen als rückſichtsloſes Ausſchreiten gegen Andere; nur iſt es ſchwerer, in Mitgefühl und milder Schonung dort Gerechtigkeit zu üben.

Wer weiß, ob Veilchen in Entſagung und Geknicktheit ihrer Lebenswünſche nicht gern dieſe vollends beſeitigte, ſich das Recht zum Schmerze und ſeiner Laſt nahm durch Auferlegung einer neuen Pflicht?

Veilchen war ſich bei den innigen Worten des Freiers nur des Einen bewußt, daß die Welt noch nicht ſo dunkel und ausgeſtorben ſei, als ſie ihr erſchienen war, es gab noch Menſchen, die ſich ihres verarmten Daſeins erbarmten; ſie öffnete ihr Auge dem Licht und dem Leben.

Veilchen ſchauderte innerlich zuſammen, als ihr Bräutigam ſie zum Erſtenmal küßte, und zwar ſo ohne alle Umſtände, als ob er ein jahrelanges Recht darauf hätte; ſie erkannte erſt jetzt, was ſie gethan.

Drei Tage ſpäter ward Veilchen die Braut des Herz Helſt, ſie hatte ihm frei geſtanden, daß ſie ihn nicht liebe, daß ſie aber von Herzen gern ſich Mühe geben wolle, ſich mit ihm zu vertragen und ihm pflichtgetreu zu ſein; ohne etwas darauf zu erwiedern, hing er ihr lächelnd eine ſchöne goldne Kette um.

Das Traurigſte war, daß, nachdem Veilchen Braut geworden, die guten Leute in Breslau ſie innig bemitleideten; die ſie kannten und die ſie nicht kannten lobten ihre Güte, Milde und ihre zarte Seele, und bedauerten, daß ſie kein beſſeres Loos gefunden — gegen Verſtorbene ſind die guten Leute gern gerecht, ja ſogar mild.

Veilchen mußte ſehr unglücklich ſein.

An demſelben Tage, an welchem Veilchen Braut geworden, waren auch Chajem und Täubchen in aller Stille in einem nahen Dorfe bei Breslau zur chriſtlichen Kirche übergetreten; Chajem erhielt die Namen Chriſtian Achilles Gottfried, und Täubchen: Marie Chriſtine Theodolinde.

Der Traum Moſes Daniels hatte ſich auf eine eigenthümliche Weiſe erfüllt.

11. Frauenleben.

Veilchen war zu einem ſtill beſchaulichen, ja faſt zu einem Nonnenleben geboren, und ſie ſollte eine jüdiſche Handelsfrau werden. Nichts ſtreift den zauberhaften Blumenſchmelz mehr von dem Weſen der Weiblichkeit als das Handthieren am Ladentiſch, oder auch am Schenktiſch in einem Wirthshauſe; dieſes feilſchende, mäkelnde, in allgemeinen Freundlichkeiten ſich bewegende Weſen, das auf Erwerb und Gewinn abzielt, ſteht mit dem wahren Frauenſinn ſo vielfach im Widerſpruch, daß es eines tiefen Kerns von innerer

Zartheit oder kecker Schalkhaftigkeit bedarf, um nicht den angebornen Adel ſeiner Natur mit in der Wagſchale des Handels zu vertrödeln. Wie weit ſteht die Handelsfrau von der Nonne ab!

Als Veilchen indeß an ihrem Hochzeittage von den Frauen eingekleidet wurde, fiel es ihr auf, daß dieſe Ceremonie der Einkleidung einer Nonne glich. Sie mußte ihr Sterbehemd mit den ſchwarzen Spitzenmanſchetten anziehen; ihre ſchönſte Zierde, das reiche braune Haupthaar mit den ſanftquillenden Locken wurde erbarmungslos abgeſchnitten, und die Stümpfe mit einem weißen Bande zuſammengebunden; eine reiche Blondenhaube wurde ihr über das Haupt gezogen, und wie bei einer Nonne, durfte nie mehr eins ihrer Haupthaare ſichtbar ſein, denn „der Haarputz an einem Weibe iſt Schamloſigkeit,“ ſagen die babyloniſchen Thalmudiſten. Eine Thräne ſchwamm in dem Auge Veilchens, als ſie ihr ſo ſehr verändertes Angeſicht in dem Spiegel betrachtete; hätte ſie gewußt, wie in einem andern Zimmer ihr Bräutigam über die nicht ganz vollſtändige Auslieferung ihrer Mitgift ſich mit ihrem Oheim zankte, ſie hätte noch mehr geweint.

Veilchen war auf zweifache Weiſe in den Paragraphen eines Handelsvertrages verwebt worden; Veitel ging darauf aus, ſeine Concurrenten bei der Münzpacht, die Itzig'ſche Compagnie, zu verdrängen; indem er nun eine Hauptſtütze, den Herz Helft, ihr abwendig machte, ſuchte er ihn auch durch Familienbande auf ſeiner Seite feſtzuhalten.

Die Hochzeit Veilchens war in Deutſch-Liſſa, einem

Städtchen, nur wenige Stunden von Breslau entfernt; Veitel hatte es veranſtaltet, daß hier im Saal eines chriſtlichen Wirthshauſes das Hochzeitsmahl verzehrt wurde. Man trank eben nach Tiſche den ſchwarzen Kaffee, da trat der Schnurrant Jiſſroele Poſſenmacher ein, er ſtellte ſich mit ſeiner Geige auf einen Stuhl, ſchnitt Fratzen und bat in jüdiſch-deutſchen Knittelverſen um ein Thema für ſeine Improviſationen.

„Der Kaffee," rief Ephraim, und ſogleich ſtrich der Schnurrant ſeine Geige, und reimte dabei, daß der Kaffee der Mann, der Zucker das Weib ſei; zuerſt hole man das Weib mit einer ſilbernen Zuckerzange, dann aber greife man ſpäter mit Händen zu, Mancher irre ſich und nehme Salz ſtatt Zucker u. ſ. w. Dieſe in jüdiſchem Kauderwelſch vorgetragenen Schnurrpfeifereien erheiterten die Geſellſchaft ſehr. Veitel horchte zähneſtochernd in ſeinen Stuhl zurückgelehnt zu; die Wirthin, eine runde, kräftige Geſtalt, trat ein, Veitel ſtand auf, ging ihr entgegen. Der Wirthin folgte ſchüchtern eine ärmlich gekleidete Frau, wie es ſchien, in den beſten Jahren, mit einem unſchönen Geſicht, auf welchem Kummer und Sorgen ihre Denkzeichen zurückgelaſſen hatten. Veitel holte klimpernd ein Stück Geld aus der Taſche, denn er liebte es, im Angeſicht Vieler Wohlthätigkeit zu üben; die Wirthin winkte ihm vertraulich mit den Augen, Veitel ſteckte ſein falſches Viergroſchenſtück wieder ein.

„Na, Frau Anneliеſe," ſagte die Wirthin zu ihrer Begleiterin, „die Leute ſind ſatt und freſſen ſie nicht, ſie braucht kein Geſicht zu machen, wie die Katz', wenn's donnert, mach' ſie nur keck ein paar ſchöne Verſ' auf die ſchöne Jungfer Braut und den ſchönen Herrn Bräutigam, dann kriegt ſie auch ein ſchönes Douceur."

Die Angeredete ſchlug ihr Auge auf, ein heller Strahl blitzte daraus hervor, und ſich zur Braut wendend, ſprach ſie:

„Bräutchen, hold und wunderſam,
Sage mir, wie iſt dein Nam'!"

„Veilchen."

Zum Bräutigam gewendet, fuhr ſie fort:

„Mann, der du für ſie entbrennſt,
Sage mir, wie du dich nennſt?"

„Herz Moſes Helft."

Die Reimerin drückte ihre von der Sonne gebräunte und durch die Arbeit gehärtete Hand feſt auf die Augen, und als ſie die Hand wieder wegzog, ſchien das ganze Angeſicht verklärt, und ſie begann:

„Nichts ſind auf Stirne, Mund und Wangen
Die Lilien und Roſen, nichts
Sind Augen voller Tag, wenn ſie gleich Sonnen prangen
Am Himmel eines Angeſichts.

Dich, himmliſch Veilchen, muß man lieben,
Dich, himmliſch fühlend ſanftes Kind,
Auf deſſen Antlitz ward von der Natur geſchrieben,
Wie fein des Herzens Reize ſind."

Ein lautes Ah! und Brav! krönte die Sängerin, ſelbſt der Poſſenmacher geigte einen Tuſch, daß faſt alle Saiten ſprangen, und ſchnitt Fratzen dazu. Ephraim nahm einen Teller, legte einen Ducaten darauf und ſammelte bei den Uebrigen; Veilchen riß eine Denkmünze von dem Brautgürtel, der ihren Leib umfing, und legte ſie auf den Teller, ihr Gatte machte ein ſüßſaures Geſicht dabei. Als Ephraim an Veitel kam, ſagte er:

„Nun, das iſt doch herrlich, Onkel?“

„Die Façon wird zu theuer bezahlt,“ erwiderte Veitel, während er in der Taſche nach mehreren kleinen Münzen ſtöberte, um auf dem Teller ein großes Geraſſel machen zu können, „wie ich ſage, die Façon wird zu theuer bezahlt, wie an durchbrochener Silberarbeit; wenn man das, was die Frau geſagt hat, einſchmilzt, und die Reimfaçon wegfällt, kann man nicht ſo viel Aufhebens davon machen. Wie ich höre, machſt du auch Verſe. Soll ich dir ſagen, wie mir Verſe vorkommen?“

„Nun wie denn?“

„Bei uns daheim in Prenzlau iſt einmal mit Einem ein Pferd durchgegangen. Mauſche wohin? hat ihm Alles zugerufen. Weiß ich's? Das Pferd weiß es, hat er zur Antwort gegeben. Nun ſag: geht's nicht auch mit Vers und Reim ſo? Müſſen die Gedanken der Leute, die Verſe machen, nicht dahin, wo der Reim hin will?“

„Sie ſind ein großer Kritiker,“ ſagte Ephraim lächelnd und brachte der Dichterin die Gaben mit den Worten:

„Nicht als Lohn,
Als Dankeszeichen,
Nimm' die Frohn,
Die wir dir reichen.“

„Recht ſo,“ rief Veitel, „ſie hat mit Du angefangen, und Du mußt den Saldo mit Netto abtragen; wie's in den Wald hineinſchallt, ſchallt's wieder 'raus, ſagt das Sprüchwort.“

Ein Zucken um die Mundwinkel der Dichterin verrieth, daß ſie im Begriff war, ihren Dank abermals in Verſen auszudrücken, aber ein richtiges Gefühl ſagte ihr, daß dies jetzt ungeeignet wäre, und mit einem höflichen Knicks entfernte ſie ſich.

Ephraim ſchlich ihr ſobald als thunlich nach, er traf ſie in einem Winkel der untern Wirthsſtube, mit Heißhunger ein Brod verzehrend und mitunter einen Schluck Bier nehmend. Als ſie ihn erblickte, überflog eine Röthe ihr Angeſicht, er ſetzte ſich traulich zu ihr, und bald waren ſie in ein Geſpräch verwickelt, wie zwei alte Bekannte. Die Fremde erzählte von ihrer Jugend, wie ſie den Sommer über die Kühe gehütet —

„Ach!“ rief Ephraim, „es muß Ihnen bei allem Ungemach doch wohl geweſen ſein, auf ſonniger Bergwieſe ungeſtört leben und träumen zu können. —

„Ja, in Gedanken iſt das ſchöner, aber ich mußte auf meine Kühe Acht geben und meinen Strumpf dabei ſtricken, und wenn ich nach Haus kam und hatte über einem Buche das Stricken vergeſſen, da gab's immer mehr Scheltworte oder gar Schläge als Kartoffeln zu eſſen; aber draußen war ich doch ſtets froh und munter, ich ſang die Lieder aus unſerm Geſangbuche, die ich faſt alle auswendig kannte, hinab in das Thal, und Alles wurde noch einmal ſo ſchön und würzig; ich wagte es, einen neuen Vers zu dem Kirchenliede und endlich ein neues Kirchenlied ſelber zu ſetzen. Gott wird mir's verzeihen, ich bin nicht mehr ſo fromm wie ſonſt, denn oft fragt mich der Verſucher: wärſt du nicht glücklicher als dumme Bauerndirne, ſind die Lieder, die in dir leben, nicht deine Qual? Aber nein, ohne dieſe himmliſche Kraft wäre ich ſchon lange zuſammengebrochen, denn mein Kreuz iſt ſchwer — ich hoffe, daß mein Heiland erſcheinen wird; nur Einmal möchte ich frei aus freier Kehle das Lob unſeres unſterblichen Helden, des großen Friedrichs, ſingen" —

„Was hat der große König für Sie gethan?" fragte Ephraim.

„Für mich?" fragte die Dichterin, und eine Röthe durchſchoß ihr Angeſicht, „für mich hat dieſer Erdengott ſeine Großthaten vollendet, größer als alle Wunder der Vorzeit, daß ich ſie anſtaune und ihn anbete. Heil dem Helden, der einer Welt gegenüber, die auf ihn heranbraust, unerſchütterlich ſteht, Heil uns, daß dieſelbe Sonne über ihm und uns aufgeht!"

Ephraim blickte nachdenklich und beſchämt zur Erde, er ſchalt ſich über ſeine Selbſtſucht, und doch konnte er dieſen „großen Friedrich" nicht lieben; dieſer Frau war er ein Glaubensheld, denn ſie war Proteſtantin. Er verglich ſeinen Bildungsgang mit dem der Dichterin, und hier offenbarte ihm die neue Stufe, auf der er ſtand, wieder ihr neues Ungemach; der Zweifel rang ſich bis zu ſeinem Allerheiligſten hindurch, der Muſenquell, aus dem er bisher ſchöpfte, erſchien ihm als eine Ciſterne in der Wüſte, die leicht vertrocknen und verſumpfen konnte; hier fand er eine lebendig ſprudelnde Quelle, die ſich im ſchattigen Thalgrunde unter Blumen fortſchlängelte. Selbſt der ſchwache Troſt, in Stunden der Weihe über ſein Schickſal und ſeine Umgebung erhaben zu ſein, ſchien ihm hiedurch noch mehr verkümmert. Durch eine ſonderbare Ideenfolge ſah er plötzlich, wie ſich aus dem Paradieſe dichteriſcher Begeiſterung vier Ströme ergoſſen: Gott, Freiheit, Vaterland und Liebe — er war nicht mehr jung und noch nicht alt genug, um Gott allein zu ſingen, Freiheit und Vaterland kannte er nicht, und die Liebe ſchwebte ihm bisher nur in geſtaltloſer Sehnſucht vor.

„Hat Sie nicht die Liebe ſo ſchön dichten gelehrt?“ fragte er die Fremde, und ſie erwiderte:

„Ohne Regung, die ich oft beſchreibe,
Ohne Zärtlichkeit ward ich zum Weibe,
Ward zur Mutter! wie im wilden Krieg
Unverliebt ein Mädchen werden müßte,
Die ein Krieger halb gezwungen küßte,
Der die Mauer einer Stadt erſtieg.

Sing' ich Lieder für der Liebe Kenner,
Dann denk' ich den zärtlichſten der Männer,
Den ich immer wünſchte, nie erhielt;
Keine Gattin küßte je getreuer,
Als ich in der Sappho ſanftem Feuer
Lippen küßte, die ich nie gefühlt!“

Die Dunkelheit, die allmälig hereingebrochen war, ließ die Röthe in ihrem Angeſichte, das ſie noch zum Ueberfluſſe mit ihrer Schürze bedeckte, nicht erkennen.

Sie erzählte nun, daß ſie zum Zweitenmal verheirathet ſei, ihr erſter Mann habe ſich von ihr ſcheiden laſſen, und jetzt ſei ſie mit einem Schneider Namens Karſch verheirathet und wohne auf einem Dorfe in der Nähe. Ihre Stimme zitterte heftiger, als ſie ihre jetzige Lage erwähnte. Sie ſprachen noch lange traulich mit einander, und Ephraim freute ſich, „heute, wo ſeine leibliche Schweſter von ihm ſcheide, eine Schweſter in Apoll gefunden zu haben.“

„Und dieſer ſei unſer Bruder,“ ſagte die Dichterin, ſie zog ein fliegendes Blatt aus ihrem Buſen, es waren die erſten „Lieder eines preußiſchen Grenadiers,“ deren Verfaſſer man damals noch nicht kannte. Sie nahm ein kleines Bündel mit Brod und Mehl unter den Arm, reichte Ephraim die Hand mit den Worten: „Gedenken Sie bisweilen der unglücklichen Frau Karſchin,“ und verließ das Zimmer.

Ephraim ging hinaus in den Garten hinter dem Hauſe, es war ein ſchöner Herbſtabend, eine mondhelle Nacht lag über der Erde, aus der Küche vernahm man das Schäkern der Knechte und Fuhrleute mit den Mägden, er ging weiter hinweg, bis wo keine Menſchenſtimme mehr zu ihm drang, er ſah hinauf zu den ewigen Sternen, er ſchaute hinab auf den tiefſten Grund ſeiner Seele. Plötzlich ertönte aus dem ſtillen Städtchen die Abendglocke zum Gebete, Ephraim zog faſt unwillkürlich den Hut ab, er ſprach zu dem, der über den Sternen und in der Tiefe der Menſchenbruſt wohnt: „Herr Gott, es iſt viel Ungemach und Sünde auf deiner ſchönen Erde, auch ich bin ſündig; Herr Gott, laß mich die finden, in der ich das Leben finden ſoll und die Liebe; ſiehe, mein Herz iſt voll Liebe, gieb mir die Gattin, die du mir geſchaffen, ehe ich auf Irrwegen ſie ſuche und verirre.“ Er ſtand an einen Baum gelehnt ruhig da, ſein Blick ſchweifte in's Weite, in's Unendliche, und ſchon raſchelte der Zweifel wie eine grüne Eidechſe mit klugen Aeuglein durch die Blumen ſeines Glaubens und ſeiner Liebe, denn er dachte: was ſoll die Liebe auf dieſer Erde, wo ſich Alles um die eigene Axe, die Selbſtſucht, dreht? Und die Sterne droben, ſie wandeln gemeſſen ihre Bahn, ob wir in Trauer oder Freude, in Krieg oder Frieden auf dieſer Erde herumkriechen. —

Plötzlich war es ihm, als ob er die Stimme eines Engels vernähme, der ſeinen Namen riefe; er fuhr ſich mit der Hand über die Stirn, als wollte er den Traum verſcheuchen, aber immer wiederholte ſich der Ruf, und immer lieblicher, immer näher. Philippine, das dreizehnjährige Kind ſeines Oheims Abraham, ſtand endlich vor ihm und erzählte, wie es ihn habe in den Garten gehen ſehen, er ſolle nun kommen, denn der Wagen ſei angeſpannt, man müſſe nach Hauſe, ehe die Feſtung geſchloſſen werde.

Ephraim legte ſeine Hand auf das Haupt des Kindes, deſſen ſchwarze Locken bis auf die Schultern hinabreichten; mit einem reuigen Dankesblick ſchaute er aufwärts, dann beugte er ſich zu dem Kinde hernieder, das ihn mit ſeinen hellen braunen Augen, an denen man faſt gar kein Weiß bemerken konnte, heiter und unſchuldig anblickte; er drückte einen Kuß auf die glatte weiße Stirn, über die noch keine Sorge und keine Reue gezogen war.“

„Willſt du mein Bräutchen ſein?“ fragte er das Kind, und dieſes erwiderte:

„Krieg' ich auch ſo eine ſchöne Kett' und ſo gute ſüße Sachen, wie dein Veilchen von ihrem Bräutigam?“

„Noch tauſendmal ſchöner und ſüßer,“ ſagte er, und wollte das Kind abermals küſſen; aber wie aus einem geheimen Gefühl widerſetzte es ſich mit aller Gewalt dagegen. Ephraim nahm nun das Mädchen bei der Hand und ging mit ihm nach dem Hauſe. Philippine hüpfte und tanzte luſtig an der Hand ihres tiefſinnigen Vetters, denn ihre innere Lebendigkeit ließ ſie nie ruhig und gemeſſenen Schrittes gehen.

Ephraim fragte ſeinen Oheim Abraham, den Vater ſeiner jungen Auserkornen, wo denn ſeine Schweſter Veilchen ſei; er erfuhr, daß ſie heimlich und ohne von Jemand Abſchied zu nehmen, abgereist ſei. Ephraim wurde traurig, jetzt, da ſie von ihm geſchieden war, fühlte er plötzlich, was er dieſer Schweſter hätte ſein können, die ihn ſo innig geliebt und verſtanden, und die er ſo oft von ſich geſtoßen hatte.

Ephraim kannte den unergründlichen Schmerz dieſer verlorenen Seele nicht ganz: ſeit ihrer Verlobungsſtunde, da ſie einer unabänderlichen Nothwendigkeit gehorchen zu müſſen glaubte, hatte ſich Veilchen willenlos allen Folgen dieſer Stunde hingegeben, ja ſie gefiel ſich in dieſem Märtyrthume, aber das Bewußtſein ihres Abfalls von dem eigenen beſſeren Selbſt regte ſich dennoch in ihr; ſie fürchtete, daß ein unbewachter Augenblick es offenbaren könnte, und darum dankte ſie ihrem Manne mit Thränen in den Augen, als er ihrer erſten Bitte willfahrte und heimlich mit ihr abreiste.

Friede und Ruhe ihrem verglimmenden Leben! —

Die Hochzeitgäſte ſchickten ſich alle zur Heimkehr an, nur Beitel blieb zurück.

Ephraim ſaß mit ſeinem Oheim Abraham, deſſen Frau und der kleinen Philippine im Wagen.

„Du mußt dich nun auch bald um ein Ehegeſpons umſehen," ſagte Abraham zu ſeinem Neffen.

„Das hab' ich ſchon, und hier ſitzt ſie," ſagte Ephraim, auf Philippine deutend. Abraham lächelte, denn er hielt es für Scherz, aber ſeine kluge Frau rechnete im Stillen, daß Philippine in drei Jahren ſechzehn Jahre alt ſei, und zu dieſer Zeit hatte ſie auch geheirathet.

Man konnte es als vorbildlich anſehen, daß Philippine während dieſer längeren Unterredung ſchon ſchlief, ihre heitere Kindheit konnte nicht ahnen, was um ſie her vorbereitet wurde, und wenn ſie zum bewußten Leben erwachte, wollte Ephraim ſie in ſeine Arme ſchließen.

Es kann vielfach als ein Zeichen moraliſcher oder phyſiſcher Ueberlebtheit angeſehen werden, wenn ſich gereifte Jünglinge und Männer ihre Gattinnen aus der Kinderſtube holen. Es iſt ein neuer Reiz für den Ueberſättigten, eine ſichere Bürgſchaft für den Getäuſchten, Betrogenen, nur ſelten iſt es eine Folge urſprünglicher und unberührter Reinheit; verſteckte Feigheit und Selbſtgefälligkeit liegt ſehr oft im Hintergrunde. Man iſt hier ſeines Sieges ſo gewiß; das Streben nach der unmittelbarſten Uebermacht, gebaut auf ein angewohntes Abhängigkeitsverhältniß, iſt nicht ſelten die geheime Triebfeder jener kinderliebenden Männer. Nur zwei gleich entwickelte Geiſter, die auf einer entſprechenden Stufe der Reife ſtehen, können ſich in echter und feſter Liebe erfaſſen; daß aber jene höhere Gleichheit, die zugleich die wahre Einheit iſt, in der Liebe wie in der Ehe herrſchen müſſe, dazu mögen ſich nur wenige Männer erheben.

Ephraim war ſich bei ſeiner fortgeſetzten Neigung zu Philippinen der edelſten Beweggründe bewußt, er wollte ſich eine Gattin erziehen, rein, frei und lebensfriſch, er wollte ihr ſchon frühe Herz und Auge für die feinſten Beziehungen des Lebens öffnen, er wollte ihre Jugend bewußt in das gereiftere Alter überleiten, er wollte die Zweige, die uns in's Geſicht ſchlagen, wenn wir in den Wäldern des Irrthums den Baum der Erkenntniß und Wahrheit ſuchen, vor ihr zurückbeugen, mit den edelſten und reinſten Empfindungen ſeines eigenen Lebens wollte er ihre Jugend nähren, vor Allem aber ihren Gefühlen und Hoffnungen, ihrer Sehnſucht und Liebe, noch ehe eines Fremden Hauch ſie berührt und eine vergängliche Wolke darüber ausgebreitet, in ſeinem Geiſte den Ruhepunkt und das Echo verleihen.

So viele und unausgeſetzte Mühe ſich indeß auch

Ephraim um Bildung und Unterricht Philippinens gab, ſo gelang es ihm dennoch nicht, die Zügel ihres Geiſtes in Händen zu behalten und nach Willkür zu lenken. Die ſpröde und leichtfertige Natur Philippinens warf ihm ſeine kunſtvoll modellirten Ideale oft plötzlich über den Haufen, die Elaſtizität ihres Geiſtes ließ dann ſeine Ermahnungen ſpurlos abprallen. Der natürliche Takt der Kinder läßt ſie oft am ſchnellſten die Fehler und Grillen ihrer Umgebung, beſonders ihrer Lehrer erkennen; Philippine hatte bald bemerkt, daß ihr Mentor, der ſie durch die Geſchichte des Telemaque führte, ſich in einer Gefühlszerfaſerung, in einem Liebäugeln mit dem Schmerze gefiel. Der Muthwille und die überſprudelnde Laune Philippinens, deren Geiſt ſich raſch entwickelte, brachten Ephraim oft an den Rand der Verzweiflung, denn er war um dieſe Zeit doppelt gereizt und reizbar.

In einem Leben, wo jeder erwachende Morgen neuen Kampf und Widerſtreit bietet, wo man ſich nicht unbewußt und ſorglos von dem Strom der allgemeinen Bewegung getragen fühlt, bildet ſich ein ſtetiges Aufmerken, Berichtigen und gewiſſermaßen ein Buchführen über die eigene Natur aus, das zur Selbſterziehung, aber auch zur Selbſtquälerei führen kann.

Nahe ſeinem dreißigſten Jahre glaubte Ephraim noch an ſeine verfehlte Lebensſtellung; das Kaufmannsleben ſchien ihm ſeiner innern Natur zu widerſprechen, er glaubte zum Gelehrten geboren zu ſein; für einen gebornen Dichter hielt er ſich nicht mehr, denn es gelang ihm nur ſelten, ſich „in das Land der Poeſie zu flüchten." Er tröſtete ſich, wenigſtens ſo viel Sinn für die Dichtung und ihre zarteren Regungen zu haben, um das Leben und die Liebe in ihrer tiefſten Beſeligung zu genießen; die bewußte Vergeſſenheit, die ſtille Trauer über die Lebenswirren ſollten in der Liebe ihre Verſöhnung und Erhebung finden; er wollte ein ſtill begnügtes Leben führen und die weite Welt vergeſſen. Aus Reſignation hervorgegangen, ſollte die Liebe ihm dennoch die unerſchöpflichſte Fülle erſchließen, und darum ward er mißmuthig und traurig, wenn er Philippine für die feineren Schwingungen des Gemüthslebens unempfänglich glaubte; er hatte auf das Weltleben und auf ſelbſtſchöpferiſche Dichtung verzichtet, nun ſollte er auch der Liebe entſagen. Er wollte Philippine lehren, dieſe Welt voll Haß und Aberwitz verſchmähen und in ſeiner Liebe einzigen Erſatz zu finden; aber Philippine blieb ſorglos und wollte nichts davon wiſſen, daß die Welt ſo entſetzlich ſei; und ſie fand das Leben eines Judenmädchens gerade ſo glücklich als das irgend eines andern Menſchenkindes.

Wäre Ephraims Blick nicht von vielfachen Wirren umdunkelt geweſen, er hätte die wahre Natur Philippinens erkennen und ihre Heilkraft für ſein kränkelndes Innere ſchätzen müſſen. Ein Gemüth wie das ſeiner Schweſter Veilchen, in welchem ſeine Schwermuth und ſein Wehklagen nur entſprechenden Widerhall gefunden hätte, würde ſeine Krankhaftigkeit nur geſteigert, nicht verſöhnt haben, hier, in Philippinen war Jugendmuth und Lebenskraft; was kümmerte ſie Judenthum und Chriſtenthum, die Sonne war ſchön, die Blumen duftig, ihre Lieder klangen hell, und himmelblau kleidete ſie ſehr gut.

Die italieniſchen Lieder, welche Philippine mit munterer und friſcher Stimme zur Laute ſang, waren faſt noch das Einzige, was Ephraim ihren Umgang erfreulich machte; ſie waren meiſt ſcherzhaften, neckiſchen Inhalts, und Ephraim machte im Stillen die Bemerkung, daß auch der Vogel im Käfig ſich beim Geſang hinaus träumen könne in den freien rauſchenden Wald, wo er ſich auf den Zweigen wiegt. Bemerkte Philippine ſeine Verſtimmung, ſo griff ſie unvermerkt die Molltöne und ſang ein Liebeslied voll ſchmelzender Innigkeit, dabei ſah ſie ihn bisweilen ſchalkhaft und verſtohlen an, ſie ſah wie ſein Auge glänzte und ſein ganzes Weſen ſich erheiterte; denn wo ſolche Töne aus der Seele dringen, muß ein tieferes Erkennen ſein, ſagte er ſich; plötzlich aber ſiegte wieder der Uebermuth und ſie parodirte nicht ſelten das, was ſie eben geſungen hatte.

Wenn Ephraim ſeine Ideen und Kenntniſſe mit Ernſthaftigkeit vortrug, ſo mißverſtand ihn Philippine oft gefliſſentlich; wenn er im Laufe des Geſpräches ihr eine neue Anſicht eröffnen wollte, ſo ſtreifte ſie leicht darüber weg.

Als Ephraim einſt Philippinen in begeiſterten Worten die Hoheit der Dichtungen Racine's und Corneille's auseinanderſetzte, hörte dieſe ſcheinbar aufmerkſam zu, ſagte aber doch zuletzt: „Ich weiß nicht, ob dieſe Helden Suppe und Fleiſch eſſen und Strümpfe anziehen können. Ich kann mir nicht denken, was ſie im Leben treiben.“

Ein innerer Gram zehrte an der Seele Ephraims. Wenn er zu Hauſe war, pflog er im Geiſte oft ſtundenlang Unterredungen mit Philippinen, die Kernhaftigkeit und Friſche ihres Weſens erſchien ihm immer klarer, mit hochklopfender Bruſt ging er tagtäglich nach ihrem Hauſe, und ſtill, in ſich gekehrt, verarmt verließ er es, um den andern Tag wieder denſelben Weg mit denſelben Hoffnungen und Täuſchungen zu machen.

Nichts iſt bei einigem geiſtigen Beſitzthum leichter, nichts aber auch gefährlicher, als in einem beſchränkten, dem Erwerbe zugewendeten Lebenskreiſe ſich als bevorzugter Geiſt, als Genie geltend zu machen, und ſich die geſellſchaftlichen Kronrechte ſolcher Majeſtät anzueignen. Kaum hatte Ephraim im ſtillen Bewußtſein ſeines höhern Strebens die anfänglichen Spötteleien über ſeine unpraktiſchen Grillen überwunden, als er ſchon anfing, ſich in dieſem Widerſpruche mit ſeinen Umgebungen zu gefallen und ihn gefliſſentlich greller herauszukehren; er liebte es ſogar bisweilen, wenn man ihn unpraktiſch, überſchwenglich und ſchwärmeriſch nannte, er lächelte dann ſtill, denn er ſah hierin nur die Beſtätigung deſſen, was er ſich zum gerechten Stolz anrechnete. Oft trat er zu Philippine in das Zimmer, warf Hut und Mantel ſchnell ab, ſetzte ſich nachſinnend in einen Winkel oder lief, in ſeinen Locken wühlend, ſtürmiſch auf und ab; wenn ihn dann Philippine beſcheiden nach der Urſache fragte, ſagte er gewöhnlich: „Laß mich, ich bin aufgeregt, es wird ſchon allein ausklingen.“ —

Einſt, da er in der Dämmerung wieder ſo in's Zimmer getreten war, ſchlich ſich Philippine leiſe nach dem Stuhle, nahm ſeinen Mantel, hüllte ſich darein, und das Zimmer auf- und abſtürmend, ſich in den Locken wühlend, rief ſie: „Laßt mich, ich bin aufgeregt, ich heiße Narr — ciſſus, Narr — ciſſus!“ Sie ſchwenkte ſich mit ſo unnennbarer Grazie, ihr vollkommen entwickelter Körper bewegte ſich ſo harmoniſch und keck, auf ihrem ſchelmiſchen Antlitze lag ein ſo liebliches Lächeln, daß jeder Andere ſie mit Wonne umſchlungen hätte, nur Ephraim ſaß kalt und grämlich da. Philippine legte ſtill den Mantel wieder ab, und von dieſer Stunde an war ſie von Ephraim getrennt, ſie erkannte, daß er ihre eigenſte Natur nicht anerkennen und ſie tyranniſch nach ſeinen Wünſchen ummodeln wollte. Die Neckereien und kleinen Streitigkeiten, welche Beide nun fortwährend mit einander hatten, trennten ſie immer mehr, und Ephraim zog ſich endlich zurück.

12. Der praktiſche Kopf.

Ephraim faßte den Entſchluß, ſich aus dem Geſchäftsleben zurückzuziehen und allein ſeiner Muße zu leben; er hatte auf die Hoffnung verzichtet, ſich auf dem feſten Grunde der Liebe ein eigenes Familienleben auferbauen zu können, er bedurfte nun keines größeren Erwerbes mehr, zur Befriedigung ſeiner eigenen Bedürfniſſe war ſein Vermögen vollkommen zureichend.

Leſſing hatte ihm gerathen, ſich die Regeln der deutſchen Proſodie anzueignen, und wenn er nun des Tages über Gelder gezählt, gewogen und controlirt hatte, ging er des Abends an eine gleiche Arbeit mit Sylben und Verſen, jedes mußte über Abſtammung, Charakter und den gewöhnlichen Courswerth ſich legitimiren, hier pflog er auch ſeinen häufigſten feingemeſſenen Umgang mit dem weiblichen Geſchlechte — der Aufſchlagſylben. Alles ging nach der ſtrengſten Rangordnung, denn oben ſaß Themis in der Geſtalt des Profeſſor Ramler auf ſeinem Kathederparnaſſe, und hinter ihm eine große ſchwarze Tafel, auf welche die Sünden aller leichtfertigen oder übermüthigen Geſetzesverräther angekreidet wurden.

Unter dem Vorwand einer Krankheit ſaß Ephraim verſuchsweiſe zuerſt einige Tage auf ſeinem Zimmer. Er harrt der Ankunft eines hohen Himmliſchen, da ſitzt er an dem Tiſche, alles um ihn her iſt ſtill, von dem ewigen Wogen und Strömen des Weltlebens dringt kein Laut zu ihm, er kann dem leiſeſten Flüſtern ſeines Innern lauſchen, alle Erlebniſſe, Beziehungen und Anknüpfungspunkte an die Alltäglichkeit hat er von ſich abgelöſt, frei will er im freien Aether ſchweben, in jener höheren Luftſchichte, wo die Dünſte und Nebel der niedern Sphäre verronnen ſind, dort will er vom Genius, vom Göttlichen und urewig Menſchlichen einen Lichtſtrahl einſaugen, und ihn als Glorie an ſeine Stirn feſſeln. Aber plötzlich ſchnellt eine Erinnerung, ein Gedanke, eine Perſon aus der Erdregion zu ihm herauf, Philippine, ſein Vater oder Hermann Liſſe ſtand plötzlich vor ihm, und er findet ſich keuchend am Boden kriechen. Gerade dieſe gewaltſam überſchraubte, das alltägliche Leben von ſich ſtoßende Idealität ſchlug plötzlich in ihr Gegentheil um; gerade weil er glaubte, nur außerhalb ſeines Lebens und Treibens dichten zu können und zu müſſen, gerade weil er es nicht verſuchte, dieſes Leben ſelber zu verklären und zu verſöhnen, heftete es ſich als Rachegeiſt um ſo gewaltſamer an ihn und machte ſeinen Flug erlahmen.

Die gutgeſchnittenen Federn und das feine weiße Papier lagen noch unberührt vor ihm, er lehnte ſich lächelnd in ſeinen Stuhl zurück und betrachtete wehmüthig ſeine Umgebung und ſein trauriges Bemühen; er kritzelte abenteuerliche Figuren auf das Papier, er zerkaute nachdenklich die Feder, immer noch will der heilige Geiſt der Dichtung nicht über ihn kommen, er wandelt das Zimmer auf und ab, nimmt ein Buch und lieſt, aber er weiß nicht, was er geleſen, er ſchreibt eines ſeiner ältern Gedichte ab, ſehr ſchön, in Fraktur und mit den kühnſten Zügen eingerahmt, und endlich gelingt es ihm, eine Apoſtrophe an Gott, an den Frühling, oder an ſeinen eignen Geiſt in Form einer Ode zu richten. Er hatte bei ſeiner Vereinſamung eine Krankheit vorgeſchützt, er wußte ſelber nicht, wie wenig poetiſche Licenz hierbei war.

Ephraim kam zu Leſſing, er zeigte ihm wieder mehrere ſeiner Gedichte und klagte über ſein trauriges Schickſal.

„Man kann nicht zweien Herren dienen,“ ſagte Ephraim, „wenn ich die Leier Apolls rühren will, gleich ſchlägt Merkur mit ſeiner Elle darein, an welcher die beiden Schlangen Debet und Credit heißen, und ſich einen Kanon zuziſcheln.“

„Es iſt ein ſehr feiner Zug im Homer,“ ſagte Leſſing, „daß Ulyſſes noch auf Ithaka jammert und klagt und es nicht erkennt, daß er ſchon zu Hauſe iſt; ſo geht's auch Ihnen, Sie quälen ſich umſonſt, Ihrem Geiſte Toga oder Meßgewand der Ode umzuhängen und ihn den Weihrauchkeſſel ſchwingen zu laſſen, die Pritſche und die buntſcheckige Jacke des Arlequins ſteht Ihnen viel natürlicher; dabei können Sie recht wohl mitunter die Elle mit der Pritſche vertauſchen. Nehmen wir das nächſte Beiſpiel: mein Freund Mendelsſohn ſervirt in der Seidenwaarenhandlung der Wittwe Bernhard, und iſt dabei ein tüchtiger Philoſoph, ich ſchreibe hier Ordonnanzen und allerlei, ich weiß es, wie unbedeutende Beſchäftigungen mehr ermüden, als das anſtrengendſte Studiren, und dieſer Zirkel erlogener Vergnügungen und Zerſtreuungen über Zerſtreuungen zerrüttet die ſtumpf gewordene Seele. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles was ich habe, und ſie ſo, ſo aufopfern.“

Leſſing ſah mißmuthig drein und ſchwieg plötzlich.

„Vielleicht liegt es im Charakter unſerer Zeit,“ erklärte Ephraim, „daß Niemand ganz Eins ſein ſoll. Unſer König ſelbſt iſt Krieger und Philoſoph und Beide ſchließen einander doch eigentlich aus; der preußiſche Adler hat auch zwei Köpfe, nur hat er den einen geſchickt hinter dem andern verſteckt, und iſt nicht ſo offen wie der öſterreichiſche.“

Leſſing ſtutzte über dieſe keke Betrachtungsweiſe, er ſchien aber nicht darauf eingehen zu wollen, denn er fuhr bei der nächſten Sache bleibend fort: „Ich habe Ihnen ſchon bei unſerer erſten Zuſammenkunft geſagt, daß Sie mir zum Epigramm eine vorzügliche Befähigung zu haben ſcheinen. Ich ſehe nämlich im Sinngedicht, oder nach dem alten Gebrauche im Epigramm, ein Gedicht, in welchem, nach Art der eigentlichen Aufſchrift, unſere Aufmerkſamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenſtand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um ſie mit eins zu befriedigen. Ich weiche darin von Skaliger, Boileau und Batteux ab. Wir wollen noch weiter darüber reden. Jetzt wollte ich Ihnen nur ſagen, daß Sie Ihre Fähigkeit dankbar einſehen müſſen. Ihr Lebensberuf wird Sie nicht hindern, ja wohl eher fördern. Wer wollte den ganzen Tag Epigramme machen? Sehen Sie, dieſe kleinen Verſe ſind kerniger als alle Ihre bukoliſchen Gedichte:

An die Roſalia.

„Roſalia, ich muß bekennen,
Ein treues Mädchen iſt ein Paradies zu nennen,
Ein Name, der ihm deſto mehr gebührt,
Weil man es allzu bald verliert.“

„Ach, das galt einer längſt verſchwundenen Geliebten, der Tochter meines Schreiblehrers,“ ſagte Ephraim lächelnd.

„Deſto beſſer,“ ſagte Leſſing. „Es trägt ſich keine Begebenheit ſo zu, wie ſie der Dichter brauchen kann. Alle Dichtung ſchafft aus Wahrheit und Phantaſie ein

Drittes, das keines von Beiden und doch Beides iſt. Auch dies gefällt mir gut," fuhr Leſſing nach einer Pauſe fort, „hier ſtehen Sie gewiß auf eignem Boden:

Das gute Volk.

Dies Volk iſt recht nach Gottes Bilde:
Iſt gegen arme Brüder milde,
Heilt Kranke, fordert keinen Lohn;
Wie heißt die ſeltene Nation?
Sind's Juden? Chriſten? — Es ſind Wilde.

Hier haben Sie den Standpunkt der eiteln Spezialität überwunden, die Dichtung iſt der Herold der Humanität, ich will das in einem größeren Werke verſuchen, aber zuvörderſt müſſen mir meine Soldaten hier zu einem Gemälde ſitzen, das ich friſch aus der Zeit herausgreife. Vielleicht finde ich dann ein höheres, ein himmliſches Jeruſalem, wo ſich die großen Trennungen der Welt löſen."

Das Auge Leſſings glänzte, ſein ganzes Antlitz war wie lichtſtrahlend, es ſchien, als ob er eben jetzt im lebhaften Geſpräche, da er zum Erſtenmal in Worten, die nur ihm verſtändlich waren, an ein ſtill im tiefſten Herzen getragenes Geheimniß rührte, nun auch den Boden und die Geſtalten ſah, darin er eine neue Offenbarung aufgehen ließ.

Dem reinen Geiſt hatte Leſſing in's Antlitz geſchaut und ſein Antlitz glänzte, und das Wort Nathan bedeutet im Ebräiſchen: „Er hat's gegeben."

Jetzt mußte Leſſing einer anderen Erörterung folgen.

Ephraim erzählte, wie ihn die Schilderungen von Leben und Sitten wilder Nationen, beſonders derer von Otaheiti, ſtets mächtig ergriffen, Tugend und Sittenreinheit ohne Pfaffen, Geſetzmäßigkeit ohne Polizei, hier finde ſich die echte und geſunde Menſchennatur, oft fühle er einen faſt unbezwingbaren Drang in ſich, fort zu wandern, dort unter den einfältigen Kindern der Natur ein umfriedetes und geſundes Leben zu führen.

Leſſing hatte von der Wahrheit in dem fingirten Naturzuſtande der Philoſophen und dem wirklichen der Wilden geſprochen, als das Geſpräch durch den Eintritt Veitel Ephraims unterbrochen wurde.

„Verderben Sie mir nur meinen Neffen nicht noch mehr,“ ſagte er halb lächelnd zu Leſſing im Verlauf des Geſprächs, „er iſt ohnehin ſo unpraktiſch und ein halber Gelehrter; der Chriſt kann ein Gelehrter ſein, was liegt ihm daran? er hat's doch gut und ſteht in Anſehen, aber ein Jud, der kein Geld hat und keines erwirbt, iſt eine Null. Der einzige praktiſche Gelehrte, der mir noch vorgekommen iſt, war der Voltaire.“

„Wie ſo?“ fragte Leſſing.

„Wie ſo?“ erwiderte Veitel, „der hat ſich Geld genug geſammelt, wie ein echter praktiſcher Mann.“

Man ſprach über die Entzweiung Voltaire's mit Friedrich, und Veitel bemerkte:

„Jeder Menſch hat ſeine Liebhabereien, andere Könige, der eine hat ſeine Freud' an ſchönen Frauenzimmern, ein anderer an der Jagd, oder er ſpielt mit Soldaten, oder iſt ein Roßkamm; ein dritter hat ſein

Steckenpferd an der Religion, an Antiken oder an gemalter Leinwand. Unſer König will von alle dem nichts, er findet ſein Vergnügen an ſchönen Hunden, an Affen und an Spaßmachern; der Voltaire war ſein Hofnarr, wenn man einen Affen barbiert und ihm eine Perücke aufſetzt, kann man ihn nicht davon unterſcheiden; ihr kennt ja die Geſchichte, wie man ihn auf einer Revuereiſe für einen Affen gehalten hat. Ich ſag' euch, der war mit allen Hunden gehetzt, ein durchtriebener ſpekulativer Kopf, er hat mit den ſächſiſchen Steuerſcheinen und den falſchen Juwelen ſogar den Abraham Hirſch betrügen wollen, aber wenn ſie noch ſo geſcheit ſind, iſt der Jud noch immer ſiebenmal geſcheiter; was den Handel betrifft, dürfen ſie früh aufſtehen, ehe ſie einen Jud auslernen."

Ephraim zerknitterte ein Papier, das er in Händen hielt, und biß ſich die Lippen faſt wund; die widerliche geſpreizte Selbſtgefälligkeit, mit der ſich viele Handelsleute den Unpraktiſchen und Phantaſten — wie ſie alle Männer idealen Strebens nennen — gegenüberſtellen, ſprang ihm hier grell in die Augen, er verzweifelte an einer geiſtigen Erhebung der Juden, da er ihr ganzes Dichten und Trachten nur auf Erwerb gerichtet ſah.

Er fürchtete für die wohlwollenden Geſinnungen Leſſings.

„Was halten Sie von den Juden?" fragte er dieſen, als Veitel zu dem General gegangen war.

„Sie wollen fragen," erwiderte Leſſing, „was ich von Ihrem Oheim halte. Man bezeichnet den Vorzug des Menſchen vor dem Thiere damit, daß der Menſch allein die Vernunft und den Daumen hat. Ihr Herr Oheim benutzt ſeine menſchliche Vernunft zu ſehr klugen Handelsſpekulationen, und ſeinen Daumen zu ſehr eifrigem Geldzählen. Solchen Gebrauch der menſchlichen Vorzüge finden Sie tauſendweiſe unter den verſchiedenſten Confeſſionsverwandten. Für Ihre Dichtung können aber Charaktere dieſer Art von großem Nutzen ſein.“

„Mich empört und kränkt aber mein Oheim, ſo oft ich mit ihm disputire.“

„So unterlaſſen Sie das,“ ſagte Leſſing lächelnd. „Es iſt ein altes Geſetz der Waffenehre, daß man ſich nur mit Ebenbürtigen ſchlägt. Uebertragen Sie das auch möglichſt auf den geiſtigen Streit.“

Ephraim lächelte zufrieden, er ſah in dieſer Mahnung zugleich auch ein Lob, und in der eigenthümlichen Wendung, die ſein Geiſt bei jedem äußern Anſtoß annahm, ſagte er: „Das iſt gut. Sie haben Recht. Ich will auch, wenn ich einen im Verſe gefangenen Schelm einbringe, wie unſer König beim Anblick der gefangenen Panduren ausrufen: und mit ſolchem Geſindel muß ich mich herumſchlagen! Das hilft. Und unſer König hat doch auch Ruhm und Größe von ſeinem Kampfe mit den lumpigen Panduren. Sie ſollen Ihre Freude an meinen Gefangenen haben.“

Ephraim ging beruhigt und heiter von Leſſing weg, er war durch ihn dem Leben näher gerückt und hatte zugleich eine poetiſche Tarnkappe erhalten, die vor allen Schlägen und Pfeilen der Gewöhnlichkeit ſchützte.

Zu Hauſe heftete er ein Buch zuſammen und ſchrieb mit einer Rabenfeder in gar zierlicher Fraktur „Epigramme“ darauf. Als Motto dichtete er: „An die Thoren:“

„Gegründet iſt die Leinewand,
Den Pinſel hab' ich in der Hand:
Kommt, Thoren, laßt euch malen!
Ihr braucht mir nichts zu zahlen.“

13. Der unpraktiſche Kopf.

Mit freudeglänzendem Angeſicht ging Ephraim das Zimmer auf und ab, er glaubte nun die Dichtungsart gefunden zu haben, in der ſich Licht und Freude erſchließen, da trat Veitel mit heiterer Miene zu ihm ein. „Gratulire mir, ich habe den Contract abgeſchloſſen, und dadurch meinen Gegner, den Itzig, contract gemacht; ich komme ſo eben vom Könige,“ ſagte Veitel.

„Vom Könige?“

„Ja, vom Könige, der iſt wie der weiſe Salomon, ihm iſt gar nichts verborgen, er verſteht allen Handel, alle Handwerke und alle Wiſſenſchaften, er hält jetzt Sachſen beſetzt, und will mit ſächſiſchem Stempel viel Geld prägen laſſen, das den Drittheil Werth hat, ich habe die Lieferung übernommen; Kindskindern ſoll man in's Teſtament ſetzen, daß ſie nur mit vornehmen Herren umgehen ſollen; von einem goldenen Rad fällt ein ſilbernes Nägelchen, ſagt das Sprüchwort, es iſt immer was dabei zu verdienen. Ich habe mit dem Könige faſt eine Stund' lang über alle möglichen Sachen geſprochen.“

Ephraim vergaß bald, daß er ſich das Weſen ſeines Oheims zur Charakterſtudie, zum „Motiv für ein Bild,“ wie ſich die Künſtler ausdrücken, erſehen hatte, er gerieth in Aufregung, und verlor dadurch ſeinen Standpunkt und ſeine Verträglichkeit.

„Davon reden Sie nie,“ ſagte er, und eine Zornesgluth brannte in ſeinem Angeſicht, „daß der König den Schandfleck auf unſerm Herzen, der ihn mehr ſchändet als uns, wegnehmen ſoll; daß er uns frei machen muß, wenn Vernunft und Menſchlichkeit nicht bloßer Wortſchall auf ſeinen Lippen ſein ſollen. O! wie gern zöge ich mit in den Krieg und vergöſſe mein Blut, und wenn ich ſtürbe, würde ich ihm zurufen: ſiehe, auch ein Jude kann tapfer ſein!“

„Junge, Junge,“ erwiderte Veitel, „deine Worte in Feuer vergoldet, du biſt doch ſonſt geſcheit, aber ich glaub', du haſt einen Rappel, du biſt doch ſonſt ſo geſchickt in der Feder und in Allem, wo ſteht's geſchrieben, daß ich mich in den Krieg zwiſchen dem König und der Maria Thereſia hineinmeliren ſoll? Laß ſie ſich verdefendiren, ich will ſehen, wer Meiſter wird. Ich ſag' dir, ich bin froh, daß keine Juden mit in den Krieg brauchen; läßt ſich nur ſo für passer le temps mir nichts dir nichts todt ſchießen; da weiß ich doch etwas Beſſeres zu handthieren.“ Hiebei klimperte er mit dem Golde, das er für etwa nöthige Beſtechung zu ſich geſteckt hatte.

„Und die Schmach und die Geringſchätzung?“ rief Ephraim.

„Geringſchätzung iſt,“ erwiderte Veitel, „wenn man Einen gering ſchätzt, daß er wenig Geld hat. Ich ſage dir, Tauſende von ihnen laſſen ſich auch Alles gefallen, wenn ſie nur Geld verdienen, das iſt auch die Hauptſache, alles Andere — geb' ich keine Priſe Tabak dafür.“ Und er holte ſich eine ſolche aus ſeiner goldenen Doſe, ſchnupfte ſie mit Behagen und bot auch ſeinem Neffen eine Priſe an.

Obgleich mißmuthig darüber, ſich ſo weit mit ſeinem Oheim eingelaſſen zu haben, fuhr Ephraim dennoch faſt unwillkürlich fort: „Und das höchſte Gut, die Ehre gilt Euch nichts? und die leidenden Mitmenſchen kennt Ihr nicht?“

Veitel lächelte eine Weile ſtill, und ſchüttelte den Kopf, dann erwiderte er: „Was, Ehre! Iß von deiner Ehre, wenn du nichts haſt, oder geh' in dein Comptoir und laß dir ſie wechſeln; in Unehre iſt man, wenn man kein Geld hat; ſei du froh, daß unſer Herrgott dich und unſere ganze Verwandtſchaft nicht in den Fall geſetzt hat; die Anderen ſollen auch ſehen, wie ſie ſich fortbringen. Ich ſage dir: wenn unſer König (Gott ſoll ihn hundert Jahr alt werden laſſen) zu mir ſagen thät: „„Veitel, ich will dich zum Baron machen, aber gieb deinen Handel auf,““ ſiehſt du, da will ich Gift und Operment mit hineinſchnupfen, wenn ich ein anderes Wort ſagen thät, als ich thät ſagen: den Baron nehm' ich unterthänigſt an, Euer Majeſtät (warum? weil ich als Baron mit den Baronen beſſer handeln kann), aber Euer Majeſtät muß ich bitten, mich bei meinem Handel und Wandel zu laſſen, wie ich's gewohnt bin.“ — Bei dieſen Worten zog Veitel ſeinen Hut ab und machte eine tiefe Verbeugung, als ob er wirklich vor dem Könige ſtände. Die Hand auf die Schultern ſeines Neffen legend, ſprach er dann weiter: „Ich ſehe ſchon, wie du noch ganz andere Gedanken kriegſt, wenn du einmal in meine Schuhe kömmſt; ich habe ſchon mehr Vögel ſo pfeifen hören, na, na, man kennt ja die Geſchichten: ich will lieber verhungern und mir ſelbſt die Finger abnagen, ehe ich etwas Anderm folge als der Wahrheit und der Ehre. Was iſt am Ende Wahrheit, und was iſt Ehre? — Geld! Siehſt du, da kann ich dir das beſte Exempel geben an dem langen Emanuel, den ich bei mir habe, und der droben im Eckſtübchen ſchreibt. Als wir noch jung geweſen ſind, ſo ein ſechzehn, achtzehn alt, damals hat mein Vater und der ſeinige noch in Prenzlau gewohnt, ſein Vater war der Reichſte im ganzen Ort; wie oft war ich froh, wenn mir ſeine Mutter einen guten Teller voll Suppe gegeben hat. Nun ſieh einmal, damals war er reich und ich arm, und jetzt iſt er froh, daß er bei mir ein Unterkommen gefunden hat; ich laß ihm aber auch nichts abgehen, ſo lange mir ein Aug' offen ſteht; er hat's bei mir wie das Kind im Hauſe und dient auch ſchon ſechzehn Jahre treu und ehrlich, ich kann von ihm ſagen, wie in der Thorah ſteht: „In meinem ganzen Hauſe iſt er vertraut.“ (4. B. M. 12, 7.) — Daß ich aber wieder zurückkomme auf das, warum ich dir eigentlich die Geſchichte erzähle.

Der Emanuel war reich, und hat beim Pfarrer im Ort viel gelernt, deutſch und franzöſiſch, er lieſt franzöſiſch wie Waſſer (geläufig), er kann den Voltaire und den Homer (ich weiß viel wie all die Hokuspokusmacher heißen, ſo ſoll ich wiſſen von meinen Sünden) er kann ſie auswendig; in der ganzen Gegend war ein Lärm von der Geſchicklichkeit des Emanuel, und wie er ſo ſchön Violin ſpielt, bei allen Herrſchaften wohl gelitten iſt, und mit ihnen ißt und trinkt was Gott verboten hat. Das muß man ihm nachſagen, ſtolz war er nie, mit zerlumpten Kindern hat er ſich oft ſtundenweiſe unterhalten, aber ſein Vater iſt ihm zu frühe geſtorben, und er hat nicht hauszuhalten gewußt und iſt mit ſeinem Geld nach Berlin gezogen. Hier hat er einmal eine Bittſchrift an den alten König Friedrich Wilhelm eingereicht, daß er den über die Juden ausgeſprochenen Bann aufheben ſoll, daß es unköniglich ſei, wenn die Juden die wilden Schweine vom Treibjagen jährlich kaufen müßten, und noch viele andere Punkte, und zuletzt, daß man die Jugend bilden und aufklären ſoll. Da iſt er aber gerade an den rechten Mann gekommen, der hat von all den Narrenpoſſen mit der Aufklärung nichts wiſſen wollen, und hat's gern geſehen, wenn Jeder bei ſeinem Leiſten geblieben iſt; mit Schimpf und Schand' hat er den Emanuel fortgeſchickt, als er einmal bei ihm in Audienz war. Er iſt ſonſt nicht gut darauf zu ſprechen, und man darf ihn nicht daran erinnern, wenn man ihn nicht in Wuth bringen will, aber mir hat er's einmal in einer vertraulichen Stunde geſagt, wie es ihm gegangen iſt. Er ſteht alſo vor dem König und ſchwatzt viel über Juden, was weiß ich? von Handwerklernen, Schuleinrichtungen, Bürgertugenden und wie all die Schmues (Lappalien) pour rien dits heißen. Als er fertig iſt, geht der König im Zimmer auf und ab, und ſchwenkt ſein ſpaniſches Rohr, an dem ein emaillirter achtzehncaratiger Knopf iſt (ich hab' ihn erſt vor viel Wochen in der Hand gehabt): „Schad', ſchad'," ſagt der König immer vor ſich hin, „aber es geht nicht, es kann nicht ſein." Mein Emanuel iſt ganz erfreut, daß der König ſo gnädig iſt, und ſagt: ſo und ſo kann man's machen, und Euer' Majeſtät werden verehrt werden wie ein Meſſias, wie ein Vater von ſeinen Kindern. Da dreht ſich der König um, und ſieht ihn an, mit ein Paar Augen, der Emanuel hat mir geſagt, und wenn man ihm alle Adern geſchlagen hätt', er hätt' kein Blut gegeben. Was ſagt Er? ruft der König, Er will mir vorſchreiben, was ich thun ſoll? Was verſteht denn Er, was ich meine? Es iſt ſchade, hab' ich bei mir gedacht, daß Er ein Jud iſt, Er hätt' gerad die rechte Größe für mein Garde du Corps, da könnt' man ihm auch ſein nichtsnutziges Raiſonniren aus dem Kopf treiben, aber mit euch Juden iſt nichts anzufangen, ihr ſeid verdammt, hier und dort. Ihm aber will ich's ſagen, bekümmer' Er ſich nicht um Dinge, die ihn nichts angehen, treib' Er ſeinen Handel, wie's Ihm erlaubt iſt, und wie ſich's von Ihm ſchickt, oder — noch ein Wort und ich laſſ' Ihm auf Abſchlag fünf und zwanzig aus dem ff aufzählen — davei winkt er ihm ganz deutlich mit dem ſpaniſchen Rohr, daß meinem Emanuel ſchon der Buckel brennt. Wie meinſt du, daß der froh war, als er das Schloß hinter ſich gehabt hat? Aber der Emanuel war auch ein Hitzkopf. In der ganzen Stadt iſt er bei allen Glaubensgenoſſen herumgelaufen und hat gepredigt und gedroſchen: alle Juden ſeien nichts nutz, weil ſie nicht nach Amerika auswandern. Iſt das nicht närriſch?"

„Ich glaube auch, daß man nicht von Jedem verlangen kann, ſein Vaterland zu verlaſſen."

„Vaterland, nimm mir's nicht übel, das iſt wieder ſo ſo . . . ein ſtudirtes Wort. Was geht mich Vaterland an? Aber was brauch' ich mehr? Kann man in Amerika mehr als eſſen und trinken und ſchlafen?"

„Wie erging es dem Emanuel weiter?" fragte Ephraim ablenkend.

„Ja, ich will dir weiter erzählen. In einer Nacht hat er einmal Alles zuſammengepackt, und hat ſich auf und davon gemacht. Was war ihm an ein paar hundert Thalern gelegen? Ganz liquide Schulden, die er nicht ſchnell einziehen kann, verkauft er für ein Bagatell; mit noch ſo einem Thunichtgut verläßt er Berlin, um ſchnurſtracks nach Amerika zu gehen, unter wilde Menſchen, wo man ſein Leben auf der Hand trägt; da hilft kein Bitten und Betteln, alles umſonſt; der Freigeiſt, der ſich an ihn gehängt hat — ſapperment, daß mir der Name nicht einfällt, ſiehſt du, das macht das Alter und die Sorgen, na, was thut man damit? — der Freigeiſt weiß ihm Alles auszureden, und ſie gehen gerades Weges nach Amſterdam. Hier bleiben ſie ein paar Tage, mein Emanuel ſteht eines

Morgens früh auf, er ſieht nach ſeinem Schlafkameraden — ſiehſt du, jetzt fällt mir der Name ein, Mardon hat er geheißen — er denkt, der liegt noch auf der faulen Haut, er hat ja nichts zu thun, er findet aber das Neſt leer; mein Emanuel denkt noch immer nichts Böſes, ſchellt, der Kellner kommt: wo iſt Herr Mardon? Er ging an den Hafen, um die Schiffe abgehen zu ſehen; mein Emanuel denkt noch immer nichts Böſes. Es iſt mir jetzt in dieſem Augenblick noch unbegreiflich, wie ein Menſch ſo ſein kann, und noch dazu auf der Reiſe; da ſieht man doch gewiß jeden Morgen nach ſeinem Geld. Es hat ihm ſo gehen müſſen, es iſt nicht anders möglich. Nach dem Mittagstiſch, Mardon iſt immer noch nicht da, mein Emanuel geht ſingend und trillernd auf ſein Zimmer, um ſich Taſchengeld zu holen, er macht das Käſtchen auf, wo er weiß, daß er tauſend koſchere holländiſche Dukaten von den alten guten drin hat; es iſt ein Gotteswunder, daß ihn nicht der Schlag gerührt hat, und daß er nicht auf dem Platz todt geblieben iſt; er macht auf, ſucht vorn, ſucht hinten, der Angſtſchweiß ſteht ihm auf der Stirne; er weiß das Plätzchen, wo er ſie hingelegt hat, da iſt aber keine Spur mehr davon: er reißt alle Schubladen 'raus, wirft ſie auf den Boden, überall nichts. Jetzt plötzlich geht ihm endlich ein Licht auf, ſtatt aber gleich auf die Polizei zu laufen, reißt er ſich die Haar' aus, wirft ſich auf den Boden und ſchreit, daß ſich ein Kind im Mutterleib hätt' darüber erbarmen müſſen. Alles im ganzen Hauſe lauft zuſammen, er erzählt ſein Schickſal, und reißt ſich immer ein über das anderemal ganze Büſchel Haar' aus dem Kopf heraus; die Leut' die es hören, wie das ſo geht, die Einen glauben's, die Andern glauben's nicht. Ich will's kurz machen, mit knapper Noth hat ein Mann aus Mainz, der die Familie gekannt hat, den Emanuel ausgelöst und ihn zu ſich in die Handlung genommen. Was aber ein ehrlicher Schlemiehl iſt! Seinen Lohn, den er ſich in anderthalb Jahren erſpart hat, nimmt er und bezahlt damit die Zeche für ſich und für den Mardon; das ſind Geſchichten für einen Tollhäusler. Nachher iſt er von Amſterdam weg, und in der ganzen Welt herum gelaufen. So iſt er jetzt unſtät und flüchtig, und wenn man's recht betrachtet, woher? — Weil er nicht vor ſeiner Thür gekehrt und ſich um Dinge angenommen hat, die ihn nichts angehen. Was geht mich die leidende Menſchheit an? Wenn ſie leidend iſt, ſoll ſie ſich ein Pflaſter drauf legen. Hätt' er's gemacht wie unſer eins, hätt' ſieben gerad ſein laſſen, und hätt' gute Geſchäfte gemacht, ſo hätt' er ſeine goldenen Ducaten noch, und noch dreimal mehr, hätt' Frau und Kinder und brauchte ſich nicht herumſtoßen zu laſſen unter fremden Leuten, er wäre jetzt einer der Erſten in der Gemeinde, kein Bischen weniger als unſer eins. Nun gieb acht, hier haſt du ein Exempel, ich rathe dir als dein Onkel, mach' daß du dein Geld gut anlegſt, und das andere laß gehen wie's geht."

Ephraim heftete den Blick zur Erde, als ſein Oheim geendet hatte, und ohne die Augen zu erheben fragte er: „Wie kam denn der Emanuel zu Euch in's Haus?"

„Morgen über vier Wochen haben wir Purim (Hamansfeſt), da werden's ſechzehn Jahr, gerad ſo alt als unbeſchrien mein Zerlinchen iſt. Es iſt alſo Purim, ich gehe Morgens aus der Schul (Synagoge) heim in Sorgen, wo ich wieder Einen kriege, der mir meine Bücher führt — ſo gewiß ſoll ich wiſſen, daß ich in Gan Eden (Paradies) komme, als ich weiß, daß mir mein alter Buchhalter einen Zehnthalerſchein unterſchlagen hat — ich geh' alſo in einer Sorge vor mich hin, es war eine grimme Kält', Stein und Bein zuſammengefroren, da ſeh' ich einen großen Mann, einen Rock hat er an, der vor acht Jahren einmal auf einem andern Leib neu geweſen iſt, zehn Katzen finden kein Mäuschen mehr darin; einen Hut hat er auf dem Kopf, ich hebe ihn nicht von der Gaſſe auf, ſeine Hände ſieht man gar nicht, er hat ſie in die Rockärmel verſchlupft, weil er keine Handſchuh hat; ich betrachte mir den Menſchen, der bei alledem noch ſo ſtolz und kerzengerade wie ein Grenadier einhergeht, ſein Geſicht iſt mir bekänntlich, ich mein' ich ſollt' ihn kennen, er ſieht mich auch ſo an, wie wenn Einer ſagt: dich ſollt' ich kennen, ich weiß aber nur nicht, wo ich dich hinthun ſoll; wir gehen vor einander vorüber, ich drehe mich noch einmal um, er dreht ſich auch um; Emanuel ſag' ich, Veitel ſagt er und will mir um den Hals fallen; nun bedenk' auf offener Straß' mit einem Menſchen in ſolch einem Aufzug — ich wehr's ab und ſage: Emanuel, wenn du in einer halben Stunde zu mir kommen willſt, da und da wohn' ich. — Eine Weile darauf hör' ich draußen in der Küch' einen Lärm, meine Frau liegt gerade in Kindsnöthen; ich geh' hinaus und will Ruh' machen; da ſeh' ich wie der Emanuel Händel hat mit meiner Köchin, ſie will ihn par tout nicht zu mir hereinlaſſen, und will ihm ſeinen halben guten Groſchen geben, wie es jeder ehrſame Bettler in meinem Haus kriegt; ich hab's ihr ſtreng verboten, keinen Bettler zu mir zu laſſen. Da kommen ſie und greinen Einem die Ohren voll, und Jeder will mit Einem verwandt ſein; bedank' mich ſchön für die Verwandtſchaft, wenn man ein paar Groſchen hat, will die ganze Welt mit einem verwandt ſein; dann hab' ich auch noch einen Grundſatz: es kömmt doch Alles von Gott, er will, daß der Eine reich und der Andere arm iſt. Ich darf's nicht ändern! — Es wäre zu lang, wenn ich dir alle die Proben erzählen wollte, die ich mit dem Emanuel angeſtellt habe, kannſt dir denken, ich werde nicht ſo jedem Hergelaufenen meine Bücher anvertrauen; aber der Emanuel iſt grundehrlich, und ſo iſt er ſchon ſechzehn Jahre bei mir, er hat ſeine Kleider, Eſſen und Trinken, er ißt bei mir am Tiſch, ich ſage dir, ich verſuche keinen Biſſen, von dem er nicht auch hat; auf Neujahr hat er auch ein ſchönes Douceur, er lebt fromm und eingezogen, und geigt oft halbe Nächte durch auf ſeinem Zimmer ohne Licht. Seit ungefähr zwei Jahren geht er jeden Donnerstag nach dem Nachteſſen noch aus dem Haus, ich ſpür' ihm nicht nach, er kann thun, was er will; aber ich glaube, er iſt unter die Freimaurer gerathen; nun, dafür iſt geſorgt, viel Geld ausſchwindeln können ſie ihm nicht. Ja, das hab' ich doch noch vergeſſen, warum meinſt du, daß der Emanuel wieder nach Berlin gekommen iſt? Um ſeine ausſtehenden Schulden einzukaſſiren? Gott bewahre, unter dem Narrenkopf mit den grauen Haaren ſtecken noch dieſelben Poſſen wie früher unter den ſchwarzen Haaren; er meint, unſer jetziger Herr hat nichts anderes zu thun, als zuerſt die Juden frei zu machen; da hat er aber bald eingeſehen, wie es iſt. Wie ein Menſch ſich auch immer nur um ſolche Dinge bekümmern kann! Und ſeine ganze Equipage, die er in einem rothen Schnupftuch in mein Haus gebracht hat, waren zwei alte Bücher, ein ſchwarzes Hemd und eine alte Geige; mitſammt dem, was er auf dem Leibe gehabt hat, kauf' ich Alles zuſammen nicht für fünf Thaler. Und bekümmert der ſich noch um ſolche Sachen! Er hat immer davon geſprochen, wie er ſich darnach geſehnt hat, wieder vaterländiſchen Boden zu betreten; nun, das Glück iſt ihm geworden, und wie? ganz echt, denn ſeine Stiefeln haben keine Sohlen gehabt, da iſt er auf vaterländiſchem Boden gelaufen. —

Bedenk' jetzt einmal, wie's in der Welt geht: der Emanuel iſt ſo geſchickt, nun, und was iſt er? Ein Lump! Ich, ich hab' mein Lebtag nichts gelernt, ſchon zu eilf Jahren hat mich mein Vater fortgeſchickt zu handeln mit alt Eiſen, mit Roßhaar und ein paar Schnupftüchern, wo hab' ich Zeit gehabt zu lernen, als ein bischen rechnen? Mit harter Mühe hat mich der Emanuel gelehrt, meinen Namen deutſch zu ſchreiben, nun? und jetzt heißt man mich und den Itzig die Judenfürſten von Berlin; ich hab's ſo gut als in der

Taſche, daß ich vom König ein Ausnahmspatent krieg, daß meine ganze Familie von allen Laſten der Juden befreit wird, ich bin angeſehen, bin gebildet, denn ich kann mit den größten Herrſchaften umgehen, und den Emanuel beſieht kein Menſch. Drum folge mir, und gieb deinen Verſtand nicht für Bruch[1] weg, dann geht dir's auch gut."

Es war ein liſtig erhabenes und ſüßlich ſchmunzelndes Lächeln, mit welchem Veitel ſeinen Unterricht in der Weltweisheit beendete. Während ſeiner ganzen Rede war er ſtolzirend im Zimmer auf- und abgeſchritten, er ſtreckte ſeinen Bauch weit hervor, ſchlenkerte ſeine Arme mit großer Beweglichkeit wie die Enden einer Balancirſtange nach vorn und hinten. Endlich ſtand er ruhig und wiegte ſich hin- und herſchaukelnd auf ſeinen auseinander geſpreizten Beinen; ſo ſtand er jetzt vor ſeinem Neffen, an ſeinem Uhrencachet ſpielend, mit herausfordernder Miene.

„Jetzt kann ich mir's auch erklären," ſagte Ephraim endlich, „warum der Emanuel ſtets ſo ſeltſam lächelt, und ſo wenig ſpricht; es iſt ſchade, daß Ihr ſo bald wieder abreist, den Mann möchte ich näher kennen lernen."

„Weißt du was?" ſagte Veitel triumphirend, „du kannſt ihn von Innen und Außen kennen lernen, er muß ſich noch eine Ehre daraus machen, wenn du, meiner Schweſter Sohn, dich mit ihm abgiebſt; beſinn' dich nicht lang, ſchlag' ein," rief er, ihm die Hand hinſtreckend, „geh mit, der Emanuel iſt ohnedies nicht mehr ganz kapitelfeſt, ich lege jetzt eine Gold- und

---

[1] Bruchſilber zum Einſchmelzen, das geringer bezahlt wird.

Silberkantenklöppelei an, ich übergebe dir einen Theil des Geſchäfts und die Kaſſe, du kriegſt tauſend Thaler Gehalt und kannſt dein Geld zu guten Prozenten in meinem Geſchäft anlegen. Es wäre ohnedies gut, wenn du dich von deinen Brüdern trennteſt, der Chajem hat ſchon einen Klecks in die Verwandtſchaft gemacht, und ich fürchte, ich fürchte, der Nathan macht noch einen dazu. Wie werden ſich meine Kinder mit dir freuen, und beſonders mein Zerlinchen! Sie liest alle deine Briefe ſiebenmal. Ich ſage dir, mein Zerlinchen iſt ein Goldkind, ich will ſie nicht loben, es iſt mein eigen Kind, aber ſie iſt unbeſchrien ſchön und brav und geſcheit, und eine Haushälterin! den Heller kehrt ſie zehnmal um, ehe ſie ihn ausgiebt. Singen kann ſie, wie wenn ſie lauter Orgelpfeifen im Hals hätt', es hat mich mein gut Geld gekoſtet, ſo wahr ſoll ich hundert Jahr alt werden, und ſoll mich unſer Herrgott noch Freud' an euch Beiden erleben laſſen, alle Monat drei Thaler Courant; für mein Zerlinchen iſt mir aber kein Geld zu viel, du wirſt auch Vergnügen an ihr haben; dein Veilchen war doch ein ſauberes Mädchen, aber ſo zart und zimperlich wie ein ſchalloſes Ei. Mein Zerlinchen iſt um fünfzig Procent ſchöner und ſtärker; na, wer weiß — es iſt mir ſchon lang arg, daß mein gut Geld, das ich mit harter Mühe zuſammengerackert hab', ſo verfremdet werden ſoll. Sie könnte Parthien genug machen, aber wo giebt's eine Familie, die der unſrigen gleichkommt an Geld und Anſehen? Nun, es kann ſich Alles ſchön machen, ich weiß gewiß, du gehſt nicht mehr von mir. Alſo du gehſt mit?"

Ephraim gab keine entſchieden verneinende Antwort, und als er auf ſeinem Zimmer allein war, ſchrieb er folgende Verſe:

Des Harpax letzter Wille.

„Ich ſterbe, Sohn! drum höre meinen Willen:
Das höchſte Gut auf dieſer Welt
Iſt — was der Moraliſt auch ſchwätzet — Geld;
Drum ſorge ſtets den Kaſten dir zu füllen.
Iß nie dich ſatt; auch ich hielt fleißig Faſten;
Darum erſpart' ich vieles Geld.
Je mehr ich hatte, galt ich in der Welt;
Denn Geld macht klug: Minerva liegt im Kaſten;
Anſtatt der Bücher ſammelt' ich Dukaten;
Und mancher große Muſenſohn
Erhob mich doch auf ſeinen Helikon,
Und hieß mich den gelehrten Mäcenaten.
Halt nicht zu viel von weibiſchem Erbarmen,
Gott ſegnet die nur, die er liebt,
Und haſſet alle, denen er nichts giebt;
Drum kränk' ihn nicht, gieb nie ſein Gut den Armen.
Was ich dir laſſe, ſoll mich nicht gereuen,
Wenn du es zu vermehren weißt.
O Sohn! zweifältig ruh' auf dir mein Geiſt,
Und tauſendfältig mög' es dir gedeihen!“

14. Auf neuen Bahnen.

Es war ſpät in der Nacht, Ephraim ſaß noch ſinnend und grübelnd auf ſeinem Zimmer, da hörte er plötzlich Muſik, ſie ſchallte vom obern Dachſtübchen, wo

Emanuel wohnte. Ephraim öffnete das Fenſter und ſchaute hinaus, nur zwiſchen zerriſſenen Wolken blinzte bisweilen das Mondlicht auf die ſchneebedeckte Erde nieder, hier und dort hörte man in regelmäßigen Pauſen von den Dächern Tropfen fallen oder eine kleine Lawine des ſchmelzenden Schnees ſich herabwälzen. Kein Zeichen menſchlichen Treibens wurde kund, nur über ihm wachte der Schmerz und goß ſeine Klagen in Tönen aus. In dieſen Tönen einer Violine klang es wie das Ringen und Trauern einer eingekerkerten Seele, ſtill grollend, am Boden kauernd, brütete es in eintönigem Schmerze hin, ewig und ewig wiederholte ſich derſelbe Laut, bis er endlich, immer leiſer und leiſer verklingend, dahinſtarb; ſchnell aber rafften ſich alle Kräfte wieder auf, alle Töne wurden wach, und kämpften mit vereinter Macht, ſich helfend, unterſtützend und beiſpringend, es rang wehklagend die Hände über dem Haupte, es kletterte hinauf an den ſtarren Kerkerwänden, es klammerte ſich ein und tobte und raſte, die Mauern einzureißen und ſich zu Licht und Luft hindurchzuringen; aber die Kraft ermattete, nur noch in einzelnen Stürmen ſah man den Kampf auflodern, bis es endlich in einem herzdurchbohrenden Schrei wieder am Boden lag; es ſchien erſtorben, aber der alte eintönige Schmerz erwachte wieder und ringelte ſich fort und verwirrte ſich wie ein Schlangenhaufen; der halb unterdrückte Klang eines luſtigen Jauchzens trieb wieder daraus hervor, Lebenstrauer und Todesluſt, Alles verſchwamm chaotiſch in einander, und auf einen alltönigen Sturm folgte endlich Verſtummen und Tod.

Ephraim ſah die Welt um ſich her nicht mehr, ſein Auge ſchwamm in Thränen, ſein Geiſt hatte hinabgeſchaut in den tiefſten Abgrund einer Seele, wo gräßliche Ungethüme über Korallenriffen, kryſtallenen Tempeln und leuchtenden Meerblumen ſchwimmen. Schon lange waren die letzten Töne verklungen, Ephraim ſtand noch wie feſtgebannt da, endlich raffte er ſich auf, ſtieg die ſchwankende Treppe hinan, er ſtand vor der Thüre Emanuels, ſie war offen, kein Licht war im Zimmer, er ſcheute ſich faſt, mit ſeinem Lichte einzutreten, da richtete ſich Emanuel haſtig in ſeinem Bett auf: „Wer da?“ fragte er barſch.

„Gut Freund!“ antwortete Ephraim mechaniſch, dann ſetzte er noch hinzu: „In der That Einer, deſſen höchſtes Glück es wäre, wenn er Euch ein wahrhaft guter Freund werden könnte.“

„Guter Junge, es iſt Schlafenszeit und du erkälteſt dich bei mir,“ antwortete Emanuel mit ſeltſamem Lächeln und hob dabei die Hand wie zur Abwehr auf; Ephraim glaubte, er wollte ſie ihm reichen und ſtreckte ſeine Hand darnach aus. — Iſt es ſchon bei alltäglichen Begrüßungen oder beim Abſchiednehmen ein peinliches Gefühl, die traulich ausgeſtreckte Hand unberührt wieder zurückziehen zu müſſen, ſo ſteigert ſich dies noch in hohem Grade bei einem Zuſtande der Aufgeregtheit.

„Geben Sie mir Ihre Hand,“ ſagte daher Ephraim zitternd.

„Meine Hand iſt knochig und dürr, ſie fühlt ſich nicht mehr weich an, doch ich reiche ſie dir, und will, ſo viel ich kann, dein Freund ſein. Siehe, im warmen

Händedruck liegt das Symbol der Freundſchaft, es iſt das Zeichen der geiſtigen Einigung zur That, und nicht umſonſt iſt ſie im geheimen Bunde das Denkzeichen der Verbrüderung.“ So ſprach Emanuel und reichte Ephraim die Hand, der ſie mit Inbrunſt feſt hielt und alle Liebe in ſeinen Ausdruck legte, indem er das Antlitz Emanuels betrachtete, deſſen Züge wie von Wettern gehärtet und gleichſam gehämmert waren.

„Was ſpionirſt du in meinem Geſichte?“ frug Emanuel. Ephraim drückte ſeine Hand an's Herz und weinte.

„Biſt du verliebt?“ ſagte Emanuel, „ſo heirathe, dann biſt du von der Liebe erlöst; biſt du nicht verliebt, mußt du gewiß heirathen.“

„Ich will mich nicht in eine Alltagsehe einjochen laſſen, aber auch nicht Liebe iſt's mehr, was ich ſuche, ſie iſt falſch, nichts als vergänglicher Selbſtbetrug; die Liebe, wie ich ſie im Buſen hege, wie ſie die tauſendarmigen, ſehnſuchtsvollen Triebe hinausſtreckt in die Ferne, um ein liebend Herz zu erfaſſen — ach! es iſt ein Phantom, nach dem ich jage, ich habe dieſe Liebe ſtill und einſam in dem Friedhofe meines Herzens begraben. — Nur Freundſchaft iſt's, was ich vom Leben noch hoffe, an ihr will ich erſtarken, ſie iſt die Sonne, an deren Strahlen die geknickte Blume meines Lebens ſich wieder aufrichten kann, drum wendet Euch nicht von mir, ich kenne Alles von Euch, ſeid mein Vater, ſeid mein Freund.“ Ephraim legte ſeine heiße Stirn auf die Hand Emanuels, die er noch immer feſthielt.

„Junger Freund,“ ſagte Emanuel, „es gährt noch gewaltig in dir, deine Sprache iſt fieberhaft; ich nehme nicht gern die Altvatersmiene an, die der Jugend immer ſelbſtgefällig zuwinkt: warte nur, du wirſt nach Jahren über deine jetzigen Stürme lächeln. Der Sturm iſt jetzt da und peitſcht mit gewaltigen Wellen die Rippen deines Fahrzeuges, aber betrachte dein vergangenes Leben, und lerne einſehen, daß alle Aufregung nur vorübergehend iſt. Du haſt geliebt, ich merke das, aber du haſt die Gegenliebe nicht gefunden, wie ſie dein Uebermuth, dein Stolz ſich träumte, Liebe iſt Demuth, du wirſt die echte Gegenliebe finden, und dann mit Wonne und Trauer ausrufen: jenes Erſte war die echte Liebe nicht. Möge dich Gott davor bewahren, daß du dies nochmals wiederholen müßteſt. Verlange aber nicht von der Freundſchaft, was nur die Liebe dir bieten kann, und bereite dir nicht gefliſſentlich ſpätere Enttäuſchungen.

„Ich möchte gern ewig bei Euch bleiben,“ ſagte Ephraim, „rathet Ihr mir nicht auch, die Stelle als Kaſſier in der Silbermanufactur meines Oheims anzunehmen? Ich komme dann auch weg von hier, wo jeder Stein zu mir ſpricht: einſt berührte mich dein Blick, da du noch glücklicher warſt; ach! ich weiß nicht, was mir fehlt, aber ich möchte ſterben, um auf einmal Alles los zu ſein.“

„Es iſt gut, daß die Sterne droben ihre lichte Bahn fortwandeln, und wir winzigen Würmer auf dieſem Erdkügelchen herumkrabbeln; könnten wir die Sterne mit unſern Händen faſſen, wir hätten ſie ſchon lange in die Alltäglichkeit hereingezerrt und beſchmutzt; das, was du Höheres willſt und ſollſt, laß wie Sterne über dir erglänzen, vermenge es nicht mit dem Dunſtqualm, der auf der untern Luftſchicht lagert, und wenn dein Blick umdunkelt iſt, dann ſieh' hinauf zu den Sternen, laß einen Strahl von ihrem ewigen Licht in dein Herz fallen, und harre, bis du aufgehen wirſt in den Urquell des ewigen Lichts. — Gute Nacht.“ — So ſprach Emanuel, er entzog Ephraim die Hand und hüllte ſein Haupt in die Kiſſen.

Ephraim verließ tiefbewegt das Zimmer, er konnte lange nicht ſchlafen, und im Traume wandelte er von Stern zu Stern, aber überall folgte ihm ſein Oheim, der ihm zeigte, wie auch die Sterne dunkle Flecken haben; als er erwachte, fühlte er ſeine Wangen brennen.

Emanuel war den Tag über eine faſt ganz veränderte Erſcheinung, er ließ ſich nur in Geſpräche über Geſchäftsangelegenheiten ein, er ſprach hierüber mit ſo vielem Eifer und ſolcher Einſicht, daß man ihm keine Empfänglichkeit für irgend ein höheres Intereſſe zutrauen mochte. Ephraim konnte ſich dieſe Getheiltheit noch nicht klar machen, er mißtraute ſich immer mehr und mehr in gerechter Beurtheilung fremder Individualitäten, und ſonderbar! ſeine Liebe zu Philippine tauchte hierdurch wieder in ihm auf, er näherte ſich ihr wieder und ſuchte ſein früheres vorſchnelles Urtheil zu berichtigen. Ephraim war hoch erfreut, einen ſo triftigen Grund zur Wiedererweckung ſeiner Liebe gefunden zu haben. Er liebte Philippinen mehr als er ſich geſtehen wollte. Wie heldenmüthig erſchien er ſich, als er nach ſeinem anfänglichen Rückzug oft zwei, drei Tage Philippine nicht beſuchte, wie zählte er die Tage, wie pochte ſein Herz, wenn er dann ihr Haus betrat, wie vielen ſophiſtiſchen Irrlichtern folgte er auf ihren Zickzackbahnen, nur damit ſie ihn endlich zu ihrem Hauſe geleiteten. — Alles dies hätte Ephraim ſchon längſt über den wahren Zuſtand ſeines Innern aufklären können, er begnügte ſich mit dem ſtillen Bewußtſein, daß es noch nicht zu ſpät ſei. Die Reue folgt faſt immer der Trennung von der Geliebten, man ſchilt ſich, Kleinigkeiten halber ſein Liebſtes von ſich getrennt zu haben, man ſehnt ſich nach der Rückkehr und gelobt ſich Milde und zarte Duldſamkeit; aber ein Mißverhältniß, das ſich Monate lang im Gemüthe feſtgewurzelt, kann faſt nie mehr mit Stumpf und Stiel ausgejätet werden, und ohne daß wir es uns verſehen, treibt es neue Keime aus der alten Wurzel.

Wir erkennen unſere gegenſeitige Uebereinſtimmung oft am ſchnellſten in der Uebereinſtimmung unſerer Urtheile über dritte Perſonen, und ſo leicht die Perſonenbeſprechung auch oft in Tadelſucht ausartet, ſo iſt ihr Urgrund doch ein nothwendiger und natürlicher. — Ephraim ſprach mit Philippine in überſchwenglichen Worten über Emanuel.

„Wenn ich ihm einen Beinamen geben dürfte,“ ſagte Philippine, „würde ich ihn den Verfinſterer heißen; wenn er in's Zimmer tritt, brennen die Lichter dunkler, wenn er ein Ding betrachtet, mein' ich, müßt' es grau anlaufen, ich kann mir's denken, daß er auf ſeiner Geige immer greint, ich habe ihn noch nie lachen ſehen, er iſt wie trockenes Biscuit, es iſt Alles ganz gut und fein, aber man kann's nicht genießen.“

Ephraim antwortete Nichts, ſondern lachte heftig, aber dieſes Lachen war kein heiteres, geſundes, ſondern ein krampfhaft erzwungenes. Er ging ſo weit in ſeiner Ungerechtigkeit, Philippine ſogar ſeiner Achtung für unwürdig zu halten, er verglich ſie im Geiſt mit ſeinem Oheim, und glaubte, nur das Handelsintereſſe fehle, ſonſt wäre ſie ihm ganz ähnlich. In ſolcher Anklage riß er Philippine abermals und auf immer aus ſeinem Herzen.

Ephraim kam zu Leſſing, um mit ihm zu berathen, ob er in das Handelsgeſchäft ſeines Oheims in Berlin eintreten ſolle; aber Leſſing merkte bald, daß die Entſcheidung bereits getroffen war, und ließ ſich nicht herbei, ſie mit ſeiner Autorität zu beſiegeln. Er ließ nur Ephraim ſeine Gegengründe vortragen und durch raſche Zwiſchenfragen Ephraim ſelbſt deren Widerlegung finden, denn Ephraim erklärte, daß er nur als Subaltern in den Handelsoperationen ſeines Oheims mitwirken und keinerlei moraliſche Verantwortung übernehmen werde.

Leſſing ſchloß damit, daß er Ephraim einen Brief an Mendelsſohn mitgeben wolle und bald ſelbſt nachzukommen hoffe.

Es war eine erquickende Herzinnigkeit, mit der Leſſing in einfachen Worten von ſeinem Moſes und deſſen Gerechtigkeit und Milde ſprach. Leſſing ſchaute lächelnd darein, da Ephraim ſagte, das ſokratiſche Daimonion ſcheine ſich in Mendelsſohn in einen ethiſchen Compaß verwandelt zu haben. Wie ſeltſam, daß man in Anderen richtig erkennen und bezeichnen kann, was man ſelber entbehrt und doch nicht als Mangel erkennt!

Die Erinnerung an Mendelsſohn hielt Leſſing indeß feſt und erklärte, wie er auch darin mit Mendelsſohn zuſammen getroffen ſei, daß dieſer als Autodidakt nie von Syſtematik und Schulweisheit befangen geweſen ſei, während er ſich mit Eifer davon zu befreien ſuchte.

Gegen Ende April 1763 ſaß Ephraim mit ſeinem Oheim in einem Wagen, der den Weg nach Berlin einſchlug. Es war ein häßliches Schneegeſtöber, als er ſeine Vaterſtadt verließ, in der er ſo lange gelebt und gelitten, Jeder ging nach Luſt und Beruf ſeines Weges, Niemand kümmerte ſich um den, der blutenden Herzens von dannen ſchied.

Veitel hatte im März 1761 vom Könige einen Freiheitsbrief erlangt, das heißt, er brauchte keinen Judenzoll mehr zu bezahlen u. ſ. w., er lehnte ſich daher ſtolz zum Kutſchenſchlage hinaus, als er das Thor paſſirte. Ephraim ſaß in ſeinen Mantel gehüllt in einer Ecke, er redete kein Wort. So kam man zu Deutſch-Liſſa an, wo Halt gemacht wurde, der Wirth, die Wirthin und die Knechte, Alles ſprang Veitel freundlich entgegen. Man trat in die Wirthsſtube, hier würfelten Bauern und tranken. „Es gilt um drei Paſche!" rief Einer, und warf ein bleiern klingendes Zweigroſchenſtück auf den Tiſch. „Holla," riefen die Andern, „weg mit dem Juden, der gilt nichts, nagelt den falſchen Kerl an den Tiſch, es iſt ja ein Ephraimite."

„Von außen glänzend zwar, von innen ſchlimm,
Von außen Friedrich, von innen Ephraim."

recitirte der Küſter, der in der Ecke ſaß, mit Pathos, er nahm das Glas ſeines Nachbars, trank ihm zu und erzählte dann weiter: „Der alte König Friedrich primus von Preußen hat einmal einem Goldmacher, der ihn betrogen hat, ein Kleid von Goldpapier anziehen, eine goldpapierne Krone aufſetzen und ihn an einen mit Goldpapier überzogenen Galgen hängen laſſen; ich ſage euch: über eine Weile wird's geſchehen ſein, und der Jude Veitel Ephraim wird an einer Galgenſchnellwage hängen, und ſein Zünglein wird nimmer ſchwanken, denn am Tage des Gerichtes wird man ſeine Werke zu leicht finden. Alſo iſt es vor noch nicht vierundzwanzig Jahren im Schwabenlande mit einem Hexenmeiſter, dem Juden Süß, geſchehen, des Teufels Großmutter war ſeine Mutter, und der ewige Jude war ſein Vater."

„Wo wird denn der Veitel gehängt?" fragte Einer der Bauern; Alles lachte.

„Am Galgen," erwiderte ein Anderer, „es iſt eins, wo er ſteht, der König iſt zwar ſelbſt viel Schuld daran, aber der Veitel muß doch die Supp' ausfreſſen. Recht ſo, die Juden ſind an Allem ſchuld."

Ein Trödeljude, der zufällig hereintrat und ſeine Waaren feilbot, wurde von den Bauern verhöhnt und beſchimpft.

„Na, Schmul," riefen ſie, „haſt uſer auch ein gutes Profitchen von dem Geld, das der Veitel geſtohlen hat? Er ſammelt's ja doch nur für euch Juden."

Einer der Bauern ſchüttete dem Trödeljuden Bier in den Nacken, worüber dieſer ſehr erſchrack, und alle Anderen lachten und johlten.

Während dieſer ganzen Scene hatte Veitel mit ſeinem Neffen an dem Honoratiorentiſche geſeſſen, der durch einen Bretterverſchlag von dem übrigen Zimmer getrennt war; ſie hörten die Unterhaltung draußen ſchweigend an. Ephraim war ſtill, und Veitel befahl herriſch, daß man anſpanne.

„Lumpenpack,“ ſagte Veitel, als ſie die Stadt hinter ſich hatten, „mit drei Maas Bier wollte ich machen, daß ſie mir Vivat trinken; warum ſchimpfen nun die Leute über mich? Bin ich König von Preußen? Hab' ich Stempelrecht? Hab' Ich zu beſtimmen, wie viel Kupfergehalt eine Münze haben ſoll? Uebernehm' ich die Lieferung nicht, übernimmt ſie ein Anderer. Was iſt denn was ich thu'? Was der König will. Und was kann dieſen Menſchen daran liegen, ob das Geld gut oder ſchlecht iſt? Wenn ſie nur Branntwein dafür kriegen, iſt Alles eins. Ich hätte gute Luſt wieder umzukehren und ihnen den Meiſter zu zeigen.“

Veitel war froh, als ſein Neffe dieſem letzten Vorſatz entſchieden widerſprach.

Man war an einen Berg gekommen, die beiden Reiſenden ſtiegen aus und gingen zu Fuß hinan, ohne ein Wort zu reden. Als ſie oben waren, kehrte ſich Veitel um nach dem Thal, und die Hand auf die Schulter ſeines Neffen legend, ſagte er mit einem tiefen Seufzer:

„Man muß viel Praſt und Sorgen in dieſer Welt ertragen; wenn man nicht ſeine Kinder und ſeine Familie hätt', möchte man oft lieber geſtorben ſein.“

Ephraim blickte in das Antlitz ſeines Oheims, eine nie geahnte Milde ſchwebte darauf, er blickte hinab in das Thal, Alles war ſtill und friedlich; die Abendglocke läutete zum Gebet, der Himmel hatte ſich aufgeklärt, die Luft war durchſichtig und hell, auf den gegenüberſtehenden ſchneebedeckten Hügeln lag der glühend rothe Horizont mit ſeinen immer ſanfter verſchwimmenden Tönen, in welche einzeln ſtehende Bäume ihre ſchneeumhüllten Gerippe wie geiſterhaft hineinragen ließen.

„Sehen Sie dort die Sonne im Weſten verglühen," ſagte Ephraim, „mir iſt ſo wohl und weh, daß ich in dieſer Minute des Entzückens auch mit ihr ſterben und verglühen möchte."

Als Veitel nichts erwiderte, fuhr Ephraim fort:

„Und doch iſt die Natur wieder unſere einzige Tröſterin, ſie bleibt uns, wenn Alles uns verläßt oder von ſich ſtößt. Danken wir Gott, der uns dies Alles geſchenkt, der Frühling —"

„Narrenpoſſen," unterbrach ihn Veitel, „das Wetter gefällt mir jetzt auch, um tauſend Thaler iſt kein Wölkchen am Himmel zu haben, aber auf deine Natur verſteh' ich mich gar nicht; wie kannſt du eine Freud' an Feldern und Wäldern haben, welche fremden Leuten gehören?"

Man ſetzte ſich wieder in den Wagen, Ephraim that, als ob er ſchliefe.

Die Reiſe nach Berlin war lang und beſchwerlich, Ephraim zog bisweilen ſeine Brieftaſche heraus und notirte Etwas, beſonders aber ſah er oft nach dem Briefe, den ihm Leſſing an ſeinen Mendelsſohn mitgegeben hatte. Es war dies jener Brief vom 17. April 1763, der mit den Worten anfing: „Auch Herr Kuh reiſt nach Berlin und erbietet ſich, mir einen Brief an Sie mitzunehmen. Ich muß dergleichen Gelegenheit nicht aus den Händen laſſen, ſie iſt ſelten, und Poſten gehen nach Berlin nicht, ſind niemals nach Berlin gegangen, weil ich Ihnen ja ſonſt würde geſchrieben haben.“ So ſcherzte Leſſing, aber dieſer Brief enthielt auch eine Erörterung über die Darlegung Spinoza's von der Einheit zwiſchen Leib und Seele, die nur zwei verſchiedene Vorſtellungsweiſen einer und derſelben Subſtanz ſind. Leſſing ſetzte dieſe Anſchauung der von Mendelsſohn mit Berufung auf Leibnitz feſtgeſtellten Harmonie entgegen und grenzte die Anſicht Spinoza's ſcharf von der Leibnitzens ab.

Man kann dieſen Brief gewiſſermaßen als ein Abbild des ganzen Verhältniſſes zwiſchen Leſſing und Mendelsſohn anſehen: freier und inniger perſönlicher Anſchluß mit ſtetigem Verfolg der höheren philoſophiſchen Fragen zu gegenſeitiger Anregung und Klärung.

Ephraim hatte die Denkauslegung des im vergangenen Jahrhunderte verketzerten Philoſophen und Stammesgenoſſen zu überbringen. Er trug kein Verlangen, in deſſen Lehre einzudringen, das ganze Zeitalter Friederichs des Großen war dieſer Syſtematik abhold und theilweiſe unfähig; und ſelbſt Mendelsſohn, deſſen Lehren und Wirken der König von ſich wies, ſtand trotz ſeiner Verſchiedenheit mit dem König auf gleichem Standpunkte, indem er die Philoſophie vornehmlich als Welt- oder Lebensweisheit auffaßte.

Mit Andacht hielt Ephraim den Brief Leſſings oft in Händen und gedachte dabei einer ſchönen jüdiſchen Sitte: denn es iſt ein alter, feſter Brauch, daß man Einem, der eine weite und beſchwerliche Reiſe antritt, eine Gabe mitgibt, die er alsbald am Orte ſeiner Beſtimmung einem Bedürftigen einhändigen muß; die dunkeln Geſchickesmächte, die beſonders auf der Reiſe walten, ſind dadurch gebannt, denn der Reiſende iſt nach jüdiſchem Ausdruck ein „Tugendbote,“ der geborgen iſt vor jeder finſtern Macht.

Kein Jude hatte es gewagt, dem als Freidenker verſchrieenen Ephraim eine ſolche Sendung zu übergeben; er erſchien ſich aber jetzt durch den Brief Leſſings als ein höherer Sendbote, er trug den labenden Ausdruck des Freundesgefühls, den erhöhenden des unbefangenen Denkens von einem Geiſte zum andern.

Beide Reiſende langten endlich in Berlin an.

Als Ephraim zum Erſtenmal durch die Straßen Berlins ging, mußten ihm die vielen in Trauer gekleideten Frauen auffallen, denen der Krieg Gatten, Brüder und Söhne hinweggerafft.

Im hellen Sonnenſchein des Frühlings waren die Zeichen der Trauer um ſo greller, da und dort wandelten Männer im Soldatenrock und auf ihren Angeſichtern war die Verabſchiedung zu leſen, ſie gingen mit fragendem Blick nach der Zukunft umher und ſchienen faſt diejenigen zu beneiden, die zu Krüppeln geſchoſſen, doch verſorgt waren, ſich mit den ungewohnten Krücken einübten oder im Sonnenſchein auf einer Bank ausruhten.

Ephraim ſuchte ſich über die Betrachtung des allgemeinen Geſchickes zu erheben, und ſeinem eigenen Leben nachforſchend ſagte er ſich: die Menſchen, mit denen ſich deine Zukunft verſchlingen wird, wohnen da und dort, noch ſind ſie dir fern, vielleicht werden ſie es dir bald wieder werden — ſei es! Dieſe Straßen, wie oft werden ſie dich geſchäftig, dichtend, von Kummer und Freude erfüllt dahin wandeln ſehen, vielleicht Arm in Arm mit einem Freund, einer Geliebten, vielleicht gehſt du hinter der Todtenbahre deiner Geliebten, deines Kindes, vielleicht wirſt du ſelbſt bald als Leiche dahingetragen: ſei es! Ich will die Freude an mein Herz drücken und dem Kummer einen Stuhl ſetzen, als einem alten Bekannten. Zieh deinen Schleier ab, verhüllte Zukunft, welch ein Antlitz du auch verbirgſt, ich kenne es und bin darauf gefaßt.

Der Uebermüthige! Er lernte es ſpäter einſehen, weſſen er ſich vermeſſen hatte, und daß es nichts nütze, ſich beim Sonnenſchein des Glücks mit dem Regenmantel zu beſchweren; der Sturm verfängt ſich nur noch mehr in den weiten Falten des Mantels.

Den alten Emanuel hatte Ephraim krank gefunden, voll Trauer ſaß er an deſſen Krankenlager und bewunderte die Heldenkraft, mit welcher er ſeine Schmerzen trug. Ephraim nahm es als gutes Vorzeichen, daß die erſte Thätigkeit bei ſeinem Eintritt in neue Lebenswege in freundlicher Handreichung für einen Verlaſſenen beſtehen durfte.

15. De amicitia.

Der erſte Beſuch Ephraims galt Moſes Mendelsſohn. Seine Wohnung in der Spandauerſtraße war leicht zu finden, denn das Haus „zum goldenen Stern," das unweit deſſelben war, diente als Merkmal. Nach ſeiner Gewohnheit, in der er gern nach deutungsvollen Sinnbildern faßte, fand er auch in dieſer Wegweiſung ein ſolches. Es war daher eine doppelt erhöhte Stimmung, in der Ephraim in das Haus trat.

Mendelsſohn war ſo eben aus dem Comptoir der Wittwe Bernhard, wo er Buchhalter und Geſchäftstheilhaber war, zurückgekehrt; mehrere Beſuchende waren bei ihm und unterhielten ſich mit leiſer Stimme.

Die verwachſene Geſtalt Mendelsſohns hätte unangenehm erſcheinen können, wenn nicht Milde und Menſchenliebe, die wie lächelnde Genien auf ſeinem Antlitze thronten, alsbald Jeden für ihn gewonnen hätten.

Der unverhältnißmäßig breite Kopf ſaß wie bei allen Buckligen tief zwiſchen den Schultern, ein in Schnitt gehaltener Backen- und Halsbart, der am Kinn etwas ſpitz auslief, konnte als Zeichen der rabbiniſchen Würde und Obſervanz gelten, die weit hervorſpringende und kühn gebogene Naſe mit den großen Naſenflügeln vollendete noch den Stempel des charakteriſtiſch Jüdiſchen in dieſem Antlitze; in paralleler Linie hoben ſich die beiden ſchöngeſchnittenen Lippen hervor, in dem tiefliegenden ſchwarzen Auge glänzte das Licht einer wahrheitsliebenden Seele, der herrliche Bogen der Stirn deren Weiße das ſchwarze Sammtkäppchen noch mehr hervorhob, konnte als Merkmal antiker Ruhe und Beſtimmtheit gelten. So entdeckte Ephraim in dieſem Antlitz eine Miſchung klaſſiſcher und rabbiniſcher Elemente, die er in dem ganzen Wirken Mendelsſohns erkennen wollte. Auch in dem Aeußern des Zimmers zeigte ſich die Gedoppeltheit, denn neben der Sokrates-Büſte auf einem Pfeiler in der Ecke hing das jüdiſche ſogenannte Misrach, eine eingerahmte Denktafel mit der hebräiſchen Bezeichnung, daß hier die Morgenſeite iſt, der man beim Gebete das Antlitz zuzuwenden hat.

Mendelsſohn war erſt ein Jahr verheirathet, er ſtand in ſeinem vier und dreißigſten Jahre, Ephraim war nur zwei Jahre jünger. Wie ſchwankend und jugendlich unfertig erſchien dieſer ſich ihm gegenüber, er nahm ſich vor, auch fortan feſter zu ſein.

Mit einer gewiſſen weltmänniſchen Gemeſſenheit in der Bewegung, aber nach ſeiner Art ſtotternd im Worte, entſchuldigte ſich Mendelsſohn gegen Ephraim und die anderen Anweſenden und las den empfangenen Brief; aus dem wechſelnden Ausdruck ſeiner Mienen, dem anfangs heiteren Lächeln, das alsbald in ſtrenges philoſophiſches Nachdenken und in Kopfſchütteln überging, konnte man ungefähr den Inhalt des Briefes herausleſen.

Er legte den Brief ruhig zuſammen und ging in das Nebenzimmer. Ephraim erfuhr nun, daß Mendelsſohn ſich nach ſeiner Frau und dem drei Tage alten Töchterchen umſehen wolle.

Unter den Beſuchenden waren die beiden Doktoren

Bloch und Gumperz, ältere Freunde Mendelsſohns, und der Mathematiker Abraham Wolf, Abraham Rechenmeiſter genannt. Sie hatten ſich um eine hagere Geſtalt gruppirt, welche mit vieler Selbſtgefälligkeit berichtete, daß die „Briefe, die neueſte Literatur betreffend,“ jetzt in zweiter Auflage erſcheinen, nun aber, auch mit Leſſings Uebereinſtimmung, abgeſchloſſen ſeien. Es gelte nun, alle nach Freiheit ſtrebenden Geiſter zu vereinigen, um theils kritiſch, theils aber auch poſitiv ein Werk zu ſchaffen, das, gründlicher als die franzöſiſche Encyklopädie, dazu diene, die Provinzen, die dem freien Geiſte und dem guten Geſchmacke erobert ſeien, zu bebauen und zu organiſiren. Er nannte die „allgemeine deutſche Bibliothek.“

Man hörte bald, daß der unternehmende Reformator der Buchhändler Nicolai war.

Er richtete ſeine Darlegung an einen Mann von äußerſt ruhigem, bemeſſenem Weſen, der nur bisweilen beiſtimmend nickte und in ſeiner Gehaltenheit ſeltſam abſtach gegen den unruhig auflodernden Nicolai.

Ephraim fuhr zuſammen, als ihm der Name Profeſſor Ramler genannt wurde.

In einer Ecke ſaß in ſchmutziger Kutka ein Pole auf einem Stuhle zuſammengekauert; er ſchien die Geſellſchaft nicht zu beachten, und wurde auch von ihr nicht beachtet.

„Unſer Mendelsſohn iſt doch überaus glücklich,“ ſagte der Doktor Bloch, „es gebührt ihm, nach ſo ſchweren Kämpfen endlich das Glück und die Ruhe des Lebens zu genießen, er hat eine beſtimmt abgegrenzte

Geiſtesbahn, ein mäßiges Einkommen, ein geſundes Töchterchen —"

„Und eine brave Hausfrau," rief ein Anderer.

„Und eine geſcheite und liebenswürdige Schwägerin," ein Dritter.

„Seid ihr bald mit eurer Bilanz fertig?" rief der Doktor Gumperz, „das Beſte habt ihr zu notiren vergeſſen, das ſind: treue Freunde."

„Ja, er hat nur zu viel Freunde, er könnte die Schrift Plutarchs über Polyphilie fortſetzen," ſagte Einer der Umſtehenden, „ich meine immer: wer mit der ganzen Welt, Groß und Klein, Reich und Arm ſo bruderander iſt, könnte mit Niemand ſo recht innig ſein; ich will nicht räſonniren, aber —"

„Nur Scheelſucht oder Kurzſichtigkeit kann ſo urtheilen," ſagte der Doktor Bloch mit Heftigkeit, „da möchte Jeder gern das Grundſtück ſeiner Freundſchaft als Domäne für ſich anſprechen, und wenn das nicht geht, ſagt er: es muß ohnedies unfruchtbares Land ſein, da es zum allgemeinen Heerweg verbraucht wird."

„Für dieſe Erörterung, mein lieber College," beſchwichtigte Doktor Gumperz, „iſt hier weder Zeit noch Ort; laſſen wir alle Perſönlichkeiten fallen, ich möchte behaupten: das wiedererwachte Freundſchaftsgefühl iſt eine Blüthe von den Reiſern und Setzlingen der klaſſiſchen Bildung des Alterthums, die wir in unſere Zeit übertragen. Das Alterthum allein kannte die Freundſchaft, das Mittelalter, deſſen Ausgangspforte ſich hinter uns geſchloſſen, kannte nur die Frauenliebe; die Männer waren Kampfgenoſſen, aber ſelten Freunde in der tieferen Bedeutung des Worts. In unſerer Zeit erblüht die echte Philoſophie und Poeſie wieder und mit ihr auch die Freundſchaft. Es ließe ſich ſtatiſtiſch nachweiſen, daß in unſerer Zeit mehr freiwillige Junggeſellen oder ſogenannte Hageſtolze ſind, als zu irgend einer andern; dieß hat gewiß ſeinen tiefern Grund in dem neu erwachten Wiſſenſchafts- und Freundſchaftsleben."

„Herrlich," rief Bloch, „wer nun Junggeſelle bleibt, gehorcht einer weltgeſchichtlichen Nothwendigkeit."

„Unſer Freund Mendelsſohn bearbeitet den Phädon Plato's nach eigener Weiſe; wollten Sie nicht auf ähnliche Weiſe Cicero's Büchlein von der Freundſchaft bearbeiten? Ich nehme es in Verlag," bemerkte Nicolai.

Mendelsſohn trat ein, und Nicolai ſagte zu ihm: „Wir ſprachen ſo eben von der Freundſchaft; Herr Gumperz verlangt auch hierin das Studium der Antike."

„Haben Sie denn einen Begriff der Freundſchaft feſtgeſtellt, oder eine Definition gefunden? Sonſt wird wieder Alles zum bloßen Wortſtreit," ſagte Mendelsſohn, und der Pole, der in der Ecke ſaß, ſtand auf, ſtellte ſich ebenfalls zu dem Kreis, in welchem eine Weile Stille herrſchte.

„Was iſt da lange zu beſinnen?" ſagte der Pole mit dem eigenthümlichen Accent polniſcher Juden, „Freundſchaft iſt die thätige Einigung unabhängiger und gleichgeſinnter Menſchen."

„Brav, mein lieber Herr Maimon," ſagte Bloch, „ich wüßte im Augenblicke nirgends eine Lücke zu finden."

„Wenn man Egoismus, Mitleid und Schwäche addirt, kommt Freundſchaft heraus," ſagte Abraham Rechenmeiſter.

„Sie müſſen nicht glauben," flüſterte Bloch unſerm Ephraim in's Ohr, „daß der Mann ſo bös iſt, er hat ſich einmal daran gewöhnt, über Alles die Achſeln zu zucken, nun hat er ein gichtiſches Zucken und kann nicht mehr anders."

„Ich vermiſſe an Ihrer Definition, lieber Herr Maimon," ſagte Mendelsſohn, und hielt dabei ſein Spitzbärtchen mit dem Kinn in der vollen Hand, „ich vermiſſe an Ihrer Definition die Grundlage der Gemüthsthätigkeit, das Wohlwollen, denn eine Verbindung zweier Kaufleute zu Handelszwecken kann ebenfalls eine thätige Einigung unabhängiger und gleichgeſinnter Menſchen genannt werden, der praktiſchen Seite wegen, die allerdings die Hauptſache iſt, wie man ja auch von Handelsfreunden ſpricht; aber ſchon Ariſtoteles nennt mit Recht die Freundſchaft zu einem äußerlich gemeinſamen Zwecke, ſei nun dieſer politiſch oder merkantiliſch, blos Eintracht, und trennt ſie mit Recht von der eigentlichen Freundſchaft. Auch die Freundſchaften um des Vergnügens und Nutzens willen, dieſe beim Alter, jene bei der Jugend, ſind vergänglich wie ihr Grund. Mit der Freundſchaft, als der freien Verbindung zwiſchen Geſchöpfen gleicher Gattung, erhebt ſich der Menſch über die thieriſche Natur überhaupt und über die ſeine insbeſondere; die Zuneigung verſchiedener Geſchlechter kennt das Thier auch, und wir wiſſen es, wie Viele in unſrer Zeit die Liebe als nichts weiteres gelten laſſen wollen. „Ariſtoteles und Cicero,“ ſchaltete hier Ramler ein, „zeigen zunächſt das Weſen der Freundſchaft in ihrem Unterſchiede von der Blutsverwandtſchaft.“

„Und in ihrer Weiſe mit Recht,“ fuhr Mendelsſohn fort. „Mit der Freundſchaft, der Verbindung zwiſchen Menſchen, die weder durch Bande der Abſtammung, des Geſchlechts, noch des Staates unmittelbar aneinander gekettet ſind, tritt der Menſch aus der rohen Natur in das Reich des Bewußtſeins, des freien Geiſtes.“

„Das Reich des freien Geiſtes,“ ſagte Nicolai, „iſt bis jetzt noch das polniſche Wahlreich, Unvernunft, Aberglaube und verjährtes Vorurtheil führen das lauteſte Wort, darum müſſen ſie mit aller Macht ausgerottet und vernichtet werden, denn auch die Freundſchaft kann nicht unter ihnen gedeihen.“

„Es ließe ſich wohl noch darüber ſtreiten,“ ſagte Gumperz, „ob vorurtheilsvolle Menſchen nicht Freunde ſein können, denn man kann den Urgrund jenes Wohlwollens, das ſich nicht von Allem Rechenſchaft geben kann, doch immer Vorurtheil nennen. Fragen wir aber lieber: können nur tugendhafte Menſchen Freunde ſein?“

„Das heißt man ein Licht in den Tubus ſetzen, um die Sonne bei Licht zu betrachten,“ ſagte Maimon unter Lachen, „die Freundſchaft an ſich iſt eine Tugend, alſo ſind nur tugendhafte Menſchen Freunde.“ „Dieſes Letzte ſagt auch Ariſtoteles in ſeiner nikomachiſchen Ethik und faſt mit denſelben Worten,“ ergänzte Mendelsſohn.

Mit ſcheinbar ſich ſelbſt verſpottendem, keckem Tone entgegnete Maimon: „Wenn Ariſtoteles das geſagt hat, iſt er auch ein geſcheiter Mann. Ich meine darum aber nur, wenn zwei Räuber einander mit Herz und Hand zugethan ſind, ſind ſie auch Freunde ſo gut als zwei Philoſophen.“

„Richtig,“ ſagte Mendelsſohn, „wenn ein Räuberfreund dem andern Treu und Glauben hält, ihn aus Kerker und Todesgefahr rettet, ſo iſt er hiermit auf den Standpunkt der Tugend, der gegenſeitigen Erhaltung zurückgetreten; daß dieſe That ſich hier mit den Einrichtungen der Geſellſchaft in Widerſpruch ſetzt, verändert an ihrem Urgrund als ſolchem nichts. Der Räuber kann eine tugendhafte Handlung ausführen, aber er iſt damit nicht tugendhaft. In Xenophons Memorabilien zeigt auch Sokrates, daß man nur einen tugendhaften Menſchen zum Freunde haben könne, und will man einen ſolchen ſein Eigen nennen, muß man es ſelber auch ſein oder zu werden ſtreben. Ein Freund nimmt die Berichtigung durch den Andern als ſeine eigene, wie einſt ein ſolcher dem Freunde ſchrieb: Ihre beſſeren Gedanken ſind weiter nichts als meine zweiten Gedanken. Ein Freund iſt das uns perſönlich gegenüberſtehende Gewiſſen, wir freuen uns mit ihm bei einer guten That, unſer Leben iſt in ihm und ſein Leben in uns; wir trauern und grämen uns in ihm und durch ihn über eine That, die unſeren tieferen Beſtrebungen widerſpricht. Wie wir glücklich ſind in dem Gedanken an Gott, der über allem Leben thront und in ſeiner Vorſicht für uns handelt, ſo haben wir in dem Freunde ein ſchwaches Abbild von dem Walten eines Geiſtes außer uns, der uns zugehört und dem wir zugehören. Wenn auch ein Laſterhafter einen Freund haben kann, ſo kann er ihn nicht erhalten, irgend eine Colliſion wird ſie trennen, denn die Garantie des in der Tugend ruhenden Geſetzes fehlt ihnen, und das Laſter iſt die Geſetzloſigkeit im weiteſten Sinne."

Ephraim horchte mit geſpannter Begierde zu, das Akademienleben der heiteren Griechen ſchien vor ſeinen Augen wieder erſtanden, erſt ſchüchtern und leiſe, dann aber immer begeiſterter und lauter ſprach er: „Ich kann nicht begreifen, wie man die Frage über das höchſte Gut noch für unentſchieden halten mag; allerdings mag es nach Zeit, Ort und Perſönlichkeit verſchieden bleiben, aber Eines iſt ewig und überall und Allen, das iſt ein Freund; ſich gedoppelt und doch eins zu wiſſen, all unſer Lieben, Leiden und Hoffen in einem Jenſeits geborgen, das wir an's Herz drücken können, nicht blos eine gewiſſe Idee und Beſtrebung, losgeſchält von der Perſönlichkeit, ſondern dieſe Perſönlichkeit mit allen ihren Schlacken und Eigenheiten, aufgenommen, gehegt und geliebt zu wiſſen von einem Andern —"

„Das giebt eine Liebestinktur," unterbrach ihn Gumperz, „Sie ordiniren zu viel succus liquiritiae, der, nicht ſchnell genoſſen, in wenig Tagen ſauer wird; mengt man das, was die Welt Liebe nennt, was aber allerdings nur ein Geſchlechtsverhältniß iſt, in die Freundſchaft, ſo wird ſie bald abſtändig. Nehmen Sie nur die Jünglingsfreundſchaften: der Anſchließungstrieb iſt da, aber er kannte ſeinen Zweck noch nicht, da herzt und küßt man denn ſeinen jungen Freund; wie wenige ſolcher Freundſchaften können aber auf das Leben übergehen, die Freundſchaft iſt nur ein Produkt des reifen und ſelbſtbewußten Geiſtes.“

„Ich bin auch Ihrer Anſicht,“ ſagte Bloch, „wenn Sie den Begriff der Freundſchaft dahin erweitern, daß ſie nur zwiſchen reifen und freien Geiſtern gedeiht, denn auch das iſt zu beachten, daß ſie im Gegenſatz zur Liebe auf Ueberlegung und verſtändige Erkenntniß gegründet werden kann und ſoll; iſt der Freund unſer zweites, oft auch unſer beſſeres Ich, ſo iſt die Geliebte ein Theil unſeres Ich ſelber und im richtigen Verhältniß die Hälfte unſeres Ich. Die Sorge für die Geliebte liegt ſchon unmittelbar in der Selbſterhaltung, die für den Freund nur mittelbar; dem zweiten Ich kann noch ein drittes und viertes ſich hinzugeſellen, die zweite Hälfte des Ich kann nur die erſte und eine für ſich haben, darum iſt auch die Liebe eiferſüchtig, die Freundſchaft nicht.“

„Herr Kuh hat doch ganz richtig die Perſönlichkeit mit hereingezogen,“ ſagte Mendelsſohn, und Ephraim fühlte ſich wunderbar berührt, ſeinen Namen beiſtimmend von dem verehrten Philoſophen genannt zu hören. Alle hörten aufmerkſam zu, als Mendelsſohn fortfuhr: „Ich muß wiederholt auf Ariſtoteles hinweiſen, der ſcharf und beſtimmt zwiſchen Wohlwollen und Freundſchaft unterſcheidet, jenes zieht nur die allgemeinen guten Eigenſchaften eines Andern in Betracht und wünſcht und bietet ihnen Förderung, es kann ſo allgemein als möglich ſein; das Wohlwollen iſt der

Ausgangspunkt jeder Freundſchaft, aber es ſchreitet nicht nothwendig zu dieſer fort, geſteigertes Wohlwollen iſt nicht Freundſchaft, ſie bedarf eines durchaus neuen Elementes, ſie verlangt eine perſönliche Zuneigung, Freude und Liebe gerade an dieſer beſondern Erſcheinungsart des allgemein Menſchlichen. Gar viele perſönliche Beziehungen beharren auf der Stufe des allgemein menſchlichen Wohlwollens.“

„Und das eben iſt eine bittere Erfahrung,“ fiel Gumperz ein, „wenn ein Verhältniß keinen Fortſchritt gewinnt, wenn es immer das bleibt, was es beim Beginn geweſen.“

„Das iſt nirgends der Fall,“ entgegnete Mendelsſohn, „nur muß man nicht erbittert ſein, weil man nicht das erreicht, was man wünſchte und hoffte, nur muß man nicht die falſche Vorausſetzung in eine getäuſchte Erwartung verwandeln. Das menſchliche Leben hat ſein Gleichniß in der Natur. Wozu wachſen die Waldbäume?“

„Zu Nutzholz.“

„Und die Obſtbäume?“

„Daß ſie Frucht tragen.“

„Gut. Wer nun aber von einem Waldbaum Aepfel und Feigen verlangt, thut er nicht Unrecht, wenn er ſich über getäuſchte Erwartung beklagt und den Baum verdammt?“

„Sehen Sie,“ rief Nicolai triumphirend, der auch die mündlichen Geiſteserzeugniſſe ſeiner Freunde gern in Verlag nahm und ſie mit freudiger Begeiſterung wie eigene Hervorbringungen anſah und erklärend befürwortete: „Sehen Sie, da haben Sie das Grundweſen der neuen Humanität: die naturgemäßen Ergebniſſe der Dinge zu heiſchen und die Natur dieſer Dinge zu erforſchen. Es iſt, ſinnbildlich genommen und auf den Menſchen mit freier Willenskraft angewendet, erklärlich, wenn der Feigenbaum verflucht wird, der zur gemeſſenen Zeit, da man deren bedarf, keine Frucht trägt, er ſei dazu verdammt, daß er verdorre. Jeder muß wirken und leiſten."

„Das Geſpräch ſtockte plötzlich. Wie das ſo leicht geht bei ungebundener Unterhaltung Vieler, war man auf einen Abweg gelangt, man ſtand wie verirrt in fremder Region und mußte ſich erſt orientiren, man fühlte das Unbehagliche zielloſen Umherſchweifens, und Niemand wagte es Wegweiſer ſein zu wollen, bis endlich Mendelsſohn mit einem eigenthümlichen Kopfſchütteln wieder begann:

„Bleiben wir bei unſerm Gegenſtande. Wir haben geſehen, daß das Wohlwollen ein unbegrenztes ſein kann, die Freundſchaft hingegen, wo ſich die ganze Perſönlichkeit mit all ihren Attributen einer Andern anſchließt, naturgemäß nur eine begrenzte; für die Uebernahme einer vollen Perſönlichkeit erfolgt auch die Uebergabe. Das klaſſiſche Alterthum, das weit mehr als die Liebe, Weſen und Begriff der Freundſchaft ausgebildet hat, berichtet uns auch von Freundespaaren, ich weiß nicht wie viele."

„Es ſind drei oder auch vier Paare," berichtete Ramler, „Achilles und Patroklus, Theſeus und Pirithoos, Oreſt und Pylades, Damon und Phyntias;

Plutarch zählt noch ein fünftes in Epaminondas und Pelopidas hinzu.“

„Die Grundbedingung der Freundſchaft iſt Gleichheit,“ ſagte Mendelsſohn, und Ramler fügte beſtätigend hinzu:

„Cicero ſetzte ſogar die Gleichheit der Beſtrebungen und des Naturells als Bedingung.“

„Und die guten Schweſtern der Mutter Natur, die liebe Tante Gewohnheit und die kluge Tante Sophiſtik, ſind die beſten Verzieherinnen und Kupplerinnen,“ raunte Abraham Rechenmeiſter Ephraim in's Ohr. Dieſer wendete ſich ab, unwillig ſowohl über das Gehörte als auch über die Unart, ein flüſterndes Zwiegeſpräch zu verſuchen, wo Alles in lautem Denken ſich vereinigte. Er hörte hin wie nun Gumperz fortfuhr:

„Das iſt wohl auch der Grund, wollte ich ſchon vorhin bemerken, warum unſer Herr Maimon das Wort „unabhängig“ in den Begriff der Freundſchaft aufnahm; nur die Gleichheit macht wahrhaft unabhängig. Zwiſchen Lehrer und Schüler in der weiteſten Bedeutung des Wortes, zwiſchen Hohem und Niederem, Herrn und Diener, zwiſchen dem Reichen und Armen iſt keine Freundſchaft möglich. Auf Dankbarkeit läßt ſich keine Freundſchaft bauen, vielleicht die Liebe, die als Gemüthsaffekt alle Unterſchiede überſpringt. — Ein Reicher, der einen Armen zum wahren Freunde haben will, darf dieſen nicht ſeiner Armuth und Noth überlaſſen, und er wird nicht einmal Dank dafür heiſchen, weil er in gleichem Falle Gleiches erwarten zu können ſich bewußt iſt, der Dank hebt die Unabhängigkeit, das freie Urtheil und die Gleichheit auf.“

„Sie drehen den Wahlſpruch des Königs um und ſagen ſtatt Suum cuique — Jedem das Meine,“ fiel Maimon dazwiſchen und wendete dabei nach Art der Thalmudiſten die Hand raſch herüber und hinüber und drehte ſie hin und her. „Da wird mir geſtern ein Landsmann geſchickt mit einem Empfehlungsbrief, ich ſoll' ihm helfen. Ich lieg' noch im Bett und ſtudir', weil ich kein Holz zum Einheizen hab'.“ Wißt Ihr was? ſag' ich zu dem Fremden, ich will an die Seite rücken, legt Euch 'rein zu mir und wärmt Euch, das iſt Alles was ich für Euch thun kann.“

Man lachte, aber der heftige Arzt ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen und fuhr fort:

„Der pythagoräiſche Bund war auf die werkthätige Freundſchaft geſtellt und Pythagoras ſtellt die Grundbedingung auf: unter Freunden muß Alles gemeinſam ſein. Der Arme, der von dem Reichen als ſeinem Freund empfängt, kann das unabhängig. Der brave und freie Menſch nimmt eben ſo frei als er giebt, es iſt nur ein feinerer Egoismus, wenn die Leute lieber geben als nehmen, es gehört eine freiere Seele dazu, zu nehmen.“

„Ich nehm',“ fiel wieder Maimon dazwiſchen, „ich bin jetzt ſogar ſtolz darauf.“ Und wieder fuhr Gumperz fort:

„Ich möchte aber noch eine Frage ſtellen: kann ein Großer, ein gewaltiger Herrſcher einen Freund haben? Hat unſer König Friedrich einen Freund?“

„Ich glaube: nein, aber Sie mengen zu Vieles untereinander,“ ſagte Mendelsſohn.

„Was thut's?“ entgegnete der hitzige Arzt, „mag ſich Jeder ſelbſt herausleſen, was ihm behagt; ich ſage nur: ein echter König, der ſelbſt und nur aus ſich herrſchen will, kann keinen Freund haben, denn der Freund hat das Recht und die Pflicht, auf Geſinnung und That des Freundes unmittelbaren Einfluß zu üben, ein Selbſtherrſcher kann das nicht geſtatten, und ſo ſteht er auf ſeiner traurigen Höhe allein; unſer unvergleichlicher König Friedrich iſt eiferſüchtig auf ſeine Alleinherrſchaft, er verachtet Habſucht und Eigennutz, er will keinen Günſtling haben und er hat — keinen Freund; dieſe Mariſhal, Jordan, d'Argens, d'Alambert und ſo weiter, mit denen er perſönlich oder brieflich in Freundſchaftsverbindung ſteht, ſind das Freunde? Wenn er auch noch ſo viel Freundſchaftsgedichte macht, ſo iſt das doch nur poetiſcher Zeitvertreib. Sie ſelber, Herr Mendelsſohn, haben ihm ja in Ihrer Kritik ſeiner Gedichte nachgewieſen, daß er Gedanken in Verſe bringt, die nicht die ſeinigen ſein können, und er hat es Ihnen mit Recht übel genommen, daß Sie ihm ehrerbietig dargethan, wo Lücken und logiſche Widerſprüche ſind. Was ſoll einem Fürſten ein unabhängiger Wahrheitsfreund? Ein König könnte nur Jugendfreunde haben, aber man vergißt den Antimacchiavell und die Jugendfreunde, wenn man König iſt.“

„Die Freundſchaft iſt das höchſte Gut, ſie iſt ein Engel,“ ſagte Abraham Rechenmeiſter, „nur Schade, daß wir mit unſeren Brillen keine Engel mehr ſehen.

Der Starke braucht keinen Engel und keinen Freund, er hält ſich durch ſich; ein ſogenannter Freund iſt nur ein Stab, auf den ſich der Schwache ſtützt —“

„Und der wie Moſis Stab zur Schlange wird, wenn man ihn wegwirft,“ bemerkte Ephraim. Ein ſcharfer Blick aus dem Auge Mendelsſohns traf Ephraim und durchzuckte ihn bis in's Herz hinein, aber Mendelsſohn wendete ſich an den ihm bekannten Spötter und erklärte ihm, wie die Freundſchaft nicht aus Hülfsbedürftigkeit entſpringe, und Ramler unterſtützte ihn hierbei mit einem Kernzitat aus Plato's Lyſis.

Mendelsſohn hatte nun noch ein kleines Scharmützel über das Verhältniß von Freundſchaft und Ehre. Der neue Sokrates wendete hiebei nicht nur die geiſtige Hebammenkunſt des Meiſters, ſondern auch eine thalmudiſche Taktik an, indem er den Gegner zu ungedeckten Ausfällen reizte, um ihn am Ende gefangen zu nehmen; aber es war eine milde Gefangenſchaft, wobei man ſich ſchließlich gegenſeitig den Frieden erklärte.

Ramler lenkte nochmals auf eine andere Seite des Geſpräches hin, indem er, eingedenk ſeiner ausgebreiteten literariſchen Beziehungen, die Berechtigung zum Bruch der Freundſchaft zur Erörterung brachte und abermals die Meinung des Ariſtoteles vertrat, der die Ungleichheit in der fortgeſchrittenen intellectuellen Bildung als berechtigte Löſung bezeichnet.

Mendelsſohn ſchien ſich zu lange im klaſſiſchen Alterthum verweilt zu haben; mit einer eigenthümlichen Andacht holte er die Bibel und erklärte, daß auch das Judenthum die Freundſchaft hochſtelle, und von David und Jonathan ſprechend, fand er mit Leichtigkeit die Stelle im Trauerpſalm Davids um den entſchwundenen Freund (2. Sam. 1, 26): „Deine Liebe war mir theurer als Frauenliebe.“ Aber auch auf die lebendige Gegenwart zurückkehrend und als wolle er zuletzt noch den ihm Angehörigen, von dem er heute neue Kunde erhalten, herbeſchwören, ſprach er mit bewegter Stimme den Sinnſpruch Leſſings:

„Wer Freunde ſucht, iſt ſie zu finden werth;
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.“

Das war der auflöſende Schlußaccord.

Die Geſellſchaft entfernte ſich, es war als würde eine Geiſtesgemeinde mit einem Segensſpruch entlaſſen.

Auf der Treppe ſagte Gumperz zu Ephraim: „Wir können die Freundespaare der Alten noch um ein ſchönes vermehren, es ſind zwei Geiſteshelden: Leſſing und Mendelsſohn, die im ſelben Jahre geboren ſind. Es iſt nicht umſonſt, daß dieſe zwei aus verſchiedenen Confeſſionen an den Eingangspfoſten der neuen Zeit ſtehen oder eigentlich ſelbſt ſolche ſind.“

Mit einer nie gekannten innern Erhebung verließ Ephraim das Haus Mendelsſohns, alles Abirren war vergeſſen und er fühlte ſein ganzes Weſen wie im reinen Aether gebadet; er ſah ſich plötzlich mitten in die Strömung gewaltig treibender Geiſter hineinverſetzt, die den höchſten und edelſten Errungenſchaften der Menſchheit zuſtrebten und mit den Beſten der Vergangenheit in lebendigem Verkehr ſtanden. Friſche und neuer Lebensmuth durchdrang ihn; es war nicht nur jene Freude, die wir empfinden, wenn wir aus einer Geſellſchaft hinweggehen, reicher an Urtheil und tieferer Anregung; hier wirkte noch der beſondere Umſtand, daß Ephraim ſich in einen Kreis überlegener Geiſter verſetzt fühlte, während er in Breslau, die ſeltenen Begegnungen mit Leſſing ausgenommen, in ſeinem bisherigen Lebenskreiſe ſeine Ueberlegenheit geltend machen konnte.

Dazu kam, daß er in ſeiner Vaterſtadt ſich noch immer unter Bedingungen und an Maßſtäben gemeſſen glaubte, die er in ſeiner Entwicklung bereits überwunden hatte; hier trat er nun als fertiges Naturell ohne läſtige Rückbeziehung in eine erhobene Männergemeinſchaft, und die Geltung, die ihm zu Theil wurde, ward ihm zum Werthmeſſer vor ſich ſelber. Dem redlich Strebenden wurde es dabei zur wahren Erhebung, aufſchauen zu können zu hochragenden erhabenen Charakteren; der Blick wird groß und erweitert, wie beim Erſchauen gewaltiger Berge, deren Gipfel die Sonne zuerſt grüßt.

Und während in der Gedankenwelt freiſtrebende Geiſter ſich bemühten, die Bedeutung des Lebens und deſſen ewige Normen neu zu ergründen, während ſie die landläufigen Gedankenmünzen prüften, bald dieſe als werthloſe Spielmarken verwarfen, bald dort den werthloſen Zuſatz beſtimmten und Alles neu umprägten, wurde auch die Handelswelt erſchüttert. Das Geſetz, das die während des Krieges geprägten Münzen außer Cours ſetzte, veränderte durch alle Schichten der Geſellſchaft den gewohnten und ſicher geglaubten Beſitzſtand.

Da gab es nun Verabſchiedete und Invaliden ganz anderer Art als durch Schwert und Kugel. Ein Heros der Berliner Kaufmannſchaft und einer der angeſehenſten Bürger der Stadt, Johann Gotzkowski gerieth durch dieſen Schlag, verbunden mit anderen Unglücksfällen, an den Bettelſtab. Wie nach einem Erdbeben ſchaute man ſich um, ob dieſes oder jenes Haus noch ſtehe, und manches hielt ſich nur durch raſche Stütze von außen.

Ephraim hatte als Caſſier ſeines Oheims, der als „Wohlgelittener“ durch ſeine hohen Bekanntſchaften das überraſchende Ereigniß voraus gekannt zu haben ſchien, bei den darauf zielenden Geldoperationen überhäufte Arbeit, und oft wurde er von dem Schmerzgefühl heimgeſucht, in welcher Thätigkeit er ſtehe; aber Emanuel tröſtete ihn damit, daß er, einmal eingereiht, wie ein Soldat, nicht mehr nach der Berechtigung des Feldzuges fragen könne. —

Gleichzeitig mit Ephraim war ein junger Italiener in das Comptoir ſeines Oheims eingetreten; das Gefühl der Fremde und gemeinſamen Eingewöhnung brachte die beiden Männer zuerſt nahe, Ephraim hatte das Gefühl der Heimath und der Fremde zugleich, denn er war bei ſeinen Verwandten, und dazu kam ſeine beſondere Kenntniß der italieniſchen Sprache, er konnte dem ſchönen jungen Mann mit dem glühenden Blicke in heimiſchen Lauten begegnen, und ſie ſchloſſen ſich aneinander an mit jener Wärme und Freudigkeit, mit welcher man eine Jugendfreundſchaft ſchließt.

Der Altersabſtand zwiſchen Emanuel und Ephraim machte, daß ſie nicht allerwege Freunde und Begleiter ſein konnten; auch war Emanuel kränklich und trat ſchon in jene letzte Lebenswendung, die wieder umbiegt in ihren Ausgangspunkt; er hatte ſich ſo zu ſagen in die bewußte Kindwerdung hineingearbeitet, er ließ in vielerlei Weiſe das Weltleben unbeachtet, und hielt ſich an einzelnen Ideen und Spielen feſt. So ſehr aber auch Ephraim ſchon im Mannesalter vorgerückt war, ſo trat er doch erſt eigentlich in's erweiterte Leben ein. Trevirano war hiefür ein erwünſchter Geleitsmann, er war jung, keck und ſchön. Wenn Ephraim mit ſeinem Freunde Arm in Arm durch die Straßen ging, lächelte er ſtill in ſich hinein, denn er wußte, daß er ſeinen ſchönen Glaubensgenoſſinnen durch ſeinen Gefährten nun doppelt intereſſant ward, und daß ſie nun während drei Tagen bei ihren Zuſammenkünften von nichts Anderem redeten, als von dem Couſin der Zerline und dem blaſſen intereſſanten Chriſten, der mit ihm ging. Boshafte Neider ſtreuten zwar das Gerücht aus, Trevirano wäre ein getaufter Jude, und daher ſeine Leutſeligkeit gegen Juden; aber Ephraim wußte ja, daß ſein Kamerad ein italieniſcher Nobile und Emigrant war und nur durch Zeitumſtände zu ſeiner jetzigen Beſchäftigung genöthigt wurde.

Ephraim wollte nichts mehr unter dem Schutz dunkler Mächte wachſen laſſen, er befühlte die jungen Keime, um ſie zu zerdrücken, wenn ſich Uebles für ihn daraus entfalten könnte. Trevirano ſollte ihm ein Kamerad ſein, der ihn im freudigen Lebensgenuß begleitete; mit Emanuel wollte er ein ſeeliſches Einverſtändniß erhalten, und ſich in ihm ſammeln; beide ſollten ihm die Einheit deſſen werden, was er ſich als das Ideal eines Freundes gedacht, in Beiden ſollten die gedoppelten Anforderungen ſeiner Natur befriedigt werden. — „Du kannſt es gar nicht ermeſſen," ſagte er einſt zu Trevirano, denn es lag in ſeiner Art, alsbald den ihm Naheſtehenden mit dem traulichen Du anreden zu müſſen, „du kannſt es gar nicht faſſen, wie ſehr ich dich um deinen ungebrochenen Lebensmuth beneide. Ihr Chriſten wißt es gar nicht, welch ein Glück ihr überall genießt; dieſe Kirchen, dieſe Straßen, dieſe Rathhäuſer und Gerichtsſäle ſind euer, ihr ſeid überall zu Hauſe, die Beamten ſind euch nicht unnahbare Schreckgeſtalten, die Säbelträger nicht ververächtlich dreinſchauende trotzige Wehrwölfe, ſie ſind eure Väter, Brüder, Oheime, die weite offene Welt iſt eure Familienheimath. Ein Jude aber, der ſich ſeiner Stellung bewußt iſt, und ſchon als Knabe erkannte ich das, geht immer bangend und fragend umher: Was habt ihr gegen mich? Was that ich euch? Er glaubt Blicke und Mienen gelten ihm, die vielleicht ſeiner gar nicht achten. Und all dieſes Zittern bei dem innern Selbſtgefühle, ſich würdig zu wiſſen zu jeder ſchönen Menſchengemeinſchaft. Es iſt tödtliche Pein, ſie verzehrt den beſten Lebensmuth. Ich ſuche mich frei zu machen und die Thorheiten der Welt zu verſpotten, aber zu deiner ſouveränen Schwungkraft, zu deinem heiter ſorgloſen Spiel mit der Welt bringe ich es doch nie. Ich werde dich ewig beneiden."

Trevirano verſtand nicht, was Ephraim ſo quälte, er wußte nichts Anderes zu erwidern, als daß er Ephraim alle ſeine Lebensgeheimniſſe, ſeine vergangene Liebe, ſeinen gegenwärtigen Schmerz und ſeine Hoffnung enthüllte. Faſt nur um etwas darauf erwidern zu können, gab Ephraim Parallelen aus ſeiner Vergangenheit, und ſuchte hierdurch ſeine Theilnahme und ſein Verſtändniß zu bekunden, bald aber gelangte er auch zur Gegenwart und erzählte, wie er eigentlich nach Berlin gekommen ſei, um eine ſogenannte Vernunftheirath mit ſeiner Couſine Zerline zu ſchließen, wie aber das majeſtätiſche Weſen Recha's, der Schwägerin Mendelsſohns, einen ſo tiefen Eindruck auf ihn gemacht, wie ihn daneben eine Neigung zu dem blaſſen Kammermädchen im Hauſe ſeines Oheims beſchäftige, wie es eigentlich ſein unabänderlicher Vorſatz ſei, ſich nicht mehr zu verlieben, und noch viele dergleichen Widerſprüche. Plötzlich fühlte er, wie es auch mißlich ſei, einen Vertrauten zu haben. Hatte er ſchon gefürchtet, durch den Verbrauch ſeiner Erlebniſſe für die Dichtung die eigene Individualität einzubüßen, und liebte er es daher, die Kehrſeite derſelben in den Gedichten darzuſtellen, ſo ſah er in den immerwährenden Mittheilungen an ſeinen Kameraden die letzte Verſchanzung einer innerlichen Individualität fallen. Bei allen Unbilden des Lebens konnte er ſich bisher zurufen: in dir lebt ein Reichthum, den die Welt bisher weder erkannt noch verkannt hat,“ nun aber hatte er kein ſtill verborgenes Bewußtſein mehr, in das er ſich bei dem Verluſt dieſes neuen Freundes zurückziehen und durch das er ſich in ſich ſelber faſſen konnte; verlor er ihn oder wurde er von ihm getäuſcht und verrathen, ſo hatte er ſeinen ganzen Menſchen verloren.

Das iſt das tiefe Wehe der Zweifelſucht, daß ſie hinter jedem Werdenden den Tod lauern ſieht, und ihn gewaltſam herbannt, nur um ſich ſagen zu können: du haſt es vorher gewußt, daß es ſo kommen muß; ein ſtarker Geiſt wird ſich in ſelbſtgenügender Verzichtleiſtung zurückziehen, ein ſchwacher wird hiedurch zögernd und zagend den Fuß über die Schwelle eines neuen Verhältniſſes ſetzen, und nicht einmal die kurze Freude der Täuſchung ungeſtört genießen. Ephraim bedurfte des Anſchluſſes an einen Andern und konnte ſich doch nicht mit unbedingter Hingebung anſchließen. Und wie er dennoch in fortgeſetzter Vertraulichkeit ſeinem neuen Freunde Gedanken und Gefühle geſtand, die er ſonſt vor ſich ſelbſt nicht zu geſtehen wagte, verlor er nicht nur die innere in ſich gedeihende traulich ſtille Unberührtheit des Denkens und Empfindens: die Verirrung trat in's Leben über, und eine beſprochene Sünde verliert oft das Schreckliche der That. Ephraim fühlte auch ſeine moraliſche Grundlage wanken, denn die Grundſätze ſeines Freundes waren elaſtiſch wie die eines Mannes von Welt.

Berthold Auerbach's

geſammelte Schriften.

Erſte, neu durchgeſehene Geſammtausgabe.

Dreizehnter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1858.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Dichter und Kaufmann.

Ein Lebensgemälde

aus der Zeit Moſes Mendelsſohns.

Zweiter Band.

Inhalt.

Seite

16. De amore 1
17. Arme Seelen 18
18. Ein Abend bei Moſes Mendelsſohn 27
19. Selbſtmord 56
20. Abfall und Abſchied 69
21. Dame Aventüre 90
22. Empfindſame Reiſen und der Prophet 106
23. Der Landſtreicher 123
24. Heimkehr 140
25. Werthers Leiden 148
26. Der alte Junggeſelle 161
27. Herüber und hinüber 176
28. Er iſt wahnſinnig 201
29. Auflöſung 214

16. De amore.

Ein gewaltiges Treiben und Wogen gab ſich nach dem Hubertsburger Frieden in ganz Deutſchland, namentlich aber in Preußen und ſeiner Hauptſtadt kund; dieſe letztere war im Verhältniß zu den übrigen Städten von der Kriegsnoth nur wenig bedrängt geweſen, und die aufgeregten Kräfte konnten ſich daher noch mehr in ihrer organiſchen Fülle entfalten. — Es war wie wenn nach ſtürmiſchem Ungewitter der Himmel ſich aufklärt, friſcher Blüthenduft weht von Bäumen und Blumen, die der Wind geſchüttelt; die Vögel, die ſich ſtumm verkrochen, jauchzen ſich Muth zu und flattern luſtig hervor; ein erquicklicher Brodem dringt aus der getränkten Erde; braune Gießbäche ſtrömen da und dort, wo ſonſt dürre Oede war, und ſieht man auch da und dort Bäume und Blumen geknickt und Dämme eingeriſſen: der raſchere Säfteſtrom mag das verlorene bald wieder erſetzen, von Einem gewaltigen Willen regiert.

Schon während des Krieges hatte eine neue Aera in Wiſſenſchaft und Dichtkunſt begonnen. Die Dichterbündniſſe in Göttingen und Leipzig erregten und bildeten neues Leben; vor Allem aber ſollte das Alterthum eine neue Auferſtehung feiern. Friedrich II. hieß bald Alexander, bald Cäſar, bald Marc Aurel, und der ganze Olymp wurde für ihn allein aufgeboten. Klopſtock ſollte ein neuer Homer ſeyn, Leſſing Sophokles, Uz und Willamow Pindar, Ramler Horaz, Geßner Theokrit, Mendelsſohn Sokrates, Gellert Aeſop, die Karſchin nannte ſich ſelbſt Sappho, Gleim war Tyrtäus, und unſer Ephraim wollte ein neuer Martial ſein.

Aus dem reich bewegten ſiebenjährigen Kriegsleben hatte Ephraim für ſeine Poeſie nichts erbeutet, als zwei Epigramme:

An Friedrich II. nach dem Leuthnerſiege.

„Du thuſt zu viele Götterthaten,
O großer König! laß dir rathen,
Halt ein, du ſchadeſt deinem Ruhm;
Wie Fabeln aus dem Alterthum,
Die Dichter zum Ergötzen machten,
Wird ſie die Nachwelt ſonſt betrachten.“

Hippokrene, auf deutſch Roßbach.

„Bei Roßbach, Gallier, verhofftet ihr zu ſiegen?
Bei ſeiner Quelle konnt' Apoll nicht unterliegen.“

Das maſſenhafte Staats- und Nationenleben war zu gewaltig für die kleinen Witzſpiele in Sinngedichten und Epigrammen, an die tauſend kleinen Fäden und Verknotungen, aus denen ſich das Geſellſchaftsleben zuſammenſetzt, heftete er nun ſeine Satyre. Noch immer war ſeine Natur eine mehr elegiſche und lyriſche, und wohl konnte er von ſich ſagen:

„Weswegen Sybarit
Schmähſt du mein Sinngedicht?
Es ſteckt im Spiegel nicht,
Was man darinnen ſieht.“

Es war mehr fremder Spott, den er wie eine Biene in die ſorgſam geſchichteten Waben ſeiner Verſe eintrug; bei allen Begebniſſen und Geſprächen machte er ſich Denkzeichen, um ſie nicht aus der Erinnerung zu verlieren.

Man wird unter den Juden ſehr häufig witzige und witzelnde Menſchen finden, häufiger unter den Männern, ſeltener unter den Frauen. Der Witz iſt diejenige Form des Geiſtes, in welcher am ſchnellſten blanke Gedankenmünzen ausgeprägt werden, die mit ihrem leicht erkennbaren Nennwerthe raſch in Umlauf geſetzt werden. Bei dieſen lebhaften, von regelrechter Schulbildung noch nicht eingezwängten Geiſtern mußte er um ſo kecker aufſchnellen; dazu kam der eigenthümliche, mit Hebraismen verſetzte Jargon mit ſeinen willkürlichen Accenten, dem Verwiſchen und Vermiſchen der Sprachformen, woraus ſich oft leicht die poſſierlichſten Wortſpiele ergeben. Rechnet man noch, daß die neue Bildung meiſt auf talmudiſche Dialektik aufgepfropft wurde, daß der Witz eine glückliche Waffe im Vorpoſtengefecht gegen Abgeſchmacktheit und hohle Ceremonien iſt, und daß etwas Voltairianismus auch in die tieferen Geiſter eingedrungen war, ſo hat man die Elemente jener Geiſtesepoche der Juden, aus welcher uns die Väter und Großväter noch ſo viele ſinnreiche Wortſpiele und überraſchende Gedankenwendungen zu berichten wiſſen.

Nichts iſt ſo anſteckend als der Witz; wie ſeine Wirkung, das Lachen, ſich leicht und unwillkürlich von Einem auf den Andern überträgt, ſo wird auch die innere Stimmung als Urſache leicht eine gemeinſame; man überbietet einander in tollem Haſchen und Entrinnen, und die kleinſte, in nüchternem Beſinnen bedeutungsloſe und oft alberne Wendung wird mitten im Taumel zu einer glücklichen von Beifall überſchütteten Erregung. — In dieſer neuen Geiſtesatmoſphäre ſog nun Ephraim ihren eigenthümlichen Stoff ein, er galt in der Gemeinde zu Berlin bald für einen der geſcheiteſten, das heißt der witzigſten Köpfe, denn Abraham Diogenes hatte geſagt: „Es ſteckt eine Kuhhaut voll Witz in ihm.“

Lächelnd und heiter wandelte Ephraim nun einher; er war ſich ſeines ſiegenden Verſtandes bewußt, und wie er in den Tagen ſeiner Kindheit den leiblichen Selbſtmord als Waffe gegen das Leben errungen hatte und ſich darob innig freute, ſo hatte er nun eine neue Waffe, aber war es nicht die des geiſtigen Selbſtmordes, der die tiefſten Erregungen gern für ein momentanes Aufſehen in ihr Gegentheil verkehrt und preisgiebt?

Vor ſich allein ſchien er ſich ſo kahl und öde, denn zum Lachen gehören Zwei; er war in der Einſamkeit traurig und ſchwermüthig, es war wie das ſeufzerähnliche Aufathmen nach erſchütterndem Lachen; er trug die Schuld davon abermals auf Rechnung ſeiner Kaufmannsleiden über; ſo bald als möglich gedachte er die Bilanz mit dieſem ſeinem Mißverhältniſſe abzuſchließen.

„Ich wundere mich oft,“ ſagte einſt Ephraim zu

Trevirano, „wenn ich des Morgens aufſtehe, daß ich gehen, daß ich ſprechen kann, daß ich tauſenderlei Dinge weiß; ich meine ſtets, ich müßte mein ganzes Sein von vorn beginnen, mir zerfällt das Leben in Stücke. Was hält mich denn noch zuſammen und wozu ſoll's?“

Der Freund lachte ihn aus über ſolche Grübeleien, aber damit war er noch nicht befreit. Wenn er des Morgens erwachte, fragte er ſich: wozu ſtehſt du auf? Um zu arbeiten. Und die Arbeit? Um Geld zu erwerben. Und das Geld? Um zu leben. — Armſeliges Leben, das ſich ſelber auffrißt!

Während Andere mit rein geiſtiger Beſchäftigung ſich oft nach ſolcher Arbeit ſehnen, die ſich in äußeren Kundgebungen als That erweiſt, ſehnte ſich Ephraim nach dem Entgegengeſetzten, und vergaß dabei wie Jene, daß hier wie dort nicht das Vollbrachte, ſondern die Luſt an und in der Thätigkeit als Lebensäußerung, auch das wahre Leben iſt, und daß das Glück des Lebens nur in der Bethätigung der Kraft und ihrer Beziehung zu Andern, oder mit andern Worten in der Pflichterfüllung liegt.

Ein neuer Liebeshandel hielt Ephraim feſt. Aus den Geſtändniſſen gegen Trevirano wiſſen wir, daß Recha, die Schwägerin Mendelsſohns, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Im Vertrauen auf die Nüchternheit ſeines Verſtandes gab er ſich ſorglos dem freundlichen Umgang Recha's hin, ſenkte ſeinen Blick in die ſtille Gluth ihrer ſchwarzen Augen, betrachtete ihre ſtillen ruhig-ſchönen Züge und die vollen üppigen

Formen und freute ſich an der Lockenfülle, die ſanftgeringelt ihr ganzes Haupt umwallte. Er traute um ſo mehr ſeiner Unbefangenheit, als ihm auch Manches an Recha mißfiel: die Zeichnung ihrer Augenbrauen, die ſich faſt ſchon in der Mitte des Auges verloren, das ſtark Aufgeworfene ihrer Unterlippe, und beſonders eine Ritze, die ihr Sprachorgan zu haben ſchien, wodurch alle Töne wie zerſchnitten hervorkamen. — Seine häufigen Beſuche entſchuldigte er indeß bei ſich damit, daß er den Umgang des Philoſophen ſuche; nach und nach ging er aber auch in das Haus Mendelsſohns, wenn er wußte, daß dieſer jetzt gerade auf dem Comptoir arbeite, nach und nach dachte er an ſeine früheren Ausſtellungen nicht mehr. — Wie pochte ſein Herz und zitterte ſein Athem, wenn er ſich die Stunde dachte, da er vor Mendelsſohn hintreten, ihn um die Hand ſeiner Schwägerin bitten, ihn als Bruder umarmen und das bebende Ja dann von den Lippen Recha's küſſen wollte; mit welchen ſchimmernden Farben malte er ſich ſein künftiges Leben aus, friſche und feurige Arbeitſamkeit gepaart mit Tiefſinn und zarter Innigkeit. Voll Ungeduld und innerer Erregung wandelte er einſam in ſeinem Zimmer auf und ab, wenn ſo die holden Bilder einer Zukunft immer deutlicher und beſtimmter vor ſeinem innern Auge erſtanden.

Das war es nun, was ihn wieder am Kaufmannstiſche feſthielt: für ſeinen eigenen Lebensbedarf mochte ſein Vermögen ausreichen, aber für den Unterhalt einer Familie bedurfte er eines beſtimmten Erwerbes. „Liebesglück iſt höher als Dichterglück, ja es iſt das höchſte,“ ſagte er zu ſich, „die Vaterfreude an ſchönen Kindern iſt dauernder als die an ſchönen Gedichten,“ und er ſchloß ſich immer traulicher an Recha an.

Die gediegene und ſelbſtändige Natur Recha's übte einen erfriſchenden, mit tauſend ſtillen Freuden geſegneten Einfluß auf Ephraim. Er erkannte hier zuerſt, daß es nicht das Weſen des Weibes ſey, ein ſanfter Nachhall des ſtärkeren Geiſtes zu ſein, ſondern in ureigner Geſtalt die Beziehungen des Lebens zu faſſen und zu ſtellen, er konnte hier nicht mehr orakuliren und über die Verkehrtheiten der Ungebildeten bußpredigend losziehen wie bei Philippine und Täubchen; mit unbeſtochenem geſundem Blick durchforſchte Recha das ihm Dargebotene, und nöthigte den Geber zu tieferem Eindringen in ſich und in Andere, er fühlte ſich dadurch erhoben und gekräftigt, die ſchlummernde Triebkraft regte ſich in ſeiner Seele und bald ſollte ein neuer Liebesfrühling in voller Blüthenpracht erſtehen.

Der Gegenſtand des Geſprächs mit Recha waren meiſt die Judenangelegenheiten und die Aufklärung. Einſt ſprach man von den merkwürdigen Zufällen, die oft gleich einem Blitze die Feſſeln des freien Bewußtſeins löſen, Ephraim erzählte von ſeinem polniſchen Rabbi, und wie er, von Seelenkämpfen ermüdet, in deſſen Schooß eingeſchlummert ſei. Leuchtenden Antlitzes hörte ihm Recha zu, in Ephraims Stimme und Mienen lag ſo zarte Innigkeit und Wehmuth; Recha mochte fühlen, wie gern er ſeine ganze Vergangenheit vor ihr auferweckte, um ihr mit ſeinem jetzigen Sein auch ſein entſchwundenes Leben an's Herz zu legen; er ſprach von dem Geiſte der Freiheit und meinte den Geiſt der Liebe, er ſprach von der Hand, die der Rabbi auf ſeine Stirne gelegt, und dachte an die Hand Recha's, die durch zartes Berühren die fiebernden Pulſe ſeiner Stirne beſchwichtigen ſollte.

„Ach wie lieb!“ ſagte Recha, als Ephraim geendet hatte, und blickte ihn dabei mit einem Auge voll ſüßer Liebe an, daß er einen wonnigen Schauer über ſein ganzes Weſen rieſeln fühlte; er fuhr ſich mit der Hand über das Angeſicht, ſeine Wangen brannten; wie gern hätte er ihr das ſüße „lieb“ vom Munde geküßt und ſie auf ewig in ſeine Arme geſchloſſen, aber er hielt an ſich, denn er ſcheute die Anweſenheit der Schweſter, und kein ſterbliches Auge als das ſeiner Geliebten ſollte es mit anſehen, wie er ſie in das Paradies ſeiner Seele einſchloß. Er verabſchiedete ſich bald, und Recha wurde über dieſe plötzliche Entfernung nachdenklich.

Auf der Straße wiederholte Ephraim immer die Worte: „ach wie lieb, ach wie lieb!“ vor ſich hin und träumte ſich dabei ſo ſelig und frei, daß er faſt laut aufjauchzen mußte, er rannte ſchnell durch die Straßen damit ihn keiner der Begegnenden aus ſeiner Wonne wecke. All die ſüßen Ahnungen und Träume, die er ſchon längſt in ſich erſtorben glaubte, reckten ſich wie Blumenhäupter wieder friſch und frei empor, kein Zweifelfroſt durfte ſich auf die neu entſproſſenen Blumen lagern. „Wo ich mich ſo ganz in der Liebe auflöſe,“ ſagte er zu ſich, „muß mir nicht die Gegenliebe zur vollſten Genüge werden? Wie kindiſch war doch das, was ich bisher für Liebe genommen hatte; ſie, ſie liebt mich, ach! wie lieb!“ Niemand im Hauſe ahnte, warum Ephraim ſo heiter war, und wie der Schatzgräber mit ſtummen Lippen das Gold aus der Erde heben muß, ſo glaubte Ephraim, daß er durch einen Laut plötzlich all den holden Zauber verſchwinden mache. Nur mit Schmerzen verhehlte er dieſe neue Lebenswendung dem guten Emanuel; er erkannte, daß er ſich hierdurch ſeiner Freundſchaft faſt begebe, aber er fühlte auch, daß ein Anderer ſeine Ueberſchwenglichkeit vielleicht belächeln und ihm dadurch den zarteſten Schmelz wegwiſchen könnte; er ſchwieg. Oft ſehnte er ſich auch zu wiſſen, welch ein Unglück ihm jetzt widerfahren würde, denn er kannte die Macht der neidiſchen Götter, die kein Glück rein beſtehen laſſen und mitten in den hellen Tag einen Hagelſchauer ſenden, darum malte er ſich auch immer, wenn er mit freudegeſchwellter Bruſt nach Hauſe ging, irgend ein Unglück aus, das ihn treffen könnte, er wußte nicht, was er fürchtete, aber er fürchtete, und das war genug.

Ephraim konnte Recha nie allein ſprechen, immer war entweder ihre Schweſter oder eine Freundin mit ihr zugleich anweſend, am meiſten fühlte er ſich durch die öftere Anweſenheit ſeiner Couſine Zerline beengt; dafür pflog er aber die trauteſten Unterredungen mit Recha, wenn er allein ſpazieren ging oder wenn er einſam auf ſeinem Lager ruhte; welche ſüßen Worte wechſelte er da mit ihr, und wie glitzerten überall die zarteſten Thauperlen in den bunten Blüthenkelchen!

Oft hielt er auch dieſe Unterredungen in Gedichten feſt, aber als fürchte er ihren Namen dem Papiere zu verrathen, feierte er ſie mit allerlei fremden Namen: alle jedoch richteten ſich nur an ſie:

„Ihr Augen, ſagt, wird mich Amalia beglücken? —
Nein, ſagt mir's nicht, ihr ſchönen Augen nein!
Mich tödtet, wenn ihr es verneinet, Höllenpein;
Und ſagt ihr Ja, ſo tödtet mich Entzücken.“

„Du ſchweigſt, liebreizendes Geſicht,
Und dennoch weiß ich wohl, was dir gebricht,
So gut, Mirene, redet Suada nicht,
Als ſelbſt der Liebe Schweigen ſpricht.“

„Der Himmel wird die Härte ſtrafen:
Am Tage flieht mich Sachariſſe,
Und daß ich nicht im Traum ſie küſſe,
Läßt ſie mich in der Nacht nicht ſchlafen.“

Ephraim fühlte das Unzulängliche ſolcher nur auf Schlußwendungen zugeſpitzter Verſe. Was kümmerte ihn aber jetzt der Werth ſeiner Gedichte? wohnte nicht die Liebe in ihm und durchſtrömte ſie nicht mit inniger Gluth all' ſein Dichten und Trachten? Wie gern und oft las er die Sonette Petrarca's, des Sängers der Liebe; die tauſend Lieder, die er hinzufühlte, kein Laut und kein Zeichen iſt von ihnen übrig geblieben. — Er verzichtete darauf, je zur vollen Darſtellung ſeines Ich zu gelangen; was ihm an zarterem Sinn, an Empfänglichkeit für die leiſeren Schwingungen des Geiſtes innewohnte, was an Poeſie in ihm lebte, er wollte es in den Liebeskelch gießen und ihr kredenzen, daß es ein ewig friſcher Lebenstrank bleibe, die Dichtung ſollte ihm nur Spiel und Scherz ſein — in der Liebe hatte ſich ſein Daſein erfüllt, er glaubte die Einigung zwiſchen Leben und Dichtung gefunden zu haben, indem er die eine dem andern unterordnete und opferte.

Alles dieſes und noch vieles Andere hatte er in hundertfältiger Weiſe mit Recha durchſprochen, ſie verſtand ihn ſo ganz und widerſtritt ihm faſt nie, denn Ephraim hielt ſeine inneren Selbſtgeſpräche für ein Zwiegeſpräch mit Recha, er glaubte, ſie müſſe ſich eben ſo in ſeinen Geiſt verſenkt haben, wie er in ihr lebte; darum war er auch faſt immer verſtimmt und gereizt, wenn er mit Recha zuſammentraf, er hoffte auf trauliche Fortſetzung der mit ihr im Innern gepflogenen Zwieſprache, und ſie fragte ihn nach Tagesereigniſſen, oder ſie ſuchte, wie früher ihr Wiſſen und ihre Denkkraft in ſeinem Umgange zu bereichern.

Recha war in der That eine Schülerin Mendelsſohns, ein Wort von ihm, eine hingeworfene Bemerkung bewahrte ſie lange für ſich und dachte darüber nach und unwillkürlich richtete ſie ihr ganzes Denken darnach ein, daß es vor den ſcherzhaften und doch tiefeindringlichen Fragen des Schwagers beſtehen konnte. Er hatte ſie daran gewöhnt, daß ſie ſich ſelbſt belehrte und nicht in allgemeinen Erörterungen, ſondern bei ganz beſtimmten einzelnen Anläſſen ließ er ſie erkennen, wo ihre Betrachtungsweiſe lückenhaft oder ſchief war.

Nun traf ſie in einer ähnlichen Stimmung mit Ephraim zuſammen, und ihre Geſpräche beſtanden meiſt in Ausdeutungen und Auslegungen deſſen, was Jedes für ſich oder Beide gemeinſam von den verehrten Weiſen vernommen hatten.

Ahnte Recha nichts von dem, was zwiſchen ihnen ſelbſt vorging, und hatte Ephraim ſich ſo unſäglich getäuſcht? Er durfte es nicht glauben, nein es war nur bloße Neckerei und künſtliches Verhüllen ihres Innern, wenn ſie ihm fremde Stoffe, die in keinem Bezuge zu ihrem Verhältniß ſtanden, als Spielwerk hinwarf; ſie liebte ihn ja, das war in ihrem Auge zu leſen, das ſo mild auf ihn herabſchaute.

Zerline, die Couſine Ephraims, merkte ſeine Neigung faſt früher, als er ſelbſt, denn der Außenſtehende kann es leichter unterſcheiden, wo die allgemein geſellſchaftlichen Beziehungen in perſönliche übergehen; daher kommt es denn auch, daß der Liebende ſich oft überraſcht findet, ſein Geheimniß von Anderen früher als von ihm ſelber erkannt zu ſehen. Zerline war eine Freundin Recha's, ſie beſuchte dieſe jede Woche wenigſtens zweimal zur Paradezeit, ſowohl um ſich mit ihr zu unterhalten, als auch um auf dem langen Wege zu ihr ihre hübſche Figur, ihren kleinen Fuß und ihre geſchmackvolle Toilette von der gaffenden Menge bewundern zu laſſen; nicht ſelten hatte ſie auch eine Notenrolle in der Hand, und Abraham Rechenmeiſter ſagte, ſie wollte ihre muſikaliſche Bildung damit notificiren. Zerline gab ihrem Vetter oft Aufträge und Grüße an Recha, ſie benahm ſich überhaupt ſo, als ob ſich von ſelbſt verſtünde, daß ſie das ganze Verhältniß kenne; Ephraim nahm Alles ohne Widerrede hin, der kindlich heitere Sinn ſeiner Couſine erfreute ihn ſehr. Hatte er ſich ihr früher nur mit Mißbehagen genähert, weil ſie ihm von ſeinem Oheim beſtimmt war, ſo erzeugte das nun erwachende gegenſeitige Behagen auf einem neuen Standpunkte nach und nach eine gewiſſe geſchwiſterliche Vertraulichkeit, ja eine Freundſchaft zwiſchen Vetter und Couſine, bei der noch höfliche Aufmerkſamkeit genug iſt, um ſie von eigentlicher Männerfreundſchaft und Geſchwiſterliebe zu unterſcheiden. Ephraim that gegen ſeine Couſine, als ob er mit Recha im beglückteſten Einverſtändniß lebe und nur bisweilen durch kleine Reizbarkeiten geſtört würde; er machte dies Geſtändniß mit innerm Zagen und nur auf das Verſprechen der verbürgteſten Verſchwiegenheit, denn er wußte, wie er ſich hierdurch jede Brücke zum Rückzug abbrach, aber mußte er ſich nicht ſchämen, die Wahrheit zu geſtehen, daß er ſich ſo ganz auf Discretion ergeben hatte? Ephraim ging ſogar ſo weit, daß er ſeine Couſine bat, Recha zu ſich in den Garten ihres Vaters, vor dem Brandenburger Thore, einzuladen; er hoffte hier oder auf dem Heimwege ſich mit Recha verſtändigen zu können; er wollte ſich nicht länger mit dem ſüßen Spiele des „Liebt mich, liebt mich nicht“ vergnügen, er mußte ſchnelle und verläſſige Gewißheit haben. Recha kam und mit ihr Frau Mendelsſohn. Ephraim ſah hier im Garten ſeine Geliebte zum erſtenmal in dem leichten und hellen Sommergewand unter Bäumen und auf der Wieſe; ſie erſchien ihm ganz neu, ein friſcher Frühlingshauch lag auf ihrem Antlitz, die weichen und vollen Formen ihres ſchönen Körpers quollen nur um ſo lieblicher unter der leichten Hülle; ſie war ihm wie neugeboren. Mit einem Blick voll Liebe und heißem Verlangen ſchaute er ſie an, ſie aber blickte nachdenklich zur Erde, und grub mit ihrer Fußſpitze ein Grübchen in den Sand. Frau Mendelsſohn berichtete mit Entzücken die Neuigkeit von dem angekommenen Freunde ihres Mannes, dem Sekretär Leſſing, ſie konnte in der Schilderung der Liebenswürdigkeit und heitern Laune dieſes Mannes gar keinen Schlußſatz finden.

„Wie gefällt er denn dir, Recha?“ fragte Zerline, indem ſie ſich hinter ihre Freundin ſtellte und ihr einen blühenden Syringenzweig in's Haar ſteckte.

„Mir?“ ſagte Recha und erhob ihr hocherröthendes Antlitz, „recht gut, ich habe aber noch kaum mit ihm geſprochen.“

Das Geſpräch wollte nicht recht in Fluß kommen, und Zerline erzählte von den ſchönen Hochzeitkleidern, die ſich ihre zukünftige Schwägerin fertigen ließe; man kam unerwartet auf das Glück zu ſprechen, wenn ſich zwei Eheleute ſo recht innig lieb hätten.

„Ich weiß gar nicht, wie man mit ſeinem Mann nicht glücklich ſein kann,“ ſagte Zerline, „man thut was ihm lieb iſt, ſo wird er auch wieder thun, was mir lieb iſt.“

Recha umarmte Zerline, küßte ſie und lobte ihr glückliches Naturell. Sie ſprach dann mit Ephraim über Naivetät, und wie ſchön dieſe Alles idealiſire, wo der Verſtand oft nur Karikaturen ſehe. Sie wußte mit vieler Geſchicklichkeit die allgemeine Betrachtung anzuknüpfen, wie ungerecht es ſei, wenn man den Juden Naivetät abſpreche; nur ſei ſie eben eine andere, als die gewöhnliche. Es gelang Ephraim nicht, ſeine

Herzensangelegenheit zur Entſcheidung zu bringen, zumal da auch noch andere Geſellſchaft herzukam.

Man trennte ſich in Mißſtimmung. Ephraim ging nach Hauſe, um Recha ſeinen Petrarca zu ſchicken, um den ſie ihn gebeten hatte. „Wenn ſie dich nicht liebt,“ ſagte er zu ſich, „mit derſelben feſten und innigen Liebe, mit der du ihr zugethan biſt, ſo iſt ſie deiner Liebe nicht würdig, du mußt ſie von dir werfen, wie ein blinkendes Glas, daß du für einen Diamanten gehalten und aufgehoben haſt; was iſt verächtlicher als ein Liebender ohne Gegenliebe? Aus Achtung vor dir ſelber mußt du ſie aus deinem Herzen reißen — aber liebt ſie dich denn nicht?“ — Er konnte ſich nicht aus der Sophiſtik des Herzens retten.

Zu Hauſe angelangt, traf er ſein Zimmer geöffnet, durch die halboffene Thüre ſeines Nebenzimmers ſah er Mathilde, das ſchöne blaſſe Kammermädchen, vor dem Bücherſchranke ſtehen und in einem Buche leſen. Er hatte ſie ſchon oft bei dieſer Beſchäftigung überraſcht, ein zartes Verhältniß hatte ſich daraus entſponnen, denn Ephraim erkannte in Mathilden einen mächtigen Trieb nach poetiſchen Genüſſen; er gab ihr oftmals Bücher und beſprach ſich mit ihr über dieſelben, aber er mußte finden, daß Mathilde aus Allem nur Nahrung für ihren Schmerz ſog; wenn ſie von vergoldeten Prinzeſſinnen und blumenbekränzten Schäferinnen las, ſo ſeufzte ſie noch mehr über ihr Schickſal, das ihr eine ſo dunkle und trübe Kindheit gegeben, und als es ſie befreite, ſie zum Dienſtmädchen werden ließ. Ephraim kannte ihre Leidensgeſchichte nur oberflächlich, er wußte, daß ſie das Kind eines vagirenden Bettlers ſei, der ſpurlos entflohen war und Frau und Kinder in Berlin zurückgelaſſen hatte; aus Mitleid, und weil ſie eine entfernte Verwandte war, gab Veitel den dringenden Bitten ſeiner Tochter Zerline nach und nahm das Kind zu ſich in's Haus. Mathilde ſprach nie gern von ihrer Jugend und wollte beſonders nie geſtehen, woher ſie eine ſo breite Narbe auf der Stirn habe. Zerline gab ihrer neuen Geſpielin (denn als ſolche betrachtete ſie Mathilden) Unterricht im Leſen und Schreiben, und Mathilde, die zu Allem eine behende Gefügigkeit beſaß, lernte mit erſtaunlicher Schnelle, ſo daß Zerline bald die Freude hatte, ihr alle die Bücher mitzutheilen, die ſie ſelbſt las. Mathilde aber las überall ihr eigenes Mißgeſchick zwiſchen den Zeilen heraus, denn überall fand ſie verzeichnet, wie glücklich die andern Menſchen lebten. Nichts wünſchte ſie auf Erden, als eine Schäferin zu ſein: wenn die Sonne aufſtieg, zöge ſie hinaus mit ihren Schäfchen, des Mittags lagerte ſie ſich an der Quelle und genoß ihr Brod mit einem friſchen Trunk, und wenn die Abendglocke läutete, zog ſie mit friſchen Blumen bekränzt nach Hauſe; ach! und wenn ihr dann ihr Daphnis begegnete, ſie erröthete vor dem Gedanken und ihr Herz pochte ſtärker. Ephraim wußte wohl, warum Mathilde, wenn ſie bei Tiſche die Speiſen herumreichen mußte, verſchämt die Augen niederſchlug und in allen Bewegungen ihres ſchönen Körpers ſich Schwermuth und Schmerz ausdrückten; Veitel nannte ſie nur „die verkleidete Gräfin von Habenichts.“ Hätte Ephraim Mathilde zu der Zeit gefunden, als er mit Philippine zuſammentraf, er hätte ſie ſchwärmeriſch geliebt; jetzt konnte er nur Broſamen von einem längſt verzehrten Gerichte für ſie zuſammenleſen. Mathilde aber ſah ihren Schmerz von ihm begriffen und ſie liebte ihn von ganzer Seele. — Als er ſie jetzt wieder vor dem Bücherſchranke ſah, wie ſie geſenkten Blickes mit ihren blaſſen Lippen jedes Wort, das ſie las, leiſe nachſprach, ſchlich er auf den Zehen zu ihr heran, und wollte ihre Hand faſſen.

„Laſſen Sie,“ ſagte Mathilde, „ſie iſt vom Arbeiten zu rauh; aber ſagen Sie mir, warum haben Sie mir nie geſtanden, daß Sie die Recha Guggenheimer lieben? Wenn Sie nur auch ſo glücklich werden, wie Sie es verdienen, und Sie die Recha auch recht lieb hat, wenn es ſchicklich wäre, ich könnte hingehen und ihr ſagen, wie lieb und gut Sie ſind, damit ſie recht weiß, was ſie an Ihnen hat. Ich könnte Magd bei Ihrer Frau ſein, und ihr mit Freude dienen, weil ſie Sie ſo glücklich macht, und wenn Sie Kinder haben, wollte ich ſie pflegen und warten, wie ihre Mutter.“

„O du himmliſch ſüßes Mädchen,“ rief Ephraim, und küßte ihre rauhe Hand, die ſie beſchämt zurückzog und unter der Schürze verſteckte. Ephraim konnte Mathilde ſein Verhältniß nicht auseinanderſetzen, auch bekämpfte er ihre ſo tief ausgeſprochene Neigung nicht. „Das iſt ja der einzige Halt auf dem zitternden Boden ihres Daſeins,“ ſagte er zu ſich, „du darfſt ihr dieſen nicht rauben; an dieſem ſelbſttrügeriſchen Edelmuthe rankt ſie ſich auf, immerhin!“ Sie erzählte ihm nun, wie der alte Emanuel ihm auch ſo innig zugethan ſei, und wie ſie oft miteinander über ihn plauderten. „Ja," ſagte ſie, „ich denke zu viel an Sie, immer, das iſt nicht gut, ich weiß es wohl, aber kann ich anders? Nachts, wenn der alte Emanuel ſo traurig Geige ſpielt, liege ich oft noch ſtundenlang an meinem offenen Dachfenſter und horche und ſehe hinauf zu den Sternen, die ſo lieblich glitzern; ach! ſage ich dann oft zu mir, einſt, wenn du ihn nicht mehr ſiehſt, werden dieſe Sterne doch ewig über dir ſcheinen, und ſo oft du ſie ſiehſt, wirſt du ſein denken und für ihn beten."

Ihre Bruſt hob ſich ſchneller, ihre Stimme zitterte. „Horch," unterbrach ſie ſich plötzlich, „ich höre die Hausſchelle läuten, die Herrſchaften kommen aus dem Garten zurück; nun adieu, ich muß hinabgehen, ſeien Sie aber auch recht munter und froh." Mit dieſen Worten ſchlüpfte ſie zur Thüre hinaus und machte ein erzwungen ſchelmiſches Geſicht.

Ephraim lächelte wehmüthig über die grauſame Willkür des Schickſals, das ihn dort ruhelos und auf ungewiſſen Wegen Liebe ſuchen, und ihn hier ſolche finden ließ, ohne daß er ſie ſuchte, und daß er gleichſam nur aus Mitleid all die goldenen Schätze einer innigen Liebe hinnehmen mußte.

17. Arme Seelen.

Ephraim hatte faſt vergeſſen, daß er eigentlich in Berlin nicht fremd ſei, daß vielmehr ſeine liebſte Angehörige, ſeine Schweſter Veilchen, hier wohnte; aber das iſt einmal ſeine Weiſe, daß er ſtets im Fremden das Eigne ſucht, und da, wo es ihm nahe liegt, nicht erkennt. Wie die oft täuſchende Aehnlichkeit unſerer Züge mit denen Anderer nicht von uns ſelber, ſondern nur von dritten Perſonen bemerkt werden kann, ſo ſah auch Ephraim nicht, daß ſein eigenes Weſen, ſowohl in Geſtalt als Geiſt, ſich in weiblicher Art in ſeiner Schweſter wiederholt hatte. Sie erſchien ihm zu weichlich und ſchmerzſüchtig, und darum vernachläſſigte er ſie auf ungebührliche Weiſe; faſt nur ſeine Mißſtimmung trug er zu ihr hin, und ließ ſie dort ausklingen und er ärgerte ſich, daß ſie ihm nicht Freude dafür gab, ja, daß ſie ſelbſt Mitleid beanſpruchte.

Es iſt eine vielverbreitete und doch vielfach falſche Lebensregel, daß Leidensgenoſſen einander zum Troſte ſeien; vielmehr giebt es beſondere Naturen und in Anderen zeitweiſe Stimmungen, denen fremdes Leid unbequem und ärgerlich iſt, zumal wenn ſich nichts dafür thun läßt. Ephraim war ſeiner Schweſter faſt böſe darüber, daß ſie unglücklich war.

So kam er auch jetzt wieder. Veilchen hatte Nachrichten aus der Heimath erhalten, ſie erzählte ihm, daß Philippine Braut geworden ſei mit einem braven Manne, Namens Ries.

„Gratulire,“ ſagte Ephraim lachend.

„Schon als ſie noch Kind war, hab' ich's ihr prophezeit, daß ſie glücklich wird,“ ſetzte Veilchen hinzu, „ſie iſt ſo heiter und ſorglos, und ſolche Menſchen werden immer glücklich.“

„Glücklich?“ wiederholte Ephraim, „glücklich? Was verſtehſt du von Glück! Wenn ſich Jemand mit einem Stein um den Hals in's Waſſer geworfen hat, und der Strick, an dem der Stein hängt, reißt nicht, der allein iſt glücklich. Warſt du ſchon einmal glücklich?“

„Ja, ich darf wohl ſagen, ich war's, und ich glaubte an der Erinnerung dieſes Glückes ein ganzes Leben lang zehren zu können. Tauſendmal wiederholte ich mir jene ſeligen Minuten, und lebte wieder ganz in ihnen, aber leider mußte ich erfahren, daß die Gegenwart ihre Rechte geltend macht. Macht uns die Kälte minder zähneklappern, weil wir mitten unter Schnee und Eis uns eines linden Frühlingstages erinnern können? Die Erinnerung an jenes Glück, hundertmal heraufbeſchworen, wurde ein blaſſes Geſpenſt, ein mit Träumen durchwirktes Ereigniß, und ich wußte nicht mehr, was Wahrheit und was Traum war; ach! ich bin zu ſchwach, die bloße Erinnerung konnte ich nicht faſſen, wenn ich meine Hand nach ihr ausſtreckte.“

„Haſt Recht,“ ergänzte Ephraim in wildem Spott, „wer ſich von Erinnerung, vom Aaſe der Vergangenheit nährt, der kann hundert Jahre alt werden oder gleich ſterben, iſt einerlei. Aber das friſche Leben iſt ein Raubthier, es braucht allzeit friſches Leben, daß es würge und ſich daran ſättige.“

Veilchen war es gewohnt, daß ſich ihr Bruder bei ihr in allerlei Ungemeſſenheiten erging, ſie ließ ihn gewähren und lenkte jetzt nur wieder zurück, indem ſie ſagte: „Ach, ich wäre viel glücklicher, wenn ich einen Glauben hätte, zu dem ich wallfahren könnte. Ich wollt', ich wäre katholiſch und fände Ruhe im Glauben — ich wäre nicht proteſtantiſch geworden, wie unſer Bruder Nathan.“

„Nathan?“

„Ja, er hat eine junge Beamtenwittwe aus Brieg geheirathet und iſt zur proteſtantiſchen Kirche übergetreten.“

„Gratulire ebenfalls, Nathan glaubt weder an's Eheglück, noch an's Chriſtenthum, darum hat er recht gethan, daß er ſich in Beide einjochen ließ.“

„Du haſt auch die üble Gewohnheit der Hieſigen, über Alles ein witzelndes Schnippchen zu ſchlagen; ich geſtehe, daß mich trotz Allem der Uebertritt unſeres Bruders ſehr betrübt, er hat ſich von uns losgeſagt, von unſeren Schmerzen und Hoffnungen.“

„Ich muß dir doch auch Neuigkeiten erzählen,“ begann Ephraim jetzt wieder milder, wohl fühlend, wie er ſeine Schweſter verletzt habe, „der Sekretär Leſſing iſt aus Breslau hier angekommen, ich werde ihn morgen Abend bei Mendelsſohn ſehen. Denke nur, wen ich außerdem dort treffen werde; erinnerſt du dich der Frau, die bei deiner Hochzeit ſo ſchöne Verſe auf dich machte? Sie lebt jetzt hier, gefeiert und verehrt als Dichterin, ein Baron Kottwitz, ein ächter Edelmann, hat ſie ihrer dürftigen Lage entriſſen. Auch der Dichter-Grenadier Gleim, der dir am Laubhüttenfeſt das Andenken von deinem erſten Bräutigam brachte, wird zugegen ſein; er iſt jetzt Domſekretär in Halberſtadt und baut aus poetiſchen Epiſteln einen Freundſchaftsdom. Es iſt nicht klug, daß du dich ſo aus allen Geſellſchaften zurückziehſt, du verſagſt dir manchen Genuß.“

Veilchen war ſehr nachdenklich, als ihr Bruder weggegangen war, ſie ſchalt ſich ſelbſt, daß ſie ſich ſo in ihre Häuslichkeit eingemauert hatte, aber ſie konnte jetzt nicht mehr heraus; ſie hatte mit ihrem Mann noch eine ganze Sippſchaft von Schwägerinnen und Tanten mit erheirathet, es war ihr unmöglich, einem Jeden mit Zeitaufwand ein Stück Leben zu opfern; ſie war immer ſo verſtört und leer aus den ſogenannten Geſellſchaften nach Hauſe gekommen, da ſie an all den Klatſchereien, Kleidermuſterungen und geſpreizten Witzeleien keine Freude haben konnte; ſie verſenkte ſich in einſiedleriſches Leſen. „Er iſt hier!“ ſagte ſie zu ſich, „ob er wohl ahnt, daß du ihm ſo nahe biſt, ob er ſich wohl noch deiner erinnert? Ach! ich möchte ihn nur ſehen, nur einmal ſehen.“ Sie richtete ihr Haupt empor, ſie ſaß dem Spiegel gerade gegenüber; als ſie nun ihre rothen Wangen und ihr leuchtendes Auge aus dem Spiegel wiederblicken ſah, verhüllte ſie beſchämt und reuig ihr Angeſicht, ſie war ſich einer Untreue gegen ihren Gatten bewußt worden. „Aber,“ ſagte ſie wieder, „er hat ja keinen Anſpruch auf dein Herz, er hat es nie verlangt.“ Sie überlegte, auf welche Weiſe ſie Leſſing morgen Abend ſehen könnte, ohne ſich dem Geſellſchaftszwange auszuſetzen und damit ihre ganze bisherige Lebensweiſe aufzugeben.

Wer Veilchen nur ſo oberflächlich bemerkte, hätte der Meinung der Berliner Juden beigeſtimmt, daß ſie in einer glücklichen Ehe lebe, welcher, um vollkommen zu ſein, nur der Kinderſegen fehle; in der That hätten Kinder Veilchen vielleicht inniger an ihren Mann gekettet und ihren Schmerz nicht zum Ausbruch kommen laſſen, aber verſöhnt wäre er dadurch nie worden. So ſehr ihr anfänglich die Comtorgeſchäfte, die ſie für ihren Gatten zu beſorgen hatte, zuwider waren, eben ſo ſehr freute ſie ſich in der Folge damit, denn ſie ſchöpfte daraus das Bewußtſein einer Erwerbsthätigkeit und konnte ſich dadurch ihrem einzigen Verlangen, dem ſie noch mit ungetrübter Freude nachhängen durfte, dem Wohlthätigkeitstriebe, ungeſtörter hingeben. Nicht ſelten verkümmerte ſie ſich aber auch dieſe reine Freude durch Grübeleien; ſie glaubte ſich geſtehen zu müſſen, daß ſie für Kummer und Noth der Leidenden weniger empfänglich und hülfreich wäre, wenn ſie ſelber ein beglücktes Daſeyn führte, ſie wollte Selbſtſucht aus ihren Thaten preſſen, meiſt aber ſiegte die innere Wahrheit, und ſie genoß jener reinen Wonne, die der wahren Wohlthätigkeit immer folgt. Wie freute ſie ſich, unter den guten Eigenſchaften ihres Gatten obenan die ſtellen zu können, daß er ihre Wohlthätigkeit durchaus nicht beſchränkte. Leider konnte ſie nur noch Weniges hinzufügen; Herz Helſt war zwar ein rechtlicher Mann, aber das galt ſeinen geſchäftlichen Beziehungen zur Außenwelt. Wohl findet die Liebe in der allgemeinen Achtung der Perſönlichkeit eine ſchöne Grundlage, aber ſie bedingt ſie nicht unmittelbar, denn die echte Liebe löst ihre Neigung nicht von dem Geliebten, ſelbſt wenn er das Kainszeichen allgemeiner Mißachtung trüge. Durch die unmittelbare Verwicklung in die Geſchäftsverhältniſſe mußte Veilchen auch all die Launen ihres Gatten ertragen, die ſich aus den mannigfachen Schwankungen des Handels erzeugen. In Betracht ſeiner vielen guten Eigenſchaften hatte Veilchen anfänglich alle ihre Zärtlichkeit und innige Güte entfaltet, um ſich und ihren Gatten in ein innigeres und wärmeres Verhältniß zu bringen, aber Herz Helſt nahm dies Alles mit kalter Ruhe hin, und Veilchen, ihre Verſchwendung erkennend, ließ nach und nach von den kleinen Zärtlichkeiten ab; ihr Gatte ſchien es kaum zu bemerken, er war nach wie vor derſelbe.

Herz Helſt war ein praktiſcher Mann, er hatte erſt geheirathet, nachdem er ſich ſattſam ausgetobt hatte. Die Ehe war für ihn eine Verſicherungsanſtalt für ſorgſame Pflege in Alter und Krankheit; er konnte die ſeeliſchen Bedürfniſſe Veilchens nicht erkennen, weil ſich in ihm ſelber nichts Derartiges regte, er betrachtete ſie oft mit ſtillem Kummer, denn ſie war kinderlos, und er ſah ſeine mühſam erworbenen Beſitzthümer einſt in die Hände lachender Erben übergehen. Er ſteigerte ſeine Betriebſamkeit im Handel, auch um ſeinen häuslichen Kummer zu vergeſſen; man durfte in ſeiner Anweſenheit nicht von Kindern ſprechen, ohne ihn mißgeſtimmt zu ſehen, und wenn ſich ihm eines ſeiner Neffen oder Nichten nahte, küßte er es und ſtieß es dann leiſe von ſich. Auch Veilchen wünſchte nichts ſehnlicher als eine Tochter zu beſitzen, die ſie zur Freiheit und Liebe erziehen könne, ſie wollte ihr alles das bereiten, was Geburt und Geſchick ihr vorenthalten und entzogen hatten.

So lebte das glückliche Ehepaar, welches kluge Mütter ihren Töchtern als Beiſpiel aufſtellten, wie ſchön und gut die Convenienzheirathen ſeien.

Veilchen ſann auf Mittel und Wege, wie ſie morgen Abend Leſſing ſehen könnte, und als ſie ſolche endlich gefunden, war ſie ſeltſam bewegt und ging leiſe ſingend durch die Stuben; die Armen, die heute ihre Wochengelder abzuholen kamen, erhielten eine doppelte Gabe. Sie holte ſich Leſſings Schriften aus dem Bücherſchranke und las darin.

Auch Ephraim traf Vorbereitungen für den kommenden Abend; er hatte Recha mehrmals davon geſprochen, daß er bisweilen Verſe mache, ſie bat um deren Mittheilung, und er verſprach ſie; hierin fand er nun den Weg, der am raſcheſten zur Entſcheidung führte. Statt der Gedichte wollte er ihr einen Brief überreichen, bei dieſer Erklärung konnte ihn Niemand unterbrechen und keine fremde Anweſenheit ſtören. Fünf, ſechs Anfänge eines Briefes lagen um ihn her, der eine war ihm zu kalt, jener zu ſtürmiſch, ein anderer zu geiſtreich geſucht u. ſ. w. Endlich überwand er das Hinderniß, indem er es zum Hebel und Stützpunkt verwandelte; er begann mit der Schilderung, wie ſchwer es ihm würde, den Blick, in dem die Seele ruhte, heute auf's Papier zu heften; er ſchilderte ſein ganzes inneres Leben, jedes Wort athmete Liebe. Dennoch bat er nicht unumwunden um ihre Liebe, er bat um freimüthiges Geſtändniß deſſen, was ſie für ihn fühle, er wähnte ſich hierdurch vor der Selbſtanklage zu retten, daß er unbeſonnen ſein ganzes Sein in die willkürliche Hand eines Mädchens gelegt hatte und es verſchmäht zurück erhalten könne. Er ſagte, wie Archimedes verlange er einen Punkt außer der Erde und er wolle ſie aus den

Angeln heben; die Liebe Recha's ſei für ihn dieſer Punkt, und in ihr geborgen wolle er als Jude, ausgeſtoßen von der großen Gemeinſchaft, die Welt überwinden, entbehren und verachten lernen. Zuletzt beſchwor er ſie, ihm bei Verneinung dieſen Brief nach drei Tagen einfach wieder zurück zu geben; dies wäre Antwort genug.

Mit bangem Herzklopfen ſtand er am folgenden Abend in ſeinem Zimmer, denn er mußte ſich bekennen, daß er den entſcheidenden Lebensweg antrete.

Nicht zur Muſterung ſeines Anzuges, ſondern ſelbſt verloren ſtarrte er im Spiegel ſein Abbild an, und doch wollte er auch eine freie Betrachtung ſeiner äußern Erſcheinung gewinnen. Wie mochte Anderen dieſe große hagere Geſtalt erſcheinen? Erkannten ſie das Unharmoniſche des länglichen Angeſichtes, das, bald ſchlaff, bald feſt, in ſchmerzlichem Wehe zuckt, wo Andere nur Bedauern empfinden? — Still ſinnend zog er das dunkle brennende Auge zuſammen, und ein ſarkaſtiſch wehmüthiger Ausdruck machte ſich in den kleinen Fältchen kenntlich.

Ein liebendes Auge wird dich anſchauen — ſagte ſich endlich Ephraim — und ſein heiligender Blick dich zur Wahrhaftigkeit vor dir ſelbſt, zur Einheit mit dir verſöhnen. —

Als er das Haus verließ, öffnete Mathilde das Fenſter und ſah ihm noch lange nach. „Ach, ich bin nichts als eine arme Seele,“ ſeufzte ſie, nachdem er um die Ecke verſchwunden war.

18. Ein Abend bei Moſes Mendelsſohn.

Auf dem Wege nach dem Hauſe Mendelsſohns begegnete Ephraim dem Doktor Bloch, der eben dahin ging und ihm erzählte, daß am Morgen ein proteſtantiſcher Diakonus aus Zürich, Namens Lavater, der ſich durch ſeine Schweizerlieder bekannt gemacht, mit mehreren Freunden bei Mendelsſohn geweſen ſei, in der ausgeſprochenen Abſicht, ihn zum Chriſtenthum zu bekehren. Nur mit dem größten Widerſtreben ſei Mendelsſohn in die Erörterung eingegangen, dann aber und nach der wiederholten Verſicherung der Discretion von Seiten Lavaters, habe ſich Mendelsſohn mit entſchiedenem Freimuth vertheidigt, ſo daß der eifervolle Diakonus zuletzt nur mit Thränen in den Augen ausrufen konnte: „Wollte Gott, daß Sie ein Chriſt wären."

„Mendelsſohn iſt leider durch dieſe Erörterung ſehr angegriffen," fuhr Bloch fort. „Als er mich heute rufen ließ, ſagte er mir: ich bin eben ſo wenig im phyſiſchen wie im moraliſchen Verſtande zum Athleten geboren. — Stehen Sie uns nun bei, Herr Kuh, gegen jeden neuen Angriff, den etwa der Diakonus heute Abend noch verſuchen will. Wir müſſen Mendelsſohn decken, und dürfen eher uns exponiren, als den Generaliſſimus."

Es war eine eigene Andacht, mit der Ephraim beim Eintritt in die Wohnſtube die dargereichte Hand Mendelsſohns ergriff; er wollte ja in doppeltem Sinn ſich das Recht erwerben, ihm nahe zu ſein.

Die Freunde waren ſchon verſammelt, nur Frau Karſchin fehlte noch, ſie war in Geſellſchaft beim Grafen Herzberg, wo man der Mode gemäß ihre Stegreifdichtung bewunderte. Mendelsſohn ging in ein Nebenzimmer, um das zu dieſer Stunde übliche Gebet zu verrichten, es war Samſtag Abend. Leſſing und Gleim ſprachen ihre Freude aus, Ephraim als alten Bekannten begrüßen zu können; beſonders Gleim erinnerte ſich mit Innigkeit jener Stunde, die er in der Laubhütte beim Vater Ephraims zugebracht.

Die Geſellſchaft befand ſich noch in jenem erſten Stadium gegenſeitiger Anſprache, die faſt wie das Stimmen und Probiren der Inſtrumente betrachtet werden kann, und hier wußte man, daß ein Zuſammenklang angeſtrebt würde, denn Mendelsſohn liebte es, die Unterhaltung gemeinſam zu machen und auf Erläuterung eines beſtimmten Gegenſtandes hinauszuführen.

Ephraim ſprach mit Gleim und Nikolai, aber er horchte hin nach dem andern Ende des Zimmers, wo Leſſing mit Recha und Frau Mendelsſohn ſcherzte. Hätte Ephraim noch an ſeiner Liebe gezweifelt, dieſe Eiferſucht mußte ihn von ihrer Macht überzeugen. Er griff wiederholt nach dem Briefe in ſeiner Seitentaſche, gleichſam als fürchte er, daß er ihm von fremder Hand entriſſen würde.

„Es iſt doch ſchön von der Frau Karſchin,“ ſagte Recha, „daß ſie, nachdem der Herr Schwager — ſo nannte ſie ſtets Mendelsſohn — ſie ſo unbarmherzig kritiſirt hat, womit ich nicht ganz einverſtanden war, daß ſie dennoch ohne Groll zu uns kommt und ſo beſcheiden um Rath fragt.“

„Ach, ich kenne das,“ ſagte Leſſing lachend, „es giebt Menſchen, die mit der größten Unterwürfigkeit von Haus zu Haus gehen und Jeden inſtändig fragen: was halten Sie von dem, was ich gethan oder geſchaffen habe? Sprechen Sie offen und rathen Sie mir, was ich ferner thun ſoll. Ich bin ohne Empfindlichkeit und dankbar. — Aber innerlich wollen ſie doch nur Lob und glauben mit der ausgeſprochenen Beſcheidenheit ſchon genug gethan zu haben; am Ende wollen die meiſten nichts als auf ihrem alten Wege fortgehen und können auch nicht anders.“

Ephraim war ſo eben dem Diakonus Lavater vorgeſtellt worden, deſſen Blicke forſchend auf ſeinem Antlitze ruhten, als Mendelsſohn wieder eintrat und mit freundlichem Tone fragte: „Wo nur Frau Karſchin bleibt?“

„Thyrſis mag antworten, wo ſeine Chloe ſo ſpät am Abend die Schafe treibet,“ ſagte Leſſing zu Gleim.

„Wüßte ſie, daß ihr ein Gott ſo hold iſt, ſie würde nicht die Gunſt eines Königs ſuchen,“ antwortete Gleim mit Anſpielung auf den Vornamen Leſſings.

„Der König wird nichts für ſie thun, ſie iſt eine Deutſche und eine Frau,“ ſagte Nikolai.

„Und ſie nimmt ſich noch die Freiheit, gläubig zu ſein,“ entgegnete Leſſing, „und hier iſt nur beliebt, gegen die Religion ſo viel Sottiſen zu Markte zu bringen, als man will. Man muß ſich bald ſchämen, ſich dieſer Freiheit zu bedienen.“

„Wo giebt es denn ein freieres Land?“ fragte Nikolai, und Leſſing erwiderte:

„Verſuchen Sie es, dem vornehmen Hofpöbel die Wahrheit zu ſagen; laſſen Sie hier in dem franzöſirten Berlin Einen auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Ausſaugung und Deſpotismus ſeine Stimme erheben wollte, und Sie werden bald ſehen, welches Land das ſklaviſchſte von Europa iſt. Eure Freidenker ſind wie die Pfaffen, ſie wollen im Verborgenen glauben, was ſie wollen, wenn nur der Pöbel, der liebe Pöbel fein in dem Geleiſe bleibt, worin man ihn zu leiten verſteht. Die Art, wie Ihre Recenſion der Gedichte des Königs aufgenommen wurde, lieber Moſes, zeigt ſie nicht, was man für Freiheit will? Man hat alle Ausſprüche Ihrer aufrichtigen Verehrung überſehen, und kann Ihnen nicht verzeihen, daß Sie mit unzerbrechlichem logiſchem Maße gezeigt haben, was dieſe Herren in Verſe bringen und wie ſie oft ſelbſt nicht wiſſen, was ſie denken. Iſt das Freiheit, daß man andere belehren, aber ſich ſelbſt nicht belehren laſſen will?“

„Sie ſind zu leidenſchaftlich, lieber Freund,“ ſagte Mendelsſohn in ſeiner milden Furchtſamkeit, und Leſſing entgegnete:

„Wenn man nicht warm werden darf, bei dem, was man als Mißhandlung der Vernunft und Wahrheit erkennt, wann und wo darf man es denn? Ich will mir nicht einmal mehr vornehmen, kalt und gleichgültig zu bleiben. Ich ſage mit Luther: Noth bricht Eiſen und hat kein Aergerniß.“

Alles ſchwieg eine Weile, aber Lavater, der es ſtets liebte, eine lebendige Mittheilung zu erregen und bei aller inneren Begeiſterung doch auch die Macht ſeiner Perſönlichkeit in's Licht zu ſtellen, ſagte jetzt:

„Ihr König Friedrich mag ein großer Mann genannt werden; von meinem Standpunkte aus muß ich ſagen, ohne Demuth und Glaube giebt es keine ächte Größe. Gebt Gott allein die Ehre, lehrt die Schrift.“

„Der Erfinder der preußiſchen Monarchie,“ begann Bloch mit einer ſichtbaren Kampfluſt, „hat allerdings keinen Glauben und keine Liebe, weder zu Gott —

„Noch zu den Frauen,“ ſchaltete Abraham Rechenmeiſter ein, den man im Freundeskreiſe auch Diogenes nannte.

„Noch zu den Aerzten,“ ſpottete Leſſing gegen Bloch.

„Ich glaube,“ begann Mendelsſohn mit beſchwichtigender Handbewegung, und da er namentlich im Beginne einer Rede immer ſtotterte, ſteigerte ſich die Aufmerkſamkeit Aller zu einer gewiſſen Mithülfe, „ich glaube, daß die iſolirte Stellung Friedrichs den Grund ſeines Charakters bedingt. Er iſt gerecht und mild, nicht aus Edelſinn oder Menſchenliebe, ſondern aus Pflichtgefühl, er iſt unermüdlich für die Geſammtheit thätig und iſt doch ein Menſchenverächter.“

„Er beweiſt ſelbſt ſeinen Grundſatz,“ ſprang Maimon dazwiſchen, „daß die Handlungen der Menſchen eigentlich nicht nach ihren Maximen beſtimmt werden.“

„Darum müſſen wir ſcheiden,“ nahm Mendelsſohn wieder auf. „Zu Handlungen werden wir durch Beweggründe, zu Geſinnungen durch Wahrheitsgründe geleitet; jene bilden den Staat, dieſe die Religion, die ſich als Kirche, Synagoge und Moſchee conſtituirt.

Bleiben wir aber bei unſerm Könige, ſo ermangelt er des Mittelpunktes, von dem alles Leben ausgeht und zu dem es zurückkehrt. Er hat Kindesliebe und Frauenliebe nie gekannt, ſein Jugendfreund wurde dem ſtarren Rechtsbegriffe des Vaters geopfert, Elternliebe blieb ihm auch fremd; die Liebe zum Vaterlande und zum Ruhm kann die kleinen Beziehungen des Daſeins nicht ausfüllen, die doch für jeden eine Nothwendigkeit ſind; und ſo bleibt denn nichts übrig als im Thun die Pflicht, die ſich ſelber fortſetzt, wie das Athmen des Körpers, und es iſt ein nicht geringer Ruhm der Menſchennatur, daß die Pflicht im Geiſte ſo feſt gegründet iſt, daß ſie unbehindert von allem abſchweifenden Denken ausdauert. Ich ſage, die Lebensſtellung Friedrichs duldet bei ihm im allgemeinen Denken Frivolität und Spott. Jener große König von Frankreich war deshalb noch ehrwürdiger, weil er als großer König mit den Kindern auf dem Boden ſpielte. Ich möchte behaupten, nur in der Familie iſt der Menſch wahrhaft ſittlich, hier iſt er im natürlich geiſtigen Zuſammenhange mit der Weltordnung."

„Laſſen Sie uns nur ſchnell heirathen, lieber Gleim," ſcherzte Leſſing, „ſonſt werden wir noch von unſerm Freunde Moſes aus der Moral excommunizirt."

Gleim war verſtimmt, denn er, der „Gott und Friedrich" ſang, mußte Solches mit anhören; er preßte daher unmuthig die Lippen zuſammen, und Leſſing fuhr fort:

„Freund Moſes will uns aber nur necken. Er weiß, daß der Maßſtab des Familienwohls nicht allwege zulänglich iſt; es giebt Naturen und Verhältniſſe, die anders gemeſſen ſein wollen. Wer immer nur für Alle lebte, immer unter dem Geſichtspunkte des Unegoiſtiſchen, des Allgemeinen und Ewigen, der lebte in Gott. Ich mache mich anheiſchig, König Friedrich in dieſem Sinne nicht nur zu vertheidigen, ſondern heilig zu ſprechen.“

„Da üben Sie wieder Ihre gymnaſtiſche Streitkunſt,“ entgegnete Mendelsſohn, „ich will Ihnen die Ehre nicht rauben, am liebſten auf Seite der Angegriffenen zu ſein. Laſſen wir alles Perſönliche. Sie wiſſen wohl, daß ich eigentlich nur ſagen will: außerhalb der Geſellſchaft — und der erſte Punkt oder innere Kreis derſelben iſt die Familie — kann der Menſch nicht ſeine Pflichten gegen Gott und nicht gegen die Mitmenſchen erfüllen. Sorge für Andere, Wohlwollen, macht im Grunde glücklicher als Eigennutz, aber wir müſſen uns ſelbſt und die Aeußerung unſerer Kräfte dabei empfinden; unſer Thun hätte weder Werth noch Verdienſt, wenn es nicht aus freiem Triebe des Wohlwollens fließt. Mögen für diejenigen, die an der Spitze der Geſellſchaft ſtehen, andere Maßſtäbe gelten, ich laſſe das dahingeſtellt ohne es zuzugeben, ich ſage nur: für uns im bürgerlichen Stande iſt im Weſen der Familie Pflicht und Naturdrang gleichmäßig vereint. Es fragt ſich: hat nicht derjenige allein, welcher in Familienbeziehungen lebt, ein Recht mitzuſprechen in dem großen Rathe der Menſchheit, der Wiſſenſchaft, ſich mitzufreuen bei dem großen Feſte der Menſchheit, der Kunſt, und mitzukämpfen im großen Kampfe der Menſchheit für Recht und Vernunft?“

Alles ſchwieg, ſelbſt Leſſing hielt an ſich; er mochte jene Scheu empfinden, die oft den Freund überkommt, wenn er vor Anderen mit dem Vertrauten in ein ausſchließliches Geſpräch geräth, entweder wird es zum Schauſpiel für die müßige Umgebung, oder es tritt eine Rückſichtnahme ein, die die Sache beeinträchtigt. Mit ſtiller Betrachtung ſchaute Leſſing in das leuchtende Antlitz des Freundes, der ſich über ſeine ruhige und bemeſſene Redeweiſe hinausgeſchwungen hatte.

„Sie entſchuldigen, Herr Schwager, wenn ich eine alberne Frage thue,“ begann Recha.

„Laß hören,“ erwiderte Mendelsſohn ermunternd, und in Mienen und Wort drückte ſich jene freundlich wohlthuende Beziehung aus, die die Schweſter der Frau als Angehörige und doch wieder mit einer höflichen Aufmerkſamkeit behandeln läßt. „Du hältſt deine Frage für ſehr geſcheit, weil du ſie albern nennſt; aber immerhin.“

Aller Augen waren auf Recha gerichtet, die ruhig und feſt fortfuhr:

„Iſt der Begriff des Familienlebens, wie Sie ihn feſtgeſtellt, nicht eine Anklage gegen unſere Religion?“

„Faſſe dich beſtimmter.“

„Ich erinnere mich, daß Sie mir einſt erklärten, das Wort Familie hätten die Römer zuerſt für die Genoſſenſchaft der Hausſklaven gebraucht; noch weit härter als das Römerthum war das Judenthum gegen die Frauen; waren ſie denn viel mehr als Sklaven? Hat nicht das Chriſtenthum erſt die Frau aus dem Sklavenſtande erlöst, die Gleichberechtigung und ſomit die Familie erſt gegründet?“

Lavater erhob ſich von ſeinem Stuhle, und Ephraim erbebte, als er dem Blicke des Doktor Bloch begegnete, der ihm zuwinkte; er glaubte, ſeine Liebe ſei verrathen und beſann ſich erſt wieder, daß ihn der Arzt bedeutete, wie nun erſt der rechte Kampf beginne.

„Das iſt eine ſubtile Materie,“ ſagte Mendelsſohn verdrießlich yor ſich niederſchauend, „das läßt ſich nicht in kurzen Worten erklären, in wie weit die Offenbarung an ſich vollkommen und ewig und in der zeitlichen Erſcheinungsweiſe doch wieder der Vervollkommnung fähig iſt. Das Judenthum hat mit der Zertrümmerung des Staatslebens die national-politiſchen Elemente ausgeſchieden und muß nun andere nationale Elemente wie den Germanismus — denn dieſer iſt hier der maßgebende — in der Stellung der Frauen auf ſich einwirken laſſen. Aber ich muß bitten, mit unſerer Unterhaltung nicht hieher abzuirren. In dieſen Erholungsſtunden, die mir meine Geſchäfte übrig laſſen, möchte ich gerne alle Trennung, allen Zwieſpalt vergeſſen, der je den Menſchen zum Feinde des Menſchen gemacht hat, und ich bemühe mich alsdann, die Erfahrungen, die ich etwa des Tags über davon gehabt, in meinem Gedächtniſſe auszulöſchen.“

„So ungaſtlich ich erſcheinen muß, ich kann da nicht einſtimmen,“ widerſtrebte Lavater. „Wir ſind in die Welt gekommen, um der Wahrheit Zeugniß zu geben. Das iſt Menſchenberuf und Würde! Wir müſſen allezeit den Namen des Herrn bekennen, zu jeder Stunde, an jedem Orte. Ich kann, ich darf Sie nicht ſchonen. Sie weichen wiederum aus, indem Sie dem Germanismus zuſchreiben, was unſerer Kirche gebührt."

„Sie oder ich," ſagte Mendelsſohn, „einer von uns iſt ein merkwürdiges Beiſpiel von der Gewalt der Vorurtheile und Erziehung ſelbſt über ſolche, die mit aufrichtigem Herzen die Wahrheit ſuchen. Laſſen wir aber auch darum alle Bekehrungsverſuche. Der Pöbel aller Religionen hält ſehr viel auf Bekehrungen, nicht aber die Weiſen. Sie ſind ein chriſtlicher Prediger und ich ein Jude. Was thut dieſes? Wenn wir dem Schaf und dem Seidenwurm wiedergeben, was ſie uns geliehen haben, ſo ſind wir beide Menſchen. Wäre ich von Herzen von einer andern Religion überführt, ſo wäre es die verworfenſte Niederträchtigkeit, der innerlichen Ueberzeugung zum Trotz die Wahrheit nicht bekennen zu wollen."

„Fragen Sie ſich ehrlich, ob Sie Ihre Vorurtheile für Ihre Religion erkennen wollen?"

„Ich weiß, es ſind in meiner Religion menſchliche Zuſätze und Mißbräuche, die ihren Glanz ſehr verdunkeln. Ob ich Vorurtheile für meine Religion habe, kann ich ſelber nicht entſcheiden, ſo wenig ich wiſſen kann, ob mein Odem einen üblen Geruch hat. Ich will es nicht als einen Vorzug meiner Religion, ſondern nur als eine Thatſache geltend machen, daß ihre Offenbarung als Lehre nur für die jüdiſchen Stammesgenoſſen Verbindlichkeit anſpricht und für Niemand anders, denn jeder andere kann ebenfalls, wie ſich auch unſer König Friedrich ausdrückte, in ſeiner Façon ſelig werden. Das Judenthum hat keine Offenbarung von ausſchließenden Heilswahrheiten, die zur Glückſeligkeit nothwendig ſind, dieſe ſind nicht durch Laut und Schriftzeichen geoffenbart, hier und dort, dieſem und jenem verſtändlich, ſondern durch die Schöpfung ſelbſt und ihre innerlichen Verhältniſſe, die allen Menſchen leſerlich und verſtändlich ſind.

Ich für mich ſtelle als Kriterium in Religionsſachen das auf: da die Menſchen alle von ihrem Schöpfer zur ewigen Glückſeligkeit beſtimmt ſein müſſen, ſo kann eine ausſchließende Religion nicht die wahre ſein, eine Offenbarung, die allein die ſeligmachende ſein will, kann nicht die wahre ſein, denn ſie harmonirt nicht mit den Abſichten des allbarmherzigen Schöpfers. Ich halte die Mitte zwiſchen Dogmatiker und Skeptiker, ich weiß, daß jeder andere Vernünftige, von einem andern Punkte ausgehend und einem andern Leitfaden folgend, mit Recht ganz entgegengeſetzter Meinung als ich ſein kann. Hiermit, ſtürmiſcher Freund, laſſen Sie uns doch endlich abſchließen. Die Wahrheiten, die wir gemeinſchaftlich bekennen, ſind noch nicht ausgebreitet genug, um uns an die Streitigkeiten zu halten.“

Der Doktor Bloch wollte ſich mit dieſem Friedensſchluſſe nicht begnügen; er wollte auch den Sieg haben, und darum entzündete er den Kampf von neuem, indem er triumphirend rief:

„Alle Religionen, Judenthum, Heidenthum, Chriſtenthum, alle haben mehr allgemeines Unheil über die Welt gebracht als Heil im Einzelnen.“

„Nicht ſo,“ wehrte Mendelsſohn nochmals ab. „Wir ſollten uns der Neigung nicht überlaſſen, gewiſſe Dinge zu ſehr herunter zu ſetzen, weil Andere ſie zu ſehr erhoben haben; denn dadurch bringen wir nur die Schalen in ein beſtändiges Schwanken und niemals in's Gleichgewicht. Und die radikale Negation leiſtet dem Aberglauben Vorſchub. Man will dann lieber von Geſpenſtern umgeben ſein, als in einer todten Natur zwiſchen lauter Leichnamen wandeln. Greifen Sie nicht die menſchenveredelnde und erhebende Macht der Religion an —"

„Das thue ich allerdings, ſie hat die Menſchen abgehalten, ihrer Macht und Ehre zu vertrauen, die Welt iſt krank, ſie kann die fixe Idee nicht los werden, daß es Juden, Chriſten und Heiden gebe; die Humanität muß fortan allein der Fahnenruf ſein."

„Und die Stellung der Juden," nahm Ephraim das Wort, „iſt allezeit der Barometerſtand der Humanität —"

„Ich bin auch ein Körnchen Queckſilber," ſchaltete hier Maimon leiſe gegen Abraham Diogenes ein, und Ephraim fuhr fort:

„Hier iſt eine klaffende Wunde, in die der ungläubigſte Thomas ſeine Hand legen kann; die Juden haben keine Martyrergeſchichten, denn ſie Alle ſind Martyrer, mehr oder minder, ſie bezeugen einen hohen Beruf, den die Weltgeſchichte ihnen vorbehalten, daß ſie inmitten aller Stürme und Strömungen der Zeiten feſtſtanden und jetzt zu friſcher Bethätigung erweckt ſind. Es gilt vorerſt zur Anerkennung zu bringen, daß im Judenthum und in den Juden Edelſinn und Menſchenliebe nicht minder feſte Wurzeln geſchlagen als irgend wo anders."

Recha hielt, während Ephraim ſprach, die Hände gefaltet und blickte in den Schooß; das hatte Ephraim bemerkt und nahm es als offenbare Theilnahme, als ein Bangen um ihn, und mitten im Feuereifer ſeiner Rede ſchoß der Gedanke auf, daß er ſich hier im Turnier vor der Geliebten zeige; das war bei jenen erſten Worten, wo er ſich eigentlich wiederholte, aber raſch bannte er jede Nebenbetrachtung weg und ging um ſo ungeſtümer in die Sache ein. Jetzt ſchaute Recha auf, als Mendelsſohn ergänzte:

„Ja, man muß ſich vor dem gottesläſterlichen Undank hüten, indem man oft die Gabe der Erkenntniß verwünſchen möchte; denn der Stand, in welchem wir Juden ſtehen, vermehrt nicht die Zufriedenheit, wenn man die Rechte der Menſchheit von ihrer wahren Seite kennen lernt. Man fährt fort, uns von allen Künſten, Wiſſenſchaften und anderen nützlichen Gewerben und Beſchäftigungen der Menſchen zu entfernen; verſperrt uns alle Wege zur nützlichen Verbeſſerung und macht den Mangel an Cultur zum Grunde für unſere fernere Unterdrückung. Man bindet uns die Hände und macht uns zum Vorwurfe, daß wir ſie nicht gebrauchen. Aber ich wünſche vor Allem, daß wir die verächtliche Meinung, die man von einem Juden hat, nicht durch Streit und dergleichen, ſondern durch Tugend und Rechtſchaffenheit widerlege."

„Was wollen Sie von der Anerkennung?" entgegnete Abraham Diogenes. „Von wem wollen Sie denn anerkannt ſein? Von den Dummköpfen? Sie müßten geſcheit werden. Von den Ariſtokraten und Pfaffen?

Sie müßten aufhören zu ſein, was ſie ſind. Was bleibt alſo übrig, wenn man dieſe Hauptſumme abzieht? Ein paar Menſchen —"

„Nein, der Staat," ſchaltete Ephraim ein.

„Meinetwegen. Was geht mich aber der Staat an? Ich kann leben und denken —"

„Nein, erſt das iſt Leben, das ſich in der Gemeinſchaft weiß, erſt das iſt Denken und Empfinden, das zu einem gemeinſamen Heiligthume ſich wendet."

„Sie ſind dem Heile näher als Sie ahnen," ſagte Lavater, die Hand Ephraims ergreifend. „Ein Menſch, der ſich als Ebenbild der höchſten Kraft denkt, wird ein durchſcheinendes Medium der Lichtquelle und lebendigſten Liebe, die er ſich als Urſache aller Urſachen denkt. Und aus Demuth und Heilsbedürftigkeit ſprießt die Blume des Glaubens, von der Gnadenſonne zum Leben erweckt und mit des Lichtes Glanz und Pracht überſtrömt. Sie ſind ein Subſtantiv in der Grammatik der Menſchheit. Leider hat ſich Ihnen die Gnade noch nicht enthüllt, aber ſie wird es, ſie muß es im Gebet; denn ohne Gnade, die der Herr über uns ausgießt, iſt kein Glaube."

Lavater ſprach ſo ſalbungsvoll und mit dem Tone innerſter Ueberzeugung, daß ihm ſelbſt der kampfluſtige Doktor Bloch nicht entgegnen wollte, nur Maimon kümmerte ſich nichts um den apoſtoliſchen Eifer des Diakonus und fuhr polternd auf:

„Da haben wir's wieder, neue Kinder Gottes, von der Gnade auserwählt. Warum bin ich ein Stiefkind der Gnade? Was habe ich gethan und all die Millionen

Heiden mit mir? Ich mag aber die ſcharfe Oppoſition vieler Juden nicht, die ſich gern zum Chriſtenthume, wie es iſt, gewendet hätten, wenn ſie es ſelber hätten mitſchaffen dürfen, nun aber, da es ohne ihr Zuthun ſo gewaltig geworden iſt, gern daran herummäkeln. Im Chriſtenthum muß eine hohe weltgeſchichtliche Idee liegen, da es eine ſo hohe weltgeſchichtliche Bedeutung erhalten, wie ſich einſt auch ein Jude zum Chriſtenthum bekehrte aus der Erkenntniß, daß es trotz nichtsnutziger und heuchleriſcher Pfaffen fort und fort heilig bleibt. Wie die Chriſten Alles, was ſie Gutes am Judenthum und an den Juden finden, chriſtlich nennen, ſo vergelten es auch viele Juden; bei Allem, was ihnen am Chriſtenthum gefällt, rufen ſie wie der Hanswurſt bei den Seiltänzern, wenn ſein Herr ein ſchweres Kunſtſtück macht: aufgeſchaut! Das hat er Alles von mir gelernt. Warum biſt aber du nicht auf's Seil geſtiegen, du weiſer Hanswurſt?"

Alles lachte, und Nikolai bemerkte, daß jene Bekehrungsweiſe eines Juden in Boccaz's Dekamarone erzählt werde. Maimon fuhr hierauf fort:

„Ich kann nicht Alles dem Umſtande zuſchreiben, daß die griechiſchen und römiſchen Götterbilder gerade dem Verwittern nahe waren, als das Chriſtenthum entſtand; der Zufall iſt ein Gelegenheitsmacher, aber Wille und Bedürfniß ihn zu ergreifen, müſſen vorher da ſein. Meinetwegen habe Chriſtus die jüdiſchen Ceremonien aufgehoben oder nicht, genug ſie ſind in der chriſtlichen Kirche nicht da, die Religion iſt von aller Nationalität erlöſt, und die Idee der Menſchheit iſt geborgen. Es fragt ſich für mich nur: kann ich das nicht auch aus meinem Denken erobern?“

„Nein,“ rief Lavater, „ohne die Gnade nicht, und könnten Sie es auch, ſo ſind Sie ein verirrtes einſames Lamm, es fehlt Ihnen der Weg zur Vereinigung mit der Heerde und dem Hirten: das Dogma und das Symbol. Ich will jetzt nicht darüber ſtreiten, ob das Kriterium unſeres Herrn Mendelsſohn in Betreff der Alleinſeligmachung ſtichhaltig iſt; ich will auch dahingeſtellt ſein laſſen ohne zuzugeben, daß man auf anderem Wege zur Seligkeit gelangen könne, das aber iſt meine Ueberzeugung: durch das Chriſtenthum kann man die höchſte Stufe der moraliſchen Fähigkeit am leichteſten und geſchwindeſten erreichen.“

„Abgeſehen von allem Andern,“ ſagte Ephraim, „könnte ich kein Chriſt werden, wie ich als Deutſcher kein Franzoſe oder Engländer werden kann, wenn ich auch dieſe Völker für mächtiger und glücklicher hielte; ich könnte auch meine innere Sprachreligion nicht ändern; ich muß ein Deutſcher bleiben und ich bin ein Jude, und würde ich ein Ausreißer aus dem Judenthum, meine Lebenswurzeln wären mir zerſchnitten und ausgeriſſen. Freilich iſt dies nur perſönlich und hat keinen gemeingültigen Vernunftgrund für Andere, aber iſt der Glaube etwas Anderes und iſt das Wahren der Perſönlichkeit nicht das Aeußerſte und Unveräußerliche? Will das Chriſtenthum die freie Perſönlichkeit, den freien Menſchen, nun denn, ſo muß es ihn auch außerhalb ſeiner Kirche gelten laſſen.“

„Das eben iſt das Wunder der Wiedergeburt durch die Taufe, daß Sie ein anderer Menſch werden," entgegnete Lavater, „daß Sie etwas werden, was Sie durch die Conſequenzen der übermüthigen Vernunft nicht werden und nicht erreichen können; der Glaube iſt ein Wunder und ſeine innerſte Kraft iſt die Wunderſchöpfung, er ſchafft auch den Menſchen neu, und darum heißt es in der Schrift: der Glaube kann Berge verſetzen."

Gleim erhob ſich jetzt aus ſeinem Schweigen und mit Lächeln deklamirte er:

„Dich Glaubensrieſen, dich bitt' ich, der Glaubenszwerg,
Verſetze mir den Halberſtädter Hoppelsberg,
Es macht dir ja ſo wenig Müh',
Noch heut nach Sans-Souci."

Eine für Lavater beleidigende Heiterkeit ſchien ſich in der Geſellſchaft Luft machen zu wollen, da nahm Ephraim nochmals das Wort und indem er von den Martern ſprach, die an die geſchichtliche Vergangenheit ketten, erzählte er von der Gefangennehmung und dem Tode ſeines Vaters, wegen des aberwitzigen Mährchens von dem Oſterblute. Die Hände Mendelsſohns zitterten, ſeine Lippen waren blaß, als er jetzt laut rief:

„Und Alles das iſt geſchehen und geſchieht noch auf die teufliſchſte Lüge hin, die auch nicht den Schatten eines Grundes hat. Rabbi Menaſſe ben Israel hat zur Zeit Cromwells vor dem engliſchen Parlamente mit dem höchſten Schwure betheuert, daß nie das angeſchuldigte Verbrechen der Blutabzapfung von einem Juden für ſeine Oſtern verübt ſein kann, denn das Geſetz verbietet uns ſelbſt das Blut der Thiere. Und hier ſtehe ich und alle Flüche des Himmels mögen auf mich kommen, wenn Rabbi Menaſſe nicht die volle Wahrheit geſprochen. Ich wiederhole ſeinen Schwur für mich und mein Geſchlecht und für ganz Iſrael. Ich mache der chriſtlichen Religion keinen Vorwurf; nicht ſie, ihre Prieſter haben uns die Lüge aufgebürdet. Was iſt der Mordgier zu ſchlecht? Aber jetzt laßt uns in Frieden unſere Religion bewahren und hindert uns nicht, rechtſchaffen zu ſein."

Alles ſah bewegt auf Mendelsſohn, der am ganzen Leibe zitternd ſich wieder ſetzte. Lange herrſchte Schweigen, bis endlich Recha leiſe ſagte:

„Es iſt die ſchmerzlichſte Frage: warum gerade das Heiligſte die Ungeheuer von Verbrechen hervorgebracht hat?"

Niemand antwortete, da ſagte Mendelsſohn wieder mit ruhiger Stimme:

„Hierauf antwortet uns einer von jenen Gemarterten, ein hebräiſcher Schriftſteller; denn er ſagt: je edler ein Ding in ſeiner Vollkommenheit, deſto gräßlicher in ſeiner Verweſung. Ein verfaultes Holz iſt ſo ſcheußlich nicht als eine verweſete Blume; dieſe nicht ſo ekelhaft als ein verfaultes Thier; und dieſes ſo gräßlich nicht als der Menſchenleib in ſeiner Verweſung. So auch, ſetzen wir fort: die ſchönſte Blüthe der Vernunft iſt die Bildung, und um ſo abſcheulicher in ihrer Verweſung und Verderbtheit als Corruption, und das erhabenſte des Menſchengeiſtes iſt Gotteserkenntniß und Menſchenliebe und das abſcheulichſte in ihrer Verweſung und Verderbtheit als Fanatismus und Menſchenhaß."

„So, lieber Moſes, ſo ſind wir nun auf dem Bergesgipfel und überſchauen den Höhenzug und ſeine Thaleinſchnitte," rief endlich Leſſing, mit heftiger Beweglichkeit ſich hin und her wendend. Es war, als ob friſche Kerntruppen auf den Wahlplatz rückten und den Kampf erneuten, da jetzt Leſſing ſeine bisherige zuwartende Stellung aufgab und eine neue Fahne vortrug, indem er ſagte: „Ich rufe mit Ulrich von Hutten: o Jahrhundert! Die Geiſter ſind wach, es iſt eine Freude zu leben! — Im Sturm erſt iſt das rechte Leben. Die Thoren, die den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchten, weil er dort ein Schiff in der Sandbank vergräbt, hier ein anderes am felſigen Ufer zerſchmettert. Es iſt ihnen nicht um Andere, es iſt ihnen nur darum, weil er ihr Luſthäuschen abgedeckt und die vollen Obſtbäume zu ſehr geſchüttelt."

„Wo treibt es Sie hin?" fragte Mendelsſohn.

„In die offene See, wo die Völkerzüge und beſchränkenden Anſiedlungen der Menſchen, die Scheiterhaufen und andächtigen Wallfahrten mit flatternden Fahnen verſchwinden. Es geht ein großer heiliger Plan durch das Leben der Menſchheit, wie es auf- und abſteigt und doch immer bereicherter ſich kundgiebt. Es mag im Plane der göttlichen Erziehung des Menſchengeſchlechts liegen, daß jeder Einzelne die Bahn durchgemacht haben muß, auf welcher das Geſchlecht zu ſeiner Vollkommenheit gelangt, denn ſo erſt ſind ihre Ergebniſſe lebendig ſein Eigen. Es kann im Erziehungsplane Gottes liegen, unvollkommene Wahrheiten zuerſt die Welt beherrſchen zu laſſen, um ſie allmälig weiter zu klären —"

„Da zeigt ſich aber noch kein Grund für das ewige Weſen, warum zuerſt Irrthum und Halbheit walten ſoll, warum nicht geradezu —“

„Weil es nicht wahr iſt, daß der gerade Weg der kürzeſte iſt. Die Vorſehung hat auf ihrem ewigen Wege ſo viel mit zu nehmen, ſo viel Seitenſchritte zu thun. Die Welt iſt das Leben der Mannigfaltigkeiten, der Individualitäten. Die heiligen Urkunden und Ueberlieferungen ſind die Elementarbücher der Menſchheit, die Offenbarungen ſind die vorausgegebenen Reſultate der Vernunftwahrheiten, die mit der Zeit zu ſolchen werden, ſie ſind das Facit, das der Rechenmeiſter ſeinen Schülern vorausſagt, damit ſie darnach rechnen, ſie ſind die Regeln, die ein Vater ſeinem Kinde als Geſetz gibt, damit es ſie ſpäter im Leben ſelbſt finde und aus ſich bewähre. Wir müſſen geduldig warten. Hüte dich, du fähigeres Individuum, daß du am letzten Blatte des Elementarbuches ſtampfſt und glühſt, hüte dich, es deine ſchwächeren Mitſchüler merken zu laſſen, was du witterſt oder ſchon zu ſehen beginnſt.“

„Dieſe Pietätsrückſicht iſt ſchön,“ ſagte Mendelsſohn, „aber ich kann ihre Begründung nicht gelten laſſen, denn glauben Sie, daß die Menſchheit das, was Ihnen als Ziel der göttlichen Erziehung, wie Sie es nennen, vorſchwebt, je wird erreichen können?“

Und die Hände ausbreitend rief Leſſing:

„Soll die Menſchheit auf die höchſte Stufe der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie? Laß mich dieſe Läſterung nicht denken, Gütiger! Es wird ein neues und ewiges Evangelium kommen für die zur

Männlichkeit gereifte Menſchheit, die nicht mehr der Elementarbücher bedarf, die das Gute nicht mehr willkürlicher Belohnungen wegen, die darauf geſetzt ſind, ſondern um ſeiner ſelbſt willen, weil es eben das Gute iſt, thun wird und muß."

„Es wird mir ſchwer," ſagte Mendelsſohn, „mich Ihrer jeſajaniſchen Begeiſterung entgegen zu ſtellen, und doch, ich kann nicht anders. Wie im Staate der Menſch Zweck iſt und die Geſellſchaft Mittel, ſo auch in der gedachten größten Einheit. Es betreten immer neue Menſchen die Bühne, und ihr Fortſchritt iſt nicht durch den Stand der Geſammtheit weſentlich bedingt. Ich habe keinen Begriff von dieſer Ihrer Erziehung des Menſchengeſchlechts. Man ſtellt ſich das collective Ding, das menſchliche Geſchlecht, wie eine einzige Perſon vor und glaubt, die Vorſehung habe ſie hieher, gleichſam in die Schule geſchickt, um aus einem Kinde zum Manne erzogen zu werden. Im Grund iſt das Menſchengeſchlecht faſt in allen Jahrhunderten, wenn die Metapher gelten ſoll, Kind und Mann und Greis zugleich, nur an verſchiedenen Orten und Weltgegenden. Der Einzelne kommt weiter, daß aber das Ganze der Menſchheit hienieden immer vorwärts und ſich vervollkommnen ſolle, ſcheint mir nicht Zweck der Vorſehung geweſen zu ſein, wenigſtens iſt das bei weitem nicht ſo ausgemacht und zur Rettung der Vorſehung nothwendig als man ſich vorzuſtellen pflegt. Der Menſch geht weiter, aber die Menſchheit ſchwankt beſtändig zwiſchen feſtgeſetzten Schranken auf und nieder, und behält im Ganzen betrachtet in allen Perioden der Zeit ungefähr dieſelbe Stufe der

Sittlichkeit, daſſelbe Maß von Religion und Irreligion, von Tugend und Laſter, von Glückſeligkeit und Elend, und zwar ſo viel als der Einzelne zu ſeiner Erziehung hienieden bedarf, um ſich, ſo viel ihm beſchieden, der Vollkommenheit zu nähern."

Leſſing hatte ſich eben gefaßt, um auf dieſen die denkende Welt ſpaltenden Gegenſatz zu erwidern, indem man einerſeits die Menſchheit und ihr erkennbares Geſammtleben und in ihr ſelbſt Aufgabe und Ziel ihrer Entwicklung feſthält, andererſeits den Einzelmenſchen als Ziel hervorhebt und ſeiner Entwicklung in eine unerkennbare Region nachſchaut; aber — und das iſt vorbedeutend für das Leben Leſſings — er wurde von dem Theologen unterbrochen, denn Lavater drängte ſich mit der Frage heran:

„Sie leugnen alſo die ewige Normgiltigkeit der Bibel und die Göttlichkeit des Erlöſers?"

„Leugnen! Leugnen!" entgegnete Leſſing. „O ihr Ketzerrichter! Wenn aber einer auch die Göttlichkeit der Bibel nicht gelten läßt, iſt die Bibel die Religion? Die innere Wahrheit aller Religion und ſo auch des Chriſtenthums beſteht, wenn auch alles Aeußerliche und die Bibel ſelbſt fällt. Wäre das nicht, ſo wären ja auch alle die Menſchen, die viertauſend Jahre vor Chriſto gelebt, verdammt. Chriſtus erſchien ſeinen Jüngern als Erlöſer und Wiederherſteller des jüdiſchen Reichs, und erſt nach ſeinem Tode wurde er zu dem rein geiſtigen Erlöſer geſtempelt. Das geſchah nicht in abſichtlich betrügeriſcher Weiſe, ſondern es entwickelte ſich geſchichtlich natürlich. Ob Chriſtus mehr als Menſch geweſen, iſt ein Problem; daß er ein wahrer Menſch geweſen, iſt ausgemacht. Folglich ſind die Religion Chriſti und die chriſtliche Religion zwei ganz verſchiedene Dinge. Die Religion Chriſti iſt diejenige, die er als Menſch ſelbſt erkannte und übte, die jeder Menſch mit ihm gemein haben kann — und das iſt Liebe und Humanität — die chriſtliche Religion iſt diejenige, die es für wahr annimmt, daß er mehr als Menſch geweſen und ihn ſelbſt als ſolchen zu einem Gegenſtande ihrer Verehrung macht. Schon Spinoza legt großen Nachdruck darauf, daß die Religion unabhängig von der Bibel iſt, und er weiſt mit Recht auf die Stelle bei dem Evangeliſten Johannes hin, wo es vom ewigen Geſetze heißt: „Es war in der Welt und die Welt kannte es nicht.“ Welches die rechte Religion iſt, das muß durch die Frucht der That entſchieden werden, durch nichts Anderes.“

„Ich weiß,“ widerſtrebte noch Lavater, „Jedem erſcheint das Univerſum durch ſein eigenes Univerſum. Glauben Sie auf dieſem Wege zur Seligkeit und ewigen Wahrheit zu gelangen?“

„Zur Wahrhaftigkeit,“ erwiderte Leſſing, „und dieſe allein genügt. Tauſende halten die Stelle für das Ziel ihres Nachdenkens, wo ſie des Nachdenkens müde geworden ſind. Man muß ſich aber eben da friſch aufraffen — unerbittlich gegen alle Bequemlichkeit der Trägheit, auf der Hut gegen gewohnte Tradition. Jeder ſage, was ihm Wahrheit iſt, die Wahrheit ſelbſt bleibe Gott empfohlen. Nicht die Wahrheit, in deren Beſitz ein Menſch zu ſein vermeint, ſondern die aufrichtige Mühe, die er angewendet hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menſchen. Denn nicht durch den Beſitz, ſondern durch die Nachforſchung der Wahrheit erweitern ſich die Kräfte — der Beſitz macht ruhig, träge, ſtolz —“

„Haben Sie ſich hier nicht ſelbſt in Widerſpruch gefangen?“ fragte Mendelsſohn mit dem Finger winkend. „Sie adoptiren mit mir die Leibnitziſche Individuation im Gegenſatze zur Spinoza’ſchen allgemeinen Subſtanz, und kommen doch wieder mit Ihrer collectiven oder auch einheitlichen Menſchheit auf die allgemeine Subſtanz zurück und verlieren das Individuum. Sie wollten der Menſchheit die denkliche Erreichung ihres Ziels, alſo die abſolute Wahrheit und Glückſeligkeit zuerkennen, und jetzt begnügen Sie ſich mit der relativen, ſubjectiven?“

„Möglich, daß der Fortgang der Erkenntniß das, was wir als vollendet anſehen, nur in ſeiner Bedingtheit gelten läßt, jede Lebensſtufe iſt Uebergang und Ziel zugleich.“

„Beim Spaziergang durch das Leben iſt der ſchöne Weg Ziel,“ ſchaltet Maimon ein und Leſſing fuhr fort:

„Nur Schwärmer können die Zukunft nicht erwarten. Das reife Mannesalter der Menſchheit —“

„Endlich, endlich kommen Sie doch,“ rief Gleim aufſtehend, und Aller Blicke wendeten ſich nach der Thüre, „nur näher, liebe Frau Karſchin; jagen Sie mit Ihrer Muſe Chriſtenthum und Judenthum und Philoſophie hinaus, und laſſen Sie uns fröhlich ſeyn wie die unwiſſenden Heiden.“

Die anweſenden Frauen ſammelten ſich ſchnell um die eintretende Dichterin; ſie ſchienen, trotz aller Verehrung für die Männer und deren Worte, doch froh, der Beſprechung überhoben zu ſein, die ſich durch ſo ſeltſame Verſchlingungen bis in die unheimlichſten Gebiete der Forſchung verloren hatte. Die Männer ſchienen dagegen jenes Mißbehagen zu empfinden, das durch das unvermeidliche Abbrechen einer mündlichen Erörterung dieſe immer ohne einen feſten Schlußaccord enden läßt.

Leſſing ſaß mit auf der Bruſt übereinander geſchlagenen Armen auf ſeinem Stuhle und ſchaute nieder.

Doktor Bloch ſagte in Erinnerung an ihr Vorhaben leiſe zu Ephraim: „Wenn ein Feldherr wie in alten Zeiten für ſich allein im Zweikampfe die Schlacht entſcheidet, müſſen wir Troßknechte beſcheiden uns zurückziehen.“

Ephraim konnte nichts erwidern, zu Vieles bewegte ſich in ihm.

Nur Maimon ſchien inmitten von Allen ſeinen eigenen Humor behalten zu haben, denn er ſagte: „Solche Religionsgeſpräche ſind mir immer, wie wenn man im Traum eine ſchwere, mühſelige Arbeit ausführt; man wacht auf, in Schweiß gebadet, müde und in allen Gliedern zerſchlagen, und hat doch nichts zu Wege gebracht. Iſt's nicht ſo? Wo ſind wir nun? Wo wir geweſen ſind. Der iſt ein Pfarrer, Sie ſind ein Doktor, Sie ein reicher Mann, und ich ein armer Schlemiehl. Die Religionsformen ſind nichts als leere Neſter, in denen man Wahrheiten ausgebrütet hat, die Jungen ſind ausgeflogen und müſſen ſich neue Neſter bauen.

Wo? Wie? Da laßt ſie dafür ſorgen. Bei mir daheim hat man einmal einen Mann in ſeinem Rauſch in einen dunkeln Keller gethan und um ihn herum lauter Leute in Todtenkleidern; wie er aufwacht, weiß er nicht anders als er iſt todt, und fragt den älteſten: Du, du mußt doch hier im Himmel bekannt ſein, ſag', wo kriegt man ein gut Glas Branntwein? — Was thu' ich mit all dem Philoſophiren! Ich frag' auch: wo kriegt man im Leben ein gut Glas Branntwein?"

Die poſſirlichen Gedankenſprünge Maimons brachten Heiterkeit über die ermüdeten Geiſter, und man fand ſich wieder in der gewohnten Welt. Alles drängte ſich um die Frau Karſchin, denn dieſe war zugleich einem Jeden in ihrer Unbetheiligung an den vorangegangenen Geſprächen eine Erſcheinung, die den Anſtoß gab, ſich auf ein anderes Leben draußen in der Welt und in ſeinem eigenen Sein zu beſinnen.

Das ſeidene Gewand der Frau Karſchin rauſchte gewaltig bei ihren etwas bäuriſchen Bewegungen; ihr Antlitz war traurig und erregt, man ſah die Wangen brennen, ihr Blick ruhte oft mit wehmüthiger Liebe auf Gleim, denn ſie liebte ihren Thyrſis hoffnungslos.

Ephraim begrüßte ſie als Bekannte aus früheren Zeiten und ſtand dabei, als ſie gegen Mendelsſohn betheuerte, ſeine Kritik ihrer Gedichte durchaus gerecht zu finden, nur ſeien die Männer zu hart, und die Bemerkung, daß „ein ungefährer Pinſelſtrich den leichten Schaum am Gebiſſe eines Pferdes glücklich nachahmen, aber nimmer eine Roſe hervorbringen kann," habe ſie lange nicht verwinden können. Mit klugem Scherz erwiderte Mendelsſohn, daß es eine Eigenheit der Kritiker ſei, ihre losgelaſſenen kleinen Bosheiten weniger im Andenken zu behalten, als die beurtheilten Dichter dies thun.

Ephraim ſah Recha allein und er wendete ſich raſch zu ihr und ſagte, daß er ſich faſt ſchäme, inmitten der erhabenſten Kundgebungen an ſich ſelbſt zu denken, und doch ſehe er es als einen unausſprechlichen Segen an, jetzt in der unſichtbaren Kirche im Geiſte niederzuknieen und ein neues Daſein zu gewinnen.

Er übergab Recha den Brief. Sie nahm ihn zitternd und mit niedergeſchlagenen Augen und miſchte ſich ſchnell wieder in die Geſellſchaft, in der nun die ſorgloſeſte Heiterkeit herrſchte.

Gegen alle ſonſtige Gewohnheit war Mitternacht nahe, als die Geſellſchaft das Haus Mendelsſohns verließ. Der Mond ſchien hell, die gegenüber liegenden Häuſer warfen dunkle Schatten. Man ſprach von dem überraſchenden Zuſammentreffen ſo vieler alten Bekannten.

„Sagen Sie mir doch, lieber Herr Kuh," fragte Leſſing, „Sie hatten eine äußerſt liebliche Schweſter, ich habe oft mit Innigkeit an ſie gedacht; wie iſt es ihr denn ergangen?"

„Sie iſt hier in Berlin verheirathet."

„Hat ſie Kinder?"

„Nein."

In dieſem Augenblick huſchte aus dem Schatten der gegenüber liegenden Häuſer eine verhüllte Geſtalt und verſchwand um die Ecke. Niemand ahnte, daß es Veilchen war, die hier geſtanden und nach den hellen Fenſtern hinaufgeſchaut hatte; ſie flog ſchnell durch die Straßen, ſie fürchtete, Leſſing habe ſie erkannt und folge ihr. Erſt als ſie ihre Hausthüre öffnete, ſah ſie ſich um und war doch nicht recht erfreut als ſie inne ward, daß ſie ſich nur vor ihrer eigenen Einbildung gefürchtet hatte.

Leſſing ſprach mit Wärme von dem lebhaften Intereſſe jüdiſcher Frauen und Mädchen an den Hervorbringungen des Geiſtes überhaupt und der Erweckung einer deutſchen Nationalliteratur insbeſondere, und wie ſich eine gleiche Antheilnahme in den entſprechenden chriſtlichen Bürgerkreiſen nur ſelten finde. Ephraim wies anſchließend darauf hin, daß das brachliegende Geſellſchafts- und Staatsintereſſe hieher ſeine Kräfte ausſtrömt, die Ausgeſchiedenheit von dem unmittelbaren Leben erzeuge eine geſteigerte Theilnahme für das hellere Spiegelbild deſſelben in der Poeſie; und im Nachklange des heute Abend Verhandelten ſchloß er, daß die Juden vielleicht darum in jeder Beziehung wachſamer auf jeden Flügelſchlag des göttlichen Genius ſeien, weil ſie noch nach allen Seiten hin des Meſſias harren.

Ephraim ſprach nur noch allein und er ſprach um ſo begeiſterter und freier, da ihm Niemand in's Antlitz ſchaute. Er enthüllte die Sehnſucht, nach ſolcher Offenbarung ein anderes Leben gewinnen zu können, einem Meiſter zu folgen und ihm zulieb Alles abzuthun, während jetzt nichts bleibe als morgen wieder die alte Lebensweiſe zu beginnen.

Leſſing war der Einzige, der antwortete. — Der Meiſter, dem man jetzt folge, bemerkte er, ſei der

Gedanke der Wahrheit, die Art, wie ſich jetzt der Geiſt zeige, könne nicht alsbald eine neue Lebensänderung mit ſich bringen, es gelte in einzelnen und ſcheinbar abgelegenen Thätigkeiten denſelben zu bewähren.

Am Hauſe der Karſchin trennte ſich die Geſellſchaft. Ephraim begleitete noch Leſſing nach ſeiner Wohnung am Nikolaikirchhofe. Leſſing drückte ihm ſtill die Hand, aber noch ließ Ephraim nicht ab und klagte, wie es ihm als Sünde erſcheine, jetzt ſich in Schlaf zu begeben, er möchte ſo fort immer und ewig wachen, ſo fortleben bis zum Tode in ununterbrochen heiliger Wallung.

Und wie das ſo oft geht, daß man die begeiſterte Hingebung nicht anders zu vergelten weiß, als indem man die eigenſte Lebensbewegung ausſpricht und ſie Solchen mittheilt, zu denen ſonſt kein innerer Drang beſtimmte, ſo übte auch Leſſing dieſen Akt unwillkürlicher Vertraulichkeit, indem er Ephraim erzählte, wie er „arbeitslos am Markte geſtanden,“ wie er auf Zurathen ſeiner Freunde nur höchſt widerwillig ſich um eine Stelle bei der königlichen Bibliothek beworben, Quintus Icilius (Guichard) habe ihn vorgeſchlagen, König Friedrich ihn aber zweimal zurückgewieſen. Leſſing ſprach es als eine Genugthuung aus, daß er das verſucht habe, was als Lebenspflicht erſchien, wie er aber befriedigt ſei, nicht in die „Sklaverei des Amtes“ zu kommen und wieder nun nach Hamburg überſiedle.

Leſſing ging mit Ephraim noch ein Stück Weges, und dieſer geleitete ihn wieder zurück.

Es war als könnte ſich Ephraim nicht trennen von der Höhe des Daſeins, die er heute erſtiegen; und als er endlich allein heimwärts ging, überkam ihn eine Ahnung ſchmerzlichſter Verlaſſenheit. Er war einſam auf der Welt. Die Blüthe ſeines Lebens war aufgeſchloſſen und vergangen.

Aber winkte denn nicht die Liebe?

19. Selbſtmord.

Das iſt ein ſeliges Erwachen, ein kindhaftes Hineinlächeln in den morgenhellen Tag, du möchteſt hinausjauchzen in das ſonnig junge Licht, friſche Lebenswellen wogen dir durch die Adern, du wünſcheſt dir des Adlers Fittig, um dich hoch über der verklärten Erde emporzuſchwingen, — und frageſt du: was iſt's, das tauſend neue Leben in mir weckt, und mich, die Welt — gereinigt und neu geſchaffen? Es iſt die Liebe, die ihre Wonnegeiſter dir im Traume geſendet, daß ſie ihre Harmonien dir in die Seele ſingen.

Wer je beſeligt worden, ſei es durch die Gunſt des Geſchickes, durch freudegekrönte That oder durch Erlöſung des Innern, die die Lebenskraft zu friſcher Bethätigung aufruft — der weiß es, daß der erſte Augenaufſchlag, die Stunde des Erwachens die Seligkeiten alle neu erſchließt und einen reinen Verkehr mit der verklärten Welt in die Seele ruft.

So erwachte Ephraim am andern Morgen; die Sonne ſchien ſo hell und freundlich in das Zimmer, als feiere ſie mit ihm ſeinen Brautmorgen. Er mußte des Tages Müh' und Arbeit Folge leiſten, er that es mit ſtillem Gehorſam, ja er freute ſich ſogar, eine äußere Beſchäftigung zu haben. — Niemand im Hauſe merkte, was mit ihm vorging, und warum er heute ſo überaus munter war und bald wieder ſtill vor ſich hinlächelte, nur Mathilde ahnte das Richtige, denn ſie ſah, wie ſorgfältig er jedes Zuſammentreffen und jedes Geſpräch mit ihr vermied.

Mitten in ſeiner freudigen Spannung war es ihm jetzt ein Troſt, ſich der Krankenpflege bei Emanuel zu widmen. Es war ihm wie ein Gottesdienſt vor Empfang des Glückes, ein demüthiges Opfer im Vorhofe.

Als er des Abends in das Zimmer Emanuels kam, traf er einen Mann, den Emanuel ſtets Bruder nannte und der ihm Geige ſpielte. Trotz der Auguſthitze trug der Fremde einen ſchweren, alten Militärmantel, über welchem ſich ein wie im Kerker vermodertes Geſicht mit kahlem Schädel erhob; in dem Zwielicht, das in dem Zimmerchen herrſchte, erſchien er wie ein Nachtgeſpenſt, und bei jedem Bogenſtrich verzerrten ſich ſeine Züge und ſchien ſein ganzer Körper unter dem ſchlotterigen Mantel wie in Verzückung zu gerathen. Als der Fremde Ephraim bemerkte, legte er die Geige weg, gab Emanuel die Hand und ging.

„Es iſt kein Unglück ſo groß,“ ſagte Emanuel, „es giebt noch ein größeres, vor dem es ſich beugen muß.“

„Das heißt man Galle in den Wermuthstrank ſchütten, um ihn zu verſüßen. Wie heißt der Mann, der hier wegging?“

„Eben von ihm rede ich, ich kenne ihn noch von alten guten Zeiten her. Haſt du noch nie von dem

Mann gehört, dem Berlin zur Zeit, als es von den Ruſſen und Oeſterreichern beſetzt wurde, Alles verdankte, in deſſen Haus man nicht nur die Gemeindegelder niederlegte, ſondern auch die Privaten zur Sicherheit ihr Beſitzthum retteten, der ein wahrhaft patriotiſcher Bürger war, dem der Magiſtrat ſelber bezeugt hat, daß er ein Beiſpiel ohne Beiſpiel gegeben, und der doch ſchmählich betrogen wurde? Haſt du nie von dem reichen Johann Gotzkowski gehört?"

„Ja wohl, und ich kann gar nicht begreifen, wie er noch lebt."

„Weil er noch nicht geſtorben iſt," antwortete Emanuel, kehrte ſich nach der Wand und gab Ephraim auf keine ſeiner Reden mehr eine Antwort.

Am andern Morgen ſaß Ephraim traurig und verſtört auf ſeinem Zimmer; er ſchrieb einen Brief, nicht um von Jemanden Abſchied zu nehmen, ſondern über ſein Vermögen zu verfügen, von dem er ein Drittheil auf Emanuel und die andern zwei Drittheile auf Mathilde vererbte; die Summe, die ihm Trevirano ſchuldete, erließ er dieſem. Er verſchloß das Papier in ſeinem Pult und ging hinab in das Wohnzimmer ſeines Oheims. Mathilde ſaß allein am Fenſter und nähte.

„Darf ich denn gar nicht wiſſen, was Ihnen fehlt?" fragte ſie, „vertrauen Sie mir, ich kann viel thun, ich wollte für Sie gehen, ſo weit mich meine Füße tragen."

„Ich danke Ihnen, liebe Mathilde," erwiderte Ephraim, „ich mache dieſen Gang ſchon noch für mich ſelber und allein, aber ſagen Sie mir: habe ich denn wieder einen Frachtbrief im Geſichte, daß jeder weiß, was in mir ſteckt? Sehe ich denn ſo traurig aus?“

Mathilde konnte nicht ſo ſchnell antworten; bei jenem Wort „liebe,“ das hier Ephraim zum Erſtenmal ſtatt ſeiner ſonſtigen Anrede „gute Mathilde“ gegen ſie gebrauchte, war ſie plötzlich zuſammen geſchreckt, ſie hatte ſich tief in den Finger geſtochen und ſaugte nun das Blut aus.

„Ach Gott,“ ſagte ſie endlich, „Sie ſehen aus, als gingen Sie zum Tode.“

„Wirklich? Das iſt wahr, ich gehe auch immer zum Tode; habe ich heute gelebt? nein, ich bin heute geſtorben, unſer Leben iſt nur ein Kriechen zum Grab. Wie wär's, Mathilde, wenn ich heute ſtürbe?“

Mathilde konnte nicht antworten vor Schluchzen und Weinen. „Ich verſtehe nicht, was Sie vorhaben,“ ſagte ſie endlich, „aber mir iſt ſo bang, ſo bang. Ich beſchwöre Sie, offenherzig gegen mich zu ſein.“

Ephraim ſah ſie wehmüthigen Blickes an, dann wendete er ſich ab tief aufathmend. An der Thüre blieb er ſtehen, als wolle er nochmals umkehren, aber ſchnell raffte er ſich zuſammen und rannte die Treppe hinab. Mathilde ſah ihm nach, als er auf der Straße ging; er wandte ſich um, ſie glaubte aus der Ferne eine Thräne in ſeinem Auge ſchimmern zu ſehen. Schnell ſchlug Mathilde das Fenſter zu, ſchleuderte den Schlüſſelbund, der an ihrer Schürze hing, in eine Ecke des Zimmers, warf den Mantel über und ſchlich Ephraim nach.

Die Dämmerung war ſchon längſt eingetreten, als Ephraim in die Spandauer Straße einlenkte und in das Haus Mendelsſohns trat; er traf Recha und ihre Schweſter nebſt mehreren andern Frauen und einem muntern Mädchen von etwa fünf Jahren um den Theetiſch verſammelt. Recha wurde leichenblaß als ſie Ephraim anſah, ſie erhob ſich indeß ſchnell, ſchenkte ihm eine Taſſe Thee ein und begab ſich in ein Nebenzimmer, aus dem ſie indeß bald wieder zurückkehrte; noch unter der Thüre hauchte ſie in das Taſchentuch und drückte es an die Augen. Ephraim wollte bemerken, daß ſie geweint haben müſſe.

Die Damen waren geiſtreich und äſthetiſch, man ſprach vom Theater. Das Aſchenbrödel am Hofe Friedrichs, die deutſche Poeſie, wurde durch Leſſing plötzlich in ihrem Glanze begrüßt. Döbbelin hatte alle Hinderungen beſiegt, und es war ein unerhörtes Ereigniß, daß ſechsmal hinter einander und mit immer geſteigerter Theilnahme Leſſings Muſterwerk „Minna von Barnhelm“ auf den Brettern erſchien.

Man ſtand unter dem bewältigenden Eindrucke des Werkes, das friſch aus dem Leben gegriffen war, wieder in daſſelbe eingriff, und die Gemüther bewegte, indem es ihnen das Spiegelbild des eigenen Seins vorhielt. Man iſt aber doch immer bedeutender in kritiſcher Haltung als in begeiſterter Hingebung und ſo wollten auch einige Damen das Stück nicht recht „goutiren,“ weil nicht genug zum Lachen darin ſei. Eine wohlbeleibte, eben ſo umfangreiche als empfindſame Dame, die ſich noch nie eigenhändig ein Schuhband geknüpft hatte, rümpfte die Naſe, weil in dem Stücke ſo viel von dem proſaiſchen Gelde die Rede ſei; ſie ſpöttelte über das Ringverſetzen und über die gefüllten Taſchen des Wachtmeiſters. Eine andere Dame lächelte auch über den Luxus an Großmuth und daneben über die Beziehung, die Leſſing zu ſeinem Heimathlande Sachſen eingeflochten, und daß es doch wohl unſchicklich ſei, wie ſich Minna dieſem ſubtilen Tellheim an den Hals werfe. Eine geborne Sachſin bemerkte jedoch, daß Leſſing auch den Schmerz eines Nichtpreußen in dem Grafen von Bruchſal ausgeſprochen habe, daß Friedrich der Große nicht der Held aller Deutſchen ſei. Man ging indeß hiervon ab und beſprach ſich darüber, warum Leſſing den Kaffee als „melancholiſches Getränke" bezeichne. Eine ſehr verſchämt thuende Dame erklärte zaghaft: Leſſing wäre dieſer Tellheim ſelber, er habe einmal eine Gräfin geliebt. Sie that ſehr geheimnißvoll und unterrichtet, behauptete aber, nichts weiter ſagen zu können, da ſie discret ſein müſſe. Noch einmal kehrte das Geſpräch auf eine den Kernpunkt des Stückes berührende Frage zurück, indem man ergründen wollte, ob Leſſing ſich den Tellheim als gebornen Preußen gedacht habe. Recha wollte das entſchieden verneinen, ſie berief ſich dabei auf die bittere Erwähnung Othello's und auf jene Enderklärung Tellheims, wo er ſagt: „Ich ward Soldat aus Parteilichkeit, ich weiß nicht, für welche politiſche Grundſätze, und aus der Grille, daß es für jeden ehrlichen Mann gut ſei, ſich in dieſem Stande eine zeitlang zu verſuchen, um ſich mit allem, was Gefahr heißt, vertraulich zu machen, und Kälte und Entſchloſſenheit zu lernen. Nur die äußerſte Noth hätte mich zwingen können, aus dieſem Verſuche eine Beſtimmung, aus dieſer gelegentlichen Beſchäftigung ein Handwerk zu machen." Sie ſprach mit vielem Geiſte über das Soldatenthum und wie Tellheim empfindlich ſein müſſe, weil ſchließlich aus dieſem Kriege nichts hervorgegangen ſei als die Ehre, und keine menſchenbefreiende Weltveränderung.

Ephraim lächelte ärgerlich, daß Recha jetzt auf einen fremden Gegenſtand mit ſolcher Ruhe und Umſicht eingehen könne, jetzt, wo über Leben und Tod entſchieden würde.

Er zwang ſich indeß auf das Geſpräch einzugehen und erklärte, daß Leſſing ja ausdrücklich den Major Tellheim als gebornen Kurländer bezeichne, da der Bediente Juſt ſage, der Major habe ihn in ſechs Monaten zweimal zu ſeiner Familie nach Kurland geſchickt.

Recha dankte mit beſonderer Freundlichkeit für dieſen neuen Aufſchluß; ſie ſchien voll Eifer, und als das Geſpräch ſich wiederum von der Dichtung auf den Dichter wendete und leiſe Verſuche zur Bemäkelung deſſelben gemacht wurden, ſagte Recha glühenden Antlitzes:

„Leſſing vereinigt in ſich die edelſten Eigenſchaften: hellen Verſtand und tiefe Herzenswärme; ja Leidenſchaftlichkeit für ſeine Ueberzeugungen; ruhiges, mildes Urtheil und unbeugſame Strenge des Charakters; rückſichtsloſe Derbheit und graziöſe Zartheit. — Ich verdanke ihm ein großes Lebenswort, das er vielleicht ſelbſt vergeſſen hat, denn er ſagte einſt leichthin: viele Menſchen halten Reizbarkeit für Gefühl."

Gilt das dir? fragte ſich Ephraim. Hält ſie dir in dieſer Schilderung einen Spiegel vor? — Recha wendete ſich aber mit den Schlußworten jezt an ihn:

„Ich weiß, auch Sie verehren Leſſing von ganzer Seele.“

Ephraim winkte bejahend und es gelang ihm, ſich über die Verleztheit zu erheben, daß Recha einen Andern, wenn auch noch ſo hochgeſtellten vor ihm ſo ſehr gelobt hatte, vielmehr ſchwang er ſich ſelbſt zu der reinen Andacht empor, die freudig dem wahren Geiſte huldigt, und in dieſer Empfindung ſagte er jezt:

„In der Heimath Leſſings giebt es in den Bergwerken Männer, die man Markſcheider nennt: ſie verſtehen, in der Teufe, im dunkeln Schacht genau zu beſtimmen, wo am Licht die Grenzen vom Acker des einen und des andern beginnen, und wer ein Stück der Erde ſein Eigen nennt, dem gehört es ſo weit es reicht Alles, bis hinauf in den Himmel und bis hinab in die unergründlichſten Tiefen.“

Ephraim ſchaute ſtrahlenden Auges auf Recha, und ſich wiederum faſſend fuhr er fort: „So auch iſt Leſſing ein Markſcheider im Reiche des Geiſtes, er weiß in der nächtigſten Teufe, wo oben am Lichte eine Kirche, eine Hütte, ein Palaſt, wo die Grenzen eines individuellen Vermögens ſind, und er ſcheidet gerecht.“

Mit ſtillem Glanze ruhte der Blick Recha's auf Ephraim, und es war, als ob die beiden Liebenden ſich in der gemeinſamen Verehrung eines erhabenen Menſchen wie vor einem Altare fänden. Aber die Welt ſcheint das

Heiligthum inmitten des gewohnten Lebens nicht anzuerkennen oder gar zu verleugnen.

Nach einer kurzen Pauſe huſchte man über alle tiefere Anregung hinweg und die Damen gelangten in ihrer „Unterhaltung“ bald zu einem anderen Thema; eine derſelben, in deren Hauſe der Profeſſor Ramler den obern Stock bewohnte, behauptete, ſie wiſſe jedesmal an dem Gange des Profeſſors, in welchem Versmaß er gerade ein Gedicht mache. Alles kicherte, man ſprach darauf von Voltaire und dem Marquis d'Argens, und wie man gar nicht mehr Zeit genug habe, um alles „Intereſſante“ zu leſen, da die Haushaltungsgeſchäfte ſo groß ſeien, und nun ging es ungeſtört auf die Waſche über. Ephraim nahm das kleine Kind Mendelsſohns auf den Schooß: „Meine ſüße Dame,“ ſagte er zu dem Kinde, „leſen Sie lieber Richardſon, Yorik, Klopſtock oder Diderot? Sie ziehen wahrſcheinlich den erſtern vor, ach! und Marmontel, o und Geßner und Wieland! und Shakeſpeare und Lafontaine. Ich ſage Ihnen, man iſt ſo lange keine perfecte deutſche Dame, ſo lange man deutſch lieſt; deutſch verſteht ja Jeder, wer wird ſich damit abgeben? Ich ſage Ihnen: dieſe Thüringiſche Minna von Barnhelm iſt eine Barbarin; wie könnte ſie ſonſt ſagen, daß man in Deutſchland mit einem Franzoſen deutſch reden müſſe? Sie hat gewiß einen ſchlechten Accent. Die deutſch Sprak iſt ein plump Sprak. Mademoiselle parle français. Mais sans doute: telle que je le vois. La demande était bien impolie.“ Ephraim ſetzte das Kind raſch von ſeinem Schooße nieder, es flüchtete zu ſeiner

Mutter, die Damen lächelten über den ſonderbaren Kinderfreund, nur Recha blinzte unheimlich mit den Augen und kaute an einer Ecke ihres geſtickten Taſchentuches. Das Geſpräch kam wieder in vollen Lauf, denn alle Schleußen der Stadtneuigkeiten wurden geöffnet; Ephraim rückte verzweifelnd auf ſeinem Stuhle hin und her, endlich ſtand er auf, und vor Recha hintretend ſagte er:

„Mein Fräulein, ich habe einige Worte mit Ihnen allein zu ſprechen; wollen Sie mir an das Fenſter dort folgen?“

„Bitte.“

„Was wünſchen Sie denn?“ fragte Frau Mendelsſohn.

„Ich rede mit Ihnen allein, Recha,“ antwortete Ephraim raſch, ohne ſich nach der Fragenden umzuſehen. „Sie müſſen, Sie müſſen mir meinen Wunſch erfüllen, ich habe ein Recht, das von Ihnen zu fordern.“

„Sie wollen eine Kritik Ihres Gedichtes,“ antwortete Recha zitternd, und griff in ihren Strickbeutel, „hier iſt es; meine bitteren Thränen ſind darauf gefallen. Der Held iſt ein herrlicher Mann, den man hoch achten muß.“

„Wovon handelt denn das Gedicht?“

„Von einem neuen Archimedes, aber es iſt eine zu ſchwere Aufgabe, daß Ein Herz die ganze Welt erſetzen ſoll, und der Held muß ſich ſelber zuerſt fragen, ob er in ſich feſt genug ſtehe, um nach einem Punkt außerhalb der Erde zu verlangen. Der Held iſt ein edler —“

„Narr," ergänzte Ephraim und riß Recha den Brief aus der Hand, zerriß ihn in Stücke und zerbiß ihn mit den Zähnen, dann las er die Stücke wieder zuſammen, ſteckte ſie zu ſich und ſtieß ein unbändiges Gelächter aus; es war ſichtlich erzwungen, aber er konnte gar nicht zu Ende kommen, und warf in ſeinen heftigen Bewegungen faſt den ganzen Theetiſch um.

„Es iſt zum Todtlachen!" rief er, „entſchuldigen Sie, meine Damen, aber es iſt zum Todtlachen, es iſt die Geſchichte von einem närriſchen Bauchredner, der ſich in die weibliche Stimme verliebte, die er ſelber nachahmte, und die ſuperkluge Fräulein Recha hat ſich Thränen erpreſſen laſſen von einem Fetzen Papier, von einem Helden aus dem Tintenfaß; es iſt zum Todtlachen!"

„Ein ſonderbarer Menſch," ſagte eine der Damen, als Ephraim bald darauf mit höflichen Grüßen weggegangen war.

„Ich fürchtete, er wäre toll geworden, denn das war ein tolles Gelächter," bemerkte eine Andere.

Unterdeß war Ephraim aus dem Hauſe getreten.

Raſchen Schrittes ging er von dannen, hinaus nach der Spree, um in ihren Fluthen ſein Lebenslicht zu verlöſchen. Hundert Gedanken wirrten ſich in ihm zuſammen, er pfiff ein luſtiges Lied, es war ihm, als ob eine ſchwere Hand ihn willenlos forttriebe, und doch ſchaute er oft wieder zurück, als ob ein magiſcher Zug ihn dahin wendete, er glaubte, ſein guter Genius folge ihm und riefe ihm zur Rückkehr; ja er meinte ſogar ſtets Tritte hinter ſich zu hören. Hätte er beſſer aufgeſchaut, er hätte bemerken müſſen, daß eine verhüllte Geſtalt ihm von fern folge . . . Er ſchlug einen andern Weg ein.

An dem Ufer der Spree wanderte wimmernd eine verhüllte Geſtalt, ſie kniete nieder zum Gebete, der Mond verbarg ſich hinter Wolken, plötzlich richtete ſie ſich auf, ſie horchte auf nahende Schritte, und mit einem Schrei des Entſetzens ſprang ſie in die Fluth; die Wellen ſchlugen über ihr zuſammen, hier und dort hörte man ein Arbeiten und Plätſchern in dem Waſſer, bald aber war Alles ſtill, der Mond ſchien hell, und ein Fiſcher kam, um ſein Netz auszuſpannen. — —

Das iſt ein jammervolles Erwachen, ein wüſtes Schwirren von gräulichen Fratzen vor dem Blick, du grinſeſt das Sonnenlicht an, das ſich an dein Lager ſchleicht, du möchteſt den Tag erblinden machen, die Schwingen deines Geiſtes ſind geknickt, du kannſt und magſt dich nicht erheben, du möchteſt vor deinem erwachten Bewußtſein ſchnell wieder die Pforten des Auges ſchließen, ſchlafen, ſterben; und frageſt du: was iſt's, das dich ſo gebrochen und zerſchmettert? Es iſt die verlorene Liebe, ſei es, daß durch Trug und Verrath, oder durch die Macht der Verhältniſſe der Raub an dir begangen worden, ſelbſt in deine Träume ſendet ſie ihre Pein und mordet deine Ruhe und dein Vergeſſen.

Wer je ein ſchweres Leid erfahren, ſei es durch die Macht des Geſchickes oder durch eigenes Verſchulden, niedergeworfen und gefangen in der Lebenswirrniß — der weiß, wie beim erſten Augenaufſchlage, in der

Stunde des Erwachens, das Unheil plötzlich neu und abermals hereinbricht, todt iſt die Welt, todt das eigene Leben.

So erwachte Ephraim am andern Morgen. Das Dienſtmädchen aus dem Hauſe Mendelsſohns brachte den Petrarca „von der Mamſell Recha nebſt einer höflichen Empfehlung.“ Sonſt hatte er jedes Blatt und jeden Buchſtaben beneidet, auf dem ihr Blick geruht, und jetzt ſchleuderte er das Buch in einen Winkel, denn ſie hatte es berührt. Trevirano trat ein.

„Du trägſt auch einige Schuld an der verteufelten Geſchichte,“ rief er.

„Was ſprichſt du denn? was iſt denn?“

„Nun, du weißt ja, daß das zimperliche Kammerkätzchen, die Mathilde, ſeit geſtern Abend aus dem Hauſe verſchwunden iſt; heute Morgen hat ſie ein Fiſcher in ſeinem Netz gefunden, das er in der Spree ausgebreitet hatte.“

Ephraim konnte nicht antworten, was auch Trevirano ſagen mochte, er blieb lautlos, bis jener endlich unwillig wegging; erſt jetzt konnte er laut ächzen, ein Thränenſtrom entlud ſeine Seele der ſchweren Pein, und endlich entſchlummerte er ermüdet und ermattet. Mittag war vorüber, als Ephraim ausging. Er wollte die Leiche Mathildens von der Anatomie loskaufen, aber das Geſetz war ſtreng und nicht zu umgehen. Zwar erhielt Ephraim durch die Section einen Troſt, die Aerzte verſicherten ihm einſtimmig, daß Mathilde an einer Herzkrankheit gelitten habe, und nur noch wenige Jahre hätte leben können; das konnte ihn aber nur wenig beruhigen.

20. Abfall und Abſchied.

Wochen und Monate waren vergangen, Mathilde hatte kein Grab gefunden, das ihren Namen trug, ſie war mit anderen Verlorenen eingeſcharrt und vergeſſen, nur Ephraim erinnerte ſich bisweilen noch ihrer, wenn er nach einer durchſchwärmten Nacht Morgens mit Gewiſſensbiſſen erwachte. — Leidenſchaft und Eigenſinn vereinigten ſich, und er überredete ſich, daß er der Welt Trotz biete und ſie in ſeiner Zerſtörung erkennen laſſen wolle, was ſie an ihm verloren, und bot doch Niemand Trotz, als ſeinem eigenen beſſeren Ich, das die Welt ſtets unbekümmert zu Grunde gehen läßt. Und wie ſich die Empfindung jeglichen Schmerzes immer zuerſt dort kundgiebt, wo ſich eine Krankhaftigkeit im Organismus feſtgeſetzt, ſo auch hier. „Wäre ich ein Chriſt,“ ſagte Ephraim zu ſeinem Freunde, „ich würde Kriegsdienſte nehmen, oder ſonſt mich für's Vaterland und das Weltleben, für die Ehre opfern; nun mir als Juden die offene Bahn verſchloſſen iſt, was bleibt mir? Gelderwerb? Mich lockt er nicht. Die Wiſſenſchaft? Freilich reicht in ihr Innerſtes kein Arm der weltlichen oder Pfaffenpolizei, aber ein Vergraben in die Wiſſenſchaft iſt auch ein Selbſtmord, nur ein feinerer, ehrenhafterer — darum bleibt mir nichts übrig als: luſtig gelebt und fröhlich geſtorben! O ein Wort, das ich einſt nur halb gehört und kaum verſtanden, hat ſich mir jetzt aufgethan und erklärt mir Alles. Ein Jude ſteht in einer Welt voll Contraſte. Jetzt, da ich das

Wort habe, ſtellt es ſich mir dar, als wäre es mein Doppelgänger, der hinter meinem Stuhle ſteht, wenn ich ſitze, und vor mir her wandelt, wenn ich gehe. Sich nie harmlos in der Welt zu verlieren und wiederzufinden, immer ſich fremd als Gegenſatz zu wiſſen, von jeder Stunde, von jedem Menſchen zu verlangen, daß ſie erſetzen, was Jahrtauſende, was die Menſchheit uns angethan. Ich möchte tief im Waldesdunkel ſtehen, in kühler Morgenfrühe und nichts wiſſen als: ich bin und du Welt biſt mit mir.“

Trevirano lächelte innerlich über dieſe ſeltſamen Ausrufungen, und er ſuchte Ephraim nur thatſächlich zu beweiſen, daß die Welt ihm gehöre, wie jedem Anderen.

Trevirano war ein treuer Gefährte und erfinderiſch in neuen Genüſſen, die er mit einer gewiſſen Nobleſſe, mit einem ſichern Anſtand aufzuſtellen wußte. Er brachte Ephraim in die Geſellſchaft der italieniſchen Sänger, wo die Galiari und Barbarini, die Oſtroa und Salimbeni durch Geſang und muntern Scherz entzückten, aber Ephraim fühlte ſich doch noch mehr von der deutſchen Schauſpielergeſellſchaft Döbbelins angezogen, in welcher das luſtige ungebundene Treiben mit einer gewiſſen Genialität überzaubert war. In Städte wo eine Verknöcherung der Geſellſchaft ſich herausſtellt, wird man es ſehr häufig finden, daß jüdiſche Jünglinge, nach feineren und freieren Genüſſen ſtrebend, ſich dem Leben der Schauſpieler anſchließen. Ein, wenn auch auf verſchiedenen Urſachen beruhender, doch in den Aeußerungen gleicher Widerſtreit gegen den

Geſellſchaftsſchlendrian verbindet ſie; jene widerwärtigen jüdiſchen Zierlinge und äſthetiſchen Enthuſiaſten, jene mit Friſeursbildung ausſtaffirten lauten Kaffeehaus-Aeſthetiker ſind ein naturgemäßes, wenn auch trauriges Ergebniß dieſer Verbindung.

Ephraim hatte noch beſondern Grund, ſich in dieſem Schauſpielerleben wohl zu gefallen, da zu dieſer Zeit, wo die Schauſpieler als herumziehende Banden noch völlig aus der bürgerlichen Geſellſchaft geſchieden waren, ſie ſich auch noch in Nichtachtung aller ihrer Geſetze frei bewegten; leichtfertige junge Offiziere, junge Beamte, die den Studenten noch nicht ausgebraust hatten, verlebte alte Wüſtlinge, kurz, Alles, was ſich im Geſellſchaftszwange beengt und bürgerlich ausgeſchieden fühlte, ſammelte ſich hier. Beſonders zeichnete ſich ein ſchon ältlicher, aber äußerſt anziehender Italiener aus, man nannte ihn nur ſchlechtweg den Chevalier, er war erſt kurze Zeit in Berlin und entzückte Alles durch Grazie und Sicherheit ſeines Benehmens, ſo wie durch lebendige Erzählung ſeiner an das Fabelhafte grenzenden Erlebniſſe.

In dieſer Geſellſchaft außerhalb der Geſellſchaft machte ſich auch die bitterſte Spottluſt gegen Leben und Treiben der ſogenannten Philiſter geltend, man ſcherzte und lachte über die mit Schönpfläſterchen gezierten Tugenden und das ganze chaotiſche Gewirre der Entſittlichung, Witze und Wortſpiele folgten ſich Schlag auf Schlag. Auch an Ephraim zeigte ſich bald das Epidemiſche, das im bachantiſchen Uebermuth ſich kund giebt. Anfangs nur um nicht blöde und pedantiſch zu erſcheinen, ſtimmte er zaghaft mit ein, bald aber überwältigte ihn die Luſt ſolchen Treibens, und wie er ſich ſelbſt preisgegeben, ward er fortgeriſſen und ſteigerte die Andern. Er verfiel in die verzehrendſte aller Stimmungen, die die Verzerrungen der Corruption mit einem gewiſſen Behagen betrachtet, und nicht ruht, bis ſie in allen Lebensvorkommniſſen den innern Schaden aufgeſpürt hat. Seine eigenen und fremden Witze, aus jüdiſchen Regionen hierher verpflanzt, überraſchten durch ihre fremdartigen Schnörkel, und Ephraim galt bald auch in dieſer Geſellſchaft für den reichſten Witzbold.

Heimgekehrt aus dieſer luſtigen Geſellſchaft, in ſtiller Einſamkeit erkannte Ephraim faſt immer die ausgebrannte Oede ſeines Geiſtes; von all dem Gelächter, von all den blitzenden Witzſpielen, die Schlag auf Schlag einander drängten, war nichts geblieben, das ſein Inneres noch in heiterer Schwingung erhalten konnte; denn das iſt die unmittelbare Rache des Geiſtes gegen ſeinen Mißbrauch, daß Reue und Leere dem Mißbrauch geſpenſtiſch folgt.

Ein nicht unbedeutender Theil jener kleinen Gedichte, in welchen Falſchheit und Treuloſigkeit der Frauen ſcharf gegeißelt werden, ſchreibt ſich aus dieſer Zeit her; dennoch vermochte Ephraim nicht, alle ſeine früheren geſellſchaftlichen Verbindungen plötzlich abzulöſen, vielmehr trug er hier ſeine veränderte Lebensanſicht zur Schau: er wollte als ein Menſchenverächter und Lebenszerſtörer gelten.

Wie der Sage nach jener finſtere ſpaniſche König ſich bei offenem Bewußtſein zur Erde beſtatten ließ, um die Schauer des Grabes, das Leichengepränge und die Nachrede zu erkennen, ſo ging Ephraim an die letzte Grenze der Selbſtzerſtörung. Er empfand einen eigenen wehmüthigen Genuß darin, wenn man ihn an ſeine geiſtigen Eigenſchaften, an ſein gutes Herz, an alle wirklichen und erhobenen Vorzüge ſeines Weſens erinnerte — das war Alles jetzt todt, und die Menſchen ſahen doch was geſtorben war. Aber auch hierbei begnügte er ſich nicht und ſuchte ein eigenes Syſtem des Epikuräismus aufzubauen, das den pflichtloſen Genuß gegenüber von Natur und Menſchengemeinſchaft zum höchſten Endziele erhob.

Und doch war wieder ein leiſes Zucken in ihm, wenn er merkte, daß man ſeine verwilderten Reden als Ernſt und nicht mit der Verwahrung aufnahm, daß man ihn beſſer kenne.

Ephraim galt bei ſeinen Bekannten zwar ſchon längſt für ſchwach und wankelmüthig, denn er trug ſeine Wünſche und Beſtrebungen ſtets auf den Lippen, und nur wer die wechſelnden Vorſätze und Wünſche in ſich verſchließt, und durch die That überraſcht, gilt für ſtark und einheitsvoll. Dieſe gänzliche Umwandlung erſchreckte jedoch Alle, nur Veitel lächelte ruhig: „Einmal muß man austoben,“ ſagte der Praktiſche, „es iſt beſſer, er thut's jetzt, als erſt dann, wenn er verheirathet iſt, das giebt noch den beſten Ehemann; die paar hundert Thaler, die es jetzt koſtet, kann man wohl ſpringen laſſen, wir haben doch noch genug.“ Er klimperte behaglich mit dem Gelde in ſeinen Hoſentaſchen.

Er war mit Ephraim jetzt zufriedener als je, denn dieſer war, wie zum Hohn gegen ſich und die Welt, in der alles Glück ſeinen Kaufpreis haben ſollte, ein begeiſterter Spekulant geworden, der ſeine dichteriſche Phantaſie nun plötzlich auf Handelskombinationen übertrug. Veitel ſchwärmte mit Entzücken über die plötzliche Erweckung ſeines Neffen, er ſchrieb dieſe Erleuchtung ſeinem Einfluß zu und lachte ſehr, als ihm Ephraim erklärte, er ſtrebe nur nach Geld, weil er es verachte, weil es das Mittel ſei, mit dem man lernen könne, die Menſchen verachten. Ephraim wußte ſich nicht zu helfen, als ihm Veitel auch darin Recht gab.

Eines Tages kam indeß Veitel zu ſeinem Neffen auf das Zimmer und ſagte: „Du weißt, was ich auf dich halte, du kannſt der größte Kaufmann der Welt werden. Du ſiehſt auch, ich habe dir nie etwas in den Weg gelegt, du biſt ein freier Herr und kannſt thun, was du willſt, aber vor zwei Dingen muß ich als Onkel dich warnen.“

„Die wären?“

„Erſtens, gefällt mir deine Brüderſchaft mit dem Trevirano nicht; mit einem Menſchen, der kein Geld hat, muß man auch keine ſolche Freundſchaft haben. Ich bin nicht bös, du ſiehſt wie ich gegen den Emanuel bin und daß ich ein gutes Herz habe, ich weiß wohl, nicht alle Menſchen ſind eigennützig, aber man kommt doch damit in Verlegenheit: ſolche Menſchen brauchen gewöhnlich mehr als ſie haben, giebt man ihnen Geld, kriegt man nichts mehr wieder, giebt man ihnen keines, hat die Freundſchaft ein Ende und man kommt noch um ſeinen guten Namen. Alſo du läßt von dem Trevirano, der könnte dein und mein Vermögen und noch das von ſiebzehn anderen mitſammt Haus und Hof durch die Gurgel jagen. Mein Zweites iſt dieſes da,“ er deutete auf den ungeheuern Bücherſchrank. „Ich hab's berechnet, da ſteckt für mehr als tauſend Thaler Waare darin, die knapp dreißig Prozent werth iſt; das iſt ein Luxus für einen Fürſten, aber nicht für einen Handelsmann, der Jedem Complimente machen muß, wenn er einen Groſchen an ihm verdient.“

„Sie haben für eine größere Summe Gemälde in Ihrem Landhauſe.“

„Das iſt was ganz Anderes; erſtlich hab' ich ſie bei der Verſteigerung von den Sachen Gotzkowski's billig gekauft, und kann höchſtens ein paar Prozent verlieren und ſogar gewinnen. Aber ich geb' ſie nicht her. Die Bilder ſind meine beſten Freunde und Verwandte.“

„Ihre Freunde und Verwandte?“

„Ja, und ſagen mir nie was Böſes nach, und bleiben immer was ſie ſind. Verſtehſt du denn nicht, was ich mein'? Mein Onkel Jekuf war ein Roßkamm, und mein Großvater hat ein' Stimm gehabt wie ein Commandant, aber ſie hat nur in der Synagoge in Prenzlau gegolten. Wer hat mir die Bekanntſchaft mit Generalen, mit Staatsmännern und den angeſehenſten Herrſchaften gemacht? Meine Bilder. Heilige und Unheilige, Menſchen und Thiere und Bäume. Tragen die Bilder nun nicht ihre Prozente? Und ganz ehrlich, ich weiß nicht wie es gekommen iſt, ich hab' jetzt auch

Vergnügen an den Bildern und ich verſteh' auch was davon, es ſagen mir's die größten Kenner.“

Ephraim ſchwieg, und Veitel fuhr nach einer Pauſe fort: „Ich kaufe auch Bücher, ich habe erſt dieſe Woche auf die Gedichte von der Karſchin ſubſcribirt, das iſt eine arme Frau, ich hab's ihr ſogar fünffach bezahlt, und mein Name wird vorn unter den hohen Herrſchaften gedruckt. Folge mir, und verkaufe deine Bücher, jetzt, wo ſie noch neu und ſchön gebunden ſind; ſpäter ſind ſie gar nichts mehr werth. Ich hab' dir's jetzt geſagt.“

Ephraim gab eine ausweichende Antwort, und als Veitel weggegangen war, öffnete er ſeinen Bücherſchrank, ſein Blick ruhte mit Wonne auf den goldenen Titeln. Da ſtand in Reih und Glied ſeine Leibgarde, wie er oft ſcherzweiſe ſeine Bibliothek nannte, ſie war vortrefflich uniformirt, blau und mit rothen Schilden; nie hat vielleicht ein König mit größerem Behagen ſeine Truppen vorbeidefiliren laſſen, als Ephraim hier ſeine Bücher muſterte. „Nein, nie,“ ſagte er, „nichts ſoll mich von euch trennen, denn wenn Alles mich verläßt, werdet ihr mir Troſt und Ruhe bieten.“ —

Ephraim beſuchte auch Recha noch mehrmals nach jenem verhängnißvollen Abend. Das iſt das drückendſte Band des Geſellſchaftszwanges, daß es nöthig iſt, die Geſtalt eines Verhältniſſes ungeändert zu erhalten, während ſein eigenthümlicher Gehalt ſich längſt verflüchtigt hat.

Wie ſollte Ephraim Recha begegnen?

„Eine alte Liebſchaft iſt wie ein ausgeſpieltes Lotterieloos,“ pflegte Abraham Diogenes zu ſagen, „früher hat man viel Hoffnung darauf geſetzt und die Zahlen als Glücksnummern ſtudirt, jetzt iſt es weiter nichts als ein Fetzen Papier.“

Seine veränderte Lebensweiſe gab Ephraim indeß Widerſtandskraft genug, um ſich unbefangen und kalt gegen Recha zu benehmen. Manchmal ſuchte ihn auch ein Dämon zu bereden, die bald freundlichen und bald ſchwermüthigen Blicke Recha's als Zeichen der Reue und ſtillkeimenden Liebe zu begrüßen; aber wäre auch eine Rückkehr möglich geweſen, das fühlte er, die ungetrübte Seligkeit eines erſten und reinen Erfaſſens war auf ewig verloren, durch gegenſeitiges Zerwürfniß nicht minder wie durch eigenwillige Verwandlung und Verhärtung. Nach wenigen Wochen nahm Recha Abſchied von ihren Berliner Bekannten; ſie ging nach Hamburg zurück.

„Wenn Gott ſelber um ihre Hand anfragte, ſie würde ſich drei Tage Bedenkzeit ausbitten,“ hatte Abraham Diogenes von ihr geſagt.

Jetzt, wenn Ephraim Tage lang mißgeſtimmt war, flüchtete er nicht wie vordem zu ſeiner Schweſter Veilchen, denn er fühlte wohl, daß das herriſche Geltendmachen ſeiner Launen, das ihm hier geſtattet war, dieſe nur zu ſteigern, keineswegs aber zu beſiegen geeignet war: auch ward ihm der augenſcheinliche und wahrhafte Schmerz ſeiner Schweſter in dieſer ſtillen und reinen Umgebung zu ſehr zur Selbſtanklage. Wiederum flüchtete er an das Krankenbette des alten Emanuel, der ihn ſtets mit gleichem Wohlwollen aufnahm; er war unerſchütterlich feſt ſtehen geblieben, während Ephraim von leichten Wellen hin und her geſchaukelt wurde.

„Es iſt traurig, daß du keine Muſik verſtehſt," ſagte der Alte einmal, „für das Innerlichſte und Tiefſte der Seele giebt es keinen Ausdruck mehr als einen Kuß oder eine Thräne, aber da, wo man nicht küſſen und nicht weinen kann, läßt die Muſik allein uns ahnen, was tief im Innerſten nach Erlöſung ſeufzt. Wer Etwas im Leben durchführen will, bedarf Anderer dazu, ſie müſſen ihm helfen oder ſich unterordnen, und in jeder Kunſt bedarf der, der etwas ſchaffen will, der Geſtalten und Erfahrungen aus der Außenwelt, die er frei bildet; in der Muſik allein bedarf man nichts von der Außenwelt, ſie quillt aus dem Innern: die Muſik iſt das Jenſeits der babyloniſchen Sprachverwirrung, es iſt eine Sprache, die allen Nationen gemeinſam; Muſik iſt der innere Heiland der Welt."

„Darum heißt es wahrſcheinlich auch," entgegnete Ephraim halb ſcherzhaft, „daß der Meſſias unter Poſaunenſchall erſcheint, um die Welt zu erlöſen."

Und immer auf's Neue klagte Ephraim vor Emanuel wie er nach Ruhe lechze und ſie nicht finden könne, und es ſchien endlich die Stunde der Weihe gekommen. Emanuel erklärte Ephraim, welch eine erlöſende Berufung es ſei, als Jude geboren zu ſein; tauſendmal zurückgeſtoßen und doch immer auf's Neue und unabläſſig bedacht, ſein eigen Herz und das der Menſchen in Reinheit zu gewinnen, und mit erhobener Kraft ſprach er: „Nach der großen Lebensreiſe trete ich nun abermals vor den dunkeln Schleier, und harre des Lichts;

wie gern ſpendete ich dir von dem, was mir drüben wird, aber von dem, was ich hienieden empfangen, darf ich einen Strahl in deine Seele fallen laſſen, damit er ewig dein Inneres erleuchte und erfreue. Siehe, durch die große, in tauſend feindliche Lager zerriſſene Erde zieht ſich ein unendlicher Lichtgürtel, in welchen alle Guten treten. In der Hand des einen Guten, die du hältſt, hältſt und biſt du ein Glied dieſer unendlichen Kette, du kennſt ihren Anfang, aber ihr Ende nicht; fern in weiten Zonen lebt eine Seele, ſchlagen tauſend Herzen, von denſelben Wünſchen bewegt wie du, und ſiehſt du auch nie dieſe traulichen Züge, fühlſt du auch nie dieſe Bruſt klopfen, ſo lange dein irdiſches Auge das Licht trinkt — wo du auch ſtehſt, iſt heiliger Boden, und du kannſt freudig ausrufen: Gott über mir und ſeine Engel, gute Menſchen neben mir. Wenn du einſam durch fremde Städte und Dörfer wandelſt, zage nicht, laß dein Herz dir ſagen: hinter dieſen Mauern, unter dieſem Gewühle leben Menſchen, die zum Guten ſtreben, wie du; die dich lieben, wie deine Brüder, und du wirſt fröhlich ſein. Je höher du dich hinaufſchwingſt in dieſer Allliebe, in dieſer Allerkenntniß, je mehr du dich als Einzelnes und Ganzes fühlſt, und dich wiederum als Allgemeines erkennſt, als ein Splitter im großen Weltbau, als ein Stäubchen, das ſich im Sonnenlicht bewegt, um ſo reiner und freier lebſt und ſtirbſt du in der Gottesnähe. Siehe, das Weltleben umſtellen wollen nach eigenem Wunſch und Bedürfniß es iſt nicht möglich und wäre auch nicht gut. Siehe eine einzige Stadt: Jahrhunderte haben die Geſchlechter daran gebaut, Niemand kann mehr die Straßen nach einem logiſchen Plane anders fügen; man muß ſich freuen, wenn durch eine neue Brücke, durch Hinwegräumung einzelner Häuſer ein Durchgang geöffnet wird, der den Menſchenverkehr erleichtert, und die neuen Anlagen müſſen das Alte, ſcheinbar wirklich Entſtandene, als planmäßig in ihren neuen Plan einordnen. So auch iſt die ganze geſchichtliche Welt.

Ach! die traurigſte Erfahrung meines Lebens iſt die, daß kein Menſch den andern verſteht, daß kein Menſch dem andern Etwas geben kann, das er ganz ſo faſſe und ſich zu eigen mache wie es gegeben iſt. Jeder nimmt nur das und behält nur das, wovon er ſchon hat. Sieh' die Menſchenſeelen, die eine iſt Goldgrund, die andere grau, die dritte braun und ſo fort; willſt du daſſelbe Bild auf dieſen verſchiedenen Grund malen, mußt du die Farben immer anders miſchen, anders vertheilen. Das iſt Gerechtigkeit, das iſt das Höchſte. — Junger Freund, du kannſt es noch nicht wiſſen, nimm es von mir an was es heißt, am Ende des Lebensganges die gefahrvollen Irrwege und kecken Aufſtrebungen zu überſchauen. Wie Manches, was man ſo ſchwer nahm, hätte ſich leicht bewältigen laſſen, und wie oft half nur Sorgloſigkeit und Leichtſinn über Gefahren hinweg; aber Alles hat dich endlich zum Ziele geführt, und es iſt gut ſo. — Ich möchte all den Gewinn meines Lebens wie ein geſchliffenes Kleinod in das Silber des Worts faſſen, und dir als Erbe, als ſchützenden Talisman den Zauberring hinterlaſſen, ich ſtürbe lieber, wenn ich wüßte, noch für einen Andern

Troſt errungen zu haben, denn mein Leben war leider ein wirrer Zickzack, auf dem ich das Ziel faſt verfehlte.“

Ephraim nahm dieſe letzte Anrufung ruhig hin, aber als er allein war, ſagte er zu ſich: gerade wie der Rabbi Chananel in meiner Kindheit, will jetzt Emanuel die ausſtändige Schuld ſeines Lebenskampfes auf mich übertragen, daß ich ſie einziehe. Iſt das die geprieſene Glückſeligkeit der Wiſſenden, daß ſie am Ende ihrer Tage ſich mit dem Fortleben ihres Gedankens in dem Jenſeits eines andern Menſchen begnügen müſſen? Ich will mich nicht ſo vom Leben betrügen laſſen, um am Ende meines Daſeins in einem Andern Troſt zu ſuchen, ich will für mich ſelbſt genießen, für mich ſelber leben und ſterben.

Nach einer durchſchwärmten Nacht ſaß Ephraim einſt ſchlaftrunken auf dem Comtor, Veitel trat freundlich zu ihm und nahm ihn mit ſich in das innere Stübchen, wo er vornehme Fremde zu empfangen pflegte.

„Ich muß endlich mit der Sprache heraus,“ begann er hier, „ich habe immer gewartet, bis du anfangen wirſt, aber bei dir geht's wie bei jenem Kranken, der am Sterben gelegen iſt und dem ſein Sohn zugerufen hat: Vater wart' bis der Doktor kommt. — Ich kann nicht warten. Alſo frei von der Leber weg: der Maier Baſchwitz aus Frankfurt a. d. O. iſt hier und hat wegen meiner Zerline anfragen laſſen, er iſt eine herrliche Partie; der Itzig und der Sußmann hier gäben ihm Jeder gern drei Töchter für eine, ich ſchnaufe aber nicht; bis du mir geſagt haſt, ob du ſie willſt oder nicht; ich habe noch Niemand meine Tochter auf den Teller gelegt, aber bei dir mache ich eine Ausnahme, alſo beſinne dich, oder ſag' mir lieber gleich heraus: Ja oder Nein, franchement."

„Ich heirathe nie, und wüßte auch nicht, ob Zerline mit mir glücklich würde."

„Was das letzte betrifft, das ſind Narrenpoſſen. Warum ſollt ihr nicht glücklich werden? Du haſt ein ſchönes Vermögen, und mit Gottes Hülfe mein Zerlinchen auch; aber ich will dich nicht zwingen und nicht überreden, warum? Deine Bücher ſind geſcheiter als ich und noch hundert andere erfahrene Männer. Bei dir trifft aber das Sprüchwort doppelt: du iſſeſt Faſanen und ächzeſt dabei, du haſt was du willſt und biſt doch immer mißvergnügt — mir ſteht der Verſtand ſtill."

„Ich kann Zerline nicht heirathen," erwiderte Ephraim.

„Warum nicht?"

„Weil ich ſie nicht liebe."

„Junge, biſt du beim Theater? Von Komödianten auf dem Theater hört man ſolche Redensarten, aber nicht von ordentlichen Leuten."

„Ich will für mich allein leben."

„Für dich allein?" fragte Veitel kopfſchüttelnd; „der Trevirano hat doch vielleicht Recht; ich ſage dir, der Menſch meint's nicht gut mit dir, du biſt kein Menſchenkenner und wirſt dein Lebtag Keiner werden."

„Verheirathen Sie Zerline, ich gratulire," ſagte Ephraim unwillig, und ging an ſeine Arbeit. Er wußte nicht, was ſein Oheim mit der Erwähnung Trevirano's andeutete, aber er wollte ſeinen Freund nicht kränken, indem er einen Dritten über ihn befragte. Wie er vom Freunde eine Anſchauung ſeiner ſelbſt forderte, wie ſie kein Anderer innehaben konnte, ſo wollte er auch das Gleiche dafür einſetzen und jede fremde Einrede abwehren. Den Vorwurf, daß es ihm an Menſchenkenntniß fehle, glaubte er nicht zu verdienen, und gewiſſermaßen mit Recht; ſein ganzes Dichten und Trachten ging ja dahin, das menſchliche Herz mit ſeinem vielverzweigten Geäder genau zu erforſchen, darum ließ er auch ſein eigenes Seelenleben ſich ſtets zwiſchen allſeitig aufgeſtellten Reflexionsſpiegeln bewegen, darum lauerte er ja ſelbſtquäleriſch auf jede unmittelbare Regung, und nun kam die lebensgewandte Nüchternheit und brüſtete ſich ihm gegenüber mit eingeübtem Augenmaß und mit allen jenen Vortheilen, die ſich nur thatſächlich erhärten, nicht aber aus innerer Folgerichtigkeit beweiſen laſſen.

Iſt aber der Forſcher in den Tiefen des Menſchengeiſtes nicht eben dadurch der Einzelerſcheinung gegenüber der Täuſchung mehr ausgeſetzt, weil er für Handlungen und Charaktere nach Grundzügen ſucht und Prinzipien feſtſtellt, wo in der Regel nur zuſammenhangloſes Belieben ſich darſtellt?

Ephraim, der der erfahrungsſtolzen Menſchenkennerei gegenüber ſich heftig abwehrend geberdete, verzweifelte doch innerlich, daß er je einen Menſchen in ſeinem innerſten Weſen zu erkennen vermöge, denn er war an jenem Punkt angelangt, wo man das, was ſich als einfaches Element darſtellt, noch mit der Frage betrachtet, ob nicht dennoch eine vielfache Zuſammenſetzung darin vorwalte.

Er wollte von jeder Thatſache, jeder Empfindung, die Vielfältigkeit ihrer Urſachen ergründen, wie jeder einheitlich ſich darſtellende Baumſtamm doch auf vielverzweigtem Wurzelgeäſte ruht und ſich daraus nährt.

Das Schickſal hatte Ephraim in eine Lebensſtellung verſetzt, in der ihm alle feſte Gewohnheit des Lebens, aller Beſtand der Ueberlieferung, flüſſig und in chaotiſcher Auflöſung erſchien; zwei Wege ſtanden ihm offen, entweder in harmloſem Leichtſinn ſich an einem begrenzten Daſein zu begnügen, oder hindurchzudringen durch die Wirrniſſe des Denkens bis da, wo das ſchöpferiſche Werde ſich im eigenen Geiſte offenbart und die Welt ſich neu geſtaltet. Er konnte zu dem Einen ſich nicht bequemen und das Andere nicht faſſen.

Oft gedachte er umzukehren und ſich des gegebenen Lebens zu freuen wie Tauſende um ihn her, aber er konnte nicht mehr.

Zerline konnte er nicht heirathen, ſie war ja die Vertraute ſeiner Liebe zu Recha. Wie hätte er je ohne Erröthen ihr liebend nahen, ein Liebeswort mit ihr wechſeln können, da ſie wußte, wie ſein Herz einer Andern gehörte; oder ſollte er eine Gattin ohne Liebe beſitzen? Lieber wollte er untilgbaren Schmerz und gewiſſen Untergang auf ſich nehmen.

Wenige Tage nach jenem Geſpräch mit Veitel war Zerline die Braut des Maier Baſchwitz; Mendel Fellubzer, der uns wohl erinnerliche, war auch hier der geſchäftige Unterhändler geweſen.

„Schlag auf Schlag,“ ſagte Veitel zu ſeinem Neffen, den er eines Morgens ganz früh zu ſich hatte rufen laſſen, „den Emanuel hat noch zum Ueberfluß der Schlag gerührt, und den Trevirano ſollte der Schlag rühren, wo er auch iſt; er hat mir einen Wechſel von dreitauſend Thalern, den er zum Incaſſo hatte, behalten und hat ſich aus dem Staub gemacht; iſt er dir auch Geld ſchuldig, der Lump?“

„Ja wohl, über tauſend Thaler.“

„Laß dir ſie wechſeln. Ich habe dich genug gewarnt, ich habe von einem deiner luſtigen Kameraden gehört, daß Trevirano mehrmals öffentlich geſagt hat, er gehe nur deßhalb ſo vertraut mit dir um, weil du für ſeine luſtigen Streiche mit Geld herhalten kannſt. Wenn aber dein Geldbeutel ſo die Schwindſucht hat, kannſt du dein Projekt nicht ausführen, da du nach Trevirano's Ausſage ja eine eigene Fabrik gründen willſt; es wird dich nichts nützen, daß du die Geheimniſſe meiner Gold- und Silbermanufaktur an einen neuen Aſſocié verrathen willſt.“

„Sie ſind ja ein ſo großer Menſchenkenner, was Sie glauben, muß wahr ſeyn,“ antwortete Ephraim, und ging hinauf zu Emanuel.

Todesſtille herrſchte hier in dem ſpärlich erhellten Zimmer, nur ein leiſes Aechzen war von Zeit zu Zeit hörbar, der finſtere Mann in dem grauen Militärmantel ſaß am Bett und hielt die Hand ſeines Freundes. Emanuel reckte mit aller Macht ſeinen Kopf empor, ſeine Zunge war gelähmt, ſeine Hände verſagten ihm den Dienſt. Der Freund ſchien den Wunſch des Kranken an der Richtung ſeiner Augen abzuleſen, er nahm die Geige von der Wand und ſpielte ein ſanftes Adagio, es waren die langgezogenen Töne einer Kirchenmelodie, nur freudiger, männlicher; Emanuel ſchien dieſe Melodie zu kennen, er dankte ſeinem Freunde durch mehrmaliges Winken mit den Augenlidern, ein glorienhaft durchſichtiger Schimmer ſchwebte auf dem Antlitz Emanuels, immer ſanfter, immer zitternder klangen die Töne der Geige, bald aber auch ſtrebten ſie ſtürmiſch und jauchzend hinan bis zum Himmelszelt, der Kranke athmete raſcher, da riß plötzlich ein Fenſterladen auf. „Licht! Licht!“ ſchrie Emanuel mit letzter Kraft, er griff ſich mit beiden Händen nach den Augen, noch immer klangen die Töne, die Sonne leuchtete hell herein, aber auf den Wogen der Melodie war Emanuel vom Lichte hinangezogen worden zu ſeinem Urquell.

„Der glücklichſte Tag ſeines Lebens war der, an dem er ſtarb,“ ſagte der Finſtere, drückte Emanuel die Augen zu und ging ....

Die jüdiſchen Glaubensrichter wollten den Freimaurer Emanuel in den Verbrecherwinkel einſcharren, weil er nur alle Jahre Einmal in die Synagoge gekommen, und ohne Zuziehung der „heiligen Genoſſenſchaft“ geſtorben war; der Einfluß Mendelsſohns und ſeiner Freunde vereitelte jedoch ſolches Todtengericht.

Erſt am Grabe Emanuels erkannte Ephraim wieder, was er an ihm verloren hatte. Hier unter den Grabhügeln überkam ihn ein eiſiger Schauer in dem Gedanken, daß dies das Ende des Lebens. Bleich und ſchmerzvoll erhob ſich die Erinnerung an eine andere Entſchwundene, auf deren Grab keine Thräne fiel und keine Blume ſproßte: Mathilde war verſunken wie Ephraims vergangenes Leben, ſpurlos noch im Tode.

Und eine Trauerklage voll unergründlichen Schmerzes bebte in ſeiner Seele: wie zerfällt das Leben und ſinkt dahin, in uns und in anderen, die für uns lebten. Wer kann alle Kraft zuſammenhalten und ſie tragen und hegen bis an's Ende?

Er richtete ſich endlich in dem Gedanken auf, ſich fortan nicht mehr willenlos vom Schickſal treiben zu laſſen. Noch war ihm eine Spanne Zeit gegeben.

Der Aufenthalt in Berlin wurde ihm täglich drückender, alle Bande, die ihn hier feſtgehalten, waren abgeſchnitten und flatterten frei in der Luft, dazu kam der Betrug Trevirano's und beſonders das ungerechte Mißtrauen ſeines Oheims, das er, um eine ſtachelnde Veranlaſſung zu haben, gern greller ausmalte, indem er jede Entſchuldigung von ſich wies; er wollte ſich mit aller Macht in's Leben ſtürzen; aber wo bietet das Leben die ſichtbaren Handhaben, daß du ſie faſſen und in erregter Lebendigkeit alle deine Kraft als Hebel daran ſetzen kannſt? Ueberall nichts als ſtille, geregelte Thätigkeit, Studiren, Arbeiten; nur im Krieger- und Seeleben mag die Vollkraft des Daſeins ſein, das Leben ſtündlich einſetzen, heißt es ſtündlich ganz leben; wie aber füllen ſich die dazwiſchen liegenden öden Zeiten aus?

Und immer wieder lag das ganze Treiben der Welt chaotiſch vor ſeinen Augen.

Ephraim beſchloß zu reiſen. Von Stadt zu Stadt wandernd, glaubte er die ruheloſe Sehnſucht, die er als die Quelle alles ſeines Unglücks anſah, in ſich beſchwichtigen zu können; dann glaubte er wieder, aus der häßlichen Verpuppung, in die er ſich eingeſponnen, würde er rein und neugeſchaffen auferſtehen, ein großes Gedicht, ein erlöſendes Lied ſchlummere in ſeiner Seele und könne erſt in der Freiheit ſich herausringen; wie freute er ſich mit den Tauſenden nach ihm, die ſich in die Schmerzen und Wonnen ſeines Lebens und Dichtens mit ihm verſenkten!

Nichts war ihm geblieben als ſeine Bücher und ſeine Schweſter Veilchen; dieſe beſuchte er wieder öfter, ſie bedurfte ſeines Troſtes ſehr, denn ſie war an das Siechbette ihres kränkelnden Gatten gebannt.

„O Gott!“ ſagte ſie einſt, als ihr Bruder von den Wonnen ſeiner Reiſe ſprach, „ach, könnt' ich mit dir reiſen, und hätt' ich Flügel, daß ich fortfliegen könnte, weit weg, ich weiß nicht, wohin; ach Gott, verzeih mir's, ich bin eine ſchlechte Perſon, ich vergeſſe ganz, daß ich einen kranken Mann und Pflichten habe.“

Veilchen war tief unglücklich, ihr Gatte kränkelte; ſie fand eine Beruhigung in der ſorgſamen Pflege, die ſie ihm angedeihen ließ, und ſie war darin unabläſſig und voll unzerſtörbarer Geduld, indem ſie damit auch eine Sühne üben wollte, weil ihr innerſtes Denken und Empfinden nicht ganz und allein ihrem Manne angehört hatte. Herz Helſt, der die ſtille Hoheit ſeiner Frau erkannte, nahm jetzt und zu ſpät das reiche allzeit überſehene Glück ſeines Lebens wahr, ein verſchütteter Geiſt ſtieg in ihm auf, und am Ende ihrer gemeinſamen Tage lernten ſich die Gatten erſt lieben.

Veilchen bat ihren Bruder, nur noch dieſen Winter bei ihr zu bleiben, ſie wollten ſich recht innig lieben und einander das Leben verſüßen; Ephraim aber fürchtete ſich vor ſeinem eigenen Wankelmuthe, daß er ſpäter den Muth nicht mehr haben könnte, die Reiſe auszuführen. Als er jedoch von Veilchen Abſchied nahm, konnte er ſich der Thränen nicht erwehren; ſie ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals und klammerte ihre Hände in einander, und wollte ihn gar nicht laſſen.

Erſt als er wieder auf ſeiner Stube war, konnte er ſich aus ſeiner weichen Stimmung ermannen. Das gelang ihm aber erſt durch ſeinen Oheim Veitel, der nochmals zu ihm kam, und ihn zum Verbleiben bereden wollte. Anfangs bekundete Veitel eine nicht vermuthete Weichheit und Familienanhänglichkeit; als dieſe aber wirkungslos blieb, ſagte er: „Du willſt reiſen, du meinſt, ich verſtehe nicht, was dich quält, aber ich ſage dir, wer nicht an jedem Orte glücklich ſein kann, iſt es nirgends. Ja, lach' nur, du haſt einen heißen Kopf, es nutzt dir nichts, daß du das Kiſſen wendeſt, du haſt nichts davon als den Schmerz, daß du dich heben mußteſt. Drum bleib' da, ich halt' dir den Kopf."

Nicht einmal der Troſt, daß er mit Abſcheu von ſeinem Oheim gehen könne, blieb Ephraim, und doch beharrte er bei ſeinem Entſchuß.

Nun ging's an das Büchereinpacken. Zuerſt nahm er die Bibel und legte ſie mit ſtiller Andacht in den großen Koffer, ſie ſollte das Bretterhaus weihen, in das er ſeine Freunde ſchloß, eine Auswahl der Griechen, Römer, Italiener, Deutſchen ꝛc. ſollte ihn begleiten. Je mehr und je länger er aber wählte, um ſo ungerechter däuchte es ihn, dieſes oder jenes Buch zurückzulaſſen. War nicht da und dort eine Stelle, die ihn ſo oft getröſtet, erfreut, erhoben, und dieſe ſollten nicht die Fracht werth ſein, ihn nicht überall begleiten dürfen? — So füllten ſich nach und nach zwei große Koffer mit ſeiner Bibliothek, und ſein Herz war erleichtert.

Als man in dem gewohnten Berliner Kreiſe von dem Büchergeleite Ephraims ſprach, ſagte Abraham Diogenes: „Er hat es nicht zu einer eigenen Menage bringen können, nun reist er mit einer Büchermenagerie.“

Man lachte, und mit dieſem Witzwort war Ephraim aus dem Gedanken der Menſchen, in die er ſich eingelebt zu haben glaubte, entlaſſen.

21. Dame Aventüre.

Die Wechſelwirkung, in welcher die Ereigniſſe oft räthſelhaft erſcheinende Geſtalten auftauchen laſſen, oder dieſe die Ereigniſſe erzeugen und beſtimmen, iſt ſchwer zu erklären.

Wir ſind in der Zeit, wo kecke Abenteurer von Hof zu Hof wanderten, nach Genuß und Reichthum jagten. Das ganze Leben der oberen Schichten gefiel ſich im Maskenſpiel. Auch Ephraim nahm Theil daran.

Vor dem Gaſthof einer mitteldeutſchen Reſidenz ſtieg ein hagerer Mann aus einer wohlbepackten Kutſche; als er den Pelzmantel ablegte, konnte man ſeinen Anzug genauer betrachten: in der feingekräuſelten Perücke glitzerten Reifperlen, auf dem blaſſen Antlitz ſchwebte Mißmuth oder vornehme Langeweile, der Fremde hatte Mühe ſich ſeinen Cavaliersdegen umzuhäkeln, man wußte nicht, ob er an den Fingern fror, oder ob ihm dieſe Tracht ungewohnt war; in der That aber war es letzteres, denn Niemand anders als Ephraim war dieſer Cavalier. Er war ſchwer zu erkennen, und doch war er kaum in die Wirthsſtube getreten, als ihm ein Bekannter voll Verwunderung entgegentrat: es war der vielerfahrene Chevalier de Seingalt, den er in Geſellſchaft der italieniſchen Sänger in Berlin kennen gelernt. Ephraim zog ihn an ein Fenſter und vertraute ihm, daß er zu reiſen gedenke, daß er aber nicht an jedem Grenzpfahl erſchrecken wollte, der ihn an die Entrichtung des Judenzolls und die damit verbundenen Widerwärtigkeiten mahne, er wolle einmal die Welt frei und ungetrübt anſchauen; durch eine nicht unbeträchtliche Summe habe er daher von einem jungen Polizeibeamten, den er ebenfalls in jener luſtigen Schauſpielergeſellſchaft kennen gelernt, dieſen Paß erhalten. Er zeigte nun den Paß, in dem er als Ceſare, Marcheſe di Tornicola aus Macerate genau ſignaliſirt war. Der Chevalier war hocherfreut und verſprach Ephraim bei Hofe vorzuſtellen.

Ephraim mußte dieſes Anerbieten annehmen und doch konnte er ſich einer innern Verdroſſenheit dabei nicht erwehren. Er hatte frei und ungebunden ſich die Welt anſehen wollen, und hatte nun die Kraft nicht, der Entſchiedenheit und Ueberredungskunſt des Chevaliers zu widerſtehen; er ſah ſich an einen Menſchen gefeſſelt, der vielleicht ein Abenteurer ſein konnte; ſogar vor dem Mohren des Chevaliers hatte er ein unerklärliches Grauen. Die Unterhaltung gerieth jedoch bald in leichtern Fluß, und Ephraim, der ſtets innerlich lebte, und ſich mit ſeinen Seelenzuſtänden herumſtritt, weihte den Chevalier, faſt ohne daß er's wollte, in ſein Denken und Empfinden ein.

„Was reden Sie immer von der ausgeſtorbenen Liebe?“ ſagte der Chevalier einmal, „bei der Liebe beſonders muß der Spruch gelten: le Roi est mort, vive le roi!“

An einer Marmorſäule in dem großen Saale der Reſidenz ſtand ein Kreuzritter, die Arme auf der Bruſt über einander geſchlagen, und ſtarrte hinein in den Mummenſchanz, der, von tauſend Lichtern beſchienen, ſich um ihn her tummelte. Ephraim fing an, ſeine Schickſale als eine poetiſche Verwicklung zu betrachten, und ſteigerte ſie noch durch eine ironiſche Färbung, die ihm einen gewiſſen innern Triumph verſchaffte. Das war ein luſtiges Tollen und Treiben, hier und dort ſchoß eine Gruppe an und kryſtalliſirte ſich immer mannigfaltiger; die mit Edelſteinen reich beſetzten ſpaniſchen und türkiſchen Trachten ſpiegelten die tauſend Lichter in buntem Glitzern zurück, Arlequine ſprangen luſtig umher und pritſchten darauf; die Stimmen klangen hohl und grell unter den Masken hervor. Ephraim gab ſich unwillkürlich der phantaſtiſchen Ausmalung hin, wie es wäre, wenn unter dieſen bunten Kleidern nichts als Geſpenſter ſteckten; aber nach und nach ward ihm dieſer Gedanke zuwider, denn nur im Ausſprechen gegen Andere verliert das Heraufbeſchwören des Grauenhaften das Schauerliche; im Alleindenken, ohne ablenkende

Gegenrede bleibt es ein unheimlicher Dämon, der immer wieder heranſchleicht. Ephraim ſchrack heftig zuſammen, als ihn zum Erſtenmal eine Maske anredete; dies Gefühl, mit Jemand in Beziehung geſetzt zu werden, der ſich auf unſichtbarem Standpunkte befindet, machte ihn faſt zittern; er vergaß in dieſem Augenblick, daß er ſelbſt verlarvt war. Mehrere Masken redeten ihn deutſch an, Ephraim antwortete italieniſch, daß er ihre Sprache nicht verſtünde; Alles lachte, nun wurde er nach ſeiner letzten Geliebten gefragt, in welchem Herzen er nun ſeine Reſidenz aufſchlagen werde, und wurden ihm andere Schlingen gelegt. Ephraim bemerkte, daß die Fragenden trotz aller Maskenfreiheit eine ehrerbietige Haltung bewahrten, plötzlich ſteckten ſie aber die Köpfe zuſammen und verſchwanden. Er nahm wieder ſeine feſte Stellung ein, das ganze Intermezzo ſchien ihm ſonderbar, als der Chevalier zu ihm trat und ihm erzählte, er habe einige Zeit für den Fürſten gegolten. Der Chevalier konnte es wohl am beſten erzählen, denn er war es, der einer Freundin das Geheimniß vertraute, daß der Fürſt als Kreuzritter bereits auf dem Ball wäre; in zehn Minuten hatte es ſich als Geheimniß unter der Hälfte der Anweſenden verbreitet. Durch ein Gedränge, das plötzlich entſtand, ward Ephraim von dem Chevalier getrennt: ein griechiſcher Götterzug drängte ſich heran, Muſik und tanzende Genien, in leichte Flore gehüllt, gingen voran, darauf ſchritt gewaltig und ſtark der mächtige Zeus einher, um ſein Haupt floſſen die ambroſiſchen Locken, Hebe und Ganymed, zwei lockende Mädchengeſtalten folgten ihm, und dann der göttliche

Reigen der Olympier, überall trat die natürliche Formenfülle ungehindert und frei zwiſchen dem leichten Flor hervor.

Was ſich ſeine kühnſte Phantaſie ausmalte, ſah Ephraim hier in glänzender Friſche vor ſich erſcheinen. Das iſt die volle Luſt des Daſeins! jauchzte es in ihm, und alles Andere iſt nichts als ein lebendig Begrabenſein. — Und doch konnte er nicht widerſtehen, mitten unter der rauſchenden Muſik, unter Flimmern und Glitzern, ſich einen Augenblick hinaus zu verſetzen in die andere entlegene und eng umgrenzte Welt; er verſetzte ſich in die dunkle Kammer zu Rabbi Chananel, er arbeitete auf dem Comptoir, er ſaß bei dem alten Emanuel auf ſeinem Zimmer, er ſaß neben ſeiner Schweſter am Krankenbette ihres Mannes, er philoſophirte mit Mendelsſohn . . . ſein ganzes Leben und das aller ſeiner Bekannten wollte er in Einen Gedanken zuſammendrängen, um einen Höhepunkt für den jetzigen Augenblick zu gewinnen; zu viel und vielerlei wälzte ſich auf ihn heran, er mußte ſchnell die Augen aufſchlagen, um der Gedanken los zu werden. Da ſah er wieder all die Pracht und das bunte Getümmel — doch plötzlich zitterte er am ganzen Leibe, er zerknitterte den Mantel in der Hand und konnte ſich nicht von der Stelle bewegen, dort ſah er die Geſtalt ſeines Vaters heranſchleichen, das war der röthliche Frackrock, der dreieckige Hut mit der weißen Zipfelkappe darunter, die ſchwarz ſammtnen Beinkleider, die weißen Strümpfe, die Schnallenſchuhe; die Geſtalt ſchien Jemand zu ſuchen und ſchritt jetzt gerade auf Ephraim los: „Maſſel tov, Rabbi Ephraim![1]

---

[1] Ich gratulire, Herr.

Beim Spiel, beim Becher und Streit,
Sieht man, was ein Freund bedeut'.“ [1]

Ephraim konnte nicht antworten, die Kehle war ihm wie zugeſchnürt, und plötzlich, wie die Erſcheinung gekommen, war ſie auch wieder verſchwunden. Das Zeichen zur Maskenabnahme ward gegeben, der Chevalier trat zu Ephraim, faßte ihn unter den Arm und führte ihn an das andere Ende des Saales. In einer Loge unweit der des Fürſten ſaß Luna, eine gedrungene Geſtalt von üppiger Formenfülle. Der Chevalier führte unſern Freund näher, und ſtellte ihn der Gräfin Aurora v. D. vor.

Ephraim erhielt ſeinen Sitz neben der Gräfin, ſie erſchien ihm nicht mehr ſo jung als ſie ihm Anfangs gedäucht hatte, aber die heiter ſpielende Anmuth und feine Lebendigkeit ihres Geiſtes verfehlte ihren Zauber nicht.

Die Vorausſetzung weltmänniſcher Gewandtheit, die Ephraim entgegengebracht wurde, lieh ihm dieſelbe theilweiſe, und er ließ ſich's gefallen, daß die Gräfin das, was er mit zagender Lippe in Worte faßte, als ſinnreiche Galanterie hinnahm; ſie fand es „allerliebſt,“ daß ein ſo gewiegter Weltmann ſich die Maske eines blöden überſchwenglichen Jünglings ſo geſchickt aneignen konnte; dieſe Taktik war ihr neu und unterhaltend, ſie hatte ſchnell einige Reminiscenzen aus dem ſchäferlichen Hofleben der vergangenen Periode zur Hand und ging ſo mit Leichtigkeit auf den Ton Ephraims ein.

---

[1] Ein Spruch der Rabbinen.

Dieſer war ganz bezaubert von ſolcher neuen Lebenserfaſſung, die es als ſelbſtverſtändlich annimmt, daß Alles nur Spiel und Scherz iſt, und aus Höflichkeit ſich eine Weile die Miene giebt, an Etwas zu glauben.

Er erinnerte ſich, daß ihm einſt Mathilde prophezeit hatte, Luna würde ihn zu ihrem Endymion erkieſen, er erblaßte bei dieſer Erinnerung; aber ſchnell folgte er wieder einem neuen Gedanken auf der lockenden Fährte: wie ungerecht, dachte er, ſind wir in den niedern Lebensregionen gegen die höheren. Wir vergelten Vorurtheil mit Vorurtheil, und wähnen, unter dieſen glänzenden Gewändern ſchlügen keine Herzen, ſo rein und edel wie in uns; die glänzende Form macht uns irre, daß wir nur überall die Form und nichts als ſie ſchauen. Iſt es aber nicht beſſer, die reife Frucht vom Baume des Lebens aus goldener Schale zu koſten, als ſie mühſam aus dem Staube aufzuleſen? Reichthum und Macht ſind die ſchönſten, wenn auch nicht die höchſten Güter der Erde. Die Gräfin fragte nach dieſer Gedankenpauſe Ephraim nach ſeinem Aufenthalt in Madrid und am Berliner Hofe, von welchem der Chevalier ihr berichtet hatte. Die Schweißtropfen ſtanden ihm auf der Stirn, als er hiervon erzählen mußte; er warf über ſeinen Aufenthalt in Madrid einen abenteuerlichen Schleier und ging zu dem Berliner Hof über, von dem er mehr Einzelheiten kannte. Er verwünſchte im Innern den Chevalier, der ihn in dieſe Verlegenheit geſetzt hatte, und konnte ihm doch nicht zürnen, denn war nicht ſein ganzes jetziges Leben eine fortgeſetzte Lüge?

Am meiſten indeß peinigte es ihn, daß er immer mehr einſah, wie er ſo ganz in die Hand des Chevalier gegeben war, der ihn nach Laune am Faden ſeiner Gunſt aufrecht erhalten oder fallen laſſen konnte; die Erſcheinung ſeines Vaters ſchwirrte ihm bisweilen auch noch vor der Erinnerung, aber ein Blick auf die Gräfin und ihr freundliches Lächeln verſcheuchte alle Pein.

Der Ball war zu Ende. Auf der Treppe harrte der Chevalier, ſie fuhren nach dem Gaſthof. Ein Trupp junger Hofcavaliere und Gardeoffiziere, die ebenfalls vom Ball kamen, verſammelte ſich noch hier; man rückte zuſammen, man ſpielte, der Chevalier hielt Bank, er taillirte mit Gewandtheit und launiger Grazie, ſo daß man es wohl merken konnte, er müſſe ſich hierin ſchon oft verſucht haben. Mit gleichgültiger Laune pointirte Ephraim, doch als er fünfzig Dukaten verloren hatte, zog er ſich zurück; der Chevalier bot ihm ſeine Börſe an und drang ſie ihm faſt auf, aber Ephraim war noch Kaufmann genug, um den Werth des Goldes zu kennen, er lehnte das Anerbieten beſcheiden ab, und zog ſich in eine Ecke zurück. Ephraim merkte es in ſeiner Argloſigkeit lange nicht, daß ihn ein junger Offizier mit artigen Neckereien verhöhnte, bis der Chevalier herzutrat; er machte dem Verſpotteten kenntlich, um was es ſich handle, und als dieſer noch immer nicht darauf eingehen wollte, nahm der Chevalier im Namen ſeines Landsmannes eine Ausforderung an.

Der Chevalier blieb bei Ephraim auf dem Zimmer, der Tag graute ſchon.

„In einer Stunde," ſagte der Chevalier, „müſſen Sie ſich ſchießen. Sie haben die Wahl der Waffen, Sie wählen Piſtolen, dadurch ſind Sie Ihrem Gegner gleich, Sie ſtellen den rechten Fuß, richten die Fußſpitze ſchnurgerade auf Ihren Gegner, halten das Piſtol hart an den Schenkel, ziehen es dann gerade und ohne Zittern herauf bis in die Bruſthöhe Ihres Gegners, ſehen Sie, ſo, vertrauen Sie mir, ich habe oft gegen eine Meſſerſchneide geſchoſſen und die Kugel mitten durchgeſchnitten. Bei dem erſten Appell brennen Sie los. Sie thun dem guten Jungen und ſeinem Oheim, dem alten Baron von O., einen Gefallen, wenn Sie ihn von ſeinen Gläubigern erlöſen."

„Ich kann mich nicht mit ihm ſchießen, denn wir ſetzen nicht das Gleiche ein," entgegnete Ephraim, „ich biete nichts als ein Leben, das mir zur Laſt iſt, ich danke dem, der mir's abnimmt; vor ihm liegt eine hoffnungsreiche Zukunft, ſeine Raufluſt iſt nur Folge ſeines friſchen Lebensmuthes, ich vergebe ihm, ich kann mich nicht mit ihm ſchießen." Der Chevalier ſah hierin nur eine feige Ausflucht, und voll Zornes rief er:

„Sie müſſen ſich mit ihm ſchießen, ich ſage, Sie müſſen; es bliebe Ihnen nur der Ausweg, ſchnell die Flucht zu ergreifen, aber das ſage ich Ihnen: Sie kommen nicht lebendig über dieſe Schwelle, denn eher ſteche ich Sie nieder, mein Ruf ſteht auf dem Spiele, wenn Sie, den ich hier eingeführt, die feige Flucht ergreifen; ich habe ohnedies ſchon zu viel mit Ihnen gewagt." —

Ehe der Chevalier und Ephraim in den Wagen ſtiegen, ließ ſich Erſterer von dem Mohren Mulei einige Tropfen Naphtha auf Zucker reichen, auch Ephraim mußte ſolche nehmen. Der Morgen war hell, die Kälte ſchneidend, als man zum Thor hinausfuhr, am Saume eines Waldes wurde angehalten, man ſtieg aus, Mulei trug die Waffen nach. Ephraim glaubte den Mohren eine jüdiſche Synagogenmelodie ſingen zu hören, er mußte über ſich lachen, daß er noch am hellen Tage Geſpenſter ſah: er dachte die Melodien der Mohren und der Juden müßten Aehnlichkeit haben.

Man fand den Gegner mit ſeinem Sekundanten ſchon auf dem Platz, man begrüßte ſich mit ſtiller Verbeugung, die beiden Sekundanten maßen die Schußweite ab; der Chevalier ließ einen Mantel auf dem Schnee ausbreiten und legte zwei geladene Piſtolen über's Kreuz darauf, er bat den Gegner, ſich eine davon zu wählen. Ephraim ſtand indeß in Gedanken verſunken, er dachte ſich wieder plötzlich in die ſtille Kammer zurück, wo er bei dem Rabbi geſeſſen, und von all' dem Leben da draußen nichts gewußt hatte. Was würde der Rabbi denken, wenn er ihn jetzt hier ſehe! Mit ironiſchem Lächeln ſah er auf, als ihn der Chevalier aufforderte, ſich bereit zu halten; der Gegner, dies Lächeln für Spott erachtend, warf ſchnell das Collet ab, und ſtand im bloßen Hemde da, unſer Freund mußte gleichfalls ſeinen Rock ausziehen. — Jeder faßte ein Piſtol, Mulei tritt hinzu und ſchüttet Pulver auf, die Sekundanten führen die Gegner auf ihre Stelle, ſie treten zur Seite; Ephraim hielt ſich in ſich feſt und kniff die Zähne übereinander, daß man ſein Zittern nicht bemerken ſollte, auf ein Zeichen der Sekundanten drückte er zuerſt los und im Nu darauf der Gegner. Niemand war getroffen. Mit erſtaunlicher Schnelligkeit hatte Mulei abermals geladen, und abermals traf kein Schuß. Zum Drittenmal hielten die Kämpfer die Piſtolen in der Hand, Ephraim feuerte, aber wiederum fehl, dem Gegner verſagte das Piſtol; er fluchte über den vermaledeiten Mohren, der ihm kein Pulver aufgeſchüttet; Ephraim mußte nun hier harren, bis Alles wieder in Ordnung war, da fühlte er plötzlich die Kugel des Gegners, er griff ſich nach dem Kopfe, eine Locke war ihm weggeſengt. —

Die beiden Gegner traten nun auf einander zu und reichten ſich die Hand zur Verſöhnung, der Chevalier umarmte Ephraim. „Nun ſind Sie in allen Ehren ein Cavalier comme il faut,“ ſagte er ihm leiſe. Ephraim glaubte noch zu hören wie Mulei beim Einpacken vor ſich hinbrummte: „Ich hätte nicht geglaubt, daß die Fechtſchule zu Breslau ſo gute Schüler ausſtellt.“ Der Schwarze wurde immer räthſelhafter, und ſonderbar! an die ſilbernen Ohrringe Mulei's glaubte Ephraim Vermuthungen knüpfen zu können.

Bei dem beſtellten Imbiß hielt ſich Ephraim nicht lange auf, er bedurfte des Schlafes; er war nun plötzlich ſo vornehm geworden, daß er die Zeit auf den Kopf ſtellte, die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht umwandelte.

Eine Erinnerung hielt Ephraim ſtets von dem letzten Abenteuer feſt, er hatte dem Tode wirklich und wahrhaft in's Antlitz geſchaut, und keine Furcht in ſich verſpürt; zwar geſtand er ſich, daß es faſt nur Gleichgiltigkeit gegen das Leben war, was ihm dem Kampfesmuth lieh, wer mag indeß beſtimmen, wie viele geprieſene Heldenthaten unter derſelben Rüſtung vollbracht wurden? Immerhin mochte er ſich alſo die Zuverſicht daraus ſchöpfen, daß er für ein edles Ziel freudig in den Tod gehen könne.

Des andern Tages fuhr er zur Gräfin Aurora. Sie befand ſich noch im Bade, hatte indeß den Auftrag gegeben, daß, wenn der Marcheſe di Tornicola käme, er eine Weile im Empfangsſaale warten möge. Voltaire's Candide lag an einer beſonders anziehenden Stelle aufgeſchlagen auf dem Tiſche. Ephraim durfte dies als eine offene Anſprache betrachten, er las und ſein Athem zitterte. Bald wurde der Marcheſe in ein inneres Kabinet geführt, die Gräfin entſchuldigte ſich wegen des Wartens, ſie habe ſich aber das Vergnügen nicht verſagen können, ihren tapfern Ritter jetzt zu ſprechen. Sie war überaus liebreich.

Tage des heiterſten Genuſſes verlebte unſer Marquis, er war der ausſchließlich ſogenannten Geſellſchaft willkommen, denn er hatte den Ehrenhandel — wie man die Sache nannte — ſo ritterlich ausgefochten. In der Geſellſchaft traf er die Gräfin ſtets, aber nach ihrer klugen Inſtruktion durfte er ſich hier nur wenig mit ihr unterhalten.

Eine ſolenne Saujagd wurde vom Hofe veranſtaltet, mehrere Hundert leibeigene Bauern mußten bei der grimmen Kälte in ihren leinenen Kitteln umherſpringen, um den hohen Herrſchaften das Wild vor den Stand zu treiben; unſer Marquis zog ſich unter dem Vorwand eines Unwohlſeins zurück, er hatte nie zu Pferde geſeſſen und verſtand nichts vom edeln Waidwerk.

Nach und nach begann ihm indeß auch dieſe Lebensweiſe ſchon zuwider zu werden. An ein Leben mit ſtetiger Thätigkeit gewöhnt, ſah er in dieſer neuen Lebensweiſe immer nur die Vorbereitungen zu Feſten und Genüſſen, und dieſe Vergnügungsbeſchäftigung konnte ihn nicht wach erhalten. Sogar die Dichtung verließ ihn, die Stoffe, die um ihn her lagen, konnte er nicht bewältigen und verarbeiten, er war zu plötzlich aus ſeiner kleinen in dieſe große Welt hineingeſchleudert worden. Ein ſonderbares Gemiſch von Lebensliebe und Lebensverachtung gährte in ihm. „Welch ein armſeliges Ding,“ ſagte er einmal zu dem Chevalier, „iſt doch das Leben und Mühen der Menſchen! All das Muſikgeklimper, Jagdhalloh, die Tanzſprünge und das Hazardiren mit Geld und Leben iſt nichts als eine Betäubung für das ſchreiende Bewußtſein, daß man in jedem Augenblick ſtirbt; man will den Todeswurm nicht hören und ſehen, der im Stillen pickt. Was heißt am Ende: die Menſchen befreien? Ihnen die Freiheit geben, fröhlicher zu ſterben. Man ſollte entweder an der Scholle haften, oder den ganzen Umkreis der Erde ſchauen, kennen, genießen, ehe man davon ſcheiden muß. Noch mehr, man ſollte entweder ewig oder gar nicht leben.“

„Ich habe vieler Menſchen Städte und Länder geſehen,“ erwiderte der Chevalier, „aber Sie bleiben mir ein Räthſel, ich glaube, Sie reflectiren, wenn Sie das Fleiſch im Munde haben, noch, ob es recht und dem Menſchen erlaubt iſt, ein Rebhuhn zu ſchießen, und ob es nicht beſſer wäre, wenn man ohne Speiſen leben könnte. Ich ſage Ihnen, kauen Sie zu, denn es bietet ſich Ihnen geſundes wildes Fleiſch. Ich denke faſt nie oder ſelten an den Tod; iſt abgeſpeiſt, dann wiſcht man ſich den Mund. Giebt's aber noch eine Soiree bei anderem Licht, ſo bin ich lieber bei Seiner Majeſtät von Gottes Ungnaden, König der Unterwelt: da iſt die feinſte Geſellſchaft, die ſchönſten Weiber, die luſtigſten Pfaffen, da muß es paradieſiſch amüſant, bei den Betſchweſtern und Heiligen im Paradieſe muß es hölliſch langweilig ſein.“

Das Geſpräch wurde nicht fortgeſetzt, denn unſer Marquis merkte bald, wie der Chevalier ſo zu ſagen kein Organ für dieſe Art Erörterung hatte; er war gewohnt, den perlenden Schaum vom Liebeskelche zu ſchlürfen, ohne viel zu grübeln und zu ſinnen, darin wollte es ihm unſer Marquis auch nachthun.

Die roſenfingerige Göttin Aurora bot ihm die Hand zu dieſem Aufſchwunge. Die Huld der Gräfin mußte einen Mann, wie unſer Marquis war, auf's glühendſte entzünden. Alle Schätze von zarten Gefühlen, die er in der Liebe mit Mathilden und Recha empfangen und errungen hatte, alle jenen friſchen Blumen der Liebe holte er wieder hervor; oft ſchalt er ſich über dieſen Verbrauch, aber nach und nach ſah er eine Rechtfertigung darin, da ihm die Gräfin den Kummer über ihre jetzige Lage andeutete und ihn ahnen ließ, daß ſie ein ſchmuckloſes Liebeleben all dieſer glanzvollen Trauer vorziehen würde. Dieß war genug für unſern Marquis, um hundertfältige Liebesplane daran zu knüpfen; er hatte die Gräfin ſchon mehrfach gebeten, ſtatt der Anrede „Herr Marquis“ ihn nur ſtets Ceſare oder bei gar keinem Namen zu nennen, er durfte noch nicht erklären, wie ſchwül es ihm unter der Maske war, und wie es ihm eiſig durch die Seele ſchnitt, wenn er ihre trauten Worte unter lügenhafter Adreſſe empfangen mußte.

Ephraim ſprach einſt mit der Gräfin von Titeln und Standesbezeichnungen und erklärte: „Dieſe Titel ſind doch eigentlich nur der Nennwerth, das Gepräge, das dem Golde gegeben iſt, ſeinen eigentlichen Werth trägt es in ſich; wir müſſen den Muth haben, das edle Metall wieder einzuſchmelzen und nur den Gehalt gelten zu laſſen, da ſcheiden ſich alle Legirungen mit unedlem Metall aus, das die Souveräne der herkömmlichen Begriffe darunter gemiſcht.“

Die Gräfin nahm dieſe Ausführung nur als eine ſeltſame aber doch unverkennbare Huldigung; der Marquis lobte ihre innere Bedeutung. Ephraim konnte der Anmuthung nicht widerſtehen, die auch in der nicht beabſichtigten Ausdeutung eines Ausſpruches liegt, und ſchon war er in Gefahr, abermals ſich ſein eigentliches Leben verzaubern zu laſſen, aber er zwang ſich zur Entſcheidung und lenkte zurück, indem er erzählte, daß er, wenn auch mit großem Widerwillen, eine Zeitlang mit der Geldprägung ſich beſchäftigt habe. Die Gräfin wollte wieder nur ein Sinnbildliches darin finden, behauptete aber auch zugleich, daß ſie an die Goldmacherkunſt glaube, und warnte den Freund nur vor gefährlichen Experimenten.

Ephraim ſah ſich in immer neuen Masken gefangen und mit der äußerſten Anſtrengung betheuerte er nun, wie er entſchloſſen ſei, ſich und die Geliebte aus dem Lügenleben zu retten, und daß er ſich zwingen wolle, eine andere Religion zu bekennen. Er faßte die zarten Hände, bedeckte ſich damit die Augen und ſprach in dumpfem Tone vor ſich hin: „denn ich bin ein Jude, ich war es, wenn Sie gebieten.“

„Das iſt ein unwürdiger Scherz,“ erwiderte die Gräfin, ihm die Hände entziehend.

„Es iſt kein Scherz.“

„Und wie nennen Sie ſich denn auf ebräiſch?“ fragte die Gräfin lachend.

„Ephraim Moſes Kuh.“

„Sie ſollten ſich einen wohlklingenderen Namen andichten.“

„Ich dichte mir ihn nicht an.“

Ephraim mochte betheuern und beſchwören ſo viel er konnte, die Gräfin blieb dabei, ſie glaube ihm nicht; ſie ſcherzte unaufhörlich, aber in ihren Blicken lag eine unheimliche Flamme und ihre Lippen bebten. Plötzlich klingelte ſie nach dem Arzte und bat den Marcheſe ſich zu entfernen, aber kaum war dieſer weggegangen, als ſie nach dem Chevalier ſchickte..

Ephraim ſaß in ſeinem Zimmer, von Mißmuth und Reue gequält. Wie einſt in ſeiner Liebe zu Recha die Poeſie, ſo hatte er jetzt auch ſein innerſtes Heiligthum, den Glauben in die Schanze ſchlagen wollen, ohne eines gewiſſeren Erfolges ſicher zu ſein; wie konnte er fortan Ruhe und Erhebung an den Altären ſuchen, die er im Gedanken ſchon ſo feig verlaſſen hatte? Der Bediente der Gräfin Aurora trat ein und übergab einen Brief von dem Chevalier, Ephraim erbrach ihn und las:

„Mein Herr Marquis! Sie haben mir Ihren Stand verhehlt, wie ich ſo eben von der Gräfin Aurora erfahre, meine Klinge würde ſich weigern, Ihnen im Ehrenkampfe zu begegnen; Sie verſtehen die Kaufmannsſprache, ziehen Sie alſo nach Sicht von hier ab. Wenn Sie heute Abend noch hier ſind, können Sie mit Ihrem falſchen Paſſe den Weg nach dem Gefängniſſe finden, die Sache wird ruchbar. Nehmen Sie Ihre Bücher mit, und vergeſſen Sie den Don Quixote nicht. Grüßen Sie Ihren Vetter Ahasver, wenn Sie ihm auf ſeinen Wanderungen begegnen.

Caſanova de Seingalt.“

Faſt eben ſo plötzlich als er in dies Leben hereingeſchleudert worden, wurde Ephraim demſelben wieder entriſſen.

22. Empfindſame Reiſen und der Prophet.

Den Reſt des Winters verbrachte Ephraim in ſtiller Zurückgezogenheit in einer norddeutſchen Univerſitätsſtadt; die wiſſenſchaftliche Atmoſphäre, in der man ſich hier bewegte, war erfriſchend. Ephraim holte ein Stück verlorener Jugend nach, indem er ſich dem ſorgloſen Studententreiben anſchloß, aber doch fühlte er oft, daß er innerlich zu alt war, ſchon zu Vieles erlebt hatte, um noch ganz die tolle Jugendluſt zu erwecken. Er überſetzte hier einen großen Theil der Epigramme Martials, aber kaum ſendete der Frühling ſeine erſten Boten, als die Reiſeluſt neu erwachte. Im klaren Muſenquell der klaſſiſchen Dichter hatte er ſich die Augen rein gewaſchen, und nun konnte er die Welt wieder frei und friſch betrachten; bald aber gerieth er abermals in jene empfindſamen Nebel, die damals über ganz Deutſchland hingen. Man ſtand am Vorabende einer weltgeſchichtlichen Kriſis, das Blut ſtockte ſchwer und voll, der Geiſt der Menſchen irrte fieberiſch bald in der abenteuerlichſten Sucht nach Geheimniſſen, bald in keckſter Entblößung des bisher heilig Verhüllten, umher, und durch Alles hindurch zog ſich eine Schwermuth, eine Bangigkeit der Gemüther, eine ſelbſtquäleriſche Grübelei, es war wie der ſtille Schauer vor einem hereinbrechenden Gewitter.

„Du haſt den Fehler ſo vieler Juden begangen, die ſich unmittelbar von der Judengaſſe in die Paläſte der ſogenannten höheren Stände drängen,“ ſagte Ephraim zu ſich, „da droben kann es nur Hofjuden geben, denen man in gnädigem Spaße die Broſamen der Duldung zuwirft; wie ſollen wir hier eine Gleichheit hoffen, die den niederen Ständen der eigenen Nation nicht zuerkannt wird? An das Volk, das kernig und mit geſundem Sinne, wohl verblendet, aber nicht geblendet iſt, da müſſen wir uns feſt anſchließen, die Thränentaufe über den gleichen Druck der Gewalthaber und des verjährten Vorurtheils einigt uns, und dort allein iſt noch ungebrochene und unverdorbene Naturkraft.“

Ephraim war bis zum Süden des deutſchen Vaterlandes vorgedrungen, er gewöhnte ſich wieder daran, all ſein Denken und Empfinden in die Dichtung einzulenken; er lebte jenes erhöhte Doppelleben, das mit dem eigenen Daſein ein anderes ſtill verborgenes in ſich nährt. Er hatte den Plan, nach dem Muſter Taſſo's ein großes Heldengedicht: „die Zerſtörung Jeruſalems“ zu dichten. Geſtalten, groß und kräftig, ſtiegen vor ſeiner Seele auf, der Todeskampf einer Heldennation ſtürmte gewaltig vor ſeinem Auge. Wie kleinlich und nichtig waren ihm jetzt all die Sorgen und Kümmerniſſe ſeines Lebens, die von den Blicken eines Mädchens und dem Lächeln ihrer rothen Lippen ausgegangen waren; fernhin nach dem Oſten zu den Trümmern Salems wollte er wallfahrten, dort am Sarge einer großen Nation, der noch über der Erde ſteht, von Niemand zur Ruhe geſenkt, dort wollte er ein Grablied ſingen, daß die Engel im Himmel mit ihm weinten, und die Menſchen ſich verſtehen und lieben lernten; auf den umgeſtürzten Säulen Zions wollte er den tiefſten Schmerz aus ſeiner Seele hauchen und ſterben oder zu erneutem Leben ſich erheben.

Gelang es ihm, Schmerz und Klage um Zertrümmerung ſeines Volkes, um ſeine endloſen Qualen in melodiſche Worte zu faſſen, ſo ſollte dieſer Jammer und mit ihm ſein eigenes banges Herz erlöſt ſein; aber dieſe Vorkoſt eines ſich zum Höchſten hinanſchwingenden Lebens und Dichtens war auch Alles, was er eroberte, er konnte nicht mehr ſeine ganze Geiſteskraft zu einer einzigen That in ſich ſammeln, er hatte ſich zu ſehr daran gewöhnt, den kleinen Begegniſſen des Lebens etwas abzutrotzen; ſein Schmerz war nicht ein einheitlich gewaltiger, blutig klaffender, er blutete aus den tauſend Nadelſtichen eines kleinlichen Schickſals. Wie oft überredet man ſich bei mangelnder Kraft einem großen Vorſatze nachzukommen, dieſen ſelbſt nur als eine Vorſtufe zu anderen Ausführungen zu betrachten, und wo die That zurückbleibt, ſich an einer gewonnenen Erkenntniß zu erfreuen.

Ephraim wollte im Ausdenken des Planes die Befreiung von dem Schmerze, als Jude geboren zu ſein und zu leben, gewonnen haben, und es erſchien ihm als genehmer, daß er ſich wieder dem unmittelbaren Leben zuwenden wollte.

Nach dem Vorgange Montesquieu's mit ſeinen perſiſchen, Voltaire's mit ſeinen engliſchen, und d'Argens mit ſeinen jüdiſchen Briefen, wollte er ebenfalls jüdiſche Briefe ſchreiben, er wollte ſich einen ganz freien poetiſchen Standpunkt dafür ſchaffen: ein Jude aus der Zeit Chriſti oder gar aus der Zeit Davids bereist die chriſtlichen deutſchen Länder, und berichtet über deren Sitten und Einrichtungen. Das war eine glückliche Anlage zur vielſeitigſten Ironie.

Das doppelt gewahrte Verſteck, aus dem ſich nun Ephraim das Weltleben betrachten konnte, gab ihm ein Vollgefühl der Freiheit, und er hoffte mit allen Begegniſſen frei ſpielen zu können; ſie beherrſchten ihn nicht, ſie mußten ihm dienen, alle Verwirrung und alle Sinnesbeſchränktheit berührte ihm nicht; er wollte wie ein Zauberer mit all den bunten Lebenserſcheinungen walten.

Das Reiſen im Wagen war mißlich: ſtundenlang einen Gedanken feſthalten, ohne ihn durch Aufzeichnung abgelöst zu haben, machte Schwindel. Ephraim ließ ſeine Bücher in einer kleinen Reſidenz, und durchſchwärmte zu Fuße Berge und Thäler.

Eine Bettlerin ging barfuß in die Stadt, ſie trug die Schuhe in der Hand, um das Leder zu ſchonen, ſie bat um eine „chriſtliche Gabe," Ephraim griff in die Taſche und gab ihr ungezählt eine Hand voll Geld mit den Worten: „das iſt eine jüdiſche Gabe, denn ich bin ein Jude." Wie freute er ſich, ein armes Weib von dem Vorurtheil eines an ſich unſchuldigen Ausdruckes erlöst zu haben.

In der Regel war es eine Eigenthümlichkeit Ephraims, daß er gern einen Laſttragenden oder Nothleidenden, der ſtille vor ſich hin ging, mit einer Gabe überraſchte. Er that das lieber und reichlicher, als wenn er um Beiſtand angeſprochen wurde.

Ein Trödeljude kam die Straße entlang, den Querſack auf dem Rücken, bunte Tücher hingen am Arme, ein runder gelber Fleck war auf die linke Seite ſeines Rockes genäht, und er ſchien im Gehen ein Gebet zu verrichten. Das Herz Ephraims pochte laut, als er ihn demüthig grüßen ſah, er geſellte ſich zu ihm und es that ihm wohl, wenn auch durch eine Täuſchung, dem abgehärmten Manne das Wohlwollen eines vornehmen Mannes zu zeigen; er fragte daher den Trödler freundlich nach Handel und Wandel. „Die Aufklärung ſollte untergehen,“ ſagte der Trödler, „der Bauer wird zu geſcheit und durchtrieben, es iſt nichts mehr mit ihm zu handeln.“ Ephraim ſuchte zu beweiſen, daß die Aufklärung der Meſſias der Juden ſei, dann kämen auch beſſere Zeiten, wo man keinen gelben Lappen mehr auf dem Herzen zu tragen brauche. „Das iſt mein Ordensband,“ ſagte der Trödler, „mir iſt es lieber als ein Generals-orden vom Kaiſer, drüben in der andern Welt gilt dieſer Orden mehr, vielleicht haben ihn andere Leute auch einmal getragen und haben ihn mit Scheidewaſſer wegputzen laſſen.“ Der Trödler ſah Ephraim ſcharf an, denn er hielt ihn für einen getauften Juden, er fragte ihn indeß doch, ob er nichts zu handeln hätte, und trennte ſich, als dieſes verneint wurde, bald von ihm.

In das Leben jedes Baumes, der am Wege ſtand, verſenkte ſich Ephraim; er ſah ihn keimen, wachſen und ſterben, in jede Hütte, vor der er vorüberkam, drängte ſich ſein Geiſt, und ſchloß ſich an das Leben derer an, die darin wohnten; aber in ſeinen unabläſſigen Todesgedanken begrüßte er all das Schöne, all die Berge und Thäler, wie zum Erſten- auch zugleich zum Letztenmal, er nahm mit der erſten Wahrnehmung als ein Sterbender auch zugleich Abſchied von allem dieſem.

„Lachend oder weinend trabe
Ich doch ohne Raſt zum Grabe“

ſchrieb er einſt nach einer entzückenden Ausſchau von einem Berg in ſein Taſchenbuch.

Dieſer eigenthümliche Lebensüberdruß ließ ihn darum die Genüſſe dieſer Reiſe nicht in ihrer freien Friſche koſten. Da ſtand er im Nußbaumſchatten an den Ufern des grünen Rheines, ſah die Burgen auf den Rebenbergen, ſah die Städte und Dörfer, die ſich ſo lichtglänzend im Spiegel des Stromes beſchauen, und von all den Wundermären, die aus der Vergangenheit herüberklingen, von all der Weinesluſt, die durch das friſche Leben zieht, wollte nichts die Müdigkeit ſeines Seins beleben.

Wie ein Kranker, den man von ſeinem Lager in die volkreichen Straßen hinaustrüge, ſtaunend und verwirrt in das Treiben und den Lärm des Lebens hineinſtarrte, ſo fühlte Ephraim ſein Sinnen ſchwer bedrückt und er vermochte nicht die Laſt abzuwälzen. Da ſtand er hoch oben im friſchen Lebensathem der Berge, und er ſchaute trüb hinab, denn er gedachte des Elends, das in den Bergesfalten verſteckt liegt, und mitten in dieſer Welt voll Majeſtät und Freiheit erblickte ſein inneres Auge nichts als einen keuchenden und mißhandelten Juden. —

Weg mit dieſen Jammerbildern! ſagte er hundertmal zu ſich, aber ſein Herz kehrte immer wieder dahin, und er grüßte freundlich, wenn er durch eine Stadt oder ein Dorf fuhr, wo die Juden feſtlich geſchmückt am Wege ſtanden, ihren Sabbath feiernd; er freute ſich, daß ihnen doch noch Sonnenſchein und Luſt gegönnt war und daß ſie ſich feſtlich ſchmücken mochten in einem Leben voll Gram und Verfolgung. Bei den Wirthen erkundigte er ſich ſtets auf vielen Umwegen, ob auch Juden hier in der Stadt wohnten; wurde er von Jemand ſcharf beobachtet, ſo glaubte er ſich entdeckt, beſonders fürchtete er dieß, wenn ihn ein Jude ins Auge faßte, denn es iſt ein eigenthümlicher Zug, daß ſich zwei Juden alsbald erkennen, oft nur durch die Art des gegenſeitigen Anſchauens. — In jener wühlenden Neugier und Zudringlichkeit vieler Juden, die dich bald nach der erſten Begrüßung nach Haus und Hof und Allem, was um und an dir iſt, fragen, in allem dieſem ſah Ephraim, ſo oft es ihm begegnete, nur einen gemüthlichen Familienzug, der die Leidenden ſich erkennen und einander anſchließen läßt und ihnen ein Recht gibt, den familiären Anſchluß von jedem Zugehörigen zu fordern. Er fühlte ſich geneigt, ihm nachzugeben, als zwei Begegniſſe ihn wieder auf den allgemeineren Standpunkt führten.

Durch die Judengaſſe einer volkreichen Stadt Mitteldeutſchlands wanderte Ephraim; da war nichts als dumpfer modriger Brodem, ein lärmendes Rennen und Jagen, Handeln und Streiten in dem engen Raum, den die beiden Häuſerreihen mit den hohen Giebeln einſchloſſen, kein Sonnenſtrahl leuchtete frei herein; er ſchaute hinauf nach den zahlloſen Fenſtern, hinter denen Hunderte ihr Kummerleben friſteten, er ſchaute um ſich her: in den Erdgeſchoſſen, die ſich in dunkle Höhlen verloren, war der bunteſte Trödelkram durch einander gewürfelt. Da ſah er einen ſtattlichen Greis, ſchneeweiße Locken bekränzten ſeinen Scheitel, unter den aufgeſträubten Brauen blickte ein ſchwarzes Auge hell hervor. „In dem Glanze dieſes Auges liegt ein Strahl aus dem ewig ſchaffenden Geiſte Gottes," ſagte Ephraim zu ſich, „aus anderm Stande hervorgegangen, wärſt du vielleicht als Dichter, als General oder Staatsmann hochgeehrt." Er ſchuf ihm plötzlich ſeinen ganzen Lebensweg um, der Alte bemerkte ſchnell, daß er ein Gegenſtand der Forſchung geworden war, und freundlich Ephraim zunickend, rief er: „Nichts zu handeln, Herr Graf?" — „Nein," antwortete dieſer, und verließ ſchnell die Judengaſſe.

In einem kleinen Städtchen ſah er ein Getümmel vor dem Zollhauſe, als er näher kam, hörte er, daß ſeit Kurzem ein Glaubensgenoſſe den Judenzoll gepachtet habe, und nun mit unerhörter Tyrannei verfahre, um guten Profit herauszubringen; während er ſo mit den andern redete, trat der Zolleinnehmer an den Wagen und rief: „Du mußt mir auch bezahlen!" Ephraim fuhr raſch davon.

Dieſes Wuchern mit der eigenen Schande empörte ihn am meiſten, er wollte ſich ganz von dieſem ekeln Treiben losſagen, und verfiel ſelbſt in den Fehler, den er ſo oft getadelt hatte, einzelne Freche und Niedrige zum Urbilde zu machen und der tauſend Edeln und Guten zu vergeſſen.

Auf einer Fußwanderung begegnete er einem jungen Bauern, der ſich ſitzlings auf dem Pferde hielt, das den Pflug heimwärts zog; hell und kräftig ſang der Jüngling in den Abend hinein, und ſeine Jodler hallten von den Bergen wieder. Ephraim geſellte ſich zu ihm, der Anblick dieſes blühenden freien Jünglings ergötzte, wie wenn man friſche Bergluft einathmet. Der

Bauer fragte unſern Wanderer, ob er der morgigen Kirchweih wegen hergekommen ſei, und als dieſes verneint wurde, bemerkte er ſtolz, daß oft viele hohe Herrſchaften kämen und bei ſeinem Vetter, dem Adlerwirth, gut beherbergt wären. Ephraim verſprach auch zu bleiben, und der Bauer riß ſich im Vorbeireiten ein Blatt vom Baume, ſteckte es zwiſchen die Lippen und blies die luſtigſten Ländler damit, um den Vorſchmack von den morgigen Freuden zu koſten.

Hier nun endlich wollte Ephraim allen Staub aus den Büchern und von den Trümmern Jeruſalems von ſich abſchütteln.

In einer bukoliſchen Erinnerung ſchrieb er das Gedicht:

Heil euch Erlen, Eſchen, Linden!
Berg' und Thäler, ſeid gegrüßt!
Laß mich hier die Freuden finden,
Die ich in der Stadt vermißt.

Nehmt mich auf in eure Hütten,
Ihr beglückten Schäfer ihr!
Ihr von unverdorbnen Sitten,
Welch ein Leben führt man hier!

Brüder kränken keine Brüder,
Und des Stolzes ehrnes Joch
Drücket nicht den Kleinen nieder;
Goldnes Alter herrſcht hier noch.

Prunkwerk und erzwungne Freuden
Kennen unſre Städte nur;
Aber hier auf euren Weiden
Lachen Freuden der Natur.

Nicht lange nachdem Ephraim in die Wirthsſtube getreten war, hörte er, wie ein Bauer, der mit einem Andern würfelte, ausrief: „Sieben wie ein Jud! Wär' doch eher dem Teufel ſein beſtes Paar Hexen verreckt, als daß ich auch noch den Schoppen verlieren muß.“ —

„Du biſt verloren wie des Juden Seel, Chriſtoph,“ ſagte ein hinzutretender Schmarotzer, welchem der Gewinnende ſein volles Glas reichte. —

Ephraim wurde über und über roth, als er jene Redensarten hörte, ein neckiſcher Dämon ſchien ein grauſames Spiel mit ihm zu treiben. Als nun der Verlierende aufſtand, und ſein ausgeleertes Glas auf den Tiſch ſchlug, rief ihm der Dorfſchütze zu: „Warum ſchon fort, Chriſtoph? führſt du Juden, dein Annamarei möcht' balgen (zanken), weil du ein Schöpple trunken haſt? Ich glaub' du mußt wie des langen Jörgs Peter dein Weib auch anhauchen, wenn du heimkommſt, damit ſie riecht, was dir durch die Gurgel gelaufen iſt.“ —

„Ich glaub', der Schulz hat dir das Krautmeſſer da umgehängt, damit du einem Ehr' und Seel' abſchneiden kannſt, ſonſt haſt du doch nicht viel zu ſchneiden, du Hungerleider, du biſt ja ein Kerl, wenn du einen Batzen im Sack hätteſt, kaufte ich dich nicht einmal für einen Groſchen.“ — So erwiderte der Gereizte.

„Na, na, keine Händel,“ riefen die Anderen, „zeig' du jetzt den Meiſter, Chriſtoph, und bleib' noch da.“

„Nein, ich muß jetzt zum Schulmeiſter, er ſoll mir meinen Jud 'runter putzen, man kann ſich in ſo einem Bart morgen bei der Kirchweih doch nicht ſehen laſſen.“ Chriſtoph ging, und die andern folgten ihm bald.

Ephraim ſaß noch lange, den Kopf in beide Hände geſtützt, einſam und nachſinnend in der Wirthsſtube. Nur ein kleines Mädchen war noch da, das ſich an das andere Ende des Tiſches ſtellte und den Fremden neugierig betrachtete. Ephraim rief das Kind zu ſich, ſetzte es auf ſeinen Schooß und küßte es.

„Wie heißt du?“ fragte er.

„Mathilde.“

Er ſetzte das Kind wiederum leiſe nieder, er verhüllte ſein Antlitz und es ſprach in ihm: „Wozu noch ein Jude, iſt es nicht jämmerlich genug, ein Menſch zu ſein, ein Halbling, gebunden und gefangen mitten in dieſer nichtsnutzigen Welt?“ Er konnte von der Flaſche, die vor ihm ſtand, keinen Tropfen genießen.

Glockengeläute weckte ihn am andern Morgen, er lächelte darüber, daß er ſich durch bloße Redensarten hatte verſtimmen laſſen, die bald verſchwinden können, denn im Leben der Menſchheit wie im Leben der Menſchen findet es ſich, daß herrſchende Begriffe als ſprüchwörtliche Redensarten eine Zeit lang im Umlauf ſind, ſodann aber eingeſchmolzen und mit den Herrſcherbildern der Gegenwart neue geprägt werden, das Volk liebt die alte Münze ſehr und gewöhnt ſich nicht ſo leicht an neue.

Ephraim ging mit der frommen Menge zur Kirche, er wollte zu Gott beten in ſtiller Andacht; da ſtand im ſchwarzen Talare ein kleines Männchen auf der Kanzel, und predigte in näſelndem Ton „von denen falſchen

Phariſäern und denen verdammeten Juden, die den Heiland gekreuziget haben.“ Faſt die ganze Rede war aus Bibelverſen bunt zuſammengeſtückelt. „An dieſes Heraufbeſchwören einer verjährten Sünde der Juden,“ ſagte Ephraim zu ſich, „heftet ſich der Dämon des Haſſes, an welchen ſich die Unterdrückung und Verſchlechterung und die daraus folgende Geringſchätzung anſchließt, wann wird das enden?“ Er erinnerte ſich jenes alten in der Kindheit vernommenen Volksgebrauches, daß man ein Richtſchwert, mit dem hundert Köpfe abgeſchlagen wurden, zur ewigen Ruhe ſtellen muß, und die Frage regte ſich in ihm: wann wird dieſes Richtſchwert des Glaubens und der gegenſeitigen Verdammung zur ewigen Ruhe geſtellt? Hat es nicht ſchon Tauſende und Tauſende gemordet?

Nach der Predigt wurde das Aufgebot verleſen, daß alle männlichen Inſaſſen vom ſechzehnten bis zum ſechzigſten Jahre, kommenden Dienſtag, mit Hacke und Schaufel verſehen, auf das Schloß des gnädigen Herrn zur Frohn kommen müſſen.

„Wann wird das enden?“ ſagte Ephraim wieder zu ſich. „Einſt werden die verjährten Frohnen miteinander aufhören.“

Nach der Mittagskirche war Scheibenſchießen nach altem Brauche mit der Armbruſt, ein Türke wurde als Zielſcheibe aufgeſteckt, man zielte nach der Agraffe an ſeinem Turban. Nach dieſem wurde ein Jude aufgeſteckt, ein wieherndes Gelächter begrüßte die abenteuerliche Fratze mit dem langen Barte, der bis auf die Mitte der Bruſt hinabreichte, wo ein ſchwarzer Fleck als Centrum bezeichnet war; von allen Seiten hagelte es Spott und Witz. Ephraim entfernte ſich ſtill.

Der Reiche und der in Achtung Geborgene mag es lächelnd mitanſehen, wenn man öffentlich über ſeine Armuth oder ſein geringes Anſehen und in vertrauten Kreiſen ſogar über ſeine Perſon ſich luſtig macht, aber der, welcher nach Anerkennung ringt und an tauſend Schranken anprallt, fühlt ſich durch Spott im Innerſten angegriffen und entmuthigt, daher die Empfindlichkeit ſo vieler Juden, die in öffentlichen und traulichen Beziehungen eine Rückſichtsnahme erheiſcht, wie ſie von fröhlichen Menſchen nur ſelten geboten werden mag.

Weit leichter war es Ephraim geworden, ſich von den ſogenannten höheren Ständen zu trennen, in ſeinem Unmuthe ſah er dort nur Menſchen, die von der Modeſcheere verſchnitzelt und verpfuſcht waren; hier ſah er das Volk in Laufbändern ſich mit der klimpernden Kinderraſſel vergnügen. Er gedachte des Mannes mit der großen Seele und der gewaltigen Hand, der die Laufbänder in der Erziehung des Kindes und des Volkes entzwei ſchnitt, und laut forderte, daß man ſie frei ſich bewegen laſſe; wohl ſchrien die Großmütter und trippelnden Tanten Zeter und Wehe über dieſe Neuerung, und betheuerten, das Kind würde ſich den Kopf zerſchmettern, wenn man es ohne gepolſterten Fallhut und ohne patriarchaliſche Bonne allein laufen ließe, aber es half nichts.

Ephraim überwand ſeine grämliche Verzweiflung immer mehr und-mehr. Da theilte er die europäiſche

Menſchheit nicht mehr in Juden und Chriſten, ſondern in Herren und Knechte ein, da ſchien das Volk kein Kind mehr, es war ein Unterdrückter, — der ſich eine Minute frei zu ſein dünkt, weil es noch einen Niedreren giebt, den er unterdrückt und verhöhnt; die leibeigenen Bauern drückten die Kammerknechte des Kaiſers, die Juden.

Auf den Alpen dort war Sinai und Golgatha, dort wandelte der Prophet, in einer Wallfahrt zu ihm gewann das Leben und die Reiſe Ephraims wiederum Ziel und Zweck, nun flatterte er nicht mehr wie ein verſcheuchter Vogel in der Irre umher.

Mit freudegeſchwelltem Herzen ſaß Ephraim in einem Nachen, um nach der Petersinſel, dem Aſyle Jean Jacques, überzufahren. Es war ein friſcher Herbſtmorgen, die Nebel verzogen ſich nach und nach, und wie aus einer Wolke ſtieg die liebliche Inſel mit dem röthlichen und gelblichen Kranze ihrer Baumgruppen vor dem Blicke auf. Ephraim traf Rouſſeau botaniſirend, dieſer ſah ſcheu auf, als er den Fremden bemerkte.

„Sind Sie der Mann, einem Juden vorurtheilsfreies Gehör zu geben?“ fragte Ephraim, ihm keck in den Weg tretend.

„Ich freue mich der beſonderen Bildung jeder Blume,“ antwortete Rouſſeau lächelnd; er betrachtete eine Blume, die er in der Hand hielt, blickte hin und wieder auf und beobachtete den Ankömmling ſcharf. „Salem aleikom,“ ſchloß er dann.

Ephraim lächelte über dieſe Schlußbegrüßung, bei welcher ihm Rouſſeau die Hand reichte, denn er hatte nicht erwartet, wie der Erzvater Abraham empfangen zu werden.

„Ich komme nicht aus den patriarchaliſchen Hütten,“ begann er wieder, „mich treibt mein Stiefvaterland hieher, das mich ausgeſtoßen und mich verkümmern läßt; überall, ſo weit ein Kirchenglockenton vernehmbar iſt, höre ich Verachtung, Haß und Verfolgung mit ehernen Zungen mich, den Juden, ſchmähen. Sie müſſen es ſich gefallen laſſen, daß Alle, die bedrückter Seele ſind, im Tempel Ihres Herzens die Weiheopfer und Abbilder ihrer Leiden niederlegen. Zu Ihnen bin ich gewallfahrtet, ich umfaſſe Ihre Kniee und danke Gott, daß er mich einen Menſchen finden ließ.“

„Ich bin es wieder, ſeit man mich genöthigt, aus dem Gifthauch der Städte zu fliehen,“ entgegnete Rouſſeau. „Je geſelliger ein Menſch wird, um ſo ſchlechter wird er. Die Intoleranz, der Fluch der Menſchheit, laſtet aber nicht allein auf den Juden, auch ich bin verbannt von der Tyrannei der Menſchengeſellſchaft, weil auch ich mich weigere zu denken und zu fühlen, wie Prieſter und Könige es vorſchreiben; aber ich halte dennoch feſt an dem leitenden Gedanken meines Lebens: es iſt mitten in der Verkehrtheit und Verderbtheit der Welt möglich, es muß möglich ſein, nach eigenem feſten Grundgedanken, nach den Geſetzen der Vernunft ſein Daſein zu geſtalten.“

„Und ein Jude?“ fragte Ephraim.

„Ein Jude?“ fuhr Rouſſeau nachdenklich fragend fort. „Vor alten Zeiten habt ihr Juden euren Jehova neben Chamos geſtellt; lehren die Rabbinen von

Amſterdam noch, daß auch außer eurer Kirche Heil zu finden ſei?"

„Die Gerechten aller Nationen haben Theil an der ewigen Seligkeit, lehren unſere Kirchenväter," erwiderte Ephraim.

„Duldſamkeit allen denen, welche Duldſamkeit üben, denn eine ausſchließliche Nationalreligion kann im reinen Geſellſchaftsvertrage nicht beſtehen."

Ephraim faßte die Hand Jean Jacques und küßte ſie inbrünſtig; dieſer ſah ihn verwundert an und zog ſeine Hand ſchnell zurück, indem er ſprach:

„Daß doch die Erbärmlichkeit der Menſchen die herabdrückt, welche berufen ſind, frei und ſtolz das Haupt zu tragen und Niemand ſklaviſche Verehrung zu bezeigen." Und verſchwunden war er in den Gebüſchen.

Ephraim ſtand ſelbſt wie verloren da, und er empfand nur die Einſamkeit ſeines Herzens; aber aus der Tiefe erhob ſich der Gedanke, daß es vergebens iſt, in der Außenwelt, in einem Andern, ein Heilthum zu ſuchen, nur wer einen Tempel in ſich hat, wird ſolchen in der Welt finden, nur wer den Frieden mitbringt, dem kommt er entgegen.

Ephraim wollte fortan nur die Frucht ſeiner eigenen inneren Thaten.

Eine alte Erinnerung tauchte wieder in ihm auf, er war aus dem Geleiſe des gewöhnlichen Lebens herausgetreten und konnte nicht mehr einlenken; nach Otaheiti, in's Eldorado der Einfalt, dorthin, wo die unverdorbene reine Menſchennatur ſich entfaltet, zog es ihn mit magiſchen Banden.

Mit neuer Seelenerhebung las er aber- und abermals die lockenden Schilderungen von jenem gelobten Lande, die damals die ganze Jugend entzündeten, und ſie mit Rouſſeau das Ideal des Menſchen in dem Wilden, dem ſogenannten Naturmenſchen jenſeits der Bildung, erkennen ließen; der Vorſatz befeſtigte ſich immer mehr in ihm. Der Winter nahte, er beſchloß, ihn im Kreiſe ſeiner Angehörigen zuzubringen, und dann auf ewig von ihnen Abſchied zu nehmen; mit dem Frühling wollte er einem neuen Frühling ſeines Lebens entgegenſteuern.

23. Der Landſtreicher.

Die Riegel raſſeln, die eiſerne Thüre dreht ſich ächzend in ihren Angeln, wir treten zu Ephraim in den Kerker. Da ſitzt er in ſich verſunken, und wälzt wie Siſyphus in ſich die ſchwere Bürde ſeines Geſchickes hinauf bis zur Sonnenhöhe der Ruhe und Erkenntniß, aber noch vor dem Ziele rollt die tückiſche Laſt immer wieder in den dunkeln Abgrund.

Die Ereigniſſe des letzten Tages ſchwirrten noch ruhelos in ſeinem Kopfe, er konnte ſeine Tollkühnheit nicht begreifen, daß er es wagte, auf ſeiner Reiſe nach der Heimath nochmals in jener Reſidenz zu übernachten, wo er ſich in das üppige Hofleben gedrängt hatte. Er ſah hier in dem Gaſthofe Trevirano am Tiſche ſitzen und Bank halten, ein großer Haufe Goldes lag vor ihm; Ephraim trat hinzu und heftete den Blick auf

Treviranv, dieſer fragte ihn fremd und barſch, was er wolle, und Ephraim erwiderte, er werde es ihm am andern Morgen ſagen. Am andern Morgen wurde er aus dem Bett geholt und in den Kerker geführt, wie man ihm ankündigte, wegen Defraudation des Judenzolls. Faſt willenlos folgte er, denn er ſah es als gerechte Strafe des Himmels an, daß er gerade hier, am Orte ſeiner Sünde, verhaftet werden mußte.

In dem halbrunden Gemache, wo das Tageslicht durch ein zwiefaches eiſernes Gitter verkreuzt war, hier ſaß er nun ſchon ſeit drei Tagen und fühlte all die Schauer eines lebendig Begrabenen.

Wir wiſſen es ſelten, wie die Menſchen, Blumen und Vögel um uns her gleichſam Hände, Kelche und Flügel ausgeſtreckt halten, und uns in Wonne und Schmerz tragen. Aber plötzlich, abgeſchnitten von all dem, das du nicht kannteſt, da es dein war, und nun mit dir und deinem Bewußtſein allein, verſteint in der Einſamkeit, während Schall und Licht dir das Leben draußen verkünden: da fühlſt du, daß du mitten aus dem Lebensſtrome herausgeriſſen, noch trieſeſt von ſeinen Wellen, und bald nach dem erſten Fröſteln und Schaudern wirſt du es verſuchen, in dein Innerſtes und in das der Welt vorzudringen.

Ephraim lag auf der Pritſche, er betrachtete ſeine Hand, ihre Poren und vielverzweigten Einſchnitte, und dachte daran, wie er dieſe Hand ſo lange erhalten müſſe, bis ſie den Würmern zum Fraß diene, wie ſonderbar es ſei, daß dieſe Summe von Erlebniſſen, Gefühlen und Beſtrebungen nur da iſt, wo dieſe Hand und dieſer Körper hingeſchleppt werden; er verſenkte ſich nun in die bewegende Kraft alles dieſes, die Seele. Bis zur Verwirrung wirbelten die Gedanken wieder in ihm zuſammen, er half ſich dadurch, daß er zu ſingen begann, er überſchrie das Getöſe in ſich. Plötzlich horchte er auf: aus dem untern Kerker drang eine Stimme. Er legte ſich auf den Boden, er vernahm eine jüdiſche Kirchenmelodie, ſogleich ſtimmte er ein, der Untere legte der Melodie die Frage unter, wer denn über ihm wäre. Ephraim ſchrack zuſammen, es war ihm wie damals, als er auf dem Maskenball zum Erſtenmal von unſichtbarem Munde angeſprochen wurde, und doch, wie verſchieden war die Lage von ſonſt und jetzt; er antwortete indeß ſchnell in derſelben Melodie, was ihm räthlich ſchien, denn er zweifelte noch, ob er vor dem Richter ſein Judenthum eingeſtehen ſolle, und fürchtete daher von einem Spion ausgeforſcht zu werden. Jüdiſche Melodien abſingend unterhielten ſich nun die beiden Gefangenen, der Wächter konnte kein Arges hieran nehmen, die Gefangenen durften ja nach Luſt und Laune ſingen. Der Mitgefangene Ephraims war aus gleichem Grunde wie er verhaftet worden. Noch hatten ſich die beiden Eingekerkerten in ihrem Recitativ keine volle Stunde unterhalten, als ſie ſich nichts mehr zu ſagen hatten. Wir wiſſen es in der Freiheit nicht, welch einen mächtigen Einfluß es auf die Unterhaltung übt, daß die Unterredenden ſich in's Antlitz ſchauen können, ein Blick, ein Mienenſpiel, die ganze äußere Erſcheinung mit ihren unmittelbaren Eindrücken belebt das Geſpräch immer wieder von neuem; die beiden Gefangenen, die ſich nicht ſehen konnten noch je geſehen hatten, mußten daher bald verſtummen. Jeden Morgen fragten ſie ſich gegenſeitig, wie man geſchlafen, ob noch kein Urtheil gefällt wäre, und dann überließ ſich jeder ſeinen eigenen Gedanken. Ephraim vermißte vielleicht die Menſchen weniger als ſeine Bücher; ſo im Halbdunkel daſitzen, ſich nicht in Leben und Denken eines Andern verſetzen und ſich ſeiner eigenen Gedanken weder durch Geſpräch noch durch Aufzeichnung entledigen zu können, das iſt eine Qual, die ſich in die Gehirnfaſern eingrabt. Eine Nachricht ſeines Mitgefangenen machte Ephraim ſtutzig: er erfuhr, daß der Aufſeher des Gefängniſſes ein getaufter Jude wäre; dieſer Gefangene unter ihm konnte der Kerkermeiſter ſelber ſein, er gab ihm keine Antwort mehr. Der Kerkermeiſter war ihm zuwider durch ſein ſchmunzelndes Freundlichthun und durch die jüdiſchen Redensarten, mit welchen er ihn begrüßte; dieſe Chriſten mit dem jüdelnden Jargon waren Ephraim in der Seele zuwider, denn in dieſer ſcheinbaren Anbequemung liegt meiſt nur Spott und Neckerei verſteckt; zudem war Ephraim beleidigt, daß man ihm wie einem Schacherjuden begegnete, er war ſtolz und wortkarg.

Von nun an begann er indeß freundlicher gegen den Kerkermeiſter zu werden; dieſem Schelmengeſicht mit den wollichten grauen Haaren und den ſilbernen Ohrringen glaubte Ephraim ſchon einmal begegnet zu ſein.

„Hab' ich Euch nicht ſchon einmal geſehen?“ fragte Ephraim einſt.

„Einmal? zehnmal,“ erwiderte der Kerkermeiſter, „ich habe die Kuh gekannt, wie ſie noch ein kleines, unſchuldiges Kalb geweſen iſt, nehmt mir's nicht übel, ich mein' nur ſo.“

Ephraim wendete ſich zornig ab, denn nichts iſt widriger, als eine Witzelei über den Familiennamen, den der Träger ſein ganzes Leben nicht ablegen kann; der Kerkermeiſter fuhr indeſſen fort:

„In Breslau, in Berlin und hier haben wir uns ſchon geſehen, aber ich will euch meine Geſchichte von Aleph an erzählen. Mein Vater, wo er jetzt wohnt, weiß ich nicht, aber früher hat er in Wieliczka in Polen gewohnt; er hat große Geſchäfte gehabt, viel zu thun, daß er ſich fortbringt, von Morgens bis Abends; Morgens iſt er auf den Markt gegangen und hat den Höckerweibern in's Geſicht gegähnt, daß ſie ihm alle haben nachgähnen müſſen; Abends, ſobald es Nacht geworden, iſt er in der ganzen Judengaſſe herumgelaufen und hat gleicher Erd' allen Leuten die Läden zugemacht, wenn er dann heimgekommen iſt, hat er ſich noch durchſchlagen müſſen mit meiner Mutter; ſie und wir Kinder haben das Brod verdienen müſſen. Als Kind von acht Jahren war ich Schulklopfer, Ihr wißt's ja, da muß man täglich dreimal an alle Judenhäuſer mit dem Klöppel ſchlagen, damit man in die Synagoge geht; in den kalten Wintertagen iſt mir der Hammer faſt an die Hand gefroren, ich hab' oft gar nicht mehr gewußt, daß ich Hände habe, ſo abgeſtorben waren ſie, und dann noch mit leerem Magen ſo lang in der Synagoge ſtehen, ich habe mich über den Gott geärgert, daß ich ihm Reveille ſchlagen muß für ſeine Soldaten; einmal, als gar Niemand mehr in der Synagoge war, habe ich alle Pulte über einander geworfen, um den Herrgott zu erzürnen, und bin ſchnell davon geſprungen. Als mein Vater geſtorben iſt, hat meine Mutter aufgepackt und iſt mit uns nach Deutſchland gegangen; unterwegs iſt ſie geſtorben, denn ſie hat ſich geärgert, meinem Vater allein Ruhe zu laſſen, wo er iſt. Ich war der älteſte und hab' mich als Knecht verdungen bei der Roßlieferung im erſten ſchleſiſchen Krieg; weil ich einen Schnurrwichs getragen habe, hat mir ein Schwab aus Augsburg den Namen Schnauzerle angehängt. Später bin ich mit Frau und Kindern oft nach Breslau gekommen, ich bin in Breslau ſo bekannt wie in meiner Hoſentaſche.“

„Wo iſt denn jetzt Ihre Familie?“ fragte Ephraim.

„Beim Großvater.“

„Beim Großvater?“

„Nun ja, droben oder drunten, es thut ihnen kein Finger mehr weh. Mein Mathele allein kann ich noch nicht vergeſſen, es war ein ſo liebes, herziges Kind, man hat mir geſagt, daß ſich das dumme Ding das Leben genommen, weil ſie ein Leben zu viel in ſich gehabt, aber ich glaub's nicht, ich glaub's nicht.“ Schnauzerle wurde plötzlich nachdenklich und kaute an ſeinem Rockärmel, Ephraim freute ſich, noch ein Band zu finden, das den alten Geſellen in ein zartes Leben hinüberzog. Hätte er gewußt, wie nahe ihn ſelber die Trauer dieſes Mannes um ſein todtes Kind anging — da Mathilde die Tochter Schnauzerle's war — er hätte den Trauernden nicht, um ihn zu tröſten, auf andere Gegenſtände gelenkt; nun aber fragte er ihn weiter nach ſeinen Lebensſchickſalen, und wo er ihm zuerſt begegnet.

Schnauzerle fuhr fort: „Wißt ihr noch, wie man am Oſterabend Euern Vater in ein frei Logis geholt hat? Damals bin ich mit am Tiſch geſeſſen. — Ich habe ſchon als Kind einen Schnurrantengeiſt in mir gehabt, ich bin immer nur mit reicher Leute Kindern umgegangen, denn, hab' ich bei mir calculirt, wenn du einmal als Bettler zu ihnen kommſt, kannſt du ſagen: denkſt du daran wie wir da und da mit einander geſpielt und der Gudula die Zwiebel vom Dach geſtohlen haben? Und dann müſſen ſie mir doch mehr geben als einem Andern. Wem einmal im Betteln der Stock in der Hand warm geworden iſt, oder wer einmal ein paar Stiefel auf dem Schnurrantenweg zerriſſen hat, dem brennt der Stock in der Hand und die Sohle an den Füßen, bis er wieder mit ihnen denſelben Weg macht. Ich hab' alles Mögliche verſucht, meine Frau und Kinder ſind mir einmal abhanden gekommen, ich weiß nicht wie; weil ich auf dem Gaul ſitz' wie eine Katze, war ich auch bei engliſchen Reitern, aber dabei bleibt Einem nichts übrig als ein alter Zaum und ſcheckige Kleider; wie mir's am allerſchlechteſten ging, hab' ich die Baßgeig' geſpielt, des Tages für vier gute Groſchen."

„Die Geige? ſind Sie denn auch muſikaliſch?"

„Ja, die Geig', die Säge iſt der Fidelbogen, das Holz die Saiten und der Bock der Geigenkaſten, das war das allermiſerabelſte, für vier gute Groſchen Verdienſt und für zehn gute Groſchen Durſt; ich war immer Liebhaber von einem guten Trunk, das hält Leib und Seele zuſammen; dann war ich eine Zeit lang Pfarrer."

„Ach, Sie halten mich zum Narren."

„So wahr ich Victor Nepomuk Baptiſt Schnauzerle heiß', ich war Pfarrer; was iſt denn ein Pfarrer anders als ein doppelter Bauchredner? Er macht die Stimme von einem Andern nach, damit er was in ſeinen Bauch kriegt."

„Wer iſt denn unter mir eingeſperrt?" fragte Ephraim, denn er glaubte jetzt Sicherheit zu haben, daß er durch die Bauchrednerei Schnauzerle's getäuſcht worden war.

„Das iſt ein Ger,[1] Chulicki heißt er, er muß morgen den Karren ziehen, weil er die Straf' nicht bezahlen kann, der iſt ſo ſtettig und hartmäulig wie ein närriſcher Gaul. Ei, Ihr müßt ja von ihm wiſſen?"

„Ich erinnere mich nicht."

„Nun, ſo will ich Euch auf die Spur helfen. Der Rabbi Chananel war ja lange bei Euch im Haus, gerade an dem Chulicki hat er ein Wunderwerk gethan, er hat ihn in Einem Tag um ein paar tauſend Jahre älter gemacht."

„Ich verſtehe Sie nicht."

„Ich verſtehe ihn auch nicht," lachte Schnauzerle, „den Chulicki hat der Rabbi Chananel vom Chriſten zum Juden gemacht. Auch ein ſchönes Geſchäft. Der Chulicki kennt alle unſere Religionsgebräuche, aber eins geht ihm nicht in ſeinen Dickkopf, er kann ſich nicht ducken, und das iſt doch das Erſte.“

---

[1] Jude gewordener Chriſt.

Ephraim war tief ergriffen, hier den Proſelyten ſeines Lehrers zu finden, und wollte, daß Schnauzerle ihm dies alsbald ankündige, aber Schnauzerle war einmal im Erzählen und fuhr fort: „Ich war auch die erſten zwei Jahre vom ſiebenjährigen Kriege bei der Kavallerie, aber ich habe mich bald davon gemacht, denn ich hab' geſehen, daß man es den invaliden Soldaten macht, wie dem Metzgerhund, der für die großen Herren das Kalb in die Metzge bringt, ſich abjagt, daß ihm die Zung' heraushängt, und am Ende kriegt er nicht einmal einen abgenagten Knochen.“

„Hatten Sie denn ſchon die Religion gewechſelt?“

„Siebenmal für einmal, das war eine Zeit lang ein gutes Geſchäft, die Preußen, die lecken alle Finger nach einer Judenſeel', aber ſie bezahlen ſchlecht, zehn Thaler und höchſtens noch ein paar Thaler, die in den Opferſtock fallen; am beſten hat mein letzter bezahlt, das war mein Jeſuit, durch den ich auch mein jetziges Dienſtchen hab'.“

„Macht Ihr Euch denn gar kein Gewiſſen daraus, ſo mit der Religion zu ſpielen?“ fragte Ephraim.

„Wenn unſer Herrgott mich da oder dort in den Dienſten hätt' haben wollen, ſo hätt' er auch daran denken ſollen: um's Geld kauft man die Butter; der andere Gott hat mir doch wenigſtens etwas Handgeld gegeben. Ich hab' meinen Judenzoll auf Einmal bezahlt, bin Chriſt geworden, und hab' noch Geld herausgekriegt. Man muß das Brett bohren, wo es am dünnſten iſt. Wenn mit dem Sultan ein geſcheites Wort zu reden wär', ich thät meinetwegen Türk oder Heiduk werden.“

„Ihr habt Euch alſo nie Vorwürfe darüber gemacht, das Judenthum zu verlaſſen?“

„Sich um die jüdiſche Religion annehmen,“ erwiderte Schnauzerle lachend, „heißt den Gaul beim Schwanz aufzäumen; die jüdiſche Religion iſt ein ausgedientes Campagnepferd, es iſt marode, man ſoll's in Ehren halten, aber brauchen kann man's nicht mehr.“

„Und an ein künftiges Leben denkt ihr nie?“

„Das jetzige Leben iſt baar Geld, das andere, na, das iſt eine Schuld auf bloßes mündliches Verſprechen oder eine Handſchrift ohne Hypotheke, kann ſein, es wird bezahlt, kann ſein, auch nicht. Ich bin doch jetzt in der dritten Meßwoche — wenn man in den Sechzigern iſt, iſt doch die Zahlwoche — mein beſter Handel iſt fertig, ich habe keinen Schluß mehr auf dem Gaul, meine Kniee ſind nicht mehr feſt, ich könnte mich doch jetzt an die Religion halten, aber die Religion iſt nichts als ein Kappzaum für das gemeine Volk, die hartmäulige Schindmähre ließe ſonſt keinen Reiter mehr aufſitzen, wenn man ſie nicht gewaltig in der Trenſe hielte, die Pfaffen, das ſind die beſten Sattelknechte.“

„Sie ſagten ja, wir hätten uns auch ſchon hier geſehen?“

„Ja wohl, aber ich war maskirt. Erinnert Ihr Euch des Mohren Mulei bei dem Chevalier? Das war ich. Erinnert Ihr Euch der Maske Eures Vaters auf dem Carneval? Das war ich; ich habe Euch genug gewarnt, aber es giebt Leute, die, wenn man ihnen hundertmal ſagt: hier liegt ein Stein, es nicht glauben, bis ſie ſelber darüber geſtolpert ſind. Bei der Lotterie ohne Treffer, bei dem Piſtolenduell, war ich auch dabei, und hab' als Mohr das Waiſenkind geſpielt; war ich nicht ein ſchöner Mohr? Ich habe meine Kleider noch alle, ſoll ich ſie holen?"

Ephraim nickte bejahend, ſein Kopf wirbelte ihm von dem vielen Gerede Schnauzerle's, er war ſeit mehreren Tagen nicht gewohnt, ſich mit einem Menſchen zu unterreden, und nun ſah er plötzlich ein ſcheckiges Vagabundenleben irrlichterirend vor ſich hertreiben und ſo vielfach ſeinen Lebensweg durchkreuzen. Ephraim, dem allzeit ein Mißverhältniß zwiſchen ſeinem Weſen und ſeiner Stellung vorſchwebte, pflegte auch in Andern ſolches zu ſuchen, und rückte Jeden willkürlich aus der gegebenen in die ihm paſſend ſcheinende Lage; ſo verſetzte er auch Schnauzerle wieder in eine andere Abkunft und ſah ihn mit literariſchem Ruhm als eine Art Rabelais oder Voltaire in den Salons glänzen. — Als Schnauzerle in ſeiner Mohrentracht wiederkam, traf er ſeinen Gefangenen weit nachdenklicher als zuvor, denn das iſt das Eigenthümliche in der Unterhaltung eines Spaßvogels, daß ſie abſtändig wird, ſobald ſie durch eine Pauſe ruht und nicht unausgeſetzt immer neue Kunſtſtücke aufgetrieben werden.

In wenigen Stunden hatte Schnauzerle ſein Weſen und ſeine Schickſale dargelegt, alles Weitere konnte nur Wiederholung oder Variation ſein. Als die Dämmerung eintrat, entfernte ſich Schnauzerle.

Ephraim durchmaß in kleinen Schritten den engen Raum ſeines Kerkers, plötzlich hielt er inne und zählte die Glockenſchläge von der nahen Thurmuhr, es ſchlug acht, von einem andern Thurme ſchlug es abermals, Ephraim zählte wieder, ſo auch von einem dritten; das war eine Plage, deren er ſich nicht erwehren konnte, ſeitdem er hier gefangen ſaß, hier, wo es ihm gleichgiltig ſein konnte, um welche Stunde es war, hier zählte er unwillkürlich jeden Hammerſchlag, durch keine Ueberlegung, und nur wenn er mit Tiſch und Stuhl polterte oder laut aufſchrie und ſang, konnte er ſich aus dieſem Zählen herausbringen. Vielleicht konnte er ſich dieſes Eindrucks nicht erwehren, weil es in der lautloſen Stille der einzige Ton war, der zu ihm drang.

Die burleſken Sprünge Schnauzerle's ſtimmten Ephraim eigenthümlicherweiſe nur zur Wehmuth. Er ſtellte den Stuhl auf den Tiſch, ſtieg hinauf und lugte hinaus in die ſternenhelle Nacht. Gerade über ihm glänzte der Jupiter mit ſeiner bläulichen Flamme. — „O dieſe Sterne, ſprach er faſt laut, ſie ſind Welten, bewohnt wie unſre Erde, und noch viel größer als ſie; ſiehe, dort ſchweben Millionen Welten, und unſere Erde iſt nichts als ein Tropfen im Meere, in dem ſich ein Häuflein Würmer tummelt, das man die Menſchheit nennt; ich ſteige von Stern zu Stern, von Welt zu Welt. Halte feſt mein Geiſt und zittre nicht vor der Unendlichkeit, ſiehe, hier ſtehſt du und blickeſt hinab auf den Erdhaufen, wo ſie ſich in Nationen und Religionen ſtreiten, bis der Tod ſie abſchüttelt wie die Blätter von einem Baume; ſieh, da und dort haben ſie ihre Hütten zuſammengeſtellt, wie ſie rennen und jagen, ſich erluſtigen, haſſen und lieben, hungern und praſſen, dort, am zahlloſen Sande des Meeres, dort unter einem winzigen Kieſel liegt eine Fliege gefangen, wie ſie wimmert und ſich grämt! der Kieſel, das iſt dein Kerker und die Fliege biſt du; jauchze, meine Seele, hoch über den Welten, du biſt frei — o Ewigkeit! unendliche, würden dich die Menſchen erkennen, ſie würden ſich liebend in die Erde theilen, da will aber jeder allen Raum für ſich; wann wird das Leben beginnen und Friede und Freiheit? Tod, du biſt der einzige Heiland!“

Lange ſaß Ephraim hier und grub ſich hinein in den Mittelpunkt des Weltdaſeins, er hielt die Hand auf die Stirne, ſeine Beſinnung ſchien zu wanken, ſeufzend ſchloß er das Fenſter und legte ſich auf die Pritſche.

Des andern Tages kam Schnauzerle und holte ihn zum Verhör ab. Schon ſeit den zehn Tagen ſeiner Gefangenſchaft hatte ſich Ephraim darauf vorbereitet, er wollte dem Richter mit Trotz und Schärfe darthun, wie nicht er allein, ſondern die meiſten Chriſten falſche Päſſe hätten, da ihre Taufſcheine auf den Namen Chriſti ausgeſtellt wären u. ſ. w., als er aber jetzt vor den Richter kam, da fühlte er plötzlich ein unbezwingbares Zittern und Beben. In Gedanken hatte er ſchon hundertfach die vernünftige Gültigkeit der Staatsgewalten, ja die ganze Weltordnung in Frage geſtellt; der ſich den Staatsgewalten trotzig entgegenſtemmte, ſtand hier niedergeſchlagen und demüthig, denn er ſtand hier zum Erſtenmal in ſeinem Leben vor einem Richter, in offenbarem Widerſtreit mit der Staatsgewalt, der Fälſchung angeklagt; zudem war Ephraim von Jugend auf gewöhnt, jeglichen Beamten mit Demuth und Ehrfurcht zu betrachten, und ſelbſt in dieſem vorgerückten Alter hatte er den Muth nicht, keck aufzutreten.

Der Richter hatte einen Rattenkönig von Verbrechen ausgeheckt, und ängſtigte Ephraim damit; da waren Eingriffe in die Adelsrechte, Fälſchung, Defraudation u. ſ. w. und ein inquiſitoriſches Nachforſchen nach Zweck und Veranlaſſung der Aufzeichnungen in ſeinem Taſchenbuche. Es war beim Vorhalten ſeiner Bemerkungen, als ob eine eindringende Kriegerhorde ſchlummernde Kinder aus dem Bette riß. Ephraim ſah voll tiefen Mitleids mit ſich ſelbſt ſein eigenſtes tief verborgenſtes Leben zur Verantwortlichkeit an's Licht gezerrt: was er in ſtillen Weiheſtunden empfunden und was er im kecken Uebermuth und Kampf gegen die Welt zum Pfeile geſchliffen, das Alles ſollte er rechtfertigen und ausdeuten. Er ſah ſich bei lebendigem Leibe unter dem Secirmeſſer des Anatomen. Er benahm ſich mit einer völligen Muthloſigkeit, er geſtand Alles, denn er wünſchte ſeine Haft bald zu enden und ſeine Strafe anzutreten; auch überredete er ſich im Innern, daß er lächelnd auf das kleine Getriebe da unten herabſchauen könne. Der Richter ſchien befremdet über dieſe freiwilligen Zugeſtändniſſe.

Nur darin blieb Ephraim ſtandhaft: er verſchwieg den Namen deſſen, der ihm den falſchen Paß ausgeſtellt, und verlangte mit Entſchiedenheit, daß ihm

Trevirano, ſein Verräther, gegenüber geſtellt würde. Der Richter behauptete, von keinem Menſchen dieſes Namens etwas zu wiſſen, auch ſeine Bücher, um welche Ephraim flehentlich bat, wurden ihm nicht gegeben.

Hundertfach ſchwül und dunſtig ſchien Ephraim die dumpfe Einſamkeit, als er nach dem Verhöre wieder in ſeinen Kerker zurück gebracht wurde; er rannte wie raſend darin umher, aber am Ende mußte er ſich doch wieder beruhigen, er konnte keinen eignen freien Gedanken mehr finden, es war ihm, als ob ſein ganzes Seelenleben an einer Kette gefeſſelt läge, deren letzte Enden draußen in den Gerichtsacten eingenietet waren.

Schnauzerle kam nun öfters, Ephraim wollte ihn nicht verſtehen, da er mehrfach bemerkte, alle Menſchen wären blind und ſtumm, wenn man ihnen Gold auf Auge und auf Zunge lege.

Eines Morgens wurde Ephraim wieder in das Verhörzimmer gebracht, Fußſchellen lagen auf dem Gerichtstiſche, der Richter trat ein und verkündete dem Inquiſiten, daß er mehrere hundert Thaler Strafe nebſt den Unterſuchungs- und Gefängnißkoſten bezahlen, und ein Jahr lang die Karre ziehen müſſe; hierauf übergab der Richter Schnauzerle die Fußſchellen, um ſie Ephraim anſchmieden zu laſſen. Ephraim ſtand da, die Augen weit aufgeriſſen, ſich mit der Hand nach der Stirn fahrend, dort war es als ob eine Natter plötzlich ihre giftigen Zähne in das Gehirn einhackte, aber wie mit Blitzesſchnelle fing er wieder plötzlich an laut zu lachen, er hatte ſich mit ſeinem Bewußtſein hoch über ſich geſtellt, und ſchaute nun verklärt herab auf die ſeltſame

Verſchlingung eines Lebensfadens, der ihm fremd gegenüberlag: da ſtand ein Menſch, der irr und wirr ſich in der Welt umherſchleppte, der in mancher Nacht mit Dämonen gerungen und obgeſiegt hatte, da ſtand er nun und ſollte in Fußeiſen eingeſchmiedet werden! War das nicht eine ſeltſame Erfindung des dichteriſchen Geiſtes? Er dachte ſich in noch ſeltſamere Verwicklungen hinein, er wußte nicht mehr, ob er Arzt oder Kranker, Dichter oder Gedicht, er wußte nicht mehr, wer er war.

Der Richter nahm dieſes ſeltſame Starren und dieſes irre Gelächter Ephraims für einen Anfall des Wahnſinns, von welchem ihm Schnauzerle ſchon Kunde gegeben hatte. Ephraim wurde wieder in ſein Gefängniß zurückgebracht. Auf ſein Verlangen erhielt er hier die Erlaubniß, ſeine Angehörigen brieflich von ſeinem Schickſale zu benachrichtigen, Schnauzerle aber machte ihn abermals darauf aufmerkſam, „daß die Leute nur ſo lang eine Fauſt machen, bis man ihnen Geld in die Hand geben will, dann machen ſie ſich ſchön auf;" endlich ging er mit der Sprache frei heraus, und Ephraim gab ihm Vollmacht, alle ſeine Habe für Beſtechung u. ſ. w. anzuwenden, er verlangte nichts als ſeine Bücher und den Ueberreſt des Geldes, um mit der Poſt nach Breslau zurückzukehren.

Gegen Abend kam Schnauzerle triumphirend mit einem Laufpaſſe nach Breslau zu Ephraim in das Gefängniß, er verrechnete alles Geld und betheuerte, keinen Heller für ſich behalten zu haben. „Der Criminalrath war criminaliſch zäh," ſagte Schnauzerle, „wenn aber ein Regent beſtechliche Beamte haben will, ſoll er nur tyranniſche Geſetze geben, da giebt Einem das Gewiſſen Abſolution, wenn man durch die Finger guckt.“ Ephraim antwortete keine Sylbe, die Gefängnißthüre war offen, er beharrte darauf, noch dieſe Nacht hier zu bleiben. Nur mit Wehmuth ſchied er am andern Morgen von dieſem Orte, zweimal kehrte er, als er ſchon auf der Treppe war, wieder zurück, und betrachtete die Mauern und die Möbel, auf denen ſein Blick ſo lange geruht hatte, er gedachte der unzähligen Nachfolger, die gleich ihm hier wimmern würden, und jetzt erſt zerdrückte er eine Thräne in ſeinen Wimpern.

Die erſte That Ephraims, nachdem er befreit war, beſtand darin, daß er auch ſeinen Mitgefangenen Chulicki auslöste. Es war ein wunderliches Verhältniß, als er nun dem Manne, mit dem er ſich ungeſehen und ſingend unterhalten hatte, Aug in Auge gegenüberſtand. Chulicki war eine verwilderte Natur, und als er mit einem Gemiſch von Stolz und Unterwürfigkeit für ſeine Auslöſung dankte, entgegnete Ephraim:

„Es iſt beſſer, gar nichts haben als nur einen elenden Reſt.“ —

In der That hatte Ephraim jene Luſt der Verſchleuderung, die ſich deſſen bemächtigt, der ſich verloren ſieht und nun im Unmuthe jede verbliebene Stütze von ſich wirft, um ganz entblößt dazuſtehen. Chulicki wollte ſich ihm anſchließen, aber Ephraim wies ihn lachend ab.

In Begleitung ſeiner Bücher ſaß Ephraim in dem Wagen auf dem Wege nach Breslau; an einer Quelle, die am Wege floß, ſtieg er aus und ſtarrte lange in den hellen Spiegel, er hatte ſeit langer Zeit ſeine Geſichtszüge nicht mehr geſehen; er wendete ſich mehrmals ab und ſchaute wieder in den Waſſerſpiegel, es war ihm als ob er einen alten Mann mit fremdem Antlitz darin ſähe.

24. Heimkehr.

Nach einem Zeitraum von mehr als zehn Jahren ſtieg Ephraim abermals in dem uns bekannten Wirthshauſe zu Deutſch-Liſſa ab. Gleich beim Ausſteigen bat er den Gaſtwirth, dem Poſtillon einſtweilen das nöthige Poſt- und Trinkgeld zu übergeben. Der Wirth maß den Ankömmling von oben bis unten mit verwundertem Blicke und ſetzte ſchnell die Mütze, die er bisher in der Hand gehalten, trotzig wieder auf; ſchnell eilte er hinzu, um die großen Koffer in das Haus bringen zu helfen, er legte ſelbſt Hand an, und freundlich ſchmunzelnd wog er die Schwere derſelben. In der Wirthsſtube verlangte der Fremde ſchleunigſt Schreibmaterialien und einen Boten, der nach Breslau ginge.

„Gut Wetter zum Reiſen,“ ſagte der eintretende Wirth zu ſeinem Gaſte, „jetzt iſt jeder ſchöne Tag geſchenkt, das Sprüchwort ſagt: nach Michaeli iſt unſer Herrgott dem Deutſchen keinen ſchönen Tag mehr ſchuldig.“

„Das iſt er eigentlich das ganze Jahr nicht,“ antwortete Ephraim.

„Iſt der Herr ſchon einmal in der Gegend geweſen?“ fragte der Wirth wieder.

„Ja, vor vielen Jahren.“

„Nicht wahr, man kennt das Schleſien kaum mehr? Die Straßen, ſo ſauber und gut zum Fahren wie der Tiſch, denn bei den Beamten, Herr, da heißt's aufgepaßt! Das geht nicht mehr wie in den öſterreichiſchen Zeiten, da hat's Himmel und Geld gekoſtet, und iſt gar nichts geſchehen. Gottlob, daß wir preußiſch ſind. Von Anfang haben wir unſerm alten Fritzen nicht recht trauen wollen, weil wir geglaubt haben, er wird uns Katholiſche wie Stiefkinder behandeln, aber: denkt was ihr wollt und zahlt was ihr ſollt, iſt ſein Sprüchwort; dem iſt Alles gleich.“

„Ja, im Steuernbezahlen,“ entgegnete Ephraim, „und da fügt es ſich gerade, daß diejenigen am wenigſten Rechte haben, die am meiſten bezahlen müſſen.“

„Unter uns geſagt,“ fuhr der Wirth fort, ohne auf dieſe Entgegnung einzugehen, „er hat eigentlich gar keine Religion, er iſt ſeit ſeines Vaters Tod nicht zu Gottes Tiſch gegangen; aber was geht das uns an? Es muß jeder ſeine Haut ſelber zu Markt tragen. Das bleibt ausgemacht, das Land hat ihm viel zu verdanken. Der Kartoffelſalat, den Sie da eſſen, nicht wahr, es ſind gute Kartoffeln? ganz wie Mehl; vor ſechs Jahren hat man noch nichts davon gewußt, da haben Sie gleich ein Exempel, was wir ihm zu verdanken haben. Die dummen Bauern haben Mordjo geſchrien, wie man vor ſechs Jahren auf des Königs Befehl die Kartoffeln hat pflanzen müſſen: da ſei lauter Gift in den Klumpen: und man wolle ſie arm machen. — So iſt das Volk, man muß ihm trotz allem Schreien den

Vortheil in's Maul ſchmieren wie einem Kind den Brei. In dem vergangenen gräßlichen Hungerjahr haben ſie tauſendmal Gott gedankt, daß man Kartoffeln hat, wie viele Tauſende hätten ſonſt verhungern müſſen. Wer mir was gegen meinen König ſagt, hat's mit mir zu thun," ſchloß der Wirth, ſchenkte ſich ein Glas Kartoffelſchnaps ein, und trank es auf einen Zug aus.

Ephraim übergab dem harrenden Boten den Brief, der Wirth eilte dem Boten nach, traf ihn auf der Hausflur und las die Adreſſe: „An Gebrüder Kuh in Breslau." „Holla, da kann man ſchon borgen," ſchmunzelte er vor ſich hin, ging wieder zu ſeinem Gaſte, ſetzte ſich mit ſtolzer Herablaſſung zu ihm und erklärte: wie er durchaus nicht nach dem Scheine urtheile, überhaupt nicht vorurtheilsvoll ſei, das habe auch dem großen Fritz, der auf ſeinen Revuereiſen zweimal bei ihm abſtieg, ſo ſehr an ihm gefallen; ihm ſei Chriſt und Jud, Türk und Heid gleich, es ſeien ja alle Menſchen. Die Juden ſeien auch mitunter brav, und Menſchen wie Andere.

Ephraim verlangte nach ſeinem Zimmer.

„Wiſſen Sie auch ſchon," ſagte der Wirth, indem er ſeinem Gaſte die Treppe vorauf ging, „daß man ſich in's Ohr ſagt: weil ſo große Hungersnoth war, haben die Potentaten auch einen langen Magen, drum haben ſie ſich einen polniſchen Salat angemacht, der eine hat Eſſig, der andere Oel zugeſchüttet, der dritte Pfeffer daran gethan, jetzt wird's noch untereinander gemacht, dann portionenweiſe gegeſſen; Spaß apart, das unruhige Polen ſoll zerriſſen werden, der Ruſſ' und der Oeſtreicher nimmt Jeder ein Stück davon, und wir, wir gehen auch nicht leer aus, das Sachſen eſſen wir dann noch wie eine Butterſemmel, und wenn erſt der König von Preußen Kaiſer iſt — — Befehlen Sie noch was?“

„Nein,“ antwortete Ephraim und verſchloß ſich in ſein Zimmer. — Die heiße Stirn an die Fenſterſcheiben gedrückt, ſtarrte er hinaus auf die Straße, er dachte an die traurige Art ſeiner Rückkehr. Schnell ſchweifte ſein Geiſt durch all die Häuſerreihen und ſchaute hinaus zu den Fenſtern; er ſah ſich ſelber niedergeſchlagenen Blickes einherwandeln, er wußte Alles, was ſie hier an den Fenſtern ziſchelten und klug redeten — den Kopf zurückwerfend wandte er ſich ſchnell um, und wandelte das Zimmer auf und ab; vor ſeinen Koffern ſtand er ſtill, betrachtete dieſelben einige Sekunden, ſchloß auf, nahm ein Buch und warf ſich auf das Bett. Lange und emſig las er in den abgegriffenen Blättern, bis das Buch ſeiner Hand entfiel und er einſchlief. —

Er wußte nicht, wie lange er geſchlafen, als er plötzlich an die Thüre klopfen und ſeinen Namen rufen hörte; er ſprang auf, öffnete, und lag ſeinem Bruder Nathan in den Armen; aber ſchnell, als ob ein verſcheuchender Gedanke ihn aufſchreckte, riß er ſich los, ſetzte ſich ſtill auf das Bett und ſtarrte gläſernen Blickes ſeinen Bruder an.

„Wie heißt du jetzt?“ fragte Ephraim.

„Ich bin dein Bruder, was kümmert's dich, welchen Namen ich im Kirchenregiſter führe?“

„Du biſt nun auch bei der Geſellſchaft, die den Judenzoll einkaſſirt, ſtehſt du dich gut dabei?“ — —

Nur leiſe und mit den behutſamſten Worten vermochte es Nathan, den Bruder zur traulichen Darlegung ſeiner inneren und äußeren Lebensſchickſale zu bringen. Täuſchungen, Kränkungen und Mißhandlungen aller Art erzählte Ephraim mit einer kalten Gleichgiltigkeit, mit einer innern Folgerichtigkeit, daß man ſah, er wollte dafür gelten, daß er die begeiſterten Gefühle für Freundſchaft und Liebe, Menſchenbeglückung und Menſchenvertrauen ſchon längſt zu Grabe beſtattet habe, und wandle nun kalt und rührungslos an ihren eingeſunkenen Leichenſteinen vorüber.

„Ich erhebe als Bettler die Bruderhand zu dir,“ ſchloß er, „gieb mir ein Kleid und Geld, das ſo lange hält, bis ich zu den ſogenannten Wilden gelangt bin, dort brauch' ich euer gemünztes Geld und euern gemünzten Glauben nicht mehr; oder biſt du auch ſchon ſo weit in euerm Chriſtenthume, daß du fühllos biſt für mein unnennbares Leid? Haſt du auch Schadenfreude und Bosheit im Herzen gegen den Juden, der dein leiblicher Bruder?“

„Du willſt immer, Andere ſollen vergeſſen, daß du ein Jude biſt, und du vergiſſeſt es ſelber nie,“ entgegnete Nathan barſch, und fuhr dann traulicher fort: „Sieh' doch in den Spiegel, du biſt krank, komm mit nach Breslau, da wirſt du geſund werden.“

Faſt willenlos ließ ſich Ephraim bewegen, in ſeine Vaterſtadt zurückzukehren.

„Wie wär's," ſagte er zu Nathan, als er mit ihm im Wagen ſaß, „wie wär's, wenn wir den Pferden die Zügel in die Hand gäben und uns ſelber vor den Wagen ſpannten?"

„Da müßten wir ein anderes Riemenwerk haben," verſetzte Nathan lächelnd und ſeinen Bruder ſcharf in's Auge faſſend.

„Ja, eine andere Religion," erwiderte dieſer; er wollte eine Priſe nehmen, machte aber die Doſe verkehrt auf und verſchüttete den Tabak; er fing an laut zu lachen, Nathan heftete abermals einen ſcharfen Blick auf ſeinen Bruder und ſchüttelte den Kopf.

Kaum waren ſie eine Strecke gefahren, als Ephraim plötzlich aus dem Wagen ſprang und den Weg zurück rannte; Nathan rief, aber Ephraim hörte nicht darauf, bis er plötzlich über einen Steinhaufen fiel, Nathan eilte zu ihm, hob ihn auf, das Blut rann Ephraim von der Stirne, die ſcharfen Steine hatten ihm das Geſicht zerſchunden. Nach einer Weile ſprang Ephraim abermals aus dem Wagen, Nathan kehrte ſich nicht daran, knallte mit der Peitſche und fuhr davon; Ephraim ſetzte ſich in den Graben am Wege und ſah ſeinem Bruder mit Thränen in den Augen nach; als er die Staubwolke nicht mehr ſah, rannte er ihm nach, weinend und ſchreiend, aber Nathan hörte nicht. Jetzt ging es bergauf, Ephraim ſtrengte ſeine letzte Kraft an, ſchrie und rannte; keuchend kam er bei Nathan an, der ihm, ohne ein Wort zu reden, die Hand reichte und ihn in den Wagen hob.

„Meine Frau freut ſich ſehr auf deine Ankunft," ſagte Nathan endlich, „ſie kennt dich von alten Zeiten her, wie ſie ſagt, erinnerſt du dich der Roſa Petzholdt, der Tochter unſeres Schreiblehrers? Das iſt meine Frau.“

Ephraim preßte die Lippen übereinander. „Ich will bei unſerm Bruder Maier abſteigen,“ ſagte er, und mit ganz heller Beſinnung fragte er nach einer Pauſe:

„Fühlſt du dich nun ganz al pari mit einem Chriſten?“

„Vollkommen,“ erwiderte Nathan Friedrich.

„Ich konnte mich nie dazu bringen,“ fuhr Ephraim fort, „noch in der beſten Vertraulichkeit fühle ich mich wie begnadigt, durch Rückſicht und Dank gebunden. Ich möchte mich einmal mit einem Chriſten balgen. Thu du's mit mir, du biſt ja ein Chriſt.“

Wieder ſah Nathan traurig auf ſeinen Bruder bei dieſen ſeltſamen Abſprüngen und ſuchte ihn auf alle Weiſe zu beruhigen.

Vor dem Thore ſtand eine weibliche Geſtalt in Trauer gekleidet, ſie trug einen auf dem Kopfe befeſtigten Flor, und über die Stirne, faſt bis in die Mitte der Augbrauen legte ſich eine herzförmig zugeſpitzte Schneppe von ſchwarzem Krepp; ſie ſtreckte beide Hände nach den Ankommenden aus. Nathan hielt ſtill, Veilchen ſtieg ein, ein Schmerzensſchrei und ſie lag ihrem Bruder Ephraim weinend an dem Hals, dann ſtreichelte ſie ihm Stirne und Kinn und blickte ihm treuherzig in das unſtete Auge.

„Woher ich ſo zerſchunden bin, fragſt du?“ begann Ephraim, „ich bin auf meinem Wege über Steinhaufen gefallen, warum trägſt du aber Trauer?“

Veilchen erzählte nun, daß ſie ſeit einem halben Jahre als Wittwe in ihre Heimath zurückgekehrt ſei; ſie bat mit den innigſten Worten ihren Bruder, bei ihr zu wohnen; ſie wollten ſich ein friedliches Leben auferbauen, heimiſch und ſtill mit einander ihre Tage verbringen; ſie beſchrieb ihm, wie ſie ſein Zimmer eingerichtet habe, ſie malte in den lockendſten Farben, wie ſie für ihn ſorgen, ihn pflegen wolle, Alles wollte ſie für ihn thun. Ephraim aber antwortete kalt:

„Es iſt am geſcheiteſten, du heiratheſt wieder, Veilchen; ich will nicht, daß die Leute auf unſere Wohnung deuten und ſagen: dort wohnen zwei bankerutte Wittwen; nein, nein, auch bleibe ich nicht hier.“

Als ſie zum Thore hineinfuhren, nahm Ephraim die Hand ſeiner Schweſter und ſagte:

„Erinnerſt du dich noch der Geſchichte der Ruth aus der Bibel? Als die edle Mutter verarmt von der Auswanderung nach Bethlehem heimkehrte, ſtaunte die ganze Stadt und ſagte: iſt das Amoroſa? ſie aber ſprach: nennt mich nicht mehr Amoroſa, nennt mich Doloroſa, denn der Herr machte mir bitter und wehe. Wenn ich nur auch Aehren leſen dürfte, wie Ruth, barfuß in den Stoppeln. Ich ſtehe hier als Bettler, laßt mich nicht verhungern, Hiob iſt mein Name.“

Alles ſchwieg.

Die erſte Nachricht, die Ephraim auf der Schwelle ſeiner Vaterſtadt erhielt, war die Kunde von dem Tode ſeines älteſten Bruders Maier, der ſchon vor drei Jahren geſtorben war.

25. Werthers Leiden.

Mehrere Tage lag Ephraim zu Bett und nahm keinen Beſuch an; in der Breslauer Judengemeinde wechſelten die fabelhafteſten Gerüchte über Schickſal und Ausſehen Ephraims. Am Ausgange der Brodyer Synagoge ſprach man beſonders lebhaft darüber, und Heymann Liſſe machte Alles lachen, indem er bemerkte, es gäbe Kühe, die man nicht melken könne, weil ſie ſich ſelber die Milch ausſaugen, wenn man ſie nicht kurz an die Krippe anbinde.

Solches Geſpötte ahnte Ephraim, darum wollte er Niemand ſehen, nur als Philippine ſich anmelden ließ, lächelte er wieder und bat, daß man ſie eintreten laſſe.

„Wie gefällt dir mein Geſicht?“ fragte Ephraim, „nicht wahr, das ſind modiſche Schönpfläſterchen.“

„Du wollteſt ja zu den Wilden, und haſt dich vorher comme il faut tätowirt,“ erwiderte Philippine.

Mit dieſer einzigen Antwort war Ephraim plötzlich wieder in das ganze alte Verhältniß zu ſeiner muntern Couſine verſetzt; die vielen Jahre, ſeitdem er ſie nicht geſehen, hatten wohl ihre äußere Erſcheinung ganz und gar, aber ihr eigenthümliches Weſen auch nicht im Geringſten verändert, ſie war von behäbigem Ausſehen, hatte aber noch immer dieſelbe graziöſe Unruhe, dieſelbe kecke Laune.

„Was ſiehſt du mich ſo an?“ fragte ſie, „willſt du mich ganz genau muſtern? Siehſt du, ſo bin ich.“ Sie drehte ſich auf dem linken Fuße im Kreiſe herum, und machte einen Knix.

„Du ſiehſt recht reſpektvoll aus,“ bemerkte Ephraim.

„Ach Gott, ſchweige mir davon,“ erwiderte Philippine, „es hat mich genug geärgert, daß ich nicht mehr Würde, mehr aplomb, wie Täubchen ſagen würde, habe; da behandeln mich die Leute noch immer, wie wenn ich ſechzehn Jahre alt wäre, und wenn ich etwas Ernſthaftes ſage, oder bedeutungsvoll auftreten will, lachen ſie. Ich habe mir eine Zeit lang viele Mühe gegeben, majeſtätiſch und ruhig einherzutrampeln, ſiehſt du ſo, und mit der Hand nur ſo leiſe eine Bewegung zu machen, oder huldvoll zu lächeln, aber da iſt's mir bald zu eng geworden, ich hab' all die Bänder heruntergeriſſen und jetzt iſt mir's wieder wohl; es giebt nichts Langweiligeres, als die ſogenannte Würde, ich kann mir ſie nicht aneignen, und jetzt will ich ſie nicht mehr. — Ich will dich auch um etwas bitten, lieber Vetter.“

„Nun?“

„Wenn du verſtimmt biſt, thu' der Welt den Gefallen nicht, daß ſie dich tröſten darf. Da kommt ein Jeder und will ſeine Portion Schmerzgeſicht; ſchick' ihn mit Lachen fort. Wenn du was haſt, bring's mir, ich bin ein guter Schrank.“

Ephraim glaubte, daß ſeine Couſine ihre natürliche Laune gern noch ſteigerte, um ihn aufzuheitern. Die Stadtgeſchichte, das heißt die Geſchichte der Judengemeinde aus den letzten zehn Jahren, bot reichen Stoff; in die Erzählung Philippinens miſchte ſich trotz aller Gutmüthigkeit doch eine gewiſſe Spottſucht; aus dem Kreiſe der Stadtgeſchichten gelangte man bald wieder in den Mittelpunkt der Familiengeſchichten.

„Was ſagteſt du dazu,“ fragte Philippine, „daß deine Schwägerin Täubchen mit einem Todtenkopfe[1] davon geflogen iſt? Es war ein ſchöner Offizier, ein Menſch „wie ein Andonis.“ Solche Art „Morgen- und Abenteuer“ gehören auch in das Nécessaire einer Dame der haute volée. Täubchen hatte auch reiten gelernt, und ihren Stallmeiſter einmal gefragt, ob das Pferd auch religiös wäre — ſie meinte nämlich: fromm. — Sie gab auch große Geſellſchaften, und die „Herren Chriſten“ ſpotteten über ſie, wenn ſie ſich bei ihr vollgegeſſen hatten; nie lud ſie einen Juden ein, denn: ich bin responsable für ihre Verſtöße gegen den bon ton, pflegte ſie oft zu ſagen, und die „Herren Chriſten“ ſollten auch in ihrer Umgebung nie merken, daß ſie eine Jüdin war. Deine Schwägerin Roſa, die iſt ſo lieb, zum Küſſen, ſo gut und herzig; ich beneide Roſa oft, ſie iſt ſo ſtill und glücklich und macht Jeden glücklich, mit einem Blick, mit einem Lächeln, mit nichts. Roſa iſt die beſte Blumenzüchterin, jedes Pflänzchen gedeiht ihr, und ich, ich liebe Blumen doch auch, aber ich vergeſſe ſie immer zu pflegen, und ſie verkommen mir; Roſa hat eine wahrhafte Blumenhand. Da mach' einmal ein Gedicht drauf.“

Ephraim ſchwieg, und Philippine fuhr nach einer Weile fort:

„Da iſt dagegen bei deiner Schwägerin Täubchen nichts als Hochmuth und Schminke. Es iſt ſchade, daß Täubchen nicht mehr hier iſt, denn ſie hat mir viel Spaß gemacht, und ich war ganz allein „en faveur“

---

[1] Ziethen'ſcher Huſar.

bei ihr. Ich kann ihre Bildung mit nichts Anderem vergleichen, als, ſie iſt ſo, wie wenn eine Schauſpielerin auf einem Backen geſchminkt auf die Bühne käme. Sie hat halbe Tage mitten auf dem Sopha ganz allein geſeſſen, dekoltirt und den Schooßhund auf dem Arm, und hat ſich eingeübt, wie man eine recht vornehme Attitüde einnimmt. Aber Eines iſt, um das ich Roſa am meiſten beneide."

„Und das iſt?"

„Denke dir, ſie hat nie Langeweile und iſt doch ſo geſcheit. Sie iſt zufrieden wie ein Baum im Garten, ſie kann wochenlang ſtill glücklich ſein, wenn gar nichts geſchieht, wenn ſie nicht vom Fleck kommt; und ich, ich vergehe vor Unruhe, wenn ich einen Tag nichts erlebe und nichts zu erwarten habe. Am meiſten Mitleid hatte ich mit deinem Bruder; dem guten Chajem Achilles war es wind und wehe in den vornehmen Geſellſchaften, wo er ſelber den Vornehmen ſpielen mußte; wenn er zu mir kam, athmete er wieder frei auf; jetzt iſt er mit Täubchen nach Paris gereiſt."

Als Philippine endlich wegging, ſchaute ihr Ephraim mit ſchwerem Blicke nach.

Den erſten Ausgang machte Ephraim zu ſeinem Bruder Nathan, der vor dem Oderthore in einem Garten wohnte; er traf ſeinen Bruder allein, die Schwägerin war ausgegangen.

Nathan zeigte nun Ephraim mit dem Behagen des ruhigen Beſitzes ſein Haus, die bequeme Einrichtung, die Gartenanlagen u. ſ. w.

„Komm her, Ludwig," rief Nathan einem ſchönen Knaben von ungefähr ſechs Jahren zu, der auf der

Hausflur ſein Steckenpferd ritt, „gieb dem Herrn eine Hand, das iſt der Onkel Ephraim.“

„Haſt du mir auch was mitgebracht, und darf ich mit dir in deinem Wagen fahren?“ fragte der Knabe.

Das Angeſicht Ephraims verfinſterte ſich, das Bewußtſein ſeiner Armuth fiel ihm ſchwer auf's Herz, er konnte nicht einmal dieſen Knaben beſchenken, er küßte ihn auf Stirn und Mund, es war die Stirn und der Mund ſeiner Mutter, der Knabe ritt davon. Nathan führte ſeinen Bruder im Garten umher, plötzlich blieb Ephraim ſtehen, fuhr ſich mit der Hand über die Augen und ſtampfte auf den Boden.

„Sieh', Bruder,“ ſagte er, „du ſtehſt hier auf eigenem Grund und Boden, ein Stück von der großen Erde iſt dein, bis hinab in die tiefſte Tiefe, bis hinauf zur Himmelshöhe iſt es dein, du haſt feſten Fuß auf der Erde, und ich? Ich kann mit Chriſtus ſagen: ich habe nicht, wo ich mein Haupt niederlege. Das Blatt, das ich vom Baume, die Blume, die ich von der Wieſe pflücke, ſind ſie mein? Nur eine Hand breit Erde möcht' ich zu eigen haben, draußen, wo Frühling und Winter, Sonne und Sturm auch über meiner Erde aufgehen; ich bitte dich, Nathan oder Friedrich, wie du jetzt heißeſt, verzeih', ich kann mich noch nicht daran gewöhnen, ich bitt' dich, gieb mir ein kleines Gartenſtückchen, ich will dir einen Zahn aus meinem Munde dafür geben, welchen du willſt, der iſt noch mein eigen; lache nicht; ich bin kein Kind, und doch, zeigt ſich nicht ſchon darin, daß die Kinder gern umzäunte Gärtchen für ſich haben, eine tiefe Bedeutung? Sieh', Bruder,

der Grundgedanke iſt der Gedanke auf Grund und Boden, auf Beſitz, nicht wahr?“

„Du kommſt zum Einkauf, wenn der Markt ſich ſchon verlaufen hat,“ erwiderte Nathan Friedrich, „du gelangſt etwas zu ſpät zur Einſicht von der Nothwendigkeit und Annehmlichkeit des Beſitzes; zum Grundbeſitz hätteſt du, wie du ja wohl weißt, in deiner jetzigen Verfaſſung nicht gelangen können, betrachte das Meinige als dein Eigen. Soll ich dein Lehnsherr ſein?“ —

„Aha! ich verſtehe,“ unterbrach ihn Ephraim, „ich kann als Jude keinen Grundbeſitz haben, verzeihe, ich hatte vergeſſen, daß das eine chriſtliche Sonne iſt, die über uns ſcheint, da ſind ja chriſtliche Vögel, die da fliegen, lauter chriſtliches Gras und Blumen.“ —

Man hörte die Gartenthüre gehen. „Meine Frau,“ ſagte Nathan; Ephraim ſchrack zuſammen, zu keiner unpaſſenderen Zeit hätte er Roſa wiederſehen können, als eben jetzt, da der ſchrillende Mißklang der Glaubensunterſchiede noch in ſeinen Ohren gellte.

Roſa reichte ihrem Schwager die Hand und hieß ihn herzlich willkommen; Ephraim wagte kaum die Augen zu erheben und die reizend-majeſtätiſche Geſtalt Roſa's zu betrachten. Nach und nach verlor er indeß immer mehr ſeine Schüchternheit, er forſchte in ihren Zügen, es waren noch dieſelben, die ſich einſt in ſeinen Jugendtraum eingeprägt hatten; und doch waren ſie wieder ganz anders; die heitere Freundlichkeit Roſa's überließ ihn nicht lange ſeinen Grübeleien. Es lag ſo viel beſonnene Ruhe und Klarheit, ſo viel Weisheit in ihrem ganzen Weſen, daß man ſich unmittelbar angezogen und in eine klare Atmoſphäre verſetzt fühlen mußte; auch dem zarten Scherze huldigte Roſa gern, doch mit einem gewiſſen ruhigen Lächeln, wobei man nicht aus würdevoller Haltung kam, ihre Rede ermangelte des Witzes und war doch des Scherzes voll.

„Ich habe auch noch eine Reliquie von Ihnen,“ ſagte ſie unter Anderem zu Ephraim, das „A B C, das Sie mir in der Schreibſtunde bei meinem ſeligen Vater vorzeichneten, habe ich lange Zeit in meinem Geſangbuch liegen gehabt, bis ich's einmal auf dem Kirchgange verlor; als ich es wieder fand, habe ich's beſſer aufbewahrt, ich will es Ihnen einmal zeigen. Es waren doch ſchöne Zeiten, da wir noch ſo jung waren.“

„Wenn nur der Vater nicht ſo ſtark auf die Finger geſehen und geklopft hätte,“ bemerkte Nathan Friedrich lächelnd.

„Es iſt doch ſonderbar,“ ſagte Ephraim zu Roſa, als er mit ihr allein war, „das Schickſal hat uns ſo ſeltſam auseinander geriſſen und Sie mir jetzt wieder als Schweſter zugeführt.“

„Ich begrüße Sie mit Freuden als Bruder,“ erwiderte Roſa ihm nochmals die Hand reichend.

Ephraim ſah ſtill vor ſich nieder.

„Sie machen, wie ich höre, ſo ſchöne Gedichte,“ begann Roſa leichthin, „darf ich mir etwas ausbitten?“

„Alle, alle, wenn Sie wollen.“

„Nein, nicht das, ich bin nicht ſo unbeſcheiden, daß ich das verlange, nur um dieſes bitte ich Sie: verſprechen Sie mir auf Ihr Manneswort, daß Sie nie ein Gedicht auf mich machen, weder zum Lob, noch zum Tadel. Wenn Sie mir das nicht verſprechen, ſo könnte ich kein Wort frei reden und mich nicht unbefangen gehen laſſen, wie es ſich unter Verwandten gehört, immer müßte ich denken: jetzt hat er dich wieder weggefangen. Alſo Sie verſprechen mir's?"

„Da Sie es wollen, ſo verſpreche ich's gern."

Roſa erging ſich noch mit ihm in theilnahmvollem Geſpräche, ſie war ſo heiter und frei wie Philippine, nur ruhiger, man möchte ſagen logiſcher.

Einſam und gedankenvoll lebte Ephraim für ſich hin, er mußte mehr als je und mitten unter den Seinigen ein in ſich verſchloſſenes Daſein führen.

Ein Schmerzensſchrei rang ſich plötzlich von den Lippen vieler deutſchen Jünglinge und Jungfrauen los, der Piſtolenſchuß des jungen Jeruſalem weckte hundertfache Echo's, da und dort knallte eine Piſtole im verborgenen Gebüſch, da und dort grub ſich ein Dolch in ein armes oder verarmtes Herz, und eine ſchmerzvolle Seele verröchelte.

Mit feuchtem Blick und zitternden Pulſen las, verſchlang Ephraim die „Leiden des jungen Werther," er war ſchon ſo alt, weit über die Jünglingsjahre hinaus, und doch war ihm jedes Wort, jeder Hauch aus der Seele geſtohlen, das war eine Macht der Leidenſchaft, in der das Herz erbebte, das war ein ungeahnter Zauber der Sprache, der die gewohnten Worte vernehmen ließ, als ertönten ſie plötzlich melodiſch von einem geliebten verehrten Geiſte. Ephraim fühlte ſich beklommen, als würden ihm ſeine ureigenſten Lebensgedanken und Schickſale entwendet, und größer, tiefer vor die Augen der Welt, und dann wieder verzerrt in fremde Beziehungen geſetzt; er zürnte dem Dichter, der ihm dies Alles geraubt, er, nur er ſelber durfte und mußte vor der Welt den Verband von ſeinen Wunden reißen und verbluten, oder friſch auferſtehen, erlöſt, mit dem Lorbeer gekrönt. Bald aber ſtieg er hinauf zu dem Reinmenſchlichen, da verdoppelten ſich die Schläge ſeines Herzens, er dankte dem Dichtergeiſte, der in weiter Ferne ihm die leiſeſten Zuckungen ſeines Gemüths nachempfunden, verempfunden hatte; als ob ihm nach und nach die Kehle zugeſchnürt würde, ſo las er immer weiter bis zum Schluſſe, und mit einem tiefen Seufzer ſchlug er das Buch zu — er hatte ſeinen Doppelgänger geſehen, er mußte ſterben. — —

Faſt die ganze Familie war in dem Garten Nathan Friedrichs verſammelt; man ſprach von einem jungen Offizier, der ſich vergangene Nacht eine Kugel mitten durch die Stirn geſchoſſen, die Leiden des jungen Werthers hatten aufgeſchlagen auf ſeinem Tiſche gelegen.

„Der Menſch hatte ſchon ein verbranntes Gehirn und hat es nun noch einmal verbrannt,“ bemerkte Nathan Friedrich.

„Das Buch iſt tief ergreifend,“ ſeufzte Veilchen, „aber die Männer halten für Stärke, was eigentlich nichts als Schwäche iſt; es iſt weit ſtärker, ein Leben zu ertragen, als es von ſich zu werfen.“

„Ich habe nur mit der Lotte Mitleiden,“ warf Philippine dazwiſchen, „Lieber Gott! was wäre das gräßlich, wenn man für alle die Leute verantwortlich wäre, die ſich in Einen verlieben wollen und verliebt haben; man könnte ſich ja nicht mehr drehen und wenden, ohne zu fürchten, daß man einem Liebhaber auf den Fuß tritt. Jetzt wird es Mode werden, daß man ſich à la Werther kleidet: blauer Frack, gelbe Weſte, weiße Pantalons, die Farben tönen nur nicht recht in einander, zu gelb und weiß gehört nothwendig ein lichtbrauner Frack, und kein blauer.“

„Nichts iſt abgeſchmackter als die Nachäfferei,“ bemerkte Nathan abermals, „wenn Einer den salto mortale machen will, ſoll er ihn wenigſtens originell machen, und auch ſeinen Erfindungsgeiſt zeigen. Warum kneifſt du die Lippen übereinander und ſchüttelſt den Kopf, Ephraim? Was meinſt du zu der Spekulation, wenn man jetzt blauen Merino à la Werther fertigen ließe? Ich glaub', er ginge reißend ab.“

Ephraim antwortete noch immer nicht. Roſa trat indeß zu ihm und fragte in traulichem Tone:

„Warum ſo verſtimmt?“

„Und verſtummt?“ ergänzte Philippine.

„Halten Sie uns für unwürdig, Ihre Anſicht zu hören?“ fuhr Roſa fort.

„O nein!“ antwortete Ephraim lächelnd; er hatte nun gehört, wie man eine ſolche „Nachäfferei“ beurtheile, er ſchämte ſich ſelber deſſen, und wollte nun jeden Verdacht der Nachahmung in der Meinung ſeiner Angehörigen zerſtören, darum ſagte er jetzt:

„Ich ſehe in dem ganzen Buche nichts als den letzten Nachzügler des überſchraubten Minnethums: ein thatenloſer und eingeengter Menſch ſucht all ſein Glück und ſeinen Lebenszweck in der Liebe, und weil die Liebe allein nicht befriedigen kann, iſt er unglücklich, hat immer einen Fuß in der Luft und weiß nicht, wo er ihn hinſetzen ſoll. Dieſer Werther iſt eine ohnmächtige Natur von einer übermächtigen Leidenſchaft beſeſſen; wir ſehen alle Stimmungen in ihm blosgelegt; wir verfolgen ihre Strömungen, wie man nach einer Sage an einer deutſchen Kaiſerbraut den rothen Wein, den ſie trank, durch ihren Hals rinnen ſah. — Hätte nun aber Werther die Lotte geheirathet, er wäre noch viel unglücklicher geweſen, denn dann hätte er erſt recht geſehen, wie noch gar viel Leeres in ſeinem Leben iſt und „wie viel Kräfte in ihm ruhen, die alle ungenützt vermodern.“ Weil wir uns nirgends hin frei entfalten können, uns nirgends in der Vollkraft unſeres Weſens, ſei es vom Weltganzen oder vom Staatsleben, frei getragen fühlen, ſuchen wir all das Heil unſers Daſeins in einer Turteltauben-Idylle, und werden ſchmählich betrogen, müſſen ſchmählich betrogen werden. Im griechiſchen Alterthume fehlte die Liebe auch nicht, aber ſie ſaugte nicht alle Lebensſäfte des Jünglings auf; Vaterland, Freiheit, Ruhm, die öffentlichen Unterredungen der Weiſen und die öffentliche Verhandlung der Staatsangelegenheiten, dieſes Alles beſchäftigte Herz und Kopf des Jünglings wie des Mannes, da konnte man nicht zu jener Raſerei gelangen, zweier braunen oder blauen Augen wegen die Welt auf den Kopf ſtellen zu wollen, und Alles zu durchwühlen und zu verzerren. Dieſe Liebesepidemie, an der die meiſten tiefer fühlenden Zeitgenoſſen ſiechen, iſt nichts als eine Folge der engherzigen Beſchränktheit und Verrenktheit unſerer Lebens- und

Staatsverhältniſſe; weil wir nirgends hin unſere Hände frei ausſtrecken können, klammern wir uns mit ihnen um den Hals eines Mädchens und wollen in feigem Egoismus dort Alles finden, was nur ein allſeitig erfülltes Leben bieten kann. Es iſt eine gewaltige Gährung überall, es iſt mir immer, als ob die ganze Welt aus der Haut fahren möchte, ſo unbehaglich iſt es Allen; mit Liebesgirren wird nichts gethan, die Trauringe an den Händen der Männer und Frauen ſind nichts als Ringe einer großen Kette, an der die ganze Menſchheit gefangen liegt.“ —

„So ſagen die Leute alle, die mit leeren Fingern in der Luft herumgabeln,“ bemerkte Philippine.

„Ich wollte weiter nichts damit ſagen,“ fuhr Ephraim fort, „als daß dieſes kleinherzige Drängen und Treiben um eine einzelne Perſon oder um einen engen Kreis daran Schuld iſt, daß die Welt von Pfaffen und Soldatenkönigen niedergehalten iſt, in ihrem Käfig ſind ſie dann froh, wenn ihnen die hohen Herrſchaften ein Stückchen Zucker in den Draht ſtecken. Es muß wieder eine Zeit kommen, wo frei und ungezwungen, in ebenmäßiger Entfaltung aller ſeiner Lebenskräfte ein Jeder ſich getragen fühlt in der Harmonie eines großen Ganzen. Liebe und Familienleben iſt Wurzel und Gipfel aller Daſeinsfreude, in der Freiheit wird es weit weniger unglücklich Liebende geben, denn die Liebe wird nicht mehr das Va banque des Lebens ſein, und iſt's verloren, ſo ſind noch Bahnen des Handelns und Genießens genug eröffnet. Auch Verzweifelnde mag es noch geben, aber wie himmelweit iſt der Selbſtmord eines Cato von dem Werthers verſchieden! Ach! wer doch ſchön ſterben könnte!“ Ephraim wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn.

„Nur um Gotteswillen nichts vom Selbſtmord,“ ſagte Veilchen, mit beiden Händen in die Luft ſchlagend, als wollte ſie das Uebel abwehren, „ich kann mir nichts Gräßlicheres für die Ueberlebenden denken, als wenn einer der Angehörigen ſelbſt Hand an ſich gelegt hat; ſtirbt Einer in Krankheit, ſo iſt das ſchon traurig genug, und doch will's gar nicht in den Sinn, daß er nun nicht mehr da iſt; er hat ja erſt vor einer Stunde noch geſprochen, Medizin genommen und nun todt. Man iſt ſich ſelbſt feind, daß man noch lebt, man iſt allem Leben feind. Wie ergreifend ruft Lear bei der Leiche Cordelia's: ein Hund, ein Pferd, eine Maus ſoll Leben haben und Du nicht einen Hauch? — Iſt der Tod ſchon ſo ſchrecklich, nun gar der Selbſtmord, nun gar plötzlich mit dem vollen Leben todt — es iſt mir immer, wenn ich ſo etwas denke, als ob man mir mit einem brennenden Eiſen im Hirn herumwühlte.“

„Sie haben ſich ſehr erhitzt,“ ſagte Roſa, mit einem Glas Zuckerwaſſer zu Ephraim tretend, „trinken Sie; ich danke Ihnen herzlich, daß Sie ſo gütig waren, uns Ihre Anſicht mitzutheilen; ich kann mir's denken, daß man ſolches nicht immer und nicht zu Jedermann äußern kann. Sie ſind ſo gut, daß ſie gewiß noch recht glücklich werden.“

Ephraim nahm lächelnd das Glas Zuckerwaſſer: Nathan ging im Garten auf und ab, Philippine, der das Geſpräch zu ernſt war, lenkte es bald auf andere Gegenſtände. — —

„O Wankelmuth, Wankelmuth," ſagte Ephraim zu ſich, als er wieder allein war, „unter der Maske, mit der ich Andere täuſchen wollte, ſchaute ich tiefer in mich und fand die Wahrheit, denn es iſt Wahrheit, daß die Liebe vergänglich und die Freiheit ewig iſt. — Haben aber die Philiſter Recht, wenn ſie behaupten: nur die, welche am Leben auf irgend eine Weiſe bankerott geworden, ſeien die Freiheitsſchreier? Nein, wohl iſt die Selbſtſucht ein niedriger Hebel, aber er kann uns auch zur Wahrheit emportragen, und wen das Leben emporgeſchnellt, daß er los und ledig außer und über demſelben ſtand, der mag es freier und ungetrübter betrachten und in das Räderwerk einzugreifen verſuchen. Ich bin alt und will nichts mehr für mich."

Mit einer ſonderbaren Miſchung von Gefühlen reihte Ephraim die Leiden des jungen Werthers unter ſeine Bücher.

26. Der alte Junggeſelle.

Ein ruhiges und ausgetobtes Leben hat der Annehmlichkeiten und Aufmerkſamkeiten noch gar manche: man weiß den Thermometerſtand des Tages genau, man kennt die Anzeichen der Wetterveränderung, man harrt der neuen Aera der Gemüſe, die der nächſte Monat bringt, man muß nachſehen, welch eine neue Uebung die Rekruten heute beginnen, man weiß, wie viel heute und geſtern an dem neuen Hauſe auf der Riemerzeile gebaut wurde, wie die öffentlichen Spazirgänge gereinigt werden, und wer geſtern bei dem Commandanten geſpeist hat — das ſind lauter gute zeitvertreibende Dinge, und dann noch die Familienneuigkeiten, und wenn man einem Neffen ſeine Schulaufgabe corrigirt, oder ihm ſeine Gellert'ſche Fabel abhört — es iſt ſchade, daß der Tag nur vierundzwanzig Stunden hat.

So lebte auch Ephraim Jahre lang im ſtillen Einerlei eines Junggeſellen; mit größerer Beruhigung als je arbeitete er jetzt einige Stunden des Tages auf dem Comptoir ſeiner Brüder, denn er erwarb ſich dadurch ſeinen Unterhalt, und ſeine Geſchwiſter boten Alles auf, ihm ein ſorgloſes und heiteres Leben zu bereiten. Es war ein wehmüthiges Bekenntniß, das er einſt ſeinem Bruder Nathan Friedrich ablegte: „Ich ſehe jetzt erſt, daß ich eigentlich dazu geſchaffen war, mir mein Leben von Anderen beſtimmen zu laſſen; auf einer vorgezeichneten Bahn fortgehen, das iſt für mich. Ach, und ein Jude muß mit ſich die Welt neu beginnen. Ich erwache am Abend, ich habe die beſte Lebenszeit verträumt, vergrämt, ich will guten Morgen ſagen und es wird Nacht.“

Jetzt in der Ruhe wurde Ephraim ſich vieler Uebel und des Schwindens ſeiner Kräfte bewußt, und jetzt, da ihm das Leben nichts mehr bot, mußte er die höchſte Sorge zu deſſen Erhaltung aufwenden; er machte aber daraus ſeine eigene Philoſophie und erklärte ſie gegen Philippine mit den Worten:

Ich fange wieder an, das Leben zu buchſtabiren, ich zerlege mir die Worte des Daſeins in Silben und Buchſtaben, ich will nichts mehr von Tagen, Jahren und großen Zeitperioden, ich halte mich an die Minutenblüthe, die allein iſt unſer. — Dieſer Gedanke iſt die Eiſentinktur, die ich meinem Geiſte gebe, und das thut noch beſſer als dieſe hier aus der Apotheke."

Die Eiſentinktur, die ihm ſein Arzt verordnet hatte, trug er ſtets bei ſich, um ſie zur feſtgeſetzten Stunde nehmen zu können, und als er einſt zu Philippine kam, nahm ſie ſchnell den Schlüſſelbund von ihrer Schürze, „denn," ſagte ſie, „ich muß fürchten, daß der Vetter Eiſenfreſſer mir noch einmal alle meine Schlüſſel verſchluckt."

„Ich fürchte nichts ſo ſehr, als den Wahnſinn," ſagte Ephraim einmal zu ihr, und ſetzte ſich auf den Boden, „mit geknickten Gelenken als ekler breiiger Wuſt im Leben herumgeſchleppt zu werden, pfui! das muß gräßlich ſein. Warum ſchießt man nur tolle Hunde und nicht auch tolle Menſchen todt? Jedes Dorf und jede Stadt ſollte ein Invalidenhaus haben, wo alle alten Menſchen, Männer und Frauen, ohne Unterſchied, reich und arm, hinkommen, da kann dann Jeder nach Bequemlichkeit und Vermögen leben und ſterben, und die Jungen genießen frei und froh des Lebens, kein dürrer Knorren ſteht inmitten der grünenden und blühenden Welt, der Jugend gehört das Leben und die Welt, warum ſtirbt man nicht wie die Blume, wenn man geblüht hat? — Oft, wenn ich allein bin, irren und ſchwirren Millionen dämoniſcher Gedanken um mich her, und krampfen ſich in mein Gehirn ein, mir ſchwindelt, ich taumle, ich muß ſchreien — vor meiner Stimme fürchten ſie ſich dann wie die Mäuſe und ſchlupfen in ihre Löcher. O, wie iſt die Nacht ſo lang und bang; wenn ſich Leib und Seele vergebens nach dem Schlafe ſehnen, da ſteigen auf die Geſpenſter vergangener Tage, verfehlter Plane aus der Vergangenheit, und Alles iſt ſo todt, ſo lebendig. Ich ſchreite hinweg über alles Abgeſchiedene, ich will Zukunft; Vorſätze, Hoffnungen, Wünſche, kommen und grüßen, und Alles, Alles iſt verloren. Wenn ich Nachts im Bette liege, ganz ruhig, ohne mich irgend zu bewegen, die Augen geſchloſſen, ich ſehe gar nichts, da ſchweift denn die Phantaſie ruhelos, ziellos umher, oft fühle ich mich weit, weit getragen, ich denke über Religion, Gott, Tod; da iſt es mir denn, als ob ich plötzlich an eine eiſerne Decke anprallte oder in's bodenloſe Nichts verſänke, ich muß fliegen, zerſchmettern, wie eine hohle Eierſchale, ich weiß mir dann gar nicht mehr zu helfen, ich ſterbe faſt vor Angſt und Unruhe. Kennſt du das auch, wenn eine kläffende Meute von böſen Geiſtern plötzlich auf die Seele losgelaſſen wird? Ueberall hacken ſie ſich ein und zerren ſie blutig; wenn ich einen Gedanken ruhig verfolgen will, kommen die Hunde plötzlich und zerren und würgen, ich muß dann die Augen aufreißen, um doch wieder Etwas zu ſehen, das mich anderswohin hetzt und erlöst; ich ſehe das fahle Licht durch mein Fenſter ſcheinen, das thut mir wohl, ich zähle die Scheiben, ich werde wieder ruhiger, ich werfe einen Stuhl um und ſtelle ihn wieder auf, das bringt mich immer auf andere Dinge, ich ſtehe dann oft auf und ſehe zum Fenſter hinaus; ich ſage dann zu mir: ſiehe, dort wohnt der Lippmann Maier, dort wohnt der Färber, und daß ich dies noch weiß, iſt mir Bürgſchaft, daß ich noch im Geleiſe der gewohnten Vernunft bin; — aber Liebe, ich bitte dich, wirf mich nur gleich die Treppe hinab, wenn ich einmal wahnſinnig zu dir herauf komme; faſſe meine Stirn an, wie ſie brennt, in dem beinernen Topf kocht und brodelt mein Gehirn, ich fürchte, ich fürchte, es läuft noch über."

„Nichts iſt widerwärtiger, als wenn Jemand mit einer geladenen Piſtole ſpielt, ich bitte dich, ſteh' auf," erwiderte Philippine, ohne ihre Faſſung zu verlieren, „es iſt nicht artig von dir, mich ſo zu ängſtigen, du quälſt dich und mich." Sie legte ihre Hand auf die Stirne ihres Vetters, der durch dieſe Berührung plötzlich umgewandelt ſchien. „Ich glaubte, du wäreſt ganz glücklich und heiter," fuhr Philippine fort.

„Ich habe ja Alles verloren."

„Das thut nichts," lächelte Philippine, „wenn man mir heute einen Arm abnimmt, freue ich mich morgen mit dem noch übrigen, ich hätte mir's ja auch müſſen gefallen laſſen, wenn mich Gott nur mit Einem Arm in die Welt geſchickt hätte. Wenn ich nur alle Menſchen auch ſo vergnügt und zufrieden machen könnte. Hör' einmal zu, du glaubſt gar nicht wie geſcheit ich geworden bin: weißt du, warum ſich die Kinder beim Fallen nicht beſchädigen? Man ſagt, weil ſie ein Genius beſchützt. Der Grund iſt aber einfach der: Kinder verlaſſen ſich nicht auf ihr Stehen und wehren ſich alſo nicht dagegen, wenn ſie fallen; ſie plumpſen hin und ſtehen wieder heil auf. Und ſo müſſen wir's auch machen, und wir können, wenn wir wollen. Eine kleine Beule ſchadet nichts.“

Ohne einen Uebergang zu machen nahm Philippine ihre Laute und ſang das damals vielbeliebte: „Ausgelitten haſt du, ausgerungen“ aus dem vielgeleſenen „Sigwart, eine Kloſtergeſchichte,“ aber kaum hatte ſie eine Strophe davon beendet und dabei ein ernſtes Geſicht gemacht, als ſie laut auflachte und rief: „Das iſt eine dumme Welt, wo man immer im Mondſchein auf dem Kirchhof ſpazirt und ſanfte Thränen vergießt über den Tod, der gekommen iſt und noch kommen wird. Du ſteckſt auch da drin, wenn du's gleich nicht haben willſt. Hilf mir doch den Vers anders machen: hinausgeritten, hinausgeſprungen . . . in's friſche Leben . . . Hilf mir. Ich ſage dir, ein tombackner Spaß iſt mehr werth als alle in Reime gefaßten Thränenbrillanten.“ Und ſchnell ſang ſie mit heiterer Laune ein altes Lied von der Zufriedenheit. Dieſe Töne, dieſe Worte träuften Himmelsthau auf die verſchmachtenden Lebensgeiſter Ephraims; mit verklärtem Antlitz ſaß er da und erzählte, wie er äußerlich das gewöhnliche Leben eines alten Junggeſellen zu führen ſcheine, daß aber ſein Innerſtes ſtets erregt und jugendfriſch ſei, er zehre von ſeiner Vergangenheit. Das ſei es, was ihn oft an den ſchwindligen Rand des Wahnſinns führe, manchmal aber pflücke er hier auch eine kleine Blume, ein kleines Epigramm.

„Du weißt doch,“ ſetzte Ephraim hinzu, „daß „Epigramm“ ein griechiſches Wort iſt, urſprünglich Aufſchrift heißt, und von Denkmalsinſchriften gebraucht wurde. Gerade darin, die Aufmerkſamkeit auf einen Gegenſtand zu reizen und durch überraſchende Wendung die Neugierde zu befriedigen, liegt der Hauptreiz. Verſtehſt du das?“

„Kommſt du mir wieder mit deinem Kathederton, dann lauf' ich dir gleich davon,“ erwiderte Philippine, „zum Beweiſe aber, daß ich dich verſtehe, erlaube ich dir, ſo viel Epigramme, als du nur willſt, auf mich zu machen, im Gegentheil, ich bin dir recht dankbar dafür, denn ich ſähe mich gern auch einmal in dieſem Spiegel. Aber ich kann mir doch nicht recht denken, wie man ſo ein Gedicht macht,“ ſchloß ſie ſchalkhaft.

„Da kann ich dir vom letzten Sonntag das beſte Beiſpiel bringen,“ entgegnete Ephraim. „Ich ſehe Morgens zum Fenſter hinaus, es regnet furchtbar, man läutet eben zur Kirche, da bemerkte ich, wie das Nachbarstöchterchen am Fenſter drüben zum Himmel hinauf ſieht, und dann wieder an ihrem feinen ſchönen Sommerkleid zupft; ich dachte an ein Geſpräch mit meiner Schweſter Veilchen, die vor vielen Jahren die Wonnen einer chriſtlichen Kirchgängerin ſo überſchwenglich geſchildert hatte, aber ſchnell juckte mich der Spott, und indem ich mich in die Sinnesweiſe meines Nachbarstöchterchens verſetzte, dichtete ich:

„Das fromme Mädchen.

Wenn Gott doch gutes Wetter gönnte,
Daß man zur Kirche gehen könnte!
Man lebet ärger als ein Heide. —
Wer ſieht mich hier zu Hauſ' in meinem neuen Kleide?“

Philippine ſchien nicht ſehr erheitert durch dieſes Gedicht, denn ſie bemerkte:

„Es geht mir auch oft ſo, ich verſetze mich gern in das Denken und Treiben der Menſchen. Wenn ich über die Straße gehe, möcht' ich immer wiſſen, was all die Leute denken, die da Holz ſpalten, Waare führen, ſpaziren fahren; vielleicht geht da Einer zur Brautwerbung und neben ihm Einer zur Eheſcheidung, da Einer zu Wohlthätigkeit und dort ein Anderer mit Mordgedanken; meiſtens, beſonders aber Sonntags, kommt mir's vor, als ob die ganze Welt nießen möcht' und nicht kann, weißt du, da prickelt's und kitzelt's ſo im ganzen Geſicht, und iſt einem doch nicht recht wohl. Aber was geht mich die Welt an?" fuhr Philippine ſich im Kreiſe drehend fort, als wendete ſie auch damit ihre Gedanken um. „Der leidende Werther kriegt mich nicht. Meine Minna von Barnhelm ſagt das geſcheideſte Wort: was kann der Schöpfer lieber ſehen, als ein fröhliches Geſchöpf! — Das iſt mir lieber als alle Gebetbücher mit Silberſpangen. Ich habe deiner Schwägerin Roſa vorgeſchlagen, dieſe Worte mit goldenen Buchſtaben in ihren neuen Tanzſaal ſchreiben zu laſſen." — —

Der Umgang mit Philippinen war für Ephraim ſtets erheiternd, auf den Ernſt wie auf das Tollſte und Abenteuerlichſte, was er vorbringen mochte, ging ſie immer gutwillig ein, ließ aber Beides auch bald wieder fallen, ihre muntere Lebensanſchauung, ſo wie die mannigfachen Artigkeiten, die er ihr ſagte, gaben ihm Anlaß zu vielen kleinen Gedichten, und er war glücklich, als er ihren Namen Philippine in den claſſiſchen Phyllis umgewandelt hatte, der ſich ſeiner Versart beſſer fügte. —

„Ach ich habe gar nichts Poetiſches in meiner Umgebung,“ ſagte einſt Philippine, „nichts als meine Katze. Die Menſchen und die Poeten beſonders thun an dieſen Geſchöpfen katzenſchreiendes Unrecht, man nennt ſie falſch und räuberiſch, das iſt ihre Natur, eine Katze bleibt ewig wild und wird nie zahm.“

Ephraim ging lächelnd weg und des andern Tages brachte er Philippinen folgendes Gedicht:

An Phyllis von ihrem Kätzchen.

Dein Kätzchen, Phyllis, ſoll ich ſingen?
Thalia, laß mein Lied gelingen!
Klug iſt dies Kätzchen, ſchön gebaut,
So weiß von Fell, wie Phyllis Haut;
Es ſpielt, liebloſet, küſſet, ſtreichelt,
Auch weiß man, daß es öfters heuchelt.
O zürne nicht! iſt dies nicht auch
Bei ſchönen Mädchen im Gebrauch?

Bei Veilchen, ſeiner Schwägerin Roſa und Philippinen verbrachte er wechſelsweiſe ſeine meiſte freie Zeit, er vermied gern den Umgang mit Männern und behagte ſich faſt nur hier bei den Frauen, wo man ſeine Reizbarkeit gelten ließ; die Kronrechte der Genialität, die er in früherer Jugend ſchon einmal genoſſen, ſuchte er ſich wieder anzueignen, er wußte nicht, daß man ihm Vieles gewährte, nicht weil man es ſeiner Uebermacht, ſondern weil man es ſeiner Schwäche hingehen ließ. Außer den Frauen ging er am liebſten mit Fremden um; in ſolcher flüchtigen, blos gefälligen Berührung hatte Niemand das Recht noch die Gelegenheit, in ſein inneres Verſteck vorzudringen, und ihm dort ſeine liebgewordenen Eigenheiten anzutaſten. Dazu kam, daß er gegen ſeine Angehörigen leicht voll Mißtrauen und Furcht war, er ſuchte gefliſſentlich nach erfahrenen Verletzungen und war dem Arzte gram, der ihn davon heilen wollte. Dieſer erſchrack als ihm Ephraim einſt einen Ausſpruch des Thalmuds erwähnte: „Wenn wir wüßten, welche Dämone beſtändig um uns her in der Luft ſpuken, wir könnten nie frei athmen und kämen von Sinnen.“

Nathan erblaßte, als ihm der Arzt eine Befürchtung über Ephraim mittheilte. Dieſer ſchien indeß munterer als je; denn gleich einem Vogelſteller war es ſeine beſondere Freude, Witzſpiele oder andere geflügelte Gedanken einzufangen. Mit Trauer bemerkte er aber das Schwinden ſeines Gedächtniſſes, im Nu war ihm das, was er feſthalten wollte, davon geflogen und er konnte es nicht mehr erreichen; dieſes Beſtreben, jede fremde und eigene hervorſtechende Bezeichnung feſtzuhalten, mordete ſelbſt ſeinen Schlaf. Wenn er im Bette lag, und wie das Auge ſich geſchloſſen, ſich nach und nach auch eine magiſche Decke über das Auge ſeines Bewußtſeins auszubreiten begann, ſtieg plötzlich ein überraſchender Gedanke in ihm auf, er wollte ihn feſthalten und doch ſeine Ruhe nicht ſtören; feſt drückte er ihn in ſeine Seele ein, um ihn nie zu vergeſſen, aber in das ſüße Vergeſſen des Schlafes war dieſer Gedanke wie ein ruheſcheuchendes Geſpenſt eingebannt, ermattet wachte er auf, er ſuchte den Gedanken, und fand nichts als einen Gemeinplatz, einen dürren Strauch, untauglich eine Blüthe zu treiben.

Eines Morgens erwachte er, es war ihm, als ob ein goldener Lichtgedanke ſich durch ſein Traumleben hindurchgezogen hätte, er riß alle die in ſüßen Schlaf eingewiegten Erinnerungen von ihren Schlummerpfühlen, verſtört blinzten ſie ihn an, er aber ſtieß ſie von ſich, er ſuchte jenen Lichtgedanken, der aber war verſchwunden — mit Fieber und Schwindel ſtand er auf und war den ganzen Tag verſtört und gereizt. Wie die Lottoſpielerin ſich Morgens in ihrem magern Bette aufrichtet, ſich die Augen reibt, ſich hin und her beſinnt und quält und faſt raſend wird, ſie erinnert ſich genau, daß ſie ihre Glücksnummern geträumt, aber die Ziffern! die Ziffern! wer findet ſie? endlich findet ſie dieſe und jene, aber ſie glaubt nicht recht, daß dieß die geträumten ſind, nein gewiß nicht, und doch, doch; ſie ſetzt ſie — ſo begnügte ſich auch Ephraim mit irgend einem Gedanken, der ihm durch die fieberhafte Anſtrengung ſeines Gedächtniſſes aufſchoß.

Stundenlang ſtand oft Ephraim vor dem Spiegel und ſtarrte ſein Abbild an. Als ihn einſt Philippine darüber zur Rede ſtellte, ſagte er: „Nur ſo, wenn ich durchaus keinen fremden Gegenſtand, und nur mein eignes Abbild betrachte, das mit meinem Schauen zuſammenfällt, nur ſo kann ich mich am leichteſten von allen Gegenſtänden der Welt abziehen, und mich in das allgemeinſte und reinſte Daſein verſenken, du kannſt dir kaum denken, welch ein Hochgenuß das iſt, nicht mehr dieſe Perſon, der Ephraim, ſondern blos überhaupt zu ſein.“

„Du haſt Recht, ich kann mir's nicht denken und will auch nicht, ich bin zufrieden in meiner Haut und warte ruhig bis ich einmal als Geiſt in der Welt herumfahre; aber ich bin auch eine Spiegelfreundin, ich glaub', es wäre mir unmöglich, einen ganzen langen Tag in einem Zimmer zu ſein, in welchem kein Spiegel iſt; nicht aus Eitelkeit, aber es fehlt mir Etwas; ein Zimmer ohne Spiegel iſt blind. Das Erſte, womit man ein Zimmer möblirt, iſt, daß man einen Spiegel hineinhängt, dadurch wird es ſogleich wohnlich, man denkt: da waren oder ſind Menſchengeſichter, die ſich darin beguckt haben. Der jüdiſche Trauergebrauch hat mich immer am meiſten gerührt, daß man im Trauerhauſe die Spiegel auf's Geſicht hängt; weißt du, warum in den Kirchen und Synagogen keine Spiegel hängen?“

Ephraim folgte nun endlich mit freundlicher Hingebung den unſteten Geiſtesſprüngen Philippinens; ſie erzählte ihm, daß ſie jedesmal, wenn ſie aus einer Geſellſchaft nach Hauſe komme, faſt unwillkürlich eine Zeit lang in den Spiegel ſehe, ohne ihren Anzug zu verändern, „denn,“ ſagte ſie, „man muß doch auch nochmals wiſſen, wie man von den Leuten angeſehen worden iſt; früher, in meinen ſchlanken Tagen durfte ich mir immer ſagen: du warſt doch recht nett, aber jetzt bin ich ſchon in die Zeit der Spiegelfechterei vorgerückt, ich meine immer, das Glas müßte Fäden haben, weil ſich kleine Einſchnitte im Geſichte zeigen, es will mir gar nicht in den Kopf hinein, daß man auch alt werden muß. Wenn's vom Sommer in den Herbſt und in den Winter übergeht, will man's gar nicht glauben, es ſoll nicht ſein, daß die grünen hellen Tage vorbei ſind, bis man einmal Morgens aufſteht und der Herbſtreif iſt da und die Blätter ſind gelb, und da ſagt man: ach, ſo ein friſcher Herbſt iſt auch ſchön; und wenn's ſchneit, heißt es: ich hab' den Winter ſehr gern, und es iſt auch wahr. Man muß ſich nur nicht wehren gegen das, was einmal nicht zu ändern iſt, dann iſt Alles recht und gut.“

Ephraim erkannte, wie ungerecht es wäre, dieſe harmloſe Seele in den Wirrwarr innerlicher Grübeleien hineinzuzerren, er verhehlte daher ſeine zweite Abſicht bei jener Verſenkung in das allgemeine Sein, denn es ſchwindelte ihm ſelber davor, daß er dieſe Abſicht erreiche. Durch das Anſchauen ſeiner äußeren Erſcheinung wollte er einen Standpunkt außer und über ſich erobern, dann erſt glaubte er frei zu ſein und ſich über ſein zeitliches Ungemach erheben zu können, wenn er ſein zweites Ich wirklich und wahrhaft, auch als äußern Gegenſatz errungen, daß er ſich ſelber wie einen Fremden erſchauen konnte; darum betrachtete er ſtundenlang alle dieſe Züge, dieſe Augen, dieſe Stirne, und ſtellte ſie gegenüber dem andern Ich, welches dieſes Alles betrachtete. Einmal gelangte er ſo weit, daß er dieſe ganze Erſcheinung verlachte und gegen ſie die Zähne knirſchte; plötzlich fühlte er ſich mit dämoniſcher Gewalt wie von hinten gepackt, er fiel ohnmächtig zu Boden.

Nie konnte Ephraim mehr ohne Schauder in den Spiegel ſehen.

In dieſem Leben voll fieberhafter Zuckungen und gewaltſamer innerer Zerfaſerung fehlte es indeß auch nicht an lichten Momenten, in denen Ephraim ſich des harmoniſchen Zuſammenklangs aller ſeiner Lebenskräfte, der geiſtigen wie der körperlichen, bewußt war; das war dann die reine und unmittelbare Freude des Seins, wenn er, die Arme auf der Bruſt übereinandergeſchlagen, nichts hielt als ſich ſelber, an keine fremde Bruſt, an kein Ereigniß, an keine Idee und keinen Wunſch ſich lehnte. Ephraim freute ſich über ſeine Freude, und ermunterte ſich dann im Innern das Leben noch zu genießen; dieſe Freude über das Bewußtſein jugendlicher Empfindung war dann auch der eigentliche Genuß und die Erhebung, denn ſelten gelang ihm in der Wirklichkeit, was er im Geiſte erkannte und wünſchte.

„Es iſt mein Glück und mein Unglück," ſagte er einſt zu Philippine, „daß ich nicht alt werde. Sonſt hat das Alter ſein Eindämmern, wie das Kindesleben ſein Aufdämmern, bei mir iſt das nicht; ich bin zu meinem Unheil noch immer jugendlich erregt. O wie ſüß iſt die Abenddämmerung des Lebens, die uns die Dinge nicht mehr in beſtimmten Umriſſen faſſen läßt. So wieder einſchlafen, gleichgiltig leben wie das Kind . . . Aber ich will jung ſterben."

In einer ſolchen Stimmung ſchrieb er einſt das Gedicht:

Der Geburtstag.

Meinen fünfzigſten Geburtstag
Bringen mir die Horen heut,

Und wer weiß, ob mich die Parze
Einen mehr erblicken läßt.
Drum ſo laß mich eilig leben,
Eh' mir dieſes Licht verliſcht;
Eh' das Alter meine Stirne
Tiefer pflügt, und Lilien
Ueber meinen Scheitel ſtreut.
Eilig laß mich jeden Gram,
Der am Leben nagt, verſcheuchen:
Sorgen für die Folgezeit
Schnellen Winden übergeben
Und mich ganz der Freude weih'n.
Knabe gieb mir friſche Roſen! u. ſ. w.

Dieſes horaziſche Bacchanalienweſen mit ſeinen überkommenen Formen konnte nie die wahre erlöſende Macht der Dichtung auf den Dichter ausüben; nie hatte ſich Ephraim ſein Haupt, das ein ſchön geflochtener Zopf ſchmückte, mit Roſen bekränzt, und wenn er einen Becher Weins trank, taumelten ſeine Sinne; das war aber die Zeit, in welcher der weinſelige Gleim „nüchtern die Trunkenheit ſang." In den Grundzügen mögen jene Ausſprüche und Zurufe Ephraims wahr ſein, weil er ſie aber nur mit dem olympiſchen Zubehör in die Dichtung verſetzen konnte, ſo blieb dieſe ewig von ſeinem Leben getrennt, er konnte nicht das Unmittelbare und Ureigne ſeines Lebens darſtellen und in der Dichtung verklären; dieſe ganze klaſſizirende Kunſtpoeſie wurde vom Leben tagtäglich Lügen geſtraft.

Oft ſang daher auch Ephraim ſeinen „Abſchied von den Muſen oder Schwanengeſang":

Meine Haare
Grauen ſchon,
Fünfzig Jahre
Sind entfloh'n.

Meinen Buſen,
Welch' ein Schmerz!
Fliehen Muſen,
Witz und Scherz.

Muſen! Leiden
Bracht ihr mir,
Seht wir ſcheiden
Für und für.

Es iſt aber längſt bekannt, wie dieſe Scheidebriefe der Dichter an die Muſen gemeint ſind. Die Untreue gegen ſolchen ausgeſprochenen Vorſatz iſt ſo ſüß und reizend und kann ſich eben ſo gut als Treue geltend machen, daß man mit reuigem Lächeln gern und oft wiederkehrt.

27. Herüber und hinüber.

Die Zuvorkommenheit und Anſchmiegſamkeit Ephraims gegen Fremde und Empfohlene war in der Gemeinde zu Breslau faſt ſprüchwörtlich geworden; in das Einerlei ſeines Alltagslebens kam durch Ankunft eines Fremden plötzlich ein friſcher Windhauch, in der Anſchauungsweiſe eines Fremden gewann das Gewöhnte eine neue und friſche Färbung; ſeine Freude beſtand meiſt nur noch darin, daß er Andere erfreut sah. In dem genau umſchriebenen Kreiſe des Familienlebens hatte ſeine Liebe nicht Befriedigung gefunden, er dehnte nun die Grenzen aus, ſo weit er konnte.

Er hatte bei dieſer Fremdenliebe noch ein beſonderes Intereſſe: nicht daß er ſeine Kenntniß vieler Städte und Länder zur Schau ſtellen wollte, ſondern er horchte überall leiſe hin, um die Stimme der Zeit in ihrem unmittelbarſten Ausdruck zu vernehmen; nichts war ihm zu gering, das er nicht der Aufmerkſamkeit für würdig hielt, und die Leute liebten ſeinen Umgang und prieſen ſeinen tiefen Geiſt, denn nie ſind die Menſchen dankbarer, als wenn man ihnen Gelegenheit gibt, ihre Erfahrungen und Anſchauungen an den Mann zu bringen, und ſie dabei das Vergnügen und den Triumph des Belehrens genießen zu können.

So verworren und dumpf das Leben Ephraims war, wenn er ſich in ſeinen Grübeleien und Selbſtquälereien verfing, eben ſo geläutert und licht wurde es, wenn er aus ſich heraus trat, ſich den Menſchen um ihn her und der Allgemeinheit anſchloß, und doch fühlte er wieder die Schwäche, die darin lag.

„Weißt du, wer der ärmſte Menſch iſt?“ ſagte er einſt zu Philippinen, „Wer nicht allein ſein, Andere nicht entbehren kann, wer ein trauriges Denken in der Einſamkeit nicht zu überwinden vermag und Zerſtreuung ſuchen muß.“

„Nein, du biſt zu gut, du brauchſt Anſchluß, du gehſt viel ſicherer und gerader, wenn du mit Jemand Arm in Arm gehſt.“

„Nenne es nicht Güte, es iſt Schwäche und Unglück," wehrte Ephraim, „von der Außenwelt Etwas erwarten und bedürfen, das dem eigenſten Sehnen und Verlangen entſprechen ſoll, das iſt das größte Unglück und Schwäche zugleich. Ich bin vom Barometer im Geſicht eines jeden Menſchen abhängig. Ich weiß, woher das kommt."

Ein neuer Ankömmling beſchäftigte die ganze Aufmerkſamkeit Ephraims. Luſtig und guter Dinge trat eines Abends Maimon zu ihm ein, legte ſeinen Knotenſtock auf den Tiſch und erklärte, daß er nun in Breslau bleiben wolle, da es ihm in Berlin nicht nach Wunſch ergangen war; Ephraim mußte ihm einſtweilen einige Groſchen geben, damit er mit etwas Branntwein und Schwarzbrod „ſein Uhrwerk," wie er ſeinen Körper nannte, wieder aufziehen könne.

„Wie ſteht's jetzt mit Ihrer Philoſophie?" fragte Ephraim, und Maimon erwiderte:

„Bei meiner erſten Ohrfeige."

„Ich verſtehe Sie nicht."

„Ich auch nicht, aber wie geſagt, es bleibt bei der erſten Ohrfeige. Wie ich als kleiner Junge zuerſt das Chumeſch (Bibel) bei meinem Vater geleſen habe, da leſ' ich: im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde — ich frag': wer hat Gott erſchaffen? Da giebt mir mein Vater eine tüchtige Ohrfeige, und das iſt bis jetzt die einzige Antwort, die ich auf meine Frage bekommen habe, es hat mir keine Philoſophie eine andere gegeben."

Maimon war eine der eigenthümlichſten Erſcheinungen, die ſich in der erſten Entpuppung des Judenthums zeigten. Aus den dumpfeſten Klauſen der polniſchen Orthodoxie entſprungen, trieb er ſich unſtet in den Wiſſenſchaften wie in den Städten umher, ſein gewandter Geiſt fand ſich von allen Wiſſenſchaften angezogen und nirgends feſtgehalten; gleich einem bezähmten Wilden machte er plötzlich alle Pädagogik zu Schanden, und ſetzte mit thalmudiſcher Dialektik über alle Schranken der Ordnung im Leben und in der Wiſſenſchaft hinweg. Mit hingebender Emſigkeit ſorgte Ephraim für ihn und verſchaffte ihm durch ſeine Bekannten bald die Mittel zu ſeinem Unterhalt und zur Fortſetzung ſeiner Studien. Ephraim war nun ſelber auf jener Stufe angelangt, die er ehedem ſo ſehr verſchmäht und bemitleidet hatte: er betrachtete ſein eignes Leben als verfehlt, und fand nur noch Beruhigung darin, für Andere, ſeien es Einzelne oder Genoſſenſchaften, zu ſorgen.

Durch Maimon ward Ephraim auch in das Wirthshausleben gezogen, das ihm bisher faſt ganz fremd geblieben. Die deutſchen Juden unterſcheiden ſich von den polniſchen ſehr durch ihre Nüchternheit, Maimon folgte ſeinem Nationalhang in genialer Ungebundenheit. Hier ſprach er auch am liebſten von ſeinem höchſten Intereſſe, der Aufklärung ſeiner Glaubensgenoſſen.

„Die Mathematik allein kann zuerſt dieſe krummen Köpfe hobeln,“ behauptete Maimon, „darum bearbeitete ich die Wolfiſche lateiniſche Mathematik in rabbiniſcher Sprache; aber die Herausgabe koſtet zu viel Geld, und die wenigen Freunde der Aufklarung ſind ſchon genug in Anſpruch genommen.“

Ephraim bedurfte ſtets nur eines friſchen Hauches, daß die Gluth in ihm zur Flamme aufloderte; von nun an war ſein Dichten und Trachten dem großen Werk der Aufklärung gewidmet. Er ſprach einſt mit Maimon davon, daß die frommgläubigen Beſchränkungen die höchſte Sünde gegen Gott und die Menſchheit wären, denn „jegliche Entziehung einer Lebensfreude und eines Genuſſes iſt die höchſte Sünde gegen den Zweck der Schöpfung und des Daſeins.“

„Ein polniſcher Edelmann kommt einſt nach Warſchau,“ erzählte Maimon in ſeiner ſeltſam abſpringenden paraboliſchen Weiſe, „da der Edelmann nichts beſſeres zu thun hat, geht er die Straßen auf und ab ſpaziren. Er ſieht allerhand Lebensmittel zum Verkauf ausgeſtellt, ihn hungert, er greift in die Taſche, aber da iſt es wüſt und leer. Nun fängt er an, auf die Reſidenzſtadt los zu ſchimpfen: co to so mjasto niemam saco pirogi Kupiez! (Was zum Henker iſt das für eine Stadt, wo man nicht einmal hat, wofür man Semmel kaufen kann!) Gerade ſo machen's auch die frommen Rabbinen.“

„Ich verſtehe nicht, wie Sie das hier anwenden.“

„Die Anwendung liegt ja auf der Hand,“ entgegnete Maimon, „wenn die Leute keine eigene Vernunftmünze im Kopfe haben, ſchimpfen ſie auf Jeruſalem und Babylon. — Aber ich ſage Ihnen, die ganze Geſchichte des Judenthums und alles deſſen was daraus hervorgegangen, liegt in einer einzigen Legende aus dem Thalmud. Es verſtehen ſie heutigen Tages nur zwei Menſchen, und Einer davon bin ich.“

„Und was erzählt die Legende?“

„Die Juden haben einmal nach der Rückkehr aus Babylon den Dämon Jezer-Hara (ſinnlicher Trieb) gefangen und haben ihm ein Aug' ausgeſtochen, und ich ſag, das bedeutet: ſeitdem haben ſie keinen Sinn für Freudigkeit, für die Kunſt überhaupt. Der Thalmud erzählt aber weiter: ſie haben dem Dämon aber auch das zweite Auge ausſtechen wollen, und da hat kein Huhn mehr ein Ei gelegt. Wollen Sie der dritte ſein, der die Bedeutung dieſer Legende begreift?“

Ephraim nickte bejahend und er erkannte mit vieler Beruhigung, wie das Ende ſeines Lebens doch wieder in ſeinen Ausgangspunkt umbiege. Aus der jüdiſchen Beſchränkung hatte er ſich emporgearbeitet, dann an ein individuelles, ja man kann ſagen egoiſtiſches Glück Alles gewagt; da dieſes ihm verſagt war, hatte er der allgemeinen Weltbewegung ſich anzuſchließen verſucht. Alles war nur Traum. Er ſah ſich mitten in einem Kreiſe jugendlich ſtrebender Geiſter, die ſich beglückt fühlten von jedem neuen Wiſſen, das ſie ſich aneigneten, und erhoben durch jeden Vernunftgrundſatz, den ſie unter den jüdiſchen Glaubensgenoſſen ausbreiteten. Die von Mendelsſohn ausgehende Anregung hatte in den Provinzſtädten einen Eifer für Aufklärung und Bildung erzeugt, der ſich noch lange in lebendigem Trieb erhielt, als man in der Hauptſtadt allmälig abzulaſſen begann. Die ſpäter erſchienene hebräiſche Zeitſchrift „der Sammler,“ hatte in Breslau die thätigſten Mitarbeiter, unter denen beſonders Joel Löwe und Benſe, der einen Commentar zu Rabbi Saadia Gaons „Glauben und Wiſſen“ geſchrieben, hervorragen. Ein Kreis edelſtrebender junger Männer hatte ſich gebildet, die ſich in ebräiſchen Gedichten und Abhandlungen verſuchten, und eine neue Schrift Mendelsſohns war wie eine neue Offenbarung, die man gemeinſchaftlich las und ausdeutete.

Hatte Ephraim es ehedem vermieden und mit Strenge darauf gewacht, in Behaben und Ausdrucksweiſe Alles abzuthun, was an die abgeſchiedene Sphäre jüdiſchen Lebens erinnerte, ja erweckte ihm ſonſt jeder Ausdruck der Art, den er von Andern vernahm, ein Gefühl des Mißbehagens, ein Verſetzen in dumpfe Sphäre, ſo gebrauchte er jetzt gern Sprüche aus der Bibel und dem Thalmud und führte ſie geſprächsweiſe in der Urſprache an. Ja ſchon ihr Ton that ihm wohl. Ein Athem aus der Jugendzeit muthete ihn daraus an und er war erſichtlich ſtolz darauf, daß er noch ſo vielerlei Derartiges im Gedächtniß bewahrt hatte. Er wollte nichts mehr von der weiten Welt, er ſtand wieder in ſeinem urſprünglichen abgeſchloſſenen Kreiſe. Er liebte die Juden und alles Jüdiſche mehr als je und manche Formen, die ihn ehedem abgeſtoßen hatten, fand er jetzt ſinnreich und anheimelnd. Er fühlte ſich wohl wie noch nie, denn in dieſer Sphäre bedurfte es keiner weitläufigen Verſtändigung, man war von ſelbſt daheim.

Nathan glaubte, daß ihn Ephraim damit necken wolle, wenn er ſich jetzt ſo ſehr als Jude benahm. Es ſchien ihm, ſein Bruder wolle ihm Verlegenheiten bereiten, indem er in gewöhnliche Geſpräche hebräiſche Redeweiſen einſtreute. Er wurde erſt beruhigt, als Roſa, die auch hierin viel unabhängiger dachte, ihn bedeutete, daß dieſe Art ja auch ihre Berechtigung habe, die ſich nicht zu verhüllen brauche und daß es nur ein Vorurtheil ſei, wenn man ſie minder ſchön finde.

Immer mehr war Ephraim ſein vergangenes Leben wie ein Traum. Wo war das beklemmende Abirren, wo waren alle die Schreckgebilde? Er war erwacht und wieder daheim.

Jenen reflectirenden Standpunkt, nach dem er ſo oft geſtrebt, wo Schmerz und Freude unterſchiedslos in einander fallen, er hatte ihn erreicht, er erkannte, daß die Zukunft alle Schuldbriefe der Vergangenheit einlöst, indem ſie immer neue Ziele auffteckt; was ihm auch begegnen mochte, er glaubte es zu beherrſchen, denn er wußte heute, wie er über's Jahr das Heute beurtheilen und belächeln würde.

Maimon erzählte mit vieler Jovialität aus ſeinen Jugendjahren, wie er nach polniſcher Sitte ſchon in ſeinem eilften Jahre verheirathet wurde, und von ſeiner Schwiegermutter oft Prügel erhielt; die köſtlichſten Anekdoten liefen dabei unter, und des Lachens war kein Ende. Eines Tages wurde indeß Maimon durch die Ankunft ſeiner Gattin und ſeines Sohnes überraſcht, ſie war gekommen, um ſich von ihrem entlaufenen Manne ſcheiden zu laſſen. Das erinnerte Ephraim an ſeinen alten Lehrer Rabbi Chananel, und er hörte jetzt deſſen vor kurzem erfolgten gräßlichen Tod. Maimon hatte den Rabbi genau gekannt, und berichtete nun von deſſen Zerfall mit ſich und der Welt: hin und her geſchleudert zwiſchen aufgeklärter Ueberzeugung und heuchleriſcher Werkheiligkeit, verfiel Rabbi Chananel bald in das eine, bald in das andere Extrem. Er trug ſich mit dem Gedanken, dem erſichtlichen Abſterben und Verfaulen zu entfliehen, hinaus ins friſche bewegte Leben, er wollte ſich der herrſchenden Kirche zuwenden, da es ja einerlei wäre, ob man hier oder dort ein jeſuitiſches Spiel mit Formen treibe, denen man weder Glaube noch Ueberzeugung widmen kann; ſeine Bruſt hob ſich, aus ſeinen Augen ſtrahlte ein verklärtes Feuer, ſehnſuchtsvoll ſtreckte er ſeine Arme aus nach den Millionen Menſchen, denen er fortan die Macht und Kraft ſeines Geiſtes weihen wollte, er ſah ſich vom Strome der Welt getragen, lebend belebend, aber wieder ſank er zurück in ſein verdumpftes Daſein, er ſah ſich gefangen von denen, die ihn als Frommen verehrten, und er ward wieder ein bitterer Eiferer und Verfolger gegen Die, welche nur ein Haar breit vom Formglauben wichen; er faſtete oft Wochen lang und klagte und betete um Vergebung ſeiner Sünden, und doch wurde ſeine Rechtgläubigkeit von Vielen in der Gemeinde bezweifelt, denn er ſtand während des Gebetes in der Synagoge faſt immer mit geſchloſſenen Lippen träumeriſch dareinſchauend da oder drückte haſtig die Augen zu und warf den Kopf hin und her, als ob er Fliegen verſcheuchen wollte. Die Leute ſagten, er ſei von einem Dämon beſeſſen, und in der That war er's. Der Gedanke, den er einſt in Voltaire'ſchem Uebermuthe im Berliner Tabaksklubb dargelegt, ward lebendig und in ihm ſelbſt. Er wußte nicht mehr, was Phantaſie und was Wirklichkeit war. Anfangs mit ſeltſamem Lächeln, dann aber mit wilder Wuth verweigerte er jede Speiſe und jeden Trank, die man ihm reichte, und als man ſie ihm endlich aufnöthigte, war es zu ſpät. Sein letzter Schrei war die weinende Bitte: Laßt mich leben! Helft mir zum Leben!

Ephraim hörte den Bericht von dem Ende Rabbi Chananels mit tiefer Wehmuth und immer ſeltſamer ward es ihm, daß alles alte Leben nochmals erwacht und ausklingt.

Maimon gab dem Leben und dem Ende des Rabbi die Deutung einer jüdiſchen Sage, die da verbietet, Phantaſiegebilde zu ſchaffen; denn in der Todesſtunde kommen die Phantaſiegebilde als Dämone, hängen ſich an den Geiſt, der ſich aufſchwingen will, zerren an ihm und rufen: Du haſt uns einen Leib gegeben, gieb uns auch eine lebendige Seele. — Wer uneinig mit ſich lebt, Anderes ausdenkt als bethätigt, dem werden die Geſchöpfe ſeiner Einbildung zu Dämonen, er fällt als ihr Opfer, ſie rauben ihm ſein lebendiges Daſein.

Ephraim ſah ſchaudernd in einen ungeahnten Abgrund.

Maimon war nach dem jüdiſchen Eherechte als Vagabund zur Eheſcheidung genöthigt worden; er beſchloß, bald darauf Breslau zu verlaſſen; am Faſttage der Zerſtörung Jeruſalems feierte er mit Ephraim ſeinen Abſchied in dem Wirthshauſe zum goldenen Rad, und nach ſeiner Gewohnheit las er aus ſeinem Lieblingsbuche, das er ſtets bei ſich trug, aus dem ſatyriſchen Gedichte Hudibras von Butler Kernſtellen vor und gab allerlei erheiternde Erklärungen dabei zum Beſten. Das machte in der ganzen Gemeinde großes Aufſehen, der

Rabbiner Iſaak Joſeph Fränkel jedoch, ein rechtſchaffſener und duldſamer Mann, wollte es nicht beachten. In der Gemeinde herrſchte aber die häßliche dicke Ehehälfte des Vorſtehers Hirſch Levi; Zelotismus und weibliche Herrſchſucht ſtachelten ſie zur höchſten Rührigkeit, ſie brachte es durch allerlei Umtriebe dahin, daß Ephraim wegen Verletzung des Faſttages vor ein jüdiſches Kirchengericht gefordert wurde.

Die Freunde Ephraims riethen ihm, ſolchem Aufgebot keine Folge zu leiſten, denn ſchon war die Zeit vorüber, in der man die Bannſtrahlen der Hierarchie zu fürchten hatte; Friedrich II., allem „Pfaffenregimente“ feind, hatte auch die jüdiſchen Rabbinen eingeſchüchtert. Ephraim aber freute ſich dieſer Gelegenheit, denn er wollte die verknöcherte Orthodoxie einmal faſſen und mit der ganzen Wucht ſeines Geiſtes zerſchmettern. Faſt wäre es ihm aber hier wieder ergangen, wie vor dem Richter bei ſeiner Gefangennehmung, denn Ephraim hatte eine unüberwindliche Scheu, im Angeſicht Vieler ſchroff und ſelbſtändig hinzutreten, und verſuchte er es, ſo erreichte er ſelten ſeine Abſicht; in ſeinem einſiedleriſchen Denken und Grübeln hatte er ſchon ſo viele Stufen der Debatte unter ſich, ſtand er ſchon auf einem ſolchen Standpunkte, daß er ſtets geneigt war, dieß auch bei Anderen vorauszuſetzen, und ſelten das Geſchick beſaß, die unten Stehenden zu ſich heraufzuleiten.

Starren Blickes ſtand er eine Weile vor den Richtern und hörte die Fragen, dann rief er zitternd vor Wuth: „Schließt die Thüren und die Fenſter feſt, daß kein Lüftchen aus der freien Natur hereinſtreiche; ſpinnt nur immer weiter und dreht und windet Geiſtesbande, mit denen ihr die freie Seele erdroſſeln wollt, ein Blitz vom Himmel wird die Bande und euch auffreſſen. Geht nach Haus und betet, gebt eure Sklaven frei und ſeid ſelber frei.“ —

„Habt Ihr am Faſttage der Zerſtörung Jeruſalems Speiſe genoſſen?“ lautete die Frage des Kirchengerichts.

Ephraim mußte lachen. „Was kümmert mich das todte Jeruſalem?“ erwiderte er, „tagtäglich zerſtört ihr's, denn überall iſt Jeruſalem, wie geſchrieben ſteht: an jedem Orte, da ich meinen Namen erwähnen laſſe, will ich zu dir kommen und dich ſegnen.“ (2. Buch Moſes, 20, 24.)

Ephraim mußte das Zimmer verlaſſen.

„Es fehlt ihm hier,“ ſagte Einer der im Gerichte Sitzenden, mit dem Zeigefinger ſeine eigene kluge Stirn berührend, „wenn er nicht wahnſinnig wäre, wie könnte er ſonſt ſo reden?“

„Ja, er iſt wahnſinnig,“ ſagte der zweite Richter, „und ich habe mich vor ihm gefürchtet; wir brauchen ihn nicht mehr zu ſtrafen, Gott hat ihn ſchon genug geſtraft, daß er ihm ſeinen Verſtand genommen hat.“ Der Rabbine benutzte dieſe glückliche Stimmung, Ephraim wurde für wahnſinnig erklärt und freigeſprochen, ſein ganzes bisheriges Leben wurde indeß einer ſtrengen Rüge unterworfen, das ganze Geſchick ſeines Lebens war wohl ſorgſam belauert worden, aber verzerrt und entſtellt wurde es ihm vor die Augen geführt.

Mit trauerndem Herzen ſaß Ephraim zu Hauſe und dachte darüber nach, wie der Faſttag der Zerſtörung

Jeruſalems nun bald achtzehn Jahrhunderte dauere, er ſuchte Troſt und Aufklärung, und er, der den Minutengenuß allein das Leben genannt hatte, der ſich die Worte des Daſeins wieder im Buchſtabiren zerlegen wollte, begnügte er ſich am Ende mit einem Worte, indem er dem Rhythmus der Weltgeſchichte Jahrtauſende als Sylben zuerkannte.

Ephraim ging eines Tages über den Judenplatz, er ſah, wie zwei Knaben in Händel geriethen und ſich prügelten, er wehrte dem Ungerechten ab, da ſprang der Vater dieſes Knaben hinzu, ſchalt Ephraim und ſagte zu ihm, er ſolle ſich ruhig verhalten, er ſei ja vom jüdiſchen Kirchengerichte für wahnſinnig erklärt worden und nur darum nicht in den Bann gekommen. — Ephraim ging lächelnd weiter, er dachte darüber nach, wie er das Ende ſeiner Tage fern von allem Judenweſen in Ruhe beſchließen wolle. Er kam auf den Ring, mehrere chriſtliche Knaben, die den Katechismus unter dem Arm trugen, kamen aus dem Katechumenen-Unterricht, ſie warfen den Juden mit Schneeballen und lachten über ſeinen Zorn. Hatte er bei jenem erſten Begegniß unwillkürlich an Moſes in Aegypten gedacht, ſo wäre er jetzt gern wie der Prophet in die Wüſte geflohen, nur um kein Menſchenantlitz mehr zu ſchauen, er flüchtete ſich in die Wohnung ſeiner Schweſter Veilchen.

Es war gen Ende Februar, man ſchrieb das Jahr 1781. Als Ephraim zu ſeiner Schweſter eintrat, kam ſie ihm bleichen Antlitzes entgegen und ſagte:

„Ach Gott! Du kommſt mit mir zu trauern. Ich danke dir.“

„Was iſt denn geſchehen?“

„Wehe! Wehe! nur ein bischen Papier und ein Tropfen Schwärze, das iſt eine Todeskunde. Haſt du es denn nicht in der Zeitung geleſen? Am zwölften iſt er geſtorben.“

„Wer iſt es denn?“

„Komm' Bruder,“ antwortete Veilchen, und ihr Auge ſtrahlte hell, Thränen hingen in ihren Wimpern, „komm Bruder, laß dich küſſen, du haſt ja ſeinen Namen. Denkſt du noch daran, wie du ihn zum Erſtenmal in unſer Haus gebracht haſt? Ich weiß es noch ſo gut, als ob es heute wäre, es war Frühling, am Montag-Nachmittag, ſo gegen drei Uhr, ich ſaß am Nähtiſchchen und arbeitete an einem Sommerkleide, — der Herr Sekretär —“

„Alſo Leſſing iſt todt?“ fragte Ephraim, Veilchen nickte.

„Ich habe es gewußt, daß er geſtorben iſt,“ ſagte ſie, „in derſelben Nacht, als er ſtarb, hab' ich ihn geſehen: ich ging in der Spandauerſtraße, bald mit einem Manne, bald allein, immer weiter, plötzlich war ich auf einer öden Heide, überall Nacht, Irrlichter, da ſah ich plötzlich ſeine Leiche, hu! er fährt mir mit der kalten Hand über's Geſicht“ — Veilchen ſah ihren Bruder ſtarr an.

„Wehe! du biſt von Sinnen,“ rief dieſer, „rühr' mich nicht an, du ſteckſt mich an, fort, fort!“ er ſtieß ſeine Schweſter von ſich, rannte wie raſend von dannen, es war ihm immer, als ob der Geiſt des Irrſinns hinter ihm drein jage und ihn als Beute erhaſchen wolle, erſt bei Philippinen fand er wieder Ruhe.

Unterdeß lag Veilchen zu Hauſe ſchluchzend auf ihrem Sopha, ſie zog ein Amulet aus dem Buſen und küßte es, es war ein Brief Leſſings, den ſie ſich zu verſchaffen gewußt hatte; freilich war er an einen Fremden gerichtet, doch war er ja von ſeiner Hand, der Hand, die nun in der kalten Erde moderte.

Hier in weiter Ferne trauerte eine Seele um den großen Verſtorbenen, die im Wechſel der dichteriſchen Gebilde, der Lebenserſcheinungen und Kämpfe gewiß von ihm ſchon längſt vergeſſen war; aber das iſt die Macht des Geiſtes und ſein Lohn, daß ſeine Wirkſamkeit unermeßlich und unergründlich iſt.

Veilchen fand auch bald wieder ihren Troſt, Leſſing war ihr nicht mehr geſtorben als früher, da er noch lebte; des andern Tages ſah ſie ſich wieder in dem Kreiſe der armen Kinder, die ſie nähen und ſtricken lehrte, und deren Geiſt ſie zu veredeln trachtete; ihr Leben floß wieder gleichmäßig dahin.

Ephraim wagte es indeß, eine Veränderung mit ſich vorzunehmen, er verließ die Juden und zog zu ſeinem Bruder Nathan Friedrich.

Jetzt in ſpäten Lebenstagen machte Ephraim eine Erfahrung, die er nie kennen gelernt, oder der er immer ausgewichen war: die Glückſeligkeit, die auch in dem kaufmänniſchen Betriebe liegen kann.

„Seitdem ich erfahren, was ich kann, und es eben dadurch im Stande bin,“ erklärte oft Nathan Friedrich, „bin ich dir der glücklichſte und zufriedenſte Menſch von der Welt. Der kleine Handel unſers ſeligen Vaters war eben ſo ängſtlich als mühevoll. Ich habe noch lange davon gelitten, und allerlei Grübeleien haben mich geplagt. Ich war wie ein Vogel; der am Boden hüpft, und ich kann dir nicht ſagen wie glücklich ich war, als ich einſah, daß ich fliegen kann, und das kann ich jetzt, und weit und hoch, und ich mach's im Leben wie im Geſchäft: man muß von den Vorſtellungen, die man ſich von den Menſchen macht, Rabatt geben, man muß jährlich auf einige Bankerotte rechnen, dann macht man ſich keinen Kummer darüber. Ich weiß, du hältſt den dichteriſchen Schwung für das höchſte, aber ich ſage dir, ein Geſchäft, das im Schwung iſt, macht auch glücklich, und es iſt ganz gleich, und ſo ſehen und ſpüren, wie man wächſt — wenn du das je recht an dir wahrgenommen hätteſt, du hätteſt nie Dichter werden wollen."

Ephraim bezwang jede andere Empfindung und freute ſich, ſeinen Bruder ſo erfüllt und erhoben zu ſehen.

Wie drängten ſich gegen das Lebensende die Gegenſätze ſcharf heraus!

Es war Frühling, Ephraim wohnte mit ſeinem Bruder und mit ſeiner Schwägerin Roſa auf dem Landhauſe, er ging mit Roſa und Philippine durch einen breiten Laubgang, er ſprach davon, wie nun das erſte Gras auf dem Grabe Leſſings wachſe, „das große Herz wird nicht mehr gefunden," ſchloß er.

„Du haſt ja auch ein großes Herz," ſagte Philippine, nahm ihrem Vetter den Stock aus der Hand, ſprang ſchnell auf dem breiten Sande umher, zeichnete die Umriſſe eines Herzes auf den Boden und rief:

„ſiehſt du? Das iſt ein Miniaturbild von deinem Herzen, in zwanzigmal ſo viel Frauenzimmer als hier herein ſtehen können, warſt du ſchon verliebt, o du großes Herz!“

Ephraim ſchwieg. So oft Roſa und Philippine zugleich gegenwärtig waren, war es ihm nicht möglich, das Geſpräch in ebenmäßigen Gang zu bringen; er fand die Urſache in den ungleichen Charaktern der beiden Frauen, die ſich doch ſo ſchweſterlich vertrugen; er wollte ſich's nicht geſtehen, daß ſeine Neigung und Aufmerkſamkeit zwiſchen Beiden hin- und her ſchwankte.

Ein neues Ereigniß ſtrömte wieder friſche Kraft in das Leben Ephraims, noch in ſeinen alten Tagen erhielt er die poetiſche Firmelung vom heiligen Vater Ramler. Zwei große Quartbände voll Epigramme hatte er an den guten Profeſſor geſchickt, der ſie mit ſorglicher Emſigkeit las, eine Auswahl daraus ſchied, ſie feilte und glättete, und ſie im „deutſchen Muſeum“ ausſtellte.

Nicht nur Ephraim, ſondern ein großer Theil der ſchaffenden Geiſter der Zeit fand erſt Beruhigung und Selbſtvertrauen in der Anerkennung des Berliner Horaz. Weil man in Gehalt und Geſtalt ſich nach einem poetiſchen Katechismus regelte, der von den freien Gebilden der griechiſchen und römiſchen Klaſſiker abgezogen war, darum fehlte die innere Anerkennung, das im Innern ruhende Bewußtſein, und darum bedurfte man des Zurufs von außen.

Dem innern Selbſtvertrauen, das Ephraim nun gewonnen hatte, entſprach auch die äußere Schätzung und Rückſichtsnahme, die man ihm in den weiteren Kreiſen der Geſellſchaft angedeihen ließ, man verzieh dem Dichter, was man dem Kaufmann verargt hatte, man ließ ſein barockes Weſen gewähren, weil man die Grundlage deſſelben erkannte, und wer Ruhm gewinnt, iſt plötzlich über viele Kleinlichkeiten des Alltagslebens hinweggehoben. Garve und viele andere Gelehrte und Beamte, die in dem Hauſe Nathans aus- und eingingen, näherten ſich Ephraim mit freundlicher Zuvorkommenheit. Dieſer war jetzt freundlicher gegen Jedermann, denn er war ſtolzer in ſich. Dieſe Menſchen, die ihm begegneten zu Leid und zu Luſt, auf deren Mienen und Worte er ängſtlich gelauſcht, indem er ſich über jede kleine Anerkennung gefreut hatte, das war nun ſeine Welt nicht mehr. Was ſind dieſe paar Menſchen? Sein Name und ſein Denken zog jetzt durch die weite Welt zu Tauſenden und aber Tauſenden. Er drückte einſt ſeine ganze Stimmung und die eigenthümliche Umbiegung ſeines Denkens aus, indem er zu Fülleborn und Garve ſagte:

„Nun iſt doch etwas von mir da, worauf ich — beſcheiden ſein kann.“

Nathan war beſonders erfreut, daß Ephraim nun aus ſeiner innern Vergrämung herauszukommen ſchien, und tief bewegte er einſt das Herz des Bruders da er ſagte:

„Das Judenthum iſt darum eine ſo ſchwere Laſt, weil es gar nicht aus dem Widerſpruch mit der Welt herauskommen läßt. Du willſt immer deinen beſonderen Charakter behalten. Das geht aber nicht. Wenn ein

Fürſt vorüberfährt und dreihundert Menſchen ziehen den Hut ab, werde ich nicht der Narr ſein und allein nicht abziehen. Ich leb' mit der Welt wie ſie iſt, und nicht mit der, wie ſie vielleicht ſein könnt'. Mit der Welt bös ſein und ihr grollen, wem thut man was damit? Sich ſelber, ſich ganz allein, die Anderen ſpüren nichts davon, wie man Tagelang im Unmuth herumgeht. Schon aus Egoismus bin ich mit Jedem freundlich und friedlich, und da muß er's auch mit mir ſein, und ich hab' Vergnügen ſtatt Kummer."

Ephraim ſeufzte ſchwer und nickte einverſtändlich. Nathan fuhr triumphirend fort:

„Da hat am letzten Sonntag unſer Pfarrer bei Eliſabeth ein Langes und Breites gepredigt über den Text: „Aergert dich dein Auge, ſo reiß es aus." Ich ſag' dir, ſie verſtehen das Neue Teſtament nicht recht, ein Jud iſt da viel ſchneller daheim. Was will der Spruch anders ſagen als einfach: kommt dir in der Welt was vor, was dich verdrießt, ſiehſt du etwas was dich ärgert, frag' dich zuerſt, ob die Schuld nicht an dir iſt, hab' die Courage und geh zuerſt gegen dich, reiß deinen ärgerlichen Blick aus; kannſt du das nicht, nun gut, ſo gieb dich zufrieden mit der Welt. — Iſt das nicht das Aleph Beth des geſunden Verſtandes?"

Vieldeutig lächelnd faßte Ephraim die Hand ſeines Bruders.

Er bewegte ſich nun frei und ungezwungen in der „chriſtlichen Geſellſchaft," aber weder im Wort noch im Begriff konnte er dieſe letzte Bezeichnung vergeſſen; er hatte zu lange außerhalb dieſer Kreiſe gelebt, die Wurzeln ſeines Denkens zogen ſich in eine andere Region, ſie waren zu feſt und knorrig, als daß ſie in neues Erdreich verſetzt worden konnten, er vergaß es nie, daß er ein Jude war. Oft ſchalt er ſich über ſeine Beſchränktheit, daß er ſich hier nicht heimiſch fühle, aber er konnte das Bewußtſein nicht überwinden, daß er hier nur das geſellſchaftliche Gnadenbrod genieße, daß er ſich nichts herausnehmen dürfe, ſondern ſtets warten müſſe, bis man ihm etwas biete.

Wer nicht in die Geſellſchaft eingewohnt iſt, dem iſt manches Herkommen ſeltſam und auffällig, das den Anderen als naturgemäß und fraglos erſcheint. Ephraim ſtarrte einſt auf einen jungen ſtattlichen Offizier, als Philippine zu ihm trat und ihn fragte: „Was ſinnſt du?“ Er nahm ſie bei Seite und ſagte ihr mit gepreßter Stimme:

„Sieh' den jungen Offizier dort, wie er ſo freundlich lächelt, vielleicht eben eine Artigkeit ſpricht und ſich dabei mit dem ganzen Körper auf ſeinen Säbel ſtützt. Wie iſt es möglich, daß man die Mordwaffe mit in die heitere Geſellſchaft bringt? Iſt es denn ein Schmuck des Menſchen, daß er bereit iſt und ein Werkzeug hat, ſeinen Mitmenſchen zu tödten? Sollte er das nicht vergeſſen machen? Hier mindeſtens? Iſt Menſchen erwürgen der Weg zur Ehre? hat Mendelsſohn einmal geſagt. Ach, wenn dieſe Offiziere wüßten, was ſich in meinem Hirne regt, ſie würden den Säbel ziehen und mir die Hirnſchale ſpalten. Sprich ja kein Wort davon.“

Philippine ſuchte ihn zu beruhigen, aber nie konnte Ephraim an einem Offizier vorübergehen, ohne in ſich zuſammenzuſchrecken, und ſprach er mit einem Bewaffneten, ſo war ſein Blick unſtet und immer wieder auf die Waffe geheftet.

„Ich verſtehe jetzt die Gemüthsart Rouſſeau's," ſagte er zu Philippine, „weil ich ſelbſt ein Stück davon in mir habe. Rouſſeau glaubte alle Welt in Feindſchaft ihm gegenüber, weil er ſich bewußt war, daß er der ganzen gegebenen Welt, ihren Einrichtungen und Meinungen feindlich, zerſtörend und auflöſend entgegenſtand. Du haſt einen zerſtörenden Gedanken in dir und du kannſt es nicht faſſen, daß nicht Jeder es dir anfühle, wie du im Geiſte den Beſtand Aller auflöſeſt. Jeder muß deine innere Feindlichkeit wittern. — Aber Rouſſeau hatte es gut, er hatte die Kraft einer Einſiedlersnatur — und ich, liegt es vielleicht im Juden, daß er nicht Einſiedler ſein kann?"

Nicht nur als Jude, noch weit mehr als Menſch fühlte Ephraim ſich fremd in der Geſellſchaft. Bald ſollte er erfahren, daß auch die Geſellſchaft nicht vergeſſen hatte, daß er ein Jude ſei. Man hatte ſich einſt zu einem größeren Abendeſſen zu Tiſche geſetzt, Ephraim fand ein Papier unter ſeiner Serviette, darauf Verſe geſchrieben waren:

Liebſter, beſter Kuh!
Warum bleibeſt du
Nur allein beim Vater ſtehn,
Willſt nicht zu dem Sohne gehn?

Ephraim las die Verſe laut vor, eine peinliche Stille entſtand, die Augen Ephraims rollten voll Wuth, er ſuchte den Verſeſchmied, ſchnell aber lächelte er wieder und antwortete: „daß ein guter Sohn die Diener ſeines Vaters nicht geringſchätzen dürfe,“ er verſchluckte hierauf das Papier, auf dem die Verſe geſchrieben waren, dankte für die gute Abendmahlzeit und ging.

Lange mied er nun alle fremde Geſellſchaft, ſo oft ein Fremder in den Kreis ſeiner Angehörigen trat, huſchte er plötzlich fort, und ließ ſich nicht mehr ſehen, ſtill und einſam wollte er ſeine Tage vergrollen, und die Menſchen verachten lernen. Zu dieſem letzteren hatte er aber weder Kraft noch Selbſtgefälligkeit genug, er willfahrte daher gerne den dringenden Bitten ſeiner Schwägerin und gab ſich nach und nach wieder den Freuden der Geſelligkeit hin.

Mit ſtiller Freude betrachtete er oft das Behaben Roſa's. In ihrem Weſen wie in ihrer ganzen Umgebung mußte Alles ſtets aufgeräumt, ja ſymmetriſch ſein; ſie war im Stande bei Tiſche, während ſie eifrig zuhörte oder ſelbſt theilnahmvoll ſprach, Gläſer und Flaſchen immer auf's Neue in Symmetrie zu ſtellen. Anfangs wollte Ephraim darin eine Pedanterie, eine geiſtige Theilnahmloſigkeit und wirthſchaftliche Kleinlichkeit ſehen; bald aber erkannte er darin die wohlthuende Erſcheinung einer innern Symmetrie, deren äußerliche Feſtſtellung ſowohl auf den etwas fahrigen Nathan als auch auf ihn ſelbſt von dem wohlthuendſten Einfluſſe war.

Im Hauſe Nathans war eines Abends große Geſellſchaft, man ſpielte, ſang und tanzte; Ephraim ſtand an einen Schrank gelehnt, die Arme auf der Bruſt übereinander geſchlagen, er hielt bald die Augen lange zugedrückt, und ſtierte dann wieder in das bunte Gewühl hinein.

„Woran denken Sie jetzt wieder?“ fragte Roſa zu ihm tretend, indem ſie gegen ihre Gewohnheit vertraulich ſeine Hand faßte.

„Wenn ich das Treiben der Menſchen mitanſehe,“ ſagte Ephraim, „wie ſie ſich anlächeln, liebäugeln, und doch nichts als Falſchheit, Bosheit und Fanatismus dahinter ſteckt, ſo möchte ich in die Einſamkeit entfliehen, damit ich nicht einen Mord begehe. Da ſchloß ich meine Augen und dachte mir plötzlich: alle die Menſchen um mich her wären todt, die ſprühenden rollenden Augen ſind gebrochen, dieſe Lippen zuſammengepreßt, dieſe gluthrothen Wangen fahl und kalt, dieſe behenden Glieder von innerem Moder geknickt, und über eine Weile nichts als kahle Schädel mit leeren Augenhöhlen, fleiſchloſe Gerippe zwiſchen vier Brettern eingeſargt, ſtatt der Muſik nichts als das knappernde Nagen des Todtenwurmes, hu! das iſt gräßlich! Ich öffne meine Augen und ſehe all’ das friſche hüpfende Leben, und jeden Menſchen möchte ich an’s Herz drücken, weil er lebt; ich liebe ihn, weil er lebt, ach es iſt ſo ſchön zu leben, ach! es könnte ſo ſchön ſein!“

„Sie quälen ſich zu gräßlich mit Todesgedanken,“ antwortete Roſa mit zitternder Stimme, aber Ephraim fuhr fort:

„Ich habe noch eine Bitte an Sie, liebe Schwägerin, verſprechen Sie mir unbedingt, ſie zu erfüllen?“

„Wenn es nicht gegen mein Gewiſſen und außer meiner Macht iſt.“

„Keines von Beiden. Verſprechen Sie mir, wenn ich wahnſinnig werden ſollte und nicht mehr die Kraft und die Willensregierung hätte, mich ſelber umzubringen, daß Sie mir dann Gift geben wollen? Nun, Ihre Hand?“

„Ach! Sie ſind ein Quälgeiſt und ſollten auch ſchon lange wiſſen, daß ich für derlei Späße keinen Sinn habe,“ ſo ſagte Roſa und entſchwand in der Geſellſchaft.

Wieder war Ephraim in einer größeren Geſellſchaft. Der Hauptſtoff des Geſpräches war noch immer der Tod Friedrichs des Großen, obgleich ſein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. ſchon ſeit vier Wochen die Regierung angetreten hatte.

„Dieſes Jahr 1786 hat noch ein anderes großes Opfer genommen, ich meine Moſes Mendelsſohn,“ ſagte Ephraim, und er führte dabei das auf Maimonides geſetzte und auf Mendelsſohn übertragene Gedenkwort an: von Moſes in Aegypten bis zu dieſem Moſes, iſt keiner erſtanden wie Moſes. Alles war ſtill und ſah ſich ſtaunend um; Ephraim mochte wohl fühlen, wie ungeſchickt dieſe Bemerkung in einem Kreiſe war, den ganz andere Sympathien beherrſchten, neben einen welthiſtoriſchen Helden hatte er einen andern, zwar bedeutenden, aber unendlich untergeordneten Mann geſtellt. Nach einer Pauſe ſetzte er daher hinzu: „Ein Stammhalter der Zeit nach dem andern ſinkt in's Grab, die alte Zeit ſtirbt und eine neue kommt; was wird ſie bringen?“

Niemand antwortete, ein Offizier zog ein fliegendes

Blatt aus der Seitentaſche, Alles rückte zuſammen, der Offizier las Schubarts Hymne: „Friedrichs Tod,“ die vielleicht das größte Meiſterwerk deutſcher Hymnendichtung genannt werden kann.

Andächtige Stille herrſchte in dem Kreiſe, als das Gedicht zu Ende geleſen war; nach und nach ſtrömte von allen Lippen das überſchwänglichſte Lob des eingekerkerten Dichters und des einzigen Friedrich. Ephraim ſtand lächelnd mitten in dieſer Begeiſterung, und gab ſeine abweichende Anſicht bisweilen durch Kopfſchütteln kund.

„Ich glaube, Sie ſind anderer Meinung,“ ſagte der Offizier mit einem Kameraden nahe auf Ephraim zutretend.

„Allerdings.“

Schnell hatte ſich die Geſellſchaft um ſie verſammelt. „Laſſen Sie hören,“ drängte man von allen Seiten.

„Meine Anſicht iſt, daß dieſer einzige alte Fritz an dem Unglück einer ganzen großen Zeit ſchuld iſt. Er war ein guter König? Meinetwegen, da werden ſie aber gerade deswegen auf Menſchenalter hinaus glauben, ſie könnten von Königen glücklich gemacht werden, die poetiſchen Adlerpapagei's und philoſophiſchen Windhunde werden die Sterne apportiren und ſyſtematiſch wedeln: „Maul halten,“ „dummes Zeug,“ „nicht räſonniren.“ Iſt die öſterreichiſche Uniform nicht ſchöner als die preußiſche? Warum laßt ihr euch darum todt ſchlagen? Ich wollt', ich wollt' — ich hätte ein Paar lederne Hoſen. Schenk' mir deine Mütze Kuckuck, ſteck' deine Waden in die Weſtentaſche, die Katz beißt, miau, kikriki!"

„Ich hätte gute Luſt und würfe den Kerl zum Fenſter hinaus," ſagte der Offizier zu ſeinem Kameraden.

„Merkſt du denn nichts, er iſt ja wahnſinnig," ſagte dieſer.

„Er iſt wahnſinnig," ziſchelte es von Mund zu Munde in der ganzen Verſammlung, Ephraim ſchien es zu hören, gläſernen Blickes ſtarrte er darein, Alles wich vor ihm zurück, er ſtand vor einem großen Spiegel, ſeine ganze Geſtalt blickte ihn daraus an.

„Da biſt du ja, Zweiter!" rief er ſchäumend, indem er die Hände ballte, „Kerl! du biſt wahnſinnig, ſtirb, du toller Hund, ſo, ſo!" er ſchlug mit Händen und Füßen nach dem Spiegel, daß die Scheiben klirrend niederfielen, Alles war entſetzt, dann ſprang er raſend umher, warf Alles übereinander, ſchrie und wüthete gegen den tollen Ephraim.

Mit ſchwerer Mühe wurde er gebunden und nach Hauſe gebracht.

28. Er iſt wahnſinnig.

Der die Schwächen und Albernheiten der Menſchen ſo ſcharf geißelte, Swift, wurde am Ende ſeiner Tage kindiſch, und von ſeinem Bedienten für Geld gezeigt; der die zahlloſen Pflanzen auf der Erde bei ihren Namen rief und ordnete, Linné, hatte am Ende ſeiner

Tage ſeinen eignen Namen vergeſſen; der die Vernunft mit mächtigem Willen meiſterte und zügelte, ihre Grenzen und Geſetze enthüllte und umſchrieb, Kant, wurde am Ende ſeiner Tage blöde und ſtumpf — wir ſtehen hier vor jenen Untiefen des menſchlichen Geiſtes, deren Grund noch kein Senkblei irgend eines Forſchers erreicht. —

In einem dunkeln abgelegenen Zimmer des Nathan'ſchen Hauſes ſaß Ephraim mit der Zwangsjacke angethan, er tobte und raste gegen ſeine Mörder, daß ihm der Schaum vor dem Munde ſtand, immer raffte er ſich wieder von Neuem auf und ſchlug um ſich, ſchrie und heulte, endlich ſank er ermattet zurück mit den Worten: „Gute Nacht, der Ephraim iſt todt, kikriki!“

Auf eigenthümliche Weiſe zeigten ſich die drei Frauen jetzt in ihrem Verhältniſſe zu Ephraim. Veilchen war die erſte, die ihn beſuchte, und doch fürchtete ſie ſich am meiſten vor ihm, „aber,“ ſagte ſie zu ſich, „man darf vor keiner Krankheit Furcht oder Ekel haben. Wer ſoll ihn pflegen, wenn du dich ihm entziehſt?“ Mit zitterndem Herzen, aber mit feſtem Tritt ging ſie zu ihrem Bruder in die dunkle Klauſe, ſie ſetzte ſich neben dem Wärter ſtill nieder; Ephraim lag auf dem Bett, er ſpielte mit ſeinem Finger und murmelte vor ſich hin: „Da, da, Mausfalle, da haſt du den Ephraim, du kriegſt ihn doch nicht; ſiehſt du, Ephraim, geſcheiter Junge, in jedem Dorf iſt eine Mausfalle, mit einem himmelhohen Thurme, und einer ſchwarzen Katze drin, Schwalbe auf dem Fenſterſims, guck ein, 'runter du

Rabbiner-Bocksbart, friß dein dürres Heu, au, au, laßt den Ephraim gehen, ihr reißt ihm das Herz aus. Ketzer, Ketzer, Ketzer, crepir!“

Mit angehaltenem Athem nahte ſich Veilchen ihrem Bruder, dieſer ſchrie laut auf, ſchlug nach ihr und verfluchte ſie, dann fragte er ſie wieder: „War die Schur gut und iſt die Wolle ſchon ſortirt? Der Ephraim möchte gern mit Wolle handeln, das iſt ja lauter Sterblingswolle, komm Schnauzerle, du ſchwarzer Mohr, haſt dich weiß waſchen laſſen von einem Jeſuiten, gieb dem Ephraim ſeine goldene Doſe wieder, nur eine Priſe, nur eine — das iſt ja lauter Mäuſedreck, pfui, pfui. Der Ephraim hat Jeruſalem gefreſſen, wenn er's nur wieder aus dem Leibe herausbringen könnte.“ — Er ſank zurück, es war, als ob ſein gläſerner Blick um Mitleid flehte, Veilchen wagte es mit ihrer durchſichtig zarten Hand ihm die Haare von der Stirne zu ſtreichen, und Ephraim ſagte leiſe: „Blaſ', blaſ', ach! das thut gut, aber brenn' dich nicht, du gutes Kind.“

Jetzt erſt konnte Veilchen weinen, da ſie ihren Bruder ſo ſanft ſprechen hörte, ſie hielt ihre Hand auf ſeiner brennend heißen Stirne. „Kennſt du mich denn nicht, lieber Ephraim?“ fragte ſie mit zitternder Stimme, Ephraim antwortete nichts, er kaute bewegungslos an ſeinem Rockärmel; dann aber fuhr er wieder plötzlich auf und tobte gegen die zwei Offiziere, die ihn meuchlings ermorden wollten, er ſchlug mit aller Macht nach Veilchen und fletſchte die Zähne nach ihr. Der Wärter, ein rüſtiger Wollverpacker, entfernte Veilchen, ſie blieb noch vor der Thüre ſtehen und horchte, ſie weinte abermals, denn ſie glaubte zu hören, wie ihr Bruder von dem rohen Burſchen mißhandelt wurde, ſie ging zu Nathan und drang auf ſchonendere Behandlung, Nathan ging zu Ephraim.

„St! Still," rief ihm dieſer entgegen, „hörſt du, wie ſie arbeiten? ſie graben den Boden auf, ſie wollen den Ephraim morden."

„Das Geräuſch kömmt von den Färbern, die uns gegenüber wohnen."

„Färber? hu, hu, die brauchen des Ephraims Blut, um Altarblätter damit zu färben; knebelt den Ephraim los! Wenn der Vater kommt, giebt er euch Schläge.

War einſt ein gottesfürchtig Mann,
Der plapperte von „Auch gut."

Der Ephraim hat ſich verfroren. Wenn der Vater kommt — bringt er ein Nichtschen in einem Büchschen, weil du nicht brav biſt. Wer beißt den Ephraim auf die Zunge? Da habt ihr Färberblut." — Er ſpukte Blut aus, Nathan ließ ihn in ein anderes Zimmer bringen.

Roſa übertrat ſchon nach einigen Tagen das ſtrenge Verbot ihres Gatten, ſie ſchlich dem Arzte nach, leiſe in das Zimmer Ephraims, und ſchwebte faſt unhörbar zu dem Kranken heran. Als Ephraim der ſchlanken Geſtalt in dem weißen Gewand anſichtig wurde, richtete er ſich, ſo viel er vermochte, auf, ſeine Züge hoben ſich plötzlich mit friſcher Spannung, ſein Athem zitterte, er legte leiſe die Hände auf der Bruſt übereinander, ſeine Lippen bewegten ſich wie zum Gebete.

„Wie geht es Ihnen, lieber Ephraim?“ fragte Roſa. Ephraim faßte ihre Hand, in ſein wirres Auge trat eine Thräne, ſchluchzend lispelte er: „Süße Mathilde, biſt du da? Ach! ſie haben den armen Ephraim gebunden; nicht wahr, du nimmſt ihn mit? hu! du biſt ja naß.“ — Thränen rannen über ſeine Wangen, dann ſchloß er die Augen und ſchlummerte ein, Roſa entzog ihm bald ihre Hand.

„Sie ſind ſein Schutzengel,“ ſagte der Arzt zu Roſa, als er ſich mit ihr entfernte, „dieſe Thränen, die er vergoß, zeugen von einer großen Gemüthsbewegung, die in ihm vorging, ſie können die glückliche Kriſis ſein, ich hoffe wenigſtens von nun an auf lichte Zwiſchenräume. Sie dürfen ihn nur ſelten beſuchen und nur wenig ſprechen, Sie müſſen ſich auch ſtets weiß kleiden, wenn Sie ihn beſuchen.“

„Es iſt ſonderbar,“ ſagte Roſa, „daß er mich jetzt bei meinem zweiten Taufnamen Mathilde nennt.“

„Bei derartigen Krankheiten iſt Nichts oder Alles ſonderbar,“ erwiderte der Arzt. Roſa grübelte doch über die „ſonderbare Benennung.“

Die lichten Zwiſchenräume wurden in der That in dem Geiſtesleben Ephraims immer bedeutender, und jetzt endlich wagte es Philippine, ihren Vetter Eiſenfreſſer zu beſuchen. Ungewohnte Angſt und Mißbehagen peinigten Philippinen von der Stunde an, als ſie den Irrſinn ihres Vetters erfahren hatte, ſie wollte ihn durchaus nicht beſuchen und ſagte einmal: „Ich ſehe nicht gern Geſpenſter, und ein Wahnſinniger iſt das Geſpenſt ſeiner ſelbſt.“ Ihren Gedanken konnte ſie indeß nicht wehren, daß in ihnen das Geſpenſt Ephraims erſchien und ſich nicht bannen ließ. Plötzlich ſtand ſie oft mitten in ihrem Zimmer ſtill und knotelte an ihrem Schürzenbande, indem ſie nachdenklich drein ſchaute; ſie hatte dieſe gräßliche Verwirrung Ephraims kommen ſehen, ſie fragte ſich hundertmal, ob ſie ihr nicht hätte entgegenwirken können, ein gräßliches Meteor war vor ihren Füßen niedergefallen, ſie konnte nicht mehr luſtig darüber hinweghüpfen; ſtundenlang lag ſie auf ihrem Sopha, verbarg ihr Geſicht in den Kiſſen und ſah dann wieder mit unſtetem wirrem Blicke in den gewohnten Umgebungen umher. Sie wollte endlich die quäleriſchen Vorſtellungen los werden. Die Wirklichkeit iſt gewiß auch hier minder gräßlich als das Phantaſiegebilde, tröſtete ſie ſich und nahm ſich feſt zuſammen. Ohne auch nur einen Laut davon kund zu geben, hatte ſie Alles in ſich durchgekämpft, und blickte nun wieder mit der alten Heiterkeit dem neuen Verhältniſſe in das Angeſicht, die Welt durfte nichts von der gräßlichen Gährung in ihr erfahren, und ſie ſelber hatte ſie bald vergeſſen.

„Man muß jeden Menſchen nehmen, wie er einmal iſt,“ ſagte ſie zu ſich, „der einzige Unterſchied iſt, daß bei anderen die lichten Zwiſchenräume länger dauern.“ Sie ließ ihre Laute in das Zimmer Ephraims bringen und folgte bald nach. Ephraim lag auf dem Ruhebette, er hatte die Augen geſchloſſen, ſpielte mit der Decke und murmelte abgeſtoßene Sätze vor ſich hin:

„Bon giurno Signor Trevirano — va banque! — Rabbi Chananel, morgen iſt Kirchweih — komm ſchöne Gräfin, wollen noch eins tanzen — ha, ha, ha; — du haſt eine Fledermaus auf dem Kopf, pfui, pfui!“ er drehte ſich herum und grüßte Philippinen, ſie konnte ſich vor Angſt und Ueberraſchung nicht von ihrem Platze erheben, ſie griff mit zitternder Hand über ihre Laute, der Kranke nickte zufrieden mit dem Kopfe, und Philippine ſang ihm eines ſeiner Lieblingslieder vor, er ſummte leiſe mit: Philippine rückte näher zu ihm heran.

„Stehen die zwei Leutenants noch unten vor der Thüre, die den Ephraim umbringen wollen?“ fragte er geheimnißvoll. „Sie wiſſen was ich denke, ſie wollen mir das Hirn ſpalten.“

„Noch vor einer Stunde ſtanden ſie da, aber der Commandant hat ſie, wie ich höre, auf die Wache ſetzen laſſen,“ erwiderte Philippine keck: ſie gab auf alle Fragen die erwünſchte Antwort, ohne zu widerſprechen.

Der Zuſtand Ephraims beſſerte ſich nur ſehr langſam, denn jäh und plötzlich reißt ein Damm entzwei, und nur nach und nach und mit harter Mühe wird er wieder aufgebaut und der überfluthende Strom in ſeinen gewohnten Lauf zurückgelenkt. Die Angehörigen Ephraims gewöhnten ſich indeß bald an dieſen Zuſtand, denn keine Lage der Dinge iſt ſo traurig und drückend, daß man nicht bei längerer Dauer deren bisweilen vergäße. Man ging ſeinen gewohnten Beſchäftigungen, ja ſogar ſeinen gewohnten Vergnügungen nach, man lachte ſogar halb ſchmerzlich über die kunterbunten Redensarten des Kranken, nur an Veilchen bemerkte man auch nicht das leiſeſte Lächeln, ſelbſt wenn ihr Bruder das aberwitzigſte und tollſte Zeug trieb und ſprach.

Man war einſt bei Nathan verſammelt. „Jetzt erſt lernt man den Ephraim recht kennen,“ bemerkte Nathan Friedrich, „er haßt alle Menſchen und ſagt's frei heraus, Kinder und Narren ſagen die Wahrheit.“

„Das iſt nicht wahr,“ entgegnete Philippine, „ſie ſagen blos ihre Wahrheit; wenn mir ein Narr oder ein Kind ſagt: du biſt ein Froſch, bin ich deshalb ein Froſch? Nein, aber ſeine Wahrheit hat er ausgeſprochen; die meiſten andern Menſchen ſagen das ganze Jahr Dinge, die ſie entweder aus Büchern gelernt oder von Anderen gehört haben, und gerade auf dieſe ſteifen ſie ſich am hartnäckigſten. Mein alter Muſiklehrer bildete ſich am meiſten auf ſeine Zeichenkunſt und ſeine mathematiſchen Kenntniſſe ein, gerade weil er ſich das mit Mühe angeeignet hatte, und die Muſik urſprünglich ſein eigen war. Bei den ſogenannten Wahnſinnigen kehrt ſich das eigentliche Innere unmittelbar heraus, ſie ſchwatzen Alles, was in ihrem Sinne iſt, ohne es vorher filtrirt zu haben; ich hab' ſchon oft gedacht: wenn einmal plötzlich alle die Gedanken, alle ohne Unterſchied, die den ganzen Tag einem Menſchen durch den Kopf gehen, wenn alle dieſe plötzlich zu Wort kämen und willenlos ausgeſprochen würden, Jeder würde vor ſich ſelber davon laufen, weil er hört, wie ihm das wahnſinnigſte Zeug im Hirn ſitzt. Unſere ganze Vernunſt liegt in dem bischen Herrſchaft.“

Niemand folgte den burlesken Sprüngen Philippinens, und ſie erklärte weiter: „Ich bin jetzt darauf gekommen, warum ich mich nicht mehr vor dem Anblick eines Wahnſinnigen fürchte. Als ich zum Erſtenmal in einer Windmühle war, überfiel mich eine Angſt und Verwirrung, die gar nicht zu ſagen iſt: das ganze Gebäude zittert, da bewegen ſich die Räder, drehen ſich Balken, kreist der Mühlſteinmagen, das knarrt und klappert, ſo unheimlich, ſo geſpenſtiſch, ich habe gemeint, ich muß ſelber drein verſinken, bis mir der Müller erklärt hat, wie das Alles in einander geht. So iſt mir's auch mit dem Wahnſinn unſeres Vetters Ephraim ergangen, ich habe ſelber hinter das verwirrende Unheimliche zu kommen geſucht, und unſer Doktor hat mir's als Müller erklärt, und jetzt erſchrecke ich nicht mehr und bin ganz ruhig dabei.“

Alles ſchwieg. Roſa neigte ſich zu ihrer Schwägerin Veilchen herüber, und fragte ſie leiſe, ihr einen Pack Wolle hinreichend, mit welcher Farbe ſie das Dunkelgrün in ihrer Stickerei ſchattiren ſolle; Nathan ging kopfſchüttelnd das Zimmer auf und ab. „Am ganzen Unglück unſeres Ephraim,“ ſagte er endlich halb vor ſich hin, „iſt doch nur das Judenthum ſchuld; es iſt ſchon an und für ſich ein Wahnſinn, in einer Feſtung zu bleiben, die das vorſchreitende Heer unbekümmert hinter ſich läßt, weil ſie am Ende verhungern oder ſich ergeben muß. Sowohl die Einſicht der Propheten in der Bibel ſelbſt als auch die Weltgeſchichte drängt zu unſerm Glauben hin, hier allein iſt Friede und Seligkeit.“

Philippine hatte ſchon den Mund geöffnet, um Nathan zu bemerken, wie groß die Macht der Gewohnheit ſei: ohne Glauben wäre er übergetreten, und nun ſei er ſchon bis zur Proſelytenmacherei vorgedrungen. Sie erinnerte ſich indeß noch ſchnell genug, wie unerquicklich dieſes ewige Zerren an den großen Fragen wäre, ſie ſpielte nur lächelnd mit ihren Locken. Nathan ſchien dieſe Verſtimmung Philippinens bemerkt zu haben, er erzählte ihr nun, daß er auf ihren Rath zum Commandanten gegangen ſei; dieſer, ein liebreicher Mann, habe gern in den Vorſchlag eingewilligt und dürfte jeden Augenblick erwartet werden. Der Commandant kam, er benachrichtigte Ephraim, daß er die beiden Offiziere, die ihm nach dem Leben trachteten, auf die Feſtung geſchickt habe. Ephraim lächelte und berichtete mit großer Ruhe, daß dieſe Furcht vor ſeinen Verfolgern nur ein Theil ſeines Uebels ſei, das Schmerzlichſte ſei, daß ihm kein Gedanke mehr Stand halte, und wunderbar ergänzte er die Erklärung Philippinens, indem er klagte, wie er nicht mehr ohne laute Worte denken könne, da ihm ſonſt die Gedanken wie ein Wirbel durch einander ſchießen, und wie er wieder erſchrecke vor dem, was er ſelbſt von ſich höre und doch nicht zum Schweigen bringen könne.

Ephraim hatte ein zerkratztes Geſicht und er erklärte, daß er ſich das ſelbſt gethan. In ſtiller Nacht erſticke er faſt vor den tollenden würgenden Gedanken, und er habe eine tiefe Sehnſucht nach körperlichem Schmerze, der ihn davon befreie. In letzter Nacht ſei es ihm geweſen, als ob ſein Körper todt, empfindungslos ſei, da habe er ſich mit Gewalt die Hände in's Geſicht gekrallt und es ſei ihm wohl geworden, als er ſein rinnendes Blut und einen Körperſchmerz gefühlt habe.

Jetzt endlich brachte man ihn dazu, daß er der Verordnung des Arztes gehorchte, und ſich, von dem Wärter begleitet, Bewegung im Freien machte. Auf der Straße grüßte er rechts und links alle Begegnenden, die er kannte und die er nicht kannte, und lächelte ihnen freundlich zu, die Leute blieben einige Sekunden ſtehen und ſahen ihm verwundert nach, dann aber ging ein Jeder wieder ſeines Weges.

Eine ſtille Schwermuth und Menſchenſcheu ſchien ſich in Ephraim auszubilden. Stundenlang ſaß er da, das Kinn in der Hand wiegend, und murmelte unverſtändliche Worte vor ſich hin, dann tobte und raste er wieder gegen alle Anweſenden, man gewöhnte ſich nach und nach daran, ihn dann allein zu laſſen. Hier in der Einſamkeit lichtete ſich dann oft plötzlich die Wirrniß ſeines Innern, er wurde ſich ſeines Zuſtandes bewußt, und einſt nach einer gräßlichen Raſerei ſchrieb er folgende „Gedanken von gewiſſen Unglücksfällen veranlaßt:“

Der ſtarke Atlas nahm die Welt auf ſich,
Und eine Welt voll Gram ertrage ich;
Doch, hoher Zeus, dir ſei's gedankt,
Nie hab' ich unter ihr gewankt.

Sein Geiſt handhabte wieder die alten fertigen Formen der gewohnten Dichtungsweiſe, er hatte ſeinen Zuſtand in Wort und Zeichen von ſich abgelöſt und als ein Erkennbares ſich gegenübergeſtellt, und hier zum Erſtenmale fand er wieder den Begriff und das Wort ſeines Ich. Mit Erkenntniß ſeines Ich traten auch wieder die wechſelnden Geſtalten der äußern Welt an ihn heran, und warfen ihren leichten Wiederſchein in den Spiegel ſeines Bewußtſeins, er aber kehrte ſich ab von ihnen. Immer einſiedleriſcher vergrub er ſich in die abgeſchiedene Welt ſeiner Vergangenheit, gleichgültig und kalt würdigte er das Leben um ſich her auch nicht eines Augenmerkes, er war ſtill und ruhig, der Tod konnte nur wenig Leben mehr an ihm erbeuten.

In dieſer Abgeſchiedenheit bemerkte auch Ephraim nicht, daß ſeine Schweſter Veilchen ihn ſchon ſeit mehreren Wochen nicht beſucht hatte, auch Philippine kam ſelten und meiſt mit betrübtem Angeſichte, ſie kam von dem Krankenlager Veilchens. So lange der Irrſinn Ephraims gedauert hatte, hatte Veilchen in fieberhafter Aufregung gelebt, bei Nacht und am Tage machte ſie alle die Seelenſchmerzen ihres Bruders mit durch. Das Bewußtſein ihres eigenen verfehlten Lebens zog ſich durch alles dieſes. Oft erhob ſie ſich Nachts von ihrem Bette, ſtreckte die Hände zum Himmel empor und bat um den Tod, Niemand antwortete ihrer Stimme, dann weckte ſie ihr Dienſtmädchen und plauderte mit ihm über dies und das. Jetzt, da Alles wieder in das gewohnte Geleiſe einzulenken ſchien, jetzt lag Veilchen an einer ſchweren Krankheit darnieder, ein hitziges Fieber zehrte an ihrem Leben, Philippine verließ ihr Krankenbette faſt nie.

Eines Mittags, ſchwarze Regenwolken hingen am

Himmel, da verlangte Ephraim unverſehens einen Ausgang in's Freie; Nathan begleitete ihn. Unglücklicherweiſe kam man vor dem jüdiſchen Friedhofe vorüber. „Ich will das Grab unſerer Eltern ſehen," ſagte Ephraim ſtillſtehend, Nathan wollte ihn abhalten, aber Ephraim riß ſich los, kletterte an der Mauer hinauf und ſprang hinab, Nathan eilte ihm nach. Die Hände auf dem Haupt in einander geſchlungen, warf ſich Ephraim mit dem Angeſichte auf das Grab ſeines Vaters, lange lag er da, ohne Bewegung; Nathan blickte gedankenvoll drein, endlich ſuchte er ſeinen Bruder aufzurütteln, dieſer aber wehrte mit der Hand leiſe ab, nur mit Mühe konnte er von dem Grabe weggebracht werden. Als er wieder aufrecht daſtand, blickte er ſich nochmals um, ein offnes Grab war unweit dem ſeines Vaters.

„Iſt das für mich?" frug Ephraim, er ſprang hinab und legte ſich auf den feuchten Grund, „ho ho! es iſt zu kurz, lieber Bruder, ſchlag mir den Kopf ab, dann paſſ' ich gerade herein." Nathan ſtand verzweifelnd da, er ſchrie nach Hülfe, da öffnete ſich die Thüre, ſechs Männer trugen in ihren Händen eine Bahre, die ganze Gemeinde folgte, Ephraim hatte ſich aufgerichtet. „Wen bringt ihr hier zu meinen Eltern?" ſchrie er aus der Grabestiefe den Ankommenden entgegen, Alle fuhren entſetzt zuſammen, die Männer ſtellten die Bahre auf den Boden.

„Deine Schweſter Veilchen," riefen dann Alle wie aus Einem Munde.

Ephraim wurde aus dem Grabe gehoben, er fiel ſeinem Bruder weinend um den Hals, dann warf er ſich nieder, riß den Deckel von der Bahre und küßte die todten Lippen ſeiner Schweſter, bat ſie tauſendmal um Verzeihung, weinte und ſchrie und wälzte ſich auf dem Boden.

Nathan ſtand erſtarrt bei Seite, Niemand ſprach ein Wort mit ihm, er mochte fühlen, was es heißt: ſich im Leben wie im Tode von den Seinen zu trennen.

Veilchen wurde begraben, Ephraim hatte die erſte Scholle Erde auf ihren Sarg geworfen, er wurde von zwei Männern nach Hauſe geführt, einen ganzen Tag und eine Nacht ſaß er auf dem Boden, ſeine Lippen öffneten ſich nicht, weder um Speiſe zu genießen, noch um ein Wort zu reden.

29. Auflöſung.

Der Tod Veilchens, eine innere Ermattung, die faſt nie mehr wich, gab dem wiederkehrenden Leben in Ephraim einen eigenthümlichen Charakter. Durch die ſorgliche Pflege für ſeine Geſundheit mußte er ſich in das ſtille Naturdaſein einleben, und dieſer Hinweis ward ihm allmälig zur Luſt.

In einem Lehnſeſſel unter der ſchattenbreitenden Hängeweide in dem Garten Nathans ſaß Ephraim tagelang ſtill vor ſich hinſinnend und brütend. Aus der Irrfahrt durch das weite Menſchenleben war er heimgekehrt in das ewig Stetige, und ein Baum war ſein Genoſſe. Aus der Umſchau in den geiſtigen Hervorbringungen aller Zeiten und Länder war ihm endlich ein einziges Buch in der Hand verblieben, auf dem ſchon das Auge des Kindes geruht, deſſen Worte ſchon die Knabenlippen geſprochen, es waren — die Pſalmen Davids.

Er las ſie in der Urſprache, und dieſe Worte, dieſe Töne weckten einen Klang aus längſt entſchwundener Jugend, erneuten einen erquickenden Frühlingsduft des Lebens.

Und wie der Baum über ihm ſeine Zweige wiederum zur Erde neigte, darin die Wurzeln ſprießen, ſo ward ihm ſein eigen Leben und Sinnen.

Manchmal auch verglich er Moſes Mendelsſohns Ueberſetzung der Pſalmen mit der Urſchrift, und verſetzte ſich wechſelsweiſe in das Leben des Sängerkönigs und in das des Philoſophen, der in ſchmerzvollen Bedrängniſſen ſich dadurch Rettung gab, daß er die Worte Davids in die deutſche Mutterſprache übertrug.

Oft hörte man Ephraim in der Nacht einen ebräiſchen Pſalm ſingen, und ſelbſt Nathan, der ſeine Kinder nicht gern an das Judenthum erinnern laſſen wollte, ward ergriffen von der Innigkeit des Tones und ließ ſeinen Bruder gewähren.

Die Ausſchließlichkeit, mit der Ephraim vom Beginne des Frühlings an jetzt nur im Garten unter der Weide ſitzen wollte, konnte faſt als krankhaft gelten, aber der Friede, der dadurch über ihn gekommen war, verhinderte jeden Eingriff.

Es war im Auguſt, als in dumpfer Mittagsſchwüle plötzlich ein mächtiges Gewitter am Himmel ausbrach;

die erſte Sorge aller Hausbewohner war, Ephraim unter das ſchützende Dach zu bringen, er aber wehrte mit aller Macht ab und verharrte ruhig unter der Weide. Und als das Gewitter vorüber war, fand man ihn in ſanftem Schlummer, in der Hand ein Blatt, darauf die Worte: „Lob Gottes nach einem kurzen und heftigen Donnerwetter."

„O ſchwinge dich aus deiner Hülle,
Mein Geiſt, und ſteig' in heil'ger Stille,
Frei von des Körpers trägem Thon,
Auf der Geſchöpfe großer Leiter
Von Stuf' auf Stufe forſchend weiter,
Und nahe dich der Gottheit Thron."

Friede mit Gott war fortan in die Bruſt Ephraims eingezogen, er hatte ihn in andächtiger Beſchauung der Natur wieder gefunden, auch mit den Menſchen um ihn her, ihren Einrichtungen und Sitten verſöhnte er ſich immer mehr und mehr; die Weichheit ſeiner Seelenſtimmung ließ jetzt nur milde Töne in ihm wiederklingen, er fand die Menſchen, fand ſich ſelber beſſer und geläuterter, Alles begegnete ihm mit zarter liebevoller Zuvorkommenheit. Wie der Taube wieder beſſer zu hören glaubt, weil Jedermann, ſein Uebel erkennend, vernehmlicher mit ihm ſpricht, ſo auch erging es Ephraim; man kannte ſeine Menſchenſcheue und ſeinen Trübſinn, gern begegnete ihm Jeder freundlich und gefällig, und er konnte hierdurch die wirkliche Tugend der Menſchen immer beſſer erkennen. Geſühnt und bekehrt ging er ſeinem Ende entgegen, und aus voller Seele betete er zu Gott:

„Gieb Liebe mir für Jedermann,
Von dem du Vater biſt;
Er bete wie er will dich an,
Wenn er dein Kind nur iſt.

Naht meines Lebens Ende ſich,
Ruft mich der Tod in's Grab,
So ſtärke der Gedanke mich:
Mein Vater ruft mich ab.“

Im Vertrauen auf Gott und die Tugend der Einzelnen, ſuchte er die Einrichtungen der Welt, die dieſem ſo oft widerſprechen, zu vergeſſen; er durfte hoffen, mochte ſich die Hoffnung auch nicht in ſeinen Tagen erfüllen.

Mit mannhafter Stärke ertrug er auch jetzt die Leiden, die noch über ihn verhängt waren: der Schlag rührte ihn, lähmte ihm die ganze rechte Seite und das Sprachorgan. Da lag er nun, und konnte nur mit der linken Hand in ſchwer verſtändlichen Zeichen ſeine Wünſche ausdrücken. Ruhe und ſtille Ergebung ſprach aus ſeinem Antlitze, oft legte er die linke Hand auf die Bruſt, ſein Auge kehrte ſich nach oben, er betete um den Tod, nicht mehr wie in früheren Tagen hätte er ſich ſelbſt ihn ertrotzt, er harrte geduldig ſeines Endes. Draußen in der Welt raſſelten die Wagen, wirbelte die Trommel zu dem Marſch der Soldaten, pfiffen Handwerker luſtige Melodien zu ihrer Arbeit, luſtwandelten vergnügte Menſchen unter den grünen Kuppeln der Bäume, ſchwang ſich die Lerche trillernd empor und hier in dem einſamen Zimmer vernahm man nichts als das taktmäßige Picken der Uhr, das

Schwinden der Zeit und die Tritte des herannahenden Todes; hier war kein Leben, als der kärgliche Athem auf den Lippen Ephraims. Das aber iſt die Macht des Geiſtes, daß er, gebunden an ſeine Hülle, ſich weit hinweg ſchwingt von ihr, und ungebunden das All durchſchweift; man konnte es an dem wechſelnden Mienenſpiel Ephraims bemerken, wie er in Raum und Zeit bald da bald dort ſich finde.

Als er wieder den Gebrauch ſeines Sprachorgans erlangte, ſagte er zu ſeiner Schwägerin, die ihn mit aufopfernder Sorgfalt pflegte: „Ich ertrage dieſe Krankheit weit leichter, als die vorhergegangene, da der Schlag meinen Geiſt gerührt hatte; es iſt nicht wahr, daß es ein Glück iſt, das Bewußtſein zu verlieren, das Bewußtſein allein, und ſei es auch das des Schmerzes, iſt Leben.“

Roſa ſaß den größten Theil des Tages an dem Krankenbette Ephraims, ſie ſuchte ihn auf allerlei Weiſe zu unterhalten, ſie erzählte, las ihm vor, ja ſie erging ſich ſogar gegen ihre ſonſtige Gewohnheit in munteren Späßen.

Ephraim war eines Mittags eingeſchlummert. „Biſt du da, Mathilde?“ ſagte er erwachend; Roſa ſchrack heftig zuſammen, ſie fürchtete einen Rückfall in ſeinen Irrſinn, da er ſie ſonſt ſo genannt hatte; Ephraim war eine Weile ſtill, ſeine Lippen bewegten ſich, er bat ſeine Schwägerin Dinte und Feder zur Hand zu nehmen, und diktirte:

„Als mich ſchwere Leiden plagten,
Sorgen mir das Herz zernagten,

Kam, bewehrt und fürchterlich,
Die Verzweiflung über mich.
Doch ein Weib mit ſanſtem Blicke
Scheuchte ſie ſogleich zurücke.
Dankbar pries ich ihre Huld,
Dankbar fiel ich ihr zu Füßen,
Wollte ihren Namen wiſſen,
Und ſie rief: ich bin Geduld.“

Er ließ ſich die Hefte bringen, worin er mit zierlicher Schrift ſeine Gedichte aufgezeichnet hatte, mit wehmüthigem Blick betrachtete er dieſe wenigen Blätter, in ihnen lag aller Gewinn und die Eroberung eines ganzen Lebens. Weder Kinder noch Enkel werden einſt auf ihren Ahnen zurückdeuten und die Stelle ſuchen, wo man ſeine Hülle eingeſenkt; ſpurlos war er über die Erde geſchritten, nur dieſe Zeilen mochten einſt dafür zeugen, daß hier eine Seele gelebt und gelitten, geweint und gelacht, um am Ende dem Tod in die Arme zu ſinken.

Mit lächelnder Miene blätterte er nun faſt tagtäglich in den Heften, oft hielt er inne, er vergegenwärtigte ſich die Stunde und die Verhältniſſe, worin er dieſe und jene Zeilen gedichtet; wie er in der Dichtung das fliegende Leben zu Luſt und Scherz feſtgebannt, und es ſolcherweiſe doppelt genoſſen, ſo erſtand es ihm jetzt zum Drittenmal, indem er ſowohl dem Leben als der aus ihr abgeſpiegelten Dichtung fern und fremd gegenüberſtand; oft ſchwebte ihm aber auch die urſprüngliche Veranlaſſung zu einem ſolchen Gedicht nur noch wie ein Traumbild vor; aus Wirklichkeit und

Phantaſie hatte er ein Drittes gebildet, dieſes Dritte allein war nur noch für ihn wahr, die Urbilder waren verſchwunden und verſchwommen. Schmerzlich nannte er einſt ſein ganzes Leben „nichts als ein gebundenes Buch;“ der alte Trieb, unmittelbar im Leben, wie es ſich in Familien- und Staatsgeſellſchaft geſtaltet, feſten Fuß zu haben, ſchien noch nicht ganz in ihm entſchlummert.

Nur ſeiner Schwägerin vertraute er ſein liebſtes Kleinod, ſeine Gedichte; ſcherzhaft nannte er Roſa deshalb oft ſeine „Seelenhüterin Chloe.“ Die unermüdliche Sorgfalt und Pflege Roſa's hatte nichts weniger als einen ſchäferlichen Charakter, aber der zarteſte Liebeshauch adelte und verklärte all ihr Thun; zarter und inniger erſcheint das Mädchen nicht, wenn es mit holder Verſchämtheit dem Geliebten einen friſchen Blumenkranz auf die lockenumwallte Stirn drückt, als hier Roſa erſchien, wenn ſie ihrem Schwager, der ſich nicht bewegen konnte, die proſaiſche Schlafmütze aufſetzte. Ephraim war ein leidenſchaftlicher Tabakſchnupfer, ſeine Gelähmtheit verhinderte ihn an dieſem Genuſſe, Roſa fand einen Ausweg: mit halb ſcherzhaftem, halb mitleidigem Lächeln legte ſie die Tabakskörnchen auf die zarte Oberfläche ihrer weißen Hand, mit der Linken hob ſie ſein Haupt in dem Kiſſen empor, und von der Rechten ließ ſie ihn ſchnupfen. Ephraim blickte ſie ſtarr an, er dankte nur mit ſanftem Neigen der Wimpern; er mochte es fühlen, wie dieſe Seele voll Liebe und Güte ſo anſpruchslos und zufrieden in all ihrem Thun ſich weder rechts noch links kehrte, um zu ſehen, ob man es auch ſchön finde.

Als Ephraim wieder ſprechen konnte, erkannte Roſa bald, daß er ſich gern von ſeinen Gedichten unterhielt; nicht aus Liebe zur Dichtung, ſondern nur um dem Kranken gefällig zu ſein, las ſie die Gedichte Ephraims; ſie konnte ſich nicht in dieſe Sinnesweiſe hineinfinden, Manches darin mißſtimmte und verletzte ſie ſogar; ſie bemerkte indeß einſt gegen Ephraim:

„Ich wunderte mich, in Ihren Poeſien noch kein Kaufmannsgedicht gefunden zu haben.“

Dieſe einfache Bemerkung traf Ephraim im Tiefſten, und halb ärgerlich ſchrieb er noch denſelben Abend auf die letzte Seite ſeines Heftes:

„Dies Büchlein iſt mein Kram, die Waare, die ich führe,
Sind Epigramme: kaufe, wer was brauchen kann.
Doch lieben Leute, ſteht euch gar nichts an,
So geht fein ſtill vor eines Andern Thüre.“

Endlich hatte er ſich gewiſſermaßen zu einer Einheit hinangerungen, er ſtand als Kaufmann in der Poeſie, er zeigte ſeinem Bruder Nathan, welchen Avisbrief er ſich abgefaßt habe; Nathan lächelte beifällig und erzählte ihm dann von den Weltbegebenheiten. Die vaterländiſchen Angelegenheiten boten nur flüchtigeres Intereſſe, die Streitigkeiten mit Holland verloren ſich in Einzelheiten und Kabinetsgeheimniſſe. „Wird Necker ſich im franzöſiſchen Kabinette halten? wird der Adel, der Klerus und der dritte Stand ſich einigen?“ das waren oft behandelte Fragen; Nathan geberdete ſich gern wie ein gewiegter Finanzmann, und er bildete ſich nicht wenig darauf ein, daß er zur Rechnungsprüfung in der ſtädtiſchen Kämmerei gewählt worden war. Auch Philippine miſchte ſich gern in dieſes Geſpräch, ſie war eine eifrige Zeitungsleſerin, nur Roſa nahm an allem dieſem keinen Antheil.

Hier, im entlegenen Schleſien, in dem Krankenzimmer eines nach und nach abſterbenden Menſchen, hier fanden die Verhandlungen der franzöſiſchen Nationalverſammlung helles und vielfältiges Echo, denn es war das Erſtemal, daß von den Geſetzgebern in Europa das verhandelt wurde, was in Büchern und Geſellſchaften ſchon längſt zu Wort gekommen war.

Es war an einem heißen Sommermittage. „Das Pariſer Volk hat die Baſtille geſtürmt,“ rief Nathan, mit erhitztem Geſicht eintretend. „Hört,“ er zog einen Brief aus der Taſche und las einen Bericht über jenes denkwürdige Ereigniß, das als das erſte rollende Körnchen betrachtet werden kann, das ſich im Laufe der Zeit zur gewaltigen Lawine anhäufte.

Die Augen der ganzen gebildeten Welt waren auf Verſailles und Paris gerichtet; die Erklärung der Menſchenrechte als Grundlage der neuen Conſtitution gewann der neuen Wendung der Dinge namentlich in Deutſchland zahlloſe Verehrer, denn hier beſonders mußte man es als einen Sieg begrüßen, die Philoſophie und Humanität zum Staatsgeſetz erhoben zu ſehen; das war ja in Schulen und in Büchern ſchon mannigfach erörtert. Erſt mit den Neuerungen in einzelnen und beſtimmten Rechtstiteln wurden Mißtöne hörbar.

Klopſtock begrüßte den neuen Tag in einer ſchwunghaften Ode, Alles war voll freudiger Erwartung. Wie hier in dem Krankenzimmer Ephraims, ſo war aller Orten und in allen Familien eine theilnehmende Erregung der Geiſter.

Oft murmelte Ephraim auch das Wort aus dem Propheten Zacharias (14, 7) in ebräiſcher Sprache vor ſich hin: „Und am Abend wird es Licht.“ Noch einmal ſchien das Leben in ihm gleich einem erſterbenden Lichte aufzuflackern.

„Wehe mir, daß ich todt bin,“ klagte er einſt, „hier muß ich liegen, ſcheintodt; ich höre die Tritte der Geliebten auf der Treppe und kann ihr nicht entgegeneilen, ihr die Hand nicht reichen; ich höre die Menſchen um mich her reden, handeln, kämpfen, ich höre und fühle das Alles und kann mich nicht aufraffen und mitten unter ſie ſtellen; o wär' ich todt! nein, nur einen Tag noch möcht' ich leben, ganz leben, und im Kampfe ſterben! — Ich danke dir, o Gott, Herr und Vater, daß du mich in Kummer und Leiden aufbewahrteſt, daß ich den neuen Tag noch ſchaue, ich ſehe die Morgenröthe, ich höre Millionen Poſaunen tönen, die Erde zittert bis in ihr tiefſtes Herz hinab, Geſpenſter weichen, Ketten brechen, die ſchuppigen Panzer fallen von dem Buſen der Menſchen, da iſt kein Vorurtheil und kein Unrecht mehr, und in ſtiller Umarmung fühlen ſie Bruſt an Bruſt die Herzen gleich ſchlagen. Weg mit all dem Plunder,“ rief er, und warf ſeine auf dem Tiſche liegenden Gedichte hinab auf den Boden, „nur ein einzig Lied möcht' ich ſingen, mein

Schwanenlied, und dann ſterben. — — Ich beſchwöre euch, begrabt mich nicht ſcheintodt, ſteckt mir ein Meſſer in die Bruſt, hierher.“

Solche Erregtheiten übten den ſchädlichſten Einfluß auf den Zuſtand Ephraims; ſtundenlang lag er dann da und nur ſein kurzer Athem zeugte von Leben. Man wollte ihm die Tagesereigniſſe verhehlen, er aber drang ſtets ſtürmiſch auf genaue Berichte. Nathan klagte einſt über die gräulichen Morde, die das losgebundene Volk verübe, und daß ſo viele Menſchen, darunter auch Unſchuldige, ſterben müßten.

„Kikriki,“ ſchrie Ephraim, „hat nicht Alles gejubelt und gejauchzt und den Helden in den Himmel gehoben, weil ſo viele tauſend Menſchen ſterben mußten, damit Schleſien preußiſch oder öſterreichiſch würde? Dürfen jetzt nicht auch Menſchen ſterben? Adler oder Gockel, kikriki!“ —

Nathan ſchüttelte mitleidig den Kopf, ſein Bruder war wieder in Irrſinn verfallen, er wünſchte ſeinen Tod, der näherte ſich auch mit jedem Pulsſchlage.

Der Frühling nahte heran, Ephraim wurde immer ſchwächer.

„Ich fühl's,“ ſagte er einſt zu Roſa, „ich werde keine Frühlingsblumen mehr ſehen, ſie werden aus meinem Grabe wachſen.“ Roſa verhüllte ſchweigend ihr Angeſicht und ſuchte ihn zu tröſten, er aber bat ſie, zu ſchreiben, er wolle ſeine Grabſchrift diktiren, er bat ſo flehentlich, und Roſa ſchrieb mit Thränen im Auge. —

Des andern Tages ſaß Roſa wieder am Krankenbette ihres Schwagers, der Kranke athmete ſchwer, ein friſcher Veilchenſtrauß lag auf ſeiner Bettdecke. Roſa hatte ihn ſelbſt aus dem Garten geholt. Ephraim erwachte, er ſah ſtaunend umher, er ſah die Blumen auf ſeinem Bette, er faßte ſie zitternd und drückte ſie an ſeine Lippen, er richtete ſich gewaltſam im Bette auf, faßte die Hand Roſa's, drückte und küßte ſie inbrünſtig.

„Ich liebe dich, Mathilde!“ ſtöhnte er und ſank auf ſein Lager zurück; Roſa ſchrie nach Hülfe. Nach einer Stunde war Ephraim in den Tod hinübergeſchlummert. — —

Die Menſchen begraben ihre Todten, auch Ephraim wurde begraben. Roſa hatte ihm einen Lorbeerkranz um das Haupt geflochten, die jüdiſchen Todtengräber riſſen ihn ab, denn das jüdiſche Ceremoniel duldet keine ſolche Zierde.

Auf dem jüdiſchen „Gutort“ zu Breslau iſt ein Grab, darauf ſteht mit ebräiſchen Buchſtaben der Name Ephraim Moſes Kuh und darunter die von ihm ſelbſt verfaßte Grabſchrift:

Hier liegt der Dichter Kuh,
Den bald des Schickſals Tücke,
Bald auch das ſchnöde Glücke
Geneckt; hier hat er Ruh.

* * *

An abſchüſſigen Berghalden und offenen Schluchten ſtehen Bildſtöcke, darauf die Namen derer verzeichnet ſind, die hier von einem Rade zermalmt, von Lawinen überſtürzt worden, oder in blendendem Schneegeſtöber erfroren ſind; eine mehr mitleidige als kunſtfertige Hand malt das Ereigniß in grellen Farben, und die fromme Andacht bittet um Gebet und ſegnendes Gedenken des Vorüberziehenden, der jetzt im hellen Sonnenſchein, im friſchen Athem der Berge den Weg beſchreitet.

Nicht in plötzlichem jähem Ueberfall iſt hier ein Menſch in den Tod geſunken; oft niedergeſtürzt hat er ſich wieder aufgerafft und ſich bis an ſein Ende geſchleppt. In abgeſchiedener Verborgenheit hat er verhaucht, und hier iſt der Bildſtock ihm errichtet.

Berthold Auerbach's

geſammelte Schriften.

Erſte, neu durchgeſehene Geſammtausgabe.

Vierzehnter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1858.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Neues Leben.

Eine Lehrgeſchichte in fünf Büchern.

(Zuerſt erſchienen 1851.)

Erſter Band.

Eine Lehrgeſchichte.

So hatte ich dieſes Buch bezeichnet, noch während (1851) an demſelben gedruckt wurde. Auf den Rath zweier Freunde, die unabhängig von einander ſich gegen dieſe Bezeichnung ausſprachen, nannte ich es geradezu „Eine Erzählung.“ Auch vermied ich ſelbſt gern den Anſchein einer neuen Kategorie, weil ſich mit ſolcher leicht das Bewußtſein der Unzulänglichkeit in Verkündigung eines neuen Geſetzes verwandelt, das nun neue Maßſtäbe heiſchen ſoll.

Wenn ich heute dennoch jenen Titel wiederherſtelle, geſchieht es nicht, weil ich damit eine neue Stilart aufthun will, ſondern weil er mir dem eigenthümlichen Weſen dieſes Buches am meiſten zu entſprechen ſcheint.

Der Verſuch, Charaktere darzuſtellen, deren Anſchauungen und Beſtrebungen ſich unter den gegebenen Verhältniſſen nicht in Thatſachen erfüllen laſſen, führt nothwendig zu Reflectivem und Didaktiſchem.

Dazu kommt, daß ich das Wort Lehrgeſchichte auch in dem andern Sinne nehmen darf, der auf Behandlung des pädagogiſchen Thema's hinweiſt.

Bei der neuen Durchſicht ſind mir die Mängel in Anlage und Ausführung dieſes Buches, wie ich glaube, klar vor Augen getreten. Ich habe demnach den Grundcharakter deſſelben in ſtrafferer Zuſammenfaſſung zu veranſchaulichen geſucht, ohne den eigentlichen Bau umzuſtellen.

Was ich aus dem Buche ausgemerzt, geſchah nur im Hinblick auf künſtleriſche Einheit und — ſo weit das hier möglich — gleichmäßigen Fluß des Ganzen.

Diejenigen, die das Buch in ſeiner früheren Geſtalt kannten und ſich für die jetzige intereſſiren, werden leicht finden, wo ich ausſchied und beſtimmter verknüpfte. Die das Buch zum Erſtenmal hier kennen lernen, ſollen es ohne Dreinreden des Autors aufnehmen.

Den 22. Auguſt 1858.

Berthold Auerbach.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Waldesdunkel, kühle Schatten, Vogelſang und würziger Kräuterduft, ihr gedeihet ſtill und fraget nichts nach dem zwiefarbigen Täfelchen am Waldesſaum da draußen, das uns belehrt, daß wir hier eine wiſſenſchaftliche Beforſtung, Waldkultur Nr. 72 Jahrgang 1830, vor uns haben. —

In ſolchen Gedanken ſchritt zu Ende des Monats Auguſt 1849 ein hochſchlanker junger Mann die ſchöne breite Straße des Bergwaldes dahin. Er war ſchwarz gekleidet, mit einer Brille behaftet und trug das faſt ſagenhaft gewordene grüne Ränzchen auf dem Rücken, ein ſchwarzgebeizter Stock mit großem Meſſinggriff und vielen Löchern diente ihm als Wanderſtab. Ein harzig ſchwefeliger Geruch, der aus der tieferen Halde von einem Meiler heraufdrang, ſchien den jungen Mann zu beläſtigen, denn er hüſtelte mehrmals und beſchleunigte ſeine Schritte. Jetzt nahm er das Ränzchen ab, ſtülpte den Hut darüber und lagerte ſich am Waldrain unter einem ſtattlichen Ahornbaum. Kaum einige Sekunden pflegte er ſo der Ruhe, als er ſich aufrichtete, das Ränzchen aufſchnallte und ein dickes Buch herausholte, er legte es aber ſchnell wieder weg, ſchraubte die Zwinge von der Stockflöte und blies allerlei Weiſen, fröhlich und ernſt.

Als er ſich wieder erhob und ſich marſchfertig machte, trat aus dem Walde jenſeits der Straße ein großer breitſchultriger Mann; er hielt den Hut in der Rechten, die mit einem weißen Tuche verbunden war, glattgeſchorenes dunkles Haar begrenzte ein jugendlich ernſtes Angeſicht und das bartloſe Kinn war ſeltſam zerſchunden.

Der Flötenſpieler ſah betroffen auf. Der Fremde ſtand eine Weile, ſich rechts und links umſchauend, dann rief er laut mit klangvoller Stimme herüber „Guten Abend!“ und ging quer über die Straße zu dem ſeltſam Erſchreckten.

Der Fremde ſchien nach einem anknüpfenden Geſpräch zu ſuchen und ſagte nach einer Weile:

„Sie müſſen ein glücklicher Menſch ſein, da Sie in der Einſamkeit ſo fröhliche Weiſen ſich vorſpielen.“

„Wer weiß,“ lautete die Antwort, „es kann ja auch ſein, daß ich mich zwingen möchte, daran zu denken, wie es noch Heiterkeit in der Welt giebt und wieder geben muß.“

„Gewiß,“ ſagte der Fremde, ſchaute ſcheu um und preßte die Lippen; nach einer Weile, da der Mann mit der Stockflöte ſchwieg, fuhr er fort:

„Waren Sie ſchon am Meere?“

„Nein, aber ich ſehne mich darnach.“

„Wenn die Sturmfluth vorüber iſt, bleiben oft ſeltſame Gebilde am Ufer. Es geht mit unſerer Zeit auch ſo.“

Der Mann mit der Stockflöte ſtarrte abermals verwundert drein. Dieſe Anreden des Fremden waren ſo räthſelhaft; aus welcher Weltgegend des Denkens muß ein Menſch kommen, der ſo ſpricht?

Der Fremde fragte nun geradezu:

„Wohin geht Ihr Weg?“

„Noch ſieben Stunden jenſeits des Waldgebirges, Erlenmoos heißt das Dorf. Ich werde es erſt morgen Abend erreichen und im nächſten Ort übernachten.“

„Iſt dieß die Richtung nach der Grenze?“

„Ja.“

„Ich bleibe bei Ihnen.“

Wortlos gingen nun die Beiden eine geraume Strecke neben einander.

Der Mann mit der Stockflöte überdachte, wie ſo eigen der Gefährte ſich ihm anſchloß. Er fürchtete ſich keineswegs; wie ſollte er das auch am heitern Mittag auf offener Landſtraße? Dennoch nickte er beruhigter als er Peitſchenknallen vom Thale herauf vernahm. Er ſchalt ſich innerlich über dieſe Angſt, und ſein Athem ging ſchneller, da er überdachte, daß er wohl eher einen Hülfsbedürftigen als einen Gefahrbringenden neben ſich habe.

Auch den Fremden ſchien es nach offenem Anſchluß zu drängen, denn er ſagte jetzt:

„Ich bin viel in der Welt herumgekommen und habe gefunden, es wäre am geſcheiteſten, wenn zwei

Menſchen, die einander in der Fremde treffen und eine Zeitlang auf einander angewieſen ſind, ſich bald nach der erſten Begrüßung ſagten: das und das bin ich und von da und da her. Das Incognitoſpielen unter unſerer merkmalverwiſchenden Kleidung, die weder Stand noch Beruf mehr erkennen läßt, iſt alberne Wichtigthuerei oder verdammungswürdige Beſcheidenheit."

„Sie erlauben, daß ich Ihnen nicht ganz beiſtimme," erwiderte der Flötiſt. „Viele Menſchen würden minder frei und unbefangen ſich geben und ausſprechen, und Viele minder unbefangen den Worten des Andern zuhören, wenn ſie wüßten von wem und zu wem geſprochen wird."

„Das iſt allerdings der Fall."

„Und Sie werden auch nicht leugnen, daß man ungekannt einander reinmenſchlicher begegnet?"

„Und das Enträthſeln und Ausholen hat ſo ſeinen eigenen Reiz, eine Art Jagdfreude? Ich habe aber ſchon oft gefunden, daß man bei der Trennung bedauerte, ſich gegenſeitig nicht ſchon früher entlarvt zu haben. Freilich, unſere geſellſchaftlichen Formen ſind ſo verkehrt, daß ein offenherziges Naturell mitten drin ſich ausnimmt wie ein Menſch mit nacktem Geſicht auf einem Maskenball. Das iſt mißlich und keck und die Verlarvten halten ſich für überklug, weil ſie ihn kennen und Anzüglichkeiten anzubringen vermögen. Ein naher Freund von mir war einſt auf einer Rheinreiſe. In Rolandseck ſitzt er Abends auf dem Balkon mit noch zwei Männern ſeines Alters. Es war die blumenfriſche Pfingſt- oder vielmehr Maibowlenzeit und die beiden Männer brauen das ſüßwürzige Getränk mit allerlei Hexenkram, den ſie dabei deklamiren. Der Freund ſchließt ſich ihnen an und ſie zechen und plaudern mit einander bis tief in die Nacht hinein und ſie trinken mit einander Smollis und trinken im Uebermuth mit dem alten Vater Rhein Smollis und ſie machen mit einander aus, daß Keiner ſeinen Namen u. ſ. w. nennen darf, Einer ruft den Andern nur mit dem Titel: Zeitgenoſſe! Und ſo wandern ſie drei Tage voll Luſt und tiefſter Erquickung durch das Siebengebirge und Zeitgenoſſe! ruft es von den Bergen und Zeitgenoſſe! aus dem Echo, und Luſt und Freude war ohne Maaß. Als ſie ſich endlich die Hände zum Abſchied reichten, da löſten ſie den Bann und Jeder nannte ſeinen Namen. In freudigem Schreck erbebten drei Herzen, die ſich einander aufgeſchloſſen hatten.“

„Wie leicht hätte aber auch hier noch das Vertrauen getäuſcht werden können,“ ſagte der Schlanke, „nicht immer hat man die Beweismittel für ſeine Identität in der Taſche. Ich bin nun zufällig in der Lage —“

Er holte mehrere ſorgfältig verſchnürte Papiere aus der Bruſttaſche und gab ſie ſeinem Begleiter. Dieſer las nun die Prüfungszeugniſſe, den Reiſepaß und zuletzt das Beſtallungsdekret des bisherigen Sekundar-Lehrers an der Hauptſtädtiſchen Freiſchule Nr. 3, Eugen Wilhelm Friederich Baumann auf die erledigte Schulſtelle in Erlenmoos.

„Ich kannte ehemals einen Lehrer Baumann,“ ſagte der Fremde die Papiere zurückgebend.

„Wir waren zu gleicher Zeit Drei dieſes Namens im Seminar und waren nicht verwandt,“ erwiderte der Lehrer.

Der Fremde ſchüttelte unwillkürlich den Kopf. Es ſchien ihm, daß der Lehrer jedes Bekanntſein oder Bekanntwerden ablehnen wollte.

Der Lehrer ſchaute den Fremden wieder erſchrocken an, da er, der zur Kundgebung gedrängt hatte, nun doch ſelber verborgen blieb.

Zweites Kapitel.

„Ich hielt Sie für einen Geiſtlichen oder Verwaltungsbeamten,“ nahm der Fremde wieder auf. „Was trägt Ihre neue Stelle?“

„Wenn man Alles zuſammenkratzt, dreihundert Gulden.“

„Sie ſind unverheirathet?“

„Ja. Ich bin mit mir ſelber noch nicht eins.“

„Lieben Sie Ihren ſchönen Beruf auch von ganzer Seele?“

„Allerdings, gewiß. Ich möchte nicht müßig gehen, ich geſtehe Ihnen aber, daß ich der Humanität mein Theil Opfer gebracht habe, ich möchte wenn's ginge, nun auch einmal frei und ſelbſtändig für mich leben.“

„Und was bedürften Sie dazu?“

„Wenn ich nur ein kleines Capital hätte, würde ich nach Amerika auswandern und dort einen andern Beruf wählen.“

„Warum in Amerika und nicht hier zu Lande?“

„Das eben iſt das Verknöcherte der alten und das eben das Biegſame der neuen Welt, daß man dort leichter geneigt und im Stande iſt, einen neuen Lebensberuf zu wählen. Wir ſind hier von tauſend Rückſichten, Gewohnheiten und äußeren Bedingungen abhängig, können nicht aus uns heraus und verkommen im Schlendrian.“

„Wahr und brav. Hätten Sie Luſt und Muth mit mir hinüber zu ziehen?“

„Wie könnte ich das?“ erwiderte der Lehrer erſchreckt.

Man war aus dem Wald herausgetreten, eine fruchtreiche abſchüſſige Thalebene breitete ſich vor den Blicken aus, an beiden Seiten des Weges ſtanden alte Obſtbäume und in den Feldern überall in gleichmäßig vertheilten Zwiſchenräumen. Saftgrüne Wieſen mit hölzernen Stellfallen zur Wäſſerung breiteten ſich im Thale aus, hier war wie man das in den Waldgegenden findet der ſpäte Frühling, während draußen in den Ebenen ſchon der Sommer ſein Ende erreichte. Das Heimchen grillte froh im Graſe, der Abendſtrahl zitterte über die Matten und Alles war wie ein bebender Klang. Aus den ſtrohgedeckten Häuſern, die da und dort an den Halden zerſtreut lagen, ſtieg ſchon der abendliche Rauch auf.

Der Fremde athmete hoch auf, ſein Antlitz leuchtete und mit begeiſtertem Ton rief er:

„Ich ſehe dich an einem Abgrunde wandeln und packe dich und rufe Halt! Jetzt giebt es keine Förmlichkeit mehr.“

„Ich verſtehe Sie nicht," ſagte der Lehrer betroffen und der Fremde fuhr fort:

„O Freund! Sie wiſſen nicht, was Sie wünſchen! Zu laſſen dieſes ſchöne treuinnige Vaterland, auf ewig. Ich weiß nicht, wie ich athmen kann in einer Luft, die nicht vom deutſchen Wort erklingt; und doch, ich muß. Erſchrecken Sie nicht, meine Nähe ſoll Ihnen nicht Gefahr bringen. Ich bin ein Flüchtling. Jetzt noch im Vaterlande. Ich habe erfahren, was das heißt. Sonſt, wo ich eintrat, öffnete mir Freude und Ehrerbietung die Thüre, jetzt bringe ich Schrecken und Gefahr. Ich möchte ſelbſt zweifeln, wer ich denn bin. Und doch, wie wird es erſt dem Flüchtling ſein in der Fremde. Und wer weiß, ob ich ſie erreiche. Geſegnet aber iſt dieſer mein letzter Schritt. Ich kann dir einen Segen zurücklaſſen. Denk' daran: du darfſt bleiben in der Heimath, haſt den edelſten Beruf, für den ich mit Wonne mein ganzes Daſein opfern möchte. Wenn du dich hinaus ſehnſt, ſo wiſſe, daß die draußen unſtet und flüchtig, im tiefſten Herzen krankend, ſich heimſehnen zu dir und den Vaterlandsgenoſſen."

„Gieb mir deine Hand," rief der Lehrer, indem er die Rechte ausſtreckte und die Linke auf das Herz legte: „Hier ſchwöre ich dir, ich bin bereit dir zu dienen mit Allem was ich vermag."

„Ich kann dir nur die Linke reichen," entgegnete der Fremde, „die Rechte hat mir der Strick zerriſſen, an dem ich mich aus dem Gefängniß herabſchwang. Ich kann mich des Heldenmuthes, den Sokrates bewies, nicht rühmen, und doch habe ich ſeinen Kampf durchgekämpft; aber ich mußte entfliehen. Ich konnte und durfte nicht ungehört auf dem Feſtungswall verathmen. Ich fliehe nur vor dem Standrecht, jedem ordentlichen Richter bin ich bereit mich zu ſtellen und mein Thun, wenn es ſein muß, mit dem Tode zu ſühnen."

Der Lehrer legte ſtill die Hand auf die Schulter des Flüchtlings.

Die nahen Waldberge am Wege erſchienen noch grün, während die zurückſtehenden ſich ſchon ſchwarzblau gefärbt hatten, als die beiden Wanderer in das Dorf eintraten.

Drittes Kapitel.

Der treffliche Landwein, bei dem die Genoſſen in der Herberge noch förmlich Brüderſchaft tranken, löſte etwas die Beklommenheit und hohe Spannung. Der Lehrer kam bald wieder aus eigenem Antrieb auf ſeine Auswanderungsluſt zu ſprechen. Der Gefährte, der ſich die wunde Hand aufgebunden und nach der Verletzung in der innern Fläche geſehen hatte, hielt eben das eine Ende des weißen Tuches zwiſchen den Zähnen, um es wieder zu verknüpfen, als der Lehrer ſagte: „Mir wär's lieb, wenn mich Einer zwänge, fortzugehen." Da ließ der Gefährte ab und ſagte:

„Hier, verbinde mir meine Hand. Mir wird Alles im Leben ſymboliſch. Ich wage es noch nicht zu denken, und doch, mir ahnt, wir werden einander noch helfen. Erzähle, erzähle, was drängt dich denn fort?"

„Ich will dir meine Geſchichte erzählen, ſie iſt ganz einfach. Mein Vater war fürſtlicher Stallknecht, ich erinnere mich ſeiner nur noch als ihm die graue Uniform um den Leib ſchlotterte, ſein Huſten höre ich noch immer; er hatte ſich mit einem arabiſchen Hengſt überſtürzt und das Pferd hatte ihm die Bruſt zerdrückt. Dein muthſicheres Weſen zeigt mir, daß du keine Ahnung haſt vom Jugendleben eines Kindes, dem immerdar eingeſchärft wird, ſich demüthig zu beugen und von den vornehmen Kindern Alles gefallen zu laſſen. Mein Vater wurde Thorwart am ſüdlichen Eingang in den Hofbau. Dort ſaß er nun vom Morgen bis zum Abend am Fenſter, und viel öfter als die Schwarzamſel im Bauer über ihm ſang, huſtete er. Eine Ohrfeige, die er mir einſt gab, iſt mir am lebendigſten von ihm in Erinnerung geblieben. Mein Kamerad Wilhelm Vogel war der Sohn eines Kammerdieners. Mein Vater ſitzt eines Sommerabends vor der Thür, ich mit Wilhelm nicht weit davon; da ſagt der Wilhelm: das Schloß iſt das große Storchenneſt und im Hofbau da wohnen die Spatzen, die ſich in den Wänden des großen Neſtes anſiedeln ... Unverſehens bekommen wir Beide einen tüchtigen Schlag an den Kopf und vor uns ſteht mein Vater und ſpricht weiter kein Wort.

Das iſt die erſte Ohrfeige, die ich um den Freiheitsſinn Wilhelms bekommen, eine ſpätere ſpüre ich noch. Ich war acht Jahre alt, als ich mit meiner jüngeren Schweſter in's Waiſenhaus kam, meine Mutter war bald nach dem Vater geſtorben. Ich war ſo albern, im Waiſenhaus Talent zu zeigen. Während ich ſonſt einen guten Hofdienſt bekommen hätte, wurde ich nun zum Schullehrer beſtimmt. Ich weiß noch: mein einziger Troſt war, daß ich nun doch auch Kleider wie andere Menſchen bekam und nicht aus der Waiſenkleidung in die Uniform überging. Ich ward Lehrer an der Armenſchule, meine Schweſter Hausmädchen bei der Oberhofmeiſterin von Belgern. Sie hieß Clara, wurde aber Chriſtel genannt weil ihre Vorgängerin ſo hieß. Sobald ich in der Lage war, nahm ich meine Schweſter zu mir und führte eigenen Haushalt. Ich legte ihren Lohn, den ſie anderswo verdient hätte, regelmäßig auf die Sparkaſſe. Wir lebten ſehr glücklich. Im Seminar hatte ich meinen Kameraden Vogel wieder bei mir gehabt, er war ein Menſch, ſchön wie ein griechiſcher Gott, voll kecken Uebermuths, der uns Alle, namentlich vom Turnplatz her, beherrſchte; er war der beſte Mathematikus und ein vortrefflicher Sänger, man nannte ihn nur den Singvogel."

„Er ſang Tenor."

„Kannteſt du ihn?"

„Erzähle weiter."

„Wilhelm war zweifelhaft, ob er zum Theater oder unter das Militär gehen ſolle. Er trat in die Artillerie, brachte es aber ſeltſamerweiſe nicht weiter als zum Oberfeuerwerker, obgleich er die Offizierszöglinge zum Examen einpaukte. Wilhelm beſuchte uns oft und — da iſt nicht viel zu ſagen, Clara war ſeine Geliebte. Ich drang ſtets darauf, daß er um eine Civilverſorgung nachſuche; er konnte Gerichtsdiener werden, das war eher zur Begründung einer Familie geeignet. Er betrieb die Sache nur läſſig, worüber ich oft Hader mit ihm hatte. Als Verſöhnung mußte ich dann ſeinen Geſang zum Klavier begleiten. Damit hätte er noch andere Menſchen verſöhnt als mich. Wieder tauchte die Theaterluſt in ihm auf. Da kam der Frühling 48. Ein Baum im ſtillen Thalgrund, wenn er reden könnte wie im Frühling die Säfte durch Stamm und Zweige rieſeln und rollen, wie in allen Knoſpen Pulſe klopfen, ſo freudeſelig war mir's; ich hätte gern die ganze Welt an mein jauchzendes Herz gedrückt. Ich rufe mir das oft zurück, ich will es nie vergeſſen, nie. Als erſte Begünſtigung des Volkswillens wurden zwanzig Unteroffiziere zu Offizieren befördert."

„Ja, ja, man kaufte dem großen Kinde, Volk genannt, ein Spielzeug aus ſeinen eigenen Steuern."

„Wilhelm war der erſte unter den Avancirten. Er kam jubelnd zu uns. Ich aber weigerte ihm die Hand und erklärte ihm unbedingt, daß er nie mehr unſere Schwelle betreten dürfe; als Offizier konnte er meine Schweſter nie heirathen, da an ein Aufbringen der nöthigen Cautions-Gelder gar nicht zu denken war. Er betheuerte, daß auch das abgeſchafft würde. Ich blieb ſtandhaft und meine Clara mußte vor meinen Augen von ihm Abſchied nehmen. Ich ſah ihn nie mit den Epauletten. Seine Batterie mußte bald nach der Grenze. Mitten im Jubel der ganzen Welt war jetzt in meinem Hauſe ſtille Trauer. — Meine Clara duldete ſtill und demüthig, ſie lächelte mir zu wenn ich kam, aber der alte Friede war dahin. Ich pflegte unbeirrt meines Beruſes, ich hielt mich nie wie ſo viele meiner Collegen für geeignet, ein großer Staatsmann zu werden. Ich war nur Einmal in der Verſammlung des Volksvereins.“

„Warum?“

„Ich bin mit meinem einzigen öffentlichen Antrag glanzvoll durchgefallen. Ich beantragte, daß die Demokratie es ſich zur Pflicht mache, die öffentlichen Gärten und Anlagen zu ſchützen. Und noch heute iſt es meine Ueberzeugung, daß dieſe Kleinigkeit den Beweis führt, daß wir nicht zu Republikanern taugen: wem es beliebt, beſchreitet den Raſen und Niemand will freiwilliger Wächter der Ordnung ſein. Die alten Griechen hatten gewiß keine Schildwachen und Warnungstafeln bei ihren öffentlichen Bildſäulen.“

„Wie ging dir's in deiner Schule?“

„In meiner Schule ward mir's ſchwer, der Zuchtloſigkeit nur einigermaßen Meiſter zu werden; an regelmäßigen Beſuch war gar nicht mehr zu denken. Ich lehrte die Kinder das Lied: Was iſt des Deutſchen Vaterland? Ich hatte viel Mühe mit dieſem geſungenen Katechismus, und gewiß hundertmal mußte ich erklären, daß in dem Verſe:

So weit die deutſche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder ſingt

das Wort Gott hier im Dativ gebraucht iſt. Unter ſich aber ſangen die Knaben das Heckerlied und waren Alle eingefleiſchte Republikaner. Mehr als ein Dutzend meiner Schüler ließen ſich den ganzen Sommer über nicht mehr ſehen. Sie ſtanden im Dienſte der Propaganda als fliegende Buchhändler und dieſe Placate und dergleichen ſpukten immer unter den Schulbänken und drängten ihre Stichworte in die Schreibhefte, deren Decken revolutionäre Geſtalten und Worte trugen. Der glücklichſte heiligſte Tag meines Lebens war der 6. Auguſt.“

„Du hoffteſt alſo damals noch etwas von den traumhaften Staatsweiſen der Paulskirche, die zuerſt den Feind bewaffneten, und dann mit leerer Hand Geſetze geben und Geſchichte machen wollten?“

„Meine ganze Seele war Eine Freude. Ich erklärte den Kindern, daß es an dieſem Tage gerade zwei und vierzig Jahre ſeien, ſeitdem Deutſchland ſelbſt den Namen der Einheit aufgegeben habe. Und als ich mit meiner Schule hinauszog, wo das ganze Volk mit den Waffen in der Hand ſeinem ſelbſterwählten Reichsverweſer huldigte, als Tauſende und aber Tauſende riefen: Hoch das einige freie deutſche Vaterland! als ein Jeder die Hand ſeines Nachbars faßte und ihn an die Bruſt drückte wie einen endlich wiedergefundenen Bruder, da mußte ich vor Freude weinen.“

„Und du möchteſt dennoch auswandern?“

„Ja,“ fuhr der Lehrer fort, nachdem er ſich eine Weile beide Augen mit der Hand gedrückt hatte. „Ich will es kurz machen. Der zweite Frühling kam, die Hoffnungen erſtarben in ihm, die bewaffnete Erhebung brach aus. Wilhelm trat als Oberſt bei uns ein. Ich war widerſtandslos, meine Clara glückſelig. Wilhelm war der letzte unter den Flüchtigen; ein Brief aus

Straßburg rief meine Clara zu ihm, ſie war entſchloſſen ihm zu folgen. Ich geleitete ſie, und an meiner Hand ging ſie zum Traualtar. Die Beiden klammerten ſich an mich, ich ſolle mit ihnen in die neue Welt ziehen; ich riß mich gewaltſam los. Ich kehrte zurück in's Vaterland und wurde, weil ich mit Wilhelm zuſammen gekommen war, ſuspendirt und zur Unterſuchung gezogen. Ich ward freigeſprochen und es gelang den Bemühungen der Fräulein Theoroſa von Schüttenhelm, einer Wohlthäterin, die die Armenſchule oft beſuchte, in Gemeinſchaft mit der Frau des Conſiſtorial-Directors, bei deren Eltern meine Mutter in Dienſt geſtanden, mir die Stelle zu verſchaffen, der ich zuwandre. Ich werde mir Mühe geben, meinen Beruf zu erfüllen, aber meine Seele ſteht auf der Lauer und blickt hinüber über das Meer. Hier komme ich nie mehr, das weiß ich, zu einer Beförderung, ich ſtehe auf der ſchwarzen Tafel — und drüben ſind die einzigen Menſchen, die mein ſind."

Der Flüchtling war bei den letzten Worten aufgeſtanden und jetzt rief er, die Arme ausbreitend:

„Nun erſt ſei tauſendmal begrüßt. Es giebt noch Wunder auf der Welt."

Viertes Kapitel.

Der Lehrer ſchaute in der That ſo erſchrocken drein als wäre ihm ein Wunder erſchienen. Er faßte ſich mit der Hand nach der Stirn und ſagte ſtotternd:

„Ich weiß nicht, ich …“

„Das iſt gut, daß ich ſo unkenntlich ausſehe,“ ſagte der Flüchtling. „Erinnerſt du dich dreier junger Männer im bunten Rock, die mehrmals in eurer Schule ſaßen und dem Unterricht zuhörten? Du weißt wohl nicht, welcher von den Dreien ich bin. Erinnerſt du dich deſſen, der bei deinem Schwager Singvogel Orgelſpiel lernte? Ich habe freilich nicht viel gelernt. Nein, ich kann dir ſelber noch ein beſſeres Wahrzeichen geben. Ich wollte von dir wiſſen, wie du es anfängſt, das blöde Weſen der Kinder zu befreien. Ich hatte beim Unterricht meiner Rekruten oft zum Entſetzen dieſe ſtiere Verſtocktheit erfahren, und du gabſt mir die Lehre: Stellen Sie Fragen, die mit Nein beantwortet werden müſſen, denn die Blödigkeit und Trägheit antwortet am liebſten mit Ja, auch wo ſie nichts verſtanden hat. Kennſt du mich nun?“

„Um Gotteswillen, jetzt erkenne ich Sie, Sie ſind …“

„Nenne meinen Namen nicht, es ſind unſichtbare Flintenläufe darauf gerichtet. Laß ihn verſchollen ſein.“

„Mir iſt es unbegreiflich, wie ich Sie nicht alsbald erkannte. Wie oft habe ich geſagt, wenn ich von Ihrer Tapferkeit im Felde hörte: und er wäre auch ein vortrefflicher Schulmeiſter. Ich wurde viel damit ausgelacht. Und wir ſitzen jetzt hier ſo ruhig, wie iſt das möglich?“

„Stoß an,“ ſagte der Flüchtling. Sie tranken und er begann wieder:

„Du glaubſt alſo wirklich, daß ich ein guter Schulmeiſter ſein könnte?“

„Ja, wenn du regelrecht ſtudirt hätteſt, allerdings. Nun aber laß uns raſch davon. Ich entfliehe mit dir.“

„Nein, Einer von uns allein, und zwar du.“

„Und du?“

„Ich bleibe und halte mich zunächſt am beſten verborgen auf deiner Stelle.“

„Und was ſoll ich?“

„Du ziehſt an meiner Statt über's Meer.“

„Das kann ich nicht. Ich kann nicht.“

„Du wollteſt doch? Wie kläglich iſt doch all unſer Treiben. Wir ſprechen mit heißem Herzen einen Wunſch aus, und vermöchte ein Zauber uns ſolchen zu gewähren, wir ſtünden mit offenem Mund und ſchlaffen Händen da. Jetzt wird dir ohne Zauber dein Verlangen erfüllt und du gewährſt mir damit meinen höchſten Lebenswunſch.“

„Wie das?“

„Zunächſt ſicherſt du mich damit am beſten vor aller Verfolgung. Ich ſelber kann nicht, wenigſtens jetzt noch nicht, über die Grenze. Du reiſeſt mit deinem Paß ab und ich mit deinem Beſtallungsdekret auf deine Stelle und trete in dein Amt. Ich wünſche nur, daß es mir verbleiben könnte.“

„Das kann nicht dein Ernſt ſein.“

„Mein heiliger Ernſt. Das iſt die Jämmerlichkeit unſerer ganzen Zeitgenoſſenſchaft, daß Jeder auf die allgemeine Umwälzung wartet und nicht mit ſich anfängt. Es giebt Barone und Geldſäcke, die ſich theoretiſch zum Socialismus ja zum Communismus bekennen, das iſt leicht, weil ſie wiſſen und fühlen, daß nichts daraus wird und einſtweilen fröhnen ſie der raffinirteſten Genußſüchtelei. Es giebt Tauſende, die in Zornesflammen lodern über die Zurückſetzung ihrer Mitmenſchen. Gleichheit! Gleichheit! rufen ſie, ſelber aber fühlen ſie ſich gelangweilt, ja angeekelt in der Geſellſchaft von Schuſtern und Cattundruckern, und muthe ihnen nur einmal zu, daß ihr eigen Hausgeſinde mit an ihrem Tiſche eſſen ſollte. Ich aber habe mit Herz und Hand gelobt, ich will mich meiner Liebe zum Volke, zu dem beſchmutzten, laſterhaften und doch allein noch heiligen opfern. Ich bin entſchloſſen, es zu vollführen. Ich habe das Glück oder das Unglück, daß keinerlei Familienrückſicht mich mir ſelbſt untreu macht. Du haſt mit Fug und Recht von dir geſagt, du habeſt der Humanität dein Theil Opfer gebracht, mir aber erfüllſt du das heißeſte Verlangen, da du mich eintreten läſſeſt in deine Stelle. Ich weiß, ich weiß, ich ſchwebe über einem Abgrund, aber den Tagen und Stunden, die ich noch zu leben habe, wird die gnadenreichſte Erfüllung, wenn ich zeigen darf, daß nicht die Phraſe uns beherrſchte, ſondern daß ich als Einzelner bewähre, wie ich mit meinem ganzen Leben den Inhalt erfülle. Ich habe mein Leben nicht für mich gerettet ..."

„Bedenke aber," fiel der Lehrer ein, „daß es hier leicht gehen kann wie bei allen ſchwärmeriſchen raſchen Bündniſſen. Es iſt ſchnell geſagt: ich weihe dir den ganzen Inhalt meines Seins — könnte man die Summe der Liebe auf Einmal geben, einem zerſchmetternden Schickſalsſchlag ſich blosſtellen und vergehen, es wäre leicht; aber die kleinen ſtets wiederkehrenden Opferungen, die werden dich erkälten und unwillig machen.“

„Nimmermehr. Mein einziger Glaube iſt der an die ewige Göttlichkeit des Menſchenthums. Dieſer Glaube ſteht in mir und iſt von keinen Erſcheinungen außer mir abhängig. Die Verderbtheit und Bosheit, ja die Gemeinheit ſelbſt kann das Allerheiligſte nicht zerſtören. Laß mich's bethätigen. Ich weiß noch die Stunde und den Ort, da mir ein polniſcher Patriot klagte, die polniſche Nationalität gehe vor Allem auch daran zu Grunde, weil kein Pole Schullehrer ſein wolle. Ich weiß noch, wie es mir das Herz hob, da er die Hingebung der Deutſchen pries. Und noch mehr: Unſere Feinde im Vaterlande haben immer gerufen: Von den ſogenannten Freiheitshelden will doch nur Jeder Präſident oder General ſein. — Nun denn, ſie ſollen an einem einzelnen Beiſpiel ſehen, daß wir um des Vaterlandes willen mitten in ſtändiger Gefahr im engſten Kreiſe zu wirken bereit ſind. Und wenn ſie mich aus der Dorfſchule zum Blutgerüſt ſchleppen, das ſoll eine Lehre ſein, die wirken muß, die ſie uns nicht wegleugnen ſollen.“

Der Lehrer ſtand erſchüttert, faßte zitternd die Hand des Flüchtlings und ſagte endlich:

„Nun denn, es ſei! Ich möchte bei dir bleiben, auf immerdar; aber ich will dir auch dienen dadurch, daß ich fern von dir.“

Erſt nach geraumer Weile brachte er allerlei Bedenken vor und wollte das Ganze als zu abenteuerlich als unmöglich verwerfen; aber alle ſeine Einwürfe wurden doch in einem Ton vorgebracht, der den Wunſch einer Widerlegung heiſchte, die auch leicht gegeben ward.

Der Flüchtling händigte dem Lehrer trotz alles Widerſtrebens eine namhafte Summe ein und gab ihm noch genauen Auftrag, jenſeits der Grenze und vom Einſchiffungsorte aus, verſchiedene Briefe an Zeitungen und Behörden zu ſchreiben, die das Entkommen des Flüchtigen dadurch erhärten ſollten.

Fünftes Kapitel.

Der Flüchtling, der das Beſtallungsdekret in der Hand hielt, frohlockte jetzt darüber, daß er wunderbarerweiſe ebenfalls Eugen hieß wie ſein Tauſchmann.

Er verlangte nun vor Allem noch weitere Nachrichten über Familienbeziehungen und perſönliche Verhältniſſe des Lehrers und vernahm zu ſeiner Beruhigung, daß er jener faſt ganz ledig ſei und perſönlich einſiedleriſch gelebt habe. Nun wünſchte er einige feſte Handhaben für den Unterricht der Jugend, da die Verantwortung für das Geiſtesheil ſo vieler jungen Menſchenkinder keine geringe ſei und nicht leichtfertig übernommen werden könne.

Der Lehrer ſah den Fragenden geraume Zeit ſtarr an, dann begann er lächelnd: „Die Kunſt in drei Stunden ein fertiger Pädagoge zu werden — das Buch fehlt uns noch. Merke dir vor Allem: wenn du in die Schule kommſt, da ſitzen die Kinder gekämmt und ungekämmt hinter den Bänken, da räuſpere dich und denke ſtill bei dir: Alles was du weißt iſt nichts nutz, alle deine Methoden von Adam bis auf Wurſt und Becker ſind nichts nutz und jetzt biſt du der beſte Lehrer. Frag' deine Kinder aus, ſieh ihre Schreibhefte nach und geh weiter. Macht euch eure Methode mit einander und es geht Alles gut. Alle abſtracte Methodik iſt nichts als ſyſtemwüthige Spiegelfechterei; das Beſte was ein Lehrer in ſeiner Schule leiſtet, kommt aus ihm perſönlich, aus dem reinen Naturtriebe."

Trotz dieſer ſcheinbar ſkeptiſchen Bekenntniſſe knüpfte der Lehrer dennoch eine Menge kleiner praktiſchen Kunſtgriffe an ſeine Erörterung. Er gerieth dabei ſo in Redefluß, daß er gar nicht enden zu wollen ſchien; er verbreitete ſich ausführlich über die endliche Erlöſung von der abſtracten Methode und lachte dabei ſelbſt über ſeinen eigenthümlichen Humor, da er bei Darlegung des Sprachunterrichtes ſagte: „Man iſt endlich wieder darauf gekommen, daß das lebendige Geſchöpf vor der gehackten und logiſch componirten Wurſt da iſt." Der Flüchtling war von dem Gehörten ſo befriedigt, daß er dem Redner mehrmals wieder einſchenkte und dieſer trank faſt ohne Pauſe zu machen immer wieder raſch aus.

Man wußte nicht, ſprach er mit ſich oder ſeinem Nachbar als er murmelte: „Eugen, ich wäre nicht mehr glücklich in meinem umgrenzten Sein, der Käfig war offen und ich hatte nicht den Muth hinauszufliegen. Ja ja, du biſt angeſtellt und die Beſoldung ſteckt dir hüben und drüben Futter und Trank an den Käfig. Nein, nein. O mein Vaterland!" Laut weinend fuhr er fort: „Clara und du kecker Singvogel, ihr ſeid meine einzigen Menſchen auf der Welt. Sollen meine Augen euch nie wieder ſehen? Lebt ihr auf einem Stern, geſtorben? Nein, ich konnte zu euch und meine Füße waren feſtgewurzelt, der Boden will mich nicht laſſen. Gebt mir euren James auf meine Arme. Nein du ſollſt nicht James heißen. Ein Deutſcher mußt du werden." Er ſprang auf, umarmte und küßte den Flüchtling und rief voll wilder Freude: „Drüben in der neuen Welt will ich wirken für die Rettung des Deutſchthums. O! es iſt herrlich, es ſoll nicht untergehen in fremder Bildung, deutſcher Name und deutſcher Geiſt müſſen hochgeachtet bleiben. Jeder Deutſche muß auf ſein Vaterland zurückſchauen wie die Juden auf Kanaan, ohne Luſt zur Wiederkehr und doch treu gedenkend. Europa iſt der Orient Amerika's. Ja, ich ziehe hin. Verzeih mir lieber Herzensbruder. Nun bitt' ich dich nur eins, zwinge mich, thu mir die einzige Liebe, zwinge mich, laß nicht ab, daß ich in dieſer Stunde noch abreiſe."

Der Flüchtling war mit Ruhe all den irrlichtelirenden Sprüngen in den Aeußerungen des Lehrers gefolgt. Als er nun aber die neue Wendung (zur Rückkehr wahrnahm, erſchien es ihm einerſeits wirklich vermeſſen, mit der Jugendbildung eines ganzen Dorfes einen gewagten Verſuch zu machen, andrerſeits erſchien es als ein Frevel, dieſe weichmüthige Natur, die mit ſo geheimen zarten Banden an das Vaterland geknüpft war, loszureißen und einem wechſelvollen Schickſal zu überlaſſen. Er ſagte daher:

„Unſere Angelegenheit wird wieder fraglich. Ich ſehe wohl, man kann nicht in einer Stunde einen neuen Menſchen anziehen. Bleibe du ruhig in deinem Berufe, ich ziehe meinen Weg. Rede dir ja nicht ein, du hätteſt in der neuen Welt für das Deutſchthum wirken können. Wer nach Amerika auswandert und an einer Nationalität feſthalten will, iſt ein Narr oder ein Schwärmer. Die Freiheit dort hat den Beruf, den die Kirche erfüllen wollte und nie konnte, ſie hebt die Unterſchiede der Nationalitäten auf und einigt die Menſchen zu Einer Familie."

Der Lehrer erhob ſich, ſchnallte haſtig das Ränzchen auf, nahm ein Buch heraus und als wollte er ein Pfand geben, ſagte er: „Da, nimm das, du haſt ſonſt ein mangelhaftes Exemplar des Converſationslexikons wenn du meine Bücher bekommſt. Hier den Artikel Amerika las ich vorahnend grade ehe du aus dem Walde trafſt. Hör' mich ab, ob ich gut gelernt habe. Die vereinigten Staaten Nordamerika's ſind: Maine, Neuhampſhire, Maſſachuſets, Rhode Island, Connecticut, Neu-York, Neu-Jerſey, Pennſylvanien, Maryland, Virginien, Georgien, Alabama ..."

„Genug, genug," rief der Flüchtling lächelnd über dieſes nach Art eines Schulknaben hergeſagte Penſum.

Der Lehrer ſprach noch aus dem Bette herüber, ihm ſei als ſchwimme er ſchon auf dem Meer, er möchte mit den Schwalben fliegen, die über das Schiff hinziehen. Dann fing er an wie er ſagte, ſein „Teſtament zu machen." Die großen Kiſten mit dem Hausrath, mit Kleidern, nachgeſchriebenen Heften und Büchern erbt der Kamerad, nur ein kleines Päckchen Briefe, das kreuzweis mit einem blauen Band zuſammen gebunden war, ſollte ein Jahr lang uneröffnet bleiben, wenn er bis dahin nicht um deſſen Zuſendung bitte, und „noch eins“ ſchloß er: „Die ſilberne Tabaksdoſe meines ſeligen Vaters worin die beiden Trauringe der Eltern in ein rothes Papier eingewickelt ſind, die bewahrſt du mir, verkaufſt oder verpfändeſt ſie nie.“ Bei dieſer letzten Zumuthung und Verwahrung richtete ſich der Flüchtling auf und konnte ein ſtolzes Lächeln nicht unterdrücken; aus der nach Trödelbude und Pfandhaus gerichteten Furcht und Hoffnung ſah er mehr als aus allem andern den engen Lebenskreis ſeines Gefährten. Dieſer aber fuhr wieder fort ihm zu berichten: im „Wegweiſer für deutſche Lehrer von Dieſterweg“ werde er viele Bleiſtiftnotizen finden, die ihm ſehr nützlich ſein könnten, auch in Jean Paul's Levana, die ſein Liebling ſei wie Jean Paul überhaupt.

„Das glaube ich,“ ſagte der Flüchtling ſchon halb ſchlafend. Auf dieſes Zeichen der Aufmerkſamkeit hin zählte der Lehrer noch all ſeine Habſeligkeiten auf und nahm von jedem einzelnen Stücke Abſchied, bis das Bewußtſein von ihm Abſchied nahm und er ſüß entſchlummerte.

Am andern Morgen wurde wenig mehr geſprochen. War das Unternehmen auszuführen, ſo mußten alle Bedenken, die ſich noch tauſendfältig aufwerfen ließen, keck überſprungen werden. Als es zu tagen begann, fuhr ein Bernerwägelein raſch davon der Grenze zu, drin ſaß der Lehrer, er winkte mit ſeinem Tuch noch oft zurück und pflanzte es zuletzt als Fahne auf ſeine Stockflöte . . .

Der Flüchtling, den wir jetzt als Lehrer vor uns haben, ſaß hinter dem Tiſch in halbträumeriſches Sinnen verſunken, er war voll Müdigkeit wie nach einer Nachtwache bei einem Kranken, wo man fragend in den friſchen Tag hineinſchaut und nicht faſſen kann, wie alle Welt rüſtig das morgendliche Leben beginnt. Da kam ein mittelgroßer junger Mann mit jenem bräunlich ſchmalzigen Geſichte, wie man es ſo oft bei der oberdeutſchen Kleriſei findet, ſein hellfarbiger Anzug, von Kopf bis Fuß aus graugewürfeltem Sommerzeug beſtehend, widerſprach jedoch dieſer Annahme. Er trat auf den Wirth zu, wobei man ein Hinken an dem rechten Fuß bemerkte, und ſagte mit beiſpielloſer Schnelligkeit: „Der Korbmacher hat mich betrogen, die alte Benigna kann nichts als Bücherlieder. War Niemand hier über Nacht? War das nicht Euer Fuhrwerk, das mir begegnete? Wen fahrt Ihr? Wohin?“

„Was koſtet bei Euch der Malter Fragſamen?“

„Was meint ihr?“

„Ihr müſſet ihn billig haben, Ihr könnt ja Einem die Milz aus dem Leib herausfragen,“ erwiderte der Wirth.

„Ich habe noch nirgends nach einem Aufenthalt von fünf Tagen ſo wenig Volkslieder bekommen als hier,“ ſagte der Gewürfelte.

„Ihr kommt auch zur ungeſchickteſten Zeit. Es iſt jetzt Niemand, bei uns wenigſtens, ſingerig zu Muth.“

Der Fremde ſagte zu Eugen gewendet:

„Sind Sie der Lehrer von Erlenmoos?“

„Mit wem habe ich die Ehre?“ erwiderte Eugen.

Der Fragſamenhändler ſchien auf keinen Tauſchhandel eingehen zu wollen, er ſagte, daß wenn Eugen eine Stunde ab dem Weg mit ihm gehen oder auf ihn warten wolle, ſo würde er ihn bis Röthhauſen begleiten. Eugen dankte und machte ſich raſch allein auf den Weg.

Sechſtes Kapitel.

„Es giebt kein Geſtern! Alle Vögel ſingen in den blauen Himmel: es giebt kein Geſtern …"

Mit dieſen Worten wanderte der Flüchtling, oder wie er jetzt heißt, Eugen Baumann, rüſtig ſeines Weges. Es war ein heller Morgen und die begegnenden Menſchen grüßten in ſo frohem Ton, daß es war als ſpräche die feſte Zuverſicht auf einen heitern Tag, die Freude des Mitgenuſſes, aus ihrem kurzen Gruß. Eugen kämpfte alle Beklommenheit und Befangenheit nieder, die ihn beim Eintritt in ein ſo fremdes Daſein überkommen wollte. Er hatte ſeinen Humor wieder gewonnen, der ihm die Macht gab, über das Schickſal der Welt und über ſein eigenes zu lächeln; der Humor iſt der Alles beſiegende Herrſcher.

„Ich werde dem hohen Gewichte, das dieſe Dorfcultur in der europäiſchen Civiliſation einnimmt, gebührende Rechnung tragen, im übrigen — ein wenig Fangballſpiel ſchadet nichts." So ſprach er vor ſich hin und dennoch wollten ſeine Mienen nicht ſo heiter werden wie ſeine Worte und Gedanken.

Das erſte Menſchenbild, das im Thalgrund dem hellblickenden Auge unſeres Wanderers ſich zeigte, ſchien ein Knabe und ein Mädchen zu ſein, die ſich ſtets bückend hin und her bewegten und wohl Blumen pflückten. Eugen trat auf dieſelben zu und ſah grauenhafte Erſcheinungen, Knollen mit Augen, Füßen und Händen, die Eicheln ſammelten, und als Eugen auf ſeine Fragen nur grinſendes Lachen und thieriſche Töne als Antwort erhielt, faßte ihn ein Schauder, der ihn die Hände ballen und die Lippen zuſammen preſſen machte. Es waren ihm hier Trottl, ſogenannte Cretinen, begegnet. In ſeiner hochgeſpannten Stimmung ſteigerte ſich ſein Schreck um ſo mehr — das Geſpenſt der verkommenen Menſchheit war ihm erſchienen.

Als er des Wegs weiter ging, durchzuckte es ihn noch oft wie eine Furcht und er mußte mehrmals zurückſchauen. Je launenhaft kecker ſich der Weg durch das Thal wand, je großartiger die Landſchaft wurde, mächtige Felſenzacken an den Bergen aufſchoſſen und der rauſchende Waldbach über Felſentrümmer ſtürzte und maleriſche Buchten und Waſſerfälle bildete, um ſo mehr mußte unſer Wanderer des Elends gedenken, das die Menſchen hier bei dürftiger Nahrung und Mangel an Lufterneuerung heimſucht.

Es giebt ſchwere Fragen und Sorgen, die man kaum anders los wird, als daß man ſie zur Seite ſchiebt und vergißt.

Unſer Wanderer kam durch das Dorf, wo ihm noch viele ſolche Geſtalten begegneten wie er im Wald getroffen; er ſchritt raſch aber noch immer ohne jene fröſtelnde Geſpenſterfurcht überwinden zu können, vorüber.

Jenſeits des Dorfes als er den Berg hinaufſtieg, der nach einer andern Waſſerſcheide führt, ſagte er faſt laut zu ſich:

„Wir wollten neues Gewand machen, wir wollten der Menſchheit durch die Revolution zu einem naturgemäßen Daſein verhelfen, wir ſind wieder Flickſchneider geworden. Was thut's? Fort mit der Empfindſamkeit! Es muß auch luſtige Flickſchneider geben. Ich habe die Welt bisher hoch zu Roſſe und in überſchauendem raſchen Flug geſehen, jetzt durchwandere ich ſie barfuß. Ich muß über manchen Stein ſpringen, wenn er mich nicht verletzen ſoll.“

Wohlgemuth langte er an dem Dorf Röthhauſen auf der Hochebene an. Schon am erſten Haus feſſelte ihn ein liebliches Bild: auf der überdachten Freitreppe ſaß ein rothwangiges Mädchen von etwa neun Jahren und hielt einen hellaugigen Säugling im Arm, ein Knabe von kaum ſechs Jahren ſtand neben den beiden, er hatte ein Buch auf das Geländer gelegt und buchſtabirte mühſam, wobei ihm die ältere Schweſter oft zunickte; der Säugling' ſchien das für Koſen und Spielen zu halten und griff nach den Augen ſeiner Wärterin. Jetzt veränderte ſich plötzlich die Scene: der Knabe ſprang mit ſeinem friſcheingebundenen Büchlein, in deſſen Beſitz er wohl erſt ſeit kurzem gelangt war, raſch die Treppe herab einem Mann und einer Frau entgegen, die aus dem Dorf kamen; der Vater nahm ihn an der Hand und ſchenkte ihm ein Backwerk, die

Mutter aber eilte voraus, nahm ihren Säugling in beide Hände, ihn hoch in die Luft haltend, dann herzte und küßte ſie ihn, ſetzte ſich ſchnell auf die Treppe und reichte ihm die Bruſt; ſie küßte dem gierig Trinkenden ſtets das Händchen, das er ihr an den Mund hielt.

„Der Martin hat's gewußt, daß du bei der Kindtaufe im Lamm biſt,“ berichtete das älteſte Töchterchen, „er hat bis jetzt geſchlafen.“

Der Vater kam und der Säugling ſchien ſeinen Blick zu ſpüren; er ſchaute plötzlich nach ihm um, die Mutter aber winkte dem Mann mit der Hand, er möge fortgehen und das Kind nicht ſtören; ſie durfte nach altem Glauben während des Säugens nicht ſprechen. Der Mann gab Hut und Rock dem Töchterchen und ging nach dem Stall, wo ihn ein Brummen der Kühe zu rufen ſchien. Eine Schwalbe flog ganz nahe am Kopf der Säugenden vorüber nach ihrem Neſt unter der Dachfirſte, die Mutter und das Kind ſchauten mit ſeltſamen Blicken hinauf nach dem ſtillen Nachbar, der jetzt aus dem Neſte den Kopf herausſteckte und unverwandt ſie anſah.

Alles das hatte Eugen mit tiefer Erquickung in die Seele aufgenommen, er war wie feſtgewurzelt ſtehen geblieben, und als ihn die Mutter jetzt gewahrte, grüßte er und ging nach dem Dorf. „O eine Mutter! eine Mutter!“ ſprach er mehrmals vor ſich hin.

Es kam ihm wohl zu ſtatten, daß heute Kindtaufe im Lamm geweſen, die kräftige Suppe und der Braten waren hier auch ſeltene Gäſte, zu denen der etwas herbe Landwein wohl mundete.

Wie traumhaft erſchien es jetzt dem ſinnend und müde Daſitzenden, als ob die ganze Wandlung, die ſein Leben ſeit geſtern gewonnen, nur Phantaſieſpiel ſei; er war auf einer vergnüglichen Fußreiſe und ſah ſich Leben und Treiben der Menſchen da draußen eine Weile an und kehrte von einer Landparthie wieder zurück... „Welch ein Sang! Wo wird geſungen?“

„Drüben in der Schule,“ erwiderte der Lammwirth. Eugen war erwacht.

Während der Wirth erzählte, daß ſie mitten in der Revolution das neue Schulhaus gebaut, das in der That ein ſtattlicher Bau war, zahlte Eugen ſeine Zeche und ging dann um ſeinen erſten Amtsbruder zu beſuchen.

Siebentes Kapitel.

„Ich ſtürze mich in's heiße Schlachtgetümmel — dieſe tönende Abgangsrede eines verzweifelten Helden hat nur noch den Werth einer Schaumünze; der kühne Degen muß ſich als Rekrut einexerziren und ernüchtern laſſen. Kann man nicht den Tod gewinnen ohne regelrechte Vorbereitung, wie viel weniger ein neues Leben. Da tönt die einſame Stimme aus der verſchloſſenen Thür, ſo wird bald deine Stimme tönen, Eugen.“ Er ſtand eine Weile horchend, jetzt trat völlige Stille ein, nur bisweilen von leiſem Summen und Ziſcheln unterbrochen. Als er angeklopft hatte, trat er ohne das „Herein“ abzuwarten in die kindererfüllte Stube.

Nachdem ſich Eugen mit offenbarer Befangenheit als Amtsbruder kundgegeben, wollte der Lehrer ſogleich die Kinder entlaſſen, um ihm den freien Nachmittag zu widmen. Eugen bat aber dringend, daß ihm geſtattet würde, beim Unterricht anweſend zu bleiben. „Meine Schüler," ſagte der Lehrer, Deeger mit Namen, „ſind nicht für die Parade eingexerzirt. Nach Pfingſten hielt der Schulinſpector die letzte Revue. Freilich, ich kann mir's denken, daß Sie, von der Stadt in unſere Gegend verſetzt, ſich in einer fremden Welt fühlen. In Ihrer Schule wechſeln die Lehrer ſtundenweiſe. Ja, Alleinherrſcher zu ſein iſt was anderes. Ein Pferd, das allein einen Pflug ziehen muß, liegt ganz anders im Geſchirr als in einem Zwiegeſpann oder gar in der polniſchen Wirthſchaft eines Dreigeſpannes. Auch werden Sie einen großen Unterſchied finden. Die Dorfkinder ſind noch wirkliche Kinder, während ſie in der Stadt, wenn ſie in die Schule kommen, längſt keine Kinder mehr ſind, wenn ſie es überhaupt je geweſen."

Eugen betrachtete ſich ſeinen Amtsbruder genauer. Er war ein Mann am Ende der dreißiger Jahre von unterſetzter gedrungener Geſtalt, die weitaus gewölbte Stirn hatte offenbar ſchon etwas vom Grenzgebiete ſich erobert, denn die röthlichbraunen ſchlichten Haare bedeckten nur mit einer dünnen Schicht das Vorderhaupt; unter röthlichbraunen buſchigen Brauen ſchauten lichte blaue Augen hervor, in deren Blick ebenſoviel biedere Treuherzigkeit als welterfahrene Klugheit ſich kundgab; um die Mundwinkel ſpielte jener Sarkasmus, der eine trotzige Ueberlegenheit über die Menſchen anzukünden ſchien. In ſeinen Bewegungen war bei Deeger der ausgebildete Turner unverkennbar; der breitſpurige matroſenartige Gang, das ſeltſame gleichzeitige Heben und Senken beider Arme, als ob er ein Ruder regiere, und dazu noch in manchen Bewegungen ein Anſprung, als wollte er über Reck und Barren ſetzen.

Er führte nun in raſcher Folge ſeine Schüler durch verſchiedene Gegenſtände des Wiſſens. Anfangs übergab er Eugen die Bücher mit der Bitte, er möge fragen; da dies aber wohlweislich und beharrlich abgelehnt wurde, fragte Deeger ſelber und Alles ging auf Druck und Schlag, obgleich Deeger bemerkte, daß ſeine beſten Schüler bei der letzten Confirmation entlaſſen wurden. Eugen wollte dem raſchen Wechſel der Gegenſtände Einhalt thun, aber es gelang nicht, und er hatte ſo wenig Ausbeute von dem Ganzen als man etwa von einer Dampfreiſe in unbekannter Gegend hat.

Eugen gerieth mehrmals in Verlegenheit, weil er die Bücher, die ihm in die Hand gegeben wurden, nach Titel und Inhalt ſo genau betrachtete. Deeger, der ihn darüber befragte, ſchüttelte den Kopf zu den ſtotternden Entſchuldigungen, die er vernehmen mußte. Sollte der Stadtlehrer wirklich ſo unwiſſend ſein oder wozu ſollte die heuchleriſche Maske?

Das ganze Auftreten des Menſchen ſchien nicht geheuer. Deeger war aber der Mann, der ſich vor keiner Fährlichkeit fürchtete, vor Dünkel und Hochmuth am allerwenigſten. Er ließ ſich nicht leicht imponiren oder verblüffen, denn er hatte den Grundſatz: Mit all ihrer wiſſenſchaftlichen Großthuerei bringen die Menſchen nicht mehr heraus als der einfache geſunde Verſtand und darin ſtelle ich meinen Mann.

Eugen ſah ſich hier zum Erſtenmal in der zweideutigen Lage, in die er nun gerathen; er war froh, daß er auf die Frage was er denn bisher unterrichtet habe, die Antwort geben konnte: Mathematik. Das war in gewiſſem Sinn eine Wahrheit.

Eugen ſah hier den kleinen Knaben, den er heut Vormittag am erſten Haus des Dorfes bemerkt hatte, er fragte nach ſeinen Fortſchritten und Deeger erwiderte:

„Der Engelbert iſt für mich noch nicht ſchulpflichtig und hat noch wenig Unterricht, er ſoll nur erſt das Sitzen lernen!“

Die Kinder wurden entlaſſen, Eugen reichte dem kleinen Engelbert die Hand, indem er in ſich hineinlächelte, daß ſie gleiches Schickſal hätten; auch Eugen mußte erſt ſitzen lernen.

Achtes Kapitel.

Während Eugen am Fenſter ſtand und nach der Straße ſchaute, zog Deeger ſeine Turnjacke aus und den „obſervanzmäßigen“ ſchwarzen Rock an, wobei er nicht umhin konnte zu bemerken, daß es ihm um die „Verlorenſchaft“ der gleichmachenden Turnerkleidung beſonders leid ſei; dieſe hatte die Menſchen mehr nahe gebracht als man glaube, und wir hätten die patriarchaliſche Zeit wieder erleben können, in der die Hausfrau die Gewänder ſelbſt wirkte.

Eugen hörte nur wenig auf die ausführlich dargelegten Bemerkungen, denn er horchte raſchen Pferdetritten und ſchaute nach den Reitern, die die lange Dorfſtraße dahergeſprengt kamen; es war eine Dame ganz in Schwarz gekleidet und ein alter Herr im Militärrock ohne Epauletten; ein Livreebedienter, ein chokoladefarbener Windhund, ein ſchwarzer Hühnerhund und ein zierliches Reh an der Leine, das ein breites Sammtband um den Hals trug, folgten den Reitern.

Vor dem Schulhaus hielt die Reiterin ihren Rappen kunſtgerecht an und mit ihrem Begleiter ſprechend deutete ſie mit dem Bernſteinſtiel ihrer Reitpeitſche hinauf nach Eugen; auch das Reh blickte ſtarr hinauf, nur der alte Herr ſchüttelte den Kopf und ließ ſich wie es ſchien nicht bewegen, hinaufzuſehen. Der ſchwarze Hühnerhund blieb aber auf der Straße ſtehen und ſchaute winſelnd nach Eugen auf, als ſeine Herrin bereits fortgeritten war. Der Bediente kam zurück und jagte das Thier davon.

„Wer iſt die Reiterin?“ fragte Eugen in's Zimmer zurückkehrend.

„Unſre Gutsherrin, die Baronin Hunold.“

Deeger führte ſeinen Gaſtfreund nicht in ſeine Wohnung, ſondern forderte ihn auf, mit in das Wirthshaus zu gehen. Eugen bat, einige Tage hier bleiben zu dürfen, um ſich die Unterrichtsweiſe auf dem Lande näher anzuſehen, Deeger ſollte in gewohnter Art fortfahren, ohne ſich um ſeine ſtete Anweſenheit zu kümmern. Mit verwundertem Blick willigte Deeger ein.

Eugen mußte lachen, da der Wirth ihn als Gaſt freundlich bewillkommte und dabei bemerkte, daß er ihn ſchon über alle Berge geglaubt. Eugen hatte auch ſchon dem großen Vaterland ſeine Zeche bezahlt und war zu ihm wiedergekehrt — wenn es ihn nur auch ſo willkommen hieß, wie der fröhliche Mann hier.

Wohlgemuth ſaßen nun die beiden Amtsbrüder beim Glaſe. Ein rothwangiges Mädchen, das eben erſt in der Schule geweſen, bediente die Gäſte mit bedachtſamem Ernſt, ſetzte ſich dann an das Fenſter, vor dem blühende Nelken ſtanden und las in einem Schulbuch; der Wirth ging leiſe ab und zu aus der Kammer, wo die Wöchnerin lag.

Es war eine friedſame Ruhe im Hauſe, die Eugen beſonders wohlthat; denn er dachte ſich oft die ganze Welt in all ihren Verhältniſſen ſo erſchüttert und beunruhigt wie ſein eignes Weſen. Eugen erkannte ein ganzes Charakterbild daraus als Deeger bei der zweiten Flaſche ſagte: „Ich werde Ihnen und mir keine Zerrereien machen mit Freihalten oder nicht. Sie bezahlen das Ihrige und ich das Meine. Dabei ſind und halten wir uns Beide frei.“ Das ganze ſtraffgehaltene Weſen Deegers offenbarte ſich ihm hieraus und aus anderen Aeußerungen immer mehr.

Das Geſpräch kam bald auf die Marter und Zweifel, die jetzt jedes vaterlands- und menſchenliebende Herz quälen und Deeger äußerte:

„Ich kenne den Feldzugsplan nicht, der jetzt in der Weltgeſchichte ausgeführt wird; der große Feldherr, den die Einen Gott, die Anderen Weltgeiſt nennen, hat mich in ſeine Strategie nicht eingeweiht. Ich bin ein gemeiner Soldat und thue meine Schuldigkeit auf meinem Poſten, fall' ich oder helf' ich noch zum Siege, ich behaupte meinen Poſten. Das muß genügen."

„Wohl dem, der wie Sie ſich ſo frei von Wind und Wetter machen kann."

„Sie haben Recht. Mit dem Einfluß der Zeitereigniſſe geht's gerade wie mit dem des Wetters. Wir haben jetzt noch oft heiße Tage, geben Sie ſich nach und ſetzen ſich müßig in eine Stube: je mehr Sie thun und denken die Hitze abzuwehren, um ſo mehr werden Sie davon beläſtigt. Wer aber draußen im Feld oder daheim unter Dach und Fach unverdroſſen ſeine Arbeit thut, wiſcht ſich wohl einmal den Schweiß von der Stirn, weiß aber ſonſt nicht viel von der Unbill des Wetters. So geht's auch mit den Zeitverhältniſſen. Mir iſt nichts verhaßter als die Verzweiflung aus Luſt am Müßiggang, der ſich jetzt ſo Viele hingeben."

Das Geſpräch wurde unterbrochen, denn es war plötzlich als ob ein Wirbelwind Bänke und Stühle und die Menſchen im Haus ergriffen hätte; der junge Weltbürger in der Kammer ſchrie, die Wöchnerin rief und der Wirth übertobte ſie Alle.

Vor dem Haus hielt ein Reitknecht drei Pferde, die Baronin Hunold ſchlenderte, das lange Reitgewand über den linken Arm haltend, mit dem alten Herrn auf und ab, lachte und bog ſich auf und nieder und peitſchelte mit ihrer Reitgerte.

Es giebt Menſchen, die ſich ſo mit Salben und Düften ſchmieren, daß ſie beſtändig eine eigene Atmoſphäre um ſich her verbreiten; zu dieſen gehörte die

Baronin und Deeger ſagte ſcherzend, er hätte ſie eigentlich ſchon wittern können; ſie verſtand es aber auch wo ſie eintrat, das ganze Haus zu allarmiren und mit der ſcheinbar größten Anſpruchloſigkeit Jeden ſich dienſtlich zu machen.

Die Baronin hatte befohlen, daß man Tiſch und Stühle auf den Raſenplatz am Hauſe bringe und während der Wirth keuchend Alles auf Einmal nehmen wollte, rief er: „Dorle, gang' 'nein zur Mutter, die Baſe muß jetzt warm Waſſer machen und ſoll ein friſch Tiſchtuch langen. Dorle, lauf ſchnell im Dorf 'rum und frag', wer heut buttert hat; die Baronin will tägige Butter. Halt Dorle, und ruf die Amrei, ſie ſoll ſchnell melken.“

Das kleine Mädchen ſtand ganz verblüfft, denn es ſah wie die Baronin zwei der ſchönſten Nelken von dem Fenſterbrett pflückte und an jeder hingen noch zwei Knospen.

Der ſchwarze Hühnerhund kam jetzt durch die offene Thür, ſprang an Eugen hinauf und legte ſeinen Kopf ſtill auf deſſen Kniee. Eugen ſtreichelte das Thier ein wenig, dann hieß er es ſchnell hinausgehen. Der Hund folgte, ſich oft umſchauend.

Der Lammwirth ſchalt über die Saumſeligkeit des Kindes und während des Scheltens kam ihm der Hund vor die Füße, ein Stuhl, den er auf den wegzutragenden Tiſch geſtellt, fiel polternd zu Boden. Die Baronin rief nach einem Glas Waſſer, mit einem „Sehr wohl!“ ließ der Wirth Alles ſtehen und rannte davon. Draußen hatte indeß der Reitknecht ein Lederkäſtchen vom Pferd abgeſchnallt und ſtellte es auf die Bank, er half nun Alles ordnen, lief im Haus umher, holte Bretter um ſie als Schemel zu Füßen der Baronin auf den Raſen zu legen; die Baronin ſetzte ſich auf einen Stuhl, auf den der alte Herr einen Shawl ausgebreitet, dann befahl ſie ihm noch einen Shawl zu holen und legte denſelben um ihre Kniee.

Sie rief dann laut: „Troll! Fingal!“ der Ton der Stimme klang ſo anſprechend und hell, daß Eugen in der Stube ſich unwillkürlich dahin wenden mußte. Die Angerufenen kamen ſchnell, Fingal der Windhund legte ſich zu Füßen und Troll der Hühnerhund legte ſeinen Kopf auf die Kniee der Herrin, ſie ließ ſpielend ſeine Ohren durch die Hand laufen. Das Reh ſtand daneben und ſchaute ſich verwundert um. Kaum hatte der Diener das offene Theekäſtchen vor der Baronin aufgeſtellt als ſie dem Reh ein Zwieback reichte. Das Thier ſchnupperte mit ſeiner glänzenden Schnauze an der Gabe, ſpitzte ſeine im Sonnenſchein faſt durchſichtigen Ohren und wendete ſich verſchmähend ab; die Dame führte ohne Weiteres den Zwieback in den Mund und kaute und knarſte ihn mit Behagen.

„Große Familiarität,“ ſagte drin in der Stube Eugen, der allen Vorgängen lächelnd zugeſchaut hatte.

„Sie irren ſich in der Baronin,“ erwiderte Deeger, „ſie iſt gewiß mit dem Vorſatz in das Dorf gekommen, recht gemüthlich unter den gemüthlichen Landbewohnern zu ſein. Sie hat ſo viel von Volksgemüth gehört und möchte es gar zu gern auch koſten; ſie möchte gern Walderdbeeren finden, aber gleich mit

Zucker und Rothwein zubereitet. Die Baronin hätte zur Zeit der vornehmen ſeidenen Schäferſpiele leben ſollen.“

„Ich kenne dieſe Naturen,“ erwiderte Eugen, „ſie ſprechen ſtets von ihrer Sehnſucht nach ruhigem Stillleben und vor dem vierſpännigen Geräuſch, das ſie ſelbſt verurſachen, giebt es gar keine Stille; ſie ſuchen die Vogelneſter der Gemüthlichkeit und ärgern ſich, daß die ſcheuen Waldſänger ihr Heimweſen ſo verbergen, daß es nur gefunden, nicht geſucht werden kann; ſie möchten gern, daß man von den Kühen gleich Schlagrahm melken könnte.“

„Die Baronin iſt eine incommenſurable Größe,“ lächelte Deeger.

„Wer iſt der alte Herr?“ fragte Eugen.

„Der Baronin Oheim und Oberpudel, ein gewöhnlicher penſionirter Sakramenter. Die Tante, die beſtändig oben auf dem Schloß ſitzt und nur manchmal zur Kirche fährt, macht die Honneurs des Hauſes und zwar auf die würdevollſte Weiſe, ſie ſpricht nämlich faſt gar nichts. Die Tante iſt ein Original, ſie lieſt jahraus jahrein jeden Tag, den Gott giebt, ihren Band Roman, ſtrickt dabei einen Strumpf und verſchmatzt eine Düte Bonbons. Sie lieſt von jedem Roman zuerſt das Ende, um ſich das Herzgeſpann zu nehmen, dann ſtrickt ſie ihn ruhig ab. Es ließe ſich eine Charakteriſtik der Dichter daraus machen, wie ſchnell oder langſam dabei geſtrickt und wieviel Bonbons dabei verzehrt werden. So ruhig und ſchweigſelig die Tante, ſo unruhig und redeluſtig iſt die Nichte hier; ſie iſt wie ein

Kanarienvogel, der je lärmender das Geſpräch, deſto lauter ſingt.“

„Hübſch iſt ſie, ein ſtolzer Leib wie das Volkslied ſagt, aber etwas fremdländiſch.“

„Ihre Mutter war eine Polin.“

„Ich hätte ſie eher für eine Spanierin gehalten, ſie hat ſchwermüthig nichtsnutzige Augen, aber ſtatt Precioſa möchte man ſie Pretentioſa nennen. Sehen Sie, wie ſie ſich von dem alten Herrn bedienen läßt?“

„In dieſer Abneigung ſtimmen Sie mit Ihrem Vorgänger, der nennt die Baronin nur ſtets die lackirte Barbarin; von ihm rührt auch das Wort her, daß die Baronin die Flitterwochen ihres Wittwenſtandes hier auf dem Land verlebe und dem Herrenhauſe hier gab er den Spottnamen: Schloß Nervenruh.“

„Sie kennen meinen Vorgänger? Erzählen Sie von ihm.“

„Er iſt ein verſtürmter Geiſt und wäre wie ich glaube, in anderen Verhältniſſen geboren, eine Zierde der vornehmen Geſellſchaft geworden; denn Brilliren, mit Vollblutphraſen über Barrieren ſetzen, iſt ſeine beſondere Luſt. Von Haus aus eine mächtige Natur, iſt er einer von jenen Menſchen, die durch die Niederträchtigkeit unſerer Zuſtände theils verkrüppelt, theils ausgerenkt ſind, ſo daß ſie auch im freieſten Staat keine geſunden Glieder deſſelben werden könnten. Sie bekommen in Erlenmoos eine verwilderte Jugend, denn Kaidl hat die Kinder glauben gemacht, oder wenigſtens glauben laſſen: in der Republik brauche man auch nicht mehr in die Schule zu gehen, wie die Erwachſenen meinten, das Steuerzahlen ſei dann vorbei. Sie bringen aber, abgeſehen von allem andern, einen großen Vorzug mit, der Ihnen viel helfen wird, Ordnung herzuſtellen.“

„Ich? Welchen?“ fragte Eugen verwundert.

„Ihre ſtattliche Geſtalt, die noch mächtiger iſt als die Kaidl's. Ja, lächeln Sie nur; wir Kleinen wiſſen, was das zu bedeuten hat, und Sie werden es auf dem Land auch bald erfahren.“

Der Oheim kam und lud Deeger und ſeinen Freund zum Thee zu ſeiner Nichte, Eugen war Willens abzulehnen aber Deeger bedeutete ihn, daß das unſtatthaft ſei.

„Alſo zur Tafel befohlen!“ ſagte Eugen lächelnd über dieſe Miniaturausgabe der Hofſitte und folgte dem Freunde.

Die Baronin empfing mit freundlicher Handbewegung ihre beiden Gäſte. Als ihr Eugen vorgeſtellt wurde, ſagte ſie mit etwas fremdländiſcher Betonung:

„Sie erinnerten mich, als ich Sie en passant ſah, an einen jungen Mann, den ich vor drei Jahren am Hofe zu * * geſehen; er war aber größer als Sie und jünger, er hatte braunes Haar.“

„Es iſt ſinniger Frauen Art, Aehnlichkeiten zu ſuchen und zu finden,“ entgegnete Eugen.

„Warum nur der Frauen Art?“

„Weil Frauen ſich gern raſch das Fremde und Flüchtige heimiſch und wohnlich machen.“

„Geiſtreich! Aber ich ſage Ihnen, auch Ihre Stimme klingt ähnlich.“

„Sie dehnen Ihre Freundlichkeit weit aus, da Sie durch handreichende Erinnerungen mir die erſten Schritte der Annäherung erleichtern wollen,“ entgegnete Eugen ſich ungezwungen und leicht verbeugend.

Die Baronin ſah ihn betroffen an und fuhr dann zu Deeger gewendet fort:

„Was ſagen die Bauern dazu, daß die Stellvertretung beim Militär wieder eingeführt wurde?“

„Man kümmert ſich gar nicht mehr um Staatseinrichtungen.“

„Gnädige Frau,“ nahm Eugen das Wort, „der Staat hat die Stellvertretung und die Wiedereinſetzung der Todesſtrafe gewiß nur aus Rückſichten für die Poeſie, rein äſthetiſch hervorgerufen. Was ſollte ein Poet mit einem tragiſchen Helden oder mit einem verzweifelten Liebhaber anfangen, wenn es keine Todesſtrafe und keine Anwerbung mehr gäbe? Die Reaction erkennt ihre Aufgabe als Erhalterin der Cultur und Poeſie.“

„Ließe ſich nicht noch ein anderer ernſter Grund finden?“ entgegnete die Baronin. „Sehen Sie hier den jungen Apfelbaum mit ſeiner dürren Stütze; zum Wachsthum eines veredelten jungen Stammes muß ein wilder Waldbaum ſterben —“

„Und man ſtiehlt dieſe Wildlinge aus fremdem Forſt,“ ſchaltete Deeger ein, nur für Eugen hörbar.

Dieſer hatte kaum Zeit ſich über ſich ſelbſt zu ärgern, daß er ſich von dem Kitzel der Geiſtreichigkeit hatte verleiten laſſen, nach vornehmer Art Dinge von Ernſt und Bedeutung als geſprächſames Redeſpiel zu verwenden

— eine neue Erſcheinung, welche den Fingal auf die Beine ſtellte und den Troll knurren machte, ſo daß ihn die Baronin an ſich niederdrücken mußte, verſetzte den kleinen Kreis plötzlich in veränderte Bewegung.

„Willkommen Herr Doktor Metzler,“ rief die Baronin dem Ankommenden zu, in dem wir den Fragſamenhändler von heute früh erkennen.

„Ich bitte um meinen rechten Titel,“ erwiderte der Doktor, „das edle Volk, die hohe Akademie des naiven urzuſtändlichen Dreſchflegels, hat mir den Titel Liedernarr gegeben, Liedernarr! Ich möchte das Wort auch aus Ihrem Munde hören, gnädige Frau. Von Dorf zu Dorf fliegt mein Ruf voraus und überall heißt's: Der Liedernarr kommt, der Liedernarr iſt da, und alle breiten Mäuler — ſonſt Roſenmund genannt — werden noch breiter. So lohnt das Volk dem, der die Gebeine ſeiner Vorfahren in eine Urne ſammelt, um ſie neu zu beleben. O meine Gnädige! ich habe viel Ausbeute und wir können Alle beim ſouveränen Rüpel in die Schule gehen, um Verſchmitztheit und Verſchlagenheit zu lernen.“

„Sie haben ja heute auch einen neuen Namen bekommen,“ ſagte Eugen neckiſch.

„Ja wohl, danke für die Erinnerung. Sie wiſſen gnädige Frau, und auch die beiden Herren Lehrer hier werden das genugſam erfahren, daß man ſich mit dem Volk nicht anders unterhalten kann, als indem man es ausfragt; nun nannte mich heute der Wirth in Eppenberg Fragſamenhändler. Ich werde mich unter dieſem Titel künftig ſelbſt einführen.“

Die Baronin lächelte freundlich und der Fragſamenhändler erzählte nun mancherlei Geſchichten, wie er auf ſeinem Liederſang von Männern und Mädchen betrogen und gehänſelt wurde; die Baronin ſagte, ſie müſſe das Alles noch näher hören, der Doktor müſſe ſie auf dem Schloß beſuchen und dieſer nahm das Anerbieten freudig an mit dem verbindlichen Zuſatz. „Ich will auf der freien Höhe der Bildung wieder mich ſelbſt fühlen, ehe ich abermals in die primitive Urkraft hinabſteige.“

Deeger hatte ſich alsbald nach Ankunft des Doktors entfernt, auch Eugen empfahl ſich nun, und die Baronin lud ihn gleichfalls auf das Schloß ein, da ſie ihm Aufträge an den Baron Kronauer in Erlenmoos zu geben habe.

Als Eugen wegging, lief ihm Troll nach und mußte gewaltſam zu ſeiner Herrin zurückgeſcheucht werden.

So anſprechend auch für Eugen das Beſtreben des Doktors war, empfand er doch einen unüberwindlichen Widerwillen gegen deſſen Perſon und Auffaſſungsweiſe. Waren dieſe geſchraubten Ausdrücke wirkliche Empfindung oder nur Maske und Tändelei? Begegnete ihm hier auf der Schwelle ſeines neuen Lebens die Parodie deſſelben? Schon die Art wie der Doktor ſeine wohlconſervirte Hand hin und herwendete, und beim Sprechen ſeine Nägel betrachtete ohne den Menſchen in's Auge zu ſehen, war unleidlich. Der Doktor war für Eugen einer jener Menſchen geworden, von denen eine innere Stimme bei der erſten Begegnung ſagt, daß man ihnen einmal feindſelig gegenüberſtehen kann und man weiß doch nicht warum.

Eugen fand den glücklichen Ausweg aus ſeinem düſtern Sinnen und ging nach dem Hauſe, wo des kleinen Engelberts Eltern wohnten.

Neuntes Kapitel.

Auf der reich mit Blumen geſchmückten Altane unter der Hängeampel am Marmortiſch ſaß die Baronin und der Doktor. Dieſer hatte ſeine eroberten Lieder vorgeleſen und dazu die Schilderung der beiſteuernden Perſonen gegeben. Mit dem Nachteſſen, das jetzt aufgetragen wurde, erſchien auch der Oheim Major.

„Dießmal, guter Oheim,“ rief ihm die Baronin entgegen, „dürfen Sie mir meinen Plan nicht durchkreuzen.“

„Welchen?“

„O! er iſt herrlich! Ich habe mit Herrn Doktor Metzler ausgemacht, ich laſſe die Kunde in alle Dörfer und Hütten ergehen: wer ein Lied ſingen kann, möge auf's Schloß kommen und für ein noch ungekanntes erhält er gute Belohnung. So ſpanne ich meine Netze aus. Jeder Wanderburſche, der des Weges zieht, muß herauf zu mir und mir vorſingen. Ja, lächeln Sie nur wie ein Komödienoheim; die Zeiten unſeres Ahnherrn, des alten Raubritters Wolf von Hunold, kehren wieder; wir wegelagern. Aber nur um den Armen ihre klingenden Lieder abzunehmen. Ich freue mich kindiſch mit dem Plan. Ich durchſchaue nun bequem das offene Herz des Volkes.“

„Und den leeren Magen."

„Sie machen mich böſe, Oheim. Es iſt mein völliger Ernſt."

„Gut, meinetwegen, du bindeſt dir damit eine Ruthe auf den Buckel, die du nicht ſo bald loswirſt. Glauben Sie mir Herr Doktor, meine Nichte, ſo ungläubig ſie iſt, hat große Luſt Herrgottchens zu ſpielen, aller Menſchen Wohlthäterin zu ſein. Wenn ich nicht Einſprache thäte, hätten wir ſchon längſt nichts mehr, und unſere Häuſer würden bis zum Taubenſchlage von verwahrloſten Kindern und den Cretins aus dem Gebirge bewohnt."

„Davon aber laſſe ich mich nicht abbringen, daß ich dem Lehrer Deeger unaufgefordert aus aller Noth helfe. Mit tauſend Gulden iſt der Menſch glücklich, ich laſſe mich dünken, ich hätte ſie an einen ſchlechten Schuldner verloren und ich bin nicht ärmer dadurch."

„Wie du willſt. Du biſt unumſchränkte Herrin. Du willſt dem Deeger mit der Summe helfen? Gut, deine Grundſätze zwingen dich dazu, du mußt conſequent ſein. Warte nur, es kommen Andere und wieder Andere, die eben ſo würdig und noch bedürftiger ſind; auf jeden Schritt kannſt du ſie holen. Du hältſt inne, du kannſt nicht weiter; warum haſt du begonnen? Laß dich nicht auf die Conſequenz ein und du brauchſt nicht davon abzulaſſen. Ich weiß was ich weiß: die Humanität iſt gut für die Theorie aber paßt nicht für die Praxis."

„Grundſätze werden für die Parade einexerzirt und nie mobil gemacht," lachte Stephanie und fuhr zu dem Doktor fort: „Wiſſen Sie auch ſchon, mein Oheim läßt ſich von jedem Knecht, den er dingt, einen Revers unterſchreiben, daß er ihn vorkommenden Falls ohne Widerrede prügeln dürfe."

„Ein Blatt Papier zwiſchen ihm und ſeinem Volk," lachte der Doktor.

„Conſtitutioneller Onkel heißen Sie künftig."

„Ja lacht nur," erwiderte der Major, „ich hab's ſchon bewieſen, daß ich kein Verfaſſungs- oder Kartenkönig bin." Es ſchien ihm indeß doch unlieb, daß ſich das Geſpräch hieher wendete, er fuhr daher fort: „Du willſt die Schutzheilige der Volkslehrer ſein, ich will dich nicht hindern; wenn du, wie gewiß, zur Heiligen geſprochen wirſt, bekommſt du als Patronin der Schullehrer den Namen der heiligen Scholaſtica."

„So? Onkelchen möchte noch gern" ſcherzte die Baronin, „daß der Dorflehrer mit ſteifen Bücklingen an der Spitze ſeiner Heerde bei ſolennen Gelegenheiten ein gepudertes Carmen an die Gutsherrſchaft deklamirte, und beim Schmauſe wäre dann der Dorfmagiſter der unbezahlte Hofnarr, den man mit einem gnädigen Haarbeutel heimſchickt."

„Jene Zeiten waren beſſer und fröhlicher für uns, für das Volk und die Lehrer. Doch, ich will nur gleich morgen mit dem Geld für Deeger auch das Gleiche deinem neuen Schützling aushändigen, damit er nicht zu ſpät kommt."

„Wen meinen Sie?"

„Den frechen Menſchen, den Profeſſor von Erlenmoos."

„Warum nennen Sie ihn frech?"

„War ſein Benehmen anders?“

„Allerdings, mehr als etwas ſicher, keck, er erlaubte ſich —“

„Ha ha! hab' ich dich,“ rief der Major mit ſchallendem Gelächter, „da ſeht mir die demokratiſche Gleichmacherin! Der Menſch that nichts mehr, als er behandelte dich als Seinesgleichen. Das willſt du ja? Und doch verdrießt dich's wieder, wenn Niedergeſtellte ohne Stottern und Zagen ſich als Pairs dir gegenüberſtellen.“

„Der Oheim ärgert ſich doch nur,“ erwiderte die Baronin, mit den Zähnen die Lippen beißend, „weil er ſelber geſtehen muß, daß in Benehmen und Geſtalt dieſes Lehrers etwas Imponirendes liegt; er hat mich ſelber darauf aufmerkſam gemacht, daß der räthſelhafte Mann eine ſo fein gebaute ſchlanke Hand hat, wie Chriſtus auf dem Titianiſchen Zinsgroſchen.“

Sie erklärte dann dem Doktor, wie ſie Eugen auffallend an einen jungen Mann gemahne, den ſie vormals bei Hof geſehen. Der Doktor erkundigte ſich auf's Genaueſte nach allen Einzelheiten der Muthmaßung, er legte dabei die Hand auf ein Buch, das er in der Bruſttaſche hatte als wollte er ſich erinnern, das nicht zu vergeſſen. Der Oheim ſchalt auf die neue Zeit, die es den niederen Ständen geſtatte, Umgangsformen anzunehmen, die ihnen nicht gebührten; ihm war die Familiarität des Doktors mit ſeiner Nichte ebenſo zuwider, und er ließ die Gelegenheit nicht entgehen, hier nach ſeiner Liebhaberei Schläge auszutheilen, die nicht parirt werden konnten. Er polterte dann dagegen, man ſolle den Menſchen in ſeine Schranken zurückweiſen, ſtatt ihn auszuſpioniren. Die Baronin indeß hörte nichts von alle dem und verfolgte mit träumeriſchem Blick die räthſelhaften Irrgänge eines abenteuerlichen Menſchenlebens. Aus einer ihr ſelbſt nicht klaren Urſache weigerte ſie allem Drängen des Doktors ihm den Namen des Doppelgängers zu nennen. Vielleicht wollte ſie ſelbſt die Fäden in Händen behalten.

Verſtimmt begab ſie ſich plötzlich in ihr Schlafgemach, ſie war vielfach aufgeregt und noch ſtundenlang mußte ihr, wie das oft geſchah, ihr Kammermädchen das Haar kämmen, während ſie dabei las.

Zehntes Kapitel.

Während dieſes Abends ſaß Eugen im erſten Haus des Dorfes und fühlte ſich dort wohlig angeheimelt.

Wie leicht und zwanglos iſt es, ſich in eine Dorffamilie einzuführen. Man ſpricht mit einem Kind und tritt an ſeiner Hand in die Stube und bleibt nach Gelüſten; die Menſchen wiſſen noch oder leben wenigſtens darnach, daß wir ja eigentlich Alle in Liebe aufeinander angewieſen ſind oder ſein ſollten.

Die „gardinenloſe Exiſtenz“ wie die Baronin ſagen würde, das Leben des Landmanns, liegt ſeinem Weſen nach offen da, wie ſeine Kraft draußen im Feld arbeitet und ſein Thun nicht in todte Wände eingeſchloſſen, ſondern unter freiem Himmel waltet.

„Wohin noch einmal?“ rief die Frau aus den Garben heraus dem Mann zu, der eben abgeladen hatte und ſich nochmals fuhrfertig machte, „es iſt gleich Eſſenszeit.“

„Der Krautſchneiderle will ſeine paar Garben auf dem Buckel 'reintragen und da hab' ich ihm geſagt, er ſoll warten, ich führ's ihm auf Einmal 'rein.“

„Biſt müd genug, das hätt' morgen Zeit; der Jedermanns Knecht iſt der Jedermanns Narr, und die Supp verprotzelt mir.“

„Will keine, richt' mir eine geſtandene Milch,“ und fort rollte der Wagen mit dem knallenden Fuhrmann an der Leiter.

Dieſes Geſpräch hatte Eugen belauſcht, als er ſich dem Haus näherte und er dachte, wie friſch und frei dieſe Menſchen Alles was ſie ſind und haben, ihre Arbeitskraft und Zeit, der Wohlthätigkeit widmen. Er ſpürte ſo zu ſagen dieſen nährenden Gedanken auf der Zunge, ſo wohl war's ihm und er ſagte nun in die Scheune eintretend:

„Gebt Mir die Suppe Eures Mannes.“

„Das kann ſchon ſein, aber Ihr ſeht nicht darnach aus, daß Ihr ſie nöthig habt.“

„Da habt Ihr Recht, es iſt mir auch nicht ſo um die Suppe, als um den gutherzigen Blick zu thun, der ſie darreicht.“

„Vielleicht hab' ich den nicht,“ erwiderte die Frau trotzig, griff raſch zu ihrer Arbeit und ſchien gar nicht Willens auf die Anmuthungen des ſonderbaren Gaſtes einzugehen; ſie beachtete ihn ferner nicht mehr.

Da kamen die Kinder, der Knabe reichte Eugen die Hand und das Mädchen erzählte der Mutter, das ſei der Lehrer von Erlenmoos, der heute bei ihnen in der Schule war.

„Warum habt Ihr nicht gleich geſagt, wer Ihr ſeid?" rief die Frau mit freundlichem Unwillen. Eugen entſchuldigte ſich und wollte helfen die Garben ſchichten, die Frau aber ſagte, das habe keine Eile und ging mit ihm und den Kindern nach der Stube. Alle Bitten und Mahnungen Eugen's, ſeinethalb keinerlei Aufwand und Mühewaltung zu machen, waren vergebens; denn die Frauen laſſen ſich's einmal nicht nehmen, die Ehre ihres Hausweſens darzuſtellen. Ein friſches, gewiß ſelten gebrauchtes Tiſchtuch wurde aufgelegt und ein Krug Obſtmoſt aus dem Keller geholt.

Eugen wollte mit den Kindern bei der Mutter in der Küche bleiben, aber das wurde nicht geduldet und während er die Schul- und Schreibebücher des Mädchens genau durchſah und manche Frage ſtellte, hörte er draußen in der Küche etwas im Schmalz brodeln, das endlich als eingeſchlagene Eier auf einem blumigen Teller erſchien. Nur mit Mühe gelang es Eugen, daß ſie ſammt den Kindern ihre Suppe mit ihm verzehrte. Der kleine Engelbert hatte kaum das letzte Wort des Tiſchgebetes geſprochen, als die Frau an das Fenſter ſprang und ihrem Mann, der mit leerem Wagen heimkehrte, zurief, er ſolle tapfer heraufkommen, der Lehrer von Erlenmoos ſei da.

„Der Büchſenranzen?" hieß es von unten.

„Nein, der neu' Lehrer," erwiderte die Frau.

Eugen erfuhr nun, daß ſein Vorgänger in der ganzen Umgegend den Unnamen „Büchſenranzen“ hatte, weil er ſtets mit dieſer altmodiſchen Jagdtaſche über Feld ging und einſt in einer Volksverſammlung geſagt hatte: die Welt ſei ſo lange nichts nutz bis Jeder ſolch' einen Ranzen voll Kronenthaler habe.

Der Bauer bewillkommte Eugen nicht beſonders freundlich, er hob und ſenkte die Augbrauen mehrmals raſch, vielleicht ſtörte ihn der ungewöhnliche Aufwand; denn als Eugen betheuerte, daß er ſeine Lippen nicht benetze, wenn der Hausvater nicht mit ihm eſſe und trinke, griff der Bauer wacker zu und ward ſichtbar freundlicher.

„Wenn ich's nur wieder wett machen könnte,“ ſagte Eugen, „aber ich habe keine Frau.“

„So?“ ſcherzte die Bäuerin, „das wird den Erlenmooſer Mädchen juſt recht ſein. Ihr habt gewiß ſchweren Familienanhang, Herr Lehrer, daß Ihr noch nicht geheirathet ſeid. Suchet Euch eine vermögliche, des Schäufler-David's Marie iſt die reichſte.“

Die oberſten Lebenskreiſe wie die niedergeſtellten haben in gewiſſer Beziehung dieſelbe Geſprächsform; der Bauer wie der Fürſt, beide halten ſich in Fragen und Wiederfragen. Das dachte Eugen, als hier Mann und Frau ihn mit allerlei Forſchungen ſo raſch bedrängten, und es fiel ihm ſchwer auf's Herz, daß er auf dieſe unmittelbaren Fragen jetzt zum Erſtenmal Kunde über Perſon und Familie geben ſollte, die doch eine erlogene war. Er brachte die Schilderung ſtotternd hervor und der Bauer ſchnitt die Fragen ſeiner Frau raſch ab, indem er ſagte:

„Ihr habt's jedenfalls beſſer als unſer Lehrer hier."

„Ich kenne ſeine Verhältniſſe nicht."

„Der wohnt im Gotterbarms ſieben Klafter tief im Elend. Es nimmt einen Gotteswunder, daß noch ein ganzer Faden an ihm iſt."

Vor lauter Ausrufungen und Beileidsſprüchen erfuhr Eugen das Thatſächliche nicht, und mußte erſt durch Vor- und Rückwärtsfragen das Eigentliche erkunden, das ſich dahin zuſammenfaßte: Der alte Deeger war Kameralbeamter in N. geweſen, ein wohllebiger ſtolzer Mann, der außer dem einen Sohn nur noch zwei Töchter hatte. Der Sohn war auf Univerſität, als der Vater wegen Unterſchleif verhaftet und auf fünf Jahre in's Zuchthaus gebracht wurde; eine raſche Verſorgung that Noth, Deeger erhielt die Schulſtelle hier im Dorf, wo er nun ſiebzehn Jahre lebt und noch nie wegen Kränklichkeit einen Tag Schule verſäumt hat. Der alte Kameralverwalter, „dem man alles Eſſen doppelt ſchmalzen muß," wie die Bäurin ſagte, lebt ſeit zwölf Jahren auch im Dorf, raucht und faullenzt und zankt zur Abwechslung mit ſeiner ſtocktauben Frau, mit der er in beſtändigem Hader lebt, weil ſie ſtets heiter iſt, rund ausſieht und dem Alten manchmal im Kartenſpiel ein paar Pfennige abgewinnt. Die beiden Töchter ſind in Dienſt; die eine bei der Baronin Hunold als „Kammjungfer," die andere in der Hauptſtadt, und der Lehrer muß nun noch eine Magd bezahlen. Wenn er ſich in der Schule die Lunge lahm geſprochen, muß er noch Mittags und Abends mit ſeiner tauben Mutter ſchreien, mit der der Alte oft ganze Tage aus

Bosheit kein Wort ſpricht und da iſt der Alte noch eiferſüchtig, weil der Sohn die Mutter lieb hat. Während der Revolution hatte Deeger ſeinem Vater mehrere Wochen lang alle Röcke eingeſchloſſen, denn der Alte wollte ſtets fort; jetzt ſei Gerechtigkeit in der Welt, jetzt müſſe er regieren. Zweimal bat er vorübergehende Bauern, ihm einen Rock zu leihen; als er beide Mal ausgelacht wurde, verſteckte er ſich ſtets, wenn Jemand am Fenſter vorüberging. Großes Halloh und Lachen erregte es im Dorf, als eines Morgens zwei Soldaten mit einer wunderlich ausſehenden Frau in's Dorf kamen; es war der Kameralverwalter im großblumigen Sonntagsrock ſeiner Frau, in dem er als ſpionirensverdächtig auf den Schub gebracht worden war.

Die Bäuerin hatte während dieſer Berichte die Kinder zu Bett gebracht. Als ſie wieder kam ſagte ſie: „Unſer Lehrer muß einen beſonderen Stuhl im Himmel kriegen.“

Der Bauer erzählte noch, daß der Lehrer ſich's jetzt leichter mache im Amt als ehedem; mit Selbſtgefühl ſetzte er hinzu: „Er kann das wohl, er hat jetzt ſchon das zweite Geſchlecht hinter den Bänken. Mir giebt's allemal einen Herzſtoß, wenn ich ihn dabei ſehe, wenn eines ſeiner Schulkinder heirathet. Du armer Tropf! Was haſt denn du verſchuldet, daß du zu keinem eigenen Hausſtand kommſt? Ich kann's keiner Söhnerin verdenken, daß ſie nicht zu den alten Amtleuten mag.“

Er zeigte nun Eugen die unter Glas und Rahmen aufgehängten Lobzeugniſſe, die er und ſeine Frau bei der Entlaſſung aus der Schule von Deeger erhalten hatten und gab dabei eine ausführliche Schilderung von Deeger's Verfahren, der die ſeltene Kunſt verſtand, ohne Körperſtrafen feſte Schulzucht zu erhalten.

Als Eugen dem Bauer eine Zigarre anbot, ſchob er dieſelbe in die Taſche. „Ich will mir ſie auf Sonntag aufheben," ſagte er und ſtopfte ſich ſeine Pfeife. Jetzt ſchilderte er ſeine eigenen Verhältniſſe und wie er zu ringen und zu kämpfen habe, damit ihn nicht ein Stoß „von Haus und Acker lupfe." Die Frau ſchalt über ſolche Rede, der Bauer aber ſagte: „ich mach' mich nicht größer als ich bin; ſie ſind auch ſchon an mir geweſen, ich ſoll auswandern, aber es kann doch auch bei uns wieder beſſer werden."

Nun ging's an ein Erzählen aus der Revolutionszeit und was man da ausgeſtanden. Der Bauer war ſelber mit im zweiten Aufgebot geweſen, war aber nicht zum Kampf gekommen, ſein Bruder, der bei der Artillerie ſtand, war als Flüchtling in der Schweiz. Wie Vieles war da zu beklagen und Eugen freute ſich, daß über dem vielen einzelnen Elend doch auch das Große erkannt iſt; erſchüttert wurde er aber, als er den Vorwurf der ſo gewiſſenloſen Reaction hier als aufrichtige Wahrheit hören mußte, indem er aus dem Mund des Bauern die Worte vernahm: „Wiſſet Ihr, warum die Revolution ſchief gangen iſt? Weil Lug und Trug dabei geweſen! Da haben ſie geſchrien, die Reichsverfaſſung wollen ſie haben, und nichts als Republik und Theilen haben ſie gewollt."

Eugen ſuchte auch die reinen Beweggründe darzuthun, die vielen edeln Menſchen die Waffen in die Hand gegeben und erklärte, daß nachdem man einmal für die Reichsverfaſſung wider ihre Gegner kämpfen mußte, von der Beſiegung der Gegner die Republik eine nothwendige Folge war. Oder ſollte man da noch einen Fürſten zwingen, Kaiſer zu werden? Der Bauer nickte einverſtändlich und zeigte auf einen großen Tintenfleck am Boden, den er die Karte von Schleswig-Holſtein nannte. Die Frau erzählte, daß ihr Mann an jenem Abend, als er das Endſchickſal Schleswig-Holſteins erfuhr, das Tintenfaß der Kinder vom Tiſch nahm, fluchend auf den Boden ſchmetterte und ausrief: lern' nicht deutſch ſchreiben, deutſch ſein iſt jetzt eine Schande. Als ſie nun wie entſchuldigend hinzuſetzte, daß ſich der ſchwarze Fleck ſchwer austilgen laſſe, rief der Mann:

„Und der wahre Schandfleck iſt gar nicht mehr zu tilgen, laß den nur auch zum Angedenken.“

Mitten im kummervollen Geſpräch über das Geſchick der einſt ſo hell begrüßten nordiſchen Brüder, empfand Eugen doch wiederum die Freude, daß es ruchloſe Thaten giebt, die tief im Andenken des Volkes wurzeln.

Als Eugen wegging, ſchüttelte ihm der Bauer mächtig die Hand und hieß ihn auch oft wiederkommen.

Mit reicherfülltem Herzen ging Eugen durch das ſchlafende Dorf, und aus allen ſchweren Gedanken heraus pries er ſich glücklich, daß er ſo auf neuen Lebensboden gekommen und gelobte ſtill in ſich hinein, nie wankend zu werden.

Elftes Kapitel.

Mit einer faſt andächtigen Verehrung begrüßte er am andern Morgen ſeinen Amtsgenoſſen Deeger, er war nahe daran, ihm ſein ganzes Schickſal zu enthüllen und ſagte doch nur: „Es giebt in Mährchen gutmüthige aber wunderliche Weſen, die man nichts fragen darf, nicht nach Herkommen u. ſ. w., man muß an ſie glauben, ihnen vertrauen. Ich bitte Sie lieber Freund, gewähren Sie mir das und laſſen Sie ſich durch nichts an mir irren oder ſtutzig machen.“

Deeger ſah ihn verwundert an und drückte ihm die Hand. Während die Kinder ſich in der Schulſtube ſammelten, ſagte er dann zu Eugen:

„Neun und neunzig Schulmeiſter Hundert Narren ſagen die Bauern hier zu Land. Es reitet jeder von uns ſein Steckenpferd, das Ihrige iſt wahrſcheinlich noch ein ideales Flügelroß, das meinige, ich will's Ihnen nur unverhohlen vorreiten — meine Liebhaberei iſt: die Kinder ſprechen zu lehren.“

„Wie denn?“

„Vor Allem lautgerechtes und ausdruckvolles Sprechen, der entſchiedene Vollklang und der lückenloſe Einſatz der Worte, das führt nothwendig zu feſter geſchloſſener Haltung der Seele und zu ebenmäßiger Bewegung der Gedankenglieder. Der Menſch weiß nur das wirklich, was er ausſprechen und iſt nur das, was er darſtellen und zur That bringen kann. Bedächten wir dieſes als Einzelne und als Volk, wir würden uns weniger im Mitleidsſpiegel anſehen. Ich habe in meiner Schule, ohne daß ich's ahnte, unter meinen Bauern einen Volksredner ausgebildet, der nach kurzem Ruhm gräßlich unterging. Ich will Ihnen die Geſchichte ein andermal erzählen. Sprechenlehren iſt mir die Hauptſache, das holt den Geiſt aus ſich heraus und die Elementargegenſtände, die aufgepfropft werden müſſen, gedeihen fröhlich auf dem Urſtamm. Ich bin dadurch auch von dem grammatiſirenden Sprachunterricht faſt ganz befreit."

„Wollen Sie damit die bräuchliche Mundart ganz auflöſen?"

„Zum Theil, aber wie jede Landſchaft, ſo bildet ſich jedes Kind beim Sprechenlernen ſeine eigene Mundart; das Erſtemal, daß es auf fremde Mahnung ein gewohntes Wort ſich ſelbſt berichtigt, hat es gelernt Meiſter und Lehrer ſeiner ſelbſt zu werden."

„Geſtattet Ihnen die Oberbehörde freie Bewegung in ſolchen Dingen?" fragte Eugen.

„Unſer früherer Schulinſpector ſchenkte mir Vertrauen. Jetzt muß ich natürlich auf die Prüfung hin beſonders arbeiten und das, was mich beſonders erfreut, ſtill zu meinem Selbſtgenüge leiſten."

Eugen erfreute ſich ſo ſehr an der gewandten und ſichern Lehrweiſe Deegers, daß er oft ſeinem hingebenden Wohlbehagen Einhalt thun und ſich beſinnen mußte, daß er Alles das nicht blos zu genießen, ſondern auch zu lernen habe.

Die Kinder waren jetzt am Morgen viel friſcher als geſtern am Mittag und Eugen ſah hier zum Erſtenmal, wie beſchwerlich es iſt, ermattete Kinder nach der allgemeinen Schulordnung die beſtimmte Stundenzahl feſtzuhalten.

Ein Mann kam und bat ſich ſeinen Knaben aus, weil er ihn zum Ackern brauche. Deeger hieß dem Knaben ſogleich ſeinem Vater folgen und als Eugen verwundert aufſchaute, ſagte Deeger: „Ich habe die geringſten Schulverſäumniſſe im ganzen Bezirk, weil ich den Leuten ihre Kinder überlaſſe, wenn ſie ſie nöthig haben. Dadurch hört die Schule auf, für Eltern und Kinder eine ungebührliche Laſt zu ſein.“

Eugen erzählte bei einer Pauſe, wo er den geſtrigen Abend zugebracht und Deeger ſagte: Außer einem Verlornen ſei ihm der Lehnert ſein liebſter Schüler und treueſter Anhänger.

Eugen fand auf dem Pulte Deegers zwei Worte mit großen lateiniſchen Buchſtaben geſchrieben, ſie hießen: LIEBE, GEDULD, und als er darnach fragend aufſchaute, ſagte Deeger: „Vergangene Oſtern waren es ſiebzehn Jahre, ſeit ich dieſe Worte hier angeſchrieben. Ich ſtand damals noch in dem Alter, wo ſich der kindlich unbeholfene Geiſt gern an äußere Handhaben hält. Die Stunde iſt mir unvergeßlich, als ich dieſe Worte hier ſchrieb, ich war damals ſo voll Liebe zu den Kindern und allen Weſen, daß ich gern mein ganzes Herz hingegeben hätte. Dieſe Worte, die mir täglich beim Eintritt in's Auge fielen und mir oft in Unmuth und Gram ſich wieder vor die Augen rückten, haben mir viel geholfen. Ich habe das noch Niemand geſagt als Ihnen, aber ich meine, ich darf es, Sie verſtehen mich.“

Eugen ſah dieſe metallene Natur weich werden, die

Stimme Deegers, ſonſt ſo feſt und trocken, klang zitternd und lind.

Als die Beiden die Schule verließen, kam ein Diener der Baronin mit der Nachricht, daß ſie Eugen heute gegen Abend erwarte.

„Ich mag aber nicht hingehen,“ ſagte Eugen zu Deeger.

„Sie müſſen, Sie ſind ſonſt unartig.“

„Unartig? höchſtens unhöflich.“

„Unhöflich ſind nur Gleichgeſtellte, ein Untergeordneter, der eine Freundlichkeit nicht dankbar aufnimmt, iſt unartig.“

Eugen preßte die Lippen, er empfand zum Erſtenmal die Demüthigungen, die ihm als Nebeneinkünfte ſeines Berufes zufielen.

„Und mir zulieb,“ ſagte Deeger, „müſſen Sie meinen Pfarrer beſuchen; er iſt mir gram, wenn ich ihm einen Beſuch nicht zuführe und nun gar einen Lehrer, deſſen Schuldigkeit es iſt. Sie müſſen ſich anders kleiden.“

„Ich habe nichts bei mir, der Bote bringt meine Sachen.“

„Wie gerufen kommt er.“ In der That kam der Stellwagen, der von der Eiſenbahn aus eine Verbindung mit dem Binnenland unterhielt, gerade daher. Eugen verlangte nun gleich beim Wirthshaus nach ſeinen Kiſten, der Fuhrmann ſah ihn betroffen an und erſt auf die Verſicherung Deegers, daß das wirklich der Lehrer von Erlenmoos ſei, wurden ihm die Kiſten abgeladen.

Als Eugen ſchwarz gekleidet in die Wirthsſtube kam, hieß ihn der Lammwirth willkommen und fragte freundlich, ob er einen Schoppen Alten oder Neuen wünſche, wobei er nach ſeiner Gewohnheit ſechſer-achter-zehner-zwölfer mit großer Zungenfertigkeit ſprach. Eugen lachte laut, weil man ihn nicht erkannte und für einen Fremden hielt. Es war aber auch eine ſeltſame Veränderung mit ihm vorgegangen. Der lange verknitterte Rock, aus dem die Arme weit über die Handknöchel hinauf herausſahen, die ſchwarze Weſte bis an die weiße Halsbinde zugeknöpft, ließ kaum die frühere Geſtalt mehr erkennen.

Während die Reiſenden mit eiſenbahngewohnter Eile das Eſſen verzehrten und der Abfahrt harrten, erzählte der Fuhrmann gemächlich, daß ein Hauptvogel aus dem Käfig entkommen ſei, nahm die Zeitungen aus der Taſche und überlieferte ſie dem Lammwirth, um ſie an Schultheiß und Pfarrer abzugeben.

Eugen durchlas haſtig die Blätter, er ſaß allein an einem Tiſch und als er einen Steckbrief las, vergrub er ſein Antlitz in das Blatt, ſo daß Niemand ihn zu ſehen vermochte. Sobald es ohne bemerkt zu werden, geſchehen konnte, löste er das Beiblatt ab und ſteckte es in die Taſche. Seine lächelnden Mienen ſchienen zu ſagen: Wenn ſie dich jetzt fangen, haben ſie gleich dein Signalement bei der Hand.

Zwölftes Kapitel.

Eugen ging nach dem Schloſſe. Auf der Landſtraße begegnete ihm der Major zu Pferde, bei dem raſchen Gruß Eugens ſcheute das Pferd und der Alte bedurfte aller ſeiner Kraft, um ſattelfeſt und der Zügel Herr zu bleiben; er ſprengte über den Graben in ein Stoppelfeld und ſprengte dann noch mehrmals an Eugen vorbei, indem er ihn im Halbkreiſe in ſcharfem Trab umritt, er grüßte Eugen jedesmal und dieſer dankte, verwundert, was das zu bedeuten habe, bis er lächelnd gewahrte, daß der Alte den Apfelſchimmel dreſſire und den ſchwarzen Fußgänger ſchnell als Scheupfahl verwende; auch kleine Kinder, die vom Aehrenleſen heimkehrten, und Weiber, die Schubkarren führten, mußten ſich trotz Zittern und Zagen als feſte Wendungspunkte benutzen laſſen. Die Schnitter auf den Feldern riefen einander an und deuteten auf den Reiter.

Wer mag es Eugen verdenken, daß er nicht in der beſten Stimmung von der Straße ab den Bergweg nach dem Schloß einſchlug?

Das Schloß, oder vielmehr das Herrenhaus, war modiſch zugerichtet, nur der geſtaffelte Giebel, auf deſſen Spitze ſeltſam ein Wagenrad geheftet war, zeigte einen älteren Urſprung. Während aber das Schloß wenig Alterthümliches mehr hatte, war der Weg mittelalterlich ſteil. Die mächtige Lindenreihe hüben und drüben hatte ſchon vielen auf- und abwandelnden Geſchlechtern willkommnen Schatten geboten. Das Schloß war im Viereck gebaut, eigentlich nur ein anſehnlicher Meierhof, man ſah nur das einfache Wohnhaus, Stallungen, Scheunen, und in der Mitte des Gehöftes prangte der mächtige umzäunte Düngerhaufen, auf dem gerade die an Stallfütterung gehaltenen Kühe friſche Luft ſchöpften.

Eugen wurde von einem Diener durch das weſtliche Thor in den hart an das Schloß grenzenden Wald eine Anhöhe hinan geführt, dort ſtand eine mit Tannenrinden bekleidete und von ſieben Tannenſäulen getragene Einſiedelei. Das Kammermädchen, unverkennbar Deegers Schweſter, das in der Vorhalle nähte, meldete Eugen und er trat in einen großen geſchmackvoll verzierten Saal, in dem eine Dame vor einer Staffelei ſaß, ohne ſich umzuwenden. Sie war weißgekleidet und das ganze Haupt umfloſſen glänzend ſchwarze Locken, die ſich von dem weißen Nacken prächtig abhoben. Eine ältere Dame, die an einem kleinen mit Leſepult verſehenen Tiſchchen ſaß, ſtrickte und las, ſah beim Eintreten Eugens nur flüchtig auf, dann fuhr ſie in ihrem Doppelgeſchäft ungeſtört fort. Eugen ſtand betroffen.

„Nur näher,“ rief die Malerin, „ich bin gleich zu Dienſten. Stellen Sie ſich nur hieher.“

Ihr Blick ward erſchreckt, als Eugen ihr gegenüber ſtand, ſie ſchien ihn auch kaum mehr zu erkennen. Auch Eugens Auge war betroffen auf ſie gerichtet, ſie ſtand auf, groß und majeſtätiſch mit Palette und Malſtock in der einen und dem Pinſel in der andern Hand, wie befehlend und doch zutraulich ſagte ſie:

„Sagen Sie mir aufrichtig, was denken Sie jetzt?“

„Ich wußte nicht, daß Sie ſo ſchön ſind,“ erwiderte Eugen ſtotternd.

„Mehr galant als wahr, wenn auch wahr," lächelte die Baronin, „wie heißen Sie mit Ihren Vor- und Zunamen?"

„Eugen Baumann."

„Darin liegt etwas," ſagte die Baronin, längere Zeit mit dem Pinſel in den Farben rührend, dann malend und oft rückwärts gewendet. „Mir ſind Namen wie Farben, ich habe darin ein gewiſſes Bild von einem Menſchen, es giebt Namen, die ſind grau, blau, blond, grün, es giebt Namen, die ſind wie Falkenruf, andere wie Gezwitſcher und Gekrächze. Da waren drei alte Jungfern, die dieſen Sommer ſich in Erlenmoos zuſammengeniſtet hatten. Die eine hieß Blanka, das paßt, Bertha geht auch noch, aber die dritte heißt Amanda, denken Sie ſich eine ſechzigjährige Amanda mit blauer Hornbrille. Solche Namen müßte man im Alter ablegen. Es iſt ſehr ſchön, daß die Nonnen andre Namen annehmen. Ihr Baron Kronauer in Erlenmoos heißt Gideon. Es iſt ſchade, daß er nicht ſein eigner Großvater war — bunt geſtickter Atlasrock, gepudertes Haupt, tugendhaft und weiſe, da haben Sie ihn. In ſeinem Haus ſchließen alle Thüren geräuſchlos und exact und ſo iſt's auch in ſeinem ganzen inneren Weſen. Wenn Sie wiſſen, daß er Gideon von Kronauer heißt, kennen Sie ihn ſchon halb."

„Noch nicht. Darf ich indeß fragen, gnädige Frau, wie Ihre frühere Farbe war, wie Sie als Mädchen hießen?"

„Warum das? Ich heiße Stephanie Hunold und habe ſeit meiner Trennung meinen Familiennamen wieder angenommen.“ Sie trat ganz nahe auf Eugen zu und ſagte faſt zornig gebieteriſch: „Wie hießen Sie ehedem?“

Sie faßte Eugen ſcharf in's Auge, dieſer aber entgegnete ſtarren Blickes: „Ich verſtehe Sie nicht gnädige Frau.“

„Gut, gut, ſei's; immerhin, täuſche ich mich oder bin ich auf der rechten Spur, ich verſpreche Ihnen“ ſie reichte die Hand, die Eugen zagend ergriff, „Sie ſollen jederzeit jedwede Hülfe von mir anſprechen können und ſei es mit Gefahr meiner eignen Sicherheit. Sind Sie der, den ich meine, gut, wo nicht, ſoll es Ihnen entgolten werden, daß Sie mich an eine ſchöne Zeit erinnerten, wenn auch jetzt minder als geſtern. Hätten Sie nicht Luſt, Förſter zu werden? Ich glaube, Sie würden ſich dafür mehr eignen.“

„Mir iſt der Lehrerberuf heilig.“

„Ich geſtehe Ihnen, ich kann eigentlich die Schulen nicht leiden; man ſollte die Menſchen eher wild machen als zahm. Und mir iſt überhaupt nichts zuwiderer als das Kindergethue. Die ganze Welt will ſich jetzt zur Kinderſtube machen. Ich möchte den Philiſtern immer die Perücken zerzauſen, wenn ich ſie ſagen höre: beſſere Volksbildung muß helfen. Unſere Bauern und Handwerker ſind ſo gebildet als die franzöſiſchen und engliſchen, ja die Bauern noch gebildeter, aber immer heißt's: das kommende Geſchlecht muß die Erlöſung bringen. Das kommende Geſchlecht iſt ja auch wieder ein heutiges; es iſt nichts als Feigheit, die ſich immer auf morgen vertröſtet, da kann man ewig und noch drei Tage warten, wie das Volk ſagt.“

„Denken Sie ſich gnädige Frau," erwiderte Eugen, „daß Ihre Worte wirklich den Lebenskern eines Menſchen träfen, den Sie damit zerbrächen. Warum ſagen Sie mir das?"

„Wer in einer Stunde zerbrochen werden könnte, iſt nichts Beſſeres werth," erwiderte Stephanie feſt, ihre Stimme klang hart. Kopfſchüttelnd entgegnete Eugen:

„Sie wollen ſich abſichtlich härter darſtellen als Sie ſind. Erlauben Sie mir Ihre Worte als jene verzeihliche Fahrläßigkeit zu betrachten, die weniger an den Angeredeten als an ſich denkt; es kann doch aber nicht als ritterliche Jagdluſt gelten, auf einen angebundenen Vogel geiſtreiche Bolzen zum Amuſement abzuſchießen."

„Sie ſind keck, doch iſt mir das lieber als Kriecherei. Ich habe für meine Anſicht noch beſondere Gründe. Denken Sie einmal darüber nach: kein anderes Volk der Erde hat das Wort und die Sache Bildung. Was iſt Bildung? Es iſt nicht savoir faire nicht intellect, es iſt eben deutſche Gemüths- und Gedankenboſſelei."

Sie ſchien keine Antwort zu erwarten, denn ſie rief nach dieſen Worten laut: „Jetti!" Das Kammermädchen kam, öffnete den großen Kachelofen, der ſich in dem ſonſt gar nicht winterlich eingerichteten Saal ſeltſam ausnahm, und der Ofen war in der That nur ein maskirter Schrank, aus dem Erfriſchungen mancher Art entnommen wurden. Eugen wurde erſt jetzt der ſtrickenden Leſerin, der Tante, Frau Majorin von Sabelsberg vorgeſtellt; die Matrone neigte den Kopf, aber Eugen hörte kein Wort von ihr.

Man ſprach über das Bild, einen theatraliſch koketten Räuber, von dem die Baronin Stephanie eine Skizze in Italien gemacht, die ſie nun ausführte. Als Eugen ſich zum Weggehen anſchickte, ließ ſich Stephanie ihren Schäferhut geben und geleitete ihn nach dem Gehöfte.

„Sie müſſen etwas Zutrauen erweckendes haben, die Hunde haben dafür eine feine Witterung. Sehen Sie,“ ſagte ſie auf den begleitenden Hühnerhund deutend, „ſehen Sie, wie mein Troll ſich Ihnen anſchmiegt; er iſt ſonſt ein Miſanthrop und eiferſüchtig wie Othello, ich wollte ihn auch ſchon oft ſo nennen, er haßt Jeden, dem ich freundlich begegne.“

Eugen betrachtete den Hund und preßte dann kaum merklich die Lippen zuſammen.

„Ich will Ihnen hier einige Bücher für meinen Vetter Kronauer mitgeben,“ ſagte die Baronin wieder, „leſen Sie auch franzöſiſch?“

„Ein wenig.“

„So müſſen Sie auch dieſe Bücher leſen. Sie werden viel daraus lernen, es liegt ein eigenthümlicher melancholiſcher Reiz in der Beſchäftigung mit der ſocialen Frage und ſchon auf der franzöſiſchen Sprache liegt ein Parfum, den wir Deutſchen nie erreichen werden.“

„Dafür weht über unſrer Sprache ein friſcher Waldduft.“

„Darum ſollte man im Salon franzöſiſch und im Wald deutſch ſprechen.“

„Sie gebrauchen nur dieſe ſpielende Wendung, ſie gefällt Ihnen, ohne daß Sie ſelbſt daran glauben.

Witz geht über Wahrheit, iſt die Deviſe des high life.“

„Ich weiß nicht, ſind Sie mehr pedantiſch oder mehr aggreſſiv.“

Eugen ſuchte ſich zu entſchuldigen. Stephanie ging ſchweigend neben ihm und begann nach einer Pauſe:

„Was wollte ich Ihnen noch ſagen? Heirathen Sie nicht! Nie, nie. Sie verſumpfen in der Familie. Oder minnen Sie ſchon eine ſittige Maid mit weißem Gewand und roſarother Schleife, einziges Kind einer armen Wittwe, die ſie mit ihrer Hände Arbeit ernährt und dabei ein Blumenbeet vor ihrem Fenſter hegt?“

„Sie verſtehen es meiſterlich, gnädige Frau, den Extract aus Romanen auf Flaſchen zu ziehen.“

„Sie ärgern ſich und darum machen Sie mir ein ſchielendes Compliment. Nicht wahr ich verſtehe Sie? Solche Romane liebt meine Tante Bonboniere am meiſten.“ —

Eugen hatte nicht Zeit, ſeinem Erſtaunen nachzuhängen, denn wildſchnaubend, Kopf und Schweif hochtragend kam im raſchen Galopp der reiterloſe Apfelſchimmel dahergeſprengt. Eugen warf ſich dem Pferd entgegen, erhaſchte es am Zügel, wurde aber noch einige Schritte geſchleift, ehe er das wilde Roß zum Stehen brachte.

„Der Onkel, der Onkel!“ ſchrie die Baronin in lautem Schmerz und ſchickte die herbeigeeilten Knechte dem Vermißten entgegen. Dieſer kam bald darauf hinkend und am Kopf blutend.

„Sind Sie vom Pferd geſtürzt, lieber Onkel?“ rief die Baronin ihm entgegen eilend.

„Wann bin ich geſtürzt?“ ſchrie der Alte heiſer, indem er ſich auf eine Bank niederließ: „Pfui! Von Bauernhänden vom Pferd geriſſen. Verdammt ſeien die Grundrechte, die uns die Gerichtsbarkeit genommen. Es ſind fremde Schnitter, aber ſie müßten mir alle im Thurm verdorren. Was gaffen Sie mich ſo an, Sie hochweiſer Volksprofeſſor? Da habt ihr die Früchte eurer Bildung. Aber ſie ſollen mir's büßen, ſchwer büßen.“

Stephanie eilte hin und her dem Verletzten Hülfe bringend, deſſen Kopfwunde unbedeutend war, ſie entſchuldigte den heftigen Oheim bei Eugen und dieſer entfernte ſich bald.

Dreizehntes Kapitel.

Es ſchien faſt ein anderer Menſch, der jetzt den Schloßberg herabſtieg, er ging ſtolz und aufrecht und blickte manchmal wie herrſchend über das weite Gefilde und doch war es Eugen, in dem ſich aber Gedanken und Pläne bewegten, wie man als Gutsherr hier leben und walten könne. Das war doch anders als von unten heraufkommen, lenken ſtatt ſelbſt mühſam ziehen.

„Wie finden Sie die Baronin?“ fragte Deeger, an dem Eugen eben ohne ihn geſehen zu haben vorübergehen wollte.

„Ich kenne derartige Erſcheinungen ſchon mehr,“

ſagte Eugen; „ſie iſt jener Damen eine, die es verſtehen, den Champagnerreſt in der Seele mouſſiren zu machen, und dann reden ſie ſich ein und man redet ſich ſelbſt ein, ſie hätten friſch eingeſchenkt.“

Deeger ſchwieg und Eugen berichtete den Unfall des Majors, worauf Deeger hinzufügte, daß der Major einen kleinen Knaben umgeritten hatte und ſich eben davon machen wollte, als die Schnitter vom Feld herbeieilten, ihn vom Pferde riſſen, wacker durchbläuten und ſtets dabei riefen: „Du haſt uns nichts ſchriftlich gegeben, daß wir dir Prügel geben dürfen, du kriegſt ſie aber doch auf dein ehrlich Geſicht hin.“

„Welches Kind wurde verletzt?“

„Sie kennen es, der kleine Engelbert. Man ſagt, die Liebe zu ſeinem Schulbuch trage die Schuld daran; der Knabe hatte ſeine bunte Fibel feſt an die Bruſt gedrückt mit auf's Feld genommen, er wich dem raſchen Pferd richtig aus, verlor aber dabei ſein Buch, eilte nochmals zurück um es zu haſchen und ward da von dem Hufe des Pferdes getroffen. Der barſche Major iſt ſo zum Theil unſchuldig, aber es geſchieht ihm doch recht; der Engelbert ſoll am meiſten geſchrieen haben, als er ſein ſchönes Buch voll Blutflecken ſah.“

„Wo iſt er verwundet?“

„Es ſcheint ihm nur die Stirnhaut geritzt, man hat ſogleich einen reitenden Boten nach dem Wundarzt geſchickt.“

Wie durch eine ſympathetiſche Wirkung fühlte Eugen plötzlich einen ſtechenden Schmerz in ſeiner noch nicht geheilten Hand; er erinnerte ſich, daß er durch

Anhalten des Pferdes das kaum Vernarbende wieder aufgeriſſen habe und machte ſich mit doppelter Eile nach dem Haus des kleinen Engelbert.

Frauen, Männer und Kinder, Alles was nicht auf dem Feld war, war dort verſammelt, die Kinder hatten faſt alle Brod und Obſt in der Hand, das ſie von den Eltern erhalten, gleichſam als Dank- und Freudenopfer, daß ſie ihnen ſolch Herzeleid erſpart, wie drin im Hauſe herrſchte. Natürlich war hier viel die Rede davon, wie die Hirnſchale Engelberts ganz aufgeſchlitzt ſei, ſo daß man das offene Hirn ſchlagen ſehe und wieder Andere wußten zu erzählen, wie gräßlich es war, als die Mutter das bluttriefende Kind in die Arme ſchloß und mit ihm zu Boden ſank. Der Wundarzt kam und ſtatt durch ſeinen Anblick beruhigt zu ſein, brachen die Weiber in lautes Wehklagen aus und trockneten ſich mit der Schürze die Thränen.

Erſt jetzt als Eugen durch das Gedränge in's Haus wollte, bemerkte er, was die Dorfleute ſchon verwundert geſehen hatten, daß ihm Troll vom Schloſſe gefolgt war; er hieß den Hund hier außen warten und drang in das Haus.

Der Knabe lag leichenblaß auf blutigem Kiſſen, das Schweſterchen weinte laut, der Säugling ſchrie und Alles übertönte der Schmerzensruf der Mutter, die ihr Söhnchen wach rufen wollte; plötzlich beſann ſie ſich, preßte die Lippen zuſammen und legte den Säugling an ihre Bruſt, aber eine andere junge Frau entriß ihr denſelben mit den Worten: „Das darfſt du jetzt nicht,“ und reichte ihm ſelbſt die Bruſt.

Der Wundarzt ſorgte vor Allem dafür, daß die mit Menſchen vollgeſtopfte Stube leer wurde. Männer und Frauen wichen zurück, kamen aber wieder leiſe hereingeſchlichen und ſchauten mit angehaltenem Athem dem Thun des Wundarztes zu. Todtenſtille herrſchte, da ſchrie eine mächtige Stimme: „der Mörder muß von meiner Hand ſterben!“ Es war der Vater, der vom Feld heimgekehrt war, er warf nur einen Blick auf ſein Kind und ſprang wieder fort und holte ſeine Holzaxt. Nur mit Mühe gelang es mehreren Männern, ihn zu halten; er ließ ſich die Axt nicht nehmen, trat nochmals in die Stube, wo der Wundarzt den Knaben wieder in's Leben brachte und verſicherte, daß wenn nichts Ungewöhnliches eintrete, keine Hirnerſchütterung ſich vorfinde, die man nicht ſehen könne, die Wunde gefahrlos ſei.

Der Vater war ſtill auf die Bank geſunken, das kleine Mädchen hatte ſich an ſeine Kniee gedrängt und die Mutter reichte ihm mit einem dankbaren Blick nach oben die Hand.

Eugen ließ nun auch ſeine Wunde verbinden, die er beim Einfangen des wilden Pferdes erhalten haben wollte.

Je mehr es nun Abend wurde und die Bauern heimkehrten und ihre Senſen im Dorfweiher abkühlten, um ſo unruhvoller wurde es auf der Straße, bis ſich endlich vor dem Wirthshaus und in der Wirthsſtube wildlärmende Haufen ſammelten.

„Unſere Senſen laſſen ſich wieder gradauf ſchmieden.“

„Auf! Nach dem Schloß.“

„Der Baron muß auch einmal im Thurm ſitzen.“

„Wenn Einer von uns ein Baronenkind übergeritten hätt', er ſäß' ſchon in ſieben Ketten.“

„Der Schultheiß hält's mit dem Baron.“

So riefen die Stimmen durcheinander.

„Was da!“ ertönte jetzt eine Stimme von einem noch jungen behäbigen Mann, der mit Deeger daher kam. „Ich halt' es mit Niemand als mit der Gerechtigkeit. Haben wir nicht tauſendmal geklagt, daß wir für jede Lumperei gleich eingeſperrt worden ſind? Der Baron entlauft uns nicht, Draufgeld hat er.“

„Aber er gehört vor's Schultheißenamt ...“

„Die Zeiten ſind vorbei, wo die Barone unſere Herren geweſen ...“

„Das Standrecht iſt für die Standesherren,“ ſo ſcholl es entgegen und der Schultheiß erwiderte:

„Weil der Baron jetzt nicht mehr Recht hat als wir, ſoll er aber auch eben ſo viel haben; es ſoll ihm Gerechtigkeit werden, von uns, vom Gemeinderath. Wenn ihr rebelliren wollt, könnt ihr Execution und Einquartierung haben, wenn's euch darnach gelüſtet.“

Das half. Weil man aber einmal im Wirthshaus war, machte man ſich die Gelegenheit zu Nutzen, zechte nach Wohlgefallen und ergoß ſich weidlich in Klagen und Schimpfreden, wobei es aber an tapfern und mannhaften Gegenreden auch nicht fehlte.

Eugen glaubte aus all dem Stimmgewirr heraus dennoch einen einheitlichen Charakter des Dorfes und in manchen Zügen ein offenbares Abbild von dem Weſen Deegers zu erkennen. Als er ſolches gegen ſeinen Amtsbruder äußerte, ſagte dieſer: „Kann wohl ſein, die jungen Männer hier ſind alle meine Schüler, ich bin ſchon Großvater der hieſigen Dorfbildung. Unſer Dorf kann wenigſtens auf eins ſtolz ſein: während ringsum überall das Denunciantenweſen in höchſter Blüthe ſteht, haben wir bei uns kein Beiſpiel davon. Unſere Einrichtungen mit dem Verſetzt- und Abgelöſtwerden ſind nicht gut, dadurch bildet ſich im Lehrer und ſeinen Schülern eine Unſtätigkeit und Heimathloſigkeit; der Staat ſollte den auf ſeiner Stelle Verbleibenden mit der Zeit höher lohnen."

Eugen, der einem andern Gedankengang gefolgt war, ſagte darauf: „Mag die Gewalt jetzt auch noch ſo ſehr raſen, die innere Thatſache in den Gemüthern, das Bewußtſein, daß eine Revolution war, daß das Volk wollen kann, das vermögen ſie nicht mehr auszurotten; ſie wiſchen die drei Farben nicht mehr aus der Erinnerung."

„Das Volk iſt müde und die einfache Aufgabe iſt zur verwirrten gemacht," verſetzte Deeger, „ich kenne andere Länder nicht, ſo viel aber weiß ich, daß das „Nächſtemal," was Viele ohne dabei zu denken im Mund führen, bei uns ganz gewiß eintritt, wenn man dem Adel wieder ſeine Patrimonialgerichtsbarkeit herſtellen wollte. Das greift dem Bauer an's Leben und würde einen Kampf herbeiführen, gegen den der Bauernkrieg Kinderſpiel war."

An dem lärmenden Wirthshaus vorüber ſchlich eine ſcheue Geſtalt, tief verhüllt, die Kapuze gleich einer Tarnkappe auf dem Haupt, faſt geiſterhaft anzuſchauen, ſie eilte nach dem letzten Haus des Dorfes. Troll hatte an der Thür gewinſelt, ein Burſch gab dem Schloßhund einen Tritt und machte ihm die Thür auf, der Hund eilte der verhüllten Geſtalt nach.

Vierzehntes Kapitel.

Als Eugen am Morgen ſeinen kleinen Freund Engelbert aufſuchte, war er nicht wenig erſtaunt, die Baronin Stephanie hier zu finden. Sie ſaß eben mit den Bauersleuten und dem Töchterchen bej Tiſch, und aß mit ihnen die Morgenſuppe aus Einer Schüſſel. In ihrem weißen Gewand mit den dunkeln Locken, die aufgelöst auf dem lichten Nacken ruhten, mit ihrem jetzt blaſſen Antlitz erſchien ſie faſt wie ein unirdiſcher Genius, der ſich dazu bequemte, unter Menſchenkindern zu weilen und ihre Sitten und Bedürfniſſe anzunehmen. Troll ſprang freudig an Eugen hinauf, Stephanie hieß ihn lächelnd willkommen, während der Bauer ohne aufzuſtehen, ihn einlud, es „mitzuhalten.“ Eugen dankte und ging zu dem Knaben, der in dem großen Himmelbett aufrecht ſaß und die ſchönen Bilder zeigte, die ihm „Baſe Stephanie gemacht“ habe. Es war allerlei Gethier und Menſchen, Bäume, die leicht und zierlich hingeworfen waren und der Knabe erzählte: Baſe Stephanie habe ihm ein noch viel ſchöneres Schulbuch verſprochen als ſein blutiges geweſen. Nachdem abgegeſſen und gebetet war, wobei Stephanie ihre feinen Hände feſt in einander faltete und ihre Lippen bewegte, aber ſo gleichmäßig, daß ſie offenbar keine Worte ſprach, ſagte der Vater:

„Wenn nur mein Engelbert ſeinen Verſtand behält, wir haben noch nie einen Trottl in der Familie gehabt; ich mag nichts davon wiſſen, daß das einer Familie Glück bedeuten ſoll, wenn ſie ihn gut behandelt.“

Die Baronin erzählte nun Eugen in franzöſiſcher Sprache, wie dieſe Leute noch voll von Aberglauben ſteckten. Eugen bat ſie, nicht franzöſiſch zu ſprechen, da er die verdutzten Mienen der Leute ſah, aber Stephanie fuhr fort und er rieth ihr, ebenfalls franzöſiſch redend, ſtatt Volksſtudien zu machen, zunächſt dem Bauer ſeine Schulden zu bezahlen und damit Alles auszugleichen.

Der kleine Engelbert fing plötzlich an laut zu ſchreien und zu klagen als läge er abermals unter der Hufe des Pferdes. Dieſes ſchnelle Hin- und Herwerfen fremder Worte machte ihm Angſt, daß er am ganzen Leib zitterte; wenn ſich ihm Eugen oder Stephanie nahten, ſchrie er immer wieder lauter und ſchlug mit Händen und Füßen nach ihnen. In dem Gebaren des Knaben prägte ſich nur auf offenkundige faßliche Weiſe aus, was mit ſtillem Beben die Herzen der Seinen bewegte; ihm erſchienen die Menſchen, die ſo redeten als vermummte ſchreckhafte Weſen, während die Eltern ſich verfremdet und tiefverletzt vorkamen, da man in ihrem Beiſein und gewiß über ſie ſprach und doch nicht ſprach: ſie waren wie taube Menſchen, die ſtarr und fragend, halb mitleidig bittend halb zornig fordernd in das Antlitz der Redenden und Hörenden ſchauen.

Eugen, der das Alles bemerkt hatte, betheuerte, daß die Baronin nur zu ihrem Guten geſprochen; er glaubte ſeine Worte fänden noch unbezweifeltes Vertrauen während er durch dieſen Vorfall einen großen Theil davon eingebüßt hatte.

„Kann ſein, kann ſein," entgegnete Lehnert und zerrte raſch mit beiden Händen an den Batten ſeiner Jacke, als wollte er ſich dadurch abhalten, anderswo zuzugreifen, dann hielt er ſie feſt in der krampfhaften Hand und fuhr fort: „kann ſein, aber das iſt mein Haus, mein' Stub, wer da vornehm ſein will — vor der Thür iſt draußen, verſtanden? Ich red' deutſch, kann nicht welſchen," er riß gewaltig an ſich herum, die Zornesader ſchwoll ihm auf der Stirn, die Frau ſuchte ihn zu beruhigen, aber er ſchüttelte trotzig ihre Hand ab; da trat die Baronin auf ihn zu, reichte ihm die Hand und ſagte:

„Das gefällt mir, es iſt ein ehrenwerther Stolz, daß er ſich das nicht gefallen läßt; es iſt nicht gern geſchehen und ſoll auch nicht mehr vorkommen."

Statt aller Entſchuldigung ſagte Lehnert: „Ich muß jetzt auf's Feld." Eugen hielt ihn zurück und wollte ihm das Verſprechen abnehmen, daß er keine Klage gegen den Baron anhängig mache, dann werde auch dieſer die Mißhandlung durch die Schnitter auf ſich beruhen laſſen. Lehnert war ſich zu wohl bewußt, in welch' günſtiger Lage er dem Baron gegenüber war und ſchien nicht gewillt, ſie ohne Vortheil aufzugeben; er gab ausweichende Antwort und machte ſich davon.

Stephanie hatte während deſſen für den kleinen Engelbert das Waſchweible gezeichnet, eine beflügelte Fee, die drei liebliche Kinder ſtrehlte und wuſch. Der Knabe freute ſich deſſen überaus und Stephanie ſagte triumphirend:

„Wie einſt die Kirche Heiligenbilder vertheilte, ſo muß jetzt die freie Kunſt in allen Hütten Schönheit erwecken und ausbreiten. Was ſagen Sie dazu, wenn ich mich zum Apoſtel der bildenden Kunſt machte?“

„Die bildende Kunſt iſt nur für die Satten, und es iſt überhaupt gefährlich, nur äſthetiſches Intereſſe am Volk zu nehmen.“

„Sie ſind ein Pedant!“ ſchmollte Stephanie.

Eugen ſaß lange ſtill. „Was träumen Sie?“ weckte ihn die Baronin, „laſſen Sie im Hypothekenbuch nachſehen, damit wir das Beſprochene in's Reine bringen. Verſchaffen Sie mir dann auch aus dem Dorf einen gepolſterten Stuhl, hier im Haus ſind lauter magere knochendürre. Dem Himmel Dank, daß ich es dahin gebracht, daß dieſe Leute das ewige Feuer im Ofen ausgehen ließen und ein Fenſter öffneten.“

Eugen verſprach Alles zu beſorgen und ging, aber noch immer wie von einem Taumel erfaßt. Die neue Anregung eines abgethanen Lebens ſchien ihn faſſen zu wollen und die Sorgloſigkeit, mit der er bisher hier im Ort weilte, kam ihm jetzt unbegreiflich vor; er meinte, er müſſe davon, noch in dieſer Stunde, unaufhaltſam nach ſeinem Beſtimmungsort. Er bezwang ſich indeß und fand einen ruhigen Ableiter ſeiner Stimmung in einem Beſuch bei dem Pfarrer. Eugen wollte, gemäß der überwundenen Umſtandsmacherei der freieren Weltſitte, ſeine Verzögerung gar nicht entſchuldigen, er wurde aber nach dem Empfang anderen Sinnes und bat wegen ſeiner Fahrläßigkeit „bei Hochwürden“ um Verzeihung, worauf ihm erſt jetzt ein Stuhl angewieſen wurde, auf dem er indeß nicht lang ausharrte, denn als er viel über die Reſidenz ausgefragt wurde, machte er ſich bald auf, um den Rathsſchreiber aufzuſuchen.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Rathsſchreiber war Niemand anders als Deeger. Eugen traf den ſonſt keineswegs zuthulichen, dabei aber gleichmäßig freundlichen Mann heute etwas gereizt, denn er ſagte:

„Ich glaubte ſchon, Sie hätten das ſummariſche Verfahren über meine Unterrichtsweiſe bereits geſchloſſen und ſeien mit mir fertig.“

Eugen ſuchte ſich zu entſchuldigen und ſeinen aufrichtigen Worten gelang es, bald wieder ein trauliches Verhältniß herzuſtellen. Er fand heute die Kinder ungewöhnlich plauderhaft und unruhig und als er dies äußerte, verſetzte Deeger:

„Die Geſchichte mit dem Engelbert ſpukt in allen Köpfen. Wenn ſo ein unruhiges Gewitter in der Luft ſteht, will alle Disciplin und Sammlung aus Rand und Band gehen; die Kinder ſind dann gerade wie die

Vögel vor einem wirklichen Gewitter, die ſcheu und oft ziellos hin und herflattern.“

„Sie hätten heute Vacanz geben ſollen.“

„Gerade das Gegentheil. Man muß die Menſchen daran gewöhnen, mitten in allen Unruhen und Tagesplackereien die Pflicht des Lebens ſtets im Auge zu behalten. Ich bin in ſolchen Tagen um ſo ſtrenger. Die meiſten Menſchen gehen daran zu Grunde, daß ſie, von Ungemach und Unruhe heimgeſucht, lahm und läſſig alle ihre Obliegenheiten verabſäumen und damit neues und verſchuldetes Mißgeſchick auf ſich häufen. Ich gewöhne meine Kinder daran, mitten in Allem was vorkommt, ſtramm und ſtraff zu ſein.“

„Das muß ſehr anſtrengen, Sie und die Kinder.“

„Ich heiſche von Anderen nicht mehr als ich mir ſelbſt auferlege. Wenn ich den Widrigkeiten und Zerrereien des Lebens nachgäbe, hätte ich noch nie drei Tage ordentlich Schule gehalten. Ruhe Kinder!“ ſchloß er laut.

Die letzten Worte Deegers trafen Eugen mitten in's Herz, er ſah wie leicht er ſich durch Begegniſſe von ſeinem geraden Weg ablenken und zerſtreuen ließ. Er hatte ſogleich wieder zur Baronin Stephanie zurückkehren und ſich dann baldmöglichſt nach ſeinem Beſtimmungsort aufmachen wollen, jetzt blieb er nicht nur beim Unterricht und feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit auf denſelben, ſondern er gelobte ſich auch noch mehrere Tage zu verweilen, theils als Selbſtbeherrſchung gegen ſeine Unruhe, theils um noch feſtere Handhaben für ſeinen Beruf zu gewinnen.

Erſt als die Schule zu Ende war, brachte Eugen ſein Anliegen wegen des Flurbuches vor. Deeger rief ſchnell noch einigen Kindern nach, ſie ſollten es verkünden, daß heute Nachmittag keine Schule ſei; dann fuhr er zu Eugen gewendet fort:

„Das hätten Sie mir gleich ſagen müſſen; bei der Baronin darf man keine Minute verſäumen, ſonſt iſt ſie mit ihren guten Vorſätzen entſchlüpft. Wie vielmal hat ſie ſchon das und jenes thun wollen und nie iſt etwas daraus geworden. Aber dießmal halten wir ſie. Die Baronin weiß nicht — da ihr Oheim ihr Vermögen verwaltet — daß ſie ſelbſt die Gläubigerin iſt. Ich will ſogleich die Ceſſion machen und den Gemeinderath zuſammenrufen. Dieſe Freude macht mich doppelt glücklich,“ ſagte er die Schulſtube ſchließend, „denn ſie hebt mich über ſchweren Kummer hinweg.“

„Was iſt Ihnen?“

„Sie müſſen noch mehr als ich von der geſtrigen Zeitung getroffen ſein.“

„Von was?“ fragte Eugen erſchüttert, ein Schauder überkam ihn, daß ihm die Haare zu Berge ſtanden.

„Sie haben es wohl noch nicht geleſen: die Retter der Civiliſation wollen jetzt die Schullehrerſeminarien reformiren, das heißt verderben. Wir ſollen jetzt ſchuld an all den Umwälzungen ſein. Darum nieder mit der Bildung! Drillmaſchinen her und ausgediente Unteroffiziere! Dahin müſſen ſie noch. Es iſt mir nicht um meinetwillen, obgleich es mein höchſter Wunſch war, Lehrer an einem Seminar zu werden. Laß ſie nur machen die rationellen Volkswirthe, die da möchten, daß der Baum nicht mehr Blüthen tragen ſoll, als er Früchte haben muß; ſie verrechnen ſich doch und ſie vergeſſen, daß die Pflanze eben ſo viel Nahrung aus der Luft wie aus dem Boden aufſaugt. Sie glauben jetzt Alle mit dem Oeſtreicher, die Donau in Wien bleibe aus, wenn ſie an der Scheune da drüben die kleine Quelle zuhalten; von allen Seiten quillen aber lebendige Ströme herzu. Halbe Menſchen ſollen ganze bilden! Sie wiſſen noch immer nicht, daß die größte Klarheit und umfaſſende Kenntniß dazu gehört ein Kind zu lehren.“ So ließ ſich Deeger in haſtigem Selbſtgeſpräch vernehmen und Eugen ſagte lächelnd:

„Jetzt iſt es doppelt vonnöthen, daß helle Köpfe aus den beſten Verhältniſſen heraus ſich zu Volkslehrern machen.“

„Der einzige Vorwurf, den ich mir zu machen habe,“ ſagte Deeger, die buſchigen Brauen ſtark einziehend, „iſt der, daß ich nicht freiwillig Lehrer geworden bin. Zeigen Sie mir den Mann, der von der genußjägeriſchen Höhe des Lebens herabſtieg und Lehrer in einem verborgenen Dorf wurde und ich will ihn anbeten.“

Das Antlitz Eugens erſtrahlte von einem eigenen Glanz, er betrachtete unwillkürlich, oder ſei es daß er den Blick Deegers fürchtete, ſeine rechte Hand; hier war noch eine Wunde verborgen und die Hand verbunden — wann wird er die geheilte und freie offen reichen dürfen, wie ſein wirkliches Sein? Er faßte ſich ſchnell und ſagte unbefangen:

„Ich würde die völlige Aufhebung der Schullehrer-Seminarien für kein Unglück anſehen, da ſie ſo viele unpraktiſche Menſchen erzeugen; es würden ſich dann wieder mehr Männer aus erfahrungsreichen Lebensſtellungen den Schulen widmen.“ Da rief Deeger heftig:

„Viele von unſerer Partei wiſſen nicht, was ſie wünſchen und thun. Ihr wollt mit der Reaction die große Errungenſchaft Peſtalozzi's verſchleudern, die Kette großer Erfahrungen und Einrichtungen zerſprengen. Kommen Sie,“ ſagte er abbrechend, „wir wollen zum Gemeinderath.“

Die Ceſſion wurde in aller Form Rechtens ausgefertigt und als Stephanie ſolche dem Lehnert überreichte, war Freude und Jubel unermeßlich. Stephanie entzog ſich bald dem überſchwänglichen Dank, und da gar keine Gefahr für Engelbert mehr zu beſorgen war, kehrte ſie ermüdet wieder nach dem Schloß zurück. Eugen geleitete ſie durch das Dorf. Der Wagen folgte ihnen.

„Sie ſcheinen doch ein Pſycholog zu ſein,“ begann Stephanie, „ſagen Sie mir: warum iſt nach einer vollbrachten guten That meine Freude geringer als in der Stimmung, da ich ſie erſt thun wollte? Die Menſchen, die ich beſchenkt habe, ſind mir gleichgiltiger, ich möchte ſie gern weit aus den Augen haben. Es geht mir, wie dem Baum hier: er hat den Apfel lieb und hält ihn feſt, ſo lang er ihm was mittheilen kann; iſt das vorbei, läßt er ihn fallen. Ich bin nach einer Wohlthat immer wie ein geſchüttelter Baum, kahl und leer.“

„Gut, wenn Sie ſich in dieſem Bild gefallen, ſo denken Sie nun auch an das Sprüchwort: der Baum trägt für ſich ſelbſt keine Aepfel. Aber fragen Sie ſich, iſt Ihre jetzige Stimmung nicht eingeredete Bizarrerie?“

„Sie ſind von einer erſchreckenden Naivetät. Nein, ich glaube, mir hätte es wohler gethan, wenn ich dem Mann hätte das blanke Geld ſtatt eines beſchriebenen Papiers in die Hand geben können.“

„Man darf beim Wohlthun nichts für ſich haben wollen, das Gute nicht hauptſächlich thun, um uns von dem Schmerz zu befreien, den die Erkenntniß fremden Uebels und Mangels in uns erregt. Alles Edle iſt überhaupt nichts weiter, als das aufgeputzt Ehrliche, die einfache Ehrlichkeit, die Pflichterfüllung mit ungewöhnlichen Kräften oder Hinderniſſen. Da giebt es kein Heldenthum mehr, der Feldherr und der Soldat iſt gleich. Es wird heut zu Tage mit Wohlthun und Mitleid viel zu viel Selbſtgefälligkeit und empfindſame Genußſucht getrieben.“

„Ich bin keine Wohlthätigkeitsanſtalt! Aber ich habe Ihnen Unrecht gethan, Sie ſind kein Idealphiliſter, kein Pedant. Wiſſen Sie was mehr iſt als ein Pedant?“

„Ein Narr.“

„Nein, das wollte ich nicht ſagen — ein Schulmeiſter.“

Sie ließ den Wagen halten, ſtieg verdroſſen ein und fuhr raſch nach dem Schloß. —

Von dem letzten Haus des Dorfes aus verbreitete ſich die Kunde von dem glücklichen Ereigniß bald auf der Straße und in allen Häuſern. Eugen hatte die Genugthuung, viele, beſonders jüngere Leute, zu reiner Mitfreude geſtimmt zu ſehen. Manche aber auch waren griesgrämig und neidiſch, hatten allerlei zu mäkeln; gönnten dem Lehnert ſein Glück nicht und ſagten immer, es ſei keine Gerechtigkeit im Himmel, denn der Lehnert habe es gar nicht ſo nöthig und ſie ſchimpften auf ihn theils in halben Worten, theils offenkundig. Eugen erkannte hierin einen trüben Grundzug in der Natur der Menſchen: wenn ſie einem Andern nichts von ſeinem Glück nehmen können, wollen ſie es wenigſtens an ſeinem Charakter abzwacken und ihn in den Augen der Welt unwerther machen. Als ein alter Prozeßkrämer im Wirthshaus ſagte: „Wenn mir der Baron meine Schulden bezahlt, gäbe ich ihm ein Vierteldutzend Kinder zum Todtreiten,“ ſprach ihm der Wirth ſchnell ſein Urtheil, indem er erwiderte: „Schlecht genug biſt, aber du lügſt doch in deinen Hals hinein und jetzt marſchir' dich!“ Er nahm den Widerſtrebenden beim Arm und führte ihn nicht eben ſanft zur Thür hinaus.

Eugen ließ einen Schoppen bringen und trank ihn mit dem Wirth auf das Wohl der Baronin und Aller, die ſo handeln wie ſie.

Der Lammwirth beſtellte noch eine „Halbe vom Beſten“ und Eugen erfreute ſich an dem zutraulichen Weſen des Mannes, der ihn wegen ſeiner geſchickten Vermittlung lobte, dann aber auch ſagte, er könne einen „Kuppelpelz verdienen,“ wenn er es zuwege bringe, daß ſein jüngſter Bruder, der gerade hier ſei, um Kälber zu kaufen, des Schäufler Davids Marie in Erlenmoos zur Frau bekäme; der Burſch und das Mädchen ſeien einverſtanden, aber der Alte ſei „überwendling genäht“ und doch könnte in Erlenmoos noch ein zweiter Metzger wohl auskommen.

Das Staunen Eugens, daß man ihm ſolche Unterhändlerſchaft zumuthete, verwandelte ſich bald in Nachdenken, wie geſchickt der Bauersmann im Verwenden der Begegniſſe iſt; er kennt und will kein bloßes geiſtiges oder gemüthliches Verhältniß, Alles ſoll zum tragbaren Acker werden. Eugen war weit entfernt, dieſe ausnutzende Klugheit zu ſchelten; ſie erſchien ihm als die Einheit von That und Empfindung. Aus dieſer Betrachtung heraus lächelte er dem Lammwirth freundlich zu und als der rothwangige Metzgerburſch eintrat und dem „neuen Lehrer von Erlenmoos“ vorgeſtellt wurde, reichte ihm dieſer traulich die Hand. Der Lammwirth mochte darin ein Verſprechen ſehen.

Sechzehntes Kapitel.

Man macht oft einem Andern Vorwürfe, weil er mit einer Stimmung oder einem Urtheil vorausgeeilt iſt, wozu man ſchließlich ſelber gelangt; man beſchönigt ſein Unrecht damit, daß man nun thatſächliche Gründe habe, wo der Andere nur eigenwillige Vorausſetzungen hatte. Eugen erfuhr dies jetzt. Etwas von der müden Oedigkeit der Baronin Stephanie überkam auch ihn. Im Dorf war nach der an ſich ergebnißloſen Aufregung eine verdroſſene Ernüchterung eingetreten; im Hauſe Lehnerts ſchien man wie nach einem jubelnden Hochzeitstag nicht friſch bereit das gewohnte Leben wieder aufzunehmen, während noch die hellen Tanzweiſen im

Ohre nachtönen. Dieſes letzte ſchien Eugen nur ſo, weil er ſelber erſt lernen ſollte, daß der Inhalt eines Lebens mit dem ſchnellen Athem eines erreichten Hochpunktes nicht erfüllt iſt, ſondern, daß es gilt, die flache Ebene gleichmäßigen Schrittes zu durchſchreiten. Jetzt fühlte er auch eine Oedigkeit in dieſem Leben. Das Behaben Deegers, der wie ein marſchfertiger Soldat ſtets mit Sack und Pack einherging, war ihm läſtig und unbequem, und in der Beſprechung mit den Bauern fühlte er ſich wie Taubſtummen gegenüber, wo man ſich in fremden Zeichen buchſtabirend abmüht und doch zu keinem lebendigen Verkehr gelangt. Mit der Baronin dagegen redete er friſch und ungehindert die Sprache ſeines Lebens, mit leichten Ruderſchlägen wiegte ſich die Seele dahin in der friſchen Strömung.

Ein tiefſchmerzliches Heimweh nach den gewohnten freien Bildungshöhen ergriff ihn und wieder überflog ſein Antlitz ein Lächeln, da er des Verlangens der Baronin nach einem gepolſterten Stuhl gedachte. Zudem hatte er noch einen beſondern Grund, mit der Baronin eine abſchließende Erörterung zu heiſchen, ſie hatte ihn auf dem Punkt verkannt, wo ſein Weſen ſich von andern zu unterſcheiden begann, ſie hatte ihn gerade da einen Pedanten geſcholten, wo er ſich frei über die gewohnten Anſchauungen hinaushob.

In dieſer Stimmung traf ihn Deeger, der ihn aufſuchte; er verſtand Eugen nicht als dieſer ſagte:

„Schön und erquickend iſt der Naturſang des einſamen Bergbewohners, ſchöner, nachhaltig ſchöner aber wenn wir einer muſikaliſchen Fertigkeit begegnen; da verſieht ein Jedes dieſelben räthſelhaften Zeichen und nach einem flüchtigen Blick ſtimmen ſie an den harmoniſch geſetzten Wechſelgeſang. Das iſt die Bildung.“

Deeger, der in dieſen Worten nur eine Sehnſucht nach den verlaſſenen hauptſtädtiſchen Gewohnheiten und Umgebungen ſah, war nicht gewillt, darauf einzugehen. Es war in jeder Beziehung wohlgethan, daß er den Freund aufforderte, mit ihm heute nach Letzweiler zu gehen, wo ſie ein Original von einem Amtsgenoſſen, den ſogenannten Kopfrechner, finden ſollten.

Eugen wußte bald wieder wo er war und wer er ſein ſollte; es war ihm erwünſcht, auch nach dieſer Seite hin ſeine Stellung und ſeine Beziehungen immer näher kennen zu lernen.

Als ſie das erſte Dorf anſichtig wurden, ſagte Deeger: „Hier dominirt das gerade Gegentheil von unſerm Mann, den wir heimſuchen; ich weiß den Lehrer Lutz nicht beſſer zu bezeichnen als mit ſeinem Spitznamen, man nennt ihn den Schnörkel; wenn er ſeinen Namen unterſchreibt, ſenzt er ihn, wie ein Urwälder ſeine Felder, in eine verſchlungene Hecke frei gezogener Arabesken ein. Er war früher Schreiber bei einem Advokaten, kennt von da die Formalitäten der Eingaben und dergleichen und iſt als Winkelconſulent viel beſchäftigt. Geld verdienen iſt ſein Lebenszweck, Schönſchreiben ſein Steckenpferd. Dabei iſt er ein nicht übler Zeichner. Vor ſeinen Bauern gebahrt er ſich ſtets wie ein den Wolken entſtiegener Zeus; wegen ſeiner hochtrabenden Worte behaupten ſie dagegen, er habe einen Sparren zu viel. Er geht geiſtig immer auf Stelzen und glaubt dadurch den Schmutz des Lebens von ſich fern zu halten. Sein Pfarrer, ein gichtbrüchiger Invalid, bekümmert ſich gar nicht um die Schule. Uebrigens iſt Schnörkel ein guter Kerl und den Behörden gegenüber windelweich. Schnörkel und ich waren Ihre Hauptmitbewerber um Erlenmoos, Schnörkel hatte viel Anhang durch den Kirchbauern oder vielmehr durch die Kirchbäuerin, deren älteſte Tochter er heirathen wollte. Ich bin zwar ein Gegner aller Verſetzungen, ich hätte aber Ihre Stelle gern gehabt, weil mir der Baron Kronauer Schreibereibeſchäftigung für meinen Vater verſprochen hatte; auch hat man in Erlenmoos gebildete Anſprache faſt wie in einem Städtchen. Gehen Sie mit durch das Gäßchen, ſo überraſchen wir den Schnörkel, ohne vorher geſehen zu ſein."

Sie traten in das Schulhaus, Summen und Surren tönte ihnen dort entgegen wie von einem Lindenbaum im Juli. Schnörkel ſaß auf dem Katheder und zeichnete. Es war zum Lachen wie der lange ſpitznaſige Mann beim Eintritt der Beiden wie angeſchoſſen auffuhr. Er ſah faſt nicht auf die Ankommenden, ſondern auf ſeine Kleidung, die aus einem ausgedienten Schlafrock, großgewürfelten ſogenannten Bummelhoſen, niedergetretenen Pantoffeln und quaſtiger Cerevismütze beſtand. Er hatte kaum die beiden Ankömmlinge bemerkt, als er raſch den Kindern zurief, ſie könnten gehen, und mit großen Sätzen rannte er nach der Kammer, die er hinter ſich verſchloß. Die Kinder entfernten ſich mit Jubel und Geräuſch und Schnörkel rief aus der Kammer, „die Kameraden möchten ſich's einſtweilen kommod machen, er werde ſich bald wieder ordonnanzmäßig zu ihnen in Reih und Glied ſtellen." Eugen fragte Deeger: „Iſt es Sitte bei Ihnen, ſich *untereinander Kamerad zu nennen?*"

„Herr College iſt gewöhnlicher. Der da drin führt noch gern die Reden, die er als Leitmann der bieſigen Bürgerwehr ſich angewöhnt hat. Sie hätten ihn mit dem Schleppſäbel ſehen ſollen! Bei der Waffenauslieferung war gewiß nirgend mehr Trauer als hier."

Sie ſprachen noch leiſe davon, welch ein ſeltſam tragikomiſches Verhältniß es ſei, einen in Ueberſchraubtheit und Unnatur ſich gefallenden Menſchen der Natureinfalt der Kinder gegenüber als Lehrer geſtellt zu wiſſen, da trat Schnörkel mit „Gruß und Heil" ſonntäglich geſchmückt in die Schulſtube; er ſah ganz ſtattlich aus, eine goldene Kette mit vielen Bammeln zierte ſeine Weſte, nur ſchien er mit ſeinem aufrecht ſtehenden ſteifen Hemdkragen noch etwas im Widerſtreit. Er reichte Eugen, als er ihm vorgeſtellt wurde, zwei Finger, an deren einem ein großer goldner Siegelring prangte. Als man ſagte, wohin man gehen wollte, rief er:

„Ich freue mich auf breiteſter Baſis, daß drei Burſche auszogen um den Kopfrechner in ultima Thule aufzuſuchen. Als ich das Letztemal bei ihm einſprach, war ein Wetter, man ſoll keinen Hund vom Ofen locken."

Eugen ſah erſtaunt auf und Deeger bemerkte: „College Lutz liebt es, widerſpenſtige Sprüchwörter zuſammen zu jochen und damit ſeine Bauern zu foppen."

Noch vor dem Haus kehrte Schnörkel abermals um mit den Worten: „Halt! ich habe die letzte Waffe der Deutſchen vergeſſen.“ Er kam bald wieder mit ſeinem rothen Regenſchirm und rief: „Kinder und Narren haben kurze Beine.“

Schnörkel balancirte ſich hierauf beim Gehen noch ſtolzer, er wiegte ſtets ſeinen Kopf hin und her wie eine Kugel. Eugen freute ſich an dem wunderlichen Menſchen, der wie er ſich dachte, theils aus Uebermuth, theils aus Verdruß und Stolz ſich aus dem Elend des Lebens heraushob. Als er ihn fragte, ob er noch ledig ſei, antwortete er:

„Der Krug geht ſo lange zum Brunnen, bis er ſeinen Deckel findet.“ Er gab mit mächtiger Stimme dem Walde allerlei Opernarien und Lieder zu hören, dann ſagte er: „Ich hatte heute ohnedieß die Tendenz hieher und wäret ihr nicht gekommen, hätte mir faſt die Weltgeſchichte das meduſige: zu ſpät! entgegengedonnert. Der Rattenfänger, der kühne Sänger, hat heute ſeine literariſche Mauſefalle dort aufgeſtellt. Unkraut kommt durch's ganze Land, und wem Gott ein Amt giebt, der verdirbt nicht. Singe wem Geſang gegeben, laßt den Geſang vor unſerm Ohr im Saale wiederhallen.“

Erſt nach mühſamen Fragen erfuhr man, daß der Doktor, der ſogenannte Liedernarr, heute Alles nach Letzweiler eingeladen hatte. Eugen äußerte offen, wie ſehr ihm der Menſch zuwider ſei, Deeger ſtimmte ihm bei, Schnörkel dagegen vertheidigte ihn, indem er ſagte:

„Sphärenharmonie! Wenn einſt, wo die großen Prachtgebäude in den breiten Straßen ſtehen, die Spülmagd am Waſſerſtein und das perlgeſchmeidige Fräulein am Flügel dieſelbe Zunge ſingen, dieſelben Lieder ſchallen. Das iſt die Zeit der Verheißung, wo die Lämmer mit den Hirten weiden und à la Nebukadnezar Alles Gras frißt und die Nahrung als Stoffwechſel weiß.“

Wenn Schnörkel nicht redete und ſang, dann pfiff er unausgeſetzt Potpourris, und wie ſich nicht verkennen ließ, ebenſo zuſammengeſchweißt wie ſeine Sprüchwörter. Es war gut, daß man jetzt aus dem Wald tretend eine neue Begegnung hatte, wer weiß zu welcher Laune Schnörkel noch ſeine Manier getrieben hätte. Die Begegnung war eine dünne Mannesgeſtalt in ſchwarzem Gewand, die weißen Stoppeln eines Wochenbartes gaben dem abgehärmten Geſicht noch etwas beſonders herbſtlich Trübes.

„Willkommen vieltheurer Kreuzfahrer!“ rief Schnörkel, „ihr ſeht ja aus Vielgetreuer als ob euer wohledles Geſpons zwei Junge geworfen. Was ſeh' ich? Wolken lagern auf dem Libanon deiner Stirne, biſt du gar ein Leichenbitter?“ So fiel Schnörkel mit haſtigen Worten die Geſtalt an, dieſe rief endlich ſich losreißend:

„Du haſt heute wieder einen zuchtloſen Tag. Herr verzeihe meine ſündigen Worte!“ ſetzte er hinzu, die Spitzen der Finger auf einander legend, den Kopf beugend und den Blick nach oben gewendet.

„Ich werde mir's merken,“ erwiderte Schnörkel, „wem Gott ein Amt giebt, krümmt ſich bei Zeiten.“

Der Salbungsvolle reichte, den Stock in der Hand haltend, unſern beiden Freunden den kleinen Finger und hieß ſie „Willkommen in dem Herrn.“

Eugen bemerkte bald die ſeltſamen Abſtufungen, die er in der Handreichung ſeiner Amtsgenoſſen erfuhr; der Fromme reichte nur den kleinen Finger, vielleicht wollte er nur möglichſt wenig mit den Weltkindern in Berührung kommen. Der Fromme, Weiland mit Namen, erzählte unter vielen ſalbungsvollen Phraſen und nach öfteren Unterbrechungen Schnörkels wie er zum Neuntenmale „vom Herrn mit einem Kinde geſegnet worden,“ und daß er nun den Bruder Lindner in Letzweiler zum Pathen bitten wolle.

„Der Kopfrechner hat einen ſteifen Daumen, ſein Blut iſt magnetiſch für Geld und läßt's nicht los. Wo nichts iſt hat der Kaiſer ſeinen Bart verloren, vom Pathengeſchenk geh' heim und ſing' an der Wiege: mein Kind, mein Kind s'iſt Nebelrauch,“ rief Schnörkel lachend, worauf Weiland die Hand auf's Herz legend erwiderte:

„Er ſoll nur der Vater des Mädchens ſein vor dem Herrn, das iſt die beſte Mitgabe.“

„Ein Mädchen!“ rief Schnörkel, „fürwahr! ich aber ſage dir, daferne dein Cerebralſyſtem nicht mit Schuhnägeln beſohlt iſt, ſo wäre dir das beſte, du gingeſt hin und bäteſt die Schulconferenz zu Gevatter, dann hätten wir eine Tochter der Conferenz.“

Die Vier waren im Schulhaus angekommen, ſie fanden die Schulthür offen, eine Schaar junger Hühner lief in der Schulſtube umher und die Kinder waren beſchäftigt, Mücken zu fangen, ihnen die Flügel auszureißen und ſie den Hühnern vorzuwerfen; dabei hörte man mitunter aus dem Lärm einen Vers aus dem Geſangbuch, den ſie auswendig zu lernen hatten. An dem Pulte ſaß in einen Schafpelz gekleidet ſelig entſchlummert ein Graukopf mit ſpitzem Geſicht.

Bruder Weiland weckte ihn raſch und möglichſt ſanft, der Erwachte aber griff unwillkürlich nach dem Stock zu ſeiner Rechten, Bruder Weiland hielt ihn feſt und jetzt erſt bemerkte der Alte wer da war. Vor Allem griff er dann nach ſeiner Doſe und nahm eine erkleckliche Priſe. Mit Verwünſchungen über Hitze und und Schulhalten zur Sommerszeit, und mit Klagen über Kränklichkeit, die ſich durch ein pfeifendes trocknes Hüſteln von ſelber ankündigte, hieß er Alle willkommen und als Weiland ſeine Bitte vorbrachte, ſagte er mit verzogener Miene: „Geh ume, frag' Sie und ſag' gleich, Sie ſoll einen Wein 'rüberſchicken.“

Der Alte ſchickte die Kinder nicht fort, das that er nicht vor ſeinen Bauern, er hielt ſeine Stunden bis zum Schlag, er gab nur noch einen weiteren Vers zum Auswendiglernen auf und trank dann behaglich. Schnörkel neckte ihn mit allerlei Muthwille, wobei beſonders der auffiel, daß er den Alten jedesmal in Harniſch brachte, wenn er ſtatt Kopfrechnen Denkrechnen ſagte und dabei bemerkte, daß die neuen Methoden mit Recht dieſen Ausdruck feſtgeſetzt hätten. Man kam nun von ſelbſt auf die neueſte Aufgabe, die bei der letzten Schulconferenz zur Ausarbeitung gegeben war; ſie lautete: „Welches iſt die beſte Methode bei den Denkübungen?“ Der Alte ſchimpfte weidlich über das ewige Examen, aus dem die Lehrer gar nicht heraus kämen.

„Ich wüßte die rechte Antwort, aber ich darf ſie nicht ſchreiben,“ ſagte der Kopfrechner, „die beſte Unterrichtsmethode lernt man im Stall.“

Alles lachte und Schnörkel rief: „Wem Gott ein Amt giebt, darf für den Spott nicht ſorgen.“

Erſt auf vieles Bedrängen erklärte ſich der Kopfrechner dahin:

„Gut füttern iſt ein Vortheil und eine Kunſt. Man muß darauf ſehen, daß man viel in die Thiere hineinbringt und daß ſie wenig verderben. Eine Hauptſache iſt: lange füttern, das heißt in kleinen Portionen geben, dann freſſen ſie immer rein auf. Und ſtreng muß man auf Ordnung halten. Es giebt Thiere, die gern das Futter von der Raufe abreißen, auf den Boden werfen, von da auffreſſen und halb verderben. So geht's bei den Rindern und ſo bei den Kindern.“

Schnörkel ließ ſich's nicht nehmen, über dieſe „Weisheit von der Raufe“ zu ſpötteln und Bruder Weiland trat eben wieder ein, als Deeger unter aufmerkſamem Zuhören der Andern bemerkte: „Man will ſtets und jetzt am eifrigſten die alleinſeligmachende Methode finden, aber es giebt dieſe nicht und wäre ſie da, müßte ſie jeder Lehrer in jeder beſonderen Schule anders machen. Ich ſage mit unſerm alten Freunde hier: es giebt keinen beſten Pflug, der überall und für jede Bodenbearbeitung der tauglichſte wäre, und ſo giebt es auch keine beſte Lehrmethode.“

„Die Erziehung im Glauben giebt die höchſte Denkkraft," entgegnete Weiland, worauf Deeger heftig auffuhr:

„Die Religion iſt die Spitze am Bau der Bildung, die man nicht zum Grundſtein machen kann. Ein Kind, das die Kenntniß des Lebens erſt beginnt, kann nicht ſchon an deren Ende ſtehen, wo der Glaube ſich bietet; man will ein Aufgeben der Erkenntniß, bevor die Erkenntniß da geweſen oder kaum begonnen. Unſer Aller Meiſter hat den höchſten Grundſatz der Pädagogik in den ſchlichten Worten ausgeſprochen: laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht. — Ja, laßt ſie kommen, laßt ihren Drang nach höherer Erkenntniß gewähren, aber ſtoßt und drängt ſie nicht; laßt ſie kommen mit ihren natürlichen Fragen, aber reißt ſie nicht an euch und katechiſirt nicht eine fremde Welt in ſie hinein."

Die Verhandlung wurde zu einem Zwiegeſpräch zwiſchen Deeger und Weiland, Schnörkel hörte ruhig zu, er wollte vielleicht keine Anſicht ausſprechen; nur Einmal raunte er Eugen in's Ohr: „Die Rede Deegers iſt wie ein Tropfen Waſſer auf einem groben Klotz. Narrenhände kann man nicht weiß waſchen."

Endlich mahnte er zum Aufbruch und ſetzte noch hinzu: „Haſt recht Deeger. Wie man in den Wald hineinſchallt, ſieht man die Bäume nicht. Der Bannerſpruch auf meiner Standarte heißt: grau iſt alle Theorie, doch Grünes muß Heu werden."

Es war Abend geworden als man jetzt nach dem Wirthshaus ging, Weiland trennte ſich und zog heimwärts.

In der Wirthsſtube war großes Halloh, da ſaßen Männer, Frauen und Mädchen wie auf einem Jahrmarkt und hatten vollauf zu trinken. Schnörkel ward von dem Doktor, der hier Alles bewirthete, freundlich bewillkommt, unſere beiden Freunde wurden kühler begrüßt. Der Doktor erregte gewaltiges Erſtaunen bei den Bauern, indem er ihre Lieder mit den Zeichen der Schnellſchreibkunſt raſch zu Papier brachte; ſie wollten's nicht glauben, daß er das ſo ſchnell machen könne, bis er ihnen das Vorgeſagte und Geſungene vom Blatte vorlas. Die Art, wie der Doktor mit Frauen und Männern ſcherzte, erſchien Eugen immer widerlicher und Deeger gab ihm darin Recht. Sie verließen bald das Haus und gingen ſtill heimwärts.

Nach einer Weile ſagte Deeger: „Ich wollte dich dort beim Glaſe bitten, ich bin der ältere und darf es — wir können das läſtige Sie ablegen."

„Ich danke dir," erwiderte Eugen die Hand reichend und ſo ſchritten ſie lange ſtill und Hand in Hand dahin bis Eugen wieder begann:

„Die Art, wie du heute in eine einfache Converſation Chriſti ein Princip hineinpreßteſt, iſt ein theologiſches Verfahren, das uns ewig abhängig macht. Statt zu ſagen: mein Kleid ſitzt mir auf dem Leib, ſagt ihr lieber: es hängt an einem hiſtoriſchen Nagel. Dein Gedanke iſt wahr und ſchön, warum ihm aus dem natürlichen Parallelismus der orientaliſchen Redeweiſe gewaltſam eine Autorität ſchaffen?"

„Der alte Jehova," erwiderte Deeger, „hat nach dem bedeutſamen Worte dem Menſchen den Geiſt eingeblaſen, Alles war von außen kommendes Geſetz, Chriſtus, der zweite Schöpfer, hat den Geiſt aus dem Menſchen herausgeholt und ihn auferſtehen geheißen. Was du hier einfache Converſation Chriſti nennſt, das iſt grade das Höchſte. Du wirſt es ſtets finden: wo man nicht predigt und nicht lehrt, ſpricht ſich grade das natürlich Echte und Allgemeine aus, da iſt der anſpruchlos einfältige Ausdruck der Lebenswahrheit, der mehr Ewigkeit in ſich ſchließt als alles Geiſtreiche.“

„Ich könnte faſt ſagen,“ erwiderte Eugen, „ich haſſe das Geiſtreiche, weil es ſich zum wirkungsloſen Spiel hergiebt. Wir ſind aber hier an einen Punkt gelangt, wo der letzte Verſchluß des Individuellen beginnt und da bricht jeder logiſche Dietrich. Sage mir nur: biſt du in der Religion wirklich ſo gläubig?“

„Ich bin vollkommen unkirchlich, aber ich *glaube an die Gründe des Glaubens*, daß dieſe gerechte, natürliche ſind, trotzdem ſie nicht logiſch, ſondern nur geſchichtlich bewieſen werden können.“

„Und dein Bibelglaube?“

„Ich glaube nicht an die Bibel. Ich weiß nur, daß ſie uns in vielen weſentlichen Lebensdingen den rechten Weg andeutet. Die Bibel iſt das erhabenſte Volksbuch, weil beſonders in den Evangelien keine Fürſten und durch die Untergebenheit Anderer ſich hervorthuende Perſönlichkeiten, ſondern Menſchen aus dem Volke die Helden ſind. — Die Bibel lehrt in der Erziehung, daß wir uns an die Natur des Kindes halten ſollen; welches aber dieſe Natur ſei, wie ſie zu ergründen und zu lenken, das lehrt uns die Bibel nicht, das iſt hier wie in allen anderen Dingen Aufgabe der ſelbſtändigen ſtets ſich weiter erhellenden Wiſſenſchaft.“

Das waren die letzten Worte, die zwiſchen den Freunden laut wurden, dann trennten ſie ſich mit ſtillem Händedruck.

Siebzehntes Kapitel.

Am frühen Morgen ſaß Deeger mit Eugen auf der Orgel. Eugen war ein fertiger Klavierſpieler, aber das Orgelſpiel hatte er nur wenig geübt. Deeger gemahnte ſtets zur Ruhe. Eugen aber war innerlich verſtört, denn nach Ueberwindung aller äußeren Hinderniſſe glaubte er noch in ſeiner Seele einen unlöslichen Widerſpruch gegen ſeine Befähigung zum Volkslehrer zu finden. Aus dieſen Gedanken heraus ſagte er pauſemachend:

„Mir zittert das Herz im Leib, da ich die Orgel berühre, meine Gedanken ſind für alle die Unſichtbaren da unten gottlos. Und doch, Lüge und Gemeinheit herrſchen in der Welt, in der man Religion predigt; die Welt kann nicht ſchlimmer, ſie kann nur beſſer werden, wenn man ſie entreligioniſirt.“

„Und was ſollen die Menſchen dann Höheres wollen und thun?“

„Sich der Geſammtheit hingeben, unſelbſtiſch ſein.“

„Das iſt Bürgertugend, die an ſich die Religion nicht erſetzen kann, und das iſt auch kein ewiger beſtimmter Inhalt.“

„Es giebt nichts feſteres als die reine Humanität.“

„Was man ſo nennt iſt wandelbar. Du mußt einen Maaßſtab im Innern des Menſchen ſuchen und zwar einen ewigen.“

„Der liegt im Gewiſſen, im Charakter, der ſeinen Schwerpunkt in ſich hat. Sieh dir die Menſchen an, ihre Handlungen ſind unabhängig von dem, was ſie über Gott u. ſ. w. glauben, ſie handeln nach inneren Eingebungen oder Gewohnheiten.“

Nach dieſen Worten begann Eugen wieder rüſtig ſeine Arbeit, und ſie gelang ihm jetzt ſo ſehr, daß Deeger beifällig nickte. Eugen hörte plötzlich mit einer ſchrillen Diſſonanz auf und ſagte:

„Haſt du nicht Jemand die Treppe heraufkommen hören?“

„Nein. Der tolle Schnörkel hat geſtern doch eine Wahrheit geſagt: es muß dahin kommen, daß Vornehm und Gering dieſelben Lieder ſingt. Der Riß, der durch unſer Nationalleben geht, daß das ganze Denkleben der Gebildeten ſo weit ab iſt von dem des Volkes, als wären ſie durch Jahrhunderte geſchieden, der ließe ſich nur heilen durch eine erneuerte Religion; da wäre der höchſte Geiſt wieder ein poſitiv gemeinſamer.“

„Das iſt vorbei. Die Denkweiſe der Menſchen wird ſtets individueller und ſo ſchwindet nothwendig die religionsbildende Kraft. Im Staat kann der Menſch nicht unbedingt frei ſein, die nothwendige Rückſicht auf die freie Ausbreitung des Andern iſt ſeine Schranke. Im Gebiete des reinen Denkens aber muß man unbedingt frei ſein. Mache du die reinſte Erkenntniß zu einem dogmatiſch Gemeinſamen und das Verbindende wird ein Bindendes, die unbedingte Freiheit, die nur eine individuelle ſein kann, iſt verloren; ſie kann und darf nur ihre Grenze in meinem eigenen Gewiſſen haben."

„Giebt es denn aber nicht ein allgemeines Gewiſſen und muß es nicht ein ſolches als Geſetz geben?"

„Das allgemeine Gewiſſen ſoll Princip der Staatsgeſetze werden, weiter nicht."

Man hörte jetzt wirklich ein unterdrücktes Huſten, Eugen behauptete, es käme von der Treppe her, Deeger ſagte, das ſei von den balgtretenden Knaben und zwang Eugen weiter zu ſpielen, und als er trotz mehrmaligem Verſuche immer in Diſſonanzen gerieth, ſagte er ſich zurücklehnend: „Dieſe Diſſonanz ſpürt jedes Ohr, und ſo glaube ich müßte ſich auch die menſchliche Seele rein erhalten und ausbilden laſſen, daß ſie jede Schlechtigkeit und Bosheit als Diſſonanz empfände."

„O nein!" ſagte Deeger, „in der Muſik haſt du gerade ein übelgewähltes Beiſpiel; die Muſik hat durchaus keine zwingenden Bedingungen mehr, dem einen iſt hier wahrer Ausdruck der Empfindung, wo der Andere nur Unnatur, Gemachtes und Ziererei findet."

„Und in unſerm Beruf der Menſchen-Erziehung haſt du da ein unwandelbares Urmaaß?"

„Ich nenne ſie die höchſte Kunſt, von der alle anderen nur Einzelheiten, Glieder ſind, die ihr dienen; läßt es ſich denken, daß wir in ihr kein feſtes Urbild haben, ſo feſt wie der ebenmäßig gegliederte menſchliche Körper?"

„Das Ideal."

„Nein, das Ideal als ſolches iſt wandelbar, von den einander verdrängenden Syſtemen der Philoſophie und dem ſogenannten Zeitgeiſt abhängig. Der Maßſtab in der höchſten Kunſt, der Menſchenerziehung und Bildung, iſt der menſchgewordene Gott, Jeſus Chriſtus."

„Das iſt nicht der wirkliche, der Sohn des Joſeph und der Maria, der bei all ſeinem Schönen auch die böſen Geiſter in die Säue getrieben hat; du meinſt doch nur das Ideal des reinen Menſchen, wie es die Menſchheit ſich ausgeträumt und ausgedichtet und mit jenem Namen benannt hat. Die reine Urform des Vollkommenen, des vollendet Schönen in Geiſt und Leib, exiſtirt nirgends leibhaftig in einem Einzelnen, das Vollkommene iſt vertheilt in Alle. Ihr ſagt: wir Alle ſind verkrüppelte Darſtellungen des ewigen Vollkommnen, die Welt iſt unvollkommen, — das iſt wahr; wir ſagen: in uns Allen iſt die erfüllte Erſcheinung des Vollkommnen, die Welt iſt vollkommen — und das iſt auch wahr. Ich liebe und verehre auch Chriſtus, aber ich ſehe in ihm wie in Sokrates, in Ariſtides, in Luther, in Franklin und Waſhington auch die Mängel, die die Bedingungen ihrer Zeit mit ſich bringen."

Die Mienen Deegers verfinſterten ſich auffallend, indem er ſagte: „Du entbehrſt der ſchönſten Kraft und Freude: voll und ganz verehren zu können. Ich bemitleide dich."

„Laß dein Mitleid," entgegnete Eugen und ſeine Stimme hob ſich, indem er hinzuſetzte: „und frage dich:

waren denn die Griechen, die Chriſtum nicht kannten, keine ſchönen Menſchen?“

„Nein, ſie waren ſchöne Griechen, aber keine ſchönen Menſchen.“

„Glaubſt du, daß ein Jude heutigen Tages ein ſo vollkommener Menſch werden kann wie ein Chriſt?“

„Möglich, denn der Jude hat in der ganzen Zeitbildung Chriſtum, ohne ſich zu ihm zu bekennen.“

„Da hab' ich dich alſo, es iſt nicht der perſönliche Chriſtus, ſondern der ideale, den man haben muß. Du weißt, daß ſchon der Grieche Euklid darthut: es giebt keine Linie und keinen Punkt in der Wirklichkeit der Natur, und dennoch ſind dieſe idealen Abſtractionen die feſten und richtigen, nach denen wir alle Dinge meſſen und beſtimmen. Du glaubſt an Chriſtum, ich an das Ideal des reinen Menſchen und erſcheint es mir auch, wie ich wohl weiß, nie ſichtbar vor Augen; du glaubſt an das Jenſeits, ich glaube an das Diesſeits, an die Vollendung der Menſchheit hienieden und an ihre unverwüſtliche Güte; du glaubſt an Gott und verzweifelſt nicht an ihm, wenn dir auch ſeine Wege und Thaten unerklärlich und unerforſchlich ſind, ich glaube an die Menſchheit, an die Vollendung ihres Berufes zur Heiligkeit und Schönheit, wenn auch Knechtſinn und Knechtſchaft mich darin wankend machen wollen. Tauſende glauben an die Güte Gottes, deſſen unmittelbare Thaten ſie nicht kennen; ich will ſie darob nicht tadeln, aber ſie ſollten ſich auch beſcheiden, wenn wir an die Güte der Menſchheit glauben, von der ſo manche hochherzige That lebendiges Zeugniß giebt. Ja der

Glaube iſt das Unzerſtörbare, er bedarf keines Lichtes, das von außen kommt, er ſtrömt aus ſich das Licht wie jenes Wunderkind auf dem Bilde von Correggio. Du wirſt nicht einwenden, meine Glaubenskraft ſei gebrechlich, weil der Gegenſtand, worauf ſie gerichtet iſt, ein gebrechlicher; dieſe Kraft kann von keinem Einzelmenſchen, von keiner Nation getilgt werden. Die Aſtronomie lehrt uns, daß die Sterne nicht da ſtehen, wo wir ſie mit unſeren Werkzeugen ſehen, ſo auch iſt es mit den Menſchen, mit dem Lichtkern ihrer reinen Pſyche. Ich achte die Menſchen höher als ſie ſich ſelbſt achten, denn ich achte ihr höheres Selbſt in ihnen, das ſie ſo oft verleugnen. Ich erkenne keinen Menſchen über mir und keinen Menſchen unter mir. Darum laß uns nicht ſtreiten über die Gegenſtände unſeres Glaubens, ſondern die Kraft des Glaubens üben und darin einander beweiſen, wer der mächtigere iſt.“

Die Stimme Eugens dröhnte laut hinab in die leere Kirche, er predigte einer unſichtbaren Gemeinde, er ſelbſt war faſt erſchreckt, als er den Widerhall ſeiner Worte hörte; er ſtand auf und fuhr ſich mit der Hand über das glühende Antlitz. Die beiden Freunde ſprachen kein Wort mehr. Da tönte von unten eine zarte Stimme, die da rief: „Eugen Baumann, du biſt der erſte echte Menſch, den ich gefunden.“

Die Stimme klang wie die eines Engels ſo lieblich und hell, und die beiden Freunde zuckten vor Schreck zuſammen wie von einem elektriſchen Schlag berührt, Eugen hielt ſich die Hand feſt auf die Augen gedrückt, Deeger aber bog ſich über das Emporgeländer hinab und rief: „Wer iſt da?“

Statt der Antwort hörte man Jemand einige nahe Stufen der Treppe heraufkommen und die beiden Freunde ſahen erſtaunt die ſchlanke Geſtalt der Baronin mit leuchtendem Antlitz ſich emporheben.

„Verzeihen Sie,“ ſagte ſie demüthig die Augen niederſchlagend und beide Hände auf die Bruſt legend, „verzeihen Sie, daß ich mich in Ihr Heiligthum eingeſchlichen, aber ich danke Ihnen: noch nie war ich in ſolchen Mauern ſo andächtig als heute. Herr Baumann, nochmals meinen Dank für Ihre edle Empfindung, die Sie ſo ſchön ausgeſprochen.“ Sie reichte mit dieſen Worten Eugen einen Strauß von Feldblumen, Eugen empfing ihn mit dreinſtarrendem Blick; die letzte Bemerkung der Baronin, — daß er ſchön geſprochen — hatte bei allem warmen Ausdruck doch für ihn noch etwas Erkältendes, alltäglich Geſprächſames, ſo daß er ſich plötzlich in jene Geſellſchaftsregion verſetzt ſah, wo man nur unterhalten hat, während man in heiligem Apoſtelamt zu ſtehen glaubte. Erſt als die Baronin ſich an die Orgel ſetzte und mit großer Fertigkeit eine Fuge ſpielte, und wie ſprudelnde Springquellen die Töne dahinſtrömten und brausten, da leuchtete ſein Antlitz wieder. Die Töne grollten und kämpften, Stephanie nahm Thema und Mittelſtimmen in die rechte Hand und die Bäſſe in der Linken murrten dagegen und mußten ſich doch fügen und endlich mit einſtimmen als die Flötentöne immer herrſchender wie Seraphklänge wurden. Mit einem mächtigen Satz in unbeweglichen Bäſſen, wobei die höheren Töne wie Wellen ineinander ſpielten, ſchloß ſie endlich und ſtrich ſich mit beiden Händen die Locken aus der Stirn.

Nach Frauenart hatte ſie trotz der Vollendung ihr eigenes Spiel zu tadeln und klagte über Deeger, der es verhindert habe, während der Pfarrer gar keine Einwendung gemacht, daß ſie öfter auf der Orgel ſpiele; ſie liebe die Orgel ſo ſehr, das gebe volle umfangreiche Töne, nicht ſo dünne wie das Klavier. Deeger bekannte offen, daß er nicht zugeben dürfe, das gottesdienſtliche Inſtrument, das dem Volke heilig ſein und ihm beim Lautwerden ſtets eine Rührung erzeugen müſſe, zu künſtleriſchen Uebungen zu verwenden.

„Zumal einer Ketzerin, die nie zur Kirche kommt,“ lächelte die Baronin. Deeger erwiderte nichts hierauf, ſondern ſagte Eugen, daß er auf dem Schloſſe der Baronin eine Phisharmonika finde, wo er ſich am beſten üben und die vollendetſte Lehrerin haben könne. Stephanie ging willig darauf ein und lud die beiden Freunde zu Tiſche. Eugen nahm die Einladung an, während Deeger ſie ablehnte.

„Er kommt nie, außer in Geſchäften,“ ſagte ſie zu Eugen gewendet und ſie hatte Recht; denn Deeger hatte ſich vorgeſetzt, ſich durchaus in kein geſellſchaftliches Verhältniß zur Baronin ziehen zu laſſen und hielt ſtreng an ſeinen Vorſätzen. Die Thurmuhr ſchlug acht. Mit der Bemerkung Deegers, daß er nun nach der Schule müſſe, verließen die Drei die Kirche.

Eugen mußte der Aufforderung willfahren, die Baronin nach dem Hauſe Lehnerts zu begleiten, wohin ſie eben hatte gehen wollen, als ſie durch das Orgelſpiel in der Kirche aufgehalten wurde.

Lehnert und ſeine Frau waren im Feld, das älteſte Mädchen in der Schule, der kleine Engelbert, wieder friſch und munter, hütete ſein kleines Brüderchen. Eugen und Stephanie ſahen ſich verwundert an, als ſie ſo abgeſchieden in der kleinen Behauſung mit den Kindern allein waren.

„Ich errathe Ihre Gedanken,“ ſagte Stephanie, „Sie denken: könnten nicht zwei Menſchen wie wir auf ſolch einem kleinen Bauergütchen glücklich ſein?“

„Und wenn ich das dächte, iſt es unwahr?“

„Amour et Chaumière! Sie ſind ein Schwärmer. Ich habe Ihnen ſchon geſagt, Sie dürfen nie heirathen, Sie würden ſich in die kleine Exiſtenz verpuppen.“

Stephanie ſagte dem Engelbert, daß er ſie oft beſuchen müſſe. Erſt durch inſtändige Bitten Eugens, daß ſie den Knaben ſich nicht zu einem Spielzeug machen und vielleicht verderben ſolle, gab ſie endlich nach, indem ſie ſagte: „Ich ſage mein Wort nicht, aber — ein Monſtrum ſind Sie doch.“

Eugen erzählte unter Lachen von einem andern Monſtrum, von Schnörkel, und wie ein Kind in die Hände klatſchend rief Stephanie:

„Der muß meine Jetti, das Kammermädchen, das Sie geſehen haben, heirathen; ſie hatte eine unglückliche Liebe mit einem preußiſchen Feldwebel, und gebrannte Kinder kann man nicht weiß waſchen,“ ſetzte ſie ſchnell im Geiſte Schnörkels hinzu.

Achtzehntes Kapitel.

Aus hohem, mit ſchönen Bildern und Statuetten geſchmückten Saale, durch blanke mannshohe geſchliffene Scheiben, ſieht ſich doch Landſchaft und Himmel ganz anders an als aus niederen dumpfen Stuben mit halbblinden Gläſern, die noch dazu durch die vielen Einrahmungen den Ausblick durchſchneiden; beſchirmt vor jeder Unbill des Wetters, betrachtet man hier die Natur draußen doch wie aus freier Lufthöhe.

Das dachte Eugen, als er allein vor dem Schloßbalkone ſtand, nachdem er ſich eine Weile auf der Phisharmonika geübt hatte.

„Stört ſie der Lori nicht?" fragte die eintretende Stephanie und reichte dem weißen Papagei, der auf ſeiner Stange ſaß, ein Stück Zucker. Eugen verneinte und Stephanie fuhr fort:

„Ich ſtudire den Lori, er ſitzt meiſt ſtumm und gedankenvoll und ſehen Sie was er für ein ernſthaftes Geſicht macht. Jedes Thier hat doch etwas Geſpenſterhaftes und gäbe es wirkliche Geſpenſter, ich würde ſie aufſuchen, wenn ich ihre Adreſſe wüßte."

„Machen Sie ſich nicht gewaltſam bizarr?" fragte Eugen, Stephanie ſchüttelte den Kopf verneinend und lächelte. Sie führte dann Eugen durch die in geſchmackvoller Pracht eingerichteten Gemächer, in denen es aber auch an blos ſeltſamen Spielereien nicht fehlte.

Eugen zeigte ſich von alledem weder verblüfft noch verwundert, und als ſtreife er mit gleichgiltiger Hand die Nippſächelchen von Schränken und Glasgeſtellen, ſagte er:

„Je unfreier und politiſch träger eine Nation und Zeit, umſo mehr vergeuden die Arbeitenden ihre Kraft an mühſame Spielereien, ſtatt ſchöne Nützlichkeiten zu bilden, und die Genießenden haben auch nichts als privaten Müßiggang; alle dieſe Cauſeuſen, Sylphiden- und Wiegenſtühle zeigen doch nur, wie mühſam man ein unthätiges Leben verbringt.“

„Sie haben recht,“ fiel Stephanie ſchnell ein, „mein Oheim — er läßt Sie grüßen, er iſt in's Bad gereist — mein Oheim neckt mich noch oft über ein Wort von mir. Als ich mit unſäglicher Mühe all den Plunder hier herbeigeſchafft und aufgeſtellt hatte, war ich einmal Abends davon ſo müde, daß ich ſagte: „Ich wollt', ich wär ein friſcher Tyrolerbub und hätt' ein gut paar gemslederne Hoſen an und ſäß' bei meinem Schatz auf der Ofenbank.“

Eugen mußte laut lachen über Ton und Art dieſes Wunſches.

In dem einfenſtrigen mit grüner Seidentapete überzogenen und durch unſichtbare Tapetenthüren ſchön abgeſchloſſenen Leſekabinet ſaß die Tante Bonbonniere, ſtrickte, ſchmatzte und las; ſie dankte dem Gruß der Eintretenden nur mit ſtummem Kopfnicken. Eugen fiel hier ein ſeltſamer Hausrath auf, es war dies ein offenbar gebrauchter Knieſtuhl mit ſchönem Schnitzwerke, der wohl aus einer Kirche ſtammte; mehrere Bücher lagen auf dem gepolſterten Simſe deſſelben aufgeſchlagen.

„Beten Sie hier oder was iſt das?“ fragte Eugen.

„Ein ſehr geſcheites Machwerk,“ erwiderte Stephanie. „Die katholiſche Kirche iſt die klügſte, ſie verſteht Seele und Körper am beſten. Probiren Sie's eine zeitlang und Sie werden ſehen, es giebt keine angenehmere, den Körper erfriſchendere Stellung als das Knieen. Wenn ich im Sitzen und Liegen ermatte, kniee ich eine halbe Stunde oder länger und ich bin wieder friſchauf. Unſere neuen Materialiſten werden ſich's nicht träumen laſſen, daß ſie knieend ſtudirt werden.“

„Nun wird nichts mehr von Ihnen überraſchen, ich bin auf Alles gefaßt!“ ſagte Eugen. Die unwilligen Blicke Stephanie's erheiterten ſich indeß, als er auseinanderſetzte, wie fruchtreich und erquickend unſer Daſein wäre, wenn zu jeder Stunde die in uns ruhende Kraft die entſprechende Thätigkeit gewänne, während wir jetzt immer nur momentan und mit unſerm halben Leben arbeiten. Stephanie wollte die Befürchtung Eugens nicht gelten laſſen, daß wir uns dann wohl auch zu raſch aufreiben würden, ſie dankte ihm mit aufrichtigen Worten, daß er ihr manchen unklaren Gedanken erhelle.

Als ſie in die glasbedeckte und reich mit Blumen geſchmückte Veranda gekommen waren, hatte es Stephanie darauf angelegt, Eugen zu einer Wiederholung ſeiner Apoſtrophe in der Kirche zu bewegen. Eugen aber ſagte: daß man hier nicht da capo verlangen könne, wie bei einer Bravour-Arie mit einſtudirten Gurgeleien; es war ihm überhaupt zuwider, den momentanen Erguß jetzt weiter geführt zu ſehen, er ſuchte abzulenken, indem er ſagte:

„Alles Echte iſt individuell, ja ſogar momentan individuell. Die Litanei war im erſten Entſtehen ein natürlicher perſönlicher Ausdruck, ſie ward erſt durch Wiederholung zum Singſang, zur Formel, überhaupt zur Litanei. Sobald man über das Individuelle hinausgeht, beginnt das Mechaniſiren, deſſen Vollendung und reinſte Conſequenz die katholiſche Kirche iſt.“

„Das freut mich, daß Sie auch ein Feind der Conſequenz ſind,“ rief Stephanie.

„Wie denn?“

„Die Conſequenz iſt nichts als der lächerliche Ahnenſtolz der Gedanken oder Thaten. Da will kein Gedanke ſagen: ich bin da und es geht euch nichts an, woher ich ſtamme, nein, er beweist uns, daß ſein Vorfahr ſchon ein tapferer Degen war und auf einem Concil oder bei irgend einem akademiſchen Turnier ſiegreich gefochten habe.“

„Und im Leben anerkennen Sie auch keine Conſequenz?“

„Nein. Ich bin kein Pferd im Mühlrad. Das Leben iſt eine Reiſe, ich ſehe einen Gedanken und einen Ort heute zum Erſten und Letztenmal. Die Conſequenz wird meiſt zur Heuchelei vor uns ſelbſt, man zwingt ſich heute dieß zu ſein, weil man geſtern das war. Sie glauben z. B. Schullehrer bleiben zu müſſen, weil Sie es einmal ſind. Das ewig Geſtrige zieht uns hinab. Wenn ich mir meine Vergangenheit denke, komme ich mir wie mein eigenes Geſpenſt vor. Darum bin und denke ich immer was ich mag. Nicht wahr, das iſt doch individuell?“

Eugen hatte viel Mühe, ſeine Ausſprüche vor Mißverſtändniß zu bewahren und darzuthun, daß durch die Verlegung des Schwerpunktes in den individuellen Charakter die Haltung, das Geſetz nicht aufgehoben, vielmehr lebendig begründet werde.

Wie er geſagt hatte, es gab von Stephanie nichts Auffallendes mehr und immer mußte er mit getheilter Empfindung die ſeltſamen Energien dieſes Weſens beobachten. Sie war eine meiſterhafte Lehrerin und Eugen machte raſche Fortſchritte unter ihrer Leitung. Sie wollte ihn für ihren Plan gewinnen, auf den Dörfern umherzureiſen und den Bauern Orgelconcerte zu geben. Eugen hatte aber ſchon gelernt, daß es ihr faſt mehr darum zu thun war, Plane zu haben und ausführlich darzulegen, als ſie in der That in's Werk zu ſetzen; ſie hatte an dem Gedanken daran ſchon zum größten Theil ihr Genüge. Als ſie ihm jetzt den Plan vorlegte, das ganze Land zu einem offenen ſinnreichen Buche zu machen, indem man jedem Dorf einen Wahlſpruch, ein Wahrzeichen gebe in einer Aufſchrift, die man aus den Sinnſprüchen unſerer Dichter wähle, betheuerte ſie, die Metallbuchſtaben auf eigene Koſten prägen und an Rathhäuſern und Schulen befeſtigen zu wollen.

„Wäre es nicht gerathener,“ ſpottete Eugen, „dieſe Propaganda auf die Deviſen in den Knallbonbons anzuwenden?“

„Sie ſind doch ein häßlicher Menſch!“ entgegnete

Stephanie ernſthaft böſe, „Ihre eigenen Capricen ſind lauter Heilige, die man adoriren muß; aber fremde Plane gelten nichts vor dem Angeſichte des Herrn Baumann.“

Sie zürnte ernſtlich. Eugen fand indeß bei der erbetenen Vorzeigung der geſammelten Wahlſprüche Veranlaſſung genug, ſein hartes Verfahren wieder auszugleichen.

Das rückhaltloſe Weſen Stephanie's, das bei aller ſcheinbaren Koketterie doch wieder nichts davon hatte, und gar keine Rückſicht auf Gefallen bei Anderen nahm, gab Eugen viel zu denken und zu grübeln. Stephanie lenkte wie natürlich noch oft das Geſpräch auf die Aeußerungen, die ſie von Eugen in der Kirche vernommen, und wie ſie begierig ſei, deren Bethätigung im Leben zu ſehen. Trotz der gemachten Erfahrungen ließ ſich Eugen von ihrer lebhaften Theilnahme zu der Darlegung hinreißen:

„Wir müſſen dazu kommen, über die Oppoſition und die Zerſtörung des Alten hinweg neue ſchöne Formen für unſer wirkliches Denken und Empfinden zu gewinnen. Wir müſſen wieder naiv genug werden, für die neuen innerlichſt gehobenen Stimmungen Feſtgewänder zu wirken und anzulegen. Die Religion hat ihre Symbole auf die Hochpunkte des Daſeins geſtellt, wo der Menſch nach äußerlicher Kundgebung ſeines Innern ſich ſehnt; bei der Geburt eines Kindes, bei dem bewußten Eintritt in's Leben, bei der Einswerdung mit einem andern, bei der Hochzeit und bei dem Abſcheiden aus dem Wirken und Empfinden, beim

Tode, da hält die Kirche ihre feſten Formen bereit; es gilt, daß die Humanität gleiche gewinnt, die der lebendige perſönliche Ausdruck des hocherregten Herzens ſind. Erſt dann wird die Freiheit eine wirkliche!"

Es giebt Menſchen, die eine ſo eigene tempelhaft heilige Regung empfinden, daß ihre Worte von den Hörenden in ihre gewohnte Bedeutung überſetzt, unmittelbar einen andern Inhalt gewinnen, ſo daß keine noch ſo eifrige Erklärung und Darlegung ausreichen will. Das fühlte Eugen, als er auf die vielen Einwendungen der Baronin ſich den Mund ſchäumend geſprochen und endlich abbrechend hinzuſetzte:

„Es läßt ſich Niemand etwas ganz geben, Jeder verſetzt Speiſe und Trank mit ſeinem eigenen Speichel."

Stephanie ſchalt ihn über das unſchöne Bild und wußte ihn ſo in neue Erklärungen zu verſtricken, daß er einmal ſagte:

„Ich meine, es ſollte Niemand mehr guten Morgen und dergleichen ſagen, keine angenommene Form, ſondern nur das ausdrücken, was er eben gerade empfindet. Dadurch allein wäre die Lüge im Großen und Kleinen zu zerſtören."

Mit dieſem Kleinſpalten ſeiner ausgreifenden Plane hatte er Stephanie eine handliche Nippfigur übergeben, die ſie poſſirlich umkleidete und allerlei Reden an ihren Vater Don Quixote halten ließ.

Eugen mußte lachen über die poſſirlichen Abſprünge der Baronin. Eine Minute darauf konnte man aber wieder Ausſprüche eines kindlich reinen und hohen Herzens von ihr hören und jetzt ſchien ſie das was

Eugen wollte, plötzlich zu begreifen, denn ſie entgegnete:

„Ihr Verlangen nach neuen auf den Leib angemeſſenen Prieſtergewändern und neuen individuellen Weiheformen iſt doch weiter nichts als ein ſentimentales Heimweh nach Angewöhnungen von der Kirche her. Die brauchen wir nicht mehr. Sehen Sie dort die Kirchthurmſpitze? Das iſt die erſte unterſte Stufe, da ſtellen wir uns hin und fliegen hinan in den freien Aether.“

So fühlte ſich Eugen angezogen und abgeſtoßen faſt zur ſelben Zeit.

Wenn er vom Schloß herab in's Dorf kam, war es ihm, als ob er aus einem Zauberbann in die wirkliche Welt träte. Was wußten und wollten alle die Menſchen, die hier ihrem Tagewerk nachgingen, von all den Hetzjagden und Koboldsſpielen eines müßigen Denkens?

Deeger war verſchloſſener als je.

Am Sonntag Morgen ſpielte Eugen zu großer Verwunderung Deegers beim Gottesdienſt faſt ohne Fehler. Es hatte Aufſehen erregt, daß die Baronin heute in die Kirche gekommen war; ſie lobte beim Ausgange Eugen und wollte ihn mit zu Tiſch nehmen, ſie hatte noch mehrere Gäſte. Eugen hielt die beiden Kinder Lehnerts, die ſich ihm vertraulich angeſchloſſen, hüben und drüben an der Hand; er erklärte, daß er bei Lehnert zu Gaſte ſei und verabſchiedete ſich ſeltſam froſtig bei der Baronin.

Troll, der vor der Kirchenthür gewartet hatte, war Eugen wieder gefolgt, und als er ihn nun der Baronin zurückbrachte, wollte dieſe ihm den Hund ſchenken. Eugen dankte, da ſolche Geleitſchaft für ihn nicht ſchicklich ſei. Durch dieſe Umkehr und den herzlichen Dank für das Anerbieten hatte der Abſchied noch einen gewiſſen innigen Ausdruck gewonnen. Stephanie hatte ihm etwas ſchenken wollen, was ihr täglich Vergnügen bereitete; das war mehr als eine gewöhnliche Gabe.

Seinen Gaſtfreunden folgend überdachte Eugen, daß Troll doch vielleicht ſein Schatzhauſer ſein könne, den er vor einem Jahr noch beſeſſen hatte; er hatte abſichtlich vermieden, darnach zu fragen, weil ihn der kleinſte Umſtand verrathen konnte. Eugen mußte in ſich hineinlächeln bei dem Gedanken, daß der Hund, wenn er reden könnte, ihn bei ſeinem Namen rufen würde.

Bei Lehnert ging's luſtig her, er hatte ſich ſeine rechte Freude wie die von Eugen geſchenkte Cigarre auf Sonntag aufgehoben.

Nur ein ein heimiſch geborner Magen kann ermeſſen, wie wohl es in Oberdeutſchland bei Sauerkraut und Spätzle und dem „ſüffigen“ Landwein zu Muthe iſt, und Eugen konnte es nicht verhindern, daß oft und oft auf das Wohl ſeiner Zukünftgen angeſtoßen wurde und Lehnert und ſeine Frau verſprachen ihm, zur Hochzeit zu kommen.

Als er nach der Mittagskirche im Wirthshaus Abſchied nahm, reichte ihm Alles mit eben ſo aufrichtigem Bedauern als Glückwünſchen die Hand.

Eugen wußte erſt jetzt, und das noch nicht ganz, wie heimiſch er hier geworden. Es giebt Menſchen, denen man ſo gern Alles thut, man weiß nicht recht warum, liegt es im Klang ihrer Stimme, oder in der Art, wie ſie etwas heiſchen. Die Wirthsleute und die Dienſtboten hatten Eugen lieb und waren ihm willfährig; er hatte für ſie etwas Anheimelndes, das noch erhöht wurde, da man es von ſeinem gebieteriſchen Anſehen nicht ſo erwartet hatte.

Wie von den Grüßen und Segenswünſchen der Einwohner getragen ging Eugen das Dorf hinaus; Deeger geleitete ihn. Als er gegen dieſen äußerte, wie er in den acht Tagen ſeines Hierſeins hier ſich ſo zu Hauſe fühle, daß er wünſche, ſtatt ſeiner hier bleiben zu dürfen, entgegnete Deeger:

„Laß dich das nicht irren, es ſind gute und ſchlechte Menſchen, du würdeſt gleich in einem ganz andern Verhältniß zu ihnen ſtehen, viel rauhere Seiten kennen lernen, wenn du hier Lehrer würdeſt. Vergiß das nicht, wenn du nach Erlenmoos kommſt und — du kommſt aus der Stadt, nimm meine Erfahrungen an: das Landvolk verträgt es nie auf die Dauer, daß man ſich als ſeinesgleichen hinſtellt; vermeide das ja und du bewahrſt dich vor den üblen Conſequenzen.“

So ſchwer es ihm auch wurde, Eugen durfte und konnte eine Wahrheit in dieſer Bemerkung nicht anerkennen; es that ihm wehe, daß auch Deeger eine gewiſſe Ariſtokratie für nöthig hielt, dennoch dankte er ihm für ſeine getreue Hingebung und ſagte:

„Wir ſind eigentlich nahe Nachbarn, ich laſſe mich dünken, wir wohnten in einer meilengroßen Stadt, ich werde dich oft beſuchen.“

„Glaube dir das ja nicht,“ erwiderte Deeger kopfſchüttelnd, „wir Gebildeten können oft nicht begreifen, daß man auf dem Lande die Entfernungen ſo hoch anſchlägt und ſich faſt nie aus bloßer Geſellſchaftsneigung aufſucht. Wer aber keine andere Equipage hat als Schuſters Rappen, macht bald an ſich die Erfahrung, daß er nicht leicht vom Fleck kommt, und das hat auch ſein Gutes, man muß ſich in ſeinem nächſten Umkreis genügen, um wahrhaft heimiſch zu werden an die Scholle geklebt ſein.“

Deeger ſtand jetzt ſtille und ſagte:

„Ich möchte dir gern noch ſo viel mit auf den Weg geben.“

„Nur zu,“ ermunterte Eugen, und Deeger fuhr fort:

„Ich klaſſifizire nicht gern und ſperre die Menſchen nicht in das Gehege einer Kategorie, aber du biſt offenbar ein Idealiſt und mußt dich vor den Nachtheilen dieſer Richtung hüten; der Idealismus hat wiſſenſchaftlich und moraliſch, intellectuell und thatſächlich, in der Regel kein kleines Geld.“

„Wie meinſt du das?“

„Ihr könnt leicht Großes lehren und auch ſelbſt vollbringen, aber nicht leicht zweckentſprechend das unſcheinbar Einzelne; ihr habt kein klein Geld.“

Eugen fühlte ſich von dieſen Worten ſchmerzlich berührt. Das Auge zuckt zuſammen, auch wenn eine Freundeshand ihm zu nahe kommt. Erſt nach einer Weile ſagte er:

„Wir wollen ſehen. Die That iſt die beſte Beweisführung.“

„Darf ich dir noch etwas ſagen?“ fragte Deeger wieder.

„Du wirſt mich ſtets dankbar für alles Wohlgemeinte finden.“

„Ich frage nicht nach deinen Schickſalen, die ſind dein. Wie ich dich aber zu kennen glaube, merke dir für den Unterricht deiner Kinder: man kann in fremdem Körper bereitetes Blut nicht einem andern als Lebensſaft einſtrömen; man kann ihm nur Speiſe geben, die er ſelbſt organiſch verarbeiten muß. Und nun leb' wohl und verzweifle nie.“

Sie ſchüttelten ſich die Hände und trennten ſich.

Auf dem Berg am Saum des Waldes ſaß Eugen und ſchaute hinüber nach dem Schloß, wo jetzt die Baronin vor ebenbürtigen Standesgenoſſen ihre geiſtigen Balletſprünge machte, vielleicht mußte der blöde Schulmeiſter von Erlenmoos darin als komiſche Perſon auftreten. Nein, das kann ſie doch nicht — ſagte Eugen. Er ſchaute hinab nach Röthhauſen, da lagen die Häuſer ſo friedlich zuſammengedrängt hüben und drüben wie aufgereiht an der Schnur, die die helle Straße bildet, und rings umher dehnen ſich die nahrungbietenden Felder. Eugen überdachte, welch' ein reiches Leben zwiſchen und in den Häuſern ſich bewegt, und wie hier ſtill verborgen ein hochherziger Menſch ſein Daſein vollendet. Dort weiter hinaus liegt das Dorf und dort ſchaut der Kirchthurm von Letzweiler aus dem Vorberg hervor und immer weiter ſchaaren ſich Menſchenwohnungen bis an die blauen Berge.

O weite ſchöne Welt, wer faßt deine ganze Kraft mit all den tauſend Leben! Er gedachte an ſeine eigene thätig ſtille Zukunft, und freudig erglühten ſeine Wangen: jenſeits dieſer Wälder ſollte er eine neue Heimath finden. Er wäre ihr gern entgegen geflogen wie einer Braut, er begriff jetzt nicht, wie er ſo lang auf dem Wege zögern und weilen konnte und vergaß, wie er das Alles mußte; ihm war's, als grüßten ihn von fern liebe Menſchenſtimmen, Glockenklang und jubelnder Sang rief ihm Willkommen.

Muthigen Schrittes zog Eugen ſeines Weges, die Schwalben über ihm in der blauen Luft zwitſcherten hell in ihrem kreiſenden Fluge; wenn alle Vögel verſtummt ſind und die Zeit des Wanderfluges naht, da iſt es, als ob die Schwalbe, die zur Sommerszeit faſt ſtill iſt, jetzt mit ſich ſelbſt ſpräche. Seiner neuen Heimath zuſteuernd erhob ſich leichtbeſchwingt die freudige Hoffnung in der Bruſt Eugens.

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Im Morgenſchimmer ſitzt ein kleiner Vogel am Felſenrand, er ſchaut hin und her, der Bach rauſcht drunten in leichten Nebel gehüllt, die Dörfer ſchlafen noch, Gras und Blume glitzert im Thau, der Vogel drückt die Füßchen an und hebt die feuchten Schwingen; er fliegt herüber über das Thal, wer weiß, wo er ſich ſetzen wird? Und wo er ſich auch niederläßt, er faßt den Zweig mit ſichrem Fuß, bangt nicht ob ſeines Schwankens. O! Wer ſo frei ſich ſchwänge, ſo feſt ſich hielte!

So ſtand Eugen betrachtend beim erſten Morgenſtrahl am Bergweg und ſchaute hinauf nach dem Felſen, wo ein Vogel weggeflogen. Eugen hob die Hände hoch empor, als grüßte er in Andacht eine unfaßbare Welt, dann ſchritt er rüſtig und hellen Blickes in den Wald hinein.

Er hatte nichts bei ſich als den unverſiegelten Pack Bücher, die ihm Stephanie nebſt einem Brief an den Baron Kronauer mitgegeben, das war hinderlich im

Gang, er löſte den Pack auf und ſteckte die Bücher ohne hineinzuſehen in verſchiedene Taſchen.

Noch einmal kam der Zweifel über ihn und Stimmen riefen: laß ab, noch iſt es Zeit, was ſoll dein tollkühnes Verfangen? Wie willſt du unter immer drohenden ſchweren Gefahren einen Beruf vollenden, zu dem dir noch alles Geſchick abgeht? Und iſt es nicht Schwärmerei und Gefallen am Abenteuerlichen und opferſt du dich nicht ſchließlich der bloßen Phraſe: ich will mich dem Volke hingeben? Darum flieh! Noch iſt es die höchſte Zeit . . . Eugen ſtand ſtill und horchte der andern Stimme, die da ſprach: Gehorſam dem feſten Vorſatz, dem eingeborenen Sohne der Erkenntniß; die Stirne, die in freudiger Zuverſicht glänzt, die ziert der Siegeskranz gewiß, und berührte er erſt die todten Schläfe. Dort iſt mein Beruf, der mich mir ſelbſt getreu macht. Aus dem tiefſten Grunde quillt mir die Gewißheit: ich kann nicht untergehen auf meinem jetzigen Wege . . .

In dieſer Selbſtgewißheit verfolgte Eugen ruhig ſein Ziel. Er hatte nicht umſonſt vor wenigen Tagen den Schwerpunkt im Gewiſſen ſo ſehr betont, er hatte an ſich erfahren, daß ihn dieſes noch nie getrogen; die Gefahren, die jetzt noch nicht von ihm gewichen ſind, hatte er ſich zugezogen, da er im Widerſpruch mit ſich ſelbſt und weſentlich durch Zureden und Einwirkung von außen gehandelt hatte. Dennoch zürnte er mit ſich über die jüngſt vergangenen Tage, er hatte ſich in Gebiete hineinziehen laſſen, die er zur Seite laſſen wollte. Die grübelnde zerfaſernde Reue wollte er aber nicht kennen, ſondern wendete feſt ſeinen Blick der Zukunft zu. „Es giebt kein Geſtern,“ lächelte er wieder vor ſich hin und die Menſchen, die ihm begegneten, dankten ſeinem Gruß herzlicher als gewöhnlich, ſie mochten im Klang ſeiner Stimme einen Inhalt herausfühlen, der mehr ſagte als die einfachen Worte.

Mitten aus aller Beklommenheit ſeines Herzens gewann er den freien geiſtigen Ausblick, daß er bunten Sandſtein, Muſchelkalk und Keuper, und all die Mannigfaltigkeit und ſchöne Scenerie beobachten konnte, die ſich immer da aufthut, wo das Gebirge die Ebene berührt.

Es war Mittag, als Eugen auf der letzten Anhöhe unter einem geſtützten Apfelbaum ſtand, der Baum war ſchon ſeiner ſchweren Früchte beraubt, aber die Stützen ſtanden noch. Weit öffnete ſich die Landſchaft und dort an jener Ecke von Rebenhügeln waren die erſten Häuſer von Erlenmoos ſichtbar. Die weiße Kirche mit ihren ſchimmernden glaſirten Ziegeln ragte über dem Hügel frei heraus, ſie ruhte wol auf einer andern Anhöhe, die man von hier aus nicht ſah und es war, als würde ſie von unſichtbarer Hand in die Luft gehalten, ſo frei hob ſie ſich am blauen Luftkreis ab. Zwei Pappeln, die am Fuße des Hügels ſtanden, von dem ein altmodiſches großes Gebäude herniederſchaute, kündeten ſich wie Wahrzeichen unter dem ſonſt niedern Gehölze an. Kopfweiden ſtanden hüben und drüben am Bach, der ſich durch die Thalwieſen hinzog und da und dort blinkte das Waſſer vom Sonnenſtrahl getroffen. Eugen hatte ſich unter den Baum geſetzt und ſchaute lange hinaus ...

Als er ſich in der Nähe umſchaute, ſah er im Stoppelfeld einen Bauern im ſchmutzigen Hemd und grauleinenen kurzen Hoſen, der neben dem mit zwei Kühen beſpannten Garbenwagen ſtand. Er nahm ſich eben den dreieckigen Hut ab, wiſchte ſich mit dem Ermel den Schweiß von der Stirn und kratzte ſich verzweifelt hinter'm Ohr: „Nur noch einmal tapfer!“ rief er jetzt einer Frau und einem barfußigen buckligen Mädchen zu. Die Drei ſtemmten ſich an die Räder, ſchoben und ſchrieen, der Mann ſchob und peitſchte dabei die Kühe zugleich, aber der Wagen ging nicht von der Stelle.

Mit dem Gedanken der Hülfe durchflog es auch zugleich wie ein Blitz Eugen: da haſt du deine perſönliche Weihehandlung für den Eintritt in das neue Leben. Er warf ſchnell Hut und Rock ab, und ſeiner mächtigen Kraft gelang es, das Fuhrwerk flott zu machen und den Rain herauf nach der Straße zu bringen.

„Ich danke euch,“ ſagte er im frohen Gefühl, daß ſich ihm hier zum Eintritt in das Dorf eine Hülfeleiſtung dargeboten hatte; er wußte ſelbſt nicht, wie das Wort ſeinen Lippen entfuhr.

Der Bauer ward ſtutzig und ſagte verdroſſen:

„Ho ho, laßt mich nur vorher ausſchnaufen, ich bin gebrechlich und kann mich nicht ſo ſchnell verſchnaufen; ich hätt' meinen Bedank nicht vergeſſen, brauchet mich nicht daran gemahnen.“

„Das wollte ich nicht.“

„Ja ja, die vornehmen Herren meinen, wenn ſie Einem einmal ein bisle aufhelfen, man ſoll jetzt nur gleich ſchnell wieder zum Dank vor ihnen auf die Kniee fallen."

„Ich bin kein vornehmer Herr, ich bin euer neuer Lehrer."

„So?" dehnte der Bauer und drückte den Hut, den er bei den letzten Worten aufgeſetzt, noch feſter in den Kopf, „So? Ihr ſeid wohl von Wartenweiler gebürtig?"

„Ich bin aus der Hauptſtadt. Ich verſtehe Euch nicht."

„Werdet's ſchon verſtehen, wenn Ihr in's Dorf kommet. Behüt's Gott" ſchloß der Bauer und fuhr ab, während Eugen zurück nach Hut und Rock ging.

Die erſte Begegnung ſchien bereits nicht ſo willfährig wie in Röthhauſen, und Eugen gedachte jetzt, daß die gewohnten Umgangs- und Grußformen doch ihr Gutes hätten: man kann ja nicht immer den Menſchen die ganze Breite der Empfindung erklären, aus der ſich ein einzelnes Wort ablöst. Darum hatte ihn der Bauer ſo grob mißverſtanden. Wenn aber Alle dieſem ähnelten, ſo herrſchte von der Revolution her ein aufrühreriſcher Sinn, der ſich im Kleinen und ohnmächtig verbiſſen nach innen kehrte.

Eugen hatte ein eigenes Urtheil gewinnen und ſich kein fremdes impfen laſſen wollen, darum hatte er ſich weder bei Deeger noch ſonſt auf unmittelbare Kundſchaft über die Zuſtände ſeines Dorfes gelegt. Jetzt wäre das doch von Nutzen geweſen.

Wie war es ſo ſtill auf der Straße, die Menſchen ſaßen da und dort unter einem Baum und aßen oder ruhten eine Weile nach dem Eſſen. Auf dieſem Acker waren ſchon dunkle großſchollige Furchen gezogen und die Sonnenſtrahlen durchdrangen den nährigen Boden, und während man auf dem benachbarten Acker erſt erntete, wurde auf dem andern ſchon Reps geſäet für den nächſten Frühling und zwar nicht breitwürfig, ſondern auf aufgepflügten Erdbalken. Die Naturbedingung eines gedeihlichen Feldbaues — wenn man als ſolche gelten läßt, daß es keinen Acker geben ſolle, auf dem nicht ein geladener Wagen umwenden kann, ohne des Nachbars Gebiet zu berühren — dieſes Erforderniß ſchien hier oft überſchritten. Indeß fehlte es auch nicht an großen Ackerflächen. Die Aehrenlagen wie die Stoppelreihen zeigten, daß man hier mit der Gabelſenſe die Aehren ſchnitt und ſich nicht mehr mit der Sichel niederbeugend abmühte.

Es war nicht ſonntäglich in der Landſchaft und eben das freute Eugen. Er hatte es abſichtlich ſo eingerichtet, daß er die Seinen nicht zuerſt am Sonntag, geſchmückt und in Ruhe, kennen lerne, ſondern am rauhen Werkeltag, ohne alle täuſchende Verſchönerung; er überraſchte ſie „mitten im halben Tag,“ wo es kein müßiges Sein und Aufſchauen giebt.

Die Gemarkung ſchien groß, es dauerte noch eine gute Weile, bis Eugen das erſte Haus erreichte.

Zweites Kapitel.

Der kleine Bach, der wol hinter dem Haus aus dem Hügel quillt, ſpringt wie durchleuchtetes Kryſtall über das Mühlrad, die Mühle klappert.

Hinter dem Garten, der von einem lebendigen friſch geputzten Zaun umhegt war und für einen Bauerngarten einen ungewöhnlichen Blumenreichthum zeigte, aus dem jetzt die Aſtern aller Farben hervorſtachen, dort an der offenen Scheune, deren tiefdunkler Hintergrund wie eine Höhle in den lichten Tag hinein ſich öffnete, dort ſaß eine ſtattliche wohlbeleibte Frau von einer Schaar Kinder umgeben, die allerdings nur einem phantaſtiſchen Auge wie Genien erſcheinen konnten, obgleich die hellgrünen Ranken, die ſie in wunderlichen Verſchlingungen umgaben, hierzu genugſam Anhalt boten. Große Körbe ſtanden vor ihnen, in die ſie von Zeit zu Zeit das Abgeleſene ſchütteten: ſie zupften Hopfen und ein ſchmackhaft harziger Geruch drang jetzt zu Eugen hinüber, der betrachtend am Zaun ſtand und da er eben bemerkt ward, unwillkürlich rief:

„Grüß Gott Frauele. Iſt das Erlenmoos?“

„Grüß Gott! Jo freili!“

Die Stimme berührte Eugen im Innerſten. Die Frau ſtand raſch auf, ſchüttete behend den Hopfen aus ihrem Schooß in den Korb, nahm die obere Schürze ab, die ſie über einer helleren getragen hatte, ſtrich mit einer eigenthümlich zierlichen Handbewegung die Haare aus der Stirn zurück, ging durch den Garten nach dem Zaun, hinter dem Eugen ſtand.

„Ihr habt wunderſchöne und ſeltene Blumen im Garten," ſagte Eugen.

„Das iſt brav, daß Euch das freut und ich glaub's Euch, daß Ihr keine Redensarten machet. Da," ſie bückte ſich, brach eine feuerfarbene Nelke, einen Rosmarinzweig und eine Staude des feinen wohlriechenden Gartenheils ab, „da nehmet das zum Angedenken. Ich möcht', wenn es nur möglich wär', gern jedem Wandersmann, der vorüberzieht und ſich vielleicht unnöthig das Leben ſchwer macht, ein freundlich Angedenken mitgeben."

„Ich muß Euch doppelt danken, denn ich weiß, wie ungern man auf dem Lande eine Blume im Garten abpflückt. Ich bin aber kein Wandersmann, ich bin der neue Schullehrer von hier; ich werde Euch aber dieſen Willkommen nie vergeſſen und es ſoll mir eine wahre Wohlthat ſein, wenn ich Euch einmal einen Gefallen erweiſen kann."

„Das kann ſchon ſein," erwiderte die Frau und faßte die dargebotene Hand. „Nochmals Willkommen. Kinder!" rief ſie laut nach dem Hauſe zu und öffnete die Gartenthür, daß Eugen eintreten konnte, „ihr Kinder, kommet Alle her, aber ordentlich und verſchüttet kein Hopfen."

Nahezu ein Dutzend offenbar noch ſchulpflichtiger Kinder umſtand alsbald die Beiden und ſteckte die Köpfe empor.

„Wer iſt das?" fragte die Frau. Die Kinder ſahen noch ſtutziger drein. „Rathet einmal. Nur frei heraus."

„Das iſt der Doktor,“ rief ein ganz kleines Mädchen und verſteckte ſich ſchnell hinter einem größeren.

„Nein, das iſt ein Soldat,“ ſagte ein Knabe und warf trotzig die Lippen auf.

„Warum? Sag’ warum? Sag’s doch.“

Erſt nach vielem Drängen erklärte der Knabe unter ſich ſchauend und von dem Andrängen faſt zum Weinen gebracht:

„Er geht grad ſo bockſteif wie des Melchiors Medard.“

Alles lachte.

„Sag’ du, wer ich bin,“ frug Eugen indem er ſeine Hand auf das runde Köpſchen eines Mädchens legte.

„Der Förſter von Nödernberg, der ſeinen Bart abgemacht hat.“

„Nein, das iſt Euer Willi, der erſchoſſen iſt,“ rief ein Knabe die Hand der Frau faſſend, und dieſe ſchloß endlich:

„Schweig ſtill. Ihr errathet’s nicht. Das iſt euer neuer Lehrer.“

Hui! Wie war auf Einmal die Gruppe ganz verändert. Die Kinder trippelten wie in einem Käfig gefangen wo ſie ſtanden hin und her.

„Wie ſagt man? Schön willkommen, ſagt man. Gebt die Hand,“ ermahnte die Müllerin, aber die Kinder folgten unwillig und brachten den Gruß kaum hörbar und mit niedergeſchlagenen Augen hervor. Der muthwilligſte Knabe, der auf den Soldaten vermuthet hatte, riß ſeinen Gefährten an der Hand und ſprang in kecken Sätzen davon, die Andern jagten alsbald nach und ſich duckend und in ſich hineinlachend folgten die Mädchen.

Von der Scheune her vernahm man helles Gelächter, das bald von lautem Weinen eines Einzelnen unterbrochen wurde. Das kleine Mädchen, das auf den Willi gerathen hatte, war allein bei der Müllerin geblieben und hielt ſich an deren Schürze, ſie ſchickte es nun zu den Andern, indem ſie ihm nochmals einſchärfte:

„Gieb acht, daß ſie die Dolden gut von den Reben abpflücken, nicht abſtreifen und zerreißen und keine großen Stiele daran laſſen;“ dann bat ſie Eugen mit ihr in die Stube hinaufzukommen.

„Ihr bekommt eine zuchtloſe verwilderte Schule,“ ſagte ſie zu Eugen und hieß ihn vorausgehen, ſie käme ſogleich nach.

Eugen trat in die Stube, ſie war ſauber und nett, wenngleich ohne allen Schmuck. An der Wand nach der Kammer zu über dem mit einem weißen Tuch belegten und taſſengeſchmückten Klavier hingen die Grundrechte des deutſchen Volkes mit Schrödter's Verzierungen, eben nicht ſehr geſchmackvoll in dreifarbig zuſammengeſetzte Leiſten ſchwarzrothgold eingerahmt. Auf einem kleinen an der Wand befeſtigten Simſe lag ein dickes Buch in ein weißes Tuch eingeſchlagen, es war die Bibel. Eugen ſchlug auf und las Ev. Matth. 19, 16: „Und ſiehe, einer trat zu ihm und ſprach: Guter Meiſter, was ſoll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben haben möge? Er aber ſprach zu ihm: was heißeſt du mich gut? Niemand iſt gut, denn der einige Gott. Willſt du aber zum Leben eingehen, ſo halte die Gebote. Da ſprach er zu ihm: welche? Jeſus aber ſprach: du ſollſt nicht tödten, du ſollſt nicht ehebrechen, du ſollſt nicht falſch Zeugniß geben. Ehre Vater und Mutter, und du ſollſt deinen Nächſten lieben als dich ſelbſt. Da ſprach der Jüngling zu ihm: Das habe ich Alles gethan von meiner Jugend auf, was fehlet mir noch? Jeſus ſprach zu ihm: Willſt du vollkommen ſein, ſo gehe hin, verkaufe was du haſt und gieb es den Armen, ſo wirſt du einen Schatz im Himmel haben und komm und folge mir nach. Da der Jüngling das Wort hörte, ging er betrübt von ihm, denn er hatte viel Güter ...“

Eugen hatte kaum Zeit hiervon die ſo naheliegende Anwendung auf ſich zu machen, da hörte er in der Kammer die Weiſung des Liedes: Heute ſcheid' ich, heute wandr' ich ꝛc. pfeifen. Er wollte eben das Klavier öffnen um die Weiſung zu begleiten, aber beſſer war's er pfiff ſelbſt die zweite Stimme. Nach einem kurzen Anhalten pfiff man drinnen weiter und Eugen hielt gleichen Takt bis zu Ende. Da öffnete ſich die Thür, ein großes Mädchen mit dunklen Augen, die geweint zu haben ſchienen, ſchaute heraus, und als es Eugen bemerkte, lachte es hell auf, ſchlug ſchnell die Thür wieder zu und verriegelte ſie von innen.

Drittes Kapitel.

Die Müllerin kam mit einem Kruge Moſt. Sie entſchuldigte ſich wegen ihrer Zögerung.

„Ihr könnet mir's nicht verübeln,“ ſagte ſie, „wenn ich Euch ſage, daß Ihr einen doppelt ſchweren Stand im Dorfe krieget.“

„Wie ſo?"

„Ihr kommet um gut acht Tage zu ſpät; den meiſten iſt das eigentlich einerlei und ſie ſind nur froh, daß Ihr ſchon was auf der Kreide habt. Es giebt aber auch Brave, die nichts ungerner haben, als daß die Kinder ſo verwildern. Wenn man ſo auf Jemand wartet, da geht's mit den guten Gedanken für ihn, wie mit der Speiſe, die für ihn auf dem Herde kocht, ſie verbraten und verderben beide."

Eugen dankte und fragte: „Iſt das Mädchen in der Kammer Eure Tochter?"

„Ja freilich."

„Euer einziges Kind?"

„Ja, unſer einziger Sohn iſt in Holſtein erſchoſſen worden; wir wiſſen nicht einmal wo er begraben iſt."

„Wie alt iſt Eure Tochter?"

„Herr Lehrer, Ihr ſeid faſt wie der Doktor, der ſich ſelbſt den Namen Fragſamenhändler giebt und der geſtern im Dorf geweſen iſt."

„Verzeiht gute Frau, aber ihr müßt mir ſchon erlauben, daß mir's bei Euch aufrichtig wohl iſt und daß ich's ſpür', wir werden gute Freunde und über gute Freunde ſpreche ich nie mit anderen Menſchen und frage nichts über ſie. Was ich zu wiſſen habe, können ſie mir ſelber ſagen."

„Das iſt nicht uneben. Nun meine Vittore wird juſt morgen fünfundzwanzig Jahr alt."

„Da ſind wir ja an Einem Tag geboren."

„Aber Ihr ſeid um ein paar Krautherbſt älter?"

„Das ſieht man," erwiderte Eugen, der ſich erinnerte, daß in ſeinem Beſtallungsdecret ſein Alter auf dreißig Jahre angegeben war.

„Wenn Ihr morgen Mittag zu uns kommet,“ ſagte die Frau nach längerer Pauſe, „ſollt Ihr auch ein gut Stück Geburtstagskuchen haben. Da wird die Vittore ihr närriſches Einſperren aufgeben haben und Ihr treffet auch meinen Mann.“

Eugen verſprach nur halb, er wußte ja nicht, welche neue Beziehungen ihn feſthalten könnten. Die Müllerin erzählte, ihr Mann ſei mit dem Baron Kronauer auf das Repsfeld gegangen, wo ſie eine ſpaßige Geſchichte vorhätten; ſchon zweimal hätten Schnecken die Repsſaat aufgefreſſen und das ganze Feld glitzert; durch Taglöhner die Schnecken einſammeln laſſen, koſte zu viel und verderbe das Feld. Jetzt habe der Baron ein halb Hundert Enten gekauft und ſie auf das Feld gejagt, die freſſen die Schnecken ſauber weg und die Männer ſeien eben hinaus um das mitanzuſehen. „Der Baron iſt gegen meinen Mann wie ein Bruder, ſeitdem ihm die Regierung den Poſſen geſpielt hat.“

„Was iſt das?“

„Mein Mann iſt ehrlos wie ſie's nennen und aller Bürgerrechte verluſtig erklärt worden, weil er's mit der Revolution gehalten hat, und das geht ihm doch näher als er's eingeſteht und haben will. Er iſt zehn Jahr Schultheiß und dreimal Landſtand geweſen. Wir haben einen Müllerknecht gehabt, der beim Nachmitzen Unterſchleif gemacht hat und wie ihn mein Mann dabei ertappt, will er ihn den Gerichten übergeben. Ich bitte und bettle noch für den Menſchen, daß er ihn freigiebt;

aber die Vittore hat Recht gehabt, ſie hat gewollt, man ſoll dem Geſetz freien Lauf laſſen. Mein Mann giebt mir nach und ſchreibt nur dem Vigil in ſein Zeugniß, daß er nicht zufrieden mit ihm ſei. Und was thut der Vigil? Er geht hin und zeigt bei Gericht an, daß mein Mann Flüchtlinge bei ſich verborgen hat und dafür hat er drei Monate Gefängniß bekommen. Ich möcht' gern alle Menſchen bitten, daß ſie ihm zeigen, daß es doch keinen rechteren Ehrenmann giebt, als er iſt, und daß wir nicht nöthig haben nach Amerika zu ziehen und fortzugehen von einem Ort, wo man doch ſo zufrieden und ruhig gelebt hat und jeder Baum Einem in die Seele gewachſen iſt. Nun erzählet: wie ſieht's denn jetzt in der Hauptſtadt aus? Ihr kommet ja von daher?"

Eugen ſchilderte das Leben ſo traurig, wie er ſich's dachte.

„Das iſt mir jetzt faſt lieb, ſo übel das auch iſt," ſagte die Bachmüllerin, „mein Mann möchte nämlich auch gern nach der Hauptſtadt ziehen, wo er vom Landtag her viele rechtſchaffene Freunde hat."

„Es wäre nicht gut," ſagte Eugen, „wenn die Stadt alle tüchtigen Kräfte aufſaugte; tapfere Männer ſind auf dem Lande, wo ſie heimiſch ſind, viel beſſer an ihrem Platz."

„Da habt Ihr Recht," rief die Frau freudig, „ſaget das nur auch meinem Mann, das wird ihm viel helfen und ich will Euch dafür erkenntlich ſein. Ihr dürfet's aber Niemand, keinem Menſchen ſagen," ſetzte ſie mit ſtockender Stimme hinzu, „daß ich Euch das vertraut habe. Die

Menſchen ſind gar ſchlecht und ſchlagen am liebſten auf den Fleck los, wo ſie wiſſen, daß es am weheſten thut. Ich habe das Zutrauen zu Euch und ſchäme mich nicht zu ſagen, daß es mir das Herz abdruckt, daß er nur noch der halbe Mann iſt und ſo oft ſtill da ſitzt und kein Wort von ſich giebt.“

Gern verſprach Eugen, dem Manne, der mitten im Vaterland in die Verbannung verwieſen war, alle Liebe und Ehre zu erweiſen. Tief bewegt verließ Eugen die Mühle. Er betrachtete ſich genau jedes Haus, jede Hecke, jeden Baum: das war ja fortan die Welt, die die ſeine geworden war.

Viertes Kapitel.

Die Welt iſt ſo groß und weit und was iſt die große Welt? Eine Sammlung von zahlloſen Menſchen, Häuſern, Thieren und Bäumen. An dieſem ſtillen Fleck Erde will ich einwurzeln mit meinem ganzen Sein, und die ganze Welt iſt mein eigen worden. Was iſt es denn an dem Einfluſſe auf die Menſchen? Nicht die Zahl erhöht das Bewußtſein, ſondern die Art und Macht der Thätigkeit für ſie, und je kleiner die Zahl, um ſo inniger umfaſſender die Kraft. Wenn ich ehedem auf der Eiſenbahn dahinrollte und die Menſchen zur Seite beobachtete, dachte ich oft: wie iſt es möglich, daß man ſich auf ſo engem Raum einhegt und nicht fortfliegt über die weite Erde, bis man die Ruheſtatt findet im Grabe? — Das Wandern und Ziehen iſt aber doch nur eine Flucht vor ſich ſelbſt.

In ſolchem Sinnen ging Eugen durch das Dorf und ſpähte bald da bald dorthin. Die Häuſer lagen weit von einander und nur in der Nähe der Kirche hatten ſich mehrere angeſammelt. Er ſah in manchen offenen Hofraum, in dem nur der Haushahn ſchätterte, aber kein Menſch zu ſehen war. Er gewahrte oft Unordnung und Unſauberkeit. Mit einem einzigen Tagwerk, mit einer einzigen Steinfuhre wäre hier Nettigkeit herzurichten geweſen, aber viele Leute ſteigen lieber jahraus jahrein über eine Pfütze vor ihrer Hausſchwelle, ehe ſie ſich die Mühe nehmen, einmal Ordnung herzuſtellen. Wie wird es bei ſolcher Fahrläſſigkeit im Innern des Hauſes und des Herzens ausſehen?

Eugen hatte nicht gehofft, ein ſogenanntes Muſterdörfchen Friedenheim oder Seligenthal zu finden, aber ſolches hatte er doch nicht erwartet. Um ſo erfreulicher war wiederum an manchen Häuſern der behäbige Anblick.

Da wo der Bach eine raſche Biegung macht, auf einem verſandeten Stückchen Wieſe, war ein offener Herd für einen Keſſel eingemauert, und nicht weit davon ſtand eine junge Linde von einem Gehege friſcher Balken beſchirmt. Eugen ſah es als gutes Zeichen an, daß man hier noch eine Dorflinde für die Zukunft pflanzte.

An der Schmiede begegnete er dem gebrechlichen Bauern, den er beim ſteckengebliebenen Fuhrwerk kennen gelernt und den man den Mäuerleswerner nannte, er trug eine ſchadhafte Pflugſchar in die Schmiede. Eugen begleitete ihn. Sie trafen noch mehrere Männer in der Schmiede, die auf umherliegenden Pflügen und Karren ſaßen, und als der Mäuerleswerner ſagte, das ſei der neue Lehrer, zwinkerten Einige mit den Augen und pafften noch ſchneller aus ihren kurzen Pfeifen, Andere nickten nur kurz mit dem Kopf und nur ein Einziger hob die Mütze, verbeſſerte aber, ſich umſchauend, dieſe Höflichkeit ſchnell, indem er ſich hinter dem Ohr kratzte. Eugen ſetzte ſich zu den Verſammelten.

„Ich bekomm' zu Michäli einen neuen Knecht,“ ſagte ein hagerer Bauer und ſtrich ſich dabei das Kinn, „wenn mir der Burſch zu ſpät kommt, nehm' ich die Geißel von der Wand und hau' ihn durch, daß er meinen ſoll, ſein letztes Brod ſei gebacken.“

„Und ich,“ ſagte ein anderer Bauer von unterſetzter Geſtalt, vergnüglich ſchmunzelnd, „ich habe förnd (voriges Jahr) einen neuen Knecht bekommen; iſt der Kerl ſo frech und kommt erſt Nachts um achte ſtatt Morgens früh, und ich muß tränken und füttern und miſten. Ich ſag' zu meinem Weib: laß mich nur machen, dem will ich's einiränken. Ich ſtell' ihm das kalte Eſſen von Mittag hin und ſag: ſä, das hat man dir aufgehoben, warum kommſt ſo ſpät? Er frißt's nicht, hat aber doch gemerkt, wo der Gaul ſteht und der Zaum hängt. Ich geb' ihm am andern Morgen und am andern Mittag das nämliche Eſſen wieder und weiter nichts. Mit dem Kerl hat man von da an fahren können ungeſalbet, er hat griffige Reden brauchen wollen, ich hab' ihm aber heimgeigt und da iſt er ſo geſchmeidig und lind worden, wie wenn er Seiſe gefreſſen hätt'."

Alles lachte und der Mäuerleswerner ſagte zu Eugen: „Die Schlingel ſticheln auf Euch, gebet nur nicht luck" (weich).

„Dank' ſchön," erwiderte Eugen halblaut, „ich kann, wenn's nöthig iſt, den Stiel umkehren und mit dem Peitſchenſtecken zuhauen. Es wird aber nicht nöthig ſein."

Er ſah in dieſen Auslaſſungen nur eine rohe Art ſich über einen eigentlich gerechten Unmuth Luft zu machen. Die Conſiſtorialvorſehung hatte den Leuten ihren Lehrer geſchickt und da ſie ſich deshalb gegen die Behörde nicht auslaſſen konnten, nahmen ſie den Aufgedrungenen vor.

„Schmied," ſagte jetzt der Unterſetzte wieder, indem er ſeine linke Hand in den breiten Hoſenträger ſteckte, mit der Rechten die ſilberbeſchlagene Pfeiſe aus dem Mund nahm und weithin ausſpuckte; „Schmied, du haſt doch Pferdeverſtand, rath' mir: auf dem letzten Hirlinger Markt bin ich im Handel geſtanden um einen Droſchkengaul aus der Stadt, er iſt gar nicht übel, mißt gut ſechzehn Fauſt, aber die Vorderbeine ſind nichts nutz, die ſtellt er grad wie man die Finger hinlegt, wenn man ſchreiben will, und am Gaul kauft man die Füße, ſagt man im Sprüchwort. Da ſagt mir der Händler: der Gaul kriegt wieder geſunde Beine, wenn er vier Wochen auf weichem Boden beim Bauer geht. Sag', iſt das möglich?"

„Gewiß," entgegnete ſchelmiſch der Schmied, „auf dem Pflaſter hält's nur einer aus, der leicht trabt und ſo obenhin tänzelt; greift er ein, kriegt er Platthuſe und die Sprunggelenke werden lahm und die kann er ſich freilich beim Bauer wieder erholen.“

Alles ſchaute mit zuſammengezogener Naſe auf Eugen, der nun ruhig aufſtehend ſagte:

„Er kann aber auch ausſchlagen und die Hochnaſigkeit bluten machen. Nicht wahr, ihr Männer, es iſt immer ſo? Wer an Ehre und Anſehen zum Bettelmann geworden und unter des Herrn Fuchtel ſteht, der probirt's, ob er nicht Einen findet, gegen den er den Herrn ſpielen kann. Guten Abend beiſammen.“ So ſchloß Eugen und verließ die Schmiede, gefolgt von den verdutzten Blicken der Bauern. „Der Rainbauer ſieht aus wie ein Bub, dem die Hühner das Butterbrod gefreſſen haben.“

„Der Lehrer iſt mit Hinterſtichen genäht.“

„Dem geht's vom Maul weg wie abgehaspelt.“

„Der hat dem Kalb in's Aug geſchlagen,“ ſo ſagten ſie unter einander und machten ſich davon.

Eugen ging nach dem Pfarrhaus. Unter dem Nußbaum im Garten vor dem Hauſe, ſtand ein roſagekleidetes Mädchen, mit bloſen Armen, aber behandſchuht, da ſie die Nüſſe auflas, die mehrere Knaben auf dem Baum mit Stöcken herabſchlugen.

Als Eugen eben vorüberging, rief ſie den Knaben zu:

„Nehmt euch in Acht, daß ihr keine nußſchwarze Hände bekommt, ſonſt klopft euch der neue Lehrer auf die Pratzen.“

„Der neue Lehrer bringt nicht gleich einen Sack voll Schläge mit,“ rief Eugen über den Zaun in den Garten, überließ die Verblüfften ihrem Schreck und ging nach dem Haus. Er traf den Pfarrer nicht, die kleine behende Pfarrerin aber, die im Gemüſegarten arbeitete, geleitete ihn nach der Wohnſtube und verſtand es, ihn in geſprächſamer Weiſe feſtzuhalten. Sie fragte über allerlei Zuſtände und Perſonen in der Hauptſtadt und wußte geſchickt einzuflechten, daß ihr Vater Finanz-Miniſterialbeamter ſei, natürlich erfuhr man nicht, daß er nur Regiſtrator war. Sie ſchien von den Auskünften Eugens wenig befriedigt; ſie ſprach nie von ihrem Mann, ſondern ſagte ſtets „der Herr Pfarrer“ ſei unwillig über das lange Ausbleiben Eugens und müſſe ſolches an die obere Behörde berichten, wobei ſie indeß tröſtlich hinzufügte, daß ſolches wohl nichts zu bedeuten habe, da der „Herr Lehrer“ in der Conſiſtorial-Direktorin ja eine Gönnerin habe. Eugen erzählte, daß er durch eine Verwundung an der Hand beim Einfangen eines wilden Pferdes in Röthhauſen aufgehalten worden ſei und ſchnitt alle weiteren Fragen ab, indem er um Angabe des beſten Wirthshauſes im Dorf bat. Die Frau Pfarrerin ließ den Engel, die Sonne und das Waldhorn die Muſterung paſſiren, wobei Eugen erfuhr, wie oft man von dort und da zur Communion kam. Die Sonnenwirthin wurde am meiſten gelobt, über ihn gab’s nur Achſelzucken und Eugen ging ſich höflich verabſchiedend nach der Sonne. Seine letzte Verbeugung hatte ihm, ohne daß er es wußte, das Wohlwollen der Pfarrerin gewonnen: das war doch wieder einmal eine hauptſtädtiſche Art, ſo etwas lernen die Menſchen auf dem Lande nie, dachte ſie, ihm von dem erhöhten Tritt am Fenſter, in dem dort angebrachten Straßenſpiegel nachſchauend.

In Nachdenken verloren ging Eugen ohne aufzuſchauen dahin. Die Uebernahme all der perſönlichen Beziehungen eines fremden Menſchen trat plötzlich mit all der verwirrenden Läſtigkeit vor ſein Bewußtſein. In wie unzählige ſchiefe Lagen konnte er durch ein Verhältniß kommen, das mit der eigentlichen Bedeutung ſeines Berufes gar nichts zu thun hatte.

„Bon soir“ redete ihn jetzt ein Mann mit trotzigem Geſicht und wildem Bart an, „willkommen! Ich bin dein Vorgänger, Lehrer Kaidl von hier!“

Eugen faßte nur zögernd die dargereichte Hand des Mannes, der ohne ein anderes Zeichen der Begrüßung barhaupt und hemdermelig die Cigarre im Munde behielt und fortrauchte. Minder dieſe Unhöflichkeit, als der daraus entſtehende Ton der Sprechſtimme, der etwas gedämpftes, wie die Stopftöne eines Fagotts bekam, war Eugen zuwider, wenn gleich auch ihm als an gehaltene Formen Gewöhnten, der Mangel derſelben auffiel.

Die ganze Erſcheinung Kaidls machte einen gemiſchten Eindruck. Dieſe kräftige Geſtalt, wie für den Harniſch geboren, dieſes runde, wie in ſteter Aufregung geröthete Antlitz mit den vollen Wangen, den blauen blutdurchlaufenen Augen, das graue, in wilden Flocken aufſtarrende Haar, Alles das zeigte einen Menſchen, der immer gehetzt und angriffsluſtig zugleich war.

„Kommſt ſpät, aber noch immer zeitig genug, die jungen Hunde auf Suchverloren! einzupauken. Suchverloren! ruft jetzt zum Aſchermittwoch die Geſchichte dem ganzen deutſchen Volk zu,“ ſagte Kaidl.

Das Du und die ganze Redeweiſe Kaidl's verblüffte Eugen, der aber ſchnell erwiderte, er habe eine ſchlimme Hand, wegen deren er unterwegs bleiben mußte. Kaidl wollte nun Eugen mit „in den Bierhimmel“ nach dem Wirthshaus zum Engel nehmen, wo einige ſeiner Mitauswandernden auch hinkämen, Eugen ſagte, er müſſe nach der Sonne und Kaidl verſprach, ihn bald aufzuſuchen.

Glücklicherweiſe fand jetzt Eugen in ſeinem Gedächtniß nachſtöbernd, daß Kaidl auf die Bedingung hin begnadigt war, daß er nach Amerika auswandere. Er hatte nicht gewußt, daß er ihn noch in Erlenmoos treffen würde.

Fünftes Kapitel.

Von dem rundlichen hemdermeligen Sonnenwirth, der die eigenthümlich aufgeſtülpte grünſammtne Mütze der Braumeiſter trug, wurde Eugen freundlich bewillkommt. Es war hier faſt wie in Röthhauſen; ſelbſt die Art, wie ſich der Wirth breitſpurig, die Hände in die Seite geſtemmt, hinſtellte, und in gelegentlicher Rede ſeinen Gaſt von Kopf bis Fuß muſterte, hatte etwas unbefangen Offenes und Treuherziges. Ein mehrmaliges Nicken mit dem Kopf ſchien zu ſagen, daß er mit der Erſcheinung des neuen Lehrers nicht unzufrieden ſei.

Er holte dann ſchnell eine Flaſche Rießling mit zwei Gläſern, ſchenkte ein, ſtieß mit Eugen „auf Wohlſein“ an und ſetzte ſich neben ihn, indem er bemerkte:

„Der Wein koſtet Euch nichts, den geb' ich Euch zum Einſtand.“

„Danke ſchön,“ erwiderte Eugen, dem dieſe unbefangene Art, die Gaſtlichkeit zu bekennen, wohlthat und der ſie eben ſo unbefangen aufnehmen wollte; der Sonnenwirth mochte wohl Ablehnen und Röthigenlaſſen erwartet haben, denn er bewegte mehrmals die feſtgeſchloſſenen Lippen und ſagte endlich:

„Es iſt von meinem beſten ſechs und vierziger. Es hat mich immer gottſträflich geſchnellt, wenn die Preußen, die bei uns gelegen ſind, den Wein nicht anders als mit Zucker getrunken haben.“

„Die Preußen haben eben unſern Landwein und den Charakter unſeres Landvolkes, eines ſo wenig wie das andere, verſtanden. Sie ſind an Schnaps und Zuckerbäckerwaaren gewöhnt und haben den natürlichen Wein auch in Zuckerbäckerwaare verwandelt.“

„Manierliche Leute ſind's doch, wenn ſie einmal wiſſen, daß nicht Jeder zum Lumpenpack gehört,“ entgegnete der Wirth, der auch verſchiedene Sorten von Meinungen ausſchenkte.

Ein Handwerksburſche kam mit ſeinem Ränzchen; der Wirth eilte ihm ſchnell entgegen und ſetzte ihn an einen andern Tiſch, wo eine alte bucklige Frau Kornſäcke nähte.

Die Stube war äußerſt geräumig, acht Tiſche ſtanden an den Seiten und ein runder um die Säule, die den Durchzugsbalken in der Mitte ſtützte. Eugen ſaß juſt unter dem Bild des Landesfürſten und der Fürſtin an dem Ecktiſch, über welchem in laternenähnlichen Käſtchen die bänderverzierten Innungszeichen verſchiedener Gewerke hingen.

Jetzt wurde auf dem Tiſch in der Nähe des großen Kachelofens ein Tuch ausgebreitet und zwei Schüſſeln geſtellt und bald darauf kam das Hausgeſinde und die Schnitter, aus elf Perſonen beſtehend. Voraus ging der Geißelmaier (Oberknecht) mit dem großen rothen Wolfshund, ihm folgten die andern Dienſtleute, Männer und Frauen verſchiedenen Alters. Der Geißelmaier wiſchte ſich mit dem rothen Sacktuch den Schweiß von der Stirn, dann preßte er das Tuch in die gefalteten Hände und betete vor mit lauter Stimme, die Männer begleiteten ſeine Worte leiſe murmelnd, die Frauen mit hellerem Ton, Jedes hielt ſich im natürlichen Klang ſeiner Stimme und doch tönte es in einander wie Zuſammenklingen von geſtimmten Glocken. Der Geißelmaier ſetzt ſich an das obere Ende des Tiſches, da wo in der Bretterwand in einem Riemen Löffel und Gabel ſteckt, er holt das Meſſer aus der Taſche, ſchneidet Brod, giebt den Laib weiter und Jeder thut desgleichen. Jetzt holt ſich der Geißelmaier bedächtig einen Löffel voll aus der Schüſſel und auf dieſes Zeichen beginnen Alle. Es ging ſchweigſam bei Tiſch her, nur ein dickes Mädchen mit heller Geſichtsfarbe, das am andern Ende des Tiſches dem Geißelmaier gegenüber ſaß, ſchien manchmal Scherze zu erregen. Der Wolfshund wandelte zwiſchen dem Mädchen und dem Geißelmaier hin und her.

Wird eine neue Weltanſchauung dieſe harten Stimmen ſo ſchön binden und ſchmeidigen können, wie hier zum Gebet? Wie wird das freie Selbſtbewußtſein die ſchwieligen Hände in einander falten und das eigene Sein in Frohmuth faſſen lehren? Oder ſoll der Genuß der Speiſe, dieſe frohe Lebenserneuerung, einſt aller Weihe bar ſein? . . . In ſolchen Gedanken ſchaute Eugen hinüber nach dem Geſindetiſch und war faſt erſchreckt, da ſich jetzt alle Blicke nach ihm wendeten, als fühlten ſie, wie er mit ſeinem Denken den Urgrund ihrer Seele aufwühlte, um ihn neu zu bilden.

Die vollwangige Magd hatte ein neues Gericht aus der Küche geholt und als ſie es auf den Tiſch ſtellte, dabei die Nachricht gegeben: „Dort drüben am Gewerkstiſch ſitzt der neue Lehrer.“

Als jetzt der Geißelmaier die Gabel vor dem offenen Mund haltend ſtarr und lange nach Eugen herüber ſchaute, war es dieſem als habe er die Geſtalt ſchon einmal geſehen: dieſe trägen dicken Lippen, dieſe ſchwammigen Züge, die luſtigen Augen, die wie in weiten Säcken lagen und doch blinzelten, dieſe flache Stirne mit dem kleinen Schädel, die ganze fette Geſtalt war ihm ſo bekannt, die Aehnlichkeit iſt ſo täuſchend, aber wie iſt das möglich? Und doch, iſt dein jetziges Sein minder wunderbar?

„Bürger Sami! Einen Schoppen,“ rief der eintretende Kaidl dem Sonnenwirth und fuhr fort: „Ein glücklicher Tag! heute ſteht in der Zeitung, daß der entflohene Graf Falkenberg in Havre angekommen iſt. Nun muß ich fort, ich ziehe mit ihm nach Amerika.“

„Sie kennen ihn wohl genau?“ fragte Eugen.

„Mein beſter Freund. Etwas Schwärmer, aber kreuzbrav, der einzige Adelige, den ich nicht hätte hängen laſſen, wenn man mir gefolgt und wir im Blut geſtanden hätten bis an die Zäume der Pferde.“

Er wollte eben noch viel von dem Grafen Falkenberg erzählen, der als Stabsoffizier bei dem Freiheitsheer gedient habe, ſeine Rede wurde aber dadurch unterbrochen, daß der Geißelmaier aufſtand und von einem Andern das Nachgebet ſprechen ließ, wobei ſich Alles in der Stube ſtill verhalten mußte.

Zum Wirth gewendet und doch dabei Eugen ſcharf betrachtend, ſprach der Geißelmaier von einem Pferd, das er leihen müſſe, um die Frachtfuhre, die heut Nacht ankomme, weiter zu befördern; faſt rückwärts gehend verließ er das Zimmer.

Sechstes Kapitel.

„Da wo du ſitzeſt, ſtand die Rednerbühne. Hier hatten wir unſern Volksverein, über dreihundert Mitglieder ſtark, ich war Obmann. Meine Alsfelder Holzbauern waren die äußerſte Linke. Das waren Zeiten! Sie kommen nie wieder.“

Mit dieſen Worten hatte ſich Kaidl zu Eugen geſetzt. Als dieſer ſchwieg, fuhr er fort: „Ich bin froh, daß ich fortkomme. Wir alten Demokraten ſind nutzlos verſchoſſener Flintenſpieß. Es iſt ein alter Aberglaube, daß die Kugeln das nächſte Mal gut treffen, wenn man ſie ſammelt; nein, ſie ſind zerdrückt und paſſen nicht mehr in den Gewehrlauf der Zukunft. Die Welt braucht nicht nur friſch Pulver, auch friſch Blei. Pfui! ich gehe ... Ich paſſe ſchon lange nicht daher; mit Felsblöcken kann man nicht Straßen pflaſtern, man muß ſie zerſchellen und da verdienen dann die Angeſtellten, die Straßenknechte, auch etwas.“

Eugen konnte nicht anders glauben, als Kaidl müſſe ſchon vom Wein erregt ſein, aber die ruhige, behaglich ſchmeckende Art, wie er nachgoß, widerſprach dieſer Vermuthung. Die Stube füllte ſich nach und nach ganz von ankommenden Bauern. Das mußte jetzt zur Erntezeit auffallend erſcheinen und die Art, wie ſie Kaidl mit Kopfnicken und Augenwinken willkommen hieß, mochte ahnen laſſen, daß ſie auf Commando beſtellt waren. Die Wendung, die Kaidl alsbald dem Geſpräch gab, ließ den Zweck errathen.

„Recht ſo,“ ſagte er, „daß du in der Schmiede dem hungerleideriſchen Betbruder, dem Rainbauer, eins in's Gefräß gegeben.“

„Ich bin bereit,“ erwiderte Eugen, „Jedem zu Wohlgefallen zu leben, der mir ein Gleiches thut.“

Die Bauern nickten einander zu und murmelten unter einander, bis einige riefen: „Still, horchet, jetzt nimmt er ihn am Grips,“ denn Kaidl fragte:

„Wie willſt du die Kinder erziehen?“

„Wie meinſt du?“

„Willſt du die Kinder fromm, geſetzlich machen?“

„Wer hat dich zu meinem Prüfungscommiſſär beſtellt? Soll ich hier vor einem Geſchwornengericht ſtehen? Wie nun, wenn ich dir nicht antworte?"

„Dann weiß ich ſchon, wer du biſt."

„Ich aber antworte dir, nicht aus Furcht oder Einſchüchterung, ſondern aus Achtung vor dieſen Männern hier, die mir ihr Beſtes anvertrauen. Sie dürfen ihren Lehrer nicht frei wählen, ich aber unterwerfe mich einer freien Verſtändigung mit ihnen. So ſage ich: ja, ich will die Kinder fromm und geſetzlich machen."

Allgemeines Trommeln, Pfeifen, Schreien und Gröhlen, das eine Uebung der Anweſenden in der freien Kunſt der Katzenmuſik bekundete, erfüllte die Stube. Der Fragſamenhändler ſchlich während deſſen ſtill herein und ſetzte ſich in den Schatten an der Ofenbank.

Es wollte Eugen nicht gelingen zu Wort zu kommen, bis er den alten Pfiff fand und ſchrie, er wolle eine Geſchichte erzählen; man rief jetzt „die Geſchichte, die Geſchichte," und die das riefen, wurden wieder von Anderen bedeutet, ſie ſollten doch ſtill ſein, und die da Stille geboten, wurden wieder von Anderen zurechtgewieſen, daß ſie ja dadurch noch größeren Lärm machten.

Endlich ſchlug Kaidl auf den Tiſch und gebot Ruhe. Alles ſetzte ſich wieder. Da begann Eugen: „Ihr müßt mir's aber nicht übel aufnehmen, und merkt euch wohl: nur wer nicht hören mag, wie ich erklären will, was ich meine, nur wer das nicht hören mag, auf den paßt die Geſchichte."

„Aufgeſpielt! Muſik! Es iſt genug gekratzt!" erſcholl es wieder aus den Verſammelten und Eugen erzählte:

„Zu einem Mann, der auf einſamem Gehöft wohnte, kam ein Gaſt und blieb bei ihm bis tief in die Nacht. Als er endlich fortgeht, ſpricht der Gaſtfreund: ich will dich über meinen Hof geleiten, meine Hunde ſind von der Kette und könnten dich zerreißen; der Gaſt aber ſagt: ich weiß einen Spruch, der ſie bannt. Er geht allein. Nach einer Weile hört der Gaſtfreund Jammergeſchrei, er eilt hinaus und der Fremde iſt faſt zerfleiſcht. Warum haſt du denn deinen Spruch nicht angewendet? fragt er. O! klagt der Fremde, das nützt hier nichts, dieſe losgelaſſenen Kerle laſſen ja Einen nicht zu Wort kommen.“

Wie wildes Sturmesbrauſen wogte es auf Eugen heran, Fäuſte drohten ihn niederzuſchmettern und eine Flaſche flog über ſeinem Kopf weg und prallte klirrend von der Wand zurück. Der Sonnenwirth aber deckte ſeinen Gaſt wie ein Schild und drohte Jedem die Knochen zu zerbrechen, der nicht Ruhe gebe; auch der Geißelmaier ſtand plötzlich wie aus dem Boden gewachſen neben Eugen. Sei es, daß Kaidl ſich des derben Trumpfes erfreute, den er den Bauern doch gönnte, oder daß er es nicht ſo weit führen und einen Amtsbruder vor rohen Fäuſten ſchützen wollte, er faßte die Hand Eugens und ſagte lächelnd:

„Du ſchlägſt aus, wenn man dir nach dem Riemenzeug ſieht, du haſt mehr Muth, als ſonſt die Pietiſten.“

„Ich bin kein Pietiſt,“ rief Eugen. Es trat Stille ein und er ſetzte hinzu: „Nur wer mich nicht hören wollte, auf den paßt die Geſchichte, ihr aber hört mich und ſo erkläre ich euch: unter fromm ſein verſtehe ich, daß Jeder etwas Höheres verehren muß, ſtehe das nun im Katechismus oder anderswo. Wer nichts Höheres mehr in ſich erkennt und verehrt, der ſoll ſich zu ſeinem Ochſen an den Pflug ſpannen, ihn nicht leiten wollen. Jeder Menſch, wer es auch ſei, es iſt keiner zu gering, hat Augenblicke, ja Stunden, in denen die Heiligkeit und Majeſtät in ihm aufleuchtet, und es giebt Menſchen, die dieſe erhabene Stimmung über ihr ganzes Leben ausbreiteten. Die Hoheit in uns und außer uns verehren, das nenne ich fromm ſein. Sage mir, was du achteſt, und ich ſage dir, was du zum Theil biſt und ganz ſein möchteſt. Geſetzlich, gehorſam muß der Menſch von Jugend auf gemacht werden, damit er einſt ſich ſelbſt gehorchen lerne und den Staatsgeſetzen, die er ſelbſt geben wird. Habt ihr ſchon geſehen, wie man Steinhämmer ſchmiedet?“

„Nein.“

„Und wir brauchen's auch nicht.“

„Dummes Geſchwätz da.“

„Da wird man überhirnig.“

„Stille! Ruhe!“ ſo rief es von allen Seiten und Eugen fuhr fort:

„Der gemeinſte Hammer, den man zum Steinklopfen braucht, muß aber und abermals geglüht und geſchmiedet werden und wie er durchleuchtet iſt, ſieht er ſchöner aus, als alles Edelgeſchmeide der Welt und gleicht dem Morgenroth am Himmel. So muß auch das jugendliche Menſchenherz in einer Gluth durchleuchtet werden, die nichts an Pracht überſtrahlt und dann gehärtet werden, daß es feſt und tapfer ſei. Es iſt leicht geſagt: die Welt muß beſſer werden. Das iſt gewiß. Vor Allem aber müſſen auch wir, wir Alle beſſer werden. Es muß eine Erziehung geben, die gewaltſame Revolutionen unnöthig macht, die keine Gefängniſſe und Zuchthäuſer mehr kennt, wo es keine Geſetze von außen mehr giebt, wo Jeder nicht anders kann, als das Geſetz aus ſich finden, wo Jeder ihm nachleben muß, ſo nothwendig, als er athmet."

Ein ſeltſames Hin- und Herwenden der Köpfe unter den Verſammelten ward bemerklich, jäh und heiß überkam es Eugen, wie die reinſten Worte von Rednerbühnen und Kanzeln ſchon ſo abgenutzt und mißbraucht ſind, daß man keiner gewiſſen Bedeutung mehr ſicher iſt; auch die Zuhörer hier konnten unter ſeinen Worten Anderes verſtehen, als er wollte. Er ſetzte daher athemholend hinzu:

„Ich verſpreche euch heute — ihr Alle ſollt Zeuge ſein — wenn ihr in einem Jahr mit mir unzufrieden ſeid, der Wahrheit nach, ſo will ich ohne Widerrede die Stelle verlaſſen. Darauf gebe ich mein Manneswort."

Eugen fühlte mit Unbehagen, daß er ſeine tieferen Gedanken hier nicht heraufſchöpfen konnte; er konnte den reinen Begriff der Obrigkeit gegenüber dem gewohnten Beamtenthum hier nicht zur Anſchaulichkeit bringen, er war daher froh, die letzte Wendung zu finden, die ihn mindeſtens äußerlich in ein klares und offenes Verhältniß zu dem Dorfe ſetzte. Noch wollten Einige rumoren, aber Eugen hatte bereits einen Anhang gewonnen und die Widerſpenſtigen wurden ſtill, als Kaidl mit Eugen anſtoßend ſagte:

„Hab' dir Unrecht gethan, verzeih' mir. Du erkennſt die Schule als Gemeindeanſtalt. Die Jammerzunft der proviſoriſchen Kameeltreiber in Frankfurt, die mit dem Flederwiſch den Stall ausfegen wollten und dem Volke Kinnketten anlegten, die haben Alles verſumſeit. Es wird nicht beſſer in Deutſchland, bis einmal die Zeit kommt, wo die Spatzen in der Ernt' verhungern. Denkt an meine Prophezeihung. Dann wird die Rache mit gewaffneter Fauſt anklopfen an die Burgen und mit Pechkränzen hineinleuchten, und blutlechzende Lippen werden aufſchreien und nicht die Schreienden, ſondern die Hörenden werden von den Worten Halsweh bekommen; die ganze Menagerie der Knaſterbärte wird in die Luft geſprengt."

Eugen war eben daran, dieſem Toben eine ruhige Erörterung entgegenzuſetzen, als ihn der Geißelmaier plötzlich am Rock zupfte, mit dem Bedeuten, es ſei Jemand draußen, der ihn ſprechen wolle. Eugen folgte. Draußen in der ſternglitzernden Nacht ſagte der Geißelmaier:

„Es iſt Niemand da, ich bin's; ich hab Euch nur warnen wollen, nichts weiter zu reden. Laßt den Kaidl machen, der geht fort, aber der Fragſamenhändler ſitzt drin auf der Ofenbank, der treibt vielleicht noch ein Nebengeſchäft. Der Kaidl iſt gut Freund mit dem Fragſamenhändler, weil er ein Demokrat geweſen; aber wer weiß, was er jetzt iſt. Gut Nacht!"

„Warum habt Ihr mich heut ſo angeſehen? Kennt Ihr mich?"

„Morgen, es hat Zeit, jetzt muß ich ſchlafen," ſchloß der Geißelmaier und ging davon.

Erſtaunt über den ſeltſamen Freund, ging Eugen nach der Stube zurück. Vor der Thür hörte er noch drin über ſich ſprechen, die Einen lobten, die Andern ſchalten ihn.

Kaidl war heut Abend wieder im Zug, er ſchien ſich in der Bewunderung ſeiner Kneipgenoſſen zu gefallen und zu genügen, und Eugen bedauerte bei manchen treffenden Bemerkungen, daß ſich eine tüchtige Kraft zu ungeheuerlichem Titanenthum aufſchraubte; die Art jedoch, wie Kaidl auf das deutſche Volk „die hartmäulige Schindmähre“ ſchimpfte, war Eugen im tiefſten zuwider, er hielt jedoch der Warnung eingedenk an ſich und entgegnete nur:

„Es iſt ein wohlfeiler Bubentrumpf, auf unſer Vaterland zu ſchimpfen. Wahr iſt's, wir ſind jetzt ehrlos vor uns und vor der ganzen Welt; aber jetzt iſt nicht immer, und die verlorene Ehre kann doppelt wieder erobert werden. Ich will euch wiederum eine Geſchichte erzählen.“

„Noch eine.“

„Wieder eine Hundegeſchichte?“

„Wir haben genug,“ lärmte es von allen Seiten.

„Eine ganz friedliche,“ beſchwichtigte Eugen, „Ihr kennt die Geſchichte von jenem Mann, der ausging um das Gruſeln zu lernen, ihn ſchauderte erſt, als man todte Fiſche in friſchem Waſſer über ihn ſchüttete. So ging wieder ein Mann durch das Vaterland voll Vertrauen auf ſein Volk und wollte das Fürchten lernen. Er kam zu einem Stamme, der war gebunden und geknechtet und knirſchte in ſich hinein und er ſagte: es gruſelt mir nicht, dieſe werden ſich retten. Er kam zu einem andern und da fand er einen unbegreiflichen Stolz mitten in aller Schmach und er ſagte: es gruſelt mir nicht, dieſe werden zur Erkenntniß kommen. Und er kam wieder zu einem, der war ſtumm und verzweifelte, und er ſagte: es gruſelt mir nicht, auch aus der Verzweiflung kann noch Rettung kommen. Endlich kam er zu einem Stamme, der verhöhnte und verſpottete ſich ſelbſt und ſeine Zukunft, da rief er: es gruſelt mir, dieſe ſind verloren."

Dieſe Erzählung brachte eine friedſame Stimmung über die Verſammelten und Viele ſetzten ſich näher zu Eugen und thaten zutraulich mit ihm. Als endlich Kaidl mit Allen davonging, war es Eugen, als ob das wilde Heer vorüber gebraust wäre.

„Trinkt Kaidl viel?" fragte Eugen den zu Bett leuchtenden Sonnenwirth.

„Nicht viel, aber oft," lautete die Antwort.

„Ich habe Euch noch nicht gedankt, Sonnenwirth. Hab ich's recht gemacht mit den Leuten?" fragte Eugen.

„Wäre nicht nöthig geweſen, ihnen den Finger in's Maul zu ſtecken, die beißen drauf."

„Ich meine im Gegentheil, ich habe gebiſſen, da ſie mir auf den Zahn fühlen wollten."

„Iſt auch wahr, aber Ihr ſeid doch noch zu unerfahren und zu gut; der größt' Theil von denen die da geweſen, ſind Amerikaner, die geht's von Haut und Haar nichts an, was Ihr hier machet. Nun gut Nacht. Laſſet Euch was Gutes träumen."

Siebentes Kapitel.

Ja, wenn man nur immer beſtellen könnte, welche Gebilde uns im Traum erſcheinen ſollen.

Das dachte Eugen, als er jetzt unruhvoll die Thür verriegelte; kaum aber hatte er ſich niedergelegt, als er wieder aufſprang und den Riegel zurückſchob. Eugen hatte die Eigenheit, ſelbſt in der Fremde nicht bei verſchloſſener Thür ſchlafen zu können, dieſe Abgeſchloſſenheit beklemmte ihn; das hatte ihn ja auch die erſten Nächte der Gefangenſchaft mit doppelter Qual erfüllt, ſo daß er ſich wie lebendig eingeſargt vorkam.

Menſchen von der Doppelnatur des unmittelbaren Fühlens im dunklen Drange des Affekts und die wieder im Stande ſind, die unwillkürlich entſtandene Empfindung in das Licht des Bewußtſeins zu ſtellen, ſolche Naturen bleiben ſich ſelbſt lange ein Räthſel und ſind es den Anderen faſt immer, weil ſie die Gegenſätze ſolchen Lebens nicht vereinbaren können. Wer zur Erforſchung der menſchlichen Natur überhaupt, wie ſeiner beſondern, ſeinen eigenen unwillkürlichen Athmungsprozeß beobachtet, der glaubt es leicht, ſich und Anderen, daß während des bewußten Beobachtens eben dadurch ſich jener natürliche Rhythmus des Athmens verändere, bis er es durch Uebung und Gewohnheit dahin bringt, die Thätigkeit des reinen Seins und des beherrſchenden Beobachtens parallel gleichzeitig feſtzuhalten. Bei den meiſten Menſchen durchſchneiden und verwirren ſich die Linien beider.

Rückſichtslos hingegeben an die Welt und ihre Begegniſſe konnte ſich Eugen doch raſch wieder auf einen freien Punkt außer und über ihr oder vielmehr in ſich ſammeln. Hinwegſchauend über Alles fragte er ſich darum im Tiefſten: Kannſt du, mit der Ueberzeugung, daß das Beſte nicht zu lehren, ſondern nur aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen iſt, kannſt du Lehrer ſein? Die Anderen haben's leicht, ſie haben ein feſtes Wiſſen weiterzugeben. Und doch, der letzte und einzige Zweck iſt Erziehung, ein Handführen der unſteten Kraft, ein Handreichen den unbehülflichen Gedanken, ein Leiten des in ſich gehaltenen Ganges. Gut Nacht," ſchloß er laut ſich ſelbſt zurufend . . .

Wer die Möglichkeit und Folgerichtigkeit dieſes an ihn ſelbſt gerichteten Rufes verſteht, der verſteht den Charakter Eugens.

Im Halbſchlaf gedachte jetzt Eugen des Mannes, von dem der weiſe Spruch: „Es giebt kein Geſtern" ſtammt. Der Geißelmaier im Hauſe hatte durch ſein ganzes Weſen heute wieder an ihn erinnert. Der zwölfſemeſtrige Studioſus Motz, genannt Knochen, hatte eine Scheu vor jeglichem Staatsexamen, die faſt ſeiner Liebe zum bairiſchen Bier gleichkam; endlich, da kein Geld mehr vom Vater einlief, gelangte das alte Haus zu der Ueberzeugung, daß man dieſem nichtsnutzigen Staat überhaupt nicht dienen dürfe, und er ging zum Landtag, aber er thronte über ihm als ſtenographiſcher Berichterſtatter für die radicale Zeitung. Die Parteimänner gründeten ein beſonderes Landtagsblatt und da ſie ſelbſt viel zu erhaben waren, ihre europäiſchen

Reden, die ſie indeß nachträglich aufputzten, durch den Druck zu verkünden, ward der fette Motz zum Strohmann, d. h. zum Redakteur erſehen. Der Regierung aufbrummen, ohne daß ſie die Freiheit der Kammerdebatte antaſten durfte, das war für Motz ein Gaudium. Auch auf patriotiſche Reiſen wurde Motz geſchickt, um Stimmen zu werben für eine Erſatzwahl. Im Land herumfuhrwerken, in den Wirthshäuſern predigen, das war ein Leben für ihn. Wenn ihn bisweilen Schmeichler gemahnten, ſelber Abgeordneter zu werden, lehnte er's beſcheiden ab; denn Motz hatte wohl zu achtende Grundſätze, er war Republikaner und wollte nicht der Verfaſſung ſchwören. Uebrigens vollzog er unbedingt, was das Parteioberhaupt ihm befahl. Solch ein Landtag dauert aber nicht ewig und Motz übernahm die Stelle eines Correctors und Expedienten bei einem mehr als gemäßigten Blatte, und hier war's, wo ihn Eugen kennen lernte. Gegen vier Uhr Nachmittags kam Motz mit dem noch naſſen Blatt in die gewohnte Bierſtube und that ſehr weiſe als wohlunterrichtete Quelle und er behauptete ſeine Stellung bis Mitternacht vorüber und das auf morgen vorgedruckte Zukunftsblatt ſein berechtigtes Datum hatte. Natürlich, daß ein ſo wohlgeſchulter Mann eine Rolle in der Revolution ſpielte und als Civilcommiſſär mit rother Schärpe regierte.

Iſt's Wachen oder Träumen? Können innere Geſichte ſo lebendig werden? Da ſitzt beim Umwenden der luſtige Kamerad und — „Graf Falkenberg“ haucht er Eugen in's Ohr.

„Alter Knochen," rief er ſich die Augen reibend, „biſt du's wirklich?" Eine breite rauhe Hand verdeckte ihm den Mund.

Achtes Kapitel.

Die vom Mond hell beſchienene Geſtalt begann jetzt mit gedämpfter Stimme:

„Laß uns leiſe thun, der Fragſamenhändler ſchnarcht im Nebenzimmer und ich glaub', der Kerl kann Schnarchen heucheln. Ich glaub' dem Kaidl nicht, ich will mein Lebtag meine Kehle trocken halten wie eine Scheune, wenn dem Kerl zu trauen iſt."

„Ich kann's noch immer nicht faſſen, biſt du der alte Knochen und du Geißelmaier hier im Hauſe?"

„Ja, und daß du's weißt, ich heiße Bartelmä Knochenhauer, ſchlechtweg Bartelmä und bin von Windenreuthe gebürtig. Wenn's Gelegenheit giebt, ſpielen wir unſern Tarok aus, in dem wir auf dem Vorpoſten unterbrochen worden ſind. Ich habe gerade die beſte Karte, zehn Tarok und du haſt alle Farben wie ein Stieglitz, und hätteſt du nicht im vorigen Spiel renonce gemacht, ich hätt' dir und dem Mäuslebeiß, dem Knöpfleſchwab, ein ſchwer Stück Geld abgewonnen."

„Ja, Lieber, das iſt jetzt unſere ganze Welt: während die Karten neu gemiſchelt werden, über das abgethane Spiel hin und herreden. Du biſt ein Philoſoph und ich hab' in dieſen Tagen viel an dich gedacht."

„Weißt du nichts vom Mäuslebeiß?"

„Er ſitzt im Penſylvanium. Erzähle mir von dir. Wo warſt du? wie kommſt du hieher?“

„Bin in der Schweiz geweſen in einer Haarölfabrik.“

„Du, der Feind aller Parfümerien?“

„Bin als höchſt gefährlich und weil man den Menſchen demokratiſches Oel in den Kopf ſchmiere, ausgewieſen worden. Du kannſt dir nicht denken, was das für ein Kummerleben iſt als Flüchtling; heute vor die Polizei citirt, morgen internirt, übermorgen escortirt und dann wieder anderswohin ſpedirt und jeder Gänshirt am Weg und jeder Hudelbub ſieht Einen drauf an, daß er ein großer Mann iſt und Einen ernährt. Und wenn man zu den Kameraden kommt, da möcht' man blutige Thränen weinen; da ſitzen die prächtigſten Menſchen, an denen der Herrgott ſelber ſeine Freude haben müßte; da ſitzen ſie und laſſen die Köpfe hängen und können nichts als fluchen und die Zähne auf einander knirſchen, nirgends daheim, zuſehends abſterben, von brennendem Grimmzorn verzehrt, weil die Freunde im Vaterland nicht losſchlagen, daß man den großen Kehraus tanzen und wieder heimkehren kann, und dann wieder dumme Hoffnungen, und dann wieder die Luſt, ſich ſelbſt zu Grund zu richten. Von allen gemüthlichen deutſchen Dummheiten iſt das Heimweh die dümmſte. Ich muß mir das Alles aus dem Sinn ſchlagen, wenn ich nur eine Minute vergnügt ſein ſoll. Ich hab' nicht gewußt, was ich thu', ich hab' mich unterſchrieben, ich will mich nach Amerika bringen laſſen. Ein Landjäger hat mir das Geleit gegeben und ich habe es deutlich an mir dargeſtellt, daß der Freiheitsmann vor der Regierung immer um drei Schritte vorausgehen muß. Im Lande der grande nation bin ich zum Erſtenmal in Ketten gelegt worden, der König Gaminus, den ſie gewählt haben, hat ſo befehlen. Es war am Sonntagsmorgen, die Glocken haben geläutet und ich habe mit meinen Ketten den Takt dazu geſchlagen. In der Nacht drauf bin ich entſprungen. Wohin? in das große Gefängniß, in's Vaterland zurück; ich habe meine Strafe antreten wollen, aber vorher hätte ich noch gern einen Mord auf mich geladen, damit ſie mich umbringen. Ich hab' mich durchgeſchlichen bis nach Röthhauſen zum Lehnert, dem habe ich von ſeinem Bruder Nachricht gebracht und da hat mir die Baronin Hunold, die ich von früherher kenne, Bauernkleider und einen Heimathſchein verſchafft, auf den bin ich hier, kennt mich Niemand als der Kaidl, kennt er dich auch?“

„Nein, haſt ja ſelber beim Nachgebet gehört, wie er ſagte, er ſei mein beſter Freund und wolle mit mir in Havre auf's Schiff gehen.“

„Gut. Alſo du biſt der Lehrer —“

„Ja, aber erzähle zuerſt wie du lebſt.“

„Hab' ſeit Oſtern nichts Gedrucktes geſehen, weiß gar nicht mehr ob ich leſen kann, brauch's nicht wiſſen. Haſt recht mit dem Kartenſpiel: der Ruſſ hat die Haupttrümpfe in der Hand und ſpielt bald den Schellenkönig bald den Herzbub aus. Geht mich Alles nichts mehr an. Früher hab' ich geſagt: es giebt kein Geſtern, jetzt hab' ich einen noch beſſern Spruch: es giebt kein Morgen. So proviſoriſch, auf der Wurfſchaufel leben, iſt doch was Prächtiges; man lebt wie ein Wilder, fragt nicht wohinaus und macht keine Plane. Guter Eugen, ja, wie heißt du denn eigentlich?"

„Ich habe wieder denſelben Vornamen, du thuſt mir eine Liebe, nenne mich, wenn wir allein ſind, bei meinem Vornamen, aber erzähle mir: wie findeſt du dich denn in dein verändertes Sein?"

„Ich? Ich kann alle Strapazen entbehren, Hunger und Durſt, nur den Schlaf nicht; meine acht Stunden Schlaf muß ich haben wie ein Angeſtellter. Kannſt dir's hoch anrechnen, daß ich für dich jetzt den Schlaf breche." Er faßte die Hand Eugens, führte ſie über die innere Fläche ſeiner eigenen und fuhr fort: „Spürſt das Sohlleder? Thut nichts mehr weh, es giebt jetzt keine Blaſen mehr. Fuhrwerken war mein Lebtag mein Gaudium, ich hab' vier Gäul' und fahr' jede Woch' zweimal den Frachtwagen. Der Menſch iſt innen hohl, aber es iſt eins, was man 'nein thut, wenn's nur die gehörige Fracht iſt; Eſſen und Trinken ſchmeckt mir jetzt beſſer als in Olims Zeiten. Die Fenſter vor den Augen, meine Brille, die zu entbehren, hat mir am weheſten gethan, ich bin in der erſten Zeit wie taumelig herumgelaufen, weil ich ſie nicht mehr auf der Naſ' gehabt hab."

„Und den Feldbau verſtehſt du?"

„Bin ja eines Bauern Sohn. Mein Vater hat ja als Schafkipperer all ſein Vermögen verloren. Was red' ich aber ſo lang von mir? Wie kommſt denn du zu deinem Amt?"

Eugen erzählte ſeinen Tauſch mit dem Lehrer. Plötzlich regte ſich etwas im Nebenzimmer und Bartelmä verdeckte wieder ſchnell mit der Hand den Mund Eugens und noch leiſer als ſonſt ſagte er:

„Wenn ich merke, daß der Kerl etwas erhorcht hat, dreh' ich ihm den Kragen 'rum.“

Geraume Weile ſaßen die Beiden ſtill und Eugen hielt die rauhe Hand des Gefährten, der ihm ſo wunderbar plötzlich geſchenkt war.

„Du biſt für mich ein doppeltes Glück,“ ſagte er endlich, „Bauernknecht werden, das iſt noch mehr als ich thue.“

„Nein Bruder, nein, ich hab's leichter als du, hab' mit Niemand zu thun als mit meinem Kaffer. Ich hab' gemeint, unſer Herrgott braucht mich, ich muß ihm regieren helfen; er hat mich summa cum laude durch's Examen und durch die Revolutionspraxis fallen laſſen. Thut nichts, jetzt bin ich ein Cincinnatus.“

„Mir thut es wohl, da ich mit dir von mir ſelber reden kann, als wäre ich jetzt erſt aus dem Gefängniß gekommen. Iſt dir der fremde Name nicht auch ein Gefängniß?“

„Spüre nichts davon.“

„Mir iſt er wie eine innere Gefangenſchaft, das Bewußtſein iſt der Kerkermeiſter eines Eingeſperrten; mit dir kann ich meinen wirklichen Menſchen doch manchmal frei herauslaſſen und frei athmen. Und jetzt in dieſem Augenblick kommt mir unſer Leben vor wie Nachtwandlerei, wir wandeln auf gefährlicher Höhe und ſtürzen in den Abgrund, wenn man uns bei Namen ruft.“

„Wer ſich fürcht't, den fangt die Patrouille, ſagen die Sachſenhäuſer, und wer in's Feuer bläst, dem fliegen die Funken in die Augen, das ſag' Ich. Darfſt mich nicht zu viel kennen, wär' nicht gut für uns Beide. Wenn du überflüſſig Blech haſt, kannſt mir's geben, daß dir's die Mäuſ' nicht freſſen."

„Hab' leider ſelber nichts," erwiderte Eugen mit den Zähnen die Lippen ſchärfend, als wollte das Wort nicht heraus und ein Mißbehagen, faſt wie ein Gefühl körperlicher Schwäche, überkam ihn; er krampfte die Fäuſte auf und zu. Zum Erſtenmal erfuhr er, was es heißt, eine bedürftig ausgeſtreckte Hand aus eigenem Mangel und nicht blos aus Bequemlichkeit abweiſen zu müſſen; nicht ſchenken zu können, das fiel ihm ſchwer in's Herz. Er gedachte kaum der Entbehrungen, die er ſelber in ſolcher Lage erfahren mußte, er ſetzte daher raſch hinzu: „Ich werde dir bald dienen können."

„Brauch' jetzt auch nichts," entgegnete Knochenhauer, „und — mir iſt mein Leben gar nicht verleidet — aber wenn du einmal einen Kerl brauchſt, der ſich für dich todtſchlagen laſſen oder Einen für dich todtſchlagen ſoll, pfeif' nur dem Bartelmä. Jetzt behüt dich Gott. Morgen kennen wir uns nicht."

„Du könnteſt mir viele Fingerzeige über die Menſchen hier geben," wollte Eugen den Aufſtehenden noch zurückhalten, dieſer aber ſagte:

„Es iſt Alles nichts als Narrenſpiel. Aber ich muß jetzt ſchlafen. Das beſte auf der Welt iſt ein tüchtiger Schlaf. Gut Nacht."

Er hörte nicht mehr, als Eugen ihn fragen wollte, wie denn die Baronin Stephanie zu ihrer Gönnerſchaft komme.

Neuntes Kapitel.

Nicht lange Zeit war Eugen am andern Morgen vergönnt, daß er ſich wie ein von den Wellen an's Ufer Geworfener fragen konnte: wo biſt du? Kaidl überraſchte ihn und ſuchte ſeine Probeſtellung von geſtern Abend jetzt dahin zu erklären, daß er ſie zu Gunſten Eugens gemacht, er habe ihm damit Gelegenheit geben wollen, ſich mit Einemmale in ein entſchiedenes Verhältniß zu den Dorfbewohnern zu ſetzen.

„An dir iſt ein Diplomat verloren gegangen,“ verſetzte Eugen lächelnd, „der den verunglückten Schlag nachträglich für eine bloſe Fechtübung ausgiebt. Halt! Du könnteſt mir einen großen Gefallen thun.“

„Sag' nur frei womit, ich bin in deiner Schuld.“

„Es erregte großes Aufſehen, als die ruſſiſche Prinzeſſin, die den Fürſten von * * heirathete, gleich nach ihrer Ankunft alle Leute am Hofe und in den höchſten Stellen ſo behandelte, als ob ſie ſchon Jahre lang ſie kenne. Niemand errieth das Geheimniß, das darin beſtand, daß ein liberaler Advokat, durch dritte Hand erſucht, ihr nach alphabetiſcher Ordnung eine kurze Charakteriſtik aller Perſönlichkeiten gemacht hatte; ein Aehnliches ſollteſt du mir hier von dem Dorf anfertigen.“

„Nicht übel, du wirſt mein Erbe. Kommendes

Geſchlecht! vergiß nicht unſere Erfahrungen. Ich kann aber deinen Wunſch nicht geradezu vollführen, und wenn ich's thäte, ich bin ſchon Amerikaner genug, daß ich nichts mehr für germaniſch chriſtlichen Vergeltsgott thue. Kaufe mir mein Klavier und meine Bücher ab und ich ſchreibe dir das ſchwarze Buch. Es thut mir ohnedies wohl, noch wenn ich fort bin meine Hand an der Gurgel dieſer Kaffern zu halten."

Er erklärte nun Eugen, daß er in der feſten Zuverſicht auf ihn gewartet habe, er werde ihm ſein Klavier, die Bücher und anderes abkaufen und ließ nicht undeutlich merken, daß er ohne rechte Verwerthung dieſer Sachen nicht reiſen könne.

Eugen ward es wieder ſchwer, das Wort auf die Zunge zu nehmen, daß er kein Geld habe, aber doch nicht ſo wie zu Bartelmä, der da wußte, wer er war; dabei empfand auch Eugen, daß die einmal ausgeſprochene, heißempfundene Mißlichkeit bei der Wiederholung bald zur kalten Thatſache wird, die man faſt als fremd und äußerlich berichten kann.

Kaidl nahm die ſtockende Erwiderung als gutes Zeichen. Da kam das kleine Mädchen, das unſern Freund geſtern für den erſchoſſenen Willi gehalten hatte, mit einer großen Bretzel und einem Blumenſtrauß; zaghaft und ſtotternd drückte es den Glückwunſch der Müllerin zum Geburtstag aus. Die erſte Empfindung Eugens war Schreck, er hatte ſeinen wirklichen Geburtstag verrathen und glaubte, Kaidl könnte wiſſen, wann der des Eugen Baumann ſei; Kaidl aber ſcherzte über die Bekanntſchaft mit den Müllersleuten. Eugen ging raſch darauf ein, daß er über ſie nichts aufzuzeichnen brauche, worauf Kaidl bedauerte, daß er über den einzigen rechtſchaffenen Mann im Ort nichts ſchreiben dürfe; ſie ſeien zwar Feinde, „Er hat eine harte Hand, aber ein weiches Herz,“ ſagte er. „Wie ſie für die Prozeßkoſten meine Sachen hier im Dorf zur Verſteigerung ausgeſchellt haben, hat der Bachmüller dem Schütz auf der Straße Einhalt gethan und für mich bezahlt. Er gehört eigentlich zu uns, er iſt der Sohn des verſtorbenen Schulmeiſters.“

Die Beiden gingen nach dem Schulhaus und Eugen nahm ein groß Stück Bretzel für die Frau Schulmeiſterin mit. Dieſe war eine kleine, etwas ältliche, in Bauerntracht gekleidete Frau, die ſich auffällig bemühte, hochdeutſch zu reden und die fünf Knaben, die wild in die Stube ſtürmten, zur Höflichkeit anzuhalten, indem ſie ſie auszankte, daß ſie ſich noch nicht ordentlich angekleidet hätten; ſie vertheilte die mitgebrachte Bretzel unter ſie und genoß ſelber keinen Biſſen, ſie blickte fragend nach ihrem Mann und dieſer ſagte:

„Es iſt abgemacht, der Lehrer kauft mir das Klavier, die Bücher und die großen Schränke ab, und nun können wir bis Sonntag 'naus zum Loch.“

Eugen wußte nicht, was er ſagen ſollte als ihm die Frau mit erheitertem Blick berichtete, wie viel Kleinigkeiten, Beſen und dergleichen ſie ihm zurücklaſſe, wofür er nichts zu bezahlen brauche; er war noch nicht fertig mit der Ueberlegung, ob er Einſprache thun ſolle, als Kaidl die Frau fortdrängte, um etwas zum „Aufwarten,“ einen Imbiß zu holen. Nun erklärte er

Eugen, er müſſe die Sachen übernehmen, er könne ſie auch, wenn er ſie nicht brauche, gelegentlich beſſer verwerthen als das jetzt möglich ſei; das Geld, das wolle Kaidl ſchon ordnen, müſſe der Sonnenwirth oder der Bachmüller vorſtrecken, er ſolle nur ihn dafür ſorgen laſſen, den Schuldſchein in Geld umzuſetzen. Eugen war nicht geneigt, ſich überrumpeln zu laſſen; im Andenken an die bekümmerte Frau, nach Einſichtnahme der Gegenſtände und der mäßigen Summe, willfahrte er dennoch, da ein gewiſſer Uebermuth in ihm zuletzt noch ſprach: „Du mußt auch erfahren, wie ſich's mit Schulden lebt."

Kaidl gerieth hierauf ſchnell wieder in ſeinen kraſſen Humor, er ſetzte ſich an das Klavier und ſang mit tapferer Bierſtimme das Afrikalied von Schubart, das er arg verketzerte. Er führte ſodann Eugen in den Zimmern umher. Die große Schlafſtube war über und über mit Druckpapier verklebt und als Eugen näher ſah, waren es die ſtenographiſchen Berichte aus der Paulskirche.

„Das iſt des heiligen römiſchen Reichs Schlafſtube," erklärte Kaidl, „was ich nicht brauchen konnte, hab' ich den Bauern abgeliefert, daß ſie ihre Fenſter damit verkleben. So macht man Propaganda mit unſerer makulaturgewordenen Erhebung; das Studentenparlament in der Paulskirche hat ſich nicht umſonſt zehn Monate lang heiſer geſprochen. Bei den verklebten Fenſtern des Sauhirts in Alsfeld kannſt du ſehen, was ich ihm zutheilte und die ſchwunghafteſten Reden der Staatsweiſen laſſen meine Jungen als Papierdrachen ſteigen. Von der Stunde an, wo ich amerikaniſchen Boden betrete, ſchwöre ich, keinen deutſchen Buchſtaben mehr zu leſen. Mir ſollen die Augen erblinden, wenn ich das nicht halte. Ich weiß, was ſie daheim machen: die geſchichtsprofeſſoriſchen Marodeurs kommen und rauben die gefallenen Ideen auf dem Schlachtfeld aus und erwerben damit Ruhm und Geld.“

Trotz mancher Uebereinſtimmung widerten die Auslaſſungen Kaidls Eugen doch im Tiefſten an.

Als ihn Kaidl durch das Dorf begleitete, war es ihm, als ſchaute ihn Jeder ganz anders an, da er geſtern das Verſprechen gegeben, ſich ihrem Urtheil zu unterwerfen; hätte er die Reden hinter ſich gehört, ſo hätte er vernommen, wie von Allem nichts im Gedächtniß geblieben war, als daß er die Hänſelnden mit der Hundegeſchichte heimgeſchickt habe.

Zehntes Kapitel.

„Nimm's als gutes Zeichen,“ begann Kaidl unweit der Kirche, „daß uns die alte Frau dort, die jetzt hinter der Hecke verſchwindet, zuerſt begegnet. Die 81jährige Sepperle ſtellt ſich als Titelbild vor dich hin und ſagt dir: ich kann nicht leſen und kann nicht ſchreiben und bin geſünder und geſcheiter als Alle im ganzen Dorf, eure Volksſchulen machen die Welt nur fieberkrank mit verkritzelten Nerven. Die Alte hat ſo lang ſie lebt noch nie bei hellem Tag geſchlafen und hat überhaupt keine Nerven. Sie geht mit uns nach Amerika.“

„Schildre mir nicht die Auswandernden, ſondern die Heimbleibenden,“ ſagte Eugen nicht ohne Aergerlichkeit.

„Gut, paß auf. In dem Haus dort mit dem roth angeſtrichenen Gebälk, dort wohnt dein Rainbauer; ein capitelfeſter Bibelheld, hält ſich für geſcheit und Alles, was Andre machen, für nichts nutz und Alle, denen es nicht ſo gut geht wie ihm, für Lumpen. Er giebt gern zu freſſen, aber nur ſeinen Schweinen, geht ungerufen in die Häuſer und verſetzt die Bienen, bringt ihnen Königinnen, macht zwei Schwärme aus Einem, oder wenn ſie arm ſind mediatiſirt er Einen und ſchlägt die Unterthanen zum andern Reich, ſchneidet und putzt die Stöcke und ißt und trinkt dabei, weil er ſich daheim nicht ſatt frißt. Sein Sohn, das einzige Kind, iſt grad ſo habſüchtig wie der Alte, hätt' gern des Bachmüllers Vittore haben mögen, jetzt iſt er Bräutigam mit eines reichen Flötzers Tochter von Trenzlingen; er weiß, daß das Mädchen einen Forſtknecht lieb hat und zu der Heirath gezwungen iſt, aber was liegt ihm daran? Wenn ſie nur ihr Geld mitbringt.

Da in dem kleinen Haus wohnt der Mäuerleswerner, ein abgehauster luſtiger Kerl, der für einen Schoppen Wein drei falſche Eide ſchwört, hat nichts zu beißen und brockt ſeiner Frau jeden Tag, den Gott giebt, eine Prügelſuppe ein; ſie iſt eine Schnalle oben'raus, ſie kommt einmal zum Schultheiß und verklagt ihren Mann, und ſo hat er mich geſchlagen, ſchreit ſie und ſchlägt ſich dabei auf den Mund, daß Blut herausfließt; da ſagt der Bachmüller, der war damals Schultheiß: geh' heim und waſch' dich, du biſt auch dein Theil hitzig. Das einzige Kind, eine Tochter, die ſie haben, hat der Mäuerleswerner krumm geprügelt."

„Laß ab vom Erzählen, ich kenne den Mann, er war der Erſte, dem ich geſtern begegnete," rief Eugen. War er denn unter eine Horde von Unmenſchen gerathen? Kaidl war aber nicht Willens, auf die Abwehr einzugehen, er hatte einmal im Volksvereine, da man ihn nicht ausreden laſſen wollte, ſich auf der Tribüne für permanent erklärt und ſtand in dem Tumult ruhig oben, ſo fuhr er auch jetzt fort:

„Der Mäuerleswerner iſt wegen Meineid im Zuchthaus geweſen und jetzt iſt ſeine Hauptfreude, daß das ganze Dorf meineidig iſt: ſie haben ja Alle der proviſoriſchen Regierung geſchworen. Recht ſo, die ganze Welt muß in Grund hinein verdorben werden, ehe es beſſer werden kann."

„Und du bedenkſt nicht, wie aller ſittliche Halt im Volk zerſtört wird?" fragte Eugen. Kaidl aber erwiderte:

„Schau, dort das wichtigſte Haus im Dorf, dort aus den grünen Fenſterrahmen ſchauen ſechs feurige Augen auf dich herab. Das ſind des Kirchbauern Töchter, drei ſchöne ſtolze Mädchen und ſingen zuſammen wie die Orgelpfeifen. Der Kirchbauer hat den größten Einfluß im Dorf; weil er ſo nah wohnt, halten ſich die Leute vor dem Gottesdienſt und vor Gemeindeverſammlungen bei ihm auf. Ich habe das Haus das Vorparlament getauft. Dort hinter dem

Rebengeländer gückelt der Kreuzſchnabel, das dicke Faß, die Kirchbäuerin heraus; ſie hat ſchon zwanzig Jahr einen böſen Fuß und iſt nicht vom Fleck gekommen, aber ſie beobachtet die Menſchen durch und durch. Mit der Gewiſſenhaftigkeit eines Aſtronomen zählt ſie neun bei der Geburt eines erſten Kindes und iſt oberſter Friedensrichter in allen Eheſtreitigkeiten. Der Kirchbauer iſt ein Pietiſt, dabei aber rechtſchaffen, dumm, fleißig; er hat's gut, daß er ſtottert, da ſagt er ohne Mühe das Vaterunſer dreimal für einmal. Der Kaſſer hat oft ſo müde Stiefel, daß er faſt nicht vom Feld heimkommen kann. Der Rainbauer hat ein Kunkellehen von Erbweisheit von der Kirchbäuerin, ſie ſagt: er ſei der geſcheiteſte Mann im Dorf, und er ſagt: ſie ſei die geſcheiteſte Frau in der Welt. Was ſie im Ort ausführen will, läßt ſie durch den Rainbauer in's Werk ſetzen."

Eugen bat nun Kaidl, ihm das verſprochene Buch nicht alphabetiſch, ſondern nach der Reihenfolge der Häuſer, vom äußerſten angefangen, zu ſchreiben. Kaidl aber behauptete, nicht ſo gut ſchreiben als ſprechen zu können und bat nur noch den „Kaſſer" ſchildern zu dürfen, der ihnen eben grüßend begegnet war.

„Das iſt der Speicherbauer, auch Schäuſler-David genannt, ein Kornkipperer, ſo dürr wie er ausſieht, ſo geizig iſt er. Er kann nicht leſen und nicht ſchreiben und beſchummelt doch die ganze Welt; er hat eine Winkelwirthſchaft und macht die Kornbauern betrunken, daß ſie das Geldzählen nicht mehr verſtehen. Er iſt ſo geſchickt, daß er die Hälfte von einem Ei ſtehlen und den Teufel im freien Feld fangen kann; er kümmert ſich aber um gar nichts, als um ſein Geſchäft. Gegen jedes Bettelweib hat er ein freundlich Wort, aber nicht was man im Aug leiden kann, giebt er. Wo der Kerl auf eine Wieſe ſpeit, da wächſt Sauerampfer. Er iſt eigentlich der einzige Freigeiſt im Ort, aber er ſagt: ich thu, was die Religion verlangt, dann bin ich die Religion los und brauch' nicht darüber zu denken. Er hat noch eine ledige Tochter, wenn du die kriegſt, kannſt den Schulſack an den Nagel hängen; wenn du aber eine von des Kirchbauers heiratheſt, kannſt ſicher ſein, daß wegen dem Kreuzſchnabel fünf Stund landauf und landab Niemand wagt, Etwas über dich zu ſagen, du magſt thun was du willſt. Du mußt dir die Kirchbäuerin ohnedem zahm machen, denn ſie iſt deine lauernde Feindin; ſie hat den Schnörkel im Ort haben wollen, der die Sabine heirathen ſoll.“

Wie eine Sturzwelle ſchlugen dieſe Berichte auf Eugen ein, er ſah ſich den Athem benommen; bald aber erkannte er wieder, daß ruhiges Abwarten und allmälige Erfahrung ihn ſchon wieder frei machen würde und der Vorſatz befeſtigte ſich in ihm, die Aufzeichnungen Kaidl's erſt nachdem er ſelbſt die Menſchen unbefangen kennen gelernt, von Zeit zu Zeit nachzuſehen.

„Ich ſehe dir's an,“ nahm Kaidl das Wort, „du willſt auch von Tugend hören? Gut, zieh den Hut ab! Dort wo die zwei Schlüſſel an's Haus gemalt ſind, dort wohnt eine Römerin. Wenn ſie vor zweitauſend Jahren gelebt und lateiniſch geſprochen hätte, würden die Profeſſoren gelehrte Bücher über ſie ſchreiben. Die Kirchen- und Kanzleiverwandten heulen immer: nur das Geſindel, das nichts zu verlieren hat, habe mit gethan. Heißt denn ſein eigen Leben und das Glück von Frau und Kindern einſetzen, nichts zu verlieren haben? Der Schloſſer Vinzenz war der einzige, der ſich beim erſten Aufgebot frei geſtellt hat, und wie er vom Rathhaus heimkommt, ſagt ſeine Frau: das haſt du brav gemacht, Vinzenz, und wenn du, was Gott verhüte, ſterben mußt, ſtirbſt du für deine Kinder und ich will ſie dir aufziehen ſo gut ich kann. Der Vinzenz iſt aber nicht geſtorben, iſt heil heimgekommen und hat wieder in ſeinem Handwerk und im Feld gearbeitet wie je. Da ſchickt er eine Magd aus dem Dienſt, weil ſie preußiſche Einquartierung hat. Sie geht, aber was thut dieſe lebendige deutſche Einheit in der Mannigfaltigkeit? Sie zeigt den Vinzenz an und er bekommt fünf Jahre Zuchthaus. Jetzt ſitzt er und es giebt keine rechtſchaffenere Haushaltung im Dorf als die von des Vinzenzen Margareth, und die Frau iſt hochſchwanger; ihr älteſter Bub, das wirſt du finden, iſt der beſte in der Schule. Denke dir die Zukunft vom Kind der Angeberin und dem der Verrathenen und du haſt die einſtige Geſchichte Deutſchlands vor dir.“

Sie kamen jetzt bei der Biegung um einen Rebenhügel vor das Pfarrhaus:

„Da warſt du ſchon geſtern,“ ſagte Kaidl, „und haſt ſie geſprochen, oder wie ſie die Kaffern heißen: die Frau geiſtlicher Herr. Er war früher Profeſſor an einem Gymnaſium, da hat er ſich die Gallenſucht angeärgert und jetzt kränkelt er immer, weil ſeine Galle nicht in Thätigkeit iſt. Er iſt kurzſichtig und vergeßlich und übertreibt das noch gern, weil es ihm einen gelehrten Anſtrich giebt und auch bequem iſt; er braucht tauſend Sachen nicht zu ſehen und nichts dafür zu thun, er ſtellt ſich als ob er kein Geld zählen könnt' und hat's wahrſcheinlich auch wieder vergeſſen; wenn er ausgeht, läßt er ſich von ſeiner Frau einige Groſchen geben. Bei der Fahnenweihe unſerer Bürgerwehr ſelig hat er eine unbezahlte dreibeinige Rede gehalten und die Tochter hat ein ſelbſtgeſtricktes Gedicht geſprochen. Manchmal iſt er auch in unſern Volksverein gekommen und hat für ſeinen Liebling, die deutſche Flotte, geredet. Kannſt dir denken, wie die Bauern Maul und Naſe aufgeſperrt haben, wie er Themiſtokles aufſtellte und Plato zitirte, der in ſeinem Buche über die Republik für preiswürdig hielt, „ſtandhafte Wehrmannen zu Schifffahrern und Seeleuten zu machen.“ Jetzt iſt die deutſche Flotte wieder nichts als der Federkiel, der in die Tintenſee ſticht. Der Lieblingsſpruch des Pfarrers iſt: wir ſtehen im Zeitalter der Alexandriner, es geht mit der europäiſchen und deutſchen Bildung zu Ende und es bleibt uns nichts, als ſchreiben was geweſen iſt; wir können nichts Neues machen. Und was thut der einſichtige Alexandriner? Er ſchreibt ſelber ein dickes Buch um's andere. Das beſte am Pfarrer iſt ſein Pudel, der Hector iſt ein frommes Spielzeug für alle Kinder.“

„Und was denkſt du von der Pfarrerin?“ fragte Eugen, den nachgerade dieſes Verfahren, Menſchen zu ſchildern, ergötzte.

„Wenn ſie nicht ſo herrſchſüchtig wäre, ließe ſich nichts an ihr ausſetzen. Sie hat auch jeden Sommer ihre gebildete Geſellſchaft. Siehſt du die bunten Vorhänge dort am Taubenſchlag? Dort wohnten dieſen Sommer drei alte Jungfern als höchſtäſthetiſche Seidenhaſen. Schade, daß du nicht vorgeſtern gekommen, da wurde da drinn ein heidniſches Feſt, der Geburtstag des großen Heiden und kleinlichen Lakaien gefeiert und die blauäugige, d. h. blaubrillige, bekränzte ſeine Büſte mit friſchem Epheu und zum Kaffee wurde beziehungsreiche Frankfurter Bränte eingeſtippt.“

„Dein Spott iſt hier am unrechten Ort, es muß erfreuen, daß der Cultus des Genius ſelbſt in verborgenen Dörfern einen Tempel aufſchlägt.“

„O gewiß, cultuſeln iſt ein angenehmer Zeitvertreib, die Bildung iſt allverbreitet; in eurem Deutſchland ſpeiſt man in dem einen Hauſe gebildetes Eis mit Vanille bereitet und der Nachbar daneben ſchnattert und friert vor wirklichem Eis. In dem Dachſtübchen da oben, juſt am Giebel, das wir den Taubenſchlag nennen, geht's auch jahraus jahrein wie in einem Taubenſchlag, da wohnt immer eine alte Jungfer oder ſonſt ein ſchickſalvolles Weibsbild, jede vier Wochen ein anderes. Unter den diesjährigen ſtand die geiſtreiche Pythia, eine leibarme Perſon, oben an. Sie liebt Jean Paul Friedrich Richtern und hier war wohl noch die einzige Stätte, wo der Wunneſiedler geleſen und angebetet wird. Die blaubrillige vergöttert Göthen und die dicke Blanka deſtillirt nicht Aeſthetik, ſondern wirklichen Magenliqueur, bereitet jambenhaften Ziegenkäſe und klaſſiſches Einmachobſt und ſchwärmt wahrſcheinlich für Schillern; dabei dilettirt ſie bisweilen im Artikel wohlthätige Fee und hilft den Leuten auf die Strümpfe, auf veritable wollene nämlich.“

Eugen verabſchiedete ſich raſch bei Kaidl. Er wollte heute die Markſteine aufſuchen, um dann friſch und froh auf ſeinem Acker zu arbeiten; er war bereits des ledigen Kennenlernens müde und ſein ganzes Weſen ſehnte ſich darnach, morgenden Tages ſein Werk zu beginnen. Dort in der Schule war er allein mit ſeinen Kindern und ſchon aus dem Gedanken an ſie grüßte ihn etwas wie das feſte Land den Seereiſenden, wie der nährige Brodem, der aus der friſchgepflügten Erde zum Ackersmann emporſteigt.

Zwei alte hochſchlanke Pappeln, deren langſtielige Blätter eben im leiſen Windhauche rauſchten, bezeichneten den Aufgang nach dem Schloß, eine Doppelreihe von breitäſtigen Nußbäumen führte bis an das Haus, ein graues Nußhäherpaar flog mit ſchnarrendem Kreiſchen herüber und hinüber; die Vögel ſchienen ſicher, daß ſie hier auf dem gangbaren Weg nicht geſchoſſen würden.

Eugen ging zu dem Baron von Kronauer.

Elftes Kapitel.

„Herr Kronauer iſt drüben in der Scheune“ berichtete eine Magd, die an dem großen Röhrbrunnen Waſſer ſchöpfte. Eugen ſah ſie verwundert an; er hatte nach dem Baron gefragt und hörte den einfachen bürgerlichen Namen. Als er abermals fragend durch einen offnen Thorweg ging, in dem ſich zahlloſe Schwalbenneſter wie die Waben eines Bienenſtockes zuſammengefügt hatten, wies ihn ein Knecht, der eben Ochſen ausſpannte, nach dem Pferdeſtall. Eugen nahte ſich leiſe, und als er hineinſchaute, ſah er einen breitſchulterigen unterſetzten Mann mit vollem grauem Bart und nur dünner Haarſchicht auf dem Oberhaupt, auf einem Futtertrog ſitzen und ein Buch leſen, ein Beſteck chirurgiſcher Werkzeuge in grünem Leder lag offen neben ihm. Das Antlitz des Mannes, der wohl in der Mitte der vierziger Jahre ſtand, war wohl gebildet, die Naſe frei und kühn, die Stirn vornüber gewölbt. Er trug ein blaues Ueberhemd und einen ſchwarzglänzenden Gürtel um den Leib. Als Eugen höflich grüßend herantrat, ſchaute ein tiefbraunes Auge nach ihm auf und Eugen bemerkte noch raſch, daß das Buch, das der Aufſtehende jetzt zuſchlug und in den Futterkaſten legte, mit lateiniſchen Lettern gedruckt war. Kronauer reichte Eugen die Hand und bat um Entſchuldigung, daß er ihn jetzt nicht in die Stube führen könne, er habe ſo eben einem Pferd zu Ader gelaſſen und müſſe noch warten; er dankte für die geſtern heraufgeſchickten Bücher und bemerkte, daß Eugen an ſeiner Couſine Stephanie eine Gönnerin habe. Eugen ging nicht darauf ein, ſondern ſprach über die Beſchaffenheit der Pferde und den Zuſtand des Patienten, daß Kronauer nicht umhin konnte, ſeine Sachkenntniß wohlgefällig zu beloben. Eugen gedachte lächelnd, wie ihm ſeine Kavalierserfahrungen nun auch eine Brücke ſchlügen; und warum ſollten vornehme Herren, denen der Menſch, ſeine Neigungen und Bedürfniſſe weit unwichtiger als das Studium eines Racenpferdes, warum ſollten ſie nicht durch hippologiſche Sympathie ſich eben ſo gut als Brüder deſſelben Zeichens erkennen, wie die Männer der Idee?

In dieſem Sinnen ſchaute Eugen hinauf nach der Decke des Stalles.

„Sie wundern ſich wohl über die vielen Spinnweben da oben,“ ſagte Kronauer.

„Ja, ſie widerſprechen der großen Sauberkeit und Freundlichkeit hier.“

„Ich kann es meinen Knechten nicht nehmen, ſie halten den Aberglauben feſt, Rind und Roß gedeihen beſſer, wenn man die Kreuzſpinnen nicht vertreibt.“

„Ich kannte dieſen Aberglauben nicht, aber es liegt wohl dieſem wie ſehr vielem Aberglauben ein natürlicher geſunder Gedanke zu Grund; die Kreuzſpinnen haſchen Mücken und Bremſen. Die Menſchen ſind ſo ſeltſam, daß ſie lieber einem geheimen Bangen, einem myſteriöſen Unbegriffenen gehorſamen, als einer hellen Erkenntniß.“

„Gradaus: Furcht und nicht Einſicht regiert die meiſten Menſchen,“ ſetzte Kronauer hinzu, „aber es freut mich, daß Sie dieſe Gedanken haben, ich hätte das, offen geſtanden, aus Ihrer Freundſchaft mit dem Schwarmgeiſt, wie Luther dieſe Menſchen nannte, aus Ihrem Verhältniß zu dem Kaidl nicht vermuthet.“

Eugen fühlte ſich durch dieſe Rede unangenehm berührt. Er konnte ſich noch nicht daran gewöhnen, das gönneriſche Geltenlaſſen als nothwendige Zuthat ſeiner Stellung anzuerkennen. Woher haben dieſe Menſchen das Recht, die Anſichten eines Volkslehrers mit ſolchem beleidigenden Lob aufzunehmen? In dieſem Zorn vertheidigte er ſich auch nicht gegen die zugemuthete Freundſchaft mit Kaidl und ſagte nur: „Der Ausdruck der Ueberkraft erſcheint leicht als Renommage.“

Eine helle Glocke läutete vom Wohnhaus — es iſt ja ein Baronenrecht, eine eigene Thurmuhr zu haben — drunten im Dorf läutete es von der Kirche, es war elf Uhr, der große Einſchnitt im Tagesleben des Bauern, wo alle Lippen ſich zum Gebet regen, um dann die Speiſe zu empfahen.

„Sie eſſen mit uns,“ ſagte Kronauer zu Eugen und rief dann einem Knechte zu: „Peter, bleib' über Mittag im Stall und reib' den Rappen noch einmal ein.“

Mit großer Haſt nahm er das Etui, holte das Buch aus dem Trog und eilte nach dem Haus. Eugen hatte nicht die Faſſung gefunden, um auf die barſche Einladung gehörig zu erwidern, er ging mit, und als ihn Kronauer unterwegs fragte, ob er auch Latein leſe, bejahte er, worauf ihm Kronauer anbot, Tacitus Germania, die er eben vorgenommen habe, in Freiſtunden mit ihm zu leſen.

Als man durch den Thorweg mit den vielen Schwalbenneſtern ging, ſprach Eugen ſeine Verwunderung aus, im Dorf ſolche faſt gar nicht zu ſehen.

Kronauer erzählte nun, daß Kaidl vor Zeiten — d. h. vor 48 — mit Luſt die Leute dazu angereizt habe, die Schwalbenneſter an ihren Häuſern zu zerſtören; er freute ſich, ſolch alten Aberglauben ausrotten zu können und man habe auch entdeckt, daß die Schwalben Ungeziefer nach ſich ziehen. Des Rainbauern Karle, ein wilder Burſche und vormaliger Trabant Kaidl's, ſei eine Zeit lang als Schwalbenſchütze berühmt geweſen, er habe in der That mit wunderbarem Geſchick die Vögel in ihrem unberechenbaren Flug, in dem ſie Haken machen können, zu treffen verſtanden. Die Bienenzüchter ſeien überhaupt den Schwalben feindſelig, nicht ganz mit Unrecht, aber man werde erſt nach ihrer Vertreibung finden, wie viel Ungeziefer ſie aus der Luft wegfräßen.

Dieſe mit ſchöner Stimme und im gelaſſenem Ton vorgetragenen Mittheilungen gaben Eugen eine ruhige Empfindung, ſo daß er ohne Widerſpruch dem gaſtlichen Mann in das Haus folgte.

In der geräumigen, aus einem ehemaligen Bruderhaus beſtehenden, im Jeſuitenſtil erbauten Wohnung war in der weiten getäferten Hausflur ein langer Tiſch gedeckt, Knechte und Mägde waren verſammelt, ein Mädchen und ein Knabe von etwa acht und neun Jahren ſtanden bei einem alten Mann in Schweizertracht, den Kronauer beſonders grüßte.

Das Mädchen betete vor und nun ſetzte ſich Alles gemeinſchaftlich zu Tiſch. Eugen erhielt den Platz zwiſchen Kronauer und dem Alten, der als Schwiegervater vorgeſtellt wurde. Es wurde wie üblich bei Tiſch wenig geſprochen. Des Sonnenwirths Knabe brachte während des Eſſens zwei Briefe, Kronauer legte ſie ruhig neben ſich ohne ſie anzuſehen und aß weiter. Erſt als abgegeſſen und gebetet war und für ihn und Eugen ſchwarzer Kaffee gebracht wurde, öffnete er die Briefe und ſagte zu dem Knaben:

„Richard, der Onkel Leo kommt nächſten Winter und bleibt bei uns. Bring den Brief der Mutter.“

Der Knabe und das Mädchen ſagten zuerſt Eugen Adje und eilten dann ſpringend nach der Stube.

„Es wäre wohl gut,“ ſagte Eugen, „wenn ich oft an den Tiſchen der Eltern ſäße, ich lernte dadurch das innerſte Leben der Kinder kennen. Wie meinen Sie, wenn ich mich manchmal bei den Bauern zu Tiſch lade?“

„Ich glaube, daß durch Ihre Anweſenheit die Art und Weiſe der Menſchen ſich veränderte und aufputzte; aber ich will nichts gegen Ihr Vorhaben ſagen, probiren Sie's.“

Der Oberknecht kam und fragte, ob man die Gerſte im Hohlfeld ſchneiden ſolle, es ſei noch ſo viel grün. Kronauer befahl, ſie ſolle noch ſtehen und die Schnitter ſollten einſtweilen dreſchen.

Kronauer nannte den Oberknecht „Herr Rudolph“ und als dieſer fortgegangen war, drückte Eugen ſeine Freude darüber aus, worauf Kronauer ſcherzend entgegnete: „Mir ſchadet's nichts und ihm thut's wohl und nützt ihm bei ſeinen Untergebenen.“

Eugen ſah, daß er die Geſchäftigkeit des Mannes ſtörte und entfernte ſich, nachdem ihn Kronauer noch eingeladen hatte, ſo oft er wolle ihn zu beſuchen. Eugen konnte über den Eindruck, den er von Kronauer mitnahm, nicht einig mit ſich werden und doch fühlte er, daß hier eine metallene Natur ſei, an der ſich die weicher organiſirte ſchleifen und ſchärfen müſſe.

Zwölftes Kapitel.

„Guten Tag, Herr Lehrer!“ grüßte den Träumenden eine helle Stimme, er ſah auf, es war Bittore, die ihm die Hand reichend ſagte: „Jetzt erſt Willkommen, verzeihet mir das Lachen, wie ich Euch zuerſt geſehen hab', es war mir gewiß nicht luſtig zu Muth, aber ich hab' nicht anders können; es iſt mir geweſen, wie wenn ein Anderes aus mir lachen thät. Nicht wahr, Ihr verzeihet mir? Ihr dürfet auch einmal einen Unſchick machen, er ſoll Euch im Voraus vergeben ſein.“

„Bittet Ihr immer ſo gern um Verzeihung?“

„Ich gehe Sonntag zum heiligen Abendmahl und da möcht' ich nicht, daß ich Jemand beleidigt hätte, der mir's nicht verzeiht.“

Eugen ſah betroffen auf und entgegnete: „Ihr habt nichts um Entſchuldigung zu bitten, ich ſollt' im Gegentheil durch das ganze Dorf gehen und Jedem ſagen: nimm's nicht übel, daß ich um acht Tage zu ſpät komme. Es giebt eine falſche Stellung zu den Menſchen, wenn man ſich gleich von Jedem muß einen Fehltritt ſchenken laſſen.“

„Das meine ich grad verkehrt. Wenn eines dem andern was vergiebt, das bringt die Menſchen gut zu einander, beſſer als Alles.“

„Aus Euch ſpricht die Weisheit Eurer Mutter.“

„Ja, warum ſeid Ihr nicht zum Mittageſſen kommen? Sie hat Euch ja eingeladen und wir haben auf Euch gewartet.“

Eugen ſchlug ſich auf die Stirn, er hatte das rein vergeſſen. Er brachte allerlei Entſchuldigungen vor, aber er wußte ſelbſt kaum was er ſprach, denn ſein Blick war ſtarr auf Vittore gerichtet und ſchien ſich in Wohlgefühl zu ſättigen. Dieſe ungewöhnlich hohe Geſtalt mit den braunen Armen hatte etwas überaus Stattliches. Das gebräunte volle Antlitz mit dem ruhig glänzenden Auge ſchien nicht Sorge, nicht Kummer zu kennen und nur der in die Höhe gepreßte Mund ſchien eine ſchmerzliche Frage zu bergen. Vittore trug ihr lichtbraunes Haar in einer einzigen ungeflochtenen Welle auf dem Hinterhaupt und wie ſie ſo daſtand, den allemaniſchen breiten Strohhut mit den ſchwarzen Bändern am Arm hängend, in der andern Hand über die Schulter gelegt den Rechen haltend, war ſie wohl einer genaueren Betrachtung würdig, die ſie ſich wie es ſchien, auch unbefangen gefallen ließ. Kronauer, der nach dem Feld ging, begrüßte Vittore und beglückwünſchte ſie zum Geburtstag, das Mädchen wurde brandroth als auch Eugen das Gleiche that; ſie ſagte aber ſchnell Kronauer, der Vater wolle heut Abend zu ihm kommen und wegen der Schultheißenwahl reden, fragte dann wie es der Frau gehe und als Kronauer den Kopf ſchüttelte, ging ſie raſch nach dem Haus.

Es war gewiß nicht wohlgethan, daß Eugen ſchnurſtracks nach dem Pfarrhaus ging, aber längſt war er von dem Straßenſpiegel eingefangen und ſchon ſtand er auf der Treppe, wo er aus einem Nebenzimmer ein mühſames Ueben auf dem Klavier vernahm, als er ſeiner ungewöhnlichen Erregung inne ward und eine Weile anhielt. Haſt du nicht genug Wirrwar, daß nun auch noch zwei feurige Mädchenaugen mit dir irrlichtern dürfen? In dieſer Frage ſich ſelbſt aufrichtend und ſammelnd ſtand er eine Weile auf dem ſaubern Hausflur, wo eine große Reihe verbundener ſogenannter Einmachgläſer von der Sonne beglänzt und von Bienen umſchwärmt war, die zu wiſſen ſchienen, welche Süßigkeiten hier verſchloſſen waren. Ein ſchwarzer Pudel, der in der Sonne lag, richtete den Kopf ein wenig auf, ſchaute Eugen an und legte ſich dann wieder die Augen ſchließend nieder; er lag gerade unter einer Tafel, auf der die Worte ſtanden: „Geſegnet ſei Dein Eingang.“ Ein dürrer Eichenkranz umrahmte die Tafel.

Eine gaſtfreundlich ſchmunzelnde Magd, die äußerſt nett und behäbig ausſah, hatte ihre Küchenſchürze im Hausflur abgelegt und Eugen gemeldet. Sie hieß ihn nun eintreten. Er klopfte an, ſeine Verbeugung und Anrede war eckig und ſcheu, ſo daß der Pfarrer aus ſeinem Lehnſtuhl, aus dem er ſich nur ein wenig erhoben hatte, ſchelmiſch lächelnd zu der Pfarrerin auf dem erhöhten Sitz aufſchaute.

„Nehmen Sie Platz,“ ſagte er dann zu Eugen, der ſich ſelber einen Stuhl holen konnte. Er wurde nun bedeutet, daß er ſich wegen ſeiner Verwundung in Röthhauſen ein amtlich beglaubigtes Zeugniß vom Wundarzt verſchaffen müſſe, das dem Bericht an die obere

Behörde beizulegen ſei. Eugen antwortete nur mit ſtummem Kopfnicken, er ſah ſich mitten in den Verſchienungen und Verbandelungen eines niederen Bedienſteten. „Rauchen Sie auch?“ fragte der Pfarrer, indem er den Stumpf ſeiner Cigarre in ein bereitgehaltenes Röhrchen ſteckte.

„Ja Hochwürden,“ antwortete Eugen, das letzte Wort ging ihm ſchwer von den Lippen. Er ſtellte ſeinen Hut auf den Boden neben ſich und erwartete nichts anderes, als eine Cigarre angeboten zu bekommen. Die Pfarrerin aber rief ihm, er möge den Hut nur auf die Kommode ſtellen und der Pfarrer warnte ihn davor, je in der Schule zu rauchen; es ſei das ſtreng verboten und er würde es nicht dulden. Eugen athmete tief in ſich hinein. Er wurde nun väterlich vor Kaidl gewarnt, der wie es ſcheine, durch zudringliche Vertraulichkeit ihm ſeine Stellung im Dorf aufdrängen wolle, überhaupt, da einmal die vorſchriftsmäßige Zeit nicht eingehalten ſei, möge mit Beginn der Schule bis nächſten Montag gewartet werden, bis dahin habe Kaidl das Schulhaus verlaſſen und ſeien überhaupt die Lärmmacher aus dem Dorf, die noch, bevor ſie wegzögen, ſich toll benähmen, doppelt burſchikos, bevor ſie auf die hohe Schule harter Erfahrung kommen, die ſie wohl in Amerika machen würden. Eugen hörte ruhig zu und verneigte ſich nur hin und wieder. Zuletzt wurde ihm noch geſagt, daß man gehört habe, er verſtehe franzöſiſch, er könne, wenn er fertig ſpreche und einen guten „Accent“ habe, der Tochter des Hauſes in Gemeinſchaft mit Blanka Kronauer Unterricht geben.

Der Pfarrer ließ trotz der Abwehr ſeiner Frau nicht ab, bis Eugen franzöſiſch antwortete und Eugen fühlte ſich, da er franzöſiſch ſprach, plötzlich als wäre er hoch zu Roſſe, frei und kühn, er ſetzte über alle Barrieren der Hochwürden hinweg und Alles erſchien ihm wie ein luſtiger Scherz; ein ſpöttiſcher Uebermuth ſpannte ſein Antlitz, er ſprach kein Wort deutſch mehr und erklärte, obgleich er es nicht ganz ſagen konnte, wie es ihn mit Mißbehagen erfüllte, daß er noch warten ſolle: dieſes Schweben im Zwiſchenreich, dieſe Stellung mit ausgeſtreckter Hand zur That ſei peinlich. Der Pfarrer verſtand nicht recht, was er mit der That meinte und glaubte, dieß käme von dem nicht ganz entſprechenden franzöſiſchen Ausdruck her. Der Pfarrer ſprach ein Franzöſiſch, das ſich Eugen zuerſt in's Franzöſiſche überſetzen und dann deutſch denken mußte und dabei war Eugen ſchelmiſch genug, den Hochwürden im unſteten Suchen der Wörter zappeln zu laſſen. Endlich entließ ihn der Pfarrer mit einigen höflich gemurmelten Worten. Auf der Treppe mußte Eugen an ſich halten, um nicht laut aufzulachen, und raſch ſprang ſeine Stimmung dann in Wehmuth über. Das ſind die deutſchen gebildeten Stände, die lohnbedientenhaft eine fremde Sprache üben, um einen Fremden in ſeiner Redeweiſe unterhalten zu können und die Töchter lernen franzöſiſch, um franzöſiſche Bücher leſen zu können und leſen wieder die Bücher, um die Sprache nicht zu vergeſſen, da frißt die Urſache den Zweck auf und umgekehrt. Deine ſchönſten Jugendſtunden mußt du armes Kind dann noch am Klimperkaſten vertändeln — freilich, auf dieſem

Weg bleibt die Nation ewig in ihrer Bildung zerriſſen und die ſogenannten Gebildeten kehren ſchwer wieder zurück in ihre eigne Heimath und lernen da die Schönheit erfaſſen, die ihr Blumenauge zu ihnen aufſchlägt und aus den eingeborenen Sangesweiſen der Menſchen ſie umtönt.

Eugen vergaß indeß nicht des Vortheils, den ihm dieſe Sprachſtunde bei ſeinem Vorgeſetzten einräumte und mit friſcher Laune begrüßte er die Bachmüllerin, die ihm jetzt eben mit dem Rechen auf der Schulter begegnete. Als ſie ihn vorwurfsvoll anblickte und ſich raſch wieder abwendete, traf ihn das, er wußte nicht wie, in's tiefſte Herz; er bat, ſie begleiten zu dürfen und ſie erwiderte, ſie gehe auf's Feld, um Grummet einzuthun.

Dreizehntes Kapitel.

Eugen entſchuldigte ſich wegen ſeines Ausbleibens am Mittag und behauptete, nicht ſicher verſprochen zu haben.

„Ich will Euch was ſagen, Ihr dürfet mir's aber nicht übel nehmen, ich könnt' ja Euer Mutter ſein," begann hierauf die Bachmüllerin.

„O wie gern würde mein Herz Euch Mutter ſagen" rief Eugen und ſtand wie feſtgebannt, ſeine Arme breiteten ſich aus, auch die Müllerin ſtand ſtille und ein ſtrahlender Blick drang aus ihrem Auge; ſie nahm ſchnell den Rechen auf die andere Schulter und ſagte im Weitergehen:

„Drum weil ich's gut mit Euch mein', gewöhnet Euch's an, friſchweg Ja oder Nein zu ſagen, wenn man Euch was anbietet; nicht ſo halb das und halb das, weil Ihr meinet, ihr dürfet eine Gutheit nicht abweiſen, weil Ihr meinet, Ihr kränket damit.“

„Das freut mich, daß Ihr mich ſo erkennt.“

„Man muß auch die Courage haben, Nein zu ſagen. Gucket, mit Eurer halben Red' von der ich nichts gewußt hab' habt ihr uns den heutigen Mittag verdorben. Mein Mann iſt beſonders genau mit der Eſſenszeit, mit dem Glockenſchlag darf's nicht fehlen. Wie Ihr nun um Elf noch nicht da ſeid, lüg' ich Euch zulieb und ſag', ich ſei noch nicht fertig; weil heute der Geburtstag unſerer Vittore iſt, ſagt er nichts und pfeift nur ſo leiſe vor ſich hin, er geht 'nunter auf die Straß bis an unſer Krautland, um nach Euch zu ſehen, mein' Vittore guckt ſich aus dem Fenſter ſchier die Augen aus, es wird ein Viertel, es wird Halb, Ihr ſeid noch immer nicht da; wir ſetzen uns an den Tiſch, wir ſchöpfen Euch 'raus, aber wer nicht kommt, das iſt der Lehrer. Mein Mann iſt ganz ſturm und es ſchmeckt ihm nicht und ich und die Vittore müſſen ihm die beſten Worte geben, daß er Euch nicht unſer Haus auf immer verbietet und die Vittore ſagt, ſie hab' Euch beleidigt und deswegen ſeiet Ihr nicht kommen.“

Schmerzvoll ſah Eugen hier in ein kleines Leben hinein, das er durch ſein ſelbſtvergeſſenes Gehenlaſſen geſtört hatte; er bekannte ſeinen Fehler offen und daß er bis jetzt zu ſehr nach ungebundener Laune gelebt; er verſprach ſich zu beſſern und bat, daß ihn die Bachmüllerin ſtets darauf aufmerkſam mache.

Der aufrichtige warme Ton ſchien der Frau zu Gemüthe zu gehen. Eugen erzählte, wo er zu Mittag geweſen und indem er überlegte, daß dieſe Frau wohl beſſere Kundſchaft geben könne, ſagte er, daß Kaidl ihm das Dorf zu ſchlecht ſchildere und fragte nach dem ſeltſamen Schwiegervater des Barons und deſſen Frau.

„Da habt Ihr recht,“ ſagte die Frau, „der Kaidl iſt, wie man im Sprüchwort ſagt, ein geſchickter Maler: gerathen ihm die Engel nicht, macht er Teufel daraus.“

Eugen konnte nicht umhin, dieſe treffende Bemerkung zu loben, die Frau aber fuhr ruhig fort: „Was den Kronauer angeht, er will's nicht, daß man ihn Baron heißt, er hat im Freiheitsjahr den Adel freiwillig abgelegt und das in die Zeitung ſetzen laſſen. Die Leute ſind's aber einmal gewohnt Baron zu ſagen und ſo iſt das wieder da, und er mag auch nicht Jedem nachlaufen und ſchreien: heiß' mich nicht Baron. Der Kronauer iſt ein ſeltener Menſch, er kann auch hitzig und zornig werden, aber in der Regel hat er eine ſo ſchöne Ruhe und eine Herrſchaft über ſich, daß man Reſpect davor haben muß. Vor vier Jahren iſt der Kronauer Wittwer geworden, von der verſtorbenen Frau ſind die zwei Kinder da. Auf einer Reiſe in der Schweiz lernt er ein armes Bauernmädchen kennen, die ſoll ſo ſchön geweſen ſein wie eine Apfelblüthe, und ſtark und kräftig; wie wir ſie als Frau geſehen haben, hat ſie ſchon gekränkelt und iſt zuſammengefallen. Er hat das Mädchen zu einer Pfarrwittwe in die Lehre gethan und nach einem Jahr holt er ſie und heirathet ſie; aber bei dem Studiren hat ſich die Anni verdorben, ſie hat ſich zu grauſam angeſtrengt und hat Alles auf Einmal lernen wollen und davon iſt ſie krank worden, daß ſie jetzt nur noch iſt wie der Schatten an der Wand; ich fürcht', ich fürcht', die hört den Kukuk nicht mehr ſchreien, wenn ſie nicht ſchon mit dem dürren Laub abfällt. Eine beſſere Seele giebt's nicht auf der Welt als ſie iſt. Sie hat von Anfang einen ſchweren Stand gehabt. So ſind die Menſchen! Weil ſie ein armes Mädchen war, haben Knechte und Mägde geglaubt, ſie brauchten ihr nicht zu gehorchen und dürften ſie wie ihresgleichen behandeln; ſie hat aber mit Liebe und Güte Alle gewonnen, daß ſie durch's Feuer für ſie laufen. Mein' Vittore iſt ihre beſte Freundin und es gutet ihr, wenn ſie bei ihr iſt, mehr als alle Doktor's, die ihr nicht helfen können. Der Kronauer hat ſeinen Schwiegervater zu ſich genommen und da haben ihm die Menſchen ſeine Gutheit wieder übel ausgelegt. Das arme Bäuerlein will ſein Brod nicht umſonſt eſſen und verſteht doch nichts als den Feldbau, und da ſchafft es im Feld wie ein anderer Knecht. Darüber ſchimpfen die Leut' und wie ſollt' es denn der Kronauer anders machen? Soll er den Vater von ſeinem einzigen Kind wegthun, damit nur Niemand ſieht, wie er eben iſt was ein anderer, und hat er's nicht bei ihm am beſten? Wer's der ganzen Welt recht machen wollte, müßt' ſich zuletzt die Naſ' im Geſicht verſchnipfeln. Die Leut' ſagen, der Baron hätt' ſeine Frau nehmen ſollen wie ſie geweſen iſt und er macht ſich gewiß Vorwürfe genug, daß er das nicht gethan und ſie ſich mit dem vielen Studiren krank gemacht hat, aber wenn er das pure Bauernmädchen genommen hätt', wär's auch nicht gut geweſen; mit einer Frau, die nichts gelernt hat, könnt' ſo ein Mann nicht glücklich leben und wer nicht ein Buch leſen mag und auch einmal was Fremdes denken, mit dem kann man nicht viel reden."

„Ihr leſet wohl auch?"

„Ja wohl, manchmal, beſonders im Winter, Sommers will ſich's nicht geben."

Unter dieſen Geſprächen war man auf der Wieſe angelangt, wo eben das Grummet in Schwaden zuſammengerecht und auf den Wagen geladen wurde. Der Bachmüller, eine hohe markige Geſtalt, begrüßte Eugen mit ſtummem Nicken, Vittore ſchaute nur Einmal nach ihm um und rechte weiter, ihre volle große Geſtalt ſah unter dem breiten Hut noch mächtiger aus, ſie hatte die ſchwarzen Bänder um das Kinn gebunden und dieſer dunkle Rahmen hob ihr Antlitz noch friſcher hervor. Eugen warf ſchnell ſeinen Rock ab und faßte einen Rechen, er wollte eben auch den Hut ablegen, als ihm der Bachmüller rief, er könne ſich Schaden thun; Eugen kam ſich gar zu lächerlich vor, hemdermelig mit dem runden Modehut bei der Feldarbeit; er bat den Bachmüller, der im Schatten des Wagens ſtand und die Pferde am Zügel hielt, ihm ſeinen breitkrempigen zu leihen; lächelnd gab ihm der Bachmüller denſelben und als ſich Eugen ſo der Vittore vorſtellte, hörte er wieder jenes herzliche Lachen von geſtern, das gar nicht aufhören wollte. Einmal ſtand ſie auf ihren Rechen gelehnt und aus dem ſtillen Ernſt ihres braunen Auges, das auf Eugen gerichtet war, ſprach jene Ruhe, jenes Gefühl des Heimiſchen, das uns beſinnen macht, ob denn das wirklich ein fremdes ſei, da das Geſicht immer bekannter und längſt gewohnt erſcheint. Auf ihrem eigenen Grund und Boden ſchien ſich Vittore den Lehrer erſt recht zu betrachten und wenn Eugen nach ihr aufſchaute, blickte ſie ihn ruhig an; ſie lenkte ſein Auge nicht auf ſich, aber ſie verſcheuchte es auch nicht, er konnte ſie erſchauen wie eine Blume. Und warum ſoll ein ſchönes heitres Menſchenantlitz der herrſchenden Gefallſucht auszuweichen, ſich eine Befangenheit aufnöthigen?

Plötzlich entſtand Kichern und Aufſchreien unter den Mähderinnen; ſie hatten eine Blindſchleiche unter einem Heuſchober hervorgerecht und nach der ſeltſamen Mädchengewohnheit neckten und reizten ſie nun das Thier in kindiſcher Weiſe und ſchreckten einander damit. Vittore ging ruhig herzu und ſchleuderte das Thier mit ihrem Rechenſtiel in einen Graben.

Die Leute wunderten ſich, wie Eugen ſo anſtellig bei der Arbeit war, wie er dann große Heuwellen auf die lange zweizinkige Gabel nahm, ſie frei und gerade trug und auf den Wagen ſchleuderte, und es war ein eigenthümlicher Triumph, daß Eugen größer als alle Knechte war und noch Heu hinaufbringen konnte, wo die anderen ihres kleinen Maaßes wegen ablaſſen mußten. Eugen war es ſo wohl bei der Arbeit, er war ſo voll

Heiterkeit und Laune, daß er ſich innerlich wünſchte, Bauernknecht ſtatt Schulmeiſter zu ſein. Der Knochenhauer hatte doch Recht gehabt.

Als der letzte Wagen geladen und geſchichtet daſtand, war Vittore unverſehens auf denſelben geklettert und hatte ſich rücklings geſetzt, ſie ſchaute nach ihren Eltern, mit denen Eugen heimwärts ging.

Der Bachmüller ſchien den größten Theil ſeines Zornes über den nicht wortgetreuen Schullehrer vergeſſen zu wollen, wenn es ihn gleich noch ärgerte, daß dieſer nichts darüber ſprach.

Eugen verſtand es, durch Belobung des Heues, das nicht ſo ausgebleicht, ſondern dürr und grün war, den Bachmüller vollends zu beſchwichtigen und als er auf die Mittheilung, daß das eine „dreiſchürige“ Wieſe ſei, ſeine offene Bewunderung ausdrückte, hatte er den Bachmüller zum Freund gewonnen, der ihm nun gern Auskunft über die Schultheißenwahl gab, von der er heute gehört hatte.

Vierzehntes Kapitel.

Die Schultheißenwahl war auch Gegenſtand lebhafter Verhandlung der vielen an der Schmiede Verſammelten. Die meiſten Stimmen neigten ſich dahin, daß man den Bachmüller wähle, man ſei ihm das ſchuldig und den Ausſchlag gab der Zuſatz, daß man der Regierung zeigen müſſe, was man von ihren Verurtheilungen halte. Der herzugetretene Eugen erklärte, was er ſo eben vom Bachmüller gehört, daß dieſer ſolch ein Verfahren höchlichſt mißbillige, die Gemeinde käme dadurch nur in Ungelegenheiten, die zuletzt zur Exekution führen könnten. Eugen mußte mancherlei Stichelreden hören, daß er dem Bachmüller heuen geholfen; Andere bemerkten, er ſei noch keinem geringen Bauern über die Schwelle gekommen, blos zum Baron und zum Bachmüller, da ſehe man's, wer er ſei, er halte ſich an die reichſten.

Eugen fühlte das Wahre an dieſem Vorwurf, er ſah jetzt, wie er faſt unwillkürlich in dieſe ſeltſame Stellung gerathen war, das Wort erſtarb ihm daher auf der Zunge, das er auch nicht recht vor Mißverſtand zu wahren wußte, wie es leider noch ſo in der Welt ſei, daß die Beſitzenden ſich die meiſte Kenntniß der Gemeindeintereſſen aneignen und die meiſte freie Zeit dafür verwenden könnten. Ein Witzwort verdeckte ſchnell das ſonſt auffällige Schweigen Eugens, indem Einer halb im Scherz, halb im Ernſt die Meinung Kaidls über die neue Wahl vorbrachte. Alles lachte, ſpitze Reden flogen hin und her und ſogar einige, die Eugen als deſſen botmäßige Anhänger von geſtern Abend erkannte, ließen es an Naſerümpfen und Achſelzucken und ſelbſt an derben Witzeleien nicht fehlen. Denn Kaidl war einer jener Menſchen, die Alles für ſich erregen, wenn ſie zugegen ſind, nach denen aber eigentlich Niemand verlangt oder ſich nach ihnen ſehnt; wie ſeine Stimme Alles übertönte, ſo herrſchte er auch, aber nur unmittelbar, nicht auch in jener unſichtbar geiſtigen Weiſe, die einen ausgezeichneten und gehaltenen Charakter noch aus der Ferne und Abgeſchiedenheit wirken läßt. Das zeigte ſich jetzt im Gegenſatz, da ſich die Beſprechung auf Kronauer wendete, der den Zuberfranz, einen wackern, aber armen Mann, der bisweilen ſogar taglöhnerte, zum Schultheiß vorgeſchlagen hatte. Man war eher geneigt, Kronauer ſeine bevorzugte Stellung zum Vorwurf als zum Vortheil anzurechnen, und dennoch war eine gewiſſe ehrfurchtsvolle Scheu vor ihm in allen Reden und Mienen nicht zu verkennen. Eugen ſtand — war es abſichtlich oder zufällig geſchehen — plötzlich ausgeſchloſſen aus dem Rädchen, das ſich zur Berathung gebildet hatte.

Ein Menſch, bei dem vorherrſchend das Ehrgefühl nach außen geweckt und gehegt wurde, der faſt noch im Knabenalter einen Degen an die Seite bekam und ſtets bereit und geneigt war, für die kleinſte Verletzung und Rückſichtsloſigkeit den Degen zu ziehen; ſolch ein Menſch, und dieß war Eugen, trägt es unſäglich ſchwer, die Demüthigungen, die eine untergeordnete Stellung mit ſich bringt, auf ſich zu nehmen. Eugen wäre gern unter die rohe Horde hineingeſprengt, um ſie für die Beleidigung zu züchtigen; aber nicht das Gefühl der ihm gegenüberſtehenden leiblichen Uebermacht, ſondern eine höhere Macht entballte ſeine zornige Fauſt. Sie haben recht, ſagte er ſich wegſchleichend, ein Agitator, ein Wühler für allgemeine Intereſſen könnte hier Stimme gewinnen; in Gemeindeſachen aber iſt nur der Eingeſeſſene zum Wort berechtigt, hier iſt noch etwas von der alten Urkraft des Patriarchenthums und des ſelbſtändigen Volkstages. Iſt es auch nur dumpfe Rohheit und die Luſt an derſelben, die mich aus dem Kreis dort ausſchließt, ihr wißt es nur nicht, daß eine edlere Macht euch dazu berechtigt, deren ihr einſt inne werden ſollt.

In dieſem Siege über leidenſchaftliche Aufwallung und den Eindruck menſchlicher Verkehrtheit fühlte ſich Eugen frei gehoben, ihm war hier eine Bethätigung jenes Satzes gegeben, den er in ſeiner Allgemeinheit zu Deeger ausgeſprochen: er achtete die Menſchen höher, als ſie ſich ſelbſt achten. Lebendig trat ihm vor die Seele, wie er bisher ſtets nur allgemeinen Ideen, den Menſchheits- und Nationalintereſſen gelebt; die Gemeinde, das iſt der feſte Boden, von dem alles echte Daſein Nahrung gewinnt; er fühlte ſich glücklich, ſich ganz in eine Gemeinde einleben zu müſſen; hier ſich einordnen und einfügen, das heißt in der faßbaren Gemeinſamkeit leben.

Als er ſo dahinſchritt, hörte er aus einem niedern Haus jämmerliches Schreien und Winſeln, die klagende Stimme einer Frau und das Weinen eines Kindes; die Leute gingen ſorglos vorüber und ſchauten kaum um. Eugen trat in die Stube, er ſah, wie der Mann Alles zertrümmert hatte, was in der Stube war, Bänke, Töpfe, Teller, er hob eben einen Stuhl nach der Frau auf, die mit dem Kinde weinte, als ihm Eugen in den Arm fiel; das Kind, es war daſſelbe, das ihm heute das Geſchenk der Müllerin gebracht, ſchmiegte ſich an den Retter, der Mann, offenbar betrunken, taumelte auf den Boden und lallte einige unverſtändliche Worte. Die Frau erzählte, wie ihr Mann ſtets raſe und wüthe, weil ſie abgewehrt, daß man noch dieſen Herbſt mit den Anderen auswandere, da ſie bis Lichtmeß ihre ſchwere Stunde erwarte; ihr Mann wüthe und raſe gegen Alles, er ſchlage das Kind bis auf den Tod, weil es ſo viel bei der Müllerin ſei, während er ihm doch weder Kleider noch Schuhe anſchaffe und ſie froh ſei, das Kind außer dem Haus zu wiſſen, damit es die ſteten Händel nicht ſehe.

Eugen hatte die ſchwere Aufgabe, Ruhe und Frieden in der Familie herzuſtellen, und tief im Herzen trauernd verließ er das Haus. Die Sterne am Himmel glitzerten und Alles rings im weiten Aether athmete Milde und Weichheit . . .

Im Wirthshaus zur Sonne war großer Lärm, man hörte ſchon die ganze Straße herauf die Stimme Kaidls. Eugen kehrte vor demſelben um und ging hinaus vor das Dorf.

Fünfzehntes Kapitel.

Am Gartenhag, dort wo er am hellen Mittag die erſten Blumen empfangen, die aus dem Boden ſeines Dorfes erwachſen waren, dort ſaß jetzt Eugen in der Nacht. Reſeda und Rosmarin duftete ſo würzig, das Laub in den Bäumen wurde bisweilen von einem Windhauch wie zu leiſem Flüſtern bewegt, hie und da raſchelte ein welkes Blatt herab und wieder ſchlief Alles in ſtiller Ruhe, nur der Mühlbach ſtrömte klingend über das geſtellte Mühlrad. Eugen ſchaute hinauf nach den waldbekränzten Höhen, wo jetzt ein dunkles Spätgewitter aufzog und wie ein Genoſſe des dort aufzuckenden Blitzes rauſchte ein raſcher Wind von den Bergen nieder in das Thal. Eugen ſtarrte hinauf, er wollte ſich zwingen, dem Blitz in's Auge zu ſchauen, aber immer ſchloß ſich zuckend ſeine Wimper und wie getroffen mußte er das Haupt ſenken. Mit der Hand das Antlitz verdeckend ſaß er da, jetzt hörte er hinter ſich liſpelnde Stimmen, er horchte ſchärfer hin und vernahm die Stimme Vittore's.

„Mutter,“ ſagte ſie, „es iſt doch was Schönes, daß die Katholiſchen beichten können.“

„Wie meinſt? Was willſt?“

„So einem alten braven Mann, der mit der Welt fertig iſt, ſein Herz ausſchütten, das muß wohl thun. Ich hab's geſehen, wie ich mit dem Vater im Münſter war und einer im Beichtſtuhl gelegen und dann ſo erheitert aufgeſtanden iſt. Gott kann ja nicht ſelber zu Einem reden und Einem ſagen: Kind, du haſt dich genug gegrämt, laß jetzt gut ſein, gieb deinen Kopf her, ich will dich ſegnen; aber wenn ſo ein rechtſchaffener Mann ſeine guten Hände Einem auf's Geſicht legt, das muß allen Kummer und allen Gram daraus wegziehen, daß auch keine Spur davon bleibt und man hat Alles hinausgeſagt und hat's nicht mehr ſo in ſich.“

„Mädle, du erſchreckſt mich, was haſt denn? Du biſt doch heut' ſo heiter geweſen? Bin ich dein' Mutter nicht mehr? Darfſt mir nicht mehr Alles ſagen?“

Ein Schluchzen ward vernehmbar und darauf nach geraumer Pauſe die Stimme der Müllerin:

„Es wird nichts ſo Arges ſein, erzähl' mir nur.“

„Es iſt ärger als Ihr glaubet,“ antwortete es. Eugen biß die Lippen, um ſich durch keinen Laut zu verrathen; er wollte aufſtehen, denn es ſchien ein Frevel, zum Dieb an dem innerſten Geheimniß einer Seele zu werden, aber theils die Furcht, daß er durch ſein Aufſtehen verrathen könnte, wie er die Kunde des vorhandenen Geheimniſſes erfahren, theils eine unbezwingliche Macht, die weit anderes als bloße Neugier war, hielt ihn feſt und Vittore berichtete:

„Ihr habt Recht Mutter, Ihr habt oft geſagt, ich ſei ſeit einem Jahr verändert, ich hab's Euch und mir nicht eingeſtanden und es iſt doch ſo geweſen. Heut iſt's ein Jahr da hab' ich's gemerkt und hab' doch nicht gewußt, was es iſt. Damals hat der Kronauer angefangen wollen Sie zu mir ſagen und da hab' ich geweint und hab' geſagt ich leid's nicht und da hat er haben wollen, ich ſoll ihn auch dutzen und da iſt mir's wie Flammen zum Geſicht herausgeſchlagen, und wie mir da des Kronauers Anni ſagt: du biſt ja meine Schweſter! da hab' ich gemeint, der Boden muß ſich aufthun und muß mich von der Sonne wegnehmen. O Mutter! Ich bin ſchlecht geweſen und hab's nicht wiſſen und hab's nicht glauben wollen, daß ich's bin; und wenn er mir mit der Hand manchmal die Backen geſtreichelt, iſt mir's ſiedigheiß worden und wenn er mich manchmal gelobt hat, da iſt mir's geweſen, als müßt' ich in die Welt hinausfliegen wie ein Vogel.

O Mutter! Und ich bin ſo verdorben geweſen und hab's immer noch nicht wiſſen wollen und hab' mir allerlei Ausreden gemacht und bin auf's Schloß gangen und bei der Anni blieben, und im ganzen Haus hab' ich nichts gehört als ſeinen Tritt. Nach Oſtern, wie die Anni kränker worden iſt und man gemeint hat, man muß ihr bald auf ihr End warten, da hab' ich oben gewacht und wie ſie einmal ſo ſchwer huſtet, da iſt mir's geweſen, wie wenn mir Einer mit einem Zentnerſtein auf die Bruſt ſchlägt und da hab' ich's plötzlich vor mir geſehen, wer ich bin. Da liegt die Kranke und du pflegſt ſie, du? Und wie wär' dir's, wenn ſie ſterben thät'? Du könnteſt dann den Kronauer ... Mutter, in der unterſten Höll' kann man nicht ausſtehen, was ich da ausgeſtanden hab' und ich hab' nicht los können und ich hab' nicht bleiben können und nicht fort, Tage ſind kommen und Nächte und immer war ich wie vor's Hirn geſtoßen. Jetzt wiſſet Ihr, warum ich oft ſo vergeßlich geweſen und nicht gehört hab', bis man mich dreimal ruft. Ich bin wieder auf's Schloß gangen und hab' mir eingeredet, es ſei Alles nichts und hab's probirt mit dem Luſtigſein; aber ich bin mir ſchlechter vorkommen als alle Menſchen, die im Zuchthaus ſitzen. Da hab' ich Euch geſtern bittet, Ihr ſollet mir den Tag ſchenken und mich um nichts fragen, was ich thun und wo ich bleiben will. Ich hab' mich in die Kammer eingeſperrt und die Mutter droben bittet, ſie ſoll mir helfen und da hat's auf Einmal in mir geſprochen: geh' nicht vom Platz, rühr' dich nicht, bis du alle ſchlechten Gedanken aus deinem Herz heraus haſt. Und da iſt mir's geweſen, wie wenn mir Jemand den Schwur verſagt und ich hab' es heilig geſchworen: wenn die Anni ſtirbt, nie, nie heirathſt du den Kronauer. Jetzt iſt mir's plötzlich ſo leicht worden wie neugeboren; aller Leidmuth iſt von mir weg. Das war am Morgen und da bin ich hinaufgeſprungen zur Anni, als müßt' ich's ihr ſagen, ich hab's aber ſtill in mich hinein verdruckt, und wie ich zur Anni in's Zimmer komm', ſagt ſie: „Vittore, du ſiehſt aus wie die Sonne, o wie thut mir das ſo viel wohl, ſieh mich nur recht an, ſo, das macht mir wohl warm, und es hat mich eben gefroren!“ Mutter! Mein heiliger Schwur macht die Anni geſund, ich weiß es gewiß und ich bin erlöst. Ich bin den ganzen Tag allein blieben, und Nachmittags iſt mir die Geſchichte mit dem Lehrer paſſirt. O Mutter! Jetzt hab' ich Alles beichtet. Nicht wahr, mir iſt vergeben? Redet doch auch.“

Ein Blitzſtrahl erleuchtete die Mutter, die aufgeſtanden war, jetzt ihre Hände auf das Haupt der Vittore legte und ſagte:

„Ich ſpreche im Namen der Mutter droben: Du haſt ſchwer gefehlt, du haſt ſchwer gerungen, du haſt in dir ſelbſt Erlöſung und Reinigung gefunden, auf dir ruht ein neuer Segen, du kannſt nimmer ſtraucheln und fallen, du wirſt glücklich ſein.“

Eugen hielt beide Hände auf die Bruſt gedrückt, ſein Herz bebte, die Schmerzen und die Siegesfreuden eines Andern waren in ihm eingezogen ....

„Nun kann ich mir's denken,“ ſagte die Mutter wieder, „warum du von dem Bernhard von Trenzlingen nichts haſt wiſſen mögen; ſei nur getroſt, halt' dich jetzt nur ruhig, dann iſt Alles gut.“

Das Gewitter kam näher heran und die Frauen gingen in das Haus, auch Eugen machte ſich von dannen.

Als er über den Steg ging, begegnete ihm der Bachmüller.

„Seid Ihr in meinem Haus geweſen?“ fragte er.

„Nein', ich war im Feld.“

„Ich hab' den Kronauer dahin gebracht, wenn's nicht anders geht, nimmt er die Wahl an, das wird der Schule auch zugut kommen. Haltet Euch nur an ihn.“

„Das will ich.“

Mit einem freundlichen „Gut Nacht!“ ſchieden die Beiden. In Eugen toste es noch gewaltig, er entblöste ſein Haupt dem herniederſtrömenden Gewitterregen. Könnte es das Ziel ſeines ausgreifenden Strebens ſein, ſich ſtill eine Heimath zu gründen; das in heißem Kampfe erhöhte Herz Vittorens wäre für ihn... Aber weit weg wies er ſolchen Gedanken. Wäre es nicht Frevelmuth, an ein ſo ſchwankendes Daſein ein anderes Leben zu knüpfen?

Sechzehntes Kapitel.

Am andern Morgen erhielt Eugen einen Brief, er war von dem Ausgewanderten aus Antwerpen, er überſchickte das Verzeichniß ſeiner Habſeligkeiten, das er zu übergeben vergeſſen und in dem Briefe hieß es:

„... Ich werde dein Geheimniß bewahren. Aus den Geſprächen der Flüchtlinge, die mit uns hier auf den Abgang des Schiffes warten, erfuhr ich noch mehr von dir. Wenn das Sprüchwort wahr iſt, muß es dir in den Ohren geklungen haben. Viele ſchimpften auch über dich und behaupteten, du verſtündeſt nichts von der ſozialen Frage; ich wurde erſt recht aufmerkſam, als der Advokat B. — der auch viel ausgelacht wird, weil er ſich tief im Herzen grämt, daß er ſein Ehrenwort gebrochen — von dir erzählte. B. iſt, wie du dich erinnern wirſt, mehrere Monate mit dir in derſelben Zelle geſeſſen, und als einer dich einen Phantaſten nannte, rief er mit glühendem Antlitz: Ihr verſteht den G. F. nicht, er wäre zu jeder Zeit in der vorderſten Reihe derer geſtanden, die der Epoche ihren Charakter geben; im Mittelalter wäre er Kreuzfahrer geworden, jetzt kämpft er für das heilige Grab der Humanität in den Menſchen, um es zu ſchirmen.

Ich dachte dabei in mich hinein: und ihr wißt es nicht, wieviel leichter es iſt, Türkenſchädel ſpalten, als harte Köpfe bildſam machen. Ich weiß jetzt noch zwei Momente aus deinem Jugendleben: daß du bis zum vierzehnten Jahre Bettelknabe warſt und dann in einer Jeſuitenſchule vornehm erzogen wurdeſt. Von dieſen gegebenen zwei Punkten aus ſuche ich die entſprechende Linie auszudenken.

Man erwartete dich mit Beſtimmtheit hier zur Ueberfahrt. Es gehen viel Sagen über dein plötzliches Verſchwinden. Ein luſtiger Kauz wollte wiſſen, eine verliebte Fee habe dich in ihr Zauberſchloß als Tannhäuſer entführt. Ich ſchweige. Verzeihe, daß ich dir Alles das ſchreibe. Sei verſichert, daß Alle dich verehren und die ſpotten wollen, thun es nur, weil es ihnen läſtig iſt, etwas verehren zu müſſen. Die Armen! — Ich bin jetzt doppelt froh, daß ich ſo abgeſchieden von der Welt gelebt, du haſt durch mich nur wenig Beziehungen, die dich in Verlegenheit bringen können, nur das wiſſe noch: der Bruder meines verſtorbenen Vaters iſt Kanzleidiener in M.; ich glaube nicht, daß er dich beläſtigen wird, er hat ſich nie um uns Kinder bekümmert und ſeit ich in Ungnade bin, wird er nun gar thun, als ob ich nicht auf der Welt wäre. Meine Gönnerin, die Stiftsdame Theoroſa von Schüttenhelm, die mir die Stelle verſchaffte, wird im Frühling nach Erlenmoos kommen, ihr mußt du dich alsbald frei offenbaren und wie ich ſie kenne, wird ſie dich in aller Weiſe zu fördern ſuchen, ihr übergiebſt du auch, wenn ich es bis Oſtern nicht verlange, das Packet Briefe mit dem blauen Band. Ich vertraue dir, daß du es nicht öffneſt. Ihr werdet Freunde ſein.“ Nun kamen noch viele, theils überſchwängliche theils in Selbſtſpott eingehüllte Klagen um das verlaſſene Vaterland und die zurückgelaſſenen Habſeligkeiten. Zuletzt hieß es: „Der Gedanke an dich macht mich größer! Du vollführſt eine That, größer als alle geprieſenen Heldenthaten auf dem Schlachtfeld. Ich bin hier mit den Friedensapoſteln zuſammen getroffen und werde mit ihnen die Seereiſe machen. O wie jämmerlich verkehrt iſt die ganze Weltgeſchichte! Das Blut deines Bruders Abel ſchreit wider dich zum Himmel . . . Und die Welt verklärt den Mord, weil er nach ſtrategiſchen Geſetzen und Liſten geſchieht. Darf ein Menſch den andern morden? Eugen! Ich fühle etwas von Seelenwanderung, deine Seele iſt in mich eingezogen. Du vollführſt Heiliges, zage nie, und wenn du bange biſt, denke, daß du Allen, die von dir wiſſen und einſt von dir hören, den Glauben an die Menſchheit, an die ſchönſte Opferthat geben wirſt; du darfſt, du kannſt nicht ermatten und abfallen, du zerſtörteſt damit den ſchönſten Glauben und würdeſt zum Verräther an den Herzen, die an dir ſich erbauen werden. Vergiß nie deinen heiligen Beruf, der weit, weit über dein enges Schulzimmer hinausragt. Der Flug deines Geiſtes erhebt ſich mit Adlerſchwingen — verzeihe, daß ich das letzte Wort durchſtrichen habe, ich habe mir feſt vorgenommen, nie mehr ein Bild zu gebrauchen von einem Dinge, das ich nicht mit meinen Sinnen wahrgenommen, und ich habe mit meinen Augen noch keinen fliegenden Adler geſehen, der zahme d. h. ausgeſtopfte, gilt nichts. Ich bitte dich, dieſes Verfahren bei den Kindern feſtzuhalten. Es iſt ein großer Schritt zur Wahrhaftigkeit und zum Abthun alles erborgten falſchen Flitters. Freund! Wie nichtig iſt Alles, was ich dir zu ſagen habe. Du biſt ein Simſon und oft wird es heißen: Philiſter über dir, Simſon; aber die Haare deines Hauptes ſind ſtrahlende Gedanken, nicht zu faſſen von Meſſer und Scheere. Ich preiſe mich glücklich, in dem Jahrhundert zu leben, wo wieder Erdengötter zu Menſchen werden. Gräme dich nicht ob der Lüge, mit der du dich deckeſt; wenn Götter unter Menſchenkindern wandelten, mußten ſie die Maske der gewohnten Erſcheinung annehmen, eine fremde Geſtalt borgen, um ſich zu offenbaren. O wie gern möchte ich dir dienen und dir jeden Tag in anderem Sinn als jener Sklave dem Titus zurufen: bedenke, wer du biſt! erhaben über alle Menſchen ... O vergiß nicht, ſondern beherzige die Worte deines dich in Wahrheit anbetenden

dienenden Bruders.

P. S. Vergiß nicht, mir die ſilberne Doſe meines ſeligen Vaters mit den Ringen zu bewahren.“

Dieſe überſchwängliche Anrufung, über die ſich ein Lächeln nicht unterdrücken ließ, verfehlte doch auch nicht auf Eugen einen erhebenden Eindruck zu machen; er hielt das Schreiben noch vor ſich und ſchaute es an ohne die einzelnen Schriftzüge zu leſen, und nicht die Anrufung, ſondern vor Allem der Gedanke, daß wir zur Erklärung unſeres Denkens kein Bild gebrauchen ſollen, das wir nicht ſelbſt geſchaut, beſchäftigte ihn noch lang. Ja, das brächte eine tiefe nachhaltige Wirkung hervor, alle Tradition würde abgeſtreift ... Weit hinaus folgte der Blick Eugens dem Fernwandelnden. Da trat Kaidl ein. Eugen zuckte erſchreckt zuſammen.

Es geht dem geiſtigen wie dem leiblichen Auge, iſt es geſpannt im Ausſchauen nach der Ferne, in die ungemeſſene Weite, ſo prallt der Beſchauer wie getroffen zurück, wenn ſich ihm plötzlich ein Gegenſtand ganz nahe rückt.

„Was haſt du?“ fragte der eintretende Kaidl den heftig Zuſammenfahrenden.

„Nichts, nichts, ich träumte.“

„Du haſt geſtern beim Baron gegeſſen,“ rief Kaidl „da kann ich alſo die Tinte für ihn ſparen, du haſt's geſehen, der Geizkragen frißt mit ſeinen Dienſtboten am ſelben Tiſch, denſelben ſchlechten Fraß, er lebt überhaupt mit dem Volk nicht wie Andere in einer von Tiſch und Bett geſchiedenen Ehe. Mit zwei Worten iſt er geſchildert: er ſchneuzt ſich wie ein Bauer und nimmt dann ein ſeidenes Sacktuch. Dazu iſt er ein Weibermann.“

„Was verſtehſt du darunter?“ fragte Eugen ſichtbar betroffen, indem er Bittere's gedachte.

„Das Frauenzimmer, gebildet und ungebildet, vergöttert ihn; er raucht nicht, er ſchnupft nicht, er ſpielt nicht Karten, geht in kein Wirthshaus und ſchwatzt mit den Weibern die ernſteſten Dinge. Das gefällt ihnen. Ich haſſe ihn aber ſchon als Protektor der Religion.“

„Vielleicht iſt er religiös?

„Nichts da, er ſtiefelt als engliſirter Deutſcher des Sonntags mit der ſaffiangebundenen Andacht unterm Arm in die Kirche, um den Kaffern ein gutes Beiſpiel zu geben.“

„Wenn du ſo frei denkſt, ſollteſt du gerade mehr Haltung bewahren; nichts verunehrt das Prinzip der Freiheit mehr, als wenn ſeine Bekenner ein ungebundenes Weſen zeigen. Es ſollte dahin kommen, daß man, wie jetzt von den hernhutiſchen Brüdern, von uns ſagen müßte: der Mann iſt ungläubig, ab! dem darf man auf's Wort trauen."

„Du biſt lächerlich. Pfui! Das Leben iſt nicht werth, daß man ſich ſo viel Mühe drum giebt. Mir iſt das Auswandern auch ſchon verleidet. Warſt geſtern Abend beim Kloſemichel? Haſt unſre neueſte Oper, die unheimliche Ehe, aufführen ſehen? Glaub' mir, Frieden ſtiften mit leeren Händen hilft von elf bis Mittag. Hunde, die ſich beißen, muß man ſchlagen, und Menſchen, die Händel haben, muß man Geld in die Hand drücken können, dann iſt Alles gut. Der Kloſemichel iſt nur bös, weil's ihm ſchlimm geht. Juſt neben dem Kloſemichel wohnt der Birebaſche! Die Geſchichte des Hauſes iſt die beſte Rezenſion eurer Leihbibliothekenwelt: die beiden Leute ſind gerichtlich gezwungen worden ſich zu heirathen, ſie hat ihn verklagt, er hat die Kuh mitſammt dem Kalb bekommen, und jetzt leben ſie wie tauſend andere und ſieben Kinder ſegnen den Bund, der im Himmel geſchloſſen wurde. Pfui über die ganze Welt, ſie iſt aus lauter Lüge und Gewohnheit zuſammengeleimt und die ganze gebildete Menſchheit blendwerkt ihr Lebelang und geht geſchminkt in's Bett und ſtreckt ſich mit tugendhaften Schönpfläſterchen in's Grab."

Kaidl ging hievon auf die heftigſten Auslaſſungen über Kirchenthum und Glauben über und konnte nicht genug derbe Kraftworte finden, um ſeinen Abſcheu auszudrücken. Eugen, dem nichts mehr zuwider war, als der renommirende Atheismus und die burſchikoſen Großſprechereien, ſuchte darzuthun, daß es gelte, für den freien Geiſt neue lebenfaſſende Formen zu gewinnen. Kaidl ſtand am offenen Fenſter und antwortete nicht, ja er pfiff ein Lied zum Fenſter hinaus, als ob er gar nicht hörte, bis er plötzlich in ſo heftige Ausbrüche über alle unſere Zuſtände gerieth und dabei die Fäuſte ballte und mit mächtiger Stimme ſo ſehr ſich in Aerger hineinredete, daß er vor Wuth zu weinen begann.

Eugen ſah mitleidsvoll auf den Hocherregten und legte die Hand auf deſſen Schulter.

„Lipp, komm 'rauf," rief jetzt Kaidl auf die Straße hinaus und ſagte dann zu Eugen gewendet: „Ich will dir noch einen Menſchen vererben. Der Burſche will ſich nicht umbringen und da mußt du ihm verhelfen, weiter zu leben. Die rettenden Thaten der frommen Spitzkugeln haben ihm den Arm zerſchoſſen, und die Civiliſation hat ihn amputirt und am Leben erhalten. Komm herein Reichsverfaſſungskrüppel."

Ein einarmiger junger Mann mit röthlichem Bart trat in das Zimmer und grüßte Eugen militäriſch, indem er ſeine eine Hand an das entblöſte Haupt legte.

„Ich halt' mein Verſprechen Lipp," fuhr Kaidl fort, „der Herr Lehrer wird für dich ſorgen; er wird an ſeine Gönner in der Hauptſtadt ſchreiben, daß ſie einen Wohlthätigkeitsball für den Reichskrüppel geben. Sei luſtig Lipp! Sie tanzen für dich."

Eugen konnte nicht umhin, ſeinen Unmuth über die Art auszuſprechen, wie Kaidl ihm Verpflichtungen aufhalſe; er verſprach indeß dem Reichskrüppel alle nur mögliche Unterſtützung. Immer ſchwerer empfand er, was es heißt, mit leeren Händen Menſchen helfen zu wollen. Er nahm den Lipp mit in die Wirthsſtube und ließ ihm dort etwas zu eſſen geben. Der Sonnenwirth, der ſich anheiſchig gemacht hatte, für Eugen ſeine Schuld an Kaidl zu bezahlen, ſchüttelte über dieſe Freigebigkeit bedenklich den Kopf. Das ging Eugen wie ein ſcharfer Schnitt durch die Seele, er legte die Hand auf den Brief in der Bruſttaſche und dachte in ſich hinein: Du kannſt doch nicht ermeſſen, was zu ertragen iſt.

Siebzehntes Kapitel.

Bartelmä brachte Heiterkeit über Eugen, er kam mit einer Fuhre von vier großen Kiſten und der Sonnenwirth ward freundlicher, als er der vielen Habe Eugens anſichtig wurde. Nun räumte Kaidl ein Zimmer im Schulhaus und Eugen hatte den Tag über vollauf zu thun Alles auszupacken; er mußte ſich oft beſinnen, wer er ſei, da er hier auch äußerlich das Erbe eines fremden Menſchen antrat. Zu ſeinem Leidweſen bemerkte er, daß er durch den voreiligen Ankauf bei Kaidl jetzt zwei Klaviere und Betten und von vielen Büchern Dubletten beſaß. Bartelmä war bei der Hülfeleiſtung guter Laune.

„In dem Bett darf ein Graf ſchlafen,“ ſagte er einmal und Eugen mußte ihm ſcharf zunicken, denn Kaidl ging muſternd aus und ein; Bartelmä blieb ſtumm, bis ſich Kaidl endlich ganz entfernte, dann brach er los:

„Hab' gemeint, ſo eine Revolution verändert die ganze Welt und noch drei Dörfer — und jetzt ſchlafen die Leute wieder in ihren alten Betten, war nichts als eine Paukerei, am andern Tag büffelt man wieder und trinkt ſein Quantum Stoff. War doch ein herrlich Leben! Das Bier gut und ſtets eine geſattelte Lokomotive im Stall, landauf, landab, iſt aber doch nicht ſo vergnüglich, wie eine offene Kaleſche mit zwei Schimmeln, wo man nur mit der Zunge ſchnalzt und brr! rennt's auf der offenen Landſtraße dahin. Requiſition iſt die ſchönſte Erfindung der Welt; koſtet wer's zahlt. Ich meine immer, es ſei Alles nur Spaß und der Kronenwirth drunten in der Hauptſtadt nimmt's nicht ſo ernſt; aber die Kameraden, die erſchoſſen ſind und die Flüchtigen gemahnen doch, daß es anders iſt. Bin noch immer wie eine Fliege, die aus der Buttermilch kommt; ſchad't nichts. Hör' einmal, Bruder, verſchreib' mir deine Sachen da; wenn ſie dich fangen, nehmen ſie Alles für Prozeßkoſten."

Eugen hörte kaum den luſtigen Schelm, denn er hatte ſich in dieſes und jenes Buch vertieft, er blätterte in Dinter's Unterredungen über den Katechismus und in anderem und ſah, daß man immer mehr darauf hinarbeitet, einen Beruf, der weſentlich Naturgabe ſein muß, in erlernbare Fertigkeit umzuwandeln. Er wendete ſich zu anderm und hörte eben jetzt die Stimme Fichte's in ſeinen Reden an die deutſche Nation. Erſt als Bartelmä ihm auf die Schulter klopfte und ſagte:

„Du haſt zwei gerichtete Betten, du mußt jetzt heirathen," erwachte Eugen wie aus einem Traum. Er ſchaute ſich um, da hörte man plötzlich das klirrende Anſtellen eines Gewehres, die Thüre öffnete ſich und in ſtarrem Schreck erblickten die Beiden einen Gendarmen.

„Sie ſollen mit mir kommen, Herr Lehrer," ſagte der Gendarm.

Eugen ſtand ſprachlos. Sollten ihn die Häſcher ſchon auf der Schwelle des neuen Daſeins erreichen? Wer hatte ihn verrathen? Bartelmä gewann aus ſeinem Schreck bälder die Sprache. „Was giebts?" fragte er. Der Arm der Gerechtigkeit wußte aber nichts weiter als ſeinen Auftrag. Bartelmä wollte Eugen etwas in's Ohr flüſtern, aber dieſer ſagte mit ruhiger Faſſung: „Bartelmä, er bleibt hier, er geht nicht von der Stelle und ſpricht mit keinem Menſchen, bis ich wiederkomme."

Eugen fürchtete nicht mit Unrecht ein fahrläſſiges Wort Bartelmä's, der in ſeiner Angſt Alles verrathen konnte, wo vielleicht die Gefahr noch abzuwenden war. Bartelmä ſchaute verwundert durch das Fenſter Eugen nach, der ſichern Schrittes und in ſtolzer Haltung mit ſeinem Geleite das Dorf hinaufging. Eugen war ſich nur des Einen bewußt, daß er ſein Schickſal mit Würde vertreten wolle; jeder Nerv in ihm ſpannte ſich. Am Rathhaus aber, von wo man großen Lärm hörte, verließ der Scharwächter plötzlich unſern Freund und dieſer ſchaute ſich und die Welt verwundert an: er hatte ſich von einer Einbildung peinigen laſſen. Als Kronauer auf ihn zukam und ihn fragte, ob er das Rathsſchreiberamt bei der Gemeinde übernehmen könne, antwortete er nicht; es ſtand jetzt lebendig vor ihm, wie er zwiſchen Schwertſpitzen ſich hindurch zu bewegen hätte.

„Warum hat man mir einen Gendarmen geſchickt?“ fragte er.

„Das hat unſer fauler Dorfſchütz gethan,“ erwiderte Kronauer, „der glaubt nicht vom Fleck zu dürfen, wühlen zu müſſen, damit er einen Meiſter nach ſeinem Geſchmack bekomme.“ Er erklärte nun Eugen, daß falls er in dem Geſchäftsgang noch unerfahren ſei, er ihm Anleitung dazu geben wolle, es handle ſich nur noch um ſeine Einwilligung, dann bekäme der Zuberfranz das Mehr und Eugen werde mit ſeinem Schultheiß gewiß zufrieden ſein. Kronauer erklärte noch, wie zu den traurigſten Folgen der neuen Knechtſchaft gehöre, daß keiner der Angeſeheneren und Reicheren, aus Ekel an den Hudeleien von oben, die Stelle annehmen wolle, und wenn man den Zuberfranz nicht bekäme, würde das Mehr dem übelberufenen Krämer Maier im untern Dorf zufallen; es ſei überdieß ein ſchöner Sieg, wenn man dem armen Mann die Stelle verſchaffe.

Es hätte nicht ſo vieler Zureden bedurft, Eugen willigte mit Freuden ein. Er trat nun in die Rathsſtube, wo der Amtmann tagte, gab ſeine Einwilligung, eilte zu Bartelmä zurück und verkündete ihm was vorging. Die alte Haut wußte ſich vor Freude faſt gar nicht zu faſſen und Eugen hatte Noth, ſich von den Umarmungen Bartelmä's loszumachen. Als er wieder in die Rathsſtube kam, hörte er die Rede Kronauers, der betheuerte, daß kein anderer Grund ihn zur Ablehnung beſtimme, als ſeine Allen bekannten traurigen Familienverhältniſſe; er empfahl nochmals in warmen Worten den Zuberfranz und dieſer wurde nun auch gewählt und mit Eugen zugleich vom Amtmann feierlich beeidigt.

In der Narbe an der rechten Hand Eugens zuckten Pulſe, als er ſie zum Gelöbniß darreichte.

So war nun auch Eugen in die Regierung des Dorfes eingetreten, bälder als er geahnt hatte.

Achtzehntes Kapitel.

In Einordnung ſeiner Habe und Uebung auf der Orgel, ſo wie mit Einſichtnahme von den Obliegenheiten ſeines neuen Amtes war Eugen ſo vollauf beſchäftigt, daß er von dem andern Leben im Dorf gar nichts wußte. Die Erinnerung an die Erzählung Vittore's tauchte nur manchmal auf wie ein verſchleierter Traum, und von den Vorkehrungen der Auswanderer im Dorf erfuhr er faſt gar nichts. Er hatte es vergeſſen, daß er einen ſolchen Wunſch geäußert, als Kaidl am Samstag Abend mit Erfüllung deſſelben kam und ihm die verſprochenen Aufzeichnungen brachte, er hatte ihnen den Titel gegeben: „Der Straßenſpiegel von Erlenmoos, oder das Kaffernbuch. Ein Vermächtniß von Alexander Kaidl.“ Es verdroß Kaidl ſehr, daß Eugen nicht mehr Aufhebens davon machte, ſondern es ruhig in die Taſche ſteckte. Eugen mußte verſprechen, ihm andern Morgens, da er „abflattern“ wollte, noch ein Stück Weges das Geleit zu geben.

Als kaum der Tag anbrach, herrſchte ſchon lebendiges Treiben im Dorf, Wagen wurden mit neu angeſtrichenen Kiſten bepackt, in allen Häuſern war man wach, Männer und Frauen, Burſchen und Mädchen gingen von Einem zum Andern und Thränen ſtanden Jedem in den Augen. Endlich waren die Wagen beſpannt und ein großer Zug bewegte ſich das Dorf hinaus, alte Leute wurden mit Zipfelmützen in den Fenſtern ſichtbar und riefen noch: „Glück zu!“ Einige Burſchen wollten das Heckerlied anſtimmen, aber ſie wurden zur Stille verwieſen und lautes Schluchzen wurde hörbar. Vittore ſtand mit ihrer Mutter am Gartenzaun, ſie küßten die Schulmeiſterin, die vor Schmerz kaum mehr gehen konnte, und gaben den Anderen die Hand. Eugen ging mit Kaidl und Bartelmä, die Kinder gingen Hand in Hand hinter ihnen. Kaidl, der ſeinen berühmten Büchſenranzen umgehängt hatte, rauchte ſchnell, er ſprach faſt kein Wort, nur einmal ſagte er halb zu ſich: „Das Einzige, was mich ſchon jetzt an Amerika ärgert, iſt, daß ſie ſich auch dort ſo viel mit Pfaffen und Kirchen zu thun machen. Neun und neunzig Hundertſtel der Menſchen ſind nicht werth, daß ein ehrlicher Kerl ſie anſpeit.“ Der Zug glich faſt einem Leichenbegängniß, denn dieſe Menſchen ſchieden auf ewig.

Als man auf der Höhe angekommen war, dort an jenem geſtützten Apfelbaum, wo Eugen vor wenigen Tagen geſeſſen, warf Kaidl die brennende Cigarre weg und rief mit mächtiger Stimme: „Halt!“ Alles ſtand ſtill. Kaidl ſtellte ſich auf die Erhöhung an dem Baum und ſprach:

„Hier, ihr Brüder und Freunde, hier iſt eure Gemarkung, hier laßt uns Abſchied nehmen. Hört noch einmal meine Worte, ſie ſollen euren Seelen die Hand reichen auf ewig. Deine Führer, o deutſches Volk, ſind vertrieben; du mauſerſt dich deutſcher Adler, deine Schwungfedern ſind dir ausgeriſſen. Laß ſtärkere nachwachſen. Fluch der Wehmuth! Vergeſſet nicht, was uns forttreibt, wer uns forttreibt. Fluch ihnen! Ich ſcheide auf ewig. Was kann ich euch anderes verkünden wollen als Wahrheit? Darum was ich euch ſage, laſſet in euer Herz flammen und in das eurer Kinder. Geſchrieben ſteht: einſt im ewigen Frieden werden ſich die Schwerter in Pflugſcharen verwandeln — ich aber ſage euch: bevor das geſchieht, müſſen die Pflugſcharen zu Schwertern werden, dann wird der Feind vertilgt ſein! Geht hinein zu eurem Pfarrer, dieſes Wort des Propheten Jeſaias wird er euch nicht verkünden, denn es heißt: Die, ſo das Getraide einſammeln, ſollen es auch eſſen, und die den Wein einbringen, ſollen ihn trinken, ſie ſollen nicht umſonſt arbeiten, noch unglückliche Geburt gebären. O Deutſchland! Deine Nachtwächter, deine rechnungtragenden Packeſel werden dir das Gegentheil vorleiern; ich aber ſage euch: noch lange, bis Alles geſchlichtet iſt, gilt der Ruf: Unruhe iſt die erſte Bürgerpflicht! Wenn wiederum die Würfel rollen, müßt ihr zweimal drei Hundstatzen werfen, dann iſt das Spiel gewonnen. Vertilgen, bis auf's letzte Glied ausrotten müßt ihr —"

„Ruhe! Du biſt unſer Gefangener," riefen plötzlich ſechs Gendarmen, die mit angelegten Gewehren aus dem Wald hervorbrachen. Ein Tumult entſtand, die Gendarmen waren unverſehens von einer großen Menge umringt, die Weiber heulten, die Kinder ſchrieen, ſterben wollten die Burſchen alle, aber Kaidl nicht gefangen nehmen laſſen. Eugen beſchwor Alle Ruhe zu geben und es gelang ihm, die Gendarmen dahin zu bewegen, daß ſie Kaidl freigaben, wenn er nicht weiter rede. Mit den Worten: „Gut Nacht Deutſchland, ſchlaf wohl, das ſind deine Cherubim, die über dich wachen," ſtieg Kaidl auf den Wagen, er ſagte noch ſchnell zu Bartelmä:

„Mich hat nur der Fragſamenhändler verrathen, ich hab' es Niemand geſagt, daß ich hier reden will, als ihm. Nimm dich in Acht, der kann ein Spion ſein."

„Und wenn er zwölf Leben hat, ſchlag' ich ihn dreizehnmal todt," entgegnete Bartelmä. Die Wagen fuhren raſch davon. Eugen ging mit Bartelmä nach Hauſe, ihm brannte der Kopf vor ſolcher Aufregung am frühen Morgen nach Tagen voll ſchwerer innerer Arbeit.

„Der Kaidl iſt doch ein ganzer Kerl," ſagte Bartelmä, „er hätte groß werden können, er iſt ein echter Volksmann."

„Was nennſt denn du Volk?"

„Alles was geſchmierte Stiefel trägt und traumlos ſchlaft, iſt Volk."

„Iſt auch eine Definition,“ entgegnete Eugen lächelnd. „Ich denke auch beſſer von Kaidl als die Anderen. Im gewöhnlichen Leben ſpricht er zu nachdrucksvoll und verfehlt darum den Eindruck; er überhaut ſich wie beim Fechten und trifft die Luft und fällt faſt ſelbſt um. Der Kaidl hätte Großes wirken können, aber weil er ſich im Worte übernimmt, iſt er bös, daß er ganz abblitzt und die Halblinge ihm gegenüber als geſcheit daſtehen. Was ſagſt du aber zu Kaidl's Volksverachtung?“

„Iſt juſt nicht nöthig, ſchadet aber auch nicht. Iſt oft beſſer als zu viel Liebe, wie du ſie haſt.“

„Ich? wie meinſt du?“

„Du haſt beim Herausgehen die Vittore ſo angeſehen, daß ich faſt fürcht', du gehſt mir in's Gäu.“

„Dir? du haſt ja Bekanntſchaft mit dem Kätherle, das hab' ich am erſten Tag geſehen, wie der Hund zwiſchen dir und ihr hin und her gelaufen iſt.“

„Ich will's nicht läugnen mit dem Kätherle, aber die Vittore möcht' ich heirathen; ich wär' ein ſchöner Müller und der Vittore gehört ein echter Freiheitsmann, ſie hat mehr gethan als wir Alle.“

„Wie das?“

„Ein Mädchen, das als die ſchönſte im ſchönſten Putz glänzen kann und nicht mag, thut mehr als alle Heldenthaten. Vor drei Jahren haben unſre Kümmelſpalter, die Landſtände, darauf angeſpielt, die Fürſtin ſoll nicht immer in fremde Bäder reiſen und das Geld außer Landes verſchleppen, und weil ſie Geld bewilligt haben zur neuen Quellenfaſſung im Hudbad, jetzt Aurorenbad genannt, zwei Stunden von hier, iſt die

Fürſtin dahin gegangen und hat den Säuerling getrunken, und hat zu ewigem Heil der Menſchheit verordnet, daß die Bademuſik alle Morgen mit einem Choral anfangen muß und nicht mit einem Hopſer oder Walzer. Wo eine von den ſittſamen Prinzeſſinnen zu ſitzen geruht hatte, ſind jetzt Waldblößen und da iſt ein landesfarbiger Pfahl mit einem Täfelchen aufgeblüht, darauf geſchrieben ſteht: das iſt die Feodorenhöhe und das die Louiſenruhe und das der Mathildenbuckel. Der Amtmann von St. hat der Fürſtin eine beſondere Huldigung machen wollen und hat zu ihrem Namenstag einen Zug von Bauern und Bäuerinnen in den verſchiedenen Trachten veranſtaltet, natürlich Alle fein ſauber und wohlgenährt, mit idylliſchen Zufriedenheitsbacken in den heiteren Sonntagsgeſichtern. Das war ein ſchönes Geſchäft für ihn: auf die Beſchau herumzureiſen und ſich die ſchönſten auszuſuchen und ihnen Bänder und allerlei Flitter zu ſchenken. Die Vittore hat er auf dem Rathhaus auserwählt, daß ſie die Anführerin ſein und einen Kranz überreichen und ein Gedicht in Bauernkleidern, ich meine im Dialekt, ſprechen ſoll. Meine Vittore ſagt aber friſchweg: nein, ich will nicht. Sag' ehrlich, iſt das nicht mehr als wir Alle gethan haben? Drum heirath' ich ſie auch, auf Einer Seit' iſt's ſchon richtig."

„Kannſt du mir nicht angeben," fragte Eugen, „wer der Bernhard von Trenzlingen iſt?"

„So? Weißt auch ſchon von dem? Das iſt mit uns beiden der dritte Prinz, der um die Vittore freit; er iſt ein Prachtburſch, ein Doktor, verſteh' mich recht, ein Mühlendoktor. Der Bernhard iſt ein echter Prinz, denn ſein Vater iſt der Waldkönig von Trenzlingen da drüben. Der Flötzer trinkt dir ſeine zwölf Schoppen auf Einem Fleck und macht die Nagelprob' ſo gut wie ein anderer König; er iſt der reichſte Waldbeſitzer und Holzhändler und hat ſechs dreigebiſſige Sägemühlen, die kauen ihm die Bäume zu Brettern. Der Bernhard war ein Jahr in der polytechniſchen Schule und hat ſeines Vaters Mühlen neu hergerichtet, er kommt, wie ich höre, nächſten Winter auf länger hierher, um dem Bachmüller ein Turbinenrad in ſein Klapperwerk einzurichten. Der Bernhard verarbeitet zu ſeinen Rädern nur Kernholz. Und ein hübſcher Burſch iſt der Bernhard auch. Wir Alle, wenn wir einen ganzen Bart haben, ſehen doch nur aus wie unraſirte Menſchen, der Bernhard hat wie Simſon nie ein Meſſer in's Geſicht gebracht. Einer von uns muß die Vittore holen, eh wir vom Bernhard gerädert werden. Ich bitt' dich, thu' mir den Gefallen und laſſ' ſie mir. Der Mühlbach hat Prachtforellen, die ſchmecken wie fleiſchgewordener Waldbach, aber die prächtigſte iſt doch meine Vittore und mit leerer Hand ſo ſchwer zu fangen wie eine Forelle, wenn man ſie nicht gleich beim Kopf kriegt. Meine Vittore, ja, die iſt ein Kernmädle, die hat ein paar Backen, denen ſieht man's an, daß ſie ſchnalzen, wenn man ſie kneift.“

Dieſe Erzählung, die Bartelmä behaglich ausſpann, gab Eugen wieder ſo viel Ruhe, daß der Lärm des Morgens faſt ganz verklungen war. Er bedurfte dieſer Ruhe wohl auf dem Empor an der Orgel. Er hatte erwartet, der Pfarrer würde einen Nachruf an die Ausgewanderten ſprechen; dafür kam eine Huldigungspredigt für den wegen der Ernte in der Mitte der Woche hier nicht gefeierten Geburtstag des Fürſten. Sprüche Salomonis Capitel 16 Vers 8:

„Fürchte Gott mein Sohn und den König und laß dich nicht mit Aufrührern ein,“ war der Text, den nach herkömmlicher Weiſe für dieſen Tag der Fürſt ſelber ausgewählt hatte, aus derſelben Bibel, aus welcher Kaidl auf offenem Feld einen andern Spruch verkündet hatte.

Eugen hatte gehofft, daß er mindeſtens in der Nachmittagskirche der Gemeinde feierlich vorgeſtellt würde, er täuſchte ſich auch hierin. Nach dem Gottesdienſt ließ ihn der Pfarrer rufen und ſagte ihm, er ſolle morgen allein die Schule beginnen, er reiſe noch heute zu dem ausgeſchriebenen Kirchentag. —

In dem Wirthshaus zur Sonne lernte Eugen jetzt zum Erſtenmal in friedlicher Weiſe den Gemeinderath und die angeſehenſten Bauern des Dorfes kennen. Es ſchien ihm jetzt, daß er ehrerbietiger behandelt wurde als bei den erſten Begegnungen; er deutete ſolches dahin, daß man die entſprechende Achtung einem nun ſelbſt verliehenen Amte zollte. Der neuerwählte Schultheiß ließ ſich nicht dazu bewegen, einen Freitrunk für ſeine Wahl zu ſetzen und ſchien vorerſt ſeine Würde darin zu behaupten, daß er faſt gar nicht ſprach und ſich ſtill das Kinn ſtreichelte. Man redete von den Ausgewanderten, aber von einer gemüthlichen Beziehung zu ihnen, die nun abgeriſſen war, ließ ſich nichts erkennen; die Aecker, die man von den Abgeſchiedenen gekauft hatte, und wie Dieſer und Jener Dünger genug haben und die Zieler bezahlen wolle, war Hauptgegenſtand des Geſprächs. Die Rede Kaidl's, die zwiſchen hinein erwähnt wurde, ward raſch übergangen und ſo oft das Geſpräch an Staatsangelegenheiten ſtreifte, brach man plötzlich ab. Es hatte ſich hier offenbar Verſchüchterung und Mißmuth feſtgeſetzt. Eugen, der von dem Drang geleitet wurde, ſeine Ueberzeugungen überallhin auszuſpenden, ſich ſelber Jedem klar zu machen und zugleich Jeden aus ſeinem innerſten Weſen zu erforſchen, warf manchmal einzelne Bemerkungen hin, aber ſie ſchienen wie Stimmen aus einer fremden Welt aufgenommen zu werden, und er ſelber erſchien ſich wie aus fremder Welt kommend. Er hatte ſich's leicht und lehrreich gedacht, die Menſchen aus freier Höhe, gleichſam naturforſchend zu betrachten und ihnen zugleich lebendig theilnehmend beizuſtehen; jetzt wurde er gewahr, daß nur ein flüchtig Reiſender die wandelnden Menſchenerſcheinungen und ihre Beſonderheiten als pſychologiſche Präparate anſehen mag. Wer die Welt ſein eigen nennen will, muß ihr ganz angehören und alle ſtolzen Hochburgen, die den Rückzug decken können, abbrechen. Es gilt die That, die alle Lebenskraft aufbrennende, und nicht ein vom geborgenen Daſein ſich ablöſendes Wort . . .

Mitten unter den Geſprächen über Alltägliches hatte ſich Eugen hinausgeſchwungen in's Weite und ſtellte ſich in die Reihe aller Derer, die ihr Leben ihren Mitmenſchen opferten.

Als er ſich jetzt zum Weggehen anſchickte, ſagte der Bachmüller: „Ihr ſehet aus, als ob Ihr Heimweh habet.“

„Ja wohl Heimweh,“ erwiderte Eugen, er konnte nicht ſagen, welches er empfand.

Ueber'm Schulhauſe und auf der Kirche ſammelten ſich die Schwalben in großen Schwärmen zum Wanderflug. Eugen ſah ihnen eine Weile zu, dann ging er hinein in die Siedelei, die er ſich mitten unter den Menſchen erobert hatte.

Berthold Auerbach's

geſammelte Schriften.

Erſte, neu durchgeſehene Geſammtausgabe.

Fünfzehnter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1858.

Neues Leben.

Eine Lehrgeſchichte in fünf Büchern.

(Zuerſt erſchienen 1851.)

Zweiter Band.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Am Abend vor der Schlacht Kriegskunſt und Kriegsgeſchichte nachleſen und ſich einprägen, das erſcheint ſeltſam. Und doch, wer nicht beten, nicht zu einem unbegriffenen Weſen ſprechen kann, findet in feſtſtehenden Thatſachen am füglichſten die Sammlung in ſich und damit ein Hinausheben über die augenblickliche innere Bewegung, das ja auch als weſentlicher Zweck alles Gebetes gilt. Hier ſtehen die Geſetze, innerhalb deren du dich bewegen und halten mußt, hier ſtehen die vergangenen Thaten der Sieger und Beſiegten — und was du unternimmſt, wozu erſt die muthige Kraft ſich rüſtet, wird vor deinem Auge zur abgethanen kalten Nothwendigkeit; du haſt im Heute das Morgen erobert.

So war Eugen am Sonntag Abend einſam in ſeiner Schulwohnung und durchwandelte die Stube, bis er ſich endlich ruhig ſetzte und ein Buch ergriff; es war das Leben Peſtalozzi's. Mit Begierde durchlas er die Schickſale des werkthätigen Jüngers Rouſſeau's und empfand dabei nichts von jener Wehmuth, die einſt Deeger um ihn ausgeſprochen, indem er Eugen bedauerte, daß er nie ein Weſen finden werde, das er vollkommen und in allen Beziehungen verehre; er konnte das Hohe erkennen, rein empfinden, ohne ſich die Gebrechen zu verleugnen, die Jeglichem anhaften. Der Zuruf Peſtalozzi's an ſich ſelbſt: „Ich will Schulmeiſter werden," ward für Eugen ein aus eigenem Herzen entſprungenes Wort. Die Selbſtanklagen, die der haſtig ergriffene Meiſter der neuen Erziehungskunſt ausſprach, mußten betrüben und Eugen erkannte mit Befriedigung, wie die Grundſätze des Meiſters ſchon dermaßen Gemeingut und Lebensluft der neuen Zeit geworden, daß ſelbſt er, der dieſem Bereich ſo fern geſtanden hatte, den entwickelnd-erziehenden Unterricht im Gegenſatz zu dem dogmatiſchen blos lehrenden als unumſtößliche Wahrheit kannte. Freilich war mit Erkenntniß des Grundſatzes die Methode noch nicht gewonnen, die erſt mühſam erworben werden mußte. Das aber ſtand auch feſt, daß hier wie in allem Echten, in aller Kunſt beſonders, das Beſte und Weſentliche nicht gelernt und gelehrt, ſondern nur in ſelbſtändiger Uebung gewonnen werden konnte. Der Meiſter war ſich ſeines Widerſpruches mit allem Kirchenthum, mit allem Ueberkommenen, nicht vollauf inne geworden. Eugen ſah hinein in die Kämpfe, die bewußt und unbewußt gegen den natürlich entwickelnden Unterricht ſich aufthun müſſen; denn ſtatt Wahrheiten zu geben, Offenbarungen zu verkünden, lief hier ja Alles darauf hinaus, die Kinder die Wahrheiten finden zu machen und ſich ſelbſt zu offenbaren. Eugen war ſo froh erhellt, daß er, als Mitternacht vorüber war, nach einem neuen Buch griff; es waren Fichte's tapfere Reden an die deutſche Nation. Solcher Geiſterbeſuch in ſtill einſamer Nacht erweckt das Leben zu friſcher Schnellkraft und wohl den Menſchen, die den Geiſtern, die da umgehen bei Tag und bei Nacht, Rede ſtehen, um ſie zu erlöſen durch Bethätigung ihrer noch ſchattenwandelnden Gedanken.

Den Anforderungen Fichte's, daß man die Kinder den Eltern entnehme und in National-Erziehungshäuſern für die Gemeinſamkeit bilde, konnte Eugen — dem die Individualität über Alles galt — nicht ſich unterordnen, und doch ſah er hierin und in Vereinigung mit dem familienhaften Grundſatze Peſtalozzi's die Pfahlwurzel wie die ſich weithin ausäſtelnden Wurzeln am Baume des neuen Menſchenlebens. Was Fichte in der umfaſſendſten und reinſten Bedeutung des Wortes als letztes Ziel der Menſchenerziehung hingeſtellt: die „Mündigkeit," das iſt der Granitkern alles geſunden Staats- und Völkerlebens. Ein frohmuthiges Geſchlecht ſtieg vor dem nächtlichen Denker herauf, durchwärmt von den zarteſten Familienregungen und gefeſtigt von der ſtählernen Kraft des Gemeinſinns, Eugen ſah es lebendig wie eine glänzende Schaar heranziehen und ihm vorauf leuchtete das Zwiegeſtirn der Männer, die es gelehrt hatten, die Welt aus ſich ſelbſt zu ſchaffen.

Endlich mußte ſich Eugen die ſo nöthige Ruhe gewähren. Draußen auf der Straße ſang eben der Nachtwächter:

4

Hört ihr Herren, laßt euch ſagen,
Unſre Glock hat Zwei geſchlagen,
Zwei Wege hat der Menſch vor ſich:
Herr den rechten führe mich!

Menſchenwachen kann nichts nützen,
Gott wird wachen, Gott wird ſchützen,
Er durch ſeine große Macht
Geb' uns eine gute Nacht.

Dieſer einſame Zuruf aus nächtiger Stille drang Eugen an's Herz.

Tapfrer Fichte und ihr Philoſophen Alle, ihr habt Syſteme auf Syſteme gethürmt und der Volksgeiſt weiß nichts davon, er hält ſich an ſeine gewohnten Weiſen. Wird die Nation immerdar geſpalten bleiben und das Licht der beſten Geiſter nur die Höhen überglänzen und nicht auch die Niederungen durchleuchten? . . .

Es tagte. Eugen ging hinaus um die erſten Sonnenſtrahlen zu grüßen, und noch höher als der Geiſtergruß in der Nacht ſeine Bruſt ſchwellte, hob ſie ſich jetzt im friſchen Hauch des jungen Tages. Der volle Mond ſtand noch im Weſten, man meinte unſerm Planeten näher, er war gelblich angehaucht, wie ſich im Oſten ein breiter gelber Streif zwiſchen Wolken als Herannahen des Morgens kundgab; die Sperlinge auf den Bäumen in den Dorfgärten zwitſcherten in tollem Lärm, auf den ſchon roſtfarbenen Zweigen der Weide am Bach ließ ein Goldammer ſeine Töne erklingen, ſonſt war Alles ſtill, als wollte es die beginnende Herbſtruhe der Erde nicht ſtören.

Eine wonneſelige Luſt kam über den Wandernden, der durch die Felder ſtreifte, in deren Furchen da und dort umgelegte Pflüge wie ſchlafend lagen, und jetzt fand er plötzlich das Traumwort, das ihm aus dem Schlaf heraus verſchwebte, und das er in ſeiner Behauſung vergebens geſucht hatte. „Untergrundspflug, ja das iſt's, es muß neuer Grund an die nährende Oberfläche, der ſogenannte wilde Boden, der unter der Schicht der Ackerkrume liegt, muß bedachtſam aufgepflügt werden; dorthin ſchicken die Pflanzen und Bäume, die das Jahr überdauern, ihre Wurzeln.“ Still friedlich wanderte er dahin und ihm war's, als hätte ſich ſein ganzes Weſen in friſche Morgenluft aufgelöſt, und mit der Ruhe, die ihn durchſtrömte, ſagte er ſich, daß ſein Beruf keiner aufregenden Anſpannung bedürfe; war ja keine That zu vollbringen, die das Einſetzen der ganzen Daſeinskraft in Einer Stunde erforderte. Es galt keine That, ſondern viele Thätigkeiten. Gleichmuth war Alles, und dieſen gelobte er ſich. Mit erheitertem Sinnen gedachte er des Ausdrucks „klein Geld,“ in dem Deeger den Mangel des Idealismus bezeichnet hatte. . . .

Die Welt iſt in Frieden, ein Jegliches wirkt zum Heile des Ganzen, keine Gefahr droht mehr. Und wie die Erinnerung Eugens ihn doch hineinverſetzte in dumpfe Kerker, wo jetzt Unglückſelige erwachen und den Tag nicht kennen mögen, — Alles muß ſchwinden wie ein nebelhafter Traum und der Friede erglänzen wie der helle Tag. —

Die Kirchenglocke grüßte jetzt den Morgen und mälig wurde es lebendig auf den Feldern, hier wurde zu ſchneiden begonnen, dort wurde Dünger ausgeführt und dort gepflügt, die Menſchen arbeiteten für ihre Erde.

Der Reif auf den Gräſern am Weg verwandelte ſich in Thau und glitzerte hell.

Die Begegnenden dankten dem Gruße Eugens freundlich, und als er ſich auf den Heimweg machte, traf er Vittore, die mit der Haue zum Kartoffelhacken in's Feld ging.

„Ich wünſch' viel Glück zum heutigen Schulanfang," ſagte ſie; ſie war die Einzige, die von Allen daran gedacht hatte.

Zweites Kapitel.

Als die Glocke zur erſten Schulſtunde läutete, bebten die Töne in Eugens Herzen nach. Er ſaß allein in ſeiner Stube. Er war zweifelhaft geweſen, ob er die Kinder im Schulzimmer erwarten ſolle oder ſie erſt ſich ſammeln und ordnen ließe; er hatte letzteres gewählt und hörte nun neben ſich plaudern und lärmen, weinen und lachen.

Endlich trat er ein. Feierliche Stille herrſchte.

„Willkommen ihr lieben Kinder!" rief er, ſie überſchauend. Mit offenem Mund glotzten ihn Alle an und nur einige Mädchen blickten ſcheu auf die Bank vor ihnen.

„Wie ſagt man, wenn man Jemand grüßt?" fragte Eugen.

„Grüß Gott!“ antwortete ein Knabe mit einer Haſenſcharte, ſogenanntem Haſenmaul, der in der erſten Bank ſaß.

„Und ihr Alle, wie ſagt ihr?“ fragte Eugen wieder.

„Grüß Gott! Grüß Gott!“ rief es nun von allen Seiten, ſie wollten gar nicht damit aufhören. Als Eugen ſie bedeutete, es ſei jetzt genug, folgte noch Kichern und Piſpern und Aufſchreien einzelner Geſtoßenen.

Eugen faßte die Hand des erſten Knaben und des erſten Mädchens und ſagte dann:

„Steht Alle auf. Jedes reiche dem Nachbar hüben und drüben die Hand.“

Mancherlei Hin- und Herfragen, mancherlei Unordnung und Unfug gab es noch bis das Befohlene bewerkſtelligt war; Eugen fing ſchon an, dieſes Vorhaben zu bereuen, aber der erſte Schritt durfte nicht gleich wieder rückgängig gemacht werden. Hand in Hand ſtanden die Kinder und Eugen ſagte feierlich: „Kinder! Wie ich hier die Hand dieſer Beiden halte und eure Hand wiederum ſie faßt, ſo halte ich euch Alle. Sagt: habt ihr den lieb, der euch lieb hat?“

„Ja!“ erſchell es laut und lang.

„Nun denn, ſo werden wir gut mit einander auskommen. Tüchtig lernen und luſtig ſein, ſo wollen wir's halten.“

Es iſt leichter, ſolch eine ungewöhnliche Szene anordnen, als ſie wieder auflöſen, das erfuhr Eugen; denn es zeigte ſich offenbar, daß die Kinder nicht wußten, was das ſein und wo das hinaus ſolle. Eugen ſagte daher ſchnell zu dem Knaben, den er an der Hand gehalten: „Bete vor.“

„Welches Gebet?“

„Welches du willſt.“

Während die Kinder die gefalteten Hände auf die Tiſche vor ſich gelegt, dem Vorbeter leiſe nachſprachen oder ihm blos zuhörten, ſah Eugen die Worte auf Deegers Pult vor ſich: Liebe, Geduld.

Endlich mußte nun doch der Unterricht beginnen. Eugen ging mit gefalteten Händen in raſchen Schritten die Stube auf und ab; er fragte nach dem Stundenplan, Niemand hatte einen ſolchen, wie die Verwilderung überhaupt gewaltig ſchien; er gab nun den Kindern auf: jedes ſolle auf ein Zettelchen den Namen deſſen ſchreiben, den es von ſeinen Mitſchülern für den bravſten halte und von dem es ſich am liebſten etwas befehlen ließe. Er mußte noch lang erklären, daß er mit dieſen zwei Eigenſchaften nicht zwei Perſonen meine, und wie ſie bei ihrem Ausſpruch keine Rückſicht auf Reichthum u. ſ. w. nehmen ſollten, und nun mußte er nochmals erklären, daß ein Kind reicher Eltern nicht ausgeſchloſſen ſein dürfe, und jetzt ſchrieen Mehrere, es fehlen Viele und ob man auch die nicht da ſeien aufſchreiben dürfe. Eugen verneinte. Des Kloſemichels Mareile, in deren Elternhaus wir den heftigen Streit ſahen, fragte Eugen ſchüchtern, ob die Mädchen für ſich auch ein Mädchen wählen dürfen. Eugen bejahte; der Kopf war ihm ganz wirbelig von dem vielen Getöſe, es war ihm, als ob die Kinder leibhaftig an ihm zerrten; nachdem nun aber der Gleichſchritt einmal aufgelöſt war, mußte in ſolchem feſt an's Ziel geführt werden.

Als er endlich die Zettel einſammelte, fiel ihm ein, daß die Kinder ja auch ſingen könnten und lächelnd rief er: „Kinder ſingt! Mareile ſang' ein Lied an,“ und luſtig brauſte der Klang dahin. Die Kinder ſangen das Hölty'ſche Lied: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit.“ Was iſt das, den jungen Seelen zuzurufen: „Weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab?“ Wie weit liegt dieſe Welt von jenem natürlichen Weg, wo dem jungen Gemüthe das Rechtſchaffene als Natürliches und Nothwendiges erweckt iſt. Man ſtellt Preisfragen über Verbannung der abſtrakten Methode und die ganze Sittenlehre bewegt ſich in hohlen Allgemeinheiten. Eugen befahl, immer weiter zu ſingen, bis er das Mehr in den Zetteln herausgebracht hatte. Die Zuverſicht Mareile's hatte ihr die Gunſt ihres Wahlkreiſes zugewendet, ſie war faſt einſtimmig gewählt; unter den Knaben ſchwankte die Wahl zwiſchen Franz Metzler und Dagobert Steinhäuſer, bis ſich endlich zuletzt für Dagobert das Mehr herausſtellte. Als Eugen ihn aufrief, erwies ſich der Haſenſchartige als Inhaber dieſes Namens und Eugen erfuhr, daß dies der Sohn des im Zuchthaus ſitzenden Schloſſers ſei. Eugen erklärte nun, daß er die beiden Gewählten vorerſt als ſeine Gehülfen annehme, bis er ſelber die Kinder alle kenne; er berief noch den Franz, den er als Sohn des Sonnenwirths kannte, und befahl, daß ein Verzeichniß der fehlenden Kinder gemacht werde. Es waren nur zweiundneunzig Kinder zugegen und doch waren hundertzweiunddreißig als ſchulpflichtig bezeichnet.

Eugen ließ hierauf die Kinder nacheinander jedes einzeln an ſein Pult herankommen und fragte nach dem Namen. Selbſt dieſe einfache Frage mußte er oft mehrmals wiederholen, bis ſie ihm beantwortet wurde. Die Gefragten wurden oft durch wiederholtes Drängen zum Weinen gebracht, ſo daß die Umſtehenden ihre Namen angeben mußten. — Viele Kinder waren nachläſſig gekleidet, ungewaſchen und ungekämmt; ſolches wurde ſtreng gerügt mit der Drohung, daß künftig jedes Unordentliche ſogleich wieder heimgeſchickt werde. Die Kinder merkten bald wie durch einen Naturtrieb, daß die Strenge wie die Leutſeligkeit Eugens eine Wahrheit in ihm ſei und eine gewiſſe Bewegung in den Gemüthern war unverkennbar; hier und dort wehrte Eines das Andere ſtill ab, das mit ihm plaudern wollte.

Als Dagobert und Franz fragten, ob ſie auch die ausgewanderten Kinder aufſchreiben müßten, empfand Eugen plötzlich, welch ein Riß auch hier in dem Kinderkreiſe und den Kinderherzen durch die Auswanderer entſtanden ſein müſſe. Er ſprang ſchnell von dieſer Empfindung ab und nachdem er über den Ort wohin die Ausgewanderten gezogen waren, gefragt und ungenügende Antworten erhalten hatte, erſchien es ihm angemeſſen, jetzt bei den hiefür offenen Seelen einen geographiſchen und geſchichtlichen Unterricht daran zu knüpfen. Er ſchilderte genau an der Weltkarte die Reiſe der Auswanderer, ſodann die Entdeckung von Amerika, die Beſchaffenheit des Landes u. ſ. w. Sein Vortrag wurde voll Wärme und die Kinder hörten ihm mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu, worauf er zuletzt der erſten Klaſſe die Aufgabe ſtellte, das Gehörte aufzuſchreiben, während er ſich mit den Kleinen beſchäftigte, ſie leſen und buchſtabiren ließ.

Es war bald Mittag, als endlich der Schultheiß kam; er räuſperte ſich lange, dann ſprach er: „Kinder! Jetzt höret, was ich ſag': folget dem Herrn Lehrer, ſonſt fahret ihr dem Teufel lebendig in den Rachen.“ Was ſollte Eugen gegen dieſe Rede thun? Er hatte ſchon viel Mühe, den Schultheiß von dem Vorſchlag abzubringen, daß man den Kindern als Feier des Schulanfangs heute Mittag frei geben ſolle. Eugen fand nur ſchwer Eingang mit ſeiner Darlegung, daß eine Feſtesfeier nicht darin beſtehen könne, ſich deſſen zu entledigen, was man eben feiere. Mit abermaligem Geſang endete der erſte Schulmorgen. Wie aus brauſenden Meereswellen auftauchend athmete Eugen, als er in's Freie trat.

Auf der Bank vor dem Schulhaus harrte der Reichskrüppel, er nahte ſich nun Eugen und fragte, ob er etwas für ihn ausfindig gemacht habe. Eugen wünſchte nichts ſehnlicher, als daß ihn die ganze Welt jetzt ungeſtört ließe, denn es war ſein feſter Wille, ſich ganz in ſeinen Beruf und die Befähigung für denſelben zu verſenken; es ward ihm ſchwer, daß hier noch ein Verlaſſener ſeiner harrte, den er nicht durch einmalige Gabe von ſich abſchütteln durfte. Er verſprach dem Lipp, ſpäter für ihn bedacht zu ſein und trug ihm auf, jetzt nach dem Nachbardorf Alsfeld zu gehen und von dem dortigen Lehrer den Schulplan zu holen; denn Eugen erſah, daß er ohne dieſe Richtſchnur zu keiner Ordnungsmäßigkeit gelangen würde. Lipp machte ſich mit einem erbetenen Zehrpfennig auf den Weg zu dem Alsfelder Lehrer, der während Kaidls Anweſenheit nicht in's Dorf gekommen war, weil er wie Kaidl ſagte, „ein Miethgaul ſei, der nichts mehr fürchte als die Schmitze der Staatskutſcher.“ Eugen rief Lipp noch nach, er ſolle vor zwei Uhr wieder zurück ſein und Lipp verſprach's.

Der Sonnenwirth war ausnehmend freundlich gegen Eugen, hatte dieſer ja ſeinen Sohn vorgezogen. Hätte aber Eugen im Dorf umher horchen können, wo man in allen Häuſern fragte: wie der neue Lehrer ſei, da hätte er raſche Antworten vernehmen können, ganz anders als in der Schule; die Einen ſagten, der neue Lehrer ſei gut, während Andere nicht genug von ſeiner Bosheit und Strenge erzählen konnten.

Heute ſtellte Eugen keine Betrachtungen über den einſtigen Erſatz des Gebetes am Geſindetiſch an, er kämpfte den Neid um das Geſchick Bartelmä's durch den Gedanken nieder, daß ein Abwenden von den Menſchen doch nur eitle Flucht und Feigheit ſei.

Eugen ging dem Lipp eine Strecke Weges entgegen, aber wie weit er auch ausſchaute, er ſah ihn nicht. Wie war jetzt Feld und Wieſe und die weite Landſchaft ganz anders als heute am Morgen, da ſeine Seele noch ſo hell und klar war wie der Thautropfen am Halm, den der erſte Morgenſtrahl farbig erglänzen macht. Es giebt Stunden, in denen ein wirres

Geräuſch die Seele erfüllt, daß man ſich ſelbſt und den Gedanken des eignen Seins kaum mehr zu erfaſſen vermag. Es iſt gut, daß wie in ſolchen Zeiten der Körper ungeſtört ſeine Pflichten erfüllt, ſo auch eine Pflicht dem Geiſte gebietet, in ruhigem faſt willenloſem Verlauf ſein Werk zu vollführen. Eugen empfand, wie es kommen könne, daß das Mechaniſche als äußere Erfüllung die Oberhand gewinne; denn nicht immer iſt es möglich, aus zuſammengeraffter Selbſtbeſtimmung ſich allſtündlich das Leben neu zu ſchaffen.

Da die Schulzeit wieder herankam, kehrte Eugen ruhigen Schrittes in das Dorf zurück. Am Bachſteg traf er den Lipp, der den ſteilen Wieſenweg hinter der Bachmühle daher kam und mit Flüchen berichtete, wie ihn der „Alsfelder Schwanzwedler“ mit Schimpfworten empfangen und geſagt habe, wenn der Erlenmooſer etwas von ihm wolle, ſolle er ſelbſt kommen und ihm nicht einen „gezeichneten verganteten Demokraten“ ſchicken, der ihm nicht über die Schwelle dürfe.

Die Nachmittagsſchule ging mit allerlei Prüfungen vorüber, wobei Eugen nur zu beklagen hatte, daß noch mehr Kinder als am Morgen fehlten, ſo daß er mit der Kenntnißnahme Aller noch viel Zeit verlieren mußte. Zu ſeiner Freude merkte er, daß er ſchon viele Namen der Kinder kannte; es galt ihm das als äußeres Kennzeichen, daß er bald mit ſeinem ganzen Berufskreis vertraut ſein würde. —

Eugen ſaß in ſeinem Garten am Berg hinter dem Schulhaus. Der Garten war wüſt, Kaidl hatte nicht gepflanzt und das Unkraut frei wuchern laſſen, weil er doch bald dieſen Boden verlaſſen mußte. Das iſt deine Schule...

Eugen war voll Unruhe, er konnte ſich noch nicht dreinfügen, daß die kommenden Tage ohne äußere Ereigniſſe und Wandlungen und Alles blos ein ſtilles Entfalten des Geſetzten ſein müßte. Wie oft hatte er ſich nach ſolch geſchloſſenem Sein geſehnt, und jetzt, da es ihm geworden, kam ihm das Dorf da unten ſo fremd vor, da war kein Menſch, der nach ihm fragen mußte; er war in eine fertige Welt eingekeilt, wo Jeder ſeine feſten Beziehungen hat und was er dem Fremden bietet iſt freies Almoſen...

Sich ſelbſt bekämpfend wanderte Eugen nach Alsfeld.

Drittes Kapitel.

Eugen war der Fahrſtraße gefolgt, obgleich er von Lipp den Fußweg erfahren hatte, der jetzt im Herbſt durch die abgemähten Wieſen gangbar war. Er traf ſeinen Collegen in Alsfeld nicht zu Hauſe, dafür aber berichtete deſſen Frau, die trotz ihrer vorgerückten Jahre noch ſchön zu nennen, deren Ton aber zänkiſch und laut war: „Der Lehrer iſt auf ſeinem Kartoffelfeld. Wir haben eine Hungerſtelle, auf der man arbeiten muß; da kann man nicht wie ein Erlenmooſer mit dem Spazirſtöckle herumlaufen. Wenn noch Gerechtigkeit im Himmel wäre, müßten gediente Leute ſolche Stellen haben; aber freilich, wer in der Hauptſtadt bei den

Conſiſtorialräthinnen herumlauft und wer auf dem Betterles- und Bäslesweg von Station zu Station befördert wird, der bekommt es beſſer.“ Dabei knuffte ſie die Kinder, die während ihrer Rede die Kartoffeln aus dem Topf geſtohlen hatten.

Eugen erfuhr hier zum Erſtenmal, daß er auch Gegenſtand des Neides ſei und ſeine erſte Empfindung bei dieſen Auslaſſungen war Schmerz über die dürftigen Zuſtände dieſer Menſchen, die ſie zur Bosheit gegen ſich und die Welt aufſtachelten.

Die Frau hieß den Gaſt nicht einmal ſich niederſetzen und Eugen hatte Luſt zu erproben, ob er aus dieſem ſchrill gellenden Gemüth nicht auch den reinen Ton hervorlocken könne, der in ihm ruht; faſt unwillkürlich brach er aber in die Worte aus:

„Sie heißen mich wohl nicht niederſetzen, weil ich ſo gut angeſtellt bin?“ Und je weiter er nun in dieſem Ton fortfuhr, um ſo geſchmeidiger wurde die Lehrerin, ſo daß ſie, als endlich der Lehrer kam, dieſem nach den erſten Begrüßungen ſagte: an dem Erlenmooſer könne er ſich ein Beiſpiel nehmen, der ſei manierlich, ſo käme man in der Welt fort, „du aber“, ſetzte ſie hinzu, „bleibſt dein Lebenlang in dem verfluchten Neſt, wo nichts reif wird als Vogelbeeren und verhuzelte Zwetſchen und wo der vornehmſte iſt, wer im Winter ein Paar Schuhe hat, um in den Wald hinausgehen und Holz ſtehlen zu können. Ja, mach' nur dein fromm Geſicht, dein Herrgott kümmert ſich ſo wenig um dein Plärren als dein Fürſt, daß du ihm immer das Wort geredet haſt. Was thun ſie für dich? Sie laſſen dich hier ſochen und verdorren. Verzeih mir's Gott, man wird noch ganz gottlos bei dem Mann.“

Der Ausgeſchimpfte erwiderte mit der Ruhe eines Sokrates:

„Ich habe dir heute morgen ſchon geſagt: es geht vielen Leuten noch ſchlimmer als uns, dank' Gott für das was wir haben; man muß auch unter ſich und nicht immer über ſich ſehen. Nicht wahr, Herr College?“ Eugen beſtätigte und der Alsfelder erzählte, offenbar, weil er Eugen als Wetterableiter betrachtete, daß die Kartoffeln faſt alle krank ſeien, und jetzt ſchimpfte die Frau von Neuem, daß ihr Mann ſo unordentlich daher käme, da ſolle er ſich den Erlenmooſer zum Muſter nehmen u. ſ. w.

Es mußte ſchon weit mit dem ehelichen Zerfall dieſer Leute gekommen ſein, da ſie ſich nicht mehr ſcheuten, ſolchen vor den Kindern und ſelbſt vor einem Fremden kundzugeben.

Der Lehrer folgte Eugen gern in die Schule, um dort den Stundenplan zu holen; der abgehärmte Mann mit grauen Haaren blickte faſt gar nicht auf und ſagte nur:

„Meine Frau iſt wieder in anderen Umſtänden und da iſt ſie immer etwas jähzornig. Sie weiß wohl, daß ich darauf verzichtet habe, in eine beſſere Stelle aufzurücken; ich kann in meiner jetzigen Lage nicht ſo viel auf meine Fortbildung verwenden, daß ich mich bei der Concurrenz dem üblichen neuen Examen unterwerfen kann. Meine Hoffnung war, einſt eine Patronatsſtelle zu erhalten, aber die Grundrechte haben ja das

Adelsrecht aufgehoben. Denken Sie nicht bös von meiner Frau, ſie iſt in einer Stunde wieder gut.“

Eugen merkte wohl, daß es in dieſem Haus heute ſchon mächtig gewettert haben mußte und das was er vernahm nur noch das Grollen des abziehenden Gewitters war. Mit dem Stundenplan und noch einigen Tabellen ausgerüſtet machte er ſich wieder heimwärts. Der Alsfelder begleitete ihn eine Strecke und ſprach wiederholt ſeine Hoffnung aus, daß durch Aufhebung der Grundrechte ihm doch noch eine Patronatsſtelle werde. —

Ein kurzes Verlaſſen des Beſtimmungsortes und die Wiederkehr in denſelben macht ihn erſt neu zur Heimath; dort ſind die Menſchen, die Häuſer, die Bücher, alle die lebenden und lebloſen Gegenſtände, die unſrer zu warten ſcheinen, und grüßen ſie auch nicht, ſchon daß wir ſie kennen bildet ein geiſtiges Band zu ihnen.

Eugen ſtand in dieſen Gedanken plötzlich ſtill, er ward eben inne, wie in dieſen Tagen eine Weichherzigkeit über ihn gekommen war, die er ſchwächlich ſchalt. Mit kecker Laune wie er die Schulmeiſterin zahm gemacht, ſo mußte das Leben gefaßt werden; der Ernſt wird ſich ſchon von ſelbſt geltend machen. Ein Sklave iſt, wer ſich von Jedem eine Stimmung geben läßt und ſo die Summe des augenblicklichen Seins in fremde Hand legt.

Auf einem Baumſtumpf im Walde überlas Eugen nochmals den Stundenplan und jetzt überblickte er heitrer dieſe vorgezeichnete Zukunft, obgleich er noch nicht wußte, wie er die vielen Religionsſtunden ausfüllen würde.

Immerdar rauſchte der Wald, von fernher kam ein Brauſen, ſtrömte zu Häupten hin und nieder in das Thal; droben in den Zweigen brauste der Wind, die Stämme aber ſtanden ruhig und unbewegt, nur eine Kiefer, die auf einem Felſen wurzelte, bog ſich ächzend hin und her; ſie hatte viel mit dem Winde gerauft, der ihr die Aeſte verrenkt hatte. Da und dort knackte ein dürrer Zweig im Windesrauſchen ab und fiel raſchelnd zu Boden. Ein grüngefiederter Specht huſchte beim Aufblick Eugens vom Baume tiefer hinein in den Wald. Da ſchreckte Eugen plötzlich zuſammen, es ſprang etwas an ihm herauf. Sieh da, war's Troll oder Schatzhauſer? Das Thier geberdete ſich voll Freude und bald ſah Eugen durch den Wald zwei Reiter daher kommen, die Reiterin im blauen Gewand auf dem Rappen das iſt die Baronin Stephanie und ihr Geleitsmann Gideon von Kronauer.

Stephanie ſtreckte Eugen vom Pferde die Hand entgegen und er mußte ihr helfen abſteigen, ſie nöthigte auch Kronauer ihr zu folgen, der nachreitende Diener faßte ſchnell die Zügel der drei Pferde.

„Was dachten Sie gerade, als Ihr Freund Troll Sie überraſchte? Bitte, ſagen Sie mir das,“ fragte Stephanie jetzt Eugen.

„Darf ich mit einem Bibelſpruche antworten?“

„Mit welchem Herr Baumann?“

„Meine Gedanken ſind nicht eure Gedanken, ſpricht Gott durch den Propheten Jeſaias.“

„Und ich möchte Ihre Waldgedanken wiſſen. Sehen Sie dieſe ſtattliche weiße Orchidea hier? ſie ließ ſich's nicht träumen, daß ein Menſchenkind, daß Ich ſie brechen würde; ſo möchte ich auch die ſtillblühenden Gedanken der Menſchen haſchen, plötzlich, unverſehens.“

„Die Blume und der Gedanke verwelkt ſchnell ohne die Wurzel.“

„Sagte ich's nicht Gideon, er iſt geiſtreich?“ wendete ſich Stephanie an Kronauer, dieſer nickte mit finſterem Geſicht. Stephanie pflückte Blumen und Zweige am Weg und band ſie in einen Strauß, ſie hatte die beunruhigende Gewohnheit, faſt nie etwas allein zu treiben, ſondern ſtets noch etwas beiläufig; während ſie ſich jetzt bald bückte, bald höher ſtreckte und wieder Eugen eine Aſter vom Felſen holen ließ, berichtete ſie dabei, wie ſie Alsfeld liebe, hier ſei noch echte Waldromantik, mit maleriſch zerſtreuten Hütten und die Berge ſeien wie Verſetzſtücke im Theater in einander geſchoben. Eugen erwiderte, daß die Menſchen, die hier wohnen, nicht ſo denken, ihnen wäre eine fruchtreiche Ebene lieber; er erzählte von der Lehrerin und Kronauer ſagte:

„Laſſen Sie ſich das zur Warnung dienen. Ein großer Theil der Lehrer verkommt durch falſche Heirathen, ſie nehmen ein dralles Bauermädchen, dem nichts mehr zuwider iſt als Geld für bedrucktes Papier ausgeben, oder ſie holen ſich eine Nähmamſel aus der Stadt, die ſtets klagt, daß man auf dem Land ohne gebildete Geſellſchaft leben müſſe. Ihr Vorgänger Kaidl z. B., der ſich in letzter Zeit ſo verrannte, daß er lieber die ganze Welt zu Grunde gerichtet hätte, ehe er ſeinen politiſchen Waſchzettel änderte, war urſprüngein tüchtiger Menſch und verkam beſonders dadurch, daß er ein ſogenanntes Naturkind heirathete. Er mußte alle Erholung außer dem Hauſe ſuchen, und außer dem Hauſe heißt in's Wirthshaus.“

„Der Lehrer könnte ja aber ſein Naturkind bilden,“ ſagte Stephanie.

„Naturkind!“ verſetzte Kronauer, „das iſt eines eurer Worte aus den Mädcheninſtituten. Haſt du bei uns hier noch nicht ſo viel gelernt, liebe Couſine, daß es gar kein Naturkind nach eurem Begriff von einfältiger Natur mehr giebt? Alles auf der Welt iſt entweder gebildet oder verbildet und in beiden Klaſſen giebt es ſolche, die leſen und ſolche die nicht leſen können. Die meiſten Männer, die zu hoch über ihren Frauen ſtehen, verkommen durch ſie, während umgekehrt höherſtrebende Frauen in nicht homogener Ehe noch bisweilen ſteigen.“

„Das iſt einer Ihrer Denkzettel, Vetter Gideon, der etwas Wahres hat.“

„Ein Lehrer überhaupt,“ nahm Kronauer wieder das Wort, „dem ſein Amt eine Religion iſt, der ſollte, wenn er ſich ſtark fühlte, den Rath befolgen, den der Apoſtel den Korinthern giebt.“

„Sehen Sie,“ rief Stephanie, ich hielt Sie ſchon in Röthhauſen für einen Korinther und rieth Ihnen, nie zu heirathen.“

„Ich dachte nie, daß ich ſo viel holde Fürſorge für meine Verheirathung habe,“ ſagte Eugen und ſetzte ſcherzend zu Gideon hinzu: „Sie könnten ja auch eine heidniſche Autorität anführen. Epaminondas blieb unverheirathet aus Liebe zum Vaterland.“

Eugen war der barſche patronatsmäßige Ton Kronauers zuwider, es kränkte ihn, wie dieſe vornehmen Menſchen mit zudringlichem Wohlwollen in die innerſten Angelegenheiten eines Niedergeſtellten hineinredeten, als verſtände ſich das Recht dazu von ſelbſt. Aber vielleicht hat dein Stellvertreter auf der See eine landkundige Liebſchaft und die Leute haben ein Recht dich zu warnen? Das wäre mehr als Spaß, wenn plötzlich eine Braut daherkäme. Nein, ſagte ſich Eugen und legte wie zur Betheuerung die Hand auf die Bruſttaſche, wo der Brief des Meerfahrers lag — nein, du haſt nur die Jungfrau Europa ſitzen laſſen, keine andere.

Man ging ſchweigend dahin, bis man im Thal bei einem rauchenden Meiler angelangt war, da rief Stephanie:

„Dieſer Meiler iſt ein Bild Deutſchlands. Von innen entzündet, läßt man ſo viel Luftlöcher, daß es fortbrennt und nie zur Flamme herausſchlägt, ſo verkohlt Alles innerlich und die deutſchen Profeſſoren ſind glücklich, daß ſie beſtimmen können: das war im Leben hartes Holz und das weiches oder gar, das war Eiche, das Buche und das Erle. Ich empfehle mich Ihrer Majeſtät,“ ſchloß ſie, ſich dem Köhler in der Tiefe verbeugend, „unſere Regierungsmeiſter ſind alle nur Kohlenbrenner.“

Sie ſchaute nach dieſer Rede vergnügt um ſich, Eugen lächelte, während Kronauer nach den Pferden ging, die hinter ihnen hielten. Stephanie ſagte noch, daß ſie Eugen in ſeiner Schule beſuchen wolle, ſie möchte ſehen wie er lehre. Eugen verbat ſich das eben ſo höflich als entſchieden. Die Reiter trabten raſch davon, Troll war wieder bei Eugen verblieben, bis er ihn fortjagte.

Sie iſt doch eine Stiefſchweſter Kaidls — ſagte ſich Eugen — Dieſer begnügte ſich wenn nicht anders mit dem Ruhm in der Kneipe, und ſie mit dem Brilliren vor einem Landjunker und einem Schulmeiſter im einſamen Wald.

Viertes Kapitel.

Am Eingang des Dorfes begegnete Bartelmä unſerm Freunde und rief ſchon von ferne:

„Gratulire.“

„Wozu?“

„Du mußt die Baronin Hunold heirathen. Sie hat ſich im ganzen Dorf nach dir erkundigt und iſt dir nach Alsfeld nachgeritten. Schick mich, ich will ihr ſagen, wer du biſt! Das wird prächtig. Als Erſatz, daß ich für dich werbe, mußt du mir die Vittore verſchaffen.“

Eugen mußte laut lachen, daß auch Bartelmä ihn verſorgen wollte, der noch hinzuſetzte, daß man im ganzen Dorfe ſtolz auf ihn ſei, weil er eine ſo hohe Gönnerin habe, die auf ſein Anrathen dem Lehnert in Röthhauſen fünfhundert Gulden ſchenkte. Eugen war überraſcht und betrübt zugleich, daß er durch fremdes Anſehen eine Geltung im Dorf gewinnen ſolle. Erſt als Bartelmä fortfuhr, daß man im Dorf ſage, die Baronin habe ſich von ihrem Manne ſcheiden laſſen, um Eugen zu heirathen, da merkte dieſer, daß er von dem dicken Schelm zum Beſten gehalten wurde. Eugen war auf ſogenannte Neckereien nie gefaßt, er vertraute den tollſten Zumuthungen und grübelte ernſthaft ihrem Urſprung nach; es half nichts, daß er ſich ſelbſt über dieſe Leichtgläubigkeit oft ſchalt, ſeine ſtrenge Wahrhaftigkeit ließ ihn auch nie ein leichtes Spiel mit derſelben in Anderen vermuthen. In dieſer Beziehung, mußte er ſich ſagen, hatte die Baronin Recht, wenn ſie ihn einen Pedanten hieß. Er verbot nun Bartelmä ernſtlich, etwas von ſeinen Schelmereien unter die Leute zu bringen; in ſich aber faßte er den Vorſatz, ſich von Stephanie nicht zu ihrem Unterhaltungsvaſallen machen zu laſſen.

Am andern Morgen ſchlug er eine Einladung auf das Schloß zum Mittag rundweg ab, die wiederholte Aufforderung, nach der Mittagsſchule zu kommen, erhielt die gleiche Erwiderung. Was ſoll all das Tändeln und Facettiren der Gedanken? Es iſt deſſen genug in der Welt; ein einziger Lichtblitz in die Kindesſeele geworfen, eine Empfindung geweckt, bringt mehr Nutzen nach Außen und Erquickung im Innern. In dieſem Zuruf an ſich widmete ſich Eugen den Kindern. Sie mochten den warmen Athem ſeiner Seele fühlen, denn ſie waren erweckt und zutraulich. Noch immer kam er nicht an das eigentliche Lehren, er blieb mit dem Erforſchen der Kenntniſſe und Fähigkeiten beſchäftigt und ſchon zeigten ſich die erſten feſten Spuren der Methode, die er gewann; ſie bildete ſich von ſelbſt aus den gegebenen Verhältniſſen.

Der Quackſalber bringt einen fertigen Heilſaft mit, der denkende Diener der Natur erforſcht das Weſen des Heilsbedürftigen und bietet der ſelbſtarbeitenden Geſundheit die Mittel zum Siege über das Störende — aber freilich, dieſe Mittel erſt draußen ſuchen, während der Hülfsbedürftige darnach lechzt, das iſt zu ſpät. Eugen konnte ſich getröſten, daß ihm die Mittel, die Kenntniſſe nicht fehlten, und erfriſchend muthete ihn der Gedanke an, daß er durch ſeinen vorausſetzungsloſen Eintritt in das Lehramt Fingerzeige zu naturgemäßen Umgeſtaltungen gewinnen könne, die hier und in weiteren Kreiſen ſegenbringend ſein mögen.

Erſchien er ſich als ein Robinſon auf ſeiner Berufsinſel, ſo hoffte er auch in ſich und nach außen ungekannte Mittel zu entdecken. Die Schüler waren heute faſt vollzählig und Eugen ſah, daß der geſtrige Tag für die Anweſenden ein freudiger geweſen ſein mußte, denn er kannte die unbelauſchte Propaganda der Spielplätze.

Die Schulzucht war ſchwer zu handhaben, ermahnendes Hinführen zur Erkenntniß wollte nicht haften; Eugen ging entſchloſſen von ſeinem Vorſatz ab, den Gehorſam auf Erkenntniß zu gründen, er forderte ihn unbedingt als Vertrauen und Nothwendigkeit.

Auch die Reinlichkeit hatte ſich durch keine Ermahnungen herſtellen laſſen, Eugen fand bei ſeiner Einzelmuſterung dieſelbe Fahrläſſigkeit von geſtern. Er ſchickte die Kinder nach Hauſe und einem Knaben, dem er geſtern ſchon gerügt hatte, daß ſeine Mutter zu träg Knöpfe anzunähen, ihm Hoſenträger und Beinkleider feſt zugenäht hatte, trennte der Lehrer mit dem Meſſer die Naht und fort mußte er; plärrend und ſchreiend lief der Knabe die Hoſen in der Hand aufhaltend das Dorf hinauf. Alles das ſtörte Eugen nicht in ſeiner friſchen Begeiſterung, denn er war in der Stimmung, in der man mit innerer Schnellkraft über alle in den Weg ſich drängenden Hinderniſſe und Störungen hinwegſetzt.

Als es Mittag ward, fühlte er ſich faſt körperlich ſatt, ſo wohlthätig erfüllend hatte heute ſein Beruf auf ihn gewirkt. Erſt als er in's Freie trat, empfand er einen durchaus nicht idealen Hunger.

Auf der Bank vor dem Haus ſaß wiederum der Reichskrüppel wartend, er hatte noch einen Gefährten erhalten, denn Troll war dem einladenden Bedienten nicht auf's Schloß gefolgt, ſondern hier geblieben; er lag neben Lipp auf der Bank und ſtand mit ihm auf, als Eugen kam.

„Ich wollt' ich wär' der Hund da,“ ſagte Lipp, und dieſe einfältigen Worte ſchnitten Eugen in's Herz. Er verſprach dem Lipp, gleich für ihn zu ſorgen, er wollte Stephanie für ihn angehen, aber auf dem Wege fielen ihm die Scherzreden Bartelmä's ein, die dadurch wahr werden könnten; er jagte den Hund, der ihm gefolgt war, nach dem Schloß, bog ſeitab über den Bach und ging zu ſeinem Schultheiß, der eben ſeine Kühe vom Pflug abſpannte.

Eugen hatte geſtern dem erſten Wunſch des Schultheißen nicht willfahren können und heute wollte er ihm Zeit ſparen und trug ihm beim Eſſen die Angelegenheit Lipp's vor. Er hatte eigentlich gehofft, daß man ihn zu Gaſte bitte; da das nicht geſchah, ſaß Eugen ruhig neben dem Eſſenden und ſeiner Familie. Der Schultheiß war unwillig und ſagte ohne ſich auf weiteres einzulaſſen, Eugen möge die Sache Lipp's morgen Abend in der Gemeinderathſitzung vorbringen, es werde ihm aber nicht wohl bekommen, daß er ſo bald den Advokaten mache und ſich für Andere an den Laden lege; es ſei überhaupt vorbei, daß die Lehrer Advokaten ſein könnten. Eugen hatte geglaubt, daß ihm ſeine uneigennützige Theilnahme mindeſtens kein Mißwollen zuziehen könne; hatte er ſich ja in der unordentlichen Schulwohnung eingerichtet ſo gut es ging, ohne Anſprüche auf Herſtellung und dergleichen zu machen. In dem Benehmen des Schultheißen und beſonders in ſeiner wiederholten Betonung des Wortes „Advokat" glaubte er aber einen verhaltenen Grimm gegen die fruchtloſen Schmerzen der vergangenen Jahre zu erkennen, deren Erregung man jetzt gern jenem Stande und denen zuſchrieb, die ſich ihm anſchloßen.

Gegen Abend ſuchte Eugen den Lipp in ſeiner Wohnung, dieſe war in dem ſogenannten Gutleut-Haus in der ehemaligen Behauſung des Todtengräbers auf dem alten Kirchhof; man hatte einen neuen außerhalb des Dorfes angelegt.

Wer wäre nicht mit Eugen erſtaunt, als er die Gruppe betrachtete, die ſich ihm beim Eintritt in die Stube darbot! Da ſaß Stephanie auf der Bank, vor ihr ſtand eine ſeltſam gekleidete Frau mit einem rothen Tuch um den Kopf und hielt die nackte Hand der Baronin in der ihrigen; auf einem vielfach zerriſſenen Laubſack am Boden lag ein tiefbrauner Burſche mit dunklen Augen und bläulich glänzenden ſchwarzen Haaren, die ihm weit über die Stirne hereinfielen, neben ihm ſtand ein Storch und bewegte ſeinen Schnabel hin und her.

„Sie wußten, daß Sie mich hier bei dem letzten Stück Romantik finden,“ rief dem Eintretenden Stephanie lachend entgegen, „eure Welt voll Chemie, Philanthropie und Mikroskopie iſt doch gar zu langweilig.“

Eugen betheuerte, daß er nichts von ihrer Anweſenheit gewußt, und nach ihrer Gewohnheit ſchärfte ſich Stephanie die Lippen raſch mit den Zähnen, wobei ſie jedesmal ihr ſonſt ſo ſchönes Antlitz ſehr verzerrte, bald aber fuhr ſie wieder leichtſcherzend fort:

„Sagen Sie mir, Sie Doktor der Weltgrobheit: warum ſind wir Frauen ſo erpicht darauf, die Zukunft zu entſchleiern? Ich leugne es nicht, ich habe mir wahrſagen laſſen; glaube ich auch nicht daran, es reizt mich doch. Woher kommt dieſes Drängen in's Unbekannte?“

„Haben Sie in Ihrer Jugend, ich meine in Ihrer Kindheit, viel Märchen und wunderbare Geſchichten geleſen?“

„Gewiß. Wollen Sie mich examiniren?“

„Nein, aber hierin liegt die Löſung. Ihr Mädchen gebildeter Stände werdet zu ſehr in eine eingebildete

Welt verſetzt, und die wirkliche, der heutige Tag genügt euch nicht, ihr meint ſtets, es müſſe etwas Neues, ganz Außerordentliches kommen. Das ſchöne bunte Spielzeug, das ihr vornehmen Kinder bekommt, ehe ihr die Wirklichkeit kennt: eure ſchöngemalten Bauernhäuschen, Hirten und Heerden, die findet ihr nicht in der Welt und ihr ſucht vergebens darnach, aber ihr ſucht immer.“

„Es iſt faſt beleidigend, wie Sie auf jede hungrige Frage eine gargekochte Antwort haben. Sie haben auch ſtets wie die Zimmerleute eine Schmiege, einen aufzuklappenden Taſchenmaaßſtab; aber Sie vergeſſen, Herr Philoſoph, daß Ihre Wiſſenſchaft Ihnen eben ſo buntes aufgeputztes Spielzeug giebt, wie unſere Kinderſtube, lauter blanke Ideen, die Sie in dieſer beſten Welt auch nie wirklich finden.“

Eugen war betroffen von dieſen Worten.

„Wir haben geſtern viel über Sie gelacht, daß Sie die Bauernjungen hier zu Sanscülotten machen,“ fuhr Stephanie fort und nun erzählte ſie in franzöſiſcher Sprache, wie ſie ſich freue, hier noch eine Zigeunerin gefunden zu haben; das ſei wie ein Waldbaum, der mitten in den proſaiſchen Ackerfeldern ſtünde, um zu zeigen, daß einſt hier tiefe Waldeinſamkeit und Wildniß war, nur ſei das Ruſele — ſo hatten die Bauern den Namen Roſalie verketzert — auch eine Philiſterin; ſtatt frei zu wandern hocke ſie ſich hierher, weil ſie hier heimathsberechtigt, und ſei eine gute Chriſtin geworden. Das Ruſele klagte, daß ihr einziger Sohn gelähmt ſei und kein Arzt ihm helfen könne, der braune Burſch auf dem Boden bettelte und ſprach ein Vaterunſer und der Storch klapperte dazu raſch mit ſeinem Schnabel.

„Das Ruſele," ſagte Stephanie, „weiß nicht, welch einen geheimen Zug es zu ſeinem öſtlichen Heimathsgenoſſen hat. Ich ſelber habe durch die Störche zum Erſtenmal erfahren, daß ich ein Vaterland habe. Ich war zwei Jahre bei meiner Schweſter in Athen. Ich fuhr einſt nach Beirut und dort ſah ich die Störche in großen Trupps zur Auswanderung nach Europa, nach Deutſchland verſammelt, da überfiel mich ein unſägliches Heimweh. Ich wäre gern mit ihnen geflogen, dorthin, wo man deutſche Luft athmet. Ich habe, wie Sie geſehen haben werden, in Röthhauſen ein Rad auf die Dachfirſte heften laſſen; aber die eigenſinnigen Störche wollen dort nicht niſten. Laſſen Sie ſich doch die Geſchichte von dieſem Storch erzählen," ſchloß ſie.

In wenig eigenthümlicher Art und nur in jener gurgelnden Betonung der Kehllaute, wie ſie bei den deutſchredenden Slaven gewöhnlich iſt, erzählte nun Ruſele, daß des Rainbauern Karle dieſen Storch gefangen und ihm die Flügel geſtutzt habe; der Vogel ging ganz traurig unter den Hühnern und Gänſen im Hof umher und ſchaute auf nach dem Himmel, wo ſeine Gefährten zogen, da ließ das Ruſele mit Betteln nicht nach, bis man ihm den Storch ſchenkte, „und jetzt," ſchloß ſie, „iſt er meinem Chriſtoph ſchon wie eine Hand. Sehen Sie." Sie gab dem Storch ein Stück Brod in den Schnabel und er hielt es dem Chriſtoph hin, daß dieſer es biſſenweiſe aß, erſt auf ein Kopfnicken des Burſchen verſchluckte der Storch den Reſt.

Ruſele befahl nun ihrem Sohn, daß er „den Herrſchaften“ ein Stückchen vorpfeife. Der Knabe pfiff ſo meiſterlich, daß Eugen und Stephanie einander verwundert anſahen und wieder auf den Pfeifer ſchauten, deſſen dunkles Auge immer heller glänzte, je kecker er ſeine Weiſen ertönen ließ. Der Storch machte ſeinen Schnabel auf und zu wie es ſchien vor Bewunderung, und Ruſele erklärte, der Vater des Chriſtoph ſei der beſte Clarinett- und Geigenſpieler.

Stephanie wollte nun, daß ſich Eugen auch vom Ruſele wahrſagen laſſe, aber er weigerte dieß und gab nicht nach, als ihn Stephanie damit neckte, daß er ſich hinter ſeine pädagogiſchen Rückſichten nur verſtecke, weil er ſich doch fürchte eine Wahrheit zu fiſchen, die keinem logiſch geknüpften Netz in's Garn käme; ſie ſagte dann, daß ſie dieſe Zigeunerfamilie gern mit nach Röthhauſen nähme, wenn ſie nicht fürchte, daß ſie ihr bald langweilig würde. Eugen hatte faſt vergeſſen, warum er eigentlich hergekommen war; jetzt erinnerte er ſich deſſen und abermals kam ihm der Gedanke, Stephanie zur Patronin Lipp's zu machen, er verwarf dieß aber ſchnell wieder, denn er fürchtete das Gerede der Menſchen. Er ſtieg auf die Bodenkammer und traf dort Lipp, ebenfalls auf einem Laubſack, weiße Rüben verſpeiſend, die er ſich mit den Zähnen ſchälte, dabei hatte er ein militäriſches Ehrenzeichen und ein großes Blatt vor ſich liegen in dem er las. Er wollte das letzte beim Eintritt Eugens ſchnell verſtecken, aber dieſer hob es auf und fand einen jener Aufrufe aus dem Jahr 48 mit dem Wahlſpruch: „Freiheit, Bildung und Wohlſtand• für

Alle." Lipp erzählte, daß er das Blatt von einem Kameraden geerbt habe, der neben ihm im Lazareth geſtorben ſei; er bat Eugen dringend, es ihm zu laſſen, und dieſer gab es zurück mit der Warnung, ſolches geheim zu halten. Lipp wickelte ſchnell wieder das Ehrenzeichen in das große Blatt und klagte über ſein ſchlechtes Lager, wobei ihn ſein Armſtumpf ſo ſehr ſchmerze. Eugen verſprach ihm ein Stück Bett, das er Abends im Schulhaus abholen könne, er habe dann noch mehr mit ihm zu reden. Das ſonſt trotzige Antlitz Lipp's war von Rührung erweicht, indem er Eugen dankte, daß er den „zerſchoſſenen Hund" aufgeſucht habe, und als er ſich jetzt aufrichten wollte und Eugen ihm die Hand dazu reichte, trat in die Augen Lipp's ein feuchter Glanz; er preßte ſchnell athmend die Lippen zuſammen und ſprach kein Wort mehr.

Beim Wiedereintritt in die Stube traf Eugen die Baronin eben im Weggehen, er begleitete ſie durch das Dorf. Als er es ablehnte, mit auf das Schloß zu gehen, ſagte ſie:

„Ich dachte mir, Sie würden ſich mit meinem Vetter Gideon ſchnell befreunden."

„Ich muß mich vor Allem mit meinem Beruf, ich wollte ſagen mit meinen hieſigen Verhältniſſen befreunden. Ich darf in meiner Stellung nicht erwarten, daß mir der Herr Baron einen Gegenbeſuch mache; wir warten Beide ein gelegentliches Zuſammentreffen ab."

Stephanie ſah ihn bei dieſen Worten ſcharf an und ſchwieg. Eugen war verlegen, er glaubte ſich verrathen zu haben, indem er etwas ſagte, was ſeiner Stellung nicht ziemte. Das Schweigen war peinlich. In ſolcher Stimmung ſpricht man leicht Dinge, die man eigentlich für ſich behalten wollte; Eugen berichtete nun die verlaſſene Lage Lipps.

„Mir gehts mit dem Elend des Volkes wie mit dem Trinkwaſſer,“ ſagte Stephanie.

„Ich verſtehe Sie nicht.“

„Als ich zum Erſtenmal im Sonnenmikroſkop ſah, welche Ungeheuer wir in kryſtallhellem Waſſer verſchlingen, konnte ich lange keins mehr genießen, und als ich das Elend des Volkes nahe kennen lernte, konnte ich keinen Spazirritt, keine Luſtfahrt mehr machen; ich kannte zu viel Individuen und ihre ſchweren Schickſale, und ſo vergnügten ſie mich nicht mehr. Ich ſah den Wald vor lauter Bäumen nicht. Ich habe wieder gelernt, ſorglos Waſſer trinken und ſpaziren reiten. Ich kann der Welt nicht helfen.“

Eugen ſah hierin trotz Allem auch wieder das edle und ehrliche Herz und ward erheitert. Am Schloßberg bei den zwei Pappeln verabſchiedete er ſich von Stephanie.

Fünftes Kapitel.

Bartelmä war wieder der Erſte, der den nächtlich wandernden Eugen anhielt und ihm zurief:

„Recht ſo, du haſt beim Ruſele ein Stelldichein mit der Baronin gehabt. Ich freue mich ſchon, auf deiner Hochzeit wieder einmal zu ſchmecken, wie Champagner auf der Zunge bitzelt.“

Eugen wollte wieder Alles nur für Scherz anſehen, aber Bartelmä ſchwur, daß im ganzen Dorf von dieſer Beſtellung die Rede ſei. Glaubte nun auch Eugen ſolches nicht, ſo konnte er ſich doch nicht verhehlen, daß hier ein Anſatzpunkt zum allgemeinen Gerede gegeben ſei, und als er einem großen Trupp junger Burſchen begegnete, die laut lachten, mußte er annehmen, ſie ſpotteten und lachten über ihn. Es hatte Eugen doch bisweilen verdroſſen, daß ſein Amtsantritt wie ſein ganzes Hierſein ſo unbeachtet geblieben war, der Abzug der Auswanderer hatte dies wohl in den Hintergrund gedrängt; denn dieſe Menſchen zumal, die von kleinen Einzelereigniſſen leben, werfen die begierig gehaſchten Blumen ſchnell wieder weg, wenn ſie neue finden. Jetzt merkte Eugen zu ſeinem Leidweſen, wie er doch noch als Gegenſtand der Beachtung feſtgehalten wurde. In grämlicher Verſtimmung ging er dahin. Warum durchkreuzte ein vagabundirender Ausreißer aus der gelangweilten Oedigkeit der vornehmen Welt ſeinen Weg? Was will dieſe Stephanie? Neue Aufregungen, die ihr die Hetzjagden der Literatur nicht mehr bieten ... Der Byronismus, das lüſterne Abenteuern, parfumirt und kokett aufgeputzt mit Weltgedanken und Weltſchmerzen, auch das iſt nicht weggeſchwemmt durch die letzten Revolutionsjahre. Und doch, es iſt ein edlerer Trieb in dieſer Unruhe der Baronin. Mit dir aber, mit dem Schullehrer, ſpielt ſie nur wie mit einem Geſchöpf niederer Gattung, wie mit einem ihrer Hunde; ich kenne dieſe vornehme Welt genug, um zu wiſſen, daß ſie kein poſitives Verhältniß zu einem Niedergeſtellten denkbar halten ... Hat aber dieſer Baron Kronauer nicht ein Bauernmädchen geheirathet? ... Ich will ihr ſchreiben, ſie ſoll meinen Berufskreis nicht ferner ſtören. Nein, das wäre lächerlich und anmaßend ...

Erſt ſpät kehrte er nach Haus und war nicht wenig betroffen, auf der Bank den Lipp zu finden, der feſt ſchlief. Er weckte ihn und ſagte:

„Komm mit, ich will dir von meinem überzähligen Bett geben.“

„Der Nachtwächter hält mich für einen Dieb an, wenn ich ſo ſpät mit dem Bett über die Straße gehe; laßt mich heut da bleiben.“

Eugen willfahrte lächelnd; es muthete ihn heimiſch an, nun doch noch einen Menſchen bei ſich zu haben.

Lipp war ganz glückſelig, er wollte Eugen die Stiefel ausziehen und vergaß, daß er nur Einen Arm hatte; er lief in den Zimmern hin und her und ſuchte, ob er nicht irgend Dienſte thun könne und war ganz betrübt, als er nichts fand.

Eugen lobte innerlich ſein Geſchick, das ihm doch noch gönnte, einem andern Menſchen hülfreich zu ſein. Als er ſchon zu Bett lag, kam Lipp noch einmal, kniete vor ſeinem Bett nieder und beſchwor ihn, er möge für immer dableiben dürfen, er wolle nichts als das trockne Brod und im Winter ein warmes Eckchen in der Stube oder die Kammerthüre ein wenig „gekläfft,“ daß etwas Wärme hineinziehen könne; ſeine Kleider werde er ſich durch Botengehen verdienen. Eugen ſolle die alte Brigitte, die ihn jetzt bediene, abſchaffen, er könne ſchon Alles übernehmen. Eugen wollte den aus dem erſten

Schlaf erweckten und darum ſeltſam erregten Menſchen zur Ruhe ſchicken. „Du mußt mir morgen deine Lebensgeſchichte erzählen," ſchloß er.

„Die wiſſet Ihr noch nicht?" rief Lipp, „laſſet mich erzählen, dann ſchlaf' ich doppelt wohl in meinem Bett, ich weiß, Ihr nehmet mir's nicht wieder. — Ich bin hier im Dorf geboren, hab' keine Eltern und keine Geſchwiſter, der Mäuerleswerner iſt mein Ohm; bei ihm bin ich aufgewachſen mit mehr Schläg' als Kartoffeln, und wenn man das Holz, das ich für ihn geſtohlen hab', verkauft hätt', wär' doch ein gutes Koſtgeld herauskommen. Thut nichts, das war doch meine luſtigſte Zeit und die Bachmüllerin hat mir jeden Herbſt ein Paar Schuhe geſchenkt und die Lene aus dem Pfarrhaus drei Paar Strümpf' und die Bachmüllerin hat mir auch ſonſt viel Gutes gethan. Ich bin Kühbub beim Kronauer geworden, der Schweizer neben mir hat mich aber ſo auf's Blut geplagt, bis ich ihn einmal geſchlagen hab', daß ihm das Blut zu Maul und Naſe herausgelaufen iſt. Da hat uns der Kronauer beide fortgeſchickt. Der Kronauer iſt aber doch ein kernbiederer Mann, der bravſte, den es giebt. Wenn der ein Stückle Vieh verkauft, ſagt er ganz genau alle Fehler, die es hat und ein Wort von ihm iſt ein geſchworener Eid, da kann man ein Haus drauf bauen. Ich bin jetzt unter's Militär gangen. Da iſt mir's wohl geweſen. Im Frühjahr 48 bin ich zum Zweitenmal eingeſtanden und bin Unteroffizier geworden und da bin ich mit acht Tagen Urlaub hierher und hab' in der Sonne logirt und die Leute haben geſehen wer ich bin. Der Kaidl hat eine beſondere Freude an mir gehabt, er iſt mein Lehrer geweſen und hat mir Gutes gethan ſo viel er vermag, wie ich noch klein geweſen bin. Er hat jetzt ſchon probirt, ob was mit mir zu machen iſt und fragt mich einmal, ob ich auf ihn ſchießen thät, ich ſag: nein, außer wenn's kommandirt wird. Wie ich nachmals vernommen hab', hat er das in die Zeitung ſetzen laſſen. Ich hab', eh' mein Urlaub ausgeweſen iſt, wieder zum Regiment müſſen, weil's in Frankreich losgangen iſt. Von da an iſt der Kaidl oft in die Garniſon kommen und ich und meine Kameraden ſind luſtig mit ihm geweſen und was er ſagt, hat Händ' und Füß' gehabt, aber wir ſind Soldaten und haben nichts drein geredet. Jetzt haben wir auch Bücher und Schriften bekommen und auch geſcheite Rekruten, und da iſt's uns doch nach und nach aufgangen, wie's in der Welt ausſieht und eigentlich ausſehen ſollt'. Ich will Euch da nicht weiter viel erzählen, ich bin in der Revolution Hauptmann geworden und hab's tauſendmal in Grund und Boden hinein verflucht; denn es hat Niemand kein Appell mehr haben wollen von den Gemeinen, und Lumpenpack, das nichts verſteht, hat immer drein reden wollen. Ich hab's nie recht glauben können, daß Tauſende von Ungarn und Franzoſen uns zu Hülfe kommen und, lieber Herr! ich hab' gemeint, wenn einmal die Freiſinnigen am Ruder ſind, da wird Alles ſo friſchweg und ſo herzeinig gehen, daß es eine Freude iſt, aber jetzt, da hat Keiner vom Andern ein gut Wort geſagt. Verräther! Aufhenken! hat's immer geheißen. Wie ich geſehen hab', daß das mit der Freiheit ſo lang dauert, hab' ich ſchon gemerkt, es wird nichts draus. Es geht da wie beim Fiſchfangen. Wenn ich einen ſtarken Barben an der Angel hab', reiß' ich ihn nicht gleich heraus, er zerreißt mir die Schnur; ich laſſ' ihn hin und hertreiben bis er matt iſt. Und ſo haben's die Fürſten mit der Freiheit gemacht. Die Preußen haben mir den Arm zerſchoſſen und ich bin in der Feſtung gelegen bis ſie übergeben worden iſt und weil ich nur einen Arm gehabt hab' und ſonſt elend geweſen bin, haben ſie mich ſpringen laſſen. Da bin ich geſtanden, aber wohin jetzt? Ich war ein lediges Kind, da hab' ich's aber doch gemerkt, wie ich heimgewachſen bin und bin hierher. Noth und Kummer überall und ich kann mir keinen Kreuzer verdienen. Ich hab's probirt und bin eine Zeit lang Hirt geweſen beim Herr von Thurn, drei Stunden von hier, er iſt ein guter Herr und hat mir noch einen Gulden geſchenkt, wie ich fort bin; ich hab's doch nicht bei ihm ausgehalten, ich wäre närriſch geworden und geſtorben vor langer Weile ſo allein beim Vieh im Feld. Ich bin ſieben Jahr in der Caſerne geweſen mit ſo viel hundert Menſchen und da jetzt ſo allein, und wenn ich Hunger ſterben muß, ich muß unter Menſchen ſein. Tauſendmal hab' ich Gott gefragt, warum er mich nicht auch hat erſchießen laſſen; es kann mir keiner ſagen warum, und ſelber Hand an mich legen kann ich auch nicht. Ich bin jetzt wieder hier und verdiene mir meine Lebſucht mit Botengehen und Fiſchen. Ich bitt', nehmt mich zu Euch."

Eugen verſprach dem faſt Weinenden, ſein Möglichſtes zu thun.

Sechstes Kapitel.

Am andern Morgen wurde Eugen durch Lärm auf dem Hausflur erweckt, er hörte heftigen Streit zwiſchen Lipp und der alten Brigitte, wobei es an ſaftigen Schimpfwörtern beiderſeits nicht fehlte. Lipp bewährte im Fluchen eine fertige Uebung vom Exercirplatz her und pfiff dazwiſchen immer luſtige Parademärſche. Jetzt glaubte Eugen den Namen der Vittore zu hören mit dem Beiſatze: „für die iſt ſo ein hergelaufener Krüppel zu ſchlecht, als daß ſie die Schuhe an ihm abputzt.“ Ein Schlag und ein Poltern folgte darauf, das bald durch Jammergeſchrei übertönt wurde. Eugen ſprang raſch herzu und ſchlichtete den Streit, er verwies dem Lipp ſtreng ſein Verfahren und ſagte der ſtets fortbelfernden Brigitte, er bedürfe ihrer nicht mehr und werde ihr morgen das Weitere ſagen laſſen. Nun ging's an neues Zetern. Mit Lärmen packte die Brigitte die Beſen und Bürſten zuſammen, die ihr gehören ſollten; denn die alte Schulmeiſterin habe ſie ihr geſchenkt. Eugen war nicht gewillt, ſich von Jedem, dem es beliebte, berauben und übertölpeln zu laſſen; mit Gewalt mußte er ſich ſein Eigenthum wieder erobern, und noch von der Gaſſe herauf hörte er die Brigitte, die bisher lauter gottſelige Worte im Mund geführt, ſchimpfen und fluchen.

Lipp war wunderbar anſtellig zu jeglichen Dienſtleiſtungen, ſeine ſchönen Zähne erſetzten ihm die faſſende Hand und als ihm Eugen lächelnd zuſchaute, ſagte er:

„Ein Vogel braucht ja auch ſeinen Schnabel wie eine Hand, warum nicht auch der Menſch?“

Als Eugen von ſeinem unabänderlichen morgendlichen Spaziergang in die Schule kam, fand er von Lipp Alles wohlgeordnet.

Der kleine Sanscülotte von geſtern trat während des Geſanges ein und blieb ſcheu zur Erde blickend, an der Thür ſtehen. Eugen nickte ihm freundlich zu, denn die Knöpfe ſaßen wirklich an der rechten Stelle. Kaum war der Geſang beendet, als ein handfeſtes Weib in verwahrlostem Anzug hereinſtürzte und ehe noch Eugen zu Wort kommen konnte, ihn mit einer Fluth von Scheltworten übergoß. Erſt der äußerſten Strenge Eugens gelang es, dem Zetern und Schelten Einhalt zu thun. Es ergab ſich nun, daß dies die Mutter des Sanscülotten war, und dieſer hatte daheim berichtet, daß der Lehrer geſagt habe, ſeine Mutter müſſe ein „faules Schindluder“ ſein, da ſie ihm keine Knöpfe annähe. Ein unausſprechlicher Schmerz preßte die Lippen Eugens zuſammen, als er dies hörte; er fragte den Knaben, ob er das wirklich von ihm gehört habe, aber kein Bitten, keine Drohung half, man brachte keinen Laut aus dem Knaben heraus. Eugen betheuerte nun der Frau, daß ihm ein ſolches Wort nie in den Sinn gekommen ſei; er könnte die Kinder zu Zeugen anrufen, wenn er das nicht für unpaſſend hielte; für ihr Benehmen werde ſich aber die Mutter vor dem Schulconvent verantworten müſſen. Die Frau wollte nochmals aufbegehren, aber eine entſchiedene Handbewegung Eugens wies ſie aus der Thür. Da ſtand nun der kleine Lügner und blieb trotz aller Mahnungen verſtockt und wortlos. Mit wehmüthigem Herzen erklärte Eugen allen Kindern ſeinen Kummer, daß er heute ſchon ſtrafen müſſe und warnte und beſchwor ſie, ihm und ſich ſolch Leid nicht anzuthun. Er ſperrte dann den Sanscülotten in die leere Küche.

Ein lügneriſcher Kindermund! Was giebt es ſchrecklicheres auf Erden? Und doch, wer kann ermeſſen, wie unſchuldig dieſes Kind an ſeiner Verſtocktheit iſt, wie es die Lüge thatſächlich vor ſich geſehen und preiſen hörte?

Deine Betrübniß, daß du zum Erſtenmal ſtrafen mußteſt, dürfen die anderen Kinder nicht fühlen — in dieſem Zuruf an ſich vermochte es Eugen ſich ſeiner Aufgabe mit erhöhtem Eifer zu weihen, und gerade weil ihm jetzt zum Erſtenmal die Freude an ſeinem Beruf getrübt war, ſuchte er die Pflicht deſſelben ſich um ſo gebieteriſcher zu vergegenwärtigen.

Schon mehrmals hatte Eugen Lärm vor dem Hauſe gehört, er kehrte ſich nicht daran; jetzt hielt ein Wagen am Haus, der Lärm wurde lauter, Stephanie und Kronauer traten in die Schulſtube. Stephanie konnte vor Lachen nicht reden und Kronauer erzählte, droben auf dem Schornſtein ſtehe der Sanscülotte und ſchreie das Dorf hinab: „Der Lehrer hat mich in ſeine leere Küche geſperrt und will mich in Rauch hängen!“ Eugen eilte auf die Straße, aber der unbändige Sanscülotte lachte ihn aus und kam nicht herab, bis ihn zwei Männer auf der von Lipp herbeigeholten Feuerleiter herabtrugen. Stephanie entſchuldigte ſich bei Eugen über ihr Lachen und es lag ein Herzton echten Wohlwollens in ihren Worten als ſie ſagte:

„Folgen Sie mir und verlaſſen Sie dieſen Poſten, Sie ſind eher zum Forſtmann geboren und ich kann Ihnen eine ſolche Stelle geben.“

„Ich danke Ihnen. Sie haben eine Sammlung von Wahrſprüchen. Schreiben Sie auch das Wort dazu, das Demoſthenes den Athenern zuruft: verlaßt den Poſten der Tugend nicht! Ich glaube, daß Tugend weſentlich nur gegen Menſchen geübt werden kann und nicht gegen Bäume und wilde Thiere.“

„Er iſt ein Athener und kein Corinther,“ ſagte Stephanie leiſe ſcherzend zu Kronauer und fuhr zu Eugen gewendet fort: „Sie ſind mehr als tapfer. Bleiben Sie mir gut und wenden Sie ſich an mich, wenn ich Ihnen dienen kann.“

Mit dieſen Worten verließ ſie die Schule und ſchnell raſſelte der Wagen das Dorf hinaus. Kronauer blieb bei Eugen zurück und rieth ihm ſtrenge Züchtigungen an. Eugen wußte nicht, was er erwidern ſollte und faſt unwillkürlich ſagte er, er wolle es durch Liebe verſuchen. Er ließ den Sanscülotten neben ſich an dem Pult ſitzen. Kronauer verließ ihn mit kurzem Gruß.

Siebentes Kapitel.

Am Mittag fand Eugen, über die Familie des Sanscülotten nachſchlagend, folgende Worte Kaidls in dem Kaffernbuche: „Melchior Kölblin, Hanstaps, ſogenannter Gemüthsmenſch, trinkt ſich beim Sonnenwirth eine große Zeche an's Bein und muß ſich nun von ihm eine arme Verwandte aufſchwatzen laſſen, die bei ihm Frau Magd war; das iſt eine Rippe, Gundel genannt, kann zehn Regimenter gegen einander hetzen, Münchhauſen ein Stümper im Lügen gegen ſie, ſäuft, der Mann nimmt die Kellerſchlüſſel, ſie bricht die Latten auf, er trifft ſie und prügelt ſie mit den Latten durch; gehen Sonntags ſtets zweimal in die Kirche, manchmal in die Betſtunden." — Eugen ſchlug das Buch zu, er hatte Luſt, es dem Feuer zu übergeben; war er ja in einer Colonie der verruchteſten Menſchen, wenn er dieſen Worten glaubte, ja nur eine Beachtung widmete. Er verſteckte indeß das Buch ſchnell, als der Sonnenwirth zu ihm an den Tiſch trat und von der Sitzung heute Abend ſprach. Eugen bat um ſeine Unterſtützung in der Angelegenheit Lipps und erhielt Zuſage, aber die beharrliche Weigerung, ſelber einen Antrag darauf zu ſtellen; der Sonnenwirth behauptete, da Eugen ein-die Sache dem Schultheiß vorgetragen, dürfe ſie kein anderer vorbringen, er ſpielte noch darauf an, daß Eugen den Lipp hätte bei „ſeiner Baronin" verſorgen ſollen; die Ablehnungen Eugens wurden mit Lächeln erwidert.

Der herzliche Ton Stephanie's klang noch in den Ohren Eugens. Giebt es eine Freiheit der Seele, die nur den freiherrlich Gebornen und Gebildeten möglich iſt? ... Wie im Traum ein Bild erſteht, deſſen Erinnerung das wache Auge nur geſtreift, ſo tauchte jetzt die Geſtalt Vittore's vor ihm auf. Wie lang hatte er ſie nicht geſehen, und ſein ſchnelles Athmen mußte ihm ſagen, daß er ſich nach ihr ſehne. Sie lebte da draußen weitab vom Dorf, ſtill wie die Blumen des Gartens dort auf ihrem Grund ſich ſelbſt genügend weiter blühen, allzeit bereit, das Auge des Kommenden zu erfreuen.

Im Hinausgehen nach der Mühle fühlte Eugen, daß er ſich nach der trefflichen Mutter faſt noch mehr ſehnte, als nach der Tochter; in dem Herzen, deſſen Wohlthun Alle prieſen, war er gewiß unvergeſſen. Was mußte ſie von ihm denken, daß er die treuherzige Zuvorkommenheit ſo ſchnöde vergaß? Als er die Mühle ſah und ſchon das Rauſchen des Baches hörte, ſtand er ſtill und ſagte ſich in Selbſtanklage, daß er doch nur zwiſchen Stephanie und Vittore vergleichen möchte, ja er glaubte zu entdecken, daß er durch ein Anſchließen an Vittore das alberne Gerede über Stephanie ablenken wolle. Du haſt kein Recht, ein ſchuldloſes Weſen zum deckenden Schild zu machen; es iſt frevleriſches Spiel mit deinem Herzen und mit fremdem und dein ganzes Herz muß deinem Beruf geweiht ſein.

Langſamen Schrittes kehrte Eugen um. Lipp kam ihm entgegen mit einem andern Burſchen, der ſchon von fern die Mütze abzog. Lipp brachte nun deſſen Anliegen vor, das im Geſuch um das Ortsbürgerrecht beſtand, wofür ſich Eugen in der heutigen Sitzung verwenden ſolle. Der Burſche mit einem etwas verkniffenen Antlitz und liſtigen grauen Augen ſprach faſt kein Wort, ſondern beſtätigte nur die Ausſagen Lipps, und Eugen mußte lächeln, daß man Lipp ſchon als ſeinen befürwortenden Kammerherrn anſah.

Die Mittagsſchule ging mit Schreiben der Erwachſenen hin, Eugen lehrte die Kleinſten buchſtabiren; er that dies mit einem beſonderen Behagen, denn nicht nur freute ihn das thatſächlich ſichtbare Wachsthum, das hier deutlicher vor Augen lag als bei höheren Gegenſtänden, er fand noch einen beſonderen inneren Triumph darin, ſich an den mühſamen Aufbau von unten zu gewöhnen, wie er ſich überhaupt vorſetzte, das was erſt in entfernter Verbindung mit der freien Geiſtesentfaltung ſtand, um ſo unverdroſſener und hingebender zu behandeln.

In der Rathsſtube dauerte es lang, bis die Gemeinderäthe ſich verſammelt hatten, und als ſie endlich vollzählig waren, gab es noch viel Gerede darüber, wer eine Kuh, ein Schwein oder ein Pferd auf die große Viehausſtellung nach der Reſidenz ſchicke; dann wurden andere Sachen vorgebracht, bis endlich der Schultheiß ſagte: „Wir wollen in Gottes Namen anfangen. Mir iſt's lieb, daß das erſte was wir zu thun haben für das Gotteshaus iſt.“ Er erklärte nun, wie der Pfarrer noch vor ſeiner Abreiſe daran gemahnt habe, daß das Kirchendach mit glaſirten Ziegeln neu gedeckt werden müſſe. Nach vielem Hin- und Herreden wurde beſchloſſen, die Arbeit im Abſtreich zu verſteigern und fünf Jahre Gewährſchaft aufzudingen. Nun kam die zweite Sache. Es war ein Anſchreiben vom Amt da, der Kloſemichel — der Vater des Mareile, wo Eugen vor wenigen Tagen die Händel geſchlichtet hatte — ſollte vergantet werden. Der Schultheiß erklärte, daß er dazu nicht ſo ſchnell bereit ſei; man müſſe einen

Vergleich zu gewinnen ſuchen. Der Kloſemichel wurde hereingerufen und er ſagte, daß er nicht anders Geld aufbringen könne, als durch eine Hypothek, dieſe wolle aber ſeine Frau nicht; die Frau wurde gerufen und weinend klagte ſie, daß ſie, ſo gern ſie möchte, ihr Zugebrachtes wegen der Kinder nicht auch noch auf's Spiel ſetzen könne; ſie redete kein Wort von den Mißhandlungen, die ſie ausſtehen mußte, und Eugen ſah ſie darob mit leuchtenden Blicken an. Man gab dem Schultheiß Vollmacht, die Sache zu ordnen. Nun kam die Angelegenheit der Anſäſſigmachung, es nahm ſich Niemand des Burſchen an, als der Kirchbauer, bei dem er Knecht war; ſelbſt die Kirchbäuerin mußte ſich von einer Sache, deren Ausgang ſehr zweifelhaft war, losgeſagt haben, denn der Rainbauer ſchwieg trotz der wiederholten Aufforderung des Vetter Kirchbauers. Eugen erlaubte ſich zaghaft, dieſen zu unterſtützen, das Geſuch wurde aber verworfen; man habe Leute genug, die der Gemeinde auf dem Buckel liegen, und jetzt erfuhr er, daß dies derſelbe Knecht ſei, der den Bachmüller bei den Gerichten angegeben hatte. Mit einſtimmigem Ja wurde dagegen des Rainbauern Karle die Heirathsbewilligung gegeben.

Der Sonnenwirth winkte Eugen und dieſer brachte nun das Anliegen Lipps vor, aber Alles ſchrie wider ihn, man habe dem faulen Burſchen die Stelle eines Gänſehirten geben wollen, warum habe er ſie nicht angenommen? Man dürfe den Leuten, die hier freiwillig ausgezogen und denen man's verſprochen habe, nichts geben, wie komme der Lipp dazu? Eugen erkannte an manchem Blick und Wort, wie übel er gethan, ſich dieſer Sache anzunehmen.

Mit den Kindern in der Schule war es ihm leicht geworden, eine Methode zu gewinnen, hier ſchien es ſchwerer.

Als die Sitzung geſchloſſen und Eugen als Rathsſchreiber die Abfaſſung mehrerer Schriften aufgegeben war, begleitete ihn der Sonnenwirth und ſagte:

„Ich hab' Euch gewinkt.“

„Ich hab' es ja auch vorgebracht, Ihr habt mich aber nicht unterſtützt.“

„Ich hab' Euch ja gewinkt, Ihr ſollet's nicht vorbringen.“

„So? Da hab' ich's falſch verſtanden. Ich behalte den Lipp nun doch.“

„Wie Ihr wollt, Ihr ſeid Euer eigner Herr.“

Achtes Kapitel.

Kronauer hat zwar verſprochen, Unterweiſung in der Rathsſchreiberei zu geben, aber der Bachmüller war ja zehn Jahre Schultheiß, er wird die praktiſche Anleitung mit minder gönneriſcher Herablaſſung geben. In dieſem Vorſatz treffen wir Eugen Abends in der Mühle. Die Müllerin und Vittore ſaßen auf der Bank vor dem Haus und waren damit beſchäftigt, Welſchkorn-Kolben (Mais) auf lange Bindfaden zu heften und Eugen ließ ſich's nicht nehmen, auf die Leiter zu ſteigen und mit Nagel und Hammer die ſchön aufgereihte gelbe Frucht ſo aufzuhängen, daß ſie faſt die ganze Vorderſeite des Hauſes bedeckte. Er brachte das Abwehren der Frauen erſt dadurch zum Schweigen, daß er ſagte: er wolle ſich ein Abendbrod bei ihnen verdienen. Es muthete ihn gar erquicklich an, daß er dieſen Menſchen wieder bei der Arbeit hülfreiche Hand bieten konnte. Als er nun fertig war und Vittore ihre Freude an den zierlichen Wellenlinien und Figuren ausdrückte, die er aus den Kolbenkränzen gebildet hatte und dankend hinzuſetzte: „Siehſt Mutter wie ſchön er's gemacht hat?" da zuckte Eugen unwillkürlich zuſammen.

Die Mutter warnte Vittore, ſie ſolle Niemand ſagen, wer die Kornkränze aufgehängt habe, indem ſie ſchloß: „und laß dich's nicht gereuen, wenn wir die ſchönen Figuren da abthun und verbrauchen müſſen."

„Kein bisle, ich eſſ' einen ſchönen Apfel noch viel lieber, weil er ſchön iſt, das iſt brav von ihm, daß er das Aug' erfreut; aber er iſt doch zum Eſſen da," erwiderte Vittore, holte zwei Aepfel aus einem danebenſtehenden Korb, reichte einen davon Eugen und verſpeiste ſelber den ihrigen mit Behagen. Indem er den Apfel von Vittore empfing, ſagte er ſcherzend:

„Ihr könntet Eva heißen und das der Apfel vom Baum der Erkenntniß."

„Bei uns heißt man dieſe Aepfel Schafnaſen," entgegnete Vittore laut lachend, „heißet Ihr mit dem Taufnamen Adam?"

„Nein, ich heiße Eugen," erwiderte dieſer ebenfalls herzhaft lachend.

Eugen konnte ſich nicht enthalten, nochmals über das Welſchkorn zu ſprechen und die Betrachtung daran zu knüpfen, daß dieſe fremdländiſche Frucht hier ſo gedeihe und wie ſehr es zu wünſchen ſei, daß die Früchte fremden Geiſtes auch immer ſo willigen Boden fänden.

„Man kann das Welſchkorn auch nicht überall pflanzen,“ entgegnete Vittore, „es braucht kräftigen Boden und genaue Arbeit und wird in manchen Gegenden gar nicht reif; aber was Ihr da ſaget, iſt grad' wie aus den Stunden der Andacht.“

„Leſet Ihr das Buch?“ fragte Eugen.

„Ja, wir haben's eigen, und Winters am Abend und Sommers am Sonntag leſen wir jedesmal darin.“

Man hörte jetzt ein Poltern im Stall, Vittore eilte dahin, Eugen folgte ihr.

„Ho, ho!“ rief Vittore, „haſt dich losgeriſſen? Ruhig!“ Sie faßte ſchnell einen kräftigen Grauſchimmel, der bei ihrem Ruf die Nüſtern aufblies, am Halfter, drängte ihn in ſeinen Stand zurück und band ihn wieder feſt.

Aus dem Kuhſtall hörte man ein Brummen.

„Sie haben mich gehört,“ ſagte Vittore und ging zu den Kühen. Alle fünf wendeten ſich nach ihr.

„Verſeht Ihr ſelber das Vieh?“ fragte Eugen.

„Nein, aber ich habe die Aufſicht. Die ſchwarze da mit den hochſtehenden Hörnern, die verſteht jedes Wort. Nicht wahr, Amſel?“

„Haben die anderen auch Namen?“

„Freilich. Die Scheck heißt Fleckle, die da Stern und daß das ein Bleß iſt, ſeht Ihr; die graue da heißt Muskate, des Kronauers Anni hat ſie ſo genannt, die verſteht, wie man die Thiere behandeln muß.“

Vittore freute ſich ſehr, als Eugen die Fütterung lobte, indem er aus einem Faß eine Hand voll mit Kleie angebrühten Häckſels nahm. Sie führte dann Eugen auf ſeine Bitten durch das ganze Hausweſen bis hinauf zum Taubenſchlag. Ueberall herrſchte Sauberkeit und feſte Ordnung. Das Haus war noch eines jener altväteriſch behäbigen mit unbarmherzig ſteilen Treppen und verſchwenderiſchem Flur, die Fußböden waren nur gebrettert, ſo daß Schritt und Tritt jedes Einzelnen im ganzen Haus gehört wurde.

Vittore war ganz glücklich, daß Eugen ſich am Einblick ſolch eines ganzen vollen Lebens erfreute; ſie berichtete, daß der Vater trotz aller Mahnungen nicht neu bauen wolle und beantwortete dann alle Fragen Eugens bündig und beſtimmt; vieles Weitergehende war ihr unbekannt, aber was ſie wußte, wußte ſie ganz; ſie nahm die Belehrungen Eugens ebenſo unbefangen hin, als ſie die ihrigen mittheilte.

Solch ein Hausweſen kennen lernen iſt wie ein mit Bedacht geſchaffenes harmoniſches Kunſtwerk in wenigen Stunden in ſich aufnehmen, und iſt es nicht auch für ſich betrachtet ein Kunſtwerk?

Dieſen Gedanken ſuchte Eugen mit möglichſter Umſchreibung Vittore klar zu machen, ſie ſchien ihn nicht zu faſſen und nickte erſt zufrieden, als er hinzuſetzte, er fühle ſich jetzt hier heimiſch, da er das ganze Leben und Weben im Hauſe kenne.

Als die Beiden in die Stube traten, die ſchon geheizt war, däuchte es Eugen, er kehre mit Vittore von einer großen Reiſe zurück und als habe ſie ihm ſtille Geheimniſſe geoffenbart, während ſie ihm doch nichts geſagt hatte, was man nicht Jedem und überall mittheilen durfte.

Auch Vittore mußte noch weiter über Eugen gedacht haben, denn ſie ſagte:

„Uebermorgen backen wir, kaufet Mehl und ich will Euch Euer Brod backen; Ihr kommet billiger dazu und krieget's beſſer als vom Bäcker, der macht es immer zu naß und ſchwer.“

Eugen bejahte und öffnete das Klavier, er bat Vittore zu ſpielen, aber mit ſchmerzvoll niedergeſchlagenem Blick ſagte ſie, das Klavier ſei ein Erbſtück des Großvaters, der auch Schulmeiſter geweſen, ſie habe von ihm zwar ein wenig darauf ſpielen gelernt, aber ſeit fünf Jahren, ſeit ihrem Unglück habe ſie nie mehr geſpielt. Das Letztemal habe es der Bernhard von Trenzlingen aufgemacht und ſie hätten dazu geſungen. Eugen war betroffen von dem, was er hörte: von einem Unglück, vom Bernhard, aber ſchnell gefaßt ſpielte er die Weiſung des Liedes, das ſie einander unſichtbar gepfiffen hatten und Vittore ſchaute verwundert drein, als er die Weiſung variirte und ſie aus allerlei ſeltſamen Wendungen bald getheilt, bald ganz hervorſpringen ließ.

Die Müllerin hatte während deſſen den Abendtiſch hergerichtet und kaum ſchlug die Schwarzwälder Uhr an der Wand und ſchrie es Kukuk in dem Gehäuſe, als der Bachmüller eintrat; ihm folgten zwei Mühlknappen und zwei Knechte, ſo wie die Magd, die eine große

Schüſſel trug und auf den Tiſch ſtellte. Der Bachmüller reichte Eugen die Hand, dann faltete er ſchnell die Hände, betete vor und man ſetzte ſich zu Tiſch.

Die Bachmüllerin hatte wegen Eugens keine Umſtände gemacht wie die Frau Lehnert in Röthhauſen, und doch mundeten Eugen die „geprägelten Spätzle“[1] faſt noch beſſer. Es konnte als bezeichnend für das Eheleben hier gelten, daß der Bachmüller ſich nichts herausſchöpfte. Als er aufgegeſſen hatte und die Bachmüllerin ihn fragte:

„Willſt noch Anton?“ erwiderte er den Teller hinhaltend:

„Ja, wenn ich noch was bekomme.“

Eugen brachte während des Eſſens ſein Anliegen vor, daß ihm der Bachmüller Anleitung zur Abfaſſung der Schriften geben möge, er habe mehrere Schuldklagen zu beantworten und — der Bachmüller ſchnitt ihm das Wort ab und ſagte, er ſolle damit warten bis nach dem Eſſen; er habe ſchon gehört, daß er auch den Schultheiß beim Eſſen mit allerlei überlaufen habe, das gehe hier zu Lande nicht.

Eugen hatte ſich auf ſeine Menſchenkenntniß etwas zu Gute gethan, er wußte, daß nichts die Menſchen ſo freundlich ſtimmt als wenn man ſich von ihnen unterweiſen läßt, er wollte ſich dadurch den Bachmüller geneigt machen; jetzt ſah er, daß er durch unzeitiges Vorbringen dies geſtört habe. Er lenkte auf einen andern Gegenſtand über und ſprach davon, daß man gar kein

---

[1] Eine in Fett gebackene oberdeutſche Mehlſpeiſe.

Lied mehr auf der Straße höre, da rief der Bachmüller den Löffel auf den Tiſch werfend:

„Ja, und wenn's weiter nichts geweſen wäre als das, ſchon darüber hätte das Volk — wie man's nennt — Mord und Todtſchlag anrichten dürfen. Die Pfaffen und Beamten haben das Singen verboten und bald wird kein Menſch mehr ein Lied kennen; in Tyrol hab' ich mir ſagen laſſen, haben die Pfaffen ſchon alle Lieder ſtumm gemacht. Wenn die Herren könnten, den Vögeln in der Luft thäten ſie das Singen verbieten; die Unterthanen ſollen wie die Hühner und Gänſe ſtumm ſein und ſich rupfen und freſſen laſſen.“

„Mann, ſei ruhig,“ rief die Müllerin dem Aergerlichen zu, dem alles Blut zu Kopf geſchoſſen war, ſo daß ſeine Stirne glühte; „ſei ruhig, es thut dir doppelt nicht gut, wenn du dich beim Eſſen ärgerſt.“

„Haſt recht, ja. Habt Ihr auch ſchon gehört, daß die Gundel heut' über'm Lehrer geweſen iſt?“ Er erzählte nun das Eindringen der Sanscülotten-Mutter.

Die Bachmüllerin ermahnte Eugen, nur nicht abzulaſſen, indem ſie ſagte:

„Wenn die Diſtel im Ackerfeld noch klein iſt, kann man ſie ausjäten und es ſchadet dem Korn nichts; ſpäter geht's nicht mehr und ſie verdirbt das Korn.“

„Du gehſt nicht weit über Land nach deiner Weisheit,“ ſcherzte der Bachmüller.

Man ſtand heiterer vom Tiſch auf, als es den Anſchein gewonnen hatte.

Neuntes Kapitel.

Nach dem abermaligen Gebet ſchickte der Bachmüller Frau und Tochter aus der Stube fort und ſagte nun Eugen, er möge ſeine Sache vortragen, indem er ihn noch ermahnte, nie vor irgend Jemand von ſolchen Angelegenheiten zu ſprechen; als Rathsſchreiber könne er die ganze Gemeinde in der Hand haben, beſonders die in Prozeſſen und Klagen ſtecken und die meiſt die loſeſten ſeien; wiſſe man nun ſeine Verſchwiegenheit, ſo werde ihm Jeder zu Gefallen zu leben ſuchen, damit er nichts über ihn verrathe. Eugen dankte aufrichtig für dieſe Erinnerung und bat um Entſchuldigung, daß er ihn mit Sachen behellige, die ihm doch verleidet ſein müſſen. Der Bachmüller erklärte, daß er ſich durch die Regierung ſein Leben nicht verbittern laſſe, ſie habe ihm weder Leben noch Ehre gegeben und könne ſie ihm auch nicht nehmen; er laſſe ſich überhaupt von Nichts und von Niemand zur Verzweiflung bringen.

Wie erfriſchenden Athem ſog Eugen dieſe Worte ein: ja, auf der Volksſchicht, die nie verzweifelt, ruht unſre letzte Hoffnung. Das Phlegma, das wir in heißen Kampfestagen oft verwünſchen, iſt es doch wieder, was Einzelmenſchen und ganzen Völkerſchaften die Kraft der Ausdauer verleiht.

Eugen ſuchte nach den Worten, um dieſe Gedanken in „klein Geld“ zu verwechſeln, es kam nicht dazu. Aus der Küche vernahm man vierſtimmigen Geſang:

„Das ſind meine Weibsleut und die Knechte,“

ſagte der Müller und gab, während es draußen immer heller klang, dem Lehrer die trefflichſten Anweiſungen. Als dieſe zu Ende waren, nahm der Bachmüller die Zeitungen auf, die während des Geſpräches ein Knecht mit einem Gruß von Kronauer gebracht hatte. Schon fernhin ſichtbar waren manche Stellen einfach und manche doppelt angeſtrichen. Mit Klagen über den engen und kleinen Druck holte ſich der Bachmüller ſeine Vergrößerungsbrille und ſagte, er würde den Lehrer bitten, ihm vorzuleſen, wenn er ſich nicht denken könnte, daß ſeine Zunge müd ſein müſſe. Eugen bejahte und nahm das dargereichte Beiblatt, er heftete den Blick auf die Zeilen, aber er las nicht, denn draußen wurde geſungen:

Ein Ding liegt mir im Sinn,
Für Elend möcht' ich weinen,
Wenn ich denke, was ich bin.

Was hatt' mich ein neues Haus,
Darinnen thut's köſtlich wohnen?
Man trägt mich bald heraus.

Was hatt' mich ein neuer Tiſch,
Darauf iſt gut Eſſen und Trinken?
's währt aber nicht lang mit mir.

Was hatt' mich ein neues Kleid,
Mit Hoffarth thu' ich's tragen?
Nach Hoffarth kommt groß Leid.

Was krieg' ich mit auf meine Reiſ'?
Nichts als vier harte Dielen,
Dazu ein weißes Kleid.

Was krieg' ich unter meinen Kopf?
Nichts als ein paar Hobelſpäne —
Da liegſt du armer Tropf.

Eugen gedachte ſtill, wie ſo ſeltſam die Menſchen mitten im Behagen des Seins ſich das Ende vorrufen, wohl um dann befreit ſich des Lebens zu erquicken. Der Bachmüller ſagte aufſchauend:

„Sonſt lieſt mir meine Vittore oder die Mutter vor, aber es iſt gut, daß ſie heut einmal ſingen. Seht, da ſteht was, worüber ich heut mit dem Kronauer geſtritten hab'; er iſt bös auf den Advokat B., der auf ſein Ehrenwort aus dem Unterſuchungsgefängniß entlaſſen, ſich davon gemacht hat. Der Kronauer ſagt: das richtet die Welt zu Grund, man muß auch dem Feinde Wort halten. Ich aber ſag': alles gut und ſchön, aber ich kenn' den B. vom Landtag, der giebt ſein Herzblut für die Menſchen hin, ich weiß, wie weh es ihm gethan hat, ſein Wort zu brechen, aber hat man's uns nicht auch gebrochen? Die Zeitung da ſpricht wie der Kronauer, aber noch viel ſchärfer und mit Schimpfworten auf die Liberalen.“

Eugen war eben daran, dem Kronauer recht zu geben und darzulegen, daß man ſich durch Schlechtigkeit Anderer nicht dürfe verderben laſſen, da hörte er draußen Vittore ſagen:

„Mutter, heut ſinget mir zulieb mit das Lied von des Pfalzgrafen Tochter.“ Sie ſtimmte mit ſchöner Diſcantſtimme an und alle Anderen fielen ein:

Es wohnt' ein Pfalzgraf an dem Rhein,
Der hatt' drei ſchöne Töchterlein.

Zwei Töchter früh heirathen weg,
Die dritte hat ihn in's Grab gelegt.

Dann ging ſie ſingen vor Schweſter Thür:
„Ach, braucht ihr keine Dienſtmagd hier?“

„Wer draußen, wer draußen vor meinem Thor?“
„Es iſt eine arme Dienſtmagd davor.“

„Eine arme Dienſtmagd, die wollen wir nicht,
Die ißt unſer Brod, die brennt unſer Licht.“

„Eine arme Dienſtmagd bin ich zwar,
Doch will ich nur trockne Rinden fürwahr.“

„Ei Mädchen, du biſt viel zu fein,
Du gehſt gerne mit den Herrelein.“

„Ach nein, ach nein, das thu' ich nicht,
Meine Ehre mir viel lieber iſt.“

Sie dingt das Mädchen ein halbes Jahr,
Sie dient bei ihr wohl ſieben Jahr.

Und als die ſieben Jahr ume war'n,
Das Mädchen fing zu kränkeln an.

„Ach, Mädchen, wenn du krank willſt ſein,
So ſag, wer deine Eltern ſein.“

„Mein Vater war Pfalzgraf an dem Rhein,
Meine Mutter iſt Königs Töchterlein.“

„Ach nein, ach nein, das kann nicht ſein,
Sonſt wär'ſt du mein jüngſtes Schweſterlein.“

„Und wenn du mir's nicht glauben willſt,
So geh nur an meine Kiſte hin.

Und lug, was droben geſchrieben ſteht,
Da kannſt du's mit den Augen ſehn."

Und als die Kiſte aufgebrochen war,
Da lieſen ihr die Thränen die Backen 'rab.

„Ach Mädchen, hätt'ſt du's ſchon lang geſait,
In Seid' und Sammt hätt' ich dich kleid't.

Ach bringt mir Weck, ach bringt mir Wein,
Es iſt mein jüngſtes Schweſterlein."

„Weg, weg mit Wecken und weißem Wein,
Will nur ein kleines Särgelein.

Macht mir mein Todesgräbelein,
Darin will ich begraben ſein."

Träumeriſch verſunken hörte Eugen dem Liede zu. Ja, das alte Volkslied dichtet noch von irrenden Königskindern; der Gegenſatz iſt gar zu lockend: Menſchen, die ſtets ſorglich behütet und willfährig bedient waren, nun auf ſich ſelbſt geſtellt und Anderen dienſtbar zu ſehen und dazu dieſe ſtille Selbſtverläugnung bis zum Tode...

„Der Graf Falkenberg," rief plötzlich eine Stimme und eine Hand legte ſich auf die Schulter Eugens.

„Ja. Was wollen Sie? Was ſoll's?" rief Eugen haſtig aus dem Traum erweckt.

„Was habt Ihr? was zittert Ihr ſo?" fragte der Bachmüller ruhig, der neben ihm ſtand, „nichts will ich, ich hab' Euch nur ſagen wollen, daß der Graf Falkenberg zum Tod verurtheilt iſt, da ſteht's. Gebt mir Euer Blatt, ich will die Zeitung wegthun."

Eugen riß das Blatt an ſich und las — ſein eigenes Todesurtheil, ſeine Hände zitterten doch, er drückte ſich mit der Hand die Augen zu, als er das Blatt zurückgab.

„Jetzt iſt mir's lieb, daß ich die Zeitung allein geleſen hab'," ſagte der Bachmüller, „die Weibsleut hätt's doch wieder grauſam erſchreckt. Das Todesurtheil iſt doch nur ein Schuß, den die Wache dem Entſprungenen nachſchickt, der längſt aus der Schußweite iſt; aber ich kann's nicht leugnen, es hat mich doch auch geſchüttelt und Euch auch, wie ich ſeh, Ihr ſeid ja ganz kreideweiß. Habt Ihr den Grafen Falkenberg gekannt?"

„Ja, ja wohl," ſagte Eugen ſtotternd.

„Ihr müſſet mir ein andermal, wenn wir allein ſind, davon erzählen," ziſchelte der Bachmüller noch ſchnell, während Mutter und Tochter in die Stube traten.

Eugen verließ raſch das Haus.

Zehntes Kapitel.

Im nächtlichen Streifen durch Feld und Wieſe war es Eugen immer, als hörte er hinter ſich dreinrufen: zum Tode verurtheilt! Entfliehen? Du haſt erſt heute das Wort ausgeſprochen: verlaßt den Poſten der Tugend nicht. Was iſt denn jetzt mehr geſchehen als ehedem? Du kannteſt deine Verurtheilung, ob zu Tod oder tödtendem Kerker. Beſſer der Tod . . .

Der Herbſtwind brauſte über die Flur, pflückte welke Blätter von den Bäumen und riß ſie rauſchend fort und durch die Gedanken Eugens klang eine Strophe des Liedes:

Was krieg' ich mit auf meine Reiſ'?
Nichts als vier harte Dielen,
Dazu ein weißes Kleid.

Die Welt iſt untergeſunken, Alles todt, aus jagenden Wolken blicken glitzernde Sterne auf und Sternſchnuppen fliegen hin und her und verſchwinden ... Ich halte feſt, und freudiger als das Sterben auf dem Schlachtfeld grüß' ich dich, o Tod, hier auf meinem Ackerfeld, wo ich junge Menſchenherzen erwecke und bilde, und fällt das Beil, das über mir ſchwebt, mein Tod wirkt Leben in den Herzen hier und weiter hinaus. Ich halte mich nicht zu klein, als Martyrer in die Schranken zu treten mit allen Blutzeugen des Glaubens.

Eugen kehrte gefaßt in das Dorf zurück. Am erſten Haus vernahm er den Sang des Nachtwächters:

Hört ihr Herren und laßt euch ſagen:
Unſ're Glock hat eilf geſchlagen.
Eilf iſt der Apoſtel Zahl,
Die da lehrten überall.

Ja, ihr frommen Helden, unter ſtändigen Todesgefahren habt ihr eure Wahrheit verkündet; unſre Wahrheit weicht euch nicht am Muth ihrer Bekenner. Giebt es keine vollkommene Wahrheit, ſo iſt doch der freudige Tod einziges und höchſtes Zeugniß der innern Wahrhaftigkeit und die Wahrhaftigkeit macht uns frei ...

Der Nachtwächter grüßte verwundert den ſpätwandelnden Eugen und dieſen ſtörte es nicht im geringſten, in dem Manne, deſſen Zuruf ihn nun ſchon zum Zweitenmal in's Herz hinein getroffen hatte, den Kloſemichel zu erkennen. Die Mahnung bleibt in ihrer Kraft und käme ſie aus der Betrachtung von Pflanze und Thier oder aus einem ſeiner Menſchenwürde vergeſſenen Munde.

„Ich hab' gemeint, Ihr ſtudirt noch, es iſt noch Licht im Schulhaus," ſagte der Kloſemichel und Eugen eilte nach Haus. Es war ihm lieb, daß noch ein Menſch ſeiner harrte. Der ſchlaftrunkene Lipp war ganz glückſelig, daß Eugen, ſtatt ſeine Eindringlichkeit zu ſchelten, ihm freundlich die Hand reichte und ſagte, daß er immer bei ihm wohnen könne. Durch Lipp gedachte Eugen jetzt der Vittore und fragte, was der Vorwurf der Brigitte gegen ihn bedeute und welches Unglück denn Vittore gehabt habe.

„Das kann ich Alles genau berichten," ſagte Lipp, „ich will's nicht leugnen und ich kann's auch nicht, daß ich die Vittore gern hab'; von kriegen kann ja kein' Red ſein, daraus wird ja keinmal und nimmermehr etwas; deßwegen kann mir's aber doch Niemand wehren, daß ich ſie lieb hab'. Ich hab' mir's ſchon oft gewünſcht, daß ſie auch arm wär' wie ich, aber das wär' wieder letz; dann hätten wir ja Beide nichts und nichts iſt gut für die Augen, ſagt das Sprüchwort, und ſo geht mir's auch. Ich hab' Euch ſchon geſagt oder auch vergeſſen, daß ich ein Jahr lang, eh ich unter's Militär gegangen, Müllerburſch auf der Bachmühle geweſen bin; der Oberknapp, Konrad von Eſterdingen hat man ihn geheißen, den hat die Vittore gern gehabt. Der Alte hat's nicht leiden wollen, aber die Müllerin hat's zuweg gebracht. Der Konrad, das war ein Menſch, ſo ſchön und groß wie eine Tanne und ſtark wie Keiner, der hat ein Malter Gerſte drei Treppen hinaufgetragen und dabei geſungen und gepfiffen; auch gutherzig iſt er geweſen, aber ſtolz, grauſam ſtolz und das iſt er noch mehr worden, wie er mit der Vittore verſprochen geweſen iſt. Ich hab' einmal auf dem Theater Wilhelm Tell mitgeſpielt, ich und meine halbe Compagnie waren als alte Oeſtreicher verkleidet, und wie ich da den Tell und ſeine Frau geſehen hab', war's gerade, wie wenn man den Konrad und die Vittore bei einander ſähe, ſo ſchön und groß —“

„Was war's denn mit dem Unglück?“ unterbrach Eugen den Lipp, der ſich offenbar auf ſeine Theaterlaufbahn etwas zugut that.

„Ja, das war ſo. Dazumal hat der alte Pfarrer hier einen reichen Kaufmannsſohn im Haus gehabt, der hat Korn geheißen und war närriſch und wo er gangen und geſtanden iſt, hat er mit ſich ſelber gewelſcht in lauter fremden Sprachen und darum hat man ihn hier das Welſchkörnle geheißen. Er hat Niemand nichts zu Leid than und hat immer ſeine Nägel abgebiſſen. In der Bachmühle da hat er ſeinen Aufenthalt gehabt, da iſt er immer hingangen vom Pfarrhaus und da hat er geſchafft was man ihn geheißen hat, beſonders wenn's die Vittore geſagt hat. Der Bachmüller hat's nicht leiden wollen, daß er da ſeinen Aufenthalt hat, aber die Bachmüllerin, die iſt gar geſcheit, die hat geſagt: dem Simpel iſt's wohl in der Mühle, wenn das ſo rauſcht und die Mühle geht, iſt ihm das immer wie ein ſchön Spielzeug. Die Simpel ſind immer gern in den Mühlen und ſo iſt der Welſchkörnle auch blieben. Er hilft jetzt einmal Heu abladen und da zankt ihn der Konrad, der Bräutigam geweſen, und ſagt, er ſoll mehr auf die Gabel nehmen und nicht ſo faul ſein. Da ſchreit der Welſchkörnle: du haſt mir nichts zu befehlen und rennt dem Konrad die eiſerne Heugabel durch den Leib, daß er noch am ſelben Tag geſtorben iſt. In der Heuet waren's fünf Jahre, daß das geſchehen iſt."

Im Verſenken in ein anderes ſo trauriges Geſchick fand Eugen die volle Ruhe in ſich wieder. Er verſtand jetzt die ſeltene Kraft Vittore's noch beſſer: einſt hatte ihr das Geſchick ein Verhältniß zerſtört — das zu Kronauer hatte ſie aus freier Selbſtbeſtimmung muthig in ſich überwunden. Welch eine Naturkraft gehört dazu, um nach allem dieſem ſo harmlos und unzerſtückt im Leben zu ſtehen.

Elftes Kapitel.

In aller Frühe, als eben Eugen vor dem Hauſe war um ſeinen Morgengang anzutreten, kam der Bachmüller und brachte ihm die Schriften, die er geſtern Abend bei ſeinem haſtigen Weggehen in der Mühle hatte liegen laſſen. Der Bachmüller war ſeltſam befangen. Sie waren ſchon eine gute Strecke miteinander dahingeſchritten als er jetzt ſagte:

„Ihr müßt mir's nicht übel nehmen, wenn ich Euch gemahne, daß Ihr Euch mehr an den Kronauer halten ſolltet; er kann Euch beſſere Unterweiſung geben und hat's Euch ja auch verſprochen. Ihr kennet den Kronauer noch nicht, in dem iſt kein böſer Blutstropfen; ich bin ſonſt nicht ſo, aber dem thu' ich ungefragt nach was er thut, und wenn ich ſeine Handſchrift ſehe, ſo unterſchreib' ich ohne nachzuleſen was oben ſteht.“

Eugen nickte willfährig und doch konnte er es noch zu keiner freundlichen Gewärtigung mit Kronauer bringen. Es giebt Menſchen und Beziehungen, wo Alles eine unberechenbar verkehrte Deutung gewinnt; ſo ſah Eugen in den hingebenden Ausſprüchen des Bachmüllers eine verwerfliche Beugung unter eine Autorität und er mußte ſich noch ſagen, daß der Baron und reiche Gutsbeſitzer hiebei ungehörige Geltung habe, der Bachmüller hätte ſich von einem Nichtadeligen und Armen nicht ſo geſchmeichelt und gefangen gewußt. Auch zürnte Eugen noch dem Kronauer wegen Vittore, er hatte es doch nicht vergeſſen, daß Kaidl ihn einen „Weibermann“ genannt hatte und war überzeugt, daß er ſein gut Theil Schuld an dem ſchweren Kampf Vittore's trug, die er durch onkelhafte Zutraulichkeiten ſo elend gemacht hatte.

„Ihr ſeid alſo ganz einig mit dem Kronauer?“ fragte Eugen.

„Nicht ganz, er iſt noch immer conſtitutionell; es mag gehen wie es will, er will immer noch einen König für Deutſchland und ich bin, offen geſtanden, Republikaner. Wenn die Menſchen ſo ſchlecht ſind, wie der Kronauer und die mit ihm ſind meinen, ſo können ſie auch einmal auf eigene Hand ſchlecht ſein; ſchlimmer als es jetzt iſt, kann's nicht werden. Aber daß ich's nicht vergeſſe, Ihr habt mir ja vom Graf Falkenberg erzählen wollen. Jetzt ſaget, was wiſſet Ihr von ihm?"

„Wie kommt's, daß Ihr nach dem Flüchtling ſo eifrig fragt?"

„Der Graf geht mich juſt nichts an, aber mein Sohn, der in Schleswig-Holſtein geblieben iſt, hat von ihm geſchrieben, daß er ſo abſonderlich gut gegen ihn geweſen ſei; der Kaidl hat geſagt, er kenne ihn auch, aber wenn dem für jede Lüge ein Haar ausging', müßt' er ſchon lang eine Perrücke tragen."

„Ihr habt Euch von Kronauer auch gegen den Kaidl einnehmen laſſen," entgegnete Eugen und ſuchte das Geſpräch abzulenken, „der Kaidl iſt, wenn er ſich auch manchmal übernimmt, doch ein Mann der Wahrheit, der die herrſchende Niederträchtigkeit tief im Herzen erkennt; Ihr ſolltet auch gut von ihm ſprechen."

„Ja, ja, ich hab' nichts gegen den Kaidl, er iſt in Amerika, todt für uns und von Todten ſoll man nur Gutes reden und ich kann das auch in Wahrheit thun. Der Kaidl hat ſein Lebtag ein gutes Herz gehabt, den Biſſen aus dem Mund hat er hergegeben; auf ſeinen Vortheil war er gar nie bedacht, und hat immer lieber gegeben als genommen. Es iſt aber jetzt gar nicht vom Kaidl die Red'. Wollet Ihr mir vom Graf Falkenberg berichten oder nicht? Saget's nur frei heraus."

Da war Eugen wieder die Piſtole auf die Bruſt geſetzt und ſchwerathmend ſagte er:

„Ja, ja, ich . . . ich kannte ihn, ich will Euch nur

Einen Charakterzug von ihm erzählen, da kennt Ihr den ganzen Menſchen. Als er noch auf der Schule war, las man einſt eine ſchauerliche Reiſebeſchreibung, worin die Qualen des Waſſermangels aufs Gräßlichſte geſchildert waren und der Knabe nahm ſich vor, ſich in Entbehrungen zu erproben und genoß im hohen Sommer zwei Tage lang keinen Tropfen Flüſſiges, bis er in der Schule von einer Ohnmacht überfallen wurde.“

Der Bachmüller war überzeugt, daß der Lehrer den Grafen nur von der Schule her kannte; er fragte daher Eugen nicht weiter, und ſie ſchlenderten ſtumm mit einander. Eugen war es tief ſchmerzlich, daß er ſich hier nicht zu erkennen geben durfte. Er war ſchon einmal Einem aus dieſer Familie nahe geſtanden und hatte ihn ſtill in Schleswig-Holſteiniſcher Erde zu Grabe beſtattet, und man widmete ihm hier offenbar ein treu dankbares Gedenken.

Vor dem Dorf miſchte ſich der Bachmüller unter mehrere ſonntäglich geputzte Bauern, die mit Pferden, Kühen, Ochſen und Kälbern zur Viehausſtellung nach der Reſidenz zogen, und der Bachmüller verkündete den Ruhm Kronauers, der nichts dahin ſchickte. Die größeren Gutsbeſitzer, habe der Kronauer geſagt, ſollten nicht mit um den Preis ringen; ſie können ſo viel Salz füttern und in Anſchaffungen ſo viel aufwenden, daß es gar kein Verdienſt ſei, wenn ſie den Preis gewinnen, d'rum müſſen ſie das den kleineren Bauern überlaſſen.

Eugen fand kein Gehör mit ſeinem Einwand, wie es auf dieſe Art aber auch leicht kommen könne, daß kein rechter Mann mehr Etwas ſchicke, nur um auch für einen großen Gutsherrn zu gelten.

Als Eugen in das Dorf zurückkehrte, ward er ſchon am erſten Haus vom Straßenſpiegel der Pfarrerin aufgefangen, ſie ließ ihn herauskommen und berichtete ihm, daß der „Herr Pfarrer“ geſchrieben habe, er bleibe noch vier Wochen in der Hauptſtadt, um dort die zweite Auflage ſeiner gelehrten Abhandlung über den Hebräer-Brief ſelber zu corrigiren; er ſchicke einen Vicar, den er überhaupt behalten wolle, und nachträglich berichtete ſie, daß das Conſiſtorium die acht Tage, die Eugen mit ſeiner verſpäteten Ankunft verſäumt habe, ohne Rüge hingehen laſſe. Eugen dankte lächelnd, er hatte es längſt vergeſſen, daß er noch dieſen Schuß in der Luft fliegen hatte.

Noch ein ganz anderer war auf ihn gerichtet, den er ſich zwang zu vergeſſen. Durch den Ausſpruch des Urtheils war ja nichts weiter geſchehen, als was er vordem erwartet und er hatte dennoch ausgeharrt. Noch war er geſichert. In jedem Augenblick ſorglos zu wirken, dazu ſpannte er alle ſeine Kraft.

In der Schule war es ihm leicht und frei, er hatte ja, wenn auch nur noch kurz, eine Schule wie ſie die Zukunft heiſcht, ſelbſtändig und ohne anmaßliche Ueberwachung der Kirche. Die beiden Hauptpunkte, Disciplin und Lehrform, lernte er immer leichter handhaben. In der Schulzucht nicht zu viel thun, nicht die Zügel zu ſtraff halten und wenn ſich das unthunlich erweiſt, zu nachgiebig werden und die Zügel aus der Hand zu laſſen, das lernte er nun und ſeine Mitregenten halfen ihm getreulich. Der Sanscülotte ward milder behandelt, denn es zeigte ſich, daß das Lügen ein ſehr verbreitetes Laſter geworden war. Eugen verkündete allgemeine Amneſtie mit der Drohung ſchwerer Ahndung für die Zukunft. In der Lehrform gelangte er zu der Einſicht, daß man zu leicht glaubt, die Kinder verſtänden etwas noch nicht, und man erklärt es ihnen ſo lang und breit, daß man die Kinder langweilt, ja ſogar durch vieles Erklären verwirrt; denn haben ſie das Erklärte gefaßt, ſo macht ſie das Dreſchen auf das Stroh wieder irre, oder ſie glauben auf manche Worte nicht aufmerkſam ſein zu brauchen und das ſchadet für ſpäter.

An zwei Worte, die heute in der Sprachlehre vorkamen, knüpfte er abgehende Betrachtungen, die viel Aufmerkſamkeit erregten; das eine Wort hieß: „rechtſchaffen“ und er erklärte, wie ſchön und herrlich der Ausdruck und die Sache ſei; das andre Wort hieß: „ausgemergelt,“ und an die Erklärung des Mergels knüpfte er einen Hinweis auf die Bodenkunde, zu deren näherer Kenntniß er dadurch reizte. Er wußte wohl, daß es den Kindern nichts nützt, wenn man ihnen ſagt: der Mergel enthält ein Zehntheil kohlenſaures Ammoniak; das ſind Worte für ein Wort. Er wies auf die verſchiedenen Kräfte des Mergels überhaupt hin und ſeine entſprechende Miſchung von Thon, Kalk und Sand und wie Alles darauf hinauskomme, die Zerſetzungsthätigkeit des Bodens zu fördern und ſeine Bündigkeit zu löſen. Die Kinder waren erſtaunt, wie Eugen ihre gewohnte Welt mit neuer Erkenntniß durchdrang, und wie ſchon die Redeweiſe ausdrückt, daß der Erſtaunende Mund und Auge aufſperrt, ſo öffnen ſich auch die verborgenen Thore der Seele, und hier liegt das Geheimniß, daß die ſogenannten Wunder den verſteckten Sinn der Menſchen aufſprengen und Offenbarungen in ihn eindringen machen. Von der Bodenkunde leitete Eugen wieder auf das Sittliche über, und wenn er auch wohl fühlte, daß er das Bild hier nicht ganz ausführen könne, durfte er doch erklären, wie es auch hier gelte, die verſchiedene Naturkraft in jedem Boden zur Bewegung und Thätigkeit zu fördern, zu verbeſſern, den innern Acker ſo zu beſtellen, daß er ſtets das Entſprechende hervorbringe — rechtſchaffen ſei.

So übte er von ſelbſt den großen Grundſatz Jacotot's: „Alles iſt in Jedem. Lerne Etwas und beziehe alles Andere darauf.“

Es war ein friſcher regſamer Geiſt in der Schule.

Eugen wußte wohl, daß nicht Alles was er geſprochen und gewollt, in den Seelen der Kinder haften blieb, er getröſtete ſich an dem Bild der Natur draußen: wie jetzt ein Herbſtregen herniederrauſcht und Berg und Thal befeuchtet, nicht jeder Tropfen fördert ein Wachsthum, vieles verſickert fruchtlos und verflüchtigt ſich, das in anderer Geſtalt wieder das Leben erhält; aber da und dort ſaugt ein Keimchen begierig die helle Fluth und eine Knospe zieht ſie in ſich und ſie vermag die welken Blätter abzuſtoßen, um im Frühling ſelber aufzugehen.

Darum ging auch Eugen von dem Vorſatz ab, das was er ſo eben vorgetragen, von den Größeren ſogleich aufſchreiben zu laſſen; das Beſte was im Menſchen waltet, hat er oft ſtill und unbewußt in ſich hineingeſogen und iſt zu einem Theil von ihm ſelber geworden, ſo daß es erſt nach geraumer Zeit in feſtem Bilde zu erkennen iſt.

Die Vereinſamung mit dem Aufgenommenen gehört zu den wirkſamſten Triebkräften der Seele. Wie eine daguerreotypiſch zubereitete Platte die Gegenſtände in ſich einſpiegelt und dann eine Weile in's Dunkel gebracht werden muß, ſo ergeht es auch mit der lebendigen Einſpiegelung der Gedanken in die Seele.

Als die Schule zu Ende war, leuchtete das Antlitz Eugens in hellem Glanz, als wären die Strahlenblicke der Kinder, die zu ihm aufſchauten, dran hangen blieben.

Zwölftes Kapitel.

Es war anſprechend, daß Eugen den Lipp um ſich hatte, und doch brachte auch dieſer neue Qual. Eugen hatte ſchon oft Bediente gehabt und ſich um weiter nichts als um ihre Dienſtobliegenheiten und ihr Wohlergehen gekümmert, im Uebrigen aber nicht an ſie gedacht. Jetzt, da er dem Einzelleben der Menſchen ſo nahe getreten und ſich in das innerſte Sein eines Jeden zu verſenken trachtete, war es ihm in ſeinem eigenen Hauſe als führte er ein Doppelleben; er lebte den Wechſel der Stunden auch in Lipp, der in der Kammer ſaß. Oft mitten in Studien zur Befähigung in ſeinem

Amt mußte er hinausdenken: was treibt jetzt der Lipp? wie füllt er ſich die Stunden aus? Lipp aber, wenn er nicht am Bach ſtand und mit der Angel fiſchte, lag oft ganze Tage auf ſeinem Bett, pfiff und ſummte vor ſich hin. Eugen gedachte, ihn in der Schule beim Unterricht der kleinſten Kinder zu verwenden, aber er wagte aus Furcht vor der Schulbehörde nicht, dieß auszuführen. Er konnte ſich denken, welch ein Gerede es im Dorf machte, daß er den Lipp zu ſich genommen hatte; er mußte jeden Anlaß zu berechtigten Eingriffen vermeiden. Durch das Soldatenthum war Lipp an einen bewegten Müßiggang, an Paraden- und Pritſchenleben gewöhnt; das erkannte Eugen nach Urſache und Wirkung, und er ging weiter und ſagte ſich, daß eine weichmüthige Verkehrung aller Lebensverhältniſſe, eine falſche thränenſüchtige Humanität ſich daraus erzeugt, wenn wir die Anforderungen unſeres verfeinerten Denklebens in werkthätige Menſchen übertragen, die ganze nervöſe Aufgeregtheit unſerer Bildung zum Geſammtcharakter ausdehnen wollen. Der arbeitende Bauer im Feld iſt minder geplagt von Mückenſtichen und minder empfindlich gegen dieſelben als der feinhäutige Städter. Dieſer Lipp z. B. empfindet nichts von der öden Qual müßiger Stunden, die dich verzehren würde. Die Menſchen zum Leben erwecken und daß ſie doch ohne Verweichlichung im Kreiſe ihrer Thätigkeit verharren, das iſt's!

Der Vikar, ein wiſſenſchaftlich wohlausgeſtatteter und rüſtiger junger Mann, etwas unbehülflich in ſeinem äußern Benehmen, dabei aber von ſchönem Freimuth der Seele und faſt kindlicher Anſchmiegſamkeit, hatte ſich Eugen raſch angeſchloſſen und übernahm auf deſſen Wunſch ſämmtlichen Religionsunterricht in der Schule. Mit ſchwerem Bangen hatte Eugen immer hieran gedacht, er konnte ſich dieſem Lehrgegenſtande nicht entziehen, deſſen Feſtſtellungen doch ſo vielfach ſeinen Ueberzeugungen widerſprachen; ihm graute vor der Corruption, die er hiebei an ſich üben ſollte, während er wohl fühlte, daß er ſeinen Ueberzeugungen folgend, etwas lehren müſſe, das nicht nur im Widerſpruch mit den Anordnungen von oben, ſondern auch mit dem unmittelbaren Leben des Dorfes ſtand, in dem die Kirche wie äußerlich ſo auch innerlich der Mittelpunkt war. Es iſt leicht, fern von den Menſchen, in logiſch hochgethürmter Denkerzelle ſich über die in Geltung ſtehenden Anſchauungen und Gewohnheiten hinwegzuſetzen; anders iſt es, wenn man der Menge ſich leibhaftig entgegengeſetzt fühlt. Eugen geſtand ſich nach ſchwerem Kampf, daß es nicht Schwäche, ſondern Achtung vor einer ausgeprägten Gemeinſamkeit war, die ihm in der Kirche, wenn er die Gemeinde überſchaute, ſeinen Gegenſatz ſchwer empfinden ließ; er hatte da faſt leibhaftig jene Empfindung, die den überkommt, der durch einen entgegengeſetzt rollenden Menſchenſtrom ſeinen Weg ſucht; er ließ nicht ab von ſeiner Richtung und doch ſchien jede Menſchenbruſt ein Wehr auf ſeinem Weg.

Durch die Ankunft des Vikars war er jetzt der äußeren und inneren Kämpfe mindeſtens für die Schule entledigt und er mußte ſich nur zurückhalten, die

Freude hierüber laut werden zu laſſen. Er faßte ſie in den Dank zuſammen, daß der Vikar die Kinder nicht mit metaphyſiſchen Räthſeln quäle, und bei manchem kernigen Bibelſpruch, den er jetzt vernahm, mußte er ſich ſagen, daß wenn er auch deſſen äußere Autorität als Offenbarung verwarf, doch eine ſchön menſchliche ewige Bedeutung darin ausgedrückt bleibe.

Am Sonntag predigte der Vikar, für die Bauern wohl etwas zu gelehrt, für Eugen aber gedankenerregend: daß keines der alten Völker die Liebe als Naturnothwendigkeit erkannt und zum Lebensgeſetz erhoben habe, wie das Chriſtenthum. In der Sakriſtei ſagte dann Eugen zu dem Prediger:

„So ſollten ſich die Chriſten Menſchen der Liebe nennen und Alles was von Dogmen d'rum und d'ran iſt, über Bord werfen.“

Der Vikar entgegnete: „Es wächst und hält ſich nichts Organiſches ohne Schale und Rinde. Wenn einmal Mehl und Wein gemahlen und gekeltert vom Ackerfeld in Truhe und Faß ſich ergießen, dann ſollen Sie auch reinen Geiſt pflanzen.“ Eugen entgegnete lächelnd:

„Aber freilich, es nutzt nichts, ſich Menſch der Liebe zu nennen, die Handlungen erfolgen in letzter Inſtanz doch nicht aus einer Offenbarung oder aus einem Geſetz, ſondern aus der reinen unmittelbaren Naturanlage.“ Die Männer ſtritten ſich heiß und trotz mancher Gegenſätze erkannte Eugen doch mit Freude, daß er nun einen Kameraden habe, mit dem er die flüchtigen Gedanken tauſchen könne und nicht mehr zu

Selbſtgeſprächen verdammt ſei. Dieſe Gewohnheit, die er aus einem vereinſamten Leben mit in das Gefängniß genommen und dort noch natürlich geſteigert hatte, hoffte er jetzt ganz zu überwinden.

Auf dem Weg zum Mittagstiſch traf er den Lipp und wollte ihn mitnehmen, Lipp weigerte dieß und Eugen ward faſt zornig über die dorfmäßige Umſtandsmacherei, Lipp aber entgegnete:

„Ich gehe nicht mehr in die Sonne, um da für Euer Geld zu eſſen; der Sonnenwirth ſchimpft darüber und thut als ob er Euer Vormund ſei. Gehet nur allein, ſeid ohne Sorge, ich verhungere nicht.“

Eugen ward blaß vor Zorn und Wehmuth, als er auf ſein weiteres Drängen hörte, was ſich der Sonnenwirth über ſeine Verſchwendung zu ſagen erlaubte; er fragte den Lipp, ob er nicht kochen könne, und als er verneinte, trug er ihm auf, es zu lernen. Lipp ſprang in die Höhe vor Freude, als er vernahm, daß er Eugen einen Haushalt führen ſolle; er ſagte, des Pfarrers Madlenle — hiemit war die Köchin gemeint — ſei Meiſterin und werde ihn Alles lehren, und eilte in's Pfarrhaus. So war denn auch für eine entſprechende Beſchäftigung Lipps geſorgt.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Regenſonntag hat ſchon im Wort etwas Widerſpenſtiges und dieſe Empfindung ſteigert ſich bei dem

Dorfbewohner noch zu einer beſondern ärgerlichen Unruhe; denn hier fehlen ſo viele Mittel des ſinnreichen Zeitvertreibs, in dem die Menſchen ſo erfinderiſch ſind. In den Wirthshäuſern wurde tapfer geraucht, gekartelt und „geknöchelt,“ der lederne Würfelbecher rollte gar wunderlich. Trotz ſeiner Unkirchlichkeit fühlte ſich Eugen nicht geeignet zu einſamer Geiſtesarbeit, er verlangte nach Freude und Freiheit, wie ſie der Tag verhieß. Eben wollte er mit ſeinem großen ererbten Schirm nach der Mühle gehen, als der Vikar kam und ihn zu einem Beſuch in des Kirchbauern Haus mitnahm. Die drei ſtattlichen Töchter des Kirchbauern hatten es verſtanden, mit lockenden Blicken und Grüßen den Vikar in's Haus zu „zeiſeln,“ ſie hatten ja auch ein Anrecht auf ihn als mit die Fürnehmſten im Dorf und beſonders als Nachbarinnen der Kirche. Kaidl hatte des Kirchbauern Haus ſpöttiſch das Vorparlament genannt, und in der That zeigten die ungewöhnlich vielen Stühle und Bänke, daß hier Vorverſammlungen ſtattfanden. Man hatte dem Kirchbauer ſchon oft gerathen, er ſolle ſich die „Wirthſchaftsgerechtigkeit“ erwerben, aber die Frau lehnte das beharrlich ab; ſie erhielt dadurch ihrem Hauſe den eigenen Charakter, daß es ſich als eine Freiſtätte auszeichnete vor allen anderen geſchloſſenen Familienwohnungen, und daß die Beſuchenden doch nicht auf ihre Zehrung pochen konnten, ſondern ſtets dankbar und willfährig ſein mußten. Man kam und ging hier frei aus und ein und wer ſich hier ausgeſchloſſen wußte, fühlte ſich im Dorf wie in der Verbannung, ſo ſehr er auch darüber ſpotten mochte; Manche gingen mindeſtens allwöchentlich hin und thaten freundlich mit der Kirchbäuerin, nur um ſich ihr Wohlwollen und das ihres Hauſes zu ſichern. Den großen Lehnſeſſel, in dem die allgemein Gehuldigte ſaß, nannte man ſpottweiſe den Beichtſtuhl, und doch drängte ſich Alles dorthin; es gab kein Liebesverhältniß im Dorf, das nicht dort verkündet worden, und es gab faſt keinen Eheſtreit, wo nicht mindeſtens der eine Theil dort ein Schiedsgericht oder Tröſtung ſuchte. Die Familie des Bachmüllers allein weigerte den Zoll der Huldigung, ſie war dafür mit voller Vergeſſenheit beſtraft, wenn man nichts Schadenfrohes zu berichten hatte. Auffälligerweiſe hatte die Kirchbäuerin noch keine ihrer drei Töchter verheirathet, und doch war es ſchon ſo, daß „das Grummet über das Heu wachſen wollte,“ die jüngſte, Chriſtiane mit Namen, im Hauſe „der Huſchel“ genannt, war ſchon vollauf heirathsfähig. Man erklärte ſich das Unerklärliche verſchieden. Die Einen ſagten, die Kirchbäuerin wolle mit ihren Töchtern zu hoch hinaus, während Andere meinten, die jungen Burſchen fürchteten ſich vor der Herrſchaft der Mutter. Die ganze Bedeutung dieſes Hauſes hatte Eugen theils von Kaidl, theils von Lipp erfahren. War es nicht ein ſtreng zu ahnendes Vergehen, daß der Lehrer, deſſen Abhängigkeit doch außer Frage war, bis jetzt die Huldigung eines Beſuches verweigert hatte? Als er jetzt in die Stube trat, mußte er dafür büßen, daß er keine Autoritäten anerkannte; man erwiderte ſeinen Gruß mit ſtummem Kopfnicken und während alle drei Mädchen ſprangen, um dem Vikar einen gepolſterten

Stuhl zu bringen, konnte Eugen ſelber ſehen, wo er Platz finde. Als Töchter eines vielbeſuchten Hauſes war die Unſchüchternheit derſelben unverkennbar. Sabine, die älteſte, eine ſchlanke Geſtalt, mit braunen gekräuſelten Haaren, waſſerblauen Augen und länglich ſchönem Antlitz mit dem Anflug eines Schnurrbärtchens auf der Oberlippe, hatte in ihren raſchen feſten Bewegungen eine ſichere Anmuth, während die ihr ähnliche Suſanne faſt etwas Scheues in ihrer Haltung hatte, ſie trug den Kopf ſtets gebeugt, wohl um das kleine Kröpfchen an ihrem Halſe zu verbergen; wie ein Kreiſel aber hüpfte ſtets die jüngſte, Chriſtiane, ein helles kraftvolles Kind mit ſchelmiſchen nußbraunen Augen.

Eugen glaubte in dem Gebahren der Mädchen jenen züchtigen Anhauch zu vermiſſen, den er ſich bei Familientöchtern des Dorfes gedacht. Dort ſaß die Mutter in dem großen Lehnſeſſel, eine unbändig breite Geſtalt mit aufgeworfenen Lippen und ſchiefſitzender Naſe, die ihr von einem Geſichtsſchmerz verzogen war; ſie winkte Eugen mit der Hand zu ſich und hieß ihn auf einem Stuhl neben ihr Platz nehmen. Eugen gehorchte. Die Kirchbäuerin nickte mit dem Kopf und warf die wulſtigen Lippen noch höher auf, wie wenn Jemand ausdrücken will: „Gar nicht ſo übel.“ Sie mochte in der That bedenken, daß dieſer Eidam faſt noch beſſer ſei als der Schnörkel, der nun einmal die Stelle nicht bekommen habe. Sie ſagte zuerſt Eugen, daß er ſich wohl bald in's Dorfleben eingewöhnen und finden werde: „es ſei überall gut Brod eſſen,“ dann bemerkte ſie mit huldvoller Herablaſſung, wie ſie viel Gutes von ihm gehört und ihn, auch wenn er ſie nicht beſucht habe, immer vertheidigt hätte gegen den Vorwurf, daß er ſich nur an reiche Leute halte und mit der Baronin von der Stadt her eine Liebſchaft habe; ſie ſehe es den Leuten ſchon von weitem an, wenn Einer brav ſei, und das ſei er. Auf die dankende Erwiderung Eugens ging nun die Kirchbäuerin auf Stempelung des Schulverfahrens über; ſie lobte ihn, daß er die Kinder reicher und armer Leute zu ſeinen Beihelfern genommen habe.

„Es iſt nicht mehr wie in der Revolution,“ ſagte ſie mit kluger Miene, „wo der vermögliche Mann am wenigſten gegolten hat, wo man immer auf die geſchimpft hat, die keine Lumpen ſind; aber jetzt muß man auch die Armen nicht unterdrücken, die Revolution iſt noch nicht vorbei, die Kirche iſt noch nicht aus. Freilich,“ ſetzte ſie lauernd hinzu, „die rechten Leute, die auch was haben, von denen hört man nie ſo viel Schlechtes als von dem Bettelpack, und unſer Herrgott hat's einmal ſo eingerichtet, daß die Einen mehr gelten ſollen als die Anderen; wir dürfen's nicht ändern.“

Eugen ging nicht auf Ablegung irgend eines Glaubensbekenntniſſes ein, er lenkte vielmehr auf die ſittlichen Eigenſchaften der Dorfkinder. Mit ſtolzem Selbſtgefühl erklärte die Kirchbäuerin:

„Von meinem Stuhl aus ſeh' ich mehr als Viele, die auf Eiſenbahnen reiſen. Glaubet mir, gut und bös und was man ſo heißt, ſind leibliche Geſchwiſter und werden in Einem Hafen gekocht. Das Einemal hat der Eigenwille recht, das Andremal nicht. Der Spatz, der die Raupen frißt, frißt auch die Kirſchen.“

Sie erklärte dieß näher, und als Eugen mit aufrichtigen Worten ihre Weisheit lobte, erwiderte ſie huldreich, daß auch er ein „geſcheiter Menſch“ ſei.

Ein freundliches Verhältniß ſchien hier geſchloſſen und Eugen freute ſich noch innerlich, daß er nun auch lerne, Andere zu erforſchen, ſtatt wie er ſich oft anklagte, ſtets ſich zu geben. Er war aber noch nicht erlöst, denn die Kirchbäuerin bezeigte ihm jetzt ihre Zuneigung damit, daß ſie ihn recht viel ausfragte, ſo unruhig er auch dabei war. Sie legte ihr Geſicht in Mitleidsfalten, als ſie erfuhr, daß Eugen gar keinen „Familienanhang“ habe; ſie beklagte das gebührlich und ſetzte hinzu, daß das auch wieder ſein Gutes habe: bekomme man nichts zu erben, ſo brauche man ſich auch nicht von den Verwandten umreißen zu laſſen und für eine Frau ſei das beſonders gut. Sie ermahnte nun Eugen, ſich mit dem Heirathen nicht zu übereilen; er ſolle ſich überhaupt an die rechten Leute halten, die im Dorf und in der ganzen Gegend was zu bedeuten haben, dann könne er hier ein groß Glück machen. Als Eugen wiederholt darauf drang, zu erfahren, worin dies außer einer Frau beſtünde, vertraute ſie ihm endlich: „Der Zuberfranz kann ja nicht Schultheiß bleiben, das wär' ja eine Schande; er iſt's nur ſo, wie jetzt Alles in der Welt, ſo für einſtweilen, ſo zu Faden geſchlagen. Wenn Ihr Euch recht haltet, könnet Ihr Schultheiß werden und Ihr werdet's dann, ſo gewiß ich da ſitz', verlaßt Euch auf mich.“

Helles Gelächter zog ſich von der Straße herauf. „Huſchel was haſt?“ rief Sabine zum Fenſter hinaus.

„Der Hauptmann will nicht hinauf," hieß es von unten.

Ein Poltern und Quiken auf der Treppe wurde laut, die jüngſte Tochter ſchob den Lipp zur Thüre herein und berichtete lachend: „Der Hauptmann Lipp iſt Mundkoch beim Lehrer geworden."

Madlenle die Pfarrköchin, viele andere Mädchen und Burſchen, aus denen des Schäufler-Davids-Marie am beſten bewillkommt wurde, traten ein.

Es iſt eine nicht genug beachtete Erfahrung, wie gemeinſames Lachen am ſchnellſten eint. Die Mädchen banden dem Lipp eine Schürze um, ſetzten ihm eine Haube auf und gaben ihm einen Kochlöffel in die Hand. Lipp ließ ſich gern zum beſten haben und lachte weidlich mit, eben ſo wie Eugen, der nun nach dem Vorgang der Mutter freundlicher behandelt wurde. Eugen freute ſich, daß Lipp ohne Scheu vor ihm an der Luſtbarkeit Theil nahm und Lipp ſtaunte, daß er ihn einmal Kamerad nannte. Der Ton übermüthiger Heiterkeit war angeſchlagen und wollte nicht ſo bald verklingen. Sabine war mit des Schäufler-Davids Marie nach der Kammer gegangen und kam jetzt auf den Zehen tänzelnd wieder mit einem runden Männerhut, daran ein Taſchentuch als Schleier flatterte, ſchief auf dem Kopfe, den blauen Mantel ihres Vaters hatte ſie wie ein Reitkleid umgethan und ſpielte nun ſo mit Knixen und Welſchen die Baronin Hunold. Die Kirchbäuerin hatte nicht gelogen, als ſie rief: „Mein' Sabine kann's an Schönheit und Verſtand und Bravheit mit jeder Baronin aufnehmen." Leiſe ſetzte ſie noch für Eugen hinzu:

„So wie meine Sabine, im Ausſehen und in allen Gedanken, ganz ſo bin ich in meiner Jugend geweſen.“

„Sie kann froh ſein, wenn ſie auch im Alter ſo iſt wie Ihr,“ erwiderte Eugen, der dieſen Wink wohl verſtand. Eugen erwarb ſich die Gunſt der Sabine, daß er nicht nur keine Empfindlichkeit zeigte, ſondern ſein Wohlgefallen an ihrem Scherz äußerte.

Chriſtiane, der Huſchel, kam jetzt auch, nicht ohne Koketterie als Zigeunerin Ruſele verkleidet; ſie wahrſagte allen Anweſenden aus der Hand und legte dann Jedem, der es wünſchte, Karten. Eugen war ganz betroffen, als ihm der Huſchel verkündete: „Die Tiſchbeine ſtehen breit aus einander in Eurer Hand, Ihr werdet reich. Ihr glaubet, Euer Schickſal ſei über dem Waſſer, es iſt aber nicht dort.“ Seine Gedanken ſchweiſten weit hinaus über das Meer und er konnte nicht begreifen, woher dem Mädchen die Ahnung davon kam. Er ſann über das wunderſame Orakelſpiel nach und vergaß, daß der Huſchel nur auf Vittore gezielt hatte, die jenſeits über dem Bache wohnte. Der Vikar erzählte — vom Schickſal Lipps angeregt — das Mährchen vom Rieſen Einarm und fand willige Zuhörer. Nach und nach fanden ſich noch mehr Mädchen und Burſchen in der Stube ein und es war ein Singen und Scherzen ohne Ende. Die drei Töchter des Kirchbauern ſtimmten zuſammen wie die Orgelpfeifen, der Huſchel ſang die erſte Stimme, Sabine und Suſanne begleiteten ſie. Madlenle, die Pfarrköchin, nahm in den Geſprächen eine anerkannte Ehrenſtellung ein; ſie wendete ſich auch beſonders oft an Eugen und den Vikar, ſie gehörte ja mit zu den Vornehmen des Dorfes. Des Schäufler-Davids Marie benahm ſich gegen Eugen auffallend ſchämig und doch annähernd, ſo daß die Kirchbäuerin große Augen machte.

Eugen hatte ſich vorgenommen, bald wieder von hier weg nach der Bachmühle zu gehen, wo man, wie er hoffte, ihn erwartete. Das war jetzt zu ſpät und er gab ſich ganz dem Wohlbehagen hin, das Alle in dem freien Sammelhaus empfanden. Er glaubte jetzt gerechter zu erkennen, warum dieſem Haus ſo frei gehuldigt wurde und ſein Ausdruck der Freude hierüber gegen die Kirchbäuerin fand dankbares Gehör und erregte ſchöne Hoffnungen.

„Ja," ſagte die Kirchbäuerin, „meine Kinder ſind wie die Tauben; wenn ſie beim Regen nicht ausfliegen können, ſind ſie munter im Schlag."

Als ſpäter der Kirchbauer kam, erhielt die übermüthige Luſtigkeit einen Dämpfer. Er ſagte laut, es ſei ſchon ſpät; die fremden Burſchen und Mädchen machten ſich fort, bis auch endlich der Vikar und Eugen, die man noch eine Weile zum Dableiben genöthigt hatte, ſich entfernten.

Das war nun doch ein heller Regenſonntag geweſen. Wer weiß was für muntre Geſchichten ſich die Vögel im Neſte zuzwitſchern, wenn ſie vor dem Unwetter nicht in's Weite fliegen können!

Wie ſein Schatten folgte Eugen ſtets der allzeit wohlgemuthe Bartelmä, er war wieder der Erſte, der am Montag früh, als er in's Feld ging, unſern Freund über ſeine „Kirchbauerei“ zur Rede ſtellte und zwar nach ſeiner Art nicht auf die gelindeſte Weiſe.

„Da möcht' man ja die Excellenz kriegen. Du biſt profeſſorendumm und verdienſt den Titel Geheimrath,“ rief er zornig, „wenn du deine Baronin Hunold dir per läßſt. Ich fürcht', du biſt auch Einer von denen, die die Natur vergöttern und in jedem Bruder Zwillich lauter Natur ſehen. Dieſe froſchkalten Kaffern haben nichts als bornirte Pfiffigkeit und ſouveränen Blödſinn. Meinem Sonnenwirth fehlt nur der Titel Excellenz, er thut nichts Schlechtes, außer wenn's ihm Vortheil bringt; er hat ſein Gewiſſen hinter die Geldkiſte geworfen. Es giebt oben und unten keine rechtſchaffenen Malefizkerle mehr, die Menſchen haben nur noch die Courage Lumpen zu ſein. Weißt du denn nicht, daß die Bauerntrachten nichts als veraltete Hoftrachten ſind? Wo haſt du deine Naſ'? Du mußt doch gerochen haben, daß des Kirchbauern Töchter am Sonntag ſich gerade ſo mit Riechwaſſer einſchmieren, nur mit ſtinkenderem, als die Baronin alle Tag?“

Eugen bejahte lächelnd, daß er allerdings dieſe Unſitte auch hier gefunden; er lobte indeß die Kirchbäuerin und behauptete, daß dieſe Frau von großer weltgeſchichtlicher Bedeutung ſein würde, wenn ſie auf einem Throne ſäße.

Bartelmä ſtellte ſeine Hacke auf den Boden und ſtützte ſich darauf, daß er vor Lachen nicht umfiel.

„Danke, danke dir,“ ſagte er endlich nach donnerndem, halb wirklichem, halb gezwungenem Gelächter, „ſo hab' ich ſchon lang nicht mehr gelacht. Du betrachteſt jede Pferdeſchwemme aus dem Geſichtspunkt der Weltſchöpfung. Du ſiehſt in jedem Menſchen ein Urweſen, ein Ideal, und kleideſt dir's um und putzeſt dir's auf, wie die Kinder ihre Puppen. Aber was geht uns die Alte an? In der Baronin iſt mehr Race, mehr Natur als man in ſieben Dutzend Dörfern findet. Sei geſcheit und nimm ſie friſchweg, eh' es zu ſpät iſt. Wenn es gegen deine Grundſätze iſt, ſo viel Vermögen zu haben, kannſt theilen, aber natürlich nur mit mir. Ich ſtell' dir ein Schriftliches aus, daß du ſchon einmal getheilt haſt und Niemand mehr beim Nächſtenmal was von dir fordern kann. Thu's mir zulieb und heirath' die Hunold."

Er erzählte nun, daß die Baronin mit einem alten Oberſt verheirathet war; ſie gefiel ſich eine Zeitlang darin, erſte Garniſondame, Sonne der uniformirten Wandelſterne zu ſein, die viel kokettirte und Niemand begünſtigte, ſie hatte daher auf der ungeſchriebenen Rangliſte den Titel: Mutter des Regiments. Nach der Revolution ließ ſie ſich von ihrem Mann ſcheiden.

Alles das erzählte Bartelmä, während er mit der Hacke auf der Schulter nach dem Kartoffelfeld ging und nach einer derben Ermahnung an Eugen begann er jetzt ſeine Arbeit und Eugen ging weiter.

Das falbe Laub flog von den Bäumen über die Wieſen hin, auf denen die einſame Zeitloſe blühte und immer flog das Laub wieder fort, als ſchiene es ſich gegen das Verfaulen in der Ruhe am Boden zu wehren; man merkte kaum den Wind, der die Blätter dahinjagte, die doch endlich an den Rainen und zwiſchen den Stoppeln der Felder liegen bleiben mußten. Die Lerche in den Lüften war längſt verſtummt, hier und dort erhob ſich noch eine und zwitſcherte unruhig am kahlen Boden hin; ſie hatte das ruhige Verſteck noch nicht gefunden. Nur der Goldammer, den man das Heimchen des Baumes nennen kann, ließ ſeine melancholiſch langgezogenen wenigen Töne vom kahlen Aſt vernehmen. Die Sperlinge ſchoſſen luſtig zwitſchernd ſchaarenweiſe hin und her.

Vom Berge her ſchallte Glockengeläute der weidenden Kühe und Geſang der Hirtenknaben. Iſt das nicht wie Grabgeläute und Grabgeſang des ſterbenden Sommers?

Die höher ſteigende Sonne ſchickte mächtige Strahlen in den Nebel, er qualmte auf und zerriß in Wolken; auch im Geiſte Eugens leuchtete es auf: und dennoch, trotz aller Verzerrung muß im Volk allein uns Rettung werden, hier kann noch eine erkannte Wahrheit die entſprechende That erzeugen. Die da drüben, die Vornehmen, wollen nur geiſtreich ſein, eine neue Habſucht, ſich verfeinern, um noch mehr genießen, noch mehr ſpielen zu können. Ein Heiland ſelber, wenn er unter ſie träte, ſie würden nur eine intereſſante Erſcheinung in ihm finden, aber den Schwärmer belächeln, der ihnen zumuthet, das Joch der Niederträchtigkeit und der falſchen Genußſucht abzuſchütteln. Sie wiſſen Alles und wollen Nichts. Die rauhe Hand folgt noch getreulich der Erkenntniß. Es gilt die wahre Selbſtehre zu gründen und Lüge und Unnatur ſind beſiegt.

Freudigen Schrittes ging Eugen dahin und ohne es gewollt zu haben, ſtand er jetzt bei dem ſingenden Hirtenknaben, der ihn nicht bemerkte, da er neben ſich liegende Hanfſtauden von den Engerlingen ſäuberte und ſich aus den gewonnenen Fäden eine Peitſchenſchnur flocht. Es war Niemand anders als der Sanscülotte. Nach dem erſten Schreck ward der tückiſche Burſch ungemein zutraulich und offenherzig. Hier bei ſeiner Heerde fühlte ſich der Burſch ganz in ſeiner Selbſtherrlichkeit; Munterkeit und muthwillige Friſche ſprang aus allen ſeinen Reden hervor. Er rannte ab und zu, um ſeine drei Kühe und zwei Ziegen — von denen er die eine Rufele hieß, weil ſie der Zigeunerin gehörte — zuſammen zu halten, ſtellte ſich aber immer raſch wieder bei dem Lehrer ein und antwortete behend auf Alles. Er erzählte, daß er noch eine Kuhkalbin habe, die zum Volksfeſt ſei, um den Preis zu gewinnen, und wenn Eugen ſich eine Ziege anſchaffe, wie der alte Lehrer, wolle er ſie ihm hüten. Als Eugen die Peitſche mit dem aus ſechs Weidengerten geflochtenen Stiele aufnahm und damit tapfer knallte, nickte ihm der Burſche beifällig zu und wollte ihm die Peitſche ſchenken. Eugen dankte und als er fragte, woher er den Hanf zu der zweiten Peitſche habe, ſagte der Burſche halb verlegen, ſo viel dürfe man ſich von jeder Spreite nehmen; er war ganz verwundert, wie der Lehrer ſtatt zu tadeln ihn lobte, daß er das offen geſtand. Als Eugen ſchon das Thal hinab war, rief ihm der Sanscülotte nach, er gebe die neue Peitſche des Rainbauern Karle, dann habe er ſeinen Hanf wieder.

Eugen war ganz glücklich, daß er dieſen hartſchlägigen Burſchen ſo gewonnen hatte und er mußte viel darüber denken, wie ſchwer es iſt, in der Schule das innere Leben der Kinder zu faſſen; man müßte ihnen nachgehen können in all ihrem Thun und inmitten der Arbeit gelegentlich die Erkenntniß wecken. Weit, weit hinaus lag das Ideal: daß einſt die Schule ſich wieder auflöſe und weſentlich jeder Vater im Thun und Denken Lehrer ſeiner Kinder ſei. . .

Von ſeinen Morgengängen brachte Eugen ſtets ein friſches Auge und einen Athem der Feldluft in die Schulſtube. Die Nebel ſtanden jetzt oft tagelang auf den bewaldeten Anhöhen und wenn ſie wichen, zeigte ſich wie das Laub immer falber geworden. In Eugen aber war's wie ſproſſender Frühling. Er widmete ſich freudig ſeinem Beruf, er vergaß die ganze Welt draußen und erſchien ſich oft wie ein Einſiedler, der ein umhegtes kleines Ackerland bebaut, grabend, ſäend, erntend, nichts wollend von der weiten Welt draußen. Dazu kam jetzt eine Beſcheidenheit und Demuth über ihn, indem er bei den Vorbereitungen die Lücken ſeines Wiſſens gewahr wurde und beim Ueberſchauen des Gelehrten erkannte, daß er manchen Gedanken in ſich und vor den Kindern noch nicht zur vollen Durchſichtigkeit und Beſtimmtheit herausgearbeitet hatte. Gideon Kronauer war erſtaunt, als er hierauf bezügliche Aeußerungen Eugens vernahm, die dieſer mit den Worten ſchloß: „Wer in der Waldirre taſtend den Weg zu ſeinen Füßen ſucht, der kann ſich nicht am freien Ausblick über die Landſchaft ergötzen; in ſolcher Erregtheit ſieht das ängſtlich forſchende Auge aber manche Gegenſtände der Nähe deutlicher in ihren Merkmalen, als je dem harmloſen Blick gelingen will.“

Vierzehntes Kapitel.

Eugen und Kronauer gelangten erſt durch den Vikar in die rechte Beziehung und alle Drei ſchienen Freude an einer Unterhaltung zu finden, die ſich über das Bereich der Kinder und Bauern erhob, wo alles Geſpräch doch vornehmlich in Beantwortung der geſtellten Fragen beſteht.

Die Drei gingen eines Tages nach einem Teiche Kronauers, den man eben abließ. Der Vikar klagte über die Engherzigkeit des Schultheißen und ſetzte hinzu:

„Die Reaction ſcheint uns in die platoniſche Republik zu verſetzen, wo nach Plato die Regierenden gezwungen werden müſſen, ihr Amt voll ſchwerer Verantwortlichkeit anzunehmen. Es ſcheint aber, daß ſich nur die bornirteſten zwingen laſſen. Das Volk will überhaupt ſeiner Idee nicht entſprechen.“

„Aus euren Hörſälen kommend,“ entgegnete Kronauer, „denkt ihr nur: was ſoll das Volk? Ihr ſagt nicht wie Carteſius: Ich denke, alſo bin Ich. Ihr ſagt: ich denke die Welt, darum iſt ſie und gerade ſo. Ihr wollt nur das finden, was ihr mitbringt. Der Naturforſcher nimmt aber die Dinge wie ſie ſind. Ihr ſolltet erforſchen: was iſt das Volk und was kann es demzufolge wollen. Dadurch würdet ihr nicht immer die Rechnung ohne den Wirth machen, und dieſer Wirth iſt der wirkliche Volksgeiſt. Die ſogenannten ſchönen brillanten Ideen in der Wiſſenſchaft ſind dasſelbe was die eitlen Menſchen in der Geſellſchaft, ſie wollen beide nur ſich geltend machen, ſich finden, ſich hören, ſtatt die Dinge zu erkennen wie ſie ſind und erſt daraus die Ideen erwachſen zu laſſen.“

„Ich danke Ihnen herzlich,“ ſagte Eugen zu Kronauer, „für dieſe Worte. Ja, man muß die Bodenbeſchaffenheit des Ackers unterſuchen, damit man weiß was man ihm zumuthen darf, in ihm liegt ſein Geſetz. Nur erlauben Sie mir noch hinzuzufügen, daß die ideale Wiſſenſchaft höhere Anforderungen ſtellen muß, und um ihnen gerecht zu werden, gilt es zu melioriren und neue Bedingungen zu ſchaffen. Erobern war der Feldruf der Römer, ſie wollten ſtets neues Land gewinnen; wir müſſen im nationalen Boden neue Urkräfte hervorrufen.“

Niemand iſt ſo unabhängig und ſelbſtherrlich, daß nicht begeiſterte Aufnahme ſeines Ausſpruches ein Wohlgefühl in ihm erzeugte, das ſich zum Wohlwollen für den Empfangenden ausdehnt. So erging es auch Kronauer. Nur als Eugen hinzuſetzte, daß er ſich ſtets bereit halte, die Wahrheit als Erlöſung in ſich einziehen zu laſſen, konnte er ſich eines Mißmuthes nicht erwehren. Alles Enthuſiaſtiſche, Ueberſchwengliche, war ihm von Natur widerſprechend.

Als ſie eben bei dem Teich angekommen waren, ſagte daher Kronauer mit etwas ſpöttiſcher Miene: er wolle kommenden Winter beim Froſte aus dieſem Sumpf Modererde, ein ſogenanntes Humuslager, herausſchürfen laſſen, „um damit neue Urkräfte für lettige Felder zu erobern.“

Eugen wollte nichts von dem Spott wiſſen, der auch in dieſen Worten lag, und Kronauer freute ſich ſehr, als er vernahm, wie unterrichtet Eugen in der Ackerbauchemie war; er hatte jetzt einen Gefährten für ſein kleines Laboratorium.

Wie glücklich war Eugen, daß er zwei Menſchen hatte, an denen ſich ſein Weſen ergänzen konnte und dieſe freudige Spannung ging naturgemäß auf ſeine Schulthätigkeit über, obgleich er hier viel Schweres zu überwinden hatte.

Der Sansculotte war nicht nur wieder rückfällig geworden, ſondern hatte auch eine große Zahl Gleichſtrebender. Noch mehr als früher von der wahrgenommenen Lüge ward Eugen jetzt erſchüttert, als er in mehreren Kindern das Laſter der Heuchelei entdeckte. Dieſes ſchlaue Verbergen des bewußten Unrechts, dieſer Mißbrauch der Unſchuldsmienen in einem Kinde — nun iſt das Herbſte erfahren. Das Tückiſche, jene unfaßbare Miſchung von Liſt und Dummheit, zeigte ſich in ſeiner ganzen Fratzenhaftigkeit. Der Sansculotte ſtand wieder voran; er hatte Eugen mit ſanften Formen zu täuſchen verſtanden und doch war er Urheber eines mühſam entdeckten wahren Verbrechens. Eugen waren ein Buch Schreibpapier und mehrere andere Kleinigkeiten abhanden gekommen; nur mit der größten

Mühe brachte er den Urheber heraus, der viele Mitwiſſer hatte. Eugen war über die Scheu vor rückhaltsloſer Angabe mehr erbittert als über die That ſelber. Er erkannte, wie ſich ſchon von der Schule aus eine ſittliche Auflöſung, eine Auflehnung und Diebeshehlerei gegen die Uebertretung des Geſetzes in den Gemüthern feſtwurzelt; das Angeben, „Petzen“ genannt, galt für höchſte Ehrloſigkeit. Wo ſoll da im größeren Leben jene Bürgertugend ſich ausbilden, die jeden Einzelnen zum freiwilligen Wächter der Geſetze macht?

Eugen ging in dieſen Tagen tiefbetrübt umher, Zorn und Wehmuth erfüllten ihn, daß der größte Theil unſrer Lebensarbeit in Abwehr des Widernatürlichen verbraucht wird und ſo wenig übrig bleibt, die freie Schönheit gedeihen zu machen.

Die Strenge, die Eugen ſtets hatte ahnen laſſen, ſtellte er nun in den Vordergrund; die Schule ſollte den Kindern ein Vorbild des Lebens und ſeiner unerbittlichen Nothwendigkeiten ſein.

Daneben widmete er ſich den Gemeindeangelegenheiten mit emſigem Eifer. Der Schultheiß hatte einen einzigen Gedanken in Garniſon, der hieß: nur nicht verganten! Manchmal änderte er auch die Parole und dann hieß ſie: nur nicht in den Donnerſtag. An dieſem Tag ſtand nämlich allwöchentlich das große Verzeichniß der in Gant gerathenen Familien in der Landeszeitung. Dieſe ökonomiſche Sterbeliſte fürchtete er vor Allem. Mit dieſem einzigen Gedanken ſuchte er den Haushalt der Gemeinde zu leiten und es gab viel Hin- und Herſchreiben zwiſchen ihm und dem drängenden

Bezirksamt. Der Einwand Eugens, den der Sonnenwirth unterſtützte, daß dadurch die Gemeinde in Creditloſigkeit verfalle, wußte er damit zu beſeitigen, daß wer einmal vergantet ſei, nie mehr aufkomme; man müſſe daher gelegenen freiwilligen Verkauf abwarten, dann bleibe ſtets Erkleckliches übrig, daß man ſich wieder aufkratteln könne. Eugen lud ſich viele Schreibereien auf, indem er in die Häuſer der gerichtlich Anhängigen ging und die Ordnung ihrer Angelegenheiten in die Hand nahm. Je tiefer er in alles hier Einſchlägige drang, um ſo mehr befeſtigte ſich in ihm die Zuverſicht, daß es ihm einſt gelingen werde, mit überſchauender Kraft Erſprießliches zu fördern.

Während er im Laboratorium mit Kronauer den Humus aus dem Teich chemiſch unterſuchte, ſprach er dies gegen Kronauer aus und dieſer beklagte, daß ſein Plan zu einer Grundcreditbank in den letzten Jahren nicht aufgekommen war. Er ſetzte Eugen weitläufig auseinander, daß der ehemalige feudale Grundverband ein Schutzmittel gegen Verarmung war und hiefür jetzt die Gemeinde eintreten müſſe, welcher doch am Ende der Arme zufällt; der Adel habe ſich durch ſeine Creditbanken vielfach den Beſitz geſichert und viel ehemals freies Bauerngut werde wieder Adels- und künftiges Lehngut; die kleinen Bauern aber ſind noch dermaßen in den Händen von Wucherern, daß Viele in Ueberſchuldung immer mehr in's Abweſen kommen und nothwendig dem Untergang verfallen.

Alles ließ ſich darnach an, Eugen ein lebendig angeregtes Leben zu bereiten und dennoch konnte er eine tieſe Schwermuth nicht los werden. Es war nicht ſowohl die Furcht vor dem Todesurtheil, das hatte er faſt ganz vergeſſen; er war ohne erſichtlichen Grund reizbar und ſchreckhaft. Er hatte ſich mit Begierde in das Getriebe des hieſigen Lebens geſtürzt und jetzt fand er kaum mehr Ruhe zum freien Aufathmen. Vom frühen Morgen an immer auf dem Poſten ſtehen, den unruhigen Geiſt ſo vieler Kinder beſchäftigen, lenken und bilden, dann als Armenadvokat heimgeſucht von Bittſtellern aller Art, dazu noch die Unruhe und Zweifelſucht in den Vorbereitungen zu ſeinem Beruf — es iſt leichter auf dem Scheiterhaufen verbrennen, als langſam in kleinen unſcheinbaren Thätigkeiten ſeine Lebenskraft verbrauchen. So rief er ſich zu und es bedurfte des ganzen Aufgebots ſeines feſten Vorſatzes, um nicht wankend zu werden.

Er ging öfters mit dem Vikar in des Kirchbauern Haus. Die hier herrſchende Scherzhaftigkeit that ihm wohl, und die Kirchbäuerin ſah ſeine Beſuche mit offenbarer Zufriedenheit.

Was ſonſt als Anmaßlichkeit hätte abgelehnt werden müſſen, nahm das zagende Herz jetzt als fürſorgende Güte auf. Die Kirchbäuerin wußte Alles, was Eugen that und ſie ermahnte ihn, beſonders rückſichtlich der Kinder: „Haltet Euch mehr an die kleinen, die größeren ſind ſchon einmal nichts nutz; man kann über die Raupen nur Meiſter werden, ſo lang ſie noch nicht ausgekrochen ſind, ſpäter nimmer.“ Sodann ermahnte ſie ihn, den Bachmüller nicht zu verabſäumen, den müſſe man an der Hand haben. Im ganzen Weſen der Kirchbäuerin lag etwas natürlich Herrſchendes und ſie wußte nicht anders, als daß ſich Niemand ihrer Gunſt entziehen dürfe.

In das Haus des Bachmüllers kam Eugen in der That jetzt nur ſelten. Dort fühlte er ſich ſtets in Regſamkeit verſetzt, hier aber wurde ein egoiſtiſches Ausruhen in ſich nicht nur gewährt, ſondern faſt gefordert. Eugen fand es in ſeiner jetzigen Gemüthsverfaſſung ſehr bequem, ſich nicht allzeit auf den Poſten gerufen zu ſehen, obgleich er ſich ſagen mußte, daß er beim Weggang aus der Bachmühle ſich ſtets beſſer und innerlich erquickt vorgekommen ſei.

Eines Morgens ſagte der Lipp, er habe nun genugſam kochen gelernt, heute ſei Jahrmarkt in R., Eugen möge ihm Geld geben, um das Küchengeräthe zu kaufen. Eugen ging ſogleich zum Sonnenwirth und um die Mißlichkeit ſeines Verlangens zu verdecken, bat er in ſcherzhaftem Ton um ein kleines Darlehn, indem er den Zweck angab. Der Sonnenwirth erklärte, daß man dafür kein baar Geld brauche; er brachte ſchnell allerlei Geſchirr zuſammen und ſagte, daß er das übrig habe und für den „Spottpreis von dreißig Gulden“ Eugen geben wolle. Dieſer lehnte entſchieden ab und ließ ſich auch nicht bewegen, irgend ein „Gebot zu thun.“

Der Sonnenwirth zog die Stirn zuſammen, bewegte mehrmals die geſchloſſenen Lippen als ſuchte er nach dem rechten Wort, endlich ſagte er, er habe wohl Geld, es ſei aber nicht ſein Brauch, den Leuten Geld zu geben, damit ſie ſich einen Bedienten halten können;

er verlange im Gegentheil die hundertfünfzig Gulden, die er dem Kaidl gegeben, zurück, er wolle dem verſchuldeten Kloſemichel einen Acker „aus freier Hand“ abkaufen, da ſei's beſſer angelegt. „Jucken und Borgen thut wohl, aber nicht lang,“ ſchloß er, rief ſeine Frau und ſagte ihr, daß der Lehrer ſich einen eignen Haushalt einrichte und daß ſie ſchon auf heut Mittag nicht mehr für ihn zu kochen brauche. Eugen ſtand ganz erſtarrt vor Zorn, er mußte an ſich halten, denn er überlegte wohl, daß er ſich nur einen ſchadenfrohen Feind mache.

Das konnte heute ein ſchlimmes Schulhalten werden, aber Eugen hatte Kraft genug ſich über dieſe Armſeligkeit hinwegzuſchwingen; es erſchien ihm als ein heitrer Probeverſuch, wie ſich Schule halten läßt, wenn man nicht weiß, ob man zu Mittag zu eſſen haben wird. Er lud ſich bei Lipp zu Gaſt und verzehrte mit ihm die Kartoffeln, die Lipp meiſterlich zu ſieden verſtand.

Es giebt Verlegenheiten, die dem innern Bewußtſein als ſo ungehörig erſcheinen, daß man mit übermüthiger Zuverſicht erwartet, ſie müßten ſich durch ein bereitwilliges Ereigniß ſchlichten, das nicht einmal unſern Zuruf abwarte. In dieſer Jugendlaune war Eugen am erſten Tag. Als aber Tage kamen und gingen und nichts ſich zeigte und als der Sonnenwirth durch ſeinen Franz ſagen ließ, der Lehrer möge das Verſprochene ſchicken, da fühlte Eugen was es heißt: unter einem erbärmlichen kleinen Geſchick zu leiden. Eugen merkte nicht, wie die Kinder jeden Morgen nach ſeinem Antlitz aufſchauten, als müßten ſie erkunden, was für Wetter heute ſei; es war ihm ſo ſchwer, jetzt erweckend auf ſie zu wirken. Was er ſonſt als kindliche Heiterkeit und jugendlichen Leichtſinn zu beſchwichtigen geneigt war, darüber konnte er jetzt in Jähzorn gerathen, und gewaltſam mußte er ſich von Uebereilungen und harten Strafen zurückhalten.

Des Rainbauern Karle, deſſen Trauung in Trenzlingen ſtattgefunden hatte, hielt Nachhochzeit im Dorf. Eugen wußte kaum davon, und als er auf dem Tanzboden war, neckte ihn der Huſchel über ſeine traurige Miene und Sabine ſah ihn verſtohlen und fragend an. Eugen empfand nur die eine Freude, daß dieſe Menſchen nach all den Stürmen und Drangſalen ſo jauchzend luſtig ſein mochten; er ſelber konnte nicht daran Theil nehmen. Man muß mitten im Taumel einer Bewegung ſtehen, die erhitzten Pulſe in ihr hüpfen laſſen, um den krauſen Lärm nicht unbegreiflich, ja ſogar erſchreckend zu finden; das ſagte ſich Eugen und er lachte faſt mit, als viele Burſchen und Mädchen die bucklige Tochter des Mäuerleswerner, mit der Niemand tanzte, in allerlei Weiſe neckten.

Eugen fühlte ſich ſtets ſchwer bedrückt. Um der Kinder willen ſchon mußte das ein Ende nehmen. Was Eugen ehedem belächelt hatte, geſchah jetzt, er ließ durch Lipp die ſilberne Doſe und die beiden Trauringe verpfänden; er mußte beſſere Nahrung haben, wenn er ſeinen Beruf erfüllen ſollte. Jetzt verſtand er die Klagen der Lehrer um auskömmliches Gehalt mehr als zur Genüge.

Fünfzehntes Kapitel.

Es hätte zu manchen Betrachtungen Veranlaſſung geben können, daß Eugen jetzt gemeinſchaftlich mit dem Reichskrüppel in des heiligen römiſchen Reichs Schlafſtube — wie ſie Kaidl genannt hatte — die mit den ſtenographiſchen Berichten der Paulskirche verklebten Wände mit grüner Farbe überpinſelte. Eugen dachte aber meiſt nur, wem er die Ehre einer Anleihe zukommen laſſe. Die Baronin erbot ſich da zuerſt, aber er fühlte, daß er hier nicht anklopfen konnte. Kronauer? Kaum hatte ſich zu ihm ein feſtes Verhältniß zu bilden begonnen, das durfte nicht in ein anderes verkehrt werden. Der Kirchbauer? Der würde ein Handgeld für den Eidam darin ſehen. Es bleibt Niemand als der Bachmüller; hat ja ſogar Kaidl von ihm geſagt, er hat eine harte Hand und ein weiches Herz. Dennoch verſchob Eugen dieſen Gang, bis er abermals von dem Sonnenwirth gemahnt wurde. So ward es Samſtag Abend bis er nach der Bachmühle ging; er wurde nicht eben freundlich empfangen und dem zagenden Herzen ſchien es faſt, als wüßte man ſein Begehr. Eugen bat, den Hausherrn einige Augenblicke allein ſprechen zu dürfen, die Frauen entfernten ſich raſch. Nicht mehr ſo heiter wie beim Sonnenwirth, ſondern niedergeſchlagenen Blickes brachte Eugen ſein Anliegen vor. Der Bachmüller rieb ſich die Hände, als ob ihn friere und ſchüttelte den Kopf verneinend; als er aber den traurigen Blick Eugens ſah, ſetzte er hinzu, daß er viel Gerſte gekauft und auch Geld zu der neuen Einrichtung der Mühle brauche, die der Bernhard von Trenzlingen dieſen Winter mache. Eugen gab ihm recht und ſuchte die unbefangenſte Miene zu gewinnen. Er blieb noch, als die Frauen wieder kamen, es galt ja, keine Verletztheit zu zeigen. Vittore mochte jedoch etwas in dem Angeſicht Eugens entdeckt haben, denn ſie ſagte:

„Herr Lehrer, jetzt ſind wir wett; Ihr habt meinen Unſchick bezahlt gemacht.“

„Wie ſo? Was hab' ich gethan?“

„Schwätz' nicht, ſei ſtill,“ rief der Vater.

„Man kann dir's anders auslegen,“ wehrte die Mutter.

„Davor fürcht' ich mich nicht,“ ſagte Vittore, „meinetwegen können des Kirchbauern ſagen was ſie wollen. Ich hab's Euch doch nicht vergeſſen, Herr Lehrer, daß Ihr an dem Lipp ſo brav ſeid. Das bleibt, wenn Ihr auch ſonſt einen Unſchick gemacht habt.“

„Was hab' ich denn gethan?“ fragte Eugen wieder.

„Laß doch ſein,“ rief Vater und Mutter wie aus Einem Munde.

„Ich glaub', daß man mit dem Lehrer glattweg reden kann,“ beharrte Vittore, „und er iſt hier fremd und es muß ihm am liebſten ſein, zu wiſſen, wie er mit den Menſchen dran iſt. Drum hat er ſich ja auch anpoppeln laſſen und hat im Gemeinderath für den Vigil gut geſprochen, er weiß nicht was für ein grundverdorbener Menſch das iſt und daß ihn die Kirchbäuerin nur uns zum Poſſen in Dienſt genommen hat.

Herr Lehrer! Es iſt nicht recht, daß Ihr Sonntags nicht zu uns kommen ſeid: wen man mitten in der Woche überlauft, den muß man auch in der Sonntagsruhe heimſuchen, und wir haben dieſen Sonntag gerade die erſten Erntekächle geſſen, und meine Mutter hat ſo gewiß auf Euch gerechnet, daß ſie Euch davon und auch ein Stückle Fleiſch vom Mittag aufgehoben hat."

Die Mutter ſchalt über dieſe Redſeligkeit und der Vater ging brummend die Stube auf und ab; Eugen aber dankte Vittore über dieſe „wahre Gutherzigkeit," die ihm einen Verſtoß ohne Hinterhalt vorrückte und ihn ſo in ein klares Verhältniß ſetzte. Als er hinzufügte, wie ſchön und echt das Leben wäre, wenn Alle wahrheitsgetreu ſich begegneten, rief Vittore in die Hände klatſchend:

„Seht ihr Mutter, wie ich recht hab'? Meine Mutter hat mich oft darüber ausgelacht, daß ich nicht gern zu einem Menſchen guten Morgen ſage, dem ich nicht von Herzen einen ächten guten Morgen wünſche. So oft man Einem begegnet, ſollte man's ihn merken laſſen, wie man zu ihm iſt."

Betroffen ſah Eugen auf Vittore. War das nicht, als ob er ſelbſt redete? Vittore aber ging raſch von den Allgemeinheiten ab, ſie bog mit der Hand ihre Naſe und ahmte täuſchend den „Falſchheitsgruß" der Kirchbäuerin nach. Vater und Mutter verwieſen ihr das ſtreng und als gerade die Zeitung vom Schloß kam, ließ ſich's Eugen nicht nehmen, dieſelbe heute vorzuleſen.

Als Eugen ſpät in der Nacht heimging, hatte er faſt vergeſſen, wie er mit ſeinem Anliegen abgewieſen war, ihn beſchäftigte nur der Gedanke an Vittore und wie das ſo offenbar ſeelengute Mädchen mit Luſt ſogleich auch den natürlichen Abſcheu vor allem Unwahren kundgab.

Am Morgen überkam Eugen der Schmerz über ſeine kleinliche Hülfloſigkeit mit doppelter Schwere; er blieb daheim und horchte hinaus auf jedes Geräuſch, gewiß kommt der Bachmüller und bietet jetzt von ſelbſt das Gewünſchte dar. Er kam aber nicht, ſondern immer ein Bittſteller nach dem andern, für den Eugen Gevatterbriefe und Gerichtsſchreibereien fertigen ſollte, und er mußte an ſich halten, um ſeine Leutſeligkeit zu bewahren; er ſollte Allen Alles ſein, und ihm wollte Niemand hülfreiche Hand bieten.

An dieſem hellen Sonntag blieb Eugen nach der Kirche in ſeiner Studierſtube, und doch konnte er es nicht erreichen, ſo oft er auch mit Dichtern und Philoſophen abwechſelte, ſich in ein Buch zu verſenken. Es will nicht gelingen, mitten unter Sorgen ſeinen Geiſt frei zu entfalten und weiter zu bilden.

Spät in der Nacht von dem Wächterruf erweckt, ſprachen ſich aus Eugens Herzen die Worte:

Um Mitternacht
Bin ich erwacht,
Und fragte mich ſtill und leiſe:

Du irrer Gaſt,
Wo fandſt du Raſt
Auf deiner wirren Reiſe?

In fremdem Haus,
In Nacht und Graus,
Lieg' ich hier gebettet in Leiden.

Und ſtürb' ich jetzt,
Keine Wange netzt
Eine Thräne um mein Verſcheiden.

Um Mitternacht
Bin ich erwacht,
Und weinte ſtill und leiſe...

Mit einem wehmüthigen Lächeln ſchrieb er dann dieſe Worte auf, hatte er ja dieſe Gewöhnung aus vergangenen Zeiten längſt abgethan geglaubt im thätigen Leben. Er wollte nichts mehr von Verfeinerung der Empfindung in ſich, Alles ſollte im lebendigen Wort hingegeben ſein den lebendigen Menſchen.

Mit Anſpannung all ſeiner Willenskraft mußte er ſich zum Schulhalten zwingen. Jedes kleine Geräuſch erſchreckte ihn, jede nicht raſche Folgſamkeit machte ihn unwillig. Eines Morgens mußte er ſich geſtehen, was er nicht bekennen wollte, er war krank — ein mächtiges Fieber hatte ihn erfaßt und hin und her wogten ſeine Gedanken und überſprangen alle Dämme, die der bewußte Wille ihnen geſetzt. Mit Schauder wurde er ſolches gewahr, daran hatte er nie gedacht, wie es werden ſolle, wenn er krank würde. In der Angſt, daß er im Fieber ſein ganzes verborgenes Leben verrathen könne, ſteigerte ſich daſſelbe nur noch mehr, und als der herbeigerufene Vikar kam, ſchickte er ſogleich nach dem Arzt, der täglich die Frau Kronauer beſuchte. Eugen wollte es nicht dulden, daß er krank ſei, aber er konnte nicht mehr wehren und bald verſank er in willenloſes Hinbrüten.

Lipp bewährte ſich als ſorglicher, allen Launen fügſamer Krankenwärter. Der Vikar hielt an Eugens Stelle regelmäßig Schule und Alles ſchien einen ruhigen Verlauf zu nehmen, als ein neues Ungefähr Eugen auf's Höchſte ſteigerte. Draußen hatte die fröhliche Weinleſe begonnen; Piſtolenſchüſſe knallten von den Bergen und in den Gaſſen, und von dieſen Tönen erweckt ſchrie Eugen nach ſeinem Pferd, nach ſeinen Waffen und kommandirte die Schlacht, ſchickte Adjutanten ab und antwortete auf Rapporte und ſchrie wieder laut auf, da er Kameraden neben ſich ſinken ſah. Ein andermal rief er: „Schlecht getroffen! Warum verbindet ihr mir die Augen? Sehen will ich den Tod, Achtung, Feuer!“

Bartelmä löste den Lipp ab in den Nachtwachen. Man redete im Dorf viel davon, daß der dicke Geißelmaier des Sonnenwirths ſo gut gegen den Lehrer ſei, und daß dieſer ſich von ihm beruhigen laſſe wie ein Kind von der Mutter.

Die Krankheit Eugens hatte noch außerdem eine ſeltſame Bewegung im Dorf erregt. Die Kirchbäuerin ſah ſich als erſte verpflichtet, die Pflege des kranken Lehrers zu überwachen; ſie ſelber konnte nicht vom Fleck und ihre Sabine ließ ſich durchaus nicht dazu bringen, in das Schulhaus zu gehen; ſie ſchickte daher ihren Mann mit allerlei Anerbietungen, die aber Bartelmä, der ſich das Hoheitsrecht im Hauſe angeeignet hatte, barſch abwies; gelinder lehnte er die Anerbietungen der Bachmüllerin ab und nahm nur von der Pfarrerin das Gewünſchte an. Beim Wachen in der Nacht entſchloß ſich Bartelmä zum Erſtenmal wieder, etwas Gedrucktes vorzunehmen; aber ſei es, daß ſein Auge oder ſein Geiſt widerſpenſtig war, er las keine drei Seiten und kartelte dann ganze Nächte mit Lipp.

Die Bachmüllerin und die Pfarrerin hielten ſich viel in der Nebenſtube bei Eugen, und dieſer rief einmal wie aus dem Traume aber mit ſo markerſchütterndem Ton, als wäre ihm das Herz geſprungen: „Mutter! Meine Mutter!“

Die Frauen kamen erſchreckt herein und ſahen wehmüthig auf den Kranken. Die Bachmüllerin fühlte ſich ſelber unwohl und Vittore ſtellte ſich freiwillig als ihr Vikar ein. Als einſt Eugen mehrmals nach Lipp rief und dieſer ſchlaftrunken ihn nicht hörte, ging Vittore in das Krankenzimmer und reichte dem mit der Zunge lechzenden Kranken einen Trunk.

„Du giebſt mir Thau,“ ſagte Eugen nachdem er getrunken und ſein Auge wurde größer. Er faßte die Hand Vittore's und ſagte: „Stephanie, leg' deine Hand auf meine Stirn.“ Vittore gehorchte, und als Eugen eingeſchlummert war, ſchlich ſie wieder weg.

Die Krankheit brach ſich jetzt.

In ſtillen Stunden ſchaute Eugen oft wehmüthig nach den aufgeſtellten Büchern; da drin ſind geſchloſſene Lichtreihen feſtgehalten, nicht zu faſſen von dem kranken Auge. Stundenlang konnte er ſich damit quälen, ſein ganzes Denkleben als ſpieleriſche Selbſtbetäubung zu betrachten und oft kam er ſich vor, wie von großer Reiſe zurückgekehrt, plötzlich wieder hineinverſetzt in ein faſt vergeſſenes Treiben, wo tauſend Fäden abgeriſſen ſind, die ſich nicht wollen weiter ſpinnen laſſen. In ſolcher Beklemmung rief er dann Lipp, daß er mit ihm ſpreche. Er mußte wiſſen, was er ſei.

Der Zuſtand Eugens beſſerte ſich, ſeine kräftige Natur erholte ſich bald wieder. Der Vikar und Kronauer leiſteten ihm abwechſelnd Geſellſchaft, und als Eugen die Theilnahme erfuhr, die man ihm in ſeiner Krankheit gewidmet, ſagte er ſchwerſeufzend: „Wenn nur die Menſchen den Geſunden ſo liebreich wären, wie den Kranken.“

Eine ſtille Schwermuth, ein Gefühl der Hülfloſigkeit war trotz alledem Eugen von ſeiner Krankheit zurückgeblieben; er ging faſt immer ſchweigend umher, er, der ſonſt für Jeden eine freundliche Anſprache hatte. Von ſeinen Fieberphantaſien war ihm nur die in Erinnerung geblieben, daß ihm ſeine Mutter gerufen habe, ſie lag im Dunkeln, er konnte ſie nicht ſehen, aber ihre Hand leuchtete, ſie hatte die Arme nach ihm ausgeſtreckt. Die tiefe Trauer um den heißeſten Wunſch ſeiner Seele erneute ſich in ihm.

O wenn die Mutter wüßte, wie ihr Kind ſo verlaſſen war und noch immer iſt . . .

Als Eugen wieder zum Erſtenmal Schule halten konnte, führte ihn der Pfarrer, der indeß angekommen war, feierlich bei den Schülern ein. Er ſchien die ganzen vergangenen Wochen als nicht vorhanden zu betrachten, die Schule, dieſe „Tochter der Kirche,“

erhielt erſt von ihrer Mutter die Weihe des Daſeins. Der Pfarrer war überaus freundlich gegen Eugen und wiederholte mehrmals, daß er in der Hauptſtadt viel „Vortheilhaftes“ von ihm gehört, beſonders von ſeiner Gönnerin, der Stiftsdame Theoroſa von Schüttenhelm, die nächſtes Frühjahr zum Beſuch hieher kommen werde.

Sechzehntes Kapitel.

Es giebt Menſchen, deren Gedenken uns anmuthet, als faßten wir eine getreue biedere Hand. So war's Eugen, als er Deegers gedachte, er wußte zuverſichtlich, daß dieſer Rath ſchaffen würde. Der Sonnenwirth mahnte zwar nicht mehr, das durfte aber nicht abgewartet werden.

Was Eugen damals beim Abſchied von Deeger nicht glauben wollte, hatte ſich nun doch bewahrheitet; die Entfernungen auf dem Lande ſcheinen ſich zu vergrößern. Die beiden Freunde hatten ſich ſeit Monaten nicht wieder geſehen.

Bartelmä war voll fröhlicher Laune, als er von Eugen vernahm, daß er einen Beſuch in Röthhauſen machen wolle; er erzählte, daß er morgen Abend mit ſeiner Frachtfuhre auch durch Röthhauſen käme, und Eugen ſolle ihm vom Verlobungstiſch eine Flaſche Champagner als Signalrakete in das Lamm ſchicken.

Mit einem Urlaub von zwei Tagen, die ihm jetzt als eine endloſe Zeit erſchienen, beſtieg Eugen das

Pferd, das ihm Bartelmä verſchafft hatte. Aller Augen ſchauten verwundert auf, wie der Lehrer ſo ſicher und keck davon ritt und den muthigen Hengſt tänzeln ließ. War es das Vollgefühl der Wiedergeneſung oder ſein erhöhter Standpunkt? Eugen erſchienen die Häuſer, die Menſchen viel hellfarbiger und heiterer, als er ſo dahin ritt und rechts und links grüßte, bald dankte, bald durch ſeinen zuvorkommenden Gruß zu einem ſolchen herausforderte. Vor des Kirchbauern Haus ließ er das Pferd mehrmals ſteigen, und mußte in ſich hineinlächeln, daß er dem Erlenmooſer Salon die entſprechende Cavaliershuldigung brachte. Die Kirchbäuerin nickte ihm freundlich zu und der Huſchel, der hinter der Sabine zum Fenſter herausſah, ſagte: „Das ſchwarze Sturmband um das Kinn ſteht ihm doch prächtig und er iſt in ſeiner Krankheit noch viel ſchöner geworden, meinſt nicht auch Sabine? Ich lauf' ſchnell hinten durch die Gaſſ', ich muß ſehen, was er bei der Mühle macht.“ Bei der Mühle war aber Niemand zu ſehen und zu hören, die Müllersleute waren Alle im Nebengebäude, wo der Bernhard von Trenzlingen ein neues Werk ſchuf; beſonders Vittore war ganz glücklich, ſich nun einmal den Mechanismus der Mühle genau erklären zu laſſen, ſie war von Jugend auf daran gewöhnt, und kannte ihn doch nicht vollkommen. Der Mühlendoktor Bernhard war nicht karg mit Erklärungen und die Eltern ſahen dieſe natürliche Beziehung als glückliche Verheißung an; ſie winkten ſich eben mit den Augen zu, als Vittore ſo nah bei Bernhard ſtand, der ihr gerade eine Zeichnung erklärte. Da trat Eugen ein, der ſein Pferd an dem Hauſe angebunden hatte. Er ſagte, er müſſe ſich zuerſt denen in Fröhlichkeit zeigen, die ihn ſo treulich gepflegt. Als er berichtete, daß er im Begriff ſei, nach Röthhauſen zu reiten, um dort einen Freund zu beſuchen, war das Auge Vittore's ſtreng auf ihn gerichtet, dann ſenkte ſie den Blick zur Erde. Der Mühlendoktor war ein ſtattlicher junger Mann von überaus kräftiger Geſtalt mit einem ſtraffen Antlitz, deſſen unterer Theil von den Augen an braun ausſah, während die Stirn blendend weiß war. Eugen bewillkommte ihn herzlich. Als er davon ritt, ſchaute ihm Niemand nach als der verborgene Huſchel.

Es winterte bereits ſtark, eine dünne Schneedecke lag auf der gefrornen Erde, aber die Sonne blickte ſo hell vom blauen Himmel, und überall glitzerte und blinkte es; die Bäume an der Straße breiteten die Zweige voll glänzenden Geſchmeides ſo ruhig und unbewegt, als hielten ſie ſtille an ſich und freuten ſich ihrer Pracht. Der ſchwarze Tannenwald auf der Berghöhe ſchnitt ſich ſcharf ab von dem weißen Grund. Der Braune griff ſo tapfer aus, als wäre er ſtolz auf ſeinen ſichern Herrſcher und Eugen war es ſo wohl zu Muthe, daß er gern in die Welt hineingeſungen hätte, wo Alles ſchwieg und nur bisweilen ein Rabe krächzte. Den ſchwarzen Geſellen ärgerte wohl das weißglänzende Gewand der Erde.

Ein Eisvogel mit ſeinem blauſchimmernden Gefieder ſtand auf einem Felſen am zugefrornen Bach und wendete den langſchnabeligen Kopf nach dem Reiter.

Jetzt wechſelte ein Rehbock über den Weg, die Jagdluſt wachte wieder auf, es tönte lockender Waldhornklang und rief zur Jagd. Eugen ritt raſch dahin und ihm war's in der Seele, als ritte er einem verborgenen Glück entgegen. Er forſchte dieſer gehobenen Stimmung nach und fand zu ihrer Begründung nichts, als die Reiterluſt und das Vollgefühl der Geneſung. Er lehnte es ſtill ab, daß das Wiederſehen Stephanie's mitwirke, ja er gelobte ſich, ihr auszuweichen.

Wie er ſo dahinritt und die ſchnellfüßige Kraft des Pferdes ſein eigen machte, überkam ihn etwas von der Luſt nach ausgebreitetem Beſitz; über ſolchen ſchalten und herrſchen, das heißt das eigene Selbſt mit neuen Mächten ausrüſten, tauſendfaches Leben gewinnen. Und jetzt, welch armſelige Noth bedrückt dein ganzes Weſen!

Eugen jagte noch ſchneller dahin, als fliehe er vor den Einflüſterungen des Verſuchers. Auf der Anhöhe vor Röthhauſen begegnete ihm der Metzgerburſche, der in einem Bernerwäglein ſaß; ſie hielten Beide eine Weile die dampfenden Roſſe an und Eugen wußte nicht, war's Spott oder Ernſt, als er den Dank für ſeine Verwendung beim Schäufler-David vernahm.

Er ritt raſch fürbaß. Der Lammwirth in Röthhauſen hieß den Gaſtfreund hoch willkommen. Als dieſer aber nach Deeger fragte, erfuhr er, daß groß Leid in deſſen Hauſe ſei; die Mutter ſei gefährlich krank und „es wäre doch geſcheiter, wenn der Alte, der hier unten nichts mehr zu thun hat, in den Himmel käme.“

Es gehört zu den ſchmerzlichſten Empfindungen, einen Freund, den man jubelnd an die Bruſt drücken wollte, unverſehens gramgebeugt zu treffen. Wie an dem aus freier Luft in die Krankenſtube Tretenden ein friſcher Feldathem haftet, ſo wird es dem freudig geſpannten Herzen ſchwer, plötzlich Gram und Mitleid in ſich aufzunehmen. Nur wenige Augenblicke war Eugen von dieſem peinlichen Gegenſatz beherrſcht. Deeger war gerührt von der innigen Theilnahme Eugens, aber er konnte doch nicht umhin, die Ueberſchwänglichkeit zu dämpfen, da Eugen äußerte: er würde ſein halbes Leben darum geben, wenn es ihm vergönnt wäre, auch nur ſeine kranke Mutter zu pflegen. Deeger war gefaßt und ruhig. Eugen wollte ſein Anliegen gar nicht vorbringen, aber der Freund zwang ihn dazu und Eugen erzählte, wie er in dieſe Verlegenheit gekommen. Deeger konnte ein gewiſſes Meiſtern nicht laſſen, er ſchalt Eugen über ſeinen Leichtſinn, der ihm unnöthige Sorgen aufgebürdet habe. Eugen ward unwillig, er hatte ja ſchon genug gelitten, wozu noch dieſe Strafpredigt? Deeger nahm Papier und Bleiſtift indem er ſagte:

„Berichte Alles, was du ſonſt ſchuldig biſt; kein Flickwerk, ganz geſund und frei mußt du dich machen.“

Als Eugen entgegnete, daß er ſonſt keine Schulden habe, wurde hin und her überlegt, wie zu helfen; Deeger war einverſtanden, daß nur im äußerſten Fall, wenn auch, was er nicht glaube, Kronauer verſage, man ſich an die Baronin wende.

„Verſuch's beim Lehnert,“ ſchloß er, „der könnte dir helfen und dann muß dir Schnörkel dein zweites Klavier abkaufen, der hat baar Geld. Mach' dich um jeden Preis frei. Nichts iſt jämmerlicher, als ſich mit einer drückenden Laſt wie mit einer Kränklichkeit hinſchleppen; das Meſſer her! Hungerkur her! nur heile dich ganz.“

In dieſem reſoluten Aufräumen und Abthun aller ſchlaffen Hängerei war Deeger völlig in ſeinem Element und Eugen fühlte jetzt leibhaftig die kräftige Freundeshand; ja noch mehr, wie der Anblick eines ſich in feſter Haltung bewegenden Menſchen den Nachläſſigen ſtraff aufrichtet, ſo fühlte ſich Eugen erkräftigt.

Im Hauſe Lehnerts war große Freude über die Ankunft Eugens; der Engelbert hatte ihn ſchon beim Lamm geſehen und zu Hauſe die Botſchaft verkündet. Deeger hatte es übernommen, den Lehnert zu beſtimmen und dieſer fand ſich wider Erwarten willfährig, als „Bürge und Selbſtzähler“ zu unterſchreiben, wenn der Lammwirth das Geld gebe. Auch dieſen übernahm Deeger und kam bald mit dem überraſchenden Jawort. Er verkündete jedoch Eugen, daß der Lammwirth ſich nur aus der Rückſicht zu der Anleihe verſtanden habe, daß nun die Heirath ſeines Bruders mit des Schäufler-Davids Marie eifriger betrieben werde. „Ich glaube aber auch,“ ſetzte er hinzu, „daß der Lammwirth dich für einen Nebenbuhler hält und dich dadurch beſeitigt glaubt.“

Eugen lächelte über die ſeltſamen Verſchlingungen, die das Leben knüpft.

Voll Freude ritt er nun hinüber zu Schnörkel, von dem er auch das Verſprechen erhielt, daß er auf dem

Weg zur nächſten Conferenz nach Erlenmoos kommen und ſich eines der Klaviere auswählen wolle.

Deeger war ganz glücklich, daß er dem Freund ſo hatte beiſtehen können und dieſer konnte nicht umhin, ihn an's Herz drückend auszurufen:

„Das heißt gelebt! Solch eine Stunde, in der man ein thätiges Freundesherz an ſich ſchließt, macht das Leben wieder werth, man freut ſich des Daſeins. Könnte ich dir nur durch eine ſchöne That beweiſen, wie glücklich du mich machſt, mit dir ſelbſt und damit, daß ich dich habe."

Deeger nickte ſtill ohne eine Hand zu reichen oder durch irgend ein anderes Zeichen zu erwidern.

„Man hört immer und immer, daß die Frauenliebe das höchſte Glück ſei," ſagte Eugen, als er mit Deeger beim Wein beiſammen ſaß, „ich glaube, daß die Alten recht hatten, die Freundſchaft höher zu ſtellen; ſie iſt die reine Männertugend eines thätigen Volkes. Wir haben keine ſo ſchönen Thaten mehr wie die Alten und doch ſind die leitenden Gedanken bei uns nicht minder ſchön; unſere Furien ſind jetzt nichts als dumme Geldſchulden, unſer befreiender Tempel eine Discontobank. Stoß an Pylades! Nur in Glaubensdingen ſind wir verſchieden wie Oreſt und Pylades im Todeskampf. Cetera par concors et sine lite fuit ſagt Ovid."

Die Gläſer klangen hell.

Siebzehntes Kapitel.

Mit einem eigenthümlichen Behagen der Unabhängigkeit ging Eugen andern Tages nach dem Schloß, um die Baronin Stephanie zu beſuchen; er hatte ſich von ihr ſchon abhängig geſehen und fühlte ſich jetzt um ſo freier. Er wurde in den Mittelſaal geführt und ſollte ſie hier erwarten. Schon dieſes Warten verſetzte Eugen in eine andere Welt, von der er ſich auch äußerlich umgeben ſah: dieſe Hängeampeln mit Schlinggewächſen, dieſe Statuetten und Albums waren ihm jetzt ſo fremd; auffallend waren noch mehrere zierlich gearbeitete Staffeleien mit angefangenen und halbvollendeten Landſchaftsbildern; am Fenſter ſtand ein kunſtreich gearbeitetes Spinnrad vor einem einarmigen Stuhl. Stephanie trat ein und empfing Eugen mit Herzlichkeit; die aufrichtige Theilnahme, die ſie über das abgehärmte Ausſehen Eugens äußerte, machte dieſen die Augen niederſchlagen, da ſie ihm beide Hände entgegenſtreckte und ihn fragte, was ihm fehle. Als Eugen jetzt den Blick erhob und zum Erſtenmal in dem großen Spiegel ſeine ganze Geſtalt ſah, war er betroffen über ſeine eigene Erſcheinung. In dem ſüßduftenden teppichbelegten Zimmer, das von hellem Kaminfeuer durchwärmt wurde, ward Eugen raſch wieder in den zauberiſchen Bannkreis Stephanie's verſetzt.

„Es iſt ſo ſchön," ſagte er, als er mit Stephanie an der freien Gluth ſaß, „es iſt ſo anmuthend, daß die Kultur das urſprünglich naiv Dageweſene verſchönert wieder aufnimmt."

„Was meinen Sie?"

„Das freie Herdfeuer des Anfangs iſt hier wieder da. Wie lieblich iſt's, die lebendige Flamme vor ſich zu ſehen, ſtatt die abſtracte Wärme aus dem verſchloſſenen Ofen zu haben."

„Das Kamin würde mir aber nicht genug Wärme geben, der Ofen iſt auch geheizt; es geht nicht anders bei unſerm Klima."

„Darum kann man unſerm Volk auch nicht das Doppelte zumuthen. Ich komme eben aus der dumpfen Stube Lehnerts. Sie waren dieſen Winter noch nicht dort?"

„Nein, das Volk iſt im Winter abſcheulich. Die Raupe iſt nur ſchön, wenn ſie Schmetterling geworden. Ich wollte den Engelbert unterrichten, ich ließ es aber wieder; ich kann mir's eigentlich nur denken, daß es eine Luſt iſt, geniale Kinder zu unterrichten."

„Es fragt ſich nicht um Luſt, ſondern um Pflicht; es liegt gerade in der beſondern Aufgabe unſeres Berufes —"

„Ihres Berufes?" unterbrach Stephanie, „Sie haben einen ganz andern. Sie ſollten mit dem elektromagnetiſchen Telegraphen über die Welt hinſprechen und mühen ſich ab, Taubſtummen Zeichen des Verſtändniſſes beizubringen. Das paßt nicht für Sie. Sie könnten mir einen großen Gefallen erweiſen," ſchloß ſie plötzlich aufſtehend, als ſchnellte ſie eine Botſchaft in die Höhe. „Wollen Sie? Verſprechen Sie mir. Geben Sie mir carte blanche."

„Was ſoll ich thun?"

„Sie bleiben heut' Mittag bei mir zu Tiſch."

„Und das iſt Alles?"

„Nein, Sie müſſen mir erlauben, Sie unter fremdem Namen vorzuſtellen. Was ſehen Sie mich ſo ſtarr an? Was iſt Ihnen?"

„Unter welchem Namen?" fragte Eugen bebend.

„Unter welchem Sie wollen. Sie ſind Baron. Meinetwegen Baron Baumann, vom Rhein, aus Weſtphalen, aus Thüringen, woher Sie wollen."

„Und wozu ſoll dieſe Maskerade?"

„Zu nichts Schlimmem, au contraire. Ich habe heute mehrere Gäſte, es ſind Cabinetsſtücke darunter, die Ihnen amüſant ſein werden; Sie aber brauche ich für meinen Vetter Leo, einen Bruder unſers Erlenmooſer Kronauer. Leo verachtet hautement alle Beſtrebungen für's Volk und Sie ſollen mir helfen ihn bekehren."

„Danke für die Aufgabe. Aber warum wollten Sie mich nicht zu dieſem Zweck als ſimplen Lehrer vorſtellen?"

„O Einfalt der Weltweisheit," lachte Stephanie, „Sie kennen die ſogenannte Geſellſchaft noch nicht. Ich muß Sie daher als einen Sonderling ſchildern. Wüßte Leo, daß Sie Dorfſchullehrer ſind, würde er Sie kaum anhören; ſind Sie Baron, ah! iſt das ganz anders."

Eugen lächelte und Stephanie richtete ſich hoch auf, da ſie geſiegt zu haben glaubte, aber Eugen machte noch den Einwand:

„So leid es mir thut, ich kann Ihnen nicht willfahren. Vielleicht kann Deeger, wenn auch ſeine Mutter ſchwer krank, ja, nehmen Sie doch Deeger, der iſt ſtahlfeſt und viel mehr geeignet und berechtigt.“

„Nein, der iſt ein Igel, borſtelt und rollt ſich zuſammen, wenn ich ihn faſſen will und er iſt mir langweilig. Pudel, Turner und Fürchtegott Gellert, das ſind drei Dinge, die ich nicht leiden kann. Deeger würde auch nichts nützen, er iſt zu dürr und rauh, er und Gideon ſind nicht geeignet, nein, gar nicht; ihre Reden ſind wie engliſche Wieſen, lauter grünes Futtergras, keine Blumen. Sie, Sie allein ſind geeignet. Ich bitte, thun Sie mir den Gefallen. Ich übernehme jede Verantwortung.“

„Glauben Sie, daß Deeger, abgeſehen von alledem, Ihnen willfahren würde?“

„Nein, und darum ſollen Sie's. Was geht Sie Deeger an? Sind Sie an irgend eine Autorität gebunden? Gerade weil er's nicht thut, iſt es Ihre Sache; oder haben Sie Ihren Grundſatz vergeſſen, daß der frei iſt, der aus ſich nach ſeiner Individualität handelt?“

„Die Frauen ſind in der Regel perſönliche Feinde der Logik, mit der Ausnahme, wenn ſie ihnen convenirt,“ entgegnete Eugen, „ſie gehen mit durch alle Schlußfolgerungen und bleiben am Ende doch an ihrem Ausgangspunkt ſtehen. Nun denn, glauben Sie, daß Mauern von Poſaunenſtößen einſtürzen? und glauben Sie, daß ein Mann durch ein einziges Geſpräch bekehrt werden kann?“

„Nein, aber erſchüttert und das iſt ſchon viel, mein geehrter **Herr von Katechismus**. Sie ſind noch mehr Schulmeiſter geworden, ſeitdem Sie in Erlenmoos ſind.“

„Ich rathe dennoch zu Deeger, leider iſt er jetzt von Kummer und Noth heimgeſucht.“

„Und Sie wollen nicht für ihn bitten? Gut. Ich verſpreche Ihnen, wenn Sie mir willfahren, Deeger anonym eine beträchtliche Summe zu ſchicken, die ihm aus aller Noth hilft. Iſt es ritterlicher, für einen Freund auf der Menſur ſich einer Klinge, einer Kugel bloßſtellen, oder für ihn einen geiſtigen Wettſtreit ausfechten? Ich will Ihre Gefälligkeit damit nicht bezahlen, keineswegs, aber ich helfe Deeger doch nur, wenn Sie auch mir willfahren.“

Eugen ſaß eine Weile ſtill vor ſich niederſchauend, dann ſagte er wie im Selbſtgeſpräch:

„Darf ich mit meinen heiligſten Ueberzeugungen eine Komödie machen, ein Maskenſpiel aufführen? Nein, nein, das wäre laſterhaft.“

Stephanie warf ihr Lockenhaupt zurück: „Sie überſchreiten alle Grenzen. Sie machen mich ernſtlich böſe. Was iſt das für ein Wort? Muthe ich Ihnen etwas Derartiges zu?“ ſagte ſie, mit raſchen Schritten das Zimmer durchmeſſend. „Das iſt unerhört, unerhört,“ wiederholte ſie oft und biß die Lippen.

„Gut,“ entgegnete Eugen, „ſo nennen Sie es frivol oder gar pikant. Nicht wahr, das iſt geſellſchaftsfähige Sprachtoilette? Ich verwerfe aber abſichtlich die kuppleriſche Sprachweiſe, in der man Schlechtes mit annehmlichen Worten einſegnet. Sie ſelber verachten ja die ſogenannte Geſellſchaft, wo man einen Ehebruch liaison, einen Lüderjan roué oder blasé nennt, wo der betrügeriſche Heuchler ein intriguanter diplomatiſcher

Kopf getauft wird. Ich haſſe dieſe Art — ich weiß wohl, man darf in guter Geſellſchaft nicht ſprechen: ich haſſe, ſondern nur: das iſt mir odiös. — Ich aber verachte die Manier, in der man über das Verwerfliche einen beſchönigenden lüſternen Reiz wirft und den Geſtank der moraliſchen Fäulniß mit parfümirten Worten einbalſamirt. Darum iſt meine ganze Redeweiſe nicht geſellſchaftsfähig. Sie ſelber können nicht anders, und ſind mit Ihrem Streben nach Wahrhaftigkeit eine Einſiedlerin mitten in der Geſellſchaft; mich aber laſſen Sie weg aus der Welt, der all mein Denken und Thun nur lächerlich wäre ... Das iſt mein größter Triumph.“

„Sie brauchen keine Entſchuldigungen, Sie ſind ein echter Menſch!“ ſagte Stephanie zum großen Erſtaunen Eugens und legte ihre Hand auf ſeine Schulter, „Sie geben und ſind mir mehr als Sie nur ahnen können. Und jetzt willfahren Sie mir auch. Sie ſollen ja Ihre Ueberzeugungen ausſprechen, ganz wie ſie ſind, nur ſich eine wächſerne Naſe borgen, weiter nichts als einen Adelstitel. Oder ſind Sie auch einer der großartigen Freiſinnigen, die nur mit Gleichgeſtimmten verkehren wollen?“

Da Eugen noch immer zögerte, fuhr ſie fort und ihre Wangen glühten:

„Nicht wahr, um einen bornirten Bauern zu bekehren, maskirt ihr euern Geiſt und eure Denkweiſe in ſeine Sprache? Vor einem Mann von Welt tretet ihr aber zurück, weil ihr euch, die Hand auf's Herz, doch fürchtet. Gehet hin und prediget auf allen Gaſſen, ſteht geſchrieben; ja freilich, auf den Gaſſen predigen, das iſt leicht, da ſeid ihr Meiſter. Ihr müßt hinein in den Salon, könnt ihr dort triumphiren, dann erſt ſeid ihr Sieger."

„Es ſei," ſagte Eugen, aber nicht in Hoffnung auf Sieg; man engagirt auch einen Kampf, nur um dem Gegner Achtung vor dem Muth einzuflößen."

„Sie haben Ihren Muth bereits jetzt eben erprobt," entgegnete Stephanie freudig und reichte ihm abermals die Hand. „So ehrlich, ſo ohne dünkelhafte Galanterie hat noch nie ein Mann mit mir gerungen und" — ſie hielt inne und ſetzte ſtotternd hinzu — „es wird mich nichts mehr an Ihnen irren."

Eugen lächelte und eine gewiſſe übermüthige Kampfluſt reizte ihn, mit geſchloſſenem Viſir in die Schranken zu treten.

Stephanie machte ſich nun ſogleich daran, das Verſprochene für Deeger in eine Briefdecke zu legen. Eugen ſchrieb mit verſtellter Handſchrift die Adreſſe darauf und übernahm es, auf Umwegen die Sendung zu beſorgen.

Als Eugen zu Deeger in die Schule kam, war er zerſtreut, ihn bewegte doch ein gewiſſes Bangen vor dem heutigen Mittag; wie war dort eine andre Welt, ein andrer Menſch als hier; dazu konnte er eine gewiſſe Unruhe nicht verbergen, weil er eine anonyme Sendung an den Freund in der Taſche hatte. — Die eigenthümliche neue Lehrweiſe, in der Deeger die kleinen Kinder leſen und ſchreiben zugleich lehrte und ihnen Gegenſtand und Wort auf die Tafel zeichnete, dieſe wieder an die unmittelbare Anſchauung ſich anſchließende und alle Grundthätigkeiten zu gleicher Zeit anregende Methode, hätte die Aufmerkſamkeit Eugens zu jeder andern Zeit vollauf beſchäftigt, heute bemerkte er ſie nur oberflächlich und er hörte anfangs kaum, als ihn Deeger fragte:

„Haſt du nicht auch die ſchönſte Freude im Unterricht der jüngſten Kinder? Da offenbart ſich noch ihre eigene Welt, während die älteren meiſt das vom Lehrer Gehörte reproduziren. Es gehört leider zu den Ordonnanzen des grünen Tiſches, daß die Kinder im Frühling in die Schule eintreten müſſen, ſtatt im Herbſt, wo Feld und Wald ſie in die Stube weist.“

„Das erſte Frühlingsgrün,“ beſtätigte Eugen, „iſt am hellſaftigſten und man freut ſich, daß es doch wieder grünt und denkt nicht daran, wie es auch Unkraut wird.“

Deeger bemerkte wohl, daß die Baronin den Freund in Unruhe verſetzt haben mußte, aber bei aller Hülfebereitſchaft miſchte er ſich nicht leicht ungerufen in fremde Händel.

Eugen verabſchiedete ſich bei Deeger und beſtellte ſein Pferd nach dem Schloß.

Als er dort angekommen, hörte er bereits auf dem Hausflur das Durcheinanderreden und begrüßungspflichtige Lachen vieler Anweſenden. Die Baronin mußte angeordnet haben, daß ſeine Ankunft ihr beſonders gemeldet werde, denn der Bediente öffnete nicht, ſondern ſie kam raſch aus dem Saal, zog Eugen nach einem andern Zimmer und wollte ihm dort ein Ordensband in das Knopfloch heften. Eugen wehrte dieß entſchieden ab, Stephanie reichte ihm den Arm, die Flügelthüren öffneten ſich und Eugen wurde feuerroth, als ihn Stephanie der geſammten Geſellſchaft mit den Worten vorſtellte: „Mein Freund, Herr Baron Baumann aus Thüringen.“

Es konnte Eugen nicht entgehen, wie ſehr er ſchon Gegenſtand des Geſpräches geweſen ſein mußte. Welch ein Märchen hatte die Baronin über ihn ausgedichtet? Er verwünſchte jetzt doch ſeine nachgiebige Vermeſſenheit. Stephanie ließ ihm keine Zeit zu Grübeleien, ſie winkte einem ſtattlich ausſehenden jungen Mann mit blondem Schnurrbart und einer breiten Narbe durch die Mitte der rechten Wange, die ſeinem Antlitz etwas Schiefes gab; der junge Mann näherte ſich mit militäriſcher Haltung und Stephanie ſagte:

„Dieß, Herr Baron, iſt mein Vetter Leo, ausreißender Hauptmann der Küraſſiere, zukünftiger Cincinnatus.“ Sie betrachtete mit offenbarer Neugierde die beiden Männer. Eugen war breitſchulterig und doch ſchlank, ſein längliches Antlitz mit den feingeſchnittenen Zügen und dem auffallend kleinen Mund hatte etwas Elegiſches und doch wieder unvereinbar Kühnes, während das trotzige Angeſicht Leo's, die Art wie er den Kopf in den Nacken warf, die Augen wie zielend manchmal einkniff und ſein robuſtes Weſen überhaupt ſich raufluſtig und vornehm nachläſſig ausnahm. Er ſah aus, als wäre er im Feldlager eben vom Pferd geſtiegen und bereit, beim erſten Trompetenſchall wieder aufzuſitzen. Dazu knickte er beim Gehen wie es ſchien gefliſſentlich in die Kniee und ſchnellte ſich wieder empor, wodurch ſein ganzes Behaben etwas Selbſtbewußtes und ſich ſtets bereit Haltendes gewann. Schon die Art wie Leo bei der Verbeugung die ſporenklirrenden Ferſen aneinanderſchlug, hätte den Reiterhauptmann in ihm erkennen laſſen. Eugen faßte ſich ſchnell und begann zu Leo:

„Es iſt eine Freundlichkeit der gnädigen Frau, die ſteife Ceremonie der Vorſtellung durch einen Scherz in heitere Bewegung zu verſetzen.“

Die verdroſſenen Mienen Leo's verwandelten ſich in Lächeln. Stephanie miſchte ſich in die Geſellſchaft, überall anregend und belebend. Leo begann:

„Ich finde es auch, Sie ſehen auffallend dem Bild ähnlich, das wir von Lord Byron haben.“

„Ich danke für dieſe Freundlichkeit, aber ich möchte nicht Byron ähnlich ſein.“

„Warum?“

„Byron iſt Ergebniß und Urſache der geiſtigen engliſchen Krankheit, eines Uebels, das Wundenmale den Händen einprägt, die zu ausdauerndem Thun ſich regen ſollten. In der Sucht nach Aufregungen, in dieſem Sehnen in ödem Ueberdruß, im Weltſchmerz überhaupt ſteckt viel Weltfaullenzerei.“

Leo ſetzte mit vieler Gewandtheit den Dichterwerth Byrons auseinander, den Eugen gar nicht beſtritten hatte.

„Aeſthetiſirender Junker, Schöngeiſt der Garniſon,“ dachte Eugen vor ſich hin, als ihn Leo verließ. „Ihr verzeiht dem Lord ſeinen Freiheitsdrang, weil er abenteuerlich bunt und ſchließlich doch nur vornehmes Belieben, Emotionsſucht war, die keinerlei ausharrende Pflicht und Hingebung ſtatuirt. Wer ein echter Vertreter der höchſten Wahrheiten und ihrer Pflichten wäre, müßte von euch gehaßt ſein; das wäre ein Triumph, größer als der von eurer öden Vornehmigkeit goutirt zu werden. . .

Der Oheim Major, der heute in voller Galla war und zwei Orden auf der Bruſt trug, dankte Eugens Gruß nur mit ſtummer Verbeugung; er ſchien ihn offenbar zu vermeiden und dadurch ſeinen Unwillen und ſeine Nichtbetheiligung an dem loſen Streich ſeiner Nichte zu bekunden. Tante Bonboniere wagte es gar nicht zu Eugen aufzuſchauen, ſie ſchlug ſtets die Augen nieder, wenn ſein Blick ſie traf. Der Fragſamenhändler aber lächelte Eugen als vertraulich Eingeweihter zu, ohne jedoch weiter eine Bekanntſchaft mit ihm zu verrathen. Nur einmal raunte er im Vorüberſtreifen: „Daniel in der Löwengrube.“

„Die Löwen der Geſellſchaft ſind auch manierlich,“ erwiderte Eugen in gleichem Ton, und wie er jetzt durch den Saal ſchritt, ſuchte er den Humor ſeiner Lage mit friſchem Muthwillen zu erfaſſen.

Der Speiſeſaal öffnete ſich. Eugen erhielt am obern Ende des ovalen Tiſches den Platz zur Rechten Stephanie's, zu deren Linken Leo ſaß. Sie ſuchte die beiden Männer in allerlei Geſpräche zu verwickeln, aber es wollte nichts verfangen; denn Eugen hatte ſich vorgeſetzt, ſeine Ueberzeugungen nicht zur Feuerwerkerei verpuffen zu laſſen. Als Stephanie fragte, wie man in der Garniſon die Ablegung der deutſchen Farben aufgenommen habe, berichtete Leo lächelnd, wie die Soldaten jubelnd die „ſtudentenfarbigen“ Kokarden mit Füßen getreten hätten. Eugen ſchoß alles Blut zu Kopf, der Biſſen im Mund wurde ihm zu Wermuth, aber er ſchwieg.

Leo neckte die Baronin wegen ihrer „Deutſchthümelei.“

„Giebt es eine andere Nation, die für die nothwendige Liebe zu ſich ſelbſt einen ſolchen Spottnamen hat?“ fragte Eugen. Leo, der dieſe halbgemurmelten Worte nicht recht verſtanden, bat um deren Wiederholung; Eugen erſuchte ihn, ſich nicht unterbrechen zu laſſen und Leo forderte Stephanie auf ihm einen „deutſchnationalen Namen“ für ſeinen Grauſchimmel, ſein neues Reitpferd zu geben. Er ſchilderte das Thier mit ſeinen blaßrothen Nüſtern, der weißen Stirn und den weißen gleichgezeichneten Füßen als eine wahrhaft ätheriſche Erſcheinung, dem er den proviſoriſchen Namen Titania gegeben.

„Dieſe Menſchen alle“ mußte Eugen denken, „kennen die brennende Schmach des Vaterlandes und ſie converſiren, ſie ſcherzen und wohlleben, als wäre überall Friede und Ehre. O eine Sündfluth! um das ganze Geſchlecht zu vertilgen.“

Alle Bemühung Stephanie's Eugen zum Reden zu bringen, war vergebens, er fühlte, daß er jetzt nur Fluch und Wehe rufen könnte und die Baronin ſchien endlich ihr Vorhaben aufzugeben. Der Champagner perlte im Glas, Eugen hätte gern Vergeſſenheit getrunken.

Die Geſellſchaft, die bisher in Zwiegeſpräche zerfallen war, erhielt plötzlich einen gemeinſamen Gegenſtand lebhafter Verhandlung. Man ſprach von einem jungen Mann, der das große Loos in der Lotterie gewonnen und ſich in der Nachbarſchaft angekauft hatte.

„Themiſtokles," ſagte der Fragſamenhändler zu einem ſtattlichen Mann gewendet, „ließ bei einem Gutsverkaufe ausrufen, er habe einen guten Nachbar."

Der Angeredete dankte mit verbindlichem Lächeln.

Vor Allem fragte es ſich um die politiſche Geſinnung des Neulings. Der Fragſamenhändler berichtete mit vielem Behagen, daß er die Ehre habe, Herrn von Bleſch als männlich gereiften beſonnenen Mann zu kennen. Der Leumund des Fragſamenhändlers ſchien in dieſem Kreis nicht ohne Geltung. Eine rundliche kleine Frau bemerkte mit obligatem Lächeln, zu dem gar kein Grund erſichtlich war, daß ſie auch ſchon ſehr Vortheilhaftes von dem neuen Nachbar gehört habe. Eine große wohlbeleibte aber noch ſchöne Frau ſagte:

„Es hat für mich etwas Widriges, daß ein Menſch, weil er in der Lotterie gewonnen hat, nun ein Gutsherr iſt. Man ſollte eigentlich Boden und Bäume nicht für Geld kaufen können, ſo wenig man Menſchen kaufen kann. Es iſt ſchön, daß im bibliſchen Alterthum alles Erdreich Gott allein zum Eigenthümer hatte und nicht für immer verkauft werden konnte."

Es gab viel Scherz und Neckerei über dieſe Betrachtung, bis ein ſtattlicher Mann mit faſt kahlem Haupt aber vollem braunen Bart unter aufmerkſamem Zuhören Aller ſagte:

„Es iſt traurig, daß gerade ſo viele marode Gemüther oder ſchlaffe, ruheſüchtige, in die Landwirthſchaft flüchten, die doch die geſundeſte Spannkraft erfordert. Die Invaliden aller Berufsarten glauben noch Landwirthe werden zu können."

Auf dieſe Worte ſtrömten die Einzelbäche der Unterhaltung in ein rauſchendes Meer zuſammen. Eugen wollte überall hinhorchen, aber Stephanie fand dieſen Lärm gerade bequem, um ihm die Geſellſchaft zu ſchildern.

„Der Invalidenfeind, der eben ſprach," ſagte ſie, „das iſt ein Mann, an dem Sie Gefallen haben werden. Er hat nur den einen Fehler, daß er ſo horribel ſchnupft; ſehen Sie, wie er ſtets ſeinen Bart putzt wie eine Katze? Er und die ſchöne Blondine dort neben meinem Oheim, die theokratiſche Dame, die den Herrn von und auf Zion und Himmelsburg zum allgemeinen Gutsbeſitzer machen möchte, das ſind die einzigen Menſchen, die ich eigentlich lieb habe. Sie müſſen Herrn von Thurn näher kennen lernen. Er war vier Wochen Miniſter, zur Zeit als Madonna Germania die galloppirende Excellenz hatte; er iſt ein liberaler Ariſtokrat, aber grundehrlich, ſie, eine geborne Sabelsberg, eine Nichte meiner Tante, iſt eigentlich eine Pietiſtin, aber wahrhaft gut, von unbegrenztem Wohlwollen. Die runde Frau, die vorhin den neuen Nachbar lobte, von dem ſie ſo wenig weiß als wir, iſt das Geſpons Ihres Gegenüber; ſehen Sie, des Mannes mit dem Orden, der ſtets de rigueur gekleidet iſt und Nachts mit aufgewickelten Locken ſchläft; er ſtand in holländiſchen

Dienſten und hat ſich ein fabelhaftes Vermögen erworben, ſie haben fünf tanzende Töchter, von denen erſt eine ſich während der Mobiliſirung raſch mit einem Hauptmann verheirathete; man nennt dieß die mobile Ehe. Böſe Zungen nennen den Vater den Sklavenhändler. Dort das ſtets tadellos raſirte Fiſchgeſicht mit permanenter weißer Halsbinde und ohrenklemmendem Hemdkragen, das iſt der engliſirende Graf Kaudling, er ſchreibt ſich mit ow, master humbug genannt; die dritte Dame auf Ihrer Seite, die mit dem torniſterblonden Haar, iſt ſein wife. Das Ebenbild Gottes dort, der lange dürre Herr mit dem Stachelſchnurrbart, der eben ſo wohl gewichſt iſt wie ſeine borſtigen Augbrauen, das iſt der Herr von Interim, denn er ſagt ſeit zwanzig Jahren, daß er ſein Gut verkaufen wolle und thut es doch nie. Das decoltirte Gerippe dort mit den gelben Federn iſt ſein Ehegemahl. Ich glaube, wenn ſie zu dem eiſernen Vieh auf ſeinem Gut eingerechnet würde, er hätte ſchon längſt verkauft, à tout prix. Sehen Sie ſie an, ſollten Sie glauben, daß das eine Jeanne d'Arc des Abſolutismus iſt? Sie hat ſich keinen geringen Gegenſtand des Haſſes auserkoren. Noch vor einer Stunde ſagte ſie: man muß an der Gerechtigkeit Gottes zweifeln, ſo lange er die Peſtbeule der Welt, dieſes Amerika mit ſeinen Republiken beſtehen läßt. Iſt das nicht koloſſal? Der Herr von Interim hatte im Jahr 48 ſtark roth aufgelegt und weil er ſich vor ſeinen Bauern fürchtete, ließ er ſich als Gemeiner bei ihnen in die Bürgerwehr einreihen und ging ſtets in Blouſe und rother Halsbinde, jetzt iſt er Hochtory und behauptet, daß der Adel und nicht die Dummheit des deutſchen Volkes uns gerettet habe. Am amüſanteſten iſt der runde Herr dort neben meiner Tante, der mit dem ſatten Lächeln; ſieht der Herr von Traktätlein nicht aus wie gebackene Pommade, ſo glanzig ſchwammfettig? Er will mich ſtets bekehren, verſchenkt Miſſionsberichte unter das Volk, und führt die Religionsvirtuoſen auf ihren religiöſen Kunſtreiſen in den Dörfern umher. Helfen Sie mir doch, ihm einen beſſeren Namen geben.“

„Wer Sie ſo hörte,“ entgegnete Eugen, „könnte glauben, daß Sie die Mediſance lieben; Sie freuen ſich aber nur, pikant charakteriſiren zu können. Sie ſind beſſer als Sie ſich geben wollen.“

Stephanie lachte laut, dann ſcherzte ſie: „Bekennen Sie nur auch ehrlich: die Fehler der Menſchen dienen zum Amüſement, ihre Tugenden ſind meiſt langweilig.“

„Und langweilig ſein iſt das größte Laſter,“ gab Eugen zurück. Der Wein perlte, eine Sprühkette von Scherzen wand ſich zwiſchen Eugen und Stephanie hin und her, ſie ſchienen zu vergeſſen, daß noch außerdem Geſellſchaft im Saale ſei.

Tante Bonboniere erhob ſich und ließ die Stuhlfüße brummen; man ging nach dem Glashaus, um dort den Kaffee einzunehmen.

Achtzehntes Kapitel.

Eugen erfuhr jetzt erſt im Geſpräch mit Thurn und dem Herrn von Interim, daß Stephanie berichtet hatte, ſie ſei in Athen mit ihm zuſammengetroffen, wohin er eine wiſſenſchaftliche Reiſe gemacht habe. Er lenkte das Geſpräch raſch von den Erkundigungen nach den griechiſchen Zuſtänden ab und ſchaute hin und her, ob nicht bald Jemand die Geſellſchaft verlaſſe, dem er folgen könne. Hatte Stephanie ihn auch durch ihre Spöttereien und Scherze zerſtreut, er konnte doch eine Beklommenheit nicht los werden; er war jetzt froh, wie er ſicher glaubte, ſo leichten Kaufes aus der „Löwengrube“ fortzukommen.

Es war anders beſchieden.

Stephanie hatte ſich mit Leo in der Mitte des Glashauſes an dem Springbrunnen, der rings von Sitzen umgeben war, niedergelaſſen. Jetzt rief ſie Eugen und Herrn von Thurn mit lauter Stimme als Schiedsrichter zu ſich. Alles drängte ſich um den Springbrunnen und Stephanie begann:

„Sie ſollen entſcheiden. Mein Vetter Leo ſchilt mich ſentimental, weil ich geſagt habe: ich möchte die Wärme, die dieſe ausländiſchen Blumen und Pflanzen hier zum Wachsthum treibt, lieber einheimiſchen frierenden Menſchen gönnen.“

„Sie vergeſſen noch den weitern Zuſatz,“ fiel Leo ein, „Sie haben behauptet, daß alle unſere Wintergärtnerei widernatürlich, beleidigend, frevelhaft und verbrecheriſch ſei. Sie haben gegen dieſe Blumen den ganzen Criminalcodex erſchöpft. Die Blumen ſind ihre Freunde und Sie wiſſen, der Menſch kränkt am leichteſten ſeine Freunde."

„Nichts von Galanterie jetzt," rief Stephanie unwillig ihre Locken ſchüttelnd, „entſcheiden Sie, meine Herren."

Eugen ließ Thurn das Wort, der bedächtig entgegnete:

„Es iſt Brennmaterial genug in und über der Erde, ſo daß Niemand zu frieren braucht, und wir ſind wohl berechtigt fremde Culturpflanzen zu erhalten."

„Couſine Stephanie wird noch den Verſuch machen, im Winter die Atmoſphäre zu heizen," rief Leo und Alles lachte. Stephanie ſah wie hülfeſuchend auf Eugen, der nun begann:

„Wir wollen nicht die Luft heizen, ſondern einem Jeden zu ſo viel Nahrung und Kleidung verhelfen, geiſtig und leiblich, daß er perſönlich warm iſt in Wohlſtand und Bildung."

„Wir ſchweifen ab," unterbrach Leo, den das Wir in dem Eugen ſprach, zu ärgern ſchien, während Stephanie ihm freundlich dankend dafür zunickte.

„Ich bin nur Ihrer Fährte gefolgt," erwiderte Eugen gelaſſen. „Wenn ich mir erlauben darf, den Gedanken der gnädigen Frau zu erklären, ſo wollten Sie wohl ſagen, daß wir geiſtig und materiell zu viel Kunſtgärtnerei treiben, Kübelpflanzen hegen . . ."

Stephanie reichte ihm dankend die Hand und hieß ihn ſich niederſetzen, indem ſie ſagte:

„Sie haben mir ein brauchbares Wort gegeben. Kübelpflanzen! Das werde ich mir merken.“

Leo aber war nicht ſo ſchnell gewonnen, denn er begann wieder:

„Sie wollen alſo nichts gelten laſſen, was nicht heimiſch iſt —“

„Oder ſich heimiſch machen, das heißt in freier Natur gedeihen kann,“ ergänzte Eugen.

„Aha!“ lachte Leo, „jetzt verſteh' ich, alſo volksthümlich, breiteſte Baſis, allgemeine Blouſe —“ Stephanie verwies ihm dieſen Ton und er fuhr begütigend fort: „Ernſtlich, Sie werden doch nicht beſtreiten, daß in dieſer Blumenkultur eine höhere Kunſt liegt, etwas genial Berechtigtes. Und das wollen Sie alſo aufheben?“

„Wenn es exkluſiv und das Natürliche beeinträchtigend — allerdings. Es geht ein herzdurchbohrender Hülferuf durch die ganze jetzige Welt. Der Gott, der in der Menſchheit lebt, ruft: „Wo iſt dein Bruder Abel?“ Der verbrecheriſche und der nichtsthueriſche Egoismus ſagt noch immer mit ſeinem Erzvater Kain: „Bin ich der Hüter meines Bruders?“ Ja, das biſt du, das mußt du ſein. Die Gebildeten und die Bildung müſſen aus den künſtlichen Warmhäuſern heraus.“

„Alſo encanailliren wir uns Alle, kleiden wir uns in rationellen Kattun und befleißigen wir uns Alle, dieſelbe Handſchrift zu ſchreiben, und wer ein Lied ſingen will, muß menſchliche Nachtigallenſteuer zahlen,“ ſchnellte Leo dazwiſchen und ſchüttelte unwillig den

Kopf gegen die begütigende Stephanie. Eugen wendete ſich nicht an ihn, ſondern an Thurn:

„Der Culturgeiſt und die empfangende Natur müſſen ein geſundes Kind gewinnen. An Poeſie wird es nicht fehlen. Noch jede Mutter hat gelernt, mit ihrem Kinde ſpielen und ihm ſingen. Nur muß die Bildung ihren ſelbſtgefälligen Tand, ihr ſündhaftes Flittergeſchmeide ablegen, bevor die rauhe Hand der Noth die tombakenen Geiſteskronen abreißt und ſelbſt das Schöne zerſtört.“

„Sie ſind deliciös,“ rief Leo, „wirklich deliciös ſehr ehrenwerther Herr Baron. Sie geben uns zur Digeſtion eine Volksrede comme il faut. Thun wir unſere Pflicht als ſouveränes Volk und rufen hoch! hoch! und abermals hoch der edle Volksfreund!“

Eugen faßte krampfhaft nach ſeinem Herzen, ſeine Aufwallung verwandelte ſich aber in Schrecken, als jetzt unangemeldet Gideon von Kronauer eintrat. Gideon wußte nichts von der Mummerei und hätte ſich wohl auch nicht darauf eingelaſſen. Eugen ſah betroffen auf die erbleichende Stephanie und dieſe wollte eben in Furcht vor einer heftigen Scene zwiſchen Leo und Eugen, die beide gereizt waren, den Ankömmling in's Geheimniß ziehen und ihn beſchwören, nichts zu verrathen, als Gideon: „Willkommen Herr Baumann“ ſagte. Das Antlitz Stephanie's erheiterte ſich, ſie war jetzt ſicher, daß Alle denken mußten, Gideon nannte den Adelstitel nicht, weil er ſelber ſolchen abgelegt hatte. Schnell raunte ſie noch Eugen zu:

„Seien Sie um Gotteswillen nicht empfindlich, der

Freie iſt nicht empfindlich, echauffiren Sie ſich nicht, bewähren Sie ſich als Mann von Welt, der ſeine Verletztheit nur in gedeckten Malicen ausficht; qui se fâche a tort, ſagt das franzöſiſche Sprüchwort. Und noch eins möcht' ich Sie bitten: Sie gebrauchen Worte wie Sünde, Verbrechen und dergleichen im Geſpräch; damit ſtoßen Sie an. Das gehört auf die Kanzel, nicht auf den ebenen Boden, oder höchſtens in das Criminalgericht. Wenn Sie ſich mehr mäßigen, gewinnen Sie noch mehr Combattanten.“

Eugen beruhigte ſie und wollte ſich eben entfernen, als Leo, der ſich nur kurz mit ſeinem Bruder beſprochen hatte, ihn anhielt mit den herausfordernden Worten:

„Stand gehalten. Wir haben noch einen Strauß auszufechten. Hier in meinem Gideon haben Sie einen Sekundanten, er antichambrirt auch bisweilen bei dem Souverän, deſſen Zepter der Dreſchflegel iſt.“

„Was habt ihr?“ fragte Gideon.

„Der Herr Baron — es klang in ſchneller Rede faſt wie Herr Baumann — behauptet, daß man alle Centifolien verbannen und die Gänſeblümchen der Naivetät adoriren ſoll. Gehörſt du auch zu den Schönfärbern des ſogenannten Volkes, die uns in der ſogenannten Naivetät einen Tugendſpiegel vorhalten wollen?“

Eugen ſah verwundert drein und wollte eben gegen die Octroyirung einer ganz andern Verhandlung Einſprache erheben, als Gideon erwiderte:

„Ich kenne euer Geſpräch nicht, ſo viel aber kann ich ſagen, daß es grundfalſch und verkehrt iſt, wenn man, wie bisweilen geſchehen, die Bildung als das ſchlechthin Verwerfliche und die ſogenannte Naivetät als die allein ſeligmachende pries. Dieſer Irrthum ſtammt in letzter Inſtanz noch von Jean Jaques Rouſſeau her. Bei uns hat man vor dem Jahr 48 darauf hingewieſen, daß unter dem hausmachenen Bauernkittel auch alle Kraft und Schönheit des Menſchengemüthes lebt; das war gut und nöthig. Lächerlich aber iſt's, glauben zu machen, daß nur dort die wahre Menſchlichkeit ſei; frevleriſch war's, in der Revolution das Nichtwiſſen, die Rohheit oder meinetwegen die Naivetät als die Krone menſchlichen Daſeins zu preiſen."

„Du haſt alſo auch deine Erfahrungen vom Jahre 48?" frohlockte Leo.

„Ja, aber ſie werden dir nicht gefallen. Ich habe gefunden: unſer Adel iſt welk und innerlich verfault, unſer Bürgerthum iſt feig und unſer Volk roh und gemein."

Dieſe feſt und beſtimmt ausgeſprochenen Worte brachten eine mächtige Erſchütterung in den Verſammelten hervor, man hörte nichts als das Plätſchern des Springbrunnens.

„Du backſt derbes Landbrod," ſagte endlich Leo den Kopf zurückwerfend. Eugen aber fühlte einen Zuruf in den Worten Gideons, er dachte nicht mehr an ſeine gefährliche Stellung, er hatte ja in ſeinem ganzen jetzigen Leben keine andere, er drückte Gideon ſeine Beiſtimmung aus, indem er hinzufügte:

„Und darum kann und muß das Rohe gebildet, das Gemeine veredelt werden, in ihm liegt noch ſchöpferiſcher

Muth. Hier dürfen wir noch hoffen, daß ein Wiſſen zur That wird und nicht als bloßer Kitzel angeſehen und als vergängliche Zierrath geſucht wird. Die wilde Roſe wird noch zur Frucht, die gefüllte blüht nur. In unſerer gebildeten ſophalägerigen Welt ſtammt die Aufgeregtheit davon, daß die ſittliche Thatkraft im Mißverhältniß mit der intellectuellen Macht ſteht. Das wird im Volke nicht ſein. Die barhändigen Menſchen greifen noch feſt zu. Bildung und Kraft ſollen eins ſein, wie man im Alterthum dem Herkules und den Muſen auf Einem Altar opferte. Ich bin ganz mit Ihnen einverſtanden, Herr Kronauer, die meiſten Gebildeten geben um den Preis der Bildung ihr Naturell hin, und die das behalten bleiben roh; es gilt das Gleichgewicht herzuſtellen, uns vereinfachen und das Volk gebildet und ſittlich machen.“

„Das Volk ſittlich machen? Phraſe!“ lachte Leo. „Woher ſollen die beſſeren Stände ihre Ammen nehmen, wenn das Volk ſittlich iſt?“

„Ganz recht,“ erwiderte Eugen, „und man wird einer gebildeten Frau doch nicht zumuthen, daß ſie zuerſt ein Kind neun Monate ſelber tragen, dann ſelber gebären und endlich gar noch ſelber ſäugen ſoll.“

„Schon das,“ ſetzte Gideon hinzu, „daß die vornehmen Frauen ihre Kinder nicht mehr ſelber ſäugen können, zeigt, daß dieſe nervöſe klavierklimpernde Welt regenerirt werden muß.“

In der Geſellſchaft bekundete ſich eine Bewegung, die es anzeigte, daß das Beſprechen ſolcher natürlichen Zuſtände ungehörig erſchien, zumal da man ſie nicht in frivoler Weiſe beſprach. Manche ſtanden auf und wollten ſich zum Fortgehen anſchicken; Stephanie verſtand aber durch eine raſche Wendung dieſem zuvorzukommen, indem ſie ſagte:

„Mich freut es, lieber Gideon, daß du die Naivetät richtig taxirſt; ſie iſt doch nur ein Regenbogen, eine aus Contraſten entſtandene ſiebenfarbige Luftſpiegelung, ſtatt der Schöpfung eines Genies. Die Naivetät iſt nur eine Stunde, einen Tag oder höchſtens während einer Sommerfriſche anziehend; romantiſches Hüttchen am Berghang, drunten brauſender Waſſerſturz, droben rauſchender Wald — das iſt für den Maler, für den Fußwanderer intereſſant, drin in der Hütte iſt Schmutz und Blödſinn. Mit ſolchen Exiſtenzen zeitlebens liirt ſein, wie mein Herr Nachbar hier will, iſt Degradation. Und ich finde in dem ſogenannten Volk häufig nichts als brutale Bornirtheit, Undank und verſchmitzte Bosheit.“

„Liebe Couſine,“ ließ ſich jetzt Frau von Thurn unter der Aufmerkſamkeit Aller vernehmen, „es giebt ein Leben der Vernunft und ein Leben der Liebe; jene kann recht haben, aber ſie kann dieſe nicht überwinden. Beweiſe mir tauſendmal, daß die Menſchen ſchlecht ſind, ich glaube es nicht, ich liebe ſie und dieſe glaubende Liebe ſiegt. Ich bin oft betrogen und im Wohlthun mißbraucht worden, aber ich laſſe nicht ab von den Menſchen und die Liebe wird ſie beſiegen, gewiß, früher oder ſpäter. Mein Gott befiehlt mir: was du einem dieſer thuſt, das thuſt du mir — ich bleibe ſtark.“

„Was nennt man denn Volk?“ fragte Graf Kaudling.

„Sie haben die Definition in der Hand," erwiderte Stephanie, „Alles was den Kaffee aus den Untertaſſen trinkt heißt Volk."

Man lachte.

„Schon das," ſagte Thurn, „daß wir jetzt ſo viel über das Volk denken oder für dasſelbe denken iſt eine Errungenſchaft des Jahres 48."

„Errungenſchaft?" lachte Leo, „das Wort habt ihr alſo auch noch auf dem Lande wie eine alte Mode? Es kräht kein Hahn mehr nach all den Grundrechten und all eurem enthuſiaſtiſchen Gemächte von 48."

„Vielleicht aber einſt der rothe Hahn," ſagte Eugen leiſe zu Stephanie und Leo, der dieß dennoch gehört hatte, ſagte vorüberſtreiſend: „Machiavelli und Nante lehren einſtimmig: Bange machen gilt nicht." Dann fuhr er fort: „Was iſt der Reſt von der ganzen Märzromantik, von all den Putſchen, Revolutionen genannt? Ein neues Coſtümbild für die Reiterbude. Zu dem polniſchen Senſenmann der dreißiger Jahre kommt jetzt der Honved, der Czikos, der deutſche Freiſchärler mit rother Blouſe. Ich ſehe ſie ſchon Hollahup unter Straußiſchen Walzern auf bekreidetem Sattel Attitüden machen."

„Die deutſche Sprache hat die feſteſte Errungenſchaft, ſie hat das Wort Bummler," bekräftigte der Fragſamenhändler.

„Brav," rief Leo, „und mit der Volksbildung ſoll Alles zu cigarrenrauchenden Bummlern, zu politiſchen Dilettanten gemacht werden."

„Das wollen wir nicht," erwiderte Eugen, „wir wollen den ſtrergen Ernſt, eine Erziehung in Tugend zu Ausdauer und Gewiſſenhaftigkeit, zur Selbſtregierung im Individuellen wie im großen Ganzen. Den Wahlſpruch Benjamin Franklins: Tugend iſt der wahre Adel — den ſchreiben wir auf die Fahne der neuen Menſchheit.“

„Und die Excellenz wird zum allgemeinen Nationaleigenthum erklärt?“ ſpottete Leo, worauf Eugen entgegnete:

„Ja, unter der Fahne des Tugendadels ſoll ſich ein Volk von ſchönem Stolz und friſcher Bildung, ein Volk von Excellenzen ſammeln.“

„Sie wiſſen alſo noch nicht, daß die Nationalbank, auf die alle Idealiſten ihre Hoffnungsſparpfennige geſetzt haben, bankerutt gemacht hat?“

„Was meinen Sie?“ fragte Eugen und Leo frohlockte:

„Die große deutſche Nationalbank iſt die Schulbank, und die iſt bankerutt, ſag' ich Ihnen; Kapital und Zinſen ſind verloren und werden es ewig ſein. Was habt ihr nicht vor 48 von dieſem geſchulten Volk erwartet, und es iſt hirnlos geblieben und wird es ewig bleiben; es wechſelt nur die Herren, Despoten oder Demagogen. Seit einem halben Jahrhundert arbeiteten die pädagogiſchen Alchymiſten daran, den echten und wahren homunculus zu machen und als dieſer Sohn der Zeit endlich in's Freie kam, war es nichts als eine Phraſenblaſe, die in der Luft zerplatzte. Euer Volk konnte leſen, ja wohl, es war debandirt, es konnte das Evangelium der Plakate aufnehmen und dem

Beſitzer der ſtärkſten Lunge und des kräftigſten Bierbaſſes im Chor ein Hoch zurufen. Die Allmacht des Schulbakels hat der Welt nicht geholfen und wird es nie; der Corporalſtock des Gehorſams, der thut's."

Eugen fühlte ſich von dieſen Worten im Innerſten ergriffen. Leo ſchien ſich mit einem ſtummen Sieg nicht zu befriedigen, denn er fuhr fort:

„Wer in der Armee ſtand und ſo ſeine fünfzehn Jahre die fleur de la nation im Commando hatte, der weiß, wie zum Verzweifeln vernagelt unſer liebes Volk ſtets bleibt, trotz aller Schulen." Milder im Ton und während er ſo ſprach nickte ihm Stephanie freundlich zu, fuhr er fort: „Es iſt entſetzlich, wenn man alljährlich neue Rekruten bekommt, und man muß ihnen die einfachſte Frage ſiebenmal wiederholen und eine einfache Antwort ſie auswendig lehren wie Papagaien."

„Die Garniſon ſollte die Bildung der Volksſchule in den Männern vollenden," ſagte Eugen ſtockend.

„Sie ſprechen da eine Anſicht aus," verſetzte Leo, „die vor einigen Jahren ein Graf Falkenberg in der militäriſchen Zeitſchrift darlegte; er wollte die Exercirplätze zu Akademien machen."

Eugen erbebte und hielt ſich an einen Stuhl, der Nachtwandler auf gefahrvollem Wege war angerufen . . .

Frau von Thurn erlöſte ihn, indem ſie bemerkte:

„Ich habe ſchon oft darüber nachgedacht, ob ſich nicht etwas ausfindig machen ließe, das wie das Militärleben die jungen Männer, entſprechend auch die jungen Mädchen aus dem Volke pünktlich und degagirt machen könnte."

Man ſcherzte hin und her über dieſen Vorſchlag. Leo aber wendete ſich wieder in's Centrum und ſchloß:

„Der Unterricht bringt uns nie eine neue Welt, das iſt Sache des Charakters, den der Unterricht meiſtens verdirbt. Der Tiſch hier iſt noch aus alter Zeit und von ganzem Mahagoni; mit der Leimpfanne des Unterrichts macht man nur fournirte Möbel. Wir brauchen wieder Charaktere, die mit der Zimmeraxt zugehauen ſind.“

„Alſo auch du willſt eigentlich nur die Naivetät,“ nahm Gideon wieder auf, „der wahrhaft Gebildete handelt aber wieder frei aus ſeiner Natur, die gewordene Harmonie iſt die höhere; es heißt nicht: ſeid und bleibt Kinder, ſondern werdet wie die Kinder.“

„Ich habe dieſe edle Kindernatur kennen gelernt als Richter im Kriegsgericht. Die Verbrecher konnten Alle leſen und ſchreiben und in das edle, wohlgeſchulte, höchſt gemüthliche Volk draußen war eine wahre Denunciantenwuth gefahren. Hätten wir alle Angebereien aufgenommen, wir ſäßen noch zehn Jahre im Kriegsgericht. Ich habe einen wahren Ekel vor dieſem verbrodelten Volksbrei. Und du auch, Gideon, du haſt auch geſehen, welch eine kindliche Natur unſer deutſches Volk mit ſeiner gemüthlichen Anarchie und ſeinem Terrorismus hatte.“

„Hätte es dieſen nur mehr gehabt, aber wirklichen,“ rief Eugen, „jetzt herrſcht ein anderer Terrorismus, mit ſeiner ſchläfrig tödtenden Regelmäßigkeit, ſcheinbar milder, weil organiſirt.“

„Unſere Cultur wäre zu Grunde gegangen,“ hielt Leo entgegen.

„Neun Zehntheil der ſogenannten Bildung ſind nicht mehr werth, als daß ſie zu Grunde gehen,“ trotzte Eugen. „Es iſt unſere letzte Hoffnung, ein wahrhaft gebildetes Volk herzuſtellen. Das geht freilich nicht in Staaten, wo man weiß, wie unſittlich und eidbrüchig man iſt und um ſo kirchlicher wird. Kein noch ſo Hochgeſtellter wird ſich verhehlen können, daß der auf Bajonette geſtützte Angſt- und Gewalt-Staat nur ein proviſoriſcher iſt, ein Feldlager, deſſen Zelte der nächſte Sturm umreißt; die feſte Wohnſtätte hält ſich nur auf ſittlicher Grundlage. Im lebendigen Staat wird die Erziehung die bedeutendſte Lebensfunction werden. Unſer jetziger Staat iſt nichts als eine Spieluhr, das Reſidenzſchloß iſt das Zifferblatt und da treten allmittäglich bunte Figuren heraus, ſchnurren im Gleichſchritt ab und machen Parademuſik. Da kann man freilich nur Menſchen bilden zu der traurigen Aufgabe — zu zertrümmern; einſt wird eine geſunde Pädagogik die Schönheit herausbilden.“

Leo zuckte die Achſeln ohne zu antworten und riß dabei dem Troll den Rachen auf und ſchaute nach ſeinem Gebiß. Der Fragſamenhändler trat jetzt für Leo ein mit der Bemerkung:

„Alle Pädagogik dreſſirt nur das Pferd und hält es durch Ritte im Gang, damit es nicht ſteif werde und wohlgeübt ſei, wenn einſt der rechte Herr kommt, dem die Kraft des Pferdes gehört, weil er ſie beherrſcht.“

„Nicht auch weil er ſie bezahlt?“ wehrte Eugen ab, „das wäre nun die Philoſophie in Livree und jeder epaulettenträchtige Fähndrich, der das Volk verachtet, das ihm ſeine Uniform bezahlt und ihn füttert, jeder fühlt ſich dadurch philoſophiſch dekorirt. Soll ich Sie an ein altes Wort von Voltaire erinnern, an das von den ſporengeborenen Herren? Wir ſagen nicht, daß Jeder das Recht hat zu herrſchen, ſondern nur das Recht, nicht beherrſcht zu werden; mindeſtens nur von dem, den er ſelber dazu auserkoren. Das Volk wird lernen, ſich ſelbſt regieren."

„Jamais," ſchüttelte Leo das Haupt, das er tief in ſeinen Stuhl zurückgelehnt hatte, „die weltgeſchichtlichen Wetterpropheten, die in ihren Rheumatismen einen Kalender oder Barometer haben, die ſollten nie vergeſſen, daß Wind und Wetter ſich in den höheren Regionen, nicht in der Luftſchicht der Erdregion macht. Die Welt gehört ſtets nur einigen Auserleſenen. Das Volk muß gehorchen. Schon Dante ſagt: das Volk ruft gern: Es lebe unſer Ruin! Nur wer oben ſteht, kann ſich auf den Standpunkt eines in der Niederung Befindlichen denken. Glaubſt du nicht auch Gideon, daß ſtets einige Vorgeſchrittene, und vor Allen diejenigen, denen die Tradition der Ehre gehört, das Volk leiten und beherrſchen müſſen?"

„Allerdings. Nur wird die Ariſtokratie als wirkliche Herrſchaft der beſten Männer eine wandelbare ſein müſſen. Eine Revolution von unten, Herr Baumann, wird den Staat nie neu geſtalten; Diejenigen, die wirklich beim Staatsleben betheiligt ſind, müſſen es auch ändern."

Eugen ſah ſich mit Kummer auch von Gideon verlaſſen, er kämpfte mit ſich, ob er ſeine Ueberzeugung noch einmal zuſammenraffen und preisgeben ſolle, da ertönte eine kollernde Stimme:

„Gebt Jedem einen Hausſklaven, den er plagen und quälen darf, und er iſt ein Mann der Freiheit im Staat. Das verſtanden die Alten und das verſtehen die Amerikaner.“ So lehrte der Sklavenhändler und Alles lachte zu ſeiner großen Freude. Es ſchien, daß er nicht wußte, welch einen Namen er hatte.

Die Geſellſchaft, die ſchon längſt auf dem Sprung war, benutzte dieſe glückliche Wendung des Geſprächs, um ſich mit heiter lächelnden Angeſichtern zu verabſchieden. Der Sklavenhändler, ſelbſtzufrieden, daß er nun doch auch was Geſcheites geſagt, begann den Aufbruch zuerſt und alle Anderen folgten, indem ſie ſich bei der Baronin bedankten, daß man ſtets ſo angenehme Unterhaltung bei ihr finde. Wie froh war jetzt Eugen, daß er zu ſolchem Verbrauch nicht nochmals ſeine Ueberzeugungen aufgeſchloſſen hatte; er gönnte Leo neidlos das Siegesgefühl, mit dem er jetzt ſtärker als ſonſt das Zimmer auf und ab ſich auf den Knieen wiegte. Als ſich Eugen zum Abgehen wendete, murmelte Leo vor ſich hin:

„Glückliche Reiſe nach Utopien.“

„Herr Lehrer,“ rief noch Gideon dem ſchon zu Pferd ſitzenden Eugen nach, „Herr Lehrer, laſſen Sie doch bei mir zu Hauſe wiſſen, daß ich vielleicht heute hier übernachte.“ ...

Trüb und gedankenſchwer ritt Eugen dahin, der Braune ſchaute jetzt nach dem Reiter um, der ihn ſo ſchlaff im Zügel hielt.

Aus dem mild durchwärmten, von farbenreichen Blumen durchdufteten Glashaus in die öde Winternacht, das wehte Eugen wie markerſchütterndes Fröſteln an. Am erſten Berg ſtieg er ab und führte ſein Pferd am Zügel nach. Es wandert ſich leicht zu Fuß, wenn eine ſchnelle Kraft zur Hand iſt, jeden Augenblick bereit, uns im raſchen Flug dahinzutragen. Eugen fühlte, daß er ſich für ſein Daſein ſolchen dienſtfertigen Beſitzes, der faſt als hebende Schwinge erſcheint, begeben hatte; eine Sehnſucht, die ihn nach demſelben anwandeln wollte, kämpfte er mit Macht nieder. Er machte ſich und der Baronin Vorwürfe, daß die nutzloſe Mummerei unternommen wurde. Von allem Beſprochenen haftete nur das Wort von der bankerutten Nationalbank an ihm, wie man nach Anhörung einer vielverſchlungenen Muſik einen einzelnen Accord, eine abgeriſſene Melodie ſich ſingt; aber dieſe Worte legten ſich ſchwer auf ſeine Bruſt. Er hatte einen Andern zu erſchüttern gedacht und war ſelbſt erſchüttert worden. Die Bäume am Weg ſtanden in der Nacht wie gebannte geſpenſterhafte Gerippe und neigten und bogen ſich manchmal im Wind, der den Schnee aufwirbelte.

Ein einſames Menſchenkind behütete mühſam die Flamme auf dem Opferaltar ſeines Herzens.

Iſt es denn möglich, daß du einem neuen Wahn dich opferſt und iſt das Menſchengeſchlecht ewig dazu verdammt, einzelnen Auserleſenen zu gehorſamen? Vergeudeſt du die Lebenstage, die dir beſchieden ſind und nimmer wiederkehren, verinnt all dein Thun ſpurlos? dein Mühen und Hingeben für Andere, wo der frohe

Genuß dir lockt, iſt all dein unſelbſtiſches Streben wahnwitziger Selbſtmord? Nein, dieſe ſtolze Genußſucht beſchwichtigt den Zornesruf des Gewiſſens mit Sophiſtereien und ſchilt zuletzt die Menſchheit ein Geſpenſt der Abſtraction und erhebt den Egoismus in den Adelſtand und nennt ihn Genie. Wenn wir uns nicht durch die Freiheit Aller und durch vollſte Hingebung unſeres Seins erretten, ſind wir würdig, von den Barbaren zermalmt zu werden, die vor unſerer Schwelle lauern, während wir in geiſtreichen Fineſſen ſchwelgen. O die Gebildeten! Sie können ſich nicht entſchließen zu ſagen: hier in dieſer Wagſchaale iſt die Knechtſchaft und Niederträchtigkeit — ich ſpringe in die andere und ſei es auf die Gefahr zu Grunde zu gehen. Nein, der gebildete Mann ſucht recht ſchwere logiſche und hiſtoriſche Gewichte, objective Gründe, dieſe legt er in die andere Wagſchale und ſtellt ſich reflectirend und betrachtend daneben. — Nur die thatkräftige, in Bildung geeinte Geſammtheit kann uns retten . . . .

Freudig ſtieg Eugen auf und wollte eben dem Pferde die Sporen geben, da hörte er plötzlich zwei Reiter in geſtrecktem Galopp daher ſprengen, er hielt an, es konnte ja Gideon ſein, der ihn doch noch einholen wollte.

„Aha, da iſt er,“ rief eine Stimme, es war die Leo's, ihm folgte ein Reitknecht. Leo ritt raſch auf Eugen zu und ihm die Reitpeitſche in's Geſicht haltend, rief er wüthend:

„Merk' er ſich Meiſter Bakel, wenn er nochmals die Frechheit hat, ſich in Kreiſe zu drängen, die ihm nicht zuſtehen, ſo werde ich ihn, nein, ich laſſe ihn durch meinen Reitknecht hier durchpeitſchen.“

Ein in ſich verſunkener Beter in ſtiller Kapelle, der aufſchauend, nahe ſeinem Auge einen gezückten Dolch gewahrte, könnte nicht erſchreckter ſein als Eugen bei dieſen Worten. Er zitterte am ganzen Leib, die Kehle war ihm zugeſchnürt, er konnte keinen Laut hervorbringen.

„Jetzt weiß er, was er zu gewärtigen hat,“ rief Leo abermals.

Da faßte Eugen die Zügel ſeines Pferdes ſtraff mit einem raſchen Ruck, daß der Braune ſich hoch aufbäumte und auf Leo einſprengte. Schon war er ihm mit den Vorderfüßen ſo nahe, daß er ihn faſt niederdrückte, da wich Leo noch geſchickt aus.

„Die Peitſche her!“ rief Eugen und rang ſie Leo aus der Hand und ſchleuderte ſie ihm mit einem Pfui in's Geſicht. Jetzt ſprang er ab, faßte die Zügel von Leo's Pferd und ſagte in gemeſſenem Ton:

„Wenn Sie ein Mann von Ehre ſind, müſſen Sie mit den Waffen in der Hand Genugthuung geben.“

„Duellir' er ſich mit Linealen,“ lachte Leo, riß die Zügel los, gab dem Pferde die Sporen, daß es faſt Eugen überſtürzte und jagte davon.

Der Reitknecht, der ruhig auf den Zuruf Leo's gewartet hatte, verſetzte dem Braunen Eugens noch einen Hieb, daß er ausriß und heimwärts ſprang. Eugen hörte noch ein Lachen der Davonreitenden und ſtand einen Augenblick wie ſelbſtvergeſſen in dem Schneewirbel. Jetzt rannte er athemlos ſeinem Pferde nach. Er war entſchloſſen, vom nächſten Dorf an, wo der Braune gewiß eingefangen wurde, umzukehren; er mußte um jeden Preis Genugthuung haben und ging es nicht anders, war er bereit, das Geheimniß ſeines Namens zu offenbaren.

Wie er ſo dahin rannte, umſchwärmten ihn zahlloſe Gedanken in wildem Tanz: Da rennt jetzt der Schulmeiſter zu Fuß, der ſo ſtolz dieſen Weg daherritt. Du jagſt deinem fliehenden Cavaliersgelüſte nach, du haſt es zum Letztenmal gekoſtet, es iſt ewig dahin; aber Rache, Genugthuung muß ich gewinnen. Geſchlagen werden, das iſt das Furchtbarſte, Erniedrigendſte; es heißt die Seele verhöhnen und leugnen und uns zur bloſen Materie herabwürdigen. Tödten iſt noch Ehre, es ſtirbt Leib und Seele gemeinſam . . . Mit Märtyrern ſich vergleichen und keine Beleidigung dulden wollen . . . Soll und darf ich vergeben? Nein! Nein!

Heiße Schweißtropfen floſſen dem Rennenden über Stirn und Wangen, während der Schnee ihn umwirbelte; da wurde er plötzlich mit ſtarker Fauſt angehalten und eine mächtige Stimme rief:

„Im Namen des Geſetzes! Halten Sie ein, Graf Falkenberg.“

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Tauſendmal im Leben wünſcht man, daß Wille und That wie Blitz und Schlag ſich folgen möchten; oft aber iſt es auch gut, daß Hinderniſſe mannigfacher Art eine Verkühlung des heißen Verlangens zuwege bringen.

Eugen faßte den Gefangennehmenden an der Bruſt und warf ſich mit aller Macht auf ihn, als wollte er ihn erdroſſeln; dieſer aber lachte laut auf, und Eugen mußte ſelber lachen, da er den Bartelmä erkannte.

„Du biſt heiß und es iſt knitterkalt; hier nimm meinen Schafpelz über,“ ſagte Bartelmä gelaſſen, zog das warme Gewand ab und Eugen ließ ſich faſt willenlos damit bekleiden; der heutige Tag ſchien dazu auserkoren, allerlei Mummerei mit ihm vorzunehmen.

Bartelmä, der wie er früher geſagt, mit ſeiner Frachtfuhre des Weges daherkam, hatte das Pferd Eugens eingefangen und lachte den „Kathederreiter“ weidlich aus. „Haſt's erfahren,“ höhnte er, „ſo ein unzugerittener Volksgaul iſt nicht viel mehr als ein Eſel? Da nutzt all' deine Reitkunſt nichts, er bockt, Kopf nieder hinten hoch und im Bogen wirft er dich auf vaterländiſchen Boden.“ Er fragte nun, ob der Champagner im Lamm auf ihn warte und ob er zur Verlobung Eugens mit der Baronin Hunold gratuliren dürfe. Eugen erzählte raſch ſeine Erlebniſſe und verweilte nur ausführlicher bei der letzten Fährlichkeit.

„Recht ſo,“ ſcherzte Bartelmä, „zuerſt reitet ihr mit philoſophiſchen Kleppern auf einander los und dann mit wirklichen, haferfreſſenden. Schade! Die Baronin hat Fra Diavolo und Rinaldini mit dir aufgeführt, — hat man keine Räuber, tanzt man mit Schulmeiſtern — ſchade, daß ſie ihre Loge zu früh verlaſſen, ſie hat den letzten Akt mit den Knalleffekten verſäumt.“

„Es iſt nicht der letzte, ich muß Genugthuung haben, ich fordre den Leo und nenne meinen Namen.“

„Auch gut, dann demaskire ich mich auch und bin dein Sekundant, du kriegſt doch keinen andern. Der Caſus iſt nur ſchwierig, du haſt eigentlich ſchon Genugthuung.“

„Ich? Wie denn?“

„Du haſt ihm die Reitpeitſche in's Geſicht geworfen. Die Sache gehört vor den Seniorenconvent.“

„Laß das jetzt, ich werde ſchon einen andern Sekundanten finden.“

„Mir wäre auch nichts lieber als in einem ſchönen Duell weggeputzt zu werden.“

„Das will ich nicht,“ rief Eugen.

„Kommſt auch nicht dazu. Mach's geſcheit und heirath' die Hunold. Man ſoll mich mein Lebtag Hofrath ſchelten, wenn der Leo nicht um ſie freit; thu' ihm den Poſſen und —"

„Genug, ich raſte nicht, bis ich ihn vor meiner Klinge habe."

„Und du willſt wirklich deinen Namen nennen, dein Geheimniß, das dir nichts entlocken kann, für dieſe Sache preisgeben?"

„Ja."

„Es ſind nur zwei Fälle möglich: der knickbeinige Baron Leo iſt nobel und dann, weißt du was er dann thut? Er lacht dich aus. Der Graf Falkenberg iſt todt, im Armenſünder-Winkel der Zeitung begraben in Buchdruckerſchwärze; ein Geſpenſt, das wiederkommen will, wird von keinem Ehrengericht mehr anerkannt. Der andere Fall, der wahrſcheinlichere iſt aber, Leo — zeigt dich an und thut dem Staat und ſich ſelbſt damit einen Gefallen."

Eugen ballte die Fäuſte und weinte faſt vor Zorn und Ingrimm, daß er erfahrene Unbill nicht ſühnen ſolle; ſeine Hand zitterte als ihn Bartelmä faßte, der ihn nicht zu tröſten ſuchte, ſondern nicht abließ, bis er einen Schluck Heidelbeergeiſt nahm, den er in einer kleinen Flaſche mit ſich führte. Eugen ließ ſich nochmals das Wort geben, daß er ihn nicht verrathe und ritt heimwärts nach Erlenmoos.

Wie er ſo leicht dahingetragen wurde, mußte er ſich fragen, ob der Graf, der Stolz einer bevorzugten Klaſſe, noch nicht in ihm ertödtet ſei; aber die Unbill ſchwand nicht, wenn er ſich als einfachen Lehrer von gewöhnlicher Herkunft dachte, ja ſie vergrößerte ſich noch: ein faſt Wehrloſer wurde von höhnendem Uebermuth angegriffen. . . . Jetzt fühlte er den ſchärfſten Dorn in der Martyrerkrone — die Ehrloſigkeit. Und höher hinauf ſtieg ſein Geiſt und trat in die Reihe aller Derer, die für einen heiligen Beruf beſchimpft und verhöhnt zu immer neuer Kraft ſich erhoben und mit lächelnder Duldermiene ihre Peiniger beſiegten. Fernab liegt die Ehre, alles Wohlgefallen und aller Glanz, den in der Menſchenachtung einer über den andern ausbreitet, und Eugen war's, als löſte ſich die letzte Erdenſchwere von ihm, als müſſe er frei aufſchweben in das All.

In ſolcher Befreiung ſterben können, wäre ſchön, würdiger iſt's, von heiligen Gedanken gefeit, fortzuwirken und die Pfeile der Bosheit und Verblendung, im Innerſten unverſehrt, von ſich abzuſchütteln. —

Lipp war nicht wenig verwundert, ſeinen ſpätkommenden Herrn ſo heiter und doch ſo feierlich grüßend zu finden. Lipp hatte ſchon oft gewünſcht, daß ſein Herr ihn Du nenne, wie das einem Bedienten zukäme. Eugen hatte es ſtets geweigert und heute that er's von ſelbſt. Lipp ahnte nicht, wie weit Eugen über alle Unterſchiede der Anrede und der verſchiedenen Menſchengeltung hinaus war.

So ſehr ſich auch Eugen im wirklichen Leben wiederfand, war es ihm doch ſtets, als ob er eine ſchwere Laſt abgewälzt habe, von der er kaum mehr wußte, daß ſie ihn bedrückt. Mit dem letzten Gelüſte nach vornehmer Gewöhnung war alle Weltpein von ihm abgethan.

Wie es einem Sieger in offener Feldſchlacht zu Muthe ſei, wenn er ſich endlich zur Ruhe begiebt, das hatte Eugen einſt erfahren; er hatte für die heilige Sache gefochten und konnte ſich der Freude ob ihres Gelingens nicht erwehren; aber jener Siegesrauſch, jener Wonnejubel, von dem die Menſchen ſingen und ſagen, die die Gräuel des Krieges nicht mit angeſehen, konnte nie in ihm aufkommen; das Treiben des Lagerlebens, der Tod von Kameraden ſtachelt und ſteigert die Kampfesluſt; wenn aber der Schlachtenlärm verklungen iſt, wandelt leiſe klagend der trauerverhüllte Genius der Menſchheit um, denn Menſchen mordeten Menſchen. — Heute hatte Eugen einen viel ſchwereren Sieg über ſich ſelbſt errungen und ſo frei er ſich auch mit aller Macht erhob, er konnte ſich doch einer Wehmuth nicht erwehren, da er eine langgehegte Lebensgewohnheit aufgeben mußte; ihm war's doch, als wäre ihm leibhaftig die waffenſtarke Hand zerſchoſſen.

Mitten in der Nacht erwachte Eugen plötzlich aus dem Traum und ſchrie laut um Rache. Noch einmal zog jetzt in lautloſer Stille Ehre und Kampfesluſt vor ſeinem Geiſt vorüber und ſie ſchalten die Demuth den Stolz der Feigheit und heiſchten Sühnung. Aber Eugen hielt Stand, er durfte ſich bekennen, daß er der Welt zur Genüge den Beweis ſeines makelloſen Muthes gegeben; er wollte nun nicht blos in dem Verſuch ſtehen bleiben, ſich in ein neues Daſein zu finden.

In der Schule war Eugen wieder voll friſcher Regſamkeit, er kehrte in ſeinen Beruf wie in eine faſt verloren geglaubte Heimath zurück. Jetzt verſtand er in eigenthümlicher Weiſe ein halbvergeſſenes Wort Deegers: die Lehrer verhärten leicht im Schlendrian oder reiben ſich auf. Man ſollte Jedem, je nach fünf oder zehn Jahren eine Brache, ein Jahr Reiſe-Urlaub gewähren können, dann würden ſie wieder viel friſcher und lebenerfüllter ihre Arbeit aufnehmen. —

Nur das empfand Eugen noch ſchmerzlich, daß er die ganze Macht ſeines Denkens hier nicht ausbreiten konnte; aber die Friedſamkeit und Demuth, die jetzt über ſein ganzes Weſen ausgeſtrömt war, gab ihm die Zuverſicht, daß es ihm gelingen werde, dieſes letzte in ſich gerechte Verlangen des ſtolzen Ichs zu bewältigen.

Eugen ertheilte keinen Religionsunterricht, heute hätte er ihn gern gehabt, er fühlte zum Erſtenmal den Mangel, der in dieſem Verhältniß lag; aber er hielt um ſeiner und der Kinder willen feſt an dem Stundenplan.

Die ſogenannten trockenſten Gegenſtände waren heute gerade an der Tagesordnung: Deutſche Sprache und Rechnen. — Selbſt in den letztern Unterricht, der vorherrſchend verſtandesbildend iſt, ging etwas von der Weiheſtimmung Eugens über. Er erklärte den Kindern der erſten Klaſſe die Zahl, wie man hiebei von jedem Gegenſtand abſehe und einen reinen Gedanken in der Phantaſie dafür ſetze, wie ſchon das ſpielende Kind zu zählen beginne und ſich dann den Begriff „viele“ und „alle“ bilde. — Als er nun an dieſe Erörterung den Triumph des Menſchengeiſtes knüpfte, der mit dem Gedanken ſich eine Welt bildet und eine ferne herzaubert, da fühlte er an den geſpannten Blicken und Mienen, daß wenn auch nicht Alles was er ſagte, beſtimmt in den Kinderſeelen Wurzel faßte, doch der Keim des überſchauenden Geiſtes ſich regte und ſie in das Gewohnte einblickten wie in ein glänzendes Wunder.

Von ſolchen Allgemeinheiten konnte er dann aber auch wieder eben ſo leicht auf das Einzelne und Nothwendige übergehen. Die ſeltſame Erfahrung, daß die Kinder das Dividiren ſo ſchwer lernen und Geiſtesarme es faſt nie faſſen, ſuchte er mit allem Nachdruck zu überwinden und es ſchien ihm heute zu gelingen.

Hatte es Eugen unternommen, den Grundſatz der Selbſtbeſchränkung auf ſich anzuwenden, ſo fand er jetzt, daß noch immer ein ſelbſtſüchtiges Genießen darin liege, nur ſolchen Thuns ſich zu erfreuen, über dem ein Ideenduft ſich ausbreitet. Das iſt es ja, was den ſchneidenden Gegenſatz von niederer und höherer Arbeit aufgeſtellt hat. Jegliche Uebertragung einer innewohnenden Kraft auf einem Stoff außer uns, iſt die Erfüllung des Daſeinsberufes.

In dieſer Erkenntniß ſtrebte er nun nicht mehr nach Darlegung von Allgemeingedanken, er heftete ſich mit Emſigkeit an das Kleine, Nothwendige, worin zunächſt gar nichts Ideelles war. Jetzt erſt wußte er, daß die Andacht, die eigentlich der Unterricht erheiſcht und die nie tagelang anzudauern vermag, ihm niemals ganz verſchwinden könne; er widmete ſich ganz der Pflicht der Arbeit.

Es giebt eine Andacht, die nicht die gefalteten Hände frei emporhebt, ſondern ſie zu lebendigem Thun ausſtreckt.

Gegen Abend überbrachte Eugen dem Sonnenwirth das Geld und dankte in aufrichtigen Worten für ſeine Freundlichkeit. Der Sonnenwirth ſah verlegen drein, lüpfte bald ſein grünſammtnes Käppchen und ſetzte es wieder auf, knöpfte ſein Wamms auf und wieder zu. Eugen konnte nicht anders glauben, als daß ſeine demuthvolle allverzeihende Stimmung den Menſchen unbegreiflich ſein müſſe; er wiederholte, daß er nicht die Spur eines Grolles in ſich hege und daher den Sonnenwirth um ein Gleiches bitte; dieſer aber grinste ſeltſam auf das Geld und ſtreckte ſchnell die Hand, die er darnach ausſtrecken wollte, in die Taſche, dann ging er mehrmals nach der Kammer und kam wieder, immer noch ohne ein Wort zu ſprechen, ſchüttelte oft mit dem Kopf und machte die Hände auf und zu. Wie ein Hungergieriger, der heißes Brod vor ſich hat, bald es berührt und die Hand wieder abzieht, dann einen Biſſen zum Mund führt und mit den Händen ſchlägelnd, hüpfend und weinend, das Eroberte zu kauen ſucht, ſolch traurig lächerliche Grimaſſen machte der Sonnenwirth, da er das Geld bald ganz, bald halb nahm und wieder auf den Tiſch legte. Endlich brachte er die Worte heraus: er habe den Schuldſchein jetzt nicht, er habe ihn überhaupt nicht mehr. Erſt nach vielfachen Fragen ergab ſich, daß der Baron Kronauer während der Krankheit Eugens die Schuld getilgt habe. Der Sonnenwirth begleitete Eugen bis vor das Haus und wiederholte oft, er ſei ein ehrlicher Mann und bitte ſich aus, daß Eugen vorkommenden Falls ſich wieder an ihn wende.

Zu Hauſe berichtete Lipp, der Sonnenwirth habe während der Krankheit Eugens darauf gedrungen, daß alle ſeine Habſeligkeiten gerichtlich verſiegelt würden und da habe ſich Kronauer in's Mittel gelegt.

So war alſo die ganze Reiſe Eugens mit allem ſich daran knüpfenden Wirrwarr unnöthig geweſen! Er hatte in dieſem die letzte Ablöſung von der Welt der Vornehmigkeit erkennen wollen, wenn er ſich gleich geſtehen mußte, daß es deſſen nicht mehr bedurft hätte. Jetzt war er durch das Verfahren Kronauers in ein Verhältniß der Dankbarkeit geſetzt, das eine neue Feſſel werden konnte.

„Gut, daß Sie kommen," ſagte Kronauer zu dem eintretenden Eugen, „ich verbürge mich dafür, daß Sie volle Genugthuung haben ſollen."

„Wer hat ſolche gefordert? Woher wiſſen Sie?..."

„Der Geißelmaier des Sonnenwirths, der Bartelmä, der Ihnen ſehr zugethan ſcheint, kam noch geſtern Nacht auf Schloß Röthhauſen. Er hatte eine tüchtige Rauferei mit dem Reitknecht meines Bruders, der ihm die unterwegs gefundene Reitpeitſche entreißen wollte; es iſt ein Ehrenſtück, ein Preis, den der Erbprinz beim letzten Wettrennen ausgeſetzt und den mein Bruder gewonnen. Bartelmä verlangte eine perſönliche Unterredung mit meiner Couſine und da erzählte er Alles. Ich wollte eben zu Ihnen, um Ihnen zu ſagen, daß Sie jede erwünſchte Genugthuung haben ſollen."

Eugen erblaßte. So hatte ihn alſo Bartelmä verrathen, in der Sucht, ihn an die Baronin zu verkuppeln; all' das Ringen um einen jetzt erſt liebgewordenen

Beruf und eine ſtille Wirkungsſtätte war vergebens; er mußte es dankbar annehmen, daß man ihn nicht den Gerichten auslieferte.

Kronauer ſetzte hinzu, daß das Maskenſpiel allerdings ungehörig war, und auch wenn er ſich auf die „Phantaſtereien“ Stephanie's einlaſſen wollte, hätte er dennoch bei ſeinem wirklichen Namen bleiben müſſen.

Eugen athmete freier. So hatte Stephanie mindeſtens den Anderen nicht ſeinen wahren Namen verrathen. Er erklärte, daß er keinerlei Genugthuung heiſche. Kronauer widerſprach, er ſei das ſeinem Amt und ſeiner Stellung ſchuldig.

Eugen ſchwieg und wollte Kronauer das für ihn ausgelegte Geld erſtatten, aber dieſer beſtimmte, da Eugen keine Familie habe, ſolle er in monatlichen Abzügen von ſeinem Gehalt die Rückzahlung ſo machen, daß er in zwei Jahren frei ſei. Schnell wendete ſich dann Kronauer auf einen andern Gegenſtand und warnte Eugen vor ſeiner Couſine, „mit ihrer äſthetiſch moraliſchen Naſchhaftigkeit, die wir leider aus der franzöſiſchen Bildung geerbt haben.“

Eugen fand es unſchicklich, daß Kronauer ſo von ſeiner Verwandten ſprach und vertheidigte das ruheloſe Weſen Stephanie's. Er mußte aber einſtimmen, daß „die encyklopädiſche Topfguckerei“ nichts Ganzes in Wiſſen und Thun aufkommen laſſe. Auch darin konnte er nicht widerſprechen, da Kronauer ſagte:

„Für mich hat das Weſen meiner Couſine etwas beängſtigendes. Frauen dürfen nie leidenſchaftlich, heftig ſein, überhaupt nicht paſſionirt, gelaſſene ſtille Milde iſt ihre Naturbeſtimmung.“

Eugen hatte einſt im Walde bei Alsfeld das mouſſirende Weſen Stephanie's mit dem Kaidls verglichen. Jetzt zeigte ſich noch eine beſondere Aehnlichkeit: ſo einnehmend und oft bezaubernd Stephanie in der Gegenwart war, eben ſo kalt und kritiſch geſtimmt fühlte man ſich in der Entfernung von ihr, in der bloßen Erinnerung an ſie. Woher kommt das?

Kronauer bemerkte, daß er doch in Einem Falle ſeiner Couſine recht geben müſſe; nach dem, wie er Eugen in Röthhauſen kennen gelernt, wäre es deſſen Pflicht einen höheren Beruf zu wählen; es ſei an ſich lobenswerth, daß er Dorflehrer bleiben wolle, es ſei aber „nationalökonomiſch eine Verſchwendung, die Kraft, die zu Höherem ausreicht, zu Geringerem zu verwenden.“

Eugen fühlte ſich trotz aller Beklommenheit ſiegesfroh, da er dieſe Zumuthung ablehnte und darthat, daß durch das Hochhalten unſerer ſelbſt die Welt im Argen liege.

Dießmal verletzte ihn das gönneriſche Eindringen in ſein Leben nicht ſo, wie im Alsfelder Wald; der Grund hievon lag aber nicht darin, weil er jetzt gelobt wurde . . .

Mit widerſtrebenden Gefühlen verließ Eugen das Schloß. Voll zitterndem Verlangen erwartete er die Rückkehr Bartelmä's, die erſt am andern Abend erfolgen konnte. Er kämpfte mit dem Entſchluß, den er zu faſſen habe, wenn die Baronin um ſein Geheimniß wiſſe; in ſeiner jetzigen Stellung konnte er dann nicht verharren, durfte er aber die burſchikoſe Anmuthung Bartelmä's zur Wahrheit machen und raſch um die Hand Stephanie's werben? Das ganze Benehmen Stephanie's ſchien allerdings mehr als allgemeines Wohlwollen auszuſprechen und ihr abenteuerlicher Sinn mußte von der Enthüllung Eugens mächtig ergriffen werden. Die Verſuchung breitete abermals ihre lockenden Bilder aus: fern lagen all' die Plackereien eines engen Lebens, ein junges Paar durchſtreifte fremde Länder und nach Jahren, da alles Vergangene vergeſſen und vergeben war, kehrte man zurück und begann eine großartige Wirkſamkeit; der Uebermuth Leo's konnte ſchwer gezüchtigt und das unruhig ſuchende Gemüth Stephanie's gerettet und gehoben werden durch feſten Halt und ſichere Leitung.

Lipp konnte nicht faſſen, warum ſein Herr, der ſo lang in ſich gekehrt ruhig geſeſſen, plötzlich aufſtampfte und Nein! vor ſich hinrief. Eugen zürnte ſich ſelber, daß er immer wieder Rückfällen hingegeben war. Er ſchickte noch in der Nacht den Lipp mit dem Gelde nach Röthhauſen zu Lehnert, dieſer ſollte mindeſtens keinen Verluſt erleiden, wenn er fliehen mußte. Kaum war Lipp fort, ſo bereute er das Gethane wieder, er hatte ja nichts mehr, wenn er zur Flucht genöthigt war; er wollte Lipp nach und ſich bei Stephanie ſelbſt Gewißheit verſchaffen — aber er harrte ruhig aus.

Am folgenden Tag konnte ſich Eugen mit Deeger meſſen: mitten im Aufruhr ſeines ganzen Lebens vermochte er es, ſeine Pflicht in der Schule vollauf zu erfüllen. Dieſe ſtrenge Haltung und Hingebung übte auf die Kinder einen ſympathiſchen Einfluß, und Eugen erfreute ſich an der Zuverſicht, daß die weſentliche Befähigung zu ſeinem Beruf nicht in erworbenen Fertigkeiten, ſondern in der Perſönlichkeit beruhe. Dennoch ließ ihn nach der Schulzeit eine Unruhe nicht allein in ſeinem Hauſe. Er empfand die ganze Pein, die darin liegt, Leben und Schickſal in der Hand eines fernweilenden Menſchen zu wiſſen.

In des Kirchbauern Haus erhielt er die Gewißheit, daß von ſeinem Streit mit Leo im Dorf noch nichts bekannt war; an den Beichtſtuhl wäre gewiß die Kunde davon gedrungen. Er traf hier den Mühlendoctor, den Bernhard von Trenzlingen, den der Huſchel auf allerlei Weiſe neckte und der flottweg jeden Scherz heimbezahlte.

„Kinder, Kinder!“ ermahnte die Kirchbäuerin, „ſeid ordentlich. Du Bernhard biſt grad wie dein Vater, der hat auch gern Spöttereien gehabt und hat immer geſagt: ich nehm' kein Mädle, das mich nicht auch ein bisle zum Narren haben und mir was aufzurathen geben kann. Er hat auch um mich angehalten, aber meine Eltern, Gott hab' ſie ſelig, haben's nicht zugegeben, er iſt damals noch nicht der Waldkönig geweſen und wir ſind auch in Einem Alter und das iſt nie gut; die Frau muß um viel jünger ſein, ſie kommt ſchon nach, jedes Kind macht ſie um zehn Jahre älter. Deine Mutter ſelig und ich wir waren wie zwei Schweſtern. Wenn ſie dich nur ſo da bei uns ſehen könnte. Deine Mutter ſelig hat grauſam viel auf eine rechtſchaffene Familie gehalten und hat von keiner nie hören wollen, wo nicht Alles glatt und eben iſt.“

„Mir iſt dieſe Rede zuwider,“ ſagte Bernhard leiſe zu Eugen, „wenn ich ſo reden höre, daß mein Vater eine andere hätte heirathen können, iſt mir's als wäre ich gar nicht da und die ganze Welt ſteht nicht feſt. Es giebt Dinge, woran man nicht mit einem Gedanken rühren darf.“

Die Kirchbäuerin ahnte nicht, daß Eugen die Taktik verſtand, mit der Bernhard von Vittore — die faſt gleichen Alters mit ihm ſein mußte — abſpenſtig gemacht werden ſollte; tief wehe aber that ihm, daß man das Schickſal des Bachmüllers hier als einen Schandfleck ausdeuten wollte. Der Bernhard war nun die Hauptperſon in des Kirchbauern Haus, gegen den ſelbſt der Alte, der ſonſt äußerſt wortkarg war, ſich zuthulich benahm und nicht zuließ, daß er ihm ſeinen Stuhl einräumen wollte. Gern ließ Eugen dem Bernhard dieſe Bevorzugung und antwortete am Beichtſtuhl auf die Fragen, wie es ihm in Röthhauſen ergangen war; man hatte hier ſchon vernommen, daß er im Schloß geſpeist und die Kirchbäuerin war nicht unzufrieden mit dieſen vornehmen Bekanntſchaften. Als Eugen ſpöttiſch bemerkte, daß ihn nächſtens der Lehrer Lutz — Schnörkel — beſuche, der ja hier auch gut bekannt ſei, geſtand die Kirchbäuerin offen, daß er um Sabine gefreit habe. daß man aber aus einem ſolchen Haus nicht leicht einem Lehrer eine Tochter gebe, wenn er nicht was beſonderes ſei. Sie gab dann in halben Worten Eugen zu verſtehen, daß er recht daran thue, jetzt nicht ausdrücklich um Sabine zu freien; er erhalte ſich dadurch alle Parteien im Dorf geneigt und Sabine ſolle erſt Braut des Schultheißen werden.

„Das iſt der Bartelmä, der ſchlaft gewiß ſchon wieder im Wagen,“ ſagte jetzt der Huſchel; man hörte ein ſchweres Fuhrwerk die Straße heraufkommen. Eugen verabſchiedete ſich und holte den Schlaftrunkenen noch am Pfarrhaus ein. Eine neue Ruhe kam über ihn, als ihm Bartelmä ſchwur, daß er Niemand ſeinen Namen verrathen habe.

Zweites Kapitel.

Als beſtes Zeichen, wie friedſam und friſch es in der Schule herging, konnte angeſehen werden, daß Eugen wochenlang keine Schulverſäumniſſe einzutragen hatte. Er hatte für jeden Mittwoch eine Schulſtunde hinzugeſetzt und in das freie Belieben jedes Kindes geſtellt, zu kommen oder wegzubleiben. Dieſe Stunde verſäumte kein einziges Kind, denn da durfte Jedes eine Frage ſtellen über was es wollte und an heller Luſtigkeit fehlte es nie. Es hielt ſchwer, die Kinder zum Fragen überhaupt und dann zu ſolchem über räthſelhafte Anſchauungen und Lebensbeziehungen zu bringen; ſie glaubten trotz allen Ermahnungen, ſie müßten über ihre Schulgegenſtände fragen, bis es nach und nach gelang, ihnen die erwünſchte Richtung zu geben. Natürlich war mit der erſten Frage: Warum? der Zapfen weggenommen, dem unaufhörlich der Strom der Neugierde nachfolgte. Eugen ſuchte zuerſt die Antwort aus den Reihen der Schüler ſelbſt zu erobern und hier ergaben ſich oft überraſchende Erläuterungen zur Beſchämung Derer, die in bloſer Faulheit Dinge fragten, die ſie ſich ſelbſt klarmachen konnten. Bei manchen Fragen erbat ſich Eugen, theils um ſich ſelbſt zu unterrichten, theils um die Spannung und Selbſtthätigkeit der Kinder zu erhöhen, Bedenkzeit auf den kommenden Mittwoch; fruchtbar erſcheinende blieben mit dem Namen des Fragſtellers eine ganze Woche auf einem großen Blatt in der Schule ausgehängt.

In eigenthümlicher Weiſe lernte hier Eugen die Beſonderheiten der einzelnen Kinder kennen, und indem er die verſchiedenen Schmelzhärten der Metalle in Erfahrung brachte, dünkte es ihm immer ſchwerer, ſie durch eine gleiche Wärme gemeinſam in Fluß zu bringen. Er glaubte, daß dies in ſeinem Mangel an Methode liege und hielt ſich darum immer mehr an die Individualitäten.

Der Sansculotte und der Haſenſchartige gehörten zu den verfänglichſten Fragſtellern, jener wohl aus Muthwillen und dieſer, weil er ein wirklich ſinniger Knabe war. „Herr Lehrer,“ fragte einſt der Haſenſchartige, der Schillers Bürgſchaft auswendig lernte, „iſt der Möros wirklich ein guter Freund von dem Dionys geworden?“

„Wie meinſt du das?“

„Es heißt da am End': Ich ſei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der Dritte. Jetzt der Möros hat den Dionys umbringen wollen und den Freund hat der Dionys wollen hängen laſſen; das giebt eine ſchlechte Freundſchaft.“

Eugen wußte in der That keine befriedigende Antwort, er wich daher einer ſolchen aus ſo gut er konnte. Auch Mareile ließ ſich oft vernehmen, ſowohl aus eigenem Antrieb, als im Auftrag Anderer, die zu zaghaft waren.

„Herr Lehrer," fragte des Sonnenwirths Franz eines Mittwochs, „wozu nützt das, daß im Winter aller Boden gefriert?"

„Daß man ſchleifen," „daß man Schlitten fahren kann," entgegneten Einige.

„Daß man die Steingrub' ausgraben kann," rief Dagobert und meinte damit den Weiher, aus dem eben Kronaner friſchen Humus herausſchlagen ließ.

„Der Boden will auch ſchlafen," liſpelte ein ſonſt furchtſames hochgeſtirntes Mädchen und wurde von Eugen ermuntert, der nun erklärte: die Fruchtbarkeit des Ackerbodens beſteht weſentlich in ſeiner Beweglichkeit und Zerſetzbarkeit; es iſt daher eine der ſchönſten und tiefſinnigſten Natureinrichtungen, daß der Boden gefriere. Alle Feuchtigkeit in ihm erſtarrt, es bilden ſich dünne Eiswände zwiſchen den feinſten Stäubchen, die im Frühling zerſprengt werden und ſo den Boden zerſetzen und auflockern, wie das junge Leben des Pflänzchens es erfordert. Wir könnten das auf keinem andern Wege ſo bewerkſtelligen.

Die Verſuchung lag nahe, Unterſchiede des Klima's, geographiſche und weitere phyſikaliſche Erläuterungen daran zu knüpfen, aber — wer kann die geheimen Ideenverbindungen ermeſſen? — Eugen erinnerte ſich der Füttermethode des Kopfrechners: langſam thun und wenig geben, dann wird rein aufgeſpeiſt. An dieſem Grundſatz hielt er feſt und ging nie über das nächſte Bereich der Antwort hinaus.

Eugen hatte ſein volles Genüge in ſeiner Berufsthätigkeit und lebte faſt abgeſchieden vom Dorf; erſt durch Lipp erfuhr er, welch eine ängſtliche Bewegung dort alle Herzen ergriffen hatte. Der Vater des Sanscülotten war gefänglich eingezogen, er hatte im Wirthshaus zur Sonne geſagt, es ſei gut, daß man noch Waffen verborgen habe, um „das Nächſtemal“ den Fürſten den Garaus zu machen; dann werde man ſelbſt einen Ausſchuß wählen, der den Preis bei der Viehausſtellung vertheile. Jetzt waren auch noch zwei Gemeinderäthe, der Schmied Simme, des Rainbauern Karle und der Krämer Maier im untern Dorf mit Gendarmen Nachts aus dem Bett geholt worden. Das brachte einen Schreck über das ganze Dorf, der noch dadurch vermehrt wurde, daß man keinen Angeber wußte. Man ſchien der Gewalt eines unſichtbaren Geſpenſtes überliefert zu ſein und jene aus Bangen und Reſignation zuſammengeſetzte Stimmung, die jeden Einzelnen bei einer graſſirenden Epidemie ergreift, lagerte ſich auf das Dorf. Wenn auch Eugen nicht mehr glaubte, Allen Alles ſein zu können, war er doch bemüht, Ermuthigung und Troſt in den zerſtörten Familien zu erwecken. Er erfuhr jetzt, daß die allgemeinen geſchichtlichen Tröſtungen von der Nothwendigkeit ſolcher Opferungen für eine beſſere Zukunft, eben ſo wenig verfangen wollen, als die allgemein religiöſen bei betroffenem ſchweren Herzeleid. Als er nun faſt von Haus zu Haus, im Schmerz der Leidtragenden wie in der Zuthätigkeit der Hülfeleiſtenden, das innerſte Leben der Dorfbewohner kennen lernte, machte Eugen eine bedeutſame Erfahrung: Wie die feſte Eiche nur in einem mäßig tiefgrundigen Boden gedeiht, ſo iſt auch der in ſich ſelbſt haltungsvolle Freimuth der Seele in der Regel nur Ergebniß einer gemäßigten Zone des Wohlſtandes. Menſchen, die um ſich oder einen Angehörigen in banger Furcht ſind, halten ſich leicht an Aberglauben und gegebene Wahrzeichen; die Armen ſchweben zeitlebens in dieſer Angſt und finden ihren ſtändigen Halt in ſolchen Handhaben. In den höchſten Schichten der Geſellſchaft, da wo der Ueberfluß ſich ergießt, iſt das gleiche Laſter wie da, wo die Oede des Mangels alles ausdörrt: Bigotterie und zu jeder Unthat entſchloſſene Genußſucht. Wer die Menſchen innerlich frei machen will, müßte hier die Angſt um das Daſein von ihnen nehmen können ....

Allerlei abenteuerlicher Aberglaube wie ausſchweifendes Rachegelüſte bewegte die Gemüther.

Am gefaßteſten war die Gundel, die Mutter des Sanscülotten, ſie ſagte, wenn nur ihr Mann ſeine paar Monate Strafe jetzt gleich im Winter bekäme, damit er das Sommergeſchäft im Feld nicht verſäume. Die Pfarrerin war überall hülfreich. Sie nöthigte die Frauen, die nicht mehr regelmäßig kochen und in Mißmuth das ganze Hausweſen zerfallen laſſen wollten, muthig ihren Pflichten nachzukommen und wo ſie nicht mit guten Worten durchdrang, griff ſie und das Madlenle ſelber zu, und ſchon um das abzuwehren, mußten die müßig Jammernden Hand anlegen. Der Pfarrer ließ ſich faſt gar nicht ſehen, er war, wie Eugen vom Vikar erfuhr, damit beſchäftigt, Goethe's Iphigenie in's Griechiſche zu überſetzen.

Eugen hatte ſeine beſondere Freude an dem reſoluten Weſen der Pfarrerin, und wie zwei hülfreiche Menſchen an einem Krankenbett ſchloſſen die Beiden einen ſchönen Bund. Die Pfarrerin klagte über die Nachläſſigkeit dieſer Menſchen, die im Sommer zu träg ſeien, um ſich allerlei blühenden Thee einzuthun und ihn oft nachher aus der Apotheke holen müſſen. Die Pfarrerin wollte nichts davon wiſſen, da Eugen ſolches bildlich nahm und behauptete: die Leute holten ihre ſelbſtgewachſenen Gedanken auch wieder aus der Schul- und Kirchenapotheke, ſtatt ſie friſch von Feld und Baum zu nehmen.

Eugen konnte nicht umhin, bei den Hülfeleiſtungen ſo vieler Armen ſeine Freude an der wiederholten Wahrnehmung auszudrücken, daß dieſe Menſchen ſo gern bereit ſind, ihr ganzes Beſitzthum — ihre Arbeitskraft — in der Wohlthätigkeit für Andere preiszugeben. Die Pfarrerin dagegen folgte ganz anderen Gedanken. Sie kannte das herbe Ergebniß dieſes Ungemachs, das faſt noch ſchmerzlicher war als das Ungemach ſelber: das Mißtrauen, der böſe Blick, mit dem man ſich nun Jedem zuwendete, den man ſonſt unbefangen und vertrauensvoll anſah, das war ein Gift, in dem das beſte Herzblut der Menſchen verdarb. Die Argwöhnenden und die Beargwohnten werden gleich verderbt und das Uebel ſchwindet nicht damit, wenn einſt das Räthſel ſich löst; das unrecht gekränkte Herz verſäuert und das argwöhnende hat ſeine Unſchuld unwiederbringlich verloren.

Man vermuthete zunächſt den Mäuerleswerner, den Kloſemichel oder den Vigil als Angeber, dieſen letztern argwöhnte man beſonders deswegen, weil des Rainbauern Karle, ſein ehemaliger Kamerad, verhaftet wurde und es gab viel Gerede, daß der Vigil ſich in dem jungen herrenloſen Anweſen des Karle umhertrieb, als wäre es ſein eigen und daß die junge Frau dies keineswegs zu hindern ſchien. Sogar der Kirchbauer war verdächtig, da mehrere ſeiner Feinde verhaftet waren, und wieder behaupteten viele Stimmen, der Krämer Maier habe Alles angezettelt und habe ſich nur verhaften laſſen, damit er jeden Verdacht von ſich abwälze. Als Eugen auf dieſes letztere bemerkte:

„Es iſt gräßlich, wie man die verkreuzte diplomatiſche Intrigue ſelbſt dem einfachen Sinn des Volkes geimpft hat,“ da entgegnete die Pfarrerin:

„Das Volk iſt gar nicht ſo einfach, wie Sie glauben. Am ſchlimmſten iſt, daß Ihr Schützling Bartelmä am allgemeinſten in Verdacht ſteht; er hat für die Leute hier etwas Fremdes und iſt ſeit geraumer Zeit menſchenſcheu.“

Eugen erſchrack heftig. Was nützte es, daß er die Unſchuld Bartelmä's betheuerte und ſelbſt dafür einſtand? Er konnte den letzten Beweis ja nicht enthüllen. Jetzt hatte er noch einen perſönlichen Antrieb, der Sache ungetheilten Eifer zu widmen; es wollte ihm aber nicht gelingen, die Spur des Urhebers zu entdecken.

Der Rainbauer, der ſonſt den Pfarrer mit Ausdeutung ſchwieriger Bibelſtellen heimzuſuchen pflegte, hatte jetzt ganz andere Anliegen; der Pfarrer ſollte Ordnung im Hausweſen ſeiner Söhnerin herſtellen, wo es ſeit der Verhaftung des Karle gar ausgelaſſen hergehe, ſo daß die Frau ihm auf ſein Einreden mit derben Schimpfworten das Haus verbot, das von ihrem Zugebrachten erkauft ſei. Es gelang aber weder dem Pfarrer und ſeiner Frau, noch dem Vikar, etwas auszurichten. Nun ſollte Eugen verſuchen, was er vermöge.

Das Haus des Rainbauern Karle lag einſam auf einer Wieſenanhöhe; das ganze Anweſen war von einem Ausgewanderten erkauft und neu hergerichtet. Es war in der Abenddämmerung, als Eugen in die Stube eintrat. Er traf die Frau allein am Spinnrad, ſie ſtand nicht auf bei ſeinem Eintritt und erſt als ſie erkannte, wer er ſei, erhob ſie ſich raſch und drückte ihre Verwunderung aus über ſeinen Beſuch. Eugen erklärte, daß er hier fremd ſei wie ſie und daß die Fremden ſich beſonders zuſammennehmen und auch gegenſeitig zuſammenhalten müßten, damit die Einheimiſchen keinen Anlaß zu Gerede hätten. Auf dieſe Worte erfaßte die Frau die Hand Eugens mit ſolcher Heftigkeit, daß dieſer innerlich erbebte; ſie hielt ſeine Hand feſt und ſagte bald mit weinerlich klagender, bald mit keifender Stimme, daß ſie hier in dem fremden Orte ſich wie verkauft vorkäme; Niemand nehme ſich ihrer an und ſie müſſe noch Gott danken, wenn Einer ſie in ihrer Einſamkeit heimſuche; das ſei ihr nicht an der Wiege geſungen, daß es ihr ſo ergehen werde, ſie ſei aus rechtſchaffenem reichem Haus, man dürfe ihm überall nachfragen, ihr Mann aber habe ſchlecht an ihr gehandelt, galgenſchlecht; ſei das erhört, daß man heirathe, eine junge Frau hinſetze, wenn man noch eine Zuchthausſtrafe zu erſtehen habe? Weinen und Schelten, Klagen und Fluchen ging bei der Frau in Einem Zug und zuletzt beſchwor ſie noch den Lehrer, „dem ja Alles das größte Lob und dem man gewiß nichts Böſes nachſagen dürfe,“ ſich ihrer Verlaſſenheit anzunehmen. Ein Gemiſch von Reumüthigkeit, Lüſternheit und Bosheit ſprach aus Wort und Weiſe dieſer Frau. Als Eugen ſagte, daß ſie bis zur Freilaſſung ihres Mannes zu ihren Eltern zurückkehren ſollte, erklärte ſie mit einem Ton, aus dem man Klage wie Zufriedenheit heraushören konnte, daß das ihr Schwäher nicht zugebe, weil der Forſtknecht in Trenzlingen ſie gern gehabt habe. Und nun gab es erneute Klagen über die Hartherzigkeit der Eltern, wobei die Thränen reichlich floſſen, ſo daß Eugen zwar eindringlich aber auch mild ſie auf die Bahn der Pflicht hinwies. Während Eugen noch ſprach, trat Vigil ein, die Frau ſagte ihm ſogleich, er brauche nicht mehr in's Haus zu kommen. Vigil nahm ruhig und ohne ein Wort zu reden ein Streichfeuerzeug aus der Taſche, zündete die Oellampe an, die auf der Ofenbank ſtand, nahm eine ſilberbeſchlagene Pfeife vom Nagel, ſtopfte und brannte ſie an und ging behaglich ſchmauchend mit einem „Gut Nacht“ zur Thür hinaus. Eugen ſchickte ſogleich eine Magd nach dem Rainbauer, die Frau wehrte ab, aber

Eugen beſtand darauf und als der Rainbauer keuchend kam, gab es wieder Schelten hin und her. Eugen ließ das ruhig austoben und ſchließlich gelang es ihm, die Sache dahin zu erledigen, daß die Frau die Entſcheidung ihm anheimſtellte, worauf er dann beſtimmte: daß ſie ſogleich mit ihrem Schwiegervater in deſſen Haus ziehe bis zur Rückkehr ihres Mannes.

Nach vielen Quengeleien wurde dies ausgeführt und nachdem ſie ihre Habſeligkeiten zuſammengeſucht, ſchien die Frau nun wirklich erfreut, die Zänkerei mit ihren Angehörigen und wohl auch mit ſich ſelbſt los zu ſein. Der Rainbauer dagegen verſprach, ſie vorwurfslos zu behandeln.

Es war ein wunderlicher Aufzug, als Eugen mit der Frau und dem Rainbauer in der ſtillen Winternacht in das innere Dorf hineinging. Der Rainbauer ſagte: „Ihr ſammelt feurige Kohlen auf mein Haupt,“ Eugen aber fühlte ſich von dieſem ganzen Verhältniß angewidert. Es giebt Lebenszuſtände, deren Einblick das reine Gemüth wie mit einer Empfindung der Unſauberkeit erfüllt. Eugen ſuchte freie reine Atmoſphäre und dieſe fand er im Hauſe des Bachmüllers, wo Alles voll Freude war, daß die junge Rainbäuerin zu ihrem Schwäher gezogen ſei. Man ließ kein Wort des Tadels über ſie laut werden.

In den Wirthshäuſern wurde um ſo emſiger mit den Karten aufgetrumpft, da man ſich vor jedem Geſpräch, das über Feldbau und Haushalt hinausging, ſorgfältig in Acht nahm; die Karten waren der beſte Ableiter. Es hatte etwas Unheimliches, die Menſchen mit einander ſpielen zu ſehen, weil ſie ſich vor einander fürchteten.

Beim Bachmüller ſchütteten die Geängſteten ihr Herz aus, dort war eine Freiſtätte; das Haus war wie die Stelle auf einem Kriegsſchiff, wo eine feindliche Kugel bereits eingeſchlagen und wo man nun um ſo ſorgloſer weilen kann. Dennoch war es auch hier herzempörend zu bemerken, wie man die Angſtrufe Mancher als Gewiſſensſchrei ihrer Urheberſchaft ausdeutete. Allgemein war die Klage über Unthätigkeit des Schultheißen, der den Kopf verloren habe. Der Rainbauer vor Allen ſchien vergeſſen zu haben, wie hart er einſt Eugen bei der erſten Begegnung an der Schmiede angelaſſen hatte und lobte den Lehrer überaus, der ſich ſeinerſeits ihm freudig anſchloß; denn es that ihm wohl, daß er ihn bezwungen und nichts Nachträgeriſches in dieſen Gemüthern ſei. Dieſes Gefühl der Dankbarkeit, daß ihm der Rainbauer eine beſſere Seite des Menſchenherzens bewahrheitete, machte Eugen beſonders liebreich gegen ihn, ſo daß der Rainbauer faſt ſchwärmeriſch von ihm ſprach. Jetzt ſähe man, ſagte er überall, was man an dieſem Geisbäuerchen, dem Schultheißen, habe, das laſſe ſich von jedem Gendarmen unterducken und könne nicht feſt auftreten, dazu brauche man einen Gewichtigen oder einen, der das Herz auf dem rechten Fleck habe, das ſei der Schullehrer, der ſei der Sattelgaul, der allein den Wagen ziehe, der ſei überall bei der Hand; man ſei ja verlaſſen und verkauft. Der Kronauer könne von ſeiner kranken Frau nicht weg, der Bachmüller dürfe da nicht mitthun und der Schultheiß ſei der Garnichts.

Eugen wußte noch von Kaidl her: was der Rainbauer verkündete, war Offenbarung der Kirchbäuerin, und er mußte die Klugheit der Kirchbäuerin bewundern, die mitten im allgemeinen Brand ihren Plan zu retten und das Kleinod in der hellen Flamme glitzern zu machen ſuchte. Er vertheidigte nach Kräften den Schultheiß und forderte die Anweſenden auf, die Winterarbeit der Eingekerkerten, dreſchen, holzführen u. ſ. w. gemeinſam zu verrichten. Man vereinigte ſich gern zu dieſem Vorhaben, denn es ſchien Jedem erwünſcht, ſich durch ein Thun von ſeiner Angſt zu befreien.

Vittore leuchtete dem ſpät Abends weggehenden Eugen bis zur Hausthür und ſagte dieſe öffnend:

„Das iſt brav. Wenn man ſo was angerichtet hat wie Ihr heut, kann man gut ſchlafen.“

„Mich freut ſehr, daß Ihr mich lobt,“ erwiderte Eugen, „ich bin wahrhaft lobhungrig.“

„So?“

„Nicht aus Eitelkeit, ſondern weil mir das wieder Vertrauen zu mir ſelbſt giebt, Freude an mir ſelbſt, und das macht beſſer als Alles.“

„Das iſt gut, ſo geht mir's auch. Der alt' Pfarrer hat von der Kanzel herunter immer ſo viel geſchändet und mit Schimpf überhagelt, das thut weh und man kann ſich doch nicht anders helfen, als man ſagt ſich: freilich ſind wir Alle fehlige Menſchen, aber ſo arg biſt du doch nicht. Wenn man Einem was Gutes nachſagt, da wird man immer viel beſſer. Nicht wahr?“

Eugen nickte bejahend, er erfreute ſich an den Ausſprüchen eines Gemüths, das Liebenswürdigkeit und Rechtſchaffenheit noch als eins anſah, laut ſagte er nur:

„Wer ehrlich gegen ſich iſt, in dem kann kein Tugendſtolz aufkommen, und die Welt ſorgt auch ſchon dafür durch Verdrehung und üble Nachrede.“

„Ja, das könnte einen erſt ſchlecht machen,“ ergänzte Vittore, die wohl an häſſige Nachreden aus des Kirchbauern Haus dachte. „Daß mißtreue Menſchen einem Falſches nachreden, das hätt' nichts auf ſich; aber man wird ſelber dadurch giftig und das iſt's ja was ſie wollen und darum muß man ihnen gerad den Gefallen nicht thun. Nun gut Nacht,“ ſchloß ſie.

Wunderlich! Mit der Thür in der Hand ſprach Vittore oft Vortreffliches, da drängten ſich ihr in der Eile fertige Denkergebniſſe zuſammen, während ſie in der Ruhe wortkarg oder befangen ſchien und ſich nicht zu einem ausführlichen Geſpräch bequemte . . .

Eugen ſuchte noch den Bartelmä auf, fand ihn aber nicht zu Hauſe. Er wiederholte ſich die Worte Vittore's noch oft, als er allein war und wie eine liebliche Melodie klangen ſie hinein in ſeine Träume.

Drittes Kapitel.

„Das Ruſele ſagt, der Angeber ſei nicht von hier, dreimal hat es die Probe mit den Karten gemacht,“ berichtete eines Tags der Lipp. Eugen wunderte ſich nicht mehr, daß man in der allgemeinen Rathloſigkeit ſich ſelbſt an Zauberkünſte wendete, an die man doch eigentlich nicht mehr glaubte. Er ging ſelbſt zum Ruſele und kam ſich jetzt in ſehr verkleinertem Maaßſtabe wie Alexander von Macedonien vor, der einſt die delphiſche Pythia zwang, ihm ein genehmes Orakel zu geben.

Der Haushalt des Ruſele ſah jetzt im Winter noch abenteuerlicher aus, denn zu dem flügelberaubten Storch hatte ſich noch die ſchwarze Ziege und ein Trupp Hühner in einem Gitter in der warmen Stube angeſiedelt. Der braune Knabe rutſchte bei den Thieren auf dem Boden umher als ihr Gefährte und wie er ihnen ſeine luſtigen Weiſen vorpfiff, kicherten die Hühner, gähnte der Storch und meckerte die Ziege.

Wäre Eugen kluger Berechnung gefolgt, er hätte nicht weiſer handeln können, als indem er jetzt, dem einfachen Zug des Mitleids hingegeben, ſagte, er werde darauf denken, wie dem Knaben geholfen werden müſſe.

Ruſele kannte nichts als die Liebe zu ihrem Kind, ſie faßte die Hand Eugens und erzählte, daß ihr zwei ſchöne liebe Kinder geſtorben ſeien, daß ſie vom ſechsten bis zum vierzehnten Jahre täglich ihren Chriſtoph auf dem Rücken in die Schule getragen habe und daß ſie für Eugen an's Ende der Welt gehen wolle, wenn er ihrem Sohn helfe.

Eugen hörte zu ſeiner Befriedigung, daß man ihn im Dorf faſt wie einen Retter anſah und ſeine Aufnahme Lipps — die man ſeltſamerweiſe ehedem als Trotz gegen den Gemeinderath angeſehen — jetzt als echte Gutherzigkeit auslegte. Er bewog nun leicht das Ruſele durch Zureden und durch ein nachhelfendes

Geſchenk, ihre Ausſagen dahin zu beſtimmen, daß der Verräther gar nicht im Ort ſelbſt ſei. Der Verdacht mußte vor Allem von Bartelmä abgelenkt werden, und in der That war jetzt auch ein Karrenſalbenhändler von Trenzlingen, ein verſchmitztes altes Männchen, das mehrere Tage in allen Häuſern herumgeſchlichen war, in den erſten Wurf des Verdachtes gerathen.

Wenn Eugen die Kirchbäuerin beſuchte, nickte ſie ihm ſtets mütterlich zu und ſchluckte dabei, wie wenn ſie ſagen wollte: Du machſt's gut. Am Beichtſtuhl ſagte ſie ſodann: „Mein' Sabine hat's erſt geſtern noch geſagt: der Lehrer iſt zu gut, er läßt ſich von Jedem hin und her ſchicken und die Leute erkennen das oft nicht. Ja, man muß den Nachbar lieben, aber den Zaun nicht einreißen. Wir Weiber wiſſen immer am beſten den Reſpect zu bewahren, den der Mann vor der Welt haben muß. Ihr müſſet nicht den groben Sack mit Seide nähen. Drum jetzt nur ein bisle langſam und ſachte gethan, das iſt geſcheiter und beſſer; der Lehrer iſt ja geſcheit, er weiß ja, wie man im Sprüchwort ſagt: Eſel ſchlecht ſingen, weil ſie zu hoch anſtimmen.“

Eugen mußte laut lachen und die Kirchbäuerin fuhr fort:

„Drum jetzt nicht zu gemein machen, ſonſt kommt Alles in den Garten und holt ſich Peterſilie für ſeine Suppe. Die Leute müſſen auch noch hoffen können, wenn man erſt im rechten Amt iſt, dann geht's erſt recht an. Man muß die Morgenſuppe nicht zu groß machen, daß man Abends auch noch was hat. Man muß auch dem Weibergeflenn nicht Alles glauben.

Wegen einem Mann bleibt kein Pflug ſtehen. Die Welt geht ihren Gang fort, ob Eines ſtirbt oder verdirbt, oder ein paar im Gefängniß ſtecken. Die Mannen ſagen's Alle, Ihr wäret der beſte Schultheiß. Vergeſſet nicht, wo Ihr 'nauswollet. Gut zielen iſt gut, aber Treffen gilt."

Man geſteht ungern, daß man minder klug iſt, als man einem zumuthet. Das fühlte Eugen, als er bekennen mußte, daß er vorerſt nur an Erfüllung ſeines jetzigen Berufes denke. Er mußte die Kirchbäuerin gewähren laſſen, da ſie es übernahm, für ſein Beſtes bedacht zu ſein.

Am Sonntag Morgen fand Eugen den Bartelmä endlich zu Hauſe. Als er ſich dem Stall näherte, hörte er drinnen ſingen:

Sankt Martin war ein milder Mann,
Trank immer gern Cerevisiam,
Und hatt' er nicht pecuniam,
So ließ er ſeine Tunicam.

„Du verräthſt dich durch das Lied," ſagte Eugen in den warmen Stall eintretend, wo Bartelmä auf dem Futtertrog ſaß und behaglich ſeine Pfeife ſchmauchte.

„Setz' dich her," ſagte Bartelmä an die Seite rückend, „da iſt noch Platz. Das Lied iſt das einzige Latein, das ich noch kann; es iſt ſchon der Mühe werth, daß ich ein Büffler geweſen bin. Da ſitzt jetzt ein Stück Weltgeſchichte, Marius auf dem Futtertrog und raucht Eigenlob."

„Wie lebſt du denn?" fragte Eugen.

„Hilf mir, du biſt doch ein Philoſoph. Ich denk' jetzt viel. Was liegt daran, ob ich noch dreißigmal den Reps blühen ſehe und noch ſo und ſo vielmal ſchlaf'? Iſt's einmal aus kann's gleich aus ſein. Ich möcht' mir eine Kugel durch den Kopf ſchießen, mir iſt das Leben verleidet und doch iſt mir's wieder ſchrecklich, daß ich ſterben ſoll. Ich möcht' tauſend Jahr leben. Weißt du nichts Gewiſſes von der Unſterblichkeit?"

„Denke dir, daß du tauſend Jahre und noch tauſend Jahre lebſt und immer deine Vergangenheit weißt. Nach fünfhundert Jahren mußt du dich noch deiner Studentenſtreiche erinnern und Alles was nachkommt auch, und immer neue und neue Laſten legen ſich auf deinen Erinnerungsbuckel."

„Halt' ein, mir wird's eng um die Gurgel, es ſticht mich im Kopf, ich werde närriſch; ich kann nicht ſo viel behalten. Die Tabakspfeife iſt doch die einzige gute Geſellſchaft. Verdirb mir jetzt meine Stunde nicht, wo ich ein Baron bin."

„Du? Wie denn?" fragte Eugen ängſtlich, dem es in der That ſchien, daß Bartelmä einen Stich im Kopf habe.

„Jeden Morgen," erwiderte ruhig der Gefragte, „wenn ich aufſtehe, iſt mir's bodenwohl, da bin ich ein großer Herr, da finde ich eine geſtopfte Pfeiſe, die mir mein Bedienter, mein hochſeliger Adam von geſtern vor Schlafengehen hergerichtet hat und ich brauch' ſie heute nur anzurauchen. Iſt das nicht prächtig? So lang mir die Pfeiſe ſchmeckt, können mich meinetwegen die Kaſſern hier für einen Spion halten."

Eugen hatte nicht recht gewußt, wie er Bartelmä das umlaufende Gerücht mittheilen ſolle, jetzt ſuchte er ihn zu tröſten und ihm eine Erhebung darin zu geben, daß er zeigte, wie er gleich ihm jedes Märtyrerthum über ſich nehmen müſſe; er ſuchte eine Begeiſterung in ihm zu erwecken, da doch dieſe allein uns das Leben leicht macht.

Bartelmä ſchüttelte den Kopf.

„In meinen Adern fließt kein Märtyrerblut, da müßt' mein Herz ein Aff ſein. Ich geb' mein Antheil menſchheitlicher Bedeutung für ein klein Vermögele in der Schweiz, wo ich zwei Kühe darauf halten kann.“ Gleichgültig zog er dann ein Terzerol aus der Taſche und fuhr fort: „Jedes Thierle ſchreit, wenn man's ſchlachtet, nur der Deutſche und das Schaf iſt demüthig und giebt keinen Laut von ſich, wenn man ihm das Meſſer in den Hals ſteckt. Ein Schaf bin ich nicht und ein Deutſcher wahrſcheinlich auch nicht. Wer mich hier anrührt, dem pflanze ich mit dem Sackpufferle da eine Bleibohne in's Hirn; dann werde ich todtgeſchlagen und das iſt mir auch recht. Du biſt zu beneiden. Du haſt's gut.“

„Ich?“

„Ja du, du biſt ein guter Narr und läßt Holz auf dir ſpalten. Die achte Bitt' im Vaterunſer ſollte täglich ſein: Herr Gott! ſchenk' mir eine gutmüthige Narrheit. Plagſt dich mit den jungen Bauerntölpeln herum und könnteſt vierſpännig heidi Galopp fahren. Bet' nur jedesmal, wenn du ſchlafen gehſt: lieber Gott, laß mir meine Narrheit geſund.“

Bartelmä lachte ſo anhaltend, daß ihm ſeine Baronenpfeiſe ausging und er ſich von Neuem Feuer ſchlug. Eugen erwiderte nichts, er ſtand auf, da es eben zum Erſtenmal zur Kirche läutete. Er wollte Bartelmä bewegen, auch mit zur Kirche zu gehen, aber dieſer ſchlug die Beine über einander und ſagte: „Ich wart' ſchon lang auf das Bimbam, das Glockengeläute klingt gar ſchön, wenn man dabei in der Ferne ſitzt und ſeine Pfeiſe raucht.“

Die Worte, in denen dann Bartelmä ſeinen Spott über die Friedensſtiftung Eugens bei des Rainbauern Karle ausließ, und die Art wie er die Feindſeligkeit Vigils ſchilderte, der ein wohlbeſchlagener Spitzbub ſei, machten, daß Eugen den Bartelmä ohne Abſchiedswort verließ.

Mit tiefem Mißbehagen ging er von dem Menſchen, der ihm ſo morſch erſchien, daß ihm alle Spannkraft fehlte, um ſich etwas anderes als träges Behagen zu erobern.

In der Kirche war eine ſeltſame Rührung, es wurde ein Kind des Schloſſers Vinzenz getauft und Alles weinte, als der Pfarrer mit ſtockender Stimme ſagte, daß der Vater ſeinen Sprößling noch nicht geſehen, da er gefangen ſitze; er forderte daher die Gemeinde auf, Vaterſtelle an dem Neugebornen zu vertreten. Dann predigte der Pfarrer die gleichen Gedanken und faſt mit denſelben Worten, die die Pfarrerin bei ihrem Zuſammentreffen mit Eugen in den zerrütteten Familien ausgeſprochen hatte, nur mit dem einzigen Unterſchied, daß er die regelrechten drei Betrachtungen daraus machte. Beſtätigte ſich die Sage, daß die Pfarrerin ſoufflire und wurde ſie nicht mit Unrecht Frau geiſtlicher Herr genannt? Der Prediger konnte keine rechte Ausgleichung finden zwiſchen der ſittlichen Nothwendigkeit einer loyalen Angeberei und den beſtehenden Zuſtänden. Noch ſeltſamer aber nahm ſich aus, daß die Gedanken von der traurigen Verderbniß der Angeberei einem Bibeltext angequält wurden, wozu die Geſchichte der Kundſchafter im Lande Kanaan ausgewählt war. Eugen mußte viel darüber nachdenken, wie es einſt werden ſolle, wenn man die Wahrheit rein auf ihre eigene Begründung geſtellt, verkünden werde; und doch, eine Anknüpfung an Anerkanntes, an Autoritäten, ſtellt die Seele gleich auf das Erbe fremder Errungenſchaften. Will das kommende Geſchlecht nicht dem vergangenen glauben, ſo giebt es keine Wirkung über das unmittelbare Daſein hinaus und zuſammenhanglos zerfällt die Welt — Nein, die Blätter fallen ab, ſie haben für ihre Zeit gelebt, der Stamm bleibt und treibt den neuen Frühling aus ſich.

„Herr Lehrer! das Nachſpiel!“ rief des Schloſſers Dagobert, Eugen hatte nicht gehört, daß die Predigt zu Ende war und rauſchend ertönten nun die Orgelklänge; ſie rauſchen dahin und verhallen, aber immer werden friſche Hände das tonreiche Werk erklingen und neue Weiſen aus ihm erſchallen laſſen . . . .

Im Pfarrhaus — wo Eugen heute zu Gaſt war — herrſchte eine eigenthümlich feierliche Stimmung; es war, als ſäße man in der Kirche zu Tiſch. Das ſonſt ſchlaffe Antlitz des Pfarrers hatte etwas glänzend

Geſpanntes, die Pfarrerin und Adelheid kamen mit glühenden Wangen aus der Küche und als das Madlenle die Suppe brachte, trat es ſo leiſe auf, daß man es kaum hörte und ſelbſt der Hector ſchien feſtlich geſtimmt, er ſchnupperte an dem weißen Linnen, das auf dem Tiſch ausgebreitet lag, das war wohl ſein Geruchskalender; ſeine zufriedene Miene ſchien zu ſagen: jetzt weiß ich, daß heut' Sonn- und Kalbsbratentag iſt.

Man ſprach vom Schloſſer Vinzenz, dem man heute getauft hatte und wie ſchön es ſei, daß der Bachmüller ſich freiwillig erboten, Pathe zu ſein. Der Vikar bemerkte, wie begriffsverwirrend es in anderen Beziehungen wirke, daß die Zuchthausſtrafe in der Meinung der Menſchen ihren entehrenden Charakter verliere, und darum eine Amneſtie ſchon eine ſittliche Nothwendigkeit ſei. Eugen ſtimmte bei, während ſonſt Alles ſchwieg.

Als man auf die Predigt überging ſagte Eugen, daß ihm bei den Kundſchaftern auch die Reichscommiſſäre in den Sinn gekommen ſeien, die eben ſo grauenvolle Berichte erſtatteten. Der Pfarrer ſchüttelte den Kopf und Niemand ſprach ein Wort, man hörte den Pendelſchlag der Wanduhr auf dem Corridor. Eugen bereute ſchnell, die gehobene Stimmung des Hauſes vielleicht verletzt zu haben und ging dann beſcheidentlich auf den feierlichen Scherz ein, den jetzt die Pfarrerin anzuregen wußte; plötzlich aber wurde er erſchüttert als ſie ſagte: es wäre doch ſchade, wenn die Vittore mit dem Bernhard aus dem Dorf wegzöge, es könne dann leicht ſein, daß auch die Eltern das Dorf verließen und nach Trenzlingen überſiedelten. Adelheid ſetzte zum Troſte Eugens hinzu, ſie glaube nicht, daß Vittore den Bernhard heirathe.

Viertes Kapitel.

„Der Herr Hauptmann ſind dageweſen und laſſen Sie ſchön grüßen,“ berichtete Lipp dem heimkehrenden Eugen.

„Wer denn?“

„Der Herr Hauptmann von Kronauer.“

„Der hieſige?“

„Nein, der Herr Hauptmann.“

„Der Bruder alſo?“

„Sehr wohl,“ ſchloß Lipp zitternd. Eugen ſah ihn betroffen an. Lipp hatte in ſeinen Darlegungen etwas Ungelenkes, er ließ ſich faſt nie aus der Haltung eines Ordonnanz-Rapportes bringen und war dieſer verkehrt begonnen, ſo ließ er ſich nur ſchwer wenden. Eugen mußte ihn daher gewähren laſſen, daß er in gerader Linie fortberichtete:

„Der Herr von Kronauer ſind mein Hauptmann geweſen und ich war ein Jahr lang Burſche bei ihnen und ſie haben mich immer gern gehabt. Wie ich Unteroffizier geworden und wenn wir vom Exerzirplatz heimgeritten ſind, haben der Herr Hauptmann oft mit mir geſprochen und haben mich immer bei meinem Taufnamen genannt, und mich nach Allem befragt und ſind gegen mich gar nicht ſtolz geweſen, und wie ſie in

Frankreich drüben den König fortgejagt und Republik gemacht haben und auch bei uns Alles Freiheit gerufen und wer da gewollt hat, mit Säbel und Gewehr herumgelaufen iſt, da haben der Hauptmann alle Unteroffiziere von der Schwadron zu ſich auf die Stube genommen und haben geſagt, daß ſie ſich feſt darauf verlaſſen, daß wir ehrliche Soldaten ſeien und auf unſere Ehre halten und uns mit den Civiliſten in nichts einlaſſen, und da haben ſie mir noch beſonders auf die Schulter geklopft und haben geſagt: Lipp, jetzt kannſt du Offizier werden. Wie wir nach der Grenze ſind, wo man geſagt hat, daß die Franzoſen eindringen wollen, die Algierer, die die kleinen Kinder braten, da waren wir Alle luſtig und der Hauptmann haben mich gelobt, weil ich ſo gut vorſinge. Und wie nun die Freiſchärler uns anrufen, wir ſollen zu ihnen übergehen, da ſind wir ſtill geſtanden wie die Schilderhäuſer und wie ſie uns angreifen, da ſind wir auf ſie los und ſie ſind davon wie die Spatzen. Wie der Herr Hauptmann die Wunde im Geſicht von einer geſtreckten Senſe bekommen haben, da bin ich zu Hülfe geſprengt und habe ſie herausgehauen und bin zum Feldwebel avancirt und habe das Ehrenzeichen bekommen. Das Jahr darauf, als ich ſelber Hauptmann war, hat mir ein Freiſchärler das Ehrenzeichen von der Bruſt geriſſen; hätte ihn nicht gleich darauf eine Spitzkugel niedergeworfen, ich hätte ihn ſelber zuſammengehauen. Wie wir uns alſo für die Freiheit und Reichsverfaſſung erklären, bin ich mit allen Unteroffizieren zum Herr Hauptmann und habe es ihnen im Namen Aller offen geſagt und habe ſie gebeten bei uns zu bleiben, wir wollen keinen andern Hauptmann; der Herr Hauptmann waren ſtreng und ſcharf, aber doch immer ein Vater an ſeinen Soldaten und der beſte Reiter im ganzen Regiment; da haben uns der Herr Hauptmann anders überreden wollen, wir haben aber nicht nachgegeben und mir iſt das Weinen in den Augen geſtanden, wie der Herr Hauptmann Abſchied genommen haben. Seitdem habe ich den Herrn Hauptmann gar nicht mehr geſehen als heut und — Herr Lehrer, ich weiß gar nicht mehr, wer ich bin. Der Herr Hauptmann haben gethan als ob ſie mich nicht kennen, ſie haben mich aber wohl gekannt. Herr Lehrer, ſagen Sie dem Herr Hauptmann, ja — ich weiß nicht was Sie ihm ſagen ſollen."

Lipp athmete tief und Eugen ſchaute nachdenklich in ein Herz, worin eine ſo ſeltſame Confuſion von Soldatenehre, Freiheitsliebe und Subordination war.

Eugen ſelber war durch die Ankunft Leo's ergriffen worden, faſt wie ein Magnetiſirter durch Zwiſchentreten eines Unerwarteten plötzlich nach anderer Seite geriſſen wird. Jetzt war er durch die Erzählung Lipps wieder in ruhiges Geleiſe gekommen. Um ferner keine Minute in Grübeleien über Abgethanes zu verlieren, machte er ſich raſch auf um Leo aufzuſuchen.

Auf der Straße war Niemand zu ſehen, kaum die Fußtapfen eines Menſchen, die ſchnell von dem in ſchweren Flocken fallenden Schnee wieder zugedeckt wurden; ſo ſachte und geruhig fielen die Flocken, daß ſich auf den kahlen Aeſten der Bäume ſtehende Schneewellen bildeten. Aus den verſchloſſenen Fenſtern ſchauten Manche Eugen nach und nickten mit zuvorkommendem Gruß; von des Kirchbauern Haus hörte man den dreiſtimmigen Geſang der Orgelpfeifen und als Eugen am Hauſe vorüber war, vernahm man Lachen und Scherzen, denn der Huſchel hatte drin gerufen: „Bernhard, du ſollteſt der Vittore eine Altweibermühle ſchnitzeln, in der man Alte wieder jung macht. Schau, da geht der Lehrer, der guckt auf den Boden, der findet den Weg wo ein Vogel gegangen iſt. Weißt was für ein Vogel? Eine Schneegans, ſie iſt vorhin auf's Schloß getrabt.“

Am Schloßberg abſeits des Weges fuhren die Schulknaben und Mädchen in Bergſchlitten, ſie hielten inne und ſteckten wie die Hühner vor dem Habicht die Köpfe zuſammen, als Eugen nahte, der ſchon von weitem rufen hörte: „der Lehrer kommt!“ Er trat zu den Kindern und ſagte ihnen, ſie möchten nur ungeſtört in ihrer Luſtbarkeit fortfahren; er ſah ihnen eine Weile zu und der Sanscülotte, der ſich ein Schellenhalfter umgehängt hatte und hier zu regieren ſchien, fuhr ſtehend in ſeinem Schlitten und ſogar ſich eine geraume Zeit auf Einem Fuße haltend, den abſchüſſigen Berg hinab. Die Kinder jubelten laut als Eugen wegging; ihre Luſtbarkeit war nun eine unverbotene.

Bei den zwei Pappeln traf Eugen die vom Schloß kommende Vittore, die ein weißes Tuch über den Kopf gebreitet hatte und gar betrübt ausſah.

„Warum ſo traurig?“ fragte er.

„Ach, ich komm' auch aus einem Trauerhaus.“

„Iſt die Frau Kronauer todt?“

„Noch nicht, aber ſie iſt ſchon ganz verändert, ſie war die Gutheit ſelber und jetzt iſt ſie immer ärgerlich, und ſie hat ſo grauſam viel Langeweil und man macht ſie jähzornig, wenn man ihr von Büchern redet oder ihr was vorleſen will, die Bücher ſind ja an ihrem Unglück ſchuld; und denket nur was ſie für ein Gelüſt hat: ſie möcht' gern gebratene Aepfel haben, aber nicht ſo vom Ofen, ſie will hinaus, an einer Berghalde ſich Feuer anmachen und ſie da darin braten, und da iſt ſie ganz glückſelig, wie ſie ſagt, wie das Feuer ſo gut riecht, wenn man grüne Brombeerſtauden hineinwirft. Heut hat' ſie ein Wort geſagt und dabei hab' ich zum Erſtenmal in meinem Leben den Kronauer weinen ſehen; er fragt, ob ſie Heimweh habe, da ſagt ſie: nein, bei dir iſt meine Heimath und mein Vater ja auch, ich hab' kein Heimweh aber Waldweh; im Wald möcht' ich barfuß ſpringen und ſingen, daß es widerhallt. Und iſt's nicht wunderlich, daß ſie jetzt im Winter ſich ſo ganz in's Frühjahr hineindenkt? Sie ſagt gerade zu ihrem Mann: weißt den Waldweg im Thal am Bach, da iſt der Thau ſo kühl und die Luft ſo harzfriſch und die Vögel ſingen; dahin lockt's mich; wenn ich dahin könnt', wär' ich gewiß geſund. Wie ſie das ſagt, hat der Kronauer ſo laut ſchluchzen müſſen, daß er ohne ein Wort aus dem Zimmer gangen iſt. Die Anni hat Alles was ſie begehren kann, und iſt doch ſo arm daran.“

„Ihr vergangenes Leben erwacht wieder,“ entgegnete Eugen, um doch etwas zu ſagen, „mir iſt es ganz eigen, mein innigſtes Mitgefühl einem Menſchen zugekehrt zu ſehen, der mir ſo nahe iſt und den ich doch nie ſehen werde.“

„Sie will Niemand ſehen, der Leo hat gar nicht zu ihr hineingedurft. Warum der jetzt auch gerade hieher kommen muß? Sie hat ihn nie leiden können.“

Ein Rollengeklingel weckte plötzlich die Beiden. Im pelzbedeckten Schlitten kam Leo daher gefahren. Vittore ging ſchnell davon, indem ſie ſagte, ſie müſſe noch zur Vinzenzin. Leo hielt die Pferde an, als er bei Eugen war.

„Ihr Bedienter wird Ihnen gemeldet haben,“ ſagte er, „daß ich bei Ihnen war. Vergeſſen wir unſer rencontre. Ich geſtehe meine Uebereilung ein. Das wird Ihnen genügen. Wollen Sie mit nach Röthhauſen fahren? hier iſt noch Platz.“

Eugen dankte und Leo fuhr fort: „Seltſam ſchließt ſich unſer Geſpräch jetzt ab. Es iſt doch gut, daß wir den Luxus der Glashäuſer haben; mein Bruder hat keinen Wintergarten und ich fahre deswegen nach Röthhauſen. Meine Schwägerin wünſcht Blumen zu haben, die ich jetzt holen will: Alpenroſen, und à propos, wiſſen Sie vielleicht, welch' eine Blume das Volk Waldvögelein nennt? Wir können das nicht herausbringen.“

„Das iſt die weiße Orchidea.“

„Gut, gut, danke. Sie wiſſen vielleicht auch was meine Schwägerin mit ihren Ewigkeitsblümli meint?“

„Das ſind Immortellen. Da Sie an unſern Disput erinnern, ſo hab' ich nun auch mein Theil Sieg.

Die Dinge um uns her haben für uns andere Namen als für das Volk. Das iſt ein Splitter aus jener großen Trennungsmauer.“

„Sie haben geſiegt. Auf Wiederſehen,“ ſchloß Leo, ſchnalzte mit der Zunge und raſch flogen die Pferde dahin.

Eugen war es erwünſcht, daß das erſte Zuſammentreffen mit Leo eine freie Unbefangenheit feſtgeſetzt hatte; er verzichtete darauf, daß irgend Jemand erkennen möge, welch ein Martyrerthum er ſich auferlegt, ja dies innere Bewußtſein verbreitete ein ſolches Frohgefühl über ſeine Seele, daß er vom Wege umkehrte, um in der Einſamkeit ſeiner Behauſung ohne Anſprache eines fremden Menſchen zu bleiben.

Still dreinſtarrend dachte er ſich dann aus, wie mächtig Stephanie um ſeinetwillen mit Leo gerungen haben müſſe, bis dieſer ſich zu ſolcher freien Abbitte bewegen ließ. Stephanie hat trotz alledem etwas Herzbezwingendes.

Fünftes Kapitel.

In der Schule gab es viel Streit zu ſchlichten, da die Kinder der Eingekerkerten klagten, daß ſie von anderen darob beſchimpft worden ſeien, und dann ward es Eugen ſchwer, den innern Widerſpruch zu ſchlichten, der zwiſchen der nothwendigen Achtung vor den Eltern und der vor der Obrigkeit ſich theilweiſe kundgab, ohne zur völligen Klarheit geworden zu ſein. Er war jetzt froh — was ſonſt pädagogiſch zu verwerfen war — daß die Kinder das Räthſelhafte nicht bis in ſeine äußerſten Conſequenzen verfolgen, ſondern an einem beliebigen Punkt Halt machen. Behutſam achtete er darauf, dieſen Widerſpruch nicht ganz zu wecken. Jetzt mußte Eugen jenes erſten lärmenden Abends in der Sonne gedenken; das Schickſal hatte ihm eine harte Probe geſtellt, die Vermittlung zwiſchen Gehorſam und Freiheit zu bewerkſtelligen. Zu ſeiner Ueberraſchung hörte er aber, daß der Sanscülotte den Haſenſchartigen und des Schmieds Chriſtian dazu angeſpornt habe: ſie wollten ſich Meſſer anſchaffen und wenn ſie groß ſeien, alle Ariſtokraten niederſtechen. Da war die Schlange in dem Paradieſe des Jugendlebens. Eugen ſuchte ſie mit aller Kraft zu bemeiſtern und jetzt ſah er ein trauriges Ergebniß davon, daß er im Beginn ſeiner Schulwirkſamkeit auf unbedingte Offenherzigkeit gedrungen hatte; eine graſſirende Angeberei war daraus entſprungen. Alles dies machte Eugen unter der Laſt ſeines Berufes erſeufzen, und mit Aufgebot ſeiner ganzen Kraft bewährte er das Verfahren Deegers und es gelang ihm, mitten in der allgemeinen Unruhe die Kinder in lebhafte Thätigkeit und Pflichterfüllung zu verſetzen. Dennoch konnte er tagelang den Kummer nicht überwinden, der darin liegt, in der Auflöſung aller Rechts- und Sittlichkeitsbegriffe feſte, ganze Menſchen zu bilden, den natürlichen Widerſtand gegen das Verkehrte zu befeſtigen, ohne ihn ausarten zu laſſen.

Sie haben recht, die Leo's und Alle, die die Volksbildung verhöhnen; geſunde, vollkräftige Naturen ſchaffen, richtig denkende Geiſter wecken, daß ſie zum Verkommen oder zur Empörung verdammt ſeien .... die ſittliche Erziehung iſt nur möglich in einem ſittlichen Staat, und doch kann dieſer nur werden, wenn jene ihn gründet; wer hilft da heraus? ....

„Willkommen lieber Deeger," rief Eugen eines Morgens und umarmte den eintretenden Freund wie einen Retter.

„Geht dir's auch wie mir?" ſagte Deeger alsbald, „wenn ein Freund zu mir kommt, iſt meine erſte Frage: wie lange hab' ich dich? Da richtet man ſich darnach ein. Alſo ich bleibe zwei volle Tage bei dir, ich habe mir dieſe zwei Tage von der Conferenz Urlaub genommen, vielleicht kann ich dir was helfen; du wirſt deine Noth haben bei den politiſchen Brandlegungen, die jetzt hier im Schwange ſind."

Wie glücklich war Eugen, daß der Freund ſo getreulich ſeiner gedacht. Als Deeger jetzt erzählte, daß ſeine Mutter wohlauf ſei und daß er dies zum Theil einer beſſern Pflege verdanke, die er ihr durch ein anonymes Geſchenk habe bereiten können, da jubelte Eugen innerlich; aus jener häßlichen Nacht in Röthhauſen war noch eine gute Frucht entſprungen.

Eugen wurde jetzt erſt daran erinnert, daß in dieſer Woche die Schulconferenz ſtattfinde. Als er nun ſeine Klage über die geheimen Mißſtände der Schule mit den Worten ſchloß:

„Die Antwort auf die Frage nach Beſeitigung der abſtracten Methode liegt einfach darin: verſittlicht und vernünftigt unſer Leben und die Schule wird nicht mehr abſtract ſein können oder eigentlich ſein müſſen,“ da erwiderte Deeger:

„Wärſt du gläubig, würde ich dich an den Troſt in der Religion, an die höhere Führung des Menſchengeſchlechts verweiſen. Ihr Ungläubigen — ich weiß nicht, wie ihr das macht — ihr müßt es aber zu gleicher Erhebung zu bringen ſuchen, indem ihr vom Einzelnen ab auf die große ganze Geſchichte ſeht.“

„Die Unterbringung des Einzelnen in der Geſchichte iſt ſchwerer als gegenüber der Idee Gottes,“ erklärte Eugen und hatte dabei einen ſchweren Stand, weil derjenige, der das Maaß der Dinge aus ihnen ſelbſt nimmt, im Einzelnen immer dem nachſteht, der ein abgekerbtes äußeres Maaß mitbringt. Die Freunde brachen indeß bald ab. Deeger erfriſchte Eugen ſchon durch ſeine Anweſenheit, durch den friſchen Athem ſeines Geiſtes, wie uns die Natur draußen erquickt, die in ſich gefeſtet, den Kreislauf ihres Lebens vollendet.

Das waren nun zwei ſonnige frühlingsfriſche Tage mitten im Winter, die Eugen mit Deeger verlebte. Dieſer half ihm in der Schule, wo trotz des ſtreng eingehaltenen Schulplanes manche Verwahrloſung eingeriſſen war; beſonders bemerkte jetzt Eugen, daß er das gleichzeitige Beſchäftigen der verſchiedenen Schulklaſſen zu wenig verſtanden hatte, und am Abend ſaßen die Freunde mit Bernhard, der ſich zu ihnen hielt, in traulichen Geſprächen in der Bachmühle.

Eugen war ganz glücklich, den Freund hier als Ehrengaſt bewirthet und werthgeſchätzt zu ſehen. Er geſellte ſich am erſten Abend zu Vittore, die in der

Küche das Eſſen herrichtete und hier verkündete er ſeine Freude, ein Haus zu haben, in dem er ſo daheim ſei, daß er ſeinen Freund dorthin zur Bewirthung bringe.

„Der Prügele iſt bei uns wohl bekannt," entgegnete Vittore und Eugen erfuhr jetzt, daß Deeger dieſen Spottnamen hatte. Als er ſeine Verwunderung darüber ausdrückte, erklärte Vittore:

„Das iſt nicht ſo bös gemeint, gerad im Gegentheil, ſo glaub' Ich wenigſtens; man ſagt zu einem Kind, das man gern freſſen möcht': o du wüſter Teufel! und man will doch ſagen: o du herziger Engel! Der Prügele iſt aber juſt keiner, wenn er auch die Engel aus der Holzecke nicht mag."

„Deeger und der hieſige Kronauer haben viel Aehnlichkeit," fuhr Eugen fort.

„Wie meinet Ihr das?" fragte Vittore, indem ſie einen Tannenaſt zweimal zerbrach und in's Feuer legte.

„Deeger würde ſich vortrefflich als Gutsbeſitzer und Kronauer eben ſo als Lehrer ausnehmen; es iſt nur Zufall des Schickſals, daß der eine da, der andere dort ſteht."

„Ich hab' ſchon gemerkt, es iſt Eure Liebhaberei, die Menſchen 'rauf und 'runter und in anderes 'neinzuſtellen. Wozu iſt das gut, wenn man fragen darf?"

„Das giebt ein freies Urtheil über die Menſchen an ſich, unabhängig von ihren Verhältniſſen; ich denke mir manchmal die Welt anders als ſie iſt. Verſteht Ihr mich?"

„Freilich, aber die Welt wird dadurch doch nicht anders. Ich kenne den Kronauer als Baron und den Prügele als Lehrer und mach' nichts anderes aus ihnen. Da hätt' man viel zu thun, wenn man ausdenken wollt': was wäre der Kloſemichel, wenn er Kaiſer wär' und was der Sonnenwirth als General? Wenn ein Jedes nur auf ſeinem Platz rechtſchaffen iſt."

In der Stube ſagte der Bachmüller: „Wir hätten den Herrn Deeger gern auf Eurem Platz gehabt, Herr Lehrer, und Ihr, die Kirchbäuerin hat doch recht, wäret ein wackerer Schultheiß, glaub' ich; heißt das, Ihr ſeid gewiß auch ein guter Lehrer, gewiß, gewiß," ſeine ſchwere Rede ging ſtets in unartikulirtes Brummen aus.

Als man dann über die Nichtanwendung der Körperſtrafen ſprach, behauptete der Bachmüller: ganz kleine Kinder ſeien noch wie Thiere, die müßten Schläge haben um gehorchen zu lernen, die Vittore habe von ihrem vierten Jahre an kein „Schläpple" mehr bekommen.

Bernhard erzählte von Beobachtungen, die er an Thieren, beſonders an Vögeln gemacht, die ihre Jungen nie züchtigten.

Es war ein traulicher wohlangeregter Abend und bis tief in die Nacht hinein ſpann ſich noch das Zwiegeſpräch der beiden Lehrer im Schulhauſe. Eugen lachte einmal laut, als er vernahm, daß das Gerücht ihn mit des Kirchbauern Sabine, mit des Schäuſler-Davids Marie, mit der Vittore aus der Bachmühle, mit der Baronin Hunold und mit der Stiſtsdame Theroſa von Schüttenhelm verlobte.

Friſch auf Kameraden auf's Schuſters Rapp. Wer zu ſpät kommt, legt das Ei neben das Neſt," ſo ſang eine mächtige Stimme am frühen Morgen; es war die Schnörkels.

Es war gut, daß Deeger da war, denn Eugen hätte es nicht verſtanden, bei dem knickeriſchen Feilſchen Schnörkels die entſprechende Summe für das überzählige Klavier zu erhalten. Als Schnörkel endlich den Beutel herauszog, zeigte ſich, daß er ſich noch auf eine weit höhere Summe gefaßt gemacht hatte.

Sechstes Kapitel.

Schnörkel war heute beſonders aufgeräumt und doch lag wieder in ſeiner Heiterkeit etwas Erzwungenes, es war nicht recht erſichtlich warum. Der Weg ging über Alsfeld und man rief dort den Lehrer an, aber ſeine Frau berichtete, er ſei ſchon voraus gegangen, er habe Geſchäfte in der Stadt.

„Weißt du was Geſchäfte haben bei einem Dorfſchullehrer bedeutet?" fragte Deeger, und als Eugen verneinte, fuhr er fort: „Für zwei Kreuzer Federn und ein Buch Papier oder bei einem Marktſchuhmacher ein Paar Stiefelchen für den Knaben kaufen, das heißt in unſrer Sprache Geſchäfte haben."

Schnörkel war ſtill geworden, nur einmal ſagte er in die Hände puſtend: „Es iſt ſo kalt, daß die Elſter auf dem Zaun bei Zeiten die Windeln trocknet."

Man wußte nicht, war es Scherz oder Ernſt, als er noch hinzufügte, wenn die Revolution geſiegt hätte, wären die Lehrer mit Extrapoſt zur Conferenz gefahren und brauchten nicht mit aufgeſtreiften Beinkleidern in grimmer Kälte unwegſame Pfade zu ſtampfen.

Deeger fand es gerade erſprießlich, daß man einmal in Wind und Wetter hinausgeſchickt ſei, und Eugen legte unwillkürlich die Hand auf die Schulter des Freundes, als dieſer hinzuſetzte: „Wir ſollten uns öfter rauhen Beſchwerlichkeiten ausſetzen, dann würde auch die Verweichlichung aufhören, die zuletzt ein ſtubenhockeriſches Volk macht, das keinen Puff mehr aushalten kann.“

Deeger war gegen ſeine Gewohnheit heiter geſprächſam.

Im Alsfelder Wald, durch den ſich jetzt der Weg hinzog, trafen ſie unverſehens auf Bartelmä, der mit zwei Pferden die gefällten Baumſtämme zu Thal ſchleifte. Eugen gab ihm auf ſeine Bitte einige Cigarren und mußte lächeln, als Schnörkel beim Weggehen bemerkte, der Holzknecht habe ein „mediatiſirtes Geſicht, das wohl beſſere Tage geſehen habe.“

Im nächſten Dorf, wo Bruder Weiland wohnte, trafen ſie auch den Kopfrechner. Es war unverzeihlich von Deeger, daß er dem Freunde nicht kundgegeben, wie der Kopfrechner erſt vor wenigen Wochen das nachgeſuchte Dienſtehrenzeichen erhalten hatte. Ein Herz, auf dem ein Orden ruht, ſoll das nicht anders ſchlagen als zuvor?

Der Kopfrechner war heute ganz verändert, der ganze Stolz ſeiner zwei und vierzig Dienſtjahre ſprach aus ihm und mit großem Behagen ſah er auf das fürſtliche Ehrenzeichen, das wie ein großer Thaler an dem bunten Ordensbande auf ſeiner linken Bruſt glänzte.

Man war bei der Amtsſtadt angelangt, Deeger ermahnte den Freund, noch vor der Verſammlung den Schulinſpector zu beſuchen.

„Du mußt nicht vergeſſen,“ ſagte er, „daß du wegen deines Schwagers politiſch anrüchig biſt, laß dich alſo vom Chef etwas abkanzeln und höre ruhig zu. Er gehört zu den angriffsluſtigen Pietiſten und vergißt es uns nie, daß wir uns im Jahre 48 ſelbſtändig gegenüber der Kirche machen wollten; er iſt beſtändig in aufſätziger Stimmung, als ob er bei der gewöhnlichſten Rede einem Widerſpruch zu antworten habe, ſtets mit fiebernden Pulſen, als käme er aus einem Zank; er kommt aus dem Zank mit dem Jahr 48, ſchimpft ſtets auf den Egoismus der Menſchen überhaupt und der Lehrer insbeſondere und verlangt Buße. Auf ſein kirchliches Anſehen iſt er beſonders eiferſüchtig, er heiſcht die Ehre nicht für ſich, ſondern für ſeine geiſtliche Würde. Wir werden ihn nicht lange mehr behalten, er will Seminardirector werden und unter den jetzigen Verhältniſſen wird er es auch. Alſo ſchweig', leid' und ertrag'.“

Mit dieſen Ermahnungen trat Eugen in das Wirthshaus. Er fand in dem Inſpector einen robuſten Mann von etwa fünfzig Jahren, der den Eintretenden zuerſt lang fixirte und dann die Rede hielt, die Deeger geweiſſagt hatte; der landesherrliche Commiſſar, ein ſchmächtiges Männchen mit blonder Perrücke und einer weißen Halsbinde, die auf der Bruſt mit einem brillanten Rheinkieſel zuſammengehalten war, ſpielte während deſſen mit einer goldnen Doſe. Eugen hatte kaum ein Wort geſprochen, als er mit einer Handbewegung verabſchiedet wurde.

In der Stadtſchule, wo die Conferenz gehalten ward, ging es luſtig her; die Stadtlehrer in ausgedienten ſchwarzen Fracks machten die Anordnungen. Die Schulbänke waren auseinandergerückt, um für die Erwachſenen Raum zum Sitzen zu gewähren; an dem mit einer Tyrolerdecke bekleideten und mit Schreibzeug verſehenen Tiſche ſtanden drei Stühle.

Nach und nach ſammelte ſich die Mannſchaft, meiſt bleiche, magere Geſtalten mit eingedrückten Brillen vor den tiefliegenden Augen. Schnörkel wies lachend auf die Füße der Ankömmlinge hin, an denen man die Bodenkunde des ganzen Bezirks ſtudiren könne. Männiglich beglückwünſchte den Kopfrechner und wendete behutſam das Ehrenzeichen auf ſeiner Bruſt hin und her; der Kopfrechner ſteif vor Seligkeit ließ ſolches geſchehen und nahm nur hin und wieder doppelte Priſen.

Eugen ſah ſich von Allen begafft und ſeinen zuvorkommenden Gruß flüchtig erwidert; nur einige jüngere Lehrer hießen ihn freundlich willkommen. Auf ſeine Frage an Deeger erinnerte ihn dieſer daran, daß er darin keine perſönliche Beleidigung zu finden habe, die Meiſten ſeien feig und knechtiſch; Brod! ſei ihr einziges Dichten und Trachten, die jüngeren ſeien noch etwas ſorgloſer, die älteren aber fürchteten durch Vertraulichkeit mit Eugen bös angeſchrieben zu werden.

Der Kopfrechner forderte zwei Collegen auf, mit ihm zu gehen, um die Herren abzuholen. Man rief allgemein den Namen Deegers, aber auf die Bitte Eugens blieb er bei ihm; Bruder Weiland und der Muſterlehrer Rautenſtrauch, ein ſtarkgliedriger großer Mann mit boshaftem Geſicht, das noch einen ſeltſamen Ausdruck dadurch erhielt, daß er beſtändig mit beiden Händen ſeinen lahmen Hemdkragen aufrecht hielt und ſo das Geſicht noch zuſammenpreßte, wurden als Deputation auserſehen, zu welcher, wie es ſchien, der Kopfrechner ein altes Recht hatte.

Nun ging's an ein Durcheinander der Rede, das Schnörkel damit bezeichnete: „Wenn man dem Teufel den Finger giebt, tanzen die Mäuſe auf dem Tiſch herum.“

Die ſich bei der Conferenz hervorthun wollten, ſetzten ſich auf die erſten Bänke, die mit ſtillen Vorſätzen weiter zurück. Schnörkel poſtirte ſich auf die letzte Bank hinter Eugen und Deeger.

Mit Geräuſch erhoben ſich plötzlich alle Anweſenden: der Inſpector und der Commiſſar, geleitet von vielen Geiſtlichen, für die Stühle geſtellt waren, traten ein. Nun wurde der vierſtimmige Choral: „Mit dem Herrn fang' Alles an“ geſungen. Der Inſpector ſprach noch ein kurzes Gebet und ernannte hierauf zwei der jüngeren Unterlehrer zu Protokollführern, ſie ſetzten ſich mit Bücklingen an den Tiſch. Der Inſpector berichtete, wie viele Antworten auf jede ſeiner Fragen eingegangen und ohne irgend einen Namen zu nennen, ſondern nur nach der Nummer erklärte er den Inhalt und gab eine Kritik, die ihre Spitzen beſonders ſcharf gegen jede nicht „auf der

Schrift ruhende“ Anſicht lehrte. In der Regel vertheidigten nicht die Verfaſſer ſelbſt ihre Darlegungen, ſondern ermahnten Andere dazu. Nur Einer, ein kräftiger junger Mann mit freiem Antlitz — Deeger nannte ihn Göritz und berichtete, daß er in der Strafcompagnie der Lehrer ſtehe und wegen ſeiner Freiſinnigkeit auf eine ſchlechte Stelle in ein elendes Dorf verſetzt ſei — erhob Einſprache gegen die Entſtellung ſeiner Anſichten. Die Geiſtlichen miſchten ſich in die Verhandlung, der junge Mann wagte nicht, ihnen entgegen zu treten; erſt als der Muſterlehrer Rautenſtrauch ſich auch zu den Gegnern geſellte, ſagte er heftig: „Sie verſtehen gar nicht, was ich meine.“

„Das laſſe ich mir nicht von einem Unterlehrer ſagen,“ rief Rautenſtrauch und der Inſpector verwies Beide zur Ruhe. Jetzt lobte er eine andere Abhandlung als beſonders erbaulich und gediegen und las einige Stellen vor; da nannte Göritz Buch und Kapitel, aus dem das abgeſchrieben war. Schnörkel raunte zu Eugen hinüber: „Noth macht Diebe und Gelegenheit bricht Eiſen.“

Die hinteren Bänke lachten und zu allgemeiner Erheiterung wurde die Bemerkung Schnörkels laut verkündet; der Lehrer von Alsfeld, der Eugen zur Linken ſaß, bückte ſich tief zwiſchen die Bank und hob die Stiefelchen auf, die er für ſeinen älteſten Jungen gekauft hatte.

Die Debatten wurden lebendiger. Bruder Weiland war ſehr ſalbungsvoll und ein hagerer Mann mit einer heiſern Stimme, in der jedes Wort wie in Baumwolle gewickelt klang, kramte das Ideal der Erziehung aus, wogegen der raufluſtige Göritz ihm vorhielt:

„Das iſt leicht geſagt, aber mach's einmal in der Schule.“

Auch Deeger miſchte ſich in die Verhandlung und vertheidigte die Einwürfe gegen ſeine Beantwortung der Frage: wie eine lebendigere Betheiligung der Eltern an der Schule erzielt werden könne. Er beharrte dabei, daß nur die freie Schulgemeinde das Erſprießliche erzeugen könne. Er verhehlte die Mißſtände nicht, die vorerſt in der Schule als reiner Gemeindeſache eintreten würden; man könne aber nicht von den Eltern verlangen, daß ſie Einmal zur Theilnahme aufgerufen, Einmal daraus verwieſen werden können. Als der Inſpector ſpöttiſch auf die „ſogenannten Grundrechte“ hinwies, verwahrte ſich Deeger dagegen, daß er die Schule von der Kirche befreien wolle, um ſie der Bureaukratie zu übergeben. Indem er hiebei die Lehrer Gemeindediener nannte, erhob ſich allgemeiner Widerſpruch und nur Göritz ſtand ihm bei. Eugen blieb ſchweigſam, er hatte keine Arbeit geliefert.

Es wurde eine Pauſe gemacht, Viele entfernten ſich und der Inſpector dictirte das Protokoll. Auch Eugen durchwandelte die Straßen, aber er fühlte ſich nicht frei, die gedrückte Atmoſphäre des Conferenzzimmers verließ ihn nicht.

Bei dem Buchbinder Gerhard, der neben ſeinem Handwerk eine kleine Zapfwirthſchaft trieb, fanden ſich Viele zuſammen, um ſich an einem Trunk zu letzen. Schnörkel ſtellte unſern Freund dem nacktarmigen Herbergsvater Gerhard vor und empfahl, ihn zuſammenzubringen, wenn er aus dem Leim gegangen ſei und ihn je nach Erforderniß ſteif zu brochiren oder Ruck und Eck in Leder zu binden. Schnörkel hatte es darauf angelegt, Eugen einen Eintrittsſchmaus in die Gilde aufzubürden, aber Deeger und Göritz ſchnitten ihm dieſe Luſtbarkeit ab. Eugen fühlte ſich zu dem warmen Vertheidiger des Freundes hingezogen und er genoß jene wohlthuende Empfindung, die daraus entſpringt, aus der Liebe zu Einem Menſchen alle die zu gewinnen, die ihm anhangen.

Man verſammelte ſich bald wieder, die Verhandlungen begannen von neuem über die noch rückſtändigen Fragen. Der Mittag iſt weit vorgerückt, aber keiner der Lehrer hat den Muth, an ihren Hunger und ihre Müdigkeit zu gemahnen, da zieht der Commiſſar ſeine Cylinderuhr und zeigt ſie dem Inſpector, allgemeines Gemurmel entſteht und der Inſpector vertagt nun lächelnd das Unerledigte auf eine zukünftige Conferenz. Man unterzeichnet nun das Protokoll und erhält den Gulden Taggeld. Die Hand Eugens zitterte als er unterſchrieb und noch mehr als er das Geld erhielt; Niemand bemerkte es, denn ſchneller eilen die Schafe am Abend nicht zur Salzlecke als es jetzt dem Wirthshaus zugeht.

Eugen hatte ſich mit Deeger, Göritz und mehreren Andern zuſammen geſellt. Göritz ſagte Eugen, er ſei mit einem Namens Baumann im Seminar geweſen; er habe geglaubt in ihm den Jugendkameraden zu treffen, ſei nun aber auch zufrieden einen neuen Menſchen zu bekommen.

Der Inſpector ſprach nochmals ein Gebet und während der erſten beiden Gerichte hörte man keine Menſchenſtimme und nichts als das Hanthieren mit Löffeln, Meſſern und Gabeln; die Betrachtung der komiſchen Art, wie Viele eine ungewohnte Speiſe verzehrten, erheiterte Eugen. Jetzt erſt begann ein allgemeines Sprechen. Ein ſonnverbrannter Mann mit weißblondem Haar, der ſich Eugen gegenüber geſetzt hatte, fragte ihn, ob er keine neuen Nachrichten von ſeinem Schwager Singvogel aus Amerika habe. Eugen verneinte, indem er über und über erröthete, denn ihm bangte jetzt vor allerlei Nachfragen nach den Familienbeziehungen ſeines Tauſchmannes. Der Sonnverbrannte ging aber ſogleich auf Anderes über, indem er Göritz Vorwürfe machte, daß er den Alsfelder an den Pranger geſtellt habe; Göritz erklärte, daß er den Bruder Weiland für den Dieb gehalten hätte, und Deeger leitete das Geſpräch in's Allgemeine, indem er darauf hinwies, daß die ſchlechtbeſoldeten Lehrer auch die ſeien, die am meiſten in ihrer Ausbildung zurückkämen. Hin und her ergab ſich nun eine lebhafte Erörterung, wie es zu ändern wäre, daß die Bildung überhaupt nicht mehr vorzugsweiſe von einer gewiſſen Wohlhabenheit abhängig ſei.

Deeger erregte heftige Einſprache, als er darthat, daß beſſere Lehrergehalte gewiß nothwendig, daß aber dadurch die Lehrer noch nicht beſſer ſeien. Eine allgemeine Heiterkeit unterbrach den Ernſt. Schnörkel hatte dem Lehrer von Alsfeld, der die nicht flüſſigen Speiſen in einen bereit gehaltenen Beutel geſteckt hatte, alles Eingehamſterte geſtohlen und die Art, wie er das wieder herausgeben mußte, wurde von allgemeinem Lachen begleitet.

Mitten im Scherz erhebt ſich der Inſpector, man füllt die Gläſer und in hohem Ton verdammt der Inſpector zuerſt die Revolution in die unterſte Hölle, lobpreiſt den Glauben als Quell alles Heils und ſchließt mit einem Hoch auf den Fürſten.

Dreimaliges Hoch und Gläſerklingen. Eugen zerbrach ſein Glas als er anſtieß.

„Geben Sie acht,“ ſagte Göritz, als wieder Ruhe eingetreten war, zu Eugen, „jetzt rumort dem Muſterlehrer ſeine zukünftige freie Rede in den Ganglien; er geht hinaus, wo ihm Niemand folgen kann, und memorirt dort ſeine Rede nochmals.“

Und ſo geſchah es auch. Bald kam der Muſterlehrer wieder und brachte ſeinen höchſt ſalbungsvollen Toaſt auf den Inſpector vor, in dem er trotz wiederholten Einübens doch ſtecken blieb und während die Blicke Aller verlegen ſich auf die Teller hefteten, brachte er nach langem Stottern den beſchriebenen Zettel aus der Seitentaſche hervor und las den Schluß ab.

Der Kopfrechner knüpfte ſogleich ein Hoch auf den landesherrlichen Commiſſar daran und nun aß und trank ſich's viel behaglicher.

Jetzt kam Schnörkel und forderte den Sonnenbraunen, den er Amerikaner nannte, auf, ſeinen Bierbaß zu Ehren des Inſpectors zu einem Quartett zu ſtimmen. Der Angerufene folgte etwas unwillig und Eugen erfuhr nun von Göritz, daß der Freund des Singvogels in einem Streit mit ſeinem Oberlehrer ſeine Stelle aufgegeben, nach Amerika gegangen, den Feldzug nach Canada mitgemacht, nach drei Jahren aber von dort wieder zurückkehrte und einer der tüchtigſten Lehrer des ganzen Bezirks ſei.

Göritz ſchien in der Stimmung, Eugen ähnlich wie die Baronin die Geſellſchaft zu ſchildern, aber Eugen hatte heute dafür kein Ohr; nur als ihm ein wohlgenährter Mann an der Seite des Commiſſärs gezeigt wurde, der als Denunziant bekannt ſei, fühlte er plötzlich einen ſo heftigen Schmerz, als ob man ihm eine glühende Dolchſpitze in's Herz ſtoße.

Alſo auch hier die empörende Verderbniß! Und derſelbe Mann ſang jetzt den erſten Tenor in den Liedern, die von deutſcher Biederkeit ſprachen!

Nach dem Schlußgebet entfernten ſich die beiden Vorgeſetzten und die Luſtigkeit wollte eben wie ein geſpannter Strom über die geöffnete Schleuße rauſchen, als der Muſterlehrer wieder einen neuen Damm aufwarf; er zog ein größeres Papier aus der Taſche und erklärte, daß er gewiß einem allgemeinen Wunſch begegne, indem er die Liſte zu freiwilligen Gaben vorlege — einen Gulden die Perſon — um dem Inſpector zu ſeinem baldigen 25jährigen Dienſtjubiläum einen Pokal zu „verehren.“ Alles ſchwieg. Er gab die Liſte weiter. Der Kopfrechner, Bruder Weiland, der Denunziant und mehrere Andere unterſchrieben ſogleich.

„Ich meine,“ rief Göritz ſich erhebend, „wir ſollten zuerſt einen Ausſchuß ernennen, der die ganze Sache in Berathung ziehe; wir dürfen uns nicht eine Huldigung octroyiren laſſen.“

Vielfaches Murren wurde hörbar, Göritz hielt ein, der Amerikaner ſuchte ihn auf ſeinen Platz niederzudrücken, auch Deeger winkte ihm abzulaſſen, aber Göritz blieb ſtandhaft und rief voll Zorn:

„Ich habe nichts gegen unſern Herrn Inſpector, er gehört zu den Beſſeren, iſt auf das Wohl der Lehrer bedacht; aber wir haben im Jahre 48 Vorgeſetzte aus unſerer Mitte verlangt, einſtimmig. Wie nun? Waren wir damals unmündig, oder ſind wir's jetzt? Verlangten wir mit Recht oder Unrecht, daß wenn die Geiſtlichen die Schule beaufſichtigen, ſie auch Lehrer ſein müßten und wir nicht blos die Handlanger ſein wollen? Iſt das vom Herrn Muſterlehrer Verlangte wirklich eine freie Gabe?“

„Ja,“ riefen viele Stimmen und „keine Rede!“ „Abſtimmen!“ „Nein, es iſt feſt beſchloſſen,“ rief Alles durcheinander. Der Muſterlehrer gebot Ruhe und ſagte nur:

„College Göritz hat noch eine abgelagerte Volksrede, die er im Ausverkauf unter dem Fabrikpreis losſchlagen will. Ich bitte, ihn ausreden zu laſſen.“

Es gelang Deeger, den ſtürmiſchen Göritz zu bewegen, daß er nichts erwiderte. Die Liſte wurde allgemein unterzeichnet, Viele ſchauten auf, wie ſie die Feder in der Hand hatten, als müßten ſie ſich auf ihren Namen beſinnen; ſo klein die Gabe war, ſie war ihnen doch nicht ohne Bedeutung; oder war's noch etwas Anderes was ſich in dieſen düſter aufblickenden Mienen ausſprach?

Der Name Schnörkels mit ſeinen keken Einrahmungen nahm den größten Raum unter Allen ein. Als Göritz unterſchrieben hatte und Eugen die Feder reichte, ſagte er:

„Das Ganze iſt doch nur, damit der Muſterlehrer ſich gut Kind macht, weil er früher Demokrat war, und die Schlechtigkeit der Anderen zwingt uns zu Thaten, über die wir uns ſelbſt verachten müſſen." Als Eugen unterzeichnet hatte und Deeger die Feder reichte, verkündete dieſer laut, daß er ſich ausſchließe. Auch die Befreundeten ſchalten über dieſen Tell, der ſtets allein handelte; aber Deeger ſchwieg. Als ſich nun der Muſterlehrer, der Denunziant und der kummervolle Lehrer von Alsfeld mit mehreren entfernten, war Deeger der Erſte, der ein Trinklied anſtimmte. Jetzt gab's luſtigen Sang und Schnörkel, der ſich vor dem Inſpector ſehr demüthig und geſchlacht benommen hatte, war ausgelaſſen und ſchien eine Freude daran zu empfinden, der Hofnarr der Geſellſchaft zu ſein. Plötzlich, man wußte nicht, wer angefangen hatte, ertönte das Lied vom deutſchen Vaterland; Göritz brachte ein Hoch „den Slaven, den Thronerben der deutſchen Civiliſation," und der Amerikaner ſetzte neue Verſe zu dem alten Liede:

„Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Slavonien? Croatien?
Iſt's wo der Raſtelbinder hauſt?
Iſt's wo man Unverlornes mauſt?
O nein, o nein, o nein,
Sein Vaterland muß größer ſein."

Noch viele Verſe wurden aus dem Stegreif gemacht und mit lautem Halloh begrüßt, auch Eugen ſtellte ſein Contingent. Ein ſeltner Uebermuth war über Alle gekommen und mitten in aller Luſt ſaß der Kopfrechner wie auf einem Thron, freute ſich ſeiner Ehren und ließ ſich den Wein wohl munden. Eugen fühlte ſich trotz ſeiner innern Bangigkeit vom Strudel der Freude ergriffen.

Siebentes Kapitel.

Der Vollmond ſchaute auf viele nächtliche Wanderer, die in ſtiller und lauter Weinlaune ſich nach allen Wegen zerſtreuten und in ihre Dörfer zurückkehrten.

Jeder ſprach noch vor dem Scheiden zu dem Andern, daß die letzten Lieder und Trinkſprüche wohl keine Maßregelung zur Folge haben würden. Man ſuchte ſich und den Andern zu tröſten, daß man ſich vollauf des fröhlichen Zuſammenſeins freuen dürfe. Eugen ging mit Deeger.

„Wie traurig iſt's," ſagte Deeger, als ſie die Stadt hinter ſich hatten, „ſich in ſteter innerer Auflehnung gegen die Vorgeſetzten zu befinden. Die Philoſophen haben viel darüber geforſcht und geſchrieben, welches das höchſte Uebel ſei. Ich weiß es. Das höchſte Uebel iſt ein dummer oder bornirt boshafter Vorgeſetzter. Ich halte mich darum noch nicht wie ſo Viele für einen Staatsmann, weil ich Oppoſition machen kann; aber erleben möcht' ich's, daß ich mit den Einrichtungen der Welt zufrieden wäre. Ich will nicht zu lebenslänglicher Oppoſition verdammt ſein."

Eugen antwortete nichts. Nach geraumer Weile begann Deeger wieder: „Im Jahre 48 ſollten die Lehrer auch in's Staatsdiener-Paradies mit dem Jenſeits der ſeligen Penſion. Alles will Staatsverſorgung und vergißt das ächte Leben. Sie ſchreien immer: das Volk iſt noch nicht reif. Es wird freilich eine Verwirrung entſtehen, wenn die Schule Gemeindeſache wird, wie bei allen Reformen; aber es wird Höheres, wahrhaft Lebendiges daraus hervorgehen. Ich habe dir's ſchon einmal geſagt und du haſt's nun heute auf's Neue geſehen: es wird mit unſerm Stande und mit der Volksbildung überhaupt nicht beſſer, als bis Menſchen aus unabhängigen Verhältniſſen, denen nicht ſchon in der Jugend alles Selbſtgefühl abgetödtet wurde, ſich dem Lehrfach widmen; die werden dann dem pfäffiſchen Hochmuth etwas Anderes zu bieten haben als elende Kriecherei. Die Hierarchie verſteht in ihrem Sinn das Richtige, indem ſie den Orden der Schulbrüder erneuert; die freien Menſchen ſollten daſſelbe thun auf ihrem Boden."

Eugen ſtand ſtill, faßte den Arm Deegers und ſagte: „Jetzt will ich dir offen erzählen wer ich bin."

„Kein Menſch hat die rechte Diſtanz zu ſich ſelber," entgegnete Deeger.

„Das iſt es nicht," fuhr Eugen haſtig athmend fort. „Es ſcheint mein Geſchick, daß das was ich ſo gern freiwillig thäte, mir als Nothwendigkeit auferlegt wird. So geht mir's mit meinem jetzigen Leben und was ich mir einſt als Triumph gedacht hatte, dir Alles freiwillig zu erzählen, das muß ich jetzt thun, weil du mir helfen kannſt. In meinem ganzen Leben iſt ein Doppellicht, eine unruhige Beleuchtung, deren ich nicht Herr werden kann. Höre:

In Mainz, draußen in den Vorwerken, im ſogenannten Gartenfeld, lebte bei einer Taglöhners-Wittwe mit Namen Haberkorn ein ſchlanker Knabe, Eugen Wilibald genannt, er lebte faſt ganz für ſich, denn die Frau ging wenn ſie wohl war, auf Tagelohn oder in das Hoſpital als Krankenwärterin. Wenn ſie dort war, ging es dem Knaben wohl, denn er beſuchte ſie und erhielt gutes Eſſen, ſonſt wurde er oft geſcholten, weil er immerwährenden Appetit hatte. Die Mutter war dabei doch eine gutmüthige Frau, als ſie aber kränkelte und Noth litt, ſchlug ſie den Knaben oft, weil er nicht zu betteln verſtand; dann kam der Knabe oft zwei, drei Tage nicht nach Haus und ſchlief Nachts in einem leeren Regenfaß neben dem Palais des Commandanten. Manchmal erhielt er auch einige Kreuzer, wenn er den Herrſchaften die in's Theater fuhren, den Wagentritt ſchnell herabſchlug, oft aber ging er auch leer aus, wenn es den Leuten zu mühſam war, in die Taſche zu greifen. Im Frühling ging's in den Wald um Maikräuter zu holen und da ſang der Knabe luſtig, ſo daß es ihm wohlthat, mit heller Stimme ſeinen Fund in den Straßen auszurufen; er jodelte dabei ſo unaufhörlich, daß er einmal von einem Polizeidiener gefahndet und in's Gefängniß geſetzt wurde. Um dieſer Gefahr zu entgehen, wartete nun der Knabe oft die ſchnellfahrenden Wagen ab und wenn die Wagen an ihm vorbeiraſſelten, jodelte er aus voller Bruſt; das hatte Niemand gehört als er, und ſein Herz war frei. In der Armenſchule lernte der Knabe faſt gar nichts und er begnügte ſich mit dem Ruhm, unter allen ſeinen Kameraden der beſte Renner zu ſein. Weil die Mutter Haberkorn hieß, ſagten die Knaben: der kann gut laufen, der hat Hafer gefreſſen. Ach! die kindiſchen Erinnerungen haften am tiefſten. — Der Knabe gelangte in eine glücklichere Zeit, denn er erhielt einen Blumenkredit von einem benachbarten Handelsgärtner, und in jenem Sommer wurde er abermals gefahndet, aber zu einer andern Marter. Ein Mann verfolgte den Knaben in den Straßen bis in ſein Haus und erſt nach vielen Verſprechungen und Scheltworten gab er nach und folgte dem Mann und lag nun viele Tage entkleidet auf einer teppichbelegten Erhöhung: er war Modell zu einem Ismael mit der Hagar geworden. Und dieſes Bild, wie ſich ſpäter ergab, führte zu ſeiner Rettung. Im Frühling kam ein Geiſtlicher, nahm den zwölfjährigen Knaben mit und brachte ihn in die Jeſuitenſchule nach Luzern. Der wilde Knabe kam ſich ganz verzaubert vor und hatte wegen ſeiner Unwiſſenheit von den Mitſchülern viel zu leiden; ſein einziger Stolz war, daß es ihm auf dem Turnplatz keiner gleich thun konnte. Er machte die waghalſigſten Verſuche, bis ihm ſolche unterſagt wurden. Er fügte ſich willig der ſtrengſten Disciplin, die jede Regung beherrſchte, und bald ward er trotz vieler Unbändigkeiten ein Liebling der Lehrer, weil er mancherlei Anlagen zeigte. Er war fromm und glücklich. Nur Eines grämte ihn tief. Wenn die Mitſchüler von ihren Eltern ſprachen, Briefe, Beſuche erhielten und in den Ferien manchmal heimwärts zogen, ward Eugen Wilibald immer traurig; ihn beſuchte, ihm ſchrieb Niemand und der Director ſagte er habe weder Eltern noch Verwandte. Das machte ihn traurig, aber was vergißt die Jugend nicht? Der Knabe ward gefirmt. Da kam wenige Tage nachher ein ſtattlicher Greis mit weißen Haaren und vielen Orden auf der Bruſt, er küßte den Knaben und ſagte ihm, daß er Eugen Wilibald Graf Falkenberg heiße; der Alte war ſein Oheim, der ihn adoptirte, der Knabe der bin ich."

„Du?" fragte Deeger betroffen.

„Höre nur weiter. Jetzt kann ich ruhiger erzählen. Ich war ein religiöſer Fanatiker, ich wollte Mönch werden und legte mir ſchon jetzt allerlei kindiſche Kaſteiungen auf. Mein Oheim beſtimmte mir einen andern Beruf. Ich wurde Soldat, ſtand zwei Jahre in Mailand, ich war entwickelter als mein Alter mit ſich brachte. Ich diente von der Pike auf, was man ſo nennt, du weißt ja, daß die vornehme Welt Alles zur lügneriſchen Phraſe abnutzt; ich bezog einmal die Soldatenwache, ſchilderte einmal auf dem Poſten und machte in vier Wochen die ganze niedere Carriere durch. Ich ward nach Mainz verſetzt. Du magſt dir denken, wie mir's war, wieder an dem Ort zu ſein, wo ich als Bettelknabe meine Kindheit verlebt. Die alte Haberkorn war geſtorben, meine Kameraden durfte ich nicht mehr kennen. Allmählig brachte ich meinen Oheim — der eigentlich Oheim meiner Mutter war, denn er war der Bruder ihrer Mutter — dahin, daß er mir das Räthſel meines Daſeins löſte. Meine Mutter, ſchon früh verwaiſt und von einer Stiefmutter mißhandelt, war von dem Prinzen Wilibald verführt worden, der bald darauf ſtarb. Meine Mutter iſt ſpurlos verſchwunden. Mein Oheim aber hat drei Jahre nach meiner Geburt einen Brief von ihr bekommen, worin ſie ihm mein Schickſal, wenn ich noch lebe, an's Herz legt und angiebt, daß ſie in ſtiller Verborgenheit, die nie mehr zu durchdringen ſei, ihr Leben beſchließen wolle. Bei aller heitern Jugendluſt, deren ich mich nicht erwehren konnte, bewegte mich ſtets die märchenhafte Unruhe meines eigenen Lebens. In meinen Träumen erſtand oft meine Kinderzeit und ich erlitt wieder in ihr Hunger und Kälte. Wenn ich im Wagen dahinfuhr, erhielten die Knaben, die den Kutſchenſchlag herabließen, ſtets reichliche Geſchenke, ich ward gewiß ihr Liebling. Droben in den glänzend erleuchteten ſchimmernden Geſellſchaften mußte ich oft hinabdenken auf die Straße, wo die armen Leute harren, um die Prachtgewänder anzugaffen und dann in ihre dunkeln Behauſungen heimzuſchleichen. Ich galt für einen Sonderling. Vor Allem und immer mußte ich meiner Mutter gedenken. Wo weilt ſie? Wie iſt ihr Leben? Weiß ſie von meinem Daſein? Ich ſuchte meine Mutter vergebens. Ein verſchmitzter Rheingauer Schiffer, der die Frau Haberkorn kannte, brachte mich für ſchweres Geld auf die Spur meiner Mutter. Ich kann dir's nicht ſagen, wie mir's war, als ich vor die Frau hintrat, die meine Mutter ſein ſollte; mein Herz ſtand ſtill, meine Zunge war gelähmt, zerſchmettert und beſchämt zog ich von dannen, ohne das rechte Wort ausgeſprochen zu haben . . .

Das Soldatenleben ward mir zuwider. Ich will dir das glänzende Elend nicht ſchildern. Mit zwei

Kameraden, die ich mir herausgeſtöbert hatte, trieb ich allerlei wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Krimskrams; wir meldeten uns oft krank und verließen wochenlang die Stube nicht, um unſre Studien zu verfolgen und nicht durch unnütze Paraden und Exercitien phyſiſch abgehetzt zu werden, daß eine geiſtige Arbeit faſt unmöglich iſt. Nach manchen Quengeleien mit den Oberen und Duellen mit den Kameraden quittirten wir Drei, der Eine iſt an meiner Seite gefallen im letzten Revolutionskrieg, der Andere lebt als Baumeiſter hier im Lande. Mein Oheim geſtattete mir, daß ich eine landwirthſchaftliche Schule beſuchte, er verſprach mir eines ſeiner Güter zu übergeben; ich verließ Hohenheim bald und bezog die Univerſität, wo ich mich in allen Wiſſenſchaften umhertrieb. Dort lernte ich auch den Knecht des Sonnenwirths kennen, dem wir heute im Alsfelder Wald begegneten, er iſt ein verborgener Flüchtling wie ich. Die Revolution kam, mein Jubel war endlos, jetzt hatte ſich's bewieſen, warum es mich aus der morſchen Welt herausgetrieben hatte. Ich hätte nur gern gleich mein Leben hingegeben für die Auferſtehung des Vaterlandes. Ich ſuchte eine That. Ich kämpfte in Schleswig-Holſtein und verließ es nach dem Malmöer Waffenſtillſtande. Ich kehrte zurück und im Frühling war ich mit unter den Aufſtändiſchen. Ich kämpfte ſtandhaft und doch mit zweifleriſchem Herzen. Es fehlte an der ſprühenden Ekſtaſe, ich glaubte nicht an die Sage von einer allgemeinen Erhebung und doch, es ſollte gezeigt werden, daß man zu ſterben bereit ſei für das ſelbſtgegebene Volksgeſetz; die Thatſache, daß

Tauſende dies bewieſen haben, iſt die beſte aller Errungenſchaften, die nicht mehr wie die anderen vertilgt werden kann. Das iſt jetzt doch auch mein Troſt. Damals ſtand ich im Widerſtreit mit dieſen Anſichten, auf deren Vertreter eine Bezeichnung paßt, die die Baronin Stephanie mir geben wollte. Es ſind Idealphiliſter. Der ächte Kampf darf nur dem Siege gelten. Um eine Phraſe in das Handbuch eines objectiven Geſchichtsprofeſſors zu bringen, darf man nicht ſchöne friſche Menſchenleben dem Tod, dem Elend, der Verbannung opfern. Man muß den Muth haben, ſo lang als feig zu gelten, bis man in Siegeshoffnung kämpfen kann. Es gehört zu den fürchterlichſten Aufgaben eines Geſchicks, einen Kampf zu vollführen, von dem man ſicher weiß, daß man in ihm beſiegt wird. Sich und ſeine Untergebenen aufregen, anſpornen, Alles nur, daß die engagirte Schlacht mit Ehren geſchlagen werde, und weiter nichts — es iſt entſetzlich. — In ſolchen Gedanken lag ich eines Abends am Biwachtfeuer, friſche Turner, rothwangige Burſche beſprachen ſich mit Soldaten über Unſterblichkeit, Alle waren bereit zu ſterben für das Vaterland und ſänken ſie in Nichts dahin. Was auch die Diener der Schrift ſagen mögen, das iſt mehr als alle Heldenthaten der Kreuzzüge. Nur ein einziger Burſch mit einer rothen Halsbinde ſchlich ſich von den Disputirenden weg und ich ſah ihn hinter einem Baum niederknieen und die Hände falten. Ich ſah ihn am andern Tag von einer Spitzkugel getroffen und noch mit dem letzten Hauch rief er: ich bin unſterblich! In jener Stunde am Biwachtfeuer errang ich die Wiedergeburt meines Lebens. Wenn alle dieſe, die jetzt ſo freudig ſterben wollen, mußte ich denken, wenn Alle ſo bereit wären, für ihre Nächſten, für das Vaterland zu leben, dann beſtünde eine Reichsverfaſſung in jedem Herzen, die nicht berathen zu werden und keine Anerkennung brauchte .... Ich gelobte mir, wenn mein Daſein gerettet wird, in unſcheinbarem Wirkungskreis zu leben für meine Vaterlandsgenoſſen. Ich bin, wie du ſiehſt, meinem Entſchluß getreu."

Deeger faßte die Hand des Freundes und drückte ſie ſtumm zwiſchen ſeine beiden Hände.

„Du kennſt den Ausgang," fuhr Eugen fort. „Ich will dir nichts von den Treuloſigkeiten vieler Maulhelden und den Tugenden Anderer erzählen. Es iſt Alles zerſtampft. Ich habe geſehen, daß alle Völkergeſchichte nur ein deſtillirter Abzug des Geſchehenen iſt. Von den tauſend Einzelſchickſalen dringt keine Meldung in die Nachwelt. Ich wurde gefangen, ich war täglich bereit, den ſtandrechtlichen Tod zu erleiden. In der ungebrochenen Vollkraft der Jugend und nicht in geſpanntem Kampf, ſondern in lautloſem ruhigem Warten Tag und Nacht den Tod vor Augen ſehen, das gräbt die verborgenſten Wurzeln des Daſeins auf, das lehrt die Bedeutung und die Nichtigkeit des Lebens erkennen und Allem mit Gleichmuth entgegenſchauen. Dennoch konnte ich mich eines Schauders nicht erwehren, als ich einſt am frühen Morgen im Gefängnißhof einen Wagen raſſeln, ein Piquet Soldaten aufmarſchiren und jenen Trommelwirbel hörte, der da ankündigt, daß bald ein Menſchenleben verhaucht.

Ich gewann meine Faſſung bald wieder und hielt ſie unerſchütterlich feſt. Es war anders beſchieden, ich ſollte ſie zum Leben anwenden. Mein Oheim war während der Revolution geſtorben. Mein Freund, der Baumeiſter, verhalf mir zur Flucht, aus ſeiner Hand erhielt ich eine Summe, die ich ihm ehedem geborgt. Du erinnerſt dich, daß ich in Röthhauſen eine verwundete Hand hatte, das war von dem Gurt, an dem ich mich aus dem Gefängniß herabgelaſſen. Ich entfloh nicht aus dem Lande. Im Walde da drüben nahm ich mir den langen Bart ab, du erinnerſt dich meines zerſchundenen Geſichtes, und als ich auf die Straße trat, traf ich den Lehrer Baumann.“

Eugen erzählte nun den Tauſch. Dann ſchloß er:

„Sprich nichts von meinen Gefahren. Ich bleibe auf meinem Poſten, bis ich vor den ordentlichen Richter gefordert werde. Ich will mein Leben opfern, ich will. Ich bin jede Stunde bereit zu ſagen: ich habe genug gelebt. Könnte ich nur mit Hingebung des Reſtes ein Dauerndes bewirken. Aber auch ſchon jetzt würde mein Tod nicht ſpurlos ſein.“

Deeger hielt lange ſtill die Hand auf der Schulter des Freundes, dann ſagte er: „Ich will dir nichts über deine gefahrvolle Lage dreinreden; es giebt Dinge, die nur vor den Richterſpruch des eignen Herzens gehören. Tauſende werden dich einen Schwärmer ſchelten; der iſt es ja immer, der ſeine vollen Ueberzeugungen zur That macht. Die meiſten Menſchen wollen nichts mehr von einer logiſchen Verpflichtung, geſchweige von einer moraliſchen wiſſen. Ich will dir auch nicht durch Bewunderung einen Lohn geben, es giebt keinen dafür. Nur das gelobe mir: wenn Gefahr ſich naht, meine Hülfe anzurufen.“

Eugen willfahrte und als jetzt ihre Wege ſich ſchieden, entſchloß ſich Deeger, mit Eugen nochmals nach Erlenmoos zurückzukehren, er ſpöttelte über ſich, daß er ſeine Bangigkeit um den Freund leichter ertrage, wenn er bei ihm ſei; er verſchwieg dabei den Gedanken, daß es Eugen wohlthuend ſein müſſe, einen Mann, dem er ſein ganzes Leben geoffenbart, noch ferner um ſich zu wiſſen und ſich nicht plötzlich wie abgeſchnitten zu erſcheinen.

Deeger berichtete noch viele Beiſpiele, wie ihm ſtets das begegne, was er durchaus nicht wünſche und wie ihm dies faſt immer ſich zum Guten kehre. So ergehe es ihm auch jetzt, da ihm das Abenteuerliche, das er ſonſt eigentlich haſſe, in dem Leben Eugens nahe trete; eine innere Stimme gebe ihm die Zuverſicht, daß daraus Heilſames erwachſe. Eugen wagte nicht mit einem Wort zu widerſprechen, als Deeger hievon Anlaß nahm, ſeinen Glauben an eine höhere Fügung des Schickſals, an eine perſönliche Vorſehung darzulegen.

Wenn man eine untergeſunkene Vergangenheit aus der Erinnerung ausgegraben, erſcheint die Gegenwart und alle Umgebung traumhaft fremd, man kann ſie nicht faſſen. So erging es Eugen, als er wieder nach Erlenmoos kam. Doppelt erquicklich war nun die Anweſenheit des Freundes, in deſſen Zuruf wieder Alles ſo heimiſch wurde, als ob die Wände traute Anſprache gewonnen hätten. Deeger ſprach kein Wort von den Beſorgniſſen der Entdeckung — das war eine Thatſache, gegen die ſich nichts thun ließ — er erging ſich vielmehr in den Lebensbeziehungen des Ausgewanderten, woraus allerlei Verlegenheiten entſpringen konnten; es erſchien kaum begreiflich, daß dies noch nicht der Fall war. Eugen blieb aber auch hierin ſorglos und als ſie in dem von ihm ſelbſt gemalten Zimmer waren, ſagte er: „Da unter der grünen Farbe ſind die europäiſchen Reden begraben, mein Leben iſt auch ein Palimpſeſt.“

Beim Abſchied trifft es ſich leicht, daß minder Weſentliches ſich auf die bebende Lippe drängt. Die Kinder kamen am Morgen eben zur Schule heran und als Eugen durch das Fenſter den Sanscülotten ſah, fragte er:

„Wie behandelt man einen lügneriſchen Knaben?“

„Gewöhnlich ſind ſie geweckten Geiſtes,“ erwiderte Deeger, „ſieh zu, ob er nicht zu Hauſe hart behandelt und ſo zum Lügen genöthigt wird.“

In dieſer freien Erhebung bekämpften die Freunde das Peinliche der jetzigen Trennung und reichten ſich wohlgemuth die Abſchiedshand.

Achtes Kapitel.

Nach der Schule trug Eugen den Erlös des Klaviers zu Kronauer. Er wurde in das Schreibzimmer Kronauers gewieſen, da dieſer bei der Kranken ſei. Ohne daß er es wollte, belauſchte er hier ein Geſpräch, das in der Nebenſtube geführt wurde. Eine wohlbekannte Stimme, es war die Stephanie's, fragte in offenbar ärgerlichem Ton:

„Sie will alſo durchaus nicht? Haben Sie ihr denn geſagt, daß ich nur eine Stunde bei ihr ſitzen will? ſtill oder ſprechend, wie ſie es wünſcht?“

„Ja, Alles, und ſie will nicht, ſie will keinen Menſchen ſehen als mich, ihren Vater und ihren Mann,“ erwiderte Vittore.

Der Lauſchende ward ſeltſam bewegt.

„Ich weiß nicht,“ fuhr Stephanie wieder auf, „ob ich ſie je wiederſehe. Sie, liebes Kind, vermögen ja Alles über die Anni, bereden Sie ſich nochmals mit ihr. Ich könnte nicht ruhig von hier abreiſen, ohne ihr die Hand gegeben zu haben. Thun Sie mir den Gefallen.“

„Darf ich frei reden?“ fragte Vittore.

„Ja doch, ja, nur keine Umſtände; wenn ihr ſo fragt, habt ihr gewöhnlich ein Compliment anzubringen. Nun was denn?“

„Sehen Sie, Frau Baronin, Sie wollen die Kranke beſuchen; helfen können Sie ihr nichts damit.“

„Aber auch nichts ſchaden.“

„Das weiß man nicht. So viel iſt doch ſicher, daß damit der Anni kein Gefallen geſchieht, aber blos Ihnen. So auf eine Stunde an's Siechbett gehen, das kann zur Beruhigung der Baronin ſein, aber der Kranken thut man nichts damit, da muß man immer oder gar nicht da ſein.“

„Sie verſtehen Moral zu predigen.“

„Ich bin mir zu gut für den gnädigen Spott,“ entgegnete Vittore raſch, „ich muß es nur ehrlich ſagen, ich kann deswegen auch der Anni nicht beſonders zureden.“

Eine Pauſe entſtand. Man hörte Jemand in ſeidenem Gewand raſch aufſtehen.

„Kommt der Lehrer Baumann oft zu Ihnen?“ fragte Stephanie.

„Freilich, hie und da Abends. Mein Vater iſt auch ein Schulmeiſtersſohn.“

„Hat der Lehrer oft —“

Eugen durfte nicht dulden, noch länger über ſich ſprechen zu hören; er klopfte an und trat raſch in die Nebenſtube. Vittore entfernte ſich gleich bei ſeinem Eintritt; Stephanie ging ihm entgegen und reichte ihm die Hand. Dieſe zarte weiße Hand, die aus wolkigen Flormanſchetten herausragte, berührte Eugen wie elektriſch, ſo daß er ſtumm die Erſcheinung betrachtete, die immer in neuer Schöne ſich zeigte. Man konnte in ihrer Abweſenheit nicht leicht ein Erinnerungsbild von ihr feſthalten; und doch, wenn man ſie ſo ſah, wie ſie in der knapp anliegenden mit weißem Pelz verbrämten blauen Sammtmantille daſtand, wie ihre feinen Züge ſo hell leuchteten, hätte man glauben müſſen, daß alles Das unauslöſchlich im Gedächtniß haften müſſe.

Stephanie erklärte Eugen, daß ſie ſich ſchwer in ſeiner Schuld fühle, daß ſie aber nichts mehr haſſe als Briefſchreiben und darum ſeit geſtern auf ihn warte; wie Leo ſage, ſei zwar das „Rencontre“ vollſtändig ausgeglichen, ſie fühle ſich aber dadurch noch nicht befreit und Leo wünſche mit ihr, auch eine äußere That als Ausgleichung ſetzen zu können. Eugen geſtand offen, daß er die Sache nicht nur verziehen, ſondern auch vergeſſen habe und ſich jetzt erſt daran erinnern müſſe.

„Spielen Sie nur nicht den Märtyrer,“ ſagte Stephanie haſtig, „ich weiß wohl, es liegt ein eigener melancholiſcher Reiz in dieſen Opferungen, eine Art ſüßer Schwärmerei; in ſolcher Exaltation glaubt man, man kniee vor einem Ideal, vor der Menſchheit, vor Gott, oder wie man's nennen will, im Grunde aber betet man ſich ſelber an und gefällt ſich als Schmerzenreich —.“

„Ich opfere ja nichts als Ihre unverdiente Gunſt. Was ſoll Ihnen ein Dorfſchulmeiſter —?“

„Sie ſollen, Sie dürfen das aber nicht mehr bleiben,“ ſagte Stephanie beſtimmt, „ich habe ein Recht auf Sie.“

Sie erklärte nun, daß ſie mit Herrn von Thurn geſprochen, der Eugen als Verwalter auf ſeine Beſitzung nehmen wolle. Mit Beſtimmtheit entgegnete Eugen, daß er Niemand ein Recht einräume, in ſein Leben einzugreifen. „Was Ihre Höherſchätzung meiner Kraft betrifft,“ ſchloß er ſcherzend, „muß ich mit einem Sprüchworte der hieſigen Bauern antworten: ich darf zu meinem Heu Stroh ſagen.“

Stephanie wendete ſich unwillig ab, indem ſie ſagte:

„Gut, ich hätte es wiſſen können, die Sage von edeln Menſchen iſt ein albernes Ammenmährchen.“

„Ich verſtehe Sie nicht,“ rief Eugen betroffen. Stephanie wendete ſich um, ihr Auge ſchwamm in feuchtem Glanz, als ſie ſagte: „Sie wollen mir die ganze Laſt der Schuld laſſen, Sie in ſolche mißliche Verlegenheit gebracht zu haben.“

„Die Schuld iſt auch mein,“ ſagte Eugen, „ich habe die Mummerei angenommen und konnte auch wiſſen, daß bei uns in Deutſchland die verſchiedenen Parteien nicht ſocial unbefangen unter einander verkehren können.“

„Darüber dachte ich auch viel: warum denn bei uns nicht ſo gut, wie bei Franzoſen und Engländern?“

„Weil es bei uns ſich um das Beſtehen der Nation handelt, weil es bei uns Kreiſe der Ariſtokratie giebt, denen das Beſtehen der deutſchen Nationalität gleichgiltig iſt; andere Völker ſind wirkliche Völker und ſie ſtreiten ſich nur um das Wie ihres Beſtehens.“

„Darf ein Geiſt, der ſolcher Ideen fähig iſt wie Sie, blos A-B-C lehren? Begehen Sie nicht damit einen Verrath an der Nation? Ich wiederhole, Sie müſſen einen andern Beruf wählen.“

„Gnädige Frau,“ erklärte Eugen, „ich ſpreche zum Letztenmal über ſolche Allgemeinheiten, wie ich mich auch in Ihrer Geſellſchaft zum Letztenmal in die vornehme Welt eindrängte. Ich danke Ihnen nochmals für Ihre unverdiente Güte.“

„Es iſt Feigheit,“ ſagte Stephanie in ſchneidendem Ton, „es iſt Feigheit, ſich in einem kleinen Beruf zu gefallen und ſich damit zu beſchönigen, daß man ſagen kann, man ſei größer als ſein Beruf. Entbehren iſt ein Laſter. Man muß Macht und Genuß erkämpfen. Und reden Sie ſich ja nicht ein, daß Sie das Volk bilden können. Es wäre auch nicht gut, wenn Sie es vermöchten. Schon der Proteſtantismus im Volk iſt ein Widerſinn, das Volk ſollte immer katholiſch ſein, das iſt entſprechende innere Volkstracht.“

„Unſere Wege gehen weit auseinander,“ ſagte Eugen abwehrend.

„Und ich laſſe Sie nicht,“ rief Stephanie und faßte Eugen am Arm. In dieſem Augenblick trat Kronauer mit Vittore ein. Sie ſahen verwundert auf die beiden nicht minder Erſchreckten. Gideon berichtete, daß ſo eben Leo den Berg heraufgeritten käme, während Vittore die Nachricht gab, daß Anni doch nachgebe und Stephanie ſehen wolle.

„Gut,“ ſagte dieſe ſchnell gefaßt, „ich komme ſpäter. Ich muß jetzt ſehen, wie die beiden Turnierkämpfer Freunde geworden ſind.“

Als Vittore eben wegging, trat Leo raſch ein; die Art, wie er Stephanie begrüßte, hatte etwas von einer unterbrochenen Bewegung, als hätte er ſie umarmen wollen. — Eugen glaubte in der raſchen erſten Anrede ein Du gehört zu haben, Leo ſprach aber ſo ſchnell, daß die minder weſentlichen Worte immer undeutlich waren.

Stephanie zeigte auf Eugen und dieſer reichte Leo zuvorkommend die Hand. Er wollte ſich dann ſchnell mit Gideon entfernen, um dieſem das Geld einzuhändigen. Stephanie nahm ihn aber nochmals bei Seite und ſagte ganz leiſe:

„Von Ihrem Verhalten zu mir hängt mein Glaube an die Menſchheit ab. Das merken Sie ſich. Nun leben Sie wohl.“

Gideon begriff nicht, warum die Hand Eugens ſo zitterte, als er einen Theil ſeiner Schuld abtrug. Eugen hielt ſich die heiße Stirn; er fühlte ſich wie taumelnd, als er den Berg hinabging. So war's alſo offenbar, Stephanie liebte ihn? Wenn er ihr ſeinen Namen nannte, ward ſie mit Jubel die Seine. Vor ihm her ſchwebte die reizende Geſtalt und neigte und bog ſich und ſpielte kindhaft mit ihm; wie duftiger Blumengruß erblühte ihr Antlitz. Der Glaube an ihn war ihr Glaube an die Menſchheit geworden. Giebt es ein größeres heiligeres Zeugniß der Liebe?

„Guten Abend Herr Lehrer,“ grüßte bei den zwei Pappeln eine Stimme. Es war der Vater des Sanscülotten.

„Woher kommt Ihr?“ fragte Eugen.

Der Mann erzählte, daß er ſchon geſtern Abend aus dem Unterſuchungsgefängniß entlaſſen worden; er dankte Eugen für die Gutherzigkeit, die er ſeiner Familie bewieſen und gab ihm Vollmacht, den meiſterloſen Buben in die Zucht zu nehmen. Wie mit einem Zauberſchlag war Eugen wieder in ſeine Welt verſetzt, er erinnerte ſich an die Mahnung Deegers und da er den Mann jetzt weichherzig fand, ſagte er ihm geradezu, daß er den Knaben zu hart behandle und ihn zum Lügen zwinge. Eugen ſprach das ſo heftig, daß der Mann ſagte: „Nur keine Strafpredigt, ich hab' jetzt genug bekommen; Ihr habt Recht und es ſoll anders werden. Da habt Ihr meine Hand darauf.“

Eugen geleitete den Mann nach Haus und ließ ſich von ihm erzählen; es war ihm erwünſcht, gewaltſam aus ſeinen Gedanken herausgeriſſen zu werden. Die Gundel bewies Eugen ihre Dankbarkeit damit, daß ſie ihm ſagte: da er die Kinder nicht ſchlage, ſolle er's nur ihr ſagen, wenn der Michele was thäte, ſie wolle ihn dann ſchon abkarbatſchen. Eugen lehnte dieſen Dienſt ab und aß mit den Leuten zu Nacht.

So war er alſo auf natürliche Weiſe zur Ausführung deſſen gekommen, was er bei ſeinem erſten Beſuche bei Gideon als allgemeine Regel ſich gewünſcht hatte.

Als er wegging, dankte man wiederholt für den Beſuch und verſprach ihn künftig beſſer zu bewirthen, da es viel werth ſei, wenn man einen Abend ſo ſchön ruhig verbringe.

Das Leidweſen um die Gefangenſchaft des Mannes ſchien die Atmoſphäre dieſer Häuslichkeit gereinigt zu haben wie ein vorübergezogenes Gewitter.

Unwillkürlich ging Eugen nach der Bachmühle. Ein erhöhtes reicherfülltes Leben und ein ſtilles Begnügen kämpfte in ihm und dieſe beiden Geiſter nahmen die Geſtalten Stephanie's und Vittore's an.

Warum fühlte er eine Verpflichtung, ſich vor Vittore zu rechtfertigen? Jetzt fiel ihm das Wort Vittore's ein, daß ſie das Drängen Stephanie's die Kranke zu beſuchen, egoiſtiſch genannt; Stephanie dachte nur an ſich, ihre Pein los zu werden, nicht an die Kranke und ob es ihrer Wohlfahrt diene. Iſt das wohl auch ſo mit dir? Iſt ihr der Dorfſchullehrer nur ein Räthſel das ſie martert, bis es gelöst iſt, dann aber gleichgiltig wird?

Beim Bachmüller war noch Licht, eine dröhnende Stimme deklamirte laut, es war der volle Bruſtton Bernhards, der die ſtattlichen Verſe aus Schillers Jungfrau von Orleans vorlas. Eugen mußte noch Vittore ſprechen, er ging hinauf. Bernhard wollte ihm das Vorleſeramt abtreten, aber Eugen ſetzte ſich ſtill unter die Zuhörer.

Wie ein Vogel, der im Sturmwind kämpfend ſeiner Heimath zufliegt, immerdar ringend und doch unabläſſig, ſo ſtrebte Eugen der Ruhe zu. Wo aber findet er ſie? Ihm däuchte, jede Minute, in der Vittore falſch über ihn denke, ſei Verſündigung, und plötzlich, als ob er's jetzt erſt erführe, kam es über ihn, daß ſie ja die beſtimmte Braut Bernhards ſei. Er wollte ja auch nur vor ihr gerecht daſtehen. Und ſo in Gedanken ſich ſchwingend und wendend, hörte er kaum die ſchwunghaften Worte des Dichters, denen Vittore mit gefalteten Händen und geſpanntem Antlitz lauſchte, während der Bachmüller oft verneinend den Kopf ſchüttelte; in den Mienen der Müllerin war aber gar nichts zu bemerken. Jetzt im fünften Akt, da Vittore die Kunkel weggeſtellt hatte, ſpann die Frau ruhig weiter.

Als die Fahnen über die Jungfrau geſenkt waren und Bernhard das Buch zuſchlug, holte der Bachmüller lange Athem und erklärte, das ſei Alles ſehr ſchön, aber der König, der doch der Garnichts ſei, ſei das nicht werth.

Vittore ſagte, ſie glaube nicht an die Verliebung der Johanna, das könne nicht ſein und wenn's auch wäre, das ſei ja nichts Unrechtes und dann ſagte ſie, der Hirte ſpreche viel zu hoch.

Bernhard ereiferte ſich ſehr und rief Eugen zu Beiſtand, den dieſer in Einzelnem leiſtete.

Als er mit Bernhard nach Haus ging, ſagte Eugen, er thue Unrecht, ſeine Braut zum Leſen zu zwingen.

„Von Braut iſt noch keine Rede,“ ſagte Bernhard, „ich wollt' auch, ich hätt's nicht angefangen mit Schiller, aber wer den nicht mag, den mag ich auch nicht. Sie wird ſchon noch nicht höher ſchwören als bei ihm, ſie iſt ja geſcheit.“

Eugen ſuchte darzuthun, daß eben weil Vittore geſcheit ſei, ſie wenig zu leſen brauche, und daß es überhaupt unangemeſſen ſei, eine ſolche Probe mit einer Erwählten zu machen.

Bernhard blieb aber bei ſeinem Vorſatz, obgleich ihm Eugen entgegenhielt:

„Wer die heilkräftigen Gedanken in eigenem Herzensgrund pflanzt, oder wer die friſchen Blüthen von Baum und Wieſen pflückt, der braucht ſich das nicht aus der geiſtigen oder materiellen Apotheke zu holen und von Fremden verſchreiben zu laſſen. Wenn wir naturgetreu bleiben könnten, fänden wir mit hellem Auge ſtets das Rechte in unſerer nächſten Umgebung. Die Natur weiß Alles aus ſich . . .“

Bernhard ſchien ſich hoch erhaben zu dünken und den Lehrer keiner Antwort zu würdigen.

Neuntes Kapitel.

Die Weihnachtszeit nahte. Das merkte man vor Allem in der Schule, wo die Kinder immer allerlei zu geheimniſſen hatten und ihre Aufmerkſamkeit nur ſchwer dem Unterricht widmen konnten. Eugen empfand jetzt wieder die Mißlichkeit, daß er keinen Religionsunterricht ertheilte, denn dieſem allein, der buntſchillernden Geſchichte von den heiligen drei Königen folgten die geſpannten Blicke der Kinder, als ſähen ſie ſelbſt den glänzenden Stern am Himmel.

Eugen hatte ſich vorgenommen, für Lipp und Bartelmä eine Beſcheerung zu machen. Dieſer Letztere war während des Winters ganz in ſich verkommen, er klagte vornehmlich über die ſchlechte Koſt, die ihn ganz herunterbringe; er ſei an Fleiſch und Bier, und zwar an viel Fleiſch und viel Bier gewöhnt. Als ihm Eugen einiges Geld gab, klagte er wieder, daß er ſich davon nur verſtohlen etwas einhamſtern könne, da ihm die Leute ſeinen Lohn nachzählten und bei größerem Aufwand wieder neuen Verdacht auf ihn werfen würden.

„Es wäre ſchon Alles gut,“ ſagte er jetzt, als ihn Eugen aufſuchte, um ihn zum Weihnachtsabend einzuladen, „Alles wäre gut, wenn es nur nie Winter würde. Im Feld draußen, da geht's noch, wenn man auch beim Ackerfahren nichts vom Lerchengeſang hört, wie ihr Spazirgänger meint; aber jetzt vor Tag aufſtehen und dreſchen, oder mit den Gäulen hinaus und acht Stundenlang Baumſtämme im Wald ſchleifen, wenn's Abend iſt Mittag machen, wie die Engländer, und dann Langeweile wie ein Mops in der Hutſchachtel. Ich wollt', ich ſäß im Penſylvanium.“

„Ich will dir Bücher geben, lies.“

„Was?“ lachte Bartelmä und ſchaute Eugen mit hervorgequollenen Augen gläſernen Blickes an, „jetzt büffeln, was ich mein Lebtag nicht gemocht hab'? Was gehen mich alle Geſchichten, Gedanken und Gefühle in der Welt an. Es iſt Alles Flauſe, Pegaſusequipage für reiche Leute, um die Verdauung zu befördern.“

„Man ſollte dir zu Weihnachten eine Frau beſcheeren,“ ſcherzte Eugen.

„Ich eine Frau? Nie. Und wenn ich dreißig Millionen hätte und die ſchönſten Schwanenlilien-Prinzeſſinnen mir nachliefen — thut mir leid, thät ich ſagen, aber ich kann nicht, ich mag mich nicht ſchleppen mit einer Frau und dem Gewuſel hintendrein. Und wenn man fortgeht, heißt's: lieber Mann, wo gehſt du hin? Und wenn man heimkommt: lieber Mann, wo biſt du geweſen? Ich geh' und komm' und trink' und ſchweig', Alles wie ich's mag. Das Frauenzimmer iſt das Hauptunglück in der Welt. Unſere ganze Welt iſt nichts nutz und alle Männer Sklaven, weil das Frauenzimmer zu viel gilt. Heirathen, hat mein Onkel Steuerrath geſagt, Heirathen iſt ein Plaiſir, aber das theuerſte Plaiſir. Nun du Herkules, weißt du bald, ob du die Vittore oder die Baronin heirathen ſollſt? Sind beide recht liebe Trutſchele."

Eugen wurde feuerroth, aber Bartelmä fuhr ruhig fort:

„Ich weiß was ich ſein ſollt'. Ich wär' der prächtigſte Kerl von der Welt, wenn ich eine Million hätt'; eigentlich hätte ich ſollen als Prinz geboren werden, dazu hab' ich entſchiedenes Talent: aus den Windeln aufſtehend General und ſo fort — ich hab' meine Carriere verfehlt. Meine Grundſätze würden mich hindern, meinſt du? Was Grundſätze! Das iſt eigentlich dummes Zeug."

Eugen fühlte ſich angeekelt von ſolchem moraliſchen Selbſtmord, von der ſpottſüchtigen Auflöſung aller Sittlichkeitsbegriffe, aber Bartelmä hielt ihn feſt, als er weggehen wollte.

„Du mußt mir's abnehmen, ich hab' ja Niemand, mit dem ich mich ausreden kann," rief er, „ſag' ehrlich, bin ich denn nicht eigentlich auch ein Narr, daß ich mir mein einziges Leben abplage für die Freiheit? Für wen? Für dieſe Kerle da. Sieh ſie einmal an, ob ſie werth ſind, daß man ſich für ſie den Finger ritzt. Ich genieße das Leben wie ein Spatz, dem man einen Brocken zuwirft; ich ſeh' mich immer furchtſam um, wenn ich was zu mir nehme. Es wäre geſcheiter, ich diente dem, der mich haben will und lebte gut. Ich kenne Excellenzen und Stallknechte, die eſſen gut und ſchlafen gut und thun was man ſie heißt; ich wollt', ich wäre auch ſo. Wär' ich auf der Staatsbahn geblieben, wär' ich jetzt Regierungsrath, ein gemachter Mann, und brächte meinen Sohn auf Univerſität. Jetzt kauft mich aber Niemand mehr, früher, ja, da wär' ich gut bezahlt worden.“

Voll Unwillen entgegnete endlich Eugen: „Es liegt mehr Ernſt in deinen Worten, als du eingeſtehen willſt.“

„Mehr? Was iſt denn mehr als ganz? Wenn du ein ſchönes Verbrechen weißt, das mich in zwei Tagen um einen Kopf kleiner macht, ich bin dabei. Siehſt du, ich hab' nicht umſonſt meinen Plato geleſen, wie er den Tod des Sokrates, das ruhige Abſterben von unten auf ſo gut ſchildert. Da drin iſt Sokrates und alle Philoſophen. Und wenn ich ſterbe, will ich mit Sokrates ausrufen: O Kriton, wir ſind dem Asklepios einen rothen Hahn ſchuldig, entrichtet ihm den und verſäumt es ja nicht.“

„Du ſprichſt irre.“

„Gar nicht. Wenn du Schierlingsſaft brauchſt, hier hab' ich; ich hab' mir's für alle Gefahren im Wald geſammelt. Es iſt doch ſchön, daß das frei wächst.

Sagen die Deutſchen, ſie ſeien nicht frei, und wächst doch Hanf auf den Feldern und im Wald echtes geſunder Gift.“

Er zeigte Eugen ein Fläſchchen, das ihm dieſer entreißen wollte, aber Bartelmä war gewandter und im Raufen klirrte etwas und Bartelmä ſchrie, daß ihm „ſein Leibe, ſeine Schnapsbuttel zum Reichsverweſer gegangen ſei.“

Auf die eindringlichen Ermahnungen Eugens rief Bartelmä lachend:

„Haſt auch noch das Vorurtheil der flanellüberzogenen Fleiſchfreſſer? Sie gönnen's dem armen Mann nicht, daß er ſich mit einem Trunk Schnaps ſechſerlei Gerichte in den Magen und einen Pelz auf den Leib ſchafft. Es iſt Gift, willſt du ſagen? Es ſtirbt ſich aber gut dran.“

Wieder mit tiefer Trauer verließ Eugen den Gefährten, der ſich geiſtig und körperlich dem Fuſel ergeben hatte, ſo daß nicht abzuſehen war, wohin er noch unterſinke. Des Pfarrers Madlenle rief Eugen, er ſolle ſogleich in's Pfarrhaus kommen, es ſei ein Päckchen für ihn da. Die Pfarrerin übergab ihm einen Brief von der Stiftsdame Theoroſa von Schüttenhelm, die ihm Vorwürfe machte, daß er ſie ſo ganz ohne Nachricht laſſe; ſie ſchickte allerlei Geſchenke, die er zu Weihnachten an arme Kinder vertheilen ſollte.

So war alſo auch die Muthmaßung Deegers eingetroffen, die Verlegenheiten aus der Annahme eines fremden Lebens ſtellten ſich ein. Eugen erſchrak heftig, als jetzt der Dorfſchütz kam und keuchend berichtete, er ſuche ihn überall; erſt nach langer Pauſe ſagte er, daß die Mannen beim Bachmüller verſammelt auf ihn warteten, wo ſie eine neue Berathung halten wollten.

Eugen eilte in die Bachmühle. Alles ſchwieg bei ſeinem Eintritt, bis der Rainbauer das Wort ergriff und nach vielen Lobeserhebungen, die er an Eugen richtete, endlich damit herausrückte, es ſei beſchloſſen worden, drei Männer an den Fürſten abzuſenden, die um Niederſchlagung aller anhängigen Unterſuchungen bitten ſollten; er und der Sonnenwirth ſeien bereit dazu, aber nur unter der Bedingung, daß der Lehrer mitgehe und ſpreche. Eugen gab ſich alle Mühe, den Bittgang in eine Bittſchrift zu verwandeln, zumal es ſehr ungewiß ſei, daß man eine Audienz erhalte; aber kein Einwand wollte verhelfen, ſelbſt der nicht, daß Eugen ſagte, er ſei ja ſelber in Ungnade und darum kein willkommener Bote. Auch der Schultheiß bat ihn einzuwilligen, und allgemeine Heiterkeit entſtand, als der Rainbauer rief:

„Unſer Schultheiß iſt der König Saul und unſer Kinderhirte, der Lehrer, iſt der David.“

„Und ich heiße Samuel und ſetze ihm die deutſche Bürgerkrone auf,“ rief der Sonnenwirth, nahm ſchnell dem Kirchbauer die weiße Zipfelkappe ab und ſetzte ſie Eugen auf's Haupt, „da erfriert Ihr Eure Ohren nicht,“ ſetzte der Schelm hinzu. Die Berathſchlagung, die einem ſo traurigen Zwecke galt, hatte ſich in Scherzhaftigkeit verwandelt, wobei keine ernſte Darlegung mehr aufkommen konnte; ſelbſt der allzeit ernſte Bachmüller hing Eugen ſeinen grauen Müllermantel um und gab ihm die pelzgefütterten Staucherle (doppelte Muffs), wobei er bemerkte, daß ſich damit ſein Vater, der auch Schulmeiſter war, ſein Leben lang gewärmt habe. Die Leute konnten nicht ahnen, wie nöthig Eugen dieſe Mummerei hatte und wie ihm eben dieſe einen Theil ſeiner Beſorgniſſe verſcheuchte; dazu kam noch, daß er durch die Reiſe die Verlegenheiten, die von Theoroſa von Schüttenhelm kommen mochten, beſchwichtigen konnte. Als er nun einwilligte, erſcholl ein allgemeines Hoch.

Eugen bat um ruhiges Gehör und wiederholte, daß, wenn der Bittgang fehlſchlage, man nicht vergeſſen möge, daß er davon abgerathen und ſich nur dem allgemeinen Wunſche gefügt habe.

„Das nutzt nichts, Herr Lehrer,“ ſagte die Bachmüllerin, als die Auserwählten ſchnell mit den Anderen weggegangen waren, „wenn Ihr wirklich glaubet, daß es ein Metzgergang ſei, hättet Ihr nicht nachgeben ſollen. Bei einer Sache mitthun, wo man keine Hoffnung hat, ſchlägt nie gut aus, und die Menſcherl haben nicht Unrecht, wenn ſie das Abrathen vergeſſen, wo Einer doch nachher mit Hand angelegt hat.“

Der Müller verwies dieſe Worte ſeiner Frau, aber Eugen ſah ſie groß an. Er mußte ſeiner Betheiligung an der Revolution gedenken, wo dieſe Ausſprüche ihre bündige Anwendung fanden.

In der Bachmühle ſaß nun Eugen in der That wie zu Haus. Die Müllerin fragte ihn noch mit inniger Sorglichkeit, ob er denn auch ſchon wieder ganz wohl ſei, daß er ſich mit ſolch einer Nachtreiſe nicht neue Krankheit zuziehe, zumal, da jetzt in der Stadt die Cholera herrſche. Eugen dankte für dieſe „mütterliche

Sorgfalt.“ Die Müllerin fuhr ſich mit der Hand über das Geſicht und verließ die Stube, ihr Mann folgte ihr.

„Gut, ich muß noch ſchnell mit Euch reden,“ ſagte Eugen zu Vittore, die Garn haſpelte.

„Was denn?“ fragte ſie, „ſetzet Euch da hinter den Tiſch, da hör' ich's gut.“

„Was denket Ihr von mir?“ fragte Eugen, der die rechte Wendung nicht finden konnte.

„Das kann man nicht ſo abhaſpeln wie die Spindeln da,“ lachte Vittore, „und ich mein' auch, Menſchen, die noch länger bei einander bleiben und ſich noch beſſer kennen lernen, brauchen kein Teſtament zu machen. Saget gradaus: was ſoll ich und was giebt's.“

„Was haltet Ihr von der Baronin Hunold?“

Vittore nahm gelaſſen den Garnſtrang vom Haſpel, drehte ihn in einen Zopf und begann endlich:

„Ja, ich ſag's frei. Mir kommt ſie vor wie eine Schwalb' im Zimmer: das ſchwirrt und flattert hin und her an die Decke und an die Wänd'. Dabei iſt ſie aber ſeelengut, ſo lange man ihr thut, was ſie will. Wen ſie ihr Leben lang lieb haben könnte, der hätt' es gut bei ihr.“

Eugen anerkannte den Vergleich Stephanie's mit einer Schwalbe, indem er weiter ausführte, daß Stephanie wie eine Schwalbe nur fliegen, nicht gehen könne. Er erklärte nun ſein Verhältniß zu Stephanie, wobei er unwillkürlich grellere Farben auftrug, als er Anfangs beabſichtigte. Vittore hielt das Garn in beiden Händen und ſchaute Eugen groß an; ſie mochte wohl fühlen, daß ſein Beſtreben ſich zu rechtfertigen ein Bekenntniß in ſich ſchloß, dem ſie den Namen nicht zu geben wagte. Jetzt erkannte auch Eugen, was er gethan, und ſchnell, um ſeinen Fehler wieder gut zu machen, erzählte er, daß er geſtern Abend noch lange mit Bernhard geſprochen, der ein wackerer Menſch ſei, der beſten Frau würdig.

Vittore ſchien dieſe Wendung nicht recht faſſen zu können und als wollte ſie ſich auch äußerlich zum Schweigen beſtimmen, legte ſie plötzlich die Hand auf den Mund und ſchaute nachdenklich vor ſich nieder.

Als die Mutter eintrat, entfernte ſie ſich raſch. Eugen reiste ab, ohne daß ſie ihm Lebewohl geſagt hatte. Man reiste die Nacht durch, um zum Beſcheerungsabend wieder daheim zu ſein.

Auf der Straße nach Röthhauſen fuhr ein geſchloſſener Glaswagen an dem Gefährte Eugens vorüber; er glaubte Stephanie und Leo darin bemerkt zu haben.

In Röthhauſen ließ Eugen bei Deeger anhalten.

„Mein Leben iſt ein Kaleidoſcop, das ſtündlich neue Wendungen annimmt,“ ſagte er zu Deeger, der ihn wieder zu ſeinem Gefährte geleitete.

Eugen kam durch viele Orte, in die er einſt mit den Waffen in der Hand eingezogen war; trübe Erinnerungen wollten in ihm aufſteigen, aber er konnte ſich dem Reiſehumor, der ſeine Gefährten ergriffen hatte, nicht entziehen. Der Sonnenwirth wollte tapfer zechen, da man ja auf Gemeindekoſten reiste. Eugen widerſetzte ſich dieſem und der fromme Rainbauer mußte mit ſüßſaurer Miene ihm beiſtimmen.

Seit der erſten Gemeinderathsſitzung hatte Eugen dem Sonnenwirth gegenüber eine gemeſſene Haltung bewahrt und ſich durch keine Zuthätigkeit daraus bringen laſſen. Jetzt auf der Reiſe ergab ſich wie von ſelbſt ein vertraulicher Anſchluß in Scherzen und Neckereien, den Eugen gern zugab und ſich an dem freien Uebermuth ergötzte, der keinen Hausknecht und keinen Nachtwächter am Weg ohne luſtigen Spaß vorüberließ. Bald aber durchbrach der Sonnenwirth zu eigenem Ergötzen, wie nach ſeinem Dafürhalten zu dem der Mitreiſenden, die bisher bewahrten Schranken der Wohlanſtändigkeit und erging ſich in unfläthigen Neckereien und Erzählungen; das ſchien es doch eigentlich, was ihn vergnügte, und es war Eugen leichter geweſen ihn in gewiſſen Schranken zu halten, als ihn jetzt wieder in dieſelben zurückzuweiſen.

Am andern Morgen erreichte man die Eiſenbahn und nun ging's im raſchen Zug der Hauptſtadt zu. Auf der Eiſenbahn kramte der Rainbauer allen Umſitzenden ſeine Loyalität und Fürſtenliebe aus; es ſchien, als ob er Jeden, der zur Stadt fuhr, für einen Fürſprecher im Vorgemach des Regenten anſah.

„Ich bin ein treuer Unterthan meines mir von Gott gegebenen Königs und für uns Bauern wird ja jetzt überaus geſorgt," das war ſein Wahlſpruch, den er mit großer Salbung oft wiederholte, während er ſeine auf Gemeindekoſten gefüllte Doſe umherreichte. „Sie nießen darauf, daß es wahr iſt," betheuerte er dann bei den kitzlichen Folgen ſeiner Freigebigkeit.

Ein dichter Nebel, der bald von einem Schneegeſtöber abgelöst wurde, verſperrte jeden Ausblick. Eugen hieß dieſe Verhüllung willkommen, denn trotz ſeiner fremden Kleidung mußte er doch fürchten, entdeckt zu werden.

„Jetzt, Herr Lehrer,“ ſagte der Sonnenwirth, als man angelangt war, „jetzt könnt Ihr Euch zeigen.“

Eugen erſchrak, zumal der Sonnenwirth plötzlich inne hielt. Der Schlaukopf hatte die menſchenfreundliche Gewohnheit, auch wenn er etwas Angenehmes zu ſagen hatte, ſtets ſo zu beginnen, daß der Hörer verblüfft werden mußte; dann machte er eine Pauſe und ließ den Neugierigen einſtweilen in der Schwebe zappeln. Erſt nach mehrmaliger Frage erklärte der Sonnenwirth: „Jetzt wollen wir ſehen, was Ihr mit Euren vornehmen Bekanntſchaften vermöget.“

Es war für Eugen niederſchlagend, daß er nun ſah, wie er nicht um ſeines perſönlichen Eifers willen, ſondern wegen ſeiner muthmaßlichen Verbindungen zu einer Reiſe gezwungen worden, die eben ſo peinlich als gefahrvoll war.

Mit übernächtig ſchwerem Auge, wie aus beginnendem Schlaf geweckt und an allen Gliedern wie zerſchlagen, ſo ging's nun in die Stadt hinein, wo der Weihnachtsmarkt größere Lebhaftigkeit erregte. Die Menſchen gingen hier alle ſo ſtraff und friſch, ſie begannen erſt den neuen Tag.

Der Sonnenwirth hatte den Stern, eines jener leiterwagenumſtellten Wirthshäuſer ausgeſucht, wo man keine Servietten, aber um ſo größere Portionen bekommt und in wohlhabenden Federbetten ſchläft. Nachdem er ſich ſattſam erlabt, legte er ſich mit ſeinem Kameraden ſchlafen und überließ Eugen die Sorge für alles Weitere.

Berthold Auerbach's

geſammelte Schriften.

Erſte, neu durchgeſehene Geſammtausgabe.

Sechzehnter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1858.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Neues Leben.

Eine Lehrgeſchichte in fünf Büchern.

(Zuerſt erſchienen 1851.)

Dritter Band.

Viertes Buch.

Zehntes Kapitel.

Ein Verſtorbener, der in die vergeſſene Welt zurückkehrt und ſie mit neuen Augen erſchaut, ſo kam ſich Eugen vor als er das Stadtleben betrachtete. Im Nebel zigarrenrauchend wie dampfende Geſpenſter eilen die Menſchen ſtumm und haſtig an einander vorüber, ihr Gruß entbehrt meiſt des begleitenden Wortes. Nur Dienende haben ein äußeres Kennzeichen ihrer Thätigkeit, die Anderen gehen ledig umher. Eugen fühlte, wie es leicht kommen mag, daß die Bauern alle Gebildeten für Müſſiggänger halten oder ihre Beſchäftigung als Kleinigkeit und bloſe Vergnügung anſehen können. Als erſchaute er das zum Erſtenmal in ſeinem Leben, mußte Eugen viel darüber nachdenken, da ihm ein Offizier mit einer Frau am Arm und einem Kind an der Hand begegnete. Wie iſt es nur möglich, daß ein Mann, deſſen Lebensberuf die Kunſt zu tödten iſt, eine Familie haben ſoll? Eine mit Bravour und feiner Galanterie und wohl auch allbeliebter Gemüthlichkeit auswattirte Exiſtenz auf die mordfertige Säbelſchneide geſtellt! Die Welt iſt voll gräßlich lächerlicher Widerſprüche. . . .

Eugen kam in die neuen Stadttheile, wo die hohen Häuſer prangten, aber aus den Kellerwohnungen ſtiegen da und dort kummervolle Geſtalten mit erdfahlen Geſichtern; Luft und Sonne iſt den Armen genommen und ein Fluch ſtieg in dem Herzen Eugens auf, ein Fluch über Alle die da oben über den langſam vermodernden Gliedern ihrer Mitmenſchen ſcherzen, muſiziren und in gemüthlichen und geiſtreichen Converſationen ſich ergehen, während Noth und Verderbniß unter ihren Füßen hauſt.

Vor dem Schloß angekommen mußte er ſich beſinnen, was er eigentlich wollte. In den weitläufigen Gebäuden, die mit dem Schloß zuſammenhingen, im ſogenannten Hofbau, wohnte der Direktor des geheimen Cabinets. Als Eugen nach langem Warten vorgelaſſen wurde und ſeine Bitte vorbrachte, erhielt er den Beſcheid, daß nach einer allerhöchſten Ordre keine Audienz in ſolchen Angelegenheiten mehr ertheilt werde, Eugen ſolle ſich indeß an den Miniſter des Hauſes wenden. Dieſer verwies dem Bittſteller mit ſtrengen Worten, daß er ſich zu ſolcher Angelegenheit hergegeben, es ſei das nicht Sache der Lehrer; er verlangte ſchriftliche Eingabe. Beim Ausgang aus dem Miniſterialgebäude ſah Eugen den Fragſamenhändler in dasſelbe eintreten; er ſchien ihn nicht erkannt zu haben.

Eugen kehrte wieder in den Hofbau zurück und jetzt erinnerte er ſich, daß er hier ganz in den Fußtapfen ſeines Tauſchmannes wandelte. Hier wimmelte es von höheren und niederen Bedienſteten und ihren Familien. In Erinnerung an den Vergleich des Ausgewanderten — der dieſen Anbau des Schloſſes als die angebauten Sperlingsneſter am großen Storchenneſt bezeichnet hatte — zuckte ein Lächeln auf dem Antlitz Eugens.

Die Bedienten der Bedienſteten lachten über den Bittſteller, der mehrmals in den langen Gängen ſtolperte, als er nach Fräulein von Schüttenhelm fragte.

Die Stiftsdame Theoroſa von Schüttenhelm wohnte ebenfalls im Hofbau, aber es dauerte lang bis ſie aufgefunden war. Der ſtets ernſte Gideon Kronauer lächelte ſo oft er von Theoroſa ſprach. Er nannte ſie die Reichstante oder auch die ewige Weihnachtskerze. Zu nicht geringer Verlegenheit Eugens war ſie oft Gegenſtand des Geſpräches zwiſchen Gideon und der Frau Pfarrerin; Eugen mußte ſich den Anſchein geben als ob er die Vielbeſprochene kenne, und ſich manche Mißdeutung über ſeine Zurückhaltung gefallen laſſen. Der Schluß aller Beſprechungen, die nicht des Spottes ermangelten, lautete wie zur Sühne ſtets: ſie iſt eine gute Seele und ein Muſter von Selbſtaufopferung.

Böſe Zungen behaupteten, Theoroſa ſei ſchon in der Schule geweſen, als man dort für den Verein der Philhellenen Charpie zupfte. Das iſt aber ſchnöde Verleumdung. Im Polenkampf der dreißiger Jahre ward ſie zuerſt ihres Berufes inne und ſeitdem iſt ſie bei allem Derartigen. Mit wahrer Kunſtfertigkeit ziehen ihre feinen Hände die Fäden aus den Linnen und ſchichten ſie ordnungsgemäß. Für Schleswig-Holſtein hat ſie raſtlos gearbeitet und geſammelt. Sie iſt Mitglied des Vereins für entlaſſene Sträflinge, Mitgründerin mehrerer Kindergärten, Ehrenvorſteherin des Vereins zur Vertilgung des Cretinismus, der zeitweiligen Suppenanſtalten und Wohlthätigkeitsbälle gar nicht zu gedenken. Bei Gelegenheit der Waſſernoth am See, die ein ganzes Dorf verheerte, hat Theoroſa eine Arche Noah gebaut, natürlich eine literariſche, in die ſie Alles was poetiſch kriecht und fliegt, einſammelte. Auf dem See-Album prangte ihr Name als Herausgeberin. Von daher ſtammt auch ihre ſehr reichhaltige Handſchriftenſammlung, da ſie ſich zu Beiträgen an alle Berühmtheiten Deutſchlands gewendet hatte und ſodann beim Vertrieb des Werkes Sendungen an alle Fürſtinnen und Prinzeſſinnen Europa's richtete, von denen ſie meiſt höchſteigene Handſchreiben erhielt. Sie ſpricht oft davon, daß ſie ſich nicht berechtigt fühle, dieſe werthvolle Sammlung für ſich zu behalten, vielmehr ſie zu einem wohlthätigen Zwecke verwerthen wolle; dieß wird ihr ſchwerer, als ſie ſich bekennen mag, denn ſie ſagt immer: ſolch ein Autograph iſt ein Stück von dem lebendigen Menſchen, von dem wirklichen Leben, nicht blos in andere Form übertragenes. Bis die Sammlung zur entſprechenden Vervollſtändigung gekommen iſt, ruht ſie daher in ſchöner Mappe. Der Brennpunkt ihres Lebens, wo ſie lauter Licht ausſtrahlt, iſt aber die Weihnachtszeit. Das ganze Jahr iſt ihr nur der vorangehende Tag des Weihnachtsabends. An dieſem Abend wird Tante Theoroſa in vielen Orten von dankenden Lippen genannt, denn ein eigener Poſtbote kommt um dieſe Zeit zu ihr, um die vielen Päckchen zur Beförderung abzuholen.

Alles das mußte ſich Eugen vergegenwärtigen, als er endlich in einen großen Saal eintrat, wo es jahrmarktähnlich ausſah; Kleider, Spielzeug und Speiſen aller Art lagen in großen Maſſen umher, auch viele Männer und Frauen trieben ſich geſchäftig durcheinander.

Als ein Mädchen, das an der Thür ſtand, den eintretenden Fremden meldete, hörte Eugen aus vielen Päcken heraus:

„Das kann nicht ſein, fragen Sie noch einmal."

Eugen mußte nochmals den Namen nennen und nun kam raſch eine ſchlanke hohe Geſtalt mit einem um das Kinn gebundenen ſchwarzen Schleier auf ihn zu und blieb plötzlich wie erſtarrt vor ihm ſtehen. Das aus der Ferne blaſſe Geſicht mit den feinen Zügen ward plötzlich von einer gleichmäßigen Gluth geröthet und die hellen waſſerblauen Augen ſtarrten den Betroffenen wie mit Grauſen an.

„Sie wollen Herr Baumann ſein?" fragte endlich Theoroſa.

„Ich heiße ſo," erwiderte Eugen.

„Kommen Sie," winkte Theoroſa. Eugen folgte ihr in ein Nebenzimmer und im heftigſten Ton begann hier Theoroſa:

„Sie haben Fürchterliches gethan. Wer ſind Sie? Welches Spiel treiben Sie? Warum haben Sie den guten Baumann zur Auswanderung verführt?"

Eugen ſtand betroffen. Er hatte eine empfindſame

Diakoniſſin erwartet und fand eine keifende Dame, die bei jedem Wort bis in die Schläfe hinauf roth wurde.

„Ich will annehmen,“ ſagte er endlich, „daß es zu den Nebeneinkünften meines jetzigen Berufes gehört, ſolche Begegnungen wehrlos hinzunehmen. Wollen Sie mir erſt ſagen, was Sie von mir wiſſen?“

Theoroſa ſetzte ſich ermüdet auf den nächſten Stuhl und berichtete, daß ſie vor wenigen Tagen zwei Briefe des Ausgewanderten auf Einmal erhalten habe und daß dieſer ſchreibe, ſein Einſteher werde ihr bereits Alles mitgetheilt haben und ſie möge ſich ſeiner gefahrvollen Lage annehmen.

Eugen ſah ſich nun genöthigt, abermals ſein Leben zu berichten; er ging nicht auf eine tiefere Begründung ein. Die wiederholte Legitimation des innern Menſchen hat für den ſeiner reinen Zwecke bewußten Charakter etwas ſo peinlich Ueberflüſſiges, daß er im Vollgefühl ſeiner ſelbſt ſich leicht einer Verkennung ausſetzt, ja ſie herausfordert. Dies mußte hier der Fall ſein, denn Theoroſa ſagte aufſtehend:

„Sie haben eine wunderliche Paſſion, wenn es nicht was Schlimmeres iſt. Gräßlich! Wie lange wollen Sie noch in dieſer Situation bleiben?“

„Wenn es möglich ſein könnte, für immer. Ich baue ein Neſt in die Mündung einer geladenen Kanone.“

„Ich hätte Sie nach dem Brief unſeres Freundes für ernſter gehalten,“ ſagte Theoroſa bitter lächelnd, „Sie wiſſen nicht, wie Sie mich in die höchſte Pein verſetzen. Vor drei Tagen bekomme ich die Briefe unſeres Freundes. Die Weihnachtslichter brennen ohnedies dunkel mitten in der Todesnoth, in der wir hier ſchweben. Und jetzt, da Sie vor mir ſtehen, ich faſſe Sie nicht, mich wird es nicht verlaſſen, daß ich ſtets einen Menſchen vor mir ſehe, der in Tod oder Kerker geführt wird. Ich bin ſchon bei manchem Todten geweſen, aber Sie, Sie erſchrecken mich wie ein Selbſtmörder. Was führt Sie hieher? Was haben Sie hier zu thun? O Gott! Wenn man Sie jetzt von hier wegholte und zum Tode führte? Gräßlich!“

Eugen nahm ſeinen Hut und verbeugte ſich ſtumm, aber Theoroſa nahm ihm zitternd das Verſprechen ab, daß er etwa in einer Stunde, wenn die Geſchenke für die große Armenbeſcheerung geordnet ſeien, wiederkommen müſſe.

Mit feſtem Ton ſagt Eugen:

„Es iſt kein Lob für die Menſchennatur und ihre Geſchichte, daß ſie Wort und Begriff Erbfeindſchaft kennt, aber *Erbfreundſchaft* nicht.“

Theoroſa ſah den alſo Sprechenden betroffen an, ſie reichte ihm die Hand und ihr Blick hatte etwas eigenthümlich Glänzendes, als ſie erwiderte:

„Entſchuldigen Sie mich. Ich verlaſſe mich darauf, Sie heute Mittag wiederzuſehen. Urtheilen Sie nicht zu raſch über mich. Um meinetwillen ſollen Sie nicht an den Menſchen verzweifeln. Sagen Sie mir noch offen: ſind Sie auch ſo ein Demokrat, der alle Wohlthätigkeit und Tugend aufheben will?“

„Kennen Sie ſolche?“

„Ich kenne gar keine. Es ſoll mich freuen, wenn ich in Ihnen einen kennen lerne, der die allgemeine Anſicht Lügen ſtraft. Alſo auf Wiederſehen.“

Auf der Straße wurde Eugen von einem luſtigen Parademarſch begrüßt und er folgte ſeines Weges unwillkürlich dem Menſchenknäuel, der der aufziehenden Schloßwacht im Takt ſich anreihte. Die Menſchen alle richten wieder ihre Schritte nach dem Takt der neuen Weiſen, die ſie umtönen; es gehört eine widerſpenſtige Gewalt dazu, ſich davon los zu trennen. Dem im Gleichſchritt mitwandelnden Eugen fiel es ſchwer auf's Herz, daß er wie allein ſich ausſchließe von dem in's alte Geleiſe zurückgekehrten Weltgang ....

Als auf dem Schloßplatz die Offiziere in einen Kreis zuſammentraten, um die Parole zu erhalten, ſtand Eugen im Geiſte mitten unter ihnen; er kannte ja all dieſe wichtigthueriſchen Förmlichkeiten, er kannte das Treiben dort in der Offizierswachſtube, wohin jetzt ein Diener eine Compagnie langer Pfeifen und volle Weinflaſchen trug.

„Sie freuen ſich gewiß auch, ich ſehe es Ihnen an, daß wir wieder unſere ſchöne Ordnung haben? Wir bezahlen unſere Steuern, damit wir nicht ſelbſt regieren und Soldaten ſein müſſen. Hab' ich nicht recht?“

So redete ein zahnſtochernder behäbig ausſehender Mann Eugen an. Dieſer entfernte ſich ohne Antwort.

Im Stern traf er ſeine Gefährten in froher Weinlaune, ſie machten zwar verdrießliche Mienen als Eugen von einem ſchriftlichen Geſuch ſprach, unterzeichneten aber, als dieſes aufgeſetzt war, faſt ohne ein Wort davon zu leſen.

„Da habt Ihr auch eine Weihnachtsbeſcherung,“ rief der Sonnenwirth und reichte Eugen das neueſte

Regierungsblatt; es enthielt in einer einfachen Verordnung die Aufhebung der in ſtrenger Geſetzesform verkündeten Grundrechte.

Es giebt Schickſalsſchläge und Ereigniſſe, deren unabſehbare Wirkung ſich im erſten Augenblick gar nicht erkennen laſſen, ſie treffen ein ſtumpfes Gefühl, das erſt allmälig zum klaren Bewußtſein des Schmerzes erwacht. Eugen kam dieſe Verordnung faſt wie muthwilliger Hohn vor.

„Ich laſſe das Blatt auch unter Glas und Rahmen thun und bringe es dem Bachmüller, dann kann er's neben das alte hängen,“ ſpottete der Sonnenwirth.

Eugen wollte ſeine beiden Gefährten zur Uebergabe der Bittſchrift mitnehmen, aber ſie ließen ſich nicht dazu bewegen. Er ging allein und als er abermals zu Theoroſa kam, ſchritt ſie ihm entgegen und ſagte:

„Ich will Ihnen ehrlich ſagen, warum ich ſo bitter war; ich weiß es jetzt und hab' es bekämpft. Es iſt mir eine ſchwere Laſt, daß ich jetzt Ihr Schickſal zu ſchlichten habe.“

„Geben Sie ſich keine Mühe.“

„Nein, nein, jetzt weiß ich einmal von Ihrem Geſchick und es läßt mich nicht ruhen, bis ich Sie in Sicherheit weiß. Ich kann noch nicht allen Egoismus in mir niederkämpfen, das hab' ich heute wieder an Ihnen erfahren; darum verſpreche ich Ihnen auch doppelt, für Sie zu ſorgen.“

„Wie denn?“

„Die Prinzeſſin Adelaide wünſcht ſchon lang meine Autographenſammlung. Ich hielt die gebotene Summe für zu klein. Jetzt muß mir die Prinzeſſin meinen Wunſch erfüllen und Gnade für Sie erwirken; es iſt auch ein beſonderer Grund, Sie haben ja die Kunſtſchätze auf dem Sommerſchloſſe Falkenau vor den Freiſchärlern geſchützt. Machen Sie keine Einſprache, ich will ſehen, ob es nicht Erbfreundſchaft giebt; ich habe ein Recht auf die Ihrige."

Theoroſa erzählte nun aus den Briefen des Ausgewanderten, wie hochbeglückt ſich dieſer in ſeinem neuen Beruf fühle, er war jetzt Prediger und Lithograph und im Vorſtande des Vereins für den allgemeinen Frieden.

„Würden Sie in Ihrem jetzigen Beruf ausharren, wenn Sie frei wären?" fragte Theoroſa nach langer Beſprechung, in der ſich die beiden freundlich gefunden hatten.

„Ich könnte es um ſo leichter."

„Können Sie ſich denn in Ihrer gefahrvollen Lage nur eine Stunde wohl fühlen?"

„Meine Lage iſt nicht dem Weſen nach, ſie iſt nur im Grade verſchieden von allen, die ihr deutſches Vaterland lieben. Wer ſich jetzt nur eine Stunde vollauf wohlfühlen kann, hat kein Vaterland."

Theoroſa wurde über und über roth, ſie ſprach lange nichts, dann verbürgte ſie ſich dafür, daß Eugen vollkommen beruhigt ſein dürfe; ſie werde alle ihre ausgebreitete Connexion in Bewegung ſetzen. Zuletzt verſprach ſie fröhliches Wiederſehen im Frühling.

Nachdem Eugen noch ein ſchwarzes Mancheſterwamms für Lipp gekauft hatte und in den Stern zurückkehrte, vernahm er, daß mehrere ſeiner ehemaligen Schüler dageweſen ſeien, um ihn zu begrüßen; er drängte nun um ſo mehr darauf, daß man alsbald abreiſe.

Der Sonnenwirth hatte allerlei Einwände und als er endlich nachgeben mußte, war er bei der Abfahrt nirgends zu finden. Er wollte wahrſcheinlich nach dem mißlungenen Bittgang dem erſten Anſturm im Dorfe aus dem Wege gehen.

Elftes Kapitel.

Viele Menſchen vergeſſen nichts leichter, als daß man einſt gut und aufopfernd gegen ſie war; ſie halten nicht feſt an dem unwandelbaren Gemüth, aus dem ſolches ſtammte, ihnen gilt nur die einzelne That, die ſich bald verbraucht. Wird dann ein Herz durch Mißtrauen und Undank verhärtet, ſo rufen ſie: es war nie echte Tugend in ihm.

Das erfuhr Eugen nach der Heimkehr in gröberen und feineren Sticheleien, die gegen ihn losgelaſſen wurden. Der Rainbauer, noch mehr aber der nachfolgende Sonnenwirth, hatte viel zu erzählen, daß ſich Eugen in der Hauptſtadt den ganzen Tag habe kaum bei ihnen ſehen laſſen und wahrſcheinlich allerlei Bekanntſchaften nachgelaufen ſei.

Eugen verſchmähte es, ſich zu rechtfertigen und als er einſt ſeinem Unmuth bei der Kirchbäuerin Luft machte und den Vorſatz ausſprach, ſich nie mehr zu ſolchen Angelegenheiten herzugeben, erwiderte dieſe:

„Man muß ſich nichts verſchwören, als daß man ſich nicht ſeine Naſ' abbeißt."

Eugen war nur Einmal auf wenige Augenblicke in der Bachmühle geweſen. Er hatte von Lipp gehört daß der Waldkönig da ſei, um den Verſpruch zwiſchen Bernhard und Vittore fertig zu machen; es handle ſich nur noch darum, daß der Waldkönig verlange, das junge Paar ſolle nach Trenzlingen überſiedeln, was beſonders die Bachmüllerin nicht zugeben wolle.

Eugen hatte einen Stich mitten durch's Herz empfunden, als er die Nachricht vernahm. Es wollte nichts nützen, daß er ſeine Zuneigung zu Vittore abläugnete und ſich vorhielt, daß es ein Frevel wäre, ein anderes Leben an ſein wirbelndes anſchließen zu wollen. Er ſah doch Jedem fragend in's Geſicht ob er ihm nicht die Brautſchaft Vittore's verkünde.

Das ganze Dorf ſchien überhaupt in den vier Tagen ſeiner Abweſenheit eine ganz andere Geſtalt gewonnen zu haben: des Schäufler-Davids Marie war Braut mit dem Metzgerburſchen, dem Bruder des Lammwirths in Röthhauſen geworden; der Haſenſchartige, der beſte Schüler Eugens, der ſchon mehrere Wochen kränkelte, war geſtorben und begraben, und Eugen wollte es nicht faſſen, daß ſo plötzlich ein junges Leben in den Boden geſunken war.

Im Hauſe des Kirchbauern war eine gewitterſchwüle Stimmung, die drei Mädchen gingen mit niedergeſchlagenen Augen umher und beſonders der Huſchel ſah bleich und verſtört aus. Hier wurde nicht nur empfunden, daß wieder eine Geſpiele vor ihnen verlobt war, der

Huſchel ſchien ſich auch auf den Bernhard Hoffnung gemacht zu haben. Dazu kam noch die Bewegung der Gemüther um die verlorene Zuverſicht auf Begnadigung. Wen mag es wundern, daß die Nachricht von Aufhebung der Grundrechte hier kaum beachtet wurde? Nur der Lehrer von Alsfeld, der jetzt zu Beſuch kam, drückte ſeine Freude darüber aus und er hielt Eugen für einen ſchadenfrohen Menſchen, der ihm nur ehrlich ſagte, daß damit die Patronatsſtellen noch nicht wieder errichtet ſeien.

Die Weihnachtszeit war für Eugen trüb herangekommen. Er hatte die Geſchenke, die er von Theoroſa erhalten, der Pfarrerin zum Vertheilen übergeben; er fürchtete ſein Verhältniß zu den Kindern zu gefährden, da er nur Wenige beſchenken konnte. Nur die Beſchenkung Ruſele's und ihres Chriſtoph hatte er ſich vorbehalten.

Am Weihnachtsabend hatte er für Lipp und Bartelmä Lichter entzündet und während der Erſte voll Dankes war und Eugen bat, daß er heute Abend ſchon die neue Jacke anziehen dürfe, war Bartelmä bei dem guten Grog voll burſchikoſer Laune, die er theils in Witzen auf den Reichskrüppel ausließ, theils gegen Eugen kehrte.

„Du biſt gerade wie die Reichsverſammlung," höhnte er, „die Vittore iſt Preußen, die Stephanie iſt Oeſtreich mit all ſeinen Nationen; du haſt beide im Sack und kriegſt gar keine. Und die Bachforelle iſt gar geſotten geweſen. Weißt wann eine Forelle richtig geſotten iſt?"

„Wann?“

„Wenn ihr die Augen zum Kopf herausſtehen; und ich hab' die Bittore geſehen, wie ſie dir nachſchaut.“

Lipp ſchaute verwundert drein, daß es dem Knecht geſtattet war, ſeinen Herrn mit Du anzureden.

„Wir ſind doch prächtige Kerle,“ rief dann Bartelmä wieder aus. „Ich möcht' wiſſen wie es einem altbackenen Geheimrath zu Muthe wäre, wenn er einmal Morgens aufſtünde und man ſagt ihm: Guten Tag Herr Müller, oder Herr Stühle, oder Herr Knöpfle, Titel und Amt ſind mit dem Schnee vergangen und Beſoldung und Penſion auch, wie willſt du nun dein Brod verdienen und dein Mittagsſchläfchen? Dem Kerl blieb' nichts übrig, als ſich an einer Aktenſchnur aufzuhängen.“

Eugen, der die Redſeligkeit Bartelmä's auch in anderer Beziehung fürchtete, ſchickte ihn nach Haus, indem er einen nothwendigen Beſuch vorſchützte. Er ging in der That hinaus nach der Bachmühle. Droben war Alles erleuchtet, aber laute Stimmen lärmten durcheinander; der Bachmüller ſchien in Streit mit einem Mann, der fluchend auf den Tiſch ſchlug.

„Ich hab' nachgegeben, wenn ſchon ein Klecks in deiner Familie iſt,“ rief der Fremde mit mächtiger Stimme, „aber das iſt eine Lumpenwirthſchaft; meinen Buben in's Haus ziehen und ihn in's Geſchrei bringen. Gieb dein Mädle dem Schulmeiſter, ich wünſch' ihr Glück und Segen dazu.“

„Davon iſt gar kein' Red,“ beſchwichtigte der Bachmüller, „ſie haben nichts mit einander, und wenn's wär', ich hab dir ſchon hundertmal geſagt, ich geb' meine Tochter nie einem Schulmeiſter, nie."

„So bind' ſie an oder laß ſie auf deinen Baron —"

„Jetzt iſt genug, genug ſag' ich," rief der Bachmüller, man hörte einen Stuhl fallen, „und wenn du noch ein Wort ſagſt, ich fürcht' ſo einen Flötzerkerl wie du mit ſammt deinem Jungen nicht. Wenn du nicht der Bruder meiner Frau wärſt .... Gute Nacht."

„Komm her," erwiderte es, „und du fallſt um wie ein Kegel und ich ſchlag' dich zuſammen, daß alle Weiden an deinem Bach dir die Knochen nicht mehr zuſammenbügeln. —"

Zwei Männer gingen ſchweren Trittes die Treppe herab. Eugen blieb in ſeinem Verſteck im Erlengebüſch und ſah Bernhard mit einem ſtarken Mann in breitem Hut den Weg nach dem Dorf einſchlagen.

Der Breithutige ſtand ſtill, ſtampfte auf den Boden und knirſchte ingrimmig: „Wär' mir lieber ein ſechsgleichiger Floß zum Teufel gangen, als daß man mir nachſagen ſollt': es giebt ein Mädle, das meinen Buben nicht gewollt hat. Und wenn mir das unſer Herrgott vom Himmel herunter geſagt hätt', ich hätt's ihm nicht geglaubt. Wenn mir einer das erzählt hätt', ich hätt' ihm die Zähne in den Rachen geſchlagen, daß er daran erſtickt wär'. Himmelhöllendonner! Ich ſchäme mir die Augen aus dem Kopf heraus, aber du biſt an allem ſchuld; mit deinem überſtudirten Weſen haſt du das Mädle verſcheucht. Geſchieht mir aber ſchon recht, warum hab' ich deiner Mutter nachgeben und hab' dich zu den ſtudirten Lichterziehern in die Stadt geſchickt? Ich bin der Waldkönig, dich wird man nicht ſo heißen, das weiß ich.“

Wie Eugen aus dem Dunkel in den hellen Mondſchein hinaustrat, ſo ſtand auch ſeine Seele im Licht, er hörte auf keine innere Gegenrede mehr, ihn erfüllte nur der eine Gedanke: Vittore iſt frei! und um deinetwillen! Woher wiſſen aber die Menſchen, was du ſelber kaum weißt? Wie von Geiſterhand abgeſtreift waren alle Hemmungen und Zügelungen, alles was Beſonnenheit und Zagen noch auferlegen wollte; Eugen war noch jung genug, um frohmuthig über alle Schranken hinwegzuſetzen. Nicht der Winterfroſt, in dem er ſtand, überſchauerte ihn, ein namenloſes Gefühl durchzuckte ſein ganzes Weſen und er ſtand ſtill mit gefalteten Händen. In ſeinem Herzen ſprach ſich's wie ein Gebet: O du allwaltende geheimnißvolle Macht! Das Leben der Pflanze wie das Schickſal des Menſchen beſtimmſt du zu ſeiner nothwendigen Erfüllung; ich bin ſtündlich bereit zu ſterben für meine Mitmenſchen. Ein Freudenruf ſei mein letzter Hauch, wenn ich weiß, daß die Ueberbleibenden in Freiheit und Friede wohnen. Und finde ich dieſe ſelbſt in meinem eignen Leben, ſie ſollen mich nur erkräftigen, der freudige Genoſſe all meiner Brüder zu ſein und ſie zu beglücken aus beglücktem Herzen ....

Eugen hob eine eiſige Scholle auf und in ihm ſprach's: Wohl mir und nimmer müde ſei mein Arm und nimmer müde mein Geiſt, wenn mir gegeben iſt ein Leben der fruchtgeſegneten That. O daß mein Geiſt ſo hell, meine Kraft ſo wach bliebe bis zu der Stunde, da man mich in den heimiſchen Boden einſenkt ....

Und wie er jetzt aufblickte, leuchtete ein Stern über dem Hauſe Vittore's und ſein Glanz wurde immer freundlicher und es war wie ein Mutterauge, das auf dem Kind ruht. Freudiger ſchauten jene Könige der Sage nicht auf nach dem Stern in dieſer Nacht, als Eugens Blick erſtrahlte, und wie er jetzt ſein innerſtes Denken vor ſich hingeſtellt hatte, ſo war's, als ob ſein Augenſtrahl zum Sterne oben geworden, und Stern und Blick war eins.

Jetzt ſchauerte Eugen nicht mehr, er fühlte das Brennen ſeiner Wangen und wie die allſtrömende Luft die Bruſt durchzieht und zum Leben in ihr wird, ſo fühlte ſich Eugen eins mit der Welt, mit den Menſchen, mit der Erde, mit den Sternen, es gab kein Sehnen mehr, es war zur Liebe geworden.... Wäre Vittore jetzt gekommen, er hätte ſie ohne Zagen an ſein hochſchwellendes Herz gedrückt, aber es kam Niemand und die Lichter wurden verlöſcht, doch der Stern am Himmel glänzte fort in heller Pracht.

Wie ein muthwilliger Knabe ſprang Eugen hinaus in das Feld und tauſend Lieder zogen durch ſeine Seele, er wußte nicht, ſind es eigene, ſind's fremde; was je eine Menſchenlippe geſungen, was je einem Menſchenohr geklungen, es war ſein; es waren nicht Worte, nicht Weiſen, aber ſie waren voll ſeligen Klanges.

Zwölftes Kapitel.

Am andern Morgen berichtete der von allen Dorfereigniſſen wohlunterrichtete Lipp:

„Der halbſeidene Waldprinz Bernhard iſt doch noch Bräutigam geworden; das hätt' Niemand mehr geglaubt, daß die noch zuſammenkommen, ja, die Alte iſt geſcheit."

Wenn es Lipp darauf angelegt hätte, Eugen mit der verkehrten Form ſeiner Berichte zu quälen, hätte er es nicht geſchickter machen können.

„Mit wem denn?" fragte Eugen erbleichend ſchon zum Drittenmal.

Lipp nickte ruhig, er war nun ſicher, daß das Gerede mit Vittore nicht grundlos war.

„Rathet einmal," ſagte er pfiffig, und erſt als Eugen unwillig wurde, ließ er ſich vernehmen: „Mit dem Huſchel. Das iſt ein Jubel in des Kirchbauern Haus! Die Kirchbäuerin iſt ſeit geſtern um drei Zoll dicker worden und bringt ihren Kreuzſchnabel gar nicht mehr zuſammen; die überhüpften Mädle thun freundlich und möchten Einem doch die Augen auskratzen. Man ſagt, die Sabine heirathet einen Schullehrer," ſchloß Lipp liſtig blinzelnd. Es war offenbar, daß er ſich gegen Eugen mehr herausnahm, ſeitdem dieſer die Brüderſchaft Bartelmä's geduldet hatte. Eugen brach raſch ab und verwies Lipp jede ſolche Rede.

„Höret nur noch, wie geſcheit die auf dem Beichtſtuhl ſein will," fuhr Lipp unterwürfiger fort. „Vor einer Stunde pöpperlet ſie an's Fenſter, wie ich vorübergeh' und winkt mir herauf. Da ſitzt ſie wie der Schlittengaul von einem Bierbrauer und ſie giebt mir ein Stück friſchen Zuckerfladen und macht mir das Maul ſüß, weil ſie weiß, daß ich viel herumkomm' und ſagt: Lipp, du darfſt auch frei erzählen, daß die Vittore unſern Bernhard nicht gemöcht hat; wir haben das ſo ausgemacht. Du weißt wohl, ihm kann's ja eins ſein, daß man das von ihm ſagt; aber einem Mädle könnt das ſchaden, drum bleibt's dabei, verſtanden? Sie hat ihn nicht gemöcht. — Ich ſtell' mich dumm und ſag': Ja, es ſoll ja auch wahr ſo ſein. Ja, das iſt ganz recht, ſagt ſie wieder, es iſt uns rechtſchaffen lieb, wenn man das ſagt, du verſtehſt mich wohl. Sie macht dabei ihr Napoleonsgeſicht, wie der Kaidl immer geſagt hat, und blinzelt mit den Augen, wie wenn ſie ſo ein Gutedel wär' und das freiwillig auf ſich nähm', was ſie doch nicht anders kann. Der Vittore kann Alles eins ſein. Wenn ſie keiner mehr will, nehm' ich ſie vom Fleck weg."

Eugen ſchickte den läſtigen Zuträger fort. Es war ihm doch zuwider, daß ſo viel über Vittore geſprochen wurde; er mußte jetzt der ſeltſamen Dinge gedenken, die er geſtern Abend gehört: von einem Klecks in der Familie, von der Schwägerſchaft und von dem unerklärlichen Ausſpruch des Bachmüllers, daß er ſeine Tochter nie einem Schullehrer gebe. Eugen hatte Niemand mehr, den er vertraulich befragen konnte, und wenn er ſich jetzt nach den Familienbeziehungen in der Bachmühle erkundigte, ſtellte er ſich und Vittore neuem Gerede preis.

Aber was iſt dabei zu gefährden?

Das Verſprechen Theoroſa's, daß ſie ſich für ſeine Sicherheit verbürge, das er Anfangs faſt gleichgültig angeſehen hatte, baute ſich vor ſeinem Geiſte immer mehr zur feſten Zuverſicht aus, daran kein Zweifel mehr zu rütteln vermochte. Dagegen ſtiegen jetzt wieder andere Grübeleien auf und er fragte ſich, ob er dazu eine neue Welt in ſich und um ſich her auferbaue, um in den Armen eines Mädchens die Ruheſtätte zu finden.

Da trat Kronauer ein, ihm vorauf ſprang Troll liebkoſend an Eugen hinauf. Kronauer überlieferte den Hund als Geſchenk Stephanie's und übergab ſeinerſeits eine Doppelflinte mit einem gezogenen Lauf für die Kugel und einem Flintenlauf für den Hagel nebſt allem Zubehör als „voreiliges Neujahrsgeſchenk,“ da Eugen wohl dieſe freien Tage bis zu Neujahr noch zum Jagen benutzen könne; er wies ihm dazu ſein Revier an, das bis nach Alsfeld reiche, es ſei ehedem viel jagdbares Hochwild darin geweſen, aber ſeit dem Jahre 48 ſei faſt Alles ausgepürſcht.

Während Eugen die Zuthulichkeit Trolls erwiderte, der treuherzig nach ihm aufſchaute, ſprach er ſeinen Dank aus und geſtand offen, daß er ſich überraſcht fühle, Geſchenke annehmen zu müſſen; er wolle dieſe hier zwar nicht ablehnen, aber aus dem Dorf nehme er nichts weiter an.

„Ich erkenne die ehrenhafte Empfindung, die dabei zu Grunde liegt,“ entgegnete Kronauer, „aber Sie handeln damit unrecht. Es heißt auch Gutes thun, wenn man Anderen geſtattet, gut gegen uns zu ſein.“

„Das kann man gegen mich auf andere Weiſe."

„Allerdings, aber dies iſt eine entſchieden faßliche. Wenn die alten Religionen Opfer vorſchrieben, ſo wußten die Weiſen wohl, daß dem höchſten Weſen nichts damit geleiſtet iſt, aber die Opfernden leiſten für ſich damit."

„Sie machen mich alſo zum Opferaltar?" ſagte Eugen lächelnd.

„Wenn Sie es ſo nennen wollen," erwiderte Kronauer. Eugen ſchwieg. Sich beſchenken laſſen und überall hin Dank ausſprechen — ſein innerſtes Weſen empörte ſich dagegen. Er ſagte ſich, daß ſein Widerſtreben nicht auf einem ſtehen gebliebenen Stolz aus ſeiner Vergangenheit beruhe; er ſah in dieſem Verhältniß nur einen Ueberreſt aus der alten Abhängigkeit der Lehrer.

„Ich habe noch nicht mit Ihnen davon geſprochen, daß die Grundrechte aufgehoben ſind," begann Kronauer wieder. „Der eine Punkt, der Sie beſonders betrifft, den hätte ich nie verwirklicht gewünſcht. Dieſe Aufhebung des Schulgeldes zerſtört eine ſittliche Bedingung. Ich kenne und ſchätze die Rückſicht für die Armen, aber verdienen machen iſt beſſer als ſchenken und ein natürlich gerechter Zug der Selbſtachtung läßt das Geſchenkte auch minder ſchätzen. Das Schulgeld iſt geregelt, bei den Vermögenden ſogar Zwang. Laſſe man doch den Menſchen den Reſt der Selbſtbeſtimmung und zerſtöre ihn durch nicht übel angebrachten Zartſinn."

Eugen entgegnet nur kurz:

„Das beſte, was man lernt, muß in der Luft der

Zeit liegen, aber der geregelte Unterricht muß auch frei ſein, unentgeltlich wie die freien Elemente, Luft, Waſſer und Licht; er iſt ſelbſt ein Element der neuen Welt.“

Kronauer berief ſich auf die Praxis, die ihn bekehren werde und hier that ſich wieder der Gegenſatz der beiden Männer auf, die ſich gerade ſo friedlich begegnen wollten; denn Eugen verwarf unbeugſam die Annahme, daß ein in ſich nothwendiger Gedanke durch eine bloſe Thatſache beſeitigt werden dürfe, vielmehr müſſe die Praxis als falſch betrachtet werden, ſo weit und ſo lange ſie der Verwirklichung des reinen Gedankens entgegenſtehe.

Kronauer ſchwieg eine Weile, dann ſprach er mit ungewohnter Heftigkeit über das Vermorſchen alles geſetzlichen Bodens durch Aufhebung der Grundrechte; er verfluchte jedes Wort der Mäßigung, das er einſt geſprochen.

„Die Gewalthaber haben jede Scham aufgegeben und das Volk wird jede Achtung vor ihnen aufgeben,“ rief er zornig, „und doch iſt Deutſchland nur durch eine ſtarke monarchiſche Gewalt zu retten.“

Eugen ſchwieg und Kronauer überreichte ihm noch die polizeilich geſtempelte Jagdkarte, indem er dabei die Bedenken Eugen's widerlegte, ob die Jägerei nicht ſeiner Stellung als Schullehrer entgegen ſei.

Hellen Auges ging's nun hinaus in das ſchneeige Feld. Eugen erkannte die Fußtapfen, die er geſtern Nacht auf ſeinem herzbewegten Gang zurückgelaſſen; jetzt wandelte er in neuer Freude in ihnen und laut ertönte ſeine Stimme im Geſang. Der Hund ſprang immerdar hoch auf vor Freude. Erſt im Walde hielt Eugen an und rief dem vorausgeeilten Hunde: Schatzhauſer! Der Hund kam raſch herbei, ſtand eine Minute zitternd vor Eugen, legte ſich dann vor ſeinen Füßen nieder und ſchaute nach ihm auf mit einem Blick, in dem eine unausſprechliche Empfindung lag; es lag gewiß der Dank darin, daß er nun wieder von ſeinem alten Herrn ſeinen rechten Namen hörte.

Dreizehntes Kapitel.

Eugen konnte ſich in vergangene Zeiten verſetzt glauben, er ſchweifte wieder bewehrt, mit ſeinem treuen Schatzhauſer an der Leine, durch den Forſt; aber eine neue Gedankenwelt bewegte ſich in ihm und ließ ihn die Fährte des Wildes im Schnee nicht bemerken.

Ein Rehbock kam aus dem Buſch, ſchaute ſtutzend nach dem Jäger um und huſch war er fort. Eugen ſuchte ihm den Wind abzutödten und wendete ſich ſeitab, die Stauden knackten unter ſeinen Füßen, er rannte unaufhaltſam fort, bis er endlich abließ. Schatzhauſer ſchien wirre von der wieder ungewohnten Jagd und Eugen ſelbſt fühlte ſich davon abgezogen. Sein Gewehrpaß diente ihm jetzt nur zu einer innern Legitimation, um frei wohlgemuth durch den winterlichen Wald zu ſtreifen.

Drei Tage ſchweifte er vom Morgen bis zum Abend ſo umher, ohne Feder oder Haar zu treffen.

Er konnte Alles wie neu betrachten und ſelbſtvergeſſen die bläulichen Schatten im Schnee beobachten; das ganze Winterleben des Waldes ging ihm wieder friſch auf.

Hätte ihn Deeger in dieſen Tagen beobachtet, er hätte ihn wegen ſeines Idealismus weidlich ausgeſcholten, denn er wandelte ſtets im Gedenken an Vittore umher und freute ſich deſſen, ohne einen Schritt nach der Bachmühle zu lenken; ihm genügte das Frohgefühl der Liebe, das er ſich aus ſchwerem Kampf herauserobert hatte; ſtill in ſich verſchloſſen wollte er dieſe Empfindung halten, bis vielleicht eine glückliche Löſung ihre Offenbarung gewähre, und bliebe dieſe verſagt, ſo ſollte ſeine Liebe Niemand Kummer bereiten als ihm. Immer wonniger und von hellem Schimmer umfloſſen erſchien ihm das Bild Vittore's, jede ihrer Bewegungen, jedes ihrer Worte von der erſten ſo ſeltſamen Begegnung an.

Am vorletzten Tag des Jahres ſchoß endlich Eugen in der Nähe von Alsfeld einen Haſen, er eilte damit in das Haus ſeines Amtsbruders und ſchenkte ihm die Beute. Die Frau, die jetzt hochſchwanger war, bedankte ſich unter beſtändigem Kichern, ihre Mienen verzerrten ſich aber, als Eugen das Thier entbälgte und den Balg in die Jagdtaſche ſchob; ſie gab ſich alle Mühe, ihre Enttäuſchung nicht merken zu laſſen und war überaus freundlich, ſie ſprach mit Behagen von dem nahen Neujahrstag und wie gern ſie tauſchen und die Erlenmooſer Geſchenke für die Alsfelder nehmen würde. Eugen fiel erſt jetzt ein, daß er zur Verhinderung der Geſchenke noch nichts gethan; er nahm ſich nun vor, die Gewohnheit frei gewähren zu laſſen, zumal er dieſe beträchtlichen Nebeneinkünfte nicht für einen Nachfolger in Frage ſtellen oder gar aufheben durfte.

Die Frau ſcherzte noch über den Lehrer auf der Jagd und ſagte, ſie könne keinen Hund erhalten, ſie könnte ihm nichts als Anſchläge und Pläne zu freſſen geben, er werde das auch einſehen lernen, wenn er nicht eine Reiche heirathe.

Eugen äußerte ſeine Freude, wie nett jetzt hier Alles ſei und wie heiter aufgeräumt die „Frau Collega.“

„Ja,“ ſagte die Frau, „wenn man um's liebe Brod ſorgen muß, da ſteht man aufrecht wie ein leerer Mehlſack; da iſt man oft unwirſcher als man verantworten kann.“

Die ausgeſprochene Freude Eugens über dieſes Bekenntniß erſchien der Frau als Höflichkeit; ſie wußte nicht wie wehmüthig und doch wieder wie freudvoll es ſein Herz bewegte, auf dem Grund ihrer Seele eine Güte wahrzunehmen, die leider durch ein rauhes Schickſal verkehrt wurde.

Eugen gab kein beſtimmtes Verſprechen auf die Frage, ob man ihn vorkommenden Falls zu Gevatter bitten dürfe, er entfernte ſich raſch, als die Lehrerin hinzufügte, er werde nicht weit zu ſuchen brauchen, um eine Gevatterin zu holen; er werde nicht heirathen, ſchloß Eugen.

„Da werdet Ihr Euch in der Mühle vermehlen, das iſt vornehmer,“ rief noch witzig raſch die Lehrerin dem Weggehenden zum Fenſter hinaus.

Es dämmerte ſchon als Eugen durch den Wald heimſchritt, die Abendglocke läutete in Alsfeld und wie angerufen antwortete ihr alsbald die von Erlenmoos; über dem ſchneebedeckten Feld klangen die Glocken ſo hell und weit, die Raben krächzten auf den ſchneebuſchigen Föhren und flogen auf und nieder. Eugen ging ſtill dahin und hielt die Flinte vor ſich in beiden Armen, ein Wild, das ihm jetzt in Schuß kam, war ſein. Da hörte er etwas raſcheln im dürren Laub und dort unten, wo die Meilerſtätte war, ſchwankten die Stauden des Gebüſches. Er ſtand ſtill. Horch! verhaltenes Stöhnen, das iſt eine Menſchenſtimme, und jetzt tönt es dumpf wie Fauſtſchläge; es wälzt ſich etwas im dürren Laub. Eugen ſprang raſch die Schlucht hinab und als er den Buſch zertheilte, ſah er ein rieſiges Weib auf einem Mann knieen und ihn aus Leibeskräften treten und ſchlagen. „Halt ein!“ ſchrie Eugen. Das Weib entfloh mit hölliſch dumpfem Gelächter.

Eugen erkannte in dem Niedergeworfenen den Fragſamenhändler, er löſte ſchnell das Tuch, mit dem ihm der Mund zugebunden war und hörte kaum die Worte des Stöhnenden:

„Ein Rieſenweib, ein Geiſt wollte mich erdroſſeln. Wehe!“

„Schatzhauſer ſuch'!“ rief Eugen und der Hund fand ſchnell die Fährte der Davongeeilten. Dort rannte das Weib in gewaltigen Sätzen das Thal hinab, es hörte nicht auf Eugen's Ruf, da drückte er raſch die Flinte ab, ſchoß den Hagel über den Kopf der Fliehenden hinweg, daß ſie plötzlich niederſank.

„Bon soir mon prince,“ grüßte das Weib in tiefem Ton, mit über einander geſchlagenen Armen am Boden ſitzend den herbeieilenden Eugen.

„Sag wer du biſt,“ fragte Eugen ſtreng, er zitterte aber doch, trotzdem er noch eine Kugel in der Doppelflinte hatte und ſich damit Zuverſicht einredete.

Die Geſtalt verharrte unbewegt und lautlos in ihrer früheren Stellung.

Eugen knackte den Hahn zurück und wiederholte:

„Gieb Antwort, du ſiehſt, ich kann auch noch reden.“

„Ich bin dein Schutzgeiſt,“ dröhnte wieder die Geſtalt, „tödte mich nicht, in Schulmeiſter verzauberter Graf.“

Das war doch des Spaſſes zu viel.

„Soll ich den Hund auf dich hetzen? Wer biſt du?“ rief Eugen zornig.

„Cogito ergo sum,“ erwiderte die Geſtalt und erhob ſich lachend, nahm die Haube und die Binde um das Kinn ab und ſchälte ſich als wohlbeſtallter Bartelmä heraus.

„Machſt ſchlechte Jagd,“ höhnte er, „brich Hals und Bein iſt der Jägergruß; halt du dich an die Forelle, die gehört auch zum Hochwild, ſie hat die Hirſchfährte im Kopf.“ Und nun erzählte er dem verwundert drängenden Eugen, daß er ſchon lang die Meinung habe, der Fragſamenhändler ſei ein Spion und der Angeber, der das neue Unglück über das Dorf gebracht; er habe ihm daher einen anonymen Brief nach der Stadt geſchrieben, mit der Weiſung, er möge am heutigen Abend nach dem Alsfelder Wald beim Meiler kommen, dort werde eine Frau auf ihn warten, die ihm ein ganzes Neſt von Freiſchärlern und eine geheime Verſchwörung als Zuwage angeben könne. Als er nun gekommen ſei, habe er ihm Handgeld gegeben, aber nur halb, er werde es ihm bei der Löhnung nachzahlen.

Bartelmä eilte ſchnell nach Haus und Eugen kehrte in den Wald zurück, wo er den Fragſamenhändler noch ächzend und ſtöhnend fand; er geleitete ihn in's Dorf und als er dem Schächer ſeinen Arm zur Stütze reichte, empfand er jenes ſchmerzliche Hochgefühl, das da gebietet, ſelbſt verworfenen Menſchen in ihrer Noth hülfreich zu ſein.

Der Fragſamenhändler dankte Eugen für ſeine Lebensrettung und ſprach von der Möglichkeit der Dämonen und wieder von ſeinem ſchweren Beruf, die verklingenden Lieder aus dem Munde des Volkes zu retten.

Eugen war's auch, als ließe ein Dämon von ihm, da er den Fragſamenhändler im Wirthshaus zur Sonne ablieferte.

„Noch immer nichts geſchoſſen?“ fragte die begegnende Bachmüllerin am andern Morgen.

Eugen ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Nicht Jeder der jagt, hat Weidmannsglück.“

„Freilich. Sehet nur, daß Ihr heut was krieget. Ob die Leute ſpotten, das kann Euch eins ſein; aber ich meine, was man einmal thut, muß man ganz und recht thun oder davon bleiben.“

Die Lippen Eugens zuckten.

„Die Pfarrerin hat ſich auch Hoffnung gemacht,“ fuhr die Frau fort, „daß Ihr auf heut’ Abend was in die Küche bringet. Ihr vergeſſet’s doch nicht wieder wie dazumal und kommet auch?“

„Ja. Seid Ihr auch dort?“

„Freilich. Nun ich wünſch’ Glück.“

Sie ging in das Haus des Mäuerleswerner und Eugen mit Lipp hinaus in den Wald. Die noch nachzitternde Erregung vom geſtrigen Abend und jetzt die Erwartung heute Vittore wieder zu ſehen, das waren widerſtreitende Bedingungen, um ruhiges Blut und ſichern Blick zu gewinnen.

Lipp mochte die Gedanken ſeines Herrn errathen, denn er ſang leiſe vor ſich hin das Lied vom „ſtrahlaugigen Mädchen und dem Jäger“ und die Worte:

„So lang die Welt zuſammenhält
Sind wir zuſammen in der Welt.“

drangen Eugen tief in’s Herz; er wagte es nicht, nach dem ſchelmiſchen Sänger umzuſchauen und Freude glitzerte ihm aus Grund und Zweig.

Plötzlich kam ihm wieder ein Rehbock in den Schuß, er brannte raſch ab, traf aber das Thier nur waidwund, das nun fortrannte und noch mehrere Tage kümmern mußte bis es ſtarb. Die volle Jagdluſt kam über Eugen, er führte Schatzhauſer auf den Anſchuß zur Stelle, wo das Thier getroffen worden, zeigte die Brandzeichen und rief: Schatzhauſer, ſuch verwund’t! Der Hund rannte ſchnuppernd davon und wo er Schweiß fand, blieb er ruhig ſtehen und zeigte es an; Eugen lobte den Schatzhauſer und dieſer wurde auch immer eifriger und ſtellte zuletzt das Thier, dem Eugen richtig auf den Kopf ſchoß. Allgemeines Staunen folgte Eugen und Lipp, als ſie mit der ſeltenen Beute in's Dorf kamen.

Es ward Eugen ſchwer, nach der Ermüdung dieſes Tages zu dem ungewöhnlichen Abendgottesdienſt die Orgel zu ſpielen und doch hatten ſolche nahe zuſammengerückte Gegenſätze etwas eigenthümlich Ergreifendes. — Als die Dämmerung einbrach und die Gemeinde in Dunkel hüllte und nur dort über dem Altar, wo die Stimme des Vikars ertönte, die Ampel leuchtete, fühlte ſich Eugen plötzlich in ſeine Jugendzeit verſetzt, wo die nächtige Kirchenfeier ſein Herz mit geheimen Schauern erfaßte. Als die Kirche zu Ende war und die Menſchen ſich da und dorthin im Dunkel verloren, erſchienen ſie wie die Schattenbilder aller Tage des vergangenen Jahres, die noch einmal auftauchen und dann verſinken . . . .

Fröhlich erglänzte das erleuchtete Pfarrhaus, als ſich Eugen mit ſeinem Knappen dahin begab, und wie die Hausflur heute erleuchtet war und der alte welke Kranz mit ſeiner beredten Inſchrift in ungewohntem Lichte ſtand, ſo ſchien durch das ganze Haus helle Freude zu ziehen; Treppe, Hausflur und Küche, Alles war wie eine wohlgedeckte Tafel, die der Gäſte wartete. Würziger Lavendelduft durchſtrömte alle Räume; das Allerheiligſte, die Putzſtube war geöffnet, darin über dem rothen Kanapee die Bilder der beiden Ehegatten aus ihrer Brautzeit mit ſchiefen Geſichtern prangten, die unantaſtbaren Wachslichter auf der Kommode waren heute entzündet und beleuchteten die öde Stätte, wo ſonſt ihre Gefährten, die geblumten Taſſen in Reih und Glied prangten; überall war eine Verſchwendung von Licht und ſelbſt die grüne Studirlampe des Pfarrers hatte ſich's gefallen laſſen müſſen auf den hohen nußbaumenen Schrank auszuwandern, der wahrſcheinlich die Ausſteuer der Adelheid in ſich beherbergte. Die Pfarrerin ging in weißem Gewand ſelber wie eine Lichtgeſtalt umher, ihr ſcharfgeſchnittenes Antlitz mit den klugen Augen erglänzte in ſeltſamem Schimmer. Als Eugen ſeine Freude ausdrückte, wieder einmal ſo viel Licht zu ſehen, ſchalt ſie über den Rainbauer, der gerade jetzt käme, wie er oft thue, um ſich eine ſchwierige Bibelſtelle vom Pfarrer auslegen zu laſſen, und wie traurig es ſei, daß ein Mann, der Univerſitätsprofeſſor ſein könnte, einfältigen Bauern Auslegungen geben müſſe, über die ſie ſich oft nicht einmal ernſtlich befragten. Sie ging geſchäftig ab und zu; Eugen überließ ſich mit dem Vikar ganz dem Behagen, das er heute nach ungewohnter Ermüdung doppelt empfand. Der Vikar war ſchweigſam und ſpielte mit ſeinem Verlobungsring, den er bald aus- bald anſteckte.

Eugen war in der Stimmung, in der die Lichter heller glänzen, weil ein freudeſtrahlendes Auge ſie ſchaut. Und war er nicht ein Bräutigam, der ſeiner Braut harrte? Er drückte bei dieſem Gedanken unwillkurlich die Hand auf's Herz.

Endlich kam der Pfarrer, aber in ſeiner Vergeßlichkeit im Schlafrock; die Pfarrerin nahm ihn ſanft verweiſend bei der Hand und führte ihn zurück, damit er den bereit gehaltenen Geſellſchaftsrock anziehe. Als er wieder erſchien, kam auch Kronauer, der indeß nur auf eine Stunde zu bleiben verſprach und bald hörte man an der Thür komplimentiren, da der Bachmüller nicht vor der entgegen gegangenen Pfarrerin eintreten wollte.

„Wo iſt die Viktoria?“ fragte der Pfarrer.

„Sie iſt in der Küche bei der Adelheid,“ entgegnete die Bachmüllerin.

Eugen konnte nicht begreifen, wie ſie noch zögern könne, ihn wiederzuſehen; ſie mußte ja ahnen, wie alle ſeine Gedanken ſie umſchwebten.

Der Pfarrer ſprach wiederholt, trotz mehrfacher Ablenkungen ſeiner Frau, von der ſo raſchen Verlobung Bernhards, und Kronauer hatte wohl nicht Unrecht, als er ſagte:

„Es iſt mehr als kindiſcher Trotz, es iſt Frevelmuth, ſich aus Rache mit einer Andern zu vermählen.“

Man ſprach hin und her über die auffallende Erſcheinung, daß ſeit geraumer Zeit die heimiſchen Mädchen hinausheirathen und fremde hereinkommen. Auch über den Unfall des Doktor Metzler — des Fragſamenhändlers — gab es viele Vermuthungen, und ein befremdendes ſchadenfrohes Lächeln war an Kronauer bemerkbar, als die Pfarrerin den Edelmuth des Doktors lobte, der die Sache nicht bei den Gerichten anhängig machen wolle.

Jetzt erſchien Vittore mit einer großen Schüſſel, Adelheid, Madlenle und Lipp folgten mit anderem.

Wie Vittore ſo mit ihrem Gefolge daherſchritt und in der Fülle ihrer Erſcheinung die anderen Frauen überragte, erſchien ſie Eugen wie eine Geſtalt aus alten Zeiten, die den Kämpen nach mannlichem Strauß den Imbiß kredenzte, und als ſie jetzt ſich überbeugend, die Schüſſel hochhebend, dieſe auf den Tiſch ſtellte, ſagte der Vikar:

„Ganz wie das Bild von Titians Tochter.“

Der Pfarrer ſprach nur ein leiſes Gebet und Alle falteten die Hände. Der Pfarrer ſaß oben an, die jungen Leute am untern Ende des Tiſches, Eugen zwiſchen Adelheid und Vittore.

„Lang nicht geſehen, Herr Lehrer,“ ſagte Vittore zu Eugen, der ſie befangen grüßte.

Wie furchtbar erſchienen ihm dieſe Worte, ſo ohne Anrede, ſo fremd und kalt. Er erwiderte nichts.

Man war heiter, aber die Freude hatte einen gedämpften Ton, denn der Pfarrer mit ſeiner ſalbungsvollen Würde blieb Mittelpunkt des Geſpräches. Er mußte heute etwas über höhere und niedere Arbeit geleſen oder geſchrieben haben, denn er kam immer wieder auf dieſen Gegenſtand zurück, und Kronauer gab dem Geſpräch eine neue Wendung, indem er fragte, warum die Feldarbeit als die ſchönſte gelte.

„Das weiß ich,“ ſagte Vittore leiſe vor ſich hin.

„Meine Nachbarin zur Rechten, Jungfer Vittore,“ rief der Vikar, „weiß die Antwort, ſie hat's eben geſagt.“

Alles lachte und bedrängte die Hocherröthende zu ſprechen, die nun mit unbefangenem Tone ſagte:

„Ich mein' nur, ich weiß es. Im Feld ſchafft man deßwegen am liebſten, weil man mitten im Schaffen bei Allem luſtig ſein, einen Spaß machen und reden oder denken kann. Ich bin einmal in N. in der Spinnfabrik geweſen, da brummt die Dampfmaſchine immer unterm Boden, daß man meint, man kann nicht feſt auftreten, da klappern und ſurren die Räder, daß man ſein eigen Wort nicht hört, das iſt ein traurig Schaffen dabei, da fängt man erſt zu leben an, wenn's Feierabend iſt."

„Und den giebt's nicht mehr," ſetzte Eugen hinzu.

„Das ſagt uns die Müllerstochter?" neckte Kronauer, „ſind denn in der Bachmühle die Räder alle von Baumwolle?"

„In der Mühle iſt's doch anders," entgegnete Vittore, „da kann man doch noch reden."

„Aber man muß Alles zweimal ſagen," reizte Kronauer weiter.

„Das ſchad't nichts. Ich wollt', ich hätt' jetzt auch in der Mühle geredet, ich hätt's dann zum Zweitenmal bei mir behalten. Aber das weiß ich, man kann in der Mühle luſtig ſein und ganz für ſich; ich hab' als Kind nirgends lieber geſungen, als dort, wo mich Niemand gehört hat als ich."

Wie trafen dieſe Worte Eugen, ſie waren ja ein Stück aus ſeinem Leben. Fern in der Mühle eines einſamen Dorfes hatte ein Kind daſſelbe aufgeſucht, was er im Geräuſch der Stadt ſich erobern mußte.

Dem Pfarrer ſchienen die Worte Vittore's ſo wohl gefallen zu haben, daß er ſeine alte Neckerei aufnahm und ſagte: Vittore müſſe einen Pfarrer heirathen; dann fragte er den Bachmüller nach deſſen Bruder, und Eugen erfuhr, daß dieſer auch Pfarrer ſei. Ihm waren die Worte Vittore's ſo zu Herzen gegangen, daß er ſie jetzt bat, ſie möge aus ſeinem Glas trinken.

„Warum das? Ich hab' ja ein eigenes? Wollen wir auf etwas anſtoßen?“ entgegnete Vittore.

„Nein, trinket aus meinem Glas, nur einen Schluck, ich bitte.“

„Nun meinetwegen. Ihr wollet's haben wie es hier zu Land bräuchlich iſt.“

Sie trank und Eugens Blick ruhte auf ihren Lippen, als tränke ſie den Strahl ſeines Auges. Er hatte ſich dieſe That als eigene Weihehandlung erleſen, und wenn ihr auch Vittore eine andere Deutung gab, es genügte ihm und gab ihm noch die Beruhigung, daß nur er wiſſe, was geſchehen ſei. Vom obern Tiſch wurde oft gefragt, warum der Jugendtiſch da unten ſo viel lache, aber es war nicht Geheimthuerei, wenn man das nicht verrieth, es ließ ſich gar nicht ſagen; ein geſtohlener Biſſen von Nachbars Teller, eine Wortverdrehung und dergleichen genügte, um die innere Heiterkeit zu ſchallendem Ausbruch kommen zu laſſen.

Als man aufgeſtanden, bat der Vikar, Adelheid möchte ſingen, und nach langem Widerſtreben ſang die Hochglühende eines jener unzähligen Lieder vom todten Liebchen.

„Ich glaube,“ ſagte Kronauer, der neben Eugen ſtand, „daß keiner der Dichter, die ſolches in Worte faſſen, es wirklich erfahren haben. Wer das kennt, vergräbt es ſtill in ſich.“

Die Pfarrerin bat Adelheid, das Lied zu ſingen, das ſie von der Baronin Hunold erhalten habe.

„Ja, ſinge ein franzöſiſches Lied,“ befahl der Pfarrer.

Eugen berührte es eigen, jetzt an Stephanie erinnert zu werden, und Adelheid ſang eine franzöſiſche Ballade, worin das Hungerſterben eines Kindes und das Jammergeſchrei der Mutter in Muſik geſetzt war.

Wie innerlich vermodert muß eine Bildung ſein, in der man die grauſenvollſten Schrecken in eine amüſante Dudelei umſetzt. Geſegnet ſei die ſtarke Hand, die dieſe Mumienwelt in Staub zerfliegen macht...

In dieſen Gedanken begegneten ſich Eugen und Kronauer, während der Pfarrer ſeine Tochter lobte und ihr bei einigen Worten einen beſſern Accent vorſprach.

Kronauer entfernte ſich raſch. Eugen gab ſich alle Mühe, den in ihm erregten Trübſinn zu bewältigen, und gelangte über denſelben hinweg zu beſonderer Heiterkeit. Beim Punſch, der jetzt gebraut wurde, herrſchte voller Frohſinn im ganzen Kreiſe, den Eugen durch allerlei Schnurren vergnügte, ſo daß Vittore ſagte, ſie hätte es nie gedacht, daß er auch ſo luſtig ſein könne.

Als Mitternacht vom Thurm erſchallte und die Glocken läuteten, rief Alles „proſ't Neujahr!“ und reichte ſich die Hand; der Pfarrer wurde nicht gehört, da er mit der Uhr in der Hand rief, die Thurmuhr gehe falſch, es fehlten noch fünf Minuten; der Vikar ergriff nochmals das Glas und ſtieß mit Adelheid an, auch Eugen kam zu Vittore und ſie ſagte:

„Wir wollen darauf anſtoßen, daß Ihr immer luſtig ſeid und Euch nicht ſo viel Gedanken machet."

Eugen trank bis auf den letzten Tropfen, und als ob dieſen Freudetrunk nichts verdrängen ſolle, gab er keinen Bitten nach, den mit Kirſchwaſſer verſetzten ſchwarzen Kaffe zum Abſchluß zu nehmen.

Eugen geleitete die Müllersleute nach Hauſe, er bot Vittore den Arm, ſie dankte und ſagte laut:

„Das iſt bei uns nicht der Brauch."

Hätte ſie mehr als allgemeines Wohlwollen in der Seele gehegt, ſie hätte das nicht laut geſagt. Der Schluß dieſes freudvollen Abends ſchmeckte bitter.

Im Nachſinnen hierüber kehrte Eugen heim. Stand er mit ſeiner Liebe allein?

„Gratulire!" rief ihm Lipp entgegen.

„Wozu?" fragte Eugen.

„Zum neuen Jahr."

„Gut, danke."

Lipp ſchüttelte den Kopf über ſeinen Herrn.

Vierzehntes Kapitel.

Am Neujahrsmorgen klärte ſich in der Kirche auf, warum der Pfarrer am geſtrigen Abend ſo hartnäckig ſein Geſpräch feſtgehalten; er predigte mit offenbarer Wärme über die Nothwendigkeit der Arbeit, die den Menſchen erſt zum Menſchen mache. Als er die verſchiedenen Arbeiten durchmuſterte, erwähnte er eines

Gedankens, den er „aus klugem Munde vernommen habe,“ und die Worte Vittore's ertönten laut, verſchönert und erweitert vor der ganzen Gemeinde. Eugen blickte von der Orgel hinab zu Vittore, die ihr Antlitz in ihr Geſangbuch vergrub. Wie tief mußte es das Herz des Mädchens bewegen, ihre ſtillen Gedanken jetzt aller Welt verkündet zu hören.

Eugen vernahm nur wenig von den Warnungen des Pfarrers gegen die falſchen Triebe der Zeit.

Als er nach Hauſe kam, brachte das Mareile das erſte Neujahrsgeſchenk, es war eine Schüſſel Dürrobſt. Eugen empfing die Gabe mit beſonderer Freude; er ſchien bereit, ſich zum Opferaltar machen zu laſſen; dennoch ſagte er Lipp, er möge Alles, was nun komme, in Empfang nehmen und ſich in ſeinem Namen bedanken.

„Das geht nicht,“ widerſprach Lipp, „glaubet mir, Ihr verfeindet Euch dadurch mit dem ganzen Dorf, und ich kann's auch wegen meiner nicht thun.“

„Warum?“

„Die Leute könnten glauben, ich unterſchlage Manches. Es geht nicht.“

Eugen ließ ſich auf keine weiteren Einwendungen mehr ein. Lipp ging kopfſchüttelnd davon, er mochte ſeinen Herrn nicht begreifen, der bald gar nichts von Stolz kannte, bald unverhofft in ſolchen verfiel.

Ein willkommener Beſuch erheiterte noch Eugen und riß ihn aus der Einſamkeit; der Arzt, den Eugen um Heilung des Zigeunerknaben angeſprochen, kam jetzt. Nuſele wußte ſich vor Freude gar nicht zu halten, als Eugen mit dem Arzte eintrat, um dem Chriſtoph zu helfen. Sie ließen ſogleich von Kronauer eine Elektriſirmaſchine holen, und man konnte nichts Poſſierlicheres ſehen, als wie der braune Burſch unter den Zuckungen bald lachte, bald wieder aufſchrie. Das Nuſele ſprach in unverſtändlichen Worten ſeinem Sohne Muth ein.

Eugen fand zu Haus einen großen Vorrath von Geſchenken; es kränkte ihn faſt, daß der Bachmüller einen ganzen Sack Weißmehl geſchickt; er wollte dieß zurückſchicken, da aus dieſem Haus ja keine Kinder in der Schule waren; Lipp berichtete aber, daß der Bachmüller als Schulmeiſtersſohn dies bedeutende Geſchenk regelmäßig entrichte und durch Zurückweiſung tief verletzt würde.

Es hatte für Eugen etwas ſchwer Peinliches, gerade aus dem Hauſe ſo beſchenkt zu werden, wohin er ſich als Angehöriger träumen mochte.

Als wüßte Lipp, worüber Eugen nachdachte, ſagte er:

„Man weiß nicht, wer am brävſten iſt in der Bachmühle. Der Müller verſchenkt nichts, aber er läßt andere Leute auch was verdienen; er iſt im Stande, wenn er weiß, daß das Korn aufſchlägt, und geht herum und ſagt: behaltet's noch, in ein paar Tagen geb' ich mehr dafür. Er ſagt oft: ich hab' genug, ich will nicht reicher ſein, es ſollen Andre auch was haben; aber Blei in der Hand wird ihm zu Gold, er mag wollen oder nicht, er wird immer ſchwerer. Wenn's viel ſolche Menſchen gäb', dann ſäh' es anders aus in der Welt.“

Dennoch ging Eugen viele Tage nicht nach der Bachmühle.

Als die Schule wieder begann, gewahrte er, was es heißt, eine geiſtige Arbeit, die ſo mit dem perſönlichen innern Sein eins geworden, daß ſie die beſten Kräfte an ſich geſogen, eine Zeit lang verlaſſen zu haben; fremd und erkaltet erſchienen alle die warmen Beziehungen, und der ganze Beruf, das ganze Thun ward plötzlich wieder eine Frage.

Andererſeits fühlte ſich Eugen in der tiefen Bewegung ſeines Herzens mit ſo neuer Macht ausgerüſtet, daß ihm war, als könnte er durch ein einziges noch unfaßbares Wort, durch einen einzigen Zuruf die ganze Summe ſeiner Aufgabe auf einmal vollenden. Seine Seele wollte ſich nicht in die Alltäglichkeit finden, als müßte er jetzt eine neue Sprache ſprechen, alles Gewohnte anders thun, höher, gewaltiger; und doch blieb nichts als ſtetige und getreue Fortſetzung des Geſtrigen.

Der leere Platz des Haſenſchartigen zeigte deutungsvoll die Lücke zwiſchen der Vergangenheit und dem Jetzt an. Eugen hielt dem Verſtorbenen ein ſelbſtgeſchaffenes Todtenamt, und indem er in eindringlichen Worten die Seelen der Kinder hinausführte zu dem ſchneeigen Grab, quoll ſein hochgeſchwelltes Herz über in Wehmuth, ſo daß ſeine Stimme oft zitterte und ſtockte. Das Mareile begann zuerſt zu weinen und bald hörte man das Schluchzen vieler Kinder. Nach einer kurzen Wendung in die Fröhlichkeit des Lebens ließ dann Eugen ein helles Lied ſingen; es war wie der friſche Marſch bei der Rückkehr von der Beſtattung eines Kameraden.

Eugen fühlte, daß er das Herz der Kinder in ſeiner Gewalt hatte und gelangte dadurch zur Herrſchaft über ſein eigenes.

Die älteſten Schüler, darunter Mareile, des Sonnenwirths Franz und der Sanscülotte, gingen fortan täglich ins Pfarrhaus zum Confirmanden-Unterricht; ſie waren in der Schule nur noch wie Bräute und Bräutigams in den Familien, die noch in die gewohnte Ordnung des Hausſtandes gehören, aber in ihm bereits ein theilweiſe ſelbſtändiges Leben führen und, bald flügge geworden, ſich ganz dazu aufſchwingen.

In den freien Fragſtunden zeigte ſich jetzt ein zuchtloſer Muthwille, der gar nicht zu meiſtern war; dieſe Stunden ſchienen den geregelten Unterricht überfluthen zu wollen. Aufheben konnte Eugen dieſe Einrichtung nicht mehr, er mußte ſie alſo gegen ſeine urſprüngliche Abſicht in den Unterricht überleiten, denn es zeigte ſich auch hiebei, daß die Menſchen nichts lieber thun, als was außerhalb oder vielmehr neben ihrer Pflicht liegt. Es mußte daher auch hier ſtrengere Disciplin geſchafft, Ordnung und Freiheit gleich feſt gewahrt werden.

Hatte der Schullehrer ſeine Mühen vollauf, ſo häuften für den Rathsſchreiber ſich dieſelben faſt in gleicher Weiſe. Der Kloſemichel, der Vater des Mareile, wurde nun doch vergantet, und es zeigte ſich, daß die Frau durch Unterſchriften bei dem Sonnenwirth faſt all ihr Zugebrachtes aufgeopfert hatte. Der Schultheiß hatte dieſen erſten ökonomiſchen Todesfall unter ſeiner Regierung durchaus verhindern wollen und nichts damit erreicht, als daß er Eugen viel Schreibereien aufbürdete. Noch mühſeliger war aber die Regelung einer allgemeinen Angelegenheit. Die Grundrechte waren aufgehoben, aber das Schwurgericht wurde feſtgehalten und dabei eine Kunſt angewendet, die in unſrer Zeit beſonders im Schwange iſt: man entſeelt ein an ſich lebendiges Geſetz und hanthiert dann mit demſelben wie mit dem alten Mechanismus. Die Liſte der Höchſtbeſteuerten mußte ausgefertigt und dabei über Verhalten jedes Einzelnen während der Bewegungsjahre genauer Bericht an das Amt eingeſendet werden.

Wenn es ſich Eugen auch nicht vorgeſetzt hätte, er wäre doch jetzt nicht dazu gekommen, Liebesempfindungen nachzuhängen und ihrer zu warten.

In freien Lebensſtellungen, wo ſich der Unterhalt ſo ohne alles Zuthun darbietet wie die Luft, die man einathmet, da mag es ſein, daß eine Neigung, eine Leidenſchaft das ganze Daſein einnimmt; anders iſt es in einem dem Allgemeinen zugewendeten Herzen, und noch mehr, wo in pflichtmäßiger Arbeit das tägliche Brod erworben werden muß; da müſſen ſelbſt die zarteſten Seelenregungen eine Weile zurückſtehen und können nur ſtill verborgen hindurchgetragen werden. Eugen glaubte jetzt die Liebe zu kennen, die dem werkthätigen Menſchen gegönnt iſt, und ihm öffnete ſich ein neues Verſtändniß jener Sagen, die einen langen und ſchweren Dienſt als Preis der Liebe feſtſetzen.

Eine flüchtig geſehene Geſtalt zeigte ſich jetzt im Dorf. Herr von Metzſch, genannt Herr von Traktätlein, kam mit einem Miſſionär, der in der Kirche und im Rathhaus mehrmals Vorträge hielt über ſeine Bekehrungsreiſen in Afrika. Großes Aufſehen erregte es, als der Bachmüller den Miſſionär öffentlich fragte, ob es den „Heiden und Türken“ geſtattet wäre, Miſſionäre zu uns zu ſchicken, um uns zu lehren, politiſche Flüchtlinge menſchenfreundlich zu behandeln.

Es wurde keine Antwort gegeben.

Der Kirchbauer ſammelte von Haus zu Haus Beiträge zur Bibelvertheilung.

Der Miſſionär wohnte im Pfarrhaus und es hieß im Dorf, daß er um Adelheid freie.

Eines Abends ſchickte Vittore nach Eugen. Er eilte in die Bachmühle. Das erwartungsvolle Herz redet ſich allerlei ein, und ſo unwahrſcheinlich es auch war, daß das Mädchen nach ihm ſchicke, um ihre Liebe zu geſtehen, er hoffte doch eine Entſcheidung.

Er traf Vittore nicht in der Stube; die Mutter ſaß allein am Spinnrad, ſie ſtand nicht auf, ſondern hieß den Eintretenden Platz nehmen. War ihm am Neujahrsabend Vittore wie eine Geſtalt aus ſtarken vergangenen Zeiten erſchienen, ſo drängte das Bild, das die Bachmüllerin bot, noch mehr zu ſolchem Vergleich. Eugen ſaß im Dunkel hinter dem Tiſch und betrachtete die Frau, die vom Abendſtrahl der Winterſonne wie von goldnem Duftſtrom umfloſſen, gleich einem auf Goldgrund gemalten Bilde erſchien. Sie ſaß auf einem Stuhl ohne Lehne und ihre Haltung war feſt aufrecht, das volle Antlitz mit ſeinen dunkeln braunen Augen und der kleinen feinflügeligen Naſe, die kleine Hand, die den Faden aus dem Wocken zog, der auffallend kleine Fuß, der ſich im Takt auf dem Rade bewegte, Alles das ließ die ehemals ſchlanke Geſtalt ahnen. Ein ſtiller Friede war über das ganze Weſen ausgegoſſen, ein Friede, der mehr in ſich hineinlebte, als ſich nach Außen darſtellen mochte. Vittore ſah ganz dem Vater ähnlich, nur das dunkelbraune Auge der Mutter hatte ſie geerbt. Auch die Bachmüllerin betrachtete eine kurze Weile den Eingetretenen, ihre Hand hielt unbewegt den Faden und ihr Fuß ruhte ſtill an dem Rad, dann beugte ſie ſich ſchnell nieder, ſetzte das Rad mit der linken Hand in Bewegung und ſpann emſig weiter.

Jetzt hörte man den Schlag der Dreſcher aus der Scheune und die Bachmüllerin brach das Schweigen, indem ſie Eugen dankte, daß er ihrem Wunſch nachgekommen ſei; er müſſe zwei Menſchen helfen.

So hatte alſo Lipp in ſeiner immer kecker werdenden Laune Eugen betrogen; nicht Vittore hatte nach ihm geſchickt, ſondern die Bachmüllerin, die jetzt fragte:

„Ihr kennet die Geſchichte von meinem Willi und des Pfarrers Adelheid?“

„Nein, ich hab' Euch, wie wir uns zum Erſtenmal geſehen haben, geſagt: ich erkundige mich bei Niemand nach Eurem Hauſe, als bei Euch ſelbſt.“

„Nun, die Sache iſt kurz die: die Adelheid war immer bei uns, und ſie hat meinen Willi gern bekommen und er ſie. Das war den Pfarrersleuten nicht recht und uns auch nicht. Die Adelheid iſt eine Schwärmerin, wie's ſo viele giebt: weil ſie ſich gern im Kuhſtall einmal umſieht, meint ſie eine Bäuerin werden zu können; ſie wäre ſchwerlich glücklich geworden. Die Pfarrersleute waren noch mehr dagegen. Ihr Kind an einen Bauern geben, das wär' ja ſchrecklich. Der Pfarrer iſt der Sohn eines Schreiners, aber wenn er Söhne hätt', da wär' keine Red' davon, daß er einen davon Handwerker werden ließe oder ſeine Tochter einem ſolchen gebe. Wie ſie erzogen werden, können ſie auch nicht mehr herunter. Ich will's kurz machen. Die Adelheid iſt Knall und Fall zu der Schweſter der Pfarrerin nach der Stadt gethan worden. Unterdeß iſt die Revolution kommen, und mein Willi iſt nach Schleswig-Holſtein und dort geſtorben. Jetzt ſagt die Adelheid zu meiner Vittore, ſie ſei feſt entſchloſſen, mit dem Miſſionär, der um ſie angehalten hat, nach Afrika zu gehen; ſie habe einmal geliebt und ſei jetzt bereit, eine Ehe ohne Liebe einzugehen. Das iſt grundfalſch mit allem Firlefanz, den man drum macht. Das darf man nie. Aber ich glaub' auch, daß es bei der Adelheid nicht wahr iſt; ſie hat den Vikar gern und wär' im Stand wie der Bernhard zum Tort ſich zu verheirathen. Jetzt ſagt mir die Pfarrerin, daß der Vikar den Verlobungsring, den er mitgebracht — um ſich vor allen Zumuthungen und Verſuchungen ſicher zu ſtellen — abgelegt hat, und ich müßt' mich ſchlecht auf die Menſchen verſtehen, wenn er nicht auch die Adelheid gern hat, aber er kann nicht einig mit ſich werden. Von uns kann keines die Sache klar machen, das müſſet jetzt Ihr, drum hab' ich Euch rufen laſſen."

Eugen verſprach ſein Mögliches zu thun und fragte nach Vittore.

„Weil's jetzt ſo kalt iſt, driſcht man jetzt am beſten den Kleeſamen," ſagte die Bachmüllerin, „und die Vittore hat ſich's nicht nehmen laſſen, noch das letzte mit auszudreſchen. Sie ſagt immer, es ſei ihr nie wohler, als wenn ſie ſo recht müd ſei. Sie muß ſich dazu zwingen, wenn ſie ſpinnen ſoll."

„Was? da komm ich grad recht, da geht's ja über mich los," ſagte die plötzlich eintretende Vittore. „Herr Lehrer, da iſt ein Brief an Euch, der Lipp hat ihn hergebracht. Der Brief riecht wie die Apothek, der muß aus einem Krankenzimmer kommen."

Trotz ſeines Aergers über Lipp, der nun den zweiten Schelmenſtreich vollführte, mußte Eugen lächeln über die Deutung, die Vittore den parfümirten Briefen Theoroſa's gab, deren er ſeit ſeiner Rückkehr faſt täglich erhielt. Er erbrach das übermäßig große Adelsſiegel und fand ein dreibogiges, wie immer mit blauer Dinte geſchriebenes Schreiben, das er ſchnell überflog und dann ruhig zu ſich ſteckte. Die Mutter hatte während deſſen Vittore von dem Eingeleiteten unterrichtet, und als Eugen ſie wegen ihrer Verlegenheit bei der Arbeitspredigt neckte, ging ſie nicht darauf ein, ſondern ſagte:

„Machet jetzt nur ſchnell, daß der Miſſionär die Adelheid nicht kriegt. Wozu braucht er die Heiden zu bekehren? Wenn ſie brav ſind, wird's Gott eins ſein, ob ſie ihn Lulu oder Gott heißen. Wenn der Miſſionär eine Frau will, ſoll er ſich ein bekehrtes Heidenmädle nehmen."

„Du biſt ein Heidenmädle," ſchalt die Mutter,

„ſetz' dich und ſpinn', nein, du ſollſt die Rechnungen dort ſchreiben, die der Vater dir hingelegt hat."

„Ja, ſchreibet, ich will Euch helfen," rief Eugen.

„So lang Ihr da ſeid, wird kein' Feder angerührt," entgegnete Vittore, „und mir zittern noch die Händ' vom Dreſchen. Komm du lieber Strohſack," ſchloß ſie ſingend und faßte das Spinnrad.

Als Eugen von der Bachmühle wegging, fühlte er ſich wie neu belebt, trotzdem er kein Liebeswort von Vittore vernommen; er hatte heute die Bachmüllerin neu kennen gelernt, und wie er ſich hineinträumte in dieſe Häuslichkeit und ſein ſchwankendes Sein ihn aufſchreckte, erhob er ſich über ſich ſelbſt und eine Stimme in ihm rief: freue dich, einem Volke anzugehören, das ſolche Menſchen in ſtiller Verborgenheit in ſich ſchließt.

Fünfzehntes Kapitel.

Theoroſa war eine immer bereite und ausführliche Briefſchreiberin, ſie ſchrieb auch leichter und flüſſiger als ſie ſprach; denn bei der mündlichen Rede ſtockte und erröthete ſie oft ohne erſichtlichen Grund und half ſich mit einem ausdrucksvollen Aufblick, mit einem feſten Zuſammenpreſſen ihrer feinen länglichen Hände. Sie berichtete Eugen oft täglich über alle Einleitungen, die ſie für ihn getroffen; alle Menſchen, die ſie ſprach, waren „lieb, niedlich oder herzig," ein Kind hieß immer ein „ſüßes Kind." Dabei verfolgte ſie aber ihren Plan mit kluger Beſonnenheit, ſie wendete ſich ſelten an die einflußreichen Männer ſelbſt, ſondern an deren Frauen, Mütter und Töchter, und bei ihren ſolennen Kaffee's wußte ſie manche Staatsgeſchäfte mit einzubrocken.

War es Eugen zuwider, daß er die ruhige Fortſetzung ſeines Lebens nur einer Begnadigung verdanken ſollte, ſo war es ihm noch mehr entgegen, ſie auf ſolche Weiſe vermittelt zu ſehen. Er konnte Theoroſa nicht wehren und mußte ſich dabei noch ehrlich geſtehen, daß er ihr eigentlich nicht wehren wollte. Die Liebe hielt ihn feſt in ſeinem jetzigen Sein, und es erſchien ihm als Pflicht gegen Vittore, was zu ſeiner Lebensbefreiung dienen mochte, mindeſtens gewähren zu laſſen. Aber liebte ihn Vittore denn? Etwas von dem alten Stolz ſeiner bevorzugten Stellung regte ſich in ihm und es erſchien unmöglich, daß ein Müllerstöchterlein ſeiner Bewerbung abhold ſein könne; er kämpfte dieſen Uebermuth nieder und eroberte dafür die Zuverſicht, nur durch ſich ſelbſt das „ſtrahlaugige Mädchen“ zu gewinnen.

Dennoch ſchrieb er Theoroſa ſtets, ſie möge ihre Bemühung darauf wenden, daß ſeine Angelegenheit noch einmal aufgenommen und vor das neuerrichtete Schwurgericht gebracht werde.

Lipp erhielt eine ſcharfe Zurechtweiſung, er ließ ſich das gern gefallen, denn er merkte daraus, daß die Sache mit Vittore noch nicht entſchieden ſein müſſe; „denn,“ ſagte er klug zu ſeinem Kameraden und Günſtling Vigil, dem verrätheriſchen Knecht des Kirchbauern,

„wer ſeines Schatzes froh und gewiß iſt, der kann gar nicht ſo bös ſein, die Sache ſteht alſo noch im weiten Feld; aber heut hab ich's gemerkt, daß mein Herr die Hunde nicht mit Bratwürſten anbindet."

Vigil rieth dem Lipp, er möge ſich einmal einen von den „wohlſchmeckenden Briefen" verſchaffen, dann werde er Alles deutlich ſehen. Lipp gab dem Verſucher eine geſunde Maulſchelle und erklärte, daß er ſeinen Herrn nie betrüge, ſo lang er ihm vertraue. Vigil ſchien dieſe Zurechtweiſung gar nicht übel zu nehmen und wie entſchuldigend ſetzte Lipp hinzu, ſein Herr verbrenne jedesmal die Briefe, wenn er ſie geleſen.

„Dann verlier' einmal einen," rieth Vigil.

Lipp hatte geſchwiegen und darum hatte er heute aus innerer Angſt den Brief ſo ſchnell nach der Bachmühle getragen.

Eugen ſuchte den Vikar auf. Als er offen die Mittheilung der Bachmüllerin vorbrachte, verzogen ſich die Mienen des Vikars verdrießlich, er lehnte jede fremde Einmiſchung ab, da er ſchon mit ſich allein einig werde, er dankte dann halb ſpöttiſch dem „Herrn Lehrer," wobei er dieſes Wort ſo betonte, daß Eugen wohl merkte, nicht ſowohl der Fremde wurde zurückgewieſen, ſondern der Mann der untergeordneten Stellung.

Eugen überwand alle Empfindlichkeit, da er jetzt aus einzelnen Aeußerungen des Vikars wahrnahm, in welchem Kampf dieſer mit ſich ſelbſt war: ſeine wiſſenſchaftliche Ueberzeugung ſtand im Widerſpruch mit den Glaubensſatzungen; ſo lang er noch ledig und für ſich allein war, fühlte er ſich minder beunruhigt, weil ihm der

Austritt aus ſeinem Amt offen ſtand; jetzt da er ein Familiendaſein darauf gründen wollte, war ihm dieſe geträumte Freiheit genommen. Er ſprach nun wiederholt davon, daß ſich die Freigeſinnten nicht aus der Kirche herausdrängen laſſen dürften. Eugen fühlte ſich nicht befugt, ihn aus dieſer Selbſtberuhigung aufzurütteln . . . .

Der Vikar ſchien das Schweigen Eugens anders zu deuten und bekundete einen warmen Feuereifer in der Mahnung, die er an Eugen richtete, um ihn auf den „Weg des Herrn“ zu führen. Offenbar ſuchte er ſich auch damit die Ergebniſſe ſeines innern Kampfes klar vor Augen zu ſtellen. —

Die Verlobung des Vikars erfolgte nun raſch. Gleichzeitig wurde noch eine andere verkündet; es ſchien faſt, als ob allgemeine Heirathsluſt in das Dorf eingezogen wäre. Schnörkel hatte durch Begünſtigung und Verwendung des Waldkönigs die erledigte einträgliche Schulſtelle in Trenzlingen erhalten und zwei Tage darauf war er Bräutigam mit des Kirchbauern Sabine. Er verkündete Eugen vornehmlich von dem beträchtlichen Heirathsgute, das er bekäme und ſetzte ſelbſtſpöttiſch hinzu: „Alte Liebe hat Gold im Munde.“

Eugen wagte es nicht, zum Glückwunſch nach des Kirchbauern Haus zu gehen. Er hatte von vielen Seiten vernommen, daß beſonders durch ſeine Hinneigung zur Bachmühle die Kirchbäuerin ſeine bitterſte Feindin geworden; ſie war es beſonders, die wegen der Jagdluſt Eugens einen Lärm im Dorf machte und allerlei

Spöttereien über den geſchenkten Hund verbreitete. Wenn ſich auch Eugen nicht daran kehrte, gab er doch ſeine Hinneigung zu dem „Herrenvergnügen“ fortan auf. Außerdem konnte ſich die Feindſchaft der Kirchbäuerin jetzt minder bemerklich machen, denn ſeit der Verlobung Bernhards war ſie an das ſchmerzhafte Krankenlager gebannt. Die Leute, die ſich jetzt vor ihrer Allgewalt ſicher glaubten, ſpöttelten über ſie und behaupteten, ſie habe aus Freude, daß ihr Huſchel Waldkönigin würde, mit ihrem kranken Fuß in der Stube umhergetanzt und ſei dann halbtodt niedergefallen. Jedenfalls war die minder glänzende Verlobung Sabinens ein Zeichen, daß ſie ihr Haus beſtellen wollte; der Chriſtine verbleibt das Stammgut und dazu findet ſich leicht ein Mann. Die loſen Reden, die ſich jetzt ſchon über die Kirchbäuerin laut machten, konnten vielleicht als Vorzeichen gelten, was einſt nach ihrem Tod geſchehen würde.

Die Kirchbäuerin hat wohl gewußt, daß Viele, die ihr huldigten, dieß nicht in Wahrheit, noch viel weniger in Liebe thaten, aber ſie war wie alle Herrſcher: ſie begnügen ſich mit dem Machtbewußtſein, das die Menſchen beſtimmt, ihnen zulieb zu heucheln; das iſt Anerkennung genug.

Als Eugen dieß gegen die Bachmüllerin äußerte, ſchwieg ſie wie jedesmal, wenn von der Kirchbäuerin die Rede war. Hier ſchien ein Geheimniß zu walten.

Wie die Freude und neu erblühendes Leben im Dorfe ſich aufthat, ſo blieb auch Trauer und Tod nicht aus. Kronauers Anni ſtarb. Hatte man dies auch längſt erwartet, ſo war doch die allgemeine Betrübniß nicht minder ſcharf. Das Nuſele und die Mutter Mareile's, die noch den friſchen Kummer der Vergantung in der Seele hatte und ihn jetzt laut ausweinen konnte, jammerten ſo übermäßig hinter der Bahre und klagten ſo jammervoll, wie ihnen ihr Engel geſtorben ſei, daß man ſie zum Schweigen bringen mußte. Erſt jetzt erfuhr man, wie ſtill thatenreich die Verſtorbene gewaltet.

„Ihr müſſet den Kronauer jetzt getreulicher heimſuchen," ſagte Vittore, die auffallend raſch getröſtet ſchien zu Eugen am Abend, „Ihr werdet immer mehr gewahr werden, was das für ein grundbraver Mann iſt. Er hat ſo herzlich lachen können, grad ſo wie Ihr, jetzt iſt's bei ihm vorbei auf ewig; thuet's mir zulieb und beſuchet ihn täglich."

„Euch zulieb?" fragte Eugen.

„Ich mein', glaubet was ich ſag'; ich bin nicht ſtudirt, Ihr dürfet meine Worte nicht ſo genau nehmen."

Eugen verſprach willig, er ſah klar in dies wunderſam bewegte Herz, das frei und ohne Beben die ſchwer errungenen Ergebniſſe eines tiefen innern Kampfes feſthielt. Daß ſie gerade ihn zum Tröſter Kronauers beſtellte und nicht den Vikar, mit dem ſie jetzt durch Adelheid mehr befreundet war, galt ihm als Bürgſchaft einer beſondern Zutraulichkeit, und daß ſie das herzliche Lachen Kronauers für ewig verſtummt hielt, mußte als Gewährſchaft gelten, daß ſie jeglichen Gedanken an den Beſitz des nunmehr Freigewordenen in ſich ausgemerzt hatte.

Es war eine eigenthümliche Aufgabe, in dieſer lichten Freudigkeit ſeiner Seele der tröſtende Beiſtand eines zum Tode Betrübten zu ſein. Die ſtoiſche Kraft Kronauers bedurfte aber keiner Stütze und Eugen ſchaute bewundernd auf, als er fand, daß der Schwerbetroffene nicht nur bereit war auf allgemeine Betrachtungen einzugehen, ſondern daß er ſolche ſelbſt anregte. Die Zuſtände des Vaterlandes waren es vor Allem, die ihn zu bewegen ſchienen. Das brennende Feuer auf dem Herd ſoll den Blitzſtrahl aus den Wolken anziehen, ſo war es als ob die ſchmerzbrennende Seele neue Anziehungskraft für den allgemeinen Jammer habe.

Eugen und Kronauer hatten ſich vorgenommen, nichts über vaterländiſche Zuſtände zu ſprechen, aber unwillkürlich geriethen ſie darein. Kronauer klagte über die furchtbaren Schmerzen, die das Vaterland noch zu beſtehen habe, bis es nur zur einfachen Geſundheit gelange.

„Ich glaube ohne einen gewaltkräftigen Herrſcher nicht an die deutſche Einheit,“ ſagte er einmal, „Sie wiſſen, ich frage ſtets: was iſt der Menſch und nicht, was ſollte er ſein? Die Deutſchen waren nie einig und ſind es nirgends. Ich erhielt dieſer Tage einen Brief von einem Freunde aus Amerika, er ſchreibt mir, daß auch dort nichts uneiniger ſei als die Deutſchen, und aus England hören wir, daß nicht einmal die Emigration einig iſt und keinen Führer und Vertreter anerkennt, wie die Emigrationen anderer Völker. Die Revolutionen werden bei uns immer am Mangel an Disciplin ſcheitern. Niemand will einen Führer gelten laſſen und ſich ihm unterordnen.“

Wenn auch rückſichtsvoll für den Schwerbetroffenen ſetzte Eugen doch mit aller Entſchiedenheit ſeinen Widerſpruch auseinander, worauf Kronauer lächelnd erwiderte:

„Unſer Unglück iſt, daß wir zu poetiſch ſind. Die ganze Bewegung war lebendig gewordener Schiller mit hochedler rhetoriſcher Blumenpolitik, der Held der Paulskirche war eine Schiller'ſche Nachgeburt, ein Poſa der Zweite.“

Auf die Entgegnung Eugens, wie ein Grundfehler darin lag, daß ſich die Häupter der Altliberalen zu ſchnell zu Miniſtern der Winkelſtaaten machen ließen und damit den Bewegungen die Führer genommen und durch Vertrauensdämme aufgehalten wurden, ſo daß man jetzt die ganze Revolution leugnen könne, erklärte Kronauer ausführlicher als ſonſt ſeine Art war, daß der Deutſche überhaupt nichts weiter thun könne, als ſich in ſich vervollkommnen und ſich mit allem Echten erfüllen.

Jetzt gelangten Eugen und Kronauer zu dem Urſprung ihrer Scheidung. Eugen erachtete ja gerade die Opferung, das ſtete Ausſtrömen der Lebenskraft für Andere als Aufgabe des Menſchen und darum ſtand er ja ohne Zagen auf ſeinem ausgeſetzten Poſten.

Kronauer dagegen behauptete, daß man für Andere nur inſoweit wirken dürfe, als eben die Hingebung, die Ausbreitung der Kraft zur Vervollkommnung unſerer ſelbſt nothwendig ſei.

„Man muß den Muth haben,“ ſagte er, „ſich zum höhern Egoismus zu bekennen, der eigentlich das Echte iſt; der Einzelne iſt nicht der Menſchheit wegen, die

Menſchheit iſt um des Einzelnen willen da. Wer ſich in ſich vollendet, erfüllt den Zweck der Menſchheit. Der Einſame iſt die Welt.“

Eine endlich offen zu Tage liegende Verſchiedenheit der Grundanſichten erſchließt oft ähnliche Erquickung wie die Erkenntniß der harmoniſchen Einigung. Feiert bei dieſer die Einheit des Menſchenthums ein Feſt, das als Accord die Seelen durchtönt, ſo liegt in Wahrnehmung der Grundverſchiedenheiten ein gewiſſes Gefühl der Fülle alles Daſeins, die ein jedes Weſen ſeine Beſtimmung vollenden heißt.

Eugen und Kronauer wurden von jetzt an erſt wahre Freunde und jede Begegnung in gleichen Beſtrebungen wurde zur neuen Freude; denn Jeder erkannte die Wahrheit ſeines Strebens darin auf's Neue, daß der Andre, von fremdem Ausgangspunkt kommend, demſelben Ziel zugewendet war. So ſelbſtgewiß ein Menſch auch ſei, ein gefundener Gleichklang mit Anderen erhöht ſeine Zuverſicht. Wo zwei Menſchen in gleichem zum Edeln gewendeten Geiſte beiſammen ſind, iſt die echte heilige Gemeinde.

Leo hatte ſich ſeit dem Tod ſeiner Schwägerin ganz bei ſeinem Bruder angeſiedelt und ſtudirte bei ihm emſig die Landwirthſchaft. So oft er Eugen begegnete, hatte er ein zähnefletſchendes Lächeln und eine gewiſſe übertriebene Höflichkeit. Eugen ließ ihn ſeines Weges ziehen und Gideon Kronauer theilte Eugen mit, daß er durch den Unterricht ſeines Bruders auch wieder auf einen alten Plan komme; er wolle eine Ackerbauſchule errichten, Söhne bemittelter Bauern und auch unbemittelte Knechte zu Landwirthen der neuen Zeit heranbilden, die ein Jahr lang bei ihm bleiben müßten, um im Winter theoretiſch und im Sommer weſentlich practiſch unterrichtet zu werden. So lange Kaidl hier war, habe er nicht an die Ausführung gehen können, im nächſten Sommer ſolle nun dieſe in Gemeinſchaft mit Eugen begonnen werden. Eugen war ganz glückſelig mit dieſem Gedanken und empfand eine hohe Ehrerbietung vor dem Mann, der offen geſtand, daß er aus ſeinem Schmerz heraus nach einer erlöſenden That griff, um die Selbſtverzehrung nicht aufkommen zu laſſen. Während die beiden Freunde nun den Lehrplan entwarfen, drängte Eugen ſtürmiſch, ſchon dieſen Winter zu beginnen und als Kronauer die Unthulichkeit nachwies, beharrte Eugen mindeſtens auf ſeinem Vorſatz, daß noch jetzt, wenn ſchon der Winter zu Ende ging, abwechſelnd bald der Eine, bald der Andere Vorträge für die Erwachſenen halten ſolle. Die Vorträge des Miſſionärs hatten ſtets eine aufmerkſame Zuhörerſchaft gehabt, es galt den Verſuch, ein Gleiches für nähere Anliegen zu gewinnen.

Da jetzt gerade das Schwurgericht das Dorf beſchäftigte, wollte Eugen Geſchichte und Einrichtung desſelben zum erſten Vortrage nehmen. Kronauer war nicht abgeneigt, Ackerbauchemie vorzutragen, zumal er ſich in volksthümlicher Lehrweiſe üben und prüfen wolle.

Hier zeigte ſich nun in offenkundiger Weiſe, daß die Freunde einig zur ſelben That die Hand ausſtrecken konnten; wenn ſie aber nach den Beweggründen forſchten, waren dieſelben verſchieden.

Eugen freute ſich, einen Erſatz für das wieder entzogene Vereinsrecht zu haben, während Kronauer entgegenhielt: „Die Volksvereine waren doch nur eine bewußte oder unbewußte Täuſchung. Es waren ſtets nur Wenige, die eigentlich die Beſchlüſſe beſtimmten und dem Volk den Spaß machten, darüber abſtimmen zu dürfen. Freilich liegt in dieſer Selbſtthätigkeit etwas Belebendes, wie in den Reſponſorien der Kirche; die Menſchen hören ganz anders zu, wenn ſie zuletzt und ſei es nur durch Ja oder Nein ihre Meinung abgeben können. Es iſt aber gut, daß das Volk wiſſe, daß es noch von einigen Höhergeſtellten zu lernen hat.“

Eugen ſtellte kurz ſeine Anſicht entgegen, aber als fürchtete er den ſo erwünſchten Plan zu zerſtören, hielt er ſich zunächſt an die That und ließ den Erfolg wie die Beweggründe dahingeſtellt.

Kronauer forderte auch den Vikar zur Mitwirkung auf, aber dieſer, ſonſt zu Jeglichem bereitwillig und eifrig, lehnte entſchieden ab; er brachte wieder jenen ſchwer zu löſenden Widerſpruch zu Tag, ob ſich eine echte Volksbildung in unfreien Zuſtänden pflanzen ließe, oder ob ſie erſt in der errungenen Freiheit natürlich gedeihe. Eugen vertrat die erſtere, aber der Vikar ſprach ſich davon los, indem er hinzuſetzte: „Es wird zuviel auf dem Volk herumgeturnt und wir brauchen überhaupt eher robuſte Gewaltmenſchen, deren Gefühle nicht auf der Drechſelbank geſchnitzelt ſind.“

Leo dagegen, der von der Sache hörte, behauptete ernſtlich:

„Es iſt vollkommen gleichgültig ob der Bauersmann glaubt, der Mond ſei ſo groß wie eine Suppenſchüſſel oder ob er ſeine wirkliche Geſtalt kennt; im nothwendigen Leben der Menſchen ändert das nichts.“

Unerwartet dagegen war der Widerſpruch des Bachmüllers, der ganz zornig dreinfuhr:

„Wenn ihr der ganzen Welt einen Profeſſor in den Kopf ſetzt, dann fällt Alles auseinander wie eine ſchlechtgebundene Garbe.“

Kronauer ereiferte ſich hier wie ſonſt wenn der Bachmüller alles Dumme mit Profeſſor betitelte; er ſuchte ſeinem Freunde klar zu machen, wie traurig dieſe Verachtung aller Bildung ſei. Eugen ſtellte ſich jedoch auf Seite des Bachmüllers und erklärte, daß in der Verachtung des Profeſſorenthums ein richtiges Gefühl läge; die Hochweiſen, die jedes Ding allſeitig, prismatiſch betrachten, haben die Nation an den Rand des Untergangs gebracht; wir brauchen einſeitige Menſchen, elementariſche Naturen, die die Zukunft herbeiführen.

Der Bachmüller hatte Eugen nur halb verſtanden, dennoch begriff er es nicht, daß er ihn trotzdem bekehren wollte, da es ſich hier um etwas ganz Anderes handle, denn die Menſchen müßten geeignet ſein, nicht nur die neue Welt heraufzuführen, ſondern auch zu geſtalten.

„Thu nicht mit. Werdet ſchon ſehen: aus gebratenen Eiern kommen keine Hühner,“ ſchloß der Bachmüller und blieb bei ſeinem Entſchluſſe.

In der unaufhörlichen Arbeit, der ſich nun Eugen verpflichtet ſah, fühlte er ſich doch ſtets wie von

Schwingen getragen. War ja Alles über ihn gekommen, ein allſeitiger Beruf und eine kernfriſche heitere Liebe. Oft war's ihm als könnte er nicht Alles faſſen und doch fühlte er wieder ſeine Lebenskraft verdoppelt.

Bei Vittore war er wohlgemuther als je, er ſuchte ſie nicht mehr wie ſonſt zu ausführlichen Reden zu reizen, er glaubte jetzt zu verſtehen warum ſie kein Bedürfniß dazu hatte; ſie lenkte oft ab, wenn er im Sprechen über Bekannte und ihre Gemüthsart Alles bis auf den letzten Halt ausfaſern wollte, ſie nahm ſeine Reden nur ſpruchweiſe auf und ſagte einſt, er habe es getroffen, da er ihr vorhielt, ſie nehme immer nur ein Korn und fliege damit davon. Das Unausgeſprochene im Weſen Vittore's, das ſich nicht in Worten, ſondern nur in ihrer gelaſſenen Freundlichkeit und allzeit bereiten Aufgeräumtheit kundgab, war wohlthuender als alle ſchimmernden Seelenäußerungen.

Der Bachmüller, der bei den öfteren Beſuchen Eugens unwirſch und brummig war, ſchien ruhiger zu werden, es war ja ganz deutlich, daß die Beiden nichts miteinander hatten; man bemerkte in Keinem eine Unruhe, und in der That, wer ſie ſo beiſammen ſah, mochte glauben, Bruder und Schweſter zu ſehen, ſo ſtill eingelebt war ihr Verhalten. Vittore war hocherfreut, daß Eugen und Kronauer nicht nur Freunde geworden, ſondern jetzt auch an Einem Werke arbeiten; ſie bat Eugen, ob er nicht auch etwas von Schiller habe, das ſie leſen könne, wobei ſie hinzufügte:

„Seit der Bernhard das vorgeleſen hat, iſt mir's doch immer; als wenn ich auf einem hohen Berg bei größer gewachſenen Menſchen auf Beſuch geweſen wäre.“

Dennoch ging Eugen nicht auf das Verlangen Vittore's ein. Wollte er dieſe in ſich feſte Natur keiner Schwankung ausſetzen, oder ſollte ihr höherer Ausblick einſt nur ſein Werk ſein — er war ſich deſſen nicht klar und hatte mit Vittore manch heitern Streit über ſeine Weigerung.

Bei der erſten Vorleſung, die Eugen hielt, war das ganze Dorf ſeine Zuhörerſchaft und Alles war des Lobes voll, nur Kronauer bemerkte auf dem Heimweg: „Sie ſind zu ſchöngeiſtig, zu poetiſch. Wir müſſen unſer Volk an trockenes, nüchternes Denken gewöhnen wie die Engländer. Sie werden mir wahrſcheinlich auch widerſprechen, aber ich ſtehe feſt auf meiner Behauptung: man nennt uns die philoſophiſche Nation, aber unſer eigentliches Volk iſt das mindeſt denkkräftige von allen gebildeten Völkern, es faßt nur in der Bilderſprache.“

Kronauer hielt einen Vortrag über die Bedeutung des Salzes für das Gedeihen alles Lebens und begann mit Geſchick in der Einleitung darzuthun, daß die Aufhebung der Salzſteuer im Frühling 48 eine der erſten und tiefliegendſten Anforderungen war; zuletzt aber ging Alles auf ſein Lieblingsthema hinaus. Er ſah in der Kartoffelfäule nicht ein Strafgericht Gottes, ſondern ließ ſie als einen Fingerzeig der Natur gelten, daß wir den Anbau der Frucht, die von allen pflanzlichen Nahrungsmitteln am wenigſten ſtickſtoffhaltig iſt, zuviel bevorzugt hätten. „Erbſen und Bohnen,“ rief Kronauer jetzt plötzlich und Alles lachte. Er ſagte nun, daß er die Wirkung dieſer Worte gewußt habe und legte faßlich alle Gründe dar, die dafür einſtanden, daß man in die Brache mehr Erbſen und Bohnen anbaue.

Als Kronauer mit Eugen nach Hauſe ging, ſagte er:

„Die Hauptſache ſind die praktiſchen Erfolge. Man muß überzeugen, wo man nicht befehlen kann. Man muß den Leuten die falſche Meinung von den lateiniſchen Bauern benehmen. Die Nichts gelernt haben, nennen ſich Praktiker und ſchelten diejenigen, welche etwas zu viel gelernt haben, hohle Theoretiker. Der Gedanke, das Volk zu bilden, hat etwas Anmuthendes, aber wenn man die Einzelnen kennt, erſcheint es komiſch unbedeutend, ſich Mühe zu geben, damit der Michel und der Peter über das und jenes richtig denke.“

Eugen fand gerade hierin ſeine beſondere Freude und ihm lag noch eine eigenthümliche Erquickung darin, in einem vergeſſenen Winkel der Welt die volle Kraft ſeines Denkens auszubreiten.

Der Bachmüller neckte bei jedem Zuſammentreffen ſeinen Freund, der aus Erbſen und Bohnen ein neues ſtarkes Menſchengeſchlecht prophezeie.

Die Ernennung der Geſchworenen kam in's Dorf, nur der Kirchbauer und Schäufler-David waren erkoren worden; ſelbſt der monarchiſch geſinnte Kronauer wurde ausgeſchieden. Eugen erbat ſich's vom Schultheiß, dem Kirchbauer die Ehre verkünden zu dürfen. Als er eben nach langer Zeit wieder zum Erſtenmal die Schwelle des Kirchbauern betrat, kam die Bachmüllerin aus der Thür.

„Sie hier?“ fragte Eugen erſtaunt.

„Ja,“ erwiderte die Bachmüllerin, „die arme Frau kommt nicht mehr auf und da hat ſie mich noch um Verzeihung bitten wollen, weil ſie mich einmal ſchwer gekränkt hat. Ich hab' mich ungern dazu entſchloſſen, aber mein Mann hat mir auch dazu gerathen.“

„Und Vittore nicht?“

„Nein, ſie iſt ſtreng, aber ich kann ihr nicht ganz Unrecht geben, ſie ſagt: Auf dem Todtenbett um Verzeihung bitten, das iſt nichts, das thut man's nur ſich zulieb; man muß abbitten, wenn man noch geſund iſt, wo man's auch wieder gut machen kann. Nun wahr iſt's, aber mir iſt's doch jetzt auch leicht, daß die Kirchbäuerin in Frieden aus der Welt ſcheidet.“

In Gedanken über das herbe Weſen Vittore's, das aber im Grunde doch nur ein gerechtes war, ging Eugen in die Stube. Der Kirchbauer ſaß in dem großen Lehnſtuhl und weinte, der Pfarrer ſtand neben ihm, mehrere Frauen gingen aus und ein nach der Kammer.

„Was wollt Ihr?“ fragte der Kirchbauer barſch den Eintretenden.

„Ich hab' Euch nur ſagen wollen, daß Ihr zum Geſchwornen ernannt ſeid.“

Der Kirchbauer wiſchte ſich ſchnell die Thränen ab und ſein Antlitz erheiterte ſich.

„Das wird meine Frau freuen,“ ſagte er und ging nach der Kammer. Von drinnen hörte man jetzt einen Ruf:

„Gottlob! Mein Huſchel iſt Waldkönigin und mein

Mann iſt Geſchworener! Mein Mann iſt geſchworener Richter!“

Eine ſtumme Pauſe trat ein. Man hörte in der Kammer ein Rücken und nach einer Weile kamen die Frauen heraus und ſagten, die Kirchbäuerin ſei geſtorben ....

Trotz des ſtürmiſchen Thauwetters, das alle Bergwege faſt grundlos machte, kamen die Menſchen doch ſturmentgegen mit brennenden Wangen von allen Seiten herbei, um der Kirchbäuerin die letzte Ehre zu erweiſen. Solch einen unabſehbaren Leichenzug wollte man ſeit Menſchengedenken im Dorfe nicht geſehen haben.

Bei dem Heimgang vom Begräbniß hörte man nur Klagen über den Tod der Kirchbäuerin und eitel Rühmens von ihr. Es war Allen, als fehlte ein gewohntes Wahrzeichen, als fehlte der Thurm im Dorf.

Sie hatte die Menſchen in ihrem Leben viel tyranniſirt, aber in jeder bedeutenden Kraft liegt etwas ſo Bewältigendes, daß man ihre tyranniſche Erſcheinung, wenn ſie vorüber iſt, vergißt, und nur das herrſchmächtige Weſen in Erinnerung bleibt.

Sechzehntes Kapitel.

„Ich bin frei! Ich bin frei!“ rief Bartelmä, der zu Eugen kam, und als Eugen freudig erſtaunt Glück wünſchte, lachte der Dicke ſo gezwungen lärmend, daß ihn Eugen mißmuthig zur Ruhe verweiſen mußte, worauf Bartelmä berichtete, daß ihm ſein Herr gekündigt habe:

„Ich biete nun nach Oſtern die Kaiſerkrone über mich aus und ſuche mir einen neuen Herrn; mein Theil Volksſouveränetät iſt zu haben.“

Eugen fühlte ſich von ſolcher in Verwahrloſung ſich gefallenden Luſtigkeit angewidert, er wollte mit Bartelmä überlegen, wie ihm ein neuer Dienſt zu verſchaffen ſei, aber dieſer wollte nichts davon wiſſen, er ſchalt ſich nur ſelbſt einen Philiſter, daß er die geſetzte Zeit noch ausharre und ſprach verworren davon, daß er auch noch einen Fuchs zu erjagen habe.

Bartelmä hatte den wunderlichen Egoismus vieler in Selbſtzerſtörung begriffenen Menſchen, daß ſie einen Andern zum Mitwiſſer ihres Unheils machen, ohne ſich von ihm helfen laſſen zu wollen; ſie wollen nichts als mittheilen, einen Theil ihrer Laſt ablegen, kümmern ſich wenig darum, wie ſehr das den Andern bedrücke und rennen dann faſt noch muthwilliger in ihr Verderben. So traurig dieſer Gedanke war, Eugen ſuchte in ihm eine Tröſtung, daß er dem Bartelmä nicht nachgehen konnte in die Niederung, in die er ſich ſtürzte.

Als jetzt der Lehrer von Alsfeld kam und zu Gevatter bat bei ſeinem neugebornen Sohn, lehnte Eugen mit den Worten ab:

„Ich ſtehe ſchon mehr als genug zu Gevatter.“ Indem er hiebei aufzählte, wie vielerlei Verpflichtungen er ſich auferlegt habe, ward er erſt inne, daß er ſich zu viel aufgebürdet hatte, zumal er noch täglich an der Befähigung zu ſeinem Beruf arbeiten mußte.

Der Lehrer von Alsfeld äußerte ſeinen Unmuth in ſpöttiſchem Zorn und Eugen gewahrte, daß er wieder in ſeinen alten Fehler verfallen war, indem er da, wo eine freundliche Bitte ihm nahte, nicht alsbald und entſchieden verweigern konnte. Er wollte fortan, wie ihm einſt die Bachmüllerin gerathen hatte, „den Muth haben, Nein zu ſagen.“

Noch ſeinen letzten Vortrag hielt er über die geologiſche Beſchaffenheit der Landſchaft, wobei er die Entſtehungsgeſchichte der Erde einflocht, und von nun an ſollte wieder all ſein Denken und Thun vornehmlich der Schule gewidmet ſein.

Die Erfahrungen, die Eugen und Kronauer bei ihren Vorträgen gemacht, waren nicht ſehr ermuthigend. Kronauer ſcherzte darüber, daß ſich die Bauern jetzt als rationelle Landwirthe betrachten, weil ſie von kohlenſaurem Ammoniak ſprechen können; überhaupt zeigte ſich, beſonders bei den Jüngeren, Lernbegierigen, ein losgeriſſenes Aufnehmen einzelner Worte und Sätze, mit denen ſie prunkend um ſich warfen und manchmal auch Spott trieben. Dieſes konnte aber ſo wenig irre machen als jenes Haften an Einzelnem. Ein äußerliches Aufnehmen und Wichtigthun mit Ungewohntem iſt ja ſo oft die erſte Entfaltung des Bildungstriebes; darin Verharren bringt Geziertheit und den lächerlich bunten Aufputz mit Fremdem. Lehrende und Lernende mußten in Zukunft den Weg finden, um den Inhalt des Denkens und Beobachtens in ſeiner flüſſigen, Jedem ſich zu eigen gebenden Wirklichkeit und nicht in der erſtarrten Form einer Redeweiſe aufzunehmen.

Eugen und Kronauer waren entſchloſſen, dies Ziel im Auge zu behalten.

Im Gemeinderath war Eugen faſt wie von ſelbſt, nachdem er die Ortsverhältniſſe kannte, zum natürlichen Obmann geworden; der Schultheiß verſtand es, ihm in der Regel den Vortrag über die zu verhandelnden Gegenſtände und die Leitung derſelben zuzuſchieben, ſo daß die Gemeindeangehörigen mit ihren Anliegen zu Eugen kamen, bevor ſie zum Schultheiß gingen.

In der Bachmühle ſuchte und fand Eugen ſeine Erholung von der anſtrengenden Schularbeit und von dem Mißmuth, da er ſah, wie umgewandelt die Menſchen waren, wenn er jetzt die übergreifende Verfügung über ſeine Zeit entſchieden ablehnte. Als er dieſes letztere Vittore klagte, ſagte ſie:

„So iſt es immer: zuerſt halten ſich die Leute für unwerth, wenn man ſich für ſie abarbeitet und ſie ſagen das auch; gleich darauf aber verlangen ſie's als Schuldigkeit und ſind bös wenn man's nicht thut. Herr Lehrer, ich muß Euch noch etwas ſagen.“

„Nur frei heraus,“ ermunterte Eugen, da Vittore plötzlich ſtockte, und nun fortfuhr:

„Erſtlich dürftet Ihr den Bartelmä nicht ſo bruderander mit Euch ſein laſſen. Er hat ſich in Eurer Krankheit wacker gezeigt, das bleibt; aber er richtet auch gern an aus anderer Leute Häfen, und jetzt iſt er in's

Verlumpen gerathen, daß Ihr ihn ein für allemal laufen laſſen müßt. Warum ſchmunzelt Ihr jetzt? Saget's, was iſt?" Eugen konnte nicht erklären, wie ihm dieſes leidenſchaftliche Wahren ſeiner Ehre als vollgiltiger Beweis der Liebe Vittore's galt; er ſagte ablenkend:

„Auf erſtlich folgt ein Zweites."

„Das iſt der Lipp."

„Gegen den dürft Ihr nichts ſagen, der hat Euch gern," ſcherzte Eugen.

„Dummes Zeug," wehrte Vittore unwillig, „Ihr müſſet dem Lipp verbieten, daß er mit dem Vigil Kameradſchaft hat. — Der Vigil hat uns beſtohlen, hat meinen Vater in's Gefängniß gebracht, der darf nicht in Euer Haus kommen."

„Ich hab' dem Lipp nichts zu verbieten und zu befehlen, er iſt eigentlich nicht in meinem Dienſt, er iſt halb und halb mein Kamerad."

„Halb und halb, das iſt nichts; entweder Ihr habt zu befehlen oder Ihr habt nicht und es iſt Alles guter Wille was der Lipp mag. Ich ſeh' aber ſchon, Ihr lachet mich heut nur aus. Was habt Ihr jetzt wieder zu lachen? Das muß ich wiſſen."

„Man merkt an Euch die vermögliche Bauerntochter."

„Das hat mir nicht einmal die Kirchbäuerin nachſagen können, daß ich mir darauf was einbilde."

„Ich meine das auch nicht. Ihr wollet dadurch nur in Allem entſchiedene Verhältniſſe: dienen oder nicht dienen."

„Ja, das will ich auch, und das iſt für beide Theile gut und währhaft. Mit dem Lipp könnet Ihr ſehen, wie Ihr auf dieſe Weiſe fortkommet, aber der Vigil, der muß froh ſein, daß man ihn frei herumlaufen läßt, der darf über keine ehrliche Schwelle.“

Eugen unterließ es nicht, Vittore wegen ihrer Herbheit zur Rede zu ſtellen. Ohne irgend einen Winkeladvokaten in einem beſchönigenden Gedanken zu Hülfe zu rufen, geſtand ſie ſchnell:

„Ihr habt recht, ich hab' zuviel geſagt, ſo arg mein' ich's nicht.“

Dieſe ſchnelle Bereitwilligkeit zum Widerruf verblüffte Eugen, wenn er gleich nicht die Ehrlichkeit des Herzens verkannte, das keinen Anſtand nahm, friſchweg einen Fehl zu bekennen. Als er nun aber weiter in Vittore drang und ſie überhaupt zu größerer Milde ſtimmen wollte, gewahrte er eine unbeugſame Strenge. Sie wußte und wollte nichts von dem feinfühligen Aufnehmen der Miſſethäter, zumal ſolcher, die in fortgeſetzter Boshaftigkeit ſich vergangen. Gegen die Kirchbäuerin zumal blieb ſie, trotzdem ſie jetzt todt war, in ihrem alten Urtheil. Eugen ſuchte nicht mehr an dieſer Feſtigkeit zu rütteln, er fühlte ſelbſt einen Halt an dieſer Unerſchütterlichkeit, die Haß und Liebe noch nicht in eine Alles begütigende humane Bettelſuppe auflöst. Nur auf feſten Sittlichkeitsnormen wird ſich eine neue geſunde Welt erheben. Das war es ja, was er ſo oft den parfümirten Laſtern der vornehmen Welt gegenüber empfunden hatte. Er fühlte, wie er im Weſen Vittore's die Ergänzung ſeiner ſelbſt finde. Eine Demuth, wie er ſie noch nie einer Frau gegenüber gekannt hatte, erfüllte ſein Herz, und wäre das nicht zu höfiſch und altfränkiſch und hier gewiß am unrechten Ort erſchienen, er wäre gern vor Vittore auf die Kniee geſunken. Vittore lachte über ihn, als er ſie ſo wie anbetend betrachtete, ſie ſagte, ſie habe geglaubt, er wolle ſie mit aller Gewalt bekehren und jetzt ſei er auf einmal ſo ſtill.

Eugen konnte nicht antworten und Vittore war nicht der Art, einen angeregten Gegenſtand bis in ſeinen letzten Verſchluß zu verfolgen. Sie fragte Eugen, ob er die Kinder jetzt ſchon ordentlich zur Prüfung herrichte und erhielt hierüber offenherzigen Beſcheid.

Der Winter begann allmälig zu ſinken. Es war Eugen trotz alles bunten Treibens, als wäre er vorübergegangen wie eine einzige ſtillhelle Winternacht. Er ging jetzt wieder vor Beginn der Schule hinaus in's Feld, geleitet von Schatzhauſer, der wie des Pfarrers Hektor zum Spielzeug der Kinder geworden war. In der Schule ging es rührig her, Alles rüſtete ſich zur kommenden Heerſchau.

Es war am letzten Februar, der Schnee war von den Feldern gewichen und lag nur noch in Graben und an Rainen; da und dort rief eine Lerche wie freudigbang jene Doppeltöne, die ſie vernehmen läßt, wenn ſie ſich aufſchwingen will. Eugen horchte auf, und jetzt ſchwirrte eine Lerche über ihm hoch in die Luft und ſang ihr ſchmetternd Lied. Der Frühling iſt da! Der Frühling iſt da! rief es in Eugen, und namenloſes Entzücken hob ſeine Bruſt. Wenn er nur einen Menſchen hätte, dem er jetzt ſagen könnte, wie glücklich er iſt; er begegnet wohl Manchem, aber er wagt nicht, ihnen zu verkünden, daß die Lüfte ſingen: die Erde iſt wieder erſtanden! — Stille haltend ſprach er in ſich: und die Liebe iſt eingezogen in dein Herz und jeder Sang eines Vogels iſt nur Widerhall deines Jubels. Zum Erſtenmal iſt's Frühling worden ...

„Ich weiß, was du jetzt denkſt," ſagte plötzlich Bartelmä, der hinter ihm ſtand, „du biſt ein Poet und wünſcheſt dir jetzt Flügel und eine Lerchenkehle. Ich wünſch' mir ganz anderes."

„Was?"

„Wenn's Frühjahr wird, da hab' ich doppelt den Wunſch, viel Geld, recht viel Geld zu haben, um frei mit permanenter Meerſchaumpfeife in die Welt voll Wirthshäuſer hinein zu kutſchiren. Wo Geld iſt, iſt der Teufel, aber wo keins iſt, ſind zwei. Hörſt du dort den Fink auf dem Baum? Der hat ſeinen alten Schlag nicht verlernt. Der Fink iſt der Student unter den Vögeln. Morgen geht der März an und da kommen mir auch wieder meine alten Gedanken. Die früheren hellen Märztriebe an der deutſchen Eiche ſind verholzt, es müſſen friſchere kommen. Was? Ein Huhn im Topf für Jeden und nur Sonntags, wie jener alte König gewollt hat? Das iſt viel zu wenig. Jeder majorenne Mann im Staat muß künftig ſein Reitpferd haben, das ihm der Staat putzt und füttert."

„Der Staat?" lachte Eugen, „ja wohl, der kann Alles."

„Du verſtehſt nichts von der ſocialen Frage,“ entgegnete Bartelmä. „Aber ich hab' von was anderm reden wollen. Ich bin dir nachgelaufen. Du ſollſt mir dein Gewehr und deinen Hund leihen, ich will auch einmal auf die Jagd. Du brauchſt nichts davon zu wiſſen. Meine Alsfelder Holzmacher haben mich à la chasse eingeladen, das ſind Staatskerle.“

„Wildern die jetzt?“

„Per se. Das Volk hat einmal Wildpret gefreſſen, die Bauerngaumen wiſſen, wie hochadelige Haſen und monarchiſche Böcke auf der Zunge ſchmecken und das vergißt man nie. Du weißt ja, mir hat das Gleichniß vom Kaidl wohlgefallen, daß dieſer Geſchmack das beſte Erinnerungszeichen iſt, beſſer, wie er geſagt hat, als alle hiſtoriſchen Ohrfeigen, die die Schuljugend Europa's — das iſt das deutſche Volk — bei jedem großen Ereigniß bekommt, damit es das Datum nicht vergißt. Der Kaidl hat's prophezeit, daß das Volk das genoſſene Wild nicht vergeſſen wird.“

„Wildpret verdaut ſich am ſchnellſten,“ gab Eugen ſcherzend zurück. Als Bartelmä jetzt an der Bachmühle nochmals um die Waffe bat, ſchlug er ihm rundweg ſein Verlangen ab, und da er jetzt Vittore am Fenſter bemerkte, eilte er raſch davon und ließ Bartelmä ſtehen. „Du wirſt das Nächſtemal auch gehenkt, du verdammter Ariſtokrat,“ brüllte noch Bartelmä dem Weggeeilten nach.

Ueber'm Berge kam plötzlich in dunkler Wolke ein Schneeſturm herangebraust, ſo daß ſelbſt die Raben, die ſich jetzt den Menſchenwohnungen zuwendeten, nur mühſam ſich hindurch arbeiteten. Verſtummt war jetzt der ſchüchterne Lerchenſang draußen und die Frühlingsluſt im Herzen unſeres Wanderers.

Hat ſich die Daſeinsfreude zu früh herausgewagt und müſſen noch heftige Stürme die Erde heimſuchen, bevor ſie ſich eines erneuten Lebens freuen darf? Es ſterben Lerchen, die dem lockenden Blick der Sonne zu früh vertraut, aber der Frühling bleibt nicht aus, und iſt er da, heller Sang umzieht ihn und in Freude begraben ſind die verſunkenen zu früh vertrauenden Boten. —

In dem Geiſte der Kinder war ein lebendiges Frühlingsſproſſen, das, wie Eugen hoffte, ſtark ſein ſollte gegen Wind und Wetter; und wie er im Genügen ſeines Wirkens und Empfindens ſich fühlte, erkannte er, daß er den Kindern jetzt mehr war, als je; denn ein in ſich erfülltes Daſein ſtrömt wie von ſelbſt ſeine Kraft in Andere über, der Zufriedene vollführt ſeine Pflicht am nachdrücklichſten. Eugen war zufrieden in der urſprünglichſten Bedeutung des Wortes. Der unverhofft wieder eingetretene Winter ſtörte ſeine innere Luſt nicht.

Wenn er jetzt im Feld umherſtreifte, freute er ſich des Windſturmes, der die Knoſpen aufrüttelt, die Wurzeln weckt und tiefer einſenkt.

In den Frageſtunden, die er jetzt ſo oft als thunlich im Freien abhielt, lenkte er die Forſchung der Kinder auf das Naturleben. Einſt, es hatte in der Nacht ſtill gerieſelt und an den blätterloſen Zweigen hingen glitzernde Regentropfen, war Eugen mit den

Kindern hinausgezogen und freute ſich ihrer hellen Luſt, darüber die Lerchen hinſchwirrten, die beim erſten warmen Sonnenſtrahl ſich wieder aufmachten; die Staare waren ſchon in großen Flügen da, und der Rabe ſaß krächzend auf dem ſchmelzenden Schneefeld. Ein ſonſt ſchweigſamer Knabe, des Krämer Maiers Karl, fragte: „Herr Lehrer, woher kennt das Lerchenmännchen ſein Lerchenweibchen; es ſieht doch eins aus wie das andere?“ Eugen nahm den Knaben an der Hand und ſagte ihm: „Das weiß man nicht.“ Er konnte und wollte nicht, wie das gewöhnlich geſchieht, das Tauſchwort Naturtrieb für das Geheimniß unterſchieben. Er ſcheute ſich überhaupt nicht zu bekennen: das weiß ich nicht, oder auch: das muß ich in Büchern nachſchlagen. Sein Anſehen bei den Kindern litt dadurch keineswegs und er fand den Grundſatz ſo vieler Lehrer falſch, daß man den Kindern wie ein allwiſſender Gott erſcheinen müſſe. Er hatte noch immer Kenntniſſe genug, um keine heucheln zu brauchen. Unter freiwilliger Zuhörerſchaft Vieler erklärte er dem Karl, wie die Thiere die Welt ganz anders ſehen als wir, wie dem Inſekt mit ſeinen vielen Augen, dem Pferd mit der Tapetenhaut im Auge Alles wohl anders erſcheine. — Die ſich freiwillig um den Fragenden geſchaart hatten, hörten mit geſpannter Aufmerkſamkeit, und Eugen bedauerte, daß dieſe erziehliche Maßregel ſich ſo ſelten anwenden ließe; denn die Menſchen nehmen viel leichter etwas in ſich auf, das nicht unmittelbar an ſie gerichtet iſt und das ihnen zufällig zufliegt. Das aber erkannte Eugen auch, wie es vielfach nur Redensart iſt, daß man die Naturwiſſenſchaften zum Hauptgegenſtand des Unterrichtes in der Schule machen könne; die Fortpflanzung iſt die weſentliche Geſchichte von Pflanze und Thier, die dem Kinde nicht zu deuten iſt.

„Herr Lehrer,“ fragte im Nachhauſegehen des Schmieds Chriſtian, „warum giebt's denn keine Kühe und Gäule, oder Rehe und Schafe, die ſo grün ſind wie Ackerfeld und Baum, oder ſo blau wie der Himmel?“

„Die Heuſchrecken ſind ſo grün wie Gras,“ lachte der Sansculotte, und Eugen erklärte, daß es von den Blattkäfern an immer höhere und feinere Organiſationen gebe, die auch in den Farben ihre Mannigfaltigkeit und Selbſtändigkeit bekundeten.

Natürlich fehlte es auch nicht an rein albernen und ſinnloſen Fragen, aber dieſe dienten meiſt zur Erhöhung der allgemeinen Heiterkeit.

Wenn dann Eugen allein ging, war es ihm, als ob er thauige Luft tränke. Er wandelte einſt am Morgen im erſten ſproſſenreichen warmen Frühregen und fühlte mit Feld und Wieſe, wie das zum Leben erwacht. Er mochte gern ſo fort wandern, weit, weit, und wieder ſtill ſtehen wie ein Baum.

„Ihr ſehet ja aus wie der Frühling,“ ſagte das Ruſele, das ihm faſt jedesmal begegnete mit einem Topf voll Kaffeeſatz, den es aus dem Pfarrhaus holte, und dann vor Nachhauſegehen das erſte Grün für ſeine Ziege ſammelte. Jetzt hatte es das Ruſele beſonders auf Neſſeln abgeſehen, die es abkochte und ſeiner Ziege als Frühlingskur gab. „Die Neſſeln ſind doch auch zu was gut,“ ſagte das Ruſele dies erklärend unſerem Wanderer.

Eugen hatte ein neues Mittel zur Befeſtigung der Ordnung in der Schule gefunden. Es galt als Lohn für Fleiß und Sittſamkeit, wer ihm beim Umarbeiten ſeines Gartens, der noch von Kaidls Zeiten her verwahrlost war, helfen durfte. Im ganzen Dorf herrſchte Freude und Lob, daß die Kinder noch nie ſo gern in die Schule gegangen ſeien als jetzt. Eugen erfuhr das wieder durch Lipp, und als auch Vittore ſolches beſtätigte, war er voll Jubel.

„Habt Ihr die Kinder ſchon ganz vorbereitet für die Prüfung?“ fragte Vittore wiederholt.

Wie draußen eben nochmals ein Schnee fiel, die Wieſen waren ſchon grün, Schoſſe und Triebe hatten ſich an allen Zweigen aufgethan und die Amſel hatte ſchon geſungen, und jetzt wieder Alles winterlich — ſo war es Eugen jetzt plötzlich, als ob all ſeine helle Freude wieder verſchneit wäre. Er geſtand Vittore, daß ihm vor der Prüfung bange; er habe darin noch gar keine Uebung. Vittore redete ihm ernſt zu Gewiſſen, wie weit gefehlt das ſei, ſich und den Kindern allerlei zu geſtatten und das Nöthigſte darüber zu verſäumen. Eugen erwiderte, daß die Kinder geiſtig geweckter ſeien als Viele, wenn ſie auch in der ordnungsmäßigen Prüfung ſchlecht beſtehen würden, wie er voraus wiſſe. Vittore ließ das gelten, forderte aber um ſo entſchiedener, daß man ſich ſo ſtelle, daß Einem Niemand was anhaben könne.

„Wiſſet Ihr was?“ ſpottete Vittore zuletzt, „übermorgen iſt Hochzeit im Lamm in Röthhauſen, des Schäufler-Davids Marie heirathet den Metzger Philipp. Es geht jetzt in einem hin, Eure Schulprüfung fällt hin und her ſchlecht aus, wie Ihr ſaget, Ihr könntet Euch noch einen freien Tag machen und zur Hochzeit nach Röthhauſen gehen.“

Zum Erſtenmal kehrte Eugen mißmuthig aus der Bachmühle heim, er glaubte in dem Weſen Vittore's eine Beſchränktheit zu finden; ſie hatte kein Gefühl für den Wonneduft einer freien in ſich befriedigten Thätigkeit, die nicht nach amtlichen Zeugniſſen und Anerkennungen von Außen fragt. Er nahm ſich aber doch vor, Vittore zu beweiſen, daß er auch das Geſetzte erreichen könne, und es war von eigenthümlicher Bedeutung, wie ſein Verhältniß zu Vittore eins wurde mit ſeinem Berufe. Mit einer Haſt, die die Kinder ſtutzig machte, räumte er alles nicht ſtreng Planmäßige weg, und bald glaubte er den Triumph vor Vittore zu erreichen, bald ward er mit Kummer ſeines Mangels an den gewöhnlichen Handhaben inne. Und jetzt erkannte er aber auch, daß nicht Beſchränktheit, ſondern ſtrenges Pflichtgefühl aus Vittore geſprochen hatte. Er ſuchte Vittore nach einer ganzen Woche angeſtrengter Arbeit auf und wollte ihr Abbitte thun für das Unrecht, das er innerlich gegen ſie begangen, aber ſie lachte ſo ſchelmiſch und wußte ſo viel von der Hochzeit in Röthhauſen zu erzählen, daß er gar nicht zu Wort kam.

Eines Morgens wurde er ſeltſam überraſcht. Deeger kam und ſagte, daß er mehrere Tage hier bleibe, um die Kinder zur Prüfung einzuüben. Eugen war voll Freude und Dankes, aber er bemerkte auch an Deeger ein auffallendes neckiſches Lächeln. Endlich erklärte Deeger, daß er zwar ſelbſt daran gedacht, dem Freunde zu helfen, daß er aber eigentlich von Vittore, die zur Hochzeit in Röthhauſen war, dazu aufgefordert worden ſei.

Eugen fiel Deeger um den Hals. Vittore hatte noch nie ein Liebeswort zu ihm geſprochen, ſie ſprach in Thaten. „Ich habe Freundſchaft und Liebe," rief Eugen vollen Herzens, „die Freiheit muß mir werden!"

Siebzehntes Kapitel.

Mit dem Freunde jetzt gemeinſchaftlich arbeiten, war nicht minder erquickend, als mit ihm im Morgenthau in die ergrünende Flur hinauswandern und am Abend im traulichen Kreis in der Bachmühle ſitzen. Eugen ſprach gegen Vittore kein Dankeswort aus, aber ſie mochte ſeine Empfindung für ihre That verſtehen, da er ſagte, wie glücklich er ſich durch die Anweſenheit und Beihülfe des Freundes fühle; Vittore ſchlug bei dieſem Ausſpruch nur Einmal den Blick auf gegen Eugen. Sie war und blieb das ſtrahlaugige Mädchen.

Deeger hatte ſeine volle Freude an der Liebe Eugens und Vittore's, aber er ſprach mit dieſer, die zum offenkundigen Zeugniß ihrer Liebe jetzt beſonders zutraulich gegen ihn war, nie von dem Freunde, und enthielt ſich überhaupt jeder fördernden Vermittlung; denn ihm ſchien nicht nur die außergewöhnliche Lage Eugens ein tiefes Bangen einzuflößen, er war auch zart und beſonnen genug, zu wiſſen, daß jeder Einblick eines Dritten, ſo ſehr er auch gewünſcht werden mag, doch leicht etwas Anfremdendes zurückläßt. Er hörte den ſtürmiſchen Jubel Eugens ſtets gelaſſen und wortlos an, und nur wenn es galt, etwas in dem Weſen Vittore's aufzuklären, ließ er ſich zu Worten drängen. So ſagte er einmal:

„Wundre dich nicht, daß Vittore jedes Liebeswort, jede Empfindungsäußerung vermeidet; ein Bauernmädchen ſpricht nicht gern von Liebe. Bei Vittore iſt noch ein Außergewöhnliches, ſie hat ſchon einmal geliebt, hat reife Lebenserfahrungen, da ſpricht man nicht gern von Gefühlen."

„Ich komme mir neben ihr oft kindiſch vor. Sie erſcheint mir überhaupt viel reifer als ich."

„Das iſt ſie nicht, ſie iſt nur thatfeſter, heimiſcher in beſtimmtem Lebenskreis. Solche Menſchen ſcheinen gegenüber den in Gedanken Lebenden reifer, ſie ſind es aber nicht. Du wirſt ſtets finden, wie ſehr du über Vittore ſtehſt. Es iſt mir aber ein Zeugniß deiner innigen und wahrhaften Liebe, daß du dich geringer achteſt als du berechtigt biſt."

„Mich verlangt zu wiſſen," ſagte Eugen plötzlich abſpringend und in eine ſeltſame Gedankenverbindung übergehend, „wie ſie es aufnehmen wird, wenn ich ihr erklären werde, wer ich bin; und das muß ich und bald."

„Vittore hat ein korrektes Denken,“ entgegnete Deeger.

„Korrektes Denken,“ wiederholte Eugen, „du haſt's getroffen.“ Das Wort drang ihm wunderbar zu Sinne und Deeger fuhr fort:

„Sie wird, wie ich glaube, deine Standeshoheit als ganz bedeutungslos anſehen. Du mußt aber dabei bleiben: ſo lange du nicht vollkommen frei biſt, ſie durch kein ausgeſprochenes Wort an dich zu binden. Es iſt ſchon mehr als genug an dem bereits Geſchehenen.“

So ſehr es auch Eugen hätte zufrieden ſtellen ſollen, daß Vittore ſeinem ehemaligen Stande gar keine Bedeutung beilegen würde, er fand dieſe Erwartung doch nicht willkommen, er hatte ſich's als einen Triumph ſeiner Liebe gedacht, einen in der Welt hochgeſchätzten Lebensſchmuck ihr zu Füßen zu legen, er hatte ſich gewünſcht, noch viel mehr zu ſein, um ihr Alles darbringen zu können. Aus dieſen innern Widerſprüchen heraus ſagte er jetzt nach langem Verſtummen:

„Ich bin doch noch verdorben, es liegen ſcheinbar erſtorbene Wurzeln im Gemüthe, die man nicht ahnt.“

Deeger forſchte nie nach Räthſelworten, er betrachtete ſie als ungehört und erwiderte auch jetzt nichts. Eugen mußte für ſich allein den noch nicht völlig getilgten Hochmuth ſeines Standes niederkämpfen.

Auf den Feldgängen breitete Eugen ſein innerſtes Seelenleben aus, gleichwie die Bäume jetzt ihren vollen Blüthenſchmuck erſchloſſen; der unmittelbare Beruf, die Wiſſenſchaft, das Freiheitsſtreben und die Liebe, Alles ſchwirrte in hochgehenden Gedankenflügen über die grünende Erde hin. Eugen konnte ſich eines Veilchens freuen und gleich darauf die Betrachtung daran knüpfen, daß dieſes Blümchen darum ſo düftereich iſt, weil es früh und ſo verborgen blüht, daß keine Biene daran naſchen kann; er konnte ſich über „die Agenten in der Natur,“ die Käfer, luſtig machen und ſich mit den Staaren freuen, denen der verhaßte friſche Maulwurfshügel Herd und gedeckter Tiſch war; er konnte in der Kleeausſaat, die man jetzt unter Frühgerſte miſchte, eine bedeutſame Schulmethode finden, und gleich darauf wieder ſich ſelbſt verſpotten, daß Alles, was er ſchaue, ſich in Peſtalozzi verwandle, daß die grünenden Stauden zu winkenden Schulbakeln würden.

Mit traurigem Scherz rief er einmal: „Alles Naturleben baut ſich aus der Grundform der Zelle auf, und daher haben gewiß die Herren der Welt gelernt, das junge Freiheitsſtreben in das Zellengefängniß zu ſperren.“ Gleich darauf ſagte er aber wieder: „Goethe als Demokrat wider Willen hat uns gelehrt: die Blume iſt auch nur ein Blatt; wir aber ſagen doch jetzt: die Blätter ſind auch Blumen.“ Vor einem Blüthenbaum ſtehend, rief er: „Da droben ſteht die neue Weltgeſchichte. Dort, wo jetzt an den Zweigen die Blüthen ſind, kommen das nächſte Jahr keine, in den Achſeln der Blätter bilden ſich die Keime der nachjährigen vor. So iſt's auch in der Menſchheit, es kommen andere Geſchlechter daran. O Welt, wie biſt du ſo reich.“ Solches und noch viel tauſenderlei ſprach er hin in die frühlingshelle Luft, und Deeger ſchien ſich deſſen ſtill zu freuen und drückte manchmal den Arm des Freundes feſter an ſich.

Am letzten Tag vor ſeiner Abreiſe verwandelte ſich Deeger in den Schulinſpector und ließ Eugen ganz genau die Prüfung abhalten. Es ging, wenn auch nicht ohne Hinderniſſe, doch ziemlich fertig von ſtatten, und Deeger nickte bejahend, als Eugen beim Abſchied ſagte:

„Die Gefahr iſt noch nicht vorbei, aber ich fühle mich ihr gewaffnet. Danke dir ſelber."

Auf den Samſtag vor dem weißen Sonntag, der diesmal erſt Ende Aprils war, hatte der Inſpector die Prüfung anberaumt.

Ein jammervolles Heulen am Prüfungsmorgen weckte Eugen. Lipp hatte den Schatzhauſer eingeſperrt, damit ihn der Inſpector nicht zu Geſicht bekäme und abſchaffe. Eugen wußte ein beſſeres Verſteck, er ſchickte den Hund nach der Bachmühle, wo er gern blieb.

Auf acht Uhr war der Beginn der Prüfung angeſetzt. Eugen hatte die Kinder ſchon um ſieben ſich einfinden laſſen, wie Deeger angeordnet, und daran war wohlgethan; denn lange vor der anberaumten Zeit fand ſich der Inſpector im Geleit des Pfarrers und Vikars und eines Theils des Gemeinderathes ein. Der Lehrer von Alsfeld folgte bald hinter ihnen. Auch Eltern und erwachſene Geſchwiſter ſammelten ſich und gingen ab und zu. Eugen war ſelber erſtaunt, wie leicht Vieles von ſtatten ging und ſprang über Stockungen keck hinweg. Der Inſpector aber ließ das nicht ſo leicht geſchehen und wußte die Lücken und Mängel kenntlich aufzuweiſen. Eugen ließ ſich dadurch nicht irre machen und begann jeden neuen Gegenſtand mit ungebrochenem Muth, der nun auch auf die Kinder überging, die wie eine geworfene Schwadron ſchon völlig alle Zuverſicht verlieren wollten und ſelbſt das was ſie wirklich innehatten, nur mühſam hervorſtotterten. Am Mittag wiederholte ſich der officielle Schweiß und am Schluß, nachdem der Inſpector zur Ehrfurcht vor Gott und dem Fürſten ermahnt und die Kinder entlaſſen hatte, wurde Eugen vor den Verſammelten bedeutet, daß die Prüfung nur eine mittelmäßige ſei und man ſich künftig eines beſſern von ihm erwarte. So ſchmerzhaft dieſe Aeußerung ſein mußte, ſie wurde raſch wieder gelindert, da der Gemeinderath auf die Frage, ob er etwas gegen den Lehrer und ſein Betragen vorzubringen habe, einſtimmig verneinte mit dem Zuſatze, es ſei Jedermann „rechtſchaffen zufrieden“ mit ihm.

Als es bereits dämmerte, ging Eugen nach der Bachmühle. In dem blühenden Flieder im Garten ſang die Nachtigall und dort vom Berg rauſchte hell der Waldbach und klopfte raſch die Mühle. Ja, hier wohnt die Liebe und die in ſich geſchloſſene Thätigkeit. Eugen ſtand wieder an der Stelle, wo er am erſten Abend geſeſſen und er ſah dankend hinauf nach dem Haus, denn hier fand er die Stütze zur Ausdauer in ſeinem Beruf. Wenn jetzt Vittore kam, er hätte alle Schranken zerriſſen und hätte von ihren Lippen Seligkeit und Friede getrunken. Die Nachtigall ſang immer wonniger, aber Vittore war nirgends zu finden. Er ging hinauf in die Stube, die Bachmüllerin war allein, ſie glückwünſchte ihm und als er dies ablehnte, ſagte ſie:

„Sehet Ihr? Es lohnt ſich Alles auf der Welt. Daß Ihr dem Vikar beigeſtanden, das trägt jetzt ſeine Frucht. Der Vikar hat überall heilig verſichert, daß Eure Kinder das beſte Zeugniß verdienen; ſie ſeien nicht nach der Schnur abgerichtet, aber aufgehellter als die in den meiſten Schulen. Des Mareile's Mutter hat's mir berichtet und Ihr geltet jetzt im Dorf mehr als der Inſpector. Freuet Euch nur rechtſchaffen.“

Die Bachmüllerin nickte wohlgefällig, da Eugen ſagte, daß ihm die Freude eine doppelte ſei, da er ſie von ihr bekäme.

„Wo iſt die Vittore?“ fragte er jetzt. Sie ſollte die Genoſſin ſeiner Freude ſein, war ſie ja der Urſprung; wie viel mißlicher wäre es ergangen ohne ihre Beihülfe.

„Die Vittore iſt im Stall, ſie hat ſich's nicht nehmen laſſen und iſt die ganze Nacht dort geweſen; ihre Lieblingskuh, die Amſel, hat heut Nacht gekalbt und jetzt giebt ſie ihr warme Tränke, ſie nimmt ſie ſonſt von Niemand. Ich höre meine Vittore die Stiege heraufkommen.“

Von unſichtbarer Hand öffnete ſich die Thür und ſchloß ſich wieder. Schatzhauſer ſprang herein, hüpfte an ſeinem Herrn empor und legte dann ſeinen Kopf auf deſſen Schooß und blickte ſo wehmüthig auf, als drückte er den Schmerz aus, daß er nicht Alles wiederſagen könne, was Vittore mit ihm geſprochen. Als jetzt dieſe ſelber eintrat, rannte er ihr entgegen. Es gab viel zu erzählen und Vittore ſchlug das Auge nicht nieder, ſondern ſchaute Eugen feſt an als er ſagte, er verdanke das Hauptſächliche einem guten Geiſt, der für ihn geſorgt habe.

Draußen lag heller Mondenſchein und die Nachtigallentöne klangen immer lieblicher. Eugen ſehnte ſich darnach, Vittore allein zu ſprechen; er lächelte innerlich über den glücklichen Ausweg den er fand, indem er den Wunſch ausſprach, das neugeborene ruhmreiche Kälbchen zu ſehen. Vittore ſtand auf, aber auch die Mutter ging mit. Es durfte ſich jedoch der Amſel Niemand nähern als Vittore. Vor dem Bienenhaus ſtand dann Vittore ſtill und erzählte mit Freude, wie gut ſie ihre volkreichen Stöcke überwintert habe, ſie habe das Letztemal im Auguſt gezeidelt (Honigernte gehalten) und das ſei beſſer als im Herbſt, weil ſich da die Bienen noch ſammeln können was ſie brauchen, und ſo habe ſie dieſen Winter das Füttern erſpart; ſie zeigte dann mit beſonderer Freude das ſogenannte Katzenkraut, das ſie dort gepflanzt hatte, das im Frühling zuerſt blüht und für die Bienen ein wahrer Schmaus iſt. Als Eugen ſeine Unkenntniß in der Bienenzucht geſtand, erklärte ihm Vittore ſchnell die Hauptthätigkeiten durch das ganze Jahr und verſprach, ihm einen Vorſchwarm zu geben, wenn er ſich anlegen wolle, „freilich,“ ſetzte ſie hinzu, „iſt der Schulgarten nicht beſonders geſchickt dazu; hier iſt's beſſer, wo die Weiden ſind und vom letzten Schnee bis zum erſten allerlei Blumen aufkommen.“

Vittore war jetzt geſprächſam, ſie, die ſonſt nur zu abgebrochener Rede zu bringen war. Sie ſprach noch immer kein Liebeswort, aber in dieſem Darlegen ihrer Lieblingsthätigkeiten war mehr als jede Gefühlsäußerung. Wohl auch aus dieſer innern Anwendung erwiderte Eugen:

„Wie die Bienen aus blühendem Reps und Wicken reichen Honig ſaugen, wo die Beſitzer nur künftiges Oel und Futter darin ſehen, ſo geht es auch mit vielen Thaten und Reden der Menſchen; wer's verſteht kann ſich ſüße Gedanken daraus holen.“

„Mutter!“ rief Vittore, „das iſt eines von Euern Gleichniſſen, das iſt, wie wenn ich Euch hör'.“

„Vor deinem vielen Reden hört man die Nachtigall gar nicht,“ ſchalt die Bachmüllerin und Vittore erzählte Eugen leiſe, wie ſehr beſonders des Pfarrers Adelheid von der Nachtigall ſo viel Aufhebens mache, die Adelheid ſei überhaupt eine Beſondere, ſie lache ſie oft aus, weil ſie die engliſch-chineſiſchen Schweine pflege, die der Vater eingethan; die Adelheid habe nur die Schafe gern, ſonſt gar kein Thier.

Als man die Gartenthür öffnete, kam des Pfarrers Hektor heraus und bewillkommte ſeinen Freund Schatzhauſer und aus der Laube dort trat der Vikar mit ſeiner Braut an der Hand.

Das gab jetzt des Scherzens und Lachens genug. Da die Laube nicht Raum genug hatte, ſetzte man ſich gemeinſam auf die Bank vor dem Haus. Der Vikar erzählte, daß im Dorf allgemein die Rede ſei, der Doctor Metzler, der ſogenannte Fragſamenhändler, ſei der Spion und Angeber des Dorfes; er erſuchte Eugen, ihn vor der Rache der Menſchen zu warnen. Ueber die Herzen, die ſich der hellen Frühlings- und Liebesluſt erſchloſſen, breitete ſich ein dunkler Schleier, da man ſich den Kummer ſo vieler Familien um ihre eingekerkerten Väter und Brüder vergegenwärtigte. Adelheid wehrte ſich beſonders gegen ſolchen Trübſinn und als Eugen ſie bat, ein Lied zu ſingen und auch Vittore die gleiche Bitte ausſprach, betheuerte Adelheid in aufrichtigen Worten, daß ſie kein Lied ohne Klavierbegleitung ſingen könne.

„Das verſteh' ich nicht," rief Vittore, „trillerſt das ganze Jahr wie ein Kanarienvogel und jetzt kannſt du nichts, weil du den Klavierkaſten nicht bei dir haſt. Halt, du haſt ja erſt vor acht Tagen ein Lied vom Frühling geſungen, das mußt du können, fang' nur an."

„Glaubet mir, es geht nicht ohne Klavierbegleitung."

„Das iſt wunderlich! Spricht das Lied vom Frühling im Wald und braucht ein Klavier," rief Vittore lachend.

Eugen gab ihr recht und erklärte, wie ſeltſam es ſei, daß man ein Lied nicht da ſingen könne, wo es empfunden werden muß; er war eben daran ſich mit dem Vikar in einen Streit über höhere und volksthümliche Muſik zu verwickeln, als Alles in ihn drang, etwas Allgemeines anzuſtimmen; er ließ ſich nicht lang bitten und Alles, ſelbſt der Vikar, ſtimmte mit ein:

Ein Jäger in dem grünen Wald
Muß ſuchen ſeinen Aufenthalt.
Er ging im Wald wohl hin und her
Ob auch nichts anzutreffen wär.

Mein Hündelein iſt ſtets bei mir,
In dieſem grünen Laubrevier.
Mein Hündlein wacht, mein Herze lacht,
Meine Augen leuchten hin und her.

Da ruft mir eine Stimme zu:
„Wo biſt denn du, wo biſt denn du?“
„Wie kommſt du in den Wald hinein,
Du ſtrahlaugig Mägdelein?“

„Um dich zu ſuchen bin ich hier,
In dieſem grünen Waldrevier;
Ich ging im Wald wohl hin und her,
Ob auch kein Jäger drinnen wär.“

Ich küßte ſie ganz inniglich
Und ſprach: „Fürwahr du biſt für mich;
Bleib du bei mir als Jägerin
So lang als ich auf Erden bin.

Allein ſollſt du nicht wandeln hier
In dieſem grünen Waldrevier.
So lang die Welt zuſammenhält
Sind wir zuſammen in der Welt.“

Bei den letzten Worten hatte Eugen die Hand Vittore's gefaßt und hielt ſie feſt; ſie riß ſich los, aber er glaubte doch den Druck ihrer Hand gefühlt zu haben.

Jetzt kam der Bachmüller und ſagte, der Abend ſei noch zu kühl zum Draußenſitzen. Man verabſchiedete ſich bald und Eugen geleitete das Brautpaar in der duftigen Frühlingsnacht das Dorf hinein. Er ging ſtill neben den Ueberglücklichen und ſchwer im Herzen fühlte er, was geſchehen war und wie unbedacht er ein Leben hineinzog in ſein dunkles Daſein. —

Am weißen Sonntag ſchaute Alles auf nach der Kirche, der Storch war angekommen, das kündete ein feſtes Frühjahr, und Bartelmä, der mitten unter den Verſammelten ſtand, zu denen ſich Eugen geſellt hatte, ſagte zu dieſem:

„Ich hab' kein blutiges Kreuzerle im Vermögen und wer kein Geld in der Taſche hat, wenn der Storch kommt, hat das ganze Jahr keines.“

Eugen hieß ihn mitgehen und ſchenkte ihm einiges Geld, worauf Bartelmä ſagte, er werde ihm das mit Zinſen heimgeben.

Als aber Eugen im Weitergehen den Bartelmä zu ruhiger Stimmung und Fürſorge für ſeine Zukunft bewegen wollte, erwiderte dieſer:

„Schweig mir nur von der Welt. Pfui! Jetzt iſt die Jungegänschenzeit, jetzt kriechen die gelbflaumigen, weichbeinigen Gemüthlichkeiten aus der Eierſchale; jetzt werden die Menſchen verliebt wie die Maikäfer, und jetzt freut ſich der lederne Philiſter mit Kind und Kegel, daß die Lerchen wieder da ſind und die Schwalben auch, und daß er Spinat kriegt und wohlfeiles Kalbfleiſch. Pfui! Ich wollt' ich wär' im Pennſylvanium und könnte mir einreden, draußen iſt ein zorniges Geſchlecht das bald den Kehraus aufſpielt und nicht Philiſter, die den Fortſchritt der Zeit nur daran ſehen, daß ihre Meerſchaumköpfe brauner geraucht ſind. Ich für mich bin entſchloſſen. Ich lebe noch acht, höchſtens zehn Tage. Thue ich bis dahin meinen Fang, gut, dann komm' ich nochnals auf Univerſität und das als Präparatfroſch; wo nicht, geh' ich nach Pennſylvanium."

Es gelang Eugen nicht, weder die ſeltſamen Worte zu enträthſeln, noch den Verwilderten anderen Sinnes zu machen; ſelbſt das Verſprechen, daß Kronauer ihm eine Stelle geben müſſe, wurde verlacht.

Die Kirchenglocke mahnte Eugen an andere Pflichten.

Am heutigen Tag wurden die Kinder confirmirt und aus der Schule entlaſſen. Eugen war ſelber tief bewegt, als nach der Kirche die Kinder noch zu ihm kamen und dankten, wobei des Sonnenwirths Franz im Namen der Knaben ſprach und das Mareile für die Mädchen ſprechen wollte, vor Weinen aber faſt nicht konnte.

In dieſer freiwilligen That der Kinder fand er Entſchädigung dafür, daß ſein Verhältniß zu den Kindern in der Kirche ganz unbeachtet geblieben war.

Gründonnerſtag, Charfreitag, die Oſtertage kamen und Eugen erſchaute ſich wie neu, da er ſein Leben jetzt ganz an die Kalendertage geknüpft fand. Er hatte frei für ſich gelebt in ſelbſtgeſchaffenen heiligen Zeiten; wie ganz anders war das jetzt. Wenn er in die Häuſer ſchaute, wie breitete ſich da ein höherer Feſtglanz aus. Die Kirchenordnung hatte ſich eingelebt in das Familiendaſein. So lange man auf einſamer Gedankenhöhe ſteht, kann man deren vergeſſen. Sein ganzes Denkleben konnte Eugen den Menſchen leicht hingeben, ſchwerer ward es ihm, aus dem Widerſpruch mit ſeinen höchſten Ueberzeugungen ſich den religiöſen Formen anzubequemen. Und doch, iſt man hiezu nicht verpflichtet bei einem vollen Gemeinleben? Wie weit aber iſt man berechtigt, ſeine innerſten Bekenntniſſe zu verſchweigen oder gar zu verleugnen? . . . .

Am Oſtermontag war Eugen bei Kronauer zu Gaſte und aus ſeiner tieferregten Stimmung heraus ſagte er:

„Man müßte die Menſchen hochſittlich machen, um ſie dahin zu bringen, ohne äußere Weihe echte ſchöne Feſte zu feiern.“

„Ich fürchte,“ entgegnete Kronauer, „Sie wollen in gerechtem Unmuth über die nichtswürdigen Zuſtände der Gegenwart den letzten Halt, die letzte poſitiv ideelle Autorität untergraben und ſehen alles Heil im Unglauben. Ueberhaupt aber iſt es unpraktiſch, in Dingen, die ſich der Forſchung entziehen, die Menſchen reformiren zu wollen.“

„Ich bin der Anſicht,“ ſuchte Eugen zu ſchließen, „daß man Niemand weder Glauben noch Unglauben geben darf; beides darf nur Ergebniß der perſönlichen Charakterentwickelung ſein.“

„Sie ſind gläubiger, als Sie ſich geſtehen wollen,“ entgegnete Kronauer, und dieſer ſo oft wahrgenommene Hochmuth der auf ihre Poſitivität Stolzen empörte Anfangs Eugen, aber er ſetzte ruhig auseinander, daß die Männer des geſchichtlich Poſitiven in Glaubensſachen, weil ſie an eine abſolute Wahrheit glauben, folgerecht bekehrungsſüchtig und fanatiſch ſein müßten, nur ihre Bildung d. h. geſchichtliche Warnungen und Rechnungtragereien halten ſie davon ab; die Ungläubigen dagegen wiſſen nur von individuellen Anſchauungen und perſönlichen Wahrheiten in dem nicht Beweisbaren, und ſind darum folgerecht weder bekehrungsſüchtig noch fanatiſch, ſondern entwickelnd.

So oft die beiden Freunde in die Tiefen ihres beiderſeitigen Weſens drangen, that ſich eine Kluft zwiſchen ihnen auf, über welche hinweg ſie ſich aber dennoch friedfertig die Hand reichten.

Nachmittags ging Eugen mit Kronauer und dem Bachmüller durch das Feld. Die Sonne ſtand ſo hell am blauen Himmel, als ſchaute ſie begnügt und ſelbſtzufrieden auf ihre ſchöne Erde und es war ſo ſtill über Feld und Wieſe, daß man den Kukuk vom Alsfelder Wald herüber rufen hörte.

Der Bachmüller beglückwünſchte ſcherzend ſeinen Freund Kronauer, indem er auf die vermehrte Ausſaat von Erbſen und Bohnen hinwies.

Das junge Ehepaar, der Metzger Philipp und des Schäufler-Davids Marie, kam Hand in Hand daher, aus ihren Angeſichtern leuchtete die helle Freude.

„Noch ſiebzig ſolche Oſtern wie dieſe,“ grüßte Kronauer.

„Dank' ſchön,“ erwiderte Philipp und fuhr lächelnd fort: „aber ich bin nicht ſo wie Sie, Herr Baron, ich laſſe mir vom erſten Anbot was abhandeln.“

Im Weitergehen ſprach Eugen ſeine Freude darüber aus, wie das Dorf nun ſo ſein eigen worden, daß er Luſt und Leid jedes Einzelnen kenne. Der Bachmüller ſchaute ihn verwundert an.

Jetzt begegneten ſie dem Sansculotten, der ſeine confirmirte Freiheit damit nützte, keck eine Cigarre zu rauchen. Eugen redete ihn ernſt verweiſend an, der Bachmüller aber war raſcher bei der Hand, er riß dem Knaben die Cigarre aus dem Mund und gab ihm eine tüchtige Maulſchelle dafür, wobei er ihm die Verſicherung gab, daß er dieſe jedesmal einhandeln könne, wenn er ihn ſo treffe.

Man ſprach viel über den Uebelſtand, daß die Burſchen auf dem Land zu früh ſelbſtändig würden. Das Freiheitsgefühl Eugens ſträubte ſich gegen äußere Eingriffe, und doch mußte er zuletzt bekennen, daß eine Rückſichtsloſigkeit hier wohl am Platze ſei. Kronauer wies ausführlich auf das Muſter Englands hin, wo die Männer um ſo gediegen kräftiger ſeien, weil ſie bis zur Reife in ſtrenger Zucht gehalten werden und nicht wie bei uns ihre beſte Jugendkraft in burſchikoſen Aufbrauſungen vergeuden, um dann bequeme Bierphiliſter zu werden.

Auf der Anhöhe vor einem Schwarzdornſtrauch ſaß der Kloſemichel, ſchälte ſich einen Stock und fluchte immer vor ſich hin.

„Was giebt's?" fragte Kronauer.

„Ich hab' mir da meinen Bettelſtab geſchnitten, es wachſen noch viele da, wer weiß, für wen ſie ſtark werden. Ich geh' hinüber in's Thal und will mit meiner Frau und meinen Kindern Arbeit in der Fabrik ſuchen."

Kronauer verſprach ihm Taglohn zu geben, wenn er fleißiger ſein wolle als bisher. Der Kloſemichel verneinte und „Vinzenz!" riefen plötzlich Kronauer und der Bachmüller wie aus Einem Mund.

Die Straße daher kam haſtigen Schrittes ein bleicher Mann mit vollem Bart, der Bachmüller und Kronauer ſtreckten ihm die Hände entgegen, die er kaum faßte und weiter drängte. Der Bachmüller hielt ihn aber feſt und ſagte, er ſolle ruhiger gehen, er wolle voraus eilen und der Frau ankündigen, daß er käme; ſchneller als man ihm ſonſt zugetraut hätte, eilte er davon.

Eugen erfuhr, daß dies der Schloſſer Vinzenz, der Vater des verſtorbenen Haſenſchartigen ſei, der nun berichtete, daß er ſeine noch rückſtändige Zuchthausſtrafe geſchenkt bekommen habe. So ſehr auch Kronauer ermahnte, dem Bachmüller einen Vorſprung zu laſſen, Vinzenz war kaum zu halten.

„Die Schwalben fliegen!“ ſagte der Vinzenz einmal ſich umſchauend und breitete die Arme aus; er konnte nicht ſagen, wie er auf raſchen Schwingen hineilen möchte zu den Seinen. Der Schweiß perlte ihm auf der Stirn und Alles was des Weges kam umdrängte ihn, drückte ihm die Hände und geleitete ihn wie im Triumph hinein in das Dorf. Jetzt kam aus dem Dorf ein Menſchenſchwarm, aber eine Geſtalt eilte voraus, ein Kind auf dem Arme; Vinzenz ſprang ihr entgegen und lag weinend am Halſe ſeiner Frau, nahm ihr hierauf das Kind ab, das er noch nie geſehen und eilte damit in's Haus. Als er hier den Haſenſchartigen nicht fand und hörte, daß er geſtorben ſei, ſchrie er laut auf und drückte ſich die Hände vor das Geſicht und die Thränen quollen zwiſchen den Fingern hervor.

„Gott hat uns ein anderes Kind geſchenkt," tröſtete die Mutter.

„Du haſt's Philipp taufen laſſen; Dagobert muß es heißen wie mein guter lieber Kerl, der mir ſo weggeſtorben iſt. Komm her Dagobert," rief er und nahm das Kind abermals auf den Arm.

Eugen, Kronauer und der Bachmüller mußten ſich aus der Stube entfernen, um auch die Anderen zu bewegen, die Eheleute allein zu laſſen. —

Am Abend als der erſte Feſttag ausgeläutet war, tönte heller Sang durch das Dorf; Kronauer hatte es beim Schultheißen- und Pfarramt dahin gebracht, daß das Singen wieder erlaubt ward. Die Mädchen gingen Arm in Arm, ſo breit die Straße war, und die Burſchen, unter ihnen Lipp als wirklicher Hauptmann, gingen hinterdrein und begleiteten die hellen Stimmen in natürlichem Accord. Eugen horchte ihnen lange nach und in ihm jubelte es: O du deutſches Herz! Geprieſen ſei deine Unverwüſtlichkeit. Kaum iſt die harte Bedrängniß vorüber und noch liegt Alles vor dir in ödem Dunkel; du faſſeſt dich und jauchzeſt froh empor ....

Noch lang ſaß Eugen ſtill und allein in ſeinem Garten. Ein Eingekerkerter iſt frei und das Lied iſt wieder erwacht und klingt hell aus dem Mund des Volkes. Wann wirſt auch du deine Freiheit finden in dir und um dich her? ..... Immer ferner klangen die langtönigen Liederweiſen, bis ſie endlich ganz verhallten.

Achtzehntes Kapitel.

Am zweiten Feſttag empfand es Eugen wieder ſchwer wie in der erſten Zeit, daß er am Morgen und am Mittag in der Kirche mitwirken mußte.

Als er am Abend in der Bachmühle äußerte, wie es ihm ſo ſeltſam vorkomme, daß die Menſchen beſtimmte Tage feſtſetzen, an denen ſie die Andacht in ſich erwecken wollen, ſtatt daß dieſe von ſelbſt kommen ſolle und ſich nach keinem Kalender richte, da ſchwieg Alles auf dieſe Worte, endlich ſagte Vittore:

„Daran hab' ich noch nie gedacht, aber an was anderes. Mir iſt's früher ganz wunderlich vorkommen, daß man ſich ſchön anthut und ſagt: jetzt geh' ich zum Tanz und will luſtig ſein. Die Luſtigkeit fragt nicht vorher an, wie man angezogen iſt und man kann ſie ſich nicht anfremen (beſtellen), aber doch iſt's wieder gut und nöthig, daß es ſo iſt. Die Muſikanten müſſen am Platz ſein und zum Tanzen braucht man auch noch andere Leut' und die Luſtigkeit kommt dann ſchon von ſelber, wenn man geſund iſt."

Das Antlitz Vittore's leuchtete als ginge ſie zum Tanz und hörte helle Muſik. Eugen empfand in ſich eine ſo jubelvolle Freude, daß er unwillkürlich beide Hände auf die Bruſt legte; ihm war's, als müßte ihm das Herz zerſpringen vor Wonneſeligkeit. —

Am andern Morgen in der Frühe, als eben die Menſchen ſich wieder rüſteten, um nach der Feſtesruhe die Arbeit neu aufzunehmen, bewegte ſich ein wunderlicher Aufzug durch das Dorf. Auf einem kleinen vierrädrigen Handwagen, der mit Betten ausgeſtopft und mit allerlei Kochgeſchirr behängt war, ſaß des Ruſele's Chriſtoph; auf dem Schooß des braunen Burſchen ſtand der flügelgeſtutzte Storch. Das Ruſele zog den Wagen und die ſchwarze Ziege lief bedächtig hinterdrein.

„Wohin geht's?“ fragte Eugen, als das Ruſele bei ihm Halt machte und viele Menſchen ſich ſammelten.

„An's Meer,“ antwortete Ruſele und „In's Meer“ wiederholte Chriſtoph; der Storch öffnete ſeinen Schnabel weit und die Ziege ſchmunzelte mit ihren Lefzen, während Ruſele erklärte, daß ſie als ſicher erfahren habe, ihr Chriſtoph werde durch das Seebad geheilt; ſeitdem habe ſie keine Ruhe mehr gehabt, im Schlaf habe ſie immer das Meer rauſchen gehört und es habe ihr zugerufen und geſungen: „Mach dich auf! An's Meer! An's Meer!“ Sie war voll Vertrauen, daß ſie ſchon bis dahin käme; die Ziege fände überall Futter und ſie auch. Jedes gab dem Ruſele noch ein Geſchenk mit den beſten Wünſchen. Während Eugen noch dem Wanderzug nachſtarrte, brachte ihm des Sonnenwirths Franz zwei Briefe; der eine war von Theoroſa, die die Fruchtloſigkeit ihrer Bemühungen ausführlich darlegte und beklagte, der andere war von dem ausgewanderten Lehrer aus Cincinnati. Der ſogenannte Singvogel war Capitän auf einem Dampfſchiff und Baumann war Prediger einer freien Gemeinde und außerdem Lithograph.

Eugen las den Brief des Letztern wiederholt, denn er ſuchte auch darin Tröſtung für den Inhalt des Schreibens von Theoroſa. Der Tauſchmann dankte

Eugen, daß er ihn gewaltſam herausgeriſſen habe aus unbeſtimmter Sehnſucht und daß ſeine ehemals jugendliche Ueberſchwänglichkeit nun ein feſtes ewiges Ziel gewonnen.

„Anfangs,“ hieß es in dem Briefe, „war ich wie ein Steckling auf dem Feld, der zuerſt zu verwelken ſcheint, dann aber friſch ſich einwurzelt. Die Seereiſe, dieſes Hinausgeſetztſein in das einförmige Element iſt geeignet zur Einkehr in ſich und bereit zu machen, eine neue Welt aufzunehmen. Dennoch war mir dieſe Welt lange fremd .... Ich habe auch unſern Vorgänger Kaidl hier kennen gelernt, er hat die Heiſerkeit verloren, die er wie er mir ſagte, ſich im Sturmjahr 48 zugezogen hatte; er lebt nach vielen Fahrten in Buffalo und macht Stearinlichter; er iſt ein ruhiger und zufriedener Menſch und wie ich höre, allgemein geachtet. Anfangs hatte er ſich zu den Bierhelden geſellt, die auch in Amerika ſchreien, es ſei hier keine Freiheit und die, wenn ſie könnten, die Union ſprengen würden. Jetzt iſt er beſonnener geworden. Wer hier zu Land zur guten Geſellſchaft gehören will, darf nicht über die Staatseinrichtungen losziehen wie in Deutſchland; natürlich iſt das nicht durch ein Geſetz verboten, aber die Amerikaner, die keine Nationalität ſind, haben den höchſten Patriotismus, er iſt ihnen Religion, wie bei den alten Völkern. Hier gilt es zu arbeiten und hier kann man ſich nicht für groß halten, weil man Alles ſchlecht findet .... Auf unſern Frühling 48 paßt ein Sprüchwort der Amerikaner: Wenn der März kommt wie ein Löwe, geht er wie ein Lamm, und kommt er wie ein Lamm, geht er wie ein Löwe .... Ich bin hier Vorſtand des Friedensvereins, mein höchſtes Streben iſt die Verwirklichung ſeiner Ideen. So lange noch eine Kanone gegoſſen wird, ſo lange noch ein Menſch einen andern tödtet, iſt keine Religion auf der Welt; ſo lange noch ein Geiſtlicher einen Menſchen ſchwören läßt, auf Commando ſeinen Bruder zu tödten, iſt alles Kirchenthum eitel Lüge. Aus der Sprache und Poeſie muß alle Phraſe entfernt, die Weltgeſchichte muß neu geſchrieben werden. Es giebt keinen ehrenvollen, keinen ruhmvollen Tod auf dem Schlachtfeld. Ihr ſagt: es muß doch Etwas geben, das ſich ſo als innerſte Ueberzeugung bewährte, daß man ſein Leben dafür einzuſetzen wagt. Wißt ihr nichts Beſſeres? Giebt es keine lebendige That? Die Völker und Zeiten, die an den geoffenbarten Gott glaubten, haben aus Menſchenmord einen Beruf, eine Ehre, ein gottgefälliges Werk gemacht; laß ſehen, ob die Ungläubigen ſchlechter ſein können. Ihr ſagt: das iſt für einſt, für das tauſendjährige Reich. Ich antworte: Wann beginnt dies? Heute oder nie! Die kommenden Geſchlechter können eben ſo gut ſagen wie ihr: es iſt nicht unſre Zeit, die das erfüllen ſoll. Nur eine Zeit, in der man im Manöverſtaub die Menſchen zur Verzweiflung an der Logik gebracht, durfte den Satz ausſprechen: das Soldatenthum ſei der Hüter der Civiliſation. Wann war es das und nicht ſchnurſtracks das Gegentheil? Man kann allerdings, wie jetzt geſchehen, mit Bajonetten die beliebte Ruhe und Ordnung herſtellen, aber kein Gemeinleben geſtalten. Doch genug. Ich will dir nur anzeigen, daß ich nächſten Sommer im Auftrag des Friedenscongreſſes nach Europa komme. Du mußt mir als ehemaliger Soldat auch Mittel und Wege angeben zur Zerſtörung dieſes Standes. Ich möchte nur das noch finden, wie man dieſer organiſchen Gemeinſamkeit, wo Tauſende auf Einen Schlag wie Ein Menſch handeln, nicht verluſtig werde, und wie man auf andere der Menſchheit nützliche Weiſe dieſe Fertigkeit ſchaffe und erhalte. Ich fühle mich hoch hinausgetragen, wenn ich die Zukunft überſchaue. Die Union rettet die Welt. Ich ſprach vor Kurzem einige vorurtheilsfreie Engländer, ſie ſchreckten ſchon nicht mehr vor dem Gedanken zurück, ſich einſt im amerikaniſchen Congreſſe oder wie man ihn nennen mag, vertreten zu ſehen. Der große Gedanke des Weltſtaates, den keine Herrſchermacht gründen konnte, wird durch die Union verwirklicht werden; ungebrochen beſtehen in ihr die Völkerindividualitäten und ſind doch feſt vereinigt. Die unberechenbaren Folgen der Verkehrsmittel, daß man über Berge und durch Meere mit Blitzesſchnelle ſpricht, das bringt eine lebendige Einheit des Menſchengeſchlechtes, deren Ahnung mich mit heiligen Schauern erfüllt. Schon das, daß ich hinaufgehoben auf die Sinaihöhen des Gedankens in die Welt der Verheißung hinein zu ſchauen vermag, ſchon das, daß ich ihren Gedanken zu denken vermag, macht mich glückſelig, wenn ich auch deſſen Verwirklichung nicht erlebe.

Doch ich will abbrechen. Fürchte nichts von meiner Ankunft in Deutſchland, ich behalte den Namen, den du mir gegeben. Aber laß mich jetzt ein ernſtes nüchternes

Wort mit dir reden. Du weißt wie anbetungsvoll ich deine That betrachtete und ich kann noch jetzt eine gewiſſe Bewunderung dafür nicht unterdrücken. Das iſt aber nur ein Ueberreſt aus der alten Welt mit ihren verkehrten Begriffen, der mir noch anhaftet. Dein Ausharren in beſtändiger Gefahr ſtammt von der krankhaften Sucht nach Abenteuern, die unſere beſten Kräfte aufzehrt. Ich verkenne deine Menſchenliebe nicht, aber du haſt vor Allem die Pflicht, ſie gegen dich anzuwenden. Jede Minute, die man in unklarem Kummer verbringt, iſt Lebensverſchwendung. Bedenke das Alles und halte dich bereit — wenn du bis dahin nicht eine andere Löſung gefunden — mit mir hieher zu ziehen ...“

So ſehr auch Eugen dagegen ankämpfte, er konnte ſich des tiefen Eindruckes, den dieſer Brief hervorbrachte, nicht erwehren. Er mochte ſich auch ſagen, daß das weiche Gemüth des Ausgewanderten nun zu einem eigenartigen amerikaniſchen Egoismus verhärtet ſei und nur noch einem Ideal nachſtrebe, das zunächſt keine perſönliche Opferung verlange; immer blieb noch die tiefe Erregung zurück. In ſich, das fühlte Eugen, hatte er den Kampf vollendet; gegen die Widerſacher von außen galt es ſich neu zu rüſten. War dieſer Brief der Herold, der einen neuen Kampf verkündigte?

Eugen war's plötzlich, als ſähe er die ganze Welt im Widerſtreit, ja ſelbſt in Hohn gegen ſein Thun und Streben aufſtehen. Doppelt fühlte er jetzt die Segnung, die ihm in der Liebe zu Vittore geworden; das war ein Zauberſchild, der ihn und ſein höchſtes Streben wunderbar ſchirmte.

Straff richtete er ſich auf, holte ſeine Jagdflinte und faßte ſie ſo freudig, als könnte er damit die gegneriſchen Gedanken treffen, und hinaus ging's mit Schatzhauſer in den luſtig grünen Wald.

Zahlloſe Vogelſtimmen klangen hell in einander, ihr Tönen verwirrt das Menſchendenken nicht; könnten wir deuten, was ihr Sang ausſpricht, es faßte verwirrend unſern Geiſt. — In tauſenderlei Gedanken wandelte Eugen dahin. Am Bergesrand drunten blinkte und rauſchte der Bach, ſtürzte bald lärmend über Felsgerölle bald gleitete er ſo ſtill dahin, als wäre er weit in der Ferne verſchwunden, und alles Rauſchen und alles Murmeln der Wellen ſchien zu ſprechen: Wir eilen hinab zu Thal, dorthin wo dein Liebchen wehnt und ſchwingen das Rad und eilen von dannen. — Eugen konnte und mochte nicht wehren, daß Alles um ihn her von Liebe ſprach und er wanderte immer tiefer hinein in die wonnigliche Frühlingsluſt; in ſtillen Schauern erbrauſten die Wipfel der Bäume, ſie können nicht ſingen wie die Vögel, die auf ihnen ruhen, ſie ſaugen ſtill den Lebensathem ein, der über die Erde zieht und die Luſt erbrauſt in ihrem Gezweige. Unergründlich iſt die Wonne, die die frühlingsjunge Welt erfüllt. Eugen ſpürte keinem Wilde nach, er wollte zur Quelle des Waldbaches empordringen, ſie war aber ferner, als er ſich gedacht, und er ſaß ſtill im Dickicht des Waldes, wo es wieder ſo einſam war, daß der Kukuk ihm zu Häupten ſang und die wilden Tauben in ihrem Neſte gurrten. Schatzhauſer war auffallend unruhig, er lief mehrmals eine Schlucht hinab und drängte ſich dann winſelnd an Eugen; dieſer folgte ihm. Zitternd blieb er plötzlich ſtehen: an einer Eiche hing eine Menſchengeſtalt . . .

Iſt das nicht der Fragſamenhändler? Was flattert ihm dort ein weißes Blatt am Kinn? Von kaltem Schauer erfaßt, trat Eugen näher. Es iſt Alles Wahrheit. An der herausgeſtreckten Zunge des Erhenkten iſt ein Zettel angeheftet, darauf die Worte ſtehen: „Das iſt die Zunge des Verräthers.“

Erſtarrt ſtand Eugen und wagte es nicht aufzuſchauen in das aufgedunſene Antlitz des Gehenkten. Der Kukuk flog tiefer waldeinwärts mit ſeinem Ruf, die wilden Tauben gurrten und die Singvögel ſangen luſtig, ſie wiſſen und wollen nichts von dem peinigenden Getriebe der Menſchen. — Jetzt faßte Eugen Muth und unterſuchte, ob noch Rettung möglich ſei. Er kletterte ſchnell den Baum hinauf und ſchnitt mit dem Jagdmeſſer den Strick entzwei und ſo ſehr erbebte er, daß er faſt der Leiche nachfiel; es gelang ihm noch, ſich an einem Aſt feſtzuhalten. Raſch ſprang er wieder auf den Boden, ſchlitzte den Rockärmel des Lebloſen auf und öffnete ihm eine Ader; es floß kein Blut.

Faſt ſchneller als Schatzhauſer eilte Eugen dem Dorfe zu, aber vor demſelben wurde er von einem Mann angehalten, der ihm freundlich die Hand bot. Es war der Lehnert von Röthhauſen.

„Ihr ſeht ja ſchrecklich aus,“ rief der Lehnert.

„Laſſet mich,“ wehrte Eugen.

„Nein, ich bin zu Euch geſchickt; da iſt ein Brief vom Bartelmä und da das Päckchen, Ihr ſollet gleich leſen.“

Eugen riß raſch den Brief auf und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn als er las:

„Ich reiche dir meine Hand aus dem Tod herüber. Wenn ich geſiegelt habe, trinke ich den Trank des Sokrates. Ich ſterbe ruhig, ich habe den Fragſamenhändler an einer deutſchen Eiche gerichtet. Lipp kann dir Alles erzählen. Ich habe einen Mock trial gehalten, über den ſich unſere engliſirten Profeſſoren freuen können.

Jetzt wär's mir recht, wenn es einen ewigen Weltrichter gebe. Wenn ich mit morderfüllter Hand vor ihm ſtünde, müßte er mir Antwort geben, warum er dieſe Schauderwirthſchaft da unten gewähren laſſe. Und wüßte ich das, wollte ich gern ewig unter den hölliſchen Heerſchaaren leiden. Hier iſt das Notizbuch mit den Beweiſen der Schuld. Ich kann ſtenographiſch leſen. Hier auch ein Brief, der dir geſtohlen wurde. Du biſt auch verrathen. Der Baronin Hunold hab' ich geſagt wer du biſt. Rette dich und ſie. Ich ſterbe ruhig, ich habe genug gelebt. Leb wohl!

Der Hauſe Staub,
einſt genannt Bartelmä."

Das Notizbuch war dasſelbe, das Eugen bei dem Fragſamenhändler oft geſehen, der Brief war einer, den er vor mehreren Tagen von Theroſa erhalten.

Eugen eilte in das Dorf und zeigte an, daß und wo er die Leiche gefunden; dann beſtieg er raſch ein Pferd und ritt im geſtreckten Galopp nach Röthhauſen. Er konnte nicht klar werden, ob zu wünſchen wäre, daß Bartelmä noch zu retten ſei oder nicht; er eilte zu ihm.

Noch keine Stunde war Eugen geritten, da kam ein Wagen des Weges daher, die Pferde ſchienen über den Boden wegzufliegen. Bei Eugen hielt der Wagen an. Stephanie ſaß darin.

„Falkenberg!“ rief ſie. „Steigen Sie ab. Friedrich,“ gebot ſie dem Bedienten, der neben dem Kutſcher ſaß, „nimm dem Herrn das Pferd ab und reite uns nach.“

Der Wagen wurde raſch gewendet und Eugen ſah ſich wie im Traum neben Stephanie.

„Ich wollte Sie holen,“ ſagte ſie.

„Und wohin?“

„In die weite Welt. Ich ahnte es doch immer, wer Sie ſind. Erinnern Sie ſich, daß ich bei der erſten Begegnung Ihnen ſagte, ich habe Sie flüchtig am Hofe zu * * geſehen? Sie wollten doch jetzt zu mir?“

Eugen geſtand, wie dieß auch ſeine Abſicht war, daß er aber Bartelmä vor Allem aufſuchen müſſe. Stephanie äußerte ihren Unmuth über den garſtigen Selbſtmörder und ſchalt über die hochlöbliche Polizei, die den Menſchen wieder gewaltſam in's Leben zurückbringen wollte, der doch das natürliche Recht habe, ſich ſelbſt zu tödten.

„Weiß noch Jemand außer Ihnen, wer ich war?“ fragte Eugen nach ſchwerer Pauſe.

„Niemand außer Gideon, der heute gerade zugegen war. Aber werfen Sie alle Bangigkeit hinter ſich. Sie ſind ein ungewöhnlicher Menſch. Ich bewundere Sie aufrichtig. Ich kann nicht begreifen, wie Sie die Gemüthsruhe finden konnten, um ſolch ein ſtündlich in Frage geſtelltes Daſein zu ertragen; das iſt ja fürchterlich.“

„Ich habe gleiches Schickſal mit den hohen Herren, und mein Hofſtaat von Gedanken beredet mich, daß nichts zu fürchten ſei."

Stephanie ſah betroffen auf und begann dann lächelnd:

„Sie haben das intimſte Leben des Volkes mit erlebt. Es wird für Sie eine ſchöne Erinnerung ſein, dieſes Schulmeiſterthum durchgemacht zu haben, mehr als eine Campagne."

„Ich bleibe darin."

„Soll ich Sie entführen?" ſcherzte Stephanie. „Denken Sie ſich, wie eigen die Menſchen ſind, Jeder ſieht die Welt nur durch ſeine Brille; weil Gideon ein Bauernmädchen zur Frau hatte, imputirt er Ihnen, Sie hätten ein penchant zu einer Naivetät mit rothen Händen und plumpen Füßen."

Eugen biß die Lippen.

„Ich beanſpruche das Recht," fuhr Stephanie fort, „da Sie zu unſerer Sippſchaft gehören, für Ihre Rettung bedacht zu ſein."

„Ich bin Ihnen dafür dankbar, aber unter einer Bedingung."

„Unter welcher?"

„Daß Sie mir das Verſprechen geben, gegen Niemand zu verrathen, wer ich bin."

Lange ſaßen die Beiden ſtill, und wie aus dem Traum erwachte Eugen, als der Wagen raſſelnd durch das Thor in Schloß Röthhauſen einfuhr.

Fünftes Buch.

Erſtes Kapitel.

Traurigen Blickes kam Eugen aus dem Dorf auf das Schloß, er hatte die Leiche des Kameraden noch eben geſehen, als man ſie auf den Karren lud, um ſie in die Univerſitätsſtadt nach der Anatomie zu bringen; er hatte ſchon oft den Tod vor Augen geſehen, aber der Anblick des Gehenkten im Wald und des Selbſtmörders hier, das war des Gräßlichen zu viel. Dazu hatte er noch ein peinliches Verhör bei dem herbeigerufenen Amtmann über ſeine Verbindung mit dem Selbſtmörder beſtehen müſſen; man ſchien geneigt, ſeine Angabe von Auffindung des Gehenkten als eine Liſt zu betrachten, mit der er ſeine Mitthäterſchaft oder mindeſtens ſein Mitwiſſen des Verbrechens geſchickt verbergen wollte; nicht ſeinem gegebenen Ehrenwort, daß er nicht entfliehen wolle, ſondern der Bürgſchaft Deegers und zuletzt einer vom Lammwirth geſtellten namhaften Caution verdankte es Eugen, daß er nicht alsbald verhaftet wurde.

Stephanie hörte dieſe Berichte theilnahmvoll an und ſtreichelte dabei den Schatzhauſer, der ſich an ſie ſchmiegte; ſie ſeufzte ebenfalls tief, als Eugen ſich in Klagen ergoß, welch ein ſchaudervoll dunkler Wirrwar eigentlich des Menſchen Daſein ſei.

„Da man Ihrem Ehrenwort nicht traute," ſagte ſie endlich, „ſind Sie eigentlich nicht gebunden, von der Flucht abzulaſſen."

„Das iſt Ihr Ernſt nicht," entgegnete Eugen, „auch Deeger hat ſein Wort gegeben und der Lammwirth das ſeinige durch Haftgeld beſtätigt. Das Einzige, was ich immer und zunächſt wünſche, iſt, daß mein Prozeß wieder aufgenommen und ich vor ein Schwurgericht geſtellt würde."

„Um vor Krämern und Bauern eine glänzende Rede zu halten und ſich von ihnen aburtheilen zu laſſen? Nein, lieber Graf, etwas feudale Selbſtherrlichkeit wäre jetzt doch gut. Mein Oheim hat nur ausgediente Soldaten zu Knechten. Wir würden uns hier auf dem Schloß verſchanzen, kämpfen und ſiegen oder mit allen Reiſigen in freiem Abzug von dannen ziehen. Alle Poeſie iſt doch verloren. Jetzt ſollte ich eigentlich einen Verwandten, der auf dem Schloß übernachtet, polizeilich beim Herrn Schultheiß anmelden. Das iſt die volksherrliche Zeit. Ich werde die hohe Polizei avertiren, daß die Familie Schwalbe, Particüliers aus Aegypten, unter mein Dach eingezogen ſind, und daß ich den in der That hochgebornen von Storch mit Familie und hohem Gefolge erwarte." Stephanie ſchien nach kurzer Unterbrechung wieder ganz dem Zug ihrer unverwüſtlichen Laune zu folgen; offenbar ſuchte ſie aber auch mit ihren Scherzen Eugen zu erheitern, und als er ſagte, daß er dieß Beſtreben dankbar erkenne, ſah ſie ihn groß an und ſchlug dann die Augen nieder, indem ſie mit ehrlicher Offenherzigkeit geſtand:

„Sie halten mich für beſſer als ich bin, und — Sie machen mich dadurch wirklich beſſer. Von mir nun nehmen Sie ein Haftwort, und das heißt: ich verbürge mich für Ihre Freiheit. Sie haben nie eigentlich am Hof gelebt, ich aber kenne die Zuſtände genau, ich war drei Jahre Ehrendame Ihrer Majeſtät. Sollten Sie glauben, daß ich den hohen Herrſchaften zuwider war, weil ich nie etwas von ihnen zu erbitten hatte?“

„Das iſt ſeltſam.“

„Und iſt doch ſo. Anfangs war ich enfant gâté. Die ſogenannten unabhängigen Menſchen, die nichts zu erbitten haben, ſind den hohen Herrſchaften eine Zeitlang angenehm; dann aber werden ſie ihnen läſtig. Die Majeſtäten ſind gewohnt, zu begnadigen und zu beglücken. Ich habe oft geſehen, daß Menſchen, die immer etwas zu erbitten hatten, gerade die beliebteſten waren, und zwar um ſo beliebter, je weniger ſie ſolches als Verdienſt in Anſpruch nehmen konnten und die Gunſt rein als Gnade erſchien. Seine Majeſtät ſagte mir einmal geradezu, ich ſei ſtolz, weil ich noch nie etwas erbeten habe. Sie haben mir alſo gar nicht zu danken, Herr Graf, ich erwerbe mir nur die allerhöchſte Gnade, indem ich um Ihre Begnadigung bitte.

Ich reiſe noch heute zu Hof, der Fürſt muß Sie mir ſchenken und — ich ſchenke Sie Ihnen ſelbſt wieder.“

Eugen erklärte, daß er für ſich als Ausnahme keine Begnadigung annehme, und nur, wenn alle Mitverurtheilten ſeiner Kategorie gleiche Begünſtigung erhielten, wolle er ſich einſchließen laſſen.

Stephanie machte Eugen den Vorwurf, er habe einen „unerklärlichen apoſtoliſchen Märtyrerſtolz,“ wie ſie ihm ſchon einmal bei der häßlichen Geſchichte mit Leo vorgeworfen hatte; ſie behauptete, wir Deutſchen könnten ein Patent darauf nehmen, daß wir „die Spezies der ſchwermüthigen Atheiſten“ erfunden hätten, und jetzt ſpöttelte ſie darüber, daß Eugen ſich ſelbſt „zu einer Zahl, zu einem Prinzip und Begriff mache und mit ſeinem eigenen Leben humanitäre Experimente anſtelle.“ Während ſie noch hierüber hin und herſtritten, wurde Lipp gemeldet, dem Eugen einen Boten geſchickt hatte. Stephanie wünſchte, daß Lipp bei ihr eintrete, Bartelmä habe ihr nur oberflächlich berichtet, daß er einen Mock trial abgehalten, über den ſich die deutſch-engliſchen Profeſſoren freuen würden, und daß der Reichskrüppel Alles wiſſe; ſie befahl, daß Lipp eintrete.

Dieſer ſank auf die Kniee und ſtreckte ſeine eine Hand zitternd empor, als die Thür geöffnet war. Eugen befahl ihm aufzuſtehen, aber er betheuerte, nicht gehorchen zu können, bis ihm ſein Herr verziehen habe; er habe den Anmuthungen des Vigil widerſtanden, ſeinem Herrn einen Brief zu ſtehlen, und der Vigil habe ihn ſelber genommen.

„Steh auf,“ befahl Eugen nochmals, „ſag' ehrlich, haſt du gewußt, was der Vigil thun will? Hätteſt du es verhindern können?“

Lipp ſtand nicht auf und gab keine Antwort. Zornig fragte Eugen wieder: „Haſt du meine Worte nicht verſtanden? Warum redeſt du nicht?“

„Ich hab's ja geſagt und Ihr ſollet mir verzeihen. Ich hab' nicht gewußt, daß es ſo ernſt wird mit dem Brief und mit dem Doktor. O Herr! vor keinem Menſchen auf der Welt thät ich ſo daliegen, als vor Euch. Ihr habt mir nichts als Gutes gethan.“

Die Stimme Lipps wurde von Thränen erſtickt, dennoch war Eugen von einem Schauer erfaßt, der ſein ganzes Weſen wie im Fieberfroſt durchſchüttelte; er wendete ſich unwillig ab. Stephanie verſprach dem Lipp volle Verzeihung ſeines Herrn, und wenn Eugen ihn nicht mehr zu ſich nehme, könne er bei ihr in Dienſt treten.

„Das dulde ich nicht,“ ſagte Eugen ſtreng, „durch eine Schlechtigkeit darf man nicht zu einem beſſern Looſe gelangen. Sag' Lipp, warſt du ehrlich oder ſchlecht?“

Lipp gab keine Antwort und trocknete ſich die Thränen.

„Laſſen Sie doch den armen Menſchen,“ bat Stephanie, „muß er denn bekennen, daß er ſchlecht geweſen, um nachher brav ſein zu dürfen?“

„Ich bin im Unglück, ich hab' einen Fehltritt begangen, o wie ſchrecklich geht mir's,“ klagte Lipp.

„Da haben Sie's,“ rief Eugen, „das Erſte, was dieſer Menſch über ſeine ſchlechte That empfindet, iſt Mitleid mit ſich, falſche Selbſtbeſchönigung.“

Mit ſcharfeinſchneidenden Worten wendete er ſich nun an Lipp und redete ihm ſo zu Gewiſſen, daß dieſer endlich in tiefſter Zerknirſchung bekannte, er ſehe ein, was er gethan, und bäte nur, Eugen möge ihm Gelegenheit geben zu beweiſen, wie getreulich er Alles wieder gut machen wolle. Erſt jetzt reichte ihm Eugen die Hand und wehrte nicht, daß Lipp ſie an den Mund drückte.

Stephanie ſagte in franzöſiſcher Sprache, daß ſie Eugen nicht begriffe; bald ſei er voll nachgiebiger, faſt überzarter Humanität, und jetzt habe er ſich in einer Kapuzinade gefallen und ſei erſt durch ein reumüthiges Bekenntniß zufrieden geſtellt. Eugen ſuchte darzuthun, daß hierin nichts Widerſprechendes liege, und ſo leichthin es auch nur berührt wurde, dieſer Zwiſchenfall deckte doch wieder eine tiefe Kluft in der ſittlichen Weltanſchauung Eugens und Stephanie's auf.

Stephanie wollte in ihre gewohnte Scherzweiſe überlenken, aber ſie fühlte ſich offenbar beklommen und drang nun darauf, daß Lipp den Mock trial ausführlich berichte.

„Herr,“ begann Lipp, „ich hab' Euch zu ſagen vergeſſen, daß der Gerichtsaktuar und zwei Gendarmen bei uns Hausſuchung gehalten haben. Der Schloſſer Vinzenz hat die Schränke nicht aufmachen wollen, weil ſie nichts Schriftliches vom Gericht gehabt, da haben ſie die Schlöſſer mit Stemmeiſen aufgemacht; ſie haben aber nichts mitgenommen, als von Euch ein geſchriebenes Buch und ein Brieſpäckchen kreuzweis in einem blauen Band, und mir haben ſie meinen Aufruf weggenommen; ſchadet nichts, ich kann ihn auswendig.“

„Können Sie auch die Briefe auswendig?“ fragte Stephanie und ſchüttelte den Kopf ungläubig, als Eugen betheuerte, die Briefe gehörten ſeinem Tauſchmann, von dem er ihr erzählt, und er wiſſe nicht, was darin ſtände.

Nun verlangte Eugen, daß Lipp berichte, was er vom Tod des Fragſamenhändlers wiſſe.

„Vorgeſtern Abend,“ erzählte Lipp, „kommt der Bartelmä zu mir, und der Schleiferhans und des Spitzhubers Konrad und der Mäuerleswerner ſind noch bei ihm, und ſie ſagen, ſie geben dem Bartelmä das Geleit, weil er fortgeht, und ich ſoll auch mit. Ich frag', ob er denn nicht auch bei meinem Herrn Abſchied nehmen will, da ſagt er: nein, er wolle ihm ſchreiben. Wir gehen alſo nach dem Alsfelder Wald zu und da treffen wir ein ganzes Rudel Holzknechte von Alsfeld, die warten ſchon auf den Bartelmä und haben Alle ihre Aexte bei ſich, und der Bartelmä ſagt jetzt, er wolle uns einen Fuchsbau zeigen, wo man die Jungen mit der Hand fangen kann. Mir gefällt die Sach' ſchon nur halb, ich geh' aber doch mit, und es wird Nacht und der Bartelmä führt uns in die Schonung in der Hohlklinge, wo die jähen Felſen ſind, daß kein' Katz hinauf kriechen kann; da zündet der Bartelmä ein Feuer an, heißt uns Alle im Gringel herumſitzen, geht nach der Drachenhöhle und kommt wieder und ſchnauft, und hat was auf dem Buckel wie einen Sack, und er trägt es an's Feuer hin und plumpſt es auf den Boden, und da ſehen wir: es iſt der Fragſamenhändler, dem Händ' und Füß' gebunden ſind und das Maul verſtopft. Ich ſteh' auf und ſag': wenn's da was Unrechtes geben ſoll, da bin ich nicht dabei. Wie auf's Commando iſt auf Einmal ein ganzer Clubbert Alsfelder um mich herum und heben ihre Aexte und ſagen: wer davon gehen will, dem ſchlagen wir das Hirn ein. Lipp! ruft jetzt der Bartelmä, du ſollſt ſein Vertheidiger ſein, er ſoll in aller Form Rechtens gerichtet werden. Ich verſteh' noch immer nicht, was das ſein ſoll, und muß natürlich bleiben. Ich ſeh' ſchon, die Alsfelder und der Bartelmä, die haben's miteinander. Der Bartelmä nimmt dem Fragſamenhändler die Binde vom Maul und der ſitzt jetzt da wie ein Scheffel Unglück und kann nicht reden. Der Mäuerleswerner ſagt: der macht ein Geſicht, wie wenn er die Cholera erfunden hätt'. Der Bartelmä heißt Alles ſtill ſein und ſagt zum Fragſamenhändler: ſo, jetzt können Sie reden, Angeklagter. Der Fragſamenhändler ſchreit und winſelt und flucht, da läßt ihm der Bartelmä wieder das Maul verbinden, bis er ſelber geredet hat, und er ſagt uns jetzt, daß es in alten Zeiten Vehmgerichte gegeben hat und ein ſolches ſeien wir; es gäbe jetzt zwar Geſchworene, aber die ſeien nicht recht gewählt und die thäten einen Volksverräther nicht aburteln, drum müßten Wir's thun. Er berichtet nun, wie der Fragſamenhändler als Spion in der Welt herumgelaufen und wieviel Menſchen er in's Elend gebracht, und jetzt bringt er ein Buch vor und lieſt uns daraus, da ſteht

Alles verzeichnet mit einer Schrift, die er allein kennt. Jetzt läßt er den Angeklagten reden; der kann nicht läugnen, daß das Buch ſein iſt und daß er eben daran geweſen, auch den Herrn Lehrer anzugeben; aber er ſchwört alle Flüche vom Himmel herunter auf Alle, die Hand an ihn legen. Bartelmä giebt mir als Vertheidiger das Wort, und ich kann nichts ſagen als: wir haben kein Recht darüber abzuurtheilen. Was ich aber ſag' iſt nicht mehr als ein Schlag in's Waſſer. Bartelmä giebt einem Jeden einen Stock in die Hand und ſagt, bei jeder Frage, die er ſtellen wird, ſoll man ein Stück abbrechen und auf den Angeklagten werfen und dabei ausſprechen: Schuldig! wer ihn dafür hält. Bei jeder der drei Fragen knacken die Stöcke und Schuldig ſprechen Alle und werfen ein Stück auf den armen Sünder. Schauerlich, ſchauerlich iſt's geweſen! Wie er nun ganz abgeurtheilt iſt, hält der Bartelmä noch eine Rede und ſagt: „ſo müſſen die Volksfeinde gerichtet werden,“ und jetzt ſagt er: „ich thu's allein, ihr Alle habt kein Theil, ihr könnt ſchwören, daß ihr nicht Hand an ihn gelegt.“ Und jetzt ſpringt er auf den Fragſamenhändler los und ich meine, er will ihn erdroſſeln, ich wehr' ab, da ſchleudert er mich zurück, und was thut er? Er macht den armen Sünder ganz frei, bindet ihm einen Strick um den Hals und — „laß die Beine ſpielen,“ ruft er und läßt ihn ſpringen. Im Hui iſt er davon, aber kaum hat er fünf Schritte Vorrang, da jagt der Bartelmä nach und wir hören's tiefer drin im Wald knacken und keuchen und ſchreien, und nach einer Weile iſt Alles ſtill... Wie ich heimkommen bin, ich weiß es nicht, aber wenn ich tauſend Jahr' alt werde, die Nacht vergeſſe ich nie."

Die Drei ſaßen geraume Zeit ſtill, nachdem Lipp ſeine Erzählung beendet hatte; endlich ſagte Stephanie leiſe zu Eugen:

„Dieſer Bartelmä hat Sie ſehr geliebt. Sie waren, ich weiß das aus ſeinem Mund, ſein letzter Gedanke, in dem er ſich rein fühlte, und ſeine letzte gute That ſollte darin beſtehen, daß er Ihre Rettung in ſichere Hand legte. Wer noch etwas hat, das er verehren kann, iſt nicht ganz verwahrlost. Hätte dieſer Menſch der wehenden Fahne eines Zeithelden folgen können, wer weiß, ob er nicht glorreiche Thaten und einen ruhmvollen Tod errungen; unter einem zwingenden Commando hätte dieſer Menſch die ihm geſetzte Aufgabe tapfer vollführt: auf ſich allein geſtellt, verfing er ſich in dem Kampf mit ſich ſelber und kleinen Widerſachern und ging gräßlich unter. Nicht nur die Völker=, auch die einzelnen Menſchenſchickſale harren dem Helden entgegen, der Alles ſich unterordnet."

Eugen war mit dieſem letzten Satz nicht einverſtanden, aber er bekannte offen, daß die Art, wie Stephanie das humane Urtheil übte, mit der ſeinigen vollkommen übereinſtimmte; er ſelbſt liebte ja auch das Transponiren der Lebensmelodieen in andere Tonarten und auf andere Inſtrumente. Wieder wie in der erſten Zeit fühlte er ſich von Stephanie bald angezogen, bald abgeſtoßen, aber er hielt ſich mehr an das erſte, und indem er beim Abſchied ſeine Freude daran ausdrückte, erglänzte ſein Auge wie das Stephanie's.

Sie ging, um alsbald nach der Hauptſtadt abzureiſen, und er kehrte mit Lipp nach Erlenmoos zurück.

Zweites Kapitel.

Wieder in der Nacht und auf demſelben Weg, auf dem Eugen nach dem Streite mit Leo einen ſchweren Kampf mit ſich gekämpft hatte, war jetzt ein neuer und größerer zu beſtehen. Gemäß der Doppelnatur, die in ihm waltete, erſchien es ihm jetzt als frevleriſcher Uebermuth, wie er Leben und Freiheit ſtändiger Gefahr blosgeſtellt hatte und ihm war's, als erwachte er aus einem fieberiſchen Traum. Er ſchaute oft nach Lipp um, der ſich's nicht nehmen ließ, ehrerbietig hinter ihm drein zu gehen; es däuchte ihn, als hörte er vermehrte Schritte der Verfolger, die ihn faßten und in Ketten ſchmiedeten. Eine tiefe Wehmuth kam über ihn, daß er als Verbrecher gelten ſolle, während er ſein Herz ſo rein fühlte. Eine neue Verſuchung ſtellte ſich vor ſeinen Gedanken auf und ſprach in ſchmeichelnden Worten: Was iſt die Menſchheit? was iſt ein Volk? Eine Summe von vereinzelten Individuen. Jeder Menſch, haſt du geſagt, iſt die Menſchheit, und wer ſich ſelbſt rettet und erhält, rettet ſie Alle. Jede Opferung iſt Wahnwitz .... Sein Innerſtes widerſtrebte dieſer Selbſtſucht und doch konnte er ihrer nicht ganz Herr werden. Er ſtand oft ſtill, als müßte er plötzlich in die weite, freie Welt hinausrennen. Noch iſt es Zeit. Aber unwillkürlich, als triebe ihn eine geheime Gewalt, ſchritt er ſeines Weges dahin und neue Freude lebte wieder in ihm auf, je mehr er ſich dem Dorf näherte, als wäre er dort ſicher vor jedem Angriff. Mit unerſchütterlicher Zuverſicht kehrte er in das Dorf zurück, um ſein Schickſal zu erfüllen, wie es ſich auch wende. Ein Bangen konnte er immer noch nicht unterdrücken, es ſchreitet ja das Geheimniß ſeines Lebens noch mit verſchloſſener Lippe durch die Gaſſen, jeden Augenblick aber kann es ſich offenbaren. Als er an der Bachmühle vorüberkam, wo kein Licht zu ſehen war und Alles ſchlief, und die Nachtigall ungehört in die linde Nacht hineinſang, da durchbebte es ihn mit wonnigem Schauer und tief im Herzen ſprach es: möchte es mir vergönnt ſein, nie eure friedſame Ruhe zu ſtören. Wäre Lipp nicht bei ihm geweſen, dort an dem Giebel, wo die Nelkenſtöcke in langen Ranken über das Stockbrett herniederhangen, dort iſt das Kämmerlein Vittore's; vom Hügel aus oder vom Nußbaum war ſie wach zu rufen. Unwillkürlich ſang er jetzt die Worte vor ſich hin, mit denen er die Hand Vittore's gefaßt:

So lang die Welt zuſammenhält
Sind wir zuſammen in der Welt.

Als Eugen heute den Wächterruf um Mitternacht hörte, ſtellte er ſich nicht mehr in die Reihe Derer, die Alles verließen, nichts für ſich wollten und nur dem Geiſte folgten, der ihnen rief. Es wollte nicht verfangen, daß er ſich einzureden ſuchte, die neue Welt verlange nicht mehr vollkommene Opferung, es ſei gerade ihr Kennzeichen, nicht zu entſagen, ſondern zu erobern, für ſich und Andere — er mußte bekennen, daß nicht umſonſt jetzt die Genußſucht die Herrſchergewalt übt, denn Die ſie bekämpfen, ſind nur im Grade verſchieden, nicht dem Grundweſen nach ſich abſcheidende Gegenſätze. Hätte Stephanie jetzt Eugen in ſeiner demüthigen Beſcheidenheit ſehen können, ſie hätte ihn nicht mehr „apoſtoliſchen Märtyrerſtolzes“ geziehen.

Am Morgen ließ Eugen den Vigil zu ſich rufen, er mußte vor Allem Sicherheit haben, wie weit dieſer von ſeinen Verhältniſſen unterrichtet war und die Kunde davon unter die Leute gebracht hatte. Vigil ließ aber ſagen, er müſſe jetzt Dünger hinausfahren, habe keine Zeit, es werde überhaupt nicht ſo eilen; er wolle am Mittag oder am Abend kommen. Eugen wollte zu dem ſtörriſchen Menſchen in's Feld gehen, aber an der Bachmühle ſah er im Garten Vittore und die Mutter harken und pflanzen, und geſellte ſich zu ihnen. Die beiden Frauen zeigten eine Befangenheit, indem ſie nicht wie ſonſt nach der erſten Begrüßung zu leichter Geſprächigkeit ſich anſchickten; ſie erwarteten offenbar von Eugen das erſte Wort, und dieſer erzählte nun von dem Grauſen, das er bei Auffindung des Gehenkten empfunden und fragte, welchen Eindruck dieſe Geſchichte im Dorf gemacht habe. Vittore und die Mutter ſahen einander an, als wolle Jede warten, ob die Andere nicht antworten möge, endlich ſagte die Mutter achſelzuckend:

„Der Mord, den der verkommene Student begangen hat, hilft dem Dorf nichts; es wird kein Menſch dadurch frei, im Gegentheil —“

„Hab' ich nun Recht gehabt oder nicht?“ fragte Vittore hoch erröthend.

„Womit?“ entgegnete Eugen, und noch höher erglühend erklärte Vittore:

„Freilich, Ihr habt's vergeſſen. Ich hab' Euch heilig gewarnt vor dem Bartelmä und vor dem Vigil. Jetzt könnet Ihr in ſchlimme Ungelegenheiten kommen.“

Eugen beruhigte Vittore hierüber.

Der Metzger Philipp kam an den Gartenzaun und ſagte, er wolle das Kälbchen holen, das er geſtern gekauft.

„Nimm's nur allein und bring' den Strick wieder,“ rief ihm Vittore zu und blieb bei ihrer Arbeit, die Mutter aber ging mit Philipp nach dem Stall. Als nun die Beiden allein im Garten waren, ſagte Eugen raſch und leiſe:

„Vittore, es iſt mir Alles daran gelegen, daß Ihr gut von mir denket.“

„Das thu' ich auch,“ ſagte ſie und bückte ſich tief nieder, ſo daß man ihr Antlitz nicht ſehen konnte, und faſt vom Boden herauf ſagte ſie: „warum ſoll ich anders?“

„Vittore,“ fuhr Eugen mit bebender Stimme fort, „werdet nie irre an mir, was auch geſchehen möge; ich möchte um Alles in der Welt nicht die Sünde an Euch begangen haben, daß Ihr durch mich an der Güte der Menſchen verzweifelt.“

„Was habt Ihr denn gethan?“

„Es ruht ein gefährliches Geheimniß auf meinem Leben.“

„Iſt das recht? iſt das recht?“ wiederholte Vittore, und Eugen verſtand in dieſen Worten den tiefen Vorwurf, daß er ſich ihr angeſchloſſen, während ſein Leben noch ſo ſchwankend und erſchüttert war, und er ſagte:

„Denkt an mich, wie an Euren verſtorbenen Bruder Willi; laßt mich auch Euer Bruder geweſen ſein.“

Vittore konnte ein tiefes Schluchzen nicht unterdrücken und Thränen floſſen aus ihren Augen auf den Reſedenſamen, den ſie mit Erde bedeckte.

Plötzlich richtete ſie ſich ſtraff auf und ihr Antlitz leuchtete wie verklärt, indem ſie ſagte: „Jetzt weiß ich, warum heute, wie ich zum Morgenſegen die Bibel aufſchlage, der Vers mir vor den Augen ſteht: Die da mit Thränen ſäen, werden mit Geſang ernten. — Ich vertrau' auf Gottes Wort. Es wird Alles noch gut.“

Eugen ſtand erſchüttert vor dieſer Zuverſicht. Er faßte nach der Hand Vittore's, aber ſie öffnete ſie nicht; er legte ſeine Rechte auf die ihre, die die Harke feſt umſchloſſen hielt, und mit Blitzesſchnelle durchdrang ihn der Gedanke, daß zum Erſtenmal in ausgeſprochener Liebe ihre Hände ſich auf dem Werkzeug der Arbeit einigten. War das nicht wie eine von unſichtbarer Macht bereitete Weiheform für ihr eigenes Zukunftsleben?

Der Metzgerhund bellte, die Kuh im Stall brüllte jammervoll und das Kälbchen blöckte und wollte nicht vom Platz.

Die Mutter kam und neckte Vittore, die ganz verweint ausſehe, weil man das Kälbchen der Amſel an den Metzger verkauft habe. Vittore ſchüttelte den Kopf und ſchwieg. Die Mutter erzählte nun, der Metzger habe berichtet, wie er geſtern die Baronin Hunold und den Lehrer im Wagen habe raſch fahren und eifrig ſprechen geſehen.

„Der Lehrer hat ſchon lang viel an die Baronin gedacht,“ ſcherzte Vittore; „wie er krank geweſen iſt, hat er mich einmal Stephanie geheißen. Wiſſet Ihr das noch?“

Eugen betheuerte, keine Ahnung davon zu haben, und die Mutter ſah groß auf, als Vittore ohne Scheu ſagte: „Ich glaub' an Euch.“

Dieſes unbedingte Vertrauen, wo doch der Schein ſo gegen ihn ſprach, entflammte Eugen mehr als die innigſten Liebesworte.

Als ſei alle Gefahr verſchwunden, ſo freudvoll kehrte Eugen in's Dorf zurück; er freute ſich, daß es ihm nicht hatte gelingen wollen, Vittore von ſich abzulöſen und als ihm Lipp auf der Treppe entgegenrief: „Herr Lehrer, die Kartoffeln ſpringen aus der Haut, weil ſie auf Euch warten müſſen,“ mußte er laut lachen, und heute mußte Lipp mit ihm Wein trinken und Alles, was nicht aufgeſpeist ward, der alten Brigitte, ſeiner Feindin bringen; er hätte gern die ganze Welt mit Freude geſättigt und getränkt.

Mit neuen Augen las Eugen jetzt ſtundenlang in der Bibel. Von Jugend auf an katholiſches Leben gewöhnt, wurde er jetzt immer mehr gewahr, welch eine eigenthümliche Kraft dem proteſtantiſchen Volksgeiſte innewohnt: dieſe unbedingte Selbſtverantwortung, dieſe freie Einſichtnahme von den religiöſen Grundlagen bildet die Markzelle im feſten Stamm der Individualität. Auf die leeren Blätter der Bibel, dieſer erſten Familiengeſchichte der Menſchheit, verzeichnet noch nach Jahrtauſenden und in den verborgenſten Ecken der Welt der Hausvater die Geſchichte ſeiner eigenen Familie, Leben und Tod, und alles nachfolgende tauſendfältig bewegte und verſchlungene Sein ſchließt ſich an die Einfalt des Urlebens, wie es die tiefdeutige Sage und die freie Dichtung feſtgeſtellt. Dieſe Erzählungen und Sprüche ruhen unverwittert wie granitnes Urgeſtein, Baumgeſchlechter ſproſſen an ihnen auf und vergehen, der zündende Pulverblitz kann ſie ſprengen und der ſcharfe Hammer ſie zum Baue fügen; nicht neu geſchaffen, nur neu geſtaltet wird die Welt um uns her und die Welt in uns.

Der vom ſpeculativen Hochmuth ſo arg verhöhnte Rationalismus erſtand in ſeiner Berechtigung vor Eugen. Wer die wirkliche Welt neu geſtalten will, muß ſich an ihre feſtgeſetzten Bedingungen anſchließen, dem geſchichtlich Gegebenen ſeine Vernunftberechtigung zuerkennen und ſolche weiter leiten.

Zu all dieſer Betrachtung und innern Entwickelung war Eugen gedrängt, indem er über die Thatſache nachdenken mußte, welch einen feſten Halt Vittore in dem Bibelſpruche gefunden, der ſich heute zufällig ihrem Auge dargeboten hatte.

Die beſoldeten Geiſtlichen auf ihren Sonntagspreſſen haben die freien Lebenswahrheiten dieſes Buches zu einem Codex der Knechtſchaft verwandelt; ſie haben den Menſchengeiſt verunehrt, da ſie aus allem Zufälligen und zeitlich Beſchränkten, das ſich nothwendig mit in das Buch einſchloß, ewige Wahrheiten herausquälen. Eugen ließ nicht von ſeiner innerſten Ueberzeugung, die ihn jede ſogenannte übernatürliche Offenbarung verwerfen machte — der Glaube muß ſich ſelbſt als übernatürlich darſtellen, weil er das Uebernatürliche faſſen will — nur aus der Weltvergeſſenheit entrückt, mit allen Lebenden geeinter wußte ſich jetzt Eugen, und als die Abendglocke läutete, fühlte er ihren ſchöndeutigen Ruf: ein äußeres Zeichen gemahnt die Menſchen, wo ſie auch jetzt ſein mögen, ſich innerlich zu ſammeln. Das Bewußtſein der Gemeinſamkeit, daß jetzt alle Herzen ſich in ſich faſſen, erfüllte auch ihn mit einer ſtillen Andacht.

„Der Vigil iſt da,“ verkündigte Lipp, und ſich verdroſſen hin- und herwiegend trat der Angemeldete hinter ihm ein.

Drittes Kapitel.

Vigil ließ ſich auf der Bank nieder und ſchlug die Beine übereinander. So ſaß er eine Weile und ſchien die Anrede Eugens abzuwarten, der ihn aber nur ſcharf anblickte, ſo daß der Freche endlich ſelber beginnen mußte.

„Ihr habt was von mir gewollt?“ ſagte er leichthin.

„Ihr wiſſet wohl, was ich will,“ erwiderte Eugen mit zornig bebender Lippe. Vigil ſchaute auf und zwirbelte ſeinen Backenbart. Eugen hielt ihm den Brief vor und fragte, ob er eingeſtehe, daß er dieſen dem Fragſamenhändler übergeben habe.

„Wenn ich nein ſage, was dann?“ entgegnete Vigil, höhniſch den Mund verziehend und das Kinn in die Hand nehmend.

„Dann weiß ich, daß der Lügner und der Dieb nur Einen Hut aufhaben,“ erwiderte Eugen, den trotzigen Burſchen an der Schulter faſſend. Vigil ſtand auch auf, und indem er weithin ausſpie, ſagte er:

„Großen Herren, Fremden und Alten thut man das Lügen für gut halten; das iſt ein Sprüchwort, Herr Lehrer.“

Eugen ſtand tief betroffen von dieſen Worten; aus dem Munde eines verworfenen Menſchen hörte er ein Urtheil über ſein ganzes Sein und Thun, deſſen Schärfe er nicht geahnt hatte. Mußte er bei all ſeiner hingebenden Opferung ſich ſagen laſſen und eingeſtehen, daß er auf einer Lüge fuße und alles Edelſinnige damit zuſammenſtürze? Nein, nein, er war ja bereit, wenn es ihm geſtattet wäre, offen mit dem Bekenntniß ſeines Namens herauszutreten und mit gedoppelter Freude ſeinen Beruf zu erfüllen. Wußte nun dieſer Menſch um das ganze Geheimniß ſeines Lebens, und welch ein Verhalten war ihm gegenüber zu bewahren? Vielleicht weiß er noch nicht Alles, der Brief Theoroſa's nennt keinen Namen, und durch Kundgebung einer Furcht verräthſt du dich. Wenn aber dieſem Menſchen Alles offenbar iſt, muß er nicht beſchwichtigt und beſänftigt werden? Eugen fühlte ſich um und um wie gebunden, ein Spielball ruchloſer Hände. Indem er in dieſen Betrachtungen lange ſtill ſtand, ſagte Vigil ſich hinten überbeugend und mit dem linken Fuß auf dem Boden träppelnd:

„Herr Baumann, nicht wahr, das iſt ja euer Name? Herr Baumann, ich will nur frei bekennen, ja, ich hab' den Brief genommen, geſtohlen, wenn Euch das lieber iſt; der Fragſamenhändler ſelig hat mir eine Anſtellung bei der Eiſenbahn verſprochen, wenn ich ihm behülflich bin. Jetzt verklaget mich, ich leugne nicht. Könnet den Lipp zum Zeugen rufen, er kann ja mit der einen Hand noch ſchwören, ſein Zeugniß wird ja noch giltig ſein, nicht wahr? Es ſind halt böſe Zeiten jetzt, Herr Baumann, es geht knapp her und da thut eben Jedes, was zu ſeinem Fortkommen gut iſt; der eine hilſt mit in der Revolution und bricht einen geſchworenen Eid, der andere nimmt mit weniger vorlieb, es iſt alles eins, es ſorgt halt ein jedes für ſich.“

Eine perſönliche Beruhigung glaubte Eugen noch aus dieſen giftigen Worten zu ſchöpfen, Vigil ſchien nicht das Wirkliche zu wiſſen; er kannte wol nur die That, wegen deren der Ausgewanderte eine Zeit lang aus ſeinem Amt abgeſtellt war. Immerhin blieb noch mehr zu fürchten; er durfte den Vigil nicht zur offenbaren Gegnerſchaft reizen und mußte deſſen Miſſethat zu vergeſſen ſcheinen. Eugen kam ſich in dieſer Empfindung vor, als wäre er mit einem Verbrecher in denſelben Kerker eingeſperrt und müßte ſeine Zutraulichkeit dulden und alle niedrigen Auslaſſungen unerwidert anhören, nur um deſſen Grimm nicht zu reizen. Eugen erſchien ſich tief entwürdigt und zum Erſtenmal empfand er eine Freude in dem Gedanken, daß Stephanie vielleicht ſchon in dieſer Stunde alle Pein und alle Lüge von ihm abgenommen. Die Hoffnung ſtand vor ihm, ein lichtes Daſein zu beginnen und er ſagte mit gepreßter Stimme:

„Vigil, ich habe nichts mehr mit Euch zu reden.“

„Aber ich noch mit Euch, Herr Baumann. Die ganze Welt ſagt ja, Ihr ſeiet ſo gut. Das iſt recht. Ich brauch' noch zweihundert Gulden und noch ein Zeugniß vom Bachmüller, dann nimmt mich der Baron Kronauer mit nach Ungarn. Das müſſet Ihr mir zuweg bringen. Adje wohl.“

Er ging davon und Eugen ſah ihm tief traurig nach bis er ſich aufraffte. Schatzhauſer ſchlug den Weg nach der Bachmühle ein und Eugen folgte ihm. Er traf Vittore allein beim Rechnungſchreiben und heute geſtattete ſie ihm, daß er ihr helfe; die Rechnungen waren aus einem Buch auf große Blätter zu übertragen, die einen ſogenannten lithographirten Kopf hatten.

„Werdet Ihr in Eurer Oſtervacanz nicht verreiſen?“ fragte Vittore eine Näharbeit zur Hand nehmend. Eugen verneinte und während er ſchrieb, erzählte er zwiſchen hinein, wie er durch ihren gefundenen Spruch veranlaßt worden ſei, heute den ganzen Mittag in der Bibel zu leſen; er erklärte ihr ſeinen Unglauben. Vittore hörte ihn ohne aufzuſchauen an und erſt als er ſie fragte, was ſie nun von ihm denke, ſtand ſie auf, wies mit dem Finger auf ein Rechnungsblatt, deſſen vorgezeichnete Linien noch unausgefüllt waren und ſagte:

„Da drauf ſteht die Antwort.“

„Ich verſtehe Euch nicht,“ erwiderte Eugen verwundert und Vittore wiederholte halb ſchelmiſch halb ernſt:

„Ja, da drauf ſteht's: ſich an die vorgeſchriebene Religion halten heißt liniirt ſchreiben.“

Sie ſetzte ſich nach dieſen Worten wieder ruhig zu ihrer Arbeit und überließ Eugen ſeinem ſtillen Sinnen. Er konnte dieſem Vergleich keinen Widerſtand leiſten und führte jetzt nur aus, daß er ihn annehme; daß die Menſchen aber auch dahin zu bringen ſein müßten, aus freier Hand die gerade Linie des Rechten feſtzuhalten. Vittore gab keine Antwort. Jetzt trat der Bachmüller mit ſeiner Frau ein und als er den Lehrer ſchreiben ſah, ſchalt er unverhohlen Vittore, daß ſie das geſtattet.

„Die Leute werden ſich allerlei wundern!“ ſagte er brummig, „wenn ſie die Rechnungen bekommen und ein für allemal, ich will das nicht. Ich dank' Euch, Herr Lehrer, laſſet's jetzt nur gut ſein.“

Er nahm das Buch und ſchloß es in den Schrank.

Vittore biß dreimal einen Faden ab, den ſie eben einfädeln wollte und ihre Hand zitterte am Licht.

„Vater,“ ſagte ſie jetzt, „der Herr Lehrer iſt ein wahrer Ketzer und noch mehr gegen die Geiſtlichen als du.“

„So?“ ſagte der Bachmüller, „ich bin auch früher dagegen geweſen, daß man mit der Freiheit auch die Pfaffen abthun ſoll; es iſt mir zu viel auf Einmal geweſen. Aber jetzt bin ich anders. Die Geiſtlichen zeigen, daß ſie gehorſame Diener der Regierung ſind und einen Strumpf zuſammen reden, immer nur auf uns ſchimpfen und gar nie den Gewalthabern ſagen, wo Gott wohnt und wo die Gerechtigkeit daheim iſt. Herr Gott! Wenn ich an das arme Land denke, wo ſie ihren Fürſten verfluchen und wo man jeden Sonntag in der Kirche Gott dankt für ſeine Erhaltung und ihn bittet, daß er ihm weiter Leben und Geſundheit ſchenken ſoll! Wenn ich denke, daß tauſend Geiſtliche, die ſelber das nicht mögen, den Menſchen und Gott ſelber in's Geſicht hinein ſolch' eine Schandlüge ſagen, da möcht' ich oft Alles zerſchlagen."

Eugen ſuchte hierauf von dem Perſönlichen auf die Idee der religiöſen Freiheit überzulenken und als er den Bachmüller fragte ob er auch meine, daß die unſtudirten Menſchen nie reif würden um religiös frei zu ſein, ſagte der Bachmüller:

„Das iſt Profeſſorengeſchwätz. Gewiß hat's auch dazumal ſchriftgelehrte Profeſſoren gegeben, die dem Heiland geſagt haben: es iſt recht und gut was du willſt, aber das Volk, das dumme Volk kann nicht leben ohne ſeine Judengeſetze; man muß ein Wildgatter haben. Und jetzt? Es iſt doch gegangen. Und ſo kann man jetzt auch noch viel wegthun und die Menſchen werden nicht ſchlechter, ſie werden beſſer ſein."

Wie oft hatte Eugen erfahren müſſen, daß ſein Denken ſo weit abgehe von der Heerſtraße der Welt;

um ſo erquickender war die Ueberraſchung, ſolche Worte aus dem Mund eines ſchlichten Mannes zu hören.

Mit erneuerter Sehnſucht ſah Eugen einer Zukunft entgegen, die ihn mit dieſen Menſchen einigen ſollte. Er konnte ſich's nur nicht erklären warum der Bachmüller ſeine Beihülfe ſo barſch abgewieſen und überhaupt jede Zutraulichkeit ablehnte. Er wollte eben offen nach dem Grund fragen, als Lipp athemlos eintrat.

„Was giebt's?" fragte Eugen.

„Haſt wieder einen wohlriechenden Brief?" ſcherzte Vittore.

„Nein, Ihr ſollet gleich heimkommen," entgegnete Lipp mit offenbarer Scheu.

„Sag' nur grad heraus, wer mich rufen läßt," befahl Eugen.

„Ja, ich weiß es ja nicht," betheuerte Lipp, „des Pfarrers Madlenle ſoll Euch holen, Ihr ſollet gleich in's Pfarrhaus kommen."

Eugen hatte ſich ſo ruhſam in dieſem abendlichen Familienkreis niedergelaſſen und wie er jetzt durch ein Abrufen herausgeriſſen wurde und den ſtill Geeinten ſo zu ſagen die Ruhe mit fortnahm, fühlte er ſchmerzlich, wie es in erhöhtem Maße kommen könne, daß ſich an ſeinen flüchtigen Fuß die nimmer wiederkehrende Friedſamkeit dieſes Hauſes hefte.

Erſt auf der Straße erklärte Lipp: das Madlenle habe ihm berichtet, es ſei eine vornehme Dame im Pfarrhaus, die Pfarrerin habe ſie bei der Ankunft geküßt und habe ſie Tante geheißen, ſie ſei aber noch viel zu jung, ſie könne nicht die rechte Tante der

Pfarrerin ſein; ihr erſtes Wort ſei geweſen, daß ſie den Lehrer ſogleich ſprechen müſſe.

Eugen eilte nach dem Pfarrhaus. Schon vor der Thür kam ihm eine verhüllte Geſtalt entgegen und reichte ihm die Hand, es war Fräulein Theoroſa von Schüttenhelm. Sie führte den Erſtaunten nach dem Garten.

Viertes Kapitel.

„Unſer Freund in Amerika,“ begann Theoroſa, „deſſen Namen Sie tragen, hat mir die rechte Anſchauung Ihres Lebensmuthes erſchloſſen. Sie glauben mir, daß ich Alles aufgeboten, manchen härteſten Gang gethan, um mindeſtens die äußerlichſten Fährlichkeiten von Ihnen zu entfernen. Es iſt mir nicht gelungen. Es wird eine umfaſſende Amneſtie vorbereitet, der Fürſt will Sie zwar durchaus nicht mit einſchließen, es iſt aber doch noch möglich, daß er andern Sinnes wird; die ganze Anregung der Sache geſchah, wie ich verſichern kann, nur um Ihretwillen.“

Eugen erklärte die Pein, ſtets einen brennenden Boden unter den Füßen zu fühlen, und daß er noch nicht einig mit ſich ſei, wie er eine Amneſtie mit Ehren ohne Verleugnung ſeines eigentlichen Lebenszweckes annehmen dürfe. Theoroſa berichtete dagegen, wie ſie ſelber durch ihn und den Ausgewanderten in eine Revolution mit ſich gerathen ſei. Sie hatte ſtets geglaubt: die reine Humanität ließe ſich abgelöst von aller politiſchen Parteiung in's Werk ſetzen und habe nun viele

Kämpfe gehabt, da man die Bedürftigen aber politiſch Widerſpenſtigen von allem Genuß der Wohlthaten ausſchließen wollte. Eugen gewahrte, wie aus Mißmuth über die allgemeine Furcht eine zähe Hartherzigkeit der ſogenannten höheren Stände gegen das Volk aufgewachſen war. Theoroſa erklärte ihm zuletzt geradezu, daß ſie zu ihm gewallfahrtet ſei, um durch ſeine Aufklärungen die Verwirrung, in die ſie mit all ihren bisherigen Beſtrebungen gerathen ſei, ſchlichten zu laſſen. Eugen mußte ablehnend bekennen, daß er ſich zu ſolchem Beruf jetzt nicht geeignet fühle, und Theoroſa, die hier auch noch eine Verletztheit herausfühlen mochte, ſagte in ſanft demüthigem Ton:

„Es ging mir mit Ihnen, wie es einem Kind ergeht, wenn ein fernwohnender Verwandter plötzlich in's Haus kommt; dieſer fremde Menſch hat das Recht zu freundlicher Annäherung, aber das Kind begreift es nicht, wird blöde und trotzköpfig und — erlauben Sie mir auch noch zu ſagen — unliebenswürdiger als ſonſt. Verzeihen Sie lieber Erbfreund, daß ich mir nicht gleich erklären konnte, wer Sie ſind.“

Eugen mochte der kindlichen Anſchmiegung dieſer Natur nicht widerſtehen und zwang ſich auf ihren Denkkreis einzugehen, indem er ſagte:

„Unſere erſte Begegnung war nicht ſo unwirſch wie Sie ſich vorſtellen, und wäre ſie's auch, wir können darüber Herr werden.“

„Ich halte viel auf den erſten Eindruck,“ ſetzte Theoroſa fort.

„Ich auch,“ beſtätigte Eugen, „der erſte Eindruck, den uns Menſchen und Gegenſtände machen, iſt ein neuer Jugendeindruck; wir treten dem Neuen gegenüber in ſolchem Moment wieder in die Kindſchaft, und die erſten Wahrnehmungen haften unverwüſtlich. Stiege ein Menſch auch noch ſo hoch auf die Spitzen des Geiſtes, er macht ſich doch nie frei von ſeinen Jugendeindrücken. Die ſchönſte Poeſie iſt oft nichts, als ein Aufgraben des verſchütteten Pompeji im eigenen claſſiſchen das heißt hier im Jugendleben; und dieſes Jugendleben erneuert ſich im erſten Eindruck von Dingen und Perſonen.“

„Tauſend, tauſend Dank,“ rief Theoroſa, beide Hände darreichend. „Wie begegnen ſich da unſere Gedanken. Ich ſage es immer: wir zehren das ganze Leben von unſeren Jugendeindrücken; darum möchte ich gern allen jungen Seelen helle farbige Gedenkzeichen als prächtige Angebinde einlegen. Was ich jetzt einem Kind thue, macht mir weit hinaus höchſte Freude; ich ſehe die Erinnerung davon unter einem grauen Haupt wieder erwachen, wenn ich längſt im Jenſeits bin. Mir iſt das Kindesleben ſo heilig und am meiſten das Kind vor der Schule; die Wenigſten bedenken, wie da das gewaltigſte Leben treibt: da lernt ein Kind die Sprache, lernt die Gegenſtände nennen, Empfindungen ausdrücken und bilden, die ganze umgebende Natur tritt zum Erſtenmal in ſein Bewußtſein, die Bäume, Pflanzen und Thiere, der Himmel, Alles ſpiegelt ſein Bild in das helle Auge des Kindes und ſo wie es ſich ihm jetzt offenbart, ſo bleibt es für das ganze Leben, wir wiſſen es nur nicht mehr. Das Umblicken des Kindes, dieſes großaugige Aufnehmen neuer Lebenseindrücke, iſt eine Kette von morgendlichem Erwachen der Seele.“

Es ſchien das Schickſal Eugens, im Angeſicht der Lebensentſcheidung in fernabliegende Betrachtungen gezogen zu werden; er fand darin neue Befreiung und folgte willig Theoroſa in ihren Denkkreis, indem er ſie zugleich bei ihren pädagogiſchen Beſtrebungen vor Verzärtelungen warnte.

Theoroſa kam andern Morgens und erbat ſich im Auftrag des Ausgewanderten das mit einem blauen Band zuſammengebundene Briefpacket. Um die gewiß polizeifürchtige Seele nicht zu erſchrecken, ſagte Eugen, daß er die Briefe ſpäter einhändigen wolle. Theoroſa ließ ſich leicht beruhigen, denn ſie begrüßte jetzt die einzeln ankommenden Schulkinder und lehrte die Mädchen ſogleich ihre Halstücher und Schürzen bequemer und zierlicher knüpfen. In ihrem knappen naturellfarbenen Seidenkleid und in freier Bewegung erſchien Theoroſa jetzt anmuthiger als beim erſten Anblick im Winter. Sie ſtand in dem Alter, wo man die „neunundzwanzig Jahre“ noch mit Fug feſthalten kann und ihre feinen Züge hoben ſich vortheilhaft hervor aus dem Rahmen des ſchwarzen Schleiers, den ſie beſtändig um das Kinn gebunden trug.

Kaum zwei Tage war Theoroſa im Dorf, als ſie bereits eine Schaar kleiner Kinder um ſich geſammelt hatte, mit denen ſie bei der jungen Linde ſpielte und die ſie allerlei Liederchen lehrte. Anfangs lachten und ſpotteten Viele darüber, der nachhaltige Ernſt der Kinderfreundin beſiegte jedoch bald alle Widerſacher und

„Baſe Theo" war bald eine beliebte Figur des Dorfes. Eugen fand hierdurch erwünſchte Gelegenheit, einen lang gehegten Plan auszuführen; er wollte den erſten Eintritt der ſchulpflichtigen Kinder in den Unterricht zu einem familienhaften Schulfeſt geſtalten, an dem die Eltern vor Allem Antheil nehmen ſollten. Theoroſa war vollkommen geeignet zur Anordnung dieſes Feſtes und gern überließ ihr Eugen das Ganze.

Seit Menſchengedenken, behaupteten die älteſten Erlenmooſer, gab es nie ein ſchöneres Maienfeſt als das heurige. Die Muſik zog voran und als Eugen am Sonntag nach der Mittagskirche mit ſeinen Schulkindern hinauszog auf den Raſenplatz, wo Theoroſa ihn mit den Kleinen erwartete und ihn im Triumph einholte, ſtieg tief aus ſeiner Seele mitten in aller Luſt der traurige Gedanke: wie gräßlich es in die Herzen der Kinder ſchneiden müßte, wenn er nun plötzlich aus ihrer Mitte wie ein Verbrecher herausgeriſſen würde; aber er kam ſich wieder vor, als hätte er ſich an den heiligſten Altar der Menſchheit geflüchtet, wo ihn die Hand der rohen Gewalt nicht verfolgen und faſſen durfte.

Jung und Alt war voll Fröhlichkeit. Eine große Schaar von Frauen umringte die Bachmüllerin, die zu dieſem Feſt ihr Haus verlaſſen hatte, ſie, die ſonſt nie bei einer Luſtbarkeit geſehen wurde. Jedes neu ſchulpflichtige Kind wurde auf Anordnung Theoroſa's von Eltern und Geſchwiſtern dem Lehrer einzeln zugeführt und Alles horchte auf, wenn der Vater auf allgemeines Bedrängen einige Worte ſprechen mußte.

Der Schloſſer Vinzenz ſtand immer neben Eugen an der jungen Linde, er trug ſein kleines Kind auf dem Arm und ſagte weinend: „Nicht wahr, Herr Lehrer, mein Dagobert war doch der beſte? Wenn nur mein Dagobert das erlebt hätte!“

Eugen ſuchte ſo viel er vermochte den Mann zu tröſten, der allein mitten in der Freude ſeine Trauer nicht verwinden und doch vom Feſtplatz nicht wegbleiben konnte. Er verließ die erhöhte Stelle erſt, als er Eugen geſagt hatte: „Machet rechtſchaffene ſtämmige Republikaner aus den Kindern.“

Auch an Scherz fehlte es nicht. Der Bachmüller brachte den Sanscülotten und verlangte für ihn öffentliche Strafe, weil er wieder geraucht habe. Eugen verband dem unbändigen Burſchen ſchnell den Mund mit einem Tuch, ſtellte ihn auf die Erhöhung und verkündigte ſeine Strafe. Allgemeines Jauchzen entſtand. Erſt als der Sanscülotte einwilligte, das was ihm vorgeſagt würde, nachzuſprechen und zu halten, wurde er ſeiner Feſſel befreit; er gelobte nun vor Allen, bevor ſein achtzehnter Geburtstag vorüber ſei, nicht mehr zu rauchen. Es fehlte nicht an derben Scherzen zu dieſem Zwiſchenſpiel. Eugen wollte indeß die höhere Feſtesſtimmung bewahren und hielt nun eine Anrede an die Eltern, ſich der Schule und derer, die der Botmäßigkeit des Lehrers entwachſen ſind, anzunehmen. Er ſchlug einen Ausſchuß unter dem Namen „Schulfreunde“ vor, der in lebendiger Verbindung mit der ſchulpflichtigen und der halbwüchſigen Jugend bliebe.

Der Schloſſer Vinzenz ſprach mit Wärme und großer Gewandtheit gegen dieſe Einrichtung und ſetzte einerſeits auseinander, daß eine halbe Betheiligung an der Schule nichts ſei, man müſſe warten, bis man ſie ganz in der Hand habe; andererſeits hielt er das Bevormunden der halbwüchſigen Burſchen für Unfreiheit. Hier ſeien nur die Eltern berechtigt.

Nachdem Eugen hierauf geantwortet, wurde ſein Vorſchlag mit allgemeinem Zuruf angenommen und ſelbſt Vinzenz unter die Schulfreunde gewählt.

Dieſes dauernde Ergebniß, das nun unter den Einzelnen weiter berathen und beſprochen wurde, erhöhte noch die freudvolle Stimmung, die ſich in Geſang und Tanz bis in den Abend kundgab.

Als Eugen Theoroſa nach dem Pfarrhaus geleitete, ſagte ſie ihm, ſeine Ausdeutung ihres Thuns ſei ihr der beſte Dank, denn er hatte ihr geſagt:

„Ich habe heute unſeres Freundes in Amerika und ſeiner hohen Miſſion gedenken müſſen. Die Welt iſt ſo verkehrt, daß Tauſende es kindiſch und eines Mannes unwürdig finden, der Anführer eines ſolchen Feſtes zu ſein; mit bewaffneten Soldaten aber hinausziehen und ſie allerlei Schwenkungen machen laſſen, das wird von bärtigen und ewig bartloſen Lippen als männlich, ja ſogar als heldenhaft geprieſen. Könnten wir nur auch die Zukunft erleben, wo freie Menſchen ſich zu ſchöner Feſtordnung zuſammenſchaaren ...“

Fünftes Kapitel.

In ſeinem Kriegsleben hatte Eugen oft geſehen, wie die Offiziere einander bei Anordnung der Schlacht beobachteten; da galt es unerſchütterten Gleichmuth zu zeigen, und wenn das feindliche Geſchütz ſpielte und die Kugeln praſſelnd herniederfielen, beachtete man auch, wer raſcher aus ſeiner Cigarre dampfe, wer ſie wegwerfe oder unbeirrt ſich eine neue anſtecke.

Eugen war jetzt von Niemand beachtet, er ſtand jeden Augenblick einer feindlichen Kugel ausgeſetzt, aber er bewahrte ſeinen Gleichmuth in unbeirrter Erfüllung ſeines Berufes. Eine Friedſamkeit durchſtrömte ſein Weſen in dem Gedanken: Es gilt die Lebenspflicht zu erfüllen als ob man ewig lebe und wiederum als ob man ſtündlich ſterbe; noch in der letzten Stunde gilt es die Ausbreitung der ganzen Vollkraft.

So ſtand Eugen unter ſeinen Schülern, als wäre er ein Menſch, befreit von jeder Bangigkeit und jeder Drohniß.

Der Feſtklang hallte noch im Gemüth der Kinder nach; ſie ſchienen ſich ſchwer in die ernſte Arbeitspflicht finden zu können; denn es hat immer etwas Mißliches, einen Abſchnitt oder einen Beginn der Thätigkeit in lauter Feier zu begehen. Eugen ließ nun gleichſam die nächſten Erinnerungsreſte von der Maifeier auskoſten, indem er den Kindern einige geſtern vernommene Volkslieder einübte, die dem jugendlichen Sinn entſproſſen waren oder ſich ihm aneigneten. Nach dieſer

Ueberleitung ging die nothwendige Arbeit beſſer von ſtatten. Die Erwachſenen wurden zur Selbſtbeſchäftigung angehalten, denn die ganze Aufmerkſamkeit blieb heute den Neueingetretenen gewidmet, die Eugen nicht in abgeſonderter Bank, ſondern zu ihren Geſchwiſtern, oder wo dieſe nicht zugegen waren, zu Hausnachbarn oder ſelbſtgewählten Befreundeten hatte ſitzen laſſen. Jetzt ließ er ſie heraustreten und fand im Einzelgeſpräche Alle blöde und zaghaft; nur den liebreichſten Worten gelang es nach und nach, die Blödigkeit aufzuthauen. Es ließ ſich nicht entſcheiden, was wohlgethaner ſei: dieſe Kleinen vorerſt wenig zu beſchäftigen und ſie noch die Freiheit genießen zu laſſen, oder ihnen alsbald die ernſte Aufgabe vor das Gemüth zu führen. Zunächſt ließ Eugen jedes einzelne Kind von einem ſeiner Geſchwiſter oder Befreundeten unterrichten.

Wie jetzt in dieſen Tagen immer bei offenen Fenſtern Schule gehalten wurde und ein freier Athem des Feldlebens hereindrang, ſo ſchien auch in Lehrer und Schülern eine unruhige Sehnſucht nach dem Treiben im Freien zu walten. Die Sommerſchule, die nur zwei Stunden des Tages in Anſpruch nahm, diente weſentlich nur dazu, um keine völlige Unterbrechung des Lehrgangs eintreten zu laſſen.

Die Schulfreunde, die bei dem Maifeſt gewählt worden waren, ſchienen ihre Thätigkeit kaum beginnen und nur läſſig treiben zu wollen; man ſchien dies als eine jener Einrichtungen zu betrachten, die man wohl anordnet, deren Ausführung aber im Schlendrian wieder einſchlafen ſoll. Eugen gewahrte auch hier die überall ſich aufdrängende Erfahrung, daß der Beamtenſtaat das Volk daran gewöhnt hat, der freien Erfaſſung ſeiner eigenen Angelegenheiten ſich zu entziehen; aber er ließ nicht ab von dem aus eigener Erkenntniß wie von den einſichtigſten Pädagogen Geheiſchten. Gerade jetzt in ſeiner perſönlichen Gefährdung war Eugen um ſo eifriger, als gälte es die Garben einzuthun im Angeſicht des drohenden Gewitters. Er ging mahnend von Haus zu Haus und wußte Alles zu erregen, und was ſeinen Mahnungen nicht gelang, vollbrachte die Drohung, daß er die Namen der Säumigen an die Schulthüre anhefte und der öffentlichen Schande preisgebe. So brachte er es dahin, vorerſt mindeſtens ſonntäglich die Erwählten zu verſammeln und eine lebendige Beziehung der Eltern zu der Schule, ſo wie eine Einheit der häuslichen und Schulerziehung ins Werk zu ſetzen. Die Art, wie Eugen die Einrichtung aufrecht erhielt und durchführte, erwarb ihm den Namen eines Strengen, wie er in manchen Scherzreden erfuhr. Er nahm dies unbeſtritten hin, denn er ſah die Menſchen jetzt willfähriger. Eine Erfahrung, die nicht ſo leicht am Wege liegt, drängte ſich ihm auf: was der Sanftmuth nicht gelingt, das vollführt die unnachſichtliche Strenge; die bewältigende Energie, die Stärke, macht die Herzen zur Liebe geneigt.

Hatte die Kirchbäuerin recht gehabt, da ſie ihn einſt davor warnte, grobe Säcke mit Seide zu nähen?

Am Tage vor der Schulconferenz erhielt Eugen eine Vorladung zu Amt. Er gab Lipp den Auftrag, wenn heute ein Brief eintreffe, mit demſelben zu ihm zu kommen. Er hatte nun noch ein ausführliches Verhör zu beſtehen über ſein Verhältniß zu Bartelmä. Nachdem er eingeſtanden, daß er denſelben in ſeiner wahren Perſon gekannt, wurde ihm verkündet, daß das Straferkenntniß über die Nichtangeberſchaft ſpäter erfolgen werde, worauf die Acten geſchloſſen wurden. Er erhielt die weggenommenen Briefe und Kaidls Straßenſpiegel wieder, den er ſogleich verbrannte. Aus der ganzen läſſigen Art, wie die Unterſuchung dieſer Gewaltthat geführt wurde, war erſichtlich, daß man nach höherer Ordre jedes Aufſehen zu vermeiden ſuchte.

Die Schulconferenz, die Tags darauf ſtattfand, war weſentlich nur eine Abſchiedsfeier des Inſpectors, voll ſalbungsvoller Huldigungen und frommer Wünſche herauf und herab. Der Inſpector war, wie Deeger prophezeit hatte, zum Seminardirector ernannt worden. Schnörkel ſtrahlte heute in beſonderem Glanz, er hatte die Dankadreſſe, die mit dem Pokal dem Scheidenden überreicht wurde, in ſchöner Fraktur geſchrieben und vergaß nicht den Bewundernden zu zeigen, daß er in Form einer Verzierung die Worte angebracht hatte: Sigmund Lutz scripsit; nebenbei erluſtigte er ſich, den Bruder Weiland zu necken, der ſich um die Stelle eines Zuchthausinſpectors beworben hatte, die einem alten Feldwebel übertragen ward. Je öfter nun Eugen mit ſeinen Berufsgenoſſen in freiem Geſpräch zuſammentraf, um ſo mehr bemerkte er bei allem Tüchtigen in den Meiſten jene Eigenthümlichkeit, die der Sprachgebrauch nur oberflächlich das Schulſchmäcklein nennt, das aber in einem eigenen Paßgang des Denkens, in einer gewiſſen zerfließenden Breite bei der Begriffsbildung und wieder in hochgeſtelzten Ausführungen beſtand, wobei man ſich nicht ſcheute, abgetragene Redensarten wie ein neues Gewand ſeinen Gedanken umzulegen. Als Eugen ſolches gegen Deeger äußerte, wies dieſer wiederholt auf die Verkrüppelung in allen unſern Zuſtänden hin, wo man von Jugend auf für einen Beruf zubereitet, inmitten deſſelben nie mehr zu freier Lebensbewegung gelangt. Er prophezeite Eugen, daß er ohne die Einſeitigkeit ſeines Berufes nie zu der bräuchlichen Fertigkeit in demſelben gelangen werde. Deeger, Eugen und Göritz hatten ſich wieder bei Tiſche zu einander geſellt; Deeger war in ſich gekehrt und ſtill, Göritz aber in voller Aufregung, ſo daß er bei jedem Trinkſpruch, der ausgebracht wurde, die Lippen ſchärfte, bald aufſtand, bald ſich niederſetzte und an dem Zwiegeſpräch in einer Weiſe Theil nahm, daß man wohl ſah, er ſprach ſich im Innern Worte vor, die er bald laut verkünden werde. Deeger hatte dieß zuerſt bemerkt und warnte ihn vor Uebereilung, indem er lächelnd hinzuſetzte:

„Man muß nicht an jedem Zopf anfaſſen, es geht mancher von ſelbſt aus,“ worauf Eugen verſetzte:

„Wenn der galliſche Hahn wieder kräht, werden dieſe Lobhudelnden hier ihren Herrn und Meiſter verleugnen.“

Auf dieſes Wort hin ſchnellte Göritz raſch empor, ſchlug auf den Tiſch und bat um's Wort. Mit bewegter Stimme ſagte er dann, daß mindeſtens die Hälfte der hier Anweſenden einſt zu Füßen eines Mannes geſeſſen, dem ſie ihr Beſtes verdanken, der rechtſchaffen und freiſinnig in der umfaſſendſten Bedeutung des Wortes gelebt und gewirkt habe; er weiche jetzt aus ſeinem Amt auf ein einſames Dorf als Pfarrer; nur ein ſchwacher Ausdruck des Dankes ſei es, wenn man ihm aus dieſer Verſammlung ein dreimaliges Hoch nachrufe, das Jeder gewiß in ſich ſpreche.

Der Inſpector ſtand zuerſt auf und rief wohlweislich ein Hoch auf den abgeſtellten Seminardirector und Alles ſtimmte mit ein. Dennoch war hierdurch ein Felsblock in den Strom der Geſellſchaft geworfen, über den die Zwiegeſpräche plötzlich wie ein wildrauſchender Bach rollten. Einige kamen zu Göritz und ſchalten ihn über Herbeiziehung des Ungehörigen, Andere ſtimmten ihm mit leiſen Worten und Winken bei.

Schnörkel rief: „Maul wie Salat ſagt der Eſel, wenn er auf's Eis geht und ein Bein bricht.“

Deeger aber drückte ſeine Zufriedenheit aus, indem er ſagte, Göritz habe es gelinder gemacht als er gefürchtet hatte.

Wieder auf dem Heimweg geleitete Deeger unſern Freund und ward ihm zu hohem Troſt. Als Eugen in Klagen ausbrach, daß er ſich zu paſſivem Warten und Dulden verurtheilt ſehe, wies ihn Deeger darauf hin, daß hierin oft mehr Kraft liege als in ſtreitbarem Umſichhauen.

Schwerer ward es aber, die inneren Zweifel Eugens zu beſchwichtigen. Bei einer wieder eintretenden Verfolgung ſchrieben die Thatſachen den Weg vor. Es fragte ſich jetzt nur, ob er nicht die innerſte Kraft ſeines Strebens anbrüchig mache, wenn er Amneſtie annehme;

die Flucht aus dem Vaterland, ſonſt für ihn härter als der Tod, erſcheine jetzt oft minder erſchreckend und er würde ſie vielleicht ergreifen, wenn er ſich nicht mit ſeinem innerſten Leben an Vittore gebunden fühlte.

Deeger ließ Eugen die volle Schwere ſeines innern Kampfes darlegen; er verrieth durch kein Zeichen, keine Miene ſeine Anſchauung, da Eugen auseinanderſetzte, wie aus dem Vaterland auswandern ſich ihm verloren geben heißt, ſich begnadigen laſſen, heißt ſich dem Vaterlande und ſich ſelbſt verloren geben. Durch Annahme der Amneſtie vernichte er all ſein künftiges Thun im Voraus und brandmarke es mit dem Makel des Undanks. In wildem Streit mit ſich rief er:

„Die Lebensluſt in mir, die Liebe zu Vittore und die Pflicht gegen ſie, iſt darin nicht noch immer heuchleriſche Selbſtbeſchönigung? Iſt es aber nicht falſche Opferſucht, den Untergang der Rettung vorzuziehen? Leben aber nicht alle nicht verurtheilten Rechtsliebenden gleich mir in ſtillſchweigender Lüge? Und durch meine Rettung können viele Menſchen aus ihrer Qual erlöst werden.... Ach, es kann Niemand vollauf rein durch dieſe Welt gehen." So ſchloß Eugen und jetzt fühlte er, daß der ſchärfſte Dorn in der Martyrkrone nicht die erduldete Schmach vor den Augen der Welt, ſondern das Bewußtſein der befleckten innern Ehre iſt. Nur auf das Bedrängen Eugens antwortete Deeger endlich:

„Es giebt Entſchlüſſe, die ſo ganz der eigenen Perſönlichkeit angehören, daß kein Zweiter, und trüge er auch die Seele des Andern mit der beſten Liebe in ſich, darüber ſprechen, geſchweige entſcheiden darf."

„So verſetze dich in meine Lage und frage wie du handeln würdeſt.“

„Das iſt nicht möglich. Der Urboden deiner Lebenswandlung iſt, je nach der Anſchauung, ein abenteuerlicher, excentriſcher, oder die Bethätigung eines hochſittlichen Entſchluſſes. Die Art, wie du die Conſequenzen auf dich nimmſt, giebt den Endbeſcheid.“

„Ich konnte eine That begehen, die im Widerſpruch mit der ganzen Welt ſteht, ich frage nun auch nicht ängſtlich nach ſchielenden Blicken und Naſerümpfen.“

„Gut, der Kampf iſt alſo nur in dir. Die Philiſter, die gaffend und paſſend am Weg ſtehen und die Hände in die Taſchen halten, damit ihnen nichts abhanden komme, rufen dem ſtaubbedeckten Kämpfer zu: er ſolle ſterben für ſeine Ehre, groß, tragiſch untergehen; ſie halten ſich dabei für hoch ideal. Du haſt aber an eben dieſer Stelle mir einmal geſagt: Der Muth feig zu erſcheinen iſt oft der höchſte. Halte das feſt. Jetzt ſage ich: du kannſt und mußt die Amneſtie annehmen, ſie wird dir zur Ehre, aber nur unter einer Bedingung.“

„Und die iſt?“

„Daß du ausharrſt in deinem Berufe, in deiner ganzen Stellung und nicht einen perſönlichen Freibrief zum Wohlleben damit erringſt. Ich weiß, und du wirſt es erfahren, die Welt ſieht an dem vollendetſten Kunſtwerke immer nur den Makel, die Verletzung, die es erfahren; jeder drückt zuerſt ſein Bedauern darüber aus und dünkt ſich damit als klug zu erweiſen, ſtatt ſich des Erhabenen in ſich Vollendeten zu erfreuen. Du mußt die Schmerzen dieſer Zeit über dich nehmen. Du wirſt dich an meine Mahnung in Röthhauſen erinnern. Ich ſehe über ſolchen Flecken hinweg wie über einen zeitlichen Aberglauben, der den beſten Geiſtern anhaftet. Kannſt du ausharren, ſo biſt du gerechtfertigt vor Gott, vor dem ewigen Geiſte, wenn auch nicht vor dem zeitlichen der Menſchen, die immerdar einen Vertreter des unabänderlichen Gedankens an das dürre Kreuz ihrer fertig gezimmerten Begriffe ſchlagen."

Aus den Worten Deegers ſprach eine ſo ungewohnte Begeiſterung, daß es in der That ſchien, als habe er ſich in das Weſen des Freundes verwandelt. Er faßte die Hand des Freundes und hielt ſie ſtille feſt im Weiterſchreiten und das Wonnegefühl der Freundſchaft erfüllte die Seele zweier Menſchen, die ſich ſo warm und treu hielten wie die leiblichen Hände einander faßten.

So eins geworden waren die beiden Freunde, daß Deeger wußte, der Freund gedenke jetzt der Geliebten und er ſagte:

„Du könnteſt Alles Vittore vorlegen und ich bin gewiß, ſie würde entſcheiden wie ich."

„Ich glaube an dich, ſage ich mit ihrem Wort," rief Eugen; ſein Herz war ſo voll, daß er nichts weiter hervorbringen konnte. Er ließ nicht ab, bis Deeger ihm willfahrte und ihn wieder nach Erlenmoos begleitete; es konnte ein Brief von Stephanie oder ſie ſelbſt angekommen ſein. Bei der Nennung dieſes Namens empfand Eugen ein unruhiges Bangen, er fühlte, daß er von dieſer Seite noch manchen Kampf zu beſtehen hatte.

Sechſtes Kapitel.

Schatzhauſer ſprang ſeinem Herrn entgegen, Lipp war nicht zu Haus, die alte Brigitte, die ſich Lipp als Beihelferin verſöhnt hatte, überreichte die Schlüſſel zugleich mit einem eben angekommenen Brief und ſagte, Lipp ſei nach dem Wald um Pfingſtmaien zu holen.

Haſtig erbrach Eugen den Brief, er war in großen Federſtrichen geſchrieben, ohne Anrede und Unterſchrift und enthielt die Worte:

„Ich bin dem Fürſten hieher in's Bad nachgereiſt. Noch in dieſer Woche leſen Sie in den Zeitungen die Abſolution. Eine Quadrupel-Allianz von Gründen hat das große Werk zu Stande gebracht. Das Miniſterium hatte bereits die Sache im Staatsintereſſe beantragt, Sie ſtanden mit auf der Liſte, der Fürſt aber wollte Sie ausſchließen und nun hörte ich perſönlich das Gegentheil, daß man die Andern nur um Ihretwillen — ich mag das abſcheuliche Wort nicht. Die Sache wollte eben wieder einſchlafen, als ich ſie durch eine Intrigue weckte. Ich ließ in die demokratiſche Zeitung des Nachbarſtaates — geſegnet ſei die Nichteinheit Deutſchlands — das Gerücht ſetzen, der Schellenkönig habe dem Fürſten verboten, Amneſtie zu ertheilen. Mein Vetter, der Kammerherr * *, der Sie auch kennt, mußte das dem Fürſten unterbreiten und nun ſtach der Souveränitätshafer, es wurde geſchrieben, geſiegelt und geſandelt. Mein alter Oheim Hannibal, der Geſandter in London war, gab einſt die beſte Antwort auf die

Frage: Was iſt Diplomatie? Man geht im Regen über die Straße und hat ſeinen Schirm aufgeſpannt, da kommt ein Freund und hängt ſich an die Seite, nun wird man mit ihm naß. Wie hilft man ſich? Man läßt noch einen zweiten Freund an der andern Seite untertreten und nun hält man den Schirm in der Mitte und geht trocken. Das iſt Diplomatie. — Die Geſellſchaft iſt äußerſt ägrirt, ſtrenge Mittel die beliebteſten. Geſtrenge Herrn regieren nicht lang, wird Ihr weiſer Volksmund ſagen? Ja, aber ſie regieren doch. Die Welt iſt eine mélange von Egoismus und Dummheit, von Furcht und Scharfſinn. À propos! Die abſcheuliche Hyperkultur des glace mundet mir hier wie einem Urwäldler. Sie werden mit der Reichstante Theoroſa viel geiſtige Charpie zupfen. Converſirt ſie immer noch gern in goldſchnittigen Stammbuchgedanken? Denkt an ein Epigramm von Goethe. — Die ſüße niedliche Theoroſa hat immer einen Taſchenſpiegel für alle ihre Sentiments bei der Hand, Sie haben auch ſo was, zerſchlagen Sie's bis ich wieder komme.

Ich ſagte, daß noch ein vierter Grund zur Abſolution mitgewirkt habe; den kann ich Ihnen nur mündlich mittheilen. Ich bleibe noch einige Zeit hier. Mein faible für das Volksleben bringt mich hier in viel Diskuſſionen. Wenn nur unſere Bauern noch etwas Primitives hätten! Als ich in Italien einen Mann mit einem räderloſen Pflug ackern ſah — es war ein Bild aus einem antiken Fries heraus geſprungen. Da verſtand ich die Geſchichte des Cincinnatus. Von der höchſten Bildung kann man wieder zu der einfachſten primitiven Thätigkeit zurückkehren. Was iſt aber jetzt die Landwirthſchaft? Mechanik und Chemie im freien Feld. Da fehlt alle Poeſie und bleibt nichts als der halbgebleichte Zwillichkittel des Proteſtantismus. Ich vertheidige alſo hier etwas, das eigentlich nicht mehr wahr in mir iſt. Da wird man um ſo hartnäckiger. Ich glaube, Sie ſind mit Ihrer Marotte, quand même ein gemeinnütziger Menſch ſein zu wollen, in derſelben Situation. Sagte ich Ihnen nicht ſchon nach Ihrem apoſtoliſchen Anflug in Röthhauſen, die Conſequenz macht uns zu Heuchlern vor uns ſelbſt? . . . Doch darüber mündlich. Vom Kurhaus herüber höre ich eben die Bademuſik die Symphonie pastorale von Beethoven ſpielen. Sagen Sie's Niemand, daß ich dieſe muſikaliſche Naturnachahmung für gemalte Statuen halte. Ich haſſe das Briefſchreiben. Haben Sie ſchon je in einem Gaſthof praktikable Tinte und Feder gefunden? Habe ich keinen orthographiſchen Fehler gemacht, Herr Lehrer? Mein alter Schulmeiſter hat mich gelehrt: wo du nicht weißt, welch' ein Unterſcheidungszeichen du ſetzen ſollſt, mach' immer ein Punktum. Lehren Sie das auch Ihre Kinder. Es iſt zu vielen Dingen gut. Adieu."

Das war der Brief Stephanie's und als ihn Deeger geleſen, ſchüttelte er beide Hände des Freundes in mächtiger Freude. Eugen wäre gern ſogleich zu Vittore geeilt, um ihr Alles zu verkünden, aber Deeger widerſetzte ſich dieſem und behauptete, das unwirſche Gebahren des Bachmüllers habe darin ſeinen Grund, daß Eugen, ohne ſeiner Einwilligung gewiß zu ſein, ſich Vittore genähert habe. Selbſt als Eugen klagte, daß er die Pein, die in dieſer Art ſeiner Befreiung liege, nur überwinde, wenn er ſich ganz in die Liebe Vittore's verſenke, widerſprach Deeger gerade aus dieſem Grund indem er noch hinzuſetzte:

„Du weißt den vierten geheimen Artikel noch nicht. Du darfſt keinen Schritt weiter gehen, bis du die Baronin geſprochen. Wie mir eben jetzt erſt auffällt, haſt du ja gar nicht um Amneſtie nachgeſucht; da wäre es ja komiſch, ſie abzulehnen. Freue dich nur vollauf.“

Es giebt Ausſprüche des einfachen Verſtandes, die ſo überraſchend wirken, als ob man plötzlich eine Wand durchbreche und freien Ausblick und Ausgang gewährte, wo der in ſich befangene Sinn verzweifelnd ſich eingemauert fühlte. So war es jetzt den Freunden, da ſie ſich die gegebenen Verhältniſſe klar vor Augen ſtellten, und Deeger beſonders machte ſeiner Heiterkeit dadurch Luft, daß er über ſich ſelbſt ſpottete, weil er das Einfache nicht geſehen hatte.

Als ſich Deeger jetzt auf den Heimweg machte, geleitete ihn Eugen; er konnte nicht in Ruhe ſich ſeines befreiten Daſeins freuen und mußte einen Menſchen haben, mit dem er Alles ausſprach. Er ſagte ſelbſt, er ſei wie ein von ſchwerem Krankenlager Auferſtandener, der ſich des Lebens freue, nicht gedenkend der ſchweren Bürden, die es auch wieder auferlege und daß eigentlich nichts Neues errungen ſei.

Deeger lenkte wiederholt das Geſpräch auf Stephanie. Er ſchien gerechter gegen ſie zu ſein und warf Eugen vor, daß ſeine Anſichten von der Kernfäule und Gipfeldürre am Baume der höheren Cultur übertrieben ſeien; und wären ſie auch wahr, ſo beurtheile er Stephanie zu hart und laſſe es ſie entgelten, daß er ſich von den Widrigkeiten der ſpieleriſchen Ueberbildung angeekelt fühle. Deeger warnte wiederholt vor einer Ueberſchätzung der Naivetät, und ohne den Namen Vittore's zu nennen, gab er doch zu verſtehen, daß es eine Uebertragung der eigenſten Empfindungen auf Andere gebe, die zu gräßlichen Enttäuſchungen führe.

Eugen hatte gewünſcht, daß der Freund in das innerſte perſönliche Leben mit ihm eintrete; jetzt fühlte er, daß dies ſelbſt der höchſten Freundſchaft nicht möglich iſt. Es giebt eine innerliche Entzündung, die kein Zweiter nachfühlen kann und Deeger in ſeiner Abgeſchloſſenheit ſchien am allerwenigſten dazu geeignet.

Hier iſt die Grenzmarke der Freundſchaft, und nur die Liebe, das einsgewordene Sein, vermag im Andern zu leben als wäre es das eigene klopfende Herz.

Ohne Widerſtreit wenn auch im vollen Gefühl des dennoch getrennten Seins verließ Eugen den Freund und ſchweifte noch die ganze Nacht in Feld und Wald umher, ſo ſtill, ſo in ſich begnügt, wie die Natur um ihn her.

Was denkt und träumt ſich nicht Alles in verſchwiegener ſternglitzernder Nacht! Die ſeligſte Empfindung aber bleibt jenes ſelbſtvergeſſene Hinwandeln, wo es iſt als ob nicht mehr ein Wille den Fuß heben mache und tauſend halbverſchleierte Gedanken die Seele umrauſchen und das reine Gefühl des Daſeins das ganze

Weſen erfüllt. Kein Blatt regt ſich im Wald und ſtill ſteht Alles und ſaugt den thauigen Athem der Nacht.

Ein einſam nächtiger Gang im Wald hat bei aller Vertrautheit mit der Natur doch immer etwas eigenthümlich Banges, es iſt als ob das tief bewegte Menſchenleben ſich hier im Widerſpruch fände mit dem ſtillen unbelauſchten Walten in der Natur. Der Menſchengeiſt, der herrſchgewaltig über die Erde ſchreitet, ihre Kräfte ſich zu eigen macht, ihre Geſetze erlauſcht und verbindet und ſich in freier Selbſtkraft ſeinen eignen Daſeinskreis beſtimmt und bildet — ein dunkles Räthſel ſteht vor ihm das abgeſchloſſene ſich ſelbſt erfüllende lautloſe Leben der Natur. Wiederholt ſich die Sage der Bibel, daß in der thauigen Feldnacht ein Gott leibhaftig mit dem Menſchen ringe? Da drunten rauſcht der Bach und blinkt bisweilen auf aus dem tiefſchwarzen Dickicht; Eugen ſog in freudigen Zügen den nächtigen Waldduft, ſah mit ſtillem Wohlgefallen die dunkeln Bäume, die ſich vom jetzt ſternloſen Himmel ſo ſcharf abſchnitten. Dennoch wünſchte er ſich nur ſeine Flinte als Gefährten; der Hund ſchmiegte ſich näher an ihn als wüßte er, daß er jetzt ein willkommener Genoſſe ſei.

Welch ein Kniſtern und Summen regt ſich jetzt plötzlich im Dickicht! Schatzhauſer ſchlägt an, Menſchenſtimmen werden laut und verlieren ſich waldeinwärts. Eugen eilte der verlaſſenen Stelle zu und fand hier mehrere umgehauene Birkenſtämme. Jetzt erinnerte er ſich, daß die alte Sitte des Maienſetzens ſich hier in das häusliche Pfingſtfeſt zurückgezogen, und mit innerem Jubel ergriff er einen mäßigen Stamm und trug ihn durch die Nacht dahin der Heimath zu; der Baum däuchte ihm ein entſprechender Frühlingsgruß für die Geliebte. Mitten in Ausführung eines Volksgebrauches konnte er doch das fremde Denken nicht laſſen: Iſt es nicht wunderſam, daß ſolche Bräuche ſo oft an ein Vergehen gebunden ſind und daß der frohe Sinn freudig über ſolches wegſchreitet? Und warum biſt du minder widerſpenſtig gegen die Ausführung eines alten Lebensbrauches als gegen die Betheiligung an einem religiöſen Herkommen? Jene treiben aus der Wurzel des ſelbſtändigen Stammes und dieſe ſind gepfropft. Wie einſt der neue Geiſt die alten Göttertempel und die Feſtestage in die ſeinigen verwandelte, ſo wird es auch in Zukunft geſchehen müſſen. . . .

Immer tiefer geeint fühlte ſich Eugen mit dem lebendig fortſproſſenden Beſtand ſeines Volkes und der ſchwere Baum auf ſeiner Schulter ward ihm jetzt ſo leicht als wäre es ein friſches Reis, das die Hand eines Kindes einem neuen Erlöſer auf ſeinen geprieſenen Weg ſtreut.

Wann kommt der Genius, der die Menſchen in neuem Frieden eint, auf daß wir ihm huldigen? Wandelt er ſchon unter uns? . . .

Als der Morgen zu dämmern begann, war Eugen auf der Anhöhe vor Erlenmoos; er eilte ſchnell hinab nach der Bachmühle, fand dort Werkzeuge und grub den Baum in den Boden unter dem Fenſter Vittore's. Ohne geſehen worden zu ſein eilte er nach Haus. Hier war es als ob der Wald, aus dem er kam, zu ihm in's Haus gedrungen ſei.

In der maienerfüllten Stube war Lipp wie es ſchien im Warten auf dem Stuhl eingeſchlafen; als ihn Eugen weckte, war ſeine erſte Frage:

„Haben Sie den Vigil geſprochen?“

Noch nie hatte Lipp ſeinen Herrn mit Sie angeredet und dieſer fragte nun:

„Warum? was giebt's?“

„Ach Herr, Herr, guter Herr, der Bartelmä ſelig hat's noch in der letzten Stunde zu mir geſagt: Dein Herr iſt ein Heiliger. Ach lieber Herr —“

„Nun ſo rede doch, was iſt mit dem Vigil?“

„Himmliſcher Herr! Nun gut, ich will ruhig ſein, gut. Heut Nacht beim Maienholen ſagt mir der Vigil: dein Herr muß bei mir um gut Wetter bitten, ich kann ihn jede Stunde an's Meſſer liefern. Ach Herr! Er weiß Alles.“

„Was denn? Sag' es grad heraus, was weißt du?“

„Ich hab' dem Bartelmä ſelig geſchworen, daß ich das Wort nicht auf die Zunge nehme und eher laß ich mir ſie ausſchneiden, eh ich das thu; aber der Vigil, der Vigil, ich bin ein Lump, daß ich dem Seehund nicht gleich den Hirnkaſten eingeſchlagen hab', wie er das Wort geſagt hat.“

Eugen war doch betroffen, als er dieſe Kunde vernahm; er ging ſchweigend durch die Stube, Lipp ſchluchzte in ſich hinein. Eugen beruhigte ihn und ſagte, es ſei nichts mehr von Vigil zu befürchten.

„Wenn ſie Euch ein Leid anthun,“ rief Lipp zum Schwure ſeine eine Hand emporhebend, „da ſchwör' ich's, ich und der Schatzhauſer ſterben auf Eurem Grab.

Gelt, Schatzhauſer, du thuſt mit?" rief er dem Hunde zu, der müde am Boden lag.

Eugen theilte dem Jammervollen unter dem Gelöbniß der Verſchwiegenheit den Inhalt von Stephanie's Brief mit.

„Ich werd' närriſch, ich werd' närriſch!" rief Lipp freudejauchzend im Zimmer umherſpringend und den Hund umhalſend; plötzlich aber rief er wieder, „o Himmel, nein, ich glaub's nicht, es iſt nicht wahr, es kann nicht ſein, ſie thun's nicht, es iſt Kanzleitroſt, weiter nichts. O Himmel!"

Eugen kam es plötzlich vor, als könnte er doch zu leichtgläubig geweſen ſein; er ſtarrte gedankenvoll vor ſich nieder und Lipp dies bemerkend, rief wieder mit fröhlicher Miene ſich an die Stirn ſchlagend:

„Ich bin ein einfältiger dummer Kerl, da, ſchlagen Sie mir auf's Maul, das ſo blitzdumm ſchwätzen kann. O die gut lieb Baronin, der hab' ich's gleich angeſehen, das iſt ja ein Erzengel; ich könnt' ihr die Händ' unter die Füß' legen, weil die das zu Stand gebracht hat. Wenn wir jetzt mit dem Vigil abrechnen, kriegen wir noch einen tüchtigen Trumpel 'raus. Wart nur Vigil, dir wird man's zeigen, dich wird man klein dreſchen wie Bettſtroh."

Eugen ließ Lipp gewähren. Er überbrachte vor der Kirche Theoroſa die Briefe, ſie empfing ſie mit niedergeſchlagenen Augen, ohne zu ahnen, durch welche Hände dieſe duftigen Blätter gewandert waren.

Siebentes Kapitel.

Der Vikar hatte ſchon lang Anſtalten getroffen und Eugen und Lipp waren ihm dabei beigeſtanden, daß der Gottesdienſt am erſten Pfingſttag im Freien gehalten werden konnte. Im Sonnenziel, ſo hieß die Gemarkung nach Alsfeld hin, ward eine Kanzel aus Raſenſtücken errichtet und mit Blumen geſchmückt. Als nun die ganze Gemeinde unter dem Geläute der Glocken hinauszog, fehlte viel an dem Prunk eines katholiſchen Umzuges, aber wie die ganze Anordnung der Feier keine herkömmliche, ſondern eine ſelbſtbeſtimmte war, ſo prägte ſich auch in dem Weſen aller Betheiligten eine gewiſſe freie Zuverſicht aus. Der Vikar predigte mit hinreißender Kraft über die Heiligkeit des Erdenlebens und die Leute hatten nicht Unrecht, da ſie ſeit einiger Zeit ſagten, man höre es jedem Worte und jedem Gedanken an, daß er Bräutigam ſei.

Als man unter Geſang wieder im Dorf angekommen war und die Einzelnſtimmen ſich trennten, leuchtete aus jedem Angeſicht eine erhöhte Freude und der Vikar drückte Eugen die Hand, da dieſer ſagte:

„Es iſt nicht wahr, daß das hiſtoriſch Hergebrachte eine höhere Weihe hat, ja es wird oft zur gedankenloſen Phraſe; das Neugeſtaltete dagegen hat eine Sproſſenfriſche, der nichts gleich kommt.“

„Wir haben keine feſten Kapellen draußen in der grünen Waldeinſamkeit,“ erwiderte der Vikar, „wir bauen nach unſerm Geiſte Kanzeln, auf denen wir nur

Einmal beten und ſo bleiben wir in der lebendigen Bewegung.“

Eugen empfing ſeine eigene Freude aus dieſer ſelbſtändigen Lebensbewegung. Die Keime einer Welterneuerung ſind doch ſchon mehr ausgebreitet, als das einſame Herz oft ahnt.

Nach der Mittagskirche ging Eugen hinaus nach der Bachmühle, er ſpähte vergebens nach ſeinem Maien, der ſpurlos verſchwunden war. In der Stube traf er Theoroſa bei der Familie und kaum war er eingetreten, als der Bachmüller aufſtand und ſeinen Hut nahm, um fortzugehen; unter der Thür rief er noch:

„Frau, wenn du übermorgen Beſen bindeſt, ſieh, daß wir noch eine Ruthe 'rauskriegen,“ und dem Gruß Eugens kaum dankend, ging er davon.

Es war gut, daß Theoroſa das Wort führte, denn Vittore und die Mutter ſahen kaum auf nach Eugen.

Das ganze Behaben Theoroſa's hatte in dieſer Umgebung noch etwas Auffälligeres; wie ſie gern im Superlativ ſprach, ſo hatten auch alle ihre Mienen, ihr Handdrücken, ihr freundſchaftliches Anſchauen etwas Superlatives, aber es lag eine ſo bezwingende Herzensgüte in ihrem Reden und Thun, daß jeder Spott in ſich verſtummte.

Theoroſa bat dringend, daß man doch an dem ſchönen Mittag ſich in den Garten ſetze, aber ſie fand kein Gehör; die Mutter ſagte, es ſei ja gut da in der Stube und Vittore fügte hinzu: „der Vater hat's nicht gern und es iſt hier ja auch gut.“

„Sie werden immer ſehen,“ bemerkte Theoroſa gegen Eugen gewendet, „Kinder und Landleute haben eigentlich keine Freude an der Natur, weil ſie noch ſelber ein Stück Natur ſind.“

„Wenn man ſelber nichts Geſcheites zu ſagen weiß,“ entgegnete Vittore, „ſo iſt's doch gut, daß Andere geſcheit über Einen reden.“

Eugen war ſtill, ihm erſchien es, als ob hier ein hausväterliches Verbot obwalte, ſich mit ihm öffentlich zu zeigen; die Art, wie ihn Vittore vermied, diente als Beweis, und daß ſie trotz des warnenden Blickes der Mutter die Abneigung des Vaters ausſprach, durfte als vollgültiges Zeichen ihres ungebrochenen Willens gelten. Nur Einmal konnte er ihr ihre eigenen Worte zuflüſtern: „Ich glaube an Euch.“

Theroſa fragte nun nach dem Eindruck der Bücher, die ſie Vittore zum Leſen gegeben hatte. Vittore wurde über und über roth bei dieſen Worten und ſagte zu Eugen:

„Sehet ihr, Herr Lehrer, es haben andere Leute auch Bücher, wenn Ihr Einem keine gebet, weil Ihr meinet, man liest Euch was weg davon.“

Draußen ſchallten wiederum die Lieder durch die Straßen und Eugen fragte Vittore: „Geht Ihr nie mit den ſingenden Mädchen?“

„Manchmal wohl, aber ſelten; ich will jetzt hinüber zu Vinzenzin.“

„Darf ich Euch begleiten?“

„Dank ſchön, ich geh' allein. Mutter, ich bin vor Nacht wieder da.“

Sie ging weg, und als Theroſa ebenfalls das Dorf hineinging, begleitete ſie Eugen.

„Ich habe Vittore verſprechen müſſen,“ ſagte Theoroſa, „daß ich ihr Urtheil über die Heldengeſtalten unſerer größten Dichter Ihnen nicht mittheile; aber die Gedanken, die ich daraus entnahm, ſchmerzten mich ſehr.“

„Ich ahne die Empfindungen Vittore's,“ entgegnete Eugen, „und ich habe ſchon oft gedacht: wir haben kein Reich, keine Geſetze; das Einzige was uns als unerſchütterlicher Hort daſteht, ſind die Schöpfungen unſerer größten Geiſter. Und hier drängt ſich die Frage auf: Können auch ſie, geſchaffen in enger Klauſe, abgeſchieden von den Volksgenoſſen, nicht eingehen in die offene Welt? Können ſie nur bei Lampenlicht und in geſchloſſenen Räumen und nicht in der Tageshelle und freien Luft aufgenommen und dargeſtellt werden? Wir dürfen uns ruhig getröſten. Die Worte der Weiſen und Dichter ſind der Prieſterſegen, der die getrennten Herzen der Volksgenoſſen zu heiligem Gemeinleben eint; aber das Wort giebt nur die Weihe den Herzen, die in lebendiger Offenbarung einander gefunden. Mit der Aenderung der Staatsformen iſt wenig gethan; wir müſſen erkennen lernen, wie viel traditionelle Schminke noch auf unſeren Empfindungen liegt.“

Als müßte ſie ſich in ſich ſelbſt verbergen, die Augen niederſchlagend und die Arme in ihre Mantille hüllend, fragte Theoroſa mit ſanftem Ton:

„Glauben Sie, daß das Beiſpiel eines Einzelnen wirkt und er nicht bloß ſich ſelbſt rettet? Unſer Freund ſchreibt wohl richtig: Es müßte zuerſt eine verachtete verhöhnte Secte ſein, die ſich zur Vereinfachung des Lebens entſchließt; mit der Zeit würde ſie groß und gewaltig werden. In Amerika bewirkt die Nothwendigkeit der Verhältniſſe, was bei uns freier Entſchluß ſein müßte. Ich kann mir aber ein Leben ſo fern von unſeren Culturgewohnheiten nicht recht vorſtellen."

Eugen ahnte die inneren Kämpfe dieſer Seele und doch konnte er ihr nicht helfen. Wer allzeit bereit ſein könnte, um den hülfsbedürftigen Herzen beizuſtehen, müßte alles ſelbſtiſche Daſein und Verlangen überwunden haben; Eugen war nie weniger hiezu geeignet als eben jetzt.

Er ſah Vittore die Bergwieſe nach dem Haus des Schloſſer Vinzenz hinanſteigen, kehrte raſch um und ohne ſelbſt zu wiſſen was er that, rief er laut:

„Vittore!" Sie ſchien ihn trotz ſeines lauten Rufens nicht gehört zu haben, denn ſie ſchritt ruhig weiter; Schatzhauſer eilte voraus zu der ſtill Wandelnden, die jetzt hinter einer Hecke verſchwand. Als Eugen athemlos bei ihr ankam, fragte ſie mit ſtrenger Miene:

„Was rufet Ihr denn in alle Welt hinein? Was habt Ihr denn?"

„Ich muß Euch draußen anrufen, da ich Euch daheim nicht mehr ſprechen kann."

„Was habt Ihr denn zu ſagen?"

„Ich halte dich," rief Eugen ſie wild umſchließend, „du biſt mein, mein."

Das ſtarke Mädchen zitterte und bebte in ſeinen Armen als müßte ſie niederſinken. „Um's Himmels=

willen," ſchluchzte ſie jetzt, „was iſt? Herr Lehrer, iſt das rechtſchaffen? Laſſet mich." Sie rang ſich mit halber Kraft aus ſeinen Armen los, aber ihre Wange ruhte brennend heiß an der Wange Eugens und er drückte raſch einen Kuß auf ihre Lippen.

Schatzhauſer war ein böſer Störer, er ſchlug an, und ſich losreißend rief Vittore:

„Ich möcht' in den Boden verſinken. Heiliger Gott! wenn uns Jemand ſo ſähe."

„Dann wüßte er, daß wir uns lieben, und alle Welt ſoll's wiſſen. Ich laſſe dich nicht, ich halte deine Hand feſt, bis du mir ſagſt, wo ich dich heute wiederſehe."

„Wenn ich nicht gleich wieder zurückkomme, kommet nach," preßte Vittore hervor und rannte ſchnell davon.

Schatzhauſer ſchien nur einem Genoſſen im Thal geantwortet zu haben, denn es kam Niemand, und als Eugen nach dem langen Warten von vielleicht wenigen Minuten nach dem Hauſe des Vinzenz ging, fand er die Gartenthür an dem Haus offen und auf der Bank an dem wilden Roſenhag, wo die Roſe blühte und der Hollunder in weißen Büſchen, dort ſaß Vittore und weinte bitterlich.

„Betrübt dich meine Liebe zu dir?" fragte Eugen.

„Nein, es iſt ja Alles lauter Seligkeit, du kannſt aus mir machen was du willſt; ich geh' mit dir ſo weit die Welt iſt und wenn Vater und Mutter und Alles dagegen wär', dein bin ich."

In allvergeſſender Seligkeit umſchlangen ſich die Beiden.

„Jetzt erſt weiß ich,“ rief Vittore wieder, „wie man einen Mann gern haben muß. Wenn ich einmal was red' und thu', was dir nicht gefällt, denk' nur: ich verſteh's nicht beſſer. Ich will dir ja gewiß nur zu Gefallen leben, ich könnt' mir mein Herz für dich ausſchneiden laſſen.“

Tief ergriffen von der ſo mächtigen Liebe dieſes ſonſt ſo ſtarren Weſens jauchzte Eugen:

„O ich kenne dich Geliebte, Liebe, du biſt wie die wilde Roſe über deinem Haupt, einblättrig und offen bis in's Herz hinein.“

„Und will ganz offenherzig gegen dich ſein. Wie ich dich zuerſt geſehen und ſo gelacht hab', da bin ich in grauſamem Elend geweſen und hab' doch lachen müſſen. Das muß ich dir erzählen, es iſt freilich vorjähriger Schnee, aber du mußt davon wiſſen.“

Eugen war nur einen Augenblick in peinlicher Verlegenheit zu bekennen, daß er unwillkürlich an jenem Abend gelauſcht habe; aber die Wahrhaftigkeit gewann ſchnell die Oberhand und er berichtete Alles.

„Es iſt mir immer geweſen,“ ſagte Vittore, „als müßteſt du mein ganzes Herz wiſſen, ich weiß nicht woher, und jetzt iſt Alles, Alles gut und himmelfroh. Vogel ſing!“ rief ſie einem Diſtelfink zu, der auf dem Apfelbaum ſaß, und als verſtünde der Vogel den Liebesruf, ſchmetterte er hell ſeinen fröhlichen Sang und flog nicht auf vor den Blicken, die nach ihm aufſchauten.

Eugen berichtete nun, daß er ſich ſchon früher geoffenbart hätte, wenn nicht ein Bann auf ſeinem

Weſen wäre, der noch nicht ganz gewichen ſei; er ſei ein anderer als er erſcheine.

„Sei du wer du willſt und deine Eltern reich oder arm, du haſt gar nichts zu erzählen, ich bitt' dich, laß mich reden. Wir können jede Minute fort müſſen. Mit meinem Vater red' ich ſelber, die Mutter, das weißt, hält das Leben auf dich; ſie hat noch keinen Menſchen ſo lieb gehabt und wir reden oft ſtundenlang von dir. Aber gelt, du kannſt doch auch recht luſtig ſein? Wenn ich nur was Dummes wüßt', daß ich dich jetzt lachen hören könnt', du kannſt ja ſo grundgut lachen, geh' mach' das einmal wie damals, wie du mich Eva geheißen haſt und ich dich Adam.“

Eugen und Vittore lachten laut und wußten nicht warum. Das Scherzen und Koſen wurde raſch unterbrochen, denn die Vinzenzin trat in den Garten und ſagte, ihr Mann käme mit noch einigen Anderen. Eugen riß ſich noch ſchnell eine wilde Roſe ab und ſprang dann ſchnell über den Zaun.

Mit dem Entſchluß, dem Bachmüller Alles zu eröffnen, ging Eugen andern Mittags nach der Mühle. Er fand das Haus überall verſchloſſen, wie ſchlafend; der Nußbaum an der Wetterſeite ſtand unbewegt und die Reben, die die ganze Sonnenſeite bedeckten, ſchienen die verlaſſene Menſchenwohnung in pflanzenſtiller Ruhe zu halten; keine Menſchenſtimme ließ ſich vernehmen, nur der Mühlbach rauſchte über das geſtellte Rad. Eugen ſetzte ſich auf die Bank vor dem Haus, aber kaum ſaß er hier eine Weile, als ſich die Thür öffnete und die Bachmüllerin ihn leiſe rief; er trat ein und ſie verſchloß die Thür wieder hinter ihm.

„Mein Mann," ſagte ſie in der Stube, „iſt heut Morgen mit unſerm Kind hinüber nach dem Aurorenbad, wie's jetzt heißt, gefahren. Da geht's heut luſtig her."

„Und Ihr ſeid allein zu Haus geblieben?" fragte Eugen.

„Ja, und rechtſchaffen gern, das iſt mir lieber als alle Luſtbarkeiten. So allein daheim ſein, das thut gar wohl, das Haus iſt verſchloſſen und man iſt von der Welt abgeſchieden, da kann man ſo recht in ſich hineindenken, da lebt man wie in der Ewigkeit, mit keinem Menſchen und doch mit Allen, tief drin im Herzen; man ſpricht kein Wort und hört kein Wort und man braucht beides nicht, es iſt ja Alles geſagt, und man denkt hinaus, wo die Menſchen fahren und laufen und rennen, und man ſitzt ruhig wie ein Vogel auf dem Baumgipfel und es iſt Einem, als wär's Nacht und doch iſt's heller Tag, und da ſteht aller Hausrath und wartet bis man zu ihm kommt, und da kann man ſich denken wie es iſt, wenn man einmal hinausgetragen wird, um Einen in die Erde zu legen und das ganze Leben zieht vorbei wie die Wolkenſchatten am Berg vom Winde gejagt. Ihr werdet's auch noch erfahren: je älter man wird, um ſo ſchneller vergehen die Jahre, man weiß nicht wohin ſie kommen; kaum hat man Garten und Feld beſtellt, iſt der Herbſt wieder da und der Winter. Drum thut ein Stillhalten und in ſich Beſinnen ſo wohl, und da kommt ein tiefer Seufzer und ich freu' mich, daß ich noch da bin und meine getreuen Meinigen auch, ſie kommen bald und ich bereite ihnen Eſſen und Kleider und da ſchlüpfen die Gedanken hinein, die ich für ſie habe, wenn ſie fort ſind —“

Starren Blickes, gleich einer Verzückten, Weiſſagenden, die mit ſich ſelber ſpricht, redete die Frau, und als ſie jetzt inne hielt, ſagte Eugen:

„Ich verſtehe Ihre heilige Einſamkeit.“

Die Frau ſchaute ſich verwundert rechts und links um als ſuche ſie etwas, oder müßte ſich beſinnen, was geſchehen ſei. Eugen konnte ſein Erſtaunen nicht unterdrücken, daß ſie, eine Bauersfrau, ſo klar über ihre Empfindungen ſei und ihnen ſo tief nachgehe. Wie ablenkend ſagte die Frau, indem ſie ſich erhob:

„Ihr habt keinen Hausſtand, Ihr möget Euch Alles ausdenken können, Ihr wiſſet doch noch nicht ganz, wie das iſt, wenn Menſchen fort ſind, die Einem ſind, als wären ſie ein Stück von Leib und Leben, und es iſt Einem oft, als müßt' man ſeine eigene Hand ſuchen. Jetzt genug. Ich hab's nicht über's Herz bringen können, Euch allein da unten auf der Bank zu laſſen. Jetzt wollen wir auch mit einander Kaffee trinken. Bleibet da, er iſt gleich fertig.“

Bald hörte Eugen in der Küche Aeſte knacken und ein Feuer praſſeln. Indem er jetzt abermals über das ſeltſame Weſen der Bachmüllerin nachdachte und ſich hineinträumen wollte in die Zeit, da er hier im Haus ganz daheim ſein würde, drängte ſich aus dem Urgrund ſeiner Seele herauf wiederum der Gedanke an ſeine Mutter, und wie glückſelig er ſein werde, nun bald im Leben Mutter ſagen zu können und zu dieſem ſo ſtill und tief in ſich hineinlebenden Herzen. Da rief ihm die Müllerin, er möge zu ihr in die Küche kommen, er eilte zu ihr.

„Wenn man ſo ſein Herz ausgeſchüttet hat,“ ſagte ſie, „da hat man wie ein Heimweh, kann nicht ertragen, daß es aufhört und möchte weiter reden.“

„Ich verſtehe Ihr Heimweh nach den hinausgegebenen Gedanken,“ ſtimmte Eugen bei, und raſch ſagte die Bachmüllerin hierauf:

„Erzählet mir was.“

„Die Leute ſagen,“ entgegnete Eugen, „daß Ihr nie aus dem Dorf gehet.“

Die Frau that, als ob ſie dieſe Worte nicht gehört habe.

Eugen erkundigte ſich, was mit dem Maibaum geſchehen ſei, und erhielt zur Antwort:

„Mein Mann war grimmzornig. So etwas ſchickt ſich aber auch nicht, auf keiner Seite.“

„Eurem Mann wär's wohl am liebſten, ich käme nicht mehr in Euer Haus?“ fragte Eugen.

Die Bachmüllerin ſchwieg und ſchüttete den Kaffee in das kochende Waſſer.

„Ich hab' Euren Mann ſprechen wollen, ich will endlich das Entſchiedene mit ihm reden,“ begann Eugen wieder.

„Das iſt recht. Das gehört ſich. Drum jetzt, damit ich ehrlich ſagen kann, Ihr habt mit mir nichts vorher davon geſprochen, wollen wir davon ſtill ſein.“

„Dürfet Ihr mir auch nicht ſagen, was Euer Mann gegen mich hat?“

„Das wohl. Ihr wiſſet, mein Schwiegervater iſt hier im Ort Schulmeiſter geweſen, er war ein ſonderbarer Mann, noch aus der alten Zeit; er hat noch acht Jahre bei uns gelebt und iſt 74 alt geweſen, wie er geſtorben iſt, und da hat er in ſeinem Teſtament verordnet, daß von ſeinen Kindern und Kindeskindern nie eines Schulmeiſter werden oder einen heirathen darf. Mein Mann hält ſeinen Vater in Ehren, er redet oft von ihm. Kommet 'rein, der Kaffee iſt fertig. Jetzt haben wir Zwei auch unſere Pfingſten,“ ſagte die Bachmüllerin, als ſie mit ihrem Gaſt bei Tiſch ſaß, der ſchweigſam über das wunderliche Teſtament des Alten nachdachte. Als er noch immer ſchwieg, ſagte die Bachmüllerin wieder: „Mir iſt heut' die Zung' gelöſt, nicht wahr? Jetzt redet auch Ihr. Erzählet mir von den Eurigen.“

„Was denn?“

„Ehrlich und gradaus, wir haben ſchon oft davon geſprochen, daß Ihr auch gar kein Sterbenswörtle von Euren Eltern redet. Wir wiſſen wohl, Eure Eltern ſind todt und Eure Schweſter iſt in Amerika, aber unter guten Freunden gedenkt man doch auch einmal der Seinigen. Es wäre ja ſchrecklich, wenn man denken müßt', daß Kinder ihrer verſtorbenen Eltern gar nicht mehr gedächten und kein Wort von ihnen behalten hätten. Es ſind keine Eltern ſo arm, daß ſie nicht ein Gedenken an eine gute Stunde einem Kind hinterlaſſen. Ihr ſeid doch ſonſt ein guter Menſch, nur zu gut, das ſagt ein Jedes. Seid Ihr denn kein guter Sohn?“

Eugen wurde flammroth bei dieſen Ermahnungen, er mußte die Hand auf's Herz legen, das ſich plötzlich zuſammenpreßte, dann aber ſtreckte er die Hand aus und rief:

„Ich bin nicht der ich bin. Hört —“

„Herr Gott! da iſt er ſchon,“ rief die Bachmüllerin.

„Wer?“

„Hört Ihr denn nicht? Da fährt ja mein Mann in den Hof. Da iſt was geſchehen, daß er ſo bald wiederkommt. Der wird lachen, daß ich mich mit Euch eingeſchloſſen hab'.“

Sie ſprang behend die Treppe hinab, öffnete das Haus und eilte ihrem Mann entgegen, der ſie nur abgewendet grüßte und das Pferd in den Stall führte.

Die Mutter kam mit Vittore in die Stube, dieſe reichte Eugen die Hand, zum Erſtenmal, denn ſie kam aus der Fremde, und ihr Augenſtrahl ſprach mehr als die einfachen Grußesworte. Mit ſcheuem Blick ſagte ſie dann zur Mutter:

„Der Vater iſt ganz auseinander, der Badkommiſſär hat ihm ſeinen Hut wegnehmen wollen, der ſei zu breitkrämpig, das ſei ein Freiheitshut; der Advokat Horn hat die Sache wieder in's Gleis gebracht. Und bei der Tafel hat der Vater mit allen Leuten Händel bekommen und iſt vom Tiſch auf und davon. Herr Lehrer, nehmet ihm nur nichts übel, wenn er bös iſt; er meint's nicht ſo.“

Achtes Kapitel.

Mit ſchwerem Schritt kam der Bachmüller in die Stube, ſtellte die Fuhrpeitſche in die Ecke, hängte den breiten Hut an die Ofenſtange, wiſchte ſich ſeufzend mit einem Tuch den Schweiß aus dem ganzen Geſichte und jetzt, nachdem er tief geathmet und ſich geſtreckt hatte, rief er:

„Weib, pack' ein, um der tauſend Gottswillen pack' ein, mach', daß wir fortkommen aus dem verfluchten Land. Morgen am Tag verkauf' ich Alles, was niet- und nagelfeſt iſt. Lehrer, wollet Ihr mit?"

„Wohin?" fragte Eugen verwundert, dem es dünken wollte, als kümmerte ſich der Bachmüller gar nicht um ſeine Anweſenheit. Vittore war über dieſe Wendung ſo muthig geworden, daß ſie den Vater am Rockermel faßte, um ihm den Rock auszuziehen.

„Wohin?" ſagte der Bachmüller ſich umkehrend und aus dem Rock ſchlüpfend, „auf die andere Seit', in's Amerika. Weib, ich bitt' dich, ſag' mir nichts mehr dagegen."

„Setz' dich nur ruhig hin, komm'," erwiderte die Frau, die Hand auf die Schulter des Mannes legend.

„Du weißt ſchon," ſagte der Bachmüller ſchmerzlich lächelnd, „du weißt, ſonſt macht mich das ruhig und geduldig, wenn du dein' Hand auf mich legſt; heut nutzt es nichts. Mir brennen die Eingeweide vor Zorn und Gift, ich weiß mir gar nicht zu helfen."

„Was haſt denn gehabt? Red's aus, dann iſt es halb weg."

„Nein, heut' nicht, heut' nicht. Man ſollt' daheim bleiben und nicht unter die Menſchen gehen, damit man nicht weiß, wie ſchlecht ſie ſind. Dieſelben Köpfe, die fauſtgroße Kokarden getragen haben, bücken ſich jetzt wieder bis auf den Boden vor jedem Schreibersknecht. Menſchen, für die man ſeine Seligkeit verpfändet hätt', ſind jetzt gehorſame Diener und ducken ſich vor jedem Gensdarmen; und die nicht genug Hoch's für die Freiheit gehabt haben, ſchwätzen jetzt wieder von Prinzen und wie gut und wie lieb und wie holdſelig die ſind. Der Prinz Moritz iſt vorgeſtern drüben im Bad über Nacht geweſen, und da war dir von gar nichts die Red' als von ſeinem Bett; ſie haben ihm ein ſeiden Bett hingeſtellt und er ſoll geſagt haben: darin darf ich nicht ſchlafen, mein hochſeliger Vater hat das nicht zugegeben, wir haben auf harten Feldbetten ſchlafen müſſen. Und Jedes lauft jetzt hin und will das Bett ſehen, wo er gelegen iſt, und du hörſt kein ander Wort, als Prinz da und Prinz hier, und ohne daß man ſie zwingt, reden ſie das Laſterwort hochſelig den Anderen nach. Hochſelig, haſt ſchon einmal ſo was gehört? Die Menſchen ſind nicht werth, daß man ihnen einen Fußtritt giebt; das hab' ich ihnen bei Tiſch geſagt und ich bin noch froh, daß ich's gethan hab'. Und jetzt mach' Weib, daß wir fortkommen; der Kaidl hat Recht gehabt, Deutſchland geht zu Grund, da iſt Alles welk und faul, da wird's nie beſſer.“

„Wird's dadurch beſſer, wenn wir fortgehen?“ fragte Vittore.

„Du haſt einen Advokatenkopf,“ entgegnete der Bachmüller halb trotzig. „Sie lobſingen auch davon, daß eine Amneſtie in den Zeitungen kommen ſoll; ich nehm's nicht an, wenn ich drunter ſteh, ein rechtſchaffener Kerl kann das nicht.“

„Wenn ich einmal der Advokat bin,“ begann Vittore aufs Neue, „ſo muß ich dir auch wieder ſagen, was der Horn geſagt hat, Amneſtie heißt ſo viel als: Ich hab nicht ganz recht gehabt und Du auch nicht; d'rum laſſen wir's aus ſein. Das kann Jeder annehmen.“

Eugen athmete hoch auf bei dieſen Worten. Als jetzt der Bachmüller immer mehr in ſeine Frau drang in die Auswanderung einzuwilligen, ſah er mit geſpannter Erwartung der Entſcheidung entgegen. Wenn Vittore auswanderte, dann mußte er mitziehen und alle Pein, die um ein begnadigtes Leben ihn beſchwerte, war plötzlich abgenommen; die Müllerin aber ſagte:

„Ich bitt' dich, verlange nichts von mir, wo du weißt, daß ich dir nicht einwilligen kann; und ſchimpf auch nicht ſo auf die Heimath. Du haſt ſelber einmal geſagt: Eheleute, die einander beſchimpft haben, ſollten gar nicht mehr mit einander leben dürfen; mit der Heimath hat man auch eine Art Ehe. Man darf nicht ſo mir nichts dir nichts von einander laſſen.“

„Gut,“ ſagte der Bachmüller, „ich hab' noch was, das macht, daß du mitgehſt. Herr Lehrer, nehmt's nicht vor übel, ich muß mit meiner Frau allein reden. Vittore, geh du in die Kammer.“

Bewegten Herzens ging Eugen davon. —

Am Morgen ſah ſich Eugen von einem fremden Mann überfallen und von gewaltigen Armen umfaßt. Eugen wand ſich erſtaunt aus der Umarmung los, er kannte den Mann nicht.

„Haſt du meinen Brief aus S. nicht bekommen?“ fragte der Fremde.

„Ich weiß von keinem Brief.“

„Ja, ich bin wieder im deutſchen Reich. Du bekommſt wahrſcheinlich morgen den Brief, worin ich dir melde, daß ich heute ankomme.“

Jetzt ward die Stimme für Eugen bekannt, aber er konnte ſich doch des Mannes nicht erinnern, bis dieſer fragte:

„Du haſt doch die Trauringe meiner Eltern noch?“

Nun war's deutlich, es war der Ausgewanderte. Mit Jubel hieß ihn Eugen willkommen. Es war nicht zu verwundern, daß er ihn nicht mehr erkannte; denn die feingliedrige geſtreckte Geſtalt hatte ſich zu einer ſehnig muskulöſen verwandelt, das kummerblaſſe demüthige Antlitz war rund und geröthet.

Die Fragen über Vergangenheit und Gegenwart wollten ſich überſtürzen, da ſagte der Amerikaner:

„Laß mich erzählen und dann berichte du.“ In raſchen Umriſſen legte er nun ſeine Vergangenheit wie den Verlauf ſeiner jetzigen Reiſe dar; er hatte mit ſeiner Miſſion viel Spott erfahren, nahm dieſen als untrügliches Zeichen, daß einſt die Herzen bekehrt würden; die Hoffnung auf die Geiſtlichen gab er auf und wollte ſich nun an die Lehrer wenden, um den Kindern den greuelhaften Unſinn des Menſchenmordes deutlich zu machen. Er dankte Eugen mit einfachen aber tiefgefühlten Worten, als dem Schöpfer ſeines Lebensglückes. Als beſte Beweisführung ſeiner Erkenntlichkeit wie er ſagte, überlieferte er Eugen die Hälfte der ihm übergebenen Summe, indem er hinzuſetzte, daß er auch das Uebrige wieder erſtatten werde; er duldete keine Widerrede.

Eugen empfing das Geld. Alles ſchien ſich zu vereinigen, um ihn zur Auswanderung zu drängen.

Jetzt berichtete der Amerikaner, daß er die Begnadigung Eugens in der Reſidenz geleſen habe und nun zu ihm geeilt ſei.

Dieſe Nachricht, die ſonſt Eugen tief ergriffen hätte, hörte er jetzt faſt gleichgiltig, denn ſein Sinnen folgte ganz anderen Gedanken. Aus dem ganzen Weſen des Amerikaners muthete eine ſtraffe Friſche, ein Athem der neuen Welt an.

Der Amerikaner entwarf in kühnen Bogen die weltbeherrſchenden Linien des Weſtlandes und wies auf die ungemeſſenen Weiten hin, die der entfeſſelte Menſchengeiſt mit der Pflugſchar erobert und mit der Dampfkraft verbindet.

Wie klein erſchien da das Einzelleben der Menſchen und das Verſenken in die Wirkſamkeit auf ein einzelnes Dorf ſchrumpfte faſt in Nichts zuſammen. Weit hinausgetragen wurde der Geiſt, Ströme und Berge unter ihm verwandelten ſich zu lichten und dunkeln Punkten, eine Weltſchrift war aufgeſchlagen, die nur das Geiſtesauge zu leſen vermag, und alles Haften am Einzelnen erſchien als armſelige Gebundenheit.

Während Eugen ſich ſo hinausgetrieben ſah in's uferloſe Unendliche, hatte der Amerikaner wieder den alten Menſchen in ſich erwecken müſſen, denn ihn grüßte ſeine gewohnte Habe, die Schränke, die Bücher, Alles um ihn her, als blickte daraus das Kindesauge, das einſt auf ihnen geruht. Mit ſichtlicher Selbſtbeherrſchung ſeiner Empfindung, die er nicht laut werden ließ, taſtete er an Allem herum, als reichte er ihm die Hand und ſagte zuletzt ſich auf ſein Bett ſetzend:

„Das kauf' ich dir ab und nehm' es mit, meine Clara wird ſich doppelt damit freuen," fügte er raſch hinzu, als wollte er für ſich jede Empfindſamkeit ablehnen.

Als die Schulzeit begann, war der Amerikaner voll Freude und nahm dem Freunde den Unterricht der Kinder ab, die eigentlich ihm gehörten. Er erzählte dann viel, wie die Kinder in Amerika oft die Lehrer tyranniſirten, da die Eltern alle ihre Angebereien gelten laſſen und verhehlte auch die Nachtheile der freien Gemeinde- oder Vereinsſchule nicht.

Am Abend führte Eugen den Amerikaner in die Bachmühle, aber er fand hier eine veränderte Stimmung. Der Bachmüller erklärte, daß ſie im Dorf blieben; er reichte Eugen ein Zeitungsblatt hin, das er in der Hand gehalten hatte und Eugen las in der Reihe der Begnadigten ſeinen eigenen Namen und den des Bachmüllers.

Das Antlitz Vittore's wie das der Mutter ſtrahlte vor heller Freude, nur der Bachmüller ging verdroſſen umher, bald ſetzte er ſich, bald ſtand er wieder auf und ſchien keine Ruhe zu haben.

Eugen erſchrack als der Bachmüller plötzlich den Amerikaner fragte, ob er nicht einen Grafen Falkenberg in Amerika kennen gelernt habe.

„Es giebt in Amerika keine Grafen,“ erklärte der Gefragte mit ruhiger Sicherheit und kam jetzt im weitern Verlauf auf ſeine Miſſion, die ihn nach der alten Welt geführt habe.

Neuntes Kapitel.

Der Amerikaner hatte ſich bei Eugen angeſiedelt und dieſer mußte ihm alle ſeine Begegniſſe erzählen. Der Amerikaner war ſchnell bereit, Alles was ſich nicht in Ziffern oder evidenten Vernunftgründen einfangen ließ, eitle Sentimentalität zu nennen; er geſtand offen, daß er ſelbſt ehedem dieſe Untugend gehabt habe und ließ nun nichts gelten, was ſich als geheimnißvoller myſtiſcher Zug ankündigte; er behauptete, daß es wahrhaft frei menſchlich ſei, ſich von keiner gemüthlichen Gewöhnung feſſeln zu laſſen; der Farmer, der ein wildes Stück Land anbaut, es dann verkauft und weiter zieht, um Neues zu ſchaffen, ſei erſt der wahrhaft freie Menſch; er verlaſſe mit friſchem Muth den Boden, darin die Kraft ſeiner Arbeit ruht und wo ein Stück Leben verbraucht iſt, und beginne ein neues Leben; die Welt ſei unſere Heimath, nicht eine Scholle.

Es war Eugen leicht, ſolche Anmuthung als ſeinem Naturell widerſprechend abzulehnen, aber indem er jetzt den erſten Anſatz ſeines Thuns neu auflockern und erörtern mußte, wurde er vor ſich ſelbſt gewahr, was er doch noch erſehnte und erſt als rechte Erfüllung anſah, denn er ſagte:

„Du biſt ein Muſiker und weißt, die Poſaune iſt das mindeſt anſtrengende Inſtrument, weil man da den ganzen Athem einſtrömen kann, bei anderen Inſtrumenten kann man das nicht und das Ermüdende iſt, daß die Lunge ſtets geſpannt bleibt. Lache nur, ich möchte auch gern die Poſaune blaſen und den Kindern gegenüber muß ich ſtets an mich halten.“

Von ſeiner Liebe zu Vittore ſprach er nichts gegen den Amerikaner, denn dieſer hatte trotz mancher Zuthulichkeit etwas gewaltſam Zugeknöpftes und Starres; er hatte ſich im Hauſe Eugens angeſiedelt und dabei bemerkt, daß er die Gründe für ſein längeres Verweilen im Dorf erſt ſpäter angeben könne. Trotz des nun heißer werdenden Sommers ging er vom Morgen bis zum Abend in geſellſchaftsmäßiger Kleidung umher und wie in ſeinem äußern Behaben ſo gab er ſich auch in ſeinen Ausſprüchen: immer in gehaltener Verfaſſung. Er war aber doch nicht ſo vollſtändig amerikaniſirt, daß er nicht hiefür auch einen ideellen Grund aufſtellte, der darauf hinauslief, daß in einem Land, wo keine allgemeine Autorität in Würden und Titeln gelte, man ſich durch gemeſſene Haltung als gentleman ein Anſehen bewahren müſſe.

An demſelben Tag, an dem Eugen dem Lipp das Zeitungsblatt übergab, worin ſein Name zu leſen war, hörte man den Lipp immer pfeifen und ſingen und er trug ſein heilig gehaltenes Sonntagswamms mitten in der Woche und ſteckte ſich einen Nelkenſtrauß in das Knopfloch.

Die Freundſchaftsbeſuche drängten ſich jetzt bei Eugen. Mit Regenſchirm und langer Pfeife kam Göritz und erzählte, daß er wegen ſeines Trinkſpruches auf den ehemaligen Seminardirector und wegen einer nachträglichen Dankadreſſe, die er von ſeinen Mitſchülern unterſchreiben ließ, einen harten Verweis mit Androhung der Amtsentſetzung erhalten habe. Er bat nun Eugen, ihm bei ſeinen ausgebreiteten Beziehungen zu einer andern Lebensthätigkeit zu verhelfen, da er ſich nun täglich vor die Thür geſetzt ſehe. Eugen ermahnte ihn auszuharren und eröffnete ihm im Vertrauen, daß vielleicht bald die Stelle in Erlenmoos leer werde, bei deren Wiederbeſetzung er für ihn werben wolle; aber Göritz wies darauf hin, daß er keinen Anſpruch auf eine ſo gute Stelle machen könne und ſie auch ohnedem nicht erhielte, Deeger aber ſei dazu berechtigt. Wie an einem plötzlich aufgehenden Stern erfreute ſich Eugen an dem Gedanken, einſt den tapfern Genoſſen zur Seite zu haben.

„Die Stelle in Röthhauſen könnte ich eher bekommen,“ erklärte Göritz ſichtbar erfreut, „ich habe dort Verwandte. Es iſt immer gut, wenn Einer austritt; Andere rücken nach. Was werden Sie beginnen?“

Eugen wollte ſich eben von Göritz das Wort geben laſſen, daß er noch unverbrüchliches Schweigen hierüber beobachte, als der Amerikaner eintrat:

„Alter Flötenſpieler biſt du da?“ rief Göritz und fiel dem Amerikaner um den Hals, daß der runde Hut weithin kollerte. „Was ſtehſt du da als wäre der Himmel eingefallen und ſperrſt das Maul auf wie ein abgeſtandener Fiſch? Du haſt dich gut genährt, gehſt angezogen wie ein Biergraf.“

Der luſtige Göritz ſchien all ſein Leid zu vergeſſen und lachte aus vollem Hals über den Flötenſpieler. Dieſer murmelte einige unverſtändliche engliſche Worte.

„Haſt engliſch gelernt? Du ſiehſt auch very well aus,“ lachte Göritz.

Eugen weihte nun den erſtaunten Göritz in den ſeltſamen Tauſchhandel ein. Göritz pries die Maßregelung, die ihn hieher geführt habe und ihn ſo Außerordentliches erleben laſſe. Der Amerikaner kam mit ſeiner Haltung ſehr in's Gedränge gegenüber dem halstuchloſen Göritz; ſeine alte Treuherzigkeit gewann aber doch bald die Oberhand und das Wiederſehen wurde feſtlich begangen, wobei es Jugenderinnerungen genug zu erwecken gab. Der Singvogel vor Allem war Gegenſtand des Geſpräches und der Amerikaner konnte nicht genug erzählen, welch ein kernkräftiger und allgemein verehrter Menſch er geworden ſei.

Nun wußte wiederum ein Menſch um das Geheimniß und wenn auch deſſen Verſchwiegenheit ſicher war, immer mehr drängte doch Alles der letzten Entſcheidung zu.

Frohgemuth ſaßen noch die Freunde beiſammen als Lipp kam und ſeinen Herrn entbot, er möge ſogleich in die Bachmühle kommen.

Eugen traf die Familie arbeitsledig in der Stube, es ſchien, daß eben Rath gehalten war. Die Frauen wollten ſich beim Eintritt Eugens entfernen, aber der Bachmüller gebot ihnen zu bleiben und ſetzte hinzu:

„Vittore, du haſt oft geſagt, ich ſei dein beſter Freund, jetzt zeig's und ſei ſtandhaft. Herr Lehrer, ſetzt Euch, da. So, nun, jetzt ſaget was Ihr zu ſagen habt.“

Eugen konnte nur mühſam die Worte hervorbringen: „Ihr kennt das innigſte Verlangen meines Herzens;“ dann ſchaute er ſtarr auf Vittore, die ihn eine Weile eben ſo anblickte und ſchnell die Augen niederſchlug, die Mutter ſchluchzte in ſich hinein.

„Herr Lehrer,“ begann der Bachmüller wieder und ſtemmte beide Arme auf den Tiſch, „habt Ihr denn keinen Verwandten, den Ihr kommen laſſet und der für Euch redet? Es giebt da Mancherlei auszumachen und ich weiß, Ihr ſeid ein bisle zimpfer. Es muß Alles wegen Leben und Sterben vorher in's Reine gebracht ſein. Habt Ihr keinen Vetter, keinen Ohm?“

Eugen verneinte und der Müller ſtreckte ſich, daß ihm die Gelenke knackten, als müßte er jetzt eine große Laſt aufheben und ſagte endlich:

„Das müſſet Ihr gleich wiſſen: wir laſſen uns nicht auspfründen, wir Alten bleiben im Haus, wie wir's gewohnt ſind, und nächſten Sommer bauen wir da am Garten noch eine Stube an, daß mehr Platz iſt.“

„Mann,“ ſagte die Müllerin lächelnd, „du fangſt ja von hinten an, es iſt ja noch gar nichts im Reinen.“

„Haſt recht, du biſt halt immer mein Wegweiſer; alſo A-B-C, das heißt, daß Ihr's nur gleich wiſſet, mit dem Schulmeiſter iſt's aus und vorbei.“ Der Bachmüller berichtete abermals das Teſtament ſeines Vaters, das er heilig halten müſſe.

Eugen erklärte, wie es wahrſcheinlich ſei, daß er ſeinen Beruf bald aufgeben müſſe; dennoch fragte er Vittore geradezu, ob ſie das wünſche.

„Nein,“ erwiderte ſie mit feſter Stimme, „gerade im Gegentheil; ich hätt' nur noch den halben Reſpect vor Euch, wenn Ihr das thätet; ein Geſchäft, dem man mit Ehren vorgeſtanden, das darf man nicht ſo aufgeben. So mein' ich.“

„Und der letzte Wille von deinem Großvater, der gilt gar nichts, nicht wahr?“ fragte der Müller halb zornig.

„Der Großvater in Ehren und ſein Wort in Ehren,“ entgegnete Vittore, „aber ſo was kann man nicht in's Teſtament ſetzen und wenn's auch drin ſteht, braucht man's nicht zu halten. Wir ſind evangeliſch, nicht wahr? und von Herzen evangeliſch? Wenn nun unſer Urgroßvater in ſein Teſtament geſetzt hätte: Kinder und Kindeskinder von ihm müſſen katholiſch bleiben; hätten ſie das halten müſſen? Saget ja, wenn Ihr könnet.“

Eugen hatte ſich anfangs von der Form, in der die höchſte Erfüllung ſeines Lebens zum Abſchluß kommen ſollte, abgeſtoßen gefühlt, jetzt in der Offenbarung dieſes grundklaren Weſens fühlte er eine Seligkeit, der kein Ausdruck einer Empfindung gleichkam.

„Ich bin eines ſolchen Weſens wie Vittore nicht werth,“ rief er.

„Iſt mir recht, wenn Ihr das denket,“ ſagte der

Bachmüller, „aber man muß ſo etwas einer Frau nie ſagen; es iſt nicht gut für ſpäter.“

„Alſo du willigſt ein?“ fragte die Mutter und der Bachmüller ſagte:

„Nein, das nicht, aber ich kann's nicht wehren. Vittore, du biſt großjährig, das Sachſpiel iſt Alles dein, was nicht Errungenſchaft iſt, und wenn ich todt bin, das auch, das weißt du; aber zur Hochzeit mit dem Schullehrer geh' ich dir nicht, das darf ich meinem Vater unterm Boden nicht thun.“

Seine Stimme war tief bewegt, er ſtand auf, ſchritt haſtig die Stube auf und ab und rieb ſich die Hände, als ob ihn friere.

Vittore hatte ſich an die Bruſt der Mutter geworfen und Eugen wollte eben zu ſprechen beginnen, als Vittore ſich wieder aufrichtete und ſagte:

„Horch! wunderſchöne Muſik!“

Der Müller öffnete das Fenſter und ſchaute hinaus, der Klang wurde immer vernehmlicher und jetzt ſah man eine Kutſche vom Berge herniederrollen; auch Eugen ſchaute unwillkürlich hinaus. Immer näher kamen helle Poſthornklänge und jetzt grüßte ein weißes Tuch aus dem Wagen. Eugen wendete ſich wie erſchreckt in die Stube, aber ſchon hielt der Wagen vor dem Haus und bald trat Gideon Kronauer in die Stube, an ſeinem Arm die Baronin Stephanie.

Zehntes Kapitel.

„Richtig, ich habe Sie am Fenſter geſehen," rief Stephanie auf Eugen zueilend. Erſt als Kronauer ſeine Couſine dem Bachmüller vorſtellte, kümmerte ſich Stephanie um die übrigen Anweſenden und knüpfte mit Vittore, die ſie während der Krankheit Anni's geſprochen hatte, ein kurzes Geſpräch an; die Bachmüllerin hatte ſich unvermerkt entfernt.

„Ich habe dir auch noch einen Glückwunſch anzubringen," ſagte Kronauer zu dem Bachmüller. Eugen und Vittore ſchauten betroffen auf und der Bachmüller fragte:

„Wozu?"

„Haſt ſchon vergeſſen? Du biſt ja begnadigt."

„Freilich, ja. Ich will's wett machen, wenn ſich Gelegenheit giebt."

Kronauer erzählte, daß er ſeine Kinder in guten Erziehungsanſtalten untergebracht, daß ihm aber die Regierung die Erlaubniß verweigert habe, öffentlich die Errichtung einer Ackerbauſchule anzukündigen, ſo daß er nun bekanntmachen mußte, er nehme ſechs bis zwölf Knechte an, die ſich für den höhern Ackerbau ausbilden wollten.

Stephanie ſchien in großer Unruhe und ſagte zu Eugen:

„Kommen Sie, verzauberter Schulmeiſter, Sie fahren mit uns auf's Schloß, ich habe Ihnen viel zu ſagen."

Es war peinigend, gerade jetzt, mit dem Entſcheidungswort auf der Lippe, die Familie zu verlaſſen und trotz alles Widerſtrebens mußte ſich Eugen zu Gideon und Stephanie in den Wagen ſetzen. Als der Poſtillon durch das Dorf ſeine hellen Klänge wieder erſchallen ließ, deuchte es Eugen, es würde das Geheimniß ſeines Lebens laut verkündet. Aus allen Fenſtern ſchauten die Menſchen verwundert auf, die Kinder an der Straße ſtanden wie Wegweiſer und deuteten mit ausgeſtreckten Armen auf den Wagen, darin ihr Lehrer ſaß, und als jetzt der Wagen am Schulhaus vorbeirollte, war es Eugen, als trüge ihn eine übermächtige Gewalt an ſeinem eigenen Leben vorüber.

Stephanie ſchien dieſe Gedanken zu errathen, denn ſie ſcherzte:

„In hundert Jahren, wenn in dieſem Haus koſakiſch gelehrt wird, werden die Bauern ſich heimlich ein Mährchen erzählen, wie einſt ein Graf hier die erlauchte deutſche Bildung retten wollte und für ſie manche Haſellanze brach.“

„Weiß man im Dorf wer Sie ſind?“ fragte Kronauer, und als Eugen verneinte, fuhr er fort: „Wollen Sie warten, bis es von ſelbſt ruchbar wird?“

„Ich wartete Ihre Ankunft ab,“ erwiderte Eugen gegen Stephanie gewendet, die ſich bequem in die Ecke zurückgelehnt hatte und ſich jetzt raſch aufrichtete; mit faſt kindiſcher Freude rief ſie:

„Ich muß aber bei dieſer Offenbarung zugegen ſein. Arrangiren wir dazu eine Volksverſammlung. Es wird ein ſüperber Anblick ſein, die verdutzten Mienen dieſer

Menſchen zu beobachten. Sie ſtehen da wie ein neuer Harun al Raſchid."

Man war auf dem Schloß angekommen, das Eugen ſeit der mehrwöchigen Abweſenheit Kronauers nicht betreten hatte.

„Ich komme früher als Sie vermuthen konnten," ſagte die Baronin in der Stube, „es ennuyirte mich, die Leute über Sie reden zu hören."

„Was ſagt man denn?"

„Es kann Ihnen ja gleichgültig ſein."

„Ich bitte, theilen Sie mir mit."

„Sie brauchen das nicht zu wiſſen, Sie ſind ſchon ungerecht genug gegen die Bildungswelt. Nun aber ſetze ich Ihnen eine Bedingung: verbannen Sie auf ewig das Wort Volk, ich will von Volk und Politik gar nichts mehr hören. Bringt mir Mährchen, ſingt mir Lieder!" rezitirte ſie im Tone von Mozarts Ottavio und fuhr dann ſprechend fort: „Dieſes ewige Denken und Thun für der Menſchheit Wohl macht mir wehe und ich gehöre zuerſt zur Menſchheit. Mag euer Deutſchland meinetwegen ruſſiſch werden, die ruſſiſche Geſellſchaft ſpricht ein ſo gutes Franzöſiſch wie irgend eine andere europäiſche. Alſo nichts mehr von Politik, das iſt mein Programm."

„Wollen Sie mir nicht ſagen," entgegnete Eugen, „welches der vierte Grund iſt, den Sie in Ihrem Brief andeuteten?"

„Noch nicht. Antworten Sie mir zuerſt: was wollen Sie jetzt thun?"

„Ich will hier im Dorf bleiben."

„Dann hätten die Leute recht, die Sie einen elegiſchen Don Quixote nennen; nein, ich dulde das nicht. Sie müſſen reiſen. Leben iſt Bewegung, haben Sie mir einmal geſagt. Ueben Sie das an ſich. Sie werden dann wieder einſehen lernen: reiſen, frei in der Welt umherziehen, das iſt leben; da iſt der Menſch rein perſönlich für ſich und läßt die Welt regieren und bauen wie ſie mag. Jede feſte Anſiedlung iſt eigentlich Bornirung; frei iſt, wer ſich die ganze Erde nur wie eine Herberge anſieht. Sie müſſen die Welt neu kennen lernen. Sie borniren ſich in Ihren 48er Ideen, während die ganze Welt in der Umwandlung iſt. Thun Sie es mir zulieb und reißen Sie ſich heraus.“

„Gnädige Frau, ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet, aber — “

„Ich will keinen Dank. So finden wir uns nicht ab. Ich habe Ihnen ſchon einmal geſagt, ehe ich wußte, wer Sie ſind, daß Sie die Feigheit der aſzetiſchen Beſchränkung lieben.“

„Darum darf ich mir das jetzt nicht mehr ſagen laſſen,“ verſetzte Eugen in ſcharfem Ton.

„Sie fatiguiren mich aber auch mit Ihrer Caprice,“ lenkte Stephanie ſanft ein und fuhr ſcherzend fort: „Sie glauben vielleicht gar durch Ihr Beiſpiel, das au fond doch nur ariſtokratiſche Grille iſt, auf Andere zu wirken? Ein Sperling in der Hand macht keinen Sommer, würde Schnörkel ſagen.“

Eugen ſtand auf und wiederholte:

„Wollen Sie mir den vierten Grund mittheilen? Ich muß ihn wiſſen. Ich bin nicht nur mit meinen

Ideen an dieſes Dorf gebunden, ich bin mit der Tochter des Bachmüllers verlobt."

Auch Stephanie erhob ſich wie emporgeſchnellt, hielt eine Weile die Hand auf den Tiſch geſtemmt, ſchritt dann raſch die Stube auf und ab und ſagte endlich:

„Ich gratulire."

Lange war lautloſe Stille in der Stube. Stephanie ſtand am Fenſter und ſchaute hinaus in die Landſchaft, wo eben von der Bachmühle der abendliche Rauch aufſtieg.

„Sie bleiben ein ſeltſamer Menſch," ſagte endlich Stephanie ſich umwendend und Eugen die Hand reichend; er küßte dieſe feine Hand mit Inbrunſt und wie eine unerklärliche Empfindung durchzuckte es ihn, daß dieſe Hand bebte, die ſich vielleicht auf ewig in die ſeine fügen wollte; er fühlte, daß er dieſes im Grunde großgeſinnte Herz gekränkt habe und ſprach in innigen Worten die Erkenntniß ihres Edelſinns aus.

„So mögen Sie nun auch Alles erfahren, ich will ehrlich gegen Sie ſein. Ich könnte ja vorgeben, mein vierter Grund wäre eine Erfindung," ſagte Stephanie ſich wieder ſetzend. „Der Fürſt that beſonders ägrirt auf Sie, weil Sie gewiſſermaßen ein Verwandter ſeines Hauſes ſind; und doch wollte er Sie eigentlich auch deswegen wieder begnadigen; er that, als ob er nicht wüßte, daß ich mit meinem Vetter Leo verlobt bin und ſo iſt die Hofkunſt, er ſagte: da ich Sie in meine Obhut nehme, gebe er Sie vollkommen frei. Begleiten Sie mich nun zu Ihrer Braut, ich muß ſie näher kennen lernen."

Als ſie ſich erhob, trat Gideon Krenauer ein und Stephanie rief ihm zu:

„Wußteſt du, daß Falkenberg mit der Müllerstochter verlobt iſt?"

„Ich ahnte es," ſagte Gideon ruhig und doch zuckte etwas wie ein Schreck über ſein Antlitz, aber als wollte er ſchnell auf ein anderes Gebiet überlenken, ſagte er: „Wenn der Zuberfranz mit meinem Bruder nach Ungarn geht, müſſen Sie nun auch Schultheiß werden."

„Wenn es möglich iſt," erwiderte Eugen.

„Ah," rief Stephanie, „Sie ſind alſo doch kein echter Demokrat. Ein ſolcher darf nie regieren wollen, ja ihn muß es freuen, daß die allgemeine Gleichheit keinerlei Verdienſt und Auszeichnung anerkennt. Sie werden alſo nicht ein einfacher Bauer oder Taglöhner; Sie werden wahrſcheinlich auch vermögend, und ſobald man einmal beſitzt, iſt es gleich wie viel. Wenn es Ihnen mit Ihren Opferungen ſo ernſt wäre, gingen Sie nach einem armen Cretinendorf; hier iſt Gideon und hier ſind ſchon wackere Leute, da wird Ihr Apoſtelberuf überflüſſig. Aber freilich —"

Sie hielt inne.

„Sie haben nicht vergebens," verſetzte Eugen, „wie Sie es nannten, den melancholiſchen Reiz empfunden, der in den Schriften über die ſoziale Frage liegt. Ich bin ein Bürger und heiße bourgeois und will la république honnête. Hier haben Sie mein Glaubensbekenntniß. Ihre Sozialiſten ſperren mich nur in's Fegefeuer, nicht in die Hölle."

Stephanie ſchien von dieſem keck ſcherzenden Ton betroffen, ſie faßte ſich aber raſch und erwiderte:

„Im Ganzen genommen thun Sie eigentlich nichts Ungewöhnliches, Sie haben es nur um außerordentlichen Preis erkauft. Sie ziehen ſich auf das Land zurück, das iſt tauſendmal vor Ihnen und wird nach Ihnen geſchehen. Ich fürchte nur, Sie werden den Genuß bald aufgekoſtet haben, der in der Hingebung an das Volk liegen mag.“

„Sie haben das Wort Volk in Acht und Aberacht erklärt, gnädige Frau, ſei es; wer aber nicht blos einen neuen Genuß ſucht, ſondern Thätigkeit —“

„Der findet die Blindſchleiche der Langeweile —“

„Und Langeweile haben oder verurſachen, iſt das höchſte Verbrechen,“ ergänzte Eugen ſpöttiſch.

Eugen und Stephanie ſchienen in jenes pikante Pfeilwerfen zu gerathen, wie es innerlich feindliche Naturen innerhalb der Zweikampfsſchranken der Geſellſchaftsformen ſo oft üben; Kronauer lenkte raſch ab, indem er Eugen fragte, ob er nun ſeinen eigenen Namen wieder annehme, worauf dieſer erwiderte:

„Wenn meine Braut nichts dagegen hat, allerdings.“

Zu beſonderm Glück wurde jetzt auch Theoroſa gemeldet, Stephanie ging ihr entgegen und ward nicht mehr ſichtbar.

„Iſt Ihre Couſine ſchon lange mit Ihrem Bruder Leo verlobt?“ fragte Eugen, worauf Kronauer entgegnete:

„Iſt ſie das? Es war anzunehmen, daß ſie im

Geheimen verlobt waren. Hat Ihnen Stephanie das ſelbſt geſagt?“

„So eben.“

„Wie geſagt, es iſt wohl ſo, ich weiß nichts mehr von meinem Bruder Leo, ſeitdem er nach Ungarn abgereiſt iſt, um ſich dort anzukaufen.“

„Gutgedüngten Boden,“ ſchaltete Eugen ein und Kronauer fuhr fort:

„Wir ſind ſeitdem entzweit. Stephanie fand die Sache auch antipathiſch, obgleich ſie ſich wieder von der ungariſchen Romantik angezogen fühlte.“

Als Eugen den Schloßberg hinabging, begegnete ihm der Huſchel und er mußte viel darüber nachdenken, daß, wie Vittore bei Bernhard, ſo vielleicht er bei Stephanie eine Heirath aus Rachſucht veranlaßt habe.

Elftes Kapitel.

Auf dem Weg nach der Bachmühle ſah Eugen Alles laufen und rennen und es gelang ihm kaum, den Mäuerleswerner anzuhalten, um den Grund zu erforſchen. Athemlos berichtete der Mäuerleswerner: draußen an der jungen Linde werde jetzt Gericht gehalten, die Freigelaſſenen hätten durch den Lipp erfahren, daß der Vigil der Angeber geweſen, und des Rainbauern Karle, der ohnedem auf den Vigil eiferſüchtig ſei, habe ihn in einen Sack gebunden und Jeder ſolle ihm einen Schlag geben, bis er todt iſt, dann könne keiner geſtraft werden, weil man nicht wiſſe, wer ihn umgebracht habe. Eugen rannte mit aller Macht nach dem Platz, wo es von Geſchrei erſcholl, aber ſein Ruf: Halt ein! übertönte alles Schreien und er ſprang ſchnell in den dichteſten Haufen, wo ſich ein zugebundener Sack auf dem Boden wälzte. Der Schultheiß ſtand dabei und bat und beſchwor die Wüthenden, doch Ruhe zu geben, aber er wurde verlacht; da ſtieß Eugen den Erſten an, daß er auf die Andern ſtürzte, und ſchwur Jeden zu erwürgen, der nicht Ruhe gebe.

„Du haſt nichts zu befehlen und dich brauchen wir gar nicht,“ rief des Rainbauern Karle und rannte auf Eugen an; dieſer aber erfaßte ihn raſch in der Mitte des Leibes, hielt ihn in beiden Händen hoch über ſich und fragte: „Wo ſoll ich ihn hinwerfen? Wo?“

Stummes Staunen, das bald in Lachen und Schreien überging, hatte Alle ergriffen, da Eugen den Karle ruhig in die Weiden niederlegte. Schatzhauſer war auch nicht unthätig geweſen und hatte zwei Mann abgehalten, die auf Eugen los wollten. Dem Schultheiß gelang es indeß, mit Hülfe einiger Gemäßigten, den Sackbund aufzuſchneiden und den bleichen und entſtellten Vigil herauszuziehen. Der Tumult erhob ſich auf's Neue, aber ſchon hatte ſich die Anzahl der Abwehrenden vermehrt und die feſte Haltung Eugens und ſeine Ermahnungen, hinter denen man nun ſtarke Fäuſte kannte, beruhigte endlich Alles, ſo daß Vigil ungefährdet an der Seite Eugens und des Schultheißen, zu denen ſich jetzt auch Kronauer geſellte, durch das Dorf gehen konnte. Viele kamen auf Eugen zu, nickten zufrieden und Manche wollten ſeine Fauſt ſehen, die ſo ſtark war. Wie ein ſiegreicher Held ſah ſich Eugen begrüßt und die Freude, daß eine gräßliche Greuelthat von dem Dorf abgewandt ſei, verwandelte ſich in Lobpreiſung Eugens. Dieſer ſagte zu Kronauer:

„Ich ſehe es wieder auf's Neue: nicht die Liebe, nicht die Güte, das Populärſte iſt die Kraft.“

Kronauer freute ſich, daß Eugen zu dieſer Ueberzeugung gekommen, und unterließ nicht, ſeine Hoffnungen auf einen Alles bezwingenden Helden wieder anzubringen.

Der Schloſſer Vinzenz kam aus ſeiner Werkſtatt, reichte auch Eugen die Hand und ſagte:

„Sehet ihr's jetzt? So wild werden die Menſchen, wenn ſie an der Gerechtigkeit verzweifeln.“

Eugen nahm den Vigil mit nach Hauſe und hier hielt er ein ſcharfes Verhör mit dem Lipp, der, um ſeinen Herrn von einem gefährlichen Angeber zu befreien, den wilden Tumult mit erregt hatte. Vigil gelobte vor Eugen und Kronauer, daß er wegen ſeiner erlittenen Unbill nicht klagbar werden wolle, wogegen man ihm verſprechen mußte, daß ſowohl Eugen als Kronauer ſich dafür verwenden wollten, ihm ein derartiges Zeugniß zu verſchaffen, daß er anderweit ein Unterkommen finde.

In der vom Dorflärm entfernten Bachmühle war ſchon Alles zur Ruhe gegangen als Eugen ſich dahin begab und er mußte ſich mit ſeiner eigenen höchſten Angelegenheit wie in ſeiner Verwendung für den Schächer gedulden bis zum andern Tag.

Feſtlich geſchmückt, von dem Amerikaner und von Kronauer, der ſich dazu erboten hatte, geleitet, ging Eugen am Mittag den ſo oft abgeſchrittenen Weg zur Verlobung.

Ein Menſch, der mit freudebebendem Jubelruf die Thüre ſeiner Elternſtube öffnet und dem die lange Erſehnten ſtatt ſeinen Ruf zu erwidern, traurigen Antlitzes Ruhe gebieten und auf ein ſchmerzvolles Krankenlager hindeuten — ſo ſtand Eugen als er in die Wohnung des Bachmüllers eintrat. Vittore war nicht in der Stube und der Bachmüller ſagte mit trauriger Miene, ſie ſei bei der Mutter, die ſchwer erkrankt ſei.

Der Bachmüller ſprang die Treppe hinab als jetzt der Arzt angeritten kam, er ließ ihn keine Minute damit verlieren, das Pferd an den Zaun zu binden und drängte ihn hinauf.

Faſt zu gleicher Zeit mit dem Arzt kam auch die immer hülfbereite Pfarrerin, ſie brachte Vittore ſogleich in die Stube und befahl ihr halb ſtreng halb ſcherzend, die ſchönſte Zeit ihres Lebens jetzt nicht in Leid zu verbringen, ſie wolle ihre Stelle bei der Mutter vertreten. Vittore ſchaute erſt hell auf als auch der Arzt verſicherte, daß das Irrereden der Mutter ganz ohne Bedeutung ſei.

Der Bachmüller winkte Allen Ruhe zu als der Arzt das Recept ſchrieb, es ſollte Niemand die geheimnißvolle Aufzeichnung der Heilkräuter durch ein Wort ſtören. Lipp kam in die Stube und fragte leiſe, ob man ihm nichts zu thun geben könne; traurig ſah er auf ſeinen Armſtumpf, als der Bachmüller ſagte:

„Du kannſt ja nicht reiten. Sag' dem Peter, er ſoll gleich mit dem Schimmel in die Apothek, und bleib bei der Hand, daß man dich ſchicken kann.“

Der Arzt brachte auf die Mittheilung Kronauers den Brautleuten ſeinen Glückwunſch dar, obgleich dieſe ihn jetzt noch nicht annehmen wollten, da ſie erſt nach Geneſung der Mutter ihre Verlobung feiern wollten.

Eugen ſtand neben Vittore allein am Fenſter, die Uebrigen ſaßen um den Tiſch.

„Vittore,“ ſagte er, „ich nehme das vorübergehende Leid um die Mutter als Zeichen und Mahnung, daß ich nun aufhöre, für mich allein zu ſein; ich trete ein in die Familie und da wird das Leben der Angehörigen ganz unſer eigen, man lebt vervielfacht in Luſt und Leid; man muß dankbar und muthig beides hinnehmen.“

„Du biſt rechtſchaffen,“ ſagte Vittore, freiwillig die Hand Eugens faſſend, „wenn ich dich ſo hör', mein' ich du redeſt aus mir, nur Alles viel beſſer; aber luſtig wollen wir auch noch ſein. Du wirſt ſehen, wie wir noch ſingen und tanzen.“

Leiſe auftretend kam die Pfarrerin in die Stube und verkündete zu Aller Freude, daß die Bachmüllerin ruhig ſchlafe, ſie habe mehrmals den Namen Eugen! vor ſich hingeſagt, dann ſei ſie eingeſchlafen.

Der Arzt verordnete, daß wenn die Frau noch zwei Stunden ſchlafe, man ihr die Medizin gar nicht geben ſolle, er reite nach Alsfeld und werde in der Dämmerung wiederkehren und nachſehen.

Wie man nun mit gedämpftem Ton ſich beſprach, ſo erhob ſich auch die Freude in den Herzen

Aller, wenn auch noch belaſtet vom Druck ſchwerer Beſorgniß.

Kronauer war in ungewöhnlich heitrer Laune und ſuchte den Bachmüller in frohe Stimmung zu verſetzen, indem er ihn zugleich neckte, daß er nun doch einen Schullehrer zum Eidam bekäme; denn Eugen werde zwar ſein Amt aufgeben, habe ſich aber verbindlich gemacht, den Ackerbauſchülern mindeſtens die Hälfte des Unterrichtes zu ertheilen.

„Da lern' ich auch mit," entgegnete der Bachmüller, und es war eine eigene Feier dieſer höchſten Lebensſtunde, wie Eugen jetzt die Errungenſchaft ſeines Schuljahres und ſeine feſten Vorſätze für das kommende Leben zuſammenfaßte. Er hielt dabei die Hand Vittore's feſt und es war, als ob zwei Seelen mit vereinter Kraft aus ihm ſprächen, da er ſagte: „Ich weiß, warum ich Schulmeiſter ſein und bleiben muß. Nicht wie Sie meinen, lieber Kronauer, aus bloßer Großherzigkeit; ich befreie auch mich ſelbſt damit. Ich muß etwas zu modeln, zu geſtalten, zu bilden haben. Ich genieße nur wo ich thätig ſchaffend ſein kann, da aber auch iſt mein höchſter Genuß. Wenn die Sonne empfinden und ausdrücken könnte, wie es ihr wohlthut, mit Millionen und Millionen Strahlen in's Herz der Blumen zu leuchten und zu wärmen — etwas derartiges erfüllt mir die Seele, wenn ich lehren kann; wenn ich ſehe, wie es jetzt aus meinem Wort aufleuchtet in einem Gemüthe, und das lebt weiter und wirkt Leben. Ich habe dort im Schulhaus Glückſeligkeiten empfangen, die nichts überragt. Da ſaß ein Menſch, lebte das ewige Leben, war geſtorben und unſterblich, und jeder Tag iſt mir ein neues Geſchenk des Daſeins, und jetzt erſt beginnt's, jetzt erſt bin ich in der Welt. Ich habe an den Schulkindern gelernt, wie man die Seelen faßt, wie ſich da die Fäden ſpinnen, die Geiſt mit Geiſt verbinden. Ein glückſeliges Geſchick giebt mir ein anderes höheres Feld der Thätigkeit, wo ich offen und frei ohne Dreinreden fremder Gewalten wirken darf. Und es iſt nicht genug daß man lehre; ein Jeder muß ſein ganzes perſönliches Leben ſtündlich dafür einſetzen. Auf dem Feld und im Wald, inmitten der Händearbeit und im ſtillumſchloſſenen Raum, da wollen wir die Wehrmänner bilden, die ſich und uns eine neue Welt ſchaffen und erhalten. Und die hochmüthig auf unſer Thun herabſehen und es kleinlich ſchelten, ſollen die Früchte unſeres Strebens dennoch genießen. So lange es berufstreue Schulmeiſter giebt, Menſchen, deren Glückſeligkeit in der Seelenerweckung Anderer beſteht, ſo lange giebt es hoffende, zukunftsreiche, ſiegesſtarke Völker. Ich ſetze den Zuruf Peſtalozzi's fort: Ich will Schulmeiſter bleiben. Leben iſt lehren, wirken, ſchaffen. O ihr Freunde, o du meine, meine Vittore, wir wollen einander aufrecht erhalten in Liebe, Ausdauer und Glauben an das Gute.“

Vittore wußte ſich nicht zu helfen und doch war ſie beengt vor den Augen ſo Vieler; ſie legte ihre Hand in die Locken Eugens und fuhr ihm über das Geſicht. Ein namenloſer Wonneſchauer durchdrang die Beiden und als eben ein Meſſer auf den Boden fiel, bückte ſich Vittore raſch nieder und ſchaute knieend zu Eugen auf.

Mitten in der höchſten Freude trat Vigil ein. Der Bachmüller hieß ihn ſogleich aus der Stube gehen, er habe nichts da zu thun; Kronauer aber bat für ihn, und brachte den Wunſch um das Zeugniß vor. Eugen vereinigte ſich mit ihm und ſuchte auch Vittore zu beſtimmen, ein gut Wort einzulegen. Vittore blieb ruhig und redete kein Wort. Es galt viel Ueberredens, bis der Bachmüller nachgiebiger wurde. Tinte und Feder ſtanden noch auf dem Tiſch und der Bachmüller ſchaute ſtarr drein, als der Amerikaner ſagte:

„Hier, wo die Heilung für Eure Frau ſo eben geſchrieben wurde, ſchreibt nun auch die Heilung für den armen Menſchen.“

Der Bachmüller ſpielte mit beiden Füßen raſch und leiſe auf dem Boden, endlich griff er nach der Feder und ſagte:

„Nun in —“ aber er fuhr ſich mit der Hand in das Halstuch, als brächte er das Wort nicht heraus.

„Saget's nur heraus,“ ergänzte Vittore, „ſaget in Gottes Namen, wenn Ihr könnt, und ſchreibet.“

Der Bachmüller ſchaute ſie groß an und murmelte, die Feder eintauchend:

„Die Welt iſt jetzt voll Lug und Trug, ich kann nicht daraus 'naus, und wenn die Alle da ſagen, daß ich muß, daß . . .“

Er endete ſeinen Satz nicht und tunkte mehrmals ein.

Vittore ſtand an der Wand und hielt die Hand auf ein großes Buch. Jetzt ſchlug ſie es auf und ſagte:

„Vater, da habt Ihr auch eine Unterlage zum Abſchreiben.“

Sie hielt den Finger auf das aufgeſchlagene Buch und der Bachmüller las laut: „Du ſollſt nicht falſch Zeugniß geben.“

Wie vom Blitz getroffen ſtanden eine Weile Alle da.

„Ich kann nicht ſchreiben,“ ſagte der Bachmüller, „helf' dir Gott, Vigil, ich kann's nicht.“

Einen Fluch zwiſchen die Zähne murmelnd ging Vigil davon. —

Vittore willfahrte Eugen, jetzt gleich mit ihm unter freien Himmel zu gehen; ſein Glück war zu groß für die enge Behauſung.

Die Begegnung mit Vigil zitterte doch noch in ihm nach.

„Fürchteſt du den Vigil nicht?“ fragte er Vittore auf der Treppe. „Der Menſch ſieht aus, als ob er zu Mord und zu Allem fähig wäre.“

„Ich fürchte ihn nicht und Niemand. Ich hab' gethan, was recht iſt und aus Recht kann nicht Unrecht werden. Und du, wer ſo geſprochen hat, ſo — wie kannſt du ſo was zugeben wollen? Aber du biſt aus der Welt draußen geweſen, du haſt kaum gehört und geſehen, was vorgeht.“

Eugen küßte den ſo ſtrengen wahrheitsvollen Mund.

Auch im Garten war es Eugen noch zu eng und eingeſchloſſen. Er bat Vittore mit ihm hinauszugehen in das freie Feld; ſie kehrte wieder in das Haus zurück, um nachzuſehen, wie es der Mutter ergehe. Dieſe ſchlief noch ruhig, dennoch klagte Vittore der Pfarrerin:

„Ich möcht' ſo gern daheim bleiben bei den Meinigen, und er will mich immer fort haben, aus dem Haus hinaus.“

„Geh nur,“ beruhigte die Pfarrerin, „du bleibſt ja bei den Deinigen und du weißt ja wie es in der Schrift heißt: man muß Vater und Mutter verlaſſen und dem Mann folgen.“

Zwölftes Kapitel.

„Wollen wir nach dem Sonnenziel?“ fragte Vittore, als ſie im Halbſonntagsſtaat und mit einem Handkorb wiederkam, „da haben wir unſern neuen Weinberg und ich kann nachſehen, ob man jetzt anrainen und heften muß.“

Eugen willfahrte gern und erfreute ſich an dieſem allzeit einigen Weſen, das die reine Freude von der Arbeit nicht ablöste, ſondern in ſie hineintrug.

Vittore an der Hand faſſend rief er:

„Komm, ich möchte dich der ganzen Welt zeigen und ausrufen: das iſt mein Weib!“

„Mir iſt,“ entgegnete Vittore, „wie wenn du mich in die weite Welt forttragen thäteſt, hinauffliegen über alle Berge, fort von Allem was mir lieb geweſen, und mir iſt doch ſo leicht zu Muth, als ging' mich Alles nichts mehr an, und als wär' ich gar nicht mehr auf dem Boden. Ich hab's der Mutter hundertmal geſagt: ich heiß' noch Vittore und bin doch noch wer ich geweſen bin, aber ſeit ich dich kenn', mein' ich immer, ich wachſe und ſei ein ganz anderes.“

„Du haſt auch bald einen andern Namen. Komm', ich muß dir viel erzählen.“

„Droben im Sonnenziel, da hat mein Vater ein Bänkle.“

Sie gingen den ſchmalen Fußweg, der durch das hochaufgeſchoſſene Roggenfeld ſich hinzog. Eugen ſchritt voran.

„Du biſt noch größer als der Roggen,“ frohlockte Vittore, „das iſt unſer eigen Feld; mein Vater hat gerad denſelben Morgen hier geſäet, wo du uns Nachmittags Grummet einthun geholfen haſt. Weißt noch? Halt nur den Vater in Ehren und laß dich von ihm im Feldgeſchäft unterweiſen; er verſteht's ſo gut wie der Kronauer. Und glaub' mir, der Vater wird noch viel über eure Ackerbauſchule ſpötteln, aber er wird euch doch viel helfen, mehr als du denken kannſt. Ich hab's geſehen, wie ihm die Augen in Glanz geſtanden ſind, wie du vorhin ſo geſprochen haſt, und er hat mir nur Einmal zugenickt, aber ich weiß, was er damit geſagt hat. Er hat jedes Wort in's Herz genommen, ſo gut wie ich; kannſt mir's glauben. Siehſt, wie ſchön gleichling und buſchig das Korn ſteht? Der Vater hat's im Sprüchwort: die Roggenſaat will gern den Himmel ſehen, man darf nur wenig Boden darüber eggen.“

Eugen kehrte ſich um und küßte Vittore aber- und abermals, eine Lerche ſchwirrte auf aus den hohen Halmen und ſchwang ſich jubelnd himmelan.

„Dieſes Feld," rief er dann, „iſt ein Bild unſerer Liebe; im Herbſt noch erſproßt, im Winter erſtarrt, jetzt in voller Reife. O Alles, Alles ſpricht mir von unſerer Glückſeligkeit."

„Mir auch, ich möcht' allen Feldern zurufen: ſchauet, das wird jetzt auch euer Herr. Noch nie iſt Alles ſo voll Segen und ſo ſchön geweſen wie dies Jahr, wie jetzt. Ach und du biſt ſo . . ." ſie ſchaute wie ein Wort ſuchend auf und rief dann: „Du biſt ſo ganze Welt voll gut. Gelt, du kriegſt kein Heimweh nach der Stadt?"

„Nie, nie," betheuerte Eugen und wie er den erfriſchenden Abendthau einſog, der über den Feldern zu weben begann, ſo war's ihm, als ob er den tiefſten Anhauch der Natur in ſeiner Bruſt fühlte. Wie ſchön war das leiſe Windeswehen im reifenden Roggen, im grünen geneigten Gerſtenfelde und im ſtolz gradaufſtehenden blüthenfunkelnden Weizen.

Mitten in allen Liebesworten vergaß Vittore nie, Eugen die Felder zu zeigen.

„Dort unten wo jetzt die Mähder ſchneiden," bedeutete ſie, „von der Brombeerhecke bis dort in die Höhe zu dem Holzbirnenbaum, das iſt unſere beſte Wieſe. Siehſt? Dort haben wir wieder Welſchkorn wie voriges Jahr, wo du uns geholfen haſt aufhefteln. Du mußt mir auch deine Leibſpeiſen ſagen, daß ich dir ſie kochen kann; was iß'ſt denn gern?"

Eugen ging willfährig auf die ganze Empfindungsweiſe Vittore's ein. Er erkannte, wie es ihr an Gefühlen nicht genügte und ſie gern leibhaftige Thaten dafür ſetzen mochte. Eben ſo leicht folgte ihm aber auch Vittore in ſeine Ausführungen, wie ſie ſich immer geiſtig wach erhalten wollten.

„Nimm mich nur auch mit, wo du kannſt," bat ſie, „ich mein', laß mich auch in deine Gedanken 'neingucken; du wirſt ſehen, ich lern' ſchon, ich hab' beim Kaidl zweimal den Preis bekommen, und die Stunden der Andacht, das iſt ein braves frommes Buch und da hab' ich auch viel daraus gelernt, von Allem was im Himmel und auf der Erde iſt. Was ſchmunzelſt jetzt? Sag's, gleich ſag's."

Eugen erklärte, wie er nie geahnt hätte, daß dieſes Buch ſolche Bedeutſamkeit für ihn gewinne und daß er noch viele andere Bücher habe, worauf Vittore fortfuhr: „Schau, deswegen hab' ich's ja auch noch gewollt, daß du gradaus Schullehrer bleiben ſollſt; da hätteſt du mehr bei deinen Büchern bleiben können. Komm, gieb mir deinen Hut, daß ich auch deinen Lockenkopf ordentlich ſehen kann. Ich verwundere mich über mich ſelber, daß ich ſo mit dir umgehe, aber gelt, du weißt ſchon? . . . Der Kronauer hat einmal geſagt, du könnteſt Profeſſor ſein. Ich thät mich in Tod hinein grämen, wenn du verbauern thäteſt; nein, du mußt dich recht in Ehren halten und an mir ſoll's nicht fehlen, das ſei ſicher und gewiß. Die andern Leute haben darüber geſchimpft, mir aber hat's gerad rechtſchaffen gefallen, daß du immer ſo fein und nett daherkommen biſt und haſt was auf dich gehalten.

Dabei mußt bleiben. Es iſt nichts ſchrecklicher, als wenn die Menſchen ſo bald verkommen und Alles unordentlich laſſen. Der Kaidl iſt von einem Sonntag zum andern in ungeſchmierten Stiefeln herumgelaufen und ſeine Frau hat ihn ganz verkommen laſſen. Ich hab' bei den Fräulein, die im Pfarrhaus geweſen ſind, fein bügeln gelernt und will dir ſchon Alles in Ordnung halten, wie ſich's gehört für einen Mann wie du biſt. Laß dich's nur nicht verdrießen, mich auch zu unterweiſen; du wirſt ſehen, ich bin nicht auf den Kopf gefallen."

Dieſe Redſeligkeit in der eigentlichſten Bedeutung des Wortes erquickte Eugen im tiefſten Herzen und er konnte ſeiner überquellenden Empfindung nicht anders Luft machen als indem er laut zu ſingen begann, und hell ſtimmte Vittore ein in die Worte:

So lang die Welt zuſammenhält
Sind wir zuſammen in der Welt.

Die Mähder auf den Wieſen ſchauten auf bei dieſem Sang und aus dem würzigen Grasduft heraus antworteten ſie bald da bald dort mit hellem Jauchzen.

Am Wege dengelte des Rainbauern Karle ſeine Senſe, Vittore grüßte ihn freundlich und der Karle ſagte:

„Wir bekommen bald Regen, ich merk's an meiner Senſe, ſie lauft an."

„Jetzt iſt noch Sonnenſchein!" rief Vittore in luſtigem Scherz, und ſagte im Weitergehen, daß ſie dem Karle gern, ſo oft ſie ihm begegne, ein gutes Wort gönne; er ſei übel dran: mit ſeiner Frau fortleben oder ſie fortſchicken, man weiß nicht was trauriger iſt. „Die Leut' ſagen," fuhr ſie fort, „der Karle hab' den Unſegen in ſeinem Haus, weil er aus Muthwille und Großthuerei die unſchuldigen frommen Thierle, die Schwalben geſchoſſen hat. Ich kann das nicht glauben. Es iſt Alles ganz natürlich. Der Karle iſt halt ein Großthuer, er hat die Schwalben geſchoſſen, daß man von ihm ſagen ſoll, was für ein geſchickter Schütz er ſei, und er hat die Frau genommen ohne Lieb' und ohne Reſpect, nur daß man ſagen ſoll, er hat eine Reiche. Er ſoll aber jetzt viel traurig ſein und oft Stunden lang den Schwalben zugucken wie ſie bauen und fliegen."

Eugen und Vittore waren im Sonnenziel auf dem Weinberg angekommen und Vittore ſagte gleich beim erſten Anblick der Rebenſcheine, daß ſie morgen heraus wolle um zu heften und den Thauwuchs — die überſchüſſigen Triebe — abzupflücken, ſie ſeien jetzt lang genug frei gewachſen.

Auf der Bank leerte Vittore den Inhalt ihres Hängkorbes, der in einem tüchtigen Stück Brod und einer Flaſche Wein beſtand.

„Das iſt Wein von dieſem Berg da. Hab' ich recht gehabt, daß ich was mitgenommen hab'?" fragte Vittore mit ſchelmiſcher Miene.

„Glückſelig recht. Komm her, ich trinke den Lebensſaft dieſes Bodens und vermähle mich dir Vittore auf ewig und vermähle mich dem Boden hier, deſſen Saft mich durchſtrömt und bin ihm blutsverwandt.

Vittore und du mein Vaterland, ich bin euch ewig getreu.“ Er trank in raſchem Zug und reichte dann das Glas Vittore, die aber nur wenig trank; ſie hielt das Brod in der Linken und er brach es mit ihr und rief abermals: „Und nun bin ich dir vermählt meine Geliebte, vor der heiligen, allnährenden und ewig ſproſſenden Natur.“

„Die Mutter hat recht,“ ſagte Vittore, „ſie hat einmal geſagt, wenn du ſo aus Herzensgrund redeſt, iſt es Einem, als hörte man die Orgel ſpielen. Du biſt doch gut, wenn du auch nicht fromm biſt.“

„Mein biſt du, Vittore!“ rief Eugen und hielt ihre beiden Hände auf ſeine Stirn gedrückt, „ich habe dich mir vermählt und alle Trauungsformel iſt nur noch ein Anſtandsbeſuch bei einer alten Tante.“

„Mein Oheim wird uns trauen und der hat keine Frau mehr,“ berichtigte Vittore. Eugen mußte zu ihrem Schreck laut auflachen. Er erklärte indeß raſch, was er gemeint habe; ſie beſtritt unnachgiebig ſeine Anſicht, denn ſie hielt feſt an den gegebenen Formen; um indeß ſchnell hievon abzulenken, ſagte ſie:

„Du haſt mir ja heut von dir erzählen wollen. Jetzt fang' einmal an.“

Eugen erzählte nun in raſchen Umriſſen ſein ganzes Leben. Als er von der Armuth ſeiner Kindheit erzählte, rief Vittore:

„Ach du armes Kind! Hätt' ich dich nur ſchon damals gekannt, ich hätt' dir gern Gutes gethan und dir in Allem beigeſtanden. Wie wenig wär' das geweſen in ſo einem Haus. Es will mir oft nicht in

Kopf hinein, daß man vorher ſo lang leben und nichts von einander wiſſen ſoll und auf Einmal gehört man ſo ganz einander an. Das freut mich, daß du ſo gut haſt rennen können, ich kann's auch; mich hat keine von meinen Geſpielen fangen können."

Als aber Eugen weiter erzählte und ſeinen wirklichen Namen nannte, zitterte die Hand Vittore's in der ſeinen; ſie ſtand auf und fuhr ſich immer mit der Hand an die Stirn.

„Ich glaub' an dich, das halt' ich feſt," ſagte ſie, „aber ich bin mit meinen Gedanken wie verirrt. Iſt das noch unſer Weinberg, da drunten unſer Haus? Herr Gott, ich weiß nicht wie mir iſt; es kann ſich ja auf Einmal Alles verwandeln."

Eugen ſuchte Vittore zu beruhigen und es gelang ihm ſo ſehr, daß Vittore endlich ſagte:

„Sei wer du willſt, ich hab' dich lieb, rechtſchaffen lieb; aber ich muß mich an den andern Namen gewöhnen. Mein Bruder Willi hat bis zu ſeinem zweiten Jahr Konrad geheißen und da hat ihn unſere Mutter Willi gerufen. Ich hab' mich lang nicht daran gewöhnen können, es iſt mir immer geweſen, wie wenn's ein ander Kind wär'; nach und nach hab' ich mich doch drein gefunden und ſo wird mir's auch mit dir gehen. Nicht wahr und du heißt beidemal Eugen?"

„Ja."

Das Wagniß, daß Eugen mitten in allen Gefahren im Vaterland geblieben war, ſchalt Vittore Anfangs einen unverzeihlichen Leichtſinn, ſetzte aber wieder ſchnell hinzu, daß es doch gut ſei, ſie hätten ſich ja nur dadurch gefunden. Zuletzt ſagte ſie:

„Du dauerſt mich tief, daß du nicht weißt, was eine Mutter iſt; aber du kriegſt von mir die beſte von der Welt und ſie iſt deine Mutter grad wie die meine. Wie iſt's denn jetzt? Willſt du den Namen Baumann behalten?“

„Vittore, könnteſt du Gräfin Falkenberg heißen? Würde dich das nicht ſtören?“

„Gar nicht, ich mache mir gar nichts daraus, ich heiße meinetwegen auch Gräfin. Die Leute werden eine Zeitlang ſpötteln, aber da liegt mir gar nichts daran, und ſie kriegen's auch bald genug. Wie du heißſt heiß' ich, da mach' du nur ganz was du für recht hältſt.“ Da drüben am Wald iſt ein Widerhall, komm, da wollen wir deinen Namen rufen. Falkenberg iſt doch ſchöner, als Baumann.“

Jetzt zeigte ſie, daß ſie gut rennen konnte; denn Eugen hatte Mühe ihr bergauf nachzukommen.

Auf der von Raſen erbauten Pfingſtkanzel hielt ſie an und Eugen ſchaute aufathmend zu ihr empor, wie ſie die Arme ausgebreitet hielt, als wollte ſie ihn auf freier Höhe an geheiligter Stätte in ihre Arme ſchließen. Als er nun bei ihr ſtand, ſagte ſie:

„Da, da haſt all meine beiden Händ'.“

Eine Weile hielten ſie ſich auf der Feldkanzel feſt umſchlungen.

Vittore riß ſich zuerſt wieder los und hielt erſt am Saum des Buchenwaldes an. Dort, wo die Bergwieſe und der Wald eine grüne Bucht bilden, rief ſie ſeinen Namen Falkenberg in die Thalſchlucht, daß es weithin widerhallte. Eugen war's als ob nun die letzte Feſſel von ihm genommen wäre, da er ſeinen freien Namen aus dem Mund der Geliebten und weithin von Berg und Wald rufen hörte.

Das war die laute Botſchaft ſeiner Freiheit und hoch hinauf trug ihn das höchſte Luſtgefühl, als er mit der Geliebten in die grüne Waldesdämmerung hineinwandelte und immer weiter hinauf am Bergesgipfel ſtanden die blanken Buchenſtämme mit ihren hellen Kronen und verdeckten den Himmel und die ſelig Dahinwandelnden.

Da gab's nur Freudenjubel, kein Reden mehr. Wie von ſelbſt ſtimmten zugleich dann Beide wiederum an:

„So lang die Welt zuſammenhält
Sind wir zuſammen in der Welt."

Eugen pries ſich glücklich, daß dieſes Wort aus dem Liede ſeinen Bund ſegnete.

Vittore aber ſetzte noch einen luſtigen Vers drauf und indem ſie die Wange Eugens ſtreichelte, ſang ſie:

„Es giebt falſche Haar',
Es giebt falſche Zähn',
Aber ein gemacht's Grüble im Bäckle
Hat Niemand noch geſeh'n."

Eugen wiederholte das oft und Vittore ſagte jetzt:

„Ich hör' den Fink klagen, der Karle hat recht, wir bekommen heut' Nacht Regen, das iſt gut. Wir ſollten jetzt aber heim, es dämmert ſchon ſtark."

„Nicht wahr, jetzt vergeht die Zeit ſchnell?" entgegnete Eugen.

„Und ich möcht' ſie feſthalten. Es iſt doch ſchön, daß der Joſua zu der Sonne hat ſagen können: ſtehe ſtill! So möcht' ich auch."

„Wir wollen ſie ſelber feſthalten," ſagte Eugen, „ich bin auch ein Joſua."

Da wo der Bach rauſchend über Felſen ſpringt und ein Brunnen aus der Bergwand quillt, dort hatten ſich die Beiden niedergelaſſen und Vittore fragte:

„Biſt du denn wirklich ſo ungläubig? Glaubſt du auch nicht an Gott?"

„Ich glaube an dich, ich glaube an mich."

„Das iſt kein' Antwort, du mußt mich nicht ſo abſpeiſen."

„Das will ich nicht. Ich glaube an mich ſelbſt, wie du das auch thuſt."

„Ich zweifle oft an mir und bin nicht zufrieden —"

„Ich auch. Nicht Alles was ich wollen kann, iſt recht, aber da, wo gar kein Widerſpruch in meiner Seele iſt, da iſt das Rechte, da bin ich ſelbſt und die heilige Gewißheit der Natur."

„Das verſteh' ich nicht recht."

„Schau, wenn die Menſchen ſagen, ſie vertrauen auf Gott und handeln nach ſeinem Willen, ſo iſt das am Ende doch nur, daß ſie auf ſich ſelbſt vertrauen, auf das Echte und Wahre, das in Jedem iſt und ihm ſagt, was er zu thun hat."

„Warum willſt du denn das aber nicht Gott nennen? Das iſt Gott, der heilige, der in jedem Herzen ſpricht."

„Nenne es ſo, es bleibt daſſelbe, aber laß mich es Glaube an uns ſelbſt nennen. Das allein hilft. Alle echten Menſchen handelten im Glauben an ſich, an ihren innerſten Ruf. Du kannſt das nicht ſo wiſſen, dir fehlte es nie. Die Menſchen müſſen wieder lernen an ſich glauben, an ſich Freude haben, dann iſt, wie du es heißeſt, Gott wieder in ihnen und ſie helfen ſich ſelbſt."

„Du biſt doch fromm," rief Vittore und umhalste Eugen.

Mit übergeſchlungenen Armen gingen ſie durch den Wald dahin, drunten rauſchte der Bach und Eugen erzählte, daß er einſt die Quelle des Mühlbaches aufſuchen wollte, ſie aber bis jetzt nicht gefunden habe."

„Das biſt du wieder ganz," ſagte Vittore lächelnd, „du gehſt Allem auf den Grund."

Wie nahe beiſammen müſſen Jubel und Leid in der Seele wohnen, denn Vittore ſagte plötzlich: „Sieh, das iſt der Bärenborn, das iſt der Waldweg, von dem die Anni ſelig noch auf ihrem Todtenbett geſprochen hat... Aber horch, es läutet in Alsfeld, das dauert lang, das iſt nicht die Nachtglocke, und daheim läutet's auch. Das iſt Sturmläuten. Herr im Himmel! Komm, Eugen, komm, es brennt irgendwo."

Eugen ſuchte die Aufgeregte zu beruhigen, während er mit ihr Hand in Hand durch den Wald eilte.

Als ſie auf die Fahrſtraße kamen, rollte gerade die Feuerſpritze von Alsfeld mit ſchwerem Dröhnen daher.

„Wo brennt's?" fragte Vittore.

„In der Bachmühle."

„In deinem Hauſe," rief ein Mann, hielt an, ſtieg raſch ab und half Vittore und Eugen auf das Gefährte, das nun mit mächtigem Rollen dahinfuhr.

Dreizehntes Kapitel.

Vittore hielt ſich zitternd an Eugen. „Die Mutter! Herr im Himmel, die Mutter!“ rief ſie und ſetzte nach einer Weile zuſammenſchauernd hinzu: „Wir hätten nicht fortgehen ſollen. Nicht wahr, Eugen, es kann aber nicht ſein, es iſt nicht Sündenſchuld, weil wir fortgegangen ſind?“

Eugen bekräftigte ſie in dieſer Zuverſicht und erinnerte ſie an ihr Wort: „Aus Recht kann nicht Unrecht werden.“

„Du biſt mein Halt,“ rief ſie weinend ſich an ihn ſchmiegend.

Das Stilleſtehen und ſich Fortbewegenlaſſen, wo man gern mit allen Leibeskräften arbeitend dem Ziele zuſtrebte, wurde zur unſäglichen Pein.

„Fahrt ſchärfer zu,“ gebot Eugen.

„Wir können hier nicht,“ erhielt er zur Antwort. Vittore ſprang raſch ab.

„Komm hier den Fußweg,“ rief ſie und Eugen folgte ihr.

Die Nacht war dunkel, nur aus dem Thal leuchtete der Brand, der Weg ging über Baumwurzeln. Plötzlich fühlte ſich Eugen ergriffen und niedergeworfen.

„Ich will dich auch begnadigen,“ rief eine wilde Stimme, es war die des Vigil; er zückte ein Meſſer, aber Schatzhauſer rannte auf ihn an und Vittore, die des Weges kundiger einige Schritte vorausgeeilt war, ſprang plötzlich wie eine Flammenerſcheinung vom Felſen im Hintergrund, warf ſich auf den Vigil und er ſtürzte in die Schlucht hinab.

„Hülfe!“ ſchrie ſie, „der Vigil hat das Haus angezündet. Komm, Eugen. Iſt dir nichts geſchehen?“

Er eilte mit ihr hinab, wo mitten im Lärm und Getöſe die helle Lohe aus dem Haus aufſchlug. Noch dieſſeits des Steges ſtand Lipp bei gerettetem Hausrath als Wache und rief den halb Ohnmächtigen zu:

„Wir haben gemeint, ihr ſeiet mit einander verbrannt. Es iſt Alles gerettet, kein Menſchenleben verloren.“

„Wo ſind meine Eltern?“ ſtöhnte Vittore.

„Im Pfarrhaus. Es iſt auch alles Vieh gerettet und der Schloſſer Vinzenz hat das Hauptbuch vom Bachmüller noch aus dem Feuer geholt, die Stiege war ſchon abgebrannt.“

„Geh mit Vittore,“ befahl Eugen dem Lipp, ſtellte ſchnell andere Wächter auf, rief einige Männer und bezeichnete ihnen den Ort, wo der Vigil liegen müſſe.

„Das alte Holzwerk brennt wie ein Schindel,“ ſagte mit der Pfeiſe im Mund der Sonnenwirth zu Eugen, der ſich mitten im Gedräng auf den Boden hatte ſetzen müſſen. Der Sonnenwirth reichte einen Schluck Branntwein und Eugen richtete ſich raſch wieder auf. Er ſpähte umher, ob nirgends zu helfen ſei, aber da war keine Rettung mehr und die Spritzenſtrahlen ziſchten nur in den Brand, um dem Wind zu wehren, der ſich erhob und brennende Splitter weit hin trug. Zwei Spritzen ſtanden noch faſt müßig zur Seite an der Mühle, um jeden Brandflug davon abzuhalten.

Ruhig ſtanden die Bäume im Garten, wie durchleuchtet von dem Brande, der Zaun war eingeriſſen, die Blumen zertreten und Lärm und Schreien überall. Der Schloſſer Vinzenz ſchrie ſich heiſer von der Spritze, die nicht regelmäßig gefüllt wurde. Es gelang dem Schultheiß nicht, eine ordnungsmäßige Kette nach dem nahen Bach herzuſtellen, wo Einer dem Andern die Eimer reichen ſollte. Alles lief wirr durcheinander, ſo daß der Füllſchlauch, den man nach dem Bach gelegt hatte, zertreten war. Mit Gewalt die Menſchen packend und ſchüttelnd ſtellte Eugen endlich Ordnung her und eine Weile war Alles in ſo ruhigem Gang, daß man nur die Spritzen wie mit tiefem Aechzen arbeiten und das ängſtliche Zwitſchern der ſcheu umherfliegenden und heimathlos gewordenen Schwalben vernehmen konnte. Die Rebenranken, die ſich ſo ſicher am Hauſe feſtgeklammert hatten, waren verkohlt niedergeſunken, der Nußbaum mit ſeinem ſchattenbreitenden Geäſte hatte ſchon manches von der Flamme verzehren laſſen müſſen, ein glühender Rauch durchzog ihn, er ſtand feſtgebannt und konnte nicht davonfliegen wie die Schwalben. Der Schloſſer Vinzenz richtete oft einen Waſſerſtrahl nach dem Baum, von dem die Tropfen wie glühendes Gold herniederträufelten. Jetzt erſcholl ein Geſchrei vom Berg:

„Wir haben den Brandſtifter! Wir bringen den Vigil.“

„Er iſt todt,“ ſchrien die Umſtehenden, als der lebloſe Körper in der Beleuchtung der Flamme erſchien.

„Der ſtellt ſich nur todt,“ kreiſchte heiſer der Vinzenz, „leget ihn hin.“ Kaum war dies geſchehen, als er den Strahl der Spritze auf Vigil richtete, der plötzlich um ſich ſchlug.

„In's Feuer mit ihm," riefen wilde Stimmen und wieder ward er erhoben und Alles drängte zuſammen, aber Eugen trennte den Haufen auseinander und ſeinem in neuer Geltung ſtehenden Anſehen gelang es abermals, die Selbſtrache zu bannen. Der Kirchbauer ſagte bei dem Hinweis, daß man ja ein Geſchwornengericht habe: „Und wir verurtheilen ihn, ſo gewiß das Feuer da brennt." —

So raſch es ſich erhoben hatte, faſt eben ſo ſchnell brannte das Feuer nieder und ließ nur noch mächtige Rauchwolken aufſteigen, denn der Wind hatte ſich gelegt und ein ausgiebiger Regen rieſelte hernieder, der in die unerreichbarſten Brandfugen eindrang.

„Hab' ich's nicht prophezeit, daß es heut noch regnen wird?" wendete ſich des Reinbauern Karle an Eugen; der Stolz ſeiner Weiſſagung ſchien ihn jede Feindſeligkeit vergeſſen zu machen.

Eugen geleitete, von einer großen Schaar umgeben, den gebundenen Vigil das Dorf hinein. Vigil war ſtumm und knirſchte nur die Zähne übereinander, daß es knarrte; als er an dem Ortsgefängniß angekommen war, rief er:

„Wißt ihr denn auch wer der Lehrer da iſt? Das iſt der Erzrevoluzer, der Graf Falkenberg."

„Iſt das wahr?" fragte der Sonnenwirth.

„Ja, ich bin's," entgegnete Eugen und eine Weile herrſchte Todtenſtille.

„Das geht über's Bohnenlied," lachte der Schäufler-David.

„Die Kirchbäuerin ſelig hat's immer geſagt, hinter dem Lehrer ſteckt was beſonderes," betheuerte der Rainbauer.

Nur dieſe Ausrufe hörte noch Eugen, denn er trat in das Rathhaus und verwahrte den Vigil hinter Schloß und Riegel. Als er wieder herauskam, begann des Rainbauern Karle:

„Es iſt jetzt gar kein Schand' für mich, daß wir mit einander gerauft haben; im Gegentheil. Unſer Lehrer, der Herr Graf Falkenberg lebe hoch!"

„Hoch! und abermals hoch!" riefen Alle und geleiteten Eugen mit ſolchem Ruf bis an das Pfarrhaus, wo er bat, aus Rückſicht für ſeine kranke Schwiegermutter jetzt ruhig zu ſein.

Im Pfarrhaus hörte Eugen, daß die Mutter auffallend wohlbehalten ſei; nur der Vikar war bei Rettung derſelben durch einen herabfallenden brennenden Balken am Arm beſchädigt worden. Der Bachmüller reichte Eugen beide Hände und ſagte: „Gottlob, daß wir Alle geſund und am Leben ſind; es hat nichts zu bedeuten, Ihr krieget halt ein neues Haus."

Vittore kam und brachte einen Gruß von der Mutter. Der Amerikaner wachte bei dem Vikar und als Eugen nochmals mit dem Vater nach der nun erloſchenen Brandſtätte ging, trafen ſie überall noch wache Menſchengruppen, die von dem Grafen und ſeiner Verlobung redeten. Lipp behielt ſeinen Poſten auf der Brandſtätte als Hüter des Hausraths und Aufſeher der Feuerwächter, wobei ihm der Sanscülotte raſche Adjutantendienſte verſah. Jetzt ſtand der Schloſſer Vinzenz beim Lipp und hielt ein großes Bild in der Hand; es waren die Grundrechte, an denen das Glas geſprungen und die ſchwarzrothgoldene Einrahmung zum Theil vom Feuer gebräunt war.

„Schenket mir das,“ bat der Schloſſer Vinzenz, „es wär' ja doch mit verbrannt, wenn ich's nicht ſchnell zum Fenſter hinaus geworfen hätt'.“

Der Bachmüller willfahrte gern und ſchweigend ſchritt er mit Eugen und Vinzenz das Dorf hinein; er ging mit Eugen in das Schulhaus.

„Jetzt bin ich wieder da wo ich geboren bin,“ ſagte er, „und jetzt bin ich zuerſt bei Euch ehe Ihr zu mir kommet. Gott gebe nur, daß alles Unglück mit verbrannt ſei und keines mehr nachkommt.“

Eugen hatte keine Ruhe, er ging nochmals nach dem Pfarrhaus und brachte gute Nachrichten von der Mutter. Der Bachmüller reichte ihm die Hand und ſchüttelte ſie ihm tapfer als er beim Schlafengehen ſagte:

„Nach dem ſchweren Tag bin ich doch ſo vollauf glücklich, weil ich zum Erſtenmal in meinem Leben ſagen kann: gut Nacht, lieber Vater.“

„Gut Nacht, Sohn,“ erwiderte der Bachmüller und wendete ſich raſch ab. Eugen hörte ihn noch lange leiſe murmelnd beten.

Wie von hellem Lebensruf erweckt ſchlug Eugen am Morgen die Augen auf; an den Blättern der Bäume hingen ſchimmernde Tropfen, und Gras und Blume ſchaute wie begnügt auf und die Luft erſcholl vom Morgenſang der Vögel. Selbſtvergeſſen und doch wieder die ganze Daſeinsſeligkeit in ſich tragend ſchaute Eugen hinein in die wonnigliche Morgenwelt. Den träumeriſch Verſunkenen grüßte jetzt eine wirkliche Freundesſtimme; es war Deeger, der gemeſſenen Schrittes daherkam und einen Trauerflor um den Hut trug.

„Du fehlteſt mir,“ rief Eugen, ihn in die Arme ſchließend. „Aber warum trägſt du Trauer?“

Deeger berichtete, daß er am geſtrigen Tag ſeinen Vater begraben und wenn er auch nichts Beſtimmtes wiſſe, das er ſich vorwerfen könne, ſo ſei es ihm doch oft, als habe der Verſtorbene zu ſehr gefühlt, daß ſein Leben eine Laſt geworden. Auf die Kunde von dem Brand ſei er nun hieher geeilt, ſowohl zu eigener als zu Eugens Tröſtung. Dieſem gelang es, von dem geiſtigen Feſtwein auf der reichen Tafel ſeines Lebens dem trauernden Freunde einen Labetrunk zu ſpenden; er reichte ihn mit doppelter Liebe, denn er fühlte, was es ſein mußte, daß der ſonſt ſo hellblickende ſtahlgediegene Freund ſich peinigender Schwermuth hingab. Deeger gelobte ſich zuſammen zu raffen, um mindeſtens die helle Freude Eugens nicht zu ſtören.

In Freud und Leid erfuhren die beiden Männer die Segnung der Freundſchaft. Als Eugen berichtete, daß Deeger in ſeine Stelle eintreten müſſe, erwähnte dieſer nur noch einmal, wie ſchön der Verſtorbene hier hätte aufleben können und wie ſeltſam die Verſchlingung des Lebens ſei, daß ihm vielleicht ein langgehegter Wunſch erfüllt würde, jetzt, wo er deſſen kaum bedürfe. Das war das letzte, was Deeger dem Ausſpruch ſeiner Trauer zuließ; ſofort verſchloß er ſie in ſich und gleichſam als äußeres Zeichen, daß er keine Kunde ſeines Schmerzes in die Freude dringen laſſen wolle, legte er ſeinen Florhut ab und ließ ſich von Eugen eine Mütze leihen.

Auf dem Weg nach der Brandſtätte berichtete Eugen alles Geſchehene ausführlich. Er fühlte erſt jetzt die mächtigen Contraſte, mit denen ſich dieſe Tage überſtürzt hatten, aber durch das Erzählen ſchien ſich faſt Alles zu mildern.

Deeger unterließ es nicht, wiederholt, wenn auch milder, Eugen zu warnen, daß er die Welt in Handſchuhen zu ſehr geringſchätze und die barhändige zu hoch halte. Er erzählte, daß Stephanie ſo überaus liebreich gegen ſeine Mutter ſei und Alles aufbiete, damit ſeine Schweſter mit ihr nach Ungarn ziehe. Eugen verſchloß ſelbſt dem Freunde ſeine Empfindung, als dieſer ihm mittheilte, daß auf dem Schloß Alles überraſcht geweſen ſei von der ſo plötzlichen Verlobung Stephanie's.

Als die beiden Freunde nach dem Pfarrhaus gingen, wo am Gartenzaun das Pferd des Arztes angebunden war, fanden ſie den Amerikaner einſam im Garten. Mit offenbar gezwungener Haltung verkündete er, daß er mit Fräulein Theroſa von Schüttenhelm verlobt ſei und dankte ſcherzhaft den landesväterlichen Regierungen, die die Kindergärten verboten hatten, da dies zur letzten Entſcheidung mit beigetragen habe. Als Vittore Eugen im Hausflur erblickte, faltete ſie die Hände in einander und rief:

„Guten Morgen Himmel!“ Dann ſchloß ſie Eugen freudig in ihre Arme. Nun erfuhr er auch, daß die Mutter zwar heiterer aber noch ſehr ſchwach ſei; der

Vikar aber leide viel Schmerzen an ſeiner Brandwunde, ſo daß die Adelheid immer in ihrer Kammer liege und weine und bete.

Der Arzt gab die beruhigendſten Zuſicherungen und Kronauer, der ſich auch bald einſtellte, übernahm es, die Erledigung in den Angelegenheiten Eugens bei dem bald eintreffenden Amtmann zu bewerkſtelligen. Jetzt, nachdem die Flamme längſt gelöſcht war, erſchien der Amtmann in der neu eingerichteten Branduniform mit gelber Schärpe. Ohne Rückſicht auf die Abwehr Kronauers hatte Eugen noch heute wegen ſeines ſeltſamen Tauſches und ſeines höchſt polizeiwidrigen Eindringens in das vom Staat geregelte Lehramt ſtundenlange Verhöre zu beſtehen. Er war nahe daran, trotz der Amneſtie, mit dem Vigil zugleich zur Haft nach der Amtsſtadt gebracht zu werden. Nur der Bürgſchaft Kronauers, verbunden mit der bedrohlichen Beſorgniß, daß die Verhaftung Eugens einen neuen, Zerrüttung bringenden Tumult im Dorf erregen würde, gelang es, die Sache dem friedlichen Austrag anheim zu geben.

Eugen hatte nichts davon kundgegeben, daß ſein Tauſchmann jetzt im Dorf ſich aufhalte. Als er dem Amerikaner mittheilte, daß nun auch für ihn Gefahr vorhanden ſei, pochte dieſer anfangs auf ſein amerikaniſches Bürgerrecht, das ihn vor jeder deutſchen Polizei ſicher ſtelle; die Entgegnung jedoch, daß er dennoch zur Verantwortung gezogen werden könne, machte ihn ſtutzig und als er mit Theoroſa von einem einſamen Spaziergang zurückkehrte, entſchloß er ſich, noch in dieſer Nacht nach der nahen Grenze abzureiſen, wobei er mit aufrichtigen Worten oft betheuerte, daß er weſentlich nur abreiſe, um keinen Makel auf die heilige Idee fallen zu laſſen, als deren dienender Vertreter er daſtehe. Wieder mit dem Tuch winkend fuhr er davon, aber diesmal nicht als freiwilliger Flüchtling.

Der Bachmüller hatte faſt den ganzen Tag, wenn er nicht auf der Brandſtätte Anordnungen traf, krankenwartend bei dem Vikar geſeſſen; er that dies um ſo lieber, da in der Kammer auf der andern Seite an der Studirſtube des Vikars die Bachmüllerin lag, ſo daß er immer Kunde von ihrem Befinden erlauſchen konnte.

Am Abend löste Eugen den Bachmüller ab.

Vierzehntes Kapitel.

Nur mühſam hielt ſich Eugen wach. Aus der reichen Bibliothek des Vikars fand er kein Buch, das mächtig genug geweſen wäre, jetzt ſeine Gedanken zu feſſeln. Da hörte er die Bachmüllerin rufen:

„Frau Pfarrerin, ich werde geſund wenn ich Ihnen gebeichtet habe, und ſterbe ich, ſo bin ich frei, von Allem erledigt was mich ſo lang, ſo lang bedrückt.“

„Redet nicht ſo viel, das thut Euch nicht gut, ſuchet zu ſchlafen.“

„Nein, ich kann nicht. Ich bin katholiſch geboren und weiß was beichten iſt; aber Ihnen beichte ich lieber als einem geweihten Prieſter, ein Frauenherz verſteht mich beſſer. Laſſet mich erzählen.“

„Ihr redet irre, gute Frau, Ihr ſeid nicht katholiſch; ich will Euch das Kiſſen umwenden und ſchlaft.“

„Nein, Sie müſſen mich hören, jetzt nur kann ich Alles ſagen. Ich habe Alles aufgezeichnet gehabt, man ſollte es nach meinem Tod finden; nun iſt's im Haus verbrannt. Hören Sie mich, und mein Sohn, wenn er doch noch lebt, muß es von Ihnen hören.“

„Euer Sohn iſt todt, ich bitt' Euch, Ihr macht mir bang, ſeid ruhig.“

„Ich red' ja nicht irr, höret nur,“ rief die Kranke mit ſchmerzlichem Klageton, der ſchneidend in die Seele des Lauſchenden fuhr. Alle Pulſe ſtockten in Eugen. Durfte er hören? Er konnte nicht von der Stelle. Was überkam ihn jetzt wie heißer Fieberſchauer?

„So,“ ſprach die Kranke mit ruhiger Stimme, „ſo ſitz' ich gut. Geben Sie mir Ihre Hand, da kann ich beſſer erzählen. Ich will ganz von vorn anfangen. Ach! es ſoll ein helllockiges Kind geweſen ſein, das im Hofbau aufgewachſen iſt. Ich erinnere mich aus meiner Kindheit nur, daß ich, als mein Vater ſich wieder verheirathete, am Vorabend der Hochzeit als Amor in einem lebenden Bild ſtand; ich hatte blaue Flügel auf dem Rücken und beim Feſtſchmaus trugen mich Männer und Frauen auf dem Arm umher und küßten mich. Als ich andern Morgens erwachte, verlangte ich, ſie ſollen mir meine Flügel wieder anziehen, aber ſie ſagten mir, die Engel hätten mir ſie nur geliehen und hätten ſie ſchon wieder geholt. Als mein Vater geſtorben war und wir die Amtswohnung oberhalb des Marſtalls verlaſſen mußten, fand ich beim Umzug die Amorflügel und gewahrte, daß ſie von blauem Zindel waren. Ach! Ich habe von damals an erfahren, daß Vieles in der Welt anders iſt . . . Mein Vater war durch einen Sturz mit einem Pferd, das ſchon einen armen Stallknecht das Leben gekoſtet hatte, raſch geſtorben. Wir hätten in Dürftigkeit leben müſſen, wenn nicht ein Oheim, ein Bruder meiner ſeligen Mutter, uns die Mittel gegeben, einen ſtandesgemäßen Haushalt zu führen.

Als ich gefirmt war, wurde ich Geſpiele der Prinzeſſin Marie, die gleichen Alters mit mir war. Wir liebten uns wie Schweſtern. Man nannte mich die Hofdame der Prinzeſſin, aber wenn die alte Belgern, die Oberhofmeiſterin, nicht zugegen war, tollten wir wie zwei wilde Knaben und küßten uns und gelobten ewig bei einander zu bleiben. Es waren glückſelige Tage, ſie ſind mir noch wie ein Traum voll Licht und Glanz. Ich ſehe noch oft ein Mädchen im weißen Atlaskleid mit einer Roſe im dunkeln Haar vor dem großen Spiegel ſtehen und das Mädchen, das bin ich, das war ich. Es machte mich glücklich, wenn ich oft, über die Straße gehend, die Leute ſagen hörte: wie hübſch! Wir träumten und phantaſirten oft von einem Prinz Wunderhold, der auf einem Schwan daherkommen müſſe, um die Prinzeſſin Marie zu freien und der kühne Ritter, der ihn geleitete, war mir beſchieden. Der Bruder der Prinzeſſin, Prinz Willibald, tanzte gern mit mir und wir ſcherzten viel über meine Liebe zu Phantaſtereien, die er aber doch mit mir theilte. Wir wohnten im Hofbau. Eines Abends geleitete mich der Bediente nach Haus, ich konnte es nie leiden, daß er hinter mir ging und ſprach mit ihm, um ihn an meine Seite zu ziehen und — ich wollte in den Boden ſinken, der Prinz war in einen Bedienten verkleidet; wir lachten darüber und an einem ſchattigen Plätzchen umarmte er mich und wir küßten einander. Das ging nun mehrere Abende ſo. Als der Frühling kam, mußte die Prinzeſſin, die oft kränkelte, nach dem einſamen Jagdſchloß Falkenau und der Prinz war wieder da. Ich traf ihn immer, wenn ich einſam in den Wald ging. Als wir in die Reſidenz zurückkehrten, war ich oft krank. Ich war damals ſiebzehn Jahre alt. Eines Tages hatte meine Mutter den Arzt beim Weggehen begleitet, ich vergeſſe nie wie ſie ausſah, als ſie wieder eintrat; ſie ſtürzte wüthend auf mich, riß mich an den Haaren aus dem Bett und wollte mich zertreten. Sie rückte ſelbſt einen Tiſch an die Wand, heftete die Klingel ab, das war nicht genug, ſie band mir die Hände feſt zuſammen und ſchloß mich in das Zimmer. Es war tiefe Nacht, als ich geweckt und in einen verſchloſſenen Wagen geſetzt wurde; mit meiner Mutter ſtieg die rundliche Frau Schröder ein, die ich noch von der Geburt meines jüngſten Schweſterchens her kannte. Ich durfte meine beiden Brüder und mein kleines Schweſterchen nicht mehr ſehen, ich weinte unaufhörlich. In der zweiten Nacht hielten wir in einem Dorf jenſeits der Berge. Wir wohnten bei einem Arzt, ich mußte ſtets im Zimmer bleiben. Ich genas eines Knaben. Sie ſagten mir, das Kind ſei todt, aber ich hörte es ſchreien und ſie mußten mir's an die Bruſt legen. O wie lieb war es. Ich wollte es gar nicht von mir laſſen, ich wollte nicht ſchlafen, ich fürchtete ſtets und wußte nicht was; ja, ich fürchtete, man würde mir mein Kind rauben. Man ließ es mir mehrere Wochen. Ich forſchte an ihm nach, ob ich kein Zeichen finde es einſt wieder zu erkennen; ich fand nichts. Als es einmal ſo neben mir lag, erinnerte ich mich aus der Geſchichtsſtunde der Hohenſtaufiſchen Margarethe, die ihrem Sohn Friedrich in die Wange gebiſſen; ich preßte meinen Mund an die Wange meines Kindes, aber ich hatte nicht den Muth jener Herzogin. Eines Abends erwache ich und höre noch mich ſelbſt um Hülfe ſchreien, ich ſpüre es leibhaftig, wie wenn mir ein Stück aus dem Körper geriſſen würde. Ich rufe nach meinem Kind, da ſagt mir die Mutter: weine nur, ſo eben hat man es fortgetragen und begraben; ſie ſelbſt weinte bitterlich. Ich biß die Zähne in die Kiſſen, um nicht zu ſprechen und that bald als ob ich ſchliefe. Man hatte mich allein gelaſſen, ich war raſch entſchloſſen, ich wollte ſterben und ſprang zum Fenſter hinaus; ich ſtand aufrecht, eilte nach dem Kirchhof, da war ein friſches Grab, ich grub es mit meinen Händen auf. Weh! Das war mein Kind nicht! Ich hörte Schritte, eilte fort durch den Wald, immer fort, da drunten rauſcht der Bach, er rief mir: komm! komm! Die Bäume wichen vor mir zurück, über Felſen ſprang ich hinab... Ich erwachte wieder und fand mich von fremden Menſchen umgeben, die mir ſagten, daß ich ſeit drei Tagen irre geredet und im Fieber gelegen. Der Müller hat mich aus dem Waſſer gerettet in jener Nacht als ihm ſeine Frau in den Wochen geſtorben war. Wie pflegte ich nun das Kind, meine Vittore; mein Kind war mir ja in ihr an's Herz gelegt. Nach drei Jahren freite der Müller um mich. Ich konnte das Kind nicht verlaſſen und ehrte den Vater. Ich geſtand ihm mein Schickſal, er wollte meinen Namen nicht wiſſen und verdoppelte ſeine Liebe um mich und nannte mich eine Wittwe. Mein Mann kaufte die hieſige Mühle und wir zogen hieher, von wo er gebürtig war. Er ſagte ſtets, ich hätte ihm Segen über Alles gebracht, was er unternahm. Ich wäre lieber in ein Kloſter gegangen, wenn mir eines geöffnet wäre; aber der Mann hatte Recht, ein thätiges Leben iſt gottgefälliger und ſühnender, als einſames Beten. Ich lernte das ſtarke freie Herz immer mehr erkennen. Ich wurde durch meinen Schwager meinem Mann angetraut mit einem falſchen Namen. Das that mir tief wehe, vor Gott zu lügen; aber ich lebte ja ein anderes Leben. Damals ſchrieb ich meinem Oheim, daß ich noch lebe, aber in undurchdringlicher Verborgenheit, die Niemand löſen darf. Ich gebar einen Sohn, meinen Wilhelm, er hat fern am Meer den Tod gefunden; aber vor ſeinem Tod ſchrieb er, daß ſie bei ihrer Batterie einen commandirenden Offizier gehabt hätten, der gar gut gegen ihn geweſen ſei und der ſich Graf Falkenberg nenne. Da erwachte zuerſt wieder der Gedanke, daß mein Sohn doch leben könne, und die Sünde ihn vergeſſen und mir eingeredet zu haben, daß er todt ſei, hat mich nicht mehr ruhig werden laſſen. Und als mein Mann auswandern wollte und mir ſagte, daß der Graf Falkenberg auch in Amerika ſei, da wollte ich mitziehen und jetzt ſteht er auch in der Liſte der Begnadigten und jetzt heirathet meine Vittore einen Mann, der heißt Eugen wie mein Sohn…“

Mehrmals hatte der Lauſchende während dieſer oft und oft unterbrochenen Erzählung die Arme emporgeſtreckt, er konnte ſich nicht halten und doch konnte ein Wort aus ſeinem Mund die Erzählende tödten. Als jetzt dieſe weinend wiederholte:

„Mein Sohn Eugen,“ rief dieſer laut:

„Mutter! Meine Mutter!“

Ein Jammerſchrei ertönte aus der Kammer, dann war Alles plötzlich todtenſtill. Der Vikar ſchrie laut, aus dem Halbſchlummer geweckt, und die Pfarrerin rief um Hülfe. Eugen war auf die Kniee geſunken und bebte und weinte, jetzt ſprang er auf und eilte nach der Kammer ſeiner Mutter. In der Halbbeleuchtung ſah er die Pfarrerin über die Lebloſe gebeugt, die ſie in den Armen hielt.

„Was haben Sie gethan!“ rief die Pfarrerin vorwurfsvoll und mit gepreßtem Laut brachte Eugen die Worte hervor:

„Ich, ich bin ihr Sohn, ich heiße Eugen Falkenberg.“

Die Kranke richtete ſich empor, und mit einem lauten Aechzen ſank ſie zurück in die Kiſſen.

„Rufen Sie die Magd und Vittore,“ befahl die Pfarrerin. Eugen eilte hinab und wieder hinauf zu dem Vikar, der aus dem Bett geſprungen war; er brachte ihn gewaltſam zurück, und bald hörte man in der Kammer der Mutter nichts als leiſes Durcheinanderwispern, Aechzen und mühſames Heben, und Alles war wiederum ſtill.

Fünfzehntes Kapitel.

Eugen lag auf den Knieen, die gefalteten Hände auf einen Stuhl geſtemmt, da berührte eine Hand ſein Haupt, er fühlte ſich durchzuckt und ſchaute auf, Vittore ſtand vor ihm.

„Die Mutter lebt und erholt ſich,“ ſagte ſie, richtete ihn auf, trocknete ſeine Thränen und ſprach ihm Muth und Hoffnung ein.

„Sei froh, daß du weinen kannſt,“ ſagte ſie, „der Vater kann's nie und Alles thut ihm doppelt weh. Du wirſt ſehen, es wird Alles wieder gut und froh. Jetzt ſag', was haſt du angeſtellt?“

Eugen erzählte raſch, daß er in ihrer Mutter ſeine Mutter gefunden.

„Ich bange vor gar nichts mehr,“ ſagte endlich Vittore. „Wenn jetzt ein Engel vom Himmel herab käme, ich thät mich gar nicht mehr darüber wundern; ich thät' ihm ruhig die Hand geben und ließ' mir von ihm berichten.“

„O du ſtarkes heiliges Herz,“ rief Eugen, „ja, wenn es Engelerſcheinungen gäbe, nur ſolche Naturen wie du könnten ſie empfangen. O meine Mutter! O meine Geliebte!“

„Man mag dich werfen wie man will, du fällſt auf deine Ketzerei,“ lächelte Vittore und ſuchte Eugen zu erheitern; ſie drang darauf, daß man den Vater aus dem Schulhaus rufen laſſe; als aber Eugen dieß abwehrte, da man den Vater jetzt unnöthig erſchrecke, ſtand ſie leicht ab, und der zweite Grund, warum ſie die Anweſenheit des Vaters wünſchte, war daraus erſichtlich, daß ſie nun ſagte:

„Ich kann dir aber nicht beiſtehen und bei dir bleiben, ich muß zur Mutter.“

Eugen bat nur, daß ſie ihm von Zeit zu Zeit mit wenigen Worten von dem Befinden der Mutter Nachricht gebe. Noch als Vittore die Thür in der Hand hielt, mußte ſie vernehmen, wie wunderbar es ſich gefügt, daß Eugen auf dem Schlachtfeld ſich zu ſeinem Halbbruder hingezogen gefühlt hatte, ohne von ihm zu wiſſen und daß ſie ſelber geiſtig ſeine Schweſter geweſen und ſeine Braut geworden ſei.

„Denk' über Alles ſtill, aber denk' nicht zu viel,“ wollte Vittore ſchließen.

„O daß die Mutter jetzt krank iſt,“ klagte Eugen.

„Nimm's als eine Fügung Gottes, daß das Haus abgebrannt iſt,“ entgegnete Vittore. „Vielleicht hätt' es die Mutter getödtet, wenn es anders über ſie kommen wäre.“

Eugen erwiderte nichts auf dieſen Einwand.

Das Leben in ſeinen letzten Gründen wie in ſeinen Verſchlingungen iſt den Gläubigen wie den Ungläubigen ein Räthſel. Man muß ſich fügen, nenne man nun die dunkle allwaltende Macht Nothwendigkeit oder Vorſehung.

„Wenn deine Mutter jetzt ſtürbe,“ ſprach er oft in Gedanken und ſeine Lippen wiederholten die Worte.

Vittore kam auf Augenblicke und brachte tröſtliche Nachricht. Sie ſprachen mit einander wie Bruder und

Schweſter und als hätten ſie von Kindheit auf mit einander gelebt, all ihr Empfinden war jetzt dem erbebenden Mutterherzen zugewendet.

Wie aus dem Traum hörte man einmal die Mutter ſingen:

Es wohnt ein Pfalzgraf an dem Rhein,
Der hatt' drei ſchöne Töchterlein —

dann kehrte ſie ſich wieder laut ſchreiend um.

Nachdem ſie lange einander ſtill angeſehen, ſagte Vittore zu Eugen:

„Weißt noch den Abend, wo ich mit der Mutter das Lied geſungen hab'?“

Wohl erinnerte ſich Eugen deſſen, es war damals, als er zuerſt ſein Todesurtheil erfuhr; jetzt ſchwebte ein anderes härteres über ihm . . .

In dem ſtillen Pfarrhaus ſchauten wachmüde Augen dem jungen Tag entgegen. Eugen ſtand mit Vittore am Fenſter und ſah hinauf in die immer heller ſich ausbreitenden Gluthen.

„Die Mutter hat einen ſchönen Spruch,“ ſagte Vittore, „ihre Red' iſt: Das Schönſte in der Welt iſt die Sonne und das Angeſicht eines Menſchen in dem Augenblicke, wo er was Rechtſchaffenes gethan hat.“

Wie kühlender Morgenthau ſenkten ſich dieſe Worte in die ſchmerzbrennende Seele Eugens, ſie kamen von der Mutter und erquickten ihn doppelt, da ſie in dem Herzen Vittore's ruhten.

Rechtſchaffenes thun, das hebt über alle Räthſelqualen des Lebens hinweg; aus Kummer und Schmerz ſich aufraffen und die Kraft bethätigen, das iſt Leben und ſeine Erfüllung in Pflicht.

„Ich hab' auf heut' Leute hinausgeſchickt in's Sonnenziel,“ ſagte Vittore, „ſie müſſen die Reben anheften. So ein Feldgeſchäft fragt nichts darnach, was im Haus vorgeht, ob man Kummer oder Freude hat.“

Eugen nickte ihr zu, es ſchien ja faſt, als ob ein magnetiſcher Rapport alle ſeine Gedanken in lebendiger Faßlichkeit aus ihr herausleitete.

Wie auf der Brandſtätte jetzt der Schutt weggeräumt wurde, um auf den alten nur erweiterten Grundmauern ein neues Haus zu bauen, ſo hatte Eugen, dem es noch ſtreng verſagt war, die Mutter zu ſehen, gar Manches auszugleichen, um auf dem Boden ſeines eroberten Lebens ſeine Thatkraft auszubreiten und zu befeſtigen.

Eugen war wieder vor Amt geladen und ſo ſchwer es ihm ward, jetzt die Nähe der kranken Mutter zu verlaſſen, das Frohgefühl, daß nun alle Täuſchung ihr Ende erreicht habe und Alles erobert und erfüllt ſei, kräftigte ſeine Schritte. Der Bachmüller gab ihm das Geleite bis auf das Schloß zu Kronauer, der ſich erboten hatte, mit Eugen nach der Stadt zu reiten. Auf den Wunſch Eugens hatte Vittore dem Vater mitgetheilt, wer Eugen ſei und der Stolz dieſes Mannes wie ſeine Achtung vor Eugen ſchienen einen ſchweren Kampf zu kämpfen, der ſich aber nur in Mienen und Bewegungen, nicht in Worten kundgab; bald betrachtete er Eugen mit liebevollem Blick, bald runzelte er wie zornig die Stirne; er legte die Hand auf die Schulter

Eugens und zog ſie wieder ſo raſch zurück, als ob er Feuer angefaßt hätte. Endlich fand er einen glücklichen Ausweg für ſeine getheilten Empfindungen und fragte bis in das Kleinſte hinein über das Zuſammentreffen Eugens mit ſeinem Wilhelm in Schleswig-Holſtein. Eugen berichtete Alles und mußte nur bedauern, daß die gewaltigen Ereigniſſe ihm nichts als halbverſchleierte Erinnerungen von dieſem wunderſamen Zwiſchenfall zurückgelaſſen hatten. Offenbar um wieder auf etwas anderes zu kommen, ſagte der Bachmüller, daß er Kronauer fragen wolle, ob er ihm baar Geld leihen könne zum Neubau des Hauſes. Als Eugen hierauf ſagte, daß er mehrere Hundert Gulden bereit habe, ſchaute ihn der Bachmüller verwundert an und ſagte endlich:

„Es iſt ja auch Euer Haus. Wenn wir nur mit Gottes Hülfe ſchon wieder Alle geſund darin wären.“

Kronauer und Eugen ritten wortlos dahin. Im Dorf grüßten Alle mit Abnehmen der Mütze und wiederholtem Kopfnicken, als wollten ſie damit recht deutlich den doppelten Gruß ausdrücken. Als man jetzt am Alsfelder Wege bergan im Schritt ritt, warnte Kronauer ſeinen Gefährten, den Adel durch eine öffentliche Erklärung abzulegen, da er an ſich erfahren habe, wie unzuträglich das ſei; Stephanie habe recht gehabt, da ſie ſolch ein vereinzeltes Losſagen damit verglichen habe, als ob man in großer Verſammlung ein Hoch ausbringe, in das Niemand einſtimmt. Eugen erklärte, daß er den Adel behalte und rief ſcherzend:

„Ich will einmal einen Grafen unter die Schulmeiſter bringen." Mit ernſtem Tone fuhr er aber dann fort: „Ich wollte, ich könnte die Arbeit adeln und der Welt zeigen, daß Arbeit allein dem Menſchen ſeine Würde und ſeine höhere Bedeutung giebt."

„Es bleibt wahr, was Deeger geſagt hat," entgegnete Kronauer. „Sie erleben nichts Gewöhnliches, weil Sie in Allem das Ungewöhnliche ſehen."

Unterwegs ritten die Beiden eine Strecke ab der Straße nach dem Haldenhof, einem großen Bauerngute, zu dem ſogenannten Gäukönig, deſſen älteſter Sohn als erſter Schüler in der Ackerbauſchule angemeldet war. Sie trafen die Familie gerade bei Tiſch. Eugen wurde als „Schwiegerſohn des Bachmüllers" vorgeſtellt und es war für ihn eine beſondere Freude, daß der Gäukönig ſagte:

„Da könnet Ihr Euch was drauf einbilden, da muß man allen Reſpect haben." Nun ließ ſich der Bauer darüber aus, wie „ſündlich und verdammt lächerlich" es ſei, daß die Regierungen immer zu Lug und Trug zwingen; man ſollte ſich freuen, daß ſo ein Mann, wie der Kronauer, ſich zu einer Ackerbauſchule hergebe, und jetzt müſſe er die, die er unterrichten wolle, als Knechte annehmen. Die Knechte am Tiſch nickten ihm zu, der Gäukönig aber ſchüttelte den Kopf, als Eugen ausführte, wie es gut ſei, daß man einmal Knecht ſei und Knecht heiße, wenn man ſpäter Herr werden ſolle.

„Macht nur keine Politiker aus den jungen Leuten, das bringt ja nur Unglück," in dieſe Worte drängte der Gäukönig ſeine Entgegnung zuſammen und ſchmunzelte zufrieden, als Eugen den Spruch Friedrichs II. anführte:

„Wenn ich einen Mann hätte, der ſtatt einer zwei Aehren erzeugte, ich würde ihn dem ausgezeichnetſten Staatsmann und größten Feldherrn vorziehen.“

Der junge Gäuprinz, ein hellaugiger ſtraffer Burſche, geleitete zu Fuße die beiden Reiter ein Stück Weges; er erzählte mit offenbar ſtolzem Behagen, daß ſein Vater ihn vom Militär losgekauft habe und zeigte mit beſonderm Nachdruck die weite Gemarkung, die ihm einſt angehören ſollte. Eugen verſtand, wie er damit wiederholt kundgeben wollte, daß er gar nicht nöthig habe, Knecht zu ſein und eine hervorragende Geltung bei ſeinen künftigen Lehrherrn in Anſpruch nehmen dürfe. Eugen beſchwichtigte das bei alledem doch unverkennbare Bangen des Burſchen, das ſich hinter ſtolzes Prunken verſchanzte, indem er ihm das arbeitserfüllte und heitere Leben der Zukunft ausmalte. Kronauer war ſchweigſam, er ſchien nicht Willens, die Stimmungen und das individuelle Leben ſeiner Zöglinge mit in ſein Bereich zu ziehen. Beim Abſchiede reichte der Gäuprinz Kronauer die Hand und ſagte: „B'hüt's Gott, Herr Baron,“ die Hand Eugens hielt er länger feſt und ein Lächeln flog über das Antlitz Eugens, als der Burſch endlich: „B'hüt's Gott, Bachmüller,“ zu ihm ſagte, und dann luſtig über einen Graben querfeldein ſprang, wo man ihn thalwärts noch lange mit machtvoller Stimme jodeln hörte.

Die berittene Akademie, wie Kronauer ſcherzweiſe ſich und Eugen nannte, gerieth alsbald in kleine Meinungsverſchiedenheit. Eugen ſcherzte über die Bezeichnungen Waldkönig und Gäukönig, die ſich hier aufthaten, während Kronauer ſeine Freude an dem erbfeſten Stolz des Bauernthums ausdrückte; er betrachtete die großen Bauerngüter als die mächtigen Waldbäume, die das nationale Beſtehen davor ſicherten, daß nicht jeder Windſchlag es niederwerfe. Eugen beſtritt dieß keinesweges, er bekämpfte nur jeden Ariſtokratismus, fände ſich dieſer nun unterm Bauernkittel oder in einer Galla-Uniform.

Raſch gingen dann die Beiden hievon ab und beſprachen ſich viel über Einrichtung ihrer Schule. Eugen freute ſich ſeiner errungenen Lehrfertigkeiten und neben allen materiellen Ergebniſſen fand er, daß in ſolchen Einrichtungen jener Abſchluß der Perſönlichkeit und jene ſchlagfertige Gemeinſamkeit des Handelns erzeugt werden könne, die man bisher nur dem Soldatenthum zuſchrieb. Kronauer dagegen hielt ſich an die Bedeutſamkeit, daß man die Menſchen eine Zeitlang aus ihrem gewohnten Lebenskreis heraushebe, um ſie erhöht wieder in denſelben zu verſetzen. In ſolchen Ausblicken ſchauten die beiden Männer frei über alles Trübe hinweg, das die gewohnten Welteinrichtungen wie die Drohniſſe der Menſchennatur vor ihnen ausbreiteten.

Es war wohlgethan, daß Kronauer mit vor Gericht gegangen war; das erneuerte Verhör wurde kurz abgeſchloſſen und der Stadtpfarrer, der zum neuen Schulinſpector ernannt war, kündigte Eugen an, daß ſchon am morgenden Tag ein Schulamtsverweſer in Erlenmoos eintreffen werde. Auf der Straße ſchaute Alles auf Eugen und deutete nach ihm hin, und im Wirthshaus, wo er als Graf Falkenberg angeredet wurde, fand er mehrere ſeiner ehemaligen Berufsgenoſſen. Der Muſterlehrer Rautenſtrauch that jetzt, als ob er früher mit Eugen innig vertraut geweſen wäre und empfahl den anweſenden Bruder Weiland als Nachfolger in Eugens Stelle. Jeder aber fand es wunderbar, daß er ſo lang unentdeckt geblieben.

Auf dem Rückweg ging es über Röthhauſen. Ein großer Wagen mit Hausrath begegnete den Reitern. Eugen trennte ſich von Kronauer und ritt allein nach dem Schloß. Er ließ ſich melden. Jetti, die Schweſter Deegers, kam in den halbgeleerten Saal und ſagte, die Frau Baronin ließe ſich entſchuldigen, ſie ſei mit Einpacken beſchäftigt. Eugen gab die Meldung zurück, daß er warten wolle. Es kam keine Antwort und nach geraumer Weile trat Stephanie, in einen großen Shawl gehüllt, in den Saal.

„Man hat mir den Lehrer Baumann gemeldet,“ ſagte ſie etwas heiſer, „und —“

„Es würde mich mein Leben lang kränken,“ fiel Eugen ein, „wenn ich ohne freundliche Handreichung von Ihnen ſchiede. Sie ſollen meiner nicht in Verkennung gedenken —“

„Im Gegentheil,“ ſcherzte Stephanie, „ich denke beim Einpacken viel an Ihre Welt des Nipptiſches, die Sie ſo oft verhöhnten. Wer weiß, ob Sie nicht Heugabel und Pflug zu Ihrem Nipptiſchſächelchen machen.“

„Das iſt noch Verkennung, und ich beſchwöre Sie beim Andenken an Ihre Wohlthaten gegen mich und die Dankbarkeit, die ich Ihnen ſchulde, gerecht gegen mich zu ſein.“

„Sie ſind auch ein Egoiſt, nur mit etwas glänzender idealer Appretur. Sie ſind ein humanitärer Tyrann, Sie wollen immer Schöpfer ſein und erkennen nichts Geſchaffenes an. Und daß Sie mich noch bekehren, meinetwegen verſöhnen wollen, was iſt das anders als Egoismus? Sie können mit der ganzen Welt in Kriegszuſtand leben, aber es nicht ertragen, daß ein Einzelner Ihnen feindſelig ſei; das beleidigt und belaſtet Sie fortwährend, und wenn Sie verſöhnen, begütigen wollen, geſchieht es nicht um des Andern willen, Sie wollen nur ſich ſelbſt die Laſt abnehmen —“

„Sie erkennen meine Fehler und Schwächen und ſind ſo ſcharfrichterlich, wie es doch nur der Freundeseifer iſt,“ entgegnete Eugen in gepreßtem Ton, „und ich danke Ihnen, daß Sie mir die Ehre erzeigen, mir dieß geradezu zu ſagen. Sie haben mir einſt betheuert, daß noch Niemand ſo ehrlich und ohne Galanterie mit Ihnen gerungen wie ich; ich bin wohl nicht zu eitel, wenn ich eine Wirkung dieſes Verfahrens jetzt in Ihnen wahrnehme.“

Eine Pauſe entſtand, Stephanie ſchaute nieder und Eugen fuhr in ruhigem Tone fort:

„Es wäre nicht wohlgethan, wenn wir in ſolcher Diſſonnanz von einander ſchieden. Ich bin zu Anderem gekommen. Ja, meine böſe Freundin, hier auf dieſer Stelle ſtand ich und rang mit der Liebe zu Ihnen. Ich liebte Sie. Das darf ich Ihnen jetzt ſagen, aber unſer Leben war doch unvereinbar. Ich bin nicht ſtark genug für Sie. Wie wir jetzt zu einander ſtehen, kann nicht von Beſcheidenheit die Rede ſein. Wer Sie glücklich machen und mit Ihnen glücklich ſein wollte, müßte entweder Ihr reiches Naturell frei walten laſſen oder bewältigen können. Ich vermöchte keines von beiden. Und dazu hielt mich ein Zauber feſt, den ich erſt jetzt voll verſtehe.“

Eugen erzählte nun, wie wunderbar er Mutter und Braut gefunden. Stephanie legte den Shawl ab, als Eugen erzählte, es ſchien ihr heiß zu werden. Als er geendet, ſchaute ſie mit feuchtem Blick auf und ſagte:

„Wunderbar! Unfaßlich! Und das inmitten unſerer Welt, jetzt... Ich komme noch einmal nach Erlenmoos. Ich muß nun auch Ihre Mutter und Ihre Braut noch begrüßen. Sie haben Recht, ja, auch mir that es leid, daß wir ſo von einander ſcheiden ſollten. Nein, nein, ich komme nicht mehr nach Erlenmoos. Ich habe mir von Deeger viel von Ihrer Braut erzählen laſſen, ich verſtand ihr Weſen nicht, jetzt verſtehe ich's: ſie iſt Erbin unſerer ganzen Bildung ohne die Apparate derſelben, ſie hat die Reſultate der Seelenverfeinerung unmittelbar von Ihrer Mutter als Lebenstact, Ihre Mutter hat Ihre Braut geſäugt und geiſtig mit aller Bildung genährt. Wunderbar! Unfaßlich! Und Ihre Mutter hat Ihnen Ihr Leben vorgelebt. O, ich verſtehe Alles. Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen und geblieben ſind und ſich nicht abweiſen ließen. Sie ſind kein Egoiſt, ich danke Ihnen.“

Ihre Stimme ſtockte, ſie reichte Eugen die Hand und dieſer küßte ſie warm. „Leben Sie wohl!“ rief Eugen und Stephanie faßte ſeine Hand in ihre beiden und wiederholte:

„Leben Sie wohl! Die allgütige Natur mache Ihre Mutter geſund und laſſe Sie Beide ſich noch lang an einander erfreuen. Grüßen Sie Ihre Mutter herzlich von einem Menſchenkind in der großen Welt.“

Eugen konnte vor Rührung kein Wort mehr reden, er eilte davon.

So war nun auch dieß in Frieden ausgeglichen und in raſchem Trab ritt Eugen Erlenmoos zu.

Bei der Heimkehr empfand Eugen, was es heißt, wenn ein liebendes Herz des Ankommenden harrt. Vittore eilte ihm entgegen und ihr erſtes Wort war:

„Die Mutter iſt viel mehr wohlauf.“

Dennoch durfte Eugen noch nicht an ihr Krankenbett, der Arzt hatte dieß ſtreng verboten und die Pfarrerin war unnachgiebige Wächterin.

Theoroſa hatte nur die Ankunft Eugens abgewartet, um auf ewig Abſchied zu nehmen. Sowohl Eugen als Kronauer empfahlen ihr, in der Hauptſtadt dafür zu wirken, daß Deeger die Stelle in Erlenmoos erhalte. Eugen wollte auch noch die Verſetzung des muthvollen Göritz nach Röthhauſen beantragen, denn er wußte, wie ſchwer Deeger ſeinen lange gepflegten Berufsort verlaſſe, ohne ihn einem Tüchtigen übergeben zu können. Kronauer widerſprach, daß man zu viel auf Einmal wolle und dadurch nichts erreiche. Theoroſa gelobte, in dieſer ihrer „letzten europäiſchen Thätigkeit“ Alles aufzubieten, um den Freunden ein friedlich harmoniſches Sein zu geſtalten. Sie übergab noch zuletzt nicht ohne ſichtbaren Schmerz Gideon ihre Autographenſammlung mit dem Auftrag, ſolche für die beſprochene

Summe Stephanie einzuhändigen; über die Verwendung des Erlöſes wollte ſie ſpäter eine Beſtimmung treffen.

Der Abſchied Theoroſa's ergriff alle Herzen. Man ließ den Wagen vorausfahren und gab ihr das Geleite durch das Dorf, ſie küßte noch jedes Kind, das ihr auf der Straße begegnete und ſagte einmal zu Eugen:

„Ich liebte meinen Bräutigam ſchon lang, ohne mir's zu geſtehen. Ihre Zuverſicht, lieber Freund, hat mir den Muth gegeben, in ein Daſein einzutreten, von dem mich tauſend Gewohnheiten und Rückſichten abhalten wollten.“

Selbſt Vittore weinte laut, als Theoroſa ſie beim Abſchied umarmte. Eugen war ſtill und nur Kronauer hatte noch Humor genug auszurufen:

„Die Reichstante wird nun zur Welttante.“

Auf dem Heimweg ging Eugen mit Vittore allein.

„Ich hätte mir denken können,“ ſagte er, „daß Theoroſa den Kronauer geheirathet hätte und ſie hätten für einander getaugt.“

„Das mußt nicht thun, das iſt nicht recht,“ entgegnete Vittore, „was einmal feſt beſtimmt iſt, da darf man auch mit keinem Gedanken mehr dran rücken und rütteln.“

Sechzehntes Kapitel.

Es war Eugen durch ein ausdrückliches Verbot des Schulinſpectors verſagt, von den Kindern in der Schule Abſchied zu nehmen, ja er mußte das Schulhaus alsbald räumen und noch einmal unter fremdem Dach wohnen, bevor er ſein eigenes Haus beziehen konnte; er ſiedelte ſich bei dem Schloſſer Vinzenz an, der dieſen Vorzug wohl zu ſchätzen wußte und den „Schwiegerſohn des Bachmüllers,“ wie er ihn immer nannte, mit allen Ehren behandelte, den Grafen ſchien er nicht beſonders hochzuhalten.

Der junge Schulverweſer war ein ſchweigſamer, ungelenker Jüngling, der eben aus dem Seminar kam und ſich wie es ſchien in ſeiner neuen Stellung damit aushalf, daß er allen Anreden ein beharrliches Schweigen entgegenſetzte. Um ſo redſeliger waren die Amtsbewerber, die nun tagtäglich in das Dorf kamen. Der Lehrer von Alsfeld, der ſich doch entſchloſſen hatte, das nöthige Examen noch zu machen, erſchien nur Einmal, dann ſchickte er ſeine Frau, die ſich unter den Frauen viele Anhängerinnen erwarb; die meiſten Ausſichten ſchienen indeß Schnörkel und Bruder Weiland zu haben. Für letzteren warb der Schäufler David, der ihn zu ſeinem Buchhalter annehmen wollte; Schnörkel aber ging mit ſeinem Schwiegervater, dem Kirchbauer, von Haus zu Haus und die neun Kinder des Bruder Weiland fielen ſchwer in's Gewicht für Schnörkel, der dann, ſo oft er ſeinem Mitbewerber begegnete, gar herablaſſend gegen ihn that.

Es war für Eugen niederſchlagend, daß er Kronauer bekennen mußte: wenn nicht die Regierung die letzte Entſcheidung hätte, erhielte Schnörkel unfehlbar die Stelle.

Dieſe Bewegungen im Dorf ließen Eugen oft eine

Zeitlang vergeſſen, wie er mit zitterndem Athem auf der Schwelle ſeiner heiligſten Lebenserfüllung ſtand; denn noch immer durfte er nicht die Hand ſeiner Mutter erfaſſen, und oft überkam es ihn mit plötzlichen Schauern, daß ſie vielleicht erkalte, bevor er ſie an die Lippen gedrückt. Die Mutter aber war äußerſt ſchreckhaft und reizbar geworden, ſo daß die ihr Nahenden alle Behutſamkeit und Sorgfalt anwenden mußten, um ihr die ſo nöthige Ruhe zu gewähren.

Die Leute ſagten, Eugen verdiene doppelten Taglohn, ſo eifrig arbeitete er auf der Brandſtätte, und Vittore ſcherzte darüber:

„Du freuſt dich der Schwielen an deinen Händen, du haſt mir eine feine Hand verlobt und willſt nun, daß ſie zur Hochzeit auch rauh ſei wie die meine.“

Die Schiebkärrner konnten tagelang mit quickſenden Karren hanthieren und ſich nicht die Mühe nehmen, die Axen zu ſalben; als dieß auf wiederholte Ermahnungen nicht geſchah, vollführte es Eugen ſelbſt; er konnte ſich dann an ſolchem wie an der Erleichterung, die er durch Anlegung eines Bretterweges den Arbeitenden verſchaffte, wie an einer ſchönen That erfreuen.

Wer die Menſchen in ihrem Weſen wie in ihren Gewöhnungen innerlichſt erkennen will, muß ein Haus bauen und einrichten. Eugen ereiferte ſich oft bis zur Heftigkeit über das ſchlaffe Weſen ſo vieler Arbeiter, über die läſſige Art, manche Zeit zu vertrödeln; aber er gewann bald die Ueberzeugung, daß nur eine gewiſſe ruhige Gelaſſenheit ein immerdar angeſtrengtes Thun nicht zu einem aufreibenden werden läßt, und ſchwer fiel es ihm auf's Herz, wenn er zur Ruheſtunde die Arbeiter aus ihren mitgebrachten Tüchern ihre Koſt herauswickeln ſah, oder wenn er die Nahrung koſtete, die Frauen und Kinder herbeitrugen.

Die Sage geht: die Kittfeſtigkeit der alten Burgmauern ſei dadurch erzeugt, daß man Wein in den Mörtel geſchüttet habe; in unſeren Tagen wird ein feſter Bau nur dadurch aufgeführt werden, daß den Arbeitern ihr kräftigender Lohn werde.

Lipp und ſeine Kochkunſt erhielten nun eine erhöhte Bedeutung. Die Kinder und Frauen, die bisher oft ſtundenweit einen Topf mit Klößen herzugetragen hatten, blieben nun zu Hauſe und konnten anderer Arbeit nachgehen. Zu den Einzelbeiträgen aller Bauarbeiter gab Eugen einen gemeinſchaftlichen für die Küche, die nun im Freien errichtet ward und wo Lipp, mit großer Schürze angethan, wöchentlich ſogar dreimal Fleiſch kochte. Der Mäuerleswerner, der mit beim Bau war, hatte Anfangs ſeine aufſätzige Stimmung den Anderen mitgetheilt, ſo daß ſie über die Strenge Eugens murrten und oft laut klagten. Jetzt gelang es Eugen, die Herzen Aller zu gewinnen. Während ſonſt die Arbeiter bei ihrem kargen Topf da und dort einſam gelegen und geſeſſen hatten, ſchaarten ſie ſich nun um den Tiſch unter dem halbverbrannten aber doch noch grünenden Nußbaum und manches gemeinſame Lied erſcholl, bevor man ſich eine Weile zur Ruhe legte.

Noch nie wurde ein Bau luſtiger aufgeführt als die neue Bachmühle, zu der ſich Eugen von ſeinem Freund, der ihm aus dem Gefängniß geholfen hatte, einen Bauplan hatte kommen laſſen. Die Arbeiter verſprachen, die gemeinſame Küche ſich fortan immer zu Nutzen zu machen, und Eugen ermahnte die Verſammelten und jeden Einzelnen, ihre Hülfe nicht, wie immer geſchehe, vom Staate zu erwarten, ſondern in freier Geſellſchaftung ſich ſelber zu helfen.

„Hilf dir ſelber und Gott hat nichts dagegen,“ ſagte ein junger Maurer, der lang in der Schweiz gearbeitet hatte.

Eugen ſah mit Freuden das erſte Gelingen in der Hebung des materiellen Wohles, er gelobte ſich, dieß feſtzuhalten, ohne ſich um die welterrettenden theoretiſchen Flauſenmachereien zu kümmern. Und wie es ihm gelungen war, die zur Hand liegende Fähigkeit Lipps zu Allgemeinerem zu verwenden, ſo hoffte er, ſollten ſich ihm immer Kräfte bieten, die er zu gemeinnützigen erheben könnte.

Der Bachmüller ſchaute manchmal mit fröhlichem Behagen dem Thun Eugens zu und ging dann ſeinem Mühlbetrieb und Feldgeſchäft nach.

Siebzehntes Kapitel.

Eines Tages kam der Bachmüller voll Freude zu Eugen und ſagte:

„Der Zuberfranz geht alſo richtig mit dem Baron Leo nach Ungarn, nun wird ein neuer Schultheiß gewählt und Ihr müſſet's werden; Ihr werdet's einſtimmig.“

„Nein, das müßt Ihr werden, Schwäher."

„Das haben Manche auch gemeint, ich hab' ihnen aber geſagt: ich bin der alt' Schultheiß und jetzt iſt eine andere Welt, jetzt brauchen ſie einen neuen."

„Es iſt noch keine andere Welt," entgegnete Eugen und die Zornesader des Schwähers ſchwoll hoch an, da Eugen mit entſchiedener Beſtimmtheit jedes öffentliche Amt ablehnte, das den Eid der Treue gegen das Beſtehende von ihm verlange; wenn er für die Amneſtie undankbar erſcheine, ſo bleibe das eine perſönliche That, für die er Niemand als ſich Rechenſchaft ſchuldig ſei, anders aber ſei es mit einem Eide. Es nützte nichts, daß er mit unverkennbarer Begeiſterung ausſprach, wie er nichts weiter wünſche als an der Spitze eines Dorfes zu ſtehen und auf einem bemeſſenen Fleck Erde ein friſches in ſich begnügtes Leben herbeizuführen. Eugen konnte ſagen was er wollte, der Schwäher ſchüttelte den Kopf und blieb voll Mißmuth. Nachdem er lange die Hände auf die Kniee haltend und vor ſich niederſchauend nach ſeiner Gewohnheit mit beiden Füßen auf den Boden geträppelt hatte, ſagte er endlich:

„An dem Tag wo's wieder losgeht, könnet Ihr ja aufhören Schultheiß zu ſein. Ich verſteh' Euch nicht, waget Leib und Leben für das Schulamt und jetzt, wo Ihr in Frieden und Ehren ein ſchönes Amt und ein gemeinnütziges kriegen könnet, ſtolpert Ihr über einen Eid."

Ein Wanderer, der vom ebenen Thal aus den unwegſamen Steig über Klippen und an Abgründen vorbei erſchaut, über den er dahergekommen, faßt es kaum, wie er all den Gefahren entronnen, und ein Wandern dort oben erſcheint kaum möglich; ſo erging es Eugen ſelbſt, wenn er ſeine Vergangenheit überſchaute. Er blieb ſeinem Schwäher gegenüber bei ſeinem Entſchluß und dieſer ging zornig brummend davon.

Als Eugen zu Vittore kam, ſah ſie ihm gleich ſeine Betrübniß an und er geſtand auf ihre Frage, daß er fürchte, es ſei ein tiefer Riß zwiſchen ihm und dem Vater, wobei er den Hergang der Sache erzählte.

„Setz' dich gut daher," entgegnete Vittore, „ich hab' dir was Gutes zu ſagen."

„Was denn?"

„Nein, hör' zuerſt. Schau, du biſt der prächtigſte Menſch auf der Welt; ich hätt's nie, nie geglaubt, daß es ſo Einen giebt."

„Und meine Fehler?" fragte Eugen, aber ohne ſich irre machen zu laſſen fuhr Vittore fort:

„Ich hab's tauſendmal mit der Mutter ausgeredet: wenn die Menſchen alle ſo wären wie du biſt und wie du ſie machen willſt, wär' die ganze Welt eine heilige Bruderſchaft. Du findeſt in Allem etwas was kein anderer Menſch ſieht, ach ich kann dir's nicht ſagen, wie ich's mein' und doch verſteh'. Du weißt gar nicht, wie lieb man dich dafür haben muß. Du haſt aber beim Bau eingeſehen, daß die Menſchen nicht immer all' ihr Sach' bei einander haben und ſo hellauf ſind wie du. Jetzt, ja, das iſt's was ich ſagen will. Du haſt, wie du ſagſt, noch nie in einer Familie gelebt, jetzt da muß man nicht gleich meinen, wenn eins einmal was Ungeſchicktes thut oder ſagt, oder ein bisle brummig iſt, jetzt mit dem ſei gar nicht mehr auszukommen, da ſei Alles aus und vorbei; laß du nur einmal eine Zeitlang fünfe gerad ſein, es findet ein Jedes ſchon wieder nach und nach das rechte Einmaleins."

Eugen fragte Vittore geradezu, ob ſie ihm anrathe, das Schultheißenamt anzunehmen.

„Für mich," ſagte Vittore, „wär' mir's lieber, du wirſt's nicht, ich hätte dich mehr für mich; aus der Ehre Frau Schultheißin zu heißen, mach' ich mir nicht ſonderlich viel, ſie iſt im Preis geſunken, ſeit der Zuberfranz Schultheiß geweſen iſt. Daran will ich aber jetzt nicht denken, es iſt die Frag' wie du dich am beſten befindeſt und da mein' ich, du wärſt doch zufriedener, wenn du viel Gutes in's Werk ſetzen kannſt; ich weiß von meinem Vater, wie oft ihm das doch auch Freud' gemacht hat."

„Aber der Eid?"

„Da weiß ich ſelber nimmer zu rathen; um Anderen Gutes zu thun ſich ſelber ſchlecht machen, es iſt ein Graus; aber freilich, du haſt ja eine rechtſchaffene Abſicht. Mir wird's ſelber ganz wirbelig im Kopf, ich weiß nicht —"

„Ich weiß genug," unterbrach Eugen, „du erinnerſt mich an einen Grundſatz, der den ewigen Feinden der Menſchheit als Werkzeug diente. Ich habe gezeigt, daß ich nicht für mich leben will und werde es noch mehr darthun. Meine bisherige Täuſchung war Nothwehr wie meine Befreiung aus dem Gefängniß. Ich wollte das Vaterland nicht verlaſſen, darf aber jetzt auch nicht aus der innern Heimath meiner Ueberzeugungen auswandern. O du liebe Vittore! So wollen wir immerdar uns einander aufklären und Hand in Hand unſern Lebensweg gehen."

Die Pfarrerin trat ein und verkündete Eugen, daß wenn er ſich ruhig halten und das Letzte noch nicht ausſprechen wolle, er bei der Mutter eintreten dürfe. Vittore fuhr mit der Hand Eugen über ſein zuckendes Antlitz und ſagte:

„Halt' dich nur recht ruhig, damit wir noch lang an der Mutter haben."

„Biſt du da?" rief die Kranke dem Eintretenden entgegen und ſtreckte ihm in der dunkeln Kammer die Hand entgegen, die zu leuchten ſchien, wie er damals in ſeinem Fiebertraum geſehen. Eugen erfaßte ſtumm und zitternd die Hand. Nach einer Weile fuhr die Mutter fort:

„Ich hab' heut Nacht von dir geträumt, ich habe dich geſehen an der Spitze von tauſend und aber tauſend Männern, und alle hatten Eichenzweige auf den Hüten und haben wunderſchön geſungen, und da biſt du plötzlich verſchwunden und da war ein großer Lärm, und du biſt wieder kommen, aber aus deiner Bruſt iſt Blut herausgefloſſen. Das bedeutet langes Leben."

„Redet nicht ſo viel," befahl die Pfarrerin.

„Ich will Licht haben, ich muß ihn ſehen," rief die Kranke mit heftiger Stimme.

Die Pfarrerin öffnete einen ſchweren Vorhang und in hellem Sonnenglanz erſchien die bleiche Kranke.

„Mutter!“ rief Eugen.

„Das iſt ſeine Stimme, ich habe ſie im Traum gehört,“ rief die Kranke ſich aufrichtend, „wer hat dir ſeine Stimme gegeben? Das iſt ſein Antlitz. Weh! wie iſt mir.“

„Ich bin dein verloren geglaubter Sohn, ich bin dein Eugen. Mutter! Meine Mutter!“

Die Kranke wehrte ihn zitternd von ſich ab, ihre Arme wurden plötzlich ſtarr und ihr Antlitz marmorweiß.

„Ich lebe,“ rief Eugen weinend, „und habe dich oft geſucht, Mutter, erkenne mich.“

„Und wo iſt der Andere, wo iſt der Bräutigam meiner Vittore?“ fragte die Kranke und ihr Mund blieb offen.

„Das bin ich, beides, dein Sohn und der Gatte deiner Vittore.“

Mit wilder Freude erfaßte die Mutter das Haupt ihres Sohnes und ihre Thränen floſſen ineinander und ſtill hielten ſich Mutter und Sohn umſchlungen.

Die Pfarrerin wehrte ab, aber hier war nichts mehr zu hindern und mit unbegreiflicher Macht rief die Kranke:

„Ich will keine Stimme, Niemand hören, die ganze Welt, Himmel und Erde rufen Mutter! Ich ſage mit dem Erzvater: ich will gern ſterben, da mich Gott dein Antlitz wieder ſehen ließ. Ich bin glückſeliger als die Mutter des Gebenedeiten, mein Sohn lebt. O guter Gott! Laß mich jetzt nicht ſterben, ich will leben, jetzt leben.“ Und mit tauſend Küſſen bedeckte ſie Stirn, Augen, Mund und Wange ihres Sohnes.

„Ich will aufſtehen, ich will meinen Sohn dem Himmel zeigen,“ rief ſie dann wieder unter Thränen, und Eugen hatte zu thun, die Hocherregte auf ihrem Lager zu halten.

Die Pfarrerin hatte ſich nicht zu helfen gewußt und hatte den Bachmüller und Vittore zu Hülfe gerufen. Als dieſe nun beſtätigten, daß ſie gewußt hätten, wer Eugen ſei, rief die Mutter klagend:

„Und ihr konntet mir's einen Tag verhehlen und mich ſterben laſſen?“

Vittore war neben Eugen am Bett niedergeſunken und die Mutter legte ſtill ihre Hände auf ihre Häupter.

Vittore gelang es am erſten, die erſchreckende Aufregung der Mutter zu beſchwichtigen, ſie drängte Alle aus dem Zimmer, aber ſie mußte die Mutter ankleiden und als ſie nun in der Sonne am Fenſter ſaß, ſagte ſie mit gefalteten Händen:

„Dank dir, du himmliſche Sonne, die du mich meinen Sohn ſehen ließeſt; erwärme mich, ſtärke mich, nur jetzt, und ich will ſtill ruhig ſein, wenn du mir auf ewig untergehſt.“

Achtzehntes Kapitel.

Die Welt draußen war untergeſunken, und zwei Menſchen lebten allein auf der Erde. Eugen ſaß tagelang bei ſeiner Mutter, die ſich wunderſam raſch erholte, und nur der ſchwimmende Glanz ihres Auges verrieth noch ein tiefes und zurückgehaltenes Leiden. Wenn er Alles erzählt, Alles beſprochen hatte, ſagte ſie noch oft:

„Sprich weiter, daß ich deine Stimme höre. Ich möchte alle Kinderſpiele mit dir ſpielen, daß ich deine ganze Jugend noch einmal mit dir lebe. Ach die harte Welt, die dich mir aus den Armen nahm. Sag', hatteſt du denn Spielzeug, und was haſt du geſpielt?“

Und wenn Eugen Alles möglichſt genau erzählte, ſagte ſie dann wieder:

„Ich kann es nicht faſſen, daß du auf Einmal ſo groß biſt. Ich meine, ich bin auch noch ſo jung, ach wenn ich nur noch lange leben könnte.“

Eugen ſuchte ſie zu tröſten und aufzurichten was er vermochte, aber immer kehrte die Klage wieder:

„Ich bin es nicht werth, dich zu haben; ich konnte dich ſo lang vergeſſen und mir einreden, du lebſt nicht mehr. O dieſes Jahr, wo du neben mir warſt und ich dich nicht kannte; aber ich habe dir doch die erſten Blumen hier gegeben. Schon damals habe ich an deiner Stimme etwas geſpürt, daß ich hätte weinen mögen.“

Tauſend Plane entwarf die Mutter, und wenn ſie ihren Sohn oft fortdrängte, um mit ſeiner Braut ſich im Freien zu ergehen, hielt ſie ihn noch an der Thür mit allerlei Fragen feſt, um noch lang ſich ſeines Anblicks zu erfreuen.

Am Sonntag als Eugen zum Erſtenmal mit Vittore aufgeboten wurde, ging er an der Hand der Mutter in die Kirche. Andächtigere Herzen wurden noch nie von Kirchenmauern umſchloſſen als an dieſem Tag.

Hand in Hand ging nun immer die Mutter mit Eugen auf's Feld und ſie ſagte, daß ſie ihm jeden Acker mit ihrem Andenken bepflanzen wolle, damit er überall ihrer gedenken könne, wenn ſie bald nicht mehr ſei. Dieſen trüben Gedanken ließ ſie ſich nicht ausreden, und als ſie den fortſchreitenden Bau ſah, ſagte ſie:

„Ich werde nicht darin wohnen, aber unſichtbar ſpreche ich ſtets einen Segen an eure Hauspfoſten und über eure Schwelle, daß Friede und Güte darin wohne.“

Viel erzählte auch die Mutter von der Wandlung, die mit ihrem Leben vorgegangen ſei, und es war ihr eine hohe Genugthuung, ihrem Sohn zu zeigen, wie dieſe Umkehr zu dem Urleben das Daſein wieder erneue.

„Du mein Sohn,“ ſagte ſie einſt, und man ſah es deutlich, daß ſie einen Vorgedanken unterdrückte, „du übernimmſt es aus reiner Erkenntniß, und es giebt ein unſichtbares Weben der Geiſter, das die fernen Gedanken der Mutter im Herzen des Sohnes erweckt.“

Ein verklärtes Lächeln ſchwebte um ihre Lippen, wenn ſie erzählte:

„Anfangs erſchien mir Alles faſt wie ein Maskenſpiel: dieſe fremden Kleider, dieſe fremde Sprache, ich ſah mich oft ſelbſt an und fragte mich, wer ich denn ſei. Ich wollte immer die ſchwerſte Arbeit thun, aber mein guter Mann hat das nicht zugegeben. O! das iſt ein Herz, das ergründet keines mehr wie ich. Im Traum hab' ich immer franzöſiſch geſprochen und gewiß noch ein Jahr lang hab' ich mich oft beim Erwachen beſinnen müſſen, wo ich bin und ich war doch da ſo gern. Schon als Kind hat mich das Ackerbauleben, das in der Bibel herrſcht, am meiſten angeſprochen. Ich erinnere mich, wie wir einſt im Hofwagen zur Erntezeit durch das Feld fuhren und die Garben aufgerichtet waren, da rief ich: Ach! das iſt gerade wie in Joſephs Traum. Ich wußte nicht, daß ich eine Sehnſucht nach dieſem Leben hatte, bis es mir vom Schickſal beſchieden ward. Wie viel hundertmal hab' ich mir mit der Prinzeſſin Marie gewünſcht, in einer Taglöhner- oder Köhlerhütte leben zu können. Es iſt mir Alles jetzt wie ein Traum. Die Welt iſt ganz anders, aber auch viel ſchöner, als man ſich träumt. O Eugen, die Menſchen ſind ſo gut, ſie wiſſen nur nicht wie ſie's ſein ſollen.“

Wie eine Verzückte ſprach die Mutter oft und ihr Auge ſchien in eine Welt hinein zu ſehen, wie ſie nur ein prophetiſch verklärtes Auge zu faſſen vermag.

Sie pries nun jeden Gedanken, den ſie in's Herz Vittore's gepflanzt, er lebte für ſie und für ihren Sohn und ſie ſagte oft:

„Ich weiß, du wirſt erkennen, was du an Vittore haſt. O guter Gott, laß mich in der Ewigkeit das Geſchlecht ſehen, das aus dieſen Kindern hervorgeht. Ihr müßt die Erlöſung bringen.“

Das ganze Daſein der Mutter war faſt nur noch Ein Gebet, und doch konnte ſie dabei wiederum in das kleinſte Leben eingehen. Sie freute ſich, daß ein Stück Tuch, das auf der Bleiche gelegen, nicht mit im Hauſe verbrannt war; ſie hatte ſo manches Reiſtlein Flachs ſelbſt geſponnen und freute ſich ganz kindiſch damit, wenigſtens dieſes ihrem Eugen zur Ausſtattung geben zu können. . . .

Wenn die Mutter ſchlief, ſprach die Pfarrerin viel mit Eugen darüber, wie ſie erſt jetzt das Weſen der Bachmüllerin und tauſend kleine Anzeichen, die ihr ſo räthſelhaft erſchienen waren, rückwärts ſich beleuchten und deuten könne, und ſie wollte Eugen darauf hinführen, daß er die Wunder glauben müſſe, da ihm ſelbſt eine ſo wunderbare Fügung das Leben einigte. —

Bei der Schultheißenwahl fiel trotz der Gegenwehr Eugens die Mehrheit der Stimmen auf ihn und Kronauer. Es war für Eugen eine eigenthümliche Genugthuung, daß die Regierung ihn nicht beſtätigte, ſondern Kronauer.

„Jetzt iſt mir's erſt recht,“ ſagte Vittore, „daß du nicht gewollt haſt. Führ' nur immer deine Gedanken aus und kehr' dich nichts an Einreden von mir und nicht von Anderen, und laß die Welt ſchimpfen wie ſie mag.“

„Meine Vittore,“ ſagte drauf die Mutter, „ging einmal als Kind in ihrem weißen Kleid nach der Kirche, des Rainbauern Karle trappt in die Goſſe und beſpritzt ſie, ſie geht aber nicht heim und ſie ſagt: Ich geh' doch zur Kirche, du bringſt mich doch nicht davon. So gehſt auch du Eugen deinen heiligen Weg. —“

Daſſelbe Regierungsblatt, das die Beſtätigung Kronauers verkündigte, brachte auch die Ernennung Deegers auf die Schulſtelle zu Erlenmoos, Göritz erhielt die Stelle des Kopfrechners und daß auch das Traurige nicht fehle, Weiland die Stelle in Röthhauſen.

Die Erlenmooſer klagten, es ſei ſündlich, daß mitten in der Ernte ſo viel Geigen aufſpielten; denn Schnörkel und Sabine, Huſchel und Bernhard, der Vikar und Adelheid wurden raſch nach einander getraut.

Die Mutter drängte, daß Eugen und Vittore noch vor der Vollendung des Hausbaues getraut würden; man willfahrte ihr und ſiedelte ſich einſtweilen in dem vom Sonnenwirth angekauften Haus des Kloſemichel an.

Am ſelben Tag, an dem Eugen zuerſt in das Dorf gekommen, war ſeine Hochzeit. Der Bruder des Bachmüller's ſegnete das Paar ein und der Traum der Mutter wurde in geringerem Maßſtabe wahr, denn Eugen wurde von den mit Eichenzweigen geſchmückten jüngſt angekommenen Ackerbauſchülern abgeholt, welchen Deeger einen vierſtimmigen Geſang eingeübt hatte. Der Gäuprinz von Haldenhof ſang einen mächtigen

Tenor. Der Lehnert von Röthhauſen war mit ſeiner Frau, wie er prophezeit hatte, zur Hochzeit gekommen, und der als Brautführer geſchmückte Engelbert brachte Eugen den Strauß.

Die Mutter tanzte mit ihrem Sohn den erſten Hochzeitsreigen, und die Freude war vollauf.

Als Alles im beſten Jubel war, kamen plötzlich fremde Gäſte; es war das Ruſele mit ſeinem geheilten Chriſtoph, der jetzt ſo luſtig Clarinett ſpielte, daß Alles hell jauchzte.

„Wo habt ihr euern Storch?“ fragte Lipp.

„Er hat wieder Flügel bekommen und iſt davon geflogen,“ berichtete Ruſele und der Chriſtoph nickte, während er blies.

Am Abend erſchien Lipp als Kindermagd verkleidet und empfahl ſich für die Zukunft. Eugen verſprach, daß er immer bei ihm bleiben ſolle. —

Als wiederum die erſten Nebel im Thal ſtanden, konnte die Mutter das Bett nicht verlaſſen. „Ich habe genug gelebt,“ ſagte ſie oft, und nach wenigen Tagen entſchlummerte ſie ſanft, als man geglaubt hatte, ſie ſchliefe. . . .

„Du biſt ein ſtarker Menſch,“ ſagte Vittore zu Eugen, als er die Mutter beſtattet hatte und nun ſagte, daß er ſich dem Schmerz nicht hingeben, ſondern rüſtig arbeiten wolle; dennoch konnte er ſich nicht abhalten, als er auf derſelben Wieſe, wie voriges Jahr, Grummet einthat, die Thränen aus den Augen fließen zu laſſen.

Die Leute hatten viel über Eugen zu reden, daß er bald nach dem Tod ſeiner Mutter ſo heiter war, ſie nannten ihn hartherzig, denn die Menſchen wollen immer, daß nur ſie das Recht hätten, ein gramgebeugtes Herz aufzurichten, und ſie verargen es ihm, wenn es dieß ſelbſt vermag und nicht mit florunterbundenem Arm und mit dem Florhut um Mitleidspfennige bettelt.

Als das Haus gerichtet wurde, ſtand Lipp hoch oben auf dem Giebel und entfaltete die deutſche Fahne. Alles rief ihm zu, dies verbotene Zeichen wegzuthun, er willfahrte erſt dem Befehl Eugens, der nun doch ſeine Freude ausſprach, daß dieſe Fahne ſcheu auf ſeinem Haus geweht und einſt frei davon flattern ſolle.

Ueber dem obern Thürbalken des ſtattlichen Hauſes hing ein graues Tuch. Deeger erklärte nun Eugen, daß er im Auftrag der Baronin Hunold eine Inſchrift in Metallbuchſtaben hier habe ſetzen laſſen; das Tuch ward abgenommen und Eugen las:

Dieß Haus iſt meine Welt.

Nach kurzem Beſinnen ließ er die Stifte wieder herausnehmen und aus den Buchſtaben die Worte bilden:

Die Welt iſt mein Haus.

Berthold Auerbach's

geſammelte Schriften.

Erſte, neu durchgeſehene Geſammtausgabe.

Siebzehnter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1858.

LIOTHECA
EGIA
NSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Schatzkäſtlein des Gevattersmanns.

Erſter Band.

Ueber der Stubenthüre

iſt noch in manchen Häuſern in Stadt und Dorf ein Brett, worauf Bücher zur Erbauung und Erheiterung liegen. Man darf es wohl auch als ein Sinnbild anſehen, daß man beim Eintritt in eine Häuslichkeit die geſammelte Einheit deſſen, was den Familiengeiſt beſtimmt, über ſich habe.

Der Gedanke, daß es vergönnt wäre, auch ein Plätzchen auf jener obern Schwelle zu haben und in ſtillen Stunden angerufen zu werden; wer fühlte ſich nicht dadurch erhoben? Wer aber mit dem Wunſch käme, alles Bisherige zu verdrängen, wäre deſſen nicht würdig.

Sieh nun zu, ob und wie du dieſes Buch und was es enthält, einreihen kannſt zu dem, was du ſchon haſt. Mache es damit wie mit allem Andern: Was du als wahr erkennſt, das halte feſt; und das Uebrige? — dabei denke, daß eben noch Niemand die volle Wahrheit erſchöpft hat, und daß eben darum die Menſchen von Geſchlecht zu Geſchlecht an der Erkenntniß arbeiten.

Laß dir hierin helfen, aber hilf du auch mit. Du kannſt es.

Zum richtigen Verſtändniß dieſes Buches mußt du dir noch kurz von ſeiner Geſchichte erzählen laſſen:

Viermal, von 1845 bis 1848 erſchien ein Kalender unter dem Titel: „Der Gevattersmann.“ In einer Auswahl ſind hier im zweiten Theile die darin enthaltenen Geſchichten zuſammengeſtellt.

Die Jahrgänge ſind nicht unter einander gemiſcht. Einzelne Geſchichten werden dir als bekannt erſcheinen, weil ſie vielfach in Zeitungsblätter und Schulleſebücher übergegangen ſind; darum mußten ſie nichtsdeſtominder hier ihre Stelle behaupten.

Die Geſchichten, die du in dieſem Buche findeſt, ſind aus mancherlei Betrachtungen entſtanden. Es iſt nicht nur Ernſtes und Luſtiges, ſondern auch Heiliges und Weltliches, wie man's nennt, neben- und durcheinander geſtellt; aber das Heilige und Weltliche darf im Leben nicht getrennt ſein. Es iſt gerade die Aufgabe des vielverſchrieenen neuen Geiſtes: die echte Frömmigkeit in allem Thun und Denken zu erwecken und zu befeſtigen.

Freilich fehlt noch Mancherlei, was nothwendig auch in dieſem Buche hätte beſprochen werden müſſen; aber eben dazu ſind allerlei Menſchen auf der Welt, daß Jeder nach ſeinem Maße thue, was ihm zukommt, und eben dazu hat jeder noch Lebensraum vor ſich, daß er mit der Zeit noch Anderes in die Hand nehme zum Frommen des Vaterlandes und ſeiner Mitmenſchen.

Inhalt.

Seite

Ueber der Stubenthüre V

Erſter Theil.

Das Sparkaſſenbüchlein 1

Die begrabene Flinte 24

Der letzte Heimathstag eines Auswanderers 41

Denkmale Kaiſer Joſephs 65

- 1. Die Kaiſerfurche 71
- 2. Der Kuß des Kaiſers 90
- 3. Ein ſelbſtverfaßtes Gebet Kaiſer Joſephs 103
- 4. Der Schul Chriſtoph 106
- 5. Der Todtengräber 118

Der Segen des Großvaters 125

Eine Pfingſtrede 141

Der Nelkenſtock 145

Ein Generalſtücklein von Kriegsgeſchichten 154

Der Streit um einen Pfiff 157

Das Vollkommene 164

Hausruhm 166

Vom Marktgang 167

Der gute Knecht 173

Eine Lügenſaat 176

Der letzte Thorwart von Offenburg 183

Abgeriſſenes vom Communismus 192

Ein geringer Mann, oder die Bürgſchaft 194

Seite
Die Hexenbeien 201
Neue Gewerbvereins Satzung 203
Ein beſonderes Kennzeichen der Eitelkeit 206
Es iſt etwas Wahres dran 208
Vom zertretenen Kern 210
Auf einem Acker an der Eiſenbahn 214
Welches iſt der gottloſeſte Gedanke? 218
Eine fremde Hand 222

Das Sparkaſſenbüchlein.

Freilich, ſagte der Schloſſermeiſter Werner in der Waſſerſtraße, freilich geſchehen in unſeren Tagen keine Wunder mehr, aber man ſteht doch manchmal an einem Abgrund und eine Hand reißt Einen weg, die mehr Macht hat als eine einzelne Menſchenhand, und wenn man ſich dann beſinnt, kommt's Einem wie ein Wunder vor. Mir ſchwindelt's noch, wenn ich dran denke, was aus mir hätte werden können, wenn nicht der heilige Geiſt, der in einem guten Menſchen waltet, mich gepackt hätte und wenn nicht noch Etwas an mir geweſen wäre, das er hätte packen können.

Ja, Nachbar Weber, die Jaquardſtühle in eurer Gebildfabrik ſind ſehr kunſtreich und ich verſtehe noch nicht, wie Grund und Gebild zu gleicher Zeit gemacht wird; aber der große Webſtuhl der Welt, in dem ſo ein menſchlicher Lebenslauf nur ein einziger Faden iſt, iſt noch viel kunſtreicher zuſammengeſetzt, noch viel ſchwerer auszukennen. Wenn man ſo einen menſchlichen Lebensſpinnfaden auszieht, ſieht man an ihm, ebenſo wie ich vor Kurzem im Mikroſkop am wirklichen Spinnenfaden geſehen habe, daß er ſiebenfach zuſammengezwirnt iſt. Ich will euch erzählen, wie Ich gezwirnt worden bin, und faſt hätte es einen dicken Knoten gekriegt oder wäre gar abgeriſſen.

Ihr wißt, ich bin als Waiſenkind aufgewachſen und hatte keinerlei Anhang in der Welt. Ich war ein junges leichtes Blut, als ich beim Zunftmeiſter in der Schulgaſſe als Geſelle ſtand. Der Meiſter, ihr habt ihn ja noch gekannt, war ein ſtiller, behäbiger Mann, er ſprach nicht viel um einen Groſchen; dafür war's aber auch um ſo gewichtiger, wenn er nur nickte, oder einmal ein Wort an einen richtete. Als er mir den erſten Wochenlohn auszahlte, ſagte er: „Peter, du haſt genug an der Hälfte; das Andere behalte ich und lege es zuſammen, bis wir's auf die Sparkaſſe thun können.“ Und ſo geſchah es auch. Wenn der Meiſter was ſagte, hatte Keiner den Muth zu widerſprechen.

Am Palmſonntag vor der Kirche ging er mit mir nach der Sparkaſſe. Mein Name wurde in ein großes Buch eingetragen und ich bekam ein kleines Büchlein, drin ſtand wieder mit ſchönen Buchſtaben mein Name und auf dem zweiten Blatte mein erſtes Erſparniß. Es waren ſieben Thaler. Das Büchlein, es war in graugeſprenkeltes glattes Papier eingebunden, war ſo ſanft anzurühren und war ſo feſt bei einander, daß ich es ſo lieb hatte, ich kann es gar nicht ſagen. So äußerte ſich bei mir die erſte kindiſche Freude, Etwas vor mich gebracht zu haben, und es giebt gewiß kein glücklicheres Gefühl, als ſich zum Erſtenmale ſagen zu können: du äaſt und biſt noch etwas mehr als was da ſo herum luhft, es gehört noch Etwas zu dir, was man dir nicht anſieht und das haſt du dir ſelber erworben.

Immer wieder hätſchelte ich mein Büchlein und las nach der Kirche gewiß hundertmal meinen Namen und mein Capital und es kam mir ſonderbar vor, daß der Name da drin mein iſt, daß ich Peter Werner heiße und daß die Zahl ſieben Thaler das und das bedeutet und daß ich das Ein und das Alles zu mir gehört, und ſtaunend ging mir's auf: wie es ſo ſeltſam und ſo wunderbar iſt, daß ein Menſch dem andern auf etwas Geſchriebenes hin ſein Eigenthum giebt und der bewahrt's ihm und giebt's ihm wieder und noch mehr dafür. Es war mir, wie wenn ich jetzt erſt auf die Welt gekommen wäre und zum Erſtenmal ſähe, wie das Alles zuſammenhängt.

Wohlgemuther habe ich noch keine Frühlingszeit gehabt, als jene vom Jahr 46, das auch ein gutes Weinjahr geworden iſt. Wenn ich ſah, wie Alles draußen ſo ſchön ſproßte und wuchs, ſo mußte ich immer wieder denken: du haſt auch einen Acker, wenn man ihn auch nicht ſieht, und da wächſt auch was drauf und dein Acker — iſt dein Sparkaſſenbüchlein.

Ich war ſo in mir vergnügt, daß ich mir das Rauchen abgewöhnte. Ein wahrer Geiz war in mich gekommen und ich ruhte und raſtete nicht, bis ich wieder ein Anſtändiges beiſammen hatte und am Tage vor Jacobi trug ich wieder eine runde Summe hin und der Finanzrath Menninger, der die Sparkaſſe aus Menſchenfreundlichkeit mitverwaltete, wünſchte mir Glück und trug das Ausgehändigte ein mit den Worten: „Heute fünf Thaler erhalten.“

Aber ſeltſam! Als ich den zweiten Eintrag überlas, war meine Freude bei weitem nicht ſo groß als wie das Erſtemal. „Es geht doch langſam,“ dachte ich verſtohlen in mir, „du brauchſt lang, ehe du zu etwas Erklecklichem kommſt —“ aber ich hieß den Gedanken ſchweigen und war bald wieder luſtig und guter Dinge.

Wenn ich am Tage, beſonders aber Abends an dem Gebäude vorüberging, darin die Sparkaſſe war, ſagte ich faſt laut vor mich hin: „So, da oben biſt du, mein Geld, du ruhſt Tag und Nacht nicht und verdienſt dir Zinſen; das iſt gut, es ſchafft jetzt noch Eins für mich und ich will dir ſchon nachhelfen, will dir neue Rekruten ſchicken.“

Hätte ich das nur immer blos für mich hingeſprochen! Aber ich ſagte es bald auch meinem Nebengeſellen, einem Pfälzer, der uns zugereist war, der zuckte die Achſeln und lachte ſpöttiſch über meine kindiſche Genügſamkeit.

„Was willſt du mit dem Bettel anfangen?“ ſagte er. „Die reichen Leute allein, die haben’s gut, die eſſen und trinken und ſchlafen und laſſen derweil ihr Geld arbeiten und wenn ſie in der Frühe erwachen, ſo können ſie guten Morgen Feierabend ſagen. So lang man das nicht kann, iſt man ein armer Schelm.“ Ich kümmerte mich wenig um ſeine Worte, ich war ja nicht arm und war auch kein Schelm; aber wie das ſo geht, es bleibt doch Etwas in Einem ſtecken. Es ſind zweierlei Menſchen in Jedem und es kommt darauf an, welchen man anruft. Ich ließ mich verleiten, wieder ein Bischen zu rauchen und auch ſonſt kleine Ausgaben nicht zu ſcheuen, ich wollte mein junges Leben genießen und es dauert ja doch ſo lang, bis man auf dieſem Weg etwas Erkledliches vor ſich gebracht hat. Dennoch war ich dabei nicht glücklich und holte mir zu meinem Troſte oft am Sonntag Morgen mein Sparbüchlein aus der Truhe und freute mich, daß das Alles da drin ſo feſtſteht und mir doch nicht durch die Finger laufen kann. Es war eine gedruckte Zinſenberechnung mit in dem Büchlein und ich wollte ausrechnen, wieviel mein Reichthum bereits ertragen habe; ſieben Thaler ertragen zu fünf vom Hundert jeden Monat zehn Pfennige und fünf Thaler ertragen ſechs Pfennige monatlich, und jenes im Jahr zehn Silbergroſchen und ſechs Pfennige und dieſes ſieben Silbergroſchen ſechs Pfennige. Ja, das ſtand Alles da, aber ich hatte nicht zu gleicher Zeit und gar nie am Erſten eines Monats eingelegt und mit den Tagen, Wochen und den Bruchtheilen konnte ich nicht auskommen. Mein Pfälzer dagegen war ein fertiger Rechner und Schreiber, er ſagte mir auf Heller und Pfennig hin, was ich zu fordern hätte und ſang mir meinen ganzen Reichthum in der Weiſe des Jägers von Kurpfalz vor, warf mein Büchlein an die Decke und rief: „da fliegt der ganze Reichthum Peter Werner's, des großen Capitaliſten!"

Das Büchlein fiel auf's Angeſicht und mir war's als wär' es gekränkt. Ich hätte es gern um Verzeihung gebeten, als ich es abwiſchte; ich verſteckte es in meine Truhe und zeigte es fortan dem Nebengeſellen nicht mehr.

Da brach gegen Weihnachten in der Stadt ein großer Brand aus und ehe man Hülfe bringen konnte, ſchlugen die Flammen aus dem Hauſe, worin die Sparkaſſe war. Mir zitterte das Herz im Leibe, als ich das ſah und ich weinte, als ich hörte, daß das Hauptbuch verbrannt ſei: mein ganzes Beſitzthum war jetzt auf Einmal dahin. Mein Nebengeſelle aber lachte mich aus und ſagte: „Du Narr, was weinſt du? Der Staat hat ja die Sparkaſſe garantirt, und du haſt ja deinen Schuldſchein. Der Staat muß dich bezahlen.“

Ich war beruhigter, denn leider iſt es ja ſo und noch jetzt unter gar vielen Menſchen, daß ſie meinen, was der Staat leiſten muß, das kommt aus einem unſichtbaren Beutel, der vom Himmel herabhängt, aus dem man nur zu nehmen und in den man nie hinein zu thun hat. Jetzt zeigte ich meinem Pfälzer wieder mein Büchlein, gab's ihm jedoch nicht in die Hand und er fand Alles in Ordnung.

Als wir aber Nachts im Bett ſchliefen, weckte er mich und rief: „Peter, wir werden Beide reiche Leute und wir können es auch dahin bringen, daß unſer Geld für uns arbeitet und wir thun gar nichts mehr als ſpaziren fahren.“

Ich meinte, er träume noch, aber er erklärte mir, daß wir beide nach Kalifornien auswandern, wo man das Gold aus dem Boden gräbt. Das war mir ſchon Recht, aber ich wußte nicht, woher das Reiſegeld nehmen. Da ſagte er, daß mein Sparkaſſengeld dazu ausreiche. „Du haſt es ja einen Bettel geſchimpft?“ fragte ich. „Das iſts nicht mehr,“ erwiderte er, Licht anzündend. „Mir iſt im Schlaf eingefallen, wie das zu machen. Komm, ſteh auf, gieb mir einmal dein Büchlein her.“

Mir war ſelber, als wenn die geſchriebene Zahl ſich durch ein Wunder in Hunderte und Tauſende verwandelt haben könnte, ich ſprang aus dem Bette, ſchloß meine Truhe auf und holte mein Büchlein.

„Richtig!“ rief der Pfälzer. „Gut iſt's! Prächtig! Das wird kein Menſch anders ſehen. Hier ſteht: „Heute fünf Thaler erhalten.“ Das Wort „heute“ wird ſonſt nie geſchrieben. Wirſt ſehen, wie ich hexen kann. Aus dem Wort „heute“ mache ich hundert.“ Dann haben wir genug und wir können mit Goldklumpen Fangball ſpielen.“

Ich zitterte am ganzen Leib und rief: „Das thue ich nicht! Das kannſt du nicht! Das darf man nicht! Das kann man nicht!“

„Gieb her, ich will dir's zeigen,“ ſagte er.

Noch widerſtrebte ich, aber der böſe Geiſt regte ſich als Neugier in mir und ich ſagte: „Wie willſt du das machen? Probir' zuerſt auf einem andern Papier, du verdirbſt mir ſonſt mein Büchlein und ich komme in Ungelegenheit und verliere noch das, was mir gehört.“

Die Feigheit des böſen Willens gab mir ein, das zu ſagen; ich hoffte, daß er es nicht machen könnte, um dadurch von meinem böſen Gelüſte erlöſt zu werden und wünſchte doch wieder, daß er es könne. Man iſt in ſolcher Lage wie beſeſſen, wie vom Wirbelwind erfaßt.

„Gieb her!“ ſchrie der Pfälzer, „und mach' mich nicht zornig, ſonſt zittert meine Hand und ich verderbe es unnöthig.“

Ich konnte nicht mehr widerſtreben. Ich preßte die gefaltenen Hände zuſammen und ſtand zitternd dabei, wie er mit feſter Hand in mein heiliges Büchlein hineincorrigirte und als er, mit dem Munde die Tinte trocken hauchend, das Büchlein an ſein Geſicht hielt, war's mir, als ob er meine Seele verſchlinge. Ich wollte ſehen, was er gemacht, aber er zeigte mir's noch nicht und als er jetzt mit einem kleinen Meſſer radirte, ſpürte ich's, als ob man an meiner Seele ſchabte; aber jetzt ſchlug mir's wie eine Flamme aus dem Geſicht und eine Stimme ſagte: „Du biſt reich und wirſt noch tauſendmal reicher.“

Ich las, da ſtand's: „Hundert fünf Thaler erhalten,“ und kein Menſch, der nichts davon wußte, konnte merken, daß hier etwas geändert war, und das Hauptbuch war ja verbrannt.

Der Pfälzer zog mich jubelnd im Tanz auf der Bodenkammer umher und rief immer: „Jetzt geht der luſtige Tanz an und wird Lebenlang aufgeſpielt und wir tanzen durch die Welt, luſtig bis zum Kehraus.“

Wir lagen wieder im Dunkel in unſerm Bett und der Pfälzer verſtand es, eine Welt voll Glanz und lauter Luſtbarkeit vor mich hinzuzaubern. Ich war ſchon auf dem Meer, ich ſpielte ſchon Fangball mit Goldklumpen, ich fuhr in einer Kutſche mit vier Schimmeln und auf dem hintern Sitz ſaß ein Bedienter, der reichte mir auf einen Wink immer friſchgeſtopfte ſilberbeſchlagene Meerſchaumpfeifen mit brennendem Zunder obendrauf in den Mund, und ein Andrer ſchenkte mir Champagner ein und meine Frau ſaß daneben und hatte einen grünen Schleier auf dem Hut . . .

Mein Pfälzer ſchlief bald ein, er hatte ſich ſtark verausgabt, mir allerlei Träume vorzumalen, und auch ich ſank endlich in Halbſchlaf; da durchzuckte es mich plötzlich und ich wachte auf, wie aus einem Rauſche. Mir war ganz klar Alles was geſchehen war, meine Kiſte ſtand ja offen und ein heller Mondſtrahl fiel ſchräg auf die glitzernde Decke meines Sparbüchleins und zitterte darauf. Ich ſprang aus dem Bett. Nein, das darf nicht ſein, lieber will ich Alles verlieren, ich zerreiße mein Kleinod. Aber ſeltſam! Mich dauerte das Büchlein, das ich ſo ſehr geliebt hatte. Ich nahm es mit in's Bett und ſchlief endlich ein.

Der Meiſter fragte mich oft was mir fehle, ich ſähe ſo verſtört und übernächtig aus. Ich konnte es ihm nicht ſagen, und wenn er und die Meiſterin und die Kinder ein freundliches Wort mit mir ſprachen, fuhr es mir wie ein zweiſchneidig Meſſer in die Seele: die denken noch immer, du ſeiſt brav. Die wiſſen nicht, was du gethan und was du noch thun willſt, du betrügſt ſie um ihre Gutheit. Sie würden dich Alle hinausjagen, wenn ſie wüßten wer du biſt. — Oft, wenn ich zu Tiſche ſaß, war mir, als müßte jetzt plötzlich ein Gerichtsdiener kommen, mich in Ketten legen und in ewige Gefangenſchaft bringen. Ich hielt mir oft die Hand an den Mund und ſchrack plötzlich zuſammen, denn ich fürchtete oft, daß ich unwillkürlich Alles ausſpreche, was vorgegangen iſt. Ich konnte gar nicht begreifen, wie ich die Worte zurückhalten kann, und was iſt es denn, womit ich ſie banne? Warum ſpreche ich das aus und nicht auch das Andere? Ich meinte oft, ich hätte ſchon Alles verrathen, ich wußte nicht mehr, was von mir bekannt und was verborgen iſt. Wenn man mich etwas fragte, ſtotterte ich, denn ich mußte vorher die Worte und Gedanken wegſchieben, die zuerſt herauswollten.

Noch heutigen Tages habt ihr mir ſchon oft vorgeworfen, und meine Katherine neckt mich beſonders gern damit, daß ich lieber Alles thue, als mir ein Geheimniß aufladen zu laſſen. Und es iſt wahr, wenn ich Etwas habe, das ich verborgen halten muß, iſt mir immer, als hätte ich ein Glas in der Taſche und unverſehens wird mir's zerſchlagen. Könnt euch alſo denken, wie hart es mir wurde, ein ſchweres Geheimniß über mich ſelbſt zu bewahren.

Daß ich von da an nichts mehr in die Sparkaſſe that, verſteht ſich von ſelbſt, ja ich machte allerlei Umwege, nur um nicht durch die Straße zu gehen, in die jetzt die Kaſſe verlegt war.

Ich konnte mit Niemand von meiner Seelenqual reden, als mit dem Pfälzer, und als ich ihn einſt in ſtiller Nacht fragte, ob er auch glaube, daß es Menſchen gebe, die ein Verbrechen gethan und dennoch heiter und wohlauf lebten, da lachte er mich aus und wußte hundert Geſchichten zu erzählen von Lug und Trug, und daß der ein Narr ſei, der nicht nehme wo er nehmen könne.

Der Meiſter nahm noch mehrere Geſellen, denn wir hatten viel Arbeit bei der Einrichtung des neuen Zuchthauſes, und jetzt waren ſo viele Fremde in der Schlafkammer und überall bei uns, daß ich mit dem Pfälzer ſelten ein heimlich Wort reden konnte. Nur als wir einſt im Zuchthauſe arbeiteten, ſagte er zu mir: „Siehſt du? Da herein kommen die dummen armen Teufel; wir, wir gehören zu den Großen, und wir fahren in Kutſchen wie die Großen.“

Ich ſah, wie die Welt nichts merkt von dem, was in Einem vorgeht, und eine gewiſſe Ruhe kam endlich über mich. Nur wenn die Kinder des Meiſters bei herannahenden Weihnachten an Feierabenden hüpfend und ſpringend plauderten: „Ich weiß was, aber ich darf's nicht ſagen,“ zuckte mir das wie ein Blitz vom Himmel, nein wie ein Schwert durch die Seele. Dieſe guten Kinder wußten von Beſcheerungen, die für den Meiſter und uns Geſellen vorbereitet wurden, und ihr offenherziger Kindesſinn ſpielte ein leichtes Verſtecken mit ihrem Geheimniß, ſie mußten wenigſtens ſagen, daß ſie ein Geheimniß hatten, und ſich dadurch die Laſt leichter machen, und ich — wie weit ab war ich von der Kindesunſchuld, und ich, ich war ein geheimer Verbrecher, wenn auch noch nicht die ganze That geſchehen war, ich war's in mir, vor meinem Gewiſſen, vor Gott.

Es war am Weihnachtsabend, ich ſtand an der Hausthüre, da kam das Dienſtmädchen des Finanzraths Menninger und ſagte mir, ich ſolle gleich zum Finanzrath kommen und mein Werkzeug mitnehmen.

„Ich? Warum grade ich?“

„Ja du, grade du. Oder biſt du zu gut dazu? Mach' hurtig und komm' gleich nach.“

„Nein, wart', ich geh mit.“

Als mir das Mädchen zuerſt den Namen nannte, erſchrack ich in's Herz hinein. Iſt denn deine That ſchon jetzt bekannt, und mußt du ſchon jetzt mit heraus? Du wollteſt ja warten bis zum Frühjahr?

Die innere Angſt und Verzweiflung ſieht überall Geſpenſter und muß ſie ſehen. Es ſind die böſen Geiſter des eigenen Herzens, die ſie umtanzen. Nicht einmal der Gedanke konnte mich beruhigen, daß ja ein Gerichtsbote, und nicht ein Dienſtmädchen gekommen wäre, wenn man von meinem Verbrechen wußte.

Ich war voll Furcht, ich fürchtete überall, Jeden und Alles.

Ich ging mit dem Mädchen. Es war ein friſches helles Weſen, in ihren Augen brannten ſchon die Weihnachtskerzen.

„Was ſiehſt du mich ſo an?“ fragte ich unterwegs.

„Mein Vater war auch Schloſſer,“ lautete die Antwort, „und er ſagte oft: der Schloſſer gehört zum Pfarrer und zum Doctor; dem Einen vertraut man ſeine Seele, dem Andern ſeinen Leib, und dem Schloſſer ſein Vermögen. Der heilige Petrus iſt unſer Zunftheiliger, und Viele halten ſeinen Himmelsſchlüſſel für nichts als für ihren Kaſſenſchlüſſel.“

„Du biſt geſcheit, wie heißeſt du denn?“

„Wegen unſerer Geſcheitheit könnt' ich Liſe heißen und du Hans, aber ich heiße Kathrine.“

„Grad wie meine Mutter ſelig.“

Wir waren am Hauſe des Finanzraths angelangt. Ich ſtieg eine breite Treppe hinan, Alles war erleuchtet und durchwärmt. Ich wurde in ein Zimmer geführt, deſſen Boden mit weichen Teppichen belegt war. An den Wänden hingen Bilder in breiten Goldrahmen, in der Mitte ſtand ein rothſammtnes Sopha mit blühenden Pflanzen bekränzt. So haben's die Reichen, dachte ich, und mir ſtockte das Herz.

Der Finanzrath brachte mir eine mit Gold eingelegte Schatulle und ſagte: der Schlüſſel ſei abgebrochen, ich ſolle öffnen. Es war ein engliſches Schloß, ich hatte keinen ſo kleinen Dietrich bei mir und mußte wieder nach Hauſe, um ſolchen zu holen. Als ich wieder auf die Hausflur zurückkam, ſagte der Finanzrath:

„Kathrine, ich muß noch einiges vorbereiten, haſt du jetzt Zeit, mit dem Schloſſer hineinzugehen und bei ihm zu bleiben?“

„Ja wohl.“

Ich ging mit Kathrine in das Zimmer, und unwillkürlich ſagte ich: „Da läßt ſich's gut leben; aber du dauerſt mich, wenn du von dieſem Teppichboden wieder einmal weg mußt in einen kleinen eignen Haushalt.“

„Das hat noch gute Weile,“ ſagte Kathrine. „Aber ich ſehe ſchon, warum du dir's herausnimmſt, Anderen das Zeugniß zu geben, daß ſie geſcheit ſeien, du hältſt dich noch immer für eine Viertel-Elle geſcheiter; das verſtehſt du aber noch nicht: man lernt in all der Herrlichkeit und Pracht, daß es Eins iſt, ob man mit einem zinnernen oder einem vergoldeten Löffel ißt, auf dem Teppich oder auf dem ſelbſtgewaſchenen Boden herumläuft; es kommt drauf an, ob man in Fried' und Rechtſchaffenheit lebt und ein gutes Gewiſſen hat.“

Der Dietrichbund fiel mir bei dieſen Worten auf den Boden, und ich fand faſt das Schlüſſelloch nicht mehr, ſo flimmerte mir Alles vor den Augen, und Kathrine lachte mich aus, daß ich wohl nicht zu den Geſchickteſten gehöre. Endlich, nach vielen Verſuchen, drehte ſich der Riegel, der Deckel hob ſich und wie Thau von der Sonne beſchienen glitzerte es uns entgegen. Ein Diamantenſchmuck lag auf blauem Sammet.

Kathrine wendete ſich nach der Thür und rief ihrem Herrn, daß die Schatulle offen ſei, aber kaum hatte dieſer einen Blick in die geöffnete Schatulle geworfen, als er mir mit ſchwerem Griff die Hand auf die Schulter legte und rief: „Was iſt das? Da fehlt ja die Broſche in der Mitte, mit den großen Diamanten.“

Ich zitterte wie Eſpenlaub. Der Dietrichbund in meiner Hand klirrte zuſammen: „So iſt es doch, man ſieht dir's an, wer du biſt? Man hat eine Probe mit dir gemacht, eine falſche Probe, und jetzt wirſt du gleich in Ketten gelegt.“ So ſprach es in mir. Ich war nahe daran, auf die Kniee zu fallen. Da weckte mich die Stimme Kathrinens.

„Wie können Sie nur glauben? Ich war ja —“

„Ruhig, es kommt auch an dich, es wird ſich zeigen. Du haſt jetzt nichts zu reden. Nicht von der Stelle. Hier bleibſt du,“ erwiderte der Finanzrath. Er rief nach ſeiner Frau. Sie kam und er erklärte ihr, daß er ſie mit dem Schmucke ſeiner ſeligen Mutter habe beſcheeren wollen, daß aber hier Etwas vorgegangen ſei, was ſogleich unterſucht werden müſſe: es fehle die Hauptſache im Werthe von mehren Hundert Thalern.

„Es ſteht dir frei,“ wendete er ſich dann zu mir, „dagegen Einſprache zu erheben und es den Gerichten zu überlaſſen; andernfalls will ich dich ſelbſt unterſuchen, ob du nichts zu dir geſteckt, und meine Frau hier wird Kathrine unterſuchen.“

„Mich? mich auch?“ rief Kathrine, und der Gedanke, daß auch ſie, die ſo frei und heilig, ſo aus dem Herzen geſprochen hatte, dem ſchmählichen Verdachte preisgegeben war, ließ mich vergeſſen, was ich mir vorzuwerfen hatte. Ich ſtellte mich feſt hin, biß die Zähne übereinander und man ſuchte mich aus.

Ich kann's nicht ſagen, wie mir's war, und noch jetzt durchbebt es mich wie ein unnennbarer Schauer, wenn ich daran denke, wie ich an meinem ganzen Körper betaſtet und unterſucht wurde. Ich kam mir vor wie ein Sklave, wie ein Thier, ich war kein Menſch mehr, ich war nicht mehr der ich bin. Und was noch von Vorwurf in meiner Seele geweſen, war verſchwunden. Ein himmelſchreiendes Unrecht war mir geſchehen; klein, lächerlich, erbärmlich klein war das, was ich gethan, noch tauſendmal mehr hätte ich thun können.

Freilich habe ich das erſt ſpäter gedacht, denn noch größer wurde meine Pein, als auch Kathrine unterſucht wurde. Das war eine Entwürdigung, die kein Menſch verantworten kann, und als die zweite Magd herbeikam und rief: Kathrine habe gewiß den Schmuck in ihrer Haarkrone verſteckt, und als ſie ihr nun die Haare aufneſtelte, und Kathrine daſtand mit aufgelösten Haaren, todtenbleich, da verfluchte ich die ganze Welt, Vornehm und Gering, denn Alle ſind darauf aus, einen unſchuldigen Menſchen zu verwüſten. Ja, und Unſeresgleichen ſind noch ſchlimmer als die Vornehmen, denn dieſe wiſſen nicht was ſie thun, wenn ſie unſere Ehre unter die Füße treten, aber die da, dieſe Nebenmagd, iſt es nicht ein Feſt, ein Triumph für ſie, ihre Standesgenoſſin der Schande preiszugeben und ſelber dabei im Ehrenglanz zu ſtehen? Ja, ich verfluchte die ganze Welt, und mich und uns vor Allem.

Man fand natürlich nichts, und ich weiß nicht mehr was ich dachte, nur deſſen erinnere ich mich noch, daß ich zur Kathrine ſagte: „Trag's in Geduld, ich möchte dir's gern gut machen, was du wegen meiner ausgeſtanden.“

Fort raste ich, und wie ausgeraubt rannte ich durch die Straßen, ja meine Seele war wie aus dem Herzen geraubt. Ueberall brannten Lichter, überall war Weihnachtsfreude; mir war das innere Licht ausgelöſcht.

Mein Pfälzer jubelte, als ich ihm das Geſchehene berichtete. „Da ſiehſt du nun,“ rief er, „da ſiehſt du gutmüthiger Narr, was die Vornehmen mit uns anfangen. Wer nicht reich und nicht vornehm iſt, iſt ihnen weiter nichts als ein ungehenkter Dieb. Jetzt wirſt du dir kein Gewiſſen mehr daraus machen, ihnen abzunehmen was du kannſt.“

Die Schmach, die mir angethan war, half mir allerdings die innere Stimme beſchwichtigen, und als ich Tags darauf müßig über die Straße gehe, die Glocken läuten, und ich verfluche eben wieder die Menſchen, die jetzt zur Kirche gehen und nicht daran denken, wie ſie ein armes Herz gekränkt, da begegnet mir plötzlich Kathrine.

„Ich kann nicht in die Kirche gehen,“ ſagt ſie zu mir. „Geh du auch für mich, und bete auch für mich, daß Gott unſer Herz vor Bitterkeit und Haß bewahren möge, und vergieb du deinen Peinigern wie ich.“

Schnell war ſie entſchlüpft und ich ging zur Kirche. Ich mußte meinem Pfälzer etwas vorlügen, als ich's that. Ich betete für Kathrine, für mich konnte ich's nicht, und doch kam wieder etwas von Frieden über mich.

Ich lauerte fortan Kathrinen auf, wo ich konnte, aber ſie hielt mir nicht Stand; nur Einmal ſagte ſie mir flüchtig, ſie könne ſich nicht mit mir abgeben, es würde uns aufgelauert und es fiele neuer Verdacht auf uns.

Eines Samſtag Morgens, ich ſtand in der Werkſtatt und arbeitete an einem großen Doppelſchloß für das Zuchthaus, da kam Kathrine, brachte ein Vorhängeſchloß, zu dem ſie den Schlüſſel verloren habe und ſagte: ich ſolle es ihr zum Feierabend bringen.

Ich ging nach dem Hauſe des Finanzraths. Kathrine ſcheuerte die Treppe. Sie wiſchte ſchnell ihre Hand ab, reichte ſie mir und ſagte: „Gottlob, wir ſind Beide gerechtfertigt; es iſt ein Brief und ein Päckchen von der Schweſter des Herrn gekommen, worin ſie ſchreibt: ſie habe vergeſſen gehabt, die Broſche in die Schatulle zu thun.“

„Und der große Herr kommt nicht und bittet mich um Verzeihung?“ fragte ich.

„Er hat's thun wollen, nein,“ ſagte Kathrine ſtotternd, „er hat mir aufgetragen, ich ſoll dir's zu wiſſen thun.“

Ich ſah, daß das nur eine Ausrede war und Kathrine geſtand mir's; aber ſie beſchwor mich, keinen Groll in der Seele zu hegen, ich ſolle Eins in's Andre rechnen, ich hätte gewiß ſchon einmal im Leben Etwas gethan, was nicht an den Tag gekommen ſei, wenn's auch nur ein kleines Unrecht geweſen wäre, und jetzt müſſe ich auf andre Weiſe dafür büßen.

Ich hatte ſchon auf der Zunge, wieder ihre Klugheit zu loben, aber ich wagte es nicht mehr und ſagte nur: ich nehme das an. Kathrine freute ſich darüber und ſagte mir ein Sprüchwort ihrer ſeligen Mutter, das ich ſonſt noch nie gehört habe, und das Sprüchwort paßte wie ein Wort vom Himmel: *Wer Einen vor den Augen Anderer beſchämt, nimmt ihm ſeine Sünden ab.*

Welche brave Eltern mußte Kathrine gehabt haben, was hat ſie mir nur in wenig Worten von ihrem Vater und ihrer Mutter erzählt!

Kathrine hatte keinen Diamantſchmuck einer Mutter wie die Finanzräthin, aber das ſchönſte Kleinod, das ein Kind reich in ſich und wohlgefällig vor Anderen macht, iſt ein guter Gedanke aus dem Herzen der

Eltern, in ein gutes Wort gefaßt; das erbt ſich fort von Kind auf Kindeskind und braucht keine Schatulle.

Ich ſchämte mich innerlich vor Kathrine und ſagte ihr nur, ich wünſchte, ihre Eltern wären noch am Leben, damit ich ſie auch Vater und Mutter nennen dürfte.

Auf der Treppe des Finanzraths, wo ich in Angſt, in Qual und Verzweiflung auf- und niedergegangen war, ſtieg ich jetzt in den Himmel; ein Fegefeuer im Herzen quälte mich noch, aber ich ſtand doch bei allen Seligen, die ſchon geſtorben waren, und bei einer Glückſeligen, die noch am Leben war und die mir jetzt abermals die Hand reichte. Ich war ihrer nicht werth.

Das war nun eine doppelte Freude, die mir im Herzen lebte, als ich von Kathrinen wegging; ſie war aus Zweierlei gemiſcht. Einmal war die Unſchuld an den Tag gekommen, es war jetzt an dem großen Herrn, ſich Vorwürfe zu machen; und dann hätte ich ihm gewiß dafür gedankt, denn nur durch ihn hatte ich ja Kathrinen kennen gelernt und ſie hatte mir verſprochen zum Faſtnachtſonntag mit mir zum Tanze zu gehen.

Fröhlicher war ich bis dahin in meinem Leben noch nicht geweſen als an dieſem Faſtnachtſonntag. Ich ſagte Kathrine, daß ich ein großes Glück mache und ſie in einer Kutſche mit vier Schimmeln abhole; ſie verſprach mir, treu zu warten, wenn ich auch auf des Schuſters Rappen daher käme. Noch wollte ſich etwas in mir regen, wenn ich daran dachte, was ich noch zu thun hatte, um mein Ziel zu erreichen, aber Wein, Liebe und mein luſtiger Kamerad halfen mir darüber weg.

Meine That ward immer geringer, denn ich hatte der Welt ſoviel zu vergeben, nicht ſie mir.

Es war wieder am Palmſonntag Morgen, als ich auf das Drängen meines Kameraden endlich entſchloſſen war, mein Geld zu erheben, um dann in weiter Welt mein Glück und mit dieſem Kathrine zu erobern.

Die Sonne ſtand hell am Himmel, als ich nach dem Hauſe ging, in das jetzt die Sparkaſſe verlegt war. Ich wollte, daß der Pfälzer mich begleite, aber er ließ ſich nicht dazu bringen.

Als ich gegen das Haus kam, pochte mir das Herz höher. Ein Buchfink ſaß auf dem Dachgeſims und pfiff luſtig; und wie man ſich in ſolchen Augenblicken gern an einen Aberglauben hält, nahm ich mir ein Wahrzeichen und ſagte mir: „Pfeift der Vogel immerfort bis du in's Haus gehſt, dann gehſt du keck hinein und es gelingt; hört er aber auf und fliegt fort, dann iſt es ein Zeichen, daß du in's Unglück kommſt, du kehrſt noch um, verbrennſt dein Buch und willſt gar nichts.“ Als ich näher gegen das Haus kam, hörte der Vogel wirklich auf und flog davon. Ich zitterte, aber ſchnell faßte ich mich wieder und dachte: „Pah! was ſoll der dumme Aberglaube? Wie kannſt du dich nur an ſo was heften? Jetzt thuſt du es gerad und zum Trutz; nur friſch drauf los, es muß gelingen, und es gelingt.“

Ich trat in das Zimmer. Der Finanzrath Menninger ſtand hinter dem Tiſch und zahlte mehrere Einlagen aus, die erhoben wurden. Ein Anderer trug das Neueingezahlte ein. Daß gerade Menninger da war, das erſchreckte mich anfangs, reizte mich aber gleich darauf wieder: das war ja der Mann, der eine ſo ſchwere Sünde an mir begangen hatte.

Ich wartete ſtill, der Angſtſchweiß rann mir über den ganzen Körper, mein Büchlein klebte mir in der Hand, als wolle es ſich gar nicht von mir trennen.

Endlich kam die Reihe an mich, ich reichte ſtill mein Buch hin, der Finanzrath ſchob die Brille von den Augen weg auf die Stirn, ſchaute eine Minute in das Büchlein, Alles war ſtumm, nur der gleichmäßige Pendelſchlag der Uhr war vernehmbar, mein Herz pochte ſchnell wider die Bruſt.

„Sie haben gut geſpart,“ ſagte endlich der Finanzrath, öffnete den Eingang des Tiſches und ſagte: „Kommen Sie herein.“

Ich ging ihm nach in ein inneres Zimmer. Hier ſtand die offene Kaſſe.

„Wollen Sie Papier oder Silber?“

„Papier.“

„Groß oder klein?“

„Klein.“

Er gab mir ein Päckchen mit einem bedruckten Papierband, darauf ſtand: „100 Thaler.“ Er erſuchte mich, nachzuzählen, während er das Uebrige ausrechnete und dann zurecht legte. Ich konnte die einzelnen Thaler nicht auseinander legen, ſo zitterte ich, und als er ſich umwendend fragte: „Iſt's richtig?“ nickte ich ſtill. Er legte nun noch einzelnes Geld auf den Tiſch; aber plötzlich ſagte er, die Brille wieder vor die Augen ſchiebend: „Sind Sie nicht der Schloſſergeſelle, der zu Weihnachten in meinem Hauſe war?“

„Ja.“

„Das freut mich, Sie zu treffen. Ich habe mir ſchon oft Vorwürfe darüber gemacht, daß ich Sie noch nicht um Entſchuldigung gebeten wegen des Verdachtes, den ich damals auf Sie warf, und der Sie augenſcheinlich gekränkt hatte. Aber wie das geht: als ich es längere Zeit verſäumt, redete ich mir ein, Sie ſeien nicht mehr in der Stadt. Ich bitte, nehmen Sie jetzt meine Entſchuldigung an, und wenn ich Ihnen mit irgend Etwas dienen kann, ſoll es mit Freuden geſchehen. Ich habe Ihnen Unrecht gethan, und Sie machen mir eine Freude, wenn Sie mich .... Was haben Sie? Iſt Ihnen nicht gut? Was iſt Ihnen?“

Ja, wer kann ſagen, welch ein Gedränge in ſolchem Augenblick im Herzen iſt? Da ſtand ich und hielt das Geld krampfhaft in der Hand, ſo viel hatte ich noch nie zwiſchen den Fingern gehabt, und vor mir auf dem Tiſch lagen noch Münzen, die tanzten auf und nieder, und alles Das iſt mein. — Etwas in mir wollte frohlocken, aber ein Anderes riß mir Alles aus der Hand, und ich hätte gern meine Seele mit hingegeben. Daß der Mann, den ich haſſen und um deſſentwillen ich allen Menſchen Uebles thun durfte, daß gerade dieſer jetzt mit gutherziger Milde mich anfaßte und mir eine Liebe zeigte, die ſich keines Bekenntniſſes, keiner Demüthigung ſcheut: das unterwarf mich, wo ich mich in Haß empört und mich ſelbſt verderbt hatte. Ich war beſiegt und erlöſt, denn ich ſah meine Verworfenheit. Eine höhere Macht hatte mich beſiegt und in Zerknirſchung mich hingetragen vor den Richterſtuhl des Ewigen.

Ich fiel auf die Kniee und ſchrie: „Nein! Nein! Ich bin ein ſchlechter Menſch. Nehmen Sie, nehmen Sie das Geld.“

Ich erzählte Alles.

Der Finanzrath war ein treuer, inniger Tröſter; er ſah meine Zerknirſchung und richtete mich mit liebreichen Worten auf, aber in Einem hatte ich noch einen ſchweren Stand bei ihm: er wollte durchaus den Pfälzer dem Gericht übergeben, und nur die Erwägung, daß auch ich dadurch unvermeidlich in's Unglück käme, beſtimmte ihn davon abzulaſſen.

Der Pfälzer wurde mit einem Zwangspaß in ſeine Heimath geſchickt, meine Verlobung mit Kathrine ward im Hauſe des Finanzrathes gefeiert, aber noch ehe wir die Sparkaſſe verließen, wurde mein Buch verbrannt.

Der Finanzrath iſt mir ein treuer Freund geworden, und hat mir geholfen, mich hier anſäſſig zu machen; und mein Theobald hat nur darum einen ſo vornehmen Namen, weil der Finanzrath ſein Gevatter iſt.

Die begrabene Flinte.

Wie lange hat es gedauert, welche unſägliche Mühe hat es gekoſtet, um endlich der Gewalt und Gewohnheit, die ſich im heimlichen Gerichtsverfahren gefielen, die öffentlichen Schwurgerichte abzuringen, und ſchon zeigt ſich ihre ſo unbeſtreitbare Wirkſamkeit, daß Niemand mehr zu widerſprechen vermag. Es bildet ſich ein Rechtsſinn in Geſchworenen und Zeugen aus, und ſelbſt der Verbrecher muß nun eine Macht fürchten, der man durch keinerlei Lügenkünſte mehr entrinnen kann.

Im Wirthshaus zur Roſe in Waldenzell ſaß an einem Winterabend der Pfarrer mit mehreren Bauern. Man ſprach von einem erſchoſſenen Wilderer aus der Nachbarſchaft, und daß der Forſtbeamte, der ihn getödtet, in den nächſten Tagen vor das öffentliche Schwurgericht geſtellt werde. Der Flurſchütz und ein Gemeinderath, die als Zeugen vorgeladen waren, wußten viel von dem Getödteten zu erzählen; ſein ganzes Weſen hatte durch die Wilderei eine rohe Uebermüthigkeit angenommen, die keine Grenzen mehr kannte. „Wenn Ich auf der Jagd bin, muß der Jäger heim, ſo will Ich's haben," hatte er oft geprahlt und war in ſeiner Entmenſchung einmal ſo weit gegangen, daß er dem Förſter in's Angeſicht hinein ſagte: „Die Leber von einem Wild iſt mir nicht mehr gut genug, ich muß einmal die Leber von einem Jäger freſſen, den ich mir ſelber ſchieße.“

So erzählte der Flurſchütz und der Pfarrer bemerkte: „Nach dem alten römiſchen Recht hat Niemand ein Eigenthum an dem Wild im Wald, es gehört dem, der es erlegt.“ Die anweſenden Bauern nickten beifällig, aber der Pfarrer fuhr fort: „Es liegt etwas Unheimliches in der Mordgier der Menſchen: zuerſt beginnt ſie am Kleinen, dann aber ſteigt ſie immer höher und ſetzt ſich endlich einen Menſchen zum Ziel. Ich mag nichts davon hören, wenn man von edler Waidmannsluſt und Jagdfreude ſingt und ſagt; das iſt nichts als aufgeputzte Sünde. Und daß es ehedem Menſchen gegeben hat, die ſich das Wild aus dem Wald haben in den Schloßhof treiben laſſen, um es vom Fenſter aus zu ſchießen und dabei zu lachen und zu ſcherzen: das war doch nichts als reine oder eigentlich unreine Mordluſt. Wer eine Freude darin findet, ein Thier zu tödten, und es nicht aus Nothwehr oder zur Nahrung thut, der iſt weit niedriger als ein Thier.“

„O Gott, wie wahr ſprechen Sie da,“ ſagte hier der Roſenwirth Philipp, genannt Philp, mit heiſerer Stimme, die man von jeher an ihm kannte und die oft ſo krächzend war wie ſeine Sägmühle im Thal. „Ich will Ihnen erzählen, was ich ſelber erfahren und wovon ich mein Leben lang die heiſere Stimme habe.“

Alles rückte zuſammen, als der Roſenwirth nach einer Weile fortfuhr:

„Drei Stunden von hier bin ich daheim. Mein Vater hat mich kurz gehalten in Geld, aber ſonſt habe ich treiben dürfen, was ich gewollt habe. Vom Soldatenleben her habe ich gut mit der Flinte umgehen können. Mein Hauptmann hat mich zum Unteroffizier machen wollen, aber ich bin doch wiederum heim. Beim allgemeinen Scheibenſchießen in Dornſtett habe ich das Beſt gewonnen und das war eine doppelläufige Jagdflinte, ein ſogenannter Zwilling. Ich habe einen Strauß in die Läufe geſteckt als ich heim ging, aber bald iſt Anderes drein gekommen. Eben der Wilderer Veit, von dem vorhin erzählt wurde, eben der lauert mir eines Tages auf und will mir meinen Zwilling abkaufen. Ich geb' ihn aber nicht her, weil es ein Ehrenpreis iſt, und wie ich ſo weiter darüber nachdenke, da fällt mir ein: was der Veit kann, das kannſt du auch; du haſt dann Geld, brauchſt nicht mehr Sonntags daheim zu hocken und Waſſer zu trinken. So iſt mir's viele Tage im Kopfe herumgegangen und ich bin unluſtig zu Allem; aber das böſe Gelüſt hat ſich ſchon ſo ſtark in mir feſtgeſetzt, daß ich nicht den Muth habe, ihm geradezu den Marſch zu machen, im Gegentheil, ich habe mir anders helfen wollen und habe mir eingeredet, ich kann gar nicht ein Lebendiges auf's Korn nehmen. Hundertmal habe ich vor mich hingeſagt: wenn du auch beim Scheibenſchießen den Nagel im Schwarzen getroffen, es iſt doch etwas Anderes, auf ein lebendiges Geſchöpf anlegen.

Im dümmſten Kerl iſt das böſe Gelüſte auf einmal ſo geſcheit wie ſiebzehn Advokaten, und Schliche kommen an Tag, die man gar nicht ahnen ſollte. Der Jagdteufel hat ſich bei mir gar unſchuldig geſtellt und hat mir geſagt: „Probir's einmal, das iſt kein Unrecht, das iſt nur für die Probe.“ Ich probir's alſo und ſchieße zuerſt auf Lerchen, denn das iſt ein ſicherer Schuß, weil die Lerche immer grad aufſteigt und ſich das Ziel nur nach Einer Richtung verändert; da geht dann der Schuß in gleicher Richtung nach. Und wie ich ſo zum Erſtenmal das kleine blutige Thier in der Hand habe, das noch warm iſt, da iſt Etwas in mich gefahren wie ein Teufel und ich habe faſt laut vor mich hingeſagt: jetzt iſt die Welt mein! Nun habe ich ſogar auf Schwalben geſchoſſen und bald immer ſo genau vorgehalten, daß ich faſt nie mehr gefehlt habe. Und zuletzt bin ich in den Wald.

Es war mir Anfangs Recht, daß der Veit ſo ein ausbündig berühmter Wilderer war; Alles was geſchehen iſt, iſt auf ihn gekommen, und die Leute haben viel davon gefabelt, wie ſich der Veit unſichtbar und wieder doppelt machen könne, denn der Veit hat mir Alles, was ich geſchoſſen habe, verkauft und ich habe blutwenig dafür bekommen; bald aber habe ich ſelbſt meinen Ruhm und mein Geld vollauf haben wollen und jetzt hat's geheißen: der Veit iſt nichts, der Philp, der iſt Meiſter — und freilich, mein gezogener Lauf und meine Spitzkugeln haben weiter gereicht. Der Spritzenmacher von Hallfeld hat mir Alles zum Kugelngießen gemacht und mir Blei verſchafft und ich habe ihm dafür mehr als ein Dutzend Haſen und den Fuchs gebracht, von dem er jetzt noch die Pelzkappe trägt.

So habe ich's gegen zwei Jahre getrieben. Der Mond und ich, wir waren ſtets mit einander im Wald und von Angſt habe ich nichts mehr gewußt und nach und nach bin ich auch am hellen Tag hinaus über die Grenze, ich habe mir noch eine Flinte zum Auseinanderſchrauben angeſchafft und die habe ich ſtückweiſe in meinen langen Rockflügeln und in meinen Taſchen gehabt und dann im Wald zuſammengeſchraubt. Nichts war vor mir ſicher; wenn's nichts Anders geweſen iſt, habe ich eine Amſel, ein Eichhörnchen vom Baum, die Lerche aus der Luft heruntergeſchoſſen, erſt ſpäter bin ich pulvergeizig geworden; Haſen waren für mich nur ein Spaß, am liebſten war mir, einen Fuchs zu ſchießen, aber ich habe auch einmal einen Luchs erlegt. Schonzeit hat's für mich gar nicht gegeben. Einmal, es war ein heller Samſtag Nachmittag im Frühſommer; das Hochwild zieht ſonſt erſt mit der untergehenden Sonne heraus, aber heute da kommt ein Hirſch, der mindeſtens ein Achtender zu werden verſpricht und er kommt mir ſchußgerecht juſt oben auf dem hohen Dobelberge. Ich halte ihm auf's Blatt, und losbrennen und einbrechen das war Eins. Ich geh' nun drauf los, aber wie ich vor ihm bin, richtet er ſich wieder auf; ich will ihm die zweite Kugel in den Leib ſchicken, das thut aber kein rechter Jäger; ich ſetze alſo den zweiten Hahn in Ruh, ziehe meinen Nickfänger, greife dem Hirſch in's kolbige Geweihe, er ſchlägt mich ab, ich ſtoße nach ihm, aber plötzlich richtet er ſich mit aller Macht auf und ich hänge mit meinem Gewehrhalfter im Geweihe. Ich habe noch Beſonnenheit genug und ſchneide das Halfter durch, aber das Thier hat mich doch und wirft mich in die Luft und vom Felſen hinab in die Tobelklinge. Ich weiß nicht, war's Beſonnenheit, daß ich fürchte, in meinen Rickfänger zu fallen, oder war's was Anderes, kurz, ich werfe das Meſſer weit weg und da liege ich nun mit zerſchmettertem Schenkel auf einem Felſenvorſprunge. Im Fallen habe ich eine junge Eiche zuſammengeknickt und die Holzſplitter reißen mir in den Schenkel, daß ich meine, tauſend Schwerter ſchneiden auf mich ein. Wer nicht ſelber ſo Etwas erfahren, der kann nicht wiſſen, wie's Einem dabei iſt. Es geſchieht dir Recht, ſagte eine Stimme laut, es war meine eigene Stimme, die es geſagt, aber ich wendete doch den Kopf, als müßte es mir ein Anderer zugerufen haben. Ich knirſche die Zähne über einander und erhebe mich gewaltſam, aber ich kann mich nicht halten, auch meine rechte Hand iſt wie gelähmt und jetzt erſt rolle ich den ganzen Berg hinab. Es war, als ob die Felſen mit mir Ball ſpielten und es war ein Wunder, daß noch ein ganzer Knochen an mir iſt. Nur weil ich mich fallen laſſe wie ein Stück Holz, bin ich noch am Leben. — Da liege ich nun in der tiefen Schlucht, mit dem einen Fuß im Waſſer. Das Blut rinnt mir am Körper herab und Blut quillt mir aus Mund und Naſe. Ich ſchließe die Augen und meine: jetzt kommt der Tod; aber ich öffne ſie wieder und da ſehe ich etwas blinken. Es iſt meine Flinte, die vor mir herabgeſtürzt iſt; mein ganzes Verlangen iſt nach ihr und ich meine, ich wäre wieder ſtark und unverletzt, ſobald ich ſie in der Hand hätte, aber dort liegt ſie und blinzt immer wie ein Auge, das da ſagen will: komm her, warum ſind wir Jedes allein?

Nur mit Mühe gelingt es mir, meinen Fuß aus dem Waſſer herauszuheben, ich halte ihn wie wenn es ein Stück Holz und nicht mein eigen Glied wäre.

Von da an erinnere ich mich mehrere Stunden lang nichts mehr. Ich muß geſchlafen haben und als ich erwache, zittert ſchon das Abendroth durch die Bäume, ein Fink jubelt in einer Tanne über mir, ein Goldammer pfeift ſeine langgezogenen Töne auf der Kronenſpitze einer Erle und nicht weit von mir ſtreckt jetzt ein Fuchs ſeinen neugierigen Schelmenkopf aus dem Bau. Seine Lichter ſind gerade auf mich gerichtet und er ſchüttelt mit dem Kopf, als wollte er ſagen: du biſt noch nicht reif, ich muß ſchon noch ein paar Stunden warten, bis ich an dich komme. Ich brülle laut auf vor Qual und wie ich meine Stimme höre, iſt mir plötzlich, als wäre ich ſelbſt ein Thier, nichts Anderes. Der Fuchs verſchwindet und ein Nußhäher kommt daher geflogen und wiegt ſich auf den Zweigen und krächzt bald wie ein greinendes Kind, bald wie eine miauende Katze.

Seid ihr ſchon einmal in der Nacht aufgewacht und es knappert eine Maus im Stubenboden? Das iſt ein Geraſſel, wie wenn's gar nicht von dem kleinen Thierchen kommen könnte. Richtet man ſich auf, dann merkt man erſt, wie es iſt und wo. Es muß ſein, daß man im Liegen ganz anders hört, als wie im Stehen oder Sitzen. So iſt mir's damals geweſen, es war Alles viel mächtiger, aber es hat mich doch getröſtet, daß ich Alles noch ordentlich und deutlich unterſcheide, ich habe noch meinen Verſtand und ich muß ſchon wieder aus dem Elend herauskommen.

Jetzt höre ich im Dorf das Abendläuten, es klingt fern, weit. Im Boden, auf dem ich liege, iſt ein ſeltſames Surren und Brummen und das ſummt ſo fort, da raſchelt etwas im Stechpalmenbuſche, der gerade über meinem Kopfe iſt und mir iſt's wie ein glückliches Zeichen, daß der Giftbaum mir ſo nahe ſteht. Wenn meine Qual nicht bald endet, kann ich ja durch ihn ſterben, ich zernage dann den Buſch mit den Zähnen. Aber welche Qualen muß ich dann noch dulden. Iſt's nicht beſſer, ſo ſterben? — Eine Hirſchkuh kommt mit ihrer Kitze an den Bach und das Junge ſpielt um ſie herum und trinkt. Mich ärgert die Frechheit des Wildes: Alle ſind gekommen, um mir zu ſagen, daß ich ihnen nichts mehr thun könne, ich ſchreie laut auf und verſcheucht ſpringen ſie davon. Endlich wird es Nacht, aber der Mond ſcheint es gerade darauf abgeſehen zu haben, in die Schlucht hineinzuſchauen; meine Flinte und der Bach glänzen. Der Thau hat ſich niedergeſenkt auf Gras und Stein, ich lecke ihn gierig ab, aber er löſcht meinen Durſt nicht; ich will mich zum Bach niederbeugen, aber ich vermag es nicht und fürchte bei größerer Anſtrengung mit dem Kopfe hineinzufallen. Mich ſchüttelt ein Fieberfroſt und ich erwache aus einem fürchterlichen Traum, in dem mir alle Thiere des Waldes erſchienen waren, Alles was fliegt und kriecht, und ſie ſangen und ſchrien und höhnten und hackten auf mich los. Es iſt Tag geworden. Auf den hellen Buchen jagen die Eichhörnchen einander auf und ab und knurren dabei und die Vögel ſingen ſo luſtig und zumal eine Droſſel will gar nicht aufhören; ich verſuche ſie zu verſcheuchen, aber es gelingt mir nicht. Ich will Menſchenhülfe haben und die Thiere ſchweigen machen, aber jetzt höre ich, daß meine Stimme heiſer geworden. Auf meinem Fuß ſpielen Eidechſen und ſcheinen einander zu haſchen. Ameiſen kriechen mir über das Geſicht und eine Heuſchrecke, die mir auf den Mund hüpft, freſſe ich auf. In der Blutlache, die um mich herliegt, tummeln ſich Mücken und Käfer und eine kleine Schlange kommt herbei und erhaſcht die blutangefüllten Thiere und es zieht ihr durch den ganzen Leib und ſie wendet mehrmals ihren Kopf nach mir. Eine Gabelweihe wiegt ſich in der Luft und ſtößt ihr krächzendes Freudengeſchrei aus, und plötzlich ſchießt ſie hernieder in die Thalſchlucht, ich meine, ſie ſinkt auf mich herab und ſchließe die Augen; aber ſie hat ein Vogelneſt in der Nähe entdeckt und bald höre ich es daraus winſeln, und wiederum als ich die Augen öffne, ſchaut der Fuchs ſo morgenvergnüglich aus ſeinem Bau, als wollte er in mir ſein künftiges Futter nochmals begrüßen. Was werden die Thiere zuerſt von dir anfreſſen? ſpricht es in mir. Gewiß die Augen, die ſo oft nach ihnen ausgeſchaut, nach ihnen gezielt, o, die werden ihnen munden — und mir iſt's, als ſprängen mir die Augen aus den Höhlen.

Jetzt höre ich es wiederum im Dorf läuten und weiß wie ſie ſich rüſten zum Kirchgang, und Ich liege hier einſam und verſchmachtend. Freilich hatte ich ſie ausgelacht, wenn ſie mich fragten, wo ich wiederum dieſen und jenen Tag geweſen, und ich hatte es mir verbeten, mir nachzuforſchen; aber ſie hätten nicht darauf eingehen ſollen. Niemand in der Welt ahnt mein Unglück, Niemand ahnt, daß ich in Todesangſt liege. Jetzt treten ſie in die Kirche, jetzt dröhnt die Orgel, jetzt ſingen ſie, jetzt predigt der Pfarrer und jetzt läutet es wieder. Ich mache in Gedanken Alles mit, was drin im Dorfe vorgeht. Andacht habe ich nicht, aber ich freue mich doch, daß es Sonntag Nachmittag iſt, denn am Nachmittag gehen die Kinder in den Wald, um Erdbeeren zu ſuchen, und da kann es nicht fehlen, es muß mich Eins finden. Wenn ich nur hätte laut rufen können! Aber das iſt das Fürchterlichſte, daß mir die Stimme verſagt. Wenn ich nur meine Flinte dort bei mir hätte! Ich habe ja noch Kugelbüchſe und Pulverhorn. Ich hätte Nothſchüſſe thun können, man mußte mich dann hören. Aber das treuloſe Werkzeug! Dort liegt es jetzt, verläßt mich, läßt mich allein. Beim Gedanken an mein Pulverhorn faſſe ich doch wieder Troſt, ich hatte von meinem Großvater gehört, daß ſie im Feldlager oft die Speiſen in Ermanglung des Salzes mit Pulver geſalzen hätten. Es gelingt mir die Hand an den Mund zu bringen, und ich verſchlucke eine Ladung, aber ſie will nicht hinab, ich reiße Gras in meiner Nähe aus und verſchlucke es mitſammt dem Pulver; das belebt mich ſeltſam, aber bald überfällt mich ein unendlich brennender Durſt und ich ergebe mich darein, hier zu verſchmachten. Der Mittag iſt heiß, Alles ſo ſtill, man hört nichts als die Käfer kriechen und hie und da von einem leiſen Windzug einen dürren Aſt vom Baum fallen.

Auf dem Ahorn über mir ſitzt ein Waldſpecht und wendet den Kopf hin und her und unter die Flügel, und puſtet und ſchüttelt ſich, und ſeltſam war's, was mir dabei einfiel, als ich dem Thierchen zuſah: wie das den Kopf bewegt und dreht und wendet, geſchickter als der Menſch ſeine Hand, es macht Alles damit, und ich ... ein Menſch, wie ungeſchickt bin ich mit meinem Halſe; Hände und Füße ſind mir wie bleiern und gelähmt, mein Hals iſt frei, aber ich kann mich nur wenig damit bewegen, meinen Kopf nur in wenig Windungen bringen. Wenn der Menſch auch Hände hat, ſo iſt das nur ein Erſatz für die Ungelenkheit ſeines Halſes.

Das weiß ich noch ganz deutlich, daß ich das gedacht habe, und ich habe mich immer mit den Thieren verglichen; ich bin jetzt auch nicht mehr als eines von ihnen, und dazu noch das ungeſchickteſte und hülfloſeſte.

Der Schlaf will mich übermannen, aber ich wehre mich dagegen. Ich will es nicht verſäumen, daß ich die Kinder rufen kann, die nun bald kommen müſſen und Beeren ſuchen. Dort am Felſen hängen Himbeerranken übervoll, aber wer kann hinauf? Nur der Blattmönch, der da drinnen niſtet.

Ein Gewitter ſteigt am Himmel auf, graue Wolken mit kupferfarbigem Rande; ein Theil des Berges liegt ganz im Schatten, um ſo heller und glitzernder aber iſt Alles gegenüber im Oſten, Alles zeichnet ſich mit den ſchärfſten Umriſſen in den blauen Himmel, ein grellgelbes Licht fällt in die Tiefe. Alles iſt noch ſtiller im Walde. Die Vögel fliegen lautlos heim. Wehe! Jetzt kommen auch die Kinder nicht. Dunkel ſteht der Himmel über mir und jetzt beginnt es zu donnern und zu blitzen. Wie? Wenn nun ein Blitz mich tödtete? Mir wäre wohl. Blitz ich rufe dich, hier nimm mich, verzehre mich! So ſpreche ich vor mich hin und in der Thalſchlucht brüllt der Donner, ſo habe ich ihn noch nie gehört. Die ganze Erde zittert. Knall auf Knall kracht es, und es iſt als ob die ganze Welt zu Grunde ginge, und ich allein liege da am Boden und ſpüre das Zittern der Erde wie ich ſo daliege, hülflos, unbeweglich auf ihr. Ich ſchütte mein Pulver aus, vielleicht lockt es den Blitz und verzehrt mich mit ihm, aber plötzlich rauſcht ein Regen hernieder und ſäuſelt durch die Bäume, tropft in den Bach und klatſcht auf die Felſen. Ich ſchlürfe den Regen wiederum von den Gräſern. Durch und durch ſind meine Kleider triefnaß. Die Wunde an meinem Schenkel fließt aufs Neue, mit äußerſter Anſtrengung reiße ich mir mit den Zähnen Stücke aus meinem Hemd und verbinde damit die Wunde. Ich habe die Kleider abgelegt, aber ich kann ſie nicht mehr anbringen, und ſo liege ich faſt entkleidet, blutend, lechzend, und warte auf den Tod. Von den Stechpalmenblättern über mir trinke ich friſche Tropfen, indem ich die Zweige niederbeuge. Bald ſcheint die Sonne wiederum hell, Alles glitzert und ſchimmert, und ich ſehe das Stück eines Regenbogens, der jetzt da draußen über der Welt am Himmel ſteht. Wie jubeln jetzt die Vögel wiederum ſo luſtig, wie iſt Alles ſo neu erquickt; nur ich, nur ich muß verkümmern wie ein angeſchoſſen Wild. . . . Bei dieſem Gedanken fällt mir ein, mit welcher Gier ich alles Leben verfolgt, und wenn ich es auch nicht erſchlagen, mich doch freute, ihm einen Treff gegeben zu haben. Da liegſt du jetzt, liegſt da, biſt ſelber nichts als ein angeſchoſſenes Wild. Wer biſt du, der du dich zum Herrn gemacht über Leben und Tod, der du aus dem Tod dir das Leben geholt? Da kommen die Raben und ſetzen ſich ſtill auf den Felſen mir gegenüber und ſchauen einander an. Wer weiß, was ſie ſich ſagen? Und jetzt putzen, zupfen und rupfen ſie ſich, und jetzt fliegen ſie wiederum auf und krächzen. Warum könnt ihr nicht zu den Menſchen reden? Warum könnt ihr denen da drin nicht ſagen, daß hier einer der ihrigen liegt und nach Rettung von ihnen lechzt? Ihr kennt nur euch einander, ihr Thiere des Waldes, den Menſchen kennt ihr nicht, und darum iſt er euer Feind. Dort ſchleicht jetzt der Vater Fuchs wieder und trägt ein Rebhuhn in ſeinen Bau und drinnen hör' ich es rammeln. Hätte ich nur deinen Bau früher gekannt, ich hätte dir dein Handwerk gelegt! Und jetzt höre ich im Dickicht eine Sau an Eicheln knarſeln. Die Jagdluſt regt ſich nochmals und macht mich faſt froh, ſie läßt mich vergeſſen wer ich bin und wo ich bin, bis endlich wiederum der Gedanke über mich kommt: du biſt jetzt nichts mehr als eine Beute der Thiere. Die Raben kommen, ſie werden ſich laben und ſättigen und an dir ein Feſt feiern, an deinem Aaſe, tauſendmal fröhlicher als all die Luſt war, die du von ihrem Tode erobert haſt!

Zum Erſtenmal in meinem Leben fürchtete ich die

Thiere, ich war das Wild, ſie der Jäger. Ich weiß nicht wie es kam, aber plötzlich mußte ich denken: wenn ich nur ein Baum wäre! Das iſt noch das glücklichſte Geſchöpf auf der Welt, das ſteht feſt im Grund, wächſt und gedeiht und läßt ſich was vorſingen in ſeinem Kopfe, und weiß nichts von Sterben bis plötzlich die Axt kommt und dann bricht's zuſammen. Wenn ich nur ein Baum wäre! Und wie ich mich ſo hineindenke in das Leben des Baumes, wie das in den Wurzeln ſaugt, durch Stamm und Zweige rinnt und hinaus zu den Blättern fließt — da auf einmal, es iſt wie ein Wunder, und ſo iſt's gewiß geweſen in alten frommen Zeiten, da ſehe ich einen Brunnen vom Felſen rinnen, es tropft in gleichmäßigen Abſätzen, und woraus? aus einer abgeknickten, wie mit dem Meſſer abgeſchnittenen Ahornwurzel; dieſe Wurzel iſt gewiß durch das Felsſtück, das mit dir herabgerollt war, abgeknickt worden, und jetzt kann der Saft nicht mehr hinauf in den Stamm und tropfelt nieder, ſo hell, ſo perlklar. Es gelingt mir, mich der Wurzel zu nähern und ich trinke ihren friſchen Saft; wie das labt! wie das kühlt! Aber es fließt bald ſehr ſpärlich, und ich fürchte es verſiegt, ich beiße mit den Zähnen noch ein Stück davon ab, und es fließt wieder reichlicher, aber bald kommen immer nur in langen Zwiſchenräumen einzelne Tropfen, ich harre ſtill, bin aber, da ich mich ſchwer bewegen kann, oft ſo ungeſchickt, daß ich den einzelnen Tropfen verſchütte. Und doch fühle ich mich geſtärkt durch den Saft aus der Wurzel des Baumes.

Wiederum läutet es im Dorf und wiederum ſingt eine Goldammer ihren Abendſang, und die Nacht kommt und der Mondſchein glitzert im Bach, auf den Gräſern und am Flintenlauf. In dieſer zweiten Nacht thu' ich kein Auge zu. Ich will den Tod kommen ſehen, er ſoll mich nicht im Schlaf überraſchen; frei in's Auge will ich ihm ſchauen, wie ich es oft gethan. Ich höre die Eulen krächzen, faſt bellen wie kleine Hunde. Ich höre das Jammergeſchrei aus den Vogelneſtern, darin Wieſel und Marder ihren Raub begehen; ich höre den leiſen Tritt des Fuchſes. Ich ſehe wiederum die Hirſchkuh mit ihrer Kitze kommen; jetzt ſcheuche ich ſie nicht mehr. Vor mir ſteht's wie geſchrieben: Menſch! du biſt Nichts, nein, weniger als ein Thier, wenn Mordgier deine Luſt iſt. Das Thier mordet nur um ſeinen Fraß zu erhaſchen; der Menſch aber mordet, weil ihm Morden eine Luſt iſt. Menſch! du biſt weniger als ein Thier. — So wirbelt ſich Alles vor mir die lange bange Nacht — Ich ſehe den Morgen mit wachenden Augen herbeikommen. Zuerſt ein leiſes, fahles Dämmern und mit ihm einige Sonnenſtrahlen, immer deutlicher wird Alles. Ich höre endlich die Morgenglocke klingen und denke nur noch, wie ſie läuten wird, wenn man mein nacktes Gebein findet und begräbt. Ich war ergeben. Um die Baumwurzel hat ſich ein röthlicher Roſt gelegt, ſie tropft nicht mehr, ſo viel ich auch daran kaue und ſauge. Ein Igel raſchelt an mir vorüber, und ſein Kopf iſt wie ein Menſchenkopf! Wie lang habe ich kein Menſchenantlitz geſehen! Werde ich je eins wiederſehen? Da, plötzlich, ein Schuß knallt! Es ſtürzt und kollert Etwas, es rutſcht über die Felſen, es knackt und kniſtert durch die Gebüſche, ein Hirſch ſtürzt herab und gerade auf mich los, ſein Haupt liegt auf meiner Bruſt, er zuckt noch einmal und verendet auf meinem Leibe. Mein Geſicht iſt blutbeſpritzt, und als ich die Augen abwiſche, ſehe ich in die offenen gläſernen Augen, die nach mir ſchauen, ſo barmherzig und ſo vorwurfsvoll. So liege ich, das todte Thier auf mir, und kann es nicht abwälzen. Wohl eine Stunde liege ich ſo und denke: nun mußt du ſterben, und vielleicht iſt es das angeſchoſſene Thier, das dich jetzt tödtet; wenn nur meine Kraft noch hält, bis der Jäger kommt, der das Wild geſchoſſen: er muß einen großen Umweg machen, um hier in die Thalſchlucht zu kommen .... Endlich und endlich höre ich Schritte. Sie halten inne, da ich zu ſchreien verſuche. Der Jäger kommt näher, zieht mich unter dem blutenden Thier hervor und rettet mich.

Ich lag mehrere Wochen krank; mein Fuß wurde heil und auch die Hand hatte ich nur verſtaucht, aber meine Stimme habe ich nicht wieder bekommen.

Ich habe meine gerichtliche Strafe im Gefängniß erleiden müſſen, trotzdem ich ſie ſchon ganz anders erlitten, und ärger als Menſchen ſtrafen können. Man hat mir geſagt, ich könnte Einſprache erheben oder um Gnade bitten, aber ich habe meine Strafe ohne Widerſpruch angetreten. Es hat mir faſt wohl gethan, auch vor den Menſchen büßen zu können.

Auch meine Doppelflinte hatte man gefunden und mir gebracht; aber als ich wieder rüſtig war, trug ich ſie hinaus in die Tobelſchlucht, jetzt nicht mehr zum

Jagen. Ich habe ſie dort begraben, es wird ſie kein Menſch mehr finden . . .“

So erzählte der Roſenwirth Philp, und die Nachbarn, als ſie fortgingen, drückten ihm ſtill die Hand, der Pfarrer aber ſaß noch lange bei ihm.

Der letzte Heimathstag eines Auswanderers.

Leb' wohl, du theures Land, das mich geboren,
Die Ehre ruft mich, ach, ſo fern von dir!
Und, ach, die ſüße Hoffnung iſt verloren,
Die ich gehegt zu ruhen einſt in dir!

Mit dieſem zu ganz anderer Stimmung geſetzten Liede erwachte der Zimmermann Wolfgang — genannt Zimmerwolf — im Morgengrauen, und es war ihm, als hätte ihm Jemand im Traume das Lied vorgeſungen.

„Die Ehre ruft mich, ach, ſo fern von dir!“

Ja, das paßte auf ihn, denn er war eben bereit über's Meer zu ziehen, nicht weil er ſchon ganz verarmt war, ſondern weil er ſeine Verarmung vor ſich ſah; jetzt ſtand er noch in vollem Anſehen und mit dieſem ging er.

Wolfgang war ein wohldenkender Menſch, der auf viele Dinge ein Augenmerk hatte und dem Manches zu Herzen ging, was er nicht laut werden ließ. „Die Ehre ruft mich, ach, ſo fern von dir!“ ſo ſummte er nochmals mit geſchloſſenen Augen, aber innerlich wach vor ſich hin. Jetzt richtete er ſich auf und ſchaute zuerſt in der Stube umher, wo ſich beim fahlen Morgenlicht die großen Kiſten mit den ſchwarzen eiſernen Reifen und Eckblechen unterſcheiden ließen.

Die Stube war ſo weit und groß, denn nur wenige Stücke vom alten Hausrath waren noch da, welche die Käufer erſt nach Abgang der Auswanderer an ſich nehmen wollten. Wolfgang war's, als hörte er noch die Angebote der Steigerer, die vor wenigen Tagen hier laut geworden waren.

Auf der Streu neben ihm lagen ſeine Frau und ſeine acht Kinder. Einen ſeltſamen Glanz hatte beſonders das Geſicht des jüngſten Kindes, eines Knaben von kaum zwei Jahren, der ſein Händchen auf dem Munde der Mutter liegen hatte, als wollte er es ihr zum Kuſſe hinreichen und jeden Klageton damit zurückdrängen.

Alle ſchliefen ruhig. Wolfgang erinnerte ſich, daß er nur in kurzen Abſätzen geſchlafen hatte, denn wenn die Kiſten gepackt um das Bett herum ſtehen, da iſt es als ob auch die Ruhe mit hineingelegt wäre; die Seele wandert ſchon mit dem Gepäck, das nun bald auf unbekannten Wegen dahinrollen wird. Iſt das nun ſchon bei kleinen Tagereiſen, von denen es wieder eine Heimkehr giebt, wie viel mehr bei einer Reiſe über's Meer, beim Scheiden auf ewig.

Wolfgang war ſonſt ein ſtarker und feſter Mann, der das Augenmaß, deſſen er bei ſeinem Handwerk bedurfte, auch in allen Lebensverhältniſſen zur richtigen Anwendung brachte; im Leben wie in ſeinem Handwerk gab es nichts, was ihm Schwindel machte, er war allezeit feſt, wo es galt, die Balken zum Bau zuſammenzufügen, aber heute war er gar ſeltſam bewegt; er konnte das nicht bewältigen, und ehrlich geſtanden, er wollte es auch nicht. Wolfgang hatte ſeine Eltern begraben und zwei Kinder und er ließ immer den Schmerz vollauf walten, denn er wußte, daß eine unterdrückte Trauer, eine durch Zerſtreuung verſcheuchte, um ſo bitterer wiederkehrt, er gab ſich daher immer dem Schmerz völlig hin; er machte es dabei, wie wenn er ſich verwundet und geritzt hatte, er drückte das Blut noch aus, und dann heilte die Wunde um ſo ſchneller.

Es iſt bei allem Schmerz und Unglück nichts unpaſſender und wirkungsloſer, als wenn man dem Betroffenen zuruft: beruhige dich doch, nimm dich zuſammen, bedenke, das Unglück könnte noch ſo und ſo ſein, und darum ſei zufrieden. Das iſt fruchtlos und fordert den Betroffenen zu einer Abwehr und Vertheidigung auf, die aus dem Kummer heraus um ſo ſchmerzlicher iſt, weil man dabei um ſo verlaſſener vor ſich ſelbſt und undankbar und ſchwach vor den Theilnehmenden erſcheint.

Weit heilſamer iſt es, wenn der Theilnehmende bekennt: du haſt Recht, daß du jammerſt und trauerſt, thue dir keinen Zwang an, jedes Ding hat ſein Recht, der heutige Tag und der morgige aber auch. — Das iſt dann ein Zuſpruch, der aufhilft.

Wolfgang richtete ſich auf, und als er die Thür in die Hand nahm, öffnete ſeine Frau die Augen und ſagte leiſe: „O Wolfgang, das iſt die letzte Nachtruhe daheim.“

„Du haſt Recht,“ erwiderte Wolfgang in gleichem Ton, „aber bleib noch ruhig, du haſt's heute doppelt nöthig, daß du deinem Schlaf keinen Abbruch thuſt, und weck' die Kinder nicht und denk', wir bleiben ja mit Gottes Hülfe bei einander.“ Er öffnete die Thür und ging hinaus. Vor der Thür aber ſtand er ſeltſamerweiſe ſtill. Dieſes eigenthümliche Schättern der Stubenſchnalle, wie ſie jetzt in den Riegel fiel, das war ein Ton, der ihm auf einmal ſeine ganze Kindheit vorzauberte. Wie oft hatte er dieſen Ton gehört und unter wie viel tauſenderlei Verhältniſſen, wenn Vater und Mutter aus- und eingingen, und Befreundete kamen und er ſelbſt. Plötzlich ſtand die Zeit vor ihm, da er zum Erſtenmal die Stubenſchnalle aufmachen konnte, als er ſich ſtreckte und mit dem kleinen Händchen hinaufreichte; aber er konnte nur mit der linken Hand die Klinke herabdrücken, lange nicht mit der rechten, und ſonderbarerweiſe war ſein Lebenlang die linke die gewandtere Hand geblieben.

Ja, das Klinken der elterlichen Stubenthür hat etwas gar Seltſames, es iſt wie ein ſtill verborgener Glockenton im Gemüthe, den Niemand anders kennt und verſteht, und tauſend vergeſſene Geſchichten wachen davon auf. Und hier die Schwelle! Wie oft war Wolfgang als Kind darüber geſtolpert und beſonders über eine Aſtwurzel, die jetzt noch nicht ausgetreten war.

Hätte ſich aber unſer Wolfgang überall ſo lang aufgehalten als bei der Thürklinke und Schwelle, er wäre ſein Leben lang nicht zum Auswandern gekommen. Nun ging er raſch die Treppe hinab und durch das Dorf. Alles ſchlief noch, nur die Schwalben zwitſcherten auf den Dachgeſimſen, die Hähne krähten aus den Häuſern und die Vögel ſangen auf den Bäumen und die Thiere brummten in den Ställen.

Wie ein abgeſchiedner Geiſt, der ungeſehen wieder heimkehrt, derweil Alles im Schlaf liegt, ſo wanderte Wolfgang durch das Dorf. An manchem Haus blickte er länger hinauf, er hatte es ſelber mit aufgerichtet; es erzählte von Mühen und Sorgen, aber auch von fröhlichem Maienſetzen.

Jetzt war er draußen auf dem Feld, da eben die Sonne in Purpurpracht am Himmel ſtand und Lerchen, die man nicht ſah, in der Luft jubelten, als ſänge die Morgenröthe hell und laut. Unwillkürlich hob Wolfgang ſeinen Hut und ſtarrte hinaus und hinauf: Iſt denn die Welt ſo ſchön — und wieviel tauſend und tauſendmal vergißt man's!“

Er wußte nicht was er dachte und empfand, aber ſeine Seele war in der Welt und die Welt in ihm.

In einem tiefen Fahrgeleiſe am Wege trippelte eine Lerche lange Zeit vor ihm her, als fürchte ſie ihn gar nicht, als ſcheue ſie nicht vor ihm; denn es giebt Augenblicke, wo die Natur das andächtige Herz des in ihr Wandelnden zu fühlen ſcheint, und der Menſch iſt nicht mehr der gefürchtete Feind der Thiere, ſondern ihr vertrauter Genoſſe, der mit ihnen theilt die Herrlichkeit der Erde. Das iſt die Zeit der Verheißung, die die Propheten in heiligen Stunden geſchaut und die noch immer über Menſchen kommt in ungeahnten heiligen Augenblicken.

Jetzt aber war Wolfgang auf ſeinem Acker. Wie oft hatte er ihn umgepflügt, darauf geſäet und geerntet, und nun ſtand die Saat in voller Pracht und in ihm ſprach es: „Dank dir, o Erde, du gabſt mir meines Leibes Nahrung. Sei geſegnet und gieb Anderen, die dich jetzt ihr eigen nennen, die treue Frucht, daß ſie ſich ihres Daſeins freuen. Seid geſegnet, ſeid geſegnet, ihr Fluren meiner Heimat auf immerdar!"

Er grub eine Scholle auf aus ſeinem Acker und wickelte ſie in ein Tuch. Er wollte ſie in der fernen Welt zum Angedenken haben. Er wollte ſie ausſtreuen auf ſeinem Ackerfeld in der neuen Heimath.

Lange ſaß dann Wolfgang auf dem Bauholz bei den Linden, wo er ſo oft und Jahrelang Axt und Beil geführt. Der Tag wurde lauter, die Morgenglocke tönte und Wolfgang ſaß ſtill und ließ Farbe, Licht und Ton in ſich einziehen. Und immer wieder holte er tief Athem, als könnte er nicht genug die Luft der Heimath trinken. Er pflückte ſich einen blühenden Lindenzweig vom Baum und ſteckte ihn auf den Hut, und nun kehrte er wieder ins Dorf zurück. Er mußte ſtundenlang im Feld geweſen ſein, denn im Dorf war bereits Alles lebhaft. Bei Jedem blieb Wolfgang ſtehen und ſprach mit ihm, alle Heimathsangehörigen waren ihm jetzt nahe Freunde geworden, es gab keinen Unterſchied mehr. Beim Küſer Matthes blieb er am längſten, denn der hatte ſeine Kuh gekauft. Er ſtreichelte das Thier noch einmal, und mit dem friſchen Klee im Maul glotzte ihn das Thier ſtill an, dann aber fraß es wieder ungeſtört weiter. Es ſchien jetzt behaglicher zu leben in der Genoſſenſchaft, als früher in der Einſamkeit.

Im Elternhaus fand Wolfgang ſchon Frau und Kinder wach und in ihren amerikaniſchen Kleidern. Beſonders die Knaben freuten ſich ſehr mit ihren grauen Hüten und grünen Bändern, und baten den Vater, daß ſie dieſe den ganzen Tag aufbehalten dürften, während die Mutter geſagt hatte, daß die guten Kleider nach der Kirche wieder eingepackt würden. Das älteſte Mädchen, das die Morgenſuppe auftrug, hatte verweinte Augen. Der Vater ermahnte die Kinder nochmals, daß ſie auf der Reiſe recht folgſam ſein, ſich immer an die Mutter halten, und nicht zerſtreuen ſollten, ja, er drohte den Knaben: wer nicht gut thäte, werde auf dem Schiff hoch oben an dem Maſt in ein Seil gebunden, und bekäme nichts zu eſſen als ein Stück Wallfiſch.

Vater und Mutter ſahen einander oft lächelnd an, da ſie hörten, welche fabelhaften Dinge ſich die Kinder von Amerika einbildeten. Der älteſte Knabe wollte ſich eine Doppelflinte anſchaffen und einen Bären zähmen und ihn in den Wagen ſpannen, und das zweite Mädchen wollte ſich einen Taubenſchlag voll Truthühner anſchaffen, und auf einem Vogel Strauß ſpaziren reiten. Der zweite Knabe weinte, weil ihm ſeine Geſchwiſter Alles wegnähmen und ihm gar nichts ließen von den Gegenſtänden — der Einbildung. Dieſer Streit wurde leicht geſchlichtet, aber des ganzen väterlichen Anſehens bedurfte es, um einen andern gegenwärtigen beizulegen.

Jedes Kind hatte für die Reiſe ſeinen eigenen Löffel bekommen, und da es Streit gab, da Jedes den ſchönſten haben wollte, mußte der Vater mit einem Meſſer Nummern darauf kritzeln, damit Jedes den ſeinigen kenne.

Jetzt läutete es zur Kirche, und Eltern und Kinder machten ſich gemeinſam auf den Weg.

Die Geſpielen riefen auf dem Wege den Kindern, ſie möchten mit ihnen gehen, aber die Kinder hielten ſich getreulich um die Mutter, und dieſe konnte faſt nicht vorwärts kommen, bis die Kinder zu Zwei und Zwei geordnet, Hand in Hand voraus gingen.

Natürlich hatte man unterwegs manches Lob und auch Mitleid zu hören über die braven armen Kinder, die ſchon ſo weit fort müßten, und die Kinder thaten ganz ſtolz und wichtig in ihren neuen weiten Kleidern; denn ſie waren heute Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit, und das merken Kinder bald und haben's gern.

In der Kirche, als die Orgel erklang und der Geſang ertönte, hielt Wolfgang ſich den Hut vor das Geſicht; es hatte ihn noch Niemand weinen geſehen, und jetzt wußte er nicht wie es kam, Thränen rannen ihm über die Wangen; bald aber ſchaute er auf und verlor ſich in tauſenderlei Erinnerungen und Vorſtellungen. Er wäre keine Minute erſchrocken, ja hätte es ganz natürlich gefunden, wenn plötzlich Vater und Mutter und alle Verſtorbenen dageweſen wären; ja er meinte, ſie müßten da ſein, und ſein unſteter Blick ſuchte ſie.

Der Pfarrer predigte über die Allgegenwart Gottes, und es war wohlthuend da er ausführte, wie es eine Tröſtung ſei, zu wiſſen, daß fern über'm Weltmeer Menſchen leben, die gleich denken mit uns, deren Gedanken ſich zu uns wenden, wie wir zu ihnen; das gäbe ein Bild und eine Ahnung von der Einheit der Menſchheitsfamilie. Zuletzt ſprach er ein Gebet für Diejenigen, die jetzt von unſerem leiblichen Auge ſcheiden, die aber mit uns ſind und ſein werden im Geiſt des Allgegenwärtigen, und der ſchöne Spruch, der allzeit wiederkehrt, beim Neugeborenen, wie am offnen Grabe des Entſchlafenen, als ein feſter Gruß beim Willkommen und beim Scheiden, der traf heute das Herz aller Zuhörer und mit ſtummen Lippen ſprachen ſie ihn nach: „Der Herr ſegne dich und behüte dich, der Herr laſſe ſein Antlitz dir leuchten und ſei dir gnädig, der Herr erhebe ſein Antlitz über dich und gebe dir Frieden. Amen!“ Amen! ſprachen Alle und manche Stimme zitterte, beſonders aber die Wolfgang's und ſeiner Frau. Der Pfarrer hatte dieſe nicht genannt, aber es machte ihnen das Herz übervoll, da ſie ſahen und hörten, wie jetzt die beſten Wünſche Aller ſich über ſie ergoſſen.

Als die Kirche zu Ende war, wartete Wolfgang an der Thür auf ſeine Frau, er faßte ſie an der Hand, ſchickte die Kinder heim und ging mit ihr zum Pfarrer.

„Es iſt mir wie damals, wo wir zum Pfarrer gegangen ſind, uns zur Trauung anzuſagen,“ bemerkte die Frau, als ſie am Pfarrhauſe klingelten.

Wolfgang nickte ſtill.

Beim Pfarrer ſagte er, wie er es nie vergeſſen werde, daß Er und die ganze Gemeinde für ihn um den Segen gebetet, und entſchuldigte ſich, daß er nicht zur Nachmittagskirche komme, es ſei noch mancherlei zu beſorgen und er habe nun auf ewig Abſchied genommen von dem Hauſe, wo er es gelernt habe und ſo oft daran erinnert worden ſei, was es heiße, ein Menſch zu ſein.

Der Pfarrer überreichte nun Wolfgang einen amtlich beglaubigten Auszug aus dem Kirchenbuche, worin Name und Geburtsjahr der Kinder Wolfgangs verzeichnet war.

Ungeſchickterweiſe zog Wolfgang ſeinen Beutel und wollte dieſe Mühwaltung bezahlen. Der Pfarrer aber wehrte dem ab und ſagte: „Gebt das, was Ihr mir zugedacht, dem erſten armen Landsmann, der Euch in der neuen Welt begegnet.“

„Meine Hand darauf!“ ſagte Wolfgang, dieſe ausſtreckend, und fuhr dann fort: „Leben Sie wohl und Gott vergelte Ihnen Alles, was Sie an uns gethan, und wenn das Kreuz auf dem Grab meiner Eltern einmal verwittert, laſſen Sie mich's nur wiſſen, ich will's gern bezahlen. Ich will ſo bald es mir gut geht ein eiſernes machen laſſen.“

Auch der Frau reichte der Pfarrer die Hand, aber ſie ſprach kein Wort und weinte nur immer. Der Pfarrer gab ihnen noch das Geleite bis vor das Haus.

Die Frau weinte und ſagte dabei: „Man ſieht jetzt erſt, wenn man von ihnen fort muß, wie gut die Menſchen gegen Einen ſind.“

„Jetzt iſt's genug," ſagte Wolfgang, als er mit ſeiner Frau auf dem Heimweg war, „jetzt iſt's genug geweint und getrauert, und nun iſt's vorbei. Wir ſind ſchon auf der Reiſe, und jetzt muß man die Augen offen haben zu was Andrem. Komm nur heim, ich habe einen Matroſenhunger und die Kinder werden warten."

„Ja heim, das iſt kein Heim mehr," wollte die Frau ſagen, aber ſie ſchluckte es hinab, mit ihren Thränen.

Mit ſeinem eigenen Hunger ebenſowohl als mit dem unruhigen Warten der Kinder hatte Wolfgang Recht gehabt. Die Eltern fanden Händel vor, die ſie ſchlichten mußten, denn der graue Hut des Zweitjüngſten war in eine Pfütze gefallen, und er behauptete, der Aeltere habe ihn geſtoßen und wollte nun deſſen Hut dafür haben, obgleich er ihm zu groß war. Ein einfaches Fingeraufheben Wolfgang's ſtellte die Ruhe her. Er duldete es nicht, daß die Mutter dem Zweitjüngſten eine Mütze gab, denn es hatte ſich herausgeſtellt, daß er gelogen. Der Knabe mußte nun den ganzen Tag mit dem fleckigen Hut umhergehen; er ſollte die Folgen deſſen tragen, was er gethan, und Wolfgang that ſehr wohl, ſchon früh und in kleinen Dingen daran zu gewöhnen. Bei Tiſch wurde Wein getrunken, was ſonſt noch nie im Hauſe geſchehen war, und jedes Kind durfte einen Schluck aus dem Glaſe des Vaters trinken.

Die Redſeligkeit der Kinder erheiterte die Eltern bald, und nach Tiſch kamen die Nachbarn und

Verwandten und die Leute, denen das Geſchirr gehörte, von dem man heute noch gegeſſen hatte.

Die Frau ließ ſich's nicht nehmen, das Geſchirr wohlgeſcheuert abzugeben, und ſie wollte faſt weinen, als ihr Geſchirr, das ſie ſo lange gehandhabt hatte, fortgetragen wurde, bis Wolfgang ſagte: „Willſt ein Pfännle machen? Guck, dein linker Mundwinkel ſieht grad aus wie das Schnäuzle an deinem braunen Milchtopf. Wenn du mir jetzt gleich lachſt, ſchaff' ich dir drüben ein halbes Regiment davon an, und ich ruhe nicht, bis wir ſo viel Kühe haben, daß du alle Töpfe in Einem Tage voll melken kannſt; und ein Butterfaß ſchaff' ich dir an, das muß ſo breit ſein wie die Rentmeiſterin, wenn ſie ſechs Unterröcke anhat und noch einen geſteiften Rock obendrauf.“

Die Frau lachte in der That, und jetzt wünſchte ſie ſich, wenn's nur gleich in der nächſten Viertelſtunde fortginge; daß es noch bis Mitternacht daure — ſie wiſſe nicht, wie ſie das aushalten könne.

Wolfgang überließ ſeine Frau den andern Weibern und ging mit einigen Kameraden das Dorf hinauf. Die Kinder wurden in die Nachmittagskirche geſchickt. Als dieſe zu Ende war, ſaß Wolfgang bei einer Anzahl von Männern auf dem Mäuerchen am Rathhausbrunnen; man rauchte, man ſchwatzte und gähnte, oft aber war Alles ſchweigſam, und das fiel heute Wolfgang zum Erſtenmal auf. Er dachte vor ſich hin: wenn du einſt einſam biſt, denke daran, daß man bei einander auch nicht viel von einander gehabt hat; aber freilich, es iſt doch anders, wenn man's haben könnte, als wenn ....

„Wer geht mit einen Schoppen trinken?“ hieß es endlich, und faſt der ganze Trupp ſammelte ſich im Wirthshaus. Man ſaß hier nicht lange beiſammen, als eine Nachricht den größten Theil der Anweſenden und auch Wolfgang auf die Straße führte und hinaus an's äußerſte Ende des Dorfes; denn die alte Margareth hatte einen Brief von ihrem Sohn aus Amerika bekommen.

Die alte Margareth ſaß auf der Bank vor ihrem Haus und hatte einen braungelben Briefumſchlag, der rothgekreidelt und fünffach beſiegelt war, in der Hand. Viele Männer und Frauen umſtanden ſie: „Da kommt der Wolfgang, der kann beſſer leſen!“ hieß es. Wolfgang erhielt den blaulinirten Bogen und las:

„Herzliebe Mutter mein!

Wie ich verſprochen, will ich dir ſchreiben wie es bei mir geht, ſeitdem ich von dir Abſchied genommen habe; wenn ich daran denke, ſpüre ich noch immer einen Stich im Leibe, und ich meine immer, es kann gar nicht ſein, daß wir gar ſo weit von einander ſind, aber ich ſehe ſchon, daß du weinſt, wenn ich davon anfange, und darum mache ich einen Hops, aber nicht wie damals, wo ich in die Kalkgrube gefallen bin und faſt verbrannt wäre. Jetzt bin ich aber über einen viel größeren Graben und dein Sprüchwort hat Recht: man ſoll nicht Hopſa! ſchreien, ehe man über'm Graben iſt. Kannſt dich darauf verlaſſen, ehe ein Jahr vergeht, ſchicke ich dir ein Brieflein mit Etwas darin, daß du auch zu mir kommen mußt, aber vergiß ja nicht, daß du deine Kaffeemühle auch mitbringſt. Laß ſie friſch wetzen. Du ſollſt mir alle Tage Kaffee kochen und ich will dir folgen, will's machen wie du, ich will ihn auch in die Untertaſſe ſchütten; ich ſeh' dich vor mir, wie du das Schälchen in der linken Hand haſt und den linken Ellbogen auf die rechte Hand ſtützeſt und blaſeſt; du ſollſt mir künftig auch den Zucker nicht ſparen, und ihn nicht in den Mund nehmen, nein, fünf Stück in jede Taſſe, aber keine ſo kleine wie Erbſen, nein, wie rechtſchaffene Hühnereier. Haſt du denn deine Hühner noch alle, und legt die gelbe Pocklerin noch? Sag' ihr einen ſchönen Gruß. Ja Mutter, ich bin luſtig und darum ſchreibe ich dir, und ich habe dir nicht geſchrieben, weil ich es nicht geweſen bin. Jetzt aber, du ſollteſt nur ſehen wie ich ausſehe. Sie heißen mich nur den geſunden Schwaben. Man ſpottet in der Welt viel über die Schwaben, aber man hat ſie doch überall gern. Es iſt nicht uneben, was mir einmal ein ſtudirter Landsmann geſagt hat: Wenn ein Schwab ganz für ſich allein iſt und nieſ't, ſagt er ſich ſelber: zur Geſundheit. Ich thue das jetzt auch. Es iſt mir aber auch ſchlecht gegangen. Ich habe gar arg am Heimweh gelitten, und ich ſage umgekehrt wie daheim: wenn eine Brücke uber's Meer wäre, es wären auch ſchon Viele wieder heim; aber jetzt bin ich zufrieden. Ich ſtehe hier in Arbeit, man muß hier gar viel arbeiten, aber das Eſſen und der Verdienſt iſt auch gut. Es geht hier Einem wie beim Einpflanzen der Kohlſetzlinge in's Krautland: in den erſten Tagen ſind ſie lahm und welk, und man meint ſie kommen nicht auf, bis ſie einmal tüchtig eingeregnet ſind, und ſie werden mit der Zeit tüchtige Krautköpfe; ich hab' jetzt auch ſo einen Krautkopf.

Wenn noch Andere herüber kommen, möchte ich ihnen guten Rath geben: daß ſie ſich nicht als grüne Deutſche, wie man hier die neuen Einwanderer heißt, vergaloppiren. Kleider und beſonders Schuhwerk mitbringen iſt gut und vortheilhaft, weil das Alles hier theuer iſt und auch ſchlecht gemacht wird, nur für den Schein auf den Kauf. Handwerkszeug und Feldgeräth aber kann man nicht viel brauchen, weil das hier ganz anders iſt. Wenn man ein bischen Engliſch kann, kommt man auch viel beſſer fort. Beim Ueberfahrtsvertrag muß man ſich immer hineinſchreiben laſſen, wieviel man bezahlt hat, ſonſt wird man nochmals angeſchmiert. Unterwegs muß man ſehr aufpaſſen, um nicht den Zug zu verſäumen, es ſind Zwei von uns zurückgeblieben und haben beſonders zahlen müſſen.

In Bremen da haben ſich Viele noch luſtig gemacht, ſie haben das Heimweh vertrinken wollen, aber das kommt viel ſchwerer, wenn man's ſo wegſchwemmen will. Der alte Schneiderlorenz hat in Einem Mittag zwei Gulden verthan und hat dabei immer geſchrieen: in der neuen Welt gilt das alte Geld nicht mehr. Jetzt iſt er Lumpenſortirer in einer Papiermühle und hat kein altes und kein neues Geld. In den letzten Tagen drüben bin ich auch herumgelaufen wie wenn ich halb ſchlafen thäte, und doch muß man da gerade am meiſten aufpaſſen, wenn man ſein bischen Sach nicht verlieren will. Im Auswanderungshaus in Bremerhaven haben wir's gut gehabt, ich kann nicht anders ſagen; aber es glaubt kein Menſch wie lang Einem die Zeit wird, wenn man gar nichts anzufangen weiß, und ſie ſprechen dort ein Deutſch, das iſt ſo gut wie Wälſch. Jetzt wirſt aber lachen, Mutter, ich hab' von des Mattheſen Agath von Lauterbach ſtricken gelernt, und das iſt mir gut bekommen in mancherlei Art; die Kappe iſt noch nicht ganz fertig, wird's aber; ihr ſollet, will's Gott, zur Hochzeit kommen. Jetzt will ich euch aber weiter ſagen, wie es uns ergangen iſt. Beim jüngſten Tag kann kein größeres Durcheinander ſein, als wenn man mitſammen zuerſt auf's Schiff kommt, und Anfangs iſt es grad als wär's unmöglich, daß man da bei einander ſein kann. Es iſt wie wenn man noch beim Heimfahren vom Markt auf einen geſteckt beſetzten Wagen voller Menſchen kommt. Alles ſchreit: du kannſt nicht herein, du haſt keinen Platz mehr! und wenn man ſich doch eindrängt, glaubt man, man erſtickt; aber wenn der Wagen zwanzig Schritt gefahren iſt, da ſchüttelt ſich's doch wieder zuſammen und man findet, daß doch noch wohl Platz da iſt, wenn Einem auch der Fuß ein bischen pelzig wird. Immer Drei und Drei müſſen bei einander wohnen in einem Kaſten, und das heißt man eine Koje. Am beſten iſt's, wenn man in einem kleinen Kiſtchen das Nöthigſte hat, was man unterwegs braucht, denn das Hauptgepäck wird in das untere Schiff verpackt und das kriegt man nicht zu ſehen bis man anlandet, und das dauert lang. Ja Mutter, ſo auf dem Schiff merkt man doch, daß man gar verwöhnt iſt, und ſich noch nicht genug mit

Wenig zu behelfen weiß. Ich hab' gemeint, ich hätt's auf meiner Wanderſchaft gelernt, aber es hat doch nicht ausgereicht. Und wenn Einem dann ſo das Land aus den Augen ſchwindet, dann kommt Einem auch etwas Salzwaſſer in die Augen. Und wie die Matroſen hinaufgeklettert ſind und haben die Segel gelöſt, da hat der Schneiderlorenz zu mir geſagt: das iſt auch ein ſaures Brod — und jetzt hat er ein noch ſaureres. Ihr werdet mich auslachen, Mutter, aber ich bleibe doch dabei: das beſte auf dem Schiff iſt die Seekrankheit; das iſt eine weiſe Einrichtung Gottes, die hilft hinüber über alles Heimdenken, und da liegt man und weiß gar nichts mehr von ſich, und möcht' am liebſten ſterben. Erſt nach und nach kommt's Einem wieder bei, daß man doch noch etwas von der Welt weiß und will, und ich habe mir gar ſeltſame Gedanken gemacht, warum man ſich denn ſo viel abplagt um das bischen Leben, um die paar Jahre, es iſt nicht der Mühe werth; aber nach der Hand lernt man doch wieder, daß es wohl nöthig iſt. Und glaubet mir, das Aergſte auf dem Schiff iſt eigentlich die lange Zeit die man hat. Wie froh bin ich da geweſen, daß ich hab' Stricken gelernt, ich hab' mich auslachen laſſen, aber es iſt mir doch gut bekommen. Die Lützenhardter Bettelleut', die die Regierung hinübergeſchickt hat, die waren am luſtigſten, die haben gegeigt und Clarinett geblaſen, die haben nie ſo ordentliche Koſt gehabt. Und unſer Schiffsbrod war doch ſo hart wie Stein, daß es Viele zu Pulver zerklopft haben, um es mit ein bischen Seewaſſer (denn ſüßes Waſſer bekommt man nicht viel) hinunter zu bringen. Der brave Lehrer von Herklingen hat ein bischen Engliſch verſtanden, und er hat unentgeltlich eine regelmäßige Schul' unter uns errichten wollen, daß wir's Alle lernen. Ein paar Tage iſt's gegangen, und wir haben ihm die Worte nachgeſprochen wie in der Schul', aber da haben die Schelme Alles verdorben, nur ich und noch Zwei aus dem Heſſiſchen ſind beim Lehrer verblieben und jetzt kommt mir's gut, daß ich ein bischen Engliſch kann.

Wir ſind die ganze Zeit mit gutem Wind gefahren, aber Mutter, wenn's endlich heißt: Land! und man ſieht einen dunklen Streifen weit, weit ihr — könnet euch nicht denken wie's da iſt, da merkt man's erſt, wie lieb man den Boden gehabt, und einen Stein thät' man küſſen wie den beſten Freund.

Und wenn man dann feſten Boden unter ſich hat — man meint, es könnte gar nicht wahr ſein.

Ich habe an dieſem Briefe ſchon vor vier Wochen geſchrieben, und ſchreibe heute weiter und lege euch heute auch gleich ein Goldſtück bei, ihr werdet es unter dem Siegel finden.

Mit der Ueberfahrt von Bremen aus haben wir 42 Tage gebraucht und ſind im Ganzen zufrieden geweſen.

Am ſchwerſten iſt's, wenn man hier an's Land kommt; da ſitzt ein Jeder auf ſeinem Koffer und hat Angſt, daß er ſelber mit dem Koffer geſtohlen wird, denn das iſt ein Räubervolk, das da auf Einen hereinkommt, und die wiſſen zu ſchmeicheln und zu heucheln, daß man meinen ſollt', man hätte lauter friſch ausgekrochene Engel vor ſich, aber es iſt ein Räubergeſindel. Drum ſoll ſich nur Jeder an die deutſche Geſellſchaft halten, das ſind wohlthätige Männer, die unentgeltlich das Beſte rathen, und wer hierher kommt, ſoll ſich nur gleich vornehmen, jede Arbeit zu thun die ihm vorkommt; man muß auch oft aus ſeinem gewohnten Gewerbe auswandern, bis man wieder zu ihm heimkommt. Ich habe ſechs Wochen helfen Straßen pflaſtern, bis ich meinen jetzigen Platz bekommen habe, aber das iſt ſchön: wenn man hier zu Land rechtſchaffen iſt, bekommt man Credit, und kann mit Nichts zu Etwas kommen; ich bin jetzt auf dem Weg. Am beſten gefällt mir, daß es hier zu Land die größte Ehre iſt, wenn einer von ſich ſagen kann: Ich bin von geringer Herkunft und hab's zu Etwas gebracht. Geburtsſtolz giebts hier gar nicht.

Wenn ihr mir ſchreibet, ſo machet den Brief nicht frei, ſonſt bleibt er liegen, und ſiegelt nicht mit Siegellack, ſondern mit Oblaten, ſonſt kleben die Briefe im Packe zuſammen und werden zerriſſen; und wenn der Zimmermann Wolfgang hierher kommt, ſoll er mich nur gleich aufſuchen oder mir es vom Schiff aus ſagen laſſen, dann komme ich zu ihm. Er ſoll ſich auch, ſobald er auf dem Schiff iſt, gleich dazu anſchicken, dem Schiffszimmerer zu helfen, da giebt es immer zu thun und er hat keine lange Zeit und verdient noch was.

Ein gutes Wort habe ich verlängſt in dem Meeting gehört und das hat ſo geheißen: Deutſchland iſt unſer Vaterland, Amerika iſt unſer Kinderland. Mutter, ihr müßet eben bald nach eurem Kinderland.

Es iſt hier Alles ganz anders als bei uns daheim. Die Kartoffeln werden mit dem Pflug nachgeſetzt und ſo bearbeitet den Sommer über, und auch mit dem Pflug herausgethan. Die Frucht wird mit der Senſe abgemäht, die iſt beſonders dazu gemacht und legt die Frucht ſchön hin. Zwei Stunden Weges ſchlägt man hier ſo wenig an, als bei uns daheim eine Viertelſtunde. Ich will Keinem zurathen, Deutſchland zu verlaſſen; aber wenn Eines zu mir kommt, will ich ihm thun, was ich kann, und das ſoll nur ein Jeder denken, daß man hier ohne Arbeit nichts bekommt. Ich habe hier ſchon ſtärker gearbeitet, als bei uns daheim. Die Metzger tragen hier beim Fleiſchverkauf weiße Hemden über den Kleidern.

Wirthshausſitzen, Spielen und Trinken iſt hier faſt gar nicht. Der Amerikaner kommt in den Barroom, fordert einen Trunk Welſchkornbranntwein oder Bier oder Wein, zahlt, trinkt und geht. Zeit iſt hier das beſte Baargeld.

Die Amerikaner ſind gar häuslich und dabei auch ſehr reinlich. Wer ſchmutzig daher geht, iſt gewiß ein Deutſcher oder ein Irländer; auf Weißzeug hält man hier beſonders viel, und ganz vornehme Leute putzen ſich auch ihre Kleider und Stiefel jeden Morgen und Menſchen im ſchwarzen Frack ſpalten ihr Holz. Ich habe auch viele Bauern geſehen, die ihr Korn zu Markt führen und auf ihrem Wagen die Zeitung leſen. Das geſchieht hier überhaupt ſehr viel. Und wie die Menſchen freier behandelt werden und doch folgen, ſo iſt's hier auch mit den Thieren, man ſieht hier faſt gar keine Peitſche und keinen Sporn; überhaupt iſt es ein gutes Zeichen, daß man hier die Thiere nicht abrackert, im Gegentheil ganz gut behandelt, das thun eben nur freie Menſchen.

Nun habe ich aber genug geſchrieben.

Nun, liebe Mutter, ſage ich Euch von Herzen Lebewohl. Haltet Euch nur geſund und wohlauf, daß ich Euch noch lange bei mir haben kann.

Verbleibe Euer David.

Milwaukie im Staate Wisconſin, Schillerſtraße Nr. 12.“

Wolfgang hatte den Brief geleſen und die Mutter hatte immer weinend zugehört. Jetzt ging er wieder mit ſeinen Genoſſen in das Dorf. Es war ihm ſeltſam zu Muthe, noch hier eine ſo treue Kunde aus ſeiner neuen Heimath vernommen zu haben. Es war wie eine entgegengebotene Hand, die ſich ihm aus der Ferne darreichte und die Weichheit, die ihn trotz allen Vorſatzes doch nicht verlaſſen hatte, verwandelte ſich endlich in Muth und entſchloſſene Feſtigkeit. Er bedurfte deren noch, denn zu Hauſe fand er ſeine Frau wiederum in Thränen, aber er ließ ſie gewähren; hatte er ſich bekannt, daß jeder Schmerz ſein Recht haben müſſe, ſo ließ er das auch bei Anderen gelten. Die Mutter hatte die Kinder gezwungen, daß ſie ſich noch am hellen Tag nieder legen mußten, damit ſie in der Nacht leichter wach zu erhalten ſeien. Aber die Kinder waren voll Unruhe in der Kammer und als der Vater kam, ſchrien ſie Alle, er möge ſie erlöſen. Er befahl ihnen — um das Anſehen der Mutter nicht zu beeinträchtigen — noch eine Weile zu ruhen, dann aber entließ er ſie ſcherzend.

Es zeigte ſich, daß noch Vieles zu ordnen und zu richten war, denn das bleibt immer: ſo lange man ſich auch zu einer Abfahrt rüſte, rückt endlich die Entſcheidungsſtunde heran, iſt doch noch manches zu richten und zu ordnen.

Wolfgang zog ſein Sonntagskleid aus und er war wie ein Fremder, als er im Werktagskleide wieder im Dorf erſchien.

Es war in der Dämmerung, als Wolfgang, der ſich heute überall bemerkt wußte, davon ſchlich und auf Umwegen nach dem Friedhof ging.

Es iſt ein alter Glaube, daß man ſein Gedächtniß verliere, wenn man viele Grabſchriften leſe und dieſer Glaube hat allerdings eine wahre, wenn auch nicht wunderbare Bedeutung. Wer ſich zuviel mit Abgeſchiedenem und Vergangenem beſchäftigt und es ſich einprägt, dem ſchwindet das, was er im täglichen Leben zur Erinnerung braucht.

Wolfgang ſchwindelte es von den vielen Verſtorbenen, von denen er hier las, und endlich ſchritt er ohne Aufmerkſamkeit an den vielen Kreuzen vorüber und blieb vor denen ſeiner Eltern und ſeiner beiden Kinder ſtehen. Die Abendglocke läutete, er zog den Hut und faltete ſtill die Hände.

Und als er jetzt zum Letztenmal heimwärts ging, fiel ihm wieder das Wort ein, das er in dem Briefe

Davids geleſen hatte. „Deutſchland unſer Vaterland, Amerika unſer Kinderland!“ Die da aufgewachſen ſind in Deutſchland, finden ſelten ihr wahres und volles Gedeihen in der neuen Welt, es ſind Wurzeln der Erinnerung ausgeriſſen und abgehackt, an denen man allezeit krankt: die Kinder aber gedeihen in der neuen Heimath, ſie finden eine ſolche in ihr. Fahrwohl, o Vaterland, nimm uns auf, o Kinderland!

Es war ſchon Nacht, als der Wagen mit den Auswanderungsgenoſſen aus dem Nachbardorf ankam. Die Kiſten wurden aufgepackt, und es war der letzte Liebesdienſt, den die Nachbarn thaten, daß ſie Wolfgang trotz ſeines Sträubens dabei nicht Hand anlegen ließen. Die Kinder ſchliefen wieder und erwachten kaum, als man ſie endlich auf den Wagen brachte.

Die Frau hatte den Aberglauben, daß es Unglück bringe, wenn man beim Ausgehen, nachdem man ſchon Abſchied genommen, nochmals zurückkehrt; darum ſagte ſie, um dem vorzubeugen, immerfort: ich habe gewiß noch was vergeſſen, ich komme noch einmal. Und als man endlich doch fortging, ſagte ſie daſſelbe noch und nahm keinen Abſchied vom Hauſe.

Als Alles ſchon zur Abfahrt bereit war, ſprang Wolfgang nochmals die Treppe hinauf, öffnete die Stubenthüre und machte ſie wiederum zu und horchte auf das Klinken der Stubenſchnalle. „Zum Letztenmal,“ ſagte er dann vor ſich hin und ſprang die Treppe hinab, aber mit einer eigenen ſtillen Andacht machte er zuletzt auch noch vorher die Hausthür zu; dann zog er mit den Seinen von dannen.

Als man durch das ſchlafende Dorf hinausfuhr und die Eltern hinter dem Wagen drein gingen, als ob ſie ihrer eigenen Vergangenheit das Geleite gäben, ſang der Nachtwächter:

Hört ihr Herren und laßt euch ſagen,
Unſere Glock' hat Eins geſchlagen:
Ein Gott iſt nur in der Welt,
Dem ſei Alles heimgeſtellt. —

Am Morgen, als man ſchon weit entfernt war von der Heimath, ſah Wolfgang auf ſeiner großen Kiſte einen Kranz liegen: den hatten ihm die Nachbarn ungeſehen hingelegt; er nahm ihn auf und ſagte ſeinen Kindern, daß ſie ihm einſt dieſen Kranz aus der Heimath in's Grab legen ſollten in der fremden Erde.

Denkmale Kaiſer Joſephs.

Wenn man Kaiſer Joſeph ſagt, ſo weiß Jedermann, daß damit Joſeph II. von Deutſchland gemeint iſt, der im vergangenen Jahrhundert in Wien gelebt hat, und es iſt nicht ſein geringſter Ruhm, daß er gar keinen Beinamen hat, nicht der Große, nicht der Gütige, nicht der Einzige, nicht der Gerechte, daß man nur Kaiſer Joſeph zu ſagen hat und Jedermann weiß, wer damit gemeint iſt.

In Wien außerhalb der Burg iſt ein ſchöner freier Platz, darauf iſt das eherne Bild Kaiſer Joſeph's, wie er zu Pferde ſitzt, aufgeſtellt.

Leider hat ihn der Bildhauer in altrömiſche Tracht verkleidet, ſo daß wenig davon geblieben iſt, wie er leibte und lebte; aber doch hat man in kaum vergangenen Jahren ſeiner gedacht und das Volk hat nicht umſonſt im Jahre 1848 dem Standbild des Kaiſers die ſchwarzrothgoldene Fahne in die Hand gegeben. Er lebt noch in treuem Angedenken und ſollte in eherner Fauſt das Banner tragen zur Einheit und Freiheit des deutſchen Vaterlandes, das nun wieder — abgenommen iſt.

Der Gevattersmann hat einen Freund, der nie am Joſephsplatz vorübergeht, ohne vor dem Standbilde des Kaiſers ehrerbietig den Hut abzuziehen. Andere, die das bemerkten, forſchten nach dieſer Sonderbarkeit und ſpöttelten zum Theil darüber; der Mann aber erklärte ihnen:

„Es giebt keine ſchönere Freude, als mit ganzer Seele und ganzer Kraft zu lieben, oder noch beſſer, zu verehren; denn Verehrung iſt Liebe zu einem Höheren, das uns doch wiederum ſo nahe iſt, daß wir ihm uns traulich hingeben dürfen. Könnte man die Freude der Verehrung nur oft im Leben haben! Wir können leider oft nur dadurch zeigen, wem wir Verehrung zollen, indem wir vor laut Geprieſenem ſchweigen; aber da, wo ſie uns gegeben iſt, darf man ſich nicht ſcheuen, ihr den Ausdruck zu verleihen und es iſt das jetzt doppelte Pflicht, weil ſoviel Lüge, Heuchelei und Knechtſinn, ſoviel befohlene Empfindung ſich als freie innere Neigung breit macht. Es giebt viele Menſchen in der Geſchichte, deren Thaten wir bewundern, wir ſtaunen über die Fülle ihrer Kraft; aber achten, lieben und verehren können wir nur diejenigen, bei denen wir den willenskräftigen und ſittlichen Beweggrund ihrer Handlungen ſehen, und ſolcher Menſchen giebt es wenige. Die uneigennützigſte Liebe und Verehrung aber iſt die zu einem Verſtorbenen. Kann ich von dem Kaiſer hier noch Etwas wollen? Kann er mir aus ſeiner ehernen Fauſt eine Gnade ſpenden? Ich will nichts, als im Seingedenken mein oft verzweifelndes Herz erbauen. Ich danke ihm in Andacht für ſeine unabläſſig bewährte Liebe und Rechtſchaffenheit; und das ſollte jeder thun, um ſeinen Glauben an dieſe Tugenden immer wieder aufzurichten und im eigenen Herzen friſch zu erwecken. Das Andenken der Männer, in denen ſich die Menſchenhoheit lebendig geoffenbart hat, iſt das beſte Erbe, das wir aus der Vergangenheit und der Geſchichte überkommen, und es giebt Namen, die ſind ſo feſt und ewig wie die Sterne am Himmel; wenn man auf offener See nicht mehr weiß, in welcher Weltgegend man iſt, ſo findet man ſeinen Weg auf Erden nach den Sternen am Himmel.

Freilich könnt ihr ſagen: wozu brauchſt du bei dieſem Andenken den Hut abzuziehen? du kannſt ja deine innerſte Verehrung ebenſo in Gedanken hegen? Ich will das nicht beſtreiten. Aber nehmt alle Gebräuche, alle äußeren Bezeichnungen aus dem Leben und aus der Religion — die nur die heilige Faſſung des Lebens iſt — hinweg, und ihr habt nichts als eine kahle Oede, eine Zuſammenhangloſigkeit und babyloniſche Sprachverwirrung, wo Keiner mehr Wort und Zeichen des Andern verſteht. Tauſendmal übt man eine Gewohnheit, einen eingeſetzten Gebrauch, ohne ſich des Gedankens, der damit ausgedrückt werden ſoll, zu erinnern; aber hat man dieſen nur Einmal erkannt, ſo durchſtrömt bei jeder Uebung ein ruhiger Segen, ein Gefühl des Genügens und der Sättigung das Gemüth, ſo wenig man das auch jedesmal klar weiß. Darum möchte ich, daß alle Kinder, die hier vorübergehen, an eine Ehrenbezeugung gewöhnt würden; denn gute Gewohnheiten erſetzen oft gute Grundſätze, oder vielmehr ſie machen ſie zur Naturanlage und erwecken mit der Zeit durch Aufmerkſamkeit und Nachdenken den weiſen Grund ihres Beſtehens."

„Stellſt du aber Kaiſer Joſeph nicht zu hoch?" fragte einer der Zuhörer.

„Mit nichten. Mein Kaiſer Joſeph war ein wohldenkender und reinempfindender, war nicht nur ein braver, ſondern auch ein rechtſchaffener Menſch.“

„Welchen Unterſchied machſt du denn zwiſchen brav und rechtſchaffen?“

„Brav iſt derjenige, der ſeine überkommene und übernommene Pflicht, wie es die gewohnte Ordnung erheiſcht, regelmäßig und treu erfüllt. Rechtſchaffen aber iſt derjenige, der noch außerdem das Rechte ſchafft, der neue Pflichten ſich aufſucht und auferlegt, über die gewohnte Ordnung hinaus noch Neues und zwar das Rechte zu ſchaffen trachtet. Rechtſchaffen in der vollſten Bedeutung des Wortes war Kaiſer Joſeph; und das iſt das Beſte, was man ſagen kann und ihm doppelt anzurechnen, weil er ſich von vielen Vorurtheilen und Gewöhnungen loszumachen hatte. Es iſt kein geringes Lob, daß ſelbſt Friedrich der Große von Preußen ſeine Bewunderung darüber ausſprechen mußte wie Joſeph: „an einem bigotten Hofe aufgewachſen, in Prunk erzogen, mit Weihrauch genährt und dennoch freiſinnig, ſo einfach in ſeinen Sitten und beſcheiden war. —“

„Iſt es aber nicht,“ fragte einer der Zuhörer, „iſt es nicht ein Beweis von den Mängeln Kaiſer Joſeph's, daß von ſeinen Thaten nur wenig verblieben iſt und uns zu lebendigem Dank auffordert?“

„Freilich,“ war die Antwort, „hatte Kaiſer Joſeph große und leicht erkennbare Mängel; das hindert aber nicht die Verehrung vor ihm. Er hatte Fehler und Mängel, die der allgemeinen und beſtändigen Menſchennatur und auch ſolche, die der Natur ſeiner Zeit angehören; aber er bewahrte und errang Tugenden durch freie perſönliche Bewährung und manches Gute ward nach ihm Joſephiniſch genannt. Es giebt Niemand, in dem ſich nicht die Mangelhaftigkeit der Menſchennatur erkennen läßt; das Vollkommene iſt der Gedanke Gottes allein. Der Hauptfehler Kaiſer Joſeph's war, daß er auf Tugend und Einſicht der Menſchen baute, während doch dieſe beiden im Laufe der Zeit ſo verkehrt geworden waren; er aber blieb ſeinem Wahlſpruch getreu: „durch Tugend und Beiſpiel" zu regieren. Er wollte das Edle, das Reine, und als Menſchenfreund ſcheute er zurück vor den harten Mitteln, welche die Durchführung ſeiner menſchenfreundlichen Abſichten zur Zeit noch erheiſchte. Es war ein ſchweres Wort Friedrichs des Großen, als er ſagte: Joſeph II. thue immer den zweiten Schritt, ehe er den erſten gethan. In der That verfehlte und überſah Joſeph die Grundlagen, die zuerſt gegeben ſein mußten, bevor er die Ausführung ſeiner Plane verwirklichen konnte. Noch auf ſeinem Sterbebett, als ihm ſein Arzt Quarin offen bekennen mußte, daß keine Geneſung mehr zu hoffen ſei, am 5. Februar 1790 ſprach Joſeph: „Ich vermiſſe den Thron nicht, fühle mich ruhig, nur etwas gekränkt, durch ſo viele Lebensplage ſo wenig Glückliche und ſo viele Undankbare gemacht zu haben." — Das aber iſt ihm gelungen, was er als Hoffnung an van Swieten ſchrieb: „das Diadem mit der Liebe des Volkes zu zieren." Ja, wenn man eine Inſchrift auf dieſes Denkmal hier ſetzte, ſo müßte man die Worte wählen, die ſich bei jenem Joſeph in Aegypten finden: 1. Buch Moſes Cap. 42, Vers 8:

„Und Joſeph erkannte ſeine Brüder, ſie aber erkannten ihn nicht.“

* * *

Der Freund ging mit ſeinem Genoſſen nach dem Augarten, den Kaiſer Joſeph mit der minder wohlgewählten als wohlwollenden Aufſchrift verſehen: „Allen Menſchen gewidmeter Beluſtigungsort von ihrem Schätzer.“

Es war am 1. Mai, dem Tage, der noch heute die fröhlichen Wiener im Augarten verſammelt und die Frühlingsfeier unwillkürlich zur Gedächtnißfeier für Kaiſer Joſeph macht. In dieſem Garten hatte ſich der Kaiſer oft mit Leutſeligkeit unter ſein Volk gemiſcht, denn er hatte ja gegen den eiteln Hochmuth und die Abſchließung der ſogenannten höheren Stände oft geäußert: „Wenn ich nur mit meinen Standesgenoſſen verkehren wollte, bliebe mir nichts übrig, als in die Gruft der Kapuzinerkirche hinabzuſteigen und daſelbſt meine Tage zu verbringen.“

In einem abgelegenen Laubengang wurden hier, während rings ſich Viele gedankenlos tummelten, manche Thatſachen von der Leutſeligkeit und Menſchenliebe Kaiſer Joſeph's erzählt und wie er in Jeglichem gern den Bruder erkannte; aber auch die Mängel wurden unverhohlen ausgeſprochen und wenn auch nicht ohne ſcherzhafte Einleitung zogen die Rückkehrenden in ſtiller Nacht den Hut ab vor dem Denkmale Kaiſer Joſeph's.

Der Gevattersmann erzählt dieſe Geſchichten gern und verſetzt ſich in die Zeit, als wäre er dabei geweſen; an der einen Geſchichte hat er ein beſonderes Familienerbe.

1. Die Kaiſerfurche.

Es war gegen Ende Auguſt des Jahres 1769, als Joſeph im offenen Wagen durch das Land Mähren auf der Straße von Brünn nach Wiſchau fuhr. Seine Wange war geröthet und ſein blaues Auge erglänzte hell beim Aufſchauen nach dem Himmel, wie beim Ausſchauen nach den fernen blauen Bergen, und wieder ruhte ſein Blick freudig auf den Feldern am Wege. Ein großer Theil der Ernte war eingebracht, und ſchon begann man da und dort den Boden auf's Neue umzupflügen. Da ſagte der Kaiſer zu dem neben ihm ſitzenden Staatskanzler Fürſten Kaunitz:

„Sonderbar! Wenn ich die braunen Schollen der nährenden Erde betrachte, werde ich andächtiger als beim Ueberſchauen der wogenden Saat; dieſe macht freudiger, aber jene denkender. Wie das wartet, ſtill und ſchmucklos, und Säfte aus der Luft und aus den Wolken einſaugt, um ſie dann dem Keime zuzuführen und ihn aufſprießen zu machen.... Dieſer Brodem, der dort aus der offenen Furche aufſteigt, weht mich an wie ein Athem aus dem Munde der Mutter Natur.... Wie jetzt Alles ſo hellfarbig iſt, wie die Menſchen, die die Thiere zu ihren Arbeitsgenoſſen gemacht, dort überall hin- und herziehen, und die Werkzeuge führen, welche die Welt neu beleben . . . Segen, Segen über euch und euer Thun! . . . Wie müßte es ſein, wenn man hoch oben vom Himmelszelt das Alles überſchauen könnte, die Städte und Dörfer, die Wälder und Berge, die Menſchen und Thiere, und hier unſer Wagen, und da drin dieſer Menſch hier, der jetzt noch lebt, noch athmet, den alle dieſe hier ringsum kennen und nennen, der ſie gut und glücklich machen möchte, und doch nicht weiß, ob er kann. . . . Dort der Säemann, wie er ſo langſam ſchreitet und den Saamen ſtreut! Die Natur iſt treu und feſt, ſie giebt ſiebenfältig wieder, aber die Menſchen, o die Menſchen. . . .“

Der Kaiſer ward ſtill, auf ſeinem Antlitz ſchwebte ein Glanz und doch war es tief wehmüthig; er hatte die Arme auf der Bruſt feſt übereinandergeſchlungen und hätte ſie doch ſo gern ausgebreitet, um Alle brüderlich an ſein Herz zu ſchließen.

Lang ſaß der Kaiſer ſtill in ſich verſunken, ſah nichts und hörte nichts von der Welt um ihn her. Plötzlich befahl er, daß man anhalte. Die ſchnaubenden Roſſe ſtanden ſtill, und hinter dem Wagen des Kaiſers hielten die ſeines ganzen Gefolges. Der Kaiſer ſtieg aus. Ein alter Bauer pflügte mit zwei Pferden im Ackerfeld am Wege. Er hielt eine Strecke innerhalb deſſelben inne und ſtarrte verwundert darein, als er ſo viele Wagen mit geputzten Herren hier auf der Straße halten ſah. Der Kaiſer rief ihm zu, er möge ſeine Furche nur zu Ende ziehen bis an den Weg. Auf einen Ruck am Leitſeil ſchritten die Ackerpferde vorwärts, und bald ſtand der Bauer mit Pferd und Geſchirr beim Kaiſer. Noch kannte er ihn nicht, und der Kaiſer winkte ſeiner Begleitung, ihn nicht zu verrathen.

„Wollt Ihr mir erlauben," fragte der Kaiſer, „daß ich Euch den Pflug abnehme und eine Furche ziehe?"

„Warum nicht?" ſagte der Bauer, „aber ich glaub' nicht, daß Er's kann: das ſieht ſich leicht an, will aber doch gelernt ſein."

„Es gilt den Verſuch," ſagte der Kaiſer und alle Umſtehenden ſahen ſtaunend, wie der Kaiſer die Pfluggabel in die Hand nahm und den Bauer erſuchte, ſeine Thiere anzutreiben. Dies geſchah, und die Schollen hoben ſich eine Strecke. Plötzlich aber hielt der Bauer inne und ſagte: „Halt! Er begreift das noch nicht recht. Er drückt den Pflug zu tief ein und bringt ſchlechten Lettenboden herauf, das verträgt der Acker nicht, der hat nur eine leichte Krume. Freilich, das hat Er nicht wiſſen können."

Der Kaiſer ſchaute vieldeutig lächelnd auf ſein Gefolge, er gab ihm damit zu verſtehen, was noch anderes auf ihn und ſein Reich Anwendbares damit geſagt ſein könne.

Und nun ging's wieder vorwärts, aber bald kam der Pflug aus dem Geleiſe. Der Kaiſer wollte ihn halten, wollte einlenken und eindrücken, aber die Pferde waren im Gang und der Pflug ſtrich, kaum eine Ritze machend, über die Stoppeln und ſchleppte den mit aller Kraft mühſelig anſtemmenden Kaiſer nach, bis wiederum inne gehalten wurde.

„Warum ſchreit Ihr ſo auf Eure Pferde hinein?" fragte der Kaiſer.

„Das muß ſein,“ lautete die Antwort. „Das Vieh ſchläft ein, wenn man's nicht immer merken läßt, daß Jemand hinter ihm drein iſt, der's weckt.“

Dießmal lächelte der Kaiſer in ſich hinein, und auch Viele aus ſeiner Umgebung thaten es.

Der Kaiſer übergab dem Bauer den Pflug, und dieſer zeigte ihm nun, wie man nur die gleichmäßige Richtung halten müſſe, und daß die Pferde von ſelbſt die Hauptſache thun, und wie dieſe Arbeit, zumal heute, nachdem es in der vorigen Nacht geregnet hatte, faſt die leichteſte von allen Feldarbeiten ſei.

Bei der Wendung übernahm der Kaiſer nochmals den Pflug, und jetzt nickte der Bauer oft, und ſagte: „Er iſt gelehrig,“ denn der Kaiſer zog ebenmäßig die Furche von dem einen Ende des Ackers bis zum andern. Aber nicht ſowohl von der äußern Anſtrengung als von der zuſammengenommenen Aufmerkſamkeit, die eine innere Anſtrengung iſt, rann dem Kaiſer der Schweiß von der Stirn; er trocknete ihn ab und ſagte: „Das iſt der freudigſte Schweiß.“

„Ja,“ lachte der Bauer, „wenn man's zum Spaß thut, kann's ſein, aber wenn man's das ganze Jahr thun muß, und noch dazu fünf Tage Robot für den Herrn, da geht's anders. Aber jetzt iſt's doch ſchön, jetzt hat doch auch einmal ein hoher Herr für mich gearbeitet. Darf ich nun fragen, wer Er iſt?“

„Später will ich's Euch ſelbſt ſagen,“ antwortete der Kaiſer, und er ließ ſich nun genau die Verhältniſſe der Hörigkeit auseinanderſetzen.

„Und weiß Er, guter Herr,“ fragte der Bauer zuletzt, „was der größte Schaden iſt, den der Fröhner leidet?“

„Daß er nie zur Selbſtändigkeit kommt, nie zu ſeiner freien Menſchenwürde.“

„Da hat er über's Ziel hinausgeſchoſſen,“ erwiderte der Bauer ſelbſtzufrieden und pfiffig lächelnd, dann aber verfinſterten ſich ſeine Mienen wieder, indem er fortfuhr: „Der größte Schaden iſt nicht blos, daß man nicht zur rechten Zeit an die rechte Arbeit und an die eigene kommt, ſondern noch mehr, daß man überhaupt gar nicht mehr dazu kommen kann: daß man *durch Frohnen das Arbeiten verlernt*. Man gewöhnt in der Frohne ſich und ſein Vieh und Geſchirr an Scheinarbeit, an verdeckten Müßiggang; und wenn's dann an's eigene rechte Geſchäft geht, kann man nicht mehr, das Vieh will nicht, und ſelber hat man auch verlernt, ſich anzuſtrengen.“

Unwillkürlich ſagte hierauf der Kaiſer, daß er nicht ablaſſen wolle, bis er die Bauern frei gemacht habe.

Der Ackersmann merkte ſchon, daß er mit einem vornehmen Mann zu thun habe, und mit pfiffig ſchlauer Weiſe treuherzig polternd legte er nun alle Mißſtände der Gutsherrnunterthänigkeit auseinander, und ſagte zuletzt: „Er ſcheint mir ein großer Herr, wenn Er unſern guten Kaiſer Joſeph einmal ſieht, bericht' Er ihm doch das Alles.“

„Meint Ihr, daß der Kaiſer helfen kann?“

„Nein, nicht ganz, aber doch ein gut Stück; er ſoll nur ſich nicht irr und nicht abwendig machen laſſen, wenn man ihm einreden will, daß das nicht geht.“

„Glaubt Ihr, daß man ihm abredet?"

„Rathet mir gut, aber rathet mir nicht ab, hat jene Braut geſagt. Das ſollte der Kaiſer bei ſeinen guten Vorſätzen auch ſo machen. Er iſt ein Menſch nach dem Herzen Gottes, aber doch nur ein Menſch, und er hat verdorbenes Zugvieh und ſchlechtes Geſchirr. Er iſt zu gut, er meint: Jeder ſei ſo wie er; aber das iſt nicht. Er hält alle Menſchen für Seinesgleichen, aber ſie ſind nicht Seinesgleichen. Sie verderben ihm ſeine Gutthaten, ſobald er den Rücken wendet. Er kann ja nicht überall ſein, aber Eines möcht' ich ihm noch ſagen laſſen: er ſollte ſich doch mehr ſchonen, daß wir recht lang, lang an ihm haben, und er ſoll nur ſcharf darauf losgehen. Morgen iſt Montag, hat jener Bauer geſagt, und hat ſein Heu am hellen Sonntag gemacht."

„Ihr liebt alſo den Kaiſer, trotzdem er noch wenig für Euch gethan?"

„Jedes Kind weiß, wie gutherzig er iſt, und wenn ich einmal ſeine Hand küſſen dürfte, ich hätte genug gelebt."

Dem Kaiſer ſtanden Thränen in den Augen, er faßte die ſchwielige Hand des Bauern und ſagte: „Ich bin Joſeph, Euer Kaiſer."

„O barmherziger Gott!" rief der Bauer und fiel in die Kniee und alle Anweſenden entblößten unwillkürlich das Haupt, ergriffen von der reinſten Offenbarung der Liebe zwiſchen Volk und Fürſt.

„Steht auf," ſagte der Kaiſer, „man darf vor Niemand knieen als vor Gott, und Ihr ſelbſt habt ja geſagt, ich ſei nur ein Menſch, wenn auch ein leidlich guter. Ja, lieber Mann, wie ich hier Eure Hand halte, ſo möchte ich die Hand Eures ganzen, vor Allen ehrenhaften Standes halten, und Euch ſagen: bewahret mir Eure Liebe, wie ich Euch die meine, und helft mir, Euch glücklich machen, und mich durch Euch; und dieſe Furche, die ich hier gezogen, ſoll ein Sinnbild ſein meiner Wohlachtung für Euern Stand und meines Dichtens und Trachtens für Euch. Gedenket mein, wenn ich auch nicht mehr bin."

„Nein," rief der Bauer, „unſer Herrgott wird ein Wunder thun ſo Einem wie Ihr . . . wie unſer . . . wie der Kaiſer iſt, ſo Einem muß er das Leben zehnfach verlängern zum Heil der Welt."

„Lebt wohl!" rief der Kaiſer, dem Bauer nochmals die Hand ſchüttelnd; er konnte vor Rührung kein weiteres Wort hervorbringen, er ſchritt nach dem Wagen, ſtieg ein und — fort raſſelte der ganze Zug.

Der Bauer ſtand auf ſeinem Acker und hielt die beiden Hände über dem Kopf ineinander gefaltet, als müſſe er den ſchwindelnden halten; er wagte es lange nicht aufzuſchauen, bis er endlich das blinkende Geſchirr nur noch in der Ferne erſchaute. Es war ihm wie den Erzvätern in der Bibel, denen im freien Feld eine Himmelserſcheinung genaht war, und jetzt war Alles plötzlich wie früher: da die Pferde, der Pflug, der Acker, die Bäume, die Straße.

Erſt als von den Nachbaräckern Andere herbeikamen, die von fern geſehen hatten, was geſchehen war, wurde ihm Alles wieder erinnerlich. Und wie ein Traum war's ihm, als er ſich von den Nachbarn in das Dorf zurückgeleiten ließ.

Hier erregte die Kunde von dem was geſchehen war, große Unruhe. Jeder rannte zum Nachbar und verkündete ihm, was ſich ereignet, und zuletzt wußte Niemand mehr wer es dem Andern zuerſt geſagt.

Alles lief hin und her, ja man vergaß eine Weile, daß jetzt Eſſenszeit ſei, es war wie wenn ein Wirbelwind plötzlich Alles aus dem Geleiſe gebracht hätte.

Indeß auf jede noch ſo hochgehende Aufregung folgt Ermüdung und Abkühlung.

Die Stube des alten Bauern, der Wenzel hieß und einer der Geſcheiteſten im Dorfe war, füllte ſich mit Männern und Frauen, und hätten ſie nicht ſelber geſehen, wie der Kaiſer mit ſeinem Gefolge durch das Dorf gefahren war und beſonders freundlich genickt hatte, ſie hätten wiederum Alles für Traum und Täuſchung gehalten.

Der Spaßmacher des Dorfes, man hieß ihn nur den Fineſſenſepperl, erweckte aber bald eine andere Stimmung.

„Hat dir denn der Kaiſer nichts geſchenkt?“ fragte er.

„Nein!“

„Tauſend Dukaten hätten ihm nichts geſchadet, er führt ja immer, wie man ſagt, eine große Kaſſe bei ſich; aber wenn du mit mir thuſt, will ich dir noch mehr als tauſend Dukaten verdienen helfen. Deine beiden Roſſe und deinen Pflug, und dich wie du da gehſt und ſtehſt, thue ich in einen Glaskaſten und laſſe dich in ganz Oeſterreich von Ort zu Ort für Geld ſehen, und laſſe noch eine Tafel dazu malen, worauf der Kaiſer von Kopf bis Fuß in Gold und ſeine Hofleute in Tombak abgemalt ſind, und ein Lied will ich auch ſchon dazu drechſeln und das ſingen wir mit einander, und dann muß dich der Kaiſer adeln und du heißeſt Graf von Pflugfeld, und du bauſt dir ein Schloß und ich bin dein Hofnarr.“

So ſuchte der Fineſſenſepperl Alles in's Spaßhafte zu ziehen, aber es gelang ihm nicht ganz.

Der Richter des Ortes, innerlich verdroſſen, daß nicht ihm dieſe Ehre widerfahren ſei, wollte doch auch ſein Theil davon haben und ſagte: „Das darf nicht verloren gehen, das muß feſt bleiben für unſern Ort, und daß ihr's wiſſet, ich bin der Erſte, der's geſagt hat: für dieſe Sache muß ein Denkzeichen geſtiftet werden. Laßt mich nur machen, ich werde euch ſchon morgen ſagen was. Und dann iſt unſer Ort der erſte im ganzen Kaiſerreich.“

Dieſer Vorſchlag, ſo allgemein und unbeſtimmt er auch noch war, brachte doch eine gewiſſe Beruhigung über Alle; denn es giebt in der Unſtetigkeit oder in der Aufregung, die ein unverhofftes Ereigniß mit ſich führt, nichts Befriedigenderes, nichts was mehr beſchwichtigt, als die Ausſicht, daß man nun noch Etwas zu thun habe, wodurch man ſelbſtarbeitend das gleichſam zugeflogene Glück feſtbanne.

Wie ein Held, dem ein großer Sieg gelungen, ging Wenzel durch das Dorf, und bei aller Lobeserhebung und Bewunderung, die ihm ward, ſagte er ſeltſamer Weiſe immer: „Wenn ich nur wieder eſſen könnte! Ich habe ſeit heute Morgen keinen Biſſen über die Lippen gebracht, und ich meine, ich wäre jetzt für mein Leben lang ſatt und ich hätte mein letztes Brod gegeſſen und muß ſterben.“

Das gab ſich indeß bald wieder, denn beim Pfarrer, zu dem jetzt Alles eilte, trank Wenzel ein Glas Wein auf das Wohl des Kaiſers und gleich darauf ſtellte ſich der natürliche Hunger wieder bei ihm ein, den er alsbald mit einem Halbpfund Käſe und mit einem dreipfündigen Laib Brod ſtillte.

Bei dieſer Thätigkeit hörte Wenzel nochmals zu, wie man Alles erzählte, und nahm es faſt ſelbſt für Wahrheit, als man hinzufügte: der Kaiſer habe ihn aufgefordert, er möge ihn bald einmal in Wien beſuchen.

Es war gut, daß alles dies am Samſtag Nachmittag geſchehen war, denn der Sonntag gab arbeitsledige Zeit, um Alles noch einmal zu beſprechen.

Der Pfarrer im Dorf, ein aus dem Kloſter entfernter Ordensgeiſtlicher, war eigentlich im Grund des Herzens dem Kaiſer feind, denn dieſer hatte durch Aufhebung von 700 Klöſtern mit 36,000 Ordensleuten viele Gemüther gegen ſich aufgeregt. Freilich blieben noch 1324 Klöſter und darunter die reichſten, mit 27,000 Mönchen und Nonnen, aber das wurde ihm nicht zu gut gerechnet, vielmehr regte ſich ein ſtiller und weitverbreiteter Aufruhr, weil Joſeph alle geiſtlichen Verordnungen der vorgängigen Beſtätigung durch die weltlichen Gerichte unterwarf, und ſo der geiſtlichen Herrſchergewalt Einhalt that, andrerſeits aber durch

Anerkennung jeder Religionsform aller Ausſchließlichkeit den Krieg erklärte.

Der Pfarrer durfte indeß überhaupt, und jetzt beſonders nicht, offen bekennen, wie er dem Kaiſer geſinnt ſei; vielmehr floß ſein Mund über von ſalbungsvollen Reden, wie ſehr er den Kaiſer verehre.

Nach der Kirche ſagte der Ortsrichter, daß der Gedanke von ihm ſei, in Wahrheit aber war er vom Pfarrer eingeflößt: man müſſe auf der Stelle, wo der Kaiſer gepflügt hatte, zum ewigen Andenken eine Capelle erbauen. Es iſt nicht zu bös gedacht, wenn man annimmt, daß der Pfarrer mit dieſem Vorſchlag die hochgehende Begeiſterung ſeiner Gemeinde in's Gegentheil zu verkehren hoffte; denn er wußte wohl, daß der Kaiſer ſolchen Huldigungen nicht hold war, und wenn er nun — wie zu erwarten ſtand — den Vorſchlag verwarf, ſo war damit das Andenken an ſeinen Edelſinn ausgelöſcht und dieſer in Ketzerei verwandelt.

Mit doppelter Emſigkeit wurde nun die Herbſtarbeit vollendet, denn die angeſehenſten Männer des Dorfes hatten ſich bereit erklärt, nach Wien zum Kaiſer zu gehen und ihm ihren Dank auszudrücken und zu erklären, was für ein Erinnerungszeichen ſie dafür ſtiften wollten.

Die Annahme, daß der Kaiſer den Wenzel erſucht habe, zu ihm nach Wien zu kommen, galt immer mehr als feſt und wahrheitsgetreu, und Wenzel wußte nichts dagegen zu thun. Manchmal wollte er Einrede erheben, aber er wurde bald mit ſeiner zu großen Beſcheidenheit zurückgewieſen, und wie das ſo geht, man läßt ſich eine ruhmvolle Andichtung nach und nach gefallen und glaubt am Ende faſt ſelbſt daran.

Dennoch, als gegen Mitte Oktobers der vierſpännige Wagen mit der Deputation und in ihrer Mitte der Pflug, mit Bändern und Blumen geſchmückt, abfuhr, und als dabei Alles voll Jubel war, wie wenn der Wagen mit Dukaten beladen wieder zurückkommen müſſe, da war das Antlitz Wenzels, der doch als Held und Mittelpunkt von Allem galt, am wenigſten fröhlich; ja er ſah mißmuthig darein und die Anderen redeten ihm zu und erklärten ihm: das ſei das Bangen vor der großen Freude und Ehre, die ihm zu Theil werde, und er ſolle ſich doch ein Herz faſſen und ſein Glück recht und vollauf genießen.

Wenzel nickte ohne zu antworten, und wenn man überall, wo man einkehrte, ruhmredig erzählte, daß man vom Kaiſer beſchieden, zu ihm reiſe, war Wenzel allein ſtill dabei. Endlich, als man in Wagram anhielt und ſich noch einmal mit einem guten Trunk ſtärkte, weil man nun gleich geraden Weges in die Burg fahren wollte, widerrieth Wenzel dieſes und ſagte: man müſſe ſich zuerſt vom Hofmarſchall oder einem andern Bedienten anmelden laſſen. Dagegen wehrte ſich Alles, man wollte geraden Weges in die Burg fahren und hinauf zum Kaiſer.

Nun erklärte Wenzel mit Zittern, wie es nicht wahr ſei, daß ihn der Kaiſer zu ſich beordert habe; er habe ſich das ſo einreden laſſen, er ſelber habe es nie geſagt, und darum müſſe man ſich jetzt zuerſt anmelden laſſen und um eine Audienz bitten. Da ging ein Schreien und Toben über den Wenzel los: „Du haſt uns Alle betrogen. Es iſt Alles nicht wahr. Jetzt zeigt es ſich, daß du ein Lügner und Erzſchelm biſt. Man darf dir gar nichts glauben.“ Der gute Mann, auf den noch vor einer Stunde Alle ſtolz waren, und ſich durch Zuthulichkeit beeiferten, ein möglichſt großes Theil ſeines Ruhmes zu gewinnen, der war jetzt auf einmal Gegenſtand der Verachtung und des Spottes, ja es wäre noch mehr geſchehen, wenn nicht der Richter Einhalt gethan hätte. Wenzel betheuerte unter Thränen, daß alles Uebrige wahr ſei, nur die Einladung nicht. Wieder wußte der Richter eine Aushülfe, denn er war einmal darauf verſeſſen, ſeinen großen Plan auszuführen und er erklärte: daß, wenn der Kaiſer auch nicht ausdrücklich eingeladen habe, es doch ſtillſchweigend geſchehen ſei, und im Gegentheil, er würde es noch beſſer aufnehmen, wenn er ſähe, daß man auch das verſtünde was er nicht geſagt habe.

Nun war wieder Ruhe und Friede und aller Ruhm fiel dem Richter zu; der war's ja, der den Kaiſer verſtanden hatte ohne dabei geweſen zu ſein, und nicht der dumme Wenzel. Was kann der wiſſen? Es iſt nur gut, daß der Kaiſer ſieht, wie nicht alle Bauern ſo dumm ſind, wie der Wenzel, daß es im Gegentheil auch noch geſcheite giebt.

So fuhren ſie nun mit erneuerter Freude und hochgeſchwellten Erwartungen der Hauptſtadt zu. Jeder wußte etwas beizutragen und ſich deſſen zu berühmen, daß er auch Theil habe an dem feinen Verſtändniß des Kaiſers, ja der Fineſſenſepperl ſagte, daß er ehrlich bekennen müſſe, er habe dem Wenzel die Einladung eingeredet, denn er habe es ihm zutheilen wollen, daß er den geſcheiten Gedanken gehabt habe, jetzt aber nehme er ihn für ſich in Anſpruch.

Als man des Stephansthurmes anſichtig wurde, ſchwenkten Alle die Hüte und riefen dem Kaiſer ein Hoch! Nur Wenzel ſaß ſtill und faltete die Hände.

Richtig fuhr der vierſpännige Wagen durch das Burgthor, hielt an, und der Richter fragte die Wache: wo der Kaiſer ſei, ſie wollten ihn ſprechen. Dem Kaiſer ward der ſeltſame Aufzug bald gemeldet und er hieß die Bauern eintreten. Sie wurden in ein großes Zimmer geführt und eine Weile allein gelaſſen. Sie wagten es nicht, hier mit einander zu reden und zupften nur einander, und jetzt drängten ſie den Wenzel vor. Jetzt überließen ſie ihm wieder zuerſt die Ehre.

Wenzel ſchaute immer unter ſich, er meinte ſtets: er wäre in einer Wunderwelt, und der Boden müßte einſinken und die Decke einfallen. Auf ſeinem Acker hatte er frei und herzhaft mit dem Kaiſer geſprochen, aber hier — er ſpürte es, es ſteckte ihm wie ein Zapfen im Hals und der Hut zitterte ihm in der Hand, ſo feſt er auch die Krempe hielt.

Es öffnete ſich nicht Schloß noch Riegel, aus einem rothſammtnen Thürvorhange trat plötzlich der Kaiſer hervor.

„Grüß' euch Gott! Was wünſchet ihr?“ rief der Kaiſer zutraulich.

Keine Antwort. Von allen Seiten fühlte ſich Wenzel geſtoßen und gezupft. Das war aber noch nichts gegen die Angſt, die ihm den Hals zuſchnürte, endlich ſtotterte er hervor: „Ich bin der Wenzel von Slawikowitz."

„Und was iſt Euer Begehr?"

„Der Pflug . . . Der Herr Kaiſer Majeſtät . . ."

„Ich verſtehe Euch nicht. Was wünſcht Ihr? Redet ohne Furcht, ich liebe es, wenn man frei zu mir ſpricht. Setzt Euch hier, alter Mann, Ihr ſcheint mir müde."

Wenzel ſetzte ſich auf den ſeidenüberzogenen gepolſterten Stuhl und ſeufzte ſchwer. Nun nahm der Richter das Wort und ſagte: „Das iſt der Mann, dem der Herr Kaiſer Majeſtät den Pflug abgenommen."

„Ah!" fiel der Kaiſer ein, „jetzt erinnere ich mich; verzeiht, daß ich Euch nicht alsbald erkannte."

„O nein! nein!" rief Wenzel, „das darf nicht ſein. Was hat der Kaiſer mich um Verzeihung zu bitten? Es iſt ja grundgütig, daß er noch daran denkt; wie ſoll er mich noch kennen, da ihm derzeit tauſend und tauſend Menſchen vorgekommen ſind?"

„Und nun," ſagte hierauf der Kaiſer. „Was iſt euer Wunſch? Was führt euch zu mir hierher?"

„Wir haben drunten auf unſerm Wagen," nahm der Richter wieder das Wort, „dem Herrn Kaiſer Majeſtät den Pflug hergebracht, dem ſo große Ehre geſchehen iſt."

„Ich danke," erwiderte der Kaiſer, „aber fragt nur den Wenzel ſelber, ich bin ein Stümper in der Feldarbeit. Ich danke euch, ich erkenne euern freundlichen Sinn, wenn ich auch eure Gabe nicht annehmen kann.

Ich kann in meinen Staatsgeſchäften keinen Pflug brauchen. Wollte Gott, die Zeit der Verheißung wäre da, wo man alle Schwerter in Pflugſcharen verwandelt! Ihr müßt den Pflug wieder mitnehmen, er würde bei mir nur faulenzen und einroſten; aber ich danke euch für euren guten Willen. Ich erkenne ihn.“

Der Kaiſer machte eine Bewegung als wollte er ſich wenden, da rief der Richter muthig:

„Wir haben noch eine Bitte. Der Herr Kaiſer Majeſtät wolle uns geſtatten, daß wir zum ewigen Andenken eine Kapelle auf dem Acker bauen, wo der Herr Kaiſer Majeſtät gepflügt hat!“

„Warum redet Ihr nicht, Wenzel? Ihr könnt es doch? Iſt das Euer Wunſch?“

„Nein, ich bin nicht ſo . . . Der Plan geht von dem Herrn Pfarrer oder nein, von unſerm Richter da aus.“

„Und ich,“ ſagte der Kaiſer, „mißbillige den Plan durchaus, ſei er nun von eurem Pfarrer oder eurem Richter. Ihr guten Leuten, zu welchen Irrthümern laßt ihr euch verleiten! Saget eurem Pfarrer, daß er euch um ein paar tauſend Jahre zurück und zu Heiden verwandelt. Eine Ackerfrucht, die die Bedürftigen nähren ſollte, als Opfer auf dem Altar aufgehen laſſen, das iſt echtes Heidenthum; aber einen Acker beſtellen, daß Gottes Segen treu darin walte, daß die Halme aufſprießen und Sonne und Regen trinken und die Menſchen nähren: das iſt ein Gottesdienſt, dem keiner gleichkommt, das iſt die Arbeit, der heiligen Natur dienend, ihr helfend, fördernd, daß ſie die Segensfrucht hervorbringe. Was wollt ihr dieſem Fleck Erde ſeine heilige, von Gott geſetzte Beſtimmung rauben? Ihr könnt ja beten in eurer Kirche und könnt beten auf eurem Felde, und das beſte Gebet iſt ein redliches Denken und ein rechtſchaffen Handeln; welche Gebräuche dabei ſein mögen, das iſt Nebenſache. Nein, der Acker ſoll bleiben und Frucht tragen für kommende Geſchlechter, wenn ich nicht mehr bin und wiederum zu Staub geworden iſt, was vom Staube genommen. Und ihr lieben Leute, ihr ſollt mir kein Zeichen ſtellen an den Acker, daß man ihn kenne. Laßt mich dünken, daß ich eine Furche gezogen durch mein ganzes ſchönes Land, daß die reife Frucht der Menſchenliebe, der Wohlthätigkeit und Friedfertigkeit zur Sättigung Aller, die deren bedürfen, daraus hervorſprieße. O könnte ich nur auch den Boden des Denkens neu beſtellen. Aber ihr hattet Unrecht, Wenzel: ich habe freilich den Pflug zu tief eingedrückt, daß ſchlechter Boden heraufgekommen iſt, aber noch nicht tief genug, denn tief unterm ſchlechten Boden liegt wiederum fruchtreicher, ausgeruhter; ich fürchte nur, ich bin zu ſchwach, meine Hand iſt nicht kräftig genug, ihn heraufzubringen. Genug, ihr lieben Leute, thue Jeder auf ſeinem Acker ſeine Pflicht, und das andere ſei Gott befohlen; aber das ſage ich euch noch einmal: kein Zeichen, kein Merkmal, Nichts. Behaltet es in Erinnerung, nicht wie und wo, ſondern einzig, daß ich eure Thätigkeit ehre und hochhalte und euch gerne helfen möchte, Allen in meinem ganzen Reiche. Nehmt den Pflug nur wieder mit und laßt ihn fleißig ſein bis er ſtumpf iſt und, wie wir, in eine neue Schmiede kommt. Nochmals meinen Dank, ihr guten Leute. Hier noch einmal meine Hand, Wenzel. Denkt an mich wie ich an Euch! Lebt wohl! Gott befohlen.“

Und verſchwunden war der Kaiſer wiederum hinter dem Vorhang. —

Ehe die Bauern die Burg verließen, wurden ſie auf Befehl des Kaiſers mit Speiſe und Trank bewirthet, aber es war wiederum ſeltſam, es mundete Niemand als dem Wenzel; und ſo oft er ein Glas von dem heißblütigen Vöslauer an den Mund führte, ſchaute er ſich um, als grüßte er Jemand und dann trank er mäßig und bedächtig.

Die Heimfahrt war nicht ſo fröhlich als der Auszug, nur die Wangen Wenzels brannten wie die eines Jünglings am Hochzeitmorgen.

Man brachte den Pflug wieder zurück und er wurde wenig geachtet wie Wenzel auch, ja man ſpöttelte über dieſen und nannte ihn den alten Kaiſerpflüger.

Im Dorf ſagte man erſt leiſe und heimlich, dann aber immer lauter, der Kaiſer ſei ein Gottesleugner und Religionsverächter; er habe geſagt: man brauche gar keine Kirche und man ſolle nur ſeine neue Heilige verehren und die heiße Natur und die ſteht doch in keinem Kalender.

Es läßt ſich leicht errathen, aus welcher Quelle dieſe Meinungen und Reden kamen.

Nur Wenzel betete jeden Morgen für den Kaiſer; und als gegen Ende Februars 1790 die Nachricht vom Tode des Kaiſers kam und allerlei Gerüchte darüber gingen, ſagte Wenzel: „Es iſt dummes Geſchwätz, daß dem Kaiſer an Leib und Leben ein Leid geſchehen ſei. Er iſt in anderer Weiſe vergiftet worden, aber mit keinem Gift, das man aus der Apotheke bekommt, ſondern aus den Herzen der Menſchen, und dieſes Gift heißt: Undank und Verleumdung. Man hat ihm ſein gutes großes Herz gekränkt und er hat da und dort widerrufen, was er in beſter Abſicht wollte, weil er Niemand kränken mochte, aber ihn kränkten Alle und ſo iſt er geſtorben.“

Wenige Monate nach dem Tode des Kaiſers begrub man auch den Kaiſerpflüger Wenzel.

* * *

Die Nachwelt hat es doch nicht dabei gelaſſen, daß die That des Kaiſers, die aus anſpruchloſer Herzensregung hervorgegangen, ohne Denkmal blieb; auf der Straße zwiſchen Auſterlitz und Raußnitz iſt am Wege ein Denkmal errichtet zur Erinnerung an das Pflügen Kaiſer Joſeph's. Die Furche aber, die er gezogen durch das Herz des Volkes, iſt nirgends mehr äußerlich kenntlich und dennoch wird ſie Frucht bringen zum Heile des Vaterlandes und der Menſchheit.

2. Der Kuß des Kaiſers.

„Der Kaiſer kommt morgen durch unſern Ort,“ ſagte eines Abends nach dem gemeinſamen Nachtgebete der jüdiſche Gemeindevorſteher Iſaak zu dem Rabbinen. Dieſer kraute behaglich in ſeinem langen weißen Barte, der ihm bis auf die Bruſt herabhing und murmelte vor ſich hin: „Geſegnet ſei er!“ „Amen!“ fuhr Iſaak fort. „Aber wir ſollten doch etwas veranſtalten, ihn zu begrüßen. Es thut Jedem, und wenn er noch ſo hoch ſteht, wohl, wenn er ſieht, wie man ihn in Wahrheit liebt; und gerade weil uns vom Amt nichts befohlen und nichts angeſagt iſt, muß der Kaiſer ſehen, daß es von freien Stücken geſchieht. Der Pfarrer und der Ortsrichter, Männer und Frauen und Kinder gehen ihm entgegen und ſie haben draußen an der Gemarkung eine Ehrenpforte gebaut. Ich kann's nicht wagen, den Vorſchlag zu machen, daß wir auch dabei ſein dürften, aus zwei Gründen nicht, denn erſtlich, weiß ich im Voraus, ſie weiſen uns ab ...“

„Dann könnt Ihr den zweiten Grund in Rauch hängen!“ ſagte der Gemeindediener, Tobias Heubauch genannt, weil er der Sage nach einſt, um ſich ein Anſehen zu geben, ſich mit Heu ausgefüttert hatte, verſteht ſich nur äußerlich. Alles lachte nur leiſe, denn man wagte es nicht laut im Beiſein des ehrwürdigen und ſtrengen Rabbinen, den noch Niemand hatte lachen ſehen. Auch der Vorſteher lächelte und fuhr fort:

„Und wenn ſie's uns auch gewähren würden, wer wollte dabei ſein, wo man nichts als Schimpf und Spott auszuſtehen hat? Was ſollen wir nun machen?“

Der Rabbine faßte den Zipfel ſeines Bartes feſt in die Fauſt; das war ein Zeichen, daß er reden wollte und Alle hörten ſtill zu da er begann:

„Die Gemeinde kommt morgen früh in Feiertagskleidern in die Synagoge und dann wird ſich Alles zeigen.“

Der Rabbine ſchlug ein großes Buch auf und legte die rechte Hand hinein, zum Zeichen, daß die Gemeinde ſich entfernen ſollte. Denn er wollte jetzt wieder ſeine gewöhnliche Thätigkeit fortſetzen, die nur in abwechſelndem Beten und Studiren beſtand.

Am andern Morgen ging Keiner mit ſeinem Querſack über Land, denn heute war ein Feſttag. In der Synagoge an der öſtlichen Wand war Tobias beſchäftigt, den Geſetzesrollen, die hier ſtanden, ſammtne und brokatne Umhüllungen zu geben. An je zwei Doppelſtäben ſind hier die großen Pergamente zuſammengerollt; denn es iſt alte Satzung, daß das Geſetz Moſis nicht aus einem gedruckten Buche, ſondern aus geſchriebenen Pergamentrollen in der Synagoge vorgeleſen wird, und dieſe Rollen kommen nie hinaus in das freie Sonnenlicht, außer an dem Tage, da unter Geſängen und Gebeten von einer Familie eine neue Geſetzesrolle in die Synagoge geſtiftet wird.

Nachdem mehrere Pſalmen abgeſungen waren, wurden die Rollen alleſammt hinausgetragen auf die Straße; dort ſtellten ſich die Träger auf, in ihrer Mitte der Rabbine, deſſen Geſetzesrolle an den obern Enden der Stäbe mit flimmernden ſilbernen Kronen geſchmückt war. Auch die ganze Gemeinde ſtellte ſich auf, hier im Innern des Dorfes, als bereits die Glocken von der Kirche zu läuten begannen, verkündend, daß die kaiſerlichen Wagen an der Gemarkung angelangt waren.

Auf der Freitreppe am Hauſe des Gemeindevorſtehers Iſaak, das der Synagoge gegenüber lag, hatten ſich die jüdiſchen Frauen und Mädchen verſammelt; Eine ſuchte ſich hinter der Andern zu verſtecken, um nicht geſehen zu werden, und dennoch wiederum drängte ſich Jede vor, um gut zu ſehen.

Ein Hochrufen, aus dem beſonders die hellen Kinderſtimmen hervorklangen, ward vernehmbar. Jetzt kam ein Wagen mit zwei Männern in glänzenden Uniformen; er raſſelte vorüber, ehe man noch Zeit hatte, den Mund aufzuthun. Es entſtand ein bedauerliches Murren, daß der Kaiſer ſo ſtolz und zornig vorüber geraſſelt ſei und nicht einmal gegrüßt habe, und man ſtritt eben noch darüber, ob der zur rechten oder der zur linken Seite der Kaiſer geweſen ſei, als wiederum ein Wagen nahte. Aber jetzt ganz langſam und im Schritt. Nein, das war der Kaiſer, und der Rabbine hob die Geſetzesrollen hoch und betete mit lauter Stimme und die ganze Gemeinde ſprach ihm nach:

„Gelobt ſeiſt du Jehovah unſer Gott, König der Welt, der von Seiner Majeſtät Theil gegeben hat einem Menſchen von Fleiſch und Blut!“

Der Kaiſer ließ ſtill halten und ſich dieſe in ebräiſcher Sprache geſprochenen Worte, die ein vorgeſchriebener Segensſpruch beim Anblick eines Fürſten ſind, in's Deutſche überſetzen. Er nickte zufrieden und ſagte dann:

„Ich muß es auch Euch ſagen, daß ich dieſe Ehrenbezeigungen nicht liebe; ich reiſe durch mein Land, um euch arbeiten zu ſehen, nicht um euch zum Müßiggehen zu veranlaſſen. Freilich, ihr Juden habt noch wenig nutzbringende Gewerbe, obgleich ich euren Kleinhandel nicht ſo verwerfe, wie Andere thun: er belebt den Verkehr. Aber ihr ſollt euch dran halten, mehr ſtetige, minder auf Liſt und Trug abgeſehene Thätigkeit zu erwerben. Meine Geſetze ſollen euch darin ſchützen. Daß Jeder nach ſeiner Façon ſelig werde, darüber kann ich keine Beſtimmungen treffen, aber ich will, daß Jeder nach ſeiner Fähigkeit glücklich werde; dafür will ich ſorgen nach Kräften und ich habe auch an euch gedacht. Ihr habt viele Jahrhunderte Schmach und Elend erduldet, das ſoll nun ein Ende haben, in meinen Landen wenigſtens; ihr ſollt mir dann auf keinen Meſſias mehr hoffen, als auf den redlichen Lohn redlicher Arbeit."

Der Kaiſer ließ ſich nun die Beſchaffenheit der Geſetzesrollen erklären und wiederholte nochmals, daß er keinen bürgerlichen Unterſchied wegen Glaubensanſichten beſtehen laſſen wolle.

„Iſt es wahr," fragte er dann den Rabbinen, „daß ihr euch noch für das auserwählte Volk haltet und alle Anderen geringſchätzet, weil ſie nicht eures Glaubens ſind?"

„Hoher Herr!“ erwiderte der Rabbi, „unſer Geſetz iſt nur für den verbindlich, der als Jude geboren iſt; wir ſuchen nie einen Andern zu bekehren. Wäre es nun nicht vernunftwidrig und gottesläſterlich, wenn wir Einen geringſchätzen wollten, der ſeinem eigenen Geſetze nachlebt und unſeres nicht will, das auch ihn nicht will?“

Der Kaiſer nickte zufrieden und ſagte: „Ich liebe die Treue, ſie iſt die höchſte Tugend. Ihr habt ſie unter tauſendjährigen Martern bewährt.“

Schon war er im Begriff, das Zeichen zum Aufbruch zu geben, als bei einer Wendung ſein Blick auf die Freitreppe und die verſammelten Frauen und Mädchen fiel. Er ſtieg aus, und auf die Treppe zuſchreitend ſagte er: „Und ihr, habt ihr kein Wort und kein Zeichen der Huldigung für mich?“

Es läßt ſich nicht beſchreiben, welch ein Gedränge auf der Treppe war bei dieſer Anrede. Viele drängten in's Haus hinein und überſtürzten einander; Andere fielen gerade auf den Boden nieder und verſteckten ſich und wieder Andere verhüllten mit den Schürzen ihr Angeſicht. Nur ein Mädchen, das jetzt zuvorderſt ſtand, blieb frei und unbeweglich, aber ihre geſchwellten Lippen zuckten, aus ihren braunen Augen ſprach eine ſeltſame innere Bewegung. Jetzt öffnete die Jungfrau den Mund und ſagte:

„Die höchſte Verehrung hat kein Wort!“

„Du verſtehſt zu ſchmeicheln,“ erwiderte der Kaiſer lächelnd.

„Man ſchmeichelt der Sonne nicht, wenn man ihr ſtill dankt, daß ſie ihr Licht über alle Geſchöpfe ausgießt."

„Wie heißeſt du?"

„Dina."

„Und dein Vater?"

„Ich, hoher Herr," ſagte Iſaak der Vorſteher.

„Ich habe einen Wunſch an dich, Dina," ſagte der Kaiſer. „Zum Zeichen, daß ich dein Volk, das Jahrtauſende lang mißhandelte und verachtete Volk, werthſchätze und liebe, zum Zeichen deſſen laß mich dir einen Kuß geben. Ich will ihn dir nicht rauben; willſt du?"

„Ich will!" ſagte die Jungfrau und ihr ganzes Geſicht leuchtete wie ihre Augen.

Und der Kaiſer neigte ſich zu ihr und küßte ſie auf den Mund.

Und jetzt ſtand er mit niedergeſchlagenen Augen und das Mädchen blickte frei umher.

„Du ſcheinſt mir ſpröde und herb," ſagte der Kaiſer endlich, „wie kommt es, daß du mir ſo leicht willfahrteſt?"

„Weil ich nicht den Mann, nicht den Menſchen, ſondern die Gnade des Kaiſers geküßt habe."

„Ich danke dir," ſagte der Kaiſer ſcherzend, „du unterſcheideſt fein zwiſchen Küſſen. Du biſt wohl ſchon verlobt?"

„Ja!"

Alle Anweſenden ſahen ſtaunend umher, aber aus den verſammelten Männern drängte ſich jetzt ein hochgewachſener, ſchlanker junger Mann mit gekrausten, ſchwarzen Haaren und edlen, blühenden Geſichtszügen.

„Und wo iſt dein Verlobter?" fragte der Kaiſer.

„Der dort," rief das Mädchen, die Hand ausſtreckend, und der junge Mann wollte vorwärts ſchreiten, aber er war wie feſtgewurzelt.

„Wann heiratheſt du?" fragte der Kaiſer wieder.

„Wann es die Kaiſerliche Majeſtät erlaubt!"

„Ich? Warum ich?"

„Weil man ihm das Niederlaſſungsrecht verweigert. Es ſoll ja nach altem Geſetz die Zahl der Familien nicht vermehrt werden, ſie ſoll dieſelbe bleiben, und mein Bräutigam hat ſchon einen verheiratheten Bruder."

„Mädchen! Du erinnerſt mich an eine Beſtimmung, die uns zweifeln macht, ob die Geſetze von Menſchen oder von Teufeln gegeben ſind. Doch ſprich! Iſt dein Bräutigam auch ein Trödeljude? Ich mag nicht glauben, daß du deine Hand einem Menſchen gebeſt, der ſich mit Schachern und Trödeln abgiebt und ehrvergeſſen ſich überall verſpotten läßt, nur um einen Gewinn zu erhaſchen."

„Das eben iſt's," ſagte das Mädchen. „Mein Bräutigam iſt ein Gerber. Er hat das Handwerk im Ausland erlernen müſſen, weil ihn hier kein Meiſter annahm, und jetzt ſchließt ihn die Zunft aus und verwehrt ihm ſein Handwerk zu treiben."

„Und ich geſtatte es ihm hiemit," ſagte der Kaiſer und fuhr dann lächelnd fort: „Ich habe es viel lieber, ihr zieht den Ochſen die Häute ab und gerbt ſie, als daß ihr mit ehrloſem Schacher den Bauern die Haut abzieht. Ich will euch ſchützen in allem rechtſchaffenen

Thun und ihr ſollt daran denken, daß ich einen Namen aus eurem alten Teſtamente habe, daß ich Joſeph heiße. Ich begrüße hier eure Geſetzesrollen," ſchloß der Kaiſer, ſein Haupt entblößend, „ich ziehe den Hut ab vor jedem fremden Heiligthum, das in Wahrheit verehrt wird und keinen Menſchen mit Haß verfolgt, weil er nicht das Gleiche in gleicher Weiſe liebt. Der Religionshaß ſoll künftig in meinen Staaten nur durch die Verachtung bekannt ſein, die ich dafür habe. Haltet an eurem Geſetz und macht euch immer mehr fähig, deſſen theilhaftig zu werden, was ich für mein ganzes Volk ohne Unterſchied im Herzen hege."

Der Kaiſer ſtieg in den Wagen, und faſt wären die Verſammelten unter die nachfolgenden Wagen gekommen, denn ſo rannte Alles in tollem Wirrwarr durcheinander.

Nur Dina hatte ſich auf die Treppe geſetzt und weinte unaufhörlich. Sie hatte ein ſtarkes Herz bewieſen im Angeſicht des Kaiſers, und jetzt war ſie wiederum das ſchwache Mädchen.

Das Erſtaunen machte ſich in allerlei Ausrufungen Luft und nur ſo viel ließ ſich aus dem verworrenen Geſchrei enträthſeln, daß Dina nicht Braut geweſen war, daß ſie ihren Vater und den Bräutigam, der daſtand und nicht wußte, ob er träume, mit dieſer plötzlichen Wendung überraſcht und gefangen hatte. Denn Dina's Vater wollte dem armen Elternloſen, der noch dazu als Handwerker ganz aus der Art ſchlug, die Hand ſeiner Tochter nimmermehr geben.

Nun aber war alles Widerſtreben beſeitigt und als man ſich hierüber genugſam ausgeſprochen hatte, kam man wieder darauf, daß der Kaiſer Dina geküßt hatte.

Der Gemeindeſpaßvogel Tobias Heubauch fand auch hier Gelegenheit zu ſeinen Witzeleien.

„Ein ſchöner Beweis!“ ſpottete er, „der Kaiſer küßt das ſchönſte Mädchen zum Zeichen, daß er die Juden auch lieb hat; wenn er das hätt' beweiſen wollen, hätt' er mich küſſen müſſen oder da meine alte Schachtel, das wäre ein wirklicher Beweis, an den Jeder hätte glauben müſſen. Komm her, Gudula, warum haſt Du dich nicht hingeſtellt? O weh! Ein armer Mann darf keinen Guſto haben, iſt ein wahres Sprüchwort, das meine Großmutter ſchon geſagt hat.“

Die Aufregung, die dieſes Ereigniß hervorgebracht hatte, wollte ſich noch lange nicht legen, und ſelbſt die chriſtlichen Mitbürger kamen vor das Haus Iſaaks und hörten ſtaunend was geſchehen war.

Der ſo plötzlich zum Bräutigam gewordene junge Mann wußte nicht, was er mit ſich anfangen ſollte; bald wurde er geneckt, weil der Kaiſer zuerſt ſeine Braut geküßt, bald wurde er beglückwünſcht, weil ihm nun doch noch das Glück geworden ſei, die ſchöne und tapfere Tochter des reichen Iſaak heimzuführen. Und dieſe Neckereien und Glückwünſche waren wie die lautgewordenen Stimmen ſeines eigenen Herzens; bald war er glückſelig über die ungeahnte Wendung ſeines Lebens, bald wieder traurig und ärgerlich, wenn er dachte, wie gering ihn eine Braut anſehen müſſe, die der Kaiſer geküßt hat.

Jeder wollte mit Dina ſprechen, dieſe aber war unverſehens verſchwunden, hatte ſich in ihrer Schlafkammer eingeſchloſſen und ließ den ganzen Tag weder die Eltern, noch den Bräutigam zu ſich.

Am Abend jedoch kam ſie herab in die Stube, und nach altem Brauch wurden drei Lichter angezündet und auf einem mit Kreide auf den Stubenboden gezeichneten Trudenfuß, worin ein Glückwunſch geſchrieben war, eine Taſſe zerſchmettert, davon jeder der Verſammelten ſich eine Scherbe bewahrte. Das war nun die wirkliche und feierliche Verlobung, und daß dieſe erſt jetzt ſtattfand, brachte noch ſchweres Leid.

Als man wenige Wochen darauf beim Amte die Heirathserlaubniß holen wollte, erklärte der Amtmann, daß erſtlich kein beglaubigtes Dokument vom Verſprechen des Kaiſers da ſei, und daß er das Zeugniß der umſtehenden Juden nicht als gültig anerkenne, ferner aber, daß ſich herausgeſtellt habe, wie Dina den Kaiſer angelogen hätte, und daß er dieß höchſten Ortes berichten müſſe.

Nun war die Freude in Leid verkehrt und Dina mußte ſelbſt vor Amt.

Es war am Nachmittag als ſie vor Amt erſchien und ſie wurde flammenroth als der Amtmann ſpöttiſch fragte: „Du biſt alſo das Judenmädchen, das vom Kaiſer geküßt ſein will?“

Dina mußte nun ein peinliches Verhör beſtehen, Alles wurde protokollirt, und wie entweiht war es nun! — Zuletzt mußte ſie gar noch bekennen, daß ſie allerdings den Kaiſer getäuſcht habe, denn ſie ſei damals in der That noch nicht Braut geweſen. Schließlich wurde ihr das Protokoll vorgelegt und ſie ſollte ihren Namen unterzeichnen. Mit zitternder Hand ergriff ſie die Feder und ſchrieb ihren Namen; aber plötzlich flammte es in ihrem Geſichte auf. Als wollte ſie Sand auf die Unterſchrift ſtreuen, ſtreckte ſie die Hand aus, ergriff aber das Tintenfaß und ſchüttete es über den ganzen Bogen. Sie lächelte heimlich in ſich hinein, als ſie jetzt die Scheltworte des Amtmanns hören mußte, über die doppelte Mühe die man um ihretwillen habe. Sie ward auf den andern Tag beſchieden, um das nochmals zu ſchreibende Protokoll zu unterzeichnen.

Als eine Siegerin, der eine entſchloſſene und tapfere That gelungen, kehrte ſie zu Vater und Bräutigam zurück, die vor dem Amthauſe auf ſie warteten. Raſch erzählte ſie was ſie gethan, und die Entſchloſſenheit die aus ihr ſprach, verſchönerte ſie noch mehr.

Noch in der Nacht, als Alles im Dorfe ſchlief, beſtieg ſie mit ihrem Vater und ihrem Bräutigam heimlich draußen auf der offenen Straße einen Wagen, und fort ging's durch die Nacht nach der Hauptſtadt zum Kaiſer. In Wien angelangt, ließ ſich Dina aber durch keine Bitten und Beſchwörungen dazu bewegen, ſelber mit in die Audienz zum Kaiſer zu gehen. Und als die beiden Männer dem Kaiſer dies berichteten, lächelte er vor ſich hin und lobte Dina; er ließ augenblicklich zwei Schreiben ausfertigen: in dem einen beſtätigte er ſein Verſprechen, und in dem andern wurde der Amtmann zur ſtrengen Rechenſchaft gezogen.

Das war ein Jubel, als Dina mit den Ihrigen in das Dorf zurückkehrte, und der Vater durch das ganze Dorf bis vor ſein Haus das Schreiben des Kaiſers mit dem großen kaiſerlichen Siegel hoch in der Hand hielt und Allen ſein Glück verkündete.

Noch nie war im Dorf eine Hochzeit fröhlicher geweſen, als die von der Gerbermeiſterin Dina. Immer wieder aufs Neue wurde dem Kaiſer ein Hoch! gebracht. Und als der Jubel am lauteſten war, erſcholl plötzlich ein Poſthorn; Alles rannte ans Fenſter, ein kaiſerlicher Hofdiener ſtieg vom Pferde und kam ſporenklirrend die Treppe herauf, und geradewegs an den Hochzeitstiſch. Mit wunderlichen Reden überreichte er ein eingerahmtes Bild des Kaiſers, und verlangte abermals im Namen ſeines Herrn den Dank von rothem Munde.

Schon hatte der junge Ehemann den Mund geöffnet, um dieß fortan zu unterſagen, als Alles ſchrie: „Der Heubauch! Der Heubauch!“ Und dieſer war's in der That. Er hatte nach ſeinem alten Mittel gegriffen, ſich einen ſtattlichen Umfang zu geben. Alle lachten, er aber lachte und höhnte am meiſten.

Das Bild war die erſte Zierde im Hauſe des jungen Ehepaares, und Dina ſteckte einen Blumenſtrauß vom Hochzeitstiſche auf daſſelbe.

Es war noch nicht ein Jahr darauf, als der Kaiſer eines Morgens ſeinem vortragenden Rath mit Lächeln ein Schreiben hinreichte und ſagte:

„Nun ſehen Sie, nun bin ich, den man Ketzer ſchilt, ſogar Gevatter bei einem Judenknaben.“ Er erzählte das Begebniß mit Dina und ſchloß: „Das junge Ehepaar hat ſeinen erſten Sohn mir zu Ehren Joſeph genannt. Antworten Sie ihnen, daß ich ihnen und meinem Pathen ſtets gewogen bleibe, und ſchicken Sie der Frau hier dieſen Ring.“

Der Ring iſt geblieben, aber der kleine Joſeph iſt bald geſtorben; und als die ganze Gemeinde beſonders darüber trauerte, ſagte Heubauch: „Das Sprüchwort wird wahr: Das Kind iſt todt, die Gevatterſchaft hat ein End'.“

Und als mehrere Jahre darauf Kaiſer Joſeph in die Kapuzinergruft verſenkt wurde, las man am Sabbath in der Synagoge gerade den Wochenabſchnitt 2. Buch Moſis Cap. 1. vor; und als der 8. Vers geſprochen wurde, weinte Alles, und in der Frauenhalle der Synagoge ſchauten Viele auf Dina, die leichenblaß aber thränenlos war.

Noch als Dina eine greiſe Großmutter war, wurde ihre Stirn jedesmal flammenroth, wenn man ſie daran erinnerte, daß ſie einſt vom Kaiſer geküßt worden ſei.

* * *

Von dieſem hier erzählten Ereigniß giebt nirgends ein Denkmal Kunde, aber in den Herzen der Unterdrückten lebt vor Allem eine Tugend, und das iſt die Dankbarkeit, welche bewieſene Menſchenfreundlichkeit und empfangene Wohlthat nie vergeſſen läßt.

Kaiſer Joſeph iſt in der Erinnerung der Fürſt der Liebe bei ſeinem ganzen Volke geworden, er hat die verſchiedenen Bekenntniſſe zu Einem Glauben bekehrt: zum Glauben an die Menſchenhoheit in der Majeſtät. Das iſt die heilige Krone die er erobert, und die jeder Nachfolger erben kann — durch gleiches Thun.

3. Ein ſelbſtverfaßtes Gebet Kaiſer Joſephs.

Wunſch und Vorſatz des zerſtreuten, von Ereigniſſen und Stimmungen oft in ſich ſelbſt verkehrten innerſten Weſens faßt ſich als heilige Andacht, um feſten Halt zu gewinnen, im Gebet zuſammen. Das Wandelbare wendet ſich zum Unwandelbaren und erkräftigt ſich im Gedanken deſſelben. Ob ſolche innerſte Erhebung in flüchtigen Worten ausgeſprochen, oder in geſchriebenen Worten gefeſſelt wird, das iſt gleich. Es iſt ein lebendiges Hinausdenken aus ſich, ein Faſſen und Feſtigen des endlichen Geiſtes durch Erfaſſen des unendlichen Geiſtes, der da iſt Gott.

Es wird uns nicht berichtet, welche Veranlaſſung dazu war, daß Kaiſer Joſeph einſt ſeine innerſten Gedanken als Gebet niederſchrieb, und in dieſem Niederſchreiben zeigt ſich, daß es gleich iſt, in welcher Weiſe ſich das innerſte Denken offenbart; es ſteht nur um ſo höher, je geiſtiger es iſt. Opfer bringen, Singen, Knieen, Faſten: es ſind Formen des Gebetes; und es iſt erhebend, daß Kaiſer Joſeph ihm eine neue Form gab, indem er ſchreibend betete.

Das von ihm eigenhändig für ſich niedergeſchriebene Gebet lautet wörtlich:

„Ewiges, unbegreifliches Weſen! Du biſt ganz

Duldung und Liebe — deine Sonne ſcheint dem Chriſten wie dem Gottesläugner — dein Regen befeuchtet die Felder des Irrenden, wie jene des Rechtgläubigen, und der Keim zu jeder Tugend liegt auch in dem Herzen der Heiden und Ketzer. Du lehrſt mich alſo, ewiges Weſen: Duldung und Liebe — lehrſt mich, daß Verſchiedenheit der Meinungen dich nicht abhalte, ein wohlthätiger Vater aller Menſchen zu ſein. Und ich, dein Geſchöpf, ſoll weniger duldend ſein, ſoll nicht zugeben, daß Jeder meine Unterthanen dich nach ſeiner Art anbete? Soll die verfolgen, die anders denken, als ich, und Irrende durchs Schwert bekehren? Nein, allmächtiges, mit deiner Liebe allumfaſſendes Weſen, dies ſei weit von mir. Ich will dir gleichen, ſo weit ein Geſchöpf dir gleichen kann — will duldend ſein, wie Du! — Von nun an ſei aller Gewiſſenszwang in meinen Staaten aufgehoben. Wo iſt eine Religion, die nicht Tugend lieben, nicht das Laſter verabſcheuen lehrte? Jede ſei alſo von mir tolerirt. Jeder bete dich, ewiges Weſen, in der Art an, die ihm die beſte dünkt. Verdienen Irrthümer des Verſtandes die Verbannung aus der Geſellſchaft, iſt Strenge wohl das Mittel, die Gemüther zu gewinnen und Irrende zu bekehren? Zerriſſen ſeien von nun an die ſchändlichen Ketten der Intoleranz! Dafür vereinige das ſüße Band der Duldung und Bruderliebe auf immer. Ich weiß, daß ich der Schwierigkeiten viele werde zu überwinden haben, und daß ſie meiſt von Denen kommen, die ſich deine Prieſter nennen. Verlaß mich alſo nicht mit deiner Macht! Stärke mich mit deiner Liebe, ewiges unerklärbares Weſen! auf daß ich alle dieſe Hinderniſſe glücklich überſteige, und daß das Geſetz unſres göttlichen Lehrers, welches kein anderes als Duldung und Liebe iſt, durch mich erfüllt werde. Amen — und dreimal Amen!"

4. Der Schul-Chriſtoph.

Wie ſtill ſchwirren die Schneeflocken nieder vom Himmel, und nur aus dem warmen Stall herauf hört man manchmal einen einzelnen Ton von der Kuhſchelle. Der ſtrohumwickelte Brunnen ſprudelt ſeinen Strahl und es dampft um ihn. Zwei Raben kommen geflogen und ſchauen ſich um und um, und Sperlinge fliegen ſchwärmend durcheinander. Die dunkeln Aeſte am Apfelbaum vor dem Hauſe bedecken ſich mit ſpitzen Schneelagen, drüben am Nachbarhauſe iſt vor der braunen verſchloſſenen Thüre ein Weg gekehrt, aber der fallende Schnee deckt ihn zu. Wie iſt jetzt Alles ſo ſtill und heilig, und wie gut iſt jetzt daheim ſein!

So war's ein Wintertag, als ein Bauer, die Stirn an die Fenſterſcheibe gedrückt, hinausſchaute in die ſtille Welt, und Gedanken mancher Art ſchwirrten ſtill in ſeiner Seele, wie die Schneeflocken draußen, und ſie deckten Alles zu, was ſonſt den Menſchen bewegt, im Schaffen und Sorgen, und er ließ ſie gewähren. Plötzlich wurde er unterbrochen, denn er hörte trappelnde Tritte vor ſeiner Thüre, wie wenn ſich Einer den Schnee von den Füßen ſchüttelt. Die Thüre öffnete ſich, und herein trat der Nachbar Jörg, der mit ihm und noch zwei andern Bauern die ganze Einwohnerſchaft der Anhöhe ausmachte.

„Heut macht's gut 'runter," ſagte Jörg, „man kann's nicht wagen, zehn Schritt vom Hauſe wegzugehen, man kennt ſich beinahe nirgends mehr aus. Wollen wir eins ſpielen?"

Und mit dieſen Worten zog er ein Spiel Karten aus der Taſche und miſchelte.

„Mein Vater ſelig hat einmal geſagt," erwiderte Chriſtoph, und eine Röthe drang ihm bis in die Schläfe, „wer am hellen Tag ſpielen kann, iſt nicht werth, daß ihn die Sonne je beſcheint. Steck' ein. Du kannſt ja ſchreiben, ich kann's leider Gottes nicht; mach' meinem Peter da eine Vorſchrift. Der Bub weiß nicht, was er mit ſich anfangen ſoll."

Zwar unwillig, aber doch geſchmeichelt wegen ſeiner beſondern Kunſt, die zur Zeit wo dies geſchah noch ſeltener war als heutigen Tages, begann Jörg einige Worte zu ſchreiben, wobei er aber weidlich auf ſchlechte Feder und Tinte ſchimpfte und zuletzt ſagte: „Unſer Kaiſer, der doch immerfort mit den Schulen zu thun hat, ſollte Befehl geben, daß alle Kinder Federn ſchneiden lernten."

„Das wird er auch!" ſagte Chriſtoph, „Joſeph denkt an Alles."

„Ja, aber aus den Schulen macht er viel zu viel Weſens. Vom Schreiben und Leſen kriegt man nichts in den Magen und nichts in den Sack, und wenn man die Verordnungen lieſt, meint man, man brauche weiter nichts um glücklich zu ſein, als in die Schule gehen. Der Lehrer kann ſchreiben, und mein Oberknecht iſt zehnmal beſſer dran als der, und weiß doch nicht, wie man eine Feder in die Hand nimmt, und was für ein Unterſchied iſt zwiſchen einem A. B. C. und einer Miſtgabel. Die ganze Schulmeiſterei iſt für nichts. Für unſereins, ich will's nicht läugnen, hat es ſein Gutes; aber wozu brauchen das die Kinder der Armen auch zu lernen?“

„Das iſt ſündhaft,“ ſagte Chriſtoph, „ich gäbe einen Finger von meiner Hand drum, wenn ich leſen und ſchreiben könnte. Jetzt weiß ich nur was ich höre, und was man mir ſagt, und von Menſchen die leibhaftig vor mir ſind; wenn ich aber leſen könnte, wäre jetzt ein braver Menſch bei mir, der vielleicht tauſend Stunden Weges von mir, und vielleicht ſchon geſtorben iſt, und er ſagte mir, was er erfahren, und was ich mir auch zu Nutzen machen kann. Unſer Kaiſer hat Recht. Die Gedanken allein ſind's, die die Menſchen regieren, und drum ſoll Jeder wiſſen, wie's in der Welt iſt, dann wird er bei ſich beſſer daheim! Komm Peter,“ rief Chriſtoph plötzlich, und richtete ſich ſtraff auf, „komm Peter, lege deine Schreiberei weg und zieh dich an, und du Mutter, gieb uns ein gut Stück Brod und Käſe, mach' hurtig; Peter, ich geh' mit dir in die Schule.“

„Aber das Kind verſinkt ja in dem Schnee!“ rief die Frau ängſtlich.

„Aber ich nicht,“ antwortete Chriſtoph ſeinen Schafpelz anziehend, „ich trag' ihn auf meinen Armen.“

Und über eine Weile ſchauten Jörg und die Frau zum Fenſter hinaus und ſahen Chriſtoph nach, der, ſeinen Sohn in den Armen, den Berg hinabſchritt, dem Städtchen Wohlau zu.

Im Städtchen ſprach Chriſtoph eine Weile allein mit dem Schulmeiſter, dann ſaß er nicht weit von ihm vor den verſammelten Kindern, und hielt eine kleine Fibel in der rauhen Hand.

Tagtäglich trug nun Chriſtoph ſeinen Sohn zur Schule, und kehrte am Abend ſo wieder mit ihm heim. Faſt noch mehr als die Schule erquickte den Vater der Weg hin und her, denn er lernte jetzt das Herz und die Gedanken des Kindes in ungewohnter Weiſe kennen; es ſtellte Fragen an ihn, die er nicht immer beantworten konnte, aber die Seelen von Vater und Kind wuchſen dadurch immermehr in feſter Liebe in einander, und ohne es wiſſen zu laſſen, daß er ſelber dabei lernte, hörte er dem Knaben die Schulaufgaben ab und machte mit ihm die Reinſchriften.

Anfangs ſpöttelten die Nachbarn über den ſeltſamen Mann, bald aber ließen ſie ſich ſelbſt von ſeinem Beiſpiel beſtimmen, und am Morgen ſah man jedesmal die vier Väter, Jeden mit einem Kind auf dem Arme, hinabziehen nach der Stadt.

Auf dem Hin- und Herwege, beſonders aber auf dem letztern, gab es mancherlei Geſpräche, und Jörg der Zweifler behauptete, es ſei nicht den hundertſten Theil der Mühe werth, was ſolch ein Kind oft an einem Tage lerne: wenn man's bei Licht betrachte, wüßten die Kinder heute kaum etwas mehr als geſtern, und ſo hätten die Schulverſäumniſſe gar nicht ſo viel zu bedeuten.

Dagegen aber erwiderte Chriſtoph: man merke ja draußen am Felde auch nicht, wie viel oder wie wenig ſeit geſtern gewachſen ſei, und das höre doch niemals auf; höre es aber einmal auf, ſo ſei es abgeſtorben und man habe keine Frucht zu hoffen.

Der Schul-Chriſtoph, denn dieſen Beinamen hatte ihm Jörg gegeben, behielt meiſtens Recht, und die andern ſtritten nur mit ihm, um ihn reden zu machen, denn er war jetzt ganz gegen ſeine Art oft ſchweigſam und redekarg. Die Dinge, die er in der Schule hörte, gaben ihm gar viel zu denken. Der Schul-Chriſtoph war ohne allen Unterricht, wie man ſagt, wild aufgewachſen; aber ein unruhiges Denken und Sinnen lebte in ihm, und jetzt da er in der Schule als erwachſener Mann, der ſchon vielerlei gegrübelt hatte, die Dinge hörte, die man den Kindern lehrt, brachten ſie ihn zu eigenem, ſchwerem Nachforſchen. Was ſonſt in der Jugend eingelernt wird, um bald halb oder ganz vergeſſen zu werden, das bewegte jetzt unaufhörlich die Gedanken des Mannes.

Eines Tages als der Lehrer von den Sternen geſprochen hatte, wie man ihren Lauf berechnen könne, und die Erde auch nur ein Stern ſei, da fragte Peter auf dem Heimwege:

„Vater, woher weiß man denn, daß die Sterne ſo und ſo heißen?“

„Die Menſchen haben unter einander ausgemacht, daß man ſie ſo nennen will.“

„Ja aber die Sterne wiſſen nichts davon?“

Der Vater drückte ſein Kind an die Wange und ſagte: „O Kind, die Dinge die über uns ſind, können wir nur nennen, und das Weitere wiſſen wir nicht;

wir Menſchen ſind nur ein bischen geſcheiter als die Thiere, aber nicht viel. Eines aber iſt, und in dem iſt Alles, und vor ihm gilt's gleich, wie man's nennt, und Keiner kann dem Andern vorwerfen: du haſt nicht den rechten Namen dafür. Die Menſchen haben Gott bei verſchiedenen Namen genannt, aber Keiner weiß, wie er bei ſich heißt, und es iſt eins wie man den Stern heißt, wenn man ihn nur kennt, und es iſt eins wie man Gott heißt, wenn man ihn nur liebt. Denk' daran, Kind, wenn ich nicht mehr bin, daß es mich glücklich gemacht hat, zu einer Zeit zu leben, wo ein Menſch regiert, der das auch eingeſehen hat, und der da will, daß Niemand den Andern verfolgen und beſchimpfen ſoll, weil der das was über uns und überall iſt, anders nennt, als er ſelbſt."

Aber nicht immer war man in ſo hohen Gebieten, wie jetzt durch die Frage Peters, manchmal gab es auch allerlei Scherz und Neckerei, und über die ſtille Schneedecke hin ſchallte oft lautes Lachen; dennoch hatte aller Scherz eine gewiſſe Grenze, denn man ſcheute ſich, im Beiſein der Kinder Mancherlei auszuſprechen, was man ſonſt ohne Wahl in den Mund nahm. Und das war ein Segen, der wieder von den Kindern auf die Eltern überging; die Menſchen, die die Reinheit und Heiligkeit der Natur in dem Kinde achten, ſind fromme Menſchen, denn ſie achten das, was ewig rein und neu erſteht.

Es war am zweiten Tage nach Neujahr, als die vier Väter auf ihrem Wege nach der Stadt plötzlich mit einem Halt! angerufen wurden und ſtaunend umſchauten. Ein Mann in pelzbeſetzten Jagdkleidern, die Flinte in den Händen, kam auf ſie zu und fragte: „Was habt ihr da? Was iſt das mit den Kindern?“

„Die ſind unſer eigen,“ erwiderte Jörg trotzig.

„Wohin wollt ihr mit den Kindern?“

„Das brauchen wir nicht zu ſagen, bis man uns höflicher fragt,“ entgegnete Jörg abermals.

„Kennt ihr mich denn nicht?“ ſagte der Mann, „ich bin ja euer Gutsherr, von Wien zur Jagd hergekommen.“ Er ſchlug den Pelzkragen zurück und lüftete etwas die Pelzmütze; die vier Männer erkannten den Gutsherrn und ſetzten höflich grüßend die Kinder ab.

„Wollt ihr mir nun ſagen,“ fragte der Gutsherr, „was ihr mit den Kindern vorhabt?“

„Ich hätte es Euch auch geſagt, wenn Ihr nicht der Gutsherr wäret,“ ſagte Chriſtoph, „wir tragen unſre Kinder in die Schule.“

„Ja,“ rief Jörg dazwiſchen, „der Chriſtoph hat uns dazu verleitet, und es geſchieht halb und halb zur Kurzweil.“

„Gut, gut!“ ſagte der Gutsherr, „ich kenne euch, ihr ſollt weiter von mir hören,“ und paff! ſchoß er einen Haſen, der eben in Sicht gekommen war, nieder, pfiff ſeinem Hund und ſchritt hinein in's Feld.

Von dieſem Tage an war eine ſeltſame Unruhe in den Vätern und in den Kindern beim Schulgange. Sie wußten nicht, was die Worte des Gutsherrn zu bedeuten hatten, ja Jörg blieb nach und nach ganz weg, er hatte allerlei Ausreden, denn er wollte nicht geſtehen, daß er fürchte, der Gutsherr ſähe es gewiß als eine Rebellion an, daß man ſeine Kinder weiter bringen wolle als ehedem.

Es war um Lichtmeß, als die vier Väter mit ihren Kindern vor Amt beſchieden wurden. Hier wiederholte Jörg nochmals, daß ihn Chriſtoph dazu verleitet habe, Chriſtoph aber trat vor und ſein Antlitz leuchtete indem er ſagte: „Ich kenne die Worte 1. Petri 3, 15: Seid allzeit bereit zur Verantwortung Jedermann. Ich bin es.“

Der Amtmann lächelte und ſagte: „Das könnt Ihr Euch gefallen laſſen. Der Herr Baron hat Eure That, die ganz mit dem Geiſte unſres hohen kaiſerlichen Herrn übereinſtimmt, Seiner Majeſtät berichtet, und dieſe haben folgendes Schreiben veröffentlichen laſſen, das ich Euch hier mittheile.“ Er las nun ein Belobungsdekret, das der Kaiſer hatte ausfertigen und zur Belobung öffentlich bekannt machen laſſen. Die vier Väter waren darin mit Namen aufgezeichnet. Zuletzt übergab der Amtmann jedem Kind im Namen des Kaiſers ein anſehnliches Geſchenk und empfahl den Eltern und den Kindern, in ihrem Lerneifer fortzufahren.

Wie glücklich war jetzt Chriſtoph, daß er das Belobungsſchreiben des Kaiſers ſelber leſen konnte, denn ſo weit hatte er es bereits in der Schule gebracht, und er las es mit Thränen in den Augen. —

Der Schulgang der vier Väter und ihrer Kinder war aber dennoch von nun an ein veränderter. Chriſtoph traf den Grund indem er einſt ſagte: „Freilich iſt's gut, wenn ein unſichtbares Auge das was man ſtill verborgen thut betrachtet und belohnt, aber es hat doch auch ſein Uebles.“

„Daß das Kaiſergeſchenk eigentlich ein Bettel iſt," ſpottete Jörg. „Was ſind denn 100 Gulden? das iſt für den Kaiſer kein halber Heller."

„Ich meine nicht das," wehrte Chriſtoph ab, „es iſt Einem damit was genommen, wenn das bezahlt iſt, was man eigentlich für ſich gethan und was in ſich die höchſte Freude und den höchſten Lohn hat. Es iſt nichts, daß man ausſchaut und fragt: wie wird mir's vergolten? Sei froh, daß du das Rechte haſt thun können, das iſt die beſte Vergeltung, das hat ja Gott ſelber ſo geſtellt. Aber freilich, die Menſchen können nicht anders und der Kaiſer giebt Orden, Belobungen und Geſchenke und ich gönne es ihm, daß er das kann, er bekommt dadurch Theil an dem Guten was geſchieht; aber Bezahlung giebt's doch nicht und ſoll's nicht geben."

Die ſtille innere Genugthuung der That war dahin, aber Chriſtoph ließ dennoch nicht davon ab.

Nach wenigen Jahren konnte Peter allein in die Schule gehen, nicht nur weil er ſtark genug geworden war, ſondern auch weil ſein Vater ihm entriſſen wurde.

Der Schul-Chriſtoph war immer ſtiller und einſamer geworden, er las oft ganze Nächte in Büchern, die er man wußte nicht woher, bekommen hatte, und wenn er allein ging, bewegten ſich ſeine Lippen als ob er etwas ſpräche. Oft noch in der Nacht ging er zu geheimen Verſammlungen, die in der Stadt gehalten wurden, und eines Tages erſchien Chriſtoph mit noch vielen Anderen vor Amt und erklärte als Sprecher, daß ſie ſich zu der neu entſtandenen Sekte der Deiſten bekennen, die jede übernatürliche Offenbarung und jede Nothwendigkeit der Ceremonien verwerfen, und nur eine Anbetung Gottes im Geiſte gelten ließen.

Eine Zeit lang war Alles in Ruhe und der Schul-Chriſtoph warb mit Feuereifer für die neue Gemeinde, die auch keinerlei geiſtliches Oberhaupt anerkannte, ſondern Jeglichem aus ihrer Mitte geſtattete, ſeine Ueberzeugung vor Allen auszuſprechen. Ja, der Schul-Chriſtoph ſelber, der ſtille einſame Mann, predigte einſt im Freien vor einer großen Verſammlung mit einer Begeiſterung, die alle Hörer hinriß.

Nun aber kam die Verordnung Kaiſer Joſeph's, die auf Ausrottung der Deiſtengemeinde abzielte. Ganz wie einſt Kaiſer Trajan gegen die Chriſten, ſo beſtimmte die Verordnung, daß man Niemand nachforſchen ſolle, zu was er ſich bekenne; wer ſich aber öffentlich zu der neuen Sekte bekennte, der ſolle beſtraft werden. Den Deiſten wurden nicht nur 10—25 Stockprügel ertheilt, ſondern die Männer wurden auch noch je zu fünf Perſonen unter die ungariſchen Militärcorps geſteckt, in die ſlavoniſchen, ſiebenbürgiſchen, galiziſchen und andern Regimenter zerſtreut und ihre minderjährigen Kinder öffentlichen Anſtalten übergeben.

Auch den Schul-Chriſtoph traf dies harte Loos. Er ertrug es geduldig; er ſtarb bald darauf an der türkiſchen Grenze.

Dieſe Verordnung Kaiſer Joſeph's giebt eine allgemeine Lehre: Auch die Sonne hat ihre Flecken, auch die edelſten Männer verfallen oft in Irrthümer und Härten. Ein Mann, der das Geſetz in ſeiner perſönlichen Machtvollkommenheit, in ſeinem eigenen Gutfinden darſtellt, erſcheint doch ſtets nur wie ein Wunder, d. h. wie ein Ereigniß, das aus der gewohnten Reihe der Naturerſcheinungen, wenn auch oft ſegensreich, heraustritt; verlaſſen kann man ſich nur auf die Stetigkeit des Geſetzes, die unabhängig ſich darſtellt von dem Belieben. Das Geſetz iſt heiliger und feſter als jede noch ſo väterliche Wohlmeinenheit.

Kaiſer Joſeph, der für Denkfreiheit glühte, und ſelbſt dem Papſt gegenüber, als dieſer ſich herbeiließ, ihn in Wien aufzuſuchen, nichts von ſeinen Grundſätzen nachgab, Kaiſer Joſeph behandelte eine Sekte, die keinerlei Friedensſtörungen verurſacht hatte, mit ſolcher Grauſamkeit. Wohl kann man ſagen: er ſah durch dieſe Ausſcheidenden ſeine Plane durchkreuzt, denn er wollte die beſtehenden Religionen von inneren Irrthümern und äußerem Druck befreien helfen, und es mochte ihm bedrohlich erſcheinen, daß die Eifervollen und Freiſtrebenden aus der gewohnten geſchichtlichen Genoſſenſchaft ausſchieden und vielleicht zu Ausſchreitungen gelangten, die ſich andere Sekten hatten zu Schulden kommen laſſen. Man kann wohl dieß und noch vieles Andere zur Erklärung und Entſchuldigung beibringen, dennoch hebt es die Grauſamkeit nicht auf; ſie iſt und bleibt ein Flecken an der ſonſt ſo edlen und hochherzigen Erſcheinung Kaiſer Joſeph's.

Sollen wir nun daraus lernen, daß wir nirgends unbedingt und allſeitig verehren dürfen? Nein! Solche Flecken im Leben der Beſten lehren die Demuth, die uns zeigt, daß Niemand ſich ſelbſt oder Andere zu überheben berechtigt iſt. Wir erſehen daraus, daß die

Menſchenſchwäche überall waltet und daß es Niemand giebt, der nicht der Leidenſchaft, dem Irrthum und der Gewohnheit verfällt. Die Liebe zum Guten wird dadurch nicht beeinträchtigt, wir müſſen das Edle und Helle faſſen und erkennen bei allem Schatten und allem Dunkeln, das ſich damit verbindet und dürfen es nicht, wie ſo oft geſchieht, darüber vergeſſen.

5. Der Todtengräber.

Es iſt ein Schnitter, der heißet Tod,
Hat Gewalt vom höchſten Gott,
Heut wetzt er das Meſſer,
Es ſchneid't ſchon viel beſſer,
Bald wird er drein ſchneiden,
Wir müſſen's erleiden.

So ſang ein alter Mann, auf einem Grabhügel ſitzend, Hacke und Schaufel im Schoße, vor einem friſch geſchaufelten offenen Grabe. Er ſang ſein Lied in den verglühenden Abendhimmel hinaus und ſein Haupt, mit ſpärlichen weißen Haaren bedeckt, erglänzte im Widerſchein der Abendröthe. Dabei war er aber keineswegs ſo traurig, daß er ſeine Pfeife ausgehen ließ; er ſchmauchte vielmehr behaglich in den Abendnebel hinein, der ſich jetzt niederſenkte.

„Grüß' euch Gott, Alter," rief plötzlich ein ſtattlicher ſchlanker Mann in grauem Rock über den Zaun. Der Alte nickte dankend, ohne ſich zu erheben, und bald ſtand der Mann im grauen Rock bei ihm. Es war Kaiſer Joſeph, denn er liebte es, nicht nur wo er unerkannt ſein wollte, in unſcheinbarer, keine Auszeichnung tragender Kleidung einherzugehen, ſondern auch da, wo er erkannt ſein wollte, in einfach bürgerlicher Tracht zu erſcheinen. Nur wo es militäriſche Uebung und Thätigkeit galt, erſchien er im Soldatenkleid und er ſagte oft: „Dieſes bunte Kleid darf nur ein zeitweiliges und vorübergehendes ſein, bei meinem Volke wie bei mir ſelber. Ich will beweiſen, daß ich nicht nur der erſte Soldat im Lande bin, ſondern auch und vor Allem der erſte Bürger, und die Bürger ſollen erkennen, daß ich ihre Tracht und ihren Stand, worin die Nahrung geſchaffen wird für Alle, auch vor Allem ehre und hochhalte.“

Jetzt ſtand der Kaiſer unerkannt vor dem Alten und ſagte: „Grüß' euch Gott, Alter! Es muß ein traurig Geſchäft ſein, was ihr da habt?“

„Freilich!“ lautete die Antwort, „aber es ſieht ſich doch trauriger an als es iſt. Des Einen Tod des Andern Brod! heißt es in der ganzen erſchaffenen Welt. Die Thiere freſſen einander, und das Menſchengethier macht's nur ein bischen ſäuberlicher. Man kriegt den Lohn für ſeine Arbeit, ſei es Schreiben, Weben, Pflügen oder Graben, und es giebt ſogar Menſchen, die ſich dafür bezahlen laſſen, Geſchöpfe ihrer eigenen Gattung umzubringen; und das thut doch, ſo viel ich weiß, außer dem Wolf kein Thier. Schaut, die Droſſel dort auf dem Baume bringt eine Fliege um und verſpeiſt ſie, aber man hat noch keine Droſſel geſehen, die eine andere Droſſel umgebracht hätte.“

„Es ſcheint doch,“ erwiderte der Kaiſer, „es ſcheint doch, daß etwas von dem Traurigen eures Geſchäftes euch ins Herz gedrungen; ihr ſeid wohl gar ein Menſchenfeind?“

„Das heißt ſo viel als ein Narr, denn wer ein Menſchenfeind iſt, iſt ein Narr und wahrſcheinlich ein eingebildeter Narr, der ſich allein liebt, und ſich allein für den rechten Menſchen hält."

„Die Beſchäftigung mit dem Tod hat Euch viel über das Leben denken gemacht."

„Ja, ja, guter Herr, ich hab' ſo meine eigenen Gedanken. Aber was haben meine Gedanken zu bedeuten? Ich habe nichts zu befehlen. Nicht einmal meine Todten läßt man mir in Ruh. Unſer Kaiſer will nun auch über die Todten regieren und er hat, ſollt' man meinen, doch genug mit den Lebenden zu ſchaffen."

„Der Kaiſer?"

„Ja, unſer Kaiſer Joſeph. Ich könnt' ühm faſt Feind ſein, wenn ich ſein rechtſchaffenes Herz nicht ſo lieb haben müßte. Aber warum pfuſcht er mir denn in mein Handwerk?"

„Euch? Wie denn?"

„Wie denn? Ungeſchickt, wenn auch noch ſo wohlmeinend. In Einem hat er freilich Recht, wenn er es nicht mehr duldet, daß die ohne Taufe verſtorbenen Kinder abgeſondert und wie Verbrecher begraben werden müſſen. Wenn es eine Sünde wäre, ungetauft zu ſterben, hätte Gott die Kinder müſſen getauft auf die Welt kommen laſſen; aber mit der andern Leichenordnung hat er dem Ochs in's Aug' geſchlagen. Es iſt ein Grauſen, zu verbieten, daß einem die ſechs Bretter mitgegeben werden und zu befehlen, daß alle Leichen ganz bloß, ohne Kleidung, in einen leinenen Sack eingenäht, mit ungelöſchtem Kalk beworfen und gleich mit Erde zugedeckt werden ſollen."

„Euer Widerſtreben iſt nur ein Vorurtheil. Der Kaiſer hat ja ausdrücklich den Grund erklärt, weil es bei Begrabungen kein anderes Abſehen haben kann, als die Verweſung ſo bald als möglich zu befördern. Darum ſind dieſe Anordnungen getroffen.“

„Nein Herr, das iſt und bleibt eine Hartherzigkeit! Gebräuche, die durch Gewohnheit und nicht durch ein Geſetz aufgekommen ſind, können auch nur durch Gewohnheit und nicht durch ein Geſetz abgeſchafft werden. Und wenn man bedenkt, daß kaum vor zwei Tagen dieſe Hand, dieſe Augen, dieſer Mund, Einem das Liebſte auf Erden waren, ſo thut es eben tief in der Seele weh, das ſo herzlos und hart behandelt zu ſehen.“

„Warum? Ihr könnt ja denken — warum denkt ihr nicht einen Schritt weiter: was fragen die Würmer und Maden nach all' der Liebe? Der Staub iſt beſtimmt Staub zu werden, und daß er das werde ohne den Lebenden zu ſchaden, das will das Geſetz bewirken, weiter nichts.“

„Ja, Herr, ihr habt vielleicht eine Gruft und laßt dort die euch Angehörigen beiſetzen.“

„Der Kaiſer hat auch verboten, um die ſchädlichen Ausdünſtungen der Verweſung zu vermeiden, daß fortan Leichen in den Kirchengrüften beigeſetzt werden.“

„Ja, und ſagt nur das Andere auch noch. Und er hat befohlen, daß man Maßregeln dafür treffe, den Leichenacker fortan außerhalb des Dorfes anzulegen. Will er denn die Menſchen vergeſſen machen, daß ſie ſterben müſſen? Herr, ich bin Nachtwächter und Todtengräber, und wenn ich Nachts die Stunden anrufe, und wenn ich über den Leichenacker, an der Kirche vorbei, nach dem untern Dorfe gehe, da kommen mir allerlei Gedanken, und die Todten ſtehen auf und ſagen mir: wirf hinter dich allen Kummer und alle Sorgen, über eine Weile biſt du bei uns. Und wenn die Kirchgänger zur Kirche gehen, da thut es gut, daß der Leichenacker die Schwelle iſt, über die man ſchreitet, und wenn ein Kind zur Taufe in die Kirche getragen wird, da trägt man's über den Leichenacker zum Leben, und in ein paar Jahren zum Tode. Denn was ſind ſechzig und ſiebzig Jahre! Und jetzt?"

„Ihr irrt euch, ſo wohl ihr es auch meinet," fiel hier der Kaiſer ein; „wird der Leichenacker zum täglichen Verkehrswege, ſo vergißt man durch alltägliche Anſchauung die Gedanken, die er erwecken ſollte, und es iſt gut, daß dem ſo iſt; denn inmitten des Lebens ſollen wir uns des vollen Lebens erfreuen und die geſunde Kraft bethätigen. Es fördert oft die Trägheit, wenn man allezeit an das gemeſſene Ende denkt. Nur von Zeit zu Zeit thut es gut, ſich vor Augen zu halten, daß Alles ſein geſetztes Ende hat, aber nur, um zu arbeiten ſo lange es noch Tag iſt. Man muß handeln und wirken als ob man ewig lebte —"

„Und als ob man ſtündlich ſtürbe," lautete die Antwort, und . . .

Die Nacht war hereingeſunken und in hoher Erregung fuhr der Kaiſer fort:

„Ich will die Gräber nicht entweihen, heilig ſei das Ausſchauen nach ihnen. Ich weiß was es heißt, ſein eigen Herz mit einem andern hinabgeſenkt zu ſehen in den dunklen Schoß der Erde, heilig iſt damit das ganze Erdreich; ein Volk, das ſeine Gräber nicht ehrt, hat keine Liebe zum Vaterlande, keine Liebe zur Ewigkeit, keine Liebe zu Gott, der da iſt das Leben der Vergangenheit, unſerer Tage und der Zukunft, in dem kein Tod und kein Sterben iſt, nur ein ewiger Wechſel im ewigen Geſetze —"

Der Kaiſer ſchaute ſich um, es ſtand Niemand vor ihm und er hörte keine Stimme. Hatte er mit ſich ſelbſt geſprochen? War das eine wirkliche oder eine eingebildete Erſcheinung, die ihm Rede geſtanden war? Wo war ſie hin? War ihm der Todtengräber Zeit erſchienen, der ſeine Geſetze, die aus reiner Fürſorge für die Menſchen gefloſſen waren, zerſtörte und begrub?

Die Haare ſtanden ihm zu Berge und er ſchauderte, er faßte an ſein Herz, das ſchlug heiß und voll, das lebte noch, und ſeine Pulsſchläge maßen die Zeit, und faſt laut vor ſich hin ſagte er: „Mein ganzes Leben iſt ein Pulsſchlag im Herzen der Ewigkeit."

Der Todtengräber war plötzlich in die Grube hinabgeſprungen, und jetzt ſchaufelte er und kümmerte ſich nichts mehr um den Fremden.

Der Kaiſer kehrte zurück, aber aus der Grube hörte er hinter ſich ſingen:

Bald wird er drein ſchneiden,
Wir müſſen's erleiden.

Warum war nur der Mann ſo plötzlich von ihm geſchieden? War's der Geiſt ſeines Volkes, der ſich von ihm entfernte, weil er ihn noch nicht begriff? Der Kaiſer athmete tief auf, und ſein Herz bebte. „Gebräuche können nur durch Gewohnheit und nicht durch Geſetze abgeſchafft werden,“ ſagte der Kaiſer oft vor ſich hin, während er raſchen Schrittes dahin ging; aber ſtilleſtehend ſagte er ſich wieder: „und doch ſind es wiederum die Geſetze, welche die Gewohnheiten ſchaffen.“

Es kamen vielerlei Klagen gegen die Einführung der neuen Leichenordnung, und der Kaiſer gedachte oft jenes Todtengräbers in der Nacht, dem er nicht mehr nachgeforſcht hatte. Und zwei Jahre nachdem jenes Geſetz erſchienen war, erließ der Kaiſer ein neues, worin er erklärte, daß er mit jener Verordnung keinerlei Zwangsmittel geben wollte, ſondern nur Belehrungen damit aufgeſtellt habe, die Jeder nach beſtem Ermeſſen befolgen oder unterlaſſen könne.

Und das eben, daß Joſeph ſolcherlei Widerruf ſo oft geben mußte, das brachte ihm den Tod, und er nannte ſich einmal ſcherzweiſe ſeinen eignen Todtengräber.

Der Segen des Großvaters.

Bruchſtück aus den Aufzeichnungen des Pfarrers vom Berge.

Wie viel tauſend Menſchen leben, und wiſſen nicht, daß ſie leben; nie hob ſich ihre Bruſt in dem Gedanken, daß ſie hier mitten inne ſtehen im ſchaffenden und treibenden, ewig ſich bewegenden All, daß ſie eine Blüthe am Baume der Menſchheit ſind, ein Klang in der Harmonie der Welt, und Duft und Klang ſpricht: Ich bin.

Wie viel tauſend Menſchen ſterben, und wiſſen nicht, daß ſie ſterben; nie zitterte ihre Bruſt in dem Gedanken, daß ſie heraustreten aus dem ſchaffenden und treibenden, ewig ſich bewegenden All, in ein geheimnißvolles Jenſeits, daß die Blüthe abfällt vom Baume der Menſchheit, und die fallende Blüthe und der verhauchende Klang ſpricht: Ich ſterbe.

Wer einmal den Gedanken des Todes durch ſeine ganze Seele dringen, ſeine Schauer durch ſein Gebein rieſeln fühlte, wer ſich dann wieder aufraffte und ſeine ewige Menſchenſeele feſthielt in der Vergänglichkeit des Erdenlebens: der allein lebt — iſt wiedergeboren.

Jener ſtarre, trübſinnige ſpaniſche König, der ſich alles Erdentandes entkleidete, die Herrlichkeiten der

Majeſtät ablegte und ſelbſt ſein Leben eine Weile hingab, um die Erdſchollen über ſeinem Haupte rauſchen und fallen zu hören, die einſt ſeinen Leib decken würden, der ſich lebendig begraben ließ und dann wieder auferſtand, und die kurze Spanne Zeit in frommer Beſchaulichkeit zubrachte — was that er anders, als daß er durch dieſe äußeren Mittel ſich von Todesſchauern durchdringen laſſen wollte, um dann um ſo tiefer und lauterer das Leben zu faſſen, das ihm hienieden noch verliehen war?

Wir bedürfen aber dieſer äußeren Mittel nicht. Im Geiſte ſollen wir ſterben und im Geiſte wieder auferſtehen. Das auch iſt die unüberwindliche erlöſende Macht, die wir aus dem Leben und Sterben hoher Menſchen empfangen, die für einen erhabenen Gedanken lebten und freudig für ihn in den Tod gingen, daß wir mit ihnen leben und leiden, uns mit ihnen geſtorben fühlen und dann das ewige Leben empfinden, deſſen Anfang wir wiſſen, deſſen Fortgang wir glauben. Wer ſein Leben verliert, der wird es gewinnen. Wer ſich einmal abgelöst, aufgelöst aus dieſer Welt und im Tode erſchaut hat, der iſt erlöst und lebt, lebt ewig.

Wer will dir etwas anhaben mit Vorſpiegelungen der Eitelkeit, oder mit Drohungen der Gewalt? Du haſt dein eigenes Leben, dieſes ganze Erdenſein zuſammengebrochen und wieder aufgebaut, und du ſtehſt neu geboren, frei in ihm. Du haſt dein Leben nicht von dir geworfen um das Erdenſein zu verachten, in gebrochener, markloſer Demuth den Nacken fremden Gewalten zu beugen; du haſt das Leben in ſeiner ewigen

Schönheit wiedergewonnen als ein heiliges und freies, trotzend allen unheiligen Machtgeboten. Du biſt geſtorben und lebſt wiederum, froh und frei.

Doch, wohin ſchweifen meine Gedanken! Wer giebt ihnen die Schwingen, daß ſie ſich hinausheben in den Tod und in das Leben, wie ich es ahne und in heiligen Augenblicken erſchaue? Hier ſitze ich in ſtiller Nacht, die Sterne kreiſen in ihren ewigen Bahnen, mein Geiſt ſchwebt über die Erde, mein Auge brennt, meine Hand zittert .... Ich will euch die Geſchichte erzählen, wie ein Tod mich früh in's Leben einführte. Doch weiß ich, daß ich euch nicht das Ganze geben kann. Der Ton, mit dem das vorgebracht wurde, was ich hier niederſchreibe, dieſer Ton war das Ergreifendſte, und doch kann ich ihn nicht feſſeln; der Ausdruck der Augen und des Mundes war ſo herzgewinnend, und Ton und Auge und Mund, wo ſind ſie? Was man zu erzählen hat von Menſchen, die Einem lieb geweſen, es iſt nur ein Schatten, denn ſie ſelber fehlen dabei. Was wir erben und vererben aus der Vergangenheit, es iſt nur der dürftige Niederſchlag reicherfüllten Lebens. Du biſt nicht geſtorben, edler Großvater, deſſen Antlitz die Wohnſtätte der Weisheit war. Wie du auch jetzt lebeſt, welches das Gewand deines Seins, ich kann dich nicht faſſen als Geiſt; du ſtehſt vor meinem Auge, wie du leibteſt und lebteſt, wie du liebend und wirkend in unſrem kleinen Kreiſe einherwandelteſt.

In ſolchen ſtillen, ſternglitzernden Nächten, wie jetzt eine über der Erde ruht, ſaßeſt du oft bei uns auf jener Bank vor dem Hauſe; ich ſchmiegte mich an deinen

Schooß und du erzählteſt uns von den Freuden und Leiden der Welt.

Wie gern möchte ich jetzt alle Menſchen zu deinen Zuhörern machen und deine Worte in ihre Seele pflanzen! Kann euch aber ein Baum erzählen von dem Sonnenſchein, der das erſte junge Pflänzchen begrüßte? Und doch klingen mir noch viele deiner Worte wie der Hall aus einem Daſein, das dem jetzigen vorausgegangen, in der Seele nach.

Als du einſt ſagteſt: „Alles Gute kommt von Gott,“ erwiderte ich, an „Gutchen,“ d. h. Süßigkeiten denkend: „Aber nicht wahr, Großvater, der Zuckerbäcker macht's?“

Da nahmſt du mich auf den Schooß und ſtreichelteſt mir die Stirn und erklärteſt mir, wie Gott das Gute durch die Hand der Menſchen bereiten laſſe, damit ſie einander lieben und helfen, und wenn ſie einander lieben, ſo lieben ſie auch Gott, der ihre Herzen zu einander geführt. —

Könnte ich mich nur noch deutlich erinnern, welch ein Tumult in meiner Seele geweſen ſein muß, als ich zuerſt vom Weltgetümmel hörte.

Napoleon war geſchlagen, die Alliirten verfolgten ihn und in unſer ſtilles Dorf drang plötzlich ein Stück Weltgeſchichte.

Als die erſte Einquartirung kam, verkrochen wir Kinder uns in den Stall, aber wir wurden geholt und am hellen Tag ins Bett gelegt. Ich vergeſſe das nie, wie ich am Nachmittag im Hinterſtübchen im Bett lag, und von fern in unbekannter Sprache ſchreien hörte. Es war mir, als wären das gar keine Menſchen; ſie hatten wol Stimmen wie Menſchen, aber ſie ſprachen nicht wie Menſchen, denn man verſtand kein Wort.

Als wir ruſſiſche Einquartirung hatten und der Flederwiſch, wie wir den Mann mit dem großen Barte nannten (er hieß wahrſcheinlich Feodorowitſch), mich immer küſſen wollte und ich Abſcheu vor ihm hatte, da ſagte mir der Großvater: „Die Ruſſen ſind auch Menſchen, wie wir, du mußt ſie auch lieb haben, aber küſſen braucht dich der Flederwiſch juſt nicht.“ Nie werde ich den Anblick vergeſſen, da ich den Großvater bluttriefenden Antlitzes in dem großen Lehnſeſſel liegen ſah, ſeine Hände zitterten wie vom Winde geſchüttelte Zweige, und ſein Mund bewegte ſich immer auf und zu. Der Flederwiſch hatte mit aller Gewalt verlangt, meine ſchöne Muhme Magdalene ſolle mit ihm zum Tanze gehen; er tobte und raste nun wie ein Wüthender, da man die Muhme Magdalene außer dem Hauſe verborgen hatte. Wir Kinder drückten uns vor Angſt tief in die Betten. Da ſtand der Großvater auf und ging mit meinem Vater in die Stube. Der Flederwiſch blieb — wie man mir erzählte — eine Weile ſtarr ſtehen und hielt den Säbel, den er ergriffen hatte, vor ſich nieder da er den Großvater mit ſeinem hehren Antlitze und erhobenem Zeigefinger eintreten ſah. Kaum aber iſt dieſe Minute der Ehrfurcht vorüber, holt er aus, haut wüthend um ſich und trifft den Großvater auf die Stirn. Er ſtürzt nieder. Als mein Vater das ſieht, faßt er den Flederwiſch, wirft ihn zu Boden, ſchreit um Hülfe, Alles eilt herbei und ſie knebeln den Flederwiſch. Der Großvater wurde nun in den Seſſel gelegt, die Wunde war nicht gefährlich, der Säbel hatte ihn nur geſtreift. Wir Kinder, die aus den Betten herbeigeſprungen waren, ſtanden weinend umher, bis der Großvater wieder redete. Flederwiſch erhielt andern Tages fünfzig Prügel. Er hat ſie wohl bald verſchmerzt. Der Großvater aber behielt ſeine Narbe auf der rechten Seite der Stirn ſein Leben lang.

Unſere Dorfkirche war zu einem Spital hergerichtet und eine Nervenkrankheit, man nannte ſie damals die Ruſſenkrankheit, raffte Viele aus dem Dorfe mit den Fremden dahin. — Gegen die Ungarn hatte ich früh ein ſtarkes Aber. Sie hatten mir meinen Pathenthaler mit fortgenommen, denn ſie verlangten ſtets baar Geld und dazu noch etwas für den Wachtmeiſter, und mir wurde erzählt, daß ſie meinen Vater mit dem Bajonnet gekitzelt und auf ihn angelegt hatten, bis er ihnen das einzige Baare im Hauſe, meinen Pathenthaler, auslieferte.

Von den Franzoſen erinnere ich mich nur, daß wir vor ihnen in den Wald geflüchtet ſind und die Erwachſenen klagten dort immer, daß daheim gewiß Alles ausgeraubt ſei. Uns Kindern aber gefiel die Zigeunerwirthſchaft gar ſehr.

Aber alle dieſe Welthändel ſind mir nur wie ein Kindertraum und nur durch ſpätere Erinnerungen aufgefriſcht; deſto feſter ſteht aber in mir das Leben mit meinem Großvater.

An ſtillen Sommernachmittagen, wenn Alles im

Feld war, ſaß ich oft bei dem Großvater auf der Steinbank unter der Rathhauslinde. Ich hütete mein kleines Schweſterchen, das jetzt ſchon lang beim Großvater iſt. Da kam der alte Martin auch oft und ſetzte ſich zum Großvater. Ich ſehe ihn noch, wie er, die beiden Hände zwiſchen die Knie geklemmt, gebückt da ſitzt. Der Großvater ſprach wenig und der Martin auch. Nur bisweilen fing dieſer an, über alle Leute im Dorf loszuziehen und ſie ſchlecht zu machen. Dabei hatte er immer die Redensart: „Ich ſag' Alles gerade heraus!“ Da ſagte einmal der Großvater: „Sagt's lieber gerade in euch hinein, ſeid der deutſche Michel gegen euch ſelber und ſeht, wie's da ausſieht.“ Wenn der Martin fortan von fern kam, ſo ſagte der Großvater meiſt zu mir: „Geh du jetzt heim, gieb mir die Marie auf den Schooß und führe du die Ziege hinaus.“

Der Großvater trank gern Ziegenmilch und deswegen hielten wir neben unſern acht Kühen eine Ziege; die Verſorgung derſelben war mein Amt. Wenn ich nun draußen an den Halden und Hecken die Ziege am Seile hielt, daß ſie friſche ſaftige Läublein verſchmauste, da dachte ich oft: „Ah! das giebt gute Milch, und das wird dem Großvater wohl ſchmecken.“ Da war ich dann ſeelenvergnügt. Ich merkte mir die Stauden, die, wie man ſagt, gute Milch geben. Ich vermied ſorgfältig den aufgeſchoſſenen hohlen Hollunder und lenkte meine Untergebene dahin, wo ſie die nahrhaften Spitzen der Buchenhecken, des Flieders, der Haſelſtaude u. ſ. w. nahe oder auf die Hinterfüße geſtellt erſchnappen konnte.

Wenn die Ziege ſo gierig knupperte und ſchmatzte, da bekam ich oft faſt ſelber Luſt, ſolche Läublein zu verzehren. Ich dachte dann auch oft an den König Nebukadnezar, von dem der Großvater erzählte, daß er, nachdem er alle Hofſpeiſen durchgekoſtet hatte, Gras verzehrte. Die Ziege hatte auch ihren Eigenſinn. Im Stall fraß ſie das Laub, das ich ihr heimbrachte; wenn ich ihr aber draußen eine Staude abbrach und hinhielt, ſchnüffelte ſie daran herum und wollte nicht einbeißen, oder riß ſich höchſtens ein Blatt ab.

Meine ruhigſte Zeit war, wenn die Ziege ihre roh verzehrte Speiſe ſich kochte, oder wie man's nennt, wiederkäute. Da legte ich mich auch nieder und ließ mich von der Sonne beſcheinen, oder ging nach Vogelneſtern aus.

Bisweilen, wenn ich an der Halde am Speckfelde meine Ziege hütete, kam auch der Großvater zu mir heraus, ſetzte ſich zu mir und erzählte mir allerlei Geſchichten. Ich wollte, ich könnte ſie getreu wiedergeben, denn wenn ich auch manche ſpäter in Büchern gefunden habe — der Großvater las gern — ſo meine ich doch, das ſind nicht die beſten. Vielleicht komme ich einmal dazu, einige wieder zu erwecken. Seltſamer Weiſe iſt mir ein Gleichniß von ihm tief in der Erinnerung geblieben. Er erklärte mir einſt, daß die Ziege, wenn man ihr die feinen Laubſchoſſe geſammelt als Futter in den Stall bringt, wie ich oft bemerkt, mehr davon verderbe als auffreſſe, während ſie dagegen, wenn ſie draußen an den Hecken ſich das Futter ſelber holt und ſich oft weit ausrecken und ſtrecken muß, Alles mit Stumpf und Stiel verzehrt was ſie abgebiſſen hat. Und ſo ſagte er, iſt das auch ein Gleichniß für viele Menſchen; auch dieſe werden viel haushälteriſcher, erfreuen ſich ihrer Nahrung viel mehr, wenn ſie ſich ſolche holen, als wenn man ſie ihnen in die Krippe giebt.

Ich ſah den Großvater meiſt ſchon lang, wenn er durch die Wieſe daher ſchritt. Er ging langſam aber aufrecht, nur bisweilen blieb er ſtehen und ſcharrte mit dem Fuß die Steine hinweg, die in dem Fußweg lagen. Der gute alte Mann! Er bahnte noch gern Anderen den Weg, daß ſie ohne Hinderniſſe weiter ſchreiten konnten.

Wenn ich ihn ſo von fern kommen ſah, jubelte Alles in mir und ich fing an laut zu jodeln und zu rufen, daß mich die Ziege oft verwundert anſah, dann aber ſchnell weiter fraß. Oft dauerte mir's aber zu lang, bis der Großvater herbeiſchlich. Ich band meine Ziege an einen Baum oder dicken Strauch, ſprang dem Großvater entgegen und führte ihn an der Hand. Dann ließ er mich bisweilen los, und ich mußte die Steine vom Wieſenweg auf die Straße tragen. Wie ſelig ſaßen wir dann bei einander!

Einſtmals aber habe ich den Großvater ſehr gekränkt und er that mir auch ſehr wehe.

So einſam eine Ziege hüten, iſt oft einem Kind auch langweilig. Wenn ich genug mit dem langen Seile geſpielt und daraus allerlei Wellen und Schlangen geſchnellt hatte, wenn ich genug geſungen oder den Bienen ihr Summen nachgeſpottet hatte, ſuchte ich nach etwas Anderem.

Hinter dem Gartenzaun des Kohlenbauers, wohin mich mein Hirtenleben oft führte, waren mehrere Kühe, Rinder und ein Füllen, welche weideten. Durch Rufen und Werfen und allerlei Mittel ſcheuchte ich nun oft das Vieh auf und brachte es mehrmals dahin, daß das Füllen über den Zaun ſprang und man es mit Mühe wieder einfangen mußte. Dann machte ich mich mit meiner Begleiterin ſchnell davon, ich glaubte, Niemand ahne den Thäter. — Eines Tages, als ich wieder ein großes Halloh machte, ſpürte ich plötzlich auf meiner bloßen Wade — denn ich ging barfuß mit ledernen Kniehoſen — etwas wie einen ſcharfen Schnitt. Ich ſchaute mich um, der Großvater hatte hinter einer Hecke geſeſſen und mit einer langen Peitſche nach mir gehauen. Es mußte, ohne ſein Wiſſen, etwas Scharfes, ein Steinchen oder ein Nägelchen, in die Treibſchnur eingeknüpft geweſen ſein, denn ich ſpürte einen heftigen Schmerz und das Blut rann an mir herab. Ich jagte nun über Hals und Kopf nach Haus und klagte: der Großvater habe mich geſchlagen. Als man die blutige Wunde ſah, ſchalt und zankte Alles. Die Wunde war ausgewaſchen und verbunden, ich ſaß auf der Ofenbank und aß ein Stück Honigbrod, als endlich auch der Großvater zurückkam. Sogleich fiel Alles mit Zanken und Schelten über ihn her. Hier ſah ich einen Schmerz in ſeinem Geſicht, den ich ſonſt nie an ihm geſehen habe, ſelbſt damals nicht, als der Flederwiſch ihn mit ſeinem Säbel getroffen hatte. Er blickte mich wehmüthig an und ſchaute dann, ohne ein Wort zu erwidern, ſich rechts und links um. Ich weiß nicht, ob ich einſah, daß ich den Großvater gekränkt hatte, da ich ihn bei andern Leuten verklagte; ſo viel aber erinnere ich mich, daß ich ſchnell aufſtand, ihm die Hand gab und ſagte: „Kommet Großvater, wir wollen fortgehen.“

Wir gingen fort, unſere Verſöhnung war ſchnell und innig.

Mein Oheim Adam erzählte mir, er habe eine Zeit gehabt, da er das Nachtſchwärmen liebte und oft ſpät nach Haus kam. Mochte es aber längſt nach Mitternacht ſein, ſtets traf er den Großvater noch wach, in der Stube ſitzend, in einem Buche leſend, oder eine Pfeife rauchend. Dann mußte ſich Adam zu ihm ſetzen und mit ihm von allerlei guten Dingen ſprechen. Dabei ſah ihn der Großvater oft ruhig und durchdringend an. Nie ſagte er ein Wort über dieſe Nachtſchwärmereien, nie ging er auf Zureden ein, ſich ungeſtört Ruhe zu gönnen, und Adam ſagte mir: er habe in dem Gedanken, daß er noch ſeinen Vater ſprechen und ihn mit freiem Blicke anſchauen müſſe, manchen Fehl unterlaſſen, zu welchem ihn ſonſt Jugendmuth und luſtige Geſellſchaft wohl verleitet hätten. Auch kehrte er bald früher nach Hauſe, da er ſeinen Vater nicht warten laſſen wollte.

Vielen Kummer hat indeß mein Oheim Adam über den Großvater gebracht. Von unzähmbarer Wanderluſt fortgetrieben, hatte er das elterliche Haus verlaſſen und man hatte viele Jahre keine Kunde von ihm erhalten. Der Großvater ſeufzte oft ſtill über ihn, denn ſeine Seele hing mit beſonderer Liebe an dieſem ſeinem jüngſten Sohne. Er war mit dem Erzvater Jacob vergleichbar, der um ſeinen Joſeph trauerte. Und als endlich Adam mit ſeiner Frau und ſeinen beiden Söhnen aus Amerika zurückkehrte, da ſprach er auch mit den Worten der Schrift: 1. B. M. 46. 30. und 48. 11. „Ich will nun gern ſterben, nachdem ich dein Angeſicht geſehen habe, daß du noch lebeſt. Ich habe dein Angeſicht geſehen, das ich nicht gedacht hätte, und ſiehe, Gott hat mich auch deine Kinder ſehen laſſen.“

Der Großvater galt in der ganzen Gegend als ein Freigeiſt — wie ich nachmals erfahren — denn er las vielerlei Schriften und hatte über Mancherlei ſeine eigenen Gedanken.

Einſtmalen am Pfingſtſonntag, als man eben zur Kirche geläutet hatte und der Gottesdienſt begann, hatte er eine Weile mit zuſammengepreßten Händen vor der Kirche geſtanden und war dann hinausgegangen in den Wald. Einem Manne, der ihm auf dem Wege begegnete, ſagte er auf Befragen: „Es iſt oft beſſer, man holt ſich an der Thüre des Tempels nur einen flüchtigen heiligen Klang und trägt ihn dann in der Bruſt hinaus in die freie Welt. Ich will heute einmal hinausgehen, wo die Blumen, vom Winde bewegt, ihren Weihrauch aufſteigen laſſen und will hören, wie die Vögel in allen Zungen und Sprachen predigen und Gott lobpreiſen.“

Von jenem Tage an galt der Großvater als ein Freigeiſt, und doch liebte er Gott über Alles und ſeinen Nebenmenſchen wie ſich ſelbſt. Später, als ich leſen konnte und die Augen des Großvaters nicht mehr gern den ſchwarzen Buchſtaben folgten, mußte ich ihm oft aus der Bibel vorleſen. Ich ſah ihn einmal weinen bei der Geſchichte Jacob's, ich weinte aber nicht mit, ſondern las emſig weiter, damit wir auf etwas Anderes kämen, was den Großvater von ſeiner Betrübniß abzöge. Als ich einſt die Stelle las: „Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt,“ ſagte er leiſe vor ſich hin: „Man könnte auch umgekehrt ſagen: Liebe dich ſelbſt wie deinen Nächſten!“ Ich verſtand das nicht recht, und dachte auch, man könne und dürfe die Worte der Schrift nicht verſetzen und verrücken, und ſo las ich in dieſen Gedanken weiter, ohne zu wiſſen, was mein Mund ſprach; ich ſtotterte und ſtolperte. Der Großvater nahm mir die Bibel aus der Hand und ſchlug ſie zu. Ich durfte ihm lang nicht mehr vorleſen. Dadurch iſt mir Alles im Gedächtniß geblieben. Jetzt erſt begreife ich, was er meinte: Liebe dich ſelbſt wie deinen Nächſten! Betrachte dich frei und unabhängig von aller Selbſtverſchönerung, aller Eitelkeit und Nachgiebigkeit gegen dich ſelbſt, als ob du nicht du ſelbſt ſondern ein fremder Menſch wäreſt. Wir ſchwer iſt das!

Mein grübelnder Kinderſinn machte dem Großvater viel zu ſchaffen, und ſeine ſtete Aufmerkſamkeit mochte meine Fragen noch vermehren und verſchärfen. Wie Manches ruht wohl in mir, das ſein Geiſt gehegt und gepflegt hat. Es iſt nicht Eitelkeit, wenn ich bekenne, daß wohl ein Theil ſeines Geiſtes auf mich überging. Ich ſpreche es in demuthsvollem Dank aus.

Warum nur in der Regel der Großvater den erſtgebornen Enkel ſo ſehr liebt und dieſer ihm auch oft gleicht? Ich möchte ſagen, daß der Kindwerdende ſich zu dem Kindgewordenen hinneigt und ihre beiderſeitige Liebe ſich in einander verflicht; es iſt die freigewordene Eltern- und Kindesliebe, frei durch die Unabhängigkeit von dem blos natürlichen Bande und doch wieder verknüpft mit ihm.

Das Leben des Großvaters beſchloß ein heiliger Tod. Noch jetzt in dieſem Augenblick fühle ich ſeine Hand auf meinem Haupte und es iſt mir, als ob mich ein Geiſt berührte, ein milder, ſegnender Geiſt.

Es war bei der zweiten Heuernte, als der Großvater zum Letztenmal im Felde war. Der ſtarke Duft des Heues mochte den ſiebenundachtzigjährigen Greis betäubt haben, er fiel ohnmächtig nieder. Er wurde nach Hauſe getragen und als ich aus der Schule kam, eilte ich zu ihm. Er taſtete mit zitternder Hand nach mir und hielt mich feſt. Ich mußte fortan aus der Schule und immer beim Großvater bleiben. Am fünften Tage ſeines Krankenlagers, Freitag Morgens, ſagte er zu mir: „Lies mir aus der Schrift vor.“ — Ich mußte ihm die Bibel auf das Bett reichen, und er ſchlug auf. War es Zufall oder eine verborgene Fügung? Ich las zuoberſt die Stelle: „Da nun die Zeit herbeikam, daß Iſrael ſterben ſollte —“ ich weinte, ich durfte nicht weiter leſen, ſondern mußte alle Hausgenoſſen herbeirufen. Und der Großvater ſprach: „Adam, richte mich im Bett auf, ich will zu Euch ſprechen!“ —

Adam that, wie ihm befohlen, und ſtellte ſich hinter das Bett, und der Großvater fuhr fort: „Adam, du biſt mein jüngſter Sohn, du haſt manchen Kummer über mich gebracht. Ich vergebe dir von ganzer Seele. Du haſt ein ſtarkes Herz und einen mächtigen Geiſt, ſei Herr über ſie. Siehe das Pferd mit ſeinen ſchnellen Füßen, und man legt ihm Zügel und Gebiß an. Der Geiſt der Ruhe und Liebe walte über dich, mein lieber Sohn, Gott ſegne dich! —“

Adam preßte die Hände und den Mund zuſammen, und athmete laut und gewaltig. Und der Großvater fuhr fort und rief meinen Vater zu ſich und ſagte: „Johannes, dir iſt ein ruhig Leben beſchieden, du biſt fromm und geduldig, und deine Hand zögert. Laß Adam deine Hand ſein, und er thue, wie ihr mit einander berathen. Sei ſtark im Thun, wie du im Dulden biſt. Haltet treu zuſammen ihr Brüder, gedenket eures Vaters auf Erden und im Himmel, und ſeid einig mit ihm.“

Mein Vater ſtellte ſich hierauf zu Häupten des Segnenden und hielt die Mütze vor den Mund, um ſein Schluchzen nicht laut werden zu laſſen. Meine Mutter rufend, ſprach der Greis: „Du biſt als Magd in mein Haus gekommen und biſt meine Tochter geworden. Du haſt meine Liebe tauſendfach vergolten. Erhalte mit fleißiger Hand, was euch der Herr beſchieden, ſei gut gegen die, ſo dir jetzt dienen, ſei eine Mutter den Kindern meiner verſtorbenen Tochter Magdalene, und Gott wird es dir, deinen Kindern und Kindeskindern vergelten. Sei geſegnet! —“

Die Mutter ſtellte ſich zu Füßen des Bettes und betete leiſe. Zu Adam's Frau gewendet, fuhr er fort: „Dein froher Sinn hat mir meine alten Tage erheitert. Du biſt mir aus weiter Ferne von Gott in's Haus geſchickt worden, daß ich inne werden ſoll, wie alle Menſchen eins ſind vor ihm. Pflanzet in die Herzen eurer Kinder die Liebe zu allen Menſchen alles Glaubens, aller Länder. Geſegnet ſeiſt du meine Tochter. —“

Das Antlitz der Großmutter mit beiden Händen bedeckend, ſprach er dann mit zitternder Stimme: „Weine nicht zu ſehr um mich, du Liebe, Getreue, harre nicht ängſtlich auf den Tag, wo du wieder bei mir ſein wirſt, auf ewig. Gott ſtärke Dich. —“

Er athmete tief auf, und rief aus erleichterter Bruſt meinen Namen. Ich kniete an ſeinem Bett nieder und er legte ſeine Hand auf mich und ſprach: „Geſegnet ſeiſt du, mein Sohn. Dir iſt viel beſchieden vor anderen Menſchen, ſei ihnen ein Führer. Der Geiſt der Wahrheit und der Liebe ruhe auf dir, mein Sohn! — Nimm mich auf, du Geiſt der Liebe, vergieb mir —“

Und er ſprach nicht mehr.

Und wenn ich jetzt von heiliger Stätte oder in ſtummer Schrift ein Wort aus tiefſter Bruſt hole, um es in die Seele des Menſchen zu ſtrömen, ſo iſt mir, als ob der Geiſt meines Eltervaters aus mir rede . . .

Möge ich leben wie er, und ſterben wie er!

Eine Pfingſtrede.

Es iſt eine Kanzel, und wer weiß wo? es iſt eine Gemeinde, und wer weiß ihren Namen? es ſprach ein Redner ohne Amt und ohne Titel:

Wir ſind hinausgezogen in grüner Frühſommerszeit da die Saaten wogen und die Vögel ſingen, und unſer iſt es, gemeinſam den Blick zu tauchen in die weite offenbare Welt. Hier ſind wir Alle, und mit uns Pflanze und Thier und Stein, und die Luft und die Sterne; nur die Sonne ſehen wir, weil ſie andere Sterne verdunkelt, die jetzt gleicherweiſe über uns ſtehen, wie in der ſtillen Nacht, und anderen Welten leuchten andere Sonnen, jegliche in ihrem Kreiſe. Der Menſch aber nennt die Welt ſein, die er mit ſeinem Geiſte durchdringt, und der Menſch iſt über den Thieren, über Pflanze und Stein, weil die Sonne des ewigen Geiſtes aus ihm leuchtet.

Ich bin hier herauf geſtiegen, nicht weil ich bin über euch, ſondern weil ich bin aus euch, und eure Gedanken ſind die meinen und ich ſpreche: Heilig iſt der Arbeitstag!

Wie! ruft ihr vielleicht, willſt du den Sabbath ſchänden und ihm die Krone nehmen? — Fern ſei das von euch und von mir.

Ich will euch nur ſprechen von der Krone und

Majeſtät des Menſchen, und die heißt: Arbeit. Welches iſt das höchſte Laſter, und iſt doch nicht Begierde, nicht Leidenſchaft? Es iſt die Trägheit. Wie der Menſch allein durch ſeinen Willen arbeiten kann, ſo kann der Menſch allein auch träge ſein; die Hölle des Lebens iſt das Wünſchen des Faulen, er kann nichts als wünſchen; das Paradies des Lebens aber öffnet ſich der Arbeit.

Hier ſtehen wir im Paradieſe des Erdenlebens, und der Himmel iſt ſo blau wie am erſten Schöpfungstage, die Sonne leuchtet ſo hell, die Vögel ſingen ſo fröhlich, Baum und Halm grünen ſo wonnig, die Waſſer fließen ſo labend aus den Bergen und durch die Thale, und wir ſtehen mitten im Paradieſe. Und dieß Paradies iſt unſer, unſer durch die Arbeit. Freilich ſehe ich Viele von euch lächeln und in ſich hineindenken: deine Hand weiß wohl nichts von Schwielen, deine Stirne nichts von Arbeitsſchweiß! Unſer Paradies wäre das, wo man eſſen und trinken und wenig oder beſſer gar nichts arbeiten mag; auf uns aber laſtet der Fluch, der ſchon gegen den Urvater ausgeſprochen wurde, und noch zwiefach mehr, denn wir können nicht im Schweiße unſeres Angeſichtes unſer Brod eſſen, wir müſſen bei allen Mühen hungern! Die Arbeit iſt der Fluch der Erbſünde, und er hat ſich noch unſäglich vermehrt!

Ich will auf alles dieß antworten; nicht aus mir, aus euch.

Was unterſcheidet den Menſchen vom Thiere? Das Thier baut ſein Neſt und ſucht ſeine Nahrung; es bereitet ſie nicht, es findet ſie. Vom Thier erkennen wir keinen Beruf als den, daß es lebe, durch ſein Daſein die Mannigfaltigkeit, die Geſetze der Naturkräfte darſtelle; das Thier kann ſich keinen Beruf wählen, der Menſch aber kann und muß es. Der Menſch iſt nicht bloß da um zu leben, ſondern auch um zu wirken, eine Spur ſeines Daſeins erkennen zu laſſen in dem was von ihm ausging, und nicht bloß in dem was er iſt; er lenkt, bannt und fördert die Naturkräfte um ſich her. Der Menſch greift ein in die ewig waltenden Naturkräfte, ſein Wille ruht im Acker und in den aufſchießenden Halmen, und was die Natur ſchafft, ſchafft er wieder, er bereitet es und macht die Thiere zu ſeinen Dienern. Kein Geſchöpf außer ihm hat ein anderes zu ſeinem Dienſte. Und wie der Menſch die Erde um ſich her durch Bearbeiten neu ſchafft, ſo ſchafft er auch in ſich ſein Loos und ſeine Hoheit. Das thun, wozu die bloße Natur drängt, iſt auch dem Thiere gegeben. Der Menſch aber thut, was er als gerecht erkennt; und das iſt die Pflicht, und jede begonnene Arbeit ſchließt den höchſten Segen der Pflicht in ſich: denn ſie lehrt das fortführen was einmal begonnen iſt und nun des Vollenders harrt. Und wie im einzelnen Menſchenleben von einem Tag zum andern, ſo erbt in der ganzen Menſchheit von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich die Hoheit der Pflicht fort, daß die Arbeit, die da begonnen wurde von Uranfang, unabläſſig und getreu fortgeführt werde. So arbeiteten Geſchlechter vor uns und für uns, und ſo ſchaffen wir wiederum für die kommenden. Freilich giebt es mancherlei zu thun, was nicht anmuthet, und nur des äußern Vortheils wegen geſchieht; aber auch im Vortheil liegt ein

Segen, denn nur durch ihn geſchieht die große Arbeit, welche der Menſch und die Menſchheit zu vollführen hat.

Die Erde iſt das Paradies von ehedem und Jeder kann ſich darin finden.

Bin jung geweſen und alt geworden, und habe noch nie geſehen, daß ein wahrhaft Arbeitſamer darbte; denn verſagte ihm die Thätigkeit, die er ergriffen, ſo wählte er eine andere und ließ nicht ab.

Und wißt ihr wie die Befreier heißen, die einem Jeden den Eingang in's irdiſche Paradies öffnen? Sie heißen Muth und Bildung. Unabläſſig ſeine Kraft gebrauchen und den Geiſt üben, daß er die Mittel der Erkenntniß anwende, das lehrt ſelbſt unabweisliche Naturereigniſſe verhindern oder ihre Wirkungen überwinden.

Seht dort den Strom — wer hat ihn gedämmt? Des Menſchen Hand und des Menſchen Geiſt.

Schaut euch um, es iſt kein Kerzenlicht ſo hell als die Sonne, kein Teppich ſo weich als die Wieſe, kein Trunk ſo labend als die Quelle, und des Menſchen Hand miſcht den nahrhaften Saft der Gerſte und des Hopfens darunter, und ſtärket uns zwiefach, und dort an den Geländen wächst die fröhliche Rebe: ihr ſtehet mitten im Paradies und der Wunderſtab, der die höchſten Wunder thut, iſt der Stab an Hacke und Schaufel.

Sei gegrüßt, du helle frohe Welt, und ſeid gegrüßt ihr Alle, die ihr Theil habt an ihrer Schönheit, die ihr ſie ſchafft und empfindet. Laſſet die Freude des Tages durch eure Bruſt ziehen und ihr ſeid wohlgefällig und genehm dem Ewigen. Heil ſei der Arbeit!

Der Nelkenſtock.

Bemerkungen aus dem Tagebuch eines Einſamen.

(Bei allen Dingen kommt es hauptſächlich darauf an, was man dabei denkt und fühlt, das macht ſie groß oder klein, glücklich oder unglücklich; darum theile ich hier dieſe Beobachtungen mit. Der ſie gemacht hat, iſt der Schulmeiſter Adolph Lederer, auch Lauterbacher genannt, den du, freundlicher Leſer, vielleicht noch von anders woher kennſt; er war damals noch Unterlehrer im Waiſenhaus zu G. Es hat aber auch nichts zu ſagen, wenn du ihn nicht kennſt, es iſt eben Einer jener Menſchen, denen die ganze Natur ein Sinnbild, ein Fingerzeug zum Geiſte hin iſt, die mit unzerſtörbarer Andacht die Welt betrachten, wenn ſie auch nicht immer von Gott ſprechen. Sieh zu, was daran echt iſt, und ob du nicht auch manchmal auf ſolcherlei Betrachtungen kommen kannſt oder willſt.)

* * *

Es war eine wohlbedachte Aufmerkſamkeit meines Freundes, daß er mir heute einen Nelkenſtock ſchickte; noch ſieht faſt alles daran wie Gras aus (in der Pfalz nennt man auch die Nelken Grasblumen), aber ſchon ſind einzelne Halme aufgeſchoſſen und oben prangt die grüne

Knoſpe und birgt Farbenpracht und Blüthenduft in ihrem Behälter. Nein, erſt was wahrhaft an's Tageslicht gedrungen iſt, gewinnt ſchimmernde Farbe und erquickenden Duft. Jetzt ruht Alles noch farblos und duftlos in Schooß der Knoſpe. Wohl dem, was an's Tageslicht zu dringen vermag und das wird, was es ſein ſoll. —

* * *

Ich hatte mir eigentlich einen blühenden Nelkenſtock gewünſcht, aber es iſt beſſer ſo, ich ſoll ſtill zuwarten und fürſorgen. Auch von Gott bekommen wir die Gaben in uns nur im Keime geſchenkt, wir müſſen vertrauensvoll zuwarten, ſie hegen und ſtärken, bis ſie gedeihen. Wolle nie, daß dir etwas ſogleich in der Blüthe geſchenkt werde.

* * *

Ich liebe die Nelken beſonders. Die meinigen ſollen ſchöne gefüllte ſein, die Farbe weiß man noch nicht. Ich liebe die Nelken noch von meiner Kindheit her. Auf dem Lande bekränzen Nelken, Gelbveigelein und Roſen das Haus und ſchauen hinein in die Fenſter, und wieder hinaus in den Himmel. In der Stadt lieben ſie allerlei fremde Blumen, bald iſt dieſe bald jene in der Mode. Warum nur ſo viele Menſchen das Fremde lieben? Ja, da will immer Jeder etwas Beſonderes haben, und er meint, das wäre viel ſchöner, weil er allein oder nur Wenige es haben. Auch das bezeichnet recht die Genußſucht der heutigen Reichen und Vornehmen: ſie laſſen von ihren Kunſtgärtnern alle paar Wochen Blumen und Gewächſe auf ihren Söllern wechſeln, ſie wollen nicht warten, bis die Blüthe aufbricht, und wollen dann das Welkende ſchnell aus den Augen haben, immer nur Blüthen um ſich ſehen, die ſie nicht ſelbſt gepflegt.

* * *

Ich freue mich innig, daß ich nun doch ein Leben um mich her habe; der Tiſch, die Stühle, der Schrank, die Bücher, alles das iſt todt und hat kein Wachsthum und kein Leben; nun habe ich doch etwas aus der Natur, etwas Lebendiges. Die Gräſer ſind heute ſchon ein wenig gewachſen.

* * *

Ich muß mich vor zu vielem und zu ſtarkem Begießen hüten. Wenn man von einem Kind, einem Baum, einer Pflanze etwas hofft, wird man gar leicht zu ungeduldig und gießt immer darauf; man muß aber auch manchmal den Boden austrocknen laſſen. — Es giebt freilich auch Sumpfpflanzen, die immer im Waſſer ſtehen müſſen, ſie werden oft ſchön, aber ihr Leben iſt gar gebrechlich und hinfällig.

* * *

Die Halme mehren und vergrößern ſich. Wunderbare, geheimnißvolle Macht der Natur! In dem dunkeln Erdreiche ruhen ſtill verborgen Säfte und Kräfte, eine höhere Hand pflanzt das Samenkorn oder einen Setzling hinein, Regen und Sonnenſchein laſſen die Säfte aufſteigen und zur Blume, zum Baum werden. In dieſer Handvoll Erde halte ich das ganze Geheimniß der Welt und der Allmacht Gottes! Ein anderes Samenkorn, ein anderer Setzling in dieſe Erde geſenkt, und dieſelben Säfte werden zu anderen Gebilden. Dieſelben Säfte? In dem kleinſten Erdenſtäubchen mag wohl eine unendliche Fülle und Mannigfaltigkeit der Kräfte liegen, die geweckt, aufgeregt werden können; ſchickt die Nelke die ſaugende Wurzel hinab, ſo ruhen die andern Kräfte, die der Roſe, der Lilie, der Kreſſe u. ſ. w. dienen könnten, einſtweilen ſtill. Glücklich! wenn ſie nicht ganz ſterben. Auch bei dem Menſchen iſt es ſo. Drum pflanzet Gutes und Edles hinein.

* * *

Aus den Zwiſchengelenken der Halme ſteigen neue Halme mit neuen Knospen auf. Wohl treibt Alles dahin, das Endziel des Halmes, die oberſte Knospe zu füllen und zu entwickeln, aber die eine Blüthe iſt nicht alleiniger Zweck des Halmes; auf den Zwiſchengelenken ſetzt ſich auch ein eigenes Leben feſt. Laß dir das auch zur Lehre im Leben ſein: ſtrebe nach Einem Ziele, aber auf den Zwiſchenſtationen, in allen Abſchnitten deines Daſeins laß neue Blüthen ſich anſetzen. — Zu beiden Seiten der Zwiſchengelenke ragen Deckblätter hervor, aber immer nur aus Einer Seite und nie aus beiden zugleich ſprießt die neue Blüthenknospe. Merke dir das. Auch nicht am unterſten Gelenke, nicht am unterſten Abſatze, ſondern erſt am dritten oder vierten Gliede ſchießt die neue Knospe hervor. Der erſte Abſchnitt des Lebens iſt nichts für ſich und dient einzig und allein dem höheren.

* * *

Eine Knospe iſt weit voran, daraus wird die erſte Blume ſteigen.

* * *

Dieſer Blumenſtock iſt mir ein Sinnbild meines eigenen Daſeins: wenig Erde in einem Topfe läßt ſich bald da= bald dorthin ſtellen und das Eingepflanzte wächst weiter. Andere Blumen, die draußen in der weiten Erde ſtehen, gehalten von der ganzen Macht des Erdenrundes, zu denen ſich die Schweſtern und Brüder neigen, die wachſen wohl fröhlicher; andere Menſchen, die in Familien leben, von Schweſtern und Brüdern umgeben, wie fröhlich mögen ſie gedeihen, gehalten von den ſichtbaren Händen der Menſchheit, die ſie umfaſſen. Und habe ich auch ein abgeſchnittenes Stück Leben . . . wenn ich nur immer ſo viel Boden habe, um ſtill darin wachſen zu können. —

* * *

Ich möchte einmal eine Pflanze athmen ſehen oder hören; — ja freilich, das hieße das Gras wachſen hören. Immer iſt ein Schwirren in der Luft, iſt das das Athmen der Erde und der Pflanzen? Am heißen Mittag aber iſt's, als ob alles Das aufgehört habe.

* * *

Heute hat eine kleine Spinne ihr Gewebe zwiſchen den Gräſern ausgeſpannt. Alles in der Welt wird doch alsbald zur Unterlage für etwas Anderes; dieſe Gräſer, in denen die Säfte hin= und herfließen, ſind jetzt die Säulen und Tragbalken für das flüchtige Haus des Thierchens. So laß an dein Leben ſich friedlich ein fremdes anbauen. Woher nur die Spinne wußte, daß hier ein Nelkenſtock ſei? woher ſie kam?

* * *

Farbe und Duft machen die Blumen zu Lieblingen des Menſchen, aber noch mehr: ſie ſind es, in denen er ſich, abgeſchloſſen in ſteinernen Gemächern und getrennt vom Schaffen und Wirken in der freien Erde, das reine Naturleben nahe bringen kann. Könnt ihr nicht draußen unter freiem Himmel leben, ſo umſtellt euch mit Blumen; das ſind Mittler zwiſchen euch und der Mutter Natur; aber ſperrt die Blumen nicht als Sklaven ein in eure Gemächer, laßt ſie wenigſtens von den Fenſterſimſen den Himmel ſchauen und das Sonnenlicht trinken. Laßt auch die Vorübergehenden ſie freudig ſchauen. Was ihr durch Kunſt erzeugt, das mögt ihr in Gemächern halten, aber was die Erde hervorbringt, muß in den Himmel ſchauen und gehört allen Menſchen, daß ſie, die Schönheit betrachtend, es genießen.

* * *

Nicht die Knoſpe, von der ich es erwartet, ſondern eine andere beginnt aufzubrechen, ein dunkelrothes Zünglein iſt ſeitwärts aus der Verhüllung geſchlüpft. Ich freue mich der glühenden Blätterfülle, die da kommen wird, und ſehe nun wieder, daß nicht immer von da die Blüthe kommt, wo wir ſie erwartet haben.

* * *

Die Halme beugten ſich nieder, ich mußte ſie an einem Stäbchen aufbinden. Was für ſich ſelber kein Leben mehr hat und keine Nahrung mehr braucht, was aber ſtark geworden iſt, da es noch lebte, das dient ſchwachen Ranken zur Aufrechthaltung. Mit großen Männern und kleinen Menſchen iſt es auch ſo.

* * *

Ein Halm — der, von dem ich die erſte Blüthe erwartete, iſt, ich weiß nicht wie, abgebrochen, gerade am zweiten Gelenke, aber noch hängt er an einigen Faſern und grünt. Vielleicht mag auch noch ein gebrochenes Leben fortbeſtehen und zur Blüthe gelangen.

* * *

Immer mehr werden der aufbrechenden Knospen, ſie wollen keiner einzelnen den Vorrang laſſen. Der geknickte Halm iſt ganz abgebrochen, ich habe ihn zum Spaß geſchindelt, ich glaube nicht, daß er wieder aufkommt.

* * *

Drei Nelken ſind heute früh aufgebrochen, es ſind einblättrige, gezackte. Alſo getäuſcht! Die Freude, dieſe lang erſehnten Blumen zu ſehen, war ſehr gedämpft, weil ich gefüllte erwartet hatte; ja ich war ſo böſe, daß ich ſie weggeſchenkt hätte, wenn Jemand da geweſen wäre: aber die Blumen ſahen mich ſo freundlich an, und ich freute mich ihrer endlich innig. Wird auch die Blüthe meines Lebens keine gefüllte, ſondern eine ſchlichte einfache ſein, ich will mich daran erfreuen, und die Menſchen mögen ſie freundlich hinnehmen. — Eine einfache Nelke iſt eigentlich viel ſchöner als eine gefüllte, Griffel und Staubfäden treten bei der einfachen beſſer heraus und man kann ihr bis ins Herz hineinſchauen.

* * *

Der geknickte Halm iſt ganz verwelkt. Ja, ſelten kommt ein Leben in allen ſeinen Theilen zur glücklichen Entfaltung, der Tod verlangt ſeinen Zoll. Mag der Tod ſeinen Zoll verlangen, ich will mich des ſchönen Daſeins der Blüthen erfreuen.

* * *

Ich war geſtern verreiſt. Als ich heute nach meinem Nelkenſtock ſah, war er welk und abgeſtanden, die Halme faſt geknickt und weißlich gelb. Der Boden war ausgetrocknet. Ich bin nicht gewohnt, daß, wenn ich weggehe, zu Hauſe noch etwas zu verſorgen bleibt. — Gewöhne dich daran, daß diejenigen, welche deiner Pflege bedürfen, nach deinem Ausgange aus dem Haus oder aus dem Leben friſch fortgrünen können: verſorge ſie.

Der Nelkenſtock iſt durch Begießen wieder erfriſcht und belebt.

* * *

Es kommen keine andern Knospen als ſolche, die bereits da waren, bevor die erſte Blüthe aufging. Die abſterbende Blume, die ihre Blätter wieder zuſammenlegt, ſieht faſt wieder aus wie die aufbrechende Knospe. Entſpricht das nicht dem Kindiſchwerden im Greiſenalter?

Die ſpätern Halme treiben nur eine einzige Blume.

Alles das iſt auch ſinnbildlich.

* * *

Ich wünſchte, daß es eine Geſchichte der Blumen gäbe, d. h. eine Erzählung von ihrer Herkunft, ihrer Verbreitung über die Länder und ihrer Aufnahme in den verſchiedenen Ständen. Wenn man ſieht und erfährt, was die Menſchen hegen und pflegen, lernt man ihr innerſtes Weſen am beſten kennen. So iſt heutigen Tages die ſeifenſteife Camelie die Lieblingsblume der ſogenannten Vornehmen geworden, wie ehedem die Tulpe, die man mit Recht den Pfau unter den Blumen nannte. Roſe, Goldlack, Rosmarin und Reſeda ſind

Lieblingsblumen des Volkes, vor Allen aber die Nelke; ſie iſt beſcheiden, nimmt mit einem alten Scherben und wenig Pflege vorlieb und iſt dabei doch charaktervoll, farbenprächtig und gewürzduftig. Habe ich Unrecht, wenn ich ſie die Lerche unter den Blumen nennen möchte?

Es iſt mir gelungen, in einem alten Blatt Etwas von der Geſchichte der Nelke zu erfahren. Auch ihre Geſchichte verliert ſich zuletzt in die Sage. Ludwig der Heilige ſoll im Jahr 1270 die erſte Gartennelke aus Tunis nach Europa gebracht haben. In der Ritterzeit war ſie ſchon allgemeiner bekannt und man findet ſie auf vielen Bildern von damals, namentlich in Frauenhand. Die Niederländer, die eifrigen Blumenzüchter, ſetzten die Nelke bald über die mit faſt lächerlichen Liebhaberei betriebene Tulpenzucht. Im Jahre 1600 gab der große General Condé ein Buch heraus, betitelt: „Vorſchriften zu Erziehung ſchöner Nelken," und es ſollen außerdem viele Bücher über die Nelken geſchrieben worden ſein. Vom Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts an wurde die Nelke allgemeine Lieblingsblume des Volkes, von da an hörte ſie aber auch auf, bei den Vornehmen in Anſehen zu ſtehen.

Liegt darin nicht wieder ein Stück allgemeine Geſchichte des Menſchengeſchlechts, wie das, was ehedem nur Liebhaberei einzelner Bevorzugter war, doch endlich zum Gemeingute wird?

Wird es nicht auch einmal mit den Blumen der Erkenntniß, mit der Geiſtesbildung ſo werden? . . .

Ein Generalſtücklein von Kriegsgeſchichten.

Die ſchöne und fröhliche Stadt Mainz iſt eine Bundesfeſtung; es befindet ſich nämlich kaiſerlich-öſterreichiſche und königlich-preußiſche Beſatzung darin und die Stadt gehört zum Großherzogthum Heſſen-Darmſtadt. Eines Morgens kommt in ein Wirthshaus oder — vornehmer geſagt — in einen Gaſthof am Rhein ein munterer, ſauber und ſchmuck gekleideter preußiſcher Offizier, ein junges Blut, hat aber eben wenig davon in den Backen, ſieht im Gegentheil ſehr übernächtig aus, hat ſich wohl am vergangenen Abend etwas zu viel zugemuthet und muß nun einen Rebellen zur Ruhe bringen, dem nicht mit Kugel und Säbel beizukommen iſt. Man merkt ſchon, wie es bei ihm beſtellt iſt, denn er beſtellt ſich einen friedenſtiftenden marinirten Hering. Der wird auch vom Kellner alsbald aufgetragen, ſchwimmt ganz appetitlich in einer weißen Brühe mit grünen Capern und hat die Friedenspalme und den wohlfeilſten Lorbeer im Maul. Der junge Mann ſchneidet dem ruhigen Fiſch mit Behagen den Kopf ab und nickt zufrieden, während er das Mittelſtück verſpeiſt. Nicht weit davon ſitzt ein epaulettenloſer öſterreichiſcher Offizier vor einem Schoppen Laubenheimer, wünſcht dem preußiſchen Kameraden einen geſegneten Appetit und fährt dann zutraulich fort: „Nicht wahr, Herr Kamerad, das iſt ein Guſto, 'was Delikates? Bin in Italien geſtanden, da wachſen dieſe an Sträuchern."

„Sie ſcheinen heiter aufgelegt," erwidert der Preuße, „aber ich muß Sie erſuchen, mir derartigen Schnickſchnack nicht aufbinden zu wollen."

„Gar kein Schnickſchnack, iſt mein voller Ernſt."

„Lächerlich! wie können Sie ſo was behaupten?"

„Und ich ſag' Ihnen, ich hab's ſelbſt geſehen, ſie wachſen an Sträuchern."

„Und ich will jetzt keinen derartigen Scherz! Suchen Sie ſich einen Andern für dergleichen lächerliche Behauptungen."

„Gar nichts Lächerliches, es iſt ſo, Sie können mir's glauben, ich hab's mit eigenen Augen geſehen."

„Dann werde ich Ihnen den Staar ſtechen," ſagt der Preuße aufbrauſend, dem noch etwas Verſtimmung im Magen gelegen haben muß. „Ich bin es müde, mich mit ſolch albernem Scherze necken zu laſſen."

„Das iſt zu viel," ſagt der Oeſterreicher.

„Nun denn," fährt der Preuße hitziger fort, „ſo kommen Sie morgen früh um neun Uhr in den Mombacher Wald mit einem Secundanten und ich werde Ihnen mit einer Kugel Antwort geben!" Und damit ſtürzt er zornig fort.

„Auch recht," ſagt der Oeſterreicher und trinkt ruhig ſeinen Laubenheimer aus.

Am andern Morgen zur geſetzten Stunde treffen ſich die Beiden richtig mit noch anderen Kameraden im Mombacher Wald.

Ein Zweikampf wird in aller Ordnung (was man hiebei eben Ordnung heißt) veranſtaltet und ausgeführt. Auf ein gegebenes Zeichen ſchießt zuerſt der Oeſterreicher, als der Beleidigte und — fehlt. Der Preuße drückt nun los und trifft ſeinen Gegner in den linken Oberarm; man ſetzt ihn auf den Boden und verbindet ihm die Wunde. Der Preuße geht auf ihn zu und ſagt:

„Nun Kamerad, behaupten Sie noch, daß die Heringe an Sträuchern wachſen?“

Treuherzig erwidert der Oeſterreicher: „Mein' ich ja gar nicht die Heringe, mein' ich ja die Capern.“

„Und doch habt ihr einen Zweikampf ausgefochten!“ rufen alle Umſtehenden.

* * *

Nun denk' einmal darüber nach, lieber Leſer, ob in dieſer kleinen Geſchichte nicht das Grundweſen der meiſten Kriegsgeſchichten enthalten iſt?

Der Streit um einen Pfiff.

In der Heimath des Gevattersmanns erzählt man ſich eine Geſchichte, die er ſeinerſeits nun auch hier berichten will.

Der Zinngießer Huber war viel gewandert und glaubte ein großer Menſchenkenner zu ſein, aber das weibliche Herz ſtudirt man nicht ſo bald aus, und obgleich Huber bereits anſäſſiger Meiſter war, ſah er doch ſchon einige Monate nach der Hochzeit, daß er in einem gewiſſen Bereiche der Menſchenkenntniß noch Lehrjunge ſei, und die Art, wie er darauf kam, war luſtig und traurig in Einem Stück.

Unſer Meiſter war alſo verheirathet mit einem eben ſo fleißigen als aufgeweckten Weibchen; er arbeitete mit zwei Geſellen, hatte ein wohleingerichtetes Haus und daneben ein kleines Gemüſegärtchen mit einem großen Birnenbaum, der trug ſogenannte Zweiputzer-Birnen, bei deren Verſpeiſung man wie die Gans beim Trinken den Kopf hoch halten muß, damit kein überflüſſiger Saft herabläuft.

Es war ſehr geſcheit von der Mutter Huber's, daß ſie ihn juſt in der Mitte des Juni geboren hatte, nicht eben weil er ein Prinz war, und das ganze Volk in dieſer geſchickten Jahreszeit um ſo bequemer verehrungsvolle Kränze winden konnte, ſondern weil es eben anmuthend iſt, an dem Tage, da man zuerſt in die Welt kam, auch froh hinauszukönnen in die freie Natur. Das hatte ſich die junge Frau Huber wohl zu Nutze gemacht. Am Morgen, er war ſonnenhell und friſch, ſtand unter dem Birnenbaum ein kleines Tiſchchen mit weißen Linnen bedeckt, und darauf bei dem zinnernen Kaffeegeſchirr eine goldgeſtreifte Geburtstagstaſſe inmitten eines Kranzes von friſchen Roſen.

Unſer Meiſter war kein Freund von vielen Worten, abſonderlich des Morgens. Er drückte ſeiner Frau tapfer die Hand für die ſchöne Ueberraſchung, und ſie verſtand was das ſagen wollte. Er trank den Kaffee, wozu ſie ihm allen Rahm oben abſchöpfte, und tunkte den Butterzopf mit vielem Behagen ein. Das war nach ſeiner Art die beſte Dankſagung. Nach dem Kaffee zündete er ſich eine Pfeife an, und aus Rauch und Wolken tönte es wie eine Offenbarung aus ſeinem Munde:

„Das haſt du brav gemacht, und ich gönne mir's gern, noch eine halbe Stunde ſo müßig dazuſitzen, und wenn's nicht wegen der Leute wäre, die aus allen Nachbarfenſtern in unſern Garten hereinſchauen können, ich möchte dir den Roſenkranz da auf den Kopf ſetzen. Der Himmel iſt ſo ſchön blau und die Luft ſo gut, und die ganze Welt iſt gut, und du vor Allem.“

Er hielt den Roſenkranz in der Hand, und die Frau faßte ihn an der andern Seite; es war wie ein Sinnbild der hellen Freude, die ſie ſo verband.

Nach einer Weile ſagte Meiſter Huber: „Und das haſt du auch ſo ſchön beſtellt. Horch, die Tafelmuſik! Wie der Fink auf dem Birnenbaum über uns ſo ſchön pfeift."

„Ein Fink? Ein Fink?" ſagte die Frau, „du haſt dich verhört oder verſprochen, das iſt eine Grasmücke und kein Fink."

„Frau, höre doch zu, du wirſt mich doch nicht lehren wollen den Vogelpfiff kennen? Hör' doch! Iſt das nicht der Fink?"

„Ich hör' ganz gut und deutlich, das iſt eine Grasmücke."

„Wie kannſt du nur ſo widerſpenſtig ſein? Das hört ja jedes Kind was das iſt."

„Ja, ja, nun hör' ich eben deutlich die Grasmücke."

„Frauele, gutes Frauele! Du verdirbſt mir den ſchönen Morgen mit deinem Widerſpruch. So hör' doch ordentlich zu. Nein, es iſt vorbei; wenn man einen Vogelſang beſchreit, iſt er plötzlich verſtummt. Guck, mit deiner lauten Widerrede haſt du noch gar den Vogel verſcheucht. Siehſt du? Sieh' ihn an, ſiehſt du jetzt nicht, daß es ein Fink iſt?"

„Meinetwegen, meinetwegen ſei's was es wolle, meinetwegen ein Kuckuk!"

„Du glaubſt alſo noch nicht, daß es ein Fink iſt?"

„Ja, meinetwegen, dir zu Gefallen, weil heut dein Geburtstag iſt. Sei nur ruhig."

„Das nehm' ich nicht an, ich will nichts geſchenkt, kein Wort und nichts. Siehſt du denn jetzt nicht ein, daß du dich geirrt haſt?"

„Ehrlich geſtanden, nein! Aber ich will dir meinetwegen Recht geben.“

„Ich laß mir nichts geben, was ich hab'; und wenn du jetzt nicht glaubſt, daß es ein Fink iſt, ſo zerſchmeiß' ich da die Taſſe an dem Baum. Was ſtehſt du ſo ſtumm da? Was preſſeſt du die Lippen übereinander? Was ſtehen dir die Augen voll Waſſer? Verdien' ich das? Kannſt du nicht beſſer Einſicht annehmen? So red' doch! Du redeſt nicht? Da!“

Und klirrend zerſchmetterte die ſchöne goldgeſtreifte Geburtstagstaſſe am Baumſtamm.

Die Schürze vor das Geſicht haltend ging Frau Huber nach dem Hauſe zurück. Der Mann aber ſaß noch eine Weile Zorneswolken paffend da, grimmig auf die ganze Welt, auf ſeine Frau, und ganz heimlich auch wieder auf ſich. Er ging dann verdroſſen an ſeine Arbeit und der Tag, der ſo ſchön begonnen hatte, ward ihm zur Pein. Seiner Frau vor den Augen der Nachbarn den Kranz auf's Haupt zu ſetzen, hatte er ſich geſcheut; aber ſeinen Jähzorn auszulaſſen, und die ſchöne Stunde wie das Geſchenk zu zerſchmettern, dazu hatte er kein Bedenken getragen. Aber ſo iſt die Leidenſchaft! Sie reißt mit fort und überſpringt alle Rückſicht.

Die Scherben ließen ſich nicht mehr zuſammenkitten, aber obgleich Huber in ſich überzeugt war, daß er Recht gehabt, und nur in ſeinem Zornesausbruch zu weit gegangen ſei, bemühte er ſich doch, das glückliche eheliche Einverſtändniß wieder herzuſtellen, und es gelang ihm. —

Wieder iſt ein Jahr vorüber, und wir ſehen das Ehepaar vor demſelben blanken Zinngeſchirr und unter demſelben Birnenbaum ſitzen, zur fröhlichen Geburtstagsfeier; aber heute liegt kein Kranz von Roſen auf dem Tiſche, ein ſchöneres lebendigeres Kennzeichen hält die beiden Eheleute verbunden. Die Frau hat ein rothwangiges Kind auf dem Arm. Der rahmbedeckte Kaffee und der Butterzopf mundete wiederum vortrefflich, und bei den erſten Zügen aus der Pfeife ſagte der Mann:

„Denkſt du noch, Mutterle, was wir vor'm Jahr für Narren geweſen ſind? Haben uns den ſchönen Tag verdorben wegen des Vogels.“

„Ja,“ ſagte die Frau, „und du haſt mich immer zwingen wollen, ich ſoll ſagen, es ſei ein Fink und es iſt doch eine Grasmücke geweſen.“

„Mutterle, was machſt du für Sachen? Wie kannſt du das noch ſagen?“ rief Meiſter Huber und die Zornesader ſchwoll ihm auf der Stirn.

„Ja, ja, ich will ja ſagen, es iſt ein Fink geweſen, ja, ja, ein Fink.“

„Du ſollſt's nicht blos ſagen, du ſollſt's auch glauben.“

„Glauben? Ja, ja, wie du's willſt, ja.“

„Nein, nicht blos weil ich's will, du mußt's einſehen, daß du dich geirrt haſt; oder willſt du noch einmal —?“

„Nein, ich ſag: willſt Du noch einmal? Haſt du vergeſſen, wie du das Damalige bereut haſt? Zu ſo Etwas kann man einen Andern nicht zwingen, ja, man kann ſich ſelber nicht zwingen, Etwas zu glauben, was man nicht glaubt.“

Die Fauſt Meiſter Hubers entballte ſich und er reichte ſeiner Frau die Friedenshand über den Tiſch und ſagte: „Aber Ich kann mich zwingen, und von heute an will ich dir zu lieb annehmen, es iſt eine Grasmücke geweſen.“

„Das will ich wieder nicht,“ ſagte die Frau. „Das wäre eben ſo wenig Recht von mir, als es von dir geweſen iſt. Du müßteſt doch im Innern denken, es iſt ein Fink geweſen.“

„Ich ſage aber meiner Frau zu lieb anders.“

„Das könnt' ich ja ebenſo gut wie du auch ſo machen, aber das darf nicht ſein. Es ſchadet nichts, wenn Zwei über eine Sache verſchieden denken; wenn Eines nur dem Andern glaubt, daß es bei ihm wahr iſt, dann wird man auch nicht verlangen, daß es anders glauben ſoll als es kann. Es darf Keines vom Andern verlangen, daß es ihm zu lieb heucheln ſoll. Das wäre die ärgſte Sünde. Wo's darauf ankommt, Etwas zu thun, da kann man ſich zwingen; aber zu Gefallen glauben kann man nicht, und Gottlob, es ſind ja nur Kleinigkeiten, über die wir nicht einerlei Meinung ſind. Es iſt nichts als ein Streit um einen Pfiff. Und es muß dir noch eine beſondere Freude ſein, daß ich dir in derlei Sachen um des Friedens willen nicht nachgebe und nicht heuchle. Das wäre ja viel leichter. Du kannſt daraus abnehmen, daß wenn ich ſage: ich bin mit dir einerlei Meinung — ich es auch gewiß und wahrhaftig bin. Dafür kannſt du ſchon den Streit um einen Pfiff dreingeben."

„Du biſt ein ehrliches Herz," ſagte Meiſter Huber, und er hatte Gelegenheit, das ſein ganzes Leben lang als Wahrheit zu erkennen, und der Streit um einen Pfiff war in den Wind geblaſen.

Das Vollkommene.

Ein kleiner Fürſt, der ſeine größte Freude an ſeinem großen Pferdeſtall, oder höflicher geſprochen, an ſeinem Marſtall hatte, ließ einmal einen vielgerühmten Pferdehändler zu ſich kommen und ſagte ihm:

„Nun ſollſt du mir Etwas verſchaffen, was ich mir ſchon lange wünſche. Ein Pferd mit kleinem Kopf, großen Naſenlöchern, großen und vorſtehenden Augen, kleinen, aufrechtſtehenden, nahegerückten und leichtbeweglichen Ohren; der Hals darf nicht zu lang und nicht zu kurz ſein; ſchlank und voll im Gurt, dabei breit von Bruſt und Schulter, der Leib rund und ebenmäßig, die Lenden breit, das Rückgrat waagerecht, der Schwanz hoch angeſetzt, die Füße kegelförmig ablaufend, unten ſehr ſchlank, oben ſehr fleiſchig, der Huf rund, hoch, und an der Ferſe breit. Das Geäder an Kopf und Füßen durchſichtig; die Haare fein, glänzend, kurz und anliegend; die Größe 16 bis 17 Fauſt. Am beſten ein Rappe, wenn das nicht, ein Hellbraun mit vier weißen Füßen und einem Stern, natürlich feurig und muthig, gelenk, aufmerkſam, gelehrig und ausdauernd. Solch ein Pferd verlange ich. Ich ſtelle dir gar keinen Preis, du kannſt dafür fordern, was dir gerecht erſcheint.“

„Den Preis weiß ich ſchon,“ erwidert der Pferdehändler, „das Pferd koſtet auf Heller und Pfennig — fünf Thaler!“

„Fünf Thaler? Biſt du närriſch?“

„Wie geſagt, fünf Thaler, denn ſolch ein Pferd gibt es nur gemalt.“

Hausruhm.

König Salomo der Weiſe ſoll der Sage nach durch einen Zauber die Stimmen aller Vögel verſtanden und unbedingte Macht über dieſe beſeſſen haben. Und ſo ſchaut König Salomo eines ſchönen Morgens aus ſeiner Burg Zion zum Fenſter hinaus und betrachtet ſich mit Behagen den Tempel, den er da gebaut hat. Da hört er einen Sperling, der mit einem andern auf der Dachfirſte ſitzt, zu dieſem ſagen: „Der König Salomo iſt ſo ſtolz darauf, dieſen mächtigen Tempel gebaut zu haben, und ich, ein kleiner Sperling, wenn ich mit meinem linken Fuß dreimal ſtark auftrete, zertrümmere ich das ganze Gebäude.“ Der Zuhörende ſchüttelt den Kopf und ſchaut den Mächtigen ſtaunend an. König Salomo aber pfeift dem Prahler und gebietet ihm, ſchnell zu ihm an's Fenſter zu fliegen. Das geſchieht auch unweigerlich und König Salomo ſpricht: „Wie kannſt du kleiner Knirps nur ſo übermüthig frech ſein und dich einer ſolchen Uebermacht berühmen?“ Drauf erwidert der Sperling: „Nimm es nicht übel, lieber König, es iſt meine Frau, zu der ich das geſagt habe, und du weißt ja, vor ſeiner Frau giebt man ſich gern ein Anſehen.“ „Haſt Recht, flieg' ab.“ Salomo macht das Fenſter zu, und der Vogel fliegt ab, wiederum zu ſeiner Frau und erzählt ihr mit erhabenem Stolz, daß er dem König heilig verſprochen habe, nie von ſeiner Gewalt Gebrauch zu machen.

Vom Marktgang.

„Auch zu Markte geweſen?“ rief der Pfarrer vom Berge, auf dem Heimwege ſtehen bleibend, dem nachkommenden Bürgermeiſter und deſſen Frau zu; und als der Bürgermeiſter bei ihm ſtand, bot ihm der Pfarrer eine friſche Priſe aus ſeiner Buchsbaumdoſe, die er oft Stunden lang in der Hand hält.

Der Bürgermeiſter dankte und ſagte: „Ja, hab' ein Paar Ochſen kaufen wollen zum Mäſten, aber ſie ſind zu theuer, warte lieber bis auf den nächſten Markt.“

„Das iſt ſchön,“ ſagte der Pfarrer, „daß Sie mit einander heimgehen. Es hat für mich immer etwas Aergerliches, wenn der Mann ſeine Frau voraus heimſchickt, um ſich noch allein luſtig zu machen; eine Luſtbarkeit, die man nicht gemeinſam haben darf, iſt keine rechte.“

„Ja,“ ergänzte die Bürgermeiſterin, „da könnt' ich über meinen Mann nicht klagen, der blieb' um Alles in der Welt nicht allein; er hätt' wohl noch einen Schoppen trinken können, aber ich muß heim, beim Abendeſſen muß doch Eins von uns mit dabei ſein, und da iſt er eben mit.“

Der Bürgermeiſter ſagte ſchmunzelnd: „Wenn du mich nur loben kannſt! Aber es iſt nicht lauter Gutheit, daß du's thuſt, du weißt wohl, daß du dir den Rahm davon abſchöpfen darfſt. Es iſt Einem halt nirgends wohler als daheim, und wenn's nicht wär', daß man auch einmal unter die Leute käme und ſähe, was das Sach gilt, und was Kauf und Lauf iſt, ich käme das ganze Jahr nicht über unſre Gemarkung hinaus."

„Hat die Frau Bürgermeiſterin etwas eingekauft?" fragte der Pfarrer.

„Nein, ich hätt' ſchon, aber ich habe nichts gefunden, was mir angeſtanden hat."

„Da ſehen Sie die hoffärtige Frau," ſpottete der Bürgermeiſter. „Und in den Jahren! Iſt das erhört?"

Die Bürgermeiſterin wurde über und über roth, als ſie entgegnete: „O, dageweſen wäre ſchon was ich brauche, aber es hat mir kein Verkäufer gefallen."

„Jetzt will ſie mich auch noch eiferſüchtig machen," lachte der Bürgermeiſter und der Pfarrer fragte: „Was iſt Ihnen denn geſchehen?

„Ja," fuhr die Bürgermeiſterin fort. „Auf dem Markt iſt mir heute die Welt ſo ſchlecht vorgekommen, daß mir das Herz im Leibe gezittert hat. Da ſind die Sechskreuzerbuden, wenn man da was kauft, weiß man doch gleich, um wie viel man angeſchmiert iſt; aber ich brauche nothwendig eine Sonntagsjacke, die ich da anhabe, paßt nicht mehr. Da bin ich nun von Bude zu Bude, das Zeug hätt' mir ſchon gefallen, aber wo ich ein Anbot gethan habe, hat jeder Krämer und ſeine Frau und ſein Kind und ſein Diener, Alle haben ſie geſchworen: auf Ehr' und Seligkeit, ich kann es nicht ſo geben! Bin ich dann fortgegangen, haben ſie mir nachgerufen und haben mir's doch geben wollen, aber ich habe es nicht mehr genommen."

„Die Weiber können halt das Feilſchen nicht laſſen. Warum haſt du was abhandeln wollen? Du biſt gewiß wieder bei den Juden geweſen; die Weiber ſind teufelmäßig darauf erpicht, bei den Juden einzukaufen, ſie meinen, ſie kriegen's da halb geſchenkt."

So höhnte der Bürgermeiſter, und ſeine Frau erwiderte: „Nein, nein, ich bin bei Juden und Chriſten geweſen, bei Katholiſchen und Evangeliſchen, und überall iſt das Gleiche, wenn auch mit andern Redensarten: auf Ehr' und Seligkeit; ich ſoll da Gift mit hineinrauchen; mir ſoll das Zündhölzchen auf der Seele verbrennen; ich ſoll verdammt und verloren ſein, wenn ich's um den Preis geben kann, und ſo und ſo. — Mir iſt's auf Einmal ganz heiß geworden, daß die Menſchen ihr Beſtes verpfänden wegen ein paar Groſchen, und ich hab' keine Jacke gewollt, worauf das verpfändet iſt; mir iſt's geweſen, wie wenn das Kleid einen geheimen Schaden, einen Schmutzfleck hätte, den Niemand ſieht, und den man doch nicht herauskriegen kann, und ich hätte mich geſchämt, mit ſo einem Kleid, an dem ſolch eine Sünde hängt, in die Kirche und zu Gottes Tiſch zu gehen. Lieber bleibe ich bei meiner alten Jacke und warte, bis ich einmal einen ehrlichen Kaufmann treffe."

„Ja," ſagte der Pfarrer, „und Gott weiß es, daß Sie in dieſem Kleide ihm mehr dienen, als in dem beſten Putze. Das, was Sie gethan haben, macht mich ganz glücklich; das iſt die echte Rechtſchaffenheit. Nicht nur wer eine Sünde thut, hat den Fehl auf ſich, nein, auch wer ſie geſchehen läßt. Ja, es iſt fürchterlich, was in einem ſolchen Marktgewühl zertreten wird! Aber das iſt die rechte Liebe zu Gott, wenn wir überall der Wahrheit gedenken, und aller Orten die Rechtſchaffenheit predigen, ſei es durch Worte, ſei es durch Thaten. Haben Sie Einem der Krämer geſagt, warum Sie ſich von ihm abwendeten?“

„Ja, Einem, aber nachher Keinem mehr; denn ich bin ausgelacht und ausgeſchimpft worden, daß ich geglaubt habe, ich müßte in den Boden ſinken.“

„Auch das muß man ſich gefallen laſſen, verſpottet zu werden, weil den Menſchen die Tugend zu kleinlich erſcheint. Der Frohmuth, der den Menſchen erfüllt, wenn er weiß, etwas Rechtes gethan und etwas darum erlitten zu haben, iſt der gottſelige. Das Beſte wäre, wenn recht Viele ihn empfänden, ſie würden ſich deſſen nicht rühmen und ſich nicht damit brüſten, ſondern glücklich ſein und immer nach weiterem, nach höherem Glücke ſtreben.“

Man ging geraume Zeit ſtill neben einander her. Als man auf der Anhöhe des Dorfes anſichtig wurde, ſagte der Pfarrer wieder: „Jetzt hab' ich etwas Beſſeres, als eine Tanzweiſe, die mir ſonſt noch im Ohre klang, wenn ich vom Markte heimkehrte; und doch hat mich's wahrhaft wehmüthig gemacht, daß auf dem Jahrmarkt keine Tanzmuſik mehr ſein darf; das ganze Getreibe hat ſo etwas Todtes, Geſpenſtiges, Beengendes, und ſonſt war's, wie wenn die Leute auf den Straßen nach der Muſik in den Wirthshäuſern hin und her gingen.“

„Sie ſind der erſte Pfarrer,“ ſagte der Bürgermeiſter wieder in ſeiner neckiſchen Weiſe, „Sie ſind der erſte, der der Tanzmuſik das Wort redet.“

„Weil ich weiß und will, daß die Menſchen ſich in Heiterkeit ihres Daſeins freuen mögen. Wegen dieſes oder jenes Unfuges, der dabei geſchehen kann, hat die Staatsgewalt mit ihren unzähligen Helfern und Dienern nichts thun können als — einen Strich durchmachen, aus iſt's, verboten, bei ſo und ſo viel Strafe. Das iſt leicht, aber auch jämmerlich. Den Menſchen eine Freude nehmen, heißt ſie arm machen und verderben. Das Leben hat Kummer und Laſten genug, man braucht nicht noch das Wenige was von Heiterkeit drin iſt, mit dem Polizeiſtock todtzuſchlagen.“

„Ja, und da haben Sie Recht,“ ſagte die Bürgermeiſterin, „ſehen Sie, dort hinter dem Berge im Wolfseck, dort liegt das Hofgut meines Vaters, und noch jetzt lacht mir das Herz im Leib, wenn ich daran denke, mit welcher Heiterkeit ich zum Jahrmarkt gegangen und wieder heimgekehrt bin. Draußen auf dem Hof iſt es das ganze Jahr ſo einödig und ſtill, man ſieht keinen Menſchen und hat keinerlei Gelegenheit zur Luſtbarkeit, wenn man auch mit ſich zufrieden iſt; da war der Jahrmarkt ein wahrer Jubeltag, und wenn man heim war und ſchon lange im Bett gelegen iſt, hat man noch immer die Tanzmuſik im Ohr gehabt, und die neuen Ländler andern Tags einander vorgeſungen und Eins hat dem Andern im Wiederfinden der Weiſe ausgeholfen, bis man ſie endlich ganz beiſammen gehabt hat.“

„Und das Beſte vergißt du!“ lachte der Bürgermeiſter wieder. „Auf dem Tanz am Jahrmarkt haben wir uns kennen gelernt. Weißt noch den Ländler, den wir zuerſt mit einander getanzt haben? „„Kraut im Häfele, Supp' im Kächele.““ Weißt? das geht drauf. Freilich, damals bin ich noch ein Burſche geweſen, der eine Gerte in der Hand gefuchtelt hat und nicht wie jetzt ſich auf einen Stecken ſtützt, und da hinüber auf Wolfseck, das war für mich ein Katzenſprung. Beim Sternenſchein bergauf und bergab und gejodelt und geſungen. Ich weiß nicht, wie die jungen Leute jetzt einander kriegen; es wird noch ſo weit kommen, daß man bei Amt eine Klaſſenlotterie macht wie bei der Rekrutirung, und die das gleiche Vermögen haben und das gleiche Loos ziehen, müſſen einander heirathen. Wenn die Welt ſo fortgeht, ſtirbt alle Luſtbarkeit aus, und die Welt nach und nach ſelber.“

„Der alte Gott lebt noch,“ ſagte der Pfarrer. „Das Menſchenherz iſt unverwüſtlich, ſie können darauf herumtrampeln mit ihren Polizeiſtecken und darauf herumkritzeln mit ihren Kanzleifedern, ſie können's doch nicht tödten.“

Man trennte ſich am Pfarrhauſe und obgleich Keines der Drei Etwas eingekauft hatte, war es einem Jeden doch noch den ganzen Abend, als ob es ein beſonderes unnennbares Marktgeſchenk bekommen habe. Als es Nacht geworden war, und der Pfarrer am offenen Fenſter hinauf ſah zu den Sternen und hinaus auf die ſtillen dunkeln Berge, hörte er im Hauſe des Bürgermeiſters einen alten Ländler ſingen, und unwillkürlich ſang er leiſe mit in die dunkle Nacht hinein.

Der gute Knecht.

Friſch, frei, fröhlich, fromm iſt der Mann, der dieſe Geſchichte erzählt hat. Sie verdient es aber, daß ſie noch einmal erzählt werde, ſo unſcheinbar ſie Manchem auch vorkommen mag.

Der Gutsbeſitzer Vormann hatte einen braven Knecht, und daß er brav war, erfuhr er zuerſt durch eine kleine Thatſache, an die ſich ſpäter viele andere anreihten.

Der Knecht hatte nichts davon gewußt, daß ein Auge ihn ſah, als er ſich brav benahm, und das ſind die beſten Thaten, die ſo geſchehen; ſie werden nur ſelten äußerlich belohnt, aber ſie haben doch einen guten Zahlmeiſter, der immer baare Münze hat, und das iſt der Herr Geheime Kabinetsrath im Herzen, und wer den bei ſich richtig angeſtellt weiß, dem kann es einerlei ſein, wie er ſelbſt und wie Andere in der Welt betitelt werden.

Es war ein heißer Mittag, als der Knecht Konrad mit ſeinen Pferden vom Ackern heimgekommen war. Die beiden Pferde wurden gefüttert und abgeſchirrt, denn Jeder wer es wiſſen will, weiß, daß auch ein Thier nicht zur rechten Ruhe kommt, ſo lange es das Geſchirr auf dem Leib hat; aber Manche wollen es nicht wiſſen, um ſich die Mühe des Ab- und Aufſchirrens zu erſparen. Das that aber Vormanns Konrad nicht, und es kann wohl ſein, daß ihm ſelber darum auch das Eſſen drin am Geſindetiſch um ſo beſſer ſchmeckte.

Der Streit iſt noch unentſchieden, welche Pfeife am beſten ſchmeckt, ob die nach der Morgenſuppe, die nach dem Mittageſſen oder die am Feierabend. Unſer Konrad liebte ſie alle gleich, und er gehörte noch nicht zu den Cigarrenrauchern, er ließ ſich's nicht verdrießen, ſeine Pfeife zu reinigen und darauf Acht zu geben, damit er Genuß davon habe, während man die Cigarren nur anzündet, raucht und dann den Reſt wegwirft.

Es war ein eigenes Behagen, mit dem ſich Konrad nach dem Mittageſſen auf den Stein an der Stallthüre ſetzte, mit einem geſunden Strohhalme ſeinem Pfeifenrohr Luft machte, den Waſſerſack ebenfalls ſäuberte, während er einſtweilen den runden Pfeifenkopf auf das Sims des kleinen Stallfenſterchens gelegt hatte. Als er jetzt nach dem Pfeifenkopf griff, rollte er hinunter und ganz unverſehrt hinein in den Stall, auf einen Strohbüſchel. Schon wollte Konrad herabſteigen und durch die Thür in den Stall gehen, um den Pfeifenkopf zu holen, aber plötzlich hielt er wieder inne, er ſah, daß die Pferde ſich niedergelegt hatten und er wußte, daß ſie alsbald aus der ihnen ſo nöthigen Ruhe aufſpringen würden, wenn er in den Stall träte; er ſetzte ſich daher wieder ruhig nieder und hielt das Rohr mit dem Waſſerſack rauchlos im Munde.

Der Landwirth Vormann, der das Alles aus ſeinem

Fenſter mit angeſehen hatte, trat jetzt auf Konrad zu und fragte ihn: „Warum rauchſt du nicht? Haſt du deine Pfeife zerbrochen?“

„Nein, ſie iſt nur da hinabgerutſcht, aber ich will die Gäule nicht aufwecken, will lieber warten, bis es wieder in's Feld geht.“

„Du biſt ein braver Knecht,“ ſagte Vormann, und reichte ihm die eigene ſilberbeſchlagene Pfeife aus dem Munde. „Da nimm und behalte das zum Dank dafür. Es wird dir gut gehen. Denn wer die Lebensſtunde eines Thieres ſchont, der iſt auch rechtſchaffen gegen Menſchen. Wir bleiben hoffentlich lebenslang bei einander.“

Und ſo geſchah es auch.

Eine Lügenſaat.

Es war im Frühling, Oſtern vorbei, noch kamen rauhe Winde gezogen und ſchüttelten und rüttelten die Bäume, weckten ſie aus ihrem Dämmerſchlafe und warfen Schloßen hernieder um die Knospen aufzuſprengen, da war endlich ein heiterer Tag; die Lerchen in der Luft jubelten und die Kinder auf dem Boden auch, denn ſie hatten noch Oſterferien.

In den Gärten des Städtchens Nürtingen war jetzt ein reges Leben. Man hackte den Boden um, man zog Wege, und die Kinder waren beſonders glücklich, denn ſie durften mithelfen bei der Arbeit. Der ſchönſte Garten des Städtchens war aber der Amtsgarten, d. h. der Garten des Amtmanns, der nicht weit vom Thore war; zwei große ſtolze Pappeln ſtanden wie zwei mächtige Schildwachen am Eingang. Der Amtmann ſtand eben mit der langen Pfeife und dem geſtickten ſammtnen Käppchen am Zaune und ſah hinab nach dem von Frühlingswaſſern angeſchwollenen Neckar und dann wieder zurück in den Garten, wo die Kinder dem Amtsdiener halfen in Hacken und Schaufeln und dabei viel fröhlicher waren, als bei lateiniſchen und franzöſiſchen Büchern. Da ſah er des alten Amtmanns Adelgunde, die einzige hinterlaſſene Tochter ſeines

Vorgängers, die nun ſchon bald dreißig Jahre drinnen am Marktplatze einſam wohnte, des Weges daher kommen. Sie ſchien zum Spazirgang angethan und das hatte man noch nie an ihr geſehen, namentlich um dieſe Morgenſtunde nicht; denn Adelgunde gehörte noch zur alten Zeit, da man ſich wenig aus Spazirengehen machte. Sie trug ſich auch in ihrer Kleidung noch nach der alten Mode und hatte einen Hut wie ein Kutſchendach, ein braunſeidenes großes Umſchlagetuch mit einer verblichenen Stickerei in der Ecke; dabei hielt ſie die Hände mit den braunen baumwollenen Handſchuhen ruhig ineinander gelegt. In ihrem Gang war etwas Scheues und Ehrfurchtgebietendes, dieſes letztere aber beſonders darum, weil ſie als ſtille Wohlthäterin des ganzen Städtchens bekannt war und jeden Spott über Altjungfernthum entwaffnete. Als ſie in die Nähe des Gartenzaunes kam, rief der Amtmann ſchon von ferne: „Bon jour, Mademoiselle!“ denn Adelgunde liebte die franzöſiſche Anrede. Sie neigte ſich ehrbar und dankte, wobei über ihr ſtarres altergraues Geſicht ein flüchtiges Lächeln zog. Sie war eben dem Zaune ganz nahe, da rief eines von des Amtmanns Kindern: „Papa! Papa! ein Schatz!“

„Wahrſcheinlich ein Regenwurm.“

„Nein, eine ſilberne Kette mit zwei runden ſchönen Kapſeln.“

„Es ſind Strickrölle, wo man die Stricknadeln hinein thut,“ rief eines der Mädchen, und der Pfau, der auf der Mauer ſaß, ſchrie laut und immer lauter, daß es weit wiederhallte.

Adelgunde hielt ſich an einer Latte des Gartenzauns und ein ſeltſamer Glanz drang aus ihren Augen, als ſie auf die Hand des Amtmanns ſtarrte, der das Ausgegrabene, das ihm die Kinder gebracht hatten, emporhielt.

„Das iſt mein, wehe! das iſt mein, mein!“ ſchrie jetzt Adelgunde laut und mit ihr ſchrie der Pfau ſeinen grellen Ton und Adelgunde ſank leblos am Gartenzaun nieder.

Man brachte ſie in das Amtshaus und erweckte ſie bald wieder zum Leben. Ihr erſtes Wort war: „Die Strickrölle!“ Man gab ſie ihr und als ſie dieſelben in der Hand hielt, ſank ſie abermals zurück und ſchloß die Augen; bald aber erwachte ſie wieder und bat den Amtmann, alle Anweſenden fortzuſchicken und allein bei ihr zu bleiben, bis der Stadtpfarrer gekommen ſei, den er holen laſſen ſolle. Sie richtete ſich auf, ihre beiden Hände ſpielten mit den Strickröllen, ſie ſchien jedes Glied an dem Kettchen, das beide Kapſeln verband, zu zählen.

„Wunderbar!“ ſagte ſie, „gerade drei und vierzig Glieder und gerade ſo viele Jahre ſind's, daß es geſchehen iſt.“ Sie ließ ſich zu keiner weiteren Erklärung herbei und ſagte, ſie werde Alles erzählen, wenn der Stadtpfarrer gekommen ſei. Dieſer trat bald ein, und als ihn Adelgunde ſah, weinte ſie; ſchnell aber trocknete ſie wieder die Thränen und ſagte in ihrer gewöhnlichen entſchloſſenen Art, bei der jede Bitte faſt wie Befehl klang: „Setzen Sie ſich, Sie beide ſollen Zeugen ſein. O, hier liege ich wieder in demſelben Zimmer, in dem ich vor drei und vierzig Jahren gelegen habe als Tochter des Hauſes und ich war erſt zwölf Jahre alt und wollte mich tödten, wie ich andere getödtet, denn ich wußte, was ich gethan; ich hatte einen doppelten Mord begangen, aber ich redete mir's aus und vergaß es, und vergaß es doch nie."

„Beruhigen Sie ſich, Sie haben nichts als einen Fiebertraum," ſagte der Stadtpfarrer. „Und ich werde nach dem Arzt ſchicken," ergänzte der Amtmann.

„Nein, nein, hören Sie mich," entgegnete Adelgunde, „und Sie werden nicht mehr ſagen, daß ich irre rede. Hören Sie mich an! Es war vor vielen, vielen Jahren, es war ein Tag wie heute, ich war im Garten — damals war noch eine ganze Mauer um denſelben, nicht wie jetzt ein Stacketenzaun — und Valentin, der Sohn unſeres Amtsdieners, war bei mir. Er war ein wilder Bub, der mir mancherlei Schabernack geſpielt hatte, und als ihn einſt mein Vater, weil ich einen ſolchen angezeigt, jämmerlich durchprügeln ließ, da nahm ich mir vor, keine Klage mehr über ihn vorzubringen. Jetzt aber neckte er mich wieder und warf mich mit kleinen Erdſchollen, ich ging auf ihn los und in dieſem Augenblick kam mein Vater. „Hebe dein Strickzeug auf!" befahl er mir, „und wo ſind die ſchönen koſtbaren Strickrölle, die dir die Großmutter geſchenkt hat?"

Himmel! wo waren die? Und ich wußte doch ganz ſicher, ich hatte ſie mitgenommen in den Garten. Ich weiß nicht mehr wie es kam, plötzlich hatte ich geſagt: der Valentin hat mir ſie weggenommen.

„Gieb ſie her,“ herrſchte mein Vater.

„Ich hab' ſie nicht,“ ſagte Valentin und ſtampfte mit dem Fuße auf und machte eine Fauſt gegen mich.

„Wart', ich will dir aufſtampfen und Fauſt machen, rief mein Vater. Dießmal ſollſt du mich ſelber ſpüren.“ Er griff nach ihm, aber behend wie eine Katze kletterte Valentin die Mauer hinauf und ſprang hinab auf die Straße und ſo wie jetzt, hören Sie, ſo wie jetzt, ſo grell und durchdringend, ſchrie auch damals unſer Pfau.“

Adelgunde hielt eine Weile inne, dann fuhr ſie wieder geſammelt fort:

„Der Amtsdiener war herbeigekommen, und mein Vater befahl ihm, ſeinen ungerathenen Sohn einzufangen und abzuſtrafen. Wir waren an das Gartenthor getreten und ſahen wie der Amtsdiener ſeinem Sohn nachſprang, aber dieſer rannte immer weiter bis hinab an den Neckar, der ſo hoch von den Frühlingswäſſern war wie noch nie, und wir ſahen, wie ſich Valentin nochmals umwendete und etwas gegen ſeinen Vater rief, aber dieſer drohte ihm mit der aufgehobenen Hand. Mit einem kecken Satz ſprang Valentin in den Strom. Der Amtsdiener war niedergefallen, aber jetzt erhob er ſich: „Mein Kind, mein Kind!“ rief er. Wir waren ihm nachgeeilt. Am Ufer ſchwamm die Mütze Valentins und jetzt zeigte ſich ſein Kopf und jetzt ein Arm mitten im Strom, und jetzt ſah man nichts mehr. Da ſprang der Amtsdiener mit einem lauten: „Vater im Himmel hilf!“ ihm nach. Wir ſahen ihn eine Weile mit den Wellen kämpfen und dann verſchwinden. Ich wurde heimgebracht, aber mein Vater ſtieg bald zu Roß und eilte davon und Viele aus der Stadt folgten ihm nach. Es wurde Abend und Niemand kam. Die ganze Nacht blieb meine Mutter wach, ich ſelber ſchlummerte nur immer kurz ein und wachte immer wieder auf; aber wie kann ein Kinderſinn die Sünde und ihre Folgen faſſen? Ich wußte nicht mehr, war es wirklich, oder hatte ich's nur geſagt, daß mir Valentin die Strickrölle weggenommen; dieſe waren allerdings verſchwunden und ich konnte nicht ſagen, wohin ſie gekommen waren. Oft war ich traurig, tief, ſchwer, und wollte mich auch tödten und in den Neckar ſpringen; aber wenige Tage nachdem man die Leichen von Vater und Sohn in unſere Stadt zurückgebracht hatte, brachte mich meine Tante nach der Hauptſtadt in die franzöſiſche Erziehungsanſtalt. Eine ſtille Schwermuth verließ mich lange nicht und erwachte aufs Neue, als ich nach zwei Jahren wieder in das Elternhaus zurückgekehrt war. Und doch, war ich nicht vielleicht unſchuldig? Hatte mir Valentin nicht in der That die Strickrölle entriſſen? Hatte ich nicht die Wahrheit geſagt, und was konnte ich für die Folgen? Es giebt Dinge, die nachmals durch andere Ereigniſſe, die gleichſam darauf geſchüttet werden, wie zugedeckt ſind, und man kann nicht mehr ſagen, was wirklich war und was nicht; es bleibt nichts als eine Vorſtellung, die man ſich ſelber gemacht und es giebt nichts und Niemand, der Einen anders überzeugen kann. Aber nun, hier ſehen Sie, hier iſt ein Zeugniß, hier iſt es, es legt ſich wie eine Schlange um meine Hand, hier,

hier, das erwürgt mich. An dem Kettchen hängen zwei Menſchenleben, und ich, ich habe ſie getödtet und meine Schuld iſt offenbar vor mir, vor euch, wie ſie es vor Gott ſchon längſt geweſen iſt. Aber es iſt gut, daß es ſo gekommen; ich ſoll nicht in Täuſchung und Beſchönigung dahingehen, ich ſoll mir nichts mehr vorlügen können, wie ich einſt gelogen, ich ſoll büßen und ich büße. Ich kann nichts mehr erſetzen, aber mein Bischen Habe, das ich beſitze, ſoll an die Anverwandten des Amtsdieners vertheilt werden; Sie müſſen ſeinen Namen noch finden, und dieſes hier, ich bitte, legt es in meine Hand, wenn ſie todt iſt. Die Lügenſaat iſt aufgegangen, begrabt ſie mit mir."

Wenige Wochen darauf wurde Adelgunde aus demſelben Zimmer, in dem ſie als Kind einſt zuerſt ihre Schuld erkannt und ſich wieder ausgeredet hatte, hinausgetragen auf den Kirchhof und die Strickrölle wurden in der Hand der Leiche mit ihr begraben.

In Einem hatte ſich die Reuige doch geirrt: an dem Kettchen waren nicht drei und vierzig, ſondern vier und dreißig Ringchen, ihr vorwurfsvoller Sinn oder was ſonſt mochte ihr dieſe Zahl dafür vorgeſpiegelt haben.

Der letzte Thorwart von Offenburg.

Die ihn gekannt, haben oft mit ihm gelacht, und die ihn nicht gekannt haben — ja da zeigt ſich was Sterben iſt; vom großen Stadtthor, das abgebrochen iſt, kann man durch Abbildung eine Vorſtellung geben, aber von einem Menſchen kann man das nicht. Man ſagt von einem ſprechend ähnlichen Porträt; aber was ſpricht es? Der Menſch hat nicht feſtgeſtanden wie ein Haus, das war ein Weſen das ſich bewegt hat, bald ſo bald ſo dreingeſchaut, bald gelacht und bald geflucht; denn geflucht hat der alte Thorwart regelmäßig bei allem was ihm Zuwideres begegnete, und bei ſo einem alten Soldaten ſpringen Haubitzen, Granaten und Kartätſchen in ſeinen Flüchen, daß es knattert und praſſelt. Weinen hat den Thorwart kein ſterbliches Auge geſehen und er ließ ſich's gefallen, daß man ihm nachſagte: ihm fehle dieſer Vorzug des Menſchen vor dem Thiere.

Könnt Ihr Euch denken, wie der Thurm dort auf dem Staufenberg einmal neu war, friſch von Kelle und Hammer weg? Man iſt gewohnt, daß er grau und verwittert daſteht, und ſo war's auch mit dem Schlüſſelbart. Er war allezeit alt, man konnte ſich ihn gar nicht anders denken. Es iſt nämlich zu merken, daß der Thorwart den Unnamen „Schlüſſelbart“ hatte. Sein

Geſchlechtsname hieß „Bart“ und weil er einſt geſagt, daß er der Schlüſſel der Stadt ſei, hieß er davon der Schlüſſelbart.

Es iſt ein eigen Ding um ſolchen Unnamen. Tauſende von Menſchen mühen ſich ab und ſterben gar darum, Saaten werden zerſtampft, Städte verbrannt und ganze Länder verwüſtet, um zu einem Namen das Beiwort: „der Große“ u. ſ. w. hinzuzufügen; da hat man's weit leichter, ſich einen Unnamen zu machen; es braucht nichts als einmal eine ungeſchickte Redensart und dergleichen, und fertig iſt er.

Zu den ſeltſamſten Lebenslagen gehört aber, wenn die Welt von Einem etwas weiß, nur der, den's betrifft, weiß nichts davon; es iſt, wie wenn Einem etwas hinten in den Rockkragen geſteckt wäre. Jeder der vorüberging, lachte den Thorwart an; er konnte ſagen was er wollte, man lachte halb dazu, bis er endlich erfuhr, daß er Schlüſſelbart heiße. Unſer Thorwart wußte nicht was er machen ſollte. Wehrte er ſich dagegen, ſo blieb der Spottname gewiß haften, wehrte er ſich nicht, ſo blieb er auch. Was that alſo unſer Thorwart? Das Wohlfeilſte; er that nämlich nichts, und verachtete nur im Stillen die Menſchen und dabei dünkte er ſich groß, denn das ſoll ja eine Größe ſein, die Menſchen verachten zu können; da kann man ſich einbilden was man will, ſich für groß und erhaben halten, und wer etwas dagegen ſagen will, iſt eben verächtlich.

Unſer Thorwart war aber bei ſeiner Menſchenverachtung wohlauf.

In England ſoll's bald keine Füchſe mehr geben, die rothjackigen Jäger haben ſie weggeſchoſſen. Auerochſen hält ſich nur noch der Czar von Rußland, auch Menſchenraſſen ſterben aus, und wie lange wird es dauern und es giebt keinen Thorwart mehr. Wir Alten aber, die wir ſie noch gekannt, müſſen den Jungen ſagen, wie ein ſolcher in vergangen Zeiten ausgeſehen hat.

Der alte Thorwart war der Erſte und Letzte im Städtchen, es kommt nur darauf an, wie man's nimmt oder von wo man herkommt. Der Thorwart war wie das graue Stadtthor, er kam auch nie vom Fleck und drehte ſich nur um ſeine Angel. Eine lange Pfeife und der Thorwart gehören nothwendig zuſammen. Dazu ein kleines Häuschen, an der Vorderſeite mit wilden Reben überſponnen, daneben ein wohlgepflegtes Gärtchen mit hellgelben Sandwegen und Buchsbaumeinfaſſungen. Da war Alles vollgeſteckt mit friſchen Blumen und Pflanzen, als ob Blumen und Bäume hier beim Eingange in den finſtern Thorthurm noch recht innig Abſchied nehmen wollten vom freien Feld da draußen. In das Gärtchen iſt nie ein Kinderfuß gekommen, denn der Thorwart liebte die Kinder nicht, oder vielleicht haben wir's uns damals nur eingeredet, weil er allezeit ſo grimmig dreinſah, als wäre er der Wachthund der ganzen Stadt. Aus dieſem Gärtchen trieb er indeß allerlei Pflanzen- und Saamenhandel bis weit über den Oberamtsbezirk hinaus, und wer bei ihm wohl dran ſein wollte, durfte nur ſeine Blumen, ſeine Vögel und ſeine Hunde loben. Wachteln, Schwarzamſeln und Droſſeln hatte er in verſchiedenen Käfigen und ſogar ein Eichhörnchen in einer Trille.

Unſer Schlüſſelbart hat oft geſagt, er ſelber ſei wie ein Vogel und ſein Käfig hange auch im Freien; an Nahrung gebrach es ihm nie, und zwar erwuchs ihm dieſe beſonders aus den Steinen, denn er war Pflaſtergeldeinnehmer. Dabei trieb er mit beſonderer Vorliebe eine eigene Art von Thierzucht. Er hatte ſich eine Hündin von Ulmer Raſſe angeſchafft, nicht nur, weil eine Hündin, wie er ſagte, nie mit einpaſſirenden fremden Hunden Händel bekommt, ſondern er verſorgte auch damit Dorf und Stadt, und das Geſchlecht, das aus ſeinem Hauſe ausging, hatte das Wächteramt auf Bauerhöfen und das Treibergeſchäft bei Metzgern — und er that ſich viel darauf zu Gute. Ja, wenn der Schulmeiſter von Zell zur Conferenz in die Stadt kam, ſagte er ihm oftmals, er ſei auch ein Lehrer, er ziehe die nützlichſten Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft heran und der Verſtand eines ſeiner Hunde ſei oft größer als der ihrer Herren. Ueberhaupt liebte es der Schlüſſelbart, Bekannte eine Weile bei ſich aufzuhalten, ehe ſie durch das dunkle mächtige Thor, das zugleich Stadtgefängniß war, einpaſſirten. Er unterhielt ſich aber nur mit Bekannten; Fremde, die in Kutſchen ankamen und zu einem Thore hinein- und zum andern hinausfuhren, waren ihm höchſt gleichgültig. Jede Nacht Schlag Halbeins hatte aber auch Schlüſſelbart ſeinen gemeſſenen Aerger. Vom Kinzigthale herauf tönte ein Poſthorn; der Eilwagen kam, das Thor mußte geöffnet und hinter ihm geſchloſſen werden. Unſer Thorwart hörte aber weniger die fröhlichen Klänge des Poſthorns, als das vermaledeite Bellen des kleinen weißen Kläffers, des

Poſtſpitz, auf der Decke des Eilwagens. Der Schaffner hatte dieſem Hunde nicht mit Unrecht den Namen Zänkerle gegeben; beſonders Schlüſſelbart zankte ſtets mit ihm, aber der Spitz blieb ihm keine Antwort ſchuldig. Und wenn der Poſtillon blies, kläffte Zänkerle immer unaufhaltſamer und ſein böſes Beiſpiel weckte die ganze Zucht Schlüſſelbarts und die gleichgeſtimmten Seelen aller Hunde im Städtchen; aus allen Höfen antworteten Zurufe in den verſchiedenſten Tonarten und der boshafte Zänkerle ſtand auf dem Hinterdeck des Eilwagens und bellte unaufhörlich gegen die Stadt. — An Markttagen war Schlüſſelbart beſonders aufgeräumt. Wenn er die Körbe der Marktweiber unterſuchte, damit nichts Zollbares eingeſchleift werde, hatte er allerlei Spaß; dafür war er aber auch mit allem Möglichen verſehen, denn man ſtellte bei ihm ab, man gab ihm Aufträge an Ankommende und Abgehende; aber ſehr hüten mußte man ſich, ihm etwas zweimal zu ſagen, da konnte er grimmig werden, daß man ſeinem Gedächtniß nicht traue. Er beobachtete den Lebenslauf Vieler die aus- und eingingen und konnte Tagelang erzählen vom Steigen und Fallen der Menſchen; beſonders von Proceßbauern konnte er viel berichten und wußte Manchen bei Namen zu nennen, der im Anfange mit Roß und Wagen angekommen war, bis ein Stück nach dem andern in die Akten eingenäht wurde und man ihm endlich alle Eiſen abriß, wie einem Gaul der zum Abdecker kommt. „Es giebt überhaupt nichts Neues,“ ſagte er ſtets mit dem weiſen König Salomo, „und ich weiß ſchon Alles,“ ſetzte er aus eigener Machtvollkommenheit hinzu.

Seit vielen Jahren hatte der Schlüſſelbart eine Nachbarin, mit der er aber beharrlich kaum einen Gruß wechſelte. An der innern rechten Seite des Thores ſaß in einem halb ausgeſchnittenen Faſſe eine Obſtfrau Jahr aus Jahr ein und hatte die zeitläufigen Früchte vor ſich und dabei einiges altgebackene Zuckerwerk und in neuerer Zeit auch Zündhölzchen. Man hätte nun glauben ſollen, daß der Schlüſſelbart in der vielen müßigen Zeit die er hatte, ſich mit dieſer Nachbarin unterhielt; er that aber beſtändig, als ob ſie nicht da wäre und das nicht aus Bosheit, ſondern aus Bequemlichkeit, denn er ſagte eines Tages zu einem Vertrauten: „Wenn ich mich mit ihr einlaſſe, weiß ich ſchon wie es geht. Da heißt es bald: ich muß da und dort hin, Nachbar Thorwart gebt mir ein bischen auf meinen Kram Acht — und das will ich nicht und darum kennen wir einander nicht.“

Nur wenn die Obſtfrau die erſten Kirſchen gezählt auf Stäbchen anknüpfte, nickte er ihr zu, als wenn er ſagen wollte: giebt's ſchon wieder Kirſchen? Sonſt aber lebten die Beiden neben einander als wenn ſie hundert Meilen Wegs von einander entfernt wären.

Am unliebſamſten aber war Schlüſſelbart gegen die Handwerksburſchen, die ſchnauzte er gern an, und es konnte wohl ſein, daß es daher kam, weil er feſtgenagelt war und nicht mehr auch wandern konnte; denn es ging die Sage, daß er einſt ſelber ein Handwerk betrieben habe: die Schuſterei. Er wollte das aber nie gelten laſſen, denn ſeit er bei Leipzig mitgeholfen hatte, dem Bonaparte Füße zu machen, ruhte er von aller

Arbeit aus und genoß in ſtiller Beſchaulichkeit den Lohn ſeiner Thaten. Die kupferne Denkmünze auf ſeiner linken Bruſt erinnerte an ſeine Thaten, er aber hatte noch ganz andere Erinnerungsfeſte; er hatte ſeine beſonderen Schlachttage, die er im Stillen feierte, und wenn er die Ankommenden anlachte, konnte man ſicher ſein, daß er heute einen ſeiner Schlachttage mit einem guten Trunk Durbacher gefeiert hatte. — Er liebte den Sonntag weit weniger als den Samſtag, denn an dieſem war Fruchtmarkt, und wenn die ſchwerbeladenen Wagen daherknarrten, hänſelte und lachte er oft die Bauern aus, beſonders wenn das Korn recht billig war; war es aber hoch im Preiſe und die Verkäufer zechten in der Stadt und er mußte noch tief in der Nacht oft und oft das Thor aufmachen, da konnte man ſicher ſein, daß man unter dem gewölbten Thore lange knallen mußte, bis er endlich rief: „Ja, ja, komm' ſchon!"

Oft kam er Monate lang nicht aus den Kleidern, und er behauptete, das halte den Menſchen geſund; die Thiere behielten ja auch ihre Kleider an, und darum ſeien ſie auch viel weniger krank. Frühling und Sommerszeit waren ihm angenehm, denn da ſaß er im Freien und ließ ſich von der Sonne braten und rauchte dabei und ließ ſich von ſeiner Wachtel, ſeiner Schwarzamſel und ſeiner Droſſel was vorſingen; wenn aber draußen der Sturm den Regen jagte, und Schnee und Hagel niederfielen, da war's ihm eigentlich noch wohler, da ſaß er in ſeinem wohldurchwärmten Stübchen, während draußen der Wind dem Fuhrmann den Mantel vom Leibe reißen wollte, ſtreckte ſeine verlängerte Hand, die

Stange mit dem Lederbeutel dran, zum Schiebfenſter hinaus und dachte bei ſich: „Jagt ihr in der Welt herum, ich ſitze im Trockenen.“ Sehr ärgerlich war er, als man den Kirchhof vor die Stadt hinaus verlegte; er wollte nie gern an den Tod erinnert ſein. Aber von dieſer Zeit an kam eine Verdrießlichkeit nach der andern. Das hohe thurmähnliche Stadtthor wurde abgebrochen und die große ſteinerne Fratze, juſt über der Thorwölbung, die gegen alle Ankommenden die Zunge herausſtreckte und ſo griesgrämlich dreinſah, ähnlich wie der Thorwart, wurde beim Abbruch zerſchlagen.

Seit dem Verſchwinden des Thurmes war es unſerm Thorwart nun immer, als ob man ihm die Augenbrauen abgeſchoren hätte; er blinzelte nur noch ärgerlich und behauptete, im Sommer könne er es vor ſchattenloſer Hitze und im Winter vor Sturmwehen gar nicht mehr aushalten; dabei ſpöttelte er über die Stadtbewohner, die er beim Aus- und Eingang ſtellte und ſagte zu ihnen: ſie hätten die alte Reichsſtadt zum Dorfe gemacht, denn was ſei eine Stadt anders als ein Dorf, wenn ſie kein Thor mehr habe? Man werde bald ſehen, es gäbe gar keinen Zuſammenhalt mehr; jetzt werde man hinausbauen und die ganze Stadt wäre nichts als eine aufgeſprungene Wurſt, während früher das Thor der Bindfaden geweſen wäre, der ſie zuſammengehalten. Aber es kam noch ſchlimmer. Die Eiſenbahn wurde abgeſteckt, unſer Schlüſſelbart lachte über das einfältige Zeug, das die Leute ſich einredeten. Der Bau ging trotzdem immer weiter, und als endlich die erſte Locomotive heranbrauste und die ganze Stadt hinauslief, um das neue Wunder zu ſehen, da verlachte und verfluchte der alte Thorwart die ganze Welt. Und jetzt kam das Unerwartete. Unſer Schlüſſelbart wurde zur Ruhe geſetzt, denn Pflaſtergeld und Stadtzoll wurden abgeſchafft. Jeder Wagen, der vorüberfuhr, ging ihm durch die Seele; er dankte Niemand mehr, der ihn grüßte, er wollte keinen Gruß wo er nichts mehr zu befehlen hatte. Das abgeſetzte Thorwarthaus wurde von der Stadt anderweit vermiethet und auf ſeine letzten Tage mußte unſer Schlüſſelbart gar noch ausziehen. Er blieb aber nicht lang in der neuen Wohnung. Noch in ſeinen letzten Tagen ſcherzte er oft: er wolle doch ſehen, ob der älteſte Thorwart, der heilige Petrus am Himmelsthor, noch bei ſeinem Amt gelaſſen ſei, oder ob auch dort Alles ungefragt ein- und ausſpazire.

Das war der alte Thorwart, und ſo wenig es mehr abgeſchloſſene Zünfte und Stände geben wird — was Manche wiederum wünſchen — ſo wenig wird man mehr Thurmthore an den Eingang der Städte bauen können. Die zuſammengeſtellten Wohnungen der Menſchen haben jetzt freie Aus- und Eingänge ins Weite, und der alte Schlüſſelbart, der ſie wieder in ein Thor einſchlöſſe, iſt — abgebrochen.

Abgeriſſenes vom Communismus.

In einer großen Verſammlung, wo viel von Garantie der Arbeit, von Veränderung des Beſitzſtandes und zuletzt gar von gleicher Vertheilung der Güter oder ſogenannter Gütergemeinſchaft die Rede war, ſagte ein Mann, indem er mit einem Stocke auf die Rednerbühne trat: „Hier mit dieſem Stocke kann ich Euch einen ſchlagenden Beweis von der Zweckmäßigkeit und leichten Durchführbarkeit in der Veränderung des Beſitzſtandes geben. Seht den Stock, es iſt ein echtes ſpaniſches Rohr, und hier oben ein goldglänzender Hundekopf als Griff. Ich will Euch aber nur ehrlich ſagen, dieſes Maul ſpricht auch: es iſt nicht Alles Gold was glänzt. Denn dieſer Kopf iſt nicht von Gold, ſondern von Bronce. Ich gehe alſo mit meinem Stocke geſtern an der ſogenannten Kornecke am Marktplatz vorbei, da ruft mir ein ſtaatsweiſer Eckenſteher zu: „Wart' nur, jetzt kommt die Zeit, wo man dir deinen Stock mit dem Goldknopf wegnimmt." Ich muß ehrlich bekennen, mich hat dieſer Brudergruß eben nicht erbaut, ſondern, offen geſtanden, erſchreckt; nicht weil ich mir eben viel aus dem Stock mache, obgleich er das werthe Andenken eines Freundes iſt, ich würde ihn gern auf den Altar des Vaterlandes niederlegen, wenn gewiſſe andere Dinge auch dazu kämen. Warum mich aber der Zuruf erſchreckte? Weil es mir wehe that, dieſen Menſchen durch die Lehren der Verführten und der Verführer zu ſolchem, wenn auch vielleicht nur ſcherzhaft gemeinten Zurufe verleitet zu ſehen. Ich will die Zumuthung einſtweilen für Ernſt nehmen und ſage alſo: Gut, edler Bruder Eckenſteher, hier haſt du meinen Stock. Was willſt du nun damit machen? Du kannſt ihn nicht eſſen und nicht trinken, dich nicht damit kleiden, nicht darauf wohnen; du mußt ihn alſo zu Geld machen, um Speiſe und Trank, Kleidung oder dergleichen dafür zu bekommen. Du gehſt damit alſo zum Nachbar Hans oder Peter, er ſoll dir den Stock abkaufen. Was ſoll der Nachbar Hans oder Peter mit dem Stock machen? Er wird ihn nur kaufen, wenn er damit ſpaziren gehen darf. Darf er das nicht, weil es ein ariſtokratiſcher Luxus iſt, ſo wird er dich edlen Staatsweiſen damit fortſchicken; darf er es aber, ſo hat mein Stock nur den Beſitzer gewechſelt, es giebt alſo wieder einen Menſchen, der mit einem ſcheinbar goldknaufigen Stock ſpaziren geht und wieder einen, der an der Ecke ſteht und der ihn wieder nimmt und wieder verkauft, wenn ſich noch einmal ein Käufer dazu findet.“

Es war dem Redner nicht verſtattet, die Anwendung ſeiner Geſchichte auszuſprechen, iſt aber auch nicht nöthig; es kann ſie Jeder ſelber machen.

Ein geringer Mann oder die Bürgſchaft.

Der Schreiner Krug hatte in der Stadt gearbeitet und machte ſich in ſeinem Heimathsdorf anſäßig; weder er noch ſeine arbeitſame Frau hatten Vermögen, aber Arbeitſamkeit iſt das eigentliche Vermögen in der urſprünglichen Bedeutung des Worts und das iſt zugleich das beſte, die höchſten Zinſen tragende Capital. Dennoch iſt es Jedermann bekannt, wie ſchwer es ſich thun läßt, auf dem Dorf von einem Handwerk allein ohne eine kleine Feldwirthſchaft nebenbei zu leben. In neuerer Zeit ändert ſich das; zumal bei der Aufhebung der Zünfte und vor Allem in den Dörfern, die der Eiſenbahn nahe ſind; denn dadurch wird es möglich, die Erzeugniſſe der Arbeit raſch und ungehindert in die größeren Verbrauchsorte zu bringen. Unſer Schreiner Krug lebte zwar in einer entfernten Waldgegend, dennoch gelang es ihm, ſich bald aufzuſchwingen und in der Nacht, wenn Andere ſich zur Ruhe begaben, hörte man in ſeiner Werkſtätte noch ſägen, hobeln und hämmern. Dabei war er ſparſam, und der Hut, den er wachstuchüberzogen durch vielerlei Länder getragen hatte, ward noch mehr als zwanzig Jahre zum Kirchgange aufgeſetzt; er war nicht mehr nach der neueſten Mode, weder in der Form noch in der fuchſigen Farbe, aber der Kopf darunter war allzeit friſch und wohlgemuth. Ein kleiner Acker und eine gute Wieſe, ſowie eine Kuh im Stall, waren aus den Brettern herausgeſägt worden. So lebte Meiſter Krug viele Jahre.

Nun aber fügte es ſich, daß die älteſte Tochter einen Sägmüller in der Nähe heirathete. Unſer Meiſter ließ ſich dazu verleiten, ſein bischen Habe zu verkaufen und mit dem Sägmüller gemeinſam ein Waſſerwerk zu kaufen und dazu noch nahmhaftes Geld aufzunehmen. Er verſtand den Bretterhandel wohl und wollte daneben auch noch ſein Handwerk treiben; bald aber wurde ihnen durch eine neuerrichtete große Schneidemühle unheilbarer Nachtheil bereitet und nach wenigen Jahren mußte Alles verkauft werden. Die jungen Leute behielten noch ſo viel, daß ſie mit Noth übers Meer auswandern konnten, und unſer Meiſter Krug kehrte nochmals ins Dorf zurück. Ein treuer Genoſſe aus der Wanderzeit, der Schuhmacher Grundler, nahm ihn bei ſich auf. Meiſter Krug wollte nun unverdroſſen nochmals anfangen und von unten auf ſich etwas erwerben; er ſah aber bald, daß er jetzt weniger als nichts hatte, denn es giebt ein Etwas in der Welt, das unſchätzbar iſt und ſich mit keiner Zahl nennen läßt, es heißt: Credit! Nicht die ungleichmäßige Vertheilung des Beſitzes iſt das Uebel in der Welt, ſondern daß man nur dem, der etwas beſitzt, auch fremdes Gut anvertraut. Es iſt daher wohlgethan, daß in unſern Tagen ein Hauptaugenmerk darauf gerichtet wird, Darlehnskaſſen für Gemeinden und Bezirke, überhaupt Vorſchußbanken zu errichten, die die Arbeitskraft als Capital betrachten und ſie nöthigenfalls mit den entſprechenden Mitteln ausrüſten. Unſer Meiſter Krug klopfte an verſchiedenen Thüren an, ja ſogar bei Wucherern, aber man willfahrte ihm nirgends. Er lief von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, und wiederum nach der Stadt; immer meinte er, er müſſe die Thüre finden, durch die er aus ſeinem Elende herauskomme, aber ſie that ſich nicht auf. Es war eine unſägliche Verzweiflung, mit der Krug hin und her wanderte, und er fragte ſich oft: Warum gehſt du wieder heim? Warum wanderſt du nicht hinaus in die weite Welt, um fern und ungeſehen zu ſterben? Im Wald ausſchauend ſagte er oft vor ſich hin: „Nur ein Paar, nur einen von den Bäumen und ich wäre gerettet!“ Ja er legte ſich mehrmals im ſtillen Wald nieder und hoffte, daß der Tod kommen und ihn erlöſen werde; aber immer wieder machte er ſich auf und kehrte heim zu ſeiner Frau; die wohl als Taglöhnerin arbeitete, aber doch nicht ſo viel errang, daß ſie beide davon hätten leben können, zumal da beim Hin- und Herrennen und Suchen des Meiſters immer baar Geld drauf ging, wenn auch nur ein paar Kreuzer.

Die Noth ſtieg, wie man ſagt, bis an den Hals oder vielmehr noch höher hinauf. Es gab keinen Taglohn mehr und der gute Kamerad Grundler half endlich damit aus, daß er ſich bei einem reichen Bauern, von dem Krug ein Malter Korn auf Borg kaufte, für die Bezahlung verbürgte. Nun war doch mindeſtens wieder Brod im Hauſe. Unſer Meiſter nahm den erſten Laib davon mit, das andere überließ er ſeiner Frau, und jetzt zog der vierundſechzigjährige Mann wieder wie ein junger Wanderburſche hinaus in die Fremde, um als Handwerksgeſelle Arbeit zu finden. Es gelang ihm bereits am dritten Tage, und er arbeitete friſch drauf los; aber ſei es, daß er nicht mehr in einer großen Werkſtätte arbeiten konnte und ſich zu ſehr anſtrengte, oder daß den alten Mann das Heimweh und die Entbehrung der treuen Fürſorge ſeines Weibes ſo ſehr plagte, oder daß er überhaupt die veränderte Lebensweiſe nicht mehr ertrug: genug, noch nicht zwei Monate waren um, als Meiſter Krug in's Spital gebracht wurde; und hier genas er zuſehends raſch, denn ſeine Frau war gekommen, ihn zu pflegen. Als er wiederum gut marſchiren konnte, that es die Frau nicht anders, er mußte mit ihr heim. Unterwegs war Krug äußerſt munter und er ſagte oft: ſo habe er ſich's vor Zeiten gewünſcht, da er noch als fröhlicher Wanderburſche durch die Welt zog. Oft und oft habe er ſich ſein zukünftiges Weibchen herbeigewünſcht, daß ſie mit ihm wandere.

Daheim angekommen ſtand Krug wieder im alten Elend und was ihn am meiſten plagte, war: daß er nicht einmal ſo viel erübrigt hatte, um dem treuen Grundler ſeine Bürgſchaft abzulöſen. Wieder trat er ſeine alten Wanderungen an, aber einſt auf dem Heimwege übermannte ihn das Elend. Bei einer Buche mit niederhängenden Aeſten knüpfte er ſein Halstuch los und machte eine Schlinge um den Aſt: „Mach' ein End," ſagte er vor ſich hin und ſtampfte auf die Erde, in der er ſich ein Grab erzwingen wollte. Aber plötzlich hielt er wieder inne und ſagte faſt laut vor ſich hin:

„Ja, ja, aber der Grundler, der ſich für dich verbürgt hat, der treue Menſch, wird um ſein Geld betrogen! Kannſt du als Betrüger aus der Welt gehen! Darfſt du den guten Glauben deines Kameraden hintergehen? Nein, nein, der Grundler muß ſein Geld haben, und wenn ich's ſtehlen muß.“ So ſprach er faſt laut und ſchaute dann ſtill vor ſich nieder, indem er daran dachte, daß Jemand noch mehr als Geld für ihn verbürgt hatte. Jahrzehnte lang hatte ihm ſeine Frau Liebe gewidmet und durfte er ihr damit vergelten, daß er ihr das Leid anthue? Und weiter gedachte er aller der Menſchen, die ihm je Gutes gethan und er rief laut aus: „Es iſt ja fürchterlich. Ich bin ja der größte Schuldner auf der Welt.“ Und jetzt als er ſein Halstuch wiederum abknüpfen wollte, ſchaute er durch die Blätter hinauf zum Himmel und rief: „Du Himmel biſt noch da und der über dir auch! Ich warte geduldig, bis Ihr ein Ende macht, ich nicht.“

Ein Wandersmann in grauen Sommerkleidern mit einer neumodiſchen ſogenannten Bügeltaſche hatte nicht fern davon das ſeltſame Gebahren des Mannes geſehen und ſeine Ausrufe gehört. Jetzt trat er auf ihn zu und ſeine Worte und ſeine Mienen waren ſo zutraulich, daß ihm Krug ſein ganzes Leben erzählte, beſonders aber was in der letzten Stunde mit ihm vorgegangen war. Der Fremde öffnete die Bügeltaſche und ſteckte die Hand in klingende Münze. Krug faßte ſeinen Arm und rief: „Ich nehme nichts geſchenkt, ſonſt hätt' ich mich auf die Gemeinde gelegt.“ Der Fremde aber ſagte: „Lieber Mann, ich will euch nichts ſchenken.

Seht, ich habe mit dieſem Geld eine Reiſe nach der Schweiz machen wollen, ich bin nicht reich, aber das habe ich zu meiner Erholung erübrigt und ich will's euch nicht ſchenken, ſondern nur leihen; und zum Beweiſe, nehmt hier dieſen Zettel, darauf ſteht mein Name und mein Wohnort, ich thue weiter nichts, als ich kehre jetzt geraden Weges wieder um. Ich ſchenke euch nur meine Reiſefreude, habe aber eine andere dafür, könnt mir's glauben. Wenn ich euch helfen kann, iſt mir's wohler als auf dem höchſten Berge; der Gedanke, daß ich euch helfe, iſt mehr als die ſchönſte Ausſicht ins Weite. Ich bitt' euch, wenn ihr könnt, bezahlt mich wieder."

„Ich kann aber keinen Bürgen mehr ſtellen," ſagte Krug und lächelnd erwiderte der Fremde:

„Ich weiß einen Bürgen, den wir hier gleich bei der Hand haben, und er heißt Vertrauen. Ich wiederhole euch, ich bin nicht reich an Geld, aber an Vertrauen zur Güte der Menſchen, und ſo glaube ich euch; täuſcht ihr mich und behaltet ihr das Geld, während es euch gut geht, ſo habt ihr mich um mehr als mein Geld, ihr habt mich um mein Menſchenvertrauen betrogen und damit mir die Freude und einem Andern, der, wie ihr, Noth leidet, die Hülfe geraubt. Daran denkt und nun lebt wohl."

Der Fremde legte fünfzig Gulden vor Krug hin, und als dieſer noch ſtaunend darauf ſchaute, war der Fremde verſchwunden. —

Es gelang Krug, ſich wieder herauszuarbeiten und nach Jahren erhielt der Fremde ein amtlich beſiegeltes

Schreiben aus dem Heimathsdorfe Krug's, darin die Nachricht, daß dieſer geſtorben ſei, daß man aber in ſeinem Gebetbuche eine Quittung über ein bezahltes Malter Korn gefunden habe und in ſeinem Halstuche, das im Kaſten lag, einliegendes Geld und dabei die eigenhändig geſchriebenen Worte Krug's: „Dieſes Geld gehört dem N. N. in N. Er ſoll nur allezeit an die Menſchen glauben und wenn er auch einmal betrogen wird.“

Das war der geringe Mann. Sieh zu, du brauchſt nicht weit ſuchen, ob du nicht auch eine ſolche Luſtreiſe in die weite Welt des Wohlthuns machen kannſt.

Die Hexenbeſen.

Noch heutigen Tages reiten die Hexen auf dem Blocksberg, ſo behauptet der Doktor Geſcheitle ſteif und feſt, und er thut ſich was darauf zu gute, das er ganz genau weiß, woher jener alte Aberglaube entſtanden iſt und ſeine Beweisführung lautet ſo: Wenn die Zeit iſt, da die Staare ihre alte Behauſung auf's Neue aufſuchen und herrichten und der Fink ſeinen ſchmetternden Geſang von den kaum knoſpenden Bäumen erſchallen läßt, um dieſe Zeit da fährt auch in die Hausfrauen eine Scheuerſucht, die ſich nicht mehr bändigen läßt; ſie wollen jetzt auch um die Oſterzeit den Winter aus dem Haus hinaus kehren, mag's draußen nieſeln und Naßkälte und Wind und Wetter noch ſo unbehaglich machen, es nützt nichts, Fenſter auf! Alle Böden aufgeſcheuert! Alle Schränke ausgekehrt — und mit Einem Wort, in die Beſen iſt der Teufel gefahren und in diejenigen, die ſie führen, nun — es ſchickt ſich nicht, daß man das ſagt.

Verſuch's nicht, ihnen Einhalt zu thun: es könnte dir übel gerathen; ſprich nichts davon, daß man auf ſonnige Zeit warten möge: es nützt nichts, die dürren Reiſer in den Beſen ſchlagen jetzt aus, es regt ſich eine Gährung in ihnen wie im Korn auf dem Speicher, wie im Wein im Keller. Suche dich mit dem Gedanken zu beruhigen, wie es gut iſt, daß eine Zeit zur völligen Ausſtäubung des Hauſes eingeſetzt iſt; manche unterließen es ſonſt ihr Lebenlang.

Berufe die behexten Beſen nicht, wer weiß, was du ſonſt erfahren kannſt, was dir nicht lieb wäre.

Gieb Acht auf deine Frau, wenn ſie dieſes liest; es hat etwas zu bedeuten, wenn ſie dabei lacht und auch wenn ſie nicht lacht.

Neue Gewerbvereins-Satzung.

Die Gewerbevereine ſind die natürliche, zeitgemäße Erneuerung des alten Innungsverbandes, ihr beſonderes Augenmerk muß darauf gerichtet ſein, die Errungenſchaften, die auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft wie der Erfahrung gemacht werden, zum Nutzen Aller zu verallgemeinern, neue Abſatzwege für die Arbeitserzeugniſſe zu eröffnen und Hülfskaſſen aller Art zu errichten.

Der Gewerbverein zu ** ſtand in voller Blüthe, und ſeitdem der Vetter Andres beigetreten iſt, hat er vielfach die ſpieleriſchen Großthuereien daraus entfernt und mit Recht wurde der Vetter deßhalb einſtimmig zum Vorſitzenden ernannt. Bei der letzten Jahresverſammlung hielt Vetter Andres einen eindringlichen Vertrag über einen der wichtigſten Gegenſtände, nämlich über das allmälige Verſchwinden feſter Kunden. Er erklärte, wie zwei Dinge hierzu mitwirken, die ſich nicht abändern laſſen. Das ſind erſtens die Magazine fertiger Waaren, wo der Käufer in keine Beziehung mehr zum Gewerbsmann tritt, und damit hängt das Zweite zuſammen, daß durch die neuen Verkehrswege, durch die raſche Verbindung zwiſchen verſchiedenen Städten und Ländern man den Bedarf nicht mehr vorzugsweiſe an ſeinem Heimathsorte ſich anſchafft. Ein Drittes aber, ſetzte er hinzu, iſt viel weniger ſichtbar und doch am wirkſamſten. Eben die Magazine fertiger Waaren haben in den Verbrauchenden eine ungeduldige und kurzangebundene Haſt hervorgerufen, daß man nicht mehr warten will, bis man ein beſonders Gewünſchtes erhält; Alles wird auf Knall und Fall beſtellt, und in dem Gewerbsmann hat ſich dadurch ein großer ſittlicher Schaden ausgebildet, und der beſteht in falſchen Verſprechen oder einfacher im Nichtworthalten, grad heraus im *Wortbruch*. Der Gewerbsmann will ſich den Verdienſt nicht entgehen laſſen und obgleich er weiß, daß er die geſetzte Friſt nicht einhalten oder beſten Falls nur mit ſchlechter Arbeit einhalten kann, verſpricht er doch auf Tag und Stunde hin. Daraus erzeugt ſich neben Anderem eine Verſtimmung und Mißachtung, und wer ſelber treulos iſt, dem hält man auch die Treue nicht und ſo geht man beim nächſten Bedarf zu einem Andern. Darum ſollte es ein Hauptaugenmerk der Gewerbtreibenden ſein, dem Beſtellenden zu erklären: in dieſer und dieſer Friſt iſt es überhaupt und mir beſonders nicht möglich, das Verlangte zu liefern. Freilich darf der alte Meiſter Schlendrian, der ſeine beſondere Freude am Liegenlaſſen und Vergeſſen hat, dabei nicht im Hintergrunde ſtehen und flüſtern: Man braucht's nicht ſo genau zu nehmen. Genau und feſt ſei Wort und That. Könnt euch darauf verlaſſen, daß in den meiſten Fällen nach einer offenen und wahrheitsgetreuen Erklärung der Beſteller ſeinen Auftrag nicht zurückziehen wird; vielmehr wird ſich daraus ein dauerndes und treues Verhältniß bilden, denn die Mehrzahl der Menſchen iſt doch noch ſo, daß es ihnen wohlthut, wenn ſie der Geradheit begegnen und nicht mit ſchuld ſind an dem ſittlichen und wirthſchaftlichen Verderb ihrer Mitmenſchen. Probirt es nur, und ihr werdet ſehen, was daraus erfolgt. Treue wird mit Treue belohnt, und darum wollen wir uns hier feierlich und gemeinſam das Wort geben, daß wir alle Fahrläſſigkeit abthun und allezeit dem Arbeitgeber Wort halten.

Ja! rief es einſtimmig aus der Verſammlung und Hunderte von arbeitsharten Händen ſtreckten ſich in die Höhe.

Du, der du das lieſeſt und zu dem ehrenhaften Gewerbſtand gehörſt, lege die Hand auf dieſes Blatt und gelobe das Gleiche vor dir ſelbſt. Wirſt ſehen, es wird dir Ehre vor dir und Ehre und Nutzen vor den Menſchen bringen.

Ein beſonderes Kennzeichen der Eitelkeit

liegt auch darin, daß die damit Behafteten es nie geradezu eingeſtehen wollen, wenn ſie auch nur in einer unſcheinbaren Sache Unrecht haben oder im Irrthum ſind. Oft mit Eifer und Scharfſinn bringen ſie tauſenderlei Gründe vor, für das was ſie gethan und geſagt, während ſie beim Thun und Sagen keinen einzigen davon im Sinne hatten. Und ſo kommt zum anfänglichen Irrthum noch das Laſter der Lüge. Einen Irrthum kann man einem Menſchen beweiſen — indem man ihm die wirkliche oder mögliche Sache vor Augen ſtellt — eine Lüge nur ſeltener; denn wo ſoll man den Beweis des Gegentheils hernehmen, wenn Einer lügneriſch behauptet: ich habe die Sache ſo und ſo angeſehen?

Alle die Ausreden der Eitelkeit geſchehen nur, um nicht einfach geſtehen zu müſſen: ich habe mich geirrt, ich habe das und das nicht recht verſtanden oder habe es vergeſſen.

Forſche einmal im Leben nach und du wirſt ſehen, daß dieſe Eitelkeit in der Regel von ſolchen ausgeht, die nicht in ſich feſt ſind oder immer eine abhängige und unſelbſtändige Stellung nach außen vor Augen haben, ſo daß ſie durch das freie Bekenntniß eines Mangels ſich etwas zu vergeben fürchten.

Der Gevattersmann kennt einen tüchtigen Menſchen, der bei manchen Gelegenheiten ſagte: „das und das verſtehe ich nicht oder davon weiß ich nichts.“ „O Sie ſind zu beſcheiden,“ rief man ihm entgegen. „Nein,“ erwiderte er, „im Gegentheil, dieſes Bekenntniß iſt Stolz. Weil ich von manchen Dingen ſagen kann, daß ich davon etwas weiß oder verſtehe, kann ich den Muth haben ohne Scheu zu ſagen: in Dieſem bin ich unwiſſend. Wer wirklich Etwas gelernt hat, braucht ſich nicht zu fürchten, die Grenzen ſeines Wiſſens einzugeſtehen, und je mehr man wirklich verſteht um ſo mehr ſieht man ein, was man nicht verſteht; wer aber nichts Rechtes inne hat, der giebt ſich gern bei jeder Gelegenheit den Anſchein, als ob ihm gar nichts verborgen wäre. Mein Bekenntniß iſt alſo nicht Beſcheidenheit, ſondern Stolz, und dieſen wünſche ich recht vielen Menſchen, und dann wird weniger Lüge und Hohlheit in der Welt ſein. Einer wird gern vom Andern lernen und bereichert und aufgeklärt von ihm weggehen.“

Von jenem obengenannten freien Eingeſtändniß, von jener Willigkeit ſich eines Beſſern belehren zu laſſen, hat der Gevattersmann noch ein treffendes Beiſpiel in Erfahrung gebracht. Der alte Meiſter Gottfried von Berlin, ein weltberühmter und ehrenfeſter Künſtler, hatte die Redeweiſe im Gebrauche: es ſoll mir lieb ſein, wenn ich Unrecht habe — und gerne ließ er ſich von einer Beweisführung überzeugen. Der Gevattersmann kennt Nachkommen des Meiſters, in deren Familie das Wort heimiſch iſt, und hoffentlich wird es nun auch in anderen Familien heimiſch. Probirt's nur; werdet ſehen, wie manche Störrigkeit gebeugt, mancher Streit dadurch geſchlichtet wird.

Es iſt etwas Wahres dran.

Das iſt die wohlfeilſte und halbſinnigſte aller landläufigen Redensarten, die eine innere Faulheit bekunden. Und wieder iſt es die Eitelkeit und Zerfahrenheit, die ſie in Umlauf geſetzt hat. Du kommſt mit einem Menſchen zuſammen, der ganz ohne Einſicht und ohne richtige Anſicht einer beſtimmten Sache iſt. Du ſetzeſt ihm Alles auseinander und machſt ihm die Augen auf, und er — was ſagt er zuletzt? „Es iſt etwas Wahres dran, an dem was Sie ſagen.“ Er kann und wird dir nicht ſagen, worin dieſe Stückwahrheit beſtehe; er glaubt genug gethan zu haben mit dieſer höflich zunickenden Redensart.

Solche Menſchen ſind keiner Erlöſung mehr fähig und des Beſten verluſtig was es geben kann auf der Welt: durch ein neues Wort, durch einen neuen Gedanken, der in die Seele geht, eine neue Belebung zu gewinnen.

Die Menſchen, welche die obengenannte Redensart im Munde führen, wo ſie andächtige Zuſtimmung zu erkennen geben ſollten, dieſe Menſchen würden eine neue Offenbarung, die ihnen verkündet würde, mit dem anmuthig freundlichen Zulächeln begrüßen: Es iſt etwas Wahres dran!

Laß dich von dieſem Hochmuths- und Faulheitsteufel nicht berücken und du wirſt ſehen, es giebt keine größere Freude als die: ſich von einem Mitmenſchen eine echte und rechte Wahrheit vollauf und ganz geben zu laſſen. Es iſt eine neue Belebung, über den abgeſtandenen Irrthum hinüber zur Wahrheit zu kommen. Wenn ein friſches Faß angeſtochen iſt, merkt man erſt recht, wie welk und abgeſtanden Das vom alten war, und das Neue mundet um ſo beſſer.

Vom zertretenen Korn.

„Es giebt nichts Schöneres,“ ſagte der Pfarrer vom Berge, der mit ſeinem Schultheiß — oder wie es nach dem neugebackenen Titel jetzt heißt, mit ſeinem Ortsvorſtand — in Amtsgeſchäften aus der Stadt zurückkam, als ſie die Hochebene erreicht hatten und den Fußweg durch die hohen Kornfelder einſchlugen, „es giebt nichts Anmuthenderes, als ſo hinzuſchreiten durch das wogende Feld, und mir thut das noch wohler als ein Waldgang. Dieſe Saat iſt mit Gottes Hülfe unſere eigene Arbeit, und ſeht, Schultheiß, der Roggen ſteht gleich auf mit eurem Hute. Das Getreide hat für mich etwas beſonderes Heiliges, das grünt und ſproßt und blüht, und hat es ſeine Frucht gezeitigt, ſo ſtirbt es ab, bleibt nicht für ſich wie der Baum; es ſcheint nur für die Frucht, für des Menſchen Nahrung zu leben.“

Der Schultheiß hörte ruhig zu, er nickte mit dem Kopfe, aber um ſeine Lippen ſpielte ein ſeltſames Lächeln, und als jetzt der Pfarrer, faſt als ſpürte er das Lächeln hinter ſeinem Rücken, ſich umwendete und den Schultheiß zutraulich fragte, was er wieder habe, er ſehe ihm was Verſtecktes an, da ſagte der Schultheiß: „O Herr Pfarrer, bei Ihnen iſt man immer in der

Kirche, und Sie gehen auf dem Boden herum wie im Himmel. Aber Herr Pfarrer, mit Verlaub, das iſt mir viel zu fein, und nun gar für die da drin! Sagen Sie das Einem im Ort, und es iſt wie wenn man einem Ochſen in's Horn kneift, er ſpürt nichts davon. Mir gehen, wenn ich mich da umſehe, ganz andere Gedanken im Kopf herum."

„Nun? Darf ich ſie nicht wiſſen?"

„Freilich, ſchauen Sie, das iſt mein Acker. Da iſt kein Weg, aber die Leute haben ſich einen mitten durch gemacht, und es giebt nichts Aergerlicheres als das; denn ſchauen Sie, es iſt nicht genug, daß Eines Platz hat, die ſich begegnen müſſen einander ausweichen, und ſie treten oft noch mit Fleiß nebenaus. Und da liegt mindeſtens ein gehauftes Malter Korn, das die Leute da niedergetreten haben, und Keiner macht ſich ein Gewiſſen daraus, die gute Gottesgabe unter den Fuß zu treten. Es iſt ein guter Brauch, daß man keine Broſamen auf den Boden wirft, und wo ſie ſind aus dem Wege kehrt; aber da, das iſt doch auch Brod, und wenn die Leute nur dreißig Schritte Umweg machen wollten, da drüben geht der Rain; aber was ficht das die Leute an? Sie ſuchen den nächſten Weg. Ich habe Alles gethan, um den Durchgang zu verſperren. Sehen Sie, dort liegen die Dornen, aber ſie haben mir ſie nebenan geworfen; dort habe ich Graben gehackt, aber was hat's genützt? Sie treten jetzt im Halbkreis drum herum, und ich habe doppelten Schaden. Es geht mit den Dornen und Graben wie mit den Geſetzen im Verordnungsblatt, ſie richten oft noch mehr Schaden an als ſie verhüten wollen, denn der Flurſchütz kann nicht überall ſein, und wenn's Niemand ſieht, thut Jeder was er will, und iſt noch bös, weil man ihm was in den Weg gelegt hat, und freut ſich, daß er drüber hinaus kann."

„Wenn man nur wüßte," entgegnete der Pfarrer, „wer zuerſt dieſen Weg durch's Feld gemacht; denn ſo iſt einmal der Lauf der Welt: hat der Eine zuerſt die Sünde gethan, ſo geht der Andere in den Fußtapfen nach und denkt: jetzt ſchadet's nichts mehr."

„Und der Erſte denkt vielleicht," ergänzte der Schultheiß, „man ſieht meinen Schritt nicht und ich bin ſchnell darüber weg, es ſchadet nichts, das Verdorbene richtet ſich wieder auf, oder eigentlich — und das iſt am meiſten der Fall — er denkt gar nichts dabei."

Der Pfarrer ging ſtill vor ſich hin und an ſeinem Hauſe ſchüttelte er dem wackern Schultheiß nochmals die Hand.

In der Erntepredigt, die alljährlich geſetzmäßig gehalten werden muß, überraſchte der Pfarrer ſeine Zuhörer mit einer ſeltſamen Auseinanderſetzung. Er erklärte ihnen, wie wohlthuend es ſei, daß man ſich allſonntäglich zu gemeinſamer innerſter Sammlung und Kundgebung ſeiner Wünſche und Beſtrebungen einige im Gebet, und wie der Geiſtliche nur ein Vordenker ſei, der der Gemeinde das darbringe, was die Beſten aller Zeiten gedacht und wieder in ihm erweckt zu gemeinſamer Belebung; dann aber ſagte er, daß das noch erhebender ſei, wenn der Geiſtliche nicht immer allein aus den überlieferten Schriften und aus dem eigenen

Herzen ſpreche, ſondern auch, wenn er ſeinen Mund leihe dem Denken und Fühlen Derer aus der Gemeinde, ſo daß ſich wahrhaft eine Gemeinde des Geiſtes bilde. Und nun ging er auf die Betrachtung der durch das Feld getretenen Wege über. Er verpflichtete ſich zuerſt feierlich von der Kanzel, nie mehr einen Weg durch's Feld zu gehen, der nicht eigens dazu angelegt war, und er verpflichtete einen Jeden, auf ſich ſelber zu achten und Andere dazu anzuhalten, daß ein Gleiches geſchehe. Zuletzt erzählte er aus der Bibel, daß man im Lande Kanaan geſetzlich ein Stück des erntereifen Ackers ſtehen laſſen mußte für die Armen und Beſitzloſen, und ſo legte er den Großbauern an's Herz, dasjenige, was durch die Feldwege bisher niedergetreten worden ſei, noch als ein Uebriges zu dem Gewöhnlichen an die Armen zu vertheilen.

Sieh dich nächſtes Jahr in deiner Gemarkung um, was dieſe Mahnung für Frucht getragen hat.

Auf einem Acker an der Eiſenbahn.

Der Gevattersmann denkt noch mit Freude an einen hellen Sommertag, als er mit dem — nein, er darf ſeinen Namen nicht nennen, denn er nimmt das übel — alſo mit einem aufgeweckten und behäbigen Bauer deſſen Feldwirthſchaft beſichtigte; denn es gehört zu dem Erfreulichſten, in ein geſundes, mit Fleiß und Verſtand gehaltenes Anweſen hineinzuſchauen: der Arbeitende genießt das Glücksgefühl ſeines Thuns noch einmal in der Freude deſſen, dem er es zeigt, und er braucht nicht zu fürchten, daß man das Eitelkeit nennen wird, denn das Schimpfen auf die Eitelkeit iſt in vielen Fällen weiter nichts als ein Laufpaß für die Faulheit.

Als wir an ein Ackergebreite längs der Eiſenbahn kamen, ſagte der Bauer: „Sie können ſich gar nicht vorſtellen, was für Geſchrei und Aberglaube überall auf den Dörfern war, als man die Eiſenbahn anlegte. Man wird's in hundert Jahren nicht mehr für wahr halten, was man davon fabelte; denn jetzt ſchon kommt es Einem vor wie ein Traum nach einem Rauſch. Noch jetzt, wenn man ſo am Geländer ſteht und der Bahnzug braust daher, iſt es Einem als ob der ganze Zug zermalmend auf Einen losfahre; damals aber haben die Leute wirklichen Schwindel davon bekommen. Ich will deſſen gar nicht gedenken, daß man wirklich und wahrhaftig geglaubt hat, der Teufel allein habe den Bau zu Stande gebracht und er fahre dahin und käme über's Jahr wieder um ſeine Opfer zu holen; der jüngſte Tag ſei vor der Thür. Die Leute ſagten ſogar, das Saatfeld ginge davon zu Grunde, die Bäume ſterben ab und die Dörfer werden in Brand geſteckt; und jetzt — ſehen Sie, das gehörte zu meinen ſchlechteſten Aeckern und nun iſt es einer von den beſten. Die Bergwaſſer, die da herunterkommen, haben den Boden zum ertrunkenen Lande gemacht, und ich habe meine Nachbarn nicht dazu bringen können, daß wir eine gemeinſame Ableitung anlegten; da hat die Eiſenbahn einen Durchlaß gemacht und wir haben den beſten, fetten Boden, der faſt gar keinen Dünger braucht. Im Beſtellen und Einheimſen der Ackerfrucht iſt die Eiſenbahn freilich hinderlich, weil die Bahnwärter mit ihrem Staatsdienerſtolze keinerlei Rückſicht wollen gelten laſſen, aber das wird ſich mit der Zeit ſchon geben. Die Eiſenbahn iſt jetzt unſre beſte Uhr und es hat doch was Prächtiges, daß man ganz genau weiß, wieviel es an der Zeit iſt; die Genauigkeit und Pünktlichkeit, an die man ſich durch die Eiſenbahn gewöhnen muß, iſt in allen Dingen von großem Nutzen, ſo wenig man das auch noch deutlich bemerkt. Und tagtäglich ſieht man, von wie vielen Dingen man noch nichts weiß, und das thut auch gut. Beſonders die Kinder können ſich die Eiſenbahn gar nicht aus dem Sinn oder gar nicht hinein bringen. Meine Kinder wollen immer wiſſen, wie das mit dem Dampfwagen u. ſ. w. eingerichtet iſt und wie man das macht, und ich ſelber, wenn ich daſtehe und den Zug vorbeibrauſen ſehe und wenn ich mir den Draht da oben betrachte, der ſich dahinzieht, muß oft denken: es iſt doch eine große Sache, was Menſchenverſtand zuwege bringt. Ich habe mir drinnen auf der Hauptſtation die Gläſer und Kolben zeigen laſſen mit deren Ausſtrömung der Draht beſtändig geſpeist wird; ich muß ſagen, ich verſtehe es doch noch nicht recht, aber das habe ich behalten, was mir der Telegraphenmann ſagte: heutigen Tages iſt der Menſch ſo weit gekommen, daß er mit Sonnenſtrahlen malt, mit Dampf reist und mit Blitzen ſpricht. Und wenn ich mir ſo denke: jetzt in dieſem Augenblick laufen unhörbar und ſchneller als man's ſagen kann, Worte durch den Draht dahin, und ein Land ſpricht mit einem andern, und ich ſehe nichts und merke nichts davon, da macht mich das Geheimniß hier faſt andächtig. Vor Zeiten hätte man dieſe Dinge nicht Geheimniſſe, ſondern Wunder genannt, aber jetzt wiſſen wir, daß ſie das nicht ſind: die Einen verſtehen ſie und die Anderen nicht; und es wird eine Zeit kommen, wo wiederum Neues offenbar iſt. Und ich denke an die großen Geheimniſſe, die in der Welt und über ihr noch verborgen ſind, und Alles iſt ſo groß, daß ich's nicht faſſen und nur erſtaunen kann. Ich danke meinem Geſchick, daß ich in einer Zeit lebe, in der die Geheimniſſe der Welt uns ganz nahe gerückt ſind; ſeit ich das weiß bin ich viel glücklicher. Ueber meinen Acker hin ziehen unſichtbare Worte und auch auf meinem Acker ſteht das große Räthſel der ganzen Welt, zu dem wir in Andacht aufſchauen."

Der Gevattersmann freut ſich, daß der, der das geſagt, jetzt auch hier leſen kann und wenn er ihn bei einem guten Trunk Bier dort in jenem Thalwirthshauſe wiederfindet, wird er ihm hoffentlich keine Vorwürfe mehr machen. Vielleicht nur den, daß er ihn ein bischen herausgeputzt habe; aber — wer hat auch einen Rock von einem andern Schnitt angehabt als er Geſchworner beim Schwurgericht war? Der Menſch darunter bleibt doch derſelbe und die Gedanken bleiben doch dieſelben und gute Gedanken auf einem Acker ſind auch ein Segen, wenn man ihn auch nicht im Wagen führt und mit der Gabel ladet. Beim großen Ausdreſchen wird ſich's zeigen.

Welches iſt der gottloſeſte Gedanke?

Es ſtanden zwei Wanderer an der Umzäunung eines Dorfkirchhofes und der Aeltere ſprach: „Es iſt ein Zeichen von der Verwilderung unſeres Lebens, daß die Dorfkirchhöfe in der Regel nur einen wüſten ordnungsloſen Eindruck machen. Man hat die Kirchhöfe außerhalb des Dorfes verlegt, und ſie ſollten den wohlthuendſten Anblick des Naturfriedens gewähren, durch geordnete Wege, durch Baumpflanzungen und Blumen; aber freilich, die meiſten Ortsvorſteher denken nur an die Grasnutzung vom Grabe ihrer Angehörigen.“

Der Jüngere ſchien anderen Gedanken nachzuhängen, ſein Blick war wehmuthsvoll und er ſprach endlich tief aufathmend: „Dieſe Gräber, wer weiß, welches Leben ſie decken, wie Viele hier vermodern und ſind in ihrem Daſein nie das geworden, wozu die Kraft in ihnen lag. Dort ſind die Gebeine eines armen Taglöhners, der vielleicht ein volkbeglückender Regent; dort Einer, der ein weisheitſpendender Lehrer und wiederum Andere, die hätten Denker, Dichter, Künſtler, Erfinder, Feldherren und große Männer aller Art werden können, wenn nicht das Schickſal ihnen dieſe Gelegenheit verſagt, wenn nicht bedrückende Verhältniſſe ſie eingeengt hätten, ſo daß ſie nie das wurden, was ſie zu werden beſtimmt waren.“

„Was ſie zu werden beſtimmt waren! An dieſes Wort von dir knüpfe ich an,“ erwiderte der Aeltere, „und ſage dir, daß dein Ausſpruch der gottloſeſte iſt, der ſich denken und kundgeben läßt. Die Klage und Wehmuth über das, was man untergegangene oder erſtickte Größe nennt, iſt eitel. Jedes wird in der Welt das, was es zu werden die wirkliche Macht hatte; läßt es ſich durch Hinderniſſe und Störungen beeinträchtigen oder gar zerſtören, ſo hat es eben nicht die volle Kraft gehabt zu dem, was es ſich ſelbſt einredete oder was Andere ihm zumutheten. Es giebt keine erſtickte Macht in der Welt; läßt ſie ſich erſticken, ſo iſt ſie eben keine. Wäre das anders, ſo wäre die Welt, das Schickſal der Völker und der einzelnen Menſchen ein bloßes Gaukelſpiel. Der auf Erkenntniß gegründete Glaube an die Weisheit und Gerechtigkeit der Weltordnung iſt Eins mit dem Glauben an die unzerſtörbare Kraft des menſchlichen Willens und ſeiner im letzten Grunde feſtgeſtellten Unabhängigkeit von äußeren Bedingungen. Die Fähigkeit, durch redliche Arbeit ſich zu vervollkommnen, fehlt in keiner Lebenslage. Aeußerliche Verhältniſſe können den Gegenſtand ändern, mit dem ein Menſch zufrieden und glücklich iſt, aber die innere Zufriedenheit, die Glückſeligkeit in ſich, die reine Gemüthsverfaſſung, wird dadurch nicht geändert. Du haſt inſofern Recht: es können hier die Hüllen großer Geiſter begraben ſein; aber beſteht denn die Größe allein in der Breite und Weite des Gebietes, das man mit ſeinen Gedanken und Thaten beherrſcht? Die Art und die innere Seele deſſen was man thut, iſt die eigentliche

Größe, nicht die Zahl, nicht das Gebiet, denen die That zu gute kommt. Das was den eigentlichen und echten Werth des Menſchen ausmacht, iſt überall das Gleiche. Allenthalben iſt Gelegenheit gegeben, ſich als rechtſchaffen und tapfer, als dienſtwillig und hülfreich gegen Andre zu bewähren, und das iſt das Beſte, was der Menſch kann, ob er nun als Miniſter, als Gelehrter, oder als Ackerknecht und Fabrikarbeiter ſeinen Menſchenberuf erfülle. Wer ſeine gegebenen Verhältniſſe wahrhaft zu erfüllen ſucht, mit Nachdenken, mit Fleiß und Liebe, der hat dem Beſten genügt. Beſſeres kann Niemand thun. Alle Sehnſucht nach Bethätigung in anderen Verhältniſſen iſt geſtillt, wenn man bedenkt, daß ſich damit nur die Erſcheinungsart verändert, keineswegs aber die innere Tugend, die überall die gleiche iſt. Hier hört alle Eiferſucht und alles ungeſtillte Verlangen auf. Immerhin mag Jener dort Beruf und Fähigkeit zum Staatsmann gehabt haben, und war dieß, ſo hat er ſein gerechtes Bemeſſen gewiß in kleinen Verhältniſſen geübt und der in ihn gelegten Kraft Genüge gethan; daß er es nicht weiter that, war eben weil ſeine Kraft dazu nicht ausreichte oder weil im Haushalt der Welt Manches ſich zu ſcheinbar Kleinem verwenden laſſen muß. Jener dort mag nach innerer Befähigung ein weiſer Lehrer, die Anderen mögen Denker, Dichter, Künſtler, Erfinder, Heerführer geweſen ſein, und ſie haben das gewiß nach Maßgabe ihrer Naturkraft nach Außen erfüllt und ihr Geiſt lebt fort in Anderen, denen ſie eine kleine Anregung gegeben, und wir können die Zuverſicht feſthalten, daß er einſt auf anderer Stätte, in anderem Boden ſeine volle und durch neue Zuthaten vermehrte Kraft und gemeinnützige Größe entfalten wird. Es iſt ein hoher Spruch der Weisheit, der die Welt verſtehen lehrt, wenn es 1. Kor. 12, 4—6. heißt: Es ſind mancherlei Gaben, Aemter, Kräfte, aber es iſt Ein Geiſt, ein Herr, Ein Gott der da wirket Alles in Allen.

Und ein gutes Sprüchwort ſagt: nicht der iſt arm, der wenig hat, ſondern wer viel begehrt! Aber hätten dieſe Alle auch einſiedleriſch in ſich verſunken gelebt und nie, auch nur in der kleinſten Weiſe, zur äußeren Geltung und Wirkung gebracht was in ihnen war, ſo waren ſie es für ſich und das war ihre Erfüllung. Es blühen tauſend Blumen im verborgenen Waldesgrund, die Niemand ſieht, es reifen tauſend Früchte, die Niemand genießt; daß ſie aber für ſich zu Blumen, zu Früchten geworden, das iſt ihre Erfüllung in ſich, die göttliche Vollendung ihrer Naturbeſtimmung. Und die Natur iſt ſo reich, daß ſie nicht Alles unſeren Augen ſichtbar und mit Händen greifbar zur Verwendung und zum Verbrauche bringt. Zu denken aber, daß Etwas in der Welt durch zufällige Verhältniſſe ſeine Naturbeſtimmung verfehlt habe, das iſt der gottloſeſte Gedanke von allen, die ſich denken laſſen.“

Der Jüngere drückte dem Aelteren ſtill die Hand und ſie gingen getroſten Muthes in gleichem Schritte von dannen.

Eine fremde Hand

ſchlägt dein eigen Kind. Du kommſt dazu und erfährſt, daß das Kind es wohl verdient hat und du weißſt, daß der Lehrer oder wer es ſonſt eben gezüchtigt, im Allgemeinen ein wohlwollender Menſch und dem Kinde zugethan iſt; und dennoch, wie du ſo dein eigen Kind gezüchtigt ſiehſt, dreht es dir das Herz im Leibe um. Warum denn? Weil du doch Niemand die Liebe für dein eigen Fleiſch und Blut zutrauſt, wie dir ſelbſt, und das läßt ſich nicht überwinden.

Gieb aber auch auf dich ſelber Acht, ob nicht oft deine eigene Hand, die das Kind züchtigt, eine fremde iſt, ob du nicht oft in Mißmuth über ganz Anderes eine Unfolgſamkeit oder eine Unart an deinem Kinde mit einer Härte beſtrafeſt, die das Vergehen bei weitem nicht verdiente.

Hüte dich, daß deine eigene Hand nicht die fremde ſei.

Berthold Auerbach's

geſammelte Schriften.

Erſte, neu durchgeſehene Geſammtausgabe.

Achtzehnter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1858.

LIOTHECA
REGIA
SIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Schatzkäſtlein des Gevattersmanns.

Zweiter Band.

Inhalt.

Jahrgang 1845.

	Seite
Der Gevattersmann	1
Warm muß ich werden	2
Wer iſt ein größerer Herr?	4
Ein Flucher	4
Dreierlei Wünſche	7
Wenn er das Sieden verträgt	8
Der König kommt	9
Ein Pranger für Alle	9
Beſonderer Tiſch	10
Ein Geſpenſt	11
Troſt im Unglück	11
Von kleinen Reiſen	13
Unterthänigſte Bittſchrift des Wörtleins Ich an Wir, Man und den gehorſamſt Unterzeichneten	16
Gute Unterhaltung	18
Der Polizeidiener in der Rattenfalle	20
Je ſchlimmer je beſſer	22
Der Doktor Gſcheitle	26
Nur ein Schneider	26
Der Fall über den Schatten	29
Das Glück durch die Gelbwurſt	31
Der gekreuzte Dukaten	34

Seite
Das Schlimmſte . . . 39
Ein Mährchen mit einer Wahrheit . . . 40
Der falſche Sechſer . . . 41
Was ſuchſt du? . . . 44
Leſerliche Hand . . . 45
Polizei! Hilf! . . . 46
Sonderbare Zahlungsfriſten . . . 49
Der beſte Spion . . . 50
Gut heimbezahlt . . . 52
Der ſchöne Jean . . . 54
Der wiedergefundene Schatz . . . 58
Neuer deutſcher Briefſteller . . . 62
  I. Brief eines preußiſchen Soldaten an ſeinen Vater . . . 62
  II. Brief vom Vetter Andres . . . 71
  III. Antwort vom Vetter . . . 78
Was für Bilder ſoll ich in meine Stube hängen? . . . 81

Jahrgang 1846.

Der Gevattersmann . . . 84
Die Kunſt, jeden Tag glücklich zu ſein . . . 85
Kein Kopf und keine Wurzel . . . 86
Von neuen und alten Kleidern . . . 89
Der Wurſtviſitator . . . 90
Die Poſaune des Gerichts . . . 92
Garantirt . . . 96
Der Seiler von Fürfeld . . . 98
Doppelt genäht hält feſt . . . 104
Vom Gewerbfleiße . . . 109
Eine nicht gehaltene Rede . . . 110
Von kleinen und großen Kindern . . . 115
Wach' in's Gewehr! . . . 117
Du, Ihr, Sie . . . 118
Der Kindesmord. Eine harte Geſchichte . . . 122
Neuer deutſcher Briefſteller . . . 139
  Brief eines ſchwäbiſchen Bäckergeſellen aus Berlin . . . 143

Jahrgang 1847.

Seite
Der Gevattersmann 160
Die goldene Repetiruhr 164
Die Frau Bürgermeiſterin 169
Alte und neue Wirthshausſchilde 172
Nachtgeſpräch zweier deutſcher Grenzpfähle 174
Vor der Kirche 177
Der Herr Lotterer 181
Der getreue Adjutant 185
Nochmals von Kleidern 186
Selbſtregieren und Selbſtrafiren 187
Wo ſteckt der Teufel? 188
Gebt mir meinen Mann 190
Das Märchen vom goldgelben Apfel 190
Der unbequeme Weg 194
Herr und Meiſter 196
Eine Wetterregel 197
Neuer deutſcher Briefſteller 198
Frag- und Antworttafel 211

Jahrgang 1348.

Der Gevattersmann 214
Eine Dämmerungsſtunde 215
Die Schloßuhr zu Kleinreſidenzlingen 221
Aus dem Kindergarten 225
  Zerſtören 225
  Allein oder im Verein 228
  Ein Kind zurechtweiſen 229
  Ihre Pflicht zu thun 230
  Gewährenlaſſen 231
  Vielregieren 232
  Planmäßig 232
  Geſegnet ſei die Hand 233
Eitelkeit, nichts als Eitelkeit 234
Die Kunſt, Menſchen zu finden 236

Seite
Von dem Gefangenen mit der eiſernen Maſke 238
Ein Kampf um Leben und Tod 240
Neuer deutſcher Briefſteller 274
Frag- und Antworttafel 285
Nachmärzliches, oder drei Säcke und ein vierter und der iſt der größte 286
Briefwechſel zweier Brüder 288
I. Hans an Ernſt 288
II. Ernſt an Hans 296
Fertig! 307

Jahrgang 1845.

Der Gevattersmann.

Beſinnſt dich hin und her, herüber und hinüber, lieber Leſer, was das für ein Gevattersmann iſt, der da zu dir in's Haus kommt, und was ihm ein Recht giebt, ſich ſo zu heißen. — Es laſſen ſich ſiebenerlei Gründe dafür denken, fünf kannſt du dir ſelber machen und zwei will ich dir ſagen. Alſo:

6. Will ich dein Gevattersmann ſein bei manchem rechtſchaffenen Gedanken, den du zur Welt bringſt. Wenn du das da lieſeſt, was ich jetzt ſchreibe, und es geht dir etwas Gutes dabei durch den Kopf, und du ſpürſt es in allen Gliedern, daß du ein braver Mann und ein guter Deutſcher ſein willſt, ſo ſteht Einer in Gedanken dabei und freut ſich — und das iſt dein Gevattersmann.

7. Will ich auch noch einmal Gevatter ſein bei dem ſchönſten und liebſten Kind, das hoffentlich nicht mehr zu lange auf ſich warten läßt. Und weißt du wie es heißt? Die deutſche Einheit. Laß dann dem Gevattersmann die Freude, ein ganz klein Zipfelchen von

ſeinem Kaiſermantel zu halten und ihm etwas ganz Gutes in das Kiſſen zu binden.

Warm muß ich werden.

Kommt einmal gegen Abend in einer Stadt in Deutſchland ein Fremder mit Extrapoſt an, und verlangt Pferde, um weiter zu fahren. Ein baumſtarker Poſtillon ſpannt an, und fährt mit dem fremden Herrn ab. Als ſie in den zwei Stunden langen Wald kommen, fängt es an Nacht zu werden. Es iſt als ob die Pferde ſelber eine beſondere Unruhe verſpürten; ſie laufen, daß man glaubt, die Räder fliegen davon. Plötzlich werden ſie aber angehalten, drei Räuber überfallen den Wagen und verlangen von dem Reiſenden, er ſolle ihnen Alles, was er habe, freiwillig geben, oder ſie wollten ihn zwingen, daß er keine Einſprache mehr machen könne. Der Bedrängte ruft nun den Poſtillon zu Hülfe. Dieſer aber ſitzt ruhig auf dem Bock und ſchmaucht behaglich ſeine Pfeife, als ob ihn die ganze Geſchichte nichts anginge. — Was wollte alſo der Fremde thun? Er ſteigt aus und muß zuſehen, wie ihm die Räuber Alles, was er an Geld und Geldeswerth hat, wegnehmen. Als nun endlich die Platte rein geputzt iſt, ſagt der Fremde: „Mit Verlaub, ihr Männer, ich hätte noch eine Bitte, daß ihr mir einen Dienſt erweiſet; ich will's nicht umſonſt. In meiner Kutſche iſt noch eine verborgene Kiſte mit fünfhundert

Thalern, die ſollt ihr haben, wenn ihr mir den Schwager da oben, den Poſtillon, herunternehmt und tüchtig durchwalkt.“

Zu einem ſo ehrlichen Verdienſt laſſen ſich die Räuber nicht zweimal auffordern. Sie reißen den Poſtillon herunter und trommeln tüchtig auf ihn los. Eine Weile läßt er Alles mit ſich machen. Endlich hebt er die Achſeln und ſagt: „Jetzt iſt's genug!“ eben gerade als ſeine Peiniger daran ſind, ihn ganz niederzuwerfen. Nun kehrt er den Stiel um, packt den Einen hüben und den Andern drüben und ſchlägt ſie ſo aufeinander, daß ihnen das Herz im Leibe zittert und ſie umfallen wie die Mücken im Herbſt. Jetzt kniet mein Poſtillon auf ſie hin, und giebt ihnen das Draufgeld ſammt Zinſen wieder zurück. Als das der Fremde merkt, gewinnt er Muth, und macht es mit ſeiner Leibwache ebenſo. Mit Hülfe herzugekommener Leute gelingt es dann, die Räuber zu binden und nach der Stadt hineinzubringen. Unterwegs ſagt der Fremde zu dem Poſtillon: „Aber hör' einmal, du biſt ein ſonderbarer Heiliger. Warum biſt du denn ſo ruhig geweſen, und haſt mir nicht geholfen, und haſt dich zuerſt prügeln laſſen?“

„Warm muß ich werden!“ antwortet der Poſtillon, „wenn ich meine tüchtige Tracht Prügel habe, dann weiß ich erſt, was ich bin, dann kann ich erſt recht tapfer um mich hauen.“ —

Daraus iſt zu lernen: wie gar viele Menſchen ruhig bleiben, ſo lange ihr Nachbar in der Klemme ſteckt, bis es endlich ihnen ſelber an den Kragen geht. Es iſt aber auch noch etwas Anderes daraus zu lernen für das deutſche Volk.

Wer iſt ein größerer Herr?

Der König Max von Baiern war ſeiner Zeit ein gar leutſeliger Fürſt; das iſt beſſer als hochſelig, denn da iſt man ſchon geſtorben, und beſſer als redſelig, denn dabei kommt nichts heraus als eben ein Mund voll Wind. Alſo der König Max kommt einmal in ein Dorf und unterhält ſich mit dem Schultheiß:

„Wie geht's, wie ſteht's?“ fragt er.

„Königliche Majeſtät, ich bin ein größerer Herr als Sie,“ antwortet der Schultheiß.

„Wie iſt das zu verſtehen?“

„Ja, ſehen Königliche Majeſtät, wenn Sie etwas befehlen, ſo geſchiehts; ich muß aber zehnmal befehlen, bis etwas geſchieht, alſo habe ich mehr zu befehlen, und wer mehr zu befehlen hat, iſt ein größerer Herr.“

König Max merkte ſich das und verſchaffte den Anordnungen der Schultheißen mehr Nachdruck.

Ein Flucher.

Zweierlei Tuch, das haben die Mädchen Alle gern; ſowohl die Dienſtmagd als ihr Fräulein. — In einer

Stadt, wo jeden Mittag Schlag zwölf die Parade durch die ſchnurgerade Straße zieht, und richtig nach neun Stunden der Zapfenſtreich geboren wird, liebte alſo ein liebes Jungfräulein einen Offizier. Es giebt manchen braven und tüchtigen Mann unter den Offizieren, der nicht wie ſo viele Andere glaubt, mit dem Exerziren und Spazirenreiten ſei man ein großer Mann, brauche weiter nichts, und könne auf alle anderen Menſchen herunterſehen; ſondern der es weiß, daß Liebe zum Vaterlande, zu Verfaſſung und Geſetz ihm ſeinen Degen feſtſchnallen müſſen; der ſich allerlei nützliche Kenntniſſe und ein ordnungsmäßiges geſetztes Benehmen aneignet, weil er ja dazu da iſt, damit Niemand dem Lande etwas anhaben könne, damit Ordnung und Freiheit darin herrſche. Das liebe Jungfräulein war aber an den Unrechten gekommen, er ſah wohl recht manierlich aus, war's aber gar nicht; beſonders hatte er ſich ein läſterliches Fluchen angewöhnt, und ein Hagelblitzdonnerwetter ging ihm ſo leicht vom Mund weg, wie einem andern ehrlichen Menſchen ein Morgen- oder Abendſegen. Wenn er aber ſeine blaßgelben Glanzhandſchuhe anhatte, und bei den Eltern und mit den Geſpielen des Jungfräuleins in Geſellſchaft war, da lächelte er ſo ſanft und liſpelte ſo zart, wie wenn gar kein rohes Wort über ſeine Lippen gehen könnte; er ſprach von ſeinen Gefühlen u. dgl., was die Mädchen gar gern haben, und das Jungfräulein ſah ihn immer mit ſtrahlenden Augen an. — Einſtmalen an einem Abend war der zarte Held wieder im Hauſe ſeiner Liebſten geweſen, und war bezaubernder als je: ſo viel weiſe Mäßigung, ſo viel edle Sanftmuth war ihr noch nie vorgekommen. Als es endlich Zeit zum Weggehen war, hatte ſich das Jungfräulein weggeſchlichen und harrte verſtohlen an der Treppe; es wollte dem Jüngling noch eine Gutnachthand oder auch einen Kuß geben. Als der Offizier die Thüre hinter ſich in's Schloß fallen hörte, fing er mit dem größten Behagen an: „Kreuzhimmelſahnenbataillonmalefizdonnerrrſacrrra —“ und ſo weiter noch eine gute Weile; dann ſagte er tief aufathmend, wie wenn eine große Laſt von ihm genommen wäre: „Ah! jetzt iſt mir's wieder wohl, jetzt habe ich mich doch ausgeflucht; habe ich doch den ganzen Abend gemeint, ich muß platzen wie eine Bombe. Ich muß fluchen, fluchen muß ich, und vor dem Weibsgeſindel muß man doch ſchön thun. Johann! Hundskerl, häng' mir den Mantel um.“ — Das Mädchen, das dieſes vernommen, ſchlich leiſe in die Stube zurück, der Offizier bemerkte es noch, aber alle Mühe, die er ſich ſpäter auch gab, war vergebens, ſie waren von nun an geſchieden, und er konnte jetzt für ſich allein über ſein Fluchen fluchen. — Manche Leute wollen zwar ſagen, ſie nehme ihn doch wieder an. Sei dem wie ihm wolle. Merke: es iſt nicht gut, wenn man ſich gemeine Redensarten angewöhnt, es kann zu deinem Unglück ſein, auch wenn du gerade nicht verliebt biſt.

Dreierlei Wünſche.

Manche Menſchen ſind gar zu höflich und vergeben ſich dadurch ihr Anſehen. So ſagte einmal ein überaus feiner Franzoſe zu einem Engländer: „Wenn ich nicht ein Franzoſe wäre, ſo wünſchte ich ein Engländer zu ſein.“ Der Engländer erwiderte trocken: „Und ich, wenn ich nicht ein Engländer wäre, ſo würde ich wünſchen — einer zu ſein.“ Liegt in dieſen beiden Ausſprüchen nicht die oft übertriebene Artigkeit des Franzoſen und das Selbſtgefühl, ſo wie die ſtrenge Wahrheitsliebe des Engländers ausgedrückt? Noch vor wenigen Jahren hätte ein Deutſcher, der dabei geweſen wäre, geſagt: „Und ich — ich möchte ein Franzoſe oder ein Engländer ſein.“ — Das iſt Gottlob jetzt anders. Jetzt haben wir einſehen gelernt, daß wir ſelber etwas auf uns halten müſſen, wenn wir es zu etwas bringen wollen. Wer ſich nicht ſelbſt achtet, dem geſchieht Recht, wenn ihn auch Andere nicht achten. Wird ein guter Sohn die Fehler ſeines Vaters aufdecken? Lies einmal in der Bibel die Geſchichte von den Söhnen Noah's. Wenn uns Deutſchen auch noch Vieles fehlt, was andere Nationen haben; wenn auch noch Vieles im Vaterlande anders werden muß, bis jeder mit gerechtem Stolz ſagen darf: „Ich bin ein Deutſcher!“ ſo liegt doch in uns ein ſo tüchtiger Kern, daß wir es zu Großem bringen können; wenn wir nur recht wollen, und uns ſelber aufrecht erhalten. Und gerade, weil uns von ſo vielen Seiten ſo hart mitgeſpielt wird, verdienen wir um ſo mehr Achtung, daß wir den Kopf nach oben behalten und vorwärts dringen.

Wenn er das Sieden verträgt.

Der Herzog Karl von Württemberg, der im vergangenen Jahrhundert gelebt hat, war ein gar geſtrenger Herr, und wollte Alles in der Welt, d. h. in ſeiner württembergiſchen Welt, nach ſeinem eigenen Kopf ummodeln. Einſtmalen reitet der Herzog Karl auf einem ſchönen Schimmel durch das Städtchen Calw im Schwarzwalde. In dieſer Stadt war ein berühmter Färber, er ſteht eben vor dem Hauſe und zieht ſeine Mütze ab. „Hör' er einmal," ſagt der Herzog, „kann Er mir den Schimmel da blau färben?"

„Ja, Durchlaucht, wenn er das Sieden verträgt," antwortet der Färber.

Der Herzog iſt ſtill davon geritten.

Dieſe Geſchichte hat aber in unſeren Tagen auch noch eine Bedeutung, und zwar eine beſondere. Viele möchten gern das ganze deutſche Volk und die Menſchen überhaupt ganz ändern durch Allerlei, — wenn ſie nur das Sieden vertragen würden. Und es geht da leicht wie bei einem einzelnen Menſchen, man kann Einen zu todt doktern. Gottlob aber, das deutſche Volk iſt geſund und braucht nicht ſo viele Verordnungspflaſter, und albern iſt, wer es modeln möchte, wie er's gerade gern hätte.

Der König kommt.

Ein Mann war zu Tiſche geladen und ſagte immer: „Ich bin ſo voll, ich kann eigentlich gar nichts mehr eſſen.“ Dabei hieb er indeß doch nicht faul ein. Endlich aber ſagte er: „Nun iſt's genug.“ Da kam zuletzt noch ein ſchön Spanferkelchen, das glitzerte ſo unſchuldig und rein, daß Einem die Augen glänzten, wenn man's anſah. Dem Gaſte wird ein ſchön Stück angeboten, er nimmt's, und auch Kartoffelſalat nebſt Füllſel dazu, und verzehrt's mit Luſt. „Ich begreife aber gar nicht,“ ſagte der Hauswirth, „wie Ihr das noch eſſen könnt? wo findet Ihr denn Platz?“ „Ja,“ ſagte der Gaſt, „das iſt gerade, wie wenn der Marktplatz ganz voll iſt, Kopf an Kopf, es kann kein Menſch mehr hinein; auf einmal heißts: „„der König kommt!““ da rückt Alles zuſammen, und es giebt Platz für ihn und ſeinen Hofſtaat.“

Ein Pranger für Alle.

„Die Juden ſind ſchlechte Kerle, ſie betrügen und lügen und ſtehlen wenn's angeht,“ ſagte ein Mann zu ſeinem Freunde, worauf dieſer erwiderte:

„Die Juden ſind auch ſchlecht, aber im Allgemeinen nicht ſchlechter als die Chriſten auch. Wenn ein Menſch lügt und betrügt und ſtiehlt, ſo fragt er, wenn er ein Chriſt iſt, nicht ſeinen chriſtlichen, und wenn er ein

Jude iſt, nicht ſeinen jüdiſchen Katechismus; der eine wie der andere verbietet ihm das, er thut's aber trotzdem."

„Die Juden ſollten aber nicht ſchlecht ſein," ſagte der Erſte.

„Ich will dir 'was erzählen," erwiderte der Freund abermals: „Vor Zeiten, als man die Verbrecher noch am Pranger ausſtellte, ſtand einmal zu Frankfurt am Main ein Jude darauf. Ein anderer Jude geht vorüber. „„Nu Mauſche,"" ruft ihm ſein Nachbar Chriſtian zu, „„gelt, da ſteht ein Judt!"" „„Nu, was der Mähr?"" ſagt Mauſche, „„habt Ihr den Pranger allein gepachtet?""

Beſonderer Tiſch.

Herzog Karl hat einmal im heißen Sommer in dem Städtchen Nagold zu Mittag gegeſſen, oder eigentlich geſpeiſt, wie die großen Herren thun. Kommt eine Unzahl von Fliegen und ſpeiſt mit, uneingeladen, und ſummen mit einander, und laufen hin und her, und gehören doch gar nicht an eine fürſtliche Tafel. Da wird der Herzog bös und ſagt zu der Wirthin: „In's Teufels Namen, deck' ſie den Mücken beſonders."

Die Wirthin iſt ſtill, und thut wie ihr befohlen. Nach einer Weile tritt ſie wieder vor den Herzog, macht einen Knicks und ſagt: „Gedeckt iſt, befehlen jetzt auch Eure Durchlaucht, daß ſich die Mücken ſetzen." — —

Hievon kannſt Du ſelber die Anwendung machen.

Ein Geſpenſt.

Weiß wohl, daß du nicht mehr an Geſpenſter glaubſt, wie ich auch nicht. Es giebt aber ein Geſpenſt, das ich oft geſehen habe, bei Leuten, die auf harten Bänken und bei Leuten, die auf weichen Polſtern ſitzen. Ich habe es am hellen Tag, bei der einſamen Oellampe und beim Scheine von hundert Wachskerzen geſehen. Du kennſt die Sage, daß, wenn Jemand gewaltſam umgebracht worden iſt, ſein Geiſt als Geſpenſt umwandle. Viele Menſchen ſchlagen die Zeit gewaltſam todt, durch Nichtsthun, oder dadurch, daß ſie etwas treiben, was nicht viel mehr als Nichtsthun iſt, und da kommt dann das Geſpenſt der gemordeten Zeit: die Langeweile, und ſetzt ſich den Mördern, wo ſie ſind, auf den Nacken; es macht kein Geräuſch; es macht nur gähnen. — Willſt du das Geſpenſt von dir bannen, mußt du immer etwas Rechtes thun oder denken.

Troſt im Unglück.

Wenn ein ſchweres Unglück über dich kommt: es ſtirbt dir ein lieber Menſch, oder es betrifft dich ſonſt Etwas, daß du von Kummer und Schmerz ganz niedergedrückt biſt und dir gar nicht aufzuhelfen weißt; dann kommen die Freunde und ſagen dir: ſieh auf

Dieſen oder Jenen, der hat noch viel ſchwereres Unglück ertragen oder ein Gleiches — oder dein eigener Verſtand ſagt dir: andere Menſchen haben auch Unglück und Trübes aller Art. Du findeſt darin einen Troſt und eine Stütze.

Nun frage ich: iſt denn die Menſchennatur ſo ſchlecht geartet, daß wir einen Troſt darin finden, wenn wir ſehen, daß wir nicht allein unglücklich, ſondern daß es Andere auch ſind? Steckt ſo ein Neidteufel in der menſchlichen Seele, daß wir froh ſind, wenn Andere auch Schaden haben?

Die Antwort iſt: wenn wir von einem ſchweren Unglück betroffen werden, ſo meinen wir im erſten und heftigſten Schmerze, wir könnten nie mehr in Ruhe und Frieden leben, wir müßten daran zu Grunde gehen — wir verzweifeln faſt. Wir glauben nicht, daß wir nach einem Jahre oder ſonſt nach Verfluß einer Zeit, wieder friſch und freudig ſein könnten. Da betrachten wir das traurige Geſchick fremder Menſchen, und ſagen uns, wenn auch nicht deutlich: Dieſe und Dieſe haben Aehnliches und noch viel Schlimmeres gehabt und haben es doch ertragen — du mußt es auch können. Man gewinnt dadurch Vertrauen zu ſeiner eigenen Kraft und den rechten Glauben, daß ſie ausreicht.

Wenn wir alſo in unſerem eigenen Unglück fremdes betrachten, ſind wir weit entfernt, Freude an dem Schaden Anderer zu haben.

Darum wehre dich nicht dagegen, wenn man dir in deinem Unglück fremdes zum Troſt vorführt.

Von kleinen Reiſen.

1.

Es iſt wahr und gewiß, man erlebt in unſeren Tagen weit weniger auf Reiſen, als vor Zeiten. Bei den guten Straßen und bei der Vorſorge für das Gefährt, kommt ſelten etwas Beſonderes mehr vor, etwa daß ein Rad bricht, oder dergleichen. Auch ſind die meiſten Menſchen jetzt nicht mehr ſo geſprächſam. Da ſitzen ſie ſtumm in ihren Winkeln und gucken einander an. Sonſt, wenn einer eine Reiſe that, war er aufgeräumt und zog auch andere Leute auf; die Menſchen wurden zuſammengeſchüttelt und gerüttelt, manchmal ging einem dabei auch das Herz auf und im nächſten Wirthshaus war die ganze Geſellſchaft ſchon Bruderander. Jetzt liegen die Leute viel zu viel auf der Straße, und ſie haben nicht Luſt, ſich immer auszuſchwatzen.

Da hatte einmal ein Vetter vom Gevattersmann, er heißt Johann, einen Hauptſpaß auf einer Reiſe von Berlin nach Potsdam. Es ſoll ein langweiliger Weg ſein. Das war nämlich vor der Eiſenbahn. Die zehn Menſchen, die im Familienwagen ſaßen, ſchauten einander an und waren gar nicht familiär, und es war Alles, daß ſie nicht gähnten. Da ſagte der Vetter: „Meine verehrten Anweſenden. Der Menſch (Alles lachte, weil er ſo weitläufig anfing, er aber fuhr fort) der Menſch lebt ſeine 70 Jahre oder auch mehr oder weniger; davon iſt die Zeit, die wir hier nach Potsdam fahren, ein erklecklich Stück. Ich meine, wir ſollten es einander ſo heiter als möglich machen; ich ſchlage alſo vor, daß wir, bis wir in Potsdam angekommen ſind, Du zu einander ſagen, Sie werden ſehen, wie fröhlich es wird.“

Eine Weile blieb Alles ſtumm, da ſagte endlich eine ehrwürdig ausſehende alte Frau, die in einer Ecke ſaß: „Du haſt recht, das iſt ſehr geſcheit,“ und nun ging's los. „Halt,“ rief der Vetter Johann (er befiehlt ein bischen gern) „ein Jedes ſoll dem Andern ſagen, für was es ihn hält, aber aufrichtig.“ Nun ging's erſt los, und man war ſo froh, daß ein Jedes bedauerte, als man in Potsdam angekommen war.

2.

Vor einiger Zeit fuhr der Gevattersmann nach einer der vielen deutſchen Hauptſtädte, auch Reſidenzen genannt. Zwei Männer ſaßen neben ihm, ſie waren geſprächſam. Ich will nicht ſagen, für was ich ſie gehalten habe, es ſchienen im Ganzen ehrbare Menſchen zu ſein. Der Eine aber erzählte: „Ich komme von Wiesbaden, dort iſt mir im ſchwarzen Adler mein Hut vertauſcht, und ein alter verſchabter Deckel dafür hingelegt worden. Ich habe mich aber kurz entſchloſſen und habe einen Hut nach dem andern aufprobirt, bis mir zuletzt der, den ich aufhabe, paßte. Die Kellner merkten's wohl und lachten, ich aber ging ruhig fort.“

Ich ſagte ihm: „Wie nun, wenn der, deſſen Hut Sie haben, es ebenfalls ſo macht, und ſo fort, bis endlich die ganze Geſellſchaft unrechte Hüte aufhat und der alte am letzten hängen bleibt?“

Der Mann erwiderte blos: „Ich kann nichts dafür.“

Nun ſchien, wie geſagt, der Mann ſonſt recht ehrbar zu ſein. Wie verträgt ſich aber eine ſolche Handlung damit?

Dieſe Geſchichte paſſirte auf der Hinreiſe. Auf dem Rückweg, wir fuhren im Eilwagen, wurden wir von einem tüchtigen Platzregen überraſcht. Die Fenſter wurden nun aufgezogen, aber eines derſelben ſchloß nicht gut und es ſpritzte durch daſſelbe herein; auch von der Decke, wo die Laternen ſtecken, tropfte es. Der Mann, der dem Regen zunächſt ſaß, ärgerte ſich darüber und ſagte, er werde bei der Ankunft das Klagebuch, das auf jedem Poſtamt liegt, verlangen und dieſen Uebelſtand rügen, damit ihm abgeholfen werde. Einſtweilen richtete er ſich ein, ſo gut es ging, und hüllte ſich in ſeinen Regenmantel.

Als man endlich angekommen war, meinſt du nun, der Betropfte habe das Beſchwerdebuch verlangt? Er reckte und ſtreckte und ſchüttelte ſich und ſagte endlich zu einem Packer: „Da regnet es herein, das ſollte man ändern laſſen.“ — Dann ging er ſeines Weges und weiß nun nicht, oder wenigſtens nicht ſicher, ob dem Uebelſtande abgeholfen wird.

So geht es oft: auch wo die Menſchen helfen können, iſt ihnen oft die kleine Mühe zu viel, und ſie ſcheuen ſich, wie der Betropfte, vor den Poſt- oder andern Beamten und wollen nicht von ihnen darum angeſehen ſein. Sie machen ſich ſchnell aus der Traufe, ſo gut es geht, und laſſen Andere wieder naß werden, wie ſie es geworden ſind.

Greif' an dein Herz, ob du auf dieſe Art nicht auch ſchon oft verſäumt haſt, etwas in die Reihe zu bringen, ob du das deinen Nächſten betreffende Uebel verhindert haſt ſo gut du konnteſt, und thue künftig, was dir dein Gewiſſen befiehlt und ſcheue dich vor Niemand.

Unterthänigſte Bittſchrift

des Wörtleins Ich an Wir, Man und den gehorſamſt Unterzeichneten.

Ich armes, verſtoßenes Geſchöpf weiß nicht, wo ich mein Haupt niederlegen ſoll; möcht' in mich ſelber hinein verkriechen, wenn das anginge. Weiß wohl, daß es ſich nicht ſchickt, ſogleich mit Ich anzufangen, thu' es aber doch. Da ſteht in der Zeitung: „Friſche Stockfiſche habe erhalten. Johann Dreibein.“ Wo bleib' denn Ich? Ich meine bei den Stockfiſchen könnte man ein ſolch kleines Ich ſchon unterbringen, Herr Dreibein!

Ein Kaufmann ſchreibt: „Ihre Zuſchrift vom 2. hujux habe erhalten.“ Stünde Ich nicht geſcheiter da, als das hujux?

Du, ich meine dich Nachbar Kilian, machſt eine Bittſchrift, weil du einen Plan für einen neuen Schweineſtall bei der Oberbaudirection einreichen willſt, und wo ich mich ſehen laſſen will, kommt der Katzenbuckel „gehorſamſt Unterzeichnete“ und Ich werde gar nicht angeſehen und muß mich kuſchen.

Am meiſten ärgert's mich, daß das landläufige „man“ von dem Niemand weiß, wer und woher es iſt, mich überall wegdrückt. Der Joachim ſteckt den Feuerſtein in die Pfeife und den brennenden Zunder in den Sack, und da ſagt er: „Man iſt doch oft gar zu dumm.“ Donner! da gehör' Ich hin, Ich bin dumm, muß er ſagen, und nicht „man.“

Und wenn ich meine, jetzt können ſie mich gar nicht mehr nebenaus ſetzen, jetzt müſſen ſie mich nehmen: der Bürgermeiſter hat 'was zu befehlen, oder ein Zeitungsſchreiber 'was zu wünſchen; ich würde mir eine Ehre daraus machen, wenn Ich dabei auftreten könnt' — aber nein, da heißt es gleich: „Das Bürgermeiſteramt, die Zeitungsſchreiberei,“ oder es kommt gar der hoffärtige Burſch, der „Wir,“ und ſtellt ſich ellenbreit hin, und Ich werde wieder heimgeſchickt.

Bei den Leuten im Irrenhaus und bei den Kindern bin ich's gewohnt, daß ſie nichts von mir wiſſen; ſie verſtehen noch nicht, was Ich zu bedeuten habe. Der närriſche Jakob ſagt immer: „Der Jakob iſt todt.“ Ich bin ihm ganz abhanden gekommen. Der kleine Fritz ſagt: „Mutter, gieb dem Fritz ein Aepfelchen.“ Die großen Leute ſollten doch aber wiſſen, was Ich zu bedeuten habe. Freilich, vor Gericht, und wenn's ſonſt 'was zu läugnen giebt, da ſagen ſie ſchön: „Ich . . . Ich . . . weiß nichts, Ich . . . Ich . . .“ daß ich mich ſchämen muß; aber wenn's was gutes giebt, kennen ſie mich nicht, da thun ſie oft, wie wenn Ich gar nicht da wäre. Freilich, es giebt viele Leute, die ſind nicht einmal das Pünktchen auf dem i, viel weniger ein ganzes Ich, die können meinetwegen „wir“ ſagen, oder auch „man“; ich brauche ſie nicht.

Am meiſten freuen mich die Engländer, bei denen bin Ich immer groß angeſchrieben, ſie ſchreiben immer „I“ und ſtellen mich ſtolz hin.

Darum meine ich jetzt: wir Deutſchen dürften wohl auch anfangen, Ich zu ſagen, und recht ſchön wäre es, wenn Ich immer groß angeſchrieben wäre. Ich hoffe, daß man mir in Zukunft Recht werden läßt, und verbleibe allzeit dienſtfertiges Ich.

Gute Unterhaltung.

Nichts iſt ärgerlicher, als wenn man beim Weggehen aus einer Geſellſchaft ſich ſelber Ohrfeigen geben möchte. Du gehſt Abends, oder ſonſt an einem Feier- oder Sonntage, auf Beſuch zu Leuten. Du haſt ein gutes und reines Gemüth, möchteſt über ordentliche Sachen ſprechen, heiter oder ernſt, wie's kommt. Da hat's aber oft der Teufel geſehen. Du gerätheſt unter Leute, die unzüchtige und ſchmutzige Reden führen. Du biſt eine Weile ſtill und hörſt zu. Du haſt den Muth nicht, die Sache in eine andere Bahn zu führen; auch iſt das ſchwer, denn von unzüchtigen Sachen können die Dümmſten ganz geläufig ſprechen. Du hörſt alſo eine Weile zu und — da fällt dir auch eine ſolche Geſchichte ein. Du erzählſt ſie — blos den Anderen zu Gefallen, — und wenn du weggehſt, möchteſt du dir, wie geſagt, Ohrfeigen geben.

Dieſe Treppenreue, wie man das nennen kann, iſt ſehr traurig. Nicht mehr thun, iſt das Beſte.

Ein Anderes geſchieht oft einem geſprächſamen und mittheilenden Menſchen. Er kommt wohin, es redet Niemand, er kann das nicht aushalten und redet dann für zwei; er muß ſich ſelber Red' und Antwort geben, und noch dazu auf Dinge, die er gern für ſich behalten hätte, und die nicht gerade da und dahin paſſen, kurzum, er ladet das Heu vor der unrechten Thür ab.

So ging's oftmals einem braven und vernünftigen Manne, der in den Abendſtunden ein Nachbarhaus beſuchte. Einſtmals ſagte er: „Ich gehe nicht mehr hin.“ „Warum?“ fragt ſeine Schweſter, „Du unterhältſt dich ja immer ſo gut.“ „Ja,“ antwortet er, „Ich unterhalte mich.“

Darum wünſcht dir der Gevattersmann immer einen oder einige gute und offene Menſchen zur Geſellſchaft, wenn du ſie nöthig haſt. Sei du nur ſelber ſo, und ſieh dich nur recht um, dann findeſt du ſie in jedem Dorf und in jedem Städtchen.

Der Polizeidiener in der Rattenfalle.

Warum ſind die meiſten Menſchen, die eifrig darauf aus ſind, daß das Geſetz herrſche und die Obrigkeit in Achtung ſtehe, ich frage: warum ſind die meiſten Menſchen ſo froh, wenn der Polizei ein Schabernack geſpielt wird? Sie gehört doch auch zur Obrigkeit, und wie! Macht ſie ſich denn nicht überall geltend, auf Schritt und Tritt, zu Pferd und zu Fuß, bei Tag und bei Nacht? — Ja, das iſt's eben. Sie macht den ordentlichen und geſetzmäßigen Leuten viel mehr zu thun, als den unordentlichen. Sie giebt ſich das Anſehen, als ob ſie allein mündig ſei, und alle Bürger unmündige Kinder; ſie wird in gar vielen Orten, nicht wie ſich's gebührt, von den Bürgermeiſtern und von den Bürgern ſelbſt gehandhabt, ſondern von Menſchen, die man eben ſo hergeſetzt hat, und die Einen anſehen, als ob ſie ſagen wollten: warum kann ich dich denn nicht beim Kragen nehmen? — Und wenn man ſie braucht, dann ſind ſie gerade nicht da. Das meiſte Aergerniß giebt aber, daß viele Anordnungen ſo ausſehen, nicht als wollte man die Leute ſchützen, ſondern als wollte man ſie im Zaume halten und bisweilen noch eine Trenſe aufſetzen. Und endlich (um das Regiſter voll zu machen), ein Hauptübel iſt, daß die Polizeidiener ein Fanggeld oder einen Anzeigerlohn haben; da gewinnt es dann oft den Anſchein, als ob die Verordnungen nur da wären, um die Leute recht ſtrafen zu können, und nicht dazu, um Unordnungen zu verhüten.

Davon kann der Gevattersmann wieder ein Geſchichtchen erzählen, das in einer Stadt geſchehen iſt, welche jetzt zu einer deutſchen Bundesfeſtung gemacht wird, und die zwiſchen dem Rhein und der Donau liegt. Hier wohnt ein ehrſamer Schreiner und hat mehrere Geſellen. Nachts, wenn Feierabend iſt, wollen die Geſellen eben auch nicht zu Haus bleiben, ſondern der Eine geht da-, der Andere dorthin. Nun kann der Meiſter nicht jedem Geſellen einen beſondern Hausſchlüſſel geben, ſondern allen insgeſammt nur einen. Sie machen nun unten an der Rinne einen Verſchlag, und da legen ſie den Schlüſſel hinein: wer nach Haus kommt, nimmt ihn, ſchließt auf und wieder zu und legt ihn von innen wieder in den Verſchlag. Nun wird aber der Meiſter von Polizei wegen mehrmals beſtraft, weil man in der Nacht ſein Haus offen gefunden hatte. (Es läßt ſich eigentlich doch kein rechter Grund für ein derartiges Verbot auffinden, denn wenn Jemand nachläſſig ſein will, ſo, daß er beſtohlen werden kann, iſt das ſeine Sache und geht Niemand 'was an.)

Der Meiſter ermahnt mehrmals ſeine Geſellen, doch ordentlicher zu ſein, ſie aber behaupten, immer geſchloſſen zu haben; da ſagt Einer: „Ich glaube, der Polizeidiener hat das Verſteck des Schlüſſels entdeckt, und macht ſelber auf, um die Anzeigegebühren zu erſchnappen; gebt Acht, ich werde auch ein Fanggeld verdienen." Er hämmert und meißelt nun etwas in dem Verſchlag, wohin gewöhnlich der Schlüſſel gelegt wurde. Am Abend blieb Alles zu Hauſe. In der Geiſterſtunde, zwiſchen

11 und 12, hört man jämmerlich winſeln. Der Meiſter und die Geſellen ſchauen zum Fenſter hinaus und ſehen den Polizeidiener richtig mit der linken Hand in der Rattenfalle gefangen, die ihm der pfiffige Geſelle geſtellt hatte. Er hatte ſich faſt ganz zum Boden bücken müſſen, und jammerte nun erbärmlich in dieſer gekrümmten Stellung. Alle Nachbarn kamen herbei, und man ließ den Gefangenen erſt los, als er verſprochen hatte, alle empfangenen Strafgelder zu erſetzen.

Je ſchlimmer je beſſer.

So ſagen viele ſonſt brave Menſchen, wenn ein neuer Gewaltſtreich in der Welt geſchehen, wenn aber- und abermals eine ehrliche Hoffnung zu Schanden geworden iſt.

„Laßt ſie nur immer drauf losmachen," ſagen ſie, „wenn's recht dick kommt, wird man ſchon einmal ausfegen, wenn gnug darauf losgeſchlagen iſt, wird man ſchon einmal den Stiel umkehren, wenn der Bogen zu hoch geſpannt iſt, reißt er am Ende."

So ſagen oft ſonſt ehrliche und brave Menſchen, damit meinen ſie dann, hätten ſie genug gethan; ſie haben eine Fauſt im Sack gemacht, haben beim höchſten Schiedsgericht ihres Gewiſſens eine Verwahrung zu Protokoll gegeben, und nun legen ſie die Hände in den Schooß und laſſen die Sachen gehen wie es Gott gefällt, oder vielmehr wie es Gott nicht gefällt.

Wenn's hoch kommt, ſchimpfen und ſpötteln dann ſolche ſonſt ehrliche und brave Menſchen über ihr eigenes Volk, über das deutſche. Das iſt eine wohlfeile Großthuerei. Zupf dich an deiner Naſe, du biſt ja auch ein Deutſcher. Sei du zuerſt brav und ſo jeder durch die Reihe, nachher wird's ſchon gut ſtehen.

Freilich, bei einem großen Siegesjubel mit thun oder gar vorn dran ſein, das iſt keine Kunſt und koſtet keine Selbſtüberwindung, aber im Kleinen, Ruhmloſen ſich bewähren, da zeigt ſich der echte Mann.

Im gewöhnlichen Leben, in jedem bürgerlichen Gewerbe ſagt man von einem Manne der verzweifelt und nichts thut: das iſt ein nichtsnutziger Menſch. Wer aber verzweifelt und nichts thut für die bürgerliche Geſellſchaft, wie ſollte man den heißen?

Es giebt auch Viele, die alle Verbeſſerungen der bürgerlichen Geſellſchaft der Zukunft in die Schuhe ſchieben, ſie ſagen: „Jetzt iſt nichts zu machen, es wird ſchon einmal eine Zeit kommen, wo es anders wird!“ Zeit kommen! Es kommt keine Zeit von ſich allein, man muß ihr entgegen gehen und muß ſie holen. Auf beſſere Zeit warten, das kommt gerade ſo heraus, als ob man an einem Strome ſitzt, über den man hinüber will, und man wartet und wartet bis das Waſſer ſich einmal verlauft. Da kann man lang zuſehen. Man muß eine Brücke bauen, oder in einem Nachen oder ſonſtwie hinüber ſchwimmen.

Zugegeben aber auch, es kommen einmal beſſere Zeiten; kann ein kommender Tag Rechtens die Jahre des Unrechts auslöſchen? Könnt ihr einem unſchuldig

Gefangenen die Stunden und Tage und Monate wiedergeben, die er in trauriger ſchwerer Haft zugebracht hat?

Drum frage dich ſelber: haſt du immer gethan, was du konnteſt? Haſt du denjenigen beigeſtanden, immer und unabläſſig beigeſtanden, die für das Gute wirken? Haſt du denjenigen, der für die Wahrheit leidet, genugſam unterſtützt? Haſt du dir geſagt: er leidet für mich und ich muß ihm noch danken, wenn er etwas von mir annimmt? Oder haſt du vielleicht bei dir gedacht oder auch ausgeſprochen: es iſt recht ſchön und brav, was der Mann will, aber er kann es jetzt nicht ausführen, und haſt ihn dann allein waten laſſen?

„Je ſchlimmer, je beſſer!“ Der Satz iſt aber auch noch weiter nicht wahr. Das Schlechte führt nicht zum Guten. Es giebt Viele welche ſagen: die Leute haben Unrecht, wenn ſie unzufrieden ſind und klagen, leben wir nicht ganz gut? was fehlt uns denn? — Ihr lebt ganz gut, aber was euch fehlt? Ich weiß nicht, ob ich's ſagen darf, aber wißt ihr, was ein Mann, was ein Bürger, was eine Nation zu bedeuten hat? Nun fragt euch ſelber weiter.

Merkſt du, wie die Ueberzufriedenen durch das Schlechte ſchon verſchlechtert ſind? Man iſt in unſern Tagen ſo geſittet und klug, daß man nicht mehr mit Kolben drein ſchlägt; man bindet nicht mehr an ein großes Seil, welches würgt und das man mit Einemmale abſtreifen kann. Nein, man macht's geſcheiter, man bindet an tauſend kleine Fäden, und die Gewohnheit übt auch darin ihr Recht, daß man's nach und nach kaum mehr merkt, wie man an allen Enden und

Ecken gebunden und geknebelt iſt. Man ſagt dann endlich: es kann auf dieſer Welt nicht anders ſein, und da wird man — je ſchlimmer es geht, um ſo ſchlimmer.

Wie es aber nicht wahr iſt, ſo iſt es auch nicht gut, wenn aus dem Unrecht endlich einmal ein Recht kommt. Das lange Unrecht macht die Menſchen ſchlecht, es gewöhnt ſie daran, auf eigene Fauſt zu leben und gar keine Achtung vor dem Geſetz mehr zu haben. Und wenn ja dann einmal der Stiel umgekehrt wird, ſo iſt das immer eine böſe Sache, und wenn auch Alles gut geht, die Opfer ſind ſchwer und groß.

Drum wer es gut meint mit dem Vaterlande und der Welt, der ſagt nicht: je ſchlimmer je beſſer. Im Gegentheil, wo er ein Unrecht ſieht, ſucht er dem abzuhelfen, und bei Allem was ihm vorkommt ſagt er offen und frei: das iſt Recht und das iſt Unrecht.

Kann er auch nicht das Haus auf einmal umbauen, ſo ſchlägt er doch da und dort einen Nagel ein oder ſtopft ein Loch zu. Wenn nur jeder Arbeiter ſeinen Stein unverdroſſen recht meißelt und der Andere Mörtel zuträgt u. ſ. w., ſo wird das Gebäude ſchon fertig.

Wer nur recht ſchaffen will und ein gutes Gewiſſen und Muth hat, der kann noch immer was thun; iſt es nicht viel, iſt es wenig. Bleiben auch noch große Poſten ſtehen, ſo kann man doch einſtweilen die kleinen Klettenſchulden abtragen, an die man doch ſpäter auch kommen müßte.

Wer alſo ſagt: „Je ſchlimmer je beſſer,“ der gehört nicht zu den Beſſeren.

Der Doktor Gſcheitle,

auch Doktor Pfiffiziſſimus genannt, iſt in Ueberdenklingen bei Witzenblitz geboren. Er iſt eigentlich kein Doktor, hingegen nur ein Feldſcherer, läßt ſich aber doch Doktor heißen. Die Ueberdenklinger, das ſind ganz abſonderliche Leute. Wenn man einen Ueberdenklinger fragt: „Wo iſt denn dein link' Ohr?" da hebt er die rechte Hand auf und langt über den Kopf hinüber nach ſeinem linken Ohr. (Mach's nur ſcherzhaft nach, wenn dich dein Rock nicht unter'm Arm ſpannt.) Den linken Arm aufheben und nach dem linken Ohr greifen, das kann ja jeder Menſch, und wer von Ueberdenklingen iſt, thut und ſagt gern was Beſonderes, was nicht jeder Menſch kann.

Drum mußt du dem Doktor Gſcheitle ein bischen das Zeug viſitiren, wenn er manchmal zu dem, was der Gevattersmann ſagt, ſeinen Senf dazu giebt.

Nur ein Schneider.

Haſt du ſchon einmal darüber nachgedacht, warum man die Schneider allfort ſo beſpöttelt und bewitzelt? Wenn du ſchon einmal darüber nachgedacht haſt, iſt mir's lieb, wo nicht, ſo können wir's jetzt mit einander thun.

Im Ganzen genommen iſt jede Arbeit eine ehrbare.

Nur wer faullenzt, den trifft mit Recht Schande und Spott, weil man ihm ja doch keine andere Strafe anthun kann. Die Arbeiter ſind dazu da, um das Leben ſchön und menſchlich zu machen, wer dazu mithilft, thut recht. Warum beſpöttelt man die Schneider? Sind ſie ja, wie der verſtorbene Hausfreund geſagt hat, ſo große Herren, daß ſie ungeſtraft die Hand an die Perſon des Königs legen und ihn mit kühnem Blick und Maaß meſſen dürfen — es muß doch irgendwo ein Häkchen haben. Erſtlich mein' ich, weil das Sprüchwort ſagt: Kleider machen Leut', und die Schneider (oder wie ſie jetzt nach der neuen Mode heißen, Kleidermacher), ſich immer damit beſchäftigen, die Leute herauszuputzen, damit ſie ein rechtes Anſehen haben, ſo ſuchen Viele ſelber das Anſehen in dem Aeußerlichen, in den Kleidern. Die Schneider gehen immer ganz abſonderlich geputzt. Man ſieht's aber dabei doch oft ihren Kleidern an, daß das Zeug nicht ausreichen wollte. Und wie Alles in der Welt Urſache und Wirkung iſt, ſo ſuchen zweitens viele Schneider, weil ihr Stand nicht ſonderlich geehrt iſt, ſolchen zu verbergen, und machen ſich dadurch doppelt lächerlich. Denn man ſoll nie verhehlen, was man iſt. Nicht der Stand giebt dem Mann die Ehre, ſondern aber umgekehrt. Der Mann, der rechte Mann aber bringt ſeinen Stand zu Ehren. Da meinen viele Menſchen, wenn ſie über ihren Stand hinausgehen und thun wollen, als ob ſie höher ſtünden, da könnten ſie größeres Anſehen erwerben. Weit gefehlt. Mit Schimpf und Spott werden ſolche Ausreißer heimgeſchickt.

Drittens will es den Gevattersmann bedünken, als ob das Vorurtheil der Menſchen gegen die Schneider daher käme, weil die Schneiderei doch eigentlich kein Männergeſchäft iſt. Kleidermachen gehört eigentlich den Frauen, und war auch in früheren Zeiten ihre Arbeit. Du kannſt dir einen großen, ſtarken, kräftigen Mann nicht ſo recht als Schneider, mit der winzigen Nadel in der Hand, denken. In der That ſind auch die meiſten Schneider ſchmächtige, enggebaute Menſchen, oder ſie werden es durch ihre ſitzende Lebensart. Das fordert nun manchen zum Spott heraus.

So, das wären nun die Gründe, die der Gevattersmann dafür weiß, daß man in der Regel mit Bedauern ſagt: „Nur ein Schneider.“ Vielleicht wüßte der Doktor Gſcheitle noch einen oder zwei, er hat aber noch nie darüber geſprochen. Ehrlich geſagt, ſind aber alle dieſe Gründe (um mit der Schneiderſprache zu reden) nicht recht ſtichhaltig. Gefällt dir's, wenn du oft hörſt: das iſt ein dummer Bauer, das iſt ein grober Schmied, ein ſchmutziger Schuſter, ein betrügeriſcher Advokat? Sag' einmal, gefällt dir das, wenn man eine ganze Klaſſe Menſchen über einen Kamm ſcheert? Du ſagſt gewiß: „Ich kenne Bauern, die ſind geſcheiter, als mancher Regierungsrath; ich kenne Schmiede, die ſind höflicher, als zehn Amtsdiener zuſammengenommen, ich kenne Schuſter, die ſind ſäuberlicher, als ein Dutzend Stadtjungfern; ich kenne Advokaten, die ſich nie dazu hergeben, auch nur das kleinſte Recht zu verdrehen, ſondern im Gegentheil Jedem zu dem Seinen verhelfen.“ Alſo — nun, alſo mein' ich, ſoll man auch jeden Schneider für ſich ſelber beurtheilen, dazu hat jeder Menſch das Recht.

Vor alten Zeiten, wo es noch Standesrechte gegeben hat, wo die Zünfte zuſammengehalten haben, da hat man ſo beiläufig ſagen können: „die Schneider oder die Schuſter haben gewöhnlich die und die Tugend, oder die und die Laſter.“ In unſern Tagen aber muß man Jeden für ſich ſelber beurtheilen, und der Gevattersmann kennt manchen Schneider, den er ohne Bedenken zum Abgeordneten wählen würde, und das iſt doch die höchſte Ehre.

Der Fall über den Schatten.

Von Mainz führt eine Schiffbrücke nach Caſtel, auf der man aber auch von Caſtel herüber nach Mainz gehen kann. Das thaten eines Abends zwei luſtige Geſellen, der dicke Peter und der Schambetiſt (Johann Baptiſt), die etwas tief in's Glas geguckt hatten, d. h. immer in's volle, bis ſie auf den Grund ſchauten. So oft ſie einen friſchen Schoppen im großen gerippten Glas vor ſich ſtehen hatten, ſagte der dicke Peter: „Beiß ihm den Kopf ab.“ Das geſchah. Drauf wiſchte ſich der Schambetiſt den Mund ab, und ſagte: „Reiß ihm den Schwanz aus.“ Das geſchah wieder, das Unthier ward verſchlungen, der große Schoppen war leer. Fröhlichen Muthes ſchlenderten endlich die beiden Zechbrüder dahin, denn das Trinken giebt den Menſchen auch eine

Brüderſchaft, wenn ſie auch eben nicht lange dauert. Der Mond ſtand am Himmel und war voll, und es war, als ob er die Vollen da drunten auslachte und ihnen einen Streich ſpielen wollte. Plötzlich bleibt der Schambetiſt ſtehen und ruft: „Halt! da iſt ein Bord (Brett) herausgenommen, fall' nicht in den Rhein!“ Er macht nun einen tüchtigen Satz und ſpringt glücklich hinüber, der Peter bleibt ſtill ſtehen, hebt bald den einen, bald den andern Fuß und hüpft endlich, ſo viel es ſein dicker Bauch erlaubt; fällt aber nieder und ſchreit: „O weh! Bruder zieh' mich heraus, ich lieg' im Rhein! Hilf!“ Der Schambetiſt hat ein mitleidig Herz, und fängt an, den Peter aufzuwinden; der liegt aber nicht im Rhein, ſondern, ſo dick als er iſt, auf der Brücke. Als er endlich wieder auf den Beinen ſteht, gucken ſich die Beiden an, und gucken wieder das ausgezogene Brett an. „Dunnerkeil,“ ſagt der Schambetiſt, und tritt hart auf, „das iſt ja gar kein ausgezogen Bord, das iſt ja der Schatten vom Laternenpfahl.“ „Und ich habe mir doch meinen Fuß verſtaucht,“ ſagt der Peter, und hinkt davon.

Daraus iſt zu ſehen, daß man, wenn man ſeine fünf Sinne nicht bei einander hat, auch über ein eingebildetes Hinderniß, wie hier über einen Schatten, ſtraucheln und dabei ſich beſchädigen kann. Oder läßt ſich noch etwas Anderes daraus entnehmen?

Das Glück durch die Gelbwurſt.

Der alte Tuchfabrikant Keller pflegte gerne folgende Geſchichte zu erzählen:

Ich war erſt kurze Zeit aus der Fremde zurück, und hatte mein eigenes, kleines Geſchäft angefangen. Da war die Leipziger Wollmeſſe. Ich reiſe hin und nehme einen Kreditbrief von 1000 Speciesthalern mit. Das war, wenn man alle Winkelchen zuſammenkehrt, mein ganzes Vermögen; ich war aber jung und geſund, und was glaubt man da nicht mit 1000 Speciesthalern machen zu können. Ich reiſe alſo nach Leipzig, und gebe meinen Kreditbrief im Hauſe Frege und Compagnie ab. Der alte Frege läßt meinen Namen in ſein Buch einſchreiben und wünſcht mir gute Geſchäfte. Ich ſehe aber bald, daß ſich mit 1000 Thaler nicht viel machen läßt. Was thut's? Geht nicht viel, ſo geht wenig; beſſer leiern als feiern, ſagt das Sprüchwort. Ich ſuche mir alſo eine Partie Wolle aus, und gehe hin, um mein Geld zu holen. Da ſagt mir der alte Frege, es ſei gut, daß ich komme, er habe nicht gewußt, wo ich loſchire. Ich hatte das nicht gern geſagt, da ich wieder, wie einſt als Handwerksburſche, in der Herberge wohnte. „Nun,“ ſagte der Herr Frege: „Eſſen Sie morgen Mittag bei mir, Sie werden da noch große Geſellſchaft finden.“ Ich konnte nichts rechtes darauf erwidern und gehe weg. Ich erkundige mich nun, was man bei einer ſolchen Einladung zu thun hat, und was dabei herauskommt. Man ſagt mir, wie es Sitte ſei, daß jedes große Handelshaus ſeine Empfohlenen durch eine Einladung, wie man ſagt, abfüttert; daß nicht viel dabei herauskommt, als daß man das Eſſen theuer bezahlen muß, indem es mindeſtens 1½ Thaler Trinkgeld an die Bedienten koſtet. Das war mir nun gar nicht lieb. Ich rechnete aus, daß mir von 1000 Thalern nur noch 998½ blieben, und für ein Mitageſſen konnte ich nicht ſo viel aufwenden. Andern Mittags war ich kurz entſchloſſen. Ich kaufe mir für zwei Groſchen Gelbwurſt, für ſechs Pfennig Brod, ſtecke es zu mir, und gehe hinaus vor das Thor, in das ſogenannte Roſenthal. Mein Tiſch war ſchnell gedeckt. Ich ſetze mich auf eine Bank und wickele meine Sachen heraus, ich zerſchneide die Gelbwurſt in ſechs Theile und lege ſie neben mich hin: das, ſage ich, iſt meine Suppe, das mein Fleiſch, das mein Gemüß mit Beilage, das meine Fiſche, und das mein Braten und Salat. Ich glaube nicht, daß ſie drinnen in der Stadt, bei Frege, mehr hatten, und daß es ihnen beſſer ſchmeckt. Ich war eben an der ſüßen Schüſſel, ſie war ſehr gut zubereitet, da ſehe ich einen Mann auf einem ſchönen Braunen daherreiten; der, denke ich, macht ſich noch ein bischen Bewegung vor dem Eſſen, daß es ihm beſſer ſchmeckt. Ich wünſchte ihm meinen geſunden Magen, ich brauchte kein Pferd müde zu reiten, um tüchtig einhauen zu können. Schneller, als ich dieß ſage und denke, iſt der Reiter bei mir, und zu meinem Schrecken ſehe ich, es iſt der Herr Frege ſelber. In meiner Angſt fällt mir der letzte Biſſen von meiner ſüßen Speiſe aus der Hand und der vorausſpringende Hund ſchnuppert's gleich auf; ich wickle ſchnell mein Papier zuſammen und weiß mir gar nicht zu helfen. „Ei, Herr Keller!“ ſagt der Herr Frege, „was machen Sie da? Glauben Sie, Sie bekommen bei mir nicht genug zu eſſen?“

Was ſoll ich darauf ſagen? Ich denke, du bleibſt bei der Wahrheit. Ich ſag' ihm nun, daß es ſich bei mir nicht austragen will, gegen zwei Thaler Trinkgeld für ein einzig Mittageſſen zu geben, und ſo und ſo, und daß ich mir vorgenommen habe, mich heute Abend oder morgen früh zu entſchuldigen, weil ich nicht kommen kann. — Da lacht er ganz laut auf und ſagt: „Ja, das müſſen Sie ja thun, ſonſt werd' ich bös; ich erwarte Sie um fünf Uhr, fehlen Sie ja nicht. Wünſche geſegnete Mahlzeit.“ Und fort war er mit ſeinem Braunen. Ich weiß nun gar nicht, was ich machen ſoll; ich denke aber: nun, freſſen wird er dich nicht, er muß um fünf Uhr noch genug haben von Mittag her. — Wie's alſo fünf Uhr gebembert hat, gehe ich hin, man weist mich in ſein Kontor, und da kommt er mir entgegen, nimmt mich bei der Hand und führt mich in das Kabinetchen, und ſagt zu mir: „Lieber Herr Keller, Sie haben für 10,000 Thaler Kredit bei mir; wenn Sie aber das Doppelte brauchen, und auch noch mehr, ſagen Sie mir's nur offen.“ — Ich ſag': „Sie irren ſich, ich habe nur für 1000 Thaler.“ Da ſagt er mir: „Es bleibt dabei, wie ich ſchon geſagt habe; Sie ſind ein Mann, der zu ſparen weiß, und heut Abend eſſen Sie ganz allein bei mir in meiner Familie.“ Und ſo iſt's auch geſchehen, und das hat mir noch beſonders gefallen, daß er die Geſchichte ſeiner Frau und ſeinen Kindern nicht erzählt hat, bis ich von Leipzig fort geweſen bin. Er hat wohl gemerkt, daß es mir Leid thäte, wenn man auch in aller Güte darüber lachen würde. So iſt's mir durch die Gelbwurſt möglich geworden, eine der größten Tuchfabriken anzulegen, und ſo lange der alte Frege gelebt hat, habe ich jede Meſſe einmal bei ihm allein zu Nacht gegeſſen, und da iſt immer zuletzt noch Gelbwurſt aufgetragen worden.

Der gekreuzte Dukaten.

Wenn ich nur hunderttauſend Gulden hätte! Das haſt du vielleicht auch ſchon oft gedacht oder geſagt. Wenn du aus einem Thalerland biſt, iſt es dir nicht darauf angekommen, und haſt hunderttauſend Thaler daraus gemacht, obgleich das ein Erkleckliches mehr iſt. Wir Deutſchen werden durch das mancherlei Geld zu guten Rechenmeiſtern erzogen, und es iſt auch deßwegen, daß wir deutlich ſehen, wie in jedem Schnitzel Land etwas Anderes Geltung hat. Ich nehm' dir den Hunderttauſendwunſch nicht übel, es iſt keine ſchlimme Sache um's Reichſein; aber das Glück macht es doch nicht aus, davon kann ich eine beſondere Geſchichte erzählen.

Ein junger Mann hatte ſeine Hunderttauſend geerbt, und er begnügte ſich auch damit, er wollte blos ſein Geld verzehren, arbeiten aber wollte er nicht; das, meinte er, ſei nur etwas für unbemittelte Leute. So hatte alſo der Herr Adolph (er war aus der Kameradſchaft des ſchönen Schahn, von dem ich nachher erzählen will) gar kein Geſchäft als eſſen, trinken, ſchlafen, ſpaziren gehen oder reiten, und was ihm ſonſt noch einfiel. Ja, das Aus- und Anziehen war ihm viel zu viel, und er hielt ſich einen Kammerdiener. Wenn er des Morgens erwachte, wußte er eigentlich gar nicht, warum er aufſtehen ſollte, es wartete kein Geſchäft und darum keine rechte Freude auf ihn. Darum blieb er auch fein liegen, bis ihm das zu beſchwerlich war. Faſt ging es ihm, wie jenem Engländer, der aus purer Langeweile, um ſich nicht mehr aus- und anziehen zu müſſen, ſich das Leben nahm.

Herr Adolph machte dann jeden Vormittag ſeinen Spazirweg, damit er den Nachmittag für ſich frei und nichts mehr zu thun habe. Meiſt lag er auf dem Kanapee, gähnte und rauchte. Dabei hatte er mitunter noch ſeine beſonderen Gedanken: „Jeder Menſch," dachte er, „hat ſo eine Summe von Kraft mit auf die Welt bekommen, die für ſeine ſiebenzig Jährlein oder auch mehr ausreichen muß. Wenn ich alſo einen ſchweren Stuhl von einem Ort an den andern hebe, iſt damit ein Stück von meiner Lebenskraft aufgewendet und verbraucht — drum laß ich's hübſch bleiben." Auf ſolche Gedanken kann ein Nichtsthuer kommen!

Der Herr Adolph ward aber dick und oft kränklich, und mußte ſeinen Leib pflegen. Das war auch noch ein Geſchäft.

Das Jahr durch ging dem Herrn Adolph manch ſchön Stück Geld durch die Hand, und dabei hatte er die beſondere Liebhaberei, daß er bei jeder Goldmünze, die er ausgab, ein kleines zierliches Kreuz unter die Naſe des geprägten Herrſchers machte. Er dachte wenig dabei, denn er hatte ja Geld genug; ihn kümmerte überhaupt nicht, wie's anderen Menſchen ging, obgleich er manchmal aus angeborener Gutmüthigkeit einem Armen etwas ſchenkte.

Ich will nur einmal ſehen, dachte er, ob nach langer Umherwanderung in der Welt mir einmal wieder ſo ein Goldſtück unter die Hände kommen wird. Da nun der Herr Adolph gar nichts war, ſo nahm er ſich ernſtlich vor, etwas zu werden, und er ward — ein Paſſagier. Das iſt noch immer ein Titel, wenn man ſonſt weiter nichts iſt. Er reiſte nämlich von einer Stadt in die andere, von einem Land in's andere, und ließ ſich's überall wohl ſein, und wo er etwas zu bezahlen hatte, da gab er die mit ſeinem Ordenskreuze gezierten Goldſtücke hin. Noch nie aber war es ihm vorgekommen, daß er eines wieder geſehen hätte. Endlich ward er des Herumreiſens auf dem feſten Lande müde, er verließ die alte Welt und ſchiffte ſich nach Amerika ein. Nun war der Herr Adolph noch etwas mehr als ein Paſſagier, er war ſogar ein Auswanderer. Dießmal aber ging's gar ſchlecht auf der See, fünf Tage und fünf Nächte wüthete ein gewaltiger Sturm; Alles, was auf dem Schiffe war, mußte mit Hand an's Werk legen, aber vergebens, das Schiff ging unter und nur der Beherztheit des Schiffshauptmanns gelang es, die Mannſchaft und die Reiſenden in einer Schaluppe zu retten. Nach zwei Tagen fürchterlichen Umherirrens und ſchrecklicher Hungersnoth, in welcher Viele ſtarben, wurden die Verſchlagenen von einem Kauffahrteiſchiffe aufgenommen und in den Hafen zu Boſton gebracht. — Arm, hülflos und verlaſſen irrte hier Adolph umher, und er wünſchte ſich oft, daß er mit den Anderen von den Wellen begraben wäre. Da ſah er einen Mann eilig des Weges gehen; mit niedergeſchlagenem Blick bat er ihn um eine Gabe. Der Mann griff in die Taſche, reichte ihm ein Stück Geld und war ſchnell verſchwunden. Als Adolph wieder ſeinen Blick emporhob und das Geld betrachtete, wollte er ſeinen Augen kaum trauen, es war ein Dukaten, der das Ordenszeichen von ſeiner eigenen Hand unverkennbar trug. Sei es nun, daß der Mann ſich vergriffen hatte, oder daß er wirklich eine ſo namhafte Gabe ſchenken wollte, Adolph dachte nicht lange darüber nach, und er weinte helle Thränen auf das einzige Goldſtück, das ihm von ſeinem ganzen Reichthum als Bettlergabe wieder zugekommen war. Mit Wehmuth dachte er daran, daß er es wieder weggeben und vielleicht nie mehr ſehen ſolle. Da begegnet ihm eine große Menge von Arbeitern, die an einer Straße arbeiteten; ſchnell war er entſchloſſen und ließ ſich unter ihre Zahl einſchreiben. Ein ſonderbarer Gedanke tröſtete ihn bei dieſer ungewohnten Lebensweiſe: „Ich brauchte eigentlich nicht zu arbeiten,“ ſagte er ſich in der erſten Zeit, und fühlte dann an ſeine Bruſt, wo er den Dukaten verborgen hatte, „ich habe ja Geld und könnte eine ganze Woche und länger davon leben, oder etwas Anderes damit anfangen; aber ich arbeite, weil mir's Vergnügen macht.“ Dann aber machte er einen Spaß daraus und ſagte oft: „Ich arbeite blos zu meinem Vergnügen. Ich arbeite, damit ich was zu eſſen habe, und das Eſſen macht mir dann Vergnügen, alſo arbeite ich zu meinem Vergnügen.“ Nach und nach aber erkannte er, daß nichts Entwürdigendes, ja die Ehre und der Lebenszweck allein darin liege, für den Genuß ſeines Daſeins und für das, was man von der Welt hat, auch etwas für ſie zu thun. Früher hatte er gedacht, durch das Wegrücken eines Stuhles, ja durch jede Thätigkeit ſeine Lebenskraft zu ſchwächen, jetzt erkannte er, daß, je mehr man ſeine Kräfte braucht, ſie um ſo mehr wachſen und zunehmen, daß die Lebenskraft durch Thätigkeit immer neu erzeugt wird.

So war Adolph, für den die Straßen früher nur dageweſen waren, um als vergnügungsſüchtiger Reiſender darauf herum zu rutſchen, ein Bahnmacher und Straßenarbeiter für Andere. Mit der Zeit aber gelangte er auch zur Stelle eines Aufſehers bei dem Straßenbau, und er freute ſich in dem Gedanken, daß von ſeinem Daſein auf der Welt noch andere Spuren hinterbleiben als die bloßen Kreuze auf dem Gelde, das ihm durch die Hand gegangen war. Lange Zeit hat er den Dukaten als Andenken aufbewahrt, bis er endlich eingeſehen, daß auch dieſer nicht ruhen darf in dem großen Weltverkehr, und er ſchenkte ihn einer Wittwe, deren Mann bei dem Straßenbau verunglückt war.

Das Schlimmſte.

Weißt du, was das iſt?

Der Gevattersmann kann ein Stückchen davon erzählen. Er kennt einen Mann, von dem er abſichtlich nicht ſagen will, zu welcher Religion er gehört, ſonſt könnte Der und Jener meinen, bei ihm wär' es anders. In das Dorf dieſes Mannes kommt alſo ein neuer Pfarrer. Der Mann, der gar fromm und demüthig iſt, geht zu ihm und ſagt nach den erſten Begrüßungen mit niedergebeugtem Kopf und verſchämt geſchloſſenen Augen:

„Herr Pfarrer, ich habe etwas auf dem Herzen, das kann ich nicht darauf liegen laſſen.“

„Was denn? lieber Mann?“

„Ich trage jetzt dieſe Uhr da ſchon eine Zeit lang, und doch gehört ſie nicht mir, ich habe ſie gefunden. Mein Gewiſſen iſt ſo unruhig und pickt allfort, wie die Unruhe in der Uhr. Sein Sie nun ſo gut, und verkünden Sie es auf der Kanzel, daß der ſie wieder holt, dem ſie gehört.“

„Das will ich thun, das iſt brav von Euch.“

„Soll ich die Uhr jetzt da laſſen, oder ſoll ich ſie wieder mitnehmen? Beſehen Sie ſie genau, ſie hat ein doppeltes Gehäus und die Ziffer Eins hat einen Sprung. Der Unbekannte kann ſie bei mir abholen. Ich bin ihm gut dafür.“

„Ja wohl.“

Der Pfarrer verkündet nun die Sache, es meldet ſich aber Niemand.

Einſtmalen bekommt der Mann Händel mit ſeiner Frau und will gerade auf ſie losfahren, da ſagt ſie: „St! Sei ſtill und ruhig, du Scheinheiliger, haſt deine eigene Uhr zum Pfarrer hinauf getragen; ſoll ich's ihm ſagen?"

Der Mann iſt ſtill und duldet viel, denn die Sache iſt dorfkundig geworden, und dadurch hat's der Gevattersmann erfahren, und jetzt wird's gar noch gedruckt und alle Leute können es zur Warnung leſen.

Weißt du, was das Schlimmſte iſt? Die Lüge, die Heuchelei, die ſich an dem Höchſten und Heiligſten vergreift, mit Einem Wort: die Religionsheuchelei.

Ein Mährchen mit einer Wahrheit.

In alten fabelhaften Zeiten reiſte einmal ein König, Namens Ulyſſes, mit vielen ſeiner Untergebenen über's Meer. Er wußte nun, daß ſie bald an einer Inſel vorbeikämen, wo verzauberte Fräulein wohnen, die allen Seefahrern den Untergang brachten. Die Meerfräulein, Sirenen genannt, ſangen nämlich ſo wunderherrlich und lockten die Schiffsleute, daß ſie an ihrer Inſel landen ſollten. Wenn ſie das nun thaten, ſcheiterten ſie an den geheimen Klippen unter'm Waſſer, oder gingen ſonſt zu Grunde, ſo daß Keiner davon kam. Der König wollte nun dieſe Gefahr vermeiden und ließ allen, die auf dem Schiffe zu thun hatten, die Ohren verkleben, damit ſie nichts hörten; ſich ſelber aber ließ er an den Maſtbaum binden, damit er in keine Verſuchung käme und doch den Geſang hören könne. Als man nun an der gefährlichen Stelle angekommen war, und die holden Fräulein ſo lieblich ſangen, rief und ſchrie der König, man ſolle ihn losbinden und dahin fahren, aber Niemand hörte darauf; er winkte mit den Augen, knirſchte mit den Zähnen, Niemand kümmerte ſich darum. Sie ſegelten Alle fort, wie befohlen war.

Als man endlich eine weite Strecke weg war, wurde der König abgebunden und die Ohren geöffnet: „Recht ſo,“ ſagte der König, „Ihr habt brav gehandelt, als Ihr mir nicht gehorchtet, da ich, von Leidenſchaft verblendet, das Geſetz wieder aufheben wollte.“

Das iſt das Mährchen. Und die Wahrheit? Erſtlich: mache dir feſte Regeln, bevor du in Verſuchung kommſt, und geh' dann nicht davon ab. Zweitens: iſt eine Staatsverfaſſung dazu da, daß der Fürſt, wenn er in Leidenſchaft oder ſonſt verblendet iſt, daran gebunden ſei. Und denkt er rechtſchaffen, wird er, wenn die Leidenſchaft vorbei iſt, ſeine Unterthanen loben, die ihm nicht darin nachgegeben, ſondern ihn an das Geſetz gehalten haben.

Der falſche Sechſer.

In einer Stadt am Rhein (der Name thut nichts zur Sache) ſaßen mehrere Männer beim Schoppen. Das Geſpräch wollte nicht mehr recht fort, man hörte die

Uhr an der Stadtkirche neun ſchlagen. Ohne baieriſches Polizeigebot ſchickten ſich die Meiſten an, als ehrbare Männer nach Hauſe zu gehen. Der Reviſor Müller zog ſeinen Geldbeutel und bezahlte ſeinen Schoppen. „Ich bleibe doch immer bei Geld,“ ſagte er, „da habe ich vor ein paar Monaten einen falſchen Sechſer bekommen, ich weiß nicht von Wem, und weiß auch nicht, was ich damit anfangen ſoll.“ Er hob das Geldſtück heraus, ſein Nachbar nahm es ihm ab, ließ es auf den blanken Tiſch fallen, es tönte bleiern.

„Dem hätt' ich's ſchon auf zehn Schritt angeſehen,“ ſagte ein Mann, der am untern Ende des Tiſches ſaß, „daß er Nichts nutz iſt, es iſt ein ausgewanderter Coburger, der nicht mehr heim darf.“

„Nein, es iſt ein Naſſauer,“ ſagte der Beſitzer.

„Nun, meine Herren, was ſoll ich damit anfangen?“

Das Geld wandelte von Hand zu Hand. „Laſſen Sie ihn mir,“ ſagte ein Spezereikrämer, „ich nagle ihn zu den übrigen auf den Ladentiſch. Ich ſage Ihnen, das iſt mir eine wahre Freude, wenn ich ſo einen Gauner feſtnageln kann.“

„Ich würde ihn, an Ihrer Stelle, bei einer großen Zahlung wieder verausgaben.“

„Das habe ich auch ſchon gethan,“ ſagte ein weitläufiger Vetter des Doktor Gſcheitle.

„Ich betrüge aber dann auf dieſe Weiſe wiſſentlich.“

„Sie können ſich ja auch nichts davon wiſſen machen, wenn Sie ihn mit anderm ehrlichen Gelde fortſpediren, Sie üben dann nur Vergeltungsrecht, Sie ſind ja auch betrogen worden.“

„Weil ich betrogen worden bin, entſchuldigt mich das nicht, wenn ich wieder betrüge.“

„Ich würde ihn einem Bettler ſchenken, der bringt ihn ſchon wieder für gut aus,“ ſagte der Wirth.

„Nein, das wäre ſehr übel gethan. So ein armer Teufel kommt dadurch weit mehr in Verlegenheit als wir, die wir ſonſt noch Geld in der Taſche haben und den Fehler gleich wieder gut machen können; man ſetzt bei ihm eher voraus, daß er die Abſicht zu betrügen hatte; und wie traurig, wenn er vielleicht ſchon den Schoppen Bier getrunken, den er zu bezahlen gedachte. Nein. Denn wenn ich das thue, ſo bin ich wieder die Veranlaſſung zur ſchlechten Handlung eines andern Menſchen. Was ſollte aus der menſchlichen Geſellſchaft werden, wenn wir uns nicht ſcheuen, die Urſachen ſchlechter Handlungen Anderer zu ſein?“

„So müſſen Sie eben den verbrecheriſchen Sechſer eingeſperrt halten, oder in den Rhein werfen.“

„Ich meine,“ ſagte der Mann, der das Geld auf zehn Schritte weit ſchätzen konnte, und ſeines Handwerks ein Metzger war, „ich meine: der Staat, mit deſſen Stempel falſch Geld gemacht worden iſt, ſollte es auch einlöſen.“

„Ho ho! da hätte der Staat viel zu thun, wenn er alles Schlechte auf ſich nehmen wollte.“

„Ich meine aber: der Staat muß ja auch Verbrecher aufnehmen und unterbringen, und ſolch ein falſch Geld thut alle Tag Sünden. Der Staat muß Findelkinder verſorgen, ſo muß er auch falſch Geld verſorgen. Man kann ihm freilich nicht zumuthen, daß er falſch Geld für voll annehmen ſoll; aber z. B. der Sechſer iſt doch einen Kreuzer in Kupfer werth, dafür ſollt' er ihn einlöſen, da wüßte man doch, was man damit anfangen ſollte. Jetzt muß man wieder damit betrügen."

„Es iſt ein beſonderer Zug in der menſchlichen Natur," ſagte ein Lehrer. „Unrecht erleiden, verführt ſo leicht zum Unrecht thun. Wenn man einen Menſchen mißtrauiſch gegen ſich ſelber und ſeinen Nebenmenſchen machen will, ſo muß man nur ſein Vertrauen mißbrauchen. Wenn er nicht beſonders feſt im Guten iſt, macht er's dann auch ſo. Wer falſch Geld für gut eingenommen hat, giebt es leicht wieder dafür aus. Das iſt ein Gleichniß, oder ein Sinnbild."

Die Männer gingen fort und ſagten ſich gute Nacht. Was meinſt jetzt du, lieber Leſer, was man mit dem Sechſer anfangen ſoll?

Was ſuchſt du?

War ein Mann bös mit ſeiner Frau, wie das ja oft vorkommt, weil ſie ihm in Alles drein redete, oder ſonſt aus einem Grunde; kurzum, der Mann ſchmollt mit ihr und nimmt ſich vor, eine lange Zeit auch kein Sterbenswörtlein mit ihr zu reden. Er hält das auch ein paar Tage ganz ſtreng. Eines Abends liegt er im Bette und will ſchlafen, er zieht die Schlafmütze über die Ohren, und die Frau mag nun reden, was ſie will, er hört's nicht. Da nimmt die Frau das Licht und leuchtet damit in alle Winkel und Ecken, ſie rückt Stüble und Schränke weg und ſchaut was dahinter; der Mann richtet ſich im Bette auf und ſieht fragend umher, er meint, das Stöbern muß doch endlich und endlich einmal aufhören. Aber weit gefehlt. Die Frau macht in einem fort. Nun bricht dem Mann die Geduld und er fragt: „Was ſuchſt du denn?“ „Deinen Mund,“ antwortet ſie, „und den habe ich jetzt gefunden; jetzt ſag', warum biſt du denn bös?“ — Und ſie ſind wieder gut mit einander geworden.

Nachſchrift des Doktor Gſcheitle. Dieſe Geſchichte hat auch noch einen tiefern Sinn: die Frau iſt die Zeitung, oder wie man's ſonſt heißt, die Preſſe, kurzum, die Stimme des Volkes; der Mann — die Regierung, die ſelber nicht erklären will, warum und weßwegen das und das geſchieht, und die überhaupt nicht will, daß man ihr dreinrede, ſondern bloß, daß man ihr gehorche. Nun ſchmollt ſie und ſpricht gar nicht. Nun kommt die Zeitung mit ihrem Licht und leuchtet überall hin, bis die Regierung fragt: „Was ſuchſt du denn?“ Dann giebt eine Red' die andere, und es iſt ſchön, wenn man ſich dann verſtändigt.

Leſerliche Hand.

Jeder Menſch kann ſeine eigene Handſchrift, ſo verkritzelt und verſchnörkelt ſie auch iſt, doch wacker leſen; ja, er wundert ſich, daß das nicht andere Menſchen auch können, da fehlt ja — ſo meint er — kein Pünktchen und kein Strichlein. Und wenn er auch nur ein Kreuz gemacht hat, ſo weiß er ſchon, was das zu bedeuten hat. Geht's nicht wie mit der Handſchrift, auch mit manchen Handlungen, d. h. Thaten, eben ſo? Wenn wir etwas gethan haben, und die Leute wiſſen ſich's nicht recht zu deuten und auszulegen, da meinen wir: ei, das iſt ja Alles ganz klar, es kann Niemand übel davon denken. — Freilich, uns iſt es klar, weil wir's ſelber gethan, aber Anderen nicht.

Merke: Richte deine Handſchrift und deine Handlungen ſo ein, daß auch andere Menſchen ſie gut leſen und verſtehen können.

Polizei! Hilf!

Schon wieder ein Polizeiſtücklein? Der Gevattersmann kann nichts dafür, es giebt eben viele. Merk' nur auf, dießmal iſt nicht die Polizei, ſondern aber jemand Anders der Geprellte.

In einer Haupt- und Reſidenzſtadt unſeres hieran ſo ſehr geſegneten deutſchen Vaterlandes paſſirte dem wirklichen, regierenden, geheimen Oberhofkonditor folgende Geſchichte, die der Gevattersmann ſelber nicht glauben würde, wenn ſie nicht wirklich in der That geſchehen wäre. Der wirkliche u. ſ. w. Konditor hat einen ſchönen Laden mit großen Glasfenſtern und offen ſtehenden Flügelthüren, daß einem Leckermaul der Gaumen wäſſert, wenn er vorbei geht. Es ſind auch immer viel Gäſte darin, die mit andächtigen Lippen die ſüßen Gottesgaben ſchlürfen, und ſich freuen, daß es im Winter Schnee und Eis giebt, damit man es im Sommer eſſen kann; daß Gott die Erdbeeren, Himbeeren u. dgl. draußen im Walde wachſen läßt, damit ſie der Menſch mit Zucker einmachen kann; daß die Bienen geſchäftig von Blume zu Blume umherfliegen und in ihrem Leibe den Honig kochen, damit das witzige Menſchenkind ein ſüß Mäulchen bekommt. Viele denken aber auch gar nicht daran, weil ſie überhaupt nichts denken, und ſie thun, als ob Alles ſo ſein müßte. Beſonders am heißen Sommernachmittag iſt das Denken etwas beſchwerlich. Das zeigte ſich auch bei dem wirklichen u. ſ. w. Konditor. Er ſitzt Nachmittags in ſeinem Laden, da kommt ein ganzer Schwarm ungebetener Gäſte und ſuchen ſich gleich das Beſte heraus, und haben doch kein Geld im Sack.

Es war nämlich ein Schwarm Bienen, angeführt von ihrem neuen Herzog, dem Weiſel. Die armen Auswanderer waren da auf ein Gebiet gekommen, das nicht für ſie iſt, trotzdem es da Süßigkeiten genug giebt. Der wirkliche u. ſ. w. war ganz verzweifelt und wollte die Eindringlinge verſcheuchen, dieſe aber trugen ſcharfe Waffen bei ſich und verwundeten ihn bitter; denn bis jetzt hat ihnen Keiner das Recht Waffen zu tragen nehmen können. Was thut nun der überfallene, arme Mann? Er rennt über Hals und Kopf auf die Polizei (man heißt's hier Stadtdirection) und verlangt augenblickliche Hülfe gegen die Räuber, die bei ihm eingedrungen. Der Director ſagt, das ginge ihn nichts an und er könne da nicht helfen. „Was?“ ruft der wirkliche u. ſ. w., „wozu ſeid Ihr denn da, als daß Ihr einen Bürger in Allem beſchützt und bewahrt? Es muß mir geholfen werden.“ Zum Spaß, und weil er ſich ſo mannhaft gezeigt, giebt ihm endlich der Director zwei Landjäger zur Hülfe mit. Die Bienen haben aber keinen Reſpect vor den Landjägern, und gehen nicht vom Platz. „Macht einen Schwefelgeruch herein, dann werden ſie Alle fortziehen,“ ſagt einer der Landjäger. „Das kann ich nicht,“ jammerte der wirkliche u. ſ. w. „Der Geruch würde mir ja alle meine Zuckerbäckereien verderben.“ Rathlos ſtehen ſie alleſammt, bis endlich eine alte Magd dazu kommt und ſagt: „Ich will einen Rauch machen, und dann werden ſie nicht mehr bleiben.“ Und ſo geſchah's auch.

Was hieraus zu entnehmen iſt? Beſinn' dich: ob nicht gar viele erwachſene Menſchen, wie die kleinen Kinder nach Vater und Mutter, ſo bei jedem Unfall nach der Polizei rufen. Polizei! Hilf! — Das iſt die Schwäche und Unmännlichkeit, die, ſtatt ſich ſelber zu helfen und auf Mittel und Wege zu ſinnen, gleich bei der Hand iſt, die Staatsgewalt anzuflehen. Das iſt die kindiſche Unſelbſtändigkeit, die leider oft auch durch Gewohnheit gegeben und erhalten wird.

Sonderbare Zahlungsfriſten.

Ein Vetter des Doktor Gſcheitle, er iſt ein reicher Landwirth, treibt zur Zeit des Futtermangels im Jahr 1842 ſeine Ochſen wieder vom Markt heim; er hat ſie um den Spottpreis nicht hergeben wollen, denn ſie ſind unter Brüdern ihre zwanzig Karolin werth. Als er am Hofe des Hagenmaier vorübergeht, ſitzt der alte vierundachtzigjährige Bauer vor ſeinem Hauſe und verſpottet den Gſcheitle, weil er keinen Handel machen konnte. „Kaufet Ihr mir die Ochſen ab," ſagt der Gſcheitle. „Ich brauch' ſie nicht," ſagt der Hagenmaier, „aber um fünfzehn Karolin nehm' ich ſie." „Bleibt dabei," ſagt der Gſcheitle, „fünfzehn zahlet Ihr gleich, und, daß ich mich nicht zu ſchämen habe, zahlet Ihr noch fünfzehn, wenn Ihr einmal nach Eurem Tode wiederkommt." Der alte Hagenmaier denkt: das kann ich mir ſchon gefallen laſſen, und kurzum, ſie werden handelseins. Im ganzen Ort lacht man über den Handel. — Als nun Jahrs darauf der alte Hagenmaier geſtorben iſt, kommt der Gſcheitle mit ſeiner Handſchrift und ſagt, er leide nicht, daß das Erbgut getheilt werde, bis er bezahlt ſei; es könnte doch ſein, daß der Alte wiederkommt. Um keinen langwierigen Rechtsſtreit zu haben, vergleichen ſie ſich und geben ihm acht Karolin. Jetzt hat der Gſcheitle gelacht und der Doktor hat geſagt: dieſe Pfiff hat er von mir.

Der beſte Spion.

Von alten Zeiten lieſt man oft, daß ein Fürſt ſich verkleidet hat und iſt in die Wirthshäuſer, oder wo ſonſt viele Leute bei einander waren, gegangen, und hat da die Ohren geſpitzt, um zu hören, was man von ihm und ſeinen Beamten denkt und redet. Manchmal hat er dann Einem die Hoſen tüchtig ausgeklopft, oder hat ihm das Halstuch feſter binden laſſen. Heut zu Tage kann ein Fürſt ſich nicht ſo leicht unerkannt unter die Leute miſchen, denn vor alten Zeiten hatte man noch nicht ſo viele Abbildungen von den hohen Häuptern. Jetzt aber kann es kommen, daß ein Fürſt in einem Wirthshauſe gerade unter ſein Bild zu ſitzen kommt und man ihn leicht erkennt. Probirte es aber doch wieder einmal ein Fürſt, wollte ſelber ſehen, was die Menſchen thun und treiben; iſt immer und immer ſo viel unter den Leuten von Uniform, muß ſich von ihnen Alles berichten laſſen, möcht' jetzt ſelber dabei ſein, wo die Menſchen auf harten Bänken ſitzen. Am liebſten wäre er in das Haus eines Holzhackers oder ſonſt eines Taglöhners gegangen, und hätte da gern unbemerkt geſehen, wie die Leute ihre Kartoffeln zu Nacht eſſen und was ſie ſprechen, was ſie klagen und hoffen. Er hat das noch gar nie ſelber geſehen und gehört, wie es in einer Bürgerfamilie zugeht, und es gelüſtet ihn ſehr darnach. Das geht aber nicht. Was würdeſt du dazu ſagen, wenn Jemand in deine Stube käme, bloß um zu ſehen, was du treibſt und was du machſt?

Der Fürſt muß alſo dahin gehen, wo für Geld und gute Worte Jeder zu Hauſe iſt, nämlich in ein Wirthshaus. Der Wirth, ein Pfiffikus, erkennt den Fürſten ſogleich, trotz ſeiner Verkleidung; er läßt aber nichts merken und holt, wie befohlen, einen Schoppen, fragt dann: woher des Weges? und ſpricht vom ſchönen Wetter u. dgl. Nach und nach kommen auch andere Gäſte herzu, und man ſpricht von Allerlei. Der Fürſt weiß unvermerkt das Geſpräch auf den Regenten zu lenken und ein Mann ſagt:

„Er iſt ein braver Mann, meint's gewiß gut, aber ich habe Mitleiden mit ihm, er hat keinen guten Freund.“

„Wie ſo das?“

„Ja ſehen Sie, nur der iſt ein guter Freund und ſagt Einem friſch von der Leber weg Alles in's Geſicht hinein, der Nichts nach Einem zu fragen hat. Ein Fürſt aber hat lauter Menſchen um ſich herum, über die er befehlen kann, und die immer einen Katzenbuckel machen.“

Der Wirth machte ſchon lange ein pfiffiges Geſicht, und hatte ſchon zweimal den Mund geöffnet, um zu ſprechen; jetzt endlich kam er dazu, und er ſagte:

„Unſer Fürſt iſt ſchlecht bedient. Es fehlt ihm der rechte Spion.“

„Pfui! Glaubt Ihr, der Fürſt würde Spionen hinhorchen?“

„Es iſt doch ſo, wie ich geſagt habe. Es fehlt ihm der rechte Spion, der ihm Alles berichten könnte, Gutes und Schlimmes, was im Lande vorgeht. Der Spion weiß Alles und erfährt Alles, was im Geheimſten geſchieht, und was die Menſchen im Geheimſten denken, Hoch und Nieder. Er nimmt kein Blatt vor's Maul, und iſt zu jeder Tages- und Nachtzeit wach bei der Hand. Er kommt aber nicht, wenn er nicht einen Freipaß hat, daß er aus- und eingehen kann, wann er will, und daß ihn die Kammerdiener nicht vorher durchſuchen oder gar abweiſen.“

„Und wie heißt denn das Wundergeſchöpf?“

„Die freie Preſſe.“

So redeten die Leute.

Es hat aber bis jetzt noch nichts davon verlautet, daß Etwas darauf geſchehen ſei.

Gut heimbezahlt.

Kann ſein, daß du dieſe Geſchichte ſchon kennſt, kann aber auch ſein, es geht dir oder deinem Nachbar wie dem Gevattersmann, der ſie vor Kurzem zum erſtenmal gehört hat. Kurzum, ein ſehr berühmter Mann in Oberdeutſchland, der kernhafte und gediegene Sachen für Jedermann geſchrieben hat, bekommt einmal einen Beſuch von einem gelehrten Herrn aus Berlin. „Ich möcht' einmal Ihre Landsleute ein wenig kennen lernen,“ ſagt der Beſuch. „Das kann geſchehen,“ iſt die Antwort, „wir gehen mit einander zum Poſthalter von C., der kann die ſaftigſten Grobheiten machen, doppelt geſchmälzt.“ Geſagt, gethan. Als die Beiden an der

Poſt ausſtiegen, kommt ihnen der Poſthalter entgegen und ſagt ſeinem Landsmann herzlich Willkomm. „Eine Flaſche Guten," ſagt der Landsmann. „Es ſind Alle gut," ſagt der Poſthalter trotzig, holt aber doch vom beſten vierunddreißiger Klingelberger eine Flaſche, ſchenkt nach altem Brauch zwei Gläſer ein und ſagt: „Geſegn' es Gott." Der Landsmann nimmt ein Glas, führt es zum Munde, rümpft die Naſe, verzieht das Geſicht und ſtellt das Glas, ohne zu trinken, auf den Tiſch. Der Poſtmeiſter beißt auf die Lippen, brummt etwas durch die Zähne, geht hinaus und ſchlägt die Thür grimmig zu. Als er wieder herein kommt, ſagt der Landsmann: „Poſthalter, wie lang werden denn noch alle Poſthalter ſo grob ſein?" „So lang, bis die Regierung befiehlt, daß kein Flegel mehr reiſen darf," war die ſchnelle Antwort. Alle drei lachten und ließen noch ein drittes Glas bringen und zechten tapfer, denn die beiden Gäſte erzählten, daß ſie es darauf angelegt hätten, eine Grobheit auszufiſchen.

Das war nun gut. Sonſt aber will's dem Gevattersmann gar nicht gefallen, daß vor Zeiten manche Herren ihren „gnädigen Spaß" mit den Bauersleuten getrieben haben. Das hat ſich Gottlob jetzt geändert, und es iſt Unrecht, wenn noch immer ſo viele Landleute glauben: ein Städter, der ſich zu ihnen geſellt, wolle ſie necken und ſich über ſie luſtig machen, wenn er's auch noch ſo treuherzig mit ihnen meint. Wir ſind jetzt Alle gleich, wie vor dem göttlichen, ſo auch vor dem menſchlichen Richter; Jeder kann, wenn er nur rechtſchaffen will, ſich ein geſundes Urtheil über

Alles aneignen, wenn er's auch nicht immer in wohlgeſetzter Rede von ſich zu geben vermag. Wer immer glaubt, daß man ihn neckt und hänſelt, der zeigt damit an, daß er ſich ſelber nichts Rechtes zutraut. Darum nur frank und frei heraus mit der Sprache gegen Jedermann. Will ſich aber Einer über dich luſtig machen, ſo bezahl' ihn heim, wie der Poſtmeiſter von C. gethan hat.

Der ſchöne Jean.

Er war einſt ein flotter und vornehmer Gaſt, auf deſſen Befehle die Wirthe und Kellner in knappen Kleidern hin- und herſprangen und Kratzfüße machten; jetzt iſt er ſelber ein Kellner, und ſucht behende und aufmerkſam die Wünſche der Gäſte zu vollführen. Es iſt nun zwar ein ganz ehrbares Geſchäft, Kellner zu ſein, und giebt es überhaupt in unſeren Zeiten kein unehrbares Geſchäft mehr, außer ein ſolches, das auf Laſter gebaut iſt; ſonſt aber iſt jede Thätigkeit eine ehrbare. Die Art indeß, wie Jean dazu kam, iſt eine eigenthümliche, und ich will ſie zu Nutz und Frommen erzählen.

Jean war der einzige Sohn des Wirthes zu den drei Königen in einer gewerbreichen Handelsſtadt. Es iſt ſehr gebräuchlich, daß man in dieſer Stadt Jean (Schahn) ſtatt Johann ſagt. Das Wirthshaus zu den drei Königen war wohl angeſehen bei allen Fuhrleuten und den

Bauern, die an Markttagen zur Stadt fuhren. Der Vater war ein behäbiger, geſprächſamer Mann; er wußte ſeine Gäſte wohl zu unterhalten, ohne ſich dabei viel Mühe zu geben. Denn er machte das ganz einfach. Er ließ ſich von Allen, was ſie wollten, erzählen, und hörte nur ganz aufmerkſam zu. Das gefällt dann den meiſten Leuten ſehr wohl, und ſie ſagen von einem ſolchen Menſchen, er ſei gar unterhaltſam. Dabei war aber der Dreikönigwirth auch mit ſeinen Augen aufmerkſam, und wenn er ſah, daß ein Schoppen leer war, machte er ihn alsbald wieder voll. So hatte er eine ſehr gute Einnahme und war überaus beliebt. Die Mutter aber war eine gar geſcheite und lebhafte Frau, die für Alles Rath wußte. Nur in Einem Punkt war ſie nicht geſcheit und wußte ſie ſich ſelber nicht zu rathen, und das war ihr Jean.

Schon als kleiner Knabe war Jean gar muthwillig und machte allerlei Streiche. Die Mutter vertuſchte und verhehlte es, wo ſie konnte. Jean war ein aufgeweckter Knabe, und er ſollte nun etwas Beſſeres werden; wie die Leute eben immer das, was ſie nicht haben und nicht ſind, für beſſer anſehen. Jean ſollte ſtudiren, oder Kaufmann werden. Als er nun aber zum Jüngling herangewachſen war, zeigte ſich's, daß es mit dem Studiren nicht recht gehe, und Jean kam in die Lehre. Mittlerweile ſtarb der Dreikönigwirth, und als man ihm eine Leichenrede hielt, ließ er ſich Alles ganz ruhig erzählen, er hörte aber nicht mehr zu. Der Mutter that es nun leid, daß ſie ihren Jean nicht zur Wirthſchaft angehalten hatte. Der aber war nicht mehr dafür zu brauchen, mit den Fuhrleuten und Bauern zu hanthieren. Er trug gelbe Glanzhandſchuhe und betrachtete ſich die Welt durch ein Augenglas, das er ſehr künſtlich mit der Augenbraue feſthalten konnte. Jean ging nach Frankreich, kam nach einigen Jahren noch vornehmer zurück, und hatte nun gar keine Luſt mehr, in ein Geſchäft einzutreten. Mit luſtigen Kameraden trieb er ſich zu Fuß, zu Wagen und zu Pferd in der Stadt und Umgegend herum und verführte allerlei loſe Streiche. Er war ein ſchöner Burſche, und man nannte ihn nur den ſchönen Jean, was er ſich gern gefallen ließ. Er kam in's Trinken, und vom Trinken in's Schuldenmachen. Seine Mutter wagte es kaum, ihm etwas zu verſagen. Wenn ſie ihn auszanken wollte, machte er ſie lachen, denn er war nicht ohne Witz. In den Wirthshäuſern, wenn die Schampanjerſtöpſel knallten, ſagte er oft: „Es hält lange an, bis man eines von den drei Königreichen verthan hat.“ Wenn er kein Geld mehr hatte, wußte einer ſeiner luſtigen Kameraden immer ſchnell Rath. Er nahm ein Papier, kritzelte etwas darauf, und ging damit zur Frau Dreikönigwirthin. „Iſt der Jean nicht da?“ fragte er dann. „Nein! Warum? Was iſt?“ „Ich bin der Hüſſje (Gerichtsbote). Der Jean hat einen Wechſel ausgeſtellt mit ſo und ſo viel. Ich ſoll das Geld erheben oder ihn in's Gefängniß führen.“ Da klagte und weinte die Mutter, bezahlte aber doch immer, auf ſolch ein einziges Papier oft drei viermal. Dann kam Jean oft Wochenlang nicht nach Hauſe, durchſchwärmte die Nächte bei Becherklang und Liederſchall und beim Erzählen von allerlei luſtigen Schwänken. Oft blickte er halb mitleidig, halb vornehm lächelnd zu den Kellnern hinüber, die verſchlafen da und dort in der Ecke ſaßen und ſeines Winkes gewärtig waren; dieſe durften nicht mitſtimmen in die luſtigen Lieder, nicht mitlachen und miterzählen bei übermüthigen Schwänken, ſondern mußten ſich immer aufmerkſam untergeben verhalten.

Als auch die Mutter ſtarb, zeigte ſich beim Verkauf der Wirthſchaft, daß Jean doch ſchon zwei von den drei Königreichen verthan hatte. Er packte nun das Geld zuſammen, und ging in ein Bad, ſpielte eine Zeitlang dort den vornehmen Herrn, und zwar in jeder Weiſe: denn er ſpielte auch am grünen Tiſch. Ehe er ſich's verſah, war bald Ebbe in ſeiner Kaſſe, eine Fluth von Schulden aber in der Rechnung des Wirthes. Was war nun zu thun? Jean wollte entfliehen, er konnte auch wohl laufen, aber den Daumen nicht rühren, denn er hatte keinen Heller Geld mehr. Er entdeckte ſich nun dem Wirthe. Dieſer hatte eine Nebenwirthſchaft auf einem entfernten Spazirwege, wohin die Badgäſte luſtwandelten.

Jean war gewandt, und wußte ſich recht wohl umzuthun und zu ſchicken. Er kam mit dem Wirthe überein, daß er als Kellner auf der Nebenwirthſchaft eintrete.

Er war einſt ein flotter und vornehmer Gaſt, auf deſſen Befehle die Wirthe und Kellner in knappen Kleidern einherſprangen und Kratzfüße machten; jetzt iſt er ſelber ein Kellner, und ſucht behend und aufmerkſam die Wünſche der Gäſte zu vollführen. Wenn in tiefer

Nacht luſtige Zechbrüder beim Glaſe ſitzen, ſingen und jubiliren, lachen und ſcherzen, ſitzt er verſchlafen in einer Ecke, ihres Winkes gewärtig; er darf nicht mitlachen, nicht mitſingen und mitſcherzen, und oft entfährt ihm ein ſchwerer Seufzer.

Der wiedergefundene Schatz.

Wer iſt der glücklichſte Arme? Ein armer Student. Hat er auch keinen Heller in der Taſche, ſo hat er doch fröhlichen Muth im Herzen; die weite Welt liegt vor ihm offen, und ſeine Kameraden fragen nicht nach Rang und Stand und kennen keinen Unterſchied. Hat der Student Geld, iſt Alles flott, hat er keines, ſo braucht er keines. Frage nur Jeden, der einmal auf der Hochſchule geweſen iſt, und ſteht er auch jetzt in hohen Aemtern und Würden, er wird dir doch ſagen: „Meine Studentenzeit war die glücklichſte Zeit meines Lebens. Unbekümmert um die Zukunft habe ich genoſſen, was die Stunde mit ſich brachte, habe allerlei übermüthig tolle Streiche vollführt und habe den höchſten Genuß darin gefunden, meinen Durſt nach Kenntniſſen und auch andern Durſt zu löſchen.“

Es iſt aber doch ein ſchwer Stück Arbeit, ſo ganz ohne Geld zu ſtudiren, und es iſt gut, daß der leichte Sinn der Jugend darüber hinweg hilft, denn ſpäter wär's viel ſchwerer. Unter uns geſagt, das Hauptvergnügen von der Studentenzeit beſteht darin, daß man jung iſt; da hat man leichten Sinn und da iſt's einem Jeden wohl, ſei er was er will.

Zu Freiburg im Breisgau waren einmal zwei arme Studenten. Der Eine war von Adel und ſtudirte die Rechte, der Andere, eines Schulmeiſters Sohn, ſollte Geiſtlicher werden. Sie wohnten neben einander hoch oben bei dem Taubenſchlag, und hatten die ſchönſten Ausſichten, ſowohl in die Zukunft, als auch über die Dächer hinweg nach dem Schwarzwalde. Der Adelige genoß eine kleine Familienſtiftung, die gerade ſo weit ausreichte, daß er nicht dabei zu verhungern brauchte. Wenn er ſein vierteljähriges Geld bekam, verſteckte er es überall hin, um nach und nach die Freude zu haben, es wieder zu finden, wenn er nichts mehr zu haben glaubte. Dabei hatte er noch einen Domänenwald, den er nie abholzte und für welchen er keinen Förſter brauchte, nämlich ſeinen Bart, den er wild wachſen ließ. Der Geiſtliche aber war bartlos, gab ein paar Unterrichtsſtunden und hatte den ſogenannten Wandeltiſch bei einigen mildthätigen Familien; er aß nämlich jeden Tag in einem andern Hauſe zu Mittag. Wenn die Leute auch noch ſo gutherzig ſind, ſo iſt das doch eine bittere Koſt, und man weiß nicht recht, wie man ſich dabei anſtellen ſoll.

Am Sonntag gingen die beiden Kameraden oft hinaus auf einen Berg und brachten da den ganzen Tag zu, denn ſie wollten ſich Anfangs nicht ſehen laſſen, weil ſie keine Sonntagskleider hatten. Sie waren aber doch immer froh und luſtig, außer an jenem Sonntag, wo dem Geiſtlichen die ganze aufgenagelte

Sohle von ſeinen Schnürſtiefeln abging, und ſie dieſelbe mit Bindfaden wieder zuſammenhefteten. Es war ein mühſelig Stück Arbeit, beſonders, da ſie bei der Heimkehr mitten durch den Paradeplatz gehen mußten, wo gerade die Muſik ſpielte und ein großes Menſchengedränge war. Der Geiſtliche fürchtete jeden Augenblick, daß er ſeine Sohle verliere. Sie machten aber aus Allem einen Spaß.

Manchmal saßen ſie wohl auch zu Hauſe und waren traurig. Der Adelige vertrieb ſich die Grillen, indem er ſich auf's Bett ſetzte, ſeine Guitarre in den Schooß nahm, klimperte, pfiff und ſang. Der Geiſtliche ſpielte unterdeß auf ſeinem Zimmerchen auch ein Inſtrument, das Jeder von ſelber leicht lernt, er hat nämlich Trübſal geblaſen.

Eines Sonntags, es war ein heller Sommermittag, ſaßen die beiden Kameraden trübſelig bei einander, da ſagte der Geiſtliche: „Heut' müſſen wir Geld haben, heut wird der neue Biergarten im Jägerhaus eröffnet, da müſſen wir auch dabei ſein. Haſt du denn gar nichts mehr?“ „Nein, ich habe alle Winkelchen ausgeſtöbert, gar nichts.“ „Haſt du denn auch nichts zum Verpfänden oder Verkaufen?“ „Zwei Weſten. Jetzt iſt Sommer, da brauch' ich keine Weſte mehr.“ „Her damit.“ Sie wurden ſchnell in ein Papier gepackt und die Beiden machten ſich auf den Weg.

Es läutete eben aus der Kirche und die Glocken klangen ſo hell hinauf zum blauen Himmel und hinaus nach den ſonnerhellten Bergen und Fluren, während unſere Kameraden durch enge, feuchte Gaſſen wandelten, um einen Trödler aufzufinden. Alles ſtrömte hinaus vor das Thor. Alles ſtrebte in's Freie, und nicht einmal ein Trödler war zu Hauſe zu finden.

Mit ſchweren Tritten kehren die beiden Freunde wieder heim, noch nie war ihnen ihre Armuth ſo drückend geweſen, wie heute. An ihrem Hauſe muß man drei Stufen auf loſe hingelegten Steinen zur Thüre hinaufſteigen. Der Adelige ſteht oben und es iſt, als ob er keine Hand regen könne, um die Thüre aufzumachen; der Geiſtliche ſteht unten. Er betrachtet die ſchön gewichsten, mit hohen Abſätzen verſehenen Stiefel ſeines Kameraden und denkt an ſeine gebrechlichen Schnürſtiefel. „Victoria!" ruft er plötzlich, „ein Schatz!" Er greift in die Spalte zwiſchen dem Steine und zieht einen wirklichen Sechsbätzner heraus.

„Herr Gott!" rief der Adelige, „jetzt erinnere ich mich erſt, daß ich den Schatz hier vergraben habe. Hat der ſich aus dem Boden heraufgemacht? Siehſt du, wie gut es iſt, wenn man bei Zeiten einen Nothpfennig bei Seite ſchafft?"

Nun ging's hinaus in den Biergarten und ſie waren fröhlich und guter Dinge, denn der Schoppen Bier koſtete nur anderthalb Kreuzer. Sie lachten immerfort, wenn ſie ſich anſahen, und die Leute konnten gar nicht begreifen, warum die Beiden ſo luſtig ſeien.

Jetzt hat der Geiſtliche eine gute Pfründe, hat guten Zehentwein und auch Ulmer Bier im Keller, aber noch nie, ſagt er, habe ihm ein Trunk ſo gut geſchmeckt, als jener von dem Sechsbätzner. —

Neuer deutſcher Brieffteller.

Daraus kannſt du nicht lernen, wie du an Den und Den zu ſchreiben haſt; im Gegentheil, das ſind lauter Briefe an dich, und du brauchſt ſie nicht zu beantworten, wenigſtens nicht auf dem Papier. Der Gevattersmann hat auch nichts lieber, als wenn er recht viel Briefe bekommt (verſteht ſich frei, oder deutſch geſprochen: franko), aber Antwort ſchreibt er nicht gern, wenn's nicht ſein muß. Du biſt alſo höflich eingeladen, in's Künftige auch ſolche Briefe hieher zu ſchicken.

Jetzt mach' dir's bequem, ſetz' dich hin, ſtopf' dir eine Pfeife, der Gevattersmann will's auch thun, und jetzt wollen wir leſen:

I. Brief eines preußiſchen Soldaten an ſeinen Vater.

Mainz, den 15. Juli 1841.

Es iſt wahr und gewiß, lieber Vater, das Soldatenleben ſtriegelt und putzt den Mann, und wer kein Soldat geweſen iſt, der iſt kein rechter Mann. Weil warum? fragt unſer Nachbar Martin; das will ich ſagen: wir haben einen grundgeſcheiten Kameraden in der Kompanie, einen Gefreiten, der iſt ganz mit mir einverſtanden, und der ſagt auch: jeder großjährige Mann im Staat iſt Bürger, das iſt ein ſchönes Wort, das iſt der ſchönſte Titel, den man haben kann. Ein Bürger ſteht mit Allem, was er hat, mit ſeinem ganzen Leben dafür ein und iſt Bürge, daß Ordnung und Recht im Staat iſt, und daß Niemand, heiß' er Franzos oder Ruſſ', dem Staat 'was anhaben kann. Jeder Bürger ſoll mithelfen, die Geſetze machen, die über ihn regieren ſollen. Jeder Bürger giebt ſeine Stimme dazu, wie man die Steuern umlegen ſoll, daß Keinem Unrecht geſchieht, und daß eine ordentliche Haushaltung geführt wird. Ich weiß wohl, es kann nicht Jeder dabei ſein, darum wählt man die Abgeordneten, die auf dem Landtag für die Andern ſprechen und ſtimmen, aber in Gedanken iſt Jeder dabei. Mitrathen kann nicht Jeder für ſich ſelber, da reicht es ſchon hin, wenn er einen Mann für ſich eingeſtellt hat, der ſeine Gedanken ausſpricht; aber mitthaten muß Jeder, wenn's drauf und dran kommt. Er muß mit ſeinen eigenen Händen und Füßen dabei ſein. Jeder muß helfen den Staat erhalten, durch Steuern und Soldatſein, dann erſt iſt er ein rechter Bürger. Vor Zeiten hat man Soldaten gehabt, die den Staat gar nichts angegangen ſind; ſie haben gerade Dem gedient, der ſie am beſten bezahlt hat. Jetzt iſt das anders. Jetzt ſind lauter Bürger Soldaten. Sie vertheidigen und ſchützen ihre eigene Sache, und darum muß auch jeder Soldat Bürger, und wieder jeder Bürger Soldat ſein. Ich kann es keinem Andern übertragen, daß er meinen Vater und meine Mutter lieben, daß er ihnen beiſtehen und ſie beſchützen ſoll; wenn ich ihm auch noch ſo viel Geld gäbe, er kann's doch nicht recht von innen heraus, es iſt eben ſeine Sache nicht. — Vor Zeiten haben die Soldaten gar nicht heirathen dürfen. Freilich, ſie waren ja Knechte, die jede Minute ſich haben todt ſchlagen laſſen müſſen, für was der Herr eben gewollt hat. Jetzt iſt das anders. Jetzt iſt ein Krieg jedem Bürger ſeine eigene Sache. Wenn meine kurze Dienſtzeit um iſt, werde ich Landwehrmann bis in mein ſechzigſtes Jahr, und wenn ich, will's Gott, Frau und Kinder habe, und der Staat braucht mich, bin ich gerade ein beſſerer Soldat, weil ich mein eigen Haus und Hof vertheidige.

Ja, lieber Vater, ich denke jetzt viel über das Soldatenweſen nach. Es war mir immer, wie wenn mich Jemand an einem langen Seil angebunden hätte, bis ich zwanzig Jahr alt bin. Jetzt iſt die Zeit da, jetzt bin ich hergezogen worden und der Staat ſagt: nun biſt du mein, vom Morgen bis Abend und immer. Da denk' ich denn eben darüber nach: was geht dich der Staat und was gehſt du ihn an? Warum mußt du ihm dienen und was thut er denn dir? Und da ſind mir nebſtdem auch noch allerlei Gedanken aufgegangen.

Zweitens ſagen wir auch noch, nämlich mein Kamerad und ich: als Soldaten tragen alle Bürgersſöhne gleiche Röcke und gleiche Kappen. Das iſt gut, da lernen ſie Alle mit einander, Hoch und Nieder, einſehen, daß ſie im Staat gleich ſind und gleich ſein ſollen. Darum lob' ich mir in dieſer Hinſicht mein Preußen, da muß doch wenigſtens ein Jeder Soldat ſein; heiß' du wie du willſt, und ſei du wer du biſt, bemberembembem! hinter drein mußt du. Dadurch iſt alsdann kein Unterſchied zwiſchen einem Bürger (oder wie man's in der Garniſon heißt, einem Ziviliſten) und einem Soldaten; ſie ſollen und müſſen gut Freund ſein, denn Jeder iſt Bürger und Soldat in Einer Perſon. — Ich habe jetzt auch erfahren: in den andern deutſchen Ländern, die nicht zu Preußen gehören, da iſt eine Lotterie, und da kommen alle Burſchen, die zwanzig Jahr alt ſind, gehen vor das Rad hin, und wer eine hohe Nummer heraus zieht, braucht nicht Soldat zu werden. Ich habe es faſt nicht glauben wollen, daß man das Soldaterchens ſchon vorher mit dem Spielen anfängt, aber es iſt doch wahr. Wer eine hohe Nummer gezogen hat, den heißen ſie frei. Das iſt mir eine ſchöne Freiheit! Man begeht eine Sünde an dem heiligen Wort, wenn man's in dieſem Fall gebraucht. — Wenn bei der Lotterie ein Reicher mit weichen Händen ein kleines Loos zieht, ſo kauft er ſich einen Mann, der für ihn exerziren, auf die Wach' ziehen, und wenn's Krieg giebt, ſich für ihn todt ſchießen laſſen muß. Ja, ſo heißt man's: *er kauft ſich einen Mann*. Der Staat ſollte ſolch einen Handel nicht anlegen, er ſollte ihn nicht einmal zugeben. Wenn Ich zu befehlen hätte, das dürfte mir nicht ſein. Jeder Bürger kann und muß ein Jahr lang exerziren lernen, das ſchadet keinem geſunden Menſchen 'was, hab' er ein Geſchäft welches er wolle. Ich weiß wohl, das gefällt vielen Leuten auf dem Lande und in der Stadt nicht, ſie dünken ſich 'was Beſſeres. Aber ehrlich bedacht, iſt und bleibt es eine weiſe Anordnung. Oder ſind die armen Burſchen dafür da, daß ſie ſich für die Reichen todt ſchießen laſſen? Der Staat darf das nicht zugeben. Ich ließe, wenn ich zu befehlen hätte, keinen geſunden Menſchen heirathen, der nicht Soldat geweſen iſt und noch bei der

Landwehr ſieht. Der ſchönſte Schmuck eines Mannes iſt: daß er mit den Waſſen umzugehen weiß, und daß er im Nothfall ſein Land zu vertheidigen verſteht. Vor Allem müßte mir aber die Lotterie abgeſchafft werden. Man will's ja jetzt verbieten, daß man auf den Spielbanken um Geld ſpielt; aber um ſein Leben darf man ſpielen? Und iſt denn die Landesvertheidigung nicht eine heilige Sache? Soll man darum ſpielen?

Die Oeſterreicher müſſen vierzehn Jahre lang dienen. Lieber Gott! Das iſt eine halbe Ewigkeit, da kann man ja gar nicht hinausſehen, wann's endet. Mich dauern die armen Burſchen. Sie vergeſſen ja ganz, wie es in einer Familienſtube und am Herd bei der Mutter ausſieht, und wenn ſie heimkommen, was ſind ſie alsdann? Ich möcht' auch nur wiſſen, was ſie ſo lang lernen. Ich bin jetzt vier Monate da, und kann meine Sach' aus dem ff.

Es iſt mir lieb, lieber Vater, daß ich Euch Alles ſo ſchreiben darf, und daß ich's auch kann. Meine Kameraden auf der Stube haben ſich einen Briefſteller gekauft, und daraus ſchreiben ſie die Briefe ab. Iſt das nicht eine Schande? Für was hat Einem Gott ſeine eigenen fünf Finger und Augen und Hirn gegeben? Ich müßte mich ſchämen, aus einem fremden Buch abzuſchreiben. Wie kann ein Anderer wiſſen, was ich zu ſchreiben habe? Habe ich Recht oder nicht, lieber Vater? Da fällt mir ein: ſagen könnte ich doch nicht „lieber Vater,“ ich weiß nicht warum — aber ſchreiben kann ich's. Wenn man ſo weit getrennt iſt, geht Einem das Herz auf und man ſchämt ſich nicht. Wenn ich die Schur habe, leſe ich auch oft Bücher, ſchöne Räubergeſchichten, und die Geſchichte vom Kaiſer Napoleon habe ich auch vom Feldwebel geleſen. Es war doch ein ganzer Mann, der Napoleon, aber recht iſt ihm auch geſchehen, ich meine, er hat's zu weit getrieben. Ich wollte, ich hätte ihn auch einmal geſehn. Nicht wahr, ihr habt ihn oft geſehen? Wir haben von dem Kaiſer Napoleon doch etwas Gutes übrig behalten, und das iſt unſere Landwehr. Mein Feldwebel ſieht dem Napoleon ganz ähnlich, ich glaube, wenn's Krieg gäbe, der würde ein großer Mann, er könnte ein Marſchall Soult werden.

Im Soldatenleben lernt ſich der Menſch allein helfen. Ich koche und ſlicke und nähe und putze die Stube auf, wie ein Frauenzimmer. Es kommt mir oft ganz abſonderlich vor: ſo ein großes Haus voll lauter Männer! Es iſt gut, daß es nicht vierzehn Jahre währt.

Verzeiht mir, lieber Vater, daß ich auch davon ſchreibe, aber ich bin jetzt zwanzig Jahre vorbei, und ich meine: ſchon deßwegen ſollte man Landwehr einführen, wo Alles, aber nur kurze Zeit, Soldat ſein muß, denn es gehören viele und gute Grundſätze dazu, brav zu bleiben. Und, lieber Vater! es giebt grauſam ſchreckliche Krankheiten, wovon man auf unſerem Hofgut nichts weiß.

Am meiſten Bedauern habe ich mit den Offizieren. Sie müſſen ihr Leben lang exerziren. Das iſt ein ſchlechtes Geſchäft und muß kreuzlangweilig ſein, und um nur etwas zu thun zu haben, müſſen ſie andere Leute plagen. Wir haben jetzt Abends Inſtruction.

Dabei geht's oft luſtig her, ſeitdem wir den alten Leutnant haben und nicht mehr den 18jährigen. Er will mich zum Burſchen haben. Was meint ihr dazu? Die Artillerie iſt doch das Schönſte. Ich möchte nur wiſſen, ob's wahr iſt, daß es keinen Krieg mehr giebt. Unſer Feldwebel ſagt's, aber in Marokko drinnen ſoll's doch bös ausſehen, und der Ruſſ' ruht auch nicht. Ich weiß nicht, die Ruſſen mag ich gar nicht. Es iſt ſchon ſo ein häßlicher Name: Ruſſ'! Ruſſ'! Man könnte Einem damit bang machen, wenn man nicht wüßte, was es zu bedeuten hat. Wir lernen auch ſingen: ich bin ein Preuße; auch das: ſie ſollen ihn nicht haben, den freien deutſchen Rhein. Ich habe einmal gefragt, wer denn die Sie ſeien, und da habe ich gehört, es ſollen die Franzoſen gemeint ſein. Sie ſollen nur kommen! Nicht ſo viel als man in einem Auge leiden kann, ſollen ſie von dem prächtigen Rheinland haben. Wenn's nur wieder einmal Krieg gäbe! Es kommt mir immer vor, als ob die ganze Welt darauf warte wie auf das Nieſen. Ich glaube, unſer Herrgott wird: Zur Geſundheit Deutſchland, ſagen. Aber mit den Franzoſen ſollten wir doch nicht zuerſt anfangen. Ich wüßte ſchon, wen man vor Allem beim Pelzkragen nehmen und heimſchicken ſollte ....

Ich muß doch auch noch etwas erzählen. Ich bin auch ſchon einmal geſtraft worden, weil ich kein Lateiniſch verſtehe. Iſt das nicht lächerlich? Es iſt aber doch wahr. Geſtern vor vierzehn Tagen ſtehe ich früh von vier bis ſechs Uhr, drüben in Kaſtell, an dem großen Thor, wo es zur Eiſenbahn hingeht, auf dem

Poſten. Man ſieht ſo früh wenig Leut', und nur die Marktweiber. Ich betrachte nun die Aufſchrift, die über dem Thor ſteht: cura confoederationis conditum. Iſt das nicht zum Närriſchwerden? Was heißt das? Es muß doch eine Bedeutung haben. Ich vertiefe mich ganz in die Inſchrift, und vergeſſe dabei, daß ich auf dem Poſten ſtehe. Plötzlich ſpüre ich eine Hand auf meiner Schulter, der Hauptmann, der die Wachen viſitirt, ſteht vor mir. Ich werde nun abgelöst und komme in Strafarreſt. Es iſt mir nun zwar Recht geſchehen: was geht mich die Inſchrift an, wenn ich auf dem Poſten ſtehe? Aber ein verflixtes Ding bleibt es doch, daß man Einem ſo etwas vor die Naſe hinſchreibt, was man nicht verſteht. Ich habe mich nun erkundigt, was die lateiniſchen Worte bedeuten; unſer Doktor hat mir's geſagt, nämlich: durch den Bund erbaut. Der Bund, ſoll heißen der deutſche Bund, der, wie man mir geſagt hat, in Frankfurt wohnen ſoll, hat den Brückenkopf bauen laſſen. Warum aber ſagt man das lateiniſch? Die deutſche Sprache iſt ja ganz gut, und für uns Deutſche iſt es ja, und wer es nicht verſteht, ſoll deutſch lernen. Giebt man ja auch die Geſetze und Beſchlüſſe deutſch, oder nicht?

Am letzten Dienſtag war ich auf Wache, draußen auf dem Hardenberg. Ich bin gerade von 12 bis 2 Uhr auf den Poſten gekommen. Es war mir ganz eigen zu Muth, als ich ſo allein hoch oben auf dem Berge da ſtand. Es war eine ſtockdunkle Nacht, kein Stern am Himmel, und die ganze Welt war wie todt; nur dort neben zog ſich der Rhein wie ein blaſſer Streif hin und man hörte ſein Rauſchen, von dem man bei Tag gar keinen Laut vernimmt. Mir iſt es vorgekommen, als ob die ganze Welt ausgeſtorben und ich allein da oben übrig geblieben wäre — man kommt doch oft auf ſonderbare Gedanken, aber man kann nichts dafür — da höre ich jetzt das Feldgeſchrei, wodurch die Poſten einander wach erhalten. Ich habe doch den Zuruf ſchon oft und oft gehört, aber dießmal hat er mich ganz beſonders ergriffen. Zuerſt habe ich ihn aus weiter Ferne vernommen, als ob er aus einer tiefen Grube käme, aus der Auferſtehung, dann immer näher und näher und heller und heller: „Kamerad, biſt du noch da?“ bis es zuletzt an mich gekommen iſt, und ich habe den Ruf weiter geſchickt: „Bruder, biſt du noch da?“ Keiner ſieht den andern, Keiner verläßt ſeinen Poſten, aber man ruft einander den hellen ermunternden Gruß zu. Das iſt ſchön. Eine Kette von freundlichen Worten, Glied an Glied, ſchließt die deutſchen Brüder an einander, die weit aus einander ſtehen. Alle ſind wach und ſtehen da für das Vaterland. Und ich habe mir da ganz Deutſchland gedacht, und von einer Grenze bis zur andern ſtehen ſie da und rufen einander zu: „Bruder, biſt du noch da?“ Vater! lieber Vater! da iſt mir's warm um's Herz geworden, ich kann's nicht ſagen wie. Und ich habe mein Gewehr mit beiden Händen Hoch hinauf gehoben und habe Gott gebeten, er ſoll mir's einmal für eine rechtſchaffene heilige Sache wieder in die Hand geben.

Die zwei Stunden ſind mir herumgegangen wie ein Augenblick, und ſo oft der Ruf an mich gekommen iſt, habe ich ihn immer freudiger hinausgerufen. Dazwiſchen habe ich das Lied in mich hinein geſungen:

Steh' ich in finſtrer Mitternacht
So einſam auf der fernen Wacht.

Es iſt mir keines von den gelernten Liedern eingefallen. Wenn man ſo ein Lied auch nur leiſe vor ſich hinſingt, iſt es doch gerade als ob man mit einem guten Geiſt ſpräche.

Grüßet mir alle guten Freunde und Bekannte, beſonders auch unſern Vetter Johann und ſeine Tochter Anna Margaretha von Eurem getreuen

Lorenz.

II. Brief vom Vetter Andres.

Ja wohl weiß ich viel, lieber Vetter, aber wenn man ſo auf den Stutz gefragt wird, weiß man nichts und ſteht da wie ein ABC-Schütz. Freilich hab' ich viel erlebt, ein halb Dutzend von den heutigen jungen Burſchen hätte genug daran zu tragen. Aber wenn man ſagt: komm', jetzt erzähl' einmal — da ſtehen die Ochſen am Berg. Wenn du bei mir wäreſt, könnt' ich ſagen, fang' du an. Anfangen! ja, das ſind die faulen Eier. Da fällt mir dabei eben eine Geſchichte ein. Du haſt ja den reichen Kaufmann Kippel noch gekannt, der in Kriegszeiten reich geworden iſt. In ſo einem Krieg, wo Alles drunter und drüber zugeht, da können pfiffige Menſchen ſchon zu 'was kommen. Mein Kippel hat alſo die Lieferung für das große Spital in Regensburg, aber vom Liefern wird man nicht reich, hingegen aber vom Nichtliefern. Mein Kippel hat mit dem Verpflegungscommiſſär gemuſchelt: der giebt ihm einen Empfangsſchein über Alles, was auf dem Papier ſteht, und der Oberrechner, oder wie man ihn geheißen hat, hat das Geld dafür bezahlen müſſen. Mein Kippel kommt einmal wieder mit einem langen Zettel, und darauf ſteht: ſo und ſo viel tauſend Eier erhalten. Es hat aber damals faſt kein Huhn mehr ein Ei gelegt, ſie ſind alle verſcheucht worden von dem vielen Schießen und dem Untereinander. Da ſagt der Oberrechner, oder wie man ihn geheißen hat: „Aber Herr Kippel, ich ſehe immer ſo viel Eier auf der Rechnung, wo kommen denn die hin? Die Kranken müſſen ja zuletzt ganze Eierſtöcke im Leib haben, wenn man dieſe alle verbraucht.“

„Ja,“ ſagt mein Kippel, „es ſind auch faule Eier darunter.“

„Ja das ſind eben die faulen Eier,“ ſagt der Oberrechner, oder wie man ihn geheißen hat, und lacht, was er vermag. Er hat aber hernach doch das Geld bezahlt, freilich nicht Alles, denn er hat auch einen Dotter haben wollen. Ja, damals hat Eines das Andere beluxt. Wenn ja Alles ordentlich zugegangen wäre, wäre es mit Deutſchland nicht ſo weit gekommen, wie es gekommen iſt.

Vorlängſt habe ich mit unſerm Amtmann darüber geſprochen, daß es eben doch zu viel Beamten in der Welt giebt. Du weißt, er iſt ein grundbraver Mann, man kann ſchon ein geſcheit Wort mit ihm reden. Da ſagt er: „Ja, lieber Andres, wenn Alle recht tüchtig wären, bräucht' man weniger, aber es ſind Viele nicht recht tauglich, und die ſind doch einmal angeſtellt.“

„Ja, das ſind eben die faulen Eier,“ habe ich geſagt und habe ihm die Geſchichte von meinem Kippel erzählt.

Ich denke jetzt viel und oft über die Beamten nach. Nicht blos weil mein Schwager auch einer iſt, nein, im Allgemeinen.

Wer die Beamten ſcheel anſieht, weil ſie Beamte ſind, der iſt ein Narr. Wahr iſt's, es iſt ein böſes, böſes Ding, daß heut' zu Tag keine Dunggrube mehr gegraben wird, ohne daß ein Beamter ſeine hochweiſe Naſe hineinſteckt. Der Fehler hievon liegt aber auf einem andern Brett. Freilich giebt es Viele, die eine Freude am Commandiren haben. Es ſteckt in jedem Menſchen ein kleiner Commandirteufel; man muß ſich in Acht nehmen, daß er nicht eine lebenslängliche Anſtellung im Rathhaus unterm Hut bekommt.

Wie geſagt, wenn auch manche Beamte aus bloßer Freude am Befehlen und Regieren nichts geſchehen laſſen wollen, was ſie nicht angeordnet haben; wenn ſie gerne jedes Huhn ausgreifen, ob's bald ein Ei legen will und ob's ein Recht hat, vorher zu gackern — die große Mehrzahl von Beamten meint's doch wirklich gut. Sie meinen, das müßte ſo ſein, daß ſie für Alles Vorſorge treffen, die Leute ſeien gar zu dumm, und wüßten ſich nicht zu helfen, und daher ſei es Pflicht der Vorgeſetzten, die kleinen Kinder recht in Acht zu nehmen. Wenn ich es recht bei Licht betrachte, kann Mancher eigentlich nichts dafür, daß er dieſe Anſicht hat.

Bedenk' nur ſeinen Lebenslauf! Zuerſt kommt er in die Schule und lernt alle fremden Sprachen, und nachher auf die Univerſität, und da lernt er allerlei Rechte, und wenn er zwanzig Jahr alt iſt, kommt er gleich an's Regieren, und das treibt er ſein Leben lang. Tauſende von Menſchen, und darunter die meiſten, die zweimal und dreimal ſo alt ſind als er, ſind ihm untergeben. Freilich, Anfangs hat er auch noch manchen Vorgeſetzten, der ihn tüchtig hernimmt. Du weißt ja aber, wie es geht: wer als Lehrjung gehudelt worden iſt, der hudelt, wenn er Geſell geworden iſt, den neuen Lehrjungen gerade ſo und noch ärger. Wenn's zu machen wäre, ſollten nur erprobte, bejahrte Männer, die ſchon 'was mitgemacht haben, Beamte ſein. Das geht aber für jetzt nicht. Darum bleibe ich dabei: man muß es ſo einrichten, daß die Bürger möglichſt für ſich ſelber Alles in Ordnung halten, und daß nicht Alles von oben herunter befohlen zu werden braucht.

Das eben iſt der Fleck, wo die Grundſuppe umgerührt wird. Ich möchte immer ſagen: habt mich nur halb ſo lieb und laßt mich ein wenig für mich ſelber ſorgen. Ein altes Sprüchwort ſagt:

Glück und Geſang
Duldet keinen Zwang.

Es giebt nur Einen Menſchen auf der Welt, der mich und die Meinigen glücklich machen kann. Und weißt Du, wer das iſt? Ich ſelber? Was man ſich nicht erſchafft hat, gehört Einem nicht eigen.

Setz' mir einmal meinen Hut auf, daß er mir ganz bequem paßt. Nicht wahr, du kannſt es nicht? Er preßt mich da und dort, er ſitzt nicht recht, ich muß ihn ſelber zurecht rücken, und ich brauch' nur ein bischen daran zu ſtoßen, ſo iſt es recht. Es giebt auch manche Eltern, die ihren Kindern immer befehlen und angeben, was ſie thun ſollen, ſtatt daß ſie ſie ein bischen ſelber machen laſſen. Die Eltern meinen's auch gut und brav, aber ſie thun nicht brav. Man muß ſo viel man kann, Jeden daran gewöhnen, für ſich ſelber da zu ſtehen.

Daß es aber oft ſo arg ſteht mit dem Bevormunden von Seiten der Angeſtellten, daran ſind hauptſächlich Wir ſchuld. Ja, zupf' dich nur an deiner Naſe, du biſt auch dabei; haſt ja deinen Peter wollen ſtudieren laſſen, weil er ein aufgeweckter Knabe war. Vor Zeiten hat man die invaliden Soldaten zu Schulmeiſtern gemacht, weil man geglaubt hat, dies Geſchäft könne ſchon Jeder verſehen. Jetzt machen oft die Eltern die geborenen Invaliden zu Handwerkern. Schind' ich mein' Naſ', ſchänd' ich mein Angeſicht, ſagen ſie in den Niederlanden. Verſtehſt du? Wer da meint, zum bürgerlichen Gewerbe braucht's keinen rechten Verſtand, ſetzt ſich ſelber damit herunter. Und nun gar jetzt, wo die Gewerbe ſo hoch ſteigen und Einer den Andern überholen will, da brauchts gerade die tüchtigſten Köpfe. Du ſiehſt wohl, zu welchem Loch ich hinaus will. Wenn die tüchtigen Köpfe und die vermögenden Leute nicht mehr ausreißen und in den Beamtenſtand hinüber wollen, dann ſteht die Bürgerſchaft feſt und tapfer da, und hat Leute genug, die neben ihrem Geſchäft noch ein Aemtchen übernehmen können, ohne Beſoldung, und da giebt's weniger Steuer und weniger Beamte.

Wenn ich's recht ernſtlich bedenke, will mir's gar nicht in den Kopf hinein, warum alle Leute ſich ſo drücken und drängen, um in das Beamten- und Canzlei-Paradies hinein zu kommen. Es iſt weiter nichts als der Hochmuth, weil man's recht bequem haben will. Du kannſt Dir kaum denken, wie viel Beamte am goldenen Elend leiden. Es geht oft ſo hungrig bei ihnen her, daß es ein Jammer iſt. So im Gewöhnlichen ſieht man's nicht; wer aber ein bischen tiefer hinein ſchaut, der merkt's. Und dann: was iſt das für ein Leben, wo man gar nicht Herr über ſich iſt? Es wohnt hier ein alter Rechnungsrath, der jetzt penſionirt iſt; er kommt Abends auch in unſere Geſellſchaft. Der kann Dir nun nicht genug erzählen, wie wohl es ihm jetzt iſt. Sieben und vierzig Jahre lang war er an den Aktenriemen geſchnallt, und wenn er einmal einen Tag fort wollte, mußte er vierzehn Tage vorher eine Eingabe um Urlaub machen.

Wie geſagt, ſolch ein Herr, der über Andere zu befehlen hat, iſt am wenigſten ſein eigener Herr, und hat am wenigſten über ſich zu befehlen. Ich beneide ihn nicht um ſeine Herrlichkeit.

Weil ich gerade von Beamten rede. Haſt du denn auch ſchon gehört, daß man in unſerm Nachbarland Allen, von oben bis unten, Uniformen geben will, in denen ſie Tag und Nacht ſtecken ſollen? Ich mit meinem dummen Verſtand meine: das ſollt' man nicht thun. In den Amtsſtuben habe ich nichts dagegen, da iſt's meinetwegen gut, wenn man den Amtmann gleich am Rock kennt; aber ſonſt, wozu ſoll's? Daß man die Beamten recht von den Bürgern ſcheidet? Das ſoll ja nicht ſein. Die Beamten ſind ja auch Bürger, nur eben ſolche, die Recht ſprechen und das Geld verwalten u. ſ. w. Wenn es zu machen wäre, ſollte man den Soldaten ihre Uniformen nehmen, damit ſie auch in der Kleidung immer wie Bürger ausſehen. Das geht aber nicht, und darüber läßt ſich nichts ſagen. Die Beamten ſelber aber, mein' ich, ſollten dagegen Einſprache thun. Freilich, es wird Manche geben, die einen großen Krattel haben, weil ſie eine beſondere Uniform tragen; es giebt aber auch noch rechtſchaffene Herzmenſchen unter den Beamten, und an dieſen wäre es dagegen zu ſein.

Vom Kippel weiß ich auch noch eine Geſchichte. Er war als ganz blutjunger Burſch als Bäckergeſelle in Paris, gerade zur Revolutionszeit. Das war keine Kleinigkeit, ſo mitten d'rin, wo man nicht weiß, ob man ſeinen letzten Biſſen Brod backt, und alle zehn Tage nur einen Sonntag. Kurzum, es war Alles unter einander. Mein Kippel geht einmal über die Straße, da begegnet ihm Einer, der fragt: „Biſt du ein Republikaner oder Ariſtokrat?“ „Republikaner,“ giebt er zur Antwort, und der Mann prügelt ihn tüchtig durch. Das war gut. Mein Kippel geht weiter und denkt: ein Andermal nimmſt du dich beſſer in Acht. Da begegnet ihm wieder Einer und thut dieſelbe Frage. „Ein Ariſtokrat,“ ruft Kippel, und nun bekommt er's noch einmal aus dem Salz. Er wehrt ſich, wird aber übermannt. Das war wieder gut. Als ihm nun wieder Einige begegnen und ihn ſo fragen, ruft er gleich: „Schlaget mich!“ Und da haben ſie ihn auch geſchlagen. Und das war wieder gut.

Man weiß nicht, zu was man es einmal brauchen kann, iſt die Redensart von meinem Nachbar Luzian, und ſo geht's auch mit dieſer Geſchichte. Beſinn' dich einmal darüber.

III. Antwort vom Vetter.

Herzgeliebter Vetter! Ich hab' mich über deine letzte Geſchichte beſonnen, und es iſt mir lieb, daß du die Nutzanwendung davon nicht ſelber abgeſchöpft haſt. Das kommt mir immer vor wie eine abgerahmte Milch, oder, wie es in Schwaben heißt, eine abgenommene Milch. Man hat dann den Rahm beſonders und die Milch beſonders; ich muß aber ſagen, es iſt mir viel lieber, man ſchüttelt Alles unter einander und ſchneidet gute feſte Brocken hinein, da iſt dann die ganze Milch ſüß, wenn man auch nicht ſagen kann, da und da iſt der Rahm. Verſtehſt Du mich? So meine ich auch, ſoll man die Nutzanwendung nicht auf ein beſonder Brod ſchmieren. — Jetzt von der Prügelgeſchichte. Da haſt du meine Hand. Ich bin ganz ſo geſinnt wie du, d. h. verſteh' mich recht, ich bin darin mit dir einig, daß Jeder den Muth einer Meinung haben muß, hüſt oder hott, oder wie man's bei den Landſtänden heißt: links oder rechts. Ein Menſch, der keine Meinung hat, der kann gar nie recht mein ſagen, wenn er auch Millionen im Vermögen hat; das rechte fehlt ihm: und deßwegen heißt man's auch Meinung, und die wo mitten drin ſind, und nicht 'rüber und nicht 'nüber wollen, denen geht's wie jenem Eſel. Es iſt einmal ein Eſel geweſen, ein wirklicher, mit vier Füßen und langen Ohren und einer Kutte an, die iſt nicht ſchwarz und weiß, ſondern Beides unter einander gemengt, grau. Alſo hat der Eſel zwiſchen zwei Heubündeln geſtanden, von dem einen gerade ſo weit weg wie von dem andern, und da hat er ſich beſonnen, wo er zuerſt einbeißen ſoll. Beißſt du rechts, warum beißt du nicht links, es iſt ja dahin eben ſo weit; beißſt du links, warum beißt du nicht rechts, es iſt ja dahin Ein Weg? — Kurzum, mein Eſel beſinnt ſich hin und und her und her und hin, und iſt vor lauter Beſinnen, weil er ſich nicht hat entſchließen können, eben Hungers geſtorben.

Du wirſt jetzt eine vergnügte Priſe aus deiner großen Buxbaum-Doſe nehmen, wirſt deine ſchieligen Augen, mit denen du doch Alles grad ſiehſt, ein bischen zudrücken und wirſt lachen und ſagen: „Das iſt eine Fabel, die ich ſchon lange weiß.“ Ich weiß aber noch eine, die weißt Du vielleicht nicht, darum will ich ſie dir erzählen. Sie iſt von einem uralten Dichter in Reime gebracht. Als der Löwe einſt krank war und nicht mehr recht auf Beute ausgehen konnte, ließ er als König der Thiere ſeine Unterthanen zu ſich in's Schloß entbieten. Da kam der Bär, der ein Herzog, der Wolf, der ein Graf, und der Fuchs, der ein Baron war, und ſie zogen mit einander zu Hof. Im Schloſſe des Löwen roch es nicht nach Biſam; im Gegentheil, ganz anders. Der Bär kam nun zuerſt hinein und König Löwe führt ihn überall umher und fragt ihn dann: „Wie gefällt dir's?" „In Wahrheit," ſagt der aufrichtige Bär, „es riecht verdammt ſchlecht." „So!" ruft der Löwe grimmig, „das wagſt du mir zu ſagen? Komm', ich will dir." Und er zerriß ihn in Stücke und fraß ihn auf. Der Wolf, der nun herein kommt und vom Schickſal des Bären gehört hatte, denkt: Du machſt's geſcheiter, und ſagt auf die Frage des Löwen: „Mein Leben lang habe ich nichts Angenehmeres gerochen." „So," ruft der Löwe, „Du glaubſt, man dürfe mich anlügen? Komm', ich will dir." Und er zerriß ihn in Stücke und fraß ihn auf. Jetzt endlich kommt der Herr von Fuchs, und auf die Frage des Löwen hält er ſich die Naſe zu und ſagt: „Verzeihen Königliche Majeſtät, ich habe den Schnupfen, ich rieche gar nichts." Und er ging wohlbehalten von dannen.

Geht es nicht auch jetzt noch ſo mit den verſchnupften ſchlauen Füchſen?

Ich habe unlängſt geleſen: in Eurer Gegend ſoll ein Mann ſitzen, der zum Tode verurtheilt iſt, es findet ſich aber Niemand, der ihn köpfen will. Das gefällt mir. Wir haben hier in unſerm Wahlbezirk eine Eingabe an die Landſtände um Abſchaffung der Todesſtrafe gemacht. Wenn man ſich darauf verlaſſen könnte, daß ſich Niemand mehr dazu hergäbe, die Todesſtrafe an einem Menſchen zu vollziehen, ſo brauchte man eigentlich kein Geſetz. Ich traue aber noch nicht ganz. Meine Seele im Leib iſt dagegen, daß man einen, der einen Todtſchlag begangen hat, wieder umbringen ſoll. Ich weiß wohl, man kann mir Vieles einwenden und ich kann nichts darauf ſagen. Darum ſei ſo gut und ſchreibe mir Deine Gedanken, und wie die Geſchichte in eurer Gegend ſich verhält, und ſage auch dem Gevattersmann, daß er etwas darüber von ſich hören laſſen ſoll. Jetzt wünſche ich Dir wohl zu leben und verbleibe Dein getreuer Vetter.

Was für Bilder ſoll ich in meine Stube hängen?

Der Gevattersmann kommt einmal Morgens in das Wirthshaus. Es iſt ſonſt ſeine Art nicht, Morgens dahin zu gehen, denn er glaubt, wie die Blumen und Pflanzen erſt Abends, wenn's kühl wird, Thau zu trinken bekommen, ſo trinkt auch der Menſch am beſten Abends, zwar nicht Thau, aber doch Bier oder Wein.[1] Dießmal aber war's eine Ausnahme, denn der Gevattersmann hatte einen alten Bekannten, den Vetter Andres, zu beſuchen, der hier übernachtet hatte. Er ſitzt eben bei ſeiner Morgenſuppe. Ein anderer Mann ſitzt am Tiſche nebenan und hat eine Kraxe, wie die Hauſirer haben, neben ſich ſtehen. „Herr Wirth," ruft der Fremde, „was macht meine Zeche? Ich kann ſie zwar nicht bezahlen; aber Ihr nehmt mir Bilder dafür ab. Hier wählet Euch." Er breitete nun eine ganze

[1] Es giebt aber auch einen Morgenthau.

Anm. des Doktor Gſcheitle.

Maſſe Sachen auf dem Tiſch aus. „Was willſt du Dir wählen, Adlerwirth?“ fragte Andres. „Ich weiß ſelber nicht, ich mein', ein paar Heilige.“ „Hab' nichts dagegen, wenn ſie nur 'was nützten. Wenn man's aber lang in der Stube hat, merkt man nicht mehr drauf, was da hängt, und wenn's auch das Schönſte und Heiligſte iſt. Wie Mancher hat die heiligſten Männer ſtill an den Wänden hängen, und ſie ſehen ihn an mit ihren frommen, getreuen Augen, er aber flucht und ſchimpft und lügt doch, und hat keine Liebe und keine Geduld. Habe ich Recht oder nicht, Gevattersmann?“

„Wohl. Für die Kinder aber iſt es gut, wenn etwas Schönes und Hohes in leibhaftiger Geſtalt ſie umgiebt. Erwachſene, denkende Menſchen brauchen eigentlich keine äußeren Zeichen mehr. Das helle Kindesauge empfängt eine tiefe Nahrung von dem, was es als ſchön und erhaben erſchaut. Ich werde mein Leben lang nicht vergeſſen, welch' einen unnennbaren Eindruck die Bilder aus der Geſchichte Joſephs, den ſeine Brüder verkaufen, die in meiner Vaterſtube hingen, auf mich als kleinen Jungen machten. Niemand achtete mehr darauf, ich aber beſchaute oft lange die zwölf Bilder der Reihe nach, und habe geweint bei dem blutigen Hemde und mich herzinnig gefreut bei dem Purpurmantel Joſephs, da er ſeinen Vater mit dem weißen Barte küßte.“

„Was geht das mich an? Was willſt du damit ſagen?“

„Um der Kinder willen ſuche die rechten Bilder in Dein Haus zu ſchaffen. Du giebſt ihnen damit mehr, als alle Erzählungen vermögen.“ „Was ſoll der Napoleon koſten?“ fragte jetzt der Adlerwirth. „Laß den,“ ſagte

Andres heftig, „was geht der dich an? Er war ein großer Geiſt, aber eine kleine Seele. Er hat keine Achtung vor den Völkern gehabt, und hat ſie bloß nach Gutdünken behandeln wollen. Freilich, für Eines bin ich ihm dankbar; er hat der Welt ein bischen gezeigt, daß nicht Alles ſo feſt ſteht. Warum ſoll aber ein deutſcher Mann den Napoleon in die Stube hängen? Er hat uns nur Schmach gebracht. Und haben wir ſie auch wieder abgewaſchen, wo ſtehen wir jetzt? Darum verkaufen Sie Ihre Napoleon in Frankreich. Warum ſchüttelſt du den Kopf, Gevattersmann?" „Du biſt ein bischen wild." „Soll ich nicht? Ich ſchäme mich, wenn ich in eine Stube komme, und der Napoleon hängt da." „Hier habe ich Etwas für Sie," ſagte der Bilderhändler. „Hier haben Sie den deutſchen Michel, wie er von allen Potentaten angezapft wird." „Zum Henker!" rief Andres voll Heftigkeit, „ſoll ich meine eigene Schande in's Zimmer hängen? Ich möchte vor Zorn weinen, wenn ich ſo Etwas ſehe. Da meint Jeder, er ſei's nicht, der da verſpottet wird. Und wer iſt's denn? Komm' Gevattersmann, wir wollen gehen." Wir gingen. Während drinnen der Adlerwirth dennoch einen Napoleon und ſeinen Fürſten und die Fürſtin kaufte, ſprachen wir viel darüber, was für Bilder in allen deutſchen Häuſern hängen ſollten.

Jahrgang 1846.

Der Gevattersmann

kommt nun zum Zweitenmal. Man hat ihm da und dort die Thüren weit aufgemacht; er hat Freunde gefunden, wo er's faſt gar nicht vermuthet hätte. So geht's auf der Welt: man hat mehr gute Freunde, als man glaubt; man kennt ſie nur nicht immer.

Wenn man daran denkt, iſt es auch leichter zu verwinden, daß es ſo viele Feinde giebt, ſowohl unter denen, die oben ſtehen und die Gewalt in Handen haben als auch unter denen, die keine Gewalt und nur die Verleumdung zu Gebote ſtehen haben. Man hat dem Gevattersmann ganze deutſche Länder verwieſen. Auf der andern Seite hat man es darauf angelegt, ihm ſein Wiederkommen zu verleiden. Der Gevattersmann meint aber, man ſoll ſich durch keinerlei Gewaltthätigkeiten und Boshaftigkeiten davon abbringen laſſen, das zu thun und zu ſagen, was man für gut hält. Dahin möchten es ja die Gewaltmenſchen und die Neidlinge gern bringen, daß man ihnen das Feld räumte. Wer hierin nachgiebt, hat ſich ſelber aufgegeben.

Sei darauf gefaßt, in dem Beſten, was du willſt, Hinderniſſe und Fallſtricke aller Art dir in den Weg gelegt zu ſehen. Laß dich aber dadurch nicht einſchüchtern und nicht ſcheu machen, zu thun und zu reden, wie es deine Pflicht iſt und dein Gewiſſen dir befiehlt. Laß dich aber auch nicht verbittern, daß du in Mißmuth dich von der Welt abwendeſt, alle Liebe aufgiebſt und Grimm und Zorn deine Seele einnehme und verwirre.

Das ſagt der Gevattersmann ſich ſelber und auch dir, lieber Leſer, und das gilt auch zugleich als Neujahrswunſch.

Die Kunſt, jeden Tag glücklich zu ſein.

Ja, wer die kennte! denkſt du. Freilich, der Gevattersmann verſteht ſie auch nicht ganz, aber etwas davon hat er doch in Erfahrung gebracht; probir's einmal, ob's hilft. Alſo: nimm dir jeden Morgen vor, heute Jemand zu erfreuen und, ſo viel du kannſt, glücklich zu machen. Geh' dann an deine Arbeit und thu' vor Allem deine Pflicht. Du wirſt froh und heiter dabei ſein, denn ein rechtſchaffener Gedanke macht froh. Suche ſodann deinen Vorſatz auszuführen, wo ſich dir Gelegenheit dazu bietet. Du wirſt nicht lange darauf zu warten haben. Es braucht nichts Großes zu ſein, was du dem Andern ſchenkſt oder bereiteſt, thu' es nur mit freundlichem Blick und Gedanken, und es wird gut ſein.

Doppelt glücklich aber wirſt du ſein, wenn dein Nebenmenſch den gleichen Vorſatz gefaßt hat wie du, und er ſendet dir nun unverhofft etwas Freundliches in dein Haus oder Herz.

Das iſt die ſchönſte, geheime Verbindung der Menſchen, wenn Jeder darauf denkt, die kurze Lebenszeit, die er hier neben dem Andern zubringt, dieſem ſo viel er vermag, mit allem Guten und Schönen auszufüllen.

Und höher ſteigt dieſe Liebe, wenn man darauf denkt, etwas zu thun, das dem Allgemeinen, der Gemeinde, dem Staate, der Nation, der Menſchheit zu Gute kommt. Dieſer Gedanke giebt jedem Menſchen, ſo klein und beſchränkt auch ſein Leben ſei, eine innere Würde und Hoheit, eine Glückſeligkeit, die über alle kleinen Plagen, über alle Trennungen hinaushebt und den Menſchen mit ſich und mit der Welt einig macht — durch die Liebe.

Kein Kopf und keine Wurzel.

Zur franzöſiſchen Revolutionszeit — man meint oft, es ſei ſchon ein paar Hundert Jahre her, ſo ſieht's ſchon wieder aus, da und dort in der Welt — alſo vor einigen fünfzig Jahren hatten die Bewohner einer kleinen Stadt ebenfalls einen Freiheitsbaum aufgerichtet, und eine rothe ſogenannte Jakobinermütze darauf geſteckt. Sie tanzten nun um den Baum herum und waren gar luſtig und fröhlicher Dinge, denn Alles glaubte: jetzt könne es gar nicht mehr fehlen, jetzt müſſe Alles frei und glücklich ſein. Ein alter Mann, der herzu kam und um ſeine Meinung befragt wurde, ſagte kopfſchüttelnd: „Ich fürchte, ich fürchte, der Baum hat keine Wurzel und die Mütze keinen Kopf.“

Und ſo kam es auch. Denn nicht lange darauf war wieder Alles wie zuvor, und auf dem Platz, wo der Freiheitsbaum geſtanden hatte, war wieder der alte Trödelmarkt.

Das wäre gar Vielen bequem, wenn man ſo über Nacht, wie man die Hand umkehrt, frei werden könnte. Das geht aber nicht. Man muß die Seele von Innen ausputzen und ausfegen von alten Anſichten, die keinen Grund haben, und von allem niedrigen Knechtsſinn. Wenn der geſunde Boden gut geſäubert und umgegraben iſt, kann die Saat der Freiheit erſt recht fröhlich darin gedeihen, und kann nicht über Nacht weggeblaſen werden.

Nur derjenige Menſch iſt frei, der ſich ſeiner Würde als Menſch genau bewußt iſt, der es fühlt, daß er in ſich einen Adel trägt, der der höchſte iſt, und der daher ſtets darauf achtet, ſich in ſeiner Würde zu erhalten, vor ſich und Anderen ſich nichts zu vergeben. Nur der Menſch iſt frei, der ſich ſeine eigenen Gedanken im Kopfe ausbildet, Niemand etwas nachſpricht, was er nicht verſteht und ſelber einſieht; der die Geſetze kennt, die Gott in ſeine Bruſt geſchrieben hat, und ohne Menſchenfurcht ihnen gerecht zu werden ſtrebt. Nur der Bürger iſt frei, der ſeine Bedeutung in der menſchlichen Geſellſchaft und im Staate genau erkennt, der ſeine Rechte und Pflichten genau weiß, und unabläſſig mitwirkt als ein lebendiges Glied der Staatsgeſellſchaft, damit er mithelfe, Recht und Gerechtigkeit aufzurichten und zu ſtützen.

Dazu kommt man aber nicht über Nacht; dazu muß man ſich ſtark, ſelbſtändig und unabhängig machen. Und wenn ein freier edler Geiſt in den Herzen Aller lebt, dann iſt das wahre Geſetz auch unabweislich da, und kann nicht ſo, mir nichts dir nichts, über den Haufen geworfen werden.

Vor Allem aber muß man darauf bedacht ſein, in dem Kampfe gegen Gewaltthätigkeit und Herrſchſucht ſtets die Liebe und Menſchenfreundlichkeit vor Augen zu halten, in deren Namen man den Feinden entgegen tritt. Die Liebe zu den Menſchen, die Achtung vor Jedem, weil er ein gottbegabtes freies Weſen iſt, dieſe müſſen Führer ſein. Wer die Menſchen haßt oder verachtet, kann nie etwas für ſie zu Stande bringen. Die Sittlichkeit, die Wahrheit, die Nüchternheit und Geradheit darf nie und nimmer Schleichwegen und Verderbniſſen Platz machen. Denn bekäme man auf dieſem Wege auch die Freiheit (was aber nicht der Fall iſt), ſo erginge es Einem leicht wie jenem Matroſen, der, als er nach langer Fahrt an's Land gekommen war, all' ſein Geld verſpielte. Zuletzt ließ er ſich noch die ſchönen langen Haare, die ihm auf der See gewachſen waren, platt abſchneiden, und ſpielte darum und gewann — einen Kamm.

Von neuen und alten Kleidern.

Wenn du ein neues Kleid vom Schneider bekommſt, ſo bringt er dir von dem, was die Hölle herausgegeben hat, noch ein paar gute Stücke zum Ausbeſſern und Flicken, wenn's einmal nöthig ſein könnte. So lang das Kleid noch neu iſt, könnteſt du nun die Flicken wohl finden und damit aushelfen, aber gerade wenn das Kleid alt iſt, da fehlen ſie dir und du ſuchſt ſie oft vergebens. Du haſt ſie verſchleudert, mußt nun entweder mit ungleichem fremdem Stoff den Riß zumachen, oder gar zerriſſen einhergehen.

Liegt darin nicht aber auch ein Gleichniß vom Menſchenleben? So lang wir noch jung ſind, hätten wir ſchon überflüſſig Zeug genug, um einen eingeriſſenen Schaden wieder gut zu machen; bis wir aber alt ſind und die überflüſſigen Flicken nöthig haben, ſind ſie gewöhnlich verloren und verſchleudert. Drum halte in der Jugend deine Kraft zuſammen; du kannſt ſie noch brauchen.

Ich habe aber noch ein Gleichniß von einem Kleide: du haſt einen alten Rock, du findeſt dich ganz wohl und gemächlich darin, er iſt ſchon jämmerlich abgetragen und es ſchickt ſich nicht mehr für dich, daß du damit in die Kirche oder auf's Rathhaus gehſt; du meinſt aber, es geht noch immer. Jetzt endlich legſt du ihn ab, und jetzt endlich ſiehſt du, wie du das eigentlich ſchon lange hätteſt thun ſollen. Du ſiehſt den Rock auf fremdem Leib und er ſcheint dir abſcheulich. Geht's nicht auch mit manchen Vorurtheilen, mit manchen vertragenen veralteten Anſichten und Meinungen ſo? Denk' ein bischen darüber nach.

Der Wurſtviſitator.

Der Doktor Gſcheitle erzählt eine Geſchichte; der Gevattersmann weiß ſo gut wie er ſelbſt, daß ſie nicht wahr iſt, aber die Schelmerei zielt noch anders wohin, darum hören wir zu.

Ich war in der Fremde und es ging mir erbärmlich ſchlecht, heißt das, ich konnte gut marſchiren, aber es waren überall in den Dörfern Häuſer mit weit heraus geſtreckten, ſechseckigen Haken, und da blieb ich eben hängen, bis zuletzt nicht nur das Geld aus den Taſchen heraus war, ſondern auch die Kleider dahinter blieben mit ſammt dem Felleiſen. Da macht ſich aber der flotte Burſche nichts daraus, und wenn man, wie ich jetzt, im Trockenen ſitzt, iſt's angenehm, von Seeabenteuern zu erzählen. Ich bin alſo einmal in einer Stadt und mein Magen war ſo lang wie ein Strumpf und die Magenwände haben ſich auf einander gerieben, ſo wie hier meine zwei Hände, und nichts dazwiſchen. Nämlich, das iſt mein Unglück, daß ich immer in mich hinein und in andere Menſchen hineinſehen kann, wie wenn der Leib aufgeſchnitten wäre. Ich ſehe, wie die Gedärme in einander laufen und was ſie jetzt treiben, und was die Nerven dazu ſagen. Das ſieht oft erbärmlich aus. Aber wir Gelehrten müſſen gar viel ſehen, wo ein Anderer nichts merkt. Ich ſpür's jetzt gerade, wie die Haut von meinem Magen abgeht, und das thut weh. Da ſeh' ich einen Bauern, der ſein Holz verkauft hat und eben in einen Laden geht, um ſich eine Wurſt zu holen. Ich ſehe durch's Fenſter. Ach du lieber Gott! was ſind da für prächtige Sachen bei dem Wurſtler. Als König würde ich aus Geſundheitsrückſichten und im Intereſſe der Armen verbieten, daß irgend etwas Eßbares zum Verkaufe ausgeſtellt und ſo lockend und reizend aufgeputzt würde. Während ich das ſo denke, kommt mein Bäuerchen aus dem Laden und mein Magen — denn der Verſtand kommt ſehr oft aus dem Magen — giebt mir jetzt eine Kriegsliſt. Ich ſehe, wie ſich das Bäuerchen hinten an ſeinen Wagen lehnt, Brod auf das Brett legt und in die Wurſt hineinſchneidet. Sein Pferd ſteht neben ihm und frißt das Heu, das man ihm auf den Boden gelegt hat. Ich beneide das Pferd faſt um ſein Futter, es braucht doch nicht dafür zu ſorgen. Ich beneide aber noch mehr den Bauern. Raſch gehe ich auf ihn zu und ſage im Amtston: „Was hat Er für dieſe Wurſt bezahlt?“ „Einen Batzen,“ bekomme ich zur Antwort. „Schändlicher Betrug! Gut, daß ich den Metzger einmal habe,“ rufe ich; „ich muß die Wurſt arretiren. Das iſt eine von hoher Commiſſion abgeſchätzte Groſchenwurſt, weil zu wenig Griebe und zu wenig Pfeffer darin iſt. Komm' Er mit auf das Rathhaus.“ Ich nehme nun die Wurſt, mein Bauer folgt mir. Am Rathhauſe ſage ich: „Wart' Er einſtweilen hier.“ Ich gehe nun die Treppe hinauf und komme nach einer Viertelſtunde wieder. Mein Bauer wartet noch immer, Meſſer und Brod in der Hand. „Wie geht's?“ fragt er, „wo iſt meine Wurſt?“ „Ja,“ ſag' ich, „guter Freund, das geht nicht ſo ſchnell. Die Wurſt liegt bei den Akten, und morgen muß Er um 10 Uhr wieder zur Stadt und vor Amt, um Zeugniß abzulegen.“ „Ach Gott!“ ruft der Bauer, „meine Wurſt bei den Akten! Und morgen muß ich ja Hafer einthun.“

Gegen ein gutes Trinkgeld übernehme ich nun die Sache, und mein Bäuerchen kaufte ſich eine andere Wurſt, fuhr ſchnell heim, und that ſie, wie ich glaube, nicht eher heraus, als bis er an ſeinem eigenen Tiſche war.

So habe ich eine Wurſt und noch Geld bekommen, weil ich auf die Dummheit und Faulheit ſpekulirte, und wer darauf ſpekulirt, geht nie fehl.

Die Poſaune des Gerichts.

Gar wunderbar und ſeltſam werden oft die Verhältniſſe des Menſchenlebens verknüpft. Da ſind Knoten und Maſchen, die keine Menſchenhand, und ſei ſie noch ſo kunſtgeübt, knüpfen kann; da ſind Verwicklungen, die der pfiffigſte Verſtand nicht löſen kann. Freilich geht Alles dabei natürlich her, und das eben iſt das Wunder, daß Alles gewöhnlich iſt und doch Außerordentliches daraus hervorgeht. Wie zeigt ſich das wieder an dieſer Geſchichte!

Gerade dort, wo die Gemarkungen zweier Dörfer ſich ſcheiden, mitten im Walde, wurde in der Frühlingsnacht zur Zeit des Vollmonds eine ſchreckliche That verübt. Ein Mann kniete auf einem Andern, der leblos da lag. Eine Wolke verhüllte das Antlitz des Mondes, die Nachtigall hielt inne mit ihrem ſchmetternden Geſang, als der Knieende den Dahingeſtreckten ausſuchte und Alles, was er fand, zu ſich ſteckte. Jetzt nahm er ihn auf die Schulter und wollte ihn hinabtragen an den Strom, der fernher rauſchte, um ihn dort zu verſenken. Plötzlich blieb er ſtehen, keuchend unter der todten Laſt. Der Mond war herausgetreten und warf ſein ſanftes Licht durch die Stämme, und es war, als ob auf den Strahlen des Mondes die Töne eines herzergreifenden Liedes getragen würden. Ganz nahe blies ein Poſthorn die Weiſung des Liedes: „Denkſt du daran!“ Der Widerhall in Thal und Feld gab es zurück, und es war, als ob die Berge und die Bäume ſängen: „Denkſt du daran!“ Dem Tragenden war's, wie wenn die Leiche auf ſeinem Rücken lebendig würde und ihn erwürge. Schnell warf er die Laſt ab und ſprang davon, immer weiter und weiter. — Endlich, am Strom blieb er ſtehen und lauſchte hin, Alles war ſtill und nur die Wellen floſſen ſchnell dahin, als eilten ſie fort von dem Mörder. Dieſer ärgerte ſich jetzt, daß er die Spuren ſeiner That nicht vertilgt hatte und ſich von ſonderbarer Furcht forttreiben ließ. Er eilte nun zurück, wandelte hin und her, bergauf und bergab, der Schweiß rann ihm von der Stirn; es war ihm, als ob er Blei in allen Gliedern hätte. Mancher

Nachtvogel fuhr flatternd auf, wenn er ſo durch's Dickicht drang, aber nirgends fand er das Geſuchte. Er hielt an, um ſich zurecht zu finden, um ſich die Gegend genau zu vergegenwärtigen, aber kaum daß er drei Schritte gegangen, war er in der Irre; Alles flimmerte vor ſeinen Augen und es war ihm, wie wenn die Bäume auf- und niederwandelten und ihm den Weg verſtellten. Der Morgen brach endlich an: die Vögel ſchwangen ſich auf und ſangen ihre hellen Lieder, vom Thale und aus den Bergen hörte man Peitſchen knallen. Der Mörder machte ſich eiligſt davon. — —

Die Leiche wurde gefunden und nach dem Dorf gebracht, in deſſen Gemarkung ſie lag. An der rechten Schläfe trug der entſeelte Körper Spuren eines Schlages, wie von einem ſcharfen Stein. Kein Wanderbuch, kein Kennzeichen war zu finden, aus dem man die Herkunft des Entſeelten erſehen konnte. Auf dem Kirchhofe, der neben der Kirche hoch oben auf dem Hügel liegt, an deſſen Fuß die in Felſen gehauene Landſtraße vorüberzieht, ſollte nun andern Tages der todte Fremde begraben werden. Eine unzählige Menge Menſchen folgte dem Zuge. Sie waren aus allen benachbarten Dörfern gekommen, Jeder wollte ſeine Unſchuld, ſeine Trauer und ſeine Theilnahme bekunden. Still, ohne laute Klage, nur mit tiefem Weh im Herzen, bewegte ſich der Zug den Berg hinan. Der Geiſtliche hielt eine ergreifende Rede. Zuerſt redete er den Entſeelten an und ſprach:

„Auf dem Wege biſt du gefallen. Wer weiß wohin dein Herz ſich ſehnte, welches Herz dir entgegen ſchlug. Möge der, der Alles kennt und Alles heilt, Ruhe und Friede in die Seelen der Deinigen ſenden. Unbekannt biſt du gefallen von unbekannter Hand. Niemand weiß woher du kamſt, wohin du gingſt, aber Er, der deinen Eingang und deinen Ausgang kennt, hat dich Bahnen hinanſteigen laſſen, die unſer Auge nie mißt. Zu welcher Kirche du gehörteſt, welche Sprache du redeteſt — wer mag den ſtummen Mund fragen? Du ſtehſt jetzt vor Ihm, der über allen Kirchen thront, den alle Sprachen nennen und doch nicht zu faſſen vermögen. Erhebet mit mir eure Hände," fuhr der Geiſtliche zu den Verſammelten fort, und Alle hoben die Hände empor; dann ſprach er wieder: „Wir erheben unſere Hände empor zu dir, o Allwiſſender! Sie ſind rein von Blutſchuld. Hier im Lichte der Sonne bekennen wir, wir ſind rein von dieſer That. Die Gerechtigkeit aber wird nicht ausbleiben. Wo du auch weileſt, der du deinen Bruder in Waldesnacht erſchlugſt; das Schwert ſchwebt unſichtbar über deinem Haupte, und es wird fallen und dich zerſchmettern. Kehr' um, ſo lange es noch Zeit iſt. Häufe nicht Frevel auf Frevel, denn einſt, wenn ſie ertönt, die Poſaune des Gerichts . . . ."

Da, plötzlich hörte man von der Straße herauf das Poſthorn erſchallen. Das Lied erklang: „Denkſt du daran!" Alles ſchwieg und hielt den Athem an. Aus der Mitte der Verſammelten ſtürzte ein junger Mann nieder und rief: „Ich bin's!"

Nachdem man ihn aufgehoben, geſtand er reumüthig ſeine That, wie er in der Stadt das Geld des Herrn, bei dem er diente, verſpielt habe, wie er den Fremden, den er nur niederwerfen wollte, ermordet habe, wie die Töne des Poſthorns ihn verwirrt, wie er ſeine Hand brennen gefühlt habe, da er ſie zum Himmel erhob, und wie jetzt dieſelben Töne des Poſthorns ihm das Geſtändniß abpreßten.

Still, ohne laute Klage, nur mit leiſem Weh im Herzen, hatte ſich der Zug den Berg hinabbewegt; mit zitternder Seele, Thränen in den Augen, laut das Unheil beklagend, kehrten Viele heim. Zwei Menſchen waren auf ewig aus der Genoſſenſchaft der Menſchen geſchieden.

Garantirt.

Der Kronenwirth zu Seckenheim in der badiſchen Pfalz machte ſehr oft einen Handel mit einem ſogenannten Roßtäuſcher. Dieſer war zufällig ein Jude. Ich ſage zufällig, denn die jüdiſche Religion hat nichts mit dem Roßhandel und vorweg nichts mit dem Roßtäuſchen zu ſchaffen. Der Roßtäuſcher, obgleich ein Pfiffikus, wurde doch auch oft angeführt; er machte es dann wie die Kinder beim Ohrfeigenſpiel, und ſagte zu ſich: gieb's weiter. Der Kronenwirth wurde nun auch oft angeführt. Bald bekam er einen Kopper, bald ein Pferd, das nicht einſpännig ging, bald einen Lederfreſſer, der, wie du wohl weißt, immer am Leder knuppert. Einſtmalen kam der Roßtäuſcher wieder und ſagte: „Kronenwirth, brauchſt du keinen Gaul?“

Dem Kronenwirth war es nun bequem, daß ihm die Pferde ſo vor's Haus gebracht wurden und daß er weiter keine Mühe damit hatte. Er ſagt daher:

„Freilich brauche ich einen, aber Alterchen, ich laß mich nicht mehr hinter's Licht führen; du mußt mir, wenn wir handelseins werden, ſchriftlich für das Koppen, Einſpänniglaufen und Lederfreſſen garantiren.“

„Weiter nichts? Auch gut,“ war die Antwort, und ſie werden handelseins und das Schriftliche wurde aufgeſetzt.

Andern Tages kommt der Kronenwirth zu dem Roßtäuſcher und ſagt: „Kannſt deinen Gaul wieder holen, er koppt.“

„Das iſt ja recht,“ ſagt der Roßtäuſcher, „ich hab' dir ja für das Koppen garantirt.“

Jetzt gehen dem Kronenwirth die Augen auf, und er reitet zu einem Rechtsanwalt, bekommt aber den Beſcheid, daß da nicht zu helfen ſei, denn da ſteht Schwarz auf Weiß: „Für das Koppen, Einſpänniglaufen und Lederfreſſen wird garantirt,“ ſtatt daß es heißen ſollte: „Gegen das Koppen u. ſ. w.“ Der Kronenwirth erhält nun den guten Rath, künftig vorſichtig zu ſein. Was hilft aber der Herr von Künftig? der Meiſter Jetzt gilt. Betrübt und fluchend geht der Kronenwirth zu einem Bierbrauer. Der Bierbrauer hat mit ſeinem einfachen Verſtand das rechte Loch gefunden, wo die Geſchichte hinaus muß. Das Schriftliche in Händen haltend fragt der Bierbrauer: „Koppt dein Gaul?“ „Freilich.“ „Geht er einſpännig?“ „Ja.“ „Frißt er Leder?“ „Nein, das thut er nicht.“ „Halt!

Jetzt muß er ihn wieder nehmen; er hat auch dafür garantirt."

Und ſo geſchah es auch. Der Roßtäuſcher mußte den Gaul wieder nehmen, weil er — kein Leder fraß.

Der Seiler von Fürfeld.

Wenn der alte Held Alexander von Macedonien weit hinten in Perſien eine gewaltige Schlacht gewann, ſagte er immer: „Was werden zu Hauſe meine Nachbarsleute, die Athener, dazu ſagen? Und wenn ich nach Haus komme, zeige ich ihnen Alles, was ich erobert habe, daß ſie ſich vor Verwunderung auf den Kopf ſtellen!"

Das oder doch wenigſtens ungefähr ſo ſagte Alexander vor mehr als zweitauſend Jahren, und wenn dem Seiler von Fürfeld in der weiten Welt draußen etwas Außerordentliches paſſirte, dachte er immer: „Was werden ſie daheim in Fürfeld (es iſt das ein kleines Dorf und ſteht auf keiner Landkarte), was werden ſie wohl dazu ſagen? Was werden ſie denken, wenn ich einmal heimkomme mit Kutſch' und Pferd?"

Er iſt heimgekommen mit Kutſch' und Pferd, hat aber nicht mehr gehört, was die Fürfelder dazu ſagten.

An der langen Kirchhofmauer zu Fürfeld hatte der Seilermeiſter ſeine Werkſtätte, und es ging dabei, wie es das Geſchäft mit ſich bringt, ihm und ſeinem Lehrjungen immer hinderlich. Der Lehrjunge, er hieß Franz, war ſchon frühe ein abſonderlicher Kopf, der ſich oft an die Kirchhofmauer ſtieß, d. h. in Gedanken. Er konnte nicht begreifen, warum man die Todten in eine Mauer einſchließe; eine lebendige Hecke wäre viel ſchöner geweſen. Dann blickte Franz oft hinüber nach dem Plätzchen, wo ſein Vater und ſeine Mutter lagen. Es war gut, daß er ſich am Seile halten und rückwärts gehen konnte, denn Thränen verdunkelten ſein Auge und ſeine Kniee zitterten. Dort lagen alle ſeine Lieben, er hatte keine Geſchwiſter und keine Verwandten. Wie das aber ſo geht! Wenn man tagtäglich etwas ſieht, merkt man nichts mehr davon und das Gefühl ſtumpft ſich ab. So ſah Franz auch bald nicht mehr auf die Mauer und ſah nicht mehr nach den Gräbern hinüber.

Viele tauſend Menſchen ſehen nichts mehr von den Verkehrtheiten und Traurigkeiten auf ihren Wegen, weil ſie daran gewöhnt ſind, und ſie leben gedankenlos fort.

Die Zeit der Wanderung kam. Franz hatte leichtes Gepäck, aber auch viel leichten Muth. Als er an dem Kirchhof vorüberzog und den ſchmalen ausgetretenen Fußpfad ſah, den er tauſend- und aber tauſendmal gemeſſen hatte, da dachte er mit ſchwerem Herzen daran, was für neue unbetretene Pfade er jetzt zu wandern habe. Noch ein Blick hinüber nach jener heiligen Stätte und fort ging's mit luſtigem Lied.

Franz war ein frommes, vertrauendes Gemüth, und war dabei ſtreng katholiſch erzogen. Er wanderte nun vorerſt nach den ſüdlichen Ländern, wo ſeine Religion die allgemeinſte war und auch herrſchte. Er fand nur ſelten Arbeit. Da nahm er ſich endlich vor, nach

Italien zu wandern; er wußte ſelber nicht recht warum, aber ein wandernder Handwerksburſche macht keinen Umweg, wenn er auch noch ſo ſehr fehl geht. Er findet auch hier wenig Arbeit, denn man hat inländiſche Stricke genug und braucht keine fremden und auch hier laufen die ärgſten Spitzbuben ungehangen umher. Franz geht auf Neapel zu. Dort will er lernen, große Schiffstaue machen. Darnach trägt er groß Verlangen. Unterwegs aber muß er mit Trauer ſehen, daß ſeine Stiefel nicht mehr Stich halten wollen, ſondern nach allen Seiten hin ausreißen. Er nimmt nun die Fußbekleidung in die Hand und marſchirt barfuß weiter. Eines Tages, als ihn die Füße gewaltig brennen, legt er ſich am Saume eines Waldes nieder, um zu ſchlafen; vorher betet er noch vor einem nahen Bildſtock zu Gott, er möge ihm doch beiſtehen und ihm vor Allem ein Paar gute Stiefeln beſcheeren.

Ein Dutzend ſchwarzbärtiger Kerle, den Hut tief in die Stirn gedrückt, kommt aus dem Walde; ſie ſehen den ſchlafenden Geſellen, lachen und murmeln unter einander: „An dem iſt nichts zu holen, der hat faſt keine Stiefel mehr.“ Ein muthwilliger junger Fingerlang ſchleicht indeß heran und wirft aus Spaß die Stiefel des Seilers in eine tiefe Schlucht hinab, wohin vielleicht noch nie ein Stiefel gekommen iſt. Darauf ſchreiten ſie fürbaß und harren in einer Schlucht des ſchwerbepackten Reiſewagens, der eben herankommt. Mit Piſtolen, Dolchen und langen Meſſern zwingen ſie die Reiſenden auszuſteigen und ſich Alles nehmen zu laſſen. Der Poſtillon ſcheint mit im Einverſtändniß zu ſein, Alles geht ſo ſchnell und ruhig her, als ob es eine friedliche Theilung wäre. Zuletzt geht noch der junge Bandit auf einen langen hagern Mann, dem Anſehen nach ein Engländer, zu und ſagt: „Herunter mit den Stiefeln.“ Erſt nach der Drohung, daß ihm die Füße abgeſchnitten würden, willfahrte der lange Engländer. Nun eilt der Bandit auf unſern ſchlafenden Franz zu, ſtellt ihm die ſchönen Stiefel hin, und nach einer Weile iſt Alles ſtill, wie wenn weit und breit kein Menſch geweſen wäre. Als Franz erwacht, reibt er wiederholt die Augen, da er die ſchönen Stiefel ſieht; er zieht ſie aber ruhig an, ſie ſind ihm wie angegoſſen und er ſagt: „Die hat mir unſer Herrgott durch einen Engel hinſtellen laſſen.“ Was würden ſie daheim in Fürfeld dazu ſagen, war dann der zweite Gedanke unſeres Franz. War er früher froh und zuverſichtlich, ſo war er's jetzt doppelt; denn er glaubte ſteif und feſt, er dürfe nur beten und ſchlafen, und es würde ihm Alles beſcheert. Das ging aber nicht immer ſo glücklich, und er mußte in Neapel mit leerem Magen herumlaufen und in den offenen Säulengängen auf den Steinen ſchlafen. So hatte er ſich eines Abends, als es zu dämmern begann, ein gutes Plätzchen ausgeſucht. Nicht weit von ihm hatte ſich ein ſchwarzbärtiger Mann niedergelaſſen und ſuchte Franz für „ſein freies Leben in den Bergen,“ wie er die Räuberei nannte, zu werben. Franz wollte aber nicht mitthun, legte die Beine über einander und betrachtete die vom Himmel geſchenkten Stiefel; das waren Wunderwerke, ſie ſchienen für die Ewigkeit gearbeitet. Der Bandit behauptete, er habe Franz die Stiefel geſchenkt, dieſer aber lachte ihn aus und ſchalt ihn einen Ungläubigen. Schon mehrmals war ein Mann vorübergeſchlichen und hatte Franz und ſeinen Kameraden genau betrachtet. Jetzt kam er wieder, in Begleitung von einem halben Dutzend Häſcher. Ohne viel Federleſen wurden Franz und ſein Kamerad feſtgenommen und ward ihnen frei Loſchie angewieſen. „Was werden ſie in Fürfeld dazu ſagen,“ dachte Franz wieder, und jetzt war er froh, daß man dort nicht Alles von ſeinen Schickſalen erfuhr, ſo gern er das auch vormals gewünſcht hatte. Mit gutem Gewiſſen in der Bruſt ſchlief Franz ruhig ein. Wie erſtaunte er aber andern Morgens, als er im Verhör vernahm, daß er wegen ſeiner Stiefel, die er geraubt habe, angeklagt ſei. Franz behauptete nachdrücklich, er habe darum gebetet und habe ſie direct vom Himmel bekommen. Da nahm der Engländer — denn niemand Anders als dieſer hatte die Beiden verhaften laſſen — ein Meſſer, ſchnitt die Doppelſohlen an den Stiefeln entzwei, zog eine Menge Banknoten, die viele tauſend Gulden zu bedeuten hatten, heraus und ſagte: „Dieſe habe ich darin verborgen, um mich vor den Räubern zu ſichern.“ Jetzt gingen Franz die Augen auf, und er dachte daran, was ihm der Bandit geſtern geſagt hatte. Er zitterte wie Espenlaub und der Richter ſah das für ein Zeichen der Schuld an. Franz aber überlegte, ob er den Banditen verrathen dürfe. Er ſah faſt keinen andern Ausweg. Da kam der Gefängnißwärter und brachte einen Ring, den der Bandit aus ſeinem Fenſter geworfen hatte. Der

Engländer erkannte ihn als ſein Eigenthum, und nun war die Schuld des Andern gewiß. Der Bandit geſtand auch, da er überführt war, die Geſchichte mit den Stiefeln ein, und Franz konnte frei und barfuß davon ziehen. Jetzt dachte er wieder an's Arbeiten und ging nach dem Strande. Dort traf er auch den Engländer, der ſich in ein Geſpräch mit Franz einließ und Wohlgefallen an ihm zu finden ſchien. Der Engländer war ein höherer Offizier der Flotte und verſprach Franz zu ſeinem Glück zu verhelfen, wenn er tüchtig arbeiten könne.

Nun lernte Franz alle Seilerarbeit auf den Schiffen machen, und als der Engländer zurück reiste, nahm er ihn mit.

Durch Fleiß und Geſchicklichkeit ward Franz in England mit der Zeit ein angeſehener Mann, der Hunderte von Seilern beſchäftigte. Oft, wenn er ſo ſein Weſen überſah, dachte er: „Was würden ſie in Fürfeld dazu ſagen,“ und er nahm ſich vor, wenn er hunderttauſend Gulden hätte, zurück zu kehren. Wie das aber ſo geht, als er die Hunderttauſend hatte, wollte er nur noch dieß und jenes Geſchäft machen, und ſo wurde er ein alter Mann mit grauen Haaren, der an ſein Teſtament dachte.

Wie erſtaunten eines Tages die Fürfelder, als ein ſchwarzer Wagen mit ſchwarz behangenen Pferden und in Trauer gekleidete Bedienten in das Dorf kam, und die Leiche des Franz brachte, der hier neben ſeinen Eltern ruhen wollte. Er hatte all ſein Vermögen der Gemeinde vermacht, mit der Bedingung: daß man die

Kirchhofmauer in eine Hecke verwandle, was man auch gern that.

Könnte er nur jetzt hören, was ſie daheim in Fürfeld dazu ſagen, und wie ſie ihn loben und preiſen, weil er ihrer nie vergeſſen hat.

Doppelt genäht hält feſt.

Der Hagenmaier iſt ein einfacher Bauer, aber das will viel heißen, mehr als man glaubt; unter dem groben dreieckigen Filzhut iſt ein feiner Kopf mit geradem Verſtand. Das hat er wieder bei der letzten Landſtandswahl gezeigt. Am Wahltage zieht er ſeine ſchönſten Sonntagskleider an und geht nach der Stadt. Es iſt ein Grundſatz Hagenmaiers, daß man bei Volksverſammlungen, und namentlich bei Ausübung der Wahlrechte, ſeine beſten Kleider anlegen ſolle; erſtlich, weil das zu einer feierlichen Handlung gehört, und zweitens, weil man ſich ſelber dadurch ehrt und achtet. Auch macht ſich der Hagenmaier früh auf den Weg, denn er denkt bei ſolchen Dingen: eine Stunde zu früh iſt beſſer als eine Minute zu ſpät. Der Hagenmaier trinkt in der Stadt vorher noch einen Schoppen in der Sonne, ſowohl zur Herzſtärkung für ſich, als auch für die anderen Wahlmänner, die er da trifft und mit denen er zuſammenhalten und gemeinſchaftlich auf's Amthaus gehen will. Er trifft aber auch noch einen unerwarteten Gaſt, nämlich den Schreiber Schilling.

Er ſitzt oben am Tiſch und ſpricht ein Langes und Breites: wie unſchicklich es ſei, daß der Gutsbeſitzer Werner ſich in öffentlichen Blättern um die Abgeordnetenſtelle beworben, und dabei ſeinen freiſinnigen Katechismus wie ein Schulbub aufgeſagt habe. „Es iſt gar keine Schamhaftigkeit, gar keine Zurückhaltung mehr da. Wie kann man ſich nur perſönlich und öffentlich ſo preisgeben? Das ſchickt ſich nicht für einen Mann.“ So ſchloß der Schreiber Schilling ſeine wohlgeſetzte Rede.

Der Hagenmaier wollte eben ſein Glas zum Munde führen, er ſetzte es aber ab und fragte:

„Herr Schilling! Würden Sie die Stelle eines Secretärs bei der Kreisregierung annehmen, wenn ſie frei wäre?“

„Welche Frage! Mit zehn Händen,“ war die Antwort.

„Und würden Sie ſich darum bewerben? Eine Eingabe machen, oder gar ſelber hinreiſen und bei den Herren anklopfen und Bücklinge machen?“

Der Herr Schilling ſtutzte und ſchwieg, der Hagenmaier aber fuhr fort: „Ja, ſo iſt's, wenn's euch dient, da ſeid ihr bei der Hand und ſagt: man ſoll beſcheiden und zurückhaltend ſein, man ſoll warten wie ein Mädchen, bis der Freier kommt und ſagt: willſt mich? Ich frage aber Jeden mit geſundem Verſtand: iſt es nicht viel ehrenvoller, ſich um eine Stelle zu bewerben, die außer den geringen Taggeldern Nichts einträgt, keine Beſoldung, keine Penſion, keinen Wittwengehalt, nichts — als um eine Stelle bei der man das Alles bekommt? Es iſt kein Leckerbiſſen, heutigen Tages

Volksabgeordneter zu ſein: Monate lang von Haus und Hof, von Frau und Kind weg ſein, alle Tage fünf, ſechs Stunden in die öffentlichen Sitzungen, dann wieder in die Abtheilungsſitzung, auch zwei, drei Stunden, und dann die Berichte durchleſen, Anträge aufſetzen und dann in der Sitzung ſich ärgern, daß einem die Galle überlauft, am Ende einen Beſchluß zu Stande bringen, der von da und dort doch wieder umgeſtoßen oder verſchnipfelt wird, und bei alle dem doch bei der Hand bleiben. — Ich ſag's noch einmal: es iſt kein Leckerbiſſen, heutigen Tages Volksabgeordneter zu ſein. Wir müſſen den Männern danken, die die Stelle übernehmen und nichts wollen als das allgemeine Beſte, nichts für ſich, kein höher Aemtchen, gar nichts. Und um eine ſolche Stelle ſoll man ſich nicht öffentlich bewerben dürfen? Aber um andere Stellen, da ſchickt ſich's; nicht wahr, Herr Schilling? Der Herr Schilling und die mit ihm ſind, möchten gern in die Suppe ſpeien, damit ſie nur allein davon eſſen können. Der Werner hat rechtſchaffen gehandelt, daß er öffentlich geſagt hat, was er will und was man ſoll. Meine Stimme hat er. —"

„Und meine auch," riefen faſt alle Anweſenden wie aus Einem Munde. Der Herr Schilling ſchwieg und die Wahlmänner gingen bald nach dem Amthauſe. — Dort war noch ein härterer Kampf zu beſtehen, weil es ein feinerer war.

Der Herr Wahlcommiſſär ſagte, bevor die Wahlhandlung begann: „Meine Herren!" — es that Vielen bis in den kleinen Zehen hinab wohl, daß er ſo ſagte;

er merkte das und wiederholte daher nochmals —: „Meine Herren! Ich will durchaus keinen Einfluß auf Ihre Wahl ausüben. Sie wählen als freie Männer, nach ihrem Gewiſſen und Pflichtgefühl. Ich will durchaus nichts gegen Herrn Werner ſagen. Er iſt als achtungswerther Mann bekannt, man weiß nichts gegen ihn; er verſteht die Landwirthſchaft und ſein Hausweſen ganz gut in Ordnung zu halten. Ob er die Staatsangelegenheiten eben ſo verſteht, ob er da die nöthigen Kenntniſſe hat, die man nicht hinter'm Wirthstiſch holen kann; ob er wiſſenſchaftlich gebildeten, ſtudirten Männern gegenüber die Gabe der Rede hat; ob er die Bedürfniſſe ſeines Wahlbezirks, Alles, was wir nöthig haben, gehörig vorbringen, vertheidigen und durchfechten kann.... Meine Herren! Ich weiß das nicht, und Sie können es auch nicht wiſſen, denn ſo etwas zeigt erſt die Erfahrung. Es fragt ſich, ob man gut thut, auf's Gerathewohl dabei zu verfahren, einen Mann zu wählen, der ſich vielleicht in die Hände eines Advokaten geben muß. Meine Herren! Sie wiſſen ſelber, was Sie zu thun haben, und ich ſpreche bloß, um Ihnen dieſe wichtige Sache nochmals an's Herz zu legen. Ich will durchaus keinen Einfluß auf Ihre Wahl üben.

„Herr Regierungsrath Müller, der ebenfalls von vielen Seiten in Vorſchlag gebracht wurde, der ſich aber nicht öffentlich aufgedrängt hat, iſt mir perſönlich unbekannt, und ich habe keinen Grund, ſein Intereſſe zu verfechten. Hochgeſchätzt und geehrt von allen Seiten, möchte er unſerem Wahlbezirk zum Ruhm und zur Ehre dienen. Der ſo nöthige Straßenbau durch das

N. Thal nach N. wird in ihm einen warmen Vertheidiger haben, und ſein Einfluß mag wohl dazu helfen, uns dieſe Straße — die ſchon längſt hätte gebaut ſein müſſen, wenn unſer Bezirk nicht ſtiefmütterlich behandelt würde — zu verſchaffen. Ich halte es für Pflicht, ohne Einfluß auf Ihre Wahl üben zu wollen, Ihnen die Wahrheit zu ſagen. Vor Allem verſichere ich Sie nach den gewiſſenhafteſten Berichten, daß der Herr Regierungsrath Müller durchaus ein Mann des Volkes iſt. Er iſt ſelber der Sohn eines Bauern, die Volksrechte ſind ihm theuer und heilig und er ſteht für ſie ein. Wählen Sie nun nach Ihrem Pflichtgefühl.“ So redete der Wahlcommiſſär. Manche ſahen ſtutzig auf. Da trat der Hagenmaier vor und ſagte:

„Ich bin ganz mit Ihnen einverſtanden, Herr Commiſſär!“ — Alles ſchaute auf ihn. — „Der Regierungsrath Müller iſt ein Mann des Volkes, das iſt gut; deßwegen wählen wir jetzt gerade den Werner, das iſt ein freiſinniger, unabhängiger Bürgersmann, dann haben wir's doppelt. Drüben auf Seite der Regierung iſt der Regierungsrath, der iſt für's Volk, für uns, den brauchen wir nicht zu wählen, den haben wir ohnedieß, er iſt ja angeſtellt; jetzt nehmen wir hüben den Werner, dann haben wir's doppelt, und doppelt genäht hält feſt.“

Und ſo geſchah es auch. Werner wurde gewählt und bewährte ſich als edler, tüchtiger Mann, der mit einfachen Worten immer den Nagel auf den Kopf trifft. Die Straße durch das N. Thal iſt allerdings noch nicht gebaut, aber die Leute lernten einſehen, daß die Staatsgelder vor Allem zu allgemeinen Zwecken da ſind und nicht bloß zum Nutzen Eines Bezirks. Sie behelfen ſich, ſo gut es geht.

Vom Gewerbfleiße.

In einer Stadt am Rhein geht die allgemeine Redensart: „Des Datzen Pump hat das beſte Waſſer," und nun lauft Alles hin mit Krügen, Flaſchen und Kübeln und pumpt und pumpt, und das Waſſer iſt in der That hell und friſch, und wenn man's trinkt, iſt es, als ob man erquickenden Thau in allen Gliedern ſpüre. Weil nun Alles an der Pumpe ſein Waſſer holt, ſo iſt nie abgeſtandenes darin, der Quell ſprudelt immer friſch herbei — weil man's für das beſte hält, iſt und wird es das beſte.

So geht es auch mit manchen Erwerbszweigen. Wenn die Leute einmal Vertrauen dazu haben, ſo findet Alles ſchnell Abſatz, und der Meiſter hat dadurch Gelegenheit, immer Neues und noch Beſſeres zu Markt zu fördern.

Mit manchen Gewerben will es in unſerem deutſchen Vaterland nicht recht fort; beſonders wollen große Einrichtungen, Fabriken, nicht immer recht gedeihen. Warum? daran iſt nicht bloß Schuld, daß uns Engländer und Franzoſen mit Dingen den Markt überführen, die wir ſelber eben ſo gut haben und machen können, daß wir nicht, wie man es nennt, Schutzzölle genug haben; ſondern daran biſt auch du ſelber ſchuld. Du kaufſt viel lieber ein Raſirmeſſer, ein Nadelbüchschen oder eine Senſe, weil das, wie der Kaufmann verſichert, „geſtern aus Paris — aus London angekommen iſt.“ Dächteſt du dabei weiter, ſo würdeſt du ſagen: „Ich will aber Deutſches.“ Das käme dann dir und deinem Bruder zu gute. Es giebt genug unbeſchäftigte Hände und leere Magen in Deutſchland, die dadurch etwas zum Verarbeiten bekämen. Das iſt ein Hauptſtück, worüber ſich viel ſagen ließe.

Eine nicht gehaltene Rede.

Das iſt kein Verſprechen, das einer nicht gehalten hat, wie's leider ſchon oft geſchehen iſt, trotz feierlicher öffentlicher Verſicherung — es iſt weiter nichts als eine öffentliche Rede, die Einem im Munde ſtecken geblieben iſt, was folgenden Hergang hatte.

Kaum war die Eiſenbahn von N. nach N. fertig, als auch ein großes Wirthshaus (oder wie man's alberner Weiſe jetzt heißt: Hotel), deßgleichen man in der ganzen Gegend noch nie geſehen, neben dem Anhalt entſtanden war. Es war eigentlich mehr ein großer Saal als ein Gaſthof; denn heutigen Tages, wo die Leute wieder heimrutſchen oder nach den großen Städten fahren, braucht man ſelten viele Zimmer zum Beherbergen. Zur Einweihung ſeines Wirthshauſes veranſtaltete der Beſitzer ein großes, beſtelltes Mahl, bei welchem ſich alle ſogenannten Honoratioren einfanden. Gegen zweihundert Gedecke waren beſtellt. Es war ein großartiger Anblick, als man in den ſäulengetragenen kirchenhohen Saal eintrat. Von der Gallerie rauſchte die Muſik, von den Wänden erglänzte das Marmorgetäfel um die goldumrahmten lebensgroßen Spiegel, und hell flimmerten die reichen, vielfach geſchliffenen, gläſernen Kronleuchter, die von der Decke herabhingen. Klang und Glanz überall. Alles war voll Jubel und Entzücken. Man ſaß endlich bei Tiſch, und trotz des Wirrwarrs ließ man ſich wohl ſchmecken, was man habhaft werden konnte. Als dem Magen Genüge gethan war, erhob man ſich um Trinkſprüche auszubringen. Wenn dieſe recht ausgebracht werden, können ſie ſich oft zu freien Gebeten geſtalten. Denn, wo die Menſchen, heiter oder ernſt, zu dem Geiſte aufſchauen, der alles Leben ſchafft und hält, erheben ſie ſich zur andächtigen Gottesverehrung; wenn ſie dieſe auch nicht immer in den gewohnten Formen ausſprechen, ſondern frei, wie es gerade ihr Gefühl ihnen eingiebt.

Zuerſt erhob ſich nun ein Mann, der am obern Ende des Tiſches ſaß, mit dunkelrothem Antlitz und einem hellrothen Band im Knopfloch. Er brachte ein Hoch dem Fürſten.

Nach einer Weile erhob ſich ein anderer Mann, klingelte und brachte dem Baumeiſter ein Hoch! Dann ein Dritter dem Wirth. Alle riefen gern mit, denn es gebührte den Gefeierten.

Nun war auch ein Freund des Gevattersmanns bei dem Feſteſſen, und in ihm regten ſich Gedanken, die er kundgeben wollte. Er machte ſich vorher im Kopf einen Entwurf davon und ungefähr ſo.

„Ein ſchönes Werk, ja ich möchte ſagen, ein heiliges iſt vollendet. Denn Alles, was die zerſtreuten Kinder der großen Menſchenfamilie in Friede zuſammen führt, iſt ein heiliges Thun. Tauſend und aber tauſend Hände regten ſich draußen in Wald und Feld, ſchaufelten die Erde auf und legten den eiſernen Steg. Das iſt die Grundlage zu einer neuen Weltordnung, deren Ergebniſſe wir noch nicht abſehen können. Die verſchiedenen Stämme Eines Volkes werden ſich dadurch leichter kennen, verſtehen und liebend aneinander ſchließen lernen. Manches Vorurtheil wird mit dem Rauche dahin verfliegen. Die verſchiedenen Völker werden ſich immer näher rücken und in Frieden einander achten. Wer weiß, zu welchem Ziele der Weltgeiſt auf dieſen eiſernen Bahnen ſchreitet. Aber ſchon jetzt genießen wir eine Frucht des Zuſammenhalts, eine Vereinigung der Kräfte zum Genuß der Schönheit. Säulen ragen empor und tragen die Wölbung eines Tempels. Eines Tempels? fragen Sie, meine Zuhörer. Ja, wo die Freude ſich niederläßt, wo der Bruder dem Bruder in's Auge ſchaut, wo ein Wort des Verſtändniſſes von den Lippen ſtrömt, wo die Menſchen ſich erquicken und einander friedlich die Hände reichen: da iſt ein Tempel. Ein neues Leben thut ſich auf in unſerem Thale.

Trüben gleiten ſtill die Schiffe,
Auf des Stromes ew'gem Lauf,
Und mit wiehernd ſchrillem Pfiffe
Jauchzt das Dampfroß hier herauf;

Schnaubet Wolken in die Lüfte,
Stampft die funken-ſprüh'nde Schien',
Rollt durch Feld und Felsgeklüfte
Sehnſuchtsſchnell die Brüder hin.

Ja, ſchnell wie der Gedanke der Sehnſucht rollen die Wagen dahin, und dieſe Fahrt iſt zugleich ein kleines Abbild des ganzen Menſchenlebens. Mancher ſitzt beſtändig im Zugwind und es wird ihm nie recht behaglich; Mancher ſitzt mit dem Rücken, ſtumm gegen Diejenigen gekehrt, deren Blicke ihn freundlich ſuchen; manches Wort der Verſtändigung wird vom Geraſſel übertäubt. Mancher ſitzt vom Lärm verdumpft und kann ſeine Lebensgeiſter nicht ſammeln. Mancher hat ſein Beſtes und Nothwendigſtes vergeſſen, aber er kann nicht mehr umkehren, er wird unaufhaltſam vom Zuge fortgeriſſen; der Einzelne gilt hier nichts mehr, er muß ſich fügen in die große Bewegung. Und am Ende — findet Mancher erſt am Ziel ſeinen Freund und Genoſſen, mit dem er unbewußt den gleichen Weg gemacht hat. Iſt das nicht ein Abbild des Lebens? Geht es nicht auch auf unſerer Lebenslaufbahn ſo? . . . Hier aber, in dieſen Hallen ſollen ſie traulich bei einander ſitzen und den raſchen Weg ſegnen, der ſie aus weiter Ferne zuſammen führte.

Hallen ſind aufgerichtet und Säulen ragen empor und tragen die Wölbung eines Palaſtes. Eines Palaſtes? fragen Sie, meine Zuhörer. Wird ein Fürſt hier einziehen in ſeiner Majeſtät? Ja, ein Fürſt wird einziehen mit ewiger Majeſtät: das iſt das Volk. Vor Zeiten war alle Pracht und aller Glanz, alles ſchöne Erzeugniß der Kunſt nur einzelnen Bevorzugten zum Gebrauche hingegeben; das Volk durfte kaum einen Blick hineinwagen. Das große majeſtätiſche Wort unſerer Zeit aber heißt Vereinigung, heißt Einheit. Jetzt erhalten wir ſolche Paläſte — und es wird deren immer mehr zu gemeinnützigen Zwecken geben — die dem ganzen Volk zum Genuß ſeines Daſeins erbaut ſind. Und ſind wir auch nur vorüberziehende Gäſte in dieſen Räumen: wir ſind ja Alle nur vorüberziehende Gäſte in dieſen Erdenräumen. Und dürfen wir uns nur eine kurze Spanne Zeit dem Glauben hingeben, dieß ſei unſer Eigenthum — wir erquicken uns ja auch an der Schönheit und Größe der Natur, ohne ſie buchſtäblich unſer Eigen nennen zu müſſen. Noch andere und immer mehr Gebilde der Größe und Schönheit werden auferſtehen, die keinem Einzelnen, ſondern Allen angehören, zum heitern Genuß. Die großen Völker des Alterthums: die Griechen, die Römer, hatten in ihren guten Zeiten kleine Wohnungen zum Privatgebrauche; noch heute aber bewundern wir die prachtvollen Bauten, die ſie der Gemeinſamkeit geweiht. „Das Schöne, das Große, vor Allem für die Geſammtheit, für das Allgemeine!“ Das ſei der Wahlſpruch der neuen Zeit. Grüßen wir darum dieſen Geiſt, der jetzt, wenn auch vereinzelt, und ohne daß er's recht weiß, Prachtgebäude für das Volk zu errichten beginnt. Möge er auf heiterem, friedlichem Wege zu ſeinem Ziele gelangen. Der Geiſt der edlen Gemeinſamkeit lebe hoch!“

So hatte ſich der Freund des Gevattersmanns ſeine Rede ausgedacht. Kaum aber war er mit dieſem

Ausdenken fertig, da brachte ein luſtiger Kumpan der Köchin, als der Heldin des Tages, ein Hoch. Sie mußte erſcheinen, in Schürze und Haube, und wurde mit Halloh begrüßt. Nun ging es an ein unaufhörliches Hochrufen. Die Leute ſprachen ſo leiſe, daß man nicht hörte, was ſie meinten, und doch ſchrie Alles ins Blaue hinein: Hoch! Hoch und abermals Hoch!

Fragſt du nun: warum hat dein Freund die Rede nicht doch gehalten? Vielleicht hätte er der Sache eine beſſere Wendung gegeben? Das hat der Gevattersmann auch geſagt. Der Freund aber war ärgerlich, daß wir Deutſchen nicht beiſammen ſein können, ohne alsbald in nichtigen Lärm überzugehen; daß die Leute ſich's gefallen ließen, wie ein luſtiger Bruder ſie zu Narren machte, und dann fürchtete der Freund, kaum angehört oder ausgelacht zu werden. Er ſieht aber jetzt ein, daß man ſich vor dieſer Gefahr nicht ſcheuen darf, wenn man etwas Rechtes an den Mann bringen will. Darum hat er auch die Rede hergegeben, daß ſie gedruckt werde; und es wird ihn freuen, wenn man ein gutes Korn darin findet.

Von kleinen und großen Kindern.

„Komm' zu mir her, ich will dir aufhelfen,“ ſagte ein ſpottſüchtiger Knabe zu ſeinem Schulkameraden, der niedergefallen war und ſeine Schiefertafel zerbrochen hatte. Er aber blieb ruhig ſtehen, und ließ den Andern ſich in ſeiner Noth abarbeiten.

Giebt es nicht auch ſonſt im Leben bei erwachſenen Menſchen ſo? Iſt es nicht oft, als ob man einem Gefallenen oder Hülfloſen zuriefe: komm her, ich will dir aufhelfen — ſtatt, daß man ihm raſch beiſpringt?

* * *

In Mainz und anderen mittelrheiniſchen Städten gehen im Frühling Knaben durch die Straßen, bieten Waldmeiſter zum Verkauf und rufen: „Kafe Sie ab Maikräuter!“ Andere Knaben, die das hören, rufen es ihnen lange nach, gleichfalls dahin wandelnd. Es thut dem Menſchen gar wohl, einmal aus voller Bruſt einen Ruf in die Welt hinein erſchallen zu laſſen, und ſei es auch nur, um das Einerlei des ſtummen Dahinſchleichens zu unterbrechen. — Wenn nun die nachſpottenden Knaben ſo riefen, kamen oft Leute aus den Häuſern und wollten das Angebotene wirklich kaufen. Die Kinder aber ſtanden verblüfft da oder nahmen Reißaus.

Es geht auch in der großen Welt ſo. Manche hören den Ruf der Zeit: von Liebe zur Freiheit, zum Vaterlande, zu Recht und Vernunft u. ſ. w., und ſie freuen ſich auch, mit rufen zu können und laſſen ihre Stimme laut erſchallen. Wenn dann die Leute kommen und wollen ſich aneignen, was ſie als gut und nothwendig ausbieten — haben ſie oft nichts, ſie haben bloß den Ruf eines Andern nachgeäfft. Drum, wer ſeine Stimme laut erheben will, muß etwas vorbringen, was er wirklich hat, was er kennt und einſieht, und darf nicht bloß kindiſch in den Tag hinein rumoren.

* * *

„Es ſitzt Einer hinten oben!“ rufen die Kinder dem Kutſcher zu, der durch das Dorf fährt, wenn ſich einer aus ihrer Mitte als blinder Paſſaſchier auf den hintern Tritt des Wagens geſetzt hat. Thun ſie das aus Gerechtigkeitsliebe? Selten; meiſtens aus Neid — ſie möchten gern ſelber da oben ſitzen und ſich fortrollen laſſen — oft auch aus Muthwillen und Schadenfreude; ſie wollen gern ſehen, wie die Peitſche des Kutſchers herüberlangt und den Aufdringling verjagt, daß er zu Boden fällt.

Gar Viele ſchreien aus ähnlichem Neid und ähnlichem Muthwillen, wenn ſich Einer auf den Staatswagen geſetzt hat und ſich von ihm fortrollen läßt, dem Regierungskutſcher zu: „Es ſitzt Einer hinten oben!“

Nur Diejenigen aber meinen es wirklich gut, die ſelber nicht als blinde Paſſagiere hinauf wollen, und die da wollen, daß dem Staatswagen nicht mehr aufgeladen werde, als er zu ziehen Willens iſt.

Wach' in's Gewehr!

Wurde ein Soldat beim Unterricht gefragt: „Warum rufſt du — man hat in dieſem Lande das vertrauliche Du — warum rufſt du die Wache in's Gewehr, wenn ein großer geſchloſſener Zug von vielen Menſchen vorüber zieht?“ Der Soldat erwiderte; „Es könnt' ja auch ein Stabsoffizier in Civilkleidern darunter ſein.“ Der unterrichtende Offizier lächelte und erklärte: „Eine große

Menſchenmaſſe hat immer Anſpruch auf Achtung und Ehrenbezeigung. Wenn Einer allein auch ſchwach und unbedeutend iſt und nicht viel gilt, ſo ſind ſie doch ſtark und bedeutend und gelten viel, wenn deren Viele bei einander ſind.“

Du, Ihr, Sie.

Das ſind drei verſchiedene Arten, wie die Menſchen einander anreden, und im Grunde genommen, iſt es lächerlich; denn bei Lichte betrachtet iſt ein Menſch nicht mehr als der andere. Aber ſo geht's nun einmal. In den kleinſten Dingen, wo wir's kaum mehr merken, ſteckt ein Stück alt hergebrachten Unſinns oder auch Sklaverei. Das läßt ſich nicht ſo ſchnell ändern, aber gut mag's ſein, wenn man einſtweilen darüber nachdenkt. Wir müſſen uns ja überhaupt vor der Hand meiſt damit begnügen, uns das Rechte auszudenken, und wenn Alle das Rechte ausgedacht haben, dann wird's auch bald da ſein.

Alſo: das Natürlichſte wäre, daß Jeder den Andern mit Du anredet; ſagt man ja auch zu dem Vater unſer Aller, zu Gott, ganz einfach Du. Die Menſchen aber, die ſperren ſich gar gern von einander ab, und ſei's auch nur mit Redensarten. Bei den alten Völkern, bei den Juden, Griechen und Römern ſagte Alles Du zu einander. Heutigen Tages aber würden Viele glauben, alle menſchliche Ordnung müßte über den Haufen fallen, wenn das bei uns ſo wäre; und doch iſt es nur Gewohnheit, weiter nichts.

Bei uns Deutſchen iſt das Du noch am häufigſten. Engländer und Franzoſen gebrauchen es nur äußerſt ſelten. In Spanien ſagen alle Granden d. h. Adelige, friſchweg Du zu einander, gerade, wie jeder regierende Fürſt einen andern Fürſten als Vetter anredet; ſie ſind aber auch meiſt verwandt mit einander.

In Deutſchland haben wir eine beſondere Feierlichkeit, wenn zwei Menſchen anfangen, ſich zu duzen; ſie iſt hauptſächlich auf Univerſitäten gebräuchlich. Da ſtoßen zwei Jünglinge, die Brüderſchaft ſchließen, ihre Gläſer gegenſeitig an, kreuzen die Arme, trinken ſo die Gläſer aus bis auf den Grund, küſſen ſich und ſagen fortan Du.

Das ſteht im Allgemeinen feſt: Jeder hat das Recht, ſo zu erwidern, wie er angeredet wird. Wie du mir, ſo ich dir, tritt vor Allem hiebei in Kraft. Wer mit Du angeſprochen wird, antwortet mit Du. Das iſt recht und billig. — Man ſage nicht, das ſei eine kleine unbedeutende Sache. Nein, ſo geringfügig die Sache auch ſei, Jeder muß in allen Dingen das Recht behaupten, das ihm zuſteht. Und es giebt ein Gefühl der Gleichheit, ein Gefühl ſeiner Menſchenwürde, wenn Einer vom Andern ſo angeredet werden muß, wie er erwidert. Wer ſich nicht als Knecht verdungen hat, ſo daß er ſich von ſeinem Herrn was gefallen laſſen will, der halte auch hierin ſtreng auf ſein Recht. Das iſt auch eine Zierde des öffentlichen Gerichtsverfahrens, daß der Richter den Angeklagten manierlich anredet. Man hat ſelbſt bei dem Verbrecher kein Recht, ihn noch eine weitere Strafe — durch die barſche Anrede — treffen zu laſſen, ſondern nur die Strafe, die im Geſetz ſteht.

Es iſt allerdings ein Vorzug von uns Deutſchen, daß das Du bei uns noch gebräuchlicher iſt, es iſt herzlicher, inniger; da es aber nicht allgemein iſt, ſo dient es wieder nur dazu, um aberwitzige Unterſchiede zu machen. Eine weniger herzliche Anredeweiſe, die aber bei Hoch und Nieder gleich iſt, wäre beſſer. Man redet oft den Einen mit Sie und den Andern friſchweg mit Du an, weil der Eine einen guten und der Andere einen ſchlechten Rock an hat. Iſt das nicht ſchmählich? In Frankreich, wo das Du nicht gebräuchlich iſt, werden alle Soldaten von den Offizieren mit Sie angeredet. Haben darum die franzöſiſchen Soldaten weniger Gehorſam, oder wie man's nennt: Subordination? — Und warum ſoll ein Bürger als Soldat anders angeſprochen werden als ſonſt im Leben? Ich weiß wohl, es giebt viele Untergebene, die es wünſchen, mit dem traulichen Du angerufen zu werden. Gegen den freien Willen läßt ſich nichts ſagen, aber ohne daß er ausgeſprochen iſt, darf man ihn nicht vorausſetzen.

Dagegen giebt es auch Menſchen, die überaus höflich ſind, wo es gar nicht hingehört. Es kommt ein Mann etwas zu ſpät in die Kirche und er fragt ſeinen Nachbar: „Welches Lied wird geſungen?" „Sie ſind ein Menſch," iſt die Antwort. Der Verſpätete blättert hin und her und kann das Lied nicht finden. Der Nachbar nimmt ihm nun das Geſangbuch aus der Hand und ſagt: „Unter dem D müſſen Sie ſuchen." Er zeigt ihm nun das Lied und es heißt: „Du biſt ein Menſch“ u. ſ. w.

Man gebraucht ſehr häufig andere Redeweiſen als Du, um einen Zaun um ſich zu ziehen, damit der Andere Einem nicht zu nahe komme, ſowohl im Beweiſen von Zutraulichkeiten, als auch bei heftigen feindſeligen Auftritten. Man kann in der Regel nicht ſo grob, ſo heftig auf Einen losfahren, wenn man Ihr oder Sie zu ihm ſagt. Das ſetzt doch meiſt eine Scheidewand feſt.

Das „Ihr“ iſt ſelten mehr gebräuchlich, außer auf Dörfern und in Stadtfamilien, die noch an alter Sitte hängen. Es iſt lächerlich, daß man einen einzigen Menſchen anredet, als ob er ein ganzes Dutzend wäre. Man ſagt vielleicht gern Ihr zu dicken Menſchen, weil man mehre daraus machen könnte; oder auch zu ſolchen älteren Leuten, die ſchon vielerlei durchgemacht und verſchiedene Perſonen vorgeſtellt haben; ſei es, daß ſie in manchen Stellungen ſich als gut bewährt haben, oder auch als ſchlimm. Es giebt in der That Menſchen, die ſchon ein dutzenderlei Perſonen geweſen, freiſinnig und knechtiſch, ſittlich und liederlich u. ſ. w., da kann man gut Ihr ſagen.

Dagegen wird es auch noch meiſt als Zeichen der Hochachtung gebraucht, und in vielen Dörfern ſagen ſogar die Kinder zu Vater und Mutter — Ihr, und in manchen Städten — Sie. Bei den Franzoſen und Engländern ſagt Alles Ihr zu einander, denn Wu und Ju (vous und you) heißt Ihr. Wir Deutſchen überſetzen es blos mit Sie.

Wenn einmal eine ehrerbietige Redensart gebraucht werden ſoll, ſo wäre das Ihr viel geſcheiter als das abgeſchmackte Sie. Da redet man einen einzigen Menſchen an, als ob es viele wären, die *gar nicht zugegen* ſind. Iſt das nicht die Krone aller Lächerlichkeit?

Wir Deutſchen haben aber noch eine ſchöne Redensart, die kein anderes gebildetes Volk hat; ich meine das Er. Da will der ſogenannte Höherſtehende den niederer Geſtellten nicht einmal mit einem Worte berühren, er will ſich gar nicht mit ihm abgeben, er ſpricht zu ihm wie durch einen Dritten: und das nennen viele Leute Bildung.

Der Kindesmord.

Eine harte Geſchichte.

Es ſitzen drei Freunde in ſtiller Nacht bei der hell brennenden Lampe. Draußen wirbelt der Schnee, aber in den Herzen der Männer lodert ein ſtilles Feuer.

Sie haben vom Vaterland geſprochen, von ſeinen Schmerzen und Hoffnungen; die Gläſer ſtehen unberührt vor ihnen, auf ihren Angeſichtern liegt der Gram und ſtumm ſitzen ſie einander gegenüber.

„Wißt Ihr was?“ ſagte der Jüngſte, der es liebte, von tiefer Betrübniß in Scherz überzuſpringen. „Wißt Ihr was? Wir wollen uns dran machen, eine Preisfrage zu beantworten. Der Verein geger Thierquälerei hat die Preisaufgabe geſtellt: ein Mittel zu finden, wodurch man die Hunde von gewiſſen Thieren, Flöhe genannt, befreien könne, ohne die Flöhe ihrer Lebensberechtigung zu berauben, d. h. ohne ſie zu tödten? — Was meint Ihr dazu? Ich ſchlage einen Verein zur Auswanderung der Flöhe vor: man fängt ſie alle, bindet ſie in einen Sack, und es iſt nur noch die Frage: ob wir ſie nach den Donaumündungen, oder nach Amerika ſchicken, um dort eine Kolonie anzulegen.“

„An dieſen Vereinen gegen Thierquälerei!“ ſagte der Andere, ein Mann mit grau gemiſchtem Barte, „da haben wir wieder ein Beiſpiel, wie die Niederträchtigkeit und Heuchelei ſo vieler Menſchen es wagt, ſich und Anderen was vorzugaukeln, ſich den Schein des Guten beizulegen. Menſchen, die ſich demüthig bücken, wenn die Rechte des Volkes zertreten werden, weiche Butterſeelen, die vor jedem Sonnenblick hoher Gnade zerfließen möchten, die die Achſel zucken über Jeden, der durch Wort und That für das einſteht, was er für Recht hält — ſolche Menſchen laufen einem Wagen nach, auf dem Schlachtkälber liegen, und erforſchen genau, ob die Kälber auch menſchenfreundlich gebunden ſind; ja, ſie rufen am Ende die hohe Polizei, die Beſchützerin aller Menſchenfreundlichkeit und Güte, zu Hülfe! Was ſollen uns jetzt die Thierquälervereine? Ein wohlerzogener, freier Menſch wird nichts bedrücken, was ihm untergeben iſt; er wird einſehen, daß jedes Weſen auf der Welt ſein Recht hat, das man ihm nicht durch Gewalt verkümmern darf; er wird alſo auch kein Thier muthwillig quälen und bedrücken. — Aber das iſt es eben. Man ſpielt den Menſchen eine Kinderraſſel in die Hand, um ſie vergeſſen zu machen, daß ſie noch 'was Anderes zu fordern das Recht haben."

„Ich wüßte auch noch ſo ein Anderes," ſagte der Dritte, der ein Arzt war. „Die ganze heutige gebildete Welt ſtützt ſich auf einen geregelten Menſchenmord."

„Meinſt du die Todesſtrafe?"

„Nein, oder doch: man wird bei der Geburt zum Tod verurtheilt. Ihr wißt, ich bin hier ſeit fünf Jahren an der Gebäranſtalt angeſtellt. Tauſende von unglücklichen Geſchöpfen ſehen hier der ſchweren Stunde entgegen, da ſie einem neuen armſeligen Weſen das Leben geben. Die meiſten Mütter werden dann als Säugammen in die Häuſer der Reichen gezogen; ſie geben ihr eigenes Kind einer ſogenannten Ziehfrau, und bezahlen wöchentlich einige Groſchen dafür. Es ſind verwilderte und leichtſinnige Geſchöpfe unter den Müttern, denen es lieb iſt, wenn ihr Kind bald ſtirbt; denn von zehn ſogenannten Ziehkindern ſtirbt die Hälfte in den erſten vier Wochen."

„Iſt das wahr?"

„Ich habe vielleicht noch die geringſte Zahl angenommen. Die Ziehmütter, meiſt alte, hartherzige Frauen, haben oft fünf, ſechs und mehr ſolcher Kinder in Pflege. In der erſten Zeit kochen ſie ihnen wohl beſonders, dann aber müſſen ſie miteſſen, was der ärmliche Tiſch bringt. Der junge Magen kann das nicht annehmen und verdauen, die Kinder ſchreien und ſchreien erbärmlich, ſie nehmen nichts mehr zu ſich, zehren zum Gerippe ab und nach wenigen Tagen ſind ſie — Hungers geſtorben."

„Entſetzlich!“

„In einer nordiſchen Hauptſtadt, wo reich begabte Anſtalten zur Bekehrung der Hottentotten ſind, wo die zarten Frauen gar fleißig Hoſen ſtricken, um die ſchamloſen Wilden zu bekleiden — in dieſer Stadt ward vor wenigen Jahren eine peinliche Unterſuchung gegen einen alten Unteroffizier geführt, der im Verein mit ſeiner Frau ein ähnliches Geſchäft betrieb. Der gute Schnurrbart kommandirte die Kinder, wenn ſie ſchrien, ganz ordonnanzmäßig; die unverſtändigen Rekruten hatten aber keinen Appell, und er machte ſich ſelber zum Kriegsgericht und diktirte eine Prügelſuppe, dann machte er ſich ſelber zum Korporal und prügelte die Kinder, bis ſie ſtill waren. Sie waren bald ganz ſtill. Der gute Schnurrbart hatte nicht mehr gethan, als was täglich geſchieht; er hatte die Kinder getödtet, ſtatt daß man ſie ſterben macht. Wozu ſollen auch die gemeinen Racker leben? Etwa um den Vornehmen zwiſchen die Füße zu rennen, wenn ſie ſpaziren gehen wollen?“

„Du biſt fürchterlich mit deinem kalten Spott,“ bemerkte der Jüngere dem Arzt, „du biſt ſtumpf geworden gegen dieſes himmelſchreiende Elend.“

„Ich berichte nur, was geſchehen iſt und geſchieht. Ich könnte dir aber eine Geſchichte erzählen, die den ganzen Jammer und die Rache eines verirrten geraden Gemüthes darſtellt. Habt ihr Muth, ſie zu hören?“

„Muth? Erzähle! Erzähle! Nichts darf zu grauſenhaft ſein, wenn es die Wahrheit zu Tage fördert.“

„Nun wohlan. Es ſind jetzt drei Jahre her, es war eine Nacht wie heute, ein Schneegeſtöber, das faſt den Athem benahm; man konnte ſich in den gasbeleuchteten Straßen der Stadt kaum zurecht finden. Ich war zu dem reichen Kaufmann F. geladen. Der Mann lebte glücklich, was man ſo nennt. Er hatte eine jener Partie-Heirathen geſchloſſen, die ſich in Stadt und Land tauſendfältig finden, und die einſt eine Frau zu der Aeußerung brachte: „wenn du nicht mein Mann wäreſt, gingeſt du mich ja gar nichts an.“ Kurzum, der Mann war glücklich, und jetzt doppelt, denn ſeine Frau trug eine frohe Hoffnung unter dem Herzen. Als ich in den runden Saal trat, wurde eben der Thee herumgereicht. Nur die beiderſeitigen Schwiegereltern und eine Schweſter der Frau waren zugegen. Die ganze Zimmerreihe des Hauſes war geöffnet, geheizt und erleuchtet. Die junge Frau ſollte ſich Bewegung machen, und ſie ging nun ab und zu durch die Zimmer. Man hörte keinen Tritt auf den weichen doppelten Fußteppichen. Ich ſetzte mich zur Geſellſchaft. Die Mütter nähten an Kinderzeug von weichem Linnen, die Schweſter häckelte eine Decke von geſchmeidiger Wolle; in der Ecke ſtand eine Wiege, von grünſeidenem Vorhang überdeckt. So oft die Frau, den Befehlen der Mutter gemäß, ſich in den anſtoßenden Zimmern bewegte, ſprach man von der ſchweren Stunde, welcher Alle mit Entzücken und Bangen entgegen harrten. Sinn und Herz Aller war damit beſchäftigt, den kleinen Weltbürger weich und warm zu betten. Mir wurde beſonders aufgetragen, für eine gute und geſunde Amme zu ſorgen. Die Schweſter, eine kluge und edle junge Frau von ſtarkem Geiſte, wenn auch von ſchwächlichem Körper, ſagte: „Ich konnte mich nie dazu entſchließen, eine Amme zu nehmen. Ich hätte gewünſcht, daß Adele es auch nicht thäte. Es empört mich immer, wenn ich ſehe, wie man dieſe Ammen hätſchelt und verdirbt: ſie werden wie Königinnen behandelt, dürfen nichts Unangenehmes erfahren und müſſen immer das Beſte haben, und was ſoll ſpäter aus ihnen werden? Und welchen Einfluß muß das auf die anderen weiblichen Dienſtboten haben? Sie, die ſich von Vergehen rein halten, müſſen den Gefallenen und Leichtſinnigen unterthänig ſein, müſſen allen Launen und Anmaßungen derſelben nachgeben. Das iſt ſittenverderbend und empörend.“ Die Frau wurde etwas barſch von der Mutter zurechtgewieſen und eine Schwärmerin genannt. Ich hatte noch das Vorurtheil des Mannes zu widerlegen, der den allgemeinen Irrthum vorbrachte: eine Frau bleibe länger ſchön, wenn ſie ihre Kinder nicht ſelbſt ſäuge. Ich zeigte ihm das Falſche und Naturwidrige dieſer Anſicht.

Die junge Frau war hinzugetreten; um ſie nicht aufzuregen, mußte von anderen Dingen geſprochen werden. Man ſang, man erzählte luſtige Geſchichten, um ſie heiter zu ſtimmen. Das ſchöne junge Weib, das ſtill daſaß, ſein ſelbſt vergeſſen und nur der Zukunft gedenkend, glich einer Heiligen. Denn eine Frau, die ein zweites Leben unter dem Herzen trägt, iſt eine Heilige; ſelbſt die Roheſten und Wildeſten begegnen ihr mit Ehrfurcht.

Ich ſchied ſpät in der Nacht aus dem Hauſe. Auf der teppichbelegten Treppe dachte ich, wie glücklich dieſes kommende Geſchöpf ſei; wie viel liebende Arme, wie viel freudig glänzende Augen ſich ihm zuneigen. Auf der Straße warf mich das Schneegeſtöber faſt nieder, denn ich war ſo in Gedanken dahin gegangen. Mit Schnee und Wind kämpfend, war ich endlich an meiner Wohnung in der Gebäranſtalt angekommen. Als ich die ſteinernen Stufen hinanſteigen will, da erhebt ſich Etwas mir zu Füßen. Mir ſtehen alle Haare zu Berge. „Was iſt da?“ rufe ich. „Ach Gott!“ erwidert es, „um Gotteswillen erbarmen Sie ſich meiner.“ „Wer ſind Sie?“ „Elend! Elend!“ erwidert es mit kläglicher Stimme. „Ich muß ſterben, ich und mein Kind.“ — Ich ſehe nun beim Schein der Lampe ein Mädchen, deſſen Kopf mit einem großen, rothen Tuch umwunden iſt; ſie wiſcht ſich den Schnee aus dem Geſicht. Ich klingle ſchnell. Die Arme umfaßt meine Kniee und ruft ſchluchzend: „Ach Gott! wir ſollen nicht ſterben. Ich komme heute ſechs Stunden her von G. Ich habe es nicht mehr ausgehalten. Sie haben mit Fingern auf mich gedeutet. Hier im Wirthshauſe haben ſie mich ausgelacht und wollten mir keine Herberge geben; ein roher Burſche wollte mich mißhandeln, und ich ging fort. Ich habe nicht mehr gewagt, an einem andern Wirthshaus anzuklopfen, und da habe ich hier gewartet, bis unſer Herrgott einen guten Menſchen ſchickt.“

So ſprach das Mädchen unter Weinen und vom Froſte geſchüttelt, bis endlich der Hausmeiſter öffnete. Ich ließ eine Wärterin wecken, die Fremde in's Bett bringen, verordnete alles Erforderliche, und nach einer Stunde lag ſie in feſtem Schlaf; nur bisweilen zuckte ihr Körper krampfhaft auf.

Ich konnte lange nicht einſchlafen. Mich quälte ein Gedanke, den ich nicht zu faſſen vermochte: was hegte wohl der Weltgeiſt in ſich. Er, der mit einem einzigen Blicke die in Wohlleben und Liebe eingehüllte Mutter dort, und die auf den ſchneebedeckten Stufen Hingeſtreckte hier — Beide mit Einem Blick überſchaute? .... Ich konnte den Ausweg nicht finden und beruhigte mich endlich in dem zuverſichtlichen Glauben, daß der ſcheinbaren Verwirrung eine tiefe Ordnung zu Grunde liegt, die ſich erſt herausarbeiten muß; daß der höhere Geiſt, der Alles regiert, ſeine verborgenen Wege wandelt.

Ich ſollte ſchaudernd das Ziel ſehen.

Am andern Morgen fand ich die Fremde gekräftigt und faſt ganz hergeſtellt. Auch mich hatte jene Weichmüthigkeit verlaſſen, die mich geſtern Abend ſo beklommen gemacht. Ich trat in das Zimmer der Fremden. Ich wußte ſchon im Voraus, welche klägliche Geſchichte, mit Seufzern eingefaßt, ich hören würde. Ich bin ſchon zu oft betrogen und getäuſcht worden, um nicht ſtreng auf der Hut zu ſein. Das iſt der Jammer, daß Lüge und Betrug uns oft gegen die Wahrheit verſchloſſen und blind machen. Und doch ſollte es Grundſatz aller Menſchenfreunde ſein: lieber gegen zehn Unwürdige edelmüthig zu handeln, als einem einzigen Braven die verdiente Liebe und Güte zu entziehen. Dem iſt aber nicht ſo, und es iſt nur gut, daß wir oft minder klug ſind, als wir ſein möchten; daß das unverdorbene Herz mit den weiſen Mahnungen des Kopfes oft davon läuft.

Ich traf die Fremde heiter und wohlgemuth, ſie dankte mir mit aufrichtigen Worten. Sie war — nach ihrer Ausſage — die Tochter eines begüterten Bauern, der durch ſchlechte Wirthſchaft und öftern Wechſel des Wohnorts in Armuth verſunken war. Sie hatte noch beſſere Zeiten im elterlichen Hauſe geſehen. Vater und Mutter ſind todt und das Mädchen — ſie hieß Chriſtiane — diente ſeit drei Jahren als Magd bei dem Poſtmeiſter zu G. Hier gerieth ſie zu Fall mit einem Knechte. Sie weinte bitterlich als ſie dieß ſprach, dann aber trocknete ſie ihre Thränen und ihr Auge glänzte hell, als ſie von ihrem Bräutigam — ſo nannte ſie ihn ſtets — erzählte. Sie ſchilderte ihn als einen kernbraven und arbeitſamen Menſchen, ſie konnte ſeines Lobes nicht ſatt werden. Er wollte ſie heirathen, aber da ſie Beide ganz ohne Vermögen waren und nichts als arbeitſame Hände hatten, erhielten ſie nirgends die Bürgerannahme. Sie ſprach von den Nächten, die ſie einſam durchgeweint, und wie ihre Mutter im Grabe keine Ruhe finden könne, weil ihre Tochter vom Wege des Rechten abgegangen ſei. Sie erzählte, wie ihr Bräutigam ſich ein Leid anthun wollte, aus Kummer über das Vergehen. Dann aber ſagte ſie wieder: „Unſer Herrgott will mich ſtrafen für meine Sünden. Ich will gern Alles über mich nehmen, wenn nur das arme, unſchuldige Geſchöpf uns erhalten wird. Ich will gern arbeiten, bis mir das Blut unter den Nägeln hervor läuft, und ich und mein Bräutigam werden in einigen Jahren ſchon ſo viel verdienen, daß wir nach Amerika auswandern können.“

Ich geſtehe, dieſe Geſchichte rührte mich wenig; ich habe deren ſchon ſo viele, halb aus Wahrheit, halb aus

Lüge geſchmiedet, erfahren. Als aber nach wenigen Tagen der Bräutigam eintraf, ein ſchmucker Burſch mit trotzigem Geſicht, der aber jetzt ſo zerknirſcht war wie ein Verbrecher, als er mir mit zitternder Hand einige Groſchen geben wollte, und in der Furcht vor Beleidigung ſagte, ich könne dafür Chriſtianen einige ſchmackhaftere Suppen kochen laſſen: da gewann ich eine beſſere Anſicht von dem Verhältniß dieſer beiden Leute. Der Burſche gefiel mir beſonders wohl. Es war einer jener Menſchen, die nicht zu danken gewohnt ſind, denen die demüthigen Worte ſchwer vom Munde gehen, weil ſie lieber nur das empfangen, was ſie mit Recht fordern können. Ich geſtehe, ich liebe ſolche Naturen. Es iſt ſo viel Bettelhaftigkeit und Kriecherei in der Welt, daß es mir wohl thut, ſelbſtändigere Naturen zu ſehen, die Freundlichkeit und Güte frei hinnehmen, wie wenn ſie ſagen wollten: wenn ich in den Fall komme, dir was zu erzeigen, ſoll's gerade ſo gern geſchehen.

Am zehnten Tage nach ihrer Ankunft genas Chriſtiane eines kräftigen Knaben. Die Freude, die ſie beim Anblick des Kindes hatte, iſt unbeſchreiblich. In dieſer Minute wich alle Trauer und alles Ungemach von ihr: ſie war ganz eine glückliche Mutter. Und als ſie ſagte, das Kind ſei dem Vater wie aus dem Geſichte geſchnitten, da war ihr Angeſicht ſtrahlend von Glanz übergoſſen.

Acht Tage ſpäter gebar die Frau des Kaufmanns F. gleichfalls einen Sohn. Ich ſchlug nun Chriſtianen vor, dort als Amme einzutreten, da ſie ein ſchön Stück Geld verdienen würde. Sie ſah mich mit aufgeriſſenen

Augen an, drückte ihr Kind an ſich, und große Thränen ſtanden ihr in den Augen. Sie holte ſchnell Athem und konnte nicht ſprechen, endlich ſagte ſie: „Ich kann nichts darüber ſagen, mein Bräutigam kommt heute zur Taufe.“ Das Kind wurde getauft, ich ſollte zu Gevatter ſtehen, hatte aber keine Zeit, und aufrichtig geſtanden, auch keine rechte Luſt. Ich wäre Allerwelts-Gevatter, wenn ich alle Anerbietungen annehmen wollte. Zum Danke für mich erhielt indeß der Knabe meinen Namen: Anton. Der Bräutigam wollte das Kind mit auf ein Dorf nehmen, um es dort zu verſorgen, ich rieth ihm auch dazu; aber Chriſtiane machte zur Bedingung, daß, wenn ſie als Amme eintrete, ihr Kind in ihrer Nähe bleiben müſſe. Es ward einer bekannten Ziehfrau übergeben. Noch denſelben Abend brachte ich Chriſtiane in das Haus des F. Sie zuckte zuſammen, als ſie das fremde Kind an ihre Bruſt legen ſollte. Das gab ſich aber bald, und Chriſtiane wohnte wie eine Fürſtin in einem gleichmäßig durchheizten Gemache. Mit dem Kräftigſten und Nahrhafteſten wurde ſie geſättigt und getränkt, Alles war ihr zu Dienſten, und das Kind des F. — es erhielt den Namen Hermann — gedieh von Stunde zu Stunde. Chriſtiane ſah jetzt ganz hellfarbig und zart aus, ſie ſang und ſcherzte den ganzen Tag und hatte nicht Liebkoſungen genug für das Kind. Wir mußten oft über ihre Ausgelaſſenheit lachen. Es iſt wunderlich, wie erfinderiſch die Leidenſchaft in Liebes- wie in Scheltworten iſt. Da iſt nichts zu widerſinnig, was man nicht vorbringt. Wenn Chriſtiane ſich in Liebesworten gegen Hermann erſchöpft zu haben ſchien, fand ſie immer noch Neues und ſie ſagte, die Zähne übereinander beißend: „O du … du … goldene Linſenſupp', du … du … zuckrige Ofengabel u. dgl.“ — Glaubet nicht, Chriſtiane wollte den Schmerzensſchrei in ihrem Innern übertäuben; es iſt ein geheimer Zug der Natur, daß eine Amme das Kind wahrhaft lieb gewinnt. Mir wurde Lobſpruch und Dank für die Beiſchaffung der guten Amme. Ich erhielt den Dank eines Sklavenhändlers! —

Der Winter ſchlug ſchnell in den Frühling um. Chriſtiane durfte mit dem Kind in der Mittagsſtunde nach dem ſonnigen Paradeplatz gehen. Der Kaufmann F. hatte ihr einen neuen, ſchönen Anzug nach ihrer Bauerntracht fertigen laſſen. Chriſtiane wäre lieber in Stadtkleidern, in fremder Hülle ausgegangen; aber man liebt es, der Welt zu zeigen, daß man eine kräftige Amme vom Lande habe, und ſo mußte ſie die ſchönen Kleider anlegen. Sie trug das Kind, das in weiche, ſeidene Kiſſen eingehüllt und mit einer leichten Decke zugedeckt war, und hielt behutſam noch einen Sonnenſchirm, um die allzu eindringlichen Sonnenſtrahlen abzuhalten. Die junge Frau ſah zum Fenſter hinaus. Ich begegnete Chriſtianen, als ſie eben auf die Straße trat. Sie ſah ſich ſcheu um und ſagte mir: ſie käme ſich wie verkauft und ausgewechſelt vor, als ob ſie eine fremde Perſon wäre, es ſei ihr ſo bang zu Muthe; ſie ſolle auf dem Paradeplatz den von der Börſe heimkehrenden Vater mit dem Kinde im Freien überraſchen.

Auf dem Paradeplatze waren noch mehre Genoſſinnen, meiſt leichtſinnige Geſchöpfe, die dem aufziehenden

Militär mehr Aufmerkſamkeit widmeten, als den Kindern auf ihren Armen. Chriſtiane wurde nun gefragt, ob ihr Prinz ſchon Adje geſagt habe. Eine fieberhafte Angſt überfiel ſie jetzt. Sie hatte ihr Kind erſt Einmal geſehen, ſeitdem ſie es verlaſſen. Am Tage, als der reiche Taufſchmaus gefeiert wurde, brachte es die alte Ziehfrau und erhielt reiche Geſchenke an Eſſen und Trinken. Chriſtiane benahm ſich damals ihrem Kinde gegenüber faſt ganz fremd; ein ſonderbares Gefühl hatte ſich ihrer bemächtigt, ihr Herz war wie verlarvt. Jetzt überrieſelte ſie ein eiskalter Schauer. Sie rannte durch feuchte, enge Straßen, hin zu ihrem Kinde. Sie fand es ſchreiend, allein in der Kammer, eine halb geſchälte geſottene Kartoffel lag auf ſeinem Bettchen; es war abgemagert und ſah gelblich aus. Als ſie jetzt den kleinen Hermann anſah, da — ſo erzählte ſpäter die Ziehfrau — war es, wie wenn ſie ihn mit ihren Blicken tödten wollte. In dieſem Blicke lag: ſieh, dort iſt der Räuber, der dir deine Mutter, deine Nahrung, dein Leben raubt. Sie ſank an der Wiege nieder und ſchluchzte laut; die beiden Kinder ſchrieen mit. Dann erhob ſie ſich wieder, faßte ihr Kind, herzte und küßte es; ſie reichte ihm die Bruſt, aber es trank nicht; ſie hob es ſcherzend über dem Kopf empor, und es ſchlug ihr wie ſpielend in's Geſicht. Sie zankte nun mit der Ziehfrau, und ſchnell überkam ſie wieder die Angſt, ſie mußte nach Hauſe — und fort eilte ſie mit dem weich eingehüllten Hermann. Zu Hauſe mußte ſie einen tüchtigen Zank aushalten, ſo weit man eben gehen wollte, um dem Säugling nicht dadurch zu ſchaden. Alles war in höchſter Beſtürzung geweſen. Der Vater war von der Börſe nach Hauſe gekommen, man hatte das Kind nirgends gefunden. Chriſtiane wollte nicht ſagen, wo ſie geweſen war und gab vor, ſie habe ſich verirrt gehabt. Es ward nun beſchloſſen, ſie dürfe nie mehr allein ausgehen. Der kleine Hermann ſchrie und winſelte den ganzen Tag. Ohne meinen Willen ward ich der Verräther, wo Chriſtiane geweſen war. Die Erſchütterung, die ſie erfahren, hatte ihre Wirkung auf den Säugling geäußert. Man ſprach davon, Chriſtiane plötzlich aus dem Hauſe zu jagen; ich vermittelte und verſprach, ein wachſames Auge auf ihr Kind zu haben. Ich hatte ſolches bereits; aber was kann das hier helfen?

Chriſtiane war wieder ruhig und heiter wie zuvor. Am dritten Abende nach dieſem Vorfalle war F. mit ſeiner Gattin bei den Eltern. Alles im Hauſe war ruhig. Chriſtiane ſang eines jener wehmüthigen Volkslieder, an denen wir Deutſchen am reichſten ſind. Im Nebenzimmer arbeitete das Kammermädchen. Plötzlich eilte Chriſtiane an's Fenſter und riß es haſtig auf. Das Kammermädchen fragte durch die Thüre, was ſie mache, ſie ſolle ſchnell ſchließen, es käme ja Abendluft herein. Chriſtiane erwiderte: ob ſie nichts gehört habe, es ſey ihr immer, wie wenn Jemand unten auf der Straße ihren Namen rufe. Das Kammermädchen ſagte: es höre nichts, das ſei Einbildung. — Aber Chriſtiane ließ es nicht ruhen; ſie ſprang im Zimmer umher, wie ein Wild im Käfig. Sie blieb ſtehen und horchte nach dem Fenſter; Alles war ſtill, und doch hörte ſie jetzt wieder etwas. Sie öffnete die Thüre und ging hinaus. Draußen zog ſie die Schuhe aus, und ſchlich leiſe die Treppe hinab. Die Hausthüre war verſchloſſen. Chriſtiane öffnete ein Fenſter auf dem Flur und wollte hinaus, es war vergittert. Sie ſchlich nach dem Bedientenzimmer, es war glücklicherweiſe leer, das Fenſter unvergittert, und ſchnell war ſie auf der Straße. Kaum daß ihre Füße den Boden berührten, jagte ſie dahin durch die Straßen. Der Nachtwächter, an dem ſie vorbeihuſchte, erſchrack heftig; unhörbar war ſie gekommen und verſchwunden. Fort eilte ſie und gelangte endlich zu dem Hauſe, wo ihr Kind war. Das Haus war offen, die Frau war ſo eben zu einer Nachbarin gegangen. Chriſtiane fand ihr Kind ruhig im Bette, es ſchrie nicht mehr, es ſtöhnte nur. Der Mond ſtand hell am Himmel und ſah auf die Mutter nieder, die thränenlos ſich über ihr Kind beugte. Die Ziehfrau kam mit Licht herbei. Chriſtiane ſtieß einen Schrei aus, der durch Mark und Bein ſchütterte, als ſie ihr Kind ſah; ſie raufte ſich die Haare, dann aber ward ſie ruhig, legte das Kind an ihre Bruſt und — o Seligkeit! es ſchlug die Augen auf, langte mit dem Händchen nach dem Munde der Mutter und trank. Behutſam legte ſie es nieder und küßte die Decke, unter der es ſchlief, wenigſtens die Augen geſchloſſen hatte.

Ich war auf meinem Rundgang eben an das Haus gekommen, und als ich drinn laut ſprechen hörte, trat ich ein. Chriſtiane eilte mir entgegen und rief jubelnd: „Mein Kind lebt! Mein Kind lebt!“ — Ich aber ſah den Tod, der jede Minute dieſe Augen auf ewig ſchlafen konnte. Ich wollte Chriſtianen bewegen, nach Hauſe zu gehen, ſie aber war ſtolz oder in Gedanken verloren und hörte kaum auf mich. Sie ſang ein Wiegenlied und wiegte das Kind fort und fort. Ich fühlte nach dem Pulſe, er ſtand ſtill . . . Sie wiegte ein todtes Kind. Ich ſuchte nun Chriſtiane mit Gewalt zum Heimgehen zu bewegen, ich hoffte, es ihr noch verbergen zu können. Sie aber faßte nochmals nach ihrem Kinde und ich ſah, wie eine Ohnmacht ihr durch den Körper rieſelte; lautlos ſank ſie auf die Wiege nieder. Als wir ſie wieder zum Leben gebracht hatten, lächelte ſie und ſagte: „Ja, es hat Adje geſagt, mein Antonchen, aber es hat doch von mir getrunken, ja, ja.“ Sie wendete ſich hin und her und ſchüttelte mit dem Kopfe, wie wenn ſie nach allen Seiten hin grüßen wolle. Ich hatte noch viel zu thun und befahl, daß Chriſtiane hier bleibe, ich würde ſie abholen. So durfte ſie nicht in's Haus des F. zurück. Chriſtiane ließ mich ruhig gehen, als ich aber fort war, überredete ſie die Ziehfrau, ſie zu begleiten. Still wie ein Lamm ging ſie dahin auf der Straße.

Als ſie am Hauſe Fs. ankam, fuhr eben der Wagen durch das Hofthor. Chriſtiane ſagte: „Laß mich jetzt hinein!“ Und huſch war ſie drinn. Sie ſchlich leiſe in die Kinderſtube, riß den kleinen Hermann aus dem Schlafe, küßte und herzte ihn und ſang ihm vor:

Schlaf mein Kindchen ſchlaf,
Dein Vater hüt't die Schaf',
Dein' Mutter —

Da öffnete ſich die Thüre, die Mutter trat herein. „Was macht denn mein Kind?“ fragte ſie.

„Dein Kind!“ rief Chriſtiane wildraſend. „Weg, weg! dein Kind, mein Kind, ja, dein Kind, der Mörder meines Kindes!“ Sie ſtierte wild vor ſich hin. „Mörder, Mörder!“ ſchrie ſie, und warf das Kind auf den Boden. Es ſtöhnte nur noch Einmal auf — es war todt.

Ich trat eben in das Zimmer. Das Kind lag mit zerſchmettertem Kopf am Boden, die Mutter ohnmächtig neben ihm; Chriſtiane lief ſingend in der Stube umher. Ich war erſtarrt.

Noch dieſelbe Nacht wurde Chriſtiane in das Irrenhaus gebracht, es war ihr, wie man ſagt, die Milch in den Kopf geſtiegen. Nach vielen Wochen grauſenhafter Raſerei iſt ſie geſtorben.

Die Ehe Fs. iſt kinderlos geblieben; er iſt von hier weggezogen.

* * *

So erzählte der Arzt.

Entſetzlich! riefen die beiden Freunde nach einer Pauſe, und der jüngere fuhr fort: „Das iſt eine ſchreckliche Rache an einem einzelnen Unſchuldigen für die Schuld von Tauſenden. Es iſt jämmerlich, wie wir mitten unter den ſchmählichſten Zuſtänden uns ein Glück zuſammenleimen, ſo elend. — Hier muß geholfen werden.“

„Chriſtiane,“ ſchloß der Arzt, „war die letzte Amme, die ich beſorgte. Ich habe durch meine Anſichten die Hälfte meiner Kunden verloren. Vor Allem muß dadurch geholfen werden, daß man die Mädchen geſünder erzieht, damit ſie Mütter im vollen Sinne des Wortes ſein können. Mögen ſie auch weniger auf dem Klavier zu klimpern verſtehen, nur geſunde Menſchen erneuen die Welt. Wo man aber nothgedrungen eine Amme nehmen muß, ſollten ſich die Eltern verpflichten, über das Leben des Ammenkindes durch tägliche Fürſorge zu wachen, oder beſſer, das Ammenkind gleichfalls in's Haus nehmen. Ein Verein von Männern und Frauen, der ſich hiezu verbände, wäre nicht außer der Zeit."

„Gewiß, auf dieſem Wege muß die Heilung verſucht werden," ſagte der Graubart. „Es hat wohl ſeine Schwierigkeiten. Vorerſt iſt nöthig, der Welt zu zeigen, wie ſie inmitten von Mord und Sünde und Schlechtigkeit lebt. Sieht man das ein, ſo iſt die Abbülie nicht fern, wo ſie auch ſei."

Wer will hier anfangen zu helfen?

Neuer deutſcher Briefſteller.

Es ſind dem Gevattersmann auf ſeine Aufforderung einige Briefe zugeſchickt worden, um ſie weiter zu geben, d. h. gedruckt. Er ſagt dafür ſeinen ſchönen Dank, kann aber nicht mehr thun, ſo gern er auch möchte. Manche meinen, Spaß machen ſei die Hauptſache. Gewiß, ſo aus dem Herzen lachen, das iſt eine ſchöne Sache, und der Gevattersmann wünſcht Jedem, daß er es recht oft können möge. Aber, wie geſagt, es ſoll's Jeder können, und nicht bloß Diejenigen, die da wiſſen, auf wen in ihrem Dorf oder in ihrer Stadt ſolch eine Geſchichte gemünzt iſt. Ueberhaupt möchten gern Manche Den und Jenen in den Kalender bringen. Der Gevattersmann iſt nicht ſo zahm, daß er nur in's Allgemeine und Blaue hineinredet, daß Keiner ſich getroffen glaubt. Nein, man muß, wenn's geht, Den und Jenen beim Schopf nehmen und ihn da drucken. Man ſpricht wohl davon, man ſolle die Perſonen aus dem Spiel laſſen und nur von dem reden, was geſchieht, von den Thaten; aber von wem geſchehen denn die Thaten? Das ſind immer wieder Menſchen mit zwei Beinen, und darum kann man ſie nicht aus dem Spiel laſſen. Man darf ſie aber nur ſo weit herbeiziehen, als zur Sache nöthig iſt, und nicht mehr. Da iſt aber ein Zetermordio, wenn man nur irgend Einen anfaſſen will, der zu einer gewiſſen Klaſſe gehört, die zuſammengewachſen iſt wie ein Rattenkönig. Und wenn's der Kleinſte iſt, er findet Beſchützer genug, und man wird gehudelt und geſudelt von oben herab, und muß noch froh ſein, wenn's erlaubt wird, daß man eine Antwort geben darf. Der Gevattersmann kann ein Stückchen davon erzählen.[1]

---

[1] Aus vielen Quälereien von damals ſei nur erwähnt, daß z. B. wegen der Geſchichte Seite 20 in vielen Regierungsblättern viel Aufhebens gemacht wurde, ohne daß geſtattet war, in denſelben Blättern darauf zu erwidern.

(Anm. vom Jahr 1856.)

Sonderbar iſt, daß Manche dem Gevattersmann Klagen über Ungerechtigkeiten im Gemeindehaushalt u. dgl. eingeſchickt, und doch dabei ihren eigenen Namen verſchwiegen haben. Was ſoll man damit machen? Darf man etwas weiter verbreiten, ohne dafür einen Bürgen zu haben, ohne von der Wahrheit überzeugt zu ſein? Die größten Feinde der Freiheit und Wahrheit ſind diejenigen, die das edelſte Werkzeug derſelben, die Preſſe dadurch entwürdigen und verunreinigen, daß ſie Dinge damit verbreiten, von deren Wahrheit ſie nicht vollkommen überzeugt ſind, oder für die ſie nicht verläſſige Bürgen haben. Wer anders verfährt, und giebt er ſich auch noch ſo ſehr den Anſchein, für die Freiheit wirken zu wollen, der handelt ſchlecht; denn er untergräbt das Vertrauen in das öffentliche Wort.

Darum wird der Gevattersmann nie von etwas Gebrauch machen, das ihm ohne Namen anvertraut wurde.

Der brave Volksſchullehrer, der die Noth ſeines Standes klagte, möge bedenken, daß er ſich durchaus in allgemeinen Klagen und Ausrufungen gehalten hat. Damit macht man heutigen Tages den Menſchen ihre Ungerechtigkeit nicht mehr anſchaulich; man muß ihnen zeigen, wie's im Leben ſteht, muß ihnen etwas Beſtimmtes vorlegen; dann können ſie nicht mehr ſagen: das ſind allgemeine Redensarten. Gewiß iſt das Unrecht himmelſchreiend, das man vieler Orten an den Volksſchullehrern begeht, indem man immer höhere Anforderungen an ſie ſtellt und ſie dabei darben läßt, ja ſogar ihnen Mittel und Wege abſchneidet, ihre Noth und die mögliche Art der Abhülfe kund zu geben. Die neuen Staaten müſſen immer mehr einſehen lernen, daß den Volksſchullehrern die edelſten Güter der Völker zur Wahrung und Bildung anvertraut ſind, daß ſie den Geiſt kräftigen ſollen, damit der Geiſt regiere — daß ihre Stellung ſonach die entſprechende ſein muß. Das wird aber, wie geſagt, nur durch einfache Darſtellung der Dinge klar gemacht. Darum wäre es gut, wenn der brave Schulmeiſter oder ein Anderer, der ſich dazu geeignet glaubt, bündig und klar ſein Leben von ſeiner Kindheit an bis heute ſchilderte. Das wird Manchem die Augen öffnen. Das treffliche Buch „Leiden und Freuden eines Schulmeiſters von Jeremias Gotthelf,“ das in Bern erſchienen iſt, könnte dabei als Muſter dienen; nur müßte es kürzer ſein. Der Gevattersmann wird's gern abdrucken, wenn's ihm geſtattet wird.

Schließlich muß noch bemerkt werden, daß dießmal leider kein Brief vom Vetter Andres kommt. Er hatte ſich vorgenommen, über einen wichtigen Gegenſtand zu ſchreiben, nämlich über die religiöſe oder vielmehr unreligiöſe Feindſchaft unter uns Deutſchen, die wieder aufzukommen droht. Wir Deutſchen — meinte er — ſeien ſchon zerſtückelt genug. Erſt in der letzten Zeit haben wir wieder einſehen gelernt, daß wir feſt zuſammen halten müſſen, wenn wir etwas ſein wollen, ſowohl für uns als für die Welt. Jeder ſolle ſeinen Ueberzeugungen gemäß leben, und was jetzt die Gemüther bewegt, dem kann nicht durch einen Zuruf Halt geboten werden. Immer aber ſollen wir den Gedanken vor Augen haben, daß wir Alle Kinder Eines Gottes und Eines Vaterlandes ſind, und einander friedlich halten. Sind ja nicht alle Kinder Einer Familie gleicher Sinnesart, und doch ſollen und müſſen ſie ſich lieben, wie es ihnen Gott befohlen und in's Herz geſchrieben hat. — So wollte der Vetter Andres ausführlich darthun, es iſt aber unterblieben; und jetzt kann einſtweilen Jeder ausführlich darüber nachdenken.

Leſen wir nun, was der ſchwäbiſche Bruder Berliner ſchreibt:

Brief eines ſchwäbiſchen Bäckergeſellen aus Berlin.

Berlin, den 15. April 1845.

Wie wirſt du aufſchauen, lieber Bruder, wenn du da oben lieſeſt: Berlin u. ſ. w. Iſt der Blitzkerl nach Berlin! ſagſt du. Jetzt kommt er gewiß als ausgewechſelter Silbergroſchen wieder heim, und will einen halben Kreuzer mehr gelten als ein landläufiger Groſchen. — Gelt, ich kenn' dich wie meine Hoſentaſche? Ich weiß wohl, daß du die Preußen und vorweg die Berliner nicht magſt: es iſt lauter luſtig Zeug, wie die Berliner Pfannkuchen. Nicht wahr, ſo denkſt du? Und ſo hab' ich auch gedacht und hab' gerad ſo viel Grund dazu gehabt, wie du, nämlich — keinen. Ich hab' gemeint, das müßt' ſo ſein, weil die Red' ſo geht. Denkſt du noch an unſern Nachbar Jörg? Der hat immer geſagt: ſelber eſſen macht fett; und ſo ſag' ich auch, ſelber einſehen macht geſcheit. Aergert's dich nicht auch, wenn man ſagt: die Schwaben ſeien dumm?

Kommet nur zu uns, ſagſt du dann, wir wollen euch ſchon was aufzurathen geben. Ebenſo können auch die Berliner ſagen: wenn ihr uns für Hungerleider und Windbeutel haltet, kommet nur zu uns, wir wollen euch ſchon beweiſen, daß wir auch nicht von Luft leben, und daß wir das Herz auch am rechten Fleck haben. Nein, lieber Bruder, ich hab' hier ſo tüchtige Herzmenſchen kennen gelernt, ſo kernig und ſo brav, wie nur irgendwo. Die Beamten und die Offiziere, die machen ja nicht das ganze Volk aus, und es gibt auch unter ihnen recht einfache, herzliche Menſchen. Und iſt denn ein Deutſcher ein anderer, weil er unter einer andern Regierung ſteht? Freilich ſind die Menſchen hier oben anders als bei uns, aber ich ſag' immer: ländlich ſittlich, und Deutſche ſind ſie, und im Grund ſind ſie doch wie wir, wenn's auch obenhin anders ausſieht. Es grämt mich, wenn ich dran denke, daß wir Deutſche ſo ſchadenfroh gegen einander ſind, und Einer dem Andern 'was aufmutzen möcht'. Freilich ſind die Leute hier nicht ſo offenherzig wie bei uns, es giebt eben verſchiedene Menſchen; und wenn ich den Teig auch noch ſo gleich wiege und ihn noch ſo gleich forme, es kommt doch nicht ein Brod aus dem Backofen, das dem andern ganz gleich iſt. Von Fulda an aufwärts triffſt du auf den ärmlichſten Bauernhöfen Vorhänge an den Fenſtern, wenn's auch nur ein Lumpen iſt, damit man nicht 'neingucken kann; und die Blumen, die ſie in Scherben haben, ſtehen nicht vor dem Fenſter auf einem Brett, daß ſich Jeder daran erfreuen kann, ſondern innen auf dem Sims. Und ſo iſt's auch bei den Menſchen. Dafür ſind ſie aber auch hier oben viel häuslicher und eingezogener als bei uns; die Leute leben viel mehr daheim bei ihrer Familie, liegen nicht ſo viel in den Wirthshäuſern. Es iſt wunderſelten, daß ein Ehemann in ein Wirthshaus geht, oder ſonſt an einen Vergnügensort, allein ohne die Seinigen. In Norddeutſchland ſagt man zu einem Kind: „ſei artig!“ Bei uns daheim ſagt man: „ſei brav!“ und um Frankfurt herum ſagen ſie: „ſei geſchickt!“ Aber man meint doch da wie dort das Gleiche mit. Die Preußen ſind viel höflicher, aber auch viel ſteifer als die Leut' bei uns. Ich mein', das Letzte kommt davon her, weil ſie Alle exerzirt ſind. Eins verdrießt mich oft: der Unteroffiziers-Stolz, der Schnurrbarts-Hochmuth, oder wie ſoll ich's doch heißen? — der in Vielen ſteckt und ſogar oft in den Beſten, die ich gefunden hab'. Aber bedenk' nur, daß hier Alles, von oben bis unten, Soldat iſt, und daß die Preußen bis jetzt ſich hauptſächlich als Soldaten hervorgethan haben und groß geworden ſind. Ich hab' ein halb Jahr in Frankfurt am Main gearbeitet und hab' dort Leute gefunden, ganz arme Teufel, die darauf ſtolz ſind und damit prahlen, daß Der und Der ſo und ſo viel Millionen Gulden hat. So geht's auch hier. Es giebt viel Leut', die einen Krattel haben, weil die Herren ſo mächtig und ſo groß ſind. — Das muß ich ſagen: ich verzeih's Jedem, wenn er ſich 'was drauf einbildet, daß er zu einem großen und mächtigen Staat gehört, der in der Welt was zu bedeuten und auch ein Wort mit zu reden hat. Das merkt man erſt recht, wenn man in die Fremde kommt. Es iſt gerad, wie wenn man zu einer angeſehenen, weitläufigen Familie gehört; das giebt Einem mehr Muth und man kann ſich in Freud und Leid mehr drauf verlaſſen, als wenn man zu einer kleinen Familie gehört, von der man drei Stunden davon nichts mehr weiß. Aber ich ſag' wieder: es iſt recht ſchön, wenn man zu einer großen Familie gehört, aber man muß auch ſelber für ſich etwas darin bedeuten. Es iſt recht ſchön, wenn man zu einem großen Staat gehört; das allein macht's aber nicht aus: es kommt drauf an, was der Bürger darin zu bedeuten und zu ſagen hat. Du wirſt vielleicht denken: der Anton bleibt ſein Leben lang draußen in der Welt, der iſt bei uns nicht mehr recht daheim. — Da haſt du nicht den Alten auf dem Neſt gefangen. Nein, Bruderherz! Ich bin jetzt viel in der Welt herumgekommen, aber ich möcht' nirgend anderswo leben als im Schwabenland. Man iſt nirgends beſſer aufgehoben als daheim, wo man Einen von Jugend auf kennt, wo man ſich nicht ſo viel zu erklären hat: ſo und ſo mein' ich's, und ihr müſſet mich nicht falſch verſtehen. Ich war an manchem Ort, wo mir's gefallen hat, und wo ſich auch Gelegenheit gegeben hätt', zu bleiben, und da bin ich oft herumgelaufen und das Herz im Leib hat mir gezittert, und ich hab' mich gefragt: möchteſt du da dein Leben verbringen? Und da hab' ich's geſpürt, wie wenn es mir einen Stich gäb', der mir durch Mark und Bein fährt, und ich hab' ſchrecklich Heimweh bekommen. Und ich hab' mir dann geſagt: nein, komm' was da woll', heim gehſt du wieder; hier draußen biſt du doch immer fremd und ſie verſtehen dich doch nicht recht. Wenn ich das geſagt hab', da war mir's ſo wohl, daß ich hätt' laut aufjauchzen mögen, und es war mir, wie wenn ich daheim auf dem Berg ſtünd', und die Luft hat ſo gut geſchmeckt und die Glocken haben ſo ſchön geläutet, und die Kameraden haben ſo ſchön geſungen:

„Drunten im Unterland,
„Da iſt es ſchön“

und ich bin ſo luſtig geweſen, daß ich den ganzen Mittag hab' nichts mehr eſſen können, und ich hab' mich hingelegt und hab' geſchlafen bis es Zeit war zum Mehleinthun. Nein, Bruderherz! zu dir komm' ich wieder und bei euch bleib' ich. Du wirſt vielleicht jetzt wieder ſagen: der Anton iſt noch immer der weichmüthig Burſch. Thu das nicht Bruder, mach's nicht auch ſo wie Die hier, die keinen Gedanken vorbeifliegen laſſen, dem ſie nicht ein paar Federn ausrupfen. Wenn man das weiß, ſo ſchnürt's Einem die Kehle zu, daß man gar nicht mehr reden mag. Ich bin nur ſo, wenn ich mit dir red'. Ich könnt' mich auch hinſtellen wie ein Eiſenfreſſer, ich will aber nicht. Das Leben iſt ſo kurz, es iſt nicht der Mühe werth, daß man lügt und ſich für einen Andern ausgiebt als man iſt. Und dann hab' ich's ſchon gezeigt, daß ich Kuraſche hab', ſo gut wie Einer, und mich vor dem Teufel nicht fürchte. Du weißt ja aber, daß es mich aus dem Polen fortgetrieben hat, weil ich Heimweh nach Deutſchland gehabt, und jetzt iſt mir's oft ſo arg, wenn ich mein', ich wär' noch nicht in Deutſchland, weil ich noch nicht in Schwaben bin. Das iſt aber Lariſari. Hier iſt Alles grunddeutſch. Ja, Manche meinen, Preußen ſei ganz Deutſchland und die anderen Länder ſeien bloß die Scharret, ſo was an der Backmulde hängen geblieben iſt, und aus dem Teig hat man verhutzeltes Brod zuſammen gebacken. Es giebt aber auch viele tüchtige Menſchen, die das Rechte einſehen, daß Preußen ohne das andere Deutſchland, und dieſes ohne Preußen nichts Ganzes iſt. Drum iſt mir's lieb, daß ich nach Berlin gekommen bin. Wir Schwaben haben auch Einbildung genug; wir meinen: die wo hochdeutſch reden, ſeien nicht ſo getreu; das iſt aber nicht wahr. Das ſchöne Sprechen und die Redensarten aus den Büchern, die ſie haben, das ſchadet ja nichts. Auffallend war mir, daß man hier ſtatt nein — „ich danke“ ſagt. Unlängſt hab' ich auch gehört, wie Einer den Andern fragt: „Waren Sie geſtern im Theater?“ Die Antwort war: „Entſchuldigen Sie, nein.“ Nun möcht' ich nur wiſſen, was daran zu entſchuldigen iſt? Ueberhaupt gebrauchen ſie hier die Redensarten: erlauben Sie, entſchuldigen Sie u. ſ. w. all' Finger lang. Uns Schwaben halten ſie hier für gutmüthig, aber nicht für beſonders geſcheit. Sie werden ſich ſchon beſſer beſinnen, wenn's drauf und dran kommt. Es kommt auch viel davon her, weil wir nicht ſo hurleburle mit der Sprache fort können. Ich bin doch ſchon viel in der Welt herum gekommen, ich hab's gar nicht mehr gewußt, daß ich ſo arg ſchwäbiſch ſpreche; hier hör' ich's all Ritt, daß ich noch tüchtig ſchwäbeln muß. Es ärgert mich aber, wenn ſie mich immer ſo beſchreien. Sag' ich etwas, ſo heißt's gleich:

„Ach wie hübſch iſt das Schwäbiſche, wie eigenthümlich drücken Sie ſich aus.“ — Donner! Laßt doch das. Was liegt an dem, wie man es ſagt? es kommt darauf an, was man vorbringt. Was liegt an der Schüſſel? Die Hauptſach iſt, was drin iſt. Letzten Sonntag war ich auf der Herberg und war ſo luſtig wie ein Vogel im Hanfſamen. Ich weiß nicht warum, aber es war mir ſo wohl, wie wenn ich was Rechtſchaffenes gethan, oder wie wenn ich morgen ein großes Glück zu erwarten hätt'. Ich hab' nun geſungen und bin geſprungen, daß ſie Alle ſtill geweſen ſind und haben mir zugeſehen und zugehört. Da kommt ein Kamerad — er iſt aus Prenzlau, hier in der Nähe — auf mich zu und ſagt: „Händle, du biſt ein ganzer Junge. Bitte, ſag' 'mal, ſind alle Schwaben ſo wie du?“ — Das war doch gut gemeint von dem Prenzlauer, aber ich kann dir nicht ſagen, wie mich's erzürnt hat. Beim Blitz! Ich bin ein Kerl für mich, und was ich Gutes und Schlimmes an mir hab', das hab' bloß ich und niemand Anders zu verantworten. Ich will nicht, daß man einen Einzigen, der Einem in den Wurf kommt, für den Muſterknopf hält und glaubt, die wo noch im Päckle ſind, ſeien nach derſelben Form gemodelt, accurat Einer wie der Andere. Nein, bei den Menſchen muß Jeder beſonders angeſehen werden. Ich muß dir nämlich ſagen, woher ich ſo auf den Gedanken verſeſſen bin. Ich war Sonntags vorher in einem Kaffeehaus und hab' ein Glas Bier getrunken. Da kommen zwei Leutnants, es waren keine blutjungen Bürſchchen, denen könnt' man's noch vergeben, es waren geſetzte Männer, wenigſtens ſo Anfang der Dreißig. Sie fordern eine Cigarre und eine Taſſe Kaffee, haben dir aber dabei ein Geſchrei und einen Lärm verführt, ein ganzes Regiment Ruſſen kann's nicht ärger machen. Und bis der Kellner Feuer gebracht hat, und wie ſie hernach Billiard ſpielen, haben ſie dir randalirt und ein Weſens gemacht, als ob ſie allein auf der Welt wären; in zwei, drei Zimmern hat man ſein eigen Wort nicht gehört. Ein ſchöner alter Mann mit weißen Haaren, der neben mir ſitzt, legt die Zeitung auf den Schooß und ſieht ſich mißmuthig um. Ich ſag' ſo vor mich hin: „Das ſollt' man nicht dulden.“ Der Mann beginnt nun ein Geſpräch, erzählt, daß er auch in Schwaben geweſen ſei und fragt dann: „Haben Sie nicht gedacht, dieſe Flauſenmacher hier, das ſind echte Norddeutſche?“ Ich ſag': „Ehrlich geſtanden, ja.“ Er fährt nun fort: „Sehen Sie, wie ungerecht Sie urtheilen. Ich weiß wohl, wenn dieſe Leute ſich in Stuttgart oder Augsburg ſo benehmen, wird ſie Jeder norddeutſche Flauſenmacher nennen. Das iſt ungerecht. Verdrießt es Sie nicht auch, wenn Sie einen ungeſchickten Streich machen und man ſagt: ſo ſind die ungeſchickten Schwaben? Dieſe Leute hier gehören nicht zur Mehrzahl, nicht zu den Beſſeren; die Gediegenen ſind immer die Stilleren, die ſich nicht vordrängen, ſondern beſcheiden und ruhig ſind. Laſſen Sie ſich das zur Warnung dienen, guter Freund; beurtheilen Sie die Menſchen nicht in Bauſch und Bogen, ſondern Jeden für ſich. Dadurch wird man frei von Vorurtheilen. Allerdings iſt das ſchwer, aber es muß doch ſein. Was nun aber dieſe Offiziere hier betrifft, ſo iſt das traurig, wie ſehr ſie in Allem begünſtigt werden, und ſich dadurch vor jedem Bürger etwas herausnehmen. So lange es nicht dahin kommt, daß die Offiziere außerhalb des Dienſtes in Bürgerkleidern erſcheinen müſſen, ſo lange wird der Uebelſtand fortdauern. In Oeſterreich z. B. erſcheinen die Offiziere in Geſellſchaften meiſt in Civilkleidern, und man hört dort nichts von ihren Anmaßungen, von ihrer Sucht, immer obenauf ſein zu wollen. Laſſen Sie ſich's überhaupt aber zur Warnung dienen, keine Vorurtheile gegen uns Norddeutſche mit nach Schwaben zurück zu nehmen.“ — Der Mann ging fort und ich hörte vom Kellner, daß er Arzt und Jude ſei. Freilich, weil er ein Jud' iſt, muß ihm beſonders daran gelegen ſein, daß man die Menſchen nicht beurtheilt wie eine Heerd' Schafe, ſondern Jeden für ſich. Und er hat Recht. Siehſt du, deßwegen hat mich's verdroſſen, daß der Prenzlauer aus mir einen Muſterſchwaben hat machen wollen. Es ſind wenig Schwaben hier, ich weiß nicht warum. Bei uns geht Alles mehr der Donau nach, Wien zu. Und doch müſſen wir die Augen auch jetzt hier herauf wenden, denn es ſummt und ſurrt hier Alles durch einander, wie in einem Bienenſtock, der ſtoßen will. Wir wollen ſehen, was daraus wird. Geſcheit ſind ſie hier wie der Tag, und ſchnell bei der Hand, aber ſie haben nicht lang Freud' an einer einzigen Sach'. Das iſt traurig. Wunderlich iſt auch: die Berliner haben keine rechte Freud' an ſich ſelber. Wenn ſie draußen ſind, geht Nichts über Berlin, und daheim ſpotten ſie allzeit über ſich. So ſind die Menſchen! Das iſt aber Nichts; man muß zuerſt auf ſich ſelber 'was halten. Es ſind hier aber auch gar viele Leute aus allen Gegenden, die noch nicht recht eingewachſen ſind. Am beſten komme ich mit den Weſtphälingern, Rheinländern und Schleſiern aus. Da iſt ein Kleiner, ich heiß' ihn nur das Männle, das iſt ein Herzmenſch. Alles, was er ſagt, ſchmeckt ſo nahrhaft, wie gutes Kernenbrod. Da iſt ein Rheinländer, der war lang in Tyrol und ſingt prächtig und iſt ein Hauptkerl, und die Schleſier ſingen auch faſt ſo wie wir. Und der Mecklenburger, der kann ſo von Grund der Seele lachen, daß man's ihm gleich anmerkt: das iſt ein guter Menſch. Ich hab' ſchon oft wahr gefunden: wie Einer lacht, davon läßt ſich viel abnehmen. Sonſt lachen die Leute hier nicht viel, beſonders hab' ich's nie bei denen geſehen, die auf der Straße arbeiten, Holz hacken u. dergl. Da hörſt du keinen Spaß; ſie necken ſich auch, aber ganz anders wie bei uns. Hier ſind ſie auf den Witz verſeſſen, und man hört viel erzählen, von hohen Herren wie von Anderen; das iſt alles pfiffig, aber lachen braucht man nicht dabei. Der Schnaps! der Schnaps! Bruder, das iſt ein Elend. Man ſpottet oft darüber, daß in Bayern ſich die Regierung ſo viel mit dem Bier beſchäftigt; das iſt gar nicht lächerlich, im Gegentheil, man braucht nicht immer an ſogenannte hohe Dinge zu denken. Es iſt eine ſchöne Pflicht, von Staatswegen darauf bedacht zu ſein, daß die Armen billige und geſunde Nahrung bekommen. Das wär' ein Kapitel, darüber ließe ſich viel ſagen. Oder ſind wir Bäcker allein der Aufſicht werth? Der Menſch muß auch was zu trinken haben, und darum ſollte man nicht ruhen, bis man was ausfindig gemacht hätt', das dem Schnaps den Garaus macht. — Ich bin ihm beſonders auch deßwegen feind, weil man dabei nicht ſingen kann. Du hörſt hier wunderſelten einen Geſang. Die Wirthshäuſer ſind hier aber auch meiſt in den Kellern. Da iſt Einem ſchon ganz eigen zu Muth, wenn man ſo unter den Boden hinunterſteigt; ich hab' immer friſch Athem geholt, wenn ich wieder herauf war, es iſt nicht recht fröhlich da unten. Eine große Freiheit iſt hier, die wir bei uns nicht haben und die den Wirthen bei uns auch wohlgefallen möcht': es iſt hier gar keine Polizeiſtunde, wo in den Wirthshäuſern abgeboten wird. Da ſitzen aber die Menſchen ſo ſtill bei einander, wie wenn das Trinken ein Geſchäft wäre. Sie freuen ſich hier überhaupt nicht ſo behaglich an einem guten Biſſen und an einem guten Trunk, wie wir; das halten Viele für zu gemein, zu niedrig. Es braucht ja nichts Ausgeſpitztes zu ſein, was man hat, wenn man nur vergnügt dabei iſt — ſo mein' aber Ich. Man genießt bei uns das Leben viel mehr als hier, wir machen uns fröhlicher damit. Wenn's auch noch ſchlimm ausſieht in der Welt, man kann doch nicht immer den Kopf hängen; wenn die Zeit kommt, kann man ſchon den Kopf hängen laſſen. — Kann aber ſein, die Leut' ſind hier innerlich vergnügt; was hab' ich aber da davon? Wenn man bei einander iſt, muß man mit einander vergnügt ſein, und Jeder muß hergeben, was er hat. Das iſt aber nicht wahr, wenn man bei uns meint, ſie hätten hier nichts zu beißen und zu ſchleißen; man ißt hier auch tüchtig, wenn man was hat. Sie kochen aber Alles ſo ſüß, daß ich mich noch immer nicht recht daran gewöhnen kann. Denk' nur, ſie machen hier auch Suppen, von was meinſt du? Von Weißbier. Ich kann's nicht eſſen, es ſchmeckt wie Lakritz. Ländlich ſittlich, das gilt auch vom Eſſen, Gewohnheit thut Alles; aber Bierſuppe, die bring' ich nicht hinab und pures Weißbier auch nicht. Das wird in langen Gläſern aufgetragen und iſt faſt lauter Schaum. Ich will aber was Feſtes haben, was thu' ich mit dem Schaumwitz? — Jetzt genug vom Eſſen und Trinken, ſonſt meinſt du, das ſei mein ewig Dichten und Trachten; aber man verſteht die Menſchen beſſer, wenn man weiß, was ſie gewöhnlich eſſen. Wenn Einer ſechs Stück Kuchen verſpeist hat, iſt er noch juſt wie vorher; wenn aber Einer ein tüchtig Stück Fleiſch und einen Schoppen Wein im Leib hat, iſt er ein anderer Kerl.

Es iſt eine ſonderbare Sache mit unſerm Handwerk. Wenn andere Leute wachen, ſchlafen wir, und umgekehrt. Wenn ich ſo des Nachmittags ausgeſchlafen hab' und an der Thüre ſtehe oder in der Stadt herumlaufe, da iſt mir's, wie wenn ich die Welt mit neuen, mit ganz anderen Augen anſähe, als andere Menſchen. Die ſind jetzt ſchon bald müd, und ich bin erſt friſch aufgeſtanden. Da komm' ich mir oft ganz fremd vor in dieſer Welt, wo die Leut' leben, wie wenn Alles am rechten Fleck wär'. Ich möcht' das Berlin oft an einen andern Platz tragen, wo auch Berge ſind und ein ſchönes Waſſer: das macht die Menſchen friſcher. Aber ſolche Gedanken ſind jetzt für die Katz. Es iſt nun einmal da, und wir müſſen uns daran gewöhne es für die erſte Stadt von Deutſchland anzuſehen; es wird's gewiß. Nachher werden die Berliner auch mehr Reſpect vor ſich ſelber kriegen, ich mein' den rechten, und etwas aus ſich machen. —

Die Tafeln an den Häuſern machen mir viel zu ſchaffen. Du kannſt dir nicht vorſtellen, wie viel hundert ja vielleicht tauſend Hofmacher hier ſind; ich meine Hofkleider-, Hofſchuh-, Bürſten-, Reitpeitſchenmacher u. ſ. w. Wo ſo eine Tafel iſt, da iſt das vergoldete preußiſche Wappen dabei mit den zwei wilden Männern. Ich hab' mir ſagen laſſen: hier hat jeder Prinz und jede Prinzeſſin das Recht, Einen zum Hof zu machen. Ich denk' aber und weiß das aus Erfahrung von den zwei Hofbäckern, bei denen ich in Arbeit geſtanden hab': wenn ſo Einer einen Hoftitel hat, zählt er ſich ſchon nicht mehr recht zum Bürgerſtand; er meint, er müſſe jetzt durch die Bank Alles vertheidigen und prächtig finden, was vom Hof ausgeht. So Einer, der eine Hofreitpeitſche macht, meint, er ſei ein Stück von der Regierung. Ich will nicht ſagen, daß das bei Allen ſo iſt, aber doch bei Vielen. Ueberhaupt fehlt mir's hier an Bürgersleuten; ſie ſind gewiß auch tüchtig da, aber man merkt's nicht ſo. Freilich macht das ſchon viel aus, daß Alles nach der Mode geht. Es iſt hier ein grauſamer Staat in Kleidern. Du ſiehſt hier faſt kein Bürgersmädchen ohne Hut, wo man die netten, runden Köpfchen ſo von allen Seiten ſehen kann; Alles trägt Hut und Schleier, ſogar viele Dienſtmädchen, wenn ſie Sonntags ausgehen. Ich weiß wohl, wir leben in der Zeit der Gleichheit, wenigſtens was Kleider anbetrifft; man ſchmiert's nicht Jedem auf's Brod, wer man iſt, und daß man ſich durch Kleider unterſcheidet, iſt noch von alten Zeiten her, die nichts mehr gelten. Ich mein' aber, wir Bürgersleute ſollten ſolider ſein und den Kleiderſtaat nicht ſo mitmachen. Hab' ich Recht oder nicht? Der Tapezier, der bei uns im Haus wohnt, der trägt die abgelegten Redensarten von vornehmen und gelehrten Leuten und aus den Zeitungen. Anfangs, wie ich ihn kennen lernte, hab' ich einen grauſamen Reſpect vor ihm gehabt; ich hab' gemeint, das iſt ein Profeſſor und hab' mich für ſchrecklich dumm im Vergleich mit ihm gehalten. Nachher aber hab' ich geſehen, daß er die Redensarten bald ausgeſpielt hat, und dann war's Matthäi am letzten. Nein, man muß, wenn's geht, ſich die Kleider auf den Leib anmeſſen laſſen, und ſo geht's auch mit den Redensarten. Man muß nur die nehmen, die man grundmäßig verſteht, und die Einem eigen ſind. — Viel Spaß macht mir auch der kleine Bub von dem Tapezier, der lernt jetzt ſprechen und kann nur die drei Worte: Papa, Mama, Schandarm. Du glaubſt kaum, was die Schandarmen hier für eine Rolle ſpielen. Es ſind meiſt ſchöne Männer mit ſtolzen Geſichtern, und ſind ſchön gekleidet, viel beſſer als die Leut', die ſie einfangen. Die Fiaker, die ſie hier Droſchken heißen, machen einen Höllenlärm auf der Straße. Durch die Droſchken ſind auch die Eckenſteher überfahren worden, d. h. es giebt keine mehr. Ich hätt' gar zu gern ſo einen Nante einmal kennen gelernt. — Man ſieht hier viel Leut' auf der Straß, die haben ein ſchwarz und weißes Blech an ihrem Hut, gerad neben die Hutſchnur geheftet. Ich hab' Anfangs gemeint, das ſeien Polizeileut'; es iſt aber nicht ſo, *ſie tragen die preußiſche Kokarde. Das zeigt an, daß ſie noch keine Zuchthausſtrafe gehabt haben*, denn wer die gehabt hat, darf ſie nicht mehr tragen. Nun möcht' ich wiſſen, was dabei zu berühmen iſt? Bei uns hat ein Zuchthäusler kein landſtändiſches Wahlrecht mehr, und — es giebt Länder, wo man das von Geburt an nicht hat.

Es müßte herrlich ausſehen, wenn alle Deutſchen aus den verſchiedenen Ländern Kokarden am Hut ſtecken hätten, da wär' Jeder ein lebendiger Grenzpfahl.

Sonntags hört man hier faſt gar keine Glocken läuten, wahrſcheinlich weil keine Berge da ſind und es nicht widerhallt. Das thut mir leid. Ich bin erſt zweimal in der Kirche geweſen; ich muß in die unrechte gekommen ſein. Nein, wenn der Menſch von Natur ein ſo verteufeltes Geſchöpf iſt, wie der Pfarrer geſagt hat, da möcht' ich lieber ein Hund und kein Menſch ſein. — Denk' nur einmal Bruder, des Sonntags ſtricken hier die Weiber ganz öffentlich; bei Kroll oder wohin ſie ſonſt zur Muſik gehen, ſitzen ſie da und ſtricken. Ich bin gewiß kein Frömmler, aber des Sonntags könnt' man das bleiben laſſen, und dann halt' ich nichts auf die Weiber, die vor aller Welt ſo fleißig thun, gerad wie ſie in Sachſen beim Spazirengehen ſtricken. — Sie ſtreiten ſich jetzt hier, ob man an öffentlichen Vergnügungsorten den Hut aufbehalten oder 'runterthun ſoll. Ich mein', das ſollte gar keine Frage ſein, daß es Jeder halten kann wie er will.

Es gehen hier aber auch noch wichtigere Dinge vor. Du wirſt in den Zeitungen geleſen haben, man ſpricht davon, daß der König jeden Tag eine Verfaſſung geben will, wie ſein Vater heilig verſprochen hat. Bruderherz! Ich habe die beſten Menſchen geſehen, denen die Augen glänzen, wenn ſie davon ſprechen. Ich könnt' dir viel davon erzählen, ich weiß aber nicht, ob's geht. Ich hab' mich aber in die Seel' hinein geſchämt, wie mich mein Weſtphälinger gefragt hat, ob unſere Verfaſſung eine freie ſei, und was wir für Rechte haben. Ich hab' ſagen müſſen, ich weiß es nicht, und da hab' ich mich recht geſchämt. Ich hab' mir ſie aber im Buchladen beſtellt, und wenn ich heim komm', ſollſt du mich darin beſchlagen finden wie im Katechismus.

Ich hab' den König auch ſchon oft geſehen, er geht immer in Militärkleidern.

Mein Meiſter iſt ein braver, grundgeſcheiter Mann und kennt nichts von Stolz. Ich weiß nicht, woher es kommt, hier werden die Bäcker gar nicht ſo dick wie bei uns. Wenn du meinen Meiſter auf der Straße ſiehſt, hältſt du ihn für einen vornehmen Mann, heißt das, er iſt ein vornehmer Mann, weil er ein tüchtiger Bürger iſt, das iſt ja das Vornehmſte: aber ich mein', du hält'ſt ihn für einen Mann mit einem Titel. Den hat er auch aufzuweiſen, denn er iſt vom Vorſtand beim Geſellenverein. Das iſt gut, daß ich darauf zu reden komm'. Es freut mich in der ganzen Seel', wenn ich an den Geſellenverein denke. Da lernt man Menſchen kennen. Bruder! Ich ſag' weiter nichts als: man lernt Menſchen kennen, und das iſt genug; das iſt das

Höchſte und Beſte. Wenn ich dir's nur recht vorſtellen könnte, wie ſchön und gut das im Geſellenverein iſt. 400—500 Mitglieder, Geſellen, Meiſter und auch gelehrte Leut' haben ſich da zuſammengethan, um einander brüderlich das Leben ſchön und gut zu machen. Man bezahlt monatlich neun Kreuzer, und dafür hat man Holz und Licht frei und die Bücher und die Zeitung. In einem großen Saal trifft man da jeden Abend nach acht Uhr ſeine Leute, beſonders aber am Montag und Donnerſtag. Da werden zuerſt Vorträge gehalten über alles Nützliche und Schöne, nachdem ein paar Lieder geſungen ſind, und dann kann man ſich über Alles offen befragen bei den gelehrten Leuten, und was ſie nicht wiſſen, das ſteht in den Büchern gedruckt. Dann ſetzt man ſich zuſammen und trinkt ein Glas Bier, ſingt noch eins oder beſpricht ſich zutraulich. Ich werde mein Lebtag nicht vergeſſen, welche durch und durch vergnügte Stunden ich da verbracht habe und was für echte Menſchen ich da kennen lernte.

Ich will dir das Nächſtemal noch mehr davon ſchreiben und auch noch über andere Sachen.

Leb' wohl. Dein getreuer Bruder

Anton Händle.

Jahrgang 1847.

Der Gevattersmann

iſt nun zum Drittenmal da. Er iſt ſeit ſeinem erſten Ausfluge viel herum gekommen in deutſchen Landen, oder beſſer in Einem Wort: in Deutſchland; er hat verſchiedene Quellen verkoſtet, den Frankfurter Aepfelwein, das Lichtenhainer Bier in Jena, die Leipziger Goſe und das Berliner Weißbier, die ſogenannte kühle Blonde, iſt zwar Keines davon ſein Leibtrunk geworden, aber den Einheimiſchen mundet es gar wohl, und das iſt die Hauptſache. Die Menſchen, vor Allem aber die deutſchen Menſchen, ſind überall gleich; ſie vertreiben ſich die Zeit ſo gut es geht mit Eſſen und Trinken und Sprechen, und wenn wieder eine andere Zeit kommt, werden ſie ſie auch vertreiben, falls ſie nicht ſelber vertrieben werden. Das muß man aber ſagen, gute Deutſche giebt's überall, und ſie laſſen die Hoffnung nicht fahren, daß es einmal ein wirkliches Deutſchland geben wird, und daß die guten Wünſche für das Vaterland nicht immer blos verbotene gute Wünſche ſein werden. Wenn man bedenkt, wie viel Männer da und dort in allen Ecken und Enden des Vaterlandes ſitzen und kummern und ſorgen und das Herz iſt ihnen ſchwer, und Viele müſſen wegſterben von dieſer Erde und haben nie geſehen, wonach ihr Herz verlangt: ein freies und einiges Deutſchland — wenn man das Alles bedenkt, könnte es Einem recht betrübt und weich zu Muthe werden. Aber der Gevattersmann ruft ſich und allen ſeinen Freunden zu: Hellauf! Der alte Gott lebt noch! Es muß bald die Zeit kommen, wo diejenigen, die ihr Herzblut für ihre Mitmenſchen, für das Vaterland, ſeine Ehre und Freiheit — was Eins iſt — hingeben möchten, nicht mehr gehetzt und verfolgt und für Schreier und Landſtreicher angeſehen werden. Es muß die Zeit kommen, wo diejenigen, die ſich nicht freuen können ihrer Ruhe, ihrer Speiſe, der ſie umgebenden Wärme, indem ſie derer gedenken, die jetzt ruhelos frieren und hungern — die Zeit muß kommen, wo die Menſchenfreunde mit aller Macht zum Wohle ihrer leidenden Brüder wirken können.

So lange man müßig dem Elend und der Knechtſchaft zuſchaut, iſt keine Liebe in den Menſchen, ſo viel man auch davon predigen und ſingen mag. Die Zeit der thätigen Liebe naht.

Dieſe Zeit kommt aber nicht von ſelber wie das neue Jahr, wir müſſen ſie holen, und das geſchieht vor Allem dadurch, daß wir Herz und Auge weit aufmachen für die Freiheit und das Wohl des Vaterlandes und unſerer Mitmenſchen und tapfer wirken.

Der Gevattersmann iſt auch unter manches fremde Dach getreten und er dankt ſeinem Schöpfer, daß er ſo gewachſen iſt, daß er ſich nirgends zu bücken hat. Da, unter Menſchen, von deren Daſein man früher nichts gewußt, die in ſogenannten hohen und niederen Stellungen ſich bewegen, da iſt dem Gevattersmann oft warm um's Herz geworden und er hat auf manchen Seelengrund geſchaut und erfahren, welch ein Heiligthum noch in allen Herzen ruht, und wie es nur der befreienden Kraft bedürfte, die ſich ſelbſt zuſammennimmt und erhebt, um die Menſchheit zu einer edeln und heiligen Genoſſenſchaft zu machen.

Der Gevattersmann hat ſeine Feinde, ſo gut oder vielmehr ſo ſchlimm wie Einer, aber er bleibt doch dabei und läßt ſich gern für die Ueberzeugung auslachen: die Menſchen ſind gut! Die Schlechten und Boshaften ſind nur verblendet und ſchwach, haben ſich ſelber verloren oder ſich nie beſeſſen; denn Zahlloſe ſterben dahin und ſind eigentlich nie geweſen, was ſie ſind.

Die Feinde will der Gevattersmann noch für ſich behalten; die vielen wirklich guten Menſchen möchte er aber einander zu Freunden ſchenken, möchte ihnen zurufen: Was ſeid ihr ſo einſam? Was rennt ihr aneinander vorbei wie verſchloſſene Kutſchen? Da, da habt ihr euch! . . . Aber das geht nicht. Eines jedoch muß der Gevattersmann ſeinen Landsleuten von Haus zu Haus verkünden: im nördlichen Deutſchland da wohnen eure Brüder und ihr wißt oft nicht, wie ſehr ſie an euch hangen. Laßt's euch nicht irren, weil ſie hochdeutſch reden; ſie können's nun einmal nicht anders.

Der Gevattersmann hat viel Freundlichkeit erfahren, blos weil er ein Süddeutſcher iſt; er hat das ſtill hingenommen, aber in dem Gedanken, daß er nur ein

Bote ſei, der dieſe Bruderliebe nicht für ſich behalten, ſondern ſeinen Landsleuten abgeben müſſe. Das ſoll hiemit geſchehen ſein. Der brave Mann in Bodesweier bei Kehl iſt ſchön gegrüßt von ſeinem Kameraden in Wackersleben, ſie ſind die beſten Freunde; es fehlt nur der kleine Umſtand, daß ſie einander nicht kennen und bis jetzt nichts von einander gewußt haben.

Deutſchland iſt bald mit eiſernen Wegen verbunden. Wer weiß, wie Mancher noch eine Stimme hören wird, die ihm wie eine alte bekannte klingt. Wer weiß, wie Mancher noch ein Auge ſchauen wird, das ihn längſt mit freundlichem Blick zu ſuchen ſchien?

Hellauf! Es taget! So möchte der Gevattersmann um Mitternacht zu Neujahr ausrufen. Iſt auch noch Dunkel ringsum, die Sonne beginnt allbereits ihren neuen Lauf. Die Sonne der wahren Religion ſteigt auf. Die verſchlafenen Eulen krächzen: die Religion ginge zu Grunde! Da iſt aber gerade das Gegentheil davon wahr. Der alte Schlendrian verſchwindet, da man das Heiligſte gedankenlos betrieb oder gar vergaß; ein friſcher, freier Muth erwacht: die Kraft der Ueberzeugung. Niemand ſoll von ſeinem Glauben abwendig gemacht werden, aber Jeder ſoll ihn mit innerſter Ueberzeugung bekennen, ſonſt iſt er ein fauler Knecht vor Gott und den Menſchen.

Mit Gott ſiegt die deutſche Redlichkeit und Wahrhaftigkeit. Der alte Gott lebt noch, er lebt neu auf in den Herzen und wird ſie kräftigen und ſegnen!

Die goldene Repetiruhr.

Ich war bald fünfzehn Jahre alt — ſo erzählt Meiſter Hämmerlein eine Geſchichte aus ſeinem Leben — ich war zu meinem Oheim in die Lehre gethan und wünſchte weiter Nichts, als eine ſolide, pünktlich gehende Sackuhr, wie ſolche die Gehülfen auch hatten. Das meinte ich, ſei erſt recht das Zeichen der Großjährigkeit, wenn man ſelber ſagen könne, wieviel es an der Zeit ſei. Auch meine ich noch jetzt: man ſoll in dem Lebensalter, wo der Ernſt des Daſeins beginnt, Jeden lehren, genau auf die Zeit Acht zu haben; denn die Zeit iſt das koſtbarſte Gut, wenn man rechtſchaffen damit Haus hält. Eine Uhr in der Taſche kann viel dazu beitragen, an Pünktlichkeit und ſorgſame Benützung der Zeit zu gewöhnen.

Es nahten die Weihnachtstage. Ich war ſchon alt genug, um zu wiſſen, daß der heilige Chriſt nicht im buchſtäblichen Sinne genommen durch die Luft dahergeflogen kommt und allerlei Geſchenke bringt; ſondern daß der heilige Chriſt die innige Liebe, der gute Geiſt in den Herzen der Angehörigen iſt, die ſtill und heimlich darauf denken, einander zu erfreuen und zu beglücken. Wie ſelig geht da Jedes umher, lauſcht dem Andern ſeine verborgenen Wünſche ab, kann ſich faſt nicht halten, das Geheimniß zu bewahren und iſt doch wieder voll Freude, im Stillen zu wirken und zu ſchaffen für das Andere. Wo das iſt, kann man wohl ſagen: der heilige Chriſt ſchwebt in der Luft des Hauſes.

Ich wünſchte mir nichts ſehnlicher, als daß mir zu Weihnachten eine Uhr beſcheert würde, ließ das aber keine Menſchenſeele merken; nicht einmal meiner immer ſeelenfrohen Schweſter Minna ſagte ich ein Wort davon. Wenn aber nur von einer Uhr die Rede war, zitterte ich vor Angſt und wenn man zufällig fragte: wie viel Uhr iſt? war ich ganz böſe. Das muß mich verrathen haben, denn hört, wie mir's ergangen iſt.

Eines Mittags, als ich in die Stube trete und ſchon in der Thür ſtehe, höre ich, wie mein Vater der Mutter zuruft: „Frau, thu' ſchnell Adams goldene Repetiruhr weg!“ Er wickelt nun ſchnell etwas in ein Papier und verſteckte es. Meine Mutter ſah betrübt aus, ich aber that, als ob ich gar nichts geſehen und gehört hätte und war überaus heiter. Von nun an ging ich ſtolz durch die Straßen und meinte, Jeder müſſe mir's anſehen, welch eine goldene Zukunft ich habe. Es that mir nur leid, daß man die Uhren in der Taſche trägt, ſo verborgen, und nicht offen vor aller Welt, und — ſo leicht wird man von der Eitelkeit betrogen, daß ich mir einredete, das wäre viel menſchenfreundlicher, wenn man die Uhren offen trüge, denn da könnten auch die armen Leute immer genau ſehen, welche Zeit es iſt.

Jeder, der es erſchwingen und darauf Acht haben kann, hat eine eigene Uhr verborgen in der Taſche und dieſe richtet und ſtellt er von Zeit zu Zeit nach der großen Uhr am Kirchthurm und die Uhr am Kirchthurm wird nach der Sonne gerichtet, deren Lauf Gott von Ewigkeit her feſtgeſetzt, und die Menſchen können weiter nichts thun, als Stäbe zur Sonnenuhr bilden, an deren

Schatten ſie den Stand des allgemeinen, ewigen Lichtes wahrnehmen.

Das iſt auch ein Sinnbild und Gleichniß für unſer ganzes inneres Leben. Das erkenne ich aber erſt jetzt, damals hatte ich ganz andere Gedanken.

Vor den Uhrenladen ſtand ich oft lange und verwies mein Federmeſſer einſtweilen in die rechte Weſtentaſche; die linke war zu Beſſerem vorbereitet. Wo das Herz iſt, trägt man auch die Uhr, ſagte ich mir; da geht's drinnen und draußen tik tak. Ich träumte einmal, meine goldene Repetiruhr ſei mir geſtohlen worden und als ich erwachte, war ich ganz glückſelig, daß ich ſie noch nicht beſitze. Ich konnte mich nicht enthalten, meinen Kameraden mitzutheilen, was mich ſo voll Freude machte; ich ſagte ihnen aber doch nicht das Ganze und ſprach räthſelhaft, daß ſie am Weihnachtstage Augen und Ohren aufſperren würden, wenn ich ihnen etwas zeige, was ſelber zeigt und ſpricht. Ich lief davon, ehe ſie errathen konnten, was es ſei.

Nun war das Augen- und Ohrenaufſperren an mir!

Der heilige Abend kam und zündete ſeine Freudenkerzen an. Als ſich endlich die beiden Flügelthüren öffneten, wir Kinder hineinſtürmten und dann wieder vor Ueberraſchung ſtill ſtanden, pochte mein Herz gewaltig; richtig, da lag für mich die Uhr auf dem Tiſche; aber oh weh! es war eine ſilberne. Meine Freude war wohl etwas abgekühlt, aber ich faßte mich und dachte: das ſchadet nichts, Silber iſt viel weißer und dicker, und ſie repetirt ja, bim bam. — Ich drückte mit aller Kraft an dem Heber, aber er gab nicht nach und es tönte auch nicht. Nun überkam mich ein fürchterlicher Schmerz: Alles iſt nichts! Ich legte ſtill die Uhr wieder hin, verließ raſch das Zimmer, ging auf meine dunkle Kammer und weinte und wehklagte, daß es mir faſt das Herz abſtieß. Der Gedanke ſchoß mir durch den Sinn, ich wollte mich umbringen, weil ich keine goldene Repetiruhr bekommen, und ich weinte wieder um mein junges Leben, weil ich jetzt ſchon ſterben müſſe, da alle meine Hoffnungen zu nichte geworden. Meine Mutter kam bald mit Licht, und als ich ihr meinen unbeſchreiblichen Jammer über die Täuſchung klagte, ſchüttelte ſie den Kopf, preßte die Lippen zuſammen und ſah mich an mit jenen treuen, lieben Augen, die mir ſtets offen ſtehen, wenn ſie der Tod auch längſt geſchloſſen hat. Sie erklärte mir nun mein Unrecht: ich wäre ja mit einer einfachen Uhr zufrieden geweſen, wenn ich nichts von einer goldenen Repetiruhr gewußt hätte; man müſſe auch mit Geringerem, als man erwartet habe, ſich freuen; ich ſolle nicht undankbar ſein gegen Gott und die Menſchen. So ſprach ſie in ihrem milden, herzinnigen Tone, und als ich mich ausgeweint hatte, ging ich mit ihr hinab in die Stube. Ich war nicht mehr traurig, aber auch nicht glücklich, und es war doch eine ſolide, pünktliche Uhr, die jetzt mein eigen geworden war. Als ich im Bette lag, kam der böſe Geiſt wieder über mich; ich war ſo wild, daß ich aufſtehen und die Uhr zum Fenſter hinauswerfen wollte. Es war mir aber doch zu kalt außer dem Bette und ich blieb fein liegen.

Wie oft werden böſe Thaten nur durch kleine

Umſtände verhindert, und wir haben deßhalb gar keinen Grund, auf unſere Tugenden ſtolz zu ſein!

Von Weinen und heftigen Gemüthsbewegungen ermattet, ſchlief ich bald feſt ein und freute mich am andern Morgen beim Erwachen, daß meine Uhr ſo luſtig tiktak machte. Acht Tage lang wich ich meinen Kameraden auf Weg und Steg aus; ohne Noth, denn ſie hatten meine Prahlereien längſt vergeſſen. Ich trug die Uhr lange bei mir, ohne ſie Jemand zu zeigen und war damit in mir vergnügt.

Das ſind nun vierzig Jahre ſeit jenen Weihnachten, hier habe ich noch die Uhr und ſie verfehlt keine Minute.

Seitdem habe ich die Worte meiner Mutter erſt recht verſtanden, oder auch ſelbſt die Wahrheit aus dieſer Geſchichte gefunden: wenn ich einen Menſchen ſehe, der mit nichts was ihm zukommt, recht glücklich ſein kann, weil er immer ſtolzeres erwartet hatte, denke ich: der hat auch auf eine goldene Repetiruhr gehofft. — Wenn ich ein Geſchäft machte und mich ärgere, daß es nicht ausſchlug, wie ich erwartete, ſage ich mir: haſt noch immer die goldene Repetiruhr im Kopf? — Sehe ich einen Mann, der im Staat oder ſonſt hoch hinaus wollte und nun ſich in Mißmuth verzehrt, weil er in untergeordneter Stellung ſein Leben verbringen muß, möchte ich ihm zurufen: laß das Drücken am Heber, es macht nicht bim bam, ſei froh mit dem einfachen Zeiger. — Beobachte ich ein junges Ehepaar, dem das Leben wie eine ewige Hochzeit vorkam und das ſich nun nicht darein finden will, wenn der Himmel nicht mehr voll Baßgeigen hängt, ſondern eine platte Alltagszeit kommt; das dann mit einander quengelt und keift, ſo denke ich ſtill bei mir: könnten dieſe doch die goldene Repetiruhr vergeſſen.

Kurzum, in tauſend Fällen habe ich von dieſer Geſchichte gelernt. Die meiſten Menſchen können ſich nicht darein finden und ſind unglücklich, weil es eben anders gekommen iſt, als ſie ſich eingebildet hatten. Es ſchadet nichts, wenn man nach dem Vollkommenſten verlangt und trachtet, im Gegentheil, das ſpannt unſere Kraft erſt recht an; man muß ſich's dann aber auch wohl ſein laſſen, ſich begnügen und beſcheiden können, wenn uns minder Vollkommenes zu Theil wird.

Ich bin zufrieden mit dieſer Uhr und ſie iſt mir um keinen Preis feil.

Die Frau Bürgermeiſterin

geht mit ihrem Mann zum Tanz; heißt das, er führt ſie und er iſt auch Herr und Meiſter, aber wie geſagt, der Gevattersmann redet lieber von ihr. Dabei hat er noch die abſonderliche Freude, der guten Frau einen Poſſen damit zu ſpielen; denn ſie hat's eigentlich verboten, daß man öffentlich von ihr rede. Aber das war nur ſo, wie ſie in ledigen Tagen ihrem jetzigen Mann einmal geſagt hat, ſie kratze ihm die Augen aus, wenn er noch einmal wage, ihr einen Kuß zu geben; nun — der Bürgermeiſter hat noch ſeine beiden geſunden Augen im Kopfe und . . . Alles braucht die Welt juſt nicht zu wiſſen. Was aber öffentlich vorgeht, davon darf man reden, und der Tanz war ein öffentlicher. Es war keine vornehme geſchloſſene Geſellſchaft und der Bürgermeiſter war doch dabei. Unterwegs ruft er dem Hagenmaier, er ſolle mitgehen und der Doktor Gſcheitle ſchloß ſich unaufgefordert an. Der Bürgermeiſter tanzt zwar nicht mehr, denn er wird dick und der Gſcheitle ſagt, er habe Ueberfracht; aber doch iſt er beim Tanz zu treffen und nicht blos als hochmüthiger Zuſchauer, er iſt ſelber luſtig dabei. Er behauptet, und gewiß mit Recht, daß die Verwilderung in den Vergnügungen hauptſächlich davon kommt, weil die älteren und geſetzten Leute keinen Theil mehr daran nehmen. Darum hat er es auch durch ſein Beiſpiel dahin gebracht, daß die Eltern und Dienſtherren mit zum Tanz gehen, wo ihre Kinder und Dienſtboten ſich vergnügen. Nicht nur lernt man die Menſchen am beſten kennen, wenn man zuſieht, wie ſie ſich beim Vergnügen verhalten; es wird auch viel Ungehöriges dadurch vermieden. Wie gar viele Eltern vergeſſen aber, daß ſie auch einmal jung waren, und wenn ein Kind zu einer Luſtbarkeit will, verſalzen ſie ihm vorher die Freude, indem ſie ihm die Thränen aus den Augen treiben und dann laſſen ſie es hingehen und oft in ſein Unglück rennen.

Der Bürgermeiſter und ſeine Frau ſammt dem Hagenmaier ſetzen ſich nun an einen Tiſch zu den jungen Burſchen; der Gſcheitle rückt auch herzu, denn er will, daß das der vornehme Tiſch ſei.

Die Frau Bürgermeiſterin zankte mit einigen jungen

Ehemännern, die ſich ſchon für zu alt hielten, um noch luſtig tanzen zu mögen; der Hagenmaier ſagte: „Das kommt davon her, weil jetzt die Vergnügungen alle zu toll ſind; da raſen ſie ſich aus und dann hat man's genug. Hört nur, was das für eine Muſik iſt, man meint, das wilde Heer kommt; faſt nichts als Lärmtrompeten. Der Galopptanz, den hat der Teufel und ſeine Großmutter aufgebracht.“

„Andere Zeiten, andere Sitten,“ ſchaltete der Bürgermeiſter ein. „Meinetwegen,“ fuhr der Hagenmaier fort, „ſie können's meinetwegen auch tanzen, aber die ſanften ſtillen Tänze aus der alten Zeit, die ſollte man nicht abkommen laſſen. Ich weiß wohl, wenn man heute mit Geige und Hackbrett aufſpielte, man könnt's vor dem Getrappel gar nicht hören. Drum müſſen ſie dieſe Lärmtrompeten und Trommeln haben.“

„Ihr habt Recht,“ ſagte die Bürgermeiſterin, „das iſt heut' ein tolles Gezappel und Getrappel und Gehops, und wie ſchön und angenehm war der alte Schleifer.“

Sie ſang hierauf leiſe die Weiſung von dem „Als der Großvater die Großmutter nahm“ und hob dabei ihre Arme im Tact empor, ihr Angeſicht lächelte in Freude.

Der Hagenmaier ſtand raſch auf, ſchnalzte mit den Fingern und fragte: „Wollen wir einmal, Frau Bürgermeiſterin?“

Die Frau ſah verlegen auf ihren Mann, dieſer aber ſagte: „tanz nur.“ Der Hagenmaier ſtieg zu den Muſikanten hinauf und ſang ihnen die alte Weiſung vor, bis ſie ſie wieder inne hatten; dann kam er herab und jetzt ging's los. Bald geſellten ſich noch andere Paare hinzu, und es war eine Freude, den ſanften Tanz mit anzuſehen.

Seit jenem Abend iſt der alte Tanz wieder erſtanden; die jungen Leute haben ihn wieder gelernt und freuen ſich deſſen.

Alte und neue Wirthshausſchilde.

Vor Zeiten, wenn man an einem Amts- oder Markttag in die Stadt gekommen und

man in ſich geht und denkt,
wo man einen guten trinkt;

iſt man eben gerades oder auch krummen Wegs, wie nun die Straße war, in den Bären, in's Lamm, in den Ochſen, in's weiße oder ſchwarze Roß gegangen und hat da mit Eſſen und Trinken Leib und Seele wieder zuſammen gehalten. — Warum nur die Wirthshäuſer die Thiernamen hatten? Kann ſein, weil die Menſchen ſich gar viel von den Thieren nähren, hat man ſie zu Wirthshausſchilden genommen, oder auch weil ſie Jedem dienen, der ſie an ſich bringen kann. Jetzt iſt das anders, jetzt ſind wir Alle hoffähig; wir ſpeiſen und trinken bei Hof und die ganze adlige Ahnenprobe beſteht darin, daß wir ſo und ſo viel kupferne oder ſilberne Regentenköpfe in die Taſche decken. Der

Bär heißt jetzt: ruſſiſcher Hof; der Greif: Hof von Holland oder auch engliſcher Hof und das Lamm: deutſcher Hof. Wie der goldene Ochſe heißen ſollte, läßt ſich errathen.

Vor Zeiten hat ein Wirthshausſchild ſeinen Arm weit in die Gaſſe hineingeſtreckt, als ob es zuwinken wollte: komm ein! Jetzt ſind die Tafeln an das Haus genagelt oder es iſt nur angemalt, franzöſiſch und engliſch, daß man Alles lernen kann; aus Gnade und Barmherzigkeit heißt's bisweilen auch noch Deutſch, aber ſelten. Ein Deutſcher gilt daheim nichts, dafür gilt er aber draußen noch — ein bischen weniger.

Dagegen hat's ein reiſender Engländer gut in Deutſchland, in den Gaſthöfen und an den wirklichen Höfen beeilt man ſich, ihn zu bedienen: hier wie dort freuen ſich die Lohnbedienten, zu zeigen, wie gut ſie engliſch ſprechen, und ſelbſt die Polizei iſt liebenswürdig gegen ihn.

In allen Gegenden Deutſchlands franzöſelt's und engliſirt's. Statt: bairiſcher Hof, ruſſiſcher Hof, polniſcher Hof, Brandenburger Hof, Berliner Hof, heißt es viel vornehmer: Hotel de Bawiähr, Hotel de Rüſſi, Hotel de Pollonj, Hotel de Brangdbuur, Hotel de Berläng.

Am Rhein ſind ſie Victoriatoll. Es iſt ſchade, daß die Königin von England nicht Gretel heißt, Hotel Gretel wär' doch auch ſchön und nobel. Dieweil nun die Höfe erſchöpft ſind und man ſogar einen europäiſchen Hof und einen Welthof (Hotel de lüniwehr) erfunden hat, ſo laſſen ſich's auch die Herren Wirthe — oder wie ſie jetzt heißen, Proprietär's und Hoteljeh's — gefallen, daß ihr eigener Name mit großen goldenen Buchſtaben am Hauſe prangt. Man findet nun Hotel Caspar, Hotel Melchior, Hotel Balthes.

Es iſt eine närriſche Welt, die deutſche Welt; man muß darüber lachen, wenn man ſich nicht ärgern will.

Nachtgeſpräch zweier deutſcher Grenzpfähle.

Der Junge mit friſchen Farben: Warum ſtehſt du ſo traurig da mit deiner verſchoſſenen Livree, warum neigeſt du den Kopf, alter deutſcher Ausländer?... Warum biſt du ſo ſtumm?... warum ſo traurig? Antworte mir oder frage mich ... Könnte ich nur zu dir hinüber über die Grenze, ich wollte dich ſchon aufrichten. Kopf in die Höh! Aber wir dürfen nicht von der Stelle, das gäbe eine gräßliche Verwirrung.

Der Alte: Wir dürfen nicht? Junges Blut, biſt du ſchon ſo zahm, daß du ſagſt, wir dürfen nicht, wo du ſagen ſollteſt, wir können nicht? Biſt du nicht wurzellos in die Erde gerammt und kannſt nicht von der Stelle? Warum biſt du ſo luſtig?

Der Junge: Warum ſollte ich nicht? Hier ſtehe ich als Hüter des Landes. Ich bin froh, daß ſie mich nicht eingezwängt haben in einen kleinen Bau, wo ich all' den Familienjammer beſchirmen müßte und wo ſie mich gar noch verdeckt hätten, daß Niemand mich ſieht.

Nein, hier draußen ſtehe ich, ich allein bin Wächter des Landes, ich trage ſtolz ſeine Farben. Siehſt du nicht, wie hell ſie glänzen? Kein Wanderer geht vorüber, der nicht auf mich ſieht, der nicht mich fürchtet, der nicht an meinen Farben erkennt, was ich zu bedeuten habe. Was ſoll die dumme natürliche Rinde? Die Staatsfarben allein geben einen Charakter.

Der Alte: Und woher ſtammſt du?

Der Junge: Aus rauſchendem Walde,
Von ſteiler Halde,
Wo das Hüfthorn ſchallt
Und die Büchſe knallt.

Der Alte: Und deine Kameraden und Brüder wo ſind ſie?

Der Junge: Der eine, mit dem ich oft in wilden Sturmesnächten raufte, war ein übermüthiger Geſell. Er liebte eine weiße, ſchlanke Birke in unſerer Nachbarſchaft; da kam ein krankes Herrchen und ſaugte der Birke das Blut aus, daß ſie verkümmerte. Seitdem iſt mein ſtolzer Kamerad traurig geworden und hat die Nächte hindurch geächzt, und in einer ſturmbrauſenden Frühlingsnacht hat er ſich kopfüber hinabgeſtürzt in den Thalbach. Er iſt jetzt ein dürrer Lehrſtuhl geworden, drinn im dumpfen Gemach und drauf ſitzt ein Männchen und lehrt die Jugend vor der Zeit alt werden.

Der Alte: Und die Anderen?

Der Junge: Sie ſtehen noch ſtill und harren ihrer ungewiſſen Zukunft. Nun erzähle mir aber auch du von deinem Schickſal.

Der Alte: Einſt in meiner Jugend grünen Tagen träumte ich von großen Ehren, die mir zu Theil werden ſollten. Es ging damals ein Odem der Freiheit durch die Welt und ich hoffte ein Freiheitsbaum zu werden, um den das Volk ſich jubelnd ſchaart. Es iſt anders geworden. Sie ließen mich lange ſtehen und träumen. Zuerſt wurde mein jüngſter Bruder geholt und ſie ſagten, er ſolle ein Weihnachtsbaum werden, dran den Kindern Süßigkeiten und Spielzeug aller Art beſcheert wird. Sie ſagten, ſie könnten noch keinen Freiheitsbaum pflanzen, offen vor aller Welt, und ſie ſchmückten ſich einſtweilen ihr Haus mit ſtillen Freuden. Mag's ſein. Dann wurden meine anderen Brüder geholt und ſie wiegen ſich als ſtolze Maſte auf dem weiten Meer und tragen die Flaggen fremder Länder. Der Gram verzehrte mich im Innerſten und der Förſter erkannte an dem Dröhnen, daß ich herzſpältig wurde; ſie fällten mich. Sie haben mich glattgeſchunden und dann bemalt, zogen mir die Haut ab und warfen mir dieß bunte Kleid über; und da ſtehe ich nun zum Spott für mich und alle Welt. Dreimal wurde ich verſetzt, dreimal mein Stamm in neues Land gebracht und durch mich wurden die Völker zu angeſtammten; da ſtehe ich nun, ein Pfahl im Leibe des unzertrennlichen Vaterlandes . . . Ich bin müde . . .“

Der Alte und der Junge ſprachen noch viel, aber ihre Worte verhallten in dem Sturme, der plötzlich losbrach; Blitze durchzuckten die Luft, ein Gewitterregen praſſelte hernieder. Am Morgen hatten ſich die beiden Farben des jungen Grenzpfahls vermiſcht, er war grau.

Vor der Kirche.

Sonntag Morgens vor der Kirche ſitzt der Hagenmaier hemdermelig auf dem Bänkchen vor dem Bienenhauſe im Garten. Er darf ſich ohne Jacke ſehen laſſen, denn ſein Hemd iſt ſo weiß wie der friſch gefallene Schnee und es iſt ihm gar wohl, ſo leicht und frei da zu ſitzen in der luftigen Hülle; er läßt ſich von der Frühlingsſonne durchwärmen, er raucht ſein Pfeifchen dabei und es iſt ſo ſtill und es iſt ihm ſo wohl wie einem Baum im Erdengrund; er möchte gar nicht weg und es dünkt ihm, wie wenn er nicht ſich ſelbſt, ſondern wie wenn ihn ein Anderer daher geſetzt hätte.

Ein Vers aus dem alten Kirchenliede geht ihm durch den Sinn, ſeine Lippen bewegen ſich nach den Worten, aber er ſpricht ſie nicht laut, ſondern tief im Herzen:

Halte nur ein wenig ſtill
Und ſei doch in dir ſelbſt vergnügt.

Ja, wenn ſich die Menſchen nur öfters ein ſtilles Plätzchen ausſuchten, fernab vom Geräuſch und Unruhe des Alltagslebens, wo ſie ganz allein mit ſich hinhorchen auf das, was ſich in ihrem Innerſten regt; wenn Kampf und Noth beſchwichtigt, finden ſie dort einen ewigen Quell der Freude und des Glücks. Da braucht man keine großen Gaſtereien, keine koſtſpieligen Feſte, um Freude und Genuß aufzuerwecken; hier hat der ewig gute Gott das Feſt bereitet und ladet die Seele ein, ſich's wohl ſein zu laſſen. Wie viel tauſend

Menſchen jagen immer nach Genuß und Luſt draußen in der Welt und vergeſſen, was ſie bei ſich haben.

Drum halte nur ein wenig ſtill
Und ſei doch in dir ſelbſt vergnügt.

Wie ſtill und lind iſt der Morgen! Kein Lüftchen weht, das tiefblaue Himmelszelt ſteht ruhig über der Erde, nur die Lerche ſteigt ſingend frei auf und ab zwiſchen Himmel und Erde, der Erde verkündend die Schönheit des Himmels, dem Himmel preiſend die Wunder der Erde. Die Schwalben ſchwingen ſich ſtill dahin, gleich als müßten ſie ſchweigen von dem ewigen Geheimniß der Erde, deren Pracht drüben ſich aufthut, wenn ſie hüben hinabſinkt, als hätte das Leben in ewiger Schöne ſie der Sprache beraubt und ſtumm gemacht, als dürften ſie nicht mitjauchzen mit den Geſchöpfen, denen ſich die Herrlichkeit nur Einmal im Jahre ausbreitet. In jedem Grashalm ſteigt der Saft auf, und Geſchöpfe ohne Zahl tummeln ſich dort; es iſt ein Klingen und Rauſchen, wie wenn Alles lebte. In dem blühenden Apfelbaum ſummen die Bienen und jede ſteigt in den offenen Blüthenkelch. Jetzt ſagte der Hagenmaier laut vor ſich hin:

Drum halte nur ein wenig ſtill
Und ſei doch in dir ſelbſt vergnügt.

Die Pfeife war ihm ausgegangen, er ſchlug ſich aber kein Feuer mehr, er legte die Arme auf der Bruſt über einander, ſich ſelbſt haltend und das was ſich in ihm regte; er ließ die Gedanken kommen und gehen, wie die Bienen aus und wieder einzogen.

„Die Thiere, dieſe Bienen“ — dachte er — „haben keinen Sonn- und Feiertag, ſie leben und arbeiten und ihre Arbeit iſt bloß zu ihrer Leibesnahrung; ſie ruhen, wenn die Natur draußen ruht. Der Menſch aber arbeitet nicht bloß zu ſeiner Leibesnahrung und er ſetzte ſich Einen Tag von ſieben feſt, daß er frei und von Arbeit ledig bei ſich einkehre und mit ſeinen Brüdern und Schweſtern vereint zu Gott ſich wende, daß er dann der Freude des Daſeins ſich in lauterer Seligkeit hingebe ..... Wie glücklich bin ich, daß ich hier ſtill ruhen kann! Ich trinke den reinen Athem der Luft, mein Auge ſättigt ſich an der überall ausgebreiteten Herrlichkeit, die liebe Sonne thut mir ſo wohl und mein Gott hält ſeine Hand über mich und läßt mich hier ſtill froh ſein. — Ich will nicht mehr verzweifelnd jammern und klagen, wenn Noth und Pein mich heimſucht — friſch auf! der alte Gott lebt noch!“

Der Hagenmaier breitete die Arme aus, als wollte er die Liebe Gottes an ſich drücken, ſein Mund öffnete ſich und doch ſprach er nicht. Ein Windhauch warf plötzlich mehrere Blüthen vom Apfelbaum auf den alten Mann und brachte ihn auf andere Gedanken. Schmerzlich lächelnd ſah er drein und wieder ſprach es in ihm: „Wie viel tauſend Blüthen trägt der Baum und zahlloſe ſterben ab, bevor ſie zur Frucht geworden; der Baum könnte die Früchte nicht alle tragen. Blüthen müſſen verwelken, ſie haben ihrem Schöpfer genug gethan, daß ſie aufblühten. Wie reich und übervoll iſt die Welt! Die Kinder, die in ihrer Jugendzeit mir abſtarben, ſie waren ſolche Blüthen am Baum des Lebens, ſie hatten für dieſe Erdenzeit genug gelebt; ich will arbeiten und wirken, um die mir übrig gebliebenen zu geſunden und guten Menſchen zu erziehen.“

Die Lippen zuſammenpreſſend ſah jetzt der Hagenmaier tief ſchmerzlich drein, denn ſein Gedanke war: „In wie viel tauſend Herzen zittert jetzt in dieſer Minute Angſt und Qual um die Noth des Lebens; ihr Sinn iſt verdumpft, die friſche Morgenluft zehrt an ihnen, die Schönheit von Wieſe und Feld ſättigt ſie nicht, ſie ſehen nichts davon — ſie hungern. O wir Elenden! Wir können der Ruhe genießen, im Ueberfluß leben, und unſere Brüder und Schweſtern hungern und der Tiſch der Erde iſt ſo reich gedeckt, daß Keiner leer auszugehen braucht. Ich will ſorgen und trachten, der Noth abzuhelfen und Lebensfreude zu ſchaffen, wo ich kann. Gieb o Gott, daß ich feſt bleibe und erweiche die Herzen der Großen und Uebermüthigen, daß ſie nicht ruhen und nicht raſten, bis das Elend vertilgt iſt von der Erde, bevor der Tag des Gerichts kommt.“

Plötzlich weckte ungewöhnliches Summen in einem der Bienenkörbe den Hagenmaier aus ſeinen Gedanken für die Zukunft; das war ein Weiſel, der ſich hören ließ und bald auszuziehen trachtet. Hagenmaier ſtand auf und ſtellte einen leeren Bienenkorb auf einem weißen Tuche zurecht, dann wartete er ſtill auf den Auszug und dachte dabei: „Staatsmänner, Lehrer und Eltern und Alle, die auf Andere zu ſehen und für ſie zu ſorgen haben, können ein Beiſpiel an den Bienen nehmen. Wer möchte was dagegen thun, wenn ſo ein Stock ſchwärmen will? Das iſt nöthig und gut, man muß ihm ein neues Haus herrichten, ihn gutwillig da hinein bringen und das neue Geſchlecht in ſeiner eigenen Haushaltung wirthſchaften laſſen; wenn dann die alten Stöcke abſterben, ſo ſind ſchon neue dafür da.“

Er rief ſeinen Sohn und ſeine Schwiegermutter herbei, um mit ihnen auf den neuen Auszug zu lauern. Sie mußten Alle ſtill ſein.

Jetzt läutete es zum Erſtenmal zur Kirche. Die Glocke übertönte all' das Summen und Klingen in der Luft. Als wäre er von dieſem Ton gelockt, zog jetzt der Bienenſchwarm aus und wurde richtig in dem neuen Hauſe untergebracht.

Der Hagenmaier kam etwas ſpät in die Kirche und er ſchüttelte oft mit dem Kopf, als er eine Strafpredigt gegen das neu erwachte Leben in der Religion hören mußte. Er dachte an den jungen Bienenſtock.

Der Herr Lotterer.

Es war einmal ein großer mächtiger Graf und der regierte über ein kleines ſchwaches Land, und der Graf brauchte ſehr viel Geld und das Land hatte ſehr wenig mehr.

In dem Lande lebte ein Mann, von dem man nicht ſagen konnte, was er für ein Geſchäft habe, und er hatte auch keins. Wäre er ein Baron geweſen, dann brauchte er nichts zu ſein, er hieße dann Herr Baron; er war aber kein Baron, alſo war er nicht bloß nichts, ſondern gar nichts. Er lotterte in den Straßen und den Wirthshäuſern umher, und daher hieß er der Herr Lotterer. Auch in den Werkſtätten der verſchiedenen Handwerker war er oft zu finden, aber nicht um mit thätig zu ſein, ſondern nur um ſich mit den Leuten zu unterhalten. Die Arbeiter verachteten zwar den Tagdieb, deß kümmerte er ſich aber nicht und er fragte ſie aus über all ihr Dichten und Trachten; oft kam er bis auf den Grund und da hörte er, daß faſt Jeder von der Zukunft noch ein beſonderes Glück erhoffte, plötzlichen Reichthum und dergleichen. Wenn er das hörte, ſchmunzelte er vor ſich hin und redete gar viel davon, daß man ſolche Hoffnung nie aufgeben dürfe, man habe Beiſpiele von Exempeln u. ſ. w. Dann ſaß der Herr Lotterer oft bis tief in die Nacht hinein in ſeiner einſamen Stube und ſchrieb große Zahlen auf ein Papier und rechnete und rechnete, daß man meinte, er habe über Millionen zu verfügen; dabei hungerte er aber, daß ihm die Schwarten krachten.

Eines Morgens bürſtete der Herr Lotterer ſorgfältig ſeinen fadenſcheinigen Frack und pfiff luſtige Weiſen; dann band er eine ſteife weiße Halsbinde um, ging auf das Schloß und ließ ſich bei dem Grafen melden. Als er vorgelaſſen war, verbeugte er ſich tief, lächelte und ſprach:

„Gnädiger Herr! werden verzeihen, es iſt allbekannt, wie die Quelle in Ihrem Staatsſchatze vertrocknet iſt. Daran iſt nicht Ihre allerhöchſte Weisheit ſchuld, die ſtets nur das Beſte des Landes will. Ihre Diener, ich will ſie nicht anklagen, haben in unbegreiflicher

Verblendung das Ergiebigſte überſehen. Erlauben Eure Hoheit, daß ich Hochdenſelben unterthänigſt mittheile, was ich durch langes Nachtwachen erſonnen habe. Man kann keine neue Steuer mehr ausſchreiben, wenn man ſich auch um die daraus entſtehende Erbitterung nicht kümmerte. Bereits wird Alles verſteuert: was man ißt und trinkt, Tanzen und Spielen, Sterben und Geborenwerden, Heirathen und Scheiden, Alles, Alles. Ich aber will bewirken, daß noch eine freiwillige Steuer gegeben werde, die alle bisherigen gezwungenen übertrifft. Ich hole die Steuer aus den geflickten Taſchen der Armen, zwiſchen Broſamen und ausgeriſſenen Knöpfen, ich beiße ſie aus den verknüpften Sacktuch-Enden hervor! Ja, was die Menſchen am meiſten nährt, iſt noch nicht verſteuert; ich meine: die Hoffnung und der Traum."

Der Herr Lotterer überreichte nun einen Plan, der alsbald ausgeführt wurde. Er errichtete eine wohlthätige Anſtalt, darin der Aermſte geſpeist wird mit — leeren Hoffnungen und eiteln Träumen. Die Anſtalt trägt noch heute den Namen ihres Urhebers: Lotterie. In Unſchuld gekleidete Waiſenknaben mußten die Looſe ziehen, um der Sache ein recht ſanftes Anſehen zu geben. Ein Theil des Gewinnſtes wurde mildthätigen Armenanſtalten zugewieſen und Alles hatte einen gar frommen Schein.

Der Herr Lotterer ſchrieb ein Büchlein, daraus zu lernen iſt, wie man unfehlbar gewinne: welche Nummer es zu bedeuten habe, wenn man von einer Katze, einem Habicht und dergleichen träumt, und wenn man von einem Menſchen träumt, da ſetze man die Nummer der Jahre, die er zählt und vom Tage ſeiner Geburt u. ſ. w. Das „Traumbüchlein, wonach man ſicher das große Loos gewinnt,“ wurde in einem Nachbarlande gedruckt und darauf durch öffentliche Bekanntmachung ſtreng verboten, damit man auch wiſſe, daß es erſchienen ſei und es um ſo gewiſſer kaufe. Von allen Kanzeln wurden die armen Leute verwarnt, nicht in die Lotterie zu ſetzen, damit ſie ja nicht vergäßen, daß ſie da ſei.

Der Herr Lotterer erlebte es, daß Viele ihm nacheiferten und nichtsthueriſch herumlotterten. Viele arbeitſame Handwerker, die er früher in ihren Werkſtätten beſucht hatte, wo ſie ſich emſig rührten und ihr eigentliches Vertrauen auf die Thätigkeit ihrer Hände ſetzten, ſchlenderten nun nichtsthueriſch umher, entzogen ihren Kindern das wenige Brod und ſetzten in die Lotterie; ſie liefen in beſtändigem Duſel umher und hingen den Träumen nach, was ſie beginnen ſollten, wenn ſie das große Loos gewännen. Sie bezahlten nun mit ihrem letzten Heller die leeren Träume und Wünſche, die ſie ehedem umſonſt gehabt und ſie träumten und hofften, bis ſie als Nieten in's Grab verſcharrt wurden.

Der Herr Lotterer iſt hochgeehrt in einem mit vier Rappen beſpannten Wagen in ein anderes Land gereiſt, um auch dort die Traum- und Hoffnungsſteuer einzuführen. Hier brachte er noch eine Verbeſſerung an, indem er in verſchiedenen Städten verſchiedene Lotterien errichtete; erſtlich, damit die Leute die Sache näher bei der Hand haben, und dann auch um den Glauben an das Glücksſpiel zu erhalten; denn dadurch fügte es ſich, daß eine Nummer, die ein armer Menſch hier geſetzt hatte, gerade in einer andern Stadt herauskam, und nun ward der Spieler um ſo eifriger, glaubte um ſo ſicherer an ſeine Träume und verwünſchte nur ſein Schickſal, das ihn an dem unrechten Orte ſetzen ließ. Vielleicht ſind mit der Zeit hiebei noch mehr Verbeſſerungen anzubringen, wenn ſich nur recht durchtriebene Köpfe daran machen.

Viele meinen zwar, der Herr Lotterer ſei der leibhaftige Teufel geweſen, der ſich nur als armer Schelm verkleidet habe; das iſt aber nicht wahr; er war nicht mehr und nicht weniger als ein pfiffiger Menſch. Der Teufel braucht ſich die Mühe nicht mehr zu geben, ſelbſt zu kommen; es giebt Leute genug, mit und ohne Uniform, die ſich eine Ehre daraus machen, dem Teufel gern und pünktlich ſeine Geſchäfte zu verſehen.

Der getreue Adjutant.

Ein Fürſt, der ſehr undeutlich ſprach, es aber allerhöchſt übel nahm, wenn man nicht recht verſtand, was er ſagte, hielt einmal eine große Heerſchau, oder wie es vornehmer heißt, eine Revue. Er will nun eine Schwenkung machen laſſen und ſagt dem Adjutanten in ſchnarrendem Ton: „Heradetant General von der vierten Schwadron vom dritten Reiterrejiment combiren radarada hidarada, derembem!“ Der Adjutant legt die Hand an den Tſchako und ſagt in fragendem Ton:

„Majeſtät befehlen?" Dieſer wiederholt: „Jeneral comdirn — radarada hidarada deramdam." „Sehr wohl!" erwidert der Adjutant und hup hup reitet er im geſtreckten Galopp davon bis zu dem General und ſagt: „Majeſtät comdiren radarada — hidarada deramdam." Und wie der Wind jagt er wieder zurück. Der General ſchreit ihm nach: „Mordelement, was denn? was denn?" Der Adjutant kehrt ſich aber nichts daran und iſt bald wieder auf ſeinem Poſten.

Was nun daraus geſchehen ſei? fragſt du?

Ja, proſt Mahlzeit, nicht alle Geſchichten haben ein End', und das hat auch ſein Gutes; wir können bei manchen noch ſelber das End' machen.

Nochmals von Kleidern.

Wenn du einen Flecken an deinem Kleid oder irgendwo einen Riß haſt, denkſt du oft: „Pah, das ſieht man nicht und die Leute haben Anderes zu thun, als immer Alles an mir auszumuſtern," — Du gehſt dann frank und frei herum und es kann oft ſein, du haſt Recht, es ſieht Niemand den Flecken und den Riß.

Wenn du aber etwas Schönes auf dem Leibe haſt, ſei es nur ein ſchön Halstuch, oder ein friſch Hemd mit weißer Bruſt, oder gar eine goldene Nadel u. dergl., da gehſt du oft mit herausforderndem Blick hinaus und ſchlägſt die Augen dann nieder, um nicht zu bemerken, wie alle Leute, was ſie in Händen haben, ſtehen und liegen laſſen und gar nichts weiter thun, als deine Herrlichkeit betrachten. — So meinſt du, aber das iſt auch gefehlt, kein Blick wendet ſich nach dir und deiner Pracht.

Das Einemal meinſt du, man ſieht dich gar nicht, und das Anderemal, die ganze Welt hat auf dich gewartet, um dich zu beſchauen; aber Beides iſt gefehlt.

Gerade ſo iſt's auch mit deinen Tugenden und Laſtern.

Wenn du einen böſen Weg gehſt, meinſt du, es kennt dich kein Menſch und Keiner ſieht nach dir um, und es iſt ſtockdunkel; wenn du aber dem Rechtſchaffenen nachgehſt, redeſt du dir oft ein, jeder Pflaſterſtein hat Augen, jedes Kind kennt dich und deine Gedanken, und tauſend Sonnen ſcheinen. Aber das Gute wie das Schlimme wird oft von der Welt überſehen. Ein Auge ſieht Alles, das iſt Gottes.

Drum halte dich ſelber, vor deinem Gott über dir und vor deinem Gewiſſen in dir in Ehren; dann brauchſt du nicht das Einemal zu fürchten, daß dich Alles ſieht und dir dabei etwas vorlügen, und das Anderemal zu zürnen, daß dich Niemand ſieht.

Selbſtregieren und Selbſtraſiren.

Der Doktor Gſcheitle thut auch manchmal, als ob er zu den Freiſinnigen gehöre; beſonders gern bringt er dann die Redensarten an, die er hier und da aufgeſchnappt hat. So ſagte er einmal im Wirthshauſe: „Die Bürger müſſen immer mehr ſelbſtändig und unabhängig werden. Es muß dahin kommen, daß jede Bürgerſchaft, jede Gemeinde, ſo viel als möglich ſich ſelbſt regiert, ſelbſt ihr Weſen verwaltet und Recht ſpricht. Selbſtregieren, das iſt die Hauptſache. Es iſt ja keine ſo große Kunſt.“ Der Hagenmaier, der zugegen war, erwiderte: „Das ſag' ich auch. Ich bin ganz einverſtanden. Aber es muß ſich auch Jeder unabhängig machen und ſich ſelbſt raſiren oder ſich den Bart ſtehen laſſen, wenn's ihm gefällt.“

Das will aber der Gſcheitle nicht, denn das legt ihm ſein Handwerk, und ſo geht's noch manchem Andern, der auch davon lebt, daß er die Menſchen einſeift und wenn's geſchehen kann über den Löffel barbirt.

Wo ſteckt der Teufel?

In einem Märchen, es iſt noch gar nicht alt, wird erzählt, daß der Teufel einmal auf Arbeit ausging und brav zu ſein verſprach, wenn man ihm vollauf zu thun gebe. Die Menſchen ließen ſich darauf ein und gaben ihm nun die mühſeligſten Sachen zu verrichten; aber kaum hatte man ihm geſagt, was er zu thun habe, war er wie der Wind wieder da und ſagte: „Ich bin fertig, gebt mir Arbeit oder ich werde wild.“ Die Menſchen wiſſen nun gar nicht, was ſie anfangen ſollen, bis Einer dem Teufel den Auftrag gibt, die Straße nach der nächſten Stadt ſo ſchnell zu pfläſtern, daß er ſie ſofort, beim Abfahren mit einer zweiſpännigen Kutſche, immer vor ſich gepfläſtert fände. Der Teufel brachte auch das zu Wege.

Das Märchen endet nun damit, aber die Geſchichte iſt darum noch nicht aus.

Das Pflaſter war fertig und der Teufel kam wieder und ſprach: „Gebt mir zu arbeiten oder ich werde wild.“ Jetzt wurde er in den Polizeiſtaat aufgenommen und ein Schreiberbeamter nahm ihn zu ſich und da hat er in den Akten zu thun, daß er nicht fertig wird bis an den jüngſten Tag. Wo ein Strahl des Lichts oder eine freie friſche Bewegung in die Welt dringen will, da wird der Teufel hingeſchickt, um das Loch zuzuſtopfen, durch welches das Licht eindringt, und die freie Bewegung einzuklemmen und zu knebeln. Hat er da ein Loch zugeſtopft und einen Strick feſter angezogen, bricht's an der andern Seite wieder los und er keucht und rennt hin und her und protokollirt und inquirirt und regiſtrirt und referirt, nimmt eine Supplik und eine Duplik auf und ſchreibt und ſandelt und ſiegelt, daß gar kein Ende zu finden iſt.

Freilich iſt dieſes ganze Geſchäft unnöthig und wenn man die Menſchen mehr gewähren ließe, könnte man die Hälfte des Amtirens erſparen; aber das iſt es ja eben, die unnöthigen Geſchäfte ſind immer die größten.

Da ſteckt der Teufel.

Gebt mir meinen Mann.

Bekannt iſt die Geſchichte von jenem ſchwäbiſchen Soldaten, der vor der Schlacht ſagte: „Wozu führen wir Krieg? Gebt mir meinen Mann von den Franzoſen heraus, ich will mich ſchon mit ihm vertragen.“

Aehnlich ließ ſich neuerdings ein Communiſt vernehmen, d. i. Einer, der da will, daß die Menſchen Alles, was ſie beſitzen, unter einander theilen ſollen. Er ſagte auch: „Gebt mir meinen Mann von den Reichen heraus, ich will ſchon mit ihm theilen.“

Das Märchen vom goldgelben Apfel.

Hoch oben in der Krone des alten Baumes hing ein goldgelber Apfel, der war ſo ſtolz und ſein Putzen dünkte ihn eine Krone. Wenn der Wind wehte und ihn ſchüttelte, rief er ſchnell: „Wind wiege mich!“ Er wollte vor ſich ſelbſt und vor den Aepfeln unter ihm ſich den Anſchein geben, als habe er über den Wind zu befehlen. Troff ein Regen herab und glitt durch Blatt und Zweig, ſchnell rief der goldgelbe Apfel: „Waſſer waſch' mich!“ Denn er wollte ſich und Die unter ihm wieder glauben machen, er habe den Regen ſo beſtellt und der müſſe ihm gehorchen.

Wenn man ſo etwas oft verbringt, glauben's am Ende nicht nur die Andern, ſondern man glaubt's auch ſelber.

Der goldgelbe Apfel hatte ſich nämlich auch eingeredet und es auch wieder den Anderen vorgeſagt, er allein ſei der wirkliche und wahrhafte Nachkomme von dem uralten Apfelkern, den man vor vielen, vielen Jahren in den Boden gepflanzt und aus dem dieſer Baum erwachſen war. Jener uralte Apfelkern ſtammte nach einer Familienſage in gerader Linie von dem Apfel ab, den Vater Adam mit ſeiner Frau Liebſten im Paradieſe verzehrt hatte.

In dieſem Gedanken beſtärkte den goldgelben Apfel auch ſeine Leibgarde, die Hummeln. Dieſe waren prächtig uniformirt, in feinen Pelzen wie die ruſſiſchen Koſaken. Mittags um zwölfe, im ſchönen Sonnenſchein, hielten ſie regelmäßig Parade auf den Baumblättern in der Nähe; ſie muſizirten gar ſchön und die Raupen ſtreckten in aller Ruhe die Köpfe empor und verdauten gut dabei. Mitunter kam auch ein Commando von den Lanzenträgern, den Horniſſen; ſie blieben ſtill und hielten ſich nie lange auf; ſie waren friedlich gegen Jedermann, der ihnen ehrerbietig und raſch aus dem Wege ging; ſie trugen ihr Schwert ſtets in der Scheide, bis ſie es zu einer Ehrenſache brauchten.

Keiner aber, weder eine Hummel noch eine Horniſſe beurlaubte ſich, ohne vorher den goldgelben Apfel lange und innig geküßt zu haben; und jedesmal, wenn ſie fortgingen, meinte der goldgelbe Apfel, daß er ganz ſchwach ſei. Das klagte er einer alten vornehmen Vertrauten, der ſtattlichen Schmeißfliege, die in Schwarz gekleidet war und den goldgelben Apfel in der Dämmerung beſuchte und in Schlaf ſang; ſie ſummte:

„Gruß und Kuß von dem Fräulein Kloſterbirne drüben in Nachbar Juchtenheims Garten; ach! ſie ſtirbt faſt vor Sehnſucht nach dir. Ein zudringlicher Lederapfel, der in der Nähe wohnt, will ihr den Hof machen, ſie bleibt dir aber treu, ſie iſt auch ſo edel goldgelb wie du, da haſt du den Kuß von ihr.“ „Au, au, du thuſt mir weh, du biſt gerade an meine wunde Stelle gekommen,“ ſchrie der goldgelbe Apfel; die Schmeißfliege hörte aber nicht auf zu küſſen und ſich voll zu ſaugen; und als ſie endlich ſatt war, ſagte ſie: „Du biſt liebeskrank.“ „Nein,“ antwortete der goldgelbe Apfel, „ich fühle, wie mir etwas mein Eingeweide verzehrt, au! wie das ſchneidet! Wenn das ſo fortdauert, ſterbe ich bald, und mich ärgern noch dazu die Aepfel unter mir mit ihren dummen rothen Backen, ſie haben die Frechheit zu ſagen, ſie ſeien gerade ſo fein und ſo reif wie ich, ſie ſeien aus demſelben Stamm und hätten Luft und Sonne und Regen gehabt wie ich.“ „Laß dir nur vor den Frechen Nichts von deiner Krankheit merken,“ ſummte die Schmeißfliege, „dir ſoll geholfen werden. Ich habe einen alten Bekannten, den Doktor Raupe, er iſt ein großer Gelehrter, er ging von keinem Blatt weg, bis er es ganz in ſich aufgenommen hatte; jetzt hat er ſich in ſeine Studirſtube eingeſponnen, ich weiß nicht, was er vor hat, wenn er aber herauskommt, der kann dir gewiß helfen.“

In der Nacht ſpürte der goldgelbe Apfel grimmige Schmerzen im Leib, aber je kranker er war, deſto ſtolzer that er und er rief zu den Aepfeln hinab, die heimlich mit den Blättern flüſterten: „Seid ſtill, Ihr unzeitigen grünen und rothen Unterthanen, ihr unreifen Geſchöpfe! Ich allein bin reif und habe euch zu befehlen.“ Die Aepfel aber kehrten ſich nicht daran und der Goldgelbe ſchrie zornig: „Wartet nur, wenn ich hinab komme, ich ſchlage euch Alle zu Boden.“

Am Morgen, als Alles im Thau glitzerte, kam die Schmeißfliege und ſummte faſt athemlos: „Der Doktor kommt ſogleich! Ach! wie hat ſich der verwandelt, man kennt ihn gar nicht mehr; das iſt nicht mehr der Alte von früher, wo er ſo viel Sitzfleiſch hatte, nicht vom Fleck konnte und jedes Blatt bis auf die Faſern ſtudirte, er iſt jetzt ein luftiger Kiekindiewelt geworden. Unterwegs hatte er ſich bei einer dummen Roſe aufgehalten, die doch nichts kann als blühen und duften, und ihr ſchönen guten Morgen geſagt; er iſt ganz verändert, er giebt ſich jetzt mit den kleinſten Blumen ab und denkt gar nicht mehr an die großen Bäume. Endlich, da iſt er.“

Ein Schmetterling kam geflogen und als er den goldgelben Apfel ſah, ſetzte er ſich auf ein Blatt daneben, ſchlug die Flügel zuſammen, ſchüttelte mit dem Kopf und ſchwieg. Als er fort flog, begleitete ihn die Schmeißfliege noch eine Strecke und fragte, wie es mit dem Kranken ſtehe. Der Schmetterling ſagte: „Der iſt wurmſtichig, der ſtirbt, bevor die Sonne untergeht.“ Als die Schmeißfliege das hörte, flog ſie zurück und dachte: „So? Steht's ſo? Nun ſo will ich noch genießen, was zu bekommen iſt.“ Sie heuchelte keine Küſſe mehr, ſondern ſog ſich voll bis oben auf, ſo ſehr auch der Apfel ächzte und krächzte; ſie wiſchte ſich endlich das Maul und flog auch davon.

Am Mittag, als die Sonne hoch am Himmel ſtand, von Wolken verdeckt, kamen die Hummeln; ſie fanden den Apfel ſehr leidend, und noch bevor ſie muſizirt hatten, hingen ſie ſich an ihn, wie ſie ſagten, aus Liebe, in der That aber bedeckten ſie ihn ganz, um ihn auszuſaugen.

Da trat die Sonne aus den Wolken, ein heißer Sonnenſtrahl fiel ſchneidend auf den goldgelben Apfel, der Stiel löſte ſich vom Zweige, die Hummeln retteten ſich noch im Fluge, der Apfel fiel durch das Gezweige raſchelnd nieder in das Gras. Dort verzehrten ihn die Hummeln und die Horniſſen noch vollauf und der Wurm fraß von innen, bis Nichts mehr da war. Die Schmeißfliege ſaß daneben auf einem Grashalm und wiſchte ſich die Augen aus, ſie weinte, wie ſie laut verkündete, aus Trauer über den hochedeln Verſtorbenen; in der That aber quollen ihr die Augen vor Aerger, weil ſie neben den ſcharf Bewaffneten nicht beikommen konnte.

So erging's dem goldgelben Apfel. Die geſunden Aepfel hängen noch an den Bäumen, ſie ſind jetzt auch reif, hoffentlich brechen oder ſchütteln wir ſie bald.

Der unbequeme Weg.

Auf einem Rathhauſe, in dem es vormals viel Mäuſe gegeben haben ſoll, bis man in neuerer Zeit die Mauslöcher zuſtopfte und Oeffentlichkeit und helles Licht einführte, was den Mäuſen gar nicht paßt — auf dieſem Rathhauſe ließ ſich ein Dieb freiwillig einſperren, heißt das, er war bisher kein Dieb, ſondern machte ſich jetzt erſt dazu.

Als Abends alle Thüren geſchloſſen wurden, duckte ſich der Diebskandidat in eine Ecke und ſpät in der Nacht, da Alles ſtill geworden, wollte er auch keinen Lärm machen, öffnete ganz leiſe die Thüre und darauf die Kaſſe, drin die Gemeindegelder waren. Um ja die Menſchen nicht aus ihrer Ruhe aufzuſtören, hat er ſich die Stiefel ausgezogen und nachdem er ſich alle Taſchen gefüllt hatte, belegte er ſich noch die Sohlen inwendig mit doppelten Thalern und er ward auch ganz ſtolz, da er auf Thalern ging und ſtand. Nun ward er aber herablaſſend, indem er ein Seil an das Fenſterkreuz gebunden hatte, ſich hinausſchwang und hinab zu rutſchen ſuchte. Aber das Seil ſchnitt ihm tiefe Schrunden in die Hände, faſt bis auf die Knochen und noch ein Stockwerk hoch vom Boden entfernt, ließ er vor Schmerzen los und ſtürzte herab. Wie weh that das jetzt, als das Thalerpflaſter und das Steinpflaſter auf einander ſtießen. Der arme Reiche knackte zuſammen, wie wenn er nie auf zwei Beinen geſtanden hätte. Nun da er zu Falle gekommen war, ſprang das Geld aus den Taſchen, wie treuloſe Freunde. Da lag er jetzt, und konnte kein Glied rühren, und als es Tag wurde, verſammelte ſich eine große Menge Menſchen um ihn; es war leicht zu ſehen, was da vorgefallen oder eigentlich herabgefallen war. Der Doktor Gſcheitle war auch mit unter den Verſammelten und er ſagte zu dem vormaligen Candidaten, der jetzt ſich zum Dieb examinirt hatte:

„Aber guter Mann, warum habt ihr den ſonderbaren Weg genommen, warum ſeid ihr nicht auch die Treppe herunter gegangen wie die anderen Herren auch?“

Er iſt ein Pfiffikus der Gſcheitle, er weiß ſeine Bosheit anzubringen, daß man ihm nicht beikommen kann.

Herr und Meiſter.

Wir haben noch ein gutes altes Wort, mit dem wir einem Jeden den Herrn austreiben könnten — wenn wir nämlich Meiſter würden. Vor Zeiten hieß jeder ſelbſtändige Bürger: Meiſter, und die Engländer, die großentheils von den alten Deutſchen abſtammen und viel von deren alten Bräuchen und Rechten erhalten haben, nennen noch jetzt jeden Mann: Meiſter und jede Frau: Meiſterin. In Oberdeutſchland, wozu auch die deutſche Schweiz gerechnet werden muß, ſagen noch heutigen Tages die Dienſtboten nicht Herr und Frau, ſondern Meiſter und Meiſterin.

Die Franzoſen haben einmal zur Revolutionszeit das Wort: Herr abgeſchafft; es durfte Niemand mehr mit Herr angeredet werden, ſondern nur mit: Bürger. Das iſt allerdings der höchſte und ſchönſte Titel. So etwas ſchafft ſich aber nicht durch ein Geſetz ab, das muß die Sitte, die Gewohnheit thun.

Bei uns Deutſchen kommt das Wort Meiſter nach und nach faſt ganz in Abgang, ſeitdem die Handwerksleute faſt alle Fabrikanten heißen wollen. Bei Ritt-, Stall- und Wachtmeiſter hat das Wort noch ſeine volle Bedeutung. Bei anderen Worten klingt es aber in unſeren Tagen faſt wie Hohn und Spott. So bei Bürgermeiſter. Der iſt oft gerade am wenigſten Meiſter über die Bürger, ſondern ein ganz Anderer mit einem andern Titel. Der Hofmeiſter, wie man die Erzieher nennt, hat bei Hof am wenigſten zu ſagen. In Wien nennt man die Thürwächter Hausmeiſter, vielleicht gerade, weil ſie die Untergebenen des Hauſes ſind. Und nun gar die Schulmeiſter, die könnte man in unſeren Tagen leider oft Schulſklaven nennen.

Will's Gott, werden wir künftig einmal Meiſter ſtatt Herren.

Eine Wetterregel.

Wenn die Stricke und Riemen kürzer werden, giebt's bald Regen, vielleicht auch ein Ungewitter. An vielen Orten werden jetzt die Regierungszügel kürzer eingezogen, die Stricke und Riemen ſpannen; es giebt wohl bald einen Regen, dann werden die Stricke von ſelber luck, und die wo faul ſind, brechen gar entzwei.

Neuer deutſcher Briefſteller.

Da iſt alſo der gewünſchte Brief von einem Schulmeiſter. Der Kopf von der Einleitung kann wegbleiben, dann aber heißt's wörtlich:

Mi . . . . dorf, den 1. Juli 1848.

. . . . die Zuſtände und Nöthen des Volks-Schullehrers kann dir Niemand in einem Briefe ſo ſchildern, wie du gewünſcht haſt. Seiner Zeit werde ich einmal verſuchen, meine ganze Lebens- und Leidensgeſchichte einfach in einem kleinen Büchlein aufzuſchreiben. Was der Eine erlebt und erlitten hat, das paßt mit wenigen Aenderungen auch auf den Andern. Leider darf ich nicht hoffen, daß dadurch in der That etwas gebeſſert werde. Das macht die Finger zittern beim Schreiben, das ſchnürt die Kehle zu beim Sprechen, wenn eine geheime Stimme uns zuruft: es wird doch wieder Alles beim Alten bleiben. Verzweifeln möchte man dann. Wie tapfer haben die freiſinnigen Abgeordneten in der bayriſchen, würtembergiſchen, badiſchen und ſächſiſchen Volkskammer für uns geſtritten und gerungen; und was iſt unſer Loos? Immer noch das alte Elend. Wie alle Erlöſung und Verbeſſerung ſollen wir auch die unſere erſt von der Zukunft erwarten. Iſt aber nicht morgen auch eine Zukunft? Iſt nicht jeder Tag, den man in Schmach und Noth verlebt, ein verlorenes Stück Leben? Wenn es einmal ein wahrhaftes und wehrhaftes Deutſchland geben wird, voll Kraft und ſelbſtändig nach innen und geehrt nach außen, da wird man's nicht begreifen, wie wir ſo lang in unſeren jetzigen Verhältniſſen leben, wie wir nur eine Stunde glücklich und heiter ſein konnten. Freilich, die Bedientenſeelen, die im Wohlleben ſtecken, lächeln gar vornehm über das, was ein armer Dorfſchulmeiſter zu ſagen und zu klagen hat. Es muß aber anders kommen, es muß, wenn eine Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden iſt. Wir Schulmeiſter ſollen die Seelen der Jugend bilden, uns iſt das Edelſte anvertraut, die ganze Hoffnung und Zukunft eines Volkes. Wir ſollen und müſſen uns jugendlich erhalten, friſch und kräftig; wie iſt das aber möglich, wenn uns Kummer und Sorge um das Allernothwendigſte im Leben die Seele zuſammenpreßt und jeden Morgen umdunkelt? Hundertmal habe ich mir ſchon gewünſcht, wenn ich nur ein Stallknecht im Hofmarſtall oder, Gott verzeih' mir's, ein Pferd dort wäre.

Doch, du haſt im vorigen Jahrgang geklagt, daß man dir ſolche Allgemeinheiten ſchreibe; ich breche ab. Obiges kannſt du abdrucken laſſen oder nicht, wie es dir tauglich ſcheint.

Erfreulicheres drängt mich, dir zu ſchreiben.

Wie thut es doch dem Menſchen ſo wohl, wenn er ſich auf die Zehen ſtellt und über ſein eigenes Elend hinausſehen kann, zumal wo etwas Gutes ſeinen Blick feſſelt.

Ich hege zwar auch durchaus die Meinung, daß das Große und Gute nicht mehr von einzelnen hervorragenden Menſchen ausgeht. Eine Gemeinſchaft ſelbſtbewußter Menſchen iſt größer als ein noch ſo hoch begabter

Einzelner. Je mehr ſich Erkenntniß und Bildung verbreitet, um ſo weniger wird es einem großen Manne möglich ſein, ein Land, ein Volk, eine Zeit, allein zu beſtimmen. Der Meiſter und Herrſcher unſerer Gegenwart und Zukunft iſt der Held: Verein! Dennoch aber muß es Menſchen geben, die die Anderen zur Vereinigung anregen und führen und Anfangs die Leitung in die Hand nehmen. Unſer ganzes Dorf geht jetzt beſſeren Verhältniſſen entgegen, hauptſächlich durch zwei Menſchen: nämlich durch unſern Pfarrer und unſern Bürgermeiſter.

Du biſt Keiner von denen, die in geſchminkter Faulheit und Fäulniß wollen, daß man einſtweilen gar Nichts thue, Alles ſo recht grundmäßig zerfallen und verderben laſſe, weil ſo viel Schmach und Noth auf dem Vaterlande laſtet. Wenn ja einſt das deutſche Vaterland in ſich geeinigt, in Ehre vor ſich und vor der Welt daſteht; dann iſt noch keineswegs damit erreicht, daß jeder Menſch in ſeiner Seele und in ſeinem Hausweſen gut wirthſchaften kann. Der Zweck aller Freiheit iſt doch nur, daß Jeder ohne Hinderniß ein echter Menſch werde. Nun darf man aber einſtweilen nicht müſſig ſein; das Feld der Seele wie der vor uns ausgebreitete Boden muß einſtweilen angebaut und fruchtreich gemacht werden, ſo gut als möglich. Jetzt müßig zu ſein in Vervollkommnung ſeiner Seele, das wäre gerade, wie wenn ein Bauer ſeinen Acker ſchlecht beſtellt, weil er noch Zehnten geben muß, weil er noch nicht den vollen Ertrag hat, wie's ihm gebührt. Man muß es daher Jedem Dank wiſſen, der einſtweilen auch nur die kleinſte Verbeſſerung in's Werk ſetzt; ſie wird Stand halten, wenn einſt die große, das ganze Volk erquickende kommt.

Meine Uhr hat ein doppeltes Gehäuſe und mein Brief eine doppelte Einleitung; jetzt aber ſchauen wir in's Werk, die Unruhe geht auf einem geſchliffenen Edelſtein.

Unſer Pfarrer hat für ſeine guten Beſtrebungen vor Allem dadurch einen ſichern Stützpunkt gewonnen, daß er das gemeinnützige Trachten und den Edelſinn in ſeinen eigenen Angelegenheiten bewährte.

Er iſt ein Mann, wie man ſagt, in den beſten Jahren. Nicht lange nachdem er hieher verſetzt war, kam er mit einem ſeltſamen Vorſchlag in den Gemeinderath; er verlangte, daß man ihm die ſogenannten Stol- und Caſualgebühren als feſte Beſoldung aus Gemeindemitteln bezahle. Anfangs war Alles ſtutzig, der Pfarrer aber nahm die Kirchenbücher und zeigte: ſo und ſo viel Taufen, Hochzeiten und Leichenbegängniſſe kommen durchſchnittlich im Jahr vor; das Minimum (der geringſte Betrag), was dafür erſtattet werden muß, iſt von der obern Kirchenbehörde feſtgeſetzt, hienach alſo möge der Geſammtbetrag beſtimmt werden. Der Gemeinderath wollte darauf natürlich nicht ohne Gemeindeverſammlung eingehen; in dieſer, die demzufolge anberaumt wurde, hielt der Pfarrer eine Rede, ich wollte ich könnte ſie dir ganz aufſchreiben; der weſentlichſte Grundgedanke aber war: Ich bin euer Geiſtlicher, für alle eure religiöſen Angelegenheiten angeſtellt; ſo wenig mir nun der Gottesdienſt und die Predigt an Sonn-

und Feiertagen beſonders bezahlt werden, ſo wenig ſollten die heiligen Handlungen, deren Vollziehung Dieſer oder Jener von mir bedarf, beſonders vergütet werden. Dieſe Gebühren ſind jedoch ein Theil meiner Beſoldung, ich kann euch nichts ſchenken, will aber von euch auch nichts geſchenkt haben. Die alte Anſicht, daß man dem Pfarrer Geſchenke machen müſſe und daß er ſie annehme, ſtammt noch aus der Zeit der Bettelmönche: ich bin kein Bettelmönch. Es iſt ein ſchrecklicher Gedanke, wenn der Arme mit Recht oder Unrecht glaubt, der Pfarrer ſei für ihn bei einer Taufe, einem Leichenbegängniſſe läſſiger, weil er keine großen Geſchenke machen könne. Ihr ſeid Alle gleich vor Gott und vor Dem, der der wahre Menſch iſt. Die heiligen Handlungen, deren ihr bedürft, verrichte ich euch ohne Unterſchied; darum wünſche ich, daß ich dafür von der Gemeinde insgeſammt und nicht von den Einzelnen bezahlt werde. Beſſer wär's, ich bedürfte gar keines Lohnes; aber ich verwende nun einmal meine Zeit und all mein Denken für euch, und ihr müßt mich dafür ernähren. — Nun wiederholte der Pfarrer ſeinen frühern Vorſchlag, belegte ihn mit Zahlen und verlangte nur zwei Drittheile des durchſchnittlichen Geſammtbetrages. Dies wurde mit Freuden bewilligt. Zuletzt verkündete er noch ein- für allemal, daß ihm bei den Anmeldungen zur Communion nicht, wie bisher gebräuchlich, irgend ein Geſchenk in's Haus gebracht werden dürfe, indem er Nichts annehme.

Du kannſt mir's glauben, daß der Pfarrer ſich hiedurch die Herzen Aller gewonnen hat. Einige Reiche, die ihre alte Zuthunlichkeit beim Pfarrer nicht aufgeben wollten, und denen es gar nicht gefiel, daß ſie nicht größere Geltung haben ſollten als der ärmſte Häusler, waren ihm eine Zeit lang gram, ſie hielten ſeine Uneigennützigkeit für Stolz — und ſahen doch ihren eigenen Stolz nicht. Nach und nach hat er aber auch dieſe gewonnen, indem er ihnen Gelegenheit genug gab, ihre beſſeren Verhältniſſe für die Gemeinde geltend zu machen; denn die Eitelkeit iſt einmal nicht auszurotten, und das hat wohl auch ſein Gutes; nicht Jeder iſt erhaben genug, um das Gute ſo zu thun, daß davon keinerlei Glorienſchein auf ſein Haupt fällt. Das Streben nach Auszeichnung, wie ich die noch reine Quelle der ſpäter daraus entſpringenden Eitelkeit nennen möchte, erweckt die Menſchen zu manchem Beſſern. Die Leidenſchaften, recht benutzt und geleitet, können zu kräftigen Anlagen werden.

Bei ſeinen Amtsbrüdern in der Gegend hat ſich der Pfarrer viel Geſpött und Uebelwollen zugezogen, aber die Gemeinde verehrt ihn; er iſt in allen Häuſern heimiſch. Ich möchte ſagen: wie die Kirchuhr der äußere, ſo iſt er der innere Zeitmeſſer, das große Herz der Gemeinde.

Ich ſchwärme nicht, denn ich ſehe den Pfarrer ſeit den anderthalb Jahren ſeines Hierſeins faſt täglich, und wen man täglich ſieht, für den kann man nicht ſchwärmen. Einen wahrhaft guten Menſchen lernt man nur immer feſter lieben, immer höher verehren, je vertrauter man mit ſeinem Weſen wird. Der Pfarrer behandelt mich brüderlich, ohne den leiſeſten Hochmuth;

ſcherzend ſagt er oft: „Wir Beiden ſind die Wachmannſchaft, die vom großen Gott hier in dies einſame Thal ausgeſtellt iſt.“ Wenn ich zu ihm komme, fragt er bisweilen: „Iſt nichts vorgefallen auf dem Poſten?“

Meine Noth geht meinem Kameraden auf der Wache tief zu Herzen, er ſagt: es werde und müſſe geholfen werden, nur ſolle vorher Manches in der Gemeinde beſſer im Stande ſein. Ich harre in Geduld und viel leichter als je zuvor; ſo viel thut die Nähe eines Menſchen, der uns die Zuverſicht giebt, daß das Echte noch nicht erſtorben iſt in der Menſchheit.

Du kannſt dir kaum vorſtellen, welch eine Rührigkeit, welch ein Leben der Pfarrer in die ganze Gemeinde gebracht hat. Es ergiebt ſich, daß weit mehr tüchtige Männer hier ſind, als man je geahnt oder geglaubt hätte. Verarge oder mißdeute mir es nicht, wenn ich mir auch etwas davon zuſchreibe, denn ich bin bereits zwanzig Jahr hier im Orte Lehrer. Was habe ich denn auf dieſer Welt, wenn ich mir nicht bekennen darf, daß ich wenigſtens nicht umſonſt gelitten und doch auch manches Gute gepflanzt habe?

Eine eigenthümliche Bewegung entſtand dadurch, daß ſie bei der letzten Bürgermeiſterwahl durchaus den Pfarrer wählen wollten, was doch der Gemeindeordnung zufolge nicht ſtatthaft iſt. Hierdurch bewirkte aber der Pfarrer, daß ein äußerſt verſtändiger junger Bauer (er war früher einer meiner beſten Schüler, ſollte Schulmeiſter werden, ich hielt ihn aber davon ab) zum Bürgermeiſter gewählt wurde, obgleich er keineswegs zu der

Reicheren gehört. Das ganze Dorf hat nun gewiſſermaßen Methode erhalten, es iſt weit mehr Planmäßigkeit in Allem, was geſchieht und vorbereitet wird. Alles entfaltet ſich zum Beſſern, aber naturgemäß nur allmälig. Es kann Nichts ſchnell gehen auf dem Lande. Ein Pferd, das, vor den Pflug geſpannt, Furchen in die Erde zieht zur Empfängniß neuer Saat, das kann nicht ſo ſchnell rennen wie ein leichter Springer vor der Kaleſche auf gebahnter Straße. Hat das Ackerpferd dann auch einmal Leichteres zu ziehen, es iſt an den alten Gang gewöhnt.

Die große Maſſe des Volkes gelangt erſt jetzt wieder zu friſchem Leben, und wie lange waren die Lebensadern mit Actenſchnüren unterbunden!

Bereits hat die äußere Geſtalt des Dorfes ein verändertes Anſehen gewonnen. Während man früher nur mühſam durch den Koth waten konnte, iſt es jetzt in allen Gaſſen wie auf einer Kegelbahn. Gemauerte Rinnen ſind an den Seiten der Straße und dieſe wird wöchentlich zweimal gekehrt. Die Leute haben hiedurch auch an Dünger gewonnen. Der Pfarrer war nicht zu ſtolz, dieſe geringfügig ſcheinende Sache ſelbſt anzuordnen und zu leiten. — Wir haben jetzt auch viel mehr Blumen im Dorfe als je zuvor. Der Pfarrer ſelbſt iſt ein geſchickter Gärtner; er gehört auch zu den berühmten Botanikern (Pflanzenkundigen). Vor vielen Häuſern hat man neue Plätzchen gewonnen, um dort Blumen zu hegen und ſelten wird ein ſolches Gärtchen beſchädigt; das will viel bedeuten, das zeugt von einem guten Geiſte.

Nicht bloß Verſchönerndes, ſondern auch viel unmittelbar Gemeinnütziges iſt geſtiftet worden und in der Vorbereitung begriffen.

Die Ablöſung der Zehnten und Frohnen, die jetzt bei uns ſtattfindet, iſt nicht ſo durchweg ein Glück, wie man dem erſten Anſchein nach glaubt. Allerdings wird hiedurch der Bauer erſt wahrhaft freier Eigenthümer, aber er ladet ſich oft eine Kapitallaſt auf, die drückender iſt als die vormalige Naturalabgabe, weil der Zins von der Kapitalſchuld gleichmäßig bezahlt werden muß, gleichviel ob die Aehre völlig geladen habe oder ausgebeutelt ſei.

Nun hat aber unſere Gemeinde die Zehnten und Frohnen gemeinſam abgelöst und zu dem Behuf eine Gemeindeſchuld aufgenommen. Damit dieſe aber nach und nach amortiſirt (getilgt) werde, bezieht die Gemeinde noch fort und fort den Zehnten u. ſ. w., verkauft das Erträgniß, und nach Verlauf von etwa 25 Jahren iſt die Gemeinde von ſelbſt frei.

Auch iſt die ganze Gemeinde der Hagelverſicherungsgeſellſchaft beigetreten; ſie kommt dadurch viel billiger weg, als wenn bloß Einzelne verſichern. Freilich iſt das eine neue und keineswegs unbedeutende Laſt, zumal da die gewöhnlichen Steuern ſchon faſt unerſchwinglich ſind; will man aber nicht in Angſt und Bangen vor jeder Wolke leben, ſo giebt es kein beſſeres Sicherungsmittel. Nur die kraſſe Betbrüderei, die aber die echte Gottloſigkeit iſt, kann dieſe Vereine verdammen, als ob ſie das echte Gottvertrauen ſchmälerten, wie man aus gleichem blinden Eifer die Blitzableiter verketzern wollte. Gott ändert den geheimnißvollen Lauf und die Geſetze der Natur nicht, darum hat er uns als Menſchen Vernunft und Mittel an die Hand gegeben, uns gegen Unfälle möglichſt zu ſichern; dieſe Mittel zu gebrauchen, das iſt Gott gefällig, und läſterlich iſt's, müßig die Hände zu ringen, wo man hätte werkthätig zugreifen können.

Der Pfarrer hat mir von der Oberſchulbehörde die Erlaubniß zur Uebernahme einer Agentur (Annahmeſtelle) von der Vieh- und von der Möbel- (Hausrath)-Verſicherungsgeſellſchaft ausgewirkt. Schon treten Einzelne bei. Ich habe dadurch nicht nur einen kleinen Nebenverdienſt, ſondern werde zugleich auch noch meinen Mitbürgern nützlich. Ich lege das, was ich dadurch erwerbe, zurück und will mich in die Lebensverſicherung einkaufen, damit meine Frau und Kinder nach meinem Tode doch auch etwas haben. Unſere Schullehrerwittwenkaſſe kann kaum ſo viel geben, daß man nothdürftig vier Wochen Krankheit davon beſtreiten kann. Es werden ſo viele milde Stiftungen gemacht, ja man errichtet ſogar wiederum reiche Klöſter, warum denkt Niemand an die Schullehrerwittwenkaſſe? Warum?

Wir haben hier nun auch einen Gemeindebackofen, der ſich ſehr nützlich erweist, nicht blos in der Holzerſparniß. Anfangs waren die Frauen grimmige Gegnerinnen, weil die heimlichen Schmalzkuchen vor der Sonne der Oeffentlichkeit etwas abmagerten und ſich verminderten. Jetzt geht's aber ſchon beſſer.

Ein wichtiges Werk wird jetzt vorbereitet, nämlich ein Gemeindevorrathshaus, beſonders für die Saatfrucht.

Ein anderes iſt bereits in ſchönſtem Gedeihen, es iſt auch ein Gemeindevorrathshaus und ebenfalls für die junge Saat: ich meine den Kindergarten. Wir haben die Spiele und den Namen, die der wackere Fröbel in Keilhau dafür gegeben, in unſerer Kleinkinderbewahranſtalt angenommen. Ich habe meine älteſte Tochter Joſephe, die wie meine beiden anderen Töchter in der Stadt diente, zu dieſem Behuf nach Hauſe genommen und ſie iſt ganz voll Seligkeit, die Kinder hüten, warten und erheitern zu können. Meine Joſephe iſt ein ſtarkmuthiges, geſundes Mädchen, das iſt vor Allem nöthig, denn es iſt keine Kleinigkeit, 70—80 kleine Kinder zu hüten. Manche alte, zur Ruhe geſetzte Männer und Frauen kommen oft und helfen. — Fürchte nicht, daß das harmloſe, freie Kinderleben jetzt auch eingepfercht wird; es herrſcht die größte Ungezwungenheit. Nur Eines bringt die Kinder zur Gemeinſamkeit und Botmäßigkeit, das iſt der Geſang; die Kinder lernen faſt nichts als Singen. Eine eigenthümliche Bedeutung liegt auch darin, daß die Spielzeuge keinem Kind angehören, ſondern Eigenthum der Anſtalt ſind, mit dem aber Jedes frei ſchalten kann. Ich könnte dir über die unſägliche Wohlthätigkeit dieſer Anſtalt noch viele Blätter voll ſchreiben, ich will aber nur noch darauf hindeuten, wie nothwendig ſie iſt, wenn man weiß und bedenkt, wie viele Leute, wenn ſie auf's Feld gehen, die Kinder einſperren oder wild rennen laſſen und oft allem Unglück preisgeben. Anfangs wollte es den Anſchein gewinnen, als ob nur die Taglöhnernden, die Aermſten, die Anſtalt benutzen wollten; Jeder gab ſich ſonach Mühe, nicht zu ſolchen gerechnet zu werden. Seitdem aber der Bürgermeiſter und einige Gemeinderäthe die eigenen Kinder ſchicken, iſt Alles im beſten Gang.

Im verfloſſenen Frühling hat die ganze Gemeinde, Groß und Klein, zum Erſtenmal wieder das alte Maifeſt im Freien gefeiert. Auf dem nahen Reitersberge, wo man eine herrliche Ausſicht genießt, hielt der Pfarrer auf einer mit Blumen geſchmückten, aus Raſen erbauten Kanzel eine Rede voll heiliger Naturandacht. Beſonders ſchön war dann noch, als außer den Schulkindern auch die ganz Kleinen mit Fahnen und ſingend einherzogen. Jeder blickte mit doppelter Freude auf ſein Kind, wie es in der Reihe ging. Als hierauf die Eltern ihre Kinder zu ſich nahmen, war's, als ob ſie dieſelben von Neuem geſchenkt bekommen hätten. — Die Muſik, die den Geſang zum Gottesdienſt begleitet hatte, ſpielte gegen Abend zum Tanz auf, Alles war voll ſchöner ſittlich gehobener Heiterkeit. Es fiel hierbei zum Erſtenmal auf, daß man den Galopptanz nicht gut auf der Wieſe ausführen kann.

Man geht auch damit um, ein freies Arbeitshaus für unbeſchäftigte Arme zu errichten; dazu bedarf es aber einer nicht unbedeutenden Summe, die Sache ſteht daher noch in weitem Feld, iſt aber keineswegs aufgegeben.

Du mußt dir aber nicht vorſtellen, daß unſer Dorf ein blank geputztes Seligenthal oder Engelheim ſei, wo Alles in Honigfarben glänzt; es geht noch Manches drunter und drüber, aber das Gute dringt allmälig durch und wird mächtig durch Vereinigung der Kräfte.

Ich habe meinem Pfarrer mitgetheilt, daß ich dir ſchreiben wolle und ihn gebeten, den Brief durchzuſehen; er hat es aber abgelehnt, indem er bemerkte: „Sie ſind ein ſelbſtändiger, freier Mann; ſchreiben Sie nach Gutdünken. Wenn Sie mich loben, machen Sie es nicht gar zu bunt, ein Wenig laſſe ich mir ſchon gefallen.“

Ich will dir auch von ihm ſagen, daß er im letzten Jahrgang nicht ſo zufrieden mit dir war, wie früher, namentlich ſei die Geſchichte von dem Kindsmord zu ſcharf geſpitzt. Du ſolleſt an das Sprüchwort denken. Das Mädchen ſei auch ſchuldvoll, beſonders dadurch, daß es das Kind ſo ſträflich vergißt; er läßt dich aber ermahnen nur fortzufahren und es beſſer zu machen, wenn du kannſt. Mein Pfarrer iſt auch ein Feind der Vereine gegen Thierquälerei wie du, beſonders auch, weil der Verein die Polizei zu Hülfe ruft. Der freie Trieb und der eigentliche Charakter des Sittlichen fehlt, wenn das Gute durch polizeiliche Strafgewalt in's Werk geſetzt wird; die ganze Wirkung, die auf die Seele des Menſchen erzielt werden ſoll, geht dadurch verloren. Auch iſt jetzt, wo allenthalben ſo viel Schmach und Noth herrſcht, noch nicht Zeit, Vereine gegen die Thierquälerei zu ſtiften. Da machen ſich aber die alten Weiber in langen Kleidern oder in Steghoſen etwas vor, bereden ſich in ihren feinen Theegeſellſchaften, gar Schönes gethan zu haben, wenn ſie einmal einen hartherzigen, armen Fuhrmann einſperren laſſen, während rings um ſie her Knechtſchaft und Noth die Menſchen nieder drückt. Wir haben hier auf dem Gemeindehaus einen Vorrath von getheilten Jochen für die Ochſen, die zu billigen Preiſen abgegeben werden; dadurch werden nach und nach die zuſammenhängenden qualvollen ganz verdrängt. Das iſt ein Anfang zur Sorgfalt für die Thiere, an den die Butterbemmenſeelen der Thierquälereivereine in ihrer Polizeiſeligkeit noch nicht gedacht haben.

Mein Brief iſt etwas lang geworden, ich weiß kaum mehr, was ich dir zu Anfang geſchrieben habe. Ich erlaube dir, daraus zu machen, was du willſt. Verzeihe, daß ich dir auf ſo grobem ſchlechtem Papier ſchreibe, ich habe kein beſſeres. Dein u. ſ. w.

Hermann D . . . .

Frag- und Antworttafel.

Ein Narr kann mehr fragen, als zehn geſcheite Leute antworten können — das iſt wahr; aber erſtens iſt der Frager kein Narr, zweitens wird dieſes hier von mehr als zehn geſcheiten Leuten geleſen und drittens hat der Frager auf Manches auch ſchon eine Antwort in der Taſche, er will nur ſehen, was Andere vorerſt vorbringen, und viertens — ja das ſagt ſich nicht ſo ſchnell. Es iſt nämlich aus alten Zeiten der Brauch, daß der Kalender auch ſeine Räthſel hat; das waren oft harte Nüſſe zum Aufknacken und man hat ein ganz Jahr lang daran beißen können. Manchmal hat's der Kalendermann auch bequemer gemacht, und damit der Leſer ſich nicht auf den Kopf zu ſtellen braucht, hat er die Auflöſung des Räthſels ſo geſtellt; das war dann leicht, man durfte nur das Buch umdrehen, da war das Wild gefangen. — Der Gevattersmann iſt aber kein Freund von Räthſeln, nicht nur, weil er keine gereimten machen kann, das käme doch noch auf die Probe an, ſondern weil nach ſeiner Anſicht nicht viel dabei herauskommt; wenn auch Mancher ſeinen Witz daran üben und zeigen kann.

Darum ſtellt der Gevattersmann hier eine Frag- und Antworttafel auf. Jeder, der will und kann, ſoll hier ſeine Sache vorbringen; weil aber dieß das Erſtemal iſt, muß der Gevattersmann ſich ſchon ſelber vor's Brett ſtellen.

Hier alſo einige Fragen. Der Gevattersmann hat noch manche auf dem Herzen, er darf ſie aber nicht heraus laſſen, denn darüber hat noch ein Anderer zu befehlen; der Gevattersmann will froh ſein, wenn er einſtweilen dieſe anſchlagen darf. Dieſe Fragen alſo ſoll Jeder ſelber beantworten, oder wenigſtens darüber nachdenken. Schön aber wär's, wenn Derjenige, der etwas Gutes gefunden hat, es kurz und bündig mittheilte, oder auch neue Fragen, wenn er ſolche hat.

Dieſe Fragen ſollten aber nicht auf Einmal genoſſen werden, ſondern in guten Abſätzen.

Alſo:

Woher kommt es, daß die verſchiedenen deutſchen Stämme oft ſo feindſelig und ſchadenfroh, oder wenigſtens neckiſch und eingebildet gegen einander ſind, und wie wäre dieſem abzuhelfen?

* * *

Welche Vortheile und welche Nachtheile bringt das frühe Heirathen mit ſich und was iſt überwiegend?

* * *

Sollen militäriſche, richterliche und geiſtliche Beamten außerhalb ihrer Amtsthätigkeit eine beſondere Tracht oder Uniform haben?

* * *

Iſt es zu beklagen, daß die ſchönen, ehrenfeſten Bauerntrachten nach und nach verſchwinden und ließe ſich etwas zu ihrer Erhaltung thun?

* * *

Wer iſt daran ſchuld, daß die Beamten außerhalb ihrer Amtsthätigkeit bei ihren Titeln genannt werden? Sind es die Betitelten oder Titelloſen?

* * *

Warum ſind ſo viele Regierungen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens feind? Und warum faſt Alle gegen die Schwurgerichte?

* * *

Welche Vortheile und welche Nachtheile hat es, wenn das Gemeindegut Eigenthum der Geſammtheit bleibt und welche, wenn es zerſtückelt und an Einzelne vertheilt wird?

* * *

Warum ſind in Deutſchland ſo viele blutige Zerwürfniſſe zwiſchen Soldaten und Bürgern, wie in keinem andern gebildeten Lande? Wie wäre Dem zu ſteuern?

* * *

Wie muß es im Vaterlande ausſehen, wenn jeder Bürger mit gerechtem Hochgefühl ſoll ſagen können: Ich bin ein Deutſcher?

Jahrgang 1848.

Der Gevattersmann

ſtellt ſich wiederum auf den Poſten und wünſcht ein glückſelig Neujahr!

Wenn man nur etwas mehr thun könnte!

Der Gevattersmann möchte gern in dieſe Blätter nicht nur Wünſche, Hoffnungen und Ermahnungen einwickeln, ſondern, wenn's möglich wäre, auch etwas Stärkendes und Labendes. Wächst Nahrung aus den geraden Furchen der gedruckten Zeilen? Was ſind Worte, die man in die Hütten und Herzen ſchickt! Die Sklaverei will darob nicht ſchwinden und die blaſſe Noth ſich dadurch nicht verſcheuchen laſſen.

Und doch iſt das Wort das Erlöſende und das Lebenſchaffende, es erhebt den Menſchen aus ſeiner Verdumpfung und eint ihn mit ſeinen Brüdern.

Das Wort iſt das heilige Gefäß, daraus der Menſchengeiſt Labung trinkt, Einer reicht's dem Andern, nie wird es leer, und der Gedanke wandelt ſich in der empfangenden Seele zu friſchem Willen und hülfreicher That. Wohl zittert die Hand, die nur Worte hinſchreiben ſoll, da du mit aller Kraft helfen möchteſt.

Gelingt es aber, die rechten Gedanken in die Herzen der Menſchen zu flößen, ſo iſt die rechte That da.

Eine Dämmerungsſtunde.

Die meiſten Menſchen, denen es vergönnt iſt in trauter Häuslichkeit bei den Ihrigen zu verweilen, lieben es, die Abenddämmerung im Stillen zu verbringen. Die Kinder werden unruhig und erregt um dieſe Zeit, die Erwachſenen aber rücken gern ſtill zuſammen; man ſpricht ein inniges Wort, oder Jedes kehrt ſtill bei ſich ein, und da drin wird der beſte Labetrunk aus hellen Kryſtallen geſchenkt. — Man zögert, das einbrechende Dunkel alsbald durch Lichtanzünden zu verſcheuchen, denn unbewußt überkommt einen Jeden etwas von dem Gedanken der heiligen Naturmacht, die, oft kaum beachtet, das größte Wunder des Lichtes und der Finſterniß vor uns ausbreitet; man wagt es nicht, ſo raſch mit dem menſchlichen Willen drein zu fahren und das künſtliche Licht zu verbreiten. Und wie wohlig ſpricht ſich's ſo in der Dämmerung! Man erſchaut einander noch in halb verhüllten Umriſſen und das Wort, das laut wird, erhält doppelte Aufmerkſamkeit; das Auge iſt gleichſam beruhigt, denn der Geiſt wird nicht abgezogen von dem, was ſich dem Blick darbietet. Da klingt ein Wort oft wie hehre Muſik, die man mit geſchloſſenen Augen vernimmt und die noch lange in der Seele nachtönt.

So ſaß der Hagenmaier Abends mit ſeiner Frau, dem Sohne und deſſen junger Gattin in der Stube. Erſt geſtern war die Hochzeit des jungen Ehepaares geweſen und die Freudentöne hallten noch in allen Gemüthern nach. Niemand redete ein Wort und doch waren ſie Alle innerlichſt beiſammen. Der junge Hagenmaier hielt die Hand ſeiner Frau, die neben ihm ſaß. Vielleicht mochte der Alte ahnen, welche Seligkeit jetzt in dem Herzen ſeines Kindes lebte, denn als er jetzt ſprach, da war's als ob ein Geiſt ſpräche; er ſaß in der Ecke in Dunkel gehüllt, man ſah Niemand und hörte doch die Worte: „Ja, Kinder! Es iſt raſch geſagt: ich liebe dich von ganzem Herzen und will dir mein ganzes Leben weihen; aber wenn's drauf und dran kommt, wo man einander nachgeben, ſich und das Andere beſſern und veredeln ſoll, da hält's oft ſchwer und da reichen Worte nicht aus. Es giebt Stunden, wo man, um dem Andern ſeine Liebe an den Tag zu legen, ſo zu ſagen Bäume ausreißen könnte; aber ohne Murren und Vorhalten eine Taſſe Kaffee zu trinken, die durch die Schuld des Andern kalt geworden, das will ſich nicht thun laſſen. Tief bedeutſam heißt es in der Schrift: „denn wie viele auch den Bräutigam erwarten, die meiſten Lampen ſind verlöſcht wenn er endlich kommt.“ Denn Vielen hat ſich das Herz verhärtet im Eigenwillen, und jeder Menſch ſollte ſich immer bereit halten, das höchſte Glück zu genießen. Ihr ſeht wie innig wir zuſammen leben; glaubt aber nicht, daß es ohne Kampf abging; beſonders Ich war etwas ſtarr, da ich ſchon früh ein unabhängiges ſelbſtändiges Leben führte. Ich will euch zwei Geſchichten aus der Zeit unſrer jungen Ehe erzählen, und ihr könnt daraus lernen und ſollt es. —

„Wie freute ich mich auf den erſten Sonntag, da ich mit meiner Frau zur Kirche gehen ſollte. Wir verplauderten uns am Morgen etwas zu lange, und nun hieß es: raſch gemacht, damit man zur Zeit kommt. Meine Frau verſchloß ſich in der Kammer, um ſich anzukleiden, und ich war längſt fertig und harrte ihrer; ſie hatte aber immer noch etwas zu boſſeln. Zuerſt mit freundlichen Worten und mit Scherzen bat ich ſie, ſich zu ſputen; dann kam immer heftigeres Bitten und Betteln, Ermahnen und Drängen. Ich ſchlug mir gewiß noch dreimal Feuer und zündete meine Pfeife an, ließ ſie aber im Aufhorchen immer wieder ausgehen und hielt eine Vorpredigt vor der verſchloſſenen Kammerthür. In ſolchen Minuten des Wartens ſteht man wie auf Kohlen, man verſcheucht einander und bringt ſich in Unruhe, ſo daß Nichts aus der Hand geht. Mir war ſchon das Blut zu Kopf geſtiegen als meine Frau endlich und endlich kam. Ich konnte ſchon kein gutes Wort mehr reden und ſtumm verließen wir das Haus. Kaum waren wir aber einige Schritte gegangen, als ihr einfiel, daß ſie noch etwas vergeſſen hatte. Nun mußten wieder alle Schlüſſel hervorgeſucht und alle Schränke aufgeſchloſſen werden; ich blieb draußen und es dauerte mir eine Ewigkeit bis ſie wiederkam. Ich wollte ſchon allein zur Kirche gehen, aber ich ſchämte mich; und als ſie nun wieder erſchien mit heiter lächelndem Antlitz, und mir den Hemdkragen noch zurechtzupfen wollte, da wendete ich mich voll Zorn und Unmuth ab und ſagte: „Putz du dich nur ſelber ſieben Stunden lang." Und ſo gingen wir miteinander zur Kirche und redeten kein Wort. — Mit zornglühenden Wangen und doch wieder voll Aerger über mich ſelbſt trat ich in die Kirche. Meine Frau ging nach ihrem Stuhl, ich wußte nicht, hatte ſie noch einmal nach mir umgeſehen oder nicht; ich lehnte mich an eine Säule und war ſo ſtarr wie der Stein neben mir. Ich hörte manchmal dem Pfarrer zu, dann vergaß ich ihn wieder und betrachtete mir die Bauart der Kirche und was das für ein hohes kühles Haus ſei. Daran hatte ich noch nie gedacht, und ich ärgerte mich, daß ich ſo zerſtreut war und der Predigt keine Aufmerkſamkeit widmete. Jetzt fiel mir ein, daß das von dem Zank mit meiner Frau herkäme; wie konnte ich da die gehörten Worte in mich aufnehmen? Ich hätte mich gern mit meiner Frau verſöhnt und blickte nach ihr um, ſie aber ſchaute nicht auf, und das ärgerte mich wieder. Hatte ſie denn nicht Unrecht? mußte ſie mich denn nicht um Verzeihung bitten? war das nicht ein Zögern und Zaudern zum Verzweifeln geweſen? Seht, ihr Kinder, ſo wird man, wenn man im Zorn ſteckt und ſich über die eigene Hartherzigkeit was vorlügen will. Ich zürnte ihr, daß ſie ſo ruhig beten könne, da ſie mich doch beleidigt hatte, und ſo war ich ein Nichtsnutz vor und in der Kirche und vergällte mir die Stunde meines Lebens, die mir eine der ſchönſten hätte werden können. Vielleicht wäre das Mißverſtändniß bald gelöſ't geweſen, wenn ich meine Frau hätte bei der Hand faſſen und ein liebreiches Wort mit ihr ſprechen können, aber wir waren in der Kirche getrennt und mir war's, als ob wir einen Streit gehabt, der unſere Herzen auf ewig ſcheidet.“

Die Frau wollte hier ihren Mann unterbrechen, er aber ſagte: „Laß mich nur ausreden, ich habe nachher noch eine Geſchichte zu erzählen, dann kannſt du das Nachſpiel halten. Alſo, ihr könnt Euch denken, Kinder, daß wir uns bald wieder verſöhnten; denn die Mutter war in ihren jungen Tagen ein luſtiger Burſch, und wenn ich griesgrämlich ſein wollte, da lachte ſie mich aus, und ich mußte auch lachen. Da konnte ich nun nicht mehr begreifen, wie ich ſo zornig geweſen war. Es kam mir jetzt wie eine Kleinigkeit vor, kaum der Rede werth; aber wenn das Blut in den Adern ſiedet, dann verſteht man das nicht.

Nun noch die andere Geſchichte: ſie handelt von einer ähnlichen Viertelſtunde der Verſuchung. Es war die Hochzeit unſerer Baſe zu Lichtenau; wir waren dazu geladen und wollten zur beſtimmten Stunde dort ſein. Es war die höchſte Zeit, daß man ſich auf den Weg machte, keine Minute mehr zu verlieren. Ich hatte den Apfelſchimmel, den ich noch vom Vater bekommen, eingeſpannt und knallte und knallte vor der Thür, aber die Mutter wollte noch immer nicht kommen. Ich ſchickte ihr alle vorübergehenden Weiber in's Haus, um ihr zu helfen; ich wußte, daß ihr das unlieb war, und that es eben deßwegen: warum ließ ſie mich warten! Und als ſie endlich kam, da begann ich zu fluchen, daß es, wie man ſagt, ein Loch in den Himmel giebt. Mit zuſammengepreßten Lippen ſtieg die Mutter auf und hielt ſich durch das ganze Dorf das Tuch vor die Augen, und ich peitſchte den Apfelſchimmel, daß er hinten und vorn ausſchlug. Draußen vor dem Dorf aber begann die Mutter laut zu weinen und ſagte: „Um Gotteswillen, wie kannſt du nur ſo ſein, und dich und mich vor dir ſelbſt und vor der Welt zu Schanden machen und verderben?“ Das ſchnitt mir wie ein Meſſer durch die Seele, ich dachte an den Kirchgang; jetzt hatte ich mein Weib neben mir. Ich ließ dem Apfelſchimmel die Zügel nach und ſteckte die Peitſche neben mir in Ruhe, ich mußte mich ſelber in Zügel nehmen. Ich darf ſagen, ich hab' meinen Jähzorn ehrlich bereut. Ihr könnt aber erkennen, wie man aus ſolchen Kleinigkeiten erſieht, ob das wahre Licht im Herzen noch brennt. Dieſe Wartezeiten waren mir Stunden der Verſuchung geweſen, und ich darf ſagen, ich habe von da an gelernt, mich gefüge in das Weſen eines Andern zu finden. Denkt daran, wenn die Verſuchung einmal über Euch kommt.“ — „Jetzt kommt das Nachſpiel,“ ſagte die Mutter. „Du haſt vergeſſen zu ſagen, daß ich von da an dich nie mehr warten ließ und immer vor dir fix und fertig war. Nun aber wollen wir Licht anzünden; es iſt genug gedämmert.“

Und ſo geſchah es; heitere Geſichter, von den beſten Vorſätzen verklärt, ſchauten einander an.

Die Schloßuhr zu Kleinreſidenzlingen.

Von einem wilden Mohrenvolke wird berichtet, daß der Häuptling jeden Morgen, noch bevor es tagt, ſeine Lanze ergreift und der Sonne die Bahn vorzeichnet, die ſie durchlaufen ſolle; er wendet ſich nach dem Aufgang und ſagt: Sonne, dort ſteigſt du herauf — und dann nach dem Untergang und ſagt: Sonne, dort ſteigſt du hinab.

Das iſt ſehr klug von dem Häuptling der Wilden, denn er hat ſeinen Untergebenen eingeredet, daß er, als Gottes Stellvertreter auf Erden von ihm eingeſetzt, ein höheres Weſen ſei und die ganze Welt regiere. Darum giebt er ſich das Anſehen, als ob die Sonne auf ſeinen Befehl warte, um ihren Lauf zu durchmeſſen.

Das iſt nun ſo ein Stückchen von der geheimen Staatskunſt, oder wie man's nennt von der Diplomatie der Wilden.

In gebildeten Ländern, wo man goldgeſtickte Kragen und weiße Handſchuhe hat, da geht Alles viel feiner her.

In Kleinreſidenzlingen iſt wie natürlich auch eine fürſtliche Familie, man nennt ſie hier nur die „Herrſchaften.“ Die Herrſchaften ſpeiſen Jahr aus Jahr ein um drei Uhr zu Mittag. In alten Zeiten hielten die Fürſten öffentliche Tafel, d. h. es konnten die Unterthanen dazu kommen, nicht um mit zu eſſen, ſondern nur um mit eigenen Augen zu ſehen, daß die Fürſten gerade ſo eſſen wie andere Menſchen auch und daß ſie überhaupt ſind, wie andere Menſchen. Das iſt aber längſt bekannt, darum weiß man nichts mehr von öffentlicher Tafel. Nun iſt aber zwiſchen Michaeli und Lichtmeß drei Uhr eine ſpäte Mittagszeit, und die Herrſchaften wollen doch bei Tag zu Mittag ſpeiſen. Darob hält nun das Hofgeſinde großen Rath. Ein junges Blut, das noch nicht in die Hofkünſte eingeweiht war, macht den Vorſchlag: man ſolle den „Herrſchaften“ ſagen, ſie möchten um zwei oder halb drei Uhr zu Mittag ſpeiſen; der junge Fürſt, deſſen Spielkamerad er geweſen ſei, werde gewiß das Rechte thun, wenn man ihm das Rechte berichte. Dagegen erhebt ſich aber großes Zetergeſchrei, Alles ruft durcheinander: wohin das führen ſolle, wenn man die alte Ordnung der Dinge aufhebe? Das ſei eine ſtaatsgefährliche, aufrühreriſche Zumuthung.

Ein alter Oberhof- oder wie ſein Titel iſt, der jedesmal eine Priſe nahm, wenn er etwas Geſcheites ſagte — und das that er Beides mindeſtens alle fünf Minuten — nahm jetzt eine doppelte Priſe, ſchwenkte ſein ſeidenes Sacktuch wie eine Fahne und ſprach: „Es iſt mir ſchon längſt als eine Anmaßung der Gelehrten aufgefallen, daß ſie nach dem Lauf der Sonne die Zeit beſtimmen. Wer regiert denn die Zeit? Sind es die Gelehrten, iſt es die Sonne, oder ſind es wir? Faſſen wir darum wieder die Zügel — er faßte dabei ſein Sacktuch an zwei Enden — beherrſchen wir die Zeit, meine Herren! Nehmen wir unſere nie verjährten Rechte in Anſpruch. Wir, wir allein haben zu beſtimmen, was es an der Zeit iſt.“

Nach dieſer Rede ließ er ſeine Zuhörer nach der Reihe Jeden eine Priſe nehmen; ſie ſchnupften und nickten.

Nun wurden die Thurmwächter herbeſchieden und erhielten den Befehl, in ſtiller Nacht — um kein Aufſehen zu erregen, weil man das in gebildeten Ländern nicht liebt — wenn Alles ſchliefe, ſämmtliche Uhren der Stadt um eine Stunde vorzurücken.

Niemand merkte etwas von dem großen Fortſchritte, den man über Nacht und im Schlafe gemacht hatte; nur die Wachtpoſten konnten ſich's nicht erklären, daß ſie ſo ſchnell abgelöst wurden, ſie ließen ſich's aber gern gefallen.

Am andern Morgen war große Verwirrung in Kleinreſidenzlingen. Die Dienſtleute waren zu ſpät aufgeſtanden, die Kinder kamen zur Unzeit in die Schule, die Kanzleien waren noch nicht geheizt als Der und Jener ankam u. ſ. w., u. ſ. w.

In allen Häuſern mußten nun die Wand-, Stand- und Taſchenuhren anders geſtellt werden. —

Das iſt aber ſchon lange her und man hat es in Kleinreſidenzlingen faſt vergeſſen.

Der Oberhof- oder wie ſein Titel iſt, hat es in den kommenden Wintern viel geſcheiter veranſtaltet. Es wird nicht mehr plötzlich eine Stunde überſprungen; die Thürmer haben Befehl, ſobald der Winter eintritt, allmälig die Zeiger an der Uhr vorzurücken, ſo daß man die Stunde gewinnt und es kaum merkt. Kommt nun ein Fremder nach Kleinreſidenzlingen und hat eine pünktliche Uhr in der Taſche, wird er von den Kleinreſidenzlingern ausgelacht, weil er noch ſo ſehr in der Zeit zurück ſey; iſt er ein nachgiebiger Menſch, ſo ſtellt er wohl ſeine Taſchenuhr nach der Schloßuhr, vielleicht ändert er auch ſein richtig gehendes Gewiſſen nach der allgemeinen Anſicht und läßt, wie man ſagt: um elf Uhr Mittag ſein. Es kann's aber nicht Jeder.

Nun aber iſt die größte Noth in Kleinreſidenzlingen. Binnen Kurzem wird die Eiſenbahn eröffnet, die auch dort vorbeiführt; da wird's offenbar werden, wie man ſeit vielen Jahren die Uhren falſch geſtellt hat. Der Oberhof- oder wie ſein Titel iſt, hat Unterhandlungen mit allen Städten angeknüpft, daß ſie auch ihre Uhren ändern, findet aber keinen Anklang; er hat eine Verſchwörung unter allen Thürmern anzetteln wollen, drang aber auch da nicht durch; denn Viele wollen eben nicht davon abgehen, die Uhr ſchlagen zu laſſen, wie es Geſetz iſt.

Nun iſt der Oberhof-, oder wie ſein Titel iſt, ein Betbruder geworden und ſein Kammerdiener muß alle Tage mit ihm zur Sonne beten, daß ſie doch ein Einſehen haben und zwiſchen Michaeli und Lichtmeß eine Stunde überſpringen möge. Findet er kein Gehör, will er ſeinen Abſchied nehmen; denn was ſoll daraus werden, wenn die „gnädigen Herrſchaften“ erfahren, wie viel es an der Zeit iſt und daß ſie bis jetzt betrogen wurden?

Aus dem Kindergarten.

Zerſtören

iſt oft die liebſte Thätigkeit eines Kindes. Du kommſt vom Markt nach Haus, haſt gut verkauft oder auch nichts gelöſ't; du willſt doch daheim eine Freude bereiten und bringſt deinem Kind ein buntes Spielzeug mit. Kaum aber iſt die erſte Freude der Ueberraſchung und des Staunens vorüber, ſo beginnt das Kind an dem Mitgebrachten und Geſchenkten zu ändern, zu boſſeln, und wenn's hoch kommt, nach wenigen Tagen iſt das Spielzeug in Stücken und zerſtört. Du biſt Sommers auf einem Spazirgange mit deinem Knaben und brichſt ihm auf ſein Bitten und Verlangen eine ſchlanke Gerte ab; gieb Acht, er duldet kein Blatt daran, ſondern ſtreift eines nach dem andern herunter, bis er nach Wohlgefallen mit der biegſamen Staude hantieren kann; über eine Weile hat er begonnen die Rinde zu löſen und ſchält ſie nach und nach ganz los; vom heftigen Fuchteln bricht bald oben bald unten ein Stück ab, ein anderes wird gefliſſentlich abgebrochen und von der ſchönen Gerte kommt ſelten etwas nach Haus, um im vergeſſenen Winkel zu dorren.

Leicht möglich, daß dieſer Zerſtörungstrieb des Kindes dich ärgerlich macht und du willſt ihm nichts mehr ſchenken, oder nimmſt ihm das Gegebene wieder weg und ſchließeſt es in den Schrank. Beſprichſt du dich mit einem Schriftgelehrten über dieſes Verhältniß, ſo giebt es Viele unter ihnen, die dir ſagen werden:

„Da haben wir's: des Menſchen Seele iſt von Geburt an des Teufels, das zeigt ſich ſchon in dieſer Zerſtörungsluſt des Kindes.“ — So ſprechen gar Viele von denjenigen, die Jahr aus Jahr ein von Liebe predigen und die Allweisheit Gottes in den Einrichtungen ſeiner Schöpfung ſtets in hohen Worten preiſen; kommt ihnen aber etwas in die Quere, ſo bitten ſie alsbald den Teufel zu Gevatter.

Läßt ſich aber nicht ein natürlicher und wahrer Grund für das Beſprochene auffinden?

Der Grundtrieb eines jeglichen Lebendigen und des Menſchen vor Allem iſt: etwas zu ſchaffen, hervor zu bringen, zu geſtalten. Wir nehmen die Welt rings umher nicht bloß müßig hin, ſondern wollen etwas daraus machen. Dieſer Drang beginnt im Kleinen und zeigt ſich im Großen, in Ackerbau und in Gewerbe, in der Schöpfung von Kunſtwerken und in der Bildung unſerer Lebens- und Staatsverhältniſſe. Haben wir etwas vollbracht und es ſteht nun vor uns, was früher nur als Plan und Wille in unſerm Kopfe war, ſo haben wir, oft ohne es zu wiſſen, das Wohlgefühl, aus den Dingen um uns her Etwas gemacht zu haben: in ihnen ſteckt nun, was wir früher bloß im Sinne hatten, unſer eigener vollführter Wille ſchaut uns daraus an. So geht es, wenn wir aus Brettern einen Stuhl, aus einem Steinblock eine Figur, aus unſerm klaren Willen eine Gemeinde- oder Staatseinrichtung geſchaffen haben.

Dieſer Trieb der Bethätigung, die Luſt, ſeine Kraft wo auszulaſſen, ſeinen Willen wo einzuprägen, zeigt ſich auch ſchon mächtig im Kinde. Gieb ihm ein Spielzeug: dein Töchterchen mag ſich damit begnügen, die Puppe aus- und anzuziehen, in die Wiege zu legen und zu wiegen — und auch darin ſchon zeigt ſich der Thätigkeitsdrang — dein Knabe wird alsbald die Peitſche anders knüpfen, das eingeſpannte hölzerne Pferd abzäumen, den Wagen rollen oder gar zerlegen. Schilt ihn nicht, wenn er das Geſchenk bald zerſtört hat — er wollte es nicht zerſtören, ſondern nur Neues damit machen; daß das Gegebene dadurch verdorben wird, kommt nur aus der Unerfahrenheit des jugendlichen Sinnes und war weit entfernt von böſem Willen und Zerſtörungsſucht.

Das iſt es alſo: nicht angeborene Teufelei waltet im Kinde und macht die zarten Händchen das ſorglich Bereitete verderben; es iſt der natürliche und gerechte Drang, etwas zu thun und zu ſchaffen.

Betrachte des Kindes Seele ſtets als ein Heiligthum und du wirſt die argloſen und heiligen Grundtriebe in ſeinem Thun herausfinden.

Gieb dem Kinde Etwas, woran es auf unſchädliche Weiſe ſeine Kraft äußern und woraus es etwas bilden kann, einen Ball, zugeſchnittene Bauhölzer u. dergl. und du wirſt ſeine ſtetige nachhaltige Freude daran erkennen.

Aber auch hier kannſt du noch eine Bemerkung machen, die ſich als Bösartigkeit und Zerſtörungsluſt anſehen ließe. Setz' dich zu deinem Kind' und füge ihm aus den Bauhölzern eine Brücke, einen Thurm

u. dgl. zuſammen, es wird dir mit angehaltenem Athem zuſchauen, ſich an der allmäligen Entſtehung und am Vollendeten erfreuen; noch höher aber wird ſeine Luſt ſteigen, wenn du ihm geſtatteſt, durch einen Stoß an den Tiſch, oder unmittelbar an das Aufgebaute, es einzuſtürzen. Wie jubelt es auf bei dem Praſſeln und Raſſeln der einzelnen Stücke und denkt nicht mehr an die niedergeſchmetterte Herrlichkeit. Iſt das nun nicht Teufelei und Freude an der Zerſtörung? Gewiß nicht: vielmehr iſt die Ueberraſchung, die Luſt, das Vorhandene zu ändern, und der unbewußte Gedanke, mit einem Ruck ſo viel auf Einmal hervorbringen zu können, die wahre Grundlage der Freude. Böſes iſt damit nicht gewollt. Denn des Menſchen Seele iſt von Natur gut und edel, das Schlechte iſt eine Verirrung der guten Kräfte, die man, aus Mangel an wahrer Einſicht, den falſchen Weg leitet.

Darum wiederhole ich: *Betrachte des Kindes Seele ſtets als ein Heiligthum und du wirſt die argloſen und heiligen Grundtriebe in ſeinem Thun herausfinden. Leite die Kräfte den rechten Weg und du erziehſt einen guten Menſchen.*

Allein oder im Verein

mit Anderen ein Kind von früh auf und ſelbſt in ſeinen Spielen gewöhnen, das iſt für Viele eine Frage. Wird nicht durch das ſtete Zuſammenbringen mit Anderen die behagliche Brutwärme des Schlummerlebens, das ſtille Keimen im Innern geſtört? Gewiß! das

Beſte, was ſich im Kind ausbildet, davon werden uns die tiefſten Wurzeln nie offenbar.

Worin beſteht aber die große Noth der neuen Welt? Hauptſächlich darin, daß wir zu viel Alleinmenſchen ſind, daß wir zu viel in uns hinein für uns leben und uns nicht vor Allem mitten inne in der großen Kette der Menſchen wiſſen und Hand anfaſſen.

Deßhalb wird das gemeinſame Leben ſchon von Kindheit an und ſelbſt in Spielen ſo fruchtreich, es gewöhnt an den großen Kreis. Wird auch manche Träumerei dadurch zerſchnitten: wir haben lange genug geträumt und im Winkel gehockt. Der Tiefſinnige wird immer noch ein ſtilles Plätzchen finden, wo er ſeinen Gedanken nachhängen kann; aber er darf dann auch nicht vergeſſen, daß er Allen angehört und Alle ihm angehören. So wird er dann auch mit und unter den Andern denken und gemeinſam handeln lernen.

Ein Kind zurechtweiſen,

das geſchieht auf nachhaltige Art nicht dadurch, daß man gleich bei der Hand iſt, ihm zuzurufen: das darfſt du nicht thun, das mußt du bleiben laſſen u. ſ. w. Gut; aber was ſoll das Kind denn nun beginnen? Beſſer iſt's, du ſagſt deinem Kinde: thue Das und thue Jenes. In den meiſten Fällen wird es glücklich ſein durch ſolche Anweiſung; denn erſtlich weiß es nun, was es treiben ſoll, und dann liegt ſelbſt für die Kindesſeele eine ſtille Befriedigung darin, Gebotenes zu vollbringen; und iſt nun gar das Aufgetragene etwas Nützliches, ſo liegt eine Genugthuung darin, mit ſchwacher Kraft Etwas vollführen zu können.

Aber freilich, es iſt viel leichter zu ſagen: das thue nicht, als zu beſtimmen: das thue.

Und das ſteht für alle Zeiten feſt: das Kind muß gehorchen lernen. Denn Gehorſam iſt die erſte Stufe der Erziehung. Das Kind muß einem höheren Willen und gereifter Einſicht ergeben ſein. Nach und nach wird es ſchon das Warum herausfinden.

Nimm dich aber in Acht, Nichts zu verbieten oder zu befehlen, worauf du nicht ſtreng und unbeugſam halten *kannſt* oder *willſt*. Denn das brächte eine Geſetzloſigkeit in dein Wirken, die durch nichts mehr aufzuheben iſt. Nur aus deinem feſten Willen und deiner gereiften Einſicht laß Gebot und Verbot hervorgehen.

Ihre Pflicht zu thun,

das iſt für gar viele Menſchen das Schwierigſte. Sie thun alles Andere, und ſei es noch ſo mühſelig, lieber und leichter, als eben gerade Das, was ihre Pflicht und Schuldigkeit iſt. Daraus kommt das oft räthſelhafte Mißbehagen und die quäleriſche Verdroſſenheit in ſo vielen Menſchen, es fehlt ihnen die rechte Selbſtachtung; ſie ſind unzufrieden mit ſich ſelber, weil ſie ihre nächſten Obliegenheiten vernachläſſigt oder gar verabſäumt haben. Der Grund zu dieſem Zwieſpalt im Innern wird oft ſchon in der Jugend gelegt. Gieb ſcharf Acht, welchen Lieblingsbeſchäftigungen ſich dein Kind zuwendet, laß es frei gewähren, ſuche ihm aber auch ſchon darin lebendig klar zu machen, daß jede Neigung auch Pflichten mit ſich führt. Biſt du mit dem früher berührten Grundſatze des Gehorſams einverſtanden, ſo halte ſtreng darauf, daß dein Kind täglich und vor Allem etwas thue, was ihm als ſeine Pflicht obliegt; übergieb ihm eine Arbeit im Haus oder dergleichen.

Dadurch pflanzt ſich in der Seele die Wahrheit feſt, daß die Erfüllung des Lebens Vollführung der Pflicht iſt, daß die Vollendung einer ſtets ſich fortſetzenden Aufgabe höher ſteht, als die bloße augenblickliche Neigung.

Du gewöhnſt an die Pflicht und gute Gewohnheiten gehören mit zu den ſchönſten Früchten der Erziehung; ſie erſetzen oft und bei Vielen die Grundſätze, beſonders da dieſe oft ſo leicht ſchwankend gemacht und verdunkelt werden.

Gewährenlaſſen

iſt dabei eine Hauptregel der Erziehung. Miſche dich nicht zu viel in das Treiben deines Kindes, wolle nicht Alles am Zügel haben, hilf ihm nicht über alle kleinen Schwierigkeiten bei ſeinem Thun hinweg, ſondern verweiſe es an ſeine eigene Kraft. Denn **Selbſtändigkeit** kann neben dem Gehorſam nicht frühe genug gehegt werden. Selberlein! ruft der herzige Max, wenn ihm die wackere Lindenwirthin helfen will, das Hippchen (die Ziege) im Garten auf die Weide zu führen.

Und er hat Recht mit ſeinem Selberlein, wenn ihn die Ziege auch ſchon oft zu Boden geworfen hat.

Ein alter Ammenglaube ſagt: man ſoll dem Kind den erſten Brei nicht blaſen, es verbrennt nachher an heißen Suppen das Maul nicht.

Wer nun das ſo buchſtäblich hinnimmt und glaubt, der hat daran einen Aberglauben. Bedenke aber, daß man oft helle Wahrheiten in Glaubensſätze verſteckt hat, weil viele Leute lieber und leichter glauben als einſehen. Wenn du das in Acht nimmſt, ſo wirſt du erkennen, daß geſunde Erfahrung und Weisheit in jenen Worten ſteckt.

Vielregieren

iſt alſo beim Kinde wie anderwärts vom Uebel, denn es macht zugleich mißmuthig und reizt an, das Gebot nicht zu halten. Mußt du aber bei einer beſtimmten Sache eingreifen und anordnen, ſo ſage dem Kinde nicht zu viel auf Einmal; denn es kann das nicht behalten und ſich nicht darnach richten. Wenn du in einer großen fremden Stadt nach einer Straße fragſt, ſo ſagt dir leicht ein höflicher Mann: Sie gehen hier rechts und durch die zweite Straße links, dann kommen Sie auf einen großen Platz, Sie gehen quer über denſelben, laſſen zwei Straßen rechts liegen, biegen dann links ein und dann u. ſ. w.

Beſſer iſt's, er ſagt dir: da und da fragen Sie wieder nach, oder du thuſt's von ſelber.

Planmäßig

nach einer gewiſſen Ordnung ſelbſt die Spiele der Kinder ſo zu leiten, daß ſie vom Kleinen und Einfachen zum Großen und Zuſammengeſetzten fortſchreiten, das halten Viele für grauſame Tyrannei, für unbefugtes Eingreifen in das ſtille Wachsthum des Lebens. Gewiß, das ſtille Brüten der Seelenkeime darf nicht geſtört werden, ſonſt macht man's ja wie die Kinder ſelber, die oft eine Bohne, welche ſie geſtern in den Boden geſenkt, heute wieder ausgraben, um nachzuſehen, was ſie macht, oder durch allzu eifriges Begießen den Keim erſäufen.

Das Leiten der Spiele und Thätigkeiten der Kinder ſoll aber nur ſo ſein, daß ſie unvermerkt zu Höherem aufſteigen, daß ihrem Thätigkeitstrieb etwas zur Hand gegeben wird, was ſie ergötzt und fördert.

Geſegnet ſei die Hand,

die einem Kinde Freude bereitet; wer weiß, wann und wo die Freude einſt wieder aufblüht. Gedenkt nicht faſt Jeder eines wohlwollenden Menſchen, der ihm in ſtillen Tagen der Kindheit Freundliches erwieſen? Der Gevattersmann ſieht ſich in dieſem Augenblick als barfüßigen Knaben an den Lattenzaun eines kleinen ärmlichen Gärtchens in ſeinem Heimathdorfe verſetzt, er ſchaut ſehnſüchtig nach den Blumen, die ſo ſtill in den hellen Sonntagmorgen hineinblühen. Aus dem Hauſe tritt der Beſitzer des Gärtchens, ein Holzhacker, der die ganze Woche über im Walde arbeitet, er will ſich wohl eine Blume holen, um ſie mit zur Kirche zu nehmen; da ſieht er den Knaben, er bricht die ſchönſte Nelke ab, ſie iſt roth und weiß geſprenkelt, und reicht ſie dem Draußenſtehenden. Geber und Empfänger redeten kein Wort, denn der Knabe rannte in bebenden Sprüngen nach Hauſe. — Und jetzt, hier in weiter Fremde, nach ſo vielen Erlebniſſen vieler Jahre, ſtellt ſich das Dankgefühl, das damals des Knaben Bruſt bewegte, auf's Papier; die Nelke iſt längſt verwelkt, aber ſie blüht jetzt wieder neu auf.

Sieh zu, lieber Leſer, ob nicht ein Blumenduft aus kindlicher Ferne auch dich umgiebt: vergilt ihn an den Kindern um dich her.

Eitelkeit, nichts als Eitelkeit.

Du ſitzeſt Abends im Wirthshaus bei guten Freunden und genießeſt einen guten Trunk; ihr ſprecht von dieſem und jenem Mann, der mit ſeinem Geld oder mit ſeinen Thaten oder mit kräftiger freier Rede für das allgemeine Beſte zu wirken ſtrebt; ihr lobt den Mann und es wird euch ſelber wohl bei der Erinnerung an den Edlen, denn das iſt die geheime Wirkung des echten Guten, daß man ſein gedenkend ſelber gut wird; man ſpürt etwas von ſeiner Kraft in ſich, indem man es anerkennt. — Da ſitzt aber ein Männchen bei euch, das ruft mit kluger Stimme bei Allem was ihr ſagt: „Eitelkeit, nichts als Eitelkeit! Der Mann, der mit ſeinem Geld oder mit Aufopferung ſeiner Zeit und Kraft zur Abhülfe der Noth und zum allgemeinen Beſten beiſteuert — will nur als wohlthätiger Mann angeſehen werden; der in freier Rede ſich des unterdrückten Rechtes annimmt und dafür eifert: im Grunde will er doch, daß man ihn für den ruhmvollen Kämpfer anſehe und hochhalte. Alles iſt Eitelkeit. Man muß die Menſchen nur kennen und man wird mir Recht geben."

So ſpricht das kluge Männchen und ich ſehe, wie der rothe Zorn dir in die Wangen ſteigt, wie der Aerger dir die Lippen zuſammenpreßt und ich ſehe ſie wieder zucken im Kampf, ob du antworten ſollſt oder nicht. Es iſt aber beſſer, daß du doch antworteſt: „Sie berufen ſich auf Ihre Menſchenkenntniß und wollen damit Jeden, der Ihnen widerſpricht, zu einem unerfahrnen Neuling machen. Aber man kennt die Menſchen nur, wie man ſich ſelber kennt; man beurtheilt ſie nur, wie man ſich ſelber beurtheilt. Iſt das grob? Immerhin, wer die Geſammtheit beleidigt, dem muß jeder Einzelne entgegentreten. Denn wer ſoll's außerdem thun? Sie haben mich mit angegriffen und ich habe die Eitelkeit, Sie bekämpfen zu wollen. Betrachten Sie die größten Erlöſer und Befreier der Menſchheit, die ihr Wirken ſelbſt mit dem Martertode bezahlten; all' ihrem Thun können Sie Eitelkeit unterſchieben. Hat ihr Wirken für die Menſchheit nicht ihren Namen glorreich gemacht? Ruhm, Ehre, Anſehen, Alles was ein Mann durch ſein Wirken erringt, iſt wohl verdient; es kann und ſoll ihm dienen, ſeinem ferneren Thun noch mehr Aufmerkſamkeit und Nachdruck zu verleihen. Wer Gemeinnütziges ſchaffen und dabei ganz aus dem Spiele bleiben will, der höre auf ein lebendiger Menſch zu ſein. Das Geſchrei über Eitelkeit iſt in der Regel die Loſung der Faulen, Nichtsthueriſchen."

So haſt du geſprochen und man hat dir ſpäter viel Uebels nachgeſagt über dieſe Worte. Laß dich's aber nicht grämen und bleibe dabei. Dein Lohn wird ein reicher ſein, du wirſt Erquickung und Freude, eine Heimath in Herzen finden, die dir ewig fremd geblieben wären. Du lebſt inmitten der Menſchheit, geborgen von allumfaſſender Liebe.

Laß dich nur weichmüthig und beſchränkten Verſtandes ſchelten. Siehe, das wahrhaft Gute iſt auch das Kluge. Betrachte die Verdroſſenen und Hartherzigen, die lauernd und gewaffnet in der Welt umhergehen wie in Feindes Lager, oder ſich ſcheu verbergen: wie arm und öde iſt ihr Daſein! Du aber, der du liebend aufſchauſt und hundertmal betrübt den Blick abwendeteſt, überrechne, wie reich geſegnet auch dein Leben war, wie du unverhofft erhoben und erfreut wurdeſt, wie das Schickſal Anderer das deinige wurde und du das Leben Aller mitlebteſt, wie du mehr wurdeſt als dieſer einzelne vergängliche Menſch — überrechne das und halte den ewigen Menſchen in dir feſt und du findeſt ihn immer wieder außer dir.

Die Kunſt, Menſchen zu finden.

Der alte griechiſche Sonderling Diogenes ging in Athen bei hellem Tag mit einer leuchtenden Laterne umher; und als man ihn fragte: „Was ſuchſt du?“ ſagte er: „Ich ſuche Menſchen.“

Das hat man nun oft und oft als ſinnreich und weiſe geprieſen, iſt aber, offen geſagt, nicht mehr und nicht weniger als ein leidlicher Faſchingsſpaß von dem ſeltſamen Kauz.

Willſt du die Sache ernſt nehmen, ſo fange zuerſt ſtill bei dir ſelber an, ruhe und raſte nicht, bis du das Ewige in dir, den echten Menſchen gefunden. Erziehung und Gewohnheit haben dir viel Vorurtheile und fremde Ueberlieferungen aufgeklebt, die du nun für dein eigentliches Weſen hältſt; es geht oft die Haut mit ab, wenn du das Aufgeſchmierte abreißeſt und du ſiehſt wenn du dich betrachteſt, ganz zerſchunden aus; du biſt aber von Natur aus doch geſund und wirſt bald wieder friſchauf und neugeboren daſtehen. Haſt du den rechten Willen, ſelber ein echter Menſch zu ſein (und du haſt dein Leben lang an der Ausführung zu thun), ſo wirſt du die Menſchen finden, wenn du hinaustrittſt in die Welt. Du haſt an dir erfahren, wie verkruſtet und verputzt oft das wahrhafte und rein Menſchliche iſt, und du wirſt dich nicht irren laſſen, wenn du da und dort allerlei Seltſamkeiten und Härten findeſt; dringe tiefer ein und du wirſt den Menſchen, oder was daſſelbe iſt, den guten Menſchen finden.

Wie aber dringt man tiefer ein?

Ein offenes Herz öffnet die Herzen Anderer. Haſt du neun und neunzig mal dein beſtes Herz preisgegeben und ſiehſt dich getäuſcht, verkannt oder gar verſpottet: laß dich's nicht verdrießen, bei dem Hundertſten von Neuem zu beginnen; denn gerade der, an dem du verſtimmt vorübergehen möchteſt, kann deiner Liebe werth und bedürftig, kann dein Bruder ſein.

Ein gerechter und milder Richter hält den Grundſatz feſt: lieber zehn Schuldige freigeſprochen als einen Unſchuldigen verurtheilt. Der wahrhaft Wohlthätige ſagt: lieber zehn Unwürdige mit Gaben beſchenken, als einen Würdigen im Unmuth abweiſen. So muß es auch in dir ſein, wenn du den echten Menſchen, wenn du die Liebe in dir walten läſſeſt.

Von dem Gefangenen mit der eiſernen Maske.

Alles was der Gevattersmann hier ſchreibt und womit er ſeinen Mitmenſchen zu nützen und ſie zu erfreuen wünſcht, das darf nicht ſo geraden Wegs zu dir gelangen; es muß vorher einem Staatsbeamten vorgelegt ſein und der ſagt: ob's gedruckt werden darf oder nicht, und was ihm nicht gefällt, das ſtreicht er weg und du erfährſt nie, was man dir zu ſagen hatte. Das iſt Cenſur.

Haſt du auch ſchon gewußt, was Cenſur iſt, ſo kannſt du doch kaum ermeſſen, wie ſich die Seele umkehrt bei dem Gedanken, daß man nicht freiweg reden darf.

Und warum zerſtampfeſt du die Feder nicht? warum ſchreibſt du dennoch? fragſt du.

Du haſt wohl ſchon von Menſchen gehört, die ſich aus Liebe zu einem Gefangenen mit ihm einſperren ließen, ihn aufrichteten und erheiterten, ſo lange ſein Leben aushielt, oder bis zum Tage, da die Riegel des Kerkers ſich öffnen. — Nun denn, wer unter Cenſur ſchreibt, der läßt ſich aus Liebe zu ſeinem Volke mit ihm einſperren, pflegt deſſen Kraft ſo gut er kann, damit ſie nicht in ſich verkomme, erheitert und erhebt, damit am Tage der Freiheit nicht ein geknicktes in ſich gebrochenes Weſen das freie Licht erſchaue.

Es gab einſtmals einen Gefangenen, der ſoll ein Prinz geweſen ſein, deſſen Kraft die Herrſcher jener Zeit fürchteten; man wollte ihm nicht den Kopf vor die Füße legen, weil man das Morden ſcheut, und — der Menſchengeiſt iſt ja am erfinderiſchſten im Quälen — was wurde erſonnen? Man ſchmiedete dem Verſtoßenen eine eiſerne Maske über den ganzen Kopf, die man ſo vernietet hatte, daß ſie nicht abzulöſen war; ſo lebte der Eiſenübergoſſene im Kerker, ſeine Gefangenwärter kannten ihn nicht, er ſelbſt kannte ſich nicht mehr ....

Kannſt du dir denken, wie es Einem zu Muthe werden muß in ſolch einem doppelten Gehäuſe? Du brauchſt dir gerade nichts beſonderes auf deinen breiten Mund oder auf deine dicken Backen einzubilden, aber überlege: wie ſeltſam es dir zu Muthe wäre, wenn du ſeit Jahren nicht erſchaut hätteſt wie du ausſiehſt.

Ein Stück Vieh braucht und hat keinen Spiegel. Wenn es Morgens früh aufſteht, hat es Stiefel und anderes Weißzeug an, Rock und Hoſen ſind nach dem beſten Schnitt angepaßt. Ja lache nur: der Spiegel iſt ein Vorzug des Menſchen; er kann ſich ſelbſt betrachten und vorſtellen als wäre er etwas anderes.

Und die ausgeſprochenen unverfälſchten Worte ſind der Spiegel der Seele, worin ſich des Menſchen Geiſt beſchaut, erkennt und beurtheilt.

Ein Menſch, ein Volk, das nicht frei reden darf, hat eine eiſerne Maske feſtgenietet auf ſeiner Seele, es kennt ſich ſelbſt nicht und die Gefangenwärter kennen es auch nicht.

Das Weitere denke dir ſelber . . .

Ein Kampf um Leben und Tod.

I.

Eine Krankheit, die ſich in deinem Leibe feſtſetzt, merkſt du ſelten in dem Augenblick, wo ſie in dir entſteht; du gehſt da oft noch Wochen= und Monatelang friſch und wohlauf einher. Erſt wenn dein Leib den Krankheitsſtoff ausſcheiden will, wenn die Geſundheit in dir mit aller Macht arbeitet, da wirſt du inne, wie es mit dir ſteht. Du biſt niedergeworfen und die ganze Welt iſt dir wie mit Nacht zugedeckt, du weißt und willſt Nichts mehr von Allem da draußen — wenn nur erſt das Wehe von dir genommen wäre. Aber der Augenblick der Erkrankung (wenn dieſe nur eine vorübergehende) iſt zugleich auch der Beginn der Geſundung; denn jetzt, da du das Fremde und Störende in dir inne wirſt, arbeitet dein Leben, ſich wieder frei zu machen.

Und wie mit der Krankheit des Leibes, ſo verhält es ſich auch mit der Krankheit der Seele. Da geht der Straßenknecht Stephan das Dorf hinaus und pfeift einen luſtigen Parademarſch; den zweiklöppeligen Steinhammer am langen Stiel, ein ſtrohgefülltes Kiſſen und eine hölzerne Sohle mit Schnüren trägt er im Arm. Wie du ihn ſo dahinſchreiten ſiehſt, merkſt du nicht, daß ihm ein Wurm in der Seele ſitzt; und wenn du ihn ſelber auf's Gewiſſen frügeſt, könnte er dir auch nichts davon ſagen; denn der Wurm ſchläft noch.

Jetzt iſt Stephan an einem wohlgeſchichteten Steinhaufen angelangt. Er ſpäht nochmals, von wannen der Wind kommt; denn es iſt Spätherbſt und er weht mit mächtigem Zuge. Stephan hebt die Mütze, gleich als grüßte er ſein Tagewerk. Dann ſpringt er in den Graben, wo er das ſtrohüberflochtene Gitter geborgen, und ſtellt es als Schutzwehr nach der Windſeite auf. Es iſt eine luftige Hütte, aber das Herz Stephans ſteckt in einem wohlgezimmerten Hauſe. Er ſchnallt ſich nun die hölzerne Sohle unter und beginnt rüſtig zu arbeiten; denn aus dem Steine ſpringt ihm ſein Brod hervor, wenn auch nur ein kümmerliches.

Gute zwei Stunden hat Stephan ſo gearbeitet und ſich nur ſelten einen Augenblick zum Ausſchnaufen gegönnt; jetzt macht er Halt, legt das Kiſſen auf den Steinhaufen, ſtopft ſich eine Pfeife als Lohn für ſeine bisherige Arbeit, zieht einen gepolſterten Daumenhandſchuh an, und beginnt nun ſitzend die grobgeſpaltenen Steine in kleine zu zerſchellen. Wenn es 11 Uhr läutet kommt ein Knabe barfuß aus dem Dorfe mit einem tuchumwickelten Topfe. Er bringt dem Vater Brod und eine warme Suppe. Es ſchmeckt Stephan wohl und er arbeitet wieder bis der Abend hereinſinkt; dann nimmt er ſein Werkzeug auf und wandert heim.

Stephan bewohnt ein kleines Häuschen abſeits der Straße, ſein dreijähriges Töchterchen ſteht hinter der blinden Scheibe, und ruft ſich ſelber zu: der Vater kommt! Es liefe ihm gern entgegen, aber es hat nur ein Hemdchen und kein Kleid.

Stephan tritt in die Hausflur, die zugleich als Küche dient; er grüßt ſeine Frau, die am Heerde ſteht, nur mit ſtummem Kopfnicken und geht in die Stube, nimmt ſein Töchterchen auf den Arm, das ihn am Schnurrbart zupft, ſieht nach der Wiege, in der ein dicker Knabe einen Bettzipfel in den Mund ſteckt und dem Vater mit den Füßen entgegenſtrampelt. Dann geht er nach der Kammer und fragt: „wie geht's Euch, Großmutter?" Eine klagende Stimme antwortet: „Die Kinder ſind ſo wild und lärmig, und der Peter hat mir meine Bohnen genommen; ich ſag's dem Lehrer wenn ich wieder geſund bin und in die Schule gehen kann."

„Ich bring' Euch andre Bohnen," entgegnet Stephan.

„Ja, ſchöne lange braune, und auch runde weiße."

„Alles, Alles," ſagt Stephan und geht wieder nach der Stube.

Man konnte nicht lang mit der Großmutter reden, ſie war wieder ganz kindiſch geworden, ſpielte immer mit der Katze oder mit Bohnen; auch wollte ſie immer, daß man ſie den Geſangbuchvers abhöre, damit ſie in der Schule nicht zu Schanden werde. Heute war

Stephan nicht dazu aufgelegt; er ſetzte ſich hinter den Tiſch unter ein großes eingerahmtes Bild mit einem großen Siegel und wartete bis Licht und das Abendeſſen käme.

Du ſagſt, lieber Leſer: ſolche Dinge kann ich täglich ſehen wenn ich nur zwei Schritte weit gehe, und das iſt noch nicht einmal das größte Elend; ich kenne noch Schrecklicheres.

Gieb nur Acht, ob hier nicht Etwas vorgeht, was du nicht ſo leicht ſiehſt; ob hier in dieſer kleinen Hütte nicht der größte menſchliche Kampf gekämpft wird; ob hier nicht Heldenthaten vollbracht werden, ſchwerer und tapferer, als die Feldzüge der Könige, die für ewige Zeiten im Buch der Geſchichte verzeichnet ſind.

Da das Eſſen ſo lange nicht kam, holte ſich Stephan Licht, und jetzt können wir ſehen, was das große eingerahmte Bild dort bedeutet. Es iſt der ehrenvolle Abſchied des Schützen Stephan Hucker, der elf Jahre im fünften Regiment gedient. Die Tinte iſt gelb geworden, das Wappen am Siegel iſt zerfloſſen und die Fliegen halten ihre letzten Herbſtmanöver auf der glatten Glasfläche.

Stephan ſitzt da und ſtarrt in das Licht, das Kind auf ſeinem Schooße ſitzt gleichfalls ruhig, unverwandten Blickes da, als verlöre es ſich in allerlei Gedanken gleich dem Vater. Denn dieſer ſieht Nichts von Allem um ihn her, wie im Traume, ſchattengleich, zieht ſein vergangenes Leben an ihm vorüber.

Das war ein luſtiger Tag als er zum Soldatendienſt auszog, denn ihm weinten nicht Vater nicht Mutter nach; er war ſchon früh verwaist. Aus dem Dienſt des einzelnen Brodherrn trat er in das Regiment, wo Alle gleich ihm dienten. Die Jahre ſchwanden dahin, er wußte ſelbſt nicht wie; und als die pflichtmäßige Dienſtzeit um war, nahm er Handgeld und blieb als Einſteher noch weitere ſechs Jahre. Die aufgenähte Borde an ſeinem linken Ermel zeigte allein ſein Alter, ſonſt kam er ſich noch ſo jung vor wie früher, und jetzt erwarb er ſich noch ein Beſitzthum durch ſeinen Dienſt. Da lernte er in den letzten Jahren ſeine Margret kennen. So groß auch die Zahl der Kameraden in der Kaſerne war, Stephan erkannte doch nun, wie er allein und verlaſſen daſtand; jetzt erſt ſollte er Jemand in der Welt angehören. Da kamen nun Tage voll Glück und voll Betrübniß, denn das Soldatenleben war Stephan fortan beſchwerlich, und nach jahrelangem treuen Ausharren forderte er ſeinen Abſchied, löste mit dem Gelde, das er auf der Kriegskaſſe ſtehen hatte, das verſchuldete Häuschen und die zwei Aecker der Mutter Margarets aus, zog mit in ihr Heimathsdorf und wohnte gemeinſchaftlich mit der Mutter.

Jn ſeinem langen Soldatentreiben war Stephan dem Dorfleben fremd geworden: er war zu lange gewohnt, Handſchuhe zu tragen; aber die Arbeitsgewohnheit zog ihm bald eine gegerbte Haut über die Hände, die ſich nicht abſtreifen ließ. Jede Arbeit ward ihm Anfangs ſauer; das hätte jedoch nicht viel zu bedeuten gehabt, ein geſunder Menſch findet ſich bald wieder in Alles. Dennoch war eine traurige Nachwirkung geblieben: Stephan hatte verlernt für ſich ſelber zu ſorgen. Jn der Kaſerne war Eſſen und Feuerung und Wohnung und überhaupt Alles im Stande, das machte ſich wie von ſelbſt und ging ſeinen geregelten Weg, wenn man nur ſeine pflichtgemäße Obliegenheit vollführte. Jetzt war Stephan ſein eigner Kommandant und ſein eignes Regiment; das war ihm beſchwerlich. Er wäre am liebſten wieder in einen Dienſt getreten, um beſtimmte Arbeit und beſtimmten Lohn zu haben. Aber das fand ſich nicht und es war gut, daß Margret ein entſchloſſenes Weſen hatte. In den erſten Jahren, als das Hausweſen noch klein, ging es gut; aber jetzt war das Häuschen bereits wieder verſchuldet, ein Acker verkauft und in die tägliche Nahrung eingebrockt, und nirgends eine Hoffnung auf Beſſerwerden.

Eine Schuld auf ein Haus ſetzen iſt als ob man ſein Daſein dem Böſen verſchrieben hätte; es geht ein Geſpenſt im Hauſe um, das durch die dickſten Mauern plötzlich Luken und Löcher reißt und dich aus dem Verborgenen kalt anhaucht.

Stephan war es auch jetzt, als ob es zugig in der Stube ſei; denn er hatte eben an die Schuld gedacht und das Geſpenſt herbeſchworen. Dann fragte er ſich, wie er hoffen könne, ſich wiederum frei zu machen, und er verſank in Trübſinn.

So erging es ihm oft. Er war nicht geeignet, um Plane zu entwerfen, wie zu helfen ſei und ihm fehlte auch jede Handhabe.

Ein Verarmender iſt wie ein Schiffbrüchiger, mitten im weiten Weltmeer auf eine kleine Inſel geſtellt; er ſteht verlaſſen und ſieht wie die nie raſtende Welle

Stück auf Stück ablöſt und auf ewig verſchlingt. Noch ſteht er auf einer Scholle, die ihn trägt, und er fühlt auch dieſe endlich zerbröckeln und ſich ſelbſt mit verſinken.

Das Aergſte, was dem Verarmenden geſchehen kann, iſt die Muthloſigkeit, aus der er ſich nicht mehr ermannen kann, um ſeine Kraft zu gebrauchen, ſondern die ihn ſtill verzweifeln, Alles über ſich ergehen läßt.

Stephan lebte dumpf in ſich hinein und ſeine Tage gingen einförmig dahin. Er war zu jeder Arbeit bei der Hand und vollführte ſie emſig, und wenn das Sprüchwort ſagt: Arbeit hat bittre Wurzel aber ſüße Frucht, ſo kannte er Beides nicht mehr. Ihm ward keine Arbeit ſchwer, aber ihm fehlte auch der Troſt, der darin liegt, zu wiſſen, daß man ſeine Pflicht gethan. Seine Seele war wie zugedeckt und verſchüttet.

Darum hatte er auch noch geſtern zugeſehen, wie man ſein älteſtes Kind in die Erde geſenkt und hatte ſtarr dabei geſtanden. Als er den Sarg ſah, dachte er: woher er das Geld nehme, ihn zu bezahlen, und als der Pfarrer Troſtesworte und Segen ſprach, gedachte er, daß er dieſe Rede bezahlen müſſe. Der Tod iſt nicht umſonſt, murmelte er vor ſich hin.

Darum hatte er noch ſpät in der Nacht einen ſcharfen Zank mit ſeiner Frau, weil er ſie über ihr Wehklagen und ſie ihn darauf über ſeine Hartherzigkeit geſcholten hatte. Jetzt ſaß er ſtill da und ſein Sinnen verlor ſich in die Zeit, da er noch los und ledig in der Welt geſtanden, da noch nicht ſo vieler Menſchen Leben an ihm gehangen — ſeine Vergangenheit erſchien ihm wie das verlorne Paradies. Er gedachte nicht der vielen Mühſeligkeiten von damals — denn ſo geht es faſt immer, wenn man zurückdenkt — wie er gar nie ſein eigner Herr geweſen und wie oft er dies Leben verwünſcht hatte. Er ſah jetzt nur das Traurige um ſich her. Wie anders war's, wenn ihn Niemand auf der Welt etwas anging'! Ein ſchrecklicher Gedanke mußte jetzt in ihm aufgeſtiegen ſein, denn er zuckte zuſammen wie vom Blitz getroffen; ſein Antlitz ward flammenroth — da faßte ihm das Kind auf dem Schooße, von der Erſchütterung aufgeſchreckt, nach dem Kinn. Das Angeſicht Stephans erheiterte ſich, er hob das Kind auf und küßte es inbrünſtig. Es war, wie wenn er ihm mit dieſem Kuſſe den ſchwarzen Gedanken abbitten wolle, der in ſeiner Seele aufgeſtiegen war.

Er ging mit dem Kind auf dem Arm nach der Küche zu ſeiner Frau, mit der er ſeit geſtern Abend kein Wort gewechſelt hatte.

„Biſt bald fertig?“ fragte er.

„Ich habe nur zwei Hände!“ antwortete ſie barſch.

Sie war noch unwillig von geſtern Abend her und glaubte Stephan ſei unwillig. Dieſer aber fragte in mildem Ton: „Kann ich dir nicht helfen?“

Margret hörte Nichts von dem milden Ton und ſagte: „Hörſt du nicht, wie das Kind ſchreit? Geh doch zu ihm, ich kann nicht an zwei Orten auf Einmal ſein.“ —

Stephan gehorchte, aber voll Ingrimm. Er dachte, er ſei doch ſo liebreich geweſen und ſei ſo hart behandelt worden; er vergaß, daß ſeine Frau nicht ahnen konnte, was in ihm vorging, und daß er ihr ja eigentlich nichts Verſöhnendes geſagt hatte.

Wunderbar! Wenn die Menſchen in Zank und Streit gerathen ſollen, da werden die Zaghafteſten beredt; wenn es aber gilt ein Liebeswort, ein verſöhnendes zu ſagen, da krümmen und winden ſie ſich wie Stotternde, oder meinen gar, der Andere müßte von ſelbſt ihnen in's Herz ſchauen und wiſſen, was darin vorgeht.

Stephan wiegte zornig das Kind, das mit geſchloſſenen, gegen die Bruſt gehobenen Händchen bald feſt ſchlief; er wiegte ſo heftig bis er merkte, daß er das Kind faſt auf den Boden warf und hielt inne. Er war doppelt ärgerlich, denn ihn hungerte. In den leeren Magen läuft gern die Galle über; du kannſt das in der Stunde vor der Eſſenszeit merken, und dieſe Stunde dehnt ſich bei den Armen, Unglücklichen oft zum ganzen Tag aus. Darum erklärt es ſich auch leicht, warum ſie ſo oft von Kleinigkeiten gereizt werden und einander noch mehr peinigen. Die bitterſte Frucht der Armuth iſt leider oft der Unfriede mit ſich ſelber und mit den nächſten Angehörigen.

Voll Aerger harrte Stephan des Abendeſſens. Zwar lag noch ein Stück Brod in der Tiſchlade; er betrachtete es prüfend und legte es wieder ungeſchmälert an ſeinen Ort. Morgen war erſt Samſtag, und vor Sonntag ging es nicht, daß man wieder Brod kaufte.

Endlich brachte Margret den Topf voll geſottener Kartoffeln, ſchüttete ihn auf den Tiſch aus und ſtellte Salz daneben. Dann faltete ſie die Hände und ſprach das Tiſchgebet; Stephan betete leiſe nach. Aber was iſt das für ein Beten, während man gegen ſeinen Nächſten, deſſen Andachtsworte man mit ihm auf der Zunge hat, Groll im Herzen hegt? Wie kann ſich die Seele zum Höchſten erheben, belaſtet von ſolcher Bürde? Wird da das Beten nicht bloßes Maulwerk und Litanei?

Freilich ſagſt du, wenn man allen Menſchen das Beten verwehren wollte, die noch gegen ihre Nebenmenſchen verſchloſſen und hart ſind, da wüßten viele Lippen ſchon lange nicht mehr wie man Amen ſagt und auf den Kirchenbänken läge jähriger Staub!

Aber denk' einmal darüber nach, ob man ein Recht hat die Hände zu falten, ſtatt ſie aufzumachen und dem Andern zu reichen, zur Verſöhnung und Hülfeleiſtung. —

Nun aber wollen wir unſeren beiden Leutchen beim Abendeſſen zuſchauen; man beißt ja vom Zuſchauen kein Stück ab.

Es geht ſtill her, denn Niemand will ein Wort reden. Das kleine Mädchen, welches Stephan auf einen Stuhl neben ſich geſetzt hatte, unterbrach das Schweigen, indem es fragte: „Wo iſt denn unſer Anton?“

Peter erwiderte mit kluger Miene:

„O, der iſt jetzt ſchon lang im Himmel und iſt mit unſrem Herrgott zu Nacht. Der Lehrer hat geſagt, es ſind ſo viel Millionen Meilen von der Erde bis zur Sonne; wenn man aber geſtorben iſt, iſt man in einer Minute dort.“

Margret ſeufzte ſchwer auf, große Thränen ſtanden ihr in den Wimpern; Stephan ſah ſie mit eingekniffnen

Lippen an; man wußte nicht, war es Zorn oder Mitleid was aus ihm ſprach. Er rief nur den Kindern zu:

„Seid ſtill und ruhig beim Eſſen.“

Er zwang ſich ſelber eine Kartoffel hinabzuwürgen, und doch war ihm die Kehle wie zugeſchnürt, und er murmelte vor ſich hin:

„Am beſten iſt's man iſt geſtorben.“ Er lehnte ſich zurück und ſchüttelte mit dem Kopf, als wollte er das Andenken an das, was nun einmal unabänderlich geſchehen war, abſchütteln.

Es gelingt oft wunderbar ſchnell, einen bedrückenden Gedanken los zu werden; auch Stephan erging es ſo. Zwar ſpürte er keinen Hunger mehr, aber er wollte nun eſſen, weil es einmal Zeit dazu war und er ſich erinnerte, daß er nagenden Hunger gehabt habe.

In ſolchen Augenblicken ſchmeckt Alles, was man zum Munde führt, wie dürres Stroh.

Nach einer Weile ſchaute Stephan ſeine Frau an mit einem Blick der viel ſagen konnte, in der That aber verwundert und bittend fragte:

„Krieg' ich denn heute Nichts?“ Denn Margret hatte ſonſt in der Regel, bevor ſie einen Biſſen zum Munde brachte, mit wunderſamer Behendigkeit die beſten aufgeſprungenen Kartoffeln geſchält, in der Mitte entzweigebrochen, mit Salz beſtreut und ihrem Manne hingeſchoben. Mit dieſer Freundlichkeit fuhr ſie dann fort während ſie ſelbſt aß. Heute aber dauerte dies für Stephan zu lang — denn Margret trödelte in der That etwas —, und er warf ihr jenen vielſagenden

Blick zu. Die Frau erkannte darin nur Vorwurf und Zorn. Was für ein Recht hatte denn Stephan auf ihre Zuvorkommenheit? Konnte er ſich nicht ſelbſt ſchälen was er eſſen wollte? So dachte Margret und ſchob die geſchälten Kartoffeln den Kindern hin, gleichſam um ſie zu begütigen, weil der Vater ſie ſo hart angerannt hatte.

Da lächelte Stephan vor ſich hin, und theils aus wirklicher Freundlichkeit, um damit zu verſöhnen, theils aber auch aus einem verſteckten Rachegefühl, um die erfahrene Unbill heimzubezahlen — denn ſo gemiſcht ſind oft die Empfindungen und Thaten der Menſchen —, legte er jetzt eine von ihm ſelbſt geſchälte Kartoffel vor Margret. Sie aber ſagte trutzig:

„Iß du nur ſelber, und du haſt dir ja nicht einmal die Hände gewaſchen vom Steinklopfen her.“

Stephan biß die Lippen aufeinander und knirſchte endlich hervor:

„Schaff' dir einen Bäcker an, der hat immer ſaubere Hände, wenn er den Teig geknetet hat.“

Er klappte ſein Taſchenmeſſer zuſammen, ſtand auf und verließ ſein Haus.

Draußen aber begann er erſt recht in ſich hinein zu wettern und zu fluchen, und eine ungehörte tiefe Stimme erlaubte ſich drein zu reden. Stephan dachte:

Ich bin doch der elendeſte Menſch von der Welt (es iſt die Frage wie das verſtanden wird, bemerkte die Stimme), muß ich nicht für Weib und Kind arbeiten und mich ſchinden wie ein Pferd draußen in Wind und Wetter? (Und die Frau muß daheim bei der kranken Mutter und den ſchreienden Kindern ohne Raſt und Ruh ſich mühen und ſorgen.) Ich bekomme kein gutes Wort für alle meine Mühe. (Es iſt die Frage, ob du nicht ſchon mehr gute Worte bekommen als gegeben haſt.) Jeden Heller von meinem Verdienſt gebe ich her und behalte Nichts für mich. (Gehört denn dein Verdienſt dir oder den Deinigen, oder hat deine Frau geheime Schätze?) Ich thue mir nie etwas zu Gute. (Ißt denn deine Frau heimlich Braten und Salat?) Ich weiß ſeit vielen Wochen nicht, wie ein Tropfen Bier ſchmeckt. (Trinkt denn deine Frau täglich Malvaſier?) Und für Alles keinen Dank. (Was für Dank verlangſt du denn, wenn du deine Pflicht thuſt?) Sie behandelt mich wie einen Hund, für alle meine Gutheit nichts als Bosheit; ich habe noch keine glückliche Minute gehabt. (O wie lügſt du in deine Seele hinein! Wie haſt du jetzt die Hunderte von Stunden und Tagen vergeſſen, wo dich ihr gutes Herz beglückte und ſtärkte; und war ſie nicht ſtets für ein liebreiches Wort um den Finger zu wickeln?) Mein Haus iſt mir verleidet, mein Leben iſt mir verleidet, wenn mir nur einer eine Kugel durch den Kopf ſchießen möchte! (Schlag du die böſen Gedanken todt, das iſt geſcheiter.) Und wenn ich geſtorben wär', da würde ſie erſt einſehen was ſie an mir gehabt hat. (Ja was? einen Mann der ſich ſelbſt oft hat übermannen laſſen und ſich noch plagt zu den Plagen, die von ſelbſt kommen.) Wenn ich nur in die weite Welt hinaus könnte und von gar Nichts mehr wüßte! (Von mir aber müßteſt du wiſſen, ich zöge doch überall mit.)

So dachte Stephan vor ſich hin und ſo ſuchte ſich die Stimme des Gewiſſens in ihm laut zu machen; aber er wollte nicht darauf hören.

II.

Wenn es nur immer Vorkehrungen gäbe, um ein betrübtes, verworrenes und hülfeſuchendes Gemüth aufzunehmen. Vordem ſtanden die Kirchen allzeit offen, um den in den Wirren des Lebens unſtät Gewordenen in ihre ſtille Ruhe einzuhegen, daß er ſich dort erhebe in den Himmel ſeiner eignen Seele und zu dem Urquell des Geiſtes, der das Weltall nach ewigen Geſetzen leitet und in jedes Menſchen Leben einen weiſen Plan durchführt, der uns nur zu Zeiten verborgen iſt. Aber man hat die Kirchen mit allerlei Tand und Geſchmeide von Gold und Silber geſchmückt, und man muß nun dieſen unnützen Trödel vor den Händen wahren, die ſich dort nicht immer zum Gebete erheben möchten. Die Kirchen ſind geſchloſſen, und ſtänden ſie auch noch offen, nur Wenige fänden dort allzeit den rechten Eingang in die heiligen Hallen ihres Herzens, zu denen man nicht erſt die Schlüſſel beim Küſter zu holen hat; dem feſten Willen, der Wahrhaftigkeit vor ſich ſelber weicht da Riegel und Schloß.

Wie erquickend iſt es aber doch in ſolchen Wirrniſſen einen Andern zu finden, der uns in ſich aufnimmt und uns wieder uns ſelber giebt!

Stephan ſehnte ſich nach einem ſolchen Herzbruder.

Wie oft iſt dir's aber wohl ſchon vorgekommen, daß du mit bewegter Seele an einen treuen Menſchen herantratſt und er verſtand dein Bangen und Sorgen nicht; denn ihn ſelber bewegte ein Fremdes, was du nicht kennſt, und du fühlſt es auf's Neue, daß die Erlöſung durch Andere ſelten iſt, ſie muß auferſtehen und gen Himmel heben aus der Tiefe des eignen Herzens.

So ging nun Stephan durch das Dorf, und er kam ſich wildfremd und verlaſſen hier und in dieſer ganzen Welt vor, als ob er Niemand kennte; denn er war fremd in ſeinem eignen Herzen wie in ſeinem Hauſe.

In das Wirthshaus zu gehen und dort ſeine Sorgen zu zerſtreuen, ſchämte er ſich, da man erſt geſtern ſein älteſtes Kind begraben hatte. Da ſah er die Stube des Schullehrers erleuchtet; er wollte zu ihm hinauf. Mit dem Schullehrer, einem wackern Manne in den beſten Jahren, ſtand Stephan in beſondrer Verbindung; er hatte für ihn die Eingabe gemacht, wodurch er den kleinen Dienſt als Straßenknecht erhalten hatte, und ſeitdem ſahen ſie ſich öfter. Stephan, der lange in der Stadt gelebt und ein beſonderes Ehrgefühl hatte, glaubte: das wäre der Mann für ihn, der ihn trotz ſeines niedern Standes zu achten verſtehe, und dies war auch in der That der Fall.

Bei dem Schullehrer traf Stephan eine große Zahl von Männern und Jünglingen; es ſah faſt wie eine Betſtunde aus, ſo andächtig hörte Jeder zu. Aber man ſprach von einem Jenſeits, nach dem die Verſammelten noch bei lebendigem Leib ſteuern wollten. Es waren Auswanderer, die ſich von dem Lehrer aus

Büchern über die Beſchaffenheit Nordamerika's, über die Art wie man dahin gelange und ſich am beſten anſiedle und dergleichen vortragen ließen.

Wie ein Blitz durchzuckte ein Gedanke das ganze Weſen Stephans, und während er zuhörte, hob er ſtets einen Fuß nach dem andern leiſe empor, gleichſam als wollte er ſich vergewiſſern, daß er nicht am Boden feſtgewachſen ſei, ſondern auch fort könne.

Als die Vorleſung zu Ende war, ſtürmte Alles mit Macht in's Freie. Jeder wäre jetzt am liebſten gleich in den Urwald gerannt und hätte dort die vom Tage der Schöpfung an unberührten Stämme gefällt und das Erdreich umgerodet; ſo viel Mark und Kraft glaubte Jeder in ſich zu ſpüren, daß er mit einem Griff einen dicken Stamm wie eine leichte Gerte knicken könne.

In ſolch einem Augenblick der Spannung und Begeiſterung wären die Menſchen oft fähig, Großes, faſt Uebermenſchliches zu vollbringen, in ſolchen Augenblicken geſchehen ruhmvolle Heldenthaten auf dem Schlachtfeld. Aber es iſt weit leichter, unter Kanonendonner muthig vorzuſchreiten, als Jahre lang an einem ſtillen Vorſatz zu arbeiten und einen Kampf mit den kleinen Plackereien des Lebens, einen Kampf im Herzen auszufechten.

Einen ſolchen hatte Stephan zu beſtehen.

Viele der Verſammelten zogen in das Wirthshaus. Da ſie einſtweilen Nichts für ihre Zukunft thun konnten, glaubten ſie über alle Stränge hauen und ſich dem Müßiggang überlaſſen zu dürfen, bis die neue Thätigkeit begänne.

Es giebt Menſchen, ja ganze Völker, die ſich und Andere ſtets auf einen kommenden Lebensmontag vertröſten; ſie ſagen oder denken: jetzt, ſo mitten in der Woche, da kann man nichts Rechtes mehr anfangen, laßt nur erſt dieſe paar Tage und dann den Sonntag vorüber ſein, ihr ſollt ſehen, wie wir dann friſch zugreifen.

Kennſt du nicht auch ſolche Zukunftströſter, die ſich ſo zu ſagen immer in die Hände ſpucken zum Ausgreifen und doch nie anfaſſen?

Das Vertröſten iſt aber Nichts als faule Flauſenmacherei. Jeder Tag hat ſeine Pflicht, und überläſſeſt du dich heute der Nichtsthuerei, ſo findet die kommende Arbeit einen läſſigen Geſellen in dir.

Im Wirthshaus ging es hoch her, denn dort bankettirte der Herzog Lumbus mit ſeiner Schaar, die aus dem größten Theil der jüngeren Auswanderer beſtand. Der Herzog Lumbus war Beſitzer eines ziemlich anſehnlichen Bauernguts geweſen und erſt vor wenigen Monaten hatte er ſeine junge Frau verloren. Er war gerade ſeit zwei Tagen verreiſ't, als ſie von der Leiter in der Scheune herabſtürzte, und als er Tages darauf heim kam, ward ihm die ſchreckliche Kunde von ihrem Tode entgegengebracht. Er ſchien nun des Lebens im Dorfe überdrüſſig, verkaufte ſein Gut und bekam von ſeinem eigenen Vermögen und dem ererbten Eingebrachten ſeiner Frau eine bedeutende Summe Geld in die Hand.

Von ihm zuerſt war der Auswanderungsplan gefaßt worden, und er hatte dafür namentlich das junge

Volk begeiſtert. Einſtmals ſagte er zu den Verſammelten:

„Ich bin's doch, der euch zuerſt den Weg nach Amerika gezeigt hat, und ich ziehe vor euch her und bin euer Herzog. Ich habe Amerika für euch entdeckt, ich bin euer Columbus."

„Herzog Lumbus!" ſchrie Alles, und ſeitdem führte er dieſen Namen mit Stolz und majeſtätiſcher Würde.

Der Name des edlen Mannes, der mit unbeugſamem Muth eine neue unbekannte Welt entdeckte, die für ſo viele Hülfloſe und Freiheitſuchende ein Zufluchtsort geworden, wurde hier zu einem Spaß verwendet.

Herzog Lumbus war ein ſtattlicher Mann, der ſeitdem er auszuwandern beſchloſſen hatte, ſeinen röthlichen Bart unverſchoren ließ; das war die einzige Pflanzung, die er noch zu Hauſe anlegte, er nannte ſie ſeinen fürſtlichen Domänenwald.

Auf den heutigen Abend verſprach er eine große Zeche.

„Wir wollen einen ganzen Acker vertrinken!" rief er, und ſeine Schaar war dazu willfährig. Sie geberdeten ſich überhaupt wie ehedem die Rekruten, bevor ſie in die Garniſon einzogen, die Tage und Wochen lang ſich alle Freiheit herausnahmen und von der gewöhnlichen Ordnung der Welt nichts mehr wiſſen wollten.

Als man ſpät in der Nacht vom Zechen aufſtand, rief der Herzog Lumbus:

„Wirthſchaft! heda! das Hofthor aufgemacht, es will ein Acker hinaus!"

Unterdeſſen war Stephan längſt mit einigen ruhigen und beſonnenen Männern nach Hauſe gewandert; ſie ſahen wohl ein, daß das Tollen und Jubiliren der falſche Weg zum wahren Fortkommen ſei; aber es gelang ihnen nicht, ihre Angehörigen vom Herzog Lumbus loszumachen, und Einige machten ſogar manchmal gute Miene zum böſen Spiel und tranken ſelber mit.

Tagelang ging nun Stephan umher und hegte den Gedanken an das Leben in der neuen Welt in ſich.

Ein Menſch, der ſich dem Gedanken der Auswanderung hingiebt, iſt wie ein Baum, der plötzlich aus ſeinem Erdreich geriſſen worden; die Wurzeln, die im Dunkel ruhten, liegen zu Tage und es iſt leicht möglich, daß er verkommt und verdorrt, bevor er neuen Grund gewinnt.

Mit Margret redete Stephan kein Wort von ſeinem Vorhaben. Ganz allein wollte er den Plan vollenden. Auch kannte er wohl die Hinderniſſe, die der Ausführung entgegenſtanden, und erſt wenn dieſe beſeitigt waren, wollte er mit der fertigen Zurüſtung hervortreten. Er dachte immer, hier zu Lande könne er kein rechter Mann werden, das werde erſt in der neuen Welt friſch beginnen. Es kam ihm vor, daß er jetzt erſt zu ſeiner Manneskraft erwache und allerdings war dies in gewiſſem Sinne der Fall. Er fand einen gewiſſen Stolz, ein Selbſtgefühl darin, ohne Dreinreden eines Andern Alles abzumachen: aber er ſollte erfahren, wohin man gelangt, wenn man ſich von den Menſchen entfernt, die uns zu Eigen gegeben ſind, und wie er einem Abgrunde entgegenſtürzte.

Margret ihrerſeits hegte auch ein neues Leben in ſich und ſie wagte nicht, ſolches Stephan zu offenbaren. Er war ihr doch vor Gott und der Welt angetraut, und ſie weinte im Stillen, als müßte ſie eine Schande verbergen. Sollte ja mit dem neuen Leben neuer Kummer in's Haus kommen; hatte doch er den Tod des älteſten Kindes mit einem Kaltſinn ertragen, als wäre ihm dadurch nur eine Laſt von der Schulter genommen.

So waren zwei Menſchen, ſo nahe verbunden, unter demſelben Dache, wie durch Meere getrennt.

Bei ſeiner Arbeit ſchüttelte Stephan den Kopf, als ſäßen ihm Bremſen im Gehirn; dann hielt er bisweilen Minutenlang einen Stein unter dem Fuß und vergaß ihn zu zerſpalten, ſo ſehr hatte er ſich in Gedanken verloren. Die Zeit kam ihm dabei unendlich lange vor, denn ihm fehlte auch das einzige Kleinod, das er ſich durch alles Elend noch erhalten hatte: ſeine Taſchenuhr. Um die Begräbnißkoſten zu beſtreiten, hatte er ſie zwar nur verpfändet, aber er wußte, daß er ſie nie wieder einlöſen könne; es war ihm zu Muthe, wie wenn er dadurch ein Stück von ſeinem Weſen verloren habe, als ob nach und nach ſeine Gliedmaßen ſich ablöſ'ten, als ſpürte er die Verarmung leibhaftig an ſich. Sonſt hatte er oft Tagelang nicht nach der Uhr geſehen, jetzt meinte er, es fehle ihm ein Theil von ſeinen Sinnen. Wenn es im Dorfe eine Stunde anſchlug, hielt er inne, um zu wiſſen, welche Zeit es ſei; als ob er das ganz genau im Kopfe haben müſſe und ſonſt nicht leben und nicht arbeiten könne. Strich der Wind ſo, daß er keine Glocke vernehmen konnte, ſo kam es ihm vor, als ob er in tiefer Wildniß, fern von allen Menſchen wäre, und dann dachte er wieder: ſo wird es einſt auf deinem Gut in Amerika ſein, da giebt es keine Dorfuhr mehr, da läutet keine Glocke, da mußt du dir ſelber die Zeit bemeſſen und dir Alles ſelbſt richten. Waren einmal die Gedanken auf dem Neubruch im Urwalde, ſo dünkte ihm jeder Schlag, den er hier noch auf Zerſpellung eines Steines wendete, wie eine unnütze Verſchwendung; für ſein eigen Gut wollte er arbeiten und nicht bloß für kärglichen Tagelohn. Und einſt griff er wiederum nach der Taſche, wo er ehedem die Uhr gehabt, und er dachte: wenn das Bett der Großmutter frei wird, da kann man die Uhr dafür einlöſen. Es war ihm plötzlich, als ob ſeine Gedanken der Großmutter die Kiſſen unter dem Kopfe wegzögen; er lachte unwillkürlich und weiter jagte ſein böſer Geiſt mit ihm davon. — Der Tod der Großmutter war fortan ſein einziges Dichten und Trachten. So lange ſie lebte, konnte Margret nicht in die Auswanderung willigen; auch hätte Niemand das Häuschen gekauft, worauf die Großmutter noch ein Leibgedingrecht hatte.

Eines Sonntagmorgens war Stephan der Erſte, der die Kirche verließ, draußen aber ſtand er wie angewurzelt feſt; er ließ alle Kirchgänger an ſich vorübergehen, betrachtete ſie ſtarr und dachte, was Der und Jener dazu ſagen würde, wenn die Großmutter plötzlich ſtürbe.

Zu Hauſe war er faſt immer ſtumm und brauste nur bisweilen im Jähzorn auf, das Kleinſte machte ihn ärgerlich; er haderte mit der Welt, weil er mit ſich haderte . . .

Es iſt dir wohl auch ſchon begegnet, daß du Tage und Wochen lang in der Welt umhergingſt und kaum etwas davon ſahſt, denn deine Seele war ein einziger Gedanke, der dich überall anſchaute; wie in einem Taumel lebteſt du da, Alles iſt dir fremd und du ſelbſt biſt dir faſt fremd geworden, und was du endlich thuſt, — es mag entſcheidend ſein für dein ganzes Leben — du thuſt es kaum mehr mit hellem klaren Willen. Wohl dir, wenn es ein rechtſchaffener Gedanke war, der ſo dich aufgenommen, dich zu Thaten ermuthigte und ſtärkte, die über deine ſonſtige ſchwache Kraft hinausreichten.

Stephan beſuchte noch allabendlich die Vorleſungen des Lehrers, aber er hörte wenig mehr davon; er ſaß da, aber ſeine Seele war weit weg und rang einen ſchmerzlichen Kampf. Margret merkte wohl, was mit ihm vorging, aber das Letzte ahnte ſie doch nicht.

Das häusliche Elend vermehrte ſich; der Tagelohn blieb derſelbe und die Preiſe der Lebensmittel ſtiegen mehr als über das Doppelte. Die Großmutter war wieder friſch auf, und immer hieran heftete ſich die Leidenſchaft Stephans. Eine wunderbare Veränderung war mit ihm vorgegangen, er richtete ſich immer ſtraff auf und griff Alles keck und behend an, denn ihn ermuthigte eine Hoffnung. Aber wie ein ſchwarzer Fleck durchſchnitt alsbald wieder das Hinderniß die ſchimmernde Zukunft. Er fand einen eigenthümlichen Troſt darin, den zur Auswanderung Entſchloſſenen in

Abwickelung ihrer Verhältniſſe und in Zurüſtung zu ihrer Abreiſe beizuſtehen. Es war ihm wie damals, als er Denen half, die aus dem Soldatendienſt wieder an den heimiſchen Herd zurückkehrten; ſie konnten Alle luſtig fortziehen, ſie hatten ein Daheim, das auf ſie wartete: jetzt aber wollte Stephan ſelber mit fort. Es lag ihm im Sinn, als ob drüben über'm Meere kräftige Baumſtämme und ſaftige Ackergründe ſeiner harrten und ſo zu ſagen verwundert fragten, warum er ſo lange nicht käme.

In dieſem Umgange aber mit Menſchen, die keinerlei Arbeitspflicht mehr in der Heimath hatten, verſäumte auch Stephan vielfach ſeine Obliegenheit und vermehrte dadurch ſeine Noth.

Und wenn er dann wieder allein bei der Arbeit war, dachte er: warum ſchlägt man im Kriege Hunderte todt, und wird als ein Held geprieſen? — hier iſt ein Menſchenleben, das uns Alle täglich tiefer in's Elend zerrt — ſie will ſterben, warum helf' ich ihr nicht? . . . So dachte er und er hob den Hammer hoch in die Luft und ſchlug dann auf die Steine, daß die Splitter davonflogen; und er dachte wieder: es giebt doch nichts Schmählicheres, als auf den Tod eines Menſchen hoffen und harren; Alles lebt ſo gern, warum ſoll es denn mir aus dem Weg gehen? Nein, du ſollſt noch leben, Alte, ſo lange du magſt; es iſt doch gut, daß nicht alle Gedanken gleich wahr werden...

Zu Hauſe konnte er indeß doch der Großmutter nicht in's Auge ſehen; er fühlte ſich eines ſchweren Verbrechens gegen ſie ſchuldig. Und einſt, als er ihr mit

Mißgunſt und leiſen Verwünſchungen zuſah, wie ſie ſo tapfer die Speiſe verzehrte, ward er ſich plötzlich dieſes Frevelgedankens bewußt und reichte ihr den Biſſen hin, den er eben zum Munde führen wollte.

Nicht immer aber konnte er ihr einen Biſſen vom Munde reichen; Hunger und Verzweiflung preßten ihm die Lippen zwiſchen die Zähne.

Es war kein Bettſtück mehr im Hauſe, als das, worauf die Großmutter lag; alles andere war verkauft. Stephan legte ſich hungernd nieder, und deckte ſich mit ſeinem alten zerriſſenen Soldatenmantel zu. Margret hatte das Kind zu ſich genommen, ſie wollten ſich Beide einander erwärmen, aber ſie fand keine Ruhe, und ihr war, als ob es tief in ihr nach Nahrung ſchreie. Dazu kam noch der Unfriede mit ihrem Mann; ſie wollte mit ihm reden, denn Worte waren ja noch das Einzige, was ihnen gegeben war; ſie wollte ihm Alles offenbaren, aber die Kehle war ihr wie zugeſchnürt und die Zunge wie vertrocknet.

Weißt du wie es thut, wenn man ſich hungrig zum Schlafen niederlegt? Du wälzeſt dich gramvoll hin und her und kannſt die Ruhe nicht finden. Schwere Gedanken zerren und reißen an dir, wenn nicht die Noth dich ganz ermattet hat; und kommt der Schlaf und wiegt dich eine Weile in's Vergeſſen: du zuckſt in plötzlichem Erwachen auf, wie von böſen Geiſtern aufgeſchreckt, die nagende Pein zehrt an deinem Leben. Grauenhafte Gebilde, die vor dem Hungernden in einſamer Nacht aufſteigen! Die ganze Welt iſt todt und ſtill, dein Gram und deine Noth allein wachen. Ein

Fluch aus dem tiefſten Dunkel deiner Seele drängt ſich empor . . . du willſt verderben . . . Halte feſt o Herz! daß du nicht in Wuth gegen dich und die Welt eine ewige Schuld auf dich ladeſt.

So war Stephan hungernd zur Ruhe gegangen, und ſo erwachte er mitten in der Nacht. Er ſchnellte raſch empor. Wer hat ihm den Steinhammer vor ſein Lager geſtellt? Er fällt kollernd auf den Boden. Iſt's ein Richtſchwert, das ſich regt?... Da ruft Margret, die mit ihm gewacht:

„Um Gottes Willen, Stephan — du wirſt doch nicht mich und das Kind, das ich unter dem Herzen trage, umbringen?“

Stephan ſtürzte unwillkürlich an ihrem Lager auf die Kniee nieder; er konnte lange nicht reden. Tod und Leben begegneten ſich in dieſem Augenblick in ſeiner Seele — er hatte morden wollen und ein junges Leben ward ihm verkündet.

Endlich brach er in heftige Thränen aus.

Margret weinte mit ihm und erklärte, daß ſie ſeine Auswanderungsgedanken wohl kenne, daß ſie ſich aber doppelt vor ihm gefürchtet habe. Stephan wüthete nun gegen ſich ſelber. Margret tröſtete ihn mit liebreichen Worten, und er ſagte endlich:

„Vergiß Alles, verzeih; ich ſeh's, ich ſeh's, wie hätt' ich auf dem einſamen Haus leben können und in mir weiß ich, was ich begangen habe? Frage mich nicht weiter, vergiß Alles, verzeih, du biſt ja gut, ich will dir's gedenken. Wir Beide, wir müſſen mit einander vor Allem ein Herz und eine Seele ſein, wenn wir auswandern; denn draußen in der weiten Welt auf dem einſamen Gehöfte da haben wir Niemand als uns.“

Wie war jetzt alle Noth und die lange Trennung vergeſſen und den Beiden war’s, als ob ſie die beſte Speiſe genoſſen hätten. Traulich ſprachen ſie über ihre Zukunft, und ſuchten ſich darein zu faſſen, einſtweilen geduldig auszuharren.

Stephan nahm ſich vor, fortan wiederum emſig zu ſein und alles böſe Sinnen in ſich zu tödten. Dieſer Gedanke ließ ihn endlich wieder Ruhe finden.

Fortan war Stephan doppelt rüſtig in ſeiner Arbeit. Der Frühling nahte und mit ihm Erleichterung der Noth. Gegen die Großmutter aber legte er eine unbeſchreibliche Zärtlichkeit an den Tag, und Margret verſtand ihn nicht, was er damit wollte, als er einſt ſagte:

„Wenn nur die Großmutter noch recht lange lebte! Ich hab’ mir gedacht, unſer kleines Kind ſoll in Amerika auf unſrem eignen Boden laufen lernen, — aber es muß ſich’s auch hier gefallen laſſen.“

Stundenlang ſpielte er dann oft Abends mit der Großmutter wie ein Kind und gab ihr Alles nach, denn ſie war ſehr eigenwillig. Solch ein Thun iſt mit wenigen Worten geſagt, aber es gehört in der Wirklichkeit viel Geduld und Zartſinn dazu. Den Geſangbuchvers hörte er die Großmutter regelmäßig ab, oftmals wußte ſie aber auch nicht, welchen Geſang ſie in der Schule auswendig zu lernen bekommen habe; er las ihr dann die Liederanfänge nach dem A B C vor. Während des

Leſens vergaß ſie aber, was ſie gewollt hatte, und verlangte wieder mit Bohnen zu ſpielen.

Eine beſondere Freude wurde ihr einſt, als der Lehrer ſelber, der zu Stephan zu Beſuch gekommen war, ſie ihren Vers abhörte und ihr ein Bildchen ſchenkte. Auch an dieſer kindiſchen Freude nahm Stephan harmloſen Antheil.

Als im Frühling der große Zug der Auswanderer ſich zur Abreiſe anſchickte, begann die alte Unruhe wieder in Stephan ſich zu regen, und als ſie draußen, wo er Steine klopfte, an ihm vorüber fuhren, ſagte er bitter lächelnd zum Abſchied:

„Ich muß die Wege gut in Stand halten, damit ihr gut fort könnt; aber es kommt mir auch vor, wie wenn ihr der Bahnſchlitten wäret, der durchbricht, daß ich beſſer nachkommen kann.“

Der Herzog Lumbus lärmte und ſang unaufhörlich bei der Wegfahrt; er wollte Nichts von dem tiefen Herzeleid wiſſen, das jetzt ſo Viele ergriff.

Mit dem Herzog Lumbus hatte Stephan ſtets in einem eigenthümlichen Verhältniß geſtanden. Er ließ ſich nie zur Theilnahme an ſeinen Schmauſereien verleiten; eine gewiſſe Scheu vor dieſem Menſchen lebte in ihm, und doch konnte Niemand ihm etwas Böſes nachſagen. Daß er einen guten Theil ſeines Geldes verthat, ging ſonſt Niemand etwas an. War's vielleicht der Trotz, die oberherriſche Keckheit, mit der Herzog Lumbus die Welt anfaßte und die Menſchen behandelte wie Puppen, die er bald da, bald dort aufſtellte, und nach ſeiner Laune aufjauchzen und tanzen ließ, —

war's vielleicht dies, was Stephan von ihm entfernt hielt? In der That dachte Stephan oft vor ſich hin: ſo ein Menſch, der Geld hat, ſieht doch ganz anders in die Welt hinein; er iſt überall daheim und kann Alles kaufen und haben. Unſereins iſt immer bang und furchtſam, und meint, es käm' alle Augenblick Jemand in's Haus und jagt Einen fort.

Als nun der Herzog Lumbus vorüberfuhr, ſagte er zu Stephan: „Du, Steinhammer, in Amerika kauf' ich mir ein Herzogthum und heiß' es Lumbia, und wenn du kommſt, ſchenk' ich dir hundert Morgen Ackers."

Stephan antwortete nicht.

In den erſten Tagen nach Abgang des Zuges war's im ganzen Dorfe, als ob überall eine Lücke wäre; da fehlten die von jeher gewohnten Menſchen und Jedes meinte, man werde ihrer nie vergeſſen. Aber wie das ſo geht. Wenn ein Menſch oder eine Gemeinſchaft in den Strom des Lebens verſinkt und dem Auge entſchwindet: es iſt doch nur wie ein Stein, der in's Waſſer fällt; Anfangs öffnet er den Strom und bricht ihn, dann zieht er nur noch verſchwimmende Ringe, bis endlich die Welle wieder gleichmäßig fortfließt.

Als die Wanderer fortzogen, beriethen ſich die jungen Schwalben noch mit heimlichem Zwitſchern, auf den Weiden am Bache ruhend, wo ſie ihre Neſter anheften ſollten; ſie flogen dann auf und umkreisten manche Dachfirſte und beſprachen in der Luft ihren Bauplan. Noch hatten ſie ihre Neſter nicht vollendet, als faſt Niemand im Dorf mehr daran dachte, daß auch von hier einſt ein Wanderzug von Brüdern ſich entfernt, um in fernen Landen ſich anzubauen. Wo flatterten ſie jetzt umher?

Nur Stephan und der Lehrer ſprachen oft von den Entfernten und geleiteten ſie mit ihren Gedanken bis über das Meer.

III.

Der Herbſt war wiederum da. Ein munteres Mädchen hatte die Familie Stephans vermehrt, aber ein Freund war ihm entzogen: der Lehrer war verhaftet. Er hatte einen Brief von ſeinem mit ausgewanderten Bruder erhalten, worin das traurige Loos der Auswanderer mit grellen Farben geſchildert war. Sie hatten Wochenlang auf die Ueberfahrt harren müſſen und nirgends Hülfe gefunden; die Ueberfahrtsverträge wurden von den Schiffsrhedern wortbrüchig aufgelöſt und nirgends fanden die Verlaſſenen einen Beiſtand, der ihrer Klage Nachdruck gegeben hätte. Dazu kam, daß Viele in die Hände von Betrügern und Seelenverkäufern fielen, und ſich aus Mangel an Geld und an Fürſorge nach den ungeſundeſten engliſchen und franzöſiſchen Colonien überſiedeln ließen, wo ſie nach wenigen Jahren einem gewiſſen Tode entgegen gingen. In dem Briefe des Bruders hieß es:

„O wir Deutſchen! Wißt ihr's, ihr ſeid Deutſche! Wenn ihr hinaus kommt über die bunten Grenzpfähle der landesväterlichen Obhut, da merkt ihr's, was ihr in der Welt geltet und wie überall Wächter eures Heils aufgeſtellt ſind. Wir bezahlen von unſern Steuern die Geſandten in allen Reſidenzen der Welt, damit ſie

Kurierpferde keuchen machen und berichten, welche Feſte geſeiert wurden, welche hohe Niederkunft ſtattgefunden hat — die Unterthanen aber, welche die Steuern bezahlen, bedürfen keines Schutzes in fremden Landen. Mögen ſie zu Grunde gehen, das Geſpött der Welt ſein und höchſtens ihr Mitleid erregen — was liegt daran? Wenn ein Bekannter von uns geſtorben iſt oder ein Kunde, der uns mit ernähren half, ſo geben wir ihm das Geleite bis zur Ruheſtätte im Grabe; die Unterthanen aber, die bis jetzt lebendige Glieder des Staates waren, und die größtentheils aus Noth und Furcht vor der zukünftigen Noth auswandern — ſie gehen die ſtaatliche Fürſorge nichts mehr an. Nur ſo lange ihr Steuern bezahlt, nimmt man euch in Obhut, bezahlt ihr keine Steuern mehr, könnt ihr zum Teufel gehen.“

Gerade um vor fahrläſſiger Auswanderung zu warnen, hatte der Lehrer mehrere Abſchriften von dem Briefe nehmen und auf dieſe Weiſe verbreiten laſſen, weil die Erlaubniß zum Druck in einem öffentlichen Blatte von der Polizei verſagt worden war. Darum war nun der Lehrer verhaftet.

Stephan ſtand eines Sonntagmorgens an den Pfoſten der Hausthür gelehnt und ſah ruhig den Schwalben zu, die pfeilſchnell durch die Luft ſchoſſen. Der Gedanke an die Auswanderung, der ſtets in ihm ſchlummerte, erwachte leiſe wieder; er dachte, daß auch die Schwalben hier auswandern wollten, und nun keine Ruhe mehr hätten, da ſie Froſt und Hunger leiden müßten. Sie konnten frei ziehen, denn die Thiere haben nur für ſich zu ſorgen und für ihre Jungen blos ſo lange ſie noch klein ſind; Eltern kennen ſie nicht.

Das war doch noch ein Ueberreſt von den alten böſen Gedanken; aber Stephan war's, als hätte ein anderer Menſch und nicht er ſelbſt dieſe ehedem in ſich gehegt.

Da erſcholl es plötzlich von allen Seiten: „Der Herzog Lumbus iſt wieder da! der Herzog Lumbus iſt wieder da!“

Ein Menſch in zerfetzten Kleidern rannte durch die Gaſſen dem Kirchhofe zu und ſchrie mit ſchäumendem Munde: „Mein Weib, mein Weib gebt mir! Wo iſt ſie? Iſt ſie nicht da? Wo iſt ſie? Schlagt mich todt.“

Es läutete zur Kirche und er ſchrie:

„Wird ſie jetzt begraben? Wer hat ſie umgebracht? Wer ſagt, daß ich's bin? — Ja, ich bin's! Ich, ich. Schlagt ihn todt!“

Die Kirchgänger umſtanden den Raſenden, der ſich immer auf die Bruſt ſchlug, daß es laut dröhnte, und dabei ſchrie:

„Seht ihr, auf der Strickleiter im Schiff, da iſt ſie hoch oben geſtanden, und ihre Schürze hat in der Luft geflattert; ich kann nicht hinauf aufs Schiff, ich kann ſie nicht hinabſtürzen... Von der Leiter in der Scheune hab' ich ſie hinabgeſtürzt und habe drei Tage im Heu geſteckt — Meint ihr ich ſei fortgeweſen? Ich war nicht fort, ich bin nicht fort, ich bin da!...“

Er ſank in heftigen Zuckungen zuſammen, und Stephan war der Erſte, der zitternd, aber doch voll Kraft, den vom Fieber Ergriffenen anfaßte, um ihn in das nächſte Haus zu tragen. Es war ihm als trüge er ſich ſelbſt, ſeinen Doppelgänger, ſo dahin.

Hier hatte Einer vollbracht, was er nur gewollt hatte. Mit zärtlicher Sorgfalt bemühte er ſich um den Raſenden; und als dieſer endlich zur Ruhe und Beſinnung gelangte, ſchnitten ihm ſeine Worte tief in die Seele; denn er ſagte:

„Stephan, du biſt gut; ich danke dir, du biſt immer gut geweſen.“

Zu Hauſe ſah Stephan die Großmutter immer mit einem Blick voll Dank an. Sie hatte er einſt als Grundurſache ſeines Zurückbleibens in Noth angeſehen, und nun war ſie ihm zum Schutze vor viel gräßlicherem Elend geworden.

Nach wenigen Tagen wurde der Lehrer wiederum frei; aber er erkannte nun auf's Neue, daß ſeine kärgliche Stellung untergraben ſei, und auch er beſchloß gemeinſam mit Stephan auszuwandern.

Stephan aber ſollte noch vorher eine ſchwere Buße und Sühne erleiden für das böſe Sinnen, das früher in ſeinem Herzen aufgeſchoſſen war.

Eines Tages ſchlug er auf dem Speicher losgewordene Bretter feſt. Ehedem hatte er unbekümmert das Unordentliche und Zerfallende mit anſehen können: ein Dachladen konnte ſich kaum noch mühſelig in einer Angel halten, man konnte hundertmal über die lockeren Bretter ſtolpern — jetzt aber ſchlug er da und dort Alles feſt, er wollte auch ſein Haus ſauber und geordnet zuſammenhalten ſeitdem er begonnen hatte, ſich ſelber in ſeinem Denken und Thun feſt zuſammen zu nehmen. Die Großmutter ſaß auf den Stufen der Treppe, die zum Speicher führte, und ſpielte mit der Katze. Plötzlich ward ein durchdringender Schrei vernehmbar, die Großmutter ſtürzte jählings herab. Stephan eilte herbei, und ſtand oben an der Treppe mit dem Hammer. Mehrere Nachbarn waren herzugeeilt, ſie umſtanden die Herabgeſtürzte, die in ſchwerem Röcheln auf der Steinplatte lag.

Todtenbleich ſtarrte Stephan auf die Lebloſe: da war nun endlich, was er ehedem verborgen in der Seele ſo oft gewünſcht hatte. Ein tiefer Schreck ergriff ihn, als hätte ſein Wünſchen das vollführt. Er wollte die Anweſenden entfernen und rannte wie von Sinnen umher, er wußte nicht, was er thun ſollte. Da kam der Landjäger und Stephan mußte mit in das Verhör.

Was er tief im geheimſten Winkel ſeiner Seele verborgen und ausgekämpft hatte, was er glaubte, daß nie eine ſterbliche Seele ahnen könne — es lag ſo im Sinne Aller, daß man alsbald eine Anklage darauf ſtützte.

Denn er war beſchuldigt: die Großmutter mit dem Hammer herabgeſtürzt und getödtet zu haben.

Der von Gewiſſensbiſſen heimgetriebene Herzog Lumbus, der ſich freiwillig der Todesſtrafe ausgeliefert, hatte ſolchem Verdacht in den Herzen der Nachbarn leicht Raum gegeben.

Und doch hätten ſie bedenken ſollen, daß gerade dieſes grauſenhafte Ereigniß Jeden abſchrecken mußte von einem ſolchen Verbrechen.

Wie empfand jetzt Stephan auf's Neue all' den

Schauder ſeiner früheren Mordgedanken. Da lagen ſie nun offen vor den Augen des Richters, als fluchwürdige vollendete That. Er konnte und wollte nicht läugnen, was ehedem ſeine Seele belaſtet hatte; mußte aber das nicht ſeine Schuld als offenkundig und erwieſen darſtellen?

Margret, entſchloſſen wie ſie war, hatte ihren Mann, als er von dem Landjäger abgeführt wurde, nur mit einem großen Blicke angeſehen; dann griff ſie raſch zu und unterließ keinen Belebungsverſuch an ihrer Mutter. Glücklicherweiſe gewann die Alte die Sprache wieder und jetzt, wie das ſo oft geſchieht, in der Stunde vor dem Tode, erlangte ſie die volle Kraft des Geiſtes und erzählte, daß ſie habe die Katze haſchen wollen, von ihr aber hinabgeriſſen und auf den Boden geſtürzt ſei. Noch am nämlichen Abend, ehe ſie verſchied, ward Stephan freigelaſſen.

Als die Großmutter begraben wurde, ſtand er weinend an der offenen Grube: es waren die letzten Thränen, die er auf heimiſchem Boden weinte; denn mit unerſchütterlicher Ruhe bereitete und vollführte er ſeine Auswanderung. Er war ſtark geworden im Kampfe mit ſich und der Welt.

Er war aus der ſchwerſten Verſuchung errettet worden, hatte in harten Prüfungen ſich ſelbſt und die Seinigen kennen gelernt, und war nun einzig mit ſich und den Seinigen. Mit verjüngtem Muth konnte er dem neuen Leben entgegen ſteuern.

Der Lehrer und Stephan hatten nun noch ein neues Band, das ſie vereinigte: ſie hatten nun auch noch das vaterländiſche Gefängniß kennen gelernt. Stephan hatte den Auswanderungsplan fort und fort in ſich getragen, aber nur ähnlich wie er an jenem Abend, da wir ihn zuerſt kennen lernten, aß, weil er ſich's einmal vorgenommen hatte, und ohne etwas davon zu ſchmecken; jetzt kam ein neues Reizmittel hinzu, er hatte eine öffentliche Buße erfahren für einen Kampf in ſeinem Herzen.

Stephan und der Lehrer mit ihren beiderſeitigen Familien gehörten zu den Erſten, die, von dem raſch gegründeten Schutzvereine für Auswanderer unterſtützt, nach Amerika auswanderten.

Von der Heimath bis zu ihrem Beſtimmungsorte wurden ſie aus einer guten Hand in die andere gegeben, und oft gedenken ſie ſtillſegnend derer, die ohne Eigennutz, aus reiner Menſchenliebe, ihnen den traurigen Weg der Auswanderung ebneten.

Das jüngſte Kind Stephans, welches den Namen der Großmutter trägt, lernte in der That erſt auf amerikaniſchem Boden laufen, und er liebt es, das Kind Großmutter zu nennen und dabei der Verſtorbenen zu gedenken.

Neuer deutſcher Briefſteller.

Brief des ſchwäbiſchen Bäckergeſellen Anton Händle

aus Berlin, im Juni 1847.

.... Und jetzt freut's mich erſt rechtſchaffen, lieber Bruder, daß ich hierher gekommen und noch da bin;

ich hab' das Schönſte und auch das Traurigſte mit erlebt. Hab' ich dir's aber nicht ſchon vor zwei Jahren geſagt: hier in Berlin ſummt's und ſurrt's wie in einem Bienenſtock, der ſtoßen will? Jetzt haben ſie den jungen Bienenſtock drinnen im weißen Saal im Schloß; es iſt ein Beobachtungsſtock wie der Pfarrer daheim einen hat, es iſt nur eine Haube von Strohgeflecht darüber geſtülpt, drinnen aber iſt er von durchſichtigem geſchliffenen Glas, daß man ſehen kann, was das Volk macht und treibt. — Nicht wahr, ich könnt' mich für einen Propheten ausgeben, weil ich's vorher geſagt hab'? Es iſt aber nichts mit dem Prophezeien. Wenn man die Augen und das Herz weit aufmacht und merkt, was Alle denken und wollen, da kann man leicht ſagen, was kommen muß: denn was Alle denken und wollen, das muß kommen, bieg's oder brech's.

Ja lieber Bruder, da fällt mir ein, daß du meinen Brief dem Gevattersmann übergeben haſt und der hat ihn vor aller Welt drucken laſſen. Anfangs bin ich blitzmäßig erſchrocken und hernach hat mich's gewurmt und ich hab' mich geſchämt, wieder unter meine Kameraden zu gehen, weil die jetzt Alle wiſſen, was ich denk' und wie mir's um's Herz iſt. Es war mir, wie wenn ich nicht mehr bei mir ſelber daheim wär', wie wenn jetzt alle Leut' bei mir aus und eingingen und ich bin gar nicht mehr allein. Ich hab' mich aber wieder beſonnen und will's feſthalten: was liegt daran, wenn ſie dich jetzt auch ein bisle ausſpötteln? In fünfzig, ſechzig Jahren iſt nichts mehr von dir da und da iſt's All eins; wenn du nur ein ehrlicher Kerl geweſen biſt. Wenn man gradaus, aufrichtig und wahr iſt, kann man vergnügt ſein, ſei man allein oder unter Menſchen; alles Andere iſt nichts.

Wenn ich's aber doch nur vorher gewußt hätte, daß alle meine Worte in die weite Welt kommen, ich meine ich hätte Manches beſſer oder doch ordentlicher geſagt. So iſt mir's aber auch vorigen Winter gegangen: da hab' ich mich im Geſellen-Verein hinaufgeſtellt und hab' den Preußen geſagt, wie es nicht wahr ſei, daß wir daheim einen Haß und Zorn auf ſie hätten; die Backen haben mir gebrannt und es war mir, wie wenn der Athem der Zuhörer mir wie warme Sonnenſtrahlen in's Herz fließe. Wie ich hernach heruntergeſtiegen bin und Alles hat gejubelt und hat mir die Hand gedrückt und der ſchwarzbärtige Kamerad aus Danzig hat mir einen Kuß gegeben, da iſt mir's bei alledem doch geweſen, als wenn ich mein Sach' nicht recht geſagt hätt'; ich wäre gern noch einmal hinauf, aber ich hab's ſein bleiben laſſen. Draußen iſt das Wort und das holt man mit zehn Gäul' nicht mehr ein.

So iſt mir's auch mit dem Brief gegangen. Da und dort möchte ich gern noch Manches zuſetzen; aber wer kümmert ſich um den vorjährigen Schnee, wenn die Sommerſonne da iſt? Und jetzt redet man nichts mehr von alten Sachen, da gilt nichts mehr vor der einzigen großen.

So geht's, jetzt bin ich ſchon ſo keck, daß ich dir einen Brief ſchreibe, von dem ich weiß, daß der Gevattersmann davon drucken läßt. Ja, ſag's ihm nur, er ſoll's von Haus zu Haus verkünden, daß wir Deutſche erſt jetzt recht anfangen tapfer und tüchtig zu werden, und daß die Preußen vorne dran ſtehen.

Und wie ich jetzt ſo in die Welt hinaus rede, da iſt mir's, wie wenn mir alle Menſchen denken helfen und ich weiß nicht mehr wer ich bin und Alles iſt bei mir.

Freilich will mir das Herz klopfen, weil ich jetzt ſo zu Allen rede, die deutſch leſen können; aber ich denk' wieder: hat ja der König geredet, was ihm in den Sinn gekommen iſt, und hat's nachher noch Wort für Wort drucken laſſen, und reden ja die Abgeordneten frei von der Leber weg — nun ſo meinetwegen, ſo darf ich's auch und brauch' mich nicht zu ſchämen und zu fürchten. Kommt auch etwas krumm heraus, es geht nicht Alles gerad' auf der Welt. Die Oeffentlichkeit iſt die Hauptſach' und das iſt auch das Beſte an der preußiſchen Verfaſſung. Hapert's auch ſonſt noch an allen Ecken und Enden, es muß beſſer werden. Mir iſt's jetzt, als müßte jeder Deutſche ſeine beiden Herzkammern zu öffentlichen Kammern machen und es drin landtagen laſſen.

So iſt's, lieber Bruder! Ich meine aber damit nicht bloß dich, mit dem ich Einen Vater und Eine Mutter habe, nein, ich meine dich, lieber Bruder, der du ein deutſches Herz im Leib haſt.

Du erinnerſt dich noch aus meinem früheren Brief, daß ich mir unſere würtembergiſche Verfaſſung angeſchafft und eifrig darin geleſen habe. Jetzt bin ich auch noch mit mehreren Landsleuten, mit Studirenden hier bekannt worden, und wir ſind gut Freund, und die haben mit mir und noch anderen die Geſchichte unſerer Verfaſſung geleſen, und alle die Händel, die geweſen ſind, bis ein richtiger Vertrag zu Stande gekommen iſt. Wie nun die hieſige Verfaſſung oder wie man's hier heißt: das Patent herausgekommen iſt, da waren wir alle fuchsteufelswild; wir haben's als eine Beleidigung und als einen Spott angeſehen. Das macht ſich aber jetzt anders, ſeitdem die Oeffentlichkeit da iſt und die Landſtände keinen Heller Geld geben, bis ſie ihr Recht haben.

Ich habe ſchon bei unterſchiedlichen Meiſtern gearbeitet. Da war beſonders ein wunderlicher Heiliger, der hat uns, wie wir bei ihm angetreten ſind, eine meiſterlich fromme Rede gehalten, wie er's haben will, wie Alles nach ſeinem Sinn gehen muß, wie er kein Haarbreit davon nachlaſſen will, weil er früher ſelber das Geſchäft allein gemacht hat; hernach war er aber doch müd' vom Marktlaufen u. ſ. w. und hat ſich ſchlafen gelegt und da haben wir Geſellen Mehl eingethan, gefeuert und gebacken, wie's Recht geweſen iſt, und wie das Brod fertig war, hat er's nicht mehr zu Mehl machen können.

Bruderherz! Es iſt doch prächtig, was es für Männer in der Welt giebt, ſo Kernmenſchen durch und durch, und vielleicht giebt's noch mehr und man weiß nur nichts von ihnen. Das macht Einem die Augen hell, wenn man ſo in das Gewuſel und Getreibe hineinſieht.

Ich ſag's und bleibe dabei: wer einen rechtſchaffenen

Menſchen gern hat, in dem ſteckt ſelbſt ſo Einer, wenn er ihn auch nicht ſo herauslaſſen kann, und er hilft ihm durch das Gernhaben und will auch ſo werden. Ich bin jetzt viel zufriedener, weil ich wieder neue Menſchen habe, die ich ſo grundmäßig gern haben kann.

Ja, und das freut mich noch überaus: wenn nun ſo ein Einziger glauben will, er habe allein allen Verſtand gefreſſen, oder die ſtudirten Beamten meinen, nur ſie wüßten wo Bartel den Moſt holt, da kann man ihnen ſagen: denkt an Den und Den, da drin im weißen Saal, und ſo giebt's noch tapfere Männer überall in Deutſchland. Da ruft Einem eine Stimme von innen zu: „Friſch auf“ oder „Gut Heil“ wie man jetzt ſagt.

Sie haben dir hier ein Wahlgeſetz zum Davonlaufen: da muß einer zehn Jahre Grundbeſitz haben, da giebt's noch beſondere Stände, von denen man ſonſt nichts mehr weiß: vielerlei Sorten von Adel, Bürger und Bauern. Darum eben haben wir gezittert, es könnte ſchief gehen. — Es freut Einen, wenn's beſſer geht, als man geglaubt hat, es kommt ſelten vor.

Ich weiß nicht, ich habe jetzt gar keinen Schlaf mehr, ſeitdem der Landtag hier iſt. Sonſt hab' ich mich in aller Gemüthsruhe zu Mittag niedergelegt und dann — gut Nacht Berlin! Jetzt ſchlafe ich viel weniger und es freut mich, daß wir das Brod dahin liefern, wo die Freiſinnigen eſſen und ich möchte ihnen allemal ein „geſegn' es Gott“ hineinkneten und hineinſalzen.

Die Zeitung koſtet mich jetzt viel Zeit und ich kann ſie doch nicht ganz leſen. Wenn man nur auch ſo zuhören könnte, wie bei uns daheim. Froh bin ich manchmal, daß ich nicht Abgeordneter bin. Mir wär's katzenmäuslesangſt, wenn ich über etwas abſtimmen müßte, was ich doch nicht ſo recht verſteh'. Laß es aber nur einmal 15—20 Jahre überall in Deutſchland landtagen, da wird man viel lernen man weiß nicht wie: das iſt die beſte Schule.

Einen hitzigen Zorn krieg' ich allemal auf den Mann, der immer ſchreit: wir wollen machen, daß wir heimkommen; und da giebt es auch noch viele Tölpel, die ſchreien: der Landtag koſtet Geld. Man darf wohl jedes Jahr ein paar Monate den Staat in die Cur nehmen, an dem ſo viel Angeſtellte immerfort herumdoctern. Und was koſten denn die? und wie viele Millionen koſtet das Soldäterles?

Noch eins verdrießt mich, wenn ſich jetzt hier Manche ſo auf den hohen Gaul ſetzen und ſagen: ſeht ihr's, das Landtagen in den kleinen Ländern bei euch, das war doch nur den Mäuſen gepfiffen. Nein und noch einmal nein, ohne uns wären die Preußen nicht ſoweit, wie ſie ſind. Was können die Schwaben, Sachſen, Heſſen und Baiern dafür, daß ſie in einem kleinen Lande ſind und nicht durchführen können, wie ſie möchten? Hoch in Ehren muß man ſie halten. — Wie herrlich wär's, wenn ſie einmal Alle bei einander ſitzen könnten in Einer deutſchen Kammer!

Ich kenne meine Leute hier oft gar nicht mehr, die ſind dir wie ausgewechſelt. Das war dir ein Jammer und ein Elend, wie ſo Viele nicht gewußt haben, wo aus und ein.

Beſonders gekränkt hat's mich, daß ſo Viele, die ich gern haben muß, geſagt haben: was Verfaſſung? Was landſtändiſche Freiheit und Recht? Brod, Brod müſſen die Menſchen haben; alles Andere iſt nicht mehr werth als ein ausgeriſſener Knopf. Ich habe ihnen Recht geben müſſen und doch hat mich's gewurmt: denn die Ehre und Freiheit iſt doch auch was. Aber wahr bleibt's, zuerſt muß man zu leben haben. Jetzt aber hat ſich's beim Landtag bewieſen, daß ohne die Mithülfe Aller dem Elend nicht beizukommen iſt; zu dieſem Loch muß die Sache hinaus. In Allem muß das Land das Recht haben für ſich ſelber zu ſorgen. Die Bürger müſſen durch ihre Abgeordneten Alles einrichten, da ſind ſie dann bei einander und müſſen auf Alles Acht haben. Wie will man's denn anders machen? Die Einkommenſteuer, die ſie ungeſchickter Weiſe nicht eingeführt haben, das wird der Anfang ſein, die Armen zu erleichtern. Und dann muß erſt auf's Neue geholfen werden.

Ja, lieber Bruder, gerade weil ich jetzt ſo glücklich bin — ich will dir ein andermal ſchreiben warum, und der Gevattersmann darf's nicht ausplaudern — gerade darum ſchneidet mir die Noth der Menſchen tief in die Seele. Ich ſchäme mich oft, wenn ich ſatt und vergnügt bin, wie wenn ich's geſtohlen hätte.

Ich habe hier den Hungeraufruhr mitgemacht . . .

Ich habe gar nicht gewußt, daß es ſo jämmerlich klingt, wenn man: Brod, Brod! ruft, und das klagende Gethue der Weiber und der Kinder, es will mir gar nicht aus dem Sinn. Unſere Bäckerei iſt verſchont geblieben, aber gerade um die Ecke ſind Zwei ausgeplündert worden. Wie wir nun den Abend Alles feſt geſchloſſen haben, wie wir ſo in der Stube beiſammen ſitzen und draußen von ferne tobt's wie das wilde Heer: da waren wir Alle ſtumm, als wenn uns ein böſer Geiſt die Kehle zuſchnürte. Der Meiſter hat, die Hände auf dem Rücken, am Fenſter geſtanden und die älteſte Tochter hat bei der kleinſten Schweſter geſeſſen und bitterlich geſchluchzt und mir iſt's geweſen, wie wenn mir alle Gedanken aus dem Kopf genommen wären. Wie jetzt die Meiſterstochter laut aufweint, da bin ich dir aufgeſprungen, wie aus dem Schlaf geweckt; ich habe fortgewollt, helfen, ich weiß nicht was, ich weiß nicht wie. Sie haben mich gehalten, Alle, und Keins hat ein Wort geredet. So müſſen Geiſter ſtumm mit einander ringen. Jetzt hab' ich wieder auf meinem Stuhl geſeſſen und alle meine Glieder waren mir wie zerſchlagen, und ich habe eben auch laut aufheulen müſſen. Ich ſchäme mich nicht und geſtehe es offen. Wie tief im Elend müſſen die Menſchen da draußen ſtecken, daß ſie's ſoweit treiben! Es iſt gewiß auch viel lärmſüchtiges Geſindel darunter; aber wie viele Hunderte ſind bisher bloß arm geweſen, ſie bleiben arm und werden jetzt noch — Verbrecher. Das brennt ſich ein, unauslöſchlich für das ganze Leben. So lange ringen und kämpfen und um eine einzige That auf ewig gebrandmarkt werden: das iſt ſchrecklich! In dieſer Minute habe ich die Qualen der Kerkerjahre mit all den Unglücklichen durchgemacht. Aber ich ſage dir's, in dieſer Stunde bin ich ein anderer Menſch geworden; ich gönne mir nichts mehr, ohne daß ich an Andere denke und ihnen helfe ſo viel ich kann; und mein Glück kommt auch erſt neu von dieſer Stunde. — Das gehört aber auf ein ander Blatt. Kannſt du dir aber denken, wie zwei Menſchen ſich mitten im Elend erſt recht finden und kennen lernen? Gerade wie wir ſo überſelig geworden ſind und das Höchſte bekommen haben, gerade da haben wir erſt recht eingeſehen, wie wir für das Vaterland und die Menſchheit zu wirken haben.

Ich habe das Letzte da eben durchgeleſen und will's wieder ausſtreichen, ich laſſ' es aber doch ſtehen.

Mein Meiſter war bisher auch immer mildthätig, aber wie ich meine, hat er es jetzt doch noch beſſer eingerichtet. Er verzettelt ſeine Gaben nicht mehr, er hat ſich eine dürftige Familie ausgeſucht und dieſe verſorgt er echt menſchenfreundlich mit Arbeit und Brod, und ich und noch Jemand haben auch unſern Anhang. Das, meine ich, wäre das Beſte, wenn man ſeine Gaben nicht ſo hinausſchmeißt und weiter nicht dran denkt, wo ſie hinfallen. Es wäre beſſer, wenn Jeder der's vermag, außer ſeinen armen Verwandten, denen er beiſtehen muß, ſich, wie man ſagt, wildfremde Menſchen aufſuchte und ihr ganzes Leben nach Kräften ordnete und an der Hand hielte; kommt dann noch die großartige Fürſorge der Gemeinde und des Staats hinzu; dann will ich einmal ſehen, ob es nicht anders wird.

Ja, Bruder, das vergangene Jahr war ein großes Lehrjahr in jeder Weiſe.

Ich bin jetzt drauf und dran ein Preuße zu werden und will mich als Meiſter ſetzen. Es wird mir zwar ſchwer, daß ich ein Preuße heißen ſoll: aber das Wort Preußen iſt ja auch nicht ewig.

Ich ſpür's ſchon, daß ich faſt auch ſo etwas von dem Großſtaaten-Stolze kriege, aber Preußen ſteht jetzt einmal vorn dran. Brauchſt dich nicht zu ängſtigen, daß ich Landſtand werde; ich komme nicht hoch genug in die Steuer, und wenn ich mir auch ein Gütchen kaufen könnte, müßte ich doch noch warten auf den zehnjährigen Grundbeſitz, bis ich graue Haare habe.

Bruder, geſtern war ich draußen im freien Feld; der beſte Freund kann's der hieſigen Gegend nicht nachſagen, daß ſie ſchön ſei, aber es war doch ſchön. Die Felder ſtehen alle im reichſten Segen und im Herzen habe ich gejauchzt und eine Stimme in mir hat gerufen: das Korn blüht! Noch iſt es grün, aber die freie Sonne zeitigt's zur vollen Sättigung für Alle, die da hungern. Und da iſt mir der Landtag eingefallen, da hab' ich gedacht: das Korn blüht auch dort! Dort iſt die wogende Saat; noch iſt ſie grün, aber ſie wird und muß reif werden, und wir wollen auch das Unſrige thun: du mußt ſie ſchneiden und dreſchen und der andere Bruder muß ſie mahlen und ich will ſie verbacken. Dein getreuer Bruder

Anton Händle.

Nachſchrift.

Ende Juni.

Ein Hagelwetter hat in die grüne Saat geſchlagen, die vollen Aehren liegen nieder und wollen erſticken. Der Landtag iſt aus und nicht einmal das, daß er zur beſtimmten Zeit wiederkehren darf, iſt bewilligt worden. Jedes Jahr kommt Frühling und Sommer, das hat Gott als feſtes Geſetz ſo in die Natur gelegt und Er hat ſich's nicht vorbehalten, daß Er's machen will, wie's ihm einfällt. O! Bruder, was wird nun geſchehen und was haben wir zu thun?

Frag- und Antworttafel.

Die Frage, mit welcher der vorſtehende Brief ſchließt, das iſt jetzt eigentlich die einzige, die ſich jeder deutſche Mann ſtellen muß; wer weiß augenblicklich die rechte Antwort und wer darf ſie ausſprechen, wenn er ſie weiß?

Nachmärzliches,

oder

drei Säcke und ein vierter und der iſt der größte.

Mit der Frage da oben ſchloß der Kalender, der zu Neujahr 1848 erſchien, Jedermann weiß, was ſeitdem geſchehen iſt, wenn er ſich nicht mit Gewalt zwingen will, es zu vergeſſen oder zu verleugnen. Die Frage da oben — die zuerſt im Juni 1847 öffentlich geſtellt wurde — iſt kein Prophetenſtücklein. Damals folgte bald eine Zeit in der man hoffen durfte, daß das lebendige Wort das geſchriebene erſetzen würde, und der Gevattersmann hat, ſo ſchwer es ihm auch wurde, ſein Theil davon angeſprochen und ausgeſprochen, und hier ſtehe nun eine Geſchichte, für die er Tauſende zu Zeugen anrufen könnte, die ſie von ihm gehört als Warnungsruf, und die leider doch zur Wahrheit geworden iſt.

Ich will euch — ſprach damals der Gevattersmann — nicht in den Sack hineinreden und nur euch zeigen, welcherlei Säcke es gegeben hat und welcher noch alle übertrifft:

Es gab eine Zeit und ſie war noch geſtern, da hieß es: nur der darf mitreden, nur der hat ein Recht in bürgerlichen Angelegenheiten das Wort zu ergreifen, wer ſtudirt hat. Alle unſtudirten Menſchen haben nichts als beſchränkten Unterthanenverſtand, haben keine Geltung, müſſen kuſchen und ſich gnädig regieren laſſen. Das war die Zeit als da herrſchte: der gelehrte Schulſack.

Es gab eine Zeit und ſie war noch geſtern, da hieß es: nur der hat ein Recht ſich in die öffentlichen Angelegenheiten zu miſchen, ſeine Stimme abzugeben und eine Geltung zu behaupten, wer viel Geld hat; und ſei ein Andrer noch ſo weiſe und einſichtig, noch ſo ſehr mit ſeiner Thätigkeit betheiligt an dem öffentlichen Wohl und Wehe, er darf nicht dreinreden, er iſt rechtlos weil machtlos. Das war die Zeit als da herrſchte: der Geldſack.

Und dieſe beiden Säcke ſtritten miteinander und der eine ſuchte den andern unterzukriegen bis auf den geſtrigen Tag.

Es iſt eine Zeit und ſie iſt heute und da heißt es: wer etwas gelernt hat, wer die Dinge zu beurtheilen weiß aus Vergangenheit und Gegenwart, der gilt nun nichts mehr — eben weil er etwas gelernt hat. Die Unwiſſenheit und Einfalt allein iſt weiſe. Und andererſeits: wer etwas beſitzt, wer durch Geld und Gut beſonders betheiligt iſt beim allgemeinen Wohl, der darf jetzt nichts mehr gelten — eben weil er Geld und Gut hat. Unwiſſenheit und Beſitzloſigkeit allein iſt fortan berechtigt. Das iſt die Zeit in der da herrſchen will — der Bettelſack.

Wird er Einſicht annehmen und erkennen, daß

Wiſſenſchaft und Reichthum wahlberechtigt ſind in der Ordnung der menſchlichen Dinge? Oder wird er im Uebermuthe gleich jenen Beiden allein herrſchen wollen? Wird er das? Nun —

Es giebt eine Zeit und ſie iſt morgen und da kommt ein Anderes, bewehrt mit Schwert und Kugel, und es wird alle drei Streitenden einthun und ſich allein gelten laſſen und das iſt der größte von allen Säcken: des Soldaten ſein Schnappſack.

Briefwechſel zweier Brüder.

I.

Hans an Ernſt.

Harthauſen am 20. April 1855.

Lieber Bruder Ernſt!

Geſtern, als ich von der Kirchweih in Hirlingen nach meinem Hof heimritt, hab' ich deiner gedacht. Summt mir unterwegs ein luſtiger Walzer im Kopf und die Muſik iſt doch ſchon lange fern und verklungen und die Muſikanten liegen auf dem Ohr und ſchlafen ihren Rauſch aus. Ja, und da hab' ich dein gedacht. Der Marſch vom achtundvierziger Jahre ſummt dir noch immer im Kopf, aber er iſt ſchon lang vorbei und abgeſpielt, und die Muſikanten liegen auf dem Ohr oder blaſen Trübſal im Kerker und in der Fremde. Im europäiſchen Concert geben nur noch ein paar

Kapellmeiſter den Tact an mit dem Stock. Wie kannſt du nur noch immer glauben: es habe in der Welt etwas zu bedeuten, was Der und Jener denkt, was du und ich und mein Nachbar Hinz und mein Gevatter Michel wünſchen und möchten und hoffen; der Weltlauf fragt nichts darnach, die großen Herren ſpielen jetzt das Stück Weltgeſchichte, in das wir eingepfercht ſind, und ich meine oft: es iſt gut ſo. Was die Menſchen oben auf der Höhe denken, das iſt wichtig und entſcheidend; was dem gemeinen Soldaten unter der Pickelhaube ſitzt, iſt ganz gleichgültig: er muß marſchiren und pariren. Das hättet ihr ihm auch nicht erſparen können. Der Generalſtab beſteht aus wenigen tüchtigen Führern, die machen Alles und haben tauſend und abertauſend von Händen und Füßen. Ihr Herren von der Feder ſolltet darauf ausgehen, auf die Feldherren und ihre Schlachtenplane Einfluß zu gewinnen.

Ich nieſe gerade und das iſt ein Zeichen, daß ich die Wahrheit ſchreibe. Ihr habt ein Sprüchwort wahr gemacht, das ich von meinem Futterſchneider gehört habe und das heißt: der Fiſch ſpringt aus der Pfanne und fällt in die Kohlen. Laß dich lieber braten, guter Fiſch, dann hat man doch etwas von dir. Mein Futterſchneider iſt überhaupt ein großer Politiker und hat allerlei ſeltſame Gedanken. Ich gebe dir's als Räthſel auf, damit deine Weisheit erforſche, warum in der Regel die Futterſchneider ſo eigenthümliche Menſchen ſind; es ſteckt was dahinter.

Jetzt will ich aber wieder auf die Landſtraße fahren und dich daran erinnern, was unſer Vater ſelig im

Jahr 1848 immer geſagt hat: bei den Demokraten gefallen mir die Grundſätze, aber nicht die Perſonen, und bei den Conſervativen gefallen mir die Perſonen, aber nicht die Grundſätze; drum kann ich bei keiner Partei mitthun.

Freilich ſind jetzt dieſe Parteibenennungen nichts mehr als ausgeſpielte Looſe. Es kann Keines dem Andern Vorwürfe machen. Es iſt Eins, wenn der Krug zerbrochen, ob der Krug auf den Stein oder der Stein auf den Krug gefallen iſt.

Die einzigen, die jetzt noch in Schriften und Verſammlungen wirklich an allen Ecken durchdringen, ſind die Pietiſten; und die haben Mittel, die ihr nie haben könnt und dürft.

Ihr mit eurer Volksliebe und eurer Volksbildung ſeid langmüthig wie ein Leineweber, dem alle Minuten der Faden reißt; aber ich ſage dir: die große Maſſe, Das da was ihr aufputzen möchtet wie eine Puppe, iſt nichts nutz, iſt nicht werth, daß ſich ein ehrlicher Menſch darum einen Finger krumm macht. Ihr kriegt Geſtank für Dank. Wer recht auf ihnen herumtrampelt, der iſt ihnen am liebſten, vor dem haben ſie den meiſten Reſpect. Verſuch's nur einmal, geh hinaus und zeig' dein gutes Herz, und ſie lachen dich hinterrücks aus. Sei noch ſo hülfreich und ohne Stolz, laß Einen kommen mit dem kleinſten Titel und er gilt mehr als du mit aller deiner Menſchenliebe. Wer vor den Menſchen Reſpect hat, vor dem haben ſie keinen. Das ſteht bombenfeſt, wie unſer Förſter ſagt.

Ihr wollt der großen Maſſe Einſicht geben, aber ſie will ſie nicht und braucht ſie eigentlich auch nicht. Nicht alle Menſchen die auf die Uhr ſehen brauchen zu wiſſen, wie eine Uhr beſchaffen iſt, wie das Räderwerk ineinander lauft. Die Hauptſache iſt: daß man wiſſe, welche Stunde es iſt und mit der Zeit auf dem Fleck bereit ſei.

Ihr wollt alle Menſchen in Uhrmacher verwandeln.

Es iſt gut, daß du meinem Brief nicht davon laufen kannſt; du mußt auch einmal eine Predigt hören, du und Alle mit dir. Ihr ſeid Nichts als der Trumpf-Unter; Trumpf-Sau ſticht Alle. Ihr wollt das Volk belehren und ihr wißt nicht, daß das Volk gar nicht belehrt ſein will; es geht an euch vorüber und ſieht und hört euch nicht, und wenn auch, ſo lacht es euch nur aus und denkt bei ſich: „der dumme Kerl! könnte auch ſeine Lunge ſparen.“ Höchſtenfalls denkt Einer oder der Andere: „der Menſch dauert mich, daß er ſich fruchtlos in Ungelegenheiten bringt.“ — Ihr wollt den Leuten Brillen aufſetzen, aber ſie wollen Nichts als eſſen und trinken und viel eſſen und noch mehr trinken, und dazu, denken ſie, braucht man keine Brille. Du guckſt ja auch immer mit deinen vier Augen über's Glas weg, wenn du einen guten Zug thuſt. Und mit Einem Wort, laß dir etwas in's Ohr ſagen: Volk! Volk! der Gedanke Volk iſt Nichts als ein Aberglaube, ein neuer Götze, den ihr euch gemacht habt. Es giebt gar kein Volk, es giebt nur dumme und geſcheite Menſchen. Und damit Punctum. Drum glaub' mir, du vergrämſt dir mit deiner Weltverbeſſerung unnütz dein Leben. Laß dir von unſerer Mutter ihr Sprüchwort ſagen: Ein Narr wirft einen Stein ſchneller in einen Brunnen, als ihn zehn Weiſe wieder herauskriegen. Merk' dir das und du haſt alle Vernunft in Einem Wurf. Du willſt in einzelnen Pfennigen einbringen, was in Millionen zum Fenſter hinausgeſchüttet wird? Du willſt den Leuten da und dort einen guten Grundſatz einpflanzen, einen Gedanken aufhellen, willſt aus deiner gedruckten Baumſchule ein Stämmchen ſetzen und ein Gärtchen am Haus und am Weg anlegen und — ſchau einmal um: der große Staatsſturm reißt in Einer Stunde ganze Wälder von tauſendjährigen Moraleichen zuſammen und eure ſingenden Gefühlsneſter mit.

Quackſalbern und Medikaſtern iſt verboten, aber an einem ganzen Volk herumquackſalbern, das erlaubt ſich Jeder; aber meine Bauern ſchütten in der Regel die Medicin zum Fenſter hinaus und reden dem Doctor vor, ſie hätten ſie eingenommen.

Sieh dich um, wie man dem Volke den letzten guten Saft durch Brechmittel aus dem Beutel, aus dem Magen und aus der Seele herausholt und — glaubſt du, daß ihr mit euren kleinen Hausmittelchen helfen könnet? Alle eure Hausmittel ſind nichts nutz und die Kanzleiheiligen haben Recht, wenn ſie das Volk ſo kurz anbinden, daß es ſich zuletzt nicht mehr anders helfen kann, als es muß Streuſand freſſen und Tinte ſaufen; iſt auch kein' üble Nahrung wenn man's nur gewohnt, und wer nicht dabei draufgeht, wird's ſchon vertragen lernen.

Die Chineſen, über die man ſo viel gelacht hat, ſind doch die einzig natürlichen und offenherzigen Staatsweiſen. Ich hab' einmal geleſen, daß dort von Regierungswegen beſtimmt iſt, genau wie viel Loth Speiſe jeder Menſch jeden Tag zu ſich nehmen darf. Der Hausvater muß bei Prügelſtrafe Jedem ſein Zukömmliches zuwägen und dazu hat er eine Waage, die jeden Monat von dem Beamten geprobt und friſch geſtempelt wird. Aller Ueberſchuß gehört dem Herrſcher. Nun ſage: iſt das nicht das eigentliche Paradies, das die Herren Communiſten ſich herbeiwünſchten? Könnten ſie das nicht viel einfacher von einem deſpotiſchen Staat haben? Weißt du keinen Cameraliſten, der die Welt mit geaichten Magen und geſtempelten Löffeln beglücken könnte?

So lange ihr das nicht habt, könnt ihr der Welt nicht helfen.

Was iſt denn eure Hoffnung und Vertröſtung? In Frankfurt am Main haben ſie ein Sprüchwort: es gewinnt Jeder einmal das große Loos, aber es erlebt's nur nicht Jeder. Nach der Berechnung muß jedes Loos einmal in ſo und ſo viel hundert Jahren den großen Treffer machen, aber Bruderherz! kannſt du darauf warten und willſt du dein blinkendes baar Geld, heißt das, deine hellen, gemeſſenen Lebenstage dafür einſetzen? Mein alter Futterſchneider hat vorletzt ein altes Lied geſungen, das paßt ganz auf euch, ich kann dir den Text ſchicken, wenn du willſt, aber der Inhalt iſt unverändert ſo:

„Mutter, Mutter, es hungert mich,
Gieb mir Brod, ſonſt ſtirb ich."
„Warte nur mein liebes Kind.
Morgen wollen wir ſäen."

Als es nun geſäet war, kommt der Troſt: morgen wollen wir ſchneiden. Nach dem Schneiden: morgen wollen wir dreſchen. Nach dem Dreſchen: morgen wollen wir mahlen. Und als es nun gemahlen war: morgen wollen wir backen.

Als es nun gebacken war,
Das Kind lag auf der Todtenbahr'.

Die Gegenwart iſt das hungernde Kind und ihr vertröſtet's immer weiter hinaus bis es ſtirbt. Der Welt kannſt du nicht helfen, aber dir ſelbſt; laß dein eigenes Verlangen nach Lebensglück nicht Hungers ſterben. Jeder iſt zuerſt für ſich auf der Welt und es giebt ihm Keiner was heraus, wenn er ſeine Tage verſpielt oder meinetwegen vergrämt hat, denn das iſt Eins. Willſt du was für Andre thun, ſo läßt ſich's nur von oben machen, nicht von unten. Ich kann dir ein Beiſpiel aus meiner nächſten Erfahrung geben. Die Creditloſigkeit nimmt bei uns auf dem Lande ſchauderhaft überhand, alles Geld läuft den Staatspapieren zu, und Tauſende von Menſchen, die noch im Lande leben, ſind eigentlich ſchon ausgewandert; denn ſie haben ihr Geld in amerikaniſchen Papieren angelegt. Was iſt nun zu thun? Wuchergeſetze ſind nichts als Quackſalberei und wo kein Doctor mehr hilft laufen die Geſcheiteſten zum Schinder. — Wir brauchen nothwendig eine Hypothekenbank. Die Adeligen haben eine für ſich gemacht, aber der Mittelmann und der kleine Bauer hat keine Hülfe. Sie können ſich nicht zuſammenthun und ihre Pfandbriefe auch in guten Umlauf bringen. Wie kann da geholfen werden? Nur von oben. Drum ſag' ich dir noch einmal: es nützt Nichts, wenn ihr wie Samenhändler mit eurem gedruckten Salatſamen hauſiren geht. Die landwirthſchaftlichen Bezirksſtellen können das beſſer ausrichten, und da ſind's wieder nur ein paar Geſcheite, die die Sachen ausführen, und wenn's nicht anders geht, nur für ſich allein. Ich ſage dir alſo noch einmal: die Welt iſt nicht wegen der großen Maſſe da; die ſind da um die Gattung zu erhalten, damit der Herr der Schöpfung nicht ausſterbe, und daß es immer Einzelne gebe, die große Geiſter und gewaltige Herren ſind und ſich ihre 70 Jahre mit Zugabe vollauf wohl ſein laſſen und luſtig durch die Welt fuhrwerken — und das beſte Fuhrwerk iſt Trinken, denn dabei geht's alleweil bergab wie unſer Vetter Knirps ſagt.

Ich bitt' dich alſo, lieber Bruder, vertrinke und verjuble deine Weltsangſt und du haſt wohlgethan. Volkswohlfahrt und Menſchenbeglückung, es iſt alles Nichts als Schwindel und Flauſenmacherei. Die Menſchen werden, ſo lange die Welt ſteht, immer gleich glücklich und gleich unglücklich ſein, wenn man's überhaupt und im großen Ganzen nimmt. Einzelnen geht's gut, wenn ſie's verſtehen, ſich's wohl ſein zu laſſen und wenn ſie freſſen, derweil ſie an der Krippe ſtehen. Freilich iſt ein gutes Gewiſſen ein ganz nothwendiges Stück zum Wohlſein, und du kannſt dir's zuſprechen; du haſt Niemand Uebles und für Andere mehr als deine Schuldigkeit gethan.

Drum ſei jetzt zufrieden, ſchreie dich nicht mehr aus wie ein Märzenkalb, in Klagen und Ermahnungen. Ihr

Märzenkälber ſeid jetzt ſiebenjährige, mehr als genug zu Maſtochſen herangewachſen. Drum laß ab Bruder, ſchirre dich aus; du wäreſt gerade das rechte Geſpann für deinen Bruder

Hans,
genannt Bruder Luſtig oder meinetwegen
auch Großhans.

II.

Ernſt an Hans.

Grätz in Steiermark im Mai 1855.

Alſo auf dem Heimweg vom Tanz haſt du an mich gedacht, lieber Hans. Glaub' mir nur, ich lebe nicht ſo traurig als du dir's vorſtellſt. Der Tag iſt ſo hell, wenn mir auch das Herz oft blutet, das Leben iſt doch ſo reich, und wenn man nur geſund iſt, giebt's gute Stunden genug. Ich gehöre nun einmal zu denen, die über erfahrnes Ungemach nicht ſo mit leichtem Sinn hinwegturnen können. Es hilft mir Nichts, wenn du mir ſagſt und ich ſelber mir ſage: vorbei iſt vorbei, jetzt vergiß Alles! und ſchau, es iſt vielleicht minder als du dir einbildeſt — es hat keine Haſt an mir, ich muß den Sachen auf den Grund gehen und erſt dann komme ich davon los. Die ganze Welt macht's jetzt mit dem vorhandenen Elend wie jener Mann, dem ſein Sohn ſagt: „Vater, unſer Gaul iſt krank.“ „Sei ſtill!“ antwortet der Vater, „red' nicht davon, dann vergißt er's!“

Ich kann mir nichts läugnen von dem was ich weiß. Ich habe nicht, wie ſo Viele jetzt thun, meine Vaterlandsliebe zur Ruhe geſetzt, und darum iſt mir das Herz ſchwer. Das Einzige, was ich dabei thun oder eigentlich nur geſchehen laſſen kann, iſt: daß ich mich nicht abſperre gegen den Troſt, den die Zeit mit ſich bringt; daß ich Licht und Luſt ſcheinen und klingen laſſe in die Nacht meines Kummers. Und ich ſage dir: auch das Verſenken in das Unheil, in dem wir ſtehen, iſt nicht lauter Schmerz, denn ich thue dagegen was in meiner Kraft ſteht, um noch zu nützen; und das macht mich zufrieden, wenn auch nicht froh. Freilich überfällt mich's oft in ſtiller Nacht wie namenloſe Wehmuth, und ich möchte weinen und tief in mir tönt eine Klage, daß ich nun auch dahinfahren muß, von der ſchönen Erde ſcheiden, und nicht ſehen ſoll das Menſchenheil, das ich mir dachte. Verzweiflung will dann über mich kommen, ob Menſchenheil und Bruderliebe je wirklich ſein werden, ob nicht Alles Trugbild, lächerliche Hoffnung unſerer Eitelkeit ſei. Da ringe ich dann in ſtiller Nacht mit den böſen Geiſtern der Verzweiflung und ich kämpfe ſie nieder.

Das Jahr 1848 war die Kugel, die wir ſchon ſo lange im Lauf hatten; wir haben losgeſchoſſen und — haben gefehlt. Wir haben uns geirrt in dem weſſen wir fähig ſind, aber darum ſind wir ſelber und iſt unſer ganzes Volk noch nicht verloren. Die Vereinigung von Stubengelehrten- und Kneipenweisheit hat Nichts zu Stande bringen können; aber es iſt zu allen Zeiten ſo geweſen, daß es an der Einſicht Weniger nicht gefehlt hat, dagegen nur an dem Muthe folgerichtiger Handlungsweiſe. Schon der große Redner Demoſthenes ſprach zu den Athenern: „Meine Mitbürger zu überzeugen, was in dem gegebenen Falle das Beſte für ſie wäre, habe ich nie ſchwer gefunden; denn zur Noth wiſſen ſie das ſelbſt. Schwer aber habe ich's gefunden: ſie zu beſtimmen, daß ſie auch danach handeln.“

Doch — du wirſt wieder über meine Brille ſpotten und darum will ich dir getreulich folgend antworten: ſage deinem Futterſchneider ein Sprüchwort, das er wohl nicht kennt und das heißt: von unnützen Gängen iſt der Wolf weiſe. Das gilt auch in der Weltgeſchichte. Dein erſter Vorwurf heißt in meinem Sinn: ihr habt Denken ſtudirt, aber ihr müßt Gewalt ſtudiren; und darin haſt du Recht, aber anders als du meinſt. Nicht: was ſoll ſein? ſondern: was iſt, und was kann demzufolge werden? — das muß das erſte Augenmerk ſein. Aber es hat wohl etwas zu bedeuten, ja es kommt Alles darauf an, was die Menſchen denken. Wenn jetzt auch dem Faß mit dem alten Wein der Boden ausgeſchlagen iſt, man wird den neuen doch wieder gehörig einkeltern und flaſchenweiſe verzapfen müſſen.

Du ſagſt, daß das Volk undankbar ſei, und ich ſage dir, das iſt närriſch oder ſündhaft oder eigentlich, da Beides meiſt Eins, Beides zugleich. Dank zu erwarten oder gar zu verlangen, dieſes Ausſchauen nach Belohnungen und Beſtrafungen von außen iſt noch ein alter Bodenſatz, den wir nicht mehr kennen. Iſt ein Volk irgend einem Einzelnen Dank ſchuldig? Wer ſich fühlt als ein Glied des großen Geſammtkörpers und demgemäß wirkt, der hat weiter nichts als ſeine Pflicht oder wenn du's ſo nennen willſt, ſeine verdammte Schuldigkeit gethan. So wenig ein Glied eines Körpers von dem andern Dank verlangen kann oder von dem Ganzen, ebenſowenig hat Einer, der für den Geſammtkörper ſeines Volkes arbeitet, einen Dank zu beanſpruchen als eben den, den er in ſich hat.

Der Hauptfehler in dem du ſtehſt iſt, wenn du es auch nicht deutlich ſagſt: die Volksverachtung. Aber wer ſind wir denn, daß wir das Volk verachten dürfen?

Niemand hat das Recht, ſich ſo hoch zu halten, daß er über ſeinem Volk oder gar über ſeiner Zeit ſtehe. Der Geiſt eines Volkes iſt höher als der eines noch ſo großen Menſchen, und was Jemand hat, hat er nur aus ihm. Die Völkergeſchichte und der Geiſt, der in ihr waltet, iſt größer als der Geiſt jedes noch ſo großen Genie's, denn er iſt der Geiſt Gottes.

Das größtmöglichſte Gute der größtmöglichſten Menge zuwenden, der Geſammtheit dienen: heißt Gott dienen; und der Lohn dieſer Thaten liegt in den Thaten ſelbſt. Das hat der tapfere Kämpfer Ulrich Hutten auch gewußt, wenn er von ſich ſagt:

„Daneben mich zu tröſten
Mit gutem Gewiſſen hab',
Daß Keiner von den Böſten
Mir Ehr' mag brechen ab.
Ich hab's gewagt mit Sinnen,
Und trag' deß noch kein Reu;
Mag ich nicht dran gewinnen,
Noch muß man ſpüren Treu."

Wer da wirkt und läſſig wirkt bei dem ausbleibenden Erfolge: der iſt ein Knecht der Welt; er wird verzagt und verdroſſen, wenn er nicht durchdringt, ſei es zur That oder zur Anerkennung. Wer aber wirkt um ſeine Pflicht gethan zu haben, der iſt der Herr der Welt. Du ſagſt: das Volk wolle keine Belehrungen. Haſt du vergeſſen jenen wahrhaft andächtigen Drang, mit dem Alles herbeiſtrömte, als es geſtattet war im lebendigen Wort die Zahlloſen über ſich ſelbſt und über die Welt zu belehren?

Wäre das Verſammlungsrecht zu einem geregelten geworden, wären die wilden Waſſer verlaufen und Alles in ein regelmäßiges Bette gelenkt, wir hätten ein Geſammtleben der Bildung gewonnen, wie keine Zeit und Nation vor uns. Du ſagſt: wir ſeien langmüthig wie Leineweber; und freilich, ein Stück Tuch zerfaſern iſt leichter als es weben. Es giebt Menſchen, die bei jeder Verſammlung, bei jedem Vereine gleich mit dem Ausſpruch bei der Hand ſind: wenn nicht ſo und ſo abgeſtimmt wird wie ich's für gut halte, ſo trete ich aus, und ſie treten nach der Entſcheidung der Mehrheit mit dieſem oft eben ſo thörichten als frechen Ausſpruch hervor. Sie wollen ſich nicht unterwerfen und verkriechen ſich in den Schmollwinkel.

So ſind jetzt auch Viele ausgetreten aus dem Wirken für das allgemeine Volkswohl, weil nicht das geworden iſt, was ſie gehofft und wie ich glaube mit Recht gehofft hatten; ſie beſchönigen ihre verdroſſene Nichtsthuerei mit der Ausrede: an meinem Wirken iſt nichts gelegen! Aber eben ſo wenig als zu hoch darf ſich Jemand zu nieder ſtellen. Jeder kann noch nützen und wirken und Jeder muß es. Und wieder ſagen Andere: ich ſpare mich auf für beſſere Zeiten! oder auch: wir Alten ſind abgethan, es müſſen ganz neue Menſchen dran kommen! Aber was iſt jenes Aufſparen anders als falſche Vertröſtung? Jeder morgige Tag heißt auch Heute wenn er da iſt, und das Heute iſt Geſtern, ehe man ſich umſieht. Jeden Tag fängt die Welt neu an. Hört es in der Natur auf Frühling und Sommer zu werden, weil's einmal Alles verhagelt hat? Das wäre ſchön, wenn einmal der Acker ſpräche: ich mühe mich nicht mehr ab die Frucht zuzeitigen, es iſt doch umſonſt; ein Hagelwetter kann Alles niederſchlagen. Dieſelben Geſetze, die ununterbrochen in der Natur herrſchen, müſſen wir aus freien Stücken durch die Willenskraft in uns aufrecht erhalten. Und jene andere Ausrede: es kommen andre Menſchen dran! Freilich iſt das wahr und ich bin auch des Glaubens, aber die neuen Menſchen kommen nur durch uns; und wir haben die Pflicht, das was wir erlebt und erfahren haben, ihnen treu zu überliefern, damit ſie es benützen, und die Errungenſchaft der Erfahrung läßt ſich nicht als todtes Capital vererben, ſondern nur als lebendige That erwerben.

Du ſagſt, daß zu viel an dem Volk gequackſalbert wird und daß auch unſre Hausmittelchen Nichts helfen. Weiß wohl, es geht im großen Ganzen wie mit der Erziehung eines einzigen Kindes: es wird nicht das, was man gewollt hat und Niemand kann ſagen was es werden ſoll, welche Geſinnungsart und Thätigkeit es nothwendig und einzig haben muß. Trotz aller Erziehungsmaßregeln wird jeder Menſch doch wieder etwas Neues, und das iſt nothwendig; denn in jedem Einzelnen wird die Menſchheit neu geboren und keine Denkweiſe iſt die ausgeführte Vorſchrift eines Andern. Soll man aber darum aufhören, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen den Unerfahrenen zu leiten? Man muß ſich nur zufrieden geben, wenn er dann ſeinen eigenen Weg geht und vielleicht hätte er den nie gefunden, ohne die wenn auch oft vom Wege ablenkende fremde Leitung; auch dieſe erweckt zur Selbſtbeſtimmung.

Zuletzt aber muß ich die Farbe bekennen auf deinen Haupttrumpf, und ich meine, ich kann ihn übertrumpfen. Du ſagſt, die Welt ſei allzeit nur wegen einiger Auserwählten da und dieſe ſollten ſich's wohl ſein laſſen. Ich könnte dich hierauf mit vielfachen Entgegnungen aus allerlei Schriften abſpeiſen. Aber ich gebe dir wiederum lieber hausbacken Brod und ſage dir zuerſt: daß wir nicht gemeint ſind, die Menſchen aus ihren gewohnten Lebenslagen herauszureißen, ſondern im Gegentheil ſie recht einheimiſch und glücklich in den gegebenen Thätigkeiten zu machen. Und weil es keine rechtſchaffene Thätigkeit giebt, die man höhere oder niedere nennen kann, weil Alle mitwirken zur Erhaltung des Geſammtkörpers, ſo iſt es einfach lächerlich zu ſagen: die Thätigkeit des Einen ſei blos zur Bequemlichkeit des Andern da. Sieh dich einmal um und du wirſt finden wie es nicht wahr iſt, daß die Welt immer auf demſelben Fleck ſtehen bleibt. Lache nicht, wenn ich dir ein Wort des großen Weltweiſen Hegel anführe; die Worte der Gelehrten ſind nicht blos wiederum für Gelehrte da, ſondern für Alle; und ich unterſchreibe den Ausſpruch Hegels: die Weltgeſchichte iſt der Fortſchritt zum Bewußtſein der Freiheit! Es giebt heutigen Tages nicht nur weit mehr Menſchen auf der Welt, als je zuvor, ſondern auch weit mehr Seelen als je zuvor. Unter Tauſend, die heut zu Tage leben, iſt eine viel größere Zahl Solcher, die denken können als je zuvor.

Macht aber Denken glücklich? fragſt du. Es macht zum Menſchen! antworte ich, und ob er als ſolcher glücklich ſei, das liegt an ihm. Jeder hat die Pflicht zu erkennen, was es heiße, ein Menſch, ein Bürger ſein, und Jeder hat die Pflicht dem Andern dazu zu verhelfen. Hierin iſt die Bildung Eins mit der Religion. Die Religion verlangt, daß nicht Einer oben ſtehe, der den Glauben habe für Alle, ſondern ſie ſtellt die Anforderung: daß Jeder für ſich ſelber glaube und ſein Heil erfaſſe. Wie nun dies möglich und nothwendig iſt, ſo will auch die Bildung, daß Jeder für ſich wiſſe und erkenne; und das iſt nicht minder möglich und nothwendig.

Man braucht jetzt keine Steinhauerarbeit mehr, um mit Stahl und Stein den Feuerfunken herauszulocken; da reibt man jetzt nur noch, und man hat Feuer und Licht zugleich und in Einem Stück. Freilich geſchieht dadurch auch viel Brandſchaden, es iſt jetzt Alles leichter entzündet; aber man wird allmälig lernen damit ſorglicher umzugehen.

Es iſt jetzt eine neue Welt, es wird täglich eine neue und ſie iſt mindeſtens ſo ſchön und groß als je eine zuvor. Sich mit Mißmuth davon wenden, iſt Selbſtauflöſung. Es gilt mitzuwirken, mitten drin zu ſein. Sieh dir nur einmal deinen eignen Beruf an: es reicht nicht mehr aus, daß man Säen und Pflügen u. ſ. w. vom Vater und vom Knecht lernt; jeder echte Landwirth muß ſich die Ergebniſſe der Naturwiſſenſchaften zu Eigen machen und Tauſende thun es. Das alte Bauernthum ſtirbt ab und macht der neuen Landwirthſchaft Platz, und die Welt wird ſchön und ſchöner auf neue Weiſe. Und nicht nur das, ſondern auch Anderes faſſe in's Auge und du wirſt ſehen, daß wir trotz alledem doch immer weiter vorankommen. Deine Geſchichte von den chineſiſch geaichten Magen und geſtempelten Löffeln haſt du aus den Schriften des biedern und tapfern Juſtus Möſer — da ſiehſt du, was du doch aus den Büchern haſt und nicht bekennen magſt, — aber denke lieber auch an ein anderes Wort von dem edlen Möſer, denn er nennt die Hofedienſte und Oblaſten, die zu ſeiner Zeit noch auf den Bauernhöfen ruhten: Geſpenſter, die darin ſpuken. Nun ſag einmal, haben wir nicht dieſe Geſpenſter durch Ablöſung erlöst und die andern gebannt und vertrieben? und ſo ſehr man auch dieſe und jene wieder einführen möchte, man kann ſie doch nicht mehr heimiſch machen.

Es iſt jetzt Frühling und Alles grünt und blüht und die ſchwarzgekleideten Städter, die auf den Fußwegen durch die grünen Saaten wandeln, ſehen aus wie Tintenkleckſe in der Natur, aber auch aus ihnen ſchreibt ſich eine helle Erneuerung der Welt.

Ich ſtand auf hohem Berge
Und ſchaut' in's tiefe Thal.

Ja, Bruder, davon kann ich auch ein Lied ſingen. Ich war auf dem Schloßberg, und unter mir Nebel und die Nacht kam und mein Herz fragte zitternd: ſoll's Nacht werden und Nacht bleiben ſo lange du lebſt? Da wurde hier und dort ein Licht angezündet. In der Nacht hat Jeder ſein Licht für ſich und dieſe Lichter ſind wie Sprühfunken aus einer großen Urflamme, und da ſprach es in mir: bewahret, ja bewahret das Feuer und das Licht, bis daß der helle Tag anbricht! Und dieſer Tag iſt angebrochen in aller Weiſe.

Wir Deutſche wiſſen jetzt, daß wir nicht ſchlimmer, ja daß wir in Mancherlei beſſer dran ſind als die gebildeten Völker rings um uns her. Es iſt vorbei mit dem Ausſchauen nach Frankreich, nach England, ja nicht einmal Amerika iſt mehr für uns das Land der Sehnſucht; wir kennen die großen Gaunereien, die dort auch an der Tagesordnung ſind und daß die Freiheit noch nicht die Rechtſchaffenheit pflanzt; wir wiſſen jetzt mehr als je, was wir für uns haben und was uns noch fehlt, und daß wir dieſes Beides wiſſen, das ſoll uns muthig und zuverſichtlich machen.

Es giebt leichtfertige Naturen, die da glauben, alles Glück beſtehe nur im Lachen und in der lauten Freude. Es giebt aber eine innere Andacht, die noch weit glücklicher macht, und ich gebe meine Zuverſicht, mein Vertrauen und mein emſiges Denken auf das Heil des Vaterlandes für keine rauſchende Freude hin; und damit verbleibe ich dein Bruder

Ernſt.

Fertig!

ruft der Schaffner an der Eiſenbahn. Nur wenig Minuten Aufenthalt und der Bahnzug brauſt dahin. Gieb Acht, haſt auch nur wenig Minuten Aufenthalt auf der Lebensſtation; gieb Acht, daß du dich nicht verſäumſt, Manches vergeſſen habeſt, wenn der große Schaffner ſein Fertig! ruft, und die große Locomotive, Tod genannt, vorgeſpannt iſt.

Aber — und das ſagt der Gevattersmann dir und ſich ſelber — fertig werden wir doch nie; und ſei auf eine einzelne Arbeit oder auf die ganze Lebensarbeit noch ſo bedacht, fertig wird ſie nie, und was noch fehlt, weiß Niemand beſſer als der redliche Arbeiter ſelber. Unſer Leben iſt Stückwerk; ſeien wir Geſellen, die auf Stück- oder auf Zeitlohn arbeiten. Haſt Mühen und Denken aufgewendet, mußt zuletzt doch bekennen: der Preis der Vollkommenheit, den du in Gedanken dir vorgeſetzt, du haſt ihn nicht erreicht!

Es hat noch keinen redlich wirkenden Menſchen gegeben, der am Ende ſeiner Tage ſich bekennen mochte: „Es iſt genug, ich habe vollauf Genüge gethan!“ — Die tapferſten Befreier und Wohlthäter der Menſchheit haben in letzter Stunde noch gewünſcht ihr Werk befeſtigen, erhalten, weiter führen zu können. Nicht Liebe zum Leben und zu ſeinen Genüſſen, ſondern Liebe zur heiligen Lebensarbeit hat dieſe ſchmerzliche Sehnſucht erweckt. Wer nicht dieſen Schmerz empfindet, wenn er Geſchaffenes aus den Händen giebt, oder gar, wenn er ſelber ſcheiden muß aus dem Kreislauf der Neigungen und Pflichten und ihrer Bethätigung: der hat nie das Reine und Vollkommene gewollt, nie den Gedanken Gottes geliebt. Wer aber mit dieſem Schmerze die Welt läßt, hat das Vollkommene gewollt und iſt ſelig in ihm. Und Ein Troſt iſt bei allem Scheiden von einer Thätigkeit, daß Andere ihre erneute Arbeit damit vollbringen. Genug, wenn in unſerem Thun ein geſundes Korn zur Ausſaat, eine feſte Handhabe zum Angriff für Andere ſich findet.

Mit dieſem Gedanken rufe ich Euch und mir zu: Fertig!

Möge dieſer Gedanke in uns leben, wenn es dereinſt heißt: Fertig!

Berthold Auerbach's

geſammelte Schriften.

Erſte, neu durchgeſehene Geſammtausgabe.

Neunzehnter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1858.

BIBLIOTHECA
[illegible]
[illegible]

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Deutſche Abende.

Am Rhein,

im Jahre 1841 unternahm ich es, bald nach Ueberſetzung von Spinoza's ſämmtlichen Werken, einzelne Aufgaben der ſpeculativen Ethik in — wenn man es ſo nennen will — philoſophiſchen Novellen zu behandeln. Der Kern derſelben ſollte minder in Ereigniſſen und thatſächlichen Conflicten als vielmehr in Beſprechungen eines beſtimmten Thema's beſtehen. Aus einer großen Reihe, die ich mir vorgeſetzt, wurden nur die beiden erſten Erzählungen, die hier folgen, abgeſchloſſen. Ich habe an Gehalt und Geſtalt derſelben nichts geändert.

In der zweiten Abtheilung dieſes Buches habe ich aus den theoretiſchen Erörterungen, zu denen ich mich von Zeit zu Zeit gedrungen fühle, die vorliegenden ausgewählt, die ſchon dem Stoffe nach die Berechtigung zu immer erneuter Betrachtnahme in ſich ſchließen.

Dresden, 31. October 1858.

Inhalt.

Seite

Rudolph und Eliſabetha (zuerſt abgedruckt im Freihafen von Th. Mundt 1842) 1

Was iſt Glück? (Grenzboten von J. Kuranda 1842) . . 77

Des Waldſchützen Sohn (Jugendkalender von R. Reinick 1847) 119

Zur Kunſt und Literatur.

I. Drei Stationen des Schiller-Goethe-Denkmals (Morgenblatt von Hauff 1857) 163

II. Studien und Anmerkungen zu Leſſings Nathan der Weiſe (theilweiſe Morgenblatt Juli 1858) 207

Rudolph und Eliſabetha.

Ein Idyll aus der gebildeten Welt.

I.

„Wo iſt die Straße Sanct-Marien am Capitol?“ fragte ein junger Mann im Reiſekleid eine muntere vollwangige Kölnerin, die eine Art fliegender Haube, Kappesblättchen genannt, auf dem glattgeſcheitelten und in einer einzigen vollen Welle zuſammengehaltenen Haare trug.

„Da jehn Se durch dat Pförtchen und dann reechts.“

Rudolph dankte, ging durch das in byzantiniſchem Styl gebaute Pförtchen und trat dann in die von ihm genannte Straße. Es war in den erſten Tagen des Septembers 1841, deſſen ſommerliche Kraft für die regneriſchen Tage der eigentlichen drei Sommermonate zu entſchädigen ſchien. Heiße Mittagsruhe lag auf der Straße, an deren einen Seite eine Reihe von Bäumen ſtand. Rudolph ſtand eine Weile ſtill ſich erholend. Mit beſonderer Theilnahme betrachtete er dieſe ganze Umgebung: hier ging ſein Freund Karl in Freud und Leid aus und ein, Alles umher hatte ihm eine Weihe, denn der Blick des Freundes hatte darauf geruht. Rudolph fühlte eine nie gekannte Aufregung ſeines ganzen Innern, ſeine Pulſe zitterten, ſeine Wangen glühten, es war ihm, als ob er plötzlich in neue

Lebensluſt gehoben wäre; das war mehr, als das Wiederſehen ſeines innigſten Jugendfreundes in ihm anfachen konnte, und doch konnte es nichts anderes ſein; ſeine Hände in einander legend, gleich als ob er die Hand ſeines Freundes dazwiſchenfaſſe, ſprach er zu ſich: „ſelig, wenn du ihn wiederfindeſt, wie du ihn einſt gefunden, und iſt er anders geworden, die Liebe ſoll ſich gleich bleiben.“

Er hatte die Hausnummer gefunden und trat in das Haus, er las den Namen ſeines Freundes Dr. jur. Karl Meurer an einer Thüre, er klopfte an, Niemand öffnete, er klopfte mehrmals an allen Thüren, ſie blieben verſchloſſen; unwillig ging er den Hausflur auf und ab, er vernahm nichts als den Schall ſeiner Tritte, er überlegte, was er nun in der fremden Stadt beginnen ſolle. „Das Schickſal will's nicht und es iſt nicht gut,“ ſagte er ſich, „daß wir in unſeren Mannesjahren uns in ſo jünglinghafter Aufgeregtheit wiederſehen; dieſes ſtürmiſche Brauſen muß erſt in mir verklingen.“ Er ſtand an die Pfoſte der Hausthür gelehnt und blickte gedankenvoll drein. Eben war er im Begriff wegzugehen, als er nochmals faſt unwillkürlich zurückkehrte und an die nächſte Thüre klopfte, da hörte er das Rauſchen eines Gewandes, raſche Schritte, ein Riegel wurde zurückgeſtoßen, die Thüre öffnete ſich — ein wunderbar liebliches Mädchen mit hochglühenden Wangen, deren Röthe faſt bis in die Augen hineinragte, ſtand vor ihm. Wie vom Blitz getroffen ſtand Rudolph da, auch das Mädchen blickte ihm betroffen in's Antlitz, mit der einen Hand hielt es das flatternde Buſentuch um den halbentblößten Nacken feſt, in der andern Hand hielt es ein Buch. So ſtanden die Beiden eine Secunde ſtumm einander gegenüber, endlich gewann Rudolph die Faſſung wieder und fragte:

„Wohnt hier nicht Frau Meurer?“

„Ja, ſie iſt ausgegangen.“

„Und Herr Dr. Meurer?“

„Mein Bruder iſt auf dem Handelsgericht, er kann aber jeden Augenblick kommen.“

„Sie ſind alſo ſeine Schweſter? das iſt mir lieb,“ ſagte Rudolph raſch, „ich bin ſein Freund, Sie erlauben wohl, daß ich ihn erwarte,“ ſetzte er eintretend hinzu.

Das Mädchen war verblüfft und blickte ſchüchtern zur Erde, zaudernd hielt es die Klinke der Thüre in der Hand und zuckte ſichtbar zuſammen, als ſie in das Schloß fiel; noch einmal ſchlug es die Augen auf und ſchaute fragend und verlegen auf den Mann, aus deſſen Antlitz eine ſo ſeltſame milde Beweglichkeit und ſichere Treuherzigkeit blickte. Ohne es zu wiſſen, nickte das Mädchen bejahend.

Rudolph ſetzte ſich nun von der Reiſe ermüdet und von der Aufregung angegriffen auf einen Stuhl, das Mädchen legte das Buch offen auf das Nähtiſchchen und ſetzte ſich, unruhig umherblickend, auf die Tribüne am Fenſter.

„Sie wohnen hier in einer Straße von welthiſtoriſchem Namen,“ begann Rudolph. „Sanct-Marien am Capitol, das begreift die beiden größten Perioden der Weltgeſchichte in ſich.“

„Wir wohnen aber hinter Sanct-Marien am Capitol,“ ſagte das Mädchen, verlegen aufſtehend und ſich gleich wieder ſetzend.

Der einfache Treffer dieſer Erwiderung machte das Antlitz Rudolphs noch heller leuchten.

Eine Pauſe war eingetreten, das Mädchen nahm die vor ihm liegende Stickerei zu Hand und wollte die Nadel einfädeln, aber die Hand zitterte; es preßte die Lippen ein und athmete tief, dann legte es den Seidenfaden in das vor ihm aufgeſchlagene Buch und dieſes auf das Sims.

„Ich habe Sie in der Lectüre geſtört,“ ſagte Rudolph, „darf ich wiſſen, wen ich verdrängte?“

Gleich als müßte das ſo ſein, reichte das Mädchen Rudolph das Buch und ſah dann verwirrt zum Fenſter hinaus.

„Ah! Münchhauſen von Immermann, das iſt ein herrliches Buch!“ Er ſchlug das Blatt auf, wo der Seidenfaden lag, es war die Stelle, wo Lisbeth und der Jäger ſich einſam in der Kirche eingeſchloſſen finden und ſich überſtrahlt von Gottes heiliger Sonne am Altare trauen. Rudolph konnte kein Wort mehr ſprechen, es däuchte ihm eine wunderbare Fügung, ein gnadenreiches Symbol, wie er ſich hier faſt ebenſo mit einem Mädchen zuſammen fand, deſſen erſter Blick in ſeinen tiefſten Seelengrund gedrungen war; wie gern wäre er ihr um den Hals gefallen und hätte gerufen: Lisbeth, meine Lisbeth! aber er hielt an ſich und auf das Buch blickend las er nicht mehr, die Geſtalten ſtanden vor ſeiner Seele, er ſelber war dabei; er athmete laut und das Mädchen blickte noch immer ſchweigend nach dem Fenſter. — Zwei Menſchen, die ſich noch nie geſehen, ſaßen hier und ſprachen kein Wort, aber ein dritter Verſtorbener ſchwebte wie die verklärende Sonne über ihnen und ließ ihre Seelen in einander wurzeln.

Durch eine eigenthümliche Ideenverbindung ſagte dann Rudolph wieder: „Der Tod Immermanns hat gewiß auch hier den tiefſten Schmerz erregt.“

„Wohl, aber es iſt ſchrecklich, wie bald ein Name verklungen ſein kann; ein paar Tage, ein paar Wochen nach ſeinem Tod ſprach man von dem herben Verluſt, aber dann muß die Welt immer wieder etwas anderes haben, und der Name des Mannes, der ſo viel war für die Welt, wird kaum mehr genannt; bei allen Anläſſen ſollte man die Namen der Guten nennen und ihr Andenken preiſen.“

„Ich hatte auch einmal dieſe Idee,“ ſagte Rudolph, „jede Stadt, jede Provinz, jede Nation ſollte alljährlich ihre heilige Geſchichte recapituliren, indem man ein Todtenamt für alle guten und großen Geiſter hielte; die Oratorien, die man faſt überall jährlich aufführt, und die gewiſſermaßen einen weltlichen Gottesdienſt bilden, gäben hiezu den ſchönſten Rahmen.“

„Nun? warum bringen Sie denn dieſe Idee nicht zur Ausführung? das wäre ja herrlich!“ —

„Es iſt nicht ausführbar, weil nach den heutigen Conſtellationen die Kirchen- und Staatspolizei das Wort an ſich reißen würde; wie wenig Namen würden da genannt werden, und oft die beſten nicht. Sodann iſt es aber auch nicht nöthig. Wozu ſoll's, die vergänglichen Namen feſtzuhalten? Die Denkmale brauchen nicht egoiſtiſch in freier Luft zu ſtehen, ſie müſſen zu Standſäulen eines großen Baues werden ohne weiteren Anſpruch als den, mit zu tragen und zu ſchmücken; wir dürfen nicht über Mangel an Pietät klagen, wenn man zum Bau neuer Heiligthümer alte Grabſteine einfugt; ihre Inſchriften ſoll man ehren, aber die feſte Tragkraft muß ſich einfugen laſſen zum neuen Bau; und verwiſcht auch die Zeit einen Namen, was thut's? Iſt der Gedanke, das Gefühl, das Leben eines großen Geiſtes aufgegangen in Leben und Geiſt der Mit- und Nachwelt, ſo lebt er für alle Zeiten: jede Bruſt, die ſich hebt durch ihn, jedes Herz, das ſich ſtärkt durch ihn, lobt ihn, wenn es auch ſeinen Namen nicht nennt und nicht kennt. Gerade wie wir Gott und die Güte der Natur nicht bei jedem Genuſſe zu loben und uns ihrer zu erinnern brauchen: *der freudige Genuß und das ſelige Empfangen iſt das beſte Erinnern in der eigentlichen Bedeutung des Worts.*"

„Sie ſcheinen mit meinem Bruder ganz gleiche Anſichten zu haben?"

„Wir fanden uns in Liebe und jugendlicher Zuneigung, und erkannten erſt dann mit ſeliger Freude, wie unſere Seelen ſich in gleichen Accorden bewegten, gleich zwei Stimmen, die verſchieden an ſich, traut in einander ſchmelzen." —

„Die Männer ſind auch in Freundſchaftsbeziehungen freier und bevorzugter, ſie ſtehen draußen im großen

Leben und erobern ſich in unabhängiger und rückſichtsloſer Wahl ihre Freunde; wir Mädchen ſind auch hierin vom Zufall und der Convenienz abhängig, die uns in einen kleinen Kreis ſtellen."

„Sie haben vollkommen recht, mein Fräulein, Sie werden mir es wohl nicht als Männerariſtokratie deuten, wenn ich behaupte, daß Freundſchaft faſt nur eine Männertugend iſt."

„Tugend? das kann ich nicht zugeben, wir haben die Fähigkeit auch, nur iſt ſie nicht ſo geübt und angewendet."

„Sie ſind eine ſtrenge Grenzwächterin und laſſen keine Contrebande ein," ſagte Rudolph mit lächelnder Freude, „ich nehme aber hier Tugend blos in dem Sinne: als zur Entfaltung gelangte Fähigkeit. Vorerſt erzählt uns die Geſchichte blos von Männerfreundſchaften."

„Weil eben blos die Männer Geſchichte ſchreiben."

„Und wohl mit Recht," ſagte Rudolph, „da auch ſie blos Geſchichte machen; die alten Griechen waren conſequent, und, abgeſehen von der Frauenwürde, hatten ſie auch auf dem Theater keine Actricen, die Männer ſpielten auch die Frauenrollen."

„Ich weiß nicht, wie ich dazu komme," ſagte das Mädchen über und über erröthend, „ich wollte nichts von einer andern Stellung der Mädchen ſagen; ich meinte nur, daß wir auch Freundinnen ſein könnten."

„Aber ganz anders als Männer. Beachten Sie vor Allem: es iſt mehr Zufall und Angewöhnung, die die Mädchenfreundſchaften ſchließen; eine Nachbarſchaft, gewiſſe Gleichheit der Stände, ähnliche Beziehungen in der Stadt und beſonders ein altes Verhältniß zwiſchen den Eltern und den Familien bedingen meiſt ihren Urſprung. Das Mädchen muß ſeine Freundin bald in's Haus ziehen, es treten hier weit mehr Rückſichten und Eingriffe der Eltern ein, als bei dem Knaben, der mit ſeinen Geſpielen in Feld und Wald und vor den Thoren ſich umhertreibt. Bei einem Mädchen iſt Anſtand und Sitte die höchſte Rückſicht der Erziehung, bei einem Knaben Kenntniß und Kraft; ein Mädchen von ganz niederem Stande kann mit einem andern aus dem gebildeten Stande faſt unmöglich umgehen, ein Knabe aber wohl, gewiſſermaßen trägt er ſein Rang- und Standesdiplom in der Schultaſche. Nehmen Sie ſodann nur das thatſächliche Beiſpiel: bei Mädchen iſt meiſt die Schweſter die intimſte Freundin, bei Männern iſt ſelten der Bruder auch der Freund! — In der Zeit der Ueberſchwänglichkeit, der Schwärmerei, iſt die Freundſchaft zwiſchen Mädchen ganz dieſelbe wie die zwiſchen Jünglingen; ſie beruhen beide auf gleichem unnennbarem und unbewußtem Drang. Das Mädchen wird in der Erfüllung ſeiner Beſtimmung aus einem Familienglied zu einem Familienoberhaupt, es ſind ſtets dieſelben jetzt nur anders geſtellten Beziehungen, in denen es gehalten bleibt; der Mann aber iſt ſchon vor der Ehe frei von Familienbeziehungen. Eine Frau wird eine andere Perſönlichkeit, ein Mann bleibt als Ehegatte derſelbe nach außen; Männerfreundſchaften überdauern, wenn auch ſelten, doch mitunter, die Ehe, Mädchenfreundſchaften faſt nie. Die Männerfreundſchaft gründet ſich auf allgemeinere Intereſſen und Hülfeleiſtungen, die Mädchenfreundſchaft hat nichts als das Perſönliche; mit Aenderung der Perſönlichkeit und ihrer Intereſſen hört ſie auf, die vertraulichen Mittheilungen nehmen ein Ende. Der unendlich eifrige Briefwechſel zwiſchen befreundeten Mädchen hört faſt immer ganz auf, wenn die Eine Frau geworden."

„Ich habe aber eine verheirathete Freundin, mit der ich, eine kurze Unterbrechung abgerechnet, in beſtändigem Briefwechſel ſtehe."

„Iſt ſie glücklich?"

„Leider, nein."

„Sehen Sie, das beſtätigt meine Anſicht. Nur in der Unbefriedigtheit, die die Erfüllung des neuen Lebens gelaſſen, iſt die volle Rückkehr und das Anklammern an das frühere Leben in vertrauten Aeußerungen vorhanden."

Plötzlich erblaßte das Antlitz des Mädchens, nicht ſowohl über dieſe Aeußerung, als indem es inne ward, wie es hier mit einem Fremden die tiefſten Angelegenheiten des Seelenlebens, wenn gleich in allgemeiner Weiſe, beſprach; zwar war der Fremde der Freund ihres Bruders, aber es war doch wunderbar und unerklärlich, wie ſie ſchon ſo weit gekommen waren; alle dieſe Gedanken waren kaum das Werk eines Augenblickes, als ſich plötzlich die Thür öffnete.

„Biſt du da, liebe Mutter?" ſagte das Mädchen der Eintretenden entgegengehend.

„Eliſabetha," ſagte dieſe und ſah verwundert auf Rudolph, der im Tiefſten zuſammenzuckte, als er ihren

Namen hörte . . . es war wirklich Lisbeth. — Schnell aber faßte er ſich wieder, und ſich vor der Mutter verbeugend, ſagte er:

„Ich hoffe, daß Ihr Herr Sohn Ihnen meinen Namen ſchon genannt hat, ich bin der Gymnaſiallehrer Braun aus *** (in Weſtphalen).“

Eliſabetha blickte Rudolph mit großen Augen an, ſie hatte ſich ihn nach den Schilderungen ihres Bruders ganz anders gedacht.

„Sie ſind mir herzlich willkommen,“ ſagte die Mutter, „wir haben ſchon oft von Ihnen geſprochen, ich habe Sie ſo eben mit Eliſabetha in eifriger Discuſſion geſtört; darf man fragen?“

Eliſabetha ſchaute erſchreckt nach Rudolph, unwillkürlich hob ſie ihre rechte Hand wie abwehrend in die Höhe, dann ſchaute ſie zur Erde. Rudolph glaubte hierin einen Wink zu ſehen und mit einer unerwarteten Unbefangenheit ſagte er:

„Wir ſprachen vom Univerſitätsleben und ſeinen freundſchaftlichen Beziehungen, welchen Reiz das für offene Gemüther habe.“

Rudolph war ſelig über dieſe geſchickte Wendung, denn er glaubte ein Lächeln auf dem Antlitz Eliſabetha's zu bemerken. In dieſem ſtillen Bewußtſein, gegenſeitig durch ein Geheimniß mit einander verbunden zu ſein, lag für Rudolph und Eliſabetha eine tiefe Gewalt, die ſie raſch und kühn im tiefſten Innern zu einander geſellte.

„Ja,“ ſagte die Mutter, „Eliſabetha hat den Karl oft darum beneidet, daß ſie nicht auch Student werden konnte.“ Sie fragte nun nach dem Dienſtmädchen, und ob ſie es nach Karl geſchickt.

„Nein, ich habe ihm erlaubt, ſeine Schweſter nach der Eiſenbahn zu begleiten.“

Die Mutter ſchüttelte den Kopf; Eliſabetha nahm ihr Hut und Shawl ab, ging damit in's Nebenzimmer und kam nicht mehr zum Vorſchein.

Die Mutter unterhielt ſich nun mit Rudolph über ſeine Reiſe, ob er ſchon einmal in Köln geweſen u. dgl.; ſie war erſtaunt, daß ſie faſt Alles zwei-, dreimal fragen mußte, ehe Rudolph ſie recht verſtand; ſeine Gedanken ſchienen abweſend. Frau Meurer war aber eine verſtändige und herzliche Frau, ſie fragte Rudolph, ob er ſeine Eltern noch habe, und das iſt ein Ton, der plötzlich an die heiligſte Herzkammer pocht, in dieſer trauten Frage fühlen wir den vollen Liebesruf eines freundlichen Gemüthes, das uns willkommen heißt, wir ſind nicht mehr allein, nicht mehr fremd, alle unſere lieben Theueren ziehen mit ein in eine neue Herzensheimath.

Rudolph erzählte nun mit der ganzen Innigkeit ſeiner Seele, wie er fern vom Vaterhaus ſeinen Vater verloren, wie ihm eine gute Mutter und liebende Geſchwiſter leben.

Da trat endlich Karl ein.

„Fridolin! altes Haus!“ rief Karl, und mit einem langen Kuß lagen ſich die Freunde in den Armen. „Nun,“ ſagte Karl, die Hüfte ſeines Freundes noch einmal faſſend, du ſiehſt reputirlich aus, die Philoſophie hat dir noch nicht alles Fleiſch von den Knochen abſtrahirt, du haſt noch ziemlich viel Poſitives, aber das zerbrochene Hufeiſen da, den garſtigen Backenbart mache ich dir 'runter."

„Biſt noch immer der alte Raſeur; du hätteſt ſollen Feldſcheerer werden, ſtatt daß du jetzt deine Klienten ſcheerſt."

Karl zog ſeinen Freund bald in ſein Zimmer, denn ſie mußten ſich allein haben. Da ſaßen ſie nun neben einander auf dem Sopha und rauchten Cigarren, und ihre Wechſelrede ſchwamm in einander wie die leichten blauen Wölkchen, die ihren Lippen entſtrömten. Ihre Rede war vom Perſönlichen ausgegangen, aber bald ſtanden ſie auf der Zinne der Zeit und theilten ſich mit, was ihre forſchenden Blicke über die Bewegungen des Zeitlebens erkundet hatten; denn das iſt der Charakter und die Würde unſerer Zeit — ſo egoiſtiſch man ſie auch ſchelten mag — daß unſer beſtes Dichten und Trachten dem Allgemeinwohl und ſeinen Entwicklungen geweiht iſt. So Vieles ſich auch die Freunde zu ſagen hatten, ſo knüpfte ſich doch, wie das faſt immer zu geſchehen pflegt, der Austauſch ihrer Erlebniſſe und Welterfahrungen an das Nächſte und Unmittelbare. Rudolph erzählte, welche treffliche Menſchen er auf ſeiner Reiſe hieher kennen gelernt.

„Ich habe noch ſelten," ſagte er, „eine Nacht außerhalb meines Wohnortes zugebracht, ohne einen neuen Menſchen gewonnen zu haben; mir iſt, als ob der Geiſt unſeres Vaterlandes ſich in ſchöner Blüthe erſchloſſen hätte, es iſt unendlich viel Erkenntniß und Thatendrang in unſere Zeit ausgeſtreut und eine heilige

Offenbarung liegt auf den Lippen Aller. Da war ein ſchlichter ältlicher Kaufmann aus Mannheim, der Stadt, die ſo ſchnurgrade und ſauber wie eine rationaliſtiſche Kirche, aber auch ohne alle Poeſie und Geſchichte; ich ſage dir, der Mann entfaltete ein hiſtoriſches Bewußtſein unſerer Aufgabe, daß es eine wahre Herzensfreude war. Da war ein Commis voyageur, ſonſt meiſt das unleidlichſte Geſchlecht, ich erkannte in ihm bald den Juden, der aber auch mit lebendiger und ſchöner Humanität die Dinge und ihre Beziehungen auffaßte. Ich ſehe in jedem Einzelnen, der mir nahe tritt, oder den ich mir nahe bringe, einen Abgeſandten des Weltgeiſtes, der ſich als Zeitgeiſt mit tauſend Zungen offenbart. Man muß hinaustreten unter die Menſchen, um Muth und Luſt zu neuem thatenſeligem Daſein zu gewinnen. Ich danke es Gott und dem Schickſal, daß meine Seele offen geblieben, um die Stimme des heiligen Geiſtes überall aufzunehmen, ich will mir durch das Bewußtſein dieſe Kraft erhalten, trotzdem daß ich jetzt in die ſtarren Mannesjahre getreten bin.“

„Du wirſt überall Anklang finden, weil du den Anklang erregſt,“ ſagte Karl, die Hand ſeines Freundes faſſend; „es iſt allerdings gut, daß die Zeit mit ihren neu eroberten Naturkräften die Menſchen auf Reiſen ſchickt; da draußen, frei von ihren Alltagsbeziehungen, ſind ſie ganz was ſie ſind; träfeſt du dieſe Menſchen aber in ihren Büreau's, Kaufläden und Werkſtätten, ſie würden dich verwundert anſehen mit deinen geiſtigen Zumuthungen. Du haſt das Glück, das erlöſende Wort zu treffen, das ihre Seelen herauslockt. Du ſprichſt deine beſten Ideen und Gefühle in Liebe und Hingebung vor den Menſchen aus, und die Menſchen, deren oberſtes Princip Eitelkeit iſt, ſehen darin vorerſt eine ihnen bezeigte Hochachtung, ſie fühlen ſich geehrt und geſchmeichelt, daß man ſie zu Empfängern ſolcher Ideen erwählt, ſie finden es ſchön, daß man die Empfänglichkeit und Erkenntniß derſelben in ihnen vorausſetzt; ſie ſind dir gut, zunächſt aus Eitelkeit, aber dann auch aus wirklicher Güte, die du in ihnen erweckſt.“

„Ja, das iſt es eben,“ ſagte Rudolph, „ſind wir den Menſchen das beſte, was wir ſein können, ſo ſind ſie es uns auch wieder; das übt einen gegenſeitigen erhebenden und heiligenden Einfluß, alle Aeußerlichkeiten treten zurück, die reine Pſyche hebt ſich daraus hervor. Wenn ich Menſchen nahe trete, deren Antlitz ich noch nie geſehen, deren Daſein ich noch nie gekannt, ſie athmen mit mir dieſelbe Lebensluft, ihnen wie mir erglänzt daſſelbe Sonnenlicht, ſie ſind ein Stück aus meiner Welt, ich bin ein Stück aus ihrer Welt, wir treten uns gegenüber, wir nehmen uns auf in unſer bewußtes Daſein: da fühle ich den Beruf und die Luſt in mir, der freudige erfreuende Genoſſe ihres Daſeins zu werden, daß wir uns ſelig die Hände reichen und uns freuen, daß das Leben uns umfangen hält. Stumpfſinn und beſchränkte Unnatur iſt's, ſich ſcheu und ſtolz in ſich zu verſchließen; wir ſind hinausgeſtellt in die Gotteswelt wie die Blumen des Feldes, die Duft und Farbe für Alle, deren Auge und Sinn das Leben offen hält, glänzen und aufſteigen laſſen.“

„Und dieſe Allliebe,“ ſagte Karl lächelnd, „iſt für die meiſten Menſchen, was für die Kuh ein Veilchen; ſie will nichts von Duft und Farbe, ſie will blos ihren Magen füllen; den Nutzen allein erkennen die Menſchen an, die Liebe nicht. Ehedem wollte ich auch allen Menſchen wohlthun, ich wollte erfreuen, erquicken, ſie und mich, durch freundliches und ſchönes Einander-zu-Gefallen-leben; ſeitdem ich aber eingeſehen, daß die Menſchen das nicht wollen und erkennen, habe ich meine Liebe zurückgezogen, ich laſſe ſie gewähren und damit genug.“ —

„Und biſt du nicht viel ärmer dadurch geworden? Du kannſt nicht mehr überall und mit Allen ſo glücklich und heiter ſein, die Welt ſchrumpft dir griesgrämig zuſammen. Ich habe auch wie du viele Täuſchungen erlebt, aber was thut's? Das iſt der Triumph des Bewußtſeins, daß wir unſere eigenſte und innerſte Natur uns nicht von der Welt zerſtücken und rauben laſſen, daß wir in unſerem Weſen keine Conceſſionen machen.“

„Aber hör' mal, jetzt mußt du der Welt doch eine Conceſſion machen,“ ſagte Karl aufſtehend; und wie im Leben Bedeutſames und rein Aeußerliches ſo oft neben einander geſtellt iſt, ohne ſich im Geringſten zu ſtören, ſo auch hier. Rudolph mußte ſich gleich hinſetzen und ſich ſeinen blonden Backenbart, „das zerbrochene Hufeiſen,“ abnehmen laſſen. Wirklich ſah er auch nach dieſer Operation ſehr zu ſeinem Vortheil verändert aus, die feinen ſcharfgeſchnittenen Züge ſeines Geſichtes traten reiner und unbehinderter hervor.

„Komm, laß uns gehen,“ ſagte dann Karl, der bei einer Gemüthsaufregung ſich ſtets in ſo großer Unruhe befand, daß er nach einer körperlichen Kraftäußerung ſtrebte; er beklagte ſich dann oft darüber, daß er nur in einem ſcharfen Gang oder heftigen Ritt ſeine überquillende Kraft austoben laſſen könne.

Die beiden Freunde verließen das Zimmer.

„Eliſabetha,“ rief Karl. Dieſe kam und blickte Rudolph verwundert an, da er wiederum ſo ganz fremd ausſah.

„Eliſabetha,“ ſagte Karl, „laß in meinem Schlafzimmer noch ein Bett herrichten, Rudolph wird bei uns wohnen.“ Dieſer vermochte nicht zu ſprechen, er verbeugte ſich und die beiden Freunde verließen das Haus. —

Arm in Arm ſchlenderten ſie durch die bewegten Straßen der alten Stadt, deren Glanz und hiſtoriſche Größe überall ſichtbar iſt, und die ſich heute wieder zu erneuerter Bedeutung erhebt; ſie gingen mit einander wie in den Tagen ihrer Jünglingszeit, Keiner ſagte zu dem Andern: Komm, laß uns dahin gehen. Sie gingen mit einander wie Eine Seele, ſie gingen mit einander wie Ein Körper.

Karl traf manchen Freund, der ihm vertraulich zuwinkte, er ſtellte aber Rudolph Niemand vor, „denn,“ ſagte er, „erſt will ich dich allein haben, und dann ſollſt du auch von mir ganz nagelneue Menſchen bekommen.“

Sie gingen hinaus nach dem Hafen, wo ſie ſich bald von dem wogenden Menſchentreiben umfluthet ſahen. Karl kannte die Neigung ſeines Freundes, der ſich gern im Volksgewühl tummelte und das bunteſte Treiben gern vor ſeinem ſtill beſchaulichen Auge vorbeiziehen ließ; da flatterten dann zahlloſe Gedanken wie bunte Genien um ihn her, oft aber auch folgte er im Anſchauen des mannigfachſten Wechſels einem einzigen Gedanken durch alle ſeine ſtrengen und weithinausragenden Conſequenzen, er ſah nichts mehr von all dem Gewühl, und wie die Magnetnadel im Sturm war ſein Geiſt unverrückt nach einem Pole hingerichtet.

Die beiden Freunde ſtanden oft ſtill, ſie redeten kein Wort, ſie hielten ja einander. Das iſt die ſtille Seligkeit der innern Befreundung, daß man ſich ſtill in ſich ſelbſt wie laut in den Andern verſenken kann.

Sie gingen den Strom entlang aufwärts, bis wo das Menſchengewühl ſich verlor und das Siebengebirge in ſeiner violetten Vergoldung hervortrat; die Sonne war im Untergehen und die Freunde ſtanden lange und ſchauten hinaus in dieſe Gluthenpracht.

„Morgen,“ ſagte Karl, „gehen wir zuſammen rheinaufwärts.“

„Und deine Mutter mit.“

„Und Schweſter,“ ergänzte Karl. —

Während die Freunde ſich draußen umhertummelten, hatte Eliſabetha die feinſten Linnen aus dem Schranke geholt und war beſchäftigt, das Bett herzurichten.

II.

Traulich ſaß der kleine Kreis um den runden, von einer Aſtrallampe erleuchteten Tiſch; Jedes war ruhig und heiter in ſich und freudig in dem Andern. Man lobte den ſchönen Abend, die Güte des Weines, ja ſogar des Bratens, und ſagte ſich doch nur, daß, wo gute liebende Menſchen beiſammen ſind, alles ſchön und gut iſt.

„Sind Sie ein geborner Weſtphale?“ fragte die Mutter Rudolph unter Anderm.

„Nein, ich bin ein Oſtpreuße.“

„Der tapfere Oſtpreuße, der die vier Fragen gelöst, ſoll leben!“ rief Karl.

Die Gläſer klangen hell.

„Es iſt herrlich,“ ſagte Rudolph, „daß die deutſche Nation anfängt, ihren Provinzialgeiſt, ihren Cantönligeiſt, wie ihn die Schweizer nennen, abzulegen; das hat ſich hier ſo ſchön bewährt. Nord und Süd, Oſt und Weſt, wir alle ſind eins, Alle müſſen die Angelegenheiten der einen Provinz, des einen Staats als die des Geſammtvaterlandes anerkennen.“

„Unſere kirchlichen Zerwürfniſſe, die ſogenannten Kölner Wirren,“ ſagte Karl, „ſind ein gräßliches Hinderniß der politiſch compacten Einheit; das, was vor allem noth thut, wird dadurch zerriſſen und zerſetzt; wäre Deutſchland kirchlich eins, es ſtünde längſt beſſer.“

„Immerhin,“ entgegnete Rudolph, „aber Deutſchland hat noch einen andern Beruf, als den der bloßen politiſchen Freiheit; gerade darin, daß es kirchlich getheilt und dieſe Getheiltheit doch wieder geographiſch und ſtaatlich gemiſcht iſt, gerade darin bekundet ſich ſein beſonderer Beruf: die Geiſtesfreiheit, das reine und allgemeine Menſchenthum, wie ſeine eigenthümlichen, geſchichtlichen und zufälligen Beſonderheiten zur Anerkenntniß und praktiſchen Wirkſamkeit zu führen. Die deutſche Glaubensinnigkeit, die religiöſe und politiſche Pietät wird aus der Alles durchdringenden philoſophiſchen Erkenntniß zu einem höheren Endziel hinanſteigen; nicht die Gleichheit iſt das Höchſte, ſondern die Freiheit der Ungleichheiten, der Individualitäten, in ihrer rein perſönlichen und ihrer gemeinſchaftlichen Erſcheinung. Das gilt mehr als die bloße alte Toleranz oder Duldung, die an ſich vergänglich und wandelbar ſein muß.“

„Die Duldung wandelbar?“ fragte die Mutter, „warum denn?“

„Weil die Duldung nur aus dem Gemüth oder näher aus dem Gefühl ſtammt; man läßt einander gewähren, weil man ſich in nachgiebiger Stimmung befindet, man verzeiht dem Andern ſeine irrthümliche oder befangene Anſchauungsweiſe, als welche man ſie aber doch immer betrachtet; ändert ſich die Gemüthsſtimmung, ſo bricht, wie ſich das gezeigt hat, die alte Anſicht grell hervor; iſt man aber zur Erkenntniß und Anerkenntniß hindurchgedrungen, dann erſt ſteht Alles auf ſicherem Boden; die bloße friedfertige Stimmung, die humane Nachſicht ſteht der Einſicht und Erkenntniß, die zur Liebe wird, weit nach; dort läßt man die Verſchiedenheiten gelten, inſofern man etwas allgemein Gültiges darin anerkennt, das Unterſcheidende, Eigenthümliche aber betrachtet man noch immer als irrthümlich oder fehlerhaft; hier aber lernt man das ganz Individuelle mit allen ſeinen Beſonderheiten als Berechtigtes und Nothwendiges anerkennen und lieben."

Die Mutter zuckte leiſe mit den Achſeln, man konnte nicht leicht enträthſeln, ob ſie dem Gedankengang nicht folgte, oder ob ſie ihn lückenhaft fand und eine Einwendung machen wollte; als ſie indeſſen ſchwieg, fuhr Rudolph fort:

„In der Erkenntniß und Durchbildung der Einzelnheiten liegt die Harmonie: nicht daß Alles Einen Klang habe, iſt das Weſen der Harmonie, ſondern daß Alles Einklang habe, daß die Töne in ihrer Verſchiedenheit beharren, daß ſie aber ihre eigenthümliche Natur zur Reinheit ausbilden; in dieſer Reinheit ſchließen ſie ſich dann vermöge ihrer innerſten Natur dem Geſammtklang an, frei und ſelbſtändig gehen ſie doch im Ganzen auf. Das iſt meiner Anſicht nach die höhere deutſche Freiheit und ächte Harmonie."

Eliſabetha blickte freudeſtrahlend auf Rudolph, alle ihre Züge bekundeten theilnehmende Spannung, unwillkürlich nickte ſie ſeinen letzten Reden zu, und als er ſie fragte, ob ſie ihm „beiſtimme," fühlte ſie ſich gehoben und geehrt durch dieſe in nicht bloß galantem Ton ausgeſprochene Frage; nach einigem Zaudern, in dem ſie überlegte, ob es nicht ungerecht wäre, ihre Anwendung zu verſchweigen, ſagte ſie:

„Ließe ſich nicht als Beleg für Ihre Anſicht geltend machen, daß eigentlich nur wir Deutſchen allein den vierſtimmigen Geſang als volksthümlichen und natürlichen haben?"

Sie war froh, als ſie dieſe Worte heraus hatte; denn ſonderbar, ſo frei und ſicher ſie ſich mit Rudolph beſprach, als ſie ſich heute mit ihm in einer außerordentlichen Situation zuſammengefunden hatte, ſo ſchüchtern und ſcheu war ſie jetzt, ſeine Gedanken ſchienen ihr ſo tiefgreifend, daß ſie ihr eine gewiſſe Ehrfurcht einflößten; Rudolph aber war entzückt, daß er ſo verſtanden und beiſtimmend von ihr aufgenommen wurde. Da fuhr Karl mit den Worten drein:

„Und das Rädergeklapper bildet die Inſtrumentalbegleitung zu Eurer Vocalharmonie. Materielle Intereſſen! ſchallt es von allen Seiten. Ihr Philoſophen ſeid abgethan, die Börſen ſind die peripatetiſchen Schulen der neuen Welt, die Freiheit muß auf Actien gegründet werden und eine gute Dividende abwerfen; materielle Intereſſen iſt das Loſungswort der neuen Zeit, Niemand denkt mehr an uneigennützige Liebe zur Freiheit, wie viel weniger das materielle Wohl dafür in die Schanze zu ſchlagen. Da ſollen wir auf einmal eine Nation von Induſtriellen werden, alle Schönheit, alle reinere Kraft und Fülle geht darüber zu Grunde.“ —

Jeder Andere hätte wohl aus Rückſicht für die Frauen das Geſpräch auf minder ernſte Gegenſtände gelenkt, Rudolph aber hielt es aus einer höheren Rückſicht für die Frauen feſt; denn er glaubte, daß wir unſere Achtung vor den Frauen dadurch wahrhaft bezeugen, wenn wir uns ihnen gegenüber nicht bloß in Tändeleien oder eleganten Geiſtesſpielen ergehen, ſondern wenn wir auch die ernſteſten Dinge vor und mit ihnen zu verhandeln geneigt ſind; das, glaubte er auch, müßte die in den Augen der Frauen verſinkende Würde der Männer — deren Folgen ſich in der nicht verſtandenen Emancipationsſucht zeigten — wiederherſtellen. Dem Drang des Herzens ſowohl als dem Bewußtſein folgend, ſagte er daher gegen Karl gewendet:

„Es wundert mich, daß auch du zu den politiſchen Supranaturaliſten oder Idealiſten gehörſt; ja lache nur, es iſt nichts anderes. Ihr glaubt auf dem Boden der praktiſchen Wirklichkeit zu ſtehen und ſchwebt in ätheriſcher Nebelhöhe; Ihr glaubt die Idee, Gott, die Freiheit, erhabener zu halten, wenn Ihr ſie von allem materiellen entfernt und trennt; betrachte aber (um bei dem Letzten ſtehen zu bleiben) die Geſchichte aller freien Nationen und Städte, Rom, Venedig, Genua, die Hanſa, die Niederlande, England: die Freiheit hat ſtets eine reiche materielle Baſis und materielle Hebel. Wie Gott nur in der Welt, ſo iſt auch die Freiheit nur im materiellen Wohl. Mißverſtehe mich nicht, die Freiheit iſt nicht das materielle Wohl, dieſes iſt nur ihr entſprechender Körper, die Freiheit iſt die Seele deſſelben; Du kannſt Gott und Welt, Seele und Leib nicht trennen, wenigſtens nur dem Begriff, nicht dem Weſen nach; materielles Wohl iſt weit entfernt von Habgier und Genußſucht, Alles iſt des Mißbrauchs fähig, das ſchließt aber die Würde der Sache und ihren richtigen Gebrauch nicht aus. Jeder Weiterſehende muß ſich daher des Strebens nach materiellem Wohl erfreuen.“

„Ich weiß,“ ſagte Karl bitter lächelnd, „es gehört jetzt zum guten Ton, tagtäglich in die Welt hinein zu rufen, wir ſeien groß, ſtark und glücklich; wir nennen uns frei, weil wir zu einem frechen Nachbar ſagen dürften: du ſollſt nicht ſtehlen; aber von alten näheren Diebſtählen und Unterſchleifen, da ſpricht Niemand mehr ein herzhaftes Wort. Ich weiß, du wirſt mich vielleicht auch einen antiquirten Liberalen von Anno 30 nennen und mich in die Rumpelkammer einer abgethanen Epoche verweiſen; ich erkenne wohl, daß man vielleicht hin und wieder zu weit ging, indem man alle Zuſtände als ungeheuerliche, barbariſche darſtellte, und die Nation ſo durch derbe Vorwürfe aufzuſtacheln wähnte; jetzt aber hat man dieſe Redeweiſe umgeſtülpt, da wird gehätſchelt, gelobhudelt und geliebäugelt, eine ſchmeichleriſche Vertrauenspolitik nach unten und oben wird aufgepflanzt, und wir glauben's am Ende ſelber, daß es gut mit uns ſteht. Es iſt eine wunderbare Zeit: Lämmer und Wölfe weiden mit einander, Philoſophen und Induſtrielle ziehen zufrieden an Einem Karren. Ich gehöre nicht zu den Zufriedenen; was Gutes da iſt, hat der Zeitgeiſt gegen den Willen der Herren ſelbſt hervorgerufen.“

Karl ereiferte ſich noch weiter in dieſem Ton und hier offenbarte ſich eine Kluft zwiſchen den Geſinnungen der Freunde, denn Karl hatte den Standpunkt inne, wo man das Thatſächliche, Unmittelbare und Nächſte im Auge, dieſes mit Ungeſtüm fordert, während Rudolph, das Allgemeine und ſeine Entwicklungen beachtend, ſich an den ſiegenden Gedanken und die Idee hielt. Das Geſpräch ſchien ſich indeß doch zu weit zu verlieren und Rudolph lenkte wieder ein, indem er ſagte:

„Gerade darin, daß der Geiſt die Materie bewältigt und, wie du ſagſt, der Zeitgeiſt das Gute gegen den Willen der Herren hervorruft, gerade darin liegt für den Sieg der Idee mindeſtens das Ungefährliche beim Streben nach materiellem Wohl. Materielles Wohl iſt Geſundheit, und die Freiheit iſt, wie ſchon dein Börne ſagt, eigentlich bloß Geſundheit.“

Auch Karl ſuchte einzulenken, und das Glas ergreifend, ſagte er:

„Im Trinken iſt materielles und geiſtiges Wohl, ſtoß' an, wir wollen auf dein Wohl trinken.“ —

Eliſabetha verſchüttete vom Wein, als ſie mit Rudolph anſtieß.

„Eliſabetha,“ ſagte Karl, „will hiemit ſymboliſch andeuten, daß bei jedem Wohl auch Ueberfluß ſein muß.“ Er ſtand auf, ſetzte ſich an das Klavier und ſang mit friſcher, nur etwas zu gewaltiger Stimme ein Polenlied; er drang auch in Eliſabetha, daß ſie ſinge; ſie weigerte ſich, aber Karl wurde immer dringender und härter; Eliſabetha begann endlich mit zitternder Stimme das liebliche niederrheiniſche Volkslied: „Im Sommer, im Sommer, das iſt ja die ſchönſte Zeit.“

„Ich kann nicht, ich kann nicht,“ rief ſie aber bald nach den erſten Tönen und bedeckte ſich das Geſicht mit beiden Händen.

„Eliſabetha war als Kind von ſechs bis ſieben

Jahren ein vollkommen muſikaliſches Wunder,“ ſagte Karl, „ſie lernte bald Muſik und dann wußte ſie ſchnell anzugeben, aus welchem Ton die Hausſchelle klingelte.“

„Oft ganze Tage,“ ſagte die Mutter, „ſprach ſie Alles in einem ſelbſtgemachten Singſang.“

„Muß ich dabei ſein, wenn Ihr mein Signalement gebt?“ fragte Eliſabetha. Rudolph nahm die von ihr gewünſchte Wendung auf, indem er ſich ſelber zum Gegenſtand des Geſprächs machte.

„Es iſt ſonderbar,“ ſagte er, „welche ſchnurrige Eigenthümlichkeiten die Kinder oft haben. Als Kind liebte ich nichts mehr als die pompöſen Leichenbegängniſſe, ich war immer dabei und hatte gar keine Ahnung von dem tiefen Ernſt dieſer Ereigniſſe; überhaupt iſt es merkwürdig, daß Kinder den Tod gar nicht begreifen können. Meine Mutter erzählte mir oft, ſie ſagte einſt zu mir, als ich ſie betrübte: „Rudolph, wenn du nicht brav biſt, ſo ſterbe ich.“ „Mutter,“ antwortete ich unbekümmert, „ei, das giebt aber keine ſchöne Soldatenleiche.“

Man vertiefte ſich immer mehr in die Uranfänge unſeres geiſtigen Daſeins, die tiefſten Schleuſen der Innerlichkeit öffneten ſich und ſchwellten den Strom der Unterhaltung immer lebendiger; man hatte von den Anfängen des religiöſen Bewußtſeins geſprochen und Eliſabetha ſagte, die Worte faſt nur leiſe hinhauchend:

„Die Liebe, die ich als Kind zu unſerm Heiland hatte, iſt unbeſchreiblich, ach! er iſt ſo himmliſch gut, alle Schmerzen der Welt nahm er auf ſich; ich wollte ihm nacheifern, ich dachte mir immer: eine gewiſſe Summe von Schmerz und Unglück muß in der Welt ſein; wo ich einen Unglücklichen ſah, wünſchte ich, daß ich ſein Unglück hätte, einen Kummer nahm ich mit Freude über mich, es hatte ihn ja kein anderer, wenn Ich ihn hatte.“ Ihr Auge leuchtete hell und Rudolph ſog den Lichtſtrahl tief in ſich ein; da ſchwand alle rationelle Discuſſion, wo die Herzensgüte ſich ſo offenbarte. Nach einer Pauſe erwiderte er:

„Ich war nicht ſo gut wie Sie, Fräulein Meurer, meine moraliſche Anſchauungsweiſe beruhte in meiner Kindheit auf einer ganz entgegengeſetzten eigenthümlichen Grundlage. Ich hörte immer, daß die Beherrſchung unſerer Natur das Höchſte ſei, ich aber war gar wild. Wenn ich nun ſo z. B. in der Kirche ſtand, und beim leiſen Gebet Alles ſo ſtille war, daß man nichts hörte als den Pendelſchlag in der hohen Thurmuhr, da ſagte ich oft zu mir: ei, du biſt doch recht brav und gut, du könnteſt ja jetzt jodeln oder mit deinem Geſangbuch eine Fenſterſcheibe einwerfen; daß du dies nicht thuſt und die Kraft es zu thun im Zaum hältſt, iſt das nicht recht brav?“

Ohne daß ſie es wußten und wollten, ward die Unterhaltung bald zum Zwiegeſpräch zwiſchen Rudolph und Eliſabetha; Karl ſpielte Variationen über ein modernes Opernthema, die Mutter ſtand hinter ihm auf die Stuhllehne geſtützt und wendete ihm das Blatt. Rudolph und Eliſabetha ſaßen mehrere Schritte von ihnen entfernt. Sie waren ſo beredt geweſen, als

Bruder und Mutter noch zuhörten; jetzt, als ſie gewiſſermaßen allein waren, ſaßen ſie ſtumm einander gegenüber; ſie hatten in ihre Kindheit zurückgegriffen und ſich die wunderlich bedeutſamen Spiele ihres erſten Lebens gezeigt, das konnte indeß noch immer als bloßes allgemeines gegenſeitiges Intereſſe gelten. Es liegt aber ein wohliges Behagen in der Empfindung, daß man aus allgemeineren Anſchauungen und Beſprechungen ſich wieder in ſich ſelber vertiefen darf, daß man für die Darſtellungen, die ſich an das Ich anknüpfen, ein traulich theilnehmendes Ohr findet; dieſer Empfindung liegt das mehr oder minder klare Bewußtſein zum Grund, in unſerer Perſönlichkeit nach ihrer individuellen Erſcheinung und nicht blos in dem allgemein Menſchlichen in uns aufgenommen zu ſein von einem Andern.

So ſaßen die Beiden einander gegenüber, ſie ſpielten innerlich mit ihrer beiderſeitig verklungenen Kindheit, die doch nur die Gegenwart mit geheimem Zauber wieder auferweckt hatte; ihre Gedanken mochten ſich begegnen, als Rudolph leiſe begann:

„Waren Sie mit der Antwort zufrieden, die ich Ihrer Mutter gab, als ſie über unſere Unterredung examinirte?“

Eliſabetha blickte verlegen nach ihrer Mutter, dann ſchlug ſie die Augen nieder und ſagte:

„Sie können aber doch eine recht treuherzige Miene machen und dabei eine Unwahrheit ausſprechen.“

Rudolph vertheidigte mit ziemlicher Beredtſamkeit dieſes ſo oft von der Welt aufgenöthigte Verfahren, er ſprach noch lang und vielerlei, er erzählte ausführliche Einzelheiten ſeiner Reiſe, es war ihm faſt gleich, was er ſprach, dienten ihm ja die Worte dazu, daß ſein Auge auf ihrem Antlitz ruhen konnte und daß ihr Blick ihm zugewendet war; hätten ſie ſich ſo anſchauen können ohne Worte, Rudolph hatte längſt geſchwiegen.

Die Mutter war indeß in das Zimmer Karls gegangen, ſie ſuchte ein Buch und in dieſem eine Stelle, ſie nahm ein blaues Papierchen, legte es zwiſchen die Blätter und dann das Buch auf das Tiſchchen vor dem Bett Rudolphs; als ſie wieder eintrat, ſtellte ſie ſich wie zuvor hinter den Stuhl ihres Sohnes, der ſich bei ſeinem Spiel heftig hin und her bewegte; ſie legte leiſe ihre Hand auf ſein Haupt, Karl hielt alsbald inne. —

Es war ſchon ſpät geworden, als man ſich endlich trennte, die beiden Freunde aber plauderten noch lange mit einander, als ſie bereits in ihren Betten lagen und das Licht gelöſcht hatten. Es liegt ein friedlich warmes Behagen in dem Austauſch der Worte, die von ungeſehenen Freundeslippen ſtrömen, da ſpricht ſich Manches unverhohlen aus, was man ſich nicht ſagen kann, wenn man ſich anſchaut. Es giebt unzählige Menſchen, die im innigſten Umgange mit Freunden nie das Wort „Lieber“ ausſprechen können, ſchreiben können die meiſten Menſchen die feurigſten Freundſchaftsäußerungen, aber ſprechen nicht; von Nacht und Dunkel eingehüllt treten aber die Myſterien des Seelenheiligthums frei heraus in Laut und Wort, das

Sprechen wird lautes Denken. Rudolph erzählte ſeinem Freunde, wie ſelig er ſei, daß ſie ſich ſo warm und treu wiedergefunden, er enthüllte ihm, wie er ſein ganzes Weſen gehoben fühle von der reinen und friſchen Lebensluft in ſeinem elterlichen Hauſe, er erging ſich in den kühnſten Ueberſchwänglichkeiten und wünſchte ſich ſogar einmal, jetzt, in dieſem ätherreinen Wonnegefühl zu ſterben, denn ihm könne kein erhabenerer Hochpunkt folgen. Karl bekundete in ſeinen halbſchläfrigen Antworten nur ſeine Zuhörerſchaft und daß er noch wach ſei; als nun Rudolph, den ſein letzter Ausſpruch gereute, denſelben zu berichtigen ſuchte, da er ſich wohl noch einen erhabeneren Hochpunkt des Wonnegefühles denken konnte, erhielt er keine Antwort mehr von ſeinem Freunde — er war eingeſchlafen. In Rudolph aber brauste es noch immer ſo gewaltig, daß er das Rollen ſeines Blutes zu vernehmen glaubte. Er führte all die Begebniſſe dieſes Tages nochmals vor ſeiner Seele vorüber; das war zwar nicht geeignet, ihn zu beruhigen, aber er täuſchte ſich, wenn er glaubte, Ruhe ſuchen zu wollen. Jetzt, mit geſchloſſenen Augen ſchaute er all' das Vergangene noch ſeliger, noch verklärter, immer weiter drängte ihn ſein Geiſt, und als er endlich in Gedanken vor dem Bett der ſchlafenden Eliſabetha ſtand und einen reinen ſtillen Kuß auf ihr geſchloſſenes Auge drückte, da flüchtete er ſich ſcheu wie ein Frevler zurück; er ſuchte die Zügel ſeines Geiſtes wieder zu faſſen, es wollte es ihm nicht gelingen. Er zündete ſich ein Licht an; in der ſichtbaren Geſtalt ſeiner Umgebung ſollte er ſich ſelber wieder finden.

Rudolph hatte mit vielen Denkern und Grüblern die Eigenheit, daß er gern mit ſich ſelber pſychologiſche Experimente machte; oft, wenn ihn die perſönlichſten Lebensintereſſen und Stürme bewegten, ſuchte er ſich mitten in denſelben in allgemeine Ideen und Geiſtesanſchauungen zu erheben, da nahm er dann ſeinen Hegel oder einen der großen Alten zur Hand; feſt und abgeſchloſſen wie die unwandelbaren dem Himmel entſproſſenen Göttergeſtalten, ſtanden hier in heiliger Ruhe die Weltgedanken, kein Band flatterte hier, an das er ſein unſtetes momentanes Denkleben knüpfen konnte; gelang ihm aber das Hinausheben über ſich ſelber, ſo war ſeine Seele beruhigt und begütigt.

Dieſe individuelle Beſonderheit Rudolphs war nur eine Steigerung ſeiner Standeseigenheiten; wir Büchermenſchen, Gelehrte oder wie man uns nennen mag, fühlen uns oft arm und kahl, wenn wir einen ganzen Tag oder gar mehrere Tage blos die wandelnden Typen des Lebens beſchaut, wenn blos die verhallenden Worte in uns angeklungen; wir flüchten dann in die geſchriebene Welt und fühlen uns heimathlich geborgen in ihr.

Rudolph ſuchte ein Buch, und wie war er freudig erſtaunt, als er ein ſolches auf dem Tiſch vor ſich fand. Es waren die „Predigten über den chriſtlichen Hausſtand von Schleiermacher;“ er fand ein Zeichen von blauem Papier darin, er ſchlug die dadurch bezeichnete Stelle auf und las: „In demſelben Maße als jene Sagen verklungen ſind, daß einſt nicht ſelten

Engel zu den Menſchen herabkamen und ſich gaſtlich von ihnen aufnehmen ließen, um ſie für den Himmel zu erhalten und zu ſtärken, in dem Maße fühlen wir, daß in dieſer natürlichen Ordnung der Dinge wir Einer dem Andern ſollen Engel Gottes ſein, und daß deßhalb die Kraft des Geiſtes unter uns wohnt, damit wir das einander werden können. Und wie damals die Engel des Herrn den Lieblingen Gottes nicht nur beim einſamen Gebete erſchienen und beim ſchmerzlichen Opfer, ſondern auch indem ſie in behaglicher Ruhe unter einem Feigenbaume ſaßen, freundlicher Gäſte erwartend: ſo ſollen auch wir einander tröſten, belehren, erheben, nicht nur in den feierlichen Stunden der Andacht oder der Trauer, ſondern auch in den leichteren Augenblicken geſelliger Ruhe und Freude. Und wie vielfältig können wir das, ohne etwa den eigenthümlichen Ton dieſes Lebensgebiets auf eine ängſtliche Weiſe umzuſtimmen! Wo ihr durch die gründliche Freudigkeit und Zuverſicht eures Herzens eine drückende Stimmung eines Andern beſiegt; wo ihr durch ein treffendes Wort eine Verwirrung des Gefühls oder des Urtheils auflöſet; wo ihr durch eine leichte aber ſichere Wendung den Scherz von der Grenze des Sträflichen zurückzieht, der Fröhlichkeit die Gemeinſchaft mit dem höheren Gehalt des Lebens bewahrt und die geiſtige Sehnſucht rege erhaltet: da überall ſeid ihr als Engel Gottes erſchienen. Und dies alles ſoll und kann ja in dem geſelligen Leben der Chriſten nichts Seltenes ſein. Laßt uns nur immer mehr von den drückenden und großentheils unnützen Feſſeln uns befreien, die wir uns im geſelligen Leben auferlegt haben, damit nach Entfernung alles Fremden und Störenden diejenigen deſto fröhlicher mit einander leben, die einander zugehören durch die Gleichheit des Geiſtes, der ſie erfüllt, und der Liebe, die ſie beſeelt; dann werden wir auch in unſerem geſelligen Leben ebenſo geſegnet ſein wie jene Erzväter es waren. Jedem erſcheint dann ein tröſtender oder warnender Bote Gottes, wo er deſſen bedarf, und im Gegenſatz gegen jene alte Geſchichte, wo die größeren Beſtrebungen der Menſchen dadurch zerſtört wurden, daß der Herr ihre Sprache verwirrte, ſie von einander ſonderte, wird auf dieſem Wege von dem Kleinen aus, von den häuslichen Kreiſen der Einzelnen und Dem, was ſich unmittelbar damit verbindet ein ſchönes Verſtändniß der Geiſter, ein freier, hülfreicher Verkehr ſich immer weiter verbreiten. Alle werden, dieſelben Zeichen verſtehend, dieſelbe Sprache redend, mit vereinten Kräften an dem gemeinſamen Werk arbeiten und Jeder dem Andern kommend und gehend, freundlich gebend und empfangend in den heitern und doch bedeutenden Augenblicken des Lebens als Engel des Herrn begegnen. Amen.“

„Amen!“ wiederholte Rudolph wie mit leiſem Gebet, er küßte unwillkürlich das offene Buch, löſchte das Licht und hüllte ſich in die Kiſſen. Er überlegte, wer ihm das Buch hingelegt haben möchte; bald aber verließ er dieſe Muthmaßungen wieder und durchdachte die beſänftigend ſchöne und echtmenſchliche Weltanſchauung des chriſtlichen und echtmenſchlichen Predigers, bis er in Schlaf verſank. Wunderbar! von Allem, was heute ſo ausſchließlich ſeine Seele beherrſcht hatte, ragte nichts hinein in ſein Traumleben, er hatte heute nur Einmal aber innig ſeines verſtorbenen Vaters gedacht, und nun wandelte er im Traum an ſeiner Seite vor den Thoren ſeiner Vaterſtadt. Es war immer ein rührender ja faſt wehmüthiger Anblick, wenn der ſchmächtige Vater, deſſen Tagewerk als Briefträger ein immerwährender mühevoller Gang war, ſich noch am Abend keine Ruhe gönnte und ſeinen Rudolph an der Hand nochmals einen weiten Gang vor den Thoren mit ihm machte und ſich ſo an ſeinem lieben Sohn allein erfreute. — — —

III.

„Es iſt merkwürdig, daß deine Schweſter Lisbeth heißt,“ ſagte Rudolph andern Morgens zu ſeinem Freunde, und dieſer erwiderte:

„Ich ſehe nichts Merkwürdiges daran, nur das iſt eigen, daß ſie ſich ihren Namen durchaus nicht verkürzen und verketzern läßt, wir müſſen den fünfſilbigen Namen immer ganz ausſprechen; wir wollten ſie Eliſe oder Betty oder ſogar Bettine heißen, und nun machſt du gar das populäre Lisbeth daraus.“

„Der Name iſt germaniſch-heidniſch und ebräiſch zugleich,“ ſagte Rudolph leichthin, „er heißt im Alten Teſtament Eliſeba.“

„Du haſt doch noch was von deinem Theologen übrig behalten," lachte Karl. „Nun ſag', Fridolin, du frommer Knecht, biſt du auch noch immer ein ſo moraliſcher Rigoriſt, wie du als Theologe warſt?" Karl knüpfte noch eine verfängliche Frage hieran, worauf Rudolph erwiderte:

„Du weißt, was mir Halt und Zuverſicht gab, als ich Theologe war. Ich mußte mir geſtehen, ich war dogmatiſch oder kirchlich ungläubig, ich fand eine Berechtigung zu meinem Beruf nur darin, daß ich mich ſittlich rein zu erhalten trachtete und den gleißneriſchen Sophismen der Weltſitte kein Gehör gab; das gab mir ein Recht, Sittenprediger einer Gemeinde zu werden. Als ich nun von inneren und äußeren Verhältniſſen beſtimmt die theologiſche Carriere aufgab, da ſagte ich mir: das ſoll mir kein Freibrief ſein, um den Nachgiebigkeiten des Weltlebens anheim zu fallen; ich bin es meiner Selbſtachtung ſchuldig, mir treu zu bleiben. Karl, trotz Stürmen und Verlockungen, ich bin es" — —

Rudolph und Karl gingen nach dem Dom, aber nicht mehr allein, denn Eliſabetha ging zwiſchen ihnen.

Jeder hat wohl ſchon auf einer längeren Reiſe, bei einem längeren Aufenthalt in einem Gaſthofe oder einem Badeorte bemerkt, daß man am Morgen nach einer tiefer anmuthenden freundlichen Begegnung von geſtern, einander näher und vertrauter erſcheint, als man ſich am Abend verlaſſen. Das Leben des Einzelnen hat ſich wieder in ſich zurückgezogen, die Erinnerung an den Andern hat ſich behaglich in die ſchlummernde Seele eingelebt, und nun tritt man ſich neu und friſch als alte Bekannte gegenüber. So auch und mit geſteigerter Empfindung blickten Rudolph und Eliſabetha einander an. Rudolph bewunderte den leichten und ſicheren Gang Eliſabetha's, ihre Haltung war gerade, in ſich ſicher und abgeſchloſſen, ihre ſchlanke Geſtalt ſchien höher in der freien Bewegung; nur den modiſchen Hut verwünſchte Rudolph, ihm war an Eliſabetha die ſchöne Bildung ihres Kopfes nicht entgangen, deſſen zierliche Rundung durch das platt anliegende geſcheitelte Haar ſo ſchön hervortrat; alles dieſes war nun durch die feſtſtehende ſteife Aufſtülpung des Modehutes wie verſchwunden.

„Einen Gang nach dem Dom," ſagte er zu Eliſabetha, „ſollten Sie mit dem einfachen Schleier auf dem Kopf machen, das müßte Sie ſehr gut kleiden."

„Ei, Sie haben auch ein Auge für die Moden? Das iſt ſchön. Aber ſo ein großer Philoſoph Sie auch ſein mögen, Sie können doch nicht ermeſſen, welch ein Muth dazu gehörte, der Mode zu trotzen."

Sie gingen über den Wallrafsplatz und ſtanden plötzlich vor dem Dom ſtill. Niemand redete ein Wort, Eliſabetha blickte leiſe nach Rudolph, ſein Antlitz war wie verklärt; endlich faßte Rudolph die Hand Eliſabetha's und ſagte:

„Das konnte der Glaube! Er konnte Berge verſetzen, ſie frei und feſt hämmern als Zeugen und Hüllen ſeiner Andacht, denn der Glaube iſt die unendliche Alles beſiegende Liebe."

Er hielt die Hand Eliſabetha's noch feſt, ſie ſtanden auf offener Straße, ſie wußten es nicht, aber ſie fühlten, es durfte, es mußte ſo ſein.

Sie waren im Dom. Wegen der Bauten im Innern wurde nur in einer Seitenkapelle Meſſe geleſen, aber die eben wie fernher verklingenden Orgeltöne übten ſo einen eigenthümlichen magiſchen Zauber.

„Ich komme mir immer ſo groß und doch wieder ſo klein vor, wenn ich unter dieſem heiligen Säulenwald umherwandle,“ ſagte Eliſabetha, „das haben Menſchen, unſere Vorfahren gepflanzt; wie klein iſt eine Menſchengeſtalt gegen dieſen Bau, und doch wie klein iſt dieſer Rieſenbau wieder gegen das Werk der Natur draußen!“

Betende lagen hier und dort knieend vor einem Altar, inbrünſtig murmelten ſie leiſe ihre Gebete, unbekümmert um Alles, was um ſie her vorging. Rudolph ſagte zu Karl:

„Es hat gewiſſermaßen eine typiſche Bedeutung, daß der betende Katholik ſich von der geräuſchvollen Theilnahmloſigkeit der Weltkinder um ihn her nicht irren und behindern läßt; er läßt ſich und ſeine Kirche zum Gegenſtand der forſchenden Betrachtung machen, er läßt ſich in Gedanken hin- und herwenden, ihn kümmert es nicht; ſo ſteht auch der Katholicismus, umrauſcht von den Wogen der Weltgeſchichte, umkreiſt von den Gedankenſchwärmen der freien Philoſophie feſt und unbeweglich; die vorbeirauſchende Welle, der auffliegende Gedanke wähnt nur ihn überwunden zu haben; wie mancher Gedankenaar iſt ſchon auf ſeinem kühnen freien Flug ermattet, hat ſeine Sonnenregion verlaſſen und iſt flugerlahmt zurückgekehrt auf den unbewegten Fels! Der Katholicismus iſt die abſolute Religion, er iſt die ſtrengſte Conſequenz des Glaubens.“ Und nun führte Rudolph die beiden Conſequenzen aus, daß man entweder Katholik oder Pantheiſt ſein müſſe.

Eliſabetha ſchien dieſem Gedankengang nicht zu folgen, ſie fragte Rudolph bei einer Pauſe:

„Sind Sie denn nicht auch Katholik?“

„Nein,“ erwiderte dieſer mit einer beſondern Beſtimmtheit, und doch zitterte dieſes Nein in ihm nach, denn er ward inne, welche perſönliche Bedeutung dieſes für ihn haben könnte; aber, ſagte er ſchnell wieder zu ſich, ihr Wohlwollen — Liebe wagte er es noch nicht zu nennen — kann und darf hieran kein Hinderniß finden; nicht ein unbewußter unerklärlicher Zug hat unſere Seelen einander erſchloſſen, ſondern die Erkenntniß des Charakters; nicht als Kinder einer ſichtbaren Kirche, ſondern als bewußte Menſchen der unſichtbaren Kirche haben wir uns in ihren heiligen Gedankenhallen gefunden. —

Rudolph hätte gern in den Mienen Eliſabetha's den Eindruck erforſcht, den dieſe neue Eröffnung auf ſie gemacht, aber er konnte nicht, denn ſie waren eben vor das Dombild, dieſen herrlichen Schatz altdeutſcher Malerei, getreten. Man hatte ſich mitten in der Kirche in Betrachtungen verloren, die weit hinausführten, dies ſchien einen gewiſſen Zwieſpalt, ein Gefühl der Fremdartigkeit in Allen erregt zu haben, ſie wollten einander ferner durch kein Wort mehr ſtören.

Schweigend gingen ſie endlich die Treppen und das Gerüſte hinauf nach der Kuppel des Doms, und hier in dieſer morgenfriſchen ſonnigen Fernſicht athmeten ſie wieder neu. Die Nebel waren gewichen und hell erglänzte der Strom, die Ebene, die Stadt und die jetzt ſo nahen Berge. Als ſie ſich ſattſam an dieſen herrlichen Ueberblicken erquickt hatten, begann Karl ſeinem Freunde die Structur des Baues in ſeiner jetzigen Geſtalt und in ſeiner einſtigen Vollendung darzuthun, er konnte aber nicht unterlaſſen, am Schluß ſeine ketzeriſchen Anſichten hinzuzufügen, ketzeriſch, inſofern ſie den heutigen Sympathien entgegentreten, denn er ſagte:

„Man ſollte dieſen Bau nicht vollenden, man ſollte ihn nur in ſeiner jetzigen Geſtalt zu erhalten ſuchen. Worin beſteht denn die eigenthümliche Schönheit eines gothiſchen Baues? In ſeinem Alter und nicht darin, daß er abſolut ſchön iſt. Uebermenſchliches, ich möchte ſagen Fauſtiſches, ſoll man nicht vollenden, die Phantaſie hat an dem „Schluß fehlt“ den beſten Spielraum; ſodann iſt der unvollendete Bau unmittelbarer hiſtoriſch als der vollendete.“

Karl, der den materiellen Beſtrebungen ſo abhold war, hätte ſich an der hingebenden Liebe der Zeit für ein hiſtoriſches Heiligthum erfreuen müſſen; aber es iſt unendlich ſchwer und ſelten, daß Alles mit dem Principe übereinſtimmt. Rudolph wendete ſich indeß nicht nach dieſer ungedeckten Seite, denn er erwiderte:

„Gerade darin, daß, was die Glaubensinnigkeit begonnen, die Erkenntniß, die hiſtoriſche und künſtleriſche Achtung vollendet, gerade darin liegt eine hohe Würde unſerer Zeit. Der von uns vollendete Bau wird die

Steine der Gläubigen und Freidenker gleich feſt an einander ſchließen und ein Denkmal des vereinten Nationalgeiſtes und des verſöhnten Weltgeiſtes ſein.“

Karl äußerte die Befürchtung, daß der von oben patentiſirte Enthuſiasmus für dieſen Nationalbau zu einer Kinderraſſel werden könne, über der man die ernſten Fragen und Schmerzen vergeſſe, und daß man ſich ſchon damit genügen könne, der Idee der Nationaleinheit gleich ein Denkmal zu ſetzen, was ſich erſt nach der praktiſchen Verwirklichung derſelben gebühre.

Rudolph erwiderte mit auffälliger Heftigkeit, daß man ſich an jeder Aeußerung der Idee der Nationaleinheit erfreuen müſſe, und Karl ſchwieg.

Eliſabetha hatte während dieſer ganzen Zeit ſtill und oft abgeſondert geſtanden; ſo ſehr ſie auch an eine gewiſſe Geiſtesfreiheit gewöhnt war, dieſe fertige und offene Rückſichtsloſigkeit Rudolphs machte ihr doch ein gewiſſes Bangen, er brannte bei jedem Anlaſſe ſo leicht und ſchnell das ſchwere Geſchütz der Philoſophie los.

Im Herunterſteigen nahm Eliſabetha ihren Bruder bei Seite und flüſterte ihm etwas in's Ohr, dieſer aber ſagte laut:

„Nein, nein, du mußt mit in die Gemäldeausſtellung gehen.“

Rudolph ſtand einige Stufen weiter unten, er kehrte ſich um und mit einem wehmuthsvollen Blick nach Eliſabetha aufſchauend, ſagte er:

„Warum wollen Sie nicht mitgehen?“

Eliſabetha ward von dieſer Frage ſonderbar betroffen und erwiderte: „Ich gehe mit.“

Nach einem Gang rings um den Dom gingen die Drei mit einander nach dem Gürzenich, dieſer gewaltigen Freudenhalle, die ſchon ſo viel Luſt und Jubel in ſich geborgen und noch im vorletzten Winter ein 400jähriges Jubiläum gefeiert hat; heute war Alles von den ſtillen Harmonien der Farben erfüllt, und ſtill wandelten die Menſchen zwiſchen den Bildern auf und ab, gleich als ſpräche nur das Auge mit den zu ihm redenden Bildern und Farben.

Eliſabetha fühlte ſich vorzugsweiſe von den Landſchaftsbildern angezogen, von denen ſie die meiſterlichſten kannte und ſchnell wiederfand, während ſich Rudolph und Karl mehr den hiſtoriſchen und ſogenannten Tendenzgemälden zuwendeten.

Lange verweilten ſie vor einem großen Gemälde, „Rebekka und Iſaak“ mit Bezug auf die Stelle 1 B. Moſes, K. 24. V. 61—65 darſtellend; Rebekka ſteigt, etwas ſehr im Negligé, von dem Kameele, und Iſaak hält, im Tiefſten betroffen, die Zügel in der Hand; im Hintergrund ſitzen ſchöne Sklavinnen auf den Kameelen, ein feuriges Kolorit liegt über dem Ganzen.

„Die Haltung iſt mir eigentlich nicht bibliſch genug,“ ſagte Karl, „es kommt mir immer vor, als ſollten das Beduinen ſein. Es iſt doch merkwürdig, wir verlangen von dem bibliſchen Bauern- und Hirtenleben eine beſondere Idealität, weil dieſe Geſchichten uns von Jugend auf ſo erſcheinen und doch iſt es nur patriarchaliſch ſinnlich.“

„Sinnig,“ berichtigte Rudolph. „Unſere Maler könnten aber auch wohl unſer Leben, wie es in Dichtung und Wirklichkeit hervortritt, ſo auffaſſen;“ zu Eliſabetha gewendet fuhr er ganz leiſe fort: „ich wünſchte, daß ein Maler die Scene von Liebeth und dem Jäger malte, das wäre herrlich! im Hintergrund, entfernt von Beiden und von ihnen nicht bemerkt, der Diaconus, ſeine Hände ſegnend nach dem Paare ausbreitend, das im Vordergrund vor dem Altare kniet, von der Sonne verklärt ſich ſelber einſegnet.“

Eliſabetha hörte ihm mit geſchloſſenen Augen zu.

„Ich finde,“ ſagte Karl wieder, „daß der Maler hier die Situation ſehr gut gewählt hat: Rebekka wendet ihren Blick weg, während Iſaak ſehnſüchtig nach ihr ſchaut, ihre Blicke haben ſich ſchon in Liebe begegnet; der Mann iſt kecker und ſchaut ſie noch unverwandt ſo an, Rebekka hingegen wendet ihr Auge verſchämt zur Seite, ſteigt aber doch ab, um zu ihm zu kommen.“

Rudolph blickte unwillkürlich auf Eliſabetha, auch er ſchaute ſie mit kühner Sehnſucht an, auch ihr Blick war weggewendet.

Man ging nach einem andern Zimmer. Eliſabetha folgte ſchweigend; ſie war beklommen, denn ſie fürchtete ſich in ſolcher Aufgeregtheit dem Anblick ſo Vieler ausgeſetzt zu ſehen; ſie meinte, man müßte ihr Innerſtes an dem Geſicht ableſen, aber die Leute hatten ganz Anderes zu betrachten.

Man ſchweifte noch lange in den Sälen umher und erfreute ſich an den wohlthuenden Schöpfungen, denen der lange Friede und die Gunſt der Zeit ſo reichen Spielraum gewährt.

Zuletzt erfreuten ſich noch Rudolph und Karl an den wohlgelungenen Büſten ihrer Lehrer Hegel und Gans. — —

Stunden waren vergangen, ohne daß man es wußte; es war Mittag geworden.

„Mich greift das Betrachten der Bilder immer ſehr an,“ ſagte Eliſabetha auf der Straße wieder frei athmend; „es iſt ſo unendlich viel, in einer Stunde ein Werk ganz in ſich aufzunehmen, an dem der Meiſter Monate und Jahre lang gearbeitet, und nun noch gar dieſe Maſſe von Bildern.“

„Das iſt aber bei allem Aufnehmen geiſtiger Productionen ſo,“ erwiderte Rudolph, „wir treten beim Aufnehmen eines Geiſteswerkes wieder in den Moment ſeiner erſten Schöpfung durch den Bildner, ſeinen Urheber. Nehmen Sie eine Dichtung, Sie leſen ſie in einem halben Tag, aber der Dichter bedurfte auch vielleicht Monate und länger zu ihrer Ausarbeitung, jedoch nur zur Ausarbeitung, die eigentliche Schöpfung iſt das Werk eines Augenblicks; da erſtehen plötzlich wie mit Einem Zauberſchlag alle die Geſtalten, ihr Leben und ihre Schickſale im Geiſt des Dichters; die freie Thätigkeit des Geiſtes, unbehindert von irgend einem Stoff, waltet mit einer Schnelligkeit, für die wir kein Maaß, ja faſt keinen Begriff haben; wir, die wir nun das vollendete Werk in uns wiederſchaffen, operiren mit jener unermeßlichen Schnelligkeit ſeines erſten reinen Werdens. Sie kennen den Ausſpruch, ich glaube er iſt von Racine: „Die Tragödie iſt fertig, es fehlen nur noch die Verſe,“ ſo auch iſt bei dem Maler die eigentliche Schöpfung eines Bildes ein Moment, die Geſtalten ſtehen in ihm und gewinnen dann erſt in Farbe, Licht und Schatten ein äußerliches Leben; gelingt es uns, uns wieder in jenen Moment des Urſprungs hinein zu verſetzen, ſo nehmen wir jenes Werk ganz in uns auf, denn wir ſchaffen es eben ſo ſchnell, rein und immateriell.“

„Das werden Sie doch aber nicht beſtreiten, daß das ſehr ermüdend iſt,“ entgegnete Eliſabetha lächelnd. „Können Sie einen ganzen Band Gedichte, wo die verſchiedenſten Stimmungen und Situationen neben einander ſtehen, in Einem Zuge leſen? Und doch iſt das nur Ein Menſchenleben, aus dem ſich das alles erſchließt.“ — Eliſabetha konnte nicht ausreden und Rudolph ſeine Erwiderung nicht anbringen, denn Karl ſagte:

„Und ich fühle immer einen geſunden Appetit, wenn ich von der Ausſtellung komme. Ja lacht nur, ich fühle nach jeder Gemüthserregung, namentlich aber wenn ich muſicirt oder viel Bilder geſehen habe, einen ganz uncultivirten Appetit.“

Er drang nun darauf, daß man alsbald zu Tiſch eile.

IV.

Nachmittags begab ſich die ganze Geſellſchaft auf das Dampfſchiff, um rheinaufwärts nach dem holdſeligen Nonnenwerth zu fahren. Rudolph war gegen alle Erwartung gewandt und behend in Beſorgung des kleinen Gepäcks der Damen, in Anordnung der Plätze und dergleichen; er erfreute ſich ungemein an dieſen kleinen Hülfeleiſtungen, denn nichts erquickt ein aufmerkſames Herz mehr, als den Befreundeten, ſei es auch äußerlich, irgend eine kleine Laſt abzunehmen, wenn gleich die gäng und gäbe Galanterie dies zur hohlen Höflichkeit herabgeſetzt hat. — Das Schiff war ungewöhnlich zahlreich beſetzt, Rudolph hatte ſich den Damen gegenüber poſtirt und man überſah vergnüglich das bunte Treiben am Ufer.

Bei einer Wendung des Schiffes ſchien die Sonne Eliſabetha gerade in's Antlitz, Rudolph ſtand ſchnell auf, und ein eigenthümliches Gefühl durchzuckte ihn, als er Eliſabetha eine Zeit lang mit ſeinem Schatten zudeckte.

Unter mancherlei Geſprächen war man in der reizloſen Gegend eine gute Strecke gefahren, als Karl, der ſich zu Bekannten geſellt hatte, ſchnell herbeikam und Rudolph am Arm faſſend ſagte:

„Komm, hör' zu, das iſt eine herrliche Geſchichte, da kann man lernen, wie Alles Mythus wird; ſie ſtreiten ſich dort, welches der welthiſtoriſche Fußſchemel ſei, den der Deutſchreſidenzler dem franzöſiſchen Thiers untergeſchoben; ſieben Schemel ſtreiten ſich darum: der eine behauptet, es wäre ein gepolſterter, der andere, es wäre ein purer hölzerner, der dritte, es wäre ein gußeiſerner, der vierte, es wäre ein dreibeiniger geweſen, und er citirt dafür die Pythia und alle Hexenweiber; komm!“

Rudolph trat auf die Gruppe hinzu: ſieben Kölner ſtanden auf ſieben Fußſchemeln und einer nach dem andern hielt mit dem den Kölnern eigenen Mutterwitz eine Schutzrede, daß ſein Unterthan der einzig rechtmäßige ſei. Der Schiedsrichter, ein großer kräftiger Mann, der nach ſeinem Landhaus fuhr, entthronte endlich alle Prätendenten und entſchied, daß es dafür eigentlich gar keinen Fußſchemel, ſondern nur einen Fußtritt gebe. Die Sache war mit Halloh erledigt und wurde dann beim Wein beſchmaust.

„Man ſoll auf Reiſen gehen,“ ſagte Rudolph, als er zu den Damen zurückgekehrt war, „um alles Vertrauen in die Phyſiognomik zu verlieren.“

„Ich gebe ſehr viel auf die Phyſiognomie der Hand,“ ſagte die Mutter, „namentlich läßt ſich eine gewiſſe Treuherzigkeit daran erkennen.“

„Rudolph reichte lächelnd ſeine Hand hin, „Sie ſind brav,“ ſagte die Mutter, den Druck ſeiner Hand erwidernd.

„Ich glaube,“ ſagte Eliſabetha, „die meiſten Menſchen ſehen unbedeutender aus als ſie ſind.“

Rudolph war hocherfreut über dieſe liebevolle Menſchenbetrachtung Eliſabetha's, ſie begegneten ſich ja in dieſem ſchönen Vertrauen zu Allen; er ſetzte daher hinzu:

„Und das mag wohl beſonders bei uns Deutſchen gelten; ein Spanier, ein Italiener, auch ein Franzoſe mit ſchwarzem Haar, ſtarken Brauen über dunkeln Augen und dem lebhaften Muskelſpiel, ſie prätendiren weit mehr innere Geiſtesthätigkeit als ein blonder, blauäugiger, ſtiller deutſcher Kopf, und doch ſind wir Deutſchen die geiſtigſten.“

„Man nimmt ſehr leicht,“ ergänzte die Mutter,

„den Ausdruck des Temperaments oder der Leidenſchaft für Ausdruck der innern geiſtigen Bewegung.“

Das Geſpräch ſpann ſich noch lang fort und wurde durch mannigfache Anekdoten gewürzt und auf andere Gegenſtände übergelenkt; Eliſabetha war beredter als geſtern, jede Befangenheit ſchien von ihrer Seele gewichen.

Das Dampfſchiff legte in Bonn an, eine große Menge Landleute, meiſt Frauen, ſtiegen aus; mit ihrer gewohnten Tracht, den weißen um das Kinn gebundenen Tüchern, deren lange Enden bis über die Schultern hinabreichten, erſchienen ſie halb nonnenhaft.

Auf ſeine Frage erhielt Rudolph die Antwort, das ſeien Wallfahrer, die nach der „Pützchenskirmes“ gingen; er fuhr ſich ſeufzend mit der Hand über die Stirn, dann erſchien es ihm wieder als eine luſtige Ironie der Zeit, daß die *Dampfmaſchinen des neunzehnten Jahrhunderts* die Wallfahrten befördern; ein ſtilles Lächeln ſchwebte um ſeine Lippen.

Man fuhr nun endlich in das Paradies des Niederrheins, das Siebengebirge; wer vermag es, den Zauber dieſes vielgeſtaltigen Juwels mit ſeinen wechſelvollen bunten Sonnenreflexen in Worte zu faſſen?

Unſere Reiſenden ſtiegen in Nonnenwerth an's Land, deſſen geräumiges Kloſter zum bequemen Gaſthof eingerichtet iſt. Hier auf der ſtill umfriedeten Inſel muß man ſtehen, um all die Herrlichkeiten ringsum in die Seele einziehen zu laſſen; der Rhein hat hier, wie in einem mächtigen Finale, alle Kraft und Pracht ſeiner Schönheiten geſammelt, um dann ſtill und ernſt ſeinen Lauf nach dem Weltmeer zu beenden, denn wie nach einer geheimen Verabredung der Natur enden faſt mit einander hüben und drüben die Berge mit ihren lieblichen Seitenthälern. Da ſteht noch rechts der kühne Drachenfels, das Juwel des vielzackigen Berggürtels, links auf buſchigten Felſen das liebliche Rolandseck, aus deſſen offenem Bogen die Sage vom liebegewaltigen Helden Roland klingt. Die Befreundeten durchſtreiften noch in der eben einbrechenden Nacht die freien Pläne und die ſchattigen Laubgänge der Inſel. Es war Samſtag Abend, von allen Seiten tönten die Kirchenglocken von nah und fern, ſie rieſen Willkomm dem morgigen Sonntag; das war ein gewaltiges Klingen und Brauſen, wie von einer unermeßlichen unterm weiten Himmelsdom aufgeſtellten Orgel. Nach und nach verklangen die Töne da und dort, nur von fern tönte eine einſame helle Glocke, wie die Stimme eines Kindes, das ſeine Heimath noch nicht gefunden, bis endlich Alles im ſtillen nächtlichen Schatten ruhte. Die Männer und die Frauen gingen ſtill mit einander, ihre Körper wandelten auf der Erde, aber eine heilige Gewalt hob ihre Seelen hoch über die Welten, ſie ſchwebten in der Unendlichkeit, gemeinſam, eins; ihre Seelen waren ja nur ein Strahl aus der Unendlichkeit, ſie hatten ſich und das All wiedergefunden in der Unendlichkeit.

Rudolph und Karl, die im hohen Dom ſich nicht hatten erheben laſſen, fühlten ſich hier frei und erlöſt von aller irdiſchen Schwere im lichten Aether des Alls. —

Wie hoch und gewaltig aber auch der unendliche Geiſt des Alls emportragen mag in der Andacht, nur eine kurze Spanne Zeit — nach unſerm irdiſchen Maaß gemeſſen — ſchweben wir in ihr.

So auch hatten die Befreundeten ſich längſt wieder freudig auf der Erde gefunden, als ſie noch immer lautlos mit einander gingen.

Es war eine ſternglitzernde wolkenloſe Nacht, kein Mondſchein mit ſeinem wechſelnden Licht ſchimmerte über die Erde, die Berge ſtanden wie in ſtillem Schauer, der Wellenſchlag des Stromes, bei Tage unhörbar, gleitet murmelnd wie mit innerer Befriedigung vorüber. — — Viele mögen vielleicht mit Rudolph die eigenthümliche Empfindung theilen, die das Bewußtſein erregt, ſo mit lieben Menſchen auf einer Inſel eingeſchloſſen zu ſein, eingeſchloſſen, da man nicht unabhängig und frei den Aufenthalt verlaſſen kann; es däuchte Rudolph ſo ſchön, von dem gewohnten Feſtland hinweg, vereint mit Befreundeten auf eine Inſel verſetzt zu ſein; er äußerte dieß und Eliſabetha blickte ihn an, ihre Augen glänzten gleich den Sternen droben. Karl aber ſagte, auf die hell erleuchteten Fenſter des Kloſters deutend:

„Ich finde es ſchön, daß ſich das Comfort mitten in die Naturſchönheiten hinein feſtgeſetzt hat.“

„Ich auch,“ ergänzte Rudolph. „Comfort, Fülle, Reichthum ſtören die Poeſie, die reine Naturfreude nicht, ja ſie vermögen ſie ſogar in mancher Beziehung zu heben; aber ſie ſind nicht die Freude, die Poeſie, das Glück. Das iſt ein großer Irrthum, der durch viele Gemüther der Zeit und ihren Ausdruck, die Literatur, geht, daß, ſeitdem wir die beſchränkte Idylle aufgegeben, eine ariſtokratiſirende Genußſüchtelei ſich breit macht: da ſoll nun alles Glück ſich nur auf Teppichen und zwiſchen ſeidenen Tapeten bewegen. Das Comfort, der Reichthum iſt angenehm, aber ihr Mangel darf die Lebensfreude nicht im Geringſten ſtören.“

„Mich wird jetzt ein gutes Beefſteak und eine Flaſche Wein gar nicht ſtören,“ ſagte Karl lachend.

Man ging in den Speiſeſaal, der von Fremden aller Art, aus denen beſonders die egoiſtiſch ſchweigſamen Engländer hervorſtachen, angefüllt war. Rudolph traf hier auch Bekannte aus ſeiner Stadt, einen Advokaten mit ſeinen beiden Töchtern; ſo lieb und werth ihm der Mann auch ſonſt war, mußte er ſich doch faſt zwingen, ein paar freundliche Augenblicke bei ihm zu verweilen. Dieſes unmittelbare Hereinragen ſeiner alten Umgebung war ihm ſtörend, er wußte nicht warum. Als nun gar der gute Mann Rudolph bemerkte, er ſehe ganz und gar verändert aus und dabei lächelte, wurde Rudolph glühend roth und fand dieſe Bemerkung höchſt ungehörig; er dachte nicht daran, daß er ſich ſeinen Backenbart hatte abnehmen laſſen, er glaubte, Jeder müſſe ihm die Bewegung ſeiner Seele aus den Mienen leſen. Es ärgerte ihn, daß die Welt nichts ſtill und in ſich begnügt keimen und wachſen laſſe, aber es war auch, als ob dieſe Erſcheinung aus der Heimath eine namenloſe Mahnung an ihn ergehen ließe. Still und in ſich gekehrt kam er zu unſerer Geſellſchaft zurück. Niemand außer Eliſabetha ſchien die Veränderung an ihm zu bemerken, ſie blickte mehrmals verſtohlen rückwärts nach dem Advokaten und ſeinen beiden Töchtern.

Karl war indeß durch das „Comfort“ ſo aufgeheitert, daß er faſt ganz allein das Wort führte, und der reiche Quell ſeiner Laune ſprudelte unaufhaltſam. Der eigentliche Humor, die innere übermüthige Freudigkeit, bedarf keines großen, ja ſie bedarf eigentlich gar keines Gegenſtandes, um ſich daran zu offenbaren; eine komiſche Bewegung, ein Zwicken mit den Augen genügt, um die Andern in das bunte tolle Gewühl der Laune hineinzuziehen. Mit zwei hohlen Eierſchalen agirte Karl und ließ ein Heer neckiſcher Gedanken und Situationen daraus hervorgaukeln: die beiden hohlen Eierſchalen repräſentirten zwei allerhöchſte Mäcene der Kunſt und Wiſſenſchaft, die um künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Antiken-Acquiſitionen rivaliſirten.

Rudolph erfreute ſich noch beſonders an dem herzlichen und ſchönen Lachen Eliſabetha's, an ihrem ſchönen Lachen, denn im Lachen zeigt ſich die unwillkürliche Grazie einer Natur, die auch in den unmittelbarſten und unbeherrſchteſten Affecten nicht über die Grenzlinie des Anmuthigen und Zarten hinausſtreift.

Man war in der heiterſten Laune, als endlich die Gäſte ſich alle in ihre Zimmer begeben hatten, und nun ſprang Karl auf, ſetzte ſich an das Klavier und heute mußte Eliſabetha ohne Widerrede ſingen; ſie ſang zuerſt mit unerwarteter neckiſcher Naivetät das Lied vom kleinen Hans, das mit den Worten beginnt: „Nein, ich will's nicht länger leiden“ ꝛc. und ſodann das „Alp-Horn von Proch,“ ſie ſang ſo frei und leicht, die Töne quollen ſo friſch und voll hervor, daß man es fühlte, ſie that es mit ganzer Seele und innigſter Luſt und dies Gefühl ging auf die Zuhörer über.

„Wie gefällt Ihnen das Lied?“ fragte ſie dann Rudolph.

„Die Melodie iſt natürlich und ſchön, aber der Text iſt doch gar zu läppiſch und allgemein verſchwimmend; er kömmt mir vor, als wäre er aus lauter Reminiscenzen aus andern Liedern zuſammengeflickt, es iſt gar keine einheitliche Empfindung darin. Schade um die ſchöne Melodie!“

„Ach nein, ach nein,“ erwiderte Eliſabetha, „bei einem Liede gilt die Muſik weit mehr als die Worte; das ſind die beſten Lieder, die ohne Muſik nicht Viel und mit Muſik Alles ſagen, erſt da hat die Muſik freien ungebundenen Spielraum; die Gedichte, die man declamiren kann, ſind keine echten Lieder, aber da, wo nur der leiſe Hall einer Empfindung gegeben iſt, da kömmt die Muſik mit ihrem hundertfältigen vollen Klang.“

Eliſabetha ſetzte dieſes Geſpräch noch weiter mit Rudolph fort und ſuchte ihn durch mehrere Beiſpiele zu überzeugen; er geſtand endlich mit innerem Entzücken, daß ſeine bisherige Anſicht vielfach falſch war. — Es liegt ein unendlich wohlthuendes Gefühl darin, ſich von einem geliebten Mädchen ſeine Anſichten berichtigen und ergänzen zu laſſen, das iſt die ſchönſte Herrſchaft, das ſchönſte, ſicherſte Verſtändniß; Rudolph fühlte dies in ſeiner ganzen Fülle.

Karl, dem heute nichts widerſtreben durfte, zwang ſogar ſeine Mutter, daß auch ſie ſang; ſie trug endlich mit wohlgebildeter, aber etwas unſteter und alternder Stimme das liebliche Lied von Jean Jacques Rouſſeau vor:

L'encens des fleurs enbaume cet azyle,
Le lac est pur, l'air est fraiche et tranquille
Et la paix du soir se répand sur ces lieux;
Oh ma patrie, oh mon bonheur,
Toujours chérie, tu rempliras mon coeur! —

Es iſt ſo ſchön, die duftigſten Blüthen der Zeitbildung auf Generationen zurück an dem Stamm Einer Familie blühen zu ſehen, das giebt der heutigen Bildung etwas Sicheres, Natürliches und Anſpruchloſes, zu dem ſelten eine ſelbſteroberte Bildung gelangt. Rudolph war der Sohn einer ſchlichten Bürgerfamilie, ſein Vater war Briefträger geweſen, und mit ſo inniger Liebe und Verehrung er auch an das ſtille und fromme elterliche Haus dachte, die höheren und freieren geiſtigen Entfaltungen — die leider noch immer an eine gewiſſe Freiheit des Standes oder des Beſitzes gebunden ſind — waren darin fern geblieben; darum berührte dieſes Singen, wie die ganze Bildungsſphäre der Mutter, Rudolph ſo tief; wenn es irgend eine verzeihliche Ariſtokratie giebt, ſo iſt es gewiß nur die der fortererbten freien Bildung. — —

Ein jedes war ſchon zu Bett gegangen, als Rudolph nochmals in das Zimmer Karls kam und ſich zu ihm vor das Bett ſetzte; ſie ſprachen lange davon, wie doch die Univerſität der einzige wahrhaft freie Punkt unſeres heutigen Lebens ſei, ſie hatten einander nie gefragt, weß Standes ihre Eltern ſeien, oder hatten es wieder vergeſſen, ja ſie hatten es kaum mehr gewußt, daß ſie in verſchiedenen Confeſſionen geboren waren.

„Iſt deine Mutter auch katholiſch?“ fragte Rudolph.

„Nein, ſie iſt eine Proteſtantin.“

„Das war alſo eine gemiſchte Ehe?“

„Durchaus nicht, meine Eltern waren nur bürgerlich, nie kirchlich getraut, und doch hat die Welt gewiß nie eine heiligere, vom Himmel geſegnetere Ehe geſehen.“

„Herrlich!“ jauchzte Rudolph; er hätte gern noch andere Fragen hieran geknüpft, aber ſelbſt vor ſeinem innigſten Freunde konnte er ſeinen Gedanken keine Worte geben; mit unruhigen Schritten lief er im Zimmer umher, endlich blieb er vor dem Fenſter ſtehen, und hinausſchauend nach den ſternenbekränzten Bergen fragte er:

„Warum haſt du mir in Berlin nie von deiner Schweſter erzählt?“

„Vor acht neun Jahren war ſie noch ein ganz unbedeutender Backfiſch. Was war da viel zu erzählen!“

„Hat deine Schweſter ſchon geliebt?“ fragte Rudolph wieder.

Karl richtete ſich im Bett auf, und nach ſeinem Freunde ſchauend, ſagte er:

„Nein, ich wüßte auch nur zwei Männer, die ihrer würdig wären, nämlich du und ich.“

„Nein! Nein! kein Mann iſt eines Mädchens würdig, deſſen erſte Sehnſuchtsblicke ihn berühren; Niemand, wir auch nicht. Wer bringt dem Mädchen ein volles unberührtes ganzes und reines Leben?“

„O du großer Philoſophiſt!" lachte Karl.

„Nein, laß uns nicht weiter davon reden!"

Karl kannte dieſe Wendung ſeines Freundes, in die er oft bei gewaltigen Aufregungen verfiel; er willfahrte ihm, denn er wußte, daß er ſelber jeden Zwieſpalt, der ſich in ihm aufgethan, am beſten wieder ausglich; er glaubte, Rudolph würde nun gehen, aber dieſer ſtand wie feſtgebannt am Fenſter und redete lange kein Wort.

„Gute Nacht, Rudolph, nimm das Licht mit, damit du nicht im Dunkeln fällſt," ſagte er lächelnd. Rudolph nahm das Licht, reichte die Hand und ging.

Rudolph hatte eine Nacht mit ſchweren Träumen, er wußte nicht, was er geträumt hatte, aber er erwachte mit glühenden Wangen und heftig pochendem Herzen.

V.

In dem friſchen Athem des Morgens, der von der thauglänzenden Landſchaft und den grünen Wellen des Rheines zu Rudolph an dem offenen Fenſter hinaufſtieg, klärte ſich bald die brauſende Unruhe in ihm ab. Heiter ging er hinab zu der Geſellſchaft, die im Saal ſeiner harrte; die Mutter hatte einen Strauß friſcher Feldblumen und Zweige vor ſich liegen, die Eliſabetha auf ihrem frühen Spaziergang geſammelt hatte. — —

Man muß mit neuen Freunden ſich unter ein fremdes Dach begeben, auf Bergen und in Thälern mit ihnen umherſtreifen, da zieht ſich in hundertfältigen Wechſelſchlingungen ein Band des friſchen freien Verkehrs zwiſchen den Geiſtern; man wandelt beiderſeitig auf neutralem Boden und in Einem Tage ſchließt man ſich näher und beſtimmter einander an, als in Wochen und Monaten innerhalb des geregelten, feſtſtehenden häuslichen Lebens. Das bewährte ſich heute mehr als je bei unſerer Geſellſchaft.

Nach einem Gang auf der Inſel ſetzte man nach dem jenſeitigen Ufer über und beſtieg Rolandseck. Es war ein heller friedlicher Sonntagsmorgen; die Rauchſäulen aus den Häuſern ſtiegen gerade empor zum wolkenloſen Himmel. Die Glockentöne ſchwebten über die thauglänzende früchtegeſegnete Landſchaft; es war, als ob die Bäume, Felder und Berge ſelber dieſe Töne ausſtrömten.

Mutter und Tochter gingen vorauf, Karl ging mit Rudolph. Am letzten Hauſe des Dorfes Rolandseck ſaß eine alte Frau weinend am offenen Küchenfenſter und ſchälte Kartoffeln. Karl fragte nach ihrem Kummer und ſie erzählte, ſie ſei die Beßtemutter (ſo nennt man am Niederrhein die Großmutter) des Hauſes, und droben läge ihr Enkelchen, das heute früh geſtorben ſei; ſie bat die „lieben Herren,“ ſie möchten ihren neunjährigen Johann nur ſehen, er ſei ſchon in ſeinem Leben ein Engel geweſen, ſo gut und ſchön und lieb, und jetzt ſähe er gerade aus wie das Muttergotteskind.

„Ich habe noch nie einen Todten geſehen,“ ſagte Rudolph.

„Was? Nun kömmſt du augenblicklich mit hinauf.“

„Nein, nein, jetzt nicht.“

„Jetzt, gerade jetzt, du mußt; ſchämſt du dich nicht dieſer Weichherzigkeit? Komm!“

Rudolph kannte den eiſernen Willen ſeines Freundes, zögernd und zagend folgte er ihm den kleinen Rain hinauf, wo das ärmliche, aus Lehm gebaute Häuschen ſtand; ſie traten ein, der Vater klagte ſeine Noth, daß er die Beerdigungskoſten nicht erſchwingen könne, da man noch dazu das todte Kind nach einem andern Dorf auf den Kirchhof bringen müſſe; die Freunde theilten ihm mit, was ſie entbehren zu können glaubten.

„Die Herren wollen unſern lieben Johann ſehen,“ ſagte die hinzutretende Beſtemutter.

„Ja, ja,“ ſagte der Vater, und ging den Beiden voran eine ſchmale ſchwankende Treppe hinauf nach einer Dachkammer. Auf dem Boden in weiße Linnen gehüllt, auf einem Gebreite von Stroh lag hier ein ſchöner langgeſtreckter blonder Knabe, er hatte die Hände auf der Bruſt gefaltet, die Wangen glühten noch im letzten Roth, nur um die geſchloſſenen Augen zeigte ſich die Todtenfarbe; eine brennende Oellampe ſtand zu Häupten des Kindes und erleuchtete die dunkle Kammer ſpärlich. Karl näherte ſich dem Kinde und legte ſeine Hand auf deſſen Mund. Rudolph ſtand ſtumm und ſtarr zur Seite, kein Wort wurde geredet und ſchweigend ſtiegen ſie wiederum die Treppe hinab.

„O Gott, o Gott!“ ſagte Rudolph händeringend, als ſie wieder auf dem Wege waren, „das iſt der Tod! Wer all die tauſendfachen Verſchlingungen von Jubel und Kummer, Leben und Tod, die durch jede Secunde hindurchziehen, zuſammenfaſſen könnte — es wäre ein ſinnverwirrender Gedanke. Hier draußen iſt Alles Luſt und Leben, die Sonne leuchtet ſo ſchön, die

Berge, der Strom, Alles unendliches freudiges Leben, und dort beginnt ein Menſchenkind den ewigen Schlaf! Karl, laß uns froh, laß uns glücklich ſein und glücklich machen, ſo lange wir leben; der Abend kömmt ſo bald, ſo bald. Es gab eine Zeit, da glaubte ich freudig ſterben zu können, ich glaubte, mein beſtes Leben läge hinter mir, jetzt, jetzt, ich will noch nicht ſterben, ich will noch leben, mein Leben fängt erſt an.“

Die beiden Freunde umarmten und küßten ſich, gleichſam als Bewährung, daß ſie noch lebten.

Sie verabredeten nun, daß ſie dieſes Zwiſchenereigniß den Frauen nicht mittheilen wollten. „Wir können und müſſen das in uns verwinden,“ ſagte Karl. „Und,“ ſetzte Rudolph hinzu; „wenn wir nicht Alle eine gemeinſame Betrübniß im Hintergrund haben, ſind wir unmittelbarer genöthigt, ſie zu beſiegen.“

„Es gebührt dem Mann,“ ſagte Karl, „Manches ſtill in ſich zu überwinden.“

„Dieſer Anſicht bin ich nicht, aber komm.“

Die beiden Freunde rannten nun im Wettlauf den Berg hinan und kamen erheiterter bei den Frauen an, denn die anſpannende Aufregung der phyſiſchen Kräfte befreit leicht von ſeeliſchem Schmerz.

Karl hatte ſich zu ſeiner Mutter geſellt. Rudolph ging mit Eliſabetha, er erzählte ihr, daß ſie ſich bei einer bedrängten Familie aufgehalten und wie traurig es ſei, daß unſere Kräfte zu ſchwach ſeien, den Menſchen zu helfen, wie viel weniger ſie eigentlich zu erfreuen.

„Die ſchönſte Freude,“ ſagte Eliſabetha, „iſt doch die Wohlthätigkeit.“

„Wohlthun," erwiderte Rudolph, „wie ſchön und wahr iſt das deutſche Wort; wie wenig Menſchen bringen es zu der ſchönen Seelenſtimmung, daß ſie demjenigen, dem ſie Hülfe leiſten, auch wohlthun, ihm Vergnügen bereiten! Um das nackte bloße Leben durchzuſchleppen, dazu braucht man nicht Menſch, dazu kann man Thier und Pflanze ſein, die eben haben, was ſie zur Noth bedürfen; der Menſch genießt das Leben dadurch, daß er die bloße Friſtung deſſelben erhöht."

„Ja wohl, ich verſtehe, was Sie meinen. Man muß dem Bettler nicht nur Brod, man muß ihm, ſo oft man kann, auch Butter dazu geben, pflegt meine Mutter zu ſagen."

Rudolph hörte mit ſtillem Erquicken dieſe Worte. Durch eine leicht erkenntliche Ideenverbindung dachte er jetzt an die vor ſein Bett gelegten Predigten von Schleiermacher, er fragte Eliſabetha geradezu, ob ſie dieſelben in den letzten Tagen zur Hand gehabt; ſie ſprach ihr Nein in ſo unbefangenem Ton, daß Rudolph nun ſicher war, ſie aus der Hand der Mutter empfangen zu haben. —

Man kam aus dem Wald auf den ſchön geebneten Weg, der zur Ruine führt. Rudolph fühlte ſich jetzt ſchon faſt ganz befreit von der drückenden Pein, die auf ihm gelaſtet hatte, die volle Federkraft ſeines jugendlichen Gemüthes ſchnellte ſie alsbald wieder zurück. In einem Zeitraum von wenigen Stunden konnte er die verſchiedenſten Empfindungen nach ihrer Tiefe und Breite in ſich durchdringen und kund werden laſſen, das nannten dann viele Leute, die den Verlauf der

Empfindungen nach ihrem eigenen Zeitenmaß meſſen, Veränderlichkeit oder Leichtſinn, und in der That, es war Beides, aber in einer höheren gerechteren Bedeutung. Wer aber kann und darf die unendliche Schnelligkeit des Gedankens nach ſeinem endlichen perſönlichen Maßſtabe meſſen?

Man ſtand nun oben bei der Ruine und ſchaute wonneſelig hinaus in die ſonnige Landſchaft: nach der ſtillen Inſel drunten, die der Strom liebend umfängt, nach der Bergeskette drüben und den Dörfern rings umher. Man gedachte liebend und dankbar des phantaſiegewaltigen jugendlich freien Freiligrath, auf deſſen Geſang ſich die alte Sage neu bewährte und die Steine ſich zum Baue fügten; der wackere „Rolandsknappe“ hat der Gegend ihre ſchönſte Zierde, den Rolandsbogen wieder gegeben. So mächtig war der Eindruck dieſer Ausſicht, daß ſelbſt ein Engländer auf Rudolph zukam und ihm ſein Entzücken ausdrückte.

Karl erklärte dann ſeinem Freunde die Beſonderheiten der Umgegend und weidete ſich an deſſen Entzücken.

„Fridolin,“ ſagte er, „mir iſt's, wenn ich dir ſo das Alles zeige und in deine Seele einpflanze, als ob ich dir das Alles ſchenkte, daß du es mit mir theilſt, und doppelt freut mich's, daß es meine Heimath iſt; ſieh', das hat mir Alles meine gute Pathe Heimath um die Wiege geſtellt.“

Eliſabetha ſah ihren Bruder groß an, ſolches Herauskehren ſeines Innern war äußerſt ſelten bei ihm, und Rudolph erwiderte:

„Erinnerſt Du dich noch Deines Spruches, den du in guten animirten Stunden auf der Univerſität hatteſt? Hören Sie meine Damen: „„Freund Fridolin, du biſt mein einziger Freund — ich habe hundert Burgen im Gaue, ſie ſeien dein!““

Rudolph declamirte das mit ſo komiſchem Pathos, daß Alle lachten, dann fuhr er fort: „Aber du mußt auch noch ſelber neue Freude an dieſer bezaubernden Herrlichkeit haben, nicht blos Freude an meiner Freude, das wäre mir zu viel.“

„Sie haben Recht,“ ſagte die Mutter, „mir iſt es immer unangenehm, wenn mir Jemand ein Buch verliest, das er ſchon oft geleſen; es iſt beſſer, wenn man gemeinſam die gleichen oder wenigſtens die ähnlichen Ueberraſchungen hat; liest man auch nicht ſo gut und weiß man auch nicht ſo ſicher den Weg voraus, wo man etwa ſtolpern kann oder wo die Natur und der Autor Punktume und Gedankenſtriche gemacht, ſo hat man doch auch das Gemeinſame.“

„Liebe Mutter, das iſt bei einer großartigen Gegend ganz anders wie bei einem Buch,“ ſagte Eliſabetha, „eine großartige Gegend iſt mir wie eine große Muſik, man muß ſie oft und gut ſpielen und hören, um das Geſammte und alle die verſteckten Einzelheiten recht durchzufühlen und zu verſtehen; eine tragbare Melodie und einen hervorſtechenden Punkt, das behält man leicht, aber das Beſte iſt oft das, was man nicht ſo ſchnell weg hat.“

Das Geſpräch wurde nicht fortgeſetzt. Die Geſellſchaft ſaß auf einer Bank, von der man die volle

Ausſicht genoß; Jedes ſchien ſich faſt innerlich darüber zu ärgern, daß man hier in dieſer herrlichen Höhe in ſolchen Diskuſſionen ſich bewegte, Jedes hätte gern dem Andern den vollen Genuß dieſer reinen Naturfreude mit Einem Wort in die Seele geſtrömt und doch blieb faſt nichts übrig als die gewohnten Ausrufungen: herrlich! himmliſch! — —

Mehrere Stunden ſpäter treffen wir unſere Geſellſchaft jenſeits auf dem Drachenfels. Die Ueberfahrt war ſchön und heiter, vierſtimmig ſang man das Claudius'ſche Rheinweinlied — nächſt dem Liede vom Prinzen Eugen wohl das einzige, das alle Deutſchen aller Gaue ſingen können. — Wenn man in unſerer denkmalſetzenden Zeit noch eine Anregung zu einem Denkmal geben möchte, ſo wäre es wohl die, eine einfache Statue des Wandsbecker Boten am Rheine aufgeſtellt zu ſehen, etwa in dem leeren Säulentempel auf dem Niederwald, von wo man den größten Theil des weinſeligen Landes überſchaut. Karl äußerte dieſen Gedanken und Rudolph hielt aus dem Stegreif ſogleich eine übermüthig überſchwängliche Rede bei Enthüllung dieſer Denkmalsidee; er zeigte, wie eigentlich alles Lob dem Urheber der Idee gebühre und man ihn preiſen müſſe, ſodann wieder den, der dieſen Lobpreis ausſpreche, dann den, der ihn anerkenne u. ſ. w. Ueberhaupt war Rudolph in ſo gewaltiger innerer Erregtheit, daß er das Fernliegendſte und Barockſte herbeibrachte. — Mit jugendlicher Turnfertigkeit ſprang und kletterte er dann behend auf der Ruine umher, er wußte und wollte nichts mehr von all der Würde und Haltung, die ihm ſein Lehrerſtand angezwängt hatte, er war wieder ganz der waghalſige Jüngling und freute ſich, aus dem hohen Fenſter des halbzerſchmetterten Thurmes, den Klang, der ſeine Seele erfüllte, in alle Welt hinauszurufen und zu jubeln, und doch hatte er den Muth nicht, ihn ganz und voll hinauszurufen; zwiſchen jeder Silbe eine Pauſe machend, ſo daß ihn Niemand verſtehen konnte, rief er daher im Choraltone:

E—li—ſa—be—tha!

Eliſabetha kam zufällig herbei, ſie ſah Rudolph in der gefährlichen Lage und rief, die Hände zuſammenſchlagend: „Ach Gott! bitte, ſteigen Sie herab, mir zulieb; es iſt ja gräßlich, wie Sie da oben hängen;“ ſie hielt ſich aus Furcht die Augen zu. Das Wort und die Betonung „mir zulieb“ drang Rudolph in die Seele, aber ſeine hohe Stellung gab ihm eine übermüthige Keckheit und er rief:

„Ich capitulire; geben Sie mir eine Hand, wenn ich glücklich herabkomme?“

„Ach Gott, kommen Sie doch herab!“

Rudolph ſtand ſchnell vor Eliſabetha, er faßte ihre Hand, ſie wehrte ihm nicht, er hielt ſie lange feſt. Wie nach einer inneren Verabredung ſetzten ſie ſich dann auf den Raſenvorſprung vor dem Thurm. Lange ſahen ſie ſtill hinaus und ſogen mit den Blicken all das große friſche Leben ein, das vor ihnen ausgebreitet war, und wie durch einen magiſchen Zug blickten ſich dann beide wieder an und in dieſer flüchtigen aber tiefen Begegnung ihrer Blicke ſahen ſie in ihren Augen weit mehr als all' die Pracht und Herrlichkeit da draußen. Rudolph mußte an ſich halten, um Eliſabetha nicht um den Hals zu fallen; eine unſichtbare Hand ſchien ihm abwehrend zu winken.

Endlich ſagte Eliſabetha: „Wäre es nicht möglich, das Bewußtſein aller der Verhältniſſe, die drin in den Städten, zwiſchen den Mauern und Möbeln an uns hängen, abzulöſen, ja ſogar unſer Selbſtbewußtſein aufzulöſen und in und mit der Natur blos zu ſein, mit der Blume zu blühen.“ —

„Die indiſchen Heiligen,“ erwiderte Rudolph lächelnd, „verſuchen ſo etwas, ſie bohren ſich in den Mittelpunkt des Allbewußtſeins hinein, löſen ſich ſelber auf im Gedanken des All, im Gedanken Gottes, feſtgewurzelt an einen einzelnen Punkt machen ſie ſich vom Menſchen zum Baum, ertödten alle freie, perſönliche, geiſtige und körperliche That, leben im All als Menſchenpflanzen; aber im bloßen Naturleben degradiren wir uns von unſerem Menſchenrange; wenn wir uns in menſchliche Beziehungen hineinleben, ſind wir größer als wenn wir uns in die bloße Natur verſenken, auflöſen und verlieren.“

„Sie greifen mir zu hoch, oder ich muß mich nicht recht ausgedrückt haben,“ — bemerkte Eliſabetha — „ich meine nur das: mir gälte es als das Höchſte, wenn wir als reine Natur mitten in das reine Naturleben außer uns treten könnten; das unendliche ſtillſelige Mitempfinden in uns walten und aus uns herausklingen ließen, nichts von Reflexion und überhaupt nichts von allem Dem hinzuthäten, was wir nur als Menſchen erfahren.“

„Nein, mit dem Verſenken in die Natur, in's Allgemeine, werden wir bloße Geſchöpfe, während wir als Menſchen gewiſſermaßen auch zugleich Schöpfer ſind; nicht das Lyriſche, der unmittelbarſte und reinſte Naturlaut, ſondern das Dramatiſche iſt das Höchſte, wir ſchaffen hier eine neue Welt, eine Menſchenwelt; es iſt weit höher, wenn wir uns frei und ſelbſtändig mitten in der feſtſtehenden Natur bewegen und ſie in uns aufnehmen, als wenn wir uns von ihr aufnehmen laſſen.“

Eliſabetha glaubte ſich noch immer nicht recht begriffen, ſie ſagte daher:

„Ich will Ihnen das, was ich meine, an einem Beiſpiel erklären: nicht die Vokal- oder Wortmuſik iſt das Höchſte, da ſind wir noch immer an menſchliche Gedanken, Begriffe und Empfindungen gefeſſelt; die reine Inſtrumentalmuſik iſt das Höchſte, Unendliche, ſie iſt das, was man das unendlich Lyriſche nennen möchte, da ſind wir nicht mehr an menſchliche Worte und Begriffe gebunden, frei und allgewaltig leben wir im All, ich weiß nicht mehr, daß ich Schweſter, Tochter bin, da lebt man außer- und übermenſchlich; ſo auch, meine ich, ſollten wir in der Natur leben können.“

„Ich verſtehe Sie wohl, aber dieſe Inſtrumentalmuſik wird auch oft und meiſt zum Maßloſen, Verſchwimmenden, Zerfahrenen, und verliert dadurch allen geſunden Halt und wahren Gehalt; dieſes Bettiniſiren wie ich es nennen möchte, iſt nicht, wie Sie es bezeichnen, übermenſchlich, ſondern — wenn man ſo ſagen kann — untermenſchlich. Alles, was keinen ſichern, feſten Boden mehr hat, ſondern eben gerade in's Blaue hinein irrlichtelirt, wird leicht aus Ueberſinn zum Unſinn. Wir können und dürfen Alles um uns her blos mit Gedanken faſſen und handhaben; in Worte gefaßten Blumenduft und Sonnenſchein als ſolchen kann es für uns nicht geben; wir faſſen Alles nur mit unſerer menſchlichen Natur, das ſcharfe, beſtimmte, feſte menſchliche Denken und Fühlen iſt ebenſo gut Natur wie Alles da draußen, nur eine höhere, freiere; das feſte, volle menſchliche Weſen iſt höher als alles bloße Naturleben; wir leiten den Strom und ſeine Schiffe und ſtehen ſelbſt frei darüber; iſt es nicht weit ſchöner, daß wir alles Das da draußen und hier uns ſelbſt zugleich bewußt in uns haben?"

„Ich bin Ihnen ſehr dankbar," ſagte Eliſabetha, nach einer Weile aufſtehend, „ſo Vieles wird mir durch Sie klar; unſer Karl geht mit mir auf ſolche Beſprechungen gar nicht ein, er läßt mich allein in allen Irrthümern ſtecken." — —

Man ſchickte ſich zur Heimkehr an; Rudolph ging mit Eliſabetha; er, der ſich bemühte, die Natur mit ſeinem Geiſte zu beherrſchen und ihre Wirkung zu vermenſchlichen, war dagegen auch leicht gewohnt, ſie zu ſymboliſiren; ſo erſchien es ihm jetzt als ſymboliſch, daß er mit Eliſabetha ſich während der Grenzſcheide des Herbſtes wie im Hochſommer ihres Daſeins gefunden: wie die Frucht die vollendete Blüthe, ſo war ihm die Erkenntniß die Frucht des urſprünglichen Blüthenlebens, des Gefühls; viele Blüthen und viele Gefühle müſſen fallen, und nur wenige reifen zur Frucht und Erkenntniß.

Rudolph und Eliſabetha hatten ſchon am erſten Abend faſt unbewußt ihre Kindheitsgeſchichte, ſo zu ſagen ihr mythiſches Leben einander offenbart; jetzt waren ſie ſchon ſo weit in ihrem gemeinſamen Leben, daß ſie Urſprung und Anfang deſſelben mit einander wieder überſchauten. Das war das ſicherſte Zeichen, wie tief und vielverzweigt dieſes gemeinſame Leben Wurzel geſchlagen hatte; denn nur an einem lieben Verhältniß, das wir als feſt und unwiderruflich geſchloſſen betrachten, wagen wir es und ſind wir geneigt, deſſen Grundlage zu unterſuchen. Rudolph ſchilderte ſeine wunderbare Erregtheit, als er ſich ihrem Hauſe nahte und wie ein geheimer Zauber ihn vor den verſchloſſenen Thüren feſthielt; als er nun fragte, warum ihm doch endlich geöffnet worden ſei, ſagte Eliſabetha:

„Es geht mir mit der verſchloſſenen Wohnung wie mit meinem Herzen; oft, wenn ich allein bin, ſchließe ich mein Zimmer mit dem Vorſatz, ganz allein zu bleiben und Niemand, klopfe wer da wolle, hereinzulaſſen; klopft aber Jemand, ſo ſpringe ich faſt unwillkürlich auf und öffne; ich meine immer, wenn ich es nicht thue, geht Jemand wieder fort, der mir gerade recht nahe ſteht, ich ſchäme mich, zuerſt ſo kalt zu fragen: wer iſt da? und auch mich ganz ſtill zu halten und zu verläugnen. Meine Mutter ſagte oft, wenn es Nachts am Hauſe klingelte: das ſind gewiß wieder böſe Buben, aber es waren auch ſehr oft Freunde, die dadurch in Wind und Wetter draußen warten oder wieder umkehren mußten.“

„Und mit Ihrem Herzen iſt es ebenſo?“

„Ja,“ ſagte Eliſabetha, und in ihrem Ton lag eine Hoheit und ein Adel der Seele, daß ſie alle gewohnte Beſcheidenheit weit überflog, „ja, ich geſtehe, ich kann nicht anders; alle Vorſätze, es nicht zu öffnen, verſchwinden, ſobald ich einen Seelenklang vernehme, der wirklich hindurchdringt.“

„Das iſt gut und brav von Ihnen.“

„Gar nicht, es iſt gar kein Verdienſt dabei; iſt es brav von mir, daß ich athme?“

So ſprachen die Beiden; nicht die leiſeſte Ahnung, daß ſolches rückhaltsloſe Ausſprechen vielleicht ungehörig ſein könne, regte ſich in ihnen. Hell und klar ſtand die Ueberzeugung in ihnen, daß ſie ihre tiefſte Seele erkannt hatten.

Iſt es wahr, daß die ſtill beſeligende Heiligkeit der Liebe aufhört, wenn man ſie denken und erkennen will? Das iſt daſſelbe, wie daß man Gott nur glauben, nicht denken, erkennen dürfe und könne; nein, die Erkenntniß iſt Gott und Gott iſt die Liebe, die Andacht und die Liebe ſind in der Erkenntniß nicht mehr überſchwengliche vorüberrauſchende Momente, ſie ſind ſtet und ſtändig, die Liebe ſchwebt nicht mehr unerkennbar und unfaßbar über dem Leben als übernatürliche Offenbarung und wird als das Wunder des heiligen Geiſtes über daſſelbe ausgegoſſen, ſie iſt die innewohnende Verklärung jedes einzelnen Punktes, aus dem ſich der Lebenskreis zuſammenſetzt, der in ſich unendlich und doch ſtets geſchloſſen iſt. — Solche Gedanken bewegten ſich in Rudolph, denen er gleichſam als lauten Schlußſatz hinzufügte:

„Von uns gilt buchſtäblich und höher, was die Schrift ſagt: Suchet, ſo werdet ihr finden, klopfet an und es wird euch aufgethan.“ Weiter konnte und wollte er nichts ſagen, denn ſo frei und unverhüllt ſich ihm auch Eliſabetha gegeben, ein unerklärbarer Gedanke hielt ihn ab, dies ſchöne Leben ſelig zu umfangen.

Die Sonne begann zu ſinken und ihre letzte Pracht als Scheidegruß über die Erde auszubreiten, da ſtanden zwei hochbewegte Herzen am Ufer des Rheines und harrten ſtill des Schiffes, das ſie heimwärts bringen ſollte.

Man fuhr ab. Als es Nacht geworden, blieben die Frauen in der Kajüte. Rudolph ging auf das Verdeck, er bat Karl, ihn ganz allein zu laſſen und ſetzte ſich in eine Ecke, ſich ſtill in ſich zuſammennehmend.

Es iſt eine ſchöne kirchliche Sitte, vor dem Abſchluß einer Lebensperiode durch den Anſchluß an ein neues, durch die Ehe angetrautes Leben, noch einmal vor Gott die ganze Vergangenheit und ihre Geſtaltung prüfend und läuternd aufzuerwecken. Rudolph aber ſtand ſchon lange außerhalb alles kirchlichen Verbandes und auf dem brauſenden Dampfſchiff unter der ſternenglänzenden Himmelswölbung führte er all ſein Leben und Denken vor ſein innerſtes Gewiſſen.

Lachend und heiter ſtieg ſein Jugendleben herauf, die ſtill vergnügte Zeit des erſten Lernens, da man den erſten Blüthenduft aus Hellas und Rom in ſich einſaugt und noch kein Wohin und Warum kennt. Dann kam die trübe Zeit, hinausgeſtellt in die fremde Welt, einem Beruf zuſtrebend; die erſte Saite riß, die Frömmelei riß ſeinen erſten Jugendfreund aus ſeiner Seele; da kam dann das wilde Heer der Zweifel und Fragen. Wer ermißt die Qualen, die den einſam forſchenden Geiſt wachend und träumend heimſuchen? Da ging er hin durch das Leben und er konnte es nicht faſſen, denn der Geiſt, das Geſetz, Gott war ihm daraus gewichen; oft in ſtiller Nacht hob es ihn weit hinauf, bis ſein Haupt endlich wie an eine eiſerne Decke anprallte und er vernichtet zurückſank. Da zog ſtill und feierlich der Geiſt der Erkenntniß, die Philoſophie endlich in ſeine Seele ein, eine kräftige Freundeshand legte ſich wieder in die ſeine, das Leben feierte in ihm ſeine verklärte Auferſtehung. Bald ſah er ſich einem Beruf hingegeben, ſeinem Geiſte entſprechend, aber noch fühlte er in ſeinem Daſein eine Lücke; er wanderte oft hinaus nach dem ſtillen Dorf zu einem naheverwandten und vielfach gleichgeſinnten Geiſtlichen ... Hier hielt Rudolph plötzlich inne. Marie, die Tochter des Pfarrers, ſtand vor ihm in der ganzen Fülle und friſchen Geſundheit ihrer Erſcheinung, er betrachtete oft mit ſtiller Luſt ihre fröhliche Arbeitſamkeit, er erfreute ſich an einzelnen Worten von ihr, die der Ausſpruch einer kindlich heiteren Seele waren, oft begleitete ihn ihr Bild, wenn er nach Hauſe ging, oft trat es zu ihm in ſein einſames Studierzimmer, und wenn er wieder den Weg hinaus nach dem Dorfe einſchlug, trat es ihm wohl zuerſt entgegen; er geſtand ſich, daß ihr Dortſein nicht minder als die weiſen Reden des Vaters ihn hinauszogen; oft ſaß ſie arbeitend dabei, wenn er ſich mit dem Vater beſprach, nur bisweilen ſchaute ſie auf, er glaubte in ihren Blicken, wenn auch nicht ein Verſtändniß, doch eine ſinnige Theilnahme an dem Geſpräch wahrzunehmen. Nie richtete Rudolph ein Wort an ſie, um ihre Gedanken und Gefühle auf ſich zu lenken, aber er wußte es, ſie wollte ihm wohl, ſie reichte ihm ſo treuherzig die Hand, wenn er kam und ging, und hatte ihn zur letzten Weihnachten ſo ſchön beſchenkt.

Nach und nach ſtieg in Rudolph der Gedanke auf, ſie als ſeine künftige Lebensgefährtin zu betrachten, ſeine Pulſe klopften gleichmäßig, wenn er ſich dieſem Gedanken hingab, aber er ſah ſie mit friedlichem Genüge in häuslicher Wirkſamkeit. Oft fragte er ſich: iſt das die Liebe? Dann ſagte er ſich wieder: dein grübelnder Geiſt iſt keiner andern fähig. —

Jetzt richtete er ſich plötzlich raſch auf, das Bild Eliſabetha's ſtand vor ihm mit all der Schwungkraft und Innigkeit ihrer Seele: „Nein! nein!“ ſprach er laut vor ſich hin. Die Hand an die heiße Stirne gelegt, wandelte er auf dem Verdeck auf und ab, er quälte ſeinen Geiſt, indem er ihn der Wandelbarkeit zieh: „Gute Marie,“ ſagte er, „wir können jetzt nicht mehr glücklich mit einander ſein; ahnteſt du es wohl, als ich dir verſprach dir etwas von der Reiſe mitzubringen und du abwehrend erwiderteſt: ich danke, und der Vater hinzufügte: bringen Sie mir nur ſich ſelber wieder? — Ich bin euch unwiederbringlich. — — Darf ich aber Eliſabetha ein Leben bieten, deſſen tiefſte Keime ſich einer Andern erſchloſſen, wenn auch verborgen und ungeahnt von ihr? Für ein volles Leben biete ich ein zerſtücktes.“ — — Er ſtand lange ſinnend ſtill.

„Und doch, ich muß,“ ſagte er wieder, „einſt in alten Tagen galt es als Symbol der ſiegenden Majeſtät und Wunderkraft der Liebe, daß die Liebenden durch Feuer und Waſſer ſchritten; wir aber ſind auf den brennenden Sonnenhöhen und in den kryſtallenen Meerestiefen des Gedankens einander begegnet und haben ſie durchſchritten. Ein Geiſt, Ein Leben wohnt in uns und was noch unerkannt und ſtill verborgen in uns ruht, wir wollen es liebend tragen und heilig achten; o Seligkeit, als wir uns erkannten! Du biſt Geiſt von meinem Geiſte! Komm, Eliſabetha, durch alle Wandlungen des Lebens tragen wir den einen einigen Sinn, du biſt mein!“

Lange noch ſchaute Rudolph ſtill und friedlich hinaus in den dunkeln, brauſenden Strom, bis endlich die blinkenden Lichter und das Läuten der Klingel ihn erinnerte, daß ſie bei Köln waren; in dem Gewirre, das nun entſtand, erkannte er ſchnell Eliſabetha, er nahte ſich ihr und ſie fragte verwundert:

„Wo ſind Sie denn?“

„Bei Ihnen, und ich hoffe, wir bleiben's.“

Er bot Eliſabetha den Arm, und ohne auf die Mutter und Karl zu warten, zog er ſie ſchnell voraus, bis ſie aus dem Gedränge waren; dann, in einer ſtillen Straße faßte er ihre Hand, ſah ihr in die Augen und ſagte:

„Eliſabetha, darf ich Sie — dich ſo nennen?“

„Rudolph,“ erwiderte ſie leiſe.

Auf der geheiligten Schwelle ihres Hauſes beſiegelten ſie ihren Liebesbund mit dem erſten Kuß.

Als Karl und die Mutter nach Hauſe kamen, traten ihnen Rudolph und Eliſabetha Hand in Hand entgegen und baten um ihre Zuſtimmung zu ihrer Vereinigung.

Karl umarmte ſeinen Freund ſo heftig, daß dieſer laut aufſchrie, die Mutter aber küßte Beide auf die Stirne und ſagte: „Gott ſegne euch, meine Kinder!“ —

Wer beſchreibt die Seligkeit, die in der Straße Sanct-Marien am Capitol heute Abend ihre Lichter anſteckte? — Wir ziehen uns ſtill zurück, denn bei einem innigen Familienfeſte ſind fremde, wenn auch noch ſo theilnehmende Augen, doch immer fremd. Wer das Glück genoſſen und genießt, ein Weſen außer ihm ganz und voll ſein zu nennen, der rufe ſich die erſte Stunde des vollen gewiſſen Empfanges zurück; wer es noch nicht genoſſen, frage die zitternden Pulſe ſeines Daſeins. —

Wie ſelig blickte Rudolph in den ſonnigen Tag, als er am andern Morgen Arm in Arm mit Eliſabetha hinauswandelte in die Straßen, ihm war ein neues Leben außer und neben und in ihm gegeben; alle Vorübergehenden ſchauten freudig nach den Beiden, auf deren Antlitz ein Freudenglanz ſchwebte; ein armer

Knabe bot ihnen Blumen an, Rudolph reichte ihm ein Geſchenk dafür und gab die Blumen Eliſabetha.

Sie gingen immer weiter bis hinaus vor das Thor, wo ſie endlich Leichenſteine, ſtill und ernſt gereiht, erblickten, ſie traten in den Kirchhof, Eliſabetha führte Rudolph nach einem Grabe, darauf die Inſchrift war: „Hier ruht von des Lebens Freude, Müh' und Arbeit Friedrich Meurer."

Die erſten Blumen, die Eliſabetha von Rudolph empfangen hatte, legte ſie auf das Grab ihres Vaters, dann reichten ſie ſich ſtill und andächtig wie über der Ewigkeit die Hände; ſtill und andächtig, feſt aneinandergeſchloſſen, ſchritten ſie darauf von dannen.

Was iſt Glück?

Edmund — ſo nennen wir bei ſeinem Vornamen einen hochgewachſenen, noch nicht lange von der Univerſität zurückgekehrten jungen Rechtsgelehrten — Edmund hatte das, ſo wunderbar ergreifende Büchlein von Clemens Brentano: „die Geſchichte der ſchönen Annerl und des braven Casperl“ zu Ende geleſen; feierliche Stille herrſchte in dem Hörerkreiſe, jede Bruſt holte tief Athem; ſo hatte das einfache Schickſal einer Dienſtmagd und eines Soldaten Alle tief erſchüttert. Da ſaß die Hofräthin Romann und trocknete ſich unverhohlen die Thränen, neben ihr Meta und Antonie, ihre beiden Töchter; Antonie hielt die Arme auf der Bruſt übereinander gepreßt, gleichſam noch als äußere Schutzwehr gegen ihr heftiges Herzklopfen, eine Thräne hing in ihren Wimpern, ſie blickte in ihren Schooß; Meta trocknete ſich mit ihrer linken Hand ebenfalls die Thränen, ihre Rechte ſpielte mit der Troddel an dem Gürtel ihres Kleides. Neben ihr ſaß die Majorin von Schmidtfelden, ſie ſpielte das holländiſche Daumenſpiel, und hatte, ſei es aus Rührung oder Mißbehagen, die Unterlippe mit den Zähnen eingekniffen; ihre Tochter Roſette, die etwas rückwärts ſaß, richtete die in Unordnung gekommene Halskrauſe ihrer Mutter wieder zurecht.

Die Männer ſtanden oder ſaßen hier und dort.

Edmund ſah mit ſtillem Genügen dieſe lautloſe Bewegung in den Gemüthern Aller; er fühlte, wie Niemand es wagte, dieſes Wogen und Wallen in dem Herzen des Andern durch ein Wort, durch eine Sylbe anzurufen oder abzuleiten. Kaum einige Sekunden hatte dieſe lautloſe Stille gedauert, als Edmund auch ſchon zu bemerken glaubte, wie dieſe hochgetriebene Aufregung mißbehaglich zu werden begann; denn nur Wenige vermögen es, durch enthuſiaſtiſche Ausſprache oder durch lautloſe Stille ihr eigenthümliches Gemüthsleben vor Andern zu offenbaren, falſcher Schein, Unnatur und falſche Schaam haben uns ſo einander entrückt, daß der heilige Geiſt der Liebe und des Mitgefühls, der jede Bruſt bewohnt, ſich ſcheu vor den Augen Vieler verhüllt, und nur tief dem eignen Gemüthe oder dem einzigen, das wir uns angeeignet, ſich erſchließt; unſer Fühlen und Empfinden ſpricht ſich nicht mehr wie im Alterthum im Chore aus, deſſen gewaltige, in Eins gebundene Stimmen ſich tragen, heben und verſöhnen; nur in einſamen Monologen oder im Widerhall einer einzigen Seele vermögen wir es, die tiefſten Töne unſeres Herzens hinausklingen zu laſſen.

Sei es nun, daß dem Hofrath dieſe Pauſe mißbehaglich wurde, daß ihn der Kitzel der Ironie beſchlich, oder daß er in der That die von ihm ausgeſprochene Vermuthung hegte, genug, er trat auf Edmund zu mit den Worten: „Sagen Sie, iſt dieſe Geſchichte nicht nach einer wahren Criminalgeſchichte bearbeitet?“

„Nein,“ antwortete Edmund kurzweg; es war ihm, als ob durch dieſe in halb amtlichem Ton aufgeworfene Frage plötzlich all der duftige Schmelz von der Dichtung weggewiſcht würde.

„Die Geſchichte iſt gräßlich ſchön,“ bemerkte Antonie.

„Ich möchte ſie nicht allein leſen, mich überrieſelt's,“ ſagte die Hofräthin.

Die Rede war Allen wiedergegeben.

„Ich muß geſtehen,“ ſagte die Majorin in ſcharfem Ton, „mich hat die Sphäre, in der ſich dieſe Geſchichte bewegt, höchſt unangenehm berührt; die neuen Dichter führen uns in Geſellſchaften, die nun und nimmer die unſrigen ſind, und ich mag ſie auch poetiſch nicht als die meinigen haben; ich muß geſtehen, ich ſchämte mich, als der Bediente vorhin im Zimmer war, während wir eine Domeſtikengeſchichte hörten. Und dann kommen darin Verhältniſſe zur Sprache, die einem gewiſſen Alter, einer gewiſſen Region fern und unbekannt bleiben ſollen.“ Sie blickte hiebei ſorglich auf ihre Tochter, die mit dem goldenen Herzchen, das an ihrem Halſe hing, ſpielte, und warf dann Edmund einen vorwurfsvollen Blick zu.

„Was die Sphäre betrifft, gnädige Frau,“ erwiderte Edmund, „ſo werden Sie ebenfalls bemerkt haben, daß ein Graf, ein Fürſt und eine hohe Dame am Ende ihre Rolle ſpielen, übrigens habe ich den Dichter in dieſer Beziehung nicht zu verantworten; was aber Ihren zweiten Vorwurf betrifft, ſo glaube ich, iſt es eben ſo ungehörig als unmöglich, Demjenigen, der ein offenes Auge für das Leben hat, alles Mißliche und Traurige zu verbergen und zu übertünchen, auch wird ein zartes Gemüth durch deſſen Anſchauung nicht verletzt.“

„Von äſthetiſchem Standpunkt aus betrachtet“ — bemerkte der Profeſſor Hailer.

„Um Gottes Willen, wie können Sie ein ſolches Werk ſo beurtheilen?“ unterbrach ihn die lebhafte Hofräthin, „das iſt kein Buch, das iſt eine tiefergreifende Lebensſchilderung.“

„Immerhin,“ entgegnete der Profeſſor, der ſich nie von einer begonnenen Rede abbringen ließ, „gerade deßhalb, ſo wie auch aus äſthetiſchen Rückſichten, weil die Motive zerfahren und das Schauerliche allzuſehr gehäuft iſt, wünſchte ich die allbekannte Geſchichte von dem Richtſchwert aus der Erzählung weg, dann wäre Alles vollkommen, namentlich was das Hochſittliche darin betrifft . . .“ —

Der Profeſſor wollte noch weiter reden, aber er ſprach ſo bedächtig, daß man faſt nie wußte, wann er ein Punktum machte; die Hofräthin ſagte daher:

„Dieſe Erzählung gemahnt mich wie ein ausgeführtes und erweitertes Volkslied; die ſchwermüthige Melodie in vibrirenden Molltönen iſt vorherrſchend“ —

„Sie haben recht, Sie bringen mich auf die richtige Spur,“ rief der Profeſſor freudig überraſcht, „das Ganze iſt in der That weiter nichts als die Ausführung eines wirklichen Volksliedes.“

„Welches?“

„Deſſelben, das Schiller in ſeiner brauſenden Schubartsperiode zu ſeinem Gedichte „die Kindesmörderin“ benützt hat; Schiller hat den Namen des Burſchen und

Brentano den Namen des Mädchens beibehalten, der letztere hat alle Motive wörtlich ausgeführt.

Ach Joſeph, lieber Joſeph, was haſt du gedacht,
Daß du die ſchön' Nannerl in's Unglück haſt bracht?

Joſeph, lieber Joſeph, mit mir iſt es aus,
Man wird mich bald führen zum Schandthor hinaus.

Zum Schandthor hinaus, auf einen grünen Platz,
Da wirſt du bald ſehen, was die Lieb' hat gemacht.

Richter, lieber Richter, richt' nur fein geſchwind.
Ich will ja gern ſterben, daß ich komm' zu meim Kind.

Ihr Freund' und Bekannten, weint nicht um meine Noth,
Zeitlebens in Gefängniß, viel lieber den Tod.

Joſeph, lieber Joſeph, reich mir deine Hand,
Gott wird mir verzeihen, hab' Alles bekannt.

Der Fähnrich kam geritten, und ſchwenkt ſeine Fahn':
Halt ſtill mit dem ſchön Nannerl, ich bringe Pardon.

Fähnrich, lieber Fähnrich, ſie iſt ja ſchon todt,
Gut Nacht, meine ſchöne Nannerl, deine Seele iſt bei Gott."

„Sie haben der Erzählung das größte Lob zuerkannt," bemerkte Edmund zur Hofräthin gewendet, „indem Sie ſie, ohne das Lied zu kennen, ein erweitertes Volkslied nannten; das Springende iſt zum ruhigen Gange gebracht, und die verbindenden Ereigniſſe ſind gleichmäßig erfunden und durchgeführt. Iſt ja auch Webers Freiſchütz dadurch die deutſcheſte und volksthümlichſte Oper, weil hier, wenn man ſo ſagen kann, das zum Drama erhobene Volkslied gegeben iſt."

„Mich hat der religiöſe Zug," ſagte der Major, „der durch die Erzählung Brentano's geht, ſehr frappirt; ich hätte nicht geglaubt, daß die Welt noch ſo fromm wäre. Die Ehre und Bravour wird mir aber hier doch zu viel den Pfaffen in die Hände geſpielt."

Er verwickelte ſich in ein Zwiegeſpräch mit dem Profeſſor; die Geſellſchaft ſtand auf und gruppirte ſich nach Willkür. Antonie hatte ſich an das Klavier geſetzt und phantaſirte ſtürmiſch. Edmund trat zu Meta, die in der Biegung des Klaviers ſtand: „Wie hat es denn Ihnen gefallen?" redete er ſie an.

„Recht gut und Sie haben auch ſehr zart geleſen; haben Sie aber denn nicht bemerkt, wie ich Ihnen vorhin winkte? Sie hätten der Majorin etwas höflicher antworten dürfen."

„O Sie ſind lieb und gut; aber warum iſt denn Ihre Antonie ſo verſtimmt und einſylbig?"

„Daß ich nicht wüßte; Antonie, wenn du mich begleiten willſt, ſo wollen wir das Lied von Brentano ſingen."

„Ein Lied von Brentano? Welches?" fragten mehrere Stimmen aus der Geſellſchaft.

„Sie kennen es Alle," erwiderte Meta, „aber wußten wahrſcheinlich den Verfaſſer nicht." Sie ſang nun jenes prächtige Lied: „Nach Sevilla ꝛc."

„Eine ſüdliche Glut und Friſche liegt in dieſem Liede, und Sie haben es mit ausnehmender Wärme geſungen, Fräulein Meta," erklärte der Profeſſor nach Beendigung des Liedes.

„Der glücklichſte Menſch iſt doch der Dichter,“ ſagte Edmund; „der Staatsmann, der Held kann ſeine Zeitgenoſſen beſtimmen, jener, daß ſie handeln nach ſeinem Willen, dieſer, daß ſie ſterben nach ſeinem Willen; der Dichter allein kann ſeine Zeitgenoſſen wie die empfänglichen Seelen aller Zeiten und Zonen beſtimmen, zu fühlen, zu denken wie er; er lebt in ihnen, er lebt tauſendfältig, unendlich; Tauſenden tritt er nahe als Freund, als Heiland ihrer Seelen, er erlöſt den taubſtummen Schmerz aus ſeiner Verdumpfung, all ſein Fühlen und Hoffen, ſein Träumen und Trauern, all ſein ureigenes Leben erſteht in tauſendfältigen Geſtalten; das Leben aller Zeiten und Nationen zieht verklärt durch ſeine Bruſt, und was über Zeiten und Nationen ſchwebt, heißt er feſtſtehen und leben; die Stätte, die er betreten, wird durch ihn zum heiligen Erdreich; was ſeine Seele bewegt bleibt ewig feſt, ſein ganzes Ich iſt ewig gewahrt von dem unendlichen Ganzen der Menſchheit.“

„Mit dieſer Schlußbemerkung machen Sie aber den Dichter zum raffinirteſten Egoiſten,“ bemerkte Antonie.

„Nicht doch, mein Fräulein,“ entgegnete Edmund, „und wäre es auch Egoismus, laſſen Sie ſich durch das Wort nicht irre machen; der Egoismus an ſich iſt nichts Schlechtes, nur wenn er den Egoismus eines Andern verletzt und beeinträchtigt, wird er ſchlecht.“

„Die praktiſchen Engländer theilen Ihre Anſicht von Dichterglück nicht,“ ſagte die Majorin, „Sie kennen wohl das Sprüchwort: I should like my enemy would write a book?“

„Ich kannte das Sprüchwort bis jetzt nicht, gnädige Frau, aber man kann wohl ſagen: wenn der Engländer ſeinem Feinde wünſcht, daß er ein Buch ſchreiben möge, ſo iſt es nicht, weil das ein Unglück für den Autor iſt, ſondern weil ſich durch Concentriren der Gedanken und Anſchauungen die perſönliche Leidenſchaft abkühlt und niederſchlägt.“

„Auch dieſe gewandte Erklärung,“ erwiderte die Majorin, „iſt gegen Sie, denn ſtatt, wie es weit angenehmer iſt, den Kampf in Feindes Land zu ſpielen, muß er hier im Herzen des eigenen Gebiets oder im Gebiete des eigenen Herzens ausgefochten werden.“

Die Majorin blickte zufrieden über dieſen glücklichen Vergleich umher. Edmund antwortete nicht, da begann die Hofräthin ſchnell:

„Sie ſprechen auch nur von dem Dichter, wenn er mit einer gewiſſen Selbſtgefälligkeit das vollendete Werk und ſeine Wirkungen überſchaut und ſich der Welt gegenüber denkt; bedenken Sie aber die überleidigen Klagen, wie gepreßt und verletzt, wie tief erſchüttert ein Menſchenherz ſein muß, bis es durch die Dichtung ſich über ſich ſelbſt erhebt; wie Wenige vermögen es, ihr eigener Heiland und noch weit minder, der Heiland Anderer zu werden!“

„Ich bin ganz Ihrer Anſicht,“ ergänzte die Majorin, „das wäre ein ſchlechter Dichter, der, wie ſo Mancher der heutigen jungen Leute, gleich einem manierirten Schauſpieler, alle Attitüden nur für das Auge des Publikums wählte, bei den höchſten Aufregungen nur nach den Wirkungen da draußen hinſchielte.“

Der Profeſſor nickte den beiden Frauen während ihrer Rede beifalllächelnd zu, gleich als wären ſie Gymnaſiaſten, die ihre Penſa gut auswendig gelernt; Edmund ſuchte mit außergewöhnlicher Höflichkeit zu entgegnen, und indem er ſeine mit der Hand aufgeſpannte elaſtiſche Uhrkette zurückſchnellte, begann er:

„Sie führen mich in das tiefſte Getriebe poetiſcher Schöpfung, indem Sie mich auf den Jammer und die Noth, auf die Vorgeſchichte, die der Erlöſung vorangeht, aufmerkſam machen; aber Dichtung iſt wie die Liebe, ja ſie ſind Eins, der Liebende iſt Dichter in ſich oder nach außen, und der Dichter liebt, muß lieben; wer möchte den Schmerz und die Qualen der Liebe miſſen um den Preis, daß er die Liebe aufgäbe?“

Die Majorin kniff wiederum die Lippen ein und betrachtete ſorgenvoll ihr Kind, in deſſen Beiſein man ſo geradezu von Liebe ſprach, auch Antonie blickte verlegen zur Erde; Edmund ſchien Alles dies nicht zu bemerken, ſein Auge funkelte hell, er drückte die linke Hand an die Stirn und fuhr ſtürmiſch fort:

„Die Liebe iſt das höchſte Glück und die höchſte Tugend, die höchſte Geiſteskraft, und doch leidet nur Der, der liebt; nehmt dem Menſchen die Liebe, trennt ſein Herz los von Allem, was es aufbrennen macht, und das Leben iſt hohl und leer, freudlos und leidlos. Der Dichter aber lebt in ewig ſich läuternder Liebe. Und wer ertrüge nicht gern alle die Pein und den tiefſchneidenden Gram einer zartfühlenden Seele um den Preis, daß ſein Geiſt geläuterter, empfänglicher, zartfühlender, oder mit andern Worten, größer, vollkommener, poetiſcher geworden? Und wie der Kuß der Liebe ſtill und ſcheu, verborgen vor den Augen der Welt zum Himmel hinanträgt, ſo auch der Kuß der Muſe; hier fühlt der Dichter das Wehen des eignen und des unendlichen Genius, den Hauch des heiligen Geiſtes, die Unendlichkeit hat ihn in ihren Aether gehüllt, er iſt in der Unendlichkeit, in der Ewigkeit, er iſt nicht mehr er ſelbſt, die Welt iſt in ihm, er in der Welt, Geſchöpf und Schöpfer, Gott iſt in ihm; ja, der Dichter iſt ein Heiland, der die Schmerzen der Welt in ſich aufnimmt und ſie erlöſt und verſöhnt!“

„Richtig in eine Sackgaſſe gerannt,“ fiel der Profeſſor ein, „Sie geſtehen alſo, daß der Dichter ſchmerzenreich und ſomit nicht glücklich zu nennen iſt. Sie ſind, wie ich ſehe, der heutigen Modeanſicht ſchnurſtracks entgegen; denn es gehört jetzt zum hohen Ton, die Dichtergabe als das höchſte Unglück zu ſchildern. Sei nun indeß die Dichtergabe Glück oder Unglück, die Dichter ſind, wie die Literarhiſtorie leider zur Genüge zeigt, meiſt unglücklich, einige Wenige, wie Anakreon und Goethe, ausgenommen.“

„Wer iſt Anakreon?“ fragte Meta in gutmüthiger Wißbegierde. — Hätte der Profeſſor das Beiſpiel eines glücklichen Menſchen darſtellen wollen, ſo hätte er ſich ſelber als ſolchen aufführen können, denn mit unbeſchreiblicher Zufriedenheit ſagte er Meta, daß er ihr morgen ſeine mit unverdientem Beifall aufgenommene Ueberſetzung des heitern griechiſchen Liederdichters ſenden wolle.

Das Geſpräch ſchien eine veränderte Wendung zu nehmen, als es die minder ſcrupulöſe Hofräthin wieder auf das frühere Thema lenkte mit den Worten:

„Auch der Liebende iſt nicht glücklich, denn ſagt ja Goethe:

Glück ohne Ruh,
Liebe biſt du.“

„Ich möchte überhaupt fragen,“ ſagte der Hofrath lächelnd: „wer iſt glücklich?“

Die Hofräthin ſteckte ihm als Antwort ein Bonbon in den Mund.

„Oder eigentlich,“ ergänzte der Profeſſor, „was heißt glücklich?“

„Geben Sie eine Definition von Glück,“ ſagte der aus einer gewiſſen Erſchöpfung ſich aufraffende Edmund.

„Glück iſt eigentlich ein relativer Begriff,“ dozirte der Profeſſor, ſich in ſeinen Stuhl zurücklehnend, „der Eine nennt Glück und für den Einen iſt Glück, was für den Andern ein Unglück iſt; aber allgemein und abſtract gefaßt —“

„Hörſt du?“ ſagte Antonie ganz leiſe zu ihrer Schweſter Meta, indem ſie unverrückt vor ſich niederſchaute und nur Meta neben ſich anſtieß, ſo daß Niemand ihre Rede bemerken konnte, „habe ich nicht recht, wenn ich ihn den Miſter Abſtractus heiße?“

„— muß ich,“ fuhr der Profeſſor fort, „hier eine Definition des großen Philoſophen Spinoza anwenden; er ſagt: Luſt iſt Uebergang von einer geringeren zu einer größeren Vollkommenheit, ſo auch iſt Glück Uebergang von einem minder behaglichen Zuſtand zu einem erwünſchteren, angemeſſeneren, behaglicheren."

„Das iſt ein Glücksfall," wendete Edmund ein; „aber das Glück als ſtändig fortdauerndes iſt etwas Anderes."

„Sie haben auch das Wünſchen in Ihre Definition geſetzt," bemerkte Antonie, „man nennt aber ſehr oft ein Ereigniß, an das man vorher nie gedacht hat, das man alſo auch nicht wünſchen konnte, ein Glück."

„Ich ſagte ja nicht gewünſcht, ſondern erwünſcht."

„Wünſchen, ja wünſchen, darin liegt's," lächelte der Hofrath, „Furcht und Hoffnung ſind rouge et noir im Lebensſpiel: nicht im Gewinn, ſondern im glücklichen Spiel liegt das Hauptvergnügen. Mit feinem Tact läßt Goethe den praktiſchen Werner in Wilhelm Meiſter ſagen: daß der glücklichſte Menſch der iſt, der auf dem Wege iſt, ein reicher Mann zu werden. — Frau Fortuna iſt eine Dame, mit der man am glücklichſten im Brautſtand iſt; die Sage von des Fortunati Wünſchhütlein trifft den Nagel auf den Kopf; Fortunatus iſt der glücklichſte, weil er die ſchöne Erwartung hat, Alles zu erhalten, was er wünſcht; nicht im Beſitzen, ſondern im Erwerben und Empfangen liegt das Glück; iſt der Moment des Empfangens vorüber, ſo iſt der gewünſchte Zuſtand ein alter gewöhnlicher geworden, neue Wünſche ſteigen auf und verlangen einen andern. Die Ideale können und dürfen nie erreicht werden, und darin eben beſteht's, daß ſie Ideale ſind und uns immer in angenehmer Spannung erhalten."

„Sie ſind alſo auch einer von den endloſen Stredern,“ ſagte Edmund, „die den Menſchen das traurige Loos auferlegen, ewig nach Idealen zu ſchnappen und die ideale Maulſperre für das höchſte Glück halten? Nein, giebt es ein Ideal, ſo muß es erreicht werden können, oder es iſt kein Ideal. Die Jagdfreude liegt nicht bloß im freien Umherſtreifen in Wald und Feld, ſondern auch im Wildbraten. Das wäre ein nichtsnutziges Streben, Denken und Philoſophiren, deſſen höchſter Zweck eben das Streben, Denken und Philoſophiren wäre, und wobei man an kein Endziel glaubte; im Gegentheil, der Wildbraten und die Reſultate des Philoſophirens ſchmecken gut. Viele theilen die Anſicht mit Ihnen, Herr Hofrath, daß jene Gemüthsaufgeregtheit des Strebens, Harrens und Zielens, das ewige Auf-dem-Anſtand-ſtehen mit geſpanntem Hahn das Loos und die Beſtimmung menſchlichen Treibens und Denkens ſei; ich kann mich nicht dazu verſtehen, ich komme gern mit gefüllter Taſche nach Haus, von der Philoſophie wie von der Jagd.“

Die Majorin blickte längſt mißmuthig drein, ſie fand es gegen allen guten Ton und als „ennuyant,“ ſo lange bei einem Gegenſtand zu verharren; der kecke Edmund hatte ihr in ihrem eigenen Hauſe die Zügel der Unterhaltung entriſſen. „Uebermorgen,“ ſagte ſie daher zu ihm, „hält der Graf Merbold großes Treibjagen, werden Sie von der Partie ſein?“

Edmund verſtand dieſe Diverſion wohl, aber er war nicht geſonnen, ſich darauf einzulaſſen, ſondern entgegnete mit einem gewiſſen Muthwillen: „Gnädige Frau, wir ſind jetzt einem Edelwild auf der Fährte, einem ſelten erſcheinenden Sechzehnender; hören Sie nicht, wie alle Wünſche ihre Fanfaren blaſen? Reiten Sie mit, wir wollen das Glück erjagen. Herr Profeſſor, Sie ſind ein Philoſoph, nehmen Sie das Glück auf's Korn.“

Die Diskuſſion war hiermit wieder in's Centrum gerückt.

„Ich wollte, ich wäre das, was Sie mich nennen,“ erwiderte der Profeſſor mit beſcheidenem Stolze, „denn nur der Philoſoph iſt glücklich; nur wer in der Erkenntniß alle Einzelerſcheinungen des Lebens bewältigt, mit freiem Geiſt beherrſcht und in ſein Denken einordnet, nur der iſt glücklich zu nennen; nicht in dem gewöhnlichen Sinn als ein durch Zufälle und Ereigniſſe Gehobener, ſondern im höchſten Sinn, als ein durch erworbene Kenntniß und Einſicht über den Ereigniſſen Stehender; der Zufriedene, der Gleichmüthige, der Einſichtige, mit einem Wort, der Philoſoph allein iſt glücklich.“

„Wieder ein Monopol!“ unterbrach der Major den langſam und bedächtig redenden Profeſſor, „Alles läuft doch wieder darauf hinaus, ſich ein Privilegium zu verſchaffen; nun wollen auch die Philoſophen die Majoratsherren des Glückes ſein.“

„Alle Menſchen ſind Philoſophen, nur mehr oder minder,“ ſagte der Profeſſor ungewöhnlich ſchnell.

„Sie nehmen aber,“ ſagte Edmund, „Glück und Zufriedenheit, oder meinetwegen Gleichmäßigkeit, als ein und daſſelbe; aber Zufriedenheit iſt eben nur Zufriedenheit und nicht Glück.“

„Ja, das meine ich auch," ſagte Antonie und Edmund blickte ſie freudeſtrahlend an, „wer ſo ebenmäßig fortlebt und alle Ereigniſſe ſchnell in die Schule nimmt, den kann man nicht glücklich nennen; nur wer ſich von ihnen auf Höhepunkte tragen läßt, wo man in reiner Luft die ganze Seele plötzlich freier athmen fühlt, nur Der iſt glücklich."

„Aber auch oft unglücklich!"

„Ja, aber kann nicht nur der, der unglücklich werden kann, auch glücklich werden?"

„Es giebt hierbei," ſagte der Hofrath, „keine allgemeine Regel; Jeder, den wir glücklich nennen, oder in dieſer Beziehung beurtheilen, muß von ſeinem Standpunkt aus betrachtet werden; die gefährlichſte Gewohnheit der Menſchen iſt: „man" ſtatt „ich" zu ſagen."

„Deßwegen," erwiderte der Profeſſor, „läßt ſich aber doch ein allgemeiner Begriff des Glücks aufſtellen, der die Einzelfälle unter ſich begreift. Wie durch den Durchgang durch ein convexes Glas die zerſtreuten ſieben prismatiſchen Farben wieder in einem Lichtfocus geſammelt werden, der, farblos an ſich, doch ideell die bunte Farbenwelt in ſich trägt, ſo auch die Abſtraction der Begriffe —"

„Und da, wo die Begriffe fehlen,
Da ſtellt ein Wort zu rechter Zeit ſich ein,"

rezitirte der Hofrath; „ich laſſe mich nicht auf Begriffe und Wortklaubereien ein; man glaubt ſehr leicht, den Faden der Ariadne in der Hand zu haben, und zieht doch nur — Sie entſchuldigen den Ausdruck — an einem Narrenſeil. Ich frage einfach: giebt es einen ganz glücklichen und giebt es einen ganz unglücklichen Menſchen? Meine Anſicht iſt: Niemand auf der Welt iſt ganz unglücklich; denn wäre Jemand immerwährend unglücklich, ſo müßte er ſich unaufhörlich des Zwieſpaltes zwiſchen ſeiner Natur und ſeinem Geſchick bewußt ſein, mit der Zeit muß ihm aber das Bewußtſein ſeiner Natur abhanden kommen, das Geſchick wird durch die lange Herrſchaft endlich den Sieg davon tragen, eine andere Natur ſetzen. Gewohnheit iſt die zweite Natur, ſagt ſchon das Sprüchwort — das Unglück, der Zwieſpalt iſt dann aufgehoben. Manchmal mag noch der alte Adam ſpuken, aber nur vorübergehend, denn die junge und friſche Natur wird ihn bald zurückbannen; nur ſchwachköpfige, mit ſich ſelbſt kokettirende Sentimentalität beſchwört aus Wolluſt den abgeſchiedenen Geiſt der früheren Natur, um ſich ein ſchauerliches Fröſteln zu machen und vor einem falſchen Spiegel ſich ſelber zu bemitleiden."

„Erlauben Sie," ſagte Edmund, und ſeine Fauſt ballte ſich unbemerkt, „Gewohnheit iſt die zweite Natur! ja wohl; aber dieſer Wechſelbalg der Natur iſt gerade das höchſte Unglück; verwandeln Sie durch Gewohnheit einen Adler, der in der Sonnenregion ſchwebt, in einen Froſch, der im Sumpf quakt, ſo iſt der Froſch allerdings nicht unglücklich, er iſt in ſeinem Element — aber die ermordete Adlernatur, das iſt das höchſte Unglück; ein Mann, ein Mädchen," fügte Edmund rückſichtslos hinzu, „denen Gott und die Natur den Freibrief eines ſchönen, gehobenen Lebens mitgegeben, und die nun in einer niedern Sphäre ihre Natur verändern, den Freibrief vernichten und Leibeigene des Geſchickes werden, ſind im höchſten Unglück; nicht kokettirende Sentimentalität, nein, der höchſte Muth der Wahrhaftigkeit iſt's, ſich ohne Furcht und Grauſen zu ſagen: du biſt unglücklich; Das, wozu dich Gott oder die Natur beſtimmt, iſt dir nicht geworden. Mir erſcheint es als Eitelkeit und Schwäche, ja als Sünde, glücklich ſcheinen zu wollen, wenn man's nicht iſt. Hätten die Menſchen den Muth, ſich die offenen Wundenmale vor ihren eigenen Augen zu enthüllen, es wäre bald anders in der Welt."

Die Hofräthin ſaß während dieſer ganzen Rede in ſichtbarer peinlicher Unruhe da; ſie konnte zwar manche Extravaganzen ertragen, aber ſie verlor die pädagogiſche Rückſicht auf ihre Kinder doch nie aus den Augen; die Aeußerungen Edmunds erſchienen als Aufruhr gegen alle elterliche Autorität, ja ſogar gegen alle gute Sitte. Die Majorin blickte ſie ſchadenfroh an; ſie hatte ſchon oft genug erfolglos gegen Zuziehung dieſes ſtürmiſchen Sauſebrans in ihre vertrauten Zirkel proteſtirt, ſie vergaß in ihrer Schadenfreude ganz, daß auch ihre Tochter dieſe Reden gehört hatte, und blickte nur auf die Hofräthin, die ſchon zweimal den Mund zum Sprechen geöffnet hatte und erſt jetzt zu dem Worte kam:

„Wir ſelbſt aber kennen am allerwenigſten unſere Natur und was ihr frommt und gut iſt; das erkennen am beſten Diejenigen, die durch gereifte Erfahrung und Einſicht, durch die Natur und durch Liebe uns nahe ſtehen; dieſe müſſen alſo unſerer Natur ihr Schickſal und ihre Beſtimmung geben. — Freilich iſt es gar ſüß, ſich aus Romanen eine ſublime Natur zuſammen zu ſtoppeln, der eingebildeten Natur ein eingebildetes Leben zu träumen, und dann zu wimmern und zu klagen über die rauhe Wirklichkeit. Niemand in der Welt," ſetzte ſie begütigend und einlenkend hinzu, „kann und darf ſich von Jugend auf ſelber ſeine Beſtimmung geben; die meiſten Menſchen wären höchſt unglücklich, wenn ihnen Das geworden wäre, was ſie in ihren überſchwänglichen Jahren für das höchſte Glück hielten."

„Es iſt eine bekannte Erfahrung," bekräftigte der Hofrath die Worte ſeiner Gattin mit ſarkaſtiſchem Lächeln, „daß ein Laſtträger mehr als das Doppelte tragen kann, wenn ihm ein Anderer die Laſt auf den Rücken legt, als wenn er ſie ſelbſt aufhockt; ſo geht's auch mit dem Schickſal."

Eine Pauſe entſtand, das Antlitz Edmunds war plötzlich verändert, die eingetretene Pauſe gab der Rüge der Hofräthin eine größere Schärfe, als ſie eigentlich hatte. Der Major hatte indeſſen — wie das in geſellſchaftlichen Debatten oft zu geſchehen pflegt — den Zwiſchenreden wenig Theilnahme gewidmet, denn er hatte eine Bemerkung auf die frühere Rede des Hofraths im Sinn, er ſagte daher zu dieſem:

„Wie Sie mit Recht behaupten, daß es keinen ganz unglücklichen Menſchen giebt, ſo glaube ich auch, wäre ein ganz glücklicher Menſch ein Unding, er wäre eine chineſiſche Malerei, lauter Licht, kein Schatten, da bekommen die Geſtalten etwas Wachsfigurnes; ununterbrochenes Glück wäre wie ewiger Tag ohne Nacht."

„Und," ſagte der Profeſſor, „man weiß nur, daß es Tag, weil man weiß, daß es Nacht iſt, und umgekehrt. Ein ganz glückliches Leben ließe ſich als ein Kreis beſtimmen, der, wie ihn Archimedes definirt, eine geradlinige Figur von unendlich vielen gleichen Seiten iſt, oder, wie man ihn heute definirt, eine Figur, deren Kreislinien überall vom Centrum gleichweit entfernt ſind; ſo als Kreis wird er aber nie zum Bewußtſein kommen, nur die eckigen Figuren kommen zum Bewußtſein." —

Alles lachte.

„Bitte, mißverſtehen Sie mich nicht," fuhr der Profeſſor, ohne ſich irre machen zu laſſen, fort, „nur die eckigen Figuren kommen durch ihre Ecken und Enden zum Bewußtſein; im eckigen Zuſammenſtoß mit Anderen findet man ſeine Endſchaft, und aus dieſer ſich ſelber; wie man demnach vollkommen glücklich ſein und dennoch wiſſen kann, daß man es iſt, das iſt die moraliſche Quadratur des Kreiſes, die nie gelöst werden wird."

Der Profeſſor merkte an einem leiſen Ziſcheln und Hin- und Herneigen der Köpfe, daß er ſich etwas in die „Zigeunerſprache" der Schulphiloſophie verloren hatte; er fand daher ſchnell einen günſtigen Ausweg in der anekdotiſchen Auffaſſung und bemerkte weiter: „Ich finde demnach Ihr Bild, Herr Major, ganz entſprechend: nur durch die Nacht wiſſen wir, daß es Tag iſt, und nur aus dem Schatten hebt ſich das Licht; ich möchte die Allegorie vom Peter Schlemiehl ſo deuten, daß dieſer deßhalb ſo unglücklich iſt, weil er ſeinen

Schatten, den Reflex, die Reflexion, das Bewußtſein, verloren hat.“

Die Geſellſchaft erfreute ſich an dieſer burlesken Wendung und vergaß das Vorhergehende gern. Edmund hatte nach der an ihn gerichteten Apoſtrophe alle Faſſung verloren, er ſchalt ſich innerlich über ſeinen Ungeſtüm, er nahm ſich vor, weiter keinen thätigen Antheil an der Diskuſſion zu nehmen, ſein volles Herz führte ihn ſtets zu weit; dann aber erſchien es ihm wieder kindiſch, ſich verblüffen, und unmännlich, eine Verſtimmung in ſich aufkommen zu laſſen; er ermannte ſich daher, ſein Antlitz erheiterte ſich, als die Hofräthin ſagte:

„Ich möchte fragen: Können die meiſten Menſchen nicht beſſer Unglück ertragen als Glück genießen?“

„Allerdings,“ erwiderte Edmund, „und dieß kommt hauptſächlich von der reſignativen Richtung der Religion her; es iſt das kein Vorwurf, ſondern nur eine Conſequenz für die Religion, ſie wendet ſich vornehmlich an die heilsbedürftige, leidende Menſchheit, lehrt ſie Uebel und Ungemach ertragen und ausgleichen; das Geltendmachen der eigentlichen poſitiven Lebenskraft, des Selbſtbewußtſeins und der Achtung vor ſich, fließt dann hauptſächlich aus dem Charakter, aus der unabhängig gebildeten Selbſterkenntniß und Welterkenntniß. Aber die wenigſten Menſchen haben einen poſitiven Charakter. In unſeren verkrüppelten Zuſtänden iſt uns Weſen und Darſtellung eines ſchönen, vollen Menſchendaſeins abhanden gekommen, wir ſind froh, wenn wir die eine Hand verloren, daß uns nicht auch die andere genommen worden; unſer Glück, unſere Freude iſt aus einzelnen Conceſſionen zuſammengeflickt."

„Ja, was nennen Sie denn Glück?"

„Glück iſt, ſich ſeines Daſeins zu freuen; es liegt in dieſem trivialen Satz ein höherer Sinn, als man beim erſten Anſchein glaubt; freuen kann ich mich, wie ſchon die Sprache ſagt, nur über oder mit etwas; ich muß mir das, worüber oder womit ich mich freue, gegenüber geſtellt haben, es darf nicht blos als ſtille Naturkraft in mir ſtehen, es muß meinem Wiſſen zum Gegenſtand, zum Gegenüberſtehenden geworden ſein, es muß Bewußtſein werden. Das Thier iſt nicht glücklich, weil es nur iſt, nicht bewußt iſt, ſich nicht ſelber Gegenſtand ſeines Denkens durch die Sprache wird; ſo ſtellt ſich die Stufenleiter des Menſchenglückes je nach dem Grad des Bewußtſeins. Die Daſeinsfreude, das in Luſt gehobene Wiſſen von ſeinem und Anderer Daſein iſt die Wurzel und die Krone des Glücks; darum iſt der liebende und dichtende Geiſt der glücklichſte, weil ſich hier ein neues, lebendiges Daſein uns gegenüberſtellt, das harmoniſch aus uns ausgeht und in uns aufgeht. Liebe iſt innige Freude an dem Daſein eines Andern, das unſer Daſein geworden; die Daſeinsfreude —"

„Sie ſtreifen nahe an der Wahrheit vorbei," unterbrach ihn der Profeſſor, der wohl bemerkt hatte, wie unangenehm das ſcheinbare Abſchweifen der Rede Edmund's aufgenommen wurde, der in ſeinem übervollen Herzen Allgemeines ausſprach, was doch wieder eigentlich an eine beſtimmte Perſon der Geſellſchaft adreſſirt war; der kluge Profeſſor wand Edmund allen Vortheil aus der Hand, indem er fortfuhr:

„Ich knüpfe, wie Sie, an einen allbekannten Satz an: Jeder iſt ſeines Glückes Schmied.“

„Schickſals, ſagt man gewöhnlich,“ berichtigte der Hofrath.

„Schickſal oder Glück, das iſt hier gleichbedeutend; Jeder iſt der Schmied ſeines Glückes, aber das Eiſen ſchafft er ſich nicht, das wird ihm von Gott, von der Natur gegeben; wir müſſen es daher nach beſtem Wiſſen ſchmelzen, biegen und dehnen. Die Naturgaben, innere und äußerliche, auferlegen uns eine Nothwendigkeit, die wir nicht aufheben, über die wir uns aber durch Bewußtſein und Erkenntniß erheben können, indem wir ihr aus Selbſtbeſtimmung genügen. Nicht indem wir die Geſetze des Alls und unſerer eigenen Natur aufheben wollen, ſondern indem wir ſie erfüllen, ſind wir frei; denn die Naturnothwendigkeit und Ordnung iſt weſenhafte Form der Freiheit. In der Erkenntniß alſo, mit der wir in unſeren einzelnen Schickſalen das Vorübergehende wie die nothwendigen und unabänderlichen Geſetze herausfinden und ſie erfüllen, in der Erkenntniß allein liegt alles Glück; daher kommt es, daß man mit Glück meiſt blos etwas Relatives bezeichnet, denn es kommt auf unſere Anſchauung an, ob wir das Gegebene unſerer empfangenden Natur entſprechend glauben; alſo das Abſehen von der äußerlichen Sache und die Rückſicht auf unſere Natur iſt das Beſtimmende hiebei; die Grundlage des Glückes liegt alſo in uns in Erkenntniß und Beſtimmung unſerer Natur; wer aber das Glück blos im Aeußerlichen ſucht, der hat es nicht, wenn er es findet. Deßhalb habe ich auch behauptet, daß jeder Menſch mehr oder minder Philoſoph, und demzufolge mehr oder minder glücklich iſt; der wahre Philoſoph aber, deſſen Anſchauung keine relative, ſondern die reine, allgemeine ſein muß, der wahre Philoſoph muß zu der Erkenntniß aufſteigen, daß unſere Beurtheilungen der Verhältniſſe meiſt auf falſchen Vorausſetzungen beruhen; jedes Ding trägt den Maaßſtab ſeiner Erkenntniß und ſeines Daſeins nur in ſich; wir aber beurtheilen die Dinge gewöhnlich, um uns das Urtheil zu erleichtern, nach Gemeinbegriffen und allgemeinen Maßſtäben. So zum Beiſpiel nennen wir einen Buckligen, einen Einäugigen unglücklich, warum? weil wir nach unſerem allgemeinen Gattungsbegriff des Menſchen ſagen: jener hat etwas zu viel und dieſer etwas zu wenig; aber dieſer Gattungsbegriff iſt blos ein von uns willkürlich gemachter, um die Dinge ſchneller und beſſer überſehen zu können. Jedes Ding will und muß aber nur nach ſich beurtheilt werden; der Bucklige, der Einäugige ſind vollkommene Geſchöpfe, und es iſt Unrecht von uns und von ihnen, ſie als Unvollkommene oder, was gleichviel iſt, als von Natur Unglückliche zu betrachten. Jedes Ding hat nur ſo viel Recht, als es Kraft hat, darüber hinaus wollen, iſt Unrecht oder, was daſſelbe iſt: Unverſtand —“

„Das iſt eine traurige, iſolirende und freiheittödtende Anſicht,“ ſagte Edmund.

„Keineswegs,“ ſagte der Profeſſor, „aber hören Sie weiter: der Philoſoph erkennt ferner, daß die Benennung Glück wie gut nur aus der egoiſtiſchen Weltanſchauung fließt, wonach wir Alles um uns her als Mittel für uns ſelber, die wir Zweck ſein ſollen, anſehen; ſtellt ſich uns dann Vieles als Mittel dar und macht uns zum Zweck, ſo nennen wir uns glücklich; aber Alles in der Welt iſt Zweck für ſich. Die Welt in ihrer Allberechtigung nach Raum und Zeit ſteht vor dem Philoſophen, er erkennt in dem Momentanen und Beſchränkten das Ewige und Allgemeine, und dieſe Erkenntniß iſt das höchſte Glück. Ich erinnere mich jetzt nicht genau eines Spruches von Jakob Böhme, der ungefähr beſagt:

Wem Zeit iſt wie Ewigkeit,
Iſt befreit von allem Leid.

Religion und Philoſophie treffen hier auf verſchiedenen Wegen in ihrem Ziel zuſammen, beide heiſchen ein Erheben aus der Endlichkeit in die Unendlichkeit; wäre die bloße Daſeinsfreude das höchſte Glück, ſo wäre der Tod ohne ſichere, bewußte perſönliche Fortdauer das höchſte Unglück; wer aber in ſeinem Leben ſeine Auferſtehung gefeiert, ſei es in der Erkenntniß oder im Gemüthe, wer ſich einmal geſtorben geſchaut und ſich wiedergefunden und feſthält, der iſt glücklich, alle Einzelheiten des Lebens durchdringt er —“

„Machen Sie uns aber nicht ſelig, ſtatt glücklich?“ fragte der Hofrath lächelnd.

„Sei es, bitte, ich bin ſogleich zu Ende, ich komme zu dem Ergebniß, daß wer ſich zum Selbſtbewußtſein erhoben, in jeder Lage glücklich ſein kann; denn das Glück beruht in der freien und doch wieder harmoniſch gebundenen Entfaltung unſerer Kräfte, in der Vereinbarung unſerer endlichen Natur, d. h. unſeres Geſchicks mit unſerer unendlichen Natur, unſerm Weſen; ſo ſteigen wir dann annähernd zum Gipfelpunkt menſchlichen Daſeins auf; Glück iſt die bewußte Uebereinſtimmung unſeres innern und äußern Berufs."

„Dieſe Definition ſcheint erſchöpfend, und ich glaube, die Sache iſt hiemit erledigt," ſagte der Hofrath wieder.

Edmund nickte bejahend, ohne zu antworten, aber die Majorin hatte ſich getäuſcht.

„Herr Profeſſor," fragte die Hofräthin, „wen halten Sie für den glücklichſten Menſchen in der Geſchichte?"

„Das iſt eine ſchwierige, vielleicht unlösbare Frage."

„Erlauben Sie," ſagte Edmund, „daß ich Ihnen die Geſchichte des Mannes in's Gedächtniß zurückrufe, den ich für den unbedingt glücklichſten halte."

Eine Sekunde antwortete Niemand; das Wort „unbedingt," das Edmund in dieſer Verbindung gebraucht hatte, berührte Alle unangenehm; denn Edmund konnte ſich noch nicht daran gewöhnen, die tiefſten Ueberzeugungen ſeiner Seele in diplomatiſche Schwebeworte und die ordnungsmäßige Beſcheidenheitsphraſen zu kleiden.

„Ach bitte, erzählen Sie," ſagte Meta. Edmund wäre gern ausgewichen, aber er konnte nicht mehr, er hatte ſchon ein Notizbuch aus der Taſche gezogen, und nach eigenthümlicher Gewohnheit ſchlug er ein weißes Blatt auf, heftete ſeinen Blick darauf und erzählte ſo leſend:

„Es war am Charfreitag des Jahres 1483, die Luft war von heiligen Klängen erfüllt, auf denen die frommen Gedanken der Menſchen zum Himmel aufſtiegen, der ſich in ſonniger Klarheit über Italien wölbt; da ward dem Maler Giovanni ein Sohn geboren, den die Natur zu ihrem ſchönſten Abbild und Propheten geſtempelt. Dem höchſten bildenden Genius ward von der Gottheit ein Mann zum Vater gegeben, geſchaffen, ihn zu wecken und ſeine Hoheit zu bilden. Ohne langes Zaudern und Zagen, ohne all den Zwieſpalt einer mit ſich uneinigen, umhertaſtenden Natur, ward ihm früh ſeine Beſtimmung. Im Wettkampf mit den höchſten Meiſtern ſeiner Zeit zur höchſten Entfaltung getrieben, von kunſtſinnigen Großen getragen, belebte er die todten Mauern der Kirchen und Paläſte, die ſich ſtarr aus der Erde emporhoben. Was das klaſſiſche Alterthum Hohes und Herrliches, was die bibliſchen Traditionen Heiliges und Gewaltiges, was das Leben Schönes, Kraftvolles und Glänzendes, Alles, was Himmel und Erde Freudiges und Erſchütterndes in ſich ſchließt, Alles erſtand in unerreichter Fülle aus ſeiner Hand. So lebte er, ſelber eine göttliche Geſtalt, die unſterblichen Geſtalten wiederum in's Daſein rufend. Alle Reize der Schönheit hatte die Natur einem Mädchen verliehen, und hieß es ihn liebend in die Arme ſchließen. Ruhm, Ehre, Liebe, die beſeligendſte Vollkraft, die Eingebungen des

Genius in ihrer ganzen Fülle feſtzuhalten, Alles hob ihn auf den Gipfel menſchlichen Daſeins. Da faßte er nochmals alle ſeine Kraft zuſammen, er ſtieg hinan zum erhabenſten Urquell des Lichts; was die Menſchheit Hohes, Reines, Göttliches empfunden, und in ihrem Ideal gefunden, er ließ es wieder lebendig werden: er malte die Verklärung Chriſti. Hier ſtand er hoch oben über den Welten, Aug' in Auge ſchauend den Verklärten, da — löſte der Genius in raſchem Zug ſeine Seele. — Es war wiederum am Charfreitag, im Jahre 1520, heilige Gedanken wiegten ſich auf den Glockentönen, und die Seele des von Gott geliebten Mannes ſtieg mit ihnen auf zum Himmel: der Verklärung Chriſti gegenüber war die ſchöne Leiche des glücklichſten der Menſchen ausgeſtellt, Sie kennen ihn, er heißt —"

„Raphael," ſprachen mehre zitternd bewegte Stimmen, nur der Profeſſor und der Hofrath raunten einander etwas ins Ohr und lächelten.

„Wenn ich die Profangeſchichte überſehe," ſagte der Profeſſor, „ſo finde ich in Sokrates einen der glücklichſten Menſchen; als Patriot glücklich im Krieg," fuhr er zum Major gewendet fort, „im lebendigen Wort ſeine Schüler um ſich verſammelnd, ein offenes Auge für alles Schöne —"

„Und die liebenswürdige Xantippe?"

„Hier haben Sie eben ein concretes Beiſpiel, wie nur der philoſophiſche Gleichmuth das wahre Glück begründet, Sokrates war nicht unglücklich mit ſeinem böſen Weibe."

„Nicht unglücklich iſt aber noch nicht glücklich,“ warf Edmund ein; „poſitives Glück iſt etwas ganz Anderes. Und warum wählen Sie nicht Diogenes?“

„Weil er von der Welt nichts hatte, als nur eben ſich ſelber.“

„Und der gräßliche Tod des Sokrates?“ fragte Antonie.

„Wenn es ein Glück iſt,“ erwiderte der Profeſſor, „für eine hohe Idee zu leben, ſo muß es auch ein Glück ſein, für dieſelbe zu ſterben.“

„Ich halte Benjamin Franklin für einen der glücklichſten Menſchen,“ ſagte der Hofrath.

„Er hatte ja eine ſo trübe Jugend?“

„War aber ſtets geſunden Humors, friſch und frei; Großes erlangte und bewirkte er, er brachte faſt Alles, was er wollte, zu ſeinem Ziel, und rein durch ſich.“

„Halten Sie nicht Goethe für einen der glücklichſten Menſchen?“ fragte die Majorin den Profeſſor.

„Oder auch ſeine Mutter, die reſolute Frau Rath?“ bemerkte die Hofräthin.

Noch ehe man auf dieſe raſch auf einander folgenden Fragen eingehen konnte, ward die Geſellſchaft durch ein anderes Ereigniß angezogen. In einem großen ſchwarzen Armſtuhl ruhte ein alter Mann, mit breitem Geſicht, auf ſeinen weißen Locken ſaß ein ſchwarzes Sammtkäppchen; er hatte an der ganzen Beſprechung keinen unmittelbaren Antheil genommen, auch kein Laut gab ſeine Anweſenheit kund, die Geſellſchaft ſchien Dies gewohnt und ließ ihn nach ſeiner Weiſe gewähren. Jetzt ſtand der Alte plötzlich auf, in haſtigen aber feſten Schritten das Zimmer auf und ab wandelnd recitirte er in declamatoriſchem Geſang das nicht bekannte Lied:

„Das war eine glückliche Zeit!
Wer hätte ſich da nicht gefreut?
Als wir vom Präceptor entlaſſen,
Uns fröhlich dann durften umfaſſen,
Zu jeglichem Schwanke bereit —
Das war eine glückliche Zeit.

Das war eine glückliche Zeit!
Wer hätte ſich da nicht gefreut?
Als wir noch den jüngeren Mädchen
Beim Stricken zerriſſen die Fädchen,
Bei älteren ſchon thaten geſcheit —
Das war eine glückliche Zeit.

Das war eine glückliche Zeit!
Wer hätte ſich da nicht gefreut?
Als wir müde des Tändelns und Scherzens,
Dann folgten dem Drange des Herzens,
Der Einzigen ganz nur geweiht —
Das war eine glückliche Zeit.“

Edmund ſah auf Antonie; auch ihr Auge weilte auf ihm; ihre Blicke küßten ſich, ſie ſchauten dann furchtſam zur Erde; der Alte aber fuhr fort:

„Das war eine glückliche Zeit!
Wer hätte ſich da nicht gefreut?
Als es klang in den lauſchenden Ohren:
Ein Sohn, o Vater, iſt dir geboren!
O komm — daß die Mutter ſich freut!
Das war eine glückliche Zeit.

Vorbei iſt die glückliche Zeit —
Und Alles, was uns hat erfreut —
Doch iſt uns vom Schickſal gegeben
Erinnerung, ſie hält uns am Leben,
Und ſomit genießen wir heut'
Noch einmal die glückliche Zeit.

Und wenn einſt die glückliche Zeit
Nicht mehr in Erinnrung uns bleibt,
Dann nahe Freund Hain mit Erbarmen,
Er nahe ſich leiſe uns Armen,
Er löſch' unſer Leben und Leid,
Denn droben iſt glückliche Zeit!“

Der Alte hatte geendet, er ſetzte ſich wiederum ſtill in ſeinen Armſtuhl und drückte ſich mit der Hand die Augen zu. So mußten die alten Barden geſungen haben, ſo kühn und frei aus ganzer Seele; er hatte den muſikaliſchen Rhythmus oft verändert, ſeine Stimme ragte oft hinaus über die Geſangstöne und breitete ſich in lebendigem Schmerzes- und Jubelſchrei aus.

„Das iſt ein herrliches Lied,“ ſagte die Hofräthin, „es gleicht der Himmelsleiter, die auf dem Boden ruht und in den tiefſten Himmel hineinragt, Engel ſteigen auf und nieder.“

„Es iſt ſo ſchön,“ ſagte Edmund, „daß hier nur die Hochpunkte, ich möchte ſagen die Hochzeiten des Lebens hervorgehoben ſind; man glaubt, es wären hier Sprünge gemacht, und doch iſt es nicht ſo.“

Nur die Majorin konnte auch hier ein Mißbehagen nicht verbergen, denn ſie fand es unſchicklich, wie hier einzelne Lebensmomente hervorgehoben waren.

Die Geſellſchaft entfernte ſich bald, der Alte ging mit den Weggehenden, und obgleich er noch eine Strecke gleichen Weg mit ihnen hatte, ſagte er ihnen doch ſchon vor dem Hauſe „gute Nacht“ und ging allein.

Als die Majorin mit ihrem Gatten und ihrer Tochter allein in ihrem Zimmer war, machte ſie ihrem Aerger Luft.

„Die eingebildete Hofräthin,“ ſagte ſie, „mit ihrer Geiſtreichthuerei wird täglich unausſtehlicher; da läßt ſie den ganzen Abend das Geſpräch nicht von der Stelle kommen; iſt das erhört? Der junge Advokat iſt ein eingebildeter Menſch, ohne alle Erziehung, ich habe ſchon lange dagegen proteſtirt, ihn in unſere freundſchaftlichen Zirkel zu ziehen, und ich führ' es jetzt gewiß durch. Wie haſt du dich amüſirt, Roſette?“

„Das Lied war recht ſchön,“ ſagte dieſe.

„Ich weiß nicht,“ ſagte der Major, „ich kann mich auch nicht in die Mode der jungen Leute, wie der Advokat iſt, finden, die auch bei ihren Gefühlsverhandlungen Oeffentlichkeit und Mündlichkeit einführen; ſpricht doch der Mann vom menſchlichen Herzen und ſeinem tiefſten Inhalt, als ob von einer Flaſche Wein die Rede wäre; Dinge, die man ſonſt kaum ſeiner Geliebten zu ſagen wagte, ſpricht er mit einer unerhörten Allgemeinheit und Freiheit aus.“

Wäre Edmund bei dieſem Vorwurf zugegen geweſen, ſo hätte er in der Erwiderung eine Grundlage ſeines Weſens und Charakters offenbart; denn er ging von der Ueberzeugung aus, daß durch das unumwundene Ausſprechen unſerer innerſten Anſichten auch in den perſönlichen Beziehungen aller Zwieſpalt und alle Halbheit gelöſt würde; nur die Heimlichkeit unſeres Gefühllebens, ſagte er oft, ſteigert dieſes ſo hoch, daß wir es für den Hort unſeres Daſeins anſehen und die friſche That darüber verträumen, und, ſetzte er hinzu, lobt und preist man nicht den lyriſchen Dichter, der ſeine ureigenſten Gefühle und Geiſtesbewegungen in rein perſönlicher Weiſe der ganzen Welt offenbart? Sollte es nicht ebenſo geſtattet ſein, in größeren Kreiſen ſein Fühlen in Worten heraustreten zu laſſen? Die Druckerei hat die Menſchen einander entfremdet, wir müſſen wieder zuſammenrücken, uns als ganze Menſchen geben und ganze dafür empfangen. —

Erſt nach langem Widerſtand, nach vielen Täuſchungen und Mißdeutungen lernte Edmund ſich der Erfahrung fügen, daß die Welt nicht unſer ganzes Sein in ſich aufnimmt, ſondern nur einzelne Thatſachen aufgreift. — —

Eilen wir indeß, um die Heimgehenden noch zu begleiten. Der Profeſſor hatte die Hofräthin am Arm und ging voraus, ſie ſprachen über die Schickſale des Alten, der das Lied geſungen; er hatte ehedem auf der deutſchen Schaubühne eine glänzende Rolle geſpielt und verlebte nun ſeine alten Tage, wenn auch oft harmvoll, doch glückſelig in der Erinnerung an die verrauſchten Triumphe. Der Hofrath, der ſeine älteſte Tochter Meta führte, und Antonie am Arme Edmund's gingen neben einander. Schweigend ſchritten ſie dahin, der Schnee knarrte unter ihren Füßen, die Sterne glitzerten hell, Niemand ſprach ein Wort; Edmund drückte den Arm Antonien's feſter an ſeine Bruſt, er wagte es endlich, ihre Hand zu faſſen, ſein warmer Druck wurde zitternd erwidert; Edmund ärgerte ſich über den ledernen Handſchuh, der die Berührung ihrer Hand hinderte, er faßte den Handſchuh leiſe an den Fingerſpitzen und ſuchte ihn abzuziehen; Antonie widerſtrebte zagend und tief Athem holend, er aber zog immer weiter und endlich faßten ſich ihre Hände warm und innig; nach und nach verlor ſich das Zittern in der Hand Antoniens, und Edmund berührte ſie mit ſeinen Lippen.

Man näherte ſich dem Hauſe des Hofraths; „ſchlaf wohl,“ flüſterte Edmund leiſe, „ſchlaf wohl,“ antwortete Antonie mit kaum hörbarer Stimme.

„Gute Nacht, Frau Hofräthin, Fräulein Meta, Fräulein Antonie, gute Nacht,“ ſo hieß es nun; Antonie ſtand auf der Thürſchwelle und blickte Edmund nochmals an, ihr Antlitz ſtrahlte, die Thüre öffnete und ſchloß ſich.

Der Profeſſor zog ſeine Cigarrenbüchſe aus der Taſche, ſteckte ſich eine Cigarre an, indem er auch Edmund eine ſolche anbot, dieſer dankte und bog ſogleich in eine Seitengaſſe ein. Unauslöſchliche Flammen brannten in den Adern Edmund's, er lief noch lang in den menſchenleeren Straßen umher, bald ſtand er plötzlich ſtille wie eingewurzelt da, bald ſprang er wieder wie ein junges Reh dahin, endlich aber ſchlich er nach

Hauſe, legte ſich zu Bett, ohne ein Licht anzuzünden, er wollte nichts ſehen von der Außenwelt; er blickte in ſich, und auf die Frage: wer iſt glücklich? antwortete er mit einem ſeligen: Ich!

Unterdeſſen war Antonie längſt in ihr Zimmer zurückgekehrt, ſie ſtellte ſich vor den Spiegel, ein freudeglühendes Antlitz ſchaute ſie daraus an, dann fiel ſie ihrer ältern Schweſter um den Hals und rief wonneſelig: „Meta, ich bin unendlich glücklich.“ Weiter konnte ſie nichts ſagen, ſie weinte.

Die Hofräthin aber, den Gedanken ihres Mannes zuvorkommend, ſagte im ſtillen Kämmerlein: „Ich muß dafür ſorgen, daß der junge Advokat nicht in ein zu nahes Verhältniß zu unſerer Antonie tritt.“

Die ungünſtigen Verhältniſſe Edmund's und die glänzenden anderer Bewerber wurden nun weiter auseinandergeſetzt. — —

Es war einige Tage ſpäter, der Morgen begann zu grauen, Edmund lag wachend im Bett; er dachte darüber nach, daß er die Advokatur aufgeben und in den Staatsdienſt eintreten wolle. „Ich bin dieſes Opfer meiner Freiheit,“ ſagte er zu ſich, „Antonie ſchuldig. Iſt dieß aber nicht ein Abfall von meinen beſten und innigſten Ueberzeugungen? . . . Nein. Alles wird ſchlimmer, wenn ſich die Beſſeren davon zurückziehen . . . die Ungerechtigkeit, die Willkürherrſchaft —“

Ohne daß angeklopft worden war, trat plötzlich ein

Gensdarm in das unverſchloſſene Schlafzimmer Edmunds und ſtand vor ſeinem Bett.

„Was giebt's?“

„Stehen Sie auf, Sie müſſen mit uns,“ erwiderte der Gensdarm und zeigte Edmund einen Verhaftsbefehl; dieſer überflog ihn ſchnell, und nach der Thüre blickend, gewahrte er dort noch einen zweiten Gensdarmen.

Edmund ſtand raſch auf und kleidete ſich an; er verlangte nach einem Wagen.

„Steht ſchon unten,“ ſagte der Gensdarm. Edmund rief ſeine Hausleute herbei, zeigte ihnen an, daß er verhaftet werde, und daß man dieß ſeinen Freund, den Arzt Hermann Müller wiſſen laſſen ſolle; ſodann ſetzte er ſich, von den beiden Gensdarmen begleitet, ruhig in den Wagen, der mit ihm fortrollte vor die Stadt hinaus nach der Landſtraße, die nach der Feſtung, dem Staatsgefängniſſe führte. Es war ein trüber, nebliger Morgen; Edmund ſaß dumpf und in ſich gekehrt neben dem Gensdarm, der behaglich eine Pfeife ſchmauchte; erſt als man kaum hörbar über die Hängebrücke fuhr und als gleich darauf in den Caſematten das Raſſeln des Wagens lärmend wiederdröhnte, erwachte Edmund aus ſeinem ſtillen Brüten. Man ſtieg aus, Edmund wurde in das Zimmer des Inſpectors geführt, dieſer durchſuchte ihn, nahm ihm das Notizbuch und das Meſſer, das er bei ſich hatte; Edmund zuckte zuſammen, als der Inſpector einen Damenhandſchuh aus der Buſentaſche zog und ſchlau lächelte; ſchnell aber faßte ſich Edmund wieder, und ihm den Handſchuh entreißend, ſagte er:

„Herr Inſpector, das geht Sie nichts an.“

„He, ho! nicht ſo wild,“ lächelte dieſer, und ſtrich ſich ſeinen grauen Schnurrbart. Edmund verlangte nach dem Richter. „Wird ſchon kommen,“ ſagte der Inſpector, „jetzt kommen Sie mit mir,“ er führte Edmund in ſein Zimmer und ſagte wieder: „gedulden Sie ſich, es hat Alles ein End',“ und ſomit ſchloß er die Thür hinter ſich. — —

Edmund war angeſchuldigt, der Verfaſſer oder Mitherausgeber der in der Schweiz erſchienenen Schrift: „***ſche Mißſtände“ zu ſein.

Edmund antwortete auf alle an ihn gerichteten Fragen, daß er keiner Spezialkommiſſion, ſondern nur ſeinem rechtmäßigen Richter, dem er entzogen war, Rede und Antwort ſtehe; auch verlangte er, daß eine von ihm verfaßte Beſchwerdeſchrift dem Landtage vorgelegt werde. Unabänderlich blieb Edmund bei ſeiner Weigerung, ſeine Haft zog ſich immer mehr in die Länge. Monate vergingen, Edmund lebte ſich in die Wiſſenſchaft, in die Betrachtung des Staaten- und Menſchengeſchicks ein; vor der in einer Gitterlaterne verſchloſſenen Lampe offenbarte ſich ihm immer mehr das Licht der ewigen Freiheit, wie es unauslöſchlich durch alle Zeiten hindurchdringt; und ſo ſich in den Geiſt der Zeiten und ſeine ewigen Geſetze verſenkend, vergaß er ſein eigenes Schickſal und harrte geduldig des Endes. Der Frühling trieb ſeine erſten Keime aus der verjüngten Erde, auch in Edmund's Bruſt regte ſich ein unruhevolles Drängen und Treiben, er fühlte ſchwer ſeine Abgeſchiedenheit und mit tauſend Sehnſuchtstrieben ſtrebte er hinaus nach dem ſonnigen, freien, friſchen Leben; oft hatte er Antoniens und ihres Schmerzes gedacht, aber in dem Gedanken an ſie klärte ſich ſeine Seele ſtets wieder auf, er war ſich im tiefſten Herzen bewußt, daß ihre Seele bei ihm war; er hatte ſich nie nach ihr erkundigen können, denn alle ſeine Briefe mußten dem Unterſuchungsrichter vorgelegt werden. Jetzt war es ihm oft, als ob ein namenloſes Unglück ihm bevorſtände, mitten in die ernſteſten Studien hinein verfolgte ihn dieſe trübe Ahnung und umflorte all ſein Denken; mit aller Macht und Freiheit ſeines Geiſtes konnte er dieſe dunkle Ahnung nicht bannen. —

Feierlich erklang die Thurmglocke von der Feſtungskirche, die Gefangenen wurden alle zur Kirche gebracht, ein Gebet für das Seelenheil des heute verſtorbenen Fürſten wurde verrichtet; Edmund lächelte in ſich hinein über ſeine trübe Ahnung, aber trotz dieſes ſiegreichen Lächelns war der Trübſinn noch nicht ſo in ihm verſchwunden, wie er ſich gern bereden mochte.

Wenige Tage darauf kam der Inſpector zu Edmund und kündigte ihm laut der Amneſtie des jungen Fürſten die Freiheit an.

Edmund verließ ſtill die offenen Thore der Feſtung, draußen warf er ſich nieder auf die freie Erde, ſeine Lippen ſprachen kein Wort, ſeine ganze Seele war Ein heiliger Gedanke. Die Mitbefreiten riefen ihm zu, er lag noch eine Weile ſtill und ſcheute ſich nicht, ſo vor den Augen Vieler ſein Innerſtes kund zu geben; endlich richtete er ſich auf und wandelte mit den Jubelnden und Lachenden dem nahen Dorfe zu. Edmund nahm ſich vor, ſtill und ernſt wieder in das Leben zu treten. Es war ihm nicht vergönnt. Hüteſchwenkend und hochrufend jubelten ihm ſeine Freunde zu, die ihm aus der Stadt entgegengekommen waren. Nach herzlichen Umarmungen mußte er mit ihnen in das Wirthshaus, alle Mitbefreiten und ihre Freunde gingen mit, es war eine ſchöne Stunde, da Luſt und Hoffnung die Herzen Aller geöffnet hatte.

Edmund nahm, ſobald er konnte, ſeinen Freund Hermann bei Seite: „Wie ſieht's im Hauſe des Hofraths Romann?“ fragte er.

„Meta iſt die Braut des Profeſſor Hailer; du weißt ja wie's geht, große Männer haben immer gern bloß gutmüthige Frauen, damit ſie ſich in einem Vergrößerungsſpiegel ſehen können.“

„Und Antonie?“

„Soll die Braut des verwittweten Regierungsraths Meißner werden; ſie iſt aber, wie ich höre, gefährlich krank.“

Edmund faßte krampfhaft die Hand ſeines Freundes und zog ihn aus dem Zimmer; ſie ließen ſchnell anſpannen und fuhren wie im Fluge, für Edmund aber viel zu langſam, nach der Stadt zurück. Es war längſt Nacht geworden, als ſie ſich der Stadt näherten; hell leuchtete ſie von ferne, ſie fuhren durch die illuminirten Straßen, Edmund drückte die Augen zu, er konnte das viele Licht nicht ertragen. In der wogenden Menſchenmaſſe mußten ſie langſam fahren; Edmund ſprang aus dem Wagen und eilte nach dem Hauſe des Hofraths.

Hier ſtand er plötzlich eine Weile ſtill, ſein Herz klopfte raſch, ſeine Adern drohten zu ſpringen, ſchnell aber raffte er ſich wieder zuſammen und eilte die Treppe hinauf; er trat in das Wohnzimmer. Die Eltern und Verwandten blickten ihn verwundert und kummervoll an, Todtenſtille herrſchte, man hörte nichts als das ſchwere Athemholen Edmunds. Edmund! Edmund! rief eine Stimme aus einem innern Gemach, Edmund eilte hinein, Antonie ſtreckte ihm ihre Arme entgegen und richtete ſich auf. „Komm!“ rief ſie, er lag an ihrer Bruſt, dann kniete er vor ihrem Bett nieder, ſie faßte ſeine Hände in die ihrigen, ihre Thränen floſſen in einander. —

* * *

Auf dem Romann'ſchen Familienbegräbniß ſteht ein Kreuz, darauf die Worte: „Schlaf wohl, Antonie!“

Edmund iſt als Vertreter des Vaterlands und als Rechtsfreund geliebt und geehrt von allen Freunden des Vaterlandes und des Rechts; dem Gemeinwohl gilt alle ſeine Liebe, all ſein Streben. Er hatte ſich ihm gewidmet, da er noch ein perſönliches Glück hoffen durfte, er iſt ihm nur treu geblieben, ſein Glück beſteht nur noch in dem Wohle Anderer.

Wer iſt glücklich? —

Des Waldſchützen Sohn.

Ein Stück Kindesleben.

I.

Von Buchen umweht,
Ein Jagdhaus ſteht,
Einſam im waldigen Düſter;
Wo man hört am Tag
Nur der Vögel Schlag,
Und Nachts der Bäume Geflüſter.

Der alte Vers kommt mir in den Sinn, da ich ein Stück aus dem Leben des kleinen Eberhard erzählen ſoll. Und die Geſchichte ſelber? Mir iſt's, als berichte ſie eines jener alten Lieder, mit düſterer langtöniger Weiſung, wie man ſie oft in einſamen Thalen hört — als wär's an mich herangeflogen. Und doch ſteht noch das ſteinerne Kreuz, wenn auch halb eingeſunken, und die wilden Roſen blühen um das mooſige Geſtein.

Drum hört zu.

Da ſteht das Jägerhaus, ſo ſtill und einſam, wie das Lied verkündet, im Sonnenſchein liegt der braunrothe Hühnerhund, mit geſchloſſenen Augen, als ſchliefe er, nur manchmal ſchnappt er auf nach einer Fliege, die ihm gar zu keck auf der Naſe tanzt; hat er ſie erhaſcht, iſt ſie ungerupft und ungeſotten im Augenblick verzehrt; iſt ſie dem verſchlingenden Rachen entflohen, ſo legt ſich der Hund, verächtlich die Ohren ſchüttelnd, mit gleicher Ruhe wiederum nieder. In den Mienen des Nimrod — ſo heißt der Hund — iſt zu leſen, wie tief unter ſeiner Würde ihm eigentlich ſolche Fliegenjagd vorkommt, aber bald ſind's zwei Monate, daß er keinem andern Wilde auf der Fährte folgte; der letzte Schuß, den er vernommen, hatte ſeinen Herrn getroffen, und um ihn weint die Mutter und ihr einziges Kind, Eberhard. Der Hund aber kann nicht weinen, er kann nur ſtill trauern und er iſt abgemagert, als plagte ihn ein böſes Gewiſſen noch obendrein; in der That iſt er auch nicht frei von Sünde. Das wird ſich Alles ſchon ſpäter offenbaren, denn es bleibt nichts verborgen. Der Nimrod ſteht auf, ſtreckt ſich, macht ein Geſicht, als wäre ihm das Leben verleidet, und geht dann langſam nach einer Hecke, bleibt ſtehen und ſieht dem kleinen Eberhard zu, der auf dem Boden ſitzt, kleine Lindenzweige ſchnitzelt und klopft.

Eberhard iſt ein Knabe von kaum neun Jahren, ſeine ganze Kleidung beſteht aus einem Hemd und vielfach geflickten leinenen Hoſen, die blonden Haare ſind unverſchoren, unter der gewölbten Stirn lugen helle blaue Augen heraus, die vollen Wangen zeigen, daß er ſich noch nicht viel Kummer gemacht, und die offene gebräunte Bruſt, daß er ſchon viel draußen frei umherſchweift. Jetzt hat er den Mund geſpitzt und pfeift leiſe abgebrochen vor ſich hin, er pfeift den Zweigen die Töne vor, die er ihnen ſpäter entlocken will. Als der Hund ſo vor ihm ſtand, ſagte er: „Möchteſt auch gern ein Pfeifchen haben, Nimrod? O du armes

Thierle! Kannſt nichts als hu hu machen, und Ich kann ſingen und jodeln und Pfeifchen machen; paß nur auf, wenn's fertig iſt." In ſich hinein dachte er: „Wenn die Vögel auf den Bäumen ſingen, dann haben die Zweige auch Töne in ſich und man muß ſie nur recht herrichten, dann kommt's 'raus. Die Zweige im Wald ſind jetzt alle lauter unfertige Pfeifen, und wenn man erſt einmal ſo eine ganze Rinde vom Stamm abkriegen könnt', hui! was müßt' das pfeifen! Das müßte man ſo weit hören wie die Thurmglocke! Aber ... es müßt' eines ein gut geſchlitztes Mundſtück haben, um das Ding zwiſchen die Lippen zu nehmen ... das möcht' ich einmal ſehen."

Eberhard lachte vor ſich hin, bei dem Gedanken an das unendlich große Maul, in dem die ganze Rinde eines Lindenbaumes als Pfeife ſteckt.

Der Hund dachte, das Lachen gelte ihm, denn er konnte wahrſcheinlich nicht begreifen, wie man ſo allein, mit ſeinen Gedanken lachen könne. Um nun die Freundlichkeit Eberhards zu erwidern, drückte der Nimrod ſich an ihn, der Knabe aber ſagte: „Sei jetzt ruhig, leg' dich, ich habe keine Zeit zum Spielen wie du, ich habe zu ſchaffen." Der kleine Eberhard war etwas zu wild und haſtig für das ſorgfältige Geſchäft; hatte er die Rinde mit dem Meſſerheft locker geklopft, ſo zerſprang ihm doch eine nach der andern, weil er ſie zu raſch abdrehte; auch mußte er erſt noch erfahren, daß man nur aus den Mittelſtücken, wo keine Nebenzweige Löcher einreißen, Pfeifen ſchnitzen kann. Das merkte er ſich jetzt und indem er den letzten noch brauchbaren

Zweig aufhob, ſagte er: „Du mußt gut werden, halt nur ſtill.“

Plötzlich hörte man aus dem Wald einen durchdringenden Pfiff, wie ihn die Kunſtverſtändigen hervorbringen können, wenn ſie den Finger gekrümmt zwiſchen die Zähne klemmen. Der Hund ſprang auf und ſpitzte die Ohren, der ſchrille Pfiff wiederholte ſich raſch noch zweimal und wie im Flug war der Hund davon. Eberhard ſprang ihm nach, pfiff und ſchrie: „Nimrod! komm', da! Nimrod!“ Der Hund hörte nicht und war nicht mehr zu ſehen. Eberhard lief ihm aber immer weiter nach, unaufhaltſam, tief in den Wald, als jagte Jemand hinter ihm drein. Endlich hielt er an und beſann ſich, daß der Hund ſchon allein nach Haus kommen werde, „er iſt ja ein treues Thier, aber untreu iſt's doch von ihm, daß er ſo davon lauft,“ dachte Eberhard.

Die Mutter hatte ihrem Sohne verboten, allein in den Wald zu gehen und er hatte auch verſprochen, das Verbot zu halten; jetzt aber — dachte er — biſt du gegen deinen Willen in den Wald gekommen, haſt ja den Nimrod heimbringen wollen, du haſt das Verbot nicht übertreten, kannſt nichts dafür, und jetzt biſt einmal da und jetzt bleibſt auch ein Weilchen und laufſt dich aus nach Herzensluſt.

So leicht macht man ſich etwas vor, wenn man ein Unrecht begehen will, man glaubt ſelber nicht daran, und im hinterſten Grund iſt eine Stimme, die Einſprache thut; aber oftmals macht man's wie jetzt der Eberhard, der jodelt und ſingt, daß er die Stimme ſeines Gewiſſens in der Bruſt nicht höre, und er ſteigt bald auf dieſen bald auf jenen Baum, als ob ihm ſein guter Geiſt da nicht nachklettern könnte, aber der iſt immer um und an ihm und zerrt ihn an allen Gliedern, gemahnend, daß er ſich auf den Heimweg machen ſolle.

Er ſteigt auch ab und wie er vom Boden aufſchaut zwiſchen die durchſichtig grünen Blätter nach dem blauen Himmel, da huſcht ein Eichhörnchen an der Buche hinauf, ſetzt ſich oben auf einen Aſt, putzt ſich und ſchaut vergnügt umher. Eberhard ſchnalzt mit den Fingern und denkt: „Hätt' ich dich nur! Ich bin doch viel übler dran als ſo ein Vogel oder ein Eichhörnchen; ich kann nicht fliegen und nicht ſo klettern. Der Nimrod hat Recht gehabt, daß er ſo in den Wald verlaufen, da iſt er Meiſter und wir mit unſern pratſchigen zwei einzigen Füßen können ihm nicht nach. Mit vier Füßen, ja, da wollt' ich anders ſpringen . . .“

Ein Spottfink ſitzt hoch oben auf der Spitze eines dürren Aſtes und verlacht in allen Weiſen die ſeltſamen Gelüſte Eberhards. Es ſind ſchlimme Vögel, die Spottfinken, ſie haben keinen eigenen Waldſchlag und ahmen die Weiſen aller Vögel nach, die Nachtigallen, Amſeln, Buchfinken u. ſ. w., ſie können aber keine Weiſe bis zu Ende bringen und verfallen alsbald in eine andere. Eberhard iſt ärgerlich und will den Spottfink durch Schreien und Werfen verſcheuchen, der läßt ſich aber nicht vom Platz bringen, bis er den Knaben die Krone des Baumes heraufkommen ſieht, huſch! fort iſt der Vogel und giebt ſein Liederhälſel von einem andern Baume preis. Eberhard findet aber noch Vögel, die nicht fortfliegen konnten, es war ein Schwarz-Amſelneſt mit kaum aus dem Ei gekrochenen Jungen. „Eins, zwei, drei, vier, fünf“ zählte Eberhard, „wieder eine ungerade Zahl! In allen Vogelneſtern habe ich das noch immer getroffen, das hat 'was zu bedeuten, wenn man nur wüßte was? Meine Mutter hat doch recht gehabt, daß ſie der Henne eine ungerade Zahl Eier zum Ausbrüten untergelegt hat.“

Hätte Eberhard nur beſſer aufgepaßt und aus den wenigen Neſtern, die ihm vorgekommen waren, nicht alsbald eine allgemeine Regel gebildet, ſo hätte er wohl wiſſen können, daß es mit der ungeraden Eierzahl gar kein Geheimniß auf ſich hat, da es einfach nicht wahr iſt. Die Haus- und die Feldtaube brütet ja nur ein Paar Junge aus, und ein Paar iſt doch auch eine gerade Zahl.

Aber freilich, wenn man in der Jugend Alles wüßte, brauchte man nicht alt zu werden.

Die jungen Amſeln, denen ihre Mutter vielleicht noch nicht geſagt hatte, wie viele Geſchwiſter ſie ſeien, ſtreckten die gelben Schnäbel nach Eberhard auf und lugten ihn mit ihren gelb eingeränderten Augen verwundert an; es war ihnen gleich, wie viel ſie waren, wenn ſie nur ſattſam zu eſſen bekamen. Eberhard zog Meſſer und ſelbſtgedrehte Schnur, die er immer bei ſich trug, aus der Taſche, und fand richtig zu unterſt noch einige wackere Broſamen, er kaute ſie und äzte die Vögelchen damit. Ihr ganzer Dank beſtand darin, daß ſie die Köpfchen ſchüttelten, ſich niederduckten um noch lange an dem Empfangenen hinab zu würgen; das jüngſte war ſo undankbar, gar nichts anzunehmen.

Eberhard ſah, daß er das Neſt noch nicht ausheben dürfe, wenn die Jungen nicht alle ſterben ſollten. Auch regte ſich ein Mitgefühl in ihm, indem er dachte, wie es der Mutter ſein müſſe, wenn ſie heimkehrt und alle ihre Kinder ſind fort; aber warten wollte er doch, bis die Alte käme. Jetzt dachte er auch wieder an ſeine eigene Mutter und es überfiel ihn heiß, wie lang er ſchon von Hauſe weg war. Ein frommer Gedanke ſtieg in ihm auf, er wollte die Vögel immer ihrer Mutter laſſen und nur bisweilen herauskommen und nach ihnen ſchauen. Nochmals kam ihm das Verlangen, er ſolle die Vögel doch ſelber nehmen, denn es könne ein anderer Knabe heraus kommen, ſie finden und wegtragen; aber ſein guter Geiſt war ſtärker; er wollte nicht ſelber hartherzig ſein, weil es ein Anderer auch ſein könnte. „Behüt' euch Gott!“ hauchte er ganz nahe in das Neſt hinein und ſtieg hinab, unten aber ſchnitt er noch drei Kreuze in den Baum, damit er ihn wieder kenne.

Endlich ging es nun heimwärts, aber ein kleiner Umweg durch den Tannenwald ſollte doch noch genommen werden und — vielleicht findet ſich auch der Hund.

II.

Warſt du ſchon einmal um Mittag mutterſeelenallein tief im Tannenwald?

Wie glatt ſtehen die ſchlanken Stämme, glitzernd im gebrochenen Sonnenſchein, würzigen Duft ausſtrömend; hoch oben ragen die Kronen und zu den Füßen ſchließen ſich die kleinen Zweige des Mooſes als Decke feſt aneinander, ſie neiden den gewaltigen Stämmen ihre Höhe nicht, ſie müſſen ja darob weit auseinander rücken, die kleinen Moosgeflechte aber ſchlingen ſich traulich zuſammen und halten ſich warm. Dort ſteht ein einſamer Buſch von Stechpalmen mit ſtrahlenden Blättern, eine Eidechſe, die ſich im Mooſe ſonnte, raſchelt tiefer hinein bei deinem Nahen. Laß ſie in Frieden, die Böſen, wer weiß, wozu die Weltenkraft ſie bildete!

Wandle nur fort, in Träumen verloren, Hören und Sehen iſt eins, du weißt nicht mehr, wer du biſt und woher du kommſt und das Menſchenkind iſt worden gleich dem frommen Reh mit ſeinen unhörbaren Tritten. Die Natur hält ihren Athem an, ihr Herz pocht in deiner Bruſt.

Plötzlich rauſcht es dir zur Seite, ein Mann ſteht vor deinen erſtaunten Blicken, um und um grün angethan, als wäre er ein lebendiger Sohn des Waldes, ein Bruder der Bäume, er ſteht ſtill, die Hand in das Gewehrhalfter geſteckt und betrachtet dich mit forſchendem Auge.

So war Eberhard dahin gegangen und ſo ſtand jetzt ein Mann vor ihm, aber freundlich lächelnden Angeſichtes, es war der Beſitzer des Waldes, ein reicher Bauer, der Vetter Gottfried genannt von Allen in der ganzen Gegend, die nicht mehr mit ihm verwandt waren als der Kaiſer von Rußland.

„Wie kommſt du daher?“ fragte Gottfried.

„Zu zweit,“ erwiderte Eberhard auf ſeine Füße deutend, denn er dachte an ſeinen früheren Wunſch.

„Was ſuchſt du denn?“

„Nichts, oder doch, unſer Hund iſt verlaufen.“

„Laß ihn zum Henker laufen, der Hund iſt ein Kalfakter, er hat zu viel Herren gehabt und iſt nun ganz wirr im Kopf. Wenn ich ihn antreffe, ſchieß' ich ihn nieder.“

Eberhard faßte die Hand Gottfrieds und bat ſo dringend um das Leben des Thieres, daß Gottfried endlich verſprach, noch Geduld zu haben. Er ließ die Hand des Knaben nicht mehr los und ſie gingen eine Weile ſtill neben einander, bis ſie auf eine kleine Erhöhung kamen, wo die ſchönſten Tannen ſtanden, da ſagte Eberhard: „Vetter, das ſind aber prächtige Bäum' da, ſo ſchön ... ſo ſchön ... wie die Kirch' und ... noch viel ſchöner.“

„Das iſt recht, daß ſie dir auch gefallen,“ ſagte Gottfried, „ſieh, das Stück Wald von der Stechpalme dort bis hinab gegen den „kühlen Grund,“ das iſt meine Staatsſtube, mein Prachtzimmer, kurz, mein Vergnügen; im Winter, wenn der Saft in den Bäumen ſtockt und es an's Holzfällen geht, da hat man dieſe Stämme hier ſchon vier, fünfmal zum Schlagen ausgezeichnet, aber immer wenn's drauf und dran kommt und ich ſie anſehe, ſo denk' ich: laß ſie ſtehen, es iſt ihnen ſo wohl und es iſt ja eine Pracht und eine Herrlichkeit. — Es ſteckt ein ſchönes Kapital da müßig drin, aber ich habe es zu meinem Vergnügen und das iſt doch auch etwas und es freut mich jedesmal in's Herz hinein, wenn ich da her komme und die Bäume leben noch friſch und geſund.“

„Sterben denn die Bäume auch?“ fragte Eberhard.

„Freilich," erwiderte Gottfried, „Alles auf dieſer Welt muß ſterben. Wenn die Bäume über ihre Zeit ſtehen, werden ſie im Innerſten herzſpältig."

„Vetter," begann nun Eberhard wieder, „Ihr könnet mir gewiß ſagen, wohin kommen denn die Millionen und Millionen Vögel, die auf der Welt ſind, man findet ja wunderſelten eine Vogelleiche?"

„Da kannſt du ſehen," erwiderte Gottfried, „wie reinlich eigentlich die ganze Natur iſt, oder wie ſchamhaft; was verbraucht iſt, geht von ſelber auf. Wenn ſo ein Vogel in ſich ſpürt, daß es an's Sterben geht, und das merkt er ganz genau, dann verkriecht er ſich meiſt in eine Höhle, eine Schlucht, wo ihn die Marder, die Iltiſſe, Füchſe und dergleichen finden, oder in eine Felſenſpalte, einen hohlen Baum, wo ihm die Ameiſen, Käfer und Fliegen beikommen, da legt ſich dann der Vogel geduldig hin, duckt den Kopf unter die Flügel und wartet, bis ſein Herz zum letztenmal klopft und ihn die letzte Zuckung ſtreckt, und kaum zwei Tage nach ſeinem Tod haben ihn die Ameiſen und dergleichen verzehrt und es iſt nichts mehr von ihm da als die Federn, die im Wind verfliegen oder die die jungen Vögel auffangen und ihre Neſter mit ausfüttern. Denk nur einmal, wenn es anders wäre, man bekäme ja keine friſche Luft vor dem Todtengeruch, der überall aufſtiege. Alles iſt gar weiſe in der Welt eingerichtet. Die Vögel freſſen ihr Leben lang ſo viel Ameiſen, Käfer, Fliegen, und am Ende werden ſie wieder von ihnen ſelber gefreſſen. Ich weiß nicht, ob es ganz genau iſt wie ich ſage, aber es kommt mir ſo vor, und es liegt was Heiliges darin, daß die freien Thiere in ihrem Tode ſich ſcheu unſeren Blicken entziehen."

Eberhard freute ſich gar ſehr dieſer Auskunft und klagte, daß ſeine Mutter ſo wenig vom Waldleben wiſſe und daß er Niemand mehr fragen könne, ſeitdem der Vater todt iſt.

„Vetter," ſagte Eberhard wieder, „wiſſet Ihr auch, warum die Wagen vier Räder haben?"

„Man hat ja auch zweiräderige Karren," antwortete Gottfried.

„Ja," entgegnete Eberhard, „aber die vierrädrigen ſind doch viel mehr und viel beſſer, die zweirädrigen, die ſind juſt wie ein Menſch mit ſeinen zwei Füßen, leicht umgeworfen."

„Wenn er ſich nicht im Gleichgewicht hält," ſchaltete Gottfried ein und Eberhard fuhr fort:

„Ich meine, man hat die vierrädrigen Wagen von den ſchnellen Thieren abgeſehen und ihnen nachgemodelt. Die Vögel haben nur zwei Füße, weil ſie nicht zum Gehen da ſind, aber zum Fliegen, und Alles, was auf dem Boden bleiben muß, hat vier Füße; iſt's nicht ſo?"

„Ja, und die Wagen?"

„Die ſind wie ſo ein vierfüßiges Thier. Wenn mein Hund ſo ſpringt, kommt er mir wie ein Wagen vor und der Kopf iſt die Deichſel und der Leib iſt das Schiff und da geht's hurtig und da iſt leicht wenden. Und davon, mein' ich, haben die Menſchen das Wagenmachen abgeſehen, und jetzt ſpannt man einen vierfüßigen Ochſen oder ein Pferd an den nachgemachten Vierfüßler und das paßt zuſammen. Nicht wahr?"

Gottfried nickte bejahend, und da Eberhard einen ſo gutwilligen Abnehmer fand, packte er allerlei kunterbuntes Zeug aus; ein Goldammer pfiff und Eberhard fragte:

„Vetter, meinet Ihr, daß der Vogel weiß, wie er heißt?“

„Wie meinſt du Das?“

„Ich denke, wir Menſchen haben den Vögeln ſo ihre Namen gegeben, ſie wiſſen aber nichts davon, und ich möchte jetzt herausbringen, wie ſie ſich unter einander anrufen, wie ſie unter einander heißen; ich möchte wiſſen, was das zu bedeuten hat, daß ſo ein Vogel den geſchlagenen Tag den ganzen Leib anſtrengt und ſingt.“

„Ja das weiß man eben nicht.“

„Wir haben für ſo viele,“ fuhr Eberhard fort, „nur einen einzigen Namen, Schwalbe oder Lerche oder ſo. Ich meine, wenn ſo eine Amſel fünf Kinder hat, müßte auch jedes ſeinen beſondern Namen haben.“

„Die Vögel,“ erwiderte Gottfried lächelnd, „bringen ihre Kinder nicht in die Kirche, daß man's tauft.“

„Vielleicht haben die Vögel aber doch beſondere Namen unter ſich und wir wiſſen's nur nicht.“

„Ja, wir wiſſen's nicht, damit iſt Alles geſagt, und da läßt ſich nichts mehr ſagen,“ ſchloß Gottfried.

Eberhard hatte noch vielerlei Fragen auf der Zunge und Gottfried plauderte auch gern mit ihm, denn er hatte ihn gar lieb. Jetzt ermahnte er ihn aber doch zur Heimkehr und bezeichnete ihm den Weg durch die Schlucht, der kühle Grund genannt, als den nächſten.

Eberhard machte ſich in tüchtigen Sprüngen davon. Im kühlen Grund, da war's ganz anders als droben im Wald. Der Bach wand ſich mühſam durch Felſen dahin. Eberhard hatte große Luſt nach Krebſen zu ſuchen, aber er wollte ſich durch nichts mehr aufhalten laſſen. Im kühlen Grund war es trotz des warmen hellen Mittags kalt und ſchauerlich; Felsblöcke ragten wie drohend hüben und drüben herab, aber ſie lagen doch feſt, ſelbſt dort jener moosüberwachſene gewaltige Block ſchien im Rollen von einer jungen Tanne, die doch erſt nachgewachſen ſein konnte, aufgehalten, ſie ſtemmte ſich ihm entgegen und ſtrebte gradauf zum Himmel, daneben lag eine entwurzelte längliche Tanne, ganz dürr und fuchsroth, und wieder hingen dort alte Stämme, krumm gebeugt und neigten ihre dunklen Aeſte mit den friſchgrünen Jahresſchoſſen hinab in das Thal.

Ein Hund ſchlug an, als Eberhard kaum einige Schritte gegangen war, er erkannte die Stimme des Nimrod, aber warum kam er nicht? Eberhard hatte ſich auf einen Felſen geſtellt, und wollte den Hund locken, aber jeder Ruf erſtarb ihm auf der Zunge. Jenſeits aus blühendem Ginſter und hohem Farrenkraut ward ein Menſchenantlitz ſichtbar mit funkenſprühenden Augen, Kinn und Schläfe ganz umwachſen von dunkelm, buſchigem Bart. Eberhard hielt ſich ſtill und ſah, wie der Mann den Nimrod zu ſich auf die Erde niederdrückte, ſich dann die Bruſt aufriß, Haare aus der Herzgrube ausraufte, die Haare in ein Stück Brod ſteckte, dreimal darauf ſpie und das Brod dem

Hund zu freſſen gab. „Jetzt lauf!“ ſagte er dann und der Hund ſprang herüber zu Eberhard, er mochte aber in ſeinem Blick einen zornigen Vorwurf gewahren, denn er legte ſich zwei Schritte von ihm nieder und winſelte, als ob er Schläge erwarte und ſie geduldig hinnehmen wolle. Eberhard hatte hiezu keine Zeit, denn alsbald ſtand der borſtig ausſehende Mann vor ihm und ſagte barſchen Tones: „Wer biſt du?“

„Ich bin des Waldſchützen Eberhard.“

„Und wo iſt dein Vater?“

„Todt, er iſt im Wald erſchoſſen worden.“

„Wer hat ihn erſchoſſen?“

„Das weiß man nicht. Ja, wenn man das wüßte —“

„Da müßteſt du den Mann auch wieder kalt machen, ſonſt biſt du kein braver Bub, kein Jägerkind.“

„Ja, gewiß,“ betheuerte Eberhard.

Der borſtige Mann lachte laut auf und Eberhard kam es vor, als ob drunten hinter dem Felſen noch Jemand lache. Plötzlich ward es ihm ſo bang zu Muth, daß er laut zu weinen anfing und mit ſtotternder Stimme flehte: „Gebt mir meinen Hund wieder, ich muß heim.“ Nimrod hatte wohl verſtanden, warum es ſich handelte und er ſprang jetzt freudig an Eberhard hinauf, der borſtige Mann gab aber dem Hunde einen Tritt, daß er eine gute Strecke den Berghang hinabfiel und hinkend wieder hinauf kam und ſich zu Füßen des Borſtigen niederlegte, der jetzt ſagte: „Was heim? Mit mir gehſt du.“

Hier war kein Entfliehen möglich und als verneinende Antwort legte ſich Eberhard auf den Boden und wollte ſich nicht von der Stelle regen. Der Borſtige ſah, daß er mit Gewalt nicht gut auskomme; er verlegte ſich daher auf gute Worte und ſagte: „Ich thu' dir ja nichts, da haſt du meine Hand drauf, du ſollſt mir blos helfen ein Neſt ausheben. Ich geb' dir auch etwas, was willſt denn haben?“

„Nichts, ich will gar nichts als heim.“

„Und nach einem Eichhörnchen haſt du gar kein Verlangen?“

„Freilich wohl, aber heim will ich.“

Eberhard ſtand halb zornig, halb bittend da, ſeine Hand wurde wieder von einer andern gefaßt, aber ſie war nicht ſo mild wie die des Vetter Gottfried. Eberhard ging aber doch gutwillig mit, denn er ſah wohl ein, daß ihm ſein Sträuben nichts half, auch hoffte er, wenn ſie nur aus der Schlucht heraus wären, ſchon Hülfe zu finden; der Vetter Gottfried konnte nicht fern ſein, oder es mußte ihnen ſonſt Jemand begegnen, der ihn befreie; aber es erſchien Niemand und die Hand des Fremden hielt Eberhard ſo feſt wie eine eiſerne Zange, es that bitterwehe und doch konnte er nicht einmal ſchreien, viel weniger los laſſen.

III.

Die Beiden gingen die unwegſamſten Steige und Eberhard, der geglaubt hatte, weit und breit jeden Baum und jeden Strauch zu kennen, ſah ſich hier um wie in einer fremden Welt. Sie kamen in einen großen Keſſel voll kahl gewaſchener Felſen. Er ſah aus wie ein vertrockneter See. Der Mittag neigte ſich dem Abend zu, der weite Raum war ſpärlich mit Sträuchen bedeckt, hier und dort zirpte ein Heimchen, als wäre es die zitternde Klageſtimme des gebundenen Felſens, die Hummeln ſummten ſo eintönig und nur die Schmetterlinge flogen wie befreite, durch die Luft hinziehende Blumen, zu ihren Geſchwiſtern, die am Boden haften mußten; vom Walde her vernahm man noch das Klopfen des Spechtes und die Steindroſſel ſang zwiſchen den Felſen fröhlich, daß ſich's auch hier noch gut leben laſſe.

Eberhard mußte von Fels zu Fels ſpringen, er glitt oft aus und riß ſich die Kniee blutend. War es Mitleid oder eine andere Empfindung? Der Fremde faßte Eberhard in ſeine Arme und ſprang mit ihm über Abgründe weg, ohne je zu ſtraucheln, die Felſen ſchienen ihn feſt zu halten, als wäre er ihr Bruder. Es war ein ſchauerlicher Anblick, wie die Beiden oft durch die Luft dahin flogen und ihre langen Schatten ſich weithin breiteten. Jetzt ſchritten ſie wieder über einen ſchmalen aber langen Felſenhang hin, ſie gingen wieder Hand in Hand. Der Fremde fragte:

„Wo iſt das Jagdgewehr deines Vaters?"

„Es hängt daheim an dem Geweihe des Hirſches, des letzten, den mein Großvater geſchoſſen."

„Dein Großvater war ein Mörder, der Mörder meines Vaters!" ſchnaubte der Vorſtige, Eberhard ſah ihn groß an, als er fortfuhr: „Und warum verkauft ihr das Gewehr nicht? warum gebt ihr's nicht weg?"

„Der alte Jägerklaus hat meiner Mutter geſagt, ſie ſoll das Gewehr nur hängen laſſen, es ſteckt noch ein Schuß darin, der letzte, den mein Vater geladen, und der Klaus ſagt, wenn der Mörder in unſere Stube kommt, ſo wird das Gewehr von ſelber losgehen und ihn kalt machen.“

Die Hand des Fremden erzitterte in der Eberhards, er holte tief Athem und biß ſich die Lippen blutig, aber das Blut ausſpeiend ſagte er laut auflachend: „Dummes Zeug! Und der Mann wird nicht ſo dumm ſein und in eure Stube kommen und ſich gerade unter die Mündung ſtellen — jetzt erſchieß' mich.“

Der Mann kehrte ſich raſch um, als zupfte ihn Jemand im Rücken. „Was war da?“ fragte er halb grimmig, halb zitternd, „was machſt du? Was reißeſt du mich im Nacken?“

„Ich weiß von nichts,“ erwiderte Eberhard, „und ich kann ja auch nicht.“

Da überkam Eberhard eine namenloſe Angſt und er begann in die Wildniß hinein die frommen Lieder zu ſingen, die ihn die Mutter gelehrt; ſie ſollten ihn erlöſen von dem böſen Geiſt, der ihn gefangen hielt und von der Todesangſt in ſeinem Herzen. Anfangs verwies ihm der Borſtige mit harten Worten das Singen, aber Eberhard hörte nicht darauf und je inniger er ſang, um ſo mehr löſte ſich die rauhe Hand des Fremden auf und er ſeufzte und murrte in ſich hinein und konnte doch dem Knaben nicht wehren.

Der Borſtige hatte unwillkürlich den Hut abgezogen und die Hände gefaltet, vor ſich niederſchauend biß er die Zähne auf der Hutkrämpe über einander. Jetzt ſchaute er auf den Knaben, in deſſen Antlitz die Abendſonne ſchien, es leuchtete wie von einer Himmelsglorie, die aus ihm kam, und dem Knaben ſelbſt war's, als wäre er der Erde entrückt und himmliſche Geſtalten umſchwebten ihn, und er ſang:

Sag' mir, lieber Engel,
Wohl durch den reichen Gott,
Haſt mein'n Vater nicht geſehen
Zu Himmel an dem Hof?

Sie waren an das Ende des Felſens gekommen, dort ſtand eine ſchlanke Birke und Eberhard bog ſie nieder, als wär's eine leichte Gerte und auf der Birke hinüberſchreitend nach dem jenſeitigen Felſen ſang er:

Nun bieg' dich, Baum! nun bieg' dich, Aſt!
Mein Kind hat weder Ruh noch Raſt;
Nun bieg' dich, Laub! nun bieg dich, Gras!
Laßt euch zu Herzen geben Das.

Der Fremde ſchaute dem Knaben nach als einem Verklärten, der unverſehrt über Abgründe hinſchreitet. Als aber jetzt die Birke zurückſchnellte und ihm in's Geſicht ſchlug, da erwachte ſein Grimm ob dieſer großen Ruthe, er ſuchte und fand das Brett, das er hier in einer Felſenſpalte verborgen hielt und ſchritt zu dem Knaben hinüber. Der Knabe lag auf den Knieen und die Hände zum Himmel emporſtreckend ſang er:

Du guter Gott im Himmel klar,
Laß dir mein' Seel' befohlen ſein,
Und führ' ſie an der Engel Schaar,
Wann ſich endet das Leben mein!

Dann mich behüt
Vor Teufels Glüt
Und ſeiner Gewalt;
In den Nöthen thu mir Hülſe bald;
Beſchirm mich auch vor ſeiner Geſtalt.

„Halt's Maul," ſchrie jetzt der Borſtige, „ich hab's genug, ich bin kein Teufel, ich bin ein Menſch wie du, und da haſt meine Hand darauf, ich thu' dir nichts an Leib und Leben, aber folgen mußt mir jetzt."

„Zu was?" fragte Eberhard und erhielt zur Antwort:

„Die Felſen, wo wir jetzt ſind, die heißt man den Hahnenkamm, du wirſt ſie ſchon oft von fern geſehen haben, es kommt faſt nie ein Menſchenfuß da herauf. Es ſind jetzt nur noch zehn Schritte bis zu dem Geierneſt, klettre dort den Felſen hinauf, du wirſt's finden und heb' mir's aus."

„Wozu brauchſt du die Geier?"

„Das Amt bezahlt die Krallen, die man ihm einliefert, gut, und du ſollſt auch was davon haben."

„Ich will aber nichts, heb' du nur das Neſt ſelber aus. Warum thuſt du's nicht?"

„Weil ich nicht kann, einer allein wäre bei dem Geſchäft verloren, denn wenn der alte Geier kommt, hackt er dem, den er antrifft, die Augen aus. Ich habe aber hier meine Flinte verborgen gehabt, ich warte hier unten und laure, ſtößt er herab, ſo will ich ihm ſchon eins aufbrennen."

„Wo iſt denn der Hund?" fragte der Knabe, er wußte nicht warum.

„Er iſt uns nicht nachgefolgt," erwiderte der Fremde barſch, „er könnte uns auch nichts helfen. Mach' jetzt keine Faxen und ſteig hinauf. Hörſt du die Jungen quicken? Dorthin!“

Eberhard kletterte faſt unwillkürlich einen Felſenkegel hinan, der Borſtige ſtand unten auf dem Anſtand.

Habt ihr ſchon je einen Raubvogel, der ſich in den Lüften wiegt, genauer in's Auge gefaßt?

Die Lerche mit ihrem unermüdlichen Sang und die Schwalbe mit ſtummer Zunge, ſie ſchwimmen wohlig in dem Meer der Lüfte, ihr Flug iſt kein eilig Flattern von einem Ruhepunkt auf der Erde zu einem andern; ſie ſind zu Hauſe in der blauen Luft. Und wie die Lerche und die Schwalbe, ſo auch der Raubvogel, der in den Höhen kreist.

Warum wir nur den Schimpfnamen Raubvogel haben?

Die Lerche und die Schwalbe haſchen Käfer, Fliegen und Würmer, und der Raubvogel packt mit ſtarker Kralle und ſcharfem Schnabel Größeres zu ſeines Leibes Nahrung, und die Lerche und der Raubvogel thun nach dem Willen ihres Schöpfers. —

Wir kurzſichtigen Menſchen! Sieh dort den ſchwarzen Punkt nah am Himmelsbogen; wie von den Blicken des Jägers gebannt kommt es näher, mit geſpannten Fittigen läßt ſich's tragen von der leichten Luft, wie es ſich im Kreiſe wiegt, ſich über ſich hebt und mit wenigen Ruderſchlägen ſeiner Schwingen ſich hebt und ſenkt und wiederum ſich kaum von der Stelle bewegt. —

Eberhard hatte das Neſt erreicht und ſo ſehr er ſich auch ängſtigte, konnte er ſich doch eines freudigen Erſtaunens nicht enthalten, als er die Jungen ſah; ſie waren blind und ſteckten die faſt ganz nackten Köpfe zuſammen, ſei es aus Furcht oder ob ſie ſich etwas zu ſagen hatten, was kein Menſchenohr hört und verſteht. Nur eine Sekunde betrachtete ſie Eberhard mitleidig und dachte: „Es iſt doch wunderſam! die Hunde und die Geier, die die beſten Augen haben, werden blind geboren.“

Die Jungen ſchienen die Anweſenheit Eberhards doch zu merken, denn ſie purzelten über einander, ſtreckten ihre rothgelben Schnäbel weit auf und wälzten ſich in den bunten Federn von allerlei Singvögeln, die um ſie her lagen.

„Wirf mir die Jungen herunter,“ ſchrie der Borſtige und ſchaute wieder unverrückt nach dem Himmel. Eberhard ſtreckte die Hand nach den jungen Geiern aus, ſie ſchienen ihn faſſen zu wollen, da erwachte ein Unmuth in ihm, und er warf ſie einen nach dem andern hinab, es waren wieder fünf, zuletzt warf er auch noch die todten Singvögel hinab. Da rauſcht es in der Luft — „Duck dich!“ ſchallt's von unten herauf und paff! knallt es und ein dunkler Fittig ſenkt ſich auf Eberhard, er kann ſich nicht mehr halten, gleitet hinab in den Grund und liegt leblos bei den aufzuckenden Jungen und dem todten alten Geier. Ueber'm Kopfe Eberhards war dieſer erſchoſſen worden.

Der Wilderer — denn ſo dürfen wir ihn jetzt nennen, nachdem wir ihn mit ſeiner Flinte hanthieren geſehen — der Wilderer betrachtete mit düſterm Blick den Knaben und den unweit von ihm liegenden Geier. Eben ſtand die Sonne auf dem Berggipfel im Verſinken und das Antlitz des Wilderers war wie eine helle Flamme.

„Zum Teufel auch,“ ſagte er, „iſt mir der Schuß gelungen! Wär's auch ſo gegangen, wenn ich's feſt gewollt hätte? Der Junge iſt wie verzaubert, wie wenn er einen überirdiſchen Schutzgeiſt hätte. Wenn er einen Schutzgeiſt hat, ſo mag er ihn auch heimbringen, ha, ha!“ lachte er wild auf und es fröſtelte ihn doch.

Er hob das gewaltige Thier mit den ausgeſpannten bluttriefenden Federn auf und als ſich Eberhard jetzt regte, machte er ſich raſch davon und ließ ihn bei den ſterbenden jungen Geiern liegen.

In der Nacht ſchauerten die Vögel in ihren Neſtern auf, denn ein Knabe ſchritt durch den Wald und ſang:

Nun bieg dich, Baum! nun bieg dich, Aſt!
Mein Kind hat weder Ruh noch Raſt,
Nun bieg dich, Laub! nun bieg dich, Gras!
Laßt euch zu Herzen gehen Das.

IV.

Die Gipfel der Tannen erglänzten im erſten Frühroth und die Sonne ſtieg mählig herauf hinter dem Berg, denn ihr Aufſteigen erſcheint unſerm Auge viel ſachter und langſamer als ihr Untergehen. Die Eulen krächzen zum letztenmal in ihren verborgenen Horſten, die hellen Kehlen der Vögel auf den Bäumen zwitſchern wie im Traum, die Sonne ſteigt höher herauf und haucht zitternde Flammenwangen auf die Stämme der Bäume, und es iſt ſo ſtill im kühlen Waldesgrund, als wandelte ein Geiſt durch den heiligen Raum, die Bäume ſchauern in ſich zuſammen und erzittern leiſe und die Vögel halten den Athem an — da plötzlich erſchallt die Stimme eines Hänflings jauchzend laut, andere klingen darein, ein fröhlich Liederſchmettern durchſchallt den Wald . . . der Tag iſt erwacht. Die Thautropfen ſchimmern ſiebenfarbig an den Gräſern und die Käfer kriechen die Halme hinan und laſſen ihre ſchimmernden Decken im Sonnenſchein erglänzen, die Schmetterlinge kommen geflogen und grüßen manches friſche Blümlein, das über Nacht aufgebrochen, und das Blümlein dreht und neigt ſich im leiſen Windhauch um und um, grüßt die Schweſtern weit und breit und ſendet ſeinen Duft in die offene Welt.

Unter den ſchönen Tannen im Mooſe, nahe an einem blühenden Erdbeerenſchlag, liegt ein Knabe, die linke Hand unter dem Haupte und ſchlummert. Es iſt Eberhard. Der Hund ſitzt neben ihm, die Augen unverwandt auf den Knaben gerichtet; er ſchnappt nicht mehr nach den Fliegen, er ſchüttelt ſie nur ſtill ab, gleich als fürchte er, durch ſein Schnappen den Knaben zu wecken. Die Sonne küßte dem Knaben die Wangen röther, er aber ſchlief ruhig fort, als wäre ringsum dunkle Nacht; nur Einmal ſeufzte er auf, legte ſich auf die Seite und ſchlief weiter. Da trat ein Mann aus den Bäumen, der Hund ſprang ihm wedelnd entgegen, aber der Mann, es war Gottfried, wehrte den Hund von ſich und betrachtete eine geraume Weile den ſchlafenden Knaben; endlich beugte er ſich zu ihm nieder und rief ihm Kukuk! in's Ohr. Eberhard erwachte, blinzelte und rieb ſich verwundert die Augen; er wußte nicht, wo er war und ſchaute ſich lautlos um. Auf die Frage, wie er hieher gekommen ſei, antwortet er nicht mehr mit einem Scherze, ſondern weinte nach ſeiner Mutter.

„Ich habe geſtern noch auf dem Heimweg mit deiner Mutter geſprochen,“ ſagte Gottfried, „wir haben ausgemacht, wenn dir's recht iſt, ſollſt du Schulmeiſter werden. Das Jägerleben iſt deiner Familie gefährlich und du biſt das einzige Kind. Willſt du?“

„Ja, ja, Alles, was Ihr und meine Mutter wollet, ich will gewiß fleißig ſein, jetzt aber will ich ſchnell heim.“ Und mit dem Hunde vorauf ſprang Eberhard durch den friſchen Morgen. Er fürchtete ſich, daß ihn Gottfried nach der vergangenen Nacht fragen könne, und ihm ſelber kam Alles wie ein ſchwerer, düſterer Traum vor. Wie jauchzte er auf, als er ſein väterliches Haus ſah, der Hund war ſchneller dort geweſen, als er, kam aber jetzt langſam wieder zurück. Eberhard rief von ferne ſeine Mutter, ſie erſchien aber nicht. Er fand das Haus von allen Seiten verſchloſſen. Gewiß war ſeine Mutter ſchon früh ausgegangen, ihn zu ſuchen, vielleicht war ſie die ganze Nacht im Wald umher geirrt. Jetzt empfand er ſelber tief im Herzen, wie weh es thut, wenn man auf ein Liebes harrt und wartet und Stunde auf Stunde verrinnt und Niemand kommt. Es kam aber doch Jemand, es war der Wilderer, der mit ſpähendem Blick aus einem Buſche trat. Eberhard ſchrie auf, als ſollte er gemordet werden. Der Wilderer aber ſagte:

„Sei ſtill. Ich hab' dir 'was Schönes gebracht. Du haſt dir ein Eichhörnchen gewünſcht; das iſt viel, viel ſchöner, da haſt du einen jungen Fuchs, den ich für dich aus ſeiner Schluft geholt habe. Du mußt aber auch verſprechen, daß du nichts von dem erzählſt, was wir mit einander gehabt haben.“

Der Wilderer hatte einen jungen Fuchs aus einem groben Tuch genommen, band ihm eine Kette um den Hals, befeſtigte dieſe an der Hundehütte und verſchwand ſo ſchnell wie er gekommen war.

Endlich erſchien die Mutter, ſie umhalste ihr verlorenes Kind mit ſtummem Schluchzen und ſtrich ihm immer mit der Hand über das Antlitz, um auch gewiß zu ſein, daß es wirklich noch lebe.

Eberhard erzählte nichts von allen ſeinen Begegniſſen und für dieſe Untreue mußte er ſchwer büßen.

Als die Mutter den Fuchs ſah, wollte ſie ihn losbinden und in den Wald laufen laſſen, aber ſie fürchtete ſich doch, ihn anzurühren, und ſo blieb der Fuchs, den Eberhard, nach ſeiner Ausſage, von einem Mann im Wald erhalten hatte.

Jetzt verlebte Eberhard wieder friedliche Tage, aber er durfte noch nicht weniger in den Wald und wie mit unwiderſtehlichem Zauber zog es ihn doch dahin.

Von den ſtill ſchönen Tagen im Leben hat man weit ſeltener eine Erinnerung, und wenn man ſich ihrer erinnert, weiß man doch weit weniger von ihnen zu erzählen, als von denen, da es hoch her ging.

Und doch ſind jene Tage meiſt gerade die ſeligſten!

Wie herrlich waren die Stunden und Tage, die

Eberhard auf der Anhöhe hinter dem Hauſe, in den Kornfeldern verlebte! Wie das immer auf- und abwogte, wie ein Strom! Solch ein Roggenfeld iſt auch ein majeſtätiſcher Wald mit gewaltigen Rieſenſtämmen. So meinten wenigſtens die Käfer, die dort umher ſtrichen und im raſchen Lauf oft inne haltend einen Stamm hinan kletterten.

Was man groß und was man klein nennt, kommt ja Alles nur darauf an, wie man's anſieht, und wenn man die ganze Welt betrachtet, iſt unſere Erde nur eine kleine Kugel und wir Menſchen winzige Geſchöpfe, die darauf herum kriechen.

So ſtand nun Eberhard oft zwiſchen den Furchen und betrachtete ſich dieſes kleine große Leben und dachte Unnennbares, Unendliches; oder er lag an einem Raine beobachtete die Thierchen, die ſich zwiſchen den kleinen Gräſern tummelten, oder er ſchaute hinauf nach dem blauen Himmel, wo am hellen Mittag ſchon der Mond ſtand und geduldig harrte, bis ſeine Zeit kam, da er ſelber etwas gilt und man nach ihm aufſchaut. Wie namenlos waren da die Empfindungen, die durch die Bruſt Eberhards zogen! Er dachte an Alles und wußte doch nicht was. — Und wenn er dann aufſtand, wie ſpannten ſich alle ſeine Muskeln in Frohmuth, wie jauchzte er laut auf oder war ſtill in ſich hinein vergnügt! Denn es liegt etwas geheimnißvoll Erquickendes in dem Ruhen auf der Erde, und tiefdeutig iſt die Sage der alten Griechen von dem Helden Antäus, der, vom Boden gehoben, ſchwach war, ſobald er die Erde berührte, wieder unüberwindlich ſtark ward.

Eines Tages lag Eberhard zwiſchen den Furchen und ſchaute mit offenen Augen träumend nach dem Himmel und hörte der Wachtel im nahen Waizenfelde zu die am Morgen und am Abend ihr Raurau-Picterwick erſchallen läßt und nur am Mittag ruht. Er ſtand auf und es war ihm ſo wohl und leicht zu Muthe, als ob er aus dem friſchen Wellenbade käme, und er ſang und jodelte frei in die Welt hinein. Da ſah er einen ſchön rothen Bluthänfling, der kaum erſt flügge geworden ſchien, in kurzen Sätzen auffliegen und ſich wiederum niederlaſſen; den wollte er nun haſchen und er ſprang ihm nach, von Buſch zu Buſch, aber kaum war er ihm nahe, ſo war der Vogel wieder auf und davon; dennoch ließ der Verfolger nicht ab, immer hinter drein zu jagen, bis ſie an eine mäßige Schlucht kamen, der Vogel flog hinüber und ſang von jenſeits den ſchönen Geſang, den ihn Niemand gelehrt. Eberhard hielt inne, denn er berechnete wohl, daß bis er den Hang hinab und den jenſeitigen wieder hinauf gekommen wäre, der Vogel einen zu großen Vorſprung hatte. Eberhard ſah vor ſich nieder, betrachtete ſeine Füße und verſuchte mit den Zehen mühſam Steinchen aufzuheben, er lachte in ſich hinein, ballte die Hand auf und zu, denn er dachte: „Wie wunderig ſind doch die Vogelfüße gemacht! hüpft der Vogel von Aſt zu Aſt und verfehlt nie den Zweig, ſtrauchelt nicht und fällt nicht; wie ſchnell kann er die Krallen auf- und zumachen und was für ein gutes Augenmaß muß er haben, daß er das Alles ſo ſchnell berechnen kann. Freilich — ſagte er faſt laut, den Kopf drehend —

haben ſie auch einen viel geſchickteren Hals als wir, daß ſie ihn ſo leicht drehen, und wir, wir müſſen das ganze Geſtell umwenden, wenn wir rückwärts ſehen wollen.“ — Aus allen derlei Betrachtungen heraus begann er im Weiterſchreiten zu ſingen.

Das will nicht viel heißen, wenn man dich an eine Stelle führt und dir ſagt: Jetzt hier, gieb Acht, wie's widerhallt. Das iſt ganz anders, wenn man ſo etwas von ſelber unverſehens entdeckt, wie jetzt der Eberhard. Er erſchrack faſt, als er ſeine Stimme aus dem Walde wieder hörte, langtönig und ſtark, aber der Schreck ward bald zur Freude und er ſchrie: „Juhu! Juhu ...“ hallte es wieder, tief, tief hinein. Und er rief auf's Neue: „Das kann doch kein Vogel, daß er dem ganzen Wald ſeine Stimme giebt — Stimme giebt ...“ ſchallte es durch den weiten Raum. Und er rief: „Gottfried!“ Der Name tönte fort und fort. Und jetzt rief er ſeinen eigenen Namen: „Eberhard!“ und es ſchallte wieder „Eberhard ...“ Der Knabe empfand ein ſeliges Entzücken, da er ſich ſo weit hinab und hinauf klingen und nennen hörte, und fröhlich rief er abermals: „Jetzt ihr Bäume, jetzt kennt ihr mich alle, wie man mich ruft — mich ruft ...“ antwortete es.

Mit einer namenloſen Seligkeit ſpielte Eberhard mit dem Echo, das er zuerſt geweckt hatte. Noch nie hatte ein Menſch vor ihm von hier aus die Bäume und die Berge ſprechen gelehrt.

Eberhard verſuchte es, von einer andern Stelle auch den Widerhall zu wecken, aber es klang nicht ſo rein und hell, wie von jenem Punkt, den er zuerſt ohne ſein Wiſſen und Willen gefunden hatte. Er kehrte zurück und rief noch zuletzt: „Lebt wohl! Lebt wohl...“ erwiderte es und er ſtieg hinab zum Hauſe der Mutter. Seine Bruſt war hoch geſchwellt, er hatte in einſamer Verborgenheit die Stimme der Natur vernommen, die uns tauſendfach verſtärkt antwortet, wenn wir ſie von der rechten Stelle aus grüßen.

Waren das nicht ſelige, freudeſproſſende Tage?

Im Hintergrund lauerte aber auch ſchon die Pein vom Menſchenſinn bereitet.

Eines Samſtag Mittags, als Eberhard in dem eine Stunde weit entlegenen Dorfe war, um Salz zu holen, kam der Vetter Gottfried vor dem Jägerhaus vorbei und ſprach eine Weile mit der Jägerwittwe, die eben Wäſche aufhing. Sie klagte, daß ſie mit ihrem Sohn nicht mehr in Frieden lebe, ſeitdem der Fuchs im Hauſe, ſie zittere immer vor Angſt, wenn der Knabe mit dem Thier ſpiele, es thue wohl bisher immer zahm, aber es könne doch einmal plötzlich ſeine wilden Tücken loslaſſen; ſie wiſſe daher gar nicht zu helfen.

„Das wird leicht ſein,“ ſagte der Vetter Gottfried, ging nach der Hundehütte, nahm das Gewehr von der Schulter, und ſchoß den Fuchs nieder. Gottfried verſpottete ſich ſelber über die leichte Jagd, entbälgte das Thier kunſtgerecht, und warf das Fleiſch, das der Hund nicht auffraß, in den nahen Teich. Er erhandelte ſich noch den Balg und ſteckte ihn in ſeine Jagdtaſche.

„Nun aber noch einen Handel,“ ſagte er, „ich habe keinen Schuß mehr bei mir und gehe nicht gern ſo ledig durch den Wald, es wäre gegen meine Art. Ich laſſe mein Gewehr da und nehme mir drin das von Eurem Mann, es iſt ja noch ein Schuß darin.“

Gottfried that wie er geſagt.

Zur ſelben Zeit als dieſes am Jägerhaus geſchah, lauerte der Wilderer dem aus dem Dorf heimkehrenden Eberhard auf. Er lag in einem tiefen Loch, wo man einen Baumſtumpf ausgegraben hatte und ſuchte weder ein Echo zu wecken, noch ſich das Leben der Thiere und das reiche Walten in der Natur klar zu machen. Menſchen, die ſchwere Sorgen, ſelbſtgemachte oder vom Schickſal auferlegte, in düſtern Gedanken in der Seele hegen, ſehen und hören nichts von Blumenpracht und Vogelſang um ſie her.

Der Wilderer hielt Bart und Mund feſt in der Fauſt und runzelte die Stirn.

Freilich erſcheint es ſeltſam, aber es iſt einmal ſo. Mit keckem weltverachtendem Uebermuth ſetzen oft Menſchen über die höchſten und ewigen Schutzwehren des Sittengeſetzes hinweg, und plötzlich ſtraucheln ſie über einen Stein, ſtehen wie gelähmt vor einer Hecke, ja oft ſind es nur eingebildete Fallen, in denen ſie ſich ſelbſt fangen. Wenn man aber genauer zuſieht, iſt das gar nicht ſo ſeltſam. Der Miſſethäter, der eine Todesſchuld auf ſich geladen, ſieht am hellen Tag und beim Lampenſchein Dinge, von denen ein anderer nichts merkt; das in der Seele bewahrte, durch keinen Laut verrathene Geheimniß macht ſich frei und ſchwirrt vor ſeinen Augen leibhaftig umher, es ſetzt ſich mit ihm nieder, wenn er Speiſe und Trank genießen will und wenn er die Augen ſchließt zu erlöſendem Schlaf, das geſchloſſene Auge ſieht es neu. Hin- und Herwälzen frommt nichts, es iſt da und da und ſchlüpft noch hinüber in den ſtillen Traum.

Seit der Spaniermichel wieder an den Ort ſeiner That zurückgekehrt war, wanderte er dort umher unſtät und flüchtig. Es half nichts, daß er ſich ſelbſt auslachte und verſpottete; es war ein Weſen in ihm, das nicht davon berührt wurde und zu allen Einreden lächelte, als ob ein fremder einfältiger Menſch ſie vorbrächte. Er hatte den kleinen Eberhard, den letzten Sproſſen der Jägerfamilie aus dem Weg ſchaffen wollen, und doch wollte er's nicht mehr gerodesweges, er hatte dem Zufall Spielraum gelaſſen, und dieſer hatte ihn betrogen. Jetzt waren alle ſeine Gedanken nur auf das Eine gerichtet, auf den von dem Todten zurückgelaſſenen Schuß. Wo er ging und ſtand und wie er ſich auch wendete, immer ſah er in der Luft, von Niemand gehalten, den Gewehrlauf auf ſich gerichtet.

„Es iſt Narrethei, was kann dir der Schuß?“ ſagte er ſich jetzt laut, „ſchäm' dich, biſt ein Kerl, bei dem der Teufel Lehrbub ſein könnte und fürchteſt dich vor einer todten Flinte am todten Hirſchgeweih. Komm, erſchoſſener Grünrock und drück' deine Flinte ſelber ab. Kannſt nicht, deine Hände ſind von Würmern gefreſſen. Ich fürchte deine Hinterlaſſenſchaft nicht.“ Er lachte laut auf und wollte von dannen gehen, aber er blieb doch wie feſtgebannt liegen und ſprach nach einer Weile wieder: „Sei's was es wolle, es läßt mir doch keine Ruhe und in Meiner Hand muß ich den Schuß haben, den der Todte geladen . . . ich will dir beweiſen, du einfältiger Spaniermichel, ob er für dich iſt.“

Eberhard kam ſingend daher. Der Wilderer vertrat ihm den Weg und ſchenkte ihm eine junge Amſel. Eberhard nahm den Vogel in die Hand und ließ ihn ſogleich fliegen, und wie er den Vogel dahin ziehen ließ, ließ er auch die Schmeichelworte verfliegen, die der Wilderer an ihn richtete. Der Wilderer wollte ihn ſchießen lehren, ſo gut als es keiner ſeines Alters weit und breit könne. Freilich trug Eberhard darnach großes Verlangen, aber er widerſtand dennoch. „Bring' mir nur das Gewehr deines Vaters in den kühlen Grund und du bekommſt, was du willſt,“ bat flehentlich der harte Mann, aber Eberhard ſprang davon und der Wilderer rief ihm nach: „Wenn's dich reut, kannſt du doch kommen, ich bin am Morgen da.“

„Aber ich komme nicht,“ ſagte Eberhard vor ſich hin und eilte heimwärts. Als er hier den Fuchs nicht mehr fand, tobte er wie raſend und beſtürmte ſeine Mutter mit Fragen und Bitten. Die Mutter gab ihm keine Antwort und verbot ihm, weiter zu fragen. Bei dem Umherſuchen fand Eberhard einige friſch verdeckte Blutſpuren, Grimm und Zorn erwachte in ihm und er ſchwor in ſich hinein, daß er ſich wieder einen Fuchs verſchaffe.

V.

Am andern Morgen, als die Mutter noch ſchlief, ſchlich Eberhard in die Stube, ſeine Hand zitterte, als er das Gewehr anfaßte, aber er biß die Lippen über einander und nahm es herab. Der Hund ſprang hoch vor Freude, als er ſeinen jungen Herrn ſo mit der Flinte bewaffnet ſah; die Beiden verſchwanden wieder im Wald, aber jetzt gemeinſam.

Ueberall war noch ganzer Thau, noch hatte ihn kein Fuß eines Thieres verſchüttet und die Sonne ihn nicht aufgeſogen. Eberhard kam in die junge Waldpflanzung, deren dichte Aeſte ſich ihm gleichſam in den Weg ſtellten, daß er nicht weiter gehen ſollte, aber er drang immer weiter. Da hörte er von ferne ein Lied, er verſteckte ſchnell das Gewehr, er erkannte die Stimme Gottfrieds, der ein Morgenlied ſang.

Eberhard ſtand mit gefalteten Händen, ſeine reine Seele kehrte in ihm wieder und er gelobte, ungeſehen wieder heim zu kehren und nie mehr ſolch heimlichen Frevel zu wagen.

Aber ſeine volle reine Seele war noch nicht wieder gekehrt, ſonſt hätte er ſich nicht geſcheut, zu dem guten Mann hinzutreten und ſein Fehl offen zu bekennen, ſtatt daß er ſich heimlich weg ſtehlen wollte. Und das, daß er ſich vor den Menſchen mehr fürchtete, als vor dem allüberall waltenden Gott, das brachte ihm ſchwere Pein.

Der Hund ſchlug an, Gottfried kam näher. Nach den erſten Aeußerungen der Verwunderung, daß er nun Eberhard zum Drittenmal ſo ſeltſamer Weiſe treffe, ſagte Gottfried: „Lauf jetzt nicht ſo allein im Wald herum, der Spaniermichel iſt wieder in der Gegend und dem iſt nicht zu trauen.“

„Wer iſt denn der Spaniermichel?“

„Komm mit da heraus, ich will dir's erzählen; Einmal mußt du's doch erfahren.“

Eberhard bangte, den Ort zu verlaſſen, denn er fürchtete, das Gewehr nicht mehr in dem Verſteck zu finden; aber es gelang ihm, unverſehens ein Tannenreis abzupflücken, ſolches auf den Boden zu werfen und ein vorher abgeriſſenes Zweiglein kreuzweis darüber zu legen; er kannte die Merkzeichen der Jäger.

Sie gingen nun hinaus in den ältern Wald, Gottfried ſetzte ſich auf einen Baumſtumpf, Eberhard auf einen daneben und der Erſtere erzählte:

„Der Spaniermichel und ſein Geſchlecht ſind ſchon ſeit alten Zeiten Feinde eures Geſchlechts; denn dein Vater, Großvater und Urgroßvater und noch weiter hinten waren hier immer Jäger, und die Spaniermichels waren von je her Wilderer. Man weiß nicht recht, woher die grimme Feindſchaft zwiſchen euch kommt, man erzählt Allerlei; die Einen ſo, die Andern anders, am wahrſcheinlichſten iſt, daß zwiſchen den Jägern und den Wilderern, wie du weißt, immer ein Krieg iſt. Es iſt, als ob die unbändigen Geiſter des Wildes, um deſſen Erlegung ſie ſich ſtreiten, in ſie ſelber gefahren wären. Dein Urgroßvater iſt von einem Spaniermichel erſchoſſen worden und dein Großvater hat wieder einen von ihnen in's Gras geſtreckt. Die Spaniermichels ſollen, wie man ſagt, von einem Soldaten abſtammen, der in alten Zeiten von dem ſpaniſchen Heer hier zurückgeblieben iſt, ſie haben heißes, jähes Blut. Deinen Vater hat, ſo gewiß als jetzt die

Sonne ſcheint, eine Kugel des Spaniermichels getroffen, der, aus dem Geſängniß entlaſſen, jetzt hier in den Wäldern herumſtreicht und ſein altes Handwerk aufnimmt. Du weißt, daß man ſelten die Gerichte gegen die Wilderer und dabei vorkommende Todesfälle anruft; es iſt das ſo ein altes Abkommen zwiſchen Jägern und Wilderern, und es käme auf dem andern Wege auch doch nicht viel heraus. Das haben wir jetzt geſehen. Der Spaniermichel, der jetzt irgendwo in einem von ſeinen Fuchslöchern ſteckt, iſt nach dem Tode deines Vaters gefänglich eingezogen worden, er hat ſich aber heraus gelogen. Wer weiß, was er im Sinn hat, Gutes gewiß nicht. Ich habe ſeine Tücke ſchon wieder erfahren. Mein Knecht hat ihn geſtern noch ſpät im Wald getroffen und heute Morgen finde ich in meinen ſchönſten Tannen ringsum den Baſt aufgeſchnitten und glühende Nägel eingeſchlagen, daß ſie verkommen müſſen. Der Spaniermichel weiß, daß ich die Tannen ſo lieb habe, und darum hat er ſie verdorben. Man möchte vor Zorn und Trauer blutige Thränen weinen, wenn man bedenkt, wie weit die Bosheit der Menſchen gehen kann, daß ſie ſich damit freuen, einem Andern ſeine Freude zu zerſtören.“

Nach einem ſchweren Seufzer fuhr Gottfried fort:

„Ja, daß ich's nicht vergeſſe, der Hund da iſt mitſchuldig an dem Tod deines Vaters. Siehſt du, wie er winſelt? Er merkt, was ich ſage. Das Gerücht, wie ſich die Sache zugetragen, rührt wahrſcheinlich vom Spaniermichel ſelber her, der es ausgeſprengt hat. Er hat den Hund auferzogen und hat ihn dann durch einen

Unterhändler an deinen Vater verkaufen laſſen. Wie ſie nun in Todfeindſchaft im Wald zuſammen treffen, ſpringt der Hund bald an dem Einen, bald an dem Andern hoch hinauf und weiß nicht mehr, welches ſein Herr iſt; beide locken und pfeifen, und wie dein Vater eben zornig lockt, brennt ihm der Spaniermichel die Kugel in die Bruſt. Ja, heul' nur Hund, es geht dir wie manchem Menſchenhund, der ſich ſelber verkauft hat und nicht mehr weiß, wo er hin gehört.“ — So ſchloß der Vetter Gottfried und ſtand auf.

Eberhard war es zu Muthe, als wären ihm alle Glieder zerſchlagen, er konnte ſich nicht aufrichten, die Thränen brannten ihm in den Augen und er konnte doch nicht weinen; er drückte die Augenlider zu, als müßte er in Schlaf verſinken und drin Ruhe finden vor dem Grauenhaften, was er erfahren hatte.

Gottfried reichte ihm die Hand zum Abſchied und ermahnte ihn abermals zur baldigen Umkehr.

Der Hund hatte ſeinen Kopf auf das Knie Eberhards gelegt, aber dieſer ſchob ihn weg und richtete ſich endlich ſtraff auf, eilte in den jungen Wald, um das Gewehr zu holen; er fand es bei den Zeichen, doch indem er es jetzt genau betrachtete, ſchien es ihm ein fremdes. Sollte Jemand da geweſen ſein und es vertauſcht haben? — Indem er ſo in Gedanken daſtand, kam der Wilderer aus dem Dickicht.

„Biſt du der Spaniermichel?“ ſchrie Eberhard, das Gewehr aufhebend und den Hahn zurücknackend.

„Ja,“ lautete die Antwort.

„Haſt du meinen Vater erſchoſſen?“

„Ja, aber halt, du haſt ja kein Pulver auf der Pfann', gieb her," er entriß Eberhard die Flinte, und ſagte dann höhniſch: „So, jetzt ſchieß." Er nahm den Knaben auf den Arm, hielt ihm, als er ſchreien wollte, den Mund zu und rannte durch den Wald hinab in den kühlen Grund, in eine tiefe Schlucht mit überhängenden Felſen; dort legte er den Knaben ab und ſagte: „Jetzt will ich dir zeigen, ob dein Vater, der da drüben fault, den Schuß für mich hinterlaſſen hat. Bet'." Eberhard wollte ſich aufrichten, da ſprang der Hund auf ihn zu und deckte ihn mit ſeinem Leibe und klammerte ſich feſt an ihn. „Biſt du auch wieder da?" knirſchte der Spaniermichel, faßte den Hund am Genick, ſtieß ihm den Dolch in den Hals und ſchleuderte das im Tode zappelnde Thier hoch hinauf und wieder hinab in den Felſengrund.

Er drückte ab, aber das Pulver brannte ihm von der Pfanne. Fluchend und wetternd ſchüttete er abermals auf und Eberhard ſchrie jämmerlich . . .

Da krachte ein Schuß von oben, der Spaniermichel taumelte und ſchrie noch im Umſtürzen: „Das iſt des Todten Schuß!"

Er hatte ihn erkannt, denn der Gottfried ſtand oben mit der Flinte, die er von der Jägerwittwe geborgt hatte; er hatte ſchnell geſehen, was hier vorging, und der hölliſchen Pein raſch ein Ende gemacht.

Langſam verzog ſich der Rauch an den feuchten Felſen und Bäumen und in langſamen Zuckungen verſchied der Spaniermichel. Eine Menge friſch geſchmiedeter Nägel, die ihm aus der Taſche gefallen waren, lagen zerſtreut um ihn her; ſie waren ganz genau wie jene in den ſchönen Tannen. — —

Mit dem Spaniermichel hat die grauſige Vererbung des Mordes ſich geendet. Möchte er auch das letzte der Opfer ſein, durch welche die Habſucht und Rachgier der Menſchen die Heiligkeit des Waldes entweiht!

VI.

Und Eberhard? Er wurde ohnmächtig nach Hauſe gebracht, er lag Tag und Nacht im Fieber, aus dem er aber geſund ſich wieder erhob.

Als er heran gewachſen war, wurde er in die Lehrerpflanzſchule aufgenommen, ſeine aus der Kindheit ſtammende Liebe zur Natur ließ ihn die Wiſſenſchaft derſelben zu ſeinem beſondern Studium machen; hier lernte er auch Manches verſtehen, was ihm früher unklar geweſen und manchen Irrthum berichtigen, den er ehedem ohne Führer und Unterricht für unumſtößliche Wahrheit gehalten.

Bei dem Studium war Eberhard Eines ganz ſonderbar; er erkannte viele Vögel aus der Heimath nicht wieder, obgleich ſie in den Sammlungen ſorgſam ausgeſtopft und in den Büchern genau abgezeichnet, nach ihrem innern Bau und nach ihrer äußern Erſcheinung beſchrieben waren; denn Eines fehlte, was bei dem Vogel doch die Hauptſache iſt, der Geſang. Eberhard verſuchte es, zur Vervollſtändigung den Geſang der Vögel mit Buchſtaben und Muſiknoten zu verzeichnen; aber er gab das Vorhaben bald wieder auf.

Juſt Alles läßt ſich nicht auf dem Papier aufzeichnen und aus den Büchern lernen, und das hat auch ſein Gutes.

Als Eberhard ſeine Lehrzeit beendet hatte, ſchloß er ſich einer naturwiſſenſchaftlichen Entdeckungsreiſe nach Afrika an. Von Jugend auf an Selbſtändigkeit und wildes Treiben gewöhnt, beſteht er die Mühſeligkeiten dieſes Lebens leichter als manche Andere. Bereits hat er mehrere neue Vogelarten entdeckt und manche Seltenheit in die Heimath geſendet.

Eberhards Name wird jetzt von vielen Menſchen mit Ehren genannt. Wer weiß, ob es ihm ſo viel Freude macht wie damals, als das einſame Echo im Walde ihm ſeinen Namen rief?

Da er ſo weit weg iſt, kann er ſich nicht dagegen wehren, wenn man einſtweilen ſeine Jugendgeſchichte erzählt. Vielleicht berichtet er einmal ſelber, wie es in Afrika hergeht und ob es dort auch ſo grauſame Wilderer giebt.

Wo der Spaniermichel gefallen, ſteht noch das ſteinerne Kreuz, wenn auch halb eingeſunken, und die wilden Roſen blühen um das mooſige Geſtein.

Zur Kunſt und Literatur.

I.

Drei Stationen des Schiller-Goethe-Denkmals.

1. Das Modell.

(Januar 1857.)

Schiller und Goethe!

Keine andere Nation hat das Glück, zwei ihrer größten Geiſter im Gebiete dichteriſchen Geſtaltens ſo in Eins faſſen zu können und in ihrem Gedenken das Leben auf der reinen Höhe der Verklärung und zugleich die geſchichtliche Verkörperung höchſter Männerfreundſchaft in ihnen zu nennen. Durch die Doppelſtatue Ernſt **Rietſchels**, die jetzt im Gypsmodell ausgeſtellt iſt, gelangt jene unzertrennliche Verbindung im Wort und in der Erinnerung plaſtiſch ſchaubar zum vollendeten Ausdruck.

Meiſter Rietſchel hatte das ſeltene Glück, die maßgebenden Geiſter deutſcher Nation, in denen ſich Alles ungetrennt geeint fühlt, neu zu verlebendigen und ihre Geſtalt derart feſtzuhalten, daß ſie nicht mehr anders gedacht werden kann. Wenn man ſich denken wollte, daß nach ihm noch ein Künſtler käme, der dieſe Geſtalten neu umſchüfe, ſo würde es ihm nicht möglich ſein, das jetzt gefeſtigte Erinnerungsbild zu verdrängen. Wie Rietſchels Standbilder äußerlich eine Stelle einnehmen, die nicht mehr anders beſetzt werden kann — in Braunſchweig, in Weimar — ſo werden ſie auch in der innern Vorſtellung aller Deutſchen einen unverrückbaren Platz einnehmen. Rietſchel hat durch Vereinigung hiſtoriſcher Treue und künſtleriſcher Stiliſirung eine Typik feſtgeſtellt, an der nicht mehr geändert werden kann.

Rietſchel hat das Standbild Leſſings geſchaffen, daß wir die leichtbewegliche und mannhafte Grazie des Denkerdichters unmittelbar erſchauen, und ſo hat er nun dieſe beiden Heroen gefaßt, deren Geiſt tauſendfältig beſtimmend das ganze Nationalleben bewegt. Kann man das aber Glück nennen? Es iſt eine nothwendige, allgemein geſchichtliche Thatſache, die eben dadurch im Einzelnen ihren prägnanten Vertreter findet, der, ſo zu ſagen, die Concentration der zerſtreuten allgemeinen Betrachtnahme iſt. Der Einzelne, der ein Werk ſchafft, in welchem ſich ein allgemeines Streben oder Bewußtſein erlöst, d. h. als zur Thatſache geworden erkennt, dieſer Einzelne iſt wohl er ſelbſt, eingeſchloſſen in eine Individualität, aber er iſt auch wiederum nur der Ausdruck des Geſammtwollens: denn wer das Dargeſtellte ſeinem inneren Sinn entſprechend findet, hat eben damit ein Gleiches erſtrebt, wenn er auch nicht entfernt befähigt war, ja keine Ahnung davon hatte, daß es ſich in dieſer Ausdrucksform erlöſen ließe. Wie wir aus fremdem Mund ein Wort gewinnen, das wir nicht ſelbſt geſchaffen, und das doch unſer Innerſtes ausſpricht, ſo iſt es auch mit einer Geſtaltung. Der aber, der mit ſeinem Wort im weiteſten Sinn den Zauberbann gelöst, iſt und bleibt dennoch der Meiſter. Die ſtatuariſche Feſtſtellung unſerer beiden großen Dichter iſt eine geſchichtliche Nothwendigkeit, die der Geſammtwille der Nation innerlich zu vollziehen trachten mußte. Dieſer Nothwendigkeit ſteht die Freiheit entgegen, die ſich den Mann und ſeine Kraft erkürt und ihn damit betraut und auszeichnet, daß er mit perſönlicher Genialität individuell frei geſtaltend die allgemeine Nothwendigkeit lebendig und äußerlich vollziehe.

In unſern Tagen, unmittelbar nach Vorübergang der großen Geiſtesepoche, iſt die Literaturgeſchichte nothwendig und natürlich erſt zu einer Wiſſenſchaft geworden. Erſt wenn die Ernte eingeheimst iſt, kann Alles richtig bemeſſen und gebucht werden, und ſo hat die Literaturgeſchichte jetzt ihre Vertreter wie zu keiner andern Zeit vorher. Es ſoll aber damit keineswegs geſagt ſein, daß, wie manche Buchführer des geiſtigen Erträgniſſes meinen, jetzt eine lange, vielleicht ewige Brache auf dieſem Feld eintrete. Es giebt keine Offenbarung des Geiſtes, keine Ernte einer noch ſo erträgnißreichen Periode, die für alle Zeiten ausreicht. Und ſchon im Herbſte ſteht draußen die Ausſaat für eine kommende Ernte.

Wie nun in nothwendigem Gang heute die Literaturgeſchichte zu ſolcher Meiſterſchaft gelangt, ſo iſt es natürlich, daß auch äußerlich in der Schaubarkeit das allgemeine Nationalbewußtſein die Geiſtesheroen ſich feſt hinſtelle, und Ernſt Rietſchel hatte die innere und äußere Sendung, ſie in lebendiger Geſtalt feſtzuhalten.

Die Geſchichtſchreibung überhaupt und die Literaturgeſchichte insbeſondere bleibt allzeit flüſſig. Das Wort iſt das ewig Bewegliche. Es können ſich immer neue Thatſachen ergeben, neue Betrachtnahmen aufthun, die das in der Schrift gegebene Bild in einzelnen Zügen verändern oder anders beleuchten. Das reine Kunſtwerk aber, und namentlich das plaſtiſche, iſt nicht mehr flüſſig, die Geſtalten der Kunſt ſtehen unwandelbar feſt, und ſie kann dieſe Feſtſtellung wagen, da es ihr nicht auf das Einzelne, ſondern auf das Geſammte ankommt, an dem nicht mehr gerüttelt werden kann.

Wie für die literaturgeſchichtliche Feſtſtellung unſerer großen poetiſchen Periode, ſo iſt auch für die Plaſtik gerade unſere Gegenwart am geeignetſten. Sie ſteht noch nahe genug der Zeit, da das Geſchilderte und zum Bildwerk Geſchaffene pulſirendes Leben war, und doch wiederum fern genug, um es in allgemeiner künſtleriſcher Ueberſchau zu betrachten, jene Bewegungen, man könnte ſagen jene Drücke und Brüche in der Gewandung, die das unmittelbare Leben hervorbringt, zu kennen, und ſie doch nicht nach der bloßen Wirklichkeit, ſondern in ſtiliſirter Erhöhung zu geben. Gerade die Geſchichte der nächſten Vergangenheit iſt das ergiebigſte Feld, nicht nur für die reine Geſchichtſchreibung, ſondern auch für Objecte der Kunſtſchöpfung. Die Dichtkunſt und die bildende Kunſt kommen in Auffaſſung der Gegenwart nur ſchwer über das Genre hinaus — ſie können die Gegenwart nicht lebensgroß, wie viel weniger über Lebensgröße hinaus auffaſſen — ſie können noch nicht beſtimmen und noch nicht wiſſen, was ſich als allgemeine Signatur einer Periode herausſtellen wird. In der unmittelbaren Vergangenheit aber zeigt ſich das: hier iſt die Hiſtorie und die hiſtoriſche Kunſt möglich und nothwendig.

Man hat die Denkmalſucht unſerer Zeit vielfach verſpottet, und die Grimaſſen, die ſich auch hier zeigten, ſind nicht zu läugnen; dennoch muß auch hervorgehoben werden, daß eben in dem allgemeinen Verlangen nach Denkmalen und in der unverkennbaren Begeiſterung für dieſelben ein erfreulicher hiſtoriſcher Zug liegt. Diejenigen, die nur eine Vergangenheit anerkennen, treffen hier mit denen zuſammen, die mit Anerkennung des Hiſtoriſchen eben auch die hiſtoriſche Berechtigung der Gegenwart heiſchen, welcher eben ſo gut das Recht und die Pflicht zuſteht, das Leben, Denken und Empfinden nach Gehalt und Geſtalt aus ſich zu erneuern.

Es iſt im privaten Leben ein eigenthümlicher Zug, daß dann, wenn einem lieben Verſtorbenen das Grabdenkmal geſetzt iſt, eine gewiſſe Beſänftigung des Schmerzes eintritt; und zwar nicht nur, weil man äußerlich noch etwas für den im Herzen Fortlebenden gethan, ſondern auch weil, indem das Geweſene zu einer erhärteten Thatſache, gleichſam zu Stein geworden, Druck und Belaſtung von der Seele genommen iſt, die nun den Verpflichtungen des Daſeins theilweiſe befreiter entgegen geht. Aehnlich kann man ſagen, verhält es ſich auch im Nationalbewußtſein. Die Trauer, daß auch die, die ſo Unſterbliches geſchaffen, dem Tode erliegen mußten, iſt als Schmerz vorüber, und es iſt eben jetzt die Zeit, ſich an der Aufſtellung ihrer Bildniſſe mit reiner andächtiger Freude zu erquicken. Es ſind noch Menſchen unter uns — und ſie können vor dem Nationalgeiſt im Ganzen wie Einzelerinnerungen eines Individuums betrachtet werden — die ſich der Dahingegangenen als Lebender erinnern, aber ſie ſterben immer mehr aus, wie im Fortſchritte des Lebens die Einzelerinnerungen des Individuums. Und ſo iſt es ein inneres Genügen des Nationalgeiſtes, dieſe Züge lebendig feſtzuhalten, dem Leben nahe und doch durch die Verklärung der Erinnerung — die der Anſchauung der Kunſt entſprechend iſt — wiederum über das Leben erhoben. So möchte man noch hinzuſetzen, daß durch die Denkmale jene verehrten Männer die plaſtiſche Ruhe erlangt haben, auch für den Erinnernden. Wie ihr Denken in unſerer Seele ſteht, ohne daß wir uns deſſen immer klar bewußt ſind, ſo ſehen wir ihr Bild vor uns, wenn wir über den Markt des Lebens gehen; wir ſchauen nicht immer darauf, aber die Erinnerung iſt auch in uns zu einer wohlthätigen plaſtiſchen Ruhe gelangt.

Und nun ſtehen die Heroen über Lebensgröße vor uns. Von Angeſicht zu Angeſicht ſtehen wir ihnen gegenüber, wir auf dem Boden des Lebens, ſie auf das Poſtament geſchichtlicher Verehrung geſtellt, in ruhiger plaſtiſcher Verklärung und Erhöhung durch die Kunſt; ſie ſtehen mit uns in der Luft, die wir athmen, und doch in einer höheren Schicht. Sie ſind Leben, aber jenes zur ewigen Ruhe gekommene, unzerſtörbare und unwandelbare.

Welch eine Arbeit war dem Bildner auferlegt, alles Das, und noch dazu tauſendfältig mehr vor uns darzuſtellen und in uns zu erwecken! — Weil nach der obigen Andeutung das allgemeine Wollen und Erinnern der geſammten Nation ſeinen Ruf in die Werkſtätte des Künſtlers ergehen ließ, weil wir den Künſtler als Den betrachten, der dieſe Sendung erfüllte, ſei es uns geſtattet, vorerſt zuſchauend bei ſeinem Schaffen zu verweilen.

Da ſind zuerſt die kleinen Modelle, etwas über einen Schuh hoch; es ſind deren vier oder fünf, welche die beiden Dichter in Eins gefaßt darſtellen. Hand- und Fußbewegung, Stellung und Haltung des Körpers ſind verſchieden, wenn ſie auch immer nur ein und daſſelbe Motiv wiedergeben. Es war nicht leicht, das in ſich Gehaltene, Stillbewegte in Gliedmaßen, in Rumpf und Kopf darzuſtellen; einerſeits die Einförmigkeit zu vermeiden, andererſeits jede Unruhe, jedes Ausgreifen fern zu halten. Wie tief bewegt war der Künſtler, bis er die letzte entſcheidende Haltung und Stellung gewann! Und er fand ſie im kleinen Modell noch immer nicht.[1] Nun wurden die Modelle in Drittheil Lebensgröße und in nackter Geſtalt ausgeführt, und endlich ging es an Ausführung der Coloſſalſtatuen, wiederum zuerſt in nackter Geſtalt. Es läßt ſich nicht ſagen, mit welchem brennenden Eifer der Künſtler an der auch materiell ſo mühſamen Aufgabe (die Figuren ſind zwölf Schuh hoch) arbeitete. Die Körper mußten natürlich jeder einzeln für ſich ausgeführt werden, und bei der Zuſammenſtellung zeigte ſich bald dieſe bald jene Unzuträglichkeit. Mit einer wahrhaft verehrungswürdigen Unverdroſſenheit ging Rietſchel immer wieder von Neuem an's Werk; denn jede Veränderung in Bewegung oder Haltung mußte immer nicht nur die Einzelgeſtalt, ſondern die ganze Gruppe zuſammenbrechen machen. Er baute ſie nochmals auf, und ſchließlich ging es an die Gewandung; aber auch hier mußte bei jeder weſentlichen Aenderung wieder Alles eingeriſſen werden. Es mochte dem Künſtler oft ſchwindeln vor dieſer ungeheuren Aufgabe, aber mit unabläſſiger Treue folgte er den Bedingungen ſeines Berufs und der nur Einmal vorhandenen großen Aufgabe, die ihm die ganze Nation geſtellt. Es giebt keinen äußern Lohn, der dieſes Mühen, dieſe inbrünſtige Hingebung bezahlen könnte; nur der unvergängliche Dank der geſammten Nation kann der Ehrenpreis ſein. Und welch ein Mühen war noch die Einzelausführung! Bald hoch oben auf dem Gerüſte, bald wieder auf dem Boden einige Schritte entfernt zur Ueberſchau, bis endlich und endlich das Werk in ſeiner Vollendung daſtand.

---

[1] Vor Jahren hat unſer gemeinſchaftlicher Freund Eduard Devrient mit ſeinem Collegen, dem Schauſpieler Emil Walter, dem Künſtler (der Goethe noch perſönlich kannte) dadurch eine neue Lebensanſchauung vermittelt, daß Devrient mit ſeiner ſchlanken hagern Geſtalt in der Schillerkleidung, und der breitbruſtige Walter im Gewande Goethe's auf einem Poſtamente dem Bildner verſchiedene Stellungen nach ſeinem Motive vormachten. Es war dieß nicht maßgebend für die Faſſung, bot aber doch dem Bildner mancherlei lebendige Fingerzeige für ſeine Aufgabe.

Nun aber auch welche Vollendung! — Die beiden Dichter ſind im Anfang unſeres Jahrhunderts aufgefaßt; Schiller in den vierziger, Goethe in den fünfziger

Jahren; Schiller ſchreitend, in der ganzen Haltung voll innerer Bewegung, ohne daß dieſe eine äußerlich unruhige wäre, Goethe in joviſcher Ruhe. Schiller hält in der Linken eine Rolle, mit der Rechten faßt er nach dem Lorbeerkranz, den Goethe ebenfalls in der Rechten hält, während ſeine Linke auf der Schulter des Freundes ruht.

Darf ich mir den Vergleich erlauben, daß Schiller als der menſchgewordene Adler, Goethe als der menſchgewordene Löwe erſcheint? Ich kann nur damit ausdrücken wollen, daß Jeder in ſeiner eigenthümlichen Größe ſich darbietet, ohne den Andern zu drücken, wie ſie das auch im Leben bewährten. Wer kann ſagen, ob der Adler oder der Löwe majeſtätiſcher iſt? Hat nicht jeder in ſeinem Reich die ihm zukommende Majeſtät?

Schon in der Dichtkunſt, der die allſeitigſte Motivirung geſtattet iſt — durch Nebenfiguren ſowohl als durch eine fortlaufende Entwicklungsreihe — ſchon da iſt es ſchwer, zwei Helden in gleichem Licht erſcheinen zu laſſen und zu verhüten, daß der eine nicht zur Folie des andern werde. Schließlich muß jedoch Einer herrſchend bleiben, in jenem Sinne, in welchem man von dem Helden einer Dichtung ſpricht. Die Wagſchale der Bedeutung oder des ideellen Rechtes, die lange ſchwankte, muß ſich für Einen neigen. Auch in der bildenden Kunſt iſt das Licht auf eine Hauptfigur geſpannt. Das war es nun, was von vornherein die Möglichkeit bezweifeln ließ, daß ſich ein Doppelmonument darſtellen laſſe, in dem jeder Einzelne monumental ſelbſtherrlich bleibt. Man konnte ſich denken, daß Jeder für ſich auf eigenem Poſtamente die Vollkraft ſeiner Bedeutung bewahrte, nicht aber, daß es möglich ſei, Beide in Eins zu geſtalten, ohne den Einen, wie man ſagt, durch den Andern zu drücken, und ohne einen bloßen Act daraus zu machen. Die Thatſache iſt die beſte Antwort, die alle Vorerörterung nun als müſſig erſcheinen läßt.

Der Künſtler hat, parallel der unvergleichlichen Erſcheinung zweier gleich gewaltigen, gleich hohen und in Freundſchaft vereinigten Geiſter, dieſelben in gleicher Macht dargeſtellt, und doch Jeden unverkennbar in ſeiner Eigenthümlichkeit. Schiller hat den Adlerblick nach oben gekehrt; Alles an ihm iſt frei, der bloße Hals, der ſchreitende Fuß, das lockere Gewand, Alles zeigt die innere Erregtheit; Goethe in ſicherer, weltbeherrſchender Ruhe gradaus blickend; Alles feſt und beſtimmt, das joviſche Haupt durch die Macht ſeines feſten Ausdrucks lebendig charakteriſirt; Schiller mit leiſe geöffnetem Mund, Goethe mit ruhig geſchloſſenen Lippen. Die Durchbildung der beiden Figuren, die jedem Einzelnen von Kopf bis Fuß einen beſtimmten Ausdruck giebt und Alles in ſich harmoniſirt, iſt der unverkennbare Charakter dieſes Kunſtwerkes, der ſich gleich beim erſten Anblick ausſpricht. Schiller zieht durch Bewegung mehr an, Goethe hält durch Ruhe mehr feſt, wie ſich das auch in ihrem allſeitigen Weſen kundgiebt, ohne daß die Charakterweſenheit des Einen die des Andern beeinträchtigt. Sie ſtellen beide die Hoheit menſchlicher und deutſch-nationaler Geiſtesmacht bar, die das Leben durchdringt. In ſolchem ſubſtanziellen Sein und Erkennen hört alle Spaltung in Subjectivitäten und alles Eifern zwiſchen denſelben auf. Wie die Männer im Leben auf dem einen Urgrunde reinen Schaffens ſtehen, ſo ſtehen ſie auch vom bildenden Künſtler neugeſchaffen auf Einem Poſtament da.[1]

---

[1] In der viel zu wenig bekannten und doch ſo tief klärenden Abhandlung: „Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung," hat Schiller ſowohl im Anfang als auch ſpäter, wo er geradezu den realiſtiſchen und den idealiſtiſchen Dichter charakteriſirt, weſentliche Züge aus ſeiner eigenen Anſchauungs- und Dichtungsweiſe und aus der ſeines Freundes entnommen. Natürlich in der Art, wie eine philoſophiſche Abhandlung zuläßt, die allgemeine Begriffe und Kategorien geben muß, während im concreten Leben die eine Seite des Seins mit der andern in ein und demſelben Individuum ſich miſcht. Ich will hier nur einige Sätze herausheben, die eben jetzt, wo beide Dichter vereint ſich darſtellen, zur Beherzigung dienen mögen, um den reinen Genuß an beiden zu vermitteln.

„Der Dichter iſt entweder Natur oder er wird ſie ſuchen," betont Schiller wiederholt (Ausgabe von 1844, Bd. X. S. 299). „Die Dichter ſind überall, ſchon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur. Wo ſie dieſes nicht ganz mehr ſein können, und ſchon in ſich ſelbſt den zerſtörenden Einfluß willkürlicher und künſtlicher Formen erfahren oder doch mit demſelben zu kämpfen gehabt haben, da werden ſie als die Zeugen und als die Rächer der Natur auftreten. Sie werden alſo entweder Natur ſein, oder ſie werden die verlorene ſuchen. Daraus entſpringen zwei ganz verſchiedene Dichtungsweiſen, durch welche das ganze Gebiet der Poeſie erſchöpft und ausgemeſſen wird." Und wie er dann ſchließlich auf den Realiſten und Idealiſten hinausgeht (Seite 304): „Dieß ſind auch die zwei einzig möglichen Arten, wie ſich überhaupt der poetiſche Genius äußern kann. Sie ſind, wie man ſieht, äußerſt von einander verſchieden; aber es gibt einen höheren Begriff, der ſie beide unter ſich

Und die Gewandung? Auch die Erörterung über Zuläſſigkeit oder Unzuläſſigkeit des modernen Gewandes iſt nunmehr müßig. Nach dem Vorgange von Schadow und Rauch hat Rietſchel dieſen Streit thatſächlich erledigt, ſchon durch ſeinen Leſſing, und jetzt doppelt und dreifach durch ſeine Schiller-Goethe-Gruppe. Schiller trägt den langen Rock, die zweiklappige Weſte mit hervorquellendem Jabot, kurze Beinkleider, Strümpfe und Schnallenſchuhe; Goethe die geſchmeidige Halsbinde, den breitſchoßigen Frack (ähnlich dem bei der Leſſingſtatue), die Battenweſte — aber ganz ohne alle Verzierung — mit Jabot; Strümpfe und Schnallenſchuhe. Wie geſagt, nachdem Rietſchel in ſo vollendeter Weiſe gezeigt hat, wie ſich das moderne Gewand plaſtiſch behandeln läßt, kann jede Streitfrage über deſſen Anwendung als erledigt betrachtet werden. Wir ſehen wirkliches Leben vor uns und doch erhöht und erhoben in die reine Kunſtgeſtalt.

Und der Kranz, den beide Dichter halten und faſſen? Er erſcheint als das beſonders Auffällige, vorerſt wohl nur, weil er nicht zu dem Coſtüm-Ausdruck der Zeit zu ſtimmen ſcheint. Er wäre bei Behandlung in

---

faßt, und es darf gar nicht befremden, wenn dieſer Begriff mit der Idee der Menſchheit in Eins zuſammentrifft.“ Und (Seite 367): „Der wahre Realiſt unterwirft ſich zwar der Natur und ihrer Nothwendigkeit, aber der Natur als einem Ganzen, aber ihrer ewigen und abſoluten Nothwendigkeit, nicht ihren blinden und augenblicklichen Nöthigungen. Mit Freiheit umfaßt und befolgt er ihr Geſetz, und immer wird er das Individuelle dem Allgemeinen unterordnen: daher kann es auch nicht fehlen, daß er mit dem ächten Idealiſten in dem endlichen Reſultat übereinkommen wird, wie verſchieden auch der Weg iſt, welchen beide dazu einſchlagen.“

antiker Gewandung weniger aufgefallen, weil er abſolut zu derſelben ſtimmt; jetzt erſcheint er neben der realiſtiſchen Faſſung als eine künſtleriſche oder künſtlich fremde Zuthat. Das kann aber nur einen Moment ſo ſcheinen. Der modernen Welt, die alle Lebenserſcheinung als Begriff und Geſetz zu faſſen gewohnt iſt, fehlt die mythenbildende und die ſymbolbildende Kraft,[1] und da wo das Symbol Bedürfniß iſt, bleibt nichts übrig, als das Ueberkommene zu neuer Geltung zu bringen. Das Wort Dichterkranz, das in der Sprache gebräuchlich iſt, muß der Bildner in ſeiner urſprünglichen concreten Geſtalt zur Erſcheinung bringen. Die Einheit von Zweien und der Ausdruck deſſen, was ſie eint, muß ſtets durch ein Drittes ausgeſprochen werden; es muß Etwas ſein, das keiner derſelben in ſich darſtellt, ſondern eben nur durch die Vereinigung mit dem Andern. Im Leben und in der dichtenden Kunſt — die von allen Künſten dem Leben am nächſten ſteht — kann dieſes Dritte ſich durch das tönende Wort kundgeben. In der bildenden Kunſt muß es in der Schaubarkeit heraustreten, und hier alſo iſt der Kranz das Dritte, das die Einheit beider und das Weſen ihrer Einheit ausſpricht.

Wo es gegeben iſt, eine Handlung darzuſtellen, kann und muß dieſe ſich ſelbſt ausſprechen, und das fehlende Wort als Sprache für das Auge thatſächlich zeigen. Im rein Monumentalen aber muß das Symbol das Wort ſein. Die Krone z. B. iſt weſentlich nur noch Symbol zur Bezeichnung der Herrſchermacht, und ſie ſtimmte wenig zu der bräuchlichen Militärkleidung der Regenten; dennoch wird Niemand beſtreiten, daß ſie als Symbol und Attribut in der bildlichen Darſtellung angewendet werden könnte. Es giebt nun aber kein anderes Symbol für Bezeichnung des Dichterruhmes als den Lorbeerkranz, den Beide vereint errungen. Der Kranz iſt alſo, wenn man ſo ſagen kann, das plaſtiſche Wort für Dichterruhm, und dieſes plaſtiſche Wort iſt kein Fremdwort, ſondern eingebürgert bei uns, wenn auch unſer Leben ſo angethan iſt, daß — den Myrthenkranz allein ausgenommen — die Thatſache des Kranzes bei Lebendigen in der ſinnbildlichen Weiſe verbleibt, und nie ein lebendiges Haupt mit dem wirklichen Blätterkranze geziert wird.

---

[1] So hat man z. B. in Baiern allerdings ein Symbol für die moderne Erſcheinung der Eiſenbahn geſchaffen, das glücklich gewählt iſt: ein Rad mit zwei Flügeln; aber noch iſt es nicht allgemein gäng und gäbe, und es fragt ſich, ob die Zeit es adoptiren wird.

Es war eine unſäglich ſchwierige Aufgabe, eine Doppelſtatue darzuſtellen, wo zwiſchen beiden Perſonen keine Handlung, ſondern nur deren innerer Beſtand für ſich und ihr gegenſeitiges Verhältniß ausgedrückt werden ſoll. Ich muß wieder auf meine Anfangsworte zurückkommen, daß es Rietſchel gelungen iſt, den in Einem Athem geſprochenen Ausdruck: „Schiller und Goethe“ zu einer plaſtiſchen Anſchauung zu machen.[1] Zugleich möchte ich darauf hinweiſen, wie in der Darſtellung und in dem Dargeſtellten hier ein Wort im

[1] Der Sprachgebrauch hat die Namen in ſolche Ordnung geſetzt, offenbar, weil bei anderer Verbindung — Goethe und Schiller — ein Hiatus der Tonbewegung hinderlich wäre.

höchſten Sinne verkörpert iſt, das, wie ich glaube, nur der deutſchen Sprache eigen, ich meine das Wort ſelbander. In der Zweiheit durch Liebe und Freundſchaft ſich eins fühlen, das iſt ein Begriff, den die tiefſte Regung des Volksgeiſtes in der Sprache ausprägte. Selbſt zu ſein, für ſich zu ſein, und doch in und mit dem Andern ſich ſelbſt zu fühlen — giebt es ein bezeichnenderes Wort dafür als „ſelbander?“ Und ſo iſt dieſe Doppelſtatue zugleich der vollendete Ausdruck dafür auf der höchſten Höhe des Geiſtes und in der unergründlichſten Tiefe des Herzens. Es iſt tiefſtes Beiſammenſein, und doch hat Keiner den Blick auf den Andern gerichtet; ſie ſchauen in die Welt hinein, Jeder nach ſeiner Weiſe, und Jeder hat den Andern ſtill, treu und ſicher in ſich — ſie ſind ſelbander.

Wird ſich der Streit über Bevorzugung des einen oder des andern Dichters wiederum erneuen, indem man bald vorherrſchend Geſchmacksbildung oder die ethiſche Hoheit betont? Es läßt ſich hoffen, daß auch dieſer Streit hier in dem plaſtiſchen Nebeneinander zu ſeiner Verſöhnung gekommen ſei. Freilich hat jegliche Verehrung immer etwas Ausſchließliches und deutet zurück auf die weltgeſchichtliche Thatſache ausſchließlicher Nationalgötter u. ſ. w.; aber es muß ſtets hervorgehoben werden, daß die Kunſt die Freiſtätte des Cultus iſt, in der kein Verdrängen des Einen durch den Andern bedingt wird; ſie gründet ein neues Firmament, wo Keines das Andere aus ſeiner Bahn ſtößt und der ganze geſtirnte Himmel erweckt die Andacht. —

Und doch wird es hier der Kranz ſein, und die

Art, wie er gehalten iſt, an den ſich manche Debatte knüpft. Goethe hält den Kranz ruhig in der Hand, Schillers Hand greift darnach. Schon an dieſe letztere, nicht vollendete Bewegung werden ſich allerlei Fragen anknüpfen laſſen. Die geſchichtliche Thatſache, daß Goethe im Vollbeſitze des Ruhmes war, während Schiller noch darnach ſtrebte, kann das Bedenken nicht alsbald löſen; es handelte ſich ja hier nicht um Darſtellung eines concret geſchichtlichen Momentes, ſondern um Vergegenwärtigung der Geſammtheit ihres Seins. Ein gleichzeitiges Berühren des Kranzes von Schillers Hand hätte jegliche Frage wohl factiſch erledigt; aber die Grenzlinie war knapp, auf der es den Anſchein haben konnte, als ob ſo durch beiderſeitiges Dreinfaſſen noch ein Kampf um den Beſitz des höchſten Dichterruhmes wäre, und der Bildner hat die friedſame gegenſeitige Anerkennung darſtellen wollen, wie dies auch im Weſen ſeiner Aufgabe lag. So Hohes auch Schiller vollendet, er iſt doch auch als Strebender geſtorben, während dem Dichtergenoſſen die Gunſt des Geſchickes, ſo weit das einem Menſchen möglich iſt, volle Sättigung und Genugthuung zukommen ließ.

Wenn in jedem Werke der bildenden Kunſt ein Moment gefaßt iſt, dem eine Handlung und Bewegung vorausging, und eine Handlung und Bewegung nachfolgte, wenn das Bildwerk um ſo plaſtiſcher iſt, je weniger es jenes Vor- und Rückweiſes bedarf, je mehr es ſich ſelbſt ganz erklärt, ſo iſt eben im rein statuariſchen Monument die abſolute Geſammtheit des Seins darzuſtellen, die weder vorwärts noch rückwärts weiſt auf ein außerhalb des Gegebenen Ruhendes. Dieſes nicht bloß momentane Sein, dieſes unendliche Sein, unendlich, indem es alle einzelnen Momente in ſich ſchließt, und unendlich, indem es die Anſchauung und Erinnerung aller Zeiten zuſammenfaßt — dieſen ewigen Punkt hat der Künſtler weſentlich gefaßt, und hierin liegt die Hoheit ſeines Thuns und ſeiner That.

2. Der Guß.

München, 28. Mai 1857. In der Erzgießerei war heute Morgen eine kleine Verſammlung von Männern und Frauen, zuſammengeführt vom Cultus des Genius und deſſen Ausdruck in monumentalen Werken. Es war die Stunde, da die von Meiſter Rietſchel in Dresden vollendete Schiller-Goethe-Gruppe von dem Erzgießer v. Miller gegoſſen werden ſollte.

Eine Zeit, die den Muth und die Naivetät hätte, für das momentane bedeutſame Ereigniß Weiheformen zu ſchaffen und zu geſtalten, hätte dieſe Stunde zu einem friſchbelebten Feſte gebildet. Es iſt ein wunderbares Zeichen unſeres Lebens, daß alle unſre Feſte weit mehr Erinnerungen der Vergangenheit als feierliche Begehung eines Gegenwärtigen ſind. Nun aber war es nur eine kleine Verſammlung, wie ſie der Werkeltag zuſammenführt und wo ſich Jeder an der ſtillen innern iſolirten Empfindung genügt.

Der Moment des Guſſes iſt immer ein äußerlich unberechenbarer und innerlich gemüthserregender. So viel auch Kunſtfertigkeit und Sorgfalt vorbereiten mag, iſt das Metall im Fluß, ſo gewinnt es faſt eine ſelbſtändige Gewalt, und die Vollendung erſcheint wie ein Segen, wie ein Geſchenk. Sechs und zwanzig Stunden lang, von geſtern Morgen acht Uhr an, mit einem Verbrauch von nahezu acht Klafter Fichtenholz, war die Maſſe bereitet.

Gegen ſechzig bayriſche Centner jener türkiſchen Kanonen, die von der zerſtörten türkiſchen Flotte bei Navarin aus dem Meeresgrund heraufgeholt wurden, waren jetzt hier im Fluß, um die Geſtalten derer zu bilden, die aus dem tiefſten Grunde alles Daſeins die edelſten Schätze gehoben und Allen zu Theil werden ließen.

Mit ziemlicher Genauigkeit konnte der Gußmeiſter die Stunde angeben, wann der Erzguß reif ſei. Noch wurde jetzt als Letztes Zink und je auf einen Centner der geſammten Maſſe fünf Pfund zerhackte Sousſtücke dazugethan. Es hatte etwas Eigenthümliches, daß zu den Standbildern der Geiſter, die ſo vielem bisher Unfaßbaren Geſtalt und Gepräge gegeben hatten, jetzt Münzen von gemeſſener Werthbeſtimmung eingeſchmolzen wurden. Eine kleine Tribüne war errichtet, auf welcher Frauen und Männer Platz nahmen. Man hörte von oberhalb des Kamins ein öfteres ſeltſam fernklingendes Rufen. Es war die Antwort des Heizers, der jetzt in der letzten Stunde das Feuer nach Befehl ſchwächen oder ſteigern muß. Mehrmals wurde der Keſſel geöffnet und mit langen Stangen umgerührt, die noch beim Herausziehen lichterloh brannten. Als endlich Alles bereit war, erſchien der Meiſter im Schurzfell, ermahnte die Anweſenden bei anſcheinender Gefahr ruhig zu ſein, und nun öffnete er zuerſt die Luftlöcher, aus denen die Luft entweicht, und nach dieſen die in den Rinnen angebrachten Einflußlöcher. Je an eines dieſer letzten wurden die friſchbehandſchuhten Geſellen mit glühenden Zapfenſtangen geſtellt, Jedem eine beſtimmte Nummer gegeben, und ihm bedeutet, daß er auf den Anruf die Zapfenſtange zurückziehe. Es mußten nämlich die Einflußlöcher ſo lange zugehalten werden, bis eine größere Metallmaſſe über die Form in der Rinne geſammelt war, damit das Metall mit um ſo größerem Druck plötzlich in die Form dringe.

Jetzt entblößte der Meiſter das Haupt — ſtille, andächtige Pauſe — und nun rief er: „Mit Gott fangen wir an.“ Der Hebebaum, Laßeiſen genannt, ſtieß gegen den Zapfen, zwei-, dreimal, und jetzt quoll die flüſſige Gluth heraus, praſſelnd, ziſchend, leichte Wellen ſchlagend; über die Geſellen wurden große Eiſenbleche gehalten, wie Schilde, gegen die ſtrahlende Gluth, und als zuerſt die Röhren für die Füße geöffnet waren, rief der Meiſter laut: „Alle heraus!“ und die glühenden Stangen erhoben ſich, und hinabquoll es, denn drunten ſtanden aufrecht die Modellformen der beiden Heroen, und bald zeigte es ſich, daß ſie gefüllt waren, denn aus den Ausflußröhren ſpritzte es jetzt hervor ſpringquellartig, und der Meiſter rief: „Vivat! der Guß iſt gelungen.“ Die Anweſenden, die in bangem Staunen der wunderbaren Erſcheinung zugeſchaut hatten, brachen unwillkürlich in ein lautes Hoch aus. Das Bewußtſein, daß in dieſer Minute Etwas vollendet war, was dauern wird, ſo weit Menſchen denken können, und ſo lange Menſchen denken und fühlen werden, dies Bewußtſein erfüllte jedes Herz mit weihevoller Andacht. Jetzt brachte der Meiſter ein Hoch den Begründern und Förderern dieſes Denkmals, dem Großherzog Carl Alexander von Weimar, dem König Ludwig (der das geſammte Metall zu der Gruppe beigeſteuert) und dem ganzen deutſchen Volke aus. Alles ſtimmte ein, und aus den Verſammelten ſcholl ein Hoch zurück auf den Meiſter, in das man wiederum herzlich einſtimmte. Alles beglückwünſchte denſelben, der ſo erwartungsvoll noch vor wenigen Minuten dageſtanden, und jetzt ſo froh vergnügt dreinſchaute. Er theilte unter die Anweſenden thalergroße Stücke Metall aus von dem Ueberſchuſſe deſſen, was die Form nicht gefaßt, zum Angedenken.[1]

So ſteht denn das Werk feſt, unvergänglich, jetzt noch heißdurchglüht im Dunkel.

Wenn dieſes Werk am 4. September zum Erſtenmal im freien Sonnenlicht erſcheint, werden gewiß Diejenigen, die da wiſſen und erkennen was die Nation und die Welt an dieſen Heroen hat, ſich vor ihrem Angeſicht verſammeln, und wird der 4. September in Weimar eines der ſchönſten Nationalfeſte ſein.

---

[1] Auch hier mußte reichlicher Ueberſchuß gewonnen werden. Während, wie mir der freundliche Meiſter ſpäter berichtete, die ganze Doppelſtatue gradaus 5050 Pfund Metall faßt, waren 8585 Pfund in Fluß und iſt durchſchnittlich die Metallſtärke ein Viertel bis ein halb Zoll, die Füße, die das Ganze zu tragen haben, ſtärker, der Oberkörper ſchwächer in Metall.

3. Vom Feſte der Enthüllung

am 4. September 1857 in Weimar.

„Thon iſt Leben, Gips iſt Tod, Marmor und Erz iſt Auferſtehung.“ Dieſe Worte eines bildenden Künſtlers ſprachen ſich mir immer in Gedanken, während wir am ſonnenhellen Herbſttage (1. September 1857) auf der Eiſenbahn gen Weimar fuhren. Es geht gewiß auch Andern ſo, daß ſolch ein comprimirter Spruch wie eine leichtfaßliche Melodie plötzlich in der Erinnerung auftaucht und Text und Thema zu allerlei Variationen wird, die gerade während des Eiſenbahngeräuſches zu eigenthümlichem traumfreiem Abſpielen gelangen. Gerade weil die Gegenſtände ſo ſchnell vorbeiſauſen, daß unſer Denken ſie nicht faſſen kann, und doch in der flüchtigen Berührung mit der Außenwelt die ſtille innere Sammlung ſo ſchwer möglich iſt, wird ein ſolcher Spruch zur Axe für allerlei phantaſtiſche Kryſtalliſation. Mir ging der oben bezeichnete Gedanke nicht aus dem Sinn.

„Thon iſt Leben!“ Wer ſich oft in der Werkſtatt eines Bildhauers aufgehalten, wird den Ausſpruch zutreffend finden. Dieſe bräunliche Farbe des Thons, dieſer flüſſige Glanz der bis in's kleinſte Stäubchen vertheilten Feuchtigkeit giebt dem Thongebild eine Bewegung, ſo zu ſagen ein organiſches Getriebe, das dem Belebten nahe ſteht. Jenes Wort der bibliſchen Schöpfungsgeſchichte, wornach (nachdem der erſte „Nebel von der Erde aufgeſtiegen war und alles Land feuchtete“) Gott den erſten Menſchen aus Erde bildete und ihm den Odem einblies, erweckt auch eine künſtleriſche Anſchauung, wenn wir uns das Gebilde aus Thon denken. Der Thon in ſeiner Feſtigkeit, Zähigkeit und Schwere ſteht dem organiſchen Leben am nächſten. Der Humus, die Dammerde, von der eigentlich das Pflanzenleben abhängt, würde nicht das Gleiche darſtellen; er würde zu locker erſcheinen, und zuſammengeballt zu dunkel und ſchwer. Der Thon hat das Fleiſchige durch die Dichtigkeit, und er hat etwas von der Befreiung des Stofflichen zur organiſchen Belebung, trotz ſeines zuſammengedrängten Volumens, durch das innere, flüſſig gewordene Bewegtſein.

„Gips iſt Tod!“ Der Gips hat etwas Kaltes, Trockenes, Geſtandenes, ja faſt Gefrorenes. Er giebt die Form wieder mit einer von nichts anderem erreichten Treue; aber es iſt die bloße Form, keine Spur von jenem Rieſeln der innern Bewegung. Ich meine, man könnte ſich ein Gebilde von Gips nicht zum Leben erwachend denken. Man ſieht ihm das Bröckliche, Zerbrechliche an; es ſteht dem Organiſchen ſpröd gegenüber.

„Marmor und Erz iſt Auferſtehung!“ Jenes flüſſige Leben, das im Thon, wenn auch geſteigerter, doch zugleich auch vergänglicher erſcheint, jener Lebensglanz hat in Marmor und Erz eine Immanenz gewonnen, die ſie eben vor Allem zur monumentalen Faſſung des Lebens eignet. Die Flüſſigkeit iſt leuchtender Glanz geworden, das ſtrömende Leben, das beim Thon das Waſſer in ſich hat, iſt in dieſem Glanze des Marmors und Erzes zur Plaſtik fixirt. Die todte Starrheit des Gipſes iſt überwunden und die dem Leben relativ ſo nahe ſtehende flüſſige, vorübergehende Beweglichkeit des Thons iſt innewohnend feſt geworden und, wenn man ſo ſagen kann, zu einem abſoluten Ausdruck gekommen. Dieſer Stoff erinnert nicht mehr an das reale Leben und doch hat er Leben in ſich; er ſieht ſich geſchmeidig, weich und biegſam an, troß der in ihm gegebenen Feſtigkeit. Das, was im Thon als Flüſſigkeit glänzte, iſt hier zu einem unvergänglichen, gemilderten und doch gehobenen Ausdruck des Stoffs in ſich geworden. Es iſt nicht das wirkliche Leben, ſondern das auferſtandene.

Vielleicht könnte man auch ſchon in der Behandlung, welche die drei Stoffe als Entwicklungsſtufen des plaſtiſchen Kunſtwerks erheiſchen, deren nähere und entferntere Beziehung zum unmittelbaren Leben und zum ſchaffenden Künſtler erkennen. Den Thon modelt und drückt der Künſtler größtentheils unmittelbar mit der Hand; das Gipsmodell iſt weſentlich ein Product der Maſchine, während das Erzgebilde durch Ciſelirung, noch mehr aber das Marmorgebilde durch Behandlung mit dem Meiſel wohl aus der Kraft des Künſtlers hervorgeht, aber mittelſt eines in ſeine Hand gegebenen Werkzeugs. Der dem Leben zunächſt ſtehende und damit auch vergängliche Stoff läßt ſich von der Hand des Künſtlers ſelbſt beſtimmen, Erz und Marmor ſtellen ihm ſchon einen feſten Beſtand entgegen, den er nur modeln, aber nicht bauen kann. An dem Gegebenen, ewig Dauernden iſt nur die Modalität unſer, wie der Menſch ſelber nur eine Modalität des ewig Geſetzten iſt.

Es ging mir mit dieſen Gedanken allerdings wie mit einer Melodie, die plötzlich in der Erinnerung erwacht; ſie ſingt ſich fort. Ich ſetzte ſie hieher, weil ſie zugleich auch als Vorſpiel gelten möge zu dem Feſte, dem wir entgegengingen, und ich mich in dieſer Darſtellung ausſchließlich an die künſtleriſche und nationale Bedeutung der Dichtergruppe halten werde.

Ich habe die beiden erſten Stationen dieſes Denkmals genau im Auge gehabt, und ich empfand eine eigenthümliche Erhebung, daß ich nun auch die dritte abſchließende ſchauen ſollte. Ich war ſo ganz verſunken in dem Gedanken, dem großen Feſte beizuwohnen, daß es mich faſt wunderte, wie nicht alle Leute auf allen Anhaltepunkten an daſſelbe denken mußten, wie nicht Alles plötzlich von Einer Strömung erfaßt war, und ſo wunderlich das auch erſcheinen mag, es iſt faſt ein nothwendiges Bedürfniß, daß wir wünſchen müſſen, die Welt möge unſern perſönlichen Sonntag mit uns feiern. Das iſt ja der Drang nach Gemeinſamkeit, der unſere Zeit ſo ſchmerzlich bewegt und von dem wir doch nicht laſſen können, nicht laſſen dürfen.

Es mag einer gewaltſamen, in ihrer Iſolirung ſich groß dünkenden Vornehmigkeit beſſer dünken, am Werktage, wenn alle Andern von ihrer Thätigkeit in Anſpruch genommen ſind, ſich in freiem Luſtwandeln zu ergehen. Ich glaube, daß eine geſunde Natur ihre rechte freudige Erhebung erſt an einem Sonn- und Feiertage gewinnt, wenn die Mitmenſchen, die gleichzeitig jetzt das Leben athmen, ſich des Daſeins erfreuen.

Warum ſoll es denn nicht möglich ſein, daß wir wieder Feſte gewinnen, die alle Volksgenoſſen einigen? Sind die olympiſchen Feſte, die Feſte zu Jeruſalem nicht in neuer, mit unſerm Leben zuſammenſtimmender Weiſe möglich? Iſt eine ſolche Verbröckelung in der Menſchheit, daß ſich keine Volksgenoſſenſchaft mehr zuſammenſchließen mag zur Feier des Daſeins? Wir haben in unſeren Tagen Zuſammenkünfte zu den verſchiedenſten Zwecken und oft ſchließen ſich heitere Feſte daran. Warum ſoll es nicht möglich ſein uns lediglich zu Feſten zu verſammeln, zur Feier nationaler Zuſammengehörigkeit und nationalen Beſitzthums?

Vor zwei Jahrzehnten wurde der Cultus des Genius beiſtimmend und widerſtreitend vielfach verhandelt; er iſt ſeiner ganzen Natur nach kein dogmatiſcher und noch viel weniger ein geregelter. Man frage ſich aber, wie die Ausſprüche Goethe's und Schiller's beſtimmend wirken in Freud und Leid, in der Einſamkeit wie in der Gemeinſamkeit, und es wird ſich finden, daß es einem gebildeten Deutſchen faſt nicht denkbar iſt, ſein inneres Sein und Empfinden ohne die Eindrücke von Goethe und Schiller ſich vorzuſtellen. — Und nun, mußte es nicht Bedürfniß, ja ich möchte ſagen nothwendige Andacht ſein, dorthin zu wallfahrten, wo die wunderthätigen Geſtalten dieſer beiden erſten Geiſter deutſcher Nation aufgerichtet wurden?

„Ich fürchte den Trouble! Ich mag den Trouble nicht!“ So ſpricht eine Männerwelt, die ihr halbes Leben im Schlafrock zubringt. Wenn heute eine große und erhebende Bewegung uns riefe, wir wären nicht dazu angethan, uns ihr anzuſchließen; und dazu gilt es noch für vornehm, ſich von einer großen Gemeinſamkeit fern zu halten. Ein Jeder ſitzt auf ſeinem Iſolirſchemel. Aber fragt euch: ſchloſſen ſich die großen griechiſchen Weiſen aus von einer Feſtfeier, weil Der oder Jener, der ihnen nicht genehm war, auch dabei ſein würde? Ihr rühmt es in gelehrten Büchern, daß Herodot dem verſammelten Volke ſeine Geſchichte, Sophokles ſeine Tragödien vortrugen, und ihr ſelbſt, ihr wollt euch nicht einmal durch perſönliches Erſcheinen kundgeben? Und noch näher dem gegenwärtigen Leben: Schließen ſich denn die Kirchlichen aus von der Gemeinde, weil Dieſer oder Jener zu ihr gehört? Iſt es nicht vielmehr in aller Weiſe Pflicht, daß jeder, ſo viel an ihm iſt, einſetze für die Gemeinſamkeit? — Mußten hier nicht die Bannerträger deutſchen Geiſtes ſich zuſammen finden? Giebt es ein nationaleres Feſt als das hier zu begehende, und mußte es nicht auch ein Nationalfeſt werden?

Ich geſtehe, ich war anfangs ſehr betrübt, da ich in Weimar hörte, daß von den hohen Würdenträgern deutſcher Poeſie, Kunſt und Wiſſenſchaft keiner kommen würde. Uhland, Rückert, Humboldt, Schloſſer, Ritter, Liebig, Rauch, Cornelius, Kaulbach, Leſſing, ſie werden nicht erſcheinen, ja auch nicht die deutſchen Univerſitäten und Akademien werden durch Abgeordnete vertreten ſein.

Es giebt freilich noch Profeſſoren genug, ordentliche und ſogar außerordentliche, die Goethe — wenn ſie es auch nicht offen bekennen — doch eigentlich als Literaten über die Achſel anſchauen. Schiller wird mehr reſpectirt, er war ja ſelbſt Profeſſor und hat nie wie Goethe an allen rite conſtituirten Facultäten gerüttelt und Neues aus reiner freier Anſchauung aufgeſtellt. Diejenigen aber, die in der Bildung den Zweck der Gelehrſamkeit ſehen und ſelbſtthätig im großen Sinne dazu mitwirken, mußten ſich hier einfinden.

Aber es wurde eben wieder ein Feſt, vom Zufall zuſammengeſtellt, und ſelbſt die Parole: Schiller und Goethe! konnte nicht alle deutſchen Heerlager einigen.

Es mag Einzelne geben, die ſich durch Vermißtwerden bemerklich machen wollten. Von den Trägern der großen Namen iſt das nicht zu denken, ihr Ausbleiben iſt eben nur eine Folge jener Iſolirung, jener Scheu vor perſönlicher Vertretung, die das Leben der neuen Zeit immer zu einem geſchriebenen und gedruckten Daſein macht.

Goethe ſelbſt berichtet, wie es ihm an's Herz ging, daß unſer modernes Leben und das deutſche insbeſondere kein lebendiges iſt. Nach einem Beſuche in der Akademie der Olympier zu Vicenza ſchreibt er (Italieniſche Reiſe, den 22. September 1786): „Wenn man auch vor ſeiner Nation ſo ſtehen und ſie perſönlich beluſtigen dürfte! Wir geben unſer Beſtes ſchwarz auf weiß; jeder kauzt ſich damit in eine Ecke und knoppert daran wie er kann.“

Goethe ſelber war in ſeinem ſpäteren Leben, das weſentlich ein Warten und Ausbauen ſeiner eigenen großen Natur war, nicht dazu gekommen, ſelber jenem Drang Genüge zu leiſten. Nun aber war in der Feier, die ihm und ſeinem Genoſſen galt, Gelegenheit gegeben, jenes „ſich in eine Ecke kauzen“ zu überwinden, und Deutſchland konnte einmal lebendig inne werden, welch eine Geiſtesmacht ihm jetzt zu eigen iſt. Es ſollte nicht ſein.

Wenn auch ſolche Gedanken ſchmerzlich bedrücken mußten, ſo war doch der ganze Anblick von Weimar ein ſo feſtlich freudiger, daß man ſich der entſprechenden Stimmung nicht erwehren konnte.

Als wir am Theaterplatz vorüber kamen, ſahen wir die Dichtergruppe noch verhüllt von grauer Leinwand und von dem Gerüſte zur Aufrichtung umgeben. In allen Straßen ſah man Menſchen mit Kränzen, Blumen und Fahnen umherwandeln, um die Häuſer zu zieren, und Freude ſprach aus jedem Antlitz. Man begrüßte bald von fernher kommende und einheimiſche Freunde und in alter und neuer Berührung erhob ſich das Herz immer mehr. Am Morgen ſah man, daß der Dichtergruppe eine weiße Hülle gegeben war, deren Saum die großherzoglich Sächſiſchen Landesfarben trug, und das Gerüſt wurde abgebrochen.

Ich halte mich hier ausſchließlich an die Enthüllung der Dichtergruppe; ich habe in dieſen Blättern bereits meine Anſchauungen bei Gelegenheit der Ausſtellung der Gipsmodelle ausgeſprochen. Durch einen günſtigen Zufall war ich Ende Mai auch beim Erzguß in München gegenwärtig, und ich will nur noch die dritte Station in der Geſchichte dieſes Denkmals nach perſönlicher Wahrnehmung verzeichnen.

Ich wohnte bei dieſem Feſte mit Freund Rietſchel in einem und demſelben gaſtlichen Hauſe, und der edle, beſcheidene Künſtler mag es mir verzeihen, wenn ich ihn hier perſönlich einführe. Wer der Nation ein ſolches Wahrzeichen gegeben, muß es ſich gefallen laſſen, daß auch von ihm Kunde gegeben wird, da er durch ſolches Kunſtwerk mit zur Geſchichte des Nationallebens gehört.

Es hat immer etwas erſchütternd Bewegendes, das was man jahrelang in ſich getragen, nun zu entlaſſen. Der flüſſige Gedanke iſt Geſtalt geworden, und was man in einer Stimmung ſchuf, die niemals wiederkehrt, ſteht nun da für alle Zeiten, für Fremde, die jetzt nichts empfinden von jenen fliegenden Pulſen, die unter der ſchaffenden Hand des Künſtlers klopften, und es ſoll gelingen, die Ruhigen mit hinein zu verſetzen in jene Erregung oder doch ſie des letzten unwandelbaren Ergebniſſes derſelben theilhaftig zu machen.

Jede Thätigkeit gewinnt ein eigenes Leben für ſich und der Arbeitende wird zum Werkzeug ſeines Schaffens. Vor Allem aber gewinnt jedes Kunſtgebilde unter der Hand des Künſtlers ein eigenes Leben, das ſich ſelber fortſetzt. Der Künſtler iſt in der Geſchichte ſeiner Kunſt nur ein einzelner Ausdruck, zu dem er werden muß; das einzelne Kunſtwerk wird zu einem Ausdruck ſeines beſondern Lebens, aber der anfänglich freien Bedingung wird im Fortgange die Nothwendigkeit zugeſellt.

Wer je im Gebiete künſtleriſchen Schaffens geſtanden, weiß, welch ein eigenthümliches Bangen, welch eine eigenthümliche Leere ſich zeigen will, wenn das ſo lange in der Seele Getragene ſich endlich abgelöſt hat vom ſchaffenden Künſtler zum ſelbſtändigen Daſein. Das ganze Leben des Künſtlers war hoch geſpannt, und nun tritt auf einmal eine Erſchlaffung, eine gewiſſe Entfremdung ſeiner ſelbſt, eine Ablöſung ein. Wir wiſſen ſelbſt von Schiller, daß er nach großen Productionen ſich wie ausgeſchöpft, wie zu nichts Neuem mehr fähig vorkam, und daß er den ganzen Inhalt ſeines Daſeins hergegeben, bis ſich allmählig wieder Neues in ihm entwickelte und geſtaltete.

Und dann, jeder ſchaffende Künſtler weiß, daß das Vollbrachte nicht ganz Dem entſprechen will, wie es ſich im reinen Gedanken darſtellt. Eben jener Reſt, der in jedem vollbrachten Werke ſich dem Künſtler in ſeiner Ehrlichkeit vor ſich ſelbſt ergiebt, belebt ihn neu und erregt ihm Muth und Trieb zu erneuter Produktion. Es giebt auch im Geiſte keine Sättigung, die für immer ausreichte.

Es iſt ein tiefdeutiges Wort, daß es in der Bibel heißt, als Gott die Welt geſchaffen, ja nach jedem einzelnen Tagewerke (ausgenommen am zweiten Schöpfungstage, da nur das Vorhandene abgeſondert wurde): „Und der Herr ſahe, daß es gut war." Nur vom abſoluten Geiſte kann es heißen: Und er ſahe, daß es gut war. Jeder Endliche findet einen Reſt, der ihm dieſen Ausſpruch verſagt, und das bedingt das Streben des einzelnen Geiſtes und ein Fortwirken bis an's Lebensende und das Fortwirken der Geiſter, die ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht an einander anſchließen und die Geſchichte der Menſchheit bilden. —

Ich folgte gern der Aufforderung Rietſchels, mich bei dem großen Momente, der ihm bevorſtand, ihm nahe zu halten. Wir kamen von der Enthüllung des

Wieland-Denkmals und ſtanden an der Seite der Dichtergruppe links neben Schiller. Eine Cantate begann, die nur wenig Eindruck machte. Ich glaube, daß zu ſolcher Feier keine künſtliche Muſik, ſondern ein einfaches, in der Melodie leicht faßliches Lied am geeignetſten wäre. Es müßte zu ſolch einem Feſte eine neue leicht faßliche Melodie gefunden werden, die ſich der Erinnerung einprägte und gewiſſermaßen die ganze Feſtfeier in Gedanken begleitete. Von ſolchen Feſten müßten neue Lieder ausgehen, die allgemein bekannt würden, ſo daß man wie in alten Chroniken in veränderter Weiſe ſagen könnte: „Damals ſang man dieſes Lied.“ Durch ſolch ein Lied könnte man mehr als durch alles Andere ein Erinnerungsmal feſthalten, das fort und fort lebte in allen Gauen durch lange Zeit.

Die thätige Betheiligung der Menge bei großen Verſammlungen ſollte immer mehr in Anſpruch genommen werden. Ein Geſang, von einem Liederverein vorgetragen und vom Orcheſter begleitet, macht die große Maſſe immer nur zur empfangenden und paſſiven, und das Hoch, das ſchließlich geſtattet iſt, giebt nicht die eigentliche Erlöſung durch die thätige Theilnahme. Wir beſchränken uns bei großen Verſammlungen noch immer zu ſehr auf das tönende Wort, das geſprochene und geſungene. Die Verſammlungen, wie ſie die Eiſenbahn heutigen Tages ermöglicht und bedingt, gehen weit über das Bereich der Menſchenſtimme. Die Druckerpreſſe müßte gleicher Weiſe mitwirken, um einer großen Feſtverſammlung eine Einheit in Gedanken und Ausdruck zu geben. Hier müßte das fliegende Blatt erneuert werden, das unmittelbar im Feſtesjubel alle Stimmen zuſammenhielte und für ſpätere Zeiten ein Gedenkzeichen bliebe.

Es war ein Glück, daß der Feſtredner ſeinen vortrefflichen Vortrag auf ſolcher Höhe hielt und in ſo gediegener Weiſe ſteigerte, daß auch Rietſchel ganz davon ergriffen war und mehrmals in leiſen kurzen Ausrufen ſeine Begeiſterung kundgab, ſo daß er durch dieſe Rede ganz hinweggehoben wurde über die Schauer, welche die nächſten Momente ihm bringen mußten.

Und als die Bänder der Umhüllung gelöst waren und ein Luftzug den weiten weißen Mantel aufblähte — die Geſtalten wollten nun endlich heraus und ſich in ihrer Glorie zeigen unter den verſammelten, mit Dank und Lobpreis Erfüllten — als die Umhüllung endlich fiel und die Sonne, die im Rücken der Denkmäler ſtand, ſie zum Erſtenmal beſchien, und mit dem Sonnenglanz der Jubelruf wetteiferte, der ſich freudig aus der Bruſt Aller löste und nicht enden wollte, da — wer kann ſagen, was da das Herz des Meiſters bewegte, der dieſes edle Werk geſchaffen? Alles war hingegeben in den Einen großen Augenblick, und man konnte nicht anders, immer wieder mußte ſich der Jubelruf wiederholen.

Es giebt Hochpunkte des Lebens, deren Temperatur gar nicht auszumeſſen iſt, weil es nicht gegeben iſt, inmitten der Erhobenheit ihrer ſelber Herr zu ſein.

Wir begrüßten die Heroen deutſchen Geiſtes in ihrer Auferſtehung durch die Kunſt; es war, als könnte man ihnen lebendig darbringen den Dank, den die

Nation und die ganze gebildete Welt ihnen ſchuldet, die Blumen, die die Jungfrauen ſtreuten, waren wie ein ſchönes Opfer, das man den Verklärten darbrachte, und ſie ſtanden da in Erz gegoſſen, lebendig und doch wortlos.

Wer vermöchte die beiden Heroen, wie ſie erzgegoſſen daſtehen, zu ſchildern in Worten? Ihr Daſtehen iſt ein Wort, ein großes, unausſprechliches. Und was das Wort nicht ſagen kann, das ſpricht ſich im Bilde aus für das Auge. Die Hand, das Auge des bildenden Künſtlers ſpricht die Dinge ſelber; das Wort faßt die Dinge nicht, ſondern nur unſere Wahrnehmung von ihnen in Empfindungen und Gedanken. Im Ausdruck der Erſcheinungen und innern Wahrnehmungen ſind alle Künſte verſchiedene Sprachen. Der Gedanke läßt ſich überſetzen, jede Sprache behält aber etwas für ſich, das nur ihr eigen iſt.

Und wenn auch die Menſchengeſtalt zu allen Nationen ſpricht, dieſe Geſtalten hier ſagen uns Deutſchen noch etwas mehr. Es iſt unſer eigenes erhöhtes Leben, das wir in ihnen erſchauen. Die Tauſende und aber Tauſende, die mit Bewunderung und Dankbarkeit zu allen Zeiten hier hinaufſchauen werden zu dieſem Denkmal, ſie werden mit ſtiller Freude erfüllt daſtehen. Der Augenblick aber, da die Sonne vom Himmel herab und Tauſende von hell glänzenden Augen zum Erſtenmal zu ihnen aufſchauten, dieſer Augenblick war ein Stück Beſeligung aus der Unendlichkeit.

Und wieder, wie mußte es dem Künſtler zu Muthe ſein? Er ſtand da und hielt beide Hände auf der Bruſt;

in ſeinem frommen Gemüthe war Andacht und Dank gewiß das einzig Lebendige. Und iſt es nicht eine hohe Gunſt des Geſchickes, nach einem ſolchen heilig beſeligenden Moment, nach einem Augenblick Eingedrungenſein in die Unſterblichkeit noch feſt und friſch im hellen Leben zu ſtehen? In dieſem Augenblick mußte der Meiſter die Weihe ſeines Daſeins als höchſten Lohn empfinden.

Als nun der Großherzog mit heller Stimme von der Tribüne rief: „Rietſchel! kommen Sie doch herauf!“ da begann von Neuem begeiſterter Jubelruf, während der Großherzog dem Künſtler die eine Hand auf die Schulter legte und mit der andern die Hand faßte, die ſo Herrliches geſchaffen. Der begeiſterte junge Fürſt wendete den Künſtler nach den Verſammelten hin, und auf's Neue erhob ſich der Jubelruf.

In alten Zeiten ließ man bei Kaiſerkrönungen Wein aus Brunnen ſpringen, davon alles Volk ſich erlabte, und vom ſelben Getränke belebt, gewann Alles eine gleiche Stimmung, war ein gemeinſamer Puls des Lebens in Allen. Das war heute ein Geiſtesbrunnen mit einem Feuerwein ohne Gleichen, der nun ſtrömte und Alle mit ſeinem Göttertranke belebte.

Die alten Kaiſer hießen Mehrer des Reichs, und ein Künſtler, der in irgend einem Gebiete ein Neues ſchafft, das nicht Vergangenes nochmals ummodelt, ſondern ſein Eigenes ausdrückt, ein ſolcher Künſtler kann ein Mehrer des Geiſtesreichs genannt werden. Von dieſem Tage an hat das Reich des deutſchen Geiſtes eine Mehrung gewonnen, deren es ſich vollauf erfreuen darf.

In einer Zeit vorherrſchender Negation iſt es ſchwer, daß da, wo etwas Poſitives geſchaffen wurde, ſich nicht allerlei Wünſche, Begehrniſſe, Bemäckelungen ausſprechen. Dieſes Werk iſt ein poſitives, es wird noch ſpäteſten Zeiten Kunde geben von Dem, was in unſerer Zeit lebte, wie die Kunſt ſich dem Leben nahe ſtellt und doch den großen Styl, das Ideale und Ewige in Allem wandelnden Leben damit verbindet. Die bildende Kunſt hat hier in ihrer Weiſe und einem einzigen Blick erfaßbar das Gleiche vollzogen, was die Literatur nur zerſtreut und weitſchichtig erfaſſen kann: jene Freude, alle Lebensbezüge der beiden Dichterheroen in Briefen nnd Aufzeichnungen feſtzuhalten, die das Geſammtbild nur um ſo weiter und machtvoller erſcheinen laſſen, iſt hier in plaſtiſcher Weiſe vor Augen geſtellt. Die Aufgabe der Doppelſtatue (und ſie war eine hiſtoriſch gegebene, nothwendige) iſt einzig in ihrer Art geſtellt und einzig in ihrer Art erfüllt.

Es wurde in dieſen Blättern ſchon bei Ausſtellung der Modelle auf die Eigenthümlichkeit des Kunſtwerks hingewieſen; jetzt da es in unvergänglichem Stoffe vor uns ſteht, ſei es für alle Zeit mit den Worten des Dichters begrüßt:

„Dieß iſt unſer, ſo laß uns ſagen und ſo es behaupten.“

Den ganzen Tag und auch am Abend war der Platz angefüllt von verſchiedenen Gruppen, und Landleute, die heimfuhren, hielten eine Weile ſtill davor. — Welche Anſchauungen, welche Gedanken werden ſie davon heimbringen?

Es wird eine Zeit kommen — mag man auch über ſolche Prophezeiungen lächeln — es wird eine Zeit kommen, wo Schiller und Goethe in ihrem beſten Sein allem Volke offenbar ſein werden. Vor wenigen Jahrhunderten galt es allgemein, daß das tiefſinnigſte aller Bücher, die Bibel, dem Volke unzugänglich ſei, und nun iſt ſie in weiteſten Kreiſen zum Gemeingut der Anſchauungen und Gedanken geworden. Die Cultur zieht ihre Bogen in ungeahnter Ausdehnung und unſere Zeit hat den Rhythmus der Jahrhunderte beſchleunigt. Wer möchte beſtimmen, wann — aber es wird die Zeit kommen, wo man dieſe Beiden hier in ihrer Weſenheit allgemein erkennen wird, wo man ſie Beide kennen und erkennen wird: Den dort, der nicht den Menſchen allein in ſeinen Empfindungen, Beſtrebungen und Wünſchen, ſondern den Menſchen in der Natur als Ganzes und doch als Theil des Ganzen erfaßte,

„Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöſet,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt,"

und den dort, der die menſchliche That, alles flammende Empfinden und lichte Wollen allein ſich zum Gegenſtand erkoren, der in nie ablaſſender Begeiſterung voll war

„Von jenem Glauben, der ſich ſtets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig ſchmiegt,
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme."

Es war von Intereſſe, aus manchen Gruppen herauszuhorchen, welchen Eindruck das Werk machte. Schiller wirkt allgemein dramatiſcher, poetiſcher, auch als Erſcheinung, weil das Strebende, das Bewegte ſich natürlicher einprägt als das Gelaſſene, Herrſchermächtige. Ich hatte Gelegenheit, das vielfach zu bemerken. Hiezu kommt, daß der Unglückliche, oder doch minder vom Schickſal Begünſtigte der allgemeinen Sympathie näher ſteht als der Glückliche, Geſättigte. Schiller iſt Dichter und dichteriſche Figur zugleich. In ſeinem Leben ſind dramatiſche Momente und Wendepunkte, die ſich allgemein faßlich darſtellen, während das Leben Goethe's den epiſchen Verlauf ſeines Weſens hat, und wie ein reines Naturprodukt vollgezeitigt wurde. Goethe mußte naturgemäß ſeine Lebensgeſchichte ſchreiben, er begann ſie in ſeinem 61. Jahre und ſie wurde die reichſte Quelle geſchichtlicher und dichteriſcher Erkenntniß. Schiller konnte überhaupt und bei ſeinem frühen Tode ſchwer dazu gelangen, ſeinen Lebensgang ſchildern zu wollen; nicht „ſatt an Jahren“ ſondern mit vielem noch Ungeſprochenen auf der Lippe wurde er dahin gerafft und ſein Lebensbild ſteht in doppelt ſchmerzlicher idealer Verklärung.

Das Apolliſche in Goethe iſt hier vor dem eigentlich Joviſchen ſeines ſpäteren Alters zurückgetreten; aber wie im ganzen Weſen Goethe's, ſo iſt es auch hier in ſeiner Erſcheinung: je länger man ſich in ihn vertieft, um ſo mächtiger gewinnt er auch an dem hier plaſtiſch dargeſtellten Gleichgewicht, wenn auch nicht — wie in der Doppelſtatue nur zu billigen iſt — an Uebergewicht gegenüber dem Schnellkräftigen und Hinreißenden ſeines großen Freundes; und es iſt nur zu wünſchen, daß wie ſich dieſe beiden Bilder in der Anſchauung feſtſtellen, auch ihr innerſtes Weſen in der Nation immer lebendiger werde, daß ſtetiges feſtes Maaßhalten nicht minder erkannt und ausgebildet werde, als die flammende Begeiſterung.

Der Kranz, der allerdings faſt noch wie ein Fremdwort an der vollauf deutſch redenden Erſcheinung ſich zeigen will, ſtellt ſich doch als vollkommen zugehörig dar. Eine Gruppe iſt ein Satz, der Subject und Object haben muß, und hier, wo zwei Subjecte gegeben ſind, iſt der Kranz das Object. Er kann in doppelter Beziehung als ſolches gefaßt werden, und der Feſtredner hatte zu meiner beſonderen Freude ähnlich wie ich in dieſen Blättern hervorgehoben: „Der Kranz aber, der ſie verbunden hält, iſt zugleich dein Kranz, mein deutſches Volk, der Kranz, mit dem ſie dich königlich geſchmückt haben vor allen Völkern der Erde.“

Der Mond ſtand hell am wolkenloſen Himmel, er ſchien zum Erſtenmal nieder auf die freien Häupter der Dichter. Da droben glänzen die ewigen Sterne, und es giebt auch Sterne am Himmelszelte des Geiſtes, die nimmer vergehen. Mit Homer, Sophokles, Shakeſpeare und Leſſing werden dieſe Beiden hier fortleben; aber wie oben am Himmelszelte über uns ſich immerdar neue Sterne bilden, ſo auch iſt die Ausſtrahlung des Geiſtes eine ewige. Die Welt iſt eine ewig werdende, das iſt ihr Leben. Wäre ſie einmal eine gewordene, ſie wäre bald auch eine geſtorbene. Da ſtehen die Heroen, es werden lange Keine kommen, die ſich ihnen gleichſtellen dürfen, aber es werden wieder kommen.

Denn das Leben der Menſchheit bedingt immer neue, ungeahnte Erſcheinungen. Was vom Gewordenen den Hauch der Ewigkeit in ſich hatte, das bleibt, aber auch das Werden iſt ein unendliches.

In der großen Gedankenoffenbarung der Menſchheit ſind einzelne Perioden, einzelne Genien nur Worte, Accorde, die ſich endlich zuſammenſchließen. Es beginnt immer wieder ein Stottern, ein Suchen, bis der Geiſt ſein neues Wort gefunden, und der ganze Inhalt des Menſchenthums iſt unerſchöpflich und ewig wie das unergründliche Meer. Man darf es wohl die eigentliche Gottloſigkeit nennen, wenn man mit falſcher Demuth leichtfertig ſagt: Nun iſt der Kreis geſchloſſen!

Das aberwitzigſte aller Worte iſt das vom Epigonenthum. Alle Menſchen ſind Epigonen, keine Periode der Geſchichte, und ſei ſie noch ſo glanzvoll, iſt die Erfüllung der höchſten und letzten Kraft. Die deutſche Poeſie und alles reine Empfinden hat in dieſen Beiden hier und in Jenem dort in Braunſchweig eine Fülle erhalten, die kein Vorlebender ahnen konnte, und ſo kann auch kein Vorlebender ahnen, was nach ihnen kommen mag. In einer alten Tiroler Sage ſpricht ein Berggeiſt:

„Ich bin ſo grau, ich bin ſo alt,
Sah den Berg ſechsmal als Wieſe und ſechsmal als Wald.“

So auch mag der deutſche Genius ſprechen. Der Hochwald der klaſſiſchen Periode unſerer Dichtung iſt gefällt und Niederholz bedeckt den Raum. Wenn nur Jeder ehrlich Das zu ſein ſtrebt, was er zu ſein beſtimmt iſt. Jenſeits des Niederholzes wird wiederum ein Hochwald erſtehen, und wer weiß wie prangend und wie gewaltig! Es iſt die Unmacht der Eitelkeit, die immer von Epigonenthum ſpricht; weil ſie in ſich die Unfähigkeit naturgemäßer Hervorbringung fühlt und ſich doch gern in der Ueberhebung zu den Hochſtämmen aufgipfeln möchte, ſpricht ſie aller Gegenwart und Zukunft Leben und Fortentwicklung ab.

Der Geiſt einer Nation, ja einer ganzen Menſchheitsperiode wiederholt ſich nicht alsbald in derſelben höchſten Form des Ausdrucks; er wandelt ſich in andere. Im ganzen Ausdruck der gegenwärtigen Menſchheit hat nächſt dem Gewerbfleiß die ſtrenge hiſtoriſche und naturwiſſenſchaftliche Erforſchung und Darſtellung eine Macht der Vollendung erhalten, wie noch nie vorher, und wir Deutſchen haben dazu noch in der bildenden Kunſt eine Höhe erreicht, wie noch zu keiner andern Zeit. Wir dürfen hoffen, daß nach dieſem Ausdrucke des großen Geſammtlebens wieder eine neue Poeſie erſtehe, mit neuem ungeahnten Inhalt.

Wie es nicht dieſelben Familien ſind, in denen ſich der Genius forterbt — denn das wäre die unerträglichſte aller Ariſtokratien — ſo iſt es, wenn man ſo ſagen kann, auch nicht dieſelbe Familie der Ideen, in denen ſich der Geiſt ſtetig kund giebt; er wählt ſich neue und ſchließt Alles zur Einheit zuſammen.

Der Mond ſcheint heute zum Erſtenmal nieder auf die freien Häupter der Dichter. — Welch eine Wandlung des Nationallebens und des Lebens der Menſchheit überhaupt werden dieſe ewigen Geſtalten an ſich vorüberziehen ſehen? Wer weiß, was für eine Welt zu ihren Füßen ſich bewegen wird, wenn Nacht und Tag und die Jahreszeiten alle dieſe jetzt hellglänzenden Gebilde mit dem grünlichen Schimmer der Patina übergoſſen haben werden!

Der Menſch kann die Gebilde hinſtellen, aber erſt die Jahre und die in ihnen herrſchenden Elemente kleiden ſie neu mit einem Glanze, den wir nicht ſchaffen können. Seien es frohe, freie und gute Geſchlechter, die einſt dieſe grünlich glänzenden Geſtalten erſchauen werden, und mögen ſie Ebenbürtige ihnen zugeſellen!

In dem wieder ruhiger gewordenen Weimar beſchloß ich meine Feſtfeier damit, daß ich die Arbeitszimmer Schillers und Goethe's beſuchte und dann hinausging nach dem Kirchhof in die Fürſtengruft. Das Arbeitszimmer Schillers iſt etwas zu ſehr zu einer Ausſtellung verwandelt, in dem Goethe's hat man noch weit mehr das Gefühl, als ob er eben erſt von dannen gegangen wäre. Auf ſeinem Stehpult am Fenſter ſteht noch ein weißer Teller mit Gartenerde angefüllt, mit der er ſich zuletzt, es läßt ſich nicht ſagen zu welchen Unterſuchungen, beſchäftigte. Eine Handvoll Erde war noch in ſeiner Hand, bevor die hohe Erſcheinung abgerufen wurde, um zu Erde zu werden.

In der Gruft neben dem Fürſten, der ein wahrhafter Menſch war, dort ſteht der Sarg Goethe's und der ſeines ebenbürtigen Freundes Schiller. Die Särge waren in dieſen Tagen über und über mit Blumen und Kränzen bedeckt; aber jeder der Beſucher hatte ſich etwas davon zum Andenken mitgenommen, und ſo waren ſie jetzt leer.

Wunderlicher Zug unſerer heutigen Welt, ſich mit äußerlichen Gedenkzeichen und Albumserinnerungen zu ſchleppen! Aber es iſt immer ſo geweſen, immer muß das rein Geiſtige, Innerliche ſeine Wandlung durch das äußerlich Faßbare machen, von Opfern und Symbolen bis zum reinen Denken, und die Erinnerungszeichen-, die Reliquien- und Handſchriftenſammlerei wird überwunden, wenn der Geiſt im Innern auferſteht.

Wie die lebendigen Körper der Geiſtesheroen hier zu Staub verſunken und dort in Erz auferſtanden ſind, ſo mögen ſie auch in gediegener Kraft auferſtehen im Geiſte der Nation! Die äußeren Lebenszeugniſſe werden ſchwinden, aber das Fortleben wird von ſich ſelbſt Zeugniß geben.

Im September 1857.

II.

Studien und Anmerkungen zu Leſſing's Nathan der Weiſe.

„Griechenland hatte Künſtler und Weltweiſe in einer Perſon . . . Die Weisheit reichte der Kunſt die Hand und blies den Figuren derſelben mehr als gemeine Seelen ein.“ An dieſe Worte Winckelmann's knüpft Leſſing ſeine Betrachtungen über Laokoon an und ſetzt ſogleich hinzu: „. . . eben darin, wo ein Halbkenner den Künſtler unter der Natur geblieben zu ſein, das wahre Pathetiſche des Schmerzes nicht erreicht zu haben urtheilen dürfte; eben hierin leuchtet die Weisheit deſſelben ganz beſonders hervor.“

Wir dürfen dieſe Weisheit, die die Vollendung des Künſtlers und Menſchen zugleich iſt, auf Leſſing und auf ſein erhabenſtes Werk „Nathan der Weiſe“ zurückdeuten. In der Structur des Ganzen zeigt ſich künſtleriſch dieſelbe Weisheit, die ſich ethiſch im Inhalte kundgiebt.

Nachfolgende Bemerkungen, die in Einzelnem hierauf hinweiſen wollen, machen keinen Anſpruch, nach dieſer oder jener Seite erſchöpfend zu ſein und ſei ihnen ein Spruch Leſſing's zum Schilde: „An ſyſtematiſchen Büchern haben wir Deutſchen überhaupt keinen Mangel."

1. Der Weiſe und der reine Menſch. Das Pſychologiſche.

Leſſing's Dichtungen und theoretiſche Erörterungen ſind eine Akademie. Wer die Stufe des Dilettantismus überſchreiten, wer den geſammten Aufbau und den innern Ausbau eines Kunſtwerkes lernen und erkennen will, kann von Leſſing Geſetz und Maß entnehmen. Dazu iſt die Geſchichte des Drama's „Nathan der Weiſe," die Art, wie es zu verſchiedenen Zeitpunkten angeſehen worden, zugleich eine Geſchichte der Humanität in Deutſchland in den letzten acht Jahrzehnten. Es wäre eine beſondere und gewiß nicht unerſprießliche Aufgabe, dieß hiſtoriſch nachzuweiſen.

„Nathan der Weiſe" nannte Leſſing ſein Drama und dieſer Zuſatz „der Weiſe" regt zu einer ganzen Reihe von Betrachtungen an. Das Wort weiſe iſt heutigen Tages altfränkiſch geworden und doch giebt es keinen Erſatz dafür.

Die auf das Aeſthetiſche gerichtete Erklärung Leſſing's, die er von der Weisheit giebt, erleichtert uns die Begriffsbeſtimmung derſelben in ethiſcher Beziehung, oder vielmehr ſie ſchließt ſie in ſich.

Wie es hervorgehoben wird, daß der Künſtler im Schmerzensausdrucke Laokoon's „bei allen Leidenſchaften eine große und geſetzte Seele zeigt," ſo hat dies auch in ſittlichem Betracht ſeine Geltung. Die Weisheit iſt nicht die abgetödtete Empfindung, ſondern die willenskräftig beherrſchte, der ſtoiſche Gleichmuth ſchließt hier das ſubjective Pathos nicht aus. Denn Weisheit iſt weit entfernt von Menſchenverachtung und Menſchenhaß vielmehr iſt Liebe und Thatendrang ihr innewohnend, und mit dieſen Leid und Luſt. Die künſtleriſche Weisheit geht hier auch wieder ganz parallel mit der ethiſchen. Wenn ein Künſtler ein Werk noch ſo ſtreng und beſtimmt in ſeinem Aufbaue bemeſſen hat, kann er ſich doch der Ergriffenheit bei der Einzelausführung ja oft der Unruhe und Unſicherheit nicht entſchlagen. Ganz gleich ſteht der Weiſe dem Leben gegenüber. Und Anmuth und Würde verbinden ſich in ihm zur Charakterſchönheit. Denn die Würde allein könnte nur eine herbe oder majeſtätiſche Geſtalt erzeugen, der wir zwar nicht die Ehrerbietung, wohl aber die Liebe verſagen dürfen. Naturgemäß kann die Weisheit nur die Tugend des geprüften Alters ſein, ſie ergiebt ſich erſt jenſeits von Sturm und Drang der ſubjectiven Bewegung, aber der Weiſe hält ſich nicht iſolirt in einem Jenſeits des Lebens; es genügt ihm nicht an der reinen Erkenntniß und er entſagt nicht auf Thätigkeit und Genuß, er bewährt nur ſeine Mäßigkeit und Enthaltſamkeit in ihnen. Je mehr er nun ergreifend und ergriffen das bewegte Sein mitlebt, um ſo mehr gewinnt er unſere Sympathie und vermag uns in ſeinen Tempel der Ruhe zu führen, der nicht abgeſchieden auf einſamer Höhe, ſondern mitten auf dem Markte des Weltverkehrs ſteht. Leſſing's Nathan iſt das Drama der Weisheit, jener Weisheit, die eine ſeltene Errungenſchaft auserleſener Geiſter iſt. Hoch oben zur Ueberſchau auf der Höhe ſtehen, das Gewimmel des vielfältigen Lebens da unten mit freiem Ueberblick, mit lächelnder Andacht sub specie aeterni betrachten, und doch wieder mit liebevoller Innigkeit das Einzelleben erfaſſen, mit Gerechtigkeit bemeſſen, was es nach geſchichtlichen und naturgeſetzlichen Bedingungen werden mußte — die Welt mit ihrem Gemenge von Grauſamkeit und Liebe, von Albernheit und Hoheit, mit allen ihren Widerſprüchen und einheitlichen Geſetzen erkennen und doch feſt und warm lieben — die Verwicklungen und Entwicklungen des Menſchenlebens als einen Prozeß betrachten, der aus der Natur der Dinge nothwendig hervorgeht und dabei die geſtaltende Macht des reinen Gedankens aufrecht erhalten und thatkräftig bewähren: das iſt jene Weisheit, die mit Spinoza und Shakeſpeare auch Leſſing errungen.

Und weil Leſſing Dichter und Philoſoph zugleich war, vermochte er die Weisheit der Abſtraction in das faßliche begrenzte Leben zu ſetzen oder vielmehrihr dichteriſch eine Welt zu ſchaffen.

Der reine Menſch iſt das Normideal der Philoſophie. Die Menſchen ſind immer phyſiologiſch und hiſtoriſch von Völkerſchaft, Familie und Naturell bedingt, ſie vermögen nicht die reine Norm zu verkörpern. Dem Normalmenſchen in der Philoſophie entſpricht der Erlöſer in der Religion; dieſer kann hiſtoriſch angezweifelt werden, philoſophiſch nicht. Wir müſſen uns den Menſchen denken, der immer nach ethiſchen Geſetzen denkt und lebt, der wieder im Paradies der Unſchuld, im Reiche der abſoluten Erkenntniß ſteht, wo Natur und Geſetz, Macht und Pflicht wieder eins ſind, ſo daß der reine Menſch die volle Einheit alles Lebens iſt und nicht mehr aus ſeinem beſchränkten Naturell, ſondern aus der Geſammtheit der Menſchennatur heraus ſein Daſein erfüllt.

Der Normalmenſch könnte nicht Gegenſtand der Dichtung ſein, jede begrenzte Handlung verengerte ſeine Sphäre, es könnte keine Wandlung mit ihm vorgehen, denn alle ſubjective Bedingung iſt ausgeſchloſſen, er ſteht in jenem Paradies jenſeits der Geſchichte, in jener höchſten Unſchuld, wo es keine Handlung als ſolche, ſondern nur ein Sein giebt. Er wäre gegen alle Verletzbarkeit gefeit und der Geiſtesheld muß wie die Helden der phyſiſchen Kraft — ſelbſt ein Achilles, Simſon und Siegfried — eine Stelle bieten wo er dem Schickſal des Endlichen verfallen kann.

Weſentliche Merkmale des reinen Menſchen ſind auch die des Weiſen. Auch er bemißt die Dinge nicht nach perſönlichen Eindrücken, er iſt mit ſich ſelbſt fertig, hat bereits in ſich jene Wandlung und Läuterung vollendet, die erſt durch die dramatiſche Dichtung in dem Helden vollzogen werden ſoll, aber hier bleibt ein Reſt, der ſich zum dichteriſchen Vorwurf erübrigt. Die Betheiligung an den concreten Lebensbeziehungen, die geſtaltende Thatkraft die er in's Werk zu ſetzen trachtet, bieten die Aufgaben, in denen wir den Weiſen als Helden nicht ſowohl erſchüttert, ſchwankend und wandelbar ſehen, ſondern nur beunruhigt ſuchend, wie er das in ihm unerſchütterlich Feſtſtehende dem ſpröden Gegenſatz gegenüber wahre und ſiegreich durchführe. Der Weiſe als Held wandelt nicht ſich, aber die Welt, er hat die Souveränetät ſeines Geiſtes im Einzelnen zu bewähren; wir vertrauen ſeinem Siege, wir kennen ſeine Macht, aber wir wiſſen nicht, wie er ſiegen wird. Wie der Thatenheld uns durch den erfinderiſchen Reichthum ſeiner Macht und ſeines Muthes ergötzt, ſo verſetzt uns der Held der Idee in die gleiche Luſt. Der Held der Idee — hier Nathan — ſteht immer und iſt immer die gleiche Geſtalt. Er erſcheint äußerlich genommen, immer in demſelben Coſtüm, wir ſehen ihn immer in derſelben Haltung, nie niedergeworfen, erhoben u. ſ. w. und unſere Theilnahme iſt bei Empfang des Gedankeninhalts auch eine rein phyſiognomiſche und zwar die höchſte in reiner Sympathie.

„Ein dramatiſches Gedicht" nannte Leſſing ſein Werk, und er, der die Grenzlinien der Kunſtgebiete ſo ſcharf ſchied, wählte dieſen Ausdruck mit Bedacht, denn die ſtricten Bedingungen des Drama's ſind nicht in der Art erfüllt, daß Leidenſchaft und ſtreng fortſchreitende Handlung als die Hauptmomente erſcheinen. Die Empfindung, die hier vorwaltet, drückt ſich nur im Mienenſpiel des Geſichtes aus, ſie hat nicht jenen mimiſchen Ausdruck im umfaſſendſten Sinne, wie wir ihn an der ganzen Geſtalt wahrnehmen; die Charaktere ſprechen ſich nicht kenntlich durch das Factiſche, dramatiſch Schaubare aus, vielmehr iſt Betrachtung von Leben und Welt (was man heutigen Tages Weltanſchauung nennt) hier weſentlicher Inhalt. Wie die Erkenntniß auf das Leben, wie das Leben auf die Erkenntniß wirkt, das iſt die Schraube um die ſich Alles dreht. Dennoch tritt hier nie eigentlich Didaktiſches heraus, ſondern nur das, was die gegebene Situation im Charakter hervorruft und was ſie aufklärt. Der Dialog iſt pſychologiſch und darin liegt ſeine dramatiſche Kraft. Im ganzen Gedichte werden keine ſich ablöſenden Lehren gegeben; das Gedicht iſt eine Lehre.

2. Entſtehung und Erweckung der dichteriſchen Idee.

Es war im Sommer des Jahres 1778 als ſich die neue Welt in Amerika in ſiegreichen Schlachten von dem hiſtoriſchen Joche des Mutterlandes befreite, als der Fahnenſpruch: Freiheit des religiöſen Bekenntniſſes — zum Erſtenmal ſich frei entfaltete und die Geltung als Staatsgeſetz heiſchte. In demſelben Sommer lebte am Fuße des Harzes der Mann des edelſten Freiheitsmuthes und ihm ging eine Geiſtesthat auf, die für die neue Welt der Humanität nicht minder entſcheidend iſt. Aus der jahrelangen Abwehr von Unnatur und Willkürlichkeit erſtand nun eine feſte poſitive Macht. Es war ein heller Sommernachtstraum eigner Art, der Leſſing in der Montagnacht des 10. Auguſt 1778 heimſuchte, denn am 11. ſchreibt er an ſeinen Bruder .....„Da habe ich dieſe vergangene Nacht einen närriſchen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauſpiel entworfen, deſſen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten (mit Göze) hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ.“[1] Nachdem er hierauf die Quelle bei Boccaz angiebt,[1] fährt er fort: „Ich glaube eine ſehr intereſſante Epiſode dazu gefunden zu haben, daß ſich alles ſehr gut ſoll leſen laſſen und ich den Theologen gewiß einen ärgeren Poſſen damit ſpielen will als noch mit zehn Fragmenten.“

---

[1] In der Ankündigung, die er ſeltſamerweiſe auf den 8. Auguſt datirte, ſagt Leſſing: „ſie führt mir mehr Zufall als Wahl einen

Durch den Verfolg ſeiner Streitigkeiten mit Götze wurde das Gedicht nur neu lebendig in Leſſing, während es ſchon lange in ſeinem Geiſte der Geſtaltung harrte. So erſtand dieſe Dichtung durch die theologiſchen Kämpfe, aber ſie entſtand nicht durch dieſelben. Was der Dichter aus der allgemeinen Menſchennatur und Betrachtung der Menſchengeſchichte heraus erfand und empfand, das mußte er in eigenthümlicher Weiſe individuell erleben und aus dieſer Verſchmelzung des rein Allgemeinen und des Perſönlichen erhob ſich das Kunſtwerk das der allgemeinen Idee eine feſte Geſtalt giebt.

Ein Werk, das einer wenn auch noch ſo bedeutſamen momentanen Anregung ſeine Entſtehung und

---

meiner alten theatraliſchen Verſuche in die Hände, von dem ich ſehe, daß er ſchon längſt die letzte Feile verdient hätte (Bd. 6. S. 236.) In der unter dem Nachlaſſe gefundenen Vorrede zum Nathan wiederholt Leſſing die briefliche Mittheilung: „Aber nicht erſt jetzt, nicht erſt nach der Streitigkeit, in welche man einen Layen bei den Haaren hätte hineinziehen ſollen“ (hat ſich der Nathan entwickelt). Sämmtliche Schriften. Ausg. von 1857. 11 Bd. 2. Abth. S. 163.

[1] Es iſt in neuerer Zeit nachgewieſen, daß eine italieniſche Novellenſammlung vor Boccaz das gleiche Mährchen enthält, ebenſo die Gesta Romanorum, und ſchließlich führt die Quelle auf Jehuda aben Verga, einen jüdiſchen Dichter in Spanien im 11. Jahrhundert zurück. (Siehe Jahrbuch für Iſraeliten von Joſeph Wertheimer. Wien 1856.)

Ausführung verdankte, könnte nicht die dauernde inwohnende Kraft des Kunſtgebildes beſitzen; die Spuren blos momentaner Erregung, die es in ſich trüge, wären bald nur noch äußerlich geſchichtliche, ein Theil ſeines Lebens ſtürbe mit der abgethanen Anregung. Als Gelegenheitsgedicht kann die lyriſch ſubjective momentane Stimmung am vollſten zum Ausdruck kommen; ein Kunſtgebilde das die objective Welt in ihrer Mannigfaltigkeit feſthält und zu deſſen vollem Verſtändniß kein Rückdeuten auf den Autor nöthig iſt, kann nur aus einer Stimmung hervorgehen, in der die ſubjective Erhitzung bereits überwunden iſt und künſtleriſch frei ſich wieder erneuert hat. Hier entſtehen jene Werke, die die unendliche Perſönlichkeit geſchaffen.

Leſſing nennt die Novelle bei Boccaz den Keim und es iſt ein tiefes Geſetz, daß die Keimkraft eine Zeitlang ruhe bevor ſie zur Entfaltung gebracht wird. Es iſt ein Geſetz in der Bodenbebauung, nicht alsbald von der eingeheimſten Ernte die Ausſaat zu nehmen, ſondern ſogenannte zweijährige Ausſaat, die weniger Waſſertheile enthält und weniger den Brand aufkommen läßt. Man könnte dieſes Geſetz auch auf die Geiſtesproduction anwenden.

Wie im Leben der Menſchheit, ſo giebt es auch im Leben des Menſchen innere Vorherverkündigungen, deren Erfüllung wie ein Wunder erſcheint, es entſtehen innere Wahrnehmungen, auf die ſich unverſehens Ereigniſſe und Thatſachen reimen. Man kann ſagen, daß durch innere Vorempfindung, durch eine Spannung der Seele nach beſtimmten Zielen, hin die Empfänglichkeit zur

Aufnahme oder gar die Nothwendigkeit der Erſcheinung äußerer Thatſachen bereitet und herbeigeführt wird und hier iſt allerdings einer jener noch nicht aufgedeckten inneren Beziehungen alles Lebens.

Für das vorliegende Thema kann es genügen darauf hinzuweiſen, daß das was Leſſing aus allgemeiner Intuition erfaßt hatte, jetzt lebensgeſchichtlich neu erſtand. Was ehedem als freies Belieben erſcheinen konnte, ſtellte ſich jetzt als allgemeine und lebensgeſchichtliche Nöthigung dar und Wille und naturgeſetzliche Erfüllung wurden Eins.

Auf der Höhe ſeines Lebens, zwei Jahre vor ſeinem Tode, vollendete Leſſing dieſes Werk (vom 12. Nov. 1778 bis 7. März 1779). Im Kampfe mit einer feindſelig aufgehetzten Welt, im Kampfe mit den Sorgen um den Lebensunterhalt und dazu noch tief vereinſamt in Wolfenbüttel, noch ſchmerzvoll erregt vom Tode ſeiner Frau und ſeines einzigen Kindes, inmitten von alle dem gewann Leſſing die Kraft, ſolch ein Werk zu vollenden, und wenn wir die Höhe der Dichtung bewundern, müſſen wir nicht minder die Kraft der Seele anſtaunen, der es gelingen konnte, aus ſolchen innern und äußern Bedrängniſſen heraus ſo klar Vollendetes zu geſtalten.

3. Plan und Ausführung. Die Epiſode.

Um ein Kunſtwerk in ſeiner Geſammtheit und ſeinem innern Baue zu erfaſſen, iſt es nöthig, die Entſtehung und das Schema deſſelben herauszuziehen. Der

Entwurf, der noch von Nathan aufbewahrt iſt,[1] überhebt weſentlich dieſer Aufgabe und erleichtert das Abſehen von dem Ausgeführten und die Betrachtnahme der Aufrißlinien. Mit wenigen Abweichungen iſt das vorhandene Scenarium in der Ausführung beibehalten, natürlich ohne dabei die Improviſation des momentan Schöpferiſchen auszuſchließen, das bei allem Innehalten eines noch ſo wohl angelegten Planes nie ausbleiben kann.[2]

Leſſing findet die Novelle im Dekameron des Boccaz und ſagt wiederholt, „die dritte Novelle des erſten Buches, dieſer ſo reichen Quelle theatraliſcher Produkte, iſt der Keim, aus der ſich Nathan bei mir entwickelt hat.“[3]

An dieſer „reichen Quelle theatraliſcher Produkte“ ſchöpfte auch Shakeſpeare und er konnte in dem Bezeichneten keinen „Keim“ für ſich erkennen. Die Fabel wie ſie vorlag ſchien zunächſt kein dramatiſches, ſondern ein ſpeculatives Problem zu enthalten. Es bedurfte des Deutſchen, es bedurfte Leſſing's, in dem ſich die Elemente der Wiſſenſchaft und der Lebenserfahrung vorbereitet hatten, daß der Keim in ihm aufgehen konnte.

Leſſing findet die Novelle bei Boccaz. Auf dem Boden einer gegebenen Thatſache entſtehen die entſprechenden nothwendigen Charaktere, die die Handlung folgerecht bedingen. Dieß iſt maßgebend für die ganze Compoſition. Wie muß der Mann ſein, der ſolch eine Frage ſtellt und wie der, der ſie ſo beantwortet? Welch ein Hintergrund von Lebensverhältniſſen muß ſich daran anſchließen? Die Handlung ſtellt ſich als das Primäre dar. Es ſind nicht Geſtalten da, die ſich heimathlos im Geiſte des Dichters umhertreiben, für die erſt eine Handlung erfunden werden muß. Aus der Thatſache ergiebt ſich das Weſen der Handelnden pſychologiſch naturgemäß. Wie die gegebene Bodenbeſchaffenheit die nothwendige Vegetation, ſo treibt die gegebene Handlung die immanenten Charaktere heraus. Der „Keim“ als welchen Leſſing kurzweg das Gegebene bezeichnet, hat das entwickelte Leben in ſich, aber gebunden, er bedarf der vollen Mitwirkung aller Lebenskräfte, um ſich zu entfalten und die Bodenkraft, die ihm dazu hilft, iſt nicht minder eine urſprüngliche als der in ſie gelegte Keim.

---

[1] Sämmtliche Schriften. Bd. 2. S. 600.

[2] Daß Leſſing auch im Entwurf ausgeführte Dialoge bei Ausarbeitung des Ganzen ausließ und wie er Einzelheiten des Colorits ſich aufzeichnete, ergiebt ſich lehrreich aus dem noch vorhandenen Entwurfe.

[3] Bd. 11. 2. S. 163.

Die ganze künſtleriſche und ſittliche Geiſteskraft Leſſings entwickelt den Keim.

Die Hauptcharaktere und ihre Beziehungen exponiren ſich klar in den erſten Scenen. Nathan kommt von einer Reiſe. Leſſing läßt ihn nicht wie Boccaz in Alexandrien wohnen und nach Jeruſalem berufen werden, das ſchon der Ortseinheit ſeines dramatiſchen Baues entgegen wäre. Es liegen Ereigniſſe hinter dem heimgekehrten Nathan, die wir mit ihm zugleich erſt erfahren. Da das Drama mit gewiſſermaßen fertigen Charakteren und Verhältniſſen anhebt, die ſich von da an vollenden und ausleben, ſo geht hier dem, was ſich ſchaubar vor uns aufthut, ein Vorleben voraus, und eine Hauptkunſtregel des Dramatikers beſteht darin, uns in die Atmoſphäre zu verſetzen, in welcher bereits die Wirkungen von Ereigniſſen ſich finden, die hinter der Scene liegen, und jetzt die Charaktere und Verhältniſſe ausgeſtalten.

Wäre z. B. hier die Brandſcene und die Rettung Recha's mit in die gegenwärtige Handlung gezogen, ſo fiele dieſe nicht nur in zwei auseinander, ſondern wir hätten auch nach der beängſtigenden Situation nicht Ruhe genug, um die Folgehandlung, zumal in dieſem Inhalte, entſprechend aufzunehmen. Das Brandmal im Mantel des Tempelherrn, und was ſich von Empfindung daran knüpft, giebt uns genug Gegenwärtigkeit der vorausgegangenen Handlung. Die Scene beginnt alſo bereits mit einer Folgehandlung, ohne daß dieſe, was eben dem rein Dramatiſchen widerſpräche, nur durch Erzählung ſich uns ergäbe. Alle Perſonen ſtehen bereits in einer Wirkung vorausgegangenen Daſeins, in das wir uns mit ihnen leicht und natürlich verſetzt fühlen, ohne daß es allzu vordringlich ſich geltend macht.

Schon in den erſten beiden Scenen empfangen wir ein in feſten Umriſſen angelegtes Bild der handelnden Perſonen und der Situation im weiteſten Sinne; und jener glückliche und höchſt wirkſame techniſche Griff, die Hauptperſonen von allen Seiten erſcheinen zu laſſen, en face, indem ſie ſich ſelbſt darſtellen, im halben Profil oder im ganzen Profil, indem ſie ihre Weſenheit durch

Anſprache und Betrachtung Anderer auslegen, und von rückwärts, indem über ſie geſprochen wird, und der Zuſchauer dadurch eine Stimmung, einen Standpunkt für den ihm ſpäter Vorzuführenden oder ihm bereits Bekannten gewinnt — alle dieſe verſchiedenen Drehungen und Stellungen der Hauptperſonen ſind in dieſem Drama in wahrhaft künſtleriſcher, d. h. in naturnothwendig erſcheinender Weiſe ausgeführt. Zugleich iſt der Rhythmus in der Bewegtheit der Gemüther wie der Action ein ſtets ſich beſchleunigender, dabei aber — der Natur dieſes Dramas gemäß — doch die Spannung nur ſo gehalten, daß der Zuſchauer noch Ruhe genug behält, um die feinere pſychiſche Ausführung mit voller Theilnahme in's Auge zu faſſen.

Die Darlegung des Denklebens, die Hinführung zur Erkenntniß der Humanität, iſt Mittelpunkt des ganzen Stückes, aber im Hintergrunde lauert immer ein gefahrvolles Ereigniß. Das rein Sympathiſche, die ruhig erquickliche Theilnahme und eine den Athem beſchleunigende Spannung ſind im Gleichmaße. Während wir uns den Reſultaten höchſter Erkenntniß ganz hingeben, empfinden wir doch zugleich immer die Spannung: wie wird ſich ein ſchweres, verhängnißvolles Lebensräthſel löſen?

Dieſe beiden Momente nun ſind in der Peripetie des Stückes, am Schluß des dritten Aktes, hart an einander gerückt: unmittelbar auf die Erzählung von den drei Ringen vor Saladin folgt die Scene zwiſchen dem Tempelherrn und Daja und ſpannt das Intereſſe wieder nach der andern Seite der Fabel.

Dieſe Verbindung zweier Fabeln, die ſich gegenſeitig illuſtriren, wie wir ſie bei Shakeſpeare z. B. im Lear ſo großartig verſchlungen finden, iſt hier ebenfalls mit künſtleriſcher Bedachtſamkeit ausgeführt, wenn auch in der Conſtruction des Ganzen noch Unebenheiten bleiben.

Durch die Novelle bei Boccaz lag dem Dichter die eine Seite, und weſentlich nur eine Scene vor; durch das Verhältniß zwiſchen Recha und ihrem Bruder und durch die Verknüpfung beider mit Saladin gewinnt Alles Einheit der Perſon und des ideellen Intereſſes. Der Zuſchauer kommt nie aus den Fragen über das Verhältniß der Religion und Humanität heraus, er wird nur immer wieder von einer andern Seite darauf geführt.

Leſſing ſelbſt ſagt in dem Briefe an ſeinen Bruder, daß er eine glückliche „Epiſode“ zu der Novelle erfunden, und er behandelt alles, was den dramatiſchen Affekt berührt, epiſodiſch; er läßt es nicht aufkommen, weil es ſonſt die Idee des Dramas — und man kann ſagen, daß das Stück das Drama der Idee iſt — verſchieben würde. Er iſt allem Lockenden ausgewichen, das von der einen herrſchenden Idee ablenken würde. Hier iſt jene Weisheit, die wir die künſtleriſche nennen müſſen. Der Wechſel der Affecte iſt aphoriſtiſch behandelt, nicht breit entwickelt, und Alles, was zum ſtark Pathetiſchen neigt, iſt niedergehalten, dagegen Alles, was der Idee des Stückes dient, breit ausgeführt. So iſt z. B., vom Patriarchen abgeſehen, der Conflict eines Tempelherrn, der ſich von Liebe erfüllt ſieht, und noch dazu von Liebe zu einem Judenmädchen, kurz abgeſetzt, denn die weſentlichere Ausführung dieſes Momentes würde das Stück zu einem andern machen, den Mittelpunkt verrücken; und am Schluſſe ſind die Uebergänge ebenfalls kurz zuſammengedrängt. Die Wandlung des Affects der Frauenliebe in Geſchwiſterliebe, die ſich zu einem ſelbſtändigen Drama hätte vertiefen laſſen, das Wiederfinden eines im Kriege gefangenen Neffen, den man zum Tode verurtheilt hatte, alles Das erledigt ſich kurz und knapp, denn die Idee des Dramas durfte durch alle dieſe Beziehungen nicht verdeckt und abgelenkt werden.

Eben in dieſer maßhaltenden, aller Verführung widerſtehenden Beherrſchung zeigt ſich die weiſe Künſtlerſchaft des Dichters, der, ſein Ziel im Auge, dieſem alles Andere unterzuordnen weiß, ſo daß wir mit ihm zu keiner Zeit in Zerſtreuung verſetzt ſind, ſondern Alles dem einheitlichen Mittelpunkte dienen ſehen.

Hier findet das oben angeführte Wort Leſſings auf ihn ſelbſt die Anwendung „eben darin, wo ein Halbkenner den Künſtler unter der Natur geblieben zu ſein, das wahre Pathetiſche nicht erreicht zu haben urtheilen dürfte, eben hierin leuchtet die Weisheit deſſelben ganz beſonders hervor.“

4. Die Formel und das Factiſche der Humanität. Der dramatiſche Schluß.

Nathan, das Drama der Idee hat wie erwähnt nichts Sententiöſes. Bei allem Eingehen auf Erkenntniß- und Empfindungsleben herrſcht die ſtrenge dramatiſche Oekonomie, die nur den gegenwärtigen concreten Zuſtand vertieft ~~und~~ zu keiner bloß gelegentlich angefügten Allgemeinheit ſich verleiten läßt. Leſſing hat damit jene objective Macht erreicht wie Shakeſpeare. Bei Erwähnung von einzelnen Ausſprüchen ſagt man nie: Shakeſpeare ſagt, ſondern: Hamlet, Lear, Romeo ꝛc. ſagt, weil die Kundgebungen als rein pſychologiſche ſich nicht von der Geſtaltung ablöſen.

Nach dem Entwurfe ſollte Saladin am Schluſſe den Tempelherrn zum Fürſten von Antiochien machen; der Dichter ließ dieſes Moment in der Ausführung fallen, und gewiß nicht ohne Grund. Die volle Gewißheit von der ſich ſchließlich aufklärenden Blutsverwandtſchaft hätte dadurch im Zuſchauer allerdings einen nachdrücklich beſtätigenden Abſchluß gewonnen, aber dieſe Ernennung und die neue Aufgabe, die ſie ſtellt, wieſe zu ſehr auf äußere Machtſtellung und über das Drama hinaus in neue Verwicklungen, in die der Tempelherr gegenüber ſeinen früheren Lebensverhältniſſen verſetzt wäre. Jetzt wird ſchließlich nur die Familieneinheit an ſich hergeſtellt, und in der Befriedigung hierüber haben wir nun keine Frage mehr, was weiter aus den Geſchwiſtern werden ſoll. Der Dichter wendet ein auf der Bühne immer wirkſames Mittel an, indem er zu den Kundgebungen des Gemüthes ein beſtätigendes ſchriftliches Document überzeugend mitwirken läßt, und iſt die handelnde Perſönlichkeit auf der Bühne überzeugt (ohne daß ſie nöthig hat, ſich des weiteren darüber auszulaſſen), ſo iſt der Zuſchauer mit derſelben zugleich befriedigt.

Auch der Schluß, der im Entwurfe ſteht: „Schluß: Saladin: Du ſollſt nicht mehr Nathan der Weiſe, du ſollſt nicht mehr Nathan der Kluge, — du ſollſt Nathan der Gute heißen," iſt in der Ausführung weggeblieben, und man darf wohl annehmen, daß dem Dichter dieſe didaktiſche Formel bei näherer Betrachtnahme zu eng erſchien, denn mit Bezeichnung der Güte wäre der Charakter Nathans und das was der Dichter damit wollte, nicht erſchöpft. Ueberhaupt aber mußte ſolche Schlußlehre unthulich erſcheinen. Schon theatraliſch wäre Nathan nach ſolcher Anrede zu ſtummem Spiel verdammt. Die Gebrauchsanweiſung als fabula docet beeinträchtigt aber auch leicht die Abſpiegelung des vollen Lebens im reinen Kunſtwerke; ſie kann für den Zuſchauer das Grundmotiv leichtfaßlich herausheben, ſie beſchränkt aber auch die Betrachtungsweiſe und ſchneidet die volle Breite ſelbſtthätiger Folgerung ab.

Vom theatraliſchen Geſichtspunkt und mehr auf den Effect allein rechnend, hätte ein Anderer vielleicht Nathan das Schlußwort zuertheilt; in der gegebenen Art aber wirkt das Ganze rein poetiſcher und heiterer: die Verbrüderung der Menſchheit erſcheint nach vielem vorausgegangenem, allgemein Betrachtenden jetzt ſchließlich rein faktiſch.

Und dieß iſt in ideeller wie in künſtleriſcher Hinſicht von Bedeutung. Das Weſen der Humanität wird nicht zuletzt in eine einzige dogmatiſche Formel zuſammengefaßt; denn das iſt ja ihr Weſen, immer lebendig bewegtes Denken und Empfinden zu ſein und nicht eine Formel, die, noch ſo hoch gefaßt, ſich verhärtet und ihr ewiges Wachsthum und ihre fortwährende Verjüngung einbüßt. Der Gedanke der Humanität kann in ſeiner ganzen Umfaſſung nie poſitiv dogmatiſch werden.[1]

Sie iſt nicht Offenbarung einer Lehre, ſondern das reine Thun wird zur Lehre. Eine That, aus der ſich eine Lehre, ein Grundſatz ergiebt, iſt faßlicher, eindringlicher und unwandelbarer als jedes Dogma, jede noch ſo folgerichtig geführte Beweisführung. Hier ſtellt ſich das Factiſche der poetiſchen Geſtaltung dem Factiſchen der Geſchichte in ſeiner Wirkung nahe, ja die Dichtung kann durch Zuſammendrängen des im Leben auseinander Liegenden den thatſächlich erſcheinenden Gedanken noch ſchärfer und beſtimmter heraustreten laſſen.

So iſt das Factum der Humanität lehrender als jede Lehre. Für concrete Erſcheinungen iſt ein Canon der Humanität gegeben, ſo ſicher, ſo groß, ſo unverrückbar wie ein Geſetz in der äußern Erſcheinungswelt; ja ich möchte ſagen, dieſer Satz entſpricht dem Geſetz der Schwere in der phyſiſchen Welt, und dieſer Satz iſt dort im Evangelium von der Ehebrecherin ausgeſprochen. „Wer ſich rein fühlt, werfe den erſten Stein auf ſie.“

---

[1] Und wie der Gedanke der Humanität nicht dogmatiſch ſo könnte er auch nicht plaſtiſch werden. Wenn wir uns in jene Zeit verſetzen, wo die Griechen noch die mythenbildende Kraft beſaßen, ſo läßt ſich ſchwer denken, daß ſie, wenn ſich der Begriff der Humanität in ihnen ausgebildet hatte, dafür eine plaſtiſche Geſtalt hätten gewinnen können. Die Humanität wie die Wahrheit iſt eine den verſchiedenſten Thätigkeiten innewohnende Kraft, ſie hat das Weſen der allgemeinen Subſtanz und widerſpricht den Bedingungen der Individualiſation. Ja, nicht einmal ein feſtes Symbol für den Begriff der Humanität läßt ſich bilden. Wenn die am Leſſingdenkmal in Braunſchweig noch fehlenden Reliefs ausgeführt werden, wird e[illegible] Genius der Humanität nicht allgemein kenntlich darauf erſcheinen können. Wir meinen jener Humanität, die ſich nicht wieder in die Abgeſchiedenheit einer einzelnen Glaubens- oder Völkergenoſſenſchaft verengert.

Die Humanität iſt nicht Gerechtigkeit und nicht Liebe; die Gerechtigkeit allein iſt zu ſtreng, die Liebe allein zu mild; die Humanität iſt Gerechtigkeit und Liebe vereint.

Für die Totalität der humanitären Betrachtung, wie ſie dieſes Drama veranſchaulicht, ließ ſich wohl keine entſprechende Sentenz finden, und darum bleibt es zuletzt bei dem rein Factiſchen.

Aber auch künſtleriſch wäre eine Formel unſtatthaft. Bei einer tragiſchen Schlußwendung mag es angemeſſen ſein, im Angeſichte des Schreckens die Handelnden und den Zuſchauer über die Erſchütterung hinaus zu verſetzen. Hier aber leben die Perſonen weiter, ein erhöhtes und geweihtes Leben. Jede allgemeine Betrachtung, und wäre ſie noch ſo umfaſſend, erſchiene einestheils nur wie ein leicht ſich ergebender Vorſatz, andererſeits iſt die Bethätigung, die von hier an beginnt, viel reicher und mannigfaltiger, als ſich im Worte beſtimmen und ausprägen läßt. Dazu ſind auch jene allgemeinen Schlußbetrachtungen — wenn man ſie nicht nach antiker Weiſe einem Chore zutheilen kann — meiſt nur ein empfehlender Abgang des Dichters, wie man ſolchen von den Darſtellenden auch mimiſch am Ende eines Schauſpiels ſo oft ſieht. Die Handelnden und Ergriffenen treten aus der Rolle des bewegten Lebens heraus und ſagen damit, wir ſpielten vor euch und empfehlen uns und das Werk u. ſ. w. „Unter ſtummer

Wiederholung allſeitiger Umarmungen fällt der Vorhang“ ſchließt Leſſing, und dieſe Umarmungen ſprechen Alles aus und überlaſſen dem Zuſchauer den vollen Gehalt ſeiner ſelbſtthätigen Bewegung.

Bei alledem erſcheint der Schluß als ein überraſchender, nicht nur für die handelnden Perſonen, ſondern auch für den Zuſchauer. Es läßt ſich nicht denken, daß dieſer Schluß nur ein Nothdach ſei; es iſt durch das ganze Drama immer wiederholt darauf hingewieſen, daß der Tempelherr dem Bruder Saladins ähnlich ſei, Saladin ſpricht oft von ſeinem Aſſad und ſeinem Verhältniſſe zu den Chriſten, und Nathan deutet oft auf die Geſchwiſterſchaft des Tempelherrn und Recha's; aber dieſer Abſchluß als Familiendrama erſcheint doch zu klein für die ſo weit angelegten Tendenzen. Es widerſpräche aber auch der ganzen Dichtungsweiſe Leſſings, daß die Blutsverwandtſchaft zwiſchen Saladin und dem Geſchwiſterpaare nur einen ſymboliſchen Charakter haben ſollte, um damit anzudeuten, daß die ſtreitenden Glaubensgemeinden von Natur eigentlich menſchlich Eins ſind. Solche ſymboliſirende Ausdeutung wäre auch noch dadurch widerſprechend, daß Nathan damit ausgeſchloſſen wäre, indem er allein nicht blutsverwandt erſchiene.

Indem man aber die zu dem Mährchen erfundene Epiſode ebenfalls in der Sphäre des Mährchens feſthält, das die ſcharfe Markirung des Thatſächlichen von vorn herein ablehnt, fallen die ſcheinbaren Willkürlichkeiten, die in der ganzen Fabel liegen. Es iſt nur um einen allgemeinen Abſchluß zu thun, der dem ſtrengen thatſächlichen Zuſammenhange ausweicht. Das ganze Verhältniß Aſſads zu einer Chriſtin wird uns immer nur bruchſtücks- und andeutungsweiſe mitgetheilt, nie zuſammenhängend klar gegeben. Der Dichter konnte und wollte hier nicht weiter gehen, denn dieß verlegte wieder den Accent von dem, was dieſe Dichtung eigentlich will. Der Dichter gleicht dem Führer auf hohen Alpen: er reißt den Fremden über jähe Abgründe hinweg und läßt ihn nicht ahnen, daß hier eine Gefahr war oder ſagt ihm das erſt ſpäter in gelegentlicher Ruhe. Der Dichter läßt hier nur die Gruppe im Vordergrund ſcharf plaſtiſch heraustreten; das, was im Hintergrund vorgeht, iſt nur im Allgemeinen, Unbeſtimmten gehalten. Von Aſſads verändertem Leben, von ſeinem Tode geſchieht, wo es doch nothwendig ſchiene, gar keine Erwähnung. Durch die Blutsverwandtſchaft als Geſchwiſter und Bruderskinder iſt die Löſung der Epiſode auch epiſodiſch gegeben und zumal im Verhältniß Recha's und des Tempelherrn iſt damit der glücklichſte Abſchluß gewonnen; denn wäre Recha nicht die Schweſter des Tempelherrn, ſo begänne am Schluß ein ganz neues Drama, das den Conflict des Tempelherrngelübdes und der Liebe zum Vorwurf hätte. Der Schluß giebt daher der Epiſode nur ſo viel, als ihr der Dichter überhaupt im ganzen Verlauf des Drama's zukommen laſſen wollte. Und es iſt wohl nicht zu weit ausgedeutet, wenn man das Geſchwiſterverhältniß von Saladin und Sittah als vorbildlich für das ſich ſpäter ergebende des Tempelherrn und Recha's betrachtet, denn es ſcheint nicht ohne Bedeutung, daß der Dichter dem Saladin nicht eine Gattin, ſondern eine Schweſter zutheilt.

Wenn ſonſt in der Schlußſcene eines Drama's Alles der Art ſich zuſpitzen muß, daß der ganze Verfolg der Handlung und Charakterentfaltung nur darum da iſt, um die Schlußſcene möglich und nothwendig zu machen, ſo iſt hier am Ende nur eben die Epiſode abgeſchloſſen. Der Kerngedanke hat bereits früher ſeine Erledigung gefunden, denn der Schwerpunkt liegt im Verhältniß Nathans zu Saladin, wie er ſich ſchließlich in der Scene mit dem Mährchen gipfelt; die Nebenhandlung geht nach demſelben noch fort und der Schluß iſt nur der Schluß der Nebenhandlung.

5. Die Parabel, ihre Stellung und ihre Wendung.

In der Scenirung des Hauptmomentes iſt Leſſing ſehr glücklich von der Angabe des Boccaz abgegangen; er läßt die Aufſtellung der gefährlichen Frage an Nathan nicht wie bei Boccaz von Saladin ſelbſt, ſondern von Sittah ausgehen. Schon dramatiſch iſt dieß an ſich eine glückliche Wendung, denn es bringt Sittah unmittelbar mit dem Mittelpunkt des Stücks in Verbindung, ſie erſcheint nun nicht mehr blos zur Charakteriſtik Saladins, zur Kundgebung ſeiner häuslichen und fürſtlichen Tugenden, ſie greift unmittelbar in die Handlung ein. Aber auch die pſychologiſche Charakteriſtik hat hier ihre Bedingungen eingeſetzt. Saladin iſt als offener, gradaus gehender ſoldatiſcher Held gehalten. Wäre er Urheber der Intrigue, ſo würde nicht nur ſein Charakter an ſich verändert, es erſchiene auch ein Bruch im weiteren Verlauf der Handlung; die Bekehrung Saladins wäre dermaßen erſchwert, daß dieſer Punkt eine ganze ausgeführte Entwicklung in Anſpruch nehmen müßte. Nun aber, da er nur widerſtrebend ſich dazu drängen läßt, die verfängliche Frage zu ſtellen, iſt die Sinnesänderung leichter und ſchon voraus ermöglicht. Es iſt aber überhaupt ſchon dem Weſen Sittahs (die wir in der Scene vorher als Intriguantin aus Edelſinn kennen lernen) angemeſſen, daß ſie es iſt, die den Fallſtrick bereitet und Saladin nur die Schuld zufällt, daß er ſich zu deſſen Gebrauch verleiten läßt. Seine Sinnesänderung iſt dadurch anmuthender und naturgemäßer, und die Bekehrung eines offenen Charakters — oder vielmehr nur die Erweiterung ſeines Horizontes — verſetzt mit in die entſprechende Sympathie.

Hätte Saladin von ſelbſt die Intrigue geſtellt, ſo wären wir grade in dem Momente, wo Alles darauf ankommt, uns in die gegebene Situation zu verſetzen, innerlichſt geſtört; die Ergriffenheit, die neue Erkenntniß Saladins, die die unſre wird, hätte einen innern Widerſpruch gegen den Verkündiger derſelben. Nun aber wird die Frage dem Zuſchauer ebenſo wie dem Saladin aufgenöthigt und er wird mit ihm erlöſt.

Bei Boccaz wird die Parabel Melchiſedeks als Beiſpiel erzählt, wie Klugheit von großer Gefahr befreit, und ziemlich genau folgt Leſſing Boccaz im ganzen erſten Theile der Parabel bis dahin, wo es heißt: „Der rechte Ring war nicht erweislich, faſt ſo unerweislich als uns jetzt der rechte Glaube.“ Die

Fortführung iſt von da an durchaus Leſſings Werk; er führt die Sache dialektiſch geſtaltend weiter, und die Verhandlung vor dem Richter, die er aufrollt, wirkt ſo bezwingend, legt das, was ſogar in der ausgeführten Parabel nur noch „Keim" war, ſo reich umfaſſend auseinander, ſchließt den weit gezogenen Kreis wieder in ſich ab, daß wir erſchüttert mit Bewunderung ſehen, was in einer vollen Dichterſeele aus dem Keime wird.

Leſſing wendet die Parabel am Ende ſo, daß er alle drei Ringe falſch nennt. Es iſt aber dies keine ironiſche Wendung im gewöhnlichen Sinne, vielmehr, wenn ſie der Art bezeichnet werden könnte, zeigt ſie nur an, daß der Standpunkt der Frage und des Fragenden zu niedrig iſt. Welcher Ring, welche Religionsform iſt die beſte? Das iſt eben falſch gefragt, denn nichts was man äußerlich überkommen kann, macht die Weſenhaftigkeit und den Werth des rein Menſchlichen aus, ſondern das was man aus ſich macht. Das iſt ja das Weſen aller Cultur. Schon im Ackerbauleben giebt das Product dem Acker den Werth, nicht umgekehrt.

Indem Leſſing den Richter ſchließen läßt: „Eure Ringe ſind alle drei nicht echt," ſo iſt dieß der prägnanteſte Ausdruck: daß das Ueberkommen der Religion nie das Weſenhafte in dem religiöſen Individuum iſt. Die überlieferten Religionen haben das Humane hiſtoriſch gegründet. Der Ring iſt echt, heißt: die hiſtoriſche allgemeine Inſtitution leiſtet was ſie ſoll, nämlich wahrhafte Humanität in den Individuen zu gründen.

Die Hochhaltung des „von den Vätern“ hiſtoriſch Ueberkommenen erkennt Leſſing rein als Pietät,[1] die die verſchiedenen Religionsformen nicht „von Seiten ihrer Gründe“ faßt. In dieſer Pietät wird die Ausbildung des Individuums — auf die Alles ankommt — vor iſolirender Lostrennung bewahrt. Der individuelle Menſch hält ſich im geſchichtlich naturgemäßen Zuſammenhang mit den Vorlebenden, und dieſer Zuſammenhang, weil auf anderm Boden (auf hiſtoriſcher Achtung und gemüthlicher Rückſicht) ruhend, kann der freien Erkenntniß und Humanität keine Schranken ſetzen.

Leſſing geht dann von der Frage nach Echtheit oder Unechtheit der Ringe ab und beſchränkt ſich weiſe auf die Andeutung: Geht hin und beweiſet alle Drei „die Wunderkraft beliebt zu machen, vor Gott und Menſchen angenehm,“ dann — habt ihr Alle den echten Ring oder braucht keinen.

6. Das Mährchen. Der neue Laokoon. Lehrgehalt und Charakter.

Wenn ſich Shakeſpeare für ſeine Mährchenſpiele eine eigene Mythenwelt ſchafft, ſo iſt hier bei Leſſing eine Mythenwelt in die Hiſtorie hinein gedichtet, die nicht minder biegſam iſt. Leſſing ſagt ſelbſt in dem noch vorhandenen Entwurfe (S. 617): „In dem Hiſtoriſchen, was in dem Stücke zu Grunde liegt, habe ich mich über alle Chronologie hinweg geſetzt; ich habe ſogar mit den einzelnen Namen nach meinem Gefallen geſchaltet. Meine Anſpielungen auf wirkliche Begebenheiten ſollen blos den Gang meines Stücks motiviren.“ Das erzählte Mährchen iſt Mittelpunkt und die ganze dramatiſche Dichtung iſt ſelber ein glückliches, in der reinſten Gedankenregion gehaltenes Mährchen. Leſſing hatte eine mythenbildende Kraft, die nicht zurück in die Nebel der Vergangenheit, ſondern in die feine Luft der Zukunft verſetzt, und nur leiſe hiſtoriſch angelehnt, möchte ich ſagen, aus dem wirklichen Jeruſalem das himmliſche Jeruſalem herzaubert, wie es der Myſtik ſo oft nur nebelhaft vorgeſchwebt hat.

---

[1] „Nathans Geſinnung gegen alle poſitive Religion iſt von jeher die meinige geweſen“ ſagt Leſſing: ſämmtliche Schriften 11, 2. S. 163.

Die ganze Dichtung iſt ſelber ein Ring, der den Edelſtein des Mährchens faßt, und zur Faſſung dieſes ſteingewordenen Wunderglanzes ſind verſchiedene Metalle verwendet. Man ſagt ja, daß zur unmittelbaren Faſſung reines Gold nicht geſchmeidig genug iſt.

Nathan hat jenes unverwüſtliche Merkmal der Weisheit, er lächelt nur noch. Er iſt gewohnt, im Angeſicht erſchütternder Ereigniſſe bei aller Sympathie die Factoren des Seelenlebens ruhig und feſt zu betrachten. „Ich überdenke mir, was das auf einen Geiſt, wie Recha's, wohl für Eindruck machen muß.“ Die Leidenſchaft als ſolche hat keine Gewalt mehr über ihn. Der Humor, das Schelmiſche und Schalkhafte, das ihm der Dichter giebt, iſt weit davon entfernt, mit Menſchen und Lebenszuſtänden ein hochmüthiges Spiel zu treiben. Es überraſcht und verblüfft ihn nur nichts mehr, denn er hat alle Höhen und Tiefen des Lebens ausgemeſſen.

Mit einem wunderbar richtigen Takt hat der Dichter dieſem Nathan eine Vorgeſchichte gegeben, die ihn aus allem innern und äußern Dämoniſchen, das über ihn kam, zuletzt zum rein Menſchlichen klärte. Nathan iſt gehärtet vom Schickſal, aber nicht verhärtet. Er hat als Mann alle Qualen der Niobe und des Laokoon durchlebt und hat ſie überlebt. Es iſt ein großer Gegenſatz der modernen Welt gegen die antike, daß dem ſo iſt. Das Leben iſt eine Pflicht und die Menſchenliebe iſt eine Pflicht. Die Naturbeſtimmung, das Verhängniß iſt nicht das allein waltende. Es giebt eine Erneuerung des Lebens und der Liebe aus der Erkenntniß des Geſetzes, aus der Erkenntniß der Pflicht heraus. Die Adoption eines Kindes iſt zugleich ein tiefer Ausdruck für Nathans ganzes Verhältniß zur Welt. Kein bloßes Naturgeſetz, ſondern die reine Pflichterkenntniß giebt ihm das neue Leben, und aus der Pflicht erwächſt die Liebe neu. Das Individuum der neuen Welt iſt nicht beim Schickſalsſchlage dem nothwendigen Untergang verfallen, es vermag ſich in zuſammengerafftem Bewußtſein von dem Untergang zu retten. Aus der Willenskraft heraus erneuert ſich das Leben und ſeine Pflicht. „Ich ſtand," bekennt Nathan, „und rief zu Gott: ich will! Willſt du nur, daß ich will." Die Freiheit des einzelnen Wollens und die Abhängigkeit und Beſtimmung der Willenskraft, des geſammten Willens, die Harmoniſirung beider zur Einheit, kann nicht gedrängter zuſammengefaßt werden als in dieſen Worten. Es iſt die feſteſte und thatſächlichſte Auslegung deſſen, was die Philoſophie als freie Nothwendigkeit faßt. Nathan hat die Schlangen abgeſtreift, die alles ihm Zugehörige tödteten und ihn ſelbſt im

Innerſten zu vergiften ſuchten; er vollendet ſein Daſein aus Wille und Erkenntniß heraus.

Es iſt eine große dichteriſche That, ſolch einen lebengebliebenen Laokoon ſich folgerichtig ausleben zu laſſen.

Künſtleriſch iſt dabei ſehr zu beachten, in welchem Momente (erſt im vierten Akt) der Dichter uns in das vorhergegangene tragiſche Geſchick Nathans einweiht:

> „Noch hat mich nie die Eitelkeit verſucht,
> Sie jemand andern zu erzählen. Euch
> Allein erzähl' ich ſie. Der frommen Einfalt
> Allein erzähl' ich ſie, weil die allein
> Verſteht, was ſich der gottergebne Menſch
> Für Thaten abgewinnen kann.“

Erſt nachdem wir bereits für Nathans Sein und Thun in entſprechender Sympathie ſtehen, ſo daß wir mit theilnehmendem Verlangen ſein Werden kennen lernen, thut ſich dieſes auf und er erzählt dem Manne, der das Ebenbild ſeiner ſelbſt iſt, der in reiner Naivetät daſſelbe vollbringt, was Nathan in ſeiner freientwickelten Weisheit. Die Stimmung des Kloſterbruders auf der Bühne geht wieder in ungebrochener Harmonie auf den Zuſchauer über. Nathan hatte eine Familie und verlor ſie in grauſamſter Weiſe, er hat alle Freuden und Schrecken der in der Familie vervielfältigten Perſönlichkeit durchgelebt,[1] und nun ſteht er in Jeruſalem familienlos, fremd und, ſtreng genommen, ohne perſönliche Beziehungen. Nathan hat keine blutsverwandtſchaftlichen und keine confeſſionellen Freunde — es erſcheint außer ihm kein Jude in dem Stück — er hat nur Freunde aus dem reinen Geiſte heraus. Der Derwiſch iſt vom Schachſpiel her ſein Freund, und wir ſehen im Hintergrunde der kurzen zwei Dialoge, wie viel ſie mit einander gelebt und philoſophirt haben. „Laß dich umarmen, Menſch!“ ruft Nathan bald nach dem erſten Wiederſehen aus.

---

[1] Wie in der organiſchen Welt der Naturerſcheinungen ſich Stoffe und Elemente zu neuen Bildungen verwandeln, ſo auch können wir gewiſſermaßen die Geſtaltungen in der Geiſteswelt, namentlich in der Dichtkunſt, auf individuelle Empfängniſſe hindeuten. Es iſt dabei nur die Discretion zu bewahren, die nicht das Rohſtoffliche hier

Das Drama kann ſolche einzelne Lebensbeziehungen und andere mit Stillſchweigen übergehen, ja es muß in ſeiner begrenzten Haltung Alles was nicht zur gegenwärtigen Handlung und Empfindung gehört, ausſcheiden. Und ein Drama, wie Nathan, das ſich eine eigene phantaſtiſche Sphäre aufbaut, troß der Anlehnung an concret Gegebenes, kann das um ſo mehr.

Gewiſſe Härten oder vielmehr nicht durchcomponirte

hereinzieht und willkürlich ausdeutet. In der Geſtaltung zeigen die Dichtergebilde kaum merklich mehr etwas von den empfangenen Eindrücken und Ereigniſſen, ſo wenig als wir in einer Blattbildung Sonne und Regen an ſich wieder ſehen. Ich hoffe daher nicht mißverſtanden zu werden, wenn ich hier andeute, daß in die Erzählung Nathans von ſeinem Familienunglück bei aller Objectivität etwas von jenem Erlebniſſe, von jener tief innerlich aufwühlenden Stimmung übergegangen iſt, in der Leſſing im Januar 1778 bei dem Tode ſeines Kindes und ſeiner Frau an Eſchenburg und ſeinen Bruder ſchrieb. Nur kurze Zeit, eben in dieſem Januar, ſcheint er die Ausarbeitung des Nathan unterbrochen zu haben, denn in dem Entwurfe heißt es: „Den dritten Aufzug angefangen den 28. December 1778, den vierten am 2. Februar 1779.“

Einzelheiten der Handlung ſpringen bei dieſem Drama leicht in die Augen; aber ich glaube, daß das mährchenhaft Phantaſtiſche nicht überſehen werden ſollte, das dem dramatiſchen Gedicht als ſolchem zuſteht. Wir haben hier ein Mährchenſpiel eigener Art vor uns. Bei aller glänzenden Ausſtattung mit concreten Zügen, hantirt das Mährchen doch weſentlich mit Figuren, die als Träger beſtimmter idealer Typen erſcheinen, und eben das Weſen der Dichtkunſt iſt, dieſe Typen nicht allgemein und nackt, ſondern mit Individualitäten bekleidet, an deren Schickſal wir menſchlich Theil nehmen können, vor uns auftreten zu laſſen.

Man hat behaupten wollen, daß das Chriſtenthum in dieſer Dichtung am ſchlimmſten wegkomme. Wenn die Humanität Verwahrung dagegen einlegen muß, daß man die allgemeine Menſchenliebe als ſpecifiſch chriſtlich bezeichnet, ſo wird der genannte Vorwurf in ſich ſelbſt zerfallen. Gerade hundert Jahre vorher hat Spinoza in der Vorrede zu ſeinem hiſtoriſch politiſchen Tractat es ausgeſprochen: „Es iſt ſchon lange ſo weit gekommen, daß man faſt Niemand, wer er ſei, ob Chriſt, Türke, Jude oder Heide, anders erkennen kann, als aus der äußeren Haltung und aus dem Behaben, oder daraus, daß er dieſe oder jene Kirche beſucht, oder auch dieſer oder jener Meinung zugethan iſt und auf die Worte irgend eines Meiſters zu ſchwören pflegt; im Uebrigen iſt der Lebenswandel Aller der nämliche."

Leſſing ſelbſt hat ſich im Fragment der Vorrede über die poetiſche Oekonomie des Stückes und die Wahl der Figuren klar ausgeſprochen. Das Drama geht gar nicht auf den Lehrgehalt der verſchiedenen Religionen ein. Das Verhältniß, in dem das dogmatiſche Chriſtenthum und Judenthum theils unter ſich, theils zum Islam ſtehen, kommt hier gar nicht in Betracht; es zeigt ſich nur, was die Individualität auf dem gegebenen Standpunkt aus ſich macht.

Es iſt wohl bedacht, daß in der eigentlichen Discuſſion der Name Moſes nur Einmal beiläufig, Chriſtus und Muhammed gar nicht vorkommen. Es knüpft ſich an dieſe Urheber keinerlei Discuſſion. Dies würde nicht nur zu weit ablenken und den Conflict zu einem unlöslichen oder blos wiſſenſchaftlichen oder theoretiſchen machen, jenes Anlehnen am Namen widerſpräche durch und durch der Atmoſphäre dieſer Dichtung; denn es handelt ſich hier darum: die Aſſimilation der Lehre in der individuellen Charakterbeſonderheit zu erweiſen und aus der lebendig fortzeugenden Bewegung die Einigung zu beſtimmen. 11.

7. Der Charakter Recha's.

Hervorragend wichtig, und nach meiner Anſicht zu wenig beachtet iſt der Charakter der Recha. Im Entwurfe heißt es: „Sittah findet an Rahel nichts, als ein unſchuldiges Mädchen ohne alle geoffenbarte Religion, wovon ſie kaum die Namen kennt, aber voll Gefühl des Guten und Furcht vor Gott,“ und Nathan ſelber ſagt über ſie: „die jedes Hauſes, jedes Glaubens Zierde zu ſein erſchaffen und erzogen ward.“

Es iſt poetiſch von großer Bedeutung, daß in einer vielſeitig belebten Dichtung eine Figur oder ein Object gleichſam blos ſachlich ſich verhalte. In der Art, wie die darum ringenden Charaktere und Gruppen ſich darſtellen und ausleben, ergiebt ſich am leichteſten die Mannigfaltigkeit des Lebens und, dramatiſch genommen, ſie ſpielen ſich daran aus. So iſt, um das höchſte Beiſpiel anzuführen, in den homeriſchen Dichtungen Helena Mittelpunkt und Preis, um deren willen ſich der ganze Kampf entfaltet; ſie ſelbſt verhält ſich eigentlich nicht activ dabei. Aehnlich ſteht Recha da.

Ein Mädchen, Tochter eines Muſelmannes und einer Chriſtin, wird von einem Juden erzogen; dieſes Kind iſt die Mährchenprinzeſſin, dem Schutze dreier Gewalten übergeben. Aber aller gewohnte mährchenhafte Apparat, ja alles Uebernatürliche iſt hier ausgeſchieden und ſorgfältig vermieden, das Wunder wird zum natürlichen feſten Lebensboden. Der Dichter verſetzt auch nicht in eine außerweltliche glückſelige Inſel, wo das Ideal des ſchön Menſchlichen erzogen werden ſoll. Der religiöſen Robinſonade ſtellte ſich immer der Verhalt entgegen, daß der Inhalt des geſchichtlich gewordenen Menſchengeiſtes in ſeiner Umfaſſung, ſeiner Fülle und Eigenartigkeit von keinem individuellen Geiſte erreicht werden könnte, der blos auf die Speculation geſtellt wäre.

Der Geiſt der Geſchichte hat Ergebniſſe, die der Einzelne in ſich weiter bilden, die er aber nicht aus ſich hervorrufen konnte, die hiſtoriſchen Gegenſätze könnten daher in einem religiöſen Robinſon weder überwunden noch vereinigt werden.

Leſſing geſtaltet einen Einigungspunkt inmitten der hiſtoriſchen Gegenſätze. Blos geſchichtlich und thatſächlich gefaßt müßte ein Conflict wie der hier aufgenommene zur Tragödie führen. Leſſing dichtet den Sieg in den Charakteren und Verhältniſſen und geſtaltet daraus eine neue, nur dem dichteriſchen Seherauge erfaßbare Harmonie der Beſonderheiten; das Ideal zu dem jeder in ſeiner hiſtoriſch gegebenen Beſonderheit werden ſoll, er hat es lebendig dargeſtellt. Die drei Ringe ſind auch in dem ganzen Drama an die Hauptperſonen vertheilt, die eine erſcheint nur entwickelter als die andere. Darum löst der Dichter auch die Völkerindividuen hier in ihren Repräſentanten nicht unterſchiedlos auf, ſie bilden nichts Neues außerhalb ihrer ſelbſt, ſie bilden nur ſich ſelbſt aus. Jeder beharrt in ſeiner Beſonderheit. Es gilt nur, dieſe in ihrer blos relativen Geltung zu erkennen und feſtzuſtellen, und nicht das, was das Eine vor dem Andern auszeichnet, ſondern das, was ſie alle gemeinſam haben, als das Höhere zu erkennen. Es führt dieß auch in anderer Weiſe zur reinen Humanität, daß nicht höhere oder niedere Begabung das Weſen eines Menſchen ausmacht, ſondern eben das, was er mit allen ſeinen Mitmenſchen gemeinſam hat. Daß in dieſem Gedichte die Vertreter des Chriſtenthums minder abgeklärt erſcheinen, als Jude und Muſelmann, liegt theilweiſe darin, daß das Chriſtenthum hier eben noch hiſtoriſch mächtiger, ſtaatlich herrſchender erſcheint, und alſo noch nicht zu jener Abklärung gekommen iſt, welche die Religion in jenem Stadium erlangt, wenn ſie, in ihren reinen Urſprung zurückgekehrt, wiederum von aller äußern Macht entkleidet iſt. Und der Kloſterbruder iſt als der naive Chriſt gedacht, jenſeits der äußerlichen Machtgeltung des Chriſtenthums, wo die Religion nur als die Weihe des erhöhten innern Lebens erſcheint.

Zugleich möchte ich hier darauf hinweiſen, daß die Idee einer Weltliteratur noch immer den Culturbeſtand des Orients faſt wie eine Anomalie außer Acht ließ, wie auch die Geſchichtsphiloſophie den Islam faſt nur als einen Anachronismus oder wie eine Mißbildung behandelte. Die neue Welt unterſcheidet ſich von der alten weſentlich darin, daß verſchiedene Culturvölker neben einander beſtehen, und wir dürfen hoffen, daß ſich der Begriff der Culturvölker immer mehr erweitere und alle Glieder der Menſchheitsfamilie in ſeinen Kreis einſchließe.

Von abendländiſchen Werken iſt de Foë's Robinſon ein Volksbuch im Orient geworden. Der Aufbau des Culturlebens in dem iſolirten Individuum hat von Grund aus etwas allgemein Menſchliches. Wenn wir uns nun denken könnten, daß einem Werke höheren Styls gleiche Berechtigung zukäme, ſo fiele dieſe zunächſt einem ſolchen zu, das die gegebenen vereinzelten Culturformen in ihrer höheren Einheit faßte. Gäbe es ein abenländiſches Buch, das heute in den Orient übertragen werden könnte, ein Werk wie Nathan wäre vielleicht der einzige Hebel von der umfaſſenden Einheit friedlicher Betrachtung und Erkenntniß, die ſich nicht mehr bloß auf gewiſſe im Vordergrund ſtehende Völkergruppen beſchränkt.

Es iſt einer der höchſten Triumphe der Dichtkunſt, wenn es gelingt, das Ideal als ſolches rein und unbeugſam als Maß für alle andern, in denen die

Wahrheit nur gebrochen und relativ erſcheint, mitten in die Dichtung hinein zu ſtellen. In Recha iſt dies gegeben; ſie iſt lebendig genug geſtaltet, daß auch ſie heftig erregt werden konnte, aber noch mitten in aller leidenſchaftlichen Bewegung läßt der Dichter ſie es andeuten, wenn auch nicht vollends ausführen, daß ſie es wiſſen muß, wie der geliebte Retter in den höchſten Dingen geſinnt iſt: „Mir liegt daran unendlich, ob auch er....“ [2. Aufzug, 1. Auftritt.] Betrachten wir die Charakteriſtik der Recha näher, ſo concentrirt ſich in ihrem Weſen alles Das, was wir als hiſtoriſche Beſonderheit faſſen, in lebendiger Einheit, ohne daß ſie damit (und das iſt eben der Triumph des Dichters) zu einem bloßen Schatten, zu einer täuſchend bekleideten Allegorie wird. Recha hat etwas vom Rouſſeau'ſchen Emil, von einem Emil der Religion, ſie iſt aber auch eben ſo naiv als weiſe. Recha kennt die Unterſchiede der Confeſſion, ſie entwickelt dieſelben wiederholt im Geſpräche mit Daja und Sittah. Recha iſt aber nicht ein ſogenanntes Naturkind, ſie iſt Erbin der höchſten Bildung, und dieſe wird wiederum zur Naivetät, aber zur ſolchen, die allen Inhalt der Erkenntniß als intellectuellen Tact in ſich hat. Recha iſt von einem Manne erzogen ohne gleichberechtigte Mitwirkung einer Frau; ja wir ſehen durch das ganze Stück, daß Nathan viel damit zu thun hatte, den Einfluß der Daja abzuwenden. Es iſt bedeutſam, daß nicht ein Einzelner einen Menſchen nach ſeinen Principien bilden kann; die Umgebung (und hier concret der Dienſtbote) wirkt mit. Es treten Einflüſſe ein, die nicht abzuwehren ſind und jedes Kind wird, ſo zu ſagen, von Repräſentanten ſeiner Zeitgenoſſenſchaft und nicht von einem Einzelnen erzogen. Es gelang Nathan, ſeine eigene Anſchauungsweiſe in Recha vorherrſchend geltend zu machen, denn wir ſehen ſie ſtets kritiſch und ablehnend gegen die Einflüſterungen der Daja. In dieſer weſentlich vom Manne allein großgezogenen Mädchenſeele zeigt ſich eine Beſtimmtheit des Weſens, die nur unter ſolcher Vorausſetzung herausgebildet werden konnte.

Ich möchte hier zugleich noch einen negativen Zug als charakteriſtiſch hervorheben. Das muſikaliſche Element fehlt in dem ganzen Stück, wie beſonders auch in Recha. In den Mährchenſpielen Shakeſpeares klingt es immer von Lied und Saitenſpiel, weil darin in jene Weiten des Seins und in jene Regionen des Empfindens gegriffen iſt, wo das beſtimmte Wort allein nicht mehr ausreicht. Hier aber — und das orientaliſche Coſtüm hätte ſolches nicht ausgeſchloſſen — iſt das ganze Reich der Muſik ein ungenanntes und ungekanntes. Es lag aber nicht blos im Weſen Leſſings — das nach ſeinen eigenen Bekenntniſſen der Muſik fern ſtand — es liegt vielmehr im ganzen Inhalt dieſes Stückes, daß Alles ausgeſchieden bleibt, was ſich der feſten Begriffsbeſtimmung entzieht. Das eben hat dahin geführt, daß man über der Verſtandeshelle des Inhalts die ganze phantaſtiſche Grundlage der Handlung und der Compoſition überhaupt leichter überſah.

Recha iſt im freien Aether des Geiſtes aufgewachſen, das allgemein Humane iſt in ihr zuerſt ausgebildet worden, während es ſich ſonſt geſchichtlich aus der Beſonderheit von Volks- und Religionsgenoſſenſchaft entwickelt. Wir ſehen in Recha bereits die Erbin oder ſo zu ſagen die zweite Generation von Nathans Weisheit und doch in individueller Ausbildung; Recha hat die Ergebniſſe ſcharfen Denkens und ſchwerer Erfahrungen lauter in ſich, und jenes oben Angedeutete, daß nicht der Lehrgehalt einer Confeſſion maßgebend iſt, wird von Recha im Geſpräche mit Daja ſcharf ausgedrückt:

„Doch ſo viel tröſtender
War mir die Lehre, daß Ergebenheit
In Gott von unſerem Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt. — Liebe Deja,
Das hat mein Vater uns ſo oft geſagt.“

Es iſt nicht ohne Bedeutung, daß der Dichter uns ihr allgemeines Denken und Empfinden, die Grundlagen ihres Weſens, Entſtehung und Beſtand derſelben im fünften Akt, in der Scene mit Sittah auslegt. Es erſcheint beim erſten Blick auffällig, ja anfremdend, daß hier von einer literariſchen Verhandlung ausgegangen wird, aber es iſt nöthig, daß wir wiſſen und erfahren, daß Recha nichts aus Büchern gelernt hat, ja daß ſie „kaum leſen kann,“ und doch empfindet ſie ſo rein und denkt ſo klar. Sie hat mündlich aus lebendiger Lehre und bei ganz beſtimmten Anläſſen den Gehalt höchſter Geiſtesbildung empfangen, der ſich in aller Schrift verhärtet und mit Fremdem vermiſcht. Die erſten Lehrer der Menſchheit haben weſentlich durch das mündliche Wort gelehrt, und vom lebendigen Athem entflammte der Geiſt in ihren Jüngern; ſo iſt auch Recha ein Zögling der unmittelbaren lebendigen Humanität. Der Dichter ſtellte ſie uns ſo hoch, daß er Nathan ſelber ſagen läßt: „Recha wäre es werth (einen Engel von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen) und würde an ihm nichts Schöneres ſehen als er an ihr.“ Recha hat etwas von den dialektiſchen Schraubenwindungen Nathans und ſie weiß damit den verſchlungenen Wegen des Fanatismus und des Egoismus nachzugehen. Sie ſagt von Daja: „Sie

> Iſt eine von den Schwärmerinnen, die
> Den allgemeinen, einzig wahren Weg
> Nach Gott zu wiſſen wähnen, —
> Und ſich gedrungen fühlen, einen jeden,
> Der dieſes Wegs verfehlt, darauf zu lenken. —
> Kaum können ſie auch anders. ‚Denn iſt's wahr,
> Daß dieſer Weg allein nur richtig führt:
> Wie ſollen ſie gelaſſen ihre Freunde
> Auf einem andern wandeln ſehen, der in's
> Verderben ſtürzt, in's ewige Verderben?
> Es müßte möglich ſein, denſelben Menſchen
> Zur ſelben Zeit zu lieben und zu haſſen. —
> Auch iſt's das nicht, was endlich laute Klagen
> Mich über ſie zu führen zwingt. Ihr Seufzen,
> Ihr Warnen, ihr Gebet, ihr Drohen hätt'
> Ich gern noch länger ausgehalten, gern!
> Es brachte mich doch immer auf Gedanken,
> Die gut und nützlich. Und wem ſchmeichelt's doch
> Im Grunde nicht, ſich gar ſo werth und theuer,
> Von wem's auch ſei, gehalten fühlen, daß
> Er den Gedanken nicht ertragen kann,
> Er müſſ' einmal auf ewig uns entbehren!“

Wir bemerken in dieſer ganzen Darlegung bei genauer Einſichtnahme eben ſo viel ſcharfe Blicke in das Weſen des Menſchen im Allgemeinen, wie in die Beſonderheiten fremder und eigener Individualität. Und wenn ſich auch nicht läugnen läßt, daß das ſiebzehnjährige Mädchen (es wird mehrmals hervorgehoben, daß ſie dieſes Alter hat) ſchon in dieſer einzigen Rede mancherlei darlegt, was zumal in ihrer Abgeſchiedenheit nicht urſprünglich in ihr ſelbſt entſtehen konnte, daß ſie es vielmehr überkommen hat, ſo läßt ſich doch auch wieder nicht verkennen, daß ſie das Gegebene in beſonderer Weiſe und frei ſchaltend ſich zu eigen gemacht.[1] Wie ſie zum Empfangen neuer Lehre ſtets bereit iſt, ſpricht ſie ſelber gleich im Anfang über ſich aus: (1. Aufzug. 2. Auftritt.)

„Mein Vater!
Mein Vater, wenn ich irr', Ihr wüßt, ich irre
Nicht gern.
Nathan.
Vielmehr, du läßt dich gern belehren."

Leſſing läßt zugleich Recha den großen Grundſatz ſeines Lebens und Denkens in concreter Weiſe erfüllen. Nicht Wahrheit, ja nicht die Wahrheit in einer poſitiven Form iſt in letzter Inſtanz entſcheidend und macht den

---

[1] Ihre Sprechweiſe hat Recha von ihrem Pflegevater. Wendungen wie: „Meine gute böſe Daja kann das wollen, will das können," ſind Nathaniſch. Sonſt ſind die Perſonen dieſes Drama's auch ſprachlich individuell charakteriſirt, beſonders der Kloſterbruder, aber auch der Tempelherr und der Patriarch haben ihre eigenthümliche Redeweiſe.

Adel des Menſchen aus, ſondern die Wahrhaftigkeit, das Denken, Empfinden und Handeln aus der wirklichen, innerlich erkannten und treu feſtgehaltenen Natur. Den höchſten Ausdruck der Verehrung, den Recha gegen Sittah ausſpricht, faßt ſie darin, indem ſie ſagt: (5. Aufzug. 6. Auftritt.)

„Sie iſt ſo ſchlecht und recht, ſo unverkünſtelt,
So ganz ſich ſelbſt nur ähnlich ....“

Vor dem vollendeten Werke erſcheint es uns jetzt kaum anders möglich, als daß der Dichter zu Dem, was er mit Recha wollte, eben dieſe Geſtalt und in dieſer Weiſe hinſtellen mußte. Das iſt eben das Siegel vollendeter Künſtlerſchaft, daß das Gegebene wie naturnothwendig erſcheint, und wir können nur die weiſe Geſetzlichkeit des Gewordenen daraus erkennen. Der Dichter hat wohlweislich zu dieſer Figur im Mittelpunkte nicht einen Knaben gewählt. Das Mädchen, das nicht in die Welt hinaus muß, kann zur keuſchen, von allem Widerſtreit unberührten Prieſterin der Humanität gebildet werden; ſie iſt aber nicht Prieſterin — das iſt noch ein Wort, ein Bild aus der iſolirten und hier harmoniſirten Welt — das Menſchenkind, das hier erſcheint, iſt Altar und Tempel und Prieſter in ſich: der Vater ein Muſelmann, die Mutter eine Chriſtin, der Pflegevater ein Jude, ſo iſt das Menſchenkind rein und voll in ſich, und alle Unterſchiede ſind in ihm gelöst.

Hier iſt in einfacher Werkthätigkeit die Pſyche des Menſchenkindes, in welchem ſelbſt und durch welches alle

Unterſchiede ſich geeint finden. Freundesliebe (Nathan und Al-Hafi), Bruderliebe (Saladin und Sittah, und zuletzt der Tempelherr und Recha), Vaterliebe, Kindesliebe (Nathan, Recha), allgemeine Menſchenliebe (Kloſterbruder, Saladin, Nathan), das ſind die Saiten, die hier klingen, jede in ihrem beſondern Ton, und doch eben damit zur reinen Harmonie ſich zuſammenſchließend.

8. Nathan und Shylok.

Zwei italieniſche Novellen gaben das Thema zur Geſtaltung der beiden Extreme in der geſellſchaftlichen und geſchichtlichen Stellung der Juden. Nathan und Shylok ſind die Repräſentanten der Theaterjuden geworden und haben eine ſehr weit verzweigte Bühnendeſcendenz. Das Theater greift am liebſten zu ſolchen Geſtalten, die ſich gleich in der Erſcheinung an ſich charakteriſiren; Fürſten, Soldaten, Jäger, das ſind Erſcheinungen, die ſich leicht kenntlich präſentiren, und der Jude, wie er in der Regel aufgefaßt wird, gehört mit dazu.

Shakeſpeare hat im Kaufmann von Venedig die Novelle des Giovanni Fiorentino, der den Stoff den Gesta Romanorum entnahm und ihn geradewegs umkehrte, weſentlich benützt. Er hat aber auch die urſprüngliche Erzählung wahrſcheinlich gekannt, da er die Namen Shylok, Antonio, Jeſſika, Portia von da aufnahm.[1] Es iſt auffällig, daß Shakeſpeare die Handlung nicht nach Rom verlegte, wo ſie vorging, ſondern, dem Pecorone folgend, nach Venedig, und dieſem nach ließ er von Shylok das ausgehen, was gerade ihm geſchah, und ſchon pſychologiſch betrachtet, erſcheint es weit angemeſſener, daß die Spitzfindigkeit dem Shylok zugetheilt wird als, wie im Drama, der Gegenpartei. Leſſing dagegen hat den „Keim“ ſtreng folgerecht weiter ausgebildet. Beide Novellen gehören in jene Rubrik, wie man durch erfinderiſche Liſt ſich aus Gefahren rettet, und nichts iſt vergnüglicher für den Geiſt, als die Wahrnehmung ſolches überraſchenden Reichthums. Die Spannkraft, die in Bedrängniſſen ſich zeigende Energie muthet die Seele des Zuſchauers mit belebender Luſt an. Shakeſpeare hat die ihm vorliegende Novelle als Epiſode gefaßt und jedes Einzelne ſpiegelt die Idee des Ganzen wider: die ſouveräne Beherrſchung des Lebens durch freies Geiſtesſpiel. Leſſing hat die Novelle zum Mittelpunkt gemacht und dazu eine Epiſode erfunden. Dies verändert die ganze Haltung der beiden Dramen und die Betonung der Charaktere. Leſſing ſagt ausdrücklich,

---

[1] Schon Niebuhr hat in ſeiner römiſchen Geſchichte (1; 46) in einer Anmerkung „über die Umkehrung der Sagen“ bemerkt: „Im

---

ſechzehnten Jahrhundert findet ſich die Novelle von Shylok als wirklich geſchehen ſo erzählt, daß es ein Chriſt iſt, deſſen teufliſche Unerbittlichkeit gegen einen Juden durch den Spruch eines klugen Richters, des Papſtes Sixtus V., vereitelt wird.“ Simrock hat nun zwar (Quellen des Shakeſpeare. Bd. 3. S. 188) auf den Pecorone und die Gesta Romanorum, ſowie auf das engliſche Stück the Jew als die ältere Quelle hingewieſen, Dr. Steinheim hat jedoch die urſprüngliche Novelle in der Zeitſchrift: „Der iſraelitiſche Volkslehrer,“ Jahrgang 1855, S. 388, überſetzt, ohne leider die Quelle näher anzugeben, aus der ſich, wie oben bemerkt, die Benutzung der Namen evident erweiſen ließe.

daß er zu dem Mährchen des Boccaz nur eine Epiſode erfinden wollte, während es ſich bei Shakeſpeare zeigt, daß er den Juden epiſodiſch behandeln wollte, dieſer aber unverſehens darüber hinausragte. In beiden Novellen iſt es weſentlich auf ein Judenprellen abgeſehen. Die luſtig und die ſelbſtherrlich ſich tummelnde Welt (bei den Venetianern farbiger und heller, bei dem Sultan autokratiſch dargelegt, aber nicht minder kenntlich) will ſich das Ergötzen machen, einen Juden zu fangen und zu prellen, aber er weiß ſich ſchlau und geſchickt aus der Schlinge zu ziehen. Auch Saladin will anfänglich und ſelbſt noch ſpäter den Juden mit ſouveränem Belieben tractiren. Er ſagt: [3. Akt, 7. Auftritt.]

„So gewiß
Iſt Nathan ſeiner Sache? Ha! Das nenn'
Ich einen Weiſen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! für ſie alles auf das Spiel
Zu ſetzen! Leib und Leben! Gut und Blut!“

Ja, ſogar noch gegen den Schluß will er wegen Recha's ſcharf gegen den Juden losgehen. Er wird nur zur humanen Erkenntniß endlich bekehrt. Shakeſpeare dagegen hielt den herrſchenden Carnevalston feſt. Die venetianiſchen Cavaliere brauchen den Juden nur zum Geldborgen und ſie erluſtigen ſich an ſeinen Abſonderlichkeiten und Grimaſſen; weiter geht er ſie nichts an, als daß ſie ſich etwa einen gnädigen Spaß mit ihm machen.

Die eigentliche Melodie des Kaufmanns von Venedig mit ſeinem leichtlebigen mährchenhaften Spiel ergiebt die Harmoniſirung eines vielfach verſchlungenen

Thema's. Die Freundſchaft und Generoſität verpfändet ſich bei dem Haß und der Geldgier für die Liebe, und die Liebe ſiegt. Aber in der Inſtrumentation wurde der Baß, wie es ſcheint, zu ſtark, die lugubren Töne herrſchen doch ſtark vor, und die Tanzweiſe dominirt nicht mehr ganz eigentlich; denn mitten in der Arbeit wuchs dem Dichter der Stoff über die eigentliche Intention hinaus. Shylok wurde zu groß für das bloße Judenprellen im Carneval, er überragt die ganze maskenſpielende, leichtfertige, herrſchende Umgebung. In der ganzen Anlage des Stückes ſollte Shylok eigentlich eine komiſche Perſon ſein, über die man lache. Die Schadenfreude, die er fortwährend zur Schau trägt, ſollte alles Mitgefühl für ſein Leiden auflöſen. Aber er gewinnt bei allem perſönlich Verabſcheuungswürdigen eine Sympathie, die dem widerſpricht. Es ergab ſich dem Dichter bei Behandlung dieſes maskenſpielenden Carnevalsthums ein Mißverhältniß, wie bei Heinrich IV. mit Falſtaff. Auf dieſe Weiſe erſcheinen beide komiſche Figuren als Parallelen. Sie wuchſen dem Dichter aus der Epiſode heraus und wurden unwillkürlich zu Mittel- und Hauptfiguren. Indem Shakeſpeare den Juden vorhatte, der zum Faſtnachtsſchwank dienen ſollte, gab er ihm entſprechende Züge und dieſe blieben ſtehen, obgleich die Figur ſich änderte und anders ſtellte. „Ich wollte, meine Tochter läge todt zu meinen Füßen und hätte meine Juwelen in den Ohren! wollte, ſie läge eingeſargt zu meinen Füßen, und die Dukaten im Sarge!“ Hiemit drückt ihn der Dichter in die tiefſte Barbarei hinab und entfernt ihn von aller Sympathie, ſo daß ſein Schmerzensſchrei jeder Art nur Lachen erregen ſoll. Dieſer Zug und noch einzelne andere gehören dem Gehänſelten an, mit dem gewiſſermaßen ein neues, wenn man hier ſo ſagen kann, vergeiſtigtes Gladiatorenſpiel aufgeführt werden ſoll, zur Erluſtigung der herrſchenden Nobili. Aber Shakeſpeare konnte dennoch den Träger des Haſſes nicht vollkommen haſſenswerth ausſtatten, und ſo daß er in ſeinem Pathos nur komiſch erſcheine. Ich glaube nicht, daß nur ein Jude das heraus empfindet. Es giebt einen Aufſchrei innerſter Qual, der nicht mehr lächerlich ſein kann. Indem der Dichter den entſetzlichen Groll und die wühlende Nachſucht aus erfahrener Mißhandlung motivirte, erweckte er über den Abſcheu hinüber eine Theilnahme, die der ſich abſpielenden Heiterkeit Eintrag thut. Denn es iſt ein tiefer Zug der Menſchennatur, daß Mitleiden leichter erweckt iſt und nachhaltiger bleibt als Mitfreude. Indem der Dichter dieſe tragiſche Saite anſchlug und nach ſeiner großen Weiſe voll tönen ließ, indem er in dieſer Figur ebenfalls die tragiſche Sympathie des Judenſchmerzes erweckte, ergeben ſich für den Einzelcharakter wie für das Ganze unvereinbare Zugaben, und ſo bleibt ein Bruch im Calcul des Stückes, der nicht aufgeht.

Die Forderung des Pfundes Fleiſch iſt gleich von Anfang an ein mährchenhaft, ſo zu ſagen typiſch gefaßter Ausdruck für den Haß; dieſe Forderung ſetzt uns nicht eigentlich in Furcht, weil wir nie an die Ausführbarkeit denken, aber eigentlich komiſch wirkt das auch wieder nicht. Man empfindet nur einen widerwärtigen Schauder.

Wollte der Dichter neben und an dem Uebermuth der carnevaliſtiſchen Lebensluſt die unterlaufende Grauſamkeit und Rohheit zeigen, die ſich zuletzt noch darin gipfelt, daß Shylok alle ſeine Habe dem Chriſten überliefern und ſelbſt noch wie zum Spaß Chriſt werden und damit auch noch ſein geiſtiges Beſitzthum aufgeben muß? Will der Dichter mit Allem nur witzig ſpielen, wie mit der Juſtiz in der Verkleidung, wie mit Liebe, Treue und Haß? Man mag es drehen und wenden wie man will, es bleibt eine Incongruenz in dieſem Stücke.

Das hindert freilich nicht, auch hier den höchſten Dichtergeiſt zu bewundern, denn dieſes Schaubarmachen zweier Welten, die ſo nahe zuſammengerückt ſind, gehört zu den ſchönſten dichteriſchen Ausführungen. Es iſt, als träten wir aus ſchimmerndem und klingendem Tanzſaale in eine dunkle Gaſſe, wo Vereinſamung und Trübſinn waltet; die Vergrämung und Herzensverhärtung auf der einen, und die jauchzende Luſt, das glückſelige übermüthige Spiel mit dem Daſein ſind nie glänzender und in allen einzelnen Zügen bedeutſamer herausgearbeitet worden. Dennoch aber hat das Stück ſeinen allſeitig luſtigen Charakter — den es offenbar haben ſollte — eingebüßt, und man kann es als einen Sieg der höchſten Idee betrachten, daß dem ſo iſt. Nur mit relativen Beziehungen läßt ſich übermüthig heiter umſpringen; ſobald das Ewige und Abſolute angeſchlagen wird, thut ſich ein innerer Widerſtreit auf. Es iſt an ſich widerſprechend, eine komiſch behandelte Figur tragiſch enden zu laſſen; das eine oder das andere Element muß dabei Noth leiden.

Leſſings Nathan iſt der gerade Gegenſatz des Shakeſpeareſchen Shylok. Auch er hat das Elend mit empfunden, das allgemein hiſtoriſch und ſocial den Juden auferlegt iſt, aber er hat ſich zur Weisheit durchgearbeitet. In ſeinem ganzen Weſen zeigt ſich bei jeder erſten Begegnung etwas Gedrücktes, ja faſt ſcheu Furchtſames der Welt gegenüber. In der Scene, wo er den Mantel des Tempelherrn küßt: (2. Aufz. 5. Auftritt.)

Nathan.
Ich möcht' ihn küſſen gleich
Den Flecken! Ach, verzeiht! — ich that es ungern.
Tempelherr.
Was?
Nathan.
Eine Thräne fiel darauf.

und in ſeiner ganzen Haltung zeigt ſich, wie viel Unbill er erfahren und wie er ſie zu ertragen weiß. Alles, was Schickſal und Menſchen über ihn verhängen, macht ihn nicht irre. „Und doch iſt Gott!“ das iſt das Wort, das ſich ihm herausringt nach dem entſetzlichſten Ungemach und der verzehrendſten Trauer. „Und doch iſt Gott!“ In dieſem Doch liegt der ganze ſich ermannende Gegenſatz, der alles Widerſacheriſche, was Natur und Menſchenwille verhängen, niederkämpft. Es iſt eben der Ruf eines lebengebliebenen Laokoon. Und wie Nathan an Gott glaubt, trotz der herbſten, unerklärlichſten Schickſalsſchläge, ſo glaubt er auch unverwüſtlich an die Güte der Menſchen, trotz ihrer grauſamen, gemüthszerſtörenden Thaten, und aus dieſem Glauben heraus erweckt er die Güte in ſich und die in andern.

Auch Nathan iſt Jude, in ſich hat er ſich aber von allen Schranken der Nationalität befreit. (Zum Tempelherrn 3. Aufz. 8. Auftritt.)

— — Wir haben beide
Uns unſer Volk nicht auserleſen. Sind
Wir unſer Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Chriſt und Jude eher Chriſt und Jude
Als Menſch? Ach wenn ich einen Menſchen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es genügt, ein Menſch zu heißen.

Shylok und Nathan ſind Kaufleute; auch im Nathan iſt der Kaufmann immer hervorgehoben, und er ſelber kommt immer gefliſſentlich darauf zurück. Der Kaufmannsſtand Shylocks iſt inmitten ſeiner chriſtlichen Standesgenoſſen im handeltreibenden Venedig ohne beſondere Bedeutung. Hier im Nathan ſind die beiden Repräſentanten der durch Staatsgewalt herrſchenden Religionen, Chriſtenthum und Islam, Krieger. Im Saladin wie im Tempelherrn wird der Soldat immer beſonders hervorgehoben. Sie ſind die auf dem Wahlfelde der Geſchichte thätigen Elemente, während der Jude in ſeiner zur Ruhe geſetzten äußeren geſchichtlichen Situation nur noch in der vermittelnden Stellung des Kaufmanns erſcheint. Leſſing machte aus dem Nathan nicht etwa einen Rabbi, einen Berufsgelehrten; denn — abgeſehen davon, daß er ihm hiedurch Beziehungen gegeben hätte, die hier ſtörend eingriffen — es handelt ſich darum, die Bethätigung der Religioſität in Menſchen von nicht theologiſchem Berufe zu erweiſen. Und das Stück wäre ein völlig anderes und verliefe ſich in die Gegenſätze des Lehrgehaltes der drei Religionen, ſtatt in die des Lebens, wenn etwa drei Geiſtliche die verſchiedenen Confeſſionen hier repräſentirten.[1]

Shylok hat einen Glaubensgenoſſen zum Freunde, er bedarf zu ſeinem Thun des Vertrauten, er muß ſeine Schadenfreude einem Menſchen kundgeben; Nathan dagegen ſteht allein, und damit, daß er nur durch den Geiſt mit den Menſchen verbunden iſt und, in ſich beſeligt, allein ſein kann, prägt ſich ein weiteres Merkmal der Weisheit aus. Shyloks Geſtalt läßt ſich, in einer andern Kunſt gegeben, als die Figur des Phariſäers auf dem Bilde Titians, „der Zinsgroſchen,“ denken; da iſt alles wild, gewaltthätig, trotzig. Giebt es aber wohl eine Figur in der bildenden Kunſt, die wir uns als Leſſings Nathan denken können?

Nathan und Shylok ſind ethiſche Pole von Liebe und Haß, wie der poſitive und negative Pol der Elektricität, und ſie ſind die beiden Pole einer und derſelben Kraft, denn der Haß erſcheint als Drang zur

---

[1] Eine eigenthümliche Parallele ließe ſich auch im Verhältniß Nathans und Shyloks zu ihren Dienſtboten finden. Lanzelot läuft davon, er vertritt ſo recht eigentlich die gewöhnliche Volksmeinung, und Shylok hat natürlich kein rechtes Verhältniß zu ihm; auch Nathan hat mit Daja mancherlei zu kämpfen, aber er weiß ſie durch Scherz und gütige Freigebigkeit zu bewältigen. Lanzelot nennt ſeinen Herrn eine „Art von Teufel“, Daja dagegen weiß dem übrigen eigentlich nichts Böſes nachzuſagen. In der Art, wie, buchſtäblich genommen, hinter dem Rücken von der nächſten Umgebung über die Perſönlichkeiten geſprochen wird, lernen wir ſie in neuer Weiſe kennen, und es wird damit der eigenen Anſchauung berichtigend und ergänzend nachgeholfen.

Zerſtörung desjenigen, deſſen man in Liebe nicht habhaft werden konnte.

In Shylok, einer durch und durch leidenſchaftlichen und dämoniſchen Natur, wird die erfahrene Unbill zu Kampf und Haß; er hat in ſeiner Art etwas Kriegeriſches, wenn er auch nach der gegebenen Situation nur tückiſch ſchleichend ſich auslaſſen kann. Er pocht auf ſein Naturrecht, wie zuletzt auf das Geſetzesrecht, auf ſeinen Schein. Er kennt nichts von Reſignation. Es iſt Etwas in ihm von dem bibliſchen Simſon und ſeinem Rufe: „Meine Seele ſterbe mit den Philiſtern!“ Auch Nathan hat nichts von der eigentlichen Reſignation, er verzichtet nicht auf die Menſchengemeinſchaft, auf die Bethätigung und den Sieg der Wahrheit; aber in ſeiner ganzen ſpeculativ angelegten Natur hat er alles Stürmiſche abgethan, er kann ruhig warten, iſt bei allem Streben nach Anſchluß doch auch wiederum ſich ſelbſt genug; er weiß, nach einem Ariſtoteliſchen Ausdruck, das endliche Leben unſterblich zu machen, die endliche Erſcheinung der Dinge in ihrer ewigen Geſtalt zu faſſen, ſo daß ihn in gleichmäßiger Gelaſſenheit nichts Widerſprechendes beirrt und er in allem das nur verdunkelte Reine noch heraus findet. „Die Schale kann nur bitter ſein, der Kern iſt's ſicher nicht,“ ſagt er im Monolog beim Anblick des Tempelherrn und dieſem ſelbſt, als derſelbe ihn mit Wegwerfung hart gekränkt: „Groß und abſcheulich!“ Er überſieht über dem Abſcheulichen das Große nie, ſo im Einzelnen wie im Ganzen. Zu dieſer beſtändigen Scheidung des Wahren und des Wirklichen, wie im individuellen ſo auch im univerſellen Leben, iſt der Jude beſonders gedrungen. Der Jude, nicht unmittelbar mit eingeſchloſſen in die großen weltgeſchichtlichen Ereigniſſe, im ſocialen Leben in „fragwürdiger“ Situation, iſt zugleich ein Barometer der Humanität. In der Art, wie ſich das Denken und Verhalten der unmittelbar weltbeſtimmenden Völker und Genoſſenſchaften zu ihm ſtellt, ergiebt ſich ihre Stufe der humanen Entwicklung. Dieſe immer wieder auf ſich ſelbſt zurückgeführte Weltbetrachtung führt aber auch leicht zur Empfindſamkeit. Empfindſamkeit und Menſchenhaß grenzen nah an einander, ja in ihren feinſten Wurzeln ſind ſie oft Eins: jene iſt nur ſelbſt unglücklich, dieſer greift nach außen. Empfindſamkeit blutet aus tauſend kleinen Wunden, der Haß aus einer großen, die er in leidenſchaftlicher Gegenwehr vergeſſen will oder vergißt. Die ächte Humanität erfüllt ſich erſt dann, wenn ſie ſubjectiv und objectiv, oder vielmehr paſſiv und activ zugleich iſt. Ein Jude, der es dahin bringt, über allen Widerſtreit hinüber das Leben aus ſich heraus zu geſtalten, alle Verſündigungen an ihm nur als Irrthum zu faſſen, und nicht nur an die unverwüſtliche reine Menſchlichkeit in Andern zu glauben, ſondern ſie auch aus ſich zu bethätigen, an ſich ſelber nichts zu beſchönigen — als ſolch ein Ideal und doch Zug für Zug mit unmittelbarer Lebenskenntlichkeit ausgeſtattet, ſteht Leſſings Nathan da.

Shakeſpeare kannte keinen Juden. Es lebten zu ſeiner Zeit keine Juden in England, die erſt unter Cromwell wieder das Niederlaſſungsrecht erhielten. Shakeſpeare dichtete aus der allgemeinen Vorſtellung heraus, wie ſie ſich in der Volksſage und der gewohnten Betrachtung einmal feſtgeſetzt hatte. Er ſchuf daraus dieſe gewaltige Figur, die, wenn auch im Verhältniß zum ganzen Drama künſtleriſch unharmoniſch, doch in großen Umriſſen gehalten und ausgeführt iſt. Es iſt dagegen eine jener wunderbaren Fügungen der Geſchichte, die um ſo größer ſind, weil ſie ſich geräuſchlos und mit naturgeſetzlicher Nothwendigkeit erfüllen, daß eben in dem Beginn der Humanitätsepoche, wie ſie ſich zunächſt ideell und literariſch bei uns in Deutſchland ausgebildet, das bisher iſolirte Leben der Juden ſich mit hinein verflocht. Dem hellſten und muthvollſten Vertreter der Humanität erſchloß ſich eine intime Erkenntniß jüdiſchen Seins und Strebens. Mit Moſes Mendelsſohn, dem Freunde Leſſings, begannen aber auch die deutſchen Juden gleichzeitig thätig Theil zu nehmen an dem Ausbau der Erkenntniß.[1]

An die Thatſache, daß dieſe beiden Dichtungen bereits gegebene Stoffe künſtleriſch zubereiteten und geſtalteten, ſchließt ſich die Betrachtung, daß gerade Dichtungen ſolcher Art aus der Seele der Berufenen eine Dauer und eine Vollendung gewinnen, wie nicht leicht die Behandlung eines aus individueller Empfindung entnommenen Stoffes. Der Künſtler iſt es, der das lange Stottern, den unbehülflichen Ausdruck endlich articulirt. Wie in der Atmoſphäre Kräfte ſchweben, die ſich in organiſchen Geſtaltungen ſetzen und neu bilden, ähnlich geht es auch mit den Werken der Dichtkunſt, zumal ſolchen, die an ſich eine zweite Natur werden, ſo Homer, ſo die Nibelungen, ſo Shakeſpeare, Fauſt, Tell.

---

[1] Wie ſehr das Vorurtheil damals noch ſelbſtverſtändlich war, zeigt z. B., daß ſogar der ſo fromm milde Gellert ſich nur ſchwer von der Vorſtellung emancipiren konnte, daß es noch andere Juden gebe, als er auf dem Brühl in Leipzig zu ſehen gewohnt war; denn er ſchreibt nach Erſcheinen von Mendelsſohns Schrift, am 24. Januar 1756 an Rabener: „Die Briefe von den Empfindungen ſind das Werk eines jungen Juden in Berlin, der auch Wolf's Leben herausgeben will. Ein Jude! Ja. Sollte die Nation gar noch fruchtbar an witzigen Köpfen werden?“

Das dichtende Individuum gewinnt durch Aufnahme des in der Volksdichtung Gegebenen eine höhere Macht, als bloß die Einzelerſcheinung eines Menſchen in ſich ſchließt. Und wenn Shakeſpeare die reine Erfindung, jene Machtvollkommenheit preist und im höchſten Maaße bethätigt hat, „die das Nichts ſtehen heißt,“ ſo ſind doch jene Dichtungen, die gleichſam einen umwandelnden Geiſt erlöſen, indem ſie ihm durch die Kunſt friſches und unſterbliches Leben erwecken, die eigentlich ewigen. Aus ihnen bildet ſich jene zweite Welt, die neben der unmittelbar faßbaren ſteht und keinen Tod kennt.

9. Schiller und Goethe über Nathan.

Am 28. November 1801 wurde in Weimar Leſſings Nathan, von Schiller für die Bühne eingerichtet, zum Erſtenmal aufgeführt.[1] Schiller hatte das Stück eingerichtet und Goethe ſagt von ihm (Ueber deutſches Theater. S. 578): „Gegen Leſſings Arbeiten hatte Schiller ein ganz beſonderes Verhältniß; er liebte ſie eigentlich nicht, ja Emilia Galotti war ihm zuwider; doch wurde dieſe Tragödie ſowohl als Minna von Barnhelm in das Repertorium aufgenommen. Er wandte ſich darauf zu Nathan dem Weiſen, und nach ſeiner Redaktion, wobei er die Kunſtfreunde gern einwirken ließ, erſcheint das Stück noch gegenwärtig und wird ſich lange halten, weil ſich immer tüchtige Schauſpieler finden werden, die ſich der Rolle Nathans gewachſen fühlen.“ Schon ſechs Jahre vor dieſer erſten Aufführung des Nathan hatte Schiller in ſeinem, namentlich für Producirende unſchätzbaren Aufſatze „über naive und ſentimentaliſche Dichtung“ (in den Horen 1796) ſich wiederholt vom künſtleriſchen Standpunkte über Leſſings Nathan ausgeſprochen. Bei Gelegenheit des Verhältniſſes der modernen Dichtung zu dem populären Bewußtſein, wobei er darauf hinweiſt, daß „Molière als naiver Dichter es allenfalls auf den Ausſpruch ſeiner Magd ankommen laſſen durfte,“ ſagt er: „Aber ich wollte nicht rathen, daß mit den Klopſtock'ſchen Oden, mit den ſchönſten Stellen im Meſſias, im verlorenen Paradies, in Nathan dem Weiſen und vielen andern Stücken eine ähnliche Probe angeſtellt würde.“ Man erſieht ſchon aus dieſer Zuſammenſtellung, daß Schiller den eigentlichen Gehalt des Nathan in eine Sphäre verſetzt, die nicht mehr die unmittelbar poetiſche

---

[1] Wenn auch ſtreng hiſtoriſch genommen nach dem Nachweiſe, den Eduard Devrient (Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt, Bd. 3, S. 264) giebt, das Stück bereits 1783 vier Tage nach einander von Döbbelin in Berlin und im Auguſt 1801 in Magdeburg aufgeführt

---

wurde, ſo darf man doch ſagen, daß es erſt durch die Weimariſche Aufführung vollkommen für die deutſche Bühne gewonnen wurde.

iſt. Tiefer geht er auf die Structur des Nathan ein, indem er weiterhin ſagt: „Dieſe Freiheit des Gemüths in uns hervorzubringen und zu nähren, iſt die ſchöne Aufgabe der Comödie, ſo wie die Tragödie beſtimmt iſt, die Gemüthsfreiheit, wenn ſie durch einen Affect gewaltſam aufgehoben worden, auf äſthetiſchem Weg wieder herſtellen zu helfen. In der Tragödie muß daher die Gemüthsfreiheit künſtlicher Weiſe und als Experiment aufgehoben werden, weil ſie in Herſtellung derſelben ihre poetiſche Kraft beweist; in der Comödie hingegen muß verhütet werden, daß es niemals zu jener Aufhebung der Gemüthsfreiheit komme. Daher behandelt der Tragödiendichter ſeinen Gegenſtand immer praktiſch, der Comödiendichter den ſeinigen immer theoretiſch, auch wenn jener (wie Leſſing in ſeinem Nathan) die Grille hätte, einen theoretiſchen, dieſer einen praktiſchen Stoff zu bearbeiten. Nicht das Gebiet, aus welchem der Gegenſtand genommen, ſondern das Forum, vor welches der Dichter ihn bringt, macht denſelben tragiſch oder komiſch. Der Tragiker muß ſich vor dem ruhigen Raiſonnement in Acht nehmen und immer das Herz intereſſiren; der Komiker muß ſich vor dem Pathos hüten und immer den Verſtand unterhalten. Jener zeigt alſo durch beſtändige Erregung, dieſer durch beſtändige Abwehrung der Leidenſchaft ſeine Kunſt; und dieſe Kunſt iſt natürlich auf beiden Seiten um ſo größer, je mehr der Gegenſtand des einen abſtrakter Natur iſt, und der des andern ſich zum Pathetiſchen neigt.“ In einer Anmerkung hiezu ſagt er: „Im Nathan dem Weiſen iſt dieſes nicht geſchehen, hier hat die froſtige Natur des Stoffs das ganze Kunſtwerk erkältet. Aber Leſſing wußte ſelbſt, daß er kein Trauerſpiel ſchrieb, und vergaß nur, menſchlicher Weiſe, in ſeiner eigenen Angelegenheit die in der Dramaturgie aufgeſtellte Lehre, daß der Dichter nicht befugt ſey, die tragiſche Form zu einem andern als tragiſchen Zweck anzuwenden. Ohne ſehr weſentliche Veränderungen würde es kaum möglich geweſen ſein, dieſes dramatiſche Gedicht in eine gute Tragödie umzuſchaffen; aber mit blos zufälligen Veränderungen möchte es eine gute Comödie abgegeben haben. Dem letzteren Zweck nämlich hätte das Pathetiſche, dem erſteren das Raiſonnirende aufgeopfert werden müſſen, und es iſt wohl keine Frage, auf welchem von beiden die Schönheit dieſes Gedichts am meiſten beruht.“

Es iſt ſchwer, gegen eine Darlegung, die die ſtrengen Kunſtgeſetze unbeugſam hinſtellt und, wie hier, aus der tiefſten Selbſterfahrung eines ſo hohen ſchaffenden Geiſtes begründet, einen beſchränkenden Einwurf zu machen.

Wer das Abſolute will, hat immer Recht, und jeder Hinweis auf Berückſichtigung des Gegebenen und demgemäß nothwendige Conceſſion erſcheint zugleich als weitere Beſtätigung; dennoch mag geltend gemacht werden, daß die Forderung, aus dem Nathan eine Comödie zu machen, ſich auf jenes kategoriſche Entweder-Oder gründet, das auch in der Kunſt ſich nicht ohne Tyrannei feſtſetzt, zumal, wenn es die Mannigfaltigkeit, die noch in dem Einen und dem Andern enthalten iſt, nicht näher auslegt. Allerdings will Schiller nicht, daß Nathan eine Comödie im banalen Sinne werde, denn er ſagt im weiteren Verlaufe des Angeführten: „Wenn alſo die Tragödie von einem wichtigeren Punkt ausgeht, ſo muß man auf der andern Seite geſtehen, daß die Comödie einem wichtigeren Ziel entgegengeht, und ſie würde, wenn ſie es erreichte, alle Tragödie überflüſſig und unmöglich machen. Ihr Ziel iſt einerlei mit dem höchſten, wornach der Menſch zu ringen hat, frei von Leidenſchaft zu ſein, immer klar, immer ruhig um ſich und in ſich zu ſchauen, überall mehr Zufall als Schickſal zu finden und mehr über Ungereimtheit zu lachen, als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen.“ Es iſt wohl anzunehmen, daß Schiller bei dieſen letzten Ausführungen doch unmittelbar das Vorbild des Nathan vorſchwebte, und es mag geſtattet ſein, hinzuzuſetzen, daß, wenn Schiller das Mährchenſpiel hier unmittelbar im Bereich der Comödie genannt, und das Mährchenhafte dieſes dramatiſchen Gedichtes ſich näher vorgerückt hätte, er dem Nathan jene höchſten Attribute der Comödie, wie er ſie oben angiebt, geradezu zuerkannt haben würde.

Es darf hier aber auch hinzugefügt werden, daß Schiller ſelbſt wenige Jahre nach den angeführten theoretiſchen Ausführungen ſein Entweder-Oder ſelber überſchritt und zwar mit einer ſeiner erhabenſten Produktionen. Schillers Wilhelm Tell iſt ein Schauſpiel wie Leſſings Nathan. Indem Schiller, mit ethiſcher und künſtleriſcher Bedachtſamkeit zugleich, die gegneriſche Seite (Geßler) in ſcharfen grellen Zügen als ſchlechthin unberechtigt darſtellt und den Helden ſo ausſtattete, daß er es vermag „immer klar, immer ruhig um ſich und in ſich zu ſchauen,“ hat er doch das Drama und mit Recht nicht in das Gebiet der Comödie verlegen können. Auf politiſchem Boden — allerdings dramatiſch ſchaubarer — ſteht Tell in gleicher Kategorie der Kunſt mit Nathan, der ſich auf religiöſem Boden bewegt.

Merkwürdigerweiſe nahm auch Goethe, wenn auch nicht wie Schiller „die froſtige Natur des Stoffs“ ſo ſcharf betonend, doch den Nathan, als ein Stück, „wo der Verſtand allein ſpricht;“ während es uns gerade ſcheinen will, daß in dieſem Drama das was Spinoza als amor intellectualis bezeichnet, hier als individuelle Gemüthswärme ſonder Gleichen ſich ausſpricht. Goethe ſagt (die Rückſicht auf das Theatraliſche und Schauſpieleriſche mehr im Auge): „Nachdem man durch die Aufführung der „Brüder“ endlich die Erfahrung gemacht hatte, daß das Publikum ſich an einer derben charakteriſtiſchen, ſinnlich künſtlichen Darſtellung erfreuen könne, wählte man den vollkommenſten Gegenſatz, indem man „Nathan den Weiſen“ aufführte. In dieſem Stücke, wo der Verſtand faſt allein ſpricht, war eine klare, auseinanderſetzende Recitation die vorzüglichſte Obliegenheit der Schauſpieler, welche denn auch meiſt glücklich erfüllt wurde. Was das Stück durch Abkürzung allenfalls gelitten hat, ward nun durch eine gedrängtere Darſtellung erſetzt, und man wird für die Folge ſorgen, es poetiſch ſo viel möglich zu reſtauriren und zu runden. Nicht weniger werden die Schauſpieler ſich alle Mühe geben, was an Ausarbeitung ihrer Rollen noch fehlte, nachzubringen, ſo daß das Stück jährlich mit Zufriedenheit des Publikums wieder erſcheinen könne. Leſſing ſagte in ſittlich religiöſer Hinſicht, daß er diejenige Stadt glücklich preiſe, in welcher Nathan zuerſt gegeben werde; wir aber können in dramatiſcher Rückſicht ſagen, daß wir unſerm Theater Glück wünſchen, wenn ein ſolches Stück darauf bleiben und öfters wiederholt werden kann.“

Es iſt allerdings gewagt, gegen ſolche Ausſprüche höchſter Inſtanz auf eine Betrachtung hinzuweiſen, die zur Reformirung derſelben beitragen wollte, dennoch mag bei aller innigen Verehrung die Frage geſtellt werden dürfen, ob nicht der Charakter des Mährchenſpiels ſchon durch eine Darſtellung in beſchleunigterem Tempo, als wir ſie zu ſehen gewohnt ſind, ſich beſtimmter herausarbeiten würde.

Von der Sucht des Publikums, immer nur weſentlich zu ſchauen, ſagt Goethe die hohen Worte: „Möge doch die bekannte Erzählung Nathans (von den drei Ringen), glücklich dargeſtellt, das deutſche Publikum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu ſchauen, ſondern auch um zu hören und zu vernehmen! Möge zugleich das darin ausgeſprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und werth bleiben!“ Die Stimmung, daß das Publikum auch zu hören verſteht, ſcheint immer mehr verloren zu gehen und andererſeits geht die Impietät der Intendanzen ſo weit, daß man es wagt, ganze Figuren (wie den Patriarchen) bei der Aufführung des Nathan auszuſcheiden.

Es ließe ſich denken, daß bei einer Erneuerung des Theaters, bei einer vollen Einſetzung der ihm zuſtehenden

Kunſtwirkung — wobei allerdings nicht mehr täglich Theater geſpielt werden könnte — wieder in Agirenden und Zuſchauenden jene höhere Stimmung und Weihe erzeugt würde, deren Anforderungen man heute vielfach lächerlich, mindeſtens unkritiſch findet. Man denke ſich z. B. Nathan dargeſtellt von Menſchen, die nicht abgeſtumpft ſind von allerlei Unterhaltungsquark, man denke ſich das Publikum, das eine Stimmung, ein Verlangen und Bereitſein für höhere Anregungen mitbringt, und ſolches fortgeſetzt und feſtgeſetzt für beſtimmte der Kunſt gewidmete Feſttage, würde da nicht eine Macht und eine Erquickung ſich ergeben, die zu den beſten und nachdrücklichſten Erfolgen des Geiſtes gehörte?

10. Der Derwiſch als zweiter Theil des Nathan.

„Ich bin mir eines Zieles bewußt, unter dem man auch noch viel weiter mit allen Ehren bleiben kann,“ ſo ſagt Leſſing ſelber von ſeinem Drama Nathan. Und wenn wir auch mit Bewunderung erkennen müſſen, wie er ſein Ziel erreicht, ſo iſt es doch von Bedeutung, dem Gedanken nachzugehen, daß Leſſing ſelber die volle Genugthuung nicht empfinden konnte, und dies drückt ſich am deutlichſten darin aus, daß er wiederholt in ſeinen Briefen ſagt, er wolle ein „Nachſpiel, genannt der Derwiſch, welches auf eine neue Art den Faden des Stückes wieder aufnähme und zu Ende brächte,“ dazu dichten. Auch ein Leſſing iſt mit dem Gedanken dahingeſtorben, ſeinem edelſten Werke noch eine höhere Erfüllung geben zu können. Zu einer ſolchen Fortſetzung konnte er ſich künſtleriſch und philoſophiſch gedrängt fühlen. Philoſophiſch genommen iſt über die humane Toleranz hinaus — die weſentlich eine Negation des Vorurtheils und der Beſchränktheit iſt — der poſitive Inhalt der Humanität noch nicht geſetzt. Künſtleriſch betrachtet iſt es von Bedeutung, daß im ganzen Drama keine müßige Perſon iſt, keine, die bloß zur Füllung da iſt, wie die Maler oftmals in den leer bleibenden Raum irgend eine Perſon, die nicht nothwendig zu dem Ganzen gehört, oder ein Geräthe ſetzen. Nur der Derwiſch erſcheint in der Oekonomie dieſes Drama's als müßig und blos zur Füllung da, ſo vortrefflich er auch in Zeichnung und Colorit ſich darthut; und ſchon daß er ohne Verletzung des organiſchen Fortgangs der Geſammthandlung daraus entlaſſen wird, und zwar aus bloßem ſubjectiven Belieben, weiſt darauf hin, daß er hier nur vorläufig auf der Scene erſcheint, und der Dichter giebt uns ſelbſt den Schlüſſel dazu, indem er erklärt, ſich dieſen Charakter für eine eigene Dichtung vorbehalten zu haben.

Wer kann ſich, auch bei noch ſo inniger Vertiefung in einen erhabenen Geiſt, vermeſſen zu erkunden, was unausgeſprochen noch in ihm lag? Und dennoch mag es geſtattet ſein, eine ſubjective Andeutung hievon zu geben.

Im Derwiſch wollte Leſſing vielleicht oder ſelbſt wahrſcheinlich über die geſchichtlich concrete Welt hinaus in die rein philoſophiſche übertreten, und es ſcheint, daß er hier bloß noch das Individuum, wie es ſich allein ſeine Welt ausbaut, zum Gegenſtand wählen konnte. So wenigſtens ſind die Grundzüge im Charakter des

Derwiſch bezeichnet. Mir ſcheint die Annahme zuläſſig, wenn nicht gar nothwendig, daß Leſſing die Religion von der gemeindebildenden Kraft ablöſen und ihr nur die individuale Conſiſtenz zu geben ſuchte, und hiezu konnte dichteriſch zunächſt nur ein Mann gewählt werden, der außerhalb eines Staatsverbandes ſein Leben vollzogen, wie es in der Abſicht des Derwiſches lag.

Im „Nathan“ giebt es noch Juden, Chriſten und Muſelmänner, im „Derwiſch“ waren dieſe vielleicht als Culturſtufen bereits rückwärts gedacht und die Humanität erſchien poſitiv an ſich. Nach der vorliegenden Charakteriſtik des Derwiſch ſcheint es zwar, daß er mehr als Gegenſatz der Cultur, als eine innenlebende Einſiedlernatur gedacht iſt.

> Nathan. — „Al-Hafi, mache daß du bald
> In deine Wüſte wieder kömmſt. Ich fürchte,
> Grad' unter Menſchen möchteſt du ein Menſch
> Zu ſeyn verlernen.“

Und der Derwiſch ſelbſt ſagt:

> „Ich bin am Ganges, wo ich leicht und barfuß
> Den heißen Sand mit meinen Lehrern trete.“

Und im letzten Geſpräch mit Nathan ſpricht er es ſelbſt aus: „ihm ſelbſt zu leben,“ und doch iſt vielleicht dieſe Anlage des Charakters nur als Grundlage für eine in der Weiterentwickelung große und dabei vorherrſchend heitere, leichtlebige Natur gedacht. Al-Hafi erſcheint hier im Gedichte immer in Hitze, in beſtändiger Eile, er iſt nicht daheim in der Gegenwart, und eben damit deutet der Dichter wohl an, daß er eine eigene Sphäre gewinnen muß. Es iſt dabei wohl zu beachten, daß Leſſing in dieſem Drama und von ſeinem Boden aus naturgemäß nicht anders konnte, daß er aber auch ſonſt nicht auf eine in ſich vollendete, aber abgelebte Culturſtufe hinwies, wie ſonſt immer jenſeits der Conflicte der Gegenwart auf das Griechenthum hingewieſen wird; er deutet hinaus nach einer neuen lebendigen Entwicklung aus dem Individuellen heraus.[1]

Man wird es nicht mißverſtehen, wenn darauf hingewieſen wird, daß die Figur des Derwiſch auch mit der tief revolutionären Zeiterſcheinung Jean Jacques Rouſſeau's in Verbindung ſteht. Von der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an zeigt ſich in ſtürmiſchen Gemüthern ein rückſichtsloſes Streben nach Befreiung des Individuums von aller Tradition, ein Verlangen, die Welt wieder aus dem eigenen Sein heraus zu geſtalten, und demgemäß eine Iſolirung von allen geſchichtlichen und geſellſchaftlichen Banden. In Rouſſeau gewann dieſe Stimmung ihren prägnanteſten Ausdruck. Von den Corruptionserzeugniſſen des Bildungsprozeſſes abgeſtoßen, drängte Rouſſeau zu ſeiner ſogenannten Natur oder vielmehr zur Barbarei zurück, und es vollzog ſich in ſeinem eigenen Leben die Vereinſamung, indem er ſich aus Liebe zu den Menſchen an ſich von den Menſchen als ſolchen abſchloß. Bei allem widerſpruch-erregenden Selbſtherrlichen hatte Rouſſeau doch auch etwas von jenem Adam Kadmon, jenem erſten Menſchen der Kabbalah, der durch alle Zeiten an der Spitze der Epochen immer wieder erſcheinen ſoll, um die Menſchheit von der Tradition zu befreien, der Maaß und Richtung nur wieder im reinen, ſelbſtgewiſſen Individuum finden und beſtimmen ſoll. Jene Kraft, ſich wieder als erſten Menſchen, abgelöst von allen hiſtoriſchen Bedingungen, zu erkennen und ſeine Beſtimmung zu erfüllen, hat etwas Befreiendes, wenn ſie auch nothwendig den gegenſätzlichen Kampf des auf geſchichtliche Vorausſetzungen geſtellten Lebens und demzufolge ein Märtyrerthum hervorrufen muß, und wenn auch erſt die Vereinigung von Natur und Geſchichte die höhere Einheit darſtellt.

---

[1] Leſſing verlegte ſein Werk in den Oſten, von wo die religiöſe Neugeſtaltung ausging. Er ſchrieb ſein Werk inmitten des amerikaniſchen Befreiungskrieges. Er erlebte die ſtaatliche Neubildung in Amerika nicht. Es iſt von Intereſſe darauf hinzuweiſen, daß Juſtus Möſer in ſeinen zu Anfang der achtziger Jahre geſchriebenen Briefen „Ueber die allgemeine Toleranz“ bereits die ſtaatliche Conſtruction des neuen Princips verfolgen und demgemäß die Briefe „Aus Virginien“ datiren konnte. (Möſers Werke Bd. 5, S. 293.)

Iſt es auch als ſicher anzunehmen, daß Leſſing nicht die unmittelbare Erſcheinung Rouſſeau's (der eben in dem Jahre, da dieſes Gedicht ausgearbeitet wurde, ſtarb) bei ſeinem Derwiſch vorſchwebte, ſo war er doch erfüllt genug von der ganzen Strömung ſeines Zeitlebens, und vor Allen ſteht ja das Dichtergemüth unter den Einflüſſen der Zeitatmoſphäre, die als Imponderabilien nicht feſt zu beſtimmen ſind, ſo daß Leſſing jenen allgemein herrſchenden Trieb, der ſich der überfeinerten Cultur gegenüber in einem gewaltſamen Cynismus gefiel, dichteriſch wohl erkannte und danach jener Figur ihr Gepräge gab. Wir erſehen aber auch faktiſch aus Leſſings Recenſionen der Rouſſeau'ſchen Schriften, mit welcher Theilnahme er Weſen und Denkart des Mannes im Auge hatte, und wir dürfen uns dieſe beſtimmt mitwirkend denken bei Ausbildung des Charakters des Derwiſch.

Wir wiſſen nun zwar (aus Nicolai's Mittheilungen), daß Leſſing ein ganz beſtimmtes Modell zum Al-Haſi hatte; er nannte ſcherzweiſe ſchon früher oft den im Mendelsſohn'ſchen Kreiſe lebenden Mathematiker Moſes Abraham den Derwiſch, denn auch in dieſem hatte ſich jener Zug, der in Rouſſeau ſich als hiſtoriſches Ideal zeigte, ausgebildet; aber man muß dabei im Auge behalten, daß ſowohl die allgemeine Stimmung, die man als die Rouſſeau'ſche bezeichnen kann, wie dieſe beſondern Perſönlichkeiten in der poetiſchen Geſtalt ſelber nicht mehr als ſolche gefunden werden können; denn der Dichter macht aus allem Gegebenen ein Neues, Lebendiges, und ſo iſt auch der Derwiſch, wenn wir auch auf allgemeine und auf beſondere phyſiognomiſche Züge hinweiſen, doch wieder ein rein, frei geſchaffnes Bild.

Nathan iſt bei aller Klärung doch noch eine Dichtung der Oppoſition, die Gegenſätze als verkörperte Perſönlichkeiten bewegen einander, wenn ſie auch nur leiſe einander berühren. Jede Perſönlichkeit bewegt ſich in ſich und wird, angezogen und abgeſtoßen durch den Zuſammenhang mit den Anderen, von dieſen gleicherweiſe bewegt. Iſt Nathan noch vielfach ein Werk der Oppoſition, ſo dürfen wir uns den Derwiſch als ein Werk der reinen Poſition denken, wo ein

Individuum in ſich oder für andere, jenſeits alles Widerſtreites, jenſeits aller Gegenſätze, die noch im Gedankenreiche ſchwebende Humanität poſitiv ſetzt, Symbole, Formeln, gebundene Geſetze dafür ausprägt, in denen die Welt aus ihrem innerſten Leben heraus das Entgegenkommen ihres eigenen Geiſtes begrüßt, der ſich nicht mehr mit Fremden ſchleppt, ſondern rein das lebendige Daſein mit harmoniſcher Thätigkeit erfüllt.

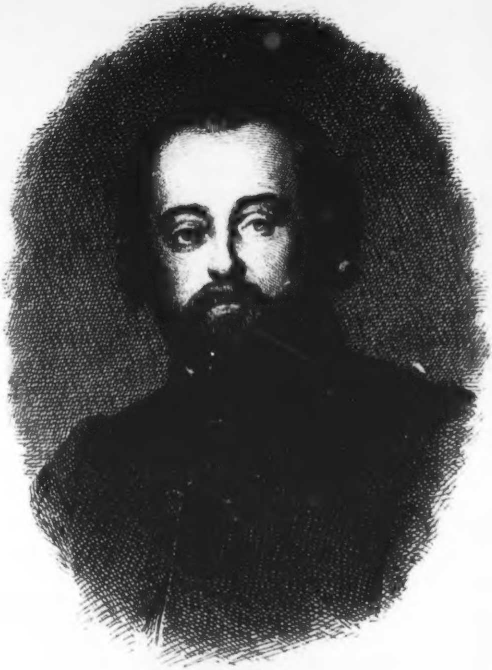
Wie ſchon in der Charakteriſtik Recha's, ſo konnte noch weit weniger in der Ausführung des Derwiſch an eine religiöſe Robinſonade gedacht werden. Der Derwiſch nimmt alle Apparate oder vielmehr alle Ergebniſſe der hiſtoriſchen Bildung mit in die Einſamkeit, und muß mit ihnen, zunächſt individuell, eine neue Lebensgeſtalt aufbauen.

Im Nathan treten die drei beſtimmt ausgeprägten Confeſſionen auf; damit iſt aber der ganze Umkreis der Menſchheit noch nicht ausgemeſſen, und wenn Leſſing ſeinen Derwiſch ſich an den Ganges zurückziehen läßt, ſo deutet er uns wohl darauf hin, daß er auch die indiſchen Völkerſchaften in den großen Kreis der Menſcheneinheit hereinzuziehen trachtete. Darum konnte ihm das Werk noch einer Fortſetzung fähig und bedürftig erſcheinen.

Leſſing entſendet aus dem Drama heraus eine Geſtalt, die, wie er ſelbſt ſagt, hier epiſodiſch erſcheinen, in der ſelbſtändigen Fortſetzung aber als Mittelpunkt gedacht ſein mußte.

Wir Deutſchen dürfen, ohne des Vorurtheils geziehen zu werden, behaupten: ein Werk wie Nathan konnte nur ein Deutſcher ſchaffen, und es iſt ein erhebender Zug, daß wir hinzuſetzen dürfen, das deutſchnationale Ideal iſt auch zugleich das Ideal der Humanität.

Glückſelig der Deutſche, dem es vergönnt ſein wird, Leſſing's niedergelegte Feder wieder aufzunehmen, und der zu ſein, den Leſſing ſelbſt verkündete mit den Worten: „Wahrlich, er ſoll noch erſcheinen, auf beiden Seiten ſoll er noch erſcheinen, der Mann, welcher die Religion ſo beſtreitet, und der, welcher die Religion ſo vertheidigt, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenſtandes erfordert."



Berthold Auerbach.

Berthold Auerbach's

geſammelte Schriften.

Erſte, neu durchgeſehene Geſammtausgabe.

Zwanzigſter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1858.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Schrift und Volk.

Grundzüge der volksthümlichen Literatur

angeſchloſſen an eine

Charakteriſtik J. P. Hebel's.

(Zuerſt erſchienen 1846.)

Inhalt.

Seite
Ein Kranz auf Hebel's Haupt 1

Die Dichtung aus dem Volke, mit beſonderer Beziehung auf Hebel.

Der Begriff Volk in ſeiner Beziehung zur Literatur. — Das Volksthum. — Die Naturdichter 9
Die dichteriſche und philoſophiſche Ferne. — Der rechte Mittelpunkt 13
Entzweiung und Vereinung. — Die Erinnerung in ihrer doppelten Bedeutung 15
Das Dorfkind und ſeine dichteriſche Welt 18
Die Heimkehr 23
Wirklichkeit und Wahrheit 25
Fremde Stoffe und heimiſche Anſchauung. — Die Schönheit und Heiligkeit des modernen Lebens 28
Der Volksgeiſt und der allgemeine Menſchengeiſt. — Das Beſondere und das Allgemeine 30
Der Selbſtzweck 36
Einwirkungen der Zeit. — Anregungen und Zufälle. — Genetiſche und anekdotiſche Auffaſſung der Geſchichte . . 38
Die volksthümlichen Stoffe und ihr Publikum 42
Das Volksthümliche und die romantiſche Schule. — Hebel und die Romantik 46
Die mährchenhafte Geſtaltung, das zauberiſch Dämoniſche und das Volksthümliche. — Das Mißliche der Nutzanwendungen 60

Seite

Schillers Ideal eines Volksdichters. — Idealiſtiſche und realiſtiſche Dichtungsart 68
Die tragiſche Schlußwendung der Volksgeſchichten 77
Das Volksthum gegenüber dem Polizeiſtaat und der Kirchenpolizei 82
Die volksthümliche Sprache überhaupt und die Mundart insbeſondere. — Die Dichtung in der Mundart. — Ein Wort über das Volksdrama 86
Die volksthümliche Dichtung und die praktiſche Humanität . 98

Die Dichtung für das Volk,

mit beſonderer Beziehung auf Hebel.

Flüchtiger Abriß der höhern und volksthümlichen Bildungsgeſchichte 112
Ueber allgemeine Zweckmäßigkeit der Volksſchriften und deren Inhalt 117
Die volksthümliche Sprache nur bei freien Völkern und durch die freie mündliche Rede 127
Einzelnes über die volksthümliche Sprache, deren Hinderniſſe und Förderung 132
Die deutſche Volksſchrift muß dichteriſch ſein. — Eine Maßgabe der volksthümlichen Muſik 142
Der einheitliche und perſönliche Charakter in der Volksſchrift . 146
Die örtliche und landsmänniſche Volksſchrift 150
Hebel's volksthümlicher Styl 157
Das Pikante und Intereſſante in ſeinem Verhältniß zur Volksſchrift. Der Skandal und das Aufſehenerregende . . 162
Der Humor in der Volksſchrift, die pure Luſtigkeit, die Poeſie der Dummheit, der Spaß und Schwank 169
Die Gaunergeſchichten und die Lügenpoeſie 177
Das Religiöſe in der Volksſchrift. — Ein Wort über die Volkspredigt. — Das Subjective in der Religion. — Poſitives und Oppoſitionelles 184
Die Bibel als deutſches Volksbuch. — Der Bibelton in der Volksſchrift 198

Seite
Verhöhnung und Verzweiflung und ein friſches Herz . . . 203
Volksſchrift und Kinderſchrift 209
Die volksthümliche Auffaſſung der Geſchichte. — Eine Verſündigung 213
Der Patriarchalismus und der freie Staat 218
Einzelnes zur Charakteriſtik Hebel's. — Deutſche Herrenfurcht. — Nachwirkungen des Jugendlebens. — Das Nachgiebige. — Staatsdienſt und Schriftſtellerei 230
Die Lebensfrage der Civiliſation. — Der Pauperismus und die Volksſchrift. — Die freien Vereine 240
Ein frommer Wunſch 251
Nachwort 254

Ein Kranz auf Hebel's Haupt.

Es war ein ſchöner, linder Maiabend, es zog mich nach dem friſchen, heitern Grün; ich ging in den Schloßgarten zu Karlsruhe. Die Nachtigallen ſchmetterten mächtig ringsum, die Finken und Amſeln ſchlugen drein und von fernher ſchickte der Kukuk ſeinen Ruf. Ja, guck! guck! ruft's, wenn alles Leben neu erwacht. Laß von dem Vogel dich ermahnen, ſchau um dich, blick' aus den Kämpfen und Nöthen der Zeit auf die ſich neu offenbarende Herrlichkeit der Natur!

Ohne daß ich's wollte, ſtand ich jetzt vor dem Denkmal Hebel's. Ein Kranz auf Hebel's Haupt! Was ſoll das bedeuten? Ich las die Inſchrift auf dem ſchwarzen Sockel des Denkmals: J. P. Hebel, geboren den 10. Mai 1760.

Treue Freundeshände, vielleicht vor Alter zitternd, haben in ſtiller Morgenſtunde dem geſchiedenen heitern Genoſſen an ſeinem geſtrigen Geburtstage den Kranz auf die Stirn gedrückt. Kein Geſang von Menſchenſtimmen ertönte zu deinem Lobe. Dort von dem blüthenbedeckten Kaſtanienbaum, aus Büſchen und Hecken jubelten die Vögel ſo hell, wie in den Tagen, als du im einſamen Wieſenthal barfuß ihnen nachkletterteſt.

Warum trägſt du deinen Kranz ſo einſam, du Mann des Volkes? Warum ſchauen uns nicht die tauſend Dankesblicke Derer daraus entgegen, die du mit deinen lieblichen Gebilden erquickteſt? Finden ſie den Weg nicht her in den Schloßgarten, wo man dein goldglänzendes Haupt ſo verlaſſen aufgeſtellt? Sind die Augen der Menſchen ſo gefangen von dem Frühling der Natur oder dem Frühling einer neuen Zeit? Oder liegt in der Erinnerung an dich ein Etwas, das die warme, nachhaltige Theilnahme hindert?

Wie bald ſind die Todten vergeſſen!

Da drin, in jenem Eckhauſe der Ritterſtraße, haben heute die Volksvertreter in großer Mehrheit die Acht und Aberacht über die Cenſur ausgeſprochen.[1] Dem deutſchen Volke, das an Biederſinn und Einſicht keinem nachſteht, muß doch endlich der volle freie Gebrauch ſeiner Geiſteskräfte werden. Aufgeſchloſſen ſei der reiche Schatz des Wiſſens und der Kraft, und alles Volk ſoll ſeiner inne werden.

Auch dein harmloſer Weg, rheinländiſcher Hausfreund, wurde unterbrochen, da du an die Schranken der Cenſur anprallteſt, du zogſt dich verdroſſen zurück. Das iſt eine der traurigſten Folgen der geiſtigen Bevormundung, daß ſie auch die harmloſeſten Naturen verſcheucht oder zu verbitterten umwandelt.

Wenn wir noch heute — unter den Schranken der Gewalt, der überkommenen und der erneuten Knechtſchaft und der Ueberfluthung durch die Ausländerei —

---

[1] S. die Badiſche Landtagszeitung vom 11. Mai 1844.

den Frohmuth und den unverwüſtlichen Kern des Volkes wach zu rufen und zu entfalten trachten, dürfen wir auch der Altvorderen nicht vergeſſen, die in ihrer Weiſe, mitten unter Kriegsnoth, wie in den darauf folgenden Zeiten der Schlaffheit und Enttäuſchung, in Scherz und Ernſt zu dem Volke ſich ſtellten.

Und hier ſteht Hebel mit oben an.

Wollen wir die Altvorderen für unſere Zeit neu begreifen, müſſen wir ſie aber auch, um gerecht zu ſein, aus ihrer Zeit faſſen.

⁂

Mit dieſen Worten habe ich, vor nun mehr als zwei Jahren, den Entwurf zu einer Charakteriſtik Hebels niedergeſchrieben; ich laſſe ſie ſtehen, nicht blos weil ſie die Atmoſphäre bekunden mögen, in welcher der Keim dieſer Schrift aufging, ſondern auch aus allgemeineren Gründen. In dieſem Augenblick erneuen ſich die Kämpfe um das gute Recht in jenem Eckhauſe der Ritterſtraße mit gehobener Tapferkeit; der Frühling iſt wieder da, ſo herrlich und ſchön wie in jenen Tagen; die Cenſur und alle Schmach und Noth iſt auch noch da und immer kläglicher, weil Jahre vergebenen Kampfes dahin. Das iſt unſere neuere Geſchichte....

Man muß ſich bemühen, darüber hinweg in eine beſſere Zukunft zu ſchauen, um nicht in thatenloſen Ingrimm zu verſinken.

All unſer literariſches Thun erſcheint uns ſo erbärmlich und nichtig, wenn wir den Bann und Druck, der auf unſeren Geſammtzuſtänden laſtet, wenn wir die gewaltige Noth im großen Ganzen in's Auge faſſen. Und doch muß Jeder dichten und trachten, von ſeiner Stelle aus im Kleinen zu wirken und vorzubereiten, was er vermag.

Ich wage hier den Verſuch, mich theoretiſch über ein Literaturgebiet auszuſprechen, in deſſen Verwirklichung ich nach Kräften bemüht bin. Ich weiß wohl, welchen Verunglimpfungen ich mich ausſetze, bin aber auch der Zuverſicht, daß ein ehrlich Wort noch immer einen guten Ort findet.

Die allgemeine Begründung einer Richtung, in der man ſelber ſteht, kann leicht als bloße Anwaltſchaft für die eigenen Beſtrebungen mißdeutet werden. Uebelwollende werden durch eine gegentheilige Verſicherung, daß es ſich um's Allgemeine handelt, keine andere Anſicht gewinnen; vertrauende Leſer werden erkennen, daß man an der abgeſchloſſenen Bildung einer Zeit oder Perſon ſich am Beſten zur Klarheit hindurcharbeitet. Und warum ſollte denn zu theoretiſcher Begründung einer erneuten Richtung ein Solcher unberechtigt ſein, der mit in derſelben begriffen iſt?

Die erneute volksthümliche und volksmäßige Richtung der Literatur wurde auch bereits als vergängliche Tagdienerei bezeichnet. Ich glaube, daß dies auf einem Mißverſtand beruht. Das ſtets fortquillende Leben wird auch immer verwandte Blüthen in der Poeſie treiben. Und wäre dieſe Richtung auch eine vorübergehende — was ich nicht glaube — ſo könnten doch die Vertreter derſelben ſie nicht als ſolche faſſen. Kein

Individuum, keine Nation, keine Zeit kann etwas Lebendiges zu Stande bringen, wenn ſie ihr gegenwärtiges Streben von vorn herein blos als Stimmung, als relatives Leben betrachtet. Das iſt der Wurm, der ſo viele friſche Blüthen tödtet. Mag die fortſchreitende Zeit das in Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben als abſolut Betrachtete blos in einer relativen Geltung aufnehmen und einreihen; das Gegenwärtige bedarf der ungetheilten abſoluten Hingebung.

Niemand kann über ſeinen Schatten ſpringen; will er ihn los ſein, muß er warten, bis die Sonne über ſeinem Scheitel ſteht, den Schatten in ſich aufhebt, dann aber auch ſich ſelber zum Untergange neigt.

Dabei ſollte es kaum der Erwähnung bedürfen, daß die volksthümliche Literatur nur den ihr gebührenden Raum neben anderen, höhere und allgemeinere Denk- und Lebenskreiſe in ſich ſchließenden Strebungen einzunehmen hat.

Bei Ausarbeitung vorliegender Schrift erweiterte ſich der anfänglich beabſichtigte Beitrag zur Charakteriſtik Hebel's zu allgemeinen Erörterungen und Beſtimmungen. Ich wollte ſie nicht zurückhalten, weil ſie vielleicht manchem Gleichſtrebenden von Nutzen ſein und manchen Fernſtehenden über eine Richtung der Gegenwart verſtändigen mögen. Vieles, was hier zur Sprache kommt, mag beim erſten Anſchein befremden, aber es giebt keine Frage von Welt und Zeit, die nicht in beſonderer Faſſung in das Bereich der Volksſchrift gehört. Ich habe meine Anſichten offen ausgeſprochen, weil ich das Recht und die Pflicht erkenne, auch meine Anſchauung offen darzulegen und meine Stimme abzugeben. Ich verkenne die Lücken- und Mangelhaftigkeit meiner Anſichten nicht. Tritt aber Jeder offen heraus, ſo werden wir Alle gemeinſam die Wahrheit finden.

An die Betrachtung der zwei Erſcheinungsarten ein und deſſelben Weſens (Dichtung aus dem Volke und für das Volk), wie ſie in einer abgeſchloſſenen geſchichtlichen Perſönlichkeit heraustraten, ergaben ſich allgemeine Geſetze. An einem concreten Leben war hier manches Abſtracte leicht anſchaulich zu machen. Was bei anderen Gelegenheiten langer Erörterung und Einleitung bedurft hätte, war hier mit wenigen Strichen in's Licht zu ſtellen.

Wenn ich an einem, in vielem Betracht ſo vortrefflichen Vorgänger wie Hebel Mängel erkenne, ſo bin ich weit entfernt, mich mit ähnlichem Streben überheben zu wollen. Die Erkenntniß der Mängel Anderer ſetzt noch lange nicht den Beſitz ihrer Vorzüge voraus, ja, man iſt durch Einſicht der Mängel noch nicht einmal ſicher, ſolche zu vermeiden. Wie ſchwer iſt es — in allen Dingen — Erkenntniß und That zu einen.

Von Hebel ausgehend und auf ihn zurückkehrend, ſtellen ſich hier einige Grundzüge der volksthümlichen Literatur heraus, die weder auf ein geſchloſſenes Syſtem, noch auf geſchichtliche Vollſtändigkeit Anſpruch machen wollen.

Leipzig, den 30. Mai 1846.

Die Dichtung aus dem Volke,

mit beſonderer Beziehung auf Hebel.

Der Begriff Volk in ſeiner Beziehung zur Literatur. — Das Volksthum. — Die Naturdichter.

Wenn wir nach der Seite des Geiſtes und deſſen Erſcheinung in der Literatur den Begriff Volk abmarken wollen, ſo mögen wir darunter diejenige große Zahl der Menſchen verſtehen, die ihre Lebens- und Weltanſchauung vorherrſchend aus ſelbſtändiger Erfahrung und der unmittelbaren Gegenwart zieht. Einzelne geſchichtliche Ueberlieferungen, aus dem Privatleben wie aus öffentlichen Schickſalen, ragen da und dort herein, ordnen ſich aber nicht zu einem nothwendigen überſichtlichen Zuſammenhang. Die Grundſätze und Anſichten verknüpfen ſich nicht zu einem Syſteme, mit innerer Folgerichtigkeit und einem oberſten Satze, ſondern ſtellen ſich als Volksweisheit loſe neben einander als Sprüche, die innere Wahrheit aus ſich und nicht aus einem Princip erweiſend. Die abſtracten, allgemeinen Geſetze ſind hier nicht maßgebend; wie die aus der Beobachtung entnommenen Wetterregeln ſich als traditionelle Sprüche forterben, ſo auch die Wahrnehmungen über Menſchenleben. Vermittlung und Entwicklung durch eine auf innere Beweisführungen geſtützte fremde Einſicht und namentlich durch Bücher iſt hier wenig erſichtlich.

Dieſer Beſonderheit des aufnehmenden Geiſtes entſpricht auch andererſeits die hervorbringende Kraft deſſelben. Wie die Weltweisheit ſich als Spruch geſtaltet, ſo auch das Gefühl in ſeiner reinen Subjectivität als Stimmungslied. Die urſprünglichſte Poeſie als lyriſcher Empfindungserguß findet daher im Volksliede den reinſten Ausdruck, zu dem ſelbſt die höchſten Genien aus allem Kunſtbewußtſein wieder zurückkehren und ihm neue Nahrung zuführen. Je einfacher und zuverſichtlicher in ſich Zeiten und Perſonen waren, um ſo mehr blühte das Volkslied; es giebt eine momentane Empfindung, keine geſchloſſene Weltanſchauung in allſeitiger Breite und Ausführung, und doch, wenn dieſe Lieder aus verſchiedenen Jahrhunderten und Gauen neben einander ſtehen, ſind es die Klänge ein und derſelben Seele. Dies iſt, was wir hier als das Herz des Volksthums bezeichnen dürfen. Das ureigene Gemüthsleben eines Volkes prägt ſich in Spruch und Lied, in Bräuchen und Sitten, ſowie in der Sagenbildung aus, die mehr eine Beherrſchung und Deutung der Außenwelt anſtrebt.

Zu dieſen flüchtigen Andeutungen bringt die Gegenwart das neue Moment, daß die heutige Weltbildung eine ſo unfertige, daß die Pädagogik ſo viel fremde Elemente hereingetragen, die den rein lyriſchen unmittelbaren Erguß verdrängt haben und noch keine allgemeine Bewältigung und Umkehr zur reinen Naivetät zu Stande kommen ließen.

Das Volksthum iſt die innerſte Lebensbedingung in allen Kreiſen eines Nationalkörpers, dennoch aber findet es ſich in ſeiner eigenthümlich beſondern Ausprägung weſentlich in dem ſogenannten gemeinen Mann. In dieſer Beziehung läßt ſich von einer volksthümlichen Literatur reden, die nicht ſowohl ein Gegenſatz zur nationalen, als vielmehr ihr urſprünglicher Ausgangspunkt iſt.

Alles das, was nun im Volke blos Leben iſt, rein im Geiſte aufzufaſſen, es abſpiegelnd und frei geſtaltend in die Literatur überzutragen, dazu iſt erforderlich, daß man äußerlich, oder mindeſtens zeitweiſe innerlich aus jenem Leben herausgetreten ſei.

„Wer nicht hinauskommt, kommt nicht heim," ſagt das Sprüchwort; ich möchte dies auch in geiſtiger Beziehung geltend machen. Die ſtill in ſich ruhende Naivetät hat ihre eigene Welt noch nicht überwunden, ſie beherrſcht ſie nicht; ſie ſteht in ſich feſt wie ein reines Naturerzeugniß. Erſt wenn man ſich entäußert, an die Außenwelt hingegeben oder verloren, kehrt man bewußten Geiſtes wieder zur eigenen Welt zurück, wie man die Mutterſprache eindringlicher verſteht und gebraucht, nachdem man fremde Sprache und Ausdrucksweiſe erforſcht hat. — Wer nicht hinauskommt, kommt nicht heim.

Bei aller Schriftfähigkeit wird daher ein Mann, der ganz und unmittelbar im Volke ſteht, ſich ſelten gedrungen noch geeignet finden, die eigenen Zuſtände anſchaulich zu ſchildern oder frei zu geſtalten. Es iſt auch thatſächlich, daß, trotz der allgemeinen Schulbildung, die Intereſſen und Zuſtände des Volkslebens faſt ausſchließlich von ſogenannten Höherſtehenden, von Gelehrten u. ſ. w. vertreten und dichteriſch dargeſtellt werden.

Die Hervorbringungen der ſogenannten Naturdichter (eine Bezeichnung, die bei der heutigen allgemeinen Schulbildung alles weſentliche Merkmal verloren hat) neigen ſich, namentlich in Deutſchland, vorherrſchend auf andere als ihre unmittelbaren Lebenskreiſe; ſie zeigen uns weit mehr, wie ſich die fremde Welt in dem Auge deſſen ſpiegelt, der aus ſeiner engumgrenzten Lebensſtellung heraustritt. Dies wäre, wie in alten Zeiten, ein Gewinn für die volksthümliche Poeſie, wenn eine urſprüngliche Empfindung dabei zu Tage gefördert würde; aber meiſt verlieren ſie ſich in das Traditionelle, Herkömmliche, was wir von anderer Seite übergenug haben. Die heutigen Naturdichter vertiefen ſich minder in ihr eigenes Sein, ſondern ſchweifen gern in ausgetretenen Geleiſen in fremdes Leben; darum legen ſie auch weit mehr Nachdruck und Bedeutung auf das eroberte Allgemeine, als auf das urſprünglich gegebene Beſondere. Die Gelehrſamkeit, die Breite fremder Anſchauung imponirt ihnen, ſie geben dafür die Urſprünglichkeit ihrer Empfindung und ihres Ausdrucks, und all die großen Vortheile eines ſcharfkantigen Naturells für den feinen Schliff der conventionellen Bildung hin.

Und doch liegt auch hierin wieder eine Verſöhnung und wir mögen darin bereits einen weſentlichen Grundzug im Dichten und Trachten des Volksgeiſtes erkennen: aus ſich heraustretend, drängt er ſich fremden Welten zu und ſtrebt ſie mit ſich zu vereinen. — Im Verlaufe dieſer Schrift wird ſich dies noch beſtimmter ergeben, hier mag es nur auf den wunderſamen Zuſammenhang des Menſchenlebens hinweiſen: Jegliches ſtrebt aus ſich und ſeiner gegebenen Umgrenzung hinaus und verſenkt ſich in ein anderes; herauf und herab zieht ſich ein tiefes Verlangen und macht alles Menſchenleben zur Einheit.

Die dichteriſche und philoſophiſche Ferne. — Der rechte Mittelpunkt.

Alles nach Raum und Zeit Ferngerückte wird von einem Duft überhaucht, der die ſcharfen Sonderungen bis zu einem gewiſſen Grade verſchmilzt und uns ein Geſammtbild gewinnen läßt. Hat aber euer Fuß jene blauen Höhenzüge in ruhigen Schritten durchwandert, ſo wird das, was ihr nun mit Einem Blick überſchaut, noch viel mehr als blos einen allgemeinen Eindruck erzeugen.

Die Ferne iſt wie für die Anſchauung, ſo auch für die Erkenntniß von beſonderer Bedeutung. Erſt durch die Ferne erſcheint das Vereinzelte als großes Ganzes und Einheitliches und offenbart uns ſo den ihm innewohnenden allgemeinen Gedanken. In der Nähe verwirren oft die tauſend Einzelheiten den Blick und halten ihn an Untergeordnetem feſt; die Schönheit, die über dem Ganzen ausgebreitet iſt, wird durch vieles Widrige, was uns nahe rückt, verdeckt und verdrängt, der innewohnende Gottesgedanke, wie man es nennt von tauſend kleinen Menſchlichkeiten zerſplittert; man gelangt nicht zum Gemeinbegriffe, weil ſich alles in Einzelheiten auflöst, und, wie der tiefdeutige Volksausdruck ſagt: man ſieht den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Gleicherweiſe erhebt ſich auch die Phantaſie in der fernenden Stellung aus dem Pathologiſchen des unmittelbaren Eindruckes in das frei Lebendige, in das bewältigend Schöpferiſche. Darum werden Dichter und Philoſophen oft rückwärts gekehrte Propheten. Sie ſprechen den ewigen Gedanken aus, der das Vergangene belebte und jetzt, aus der geſchichtlichen Ferne, unbehinderter erfaßt werden kann.

Nur die größten Geiſter vermögen es, ſich ſo in ſich zu vertiefen, daß ſie in ſich ſelber den Geſammtgehalt ihrer Epoche faſſen und harmoniſch geſtaltet heraustreten laſſen. Mitten in der Gegenwart ſchwingen ſie ſich auf eine über ihr ſtehende Höhe, ſie ſtehen auf der Höhe ihres eigenen Seins, das ſcheinbar weit über die Gegenwart hinausragt, in der That aber nur im wirklichen Mittelpunkt derſelben ſteht, während Andere ihre vereinzelte Stellung für den wirklichen Mittelpunkt anſehen. Die beherrſchende Kraft und Allgemeinerkenntniß beſteht nicht darin, daß man außerhalb der Welt und Zeit, ſondern daß man in ihrem innerſten Kern ſtehe, wie ja auch Gott ſelbſt inwohnender Mittelpunkt und Kern des Alls und jeder Einzelerſcheinung iſt.

Der rechte Mittelpunkt läßt Philoſophen und Dichter eine Fern- und Ueberſicht gewinnen, von der aus ſie das Gegenwärtige wie ein Vergangenes und Fernes ſchauen; unbehindert von den tauſend Einzelheiten, den allgemeinen innerlich bedingenden Gedanken offenbaren, Träger deſſelben aufſtellen, die, mit individuellem Leben ausgeſtattet, das allgemeine Zeitbewußtſein in ſich darſtellen. Von dieſer Höhe der Offenbarung aus werden ſie dann Propheten in der eigentlichen Bedeutung des Worts, ſie ſchauen, auf dem Boden der Phantaſie ſtehend, das innerſte Leben der Wirklichkeit, werden Verkündiger des Ewigen in ſeiner endlichen Erſcheinung, in der Zeit; ſie erlöſen den dunkel und zerſtreut in der Bruſt der Einzelnen wohnenden Geiſt, indem ſie ihn klären und zuſammenfaſſen, ſie werden Verkündiger deſſen, was aus den wirren Kämpfen der Einzelkräfte ſich harmoniſch entwickeln wird und ſoll.

Das iſt nur Wenigen verliehen. Der ſchaffende und erkennende Geiſt wendet ſich daher meiſt zu dem wirklich Vergangenen, zu dem im fremden oder eigenen Leben Verſchwundenen, oder ſchafft aus der Vollkraft der Phantaſie freie Gebilde.

Entzweiung und Vereinung. — Die Erinnerung in ihrer doppelten Bedeutung.

Der bewußte Menſchengeiſt ſieht ſich in die Welt verſetzt, die ihm der Räthſel ſo manche aufwirft; er ſucht die Welt zu beherrſchen, indem er ihren Geſetzen nachgeht, ſie mit ihrem eigenen und ſeinem Weſen in Einklang erkennt. Die Vergangenheit des Menſchengeſchlechtes, ſeine Geſchicke und Wendungen leben neu auf in ſeiner Bruſt und er tritt durch ſie das reiche Erbe der Gegenwart an.

Das Leben des Einzelmenſchen, der auf der bewußten Höhe der Gegenwart ſteht, iſt aber ſchon in ſich ein Abbild vom Leben des Menſchengeſchlechts, und vermag er es, ſeine Vorgeſchichte ſo in ſich aufzunehmen, daß auch kein Moment daraus verloren gegangen iſt, ſo erhebt er ſich zu einem harmoniſchen Ganzen.

Zieht es ihn nun hinan zu einem Jenſeits, das in ſeinem eigenen Leben lag, zu Geſtalten und Bildern, die an ſeinem eigenen, kindlich hellen Auge vorüberzogen, zu Regungen, die in träumeriſchen Keimen die kindlich ſtille Bruſt bewegten — vermag er es ſie feſt zu halten und in ihr Recht einzuſetzen, ſo feiert Vergangenheit und Gegenwart eine wehmüthig frohe Verſöhnung; Friede iſt zwiſchen der Welt da draußen und in ihm, ein Friede, der es vergeſſen macht, daß je Kampf, Entfernung und Entzweiung war. Er hat eine ſelbſtändige, myſtiſche und doch zugleich vernunftklare Wiedergeburt gefeiert.

Wie der Baum ſein Wurzelgeäſte tief in den dunkeln Grund der Erde ſenkt, Wärme und Saft aufſaugt, ſo breitet er hoch oben ſeine Zweige aus, Licht und Luft trinkend, Blüthe und Frucht treibend. Feſt ſteht er mit prangender Krone im freien lichten Raum und mit reichem Wurzelgeäſte im gebundenen dunkeln Grund. —

Ich habe es verſucht, einen Blick in die geheimnißvolle Werkſtätte des ſchaffenden Geiſtes zu öffnen, um daraus erkennen zu laſſen, welche allgemeinen Grundgeſetze einen Mann aus dem Volke dahin führten, ſeine Vergangenheit dichteriſch aufzuerwecken, und wie der Friede, der in den meiſten ſolcher Gebilde ſich kund giebt, noch ein anderer iſt als der, den der idylliſche Stoff mit ſich führt.

Nach Raum und Zeit waren dem Dichter Hebel die von ihm geſchilderten Zuſtände entſchwunden, ſie hatten aber im Grund ſeiner Seele ſtets in ihm geruht, und jetzt erſchloß ſich von neuem deren Schönheit und allgemeine Gedanken.

Die Sehnſucht war es, die zuerſt ſein inneres Leben dichteriſch erweckte; ſeine Dichtung war eine Heimkehr zu den Seinen und eine Einkehr in ſich ſelber. Sie war eine Erinnerung ſowohl in dem Sinne, daß die entſchwundenen Geſtalten und Gemüthsregungen wieder neu vor dem Geiſte auflebten, als auch in dem höheren Sinne, daß das Alte, halb Erloſchene und Verwiſchte freier, reiner und tiefer wieder in die Seele, in das Innere hereingenommen, in dieſelbe verwebt, erinnert wurden.

Liegt hierin eine Folgerichtigkeit, daß dem ſchaffenden Geiſte gewiſſermaßen ſein eigenes Selbſt und die anmuthenden Gebilde der Außenwelt abhanden gekommen ſein müſſen, damit er ſich ſelbſt und ſeine Welt wieder neu gewinne und auferbaue und ſich nun frei darein verſenke und verliere?

Wer ſein Leben verliert, der wird es gewinnen, ſagt ein tiefbedeutſamer Spruch der Bibel, der auch hier ſeine Anwendung finden mag. Wer ſein Daſein in reiner Unmittelbarkeit, in Liebe hingegeben, der findet es reicher wieder.

Nach der Deutung eines alten Denkers ſollen Philoſophie und Religion ihren verborgenſten Quell in dem Sehnen der Seele nach einem verlorenen Urzuſtande haben, der dieſem Erdendaſein vorausging. In anderer Weiſe mögen wir dies weit eher von dem dichteriſchen Schaffen und Sehnen annehmen, minder von dem, das eine äußerlich nie erſchaute Welt aus der Machtvollkommenheit der Phantaſie ſchafft, als hauptſächlich von dem, das eine Wiederſchöpfung des geſchichtlich Dageweſenen iſt.

Die geheimnißreichſte Beſonderheit des dichtenden Geiſtes iſt: ſich dem Gegenwärtigen, ſeinen Eindrücken und Einflüſſen vollkommen hinzugeben, ſich an daſſelbe zu entäußern und doch wiederum ſich ſelbſt und die empfangenen Eindrücke heraus zu retten, frei zu ſchaffen und zu geſtalten.

Wie leicht erklärt ſich da ein Rückgang auf Jugendeindrücke, bei denen noch die naivſte und fortgeſetzte Hingebung war.

Das Dorfkind und ſeine dichteriſche Welt.

Hebel war ein Dorfkind. Hiermit iſt die Kernwurzel ſeines Lebens und Dichtens bezeichnet.

Die Idylle kehrt vorzugsweiſe auf das Jugendleben der Menſchheit, oder auf das eigene Kindesleben zurück; dort verliert ſie ſich leicht in vagen Idealismus, hier gewinnt ſie einen realen Boden.

Ein Dorfkind erwächſt noch unter urſprünglichen und naturgemäßen Zuſtänden. Ueber das Kindesalter hinaus ragt das Naturgemäße des Dorflebens als Ganzes nicht. Hier brechen ſofort die Zwieſpältigkeiten eines unfertigen Culturlebens um ſo ſchneidender hervor, weil es nicht wie in höheren Bildungskreiſen zu einem gewiſſen Abſchluß gebracht wird. Naturwidrigkeiten mannigfacher Art erſcheinen deshalb. Die ſtaatlichen, kirchlichen und doktrinären Elemente im weiteſten Sinne, die auf fremden Gebieten erwachſen ſind, können ſelten bis zu dem Endpunkte verarbeitet werden, wo ſie nicht mehr fremd ſind und als ſelbſteignes Erzeugniß daſtehen.

Das Kindesleben dagegen befindet ſich noch weſentlich in naturgemäßen Zuſtänden. Das Kindesalter wird hier noch nicht blos als eine Uebergangsſtufe betrachtet und in ſeinem Selbſtzwecke getödtet durch Vorbereitung für den einſtigen Beruf.

Wenn wir den Satz im Auge behalten, daß der erfüllte Menſchengeiſt individuell den Bildungsgang der geſammten Menſchheit durchlaufen und deſſen Ergebniſſe in ſich verarbeitet haben muß, ſo mögen wir im Leben des Dorfkindes ein lebendiges Abbild der erſten Stufe menſchlicher und menſchheitlicher Entwicklung erkennen. Wir können es als die jedem Einzelnen wiederkehrende Stufe des Patriarchenthums bezeichnen. Hier iſt noch nach der Naturſeite hin der unmittelbare Zuſammenhang mit Bäumen, Pflanzen und Thieren. Der noch unentwickelte Menſchengeiſt fühlt ſich ihnen nahe und verwandt, er lebt mit ihnen, Baum und Strauch ſind ſeine Genoſſen, er gedeiht ſtill wie ſie. Beſonders hingezogen fühlt er ſich zu den Thieren, die ihm mit ihrem individuellen Leben näher ſtehen; er trägt ſeine eigenen Empfindungen auf ſie über und dichtet ihnen wie den ſtummen Umgebungen die Menſchennatur an. An dem Pflanzen- und Thierleben, an dem Eingehen auf daſſelbe und an deſſen harmloſer Betrachtung als eines ihm ähnlichen, erwacht nach und nach das Menſchenleben in ſeiner Beſonderheit. Es löst ſich ſo zu ſagen allmälig ab von dem telluriſchen Zuſammenhang und wird ein freies, eigenthümliches. Im Hintergrund der Seele aber bleibt das innige Verſtändniß der belebten und lebloſen Natur, die Vertrautheit mit ihren Wandlungen und die Liebe zu ihr, der Mutter Aller, denn man ruhte einſt ſtill genährt und getragen in ihrem Schooße.

Was als Anforderung des Menſchlichen, in ſeinem Verhältniſſe zu ſich und zur Gemeinſchaft, auf dieſer Stufe ſich geltend macht, erſcheint patriarchaliſch in der Form des Gebots auf der einen und des Gehorſams auf der andern Seite. Weiter hinauf iſt es das Orakel von Weiſen und Verehrten. Der Gehorſam als ſolcher greift nicht in die Seele hinein, ſie aufrüttelnd und umgeſtaltend, ſondern verlangt nur die geſetzte äußere Unterordnung. Das „du ſollſt" und „du ſollſt nicht" entſpricht der erſten Entwicklungsſtufe des Menſchengeſchlechts und des Menſchen.

Was ſich als höhere, allbeherrſchende Macht aufdrängt, erſcheint auf dieſer Stufe in den Schauern der Ahnung als Myſtiſches, Mährchenhaftes und Zauberiſches.

Wie die Natur hier, ſo weit ſie offenbar iſt, ſich frei darſtellt, nicht gedeutet und gedeutelt von fremdem Bewußtſein, ſo liegt auch das umgebende Menſchenleben ſelbſt der Kindesſeele erſchloſſen da. Wie es auf dem Lande keine weſentlich verſchiedenen Kindertrachten giebt, ſo iſt auch der Dorfknabe in ſeinem Thun und Schauen ein Bauer in verkleinertem Maßſtab. Hier iſt eine kleine Welt, die leicht vom Geiſte bewältigt werden kann. Man kennt die Menſchen alle bei Namen und ſelbſt in ihren Verhältniſſen. Wie man einander beim Begegnen grüßt und anſpricht, ſo hat jeder ein Wort für den andern, eine Beziehung zu ihm. Selbſt das kleine Kind iſt hievon nicht ausgeſchloſſen. Die junge Seele gewöhnt ſich nicht daran, ſtündlich an Menſchen vorüberzugehen, die man nicht kennt, zu denen man keine Beziehung hat, die uns ſo fremd ſind wie ferne Weltkörper. Dadurch bildet ſich im Geiſte des Dorfkindes eine Gemeinſamkeit des Lebens aus, ein familienhafter Zuſammenhang. Wer auf einem Dorfe oder in einem kleinen Städtchen geboren und aufgewachſen iſt, erinnert ſich oft wunderbarerweiſe der verſchiedenſten eigenthümlichen Menſchen und Schickſale, die leibhaftig vor ſeine Seele treten, ohne daß ſie in längerer oder näherer Verbindung zu ihm geſtanden.

In ſpäteren Jahren läßt ſich dieſe kleine Welt nicht mehr ſo als ganze erfaſſen, ſie deutet den Beſchauer ſtets auf die größere hin und erſcheint als Bruchſtück. Der betrachtende Geiſt, aus entferntem Lebenskreiſe herzutretend, ruht nicht mehr ſo ſein ſelbſt vergeſſen auf den Dingen. Man iſt zu ſehr mit Allgemeinem oder mit perſönlichen Schickſalen und Beſtrebungen erfüllt und muß nothwendig, während ſolches die Bruſt bewegt, gleichgiltig an tauſend Dingen vorübergehn, ohne die Seele von ihnen gefangen nehmen zu laſſen.

Darum können auch Lehrer, Pfarrer und Beamte ſelten ſo in das Dorfleben eindringen, wie ein Kind, das von Jugend auf in ſolches verſenkt war. Vermögen ſie es auch — was ſelten geſchieht — durch die Häßlichkeiten und Verkehrtheiten hindurch zur Hoheit des ewig Menſchlichen zu dringen und ſich dieſen Kern rein heraus zu ſchälen, ſo haben ſie meiſt zu vielerlei fremde Gedanken und Reflexionen, während ſie dieſes Leben betrachten; dies Leben wird nicht ihnen eigen, weil ſie nicht ſein eigen waren.

Ich möchte daher behaupten, daß nur ein Eingeborner das Volksleben in ſeiner Innerlichkeit erfaßt.

Der Knabe, beſonders im jugendlichſten Alter, gehört ganz dem an, was ſich gerade vor ſein Auge rückt; er bleibt überall ſtehen, verliert ſich ganz in das Begegnende und ſeine Intereſſen und nimmt es ganz in ſich auf. Von keiner fremden hofmeiſternden Erkenntniß belauſcht, berichtigt oder in einen entſprechenderen Sehwinkel geſtellt, nimmt er die Dinge mit ihren oft verwirrenden, dabei aber auch charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten in ſich auf. Er hegt eine Welt in ſich, von der Niemand, er ſelber kaum weiß. Staunend mag er dann ſpäter dieſe Geſtaltungen in ſich auftauchen ſehen und freiwillig erwecken.[1]

[1] In dem ſchönen Geſpräche, „Die Baumzucht“ betitelt, läßt ſich Hebel in der Rede und Gegenrede zwiſchen ihm und dem Adjunkt in folgender Weiſe aus: „Man denkt doch am längſten daran, was einem in der Jugend begegnet iſt,“ bemerkt der Adjunkt. „Das geht natürlich zu,“ ſagt der Hausfreund, „man hat am längſten Zeit, daran zu denken.“ In ſolch kurzer, knapper Weiſe liebt es Hebel, den unverſiegbaren Quell der Jugendeindrücke zu bezeichnen.

Erſt nach langer Entfremdung und Iſolirung kehrte Hebel wieder zum Volksgeiſte zurück und ward deſſen Verkündiger durch dichteriſche Kraft.

Ich möchte hier wiederum ein allgemeines in weltgeſchichtlichen Epochen und Perſönlichkeiten ſich kundgebendes Geſetz an der kleineren Erſcheinung nachweiſen.

Die größten Befreier und Erlöſer der Menſchheit mußten ſich eine Weile von ihrer Volksgenoſſenſchaft iſoliren und auf ſich allein zurückziehen. Die Ueberlieferung berichtet von deren zeitweiſer Vereinſamung in der Wüſte, wo ſie ſich in ſich vertieften und mit Gott unterredeten. Zurückgekehrt zu ihren Genoſſen, ging ein Glorienglanz von ihnen aus und ſie verkündeten ihrem Volke und der Menſchheit, was ſie in ſich hegten und hegen ſollen.

Läßt ſich dieſe große uralte Wiederkehr eines Geſetzes nicht auch in kleineren und modernen Erſcheinungen erkennen?

Ich habe ſchon oben darauf hingewieſen, wie die Ferne zu Geſammtbegriffen führt. Der moderne Geiſt zieht ſich nicht in die Einſamkeit der Wüſte zurück, um ſich in ſich zu vertiefen; es genügt ihm nicht, den *reinen Menſchen* allein in ſich zu faſſen, er will den *geſchichtlich entwickelten Menſchengeiſt* in ſich wieder ſchaffen; aus dem bunten lärmenden Leben zieht er ſich in die weltenſtille Wiſſenſchaft zurück. Tauſende beharren durch ihr ganzes Daſein auf der

Uebergangsſtufe der Iſolirung, ſie kehren nie mehr zum Leben zurück, werden und bleiben Gelehrte.

Wer aber aus der Abſtraction der Wiſſenſchaft wieder zum Leben zurückkehrt, dem offenbart ſich die Welt in ihm und um ihn her auf's Neue, und er mag dieſe Offenbarung in äußerlichen Thaten oder in Worten feſt geſtalten.

Hier füge ich wiederum an Hebel an, der als concretes Beiſpiel dienen kann.

Hebel war aus dem Volke hervorgegangen.

Ein gelehrter Beruf iſolirte ihn von der unmittelbaren Volksgenoſſenſchaft, führte ihn auf fremde Bahnen des Geiſtes und fern vom heimiſchen Dichten und Trachten hinweg. Durch ſein ganzes Leben zieht ſich die Sehnſucht nach Wiederkehr in die Mitte des Volkes. Schwankende Nachgiebigkeit ließ den liebſten Wunſch unerfüllt, ſo daß ſich ſein Leben nicht zu einem Kreiſe geſtaltete, der nach weit gezogener Bahn wieder in den Anfang zurückkehrt.

Da ſchuf er als gereifter Mann die „Allemanniſchen Gedichte" und feierte in ihnen ein Feſt der Verſöhnung, der Erlöſung ſeiner ſelbſt und des in ihm ruhenden Volksgeiſtes.

In den Kanzleien und auf den Kathedern war ihm das unmittelbare Leben des Volkes mit ſeinen vielfachen, aufgedrungenen und ſelbſtverſchuldeten Störungen fern gerückt. Von der Sehnſucht angezogen, ſchwebte der Genius des Volkes zu ihm heran, lugte ihn an mit dem hellen Kindesauge und erweckte in ihm die lieblichſten Weiſen, halb der Erinnerung nachgeſungen, halb aus der liederreichen Bruſt entquollen, beides in einander verſchmolzen, untrennbar.

Wirklichkeit und Wahrheit.

Sind dieſe Gebilde und Empfindungen darum minder wahr, weil ihr ſie nicht alsbald findet, wenn ihr hinaustretet unter die Bauern?

Vor Allem iſt es nicht ſo leicht, unterzutauchen und die Pſyche eines Volksſtammes heraufzuholen. Dieſe Pſyche kann oft anders, zarter und großartiger erſcheinen, als die wirklichen Lebensäußerungen vermuthen laſſen. Sind ja auch die ſogenannten gebildeten Stände oft viel beſſer, als ſie erſcheinen. Die Momente, in denen man durch glückliche Anregung und Befreiung wirklich das beſte iſt, was man ſein kann; die Momente, in denen die reine, unſchuldige Natur ſich ganz kundgiebt, und von denen man mit den Worten der Bibel ſinnbildlich ſagen kann, die Seele nicht weiß, daß ſie nackt iſt und ſich ſchämt und verbirgt — alles das iſt ſehr ſelten und zeigt ſich oft nur in leiſen Andeutungen dem Auge, das es innerlich vorher in ſich erſchaut hat.

Der allerfaſſende Menſchengeiſt mit ſeinem Dichten und Trachten nimmt die ſtumme Natur in ſich auf, er erlöst ſie — für ſich mindeſtens — indem er ſie von neuem offenbart in menſchlicher Faſſung. Stumm ragt der Berg mit ſeinen ſtarren Felſen, ſeinen ſtillen Blumen und rauſchenden Wäldern in die Luft hinein. Der Menſch läßt ſich faſſen von dem Geiſte, der das

All hält, und erkennt wieder in ihm Geiſt von ſeinem Geiſte. In leiſen Accorden wie in rauſchenden Klängen verkündet er dann, wie hochbegnadigt die ſtumme Natur um uns her iſt.

Und die Menſchen? Sie hegen die Blüthen zarter Gefühle im Herzen, es umrauſchen ſie die Stürme der Leidenſchaften wie Waldesbrauſen, ein Strahl des ewigen Lichtes dringt aus ihren Augen — Tauſende und aber Tauſende wiſſen das ſelber nicht und betäuben und verwiſchen es bald wieder.

Der Dichter, der ihr Leben in ſich hegt, hält es mit allen ſeinen Wandlungen feſt, er führt ſolche ihnen nochmals vor die Seele und ſie kennen ſich ſelbſt nicht mehr, denn ſie wußten kaum davon, als dieſe Regungen ſie durchzogen; ſie erſtaunen vor ſich ſelber in Freude oder Schmerz. Nur das Dichtergemüth, das ohne Selbſtſucht, ſein vergeſſend in ſie aufgegangen war, hat ihr eigenes Leben gewahrt und führt es ihnen in harmoniſcher Klärung vor.

In der ſogenannten höhern und niedern Menſchengeſellſchaft bewährt ſich dies.

Wer kann hier ſcheidekünſtleriſch beſtimmen, was bei den Darſtellungen der Natur wie des Menſchenlebens von außen empfangen und was von innen gegeben wurde?

Als Maßſtab kann hier nur gelten, ob die Urſprünge und Grundlagen von der wirklichen Welt ausgehen konnten. Dies allein beſtimmt ihre höhere Wahrheit. Der Dichter kann und ſoll Leben und Seelenzuſtände bis zur geſetzmäßigen Vollendung führen, zu der ſie in der baren Wirklichkeit vielleicht nicht gelangt waren oder nicht gelingen können.

Dem Lyriker vor Allem — und ein ſolcher war Hebel — iſt es geſtattet, die Blüthen des Seelenlebens zu faſſen und feſtzuhalten. Er bindet die Blumen von der Au in einen Strauß und hat nicht nöthig zu ſagen, daß auch viel blüthenloſes einfaches Gras dazwiſchenſtand, aus dem er ſie herausgeleſen. Weiter ſchreitend zur epiſchen und dramatiſchen Darſtellung, kann er die auseinanderliegenden Momente zuſammendrängen, bei den Hochpunkten der Kämpfe oder des Friedens länger verweilen und das farbloſe Zwiſchenreich der Alltäglichkeit mit eiligen Worten bezeichnen.[1]

Welche Momente hervorgehoben werden ſollen, dafür kann die äußerliche Wirklichkeit keine Richtſchnur geben. Die Imponderabilien, mit denen die ſtrenge Realiſtik nichts anfangen kann, können von der Philoſophie und Poeſie gerade am meiſten in Betracht gezogen und die feinſten Beziehungen durch ſie vermittelt werden. Es kann in der äußern Wirklichkeit ſich etwas breit machen, dem dieſe Berechtigung vor dem Geiſte nicht zukommt oder das vom Dichtergeiſte als untergeordnet betrachtet wird, wogegen ſich ein Moment zum weſentlich Beſtimmenden erheben läßt, das ſich kaum in flüchtigem Aufblitzen kundgiebt. Die Individualität und der geſunde ſchöpferiſche Takt des Dichters iſt hiebei allein maßgebend.

---

[1] „Ein Geßneriſch[illegible] Hirt,“ ſagt Schiller, „kann uns nicht als Natur entzücken, dazu iſt er ein zu ideales Weſen und zum Ideal ein zu dürftiges Geſchöpf. Dieſe Halbheit erſtreckt ſich bis auf die Sprache, die zwiſchen Proſa und Poeſie ſchwankt. Beſſer haben daher die gethan, die hier zwiſchen Idealität und Individualität eine entſchiedene Wahl getroffen, wie Voß“ — und Hebel dürfen wir hinzuſetzen.

Fremde Stoffe und heimiſche Anſchauung. — Die Schönheit und Heiligkeit des modernen Lebens.

Die allemanniſchen Gedichte ſind aus dem Herzen des Volkes heraus empfunden; viele enthalten dabei aber doch auf fremden Gebieten Gewonnenes. Dies iſt eine Seite, die eine nähere Betrachtung erfordert und durch ein Beiſpiel in helleres Licht geſetzt werden mag.

Man denke ſich einen Miſſionär, der aus den ſogenannten unteren Volksklaſſen entſprungen, einen Wanderburſchen oder Schweizerſoldaten, der fremde Länder geſehen und Manches erfahren. Der Schweizer ſitzt zu Hauſe unter den Seinen und erzählt ihnen die Schickſale, ſchildert ihnen die Gegenſtände in der Fremde. Er hat das Ferne ganz mit heimiſchem Auge geſehen, weiß es den Seinen ſo lebendig vor die Seele zu führen, daß ſie es mit ihm ſehen, denn es iſt ihr eigener Blick, der darauf geruht hat, es iſt ihr eigener Standpunkt, von dem aus es betrachtet, es iſt ihre eigene Empfindung, die dadurch erweckt wurde. Und nun tritt er hinaus, ſchaut die Pracht der Alpen, hört den Bergſtrom rauſchen und die Lieder klingen; er ſieht das Heimiſche faſt mit fremdem Auge, mit einem Blick, der auf Entferntem geruht und dem ſich das Heimiſche neu erſchließt, er empfindet deſſen Schönheit und Eigenthümlichkeit ſelbſtändiger, er war aus ſich hinausgeriſſen, ſeine eigenthümlichſte Seele an Fremdes hingegeben, er war zum Gegenſatz, zur Entzweiung und ſo zur Vermittlung gelangt; er war in der Fremde zu Hauſe und iſt nun in der Heimath fremd und doch wieder heimiſch. Fremde und Heimath verſchlingen ſich in ihm zu einer neuen Heimath. Und hat ein Genius ſeine Lippen berührt, ſo feiert das Alte und das Neue in ihm eine Auferſtehung, die er in wohltönenden Worten verkünden mag.

Aehnlich iſt Hebel von weiten Gedankenfahrten im klaſſiſchen und bibliſchen Alterthum, aus den Allgemeinheiten der Naturwiſſenſchaften, aus Staats- und Lehrgeſchäften zurückgekehrt zur Heimath, und was er Fremdes mitbringt, hat ſich in ihm zum Heimiſchen ausgebildet und wird als ſolches von den Seinigen empfangen.[1] Das Heimiſche aber erſteht in ihm und

---

[1] Die weit ausgeführten Allegorien und Perſonificationen Hebel's ſind aus dem alten Griechenland herübergeholt, Anderes ſogar der thatſächlichen Grundlage nach aus dem bibliſchen Alterthum, wie z. B. „Der Statthalter von Schopfheim" durchaus die Geſchichte von David und Abigail iſt; aber alles dies iſt mit allemanniſcher Seele aufgegriffen und durchempfunden. Dagegen iſt z. B. das Gedicht „Die Feldhüter" (in ſpäterer Periode verfaßt) meiner Anſicht nach, trotz ſchöner Einzelheiten, als Ganzes verfehlt. Hier ſtammen die Motive offenbar aus Theokrit, ſo z. B. aus der achten Idylle. Hat Hebel auch Alles ganz heimiſch gemacht, ſo fehlt hier doch das eigentlich Beſondere, namentlich ſind ſchon die Epitheta durchaus fremd und ſtörend, ſo wenn die Burſchen ſagen: „Mer wen in lieblige Wechſel ſinge," und wenn vom Heiner mit ſeiner „lockigen Stirn" die Rede iſt u. ſ. w.

In dem Ausſpruche Goethe's, daß „Hebel auf die naivſte und anmuthigſte Weiſe durchaus das Univerſum verbaure", liegt das oben Angeführte kurz angegeben, wenn gleich durch den gewählten Ausdruck mit ironiſcher Beimiſchung. Allerdings verbauert Hebel um ihn her in neuer Glorie. Er ſieht und verkündet auch in dem Allemanniſchen ſowohl die Schönheit der klaſſiſchen als auch die religiöſe Weihe des bibliſchen Alterthums. Und warum ſollen dem allemanniſchen Bauernleben dieſe beiden Momente weniger innewohnen als dem Bauern- und Hirtenleben der Juden und Griechen?

Alle höhere Auffaſſung der Wirklichkeit muß bis zur Schönheit und Heiligkeit vordringen, ohne welche nur flüchtige Abbilder entſtehen, die vom Ewigen im Wandel der Dinge kein Zeugniß geben. Im Kunſtwerke vor Allem müſſen jene beiden frei hervorleuchten.

Beim Beginn der rationaliſtiſchen Auffaſſung entſprach es dem negativen Standpunkt, die bibliſchen Geſtalten ihrer Glorie zu entkleiden und in die Alltäglichkeit hinabzuzerren. Der poſitive Standpunkt der modernen Philoſophie und Dichtung hat im Gegentheil das Augenmerk: auch in der ſogenannten Alltäglichkeit, in dem Gewohnten, den höheren und allgemeinen Gedanken, das Fortwirken des heiligen Geiſtes zu erkennen und darzuſtellen.

Der Volksgeiſt und der allgemeine Menſchengeiſt. — Das Beſondere und das Allgemeine.

Das Verhältniß des wiſſenſchaftlich gebildeten Mannes zu ſeinem urſprünglichen Volksgeiſte entſpricht dem

---

das Univerſum, er macht ſogar die Käfer zu Bauern. Ich erinnere hier nur an das Gedicht „Der Käfer.“ Wie fein weiß aber Hebel das Naturgeſetz von der Befruchtung der Blumen dadurch plaſtiſch zu machen! Gelingt es auf dieſe Weiſe einen lebendigen Mikrokosmos darzuſtellen, ſo rechtfertigt ſich eben damit das Unternehmen, die große Welt als die kleine aufzufaſſen.

des Volksgeiſtes zu der Menſchheit überhaupt. Der wiſſenſchaftlich Gebildete ſucht alle Wahrheit, die vor und außer ihm errungen wurde, ſich eigen zu machen; das Leben der Menſchheit iſt ſeine Schule. Aehnlich der moderne Volksgeiſt. Wenn die alten Völker das Fremde von ſich abhielten oder ihm den Stempel ihrer Nationalität aufdrückten, wenn ſie ſich in ſtarrer Abgeſchloſſenheit aus ſich entwickelten, ſo iſt das bei den neueren Völkern anders. Die neueren Völker haben fremde Pflanzen, die zu Hauptnahrungszweigen geworden ſind, in ihre Heimath-Erde übergeſiedelt, fremde Waldbäume und Vögel bei ſich heimiſch gemacht, die nun ohne Pflege wie ein urſprüngliches Erzeugniß fortkommen.

So auch iſt auf dem Boden des Geiſtes vieles Fremde ganz heimiſch geworden.

Preſſe und Religion haben hier eine unberechenbare Wechſelwirkung eröffnet. Die Thatſache, daß gleichzeitig viele gebildete Völker in Anerkennung einander gegenüberſtehen, zeigt den durchaus veränderten Standpunkt der modernen Welt. Der Volksgeiſt hat ſeine Abgeſchloſſenheit und Ausſchließlichkeit aufgegeben. Dadurch, daß die Nationalreligionen weſentlich aufgehört haben, daß die neueren Völker ihr religiöſes Bewußtſein nicht mehr aus beſonderen, mit Natur und Stamm verbundenen Zuſtänden heraus entwickeln, ſondern die Religion der Menſchheit in ſich aufzunehmen und aus ſich herauszubilden trachten, iſt der abgeſchloſſene Volksgeiſt nach der tiefſten Seite hin allgemeinen Einflüſſen eröffnet.

Aber nicht nur das allen Zuſtänden und Geiſtern Gemeinſame, das allgemein Menſchliche in abſtracter Weiſe, wurde aus den Volksgeiſtern herausentwickelt und in ſie hineingebracht, auch fremde geſchichtliche und volksthümliche Zuſtände müſſen von den neueren Völkern begriffen werden, und zwar durch alle Schichten der Volksgemeinſchaft. Die Religion Chriſti, als deren höchſte Aufgabe ſich herausſtellt, Klärung und Befreiung des Menſchenthums zu ſein, ſie hat die Bibel zu ihrer Grundlage, in welcher, neben und mit dem allgemein Menſchlichen und in dem es beherrſchenden Göttlichen, zugleich auch fremde Zuſtände und Empfindungsweiſen begriffen und aufgenommen werden müſſen.

Es wird ſich dieſes Moment noch näher darlegen. Hier muß nur darauf hingewieſen werden, wie die allgemeinen und ewigen Wahrheiten ſich in der beſonderen und endlichen Erſcheinung eines fremden Nationallebens darſtellen; ſie können nicht abſtract aufgefaßt, von ihrer Beſonderheit abgelöst werden, ſondern jenes Nationalleben muß zugleich mitbegriffen ſein.

So iſt das neuere Volksthum keineswegs ſo abgemarkt und bloß organiſch in ſich gehalten, wie wir uns etwa das antike denken mögen. Die Völkergemeinſchaft in die Vergangenheit zurück und weit hinaus in die Breite der Gegenwart gehört mit zu ſeinem Beſtande. In das neuere Volksthum muß das über ihm ſtehende Allgemeine und das außer ihm ſtehende national Fremde friedlich aufgenommen werden.

Aufgabe der religiöſen Bildung iſt: das Allgemeine, über allen Völkerſchaften ſtehende, zu entwickeln; Aufgabe der nationalen Bildung: die Beſonderheit in ihrer Berechtigung zu erhalten und ihrem Endziel entgegenzuführen. Beide können und ſollen vereint ſein, denn die neueren Völker und ihre Zuſtände können ſich ebenfalls zu heiligen erheben, zu jener Heiligkeit, die Uebereinſtimmung von Natur und Geſetz iſt.

Die Nationalitäten ſind kein Hinderniß für die Einheit der Menſchheit unter ſich; die Einheit in der Mannigfaltigkeit gilt auch hier als höchſtes Geſetz der Harmonie.

Wie nun ganze Völkerſchaften Allgemeines und Fremdes in ſich aufnehmen und dennoch in der Eigenthümlichkeit ihres beſondern und organiſchen Lebens beſtehen, wie ſie das von außen Kommende zum Innerlichen verarbeiten, ſo auch einzelne Menſchen, die wir als Vertreter eines ganzen Volksſtammes betrachten können.

Faſſen wir von dieſem Geſichtspunkt aus Hebel in's Auge. Durch die allgemeine Bildung hindurch hatte er ſich ſeine urſprüngliche Beſonderheit gewahrt und Alles ward in ihm zur Einheit.

Darum ſind viele ſeiner Dichtungen wieder in's Volk aufgegangen. Sind ja auch ſo oft viele Volkslieder nicht unmittelbar im Volk entſtanden, ſondern aus der Kunſtdichtung heraus Gemeingut geworden. Immer aber muß etwas darin ſein, was auf einen verwandten Zug ſtößt; es muß eine Bildung ſein, die durch das Bewußtſein vermittelt, wieder ihrem Ausgangspunkt entſpricht, nur daß dieſer reicher und voller:

die wahre erlöste Natur, aber nicht die an Kindesſtatt angenommene Naivetät.

Bewußtſein und unmittelbarer Naturtrieb haben hier gleiche Betheiligung und ſtehen in urſprünglicher oder wieder gewonnener Harmonie.

Betrachten wir nun weiter das Verhältniß des Einzelmenſchen zur Darſtellung des Volksthums, ſo muß dieſe für den Dichter ein Cultus ſein. Gehalten in ſeiner endlichen Individualität, erhebt er ſich da zur unendlichen Individualität eines Volksſtammes. Das erheiſcht eine Demuth und Hingebung, ähnlich der religiöſen. Es darf nicht in die Dichtung hineingetragen werden, was dem Individuum in den Sinn kommt; es muß ſeine Sendung nach den Geſetzen des Volksgeiſtes erfüllen, die in ihm individuell ſich geſtalteten, aber auch als allgemeine außer ihm ſtehen und über daſſelbe herrſchen.

Das Volksthum iſt nirgends greifbar in der Wirklichkeit der Einzelmenſchen, das Volk iſt in Stände und Beſonderheiten aller Art geſpalten; das Volksthum iſt in keinem Einzelnen ganz, aber in Allen, es iſt die Gemeinſeele.

Wir können hier das Verhältniß des Individuums zum Allgemeingeiſt erkennen. Jeder einzelne Menſch iſt als Individuum frei, unabhängig, ſchafft und handelt ſelbſtändig, rein aus ſich heraus; er trägt aber in und mit dem individuellen Geiſte auch den allgemeinen Geiſt in ſich. Dieſer allgemeine Geiſt iſt in keinem Individuum abſolut dargeſtellt, der Volksgeiſt, der Geiſt der Menſchheit, der Geiſt Gottes ſteht in und außer ihm.

Je reiner ſich das Individuum entwickelt, um ſo mehr wird der allgemeine Geiſt in ihm erlöst, um ſo mehr wird es in ihn hineingehoben, eins mit ihm.

Hier iſt der Punkt, wo ſich die religiöſe Weihe in allem Thun, beſonders aber im dichteriſchen Schaffen und Geſtalten offenbart. Hier treten die beiden Pole des Geiſteslebens hervor: Selbſtbewußtſein, Freiheit und Unabhängigkeit auf der einen Seite, und auf der andern Seite Demuth, Nothwendigkeit, Unterordnung unter den allgemeinen Geiſt.

Sichtbarlich tritt der allgemeine Geiſt als Genius der Nationen im gemeinſamen Charakter ihres Volksthums und in ihren Thaten auf. Spekulativ erkennen wir dieſen allgemeinen Geiſt als das Geſetz Gottes, das die Individuen zu Thaten führt, die in ihrer ganzen Conſequenz nicht aus ihnen kamen.

Aus dieſem Geſichtspunkt bezeichnete ich das dichteriſche Schaffen und beſonders das volksthümliche als einen Cultus.

Wenn irgend, ſo hat der Darſteller des Volksthümlichen das Recht und die Pflicht, Ehre und Anerkennung von ſich ab und auf die Sache zu lenken, der Wahrheit die Ehre zu geben und nicht ſich, dem weiter nichts zukommt, als daß er mit frommem Auge den Regungen des Volksgemüthes nachging und ſie in Worten feſthielt.

Hebel erhielt ſich auch in dem größten Theile ſeiner Dichtungen auf dieſem Standpunkt. Er erkannte, daß er etwas darzuſtellen habe, was mehr iſt als er ſelber, was in und doch wieder außer und über ihm ſteht.

So ſtand auch Hebel unter dem Einfluß des Volksgeiſtes, aus dem er ſich aber zunächſt organiſch im Selbſtgenüge entwickelte. Die allgemeinen Gebote ſeiner Sendung konnten ſich ihm nicht alsbald beim erſten Schaffen aufdrängen, vielmehr entwickelte ſich dies wie alles Leben zuerſt zum Selbſtgenüge.

Der Selbſtzweck.

Zunächſt waren natürlich die Dichtungen Hebel's (und dies iſt uns auch geſchichtlich aufbewahrt) für Niemand abgefaßt als für ihn ſelber: er wollte ſich ſelber genug thun.

Alle Einzelweſen im großen Weltganzen erſcheinen zuvörderſt als Selbſtzweck. Auf dem Grund der Selbſterhaltung, des allgemeinſten Triebes, gelangt Jegliches zur Selbſtentfaltung; aber wie Rückert ſich ausdrückt:

> Wenn die Roſe ſelbſt ſich ſchmückt,
> Schmückt ſie auch den Garten;

ſo wird jede, im eigenen Genüge hingeſtellte Selbſtentfaltung in das große Ganze aufgenommen; ihre Harmonie mit ſich ſelbſt wird zur Harmonie mit der Welt. Es kann dem Einzelweſen bis zu dem Menſchen hinan verhüllt bleiben, wie ſein Daſein und Thun eingereiht wird in das All. Ja ſelbſt der Bewußte kann nicht beſtimmen, noch viel weniger ermeſſen, welche Wirkungen und wie weit ſolche von ihm und ſeinen Thaten ausgehen; er hat frei aus ſich geſchaffen, aber doch zugleich gehalten von dem Allgemeingeſetz.

Die Selbſtentfaltung geht in ihrer Vollendung an ſich ſchon über den Grundtrieb der Selbſterhaltung hinaus. In der ganzen organiſchen Welt wirkt jedes Weſen zu ſeiner eigenen Vollendung hin, aber dieſe Vollendung ſeines eigenen Seins gebiert den Keim eines neuen Daſeins, der für ſich ſelbſtändig wird, und wenn wir dieſes in's Auge faſſen, ſo erſcheint die vorangegangene Selbſtvollendung als Mittel.

Die Roſe, die ſich ſelbſt und den Garten geſchmückt hat, wird zum Keim für neue Pflanzung.

Der Dichtergeiſt nun, der, an kein Publikum denkend, blos ſeiner innern Nöthigung gehorcht, gelangt ſo am naturgemäßeſten zu ſeinem Ziel, zunächſt für ſich, dann aber auch für Andere. Aus ſeiner individuellen Iſolirung heraustretend, mit dem Abſchluß deſſen, was er aus ſich ſchuf, erkennt er, daß er etwas Allgemeines ausgebildet, das ſich in ihm zum perſönlichen Leben geſtaltet hatte. Je größer die Zahl derer iſt, denen er ſo zu ſagen das Wort aus dem Munde genommen, je mehr ſich das Allgemeine in ihm zum beſondern Leben feſtigte, um ſo mehr wird er verſtanden und begrüßt werden, während er doch urſprünglich zum Selbſtgenügen ſich entfaltete.

So Hebel. Die für ihn ſelber abgefaßten und im Freundeskreiſe mitgetheilten Gedichte wurden auf vieles Zureden zuerſt anonym gedruckt. Der ethiſche Gehalt und die allgemeine Bedeutung dieſer Gedichte ergab ſich in den erſten naturgemäß aus der Perſönlichkeit des Dichters.

Einwirkungen der Zeit. — Anregungen und Zufälle. — Genetiſche und anekdotiſche Auffaſſung der Geſchichte.

So entſchieden nun jeder Organismus ſich aus ſich entwickelt, ſo ſteht er doch auch unter den allgemeinen Einflüſſen des Geſammtlebens; der individuelle Geiſt alſo unter dem Einfluſſe des Zeitgeiſtes.

Thatenloſe, matte, in nüchternem Einerlei ſich hindehnende Zeiten erregen die Dichterphantaſie leicht zu ſtürmiſch bewegten, leidenſchaftlich ſich überſtürzenden Gebilden. Bei einer Nachgiebigkeit ſteigert ſich die Wechſelwirkung des Publikums hierin, indem man das Energiſche, ja ſogar das Kraſſeſte und Abenteuerlichſte eher liebt als das ſtill ſich Entfaltende, geräuſchlos Eingefriedete.

Dagegen wenden ſich Zeiten, die im Sturm und Drang gewaltiger Thaten leben, mit Vorliebe der Idylle zu.

Man flüchtet ſich hier wie dort oft „ins Land der Poeſie.“ Dort will der Geiſt mächtige Erſchütterungen und Aufregungen, hier zieht er ſich aus dem Wirrwarr der beunruhigten und geängſteten Gegenwart in das umfriedete Stillleben.

So drängen ſich die Gegenſätze und es iſt ſchwer, ſich ihnen zu entziehen.

Nur wenige kriegeriſche Naturen ſchmettern, vom Dichtergeiſte beſeelt, ihre Lieder im Marſchtakte der kämpfenden Schaaren, als ihre Herolde und Bannerträger.

Hebel gehörte aber keineswegs zu den kriegeriſchen Naturen, ja nicht einmal zu denen, die zu Kampf und

Streit für Erfüllung friedlicher Wünſche der Geſammtheit ſich gedrungen fühlen.

Nicht lange nachdem Voß ſeine plattdeutſchen Gedichte herausgegeben, veröffentlichte Hebel die allemanniſchen. Die Biographie berichtet die Thatſache, daß neben den alten Claſſikern Voß mit ſeinen Idyllen und plattdeutſchen Gedichten von entſchiedenem Einfluß auf Hebel's Dichtung war und daß ſein „Beiſpiel den Gedanken der Gedichte in allemanniſcher Mundart weckte.“

Es iſt mit dieſen Anregungen, wenn ſie auch geſchichtlich noch ſo feſt ſtehen, eine eigenthümliche Sache; ſie beſtehen meiſt nur darin — wenn in deren Folge etwas wirklich Eigenthümliches heraustritt — daß ſie Veranlaſſung waren, längſt in der Seele Gehegtes offen darzulegen.

Es iſt neuerdings in der Philoſophie und Poeſie Mode geworden, die ſcharf zugeſpitzten Anekdoten zu weſentlichen Handhaben geſchichtlicher Entwicklung zu machen. Das bringt allerdings Leben in die Geſchichte ſtatt der blutleeren Schatten, in denen ſich die Schönrednerei von Allgemeinheiten gefiel.

Man war in der Unterlegung allgemeiner Grundgeſetze zu weit gegangen, die Nothwendigkeit der genetiſchen Auffaſſung legte ſo logiſch ſchnurgerade Schienen, daß der Freiheit des Geiſtes gar keine Abweichung, keine Biegung mehr möglich ſchien — und doch zeigte es ſich ganz anders; das friſch quillende Leben läßt ſich nicht an Schema's und Kategorien auf- und wieder abhaſpeln. Man verſuchte daher den andern Weg, indem man der genialen unberechenbaren Entfaltung alles Lebens ſeine Berechtigung einräumte; die ſtutzig machenden Wunderlichkeiten, die unerwarteten Verknüpfungen wurden an die Spitze geſtellt und von ihnen abhängig gemacht, ob eine Epoche im Leben der Einzelmenſchen oder in dem ganzer Völker ſich ſo oder ſo wendete.

Die ſtreng genetiſche, wie die blos anekdotiſche Auffaſſung erſcheinen aber für ſich allein als unberechtigte Einſeitigkeiten.

In jedem Einzelmomente herrſcht das Allgemeine wie das Beſondere, das Unendliche wie das Endliche vereint, nur unſer erkennender Geiſt trennt ſie in der Betrachtung, weil er ihre geheimnißvolle Verbindung nicht faſſen kann.

Wer in dem Leben eines Menſchen dem leitenden Grundgedanken nachgeht, muß bis zum Geſetz des Wachsthums vordringen. Es iſt frei, weil es unabhängig von außen aus ſich ſelber ſeine Beſtimmung erhält; es iſt aber auch nothwendig, weil beſtimmte Vorausſetzungen durch Natur und Geſchick gegeben ſind. So wird man nun in der Entwicklungsgeſchichte eines Menſchen hervorſtechende Thaten finden, die durch eine als zufällig erſcheinende äußere Beſtimmung oder Veranlaſſung ins Leben traten. *Dieſe zufälligen Einflüſſe ſind aber nichts weniger und nichts mehr als der letzte Sonnenſtrahl, der die Hülle der entfaltungsreifen Knoſpe ſprengte.*

Dies muß die Philoſophie der Geſchichte in den Charakterentwicklungen der Einzelmenſchen wie in den allgemeinen Ereigniſſen erkennen.

Wollte man ſich hier überkluger Weiſe dieſen oder jenen Umſtand wegdenken, ſo fände der Spruch ſeine Anwendung:

Ihr füttert das Pferd mit gutem Haber,
Ihr füttert es mit Wenn und Aber.

Betrachtete man die ſogenannten zufälligen Ereigniſſe und nicht die vorhergangene ſtetige Entwicklung als das Entſcheidende, ſo würde die Geſchichte der Menſchen und der Menſchheit in zuſammenhangsloſe Anekdoten aufgelöst, die vom Zufall an einander gereiht ſind: der ewige Gedanke, das innere Geſetz, das alles Leben hält und bewegt, wäre nirgends zu finden — die Welt wäre gottverlaſſen.

In jedem kleinen, noch ſo vereinzelten Menſchenleben können wir aber ein ſtilles Wachsthum, eine Entwicklung erkennen, deren Entfaltung von überraſchenden, ſcheinbar äußerlichen und zufälligen Momenten begleitet ſein kann, ohne darum ihr innerſtes Weſen aus denſelben zu empfangen.

Welch eine eigenthümliche Lebensführung hatte dem Herzen Hebel's die Empfindungsweiſe des Volkes eingepflanzt, wie lange hegte er ſie in ſich, bevor er ſie dichteriſch wiederſchuf. Er trat mit und durch Voß auf. Wer darf aber hier ein überkluges Wenn anbringen und ſagen: wenn Voß nicht zur Zeit ſeine plattdeutſchen Gedichte veröffentlicht, hätte Hebel vielleicht nie ſeine allemanniſchen verfaßt und herausgegeben?

Schon ein flüchtiger Ueberblick zeigt uns, wie grundverſchieden Stoff und Dichtungsart bei Voß und Hebel iſt. Während bei Voß in der Darſtellung des Bauern- und Naturlebens der gehobene Ton, der ſtarke Schritt vorherrſcht, iſt bei Hebel alles friedſamer, ſüdlich behaglich. Beide bekunden darin ihren landſchaftlichen und landsmänniſchen Charakter.

Es wäre ein ungerechtes, der Geſchichte widerſprechendes Verfahren, wenn man eine Rückkehr zur Natur im Göttinger Hainbunde vergeſſen, wenn man Voß das Verdienſt beſtreiten wollte, die Rückkehr der volksthümlichen Poeſie mächtig begründet und die Idylle auf ihre Naivetät zurückgeführt zu haben, dies darf aber nicht abhalten, einem Dichter wie Hebel ſeine Eigenthümlichkeit und weſentliche Selbſtbeſtimmung ungeſchmälert zu laſſen.

Die volksthümlichen Stoffe und ihr Publikum.

Hebel tritt in ſeinen Gedichten, namentlich in den erzählenden, als ein älterer Bauer auf, der mit reicher Erfahrung und weiſer Mäßigung ausgeſtattet, Schickſale und Leben darſtellt. Der Zuſatz, den der Titel der allemanniſchen Gedichte hat: „Für Freunde ländlicher Natur und Sitte“ entſpricht nicht ganz ihrem Leſerkreiſe; denn dieſer Zuſatz bezeichnet nur Menſchen, die außerhalb des Volkslebens ſtehen und ſich ihm wohlwollend zuneigen. Kein Schriftſteller kann ſein Publikum genau bezeichnen; das fertige Kunſtwerk, ſeine Aufnahme und Auffaſſung iſt nicht mehr von ihm abhängig, es wird ſelbſtändiges Leben. Jener Zuſatz war aber weſentlich vom Geſchmack der Zeit bedingt. Hebel ſelbſt hat weitere Linien gezogen, denn er ſagt in der Vorrede zur erſten Auflage: „Wenn Leſer von höherer Bildung ſie nicht ganz unbefriedigt aus den Händen legen, und dem Volk das Wahre, Gute und Schöne mit den heimiſchen und vertrauten Bildern lebendiger und wirkſamer in die Seele geht, ſo iſt der Wunſch des Verfaſſers erreicht.“ Wir erſehen hieraus erſtlich den ethiſchen Geſichtspunkt des Dichters, ſodann aber auch, daß erſt in zweiter Reihe an eine Rückwirkung auf das Volksleben gedacht wurde.

Das Volk liebt es nicht, ſich ſeine eigenen Zuſtände wieder vorgeführt zu ſehen; ſeine Neugierde iſt nach Fremdem, Fernem gerichtet, wie ſich das auch in anderen Lebenskreiſen zeigt. Erſt wenn ſich die Ueberzeugung aufthut, daß man in ſich ſelber neue Bekanntſchaften genug machen kann, wenn höhere Beziehungen in dem alltäglich Gewohnten aufgeſchloſſen werden, lernt man das Alte und Heimiſche neu lieben.[1]

Welch eine bevorzugte Rolle ſpielen wunderſame Abenteuer und Fahrten, Könige und Grafen, Prinzeſſinnen und Schlöſſer in den Geſchichten, die in dem Munde des Volkes leben. Der Zug nach Außergewöhn-

[1] Daß Hebel bei dem Leſerkreiſe, den er ſich dachte, die „höher Gebildeten“ voranſtellte, dazu mochte ihn auch das Bewußtſein einer von ihm mehrfach gebrauchten fremden Form führen, die dem deutſchen Volksthümlichen entgegen iſt. Es iſt dies der Hexameter, welcher bei den größeren Schilderungen und Erzählungen angewendet iſt.

Einer meiner Freunde, der früher Pfarrer im Wieſenthal war, wurde einſt von einem Bauern daſelbſt gefragt: ob das auch Verſe ſeien. „Freilich,“ ſagte der Pfarrer. „Ei, man hört's doch aber nicht?“ entgegnete der Bauer, der keinen andern Vers kennt, als den mit Schlußreimen und Aſſonanzen.

lichem giebt dieſe Richtung. Aus der Alltagswelt verliert ſich die träumende und phantaſirende Seele in ein ihr höher dünkendes Daſein und ſchmückt es mit aller Pracht, allem Glanze und allen Seltſamkeiten. So aus ſich herausgetreten, findet der Geiſt ein wohliges Behagen in den freien Spielen der Einbildungskraft; er durchſchweiſt fremde Welten und glaubt ſie zu durchdringen.

Hier möchte ich im Voraus bemerklich machen, daß man ſehr irrt, wenn man ſolche Darſtellungen für gute und zweckmäßige Volksbücher hält, deren Stoffe treu und wahr aus den Kreiſen des Volkslebens genommen ſind.

Ich habe in der Einleitung bereits darauf hingewieſen, daß man die Ergötzlichkeiten des Geiſtes ſich gern aus fremden Gebieten holt. Das unmittelbare Leben giebt uns hierfür eine Thatſache an die Hand. Will ſich der Städter eine ausnehmende Sonntagsfreude machen, verläßt er all den bunten Trödel um ſich her, ſetzt eine leichte Mütze auf und wandert hinaus auf das Land, verkoſtet einmal wieder geſtandene Milch und Schwarzbrod, oder macht ſich, wie im Urzuſtande, im Walde gelagert, dort ein Feuer an. Mit einem grünen Zweig auf der Mütze, friſche Feldluſt in der Bruſt, kehrt er ſingend heimwärts. Der Bauer, der Landmann andererſeits, freut ſich ſchon oft Wochen voraus auf den Sonntag, da er „nach der Stadt gehen“ wird. Er gönnt und geſteht ſich nicht leicht eine Freude als ſolche, ſondern beredet ſich, daß er dort gar viel abzumachen habe. Wohl ihm, wenn er ſich's nicht blos einredet, wenn er nicht zu „zinſen“ hat, oder demüthig um Stundung der Friſt bitten muß. Zu ſeinem beſten Sonntagsſtaat ſchreitet er nun dahin, betrachtet ſich ſtaunend die hochſtockigen Gebäude, die ſich immer weiter an einander reihen, verliert ſich in das bunte Treiben der Straßen, ſetzt ſich als blinder Paſſagier, aber nur in Gedanken, in die raſſelnden Caroſſen, betrachtet wieder verwundert und verlangend das ſeltſame und bunte Tauſenderlei hinter den Glasſcheiben der Kaufläden und ſucht ſich die ganze fremde Welt ſo gut es geht zuſammenzureimen, oder vergißt bald Alles beim Glas in der Schenke. Holt er ſich auch einen kleinen Stich, ſo iſt nur zu wünſchen, daß er von geſundem, unverfälſchtem Getränke käme. Er zieht endlich heimwärts, mit ſich ſelber redend und ſeine Gedanken taumeln oft noch mehr von den wunderlichen Anſchauungen als von dem genoſſenen Getränke. Zu Hauſe kramt er aus, was er eingekauft, geſehen und gehört, und das auf dem Tiſch liegende mitgebrachte Weißbrod will oft ſo wenig zu dem gewohnten Leben paſſen, als die fremden Gedanken, die jetzt in der Stube laut werden, bis am andern Morgen die Gewohnheit des Lebens wieder angeht.

Dieſes Auf- und Abwogen zu leiblicher Bewegung und Ergötzlichkeit können wir auch bei den geiſtigen Sonntagsfreuden wahrnehmen; überall ein Hinausſtreben aus dem gewohnten Lebenskreiſe.

Derſelbe Widerſtreit, der ſich in manchen ſtädtiſchen Bürgerkreiſen gegen die Aufnahme des ſogenannten bürgerlichen Drama's zeigt, macht ſich in ſeiner Weiſe beim Landvolk geltend. Man verlangt von der Poeſie, daß ſie nicht ein Spiegel des Alltagslebens ſei, man verlangt Fremdes, Anderes, man will, daß ſie große, die Geſammtheit bewältigende Charaktere und Verhältniſſe darſtelle.

Würde die Kunſt der Porträtirung auch ganz allgemein, man würde in den getäferten Bauernſtuben doch nicht leicht Porträts finden. Man erſcheint ſich hier nicht als ſo wichtig, um für ſich und Andere das Bild der Perſönlichkeit feſtzuhalten. Heiligenbilder mit dem Glorienſchein um das Haupt, oder bisweilen geſchichtliche Figuren zieren die Stubenwände.

Erſt wenn es gelänge, in den untergeordneten Geſtalten aus der wirklichen und gewohnten Welt den Widerſchein des allbelebenden ewigen Geiſtes heraustreten zu machen, erſt dann mögen ſie in ihrer Verklärung wieder in das Volk zurückkehren.

Erſt wenn man die große Welt überwunden und in der Erkenntniß erfaßt hat, lernt man in der kleinen ſie wiederfinden, in jedem Strauch und in jedem Grashalm die Majeſtät und Fülle des Geſetzes beachten, in dem das All gehalten iſt.

Das Volksthümliche und die romantiſche Schule. — Hebel und die Romantik.

Es war gegen Ende des vorigen und zu Anfang unſers Jahrhunderts, als die romantiſche Schule das Volksthümliche wieder aufzuerwecken trachtete. Man tauchte in die Vergangenheit unter, in welcher noch eine in ſich geſchloſſene Weltanſchauung die Geſammtheit beherrſchte, in welcher das Individuum ſich noch nicht ſo frei ablöste, ſondern ſein weſentliches Gepräge noch von Gemeinzuſtänden empfing. Mit überſchwänglicher Phantaſie wurden bunt glänzende Bilder des Volksthümlichen dargeſtellt, daneben mit ſprudelndem Witz der Stolz der abſtracten Vernunft gegeißelt, die die Welt nach ihrem dürren Schema umzumodeln trachtete, die, aus der Abſtraction heraus, alles Natürliche, organiſch nach eigenen Geſetzen Erwachſene, als unberechtigt umſtoßen wollte.

So vollkommen berechtigt — geſchichtlich und rein vernünftig — dieſer Gegenkampf der Romantiker erſcheint, eben ſo verkehrt iſt jene Sehnſucht nach einer Vergangenheit, jenes Zurückſchrauben auf dieſelbe, wenn es mehr ſein will als bloße momentane Stimmung.

Es geht im Leben der Völker wie in dem einzelner Menſchen. Viele ſehnen ſich nach der entſchwundenen Jugendzeit, da ſie noch einig waren mit der Welt, noch glaubten, hoffnungsreich ſchwärmten. Aber vergebens. Jedes Leben hat ſeinen nothwendigen Fortſchritt. Die ſchöne Blüthe muß zur Frucht werden, die in ihrer Vollendung noch die Blüthe in ſich hegt.

Jene romantiſche Sehnſucht nach der Blüthenzeit — in Einzelnen wie in ganzen Zeitepochen — muß daher vor der klaren Erkenntniß zurücktreten. Die romantiſche Schule wollte und konnte das nicht. Auf ihren Gebilden liegt daher eine fliegende Hitze der Sehnſucht, ein jugendlich zauberiſcher Duft, den man anerkennen kann, aber ohne ihn für etwas mehr gelten zu laſſen.

Von nationaler Seite betrachtet erſchien die Romantik nicht als eine natürliche Blüthe des Volkslebens, ja nicht einmal in ihren Vertretern zeigt ſie ſich als eine Forderung des in ihnen verkörperten Nationalgeiſtes. Im Gegentheil, man ging in leckerhafter Kunſtgenießerei bei allen Nationalitäten zu Gaſte. Was anfänglich nur behäbiges und behagliches Gelüſte war, wurde nach und nach zum theoretiſchen Grundſatz ausgebildet; es ſollte keine Beſonderheiten mehr geben, man ſollte überall zu Hauſe ſein.

Die kernhafteren Erſcheinungen und Geſtaltungen des *deutſchen* Volkslebens wurden nicht deshalb heraufbeſchworen, weil ſie ein nationales Ureigenthum waren, weil das allgemein Menſchliche in ihnen ein eigenthümliches Leben gewonnen hatte; man fand Wohlgefallen an dieſen Zuſtänden, weil ſie zeitlich fremd waren, wie man ſich an dem örtlich Fremden ergötzte.

Warum iſt nichts davon in's Volk übergegangen?

Weil ſich nirgends der Pulsſchlag der Gegenwart herausfühlen läßt. Weil ſich in den Romantikern die übermüthigſte Subjectivität hervordrängt, während gerade das Volksthümliche eine getreue Hingebung erheiſcht, bei der man weder rechts noch links ſchauen darf, um für geiſt- oder phantaſiereich zu gelten.

Das Volksthümliche verträgt, ja erheiſcht oft die ſeltſamſten Abſchweifungen, aber dieſe dürfen nicht zur Selbſtverherrlichung des Autors in überraſchenden Antitheſen ſich auslegen, um zu bekunden, wie man außer und über ſeinem Gegenſtande ſtehe; ſie ſind nur jene muthwilligen Sprünge des Geiſtes, der, wie der Volksausdruck ſagt, nicht immer bei der Stange bleibt.

Die Romantiker hielten wohl auch den Grundſatz feſt, daß die Dichtung Selbſtzweck ſei, daß ſie nichts will und ſoll als freie Entfaltung ihrer ſelbſt. Aber dieſer Grundſatz ſtand vor und in dem Schaffen immer vor Augen und ließ nicht zu einer unbefangenen Selbſtentäußerung kommen. Weil und indem ſie ſich immer vornahmen, keine Tendenz zu haben, hatten ſie eben damit eine und zwar die ſich ſelbſt negirende: das immerwährende Draufhinarbeiten, ja keinerlei Tendenz aufkommen zu laſſen. Man war aber auch gereizt, ſowohl gegen die Theorien mit ihrer Alles ſchnurgrad ſtutzenden Zaunſcheere, wie auch gegen das Philiſterthum mit ſeinen bürgerlichen Anforderungen und dem Streben, Alles platt zu treten. Aus dieſer Gereiztheit entſtand die Ungerechtigkeit, ſowohl gegen ſich ſelber, als gegen den Feind. Man wollte die Majeſtät der genialen Subjectivität wahren und ſteifte und ſtemmte ſich auf untergeordnete Abſonderlichkeiten; alle ſchrullenhafte Bizarrerie wurde zur unveräußerlichen Weſenheit erhoben.

Das Volksthümliche verträgt, ja erfordert oft die ſeltſamſten Abſonderlichkeiten, aber dieſe dürfen nicht gewaltſam herbeigeführt und aufgeheftet ſein.

Aus einer innern, wohl ſelbſtbewußten Nothwendigkeit, konnten darum auch die Romantiker nur äußerſt ſelten Menſchen mit alltäglichen Lebensbeſchäftigungen zu Helden wählen, um an ihnen die Höhen und Tiefen von Leid und Freud aufzuzeigen, im Gegentheil, ſie hielten ſich am liebſten an ganz ſubjective Naturen, oder wenn ſie darüber hinausgingen vorzugsweiſe an Muſikanten, Schnurranten ꝛc. Mit dieſen konnte man ſchon leichter umſpringen, konnte Menſchen und Natur ſich poſſirlich vor ihren Augen drehen laſſen und allerlei ſeltſamen Spuk treiben.

Auch andererſeits blieben die Romantiker ſubjectiv und konnten darum die Geſtalten, die ihnen vorſchwebten, nicht emancipiren, nicht dramatiſch frei für ſich auftreten laſſen. Der Unterbau ihrer Werke iſt meiſt ſo luftig und kunſtreich durchbrochen, daß ſie nicht in ſich ruhen könnten, ſondern von außen gehalten werden müſſen, dabei aber ſelten einen wirklichen Ausbau zu tragen vermögen. Sie haben aus ihrer reichen Phantaſie ſo viel Wunderlichkeit auf ihre Figuren übertragen, daß ſie dieſelben faſt nur ſchildern, nicht für ſich gebahren laſſen können. Solch ein Held, der aufträte und ſpräche, wie es ſeine Verhältniſſe und ſeine Bildungsſtufe erfordern, würde oft die ganze um ihn aufgeſtellte ſeltſame Welt über den Haufen werfen. Darum bleibt er an den Autor gebunden, der für ihn auftritt. Wir ſehen die Welt nur ſpärlich auf neue eigenthümliche Weiſe mit den Augen des Helden, ſondern faſt immer mit denen des Dichters, und der Held ſelber muß ſich oft ironiſiren laſſen. Ja, der ironiſche Standpunkt der Auffaſſung iſt — wo man nicht Altes auffriſchte — bei neuen Schöpfungen der vorherrſchende; es iſt, als ob der Autor ſagen wollte: ich bin noch viel geſcheiter, ich weiß noch viel mehr u. ſ. w. als dieſe meine Geſtalten; ich begnade ſie nur mit meinem Wohlwollen. — Da fehlt dann die Liebe, die eins wird mit ihrem Gegenſtand.

Ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen der Romantik und der volksthümlichen Dichtung beſteht ſonach auch darin, daß man in letzterer die ſogenannten niederen Zuſtände alles Ernſtes ſchildert und ſie für wichtig genug erachtet, für mehr als zum bloſen gnädigen Spaß zu erſcheinen.

Aus jener ſubjectiven und ironiſchen Haltung der Romantik erklärt es ſich auch, warum wir aus ihr keine neuen Lebensgeſtalten gewonnen haben, die aus der Literatur heraustreten und uns ſo in der Erinnerung begleiten, als ob wir mit ihnen gelebt hätten. Es iſt meiſt wunderſam ſchöne Traumpoeſie, ſchillernd, funkenſprühend, aber auch verflogen wie ein ſchöner Traum.

Das Volksthümliche verlangt ein völliges Zurücktreten des Autors und es iſt nicht ohne Bedeutung, daß wir oft von den beſten Gebilden in dieſen Kreiſen die Namen der Urheber nicht mehr kennen.

Die romantiſche Schule konnte ſich nicht zur Selbſtentäußerung bringen.

Wo ſich in der Romantik ein politiſcher Grundſatz bildete, der noch heutigen Tages in manchen hochgetragenen Köpfen ſpukt, da möchte man gern das zeitgenöſſiſche Leben auf einen willkürlich auserſehenen feudalen Punkt zurückführen. Weder die Gegenwart mit ihren Forderungen, noch diejenige Vergangenheit findet eine Anerkennung, wo das gegliederte Staatsleben ſeine feſten unentwendbaren Rechte hatte. Man möchte jetzt gern eine büreaukratiſche Monarchie und dabei doch ein gegliedertes Staatsleben, gerade wie die romantiſch äſthetiſchen Genußmenſchen für ſich die ungebundenſte Subjectivität beanſpruchen, vom Volke aber eine völlige Unterordnung und Hingebung an Autoritäten verlangen.

Der Romantiker findet es ſchön, wenn das Volk allerlei alten Aberglauben nachſchleppt; er ſelber kümmert ſich um alles das nicht, findet aber an den poetiſchen Vorurtheilen des Volkes einen äſthetiſchen Genuß.

Statt die neuen Ideen poetiſch zu verklären und zu einem Abſchluß zu führen, wird nur das alte ſchon an ſich Abgeſchloſſene hervorgeſucht, das ſich leicht fügt und unterordnet.

So ſehr nun auch die Romantik ſich von dem Volksthümlichen entfernte, iſt es doch wiederum der von ihr ausgehende poetiſche Hauch, der uns vor dem ſchmutzigen Realismus der Nachbarvölker bewahrt.

Durch die Romantik haben wir gelernt bei den poetiſcheren Momenten der Erſcheinungswelt zu verweilen. Dies müſſen wir feſthalten, ohne dabei die trüben Seiten zu verbergen oder zu übertünchen.

Unbeſtritten bleibt zugleich auch den Romantikern das Verdienſt, das alte Volksthümliche literariſch wieder erweckt zu haben.

Wir bedürfen aber nicht des Dämmerlichtes durch gemalte Scheiben, um ein poetiſches Farbenſpiel zu gewinnen, die Klarheit der Erkenntniß muß zur Poeſie werden.

Der Kampf der Romantiker gegen die abſtracten Theorien, die alles Leben nach ihren Programmen abſchnurren laſſen wollen, dieſer Kampf ſetzt ſich noch fort im modernen Dichten und Trachten.

Wir wollen Geſtalt und Gehalt der Gegenwart nicht zurückſchrauben in die politiſchen, kirchlichen und ſocialen Zuſtände der Vergangenheit — ſo bequem und anziehend ſie auch erſcheinen mögen, eben weil ſie in ſich abgeſchloſſen und fertig ſind — wir wollen aber, daß die Kanzlei- und Schulweisheit das heilig halte, was der Volksgeiſt aus ſich ſelber erzeugt hat, daß die Staatsmaſchine vor dem organiſchen Leben zurücktrete.

Mit Berufung auf das geſchichtliche Volksgemüth und ſeine unantaſtbaren Wahrzeichen in Sitten und Bräuchen treten wir der mit Ordonnanzen gerüſteten Büreaukratie, wie dem nagelneuen in der Phantaſie Einzelner ausgeheckten Radikalismus entgegen; denn beide treffen von entgegengeſetzten Seiten in der Deſpotie zuſammen.

Der Jahrtauſende alte Volksgeiſt bequemt ſich nicht nach Theorien, die einzelne Hochweiſe aushecken. Wenn der durch eine lange Geſchichte ſich entwickelnde Geiſt eines ganzen Volkes nicht größer wäre, nicht mehr vermöchte, als was ein noch ſo hoch begabtes Individuum in ſeinem kurzen Leben aus ſich entwickelt, ſo wäre die Weltgeſchichte ein Narrenſpiel.

Man kann bisweilen in drängendem Unmuth beklagen, daß der ſpröde Volksgeiſt ſich nicht von den guten Abſichten Mancher packen und zu entſprechenden Zielen führen läßt. Eine tiefere Einſicht muß aber zu der

Beruhigung führen, daß hierin ein tiefes Geſetz liegt. Was wäre aus den Völkern geworden, wo läge ihr unverwüſtlicher Kern, wenn es den ſogenannten geiſtlichen und weltlichen Machthabern gelingen könnte, ihn in ſeinem innerſten Weſen umzugeſtalten? Die Geſchichte der Völker wäre nichts als die Geſchichte einzelner Menſchen, die ihnen das Gepräge ihres individuellen Lebens ausdrückten.

Zu dieſem geſchichtlich nothwendigen kommt auch noch ein pſychologiſches Moment. Der wiſſenſchaftlich und theoretiſch Gebildete kann durch Erörterung leicht eine Anſicht aufgeben oder ſich berichtigen laſſen; er iſt es gewohnt, verſchiedene Seiten der Anſchauung zu erkennen, er verliert mit der einen Anſchauung noch nicht die Sache an ſich, und geſchähe es auch, ſo ergänzt er ſie leicht. Der Mann der Erfahrung, der Mann aus dem Volke verliert aber leicht durch das Aufgeben ſeiner gewohnten Anſchauung auch die Sache an ſich; aus einem oft unbewußten naturtrieblichen Zuge ſträubt er ſich daher gegen das Neue, er muß von Natur ſpröde gegen Neues und Fremdes ſein.

In der Darſtellung des Volksthümlichen muß man bis zu jenem Punkt vorzudringen ſuchen, der die innerſte Eigenthümlichkeit ausmacht. Je mehr dieſer erkannt und herausgebildet wird, um ſo mehr wird er auch die ihm genehmen Lebensformen gewinnen.

Sollen dem Volke ſeine natürlichen und geſchichtlichen Denkmale nicht nach der neuen Denk- und Sprachlehre corrigirt werden, ſondern aus ſich heraus neue Formen gewinnen, ſo muß mit dieſer Anerkennung des vergangenen Geſchichtlichen auch die des Zeitgeſchichtlichen ſich verknüpfen. Freiheit des Individuums iſt der vorherrſchende Charakter unſerer Zeit. Es läßt ſich nicht mehr Alles im Gemeinbegriffe zuſammenfaſſen und halten, Jeder ſchafft ſich mehr oder minder ſeine innere und äußere Welt. Daß das freie Individuum Formen und Einrichtungen finde, in denen es ſich ſelbſtändig mit dem Geſammtwillen zuſammenſchließe und von ihm getragen fühle, das iſt Aufgabe des modernen ſtaatlichen und religiöſen Lebens.

Selbſterkenntniß des Volkes iſt hiezu der erſte Schritt und dies die erſte Aufgabe der volksthümlichen Literatur. —

Im Gegenſatz zur Romantik und Weltliteratur ſteht die volksthümliche Poeſie nach außen auf dem rein nationalen Standpunkte.

Gerade jetzt, da die Nationen in eine geiſtige und perſönliche Wechſelbeziehung getreten ſind wie noch nie, gerade jetzt zeigt ſich wieder überall eine vorherrſchende nationale Beſonderheit, zumal in den Dichtungen. Es mag ſein, daß wie bei einem ſtarken Individuum, je größer die geſellſchaftliche Einwirkung zu werden droht, man um ſo behutſamer ſeine Beſonderheit vor Verſchleifung zu wahren trachtet und ſich dabei ſogar auf Untergeordnetes und Unweſentliches ſteift; es mag ſein, daß gerade beim Verſchwinden einer Beſonderheit dieſe ſich nochmals um ſo entſchiedener aufthut; gewiß liegt auch die Erkenntniß des höheren Geſetzes zu Grund, daß die Feſtſetzung eines ſtreng einheitlichen Weltreiches der Tod der Civiliſation wäre.

Das Princip der Individualität macht ſich auch in den Nationen und deren Offenbarungen geltend; die Mannigfaltigkeit ſoll auch hier zur höheren Einheit führen, nicht zur Einerleiheit werden. Sammeln und Vervollkommnen in ſich führt zur Sammlung und Vervollkommnung der Menſchheit.

Auch von dieſem Standpunkt aus hat Hebel einen wenn auch kleinen doch nicht unwichtigen Beitrag zur innern Volkskunde geliefert. Er hat nicht zeitlich und räumlich Fernes erſchloſſen, ſondern ein in uns ſelber Verborgenes zu Tage gefördert.

Gerade während man in äſthetiſcher Leckerhaftigkeit bei allen Nationen und Zeiten zu Gaſte war, ſchuf er eine heimiſche, ja ſogar lokale Poeſie. War er hierbei auch fern von Abſicht und Tendenz, ſo können wir doch ein Entwicklungsgeſetz darin erkennen.

Wir Deutſchen haben keinen nationalen Mittelpunkt, wir haben keine Typen des Nationallebens. Wir ſind auch darin das Weltvolk, daß wir nicht nur das Fremde leicht in uns aufnehmen, ſondern auch in uns ſelber die größte Mannigfaltigkeit darſtellen. Seit lange nur auf innere Freiheit des Individuums hingewieſen, die nicht zu feſſeln und zu binden iſt von äußeren Gewalten, hat ſich das individuelle Leben, losgetrennt von aller Gemeinſamkeit, bei uns am unfügſamſten ausgebildet. So bei einzelnen Menſchen, ſo bei den Volksſtämmen. Der Schritt über die ſubjective Poeſie hinaus zur provinzialen bezeichnet ſchon ein Eingehen in eine Gemeinſamkeit. Iſt es nun wol eine zu hoch getriebene Erwartung, wenn wir von der provinzialen

Poeſie aus den Gang zu einer erneuten volksthümlichen und nationalen erwarten?

Hebel's Dichtungskreis war zu klein, ſeine Perſönlichkeit zu beſcheiden und ſelbſtgenügend, als daß er ſich an die Spitze einer Wendung ſtellen, oder von Anderen dahin verſetzt werden konnte. Ein Ausgangspunkt der volksthümlichen Poeſie läßt ſich aber in ihm finden.

Es war kein blos äſthetiſches, es war ein Herzensintereſſe, was ihn zur Darſtellung des Volksthümlichen drängte. Er wendete ſich daher nicht einer geſchichtlichen Vergangenheit, ſondern dem Volksthümlichen in ſeiner Wirklichkeit zu, weil er in natürlicher Beziehung mit demſelben ſtand. Was ihm, in ſeinem fortgeſchrittenen Bildungsgang, geſchichtlich abgethan war, lebte noch friſch und grün im Volke und bildete im Dichter ſelbſt die erſten zur Wurzel ſich herabneigenden Jahreszweige ſeines Lebensbaumes.

Hebel reiht ſich daher nicht der Romantik oben bezeichneter Art an. Dieſe hatte ſich aus der Reflexion heraus dem Volksthümlichen zugewendet, konnte es weder für ſich wahrhaft beleben, noch belebend ins Volk zurückkehren; die Hervorbringungen der romantiſchen Schule blieben eine Tendenz, eine literariſch-äſthetiſche Erſcheinung. —

Auch jener myſtiſchen Naturſchwärmerei der Romantiker ſtand Hebel fern, ja er neigt ſich ſogar zu dem andern Extrem, die Natur vorherrſchend ſinnbildlich aufzufaſſen. Gerade weil Hebel von Kindheit auf ſo zu ſagen auf vertrautem Fuß mit ſchöner Naturumgebung lebte, nahm er ihre Eindrücke leicht hin und ſchaute bald darüber hinweg nach ſinnvollen Deutungen. Die Schauer der Waldeinſamkeit, jene oft wunderſam anziehenden Regungen des ſtillen Naturwaltens, die die Romantiker wiedergeben, finden ſich bei Hebel nicht.

Die Romantiker ſtanden im innerſten Zuſammenhang mit der gleichzeitigen Naturphiloſophie, in der der Geiſt ſich als Bewußtſein in der Natur wiederfand. Die volksthümliche Poeſie dagegen (wenn man dafür eine Verbindung mit den höchſten Speculationen ſucht) ſteht mehr auf Seite der Geiſtesphiloſophie oder der Philoſophie der Geſchichte; ihr weſentliches Object iſt mehr der Menſch und die Menſchheit, das organiſche Leben in allem Thun.

Ein hervorſtechender Zug der Romantiker iſt ferner die friſche Wanderluſt, das ſelig freie Schweifen in's Weite, während ſich die volksthümliche Dichtung gern ſtill anbaut und einhegt.

Die Romantiker traten aus Schule und Studirſtube, aus Geräuſch und Brodem des Städtelebens hinaus in den Morgenduft mit ſeinem funkelnden Thau, in die ganze friſche geheimnißreiche Natur; ſie empfanden ihre Einwirkungen tiefer, wie der im Winter gebleichte Städter, wie man nach langem Stubenleben die Offenbarungen der Natur freier und tiefer in ſich aufnimmt. Daher jene herrlichen Lieder von den ſäuſelnden Heimlichkeiten der Waldeinſamkeit, von der mondbeglänzten Zaubernacht, von all dem Glanz und Glaſt in Wald und Flur. All die tauſend geſellſchaftlichen Beziehungen, die ſich ihnen anhängen wollen, all die abſtracte Gelehrſamkeit, die den friſchen Sinn zudeckt, bannen ſie weit zurück und verſenken ſich ſtill in das einſame Naturwalten und in traumhaften Geſichten wird ihnen manches Geheimniß offenbar zum tönenden Lied. Die Romantiker haben die Natur wieder neu erobert und gewonnen. Für Hebel aber war das Naturleben von vorn herein kein Gegenſatz, den er dichteriſch in ſich hereinzunehmen oder in den er ſich aufzulöſen hatte. Seine Gedichte „Sommerabend", „Sonntagsfrühe" u. ſ. w. ſind vorherrſchend Bilder aus dem Menſchenleben, ſogenannte Gattungsbilder, mit einem Hintergrund ſtiller Natur. Er beſieht ſich die Welt von der Bauernſtube aus, lebt mehr im Dorf und im Haus als in Wald und Feld,[1] und wenn er hinaustritt, ſingt er von Leid und Freud des Menſchenlebens.

Hiedurch nähert ſich Hebel wieder dem Volkslied, in welchem auch wenig von ſchöner Natur die Rede iſt; liegt in den Tönen auch ein Hauch wie der Athem der Bergesluſt, ſo ſpricht ſich doch in den langgezogenen Klängen der Thale wie in dem zurückſchnellenden Widerhall der Bergeszacken das menſchliche Lieben, Leiden und Jauchzen in ſeinen tiefſten Grundtönen aus. Die Freude und Schönheit der Natur macht im Volksliede nicht viel von ſich reden; die Natur wird unmittelbar mit hereingenommen, angeredet und bezeichnet und wieder außer Acht gelaſſen, aber immer empfindet man das tiefe Gemeinleben zwiſchen Menſch und Natur heraus.

---

[1] Darum wäre auch die rechte Stelle von Hebel's Denkmal nicht einſam zwiſchen Bäumen, ſondern etwa auf dem Marktbrunnen, mitten im bunten Treiben des Lebens. Der Ruf: „Chromet ſüeße Anke" und dergleichen, paßt mehr für Hebel als die Einſamkeit des Schloßgartens.

Die mährchenhafte Geſtaltung, das zauberiſch Dämoniſche und das Volksthümliche. — Das Mißliche der Nutzanwendungen.

Die Romantiker griffen in die Vergangenheit zurück, das Zauberiſche bot ſich von ſelbſt dar, ſie trieben damit allerhand Spuk zur Verhöhnung der abſtracten Theorien; auch dachten ſie an keine Rückkehr ihrer Neubildungen in das Volk und konnten ſich hier um ſo leichter gehen laſſen.

Wie verhält ſich aber der moderne volksthümliche Dichter zu dem Mährchenhaften, das er vorfindet und aus ſich neu ſchaffen mag?

So lange noch eine polytheiſtiſche Auffaſſung wirklich in den Menſchen war, formte ſich alsbald eine Idee, ein Begriff, Urſache und Wirkung in der Erſcheinungswelt, zu einer Perſonifikation. Wenn die Griechen ſich Naturkräfte und allgemeine Geſetze des Menſchenlebens durch die Repräſentation menſchlich ausgeſtatteter Gottheiten näher brachten, ſo geſchah dies unmittelbar naiv. Gleicherweiſe auch bei den ſpäteren Völkern, die im Mährchenzauber lebten und daran glaubten. Dem modernen Geiſte aber, auch dem des Volkes, widerſtrebt es, aus dem abſtracten allgemeinen Gedanken wieder zur Perſonifikation zurückzukehren. Die Mährchenbildung hat im Volk aufgehört, und nur an das, was im Volk ſich vorfindet, könnte der Dichter ſich anſchließen.

Durch die Verbreitung des Chriſtenthums, das auf den Grund des Judenthums gebaut iſt und vor Allem den abſtracten Gedanken Gottes als reine Idee in den Menſchen hervorrief, iſt das Mährchenhafte zum irrenden Schatten geworden, der keine rechte Heimath mehr hat und aus dem lebendigen Zuſammenhang geriſſen iſt; ſelbſt der leibhaftige Teufel iſt zum abſtracten Böſen abgezehrt. Durch Hervorheben des allgemein Menſchlichen, durch Wiſſenſchaft und Schulunterricht, die Natur und Geiſt in allgemeiner Weiſe kennen lehren, wird es ein vergeblicher Verſuch, wiederum Perſonifizirungen aufſtellen zu wollen, die den allgemeinen Gedanken in ſich ſchließen. Darum iſt und bleibt auch all der modern ausgeheckte Feen- und Geiſterkram erlogen, in der Seele der Schöpfer ſelber erlogen oder beſten Falles erträumt, aber nicht wirklicher gehalten als ein Traum.

In dem modernen Mährchen behält Alles in der Regel eine wachsfigurne Steifheit; ſo ſehr dieſe Nachboſſirungen auch die Hälſe drehen und die Augen rollen, der Maſchinenmeiſter hat ſie nur aufgezogen.

Die alten Volksmährchen beruhen, wie von Grimm u. A. erwieſen iſt, auf Götterſagen und alten Glaubenslehren. So willkürlich und traumhaft ſie auch erſcheinen, ſind dieſe wunderbaren Ereigniſſe u. ſ. w. doch weſentlich Hüllen für die Darſtellung der Naturelemente und ihrer Geſetze. Wie ſollen ſich nun dieſe in neuerer Zeit in das Mährchenhafte hüllen, nachdem ſie in nackter Geſetzesabſtraction gefaßt worden?

Der allegoriſche Grundcharakter iſt in dem modernen

Mährchen faſt ganz zurückgetreten und es wurde blos krankes, traumhaftes Phantaſieſpiel, oder wenn jener Charakter ſich geltend machte, war er als Abſtraction obenaufgelegt.

Denken wir uns zeitgenöſſiſche Erſcheinungen, die durch ihre Neuheit noch etwas Geheimnißvolles haben; wir können nur ſpieleriſch, etwa für das jüngſte Kindesalter, wirklich geglaubte Geſtalten daraus bilden. Dem Kinde iſt die wirkliche Welt ebenſo verhüllt und neu wie die phantaſtiſch erfundene, darum mag ſein Sinn eine kleine Weile an die Figuren glauben, die wir da und dorthin verſetzen. Weiter hinaus reicht es aber nicht. Betrachten wir z. B. die Dampfkraft mit ihren ſtaunenerregenden Wirkungen. Es ließe ſich leicht eine Geſchichte erfinden, wie aus den haſſenden Elementen, Feuer und Waſſer, ein Dämon entſtände, der feſtgebannt iſt, keucht und pfeift und Alles mit ſich fortreißt. Es wäre vielleicht möglich, dieſen Dampfgeiſt, oder wie man ihn nennen will, in aller Naivetät hinzuſtellen; es möchte wohl als Spielerei ergötzen, aber wir glauben nicht mehr daran, nicht einmal mit jenem dichteriſchen Glauben, der „das luftige Nichts benennt und ihm feſten Wohnſitz giebt.“ Wir haben dieſe neue Kraft nicht zuerſt als Dämon kennen gelernt, nothwendig verbunden mit dieſer Perſonifikation, ſondern als allgemeine Naturkraft, in ihren Urſachen und Wirkungen.

Der Menſchengeiſt iſt zur Anſchauung und Erkenntniß des Allgemeinen emporgeſtiegen, es iſt vergebens, ihn auf den überwundenen Standpunkt zurückſchrauben zu wollen. Das Ergebniß iſt hier nicht viel mehr, als daß eine rhetoriſche Figur für den allgemeinen Gebrauch erobert wird. Die concret naive Geſtaltung der Ideen wird und muß eine andere werden, der eine eigenthümliche Poeſie und Lebensfülle nicht abgeht.

Dieſe Wahrheit muß ſtets wiederholt werden, weil ſich auch der gegenüberſtehende Irrthum ſtets wiederholt. Die alten Formen erneuen ſich nicht, wenn auch das Weſen des Geiſtes ewig daſſelbe iſt. Der freie Geiſt läßt ſich nicht mehr in die Behauſung der Mährchen, Dogmen u. ſ. w. zurücklocken, er will ſeine neue ihm genehme Erſcheinungsweiſe.

Wer möchte die tiefe Befruchtung der Phantaſie durch das Mährchen, den reizenden Duft leugnen, den es über die Welt ausſtrömt? Muß die neue Geſtaltung auch auf dieſen verzichten, ſo wird ſie doch in anderer Weiſe die Schönheit erobern können.

So tief begründet auch der Zug nach dem Mährchenhaften im Volksgeiſt iſt, ſo läßt ſich darin doch kaum mehr als eine Rückſtändigkeit erkennen, ſowohl für das bereits Vorhandene (das nach und nach aus dem Volksmund verſchwindet) als auch für etwaige neue Schöpfungen. —

Die Verwendung des Mährchenhaften wie der Thierfabel zur Satyre iſt aber hiedurch keineswegs ausgeſchloſſen, indem hiebei von vorn herein die gewohnte Form nur als Widerſpiel aufgefaßt wird.

Wie zu dem Mährchenhaften, ſo ſtellt ſich auch die moderne volksthümliche Dichtung zu dem Zauberiſchen und Dämoniſchen, das theils aus dem Bereich des

Mährchens abgeriſſen wurde. Es darf nicht mehr genügen, das oft wunderbare Räthſel vom Zuſammenhange alles Lebens durch verkörperte Mächte und Kräfte zu deuten, oder vielmehr blos zu veranſchaulichen, dies muß, ſo weit es die Erkenntniß zu faſſen vermag, in die Klarheit des Geſetzes erhoben werden. Die Erkenntniß hat hier bereits große Gebiete erobert und muß immer weiter vordringen. Es bleibt noch Räthſelvolles genug ſtehen, man hat nicht nöthig, das offenbar gewordene gefliſſentlich zu vernieten.

Mag man es auch für proſaiſche Aufklärung halten, ich ſtehe feſt auf der Anſicht, daß ein Anknüpfen an das Dämoniſche und Wunderbare eben ſo ſehr auf einen äußern, geſchichtlichen, als auch auf einen innern, natürlichen Widerſpruch ſtößt.

Die dünne Schnur, an der ein Amulet um den Hals hängt, mag wenig ſchaden und ſogar eine Zierde ſein; aber ſie iſt ein ausgezogener Faden aus der großen Feſſel und dem großen Narrenſeil, daran die Menſchheit gebunden wird.[1]

Hebel wies dem Mährchenhaften nur den kleinen Raum an, den es wirklich noch im Volke inne hat. Statt ſich dabei aber rein gegenſtändlich zu verhalten, ſtellt er ſich auf den rationaliſtiſch ſymboliſirenden

---

[1] So unvergleichlich ſchön zum Beiſpiel auch Cl. Brentano's „Geſchichte von der ſchönen Annerl und dem braven Kasperl“ iſt, möchte ich, neben anderweitiger Häufung der Motive, die Scene mit dem Richtſchwert wegwünſchen. Die Poeſie wird dadurch nicht gehoben und das Ganze erhält damit einen fataliſtiſchen Charakter, der die menſchlich einfache Theilnahme beeinträchtigt.

Standpunkt. Dies zeigt ſich in dem Gedicht: „Geiſterbeſuch auf dem Feldberg.“ Obgleich er in der Einleitung ſich offenbar harmlos dem Geiſterleben hingeben möchte, vermag er es dennoch nicht. Das auch ſonſt von Hebel geſchehene Aufgebot der Engel iſt mehr traditionell als neu belebt und hier bleibt die Perſonifizirung zweier menſchlicher Grundleidenſchaften eben nur gemacht. Der Gedanke war vor der Perſonifikation da, ein umwandelnder Geiſt, der ſich nothdürftig einen Körper ſuchte. — In dem Gedichte „Riedligers Tochter,“ das die ſchöne Sage von dem zauberiſchen Spinnrädchen enthält, das allein ſpinnt u. ſ. w., wird zuletzt eine rationaliſtiſche Wendung genommen.

Gleicherweiſe erhält in dem „Karfunkel“ das plaſtiſch hingeſtellte Einwirken des Teufels zuletzt eine ideelle Verflüchtigung.

Konnte ſich vielleicht der Dichter Hebel hiebei nicht von dem freiſinnigen Theologen losmachen? Fürchtete er ein neues Eindringen des Aberglaubens durch die Poeſie?

Wenn man einmal ſolche Stoffe aufnimmt, müſſen ſie rein gegenſtändlich in ihrer eigenen Faſſung gehalten bleiben, jede Zuthat fremder Betrachtung bringt ein unruhiges Licht hinein. —

Von den Romantikern unterſcheidet ſich Hebel auch noch dadurch, daß ein großer Theil, namentlich der erzählenden Gedichte, eine ausgeſprochen lehrhafte Richtung hat, während die Romantiker die Poeſie als Selbſtzweck feſthielten, und gewiß mit Recht. Das wahrhaft Schöne verſittlicht, ohne eingelegter weiterer

Tendenzen zu bedürfen. Tief erquickend iſt der fromme Ton, der durch Hebel's Gedichte geht, nicht jener gemachte, aus feuchten Kirchenmauern geholte, ſondern als reine Empfindung des Lebens. Dagegen möchte man den lehrhaften Anhang meiſt gern entbehren. Ich will hier nur ein Beiſpiel erwähnen. In dem Gedichte: „Der Knabe im Erdbeerſchlag," wird erzählt, daß ein Knabe im Walde Erdbeeren aß, ein Engel kommt dazu und fragt: „was ißiſch? i halt's mit," der Bub ſagt: „He nüt" (ach nichts) und zieht die Mütze nicht ab. Seitdem ſättigen die Erdbeeren nicht. Nun ſchließt Hebel:

Was gibi der für Lehre dri?
Was ſeiſch derzue? Mer mueß
Vor fremde Lüte fründli ſi,
Mit Wort und Red und Grueß:
Und 's Chäppli lüpfe z'rechter Zit,
Suſt het me Schimpf und chunt nit wit.

Iſt das nun nothwendig die Lehre dieſer Geſchichte, oder iſt ſie wirklich nur „dreingegeben?" Die ſchnöde Verleugnung des Knaben, daß er etwas eſſe, kann wol mit mehr Recht das Weſentliche dieſer Dichtung ſein als das „Chäplilüpfe." Die Folge, daß man nun immer ohne Sättigung oder gewiſſermaßen nichts eſſe, wenn man Erdbeeren verzehrt, ergiebt ſich ungezwungener; ja man könnte noch tiefer gehen und hierin Darſtellung und Deutung des Verhältniſſes finden, daß Alles, was in unſerm Culturzuſtand die Natur noch wild wachſend um uns her ſtellt, nur Leckerbiſſen und eigentlich keine ausreichend ſättigenden Nahrungsmittel ſind.[1]

Einem für ſich ſelbſt ſprechenden Gedicht eine Nutzanwendung anheften, bleibt darum aber nicht minder mißlich.

Ein Gedicht, in ſeiner Vollendung als Kunſtwerk, iſt wie ein Naturerzeugniß, das auch keine Gebrauchs- und Anſchauungsweiſe mit zur Welt bringt und für ſich feſtſetzt; es iſt im Gegentheil der mannigfachſten Verwendung und Betrachtung fähig. Nicht einmal der Dichter ſelber hat das Recht, die allein geltende Deutung ſeines Kunſtwerkes feſtzuſetzen. Suchte er auch eine ihm klar vorſchwebende Idee zu geſtalten, ſo kann ſich doch, ohne ſein Wiſſen, während des Schaffens etwas Anderes als Mittelpunkt hervorgedrängt haben. Das unmittelbare Leben tritt hier in eine Berechtigung, die ſich durch keinen vorgefaßten Entwurf abſperren läßt. Kein dichteriſches Kunſtwerk läßt ſich ſtreng und allein nach dem vorher gefaßten Gedanken ausführen; in der Ausführung ſelber herrſcht eine neue, ſtets ſich fortentwickelnde und modifizirende Produktivität.

Dieſes Geſetz herrſcht in der Kunſt wie in dem organiſch ſich fortbildenden Leben.

Das Kunſtwerk hat den ethiſchen Grundzug nothwendig in ſich, dieſer darf aber nicht in formulirte allgemeine Sätze gefaßt, auf fliegende Zettel verzeichnet, den Geſtalten um den Mund hängen; aus der ganzen Faſſung des Lebens muß er von ſelbſt ſprechen und muß dem ſelbſtthätigen Beſchauer überlaſſen bleiben, dem, was den Schöpfer belebte, nachzugehen.

---

[1] Wenn daher Gervinus bei Hebel „die naiv beigebrachten Lehren, die nirgends den Lehrmeiſter verrathen,“ beſonders hervorhebt, ſo bedarf die Allgemeinheit dieſes Ausſpruches gewiß der Einſchränkung.

Bei der Dichtung für einen beſtimmten Zweck mag die Dogmatiſirung hingehen, weil die Geſtaltung hier überhaupt weiter nichts als Illuſtration eines allgemeinen Gedankens iſt; ſie ruht nicht in ſich, wie das Kunſtwerk, wie das organiſche Erzeugniß, durch das ebenmäßig vertheilte Gewicht, ſondern ſtützt ſich auf ein außer ihr Feſtgeſtelltes.

Man muß im Leben und Thun, beſonders aber im dichteriſchen Schaffen, den Muth haben, ſich verkennen oder nicht richtig erkennen zu laſſen. Das erklärende Beiſpringen wird glücklichſten Falls blos lächerlich. Freilich wird jene Selbſtverleugnung im großen Ganzen wie in einzelnen Theilen oft ſehr ſchwer, und trotz der beſten Vorſätze kommt man oft davon ab.

Für die Volksdichtung ſteht hier namentlich die Bibel als Muſter da, die die tiefdeutigſten Thatſachen unbefangen hinſtellt.

Schillers Ideal eines Volksdichters. — Idealiſtiſche und realiſtiſche Dichtungsart.

Schiller hat in ſeiner hohen Weiſe auch theoretiſch das Ideal eines Volksdichters aufgeſtellt. Er faßt beide Seiten (die Dichtung aus dem Volke und für das Volk) zuſammen, wie ſie in dem Ideale auch wiederum zuſammenfallen müſſen. „Popularität iſt ihm — ſagt er in der Beurtheilung von Bürgers Gedichten — weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern, oder mittelmäßige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr, und fürwahr eine ſo ſchwere Aufgabe, daß ihre glückliche Löſung der höchſte Triumph des Genies genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem ekeln Geſchmack des Kenners Genüge zu leiſten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu ſein — ohne der Kunſt etwas von ihrer Würde zu vergeben, ſich an den Kinderverſtand des Volkes anzuſchmiegen. Groß, doch nicht unüberwindlich iſt dieſe Schwierigkeit; das ganze Geheimniß, ſie aufzulöſen — glückliche Wahl des Stoffs und höchſte Simplicität in Behandlung deſſelben. Jenen müßte der Dichter ausſchließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menſchen als Menſchen eigen ſind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufſchlüſſe, Fertigkeiten gehören, die man nur in poſitiven und künſtlichen Verhältniſſen erlangt, müßte er ſich ſorgfältig unterſagen und durch dieſe reine Scheidung deſſen, was im Menſchen blos menſchlich iſt, gleichſam den verlorenen Zuſtand der Natur zurückrufen. In ſtillſchweigendem Einverſtändniß mit den Vortrefflichſten ſeiner Zeit wird er die Herzen des Volkes an ihrer weichſten und bildſamſten Seite faſſen, durch das geübte Schönheitsgefühl den ſittlichen Trieben nur Nachhülfe geben und das Leidenſchaftsbedürfniß, das der Alltagspoet ſo geiſtlos und oft ſo ſchädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenſchaft nutzen. Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorſtrömenden, Sprache ſuchenden Affekt der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. dgl. m., einen reinern und geiſtreichern Text unterlegen; er würde, indem er ihnen den Ausdruck lieh, ſich zum Herrn dieſer Affekte machen und ihren rohen, geſtaltloſen, oft thieriſchen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbſt die erhabenſte Philoſophie des Lebens würde ein ſolcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflöſen, die Reſultate des mühſamſten Forſchens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimniſſe des Denkens in leicht zu entziffernder Bilderſprache dem Kinderſinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniß brächte er die gewagteſten Vernunftwahrheiten in reizender und verdachtloſer Hülle lange vorher unter das Volk, ehe der Philoſoph und Geſetzgeber ſich erkühnen dürfen, ſie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe ſie ein Eigenthum der Ueberzeugung geworden, hätten ſie durch ihn ſchon ihre ſtille Macht an den Herzen bewieſen, und ein ungeduldiges, einſtimmiges Verlangen würde ſie endlich ſelbſt der Vernunft abfordern.

In dieſem Sinne genommen, ſcheint uns der Volksdichter, man meſſe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgeſetzt werden, oder nach ſeinem Wirkungskreis, einen ſehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent iſt es gegeben, mit den Reſultaten des Tiefſinns zu ſpielen, den Gedanken von der Form loszumachen, an die er urſprünglich geheftet, aus der er vielleicht entſtanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, ſo viel Kunſt in ſo wenigem Aufwand, in ſo einfacher Hülle ſo viel Reichthum zu verbergen.“

An einer weiteren Stelle ſagt Schiller: „Eine nothwendige Operation des Dichters iſt Idealiſirung ſeines Gegenſtandes, ohne welche er aufhört, ſeinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche ſeines Gegenſtandes (mag dieſer nun Geſtalt, Empfindung oder Handlung ſein in ihm oder außer ihm wohnen) von gröbern, wenigſtens fremdartigen Beimiſchungen zu befreien, die in mehreren Gegenſtänden zerſtreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu ſammeln, einzelne, das Ebenmaß ſtörende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Locale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf dieſe Art im Einzelnen bildet, ſind gleichſam nur Ausflüſſe eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dieſes innere allgemeine Ideal ausgebildet hat, deſto mehr werden auch jene einzelnen ſich der höchſten Vollkommenheit nähern."

Dieſer erhabenen Schilderung gegenüber, die Zug für Zug das edelſte und umfaſſendſte Vorbild darſtellt, darf man es kaum wagen, etwas hinzuzuſetzen, nur einige Andeutungen in Bezug auf die Gegenwart ſeien geſtattet.

Man erſieht aus dem Angeführten wie aus anderen äſthetiſchen Aufſätzen, wie ſehr auch Schiller die Verſöhnung von Idealismus und Realismus zur Bedingung der lebendigen Poeſie ſetzte.

Wie ſchroff ſtellt ſich die Gegenwart dieſen ewigen Anforderungen gegenüber. Der „Kunſtform", wie man es nennt, ſoll man ſich weſentlich nur noch bedienen, um dieſe und jene Ideen und Zuſtände an den Mann zu bringen; je greller und mißtönender, deſto beſſer.

Die realiſtiſche Seite der Poeſie ſoll ſo ſtark vorgekehrt werden, daß auch die Poeſie wie die meiſten Lebenszuſtände keinen Abſchluß in ſich finden können.

Eine bloße Tendenzdichtung, die, ſtatt allgemeiner Sätze, Perſonen und Ereigniſſe als Beweisführungen gruppirt, eine ſolche mag vorherrſchend bei den dunkeln und unfertigen Partien des Zeit- und Weltlebens verweilen; ſie mag dann mit einem mißtönenden, grellen Klang plötzlich abbrechen, gerade um dadurch eindringlich zu machen, wie düſter, unfertig und unharmoniſch die Zuſtände des Lebens ſind. Ein Kunſtwerk dagegen muß zu einem in ſich verſöhnten Abſchluſſe gelangen. Zu dieſem Behuf müſſen die Lichtſeiten in all dem grauſen Wirrwarr beſtimmt hervorgehoben werden, weil in ihnen die Strahlen der endlichen Verſöhnung ausſtrömen. Der Dichter richtet und ordnet auch die auf Grund der Wirklichkeit von ihm auferbaute Welt nach höheren Geſichtspunkten, er ſchaltet frei, er kann und ſoll abſchließen, wo die Wirklichkeit noch in Halbheit und Zerriſſenheit verharrt. Wie er Stimmungen und Charaktere zu Conſequenzen führt, die ſie vielleicht äußerlich nie gewonnen, ſo kann er auch die Ereigniſſe zu einem Abſchluſſe führen, den die baare Wirklichkeit noch nicht giebt. Das kann er aber nur, wenn er einen bis zu einer gewiſſen Feſtigkeit erlangten Boden hat, nicht erſt geſtern angeſchwemmtes lockeres Land, das vielleicht morgen die Fluth wieder verſchlingt. Beziehungen und Kämpfe, die noch durchaus keinen

Abſchluß ertragen, die jeder vorgreifenden Löſung widerſprechen und bei denen der Dichter an eine außerhalb der Poeſie liegende Macht (an die Zukunft der Geſchichte) appelliren und ihr den Abſchluß anheim ſtellen muß, den er nicht prophetiſch zu ahnen wagt — ſolche ſind nicht Gegenſtand der Poeſie. Man kann hier durch Geſtaltungen die Debatte beleben, ein Kunſtwerk aber nicht daraus bilden. Die ſtrengen Politiker freilich kümmern ſich wenig um dieſes letzte, ſie wollen die Dichtung feuilletoniſiren, die Dichtung ſoll die Erörterung des Zeitungstextes in Geſtalten ausführen, oder auch nur die Erörterungen den Geſtalten in den Mund legen. In Deutſchland namentlich, wo der Erörterung ſo empörende Schranken geſetzt ſind, findet dieſelbe bisweilen noch eine ungehindertere Entfaltung unter dem „poetiſchen Gewande“ und hiermit auch ein Eindringen in Kreiſe, die für theoretiſche Erörterung als ſolche unzugänglich ſind. Was kümmert ſich eine einſeitige Politik um die Barbarei in der Kunſt? In dem Bankbruch der Gegenwart ſoll auch die Kunſt mit draufgehen.

Es hieße aber, eine hohe Errungenſchaft daran geben, um ſie einſt um ſo mühſamer wieder zu erobern, wenn man, unbekümmert um die Kunſt, der Nützlichkeitspoeſie huldigte. Wie es die Aufgabe iſt, über die Erſchütterung aller Zuſtände hinweg, in der wir ſtehen und der wir noch entgegengehen, die Cultur im Allgemeinen zu retten, ſo müſſen wir auch die Kunſt wahren und einer durch bloße Tendenzdichtung herbeigeführten Verſunkenheit des Geſchmacks entgegenarbeiten. Die frei bildende Kunſt und ſelbſt die höher gefaßte Porträtirung rückt uns die Wirklichkeit in die ihr genehmſte Stellung und ſtellt uns in den entſprechenden Geſichtspunkt. Das Verunſtaltende iſt darum nicht überſehen, der Unrath und das Niedrige gehört aber nicht in die Kunſt, ſo pikant auch dieſe Beigabe ſein mag.

Einen Abfall von ſeiner Sendung, oder eine Unmacht ihr zu genügen verriethe aber der Dichter, der vom wirklichen Leben anſetzt, wenn er die Lichtſeiten lostrennte von dem dunkeln Hintergrund, auf dem ſie ruhen. Das hat uns in Bezug auf die Dichtung aus dem Volk jene weſenloſen pathetiſchen Figuren gebracht, die leicht durch einen einzigen Zug in ihr Gegentheil verkehrt und parodirt werden, weil ſie nicht ſtets ihren Gegenſatz mit ſich führen. Aus den Kreiſen des Volkslebens hat ehedem ein verkehrter weichlicher Geſchmack die ſüßlichen Tändeleien der Schäfer- und Idyllenpoeſie geſchaffen. Man iſt aus Arkadien wieder heimgekehrt. Ebenſo einſeitig wäre aber ein anderes Extrem, jetzt vorzugsweiſe das Vierſchrötige, oder gar das Kraſſe, Haarſträubende aus dem Volksthümlichen herauszuheben.

Es iſt eine Verſündigung gegen die Poeſie wie gegen das Volksthum, wenn man, herrſchender Mode zufolge, das Ungeheuerliche, Bizarre und ſich Ueberſtürzende in den Volksgemälden vorwalten läßt. Freilich iſt ein Waſſerſturz, da der Strom ſich gewaltſam einen Weg bahnt und faſt ſich aufzulöſen ſcheint, anziehend, mit Recht läßt man den Blick länger bei demſelben verweilen; aber es muß auch der ſtille Lauf des Stromes und ſeine reiche Segnung verfolgt werden.

Abgeſehen von der Rückwirkung ſolcher Darſtellungen auf die geſchilderten Kreiſe, erheiſcht es die Natur derſelben nothwendig, daß man den friedlichen Lauf und die hohen Seelenzüge, die ſich in dem Kleinleben offenbaren, mit treuem Auge verfolge. Ich laſſe hier die Verbrecherpoeſie, die ihre krauſen Gebilde gern in die Volkskreiſe verſetzt, zunächſt dahingeſtellt; ich bemerke nur, daß es nach jeder Seite hin verderblich iſt, vorzugsweiſe die pathologiſchen Zuſtände herauszuheben und ſolche gar als normale darzuſtellen; ich will nur noch auf die Carrikatur hinweiſen, die bei der Darſtellung von Volkszuſtänden leichtes Spiel hat, weil hier Alles ſcharf markirt heraustritt, in groben Zügen, während die feineren Linien nicht ſo offenkundig und augenfällig daliegen. Auch wer nicht eigentlich zeichnen kann, wirft oft leicht eine Carrikatur hin. Das Volksthum erheiſcht aber und gewiß mit Recht, eine geübte und ſichere Hand.

Die Flöte, mit ihrer vorherrſchenden Sentimentalität, iſt als Soloinſtrument außer Gebrauch gekommen, ebenſo ſind auch die ehedem in der Volkspoeſie vorherrſchenden Flötentöne verſchwunden. Unpaſſend wäre es nun aber andererſeits, immer die große Trommel zu rühren.

Der heimatloſen, geſchniegelten Schäfer- und Idyllenpoeſie gegenüber war es ſchon ein großer Fortſchritt, daß Hebel wie andere Zeitgenoſſen das Idealere als der Wirklichkeit innewohnend darſtellten, und zwar wie es in einem beſtimmten Volksſtamm ſich kundgab. Dieſe Selbſtbeſchränkung brachte es auch hier wie überall mit ſich, daß kein ausgetreten Traditionelles, ſondern nur das lebendig und wirklich Empfundene ſich offenbarte. Hebel neigt ſich noch vorherrſchend den lichten Seiten des Volkslebens zu; er hebt die zarteren Regungen und ſinnigen Betrachtungen hervor, ohne tiefer in die Noth und das Elend der ſtaatlichen und häuslichen Verhältniſſe einzudringen, ohne überhaupt die Verunſtaltungen des Menſchenthums beſtimmter ins Auge zu faſſen; dabei läßt er aber die handfeſte Derbheit doch nicht verkennen. Bei aller vorherrſchenden Liebe zum Sinnigen, klingt das Derbe, der Uebermuth und die kecke Laune doch lebendig heraus.

Die Zeitanſchauung hielt dabei allerdings das Eindringen des kraſſen Realismus aus dem Heiligthum der Poeſie fern, und weſentlich gewiß mit Recht.

In den erzählenden Gedichten hat Hebel die volle Wahrheit der Leidenſchaft gezeichnet. Wenn ſich in den Liedern weniger Schelmen-, Spott- und Trutzlieder finden, und faſt nur weiche und ſinnige, ſo muß man vor Allem bedenken, daß Hebel die Eigenthümlichkeiten eines proteſtantiſchen Zweiges der Allemannen vor Augen hatte und in ſich hegte. Wie ſich die oberdeutſchen Proteſtanten ſchon durch ihre dunkeln Trachten von den hellen, flatternden katholiſchen unterſcheiden, ſo liegt auch über der Seele ein gewiſſer ſtiller Ernſt, der darin ſeinen Urſprung hat, daß ſich hier das Individuum mehr oder minder ſeine Lebens- und Weltanſchauung ſelbſt ſchaffen, erhalten und bilden muß. Die Verantwortlichkeit und Sühne für etwaige Ueberſchreitungen der geſetzten Ordnung wird hier in die Seele hineinverlegt, keine äußere Freiſprechung kommt hiebei zu Hülfe und nimmt die Laſt ab. Die Freude und der Jubel zeigt ſich demgemäß hier oft nur ſo zu ſagen als witziger Ernſt, nicht in jenem kecken, ſorgloſen Durchbrechen aller Dämme, wie ſich in katholiſchen, ſchwarzwälder und tyroler Liedern z. B. kundgiebt.

So ſtimmte der witzige Ernſt Hebels mit der Individualität ſeines Volkes zuſammen.

Wenn er ſich indeß auch noch hierin eine Selbſtbeſchränkung auferlegte, ſo lag dies zum Theil auch in der Stellung des Dichters Hebel als Kirchenrath. Dies brachte aber keinen Mißklang in das dichteriſche Schaffen, ein inneres Verhältniß ſtimmte mit dem äußern überein. Dieſe Dichtungen waren für Hebel, bei aller Naturwahrheit, doch ideale Erhebungen; er ſtieg nicht hinab zu dem Volksthümlichen, er erhob ſich zu demſelben, das Allemanniſche war die höhere Sprache ſeiner Empfindungen, in ihren Rhythmen hielt er die zarteſten Regungen feſt; das Grobkörnige war ſchon von vorn herein ausgeſchieden. *Nie hat Hebel das Allemanniſche in Proſa gebraucht*, nie einen jener unübertroffenen Schelmenſtreiche des Zundelfrieder oder des Zirkelſchmied im Allemanniſchen erzählt; es blieb die heilige Sprache ſeines Herzens.

Die tragiſche Schlußwendung der Volksgeſchichten.

Mit dem realiſtiſchen Charakter der Volksgeſchichten iſt auch die meiſt tragiſche Wendung derſelben verbunden. Dies liegt aber nicht nur in dem Anſchluß an die äußere Wirklichkeit, ſondern auch in der innern, rein idealen Folgerichtigkeit der ſchöpferiſchen Phantaſie begründet.

Alle Geſchichte, die äußerlich wie die ideal wirkliche, bewegt ſich innerhalb des Gegenſatzes. Das in ſich verſchloſſene Naturleben, das rein und frei ſich aus ſeinen eigenen Geſetzen entwickelt, in gegenſatzloſer Unſchuld — wo die Begriffe von gut und böſe noch nicht ſtatt haben, weil hier der reine Standpunkt des Naturgemäßen inne gehalten wird — Alles dies hat noch keine Geſchichte, die ſich erſt durch den Conflict der Gegenſeitigkeit erzeugt und beim Menſchen alsbald mit dem Gemeinleben beginnt, wie uns auch die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts berichtet. Alle Bildung, alles Staatsleben, alle Religion hat zu ihrem letzten Endzwecke: die Entzweiung durch den Gegenſatz wiederum zu einen, den Durchgang durch die Welt durch deren Bewältigung zu vollenden und in jenes in ſich harmoniſche Leben zurückzuführen, Natur und Geſetz wiederum zu vereinen als Naturgeſetz, wo Freiheit und Nothwendigkeit wieder zuſammenfallen, aber erhöhter als in ihrer Urſprünglichkeit, weil erfüllt von dem Gegenſatz, wo man — wie die Bibel ſich ausdrückt — Alles aus Liebe thut, und wo, wie Spinoza den Durchgang, die Vermittlung durch den Gegenſatz näher bezeichnet, die intellektuale Liebe herrſcht, wo der urſprüngliche Gehorſam gegen die Natur und die freie Bewältigung derſelben wieder eins geworden ſind.

Wie in der äußerlich wirklichen Welt ſolches noch nirgends zu finden iſt, ſo iſt es auch in der aus der freien Phantaſie geſchaffenen nur ſelten möglich, die

Vollkraft des Daſeins aus dem Widerſtreit der Welt in ſeiner Erhöhtheit herauszuretten.

Dies liegt mit in der Endlichkeit unſeres Daſeins und Denkens.

Daß die Hingebung des Individuums eine abſolute ſei und doch wiederum aus der zuſammenbrechenden Welt ſich die Vollkraft des Lebens herausrette, nicht in relativer Reſignation, ſondern in ungetheilter Urſprünglichkeit — das ſind Gegenſätze, deren gerechte Vermittlung ſelten gelingt.

Die Poeſie wie die Religion faßt daher das Leben als das endliche und ſcheut den Tod für die Hingebung nicht.

Alles Leben verzehrt ſich und nur die ewigen Geſetze bleiben; dieſe in Geſtaltungen heraustreten zu laſſen, iſt Aufgabe der Poeſie. Mit der Beendigung des Kampfes hat die Poeſie ihr Endziel erreicht und hebt ſich ſelbſt als Poeſie auf. Wird die Leidenſchaft und ihr Gegenſatz abſolut gefaßt, ſo können wir menſchlich bedauern, daß es zur tragiſchen Selbſtverzehrung führt, poetiſch nothwendig aber iſt es. Hier kommt keine äußerlich moraliſche Rückſicht in Betracht, es gilt nur die innere Geneſis eines nothwendig fortſchreitenden Lebensprozeſſes darzuſtellen; Anderes von der Poeſie verlangen, hieße ihr fremde Bedingungen aufnöthigen.

Es iſt ein in ſich frivoles Verfahren, wenn man in hausbackner Weiſe, um Hörern und Leſern den tragiſchen Schauer zu erſparen, einen tiefen Conflict anregt und begründet und doch am Ende nachgiebig umbiegt. Will man das, darf man nur auf Relatives, auf reſervirte Neigungen, auf Mißverſtändniſſe und dergleichen bauen. Die tragiſche Endung des abſoluten Conflictes kann und muß auch die Verſöhnung in ſich tragen, wenn ſich dieſe auch nicht in einer beſtimmten Formel faſſen läßt; ſie mag uns jenes Rauſchen der Urmächte vernehmen laſſen, das ſich unter der Oberfläche des Lebens bewegt, und hat damit genug gethan.

Die Romantiker hatten in ihrer Weiſe die reine Selbſtändigkeit der Poeſie gewahrt; ſie beanſpruchten für die Poeſie ein Aehnliches wie die reine Inſtrumentalmuſik, die zu nichts Handlichem dient, ſondern blos unendliche Gedanken anregt.

Stellt ſich die abſolute Vollendung bei der aus freier Einbildungskraft geſchaffenen Poeſie als innere Nothwendigkeit heraus, ſo tritt ſolche noch äußerlich hinzu bei der Poeſie, die ſich an das Leben anſchließt, wie es im Volke ſich geſtaltet.

In den dunkeln Waldesgründen und an Bergeshängen giebt es noch Charaktere wie die wilden Roſen, einblättrig und offen bis in den Herzensgrund, und Weißdornblüthen, die nur in einer Sturmnacht aufbrechen.

Hier iſt die Herrſchaft der halben Zuſtände, der relativen Hingebung, die ſich in der Reflexion einen Hinterhalt wahrt, noch ſpärlich. Hier iſt noch Lachen und Weinen, Jauchzen und Klagen, herzhaft, ohne Zurückhaltung. Die Leidenſchaft hat hier noch ihren vollen Muth, man weicht ihr nicht aus, ſie wird hier leicht zur abſoluten, das ganze Sein brennt in ihr und verzehrt ſich.

Daß ein Individuum ſeine eigenen beklemmenden Zuſtände oder die der Zeit- und Volksgenoſſen — wenn ſie ſeine Seele erfüllen — als endliche, als kritiſche Uebergänge faſſe, darüber hinweg nach einer beſſern Zukunft ſchaue, in der Zuverſicht dieſes Glaubens ſich und die beſſere Welt herausrette, dazu gehört eine Kraft des Gedankens, deren ſelbſt die gewaltigſten Geiſter, gewohnt ſich an jenſeitige Ideale zu halten, nur ſelten fähig ſind.

Das Hinausſchwingen über die Gegenwart iſt aber auch vielfach ſchuld an der Lahmheit unſerer Zuſtände; man will nicht mehr Alles drauf und dran geben, um das als nothwendig ſich Ergebende jetzt und über alle Hinderniſſe hinweg durchzuführen.

Darum brachte es auch eine innere Folgerichtigkeit und nicht eine Mode mit ſich, daß man Charaktere aus dem Volk wählte, die noch einem einzigen Gedanken ihr ganzes Sein widmen, um an ihnen rein menſchliche oder ſociale Conflikte bis zur tragiſchen Vollendung durchzuführen.

Bei der Schrift für das Volk, die mehr den moraliſchen als den ethiſchen Geſichtspunkt in ſeiner umfaſſenden Bedeutung im Auge hat, da mag es darauf angelegt werden, den Conflict zur friedlichen Verſöhnung zu führen, und hier kann die Religion, nicht blos in ihrem reſignativen Charakter ſondern in ihrer friſchen Erhebung, den Lebensgang in ruhiges Geleiſe führen. Bei der Dichtung aus dem Volke, in der die Poeſie nur ihren inneren Geſetzen folgt, führt es oft nothwendig dazu, die Leidenſchaft einer in ſich unverbogenen und unbeugſamen Natur in ihrer ganzen Zerſtörungskraft darzuſtellen.

Das Volksthum gegenüber dem Polizeiſtaat und der Kirchenpolizei.

Wie in der Körperwelt ſo noch weit mehr in der Geiſteswelt giebt es unwägbare Stoffe, die ſich von keinerlei Werkzeugen und Kategorien einfangen laſſen. Dahin gehören, wie bei Einzelcharakteren, ſo auch bei ganzen Völkern, jene beſondern Merkmale ihres eigenſten Lebens, die ihnen keine Pädagogik aufgedrückt, ſondern die ſie organiſch aus ſich gebildet haben.

Die unerſchöpflichen Gründe des Volksthums ſind das Palladium einer Nation, die die Beſonderheit ihres Daſeins bedingen. So unſcheinbar ſich hier auch Manches darſtellt, ſo bildet es doch das ſchützende Blatt für Blüthe und Frucht, für Gemüth und That.

Es bedarf kaum einer Aufzählung der Sünden, mit denen dem deutſchen Volksthum mitgeſpielt wurde: die Ausländerei der vornehmen Stände, der Dünkel der Gelehrten, und vor Allem der Hans Dampf in allen Gaſſen, der moderne Polizeiſtaat mit ſeiner zutäppiſchen Vielregiererei, hat die zarteſten Keime des Volksthums zerdrückt und verunſtaltet.

Es iſt keine blos willkürliche oder von Feindſeligkeit eingegebene Erfindung, wenn man Beſtehen und Handhabung der modernen „Staatsmaſchine“ als den mechaniſchen Polizeiſtaat bezeichnet. Was geſchieht denn weſentlich anders, als daß man alles natürliche Wachsthum am Polizeiſtock groß ziehen will? Befehlen, Verbieten und Ueberwachen dieſer Verordnungen, das ſind die Künſte des Polizeiſtaats.

Daß man etwas anerkenne, das ſich nicht einregiſtriren läßt, daß man etwas hege, was zu ſeiner Erſcheinung nicht erſt auf das Decret wartete — wie ſollte das die Kanzleiweisheit über ſich vermögen?

Die reichſte, nie verſiegende Quelle des Rechtslebens iſt das Gewohnheitsrecht, der Polizeiſtaat hat nur ſeinen einzigen untrüglichen Canon: das Regierungsblatt.

Das Volksthum iſt das Heiligthum einer in ſich verbundenen Menſchengemeinſchaft, der Polizeiſtaat kennt kein Heiligthum, außer etwa noch die Kirche, weil und in ſofern ſie auf anderm Wege der Polizei Handlangerdienſte leiſtet.

Die ganze heute geübte Regierungskunſt iſt eine weſentlich negative, was noch als poſitiver Kern im Volke bleibt, muß ſich ohne die Regierung und trotz derſelben erhalten.

Man trete hinaus unter das Volk und ſehe nur, wie der Polizeiſtaat mit dem Volksthum, mit Bräuchen und Sitten, mit Feſten u. ſ. w. wirthſchaftet; da ſoll es keine Regung geben, die nicht überwacht, regulirt und regiſtrirt iſt. Am ſchnellſten iſt man aber fertig, wenn man verbietet.

Ein Baum, der ein Jahrhundert zu ſeinem Wachsthum bedarf, iſt in einer Stunde gefällt; ein Volksgebrauch, der ſich ſeit undenklichen Zeiten in die Gemüther einlebte, man wirft einige Zeilen auf einen Stempelbogen, ſtreut Sand darauf — die alte Sitte iſt begraben.

Man hat den Muth und die Kraft nicht, etwaigen Abſchweifungen durch Verſittlichung entgegenzuwirken, man wählt den bequemeren Weg — man verbietet, man hat ja Polizeibüttel genug.

Ich kenne eine Gegend, in der ehedem zur Faſtnachtzeit in jedem Dorf ein Umzug gehalten wurde, wobei es allerlei ſpaßhafte Geſchichten gab und allerlei Reden ꝛc. gehalten wurden. Natürlich hat man das verboten, es kann ja etwas vorkommen, was dieſe oder jene Lächerlichkeit geißelt; und dann: wie darf man eine Rede halten laſſen, die nicht vorher cenſirt iſt?

Der Polizeiſtaat iſt empfindlich, muß es ſeiner Natur nach ſein, weil er ſeine Würde in der Uniform bekundet und jeden Augenblick ſeine Amtsehre angegriffen ſieht.

In derſelben Gegend war es von jeher Sitte, daß die Burſchen jeden Abend, und am Sonntag auch die Mädchen, ſchaarenweiſe ſingend durch das Dorf zogen. Es ſoll nun in neuerer Zeit manches Lied aufgekommen ſein, das allerdings ungehörig iſt; ſtatt aber durch Veredlung entgegenzuwirken, wählte man natürlich das einfachere Verfahren und verbot alles und jegliches öffentliche Singen.

Wozu ſoll überhaupt das unverſteuerte und nicht in der Schule gelernte Singen? wozu ſollen Volksſpiele und dergleichen dem Polizeiſtaat nützen?

In einer andern Gegend zieht der griesgrämige Pietismus gleichfalls an demſelben Karren mit der Kanzleiweisheit. Man hat von „Pfarramtswegen“ verboten, daß am Sonntag überhaupt Tanzmuſik gehalten werde. Man ſoll am Sonntag beten und noch einmal beten und dann von heiligen Dingen ſprechen. Daß der Sonntag für die Arbeitenden auch ein Freudentag ſei, das ſoll nichts mehr gelten. Die reichen Städter können ſich einen Wochentag zu Feſt und Tanz bereiten; das kann der Bauer und Handarbeiter nicht. Wie der Polizeiſtaat gegen jegliche Regung des individuellen Lebens, ſo iſt die künſtlich angeſetzte Pietiſterei gegen jeden friſchen Lebensgenuß empfindlich, ſie kann ihn ihrem innerſten Princip nach nicht dulden. Darum treibt man Mißliebiges mit dem Amtsſtil aus.

Ich mag die Beiſpiele nicht vermehren, wer nicht eine Amtsbrille aufhat, kann ſie täglich ſelber ſehen.

Es wäre eine ungerechte Anmuthung, daß der Polizeiſtaat ſich ſelber aufgebe, indem er irgend etwas frei gewähren laſſe.

Ich habe bereits eben angedeutet, daß bei alledem das Volksthum nicht zu Grunde zu richten iſt.

Es iſt ein tiefes Geſetz in der Menſchennatur, daß es nie gelingt, das innerſte Weſen eines andern Individuums ganz in die Hand zu bekommen, um es nach Willkür zu modeln. Eltern und Erzieher erfahren dies an den Kindern, und die Pädagogik hat bereits darauf ihr neues Verfahren gegründet. Noch viel weniger gelingt jene gänzliche Bewältigung bei einem Volke. Das organiſche Staatsleben der Zukunft wird ſich darnach zu richten haben.

Das Volksthum in ſeinen Erſcheinungen, in Bräuchen und Sitten, iſt wie alles Leben den Wandlungen unterworfen. Wie die Trachten, wie namentlich die Dialekte eine geſchichtliche Entwicklung nach zeitweiligem Feſtſtehen bekunden, ſo ſchafft ſich auch das Volksthum, über die Einwirkungen der Schulen und Kanzleien hinweg, neue Lebensformen. Mit Abſterben der gewohnten Formen iſt das Weſen noch nicht aufgehoben. *Die Klage über das Verkommen dieſer und jener ſinnigen Form iſt daher eine müßige: es werden neue kommen, nicht minder beziehungsreich und anmuthig, wenn man nur der freien Entfaltung Raum gönnt.*

Die volksthümliche Dichtung hat hier eine doppelte Aufgabe. Einerſeits die durch natürliche Ueberlebtheit oder durch die Macht des Polizeiſtaates verſchwindenden Formen des Volksthums in feſten freien Geſtaltungen für das nationale Bewußtſein zu erhalten, und andererſeits von hier aus Anknüpfungen für neue Bildungen zu geben.

Dies entſpricht ſowohl dem innerſten Weſen der Poeſie überhaupt, als der volksthümlichen insbeſondere.

Die volksthümliche Sprache überhaupt und die Mundart insbeſondere. — Die Dichtung in der Mundart. — Ein Wort über das Volksdrama.

Von dem eigentlichen Urſprung der Sprache, der kein willkürlicher iſt ſondern unmittelbar in die Natur des Menſchen gelegt dieſelbe in ihrer Weſenheit bedingt, ſind wir zu weit entfernt, um noch daraus ſchöpfen zu können; dagegen muß ein Anſchluß an die volksthümliche Sprache, wie ſie ſich organiſch und aus der

Anſchauung weiter bildet, zur friſchen Belebung von Bedeutung ſein.

Die Volksſprache geht noch weſentlich von der ſinnlichen Anſchauung aus. Von der volksthümlich lebendigen wie von der alten Sprache gilt, was Jakob Grimm ſagt: „Man kann die innere Stärke der alten Sprache mit dem ſcharfen Geſicht, Gehör und Geruch der Wilden, ja unſerer Hirten und Jäger, die einfach in der Natur leben, vergleichen. Dafür werden die Verſtandesbegriffe der neuen Sprache zunehmend klarer und deutlicher. Die Poeſie vergeht und die Proſa (nicht die gemeine, ſondern die geiſtige) wird uns angemeſſener.“

Dieſes letztere iſt nothwendig und mag doch auch wiederum zur Poeſie führen. Die ſelbſtändige und ſubjective Wahrnehmung der Merkmale wiederholt ſich fort und fort und tauſendmal Geſehenes wird neu erfaßt und bezeichnet, als ob es jetzt zum Erſtenmal erſchiene.

Die Naivetät der volksthümlichen Sprache beſteht nicht nur in dem Beſtimmten, Geſunden, wie es Grimm ſo treffend bezeichnet, ſondern auch oft in dem kindlich Herumtaſtenden, wo man noch keine fertigen Schablonen und ſtehenden Redensarten für Alles hat, ſondern ſich erſt die Merkmale ſucht, neue Worte ſchafft und alte neu bildet. Das Uebertragen von Menſchlichem auf die äußere Natur, wie das gegentheilige Veranſchaulichen des Menſchlichen durch äußerlich Gegebenes, führt auf und ab zur Poeſie. Der Satz: der Menſch iſt das Maß der Dinge, gilt erſt von der Bildungsſtufe, die in das Bewußtſein tritt oder bereits in ihr ſteht; ihr voraus geht die Stufe, die menſchlichen Beſonderheiten durch die Natur zu erklären. Beide Elemente ſind thätig in der heutigen Volksſprache. Selbſt die neueſte techniſche Umgebung wird ſich der poetiſchen Sprachbildung nicht entziehen können.

An der Sprache haben wir nicht nur eine lebendige Poeſie, ſondern eine volksthümliche Philoſophie, wie ſie ſich abſtract nicht aufbauen läßt. Mit naturtriebſichem Bienenfleiß trägt der Volksgeiſt alle ſeine Wahrnehmungen in den kunſtmäßigen und doch ſo natürlichen Bau ſeiner Sprache. Es ließe ſich aus der ſprachlichen Faſſung der höheren Wahrnehmungen ſowie aus dem Spruchmäßigen eine volksthümliche Philoſophie entnehmen, der nichts anderes an die Seite geſtellt werden kann.

In der Sprache treten wir das Erbe des geſchichtlichen Geſammtgeiſtes an und wir haben hier unmittelbar ein Bild vom Zuſammenhang unſeres individuellen Denklebens mit dem allgemeinen, worin wir wieder Nothwendigkeit und Freiheit in gleicher Macht erkennen, die eine die andere begrenzend.

Die Schriftſprache kann nicht nur friſche Worte aus der Volksſprache ausheben und ſie nach und nach grammatikaliſch einſchulen (ſo haben wir im Oberdeutſchen das für eine Eroberung gehaltene franzöſiſche endimanché längſt in dem Worte „gſunntigt,“ ſo haben wir die feinere Begriffsbezeichnung „ungut, ungutmüthig,“ ſo haben wir das einfache, „es lächert mich“ für das ſchwerfällige: es macht mich lachen u. ſ. w.), ſondern auch ſprachgeſetzlich ließe ſich wohl manches herübernehmen. Welch ein ſicheres Tongefühl verräth es, wenn der Oberdeutſche bei den Wörtern, die mit Kehllauten beginnen, durchgängig, und häufig auch vor d und b, im Perfectum die Vorſatzſylbe ge wegläßt. Das Hülfszeitwort zeigt ſchon genug die Zeit an und ſtatt: ich bin gekommen, gegangen, habe gegeben, gekauft ꝛc. ſagt man: ich bin kommen, gangen u. ſ. w. Die engliſche Bruderſprache hat die aus ge entſtandene Vorſatzſylbe y auch längſt allenthalben abgeworfen.[1]

Ein Einzelner darf ſich nicht ſo leicht etwas der Geſammtſprache gegenüber herausnehmen, und das Vorſtehende mag nur darauf hindeuten, welche Fingerzeige uns die Volksſprache giebt, die Schriftſprache ebenfalls ſo zu halten, daß ſie flüſſig geſprochen werden könne.

Während die romantiſche Schule vielfach aus dem Mittelhochdeutſchen nach Stoff und Form Volksthümliches wieder erweckte, geht die neuere volksthümliche Richtung, wie ſie auch in Hebel bekundet, vom gegenwärtig Lebendigen, vom Dialekte aus.

[1] Hiebei kommt allerdings in Betracht, daß die oberdeutſchen Dialekte das einfache Präteritum nicht gebrauchen und darum genöthigt ſind, das Perfectum mundgerechter zu machen. Dagegen findet ſich dieſe Vorſatzſylbe, wie Schmeller (die Mundarten u. ſ. w. 485 und 1057) nachweiſt, im Präſens und Infinitiv und das Perfectum merkt man „an der größeren Entſchiedenheit, mit welcher in dieſem Falle der Anfangslaut des Wortes vernommen wird.“

Obiges mag ſich auch noch zu dem wiſſenſchaftlichen Nachweiſe geſellen, den Moriz Rapp (Verſuch einer Phyſiologie der Sprache ꝛc. Stuttg. 1841, Th. 4) führt, „daß die nächſtkünftige Redaction der Sprache wieder von Süden aus, aus den oberdeutſchen Dialekten ſich entwickeln muß.“

Die Dichtungen, die im Volk ſelber entſtehen, ſind ſchon lange nicht mehr in der Mundart gehalten. Die meiſten Volkslieder nähern ſich der hochdeutſchen Schriftſprache; Scherz- und Spottlieder beharren jedoch in der Mundart, weil dieſe dem gewöhnlichen Leben und ſomit dem Spott u. ſ. w. näher ſteht. Wenn aber die Bewegungen der Seele in Wehmuth und ernſter Erhebung hinausklingen, ſo erheben ſie ſich zu der Sprache, in der man die Offenbarungen göttlichen Wirkens empfing. Einzelne Wendungen, Worte und Biegungen aus der Volksſprache bleiben und bilden einen Theil jenes unnachahmlichen Reizes, der dieſen Liedern innewohnt; dieſe Wendungen u. ſ. w. ſind gleichſam die Bodenerde, die der Pflanze bei Verſetzung in ein bebauteres Erdreich blieben und ſie ſchnell heimiſch werden und gedeihen laſſen.

Die Bedeutung der Dialektdichtung hat M. Rapp in dem angeführten Buche erſchöpfend dargethan: „Nun läßt ſich denken, daß bei einer Gemeinſprache der Bildung, die ſich in einer abſtrakten vornehmen Steifigkeit erhielt, die lokalen Mundarten um ſo mehr ihre untergeordnete Berechtigung forterhalten, beſonders in dem Falle, wo die Schriftſprache in der Entwicklung und Abſchleifung auf einer Stufe ſtehen bleibt, die gewiſſe Lokaldialekte in der That paſſirt oder überſprungen haben, wo alſo die Dialekte weſentlich jünger ſind als die Schriftſprache. Es iſt alſo nicht allein die Anforderung des poetiſchen Genius, der auch in der verachtetſten Sprachformation die Sehnſucht hat, heimiſch zu werden, es iſt außerdem die phyſiologiſche Oekonomie, welche ſolche Lokalpoeſie begünſtigt, und es muß geſagt werden, daß beſonders in dieſer Hinſicht die oberdeutſchen Mundarten eine hiſtoriſche Bedeutung gewinnen. Während die Bildung, wie der Gedanke an ſich, zur Vernichtung ſeiner Form, das heißt zur Allgemeinheit drängt, ſo hängt dagegen die Poeſie ſich an die Beſtimmung der Beſonderheit, und der Formwechſel, der jene ſtört und hindert, reizt und fördert dieſe. Wir müſſen es in jeder Hinſicht für ein Glück achten, daß unſere Sprache noch der Dialekte und der Volkspoeſie fähig iſt; denn weit entfernt, der Nationalität Eintrag zu thun, weist uns das Beiſpiel der griechiſchen Bildung den Weg, wie die begabteſte Nation der Welt nur im Conflikt der Formen und der immer neu gekreuzten Ausgleichung ihren geiſtigen Reichthum hat entfalten können. Unſere patriotiſchen Centraliſten ſollten wenigſtens Einen (den ſchlechteſten) Vortheil der Dialektspoeſie anerkennen; denn es iſt klar, ohne genaues Bewußtſein über ihre eigene Individualität kommt nie eine Provinz zur wahrhaften Einſicht in die Gemeinſprache; man lernt alſo die letzte nur in der Negation des andern Elements. Es iſt das härteſte, was einer blos provinzialen Bildung geboten werden kann, wenn man ihr zumuthet, Provinzialpoeſie als ſolche anzuerkennen; denn ſie wird hier gewaltſam in ein Element zurückgeworfen, welches zu beſiegen ſie mit aller Kraft der Reflexion durch ihr ganzes Leben gewöhnlich in fruchtloſer Bemühung begriffen iſt. Darum iſt auch dieſe Art der Poeſie der Probirſtein der nach dieſer Seite vollendeten Bildung des Individuums.“

Es giebt eigentlich keine vollkommen entſprechende Buchſtabenſchrift für den Dialekt, das muſikaliſche Element herrſcht in ihm vor, und wie man bereits bemerkt hat, iſt namentlich die Betonung der Vokale, die „geiſtiger, gleichſam ſtoffloſer" ſind als die Conſonanten, eine eigenthümliche.[1]

Die neuere Phyſiologie des Menſchen hat daher auch hierauf beſondere Beziehung genommen. Dabei bekundet ſich auch der tiefe Zuſammenhang des Menſchen mit der Naturumgebung. Berg und Thal und Fluß ſtehen offenbar in einem Zuſammenhang mit den eigenthümlichen Formationen der Sprache, die dort laut werden. Die ſprachliche wie die ſtoffliche Eigenthümlichkeit ergiebt ſich daher eigentlich nur dem Eingeborenen; es iſt wohl ſchwer, wenn nicht gar unmöglich, daß einer in verſchiedenen Dialekten vollkommen entſprechend dichte.

Wie ſich Dichtungen in der Mundart nicht vollkommen in's Hochdeutſche übertragen laſſen, ſo auch umgekehrt.

Es giebt gewiſſe Muſikſtücke, die ſich ohne Benachtheiligung ihres innerſten Charakters auf kein anderes Inſtrument übertragen laſſen; jedes hat ſeine eigene Sprache.

Man kann fremde Dichtungen in die heimiſche Sprache übertragen, ohne dadurch ihrem Genius zu nahe zu treten, weil dieſer doch weſentlich in der neuen Schöpfung des Gedankens und ſeiner Träger beſteht. Die volksthümliche Poeſie und namentlich die Dialektdichtung macht weniger den Anſpruch auf Erzeugung eines nie Dageweſenen, ihr Charakter beſteht vorherrſchend in dem eigenthümlichen Schauen der vorhandenen Welt als einer neuen, in den Entdeckungen, die hier in Einzelheiten u. ſ. w. gemacht werden. Dieſe kleinen und doch weſentlichen Merkmale müſſen bei Uebertragungen Noth leiden.

---

[1] Schmeller a. a. O. weiſt ſchon darauf hin, wie „uns von Zeit zu Zeit die geographiſche Linguiſtik mit der Kunde von Lauten überraſcht, von denen wir keine Ahnung hatten." In ſeinem vortrefflichen Wörterbuche hat Schmeller auch des lebendigen Stoffes für Bereicherung der Worte und der grammatiſchen Fortbildung viel gegeben.

Es hieße aber die Dialektpoeſie zu einer ganz untergeordneten machen, wenn man, wie manche Beiſpiele zeigen, einen in anderen Kreiſen verbrauchten und ärmlichen Gedanken dadurch wieder aufſtutzt. Nichts iſt leichter als durch Uebertragen von Seelenzuſtänden aus der raffinirten Culturwelt in die Einfalt des Dialekts eine gewiſſe Ueberraſchung hervorzubringen. Der in der Stadt Heruntergekommene macht durch ſeinen Aufwand auf dem Land noch einiges Aufſehen. Was ſonſt platt und alltäglich erſchiene, gewinnt durch die liebenswürdig täppiſche Unbeholfenheit des Ausdrucks einen neuen Reiz. Es giebt zweierlei Arten von Naivetät, die eine, die (ohne den Durchgang durch die Bildung oder nach demſelben) nicht viel Federleſens macht, in Wort und That ſchnell bei der Hand iſt und überraſcht; die andere, die an gewohnten Dingen wie an erſtaunlich Neuem herumtaſtet und das rechte Wort u. ſ. w. kindlich mühſam ſucht. Beide Naivetäten ſind dem Volksdialekt innewohnend, aber nur wenn er bei ſeinem eigenen Inhalt bleibt.

Wie mit der gemüthlichen Rührung, ebenſo leicht macht man ſich's auch oft mit der Komik. Wie wohlfeil wird man komiſch, wenn man die ausrangirten ſtumpfſchwänzigen Luxuspferde vor einen Dungwagen ſpannt. Das iſt aber eitel nichtige Poſſenreißerei. Solches Verfahren bringt es nicht weiter als bis auf die niederſte Stufe der Dichtung: die Parodie.

Hebel hat die Dialektdichtung als ſolche hingeſtellt, die ihren Schwerpunkt in ſich hat. Gedanke und Ausdruck entſtehen hier mit einander und können nicht getrennt werden.[1] Die aus der Fremde hergebrachten Stoffe wurden, wie bereits bemerkt, ganz zu heimiſchen verwandelt. Hebel hat daher auch mit Recht die Anmuthung Goethe's, ältere Volkslieder in's Allemanniſche zu übertragen, unerfüllt gelaſſen.

Was den oft wiederholten Vorwurf betrifft, daß Hebel die Sprache des Volks zu Loyalitätsäußerungen mißbraucht habe, in dem Gedichte „Der Schmelzofen," da es heißt: „Es leb der Marggrof und ſin Hus," ſo iſt zu bedenken, daß dieß Arbeitern auf dem fürſtlichen Schmelzofen in den Mund gelegt iſt und dieß Hoch Karl Friedrich galt, in das der freieſte Mann mit einſtimmen mochte. Dagegen wäre zu wünſchen, daß das Gedicht „Die Hauenſteiner Bauernhochzeit" zu einem Maskenballe nicht verfaßt worden wäre. Abgeſehen von der ſchulmeiſterlichen Wohlweisheit hat es immer etwas Widriges, die naive Sprache und Sitte des Volkes in die Feſte auf parkettirtem Boden zu zwängen. Der friſche Waldgeruch gehört nicht in den vornehmen Moderduft des Patſchuli. Das Volksthum iſt ein Heiligthum und kein neues Gericht auf der Genußtafel. Das Volksleben iſt nicht zu einer Carnevalsſchauſtellung da.

---

[1] M. Rapp in der angeführten Schrift und Joſeph Bader in der „Badenia" haben darauf hingewieſen, wie der von Hebel gebrauchte Dialekt manche Einflüſſe aus der Nachbarſchaft in ſich hat, weſentlich aber hielt er ſich an das Geſprochene, und Hebel ward, wie auch Gervinus bemerkt, dadurch abgeſchloſſener und wirkſamer als Voß, der das Lokale verließ und den plattdeutſchen Dialekt nach grammatiſchen Geſetzen ausbildete.

Wenn Hebel den Schulmeiſter zur Fürſtin ſagen läßt: „'s grethe Frucht und Wi nit, bis der wieder in der Nochi ſind un Sege bringet," ſo iſt das eine überſchraubte Höflichkeit, die an einen Eingriff in die Rechte der Majeſtät Gottes ſtreift. Dieſes Gedicht gehört aber bereits in jene Periode, da Hebel ſeine Dichtungen minder zu innerm Selbſtgenügen ſchuf und manchen Einflüſſen nicht widerſtand. Er gehörte, wie ſich noch näher zeigen wird, zu jenen Naturen, die nicht gern Nein ſagen, die leichter zu einem Widerſpruch mit ſich ſelber, als mit den Anforderungen der Geſellſchaft gebracht werden. Daher wohl auch die Verſtimmung ſeiner letzten Lebensjahre, in der auch die Poeſie ſchwieg.

Für die lyriſche und epiſche Dichtung iſt der Dialekt vollkommen ausreichend. Dagegen widerſtrebt er ſchon dem Schwung in der höheren Reflexionspoeſie. In den Gedichten: „Die Vergänglichkeit," „Der Wächter um Mitternacht," iſt es Hebel gelungen, mit großer Meiſterſchaft das Allgemeinſte und Umfaſſendſte in ſein

Sprachgebiet zu verpflanzen. Dabei merkt man aber doch in Einzelheiten das Erotiſche. Wenn der Wächter um Mitternacht die Unruh in der Thurmuhr „den Puls der Zeit“ nennt, ſo iſt das ein ſchönes Bild, aber kein anſchaulich volksthümliches, weil hier Wort und Begriff Zeit als ſolche ſtehen geblieben ſind und ſich nicht gegenſtändlich faſſen laſſen.

Dem Dramatiſchen will ſich der Dialekt, wie er heute geſtellt iſt, am wenigſten fügen. Er iſt zwar neuerdings vielfach angewendet worden, aber faſt ausſchließlich komiſch oder widerlich ſentimental.

Es wurde bereits darauf hingewieſen, daß im Volk ſelber der Dialekt nur noch zu Spott- und Scherzgedichten gebraucht wird. Dies wiederholt ſich nun in der freien Dichtung. Bei Darſtellung des Bauernlebens in ſeiner Wirklichkeit und der darauf ſich erhebenden Poeſie kann der Erzähler die Zwiſchenglieder, die Bänder zwiſchen Rede und Handlung, mit pſychologiſchem Blick erforſchen und in wendungsreicher Sprache der Bildung aufzeigen. Anders beim Drama. Hier müßte man die ganze innere Motivirung im Dialekt kundgeben, wodurch man alsbald den Boden der Wirklichkeit verlaſſen hätte. Der Bauer und der im Dialekt ſprechende Kleinbürger erörtert einen Seelenzuſtand nur wenig, kurz und knapp. Indem er nun von dem Boden der wirklichen Welt auf die Bretter, die die Welt bedeuten, verſetzt wird, muß er nothwendig — ſoll ein richtiges Verhältniß zwiſchen Handlung und Rede ſein — zu Auseinanderſetzungen greifen, die nicht mehr in der Natur des Handelnden liegen, er tritt aus ſeiner gewohnten Sprachweiſe nach Gehalt und Geſtalt heraus.[1]

Schiller, der in ſeinem Tell, und Immermann, der in ſeinem Hofer einen Bauern zum dramatiſchen Helden gewählt, halten denſelben ideal, laſſen uns aber dabei den friſchen Hauch aus der wirklichen Welt in der höher getragenen athmen. Wir könnten uns Tell und Hofer im Drama nicht im Dialekt ſprechend denken. Die Sprache behält etwas Volksthümliches, ſchwingt ſich aber in die höhere allgemeine.

Ein echtes Volksdrama, wie wir es erwarten und hoffen, wird keineswegs in den Dialekt zurückzugreifen brauchen; ein gewiſſer pathetiſcher Schwung, eine ideale Verklärung iſt der deutſchen Volksthümlichkeit am gemäßeſten und die Sprache der höheren Bildung des Kirchen- und Staatslebens die genehme Form.

Daß das Volksthümliche auch das Idealere und Reinere ſei, will die fieberiſch bewegte Gegenwart auch im Drama nicht anerkennen. Man nennt die ſchmutzigen Fuſelwirthſchaften, die ſich von Frankreich aus auf unſer Theater überſiedeln und da einbürgern: Volksſtücke. Da iſt nicht einmal mehr ein Humor, der mit der Widrigkeit verſöhnt, und während man auch hier das

---

[1] Hebel hat kein Drama geſchrieben, aber eine dramatiſch belebte Romanze „Der Bettler" mag dem Obigen als Beweis dienen. Man leſe einmal laut das Gedicht und man wird finden, die Antwort des Mädchens, die im Affect das vorher von dem Burſchen ſcherzhaft Gebrachte wiederholt, iſt zu ſehr ausgeführt: darum hat auch Hebel, dies wohl fühlend, den Ausruf: „mi Friedli ſich de" an Anfang und Schluß der Rede geſetzt, da das Mädchen naturgemäß nichts weiter ſagen kann.

Laſter als ein Unglück, als unverſchuldetes Schickſal der Armen darſtellt, will man ſich vor dem poetiſchen und moraliſchen Gewiſſen mit allerlei praktiſchen Tendenzen entſchuldigen.

In dramatiſchen Dingen namentlich dürfen wir Deutſchen jeden Tag beten: Herr Gott, bewahre die Franzoſen vor Ungeſchicktheiten und Dummheiten; denn wenn ſie ſie längſt vergeſſen haben, werden ſie uns noch Jahre lang aufgetiſcht.

Das alte harmloſe Volksſpiel wird ſich wohl nicht leicht wieder erwecken laſſen: alle unſere Zuſtände ſind zu tief bewegt und erſchüttert, die dramatiſche Dichtkunſt empfindet ſolches am meiſten.

Wie das Volksdrama urſprünglich aus Myſterien, aus Darſtellung heiliger Geſchichten und andererſeits aus Faſtnachtsſpielen entſtand, ſo ſind Tiefſinn und Uebermuth immer die beiden Grundelemente, die hier verwalten. — Unſere auf Schrauben geſtellte Gegenwart kann zu jenem ſchwer durchdringen und dieſen nicht ertragen.

Die nationale und volksthümliche Geſtalt und Macht des Theaters hängt weſentlich mit einem großen und öffentlichen Gemeinleben zuſammen, in dem das Leben und das freie Spiel der Dichtung ſich begegnen, oder wo mindeſtens die ſocialen Zuſtände genugſame Feſtigkeit zum Aufbau poetiſcher Gebilde gewonnen haben.

Die volksthümliche Dichtung und die praktiſche Humanität.

Die Grundzüge der Humanität, in ihrer Allgemeinheit längſt anerkannt, fanden ſogar hochgeſtellte

Beſchützer, ſo lang ſie in der Allgemeinheit verharrten. Je näher man aber dem wirklichen Leben rückte und hier Bethätigung heiſchte, um ſo mehr entfernte ſich Gunſt und Schutz. Was ehedem blos Verfeinerung des Gefühls und Genuß war, wurde jetzt durch ſeine Anmuthungen für das Leben unbequem und ſtörſam. Man ſtellte daher ſophiſtiſch das Unumſtößlichſte in Frage. Man wagte es nicht mehr, offen die Grundſätze der Humanität zu beſtreiten; man führte ſie im Munde, während man gerade das Gegentheil anſtrebte. Man ließ die Grundſätze gelten, aber man beſtritt ihre Anwendbarkeit, ihre Verbindlichkeit für das Leben, ohne dabei zu bedenken, daß dieſe falſche Abſtraction von Idee und Leben ſich ſelbſt aufhebt, indem eines ohne das andere haltlos und unberechtigt iſt. Die Idee iſt keine wahre, wenn ſie den Geſetzen des Lebens widerſpricht, das Leben iſt kein wahres und wirkliches und verdient ſeinen Untergang, wenn es den ſchöpferiſch neu geſtaltenden Gedanken nicht aushält.

Man prophezeite aus der Durchführung der allgemeinen Humanitätsgeſetze einerſeits ein Chaos, andererſeits ein nach der Schnur geſtutztes jämmerliches Einerlei. Man fand es recht löblich und ſchön, wenn die Geſetze der Humanität in ſpeculativen Theorien oder überſchwänglichen Poeſien ſich geltend machten, nur ſollten dieſe letzteren — beſonders nach Raum und Zeit recht weit weg verſetzt werden.

Mit Annäherung der poetiſchen Auffaſſung an das wirklich Vorhandene, mit Erfaſſung des Volksthümlichen nach ſeiner Erſcheinung wie nach ſeinen innern Bedingungen iſt eine der erſten Stufen thätiger, ſchöpferiſcher Humanität betreten.

Habt ihr es erkannt, daß es überall ein inneres Geſetz giebt, das ihr nicht nach euren abſtracten Verordnungen modeln könnt; habt ihr gefunden, daß in den Niedergeſtellteſten dieſelben Kräfte walten und die Blüthen des reinen Menſchenthums treiben, mindeſtens ſo gut als in den äußerlich Bevorzugten, ſo iſt es nicht mehr herablaſſendes Wohlwollen, ſondern eine Pflicht, Jeglichem Raum und Macht zu gewähren, daß er nach Kräften ſeinen Antheil an der Welt gewinne.

Hiezu genügt aber nicht ein bloßes negatives Zurückziehen, indem man Jeden ſich ſelbſt überlaſſe, ihm nicht hindernd in den Weg trete; die thätige Humanität verlangt die Verbindlichkeit der Menſchen unter einander — es müſſen neue Lebenseinrichtungen geſchaffen werden, die das befreite Daſein heben und tragen.

Eine Zeit lang mag man noch die Conſequenz vor ſich ſelbſt verhehlen oder gar ihrer ſpotten; ſie wird und muß ſich aber Bahn brechen, Denken und Thun zum Einklang zu führen. Wir hoffen und wünſchen, daß dies auf friedlichem Weg bewerkſtelligt werde.

Es iſt unbeſtreitbar, daß noch zu keiner Zeit die Zuſtände des ſogenannten niedern Volkes ſo vielfach ſich in die Betrachtung der Hochgeſtellten drängte, wie in unſeren Tagen. Weſentlich hat hiezu die Poeſie beigetragen. Welch ein gewaltiges Gebiet iſt zum Beiſpiel bei den Engländern durchmeſſen von Gray's Elegie auf einen Dorfkirchhof bis zu den Darſtellungen von Boz, zu den Korngeſetzdichtern u. ſ. w. Man begnügt ſich jetzt nicht mehr mit der bloßen Erregung einer weichmüthigen Stimmung.

Soll nun aber die volksthümliche Dichtung weiter nichts thun, als aus der dem Leben ſich anſchließenden Phantaſie ihre Rekruten in die kämpfenden Reihen des Tages zu liefern? Oder ſoll die Muſe jetzt nur die Saiten rühren, um nach dem letzten Accord die Hand zum Empfang milder Gaben für die Armen auszuſtrecken?

Ein dichteriſches Werk iſt kein Bettelbrief, gerichtet an die mit Macht und Beſitz Begabten; es muß vom Boden der gegebenen Verhältniſſe aus, von eigener Schöpferkraft getragen, ſich über das Vorhandene hinausſchwingen und in ſich ſelbſt ſeinen Abſchluß finden. Ein Dichterwerk iſt auch kein Brandbrief, gelegt um zu ſchrecken oder vorſorgend zu warnen; es kann beides daraus entnommen werden, aber nur mittelbar aus der ganzen Faſſung des Lebens in ſeinen reinen Conſequenzen.

Auch auf dem humanitären Standpunkt darf das Weſen der Kunſt nicht aufgegeben werden, ſie ſoll das verwirrte und verunſtaltete Leben zu ſeiner Einheit und Reinheit durchführen. Indem ſie hiebei ſich ſelbſt genügt und ihren ewigen Geſetzen, fügt ſie ſich mittelbar in die große Arbeit der Welt und ihre zeitlichen Strebungen.

Es giebt viele politiſche und ſocialiſtiſche Rigoriſten, die die Forderung ſtellen und ſie auf Beweiſe zu ſtützen trachten, daß in dem großen Proceſſe der Gegenwart auch die Kunſt in die Gantmaſſe kommen müſſe; da heißt es: Ihr ſollt und könnt uns keine in ſich ruhenden Geſtaltungen der Kunſt liefern mitten aus dieſer ruheloſen, chaotiſchen oder mißgeſtalteten Zeit. Ihr müßt heraus aus dem Poetenwinkel, in dem ihr euch eine Welt zurecht macht; es kann kein Kunſtwerk mehr geben, das in ſich ſelbſt ſeine Erfüllung hat; der Befreiung des Menſchendaſeins muß auch die Kunſt zum Opfer gebracht werden.

Die Kunſt ſoll der Befreiung des Lebens geopfert werden, und ſie iſt doch eine der höchſten Erfüllungen des befreiten Lebens! Es ſoll hier etwas als Mittel aufgebraucht werden, was wieder als Endzweck zu erobern wäre. Iſt die Freiheit Geſundheit, ſo iſt Füllung und Entfaltung der Geſundheit die Schönheit nach allen ihren Seiten.

Auch hier trifft der weltliche Rigorismus wiederum mit ſeinem Gegenſatz, dem idealiſtiſchen, zuſammen: aller Schmuck und alle Zier des Lebens, alle blos für ſich geltende Schönheit ſoll abgenommen und in den Tiegel geworfen werden, um daraus ein materielles oder idealiſtiſches goldenes Kalb zu bilden.

Nur wenige in ihren Endpunkten ſich ſelbſt wieder auflöſende Dichterwerke entbehren des ethiſchen Grundzugs, ſonſt überall macht ſich eine beſtimmte Weltanſchauung des Dichters geltend, ſo ſehr auch die Einzelgeſtalten und das Ganze für ſich leben mögen. Dies iſt keineswegs eine oben aufgelegte abſtract bleibende Tendenz, ſondern gerade das innerſte Lebensmark.

Hieher wendet ſich auch die neuerdings vielfach erörterte Frage über politiſche Poeſie. Die Politik kann gewiß mindeſtens ebenſo gut als jede andere menſchliche Beziehung Gegenſtand der Poeſie ſein, nur muß ſie ſich, wie alles zur Poeſie Gewordene, über die Rhetorik, über die abſtracte Declamation erheben; ſie muß die Regungen des Zeitalters mit dem ewig Menſchlichen verbinden und zum Kunſtwerk geſtalten, das mehr iſt als ein blos vorübergehendes Culturmoment. Schiller hat das in ſeiner erhabenen Weiſe dargethan, die gewaltigſten ſeiner Dichtungen durchſtrömt das politiſche Zeitbewußtſein, oft in prophetiſcher Weiſe, und wer wird ſeinen Geſtaltungen die Poeſie abſprechen wollen?

Die humanitäre Richtung widerſpricht demnach auch keineswegs der reinen Kunſt, wenn ſie es vermag, ihr Princip zum gleichſam unſichtbaren und doch überall wirkenden zu verarbeiten, wenn dies, wie der Schulausdruck ſagt, immanent iſt.

Es iſt dabei nicht zu befürchten, daß aus der humanitären Richtung eine Armenhauspoeſie entſtehe, der alle freie Schönheit abgeht. Wir in Deutſchland namentlich, ſo ehrlos auch unſere Rechtszuſtände ſind, haben noch ſo viel unverwüſtliche Innigkeit des Volkslebens, es iſt noch ſo viel Sonnenſchein, ſo viel Wieſen- und Waldgrün zwiſchen die Hütten der Armen gebreitet, daß Herz und Auge ſich ſattſam daran erquicken mag. Nur ſoll man ſich nicht an dieſen allein erfreuen, den herzzerreißenden Jammer und die Noth der Armuth überhören, das Zerfallende überſehen, oder gar als maleriſch betrachten. Der Poeſie wird und muß es immer verſtattet bleiben, lieber im holden Maien zu weilen, als im ſtarren Winter, lieber die Menſchen im Feſtesſchmuck zu Tanz und Spiel zu geleiten, als mit ihnen am Hungertuch zu nagen. Das iſt nicht eitle Genußſucht, feige Flucht vor der Wirklichkeit; die Poeſie wie die Muſik hat ihre reichſten Töne für den Schmerz, ſie werden überall hereinklingen, nur ſollen ſie nicht als bloße Diſſonanzen gefaßt werden.

Die Poeſie wiederſpiegelt die Welt, zunächſt ohne andere Tendenz als die, der Wahrheit, das heißt der ewigen, wie ſie in den mannigfachen Geſtaltungen ſich kundgiebt, die Ehre zu geben; die Poeſie als ſolche iſt deshalb nicht tendenziös im gewöhnlichen Sinn, die Poeſie iſt kein Vorſpannpferd für allerlei Tendenzen, um den ſtecken gebliebenen Staats- und Geſellſchaftswagen über Berge und durch unwegſame Gründe zu führen; der alte Pegaſus hat nebſt ſeinen geſunden vier Beinen, mit denen er auf dem Lebensboden ſteht, auch noch ſein Flügelpaar, mit dem er ſich nach Herzensluſt frei aufſchwingt.

Die Poeſie richtet euch eure Schulen, Fabriken, Gefängniſſe, Kanzleien ꝛc. nicht beſſer ein; ſie zeigt euch aber das Walten der ewigen Urmächte unter der Oberfläche des Lebens, ſie ſtellt euch Verknüpfungen von Urſache und Wirkung dar, die ihr ſo anſchaulich gewöhnlich nicht erkennt. Aus dieſer tieferen Erfaſſung des Lebens erſchließt ſich nothwendig die Humanität, die Allgerechtigkeit. Es iſt aber nicht Aufgabe der Poeſie, aus der freien Compoſition heraus die Staatseinrichtungen unmittelbar umzugeſtalten, zu ordnen und zu leiten.

Man kann die Erlöſungsbedürftigkeit der modernen Welt erkennen und durch Geſtaltungen wach rufen, ohne darum Erlöſer ſein zu können.

In einer Zeit der Maſſenkämpfe, in einer Zeit des Friedens, da keine gewaltigen beherrſchenden Charaktere auftreten, erſchließt ſich immer mehr das Bewußtſein, daß das Schickſal nicht mehr von einzelnen durch Bildung und Macht Hervorragenden oder Hochſtehenden ausgeht. Man hört ſo oft klagen, daß es keine großen Männer mehr gebe; umgekehrt ſollte man daraus gerade die tröſtliche Erkenntniß entnehmen, daß das Durchſchnittsmaß größer geworden iſt, daß es weniger kleine Menſchen giebt.

Auch in dem Lebensdrama, das ſich jetzt aufführt, kommt es nicht mehr auf einzelne Heldenſpieler, ſondern auf das Zuſammenſpiel an. Die Kunſt wird ſich noch immer einzelne Charaktere als Mittelpunkt für die Gruppirung wählen und ihnen das Hauptlicht zuwenden müſſen, aber auch hierin macht ſich bereits das neue Princip geltend.

Die Poeſie, die ſich dem Leben anſchließt, hebt nun nothwendig Charaktere aus der ſogenannten Maſſe heraus, ſie als Typen aber mit individuellem Leben betrachtend. Was ehedem blos Staffage war, wird jetzt zum Mittelpunkt, im Leben wie in der Dichtung. Der Chor wird aufgelöſt in einzelne Stimmen oder gar als Chor zum Helden gewählt.

Die volksthümliche Poeſie hebt Individuen aus jenen Kreiſen heraus, die man ſonſt nur als Geſammtheit zu faſſen gewohnt war. Sie zeigt hier die mehr oder minder vollendete Abgeſchloſſenheit des individuellen Lebens, ſeine Hinderniſſe und Förderungen, die Vereinſamung und Verlaſſenheit auf der einen und die gewaltſame Gebundenheit auf der andern Seite.

Wie es eine der höchſten Aufgaben der Philoſophie iſt, der Einigung zwiſchen dem freien Einzelwillen und dem nothwendigen göttlichen Geſetze, dem Allgemeinwillen, nachzugehen, ſo ſtellt ſich dies der Poeſie concret als die Aufgabe dar, das freie Individuum wieder in ſeinem Zuſammenhang mit Welt- und Menſchenleben aufzuzeigen.

Welche Wendungen daraus für das wirkliche Leben hervorgehen werden, wie die freien Vereine u. ſ. w. Einzelwille und Einzelintereſſe mit dem Geſammten verſöhnen mögen, das liegt außerhalb des poetiſchen Bereiches. Die ſpröde Wirklichkeit folgt keinen vorgreifenden allgemeinen Beſtimmungen, und hierin liegt ein tiefes Geſetz. Jede Verwirklichung eines vorher gefaßten Gedankens iſt nicht blos deſſen materielle Ausführung und Bethätigung, demnach baar und ledig alles innern Lebens und nur dem von Außen überkommenden Gedanken Folge leiſtend; vielmehr iſt mit jeder Bethätigung oder Bewerkſtelligung eines Gedankens eine weſentlich neue Schöpfung deſſelben nothwendig verbunden. Hierin bekundet ſich das Innewohnen des Geiſtes in allem Thun. Darum kann ein nachfolgendes Geſchlecht nie die Entwürfe eines vergangenen ganz als ſolche ausführen. Darum muß jede noch ſo hohe und in ſich abgeſchloſſene Offenbarung, wenn ſie zum Leben wird, zugleich als eine andere erſcheinen; ohne dieſes wäre ſie nicht dem neuen Leben wahrhaft zu eigen geworden, es fehlte das lebendige Fortwirken des Geiſtes, die täglich wiederkehrende Erneuerung der Welt.

Die Wirklichkeit bringt daher zu Allem neue, unberechenbare Bedingungen herzu, die mit Beibehaltung des gefaßten Grundgedankens eine neue Schöpfung erheiſchen.

In dem Weſen der neuen Menſchheitsbefreiung liegt es, daß ſie nicht mehr Sache eines einzelnen Geiſtes oder einiger iſt, ſondern daß die Geſammtheit mit vereinter Kraft das neue Leben bewirken muß. Hier müſſen ſich dann Ergebniſſe herausſtellen, die Alles überragen, was ein Einzelner aus ſich allein finden mochte.

Hiebei wird es aber immer eine größere oder geringere Zahl Führer geben. Wie bei den Evolutionen großer Heeresmaſſen die Geübteren u. ſ. w. heraustreten und vorſchreiten, um ſodann durch ihre Stellung die Richtung zu bezeichnen, in die die Geſammtmaſſe nachzurücken und zu ferneren Bewegungen ſich anzuſchließen hat, ſo wird es auch im Gebiete des Geiſtes und des Lebens überhaupt ſein. Die Bedeutung und die Zahl der kleinen in die Maſſe verſteckten Führer wird aber immer um ſo größer werden.

Auf dem vorliegenden Gebiet mag ſich bereits als Thatſache ergeben, daß die Darſtellung volksthümlicher Zuſtände — ſo getrübt ſie auch durch Effectmacherei und dergleichen ſein mag — unaufhaltſam iſt und ihr ſonach ein nothwendiges geſchichtliches Geſetz zu Grunde liegt.

Mit dem Streben, aus dem Volke heraus ſein innerſtes Weſen erkennen zu laſſen, geht nothwendig auch das hervor, auf dieſes Weſen einzuwirken, denn nicht das ſchlechthin Wirkliche iſt Geſetz, ſondern das Höhere, in der ewigen Natur Gegründete.

Hieraus ergiebt ſich zunächſt die Schriftſtellerei für das Volk.

Die Dichtung für das Volk,

mit beſonderer Beziehung auf Hebel.

Ich behalte auch hier weſentlich die Dichtung im Auge und laſſe das, was man im Allgemeinen als populäre Schrift bezeichnet, dahingeſtellt.

Hebels Wirken war auch in dieſem Bereich ein vorherrſchend dichteriſches. Wenn er auch Vieles aus den Naturwiſſenſchaften dem allgemeinſten Verſtändniß zugeführt hat, wenn auch z. B. ſeine Erklärung des Weltgebäudes als ein Meiſterſtück populärer Darſtellung betrachtet werden muß, ſo liegt ſeine Hauptkraft und Wirkſamkeit doch in dem Dichteriſchen, das er in dieſem Bereich ſchuf und formte.

Die vorherrſchende Rückſicht auf das Dichteriſche ſchließt hiebei aber keineswegs die Betrachtung der Bildungsintereſſen im Allgemeinen aus, vielmehr vermiſchen ſich dieſe auf natürliche Weiſe. Wenn bei der Dichtung aus dem Volk der Selbſtzweck in erſter Reihe ſtand und erſt an ihm ſich die Richtung und Maßgebung durch das Allgemeine abnehmen ließ, ſo tritt hier ſchon von vorn herein die Bezugnahme für ein Anderes in den Vordergrund.

Die volksthümliche und die volksmäßige

Literatur ergänzen ſich wie Arterien und Venen, jene leiten den Lebensſaft aus dem Herzen, dieſe führen ihn zurück.

Das Volksthümliche und das Volksmäßige iſt daher kein der Weſenheit nach Verſchiedenes. Wir müſſen es blos, wie das überhaupt mit den Strömungen ein und deſſelben Seelengrundes geſchieht, begrifflich trennen, um jedes in ſeiner Beſonderheit ſchärſer zu faſſen.

Wie wir uns bei der Dichtung aus dem Volk in die Urgründe des dichtenden Subjectes zu vertiefen trachteten, ſo müſſen wir hier vor Allem die Bedingungen des Objectes zu erforſchen ſuchen; wie wir dort die ſeeliſche Innerlichkeit aufzudecken ſtrebten, müſſen wir hier den geſchichtlichen Thatſachen nachgehen.

Flüchtiger Abriß der höhern und volksthümlichen Bildungsgeſchichte.

Die gebildetſten Völker des Alterthums, Juden und Griechen, zeigten ihre Stufe der Erkenntniß in dem Geſammtleben der Nation. Ihre Bildung trieb aus dem innerſten Kern des nationalen Lebens und ſtrömte durch alle Aeſte und Zweige. Was die Zeit an Weisheit und Einſicht in ſich hegte, trat weſentlich als Geſtalt des Lebens, als Staatsform, Cultus u. ſ. w. heraus und mußte nicht erſt auf abſtractem Weg als Errungenſchaft des innern iſolirten Menſchen gewonnen werden. Was die Nation von ihrem Geiſte in Schriften niedergelegt hatte, gehörte nach Inhalt und Form dem geſammten Volk; ſo bei den Juden die Bibel, bei den

Griechen in ähnlicher Weiſe die homeriſchen Dichtungen. Gab es auch bei den Griechen ariſtokratiſche Bildungskreiſe, bei den Juden einen abgeſchiedenen Prieſterſtamm, ſo trat doch das, was höher ſtehende Geiſter über das Vorhandene hinaus, oder es berichtigend, in ſich hegten, bei den Griechen in der Debatte und Volksrede, bei den Juden in der prophetiſchen Verkündigung heraus. *Der Menſch ſprach zum Menſchen*, im lebendigen Wort, das nach Gehalt und Geſtalt dem allgemeinſten Verſtändniß nahe liegen mußte.

Was die Griechen ſpäter in eleuſiniſchen Myſterien, die Juden in der Tradition hatten, die nur Eingeweihten ertheilt wurden, fällt in die Zeit, da Einzelne ſich von der Geſammtheit ablöſten, der Stamm des Volkslebens herzſpältig wurde und in ſich zerfiel.

In der Blüthezeit des jüdiſchen und griechiſchen Nationallebens kann von einem populären und höheren Bewußtſein nicht die Rede ſein. Die Weisheit und Erkenntniß ergab ſich aus den unmittelbaren Geſtaltungen der Welt, man lernte in und mit derſelben ihren Geiſt kennen, der nicht von außen eingeblaſen war und ſich getrennt denken ließ, man hing natürlich mit allen zuſammen. Religion, Geſetzeskunde u. ſ. w. waren keine Wiſſenſchaften im heutigen Sinn, man ſah ſich überall natürlich mit denſelben zuſammengeſchloſſen. Darum waren die Weiſen der Griechen, die Propheten der Juden auch Männer aus dem Volk, beſtimmten Lebensthätigkeiten hingegeben, nicht blos der Welt entfremdete Gelehrte; ihre Mittheilungen und Offenbarungen durchſtrömte der Saft und bedeckte die Farbe des wirklichen

Lebens. Und hatte ſich je einer zeitweilig auf eine einſame Warte geſtellt, ſo mußte er durch die öffentliche Rede dem Volksgeiſt und ſeinem Ausdruck ſich hingeben.

Die Römer, deren Bildung keine urſprüngliche war, hatten damit eben keine ſtreng volksthümliche. Vorherrſchend der That nach außen, minder der innerlichen in ſich abgeſchloſſenen Entwicklung zugewendet, bilden die Römer einen eigenthümlichen Uebergang zu der neuen Zeit.

In der Bildung der neuen Welt trat ein ganz veränderter Entwicklungsgang ein. Geiſt und Welt trennten ſich, ihre organiſche Verknüpfung ward aufgelöſt. Die neuen Völker ſollten den reinen Menſchen in ſich aufnehmen und ausbilden, ihre beſonderen Nationalgeiſter kamen dabei nicht in Betracht. Der Geiſt vertiefte ſich in ſich, wußte und wollte nichts von einem organiſchen Ergebniß des Lebens, das Allgemeine allein galt, das abſtract Wahre ſtellte ſich für ſich hin. Religion und ſpäter auch Geſetz kam nicht mehr aus der Geſtaltung des Lebens, es wurde abſtract und von außen empfangen. So kam es denn, daß Religion, Geſetzeskunde ꝛc. Wiſſenſchaften wurden, die ſich nicht mehr als Ergebniß des Lebens faſt unbewußt jedem erſchloſſen, ſondern die eine Iſolirung der Seele in ſich und vom Leben der Außenwelt nothwendig machten. Die Gelehrſamkeit ward ein ausſchließlicher Beruf. Der Gelehrte hat keine andere Thätigkeit mehr als ſeine Wiſſenſchaft, deren Ergrundung und Erweiterung. Dazu kam dann in ſpäterer Zeit die Erfindung der

Preſſe, die die perſönliche Mittheilung und unmittelbare Verſtändigung immer mehr zurückdrängte.

Es baute ſich ein eigenes Reich des Geiſtes auf, mit eigener Sprache und eigenem, dem Volksbewußtſein fremdem Inhalt.

Die Literatur- und Culturgeſchichte gingen ihre geſonderten Wege und letztere hinkte oft nur mühſam von ferne nach. —

Aus dieſem flüchtigen Ueberblick mag ſich ergeben, welche Bedeutung die neuzeitliche Richtung nach einer volksthümlichen Literatur haben mag.

Wir dürfen es nicht beklagen, daß das nationale Organiſche der alten Völker aufgelöſt iſt, oder es verſuchen, ſolches in ſeiner alten Abgeſchloſſenheit wieder herzuſtellen. Die Weltgeſchichte thut einen Schritt, den ſie vorwärts gethan, nicht mehr zurück, und in den Geſetzen, die zu Grunde liegen, offenbart ſich eine höhere Weisheit.

Die neueren Völker ſollen das allgemein Menſchliche in ſich ausbilden, dabei aber die volksthümlichen Mannigfaltigkeiten wahren.

Wie man im Ausdruck wiederum zu den Nationalſprachen zurückgekehrt iſt, ſo wird auch der Inhalt immer mehr mit dem geſammten Volksbewußtſein zuſammenſtimmen.

Die neueren Völker lernen einander in ihren geſonderten Sprachen verſtehen und werden nach Innen immer mehr lernen, die fortgeſchrittene Erkenntniß einzelner Hochſtehender mit der Geſammtheit zu vereinen.

Die Literatur ſteht aber immer nur in zweiter Reihe, oder wie man es nehmen will, als vorbereitende da.

Der Geiſt, die Erkenntniß, muß im Leben, in Sitten, Bräuchen, Geſetzen und öffentlichen Einrichtungen daſtehen; er ſoll weniger gelernt und geleſen, als erlebt werden.

Ein großer Theil der heutigen Schriften ſoll zur Seite gelegt werden, wenn das Leben einſt wieder vom Geiſte durchdrungen iſt, wenn man ſich wohlig von ihm umſchloſſen fühlt; die Menſchen ſollen ſich zu ſchönen Thaten zuſammengeſellen, ihre Erhebung und ihre Freude nicht vorherrſchend in der Einſamkeit aus den dunkeln Lettern der Schrift herausleſen.

Vorerſt aber bleibt uns noch die Schrift.

Dem Weltgeiſte ſteht in der neuen Zeit ein Mittel zu Gebote, deſſen unabſehbare Folgen wir kaum ahnen können.

Die Erleichterung des perſönlichen Verkehrs iſt eine Ergänzung der Preſſe und eine Rückkehr in die ihr vorangegangenen Zeiten, nur, wie alle aus der Fortentwicklung ſich ergebende Rückkehr, reicher und mächtiger.

Es wird immer weniger iſolirte, weltvergeſſene Geiſter geben. Die Einzelnen innerhalb der Nationen wie die Nationen gelangen gegenſeitig zu einer Verſtändigung, wie ſie keine Periode der Geſchichte aufweiſt. Wir können kaum ahnen, welch eine Wiedergeburt die Menſchheit feiern wird.

Man hat oft behauptet, ſchon das nordiſche Klima widerſtreite den demokratiſchen Lebensformen, den ſtändig wiederkehrenden oder zeitweiligen Volksverſammlungen und dergleichen; durch die Eiſenbahnen und was ſich darum und daran fügt, können aber Maſſenverſammlungen zu Stande kommen, wie ſie das Alterthum nie kannte.

In dem wahren geſchichtlichen Fortgang liegt es aber, daß wir dadurch der vorangegangenen Momente nicht verluſtig werden, ſondern die alten Entwicklungsſtufen darin bewahren. So lebendig und perſönlich auch die Verſtändigung und Entzündung der Geiſter ſein wird, wir behalten dennoch die Preſſe. In ihr wird uns eine Vorerörterung und folgende Erweiterung der perſönlichen Berührung bleiben, die ſtets um ſo fruchtreicher ſein wird, weil ſie den friſchen Lebensathem haucht.

Wenn irgend je, ſo iſt jetzt die Verſtändigung des lange iſolirt geweſenen höheren Allgemeingeiſtes mit dem Volksgeiſte um ſo nothwendiger und fruchtreicher.

Vorerſt bleibt uns hiefür die Schrift.

Ueber allgemeine Zweckmäßigkeit der Volksſchriften und deren Inhalt.

Die naive That iſt bei den modernen Völkern überhaupt und bei uns Deutſchen faſt ganz verloren gegangen; die Erkenntniß geht der That voraus und das reflective Bewußtſein begleitet ſie. Im Alterthum geſchah die That wie im Drama ſo im Leben ohne Schwanken, gewiſſermaßen durch Naturnothwendigkeit, durch den Rathſchluß der Götter. Bei den modernen Völkern herrſcht die Reflexion vor. Das Feuer blitzt lange vorher auf, ehe der Donner nachfolgt und oft iſt es nichts als ſich ſelbſt auflöſendes Wetterleuchten.

Das aber iſt das unergründete geheimnißvolle Weſen der That, daß ſie oft mehr und weniger und anderes wird, als der vorgreifende Gedanke in ſich ſchloß; ſie wird wieder unmittelbares Leben.

Wir können keinerlei Vorerörterung abwehren, wir müſſen nur ſtreben über die Kritik hinauszukommen. Und leider iſt Vieles bei uns oft bis zum Aberwitz erörtert, bevor es ins Werk geſetzt wird.

Es kann daher nicht wundern, daß auch die volksthümliche Literatur in Frage geſtellt wird.

Es bedürfte einer großen, geſchichtlich begründeten Darlegung, den Zuſammenhang der neuzeitlichen volksthümlichen Richtung in unſerm Vaterlande mit der alten darzuthun. Ich fühle mich aus Mangel an umfaſſender Kenntniß nicht zur Löſung ſolcher Aufgabe geeignet. Auch macht ſich ja, wie das Beiſpiel Hebels zeigen wird, alle Fortbildung doch auch wieder auf individuellem naturtrieblichem Wege, und nicht aus Erkenntniß der Nothwendigkeit. Die Luft der Zeit führt Jedem Elemente zu, die ihn unbewußt in die genetiſche Entwicklung des Geſammtlebens führen.

Ich wende mich daher blos zur Erörterung einiger in der Gegenwart ſchwebenden Fragen.

Vor Allem müſſen wir die Radicalfragen beantworten: giebt es eine beſondere Volksliteratur? Soll es eine ſolche geben? Muß nicht vielmehr Alles, was wirklich wahr und ſchön iſt, allen Volksgenoſſen zugänglich und förderlich ſein? Liegt in der Bildung der Volksliteratur nicht eine neue Ariſtokratie?

Die erſte Frage beantwortet ſich einfach aus der

Geſchichte, die thatſächlich beweiſt, daß dieſe Erſcheinung im Bildungsgang der neuen Geſchichte begründet iſt. So lange Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt ein organiſches Erzeugniß des Volkslebens ſind, werden alle geiſtigen Errungenſchaften nach Gehalt und Geſtalt gemeinſam; ſobald aber die Bildung ſich aus der Abſtraction heraus fortſetzt, geſtaltet ſich eine höhere und eine niedere. Die Aufgabe der Volksſchrift iſt, jene mit dieſer zu vermitteln; der aus dem unmittelbaren Leben erwachſenden Bildung die allgemeinere zuzuführen, an das unmittelbare Leben anzuknüpfen und von da aus höher zu leiten.

So wäre alſo die Volksliteratur nur formell von der höheren unterſchieden? Ihre ganze Eigenthümlichkeit beſtünde in der veränderten ſprachlichen Gewandung?

Keineswegs. Das, was man dem bloßen Begriff nach die Form nennt, iſt in geiſtigen Dingen zugleich auch eine untrennbar andere Weſenheit. Indem alſo die Volksſchrift die Schönheit und Wahrheit an das unmittelbare Leben anſchließt und aus ihm entwickelt, kommen neue, weſentliche Bedingungen hinzu. Keine Kunſtform ſteht mit der Bedingung der Volksmäßigkeit in Widerſpruch, aber erſt, wenn die Unmittelbarkeit des Lebens durchgeklärt iſt, kann man zu Eroberungen aufſteigen, die auf der reinen Höhe des an ſich freien Geiſtes gemacht wurden, und dann iſt alles wirklich Wahre und Schöne allen Volksgenoſſen zugänglich und förderlich, denn es erhob ſich vom Lebensboden in ſeine freie Höhe.

Was aber die Frage der Ariſtokratie betrifft, ſo hängt ſie mit jenen Einwürfen der radikalen Faulheit zuſammen. Es giebt Viele, die einſtweilen nichts thun, weil ſie nicht das Aeußerſte und Letzte, was ihnen im Sinne liegt, bewirken können. Zur eigenen Selbſtbeſchönigung erfinden ſie dann allerlei verwerfliche Bezeichnungen für diejenigen, die nun einmal die Gegenwart auch für etwas halten, wovon man ſich nicht in eitler Großſprecherei zurückziehen darf.

Es giebt Viele, die gar ſchön von ihrer Liebe zum geſammten Volk, von ihrem Opfermuth für daſſelbe reden: aber einmal ſich ihrer ſtolzen Formen zu entkleiden und ſei es auch nur ein Kleines den verlaſſenen Geiſtern zu bieten, dazu haben ſie nicht Liebe und Opfermuth genug. Das iſt wohl eher eine Ariſtokratie.

Andere befürchten auch von einer Volksliteratur eine Verwilderung des Geſchmacks, theils aus überfeinem geiſtigem Hochmuth, theils aus wirklichem Intereſſe für die Wahrung der errungenen Kunſtſtufe. Ich behalte die letzteren im Auge. Allerdings wäre es traurig, wenn eine Nützlichkeitspoeſie überhand nähme, bei der man jede höhere Anforderung der Kunſt damit zurückwieſe, daß man doch Gutes verbreite und ſtifte. Dies trifft aber nicht blos die Volks-, ſondern jede bloße Tendenzſchrift. Die echte Volksſchrift kann auch den Geſetzen der Kunſt entſprechen, ja ſie muß es, weil ſie ſonſt im Geiſte des Leſers eine Unbefriedigung zurückläßt, die alles in ſich Unfertige erregt.

Das eben iſt die beſondere Schwierigkeit der dichteriſchen Volksſchrift, daß man bei ihrer Abfaſſung des vorgeſetzten lehrhaften Zweckes vergeſſe und das volle

Leben walten laſſe. Der Volksſchrift die Bedingungen der Kunſt erlaſſen, heißt ihre ſelbſtändige Bedeutung in ſich aufheben, ſie aus dem Zuſammenhang der Geiſtesentwicklung ablöſen und der geiſtigen Errungenſchaft der neuen Welt verluſtig machen.

Es giebt neuerdings viele Bücher, die man die Unglücksliteratur nennen könnte; ſie entſtehen bei Ueberſchwemmungen, Brandfällen und dergleichen, und ſind gedruckte Armenbälle und Armenkonzerte. Die Kritik behandelt ſie oft mit Schonung, ihres mildthätigen Zweckes wegen. Aehnlich wollen Manche die Volksſchrift behandelt wiſſen, ſie ſagen: „Seid nicht ſo ſtreng, ſeht auf den guten Zweck.“ Gegen ſolche jämmerliche Bettelhaftigkeit muß Verwahrung eingelegt werden. Die Volksſchrift muß den nothwendigen Anforderungen der Kunſt und Wiſſenſchaft entſprechen, oder ſie genügt auch ihrem ſogenannten guten Zweck nicht.

Die Volksſchrift beſteht weder aus dem Abhub von der vornehmen Tafel, noch iſt ſie bloß eine für die Noth bereitete Armenſuppe. Aus der Fülle des Geiſtes läßt ſich leider die Verſöhnung und Schönheit leichter ſpenden, als aus der äußeren Welt.

Eine andere, nicht vom literariſchen, ſondern vom Standpunkt des Volkslebens ausgehende Entgegnung hält vor: „Das Volk hat ſich, trotz und in Folge gelehrter Entfremdungen, ein eigenes Geiſtesleben erhalten und fortgebildet; überlaßt die weitere Entwicklung ſeinem eigenen Leben ſelber. Warum ſoll jetzt auch hier im Walde literariſch gepfropft und geäugelt werden?“ u. ſ. w.

Dieſem Einwand ſtellt ſich aber die Thatſache gegenüber, daß ſelbſt in den wilden Wald die Cultur hineingereiſt, daß auch das urſprünglichſte für ſich Erwachſende der Vorſorge und Nachhülfe nicht entgeht. Das Volksleben iſt längſt kein ſtiller Wald mehr. Das organiſche in ſich gehaltene Leben iſt den mannigfachſten fremden Einflüſſen eröffnet.

Im Volksgeiſt haben Schule und Kirche und ſodann hauptſächlich das Soldaten- und Wanderleben, Beziehungen eröffnet, die eine Halbheit und Unfertigkeit hinterlaſſen; die Volksſchrift ſoll dieſe aufheben und zur Ganzheit und ihrem nothwendigen Endziel führen, die zerſtreuten Eindrücke ſammeln und in ſich abſchließen.

Das Bedürfniß des Leſens, das Ausſchauen nach fremden Gedanken und Ereigniſſen iſt einmal da, und ſo ſoll der entſprechende Stoff näher gerückt werden.

Wie die Geſangvereine, die ſich nach und nach auf die Dörfer ausbreiten, zunächſt dem Volke ſeine eigenen, mangelhaft gewordenen Lieder wieder auf die Lippen legen und erſt von hier aus auf die neuen Hervorbringungen übergehen ſollten, ſo muß auch die Volksſchrift zunächſt das im Volk ſelber liegende zum Klaren ausarbeiten. An der Pflege der Lieder können wir ſehen, wie der Gang der Geſchichte dem neuen Volksthum Bahnen vorzeichnet. Was ſich ehedem von ſelbſt erhielt, wird jetzt aus dem Bewußtſein heraus geſtützt; die pädagogiſche Stütze wird abgenommen werden, wenn einſt der Baum wieder erſtarkt iſt, in ſich feſtſteht und wurzelt. Wie das tönende Lied der bewußten Pflege bedarf, ſo auch die ſtille Geſinnung und Empfindung im Herzen des Volkes.

Wie das Gewohnheitsrecht, als älteſte und natürlichſte Wurzel alles Rechtslebens, ſich fortgebildet und entwickelt hat, wie dies von der Geſetzgebung und weiterhin von der Wiſſenſchaft aufgenommen, tiefer begründet und in ſeinen Folgerungen erweitert wird, ſo nimmt die Philoſophie und Poeſie in der Volksſchrift alle Seiten des Volkslebens, das aus ſich Entſtandene und Entſtehende in ſeiner Berechtigung in ſich auf, erforſcht die zu Grund liegenden Geſetze und erweitert ſie in ideell ungehinderter Folgerichtigkeit.

Von der kleinen begrenzten Umgebung ausgehend, mag die Volksſchrift ausſchreiten in's Weite, zu Gedanken und Menſchen der großen Welt und zu Ruhe und Friede wieder zurückführen.

Hier iſt auch das allgemein Menſchliche und das Volksthümliche noch dermaßen eins, daß, wie bekannt, unſere alten deutſchen Volksbücher fremdländiſche Stoffe in ſich aufnehmen und heimiſch machen konnten.

Das eigentliche Stillleben, ſowohl in ſeiner urſprünglichen Umfriedung wie in ſeiner bereits vollendeten Ueberwindung der Welt iſt nur ſpärlich das Gebiet der Dichtung für das Volk. Die alten Volksbücher geben uns hiefür Maß und Richtung. Sie ſchicken einen Charakter aus dem Volke in ganz fremde Verhältniſſe und zeigen, wie er ſich da zurecht findet; oder ſie laſſen aus den Höhen des Lebens eine Perſönlichkeit die Niederungen des Daſeins durchdringen. Dort unterordnet ſich ein fremdes Leben der gewohnten Betrachtung, hier wird das eigene Leben von fremder Anſchauung umgeſtellt; beides führt, von verſchiedenen Ausgangspunkten kommend, zur Erkenntniß der gewohnten und der fremden Welt.

In vergangenen Zeiten, da ſich die Zuſtände des Lebens noch beſtimmter und zuſammengehaltener gruppirten, war ſolche Durchführung leichter möglich, als in unſern Tagen des Individualismus.

Bei der Deutung und Erklärung der großen zeitgenöſſiſchen Welt mag man daher leicht dazu kommen, Alles in Einer Schrift abmachen zu wollen. Die Geſetze der Kunſt wie die der äußeren Zweckmäßigkeit, die eigentlich eins ſind, widerſprechen aber ſolchem Verfahren. Allerdings durchdringen ſich alle Richtungen des Lebens, aber bei dem einzelnen Kunſtwerke muß das einfache Motiv feſtgehalten werden.

Man wird in Geſellſchaften häufig Menſchen finden, die man die Toaſtverderber nennen könnte. Bringt einen Trinkſpruch aus auf eine Richtung oder Perſon, ſie werden alsbald noch etwas hinzufügen, was allerdings auch ein Hoch verdiente, ſich aber zu einem beſondern eignet.

Solche Toaſtverderber giebt es auch in der Literatur, zumal in der volksmäßigen; ſie zerſtreuen in ihrer Unmacht den auf das Eine gerichteten Sinn und zerſtören den Eindruck.

Die Welt iſt ſo groß, die Thätigkeit des Lebens ſo mannigfach, daß man nicht Alles von Einem und auf Einmal erwarten darf.

Die Einfachheit der Motive ſchließt aber keineswegs in ſich, daß zu den Charakteren nur Eine Farbe verwendet werde, ſchneeweiß und kohlſchwarz und roſenroth; das hat allerdings eine augenblickliche Wirkung, aber keine weitere, denn im Leben vermiſchen und ſchattiren ſich die Farben.

Helle, friſche Lebensfarben ſind aber bei Charakteren und Ereigniſſen in der Volksſchrift unentbehrlich; die allgemeine Charakteriſtik genügt hier nicht. Das Leben zeigt uns hier wieder einen Grundzug. Man wird in den Bürger- und Bauernſtuben nur äußerſt ſelten Lithographien und dergleichen finden, die Bilder ſind hier immer und vorzugsweiſe farbenbekleidet, oder, wie man's nennt, illuminirt, oft etwas ungeheuerlich; dennoch erkennt man hierin, daß der Umriß und die Schattirung nicht genügt; man will wirkliche Farben. — Dieß muß auch auf die Volksſchrift angewendet werden. Die mehr abſtract allgemeine Zeichnung, die eine Ergänzung des Beſchauers erfordert, iſt hier nicht ausreichend, die Farbe bildet zunächſt das Anziehende und erſt nach ihr die Zeichnung.

Soll die Volksſchrift der Wirklichkeit Maß und Richtung geben, ſo muß ſie auch von der Wirklichkeit ausgehen, nicht nach einem abſtracten Schema arbeiten. Die moraliſchen Kunſtgärtnereien mit ihren in Miſtbeeten und unterm Glaskaſten gezogenen überraſchenden Frühgemüſen, die moraliſchen Muſterwirthſchaften mit ihren wohlgeſäuberten Dörfchen Freudenberg und Friedenthal und dergleichen, mit ihrer Bevölkerung von affectirten Kindernaturen, voll ungeſalzener butterweicher Empfindſamkeit, und dem „Vater Ehrenreich,“

dem als Bauer verkleideten Pfarrer an der Spitze, können mit der ganzen Erlogenheit ihres Apparats höchſtens den Spott erregen.

Die moraliſchen Muſterwirthſchaften können ſich nicht aus ihrem eigenen Ertrag geſtalten und erhalten. Wie bei den rein ökonomiſchen die Mittel der Anſchaffung u. ſ. w. in der Regel auf fremdem Gebiet gewonnen und aus ihm herzugebracht wurden, ſo iſt auch in den moraliſchen Muſterwirthſchaften der Geiſt, der ſie anlegt und hält, in irgend einem Schulſyſtem, einer Theorie, aber nicht aus dem Leben gewonnen worden.

Wer aber auf das wirkliche Leben einwirken will, muß auch das wirkliche Leben faſſen und auf ſich ſtellen.

In vergangenen Zeiten hegte man das Ideal einer Prinzenerziehung; ſpäter wurde und wird vielfach alle Hoffnung auf die ſtudirende Jugend geſetzt; es iſt nicht mehr als billig, daß man einmal auch von unten auf anfange. Das geſunde Völkerleben geht nicht allein von den Studirten aus, es muß ein Ergebniß des geſammten Bürgerthums werden. Die höchſte Bildung wird von der populären nicht aufgewogen. Die Volksſchrift kann mit ihren einfachen, nicht geiſtreich aufgeſtutzten Wahrheiten auch wieder zurückwirken auf manche verfeinerte Kreiſe. Es giebt manchen Don Ranudo von und zu Geiſtreichenheim, deſſen leerem Magen das einfache Schwarzbrod des Landvolkes gar ſehr zu ſtatten kommen wird, wenn er ſich auch den Anſchein giebt, es nur koſten zu wollen, um zu erproben, mit was ſich das „niedere Volk“ nährt.

Wie die Religion ſchlicht und einfach Allen werden muß, wie in ihrem Innerſten etwas Fremdes und Ungehöriges iſt, wenn ſie das nicht zu werden vermag, eſoteriſche bevorzugte Geiſter in Anſpruch nimmt; ſo muß auch die Selbſtändigkeit des Geiſtes Allen werden. Ein Zuſtand der Dinge, der dieſes nicht verträgt, und ſich demzufolge dagegen ſtemmt, iſt eben damit ein von Gott, dem ewigen Geiſte, verworfener, unrettbarer. —

Aus dem Inhalt der volksthümlichen Schrift ergeben ſich auch die Bedingungen der volksthümlichen Sprache.

Die volksthümliche Sprache nur bei freien Völkern und durch die freie mündliche Rede.

Mit Berufung auf die oben dargelegte Skizze der alten Bildungsgeſchichte mag die Behauptung feſtſtehen, daß ohne perſönlichen, lebendig freien Verkehr, ohne Volksverſammlung keine wahrhaft volksthümliche Sprache möglich iſt.

Franzoſen und Engländer, die ſich in einem freieren Staatsleben bewegen, mögen dies auch in neuerer Zeit beweiſen. Sie haben eigentlich keine ſo getrennte volksthümliche Literatur und namentlich keine ſogenannte populäre Sprache. Alles iſt, wenigſtens ſprachlich, für die ganze Nation geſchrieben.

Wohl ſind ihre Sprachen ſchon dadurch allgemein verſtändlich, weil ſie, der reinen Urſprünglichkeit ermangelnd, nicht neuer Schöpfungen fähig ſind; ſie ſind dadurch minder ſubjectiv, ſtehen allgemein feſt. Das Gemeinverſtändniß, das durch die Dialekte hindurch eine gewiſſe Ausdrucksweiſe für ſich erlangt hat, erhält ſich aber hauptſächlich durch die Theilnahme Aller an den Staatsverhandlungen. Jeder nach Einſicht, Bildung und Bethätigung Strebende lieſt die Verhandlungen der Volksabgeordneten, oder tritt in die Schaaren Derer, die eine allgemeine Berathung angeſetzt haben. Der durch Wiſſenſchaft und Talent Höherſtehende hört die Männer aus dem Volk ſelber reden, kennt ihre Geſichtspunkte, ihre Ausdrucksweiſen, von dieſen ausgehend führt er ſie dann mit ſich hinauf, ohne daß er ſich ein fremdes ungewohntes Sprachgewand anlegen muß. Er muß ſich dann aber auch ſagen: Das, was du hier nicht zum Verſtändniß bringen kannſt, muß in ſeinem Urſprung etwas Fremdartiges oder Unklares haben.

Hier tritt dann dieſelbe Wechſelwirkung wieder ein, die wir bei den Propheten der Juden und den Volksrednern der Griechen gefunden haben. Man ſieht wieder unmittelbar perſönlich einander gegenüber, indem der Menſch zum Menſchen ſpricht.

Man iſt in neuer Zeit allerdings von der Sprache der gelehrten Republik wieder zur Nationalſprache zurückgekehrt, aber es ergeben ſich überall die Merkmale, daß dieſe in den letzten Jahrhunderten nicht im freien, unmittelbaren Leben, ſondern in Studirſtuben und Büchern aufwuchs.

Frühlings Anfang iſt vorbei, draußen in der lebendigen Natur prangt Alles in würziger Blüthe, nach den wetterdeutigen Pancratius und Servatius ziehen auch die exotiſchen Pflanzen hinaus unter den freien

Himmel und ſie gewinnen hier, von der Sonne angeſtrahlt und in den freien Strömungen der Luft friſcheres Grün und lebendigeren Trieb, wie ſie nimmer in luftgeheizten Räumen und hinter Glaswänden finden konnten. . . .

Wir haben in Deutſchland hauptſächlich nur eine Seite der öffentlichen Rede: die Predigt. Durch dieſe iſt in mancher Beziehung eine höhere Ausdrucksweiſe im Volke allgemein verſtändlich und gäng und gäbe geworden. Theils mit Abſicht, theils ohne Bewußtſein ſind daher viele deutſche Volksſchriften in den ſalbungsvollen Ton der Predigt verfallen, deren Stichworte allerdings nicht ohne Wirkung ſind.

Ich werde im Verlauf dieſer Schrift noch hierauf zurückkommen. Hier, wo es ſich mehr um das Formelle handelt, mag nur hervorgehoben werden, daß der Predigt das Belebende durch die Gegenrede fehlt, wodurch der Volksgeiſt ſich mit Gehalt und Geſtalt des Gegebenen zurecht ſetzte und verſtändigte. Formell ließe ſich aus der Predigt noch entnehmen, daß das öftere Vorſetzen des Zeitwortes an den Anfang des Satzes ſtatt an den Schluß eine innere Berechtigung hat. Dieſe Abweichung von dem lateiniſchen Satzgefüge kommt nicht blos aus der Annäherung an den Bibelton, ſondern die mündliche Rede bedingt ihn vielfach, indem ſie erfordert, kurzweg und kecklich auf das Weſentliche loszugehen und die Aufmerkſamkeit auf die darauf folgende Subſtantiva zu ſpannen.

Die volksthümliche Sprache in umfaſſenderer Bedeutung erwächſt nur in freien Volksverſammlungen.

Hier iſt es am Orte, das was der denkende einſame Geiſt aus ſich auferbaut und in wiſſenſchaftlichen Gebäuden feſt gegründet hat, zur wohnlichen Stätte für den Volksgeiſt einzurichten; hier allein iſt es gegeben, daß der Volksgeiſt das ihm nach Form und Inhalt Aufgedrungene abſtoße.

Zu Zeiten findet man noch, daß ein ſtiller Burſch beim Tanz hinaufſteigt auf die erhöhte Bühne zu den Spielleuten und er pfeift ihnen eine Weiſung vor, die ihm ſchon lang im Sinne gelegen, bis ſie ſie inne haben. Wie hebt und ſpannt ſich in Luſt dann ſein ganzes Sein, wenn die ſtill gefundene Weiſung nun von allen Inſtrumenten, von jedem nach ſeiner Art und doch gemeinſam heraustönt. Das iſt eine Freude, wenn man ſich ſo nach der im Innern gehegten Melodie frei bewegen kann und die Freunde rundum mit . . . .

Iſt es eitel Traum und Hirngeſpinnſt, wenn man hofft, daß es auch einmal im Reiche des Gedankens ſo ſein kann? Daß nicht immer vom Blatt und nach fremden Noten geſpielt wird, ſondern auch einmal wie es im eigenen Gemüthe klingt? . . .

Vereinzelte Reden aus den vereinzelten deutſchen Volkskammern dringen auch bereits ins Volk, ſie ſind aber, da ſie nur zur Verſtändigung unter den Abgeordneten dienten, nicht weſentlich von der volksthümlichen Faſſungskraft bedingt.

Wenn ich die Geſtaltung des volksthümlichen Ausdrucks in der mündlichen Rede ſuche, ſo bin ich weit davon entfernt, die oratoriſchen Werke als volksthümliche Schriften zu betrachten; dieſe ſind gerade am wenigſten dem entſprechend und männiglich weiß, wie manche hinreißende Rede im Druck matt und hohl iſt. Für die Schrift ſoll hier blos das geltend gemacht werden, daß ſich das Geſchriebene leicht laut leſen laſſe, daß die Erzählung den Charakter des mündlichen Berichts behalte; am rechten Orte eingeſchaltete Fragen ſind hier wie bei der mündlichen Rede von guter Wirkung, indem ſie zur Selbſtthätigkeit anregen. Das Volk liest laut oder auch leiſe mit dem Mund, und nicht blos mit den Augen. Weder die aus dem Lateiniſchen herübergenommene, in einander gefugte Satzbildung, weder der ſogenannte wiſſenſchaftliche Periodenbau, der alle Seitentaſchen mit Unter- und Nebenbegriffen vollgeſtopft hat, noch die kurze, haſtig abgekappte Satzbildung, die das Zeitungsweſen neuerdings aufgebracht hat, iſt hier am Orte.[1]

---

[1] Daß die freie mündliche Rede nicht nur in Aufnahme von Wörtern, ſondern auch im grammatikaliſchen Gebrauch der gewohnten, Neues allgemein feſtſetzen kann, zeigt ſich ſchon bei der Rede in den Volkskammern. Das öffentlich mündliche Gerichtsverfahren konnte bis jetzt nur vereinzelt wirken. Bezeichnungen wie: Belaſtungs- und Entlaſtungszeugen ꝛc. ſind nur am Rhein allgemein gebräuchlich. Die Kammerreden dagegen werden durch den Druck weiter verbreitet. Ich beanſpruche, beantrage, verausgabe, beanſtande, bevorworte und dergleichen fällt ſchon nicht mehr auf; hier wurde durch neue Verſatzſylben geholfen. Es wurde, ſo viel ich weiß, zuerſt von Rotteck durchgeführt, daß man ſagt: ich anerkenne u. ſ. w. ſtatt des frühern: ich erkenne u. ſ. w. an. Dies könnte auch bei andern zuſammengeſetzten Zeitwörtern in Aufnahme kommen, wie bei hochachten, geringſchätzen, entgegenhalten, andeuten u. ſ. w. Wir haben zuſammengeſetzte Zeitwörter, deren Trennung oder beibehaltene

Unſeren jetzigen Verhältniſſen gemäß iſt der Begriff einer volksthümlichen Sprache nicht allgemein feſtzuſtellen; die Bildung der Zeit und des Landes ſetzen allerdings gewiſſe äußere Grenzen, das Individuelle bleibt aber auch hier maßgebend. Wir Deutſchen ſind ja überhaupt in Ausbildung des Individuellen, mit ſeinen Vortheilen für das rein Menſchliche und ſeinen Nachtheilen für das ſtaatlich Gemeinſame, am weiteſten voraus. Es kommt jetzt nur darauf an, in wie weit der Schriftſteller mit der Empfindungs- und Ausdrucksweiſe des Volkes eins iſt. Dieß läßt ſich bis jetzt nicht in großen maſſenhaften Kundgebungen erkennen, ſondern muß im Einzelnen zuſammengeſucht werden.

Einzelnes über die volksthümliche Sprache, deren Hinderniſſe und Förderung.

Durch die Vermiſchung von Volks- und Kinderſchriften iſt man auch vielfach zu dem falſchen Verfahren

Verbindung neue Begriffsſchattirungen oder ganz andere Begriffe geben, wie: durchſchauen, übertreten und dergleichen, hier bleiben natürlich beide Formen; bei den übrigen aber bedarf es nur der Gewöhnung, um ſie paſſend zu finden. So ungefüge dies auch anfangs ſcheinen mag, es wird ſich doch bald mundgerecht machen. Statt daß wir durch Trennung des Zuſammengeſetzten bisher das Abgelöſte im Hinterhalt bewahren und mühſelig nachſchleppen mußten, könnten wir dadurch die Erhöhung einer Sprachſchönheit gewinnen, deren wir bis jetzt in der mündlichen Rede ganz verluſtig wurden.

Schon aus dieſem kleinen Beiſpiel mag man erſehen, wie ganz anders ſich die Sprache durch das lebendige Wort bildet, als wenn ſie blos für das Auge und die ſtummen Zeilen gehalten iſt.

gelangt, ſich im Ausdruck herabzuſtimmen und ganz die Redeweiſe des Leſers, den man ſich denkt, zu wählen. Wie aber ſchon diejenige Kinderſchrift die Kleinen anwidert, die ſich auf läppiſche Weiſe in ihre unbehülfliche Sprache hineinzwängt, ſo noch weit mehr und mit größerem Rechte das Volk. Man braucht nicht zu ſtottern und allerlei Theile auszulaſſen, um ſich einem ſchwer Hörenden und Sprechenden verſtändlich zu machen; dieſer verſteht gerade den am beſten, der am vollſten und rundeſten ſpricht. Die Volksſchrift muß auch das mit dem Volkslied gemein haben, daß ſie wie dieſes nicht unmittelbar für die ſtummen Zeilen des Drucks aufgenommen ſei. Wie das Volkslied zuerſt geſungen und ſpät erſt aufgeſchrieben wurde, ſo muß auch die Volksſchrift gewiſſermaßen erſt mündlich erzählt und dann erſt aufgezeichnet werden. Dadurch wird ſie auch um ſo geeigneter, laut geleſen zu werden, wie meiſtentheils geſchieht. Auch iſt nicht nöthig, daß Alles gleich beim erſten Leſen ſo plan und platt ſei, daß keine Nachleſe mehr gehalten werden kann; gerade dieſe erfreut am meiſten, weil ſie die Thätigkeit des Suchens und die Ueberraſchung des Findens gewährt. Im Volke wird eine Geſchichte mehr als Einmal geleſen, und da iſt es gut, wenn man davon noch eine beſondere Ausbeute hat. Dieſe wird aber nicht dadurch für den glücklichen Finder verſteckt, wenn man — wie namentlich häufig die Herren Pfarrer thun — auf jedes Hauptwort eine ganze Meute von Beiwörtern hetzt; die Bezeichnung der Spur genügt.

Sehr häufig, wenn man mit einem Menſchen fremder Zunge die eigene Sprache ſpricht, ſucht man durch Schreien und Radebrechen ſich verſtändlich zu machen. Gleicherweiſe glauben Viele, die durch die Schrift zum Volke reden, die Worte für ein und dieſelbe Sache häufen und noch mit zentergewichtigen Beiwörtern belaſten, oder andererſeits radebrechen zu müſſen. Die Volksſprache iſt aber keine fremde Sprache, es ſind dieſelben Worte und Zeichen, nur urſprünglicher und von der Anſchauung ausgehend.

Wie bei der Dichtung aus dem Volk manche ausgeprägte gangbare Begriffe und Ausdrücke wieder eingeſchmolzen und flüſſig gemacht werden müſſen, ſo noch weit mehr in der Schrift für das Volk. Wir glauben zum Beiſpiel volksthümlich zu reden, wenn wir von „Gedanken, Gefühlen, Empfindungen, Beſtrebungen" u. ſ. w. ſprechen. Volksthümlich aber iſt es nur, wenn wir die Sache auf die oder von welcher dieſe Seelenzuſtände ausgehen, anſchaulich vorführen und dabei ſagen, „nun denken, fühlen" u. ſ. w. wir.

Das von anderweit fertig Ueberkommene muß hier in ſeine urſprüngliche Entſtehung zurückgeführt werden. Ein geſunder Takt muß davor bewahren, Abgedroſchenes wie eine neue Ernte zu behandeln.

Es iſt noch nicht lange, ſeitdem in der Literatur die Mode abkommt, die natürlichen Haare wie eine Perücke aufzuſtutzen, das Alltäglichſte in hohe Redensarten einzumummen, von denen man nicht laſſen zu können glaubt und ohne welche allerdings die Blößen ſich ſchneller kundgeben würden. Wie leicht laſſen ſich Phraſen hin und her drehen; aber in einfacher Sprache zeigt ſich ſchnell, was Einer zu bieten hat. Seitdem alle Wiſſenſchaft ſich dem Leben näher anſchließt, verliert ſich auch die Zigeunerſprache der Kathederweisheit mehr und mehr. Die lebendigſten Wahrheiten erſtarren leicht zu Formeln, mit denen die Nachbeter groß thun wie mit ſelbſt gemachten Eroberungen. Muß man dieſe aber im Leben umſetzen, ſo ergiebt ſich bald, in wie weit das Angeeignete auch ein Eigenes geworden. Alles das iſt von unberechenbarem Einfluß auch auf die volksthümliche Sprache und Schrift. Es wird und muß immer Erörterungen geben, die weit über das ſogenannte volksthümliche Bewußtſein hinausragen, die ſchon von vornherein auf einer erhöhten Stufe beginnen und deren Ergebniſſe nur vereinzelt und auf Umwegen in das Volksbewußtſein zurückkehren; je klarer und beſtimmter ſich ſolche aber bewegen, um ſo raſcher und erſprießlicher iſt ihre Rückkehr in's Leben.

Vielfach geltend iſt auch die Anſicht, daß die erſte Bedingung einer volksthümlichen Sprache ihre Reinigung von Fremdwörtern und Kunſtausdrücken ſei. Gewiß muß das Beſtreben dahin gehen, rein deutſch zu ſchreiben, aber wir können nur nach und nach dahin gelangen. Wie die Sachen heute ſtehen, iſt durch das Staatsleben mit ſeinem fremden Rechte und ſchriftlich geheimen Verfahren, durch das Militärweſen, durch Schule und Kirche, eine ſolche Maſſe von Fremdwörtern und Kunſtausdrücken in der Alltagsſprache umgeſetzt worden, daß wir mit heimiſchem Ausdruck geziert, unverſtändlich und willkürlich werden. Die theoretiſche

Sprachreinigung ging namentlich darin zu weit, daß ſie alle Schattirungen eines Begriffes oder Merkmale eines Gegenſtandes mit in den bezeichnenden Ausdruck aufnehmen wollte; dadurch entſtand jene lächerliche Häufung, die den Gegnern leichte Waffe zur Verſpottung in die Hand gab. Die Reichhaltigkeit unſerer Sprache, die für jede Schattirung eines Begriffes u. ſ. w. ein eigenes Wort hat, ſowie die Fortbildungsfähigkeit des vorhandenen Sprachſchatzes, gerade dieſe Vorzüge erſchweren uns die feſte Geſtaltung einer volksthümlichen Sprache. Es iſt aber nicht nöthig, daß in Einem Wort alle Nebenbegriffe mit ausgedrückt ſeien; laßt es nur gäng und gäbe werden, es wird ſich ſein Gebiet ſchon behaupten.

Es giebt, wie für das Auge, ſo auch für das Ohr gleichſam eine Mode. Gleichwie manche körperliche, ſo erſcheint uns auch nach und nach manche geiſtige Gewandung nicht mehr ſo auffällig; es kommt nur darauf an, daß man mit Naturgemäßem und Schönem nicht vereinzelt daſtehe, ſondern Viele ſich zu deſſen Gebrauch zuſammenthun und anſchließen.

Wäre von der Schul- und Kanzleiweisheit etwas Unſelbſtiſches, wahrhaft Volksthümliches zu hoffen, ſo wäre es hier gegeben, die Reinheit der Sprache vielfach feſtzuſetzen; aber auch hier tritt neben dem vornehmen Dünkel die ſtaatliche Trennung in den Weg: während in Süddeutſchland etwas im Abſtreich verſteigert wird, hat man am Rhein und im Norden den Soumissionsweg, während man in Süddeutſchland vergantet wird, kommt man im Norden in Concurs, die ſüddeutſchen

Volkskammern verweiſen eine Petition an die Commission und die norddeutſchen an eine Deputation u. ſ. w. u. ſ. w.

Man hat es verſäumt, zum Nachtheil für das Volksthum und deſſen dichteriſche Faſſung, neue Erſcheinungen alsbald mit heimiſchen Lauten zu bezeichnen, wie zum Beiſpiel Locomotive und dergleichen und wir müſſen noch froh ſein, daß man bei der Abfahrt nicht all right ruft, den reiſenden Herren Engländern zu Gefallen, u. ſ. w. u. ſ. w. Und unſere aberwitzige ſogenannte vornehme Welt dünkt ſich um ſo sublimer und exclusiver, jemehr ſie die banalen Phrasen der bourgeoisie evitirt und fremdes Kauderwelſch in ihre sociale Conversation melirt.

Es iſt ſchon anderweit bemerkt worden, daß dieſe Fremdſüchtelei ein trauriger Charakterzug in unſerm Vaterlande iſt; denn bei keiner andern Nation der Welt gilt man für vornehmer, wenn man ausländiſch iſt. Aus der Höhe der Societät ſind denn auch ſchon manche Früchte in die niedern Gebiete herabgefallen und es giebt manchen Dandy und Lion im Bauernkittel, der, wenn er Geld im Sack hat, ſtatt des gemeinen „Guten Tag“ euch ein vornehmes „Buſchur“ zuruft, und der Tailleur im Norden und am Rhein fährt ſich geſchmeichelt durch die Locken, wenn ihm der Markör beim Billardſpiel vorzählt: Pojeng a Pojeng.

Gerade was ein Vorzug der deutſchen Sprache iſt, hat es dahin gebracht, daß die raffinirten Cercles es mauvais genre finden, ſich ihrer zu bedienen. Der könnt es oft hören: die deutſche Sprache (die reichſte von allen) habe nicht Distinctionen und Nuancen genug. Allerdings heißt im Deutſchen der Roué ein Wüſtling, der Blasé ein Verlebter, der Flaneur ein Strolch oder Pflaſtertreter u. ſ. w. u. ſ. w. Die deutſche Sprache iſt ehrlich grob, ſie will nichts von der ſocialen Schönfärberei, ſie hängt dem Laſter kein intereſſantes Mäntelchen um. Und das iſt gut. Völker und Zeiten müſſen in ſich zerfallen, wenn ihre Sprache den ſittlichen Halt verliert, oder gar das Faule und Hohle beſchönigt. Darum halten wir feſt an der Aufrichtigkeit unſerer Sprache, wenn ſie auch Manchen ſcharfrichteriſch und grob dünken mag. Volksthümliche und ſittliche Beweggründe erheiſchen das.

Die Zeitungspreſſe hat hier und dort mit gewiſſenhafter Strenge Gutes zu wirken begonnen, aber wer weiß nicht, wie es mit dem Deutſch bei manchen Führern der Journale ausſieht; und ſo lange unſere deutſchen Zeitungen weſentlich ausländiſche ſein müſſen, indem man über die inneren Angelegenheiten des Vaterlandes kein rechtes Wort ſagen darf, ſo lange werden ſich's die Ueberſetzer leicht machen und manches friſche und freie Wort muß zurückgehalten werden, weil es ſich der Bevormundung entzieht.

Ich komme hiemit auf das weſentlichſte Hinderniß einer volksthümlichen Sprache: die Cenſur. Der kernige Ausdruck, der den Gegenſtand rund heraus packt, das Ding beim rechten Namen nennt, wird durch die Cenſur verdrängt. Das Starke, Feſte muß abgeſchwächt und verdünnt, die friſche Blüthe des Lebens zu einem verkochten Abſud verwandelt, das Handfeſte breiig gemacht werden. Man darf keinen wirklichen Gegenſtand, keine Thatſache, keinen Charakter friſch herausgreifen, und was auf ein beſtimmtes Einzelnes gemünzt iſt, was ein kenntlich bezeichnendes Gepräge haben ſollte, muß zum Allgemeinſatz eingeſchmolzen werden. Einem Allgemeinſatz ſtellt man viel weniger nach, als wenn man dem wirklichen Leben geradezu auf den Leib geht. Das Weſen des Volksthümlichen, des individuell Durchgearbeiteten und Neugewonnenen iſt aber: vom Einzelnen, Beſtimmten, zum Allgemeinen aufzuſteigen, während wir es jetzt meiſt den Leſern überlaſſen müſſen, die allgemeinen Recepte auf ihre beſonderen Zuſtände anzuwenden und ſolche allein zu erkennen. Das erheiſcht aber eine Bildung, wie ſie noch auf keine Weiſe vorausgeſetzt werden kann.

Neben Verallgemeinerung der Gedanken iſt man noch oft dazu verdammt, die offenſten Anſichten zu verlarven, den redlichſten und aufrichtigſten eine abſchreckende Teufelsmaske vorzubinden, damit man unter dem Schein der Bekämpfung wenigſtens eine Erörterung anregen dürfe. Traurig, wer ſich im Bewußtſein der guten Abſicht dazu verleiten läßt, ſich ſelbſt und die von ihm ausgehende Wahrheit zu entweihen.

In der Schrift, zumal in der volksthümlichen, ſollen wir uns dem Sprechen nahe verhalten. Nun niſtet ſich aber das Bewußtſein der Bevormundung in die Seele, oft noch bevor der Gedanke geboren, und mitten im Schreiben ſchaut uns oft die Polizei über die Schulter weg zu. Wir wollen keine Gelegenheit zum Streichen geben, weil die Streichluſt weiter hineinfährt und Stellen vernichtet, die ohne ihren ſträflich angeſehenen Nachbar frei ausgegangen wären. Wir lernen im beſten Fall die Kriegskunſt, aber nicht die im offenen Feld, ſondern die Kriegskunſt der Schmuggler, mit ihren Schleichwegen und Kniffen.

Wir können kaum mehr ermeſſen, welche Gedanken und welche Sprache wir gewonnen hätten, ohne daß das Bewußtſein der Bevormundung vor und in uns geſetzt wäre.

Es war nicht unnöthig, dies hier auszuſprechen, um manchen vertrauensvollen Humanitätsfreunden (ich ſage abſichtlich nicht Volksfreunde, weil ſolches einen ungehörigen Hochmuth vorausſetzt) darzuthun, daß wir die volksthümliche Schrift und Sprache erſt mit und in der Freiheit gewinnen werden.

So lange die Humanität auf abſtractem Boden in Erörterung der Principien ſtand, fand ſie hochgeſtellte Gönner und Förderer; jetzt, da ſie hinaustritt ins Leben und nicht umhin kann, manches lieb Gewordene und hoch Gehaltene zu verletzen oder anzugreifen, jetzt muß ſie ſich Schritt für Schritt durch Hinderniſſe hindurchſchlagen.

Selbſtmörderiſch wäre es aber doch, in eitler Läſſigkeit jetzt dem Volke das vorzuenthalten, was man ihm zu bieten vermag. Wir müſſen unter ehrloſen Verhältniſſen die innere Ehre wach erhalten, in uns und anderen.

Es ſind aber auch nicht immer der thatſächlichen Gewalt gegenüber ſtehende Gedanken, die wir zurückhalten müſſen; es wäre auch Aufgabe der Wahrhaftigkeit, manches im Namen der Freiheit auftretende zu bekämpfen. Die lange mit dem tiefſten innern Widerſpruch ertragne Bevormundung hat es dahin gebracht, daß alles der äußern thatſächlichen Gewalt Mißliebige vorweg und unbeſehen als das Freie, auf das Volkswohl Abzielende gilt.

Solche innerſte Auflehnung der Gemüther, ſolche Auflöſung und Verwirrung hat die unberechtigte Bevormundung zu Stande gebracht. Sie allein hat es zu verantworten. Es giebt ganze Richtungen, die den Schutz der polizeilichen Verfolgung genießen; wir müſſen ſie unbekämpft laſſen, weil ihnen die rohe Gewalt auf dem Nacken ſitzt; wir wollen nicht Handlanger der Polizei ſein, uns nicht durch einen Gnadenblick beleidigen laſſen. Die polizeiliche Verfehmung hat vieles Verdammungswürdige dem zuſtändigen Richter entzogen; dieſer Richter iſt einzig und allein der Volksgeiſt und der allgemeine Geſchmack. Wäre das Wahlfeld offen und frei, wären den Bekämpften nicht die Hände gebunden, wir würden in offener Sprache den offenen Sinn des Volkes gegen ſie aufrufen. Nun aber müſſen wir manche Verwirrung und geiſtige Falſchmünzerei gewähren und ſelbſt in die Volkskreiſe dringen laſſen, weil wir den Beiſtand der rohen Gewalt nicht zur Seite haben wollen.

Ein lebendiges volksthümliches Geiſtesleben und eine volksthümliche Sprache iſt nur in der ungehinderten Oeffentlichkeit und Freiheit möglich, dort allein kann ſich zeigen, wer den Geiſt des Volkes kennt und die Sprache ſeines Geiſtes ſpricht.

Die deutſche Volksſchrift muß dichteriſch ſein. — Eine Maßgabe der volksthümlichen Muſik.

Der Grundzug des Dichteriſchen muß in Sprache und Inhalt unſerer Volksſchriften vorſchlagen. Die gegenſeitige Bedingung von Sprache und Inhalt tritt hier wieder hervor.

Es mag vielleicht ſonderbar erſcheinen, dünkt mir aber doch wahr, daß unter unſerm Volke die Aufnahme des Allgemeinen, das Abſtractionsvermögen, weit weniger durch alle Volksſchichten verbreitet iſt, als zum Beiſpiel bei dem minder geſchulten engliſchen. Die Theilnahme am Staatsleben und deſſen Verhandlungen giebt einerſeits dieſe Fähigkeit, andererſeits pflanzen die freien Staatsformen von ſelbſt eine Menge Gemeinbegriffe in die Seele, die auf dem Weg der Lehre und Schrift nur mühſam zu erlangen ſind. Wenn wir die Schriften von Channing leſen, ſo müſſen wir ſtaunen, daß ſolche zu hunderttauſenden in England und Nordamerika verbreitet ſind. Solche Allgemeinheiten könnten unter uns bei der großen Maſſe nirgends recht eingreifen, weil die Vorausſetzungen fehlen, weil wir die Begriffe von Menſchen-, Bürger- und Nationalwürde erſt katechetiſch zu entwickeln hätten, während ſie der Engländer und Amerikaner aus dem Leben lernt.

Hienach geſtaltet ſich die beſondere Aufgabe unſerer volksthümlichen Entwicklung: mit der Thatkraft und Erkenntniß zugleich auch die Innigkeit des Gemüthslebens, die ſinnige Weltbetrachtung, die frei ſpielende und abenteuernde Phantaſie ſich entfalten zu laſſen.

Das Verdammungsurtheil über Räuber und Ritterromane und dergleichen in weiteſten Kreiſen beliebte Schriften iſt leicht ausgeſprochen. Man ſollte aber aus der vorhandenen Thatſache die Lehre entnehmen, daß der deutſche Volksgeiſt für ſeine dichteriſche Begabung eine entſprechende Anregung erwartet.

Es iſt in allen Dingen ein verkehrtes Verfahren, Jegliches, was nicht in ein beſtimmtes Moralſyſtem paßt — die ganze volle Menſchennatur mit ihren Neigungen und Leidenſchaften — als ſchlechtweg verwerflich zu betrachten, um dann, wie ſich Spinoza ausdrückt, ſie zu beklagen oder zu verſpotten. Vielmehr muß man den individuellen Geſtaltungen der Menſchennatur mit ihren Neigungen und Leidenſchaften dadurch gerecht werden, daß man zu ihrem innerſten noch nicht in der Ausartung begriffenen Weſen vordringt und hier die geſetzmäßige Bahn der Bethätigung und Befriedigung eröffnet. Die Beſonderheiten werden dadurch zu ſchönen Blüthen einer innern Kraft.

Dies zeigt ſich auch hier beim Volksſchriftenweſen. Das maßlos Abenteuerliche, das Ungeheure, Ausſchweifende, wird nicht durch moraliſche Muſterwirthſchaften voll honigſüßer Unſchuld verdrängt, ſo fein und zierlich man dieſe auch herausputzen mag. Nicht durch augenverdrehende, händedrückende Betbrüderei wird das Mißliebige verdrängt, ſondern dadurch, daß man lebensvolle Dichtungen von harmlos heiterm, wie von ſittlich ernſtem Geiſt durchdrungen dafür an die Stelle ſetzt. Der literariſche Schnapps aus ausländiſchen wie aus den heimiſchen Brennereien wird nicht durch

Enthaltſamkeitspredigten verdrängt, ſondern dadurch, daß man ein anderes Getränke bietet, das erwärmt, bei dem man luſtig ſein und die Trübſal des Tages auf eine Weile vergeſſen kann.

Das Ueberſpringende, Abenteuerliche, ja ſogar das Phantaſtiſche ſind nothwendige Elemente der deutſchen Volksſchrift; denn die reiche Phantaſie des Volkes geht gern wie der Mann im Mährchen auf Reiſen, um etwas zu finden, daß es ihn „gruſele.“

Wie verträgt ſich nun der dichteriſche Charakter mit der Tendenz, in der doch eine weſentliche Lebenskraft der Volksſchrift beruht?

Ich habe bereits mehrfach darauf hingewieſen, daß es ſtreng genommen eigentlich gar keine tendenzloſe Poeſie giebt; was man als der Poeſie widerſtrebend betrachtet, iſt nur die tyranniſch einſeitige Tendenz, in der die Mannigfaltigkeit des Lebens, das abgeſpiegelt werden ſoll, untergeht. Der Dichter ſchafft aus ſich heraus und ſtellt Geſtalt und Gedanken ohne einſeitig beſtimmten Zweck dar; indem er aber Geſtalt und Gedanken aus ſeiner Weltanſchauung heraustreten läßt, erregt er unmittelbar zu gleicher Betrachtungs- und Empfindungsweiſe, wenn er nicht gefliſſentlich wiederum ſich ſelber negirt.

Muſik und Poeſie ſind die urſprünglichſten und, wie man es nennt, populärſten Künſte. Was in anderen Darſtellungsweiſen, auch bei der allergrößten Einfachheit, noch immer auf engere Kreiſe beſchränkt bliebe, gewinnt durch poetiſche Geſtaltung die umfaſſendſten Gebiete. Muſik und Poeſie, als die urſprünglichſten und volksthümlichſten, bieten auch noch heute ergiebige Vergleichungspunkte. Mag es auch eine Poeſie geben, die in Worten daſſelbe iſt, was die reine Inſtrumentalmuſik in Tönen, ſo iſt nur dieſe allein nicht volksthümlich. Das Volk kennt keine bloße Inſtrumentalmuſik und weiß nichts damit anzufangen, wenn ſie ihm geboten wird; die Töne müſſen die Weiſung eines Liedes ſein, das eine beſtimmte Gedankenfaſſung hat, ein friſcher Marſch oder ein luſtiger Tanz muß aufgeſpielt werden: da hat man ein Beſtimmtes, um dort die Gedanken, hier Leib und Leben danach zu bewegen. In der Natur dieſer Muſik liegt es dann auch folgerecht, daß ſie auch noch anders als auf ihre zunächſt gegebene Beſtimmung verwendet werde, oder verſchiedenes zugleich erfülle. So findet man häufig, daß eine Liederweiſe zu einem Marſch oder Walzer wird und gleichzeitig als Lied fortbeſteht. Andererſeits wird ſehr oft auf eine Tanzweiſung ein Lied geſetzt, dies iſt offenbar bei denjenigen, deren Weiſung nicht mit den Worten abſchließt, ſondern wo noch der Refrain wortlos nachgeſungen werden muß. Aehnlich verhält es ſich auch mit der Dichtung für das Volk. — Als weſentlich Charakteriſtiſches der volksthümlichen Muſik erkennen wir: das Vorherrſchen der Melodie gegenüber der Harmonie. Eine Volksweiſe muß von einem allein geſungen oder gepfiffen werden können; die begleitenden Stimmen können tragen und heben, aber ſie dürfen nicht ausſchließlich nöthig ſein. Aehnlich muß auch die volksthümliche Dichtung einen ſolchen Kern und Mittelpunkt haben, der von der Inſtrumentirung des Dichters losgetrennt, dennoch weſentlich ſeine volle Kraft behält; eine tragbare Melodie muß auch hier vorherrſchen.

Der einheitliche und perſönliche Charakter in der Volksſchrift.

An das Erforderniß der dichteriſchen Haltung in der Volksſchrift ſchließt ſich das weitere an, daß ein perſönlicher Charakter daraus hervortrete; ſelbſt vorwiegend lehrhafte Schriften werden dadurch gewiſſermaßen in das Dichteriſche gehoben, daß man mit dem Dargeſtellten zugleich den Darſteller kennen lernt. So finden zum Beiſpiel Reiſebeſchreibungen, in denen der Verfaſſer mit Ich erzählt, am leichteſten Eingang und werden am dauerndſten feſtgehalten, weil Sache und Perſon ſich in Ein Intereſſe verſchmelzen; denn oft ohne daß er's will, und dann gerade am leichteſten, führt der Erzähler in ſich eine feſte Lebensgeſtalt vor.

Es iſt daher von beſonderer Bedeutung in der Volksſchrift, daß der Charakter des Verfaſſers darin hervortrete. Nirgends wäre die kalte, ſogenannte kunſtmäßige Objectivität übler angebracht als hier. Es ließe ſich darthun, daß die Zurückziehung der Perſönlichkeit aus den öffentlichen Darlegungen weit mehr Eitelkeit als Beſcheidenheit iſt. Man will ſich in ſeinem eigenſten Weſen für ſich bewahren und ſich nicht ganz und gar hinausgeben. Die Vorenthaltung der perſönlichen öffentlichen Betheiligung hat uns jene Scheu vor perſönlicher Hingabe eingeflößt. Wir verdenken es keinem Lyriker, ja wir finden es ſchön und nothwendig, wenn er ſein eigenes Leben preisgiebt, das ſchließt die weſentliche Bereicherung menſchlicher Empfindung in ſich.

Iſt die höhere geſchloſſene Form hier allein deckender Schild und ſoll nicht auch der Proſaiker ſich ganz geben?

Der Schriftſteller iſt theils mehr, theils weniger als er momentan in ſeine Schriften zu legen vermag.

Mit Verbrauch der zeitlichen Ernte iſt der Boden der Perſönlichkeit noch nicht aufgezehrt, er kann Saaten aufnehmen und Früchte bringen, von denen er nie etwas ahnte. Wir dürfen es nicht vergeſſen, daß wir eigentlich perſönlich wirken, ſprechen und ſtreiten ſollten. Und ſchwingen wir uns hinaus an das Ende unſerer Lebenstage — was liegt daran, wie unſere endliche Perſönlichkeit von Böswilligen verzerrt und mißdeutet wurde; wenn nur durch die volle Hingabe eine einzige ewige Wahrheit lebendig zu Tage gebracht iſt.

In der Volksſchrift vor Allem, in der es nicht auf perſönliche Verklärung abgeſehen ſein kann, iſt daher die volle Hingabe an ſich nothwendig.

Die Theilnahme des Erzählers an ſeinen Geſchichten darf ſich aber nicht in ſalbungsvollen überſchwänglichen Ausrufungen, ſondern muß ſich in der ganzen Haltung kundgeben. Dieſe bildet das Anziehende im Werke. Das Weſen ſeines Urhebers — nicht ſein Name, nach dem man nicht fragt — gewinnt hier unmittelbar die Leſer.

Es giebt viele Menſchen, die ſich an einem Muſikſtück, das ſie hören, nicht recht erfreuen können, bis ſie wiſſen woher und von wem es iſt. Aehnlich verhält es ſich auch bei Schriften. Im Volke aber liegt die Anſchauung, daß ſo etwas gemacht werde, nicht ſo nahe, es braucht ſich hier gar kein Verfaſſer zu nennen, die Sache ſteht für ſich wie ein Naturerzeugniß, das keinen Urheber bei Namen nennt.

Es iſt nicht ohne Bedeutung, daß die tiefgreifendſten und allgemein aufgenommenen Werke den Namen ihrer Urheber verklingen ließen.

Der Name des Autors iſt alſo hier von keinem Belang, anders verhält es ſich dagegen mit deſſen einheitlich geſchloſſenem Charakter.

Es ſcheint daher auch erforderlich, daß eine Volksſchrift ſtets nur von Einem Mann verfaßt ſei.

Man hat neuerdings Werke für das Volk aus Arbeiten vieler Gleichgeſinnten zuſammengeſtellt. Dies ſcheint mir ein Mißgriff. So wenig ſonſt ein Vergleich von Volksbildung und Schulbildung ſtichhaltig iſt, ſo ergiebt ſich doch hier ein ſolcher. In einer Schule, wo die Lehrer, wenn auch alle von gleichem Geiſte beſeelt, ſtundenweiſe abwechſeln, da jeder ein beſonderes Lehrgebiet hat, wird wohl der Maſſe und Schnelligkeit des Wiſſens genützt, die Charakterbildung der Schüler aber behindert, weil ihnen kein einheitliches Charakterbild eines Mannes vorſteht, nach deſſen allſeitigen Anſchauungen ſie ſich entwickeln. Aehnlich bei der Volksſchrift genannter Art. Seien auch die vereinten Männer noch ſo ſehr gleicher Geſinnung, jeder ſpricht doch aus einer ganz individuellen Bildung heraus, auf Vorausſetzungen geſtützt, die ſich nur dem feinern pſychologiſchen Blick erſchließen; für dieſen mag es von Intereſſe ſein, den Grundzug im Charakter der Zeit hieraus anſchaulich zu erkennen, für den ſogenannten gemeinen Mann aber iſt die Anſchauung Eines Charakters viel förderlicher, viel eindringlicher; er faßt und hält die allgemeinen Ideen nur wie ſie ſich in einer Perſönlichkeit feſt geſtalteten, ſeien es die Ideen der Religion, der Menſchenbildung und des Staates.

Eine Perſönlichkeit bietet Handhaben für Alle, eine allgemeine abſtracte Idee nur für Wenige.

Es ſoll damit keineswegs beſtritten werden, daß die höchſte Erziehung auf Befreiung von aller bloßen Autorität hinausläuft, daß die Wahrheit um ihrer ſelbſt willen und abgeſehen von ihrem Urheber erkannt werden muß; aber vorerſt bildet ſich ein Charakter am beſten an einem andern, und ſodann kann und ſoll auch für jenen höchſten Endzweck der Geiſtesfreiheit die Perſönlichkeit doch ſo viel Autorität behalten, daß man um ihretwillen ſich gedrungen und verpflichtet fühlt, das von ihren Thaten und Lehren Ausgehende zu beherzigen, den Gründen deſſelben nachzugehen, in eigener Prüfung ſich ihnen anzuſchließen oder davon zu trennen.

Der ausgeſprochenen Nothwendigkeit eines einheitlichen Charakters ließe ſich entgegenhalten, daß ja die Bibel, die ſich als Volksbuch bewährt hat, von vielen Verfaſſern herrühre. — Im Neuen Teſtamente unterordnen ſich ſämmtliche Verfaſſer Einer Perſönlichkeit, machen ſich zu Organen derſelben, die allein als Mittelpunkt daſteht. Das Alte Teſtament als Volksgeſchichte iſt von ſo eigenthümlicher Faſſung, wie ſpäter zu erörtern iſt, und die Verſchiedenheit ſeiner Verfaſſer bedingt minder ſeine volksthümliche als ſeine univerſell theologiſche Bedeutung.

Betrachten wir nun Hebel. Sein ganzer Charakter tritt in ſeinen Volksſchriften auf, manchmal indem er ſich gefliſſentlich giebt, manchmal indem er ſich gehen läßt. Dabei hat er ſich eine eigenthümlich verhüllende Würde als Hausfreund beigelegt. Als ſolcher tritt er ohne Scheu mitten in die Erzählung hinein, ohne dadurch das Intereſſe vom Gegenſtand ab und auf ſich zu ziehen, ohne zu dem bisweilen noch läſtigen und damals noch unbeſcheidenen Ich greifen zu müſſen. Der Verfaſſer war dadurch gewiſſermaßen eine mythiſche Perſon und doch zugleich lebendig hanthirend.

Zu dem Beſten und Lehrreichſten in ſeinen Schriften gehört das, daß ſein Charakter dabei iſt.

Die örtliche und landsmänniſche Volksſchrift.

An die Bedingung des einheitlichen Charakters in der Volksſchrift, wie er ſich in der Perſon des Verfaſſers ausprägt, ſchließt ſich zunächſt die Frage: Iſt dieſer perſönliche Charakter von dem Oertlichen, in dem er wurzelt, zu trennen, muß dieſes letztere nicht vielmehr mit ausgedrückt ſein. Soll und muß demnach ein wirkſamer Volksſchriftſteller ein landsmänniſcher (provinzialer) ſein?

Manche ſind in der thatſächlichen Beantwortung dieſer Frage ſo weit gegangen, daß ſie die Schriften für das Volk in der Mundart verfaßten.

Es wurde bereits bemerkt, daß die Bibelüberſetzung, daß Schule und Kirche — und es kann hier noch hinzugefügt werden, die Geſetze des Staats und die Gerichtsverhandlungen — die Mundart in das Bereich der niedern

Alltäglichkeit zurückgedrängt haben. Selbſt auf dem Standpunkt, wo das Landsmänniſche in ſeiner vollen Berechtigung anerkannt wird, iſt es daher mindeſtens eine Verletzung des geſchichtlich Gewordenen, wenn man die Schriftſprache in die Mundart zurückſchraubt. Die Sprache iſt noch der einzig gemeinſame unzertrennliche Boden des deutſchen Volkes, die Sprachgeſetze ſind die einzig gemeinſamen Geſetze, unter deren Herrſchaft wir ſtehen, in denſelben Lauten erſtehen und bilden ſich unſere Gedanken und Empfindungen; losgeriſſene Länderſtriche wie ausgeſtoßene Glaubensverwandte erkennen ſich dadurch mit dem gemeinſamen Vaterland unauflöslich verbunden. Die Sprache iſt der letzte Hort der Einheit. Bei aller Rückſicht für die Wahrung der Beſonderheiten müſſen wir daher die allgemeine Volksſprache zu erhalten und auszubilden trachten.

Hiezu iſt die Volksſchrift vor Allem berufen.

Die Mundarten können und werden nie verſchwinden, aber Eine Sprache muß Allen verſtändlich ſein, wenn wir nicht erſt die wahre Zerklüftung herbeiführen wollen.

Der mundartigen Haltung der Volksſchrift ſteht aber auch bereits das entgegen, daß der Mann aus dem Volk, der aus einem Buche Neues und Erquickendes holen will, ſich gern in der Sprache angeredet ſieht, die nun einmal die des gebildeten Lebens iſt. In ſeiner kleinen Bücherei gruppirt ſich Alles um das Buch der Völker und Volksbuch: die Bibel; er will von jeder Schrift eine Erhebung, in Ernſt und Scherz ein Hinausheben aus ſeiner gewohnten Welt. Wie es ihn erfreut und wie er mit Recht verlangt, daß man nicht immer von Stall und Dünger, Pflug und Kartoffeln mit ihm rede, ſondern auch von Staat und Regierung und allgemeinem Wiſſen, ſo will er auch, daß man in der Sprache nicht immer zu ihm herniederſteige und den Bauernkittel anziehe, ſondern daß man ſich's in feſtlichem Gewande an ſeinem Tiſche gefallen laſſe. In den Darſtellungen der Mundart kommt er ſich vor wie ein Menſch, der ſich auf dem Theater kopirt ſieht, er lächelt, wenn's hoch kommt, halb verdroſſen. Bei dem Leſen der Mundartſchriften ſtutzen die meiſten Bauern und meinen, das wäre doch nicht der Mühe werth, daß man das druckt; ſie wüßten nicht was die Herren dabei hätten u. ſ. w.

In der Volksſchule ließe ſich wohl zur Erläuterung mancher Anſchauung, mancher Begriffs- und Wortbildungen, fruchtreich auf die Mundart zurückgehen,[1] in der Volksſchrift weniger.

Anders iſt es dagegen mit der geiſtigen Individualität eines Volksſtammes oder Landes. Hier laſſen ſich Anknüpfungen finden, die das innerſte Herz des Leſers in Bewegung ſetzen, Anknüpfungen, die ſich nicht ſowohl an geſchichtliche Erinnerungen heften, als vielmehr an das hiſtoriſche Volksgemüth, das, ohne Namen und Thatſachen in beſtimmter Faſſung in ſich zu hegen, doch einen von den Vätern ererbten Schatz von Empfindungen in ſich ſchließt.

---

[1] Dies würde auch unmittelbar auf den geſchichtlichen Weg des Sprachunterrichts führen, den J. Grimm der abſtracten Theorie gegenüber verlangt; ſein Wort würde ſich dabei bewähren, daß man „die Sprache nicht lehren, ſondern nur daran lernen kann.“ Man liebt es aber, weil das auch leichter iſt, in Schulen und Kanzleien, das Volk von oben herab durch abgezogene Geſetze zu regieren, ſtatt daß man dem organiſch geſchichtlichen Triebe des Volksthümlichen nachginge.

Die Geſchichte als ſolche iſt dem Volke abhanden gekommen. Tretet hinaus und ſehet zu, welche Namen, Thaten und Ereigniſſe das Volk noch kennt; aber ein Familienzug der Empfindung geht oft durch einen ganzen Stamm und an dieſen kann ſich der Volksſchriftſteller wenden.

Es iſt eine wunderſame Führung, daß, nachdem die ältere Geſchichte hinabgeſunken und faſt beziehungslos zur Gegenwart iſt, doch die große Maſſe nicht erſt ein Daſein von geſtern hat, ſondern in ſich eine tiefe Fülle geſchichtlicher Entwicklung hegt.

Das werden zwar diejenigen, die gern eine blanke Tafel für ihre abgezogen gefundenen Geſetze hätten, nicht zugeben wollen; es iſt aber doch ſo und gewiß nicht ohne höhere Nothwendigkeit.

Das geſchichtliche deutſche Volksgemüth hat als äußerlich erkennbare Denkmale ſeiner langen Entwicklung nur noch die Bildungsgeſchichte ſeiner Sprache und das Volkslied aufzuweiſen. Männer mit dem Herzen für das Volk, wie die Grimm, Uhland und Andere haben ihre beſte Lebenskraft unausgeſetzt darauf verwendet, jene Denkmale zu erhalten und zu erneuen. Wir dringen durch ſie zum unerſchöpflichen Quell des deutſchen Volksgeiſtes vor, manchen abgeriſſenen Klang in der Gegenwart lernen wir dadurch verſtehen, erweitern und in tieferen Zuſammenhang bringen; jene

Eroberungen ſind nicht blos für ein wiſſenſchaftliches Raritätenkabinet gemacht worden, die alten goldhaltigen Münzen können, in alter Prägung oder in erneuter, wieder ins Leben umgeſetzt werden, ohne daß ihre überſichtliche Zuſammenſtellung in jenen wiſſenſchaftlichen Werken verloren ginge, denn es iſt gemünzter Geiſt und kein äußerlicher verlierbarer Stoff.

Es giebt aber auch noch viele flüchtige Bildungen des Volksgeiſtes, die ſich von der Wiſſenſchaft nicht faſſen laſſen, die ſich ihr nicht eher fügen, als bis ſie einen gewiſſen äußeren Abſchluß gewonnen haben. Hier tritt nun der örtliche Volksſchriftſteller in die Vermittlung zwiſchen Wiſſenſchaft und Leben. Möglich, daß er dieſes Mittleramt aus dem wiſſenſchaftlichen Bewußtſein heraus antritt, nöthig aber iſt ſolches nicht; vermag er es nur, das was in ihm ſich als Volksthümliches concret geſtaltet hat, ganz und rein herauszuſtellen, ſo wird mit Erfüllung ſeines nächſten unmittelbaren Zweckes dieſer auch mittelbar in die Wiſſenſchaft aufgehen.

Hier iſt wieder der Punkt, wo der ſcheinbar vereinzelte Selbſtzweck in das große Weltganze aufgenommen wird.

Es muß für die vorliegende Darſtellung genügen, dies hier angedeutet zu haben; wir haben hier weniger die wiſſenſchaftliche, als die praktiſche Bedeutung der Volksſchrift im Auge, und es war nur darum zu thun, auch hier auf den Zuſammenhang hinzuweiſen. —

Die tief eingreifende Wirkſamkeit iſt vor Allem dem ländsmänniſchen Volksſchriftſteller gegeben.

Hebel war ein ſolcher. Er hatte ſich wenig bei der neuen Erforſchung der alten Sprachdenkmäler betheiligt (wenn gleich ſein Wörterbuch bei den allemanniſchen Gedichten ſein Verſtändniß hierin bezeugt), er gab ſich weſentlich der Denk- und Sprachweiſe ſeiner Landsleute hin und brachte dieſe zu ihrem reinſten Ausdruck. So bereicherte er nachträglich die Geſchichte des volksthümlichen Geiſtes und ſeiner Sprache, er gelangte dabei unmittelbar zur vorgeſetzten Wirkſamkeit auf die Gegenwart.

Hebel war nach Zeit, Geburt und Geſchick ein vorherrſchend landsmänniſcher Volksſchriftſteller, wie er auch perſönlich nie aus Süddeutſchland hinausgekommen iſt, und nur einmal die Luſt verſpürte, es zu verlaſſen, aber dann gleich — nach Paris zu reiſen.

Die in das geſchmeidige Silber der Proſa gefaßten Kleinodien des Schatzkäſtleins ſind weniger weit verbreitet, als die in das Gold der Verſe gefaßten allemanniſchen Gedichte. Was mit erhöhtem Bewußtſein *aus dem Volke* kam, war allen Bildungskreiſen zugänglich, während die Schöpfungen *für das Volk* dieſem zunächſt anheimgeſtellt blieben. Dort zog die unmittelbare Darſtellung des Volksthümlichen auch den Fernſtehenden an, man fand in Form und Inhalt etwas Fremdes und ſuchte es als ſolches in ſich aufzunehmen, während in den proſaiſchen Geſchichten theils Bekanntes, theils neu Geſchaffenes in der ſprachlich allgemeinen Form, aber in ihrem innerſten Weſen beſondern Anſchauungsweiſe eines beſtimmten Volksſtammes vorgetragen wurde. Die allemanniſchen Gedichte geben ein völlig in ſich abgeſchloſſenes Leben und konnten ſo leichter die allgemeinſte Aufnahme finden; die Kalendergeſchichten dagegen ſtützen ſich auf Vorausſetzungen landsmänniſcher Erfahrungen und Anſchauungen, die nicht ganz zur Darſtellung kommen, und eröffnen von dieſem Standpunkt Ausblicke in die weite Welt.

Wenn auch Manches, wegen ſeiner Vollendung nach Gehalt und Geſtalt, wie z. B. „Kanitverſtan“ in faſt alle Schulbücher überging, ſo blieb die Hauptwirkſamkeit des im Rheinländiſchen Hausfreunde Vorgetragenen, doch auf die oberen Rheinlande beſchränkt.

Es giebt in manchen Gegenden gewiſſe Landweine, die nie in die Fremde ausgeführt, von Auswärtigen auch nicht mit dem gehörigen Behagen genoſſen werden, den Einheimiſchen und anwohnenden Nachbarn aber gar ſehr munden. Sind nun die Hebel'ſchen Erzählungen ein ſolcher Landwein? — In manchen Beziehungen wohl, aber durch den neuerdings erleichterten Verkehr wird Mancher an der Quelle koſten lernen und der gute Hebel'ſche Markgräfler wird auch eine größere Verbreitung gewinnen.

Ob es überhaupt möglich ſein wird, ein allen Deutſchen an's Herz greifendes und auch als Kunſtwerk abgeſchloſſenes Volksbuch zu ſchaffen, das iſt eine Erörterung, die zu Hebel's Zeiten nicht vorgelegt werden konnte, die aber auch heutigen Tages keinen Abſchluß finden mag. Wir können dadurch faſt nur zur Erkenntniß der Hinderniſſe gelangen, als da ſind: Mangel eines allgemein vorhandenen geſchichtlichen Hintergrundes, auf dem ſich eine ſolche Dichtung aufbauen ließe

— denn ſelbſt von unſerer nächſten Vergangenheit, den Befreiungskriegen, iſt keine feſte Erinnerung, ja nicht einmal das Bild einer nationalen Perſönlichkeit im geſammten Volke haften geblieben — der Mangel eines ſichtbaren Mittelpunktes, der Mangel eines volksthümlichen allgemeinen Rechtslebens; das verſchiedene Maß und Gewicht, wodurch die einfachſten Vorgänge jetzt einer Erläuterung bedürfen; die Zerſtückelung der Intereſſen nach der diplomatiſchen Ländereintheilung, die Kirchentrennung u. ſ. w. u. ſ. w.

Mit der Erkenntniß der Negative hat man aber hiebei noch keinen Schritt zur poſitiven That gewonnen. Dieſe mag, hoffen wir es, einem Glücklichen gelingen, ohne das Bewußtſein der Hinderniſſe, oder trotz derſelben.

Neben beziehungsweiſe allgemeinen Volksſchriften müſſen noch immer landsmänniſche (provinziale) zu tiefgreifender Wirkſamkeit erſtehen. Aus einem genauen Studium Hebel's können wir hiebei Vieles lernen.

Hebel's volksthümlicher Styl.

Ich ſage: von einem genauen Studium, denn Hebel verdiente dies von Einzelnen wie in den Schulen. Wären ſeine kleinen Sachen lateiniſch geſchrieben, unſere Schulweiſen würden viel Aufhebens von ſeiner Diction machen und ihn mit gelehrten Commentaren zieren.

Trotzdem, daß der Großmeiſter der erneuten volksthümlichen Richtung, Jakob Grimm,[1] in der Geſchichte der deutſchen Sprache Hebel einen ſolchen Ehrenplatz anwies, hat der Hebel'ſche Styl in der neuern Behandlung der Literargeſchichte nicht die entſprechende Würdigung gefunden; vielleicht aus der ariſtokratiſchen Rückſicht, weil keine umfaſſenden Werke von ihm vorhanden ſind.

---

[1] In der Widmung zur deutſchen Grammatik: „Unſere heutigen Dichter leben in einem Geräuſch von Stoff und Form, woraus ſich

Hebel hat nicht nur die urſprüngliche, tiefbezeichnende Ausdrucksweiſe ſeines Stammes und Landes wieder gegeben, er hat auch bewußte Sorgfalt auf Sauberkeit und Beſtimmtheit verwendet. Die Achtung vor einem der edelſten Güter des Nationallebens, der Sprache, die Achtung vor dem öffentlichen Auftreten in der Schrift, in der man ſich ſelber und ſeine Leſer durch Sorgfalt in Achtung ſetzt, ſo wie noch die Rückſicht auf das eigenartige Publikum leitete ihn hiebei. Er wußte es, wie im Volke, ſo zu ſagen an jedem Worte gedrückt wird, wie man es auslegt, deutet, hin und her wendet und ſich dabei ſtrenge das im gegebenen Ausdruck Enthaltene zu erklären ſucht. Wie hier die Druckfehler ſorgſam zu vermeiden ſind, weil ſie gewiſſermaßen den Worten ihr Feſtſtehendes nehmen, ſie ſchwankend machen, ſo daß man ſich nicht mehr auf die Schrift verlaſſen kann, gleicherweiſe muß auch im

---

Viele gar nicht flüchten können; Wenige nur ſind ihrer Heimlichkeit unberührt geblieben, wie Hebel.“ Ich beziehe dies weſentlich auch auf die Schriften in Proſa und nicht blos auf die allemanniſchen Gedichte: der Zuſammenhang ſcheint mir ſolches zu ergeben. Unbegreiflich ſcheint es mir, wie Gervinus in der ſo vortrefflichen Charakteriſtik Hebel's aus einer nicht geſchichtlich begründeten Urſache (daß Hebel die Kalendergeſchichten nicht aus innerm Antrieb verfaßt) dieſe ſo weit hinter die Gedichte ſtellen konnte.

Gebrauch der Worte alles Unbeſtimmte, Umhertaſtende, Vieldeutige vermieden werden. Die Sache muß möglichſt immer ſo bezeichnet ſein, daß ſich kein anderes Wort dafür ſetzen ließe. Daß aber dabei keine Schablonen angewendet werden, ſondern der Charakter der freien Handzeichnung entgegentrete, bringt ſchon die ſelbſtändige und neue Auffaſſung des Gewohnten mit ſich.

Wenn man die kleinen Schriften Hebel's oft und oft liest, findet man das Wort- und Satzgefüge ſcheinbar unbewußt hingeworfen, dabei aber gerade äußerſt zierlich und genau abgemeſſen.[1]

Da Hebel immer nach Stimmung arbeitete, ſo tritt in Sprache und Ton ſtets die Eigenthümlichkeit des Verfaſſers hervor. Dieſe Sprache iſt kein Geſpinnſt mit der Maſchine, das in dieſer oder jener Fabrik gefertigt ſein könnte, es iſt mit der Spindel geſponnen und jeder Faden aus dem Munde genetzt.

Der Ton und Gang iſt bei Hebel ein ruhiger, behaglicher. Da raſſelt nicht Alles athemlos dem Ziele zu, man hat ſich nicht ſeiner ſelbſt begeben; man reiſt im Gegentheil mit eigenem Gefährt, nach Laune wird hier und da angehalten, ein Schöppchen getrunken, oder einem am Wege Liegenden aufgeholfen und derſelbe noch gar mitgenommen.

---

[1] Mit welcher Beſtimmtheit und Nettigkeit Hebel gleich Anfangs arbeitete, läßt ſich auch daraus erſehen, daß er die Kalendergeſchichten bei der Sammlung in das Schatzkäſtlein ohne ſtyliſtiſches Nachfeilen und Ausputzen aufnehmen konnte. So weit ich es vergleichen konnte, hat er auch alle einzelnen Geſchichten aufgenommen und es ergiebt ſich, daß Jegliches der unvergänglichen Dauer würdig iſt.

Mit Lächeln oder Ernſt, oder auch mit beidem vereint, wird hier und da eine abſchweifende Bemerkung aufgegriffen; dabei aber nicht länger verweilt, als man eben braucht, um von erhöhtem Sitz im Vorüberfahren eine Frucht vom Baum am Wege zu pflücken.

Hebel ſtellt oft den Eindruck, den das zu Erzählende auf ihn, den Verfaſſer oder Erzähler, machte, alsbald voraus, wie ſich das ja auch häufig im Leben findet, daß wir unſere Mittheilungen mit der Reflexion und nicht mit der Sache ſelber beginnen. Geſchieht dies mit bewältigender Macht, ſo zieht es den Leſer und Hörer alsbald in die Stimmung des Erzählers herein, und dieſer, der drängenden Empfindung erledigt, läßt ſich dann bequem nieder und erſtattet ordnungsmäßig Bericht.[1]

Man kann es oft erfahren, wie man nur mit halber Aufmerkſamkeit erzählt, wenn man einen allgemeinen Gedanken und dergleichen dabei im Hintergrund der Seele hegt; darum iſt es beſſer, man ſetzt dieſen gleich ab. Dies iſt auch an ſich ſchicklicher, als das vielfach pedantiſch herauskommende: die Fabel lehrt, am Schluſſe. Zudem vergißt der Hörer während der Darlegung des Sachbeſtandes die anfänglich gegebene Empfindung, etwa wie eine Vorrede bei einem größeren Buche, ſie diente nur dazu, eine gemeinſame Stimmung zu bereiten, in der Sache ſelbſt aber ſtand er für ſich da und er mag ſich dann geneigt fühlen, nach ſelbſtgebildeter Anſchauung die Einleitung und dergleichen wieder zu leſen und mit ſeiner eigenen Betrachtung in Einklang zu bringen.

---

[1] Gar anmuthig ſind oft die Wendungen, die Hebel bei dieſen Gelegenheiten nimmt; ſo zum Beiſpiel bei der Geſchichte „Der Barbierjunge von Segringen“ fängt er an: „Man muß Gott nicht verſuchen, aber auch die Menſchen nicht. Denn im vorigen Spätjahr“ u. ſ. w. Die Geſchichte: „Der Herr Wunderlich“ beginnt: „Nicht nur wird die Einfalt von dem Muthwillen irre geführt, oft auch von dem Zufall. Seltener erlöſt ſie der Zufall wieder aus den Fangſtricken des Muthwillens. Wie erging es jenem Bauersmann“ u. ſ. w. Dieſe Ausführungen und Einlenkungen mit Denn und Wie ſind eben ſo individuell als volksthümlich charakteriſtiſch.

Es giebt viele einfach ſchöne Volksmelodien, deren Verlauf und Schluß nach Faſſung der erſten Takte wie von ſelbſt erfolgt; Aehnliches findet man auch oft in dem Satzbaue Hebel's.

Dabei fällt in ſeiner Sprache nicht nur die Klarheit und Durchſichtigkeit, die Einfachheit bei allen abſpringenden burlesken Wendungen auf, wir treffen auch oft den körnigen Ton des Volksliedes und alten Volksbuches, eigenthümliche, frappante und doch natürliche Beiwörter. So wenn er vom „zornigen Säbel,“ von „geſprächiger Antwort“ ſpricht, wenn er den Buben, der einen Baum zu eigen beſitzt, auf ſein „Capital ſteigen und die Zinſen eintreiben läßt u. ſ. w.[1]

Auch formell wird der Leſer zur Selbſtthätigkeit angeregt, ohne daß man ihn zerſtreut.

---

[1] Daneben verſchmäht Hebel ſpaßhafte oft ungrammatikaliſche Provinzialismen nicht, ſo wenn er zum Beiſpiel in der Geſchichte: „Hülfe in der Noth“ erzählt, wie „der Zirkelſchmied mit ſeiner Frau ungegeſſen ins Bett gehen wollte“ und dergleichen. Schmeller führt hievon (Die Mundarten ꝛc. S. 369) ein Subſtantivum „ungazer,“ einer der nicht gegeſſen hat, an.

Dies hervorzuheben iſt in der Gegenwart von beſonderem Intereſſe.[1]

Das Pikante und Intereſſante in ſeinem Verhältniß zur Volksſchrift. Der Skandal und das Aufſehenerregende.

Es giebt viele Richtungen des heutigen Geſchmacks, die ſo fahrig in ihrem Weſen, daß ſie eben damit noch nicht leicht einer begrifflichen Beſtimmung Stand halten. Hiezu gehört auch die Richtung nach dem Pikanten und Intereſſanten. Suchen wir daher einige Merkmale dieſer Richtung feſtzuhalten um daraus ihr Verhältniß zur Dichtung für das Volk zu ermitteln. Die Volksliteratur theilt Luft und Licht und alle äußeren Bedingungen mit den Beſtrebungen, die für die höheren Gebiete des Geiſtes ſich regen.

Das ſogenannte höhere Geſellſchaftsleben bewegt ſich faſt ausſchließlich zwiſchen den poſitiven und negativen Polen, die da heißen: Amüſiren und Ennüyiren. Die Literatur des Intereſſanten und Pikanten ſchlägt hier hinein.

---

[1] Einen eigenthümlichen Vergleich zu Hebel bietet der Wandsbecker Bote Claudius überhaupt und hier beſonders in ſprachlicher Hinſicht. Claudius ſchreibt bald ſelbſt, bald läßt er ſeinen Vetter und dieſen dann in ganz populärer Weiſe auftreten. Dieſe Trennung mag zum Theil auch davon herrühren, daß in Claudius' Botenbereiche die Volksſprache ganz getrennt iſt von der Bildungsſprache, während in Oberdeutſchland der Dialekt der Schriftſprache ganz nahe ſteht und in ſie einfließt. Im Uebrigen liegt dies auch in der Perſönlichkeit von Claudius, der zugleich auch mehr kritiſch bewußt, von literariſchen Vorerörterungen ausgeht, was ebenfalls provinziell charakteriſtiſch iſt.

Pikant iſt das Unvergohrene, oder das durch einander Gehackte, das ſcharf Gebeizte; es ſoll nicht ſättigen und nicht tränken, es ſoll nur den Gaumen reizen, die verlorene Genußfähigkeit anregen.

Welch einen eigenthümlich beliebten haut gout verleiht da eine recht wilde Subjektivität. Bringt nur Alles vor, wie es euch in den Sinn kommt, ſeid nicht ſo pedantiſch, es an einem unvergänglichen Maßſtab zu prüfen und nur das Wirkliche und Wahrhafte zur Erſcheinung kommen zu laſſen, laßt euch nur ganz gehen, gewiß, ihr ſeid pikant.

Im Pikanten ſtellt ſich das Unvereinbarſte neben einander. Man giebt ſich nicht die Mühe, oder hat die Kraft nicht, es zu einem in ſich geſchloſſenen Ganzen zu verarbeiten — das eben iſt ja gerade pikant.

Hat der Darſteller des Pikanten eine Tendenz, ſo werden die von ihm Verfolgten ihn gewiß am meiſten leſen; ſie fühlen es dunkel, daß er ſie nur amüſiren und ihnen weiter nichts anhaben kann, weil der ſittliche Boden fehlt, von dem aus ſie allein getroffen werden können, weil ihnen nie der heilige Zorn entgegenflammt, der ihre vornehme Hohlheit in ſich zuſammenbrechen macht.

Wenn der Pikante alle die ſeltſamen und oft brillanten Wunderlichkeiten ſeiner Subjektivität ausgebreitet hat, ſo iſt er im Stande und wirft zuletzt noch ſeine Leſer, ſeine Gebilde und ſich ſelber oben drein über den Haufen. Er hat keine Liebe, weder zu ſich noch zu ſeinem Werke, die ihn aufrecht erhält; das wäre ja altväteriſch und langweilig.

Nun aber tritt ſein Halbbruder oder ſein eigentlicher Doppelgänger auf, der mit verſchränkten Armen, blaſſen Antlitzes dort an eine Säule gelehnt ſteht, es iſt das Intereſſante.

Das Intereſſante iſt der geſellſchaftsfähige, modiſch aufgeſtutzte Katzenjammer. Wenn ein Gegenſtand, ein Ereigniß, ein Menſch, eine vorübergehende Erregung zu Wege bringt, ohne dadurch das thatenloſe Gleichgewicht zu ſtören, ohne eine tiefere Betheiligung zu erregen, ſondern nur die lahme Maſchinerie eine Weile in Gang bringt, ſo nennt man das intereſſant. Ein leidender Zug iſt erforderlich, er darf aber nicht ſo ſtark ſein, um zum wirklichen Mitleiden zu erregen. Ausgebrannte Wüſtlingsnaturen vorführen, mit dem ſcheinbar nachläſſig drapirten Schleier eines Geheimniſſes — wie reizend und intereſſant iſt das!

Zu dem Intereſſanten gehört nothwendig, daß man nie aus der Zuſchauerſtellung herauskommt, denn Amüſement, Genuß, iſt hier der Hauptzweck. Man betrachtet ſich das Schauſpiel und fühlt ſich dabei recht wohl in ſeiner eigenen Haut.

Der einzige Ehrenpreis der pikanten Bewegung iſt weſentlich: Aufſehen erregen.

In der literariſchen Form trifft das Pikante und Intereſſante faſt ganz zuſammen: man iſt bei jedem einzelnen Satze am Ziel, weil man keines hat, abbrechen kann, wo man will; es geht nicht, je nach dem Erforderniß, in Schritt, Trab oder Galopp; wo eine Nebenliebſchaft wohnt, macht die Sprache Männchen — man erregt auch im Einzelnen Aufſehen. In der pikanten Schreibart macht jeder Satz, ja oft jedes einzelne Wort für ſich einen beſondern Anſpruch. Die Sprache unterordnet ſich nicht mehr dem einheitlichen Gedanken des Ganzen, weil dieſer nicht da iſt.

Nie und nirgends iſt mehr von „brillantem Styl“ und „eleganter Schreibart“ als etwas ganz Beſonderm die Rede, als beim Intereſſanten und Pikanten, weil es ſich dabei nicht um Hervorbringung eines Neuen handelt, ſondern weſentlich nur um den virtuoſen Vortrag.

Wie verhält ſich nun alles dies zur Dichtung für das Volk?

Es giebt keine beſondere Aeſthetik des Volksthümlichen, die Zuſtände und Motive ſind hier nur noch einfacher, urſprünglicher.

Das ſauerſüße Lächeln, das Aufgeregtſein ohne beſtimmtes Wollen und Wünſchen kann und darf hier nicht Raum greifen. Hier herrſcht noch das einfache Lachen und das einfache Weinen, und dabei ſoll es bleiben.

Das Pikante muß ſchnell verſchlungen werden, Leſer und Zuſchauer darf gar nicht zur Beſinnung kommen, der Dämon des Ennüyirens jagt mit geſchwungener Geißel — im Volke darf man noch einer gewiſſen behaglichen Ruhe gewiß ſein.

Die raſchtaktigen Gallopaden ſich auch ſchon auf dem Lande heimiſch geworden, aber man bewegt ſich doch noch vorzugsweiſe gern nach den ſanften, behaglichen Schwingungen des Ländlers.

Auf dem Lande klettert man nicht die dürre Turnſtange hinan und läßt ſich wieder herab, Alles blos der Uebung zu lieb; man ſteigt einen lebendigen Baum hinan, um eine Frucht zu pflücken, ein Neſt auszuheben — die Kunſt und die Uebung des Kletterns ergiebt ſich ſchon von ſelbſt.

Das Geiſtreichiſiren iſt hier nicht am Platze.

Wie man im Volke nicht leicht ſpaziren geht, um ſich Bewegung zu machen, ziellos, ſo iſt auch die geiſtige Bewegung nicht bloßes Spazirengehen; man will wohin kommen, oder ſich nach dem Seinigen umſchauen, wie es mit der Saat oder mit der Ernte ausſieht und wo man am Werktag zugreifen muß.

Kann das Pikante nur raſch, ſo kann es auch meiſt nur Einmal genoſſen werden. Die Volksſchrift aber muß ihrem innerſten Weſen nach oft und oft geleſen werden können.

Im Volke wird eine ruhige, logiſch gehaltene Darlegung noch nicht ſo leicht von einem feingeſpitzten Witzwort ausgeſtochen; man will ſich noch überzeugen laſſen und findet das noch nicht langweilig oder unintereſſant.

Die ganze abgezehrte Intereſſantheit hat Gottlob im Volke noch keinen Raum. Das Laſter iſt noch ganz, tiefgewaltig, noch nicht raffinirt, parfümirt und anziehend. Geſtank bleibt Geſtank. Und vor Allem: im Volke iſt nicht wie in der Welt der Intereſſantheit das Bewußtſein der Pflicht abhanden gekommen; das Leben iſt noch nicht blos Genuß, ſondern auch eine Pflicht, das Nachdenken iſt eine Pflicht, die zur That führen ſoll.

Tugend und Rechtſchaffenheit ſind hier noch keine langweiligen altväteriſchen Worte und Sachen, und ſollen es, will's Gott, nie werden.

Die Geilheit der bloßen Genußſucht, auch in geiſtigen Dingen, die keinerlei Anſtrengung, keinerlei emſiges Thun mehr will, die dilettantiſche Topfguckerei kann und ſoll nicht in's Volk dringen.

Auch iſt das nicht ſo leicht zu fürchten, da man hier noch weiß, daß wer ernten will auch pflügen und ſäen muß. In und aus der Arbeit muß der Genuß kommen.

Es verſteht ſich dabei von ſelbſt, daß auch der Volksſchrift die rechte Würze nicht abgehen darf; nur iſt Gewürz keine Speiſe. Die Volksſchrift muß mehr lehren wollen als anregen und reizen, ihre Aufnahme muß ein Thun ſein und zum Thun hinführen. —

Im Zuſammenhang mit dem Streben nach Pikantem ſteht auch die Freude am Skandal und die Sucht nach Aufſehen Erregendem.

Wohl noch keine Zeit kannte einen ſo raſchen Verbrauch öffentlicher Charaktere wie die unſrige. Die Furcht vor Abgenutztheit erregt daher leicht zu Ausſchreitungen aller Art, die vor einem jähen und ſpurloſen Verſinken in dem Strome des Tageslebens wahren ſollen. Dagegen finden ſich andererſeits gediegene Charaktere, die ſich verſtimmt und trauernd in ihr Inneres oder auf kleine Kreiſe zurückgezogen haben. Es iſt aber nicht immer blos ſelbſtſüchtiger Ehrgeiz, ſondern gewiß eben ſo oft warme Theilnahme an dem Gemeinwohl, wenn minder Empfindliche nichts ſcheuen um die Augen der Welt auf ihre Betrachtungen zu lenken, und müſſen ſie auch ſelber nach kurzer Beachtung zum Opfer dafür fallen.

Der Hang zu Aufſehen Erregendem in Thaten, Worten und Schriften iſt allgemein und ein Zeichen von der fieberiſchen Krankhaftigkeit einer Epoche, die ſich erfolglos abkämpft und ſich mindeſtens an kecken Fanfaren erluſtigen will.

Man betrachte die Theilnahme, die die Verhandlungen öffentlicher Verſammlungen finden; die emſigſten und anhaltendſten Arbeiten gehen oft ſpurlos vorüber, bricht aber einmal ein Krakehl los, da ſpannt ſich überall die Aufmerkſamkeit.

Man kann dieſen Zuſtand der Gemüther nicht ſchlechtweg als einen verwerflichen betrachten; in der Natur wie im Menſchenleben zieht das Ungewohnte die Blicke Vieler auf ſich, die genauere Betrachtung des Gewohnten, ſtill ſich Entfaltenden, erheiſcht einen tieferen Sinn. Dazu kommt, daß wer ſich unbefangen, ohne Amt und Eigennutz an den Zuſtänden der Gegenwart betheiligt, faſt durchweg in dem tiefſten Widerſpruche mit denſelben ſteht; jede Kundgebung hievon wird daher freudig aufgegriffen.

Wie wir es aber als eine Aufgabe der Schrift aus dem Volke erkannt haben, die ſtille Entfaltung des Lebens in unſcheinbaren Stellungen darzulegen, ſo muß auch die Schrift für das Volk in den Wirkſamkeiten für das Allgemeine jenes emſige Thun hervorheben und würdigen lehren, das keinerlei Aufſehen Erregendes hat, dennoch aber die Geſundheit und Fülle des Lebens in ſich ſchließt.

Wenn am Bau der neuen Zeit einſt der blüthenreiche Kranz den Giebel ziert, wenn einſt der Bauſpruch verhallt iſt; dann gilt es erſt das leere Gebälk auszufüllen und zu ſchmücken und eine wohnliche Stätte fort und fort zu erhalten und zu verbeſſern; da iſt viel beſcheidene, ſelten bemerkte Arbeit vonnöthen. Wir müſſen einſtweilen darauf hinwirken, die Geſchicktheit zu ſolchem zu erhalten und zu bilden und die Würdigung deſſelben nicht vergeſſen zu laſſen.

Der Humor in der Volksſchrift, die pure Luſtigkeit, die Poeſie der Dummheit, der Spaß und Schwank.

Von jeher bildet der Humor einen Grundzug in der deutſchen Volksſchrift. Nur die abgeſtandene Pietiſterei oder die vertrocknete Verſtandespedanterie könnte ihn verbannen und verdammen wollen. Die Romantiker haben dem humoriſtiſchen Element wieder zu ſeinen Ehren verholfen, aber ſie gingen auch hierin wie beim Mährchen zu weit. Der Humor wie das Mährchen iſt nicht blos inhaltsloſes Spiel; wie das Mährchen von Einkleidung religiöſer Gedanken und Naturanſchauungen ausging, ſo hat der Humor das ſatyriſche Widerſpiel des Lebens zu ſeinem Ausgangspunkt, und wie das Mährchen ſchweift er bald mit Abſicht, bald ohne dieſelbe davon ab und ergeht ſich ungezügelt in allerlei Wunderlichkeit. Der Humor und das Mährchen ſind urſprünglich in einander verſchlungen, denn die phantaſtiſche Welt bot ſich von ſelbſt als ſchrankenloſer Tummelplatz der Gegenſätze dar.

In der Gegenwart ſind wir Deutſchen an wahrhaftem Humor ärmer als irgend eine Zeit und Nation.

Gewiß, der Humor ſteht nur dem Freien zu, dem, der ſich entweder getragen fühlt von den Zuſtänden der Gegenwart, oder der ſich individuell über ſie hinausgeſchwungen hat. Nicht umſonſt ſind wir daher ſo arm an heiteren und erheiternden Schriften.

Der geſunde Humor iſt eine Blüthe der Freiheit, da weicht die Empfindlichkeit im innern und die Rückſichtnehmerei nach außen. Nur der Freie, ſei es ein Individuum, eine Genoſſenſchaft, ein Staat, kann ſich ſelber zum Beſten haben und zum Beſten geben.

Wir können viele Zuſtände nicht mit Lächeln behandeln, weil ſie noch unter Bann und Druck naturwidriger Geſetze liegen; die tragiſche Kehrſeite drängt ſich uns ſchnell auf, und wir müſſen Anſtand nehmen, Dinge und Perſonen lächerlich darzuſtellen, für die wir erſt um Anerkennung vor dem Geſetze zu kämpfen haben; wir müſſen deßhalb immer die ſtarken und preiswürdigen Seiten hervorkehren. Mit dem Verluſte der Freiheit weicht auch die harmloſe Freude, und wer mag in der freien Jagd nur ewig Haſen ſchießen, wenn er nicht auch das Hochwild, das ihm begegnet, auf's Korn nehmen darf? Welch reichlichen Stoff für den Humor böten z. B. die Napoleoniſchen Zeiten und die unmittelbar darauf folgenden, da ganze Länderſtriche hin und her geſchoben und tranſchirt wurden, bald mit ihrer Liebe warten mußten, bald aus Enthuſiasmus für den angeſtammten Fürſten heute dieſem, morgen jenem jubeln ſollten. Welche poſſirliche Wendungen ergäben ſich da. Aber die tragiſche Seite liegt zu nahe und noch hat der freie Humor keinen Spielraum, weil noch nicht allſeitig anerkannt iſt und geſetzlich feſtſteht, daß ſich die Herzen der Völker nicht nach der politiſchen Tranſchirkunſt richten, und daß die Völker etwas mehr ſind, als hölzerne Figuren auf dem Schachbrett der Diplomatie u. ſ. w.

Der Humor heftet ſich daher für jetzt in der Regel an kleine Lebenszuſtände, wenn er nicht im Unmuth ganz in ſich verſäuert.

Der deutſche Volkshumor verknüpft ſich weder wie der franzöſiſche mit dem Schlüpfrigen, graziös Zweideutigen, noch wie der engliſche mit dem Gemeinen, Carikirten. Der deutſche Volkshumor iſt derb aber luſtig.

Der Humor iſt ein nothwendiges Element der Volksſchrift, aus geſchichtlichen wie aus rein pſychologiſchen Gründen.

Es wird wohl ſchon Manchem vorgekommen ſein, der darauf ausging, ein getreues Wort mit dem Volke zu reden, oder harmlos froh mit ihm zu ſein, daß man erſt recht vertraut mit einander wurde, wenn man recht herzhaft mit einander gelacht hat. Das ſchüttelt die Seelen, lockert ſie auf und bewegt ſie, während ſie ſonſt lange in ſteifer Ungelenkheit und Abgeſchiedenheit verharrten.

Ein gemeinſames Lachen vereinigt die Herzen mehr und ſchneller, als die gemeinſame Empfindung eines Schmerzes; weil beim Schmerze noch jeder ſeine beſondere Anſchauung und Lebenserfahrung im Hintergrund hat, während beim Lachen nach Urſprung und Ergebniß dieſelbe Regung im Gemüthe hervorgebracht wird.

Das Leben im Freien und die angeſtrengte Leibesthätigkeit bringt es dahin, daß man im Volke, wenn man nicht krank iſt, geſund iſt, und nicht wie in den ſogenannten höheren Ständen ſo oft kränklich, weder geſund noch krank, in's Unbeſtimmte hinein verſtimmt. Der eigentlich Geſunde iſt leicht zu Heiterkeit aufgelegt und darum lacht man im Volke noch ſo leicht und oft. Verſucht es nur bei einer ſpröden Auseinanderſetzung, einem Mißverſtändniſſe, die Sache vorerſt in's Heitere hinüberzuſpielen und ihr findet alsbald willfährige offene Gemüther. Der Stolz, der um ſo hartnäckiger iſt, je beſchränkter die Weltanſchauung und die Lebensſtellung, iſt durch die Gemeinſamkeit des Lachens verſchwunden.

Eine glückliche Begabung, getragen von heiterem Weltſinn, ließ Hebel das Herz des Volkes mit fröhlichen Geſchichten erfreuen. Weil er ein harmloſer Menſch war, darum war er zu Spaß und Schelmenſtreichen aufgelegt. Sein Humor iſt nicht jener ſäuerliche, aus Trübſinn und Weltverachtung hervorgegangene, es iſt jenes ſanfte und weiſe Lächeln deſſen, der die Welt überwunden hat oder von vorn herein in Frieden mit ihr lebt, indem ſein Auge vorherrſchend von den lichten Seiten des Lebens angezogen iſt. Das Harmloſe, Friedfertige Hebel's geht auch auf den Leſer über. Wie in dem idylliſchen Sinn für das Kleine, ſo hat er auch den Humor mit ſeinem, auch von ihm hochverehrten Zeitgenoſſen Jean Paul gemein; nur daß Hebel dabei immer auf dem feſten Lebensboden ſteht und ſeine Geſtalten nägelbeſchlagene Schuhſohlen haben.

Schon beim Beginn der Erzählung merkt man oft bei Hebel das Lächeln, mit dem er anhebt. Der Hausfreund war darum doppelt willkommen, weil er mit dem Volke zu lachen verſtand.

Es wird das ganze Jahr ſo viel losgedonnert auf das Volk, in Predigten und Verordnungen, daß es mit Recht von dem, der ſich ihm anſchließt, erwarten kann, er ſolle ein heiterer Geſelle ſein und nicht wiederum blos zu ſchelten und zu corrigiren haben. Die beiden Extreme des Radikalismus, die pietiſtiſche Betbrüderei wie die atheiſtiſche Verzweiflung, möchten gern das zwecklofe Lachen verbannen, weil es ja auch das Elend der Welt vergeſſen macht; in Sack und Aſche ſoll man durch dieſes Jammerthal wandeln, bis jene zu ihrem Jenſeits nach dem Tode und dieſe zu ihrem Jenſeits nach der gegenwärtigen Geſchichte gelangt iſt; aber die Welt läßt ſich's nun einmal nicht nehmen, den Augenblick zu faſſen und ihn mit Heiterkeit auszufüllen ſo gut es geht. Und das von Gottes und Rechtswegen.

Wir können hiebei auch wiederum auf die mündliche Rede zurückſehen. Die eindringlichſte Volksrede iſt die, in welcher bisweilen ein Witz ausſchlägt. Aufmerkſames Zuhören iſt kein leichtes Geſchäft, es iſt oft mühſeliger und ermüdender als die ſchwerſte Händearbeit; wenn nun die Leute, die, wie man ſagt, beim Zuhören Maul und Augen aufſperren, plötzlich in eine freudige Erſchütterung gebracht werden, ſo verſchwindet jene Beklemmung des angehaltenen Athems und friſch gekräftigt erhebt man ſich aus der Erſchütterung des Lachens zu neuer Hingebung.

Eine Klippe beim Humor iſt die Selbſtpreisgebung. So ganz und gar auch die Perſönlichkeit aufgehen ſoll und kann in die Schrift, muß ſie ſich namentlich beim Humor eine gewiſſe unangreifbare Würde bewahren. Gegen Niemand iſt die Welt und die Geſellſchaft undankbarer, als gegen den, der fortgeſetzt ſich ſelber zum Beſten giebt, um dadurch zum Lachen zu reizen. Hat er ſich abgeſpielt, läßt man ihn wie ein verbrauchtes Spielzeug zur Seite, und will er ſich dann gar einmal ernſt gebahren, lacht man ihm in's Geſicht. Dieſem Undank liegt ein natürliches Geſetz zu Grund. Das ergötzliche Spiel kann nicht alleiniger Zweck eines Daſeins werden; eine ganze Perſönlichkeit ihm opfern, heißt dieſe von vorn herein erniedrigen. Wie der Spott ſich auf die Gutherzigkeit, ſo muß auch der Humor ſich auf den Lebensernſt aufbauen.

Hebel verſtand es, trotzdem daß er oft als Schalk auftritt, ſich doch perſönlich in ſeiner Würde zu erhalten, ſo daß ihm die Eindringlichkeit bei ernſten Gelegenheiten nicht abgeht.

Zu den reichſten Ergötzlichkeiten des Volkshumors gehört auch das ſinnvolle Räthſelſpiel, oft vereint mit muthigen Heldenthaten, oft allein auf ſich geſtellt. Von den Räthſeln, die Simſon aufgab, von denen, die Oedipus löſen mußte, durch alle volksthümlichen Epen und Geſchichten, iſt dieſes Element je nach Zeit und Ort neu aufgegriffen, um Verſchlagenheit und Liſt oder weiſen Tiefſinn daran zu offenbaren.

Durch eine beſondere Naturbegabung und Neigung war Hebel dazu geeignet, hier ſolches zu ſchaffen, was ganz in den Mund des Volkes überging. Ich meine hier nicht zunächſt die gewiß vortrefflichen Räthſel, ſondern diejenigen, die mit Geſchichten verbunden, wie „Einträglicher Räthſelhandel,“ „Drei Worte.“

Beim Humor zeigt ſich auch die Schwierigkeit und Mangelhaftigkeit der Schrift, es giebt viele köſtliche Geſchichten, die nicht bloß ihres Inhaltes wegen, ſondern rein weil ihre Wirkung vornehmlich im lebendigen Ton liegt, nicht aufgezeichnet werden können, oder wenigſtens alsdann platt erſcheinen; hier kann ſich nur das Drama die Wirkung aneignen und in manchen öſterreichiſchen Volksſtücken iſt dies Element auch erfolgreich angewendet worden.

Noch ein weiteres allgemeines Volkselement können wir an Hebel wahrnehmen, es iſt die reine Luſtigkeit. Die Luſtigkeit iſt mit dem Humor vielfach eins, ſie ſtellt ſich nur beſonders als Gegenſatz gegen das komiſch Witzige heraus. Dieſes letztere bedarf eines Gegenſatzes, eines Stichblattes, eines Widerſpiels in Gedanken oder Situationen; das Luſtige aber kommt von innen, aus einer innern Harmonie; es iſt die harmloſeſte Freude, wie der Geſang, der, nach den ſchönen Worten eines Alten, darum die edelſte Freude iſt, weil Niemand wie beim Spiel und dergleichen dabei beſiegt zu werden braucht. Es giebt viele von Witz erfüllte Regionen, die die Luſtigkeit, den reinen Spaß gar nicht kennen. Das eigentlich Luſtige und Spaſſige bedarf keines großen Gegenſtandes, keines Apparats; in der Art, wie das

Nächſte Beſte angefaßt wird, liegt ſein eigenthümlich Erheiterndes.

Iſt es ein landmänniſches Vorurtheil, wenn man ſagt, daß Hebel darin ein ſüddeutſches Element vertrete?

Zur Beruhigung für etwaige Eiferſucht der Norddeutſchen möge noch auf ein weiteres Element hingewieſen werden, das man vielleicht gern ausſchließlich uns Süddeutſchen überläßt, und das auch Hebel aufgenommen hat. Ich kann keinen andern Ausdruck dafür finden, als es iſt: die Poeſie der Dummheit. In der Geſellſchaft, im ſchnell verhallenden anſpruchloſen Wort läßt man den Mummenſchanz der Vernunft leichter hingehen; ſchwieriger wird man bei dem Geſchriebenen. Dennoch gehört es auch hier zu den echten Ergötzlichkeiten. Wir ſtehen da oft plötzlich vor einer koloſſalen faſt unglaublichen Einfalt, man ſtutzt, bis ein olympiſches Gelächter ausbricht. Dieſe Gattung des Humors läßt ſich nicht leicht unter einen Begriff bringen. Wenn Hebel erzählt, wie der Zundelfrieder aus dem Zuchthauſe entkommen, die ihn anhaltende Wache herzhaft fragt: „Könnt ihr polniſch?" Die Schildwache ſagt: „Ausländiſch kann ich ein wenig, ja! Aber polniſches bin ich noch nicht darunter gewahr worden." „Wenn das iſt," ſagt der Frieder, „ſo werden wir uns ſchlecht gegen einander expliciren können. Ob kein Offizier oder Wachtmeiſter am Thor da ſei?" Die Schildwache holt den Thorwächter, es ſei ein Polack an dem Schlagbaum, gegen den ſie ſich ſchlecht expliciren könne. Der Thorwächter kam, entſchuldigte ſich aber zum Voraus, viel polniſch verſtehe er nicht. „Es geht hier zu Lande nicht ab," ſagt er, „und es wird im ganzen Städtel ſchwerlich Jemand ſein, der capabel wäre, es zu dolmetſchen." „Wenn ich das wüßte," ſagte der Frieder und ſchaute auf die Uhr, die er unterwegs noch an einem Nagel gefunden hatte, „ſo wollte ich lieber noch ein paar Stunden zuſtrecken bis in die nächſte Stadt. Um neun Uhr kömmt der Mond." Der Thorhüter ſagte: „Es wäre unter dieſen Umſtänden faſt am Beſten, wenn ihr gerade durchpaſſirtet, ohne euch aufzuhalten, das Städtel iſt ja nicht groß," und war froh, daß er ſeiner los ward.

Wenn Hebel ſolches erzählt, ſo iſt das eine ſo ſchöne Dummheit, daß es ſchade wäre, wenn wir ihrer entbehrten, ſo ſehr man geiſtreicherſeits die Naſe darüber rümpfen mag. Es iſt, Gottlob, dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen und daß wir auch die Poeſie der Dummheit auf Erden behalten. Es kann dem Geſcheiteſten ſo was paſſiren.

Die Gaunergeſchichten und die Lügenpoeſie.

Zu den ausgiebigſten Gegenſtänden der Dichtung gehört allezeit die Darſtellung des Energiſchen, des Freien im höchſten Sinne, indem ein Individuum, rein auf ſich ſtehend und aus ſich handelnd, die ihm entgegenſtehende Welt entweder ſich unterwirft oder daran untergeht. Hier gelangt die ungebändigte Vollkraft des Individuums zur rückſichtsloſen Ausbreitung. Man tritt in jenen Zuſtand vor dem Geſetze, da noch alles Handeln der Menſchen aus ſich berechtigt und naturnothwendig iſt wie Leben und Thun jedes andern Naturerzeugniſſes. Der reine Selbſterhaltungs- und Selbſtbefriedigungstrieb ſteht hier in ſeiner naturrechtlichen Unmittelbarkeit. Geſchichtlich und im Verhältniß zur Menſchengemeinſchaft betrachtet wird jenes Leben zu einem Thun außer dem Geſetze oder gegen daſſelbe, weil Geſchichte und Gemeinſchaft jedem Individuum alsbald Beſchränkungen auferlegen; das Leben erhält ethiſche Grenzen und Zwecke, die nicht bloß mit dem von der Natur geſetzten Ende der Macht zuſammenfallen, ſondern man muß ſich innerhalb der Grenzen der Naturmacht Beſchränkungen auferlegen, wie ſie der eben ſo berechtigte Selbſterhaltungs- und Selbſtbefriedigungstrieb Anderer erheiſcht. Hiemit tritt die Herrſchaft des Geſetzes ein.

Die Dichtung aller Völker hat die ungebändigte Subjectivität in ihrer naturrechtlichen Machtvollkommenheit in Sagen und Ueberlieferungen feſtgehalten. Mit dem Fortgang der Cultur ward aus dem urſprünglichen Kampf mit den Elementen u. ſ. w. ein Kampf mit menſchlichen Einrichtungen, das Heroenthum in gutem und böſem Sinn.

Ein ſolches Heroenthum der modernſten Art hat Schiller in ſeinen Räubern aufgeſtellt. Die geregelte moderne Welt hat keinen Raum für die allſeitige Bethätigung der ungebändigten Subjectivität; es bleibt dieſer nichts übrig, als ſich freiwillig der Welt gegenüber zu ſtellen. Schiller hat ſeinem Helden dabei einen ethiſchen Standpunkt gegeben, er läßt ihn nicht bloß in die naturrechtliche Selbſtbefriedigung, unbekümmert um die Welt, treten, er will vielmehr nach ſeinem ſubjectiven Drange die Welt in's rechte Geleiſe bringen u. ſ. w.

Die Romantiker gingen weiter, ſie nahmen die naturrechtliche Subjectivität als ſolche auf. Die übermüthigen ſogenannten Taugenichtſe, die aus bloß ſubjectivem Belieben im Kampf mit der Welt leben, ſollten durch das geregelte polizeiliche Staatsleben aus dem Revier der Wirklichkeit ganz verſchoſſen werden; die Romantiker nahmen ſie in ihr dichteriſches Gehege auf. Sie hatten ihre Freude an den Wildlingen.

Hier wurden die Romantiker wiederum einem Zuge des Volksgeiſtes gerecht.

Wie man in den ſogenannten höheren Ständen das Pikante, Waghalſige, auf die Meſſerſchneide Geſtellte liebt, um dadurch einen Nervenreiz zu gewinnen, ſo wird, und gewiß mit größerem Recht, im Volke die Kraft als ſolche mit der unverſehenen, keck hervorſpringenden Fülle ihres Inhalts ſtaunend angeſchaut. Dem Energiſchen, Machtvollen — ganz abgeſehen von ſeinen ſittlichen Beweggründen — wird eine gewiſſe Achtung gezollt. Die reiche Erfindung an Abenteuern und witzigen Verwicklungen, die ſich hier aufthut, die Kraft in deren Beſiegung, erfüllt den Geiſt des Leſers und Hörers unbewußt mit der angenehmen Empfindung ſeiner eigenen Kraftfülle und er ſieht harmlos darüber hinweg, wozu ſie hier angewendet wurde.

Der Genuß liegt hier nicht bloß in der Spannung des Leſers und Hörers, in der Aufregung, die das Schweben zwiſchen Furcht und Hoffnung erzeugt. Wie man in den verfeinerten Kreiſen ein Talent als ſolches verehrt — und bis zu einer gewiſſen Grenze mit Recht, weil es als ſchönes Naturerzeugniß daſteht — ſo erfreut man ſich in den Volkskreiſen an der Dehnbarkeit des Geiſtes, der allerhand Teufeleien in ſich ſchließt und losläßt.

Die Freude an dem thätlich Kecken, ſubjectiv Uebermüthigen — was in der modernen Welt leicht zum Gauneriſchen wird, wenn es nicht mit großer Heeresmacht und dergleichen auftritt — iſt ein Grundton im Volkscharakter überhaupt und dem deutſchen insbeſondere. Das wird leicht als Auflehnung gegen Moral und Geſetz verdammt, aber es führt uns auf jenen nie verſiegbaren Quell der ungebändigten Subjectivität, die ideell auch ihr Recht will. Wenn die alten Heroen mit Rieſen und Drachen kämpften, ſo ſchlägt ſich jetzt die ungebändigte Subjectivität mit der Staatsordnung und ihren bindenden Geſetzen herum, ſie bricht der Polizei bald da bald dort durch den Zaun und lacht ſich ins Fäuſtchen. Das iſt die ewige Urmacht der Subjectivität, die von keinerlei objectivem Geſetz etwas will und weiß. Der Kaſperle im alten Volksſpiel parodirt nicht nur die ernſte und ſauertöpfiſche Ordnung, er behält auch Recht und betrügt die ganze Welt, nimmt der Polizei ihren Stock weg, prügelt ſie durch, ſperrt ſie ſtatt ſeiner in's Loch, lebt fröhlich und ſtirbt ſelig, und dreht zuletzt noch dem Teufel, der ihm dienen mußte, eine Naſe und — haſt ihn geſehen ... fort iſt er.[1]

[1] Pückler berichtet in ſeinen Briefen eines Verſtorbenen (Th. 3. S. 137) wie ſehr ſich der engliſche Punch, der Bruder des Kaſperle,

Es gehört eine ſichere Hand dazu, um ſolche Teufeleien anzufaſſen und durchzuführen.

Der Poeſie an ſich wird Niemand das Recht beſtreiten, das Schöne und Kraftvolle, ohne Rückſicht auf Moralzwecke und herrſchende Geſetze darzuſtellen. Man kann zum Beiſpiel, von allgemein ſittlichem oder auch von ſtaatspolizeilichem Standpunkt aus, gegen die Raufereien, Schlägereien, Kiltgänge u. ſ. w. ankämpfen, der Dichter aber hat ein Recht, ſie als bloße Naturerſcheinungen zu faſſen, ſich wie der Maler an den ſchönen Bewegungen, an den Kraftäußerungen, die ſich dabei kundgeben zu erfreuen und ſolche feſtzuhalten.

Für die Dichtung aus dem Volk bleiben daher derartige Momente in ihrer reinen Naivetät ſtehen, die aber bei einer Schrift für das Volk manche Aenderung und Einlenkung erleiden mag. Vielleicht kommen wir von hier aus dann wieder zu jener Harmloſigkeit des alten Volksſpiels, das ſich nirgends ſcheut, eine geſunde Prügelſuppe einzubrocken.

Hebel ſtimmte inſofern mit den Romantikern überein, als auch er das Gauneriſche und Uebermüthige aufnahm.

Es iſt eine geſchichtliche Thatſache, daß er in ſich

---

dieſen Uebermuth erhalten hat, Alles todtſchlägt und zuletzt ſogar den Teufel ſpießt.

In Deutſchland iſt das Puppenſpiel zur völligen Parodie herabgeſunken, das Kölner allein, mit ſeinen ſtehenden Figuren von Henneschen, Beſtevater und Marizibill, macht hievon bisweilen noch eine Ausnahme.

ſelber eine Luſt zu derlei tollen Streichen verſpürte und ſich nun im Ausdenken derſelben gefiel. Hier ſtimmte nun wieder ſeine eigene Natur mit der allgemeinen des Volkes zuſammen. Darum konnte er auch mit ſo breitem Behagen die Gaunereien ſeiner Landſtreicher: des Zundelfrieder, rothen Dieter, Heiner und Zirkelſchmied ſchildern; darum konnte er in ihnen unverwüſtliche Typen des Volkslebens feſtſtellen. Indem er ſich an dem heitern Spiel des Lebens ergötzte und die Gaunerſtreiche erfand und übertrug,[1] erfüllte er ein inneres Bedürfniß der Volksſchrift, der der verſchmitzte Schelm nicht fehlen darf. Das Anekdotiſche ſetzt ſich muſiviſch zu einem größeren Bilde zuſammen.

Oft, wenn er einen ſeiner durch die Staatsordnung verfehmten Lieblinge vorführt, iſt es als ob er ſich plötzlich beſinne, daß er eigentlich für das Volk ſchreibe, zum Zweck der Belehrung. Es ergeht ihm dann, wie wenn man einen muthwilligen Schwank erzählt und auf einmal ſich erinnert, daß etwa Kinder zuhören, die die Sache falſch verſtehen könnten;

---

[1] Auch hier hat Hebel Einzelnes aus den alten Volksbüchern entlehnt und neu geſchaffen, wie man auch früher Motive und Geſchichten aus Aeſop u. ſ. w. neu geſtaltete. Bei der Geſchichte: „Die drei Diebe," ſagt er ſelber: „Sie iſt in einem ſchönen Buche beſchrieben und zu Vers gebracht," und in dieſer Geſchichte führt er ſeine Schelmen zuerſt ein. Anderes hat Hebel, ohne es anzumerken, älteren Gedichten nachgebildet, ſo iſt die Geſchichte: „Drei Wünſche" in der „Mähre," die Wackernagel (Altd. Leſebuch Bd. I. S. 570) nach einer Heidelberger Handſchrift aus dem 13. Jahrhunderte mittheilt, weſentlich enthalten. Hebel nimmt die Sache heiterer und vielleicht lebte ſie auch in dieſer Weiſe in mündlichen Berichten fort.

man giebt der Sache eine moraliſche Wendung, die aber meiſt paßt wie eine Fauſt auf's Aug'. So geht es Hebel, wenn er dieſen Sachen eine Moral anhängt oder gar von vornherein durch das Bekenntniß, daß ſie erfunden ſeien, ihnen die Spitze abbrechen will.[1]

Es geht hiebei wie bei dem Mährchenhaften: es iſt unendlich ſchwierig, die reine Poeſie walten zu laſſen und doch den lehrhaften Zweck nicht aus dem Auge zu verlieren.

Je mehr die Mündigkeit des Volkes ſteigt, um ſo freier wird ſich die urſprüngliche Unſchuld des Phantaſieſpiels entfalten können. —

Mit der Spannkraft und Dehnbarkeit des Geiſtes, die das Gauneriſche zum Ergötzlichen macht, hängt auch die Lügenpoeſie zuſammen, mit ihren ſinnreichen Erfindungen. Sachen vorbringen, daß ſich die Balken biegen, iſt auch ein Ergötzen, wenn es auch keinen moraliſchen Zweck hat.

In der Lügenpoeſie bekundet ſich ebenfalls das ſchrankenloſe Ausgreifen der Luſtigkeit, die gern das drehend gewordene All mit freiem Willen auf den Kopf ſtellt. Schon die alten Volkslieder bieten hierin über die Maßen Poſſirliches, da es heißt:

---

[1] Die Erzählung: „Die drei Diebe" beginnt zum Beiſpiel: „Der geneigte Leſer wird ermahnt, nicht alles für wahr zu halten, was in dieſer Erzählung vorkömmt." Am Schluſſe der Geſchichte: „Liſt gegen Liſt" ſagt der Frieder: „Wenn ich nur alle Spitzbuben zu Grunde richten könnte, daß ich der einzige wäre. Denn eiferſüchtig iſt er" — ſchließt Hebel ſchalkhaft.

Ein Amboß und ein Mühlenſtein
Die ſchwummen zu Köln wohl über den Rhein,
Sie ſchwummen alſo leiſe;
Ein Froſch verſchlang ein glühend Pflugſchar
Zu Pfingſten auf dem Eiſe.

Dieſes Gerechtwerden gegen den Uebermuth im Volksgeiſt hebt aber den Nachdruck der ſittlichen Motive durchaus nicht auf. Man ſagt wohl: das Lachen giebt ein Loch in den Reſpect; dies gilt aber nur von jener Würde, die eine äußerliche und unnatürlich aufgedunſene iſt. Hebel bietet hierin wieder das Beiſpiel, daß man bei aller Scherzhaftigkeit und übermüthigen Laune ſich die Würde für die höchſte, die religiöſe Einwirkung wahren kann.

Das Religiöſe in der Volksſchrift. — Ein Wort über die Volkspredigt. — Das Subjective in der Religion — Poſitives und Oppoſitionelles.

Die tiefe Innigkeit des deutſchen Volksgeiſtes hegt vor Allem das religiöſe Element in ſich.

Meißelt der Humor auch luſtige abenteuerliche Figuren in die großen Dome, ſo hebt dieſe kecke Laune doch die gewaltige einheitliche Andacht nicht auf, die das Ganze hält und trägt.

Der religiöſe Grundzug des Volksgeiſtes giebt daher auch der Volksſchrift Maß und Richtung. Der religiöſe Grundzug iſt an keine gewohnte und beſtimmte Formel gebunden. Es wird daher nicht, wie ſo Manche wähnen, mit Verſchwinden dieſer oder jener Erſcheinungsart eine Haltloſigkeit über die Geſammtheit kommen und deren innerſtes Weſen verzehrt werden, ebenſowenig als wie Viele glauben, mit Verſchwinden von Trachten, Bräuchen und Sitten das Volksgemüth ſein innerſtes Leben verliert. Das Leben, der Geiſt ſchafft ſich allezeit neue Formen. Der deutſche Volksgeiſt ringt nach neuer Belebung des religiöſen Grundzuges.

In den engen Kreiſen unſeres Stadtbürger- und Bauernlebens bewegt ſich Alles faſt ausſchließlich in der familienhaften Umgrenzung. Die poetiſche Wiedergeſtaltung muß ſich daher auch innerhalb dieſer Linien halten, um verſtanden und erfaßt zu werden. Die Intereſſen, die über das Familienleben hinausragen, überſpringen in der Regel die Mittelſtufen des Gemeinde- und Staatslebens und drängen ſich alsbald an den Endpunkt menſchlicher Entwickelung, an das religiöſe Leben. Das politiſche Intereſſe ſproßt noch nicht aus der tiefſten Wurzel des Geſammtbewußtſeins; dazu wäre nöthig, daß es eine feſte Geſtaltung gewonnen hätte, in Inſtituten und Perſönlichkeiten. Nur dieſe geben dem Gemeinbewußtſein Handhaben und Stützpunkte. Wo daher dieſe ſind — wie zum Beiſpiel in den Rheinlanden das öffentliche Gerichtsverfahren, in einigen conſtitutionellen Ländern hervorragende Perſönlichkeiten — da iſt eine alle Schichten durchdringende Betheiligung am Rechts- und Staatsleben. So lange aber die Idee der vaterländiſchen Freiheit und Größe blos noch Idee iſt und auf Geſtaltung harrt, kann ſie wohl die Gebildeten, an Abſtraction und Reflexion

Gewöhnten, entzünden, das Volk im großen Ganzen aber nicht.

Anders aber verhält es ſich mit der Religion: von ihr wird die Seele eines Jeden von Jugend auf erfüllt und eingenommen, ſie hält den Menſchen feſt und ſtellt ſich ihm in einem geſchloſſenen Inſtitute dar, das er nicht erſt aus der Idee zu erzeugen hat.

Schon dieſer thatſächliche Zuſtand weiſt uns auf die beſondere Aufgabe des deutſchen Volksgeiſtes und der aus ihm wirkenden Volksſchrift hin. Nur was aus der religiöſen Kernwurzel treibt, gewinnt Macht und Geſtalt und berührt ein lebendiges Intereſſe in Allen.

Es giebt viele Politiker, denen es ſehr in die Quere kommt, daß dem ſo iſt. Sie möchten gern nach franzöſiſchem Muſter einzig auf Veränderung der Lebens- und Staatsformen hinarbeiten, ohne viel nach dem Halt, den ſie in den Tiefen der Gemüther haben, zu fragen; ſie ſtehen auf politiſchem Boden in gleicher Linie mit den Kirchenmännern, denen es blos um Satzungen und Formeln zu thun iſt.

Der Volksgeiſt modelt ſich aber nicht nach den Wünſchen Einzelner. Ein Liberalismus, der weiter nichts könnte und wollte, als jetzt auch wieder von oben herab, aus der Abſtraction heraus, Geſetze zu dictiren und Alles am Schnürchen zu leiten, ein ſolcher wäre weiter nichts, als der links gewendete Uniformrock der Büreaukratie.

Es gilt daher, den Regungen des Volksgeiſtes nachzugehen und durch denſelben die Freiheit zu begründen.

Dem religiöſen Grundzuge gerecht zu werden iſt daher unſere beſondere Aufgabe und gewiß eine erhabene.

Der Cultus muß Cultur ſein, die Religion muß Bildung werden, innere Befreiung und Erlöſung des Menſchen, ſeine wahre Wiedergeburt; nicht in Worten und Bräuchen, ſondern in der That, im Charakter, in der Geſammtheit des Lebens, in der Reinigung und Heiligung alles echten menſchlichen Wirkens.

Die ſtaatliche und ſociale Ausgleichung der Mißſtände wird dadurch eine Weihe erhalten, die von innen kommt und unverwüſtlich iſt.

Es gehört zu den ſchmerzlichſten Betrachtungen, daß gerade von der Seite, von der aus alle Noth von den Herzen des Menſchen genommen werden ſollte, ſei es aus Mißverſtand oder aus Bosheit, der Menſchheit die drückendſten Martern angethan wurden und werden.

Wenn bis jetzt Tugend und innere Heiligung vielfach dem Formelglauben und der vorgeſchriebenen Werkthätigkeit des Kirchenthums geopfert wurden, ſo iſt der deutſche Boden der Religioſität doch ſo tiefgrundig, daß er die edelſten Keime im Verborgenen hegt, die einſt zur ſchwellenden Saat aufſchießen können.

Es kommt hier nicht auf die Entſcheidung an, ob die Religion mit in der rein menſchlichen Bildung inbegriffen oder ihr letzter Endzweck ſei; es kommt hier nur darauf an, daß ſie überhaupt Bildung ſei und werde.

Bei Beſprechung der freien poetiſchen Geſtaltung volksthümlicher Zuſtände und Charaktere wurde darauf hingewieſen, daß die Religion die meiſt tragiſche Schlußwendung auffangen und in das Geleiſe der Verſöhnung leiten könnte; hier nun, bei der Einwirkung auf das wirkliche Leben, ſoll und muß ſie das Rad der Geſchichte hemmen und in friedliche Bahnen lenken, bevor es in den Abgrund eilt.

Die Mißſtände der Gegenwart können und ſollen durch die Religion geſühnt werden, die die Herzen der Bevorzugten zur freien Hingabe und die Herzen der Belaſteten zur friedlichen Ausdauer ſtimmt.

Das Wohlthun, in der umfaſſendſten Bedeutung des Wortes, *muß zur Religion werden*. Der neuen Zeit genügt es nicht mehr an ſtimmungsweiſen und verzettelten Kundgebungen der Wohlthätigkeit, ſondern ſie ſucht dieſelbe in feſten Einrichtungen zu begründen. *Jedes unſelbſtiſche Wirken für Andere muß ſich als weſentlicher Inhalt der Religionsbethätigung geltend machen.* Nicht durch mittelalterlich geſchloſſene Formen und Bande, ſondern durch zeitweilig wiederkehrende freie Willensbeſtimmung muß das neue Religionsleben ſich ſeine ſittliche Weihe erhalten.

Der Satz, daß die Religion weſentlich That ſei, iſt eben auf den Kanzeln zur abgenutzten bloßen Phraſe geworden.

Es gilt jetzt, nun einmal vor Allem die That feſtzuſetzen und fort und fort zu erneuern. Es handelt ſich jetzt nicht mehr um Dogmen und metaphyſiſche Probleme, ohne Einfluß auf das diesſeitige Daſein, ſondern um friſche Bethätigung.

Religion iſt Selbſtüberwindung, die höchſte menſchliche Kraft, Unterordnung unter das höhere Weſen, Gott, das in unſerm innerſten Daſein lebt und über uns herrſcht; die Religion allein, und nicht ein wenn auch noch ſo feingefugtes Nützlichkeitsſyſtem, kann die neue Menſchheit zu Friede und Schönheit des Daſeins führen.

Wir Deutſchen müſſen darin vorangehen.

Die Religion als Selbſtüberwindung erheiſcht aber nicht Opferung und Vernichtung unſeres Seins, die zerknirſchte Demuth, um etwa fremde Willkürlichkeiten und Autoritäten über uns ſchalten zu laſſen; die Religion lehrt gerade das eigene Sein geltend machen als ein göttliches, ewiges; ſie lehrt die Selbſtändigkeit heiligen und über die bloßen Subjectivitäten hinweg zu dem reinen Sein hindurch dringen und aus ihm handeln.

Die Verteufelung der Menſchennatur mit all ihren Neigungen und Beſtrebungen aus der Erbſünde heraus führt ebenſo zur Gottloſigkeit, wie die Vergötterung alles und jeglichen Thuns auf der andern extremen Seite.

Ein moderner Nihilismus verſucht es bereits vielfach, die atheiſtiſche Verzweiflung im Volke auszubreiten; er denkt nur an Untergrabung der faulen Zuſtände und kümmert ſich nicht um die von ihm verbreitete Bodenloſigkeit aller Zukunft.

Es wird ihm nicht gelingen, allen ſichern Stand aufzulöſen, wenn die Religion frei und friſch in's Leben überzugehen trachtet, den Angriff im freien Felde wagt und ſich nicht in die polizeiverſchanzten Kirchenburgen zurückzieht.

Die aus Verzweiflung hervorgegangene und an die Verzweifelnden gerichtete Literatur mußte ſich als Gegenſatz zu dem zeitgenöſſiſchen Staate herausſtellen, der ſich auf keine ſittliche Grundlage, auf keinen Halt in den Gemüthern mehr ſtützen will, ſondern ſich nur als thatſächliche Gewalt geltend macht. Solchem gottloſen, entſittlichten Verfahren gegenüber, iſt die Aufſtellung einer entgegengeſetzten thatſächlichen Gewalt in ſich begründet. Der Staat, wie alles Leben der Zukunft, muß aber auf ſittlichem Boden beruhen, die Neugeſtaltung auch aus ſittlichen Motiven hervorgehen. Dieſe allein verleihen Hingebung zur nachhaltigen That.

Der Feindſchaft gegen die Verunſtaltungen des Menſchenthums muß die Liebe zu dieſem zu Grunde liegen.

Dem ſogenannten religiöſen Quietismus gegenüber, der in einſeitiger Demuth nichtsthueriſch dahinſchlendert, muß die Vollkraft der Selbſtändigkeit wach gerufen werden. Es ſollte aber ein längſt überwundener Standpunkt ſein, dieſe Selbſtändigkeit als eine ungöttliche zu betrachten. Die getrennten und als Gegenſätze geltend gemachten Standpunkte, auf denen man einerſeits die Autonomie des Menſchengeſchlechts, andererſeits eine außermenſchliche, göttliche Fügung zum Princip der Geſchichte macht, dieſe Gegenſätze vereinigen ſich wieder unter einem höheren Geſichtspunkte. Alle freie ſelbſtändige Wiedergeburt, der Einzelmenſchen wie ganzer Nationen, die ſich in ihrem innerſten Weſen zuſammenfaſſen und demgemäß aus der Selbſtändigkeit ihr Leben geſtalten, beruht wiederum in Gott, der dieſes innerſte Weſen geſetzt hat und deſſen Selbſtändigkeit ausmacht. —

Es giebt keine Volksbildung überhaupt und keine deutſche insbeſondere ohne die religiöſe Bildung.

Auf dieſem Wege ging Hebel ebenfalls voran. Er ſuchte aber nicht, wie ſo Manche, hier ſeine Predigten los zu werden oder jeden Balken am Bau einer Erzählung zu einer Kanzel zu verwenden, um von da aus predigen zu können. Leicht und ungeſucht, ohne plötzlich aus einer höher gezwängten Tonart zu ſprechen, ſondern einfach und innig geht er zu dem Höchſten über, zu Ausſpruch und Erweckung des Religiöſen.

Nichts iſt leichter, als auf der Kirchenorgel das Regiſter der hochtönenden allgemeinen Redensarten von der Herrlichkeit, Allliebe, Allgüte und Allweisheit Gottes zu ziehen. Nichts iſt auch häufiger, weil man die Theologie lernt, ſtatt das Gottesbewußtſein, die ewige Herrſchaft des unendlichen Geiſtes, in den tauſend Einzelheiten des Weltlebens ſelbſtändig zu finden und darzuſtellen.

Hier tritt nun bei Hebel die poetiſche Begabung, mit ihrer Anlehnung an ein kleines plaſtiſches Ereigniß in ihrem ſchönſten Glanze hervor. Ich erinnere beiſpielsweiſe nur an „Die Baumzucht,“ an die „Betrachtung über ein Vogelneſt,“ an das „Morgengeſpräch des Hausfreundes und ſeines Adjunkts.“ Die lichte Heiterkeit, der fröhliche Gottesſchein liegt hier überall ausgebreitet; denn die Religion iſt eine Religion des Lebens und nicht des Todes.

Es iſt ein in ſich verkehrtes und in ſeiner Anwendung faſt nur peinigendes Verfahren, wenn man, wie ſo oft geſchieht, in Predigten und poetiſchen Volksſchriften den Todesſchweiß und das letzte Stöhnen des Sterbenden, das dumpfe Raſcheln der Erdſchollen auf dem Sarge vor die Seele führt; wenn man das fleiſchloſe Todtengerippe als ſchreckbare Vogelſcheuche in den blühenden Garten des Lebens ſtellt. Das ſind Bilder, um Menſchen zu rühren, die, wie man ſagt, Nerven wie Batzenſtricke haben.

Aber die Religion in Schrift und Wort ſoll nicht vorzugsweiſe niederdonnern, ſondern erheben und kräftigen, das friſche Leben heiligen. Gewiß, wir lernen das Leben in ſeiner wahren Bedeutung aus dem Tode verſtehen, ſeine Endſchaft und ſeine Unendlichkeit. Wir müſſen uns bisweilen hinausſchwingen an jenen letzten faßbaren Punkt, um von da aus als Sieger in die Welt zurückzukehren, die uns nichts mehr anhaben kann. Es wäre aber bloßes quäleriſches Behagen und kraftloſe Selbſtauflöſung, vorzugsweiſe an jenem Endpunkte zu verweilen. Dieſes Moment ſollte alſo nicht aus der Volksſchrift verbannt, ſondern nur auf jenen Raum beſchränkt werden, der als Punkt außerhalb des Lebens gelten kann, um dieſes ſelbſtthätig zu bewegen; dann aber ſoll die „ſeufzende Creatur,“ ſollen diejenigen, die unter des Tages Mühe und Noth ſchmachten, hinausgeführt werden auf den ſonnigen Plan des Lebens, um nieden Freude und Seligkeit zu ſchöpfen. Hier zeigt es ſich dann, ob die Gotteserkenntniß blos in der Abſtraction und aus Büchern gewonnen, oder im Leben erfaßt wurde.

Wie menſchlich fromm Hebel den Predigerberuf auffaßte, zeigt ſich beſonders auch in dem hinterlaſſenen Bruchſtücke ſeiner Antrittspredigt, die er ſich aufgeſetzt hatte, um einſt (bei der erſehnten Rückkehr auf eine Dorfpfarrei) ſein Verhältniß zu ſeinen Pfarrkindern damit feſtzuſtellen. Da iſt nichts von jenem ſalbungsvollen Hochmuth der Schriftgelehrten; es wird keine von Außen überkommene Weihe in Anſpruch genommen, ſondern nur die aus dem geläuterten Herzen ſich erſchließende. Einfach und ſchlicht erzählt Hebel, wie er gelebt, wer er ſei, wie ihn Gott geführt, wie er deſſen Heiligkeit erkannt und — was er nun zu erſtreben ſuche. Er tritt herab von ſeiner erhöhten Stufe und ſtellt ſich unter die Seinigen als Gleicher; er zeigt ihnen die frommen Gedanken, die ſeine Bruſt bewegen und will menſchlich vereint, Gott dienend mit ſeinen Brüdern leben und ſich heiligen. Er macht keinen weitern Anſpruch für ſich als den, daß er treu und redlich den Geſetzen Gottes in dem eigenen Leben wie in dem der Menſchen überhaupt nachzuforſchen trachte.

Allerdings tritt hierdurch das Subjective ganz in den Vordergrund, aber wenn es ſich ſo und nicht als Autorität giebt, wenn es ſich in den Urgrund des eigenſten Weſens vertieft, wenn es ſeinen reinen klaren Inhalt ausbreitet, ſo iſt das die echte Bereicherung menſchlicher Gotteserkenntniß. Durch das Subjective, durch das Bekenntniß, wie man ſelbſtändig die ewigen Wahrheiten wieder gefunden — iſt die freie Wiedergeburt des Religiöſen gegeben. Und dann: ſind jene, die immer im Namen der Kirche oder im Namen

Gottes ſprechen, minder ſubjectiv? Oder haben die Propheten und Apoſtel, die eine ihnen gewordene Offenbarung verkündeten, nicht ihre ſubjective Wahrnehmung dabei ausgeſprochen?

Das Syſtem, die reine Wiſſenſchaft läßt alles Subjective hinter ſich und baut auf ein abſtractes gemeingültiges Princip das allgemeine Gebäude (obgleich auch hier die Entſtehung des Princips in dem die Wiſſenſchaft bauenden Subjecte dem Nachconſtruirenden zum beſten Anhaltpunkte dienen kann), die unmittelbar praktiſche Wahrheit braucht nicht von dem Subject abgelöst zu werden; es kann ſolche in ſich zu einem Syſtem ausgebildet haben, in der Einzeldarlegung aber erſcheint ſie wieder als ſubjective.

Was die Religion durch ſolches Subjective an kirchlicher Uniformität verliert, das gewinnt ſie an lebendiger innerer Einheit und wird von dieſer weit aufgewogen. Die Propheten und Apoſtel ſtellen die von ihnen erkannten Wahrheiten auch ſubjectiv dar und doch hängen ſie innerlichſt zuſammen. Gerade daß der bibliſche Codex die Auffaſſung Vieler in ſich ſchließt, gerade das giebt ihm ſeine univerſelle Anwendung.

Da tritt nun ein vielerfahrener Mann vor eine Verſammlung, und zeigt ihr das Ewige im Wandel der Dinge, wie er es ſelber erfahren, nicht als Schulweisheit, nicht als Gelehrſamkeit, ſondern als wirkliches Leben, und es geht wieder ein in das Leben.

Die Theologie behält ihre Bedeutung als Wiſſenſchaft, als Kunde von der Entwicklung des religiöſen Bewußtſeins in der Menſchheit im Laufe der Zeiten;

ſie führt auf Tiefen, die ſich dem ſubjectiven Einzelleben vielleicht nie aufgethan hätten, ſie macht theilhaftig der Arbeit und Errungenſchaft aller Zeiten und geſtaltet das Menſchenthum zur Einheit — dann aber muß die Religion ſubjectiv lebendig werden.

Der Staat kann freilich nur Prüfungen veranſtalten, in denen ſich das Wiſſen kund giebt; er muß ſich damit begnügen. Das Höchſte und Innerlichſte läßt ſich aber nicht in Schulen lernen und nicht im Examen abfragen.

Wie in der modernen Welt vielfach das, was ehedem Weſen war, Form geworden iſt, äußerlich zu erringendes Wiſſen und Geſchicklichkeit — ſo iſt auch mannigfach das, was ehedem Beruf war, Amt geworden. Nicht die Naturbefähigung iſt entſcheidend, ſondern die erworbene Geſchicklichkeit, die Formfertigkeit. Darum iſt ſo viel Verdumpftes, Hohles, in reingeiſtigen Verhältniſſen. Tauſende ſind Richter, Prediger u. ſ. w., nicht weil es ihr Beruf, ſondern weil es ihr Amt iſt; ſie vollführen ihre Obliegenheit als etwas Erlerntes, im gewohnten Schlendrian. Ein lebendigeres, von der Theilnahme Aller getragenes Staats- und Religionsleben kann hier allein abhelfen. Das Rechts- und Religionsbewußtſein wird dann dem Volke nicht mehr blos von außen zugetragen werden; man wird auch die eigene Stimme vernehmen, in ſelbſtthätigem Ausſpruch, oder als Widerhall von erhöhter Stufe.

In der Wahl des Ausdrucks ſteht die Volkspredigt in gleicher Linie mit der Volksſchrift. Das Volksthümliche beſteht nicht darin, daß man ſich in Wort und

Ausdruck an die gäng und gäben Redensarten halte; dieſe können oft als ſchlagende Beweiſe angeführt werden, um Anfang oder Ergebniß eines umfaſſenden Gedankenganges zu veranſchaulichen. Eine Moſaik von Volksausdrücken wäre aber hier wie dort unanwendbar. Es muß immer wiederholt werden, daß Schrift und Wort Erhebung bieten ſollen, in Gedanken wie in Worten. Es iſt ein beſonderer Vorzug des deutſchen Volkes, daß bei ihm das Ideale volksthümlich iſt, der kühnſte Schwung reißt die Herzen am meiſten hin, nicht das Platte, das Alltägliche; darum iſt auch Schiller in ſeiner ſchwunghaften Idealität der volksthümlichſte deutſche Dichter und wird es immer mehr werden.

Auf dem Standpunkt, auf dem die Religion Bildung zu werden ſtrebt, erhebt ſie ſich unmittelbar über das Confeſſionelle. Da Anfang und Ende hier wieder eins ſind, kann man eben ſowohl ſagen: die Religion bewegt ſich hier in dem Gebiete, wo das Gottesbewußtſein noch nicht in geſchiedenen Formen erſtarrt iſt, oder in jenem, wo ſie den Durchgang durch die geſchiedenen Beſonderheiten bereits vollendet hat. Daher iſt dieſer Standpunkt der rein poſitive, ſei es nun vor oder nach der Negation, ſei dieſe bereits überwunden oder noch nicht vorhanden.

Jede wahre Poſition wird dabei auch von ſelbſt zur Oppoſition, ſo ſtill und naturgetreu auch ihre Bewerkſtelligung ſein mag. Der Baum ſtößt die Blätter ab, erſt wenn ſich neue Keime angeſetzt haben, dann aber auch unausbleiblich. Müſſen die neuen Keime in den geſchloſſenen und zugleich ſchützenden Hüllen noch einen Winter lang in lebloſer Erſtarrung ausdauern, und uns das ſcheinbare Bild der kahlen Abgeſtorbenheit vor Augen laſſen: die junge Frühlingsſonne ſprengt die braunen Panzerſchuppen, regt die Triebe in den erſtarrten Keimen, und macht ſie aufgehen zu ſaftfriſcher Blüthen- und Blätterpracht.

Nach einer nordiſchen Sage ſchloß einſt Gott mit dem Teufel einen Vertrag, wonach alle Seelen, die zur Zeit da die Zweige entblättert ſind, dahinfahren, dem Teufel gehören ſollten. Nun hält aber fortan das niedere Gehölz und der kurzäſtige Baum die dürren Blätter feſt, bis neues Laub da iſt; ſie können ſich nicht mit Zukunftsknospen begnügen. Der Teufel iſt geprellt. — —

Alles Leben iſt der ſtetigen Wandlung unterworfen. Es kann in ſeinen Erſcheinungsformen abſterben, in ſeinem innerſten Weſen aber nie.

Iſt es ſchon gegenüber dem in Formen erſtarrten Staatsleben, das nur die äußere That in ſeinen Bereich zieht, nicht möglich, ideell poſitiv zu verfahren, ohne alsbald in Oppoſition zu gerathen, ſo iſt dies auf dem Gebiete der Religion, die an und für ſich nur ideell poſitiv ſein ſoll, noch weit weniger der Fall. Der nicht an die gewohnte Form gebundene Gedanke gilt hier unmittelbar als Feind.

Hebel, der die humane Anerkennung aller Religionsformen im Auge hatte, ohne dabei auf eine Neugeſtaltung aus dieſem Princip hinzuarbeiten, hielt ſich in ſeinen Volksſchriften vom Confeſſionellen fern. Er tritt in religiöſen Dingen rein und allgemein poſitiv auf, aber auch bei ihm wurde dies zur Oppoſition, oder mindeſtens von den an der Beſonderheit Haftenden ſo aufgefaßt.

Aus ſeiner Biographie iſt bekannt, daß Hebel für den Jahrgang 1814 des Hausfreundes eine Erzählung „Der fromme Wunſch“ geſchrieben hatte. Dieſe Erzählung wurde auf Betreiben der katholiſchen Geiſtlichkeit unterdrückt und Hebel darüber ſo verſtimmt, daß er den Kalender aufgab. Er war in keiner Weiſe eine kämpfende Natur, außerdem durch Ueberhäufung mit Amtsgeſchäften mißmuthig; und die Erfahrung, daß es nicht möglich iſt, poſitiv in der Religion ſich zu verhalten, ohne unverſehens mit einem Kirchenthum in Widerſtreit zu gerathen, mochte ihn in ſich zurückſcheuchen. Der friedfertige, harmloſe Hebel verfiel dem erbitternden oder doch verſchüchternden Einfluſſe der Cenſur.

Die Bibel als deutſches Volksbuch. — Der Bibelton in der Volksſchrift.

Es iſt mehr als bloße äußerliche Zufälligkeit, daß mit der Bibel zuerſt ſich die neuhochdeutſche Schriftſprache feſtſetzte. Die Bibel wurde dadurch nach Gehalt und Geſtalt der Codex des neuen Schriftenthums und wirkte beſonders auf den eigenthümlichen Charakter der deutſchen Volksſchrift ein. Der Bibelton iſt der verſtändlichſte und volksthümlichſte, Anknüpfungen an Geſchichten und Bilder aus der Bibel finden die allgemeinſte Aufnahme.

Ganz abgeſehen von ihrer theologiſchen Bedeutung, rein äſthetiſch betrachtet, bleibt die Bibel noch immer das Muſter eines Volksbuches. Ihre Poeſie kann von der Exegeſe der Schriftgelehrten, die aus jedem Wort und jeder Wendung ein Dogma herausquälen, nicht zerſtört werden. Sie giebt die concrete Anſchauung eines Naturvolkes, ſtellt die Charaktere unmittelbar hin mit all den kleinen Lebenszügen der Individualität, die Lehre ergiebt ſich von ſelbſt, nicht in kalter Abſtraction oder in überſchwänglichen Ergießungen. Alles iſt hier noch eins, das Allgemeinſte und Höchſte ſtellt ſich in dem Beſondern dar. Vor Allem aber zeigt ſich das Walten der höheren allgemeinen, das Individuum beherrſchenden Macht in naiver Gegenſtändlichkeit.

An der Bibel arbeitete eine ganze Nation, durch mannigfache Wandlungen der Geſchichte. Das verleiht ihr eine Inhaltsfülle wie kein anderes Buch ſie beſitzt, und menſchlich gefaßt ihre göttliche Bedeutung. Der Geiſt eines ganzen Volkes liegt in dieſem Buch eingeſchloſſen. Kein Einzelmenſch kann ein ſolches vom Volksgeiſt erzeugtes Buch hervorbringen; gleicherweiſe wie — mit modernen Ergebniſſen verglichen — kein Einzelner eine ſolche Fülle und Tiefe aus ſich entfalten kann, wie wir ſie in einer Volksliederſammlung finden.

Die Bibel, dieſes älteſte Volksbuch in doppelter Bedeutung, das zum Buch der Völker geworden iſt, ſuchte Hebel zu nationaliſiren, deutſch zu machen. Waren die „Bibliſchen Geſchichten“ zunächſt auch blos für Kinder abgefaßt, ſo iſt doch die Grundabſicht, dieſe Geſchichten der deutſchen Auffaſſungs- und Anſchauungsweiſe näher zu bringen, eine höhere volksthümliche.

Hebel ging von dem gewiß unbeſtreitbaren Grundgedanken aus, daß auch die nachbibliſche Völkergeſchichte und die daraus erwachſene Volksanſchauung gleicherweiſe als heilig betrachtet werden könne und ſolle. Hierbei muß aber ſtets bedacht werden, daß die unmittelbare Beziehung aller Lebensäußerungen auf Gott der abendländiſchen Weltanſchauung und Weltthätigkeit nicht entſpricht, weil hier, im Gegenſatz zum Orient, das Individuum in den Vordergrund tritt und erſt in der Reflexion die Unterordnung des Einzelnen unter das Allgemeine und Ewige ſich herausſtellt. Im Occident tritt die freie Selbſtändigkeit des handelnden Individuums hervor, während es im Orient aufgelöst iſt in die Staats- und Gottesidee und dieſe als das Beſtimmende in jeglichem Thun vorherrſcht. Es widerſpricht zum Beiſpiel ganz der abendländiſch volksthümlichen Empfindungsweiſe zu ſagen: Gott führte die Allemannen, Gott ſchickte Attila, Gott ſchlug Napoleon u. ſ. w., obgleich die Philoſophie der Geſchichte dies bei den Allemannen und dergleichen eben ſo gut anerkennen muß, als bei irgend einem jüdiſchen Stamme oder Fürſten.

Mit dieſer veränderten Betrachtung unſerer geſchichtlichen Thatſachen ſteht auch die Bildungsgeſchichte in genauer Verbindung. Je weiter die moderne Bildung fortſchreitet, deſto mehr geht ſie vom Individuellen aus, das erſt aus dieſer ſeiner Beſonderheit ſich zuſammenſchließt mit dem Allgemeinen, mit dem Staat, mit der Einheit in Gott. Umgekehrt war es bei den alten Völkern und hier namentlich bei den Juden; je mehr ſich die Bildung individualiſirte, je mehr der Einzelne ſich ablöste und in ſich abrundete, deſto mehr bereitete ſich der Zerfall vor. Das alte Religionsleben geht von der Offenbarung, das moderne von der Bildung aus. In der modernen Welt ſteigt das Ich auf zum All, in der alten war das All zuerſt geſetzt und umſchloß das Ich. Dort geht man vom Selbſtbewußtſein, hier ging man vom Gottesbewußtſein aus. Dieſes letzte verleiht eben der Bibel ihren vorherrſchend theokratiſchen Charakter.

Die Bibel durch Umarbeitung abendländiſch nationaliſiren wollen, führt eben ſo ſehr zur Verletzung des Geiſtes, in dem ſie urſprünglich abgefaßt iſt, als man auch dem modernen Nationalgeiſte, deſſen Gepräge ſie tragen ſoll, nicht gerecht werden kann.

Es mag aber auch noch eine höhere Bedeutung darin liegen, daß die Bibel in den Händen der verſchiedenen Nationen ſich ihre Urſprünglichkeit wahre. Als die Zeit der Nationalreligionen zu Ende ging und die Religion der Menſchheit und Menſchlichkeit an deren Stelle treten ſollte, als die neue Epoche der Weltgeſchichte anhub, in der fortan, im Gegenſatz zur alten Welt, verſchiedene Nationen neben einander Träger des geſchichtlichen Fortſchrittes ſein ſollten, da ward den Völkern die Bibel in die Hand gegeben. Es wäre in der alten Welt nicht denkbar geweſen, daß ein Volk aus einem Buche fremden Urſprungs, fremder Sitte und Anſchauungsweiſe, die weſentlichen Momente ſeiner Weltbetrachtung entnehme. Das iſt aber gerade ein hervorſtechender Zug der neuen Völkerfamilie, daß man das Nationale, was zeitlich und räumlich draußen ſteht, in ſeiner Beſonderheit anerkenne und in ſeinem rein menſchlichen Gehalte in ſich aufnehme. Als die Nationalitäten aus der ſtarren Ausſchließlichkeit und der Mißachtung alles Fremden erlöſt wurden, um das allgemein Menſchliche in ſich zu beleben, da war die Bibel in ihrer ſcharfen nationalen Ausprägung das trefflichſte Mittel. Die Bibel iſt nicht nur ein Volksbuch, ſondern ward auch das Buch der Völker; ſie läßt ſich daher auch aus dem Grunde nicht nationaliſiren, weil es ſich mit in ihre Aufgabe ſchloß, den Nationen ein Buch zu ſein, woraus ſie fremdes, und hier vergangenes, Nationalleben in ſeiner gerechten menſchlichen Bedeutung anerkennen lernen mögen. Hebt man die Originalität der Bibel auf, wird ſie von den Deutſchen deutſch, von den Franzoſen franzöſiſch national u. ſ w. umgeprägt, ſo verliert ſie eben damit die bezeichnete Bedeutung. —

Daß und wann füglich die neue Volksſchrift den Bibelton anſchlägt, bezeichnet Hebel gar ſchön in der Erzählung: „Einer Edelfrau ſchlafloſe Nacht", indem er dort ſagt: „Ein Gemüth, das zum Guten bewegt iſt, und ſich der Elenden annimmt, und die Gefallenen aufrichtet, ein ſolches Gemüth zieht nämlich das Ebenbild Gottes an, und fällt deßwegen auch in ſeine Sprache."

Wie in der bildenden Kunſt das Studium der Antike von unvergänglicher Bedeutung bleibt, weil hier die reinen Formen menſchlicher Erſcheinung zur Anſchauung gebracht ſind, ſo ſind auch in der Bibel die Urformen und Grundlinien menſchlichen Seelenlebens gegeben; wir werden immer daran zu lernen haben. Die bildende Kunſt kann aber nicht immer blos den Charakter der Antike und die Volksſchrift nicht immer blos die Bibel nachahmen wollen.

Verhöhnung und Verzweiflung und ein friſches Herz.

Es läßt ſich nicht verkennen, daß es eine ſehr wohlmeinende Richtung giebt, die im Unmuth über die zeitgenöſſiſchen Verhältniſſe die ſcharfe Lauge des Hohns über ſie ausgießt, die Spott und Verachtung als Reizmittel der Erweckung betrachtet. Möglich, daß ein derartiges Verfahren nützlich und nothwendig iſt — obwohl es noch des geſchichtlichen Nachweiſes bedarf, daß je ein Volk aus Spott über ſeine öffentlichen Verhältniſſe dieſe anders geſtaltete — für die Volksſchrift aber dünkt mir ein ſolches durchaus am unrechten Ort.

Bei einem Volke, das die wahre menſchliche Freiheit noch nie beſeſſen, oder wo dem gegenwärtigen Geſchlechte die Erinnerung an dieſelbe verloren gegangen, da iſt die Verſpottung des Knechtsſinns und der daran haftenden Zuſtände meiſt nur zum Selbſtgenügen des ſich befreienden Autors.

Wäre es aber auch ein Mittel der Befreiung für Andere, ſo iſt es nur äußerſt ſelten und behutſam anzuwenden.

Wie von der Beſſerung desjenigen Menſchen wenig zu hoffen iſt, der ſich ſeine Verderbtheit leichthin ins Geſicht hinein ſagen läßt, oder ſie gar ſelber redefertig bekennt, ſo auch bei einer großen Geſammtheit, einem ganzen Volke.

Aber auch die höher Gebildeten, die auf abſtractem Wege die Idee der Freiheit gefunden, ſtumpft der Spott leicht ab.

Es ließe ſich ſogar darthun, daß auch in den ſogenannten höheren Kreiſen die literariſchen Brandraketen nur wie eine kurzweilige Feuerwerkerei angeſehen werden. Die Verhöhnungen des deutſchen Michel, was haben ſie bewirkt? Haben ſie ſchlummernde Gemüther geweckt? Dieſe halten ſolche Anregungen fern, oder betrachten ſie aus der literariſchen Perſpective und laſſen ſich davon amüſiren. — Haben ſie wache Geiſter zu lebendiger That geführt? Dieſe begnügen ſich meiſt mit dem Kitzel der Eitelkeit, daß ſie Das ſchon längſt gewußt und geahnt, daß aber nicht zu helfen ſei, bis einmal wieder eine große Kriegsnoth oder etwas dergleichen komme, auf das man natürlich warten müſſe. Und wenn am Ende ein Geniebegabter Alles durchweg verneint und verhöhnt, ohne uns je einen ethiſchen Hintergrund erkennen zu laſſen, der zu ſolcher Negation berechtigte und auf dem ſich ein neues Leben auferbauen könnte, ohne für irgend etwas noch Liebe zu empfinden, die zu heiligem Zorn zu entflammen vermöchte; wenn Alles blos dem muthwilligen Spaß geopfert wird, ſo reibt ſich der Philiſter ſchmunzelnd die Hände und ſagt: er iſt doch eben ein Tauſendſaſa und brillanten Witz hat er, das iſt nicht zu leugnen. Die literariſche Kritik lacht ſich auch ins Fäuſtchen und freut ſich im Stillen, daß er Dieſem und Jenem, der es allerdings verdient, den hochgetragenen Kopf tüchtig gewaſchen.

Und am Ende bleibt Alles beim Alten. Dem Philiſter macht es zu viel Mühe, zur neuen Gemeinderathswahl ſeine Stimme abzugeben, die Kritik iſt zufrieden die Sache gehörig regiſtrirt zu haben.

So weit iſt es Gottlob im Volke noch nicht und es wird wohl auch nie dahin kommen. Die literariſche Genußſucht mit ihrer lahmen Thatloſigkeit iſt hier noch nicht eingeriſſen, man ſucht die Mahnungen und Hinweiſungen einer Schrift noch mit dem Leben zu vereinbaren.

Was ſoll nun die Verhöhnung und Verſpottung dem Volke? Iſt es doch nicht ſeine Schuld, ſondern vornehmlich die der Pfaffen und Büreaukraten, daß das ſchöne menſchliche Leben verunſtaltet und faſt verloren iſt. Himmel und Erde ſind geſtohlen. Wozu ſchlägt man den Beraubten?

Aber nicht nur in Rückſicht auf äußere Anwendbarkeit, ſondern auch aus Gründen der innern Entwicklung ſcheint mir die Stufe der bloßen Satyre, des Hohns und der Verſpottung eine Uebergangsſtufe, die nur dann allgemein erſprießlich und nicht blos befreiend für das bewegte Individuum wirkt, wenn das Endziel ſich bereits kund zu geben vermag.

Wie im religiöſen Leben die Stufe des Zweifels und der Verzweiflung (auf der allerdings Viele ihr Leben lang beharren) folgerichtig zu einer vernunftklaren Erkenntniß oder gläubigen Hingebung fortſchreiten muß, ſo kann und muß auch im politiſchen Leben (in ſeiner umfaſſendſten Bedeutung) die Uebergangsepoche des Zweifels und der Verzweiflung zu einer rüſtigen, frohmuthigen Zuverſicht ſich fort entwickeln.

Wer je die Schmerzen der Welt, die Qual über die immerfort ſich erneuende Verunſtaltung des Menſchenthums im Herzen getragen, der kennt jenes Zittern und Zagen, jenes Bangen und Zürnen, das die Seele mit unendlichem Wehe zu erdrücken droht. Lange kann er todesbetrübt dahin gehen und ihn jammert der Menſchheit — bis er endlich und die Menſchheit in ihm neu wiedergeboren wird und er gewinnt ein friſches Herz.

Wir ſind, trotz äußerer Hinderungen, in unſeren Tagen doch zu einer Oeffentlichkeit gelangt, wie ſie noch zu keiner Zeit da war. Die flüchtigſten Regungen der Seele gewinnen Wort, die tiefſten Abgründe werden unverhohlen aufgedeckt; wir entwickeln uns vor den Augen der Welt. Trotz mancher lügneriſchen Grimaſſen, trotz mancher Schönthuerei mit erheuchelter innerer Pein, bekundet ſich weſentlich darin der Segen der Wahrhaftigkeit und die Wahrhaftigkeit wird uns frei machen.

Wir ſind über die Stufe der Zerriſſenheit hinaus, da man ſich in allgemeinen unbeſtimmten Klagen ergoß. Wir haben die Noth beſtimmt und klar in's Auge gefaßt. Der in ſolcher Allgemeinheit mit Unrecht verſpottete Weltſchmerz verhallt nach und nach zu einer ſtillen Trauer in den Gemüthern und verleiht ihnen einerſeits perſönliche Entſagung und Aufopferungsfähigkeit, andererſeits Muth genug, ſich zur geſunden That zu bereiten. Wer es mit ſich und der Menſchheit wohl meint, muß ringen und ſtreben, ein friſches Herz zu gewinnen.

Alle diejenigen, die dem Volke einen erlöſenden Gedanken in die Seele legten, von den größten weltgeſchichtlichen Befreiern und Erlöſern bis zu den kleinen in enger Begrenzung, alle dieſe haben den Zerfall mit ſich und der Welt, den Kampf um die Hingebung, um das Vertrauen auf die Erlöſung — zuerſt in der Wüſte, in ſtiller Einſamkeit, in der eignen Bruſt ausgekämpft. Erſt wenn ſie hier die Heilung für ſich und andere gefunden, erſt dann ſind ſie mit friſchem Herzen hinausgetreten, ſtrafend, richtend, aber auch erhebend.

Widerſtreitet dieß aber nicht der Wahrhaftigkeit, in der allein der Segen der Freiheit ruht? Darf man dem Volke den Zwieſpalt und den Zerfall vorenthalten, aus dem die Erlöſung ſich ergab?

Es mag Zeiten geben, und die Geſchichte zeigt uns ſolche, in denen nur aus einem allgemeinen Untergange, und ſei es auch ein ideeller, das heißt eine Zerſtörung der ganzen bisherigen Weltanſchauung, die Wiedergeburt kommen kann. Ich glaube nicht, daß unſere Gegenwart eine ſolche iſt. Die Keime des neuen Lebens ſind bereits vorhanden, nur verſchüttet und vielfach verderbt. Das neue Völkerleben hat mit ſeiner Vergangenheit nicht durchaus zu brechen, vielmehr kann und ſoll dieſe in ihrem innerſten Princip herübergenommen werden in die Zukunft. Es kann und muß möglich ſein, über den Abgrund eine Brücke zu bauen. Wir bedürfen nicht einer völligen Auflöſung alles bisherigen Zuſammenhangs, um den neuen natur- und zeitgemäßen zu finden.

Mag man indeß auch noch darüber ſtreiten, ob dem Volke die Rathloſigkeit des Zerfalls vorenthalten werden kann, hier iſt weſentlich nur von Bedeutung, daß man bereits ſelbſt die Einigung gefunden haben müſſe, um jenen in Anderen verſuchen zu dürfen.

Wenn ich in Bezug auf volksthümliche Thätigkeit überhaupt und die literariſche insbeſondere eine Ueberwindung der Verzweiflung und der daraus folgenden Verhöhnung u. ſ. w. erheiſche, ſo will ich damit keineswegs jenes eitle ewige Singen und Sagen von der Größe und Herrlichkeit der deutſchen Nation gut heißen, zumal, da gerade dieſes Verfahren bei den Staatsſophiſten, wie bei denen, die das Handwerk auf eigne Rechnung treiben, ſo beliebt iſt. Es iſt gleich empörend, den überſchwänglichen Lobſalm deutſcher Volksehre, deutſcher Freiheit und Kraft hören zu müſſen, wo ſie doch nicht zu finden iſt, dieſes Herausſtreichen und Aufputzen anderen Nationen gegenüber zu ſehen — wie es auf der andern Seite abſtößt, nur immer von Niedertracht u. ſ. w. ſich vordeclamiren zu laſſen.

Es ziemt einem Volke nicht, ſich von noch ſo wohlgemeinter Verehrung hätſcheln und mit Zuckerworten abſpeiſen zu laſſen.

Man kann die innere Kraft hoch achten und dabei dennoch die unwürdigen Zuſtände erkennen, ja man muß beides zugleich.

Volksſchrift und Kinderſchrift.

Die Widerſinnigkeit, dieſe beiden ſo oft neben einander auf dem Titel ein und deſſelben Buches genannt zu ſehen, könnte empören, wenn es nicht allbekannt wäre, daß blos äußerliche Speculation und kein innerer Gedanke dieſe Verbindung zu Stande gebracht hat.

So wenig daher auch zu erwarten ſein mag, daß die unnatürliche Verbindung fernerhin vermieden werde, mögen doch einige Andeutungen zur Erkenntniß und Weiterführung durch Andere dienen.

Die Naivetät des Kindes iſt von der des gereiften ſchlichten Mannes durchaus verſchieden. Beim Kinde muß die Anſchauung erſt gebildet, beim Volke aber die bereits ausgebildete Anſchauung zu Gedanken und Geſammtbegriffen erhoben werden. Dort muß die Welt erſt erſchloſſen, hier die theils falſch theils zerſtreut erkannte Welt berichtigt und ergänzt werden.

Der erwachſene Mann aus dem Volke bedarf anderer Koſt als der eigens für den Kindermagen zubereiteten. Sind ſchon diejenigen Kinderſchriften weniger fruchtreich, in denen Alles plan und platt iſt, und die kein wiederholtes Leſen vertragen, ſo iſt dies noch weit mehr bei der Volksſchrift der Fall.

Darum ſtößt es auf einen inneren Widerſpruch beim Mann aus dem Volke, es beleidigt ihn, wenn man ihn in der Schrift zu den Kindern in die Schule ſchickt; er iſt kein Neuling in der Welt, er kennt ſie längſt, weiß ſie nur nicht immer im Zuſammenhang zu faſſen und zu deuten. Der Staat ruft ihn zur Soldatenpflicht, fordert Steuern von ihm ein u. ſ. w. was ſoll da ein Zurückgehen auf die Uranfänge menſchlichen Seins? Das heutige Volk hat die Schule längſt verlaſſen, das jetzige Männergeſchlecht hat in der Regel den ordnungsmäßigen Schulunterricht genoſſen, es will über andere Intereſſen belehrt ſein.

Der ſchulmeiſternde oder gar kindliche Ton der Volksſchrift bringt es dazu, daß ſich der gereifte Mann höchſten Falls lächelnd abwendet und nichts davon wiſſen will.

Ich kenne eine Volksſchrift, in der das Landvolk mit „Lieber Bauer!“ angeredet wird. Zu ſolcher ſüßlichen Schulmeiſterei führt ein verkehrter Geſchmack.

Wenn auf dem Lande Leſevereine, Leſeabende und dergleichen eingerichtet werden, ſollte nicht das Schulzimmer, ſondern ein Zimmer des Rathhauſes dazu gewählt werden. In den Erwachſenen regt ſich mit Recht eine Widerſpenſtigkeit gegen die Anmuthung, ſich noch einmal in die Schulbänke einzwängen zu laſſen; das Rathhaus iſt der Ort für Männer, die ſich ſelbſtändig am Leben betheiligen. Das Gemeindeleben iſt ein ſichtbarer Mittelpunkt der Menſchengemeinſchaft, es wird auch in der Volksſchrift ſeine Bedeutung geltend machen und geht die Kinder nichts an.

Eben ſo ſehr es ſich innerlich widerſpricht, das Volksleben wieder in die Kinderhaftigkeit hinab zu zwängen, eben ſo verkehrt iſt es aber auch, den Unterricht in der Staatsverfaſſung ꝛc. zu einem Schulgegenſtand machen zu wollen. Was ſoll den Kindern ein ſo trockenes Paragraphenweſen, deſſen Inhalt ſie doch nicht faſſen können? Sollen die Kinder in der Schule noch durch eine weitere Langweiligkeit gemartert werden? Solches Anſinnen beruht auf einer innern Verkennung des organiſchen Lebens, es hängt, trotz ſeines liberalen Scheines, mit jenem büreaukratiſchen Schulmonarchismus zuſammen, der alles Wachsthum gern mit dem Schulbakel groß ziehen möchte und den dürren Stock zuletzt noch den Waldbäumen zur Stütze in die Erde rammt.

Es muß für die zu erringende Betheiligung am Staatsleben andere Mittel und Wege geben, als die Kinderſchule. Laßt nur ein geſundes Gemeinleben aufkommen, einzelne Klänge werden in den ſtillen Kreis der Familie hineintönen; dem aufhorchenden Kinde braucht nicht alsbald Alles klar ſein, um was es ſich handelt u. ſ. w., gerade ſolche unverſehens empfangene halb verhüllte Eindrücke graben ſich am tiefſten in die Seele und werden zu den wurzelfeſteſten Jugenderinnerungen.

Aber nicht nur durch die nothwendigen Elemente des Gemeinlebens, ſondern auch wenn allgemein menſchliche Triebe, Tugenden und Laſter dargeſtellt werden, ſind Volks- und Kinderſchriften verſchieden. In den letzteren kann die Darſtellung in Einer Farbe in idealer Unvermiſchtheit ſich halten, weil es darauf ankommt, ſolche Zuſtände erſt kennen zu lehren; bei der Schrift für das Volk aber, das derartige Erlebniſſe bereits aus Erfahrung kennt, müſſen ſie in der Miſchung, die ihnen die Wirklichkeit giebt, vorgeführt werden, wenn ſie Glauben und Nacheiferung erwecken ſollen. Auch ſind hier

Geſchlechtsbeziehungen und dergleichen nicht zu umgehen, die dem Kinde verhüllt bleiben ſollen.

So ſehr nun auch Kinderſchrift und Volksſchrift getrennt ſein müſſen, ſo theilen ſie doch die Bedingung mit einander, daß die Zuſtände des Lebens mit ſittlichem Auge aufgenommen ſein müſſen.

Unſere ſchöne Literatur hat ſich vielfach ſo geſtaltet, daß ſie nicht im Familienkreiſe vorgeleſen werden kann, weil ſie, für neue Lebenswendungen mitkämpfend, rückſichtslos verfährt, weil die ſtaatliche Bevormundung gerade zu Uebergriffen des Subjects ſtachelt; die polizeiliche Aburtheilung hat das Richteramt des Nationalgeſchmacks verdrängt. Ohne darum in engliſche Zimperlichkeit zu verfallen, hat man ſich neuerdings, mit wenigen Ausnahmen, eine Selbſtbeſchränkung auferlegt, die zugleich auch der Ausländerei einen Damm entgegenſetzt.

Bei der Volksſchrift tritt ſolche Zurückhaltung von ſelbſt ein. Das Cyniſche wie das Lüderliche darf keinen Raum in der Volksſchrift gewinnen; ſie muß rein gehalten werden. Im Volke gilt noch die heilige Schrift und die Schrift als heilige. Es beleidigt mindeſtens, trotz ſeiner Derbheit, den geſunden Sinn des einſam leſenden Bürgermannes, wenn er merkt, daß man ihn mit Niedrigem unterhalten will; er ſieht darin eine Geringſchätzung. Eine Weile mag er wohl auch darüber lachen, dann aber legt er das Buch kopfſchüttelnd weg. Die Schriften, die in den Fehler des Niedrigen verfallen, wie zum Beiſpiel die im Dialekt geſchriebenen von Weizmann und Anderen, haben keinen Halt im

Volke, und nur etwa in ſogenannten höheren, aber auch frivolen Kreiſen.

Dazu kommt, daß in den Volkskreiſen faſt nie einſam geleſen wird; man hat ſelten beſondere ſtille Elternſtuben, von Kind und Geſinde getrennt; das Leben iſt ein gemeinſames.

Iſt in den gewöhnlichen Stadtbürger- und Bauerſtuben ein Bücherbrett vorhanden, ſo iſt es nicht verſchloſſen, das Kind muß das Buch zur Hand nehmen können und wird es weglegen, wenn es ihm unverſtändlich iſt oder fernliegende Intereſſen behandelt.

Und wie wird in den Volkskreiſen eine Schrift meiſt geleſen? Die Familie ſitzt nach vollbrachtem Tagewerk Abends beiſammen, der Geſprächsſtoff iſt erſchöpft; nun holt der Vater ein Buch oder den Kalender, reicht's etwa einem ſeiner Kinder, das noch die Schule oder die Chriſtenlehre beſucht und ſagt: „Lies vor, meine Augen ſind nicht mehr an das Leſen gewöhnt ꝛc.“ Durch den Mund des Kindes, in der Gemeinſchaft aller Hausgenoſſen, wird nun laut, was der Schriftſteller bietet; es iſt nicht nöthig, daß dem Kinde Alles verſtändlich ſei (und ſogar die Kinder leſen gern ſolche Schriften, die Vieles enthalten, was ihnen nicht alsbald klar iſt) aber jedes Ungehörige in Stoff und Form tritt durch den Kindesmund um ſo auffälliger heraus.

Die volksthümliche Auffaſſung der Geſchichte. — Eine Verſündigung.

Früher wurde bereits darauf hingewieſen, daß der Geſammtheit des Volkes die ganze große Vergangenheit wie ausgelöſcht iſt. Sie kann daher erſt nachträglich, aus der Schrift heraus, wieder aufgefriſcht oder eigentlich neu verzeichnet werden. Es mag dahingeſtellt bleiben, ob es möglich iſt, die Geſchichte des geſammten deutſchen Vaterlandes dem Intereſſe und dem Geſichtskreiſe der ſogenannten großen Maſſe näher zu bringen; behandle man nun allgemeine oder Spezialgeſchichte, ein volksthümliches Geſchichtswerk iſt heutigen Tages weſentlich unterrichtend und Neues lehrend. Wie der Unterricht zum Beiſpiel in der Erdkunde heutigen Tages zuerſt von der Heimatkunde ausgeht, ſo mag dies auch in der Geſchichte der Fall ſein; die Stammesgeſchichte bildet daher den organiſchen Ausgangspunkt. Wenn nun auch die volksthümlichen Geſchichtswerke vorherrſchend unterrichtend ſind, ſo gehören ſie doch in das Bereich der Poeſie, weil ſie ſich nicht blos an das rein Thatſächliche halten können, ſondern neue Lebensbilder daraus ſchaffen müſſen; etwas vom hiſtoriſchen Roman wird hier einfließen.

Hebel hat die Urgeſchichte der Allemannen in eigenthümlicher und in ihrer Art muſterhafter Weiſe behandelt. Er fühlte wohl, wie ſchwer es iſt, bei den mangelhaften Quellen und dem fehlenden Zuſammenhange mit den Erinnerungen, hier Leben und Intereſſe zu erwecken. Er hielt ſich aber fern von der pathetiſchen Aufgeblaſenheit, die mit hochtrabenden Phraſen Begeiſterung erwecken will und ſolche bei einer Mittelſtufe und einem Mittelſchlage der Bildung allerdings momentan zu Stande bringt; er wählte ein anderes und glücklicheres Verfahren, indem er ſich mit modernem Bewußtſein mitten in dieſe Geſchichten ſtellt, ſie wie Familiengeſchichten erzählt, ſie nicht rein objectiv heraustreten läßt, ſondern mit heiterem Blick und mancherlei Seitenwendungen deutet. Hier wie immer behielt er ſeinen zierlichen und doch ſchlichten Humor, deſſen tiefer Urſprung auch oft hervortritt. „Denn die Deutſchen — ſagt er zum Beiſpiel bei dem Kampfe der Allemannen und Franken — wiſſen von nichts anderm, als wenn ſie keinen fremden Feind zu bekämpfen und zu verderben haben, ſo thun ſie einander den Gefallen ſelber. Sie meinen, es ſei beſſer, wenn die Feinde auch mit einander in der nämlichen Sprache reden können.“

Man kann es bedauern, daß Hebel dieſe lebhaften Geſchichten nicht fortgeſetzt und vollendet hat; es fragt ſich aber, ob, wenn auch nicht äußere Verſtimmung eingetreten wäre, dies hätte erreicht werden können. Im weiteren Verlaufe wäre alsbald das Grundübel deutſcher Geſchichte eingetreten, daß ſelbſt die Stammesgeſchichte ihr Einheitliches verliert, theils in verſchiedene Gruppen auseinander fällt, theils zu Fehden und Hausgeſchichten einzelner Herren ausartet.

Die Geſchichte der Gegenwart bot Hebel gleichfalls lebendigen Stoff. Er lebte zu einer Zeit, wo Leben und Tod ſichtbarlich mit einander rangen, wo eine große Schmach das Vaterland niederhielt und nicht wie heute tauſend kleine Schmählichkeiten, gegen die wir nichts haben als halb unterdrückte Worte. Hebel war kein enthuſiaſtiſches Herz, wenigſtens trug er es nicht in ſeine Schriften über, er läßt uns nur ein tiefdeutiges

Lächeln und Wirken erkennen, wenn er, die Tagesgeſchichte berichtend, ſagt: „Der Hausfreund bildet ſich faſt etwas darauf ein, daß er ſeines Orts mit ſeinem ſchwachen Arm die Weltbegebenheiten fortſetzen kann, wenn er's nur auch könnte nach ſeinem und des geneigten Leſers Sinn.“ Es waren damals trübe und verworrene Zeiten in Deutſchland, es bedurfte ſelbſtändiger und gewaltiger Naturen, um ſich dem thatſächlichen Beſtand entgegenzuſetzen, Hebel war keine kämpfende Natur; aus den angeführten Worten läßt ſich indeß erſehen, daß er manchen Wunſch auf dem Herzen hatte. Ueber das Verhältniß Hebel's zu Napoleon und den Zeitläuften überhaupt bedürfte es weitläufiger Auseinanderſetzung, hier mag nur noch auf den trefflichen Humor hingewieſen ſein, der ſich in der Komödie vom Franz und deſſen Frau Victoria in den „Braſſenheimer Siegesnachrichten vom Jahre 1813“ kundgiebt. Wie fein lugt da die Schalksnatur Hebel's hervor.

Ein dunkler Fleck trübt die volksthümliche Schriftſtellerei Hebel's; es iſt das, wie bekannt, ſein Aufſatz über Andreas Hofer.

Es iſt empörend, mit einem ätzenden, ſonſt Hebel ganz fremden Sarkasmus einen Mann aus dem Volke verhöhnt zu ſehen, der in aufopfernder Pietät Alles für ſeine Liebe in die Schanze ſchlug. Wohl ſagen die Freunde Hebel's, daß er durch jenen Spott die oberrheiniſchen, auch ehemals zu Oeſterreich gehörigen Ortſchaften von ähnlichen vorausſichtlich nur unglückbringenden Verſuchen abhalten wollte. Mag er auch die häusliche Wohlfahrt über Alles geſetzt, das Gemeinſame als in zweiter Reihe ſtehend betrachtet haben, nie hätte er diejenigen, die dieſes voranſtellen, mit ſo bitterm Hohn verfolgen dürfen, und noch dazu, weil ihr begeiſtertes Herz unterm Bauernkittel ſchlug.

Wenn auch der tapfere Adjunkt, Kölle, (Biographie S. 116) berichtet, daß Hebel zu dieſem Aufſatze „von Oben veranlaßt war,“ ſo iſt das nur ein Erklärungsgrund und wird auch nur als ſolcher angeführt.

Leider paßt hier auf Hebel, was er ſchon früher ſo tief als wahr ausgeſprochen: „Langſam und Schritt für Schritt ſteigt man eine Treppe hinauf, aber in einem Augenblick fällt man hinab, und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde.“

Jene Pietät, die aus Hofer einen Helden macht, der ſich kecklich neben die glänzendſten Heroen des Alterthums ſtellen darf, iſt ein Denkmal der unverwüſtlichen Innigkeit und Treue des deutſchen Volksgeiſtes. Es wird, mit und ohne Willen, daran gearbeitet, ſie mit Stumpf und Stiel nach dieſer Seite hin auszurotten, ſie hat ſchwere Geſchicke gebracht und lange erdulden gelehrt; dennoch aber liegt in ihr ein tief ehrwürdiger Grundzug, der die Zuverſicht giebt, daß das, was der deutſche Volksgeiſt erfaßt, eine Ausdauer und Lebensfähigkeit erhält, die wir für die neuen naturgemäßen Zuſtände erringen und erhalten müſſen.

So offen es nun auch zu Tage liegt, daß Hebel's Verfahren gegen Hofer ein Abfall von ſeiner Sendung und eine Verſündigung an ſeiner eigenen Natur und der des Volkes war, ſo dürfen wir darum doch nicht vergeſſen, was er ſonſt gethan, wie er ſo lange und innig all ſein Sinnen der Freude und der Wohlfahrt des Volkes zuwendete. Es war damals eine trübe Zeit, die oft die Klarſten verwirrte und verſchüchterte. Nur Wenige können ſich davor retten, nicht den Fehlern ihrer Natur und ihrer Zeitumgebung anheim zu fallen, jeder trägt mehr oder minder ihre Schatten. So betrübend dies auch für den erſten Anblick erſcheinen mag, ſo liegt darin doch wieder eine höhere Ausgleichung. Wir ſind dadurch allein frei von der ſtarren Macht des Autoritätsglaubens, wir legen bei jedem Charakter ohne Scheu den Maßſtab der Kritik an, nichts gilt blos deshalb, weil es von ihm ausging; wir geben uns nie gefangen an die Ausſprüche und Thaten eines Einzelnen. Bei aller Verehrung verkennen wir die Schatten nicht und laſſen ſie mit Wehmuth oder in Erkenntniß der Mangelhaftigkeit alles Endlichen unvertuſcht.

Der Patriarchalismus und der freie Staat.

Hebel war der Hausfreund des Volkes, er war eine friedliche, dem Patriarchaliſchen zugewendete Natur, nicht zum Kampfe geboren; er arbeitete für Begründung des Menſchenwohls auf dem Boden der Privattugend, der häuslichen Umfriedung; für die Kämpfe „draußen in der Welt“ war er nicht geartet.

Für das Kleinſte im Privat- und häuslichen Leben hat Hebel ein ſorgfältiges Auge, ſein „Guter Rath,“ der Manchem „geringfügig und vielleicht lächerlich ſcheinen“ wird, erſtreckt ſich mit eindringlichen Worten ſelbſt darauf, wie man die Strumpfbänder knüpfen ſoll.

Nur Mißverſtand könnte aber alles Dies geringfügig oder lächerlich finden. Die Sorge für das Kleine, oft kleinlich ſcheinende, iſt die zur echten Wirklichkeit gewordene Liebe; das Leben wie es iſt, ſetzt ſich aus tauſend kleinen Zuſtänden zuſammen, die alle durch einen gemeinſamen Gedanken gehalten ſind, der Nichts zu gering achtet, um ſich daran zu bethätigen. Die Hochpunkte, in denen die lebendige Idee als ſolche heraustritt, ſind ſelten. Kann man ſeine Mitmenſchen nicht von den großen Feſſeln und Banden befreien, ſo achtet es die wahre Liebe, die immer zugleich demüthig iſt, nicht zu gering, ſie einſtweilen zu lehren, einen Bändel der Geſundheit zuträglicher zu knüpfen.

Die Sorglichkeit für das Kleine, die ſich im Hebel bekundet, iſt daher keineswegs geringfügig oder lächerlich.

Dabei müſſen wir es aber als einen Mangel erkennen, daß er ſo ſelten auf umfaſſendere Beziehungen hinleitet; für das Bürger- und Gemeinleben zeigt und bewirkt er faſt gar kein Intereſſe.

Wir dürfen Hebel hieraus keinen beſondern Vorwurf machen.

Das ſeit dem dreißigjährigen Kriege ſtockende und unterbundene Nationalleben hat vielfach die traurige Verirrung zur Folge gehabt, daß man bei uns Deutſchen aller nachdrücklichen Betheiligung an den öffentlichen Zuſtänden ſich entwöhnt hat. Noch heute wird es daher vielfach bedauert, wenn ein wiſſenſchaftliches oder künſtleriſches Talent nicht gleichgültig an den Gemeinzuſtänden vorübergeht, weil man — und oft mit

Recht fürchtet, es müſſe ſich an den Kleinlichkeiten zerreiben oder in Schwermuth und Bitterkeit ſich ſelbſt auflöſen. So ſehr fehlt es uns an jedem großen friedlichen Zuge des Gemeinlebens, in dem jede Kraft ſich gehoben und geeinigt fühlte. In viele Kreiſe iſt daher auch die Anſicht gedrungen, daß man um ſo vornehmer erſcheint, je weniger man ſich — ſo weit es nicht nothwendig das Amt verlangt — in die Staats- und öffentlichen Angelegenheiten miſcht. Die Vornehmen, die nichts gelernt haben und alle Mühe ſcheuen, etwas zu lernen, und die Studirten, die viel gelernt haben und unverdroſſen Alles lernen möchten, wetteifern darin, alle Bethätigung am öffentlichen Leben von ſich zu weiſen. Und wer nun gar in den Kämpfen und Fragen des Tages öffentlich Wort ergreift oder Hand anlegt, über den rümpft man gar hochmüthig die Naſe.

Das hat ſich nun — Dank dem erwachten Volksbewußtſein — vielfach geändert. Die beſten Männer der Wiſſenſchaft und Kunſt ſind auch Vorkämpfer im Leben. Es iſt kein Ehrentitel mehr, wenn man von Einem ſagt: „Er kümmert ſich nicht um Politik,“ und hoffentlich wird das bald eine Schande werden. Die falſche Abſtraction von Idee und Wirklichkeit, von Denken und Thun, muß in allen Gebieten ſinken.

Aus der in das Privatleben zurückgedrängten Thatkraft, deren Schattenſeiten ſich in obiger Bemerkung herausſtellten, hat ſich in den von Wiſſenſchaft und Kunſt entfernteren Lebenskreiſen, eine Blüthe gebildet, die wir wahren und hegen müſſen: die Ausbildung des perſönlichen und Familien-Lebens.

Die deutſche Volksſchrift wird daher hievon ausgehen und hierauf zurückkehren müſſen.

Es iſt unſtreitig, daß alles öffentliche Leben, alle Ausbildung der Gemeinverhältniſſe bodenlos und in die Luft geſtellt iſt, wenn ſie nicht die Privattugend, die Veredlung des Menſchen zur Unterlage hat, ſo wie dieß, von andrer Seite geſehen, auch wiederum Endziel iſt.

Erſt dadurch wird die Freiheit ein wahres unentwendbares Beſitzthum, wenn ſie ihre lebendige Wurzel in den Charakteren der Einzelnen, und nicht bloß in gegebenen Inſtitutionen hat. Ein Hinwirken auf dieſe allein, ohne tiefere allgemein menſchliche Ausbildung, wäre daher hohl und halb. Die politiſche Tugend iſt die Frucht der Privattugend, ſie iſt Zweck an ſich, der aber wiederum neue Lebenskeime in ſich hegt zu neuer Pflanzung.

Wie die freien Charaktere aber nothwendig freie Inſtitutionen erzeugen, ſo auch umgekehrt. Das Bewußtſein der innern Würde, das Streben nach menſchlicher Veredlung gewinnt eine frohe, friſche Triebkraft, wenn Inſtitutionen daſtehen, in deren Geſetzen die Anerkennung der Menſchenwürde Aller Geſtalt und Leben gewonnen hat. Es iſt wohl möglich, die *innere Ehre* bis zu einem gewiſſen Grade auszubilden, ohne daß noch die äußeren Lebenseinrichtungen ihr entſprechen, dann aber entſteht Zwieſpalt und Mißmuth in den Herzen. *Innere und äußere Ehre müſſen daher einander entgegenkommen.* Da regen ſich wohlig die Keime in der jungen Erde, wenn die warme Sonne draußen wartet und lockt; da ſchaut man mit Herzensluſt die friſchen Triebe, wenn man nicht zu bangen und zu zagen hat, daß ſie im ſchnell umſchlagenden Froſt erſtarren.

Die heutige thatſächliche Staatskunſt macht ſich weſentlich dadurch geltend, daß ſie alle und jegliche Conſequenz des geſchichtlich Gewordenen oder ſogar des von ihr ſelbſt Gegründeten abzuwenden trachtet, ſei es — um den Schein zu retten — mit feinen Sophismen, oder einfacher und unumwundener mit Decreten und Bajonetten. Man hat im Geſetze die Tortur abgeſchafft und will nicht zur Conſequenz der Geſchworenengerichte vorſchreiten, oder vielmehr darauf zurückgehen, obgleich ſchon Juſtus Möſer deren unbedingte Folgerichtigkeit unwiderleglich nachgewieſen hat. Das heutige Männergeſchlecht im Volke hat eine Schulbildung genoſſen, wie ſie noch zu keiner Zeit da war; nun aber ſoll überall geſtaut und geſtopft werden, da dieſe Bildung ihre natürliche Frucht in der Betheiligung am Religions-, Staats- und Rechtsleben in Anſpruch nehmen will. Die alte Ordnung der Dinge mit dem Princip des Patriarchalismus ſtützte ſich weſentlich auf die Autorität in ſtaatlicher, kirchlicher und geſellſchaftlicher Hinſicht; das Princip des neuen Welt- und Völkerlebens iſt die freie Bildung, das Individuum muß ſeinen Schwerpunkt in ſich finden, nicht blos durch Anlehnung an ein außer ihm Geſetztes feſtſtehen, und ſo müſſen ſich die Selbſtändigkeiten zu einem lebendigen Ganzen zuſammenfugen.

Nun aber will man die freie Bildung wieder in in die alte Autorität zurückbannen, ſtatt ſie zu ihrem nothwendigen Endziel zu führen, in dem ſie das Geſetz mit neuer Autorität aus ſich erzeugt. Daher jene fieberhafte Aufregung, die man gern eine Kriſis nennt und durch allerlei Heiltränklein zu beſchwichtigen trachtet.

Wie ſtellt ſich nun inmitten aller dieſer Zuſtände die Volksſchrift?

Eine Bibelſtelle mag als Anhaltpunkt und Antwort dienen. „Mit der einen Hand thaten ſie die Arbeit, mit der andern hielten ſie die Waffen“ heißt es Nehemias 4, 17. Wie einſt, nach dieſem bildlichen Ausdrucke, die alten Juden kämpften und bauten, wie heute die nach innerer und äußerer Emanzipation vorſtrebenden Juden die innere Veredlung ihrer Glaubensgenoſſen und zugleich die gerechte äußere Stellung derſelben zu erringen trachten — ähnlich ſtellt ſich die Aufgabe des Volksſchriftſtellers. Wir müſſen das Ueberlebte und Abgeſtandene aus den Gemüthern zu entfernen und dafür das ſchlummernde Gute zu erwecken trachten; wir müſſen dagegen andrerſeits die äußeren Hinderniſſe wegzuräumen und die entſprechenden Lebensformen an deren Stelle zu ſetzen ſuchen. Der reiche Inhalt des Menſchengeiſtes ſoll die Form der Geſetze erfüllen, ſoll eins mit ihnen werden; dies iſt aber nur möglich, wenn die Geſetze ſich organiſch aus Geiſt und Leben herausbilden.

Wohl werden die Feinde der Volksfreiheit die gerügten und aufgedeckten Mängel des Volksgeiſtes als Zeugniſſe der Unmündigkeit, als nothwendige Stützen ihrer Willkürherrſchaft zu verwenden ſuchen; das darf aber nicht abhalten der Wahrheit die Ehre zu geben und die Wahrheit wird bekunden, daß die Mängel u. ſ. w.

weſentlich Folgen der aufgenöthigten und widernatürlich feſtgehaltenen Lebens- und Staatsformen ſind.

Es iſt ein verkehrtes, verderbliches Verfahren, einſeitig die Menſchen bereden zu wollen, daß durch veränderte Staatsformen allein die Freiheit feſtbegründet würde, daß die Naturwidrigkeit jetziger Geſtaltungen allein die Schuld der Unfreiheit trüge. Vielmehr muß zugleich darauf hingewirkt werden, daß das Verrottete und Veraltete in den Gemüthern ſich auflöſe, damit die Freiheit nicht nur errungen, ſondern auch erhalten werde.

Ebenſo verkehrt als jenes bloß auf Staatsformen und dergleichen gerichtete Streben wäre es aber auch, wollte man einſeitig nur auf die Charaktere wirken. Es klingt faſt wie Hohn, ein freies Menſchenthum in unfreien Verhältniſſen zu fordern.

Darum muß nach Beidem vereint gewirkt werden, nach innerer Veredlung und entſprechender äußerer Freiheit. Menſchenbildung und freies Bürgerleben ſollen Hand in Hand gehen.

Warum ſind ſo viele nach Freiheit ſtrebende Männer aus dem Volke, alsbald nachdem ſie zur Herrſchaft gelangt waren, von ihren Anhängern angefeindet und verläſtert worden? Der Grund lag nicht immer in deren Abfall von der früheren Richtung, ſondern meiſt in etwas Anderem. Jene Männer ſuchten vor Allem ſich die Liebe und Gunſt des Volkes zu erwerben — um jeden Preis; ſie ignorirten die Vorurtheile, Mängel und Laſter, ja ſie ſchmeichelten ihnen oft, nur um mit allerlei Mächten eine Aenderung zu bewirken. Iſt dieſe zu Stande gebracht, ſo muß die neue Ordnung der Dinge natürlich mit den alten außer Acht gelaſſenen oder gehätſchelten Fehlern in Widerſpruch und Kampf gerathen; die alte Verehrung iſt von beiden Seiten dahin. Man klagt hier über Tyrannei, dort über Unverſtand; beides mit Recht.

Die Volksſchriftſteller müſſen dem Volke ſeine Mängel vorhalten und ſie zu berichtigen ſuchen, andererſeits aber das Bewußtſein ſeiner Würde und Kraft und der entſprechenden Lebensformen in ihm auferbauen.

Wer wahrhaft gute Menſchen bilden will, muß ſie zu freien Menſchen bilden.

Wie es Aufgabe der religiöſen Bildung iſt, die Selbſtüberwindung und die daraus erſtehende Wiedergeburt zu ſchaffen, ſo iſt es Aufgabe der politiſchen Bildung im weiteſten Sinne, das freie Selbſtgefühl des Menſchen in perſönlicher, geſellſchaftlicher und ſtaatlicher Hinſicht zu wecken und zu befeſtigen. Religiöſe und politiſche Bildung widerſprechen ſich demnach nicht, ſie ſind vielmehr in dem geläuterten Individuum wiederum geeint.

Es giebt eine Richtung, die weiter nichts will als Selbſtüberwindung ohne den Fortgang zu dem freien mit dem Geſetze eins gewordenen Individuum, und die demzufolge alles Selbſtgefühl als ſündhafte Ueberhebung und eitle Weltluſt verdammt; dieſer Richtung gegenüber ſteht die andere, die alle Selbſtüberwindung für eitel Knechtsſinn anſieht. Beide Richtungen ſind extreme, von denen die letztere das Menſchengeſchlecht in Subjectivitäten zerſpaltet, die erſtere die Menſchheit einem abſtracten Geſetze als Ganzopfer darbringt.

Für die Volksſchrift kommt hier nur noch in Betracht, daß ſie ſtets poſitiv und negativ zugleich wirken muß, ſowohl rückſichtlich des innern als des äußern Lebens.

Wie ſchwierig dies nach jeder Seite hin leuchtet von ſelbſt ein.

Hebel ſtand hauptſächlich auf der einen, innerlich poſitiven Seite. Wer möchte ihm daraus einen Vorwurf machen, daß er that wozu Natur und Geſchick ihn berufen hatte? Er iſt ein Vertreter der Humanitätsrichtung, die noch vom vorigen Jahrhunderte herüber die allgemeine Menſchenbildung, unbekümmert um die Colliſionen des Staatslebens und unbehindert von denſelben, in's Werk zu ſetzen trachtete. Er führte dieſe mehr oder minder abſtracte Richtung dem unmittelbaren Leben näher und ward dadurch ein Vertreter des Patriarchalismus.

Ich weiß wohl, daß Manche, die mit Hebel am runden Tiſch des Karlsruher Muſeums geſeſſen, die ihn allerlei Schwänke erzählen hörten oder gar manche mit ihm ausführten, darüber lächeln werden, wenn ich Hebel etwa als Patriarchen bezeichnen wollte; ſie werden darüber lächeln, wie über ſo manchen in dieſen Blättern unternommenen Verſuch, den Charakter und die Wirkſamkeit Hebel's aus allgemeinen Urſprüngen abzuleiten und damit zu verknüpfen. Aber das Weſen eines Schriftſtellers in ſeinen eigentlichen Grundzügen liegt in ſeinen Schriften vor. Es kann hier Beziehungen geben, die dem Manne ſelber nicht deutlich vor Augen ſtanden, die aber ein ſpäteres Geſchlecht erkennt, nicht weil es höher ſteht, ſondern weil es eben das ſpätere Geſchlecht iſt.

Hebel vertritt darin den Charakter des Patriarchaliſchen, daß ſein vornehmſtes Augenmerk auf Ordnung des inneren Menſchen und des häuslichen Lebens gerichtet war. Die Aufgabe des Bürgerlebens ſtand ihm fremd, er hat es nie völlig ausgeſprochen, aber es iſt, als ob im Hintergrund ſeiner Seele der Gedanke lebte: Seid brav und fröhlich, und überlaßt alles Andere Gott und den vorgeſetzten Behörden. Das läßt ſich füglich als Patriarchalismus bezeichnen. Dazu kommt in Betracht, daß Hebel hauptſächlich lebte und ſchrieb unter der Regierung Karl Friedrichs, den man als den letzten Patriarchen bezeichnen kann. Die Nothwendigkeit, daß die Bürger ſelber durch Theilnahme am Staat für ihr Wohl ſorgen, trat unter der Regierung jenes menſchenfreundlichen Fürſten für Hebel nicht ſo ſcharf und beſtimmt heraus. Zu dieſen allgemeinen Erklärungsgründen kommt bei Hebel noch ein durchaus perſönlicher, der mir von beſonderer Bedeutung ſcheint. Wie in ſeinen Dichtungen aus dem Volke, ſo verſetzte er ſich auch in ſeinen Schriften für das Volk in ſeine eigene Jugendzeit zurück. Ich habe oben dargelegt, daß das Jugendleben eines Dorfkindes weſentliche Merkmale des Patriarchaliſchen trägt. Alles geſtaltete ſich daher für Hebel vornehmlich zu einem Haus- und Familienleben, in das die Bewegung des Geſammtlebens nur einzelne Klänge dringen läßt. Hätte Hebel als gereiſter Mann ſpäter wieder ganz und fortdauernd unter dem Volke gelebt, ſo hätte er nothwendig auch das Gemeinleben in ſich verarbeiten und darſtellen müſſen. Die Verhandlungen in der Gemeindeſtube und was da von allgemeinen Intereſſen in dieſes kleine Forum hereinragt, alles Dieß hätte mindeſtens ebenſo zur Ausſprache kommen müſſen, als was zu Hauſe am Herde laut wird.

Der Hausfreund wußte in der Familienſtube, oder auch im Wirthshauſe beim Schoppen, manches gute Wort anzubringen und manchen Schwank zu erzählen; er will ſich aber nicht recht dazu ſchicken, ein Führer und Wegweiſer auf der offenen Heerſtraße zu ſein, ein Fahnenträger mitten unter den Kämpfern, oder ein Herold, der verkündet und erweckt, was man außer dem Hauſe zu erwarten und anzuſprechen habe.

Mitten in der Kriegszeit wandelt der Hausfreund von Hütte zu Hütte, nöthigt mit heiterm Sinn ein Lächeln auf das verſtörte, kummervolle Antlitz der Inwohner, heilt und tröſtet und lenkt die Geiſter in ſich zurück.

Wer möchte die Schönheit dieſes Berufes und deſſen treue Erfüllung verkennen? Müſſen wir auch heute noch Weiteres erheiſchen, ſo darf das doch nicht zum Vorwurf für den Hausfreund werden.

Hebel hat ſich auf einen ähnlichen Standpunkt geſtellt oder ſich auf demſelben erhalten, wie ſein größter Zeitgenoſſe: Goethe. Er hatte das gleiche Beſtreben, nur dem ewig Menſchlichen in ſich und Andere zu lauſchen.

Wohl müſſen wir es noch heute beklagen, daß jener gewaltige wie dieſer ſinnig tiefſchauende Geiſt darauf bedacht ſein konnte, ſich zu „ſalviren“; wenn aber einſt der Kampf mehr ausgeglichen ſein wird, wenn wir nicht mehr bloß um Ehre und Daſein der Nation und die nothwendigen Bedingungen der freien Entfaltung zu ringen haben, dann wird man die beſcheidenen Gebilde Hebels wie die großen, gewaltigen Goethe's ohne Rückhalt und ſtörende Nebenbetrachtung frei genießen können.

Der Kampf, die Oppoſition iſt nicht Zweck, die Preſſe zum Beiſpiel hat, wenn die Schranken der Cenſur gefallen ſind, noch kein poſitives Ziel erreicht; es ſtellt ſich dann erſt die eigentliche Aufgabe heraus, den befreiten Menſchengeiſt die Fülle des in ihm ruhenden Guten und Schönen inne werden zu laſſen.

Jetzt, da wir noch inmitten der Kampfesarbeit ſtehen, mitten in den Staubwolken des hinwegzuräumenden Schuttes, jetzt können wir noch nicht harmlos die Feſtesfreuden des Geiſtes ſchaffen und entgegennehmen. Eine Weile können wir die Beengungen des Lebens vergeſſen oder hinwegdenken, dann aber bringt ſie der Tag uns ſtets wieder nahe; nur eine Weile laſſen wir uns das Spiel des Menſchenlebens in heiterer Sorgloſigkeit deuten und erklären.

Wohl iſt das Leben ein ſtetiger Kampf und es iſt auch eine Freude, wenn wir alle Kraft ſich darin ſpannen fühlen; es giebt Naturen, die ſich in dieſer unausgeſetzten Spannung wohl fühlen; darf man aber Diejenigen der Mattherzigkeit zeihen, die ſich nach Frieden ſehnen, in dem die beſten Kräfte nicht mehr zu Gegenwehr und Vernichtung, ſondern zu freien Schöpfungen aufgebraucht werden?

Hebel war eine friedfertige, zum Frieden geborne Natur, er erhielt ſich zeitlebens jene Stimmung, die des Kampfes vergeſſend oder nicht inne geworden, dem Wechſel des Daſeins mit Lächeln und milder Weisheit zuſchaut.

Fühlen wir darum auch nicht den großen Pulsſchlag der Zeit in den Schöpfungen Hebel's, ſo können wir uns doch an der menſchenfreundlichen Regung erfreuen, die ſie durchzieht und ſolche ſelbſt da erkennen, wo ſie — wie bei Andree Hofer — ungerecht gegen einen mächtigen und großen Zug des Lebens wird.

Einzelnes zur Charakteriſtik Hebel's. — Deutſche Herrenfurcht. — Nachwirkungen des Jugendlebens. — Das Nachgiebige. — Staatsdienſt und Schriftſtellerei.

Hebel, ein Mann aus dem Volke, hat ſpäter, da er als Prälat in der erſten Kammer ſaß, nie ein kräftiges Wort für die Sache des Volkes geſprochen. Abgeſehen davon, daß das Verfaſſungsleben kaum erſt gepflanzt war, giebt uns Hebel dafür einen perſönlichen Aufſchluß. In der Biographie wird nach ſeinen eigenen Ausſagen berichtet, wie ihm ſeine Mutter ſchon frühe die Ehrfurcht vor jedem Schreiber einflößte.[1]

---

[1] „Ihr habt gut reden," ſagte er zu mahnenden Freunden, „Ihr ſeid des Pfarrers N. Sohn von X. Ihr wart noch nicht zwölf Jahr alt, ſo hat ſchon mancher euch Herr Gottlieb geheißen, und wenn Ihr mit Euerem Vater über die Straße ginget, und es begegnete euch der Vogt oder ein Schreiber, ſo zogen ſie den Hut ab und erſt, wenn Euer Vater den Gruß zurückgab, habt auch Ihr Euer Käpplein gelüpft. Ich aber bin, wie Ihr wißt, als Sohn einer armen

Man kann wohl ſagen, daß eine Ermannung viel vermocht hätte und hätte vermögen müſſen, aber es kann hier nur um Erklärungsgründe zu thun ſein. Da eröffnet ſich uns nun ein gewaltig Stück deutſchen Lebens. Dem Volke gegenüber ſtehen die Beamten, die tauſend und aber tauſend kleinen Majeſtäten, oft noch geſchiedener als ehedem die unmittelbaren Herren. Man muß es wiſſen, welch eine Scheu oft den unſchuldigſten Bürger, ja ſelbſt das Kind durchzuckt, beim Anblick eines Beamten. Gewiß, manche Beamten haben da und dort durch ihre Perſönlichkeit ein beſſeres Verhältniß erzeugt, aber im großen Ganzen wird es ſo lange nicht zu Stande kommen, ſo lange die Staatskunſt weſentlich Polizei iſt, ſo lange nicht ein organiſches Staatsleben das Selbſtgefühl in den Bürgern erzeugt hat, das bei allem Gehorſam gegen die Obrigkeit beſtehen kann, ja durch ſie geſtützt werden ſoll, ſo lange nicht die beſten Bürger zu Beamten werden.

Wir ſehen an Hebel, daß ſeine beſcheidene und ſtille

Hinterſaſſenwittwe zu Hauſen aufgewachſen und wenn ich mit meiner Mutter nach Schopfheim, Lörrach oder Baſel ging und es kam ein Schreiber an uns vorüber, ſo mahnte ſie: „Peter, zieh's Chäppli 'ra, 'schunnt a Herr;" wenn uns aber der Herr Landvogt oder der Herr Hofrath begegnete, ſo rief ſie mir zu, ehe wir ihnen auf zwanzig Schritte nahe kamen: „Peter, blieb doch ſto, zieh gſchwind di Chäppli ab, der Herr Landvogt chunnt." Nun könnt ihr euch vorſtellen, wie mir zu Muthe iſt, wenn ich daran denke — und ich denke noch oft daran — und in der Kammer ſitze mitten unter Freiherrn, Staatsräthen, Miniſtern und Generalen, vor mir die Standesherren, Grafen und Fürſten, und die Prinzen des Hauſes und unter ihnen der Markgraf Leopold, — faſt mein Herr."

Natur ſich von den empfangenen Jugendeindrücken nicht frei machen konnte.

Noch ein Anderes ſteht hiemit in Verbindung.

Nur Wenige können ermeſſen, welche unergründliche Nachwirkung ein gedrücktes Jugendleben auf ein zartes Gemüth ausübt. Jung-Stilling hat dieß mit ſeinem Tiefblick in ſeiner Lebensbeſchreibung dargethan, oft faſt unwillkürlich, manchmal aber auch mit hellem Bewußtſein. Er berichtet einmal, daß bei widerfahrener Unbill und Beleidigung ihm immer das Weinen näher ſtehe als der Zorn. Ein tief pſychologiſcher Zug bekundet ſich hierin. Ein ſtrebſames, feinfühlendes Kind, von Jugend an darauf hingewieſen, die Güte Anderer zu empfangen, ſich manchen Unbilden zu fügen, ſtatt gegen ſie anzukämpfen, erhält dadurch leicht etwas Nachgiebiges, Fügſames, das zur Weichheit werden kann. Was ſich mit der Zeit zur mannhaften Gegenwehr entwickeln ſollte, zur rückſichtsloſen Wahrung ſeiner ſelbſt, erhält dafür etwas Unentſchiedenes, Rückſichtsvolles, das den Moment nicht keck und zuverſichtlich erfaſſen läßt; das Kind iſt oft wie in einen Garten voll Früchte und Blumen geſtellt, der einem Fremden angehört. — Wie ganz anders ein Kind, das in höheren, freien Verhältniſſen einer ſelbſtändigen Familie aufgewachſen iſt, das von früh an gewohnt iſt, ſich nichts gefallen zu laſſen, der Welt die Selbſtändigkeit ſeiner Individualität entgegenzuſetzen, ſich nicht von Wohlthätern da und dorthin ſtellen zu laſſen, oft mit Widerſpruch des innerſten Weſens.

Selbſt dem Manne kann etwas von dieſer Vorgeſchichte anhaften, wenn auch nicht im ganzen Charakter, doch in einzelnen Momenten.

Hebel war weit entfernt von der Weichheit Jung-Stillings, der ſo zu ſagen mit empfindſamer Haut durch's Leben ging und den die leiſeſte Berührung elektriſch durchzuckte; aber auch Hebel behielt noch lange eine Nachwirkung ſeiner früheſten abhängigen Stellung, ſo ſehr er auch mitunter ſchon mitten in derſelben ſeine ungebändigte Natur geltend machte, wie in der Biographie (S. XIV) ein Schalkſtreich berichtet wird.

Ein älterer Schüler Hebel's, der jetzt in einem der höchſten Staatsämter ſteht, erzählte mir einmal, daß er von Hebel einſt im Lyceum hart angelaſſen wurde; auf eine Auseinanderſetzung hierüber wurde Hebel heftiger und behielt fortwährend eine Abneigung gegen ſeinen Schüler. Später, als dieſer ein Freund Hebel's geworden war, wurde die Sache in trauter Stunde erörtert; Hebel geſtand ſein Unrecht: er habe geglaubt, der Schüler wiſſe, wie der Lehrer ehedem Unterſtützung von deſſen Vater genoſſen und habe ſich deßhalb etwas gegen ihn herausgenommen.

So geringfügig dieß auch an ſich iſt, zeigt es doch, daß in Hebel mitunter die Erinnerung an ſeine ehemalige Abhängigkeit ſtörend auftauchte. Das konnte aber nur in ſeltenen Momenten zur äußerlichen Kenntlichkeit hervortreten, im Ganzen ſchlug heiterer Lebensmuth und Laune in Hebel's Charakter vor.

An die Erkenntniß der bezeichneten Fügſamkeit ſchließt ſich noch ein weiteres Merkmal in Hebel's perſönlichem und literariſchem Charakter: der jeweilige Mangel an entſchiedener Selbſtbeſtimmung.

Mit welcher tiefquillenden Sehnſucht verlangte es ihn nach der Rückkehr in das Landleben, nach einer Dorfpfarrei, und er konnte ſich nicht entſchließen und entſcheiden und war endlich froh, als ihm die Mißlichkeit der Selbſtbeſtimmung abgenommen, und ihm, wie man es nennt, „von oben" zu erkennen gegeben ward, er möge in ſeinem nunmehrigen Beſtimmungsort und Wirkungskreis verbleiben.

Dieſe hin und her ſchwankende Zaghaftigkeit iſt iſt aber nicht immer, und auch hier nicht, ein Zeichen der Unentſchloſſenheit, vielmehr wirkt eine vorherrſchende rückſichtsvolle Beachtung Anderer darauf ein. Man läßt ſeine Natur nicht frei gewähren, weil man ſich dankverbunden fühlt und weil man früher in gedrückten Zuſtänden erfahren hat, wie leicht ein Eigenwille verletzend in das Weſen des Andern eingreift; man iſt daher eher geneigt, eigene Wünſche aufzugeben, als die Freude und den Wunſch Anderer zu ſtören. —

Das Staatsdienerleben benimmt gar Manchen die innere Machtvollkommenheit und Selbſtbeſtimmung des Individuums. Da betritt man die untere Stufe als Acceſſiſt, Vikar u. ſ. w. und nach und nach, ohne weiter fortgeſetzte Selbſtbeſtimmung, und nur in gewiſſenhaftem regelmäßigem Arbeiten wird man von Stufe zu Stufe hinaufgewunden, bis man endlich auf einer hohen Stelle oder im friedlichen Penſionszuſtande endet. Da iſt es nicht nöthig, daß man jeden Tag ſeine Arbeit ſchaffe und ſuche; wie durch unſichtbare Macht treibt die Staatsmaſchine den Stoff heran, der aufgearbeitet werden ſoll; da iſt nicht nöthig, daß man jeden Tag die ganze Kraft der Selbſtbeſtimmung wach rufe, täglich das Leben neu ſchaffe, mit Daſein, Erwerb und Stellung ringe, Alles geht, wie man ſagt, ſeinen geweiſten Weg.

Wie viele Selbſtändigkeiten werden da geopfert, müſſen geopfert werden.

In der Staatsdienerſchaft gewöhnt ſich auch die Seele leicht daran, gewiſſermaßen nur zeitweiligen Urlaub zu nehmen, ſich blos bis zu einer vorgeſetzten Grenze zu entfernen, wenn ſie ſich aus der gewohnten Lebens- und Denkweiſe herausbegiebt.

Es gehört eine unbeugſame Individualität dazu, da, wo man aus dem Schulleben mit ſeinen Vakanzen unmittelbar in die Staatsdienerſchaft mit deren zeitweiligen Ferien und Beurlaubungen eintritt — ſich da noch die Vollkraft und das ungeſchmälerte Bewußtſein der individuellen Freiheit zu wahren und ſich darnach ein inneres oder äußeres Leben zu ſchaffen, das rein auf ſich ſelbſt geſtellt iſt. Es erforderte daher eine große Energie, ſich plötzlich zuſammenzuraffen, aus dem gewohnten Kreislauf herauszutreten und ein Leben zu erobern, das den innerſten Regungen gemäß wäre.

Wir gelangen hier an einen Punkt, der neuerdings zu vielfacher Erörterung Anlaß gegeben hat, es iſt dies, dem beſoldeten Staatsdienſt gegenüber: die Schriftſtellerei als Stand und Lebensberuf. Niemand wagt es zu beſtreiten, daß auf den Frieden geſtellte Künſte, wie Malerei, Muſik, ein volles Menſchenleben in

Anſpruch nehmen und nicht blos als Nebenbeſchäftigung gelten dürfen; von der Schriftſtellerei dagegen will man es noch nicht zugeben. Man kann ſich auch noch nicht darein finden, daß es ſtudirte Menſchen, Gelehrte geben ſoll, ohne Titel und Amt.

Man will es noch nicht erkennen, welch ein neues Verhältniß die immer höher ſteigende Theilung der Arbeit in der modernen Welt hervorgerufen. Man weiſt mit Jammer und Klagen auf die verlorenen Subjecte hin, ohne zu bedenken, daß es mindeſtens eben ſo viel im Staatsdienſte giebt, nur daß dieſe nicht ſo herauszutreten haben, ſich nicht jeden Tag Stellung und Unterhalt erringen müſſen. Der Staatsdienſt fordert vielfach das Opfer der Individualitäten, die Schriftſtellerei vielfach die Opfer geſicherter äußerer Exiſtenz — was iſt mehr?

Wer ſich in der Welt umſieht, wird viele in den Staatsdienſt verſetzte hochherzige und kraftvolle Geiſter finden, die bei den endloſen Arbeiten der Büreaukratie ihre Kraft in anſtrengenden Thätigkeiten aufbrauchen müſſen, welche ſie großen Theils nutzlos oder naturwidrig erachten. Dieſe Seite muß auch hervorgehoben werden. Man findet das aber nicht des Aufhebens werth, man ſcheint faſt nur ein Auge dafür zu haben, wenn einmal ein Menſch, der ſich unabhängig geſtellt, ſich über ſich ſelbſt getäuſcht hat und verkommt.

Ich weiß wohl, daß ſich Vieles gegen die Schriftſtellerei als ausſchließlicher Beruf ſagen läßt — die Entfernung von der wirklichen Welt und ihren Bedingungen, die Fährlichkeiten des Daſeins, die aber

Jeder nach ſeinem Berufe willig auf ſich nehmen muß — ich will hier blos noch entgegenhalten, daß eine unmittelbare Beamtung leicht am Detail haften macht, und ſchöpferiſch neu geſtaltende Ideen erdrückt. Selten gehen organiſatoriſche Gedanken von den Kanzleien aus und ſie werden auch leicht aufgegeben, weil der erſte Eindruck, den ſie hervorbringen, der iſt, daß ſie bei ihrer Durchführung das Bewußtſein der Mühſeligkeit und einbrechenden Verwirrung erwecken. Man ſieht hier vor Allem und zunächſt die über einander rumpelnden Aktenſtöße in den wohlgeordneten Regiſtraturen, denen der neue Gedanke das Brett wegzieht, man denkt, wie neue Charaktere und Talente erforderlich ſeien u. ſ. w. Die noch ſo feſt ſtehende Wahrheit wird durch einen praktiſchen Handgriff bei Seite geſchoben, die unmittelbare Ausführbarkeit mit Schonung aller Verhältniſſe gilt als Maßſtab; was ſich nicht darnach fügt, iſt Ideologie.

Je weiter den Univerſitäten ihre körperſchaftliche Unabhängigkeit entzogen wird und je mehr ſie in die Staatsmaſchine eingefugt werden, deſto mehr gehen alle neuen Lebensgeſtaltungen von der freien Literatur aus, die widerruflich auf jeweilige Anerkennung in der öffentlichen Meinung angeſtellt iſt.

Es mag ſonderbar erſcheinen, dünkt mich aber doch bemerkenswerth, daß es für einen Mann wie Hebel das Angemeſſenſte geweſen wäre, wenn man ihn aller Amtsgeſchäfte entledigt und ganz ſeinem ſchriftſtelleriſchen Wirken für das Volk überlaſſen hätte. Es iſt betrübend, wenn man lieſt, wie niedergedrückt ſich Hebel

— gleich dem kernmuthigen Voß — von den vielfachen Obliegenheiten fühlte: Akten leſen, ebräiſch lehren, die Schulen viſitiren u. ſ. w. u. ſ. w. hätte wohl auch ein Anderer gekonnt, das was Hebel's Beruf war, aber nur er.[1]

Es wird wohl eine Zeit kommen, wo man nicht mehr alles Schreiben auf ungeſtempelten Bogen für halben Müßiggang anſieht, wo man, auch vom Beamten-Standpunkt aus, einſehen wird, daß ein Wirken auf den Geiſt mehr regieren hilft als eine ganze Schaar von Menſchen, mit der Amtsgewalt angethan; daß die beſte Präventiv-Polizei, ja die einzig anwendbare, ein Wirken auf den Charakter und auf die Erkenntniß iſt.

Man ſchätzt die Kunſt des Arztes ſehr hoch und weiß ihr vielen Dank, wenn ſie eine ausgebrochene lebensgefährliche Krankheit heilt; man überſieht aber leicht deren viel höhere Bedeutſamkeit, dann wenn ſie dem Ausbruch zuvorkommt und einen naturgemäßen Zuſtand ohne Kriſen herſtellt und erhält.

Aehnlich iſt das Verhältniß von Staatsgewalt und Literatur.

Staatsleben und Sittlichkeit ſollen vereint werden, die Geſetze des Innern dogmatiſch äußerlich Geſtalt gewinnen, das Individuum ſoll mit Liebe aufgehen in die Geſammtheit, die allgemeinen Beſtimmungen müſſen

[1] Neben dem bereits in der Biographie Mitgetheilten geben uns zwei in Schreibers Taſchenbuch für Geſchichte (1846) enthaltene Briefe weitere Belege. Dieſe Briefe ſind ſcherzhafter Weiſe in lateiniſcher Sprache an Ittner gerichtet, der (1812) zum Direktor des (katholiſchen) Seekreiſes ernannt werden war.

der zuſammengefaßte Ausdruck der ſich ſelbſt beſtimmenden Mehrheit ſein. Die Poeſie iſt es dann, die die Menſchen ſittlich und frei zu machen ſtrebt, ſie mit ſich und der allgemeinen Vernunft eint, nicht auf dem äußerlichen Wege der Verordnungen, ſondern durch innerliche Klärung.

Ich will damit durchaus nicht das unmittelbare Wirken des Geiſtes in Dienſt und Sold des Staates geſtellt wiſſen; der Staat, auch der höhere, ſittlich durchdrungene, nicht blos thatſächliche, kann und darf ſein Augenmerk vor Allem nur auf Thaten richten. Die Nation allein kann durch freie Theilnahme und Aufmunterung dem geiſtigen Wirken durch die Preſſe ihre Anerkennung und Förderung verleihen.

Indem aber Hebel längſt im äußern Dienſte des Staates ſtand, hätte dieſer wohl ſein Wirken für den Geiſt als ſolches anerkennen dürfen.

Eine Verkennung alles innern Dranges und echt philiſterhaft wäre aber die Annahme, Hebel hätte, äußerlich ganz frei geſtellt, weniger für das Volk geſchaffen.

Hebel hat erſt als gereifter Mann ſich der Volksſchriftſtellerei gewidmet, weil man erſt in vorgerückten Jahren ſich der wirklichen Welt und der realiſtiſchen Literatur zuwendet, während man im früheren Alter, die Welt aus ſich ſchaffend, mehr oder minder freien Phantaſiegebilden nachgeht. Der Hausfreund folgte erſt auf die allemanniſchen Gedichte. Was nun ſo aus feſter Lebenskunde mit innerer und äußerer Nothwendigkeit hervorging, dem konnte man nicht ſo leicht abwendig gemacht werden, als dem, was etwa eine zeitweilige Stimmung mit ſich brachte.

X

Die Lebensfrage der Civiliſation. — Der Pauperismus und die Volksſchrift. — Die freien Vereine.

„Im Schweiße deines Angeſichtes ſollſt du dein Brod eſſen," ſo lautet der uralte Spruch, und eben darin liegt zugleich auch die Bedingung der menſchlichen Beſonderheit, gegenüber allem individuell unfreien, bloßen Naturleben.

Arbeit iſt das Loos des Menſchen, ihm iſt die ſtete Neugeſtaltung der Welt anheim gegeben, und der Inhalt ſeines eigenen Daſeins erſcheint nur als Folge der vorausgegangenen Arbeit.

Je höher die Civiliſation ſteigt, um ſo mehr ſcheint ſich jener uralte Spruch erſt zum Fluche auszubilden, einerſeits durch Trennung ſeines Vor- und Nachſatzes — Arbeit ohne Brod, Brod ohne Arbeit — andererſeits durch negative Wiedervereinigung: Mangel an Arbeit und an Brod.

Hier ſind die glühenden Fragen des Tages, die ſich ſchwer anfaſſen und ſchmieden laſſen. Feige Bequemlichkeit wäre es indeß, auf ihre von ſelbſt erfolgende Verkühlung zu harren, in der es dann aber auch zu ſpät wäre, das Eiſen zu biegen.

Noch iſt für die Frage, die den Grund unſeres ganzen Geſellſchaftslebens erſchüttert, keine entſcheidende Löſung gefunden, um ſo mehr iſt daher Jeder berechtigt und verpflichtet, ſeine wenn auch mangelhaften Anſichten kund zu thun.

Kindiſch oder aberwitzig handeln diejenigen, die, weil ſie ſich vorzugsweiſe mit der Frage des Pauperismus beſchäftigen, mit beſonderem Behagen die Beſtrebungen der von der Gewalt ihnen gern überlieferten Liberalen verſpotten oder zu untergraben trachten. Und doch kann nur vermittelſt der freien Staatsformen eine Löſung der Privatnoth gefunden werden.

Wir wiſſen es ſo gut wie ihr, daß mit Rechtsgleichheit, mit den Garantien der Rechtszuſtände, daß mit Preßfreiheit, Geſchwornengerichten, Ausdehnung des Wahlrechts, freien Volksverſammlungen, noch kein weſentliches Ziel erreicht iſt, aber nur durch dieſe Mittel läßt ſich eine lebendige Wiedervereinigung der Geſellſchaft herbeiführen.

Freilich ſcheinen England und Frankreich, die mehr oder minder im Beſitze jener Formen ſind, dem zu widerſprechen; aber noch haben, wie ſelbſt von communiſtiſch-ſocialiſtiſcher Seite zugeſtanden wird, in Deutſchland Pauperismus und Proletariat die „claſſiſche Höhe“ jener Länder nicht erreicht, und noch darf man hinzuſetzen, iſt ſo viel ſittlich religiöſes Gefühl in deutſchen Herzen, daß wir die Freiheit nicht blos zu ſelbſtſüchtigem Behagen, ſondern zum Wohle Aller zu erringen trachten. Iſt das Streben nach Freiheit ſich ſeines ſittlichen Endzweckes bewußt, ſo kann es nicht in eitle Selbſtſucht zurückſinken. Der Kampf um politiſch-religiöſe Freiheit, der Deutſchland bewegt, wird und muß in ſeinem Siege, eben durch ſeine Verbindung mit dem wahrhaft Religiöſen, ſich in aufopfernder Liebe bethätigen. Der auf ſittlichem Boden erwachſene Staat kann ſich nicht mehr blos im unbehinderten Gewährenlaſſen jedes Einzelnen begnügen, nicht im ruhigen Zuſchauen, wie er ſich durchſchlage; inwieweit er aber durch Fürſorge, durch lebendiges Eingreifen ſich geltend machen müſſe, ohne die individuelle Freiheit aufzuheben, das eben erſcheint als noch nicht gelöste Frage.

Ich behalte hier weſentlich das Verhältniß der Volksſchrift zu dieſen Fragen im Auge.

Zwei Gruppen, die ſich zu Gegenſätzen bilden, treten uns hier entgegen.

Die Einen erwarten Alles von der Erziehung und Bildung des Einzelnen, innere Klärung und Hebung des Menſchen ſoll ihm Sicherheit in ſich geben und ihn zu entſprechenden äußeren Zuſtänden führen. Man will eine „Hebung der unteren Klaſſen,“ indem man den Einzelnen durch ſittliche Bildung zu kräftigen und eine ökonomiſche Hebung damit zu verbinden trachtet; man will eine Urbarmachung brachliegender Gebiete, im eigenen Geiſte ſowohl wie im eigenen Lande.

Weſentlich aber läßt man hier den Einzelnen in ſeiner iſolirten Stellung; durchaus an das beſtehende Staatsleben anknüpfend, ſucht man im Einzelnen zu verbeſſern und Maßregeln zu erweitern. Dieſe rein humaniſtiſche Richtung iſt auch noch zum Theil vereint mit dem kirchlichen außerweltlichen Ausgleich, wenn ſie auch mit aller Macht gegen jene empörende Lügenhaftigkeit ankämpft, die mit ihrem ewigen Singen und Sagen von Liebe und Verbrüderung der Menſchheit, es gleichgültig mit anſieht, wie der Arme hülflos im Elend verkommt. Als Extrem der zum Theil auf humanem Boden ruhenden „innern Miſſion“ zeigt ſich jenes Beſtreben, die Armuth und die Weltübel zu heilen, indem man die Maſſen in längſt erſtorbene Religionsformen zurückbannen will, es zeigt ſich jene empörende Betbrüderei hartherziger Fabrikherren, die ihre ausgemergelten Fabrikarbeiter allabendlich zu Betſtunden verſammeln und ſie in ihrem zeitlichen Elend an das himmliſche Jenſeits verweiſen.

Sogar der rein humanen Richtung läßt ſich entgegnen, daß es faſt wie Hohn klingt, dem mit ſtündlicher Angſt um ſein Daſein Ringenden die Hoheit ſeiner Menſchenwürde entgegenzuhalten, um ſich daran zu erheben und ſie heilig zu achten. Sprecht dem, dem es im leeren Magen knurrt, von den Wonnen im Reich der Töne, ihr thut daſſelbe wie der Religionsheuchler, der beim Gejammer der hungernden Kinder den Vater auf das Halleluja der himmliſchen Sphärenmuſik vertröſtet.

Gegenüber der vorherrſchend geiſtig humanen Richtung ſtellt ſich die materialiſtiſch-communiſtiſche. Sie will nichts von ſittlicher oder auch ökonomiſcher Hebung des Einzelnen, ihr Augenmerk iſt die Geſammtheit, nur von vollſtändiger Umwälzung der ganzen menſchlichen Geſellſchaft erwartet ſie gründliche Heilung des Uebels. An kein Gegebenes anſchließend, ſich aus der abſtracten Idee ſich aufbauend, ſteift ſich dieſe Richtung auf eine unbeugſame Conſequenz.

Da die idealiſtiſche Löſung der Weltübel bis jetzt getrogen hat, wird das ſchnurſtracks Entgegenſtehende zum Princip erhoben. Dieſe grundſätzliche Ausbildung bis zum Extrem verdankt die materialiſtiſch-communiſtiſche Richtung aber dem gegentheiligen Extrem. Als Gegenſatz zur hündiſchen Unterwürfigkeit, die ſich im Namen der Religion geltend macht, zum Zertreten der Menſchenwürde, das ſich damit brüſtet, das Leben überwunden zu haben, indem es ſolches vernichtet, das ganze Dieſſeits als bloße Candidatur oder Verweſung betrachtet — als Gegenſatz zu all dieſem mußte ſich das materialiſtiſch-communiſtiſche Extrem ausbilden. Ihm zufolge ſoll der Menſch hier allein auf das Aeußere, auf den Genuß hingelenkt werden, er bedarf keiner Klärung, keiner Selbſtüberwindung und Erhebung mehr. Man beredet die Menge, alle Verruchtheit der Zuſtände komme nur daraus, daß die äußeren Verhältniſſe des Beſitzes u. ſ. w. nicht gehörig geordnet ſeien. Wir ſehen hier daſſelbe Moment, nur erweiterter, was wir oben beim einſeitigen Erſtreben bloßer politiſchen Formen bemerkt haben; man ignorirt die Verderbtheit der Gemüther, man ſchmeichelt den Leidenſchaften und nimmt ſie gar zu Bundesgenoſſen. Dies Extrem iſt eben ſo verwerflich als jenes andere.

Hier kommt ein Punkt in Betracht, den ich bereits früher berührte und der für die Volksſchrift von beſonderer Bedeutung iſt. Man wird von dieſem Standpunkt aus leicht geneigt, alles Verbrechen und alle Sünde, alle Verſchuldung, die in der ſelbſt erzeugten oder feſtgehaltenen Niedrigkeit ihre Wurzel hat, als Folge der Zuſtände darzulegen, alles Uebel den ſocialen Mißſtänden in die Schuhe zu ſchieben, mit Einem Wort: das *Laſter als Unglück* darzuſtellen und mit einer ruchloſen Sentimentalität aufzuputzen.

Es iſt bekannt, wie gern Hoch und Nieder geneigt iſt, eigene Verderbtheit durch die Verkettung der Umſtände zu beſchönigen. Dabei iſt auch unbeſtreitbar, wie oft eine Miſſethat und ſogar ein fortgeſetztes Laſterleben ihren Urſprung in einer drängenden Verwicklung der Umſtände, in dem Jugendleben u. ſ. w. hatten, wie namentlich die groben Laſter und Vergehen, die ſich im ſogenannten niedern Volke finden, mit den Verhältniſſen und Zuſtänden deſſelben eng verbunden ſind. In dem Strafverfahren beſonders muß daher die Pſychologie des Verbrechens und des Laſters immer mehr hervorgehoben werden, jene Umnachtung des Geiſtes, wo ein urgewaltiger Zug das Individuum wie mit dämoniſcher Macht in einen engen Kreis feſtbannt, ihm die Rettung und Erhebung abſchneidet. Dieſes iſt namentlich dem ſtarren Geſetze gegenüber geltend zu machen, deſſen nothwendige Unbeugſamkeit eine momentane Beſonderheit und ſelbſt eine allgemeine Milderung erfahren muß. Aber es heißt allen ſittlichen Boden unterhöhlen, eine unabſehbare Corruption vorbereiten, wenn man dieſen Standpunkt zum ausſchließlichen macht, und alle Verantwortung von dem Gewiſſen und dem freien Willen ab auf die Zuſtände wälzt. Wer kennt nicht die Zuſtände der Armuth? Alles aber einzig und allein auf die Armuth zu wälzen und dabei eine grimmige Aufreizung gegen die Bourgeoiſie (wie man das freie Bürgerthum zu nennen beliebt) anzufachen, das iſt ſicherlich nicht wohlgethan.

Es kann nicht genug gegen dieſe Richtung gekämpft werden, die ſich unter allerlei einſchmeichelnden und verdeckten Formen geltend zu machen ſtrebt.

Eine Vermittlung zwiſchen den beiden genannten Richtungen, zwiſchen der Wirkung auf den Geiſt und auf die äußeren Zuſtände zu verſuchen, iſt unendlich ſchwierig, und doch iſt ſie eben ſo unumgänglich wie wir ſie bei den vorherrſchend politiſchen Strebungen bezeichnet haben.

Ein noch ſo fein gefugter neuer Geſellſchaftsplan ohne heiligendes, ſittliches Princip iſt nicht haltbar. Der Egoismus muß durch den Geiſt, durch Erziehung und Bildung überwunden werden, und nicht bloß durch äußern Vortheil und Berechnung, die allerdings mächtig mitwirken können.

Die äußeren Zuſtände ſollen naturgemäßer geſtaltet werden, weil das Bewußtſein der in den Menſchen auferbauten Würde es verlangt, und weil ſie nur in derſelben zur freien Entfaltung des Menſchenthums gelangen können. Steht dieß im Hintergrund, ſo iſt das materielle Streben zugleich auch ein ſittliches, in ſich gefeſtigt, auf das Ewige abzielend.

Kann es einen gerechteren Anſpruch geben als den auf Arbeit und auf entſprechende Wohlfahrt in ihr und aus ihr? — Dieſer naturrechtliche Anſpruch wird zu einer Anforderung an die Geſellſchaft und weiter hinauf an den Staat, der die naturrechtlichen Beziehungen in ſich aufgenommen und feſt geſtellt hat.

Und doch iſt das „Recht auf Arbeit“ und auf die daraus folgende Wohlfahrt kein ſo unbeſtrittenes.

Der Polizeiſtaat kann und will es nicht anerkennen, weil er aufhören müßte Polizeiſtaat zu ſein. Er weiß von ſeinen Bürgern nur etwas, wenn ſie Steuern zu bezahlen oder Kriegsdienſte zu leiſten haben, oder er kommt nur zum Bewußtſein ſeiner Glieder durch deren Krankheit, wenn ein Bürger als Verbrecher und dergleichen verfolgt wird, oder wenn prophylaktiſche Maßregeln zu geben ſind. Was kümmert den Polizeiſtaat die Noth und das Elend des Geſunden, der ſich noch durch kein Verbrechen der Fürſorge würdig gemacht hat? Der Polizeiſtaat hat ſeine Verordnungen gegen das Betteln, hat ſeine Gefängniſſe, durch deren Verbeſſerung er ſich einen humanen Anſtrich zu geben ſucht.

Der Polizeiſtaat will nicht ſehen, welch eine gewaltige Umwälzung hereinzubrechen droht; er ſucht ſich zu helfen, indem er Schweigen auferlegt und wer ein ungenehmes Wort davon verlauten läßt, für den hat man alsbald das nagelneue Ketzerwort Communiſt in Bereitſchaft und er iſt gerichtet.

Ein anderer Einwand, der das Recht auf Arbeit und die entſprechende Pflicht des Staates in Frage ſtellt, ſtützt ſich auf die tieferen Grundlagen des Lebens.

Der Staat kann nur die Gewähr für die Möglichkeit der freieſten Entfaltung feſtſtellen und ſchirmen, die Verwirklichung aber muß jedem Einzelnen vorbehalten bleiben, Jeder muß ſelber ſeines Glückes Schmied ſein. Aber man kann nur ſchmieden, wo Eiſen iſt, ein bloßes leeres Geſchehenlaſſen erſcheint als illuſoriſche Freiheit.

Hier zeigt ſich wieder die ſchwierige Aufgabe, die Freiheit des Einzelnen in der geſammten und durch dieſelbe zu erhalten, eine weltliche Vorſehung zu gründen, die der göttlichen nachſtrebend, eben ſo viel Freiheit als Nothwendigkeit in ſich ſchließt.

Das aber läßt ſich wohl als Ergebniß des eben Angeführten entnehmen, daß der conſequente Communismus bloß eine Umkehr der jetzigen Zuſtände iſt und der innerſten Menſchennatur widerſpricht, deren Weſen die Freiheit und Selbſtſtändigkeit iſt.

Der früher feſtgehaltene Dualismus von Arbeit und Genuß — wodurch dieſer letztere als ein jenſeitiges betrachtet und die Arbeit als das ſchlechte Dieſſeits entweiht und aller inwohnende Geiſt ihr entzogen wurde — iſt ſelbſt von communiſtiſcher Seite überwunden, und weil der Lohn als Vermittelndes zu jenem Dualismus führte, und in der Beſtimmung des Lohnes ſich die Zerwürfniſſe des Arbeitslebens aufthun, ſoll es gar keinen Einzellohn mehr geben, ſondern Alles Gemeingut werden. Weil der Egoismus die Menſchheit ſpaltete, ſoll alles einzelne Leben ſich in das gemeinſame auflöſen.

Weil die Individuen ſich ſo ſehr vereinzelten, ſoll jetzt alles Individuelle aufgehoben werden. Weil der Einzelne ſich nicht ſelber helfen konnte, ſoll jetzt die ganze Geſtaltung ſeines Daſeins nicht mehr von ihm, ſondern von der Geſellſchaft ausgehen; dieſe ſoll nicht mehr bloß gewähren laſſen, ſondern auch Alles vorbereiten, anordnen und ſchaffen; weil die Maſchinen dem Einzelleben Unheil gebracht haben, ſoll jetzt die Menſchheit eine Maſchine werden.

Der moderne Staat löſte den auf Ständeweſen und Zunftgliederungen gegründeten auf und dieſe ſind — trotz vielfacher Reſtaurationsverſuche — noch in der Auflöſung begriffen. Freie Concurrenz nach allen Seiten, gleiche Berechtigung Aller und daraus folgende allſeitige Freiheit des Individuums, iſt Prinzip des neuen Staats- und Geſellſchaftslebens.

Im heutigen Staate nun wie er iſt, hat nichts eine Gliederung und innere Verbindung außer den Herren Beamten und Offizieren. Sie bilden auch den Einband und die Klammern, um die loſe aus einander fallenden Blätter zuſammenzuhalten. Das Bürgerthum, als Träger der neuen Geſchichte — von einem vierten Stande zu reden erſcheint als willkürliche Anomalie — das Bürgerthum zerfällt weſentlich atomiſtiſch in Individuen. Ruht auch der Begüterte auf der breiten Grundlage ſeines Beſitzes, ſo iſt er doch nicht minder iſolirt als der von ſeiner Hände Arbeit Lebende oder dabei Darbende, wenn er dies auch nicht ſo unmittelbar ſchwer empfindet.

Das neue Leben ringt daher nach neuen Formen, in denen es gilt, die Eroberungen der Neuzeit, die freie Concurrenz, das freie Individuum zu wahren und dabei eine Gemeinſamkeit herzuſtellen, in der jene geregelt und dieſes in organiſche Verbindung mit anderen gebracht wird.

Der letzte Zweck des ſtaatlichen Gemeinlebens iſt das freie Individuum, dieſes ſoll und muß erhalten werden bei der organiſchen Verbindung der Einzelnen.

Das freie Vereinsleben erſcheint daher als nothwendig, das allerdings zunächſt Denen zu ſtatten kommt und kommen ſoll, die ihre Arbeitskraft zu vereinen haben, das aber auch in ſeinen weiteren Folgerungen die geſammte Geſellſchaft zu einem neuen lebendigen in allen ſeinen Theilen ſich hebenden und tragenden Organismus verbinden wird.

Es hieße aber, die Aufgabe über's Knie brechen, wenn man einerſeits — in die alte Bureaukratie zurückfallend — die freie Concurrenz an die Allmacht des Staates ausliefern, ſich vor der Freiheit unter den Schutz der Polizei begeben wollte, oder wenn man andererſeits communiſtiſch den Stiel umkehrte und das freie Individuum in eine Kaſernenwirthſchaft einzuſperren trachtete.

Die neue Zeit hat hier ſchwere Fragen und Aufgaben vorgelegt, würdig, daß ſich die Beſten an deren Löſung verſuchen.

Die Volksſchrift darf — meiner Anſicht nach — ſich nicht verleiten laſſen, ſich hier auf das weite Meer der Hypotheſen hinauszuwagen; das muß der Wiſſenſchaft überlaſſen bleiben. Man nimmt zu Entdeckungsreiſen nicht die ganze Nation an Bord.

Die Volksſchrift muß ſich möglichſt an ſichere Errungenſchaften halten.

Kein noch ſo abenteuerlicher Organiſationsplan ſoll durch eine Gedankenpolizei zurückgehalten werden, denn nicht immer rettet ſich der Erlöſer aus dem verhängten allgemeinen Kindermorde. Nur ſoll nicht das lallende Kind ſchon Führer und Heiland ſein wollen, es muß erſt zum Manne reifen und erſtarken.

Es giebt heut zu Tage Viele, die nicht ſchnell genug zu dem Ruhm gelangen können, Erfinder einer neuen Weltordnung zu ſein, und was ſie geſtern gefunden, ſoll heute ſchon der ganzen Menſchheit einziges Heil werden. In einer guten Wirthſchaft verbraucht man aber nicht alsbald die neue Ernte, man füttert nicht neuen Hafer, der nur den Bauch auftrommelt und nicht ſättigt —

man hält für Nahrung und Ausſaat einen guten Vorrath.

Die Vorrathskammern des Geiſtes ſind ſo voll geſpeichert, es erſtickt ſo viel geſunde Frucht, daß wir wohl zu thun haben, das Alte zu verbrauchen.

Neben vielem Andern hat daher die Volksſchrift den Beruf und die Aufgabe, der freien Vereinigung der Menſchen zu gegenſeitiger Aushülfe und gemeinſamer Förderung ihrer Intereſſen vorzuarbeiten, die Gemüther zur Benutzung des Vorhandenen anzuregen und Wege zu Neuem zu bezeichnen und anzubahnen. Schon haben einzelne wenn auch unſcheinbare Veranſtaltungen genannter Art im Volke Platz gegriffen, es gilt nun, der Zerfahrenheit und Rathloſigkeit immer mächtiger entgegenzuarbeiten, vielleicht daß dann auch der Polizeiſtaat eine Rettung anerkennen und gewähren laſſen wird, die nicht aus ihm gekommen iſt.

Ein frommer Wunſch.

Ich will mit einem freudigen Aufblick ſchließen.

Hebel wollte in ſeinem letzten Willen die Beſtimmung feſtſetzen, daß aus einer Stiftung von ſeiner Hinterlaſſenſchaft: den Greiſen zu Hauſen (ſeinem Geburtsorte) jeden Sonntag ein Schoppen Wein verabreicht, den armen Schulkindern aber die nöthigen Bücher angeſchafft werden ſollten.

Dieſe letztwillige Verfügung blieb leider unausgeführt, ihre beiden Beſtimmungen zeigen aber Hebel's vorherrſchende Beſtrebung. Nicht ausſchließlich der Noth, ſondern weit mehr der Lebensfreude zugewendet; die

Alten ſollten Wein zu trinken bekommen und fröhlich und guter Dinge ſein.

Ich habe in dieſen Blättern bereits mehrfach Stellen aus der Bibel angeführt, weil dieſe in friſcher Anſchaulichkeit oft ausgebreitete Ergebniſſe des Denkens und Fühlens zuſammenfaßt. Auch hier paßt wieder eine Bibelſtelle. In den Sprüchen Salomo's Cap. 31, V. 4—10 heißt es: „O nicht den Königen, gieb den Königen nicht Wein zu trinken, noch den Fürſten ſtarkes Getränk. Sie möchten trinken und der Rechte vergeſſen, und verändern die Sache irgend der elenden Leute. Gebt ſtarkes Getränk denen, die umkommen ſollen, und den Wein den betrübten Seelen. Daß ſie trinken und ihres Elendes vergeſſen, und ihres Unglücks nicht mehr gedenken. Thue deinen Mund auf für die Stummen und für die Sache Aller, die verlaſſen ſind. Thue deinen Mund auf und richte Recht, und räche den Elenden und Armen."

Nicht blos um ſie ihres Elendes vergeſſen zu machen, ſoll den Armen und Verlaſſenen der Freudentrunk bereitet und gereicht werden, ſondern auch damit ſie inne werden der Herrlichkeit und der Segnungen des Daſeins.

Der Noth und dem Mangel ſoll mit aller Macht geſteuert und es ſollen neue Lebenseinrichtungen zu deren Verhinderung geſchaffen werden. Um Menſch zu ſein, um die Schönheit des Menſchendaſeins zu empfinden, genügt aber die knappe Befriedigung des bloßen Bedürfniſſes nicht; das heiſcht einen gewiſſen Ueberfluß, eine Feſttagsfreude, ein Huhn im Topf, wie jener wohlmeinende König ſich ausdrückte, ein flatterndes Band am ſchützenden Kleid.

Wir müſſen unabläſſig darauf dichten und denken, dem Volke, das mit des Lebens Laſt ringt, die Möglichkeit zu bereiten, aus dem reichen Quell des Lebens nicht nur ſeinen Durſt zu ſtillen, ſondern auch Freude zu trinken.

Der ewige Quell des Geiſtes iſt noch unſer, ſo ſehr auch die modernen Unholde ihn umſtehen; mit Muth und Liebe können wir vordringen und manchen Labe- und Feuertrunk daraus ſchöpfen.

Vorerſt iſt es unſere Pflicht, dem Volke durch die Schrift, durch Poeſie und Lehre Erhebung und Freude zukommen zu laſſen. „Nicht den Königen, — nicht denen, die auf die Höhe des Lebens geſtellt ſind — gebt Wein den betrübten Seelen.“

Wohl aber mögen wir hoffen, daß der Geiſt und die Hoheit des Daſeins nicht mehr blos aus dunkeln Lettern auferſtehe, ſondern daß Schönheit und Freude einſt wieder inmitten des Lebens wohne, daß Blumen die Fenſter der niederſten Hütte umranken, aus denen in Freiheit und Wohlfahrt begnügte Menſchen ſchauen.

Nachwort.

Gerade zu dieſem Buche — mit dem vorerſt meine geſammelten Schriften abſchließen — hatte ich ſeit Jahren allerlei Ergänzungen niedergeſchrieben, die meine Anſichten näher begründen und weiter ausführen ſollten. Allein ſo ſehr ich mich auch darauf freute, mancherlei einſeitigen Urtheilen gegenüber beſtimmtere Geſichtspunkte in principieller Erörterung aufzuſtellen, überzeugte ich mich doch bald bei einem Geſammtüberblick des Buches, daß es ein durchaus anderes werden müßte, wenn ich die Ergebniſſe der zwölf Jahre ſeit deſſen erſtem Erſcheinen hinein verarbeiten wollte. Das Mißverhältniß, allgemeine Regeln und Grundſätze an eine beſtimmte literariſche Perſönlichkeit anzuſchließen, wäre dadurch noch ſchärfer hervorgetreten, ich hätte denn das Zurückführen auf Hebel ganz und gar aufgeben müſſen.

Ich habe dieſes Buch bald nach Beginn meiner literariſchen Thätigkeit aus dem Volke und für das Volk geſchrieben. Ich habe hier berührte Productionsweiſen ſeitdem ſelbſt auszuführen geſucht, ſo daß eine neue theoretiſche Begründung leicht mißdeutet werden könnte. Andererſeits wäre ich bei einer ſolchen Erneuerung gezwungen geweſen, über Zeitgenoſſen zu ſprechen. Allein, beiſtimmend oder tadelnd, wäre ich damit in eine polemiſche Richtung gerathen. Und dieſe zu vermeiden iſt mein Beſtreben. Ich möchte ruhig meinen Weg gehen und von Gegnern mich weder beirren laſſen, noch ſie zu bekehren verſuchen.

Es erſchien mir ſonach am angemeſſenſten, die Geſtalt dieſes Buches unverändert zu laſſen. Ich habe mit demſelben nicht nur meiner Berufspflicht, ſondern auch weſentlich meiner Bürgerpflicht zu genügen geſucht: in Fragen meiner Zeit und meines Vaterlandes mein Votum abzugeben.

Die Stimmung um die Mitte der vierziger Jahre, wo wir Alle, denen die reine Schönheit des Lebens und der Kunſt, die menſchliche und vaterländiſche Freiheit am Herzen liegt, mit heißer Erwartung der Zukunft entgegenſahen, geht auch durch dieſes Buch.

Wir haben ſeitdem viel verloren, aber auch Manches erreicht. Mag man es immerhin Optimismus ſchelten, ich halte feſt an der Ueberzeugung, daß die Menſchheit und das Vaterland der Freiheit, und die reine Kunſt ihrer geſunden Weiterbildung entgegen geht.

So gering auch die Stellung jedes Einzelnen ſei, er kann zu dieſer hohen Aufgabe mitwirken.

So habe ich denn hiemit meine bisherige literariſche Thätigkeit zuſammen geſtellt. Wer ſie unbefangen überſchaut, wird finden, daß mich überall dieſelben künſtleriſchen und ethiſchen Principien geleitet. Auf welchem Gebiete ich mich nun auch ferner verſuchen ſollte, ich hoffe ihnen treu zu bleiben.

Dresden, 24. November 1858.

Berthold Auerbach.